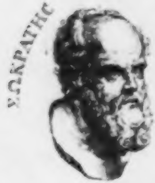
Kritiſche Wälder.

Oder

Betrachtungen,
die
Wiſſenſchaft und Kunſt
des Schönen
betreffend,
nach Maasgabe neuerer Schriften.



Leſer, wie gefall ich dir?
Leſer, wie gefällſt du mir? Logau.

Erſtes Wäldchen.
Herrn Leßings Laokoon gewidmet.

1769.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Analytiſcher Inhalt.

1. Es iſt unbillig, Leßing auf Winkelmanns Koſten zu loben. Unterſchied beider Schriftſteller in Materie, Denkart und Styl.
2. Sophokles Philoktet leidet nicht mit brüllendem Geſchrei. Die Helden Homers fallen nicht mit Geſchrei zu Boden. Schreien kann nicht ein nothwendiger Charakterzug einer Helden- und menſchlichen Empfindung ſeyn.
3. Die Empfindbarkeit der Griechen zu ſanften Thränen zeigt ſich ganz anders. Sie iſt auch den Griechen nicht allein und ausſchlieſſend eigen. Proben und Charakter der alten herſiſchen Geſänge.
4. Eine philoſophiſche Geſchichte der Elegiſchen Dichtkunſt über Völker und Zeiten, oder Gründe der alten Heldenmenſchlichkeit, aus ihrer Empfindung für Vaterland, Geſchlecht, heroiſche Freundſchaft, einfältige Liebe und die Menſchlichkeit des Lebens hergeleitet, nicht aber als ob ſie einen Schlag mehr empfunden, und beſſer geſchrien hätten, wie wir. Empfindbarkeit der homeriſchen Helden zeigt ſich würdiger.
5. Sophokles macht in ſeinem Philoktet gewiß nicht Geſchrei zum Hauptmittel der Rührung. Beſſere Eindrücke des griechiſchen Drama. Ob körperlicher Schmerz je die Hauptidee eines Trauerſpiels werden könne? Daß ers bei Sophokles nicht ſey.

6. Die Behauptung: der griechiſche Künſtler ſchilderte das Schöne, iſt wahr. Grenzen und Erklärung dieſes Satzes aus ihrem mythiſchen Cirkel und ihrer Heldengeſchichte. Warum Timanthes ſeinen Agamemnon verhüllt gemahlet?

7. Von den Hörnern des Bacchus. Von dem Einfluß der verſchiednen mythologiſchen Zeitalter auf Poeſie und Kunſt.

8. Wen Virgil in Schilderung ſeines Laokoon nachgeahmet haben möge? Urtheil über Quintus Calaber, und Petron, in ihren Schilderungen. Nach wem der Künſtler gebildet haben könne?

9. Soll die Kunſt nichts Vorübergehendes zu ihrem Anblicke wählen: ſo verliert ſie ihr Leben. Soll ſie für jede wiederholte Erblickung arbeiten: ſo ihr Weſen. Urſache, warum die Kunſt ein Ideal der Schönheit habe, und inſonderheit die ſtille Ruhe liebe, aus dem Grundſatz, daß ſie für Einen ewigen Anblick arbeite.

10. Ueber Spence's Erläuterungen der Alten aus Kunſtwerken. Rettung ſeines herunterſchwebenden Mars. Frage, ob die Kunſt ſchwebende Körper vorſtellen könne?

11. Dem Künſtler ſind Götter und geiſtige Weſen nicht blos perſonifizirte Abſtrakta, ſo bald er ſie in Handlung kann erſcheinen laſſen. Die Mythologie iſt eigentlich poetiſch, und hat dichteriſche Geſetze. Dem Dichter geht Individualität ſeiner Götter weit über Charakter; ſo hat er ſie dem Künſtler übergeben.

12. Ueber die poetiſchen Attributen von Horaz, dem großen Liebhaber ſymboliſcher Weſen, wird ſeine Ode an das Glück,

Glück, kein Bild der Nothwendigkeit u. ſ.w. erklärt. Die Maſchinen des epiſchen Dichters müſſen nicht allegoriſche Abſtrakta ſeyn: bei Homer ſind ſie es nicht.

13. Homers Nebel und Unſichtbarwerden ſind keine poetiſche Phraſes: ſondern gehören mit zum mythiſchen Wunderbaren ſeiner Epopee. Unſichtbar ſeyn iſt nicht der natürliche Zuſtand der homeriſchen Götter.

14. Auch die Größe derſelben iſt bei ihm nicht ſolch ein Hauptzug, als Macht und Schnelligkeit. Unter welchen Bedingungen, und mit welcher Mäßigung er ihre Größe ſchildert? Erklärung des Helms der Minerva. Von wem er das Coloſſaliſche ſeiner Götter entlehnet?

15. Ob Homer für uns Deutſche überſetzt werden ſolle? Das Fortſchreitende ſeiner Manier, und die beſtändig zirkelnden und wiederkommenden Züge in ſeinen Bildern ſind kaum überſetzbar.

16. Das Succeßive in den Tönen iſt nicht das Weſen der Dichtkunſt. Ganz und gar auch nicht mit dem Coexiſtenten der Farben zu vergleichen. Aus dem Succeßiven der Poeſie folgt nicht, daß ſie Handlungen ſchildere. Das Succeßive der Töne kommt jeder Rede zu.

17. Fehlſchlüſſe, wenn man die Succeßion der Töne für das Hauptmerkmal der Poeſie annimmt. Homer wählt gar nicht das Fortſchreitende ſeiner Schilderungen, um ſie nicht coexiſtent zu ſchildern; ſondern weil jedesmal in dem Fortſchreiten ſeiner Bilder die Energie derſelben und ſeiner Gedichtart liegt.

18. Homers Gedichtart kann nicht allen Dichtarten Geſetze, und aus ihrer Manier ein oberſtes Geſetz geben. Aus

der Succeßion der Töne folgt keine Achtserklärung gegen die malende Poeſie.

19. Energie iſt das oberſte Geſetz der Dichtkunſt: ſie malet alſo nie werkmäßig. Urtheil über Harris Vergleichung und Unterſcheidung der ſchönen Künſte.

20. Ob die Schilderung körperlicher Schönheit der Dichtkunſt verboten ſey? Wo ſie jede Schönheit durch Reiz zeigen könne? Ob ſie jemals an einer Schönheitsſchilderung werkmäßig arbeite? Ob, wenn der Dichter häßliche Formen nützen kann, er nicht auch ſchöne nutzen könne?

21. Homer macht Therſites nicht häßlich, um ihn lächerlich zu machen. Häßlichkeit an Seele und Körper iſt ſein Charakter, der blos dadurch gemildert wird, daß er auf nichts Schädliches ausläuft. Es wird alſo der Perſon Therſites noch diesmal erlaubt, in Homer zu bleiben.

22. Wenn das Häßliche zum Lächerlichen hilft: ſo iſts zum Contraſt des Lächerlichen weſentlich. Zum Schrecklichen nicht ſo. Ja zum Schrecklichen thut es niemals nichts, ſondern zum Abſcheu. Ekel kommt eigentlich allein dem Geſchmack und Geruch zu; andern Sinnen nur, ſo fern ſie ſich an deren Stelle ſetzen. Nicht alles Häßliche alſo iſt ekelhaft.

23. Gebrauch des Lächerlichen, Schrecklichen, Ekelhaften in Poeſie und Malerei. Abſchied vom Laokoon.

24. Einzelne Fehler der Winkelmanniſchen Schriften. Sein Tod — — — Beſchluß.

Kriti-

Kritiſche Wälder.

Erſtes Wäldchen.

1.

Der Laokoon des Herrn Leßings, ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menſchlichen Wiſſenſchaften, die Muſe der Philoſophie, der Poeſie, und der Kunſt des Schönen, geſchäftig geweſen, iſt in unſrer jetzigen kritiſchen Peſtilenz in Deutſchland, für mich eine der angenehmen Erſcheinungen geweſen, um welche Demokritus die Götter bat, als um die Seligkeit ſeines Lebens. Ich würde daſſelbe auch ſehr wohlfeil mit der Bildſäule vergleichen können, von der es den Namen hat, wenn nicht die Mine des Vollendeten, des Schriftſtelleriſchen επιεικες eben die wäre, die dieſer Laokoon am wenigſten annehmen will. Es mag alſo dieſe Sprache durch Kunſtvergleichungen immer unſern Schönheitskünſtlern des Styls bleiben: ich will den Laokoon als eine Sammlung von Materialien, als einen Zuſammenſchuß von Collektaneen betrachten — auch als ſolcher allein, verdient er Betrachtung gnug.

Die Kunſtrichter unſrer Zeit, eine Heerde der kleinen Geſchöpfe, die Apollo Smintheus jetzt ſcheint auf unſer liebes Vaterland gebannet zu haben, um auch die wenigen blumen- und fruchtreichen Auen zu verwüſten, die noch hie und da als Ländereyen des Genies übrig geblieben — dieſe Boten Apollo haben meiſtens Laokoon nicht beſſer zu loben gewußt, als auf **Winkelmanns** Koſten; denn welch ein Lob fließt von den Lippen großer Leute wohl glatter herunter, als das auf Koſten eines dritten? Leßing ſoll Winkelmannen ſo viel unverzeihliche Fehler gezeigt, ihn philoſophiren gelehrt, ihn die Grenzen und das Weſen der Kunſt gewieſen, und inſonderheit in ſeinen Schriften das aufgedeckt haben, daß ſeine Kenntniß der Alten ein ſchwankender Grund ſey. Wäre das nicht viel? Einem Winkelmann, ihm, der ſich ſo ganz nach den Alten gebildet, der in Griechenland lebet und webet, der in den Alten Kunſtkenntniß, bis zum Erſtaunen, zeiget, dem Homer, wie er ſelbſt ſchreibet, täglich ſein andächtiges Morgengebet geweſen, — dieſem Mann zeigen, daß er **Homer** nicht geleſen, daß er die Griechen nicht kenne: warum? weil ſie Leßing kennet, weil Leßing Homer geleſen! Noch ärger, daß Winkelmann kein Philoſoph ſeyn ſoll, weil er nicht auf Leſſings Art philoſophirt, ſondern lieber in der Akademie alter griechiſchen Weiſen, und inſonderheit am heiligen Jlyſſus wandelt. Und denn am ärgſten, Winkelmannen das Weſen der Kunſt lehren — o der unſeeligen Richter, die taub und blödſinnig, wie Klaudius, über die größeſten Schriftſteller unſrer Zeit, nicht anders als im Schlafe, nicht anders als über Schüler urtheilen, bei denen Examen zu halten ſey, über das, was ſie wiſſen, und nicht wiſſen, zeigen und nicht zeigen, inſonderheit, was ihnen gegen dieſen und jenen fehle? a) — —

Auch Leßing wiederum hat, wie billig und recht iſt, erleuchteten Kunſtrichtern zum Vorwurf

---

a) Jch führe aus dieſen hohen Urtheilen über Winkelmann nur Eins an: Klotz. acta litter. vol. III. p. 319. laſſen ſich bei Gelegenheit des Laokoon alſo vernehmen: Reddiderunt forte virum doctum nimiae laudes ſecuriorem, quibus prima illius opuſcula, *multo meliora* eo, quod de allegoria *compilauit*, extulerunt quidam, *quibus ſi me quoque accenſueris, nec miror, nec indignor.* Vtinam ne exemplo Winkelmannus ſuo aliquando doceat, ſaepe nocere auctorum *famae et ingeniis praeconum* et amicorum voces, plauſus et laudes, minuere *diligentiam*, addere *faſtum et fiduciam!* Es ſei denn, daß Herr Klotz dieſes aus eigner Erfahrung ſage, weiß ich nicht, ob die einzelnen Urtheile, die Herr Klotz uber Winkelmann zu fällen, und die manchen Verbeſſerungen, die er ihm anzudrehen beliebet hat, eben Jhn berechtigen, ein ſo entſcheidendes Haupturtheil über Winkelmann zu fällen, ohne Beweiſe.

dienen müſſen, die Schärfe ihrer Augen dem Publikum zu zeigen. Wenn der eine ihn zum größten Antiquar unſrer Zeiten, zum erſten Lehrer der Kunſt machte: ſo war er dem andern, ach leider! ein witziger Kopf, und einem dritten, einem frommen kritiſchen Chriſten a), ein Schulphiloſoph, ein Aeſthetiker aus Baumgartens Schule, der nach der Sprache unſrer neuen Schöndenker, mit ein paar Unzen Baumgartenſcher Philoſophie den Weltweiſen aller Zeiten trotzen wolle. O! mit verſtopftem Ohr durch dieſe Chöre quäckender Fröſche hindurch, wie Ulyſſes durch den Geſang der Syrenen!

Für mich hat Laokoon an ſich ſelbſt Schönheit gnug, als daß er blos durch den Kontraſt mit einem andern gewinnen dörfte. Vor und hinter demſelben, was L. gegen W. habe, ſind entweder nichts als Parerga, für die beide ſie anſehen werden, oder wenigſtens trifft nichts auf Winkelmanns Hauptzweck, die Kunſt; und Laokoon alſo, als Abhandlung über die Gränzen der Poeſie und Malerei, hat Werth und Vortrefflichkeit; aber ihn als Streitſchrift, als Prüfung der ganzen Winkelmanniſchen Werke betrachten zu wollen, iſt meines Erachtens der falſcheſte Geſichtspunkt, und der Genius eines

Leſ-

---

a) Auch hier führe ich nur einen Zeugen an: Huch über die Satyre Archilochus; und kann zu jedem angeführten Zuge einen anführen, wenn es der Mühe werth wäre.

Leßings und Winkelmanns ſind auch zu verſchieden, als daß ichs von mir erlangen könnte, ſie gegen einander abzumeſſen.

Wo Leßing in ſeinem Laokoon am vortrefflichſten ſchreibt, ſpricht — der Kritikus: der Kunſtrichter des poetiſchen Geſchmacks: der Dichter. Wie Sophokles Philoktet leide, und die Helden Homers weinen, und Virgils Laokoon den Mund öfnen, und körperliche Schmerzen auf dem Theater winſeln dörfen — wie Virgil, Petron und Sadolet den Laokoon bilden, und der Dichter den Künſtler, und der Künſtler nachahmen könne — wer ſpricht hier überall, als der Kunſtrichter des Poeten? Dieſer iſts, der dem Philoktet des Chateaubrun einen Streich giebt, der Spence'n und Caylus ihre Fehler zeiget, der Homers poetiſche Weſen claßificirt, und poetiſche von der maleriſchen Schönheit unterſcheidet — überall der Kunſtrichter des Dichters: das iſt ſein Geſchäft. Und ſein Zweck derſelbe. Dem falſchen poetiſchen Geſchmack entgegen zu reden, die Grenzen zweer Künſte zu beſtimmen, damit die eine der andern nicht vorgreifen, vorarbeiten, zu nahe treten wolle: das iſt ſein Zweck. Was er auf dieſem Wege von dem Innern der Kunſt findet, freilich nimmt ers auf; aber mir noch immer Leßing, der poetiſche Kunſtrichter, der ſich ſelbſt Dichter fühlt.

Winkelmann aber, ein Lehrer griechiſcher Kunſt, der ſelbſt in ſeiner Kunſtgeſchichte mehr darauf bedacht iſt, eine hiſtoriſche Metaphyſik des Schönen aus den Alten, abſonderlich Griechen, zu liefern, als ſelbſt auf eigentliche Geſchichte. Und alſo auf eine Critik des Kunſtgeſchmacks noch uneigentlicher. Um den falſchen Geſchmack andrer Zeiten und Völker iſt ihm nie als um Hauptzweck zu thun; den züchtigt er blos, wenn er neben oder unmittelbar vor den Alten ihm zu Geſicht kommt: denn ſonſt, wie oft hätte er nach ſeiner vornehmen griechiſchen Idee züchtigen, und ſeine Hand in Nebenſtreichen ermüden müſſen! Und ſchreibt er alſo nicht als Kritikus des Kunſtgeſchmacks; wie weit entfernter vom Kunſtrichter der Poeſie? Als Künſtler las er die Dichter, als Kunſtlehrer brauchet er ſie, und würde nicht ſo haben ſchreiben können, wenn er auch ſelbſt die Dichter anders, und nicht als Künſtler geleſen. Er, dem wie jenem griechiſchen Künſtler, die Schönheit ſelbſt, (aber die Kunſtſchönheit) erſchienen war; bezaubert von ihr, ſuchte er ihre Geſtalt alſo mit Feuer in ſeinen Geiſt gemalt, brennend in ſeinem Auge, und ſich in ſeinem Herzen regend — dieſe Geſtalt der Kunſtſchönheit, dieß Bild der Liebe, ſuchte er allenthalben, wollte ſie auch im bloßen Abglanz ſehen, vermuthete ſie ſelbſt, wie Kleiſts Amynt ſeine geliebte Lalage, auch in Fußtritten, auch im Bilde des Waſſers, auch im Hauche des

Ze-

Zephyrs, der freilich von einer andern Lalage, (der Schönheit des Dichters) kommen konnte. Im Gefühl alſo dieſer **bildenden** und nicht **dichtenden** Schönheit ſtand er auch vor Virgils Laokoon, wie vor dem Laokoon des **Polydorus**, und ſo muß er geleſen werden: denn das ſind Schranken der menſchlichen Natur, auf einmal nur eines ſehen zu können, was man will, und wie man will — Dieß eine war bei Winkelmann die **Kunſt**. Soll ich ihm alſo Kenntniß der Alten abſprechen, weil er **Homer** nicht als Dichter, ſondern als Künſtler, nicht alſo des poetiſchen Weſens ſeiner Muſe wegen, nicht wie Leſſing geleſen? Soll ich ihm einen Seitenblick, den er auf die Poeſie wirft, um ſeine Kunſt zu erläutern, und geſetzt dieſer Seitenblick träfe auch nicht auf das Innere der Dichtkunſt, zum Hauptverbrechen anrechnen? Und ſoll ich, weil Leſſing wiederum alles aus dem Grunde der Seele holt, ſoll ich ihn für einen ſpekulativen Witzling, und wenn er einigemal mit ſeinen muntern Schlüſſen zu weit käme, für einen rathenden Kopf halten? Warum können wir denn nicht zween ſo originale Denker, Winkelmann und Leſſing nehmen, wie jeder iſt? Auch in der Schreibart ſo gar haben beide eine griechiſche Grazie zur Freundin; nur daß ſie bei beiden nicht Eine Grazie iſt.

Winkelmanns Styl iſt wie ein Kunſtwerk der Alten. Gebildet in allen Theilen, tritt jeder Gedanke hervor, und ſtehet da, edel, einfältig, erhaben, vollen-

vollendet: er iſt. Geworden ſey er, wo oder wie er wolle, mit Mühe oder von ſelbſt, in einem Griechen, oder in Winkelmann; genug, daß er durch dieſen auf einmal, wie eine Minerva aus Jupiters Haupt daſtehet und iſt. Wie alſo an dem Ufer eines Gedankenmeeres, wo auf der Höhe deſſelben der Blick ſich in den Wolken verliert: ſo ſtehe ich an ſeinen Schriften, und überſchaue. Ein Feld voll Kriegsmänner, die weit und breit zuſammen geworben, die Ausſicht erſt lange ins Große führen; wenn aber endlich aus dieſer Weite das Auge erhabner zurück kommt: ſo wird es ſich an jeden einzelnen Kriegsmann heften, und fragen, woher? und betrachten, wer er ſey? und alsdenn von vielen den Lebenslauf eines Helden erfahren können.

Leßings Schreibart iſt der Styl eines Poeten, d. i. eines Schriftſtellers, nicht der gemacht hat, ſondern der da machet, nicht der gedacht haben will, ſondern uns vordenket, wir ſehen ſein Werk **werdend**, wie das Schild Achilles bei Homer. Er ſcheint uns die Veranlaſſung jeder Reflexion gleichſam vor Augen zu führen, ſtückweiſe zu zerlegen, zuſammen zu ſetzen; nun ſpringt die Triebfeder, das Rad läuft, ein Gedanke, ein Schluß giebt den andern, der Folgeſatz kommt näher, da iſt das Produkt der Betrachtung. Jeder Abſchnitt ein Ausgedachtes, das τεταγμενον eines vollendeten Gedanken: ſein Buch ein fortlaufendes Poem, mit

Ein-

Einſprüngen und Epiſoden, aber immer unſtät, immer in Arbeit, im Fortſchritt, im Werden. Sogar bis auf einzelne Bilder, Schilderungen und Verzierungen des Styls, erſtrecket ſich dieſer Unterſchied zwiſchen beiden, **Winkelmann** der Künſtler, der gebildet hat, **Leßing** der ſchaffende Poet. Jener ein erhabner Lehrer der Kunſt; dieſer ſelbſt in der Philoſophie ſeiner Schriften ein muntrer Geſellſchafter; ſein Buch ein unterhaltender Dialog für unſern Geiſt.

So dörften beide ſeyn: und wie unterſchieden! wie vortreflich bei dem Unterſchiede! Weg alſo mit der Brille, durch die man von einem zum andern ſpielen will, um durch Kontraſt zu loben! Wer L. und W. nicht leſen kann, wie jeder derſelben iſt, der ſoll keinen von beiden, der ſoll ſich ſelbſt leſen! — —

2.

W. ſchildert ſeinen **Laokoon** a), mit dem Gefühl, als hätte er ihn ſelbſt geſchaffen: „Der Schmerz, welcher ſich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdecket, und den man ganz allein, ohne das Geſicht und andre Theile zu betrachten, an dem ſchmerzlich eingezognen Unterleibe beinahe ſelbſt zu empfinden glaubt; dieſer Schmerz, ſage ich, äußert ſich dennoch mit keiner Wuth im Geſichte

---

a) Von der Nachahmung griechiſcher Werke. S. 21. 22.

„ ſicht und in der ganzen Stellung. Er erhebt „ kein ſchreckliches Geſchrei, wie Virgil von ſeinem „ Laokoon ſinget; die Oeffnung des Mundes „ geſtattet es nicht: es iſt vielmehr ein ängſtliches „ und beklemmtes Seufzen, wie es Sadolet „ beſchreibt. Der Schmerz des Körpers und die „ Größe der Seele ſind durch den ganzen Bau der „ Figur mit gleicher Stärke ausgetheilet und „ gleichſam abgewogen. Laokoon leidet, aber er „ leidet, wie des Sophokles Philoktet: ſein Elend „ gehet uns bis an die Seele; aber wir wünſchten, „ wie dieſer große Mann, das Elend ertragen zu „ können. „

„ Laokoon leidet, wie des Sophokles „ Philoktet. „ Von dieſer Vergleichung gehet Hr. Leſſing a) aus, und will, daß es keine Vergleichung ſey: daß Sophokles Philoktet nicht blos ängſtlich und beklemmt ſeufze, ſondern klage, ſchreie, mit wilden Verwünſchungen; das öde Eiland ſchrecklich anfülle, und auch das Theater von Tönen des Unmuths, des Jammers, der Verzweiflung durchhallen laſſe. Winkelmann muß alſo zuerſt wohl nicht recht geleſen haben, und zweitens alſo übel vergleichen, übel folgern.

Der Philoktet Sophokles mag entſcheiden — wie leidet dieſer? Es iſt ſonderbar, daß der Eindruck,

---

a) Leſſ. in Laok. p. 3.

druck, den dieſes Stück bei mir von lange her zurück gelaſſen, derſelbe iſt, den W. will: nämlich der Eindruck eines Helden, der mitten im Schmerz ſeinen Schmerz bekämpft, ihn mit holem Seufzen zurückhält, ſo lange, als er kann, und endlich, da ihn das Ach! das entſetzliche Weh! übermannet, noch immer nur einzelne, nur verſtohlne Töne des Jammers ausſtößt, und das übrige in ſeine große Seele verbirgt. Laſſet uns Sophokles aufſchlagen, laſſet uns leſen, als ob wir ſähen, und ich glaube, wir werden den nämlichen Philoktet gewahr werden, den Sophokles ſchuf, und Winkelmann anführt, wie er geſchaffen iſt.

Mit Anfange des dritten Aufzuges überraſchet ihn der Schmerz; aber mit brüllendem Geſchrei? Nein: mit einem plötzlichen Stillſchweigen, mit einer ſtummen Beſtürzung, und da dieſe ſich endlich löſen, mit einem holen verzognen ἆ ἆ ἆ, das ſich auch kaum vom Neoptolem will hören laſſen. a) Was iſt dir? fährt dieſer auf. „Nichts böſes, gehe nur, mein Sohn; antwortet Philoktet, und wie anders, als mit einem Geſichte voll Liebe, voll zurückhaltendem Heldenmuthe. So geht die Scene des ſtummen Schmerzes fort: der bekümmerte,

---

a) Νεω. ἕρπ᾽ εἰ θέλεις. τί δή ποθ᾽ ὧδ᾽ ἐξ οὐδενὸς
Λόγου σιωπᾷς, κἀποπλήκτως ὧδ᾽ ἔχῃ;
Φιλ. ἆ ἆ ἆ
Νεω. τί ἔστιν;
Φιλ. οὐδὲν δεινόν. ἀλλ᾽ ἴθ᾽ ὦ τέκνον κ. τ. λ.

der unruhige, der fragende Neoptolem, und Philoktet, der — nicht brüllet und tobet, der ſeinen Schmerz beklemmt, ihn eine große Zeit ſelbſt dem Neoptolem verbergen will, und nur immer zwiſchen inne mit einem bangen ιω Ζευ den Göttern klaget. Und eben dieſe ſtumme Scene des Schmerzes, von welcher Wirkung muß ſie auf den Zuſchauer geweſen ſeyn? Er ſieht Philoktet leiden, ſtumm, nur in einer verzognen Geberde, nur mit einem beklemmten Ach! leiden; und wer fühlt dieß beklemmte Ach! nicht mehr, als das brüllende Geſchrei eines Mars, der in der Schlacht verwundet, wie zehn tauſend Mann, oder warum nicht lieber, wie zehn tauſend Ochſen? ausbrüllet? Hier erſchrickt, dort fühlet man: mit Philoktet mitleidend beſtürzt, als **Neoptolemus**, banget man, weiß nicht, woran man iſt, was man thun, wie man helfen ſoll? Man tritt auf ſein trauriges αα zu ihm: „Wie denn? du leideſt! du redeſt nicht! Warum ſo verſchloſſen? du wirſt gepeiniget? warum ſeufzeſt du zu den Göttern? — Und ein Philoktet antwortet mit verzognem Lächeln, mit einem Geſicht, in welchem ſich Schmerz und Muth und Freundlichkeit miſchen: Ich? Nein! ich empfinde Erleichterung! ich flehe zu den Göttern um glückliche Schiffahrt. Welch ein griechiſcher Garrik gehöret dazu, den Schmerz und den Muth, die menſchliche Empfindung und die Heldenſeele hier abzuwiegen!

Ueber,

Uebermannet endlich vom Schmerz unterliegt er; er bricht aus — aber in Töne der brüllenden Verzweiflung, des wütenden Geſchreies? Nichts! in ein trauriges απωλολα τεκνον. βρυχωμαι τεκνον. παπαῖ. απαπαπᾶ. παπᾶ. πάπα. πάπα. παπαῖ: das ſind ſeine gezognen Klagetöne! Er bittet um die Heldencur, ſeinen Fuß abzuhauen: er winſelt. — Nichts mehr? Nein, nichts mehr! Er war ausgebrochen, wie Neoptolem ſagt, nur in νεγην και ϛονον in Aechzen und Seufzen, und Ach! wie muß dieß rühren! Sein gekrümmter Fuß, ſein verzognes Geſicht, ſeine vom Seufzer erhobene Bruſt, die vom Aechzen hole Seite, ſein halbes Ach! — — Weiter geht der Dichter nicht: und um zuvor zu kommen dem Uebertreiben des Ausdrucks, läßt er Philoktet vor Schmerz in Unſinn fallen! So ſehr hat er gelitten, ſo ſehr ſeine Kräfte zuſammen gefaſſet, daß er raſet.

Er kommt wieder zu ſich! er erholt ſich! aber die Krankheit kommt, wie ein verirrter Wandrer wieder: ſchwarzes Blut ſprüht hervor: ſein απταπαπα fängt an: er bittet, ächzet; ein Fluch auf Ulyſſes, ein Zorn mit den Göttern, ein Ruff an den Tod, aber alles nur ruckweiſe, nur Augenblicke! der Schmerz läßt nach; und ſiehe! den Augenblick der Erholung wendet er an, um den dritten Anfall zu erwarten. Er kommt, und da der theatraliſche Ausdruck nicht höher ſteigen kann, ſo läßt ihn Sophokles — Alles, was er ihn thun laſſen kann, um ihn nicht ſchreien zu laſſen: ſchwärmen, ächzen, bitten, zürnen, athemlos zu ſich kommen und — — einſchlafen. Peinlicher Auftritt! der höchſte am Ausdrucke, den vielleicht je ein tragiſches Stück gefodert, und nur ein griechiſcher Schauſpieler erreichen konnte.

Aber in dieſem peinlichen Auftritte, was iſt da das Höchſte am Ausdruck, was iſt der Hauptton deſſelben? Etwa Geſchrei? So wenig, daß Sophokles ja auf nichts ſorgfältiger ſcheint, als zu vermeiden, daß dieß nicht Hauptton würde. Wo ſind „die Klagen, das Geſchrei, die wilden Verwünſchungen, mit welchen ſein Schmerz das Lager erfüllte, und alle Opfer, alle heilige Handlungen ſtörte, die ſchrecklich durch das öde Eiland erſchollen a);„ wo ſind ſie? auf dem Theater? Ja! aber in der Erzälung b), in der Erzälung ſeines Feindes Ulyſſes, der ſich darüber rechtfertigen will, daß man ihn ausgeſetzt, und verlaſſen; nicht aber in der Aktion, nicht als ob dieß Geſchrei Hauptausdruck wäre. Ein andrer Dichter, ein Aeſchylus z. E. würde freilich hieraus mehr Hauptton gemacht, und vielleicht, wie durch ſeine Evmeniden eine Schwangere erſchreckt haben, zu misgebähren: bei einem übertriebenen neuen Tragikus

---

a) Laok. p. 3.
b) Sophokl. Philokt. Akt. 1. Auftr.

gikus würde Philoktets Gebrülle gewiß ſchon hinter den Scenen anfangen, und er ſich mit wüſtem, wildem Geſchrei aufs Theater ſtürzen, wie z. E. Hudemanns Kain durch den ſchönſten und neueſten **Coup de Theatre** ſich vor dem Eintritt mit ſeiner Keule meldet, ſie vor ſich hin wirft, und ihr nach, Länge lang aufs Theater hineinfällt. Aber bei dem weiſen Sophokles? — Wie hat er den Ton der Angſt abgewogen? wie ſorgfältig auf ihn bereitet! wie lange unterdrückt! wie oft unterbrochen! wie ſehr durchgängig gemildert! Der ganze Auftritt kann ein Gemälde des Schmerzes heiſſen durch alle ſeine Grade vom ſtummen, bis zum betäubenden Schmerze, der ſich ſelbſt gleichſam ertödtet; aber im Ganzen doch das Gemälde des **zurückgehaltenen** und nicht des **ausgelaſſenen** Schmerzes, dieß iſts unſtreitig bey Sophokles vom Anfang zu Ende.

Und daher auch die Kürze des Akts, der kurz in Worten, aber lang in der Vorſtellung iſt. Käme es hier auf „das Schreien, auf die jammer„vollen Ausrufungen, auf das **ausgeſtoßne** und „**abgebrochne** häufige ά ά an,„ wie Hr. L. a) will: ſo weiß ich nichts, was entweder ſchneller auf einander folgen, oder den Zuſchauer unwillig machen muß. Aber das Zurückhalten, das peinliche

---

a) Laok. pag. 4.

Verſchmerzen, die langen Kämpfe mit dem Weh im Stillen, die endlich mit einer verſtohlnen ω μοι! μοι! geſchloſſen werden; dieſe dehnen, dieſe ſchleichen, und ſie ſind der Hauptton des ganzen Auftritts. Nun ſetzen ſie noch den dämmerenden Chorus hinzu, der dem entſchlafnen Philoktet ſein Schlaf- ſein Ruhelied, in ſanften langſamen Zügen ſinget, und hier nicht bloß den Akt beſchließet, ſondern ſelbſt im Akte iſt; denn der ſchlafende Philoktet lieget dem Zuſchauer vor Augen; dieſen, ſage ich, ſetze man hinzu, und es iſt ein langer, ganzer, vollendeter Akt, der meine Seele füllet: aber nicht durchs Ausſtoßen, ſondern eben durch das Rückhalten des Ach! Und ſo kann Winkelmann mit Recht ſagen: Laokoon leidet, wie Sophokles Philoktet: nur jener, als Bildſäule, bei welcher ein Seufzer ewig dauret, ewig die Bruſt beklemmet, und dieſer als tragiſche Perſon, die den langen Seufzer endlich mit einem Ach! ſchließen, und den wieder kommenden Schmerz mit einem Ach! empfangen muß, die zwar auf einer Saite des Jammers herum irret, aber mit abgeſetzten, mit langſam wiederkommenden, mit etwas auf- und abſteigenden, mit Zwiſchentönen des unterdrückten Schmerzes. Sophokles war alſo derſelbe weiſe Meiſter in ſeinem Philoktet, wie Polydorus in ſeinem Laokoon, und bei beiden zeigt ſich, nur nach der Verſchiedenheit ihres Vorwurfs, einerlei Weisheit, den ſtillen, den prägnantſten Ausdruck zu ſuchen, und dem übertriebnen Ausdruck zu entweichen. Und das ſagt Winkelmann!

Allerdings iſt Schreien der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzes a): nur jede Kunſt der Nachahmung, und ſo darf ich auch ſagen, jede Gedichtart, hat in Nachahmung dieſes Ausdruckes ihre eigenen Gränzen. Wie abwechſelnd iſt Homer in der Art, wie ſeine Krieger, ſeine Helden niederfallen, und wie wiederholend in dem, was den Niederfallenden und Sterbenden gemein iſt; aber weder jene Abwechſelung, noch dieſe Wiederholung macht mir das leßingſche Wort verſtändlich: „Homers Krieger fallen nicht ſelten mit Ge„ſchrei zu Boden b)!„ **Sehr ſelten,** möchte ich ſagen, (wenn mich nicht mein Gedächtniß aus Homer trügt) und **faſt gar nicht,** außer wenn eine nähere Beſtimmung dieſes Charakters es fodert. So gewöhnlich ihm iſt, daß ſein Krieger **mit klirrenden Waffen,** mit **bebendem Boden** u. ſ. w. fällt und ſtirbt, **indem ihm Dunkelheit die Augen deckt** c); ſo ungewöhnlich fällt und ſtirbt einer mit **Geſchrei,** mit **Heulen:** und alsdenn iſt dieß nicht „der natürliche Eindruck des körperlichen „Schmerzes„, ſondern ein Charakterzug ſeines

---

a) Laok. pag. 4.

b) Laok. pag. 4.

c) Αμφι δ' οσσε κελαινη νῦξ εκαλυψε.

Verwundeten. So heult z. E. bei ſeiner Verwundung ein Pherekles a); aber dieſer Pherekles iſt ein Trojaner, ein unkriegeriſcher Künſtler, ein feiger Flüchtling, der auf der Flucht eingeholt wird; und freilich ein ſolcher kann ſich durch ein Geheul auf ſeinen Knieen unterſcheiden; aber offenbar „nicht „der leidenden Natur ihr Recht zu laſſen„ ſondern Vermöge ſeines Charakters. Vermöge dieſes, **ſchreiet** die Venus **laut** b); denn ſie iſt die weichliche Göttinn der Liebe: ihre zarte Haut iſt kaum geſtreift, kaum wird ſie den rothen Ichor, das Götterblut, gewahr, ſo entſinken ihr die Hände; ſie verläßt die Schlacht, ſie weint vor Bruder, Mutter, Vater und dem ganzen Himmel: ſie iſt untröſtlich. Wer will nun ſagen, daß mit dieſem allen Homer ſie charakteriſiere, „nicht um ſie als die „weichliche Göttinn der Wolluſt zu ſchildern, ſon„dern vielmehr um der leidenden Natur ihr Recht „zu geben?„ Wäre dieß, wie würde er ſo genau die Seite des Weichlichen c) mit jedem Bilde, mit jedem Worte, mit jeder Bewegung zeichnen? wie würde er ſie noch oben drein, von Pallas verſpotten laſſen, als hätte ſie ſich bey einem Liebeshandel vielleicht geritzt? wie würde ſelbſt ihr lieber Vater Jupiter über ſie lächeln? Lachet dieſer, ſpottet jene, um der

---

a) Iliad. E. 68. *ἔριπ' οἰμώξας.*

b) *Ἡ δὲ μέγ' ἰάχουσα.* Iliad. E. v. 343.

c) *Αβληχρην.* Iliad. E. v. 337.

der leidenden Natur ihr Recht zu geben? und welche leidende Natur iſt ein Riß der blendenden Haut? — Eben ſo wenig ſchreiet der eherne Mars a) aus einer andern Urſache, als eben — weil er der eherne, der eiſenfreſſende Mars iſt, der im Getümmel der Feldſchlacht raſet, und eben ſo wild bey der Verwundung aufſchreiet. Nichts iſt ungezweifelter, als dieß, wenn wir Homer ſagen laſſen, was er ſagt; denn wäre es ihm auch nur je eingefallen, das Schreien, als „einen natürlichen Ausdruck des „körperlichen Schmerzes„ und nicht mit höhern Abſichten zu gebrauchen, ſo wäre der Ausdruck: „Er ward verwundet und ſchrie!„ ihm ſo geläufig, als der „er fiel, und ſchwarze Nacht bedeckte „ſeine Augen.„

So weit ſind wir alſo, daß Homer „das Prädikat des Schreiens, nicht als einen allgemeinen „Ausdruck des körperlichen Schmerzes, nicht als „eine abſolute Bezeichnung, der leidenden Natur „ihr Recht wiederfahren zu laſſen„ gebrauche; es muß in dem Charakter eben deſſen, den er ſchreien läßt, eine nähere Beſtimmung dazu liegen, daß eben dieſer ſchreiet und kein andrer. Und da dünkt es mich jetzt unbeſtimmt, von ſeinen Helden allgemein zu reden b), was ſie nach ihren Thaten und Empfindungen ſind; denn keiner derſelben iſt an

---

a) Iliad. E. v. 859.
b) Laok. pag 5.

Empfindungen ſo wenig, als an Worten, Geberden, Körper, Eigenſchaften dem andern gleich; jeder iſt eine eigne Menſchenſeele, die ſich in keinem andern äußert.

Noch minder ſcheinet mir „das Schreien„ der wichtige unveränderliche Zug zu ſeyn, der zu der unveränderlichen Aeußerung eines Menſchengefühls gehören müßte: denn einer kann ſeufzen, der andre ächzen, der dritte ſchreien, und ein Hannibal in ſeinem äußerſten Kummer lachen. Am mindeſten aber iſts nothwendige Beſtimmung des **Helden**, als Menſch betrachtet: ſo daß er ein Unmenſch ſeyn müßte, wenn er nicht ſchrie. Wäre dieß: ſo hätte Homer lauter Unmenſchen beſungen. Sein Agamemnon, ein König der Völker, der herrlichſte der Griechen vor Troja wird im tapferſten Gefecht verwundet: er fährt zuſammen a) — aber aufzuſchreien, zu weinen, vergißt er; er faßt ſich, und ſtürzt mit ſeinem Spieße deſto ſchärfer in die Feinde: ſollte er deßwegen kein Menſch an Empfindung ſeyn, weil er nicht wie Mars, oder die Dame Venus aufſchrie? **Hektor**, der tapferſte Trojaner, wird von des Ajax großem Felſenſtein niedergeworfen, und auf der Bruſt gequetſcht: Spieß und Schild und Helm entfallen: rings um ihn klingen die ehernen

Waffen

---

a) Iliad. λ. v. 254. ῬΙΓΗΣΕΝ τ'ἄρ' ἔπειτα ἄναξ ἀνδρῶν Ἀγαμέμνων.

Waffen a) — aber aufzuſchreien vergißt er. Man muntert ihn auf, gießt ihm Waſſer ein: er kommt zu ſich: blickt auf; aber er ſinkt in die Kniee, ſpeiet ſchwarzes Blut — und doch denkt der Unmenſch an eins nicht, über ſeine Bruſtſchmerzen, über ſeine Seitenſtiche zu ſchreien und zu weinen. — So mit allen Helden Homers, der auch in dieſem Stücke Charakter beobachtet. Menelaus wird vom Pfeile Pandarus unvermuthet und im wichtigſten Zeitpunkte getroffen: ſein Blut rinnt: Agamemnon fährt zuſammen: Menelaus ſelbſt b); aber nichts mehr! da er den Pfeil in der Wunde ſieht, zieht er ihn aus, und läßt ſeinen Bruder und ſeine Mitſoldaten um ſich ſeufzen. Man weiß, daß Homer eine ordentliche Leiter der Tapferkeit habe, und er hat ſie auch in dieſer anſcheinlichen Kleinigkeit ſogar. Ulyſſes c) hält deßwegen ſeinen Schmerz zurück, weil er die Wunde nicht tödtlich fühlt; Agamemnon und Menelaus fahren d) bei der Verwundung doch noch zuſammen; aber endlich der verwundete **Diomedes** „ſtand, rief dem **Sthenelus**, ihm den Pfeil aus der Wunde zu ziehen; und da das Blut quoll, ſo ſtrömte ſeine Empfindung, ſtatt in Thränen und Geſchrei, in feurige Gebethe wider die Feinde aus e). Solche Unmen-

---

a) Iliad. Ζ. v. 418. b) Iliad. Δ. v. 148. c) Iliad. Λ. v. 439. d) Iliad. Δ. v. 148. e) Iliad. Ε. v. 95. &c.

menſchen ſind die Helden Homers, und je gröſſerer Held, je größerer Unmenſch: ſein Achilles iſt ſogar am Körper unverletzlich.

Iſts alſo bei Homer, daß ſeine Helden ſchreien und weinen **müſſen** „um der menſchlichen Natur „treu zu bleiben, wenn es auf das Gefühl der „Schmerzen, wenn es auf die Aeußerung dieſes „Gefühls durch Schreien oder durch Thränen an„kommt?„ a) Ich wollte nicht, daß ein alter Grieche, deſſen Heldenſeele, als ein ſeliger Dämon noch in der Welt unſichtbar wandelte, dieſe Behauptung läſe. Was? würde er ſagen, was iſt wohl einem in die Schlacht ziehenden Helden natürlicher, als verwundet, getroffen werden; ſich fürchten alſo kann er, wenn ihn ein unvermutheter Pfeil trifft; aber in der Schlacht ſchreien und weinen, das thut kein homeriſcher Held der Griechen; ſelbſt kein Held der Trojaner, die doch immer Homer in kleinen Zügen herunter ſetzt. Einem Hektor b) in ſeinem Tode entſinkt, ſelbſt bei ſeiner letzten ſterbenden Bitte, keine Thräne, kein Ton des Geſchreies: ein Sarpedon c) knirſcht, da er ſtirbt, und je tapferer, um ſo gefaßter bei dem Schmerze. Nur die Feigen zittern und weinen und ſchreien: Pherekles, der feige Flüchtling, und die weichliche Venus, und der

---

a) Laok. pag. 5. b) Iliad. Χ. v. 330. &c. c) Iliad. Π. v. 536.

der eiſenfreſſende trojaniſche Mars. So dichtet mein Homer.

Und ſo hält alſo die ſo einnehmende leßingſche Betrachtung a) über die Empfindbarkeit der Griechen, und den Kontraſt derſelben gegen rohe Barbarn, und ſeine Europäer nicht Stich? Die Empfindbarkeit zum Schmerzen bei einem körperlichen Schmerze nicht wohl, wenigſtens nicht als homeriſcher Heldenzug, nicht allgemein, nicht als nothwendiges Kennzeichen der menſchlichen Empfindung. Giebts aber keine andre Empfindbarkeit zu Thränen, und auch zu lauten, zu klagenden Thränen, als körperlicher Schmerz? Ohne Zweifel, und eben dieſe Empfindbarkeit, wenn ſie ein Vorzug der Griechen wäre, macht ihnen zwar mehr Ehre; allein die Abhandlung darüber wäre offenbar eine Ausſchweifung von dem Satze, den Hr. L. glaubt erwieſen zu haben b) „daß das Schreien c) bei Empfindung körperlichen Schmerzes, beſonders nach der alten griechiſchen Denkart, gar wohl mit einer großen Seele beſtehen kann;„ ein ſeltner Satz, der im erſten Abſchnitt, auch eben ſo ſelten, mit einer Armee von weinenden Helden, die ich im Homer nicht kenne, bewieſen wird d). Um alſo doch nicht leer

---

a) Laok. p. 4. — 9. b) Laok. p. 9. c) Daß Homers Helden nicht bei andrer Gelegenheit das Schreien, ein tapfres rieſenmäßiges Geſchrei, eigen geweſen, leugne ich nicht; wo gehört das aber hieher? d) Hr. Klotz hat, leer auszugehen, laſſet uns Leßingen auf ſeinem Abwege folgen.

3.

Die Empfindbarkeit der Griechen zu ſanften Thränen, iſt zu ſehr bekannt in Aeußerungen, als daß man, wie Herr Leßing ein einzelnes Beiſpiel, und dazu aus einer bloßen Vermuthung a) nehmen dörfte, die hier vielleicht nicht beweiſet, was ſie beweiſen ſoll. Griechen und Trojaner ſammlen ihre Todten. Beide vergießen heiſſe Thränen; aber den Trojanern verbietet dieß Priamus. Warum verbietet ers ihnen? Er beſorgt, ſagt die Dacier, ſie würden ſich zu ſehr erweichen, und morgen mit wenigerm Muth an den Streit gehen. „Warum „aber, fragt Herr Leßing, muß nur Priamus dieſes „beſorgen? Der Sinn des Dichters geht tiefer. „Er will uns lehren, daß nur der geſittete Grieche „zugleich weinen und tapfer ſeyn könne; indem der „ungeſittete Trojaner, um es zu ſeyn, alle Menſch„lichkeit vorher erſticken müſſe.„ Zu hart für die armen Trojaner! Kann Priamus nicht ihren Thränen Einhalt thun wollen, nicht aus ungeſitteter

Bar.

---

hat, wie Er Homer kennet, Leßingen dieß nachſchreiben dörfen: clamor et eiulatus ex Graecorum opinione nihil detraxit magnitudini animi. *Homeri heroes clamantes cadunt*: ſunt quidem illi heroes Homeri natura mortali maiores, ſed numquam tamen etc. Act. litter. Vol. III. p. 286.

a) Laok. p. 7.

Barbarei, ſondern weil die Thränen der Trojaner, ſeiner Kinder, freſſender waren, als die Thränen der Griechen. Dieſe waren Angreifende, und ſtritten um der Ehre wegen; ihnen wards alſo leichter, neuen Muth zu faſſen, und Agamemnon brauchte deßwegen keine Beſorgniß. Die Trojaner aber litten: ſie waren Angefallene, die nicht der Ehre ſo wohl als der Sicherheit, ihres Lebens wegen ſtritten a), die ſich in Bedrängniß fühlten, und halb in Verzweiflung, eines Räubers wegen, ihre Kinder und Männer verlieren, eines Räubers wegen die Ihrigen begraben mußten. Hier empörten ſich die Empfindungen der Bedrängten, hier floſſen heiße Thränen der murrenden Unſchuld. Und Priamus ließ ſie nicht weinen! Warum? weil er ein ungeſitteter Barbar war, und ſeine Trojaner als ſolche kannte, die nicht zugleich weinen und ſtreiten könnten? Wie wenn er ſie zurückgehalten hätte, als ein Vater ſeiner unglücklichen Stadt, und ſeines unglückbringenden Sohns? damit ſie nicht in einem Schickſale, das ihm ſelbſt ſo zu Herzen gieng, gar murren oder verzweifeln möchten? — Doch wenn das auch nicht: noch ſind die Trojaner keine Lappländer, keine Scythen: denn ſie weinen ja um die Ihrigen, und Priamus befürchtet eben ein zu weiches Herz, zu tief einfreſſende Thränen.

Ge-

---

a) Χρειοῖ ἀναγκαίῃ, πρό τε παίδων καὶ πρὸ γυναικῶν. Iliad. Θ, 57.

Gerade alſo das Gegentheil! — Doch aus ſolchen Deutungen kann man immer machen, was man will, und eine bloße Allegorie; „der Sinn des Dich„ters geht tiefer„ kann uns endlich ſo tief führen, daß der Boden ſinkt.

Die ganze Dichtkunſt der Griechen hat zu viel Spuren dieſer Empfindbarkeit ihrer Nation zu Schmerz und Thränen, als daß man bloß muthmaßen dörfte, und ſie iſt einem großen Theile nach gleichſam ein ganzer lebender Abdruck dieſes Gefühls, dieſer weichen Seele. Laſſet uns dieſen Theil die elegiſche Poeſie nennen; aber niemand verſtehe hier unter dieſem Namen jenen hinkenden Affen, der ſich nach unſern weiſen Lehrbüchern der Poeſie bloß im Sylbenmaas unterſcheiden ſoll: ſondern Elegie ſei mir hier die klagende Dichtkunſt, die verſus querimoniae nach Horaz, ſie mögen ſich finden, wo ſie wollen, in Epopee und Ode, in Trauerſpiel, oder Jdylle; denn jede dieſer Gattungen kann **Elegiſch** werden. Jn ſolchem Verſtande hat die Elegie ein eignes Gebiet in der menſchlichen Seele, nämlich die Empfindbarkeit des Schmerzes und der Betrübniß: man kann alſo aus ihr über Völker und Zeiten hinaus ſehen, und hier wird ſich durch Vergleichungen auch die den Griechen eigne Stelle finden. Jch ſtecke einige Geſichtspunkte ab.

1. Nicht jedes Volk hat für milde Betrübniſſe ein gleich zartes Herz; bei manchem haben ſelbſt die Klagen eine rohe Veſtigkeit, ein heldenmäßiges Brauſen, in welches ſie verſchlungen werden, und ein ſolches wird, bei ſonſt großen Dichtern, mit der Sprache dieſer weichen Thränen ſehr unbekannt ſeyn können. So die nordiſchen Skandinavier, die auch bei Trauerfällen vom Heroismus geſtählt, kaum kurze Seufzer ausſtießen und — ſchweigen; wenn ſie ſangen, ſo war ihr Geſang kaum die milde elegiſche Thräne.

Der König **Regner Lodbrog** ſtirbt a): er ſtirbt unter den entſetzlichſten Schmerzen. Stirbt er in Elegien? läßt er der gequälten ſterbenden Menſchheit, dem von ſeinen Söhnen entfernten brechenden Vaterherze ſein Recht wiederfahren? Eine einzige weiche Thräne hätte den Nachfolger Odins entweihet. Er ſtirbt im Triumphsliede, im Andenken an ſeine Thaten, voll Heldenfreude, voll Rache, voll Muth, voll himmliſcher Hoffnung. „Wir haben mit Säbelſtreichen gefochten, ſo endet „ſein Geſang, o wüßten meine Söhne die Plagen, „die ich erdulde; wüßten ſie, daß giftige Nattern „mir den Buſen zerfleiſchen — wie heftig würden „ſie ſich nach grauſamen Schlachten ſehnen! Denn „die Mutter, die ich ihnen gab, hat ihnen ein männliches Herz hinterlaſſen.

---

a) Mallets Geſchichte von Dännem. p. 112. 113.

„Wir haben mit Säbelſtreichen gefochten; doch
„jetzt — nahet ſich mein letzter Augenblick. Bald
„wird das Schwert meiner Söhne ins Blut des
„Ella getaucht ſeyn: ihr Zorn wird entflammen,
„und dieſe muthige Jugend die Ruhe nicht weiter
„dulden.

„Wir haben mit Säbelſtreichen gefochten in
„ein und funfzig Schlachten, wo die Fahnen flo-
„gen. Von meiner Jugend an lernte ich, die
„Spitzen der Lanzen mit Blute färben, und nie
„hätte ich einen tapferern König, als ich bin, zu
„finden geglaubt. — Aber es iſt Zeit, aufzuhören:
„Odin ſendet ſchon die Göttinnen, mich in ſeinen
„Pallaſt zu führen. Da werde ich auf dem erha-
„benſten Platze ſitzend Bier mit den Göttern trin-
„ken. Die Stunden meines Lebens ſind verfloſ-
„ſen, ich ſterbe lächelnd! —„ Das beſte Beiſpiel
zu Herrn Leßings Bemerkung über den harten nordiſchen Heldenmuth.

Ein anderes aus einer der beſten kritiſchen Schriften a) unſerer Zeit. **Abbiorn Prude**, der heldenmüthige Däne, in den Händen ſeines Feindes, der mit langſamer Wuth in ſeinen Eingeweiden wühlet — wehklaget er, ſeufzet er? Er denkt an ſeine Mutter, an alle Freuden ſeiner Jugend, und ſeines männlichen Alters; er fühlt ſeine ganze Pein,

---

a) Briefe über die Merkwürd. der Litterat. p. 112. 113.

Pein, aber als Held: ſo ſtirbt er. — So ſtirbt der Eskimaux a) an ſeinem Marterpfal. Freund, und Vaterland, Kinder und Mutter, alles, was ihm auf ſeiner Welt das liebſte iſt, ruffet er in ſeinem Sterbegeſange; aber, um über ſie zu weinen, um den Zoll der Menſchlichkeit zu entrichten? Eine einzige weiche Thräne würde den Helden, ſein ganzes Geſchlecht, und ſeinen Freund und ſein Vaterland entehren. Kein Ach alſo entwiſcht ihm, ſelbſt unter den grauſamſten Schmerzen: geſenget und gebraunt ſingt er ſeinen Martergeſang. Er wird zum deſto langſamern Tode losgebunden, und — raucht mit Scherz und Spott ſeine Pfeife Tobak mit andern: die Martern fangen wieder an; er ſpottet, ſchweigt, wird ihr Lehrer in neuen Qualen, ſingt und ſtirbt im Triumphe. So der Eskimaux!

Wo alſo das Herz eines Volkes Kieſelſtein iſt: da ſchlägt der heftigſte Schmerz, er treffe nun Leib oder Seele, nichts als heroiſche Funken; denn woher ſollte dem Kieſelſtein eine zarte elegiſche Thräne kommen? Der Heldenmuth, die Liebe zum Vaterlande, und zum Ruhme ſeines Stammes, das heroiſche Bündniß mit ſeinem Freunde, der ſein Rachengel ſeyn ſoll: die ganze Bildung einer rohen und ſtarken Natur zum unerſchütterten Nachfolger **Odins** und anderer thränenloſen Helden, die ihrem Volk, ihrer Republick, eben den Geiſt der Ta-

---

a) Geſchichte von Amerika, Th. I. p. 424.

pferkeit einflößen — dieß alles betäubte Menſchlichkeit und Gefühl und Thränen.

2. Nun laßt dieſen Heldenmuth, dieſe Liebe zum Vaterlande, und zum Ruhme ſeines Stammes, dieß Gefühl für Freundſchaft, und die unverhüllte Offenheit der Seele — laßt dieſe edle und große Geſinnungen ſich alle ohne ſolche Verſchanzung und Verhärtung äußern: die größte Tapferkeit wird ſich alsdenn immer als die empfindbarſte Menſchheit zeigen. „Nach ihren Thaten werden „ſolche Leute Geſchöpfe höherer Art ſeyn; nach ihren „Empfindungen Menſchen.„

Und ſollte es nur unter den Griechen dieſe Doppelgeſchöpfe höherer Art, dieſe Heldenmenſchen, dieſe Semonen gegeben haben? Und unſre Ureltern wären Barbarn, und alle nordiſche Barbarn in dieſem Stück Unmenſchen geweſen? Menſchliches Gefühl muß jedem einwohnen, der ein Menſch iſt; es muß, wo es erſtickt, wo es in rohe Tapferkeit verſchlungen werden ſoll, erſt von tauſend Beiſpielen, von einem großen unter einer Nation lebenden Vorbilde, von dem ganzen Geiſte des Volks, und durch alle Eindrücke der Erziehung von Jugend auf gewaltig beſtürmt, und dahin endlich geriſſen werden, daß es mit dieſen Beiſpielen wetteifre, daß es dieſem großen Vorbilde, das den Geiſt dieſes Volks beſtimmet, folge. Wo dies nicht iſt: da wird ſich die unverhüllte Natur zeigen; die Empfindungen der Menſchheit werden ſich in ein Heldengewand kleiden, und der Sinn des Helden ſich wiederum der menſchlichen Thräne nicht ſchämen — es ſei unter einem Volke, wo es wolle!

Und wie? wenn wir ein ſolches Volk auch mitten unter nordiſchen Gebirgen; mitten unter Barbarn, ſelbſt unter dem Namen eines barbariſchen Volks begriffen, und mit nichts als Kriegen beſchäfftigt, auffänden? und welches doch gleich fern von Griechenland, als von ſeinen Sitten, alle die menſchliche Empfindbarkeit zeigte, die kaum ein Grieche gezeigt hat — bliebe da noch der Gegenſatz ſo ganz veſt: „Unſere nordiſche Urältern waren Barbarn. Alle Schmerzen verbeißen, dem Streiche des Todes mit unverwandtem Auge entgegen ſehen, weder ſeine Sünde noch den Verluſt ſeines liebſten Freundes beweinen, ſind Züge des alten nordiſchen Heldenmuths. Nicht ſo der Grieche! a)„ Wenn ich nun hier einfiele und fortführe: Nicht ſo der Schotte, der Celte, der Irre!„ er äußerte ſeine Schmerzen und Kummer; er ſchämte ſich keiner der menſchlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege zur Ehre, und von Erfüllung ſeiner Pflicht zurückhalten. „So hätte ich für meine Barbarn alles geſagt, was L. von ſeinen Griechen, im Contraſt mit den nordiſchen Barbarn, und doch für meine nordiſche Barbarn noch nicht gnug.

---

a Laok. p. 6.

Ich kenne kein poetiſches Volk der Erde, welches große und ſanfte Empfindungen, ſo ſehr in Eine Geſinnung verbunden, und in Einer Seele den Heroismus des Helden- und Menſchengefühls ſo ganz gehabt hätte, als die — alten Schotten, nach Maasgabe ihrer jetzt aufgefundnen Geſänge. Eine ſichere Maasgabe, da die Urſprünglichkeit dieſer Lieder bewieſen, und das ganze Leben der Nation bekannt iſt, als ein Leben, das unter Thaten, Empfindungen und Geſängen verſtrich, und wo die Geſänge eben zu nichts beſtimmt waren, als dieſe Thaten und Empfindungen zu verewigen. Dies alſo vorausgeſetzt: und in jedem Bardenliede zeigt ſich ein Volk, deſſen Seele ganz der Tapferkeit und einer feierlichen Liebe flammete; ein Volk, deſſen Denkart überhaupt von einem Heldenernſt eine gewiſſe melancholiſche Farbe erhalten, und dieſe auch auf ſeine weichen Empfindungen verbreitete. Die meiſten Stücke der herſiſchen Dichtkunſt kann ich nicht beſſer, als **feyerliche Trauergeſänge** nennen, an die nichts im Alterthume, und was dieſe Seite des Gefühls betrifft, ſelbſt nichts im griechiſchen Alterthume reicht.

Schilrick a) ſcheidet von ſeiner geliebten **Vinvela**: fern weg, fern weg in Fingals Kriege: er verläßt ſie: ſie bleibt allein: er wird vielleicht fallen; aber **Vinvela** wird ſein gedenken. Ich kenne

---

a) Fragmente der alten Hochſchottl. Dichtk. p. 1.

te kein Stück, das an Süßigkeit der Liebe, und an Entſchloſſenheit des Scheidenden einen ſolchen Abſchied, zwoer ſo edlen und ſo fühlbaren Perſonen, mit fünf Worten des Dialogs ſo rührend beſänge. Ich nehme Leßingen ſeine Worte auf die Griechen: „Hier der Schotte! Er fühlte und furchte ſich; „er äußerte ſeine Schmerzen und ſeinen Kummer: „er ſchämte ſich keiner ſeiner menſchlichen Schwach„heiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege nach „Ehre, und von Erfüllung ſeiner Pflicht zurückhal„ten.„ Und dieſer Schotte war ein Barbar von einem nordiſchen Gebirge.

Schilrick trauret um ſeine entfernte **Vinvela** a): ſie erſcheint, ſie ſpricht im ſauſenden Lüftchen: „Ich „hörte von deinem Tode: ich hörte und trauerte um „dich, Schilrick. Vor Gram um dich gab ich den „Geiſt auf. Schilrick, ich liege erblaßt im Grabe.„ Sie flieht, ſie fährt davon, wie der graue Nebel im Winde. Schilrick klagt ſie: die ſanfteſte, feierlichſte Elegie der Liebe! — Nur ein Schotte, würde ich im Leßingſchen Enthuſiasmus ſagen, nur ein Schotte kann zugleich weinen und tapfer ſeyn!„

Was geht über das Gedicht: **Colma, Comala**: b) an Wahrheit und Einfalt, an Süßigkeit und Hoheit, an Stärke und Zartheit der Gedanken, der Empfindungen, des Ausdrucks, an Inhalt und Einkleidung; was geht an allem dieſem über

---

a) Ebendaſ. p. 4.

b) Ebendaſ. p. 11.

die elegiſchen Liebesgeſänge dieſer Nation, die ſich durch nichts, als an Bardenliedern voll tragiſcher Heldenthaten, und voll tragiſcher Heldenliebe ergötzten? Nichts, ſelbſt aus dem griechiſchen Alterthume nichts! Die Liebe der Griechen, ihre ſanften Empfindungen und Klagen, ſind weicher und wortſtrömend, wenn ich ſie mit dieſen Barbarn vergleiche, bey denen die Liebe in ſtolzer, in heldenſtolzer Seele wohnte, ſich zu einer ſanften Schwärmerei, zu einer erhabnen Heldenzärtlichkeit hob, und auch in den Elegien der Liebe durch große Geſinnungen rühret, und bezaubert. Die gewäſſerten Klagen unſerer Elegiſten ermüden mein Ohr; aber dort, in dieſem feierlichen Alterthume, dort tönet eine Melancholie der Liebe, die uns lehret, daß „nicht blos der geſittete Grieche zugleich weinen und tapfer ſeyn könne„, der barbariſche Schotte könne es beſſer.

Vielleicht aber war dies nur ſo mit Einer Empfindung der Menſchlichkeit, indeß alle andre von Tapferkeit erſtickt werden mußten? Wie kann doch Eine Statt finden, ohne zugleich Allen Raum zu machen? Die elegiſche Stimme der Schotten iſt in der **Vater**= in der **Geſchlechtsliebe** eben ſo ſüß und tapfer, als in der **Weiberliebe**. Man weiß, was in den alten Zeiten der Ruhm des Stammes galt: eine Empfindung, die bis auf den dummen Ahnenſtolz aus den Seelen unſerer Zeiten wegge-

ſchwemmt

ſchwemmt zu ſeyn ſcheinet. Wo flieſſen edlere Thränen, als wenn der Sohn Fingals Oſſian a), das Andenken ſeiner Söhne und ſeines Vaters, ihrer Thaten und ihres Todes erneuret — wo ſind edlere Thränen, als dieſe auf den Wangen des Greiſes, der „gleich einer alten Eiche daſteht: aber der Brand hat meine Zweige weggehauen, und ich bebe bei den Flügeln des Nords. Allein, allein ſoll ich an meinem Orte zu Staube werden.„ So klagt der tapfere Oſſian, und ſo läßt derſelbe, den Armin, ſo den grauhaarigen Carryl klagen: ſo klagen die Helden, die Väter ihrer Stämme. Alle Empfindungen der Helden und der Menſchen, z. E. Vaterlands- und Geſchlechter- Freundes- und Weiber- und Menſchenliebe — alle leben in den Gedichten dieſes Volks, wie in Abdrücken ihrer Seele.

Und ſo war es wohl nicht der Grieche allein, der zugleich weinen und tapfer ſeyn konnte b). So war nicht jeder, der Barbar heißt, der in einem rauhen Klima wohnte, und die Bildung der Griechen nicht kannte, von der Art, „daß er, um tapfer zu ſeyn, „alle Menſchlichkeit erſticken müßte.„ So lag es alſo wohl nicht an der National-Seele, am Temperament, am Clima, am Geſittetſeyn der Griechen, wenn ſie beides verbanden: Und ſo müſſen alſo andre Gründe ſeyn, die dieſe Miſchung von Helden-

---

a) Eben daſ. p. 17. 21. u. ſ.

b) Laok. p. 6.

thum und Menſchlichkeit bei ihnen und bei den Barbaren hervorbrachten, oder nicht hervorbrachten. Sollten uns dieſe Gründe nicht auf den Weg bringen: worinn und woher auch die Griechen ſo empfindbar geweſen?

4.

1. Wenn es eine Zeit giebt, da das Wort **Vaterland** noch nicht ein leerer Schall iſt, ſondern

— — ein Silberton dem Ohr
Licht dem Verſtand und hoher Flug zum Denken,
Dem Herzen groß Gefühl —

ſo muß der Name Vaterland ſo gut den Dichter zum Helden, als den Helden zum Dichter, und beide zu theilnehmenden Söhnen ihres Vaterlandes machen. Der Held wird dafür ſtreiten, der Dichter ſingen, und wenn ſie beide es nicht mehr retten können, beide noch als Söhne darum weinen: und iſt nun Dichter und Held, und Sohn des Vaterlandes Eine Perſon — ſo iſt dies die **Zeit der Patriotiſchen Klagelieder.** Nicht aus einer ſich übenden Schulfeder; aus dem vollen Herzen werden dieſe fließen; nicht blos auf dem Papier, ſondern im Gedächtniß, in der Seele leben; die Stimme der Ueberlieferung wird ſie aufbehalten, der Mund des Volks ſie ſingen: ſie werden Thränen und Thaten wecken: ein Schatz des Vaterlandes, und das Gefühl, das ſie beſingen und wirken, Gefühl des

Volks,

Volks, Nationalgeiſt. Es wird alſo Eine Empfindung des Patriotismus ſeyn, die jetzt zu Thaten, jetzt zu Geſängen, jetzt zu Thränen fürs Vaterland gedeihet, nachdem die Ausbildung deſſelben die Empfindung da oder dorthin lenket: und keinen Abſenker derſelben erſticket. Bei den Scandinaviern erſtickte das Beiſpiel Odins die eine Art des Ausbruchs, die Heldenthräne, um die andre um ſo mehr zu verſtärken: Heldenthaten.

Nun aber ändere man dieſen Geiſt der Zeit: die ganze Welt werde das Land des Weiſen, oder des tauglichen und angenehmen Narren; allmälich werden ſich die Bande ſchwächen, die das Herz des Eingebohrnen an den Boden der Natur hefteten; ihm wird alſo auch das Unglück, oder die Entfernung ſeines Vaterlandes nicht mehr ſo zu Gemüthe dringen: und ſo iſt auch die edle Thräne um das Vaterland verſiegt, die dort den Helden und den Weiſen nicht verunzierte, ſondern ehrte. Sie wird höchſtens der eigennützigen oder üppigen Thräne Raum machen, die ein Ovid mitten in ſeinem traurigen Geſchwätz, oder Buſſi-Rabutin in ſeinem ächzenden Unſinn, nach einem wohllüſtigen Hofe fließen läßt. Und ſo iſt eine Quelle dieſes Heldengefühls ausgetrocknet: „die Bildung, die Erziehung für das Vaterland.“

2. Wenn noch ein jedes Geſchlecht, eine jede Familie, unzertrennt und Eins im Ganzen, einen Baum bil-

bildet, wo die Zweige und Früchte dem Stamme zur Ehre gereichen, und durch das Abreißen derſelben der Stamm ſelbſt verwundet wird: wie bedeutend ſind alsdenn die gefühlvollen Züge Homers bei ſeinen fallenden Helden: „er fiel, ein blühender „Jüngling; der Vater wars nicht, der ihm zum „Kriege rieth! — er ſtammt aus einem edeln Ge„ſchlechte; mit ſeinem Tode aber iſt dies geendigt „— er war aus fernem Lande gekommen; nie aber „wird er in daſſelbe rückkehren — die Söhne des „Reichen fielen; der Vater hat alles für Fremde „geſammlet.„ In dieſe Welt alſo gehören die Heldenklagen des Priamus um ſeinen Hektor, den Ruhm ſeines Geſchlechts, die Mauer von Troja: in dieſe Welt die Klagen Oſſians, um ſeine abgeſchiedenen Söhne; die ganze rührende Umarmung Hektors an ſeinen kleinen Aſtyanax: die Klagen der Elektra und andrer tragiſchen Heldinnen, der rührende Hingang der Morgenländer zu ihren Vätern u. ſ. w. eine Ader des Gefühls, die die beſten Dichtungen und Geſchichte, nicht blos der Griechen, ſondern aller Völker durchſtrömt, bei denen dieſe Einigkeit der Geſchlechter, dies Familiengefühl lebte.

Nun erſticke man aber daſſelbe: man gehe über die natürlichen Bedürfniſſe der unverdorbnen menſchlichen Seele und der einfachern Lebensart hinaus: man mache die Ehre zu einem Wirthſchaftsvergleich,

gleich, zu einem Stande der Mode, und Eheleute zu nichts, als einander läſtigen oder zeitkürzenden Perſonen: man erziehe die Brüder, daß ſie ſchon an den Brüſten einer Fremden nicht mehr Brüder ſind, und anwachſend immer fremder werden: man knüpfe Perſonen, die ſchon am Hochzeittage getrennt, und lege Kinder in ihre Arme, die blos ihren Namen haben dörfen — freilich ſo wird eine Nerve des Gefühls getödtet: es erliſcht der Ehrenname: „ Achilles war ein Sohn Peleus „ allmälich: die Sehnſucht des Ulyſſes zu ſeiner alten Penelope, und ſeinem ſteinigten Ithaka dünkt uns abentheuerlich: der gefühlvolle Stolz der Morgenländer auf ihre Geſchlechtswürde wird lächerlich in unſern Augen, und die Klagen eines Hallers, Klopſtocks, Canitz, Oeders, dünken vielen artigen Ehemännern ſo poetiſch, als eine Anrufung an die Muſe.

Es war eine Zeit (ſie iſt noch jetzt unter den Wilden!) da es Freunde gab, in einem Verſtande, der ſonſt kaum Statt findet: zwei unzertrennliche Gefährten in Glück und Unglück, durch die heiligſten Geſetze verbunden, wetteifernd in den ſtrengſten Pflichten, und in Erfüllung derſelben Muſter ihrer Vaterſtadt, und die Verehrung des Landes. Zu dieſem Gefühl erzogen, beſiegelten ſie daſſelbe alſo oft mit ihrem Tode und Blute: ſie verließen ihren Freund nie, auch in Lebensgefahren, denen die damalige Tapferkeit mehr als unſre Ueppigkeit ausgeſetzt war; die kleinſte Untreue gegen ihren Freund machte ſie zum Spott ihres Geſchlechts, und zum Abſcheu der Stadt; ſie waren nach allen Geſetzen verbunden, ſeinen Tod zu rächen, und die letzte Stimme des Einen, vielleicht gefangenen, vielleicht getödteten Freundes war — an ſeinen Freund, an den Begleiter ſeines Lebens. Da alſo gab es einen **Herkules** und **Jolaus**, einen **Aeneas** und **Achates**, einen **Oreſtes** und **Pylades**, einen **Theſeus** und **Pirithous**, einen **David** und **Jonathan**: mithin eine Quelle des Gefühls der Freundſchaft für den **Helden**, die jetzt für den bloßen Bürger und Geſellſchafter beinahe verſiegen iſt. Da alſo, da floſſen, wenn der Tod, wenn ein Unglück die trennete, die das Leben nicht trennen konnte, ſo edle Heldenthränen, die der Held Achilles um ſeinen Patroklus, wie ein Pylades um ſeinen Oreſtes, wie der Held David um ſeinen Jonathan weinten.

Nun laßt die Welt zu einer ſolchen Freundſchaft verſchwinden: die Art des Lebens mache nicht mehr zween ſolche Begleiter im Leben und Tode nöthig: das Feierliche bei ſolchen Verbindungen laſſe nach: der Beruf der Menſchen zu arbeiten, zu Lebensarten werde verſchiedner und gleichſam unſtäter: der Zuſtand der Bürger und Mitbürger ruhiger: jeder ſich ſelbſt ſein Gott in der Welt — wo wird alsdenn ein Kriegshaufen von Liebhabern, von männlichen Geliebten, ein böotiſcher ιερος λοχος noch Statt finden? Der Freund wird ein Geſellſchafter, und ein Ding ſeyn, was man will, nur nicht, was er in der Welt der Helden, und der Freundſchaftsbündniſſe war, es mochte dieſe Welt übrigens in Griechenland, oder Schottland, oder Amerika leben. Verſtopft alſo eine neue Quelle zu Heldenthränen, wenigſtens iſt das rührendſte Bild zweener Freunde jetzt ein Cabinetſtück blos, und nicht mehr ein Schauſpiel der Welt, wie ehedem, und ſo anders, als Achilles, als **Held**, nach unſern Zeiten ſeyn müßte: ſo fremde iſt für ſie „der um ſeinen Patroklus weinende, und bis zum Unſinn betrübte und raſende Achilles.„

Wenn es eine Zeit und ein Land giebt, da die Schönheit noch mehr Natur, noch minder Putz und Schminke: da die Liebe noch nicht Galanterie, und die männliche Gabe zu gefallen, etwas mehr als Artigkeit iſt: da wird auch die Empfindung, die Sprache, und ſelbſt die Thräne der Liebe Würde haben, und ſelbſt das Auge eines Helden nicht entehren. Freilich wird dieſer nicht, wie Polyphem, der Cyklope Theokrits, elegiſiren; aber gewiß noch weniger mit dem Philoktet des Chateaubrun, und mit den verliebten griechiſchen Helden der franzöſiſchen Bühne. Die wahre Empfindung, und ein männlicher Werth hat ſeine Würde und Hoheit, ohne dieſe von ungeheuren Metaphern, von galanten Wortſpielen, oder von artigen Seufzern zu borgen:

gen: und auch hier ſei die Liebesſprache des alten z. E. Schottiſchen Helden Beiſpiel. — Sie handeln als Helden, und fühlen als Menſchen.

Da aber freilich keine Empfindung ſo gern das Reich der Phantaſie zu ſeinem Gebiet haben mag, als die Liebe: ſo kann auch keine ſo leicht von der Würde und Wahrheit ab, und in Phantaſterei und Spielwerk hinein gerathen, als dieſe: und alſo, aus mancherlei Urſachen, zwiſchen der Heldenthräne der Liebe, und zwiſchen der Verachtung nur immer ein ſchmaler Rand. Unter allen menſchlichen Schwachheiten, deren ſich ein Held nicht ſchämen dörfte, iſt dieſe die delikateſte; und daß ſie es ſey, kann ein groſſer Trupp verliebter Roman- und Theaterhelden beweiſen. — — Hier indeſſen hatten die griechiſchen Dichter einen ziemlichen unerkannten Vortheil, nämlich den Zutritt zu einem ihnen nationellen Liebesreiche voll ſehr poetiſcher Phantaſien, die ſie aus mancher Verlegenheit reißen mußten. Die Liebesbegebenheiten, hier Götter und Göttinnen, das ganze Gefolge der Venus, der Gratien und Amors, hundert ſchöne und unterhaltende Anekdoten aus der Mythologie der Liebe, gaben ihrer Sprache der Liebe eine Süßigkeit, und eine Würde, die unſre Zeit nur zu oft nachahmet, um — lächerlich zu werden. Wenn in unſern Elegien und Oden der Amor mit ſeinen Pfeilen umherflattert, wenn man den Griechen und Römern eine ganze Nomenklatur von Lie-

bes-

besausdrücken abgeborget hat, und dieſe endlich ſo gar in Briefe zwiſchen Mannsperſonen ausſchüttet: ſo verliert ſich das Spielwerk von der Würde, ich will nicht ſagen, einer Heldenſeele, ſondern nur des geſunden Verſtandes völlig ab, und wird fader Unſinn. Oder wenn endlich gar der gothiſche Ton der Liebe aus den mittlern Zeiten der Ritter und Rieſen, mit der ſüßen Artigkeit unſrer Zeiten in Eins zuſammen fließt: ſo wird alsdenn der herzbrechende Parenthyrſus, die weinerliche Galanterie daraus, von der fürwahr! ein griechiſcher Held, mit aller ſeiner Empfindbarkeit für die Schwachheiten menſchlicher Natur, eben ſo viel wußte, als der weiſe Sokrates von der Kloſterheiligkeit der Kapuciner.

Ueberhaupt: da die Scene des menſchlichen Lebens noch mehr ins offene Auge fiel: da die Geſchäfte der Welt noch nicht ſo verwickelt und fein, aber um ſo verdienſtvoller für die Menſchheit ſeyn mochten: da die Nutzbarkeit und Geſchicklichkeit und Tugend noch nicht in ſo krummen Linien zu berechnen, ſondern menſchlich war: da zog das Menſchengefühl auch die Gemüther noch mehr zuſammen; und die Gräber der Guten des Landes foderten die Thräne des Helden. Einfacher und mehr zum Augenſchein war das Leben des andern, und ſeine Tugenden und Verdienſte auch alſo treffender an das Herz, denn ein Held, ein Staatskluger, ein Verdienſtvoller, ein Weiſer, ſo wie ihn die alte Zeit foderte, und bildete; konnte doch eher eine menſchliche Thräne hervorlocken, als z. E. ein General nach der Taktik, ein Miniſter, ein Civiliſt, ein Litterator der neuern Welt, wenn er nichts als dieſes iſt; denn bei dem Verluſt aller ſeiner Geſchicklichkeiten und Tugenden ſind die wenigſten menſchlich, und was iſt im Stande, menſchliche Empfindungen zu erregen, als — — Menſchheit. Wo bleiben nun die Namen ohne Thaten, die Rangſtellen ohne wirkliche Verdienſte, die Bemühungen und Aemter unſrer Zeit ohne Geiſt und Leben, die Religionen ohne menſchliche Tugend — wo bleiben alle ſämtliche gelehrte, reiche, vornehme, andächtige Narren unſrer bürgerlichen und feinen und allerchriſtlichſten Welt, ſind die wohl einer menſchlichen Thräne werth?

Endlich, als man den wahren Gebrauch des menſchlichen Lebens, und der Glückſeligkeit vielleicht beſſer, obgleich nicht aus Predigten und Moralen, kannte, und das Leben mehr genoß, und menſchlicher anwandte, natürlich waren da auch die bittern Zufälle des Lebens rührender. Der Tod eines Jünglinges, der ſein Leben nicht genoſſen, der in der Blüthe ſeiner Jahre dahin fällt, wie ein junger ſchöner Pappelbaum — ein ſolcher Fall iſt bei Homer die Veranlaſſung zu Bildern, die auch in dem Heldenauge eine zarte Thräne der Menſchlichkeit erwecken können, weil ſie — menſchlich ſind:

und ich würde kaum eine gute Idee von dem Jünglinge faſſen, den bei Homer dieſe Bilder nicht rührten. Eine eben ſo zarte Empfindung erregt der Tod eines Mannes, der ſein Leben nur halb gebraucht, der z. E. wie der Proteſilaus Homers halbgeendigte Palläſte der Pracht, halb vollendete Entwürfe des männlichen Stolzes nachließ, der ſich Anlagen und Geſchicklichkeiten umſonſt erworben, den **Diana** vergebens jagen, und **Pallas** umſonſt kriegen gelehret: rührende Bilder aus einer menſchlichen Welt, in die uns Homer ſo gern verſetzet, und in der freilich die Helden leben müſſen, die „an Thaten den Göttern, und an Empfindungen den Menſchen gleich ſind.„

Ich kann meine Materie nicht vollenden; allein zuſammen genommen dieſe Einzelnheiten, wird man ein Zeitalter gewahr, da die Helden, ſo weit ſie über die menſchliche Natur erhoben ſeyn mögen, doch in dem Gefühle der Betrübniß, und in der Aeußerung derſelben durch Thränen, derſelben treu bleiben, treuer bleiben, als wir, bei denen dieß ſanfte Gefühl entweder erſtickt, oder in eine weibiſche Ueppigkeit umgeſchmolzen wird. Zurück alſo in dieſe Welt ſetze ich mich, wenn ich die Helden Homers und die griechiſchen Tragödien mit ganzer Seele fühlen will: allein auf Griechenland möchte ich dieß Gefühl nicht einſchränken: denn wohin das beſchriebene menſchliche Zeitalter trifft, da auch dieß Gleichgewicht zwiſchen Tapferkeit und Empfindung; und dieß, dünkt mich, iſt überall das Zeitalter zwiſchen der Barbarei eines Volks, und zwiſchen der zahmen Sittlichkeit, dem höflichen Schein, in dem wir leben. In dieſem ſtirbt auf gewiſſe Art Vaterland, Ehre, Geſchlecht, Freund und Menſch ab, und mithin erſtirbt auch hierum das Gefühl, und die Aeußerung deſſelben, die Thräne.

Aber die Empfindung des körperlichen Schmerzes, kann die ſich ändern? Ein Schlag bleibt ein Schlag, Wunde bleibt Wunde, eine Ohrfeige eine Ohrfeige, und wird es, ſo lange die Welt ſteht, bleiben. Es iſt alſo nicht der nämliche Fall dieſer mit den vorigen Empfindungen, und unſer weichlicher Zuſtand hat vielmehr das Gefühl der Schmerzen unendlich, und oft zum Weibiſchen erhöhet. Hiernach muß es alſo umgekehrt ſeyn, daß, wenn ein griechiſcher Theſeus, Herkules, Philoktetes, einen Schmerz, eine Wunde einmal fühlet, ſo müßte ein Sybarit unſrer Zeit ihn ſiebenfach fühlen, und wenn alſo „das Schreien der natürliche Ausdruck „des körperlichen Schmerzes, das Recht der leidenden Natur, ein Charakterzug griechiſcher Helden „ſeyn ſoll,„ ſo folgt, daß, wenn jener Einmal, der unſre bei ſiebenhaft heftigerer Empfindung auch ſiebenfach ſtärker ſchreien dörfte und ſollte, um — ein Held des Homers zu ſeyn.

Wie ſollte es denn nun gekommen ſeyn, daß „wir feinern Europäer einer klügern Nachwelt gelernt haben, über unſern Mund und Augen zu „herrſchen, und uns alſo ſo grauſam das Privilegium der leidenden Natur verſaget haben?„ Wenn wir die Empfindungen für Vaterland, Freund, Geſchlecht, Menſchheit und was ſey, mithin unter dieſen Empfindungen das weiche Gefühl des Schmerzes darüber verloren, und den Verluſt, den Mangel derſelben mit Anſtand und Artigkeit überdeckt haben, ſo läßt ſich das erklären. Nun aber ſoll uns am körperlichen Schmerz ein größerer Grad von Empfindung beiwohnen, und doch weniger, unendlich weniger Rechte der leidenden Natur? Ja noch dazu, was bei den Heldengriechen, bei minderm Anlaſſe des Gefühls, Ehre, oder wenigſtens erlaubt war, ſollte bei uns Weichlichen Schande, und durch den Anſtand, der doch wenigſtens den Schein der Stärke geben ſoll, verboten ſeyn? und zwar als ein Zeichen der Schwäche verboten? — —

Und dieß wäre je bei den Griechen ein Charakterzug homeriſcher Helden geweſen? So kenne ich meinen Homer nicht; ſo will ich nicht meine Griechen kennen. Wenn ein Agamemnon a) in der Verſammlung über den Verluſt der Griechen, an dem er durch den Zank mit Achilles Schuld war, weinet; ſo liebe ich

---

a) Iliad. I. v. 15.

ſeine königlichen Zähren: ſie fließen für Kinder: ſie erleichtern in ihrem Strome, den Homer mit einem Bache vergleichen kann, ſein trauriges väterliches Herz; dieſer Agamemnon aber bei ſeiner Verwundung ſchreie und heule mir nicht. Wenn Achilles, vom Agamemnon öffentlich beleidigt, ſeine Ehre fühlt, und vor ſeiner Mutter Thetis weinet a): ſo ſehe ich ſeine ruhmliebende Thränen gern: ich weine mit, mit dem jungen Helden: aber bei einer Verwundung weine und ſchreie er nicht, ſonſt iſt er Achilles nicht mehr. Um ſeinen Freund Patroklus heule und ächze und traure er b); ich fühle ſeine Thränen und ſein edles Herz: ich würde ihn nicht verehren, wenn er ein ſtoiſcher Held wäre: ſo ſeufze Agamemnon c) über ſeinen verwundeten Bruder, und Priamus über ſeinen erſchlagenen Sohn: das ſind Leiden der Seele, und edle Thränen, mit denen ja das Geſchrei und das Weinen über eine Wunde nicht in Vergleich kommt. Keiner von den Helden Homers ſchreiet und weinet über ſo etwas, und ſollte es lohnen, den ganzen Homer zu ändern, damit der Leſſingſche Satz wahr werde: „So ſehr auch „Homer ſonſt ſeine Helden über die menſchliche „Natur erhebt; ſo treu bleiben ſie ihr doch ſtets, „wenn es auf das Gefühl der Schmerzen, wenn „es auf die Aeußerungen dieſes Gefühls durch „Schrei-

---

a) Iliad. A. v. 349. 357. 360. &c. b) Iliad. Σ. v. 22. &c. Ψ v. 16. &c. c) Iliad. Δ. v. 148.

„Schreien, oder durch Thränen ankommt a)?„ Ich wollte, Hr. Leſſing hätte dieß nicht geſchrieben.

5.

Aber **Philoktet**? — Hr. Leſſing hat einen groſſen Abſchnitt b) darauf gewandt, **Sophokles** zu vertheidigen, daß er körperliche Schmerzen aufs Theater gebracht, und einen Helden in dieſem Schmerze ſchreien laſſe. Die ganze Vertheidigung iſt von der Seite des Dramaturgs, und verräth in der feinen Manier der Entwicklung, den Verfaſſer der Dramaturgie; Schade aber, daß ſie ganz auf unrichtige Vorausſetzung gebauet iſt: bei Sophokles Philoktet ſey Geſchrei der **Hauptton** des Ausdrucks ſeines Schmerzes, und alſo das **Hauptmittel**, Theilnehmung zu wirken, das doch nicht iſt. Und denn Schade auch, daß ſie blos als Dramaturgie, als Anlage zum Drama abgefaßt iſt; mich dünkts beſſer, ſich den Eindrücken der Vorſtellung zu überlaſſen, und nichts als Dramaturg zu rechtfertigen, ſondern als ein griechiſcher Zuſchauer auf unverſtellte Eindrücke zu merken — —

Und welches ſind dieſe Eindrücke ohngefähr? Wenn ein griechiſches Stück geſchrieben iſt, um vorgeſtellt, und nicht um geleſen zu werden, ſo iſts Philoktet; denn die ganze Wirkung des Trauerſpiels beruhet auf dem Leben der Vorſtellung. Hin

---

a) Laok. pag. 5. b) Laok. pag. 31. — 49.

alſo mit Auge und Geiſt in die athenienſiſche Bühne. Der Schauplatz öffnet ſich a): ein Ufer ohne die Spur eines Menſchen: eine einſame unbewohnte Inſel mitten in den Wellen des Meers: — wie ſind dieſe Reiſende dahin verſchlagen? was wird in dieſer wüſten Einöde vorgehen? — Hier, hören wir, iſt Philoktet, der berühmte Sohn Pöans: Elender Einſamer! der menſchlichen Geſellſchaft völlig beraubt, hier zur ewigen Einſamkeit verbannet — wie wird er ſeine Tage hinbringen? — Und er iſt krank — krank am Fuße mit einem faulenden Geſchwüre! — Noch ärmerer Einſiedler! wer wird dich hier pflegen, dir Speiſe ſchaffen, dich reinigen und verbinden? — und wie biſt du hergekommen? ach! ausgeſetzt — ohne Barmherzigkeit, ohne Hülfe — und wegen eines Verbrechens, wegen ſeines Eigenſinns? Nein, wegen ſeines barmenden Geſchreies! Ach! die Unmenſchen, was kann der Kranke, der Elende anders, als weinen, als ſchreien? und ſelbſt dieſe Linderung ihm nicht zu gönnen, dieſe kleine Ungemächlichkeit nicht zu ertragen, ihn auszuſetzen! Wer hat ihn ausgeſetzt? die Griechen, ſein Volk, ſeine Gefährten — vielleicht geſchahe es durch Einen Boshaften? Nein, auf Befehl der griechiſchen Heerführer vom — Ulyſſes ſelbſt. Und eben dieſer Ulyſſes kann uns ſo etwas, ſo kalt erzählen, ſo lau abbrechen, er darf noch die Inſel ſehen,

er

---

a) Sophocl. Philoct. Act. I.

er hat neue Anſchläge wider ihn — o des Böſen! wer wollte nicht mit einem armen, einſamen, verlaſſenen Kranken, mit dem niemand Mitleiden gehabt, gegen den Treuloſen Parthei nehmen, der ein Werkzeug ſeines Unglücks war.

Nun fällt uns die Wohnung des Elenden näher in die Augen — eine unbewohnte Höle! — Iſt noch etwas Hausgeräth und Speiſe darinn? zertretenes Gras — ein elendes Lager der Thiere! — hier muß der Held liegen, ohne den Troja nicht kann erobert werden: ein Becher von Holze, etwas Feuergeräth — iſt der ganze Schatz des Königes — und o Götter! hier eitervolle Lappen, Zeugen ſeiner Krankheit! — Er iſt fort — wie weit kann der Elende fort hinken? Ohne Zweifel mußte ers — nach Speiſe vielleicht! vielleicht nach einem lindernden Kraut! daß ers doch fände! daß man ihn doch ſähe! Indeſſen a) geht die Scene des Betruges an, da Ulyſſes den Neoptolemus ſo weit bringt, daß dieſer gutherzige Redliche, der Sohn des redlichen Achilles, einen Fremden, einen Elenden, mit Liſt durch Lügen und Ränke gefangen nehmen ſoll. Ich weiß es, daß die Griechen, zumal Sophokles, jene unmoraliſche Ungeheuer ſo haſſet, als er nur die moraliſchen haſſen mag, und daß er auf ſeinen Theater nichts als Menſchen, weder Engel, noch Teufel vorſtellet; allein Ulyſſes, wie er hier erſcheint, iſt nicht

---

a) Auftr. 2.

nicht blos der ſchlaue, der verſchlagene Ulyſſes Homers: er iſt ein Verführer, der offenbar Grundſätze der Treuloſigkeit verräth, die alle Tugend übern Haufen werfen, und pfui des Böſewichts! bei dem das Laſter ſchon zur Sprache durch Grundſätze geworden. Sophokles alſo will lieber die Vorwürfe der Moralitäts-Pedanten auf ſich nehmen, die jeden Ausſpruch von der Bühne zu einem Sittenſpruche des Pythagoras haben wollen: er mahlt ſeinen Ulyſſes lieber ſchwärzer, als er ſonſt zu mahlen pflegt — um uns nur deſto mehr für den armen Philoktet einzunehmen, der von ihm hintergangen iſt, und hintergangen werden ſoll.

Der Chor und Neoptolem ſind nun a) beſchäfftigt, dieſes Mitleid für Philoktet tiefer in uns zu prägen; ſie wiederholen die vorigen Jammerzüge, vermehren ſie durch Vermuthungen und — — da läßt ſich von weitem ein Aechzen hören! Daß es ein Aechzen und kein Gebrüll ſey, zeigt das Betragen Neoptolems, der, über dem mit ſeinem Auftrage beſtürzt, nicht weiß, woher es kommt? das Ach kommt näher, es wird ein Wimmern, ein tiefes klägliches Ach — nun iſts erſt vernehmlich! Sie haben ſich nicht geirrt: Philoktet muß kommen, und ach! der Hirte kommt mit einem Tone der Schalmey, und Philoktet mit einem Tone des Jam-

mers

---

a) Auftr. 3.

mers — er tritt auf! oder vielmehr er ſchleicht ſich hinan, um —

Nun wird er ſich mit Gebrüll aufs Theater werfen? zu ſchreien anfangen, daß Peter Squenz ſagen möchte: lieber Löwe, brülle noch einmal! Wer doch den Kunſtrichtern einmal das Gebrüll ausreden könnte, von dem im Griechiſchen ſo wenig Spur iſt! Einen langen Aufzug durch a) ſpricht Philoktet mit dem Fremden, ohne daß er ans Schreien gedenkt: ſelbſt das vorher von ferne tönende Ach hat Sophokles hinter den Scenen gelaſſen. Der weiſe Sophokles! wie wird mich der Mann weibiſch dünken, wie wird mir ſein Ach! verächtlich ſeyn können, daß er nur hin ächzte, da er allein zu ſeyn glaubte, das er vor den Fremden gleich verbirgt, und im Geſpräche immer bergen kann. Der Leidende iſt ein Held.

Und für dieſen Charakter ſorgt Sophokles genau. Er muß ſich erſt mehr zum Feunde unſrer Seele machen b), ehe unſer Körper ſympathiſiren könnte, und wie bekümmert iſt der Arme um die Fremden? Nichts vermuthet er weniger, als daß ſie ihm nachſtelleten; der Gutherzige hält ſie für Verſchlagne, für ſolche, die ſeines Theilnehmens werth wären — der Menſchenfreund! Er ſieht die griechiſchen Kleider; ein böſes Erinnerungszeichen für ihn an die treuloſen Griechen; aber dieß hat er vergeſſen.

---

a) Aufzug 2. b) Aufz. 2. Auftr. 1.

ſen. Wie wünſcht er, daß ſie Griechen wären: wie verlangt er, wieder einen griechiſchen Laut zu hören! das iſt ein ehrlicher Grieche, der kann Griechen intereſſiren. — Er hört griechiſch: der arme Philoktet hat für Freude all ſein heftiges Weh vergeſſen. Er lernt den Sohn Achilles kennen, den Sohn ſeines zärtlichen Freundes: er wird offner; er erzält ihm ſeine Geſchichte, rührend wie wenn die Penia ſelbſt erſchiene. Er iſt ein Freund ſeiner Freunde: dem todten Achilles opfert er ſeine Zähre der Freundſchaft; er vergißt ſich ſelbſt, und ſeufzet über einen Todten, der glücklicher iſt, als er. Er iſt ein Freund ſeiner Freunde; der Sohn des Achilles ſieht ihn herzlichen Antheil an ſich nehmen, ſelbſt da er ihn hintergeht. Er trauret um den Tod der Helden, und noch edler, er trauret blos deßwegen, weil ſie brave Leute ſind: die Nichtswürdigen verflucht er! Wie ſehr hat uns nun Philoktet für ſich intereſſirt, als Menſchenfreund, als ein Grieche mit Leib und Seele, als ein Held. Und dieſer Held ſoll hier, fern von dem Wetteifer mit andern Helden, auf einer wüſten Inſel modern? Schmerzliche Abweſenheit, da jene Thaten thun, da jene mit Lorbeern ſtarben, ſo ſoll er an einer Wunde ächzen, die ja keine Heldenwunde iſt. Er, eine ſo griechiſche Seele, muß fern von ſeinem Vaterlande, fern von ſeinem liebenden Vater, der vielleicht ſchon zu den Schatten gegangen, ſein Leben verzehren: er

ein

ein betrogner Redlicher — — o Neoptolem, du willſt ihn verlaſſen! o daß ihn Philoktet anſiehete! Er thuts, und ſo dringend: er beſtürmt ſein Herz von ſo vielen Seiten, daß die Fürbitte des Chors: erbarme dich ſeiner! auch unſre Einſprache wird. Wir ärgern uns über Neoptolem, daß ihm der Ekel ſeiner Krankheit noch Einwendung macht, und lieben ihn, da er — — es ihm verſpricht; Er wird ihm doch nicht betriegen! ſiehe! wie er ihm flehte, wie er ihm danket, wie er ihn noch zu guter Letzt in ſeine Höle ladet und —

Nun a) kommt der verkleidete Kaufmann. Er hört: „er ſoll nach Troja, Ulyſſes habe dieß dem „Heere öffentlich verſprochen„ und — den Kaufmann hält er kaum ſeiner Antwort werth. Eine einzige heroiſche Verwunderung: „Götter! dieſer „Elende, dieſer Treuloſe hat ſchwören dörfen, mich „ins Lager zu bringen?„ verräth die ganze Heldenſeele Philoktets: dieſe redet fort b): dieſe will zu Schiffe: dieſe redliche Seele glaubt dem Neoptolem, vertraut ihm ſeine Waffen, vertraut ſich ihm in ſeiner Krankheit. Wie fühle ich für Philoktet! aber für ihn den Schreienden? Noch nichts! für ihn, den Helden, den Griechen, den Edlen — und denn den im höchſten Grade Elenden, und elender noch dadurch, was man mit ihm vor hat. Noch fühlen wir blos mit ſeiner Seele durch die Phantaſie, und jetzt

---

a) Aufz. 2. Auftr. 2. b) Auftr. 3.

jetzt erſt ſoll die ſeltne Scene der Krankheit kommen. Der Chor a) bereitet auf ſie, durch ein Lied auf den äußerſt jammervollen Philoktetes, und ſie kommt b). Ich habe ſie vorher durchgeführt und mag ſie nicht wiederholen. Mich ärgert, wenn man ſie auf der einen Seite zu einem bloßen Zetergeſchrei macht, und auf der andern Seite, wie z. E. **Brumoi** c), unter den löblichen Franzoſen für nichts, als, einen Riegel, ein Einſchiebſel, daß fünf Akte voll werden. Welch eine Stille muß auf dem Schauplatze zu Athen geherrſchet haben, da dieſer Akt vorgieng!

Die Auftritte des körperlichen Leidens ſind vorbei, und weiter darf ich nicht. Ich kehre alſo von der Bühne zu Athen zurück, dahin wo ich Leſſingen gelaſſen — wie ſehr ſind wir aber in dem Eindrucke verſchieden, den dieſes Stück machen ſoll. Einer von beiden kann nur Recht haben, und der andre hat ſich nur nicht gnug idealiſiren können, um nicht zu leſen, ſondern zu ſehen. Damit dieß mich nicht treffe, will ich auf guter Hut ſeyn.

Hr. Leſſing macht „die Idee des körperlichen „Schmerzes„ zur Hauptidee des Stücks d), und ſucht die feinen Mittel auf e), womit der Dichter dieſe Idee zu verſtärken, zu erweitern gewußt hat. Ich geſtehe es, daß, wenn dieß die Hauptidee der Tra-

---

a) Auftr. 3. b) Dritte Scene. c) Theatre des Grecs, Tom. 2. p. 89. d) Laok. p. 3. 4. 31. 32. e) p. 33. — 49.

Tragödie wäre, einige von Hr. L. angegebene Mittel wenig auf mich gewirkt hätten. Der Eindruck des körperlichen Schmerzes iſt viel zu verworren und körperlich gleichſam, als daß er z. E. der Frage Platz ließe a): wo ſitzt der Schmerz? außen oder innen? wie ſieht die Wunde aus? was für ein Gift wirkt darinnen? Wäre die Vorſtellung des körperlichen Schmerzes ſo ſchwach, um durch ſolche Sachen verſtärkt werden zu müſſen, ſo iſt die Wirkung des Theaters verlohren: ſo iſts beſſer, daß ich hingehe, um die Wunde ſelbſt chirurgiſch zu beſichtigen. Nein! theatraliſch ſey die Idee des Schmerzes, und ich mag alſo auch nichts, als theatraliſche Verſtärkung — von fern, aus den gezogenen Minen, aus Tönen des Jammers, will ich, wenn Schmerz die Hauptidee des Stücks iſt, ihn kennen lernen, und denn iſts mir wohl beinahe gleich, worüber man ſchreie, und ſich geberde? ob über einen lahmen Fuß, oder über eine Wunde im Innern der Bruſt. Der Kunſtrichter verliert alles, wenn er aus der theatraliſchen Anſchauung weichet, und uns zur Verſtärkung, zur Glaubwürdigkeit derſelben den Atteſt eines Wundarztes geben ließe — — was es für eine Krankheit, daß es eine wirkliche Wunde, daß es ein Gift ſey, das wohl ſo viel Schmerzen erregen könne. Sophokles habe ſo etwas überdacht, oder nicht überdacht: gnug, wenn ſo etwas auf mich wirken müſſe,

---

a) p. 32. 34.

ſe, um meine Idee vom Schmerze zu verſtärken — Lebe wohl, Theater! ſo bin ich in der Lazarethſtube.

Theatraliſche Rührung alſo! und wodurch kann ich, wenn die Hauptidee des Stücks körperlicher Schmerz iſt, gerühret werden? welches ſind alsdenn die Hauptmittel zur Erregung der Sympathie? Ich weiß nichts anders, als die gewöhnlichen Aeußerungen, Geſchrei, Thränen und Zückungen: dieſe giebt auch Hr. Leſſing a) dafür aus, und giebt ſich viele Mühe b), bei ihnen den nicht beleidigten Anſtand, und ihre entſchiedne Wirkung zu erklären. Gut alſo! aber, wenn das Wimmern, das Schreien, die gräßlichſten Zückungen, das Mittel, das Hauptmittel ſind, mir die Idee des körperlichen Schmerzes einzupflanzen, und mein Herz zu treffen: was kann denn die beſte Wirkung dieſes treffenden Schlages ſeyn? Mit körperlichem Schmerze kann ich nicht anders, als körperlich, ſympathiſiren: d. i. meine Fibern kommen durch die Theilnehmung in eine ähnliche Spannung des Schmerzes, ich leide körperlich mit. Und wäre dieß Mitleid angenehm? Nichts weniger, das Zetergeſchrei, die Zuckung fährt mir durch alle Glieder, ich fühle ſie ſelbſt; die nämlichen convulſiviſchen Bewegungen melden ſich bei mir, wie bei einer gleichgeſpanneten Saite. Ob der in Zuckung Liegende, winſelnde Mann Philoktet ſey, geht mich nicht an:

er

---

a) p. 3. 52. 34. b) p. 41. — 42.

er iſt ein Thier, wie ich: er iſt ein Menſch: der menſchliche Schmerz erſchüttert mein Nervengebäude, wie wenn ich ein ſterbendes Thier, einen röchelnden Todten, ein gemartertes Weſen ſehe, das wie ich fühlet. Und wo iſt nun dieſer Eindruck auch nur im kleinſten Maaße vergnügend, angenehm? Er iſt peinlich, ſchon bei dem Anblicke, bei der Vorſtellung, ganz peinlich. Hier iſt im Augenblicke des Eindruckes an keinen künſtlichen Betrug, an kein Vergnügen der Einbildungskraft zu gedenken: die Natur, das Thier leidet in mir, denn ich ſehe, ich höre, ein Thier meiner Art leiden.

Und welche Gladiatorſeele gehörte dazu, um ein Stück auszuhalten, in welchem dieſe Idee, dieß Gefühl des körperlichen Schmerzes, Hauptidee, Hauptgefühl wäre? Ich weiß keinen dritten Fall außer dieſen beiden: daß ich entweder illudiret werde, oder nicht. Iſt das erſte, iſts auch nur ein Augenblick, daß ich den Schauſpieler verkenne, und einen zückenden ſchreienden Gequälten ſehe; wehe mir! es fährt mir durch die Nerven! Ich kann den künſtlichen Betrüger, der ſich mir zum Vergnügen, dem Augenſcheine nach, aufhängen wollte, keinen Augenblick mehr ſehen, ſo bald der Betrug ſchwindet, ſo bald er wirklich worget. Ich kann den Seiltänzer keinen Augenblick mehr ſehen, ſo bald ich ihn fallen, in das unterliegende Schwert ſtürzen ſehe, ſo bald er mit zerſchlagnem Fuſſe da liegt. Der

Anblick Philoktets iſt meinem Geſichte unausſtehlich, ſo bald ich es denke, daß er der leidende Philoktet iſt. Blos eine Fechterſeele kann in dieſer Jlluſion des körperlichen Schmerzes, wie an jenem ſterbenden Fechter, ſtudiren wollen: wie viel Seele noch in ihm ſey? Blos ein Unmenſch kann, nach der Fabel von Michael Angelo, einen Menſchen kreuzigen, um zu ſehen, wie er ſtirbt.

Herr Leſſing mag ſagen a), daß „nichts betrüg„licher ſey, als allgemeine Geſetze für die Empfin„dungen geben zu wollen.„ Hier liegt das Geſetz in meinem unmittelbaren Gefühle ſelbſt, und zwar in dem Gefühle, das am weiteſten von allgemeinen Gründen abgehet, das mir, als einem ſympathiſirenden Thiere, beiwohnt. So bald der leidende Körper Philoktets mein Hauptaugenmerk iſt, ſo bleibts, „daß b) je näher der Schauſpieler der Na„tur kommt, deſto empfindlicher Augen und Ohren „beleidigt werden müſſen.„ Ein Meer unangenehmer Empfindungen wird über mich ergehen, und kein angenehmer Tropfe miſcht ſich dazu. Die Vorſtellung des künſtlichen Betruges? — iſt durch die Jlluſion geſtört; ich habe nichts, als den Anblick eines zückenden, mit dem ich beinahe mit zücke, eines Wimmernden, deſſen Ach! mir das Herz durchſchneidet. Es iſt kein Trauerſpiel mehr, es iſt eine grauſame Pantomime, ein Anblick, Fechterſeelen zu bilden: ich ſuche die Thüre.

Nun

---

a) p. 42. b) p. 32.

Nun aber laſſet uns den zweiten Fall ſetzen, daß der griechiſche Schauſpieler mit aller ſeiner Skävoponie und Deklamation das Geſchrei und die Verzuckungen des Schmerzes nicht bis zur Illuſion bringen könne (etwas, das Hr. Leſſing nicht zu behaupten getrauet a), geſetzt alſo, daß ich ein kalter Zuſchauer bleibe: ſo kann ich mir ja keine widerlichere Pantomime gedenken, als nachgeäffte Zuckungen, brüllendes Geſchrei, und wenn die Illuſion vollkommen ſeyn ſoll, ein übler Geruch der Wunde. Kaum würde alſo alsdenn der theatraliſche Affe Philoktets zum Zuſchauer ſagen können, was der wahre Philoktet zum Neoptolem: „ich weiß! du „haſt es alles nichts geachtet; weder mein Geſchrei „noch der üble Geruch wird dir Ekel erregt haben. b)„ Bei einer widerlichen, und zum Unglücke nicht täuſchenden Pantomime iſt dies unvermeidlich.

Ich ſchlage die Litteraturbriefe c) auf, und finde den Erſten ihrer Verfaſſer an gründlicher Philoſophie in einem andern ähnlichen Falle meiner Meinung. Er unterſucht, „warum die Nachahmung „des Ekels uns nie gefallen können, und giebt zu „Urſachen an, weil dieſe widrige Empfindung nur „unſre niedere Sinne trifft, Geſchmack, Geruch und „Gefühl: die dunkelſten Sinne, die nicht den geringſten Antheil an den Werken der ſchönen Kün-

---

a) p. 49. b) Sophokl. Philokt. Akt. 4. Scen. 1.

c) Litt. Br. Th. 5. S. 82-84.

„ſie haben: weil zweitens die Empfindung des „Ekels widrig werde, nicht durch die Vorſtellung „der Wirklichkeit, wie bei andern unangenehmen „Eindrücken, ſondern unmittelbar durchs An„ſchauen: und weil endlich in dieſer Empfindung „die Seele keine merkliche Vermiſchung von Luſt „erkennet. Er ſchließt alſo das Ekelhafte ganz „von Nachahmung der ſchönen Künſte, und den „höchſten Grad des Entſetzlichen von der pantomi„miſchen Vorſtellung im Trauerſpiele aus, weil „theils die Täuſchung hierinn ſchwer wäre, theils „auch die Pantomime auf der tragiſchen Schau„bühne nur in den Schranken einer Hülfskunſt „bleiben müßte.„ Ich wollte, daß der philoſophiſche D. ſich über meinen Vorwurf erklären möchte: denn der körperliche Schmerz Philoktets hat mehr als einen dieſer Gründe wider ſich. Seine Täuſchung kann nur den dunkelſten Sinn, das thieriſche Mitgefühl, erregen: die Empfindung darüber iſt allemal Natur, und niemals Nachahmung: ſie hat nichts Angenehmes mit ſich: ſie iſt kaum der Illuſion fähig: ſie macht die tragiſche Bühne zur Pantomime, die, je vollkommner ſie wäre, um ſo mehr zerſtreuete. Schlechthin kann alſo der körperliche Schmerz keine Hauptidee eines Trauerſpiels ſeyn.

Und iſts doch bei Sophokles Philoktet, bei einem Meiſterſtücke der Bühne! „Wie manches, ſagt „Hr.

„Hr. Leſſing a), würde in der Theorie unwider„ſprechlich ſcheinen, wenn es dem Genie nicht ge„lungen wäre, das Widerſpiel durch die That zu „erweiſen.„ Ich glaube, ſchwerlich. Was in der Theorie wahrhaftig unwiderſprechlich iſt, und nicht blos ſo ſcheint, wird nie von einem Genie widerlegt werden, zumal wenn die Theorie in unſern unerkünſtelten Empfindungen läge. Mich dauert die Mühe, die ſich Herr Leſſing giebt, Sophokles zu rechtfertigen, und den Engländer Smith zu widerlegen; beide brauchen es nicht: und wenn ſie es brauchten, wenn Sophokles Hauptzweck wäre, durch die Aeußerungen des körperlichen Schmerzes ſeinen tragiſchen Endzweck zu erreichen: ſo hätte L. mit allem, was er Gutes ſagt, wenig geſagt.

Aber Sophokles, das tragiſche Genie, fühlte nur gar zu viel dagegen, dieſen Zweck zu erreichen, und gieng ganz einen andern Weg, der ihm nicht mißrathen konnte, und den Hr. L. wie es ſcheint, von einer Nebenſeite geſehen. Ich muß aus dem vorigen Eindrucke, den ich davon geliefert, einige Züge zurücknehmen:

1. Der erſte Begriff von Philoktetes iſt der Begriff eines Verlaſſenen, Kranken, Elenden, von Menſchen verrathenen Einſiedlers, eines Robinſon Cruſoe, deſſen jammervolle Höle uns gezeigt wird: dieſe Situation ſetzt Hr. L. mit der ihm gewöhnlichen Stärke aus einander.

---

a) Laok. p. 33.

2. Der Elende ſoll noch einen neuen Streich von der Liſt ſeines alten Feindes leiden: hier ſchwillt unſere Theilnehmung, und der Kontraſt zwiſchen Ulyſſes und Neoptolemus macht die ganze Scene menſchlich.

3. Der Chor und Neoptolem drücken die Pfeile des Mitleids tiefer in unſer Herz: ſie ſingen ſein Elend in vollem Maaße. Wie begierig ſind wir nun, den Mann zu ſehen, der hier in der wüſten Inſel eine beſondere Scene ſpielt, und auf den neues Unglück lauert. In dieſem ganzen Akt iſt noch kein Philoktet zu ſehen: noch weniger die Vorſtellung von ſeinem körperlichen Schmerz Hauptidee. Sophokles hat in dieſem Akt dreierlei Vorſicht, uns erſt auf Philoktet lange vorzubereiten, ehe er auftritt: das Schwerſte und Untheatraliſche in Erzälung und nicht in Handlung zu zeigen: unſer Herz und unſre Phantaſie ihm zu ſichern, damit wir erſt — auch nur ſeinen Anblick ertragen lernen. Und gleich als ob dieſer noch nicht gnug vorbereitet wäre, muß den wilden Mann ein fern her murmelndes Ach anmelden, das ſich nähert, und —

1. Nun ſind durch den Anblick der Fremden die Seufzer weg, völlig weg. Warum das? warum läßt ſie Sophokles ſo ganz hinter der Scene? Erſt muß er ihn nicht blos vor Verachtung ſichern, ſondern ſeinem ganzen erſten Anblicke nach, iſt Philoktet ein leidender Held. Ich weiß nicht, warum L.

dieſen **erſten Eindruck**, in dem der Held erſcheint, nicht verfolget; wimmern haben wir ihn kaum von fern gehört, jetzt ſehen wir dulden. Mitten unter verbiſſenen Schmerzen ſteht und ſpricht der Menſchenfreund, Grieche, Held — warum hat Hr. L. das Intereſſe nicht mehr entwickelt, das er als Grieche, als ein theilnehmender Freund der Fremden, als der Verehrer griechiſcher Helden, wirket? Man kann kaum mehr für ihn ſympathiſiren, als man ſchon geſtimmet iſt.

2. Und noch zeigt er eine große Seite. Der eben jetzt Flehende hört Ulyſſes neuen Verrath, und wie iſt der flehende Elende plötzlich in einen Helden verwandelt?

3. In einen Helden, der gegen ſeine Feinde noch der ungedemüthigte Stolze bleibt: Originalzug der griechiſchen Größe, „Liebe gegen die Freunde, un-„wandelbarer Haß gegen die Feinde„ a)! Und wer anders als ein Redlicher, kann Neoptolem ſeine Pfeile und ſein Leben ſo großmüthig anvertrauen?— ein ſolcher Mann iſt nicht blos auf alle Wege vor Verachtung geſichert: er hat unſer ganzes Herz.

4. Das Chor bereitet uns auf die Scene des Elendes, und iſt offenbar in dem Tone der Ehrfurcht gegen einen Helden, der da duldet, der ſo lange geduldet hat, nicht, der da ſchreiet. — Wie wenig, wie wenig iſt doch alſo der Philoktet Sophokles ſei-

---

a) Laok. p. 42.

nem Hauptzuge nach auf der Bühne, der, den L. gewohnt iſt, als den Gräßlichen zu charakteriſiren, noch iſt er immer der große duldende Held: und das in zween langen Auftritten!

Und beinahe fängt die Idee von ſeinem Elende, und von dem Verſprechen des Neoptolemus an zu ſchwinden: faſt kann man uns von ſeinem Schmerz zu viel erzählt, faſt kann derſelbe ſich in neun Jahren doch wohl verringert haben? könnten wir ihn alſo nicht ſelbſt leiden ſehen? Wenn nichts mehr iſt, als was wir geſehen haben, ſo — und nun kommt der Anfall. Es iſt bloß ein Anfall, und ich weiß nicht, wie Hr. L. die Wahl einer **Wunde** rühmt a), die doch keinen andern Vortheil bringen konnte, als ein ekles Ach fünf Akte lang zu dehnen! Sophokles wußte was beſſers zu wählen — eine kurze Anwandlung. Sie legt er in die Mitte des Stücks zur Auszeichnung: ſie kommt plötzlich; um ſo eindrücklicher wird das Gift, als eine Strafe der Götter, nicht blos als eine ſchleichende Krankheit: ſie kommt ruckweiſe, um durch ein Anhalten den Zuſchauer nicht zu ermüden: ſie ſchweift in Raſerei aus, um den Zuſchauer von der Pantomime mehr auf die leidende Seele zu wenden: ſie wird lange von Philoktet unterdrückt, und nur mitten unter Geſprächen mit einzelnen Tönen des Jammers begleitet: ſie endet ſich in einem ruhigen Schlafe, und

der

a) p. 31.

der läßt uns erſt Zeit zu überdenken, was Philoktet ausgeſtanden. Man kann den ganzen Auftritt nicht mehr verkennen, als wenn man ihn blos für die Pantomine eines körperlichen Schmerzes, und das ganze Stück nicht mehr verkennen, als wenn Philoktet da ſeyn ſollte, um über eine Wunde zu ſchreien und zu heulen. Der Anfall iſt vorüber, und nach ſo wenig, als vor —— doch ich mag ja keinen Kommentar über Sophokles ſchreiben — wer urtheilen will, leſe!

So kann alſo W. ſeinen Laokoon mit Philoktet vergleichen! So kann das Schreien wohl nie, und am wenigſten bei Homer der Charakterzug eines Helden geweſen ſeyn! So iſt wohl nie Schreien das Hauptwerk des Philoktets, um Theilnehmung zu wirken, und körperlicher Schmerz nie die Hauptidee eines Drama! So hat das Schauſpiel gewiß ſeine eigne **ſchöne Natur** gleichſam, und genaue Grenzen zwiſchen andern Dichtarten. So kann man es ohne Sünde eine Reihe **handelnder, dichteriſcher Gemählde** nennen! Wer könnte uns über dieſe Materie beſſer belehren, als — der Verfaſſer des Laokoon und der Dramaturgie ſelbſt, wenn er ſich „über das Maas der Pantomime in der Tragödie, über die eigne **ſchöne Natur** des Drama, und über die beſondern Grenzen zwiſchen Malerei und Schauſpiel beſonders erklärte?

6.

Der große Winkelmann hat uns die ſchöne griechiſche Natur ſo meiſterhaft gezeiget, daß wohl keiner, als ein Unwiſſender und Fühlloſer, es leugnen wird, „ihr Hauptgeſetz in der bildenden Kunſt ſey „Schönheit geweſen.„ Deß ohngeachtet dünkt mich noch die erſte Quelle mit einigen ihrer Adern unentdeckt: **warum** die Griechen in Bildung des Schönen ſo hoch gekommen, um allen Völkern der Erde hierinn den Preis abzulaufen? Herr Leſſing giebt auch ein Supplement a) dazu, da er uns den Griechen, im Gegenſatz mit dem Kunſtgeſchmack unſerer Zeit, als einen Künſtler zeiget, der der Kunſt nur enge Grenzen geſetzt, und ſie blos auf die Nachahmung ſchöner Körper eingeſchränket: „ſein Künſt„ler ſchilderte nichts, als das Schöne.„

Nichts, als das Schöne? Nun ja! mein Leſer, ich habe die weiſen Erinnerungen und Einſchränkungen geleſen, die man wider dieſen Leſſingſchen Satz ſehr gelehrt aufgeworfen; allein man muß L. erſt verſtehen, ehe man ihn widerlegt. Will er ſagen, daß die Griechen nichts Häßliches gebildet? Ich glaube nicht, und wünſche an einem andern Orte b) die Worte weg: „die Griechen haben nie ei„ne Furie gebildet.„ Denn gienge ſein Satz ſo weit: ſo hätte Hr. Kloß noch in jedem ſeiner künftigen Schriften Gelegenheit, ein Beiſpiel anzubringen,

---

a) Laok. p. 9 - 21. b) Laok. p. 16.

gen, daß die Alten auch Furien, Meduſen u. ſ. w. gebildet hätten — etwas, was wohl jeder weiß, der etwa ein Muſeum durchlaufen.

Oder hätten die Alten das Geſetz gehabt, häßliche Figuren auch ſchön zu bilden, weil was gebildet werde, ſchön ſeyn müſſe? Ich weiß, daß man Ihn auch ſo verſtanden, und alsdenn die liebe Meduſe ſtatt Alles angeführt; allein auch dieß iſt nicht die Verbindung des Sinnes.

Ich verſtehe ihn ſo: es ſei bei den Griechen kein herrſchender, kein Hauptgeſchmack geweſen, das **erſte beſte** zu ſchildern und zu bilden, um blos durch **die Nachahmung** Werth zu erhalten, blos durch **Aehnlichkeit** ſich als Künſtler zu zeigen: ſondern hier habe ihr Geſchmack **das Schöne** zum Hauptgegenſtande gemacht, um nicht blos mit leidigen Geſchicklichkeiten zu pralen. Und in dieſem Verſtande bleiben folgende Beſtimmungen ja von ſelbſt eingeſchloſſen.

Um von einem **herrſchenden** Geſchmacke zu urtheilen, nehme man nicht jede einzelne Beiſpiele: denn die **Pauſons**, Pyreicus und andre Rhyparographen, ſo lange ſie nicht Schulen ziehen, und dieſe mit andern, mit den Schilderern der Schönheit noch nicht um den Vorzug ſtreiten dörfen, hindern nichts.

Um von einem herrſchenden Geſchmacke zu urtheilen, muß man die Worte eines Geſetzgebers,

bers, a) eines politiſchen Philoſophen, nicht als Beweis des Gangbaren annehmen: denn ſie ſagen, was da ſeyn ſollte, nicht was da iſt.

Die beſten Zeugen eines herrſchenden Geſchmacks ſind die **öffentlichen Kunſtwerke**, die Anordnungen der Obrigkeit: und da Hr. Leſſing auch vorzüglich auf dieſe geſehen, ſo lehrt man ihn ja nichts neues, wenn man ſich vernehmen läßt b): der griechiſche Künſtler ſchilderte nichts, als das Schöne— Entgegengeſetzte Zeugniſſe „der Schriftſteller und „Beiſpiele der Künſtler beſtimmen mich, dieſer „Beobachtung engere Grenzen zu ſetzen, und ſie „bloß auf öffentliche Denkmäler einzuſchränken.„ Ich denke, daß das Hrn. L. erſte Quelle geweſen, und er ſucht ja vielleicht Anordnungen, wo ſelbſt keine ſind c).

Um von einem herrſchenden Geſchmacke zu urtheilen, nehme man ferner nicht Tempelwerke, wo Religion die Hauptabſicht geweſen, oder der Geſchmack der Religion nicht geändert werden konnte. Hr. L. macht ſich dieſe Einſchränkung ſelbſt d), und ſie iſts, die ſeinen Satz ſo mildert, daß, ich geſtehe es, er freilich durch ihn ſo viel oder ſo wenig bedeuten kann, als er will.

Um

---

a) Laok. p. 11. not. b. wo Hr. L. die Worte Ariſtoteles anführet. b) Hr. Klotz Geſchichte der Münzen p. 41. 42. c) Laok. p. 12. das Geſetz der Thebaner εις το χειρον iſt mir noch zweifelhaft. d) Laok. p. 103.

Um endlich vom herrſchenden Geſchmacke zu urtheilen, nehme man freilich nicht alle Zeiten gleich, ſondern die, da der Geſchmack ſchon ausgebildet, da er durch keine Kakozelie verdorben erſcheint: im erſten Fall iſt noch kein Geſetz gegeben, im zweiten iſts eine Zeitlang unter die Bank gebracht; deßwegen aber noch immer Landesgeſetz. — Und nach dieſen Beſtimmungen kann L. allerdings feſt ſetzen: „daß bei den Alten die Schönheit das höchſte Geſetz der bildenden Künſte geweſen.„

Allein bei welchen Alten? ſeit wenn? wie lange? welche Unter- welche Nebengeſetze? Und woher iſts bei den Griechen ſo vorzüglich, vor allen Nationen, höchſtes Geſetz geworden? Andre wichtige Fragen, wo bei der letzten mir W. ſelbſt kaum ein Gnüge thut.

Hr. L. kommt auf zwo Situationen, die hierin einſchlagen: „daß bei den Alten auch die Künſte bürgerlichen Geſetzen unterworfen geweſen, „und was die bildenden Künſte auf den Charakter „einer Nation wirken können a).„ Allein, über beides konnte er ſich nur im Vorbeigehen erklären. ‚Es muß aus Gründen hergeleitet werden können: wie bei den Griechen Geſetze über die Kunſt nicht blos, wie weit es Hr. L. nimmt, erlaubt; ſondern nöthig geweſen — wie bei ihnen Kunſt und Poeſie und Muſik weit mehr zum Weſentlichen des Staats gehö-

---

a) Laok. pag. 12. — 15.

gehöret habe, als jetzt — wie der Staat alſo nicht ohne ſie, als ſeine damaligen Triebfedern, und ſie nicht ohne Staat haben ſeyn können — wie alſo die Wirkung der Nation auf die Kunſt, und der Kunſt auf die Nation nicht blos phyſiſch und pſychologiſch, ſondern auch großen Theils politiſch geweſen — wie bei den Griechen alſo aus ſo manchen Urſachen, und nicht blos ihres Nationalcharakters, ſondern auch ihrer Erziehung, Lebensart, des Grades ihrer Cultur, ihrer Religion und ihres Staats wegen, die Bildung der Schönheit mehr Eindrücke haben können, und mehr Eindrücke habe annehmen müſſen. Ein wichtiges Problem a), zu deſſen Auflöſung mehr, als einige Känntniß der Griechen von der Oberfläche her gehöret. Unſern gewöhnlichen *Græculis* alſo, die jetzt nach dem Modegeſchmacke von nichts ſo gern, als von Kunſt, von Schönheit der Griechen ſprechen, iſt ein Gedanke hieran ſo wenig eingefallen, daß ſie alles glauben erklärt zu haben, wenn ſie von nichts, als einer gewiſſen feinen ſchönen Empfindung der Griechen für die Kunſt, und für die Schönheit, ſchwatzen; von einer Empfindung, die ſie gehabt, die Römer

nicht

---

a) Ein Programm des Hrn. Prof. Heine, de cauſſis fabularum ſeu mythorum veterum phyſicis, hat mir mehr Gnüge gethan, als die ganze Philoſophie des Banier; wie überhaupt dieſer würdige Kenner der Alten von ſeinen Griechen das Schwerſte gelernt: ſtille Gröſſe, ruhige Fülle, auch im Vortrage und Ausdrucke.

ſicht gehabt, und die jetzt in unſern deutſchen Neugriechen wieder auflebe. Alle klotziſche Schriften ſind von dieſem ſüßen Geſchwätze voll a): denn freilich aus einer gewiſſen unnennbaren Empfindung, aus einem ſechſten Sinne für die Schönheit, kann man alles, was man will, ohne Kopfbrechen ausfinden. — Ein philoſophiſcher Kopf, wie Leſſing, konnte mit ſolcher qualitas occulta nicht zufrieden ſeyn: und welcher halbphiloſophiſche Kopf wird ſich denn damit lächelnd begnügen können?

Doch nicht zu weit vom Laokoon. Wenn bei den Griechen Schönheit das höchſte Geſetz der Kunſt war: ſo mußten gewaltſame Stellungen, häßliche Verzerrungen vom Künſtler entweder gemieden, oder herabgeſetzt werden: und L. giebt davon die beſten Exempel. Indeſſen hat er Widerſpruch gefunden und einer ſeiner Widerſprecher b) iſt, wenn er jetzt einen Stein findet, der dafür, jetzt einen, der dawider zu ſeyn ſcheinet, auch im Wechſelfieber bald für, bald gegen den Satz, daß der geneigte Leſer endlich nicht weiß, wie ihm iſt. Ob ſich hier nicht ein feſter Faden ziehen ließe?

Zuerſt alſo: der mythiſche Cirkel der alten Griechen war ohne Widerſpruch der Schönheit gebildet: ihre Götter und Göttinnen waren nicht, wie die

---

a) S. Klotz Geſch. der Münzen p. 106. 107. b) Klotz Act. litt. conf. mit der Geſch. der Münzen, und dieſe mit der Schrift über die geſchnittenen Steine.

die egyptiſchen, allegoriſche Ungeheuer: noch, wie die perſiſchen und indiſchen, beinahe ohne Bild: noch, wie die hetruriſchen, traurige und unanſtändige Figuren; ſondern an Bildung reizend dem Auge. In der ganzen Natur der Dinge fanden die Griechen keine beſſere Vorſtellung der göttlichen Natur, wie eines Inbegrifs der Vollkommenheiten, als die menſchliche Geſtalt; und wiederum, welches zu beweiſen wäre, keine der Gottheiten war ſo charakteriſirt, daß ſie **immer häßlich hätte gebildet werden müſſen**, um das zu ſeyn, was ſie ſeyn ſollte. Die Götterbegriffe der Griechen waren von Dichtern beſtimmet, und dieſe Dichter waren Dichter der Schönheit.

Die Griechen hatten z. E. einen Jupiter, der freilich nicht immer μιλιχιος, der auch oft der Zornige, der Grimmige war: und der Dichter konnte ihn ſeinem Zwecke gemäß ſchildern. Wie aber der Künſtler? Wer will denn **immer** gern einen zornigen Jupiter ſehen, da ſein Zorn doch mit dem Ungewitter übergeht? Was alſo natürlicher, als daß er zu dem **ewigen** Anblicke ſeines Kunſtſtückes den Anblick einer ſchönen Größe lieber wählte, und ihm nur hohen Ernſt in ſein Geſicht ſchuf? — Nun kann es freilich, und inſonderheit in der ältern Zeit der Religion, auch Abbildungen des Zorns gegeben haben: allein, was thut dieß? der Hauptbegriff bei Jupiter, ſelbſt wenn er den Donner wirft, bleibt

doch

doch — hoher Ernſt, ſchöne Größe; dieß iſt ſeine bleibende Geſtalt, jene geht vorüber.

Venus, wenn ſie um den Adonis trauret, raſet bei Moſchus fürchterlich: auch Juno kann königlich zanken, und Apollo tapfer zürnen — allein iſt dieſe Raſerei, dieß zänkiſche Geſicht, dieſer Zorn im Antlitze denn wohl ihre beſtändige Mine, ihr nothwendiger Charakterzug? Nicht! er iſt übergehend, er iſt eine vorbeiziehende Wolke: nun ſoll der Künſtler Venus, Apollo, Juno bilden; — will er nicht Unſinn, oder Eigenſinn beweiſen, ſo wird er die Mine nehmen, die Venus, Apollo, Juno eigen iſt: in der ſie ſich zeigen würden, wenn ſie ihm zur Bildung erſchienen, und dieß iſt — eine Geſtalt der Schönheit.

Doch immer aber gab es ja auch im mythiſchen Zirkel der Griechen Figuren, denen die Häßlichkeit ein Charakterzug war: z. E. Meduſenköpfe, Bacchanten, Giganten, Silenen, Furien u. ſ. w. Meduſa gehe voraus, denn Pallas trägt ſie auf ihrem mächtigen Schilde. Meduſe, iſt ſie eine Geſtalt, die nothwendig häßlich gebildet werden muß, von der man nur eine Geſtalt wüßte, die im höchſten Grade fürchterliche? Die ſo viel über die himmliſche Bildung der Meduſe, als von einem Ich weiß nicht, warum? und einer Parodoxie reden a), ſoll-

---

a) Klotz Geſch. der Münzen p. 46. 47.

ſollten wiſſen, daß Meduſen dieſe Bildung eigenthümlich, daß ſie eine Reizende geweſen, die Neptun zur Liebe beweget, und darüber von der jungfräulichen Minerve verwandelt worden a). Nun ſollte ſie der Künſtler bilden: zwo Geſtalten lagen vor ihm und er wählte — die ſchöne vor ihrer Verwandlung: aber um ſie als Meduſe zu bezeichnen, flocht er Schlangen in ihre Haare.

Um dieſe Schlangen zu erklären, weiß ich da keinen andern Rückweg, als mich „auf das beſondere Gefühl der Griechen und Römer für die Schlangen„ zu beruffen b)? ein beſonderer Appetit, der — hier aber nichts erklärt. Eine ſchöne Meduſe ohne Schlangen wäre nicht mehr kenntlich, nicht mehr Meduſe — ein bloß ſchönes Geſicht geweſen; ſo und aus keinem Schlangenappetit mußte alſo der Künſtler dieſen Charakterzug brauchen. Und warum ſollte ers nicht? Wann er die Schlangen in die Haare verſteckt, ſo können ſie zieren; und was an ihnen hervorblickt, iſt das was häßliches? Schrecklich und nicht häßlich; aber dieß Schreckliche gemäßigt, mit einem ſchönen Antlitze contraſtirt, iſt angenehm; es erweckt den Begriff des Außerordentlichen, von der

---

a) Pauſanias erzält ihre Geſchichte noch bequemer für die Kunſt v. Corinth. c. 21.

b) Klotz Geſch. der Münz. p. 47. „Es iſt wahr, daß unſer Gefühl über dieſen Punkt eben ſo verſchieden „von dem Gefühl der Griechen und Römer iſt, als von „der Empfindung des Kanibalen„ u. ſ. w.

der Macht der Göttin, iſt alſo hier als Charakterzug nöthig, und zum viel faſſenden Eindrucke tauglich: es erhebt die Schönheit. Meduſe alſo dorfte nicht nothwendig ein Bild der Häßlichkeit ſeyn.

Und die **Furien** eben ſo wenig. Die **Ehrwürdigen**: ſo nannten die Athenienſer ſie, und ſo konnten ſie die Künſtler bilden: „weder an ihren „Bildniſſen, ſagt Pauſanias a), noch an den Ab„bildungen der unterirdiſchen Götter, die im Areo„pagus ſtehen, iſt was fürchterliches wahrzuneh„men.„ Und wenn nicht an den Furien; an den eigentlichen Rach- und Plagegöttinnen: wenn nicht an den unterirdiſchen Göttern; wenn nicht ſelbſt im Areopagus, dem ernſthafteſten Orte zu Athen — wo und an welchen Bildungen hätte denn das Gräuliche der Hauptcharakter ſeyn **müſſen**?

Ich darf alſo behaupten, daß alle mythiſche Figuren des Zirkels, die als Hauptfiguren, einzeln, ihrem innern und beſtändigen Charakter gemäß, haben erſcheinen ſollen, das Widerliche und Gräßliche nie zur nothwendigen Bildung haben **dorften**. Selbſt bis auf den Schlaf und den Tod b) erſtreckt

---

a) In Attic. c. 28. b) Laok. p. 131. Die leſſingiſche Erklärung des διεστραμμένους τοὺς πόδας ſcheint dem Sprachgebrauche zu widerſprechen; und wenn es aufs Muthmaßen ankäme, könnte ich eben ſo ſagen: „ſie ſchliefen „mit über einander geſchlagnen Füßen„ d. i. des einen Fuß ſtreckte ſich über den andern hin, um die Verwandtſchaft des Schlafs und Todes anzuzeigen u. ſ. w.

ſich dieß, die beide als Knaben in den Armen der Nacht ruhend vorgeſtellt wurden, und ſo gar bis auf die hölliſchen Götter — ſchönes Feld von Vorſtellungen für den Künſtler, dem alſo ſeine Religion es wenigſtens nicht auflegte, zur Schande des Geſchmacks, und zum Ekel der Empfindung arbeiten zu müſſen. Da waren keine Bilder des Abſcheues, wie in der ſkandinaviſchen und andern nordiſchen Religionen: keine Fratzenvorſtellungen, wie in den Mythologien der heidniſchen Mittagländer: kein Knochenmann, der den Tod, kein Ungeheuer, das den Teufel vorſtellen ſollte, wie nach den Idolen unſeres Pöbels; unter allen Völkern der Erde haben die Griechen, was den ſinnlichen, den bildſamen Theil der Religion anbetrift, die beſte Mythologie gehabt: ſelbſt die Kolonien ihrer Religion, nicht ausgenommen.

Zweitens: doch aber gab es ja ſo häufige Vorſtellungsarten, Situationen, und Geſchichte ihrer Religion, die immer auch für den Künſtler widerliche Geſtalten liefern mußten, wenn nicht als Haupt- ſo als Nebenideen: wie nun? Als Nebenideen freilich, und eine Mythologie, die nichts als Geſtalten in ſeliger Ruhe lieferte, wäre für den Dichter gewiß eine todte, einförmige Mythologie geweſen, und hätte keine Griechen an Poeſie hervorbringen können. Gnug aber, daß dieß Nebenideen, untergeordnete Begriffe, wandelbare Vorſtellungen waren;

ren; bei ſolchen befand ſich der Dichter recht wohl und der Künſtler auch noch ſo unbequem nicht.

Ein Jupiter z. E. der die Giganten unter ſeinem Wagen hat, kann und ſoll auf ſie, als auf Ungeheuer, als auf widrige Geſtalten ſeinen Blitz ſchleudern; aber dieſe Geſtalten ſind ja nicht der Hauptanblick: ſie ſind mit ihrem Gräßlichen dem Jupiter untergeordnet, und alſo da, das Majeſtätiſche in ihm zu vermehren; nicht alſo wider das Hauptgeſetz der Kunſt. Ein ſchöner Bachus unter taumelnden Mänaden, und ausgelaſſenen mit Pausbacken blaſenden Bacchanten, unter Silenen und Satyrs, wird um deſto herrlicher und ſchöner erſcheinen. Die fürchterliche Meduſe auf dem Bruſtharniſche der Pallas wird die nämliche Schönheit ihrer Göttinn noch mehr erheben: denn hier iſt ſie nicht Hauptfigur, ſondern Zierrath der Kleidung. So Perſeus mit ſeiner Gorgone: Vulcanus, der hinkende, mitten im Saale der Götter: ſo Cerberus unter den Füßen des majeſtätiſchen Pluto — wie manches Papier wäre mit Einwendungen geſchont, wenn man bedacht hätte, daß in eine Compoſition von Figuren auf eine Nebengeſtalt ja nicht das Hauptgeſetz fallen könne, ohne das Ganze zu verderben.

Drittens: was ich von den griechiſchen Göttern geſagt, gilt auch von ihren Helden. Weder ihre Herren, noch menſchliche Helden haben zu ihrem

rem Hauptzuge eine Kloſterheiligkeit, eine verzückte Andacht, eine bußfertige Verzerrung, oder eine ſich wegwerfende Demuth. Allein alſo, für ſich ſelbſt genommen, läßt der Held hoher Schönheit Platz, inſonderheit wenn er als Hauptperſon in ſeiner bleibenden Faſſung erſchiene. Setzet ihn aber auch in ein Medium der Hinderniß: ſeine Seele werde von Zorn, von Jammer, von Betrübniß erſchüttert: freilich wird er nicht den ſtoiſchen Weiſen machen; aber die empfindliche Natur ſeiner Menſchheit, wird ſie ſeiner höhern Natur widerſprechen dörfen?

Hier ſtehe die Abſchilderung Agamemnons in dem Opfer der Iphigenia. Timanthes verhüllte ihn: warum aber hat er ihn verhüllet? Er hat ſich, ſagt Plinius a), in den traurigen Phyſiognomien erſchöpft, ſo daß er dem Vater eine noch traurigere geben zu können verzweifelte. Dieß läßt Hr. L. den Plinius ſagen b), und — — widerlegt alſo die von ihm gegebene Urſache mit Recht: denn es iſt wahr, „daß mit dem Grade des Affekts ſich „auch die ihm entſprechenden Züge des Geſichts verſtärken; daß der höchſte Grad die allerentſchiedenſten Züge habe, und nichts ſey der Kunſt leichter, „als dieſe auszudrücken.„ Plinius hätte alſo Unrecht, und der Schriftſteller c) noch mehr Unrecht, der ohne dieſe von L. angegebne Urſache zu entkräften,

---

a) Lib. XXXV. Sect. 15. b) Laok. p. 18. 19.

c) Klotz act. litter. Vol. III. p. 291.

ten, Plinius glaubt, blos weil er idoneus auctor iſt. Aber wie wenn Plinius dieß nicht geſagt hätte?

Plinius Stelle iſt dieſe: Timanthes cum mœſtos pinxiſſet omnes, præcipue patruum, & triſtitiæ omnem imaginem conſumpſiſſet, patris ipſius vultum velavit, **quem digne non poterat oſtendere.** Was ſagt nun **Plinius**? daß Timanth ſich an traurigen Phyſignomien erſchöpft, daß er dem Vater keine **traurigere** hätte geben können? nicht! ſondern daß dieſe noch **traurigere** ſeiner nicht würdig geweſen wäre, daß er ihn in derſelben nicht **würdig** hätte zeigen können. Ich will dem **Valerius Maximus** a) folgen, wie er Timanths Gemälde angiebt: **Kalchas** erſcheint betrübt, **Ulyſſes** traurig, **Ajax** ſtößt eben ein Ach! aus, **Menelaus** windet die Hände — wie nun **Agamemnon**? nicht anders als ſtarr, ſinnlos, betäubt, die Züge des Geſichts eiſern angeheftet, oder — raſend: denn ſo äußert ſich, dünkt mich, der höchſte Affekt. Würde ſich da nun Agamemnon würdig zeigen? der Anblick eines Starrſehenden, iſt er würdig eines Vaters? kaum! und der die Hände windende Menelaus, der ächzende Ajax, der traurige Ulyſſes, der betrübte Kalchas würden gerührter ſcheinen, als der ſtarre Vater ſelbſt. So erſcheine dieſer raſend? ein unnütz raſender Held, ein

---

a) Valer. Maxim. lib. VIII. Cap. 11.

ein knirſchender Agamemnon iſt ein unwürdiger Anblick. Wenn Menſchen ſein Kind ertödten: ſo rette ers: er winde Kalchas das Opfermeſſer aus der Hand, und mache ſich nicht durch ſein Geſchrei, durch ſeinen vergeblichen Schmerz unnütz. Wollen aber Götter das Opfer, fodert es das Wohl der Griechen; iſts einmal zugeſtanden; König, ſo wiſſe dich zu faſſen: und wenn dein väterlich Herz bricht, ſo — wende dein Auge weg; verhülle dein Antlitz: ſo erſcheinſt du würdig des Vaters, und des Königes, und des empfindbaren Griechen und des patriotiſchen Helden.

Auch würdig der Kunſt des Malers? Mit dem vorigen zuſammen; ob aber dieſer letzte Zweck der Einige und Hauptzweck geweſen? ob die ſchönen Raiſonnemens eintreffen, die Hr. L. dem Timanthes Schuld giebt a), „daß er die Grenzen ſeiner Kunſt „gekannt, daß er das Häßliche, das Verzerrende „im Geſicht Agamemnons gerne gelindert hätte; „da es aber nicht angieng — ſo habe er ihn verhüllet. Die Verhüllung ſey eben ein Opfer, das „der Künſtler der Schönheit gebracht habe;„ weiß ich nicht; wenigſtens konnte ihm das Opfer nicht ſchwer werden, denn er brachte es aus fremden Mitteln. Mehr als ein Dichter b) hatte ſchon im Schauſpiele den Agamemnon **verhüllet**, und Timanth

---

a) Laok. p. 19.

b) Z. E. Euripides in ſeiner Iphigenia u. ſ. w.

manth dorfte alſo nicht erſt mit ſich darüber vernünfteln. Er wäre frech geweſen, wenn er, was der Dichter verhüllt hatte, hätte entblöſſen wollen, zumal es auf ſeine Kunſt ſo ſehr zutraf. Warum ihn aber der Dichter verhüllt? ob etwa einem künftigen Timanthes zu gut? ob etwa eine Figur zu verhüten, die ſich nicht malen ließe? ob um der Kunſt ein Opfer zu bringen? Der Kunſt freilich; aber kaum dem Pinſel des Timanthes, ſondern ſeinem eigenen Schauſpiel, und der Grazie deſſelben! Nicht, als wenn dieſe bei der Opferung eines Kindes einen ſtoiſchen Helden foderte; ſo unmenſchlich iſt die griechiſche Grazie nicht. Nicht, als wenn ſie einen betrübten ächzenden Vater nicht duldete; warum nicht, wenn es damit gethan wäre? Aber hier ſollte er den höchſten Ton des väterlichen Schmerzes, und des entſetzlichſten Jammers: ihn ſollte ein Held anſtimmen, der zugleich König war, der dadurch die Griechen rettete, der ihnen die Opferung verſprochen hatte: dieſer alſo ſein Wort brechen, ſein Volk nicht lieben, dafür auch nicht etwas Saures thun wollen? Er laſſe ſie opfern, er raſe nicht wie ein Klageweib vergebens umher: er wende ſein Auge ab, und weine väterliche Thränen: ſo erſcheint er — würdig dem Könige und dem Vater, mithin auch würdig der theatraliſchen Grazie. Nur da dieſe einer andern Perſon, einer Clytemneſtra, einer Hekuba und andern Helden noch wahrſcheinlicher manches hätte erlauben können; was ſi in dieſer Situation, dieſem Agamemnon nicht erlaubte: ſo ſieht man, daß auch bei Euripides dieſe Verhüllung mehr ein Opfer für ſeinen Helden i **dieſer Situation**, als für den Helden abſolut oder abſolut für die Grazie der Schauſpielkunſt geweſen; und daß die Grazie einer fremden Kunſ hier gewiß ganz beiſeite trete.

Indeſſen, wie es ſey: ſo bleibt Timanthes Gemälde, ſelbſt bis auf den ſchreienden Ajax deſſelben a), für Hrn. Leſſing, und ſelbſt der raſend Ajax, die fürchterliche Medea, der leidende Herkules, der ſeufzende Laokoon; und immer zehn Beiſpiele gegen ein gegenſeitiges beſtätigen ſeinen Sa „wie ſehr die griechiſchen Künſtler das Häßliche vermieden, und wie ſorgfältig auch in den ſchwerſten Fällen Schönheit geſucht.„ Sollte ma aber in der neuern Zeit, mit Ausdehnung de Kunſt auch über die Grenzen des Schönen, **da Weſen** derſelben haben ändern, und ihr ein neue Obergeſetz: „Wahrheit und Ausdruck„ geben wollen b)? oder ſollte dieſe Uebertragung über di Grenzen des Schönen nicht auch zu unſrer Zei

blo

---

a) Hr. L. kann dem Valerius immer glauben: denn au den ſchreienden Ajax fällt in dem Gemälde nicht da Hauptaugenmerk: und alſo auch nicht der Mittelpunkt die Nerve ſeines Satzes: der das Ganze der Compoſition, nicht eine Nebenfigur treffen will.

b) Laok. p. 10. 23.

blos „Eigenſchaft des Geſchmacks in der und jener „Schule„ und alſo eine Kakozelie ſeyn, an der es den Griechen bei ihrem Pauſon und Pyreicus auch nicht fehlte? die Frage wird ſich im folgenden mehr ergeben. „Wenn man in einzelnen Fällen den „Maler und Dichter (und alſo auch die Kunſt „zwoer Zeiten) mit einander vergleichen will, ſo „muß man vor allen Dingen wohl zuſehen, ob ſie „beide ihre völlige Freiheit gehabt haben, ob ſie ohne allen Zwang auf die höchſte Wirkung ihrer „Kunſt haben arbeiten können a).„ Und wer hat hier in einer freiern Luft geathmet?

7.

„Ein äußerlicher Zwang war bei dem alten „Künſtler öfters die Religion.„ Bacchus mit Hörnern iſt Leſſingen b) hier das erſte Beiſpiel, das ihn auch ſcheint auf dieſe ſo wahre Ausnahme gebracht zu haben. „Bacchus mit Hörnern! in der „That ſagt Hr. L. ſind ſolche natürliche Hörner eine „Schändung der menſchlichen Geſtalt, und können „nur Weſen geziemen, denen man eine Art von „Mittelgeſtalt zwiſchen Menſchen und Thier ertheilte.„ Und ſorgfältiger kann nicht ein Freund bedacht ſeyn, ſeinem Freunde die Hörner von der Stirne wegzuſchaffen, als Hr. L. für ſeinen ſchönen Bacchus beſorgt iſt.

---

a) p. 162. b) Laok. p. 103.

Er erklärt ſie alſo zuerſt für einen bloßen Stirnſchmuck a). Und woher ein Stirnſchmuck? Aus der Stelle des Dichters —

tibi cum ſine cornibus adſtas
Virgineum caput eſt :

„Er konnte ſich alſo auch ohne Hörner zeigen, ſagt „Hr. L. und ſo waren die Hörner ein Stirnſchmuck, „den er aufſetzen und ablegen konnte.„ Wie? folgt dieß letzte Alſo wohl aus der Stelle Ovids, aus einer feierlichen Anruffung deſſelben? War Bacchus nicht ein Gott? der ſich alſo auch, wie andere Götter, in mehr als einer Geſtalt zeigen, der bald in jungfräulicher Schönheit, bald im fürchterlichen Schlachtgetümmel fürchterlich, bald als ein ſchöner Jüngling wie den Seeräubern Homers erſcheinen konnte? Und hatte Bacchus dieß nicht bloß mit andern Göttern gemein, ſondern zu einem ihm eigenen Vorzuge, der Gott von tauſend Geſtalten (μυριομορφος) zu ſeyn, und alſo auch die unzälig vielen Beinamen zu haben, die ihm Orpheus, die Epigrammatiſten, Nonnus u. a. geben? folgts da wohl aus der Stelle Ovids, daß Bacchus — — dadurch διμορφος, πολυμορφος, μυριομορφος werden könne, wenn er — — ſeine Hörner ablege, wie ohngefähr eine alte Jungfer ihre falſchen Zähne und Brüſte? armes Lob! — Einen frommen chriſtlichen Ehemann mögen ſeine Hörner einen bloßen Stirnſchmuck und eine Krone der Ge-

duld

---

a) Laok. p. 95.

duld von bewährtem Golde bedeuten: nicht dem mythologiſchen Bacchus.

So mögen es wohl keine Bacchus ſeyn, die mit hervorſprieſſenden Hörnern daſtehen, ſondern lieber Faunen a): denn „in der That ſind ſolche „natürliche Hörner eine Schändung der menſchli„chen Geſtalt, und können nur Weſen geziemen, „denen man eine Art von Mittelgeſtalt zwiſchen „Menſchen und Thier ertheilt.„ Mit ſolchen geziemenden Schlüſſen! als wenn Bacchus nicht oft gnug dieſen und noch ungeziemendere Namen bekäme: als wenn er nicht oft gnug κεραος, δικεραος, χρυσοκεραος, ταυρωπος, ταυρομετωπος, ταυροκεραος, κερασφορος, gehörnt, zweigehörnt, goldgehörnt, ſtiergehörnt hieſſe. Kurz! die Hörner waren in gewiſſen Deutungen ihm **weſentlich**, und gehörten mit zu ſeiner heiligen Allegorie, in der ihn die Griechen mit von andern Völkern, die die Allegorie noch über die Schönheit der menſchlichen Geſtalt liebten, bekommen hatten.

Ob aber Bacchus in **allen** b) ſeinen Tempeln nicht anders, als gehörnt, erſchienen, iſt wieder auf der andern Seite zu weit, und hat für Hrn. L. keinen Vortheil, als nachher c) ſeine Errathungskunſt zu üben, wo denn alle dieſe gehörnte Statuen Bachus geblieben ſeyn mögen, da wir jetzt keine haben? Mir dünkts gnug, daß der bei den Dichtern vielgeſtal-

---

a) p. 104. b) Laok. p. 103. c) p. 104.

geſtaltige Bacchus auch bei den Künſtlern, auch in ſeinen Tempeln „**in mancherlei Geſtalt**„ geweſen ſey: daß nach der ältern allegoriſirenden Mythologie dem Bacchus die Hörner ſehr **bedeutend** und oft alſo auch für den Werkmeiſter, der der Religion arbeitete, ein Attribut des Bacchus ſeyn müſſen: daß in den beſſern Zeiten, da die Griechen ſelbſt vieles von ihrer heiligen Allegorie der Schönheit aufgeopfert, auch die **ganz ſchönen** Statuen des Bacchus, inſonderheit in ſeinen Kunſtwerken, die beſten geworden; und ſo zerſtieben alle Widerſprüche von ſelbſt.

Ueberhaupt ſollte das mehr auf Kunſt und Dichtkunſt angewandt werden, was **die zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene** Religion auf beide gewirket. In den älteſten Zeiten, da noch die fremden, von außen überbrachten Begriffe galten, waren freilich die Vorſtellungen der Götter oft unwürdig: und Jupiter ſelbſt ſchämte ſich nicht, mit beiderlei Geſchlecht mit einem Beile, und in Geſtalt eines Miſtkäfers zu erſcheinen. Bald aber entwölkte ſich dieß allegoriſche Gehirn der Aegypter und Aſiaten in der freien griechiſchen Luft: die unnützen Geheimniſſe und Deutungen in Mythologie, Philoſophie, Poeſie und Kunſt wurden unter den Griechen aus ihren verſchloſſenen Kammern auf offnen Markt getragen, und Schönheit fieng an, das Hauptgeſetz der Poeſie und Kunſt, nur bei jeder auf eigne Art, zu werden. Homer, der Sohn eines himmliſchen Genius, ward der Vater ſchöner Dichter und ſchöner Künſtler: und glücklich iſt das Land, dem in der ſinnlichen Poeſie und der noch ſinnlichern Kunſt, der Geiſt ſeiner Zeit in Religion und Sitten und Gelehrſamkeit und Cultur ſo wenig Zwang auflegt, als Griechenland in ſeinen ſchönſten Zeiten. Ich wundre mich, daß W. in ſeinen Schriften dieſe Abſtreifung fremder, alter, allegoriſcher Begriffe nicht mehr bemerkt, und in ihrer Nutzbarkeit gezeiget hat: es iſt ein Hauptknoten in dem Faden der Kunſtgeſchichte: „wie die Griechen „ſo manche fremde drückende Ideen in die ihnen „eigne ſchöne Natur verwandelt haben!„

Von hieraus gienge der ſicherſte Weg, um zwiſchen inne durch Bedeutung und Schönheit, durch Allegorie und Schönheit der Kunſt und Poeſie unbeſchädigt durchzukommen: ich würde aber mit einmal zu tief in den Unterſchied der dichtenden und bildenden Kunſt tauchen müſſen — alſo zurück zu unſern Prolegomenen.

8.

Wenn Schönheit das höchſte Geſetz der bildenden Kunſt iſt: freilich, ſo muß Laokoon nicht ſchreien, ſondern lieber nur beklemmt ſeufzen: denn wenn ſchon Sophokles zu ſeinem theatraliſchen Auftritt einen brüllenden Philoktet eben ſo ungereimt ſand, als Leſſing den ſtoiſchen Philoktet findet: wie viel mehr der Künſtler, bei welchem ein Seufzer und ein Schrei des offnen Mundes ewig dauret.

Ohne es nun durch eine Handvoll Vermuthungen ausmachen zu wollen, wer den andern nachgeahmet, ob der Künſtler den Dichter, oder der Dichter den Künſtler? führe ich nur Eins an, was Hrn. Leſſing in dem Augenblicke a) nicht beigefallen, daß es außer **Piſander** b), der nur als eine Quelle Virgils im Unbeſtimmten angegeben wird, es Griechen gegeben, wo Virgil den nähern Gegenſtand, die Geſchichte Laokoons ſelbſt, geſchöpft haben könne. Daß unter Sophokles verlohrnen Stücken auch ein **Laokoon** ſey, hat Hr. L. ſelbſt angeführt c), und **Servius** meinet, daß Virgil die Geſchichte Laokoons aus dem Griechiſchen des **Euphormio** geſchöpfet. — Vermuthungen, die wenigſtens weiter bringen können, als der leere Name eines Piſanders, oder ein **Quintus Calaber**, der es nicht verdiente, von Hrn. Leſſing d) auch nur als ein halber Gewährsmann angeführt zu werden: denn was geht ſeine ganze Giganten-Erzählung unſern Virgil, oder Laokoon an?

Quintus Calaber iſt ein ſpäter Schriftſteller, ein übertreibender Dichter, ein ſeyn wollendes Original — mehr Umſtände braucht es nicht, ihm bei dieſer Sache den Zutritt eines Zeugen ſtrittig zu machen.

---

a) Laok. p. 50-67. b) p. 51. c) p. 8. d) p. 52.

machen. Er dichtet bei ſeinem Laokoon ſo weit in die Welt hinein, daß die dichteriſche Fabel kaum mehr Fabel bleibt: ſie wird ein abentheuerliches Rieſenmährchen. Warum muß unter dem warnenden Trojaner die Erde erbeben? Wenn Troja durch die Liſt der Minerva fallen ſoll; was brauchts die ganze Macht Jupiters, Neptunus und Pluto? Warum müſſen ſeine unſchuldigen Augen verblinden? warum muß er raſen? Etwa um noch blind und verſtockt fortzufahren in ſeinem Rathe, und alſo als ein trotzender Gigante gegen die Götter zu erſcheinen? — Etwa weiter durch dieſen verſtockten Rath noch erſt die neue Verbrecherſtrafe der Drachen zu verdienen — Was brauchts den gutgeſinneten Patrioten erſt in einen Himmelsſtürmer, in einen tollen Verbrecher umzuſchaffen, und nachher gar —— Unſchuldige für ihn leiden zu laſſen? Laokoon ſelbſt geſchieht nichts von den Drachen: ſeine armen unſchuldigen Kinder werden ergriffen, und zerfleiſcht, — abentheuerliche, abſcheuliche Scene, ohne Wahl und Zweck, ohne Zuſammenordnung und dichtenden Verſtand!

Ich bleibe alſo bei Virgil und dem Künſtler. Virgil mag aus Piſander, aus Euphormio, und woher es ſey, geſchöpft haben: ſo ſchöpfte er als Dichter, als epiſcher Dichter, als Homer der Römer. Er kleidete alſo auch dieſe Erzälung in ein epiſches Gewand: er goß ſie in eine Art von Neuhomeriſcher Form; und in ſolcher Geſtalt tritt ſie uns vor Augen. Wir haben einen Schriftſteller a), der ſich die Mühe gegeben, Virgil mit den Griechen zu vergleichen, und ihn daher zu erläutern; Schade aber, daß ihm in ſeiner Vergleichung bloß Worte, Bilder und einzelne Lappen vor Augen ſind. Die Manier ſeiner Poeſie aus Homer und andern Griechen zu erklären, iſt ihm nicht eingefallen, ſonſt müßte ſich auch in dieſer Erzälung von Laokoon der Dichter zeigen, der nach Homer zeichnen wollte. — Vielleicht wird meine Vermuthung, welche Stelle Homers Virgil nachgeahmet, etwas zu unſerm Zwecke thun.

Aeneas mitten im Erzälen b), kommt auf die Geſchichte Laokoons, und ſiehe! —

hic aliud maius miſeris multoque tremendum
obiicitur magis atque improvida pectora turbat.
Laocoon. - -

Wem fällt nun nicht gleich bei Eröffnung dieſer Schlangenſcene der homeriſche Neſtor c) ein, der auch eine ſolche Schlangenſcene mit einem ähnlichen *ενϑ' εφανη μεγα σημα* eröffnet? Der Vorfall bei beiden iſt verſchieden; die Manier der Erzälung iſt völlig dieſelbe. Bei Homer erzält der geſprächige Alte, wie vor ihrer Abfahrt die Griechen rings um eine

---

a) Virgilius collatione ſcriptor. graecor. illuſtratus opera et induſtria Fulvii Vrſini. Antverp. 1567.

b) Virg. Aeneid. lib. II. 199.

c) Homer. Iliad. B. 305 - 326.

eine Quelle den Unſterblichen Opfer gebracht, wie darauf nahe an einem Pappelbaume ſich ein großes Wunderzeichen ſehen laſſen: ein rothgefleckter gräulicher Drache, den Jupiter ſelbſt geſandt, ſchoß unter dem Fuß des Altars plötzlich hervor, ſchlang ſich zum Pappelbaume hinan, wo die Brut, die zarte Brut eines Sperlings auf dem Gipfel des Baums hinter Blättern verſteckt niſtete — acht an der Zahl, und die Mutter der Jungen war die neunte. Ohne Erbarmen würgte der Drache die winſelnden Kleinen; die Mutter aber — zwar flatterte ſie klagend um ihre geliebte Brut, allein auch ſie ward am Flügel von ihm umſchlungen, ergriffen und mitten in ihrem Geſchrei erwürgt u. ſ. w. — Mich dünkt, Virgil habe in der epiſchen Einkleidung des Laokoon Homer im Gedanken gehabt; nur daß er das Epiſche ſo verſtärkte, daß aus Homers einfacher Erzälung ein völlig ausgemaltes Bild ward, — gegen das ich doch lieber Homers einfache Erzälung zurückwünſchte.

In Homer ſind alle Griechen ſchon in Erwartung: rings um eine Quelle gelagert, mit dem Opfer an die Unſterblichen beſchäftigt, und alſo in der Faſſung, auf ein himmliſches Zeichen zu merken, ſo bald es erſchiene. Bei Virgil iſt alles unſtät, zerſtreut, auf den griechiſchen Betrüger horchend, und nicht auf Laokoons Opfer; die Schlangen erſcheinen, und was für ein Geräuſch, was für ein

Plätſchern im Meer müſſen ſie machen, ehe ſie bemerkt werden.„ Zwo Schlangen kommen von der Höhe des Meers herab: in ungeheure Ringe geſchlungen, (mich ſchaudert es zu ſagen!) liegen ſie auf der See und ſtreben gemeinſchaftlich ans Ufer. Mitten aus den Fluthen hebt ſich ihre Bruſt empor: über die Waſſer ragen ihre blutrothen Kämme: ihr übriger Körper iſt mit der langen Oberfläche der See gleich, und krümmt ſeinen unmäßlich langen Rücken in Ringen heran. Es entſteht ein Geräuſch bei ſchäumender See, und ſchon ſind ſie am Ufer: ihre Augen funkeln, ihre Zungen züngeln, ziſchen — welch entſetzlich lange Vorbereitung, ſo epiſch, ſo maleriſch, daß — ich nicht weiß, wie Ein Grieche ihre Ankunft abwartet. Wie vieles wendet Virgil auf den Nebenzug eines Gemäldes, den Homer mit einem Worte vollendete! und wie iſt die ganze Schilderung mit ſolchen ausgemalten Nebenzügen überladen — beinahe ein untrügliches Wahrzeichen, daß der Dichter nach der Hand eines andern gearbeitet, daß er nicht aus dem Feuer ſeiner Phantaſie geſchrieben. Wäre dies, wie würde er ſich ſo lange bei ihrem Heranplätſchern, und noch länger bei ihren Ringen und Schlingen aufhalten? Dieſe ſind ihm das Hauptaugenmerk: ſie kommen ihm immer von neuem ins Geſicht, und er ſchaudert nie mehr, als wenn er an dieſe unermäßliche Windungen, und Umſchlingungen und Stellungen denkt.

Virgil muß nachgeahmet haben; entweder nun einem Kunſtwerke, oder welches mich wahrſcheinlicher dünkt, dem Gemälde Homers. Das hat von jeher den Nachahmer verrathen, wenn er mit gar zu künſtlicher Hand klecket, und Nebendinge am ſorgfältigſten vollendet. Eben daher wage ichs, zu ſagen, daß Virgils Schilderung mehr das Ohr füllet, als die Seele. Mit allem Vorplätſchern der Schlangen thut ſie nichts, als uns zerſtreuen und betäuben: mit allen Windungen derſelben um Laokoon, die hier ſo genau angezeigt werden, wird unſer Auge vom Laokoon auf die Schlangen gewandt: wir vergeſſen, auf ſein Geſicht zu merken, und auf die Seele, die in demſelben ſpreche: endlich zeiget ſich dieſelbe — aber durch ein wüſtes Geſchrei, durch das Brüllen eines verwundeten Stiers, der vom Altar entlaufen:

clamores horrendos ad ſidera tollit - -

freilich, „ein erhabener Zug für das Gehör„ wie ich Hrn. L. gern zugebe a); aber ein leerer Schall für die Seele. Der Dichter hat ſich ſo ſehr in die Windungen ſeiner Schlangen verſchlungen, daß er eins, und zum Unglücke das Hauptſtück, vergißt: Laokoon ſelbſt, und ſeine Angſt und den Zuſtand ſeiner Seele: Züge, die Homer ſo gar bei ſeiner jungen Sperlingsbrut, und bei ihrer armen Mutter nicht vergißt, und uns alſo ein Bild nicht fürs Auge, und noch

---

a) Laok. p. 50.

noch minder bloß „erhabne Züge fürs Gehör„, ſondern ein Bild in die Seele malet. Ich weiß nicht, wie Hr. L. ſich im Lobe Virgils ſo lange a) bei den Nebenzügen, „Windungen der Schlangen„ u. ſ. w. aufhält, die bei dem Maler und Bildhauer, gewiß aber nicht bei dem Dichter, weites Lob verdienen. Ja wenn Virgil zum Vorbilde eines Künſtlers gearbeitet hätte! Iſt das aber nicht wider den Zweck des ganzen Leſſingſchen Werkes?

Und was er gegen Virgil zu nachſehend iſt: wird er gegen Petron zu ſtrenge b), da ſich doch die meiſten dieſer Vorwürfe ſicherer auf Virgil gegen Homer, als auf Petron gegen Virgil betrachtet, deuten ließen. Ich weiß Petrons gezwungene Art zu dichten, und geſtehe gern zu, daß aus ſeiner Beſchreibung Laokoons kein Funke poetiſches Genies hervorblitze: muß aber darum das Gemälde, das er beſchreiben will, muß die ganze Gallerie von Gemälden zu Neapel nur in ſeiner Einbildungskraft exiſtirt haben? Warum das? Etwa weil ein Romanſchreiber kein Hiſtorikus ſeyn darf? ſeyn darf! freilich nicht; aber auch nicht, daß ers nicht ſeyn müßte; nicht ſeyn könnte? zumal die ſchlechten Romanſchreiber. Sie erſetzen uns das durch eingeſchaltete Geſchichte, was ihre Phantaſie brüchig läßt: ſie liefern uns halbhiſtoriſche Romane, oder romanhafte Halbgeſchichte: der Abt Terraſſon, mit

---

a) Laok. p. 59-66. b) Laok. p. 54. 55.

mit dem Diodor von Sicilien bei Hand, ſeinen Sethos, und andre einen Roman voll Geographie, oder wahrer Geſchichte. Sollte ſich nun nicht Petron auch zu dieſer Klaſſe bekennen? Sehr wahrſcheinlich und eben von dieſer Vermiſchung der Wahrheit und der Erdichtung, der Geſchichte und Phantaſie rührt auch die große Verſchiedenheit des Urtheils, welches die Kunſtrichter über Petron von jeher gefällt. Seine Einbildungskraft iſt ſpielend, trocken, gezwungen; und die Kinder, die ſie hervorbringt, haben den Charakter ihrer Mutter; aber ſein Urtheil, die oft eingeſchalteten hiſtoriſchen Züge über den verderbten Zeitgeſchmack, ſind fein, ſind lobwürdig. Mir wirds alſo ſehr glaublich, daß Petron, der mit Gewalt ein Dichter ſeyn wollte, ſeine Beſchreibung Laokoons, durch die Nachahmung eines wirklichen Gemäldes, wohl habe aufſtutzen wollen: daß das Gemälde von Laokoon wohl irgend wo anders, als in der Phantaſie Petrons exſiſtirt habe. Und wenn es exſiſtirt hätte? — Nun! ſo treffen auch Hr. L. kritiſche Streiche auf Petron diesmal einen Unrechten, und ſein Arkanum; den Styl eines Nachahmers zu entdecken, kann ihm diesmal unzuverläßig werden. Hat Petron ein Gemälde geſchildert: was eher, als daß ſein Auge an Nebenideen hangen blieb, daß er dieſe Nebenideen auch übertreiben konnte? Iſts, daß er im Bilde das Geräuſch der Schlangen gleichſam zu hören glaubte: iſts, daß er ein Gemälde der Kinder Laokoons Leidens, und ſich zu Tode ängſtigend antraf: ſo waren ihm, dem Verſificateur einer maleriſchen Schilderung, dem Nachahmer des Gemäldes, dieſe Figuren Augenmerk gnug, um mit dem Pinſel zu wetteifern, um dieſe Nebenideen der Phantaſie, aber Hauptideen des Auges im Gemälde, beſtmöglichſt zu verſchönern. Die Größe der Schlangen wiederum, in deren Schilderung ſich Virgil verliebt hat, war nicht ſein Hauptaugenmerk: denn ſie konnte es nicht im Gemälde ſeyn, wo man die Größe aus dem Geräuſche in den Wellen gleichſam nur ſchließen mußte. Die ganze Schilderung Petrons iſt eine Zuſammenhäufung ſichtbarer Ideen: warum alſo nicht die Nachahmung eines wirklichen Gemäldes? und alsdenn nicht ſo ſicher ein Beiſpiel und eine Probe von der ſchülerhaften Nachahmung eines andern Dichters, und noch unſichrer eine erſte Probe, die auf alle gölte. So ſklaviſch ſie iſt: ſo bleibt doch gegen ſie ein **Quintus Calaber** noch nicht eben der beßre a) Dichter und Kenner der Natur: und ſo unendlich ſie hinter Virgil zurückbleibt, ſo iſt doch auch dieſer in ſeiner Schilderung gewiß nicht ganz Dichter; er iſt Nachahmer Homers, und zeigt dies in den ſo weit verſtärkten und verſchönerten Nebenzügen, daß das Ganze verſchwindet.

---

a) p. 57.

Was würde hieraus folgen? Dies, daß wenn Virgil nach Homer gearbeitet, er immer ſeine Geſchichte, er habe ſie aus Piſander, Euphormio, Sophokles geſchöpft, nach ſeiner Art verändert habe, und daß alſo der Künſtler neben ihm aus eben dieſer Quelle haben ſchöpfen, und doch in der Vorſtellung von ihm abgehen können, wenn er auch bloß dem griechiſchen Buchſtaben gefolget wäre.

Geſetzt alſo, er hätte den verlohrnen Laokoon des Sophokles vor ſich gehabt: welche Idee hätte ihm die ſophokleiſche Muſe geben müſſen? Sophokles, ein ſo weiſer Dichter des Theaters, der zuerſt auf demſelben gleichſam Sittlichkeit und Anſtand veſtſetzte, der hierinn vielleicht einzig und allein das rechte Maas traf; Sophokles, der bei ſeinem Philoktet die Leiden des Körpers ſo ſehr in Leiden der Seele zu verwandeln wuſte — wie wird er ſeinen Laokoon geſchildert haben? Mit dem Hauptzuge des gräßlichen Geſchreies? Ein vortreffliches Mittel, das Trommelfell des Ohres, aber nicht unſer Herz, zu rühren. Gewiß wird er beſſere Wege an unſer Herz geſucht, und alſo auch Laokoons Schmerzen und Geſchrei mit der Waage des richteriſchen Genies zugewogen, mit der er ſie dem Philoktet zuwiegt. Nun laſſet einen weiſen griechiſchen Künſtler von einem weiſen griechiſchen Dichter dieſen Gegenſtand geborgt: laſſet ihn die Manier des theatraliſchen Gemäldes genutzt, und vom Sophokles Laokoon ſo gelernt haben, als Timanthes vom Euripides die weiſe Verhüllung Agamemnons lernte: ſo dünkt mich, ich ſähe die Waage des Ausdrucks eben auf dem Punkt, auf dem ſie bei dem Laokoon des Künſtlers ſchwebet. Das Maas des Seufzers iſt ihm zugewogen. „Der Schmerz, welcher ſich in allen „Muskeln und Sehnen des Körpers entdecket, und „den man ganz allein, ohne das Geſicht und andre „Theile zu betrachten, an dem ſchmerzlich eingezogenen Unterleibe bei nahe ſelbſt zu empfinden glaubt; „dieſer Schmerz, ſage ich, äußert ſich dennoch mit „keiner Wuth in dem Geſichte, und in der ganzen „Stellung. Er erhebt kein ſchreckliches Geſchrei, „wie Virgil von ſeinem Laokoon ſingt; die Oeffnung des Mundes geſtattet es nicht: es iſt vielmehr ein ängſtliches und beklemmtes Seufzen, wie „es Sadolet beſchreibt. Der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele ſind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilet, und gleichſam abgewogen. Laokoon leidet, „aber er leidet wie des Sophokles Philoktet: ſein „Elend gehet uns bis an die Seele; aber wir „wünſchten, wie dieſer große Mann das Elend ertragen zu können.„ Ich kenne nichts würdigers, als dieſe Worte, und der römiſche Dichter, der Nachahmer Homers, kommt alſo gar nicht ins Spiel.

Ich ſehe, daß ich bisher bloß in kritiſchen Materien aufgeräumt habe, die Hr. L. ſeinem Laokoon hat zum Grunde legen wollen, füglich aber auch dem Hauptinhalt ſeines Buchs unbeſchadet, hätte auslaſſen können. Es iſt Zeit, meine Leſer aus dem kritiſchen Schutte hinweg, zu dieſem Hauptinhalte ſelbſt näher hinan zu führen, und —

9.

Den erſten Unterſchied zwiſchen Poeſie und der bildenden Kunſt ſucht L. a) in dem Augenblicke zu ertappen, in den die materiellen Schranken der Kunſt alle ihre Nachahmungen binden. Dieſer Augenblick alſo könne nicht fruchtbar gnug gewählet werden: und ſei dann nur fruchtbar, wenn er der Einbildungskraft freien Raum läßt. — So weit nun ſind ſchon alle Kunſtrichter gekommen, die über die Grenzen der Künſte nachdachten; aber der Gebrauch, den Hr. L. macht, gehört ihm. Iſt nämlich die Kunſt an einen Augenblick gebunden, bleibt dieſer Augenblick: ſo wähle ſie nicht das Höchſte in einem Affekt: ſonſt weiß die Einbildungskraft kein Höheres. ſie drücke auch nichts Tranſitoriſches aus; denn dies Tranſitoriſche wird durch ſie verewigt.

Nichts hingegen nöthige den Dichter, ſein Gemälde in einen Augenblick zu concentriren. Er neh-

---

a) p. 24.

nehme jede ſeiner Handlungen, wenn er will, bei ihrem Urſprunge auf, und führe ſie durch alle mögliche Abänderungen bis zu ihrer Endſchaft. Jede dieſer Abänderungen, die dem Künſtler ein ganzes beſondres Stück koſten würde, koſte ihm einen einzigen Zug u. ſ. w. Das Kennzeichen ſelbſt iſt, wie geſagt, längſt angegeben; Hr. L. macht aber dies angegebne Kennzeichen praktiſch.

Nichts Uebergehendes alſo wähle die Kunſt zum Augenblicke ihres Gegenſtandes a): aber was iſt denn eigentlich, was in der Natur nicht tranſitoriſch, was in ihr völlig permanent wäre? Wir leben in einer Welt von Erſcheinungen, wo eine auf die andre folgt, und ein Augenblick den andern vernichtet; alles in der Welt iſt an den Flügel der Zeit gebunden, und Bewegung, Abwechſelung, Wirkung iſt die Seele der Natur. Metaphyſiſch alſo — doch wir wollen hier nicht metaphyſiſch; ſinnlich wollen wir reden: und im ſinnlichen Verſtande, nach der Erſcheinung unſrer Augen giebt es da nicht unabläßige, daurende Gegenſtände gnug, die alſo die Kunſt nachahmen ſoll? Allerdings, es giebt ſolche; und dies ſind gewiſſermaßen alle Körper, und zwar ſo fern ſie Körper ſind. Dieſe, ſo abwechſelnd ihre Zeit folgen und Zuſtände auch ſeyn mögen; ſo ſchnell auch jeder Augenblick ihres Seyns ſie ändere: ſo geht er doch nicht unſern Augen vorüber; für

dieſe

---

a) p. 25.

dieſe kann alſo der Künſtler Erſcheinungen liefern: er ſchildere Körper, er ahme nach die bleibende Natur.

Wenn aber dieſe bleibende Natur auch zugleich todte Natur wäre? wenn das Intranſitoriſche eines Körpers eben von ſeiner Unbeſeeltheit zeugte? Alsdenn, dies bleibende Intranſitoriſche des Gegenſtandes zum Augenmerke der Kunſt ohne Einſchränkung gemacht — was anders, als daß mit dieſem Grundſatz der Kunſt auch — ihr beſter Ausdruck genommen würde? Denke dir, mein Leſer, einen ſeelenvollen Ausdruck durch einen Körper, welchen du wolleſt, und er iſt vorübergehend. Je mehr er eine menſchliche Leidenſchaft charakteriſiret; um ſo mehr bezeichnet er einen veränderlichen Zuſtand der menſchlichen Natur, und um ſo mehr „erhält er durch die Verlängerung der Kunſt ein widernatürliches Anſehen, das mit jeder wiederholten Erblickung den Eindruck ſchwächet, und uns endlich vor dem ganzen Gegenſtande Ekel oder Grauen verurſacht.„ Die Einbildungskraft habe noch ſo viel Spielraum, noch ſo viel Flug: ſo muß ſie doch endlich einmal an eine Grenze ſtoßen, und unwillig wieder zurück kommen; ja, je ſchneller ſie gehet, je prägnanter der gewählte Augenblick ſey, um ſo eher kommt ſie zu Ziel. So gut als ich zu einem lachenden la Mettrie ſagen kann, wenn ich ihn zum dritten, viertenmal, noch lachend ſehe: du biſt ein Geck!

Geck! ſo gut werde ich auch endlich zu Myrons Kuh ſagen können: nun ſo gehe doch fort, was ſteheſt du? — Und ſo viel Urſache ich habe, einen ſchreienden, einen unabläßig ſchreienden Laokoon endlich unleidlich zu finden; ſo viel Urſache werde ich, nur etwas ſpäter, finden, auch den ſeufzenden Laokoon überdrüßig zu werden, weil er noch immer ſeufzet. Endlich alſo auch den ſtehenden Laokoon, daß er immerhin ſtehet, und ſich noch nicht geſetzet hat: endlich auch eine Roſe von Huiſum, daß ſie noch blühet, noch nicht verweſet iſt: endlich alſo jede Nachahmung der Natur durch Kunſt. In der Natur iſt Alles übergehend, Leidenſchaft der Seele und Empfindung des Körpers: Thätigkeit der Seele und Bewegung des Körpers: jeder Zuſtand der wandelbaren endlichen Natur. Hat nun die Kunſt nur einen Augenblick, in den Alles eingeſchloſſen werden ſoll: ſo wird jeder veränderliche Zuſtand der Natur durch ſie unnatürlich verewigt, und ſo hört mit dieſem Grundſatze alle Nachahmung der Natur durch Kunſt auf.

Nichts iſt gefährlicher, als eine Delikateſſe unſres Geſchmacks in einen allgemeinen Grundſatz zu bringen, und ſie in ein Geſetz zu ſchlagen: ſie giebt alsdenn bei einer guten gewiß zehn mißliche Seiten. Hr. L. wollte den höchſten Grad des Affekts von der Bildung einer Bildſäule ausſchließen; gut! Er gab aber davon die Urſache, daß dieſe Leidenſchaft tranſitoriſch a) wäre; nicht ſo gut! Er machte endlich aus dieſer Urſache einen Grundſatz: die Kunſt drücke nichts aus, was ſich nicht anders, als tranſitoriſch, denken läßt: und dies verführt am weiteſten. Mit ihm wird die Kunſt tod und entſeelt gemacht, ſie wird in jene faule Ruhe verſenket, die nur den Kloſterheiligen der mittlern Zeit gefallen könnte: ſie verliert alle Seele ihres Ausdrucks.

Und welches wäre denn die angebliche Urſache einer ſo grauſamen kritiſchen Arznei? Weil eine tranſitoriſche Erſcheinung, ſie möge angenehm, oder ſchrecklich ſeyn, durch die Verlängerung der Kunſt ein ſo widernatürliches Anſehen bekomme, daß **mit jeder wiederholten Erblickung** b) — Ich mag nicht weiter! Wiederholte Erblickung! jede wiederholte Erblickung! wer wird auf dieſe rechnen? Wer wird ſich in ſeiner Jugend ein Vergnügen verſagen, weil es **endlich** mit **jedem** wiederholtem Genuſſe ſchwächer werden müßte? wer mit ſich ſelbſt hadern, mit ſeiner Empfindung zanken, ſtatt ſich ungeſtört dem angenehmen Jetzt zu überlaſſen, ohne an die Zukunft zu denken? ohne aus dieſer ſich ſelbſt Schatten hervor zu ruffen, die die Freuden von uns ſcheuchen? Alle ſinnliche Freuden ſind bloß **für den erſten Anblick**, und für ihn allein ſind auch die Erſcheinungen der ſchönen Kunſt. „La Mettrie, „der ſich als einen zweiten Demokrit malen laſſen, „lacht

---

a) p. 25. b) p. 25.

„lacht dir nur die erſten male, da du ihn ſieheſt:
„du betrachteſt ihn öfter, und er wird aus einem
„Philoſophen ein Geck; aus ſeinem Lachen wird ein
„Grinſen.„ Es kann ſeyn! aber wenn dieſer lachende Demokrit auch nur für den erſten Anblick gebildet ſeyn wollte? Wie nun? war bei dieſem erſten Anblicke ſchon ſein Lachen nicht anders, als verächtlich, und widerlich; ward ſo gleich dadurch der Philoſoph ein reſpektiver Geck, und ſeine Demokritmine ein Grinſen: ſo iſts freilich ſchlimm für ihn und den Künſtler. Das Lachen hätte unterbleiben ſollen; aber — nicht ſeiner permanenten Dauer, ſondern ſeines verächtlichen widerlichen Anblickes willen. War dies aber nicht: dünkt dir nur nach öfterm Beſuche der lachende Philoſoph ein Geck — delikater Freund! ſo bilde dir ein, du habeſt ihn noch nicht geſehen, oder — meide ihn. Aber uns verwehre darum nicht ſeinen erſten Anblick: und noch weniger forme ein Geſetz, daß hinkünftig kein Philoſoph lachend gemalt werden ſolle. Warum? weil das Lachen was tranſitoriſches ſey. Jeder Zuſtand in der Welt iſt ſo mehr oder minder tranſitoriſch. **Sulzer** a) hat ſich mit geſenktem Haupte, mit einem vom Finger unterſtützten Kinne, und mit tiefer philoſophiſcher Mine ſtechen laſſen. Nach Hr. Leſſings Grundſatze müßte man ihn im Bilde anreden: Philoſoph, wirſt du bald deine Aeſthetik aus-

gedacht

---

a) Samml. vermiſcht. Schr. Th. 5.

gedacht haben? ſtirbt dir nicht dein geſenkter Kopf, und dein erhabner Finger? Seufzender Laokoon, wie lange wirſt du ſeufzen? So oft ich dich ſehe, iſt dir noch die Bruſt beklemmt, der Unterleib eingezogen? ein tranſitoriſcher Augenblick, ein Seufzer, iſt bei dir widernatürlich verlängert. Der donnerwerfende Jupiter, und die ſchreitende Diana, der den Atlas tragende Herkules, und jede Figur in der mindſten Handlung und Bewegung, ja auch nur in jedem Zuſtande des Körpers iſt alsdenn widernatürlich verlängert: denn keine derſelben dauret ja ewig. So wird alſo, wenn die vorſtehende Meinung Grundſatz würde, das Weſen der Kunſt zerſtört.

Es kann alſo auch nicht als Urſache gelten, warum die Kunſt keine Höhe des Affekts ausdrücken müßte: es iſt nicht Delikateſſe, ſondern Ekel des Geſchmacks.

Jedes Werk der bildenden Kunſt iſt, wenn wir uns die Eintheilung Ariſtoteles gefallen laſſen, ein Werk und keine Energie: es iſt in allen ſeinen Theilen auf einmal da: ſein Weſen beſteht nicht in der Veränderung, in der Folge auf einander, ſondern im Coexiſtiren neben einander. Hat alſo der Künſtler es dem erſten aber ganzen und genaueſten Anblicke, der eine vollſtändige Idee liefern muß, vollkommen gemacht; ſo hat er ſeinen Zweck erreicht, die Wirkung bleibet ewig: es iſt ein Werk. Es ſteht auf einmal da, und ſo werde es auch betrachtet: der erſte Anblick ſey permanent, erſchöpfend, ewig, und blos die menſchliche Schwachheit, die Schlaffheit unſrer Sinne, und das Unangenehme des langen Anſtrengens macht, bei tief zu erforſchenden Werken, vielleicht das zweite, vielleicht hundertſte Mal des Anblicks nöthig; darum aber ſind alle dieſe Male doch nur Ein Anblick. Was ich geſehen habe, muß ich nicht wieder ſehen, und was mir nicht durch das vollſtändige Eine des Anblicks, ſondern nur die Abwechſelung, durch die Wiederholung deſſelben widerlich wird, liegt nicht in der Kunſt, ſondern in dem Ueberdruß meines Geſchmacks. Kann dieſer nun einen Grundſatz der Kunſt bilden? kann er auch nur eine tüchtige Urſache eines andern Satzes abgeben?

So räume ich alſo bei Hrn. L. dieſe Urſache, als Urſache, als Geſetz weg, und denke damit gnug zu haben, daß der höchſte Affekt dem erſten Anblicke widerlich, und der Einbildungskraft gleichſam zu enge ſey, folglich in der Kunſt müſſe wenigſtens als Hauptanblick vermieden werden. Wenn die Wirkung der Kunſt ein **Werk** iſt, zu Einem, aber gleichſam ewigen Anſchauen gebildet: ſo muß dieſer Eine Anblick auch ſo viel Schönes für das Auge, und ſo viel Fruchtbares für die Einbildungskraft enthalten, als er enthalten kann. Daher kommt das Unendliche und Unermäßliche in dieſer bildenden Kunſt, das ſie vor allen andern Künſten des Schönen voraus hat: nämlich ein höchſtes Ideal der Schönheit für das Auge, und für die Phantaſie die ſtille Ruhe des griechiſchen Ausdrucks: denn beide ſind die Mittel, uns in den Armen einer ewigen Entzückung, und in dem Abgrunde eines langen ſeligen Anblicks zu erhalten.

„Wie kommts, fragt ein Philoſoph des Schö„nen a), daß es nur in der Malerei und Bildhau„erkunſt eine Idealſchönheit, ein aliquid immen„ſum infinitumque giebt, daß ſich die Künſtler in „der Einbildung zum Muſter vorſtellen, und in „der Dichtkunſt nicht?„ Ich glaube nicht, daß er ſich dieſe Frage von Seiten der Kunſt durch die Bemerkung aufgelöſet, „daß in den ſchönen Künſten „das Idealſchöne am ſchwerſten zu erreichen ſey„ denn die Frage bleibt dieſelbe: „warum muß denn „ein ſo ſchweres Ziel erreichet ſeyn?„ Aus keiner Urſache glaube ich, als weil die Kunſt nur Werke liefert, die Einen Augenblick vorſtellen, und zu einem groſſen Anblicke gebildet ſind: die alſo ihren Augenblick ſo annehmlich, ſo ſchön machen müſſen, daß nichts drüber, daß die Seele in Betrachtung deſſelben verſinken, gleichſam ruhe, und das Maas der vorübergehenden Zeit verliere. Die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften dagegen, die durch die Zeit und Abwechſelung der Augenblicke wirken, die Energie zum Weſen haben, müſſen kei-

---

a) Litt. B. Th. 4. p. 285.

nen einzelnen Augenblick ein Höchſtes liefern, wie auch unſere Seele in dieß augenblickliche Höchſte verſchlingen wollen; denn ſonſt wird eben die Annehmlichkeit geſtört, die in der Folge, in der Verbindung und Abwechſelung dieſer Augenblicke und Handlungen beruhet, und jeden Augenblick nur alſo als ein Glied der Kette, nicht weiter nutzet. Wird einer dieſer Augenblicke, Zuſtände und Handlungen, eine Inſel, ein abgetrenntes Höchſtes, ſo geht das Weſen der energiſchen Kunſt verlohren. Iſt aber wiederum der eine ewige Augenblick der bildenden Kunſt nicht ſo, daß er auch einen ewigen Anblick gewähren könnte, ſo iſt ihr Weſen auch nicht erreicht. Bei Körpern iſt dieſer einige ewige Anblick die vollkommene Schönheit; und ſofern die Seele durch den Körper wirken ſoll, iſts die hohe griechiſche Ruhe. Dieſe iſt zwiſchen der todten Unthätigkeit, und zwiſchen der aufgebrachten übertriebnen Wirkung mitten inne; die Einbildungskraft kann auf beide Seiten weiter hinſchweben, und hat alſo in dieſem Anblicke der Seele die längſte Unterhaltung. Todte Unthätigkeit ſchneidet den Faden der Gedanken mit einem Schnitte ab; die Figur iſt todt, wer will ſie erwecken? Das Uebertriebne im Ausdrucke kürzet wieder auf der andern Seite den Flug der Phantaſie; denn wer kann ſich über das Höchſte noch etwas Höheres gedenken? Aber die ſelige Ruhe des griechiſchen Ausdrucks wieget unſre Seele nach bei-

beiden Seiten hin: und in ihrem Anblicke ſtellen wir uns zugleich das ſtille Meer vor, aus dem ſich dieſe ſanfte Welle der Bewegung und Leidenſchaft erhoben; zugleich auch: Wie wenn die Welle ſich mehr hübe? wie wenn aus dieſem hauchenden Zephyr ein reißender Sturm der Leidenſchaft würde? wie würden ſich alsdann die Fluthen thürmen, und der Ausdruck aufſchwellen! — Welch weites Feld der Gedanken liegt alſo in dem Anblicke der ſanften Ruhe des griechiſchen Ausdrucks!

Ich glaube, von zweien Problemen, den Grund in dem Weſen der Kunſt gefunden zu haben. **Warum** iſt bei der bildenden Kunſt das höchſte Geſetz Schönheit? Weil ſie **neben einander** wirket, ihre Wirkung alſo **in einen Augenblick** einſchließet, und ihr Werk für **einen ewigen Anblick** erſchaffet. Dieſer einzige Anblick liefere alſo das Höchſte, was ewig veſt hält in ſeinen Armen — die **Schönheit**. — Körperliche Schönheit iſt indeſſen noch nicht befriedigend: durch unſer Auge blickt eine Seele, und durch die uns vorgeſtellte Schönheit blicke alſo auch eine Seele durch. In welchem Zuſtande dieſe? Ohne Zweifel in dem, der meinen Anblick ewig erhalten, der mir das längſte Anſchauen verſchaffen kann. Und welches iſt der? Kein Zuſtand der faulen Ruhe, der giebt mir nichts zu denken: kein Uebertriebnes im Ausdrucke: dieß ſchneidet meiner Einbildungskraft die Flügel: ſondern die ſich gleichſam ankündigende Bewegung, die aufgehende Morgenröthe: die uns zu beiden Seiten hinſchauen läßt, und alſo einzig und allein ewigen Anblick gewähret.

Auf die Art generaliſiren ſich die Begriffe des Unterſchiedes von ſelbſt, und wir reden nicht mehr, von Bildhauerei und Poeſie, ſondern von Künſten überhaupt, die Werke liefern, oder durch eine unterbrochne Energie wirken. Was von der Poeſie gilt, wird, in dieſem Betrachte, auch von Muſik und Tanze gelten; denn auch dieſe wirken nicht für **einen Anblick**, ſondern für eine Folge von Augenblicken, deren Verbindung eben die Wirkung der Kunſt macht: ſie haben alſo durchaus andre Geſetze. Es heißt alſo auch nicht, den römiſchen Dichter Laokoons erklärt; wenn ich anführe a), daß ſein clamores horrendos ad ſidera tollit kein ſchiefes ſchreiendes Maul, und keinen häßlichen Anblick vorweiſe: denn freilich arbeitete er nicht fürs Auge, und noch minder ward dieſer Zug ſeines Gemäldes **ewiger Anblick**, im maleriſchen Verſtande. Aber wie? wenn ſeine ganze Schilderung, die ich als ein Gemälde **für meine Seele** betrachte, mir keinen andern innern Zuſtand des Laokoon zeigte, als der in dieſem Schreie liegt: bleibt alsdenn nicht auch im Gemälde des Dichters dieſer Zug Hauptfigur? Wenn ich mich an den virgilianiſchen Laokoon erinnere,

---

a) Laok. p. 30.

nere, erinnere ich mich nicht jedesmal an einen Schreienden? denn auf andre Art hat er bei ſeinem Schmerze ſeine Seele nicht gezeigt. Nun ändert ſich der Geſichtspunkt. Es muß aus dem Weſen der Poeſie, aus dem energiſchen Zwecke des Dichters erklärt werden, ob dieſer Zug von Laokoon, dieſe **einzige** Aeußerung ſeiner Empfindung, in meiner Einbildungskraft Hauptfigur, bleibender Eindruck werden ſollte? Nicht gnug, daß clamores horrendos ad ſidera tollit ein erhabner Zug für das Gehör ſey; (wenn ich einen Zug für das Gehör verſtehe) es muß auch dem Dichter daran gelegen ſeyn, ihn zum Hauptzuge Laokoons in meiner Phantaſie zu machen. Iſt dies nicht, ſo hat der Dichter, wenn ich gleich kein ſchönes Bild verlange, doch auf mich ſeinen ganzen Eindruck verfehlt —

Es iſt nicht mein Zweck, dies bei Virgil zu unterſuchen. Ich habe Winkelmann gerechtfertigt, der (vielleicht nur gar hiſtoriſch) ſagen kann: „der Laokoon des Künſtlers ſchreiet nicht, wie der Laokoon des Virgils.“ Ich habe die Urſache, die Hr. L. giebt vom Unterſchiede beider Künſte, geprüft, und auf das **Eine des Anblicks** zurückgeführt, in dem ſich die bildende, und keine andre Kunſt zeige. Ich wollte, daß Hr. L. in ſeinem ganzen Werke dieſen Unterſchied des Ariſtoteles zwiſchen **Werk und Energie** zum Grunde gelegt hätte: denn alle ſeine Theilunterſchiede, die er angiebt, laufen doch endlich auf dieſen Hauptunterſchied hinaus.

10.

Wie kann der Dichter dem Künſtler, und der Künſtler dem Dichter nachahmen? Ich glaube, daß der Unterſchied, den Hr. L. bei den Gattungen ihrer Nachahmung macht a), ſchon in unſrer Sprache liege, und alſo auch in der Auseinanderſetzung alles gleich durch ein Wort deutlich mache. **Einen nachahmen**, heißt, wie ich glaube, den Gegenſtand, das Werk des andern nachmachen; **einem** nachahmen aber, die Art und Weiſe von dem andern entlehnen, dieſen oder einen ähnlichen Gegenſtand zu behandeln.

Um in dieſen Unterſchied einzudringen, ſucht H. L. b) einen Gegner auf, mit dem er ſtreite, und dieß iſt Spence. Spence war freilich ein rathender Kopf voll Alluſionen und Aehnlichkeiten: ein Wort, ein Zug des Bildes war ihm gnug, Anſpielung und Nachahmung zu finden, und ich geſtehe gern, daß ſich ſein Werk ſelten über ein Verzeichniß von Parallelſtellen der Dichter, (zwar leider! nur der römiſchen Dichter) und der Künſtler (und doch meiſtens griechiſcher Künſtler) erhebe. Indeſſen ſpielt ihm Hr. L. einen böſen Streich, daß er im Texte **nützliche Erläuterungen** anführt, die alten Schriftſtellen aus der Vergleichung mit Kunſtwerken zuwüchſen, und in ſeinen Noten dieſe nützlichen Erläu-

---

a) p. 78. 79. b) p. 82.

Erläuterungen faſt ſämmtlich widerlegt. Sind alſo nützliche Erläuterungen bei Spence von dieſer Art, oder ſind dies gar die einzigen: ſo danke ich für Spence.

Und ich weiß nicht, ob H. L. in Allem, was er gegen dieſe Erläuterungen ſagt, ſo ungetheilt Recht habe. Juvenal redet von einem Soldatenhelme, wo unter andern Sinnbildern er auch

— nudam effigiem clypeo fulgentis & haſta
Pendentisque Dei perituro oſtenderet hoſti.

und Addiſon glaubte die Stellung des Dei pendentis nicht beſſer, als durch Werke, erklären zu können, wo Mars zu der Rhea **herunter ſchwebet**, und alſo über ihr gleichſam **hanget**. Noch bin ich für die addiſonſche und ſpenciſche Erläuterung nicht eingenommen: was hat aber Hr. L. dagegen a)? daß es ein Hyſteron proteron von Juvenal ſeyn würde, von der Wölfinn und den jungen Knaben zu reden, und dann erſt von dem Abentheuer, dem ſie ihr Daſeyn zu danken haben. „Bei einem Dichter, bei einem ſatyriſchen Dichter zumal, wie viel hat da wohl ein Hyſteron proteron auf ſich? Doch ſo mag ich nicht reden: das hieße nicht den Dichter erklären, ſondern unſre ihm angepaßte Erklärung retten. Erſt zeige man mir, wo das Hyſteron proteron ſtecke! „In den erſten rauhen Zeiten der Republik zerbrach „der Soldat die koſtbarſten Becher, die Meiſter-

---

a) p. 83.

„ſtücke griechiſcher Künſtler, um eine Wölfin, einen kleinen Romulus und Remus, einen hangenden Mars auf ſeinen Helm zu ſetzen.„ Dieß iſt Juvenals Gedanke, und wo das Hyſteron proteron in ihm? Der römiſche Soldat iſt ein ſammlender Name, ein nomen collectivum: und ſein Helm ſteht für alle römiſche Helme; auf einen konnte dieß, auf einen das geſetzt werden; und ſo gut die Wölfinn, und die beiden Kleinen am Felſen, als der hangende Mars, wäre an ſich ein Emblem des römiſchen Urſprunges, und des rauhen Soldaten, dem das aus ſolchem Urſprunge entſtandene Rom alles war. Alsdann hätte Juvenal ein Paar Beiſpiele angeführt, die aus einer Geſchichte hergenommen, zu dem Emblem einer Sache neben einander ſtehen, ja aber unter ſich kein Ganzes ausmachen ſollen. Wie ſo aber zu dem Emblem einer Sache? „Man ſage, fragt Hr. L. a), ob eine Schäferſtunde wohl ein ſchickliches Emblema auf dem Helme eines römiſchen Soldaten geweſen?„ Warum nicht? Es war nicht mehr das Bild einer Schäferſtunde allein, ſondern das Bild des göttlichen Urſprunges der Römer, des Urſprunges, auf welchen der Soldat ſtolz war als ein Römer. Es war nicht die Ueberraſchung der Rhea, ſondern die Stunde, die dem Stifter Roms das Leben gab: alſo ſo unpaſſend nicht auf den Helm eines Römers, der ſeinen Mars auch

---

a) p. 83.

auch in dieſer pendenten Stellung nicht verabſcheute, und auch in ihr ſo ungerne nicht ſein Abkömmling ſeyn mochte, den ſie eben zum Römer machte. — —

Ich habe geſagt, die Bilder Juvenals haben einzeln auf den Helmen der Soldaten ſeyn können: warum aber müßte es ein Hyſteron proteron ſeyn, wenn ſie auch neben einander auf einem Helme geweſen wären? nur in verſchiedne Gruppen getheilt, wovon der Dichter ein Paar anführt. Haben mehr Denkbilder des römiſchen Urſprungs darauf Raum gefunden: ſo ſchnitze ſie der Künſtler, mir und dem Sinne Juvenals nicht zuwider.

Aber **ſchwebt** auch Mars, fährt Hr. L. fort a), wirklich? und es iſt viel, wie weit ſein grübelndes Zweifeln geht. Mag auch Spence recht geſehen, recht haben ſtechen laſſen, und — — die Münze auch gehabt haben? „Es iſt hart, muß ich Hrn. L. nachſagen, es iſt hart, in einer ſolchen Kleinigkeit, die Aufrichtigkeit eines Mannes in Zweifel zu ziehen: zumal es mehr bekannte Münzen von dieſer Art giebt.

Der Zweifel tritt weiter, und wird zur allgemeinen Verneinung b). „Ein ſchwebender Kör„per ohne eine ſcheinbare Urſache, durch welche die „Wirkung ſeiner Schwere verhindert wird, iſt ei„ne Ungereimtheit, von der man in den alten „Kunſt-

---

a) Laok. p. 54. b) p. 85.

„Kunſtwerken kein Exempel findet.„ Nun! ſo weit hätte man es doch nicht führen dörfen! Mars in dem gegenwärtigen Falle iſt ja nichts minder, als ein ſchwebender Körper, ein ohne ſcheinbare Urſache ſchwebender Körper, der ungereimt wäre, der das Auge beleidigte, der die Regeln der Bewegung, der Schwere, des körperlichen Gleichgewichts aufhübe — wo iſt dieß alles unſer Mars? Es iſt ein ſich herabſenkender Körper, der eben nach den Regeln der Bewegung und Schwere und des Gleichgewichts die Erde ſucht, oder mit Shakeſpears ſchönem Ausdrucke vom Merkur, der mit ſeinem Fuße den Hügel küſſet. Auf einem Kunſtwerke von ſo wenigem Umfange denkt ja niemand, daß dieſer herabſchwebende Mars vom Himmel gekommen, daß er ſich durch die Luft geſtürzt, daß er in ihr ohne Flügel und Leitband gehangen: wie es alſo ſey, daß er noch ſo glücklich herabkomme — hieran denkt niemand, denn er ſieht Mars nur ſo fern, als er die Erde betritt. Es iſt das Niederſenken, wie von einem ſanften Sprunge, und dazu braucht man kein Gott zu ſeyn, oder ſich einen Gott von ganz andern Regeln der Bewegung, der Schwere, des Gleichgewichts denken zu müſſen: die ſanfte Stellung kann jeder dem Mars nachthun, und der Künſtler ſie ohne Ungereimtheit wählen. — Der ganze Allgemeinſatz iſt alſo hier kaum an ſeiner Stelle, und in der Weite, die ihm Hr. L. giebt, leidet er Einſchrän-

kung.

kung. Es muß ein Körper ſehr augenſcheinlich nicht ſchweben, ſondern hangen, und zwar in der allweiten Luft hangen, wenn ſein Anblick die Wahrſcheinlichkeit der Augen beleidigen ſoll: und wie ſelten iſt dieß auf einer Münze, auf einem geſchnittenen Steine, und auch wohl noch ſelten in Gemälden, und der Wahrſcheinlichkeit der Augen wird da immer ohne Lehrſätze der Bewegung abgeholfen. Was ſollen doch, wenn man ſo genau rechnen wollte, die kleinen Flügelchen an den Füßen Merkurs, bei dem gewaltigem Schwunge, in welchem er ſich z. E. in einem farneſiſchen Gemälde von Caracci zeigt? machen ſie denn den Abſchwung wahrſcheinlicher, als ein Mars, der auf die Erde hinſchwebet? Was ſollen alsdann die homeriſchen Götterpferde, die zwiſchen der Erde und dem ſternbeſäeten Himmel mit einem Sprunge ſo viel beſchreiten, als der Hirt abſieht, der vom Gipfel des höchſten Gebirges in den ſchwarzen Ocean ausſchauet — was ſollen dieſe, wenn man ihnen auch ein Paar Flügelchen gäbe, die ihnen überdem Homer nicht giebt, wenn man nach der Mechanik beſtimmen wollte? Nun aber laſſet Apollo, Diana, Luna, Juno, Minerva, und wer von den Himmliſchen mehr Geſellſchaft machen wolle, in ihrem Luftwagen ſich fortſchwingen: zeiget ſie uns der Künſtler nur in einer Stellung nahe an, oder über der Erde im Abſenken: ſo vergeſſen wir gern das Ungeheuere der Luft, die wir überdem hier nicht in ihrem Umfange ſehen können. Wir brauchen keinen Leitband, der die ſich abſenkende Figur an ein Geſtirn hefte, wir brauchen kein Fahrzeug der Kaklogallinier, welches bei Swifts Reiſe in den Mond auf der erſten Wolke übernachtete — —

Noch minder thut mir die verbeſſerte Lesart Leſſings zu dieſer Stelle Gnüge: — — ſie iſt geſuchter und metaphyſiſcher a), als alle vorige Lesarten; und kurz! ſollte in Spence nicht mehr Vorrath zu Erläuterung der Alten ſeyn, inſonderheit wenn ein beſſerer Kopf die ſpenciſchen Compilationen von Parallelſtellen nutzte? Aber freilich bleibe ihm die Grille, daß die Dichter bei jeder kleinen Aehnlichkeit ein Kunſtwerk kopiret haben müſſen. Hr. L. widerlegt ſie in einigen Beiſpielen b), und bei manchen hätte auch aus dem innern Baue der dichteriſchen Schilderungen erwieſen werden können, daß ſie aus der Phantaſie des Dichters, und nicht von der Arbeit des Künſtlers, gefloſſen, weil ſie ſich ſonſt dem Dichter anders hätten vorſtellen müſſen.

II.

Es können kritiſche Betrachtungen nicht leicht nutzbarer ſeyn, als wenn L. gegen Spence über den Unterſchied diſputirt c), in welchem dem Künſtler und Dichter Götter, geiſtige und moraliſche Weſen erſcheinen: hingegen wird in und außerhalb der

---

a) p. 87. b) p. 90. 91. c) p. 113 — 118.

Mauern von Troja, ich meine in Poeſie und Dichtkunſt, geſündigt.

Götter und geiſtige Weſen. „Dem Künſtler ſind ſie nichts als perſoniſirte Abſtrakta, die beſtändig die ähnliche Charakteriſirung behalten müſſen, wenn ſie erkenntlich ſeyn ſollen: dem Dichter ſind ſie handelnde Weſen. a)„ Ich weiß nicht, ob dieſer Unterſchied ſo veſt, und beiden Künſten ſo weſentlich wäre, als er hier angegeben wird — und mich dünkt, daß ein **Ich weiß nicht** von dieſer Art, das nichts minder, als den Gebrauch der ganzen Mythologie in allen ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, betrifft, wohl eine kleine Aufmerkſamkeit verdiene.

Alſo ſind die Götter und geiſtigen Weſen dem Künſtler nichts als perſoniſirte Abſtrakte? Freilich ſo lange eine einzelne Figur nichts als ein kenntliches Bild eines himmliſchen Weſens ſeyn ſoll, ſo ſind die daſſelbe charakteriſirenden Kennzeichen das Augenmerk. Nun aber trete dieſe Figur z. E. bei einem Gemälde in Handlung, geſetzt die Handlung flöſſe auch nicht aus ihrem Charakter: ſo bald tritt die hiſtoriſche Mythologie in die Stelle der emblematiſchen; und die Geſtalt iſt nicht mehr durch das, was ſie iſt, ſondern **was ſie thut**, kenntlich. Hr. L. giebt dies zu b); nur meint er, die Handlungen müſſen nicht ihrem Charakter widerſprechen; und aus dem Beiſpiele, das er giebt, ſehe ich, daß er in Unter-

---

a) p. 99. 100. b) p. 100. 101.

Unterſuchung dieſes Widerſpruchs ſehr fein iſt. Eine Venus, meint er, die ihrem Sohne die Waffen giebt, könne freilich gebildet werden: denn hier bliebe ſie noch eine Göttinn der Liebe: ihr könne noch alle Anmuth und Schönheit gegeben werden, die ihr als Göttinn der Liebe zukomme: ſie werde vielmehr als ſolche, durch dieſe Handlung noch kennbarer; aber eine zürnende, eine verachtende Venus ganz und gar nicht. — Ich bin in der Ausdehnung dieſes Unterſchiedes nicht Hr. Leſſings Meinung.

Götter und geiſtige Weſen ſind dem Künſtler freilich perſoniſirte Abſtrakta, und Charakterfiguren, ſo lange er ſie allein, blos in einem ihnen gemäßen Anſtande, oder höchſtens in einer intranſitiven Handlung bilden ſoll; aber alsdann ſind ſie es nur aus Noth, aus Muß, um kenntlich zu ſeyn. Venus, Juno, Minerva haben dieſe und keine andre Bildung der Schönheit, nicht als wenn dieſe immer ein innerer Charakterzug ihres abſtrakten Weſens wäre; gnug, daß ſie ein von Dichtern einmal beliebtes und veſtgeſetztes äußeres Kennzeichen dieſer Gottheit iſt. Ich verſtehe mich nicht gnug auf den abſtrakten Begriff der Liebe, als daß ich wiſſen könnte, ob jede Kleinigkeit bei der Bildung der Venus, und keiner andern göttlichen Schönheit, da ſey, weil ſie nothwendig das Abſtraktum der Liebe charakteriſire? ob z. E. das υγρον ihrer Augen, und das Lächeln ihrer Wangen, und das Grübchen ihres

Kinnes

Kinnes zu dieſem Begriffe ſo unentbehrlich ſey, als auf der andern Seite die majeſtätiſche Bruſt der Juno, und die ſchlanke Taille der Diana, und die unſchuldige Mine der Hebe, zu dieſem Begriffe eben hinderlich ſeyn müßte. Ich habe nie die Mythologie, als ein ſolch Regiſter allgemeiner Begriffe ſtudirt, und bin allemal in die Enge gerathen, wenn ich geſehen, wie andre ſie am liebſten auf ſolche Art angeſehen.

So viel iſt einmal gewiß, daß Dichter, und kein anderer, die Mythologie erfunden und beſtimmt, und da wette ich, fürwahr nicht als eine Gallerie abſtrakter Ideen, die ſie etwa in Figuren zeigten. Wo bleibe ich mit den allerdichteriſchten Geſchichten Homers, wenn ich mir ſeine Götter, nach Damms Lehrart, nur als handelnde Abſtrakte betrachten wollte? Es ſind himmliſche **Individua**, die freilich durch ihre Handlungen ſich einen Charakter veſtſetzen, aber nicht da ſind, dieſe und jene Idee in Figur zu zeigen: ein ausnehmender Unterſchied. Venus kann immer die Göttinn der Liebe ſeyn; nicht aber alles, was ſie bei Homer thut, geſchieht deßwegen, um die Idee der Liebe in Figur zu repräſentiren: Vulkan mag ſeyn, was er will, wenn er den Göttern ihren Nektarbecher umreicht; iſt er nichts als — ihr Mundſchenke.

Ich ſchließe alſo: daß Götter und geiſtige Weſen „bei dem Dichter nicht blos handelnde Weſen

„ſind, die **über ihren allgemeinen Charakter noch andre Eigenſchaften und Affekten haben**, welche **nach Gelegenheit der Umſtände** vor jenen vorſtechen können, wie Hr. L. ſagt a); ſondern daß **dieſe andre Eigenſchaften und Affekten**, kurz! eine gewiſſe eigne Individualität ihr wahres Weſen, und der **allgemeine Charakter**, der etwa aus dieſer Individualität abgezogen, nur ein ſpäterer, unvollkommener Begriff ſey, der immer **untergeordnet** bleiben mußte, ja bei Dichtern oft in gar keinen Betracht komme.

Nun ſchließe ich weiter. Wenn alſo in der Mythologie und Geiſterlehre der älteſten Dichter der individuelle, oder hiſtoriſch handelnde Theil vor dem charakteriſtiſch handelnden das Uebergewicht behält: und eben dieſe Dichter doch die urſprünglichen Stifter und Väter dieſer Mythologie und Geiſterlehre geweſen; ſo ſei die bildende Kunſt, ſo fern ſie mythologiſch iſt, blos ihre Dienerinn. Sie entlehnt ihre Geſchöpfe und Vorſtellungen, ſo fern ſie ſie brauchen und ausdrücken kann.

Bei jeder einzelnen Figur alſo, und mithin meiſtens bei den Werken der Bildhauer, die einzelne Geſtalten bilden, fodert es **der Mangel, die Gränzen**, nicht aber **das Weſen** der Kunſt, die Perſonen mehr charakteriſtiſch, als individuell, auszudrücken: denn ſonſt verirren ſie ſich in die Menge hiſto-

---

a) p. 99.

hiſtoriſcher Perſonen, und laufen Gefahr, unkänntlich zu werden.

So bald es aber dem Künſtler die Grenzen ſeiner Kunſt verſtatten, dem Dichter zu folgen; ſo gleich nimmt der Dichter, dem eigentlich die Mythologie gehört, ſein Recht wieder, und die Anordnung des Kunſtwerks wird, dem Urſprunge mythologiſcher Jdeen gemäß, dichteriſch. Blos um das Unkänntliche zu vermeiden, ſchränkte er ſich auf die abſtrakte Jdee ein; Noth und Dürftigkeit war ſein Geſetz: iſt aber dies Geſetz — dieſe Furcht gehoben; kann er auf andere Art hoffen, känntlich zu werden, als durch die einförmige Charaktervorſtellung; verbeut das **Weſen** ſeiner Kunſt dieſe andre Art der Känntlichkeit nicht; erreicht er durch dieſelbe gar einen Zweck, den er durch die abſtrakte Jdee nicht erlangen konnte: ſo hat er mit dem Dichter einerlei Rechte. Die ganze Mythologie iſt eigentlich ein Land dichteriſcher Jdeen, und auch wenn ſie der Künſtler bildet, wird er Dichter.

Und bei dieſem ganzen Privilegium des Künſtlers, worauf kommt ſein unumſchränkter Gebrauch an? auf das Wort: **Handlung.** Kann der Künſtler z. E. Maler, ſeinem Werke **Handlung** geben; kann er mehrere Perſonen gruppiren, die gemeinſchaftlich eine poetiſche oder hiſtoriſche Situation vorſtellen, känntlich und ſchön vorſtellen können; o ſo vergeſſe er ſicher die innere und äußere Charakteriſtik ſeiner

Götter, die ihm ſonſt einzeln nothwendig waren. Immerhin laſſe er auch ſeine Handlung dem abſtrakten Charakter **ſichtlich** widerſprechen: immerhin male er uns auch eine auf ihren Kupido zürnende Venus; denn wenn ſie auch in dieſem Augenblick nicht **die Liebe** ſelbſt bliebe, ſo bleibt ſie doch, was ſie urſprünglich iſt, **die Göttinn der Liebe**, die Mutter des **Kupido**. Kann er Venus und den getödteten Adonis in maleriſche Handlung bringen: ſo ruffen wir der Venus mit dem Dichter zu: „was „ſchläfſt du, Cytherea, auf purpurnen Decken! „Stehe auf, Unglückſelige, zeuch Trauerkleider „an, und ſchlage an deine Bruſt, und klage der „ganzen Welt: er iſt nicht mehr, der ſchöne Adonis! und immerhin wollen wir auch Adonis ſehen, wie ihn der Dichter ſieht: Er liegt, der „ſchöne Adonis liegt ausgeſtreckt auf dem Gebirge. „Ein mörderiſcher Zahn hat ſeine zarte Hüfte verletzt. Noch einen letzten Seufzer athmet er: „ſchwarzes Blut rinnt über den Leib, der blendender iſt, als Schnee. Das Licht ſeiner Augen „verliſcht: die Lippen erblaſſen: Adonis ſtirbt.„ Stirbt Adonis etwa, als die Idee ehelicher Liebe und Glückſeligkeit und Schönheit? trauret Venus, um die Idee der Liebe in Maſke zu zeigen? Wird die letztere jedem geſunden mythologiſchen Auge deßwegen hier kenntlich werden, weil ſie das Abſtraktum der Liebe macht? Nein, das Süjet des Gemäldes iſt dichteriſch, iſt hiſtoriſch: ſo auch die Figuren des Künſtlers? Jedesmal, daß er ſie dazu machen kann: wohl! ſo vergeſſe ich die abſtrakte Idee, die er in einer einzigen Figur nur aus Noth vorſtellen mußte. Kupido, der die Pſyche plaget, und Jupiter, der den Ganymed entführet, Diane, die den Endymion beſucht, und Venus, die ihre geritzte Haut beweinet — ich verſpreche dem Künſtler, in dieſem Augenblicke keine perſoniſirten Abſtrakta zu ſuchen, im Jupiter keinen Präſidenten der Götter, in Dianens Geſichte keine jungfräuliche Keuſchheit: in Venus kein ſchmachtendes Liebäugeln, und in Kupido, keinen ſpielenden Verführer. Alle dieſe Weſen gehören dem Dichter, und der Künſtler läßt ſie ihm, wo er ſie ihm laſſen kann. —

Ich weiß nicht, wie enge dem Künſtler der mythiſche Cyklus werden müßte, wenn Hr. Leſſing ihm alle hiſtoriſche und dichteriſche Situationen unterſagte, ihm nur zuließe, in ihm perſoniſirte Abſtrakta zu ſuchen, und jeden kleinen Widerſpruch, der in der Handlung gegen die abſtrakte Idee des Charakters (ein Idol der neuern Mythologiſten!) vorkäme, verböte. Lebe alsdenn wohl, handlungsvolle Kunſt! du biſt in der Mythologie eine Gallerie einförmiger Ideen, abſtrakter Charakter!

„Wenn der Dichter Abſtrakta perſoniſiret: „ſo ſind ſie durch den Namen, und durch das, was „er ſie thun läßt, gnugſam charakteriſirt. Dem

„Künſtler fehlen dieſe Mittel. Er muß alſo ſei„nen perſoniſirten Abſtraktis Sinnbilder zugeben, „durch welche ſie kenntlich werden. Dieſe Sinn„bilder hat bei dem Künſtler die Noth erfunden; „wozu aber den Künſtler die Noth treibet, warum „ſoll ſich das der Dichter aufdringen laſſen, der von „dieſer Noth nichts weiß? Es ſey ihm alſo Regel, „die Bedürfniſſe der Malerei nicht zu ſeinem Reich„thume zu machen; und ſeine Weſen mit Sinnbil„dern der Kunſt auszuſtaffieren. Er laſſe ſein „Weſen handeln, und bediene ſich auch poetiſcher „Attribute „ — u. ſ. w. Wie gerne, wie unermüdet hört man Hr. L. ſprechen a), wenn er — doch ich will nicht loben. Sollte alles dies nicht auch auf den vorbetrachteten Fall der Kunſtcompoſition gelten? Der Maler findet im Lande des Dichters perſoniſirte Abſtrakte, die auch in ſeinem Gemälde, durch das, was er ſie thun läßt, gnugſam charakteriſirt ſind. Dem Künſtler **einer Figur** fehlt dies Mittel: er muß alſo ſeinen perſoniſirten Abſtraktis Sinnbilder geben, durch welche ſie kenntlich werden; aber dieſe Sinnbilder erfand bei ihm die Noth? Wozu alſo den Künſtler **ohne Handlung** die Noth trieb, warum ſollte ſich das der Künſtler **mit Handlung** aufdringen laſſen, wenn er von dieſer Noth nicht weiß? Es ſei ihm alſo Regel, auch das, was ſeiner Kunſt Bedürfniß iſt im andern Fall, nicht zu ſeinem Reichthume zu machen, ſeine Weſen nicht

mit

---

a) p. 115. 116.

mit Sinnbildern zu überhäuſen, ſie, wo ſie als höhere Individua in Handlung erſcheinen, nicht zu Puppen auszuſtaffieren, und am mindſten es gar zum Hauptſatze ſeiner Kunſt zu machen: „mir ſind „die Perſonen der Mythologie nichts als perſonifirte „Abſtrakta, die beſtändig die ähnliche Charakteri„ſirung beibehalten müſſen, wenn ſie erkenntlich ſeyn „ſollen.„ Bei dieſem Grundſatze, was wird aus der Kunſt, die Compoſitionen liefern ſoll? Eine Maskerade ſymboliſcher und allegoriſcher Puppen!

Es giebt alſo ſelbſt unter den Künſten, die ſich auf Zeichnung gründen, noch immer beträchtliche Unterſchiede, die eine oder die andere mehr dem Dichteriſchen nähern. Die Bildhauerkunſt entſteht ihr am weiteſten: die Malerei aber, in ihrer Kompoſition zumal, zumal in der Kompoſition dichteriſcher Geſchöpfe, die urſprünglich Weſen der Einbildungskraft und nicht des Anſchauens ſind, tritt der Poeſie weit näher. Sie hat ein Drama ihrer Figuren: ſie ſtellt alle bloß in der Abſicht zuſammen, um eine Handlung zu repräſentiren: ſie läßt alſo ſo viel möglich weg, was zur Handlung nicht gehört, oder ihr gar widerſpräche. Sollte in jedem Kunſtwerke von Compoſition jede mythologiſche Perſon mit allem dem Zubehör überladen werden, der ihr zukommen mag, aber zu dieſer Handlung nicht gehört: ſollte ſie der hiſtoriſche und dichteriſche Maler nur als perſonifirte Abſtrakta behandeln ſollen, die beſtändig die ähnliche Charaktiriſirung beibehalten müſſen: welch ein verwirrendes und zerſtreuendes Geſchleppe von ſymboliſchen Zeichen und charakteriſirenden Prädikaten! Soll Venus in einem Gemälde von Kompoſition nie anders, als die Liebe ſelbſt, (und nicht blos als die Göttinn der Liebe) erſcheinen, und als die Liebe ſelbſt jedesmal charakteriſirt werden; und alle theilnehmende Perſonen ebenfalls ſo, jede nach ihrer Art — weg mit dem Ball in Maske. Der Maler war hier in der Kompoſition eines dichteriſchen Süjets Dichter: ſeine Figuren ſollen ſich durch Handlung kenntlich machen: auf dieſe Handlung ſollen ſich die Attribute beziehen, die er ihnen giebt: ſolche, die zu dieſer Vorſtellung nicht gehören, ſo lange nur die Perſon noch känntlich bleibet, laſſe er weg: er opfere dem Mangel, der Nothwendigkeit ſeiner Kunſt ſo wenig auf, als er darf, und am allerwenigſten mache er dieſen Mangel, dies Geſetz der Noth zu ſeiner allgemeinen, weſentlichen Regel: bei dem Künſtler ſind Götter und geiſtige Weſen perſonifirte Abſtrakta, „die beſtändig die ähnliche Charakteriſi„rung behalten müſſen. a)„ Ich ſage umgekehrt: auch bei ihm ſollen Götter und geiſtige Weſen ſich durch Handlung charakteriſiren, wo ſie es können; und blos im Fall, wo ſie es nicht können, ſich als perſonifirte Abſtrakte, durch die ihnen beigelegte Sym-

---

a) p. 99.

Symbole, kenntlich machen. Im Grunde alſo einerlei Geſetz, einerlei Freiheit.

12.

Von Seiten der Dichtkunſt kann es keine nöthigere Lehre geben, als die a): der Dichter mache ſich die Bedürfniſſe der Malerei nicht zu ſeinem Reichthume: er ſtaffiere die Weſen ſeiner Einbildungskraft nicht maleriſch aus, laſſe ſie handeln, und auch die Attribute, womit er ſie bezeichnet, müſſen handelnd, poetiſch, nicht maleriſch ſeyn. So dichten die alten Dichter: die neuern malen.

Unter den Römern in ihrer beſten poetiſchen Zeit iſt vor Allen Horaz ein Liebhaber von moraliſchen Weſen, von perſoniſirten Abſtraktis; dieſe Perſonendichtung iſt mit ein Hauptſtrich ſeines Genies, und hat ſeine Oden ſehr verſchönert. Da eine ſolche moraliſche Perſon bei ihm gemeiniglich ſchnell, mit wenigen, aber lebendigen Attributen, und recht in die Handlung der Ode auf einmal hineintritt: ſo lieben wir den angenehmen Sylphen, die ſchöne Sylphide, die uns ſo gelegen vorüber rauſchet. Wie ſüß iſt ſein Bild der lächelnden Venus, die der Scherz und die Amors umflattern.

— Erycina ridens
quam Jocus circumvolat et Cupido —

---

a) p. 116.

Welch ein Bild! wenn **Furcht** und **Sorge** ihren Herrn auch zu Schiffe verfolgen, auch hinter ihm zu Pferde ſitzen, auch des Nachts um die Dächer der Reichen flattern: wenn **der Tod** mit ſeinem Fuß an die Hütten der Armen, und an die Palläſte der Mächtigen mit gleichen Schlägen anpochet: wenn **das Glück** —

Ich komme jetzt auf die Ode Horazens, die an ſolchen Perſonen-Dichtungen die reichſte iſt, und wo die perſoniſirten Abſtrakta den Auslegern manche ſaure Viertelſtunde gemacht haben. **Das Glück** ſelbſt, die **Nothwendigkeit**, die **Hoffnung**, die **Treue** u. ſ. w. ſind als moraliſche Weſen in dieſe Ode zuſammengruppirt, und das Ganze des Geſanges ſelbſt iſt einem perſoniſirten Abſtrakto gewidmet. — Man erräth es, daß ich von der **Ode ans Glück** a) rede. Baxter ſucht hier, wie gewöhnlich, in ihr ſeine lieben Dilogien b), und Geßner c) geht vielleicht auf der andern Seite zu weit, daß er ſie für eine Abhandlung über den Artikel **Glück** erklärt: doch wir wollen ohne vorgefaßte Meinung leſen.

Gleich zu Anfange rufft Horaz nicht eigentlich **das Glück**, als ein Abſtraktum an, um nach Geßners Meinung einen locum darüber durchzuhandeln; ſondern **die Göttinn des Glücks**, und zwar zunächſt

---

a) Lib. I. Od. 35. b) Horat. ed. Baxt. p. 49.
c) Eclog. Horat. edit. Geſſner. p. 71.

zunächſt die, ſo zu **Antium** verehret wurde. Die ganze Ode tritt alſo gleich aus dem Lichte eines **allgemeinen Begriffes** weg; und wird ein römiſches, ein Familienſtück der Stadt **Anzo**: ein Altarſtück in dem Tempel dieſer Stadtgöttinn. Ein Einwohner von **Anzo** ſollte aufleben, um uns dieſe Ode aus ſeiner Vaterſtadt zu erklären, und wie würde der uns mit manchem ehrlichen locus communis auslachen, den wir dem Glücke überhaupt aus dieſer Ode andichten, weil wir nicht die Ehre haben, die Göttinn zu kennen, der die Ode als ein Individualſtück gewidmet iſt.

Welches ſind nun die Attribute dieſer Göttinn? „Sie kann erniedrigen und erhöhen!„ So geſagt, wäre dies Attribut freilich nichts als locus communis; allein, wie es Horaz ſagt, wird es römiſch. Dies Glück in Antium iſt eine Römergöttinn: ſie beſchäfftigt ſich mit den Revolutionen des Staats, die Horaz vielleicht eben damals vor ſich ſahe: ſie giebt und ſtürzet Triumphe um. So wenig der afrikaniſche Jupiter eben der römiſche Jupiter, und die Madonna in Loretto völlig die Madonna in Parma iſt: ſo iſt nicht ſo ganz dieſe Fortuna jedwede andere: ſie iſt **Antium** eigen, und römiſch geſinnet.

„Rings um ihr Bild geht der flehende Land-
„mann, und der Schiffer des karpathiſchen Meers
„mit ſeiner Bitte.„ Ich weiß nicht, warum Bax-

ter

ter hierüber bis in den Mond reiſet, und da ſortem fortunae ſucht; auch iſt mir die Geßnerſche Erklärung: daß die Stürme des Meers aus unbekannten Urſachen kommen, nicht vorausgeſehen werden können, alſo dem Glücke zuzuſchreiben ſind, u. ſ. w. zu allgemein; und endlich die Klotziſche Erläuterung a), daß das Glück auf Münzen mit Kornähren, mit Schiffankern, und wer weiß womit mehr? gebildet werde, iſt für mich und für Horaz noch gelehrter. Vermuthlich hat Horaz, der Einfältige! an Nichts gedacht, als daß **Antium**, die Wohnung der Fortuna, Landeinwohner habe, und nahe an der See liege: der Tempel des Glücks alſo von beiderlei Art Leuten Beſuch erhalte.

„Dich fürchtet der rauhe Dacier, und die flüchtigen Scythen: Städte und Völker: und das „wilde Latium: die Mütter der barbariſchen Könige, und die bepurpurten Tyrannen.„ Allein genommen wäre nichts leichter zu erklären, als dieſe Strophe: ſie ſchilderte nämlich die Göttinn des Glücks römiſch geſinnet: vor ihr müſſen die Feinde, die Rebellen, die Tyrannen Roms zittern; aber nun der Zuſatz:

> iniurioſo ne pede proruas
> ſtantem columnam; neu populus frequens
> ad arma ceſſantes ad arma
> concitet imperiumque frangat.

So

---

a) Vindic. Horat. p. 152.

So ſind über nichts ſo leicht artigere Dinge geſagt worden, als über dieſe ſtehende Säule: Baxtern a) dünkte ſie ſehr emphatiſch Auguſt zu ſeyn, ohne zu bedenken, ob auch die Feinde, die rebelliſchen Vaſallen Roms, vor dem Sturze Auguſts ſo bange ſeyn würden. Geßner verſtand, dem locus communis: de Fortuna, den er in dieſer Ode fand, gemäß, „jeden Menſchen, auf den ſich andere, wie auf eine Säule ſtützen,“ ohne uns zu ſagen, wie ſich dieſer Allgemeinſatz zwiſchen Dacier und Scythen, Barbarn und Tyrannen ſchicke. Meine Wenigkeit findet in dieſer ſtehenden Säule — nun? nichts als eine ſtehende Säule: eine Säule, die, vielleicht in Anzo, mit dem Namen Roms bezeichnet, vor der Fortuna ſtand, wie ja ſonſt dem Glücke, der Ruhe, der Sicherheit ſolche Säulen pflegen hingeſtellt zu werden b). Nun fiel Horazen das Bild ihres Unwillens ein: wie? wenn ſie ihren Fuß ausſtreckte, und die Säule ſtürzte? So wäre dieſer Sturz, ein Sinnbild, dem Poeten ein Loſungszeichen von dem Sturze Roms. In Haufen würde das Volk zu Waffen eilen: zu Waffen auch die noch Säumenden ruffen, und das Reich, dieſe ungeheure Weltſäule zerbrechen. Die ganze Ode läßt muthmaßen, daß manche zur Zeit Horaz ſich regende Welle ihm dieſen Sturm prophezeiet, oder mit ſeinem Bilde, daß For-

---

a) Baxt. Horat. p. 50.

b) Addiſo'ns Dialog. upon the Uſefullneſs of ancient Medals, p. 47.

Fortuna ſchon damals ihren großen Zeh zu regen ſchien, um an die Säule zu treffen. — Wie aber fürchten ſich davor Dacier und Scythen, Barbarn und Tyrannen — keine Römer, keine Patrioten? Horaz ſagt nicht: daß jene ſich **davor**, vor dieſem Umſturze fürchten; ſondern, daß ſie die Göttinn des Glücks fürchten und ſcheuen: ſie, die über Rom wache, und die Säule deſſelben vor ſich habe; die aber auch mit einem Fußſtoße daſſelbe ſtürzen könne: dieſe Allmächtige fürchten und ſcheuen Scythen und Barbarn, (denn was könnten ihr dieſe für ein anderes Opfer bringen, als Furcht?) und warten auf den Augenblick ihres Entſchluſſes, der damals ſich ſchien zu nähern.

Bisher iſt die Ode ein römiſches National- und ein Antiatiſches Familienſtück geweſen; ſie fängt an, ſymboliſcher zu werden:

— te ſemper anteit ſerva (ſalva) Neceſſitas
Clavos trabales et cuneos manu
Geſtans ahena; nec ſeverus
Vncus abeſt, liquidumque plumbum.

Seit dem es Kunſtrichter von Geſchmacke giebt, iſt mehr als einer mit dieſem Bilde Horaz nicht zufrieden geweſen. **Sanadon** zuerſt unterſtand ſich, zu ſagen, daß dies Gemälde in ſeinem Detail genommen, ſchöner auf der Leinwand, als in einer heroiſchen Ode, wäre. Ich weiß nicht, ob Sanadons Gefühl hierinn nicht fein und richtig bleibe, ob ich gleich

gleich den Spott über ihn geleſen a): quod haec imago non placuit bono *Sanadonio*, ſui ingenii homo eſt, delicatus mehercle! et venuſtulus. Ich weiß nicht, ob dieſer ſui ingenii homo, delicatus mehercle et venuſtulus mit der mächtigen Widerlegung zufrieden ſeyn könnte: neque enim intellexiſſe videtur, quam divina ſint: *ahena manus, ſeverus vncus.* Ich, der nicht fein gnug iſt, das göttliche in einem ahena manus, in einem ſeverus vncus zu erblicken, fühle mit Sanaden gleich, und glaube, daß jeder, der die Ode in einem Strome fortlieſet, bei dieſem Bilde es fühlen werde, daß er veſtgehalten wird, daß er vor einer bemahlten Leinwand ſtehen bleibe: und das will niemand in der Ode.

Mögen alſo alle dieſe Werkzeuge attirail patibulaire, oder Befeſtigungswerke, oder Symbole der höchſten Macht Fortunens ſeyn: die eherne Hand und der ſeverus vncus mögen Hrn. Klotz ſo göttlich ſcheinen, als ſie wollen: die Stelle bleibt eine der froſtigſten im Horaz.

Ob aber deßwegen, weil „dieſe Attribute für „das Auge und nicht für das Gehör gemacht ſind, „und alle Begriffe, die wir durch das Auge erhalten ſollten, wenn man ſie uns durch das Gehör „beibringen will, eine größere Anſtrengung erfodern, und einer geringern Klarheit fähig ſind b).„ Hr.

---

a) Klotz. Vindic. Horat. p. 154. b) Laok. p. 118.

Hr. L. thut mir mit dieſem Grunde, wenigſtens ſo wie er ihn ausdrückt, ſo wenig ein Gnügen, als Sanadon oder Kloz: denn wäre ein Begriff, den man urſprünglich durch das Auge erhält, deßwegen nicht für das Gehör, weil ſich mit dem Ohre nicht ſehen läßt; ſo verlöre die Poeſie ihren ganzen Antheil an ſinnlichen Gegenſtänden des Auges: und was bleibt ihr da übrig? Nicht alſo, weil die Attribute: Nägel, Klammern, Bley, ſich ſehen und nicht hören laſſen, nicht deßwegen machen ſie die Stelle froſtig: denn wer wird nicht gleich, wenn er vucus, plumbum, clavos höret, nicht ſogleich mit ſeiner Einbildungskraft vacuum, plumbum, clavos **ſehen?** wenn wird Anſtrengung nöthig ſeyn, ſich dieſe Dinge, wenn er ſie durch das Gehör empfängt, ſo klar zu denken, als wenn er ſie ſähe? Wegen der Attribute ſelbſt alſo kann wohl die Stelle Horaz nicht froſtig werden; aber wohl wegen der **Compoſition dieſer Attribute zu einem Bilde. Die Neceſſitas geht vor der Fortuna voraus** — wohl! und wir erwarten, wozu ſie gehen, was ſie ausrichten wolle? Sie trägt Keule und Nagel — wohl! wozu trägt ſie ſie? — **Es fehlt ihr auch nicht Klammer und fließend Bley** — hier wird der poetiſche Leſer ungeduldig — was brauche ich alles das zu wiſſen, **was ihr fehlt, oder nicht fehlt?** was ſie hat oder nicht hat? ich höre ia nicht, was ſie damit will, oder ſoll? ich ſtehe vor einem todten Gemälde.

Was ſie damit ſoll? antwortet Hr. Kloß a): „ſie „ſoll damit die Macht des Glücks anzeigen, die „Göttinn anzeigen, der nichts widerſtehet, der alles weichen muß, die Göttinn von unwandelbarem „Willen. Wie ſchön alles paſſet! Das Gemälde „muß allen gefallen, die poetiſchen Geiſt haben.„ Hätte Hr. Kl. geſagt, die maleriſchen Geiſt haben, ſo recht! — aber die poetiſchen Geiſt haben? ich wüßte nicht, was in der Wirkung des Gemäldes poetiſches wäre. Der Dichter hat einen andern Pinſel, die Göttinn zu charakteriſiren, der nichts widerſteht, der alles weichen muß, die von unwandelbarem Willen iſt, als daß er ihr ein Stück Bley, und Eiſen in die Hand gebe, und ſie damit traben laſſe: die mindeſte Handlung, ja das bloße Wort: ſie iſt die Göttinn, der nichts widerſteht, der alles weichen muß, iſt beſſer, als eine mit Mordgewehren wandelnde Figur. Kurz: nicht die Beſchaffenheit der Attribute ſelbſt, daß ſie fürs Auge ſind, auch nicht eben die Gehäuftheit der Attribute, iſt der Fehler des Bildes, ſondern die Kompoſition derſelben zu einer bloßen Symbole: zu einer Symbole, die nichts thut, die mit ihrem proſaiſchen nec abeſt, blos da ſtehe, damit ihr nichts an ihrem Umgehänge fehle, damit ſie als eine völlige Symbole in einem Gemälde paradire — dies beleidigt den Leſer,

---

a) Vindic. Horat. p. 154. 155.

ſer, inſonderheit in einer horaziſchen Ode. Er rufft ihr gleichſam zu, an der Handlung der Ode mit Theil zu nehmen, oder ſich weg zu machen, auf eine Leinwand, an eine Wand, in ein Gemälde der Fortuna.

Und wie kam Horaz zu der todten Figur? Wahrſcheinlich, daß er ſie von einem ſolchen Gemälde kopirte, daß er ſie mit den Zügen kopirte, mit denen ſie vielleicht im Tempel zu Antium anzutreffen war. Was alſo in einer Ode Horaz auf den locus communis des Glücks ein befremdender Fehler ſeyn würde, das findet in einer Ode auf die Fortune von Anzo wenigſtens eine entſchuldigende Deutung. Es verewigte ein Gemälde, ein ſchönes ſymboliſches Gemälde, das ein Schatz des Tempels ſeyn konnte, in welchen dieſe Ode, als ein Schatz, auch hingehörte. Man kritiſire Horazen nicht als Dichter, ſondern hier als Dichter für Anzo.

Ich glaube hiemit auch den folgenden moraliſchen Weſen Licht und Deutung gegeben zu haben, die man ſo ſehr verkannt hat:

Te Spes & albo rara Fides colit
Velata panno —

Spence hat Unrecht, daß er in dieſer Stelle eine dünngekleidete Figur findet a): allein er hat Recht, daß es eine maleriſche Figur ſey, wie aus dem Zuſatze weiß gekleidet erhellet, und die Urſache weiß geklei-

---

a) Dialog. X.

gekleidet darf ich nicht erſt mit dem Scholiaſten, in der alten Gewohnheit ſuchen, daß die Prieſter der Treue ihr Opfer mit weißverhülltem Haupte brachten; ich habe ſie näher: welche Kleidung käme in einem Gemälde der Treue zu, als die Kleidung der Unſchuld? Iſt aber die Figur aus einem Gemälde: wie unnüß zerbricht ſich Bentley den Kopf darüber, daß Hoffnung und Treue dem Glücke als Begleiterinnen beigegeben werden? Wenn dieß Gemälde des Glücks in Anzo war: wie reich und ſchön wäre die Vorſtellung deſſelben!

Nun fängt Horaz an, über dieſe reiche Deutung zu allegoriſiren: **Hoffnung** und **Treue** ſind dem Glücke zu Begleiterinnen gegeben — zu Begleiterinnen? „ſo werden ſie daſſelbe auch immer „begleiten! auch wenn es ſein Kleid ändern, auch „wenn es die Palläſte der Großen feindlich verlaſſen „ſollte. Das iſt nur der treuloſe Pöbel, das iſt „nur eine meineidige Hure, die alsdenn zurück tritt: „nur hinterliſtige Freunde zerſtieben, wenn die „Weinbecher leer ſind: ſo ſind nicht **Hoffnung** und „**Treue**.„ Ich ſehe hier ſo wenig Widerſpruch a), „als bei einer erbaulichen allegoriſchen Deutung, und zwar einer Figur, die ihrem Namen nach doppelſinnig iſt, nur immer ſeyn kann.

---

a) Den größten hat Bentlei gefunden. S. ſeinen Horaz über dieſe Ode.

Und mit dieſer Deutung eben bahnet ſich Horaz den Weg, ſeinen Auguſt, und den damaligen Zuſtand des römiſchen Reichs der Glücksgöttinn zu empfehlen — eine Materie, die ſeine Ode ſchließet. Ich finde alſo nichts minder, als ein Abſtraktum, das Glück, in ihr abgehandelt: wie man etwa, wenn man ſich die Ueberſchrift aus einem Wörterbuche erklärt, meinen könnte; es iſt die Glücksgöttinn in Anzo, eine römiſchgeſinnte Glücksgöttinn, die auch nach den damaligen Umſtänden ſich Roms annehmen ſoll. Aus Antium alſo, aus Rom, und aus der damaligen Zeit müſſen auch die perſoniſirten Ideen dieſer Ode Licht nehmen; oder man ſchielet. Auch Hr. Klotz ſcheint mit ſeinen Erläuterungen aus Steinen und Münzen a) wohl nicht den Endzweck gehabt zu haben, ſich ſelbſt von dem poetiſchen Baue dieſer horaziſchen Ode Rechenſchaft zu geben: wie es doch bei ihr vorzüglich angienge. Wenn überhaupt der Gebrauch perſoniſirter Geſchöpfe aus einem lyriſchen Dichter erklärt werden ſollte; ſo iſt der Erſte dazu — Horaz, Er, der dieſe ſchönen Geſpenſter ungemein liebt, und in Einführung derſelben ſehr charakteriſtiſch iſt; ein Kenner Horaz zeige uns dieſe Seite!

Aber auch der epiſche Dichter hat perſoniſirte Ideen nöthig, die man gemeiniglich Maſchinen zu nennen gewohnt iſt — wie ſoll er ſie erſchaffen?

Als

---

a) Vindic. Horat.

Als ſymboliſche Weſen des Künſtlers, als Allegorien, oder als handelnde Subjekte? Wenn ein Dichter es nöthig hat, ſich vom Künſtler zu unterſcheiden, ſo iſts der Dichter der Epopee, inſonderheit in ſeinen Maſchinen — ich wollte, daß Hr. L. darauf gekommen wäre!

Ich weiß, daß manche ſich Leidenſchaften, Tugenden und Laſter und ein ganzes Heer moraliſcher Perſonen zu Maſchinen perſonifirt haben: allein, ich weiß auch, wie froſtig, wie überflüſſig dieſe Maſchinen oft ganze Gedichte herunter erſchienen ſind, blos weil ſie als perſonifirte Abſtrakta erſchienen, weil ihnen Individualität fehlte. Ein wirkliches Abſtraktum in Perſon zu malen, ihm äußere Geſtalt zu geben, um es dichteriſch bekannt zu machen, geht ohne Symbole nicht an; denn im Innern, im Weſen eines abſtrakten Begriffes liegen nicht Farben und Geſtalten. Der Dichter läuft alſo Gefahr, daß, wenn er uns eine lange Seite herab, die Unſchuld, den Neid, die Naturlehre u. ſ. w. ſymboliſch gemalt hat, wir hinterher fragen: wie ſah das Ding aus? Alle einzelne charakteriſirende Züge ſind vergeſſen: wie kann ich ſie zuſammen nehmen, daß ein ganzes Bild vor mir ſtehe? Er hat die Arbeit der Danaiden gehabt, immer neue Züge zu ſchöpfen, die aber augenblicklich wieder wegſchlüpfen, und jetzt ſtehe ich, und habe in meinem löcherichten Siebe — nichts.

Nun ſoll dieſe abſtrakte Perſon als Maſchine handeln; natürlich nicht anders, als aus **ihrem Weſen**, wie die Unſchuld, der Neid, der Zorn handeln muß. So ſehe ich ja jeden ihrer Tritte voraus: jede ihrer Reden verrathe ich ſchon aus ihrem Namen; nur dieſen brauche ich, nur die Idee ſelbſt, und das Uebrige wird poetiſche Einkleidung, ein Redezierrath. Das ganze Weſen iſt aus einem Begriffe geſchaffen, und in ein Wort eingehüllt: kann es mich alſo rühren? epiſche Bewunderung in mir erregen? mir einen ungewohnten großen Anblick gewähren? Eine ſolche Schöpfung durch ein Wort, das jeder nachſagen, das jeder voraus ausdenken kann, iſt — Spielwerk.

Nein! Homers Maſchinen ſind keine abſtrakten Begriffe: es ſind Subjekte, die aus ſich handeln, vollſtimmige Individua. Nicht kann ich es aus einer willkührlichen Idee errathen, wie hier und da Jupiter und Juno, und Minerva handeln werden, weil ſie Einkleidungen dieſer Idee ſind. Alle ſeine Götter ſind erdichtete Perſonen; aber **Perſonen**, mit vollſtändig beſtimmter Denkart, mit Schwachheiten und Stärke, mit Fehlern und Tugenden, mit allem, was zu einem daſeyenden Weſen gehört. Sie zeigen nicht blos Gedanken, Worte, Handlungen; ſondern ich ſehe auch aus der Art, aus dem Zuſammenhange dieſer Gedanken, Worte, Handlungen, daß ſie aus dem Innerſten eines Individuums fließen: der Poet bezaubert mich, daß, ſo lange ich leſe, ich ein ſolches Weſen glaube. Ihr Herren Allegoriſten, ihr Namenſchöpfer von Maſchinen, ihr Ideenbildhauer der epiſchen Dichtkunſt — das thut ihr nicht! ihr malet, ihr ſchildert; und ſo leſe ich euch auch, als Maler, als Schilderer; nicht als Dichter, nicht als zweite Prometheus, nicht als Schöpfer unſterblicher Götter und ſterblicher Menſchen.

Auch die kleinen Weſen der Einbildung, welche die Bahn des homeriſchen Gedichtes gleichſam nur einmal querüber durchgehen, Furcht, Schrecken, und die unerſättlich wütende Zwietracht erſcheinen bei ihm a) perſönlicher, als Allegorien erſcheinen: die letzte z. E. als die Schweſter und Geſellinn Mars, des Menſchenwürgers, mit ihm in Geſellſchaft, mitten im Schlachtgetümmel. Dieß alles dämpfet das Allegoriſche in der hohen Idee, „daß „ſie, anfangs klein, ſich erhebe, und, indem ſie „auf dem Boden der Erde einhergeht, ihr Haupt „in den Wolken habe,„ wir ſehen immer doch mehr eine Perſon, als einen Begriff, unter einer Perſon vorgeſtellt.

Für perſonifirte Abſtrakta, für allegoriſche Maſchinen, als ſolche betrachtet, hat Homer keinen Platz; nur den Reden ſeiner Helden b) läßt ers, die

---

a) Iliad. Δ. v. 441. 42. Iliad. Λ. v. 3.

b) Z. E. Agamemnons Rede von der Göttinn Ate T. 78.

die Gebete u. ſ. w. zu allegoriſiren, die alſo aus ihrem Munde, nicht aber eigentlich aus ſeiner Schöpferhand kamen, die alſo geſprochen und gedacht, nicht aber dichteriſch gebildet, gleichſam im Gedichte geſehen werden ſollten. Aber auch ſelbſt da ſucht er ſie, wo er kann, in das Licht eines beſtehenden Weſens zu kleiden; er flicht ſie in die Genealogie der Götter; er giebt ihnen einen hiſtoriſchen Zug zu: er malt das Allegoriſche nicht aus mit Prädikaten, ſondern läßt es kaum durch den Namen, durch die hiſtoriſchen Züge, durch die dichteriſchen Attribute durchblicken. So wenig iſts bei Homer Hauptzweck zu allegoriſiren, und am mindeſten zu allegoriſiren für Künſtler. — —

Hier Winkelmanns Werk von der Allegorie: ich bleibe aber bei zween andern Gefährten auf dem Wege: wie der Künſtler den Dichter, inſonderheit der griechiſche Künſtler Homer nachahmen könne? Dieſe Gefährten ſind Caylus und Leſſing.

13.

Und dünke mich jetzt im beſten Theile a) des leſſingſchen Werks, wo es die Vorſchriften des Grafen einſchränkt, wo es die Art der Vorſtellung Homers, und eines Künſtlers unterſcheidet, wo es

ein

---

78. &c. Phönix Rede von den Gebeten Iliad. I. v. 498.

a) p. 119. — 149.

ein Muſter von praktiſchem Scharſſinne iſt. Mit Verwunderung alſo muß jeder Leſer, der Leſſingen verſtehet, die verwirrenden Widerſprüche a) geleſen haben, die — — doch hierüber darf ich die Vertheidigung des Verfaſſers ſelbſt b) als bekannt vorausſetzen.

Ich gehe alſo ins Detail. „Homer bearbeitet ſichtbare und unſichtbare Weſen; dieſer Unterſchied kann die Materie nicht angeben, bei ihr iſt alles ſichtbar; und auf einerlei Art ſichtbar.“ c)

„Das Mittel alſo, deſſen ſich die Malerei bedienet, uns zu verſtehen zu geben, daß in ihren Kompoſitionen dieſes oder jenes als unſichtbar betrachtet werden müſſe, iſt eine dünne Wolke d).

„Dieſe Wolke ſcheint aus Homer ſelbſt entlehnt zu ſeyn e).

„Wer ſieht aber nicht, daß bei dem Dichter das Einhüllen in Nebel und Nacht weiter nichts, *als eine poetiſche Redensart*, für unſichtbar machen, ſeyn ſoll? Es hat mich daher jederzeit befremdet, dieſen poetiſchen Ausdruck *realiſirt*, und eine wirkliche Wolke in dem Gemälde angebracht zu finden f).“

---

a) Klotz geſchnittene Steine hin und wieder.
b) Hamb. Zeitung. 1765. No. 100.
c) Laok. p. 130. d) p. 127.
e) p. 137. f) p. 137. 138.

Mit dem Unterſchiede, den Hr. L. angiebt, bin ich zufrieden; nur der Grund des Unterſchiedes, den er angiebt, iſt nicht der meine.

Wozu ſoll die Wolke bei dem Dichter und Maler? zur Verhüllung. Wo ſie alſo nicht verhüllen kann, da iſt ſie nicht Wolke mehr, da bleibe ſie weg. So bei dem Maler. Sie ſoll verhüllen, und verhüllet nicht: ſie läßt den verhüllten Helden noch ſichtbar: er ſteht hinter einer ſpaniſchen Wand, und ruft uns zu: ich bin unſichtbar, ich ſoll nicht geſehen werden: ich bin nicht zu Hauſe. „Dieſe Urſa„che, dünkt mich, iſt die wahre.

Aber die, daß die Wolke aus einem Dichter entlehnt, bei ihm nichts als eine poetiſche Redensart, bei dem Künſtler hingegen eine wirkliche Wolke, und alſo ein poetiſcher Ausdruck auf eine befremdende Weiſe realiſirt ſey; „die Urſache ſcheint min„der Stich zu halten.„

Homers Nebel iſt ein poetiſcher Nebel; iſt er aber damit eine poetiſche Redensart, ein künſtlicher Ausdruck, ſtatt „unſichtbar werden a)?„ Wenn Achilles nach dem in die Wolke verborgnen und ſchnell entrückten Hektor noch dreimal mit der Lanze zuſtößt: ſoll dieß „in der Sprache des Dichters „weiter nichts heißen, als daß Achilles ſo wütend „geweſen, daß er noch dreimal geſtoßen, ehe er ge„merkt, daß er keinen Feind vor ſich habe?„ Ich darf

---

a) p. 137.

darf ſagen, daß ich bei Homer „eine ſolche Phraſesſprache des Dichters„ nicht kenne, und nicht kennen mag. Homer, ein Feind aller künſtlichen Figuren der Einkleidung, die nichts als ſolche, nichts als poetiſcher Zierrath, ſeyn ſollen, (nach Hrn. Leſſings Erklärung, was iſt dieſe Wolke, dieſe poetiſche Redensart anders, als eine ſolche Wortblume?) Homer wird auf ſolchem Wege einer der nüchternen Dichter unſrer Zeiten, die proſaiſch denken, und poetiſch ſprechen, deren gradus ad Parnaſſum die Zauberkammer iſt, ihre Gedanken der Proſe in eine Sprache des Dichters in poetiſche Redarten zu verwandeln. Bei ſolchen mag alsdenn eine proſaiſirende Schülerpoſition Statt finden: „er ward mit einer Wolke bedeckt, das iſt: er ward aus den Augen des Feindes weggebracht: Achill ſtieß dreimal nach dem dicken Nebel: das iſt: er war ſo wütend, daß er noch nicht merkte, ſein Feind ſey weg. Was käme aber heraus, wenn man ſo bei Homer läſe, und auch ſeine Götter, ihren Himmel ihre Geräthe u. ſ. w. durch ein ſolches, das iſt: proſaiſirte, und alles zu poetiſchen Phraſibus machte.

Nein! Homer weiß von Redarten nichts, die nichts als ſolche wären. Der Nebel, in den die Götter hüllen, iſt bei ihm wirklicher Nebel, eine verhüllende Wolke, die mit zum Wunderbaren ſeiner Fiktion, mit zum epiſchen μυθος ſeiner Götter gehört. So lange er mich in dieſer poetiſchen Welt, in welcher Götter und Helden kämpfen, wie bezaubert, veſt hält: ſo lange mich ſeine Minerva durch dieſe wunderbaren und ſchrecklichen Auftritte führt, und mir die Augen erhöht hat, nicht blos ſtreitende Menſchen, ſondern auch kämpfende und verwundete Götter zu erblicken; ſo lange ſehe ich auch dieſen Nebel eben ſo gläubig, als den Gott ſelbſt, der die Wolke um ſeinen Liebling webt. Beide, der Gott und ſeine Wolke, haben ein gleich poetiſches Weſen; wenn ich das eine proſaiſire, muß auch hinter den andern ein grammatiſches das iſt kommen, und dann verliere ich die ganze mythiſche Schöpfung in Homer. Ich bin nicht mehr in dem epiſchen Treffen eines Dichters; ſondern in einer hiſtoriſchen Feldſchlacht: ich leſe nach der Taktik: ich ſehe nach dem gewöhnlichen Augenmaaße.

Hr. L. ſcheint darnach geſehen zu haben; wenigſtens überredet er uns, darnach ſehen zu können a). „Keinen wirklichen Nebel ſahe Achilles nicht, und „das ganze Kunſtſtück, womit die Götter unſichtbar machten, beſtand auch nicht in dem Nebel — „ſondern in der ſchnellen Entrückung. Nur um „zugleich mit anzuzeigen, daß die Entrückung ſo „ſchnell geſchehen, daß kein menſchliches Auge dem „entrückten Körper nachfolgen könne, hüllet ihn „der Dichter vorher in Nebel ein; nicht weil man „an-

---

a) p. 138. 139.

„anſtatt des entrückten Körpers einen Nebel geſehen,
„ſondern weil wir das, was in einem Nebel
„iſt, unſichtbar denken.„ Welche Unterſcheidungen!
welche Amphibolien! „Keinen wirklichen
„Nebel ſahe Achilles nicht.„ Ja! der poetiſche
Held ſahe ihn, und dreimal ſtieß er noch mit ſeinem
Spieße nach dem Nebel. „Das Kunſtſtück, womit
„die Götter unſichtbar machten, beſtand in der
„ſchnellen Entrückung!„ Wunderbar! wo ich mir
ſchon wirkſame Götter, eine wunderbare Entrückung
denken kann, und denke; bin ich da nicht ein Scrupler,
am Nebel abdingen zu wollen? „Nur weil die
„Entrückung ſchnell vorgieng, hüllt ihn der Dichter
„ein; nicht, weil man einen Nebel geſehen, ſondern,
„weil wir das, was in einem Nebel iſt, unſichtbar
„denken.„ So! und deßwegen ſtößt Achilles
dreimal nach dem Nebel, nicht, weil er einen Nebel
ſahe, ſondern, weil er das, was in einem Nebel iſt,
ſich als unſichtbar dachte! O der homeriſche Don-Quixote!
o der cervantiſche Homer!

„Neptun verfinſtert die Augen Achilles; in
„der That aber ſind des Achilles Augen nicht verfinſtert,
„ſondern — —„ Was man uns doch
ſagen will! Neptun gießt dem Achilles Dunkel um
die Augen, er rückt Aeneas fort: er hat ihn in Sicherheit
gebracht, ihn ermahnt, nicht wider Achilles
zu ſtreiten, ihn verlaſſen — nun muß er erſt
zurück kommen, um dem Achilles den Nebel
von

von ſeinen Augen zu nehmen a), und Achilles — hat keinen Nebel vor Augen gehabt! es iſt nur ſo ſo geſagt, daß ſeine Augen verdunkelt worden? — — Achilles bekommt das Licht ſeiner Augen wieder, er erſeufzet, er ſtutzt über das Wunder: er ſieht den Spieß auf der Erde, den Mann hinweg! er erſtaunt, er ſpricht mit ſich, mit ſeiner großen Seele, muthmaaßet auf die Götter — — „Wie? wird ein homeriſcher Orthodox ſagen, iſt es nicht ein ſträflicher Unglaube, an dem Nebel der Götter zu zweifeln, wenn man ein ſo augenſcheinliches Wunder der Verblendung, eine ſo feierliche Scene ſieht! Wer homeriſche Götter glaubt, muß auch die Wolke ihrer Hand glauben! — —

Die Wolkendogmatik der griechiſchen Götter muß Hrn. Leſſing anders bekannt ſeyn, als mir: denn er fährt fort, Dinge zu behaupten, die wider alle ſchöne Sichtbarkeit homeriſcher Erſcheinungen laufen. „Unſichtbar ſeyn, ſagt er, iſt der natürliche Zuſtand der Götter Homers; es bedarf keiner „Blendung, keiner Abſchneidung der Lichtſtralen, „daß ſie nicht geſehen werden; ſondern es bedarf einer Erleuchtung, einer Erhöhung des ſterblichen „Geſichts, wenn ſie geſehen werden ſollen. Zwar „läßt Homer auch Gottheiten ſich dann und wann „in eine Wolke hüllen, aber nur alsdenn, wenn ſie von „andern Göttern nicht wollen geſehen werden b). „

Fol-

---

a) Iliad. υ. v. 341. 342. &c.

b) Laok. p. 140. 141.

Folgendes wird zeigen, daß Hr. L. in ſeiner Wolkentheorie der griechiſchen Götter — — ein Ketzer ſey.

„Unſichtbar ſeyn, iſt der natürliche Zuſtand der „Götter;„ wie kommt es denn, wenn ich fragen darf, daß Götter **wider Willen** können geſehen werden? daß man ſie **unvermuthet** überraſchen darf, wenn ſie nicht geſehen ſeyn wollen? Es war ein Glaubensartikel bei den Griechen, daß nichts gefährlicher ſey, als ein ſolcher überraſchender Anblick b), und mancher unglücklicher Unſchuldige hatte darüber ein Opfer werden müſſen. Pallas, die keuſcheſte der Göttinnen, die vor Keuſchheit ſich ſelbſt kaum nackt zu ſehen wagte, die wohl am mindeſten unter allen Göttinnen jene **falſche** Jungfernſcheu beſaß, ſich zu verſtecken, und doch wollen geſehen zu werden, dieſe jungfräuliche Pallas wählet ſich den ſicherſten, den geheimſten Ort, um ihre Gorgone abzulegen: ſie badet ſich, und ein eben ſo ehrlicher Tireſias überraſcht ſie, ſiehet ſie **wider ſeinen Willen**, erblindet. Indeſſen um den Unſchuldigen einiger Maaßen ſchadlos zu halten, giebt Pallas — ihm nicht das Geſicht wieder; denn dies ließ ihre Jungfräulichkeit nicht zu; ſondern die Gabe der Weiſſagung. Wie hätte Pallas wider ihren und Tireſias Willen überraſchet werden können, wenn „unſichtbar ſeyn, der natürliche Zuſtand der „Götter wäre?„

---

a) Callimach. hym. in Pallad. Dianam &c.

Wie der Pallas: ſo gieng es auch der badenden keuſchen Diana. Kalydon ſah ſie, ebenfalls wider ſeinen und der Göttinn Willen, und ward zu Steine. So gieng es ſelbſt dem Jupiter, da er in ſeinem liebſten Vergnügen einmal ſeine Wolke vergeſſen hatte. Er ward, da er bei der Rhea ſchlief, von Haliakmon, wider Willen ſeiner, und ſeiner geliebten Beiſchläferinn, und ſeines Ueberraſchers, in ſeiner Schäferſtunde geſtört — wie das? wenn „unſichtbar ſeyn, der natürliche Zuſtand der Götter wäre.„

Ich will ſolche geſtörte Schäferſtunden der Götter und Göttinnen nicht aufzälen. Meine Muſe iſt diesmal nicht ſo, wie die Schweſter des Amors, die

— — wie die Mädchen alle thun,
Verliebte gern beſchleichet. —

Ich führe, ſtatt aller, das Epigramm aus der Anthologie a) an, in ſeinem einfältigen Scherze, in ſeiner naiſen Schalkheit: „Werde ja niemand in „meinen Waſſern eine der Najaden, oder die Venus mit ihren Gratien nackt gewahr: ſelbſt wenn „es ohne Vorſatz ſeyn ſollte; denn immer iſt nach Homers Ausſpruche der offenbare Anblick der Götter gefährlich, und wer darf Homer widerſprechen?„ Um die verborgne Schalkheit einzuſehen, die in dieſem Epigramm liegt, merke man ſich den Doppelſinn, der in dem

---

a) Anthol. L. IV. c. 19. epig. 33.

dem Worte „offenbarer Anblick„ liegt, der Epigrammatiſt meint nackt; Homer meint „ohne fremde „Einkleidung, wie die Götter ſind.„ Die Stelle Homers beſtätigt alſo unſere Meinung: und ſcheint gar ein Axiom in der griechiſchen Mythologie geworden zu ſeyn.

Juno nämlich, die dem Achilles zu Hülfe will, macht den Lehrſpruch a): daß, wenn Achilles einen Gott gegen ſich ſehen würde: ſo müßte er erſchrecken: denn „fürchterlich iſt der Anblick der Götter, wenn ſie offenbar, (wenn ſie ohne menſchliche Einhüllung) erſcheinen. Wie iſt unſichtbar ſeyn alſo ihr natürlicher Zuſtand?

Nach dieſem Axiom ſcheint Homer in ſeiner ganzen Götterdichtung zu verfahren. Sind die Götter unter ſich, ſo ſind ſie auch unter ſich ſichtbar; ſollen ſie aber unter Menſchen wirken — unerkannt oder erkannt, darnach richtet ſich das Schema ihrer Erſcheinung. Phöbus Apollo b) ſteigt vom Himmel herab in ſeiner ganzen göttlichen Geſtalt: Köcher und Bogen ruhen auf ſeiner Schulter: auf ſeiner Schulter klingen die Pfeile, bei ſeinem zornigen Gange. Nun hatte er ſich ſchon von den Höhen des Himmels herabgelaſſen, und gieng der Nacht gleich: bis er ſich weit von den Schiffen nieder-

---

a) Iliad. Υ. v. 131. Χαλεποὶ δὲ θεοὶ φαίνεσθαι ἐναργεῖς.

b) Iliad. A. v. 47. (νυκτὶ ἐοικώς)

niederſetzen, und ſeine peſtbringenden Pfeile auslaſſen konnte. Warum muß er ſich der Nacht gleich, das iſt: mit Dunkel bedeckt, bei den Griechen vorbei ſchleichen, und nur ſeine Geſtalt annehmen, da er fern vom Anblicke der Schiffe und Menſchen iſt? — Wenn die homeriſchen Götter ſchon an ſich menſchlichen Augen unſichtbar ſind, wenn es keiner Abſchneidung der Lichtſtralen bedarf, um nicht; ſondern einer Erhöhung des Geſichtes, um geſehen zu werden? Will ich nicht wieder zur heiligen Allegorie fliehen, ſo iſt die Wolke vergebens.

Und wie oft hätte ſie alsdenn Homer vergebens! In einem Nebel a) ſteigt Thetis aus dem Meere hervor, bis ſie vor ihrem Sohn hinſaß, und ſich ihm in Geſtalt zu erkennen gab. In einer Wolke ſteigt ſie zum Jupiter hinauf: eine dichte Wolke warf Jupiter b) um ſich, da er auf Ida ſaß, die Schlacht überſehen, und nicht geſehen ſeyn wollte. Eine Wolke iſt bei Homer mehr als einmal die Kleidung der Götter, wenn ſie in einer Situation, die nicht auf andre wirkt, in einer intranſitiven Stellung erſcheinen. Ihr Körper iſt zwar nur, wie ein Körper, der Lebensſaft ihrer Adern iſt nur gleichſam wie Blut c), d. i. nicht ſo grob und irdiſch, als ein menſchlicher Körper; doch aber immer Blut, das zu vergießen, ein Körper, der zu verwunden,

a) Iliad. Α. v. 359. (ἠΰτ' ὀμίχλη)
b) Iliad. Θ. v. 50. c) Iliad. Ε. v. 140. — 142.

wunden, wie weit mehr zu ſehen iſt. So wird Venus von Diomedes verwundet, ob er ſie gleich als Göttinn erkennet a): und um ſie zu tröſten, erzält ihre Mutter Dione b), was ſchon von jeher die Himmliſchen von den Sterblichen haben erleiden müſſen, wie Mars von zween ſeiner tapferen Feinde gebunden, ins Gefängniß geworfen, dreizehen Monate lang gefangen gehalten, und mit genauer Noth vom Merkur heimlich gerettet ſey: wie Juno verwundet, Pluto verwundet — — was darfs, die mythologiſchen Geſchichte her zu erzälen, die alle wenigſtens ſo viel zeigen, daß nach der homeriſchen Göttertheorie der Satz zu hoch klinge: „Unſichtbar „ſeyn, iſt der Zuſtand der Götter: einer Erhöhung „des Geſichts bedarfs, um nur von Menſchen geſehen zu werden, nicht aber einer Abbrechung der „Lichtſtralen, um nicht geſehen zu ſeyn.„ Brauchts dieſes nicht einmal, wie unmöglich, daß ein Gott wider Willen erkannt, gebunden, verwundet werde? Wenn er den menſchlichen Augen ſeiner Natur nach nicht bloß entgeht, ſondern dieſelben durch ein Wunder erſt erhöhet werden ſollen, wie ſinnlos alsdenn, ſeiner Natur nach, verwundbar, für den Helden überwindlich zu ſeyn? Man wird mir antworten: um einen Gott, um eine Göttinn zu erkennen, mußten dem Diomedes erſt von einer andern Göttinn die Augen eröffnet werden; allein hier rede ich nur von dem

---

a) Ibid. v. 310. 331. b) Ibid. v. 381.

dem **Verwundbarſeyn** durch ſeine **Natur** a), und ſchlieſſe gerade hin: ein verwundbarer Körper muß auch ein durch ſeine Natur nicht unſichtbarer Körper ſeyn: wenn unſer Auge ihn der Natur deſſelben nach nicht treffen könnte; wie könnte **nach der Natur des Götterleibes** meine Hand ihn treffen?

Warum aber Minerva dem Diomedes erſt den Nebel von den Augen nehmen mußte, um Götter und Menſchen in der Schlacht zu unterſcheiden b)? Ich kann gerade weg ſagen: weil er poetiſch einen Nebel vor den Augen hatte; allein ich will Homer proſaiſch erklären. Wenn die homeriſchen Götter unmittelbar auf Menſchen, und mit Menſchen wirken; z. E. Streiten, Kämpfen, Pferdelenken, kurz, menſchliche Thaten thun wollen: ſo nehmen ſie durchgängig bei Homer auch bloß menſchliche Geſtalten an: es heißt alsdenn jedesmal bei Homer: „er „gleichte ſich dieſem, oder jenem Helden c).„ Und freilich in dieſer Gleichung war der Gott nicht zu erkennen: denn er war menſchlich eingekleidet: nur aus den übermenſchlichen Thaten, aus völlig wunderba-

---

a) Auch Götter gegen Götter ſind verwundbar, und Jupiter läßt der Juno und Minerva drohen, daß, wenn ſie nicht zurückwichen, er ſie auf zehn Jahre lang unheilbar verwunden wolle. Θ 464. 475.

b) Iliad. E. v. 116. — 130.

c) Neptun. (Iliad. N. 45.) εισαμενος Καλχαντι — Minerva (Iliad. X. 227.) Δηϊφοβω εικυια — (Iliad. δ. 86. 87. Η δ' ανδρι ικελη Λαοδοκω &c.

derbaren Begebenheiten ſchloſſen die Helden, daß hie oder da ein Gott ſeine Hand mit im Spiele habe müſſe. Sie fürchteten ſich alſo, einem ſo verkleideten Gotte zu begegnen, weil es bei ihnen eine Maxime geworden: „keiner lebt lange, der einem Gotte widerſteht, oder ſchadet.„ Mit griechiſcher Ehrlichkeit fragt ein Held den andern, ſo offen zu ſeyn, und zu ſagen: ob er ein Gott, oder ein Sterblicher ſey? damit er wiſſe, mit wem er zu thun habe. Und mit himmliſcher Offenherzigkeit entdeckt ſich der Gott, wenn er ins Gedränge geräth, daß man ihm aus dem Wege weichen ſollte. — — Kurzum! weil das ganze homeriſche Treffen voll verkleidet wandelnder Götter iſt, weil der Dichter dieſe Hypotheſe wiſſentlich allen Helden und Streitern voraus ſetzt: freilich ſo gehört eine Minerva dazu, um dieſe eingekörperten Weſen vor andern Menſchen kennbar zu machen. Aber nicht alſo, daß ſie das Geſicht Diomedes erhöhen dorfte, um Unſterbliche zu ſehen: denn die Unſterblichen glichen hier Menſchen; ſondern, um ihm dieſe und jene mordende Figur kennbar zu machen, daß ſie etwas mehr ſey, als wofür er ſie anſieht, daß ſie kein Menſch, ſondern ein wandelnder Gott ſey, a) u. ſ. f. kurz! hier erſcheinen die Götter in einem hindernden Vehikulum gleichſam, und in dieſem

---

a) Iliad. E. 126. — 130.

Vehikulum ſollen ſie **kennbar**, nicht ſichtbar werden.

Nun aber falle das Vehikulum weg, laſſet ſie blos Götter ſeyn: die Wunde, der Schmerz bleibt ihnen, er iſt nicht mit der Geſtalt weggefallen, in der ſie ſich menſchlich verkörpert. Mars ſchreit auf — verläßt die Schlacht, und geht himmelauf: die Geſtalt des Acamas iſt alſo weg, und ſehet da! die Wolkenhülle iſt um ihn: mit Wolken gehet er zum Himmel a). Und noch in ſeiner himmliſchen Geſtalt fühlt er den Schmerz, den ihm ein Menſch zufügen konnte? iſt die Wunde nicht der Geſtalt Acamas geblieben? ſie gehört Mars: der himmliſche Arzt muß ſie heilen; ſein göttlicher Körper war ſeiner Natur nach alſo verwundbar, wie alſo eben ſeiner Natur nach nicht ſichtbar? oder gar nicht anders als unſichtbar?

Nein! mein Homer iſt viel zu ſinnlich, als daß er ſein ganzes Gedicht durch von ſo geiſtigen Göttern, und von ſo feinen Allegorien, was die Wolke hie und da bedeutet? wiſſen ſollte. Einem perſiſchen Epopöiſten würde eine ſolche innere Unſichtbarkeit der Götter gefallen haben; allein ein griechiſches Auge will in der Epopee auch an Gottheiten ſchöne Körper und himmliſche Geſtalten erblicken: es will ſie ſchon **ihrer Natur nach** in dieſer ſchönen Sichtbarkeit ſehen, und nicht erſt durch ein Wunder, oder durch

---

a) Iliad. E. 867.

durch die außerordentliche Gnade des Dichters, eine Erleuchtung, eine Erhöhung des ſterblichen Geſichts nöthig haben, ſie anzuſchauen. Für ſolch ein Auge ſind die griechiſchen Götter geſchaffen. Hat aber der Dichter es nöthig, ſie nicht ſehen zu laſſen: ſo kleide er ſie in eine Wolke; er werfe Nebel vor unſere Augen. Eine ſolche Wolke, in der ſie erſchienen, hat außerdem ja ſo manche hohe Nebenbegriffe: den Begriff des Himmliſchen und Erhabenen, der einem himmliſchen Weſen zukommt: iſt ſie glänzend, ſo der prächtigſte Thron eines überirdiſchen Regenten; dunkel, ſo das Gewand des Zornigen und Fürchterlichen; ſchön düftend, ſo die Verkündigerinn einer lieblichen angenehmen Gottheit — alle dieſe Nebenideen liegen ſchon in unſerm ſinnlichen Verſtande: ſie haben den Dichtern aller Zeiten die vortrefflichſten Bilder geſchaffen: und Homer ſollte dieſen edlen Gebrauch der Wolke unterlaſſen, nicht eingeſehen haben? Er allein hätte damit uns blos ein **Hokuspokus** einer poetiſchen Redensart machen wollen, um hier eine Entrückung, dort eine innere Unſichtbarkeit, doch nicht ſo gerade heraus zu ſagen — ich ſage nochmals, ſo kenne ich Homer nicht.

Freilich in den ſpätern Zeiten, da man die homeriſche Mythologie quinteſſenziirte, und aus ihr ein paar Tropfen metaphyſiſchen Geiſt abzog: da wußte man nicht gnug von der innern Unſichtbarkeit der Göt-

Götter, von ihren myſtiſchen Erſcheinungen, von dem Ueberirdiſchen ihrer Epiphanien u. ſ. w. zu vernünfteln; allein ſolche Theophanien, ſolche feine Metaphyſik über die Natur der Götter, gehört in den Kreis der ſpätern Platoniſten und Pythagoräer, und in das heilige Murmeln ihrer Geheimniſſe. Ich denke doch aber, daß wir hier nicht über Jamblichus, ſondern Homer, reden.

—Kurz! ich bin mit der Urſache zufrieden, daß, wenn der Maler mit ſeiner Wolke nicht unſichtbar machen kann, er auch dem Dichter die Wolke nicht nachäffen darf: und was brauchts da weitere Allegorien und Deutungen über den Dichter, unter denen der Dichter verlohren geht? Nach meinem Gefühle gebührt den griechiſchen Göttern die ſchönſte Sichtbarkeit und Jugend als ein Prädikat ihres Weſens: und ohne ſolche ſich einen Apollo, einen Bacchus, einen Jupiter denken zu ſollen, ſich die Unſichtbarkeit als den natürlichen Zuſtand der Götter vorſtellen zu müſſen — das kann keine griechiſche Seele: kein griechiſcher Dichter und Künſtler, ja ſelbſt kein weiſer Epikur. Mit dem Begriffe ſchöner Sichtbarkeit geht das Weſen der Götter, das Leben ihrer Geſchichte und Thaten, die ſo genau beſtimmten Stuffen ihrer Idealgeſtalten, das Anziehliche ihres Umganges mit Menſchenkindern: das ganze Kraftvolle der Mythologie verlohren. Ich ſehe nicht mehr die ſchönen ſinnlichen griechiſchen

Götter: ich ſehe ſichtbar ſeyn wollende Phantome! Mit einer ſolchen Hypotheſe iſt meine beſte mythologiſche und poetiſche, und Kunſtentzückung getödtet! Ich mag die ketzeriſche Neuigkeit nicht: ich bleibe bei der alten griechiſchen Rechtgläubigkeit.

14.

„Auch die Größe der homeriſchen Götter kann „der Maler nicht nachahmen!„ und was Hr. L. darüber ſagt a), läuft auf die drei Urſachen hinaus: daß in der Malerei weniger das Wunderbare der poetiſchen Einbildung, ſondern mehr die Gewohnheit zu ſehen, die anſchauliche Wahrheit des Auges herrſche: zweitens, daß, da die Malerei innerhalb einem Raume arbeitet, auch mehr die Proportion und Disproportion in Betracht komme, als bei dem Dichter, deſſen Einbildungskraft in allen Welten des Möglichen und Wirklichen, nicht bloß alſo zwiſchen Himmel und Erde, und am wenigſten zwiſchen vier engen Seiten wirket. — Drittens, daß, wo die Größe durch Kraft, Stärke, Schnelligkeit vom Dichter ausgedrückt werden konnten, der Maler in dieſem Ausdrucke ihm ganz nachbleibe, da er, der für den **Raum** arbeitet, nicht eben **Kraft**, und der, der für **ſeinen Anblick** arbeitet, nicht eben Schnelligkeit der Bewegung zum Mittelpunkte ſeiner Wirkſamkeit machen kann. —— Es könnte dieſen Urſa-

---

a) p. 131 — 135. Laok.

chen ein ſehr philoſophiſcher Mantel umgeworfen werden, wenn er des Macherlohns werth wäre.

Ich bleibe gar zu gerne bei Homer, inſonderheit wenn Hr. L. den Ausleger deſſelben machet. — „Größe, Stärke, Schnelligkeit, ſagt Hr. L. — „Homer hat davon noch immer einen höhern wunderbaren Grad für ſeine Götter im Vorrath, als „er ſeinen vorzüglichſten Helden beilegt. In Anſehung der Stärke und Schnelligkeit wird niemand dieſe Aſſertion in Abrede ſeyn; nur dörfte „er ſich vielleicht der Exempel nicht gleich erinnern, „aus welchen es erhellet, daß der Dichter ſeinen „Göttern auch eine körperliche Größe gegeben, die „alle natürliche Maaße weit überſteiget. „Selbſt Ausleger des Homers, alte ſowohl als neue, „ſcheinen ſich nicht allezeit dieſer wunderbaren Statur ſeiner Götter gnugſam erinnert zu haben, welches aus den lindernden Erklärungen abzunehmen, „die ſie über den großen Helm der Minerva geben „zu müſſen glauben„ a).

Hr. L. hat die Clarkiſch-Erneſtiniſche Ausgabe des Homer hiebei angezogen, und ſo ſind leicht die Ausleger des Homers, alte ſowohl als neue, gnugſam zu erkennen, die ſich der wunderbaren Statur der Götter Homers nicht gnug erinnert; ſie ſind b) Euſtathius, Clarke, der durch ſeine Anführung Euſtathius genehmigt, und Erneſti, welcher letztere

die

---

a) Laok. 135.

b) E. 744. ed. Clark-Erneſt.

die homeriſche Beſchreibung des Helms der Minerva mehr auf die Veſtigkeit, als Größe deſſelben will gezogen wiſſen. Wie nun? iſt die alle natürliche Maaße weit überſteigende körperliche Größe ein Charakter der homeriſchen Götter? ein eben ſo offenbarer, kenntlicher und nothwendiger Charakterzug, als Schnelligkeit und Stärke? und denn noch zum Ueberfluß haben die alten Meiſter der Bildhauerei, wie Hr. L. überzeugt iſt, das Koloſſaliſche, das ſie öfters ihren Statuen ertheilten, aus dem Homer entlehnet?

So viel iſt leicht zu denken, daß, wenn der Dichter ſeinen Göttern eine mehr als Helden- und Rieſenſtärke giebt, er dieſe Stärke auch nicht in einen Pygmäenkörper werde eingeſchloſſen haben: etwas, das wider alle poetiſche und menſchliche Wahrſcheinlichkeit lieſe. Es wäre dem Anſchaulichen des Dichters völlig entgegen, menſchenähnliche Götter mit unermäßlicher Stärke wirken, und unter dem gewöhnlichen Grade von Menſchengeſtalt ſehen zu laſſen. In myſtiſchen Geheimniſſen wären ſolche Götter willkommen, weil man um ſo mehr ſeine Geſchicklichkeit zeigen kann, Knoten aufzulöſen, je mehr Knoten und Widerſprüche man geſchlungen: aber im Felde der offenbaren Poeſie ſind ſolche Weſen Mikromegas.

Daß alſo die Statur des Körpers der geäußerten Stärke nicht durchaus, und ſchon dem ſinnlichen An-

Anblicke nach widerſpreche! Nun aber weiter: wo kein übermenſchlicher Grad der Stärke geäußert wird: da iſt auch keine übermenſchliche Größe nöthig, wären es auch Götter oder Göttinnen. Ja, wo es gegentheils zum Charakter dieſer und jener Gottheit gehört, dieſe übermenſchliche Stärke nicht zu beſitzen; da wäre die hypergigantiſche Statur in dem Anſchaulichen der Dichtkunſt ein unleidlicher Widerſpruch. Ich denke, meine Folgerungen ſind wahrſcheinlich, und ſie ſollen gewiß werden. Homer ſei Zeuge: ſein Jupiter, ſein Neptun, ſeine Minerve mögen ſo groß ſeyn, als ſie wollen; eine Juno von königlicher Schönheit ſchon nicht völlig ſo. Sie mag ſo viel Großes in ihrem Anblicke haben, daß er ſie kuhäugicht a) nenne; ſo viel Erhabenes in ihrem Gliederbaue, als dem Weibe gebührt, das in Jupiters Armen ruhet: ſie mag, wenn ſie ſich zornig auf ihrem himmliſchen Throne reget, den großen Olymp erſchüttern b) — Ideen von ihrer Hoheit und Größe! Nur daß dieſe im eigentlichen Verſtande mir nicht zuerſt durch die körperliche Statur vorgeſtellt werde: daß ſich nicht auf dieſe, als auf den Hauptanblick, mein Auge heften dörfe: ſonſt verliere ich die Königinn der Götter, die herrlichſte der Göttinnen aus den Augen: ich ſehe ein Rieſenweib. Wo hat ſie alsdenn, die Langſtreckige? wo hat ſie alsdenn im Himmel Raum? wie

---

a) Βοῶπις πότνια Ἥρη.

b) Iliad. Υ. 198. 199.

wie groß muß ihr himmliſches Brautgemach a) ſeyn, das ihr Vulkan erbauet? wie groß der Schlüſſel und das Schloß zu dieſem Gemache b), das kein Gott eröffnen kann, als ſie? wie viel Centner Ambroſia wird ſie brauchen, um ihren Körper c) zu ſäubern? wie viel Tonnen Oel, um ihn zu ſalben? wie groß wird ihr Kamm, ihr Gürtel, ihr Schmuck ſeyn? wo wird ſie mit Jupiter auf dem Berge Ida in ihrer ſüßen Umarmung d) Raum haben? wie, wenn er ſie in ſeine Arme faßt, an ſeine königliche Bruſt drückt, wie wird Ida und die Erde beben? —— Ich mag nicht weiter, gnug! alles Süße und Große in dem Gemälde Homers von ihrer Ankleidung, Auszierung, und Umarmung e), verſchwindet mit der unermäßlichen Geſtalt. So bald auch nur mit einem Einigen kenntlichen Zuge die gigantiſche Statur zum Hauptaugenmerke würde: ſo ſchwinden die Gränzen der Schönheit, oder wenn man lieber will, der höchſten Vollkommenheit im weiblichen Gliederbaue. Mein Auge erliegt, wenn es ins Ungeheure ſoll, und die Bewunderung, die ich jetzt fühle, verwandelt ſich in eine Art von grauenvollem Selbſtgefühle, und Schauder und Ekel. Hat Homer nicht alſo gut gethan, daß er „ſeiner „Göt-

---

a) Iliad. ξ 163. etc. b) v. 168.

c) Αμβροσιη μεν πρωτον απο χροος ιμεροεντος
Λυματα παντα καθηρεν, αλειψατο δε λιπ' ελαιω.
Iliad. ξ 171. 172.

d) ξ 345. etc. e) Iliad. ξ v. 153. etc.

„Göttinn nicht ſo offenbar eine körperliche Größe gab, „die alle natürliche Maaße weit überſtiege.„

Bei ſeiner Venus wäre dieſe noch von üblerer Wirkung. Wenn ſie ihm die das ſüße Lachen liebende Göttinn a) iſt: wo bleibt das ſüße Lachen im Rieſengeſichte eines Weibes? Der Mund möge ſich auch nur zum Lächeln verziehen wollen: die Lippen ſich auch nur von fern dazu regen; der ſich verziehende Mund dünkt mich Verzerrung, das ſich meldende Lachen wird Grimaſſe, und das ausbrechende Lachen ungeheures Gelächter. Und wie ungereimt dünkt mich alsdenn dieſe Rieſengeſtalt, wenn ſie über eine Ritzung ihrer Haut am Finger ſchreiet, klaget, weinet, und den ganzen Himmel erreget!

Kurz! wo Größe und Stärke nicht das Hauptſtück im Charakter einer Gottheit ausmacht, da iſt die übermenſchliche Natur auch nicht ein nothwendiges Augenmerk? Wo der Charakter der Gottheit damit aber gar nicht beſtehen kann, z. E. die höchſte Vollkommenheit eines weiblichen Gliederbaues in der Juno, und die liebreizendſte Schönheit in der Tochter Dionens: da bleibe ſie unſern Augen weg. Dieſe können, als menſchliche Augen, das Ideal der hohen ſowohl als der lieblichen Schönheit eines menſchlich ſcheinenden Körpers, nicht anders, als mit natürlichem Maaße beſtimmen: zwar mit dem Unterſchiede, daß in der Male-

---

a) Φιλομμειδὴς Ἀφροδίτη.

Malerei dies Maaß in den Gränzen der Kunſt bleibt, in der Poeſie aber ſich zu der Stuffe erheben kann, die für die Phantaſie des Menſchen die höchſte iſt; daß aber auch dies Höchſte für die Phantaſie überſchaulich, in ſeinem natürlichen Maaße bleibe. Geht dies Anſchauliche Ganze verloren, überſteigt die Statur der Juno und Venus, auch nur in einer Linie, die Größe, in welcher ich mir körperliche Vollkommenheit und Schönheit gedenke: ſo hat der Dichter ſeinen Eindruck verfehlt. Nach einmal angenommenem Charakter, läßt ſich nicht, wie er will, den Göttern eine Größe geben, die alle natürliche Maaße überſteigt; in dem natürlichen Maaße, da ſich körperliche Schönheit für meine Phantaſie hält, muß ſich auch ſeine Größe der Venus und Juno halten — —

Nun ſelbſt die Gottheiten, deren Charakter und Individualität einmal eine Aeußerung vorzüglicher Stärke will: Minerva, der gewaltige Erdumfaſſer Neptun, und denn der mächtigſte aller Götter, Jupiter; Und ich wiederhole aufs neue: daß bei ihnen die körperliche Größe ihren Wirkungen nur nicht widerſpreche: nicht aber, daß von Größe auf Stärke bei Homer der Schluß gemacht werden dörfe!

Homer gab uns keinen Einzigen der Götter gemalet: ſo auch nicht ihre, „alles natürliche Maaß

„überſteigende Größe„: er zeigt uns ihre Natur in Wirkung, in Bewegung.

Der große Jupiter! aber iſt er bei Homer deßwegen groß, weil er, wie jener Engel des Korans, von einer ſeiner Augenbranen bis zur andern ſieben Tagereiſen hätte? Das würde uns Jupiter der Ungeheure, nicht aber der Große dünken: Homer weiß alſo beſſern Weg. Er winkt mit ſeinem ſchwärzlichen Augenbranen der Thetis ſein höchſtes Zeichen zu: das ambroſiſche Haar auf dem unſterblichen Haupte des Königes wallet, und der große Olympus bebt a) — das iſt der große Jupiter! Nicht wie lange, ſondern wie machtvoll ſeine Augenbrane und ſein Haar ſey: nicht wie geräumig, ſondern wie gebietend das Haupt des unſterblichen Königs: das iſt das Augenmerk des Dichters. Das iſt Jupiter, der Mächtige! Zevs, der Städteverwüſter.

Einmal b) will dieſer Jupiter ſeine überwiegende Macht vor allen Göttern recht ausdrücken: er mißet ſich alſo mit ihnen — aber an körperlicher Größe? an Länge der Arme? an Stärke der Sehnen? unwürdiger, ungeheurer Anblick! Jupiter hat einen beſſern Vorſchlag an ſeine Götter und Göttinnen. Alle ſollten ſich an die himmelherab hangende goldene Kette hängen, und mit allen Kräften ziehen: den Jupiter würden ſie damit nicht vom Himmel

zur

---

a) Iliad. Α' 528. b) Iliad. Θ. 17-27.

zur Erde reißen können; ich aber, fährt er fort, „wenn ich ziehen wollte, mit Erde und Meer würde „ich ſie aufziehen, alsdenn die Kette um den Gipfel des Olympus ſchlingen: da hingen ſie Alle in „der Höhe. So weit mächtiger bin ich, als Götter „und Menſchen.„ Es kann kein erhabener und einfältiger Bild gefunden werden, als dies von der Uebermacht des höchſten Gottes; allein ein Bild von der Uebergröße dieſes Gottes über Götter und Menſchen findet ſich nicht.

So wird die Größe Neptunus durch ſeine Schritte a) mehr errathen und angedeutet, als geſchildert: denn eine Ausmeſſung ſeiner ganzen Geſtalt, nach Maasgabe dieſer Schritte, wäre ungeheuer und nicht Homeriſch. Vielmehr hat der weiſe Dichter auch hier in Aeußerung der Größe durch die Stärke, und der Stärke durch Bewegung eine Leiter geſetzt, um nach der Stufe ſeiner Götter auch ihnen die Würde zuzuwiegen, die die größeſte Kraft mit der größeſten Sparſamkeit des Ausdrucks äußert. So wie der Höchſte der Götter ſeine Größe durch einen Wink: ſo zeigt der Nächſte nach ihm

---

a) Welch ein Bild giebt der auf Ida die Waage des Schickſals haltende Jupiter! Die Schaale der Griechen ſinkt zur Erde: die Schaale der Trojaner ſteigt zum Himmel — wie ſtark iſt der wägende Arm des Gottes! S. 339. Solche Bilder liefert Homer, und keine Maasſtäbe!

an Hoheit, Neptun, die ſeinige eine Stufe tiefer — ſchreitend a). Die Größe Minervens wird wieder durch ihre Stärke gemeſſen, da ſie einen ungeheuren Stein b) ergreift, und den langſtreckigen Mars zu Boden wirft. Vielleicht aber legt Hr. L. mehr Gewicht in dieſen Stein, als Homer in ihn legen wollte. „Er war ein ſchwarzer, rauher, großer Stein, „der zum Grenzſtein dahingewälzet war von Männern voriger Zeiten.„ Ob nun mit dieſem Homer den Maasſtab machen wollen: daß ein Held ſeiner Zeit gleich zween Männern, und ein Held alter Zeit gleich zween Helden, und dieſer Stein alſo gleich ſo viel vierfach zuſammengeſetzten Mannskräften berechnet werden müſſe, als Männer ihn gelegt hatten, weiß ich ſo genau nicht. Homer kann vielleicht blos ſagen: es war ein uralter Grenzſtein. —

Auch die Größe des Helms der Minerva c) iſt mir noch ſtrittig; ob ſie nach Maas oder Gewichte zu berechnen ſey. „Um ihre Schultern legt Pallas die fürchterliche Aegis: die ringsum von Furcht „umgeben, in der die Zwietracht, und die Stärke, „und die wilde Mordluſt: in der auch das Haupt „der Gorgone des abſcheulichen Ungeheuers eingegraben war, fürchterlich, gräulich, das Schreckbild des donnernden Zevs — aufs Haupt ſetzte ſie „den goldnen Helm — —

ἑκατὸν πολίων πρυλέεσσ' ἀραρυῖαν.

Was

---

a) Iliad. N. 10. — 45. b) Iliad. Φ. 403. c) Iliad. E. 737.

Was iſt nun das letzte, der den Fußvölkern aus hundert Städten gnug war? Es ſey, wie Erneſti will, der den Anfall einer Armee aus hundert Städten, geſchweige denn aus einer, aushalten könnte. Oder wie der Scholiaſt will, der die Bilder von Fußvölkern aus hundert Städten auf ſich hätte eingegraben haben können: alsdenn ſtimmt dieſe Erklärung in den Zuſammenhang der Beſchreibung von der fürchterlichen Aegis. Oder wie andre wollen, der Helm, den die Fußvölker aus hundert Städten zu heben, zu tragen kaum hinreichten: dieſe Erklärung dünkt mir nach dem Tone Homers die beſte; denn ſie giebt das ſtärkſte Bild von der innern Macht der Göttinn, die ſich hier in dem Tragen eines Helms, auf eine ſtille erhabne Weiſe äußert. — Es ſei indeſſen welche von dieſen Erklärungen es wolle: keine iſt erdacht, um die Stelle zu lindern, ſondern nur den Sinn Homers zu erklären, und nach allen dünkt mir doch die, obgleich uralte, die Hr. L. annimmt a): „der „Helm, unter welchem ſich ſo viel Streiter, als „hundert Städte in das Feld zu ſtellen vermögen, „verbergen können,„ dieſe dünkt mir unter allen die letzte. Wo iſt je ein Helm dazu geweſen, um zu ſehen, wie viel Streiter unter ihm Raum haben? wie müſſen die Helden ſtehen, wenn ſie mit dem Helme, wie mit einem Scheffel ſollen gemeſſen werden?

---

a) Laok. p. 195.

den? wie wäre alſo Homer auf dies kindiſche oder romantiſche Bild gekommen, die Streiter von hundert Städten, ſich in einem allgemeinen Blindekuhſpiele hierunter verkriechen zu laſſen? u. ſ. w. Kurzum! Homer giebt doch kein Maas der Minerve an ihrer Statur des Körpers geradehin; ſondern läßt uns den Schluß von ihrem Helme auf ihre Größe, oder, wenn die mir ſchicklichſte Erklärung gölte, vielmehr auf ihre innere Stärke, „ſie ſetzte den Helm „aufs Haupt, der den Kräften eines Fußvolks „aus hundert Städten zu ſchaffen geben könnte,„ welch ein ſtilles Bild ihrer göttlichen Stärke!

Mars, der Menſchenwürger, in allem roh und ungeheuer, in ſeinem Anfalle und in ſeinem Geſchreie — warum ſollte ers nicht auch in ſeinem Hinſturze ſeyn? Und da erlaubt ſich Homer das Bild, daß er, ſo wie er zehn tauſend Menſchen gleich aufſchreien, auch im Falle ſieben Hufen Landes a) bedecken kann: ein gigantiſcher Kerl! aber das iſt auch Mars! Würde Homer jeden andern Gott ihm nachſchreien, und im Falle nachſtrecken laſſen? Wie würde wohl der hohen Juno, oder der lieblichen Venus eine ſo ſeltene Stellung laſſen? — Zudem mißt Homer ſeinen Koloſſus, da er liegt: aufrecht wagte ers nicht, uns den ungeheuren Aufblick abzuzwingen. Zudem iſts blos im Kampfe der Götter mit Göttern, wo Homer alle Kräfte zuſammen nimmt,

a) Iliad. Φ. 407.

nimmt, einen Gigantenkampf, der ſich von einem menſchlichen Gefechte unterſchiede, zu ſchildern. In Schlachtordnung mit Menſchen zuſammengeſtellt, Führer menſchlicher Heere, iſt die übermenſchliche Statur „die alle natürliche Maaße weit überſteiget,„ ganz verſchwunden. Mars und Minerve, da ſie ein Heer auf dem Schilde anführen, können ſich durch goldene Kleider, durch Schönheit, durch eine anſehnliche und auszeichnende Statur in ihrer Rüſtung unterſcheiden; denn ſie ſollen ja Götter auf dem Schilde vorſtellen — ſie können in dieſer anſehnlichen Geſtalt vorragen, und die Menſchenvölker etwas niedriger a) ſeyn; aber an einen ſieben Huſen langen Mars iſt ja hier nicht zu gedenken, und ich weiß nicht, wie Hr. L. eine Stelle für ſich anführet b), die nur ſehr wenig von ſeiner Aſſertion beweiſet. Homer lindert die Größe der unter Menſchen wandelnden Götter hier ſo, als ſie Clarke und Erneſti am vorigen Orte nicht lindern wollten, und überhaupt gehört die Vorſtellung auf dem Schilde hier nicht zur Sache.

Es iſt Zeit, daß ich ein Ende mache. Größe, Stärke, Schnelligkeit ſind bei Homer nicht gleich wichtige Prädikate, um ſeine Götter von ſeinen vorzüglichſten Helden zu unterſcheiden c). Selbſt von Stärke und Schnelligkeit wird niemand, der den Homer auch nur ein einziges mal flüchtig durchlau-

---

a) Iliad. Σ. 516-19. b) Laok. p. 116. c) Laok. p. 115.

ſen, dieſe Aſſertion zugeben. Diomedes überwältigt die unkriegeriſche Venus, und Diomedes war doch nicht einmal Achilles. Er überwältigt Mars, und hier mag Dione für mich das Wort führen a).

Der **Individualcharakter** der homeriſchen Götter und Göttinnen iſt alſo das Hauptaugenmerk, nach welchem ſich auch ihre Größe und Stärke richtet. Hier kommt kein Allgemeinſatz in Betrachtung: Charakter iſt hier über Gottheit.

Es giebt alſo bei ihm Göttinnen, die an Stärke **unter** den Helden bleiben: Göttinnen alſo auch, die an Größe den Menſchen **gleich** ſeyn **müſſen**: Götter, die eben **nicht** größer ſeyn dörfen. Für das erſte zeuge Venus: für das zweite Juno, Venus, und vielleicht alle Göttinnen: für das dritte Apollo.

Ferner: Größe iſt niemals Hauptzweck des Dichters, um aus ihr Stärke zu folgern; ſondern nur immer da, um dem Bilde der Macht und Hoheit nicht zu widerſprechen.

Kann dieſe alſo durch andre Merkmaale erkannt werden, um ſo gefälliger dem Dichter: und welches iſt ein beſſeres Kennzeichen von Hoheit, als Macht in der Wirkung, Schnelligkeit in der Bewegung?

Aus dieſer alſo läßt Homer auf jene ſchließen: nicht aber umgekehrt. Aus dem Winke Zevs, aus dem Schritte Neptuns, aus dem Wurfe der Minerva auf ihre Größe, nicht aber im Gegentheil.

---

a) Iliad. Ε. 381. etc.

So wie Er gerne in ſeiner Schöpfung zwiſchen Himmel und Erde bleibt a): ſo überſpannet er auch nie gern die Phantaſie in dem Maaße der Größe. Wo ein Zug hierüber nöthig war, ward er eingeſtreuet, und gelindert.

Inſonderheit unter Menſchen gelindert: denn zu einem Göttertreffen b), und einem Götterhimmel, iſt ſchon eine kleine Ueberſpannung zum Wunderbaren μωρον ſeiner Götter nothwendig. Wer kann etwas ſchildern, das er nie geſehen, das er blos durch Menſchenerhöhung trifft?

Und auch hier iſts für mich kein Axiom, „daß „der Dichter ſeinen Göttern eine Größe gegeben, „die alle natürliche Maaße weit überſteiget.„ Denn Homer hat bei dem Unendlichen ſelbſt lauter natürliche Maaße, und auch deßwegen unter tauſend andern Urſachen iſt er mein Dichter.

Ob endlich die Bildhauer das Koloſſaliſche, das ſie ihren Götterſtatuen öfters ertheilten, aus Homer entlehnt? c) — Dieſe Frage dünkt mich ſo, als jene indianiſche: worauf ruht die Erde? auf einem Elephanten! und worauf der Elephant? — Von wem nämlich mag denn Homer das Koloſſaliſche entlehnt haben, das er, hie und da, dieſem und jenem Gotte giebt? Mich dünkt, man könne in Aegypten den Urſprung von dieſen und mehreren homeriſchen

a) Iliad. Θ. 13-16. b) Iliad. Γ. 185 —

c) Laok. p. 136.

Ideen finden, inſonderheit an Orten, wo das Alte der Göttererzälung, wo die Tradition von mythologiſchen Anekdoten herrſchet, die ſtatt des Schönen, nach welchem er ſonſt ſeine Götter ſchaffet, ins wüſte Große gehen. Ich habe Luſt, über ein Paar Proben dieſer Behauptung einige fliegende Schriftchen a) zu leſen, die zu gut ſcheinen, um unter Schriften ihrer Art zu verfliegen, inſonderheit, da mir die Aufgabe im Ganzen betrachtet: „was „hat Homer von den Aegyptern entlehnet? wie hat „er die alten Sagen voriger Zeiten in das Schöne ſeiner Kunſt verändert?„ groß und noch ungenutzt vorkommt.

15.

Einige Bilder, die Hr. L. aus Homer anführt b), ſind nicht überſetzt, nur indirekte, und nach einzelnen Zügen vorgeſtellt — ſie enthalten aber noch in dieſer Vorſtellung ſo viel Leben, daß ich an der Ueberſetzung Homers, durch einen Originalgeiſt, in unſere Sprache nicht verzweifle. Ich leſe Gott Lob! meinen Homer in ſeiner Sprache: noch immer aber würde ich ihn mit Entzücken in der meinigen haben leſen wollen, wenn ein Meinhard davon auch nur einen Verſuch geliefert hätte. Dieſer würdige Mann beſaß ſo viel Gabe des Ausdrucks

---

a) Harles de Jove Homeri &c.

b) Laok. p. 143. 151.

drucks, die Poeſie einer fremden Sprache in die unſere zu proſaiſiren, oder wenn man lieber will, die Proſe unſrer Sprache ſo geſchickt zum einfältigen Adel der Poeſie eines fremden Ausdrucks zu erheben, daß ihn die Muſe unſres Vaterlandes beſtimmt zu haben ſchien, der Mund fremder Nationen unter uns zu werden. Dies iſt, wie ich glaube, der Hauptzug ſeiner Verdienſte; und wie hätte er dieſe durch eine Ueberſetzung Homers nicht geſteigert! Grieche muß ich überdem ſchon werden, wenn ich Homer leſe, ich leſe ihn, wo ich wolle: warum denn nicht in meiner Mutterſprache? Insgeheim muß ich ihn doch in dieſer ſchon jetzo leſen: insgeheim überſetzt ihn ſich die Seele des Leſers, wo ſie kann, ſelbſt wenn ſie ihn griechiſch hört: und ich ſinnlicher Leſer! ich kann mir ohne dieſe geheime Gedankenüberſetzung ſogar kein wahrhaftig nutzbares und lebendiges Leſen Homers denken. Nur denn erſt leſe ich, als hörte ich ihn, wenn ich mir ihn überſetze: er ſinget mir griechiſch vor, und eben ſo ſchnell, ſo harmoniſch, ſo edel ſuchen ihn meine deutſchen Gedanken nachzufliegen: alsdenn und alsdenn nur vermag ich mir und andern von Homer lebendige beſtimmte Rechenſchaft zu geben, und ihn mit ganzer Seele zu fühlen. In jedem andern Falle, glaube ich, lieſet man ihn als Commentator, als Scholiaſt, als Schulgelehrter, oder Sprachlehrling, und dies Leſen iſt unbeſtimmt oder todt. Ein anderes iſt, ſagt Winkelmann, Homer verſtehen, ein anderes, ſich denſelben erklären können; und dies geſchieht in meiner Seele nicht anders, als durch eine geheime Ueberſetzung, durch eine ſchnelle Umwandlung in meine Denkart und Sprache.

Ueberdem iſt dieſe, in Betracht die Ueberſetzerinn Homers zu werden, weit über die Franzöſiſche und Engliſche hinaus; ſie allein kann vielleicht einen Mittelweg zwiſchen Umſchreibung und Schulverſion, wie die meiſten Lateiniſchen ſind, finden: und dieſer Mittelweg heiße mit einem altdeutſchen Worte, deſſen ſtarker Gebrauch uns durch ſo manche ſchlechte Ausübung verächtlich und lächerlich geworden: **Verdeutſchung.** Freilich werde ich meinen Homer, auch wenn Meinhard ihn überſetzt hätte, in ſeiner Urſchrift immer fort ſtudiren; nur würde ich mich auch nicht ſchämen, die Ueberſetzung neben an liegen zu haben, bei jedem ſtarken Bilde, das ich in meiner Mutterſprache ganz fühlen will, in ſie hinein zu blicken, mit ihr zu wetteifern, — ſo leſe ich Homer.

Bedürfniß iſts alſo nicht, wenn ich mir einen meinhardſchen Homer wünſche: es iſt **Patriotiſmus**, Gefühl für ſeine wahre Leſemethode, Gefühl für meine Mutterſprache gegen ſo manche ſüßlateiniſche Ueberſetzung von Hektor und Andromache z. E. u. ſ. w. a) betrachtet: Gefühl endlich gegen die

die

---

a) Klotz. epiſt. Homeric. var. loc.

die unwichtigen Gründe a), womit man ein Genie, das zu interpretiren da iſt, vom Homer abſchrecken, und hinwegſegnen will. Wie? wenn Pope auch ſo gedacht hätte: wo wäre der engliſche Homer geblieben? und wird wohl ein vernünftiger Engländer, der Homer griechiſch leſen kann, ihn nicht leſen wollen — weil ihn Pope engliſch geliefert? — —

Wenn dies gute Wort über Homer hier nicht völlig an ſeiner Stelle ſteht: ſo hätte es doch irgendwo anders eine Stelle verdient, und ich fahre fort. „Es iſt unmöglich, ſagt Hr. L. b), die muſikaliſche „Malerei, welche die Worte des Dichters mit hören laſſen, in eine andre Sprache überzutragen,„ und an einem andern Orte c), wo er die fortſchreitende Manier Homers vortrefflich entwickelt, entgeht ihm auch nicht der Vortheil, den ihm ſeine Sprache gewährte, „die ihm nicht allein alle mögliche Freiheit in Häufung und Zuſammenſetzung „der Beiwörter läßt, ſondern auch für dieſe gehäuften Beiwörter eine ſo glückliche Ordnung hat, daß „der nachtheiligen Suſpenſion ihrer Beziehung dadurch abgeholfen wird. An einer oder mehrern „dieſer Bequemlichkeiten fehlt es den neuern Sprachen durchgängig. Auch unſre Sprache hat ſie „nicht, oder welches einerlei iſt, ſie kann ſie nur „ſelten ohne Zweideutigkeit nutzen.„ Wir haben

---

a) Riedels Leben Meinhards p. 60. 61.
b) Laok. 142. c) Laok. p. [illegible]

dieſe Bemerkungen einen alten Gedanken wieder in die Seele gebracht, den ich bei Homer immer empfunden, und zu dem dieſe einige Züge mit enthalten.

Homer ſang, ehe ſchriftſtelleriſche Proſe da war: er weiß alſo von keinen geſchloſſenen Perioden. Nicht, als ob in ihm kein einiges Punkt wäre; die hat er, mein Leſer: und hat er nicht gnug, ſo klecke ihm noch mehrere zu. Ich rede von keinen Unterſcheidungszeichen, in welche unſre Sprachlehrer das Weſentliche des Perioden ſetzen, ſondern von der Zuſammenordnung vieler einzelnen Züge, zu einem ganzen Gemälde, das **daher** anfängt, wo uns die Sache in die Augen fiel, Zug vor Zug uns weiter führt, aber dieſe Züge **verſchränket**, ſo umkehret, daß der Sinn des Ganzen aufgehalten, daß er nicht eher vollendet iſt, bis wir zu Ende ſind. Und dies Kunſtſtück des proſaiſchen Perioden, behaupte ich, hat Homer nicht. Bei ihm fällt gleichſam Zug nach Zug aus einander; er ſchreitet mit jedem Beiworte weiter: von keiner Verſchränkung, von einer künſtlichen Suſpenſion des Sinnes weiß er nichts. „Der Grieche verbindet das Subjekt gleich mit dem „Prädikate, und läßt die andern nachfolgen; er „ſagt „runde Räder, eherne, achtſpeichichte„ a) „So wiſſen wir mit eins, wovon er redet, und „werden der natürlichen Ordnung des Denkens ge-

„mäß,

---

a) Laok. 181.

„mäß, erſt mit dem Dinge, und dann mit ſeinen „Zufälligkeiten bekannt. Dieſen Vortheil hat „unſre Sprache nicht.„ Keine neuere Sprache hat ihn, die zur Proſe urſprünglich gebildet worden.

Und wenn in dieſem **Fortſchreitenden** eben Homers Manier beſtehet: und ſeine Sprache (er pflanzte ſie auf ſeine Dichter fort) und nur **ſeine** Sprache dies Fortſchreitende zur Manier, zum Geſetze ihrer Zuſammenordnung macht: wie in einer Ueberſetzung; ſo wird Homer in einer Ueberſetzung nach dieſer neuen Conſtruktionsmanier, die einmal ein Geſetz unſrer Sprachen geworden, ſeine Manier, das Weſen ſeiner Poeſie, das mit jedem Zuge Fortſchreitende verlieren: er wird proſaiſirt werden. Proſaiſirt, nicht in den Farben, in den Figuren ſeiner Bilder: ſondern in der Art ihrer Stellung, in Compoſition und Manier, und da denke ich, hat er mehr verlohren, als durch jedes Andere! Ein ſolcher Verluſt geht die Art des Ausdrucks in ſeinem ganzen Werke durch, er iſt der größte, denn er hindert den Gang ſeiner Muſe.

Ich nehme ſein Bild vom herabſteigenden Apollo, und ſage: So weit das Leben über das Gemälde geht, ſo weit iſt hier der Dichter über den Proſaiſten einer neuern Sprache: Apollo ſteigt von den Höhen des Olympus: ergrimmt: Bogen und Köcher auf der Schulter. Ich ſehe ihn nicht allein herab-

herabſteigen, ich höre ihn. Mit jedem Schritte erklingen die Pfeile um die Schulter des Zornigen. Er geht einher, gleich der Nacht. Nun ſitzt er gegen den Schiffen über, und ſchnellet — fürchterlich erklingt der ſilberne Bogen — den erſten Pfeil auf die Maulthiere und Hunde. Sodann faßt er mit dem giftigern Pfeile die Menſchen ſelbſt; und überall lodern unaufhörlich Holzſtöße mit Leichnamen. „Es iſt unmöglich, ſagt Hr. L., deſſen Worte ich mich meiſtens bedient, die muſikaliſche Malerei, welche die Worte des Dichters mit hören laſſen, in eine andere Sprache mit überzutragen. Und eben ſo unmöglich, fahre ich fort, iſts dem Fortſchreitenden des Bildes, das mit jedem Zuge weiter tritt, in einer neuern Sprache Fuß vor Fuß nachzufolgen. Mit jedem neuen Worte iſt ein Gemälde.

Nun laßt uns Homer in einer neuern Sprache hören: es ſey in Pope ſelbſt, der gewiß das Maas ſeiner Sprache ſo verſtand, als kein Dichter vielleicht vor und nach ihm. Umwerfen muß er die Worte, er muß umſchreiben a). Ein Wort bei Homer wird ihm ein abgetrenntes Comma, ein fortlaufender Zug ſteht in ihm einzeln da, wie eine Erklärung. Hier nimmt er einen Umſtand voraus, dort erklärt er ihn: warum er ſey? kurz, die fortſchreitende Manier Homers iſt weg. Ho-

mers

---

a) The Iliad. translat. by Pope: Book. 1. v. 61. — 72.

mers Bild iſt eine ausgemalte Schilderei, ein hiſtoriſches Gemälde, ſtillſtehend, nur mit poetiſchen Farben. Die Poeſie Homers, auch in Pope's Sprache, iſt poetiſche, ſchöngereimte Proſe.

Um die Schwierigkeit einer homeriſchen Ueberſetzung zu zeigen: führe ich noch eine Eigenheit in Homer an, die ich ſeiner Sprachmanier abgemerket, und von unſern Sprachen noch weiter abgehet. Sie iſt ein gewiſſes Wiederkommen auf einen Hauptzug, der ſchon da war, und jetzt das Band ſeyn ſoll, um das Bild **weiter zu führen**, und die aus einander fallenden Züge zu einem Ganzen zu verknüpfen. Exempel mögen auch erklären. Der zornige Apollo ſteigt vom Olympus: ergrimmt: Köcher und Bogen auf der Schulter — iſt das Bild aus? Nein! es rollt fort, aber um die ſchon gelieferten Züge uns im Auge zu erhalten, ſcheint es die folgenden blos aus den vorigen zu entwickeln. Köcher und Bogen auf der Schulter? Ja! die Pfeile **erklangen** auf der Schulter. **Ergrimmt** ſtieg Apollo nieder? Ja! ſie erklangen auf der Schulter **des Zornigen**! Er **ſtieg nieder** — er **gieng**? ſie klangen alſo mit jedem Tritte **des Ganges**. Nun iſt Homer da, wo er ausgieng: er ſchritt fort, indem er zurücktrat: er hat jeden vergangnen Zug erneuert: noch haben wir das Ganze vor Augen. Auf eben die Art rollet er ſein Bild weiter. Der letzte Zug erinnerte uns an die Tritte des Schreitenden, und wird weiter geführt: der Schreitende **gieng** der Nacht gleich. Weßwegen Apollo Nacht um ſich geworfen? hat der Dichter nicht Zeit zu ſagen, er läßt es errathen, es war ein fremder Zug in ſeinem Gemälde hier, an die zu denken, die er jetzt, mit Nacht umdeckt, vorbei ſtrich: er ſtöret ſich nicht im Bilde des gehenden Gottes. Nun iſt der Gehende die Schiffe vorbei, weit vorbei, er ſitzt, er ſchnellet einen Pfeil — **trift** er, ſo iſt das Bild zu Ende; aber noch muß es nicht zu Ende ſeyn. Das Bild des klingenden Bogens wäre alsdenn verloren: es wird erſt wieder erweckt — **fürchterlich alſo erklingt der ſilberne Bogen**; nun faßt der Pfeil, der erſte, der andre, Thiere, Hunde, Menſchen, Scheiterhaufen flammen: ſo flogen die Pfeile des Gottes neun Tage durch das Heer — — Jetzt iſt das Gemälde zu Ende: der Gott, Bogen, Pfeil, die Wirkung derſelben, alles iſt vor Augen: kein Zug verlohren; keine Farbe mit einem vorbeifliegenden Worte weggeſtorben: er weckte jede zu rechter Zeit wiederholend wieder auf: das Bild rollet zirkelnd weiter.

So machen es nicht unſre poetiſchen Schilderer: ſie malen mit jedem Worte, und mit jedem Worte iſt auch die Farbe weg: der Zug verſchwunden, am Ende haben wir nur eben das Letzte: nichts mehr. So aber nicht der Erſte, der Dichter: er webt wiederholende Züge ein, die zum zweitenmal

das

das Bild tiefer einprägen, eindrücken, und einen Stachel in der Seele zurück laſſen, wie Eupolis, der Komödienſchreiber, von dem größten Redner Griechenlandes, dem Perikles, ſagte. Die Manier der Kompoſition ſeiner Bilder gleicht der Sprechart des Ulyſſes, deſſen Worte wie die Schneeflocken flogen, das iſt, wie Plinius ſagt, crebre, aſſidue, large. Er läßt keinen Stein unbewegt, um zum Ziele zu treffen, und ſeine Pfeile ſind, wie die des Philoktets **wiederkommend.**

Menelaus wird den Räuber ſeiner Ehre und ſeiner Gattinn vor dem Heere anſichtig, und „freuet „ſich wie ein Löwe, der auf einen großen Raub „fällt.„ Nun wäre das Bild zu Ende, aber für Homer iſts noch nicht tief gnug in der Seele. Was iſt das: **der auf einen großen Körper fällt?** Homer fährt wiederholend fort: **wenn er einen hörnichten Hirſch, oder eine wilde Ziege gefunden.** Nun wäre uns wieder das Bild ſeiner Freude zu weit vom Auge entfernet: es rollt alſo weiter: **hungrig war er: gierig verſchlingt ers!** Und um den letzten Stachel in der Seele zu laſſen, von ſeinem gierigen Schlingen, von ſeiner erhaſchenden Freude: ſo erweckt Homer hinter ihm eine laute kommende Jagd: ſchnelle Hunde, blühende junge Jäger verfolgen ihn. Nun iſt das Bild ganz; ich ſehe den gierigen Löwen, den Raub, ſein Erhaſchen, und, was der Raub ſey, ſeine Freude, und ſeine die Gefahr vergeſſende Gierigkeit. So freute ſich Menelaus u. ſ. w. a). Sein Gemälde iſt ein Kreisbild, wo ein Zug in den andern fällt, wo das Vorige zurück kehrt, um das Folgende zu entwickeln.

Ich müßte alle Bilder, alle Gleichniſſe Homers abſchreiben, wenn ich alle Beiſpiele geben wollte; denn ſie ſind alle nach einer Manier. Nicht immer ſtrömen neue Züge herzu: die Vorigen kommen wieder, malen weiter: der Tanz der Figuren kehrt in ſich zurück, und bricht plötzlich ab. Handlung und Empfindung, Zuſtand und Bewegung wechſeln: und gemeiniglich nimmt ſich das Wort, das die Handlung wieder erneuern, das ein Band voriger Züge ſeyn ſoll, auch dadurch aus, daß es einen Vers anfängt, und alſo die Rede auf ſich ſtützet. Jedes Bild Homers iſt eine muſikaliſche Malerei: der gegebene Ton zittert noch eine Weile in unſerm Ohre: will er erſterben; ſo tönt dieſelbe Saite, der vorige Ton kommt verſtärkt wieder; alle vereinigen ſich zum Vollſtimmigen des Bildes. So überwindet Homer das Hinderniß ſeiner Kunſt, daß ihre Wirkung gleichſam jeden Augenblick verſchwindet; ſo macht er jeden Zug ſeines Bildes daurend.

Ich habe ein Paar Proben, von der feinen Kunſt Homers in ſeiner Bildercompoſition, von Seiten der Sprache gegeben, um zu zeigen, daß ich zu einer Ueberſetzung vielleicht Schwierigkeiten finde,

von

---

a) Iliad. Γ. 21.

von denen manche nichts wiſſen, die recht viel von Homers Ueberſetzung ſprechen können; indeſſen bringen mich auch dieſe Schwierigkeiten noch nicht zur Verzweiflung. Auch hier wird das Genie Rath finden: es wird zerſtücken, und wiederholen — ſterben laſſen, und wieder vors Auge bringen, und dem Homer wenigſtens nacheifern. — Ich wollte, daß Hr. L. ſich über dies Wiederkommende in Homers Bildern erklären möchte. Homer ſchildert nicht; wo er aber muß, da braucht er das angezeigte Kunſtſtück, um mittelſt jeden Augenblick ſchwindender, aber wiederkommender Töne das Ganze eines Eindrucks zu liefern. — — Aus der Tonkunſt könnte dieſe Energie ſeiner Manier am beſten erläutert werden.

16.

Ueberhaupt muß man nicht denken, daß ein Philoſoph, der den Unterſchied zwiſchen Poeſie und einer ſchönen Kunſt zu entwickeln unternimmt, damit das ganze Weſen der Dichtkunſt vollſtändig erklären wolle. Hr. L. zeigt, was die Dichtkunſt gegen Malerei gehalten nicht ſey; um aber zu ſehen, was ſie denn an ſich in ihrem ganzen Weſen völlig ſey, müßte ſie mit **allen** ſchweſterlichen Künſten und Wiſſenſchaften z. E. Muſik, Tanzkunſt und Redekunſt verglichen, und philoſophiſch unterſchieden werden.

Malerei wirkt im Raume; Poeſie durch Zeitfolge. Jene durch Figuren und Farben; dieſe durch artikulirte Töne. Jene hat alſo Körper, dieſe Handlungen zu eigentlichen Gegenſtänden. „So weit iſt Hr. Leſſing in ſeiner Entwicklung gekommen. Nun nehme ein philoſophiſcher Tonkünſtler ſein Werk auf: wie fern haben Poeſie und Tonkunſt gemeine Regeln, da ſie beide durch die Zeitfolge wirken? Wie geht jene ab, da ſie **Handlung** ſinget? Der Redekünſtler fahre fort: jede Rede kann **Handlung** ſchildern: wie denn die Poeſie? wie in ihren verſchiednen Gattungen und Arten? — Endlich dieſe Theorien zuſammen: ſo hat man das Weſen der Poeſie.

Auch bei der jetzigen einen Seite der Vergleichung iſts indeſſen, als ob mir an dem Weſen der Poeſie immer etwas zur Berechnung fehle. — — Ich nehme Leſſingen da das Wort auf, wo er die Sache aus ihren erſten Gründen herzuleiten verſpricht a).

Er ſchließet ſo. „Wenn es wahr iſt, daß die „Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andre Mittel, oder Zeichen gebrauchet, als die Poeſie; jene „nämlich Figuren und Farben in dem Raume, dieſe „artikulirte Töne aber in der Zeit; wenn unſtreitig „die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müſſen: ſo können neben einan„der

---

a) Laok. p. 152.

„der geordnete Zeichen auch nur Gegenſtände, die „neben einander, oder deren Theile neben einander „exiſtiren, auf einander folgende Zeichen aber, auch „nur Gegenſtände ausdrücken, die auf einander, „oder deren Theile auf einander folgen.

„Gegenſtände, die neben einander, oder deren „Theile auf einander exiſtiren, heißen Körper. Folg„lich ſind Körper mit ihren ſichtbaren Eigenſchaf„ten die eigentlichen Gegenſtände der Malerei.

„Gegenſtände, die auf einander, oder deren „Theile auf einander folgen, heißen überhaupt „Handlungen. Folglich ſind Handlungen der ei„gentliche Gegenſtand der Poeſie.„

Vielleicht würde die ganze Schlußkette untrüglich ſeyn, wenn ſie von einem veſten Punkte anfienge: nun aber laſſet uns zu ihm hinan. „Wenn es „wahr iſt, daß die Malerei zu ihren Nachahmun„gen ganz andre Mittel oder Zeichen gebraucht, als „die Poeſie„ allerdings wahr!

„Jene nämlich Figuren und Farben in dem „Raume, dieſe aber artikulirte Töne in der Zeit.„ Schon nicht ſo beſtimmt! denn der Poeſie ſind die artikulirten Töne nicht das, was Farben und Figuren der Malerei ſind!

„Wenn unſtreitig die Zeichen ein bequemes „Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müſſen.„ Eben damit fällt alle Vergleichung weg. Die artikulirten Töne haben in der Poeſie nicht eben daſſelbe Verhältniß zu ihrem Bezeichneten, was in der Malerei Figuren und Farben zu dem Ihrigen haben. Können alſo zwei ſo verſchiedne Dinge ein Drittes, einen erſten Grundſatz zum Unterſchiede, zum Weſen beider Künſte geben?

Die Zeichen der Malerei ſind **natürlich**: die Verbindung der Zeichen mit der bezeichneten Sache iſt in den Eigenſchaften des Bezeichneten ſelbſt gegründet. Die Zeichen der Poeſie ſind **willkührlich**: die artikulirten Töne haben mit der Sache nichts gemein, die ſie ausdrücken ſollen; ſondern ſind nur durch eine allgemeine Convention für Zeichen **angenommen**. Ihre Natur iſt alſo ſich völlig ungleich, und das Tertium comparationis ſchwindet.

Malerei wirkt ganz im Raume, neben einander, durch Zeichen, die die Sache **natürlich** zeigen. Poeſie aber nicht ſo **durch die Succeſſion**, wie jene durch den Raum. **Auf der Folge** ihrer artikulirten Töne beruhet das nicht, was in der Malerei auf dem Nebeneinanderſeyn der Theile beruhete. Das Succeſſive ihrer Zeichen iſt nichts als conditio, ſine qua non, und alſo blos einige Einſchränkung: das Coexiſtiren der Zeichen in der Malerei aber iſt Natur der Kunſt, und der Grund der maleriſchen Schönheit. Poeſie, wenn ſie freilich durch auf einander folgende Töne, das iſt, Worte wirkt: ſo iſt doch das Aufeinanderfolgen der Töne, die Succeſſion der Worte nicht der Mittelpunkt ihrer Wirkung.

Um dieſen Unterſchied deutlicher zu machen: muß eine Vergleichung zwiſchen zweien durch natürliche Mittel wirkenden Künſten gemacht werden, zwiſchen Malerei und Tonkunſt. Hier kann ich ſagen: Malerei wirkt ganz **durch den Raum**, ſo wie Muſik durch **die Zeitfolge**. Was bei jener das Nebeneinanderſeyn der Farben und Figuren iſt, der Grund der Schönheit, das iſt bei dieſer das Aufeinanderfolgen der Töne, der Grund des Wohlklanges. Wie bei jener auf dem Anblicke des Coexiſtirenden das Wohlgefallen, die Wirkung der Kunſt beruhet; ſo iſt in dieſer das Succeſſive, die Verknüpfung und Abwechſelung der Töne das Mittel der muſikaliſchen Wirkung. Wie alſo, kann ich fortfahren, jene, die Malerei, blos durch ein Blendwerk, den Begriff der Zeitfolge in uns erwecken kann: ſo mache ſie dies Nebenwerk nie zu ihrer Hauptſache, nämlich: als Malerei durch Farben, und doch in der Zeitfolge zu wirken: ſonſt gehet das Weſen und alle Wirkung der Kunſt verlohren. Hierüber iſt das Farbenklavier Zeuge. Und alſo im Gegentheile die Muſik, die ganz durch Zeitfolge wirkt, mache es nie zum Hauptzwecke, Gegenſtände des Raums muſikaliſch zu ſchildern, wie unerfahrne Stümper thun. Jene verliere ſich nie aus dem

Coexiſtenten, dieſe nie aus der Succeſſion: denn beide ſind die **natürlichen** Mittel ihrer Wirkung.

Bei der Poeſie aber iſt der Auftritt geändert. Hier iſt das Natürliche in den Zeichen, z. E. Buchſtaben, Klang, Tonfolge, zur Wirkung der Poeſie wenig oder nichts: der Sinn, der durch eine willkührliche Uebereinſtimmung in den Worten liegt, die Seele, die den artikulirten Tönen einwohnet, iſt alles. Die Succeſſion der Töne kann der Poeſie nicht ſo weſentlich berechnet werden, als der Malerei das Coexiſtiren der Farben; „denn die Zeichen „haben gar nicht einerlei Verhältniß zu der bezeichneten Sache a).„

Der Grund iſt wankend: wie wird das Gebäude ſeyn? Ehe wir dieſes ſehen, laſſet uns jenen erſt auf andre Art ſichern. Malerei wirkt im **Raume**, und durch eine künſtliche Vorſtellung des Raums. Muſik, und alle energiſche Künſte wirken nicht blos **in**, ſondern auch durch die Zeitfolge durch einen künſtlichen Zeitwechſel der Töne. Ließe ſich nicht das Weſen der Poeſie auch auf einen ſolchen Hauptbegriff bringen, da ſie durch willkührliche Zeichen, durch den Sinn der Worte auf die Seele wirkt? Wir wollen das Mittel dieſer Wirkung **Kraft** nennen: und ſo, wie in der Metaphyſik **Raum**, **Zeit** und **Kraft** drei Grundbegriffe ſind, wie die mathematiſchen Wiſſenſchaften ſich alle auf

---

a) Laok. p. 143

auf einen dieſer Begriffe zurückführen laſſen; ſo wollen wir auch in der Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte ſagen: die Künſte, die **Werke** liefern, wirken im Raume; die Künſte, die durch Energie wirken, in der Zeitfolge; die ſchönen Wiſſenſchaften, oder vielmehr die einzige ſchöne Wiſſenſchaft, die Poeſie, wirkt durch **Kraft**. — Durch **Kraft**, die einmal den Worten beiwohnt, durch Kraft, die zwar durch das Ohr geht, aber unmittelbar auf die Seele wirket. Dieſe **Kraft** iſt das Weſen der Poeſie, nicht aber das Coexiſtente, oder die Succeſſion.

Nun wird die Frage: welche Gegenſtände kann dieſe poetiſche Kraft beſſer an die Seele bringen, Gegenſtände des Raums, coexiſtirende Gegenſtände, oder Gegenſtände der Zeitſucceſſionen? Und um wieder ſinnlich zu reden: in welchem Medium wirkt die poetiſche Kraft freier, im Raume, oder in der Zeit? —

Sie wirkt **im Raume**: dadurch, daß ſie ihre ganze Rede **ſinnlich** macht. Bei keinem Zeichen muß das Zeichen ſelbſt, ſondern der Sinn des Zeichens empfunden werden; die Seele muß nicht das Vehikulum der Kraft, der Worte, ſondern die Kraft ſelbſt, **den Sinn**, empfinden. Erſte Art der anſchauenden Erkenntniß. Sie bringt aber auch jeden Gegenſtand gleichſam ſittlich vor die Seele, d. i. ſie nimmt ſo viel Merkmaale zuſammen, um mit Einmal den Eindruck zu machen, der Phantaſie ihn vor Augen zu führen, ſie mit dem Anblicke zu täuſchen: zweite Art der anſchauenden Känntniß, und das Weſen der Poeſie. Jene Art kann jeder lebhaften Rede, die nicht Wortklauberei oder Philoſophie iſt: dieſe Art der Poeſie allein zukommen und macht ihr Weſen, **das ſinnlich Vollkommene in der Rede.** Man kann alſo ſagen, daß das erſte Weſentliche der Poeſie wirklich eine **Art von Malerei, ſinnliche Vorſtellung** ſey.

Sie wirkt **in der Zeit**: denn ſie iſt **Rede.** Nicht blos **erſtlich**, ſo fern die Rede **natürlicher** Ausdruck iſt, z. E. der Leidenſchaften, der Bewegungen: denn dies iſt der Rand der Poeſie; ſondern vorzüglich, indem ſie durch die Schnelligkeit, durch das Gehen und Kommen ihrer Vorſtellungen, auf die Seele wirkt, und in der Abwechſelung theils, theils in dem Ganzen, das ſie durch die Zeitfolge erbauet, energiſch wirket. Das erſte hat ſie auch mit einer andern Gattung der Rede gemein; das letzte aber, daß ſie einer Abwechſelung, und gleichſam Melodie der Vorſtellungen, und Eines Ganzen fähig ſey, deſſen Theile ſich nach und nach äußern, deſſen Vollkommenheit alſo energeſiret — dies macht ſie zu einer Muſik der Seele, wie ſie die Griechen nannten: und dieſe zweite Succeſſion hat Hr. Leſſing nie berühret.

Keines von beiden, allein genommen, iſt ihr ganzes Weſen. Nicht die Energie, das Muſikaliſche in ihr; denn dies kann nicht Statt finden, wenn nicht das Sinnliche ihrer Vorſtellungen, das ſie der Seele **vormalet**, vorausgeſetzt wird. Nicht aber das Maleriſche in ihr; denn ſie wirkt energiſch, eben in dem Nacheinander bauet ſie den Begriff vom ſinnlich vollkommnen **Ganzen** in die Seele: nur beides zuſammen genommen, kann ich ſagen, das Weſen der Poeſie iſt **Kraft**, die **aus dem Raum**, (Gegenſtände, die ſie ſinnlich macht) in der Zeit (durch eine Folge vieler Theile zu Einem poetiſchen Ganzen) wirkt: kurz alſo **ſinnlich vollkommene Rede.**

Nach dieſen Vorausſetzungen wollen wir zu Hrn. Leſſing zurück. Bei ihm iſt der vornehmſte Gegenſtand der Poeſie **Handlungen**; nur aber Er kann aus ſeinem Begriffe der Succeſſion dieſen Begriff ausfinden; ich geſtehe es gerne, ich nicht.

„Gegenſtände, die auf einander, oder deren „Theile auf einander folgen, ſind Handlungen.„ a) Wie? ich laſſe ſo viel ich will auf einander folgen, jedes ſoll ein Körper, ein todten Anblick ſeyn; vermöge der Succeſſion iſt keines noch Handlung. Ich ſehe die Zeit fliehen, jeden Augenblick den andern jagen — ſehe ich damit Handlung? Verſchiedene Auftritte der Natur kommen mir vor Augen: einzeln; todte: einander nachfolgend: ſehe ich Handlung?

---

a) Laok. p. 154.

lung? Nie wird P. Kaſtells Farbenklavier mit ſeinem ſucceſſiven Vorſpielen der Farben, und wenn es auch Wellen- und Schlangenlinien wären, Handlungen liefern: nie wird eine melodiſche Kette von Tönen, eine Kette von Handlungen heißen. Ich läugne es alſo, daß Gegenſtände, die auf einander oder deren Theile auf einander folgen, deßwegen überhaupt **Handlungen** heißen: und eben ſo läugne ich, daß weil die Dichtkunſt Succeſſionen liefre, ſie deßwegen Handlungen zum Gegenſtande habe.

Der Begriff des Succeſſiven iſt zu einer Handlung nur die halbe Idee: es muß **ein Succeſſives durch Kraft** ſeyn: ſo wird Handlung. Ich denke mir ein in der Zeitfolge wirkendes Weſen, ich denke mir Veränderungen, die durch die Kraft einer Subſtanz auf einander folgen: ſo wird **Handlung.** Und ſind Handlungen der Gegenſtand der Dichtkunſt, ſo wette ich, wird dieſer Gegenſtand nie aus dem trocknen Begriff der Succeſſion beſtimmt werden können: **Kraft** iſt der Mittelpunkt ihrer Sphäre.

Und dies iſt die Kraft, die dem Innern der Worte anklebt, die Zauberkraft, die auf meine Seele durch die Phantaſie und Erinnerung wirkt: ſie iſt das Weſen der Poeſie. — Der Leſer ſieht, daß wir ſind, wo wir waren, daß nämlich die Poeſie durch willkührliche Zeichen wirke; daß in dieſem Willkührlichen, in dem Sinne der Worte ganz und

gar

gar die Kraft der Poeſie liege; nicht aber in der **Folge der Töne und Worte**, in den Lauten, ſo fern ſie natürliche Laute ſind. —

Hr. L. indeſſen ſchließt aus dieſer Folge von Tönen und Worten alles; nur ſehr ſpät fällt es ihm ein a), daß die Zeichen der Poeſie willkührlich wären: allein auch denn ponderirt er nicht, was der Einwurf: Poeſie wirkt durch willkührliche Zeichen, ſagen wolle.

Denn wie löſet er dieſen Einwurf? „Dadurch, daß mit der Schilderung körperlicher Gegenſtände die Täuſchung, das Hauptwerk der Poeſie, verlohren gehe, daß alſo zwar Rede an ſich, aber nicht die ſinnlich vollkommenſte Rede, die Poeſie, Körper ſchildern könne.„ Die Sache ſcheint jetzt an beſſerm Orte. Eben weil die Poeſie nicht maleriſch gnug ſeyn kann, bei Schilderung körperlicher Gegenſtände: ſo muß ſie ſie nicht ſchildern. Nicht, damit ſie nicht Malerei ſey, nicht weil ſie in ſucceſſiven Tönen ſchildert: nicht weil der Raum das Gebiet des Malers, und blos Zeitfolge das Gebiet des Dichters ſey — ich ſehe bei allem keine Urſache. Das Succeſſive in den Tönen iſt, wie geſagt, dem Poeten wenig: er wirkt nicht durch ſie, als natürliche Zeichen. Aber wenn ihn ſeine Kraft verläßt, wenn er mit ſeinen Vorſtellungen unabhängig von ſeinen

---

a) p. 165.

ſeinen Tönen die Seele nicht täuſchen kann: ja, dann geht der Poet verlohren, dann bleibt nichts als ein Wortmaler, als ein ſymboliſcher Namenerklärer. Aber daß ſie hier noch nicht am beſten Orte ſei, mag — ſein eignes Beiſpiel zeugen a). Wenn es Hallers Endzweck iſt, uns in ſeinen Alpen, den Enzian, und ſeinen blauen Bruder, und die ihm ähnlichen oder unähnlichen Kräuter versmäßig kennen zu lehren; allerdings verliert er alsdenn den Zweck des Dichters, mich zu täuſchen, und ich, als Leſer, meinen Zweck, mich täuſchen zu laſſen: Dies iſt alsdenn der Grund, und kein andrer. Aber wenn ich nun von Hallers Gedichte zu einem botaniſchen Lehrbuche gehe: wie werde ich da den Enzian und ſeine Brüder kennen lernen? Wie anders, als wider durch ſucceſſive Töne, durch Rede? Der Botaniſt wird mich von einem Theile zum andern führen: er wird mir die Verbindung dieſer Theile klar machen: er wird das Kraut meiner Einbildungskraft theilweiſe und im Ganzen vorzuzählen ſuchen, was freilich das Auge mit Einmal überſiehet: er wird alles thun, was bei Hrn. L. der Dichter nicht thun ſoll. Wird er mir verſtändlich werden? Darum iſt nicht die Frage, wenn ich ſeine Worte verſtehe: er muß mir klar werden, er muß mich auf gewiſſe Art täuſchen. Kann er dies nicht: ſehe ich die Sache blos im Einzelnen, deutlich, nicht

---

a) p. 168.

nicht aber im Ganzen, anſchauend, ein: ſo werde ich alsdann alle Regeln, die Hr. Leſſing dem Dichter giebt, auch dem Verfaſſer eines botaniſchen Lehrbuchs geben können. Ich werde zu ihm ſehr ernſthaft ſagen a): „Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorſtellung eines Dinges im Raume, eines Krauts? Erſt betrachten wir die Theile deſſelben einzeln, hierauf die Verbindung dieſer Theile, und endlich das Ganze. Unſre Sinne verrichten dieſe verſchiedenen Operationen mit einer ſo erſtaunlichen Schnelligkeit, daß ſie uns nur eine einige zu ſeyn bedünken, und dieſe Schnelligkeit iſt unumgänglich nothwendig — Geſetzt nun alſo auch, der ſchriftliche Kräuterlehrer führe uns in der ſchönſten Ordnung von einem Theile des Gegenſtandes zu dem andern; geſetzt, er wiſſe uns die Verbindung dieſer Theile auch noch ſo klar zu machen: wie viel Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge mit Einmal überſiehet, zählt er uns merklich langſam nach und nach zu, und oft geſchieht es, daß wir bei dem letzten Zuge den erſten ſchon vergeſſen haben. Jedennoch ſollen wir uns aus dieſen Zügen ein Ganzes bilden: dem Auge bleiben die betrachteten Theile beſtändig gegenwärtig: es kann ſie abermals und abermals überlaufen; für das Ohr hingegen ſind die vernommenen Theile verlohren, wenn ſie nicht in dem Gedächt-

„niſſe

---

a) p. 166. 167.

„niſſe zurückbleiben. Und bleiben ſie ſchon da zu-
„rück: welche Mühe, welche Anſtrengung koſtet
„es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung ſo leb-
„haft zu erneuten, ſie nur mit einer mäßigen Ge-
„ſchwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu
„einem etwanigen Begriffe des Ganzen zu gelan-
„gen! — Solche Beſchreibungen mögen ſich,
„wenn man die Blume ſelbſt in der Hand hat, ſehr
„ſchön dagegen recitiren laſſen; nur für ſich allein
„ſagen ſie wenig oder nichts. —

So ſpricht Hr. L. zum Dichter, und warum ſoll ich nicht eben ſo zum Kräuterlehrer ſprechen, der mich blos durch Worte lehren will? Ich ſehe keine Veränderung des Falles, eben denſelben Gegenſtand, einen Körper, eben daſſelbe Mittel, ihn zu ſchildern, Rede, eben dieſelbe Hinderung in dieſem Mittel, das Succeſſive der Rede, Worte. Folglich muß die Lection ſich ſo gut auf ihn, als auf jeden Wortſchilderer paſſen.

Folglich muß die Urſache: „Succeſſion verhindert, Körper zu ſchildern,„ da ſie auf jede Rede trifft, da jede Rede in ſolchem Falle nicht das Definitum, als ein Wort, verſtändlich, ſondern als eine Sache, anſchauend machen will — eigentlich außer dem Gebiete der Poeſie liegen.

Folglich auch in demſelben kein eigentliches, wenigſtens kein höchſtes Geſetz geben können, ſondern

nur

nur ein Nebenbegriff bleiben, aus dem Wenig oder Nichts gefolgert werden kann. — Meine ganze Schlußkette fängt von dem doppelten Grunde an: daß das Succeſſive in den Tönen der Poeſie kein **Haupt- kein natürliches** Mittel ihrer Wirkung ſey; ſondern die Kraft, die dieſen Tönen willkührlich anhängt, und nach andern Geſetzen, als der Succeſſion der Töne, auf die Seele wirkt. Zweitens: daß das Succeſſive der Töne ja nicht der **Poeſie allein**, vielmehr **jeder Rede** zukommt, und alſo wenig in ihrem innern Weſen beſtimmen oder unterſcheiden könne. Wenn nun Hr. L. Succeſſion in ſeinem Buche zum Hauptgrunde des Unterſchiedes zwiſchen Poeſie und Malerei macht; iſt da wohl die richtigſte Gränzſcheidung zu erwarten? —

17.

Um auf einen fruchtbarern Weg zu kommen, als dieſer trockne Nebenbegriff gewähret, macht Hr. L. einen Sprung, den ich ihm nicht nachthue. „Die „Poeſie ſchildert durch ſucceſſive Töne; folglich „ſchildert ſie auch Succeſſionen a), folglich hat ſie „auch Succeſſionen, und eigentlich nichts als Succeſſionen zum Gegenſtande. Succeſſionen ſind „Handlungen: folglich„ — und folglich hat Hr. L.

---

a) p. 152. 154.

was er will; aber woher kann ers haben? Den Begriff der Handlung fand er in der Succeſſion; und daß ſie nur fortſchreitende Gegenſtände ſchildere, ſchloß er, weil ſie in ſucceſſiven Tönen ſchildert — wo bleibt hier die Kette? Geſetzt, daß das Aufeinanderfolgen der Töne in der Dichtkunſt das wäre, was das Nebeneinanderſeyn der Farben in der Malerei: welche Proportion iſt in dem Succeſſiven der Töne, und in dem Succeſſiven der Gegenſtände, die ſie ſchildert: Wie weit halten dieſe einen Schritt? Wie kann man auch nur an Vergleichung denken? Und wie weit weniger Eins aus dem andern zu ſchließen? — Und wenn ſie auch denn Succeſſionen ſchilderte, warum müſſen dieſe Succeſſionen Handlungen ſeyn? u. ſ. w. Die Gränzſcheidung nach ſolch einem Riſſe kann kaum richtig ſeyn.

Kaum richtig von Seiten der Malerei, „ihr „Weſen ſei, Körper zu ſchildern,„ wenigſtens bin ich mir fortſchreitenderer Handlungen der Malerei bewuſt, als wovon Hr. L. ein Beiſpiel giebt a): nämlich eine Drapperie, die in ihrem Wurfe zwei Augenblicke vereinige.

Noch minder aber von Seiten der Dichtkunſt, wo aus dem Succeſſiven der Töne wenig oder nichts folgt. Nicht: daß ſie keine Körper ſchildern ſolle; denn können keine ſucceſſiven Töne Begriffe von coexiſtirenden Dingen erwecken; ſo ſehe ich

---

a) p. 178. 179.

ich nicht, wie irgend die Rede, die blos hörbare Rede anſchauende Erkänntniß wirken könnte: denn Bilder würde ich ſagen, ſind nicht hörbar. So ſehe ich nicht, wie irgend die Rede zuſammenhangende Bilderbegriffe erwecken könne; denn die ſucceſſiven Töne hangen nicht zuſammen. So ſehe ich endlich auch nicht, wie in der Seele aus vielen Theilbegriffen ein Ganzes, z. E. der Ode, des Beweiſes, des Trauerſpiels entſtehen könnte; denn die ganze Succeſſion der Töne macht kein ſolches Ganzes: „für das Ohr ſind die vernommenen Theile jedesmal verloren.„ Es läßt ſich alſo hieraus Alles oder Nichts folgern.

Noch weniger folgt hieraus, „die Untauglichkeit der ganzen deſcriptive Poetry a), das Unpoetiſche aller malenden Poeſie.

Noch weniger hieraus, daß das Weſen der Dichtkunſt Fortſchreitung ſey b); daß die Dichtkunſt nur eine einzige Eigenſchaft der Körper nutzen müſſe: daß Einheit der maleriſchen Beiwörter ihr Regel ſey c) —

Ja nicht einmal, daß ſich „nur aus dieſen „Grundſätzen die große Manier Homers beſtimmen „und erklären ließe.„ Ich läugne Hrn. L. viel, und in ſeinem Grunde Alles, aber darum läugne ich nicht alle Sachen, die nur Er auf dieſen Grund bauet. — Darf ich von Homer anfangen? —

---

a) p. 174. 175. b) p. 154. 155. c) p. 155.

„Homer malet nichts, als fortſchreitende Handlungen: alle Körper, alle einzelne Körper malet er nur „durch ihren Antheil an den Handlungen, gemeiniglich und mit Einem Zuge. Zwingen ihn „ja beſondere Umſtände, unſern Blick auf einen „einzelnen körperlichen Gegenſtand länger zu heften: „ſo weiſt er durch unzälige Kunſtgriffe dieſen einzelnen Gegenſtand in einer Folge von Augenblicken, in deren jedem er anders erſcheint a) — „Schön! vortrefflich! die wahre Manier Homers! —Nur ob Homer dieſe Manier gewählt, weil er mit ſucceſſiven Tönen ſchildern wollte b), weil er körperliche Gegenſtände anders zu ſchildern verzweifelte, weil er beſorgen mußte, daß, wenn er uns in der ſchönſten Ordnung von einem Theile des Gegenſtandes führte, daß, wenn er uns auch die Verbindung dieſer Theile noch ſo klar zu machen wüßte c); dem Auge zwar die betrachteten Theile in der Natur beſtändig gegenwärtig blieben, für das Ohr hingegen die vernommenen Theile, folglich die Mühe des Dichters, verlohren wäre — ob deßwegen Homer ſeine Gegenſtände in eine Folge von Augenblicken geſetzt, iſt mir nie bei Homer beigefallen.

Wenn ſeine Hebe z. E. uns den Wagen der Juno Stück vor Stück zuſammenſetzt d), entkommt da der Dichter dem Verſuche, ein Coexſiſten-

tes

---

a) p. 155. b) p. 153. c) p. 167. d) Iliad. E. v. 722—731.

tes nicht mit Folgetöne zu ſchildern? Ich ſehe Räder, Achſen, Siz, Deichſel, Riemen, Stränge, nicht wie es beiſammen iſt; ſondern **erſt langſam zuſammenkommt.** Erſt werden mir die Räder, nicht blos die Räder, ſondern die Theile derſelben, die ehernen Speichen und die goldnen Felgen, und die Schienen von Erzt, und die ſilberne Nabe u. ſ. w. langſam vorgezält, denn erſt Achſen, denn erſt der Siz, alles in ſeinen Theilen; und ehe das lezte Stück dran iſt, habe ich ſicherlich das Erſte vergeſſen. Der Wagen ſtehe zuſammen: und Troz der Phantaſie, die ſich jezt das Bild des Wagens mit Einem Blicke und doch in allen ſeinen Theilen z. E. die ehernen Speichen und die goldnen Felgen, und die Schienen von Erzt u. ſ. w. auf Einmal anſchauend denken könne! Ich ſehe alſo kaum, was Homer gethan hätte, um gleichſam die Wirkung ſucceſſiver Töne zu ſchwächen, um **durch unzälige Kunſtgriffe** uns das Coexſiſtente gegenwärtig zu machen? Liegt es hier einmal am klaren Begriffe des Coexſiſtiven in allen ſeinen Theilen, „welche größere Mühe, welche ſchärfere „Anſtrengung koſtet es, dieſe langſamen Eindrücke „alle in eben der Ordnung ſo lebhaft zu erneuren, „ſie nur mit einer mäßigen Geſchwindigkeit auf „einmal zu überdenken, um zu einem etwanigen „Begriffe des Ganzen zu gelangen.„ Arbeitete der Dichter auf dieſen Begriff des Ganzen, da er uns ſeine Theile zerlegte, um ihn nachher in allen dieſen

Theilen zuſammengeſetzt darzuſtellen; ſo ſage ich, hat er eben ſo vergebens gearbeitet, als Brockes, wenn er uns Kräuter malet. Das **Zuſammenſetzen**, die Handlung der Hebe kommt gar nicht in Rechnung; das **Nacheinander** zuſammenſetzen was mit Einmal gezeigt, gedacht werden ſollte, iſt Augenmerk: dies iſt bei beiden gleich, ja bei Homer durch das Zuſammenſetzen noch langſamer. „Doch „nicht blos da, wo Homer mit ſeinen Beſchreibungen „gen weitere Abſichten verbindet, ſondern auch da, „wo es ihm um das bloße Bild zu thun iſt, wird „er dieſes Bild in eine Art von Geſchichte des Ge„genſtandes verſtreuen, um die Theile deſſelben, „die wir in der Natur neben einander ſehen, in ſei„nem Gemälde **eben ſo natürlich** auf einander „folgen, **und mit dem Fluſſe der Rede gleich„ſam Schritt halten zu laſſen.** Der Bogen „des Pandarus z. E. a) „ — aber wie kann Hr. L. hier in Homers Beſchreibung eine Parallele der Folge in den Tönen, mit dem Coexiſtiren der Theile, und der Theile des Objekts mit den Theilen der Rede finden? Wenn Homer uns den Bogen des Pandarus mahlen will, und uns erſt auf die Jagd des Steinbocks führet, aus deſſen Hörnern der Bogen gemacht worden: und uns erſt den Felſen zeigt, wo ihn Pandarus erlegt, und nun erſt die Hörner des Steinbocks längelang ausmißt; nun erſt ſie in Ar-

---

a) Laok. p. 163. 164.

Arbeit giebt, nun erſt uns jeder Arbeit des Künſtlers zuſchauen läßt — wer kann ſagen, Homer habe das Succeſſive ſeiner Beſchreibung der Natur des Coexiſtenten gleichſam näher bringen, und die Theile des Bogens mit dem Fluſſe der Rede Schritt halten laſſen! Statt, daß ſie durch dieſe homeriſche Manier näher zuſammen kommen ſollten; ſehe ich ſie ſich weiter hinaus zerſtreuen; unter vielen andren fremdenn Zügen: (Jagd, Steinbock, Ort des Erhaſchens, Ort der Verwundung, Lage des gefällten Steinbocks, Werkſtäte des Künſtlers,) liegen ſie verſteckt: und hätte Homer mit ſeiner Geſchichte des Bogens darauf gezweckt, um mir nachher mit Einmal alle Theile des Bogens anſchaulich zu geben: ſo hätte er eben den ſchlechteſten Weg genommen. Meine Phantaſie wenigſtens hat ſich der Geſchichte überlaſſen, den Pandarus einen Bogen zu zimmern, aber ihn ſich nachher in allen ſeinen Theilen auf Einmal zu denken, die fremden Züge in der Geſchichte erſt wegzulaſſen — welche Mühe! welche Abſonderung! „Homer malet den Schild Achilles in mehr „als hundert prächtigen Verſen, nach ſeiner Materie, nach ſeiner Form, nach allen ſeinen Figuren, „welche die ungeheure Fläche deſſelben füllten, ſo „umſtändlich, ſo genau, daß es neuen Künſtlern „nicht ſchwer gefallen, eine in allen Stücken übereinſtimmende Zeichnung darnach zu machen. Er „malet dies Schild nicht als ein fertiges vollende-

„tes, ſondern als ein werdendes Schild. Er hat „alſo auch hier ſich des beſchriebenen Kunſtgriffes „bedienet, das Coexſiſtirende ſeines Vorwurfs in „ein Conſekutives zu verwandeln, und dadurch aus „der langweiligen Malerei eines Körpers das le„bendige Gemälde einer Handlung zu geben a).„ Feine Bemerkung! richtiger Gegenſatz mit Virgilen! Ob aber Homer dies **Werden** des Schildes ergriffen, um gleichſam mit dem Conſekutiven ein Coexſiſtirendes zu liefern? „ ob er die mehrern Zü„ge für die verſchiedenen Theile und Eigenſchaften „im Raume in einer gedrängten Kürze ſchnell auf „einander folgen laſſe, **damit wir ſie alle auf „einmal zu hören glauben ſollen?** „ ob es mit dem Werden des Schildes ſein Zweck geweſen, den Raum in die Zeitfolge zu verwandeln, und uns durch dieſe den Anblick Eines Ganzen zu geben, den wir nur durch jenen faſſen konnten? b) — Sollen dieſe Fragen ihr Ja bekommen: ſo bekenne ich die Schwäche meines Gedächtniſſes, dieſen Zweck an mir nicht erreichen zu können. Mögen zehen oder noch weniger Gemälde auf dem Schilde ſeyn: möge ich ſie auch werdend geſehen haben; ich erſtaune über das Werk, aber nicht mit dem gläubigen Erſtaunen eines Augenzeugen, dem jetzt der ganze Schild vor Augen, bei dem das Conſekutive in ein Coexſiſtirendes verwandelt wäre. Nur in dem Haupte

---

a) Laok. p. 183. 184.   b) p. 166.

Haupte des göttlichen Künſtlers kann der Schild mit allen ſeinen Figuren ein maleriſches Ganzes gebildet haben; ich muß aufs neue das Schild herum, wenn ich die mit jedem ſucceſſiven Wortzuge verlohrne Figur wieder ſehen ſoll, und doch wo ſind ſie, wenn ich ſie zu einem ganzen Schilde ordnen ſoll? Das **Werdenſchen** hat hiezu nichts gethan, und kann hiezu nichts thun, es ſei denn, um mich noch weiter zu zerſtreuen; das **Nacheinander** werden iſt und bleibt der Knoten.

Homers Sprache ſei ſo vortreflich, als ſie ſeyn kann, — jedes Wort liefre ein Bild — ohne alle Suſpenſion der Beziehungen — ſo ſchnell fortſchreitend, als Diane in ihrem Gange a); ſoll dies ſchnelle Fortſchreitende da ſeyn, um gleichſam das Hinderniß des Raums zu mindern, zu vernichten, um dadurch den täuſchenden Anblick eines **räumlichen** Gegenſtandes, eines Körpers im Raume zu erwecken — dies kann keine Rede. **Dazu** wohl kaum wird Homer ſeiner ſchreitenden Manier ſo treu geblieben ſeyn: **dazu** eben nicht für jedes Ding nur Einen Zug gehabt; **dazu** am wenigſten das Conſekutive Werden gewählt haben: „um die „Theile ſeines Gegenſtandes mit dem Fluſſe der Rede „einerley Schritt halten zu laſſen.“ Dies **kann** keine Rede: noch minder **wills** die Rede des Dichters: am mindſten wollte es der Erſte der Dichter.

---

a) Laok. p. 180. 181.

Seine ganze Manier zeigt, daß er nicht fortſchreite, um uns es ſei, wovon es ſei, ein **Bild des Ganzen** durch Succeſſion zu geben, ſondern er ſchreitet **durch die Theile**, weil ihm an dem Bilde des Ganzen ganz und gar nicht lag.

Ich wollte um alles nicht, Hrn. L. einen falſchen Sinn angedichtet zu haben: in der Sache ſelbſt mit ihm eins, machen mich nur in dem Grunde der Sache ſeine Schlüſſe und Verbindungen verlegen. Dünkt jemand dieſer Unterſchied unbeträchtlich — ſo liegt mir nichts daran; andern wird er beträchtlich ſcheinen.

Homer iſt immer fortſchreitend in Handlungen, weil er **damit fortſchreiten muß**, weil alle dieſe Theilhandlungen Stücke ſeiner ganzen Handlung ſind, weil er ein epiſcher Dichter iſt. Ich brauche alſo den Wagen der Juno, und den Zepter des Agamemnon, und den Bogen des Pandarus **nicht weiter** kennen zu lernen, als ſie in die Handlung mit eingeflochten, **mitwirken** ſollen auf meine Seele. Darum alſo höre ich die Geſchichte des Bogens, nicht damit mir dieſe **ſtatt** Gemälde ſey; ſondern um einen Begriff von ſeiner Stärke, von der Macht ſeiner Arme, mithin von der Kraft ſeiner Sehne, ſeines Pfeils, ſeines Schuſſes zum Voraus in mich zu pflanzen. Wenn nun Pandarus den Bogen vornimmt, die Sehne anlegt, den Pfeil anſetzt — abdrückt! — wehe dem Menelaus, den der Pfeil eines ſolchen Bogens trifft, wir kennen ſeine Stärke. Hr. L. kann alſo nicht ſagen, es ſey Homeren mit ſeiner Geſchichte des Bogens, um ſein Bild, und blos um ſein Bild zu thun geweſen. Um nichts minder, als hierum: die Stärke, die Kraft des Bogens war ſeine Sache: ſie, und nicht die Geſtalt des Bogens, gehört zum Gedichte: ſie, und keine andre Eigenſchaft, ſoll hier energiſch mitwirken, daß wir, wenn nachher Pandarus abdrückt, wenn nachher die Senne ſchwirrt, der Pfeil trifft — um ſo mehr den Pfeil empfinden. Dieſer Energie zufolge, die in einem Gedichte das Hauptwerk iſt, erlaubt ſich Homer, aus der Schlacht auf die Jagd zu ſpatzieren, und die Geſchichte des Bogens zu dichten: denn ich ſehe keine andre Art, dieſen Begriff in aller Stärke, als durch Geſchichte. Durch ein Bild können wir eigentlich nur Geſtalt lernen: aus der Geſtalt müſſen wir Größe, aus dieſer Stärke erſt ſchließen; durch eine Geſchichte lernen wir dieſe unmittelbar — und wenn es dem energiſchen Künſtler, dem Dichter, blos um dieſe Stärke zu thun iſt, was ſoll er ſich andre Arbeiten aufbürden? Der Maler male Bild, Geſtalt; er aber wirke Stärke, Energie. — Die wirkt auch Homer von Anfange zu Ende der Beſchreibung; nur freilich nicht, wenn ich ihn in der Umkleidung leſe, die Hr. L. mit dem Schuſſe Pandarus macht; aus ihr iſt blos ein ſucceſſives, nicht aber (der Haupt-

zweck

zweck des Dichters!) ein energiſches Bild zu hören: wobei wir nicht durch ſucceſſive Töne maleriſch, ſondern in jedem Tone energiſch getäuſcht werden, daß wir zuſammen fahren ſollen, wenn endlich ein ſolcher Bogen trifft.

Ein gleiches gilt vom Zepter Agamemnons: ich betrachte die Geſchichte deſſelben gar nicht „als „einen Kunſtgriff, uns bei einem einzelnen Dinge „verweilen zu machen, ohne ſich in die froſtige Be„ſchreibung ſeiner Theile einzulaſſen a).„ Sein Zepter iſt ein uraltes, königliches, göttliches Zepter! Der Begriff ſoll wirken; um alle andre Kunſtgriffe und Allegorien bleibe ich unbekümmert.

Der Wagen der Juno wird beſchrieben b): warum? natürlich, weil ich ohne den Dichter, dieſen Wagen nicht geſehen, weil ich ihn erſt kennen lernen muß, um einen himmliſchen Wagen zu kennen. Warum wird er zuſammengeſetzt? Natürlich, weil wir einen himmliſchen Wagen nie ſo gut kennen lernen, als wenn er erſt in ſeinen Theilen da liegt, und zuſammen geſetzt wird. Um alſo die Vortrefflichkeit dieſes Götterwagens, um den innern Werth aller ſeiner Theile, um ſeinen künſtlichen Bau zu ſchildern, wird er zuſammen geſetzt: nicht aber, um dieſe Theile ſucceſſiv zu ſammlen, da man ſie coexiſtent nicht ſehen kan. Das Zuſammenſetzen iſt hier kein

---

a) Laok. p. 159 — 63.

b) Iliad. E. v. 722. — 731.

kein Kunſtgriff, kein quid pro quo, um uns ſo das Ganze zu geben: den ganzen Anblick zu ſammlen, iſt kein Zweck des Dichters; im Zuſammenſetzen ſelbſt liegt die Energie der Rede; nichts mehr. Bei jedem Theile ſollen wir ausruffen: prächtig! göttlich! königlich! — iſt dies: iſt dieſer Begriff ſinnlich vollkommen in der Seele; das Ganze mit ſeinen Theilen war nicht mein Bild: das mag ein Kutſcher lernen. — Der Wagen iſt zuſammen: die Energie alſo vollendet:„ ich ruffe nochmals aus: prächtig: göttlich, königlich! und laſſe Juno und Minerva kutſchieren.

Der Schild Achilles a) **wird** unter der Hand Vulkans: warum wird er? Natürlich, weil er werden ſoll! Achilles hat Waffen nöthig: Thetis flehet Vulkan darum an: er verſprichts, ſteht auf, arbeitet — warum ſoll er nicht arbeiten? Im ganzen homeriſchen Gedichte ſind Götter wirkſam: ihre Auftritte wechſeln mit den Auftritten der Menſchen ab: nun iſt Nacht: die Handlung ſteht: Vulkan haben wir ſo lange nicht geſehen: ſeit dem er als hinkender Mundſchenke der Götter erſchien: Achilles hat ſeine Waffen mit Patroklus verlohren; nun gehe Thetis zum Vulkan, nun kan Vulkan ſchmieden: der Schild iſt werdend. — Die ganze Scene gehört zur Handlung des Gedichts, zum Gange der Epopee, und iſt keine Figur, die aus ſeinem

a) Iliad. σ', 497. &c.

nem Poem vorruſſe, keine Beſonderheit der homeriſchen Manier. Im Werden, in der Schöpfung des Schildes liegt ja hier alle Kraft der Energie, der ganze Zweck des Dichters. Bei jeder Figur, die Vulkan aufgräbt, bewundere ich den ſchaffenden Gott, bei jeder Beſchreibung der Maaße und der Fläche erkenne ich die Macht des Schildes, das dem Achilles wird, auf welches der in das Intereſſe der Handlung verflochtene Leſer ſo ſehnlich, als Thetis, wartet. —

Kurz: ich kenne keine Succeſſionen in Homer, die als Kunſtgriffe, als Kunſtgriffe der Noth, eines Bildes, einer Schilderung wegen, da ſeyn ſollten: ſie ſind das Weſen ſeines Gedichts, ſie ſind der Körper der epiſchen Handlung. In jedem Zuge ihres Werdens muß Energie, der Zweck Homers liegen: mit jeder andern Hypotheſe von Kunſtgriffen, von Einkleidungen, um das Coexiſtente der Schilderung zu vermeiden, komme ich aus dem Tone Homers. Ich weiß, daß dieſer Vorwurf groß ſey, daß kein größers Hinderniß der Kraft eines Dichters gelegt werden könne, als nicht in ſeinem Tone zu leſen; allein deßwegen nehme ich meinen Vorwurf nicht zurück. Wer in dem Zuſammenſetzen des Wagens der Juno, und in der Geſchichte des Bogens und des Zepters, und in dem Werden des Schildes, nichts als einen Kunſtgriff bemerken will, um einem körperlichen Bilde zu entkommen: der weiß nicht, was Handlung des Gedichts ſey, an dem hat Homer ſeine Energie verfehlet. Wenn Homer ein körperliches Bild braucht, ſo ſchildert ers, wenn es auch ein Therſites ſeyn ſollte; er weiß von keinen Kunſtgriffen, von keiner poetiſchen Liſt und Gefährde: Fortſchreitung iſt die Seele ſeines Epos.

18.

Nun aber iſt Homer auch nicht der einzige Dichter: es gab bald nach ihm einen Tyrtäus, Anakreon, Pindarus, Aeſchylus u. ſ. w. Sein επος, ſeine fortgehende Erzälung, verwandelte ſich mehr und mehr in ein μελὸς, in ein Geſangartiges, und drauf in ein ειδος, in ein Gemälde; Gattungen, die noch aber immer Poeſie blieben. Ein Sänger, (μελοποιος) und ein lyriſcher Maler (ειδοποιος) Anakreon und Pindar, ſtehe alſo gegen den Geſchichtsdichter (εποποιος) Homer.

Homer dichtet erzälend: „es geſchah! es „ward!„ bei ihm kann alſo alles Handlung ſeyn, und muß zur Handlung eilen. Hierhin ſtrebt die Energie ſeiner Muſe: wunderbare, rührende Begebenheiten ſind ſeine Welt: er hat das Schöpfungswort: „es ward!„ Anakreon ſchwebt zwiſchen Geſang und Erzälung: ſeine Erzälung wird ein Liedchen, ſein Liedchen ein επος des Liebesgottes. Er kann alſo ſeine Wendung: „es war!„ oder „ich

„will„

„will„ oder „du ſollſt!„ haben — gnug, wenn ſein μελος von Luſt und Freude ſchallet: eine frohe Empfindung iſt die Energie, die Muſe jedes ſeiner Geſänge.

Pindar hat ein großes lyriſches Gemälde, ein labyrinthiſches Odengebäude im Sinne, das eben durch anſcheinende Ausſchweifungen, durch Nebenfiguren in mancherlei Licht ein energiſches Ganzes werden: wo kein Theil für ſich, wo jeder auf das Ganze geordnet, erſcheinen ſoll: ein ειδος: ein poetiſches Gemälde, bei dem überall ſchon der Künſtler, nicht die Kunſt, ſichtbar iſt. „Ich ſinge!„

Wo mag nun Vergleichung Statt finden? Das Idealganze Homers, Anakreons, Pindars, wie verſchieden! wie ungleich das Werk, worauf ſie arbeiten! Der eine will nichts, als dichten: er erzälet: er bezaubert; das Ganze der Begebenheit iſt ſein Werk: er iſt ein Dichter voriger Zeiten. Der andre will nicht ſprechen; aus ihm ſinget die Freude; der Ausdruck einer lieblichen Empfindung iſt ſein Ganzes. Der dritte ſpricht ſelbſt, damit man ihn höre: das Ganze ſeiner Ode iſt ein Gebäude mit Symmetrie und hoher Kunſt. — Kann jeder ſeinen Zweck auf ſeine Art erreichen: mir ſein Ganzes vollkommen darſtellen; mich in dieſer Anſchauung täuſchen — was will ich mehr?

Es iſt eine längſt angenommene, und an ſich unſchuldige Hypotheſe, das Ganze jeder Gedichtart,

als

als eine Art von Gemälde, von Gebäude, von Kunſtwerke zu betrachten, wo alle Theile zu ihrem Hauptzwecke, dem Ganzen mitwirken ſollen Bei allen iſt der Hauptzweck poetiſche Täuſchung; bei allen aber auf verſchiedne Art. Die hohe wunderbare Illuſion, zu der mich die Epopee bezaubert, iſt nicht die kleine ſüße Empfindung, mit der mich das anakreontiſche Lied beſeelen will; noch der tragiſche Affekt, in den mich ein Trauerſpiel verſetzet — indeſſen arbeitet jedes auf ſeine Täuſchung, nach ſeiner Art, mit ſeinen Mitteln, etwas im vollkommenſten Grade anſchauend vorzuſtellen; es ſey nun dies Etwas epiſche Handlung, oder tragiſche Handlung, oder eine einige anakreontiſche Empfindung, oder ein vollendetes Ganze pindariſcher Bilder, oder — alles muß indeſſen innerhalb ſeiner Gränzen, aus ſeinen Mitteln und ſeinem Zwecke beurtheilt werden.

Keine pindariſche Ode alſo als eine Epopee, der das Fortſchreitende fehle: kein Lied als ein Bild, dem der Umriß mangele: kein Lehrgedicht als eine Fabel, und kein Fabelgedicht, als beſchreibende Poeſie. Sobald wir nicht um ein Wort „Poeſie, Poem„ ſtreiten wollen; ſo hat jede eingeführte Gedichtart ihr eignes Ideal — eine ein höheres, ſchwereres, größeres, als eine andre; jede aber ihr eigenes. Aus einer muß ich nicht auf die andre, oder gar auf die ganze Dichtkunſt Geſetze bringen.

Wenn alſo „Homer nichts als fortſchreitende Handlungen malet, und für jeden Körper, für jedes einzelnes Ding nur einen Zug hätte, ſo fern es an der Handlung Theil nimmt a):„ ſo mag damit ſeinem epiſchen Ideal eine Gnüge geſchehen. Vielleicht aber, daß ein Oſſian, ein Milton, ein Klopſtock ſchon ein anderes Ideal hätten, wo ſie nicht mit jedem Zuge fortſchreiten, wo ſich ihre Muſe einen andern Gang wählte? Vielleicht alſo, daß dies Fortſchreitende blos **Homers** epiſche **Manier**, nicht einmal die Manier ſeiner **Dichtart** überhaupt ſey? — Der Kunſtrichter ſoll hier ein furchtſames Vielleicht ſagen; das Genie entſcheidet mit der ſtarken Stimme des Beiſpiels.

Noch minder darf ich, wenn mich die Praxis Homers auf die Bemerkung führet: „**Homer** ſchildert nichts als fortſchreitende Handlungen,„ ſogleich den Hauptſatz drauf ſchlagen: „die Poeſie ſchildert nichts, als fortſchreitende Handlungen — folglich ſind Handlungen der eigentliche Gegenſtand der Poeſie.„ Wenn ichs bei Homer bemerke, daß „er alle einzelne Dinge nur durch ihren Antheil an dieſen Handlungen, gemeiniglich nur mit einem Zuge, male b)„ ſo darf nicht gleich der

der

---

a) Laok. p. 155.

b) Alle Körper, die in Homers Gedichte mitwirken ſollen, werden mit ſo viel Zugen geſchil-

ſchil-

„der Stempel drauf: folglich ſchildert auch die „Poeſie nur Körper andeutungsweiſe durch Handlungen; folglich kann auch die Poeſie in ihren „fortſchreitenden Nachahmungen nur eine einige „Eigenſchaft der Körper nutzen, und was daraus „mehr folgen ſoll„ an Regeln von der Einheit der maleriſchen Beiwörter, von der Sparſamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenſtände — — u. ſ. w. Daß dieſe Grundſätze nicht aus einer Haupteigenſchaft der Poeſie fließen, z. E. aus dem Succeſſiven ihrer Töne, woraus ſie Hr. L. hergeleitet, iſt bewieſen. Daß ſie auch, und wenn ſie alle in Homers Praxis ſo Statt fänden, wie Hr. L. glaubt, doch auch nicht aus dem Succeſſiven der Poeſie überhaupt, ſondern aus ſeinem nähern epiſchen Zwecke fließen, iſt auch gezeigt. Warum ſoll nun dieſer epiſche Ton Homers der ganzen Dichtkunſt, Ton, und Grundſatz und Geſetz ſo gar ohne Einſchließung geben, als er ſich bei Hrn. L. meldet?

Ich zittre vor dem Blutbade, den die Sätze: „Handlungen ſind die eigentlichen Gegenſtände der

---

ſchildert, als mitwirken ſollen. Auf einen ſchränket ſich Homer ſelten ein; wenn es auch nur ein Stein, Geräth, Bogen, u. ſ. w. wäre — er nimmt ſich immer Zeit, ſo viel Eigenſchaften ſeines Körpers anzuführen, als hier epiſch energiſiren ſollen. Schildert er eine Sache nur mit einem Zuge: ſo iſt dieſer meiſtens allgemein, und für dieſen Ort unbedeutend: es ſind die gewohnlichen Beinamen, die er zu jeder Sache hat, die ihm oft wiederkommt.

„Poeſie: Poeſie ſchildert Körper, aber nur andeutungsweiſe durch Handlungen: jede Sache nur „mit einem Zuge u. ſ. w. a)„ unter alten und neuen Poeten anrichten müſſen. Hr. L.. hätte nicht bekennen dörfen, daß ihn die Praxis Homers darauf gebracht; man ſieht es einem jeden beinahe an, und kaum — kaum bleibt der einige Homer alsdenn Dichter. Von Tyrtäus bis Gleim, und von Gleim wieder nach Anakreon zurück: von Oſſian zu Milton, und von Klopſtock zu Virgil, wird aufgeräumt — erſchreckliche Lücke. Der dogmatiſchen, der malenden, der Idyllendichter nicht zu gedenken.

Hr. L. hat ſich gegen einige derſelben erklärt, und aus ſeinen Grundſätzen ſich noch gegen mehrere erklären müſſen. „Die ausführlichen Gemälde „körperlicher Gegenſtände ſind ohne den oben erwähnten Kunſtgriff Homers, das Coexiſtirende derſelben in ein wirkliches Succeſſives zu verwandeln„ (es iſt oben erwähnt, daß Homer von ſolchem Kunſtgriffe nichts weiß, und ein Kunſtgriff, was könnte der zu einem ſo großen Zwecke als Kunſtgriff wohl thun?) — „ſind jederzeit von „den feinſten Richtern für ein froſtiges Spielwerk „erkannt worden, zu welchem wenig, oder gar kein „Genie gehört b).„ Von dieſen feinſten Richtern werden angeführt: Horaz, Pope, Kleiſt, Marmontel; mich dünkt aber, daß ſie für Hrn. L.

nicht

---

a) Laok. 154. 55. b) p. 173. 74.

nicht ſo ins Unbeſtimmte hin beweiſen. Horaz am angeführten Orte a), ſchilt nicht die für poetiſche Stümper, die einen Hayn, Altar, Bach, Strom u. ſ. w. malen, ſondern **am unrechten Orte malen:**

— Inceptis gravibus plerumque & magna profeſſis
Purpureus late, qui ſplendeat, unus & alter
Aſſuitur pannus, cum lucus & ara Dianæ &c.
Aut flumen Rhenum, aut pluvius deſcribitur arcus.
Sed nunc non erat his locus — —

Pope erklärte ein **blos malendes** Gedicht für ein Gaſtgebot auf lauter Brühen; damit aber hat er ja nicht „jedes ausführliches Gemälde körperlicher Gegenſtände, das nur ohne den homeriſchen Kunſtgriff erſchiene, für ein froſtiges Spielwerk ohne Genie erklärt. Der Hr. v. Kleiſt, dünkt mich, wollte in ſeinen Früling eine Art von Fabel legen (ein Plan iſt ſofern ſchon drinn, daß ſein Gedicht nicht eine Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung blos auf gerathe wohl, bald hie, bald da, geriſſen, ſondern, nach der Angabe einer kritiſchen Schrift, ein Spatziergang iſt, der die Gegenſtände in der natürlichen Ordnung ſchildert, in der ſie ſich ſeinen Augen dargeboten) er wollte, ſage ich, eine Fabel hinein legen: ja nicht aber jede ausführliche Schilderung körperlicher Ge-

---

a) De arte poetica v. 14.

genſtände, als ein froſtiges Spielwerk, hinaus werfen. Und Marmontel endlich will zwar aus der Idylle mehr Moral, und weniger phyſiſche Bilder haben; ob aber dadurch die Idylle eine mit Bildern nur ſparſam durchflochtene Folge von Empfindungen, und wenn dies, eben dadurch auch „eine fortſchreitende Folge von Handlungen werde, wo Körper nur mit einem Zuge geſchildert werden ſollen„ weiß ich nicht, und nach Hrn. L. iſt ſie im andern Falle nicht Poeſie.

Handlung, Leidenſchaft, Empfindung! — auch ich liebe ſie in Gedichten über alles: auch ich haſſe nichts ſo ſehr, als todte ſtillſtehende Schilderungsſucht, inſonderheit, wenn ſie Seiten, Blätter, Gedichte einnimmt; aber nicht mit dem tödtlichen Haſſe, um jedes einzelne ausführliche Gemälde, wenn es auch coexiſtent geſchildert würde, zu verbannen, nicht mit dem tödtlichen Haſſe, um jeden Körper nur mit einem Beiworte an der Handlung Theil nehmen zu laſſen, und denn auch nicht aus dem nämlichen Grunde, weil die Poeſie in ſucceſſiven Tönen ſchildert, oder weil Homer dies und jenes macht, und nicht macht — — um deßwillen nicht.

Wenn ich Eins von Homer lerne, ſo iſts, daß Poeſie energiſch wirke: nie in der Abſicht, um bei dem letzten Zuge ein Werk, Bild, Gemälde (obwohl ſucceſſive) zu liefern, ſondern, daß ſchon während der Energie die ganze Kraft empfunden, und werden müſſe. Ich lerne von Homer, daß die Wirkung der Poeſie nie aufs Ohr, durch Töne, nicht aufs Gedächtniß, wie lange ich einen Zug aus der Succeſſion behalte, ſondern auf meine Phantaſie wirke; von hieraus alſo, ſonſt nirgendsher, berechnet werden müſſe. So ſtelle ich ſie gegen die Malerei, und beklage, daß Hr. L. dieſen Mittelpunkt des Weſens der Poeſie „Wirkung auf unſre Seele, „Energie,„ nicht zum Augenmerke genommen.

19.

Malerei wirkt nicht aus dem Raume allein, d. i. Körper: ſondern auch im Raume, durch Eigenſchaften deſſelben, die ſie zu ihrem Zwecke anrichtet. Nicht blos alſo, daß kein Gegenſtand der Malerei ohne Sichtbarkeit und Geſtalt Statt finde; ſondern Sichtbarkeit und Geſtalt ſind auch die Eigenſchaften der Körper: durch die ſie wirket. Poeſie aber, wenn ſie nicht durch den Raum wirket, d. i. coexiſtent, durch Farben und Figuren; ſo folgt noch nicht, daß ſie nicht aus dem Raume wirken, d. i. Körper von Seiten der Sichtbarkeit und Geſtalt ſchildern könne. Aus dem Mittel ihrer Wirkung folgt dies nicht: denn ſie wirkt durch den Geiſt, und nicht durch den ſucceſſiven Ton der Worte.

Malerei wirket durch Farben und Figuren fürs Auge: Poeſie, durch den Sinn der Worte auf die untern Seelenkräfte, vorzüglich die Phantaſie. Da nun die Handlung der Phantaſie immer ein Anſchauen genannt werden mag; ſo kann auch die Poeſie, ſo fern ſie derſelben einen Begriff, ein Bild anſchauend macht, füglich eine Malerinn für die Phantaſie genannt werden: und jedes Ganze Eines Gedichts, iſt das Ganze Eines Kunſtwerks.

Nur da die Malerei ein **Werk** hervorbringt, das während der Arbeit noch Nichts, nach der Vollendung Alles iſt, und zwar in dem Ganzen des Anblicks Alles: ſo iſt die Poeſie Energiſch, das iſt, während ihrer Arbeit muß die Seele ſchon alles empfinden; nicht wenn die Energie geendigt iſt, erſt zu empfinden anfangen, und erſt durch Recapitulation der Succeſſionen empfinden wollen. Habe ich alſo eine ganze Schilderung der Schönheit hindurch nichts empfunden: ſo wird mir der letzte Anblick nichts gewähren. —

Malerei will das Auge täuſchen: Poeſie aber die Phantaſie — nur wieder nicht werkmäßig, daß ich in der Beſchreibung das Ding erkenne; ſondern bei jeder Vorſtellung es **zu dem Zwecke** ſehe, zu dem es mir der Dichter vorführet. Die Art der Täuſchung iſt alſo bei jeder Gedichtart verſchieden, bei allen Gemälden nur zwiefach: entweder täuſchende Schönheit, oder täuſchende Wahrheit. Aus dieſem Zwecke muß alſo das Werk der Kunſt und die Energie des Dichters geſchätzt werden.

Der Künſtler alſo wirkt durch Geſtalten für das Ganze Eines Anblicks, bis zur Täuſchung des Auges; der Dichter durch die geiſtige Kraft der Worte **während** der Succeſſion, bis zur vollkommenſten Täuſchung auf die Seele. Wer alſo Farbe und Wort, Zeitfolge und Augenblick, Geſtalt und Kraft mit einander vergleichen kann, vergleiche. —

Manches zu dieſer Aufgabe hat ein ſcharfſinniger Engländer a) vorgezeichnet, der im Geſchmacke des Shafteſburi ein Geſpräch über die Kunſt, und ein andres über die Tonkunſt, Malerei und Dichtkunſt gegeben. — Schade nur! daß er im letzten, ſtatt blos den **Unterſchied** zwiſchen dieſen dreien Künſten zu entwickeln, auf die leere Grille geräth, den **Vorzug** zu beſtimmen, den eine vor der andern habe. Zwiſchen völlig ungleichartigen Dingen läuft eine bloße Rangordnung auf einen ſo ſchülerhaften Wettſtreit hinaus, als vor einigen Jahren die Malerei, Muſik, Poeſie und Schauſpielkunſt, unter der Aufſicht eines Magiſters der Weltweisheit, förmlich und feierlich haben eingehen müſſen. b)

Laſſet uns ſehen, was Harris für Seiten des **Unterſchiedes** findet. Zuerſt macht er die ſehr deut-

---

a) J. Harris Geſpräche über die Kunſt: über die Muſik, Malerei und Poeſie: über die Glückſeligkeit.

b) Wettſtreit der Malerei, Muſik, Poeſie und Schauſpielkunſt: Reden — gehalten unter der Aufſicht Wolfgang Ludwig Gräfenhahns, der Weltweisheit Magiſters. Baireuth 1746.

liche Eintheilung zwiſchen Künſten, die ein **Werk** liefern, und Künſten, die durch **Energie** wirken. Jene ſind, deren Wirkung coexiſtirende Theile hat, wie eine Bildſäule, ein Gemälde: dieſe, die ſucceſſive wirket, z. E. Tanz, Muſik. Der Mittelpunkt des Leſſingſchen Werkes, in welchen alle Stralen fallen, iſt alſo ſchon von Ariſtoteles angegeben. Wenn die Wirkung einer Kunſt **Energie** iſt: ſo kann die Vollkommenheit ſolcher Kunſt nur **während der Dauer** wahrgenommen werden; iſt ſie ein **Werk**: ſo iſt die Vollkommenheit nicht während der Energie, ſondern erſt nachher, ſichtbar.

Malerei, **Muſik** und **Dichtkunſt** ſind alle **mimiſch**, **nachahmend**; verſchieden aber durch die **Mittel** der Nachahmung; die **Malerei** mimiſiret durch **Figur** und **Farbe**; die Tonkunſt durch **Bewegung** und **Töne** — Malerei und Tonkunſt durch **natürliche**; die **Poeſie** durch ein **künſtliches** und **willkührliches** Mittel. — Dieſen Unterſchied hat der Verf. der Philoſophiſchen Schriften aufs gründlichſte aus einander geſetzt.

Jede Kunſt hat ihre **Gegenſtände**. Die **Malerei Dinge** und Begebenheiten, die ſich durch Figur und Farbe ausdrücken laſſen: Körper: Kräfte der Seele, die ſich im Körper äußern: Handlungen und Begebenheiten, deren Vollſtändigkeit auf einer kurzen und augenſcheinlichen Folge von Veränderungen beruhet: Handlungen, deren Veränderungen alle die ganze Dauer der Folge hindurch ſich ſtets gleichförmig ſind. Handlungen, die in Einen Zeitpunkt zuſammenlaufen: vielmehr bekannte als unbekannte Handlungen — Man ſieht, daß von dieſer Seite betrachtet, Leſſings Laokoon nicht vollendet ſey, da er überhaupt mehr für den Dichter, als Maler, geſchrieben. —

Gegenſtände der Tonkunſt: Dinge und Vorfallenheiten, die vorzüglich durch Bewegung und Töne ausgedrückt werden können: dieſe ſind allerlei Bewegungen, Töne, Stimmen, Leidenſchaften durch Töne u. ſ. w.

Gegenſtände der Poeſie ſind die Objekte beider vorigen Künſte. Zuerſt, ſo fern ſie durch **natürliche** Mittel nachgeahmet werden. Hier war leicht zu erachten, daß die Poeſie der Malerei nachbleiben müſſe: denn alles lief dahinaus, daß Worte keine Farben, und der Mund kein Pinſel ſey. Auch das iſt mir befremdend, wie hier die Poeſie der Tonkunſt an natürlichen Tönen **gleichkommen** könne: Kurz! die Vergleichung iſt übel gerathen. Durch **bedeutende Worte**, als durch **willkührliche verabredete Zeichen**, und dies ſollte eigentlich der Punkt der Leſſingſchen Vergleichung ſeyn.

In den eigentlichen Gegenſtänden der Malerei (d. i. die durch Farben, Figuren, und Stellungen charakteriſirt ſind — deren vollſtändige Einſicht nicht von einer Folge der Begebenheiten abhängt — wenig-

wenigſtens von einer kurzen und in die Augen fallenden Folge — wo alle mannichfaltige Nebenumſtände in einen untheilbaren Zeitpunkt zuſammenlaufen) in allen dieſen Gegenſtänden bleibt der Dichter dem Maler nach: denn erſtlich jener ahmt durch willkührliche Zeichen, dieſer durch die Natur nach: dieſer zeigt alles in dem nämlichen Augenblicke, wie in der Natur; jener nur theilweiſe, zergliedernd; und alſo langweilig oder dunkel.

Es giebt auch Gegenſtände, die der Dichtkunſt eigen ſind: Handlungen, die in die Länge dauern, und die ein für die Malerei prägnanter Augenblick in Eins bringt: Sitten, Leidenſchaften, Empfindungen, und Charakter an ſich, die ſich am meiſten durch Rede zeigen. Hier bleibt die Malerei völlig nach, leidet keine Vergleichung — —

Harris geht nachher in die Gränzen der Poeſie und Tonkunſt, wo ich ihm nicht nachfolgen mag. Hier wünſche ich der Dichtkunſt noch einen **Leſſing**. Er betrachtet genauer den ſittlichen, den geiſtigen Eindruck der Poeſie: eine wieder unberührte Saite, die ich auch nicht berühren mag. Ich wollte meine Leſer blos auf einen Schriftſteller aufmerkſam machen, der mit **Leſſingen** einerlei Gegenſtand bearbeitet, in manchem weiter gekommen, und ſcharfſinnig gnug war, ſeinen Gegenſtand kurz und bündig zu erſchöpfen, wenn er ſtatt des leeren Rangſtreites auf nichts, als auf Unterſchied, hiernach auf Gränzen, denn auf Geſetze hätte ſehen wollen.

20.

Ich will nicht ſagen, daß Hr. Leſſing nicht, dem Hauptzwecke ſeines Buchs nach, gegen Caylus, und gegen Caylus Affen an Unterſcheidung Recht behalte: nur nicht immer an Gründen der Unterſcheidung, und am wenigſten im Hauptgrunde. Er dünkt mich immer noch auf dem halben Wege, als wenn die Poeſie durch Succeſſion auf ein Werk arbeiten ſollte, und nicht ſchon eben in der Succeſſion ihr Werk liefere.

Der Dichter, z. E. der uns Schönheit mahlen wollte, es ſei nun ein Conſtantinus Manaſſes, oder Arioſt, gieng nicht darauf aus, um hinten nach zu fragen: wie ſahe Helena, wie ſahe Alcina aus? a) uns mit ſeiner Beſchreibung ein vollſtändiges Bild zu hinterlaſſen, u. ſ. w. Er führt uns durch die Theile, um jeden derſelben als ſchön anſchauend zu machen, um, wenn wir alle Theile vergeſſen hätten, ſo viel anſcheinend zu wiſſen: Helena, Alcina war reizend. Hat Arioſt auf Hrn. Leſſing damit keine Wirkung gemacht, ſo wird er vielleicht auf diejenigen ſeiner Landesleute Eindrücke machen, die die Schönheit in einer Alcina wie in einer gehauenen Venus theilweiſe anzuerkennen gewöhnt ſind: oder

wenn

---

a) Laok. p. 204.

wenn Arioſt ſelbſt eine Alcina ſähe, würde er vielleicht auf ſolchem Wege — Und überhaupt kann man hier aus einer Vergleichung wenig folgern. Homer mahlt ſeine Helena nicht a); warum? weil ſie ihn nicht angehet, weil er von Anfange bis zu Ende ſeines Gedichts nicht zu der Frage Zeit hat: wie ſahe ſie aus? ſondern immer, was trug ſich hier und damit zu? Helena kommt, die Greiſe ſehen ſie: wie anders, als daß ſie fühlen und ſagen mußten, was ſie fühlen und ſagten; nicht aber läßt Homer ſie das fühlen und ſagen, um „durch Wirkung „anzuzeigen, daß Helena ſchön ſey; „ — Arioſt hingegen, der Homer Italiens, der aber vom griechiſchen Homer Alles eher, als dies beſtändige Fortſchreiten der Handlung hat, Arioſt, der ſein ganzes Gedicht durch nicht das Werk zu ſeiner Manier macht: Es ward, es ward, es ward, ſondern auch „es war,„ und „wie war es?„ Arioſt hätte entweder ſo nicht fragen ſollen, oder er mußte uns durch die Theile führen. — Nicht, daß wir nachher die Theile ſammlen, zuſammenſetzen; nicht, daß nachher die Phantaſie ſtreben ſoll, ſich das Ganze Eines Kunſtwerks zu denken; im Schildern ſelbſt, im Durchführen durch ſeine Theile hat er ſeinen Zweck erreichen wollen — ob er ihn erreicht? Davon mag jeder denken was er will; gnug, er wollte ihn während der Energie erreichen.

Wenn

---

a) p. 201. 215.

Wenn der Dichter die Schönheit lieber in Wirkung, in Bewegung, d. i. reizend vorſtellet, ſo thut ers nicht, damit dieſe ſich bewegende Schönheit dem ſich bewegenden Verſe entſpreche; nicht als wenn jeder Zug der Schilderung, der Form, Geſtalt, und nicht Wirkung, nicht Bewegung iſt, deßwegen unpoetiſch würde a): ſondern ich generaliſire den Satz lediglich ſo: „jede Schilderung der Schönheit „wirke energiſch„ d. i. zu dem Zwecke des Dichters, zu dem ſie da iſt, und denn während jedem Zuge, den ſie liefert. Hiernach möge ſich Arioſt verantworten: aber das Leſſingſche Gebot: „Schönheit „des Körpers zeige ſich bei dem Dichter blos durch „Wirkung, blos durch Bewegung, b)„ räumt zu viel auf.

Zu viel ſelbſt in Homer; denn ich weiß wohl nicht, ob bei der ganzen Juno, wenn er ſie nicht körperlich, wenn er ſie nur durch ein Beiwort ſchildern wollte, kein wirkſamerer, kein reizenderer Zug ſey, als der, die weißellbogichte Juno, (man erlaube mir das ungeheure Wort!) ob dieſer eine Zug der ſei, durch den ſie an der Handlung Theil nehme, der durch ihren Körper Handlung bezeichne, u. ſ. f. So ſeine ſchönknieichte Briſeis, und ſeine blauäugichte Pallas, und ſein breitſchulterichter Ajax, und ſein geſchwindfüßiger Achilles, und ſeine ſchönhaarige Helena — wo iſt hier Wirkung, Bewegung,

Reiz

---

a) p. 217. b) Laok. p. 214.

Reiz, Handlung? — Immer ein ſchöner Zuruff an die Dichter a): „Malet uns das Wohlgefallen, die „Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches „die Schönheit verurſachet „ — (wenn dies nämlich die Energie eures Gedichts will!) ſo habt ihr die Schönheit ſelbſt geſchildert, (nämlich ſo fern ihr ſie nach der vorigen Parentheſe ſchildern müſſet:) Nicht aber umgekehrt: ihr Dichter ſchildert keine körperliche Schönheit; könnet ihr ſie nicht durchgängig in Reiz, in Wirkung ſchildern; der Form nach müſſe euch kein Zug entwiſchen: der Geſtalt nach ſchildert ſie nicht. — So umgekehrt habe ich auf den Satz wenig Zutrauen.

Wer kann leugnen, daß in mancher Gedichtart der erotiſchen Poeſie körperliche Schönheit geſchildert werden **müſſe**, und wer muß nicht alsdenn auch zugeben, daß manche Theile dieſer körperlichen Schönheit in Reiz, in Bewegung, nicht geſchildert werden **können**? Einmal vorausgeſetzt, daß Arioſt ein Gemälde ſeiner Alcine liefern ſollte und wollte: wie konnte er wohl ihre Naſe, Hals, Zähne, Arme in **Wirkung** ſchildern? Hr. L. frage b): was eine Naſe ſey, an welcher der Neid nichts zu beſſern findet: und ich frage: was eine Naſe ſey, die ſich in Reiz, in ſchöner Bewegung zeige? — Arioſt mußte alſo entweder ſolche Theile auslaſſen, und da ers nun einmal auf Schilderung angeſetzt: ſo würde die

---

a) Laok. p. 215. b) p. 210.

die Auslaſſung einem Italiener ſo geſchienen haben, als jene ſeine Lobſatyre, auf ein ſchönes aber groß-naſichtes Mädchen, die alle Theile ihres Geſichtes zum Himmel erhob, und bei Schilderung der Naſe ohnmächtig aufhörte. Oder er mußte ſolche Züge, die ſich nicht anders, als durch die Form anſchauend machen ließen, ſchon ſo ſchildern, und ſich deſto mehr an andern reizvollen geiſtigen Zügen erholen. Ich halte dieſe Vermiſchung auch zu ſehr nach dem Geſchmacke der Italiener, als daß ſie ſich durch die vorſtehende Leſſingſche Critik dieſe und dergleichen Schilderungen, von denen ihre Dichter voll ſind, würden rauben laſſen. Noch minder gilt die Urſache a), warum Arioſt mit ſeiner Schilderung Unrecht haben ſoll: „was für ein Bild geben dieſe „allgemeinen Formeln? In dem Munde eines Zei„chenmeiſters, der ſeine Schüler auf die Schönhei„ten des akademiſchen Modells aufmerkſam machen „will, möchten ſie noch etwas ſagen; denn ein Blick „auf dieſes Modell, und ſie ſehen Stirn, Naſe, „Hand u. ſ. w. Aber bei dem Dichter ſehe ich „nichts.„ Eben als wenn der Dichter die Figuren, die er ſchildert, auch im Kupfer müßte vorſtechen laſſen? Wer hat nicht eine Naſe, Hand, Stirn geſehen, und wem koſtet es Anſtrengung, ſich eine Stirn, in den beſten Schranken, den ſchönſten Schnitt einer Naſe, die ſchmale Breite einer niedlichen

---

a) p. 211.

chen Hand zu denken, jedesmal, da ſie der Dichter nennet. Ich empfinde hierbei nicht ſo, wie Hr. L. mit Verdruſſe die Vergeblichkeit meiner beſten Anſtrengung, ſo etwas einzeln ſehen zu wollen; nachher aber jedes zuſammen zu ſetzen, mir Alles in Einem, und Eins in Allem zu denken, die Alcina mir mit jedem dieſer Theile im Ganzen, deutlich, wie ein Zeichenmeiſter, zu denken — o die Anſtrengung ſodert ja nicht der Dichter von mir! er führte mich theilweiſe, zeigte mir in jedem Theile die Schönheit: da energiſirte ſeine Muſe, und warum nicht? da ſie kein akademiſches Model von Schönheit, das man auf einmal in allen ſeinen Theilen ſehen ſollte, zu liefern unternahm.

Und ſoll die Dichckunſt keine ſchöne Geſtalt ſchildern, weil ihre Theile coexſiſtent ſind; ſo ſollte Homer auch keine häßliche Geſtalt, keinen Therſites geſchildert haben, weil ihre Mißtheile eben ſo coexſiſtent ſind, und auch coexſiſtent gedacht werden müſſen, wenn ein Bild der Häßlichkeit werden ſoll. Leſſing hat Homer durch ſein Gewebe von kritiſchen Regeln ſelbſt verwickelt, und nun will er mit ihm hinaus, wo er kaum durchkommt. „Eben weil die „Häßlichkeit in der Schilderung des Dichters zu „einer minder widerwärtigen Erſcheinung körperlicher Unvollkommenheiten wird, und gleichſam, „von der Seite ihrer Wirkung, Häßlichkeit zu ſeyn

„auf-

„aufhöret, wird ſie dem Dichter brauchbar a). Mich dünkt, Hr. L. thue einen Fehlſtreich, um die Verlegenheit zu zerſtücken. Wäre die Frage: wie kann der griechiſche Dichter einen Häßlichen ſchildern, da ihn doch der griechiſche Künſtler nicht ſchildern mochte? ſo mag die Antwort gelten: die Figur tritt uns nicht mit einmal vors Auge: in der Schilderung des Dichters iſt ſie minder widrig: ſie höret von der Seite der Wirkung auf unſern Anblick auf, häßlich zu ſeyn. Aber was ſoll das hier? Es wird einmal eine körperliche Geſtalt geſchildert, ſucceſſive geſchildert, da ihre Theile und Mißtheile doch zuſammen exiſtiren, da ſie doch in Verbindung gedacht werden müſſen, wenn der Begriff der Häßlichkeit aufkommen ſoll — weg alſo, mit dem Therſites, nach L. Grundſätzen, nicht weil er häßlich, ſondern weil er ein Körper iſt, weil er als körperliche Geſtalt, und doch ſucceſſiv, geſchildert werden muß.

„Aber der Dichter kann ihn nutzen! er nutzt „ihn zu b) — —„ ſo kann er doch alſo Formen, körperliche Schilderungen nutzen? und wenn er ſie nutzen kann, ſind ſie ihm erlaubt? worüber ſtreiten wir denn? Kann er häßliche Formen nutzen, wie weit eher ſchöne? und ſind ihm jene erlaubt, wie weit eher dieſe? So kann er doch alſo, wenn er Energie in ſie legt, auch körperliche Gegenſtände ſchil-

---

a) p. 232. b) Laok. p. 234.

ſchildern — was wollen wir mehr? Die Schärſe des Bogens hat nachgelaſſen: erſchlaffet liegt er da! Mit einer ſolchen Zugabe hat Hr. L. den größten Theil ſeines Buches wiederlegt.

21.

Und wozu nutzet denn Homer den Therſites? Die Frage wird wieder homeriſch, und in homeriſchen Fragen antworte ich ſo ſelten mit Hrn. L. gleich. „Homer machte den Therſites häßlich, um ihn lächer„lich machen zu können. Durch ſeine bloße Häß„lichkeit wird er nicht lächerlich; aber auch ohne die„ſelbe nicht ſeyn a).„ Auf dieſe Aſſertion bauet Hr. L. einen Theil ſeiner Theorie des Lächerlichen, der ich lieber einen andern Ort und Grundlage wünſchte, als hier.

In meinem Homer iſt der Hauptcharakter Therſites nicht lächerlich, ſondern häßlich; er iſt kein lächerlich, ſondern boshaft knurrender Kerl, er hat die ſchwarzeſte Seele unter allen vor Troja b). Alle ſitzen ruhig; der einige Therſites lärmt noch umher c): er fängt, wahrhaftig nicht zum Spaaße, ſondern mit der bitterſten Galle an, zu zanken: er ſchmähet die Könige, aber gewiß nicht als Hof-

---

a) Laok. p. 233. b) So machte ihn Ulyſſes
ου γαρ εγω σεο φημι χερειοτερον βροτον αλλον
Εμμεναι, οσσοι αμ' Ατρειδης' υπο Ιλιον ηλθον.
Iliad. β. v. 248. 249.

c) Iliad. β. 212.

Hofnarr, ſondern als Feind, als Todfeind. Wie derb und empfindlich a) ſchmälet er auf Agamemnon! auf ſeinen Geiz, auf ſeine Feigheit, auf ſeine Ungerechtigkeit! Und das alles, vor der Armee, verläumdend und lügenhaft, im dreuſteſten Tone, als ein Richter der Könige! und dazu, als wäre es im Namen aller Griechen b), als hätten ihn alle dazu gedungen! und in eben demſelben Athem ſchimpft er die ganze Nation c) ſelbſt, ſchilt alle Griechen für Feige und Nichtswürdige, ſpricht in einem Tone, als hätte er mehr, als alle, gethan, müſſe für alle ſorgen, könne allen gebiethen, könne über alle urtheilen! Und noch nicht gnug! er muß noch einen Abweſenden d), den Tapferſten der Griechen, den Achilles ſchmähen, und zwar mit der gräulichſten Lüge ſchmähen, daß Achilles kein Herz habe — O der nichtswürdige, häßliche Kerl! Nach griechiſchen Begriffen konnte kein Nichtswürdigerer vor Troja gefunden werden.

Und wenn er noch das alles aus Dummdreuſtigkeit ſagte! aber nun kennet ihn Homer beſſer: er war ſchon von jeher gewohnt, ſo pöbelhaft ſich gegen die Könige zu ſetzen, um — den Griechen eine Freude zu erwecken, einen Gefallen zu thun e)

---

a) v. 221. &c. b) 227. — — ἁς τοι Ἀχαιοι διδομεν κ. τ. λ. c) v. 235

d) v. 241. e) v. 215. ὁ, τι οἱ εισαιτο γελοιϊον Ἀργειοισιν Ἐμμεναι.

— und nun wird der Kerl noch niederträchtiger, noch häßlicher. Nach griechiſchen Begriffen der Ehre, kann es keine häßlichere Seele geben.

Daher haſſen ihn auch alle Griechen a); daher auch mitten in ihrer Betrübniß das Freudengelächter b), da ſich Ulyſſes ſeiner erbarmet, und ihn mit ſeinem Zepter zum Schweigen bringt: daher die allgemeine Stimme: „Ulyſſes hat nie eine herrlichere „That gethan, als jetzt, da er dieſen bösartigen „Schwätzer gezüchtigt.„

So ſchildert ihn Homer mit jedem Zuge: ſo zeigt er ſich ſelbſt mit jedem Worte: ſo begegnet ihm Ulyſſes mit Auge, und Mund und Hand. Er wirft ihm den verächtlichſten Blick zu c); ſpricht und handelt mit ihm en Canaille; ſo beträgt er ſich hintennach ſelbſt: er hängt die Naſe, krümmt den Rücken, und weint — verächtlichſte, häßlichſte Seele vor Troja! Nach griechiſchen Begriffen war der Werth eines Mannes, eines Soldaten, eines Helden auf edlen Stolz gegen ſich ſelbſt, auf Ehrerbietung gegen die, ſo Ruhm verdienten, auf männliche Wahrheitliebe, auf Achtung gegen das Publikum, auf freien Gehorſam gegen die Obern, auf Ehre gebauet — in jedem Verſtande war dies ein Ideal einer häßlichen Seele.

Und

a) Iliad. Β. v. 222. 223.
b) v. 270. &c.
c) v. 245. ὑπόδρα ἰδών.

Und nach griechiſchen Begriffen muß auch eine ſo häßliche Seele keinen andern, als den häßlichſten Körper, bewohnen: ſo ſchildert ihn Homer: „Am „Gemüthe der Bösartigſte, am Körper der Häßlichſte aller Griechen vor Troja a).„

Wo iſt nun, daß Homer den Therſites häßlich machte, um ihn lächerlich zu machen? Ihn als Poſſenreißer vorführen, will er wahrlich nicht: blos ein Misverſtand des griechiſchen Ausdrucks b) hat Hrn. L. und andre dazu verleitet. „Er war ſo niederträchtig, ſagt Homer, daß er ſeine Pflicht vergaß, mit den Königen zankte, ſich Prügel verſchaffte, blos, um den Griechen mit ſeinen Reden „eine Freude zu machen; — nichtswürdige Seele! die alle für ſo misvergnügt, ſo häßlich knurrend hält, als ſich ſelbſt, die allen durch ihre Bosheit einen Gefallen zu thun glaubt. So erkläre ich Homer, und finde dieſen Zug dem ganzen Gemälde ſeiner Reden, ſeiner Handlungen gleich, niederträchtig, häßlich. So nimmt ihn Ulyſſes: er ſchilt ſeine Bosheit, verachtet ſeine Feigheit, ſtraft ſeinen Troß; ſo nehmen ihn die Griechen: ſie haſſen ihn, hören ihn mit Unwillen, und freuen ſich, da ſein

---

a) Αισχιστος δ' ανηρ υπο Ιλιον ηλθε v. 216.
— — σε χερειοτερον βροτον αλλον v. 248.

b) Τι οἱ εισαιτο γελοιιον Αργειοισιν
Εμμεναι — — — v. 215.

Rücken blutet: ſo tritt er vor, ſo wird er abgefertigt.

Ich ſehe alſo nicht, daß die γελοιον ſein Hauptcharakter iſt, noch minder, daß dieſer Charakter ohne Häßlichkeit nicht ſeyn könnte, wie Hr. L. philoſophirt a). Ein häßlicher Körper, und eine häßliche Seele, was giebt dann das für einen Kontraſt des Lächerlichen! Nach griechiſchen Begriffen gehört nichts beſſer zuſammen, und auch Homer giebt ihm den häßlichen Körper, eben um den Unwillen gegen ihn zu beſtärken, um ſeine häßliche Seele uns ſichtbar vor Augen zu ſtellen, um uns den Kerl durchaus verächtlich zu machen. Das Lächerliche iſt ſo wenig die Hauptfarbe, im Therſites, daß ſelbſt die Züge, die man dahin zu ziehen pflegt, ſein unendliches Geſchwätz b), ſein vieles Geräuſch c), ſein Pöbelausdruck d), ſein Zweck e), um den Griechen einen Gefallen zu thun — nicht den Luſtigmacher, ſondern nach griechiſchen Begriffen, den in allem nichtswürdigen Menſchen ſchildern. Selbſt, daß die Griechen über ihn lachen, iſt Schadenfreude, iſt ein Gelächter des Haſſes; nicht die unſchuldige Freude über eine luſtige Priſe, die unſchuldig lächerlich wird. Wäre Therſit ein ſolcher; er ſey auch

---

a) Laok. p 233. 34. b) Αμετροεπης

c) Εκολωα.

d) Επεα ακοσμα, α κατα κοσμον.

e) Τι οι εισαιτο γελοιιον Αργειοις.

auch dumm, er ſey auch häßlich am Körper; wenn er nicht boshaft handelte — o ſo vergebe ich es Ulyſſes nicht, daß er ſo mit ihm umgehet. Laß den Häßlichen, der ſich ſchön, den Dummen, der ſich klug, den Feigen, der ſich tapfer dünkt, nur immer ohne blutige Schwiele auf dem Rücken laufen! Laß o Ulyſſes, nur immer deinen Zepter ruhen, und wenn du nach deiner Klugheit dich ſelbſt kenneſt, ſo ſprich zu dem, der dir **blos lächerlich** auf der Naſe ſpielt, was Onkel **Tobias Shandy** zu jener Fliege: „Geh, armer Teufel! warum ſollte ich dir was „thun? die Welt iſt gewiß weit gnug, mich und „dich zu faſſen.„ Thuſt du das nicht? willſt du einen häßlichlächerlichen dafür abprügeln, daß er häßlich und lächerlich iſt? Ulyſſes ſo — —

Doch ſo iſt der homeriſche Therſites nicht; er verdient, was er bekam: wir ſagen mit den Griechen im Homer: „nie hat Ulyſſes edler gehandelt, als „jetzt!„ wir gönnen ihm gern ſeine Tracht Schläge. Wo bleibt alſo das Unſchädliche, das ου φθαρτικον, das Ariſtoteles zum Lächerlichen fodert? dem Ulyſſes und Agamemnon ſchadet freilich ſein bösartiges Verläumden nicht; aber für ſeinen eignen Rücken geht es nicht ſo gut ab; denn wem wird ein blutiger ſchwielenvoller Rücken, als ein ου φθαρτικον τι, oder, als ein gutes Unterkleid dünken. Auch den Griechen konnten Schläge, als Schläge, kein Schauſpiel des Lächerlichen ſcheinen; wenn ihr ſchadenfroher Haß gegen Therſites ihnen nicht in dieſer Strafe das: **Nicht zu viel!** das **Viel mehr verdient!** hätte fühlen laſſen. Der erſte Strich vom Lächerlichen, das **Unſchädliche**, iſt alſo ziemlich zweifelhaft: und der andre, **der Contraſt zwiſchen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten**, erliegt bei Therſites unter dem Eindrucke des **Unvollkommenen**, des an ſich ſelbſt **Häßlichen**. Auch wer ein Grieche werden kann, wird Therſites in dieſem Lichte ſehen.

Nur weil Homer keine einzige Perſon ſeiner Welt zum Ideal des höchſt Vollkommnen oder Unvollkommnen machet: ſo vertreibet er auch hier die übermäßige Farbe des Häßlichen **etwas**, daß ſein Therſites nicht vor allen Figuren ſeines Gedichts vorrufe. Hat er kein Gutes, ſo hat er doch noch das Gute an ſich, daß er auf ſich ſelbſt einen Werth ſetzt, daß er, ſeine Beredſamkeit, ſeine Klugheit und Ehrlichkeit mag ſo leidig ſeyn, wie ſie will, ſich doch dieſe Häßlichkeit nicht zutrauet: ſo wird der ſonſt ganz und gar Verachtens-Haſſenswürdige doch etwas leidlicher; es geht auf ein Lächerliches hinaus. Nur iſt dieſes Letzte ſo ſehr Nebenzug, es liegt ſo wenig in ſeinem Charakter, daß es ſich, als ein fremder Zug, nur vorübergehend, mit hinten nach einmiſchet. Homer läßt ſeine Häßlichkeit auf etwas Unſchädliches auslaufen, um ſein ganz **Häßliches**, ganz **Verabſcheuungswürdiges** zu lindern; nicht aber umge-

umgekehrt: „Homer macht den Therſites häßlich, „um ihn lächerlich zu machen: nicht ſeine bloße „Häßlichkeit macht ihn lächerlich; aber auch ohne „Häßlichkeit wäre er nicht lächerlich geworden u. ſ. w. Schöne Unterſcheidungen! nur Schade, daß Homer an ihnen ſo unſchuldig iſt, als ich. Sein Therſit iſt ganz häßlich, nur es nimmt mit ihm ein lächerliches Ende. Geſetzt indeſſen, Therſites wäre der, für den ihn Hr. L. erkennet: ſo ſind ſeine Beobachtungen überhaupt, philoſophiſch und richtig.

Nun aber hat eben dieſer lächerliche Therſites unſchuldiger Weiſe zu einem andern Buche von 284. Seiten Gelegenheit geben müſſen, in welchem er ſ. v. die Hauptfigur ausmacht. Hr. Klotz hat ihn würdig geachtet, meiſtens über ihn ein Bändchen Epiſtolarum Homericarum (vielleicht ein zweiter Riccius) zu ſchreiben, und ihn darinn feierlich in die Acht zu erklären, in den Bann zu thun, ins Feuer zu werfen — kurz, aus Homer auszurotten. Ich habe geſagt, daß **über Therſites** die homeriſchen Briefe geſchrieben; denn außer dem, daß er ihnen den meiſten Inhalt, d. i. die meiſte Gelegenheit, umher zu ſchwärmen, verſchaffet; ſo würde ich, wenn ich Verfaſſer der Briefe wäre, es meinem Leſer danken, wenn er die übrigen Malereien, ſo ohne Prüfung, vorbeiſchleichen läſſet.

Hr. Kloß alſo macht nach einem Eingange von achtzehen Seiten, in denen er uns, nach ſeiner Gewohnheit, nichts mehr ſagt, als: **ich bin auf dem Lande, und leſe** die ſehr neue Bemerkung a): daß ein großer Geiſt auch Fehler habe — daß Homer ſelbſt zuweilen ſchlummere, daß man dieſe Stellen des Schlummers bemerken dörfe — daß Er — — und nach aller geſteigerter Erwartung kommt das große und breite Beiſpiel b): „daß Homer
„geſchlummert, glaube ich, erhelle an den
„Orten; wo er, — es ſey nun, daß er ſich damit
„nach den Sitten ſeines Zeitalters bequemet, die
„noch nicht gnug gefeilt waren, und bei ihrer Einfalt
„etwas Bäuriſches und Rauhes haben; oder
„**weil es ſchwer iſt, zurück zu halten, wovon**
„**wir glauben, es werde den Leſern Lachen erwecken**;
„oder durch einen Fehltritt ſeiner Beurtheilungskraft
„— kurz! wo er ſich zu dem herab
„läßt, **wovon ich halte**, es ſchicke ſich zu der
„Würde und Ernſthaftigkeit des epiſchen Gedichtes
„**ganz und gar nicht. Ich meine aber**,
„daß Homer dadurch, daß er zuweilen, an einem
„ſehr unſchicklichen Orte, ſeine Leſer lachend machen
„will, daß er dadurch ſein göttliches Gedicht
„**mit nicht leichten** Flecken beſudele, die ihm (dem
„Gedichte nämlich) **eine nicht geringe** Verunſtaltung,
„dem Leſer aber — Verdruß erwecken.

---

a) Klotz. epiſt. Homer. p. 24. b) p. 24.

„Die Sache wird aus dem zweiten Buche erhel-
„len — —„ Ob ich gleich meinen ernſthaften Autor ſehr ehrerbietig, wie ein Dekret der Sorbonne überſehe, und ſeinen Styl, der im vollen Monde gebildet worden,

— — for ſcull
That's empty, when te Moon is full.

mit allen ſeinen Gelenken und Gliedern gern ganz liefre; ſo kann ich doch ein Paar Seiten a) überſpringen, in denen er Homers Auftritt des Therſites vorbringt. Was Homer geſagt, iſt mir was Altes, aber was darüber geſagt wird, etwas Neues.
„Nun will ich nicht läugnen, daß Homer alles
„geſammlet, was den Anblick des Menſchen häß-
„lich und lächerlich machen kann; und auch das
„ſehe ich leicht ein, warum Claudius Belurgerius
„(v. Nic. Erythraei Pinacoth. p. 205. & Vincent.
„Paravicini ſing. Erud. Cent. III. n. 12. p. 150.)
„ſich an dieſem Bilde des Therſites, von der Hand
„eines geſchickten Künſtlers gemalt, ſo ſehr ergötzet.
„Immer aber wollen wir den Spruch Quintiliani
„betrachten: Nihil poteſt placere, quod non decet,
„zu Deutſch: Nichts kann gefallen, was nicht an-
„ſtändig iſt. Wenn dieſer Menſch etwa in einer
„Satyre, oder in einem andern Poſſengedichte auf-
„träte: ſo würde er mich nicht wenig ergötzen,
und

---

a) p. 25. 26.

„und ich würde dem Dichter gern das Lob des Witzes, und der Erfindung ertheilen.

„Sed nunc non erat his locus &c. &c.

Mit Erlaubniß des Hrn. Chr. Ad. Klotzius, und Claudius Belurgerius will ich hier eine lange Stelle aus Horaz, und Beiſpiele aus Virgil, Taſſo, und wer weiß woher a)? übergehen, die von der Beleſenheit des Hrn. Briefſtellers zeigen, und den Satz hier durch ſich ſelbſt, am beſten beſtätigen: daß manches zu ſehr unrechter Zeit kommen könne. Ich will bei Therſites bleiben. „So wie es unſchicklich iſt, in einer Scherzſache Trauerſpiele zu erwecken, ſo auch in einer ernſthaften Sache zu lachen, wer würde das für anſtändig halten? hier wollen wir nicht lachen, wir ſind voll Erwartung, die uns der Poet ſelbſt eingeflößet, was die Sache für einen Ausgang nehmen wird. Wir ſehen das ganze Kriegsheer erregt, zuſammen laufend: wir wollen wiſſen, ob die Griechen wieder die Waffen ergreifen, oder nach Hauſe gehen werden: und ſiehe! da ſtößt uns jenes Fratzengeſichte (zu Griechiſch μορμολυκειον!) auf, und hält uns Eilende bei der Schleppe zurück. Wir widerſtreben, wir ſind auf den unwillig, der uns das Ungeheuer zuſchickte, und da, wo wir ernſthaft, nicht blos ſeyn wollten, ſondern auch

muß-

---

a) p. 28. — 30.

müßten, lachen wir leider. Alle Hochachtung für des Hrn. Klotzius Ernſthaftigkeit und ſeine Schleppe! wollte ich hier nur ein Paar Kleinigkeiten fragen: ob nämlich Homer uns mit einer Bürgermeiſter- oder Scholiaſten-Perucke vorſinge? ob ſein Therſites denn als eine Poſſenfigur, als ein Ding zum Lachen auftrete? Iſt dies nicht, tritt er jetzt in dieſem kritiſchen Zeitpunkte, als ein Redner im Namen der ganzen griechiſche Canaille auf, alles abzuſagen, was ſolche Therſites in der griechiſchen Armee auf ihren Herzen hatten: gewiß! ſo kann Homer keinen gelegenern Zeitpunkt finden, als dieſen, und das Colorit, in dem Therſites erſcheint, iſt ſo dem Epiſchen Tone gemäß, daß ich mir ihn in keinem andern denken kann. Nicht häßlicher; ſonſt verdient er den Augenblick todtgeſchlagen zu werden; nicht frömmer; ſonſt würde er ſchweigen, und ſo würde kein Herold ſeyn, der auch die Stimme des Pöbels einmal hören ließe. Ich bin alſo vor meiner Schleppe und vor einem unanſtändigen Lachen ſicher! Der ernſthafte Homer aber, der ſeinen Therſites ganz anders, nämlich als ein unnützes Fratzengeſicht, als ein Ungeheuer, das ſich zum Lachen vordrängt, kennet, und davor ſehr bange iſt, fährt fort:

„Wenn wir hingegen den Menſchen wegwerfen, wenn wir alle die Verſe wegſchneiden, laßt ſehen, ob wir nicht eine ernſte Mine behalten

„werden? Ich ſage es noch einmal, Homers Therſites gefällt mir nicht, und wird mir nie gefallen, wenn ihn auch Medea wieder verjüngte. Wegjagen wollen wir den Menſchen, oder wenn er ſich widerſetzte, und ſich erkühnte, Uns auch, ſo wie die griechiſchen Feldherren, zu ſchmähen, ſo ſoll er mit umgedrehetem Genicke heraus. Zwar zweifeln wir nicht, daß auch Er ſeine Vertheidiger finden, daß ſich Einige finden werden, die an den artigen Jungen nicht wollen Hand angelegt haben. Denn es giebt Leute, die mit den Muſen und mit der Philoſophia in keinem Umgange, in keiner Bekanntſchaft ſtehen, die die Wiſſenſchaften blos als Handwerk gelernt, die da ſchreien u. ſ. w. —„ Wehe mir! dieſer ſcheltende ſehr ernſthafte Ton geht eilf Seiten durch, und wie ſollte ichs nun wagen, einen Therſites Homers zu retten, der ohne Grund und Urſache verurtheilt iſt. Wehe mir! ſo gehöre auch Ich alsdenn unter die Leute, die mit den alten Jungfern, den Muſen, und mit der ehrbaren Dame Philoſophia in keinem Umgange ſtehen, denn ich hätte geglaubt, Therſit wäre zu viel geſchehen. Ich lege alſo voll ernſthafter Ehrerbietung die Hand auf den Mund, und reiche blos mit geziemender Achtung dem h. t. größten Kenner Homers in Deutſchland dieſen alten Dichter zum nochmaligen Durchleſen dar: denn aus dieſen und andern Urtheilen, die er über Homer hie und dort gefället, fühle, haben viele Leſer mit Recht gemuthmaſſet, er kenne denſelben vielleicht nur noch aus dem erſten flüchtigen Durchlaufe, den er, wie er uns ſelbſt mit der liebenswürdigſten Offenherzigkeit erzählt a), einmal mit ſeinem Stubenburſchen in 24 Tagen durch den ganzen Homer hin angeſtellet, um nur ohngefähr etwas von der Form des ganzen Werks zu wiſſen, und ſich eine Copiam vocabulorum anzuſchaffen. Nun kann dies freilich noch nicht heiſſen **Homer in Homers Sinne** leſen, und es ſcheint aus dieſem flüchtigen Durchzuge ihm manches aus Homer entwiſchet zu ſeyn, manches aber ſich in ihm angeklebet zu haben, was nur Er ſo bemerket. Künftig kann ich davon mehr Proben geben; jetzt wiederhole ichs von Therſites. Wie ich ihn kenne, iſt er nicht da, um lächerlich zu ſeyn, um uns die Schleppe zu zerreiſſen, um uns zum ungeziemenden unartigen Lachen zu bringen. Noch iſt er da, um

blos

---

a) Hortabatur vero idem (Baumeiſterus) me inprimis ad ſtudium graecarum litterarum, quarum in me erat *levis cognitio*. Hinc vna cum Neomanno, aequali et familiari meo, divina Homeri carmina non tam legi, quam deuoraui, vt intra viginti circiter quatuor dierum ſpatium omnia perlegeremus. Fuit enim tum nobis illud tantum modo propoſitum, vt formam *aliquam* magni operis et *ſpeciem* animo informaremus atque *verborum nobis compararemus copiam*. In praef. Kleg. p. 8.

blos häßlich zu ſeyn, damit doch nicht lauter ſchöne Leute vor Troja ſeyn mögen. Noch iſt er am unrechten Orte da, daß man ihm das Genick umdrehen dörfte. Er gehört mit zur Handlung des Gedichts, und iſt der Mund des griegiſchen Pöbels, der ſich jetzt erklären ſoll oder gar nicht. Er iſt nicht lächerlich, ſondern häßlich, und um nur dies Häßliche einiger maßen zu lindern, ſo läßt es Homer auf Einen verkleinernden Zug hinauslaufen: ſtatt ihn als Kronverbrecher zu tödten, ihn nur gelinder ſtrafen; ſtatt ihn ganz zum Abſcheue zu machen, verſöhnt er ihn durch einen Nebenzug zuletzt mit dem Herrn. Ihm einen andern Charakter zu geben, heißt aus der lateiniſchen Ueberſetzung urtheilen, und in homeriſchen Briefen dieſes an Tag zu legen, iſt a) — Doch ich kehre lieber zu meinem lieben Leſſing, bei dem ich überall unterhaltende Gründe finde —

---

a) Die lateiniſche Ueberſetzung freilich ſpricht von verbis *ſcurrilibus*, von dem *non prout dicebat*, von dem quodcunque videtur *ridiculum* Argiuis; und aus ihr kann man alſo ſicher den Therſites, ſo in lateiniſche Phraſes überſetzen: hic homo *ſcurram agere*, *riſum reliquorum Graecorum* captare, ſolebat, *dedecet* carminis grauitatem etc. Alles nach der lateiniſchen Ueberſetzung gut und richtig; wer wird aber Homer in einer lateiniſchen Ueberſetzung leſen?

21.

Und zwar jetzt zu ihm als Pſychologen. „Der „Dichter nutzt die Häßlichkeit, um die vermiſchten Empfindungen des Lächerlichen und Schrecklichen hervorzubringen a).“

Zuerſt bemerke ich: daß ſo verſchieden an ſich dieſe zwo Gattungen vermiſchter Empfindungen Schreckliches und Lächerliches ſeyn mögen, ſo bald können ſie ſich in einander verwandeln. Das Schreckliche, als unſchädlich erkannt, wird eben, weil es uns ſchrecklich dünkte, lächerlich; das Lächerliche, als ſchädlich erkannt, eben weil es uns nur lächerlich dünkte, ſchrecklich. Vielleicht werden beide alſo das Häßliche aus Einer Urſache, ihrer verwandten Natur nach, nutzen? Wir wollen forſchen:

Nicht alles Lächerliche darf häßlich ſeyn. Unter der groſſen Menge unſchädlicher Kontraſte zwiſchen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten giebts zwar auch einen, der — häßlich ſchön heiſſt, und ſich auf mancherlei Weiſe äuſſert, z. E. häßlich ſeyn, und ſich ſchön dünken, häßlich ſeyn und für ſchön erkannt werden, häßlich ſeyn, und durch Auszierung ſchön ſeyn wollen u. ſ. w. Allein, dieſe eigne Gattung lächerlicher Kontraſte macht noch nicht alle Gattungen, die ganze Art aus. Der Schwach-ſtarke,

---

a) Laok. p. 232. 233.

der klein Große, der unwichtig Witzige in jeder Art, ſind eben ſolche lächerliche Geſchöpfe, als der häßlich Schöne.

So darf auch nicht alles Schreckliche häßlich ſeyn. Wenn ein Weſen ſeiner höhern Natur, ſeiner größern Uebermacht wegen, uns Schrecken a) gebietet; ſo darf dies Schreckliche weder in dem Gegenſtande mit Formen, noch in unſrer Seele mit Empfindungen des Häßlichen vergeſellſchaftet ſeyn. Ein Ungewitter z. E. oder wenn ichs in ein Bild verwandele, ein donnerwerfender Jupiter, kann fürchterlich, ſchrecklich ſeyn, aber ohne Verzerrung des Geſichtes, ohne häßliche Formen. Ein brüllender Löwe z. E. kann ſelbſt, wenn ich mich in Sicherheit fühle, mir ein ſchrecklicher, ein ſchaudervoller; keinesweges aber deßwegen ein häßlicher Anblick ſeyn.

Es folgt alſo: daß, um die vermiſchten Empfindungen des Lächerlichen oder Schrecklichen hervorzubringen, Häßlichkeit nicht jedesmal, nicht ſchlechthin als Ingrediens gebraucht werden dörfe. Es wird daher dem Weſen einer Kunſt anheim geſtellt werden können, ob ſie das, was ſie nicht brauchen darf, brauchen könne, was ſie nicht ſchlechterdings brauchen darf, hie und dort brauchen wolle. Ich fahre fort:

Unter

---

a) Die meiſten homeriſchen Götter ſind ſchrecklich; aber deßwegen auch häßlich?

Unter den unſchädlichen Kontraſten, die das Lächerliche machen, giebts namentlich auch den Kontraſt des häßlich Schönen; zum Lächerlichen alſo kann Häßlichkeit wirklich ein weſentliches Ingrediens ſeyn, um es hervorzubringen. In ſchrecklichen Gegenſtänden gehört die Form der Häßlichkeit eigentlich gar nicht mit zu der Idee des Schädlichen, des Furcht erregenden ſelbſt; Schauder und Unwille am Häßlichen ſind zwo Empfindungen, die in ihrer Natur verſchieden ſind: folglich kann zum Schrecklichen das Häßliche nie eigentlich als weſentliches Ingrediens wirken: nie es alſo hervorbringen. In Parallelen läßt ſich daher kaum ihr beiderſeitiger Gebrauch behandeln.

Wo das Häßliche zum Lächerlichen zutrifft: da treffe es weſentlich zu: es gehöre mit zum Kontraſt: es kann nicht wegbleiben. Wo es wegbleiben kann, iſts auch ein Kennzeichen, daß es wegbleiben muß — So erklärt Hr. L. mit Rechte es für eine alberne Mönchsfratze, daß der weiſe und rechtſchaffene Aeſop in der häßlichen Geſtalt Therſites durch dieſelbe im Kontraſt ſeiner ſchönen Seele lächerlich werden ſolle.

Träfe aber das Häßliche zum Schrecklichen: ſo könnte es blos als Nebenidee zutreffen; es gehörte nicht in die Empfindung des Schauders. Es muß alſo nicht anders als wie ein Nebeningrediens zugemiſcht werden: damit es die Hauptempfindung ja nicht ſchwäche, damit der Schauder nicht Unwille werde, wenn ers nicht werden ſoll.

Wo ein Gegenſtand durch das Ingrediens des Häßlichen lächerlich werden ſoll; da kann er, ſo lange er in den Grenzen der Wahrſcheinlichkeit bleibt und den Kontraſt abwieget, nie zu häßlich ſeyn. Aber das Häßliche zum Schrecklichen kann allerdings zu ſehr verſtärkt, und als Hauptingrediens behandelt, das Schreckliche wirklich hindern. Einen Gegenſtand ganz häßlich fühlen, ſo daß die Idee des Unwillens, des Ekels, jede andere verdunkelt, heißt gewiß nicht, ihn ganz fürchterlich empfinden. Das Gefühl des Schrecklichen iſt Schauder der Furcht: das Blut tritt zum Herzen zurück: Blöße bedeckt das Geſicht: Kälte läuft den Körper herab; bald aber nimmt ſich die Natur zur Selbſtvertheldigung zuſammen: das Blut tritt verſtärkt in ſeinen vorigen Gang: die Wangen röthen ſich: das Feuer breitet ſich wieder aus: die Furcht iſt vorbei: der Schrecken iſt in Zorn verwandelt. So erzeugte, gebar und tödtete ſich die Empfindung des Schrecklichen. — Aber die Empfindung des Häßlichen wie weit anders: der Mißton, die widerwärtige Erſcheinung, die wir häßlich nennen, wirkt auch in meinem Nervengebäude Mißton, Widerwärtigkeit: es bringt meine

Sai-

Saiten der Empfindung widrig an einander; es krallet in meiner Natur. Die Empfindung des Häßlichen durchläuft alſo meinen Körper ganz anders, als das Gefühl des Schrecklichen: ſie gehören nicht in Eins.

Und auch zuſammengeſchlagen vermiſchen ſie ſich kaum. Der grauſame Richard der Dritte a) erregt mir Schrecken; der an Seele und Körper häßliche Richard Abſcheu. Die Häßlichkeit ſeiner Seele, den Abſcheu meiner Empfindung gegen ihn, kann wohl die Häßlichkeit ſeines Körpers verſtärken; mit meinem Schrecken aber, mit ſeinem Charakter des Fürchterlichen, hat ſie nichts zu thun. Wenn ich die abſcheuliche Seele Edmunds b) aus einem wohlgebildeten Körper ſprechen höre: ſo kann ich den ſchönen Körper noch beklagen, der einer ſo ſchwarzen Seele zur Wohnung dienen muß; ich kann ihn lieben, wenn ich ſeinen Einwohner haſſe: der Abſcheu an der Seele wird alſo durch den Körper nicht verſtärkt, oder ich will noch mehr ſagen, geſchwächt. Aber der Schrecken, welcher die ſchwarzen fürchterlichen Anſchläge Edmunds erregen, iſt ganz etwas anders, er wirkt, ohngeachtet ſeines ſchönen Körpers, eben ſo in vollem Maaße. Edmund der Böſewicht,

---

a) Laok. p. 238.
b) Laok. p. 237.

ſewichte, iſt mir abſcheulich; Edmund, der ſchädliche Böſewichte, ſchrecklich.

Wenn ich es alſo Hrn. Leſſing zugebe: „daß „ſchädliche Häßlichkeit allezeit ſchrecklich ſey, a)“ ſo wird Hr. L. es mir zugeben, daß ſie es nicht wegen ihrer Häßlichkeit, ſondern blos wegen ihrer Schädlichkeit ſey: daß alſo der Dichter durch das Häßliche nie die Empfindung des Schrecklichen **hervorbringen**, daß er ſie, eigentlich geſprochen, nie **verſtärken** könne: kurz, daß Schreckliches und Häßliches, zwo ganz verſchiedene Arten der Gegenſtände; Furcht und Abſcheu zwo ganz verſchiedene Arten der Empfindung ſeyn. Herr Leſſing hat vielleicht ſagen wollen: „Abſcheu gegen die „häßliche Seele des andern wird durch Abſcheu „an ſeinem häßlichen Körper verſtärkt: der Dich„ter könne ſich alſo der Formen des Häßlichen be„dienen, um **Abſcheu** zu verſtärken.“ Alsdenn hat er Recht; aber auch keine Verſchwiſterung der Empfindungen angegeben: denn Abſcheu bleibe Abſcheu; das Häßliche, das Abſcheuliche ſei in Seele oder Körper.

Ich habe die Empfindung am Häßlichen der Formen **Abſcheu** genannt: Hr. L. glaubt b), ſie Ekel nennen zu können, und gehet darinn von Hrn.

Mendel.

---

a) p. 236.
b) Laok. p. 247.

Mendelſohn ab, der Ekel nur in den niedrigen Sinnen, Geſchmack, Geruch und Gefühl; nicht aber in Gegenſtänden des Geſichts, und kaum des Gehörs finden will a). Der Sprachgebrauch, der in Sachen, wo es auf nichts als Gefühl ankommt, immer gehört werden kann, ſcheint auf der Seite des letztern Philoſophen; nur, wenn ich nicht irre, mit folgenden Unterſcheidungen.

Im eigentlichen Verſtande ſcheint Ekel dem Sinne des Geſchmacks zuzukommen; nicht aber blos übermäßige Süßigkeit b), ſondern jede widrige Berührung unſerer Geſchmacksnerven verurſachet Ekel. Daher die große Verſchiedenheit des Geſchmacks auf verſchiedenen Zungen, nachdem ihre Fibern ſo und nicht anders geſtimmt ſind, ſo und nicht anders angenehm oder widrig werden können. Hier iſt alſo Ekel eine Haupteigenſchaft des Uebelgeſchmacks, der nicht von der zu langen Dauer einförmiger Berührungen unſrer Geſchmacksfibern, wie Hr. Mendelſohn meinet: ſondern, wie ich glaube, von jeder unſerer Natur widrigen Berührung derſelben herrühret. Gewiſſe Geſchmacksarten ſind ekelhaft nach der allgemeinen Empfindung; andere nach dem Eigenſinne Einer Natur, das iſt, nach der beſondern Spannung der Fi-

---

a) Litt. Br. Th. 5. S. 107.
b) Litt. Br. eb. daſ.

Fibern in dieſem einzelnen Subjekte. Gewiſſe Arten des Ekels ſind angebohren, wenn die Werkzeuge des Geſchmacks urſprünglich ſo und nicht anders gebildet ſind; andre ſind angewohnet, und durch lange Aſſociationen der Ideen zur Natur geworden. Einiges iſt ekelhaft, wenn wirs koſten; ein anderes, wenn wirs gekoſtet haben, nach dem die widrige Berührung ſchnell oder langſam geſchahe u. ſ. w. Das Ekelhafte, was in Gegenſtänden des Geſchmacks das Auge präoccupirt, iſt nichts als Wiederholung voriger Senſationen, aber eine ſo ſtarke Wiederholung, daß ſie ſelbſt Senſation erregt, und alſo mit derſelben vermiſcht wird. — In Gegenſtänden des Geſchmacks hat alſo das Auge nichts Ekelhaftes.

Geſchmack und Geruch ſind in unſrer Natur durch ein geheimes Band der Organiſation vereinigt: die Stärke des Einen pflegt nicht ohne die Stärke des andern zu ſeyn, und der Verluſt des Einen den Verluſt des andern nach ſich zu ziehen. Zunächſt alſo kommt der Ekel dem Geruche zu, durch eine widrige Bewegung der Geruchsfibern; darf ich aber ſagen, daß er ihm blos zukomme, durch das Band der ähnlichen Organiſation mit dem Geſchmacke? Ich glaube faſt: auch ein ekelhafter Geruch erregt Erbrechen, d. i. widrige Berührung der Geſchmacksorgane. Er äußert ſich alſo durch

den

den Geſchmack: er kommt dem Geruche zu, blos als einem mit dem Geſchmacke verbundnen Sinne: jeder andere unangenehme z. E. zu ſtarke, zu betäubende Geruch heißt nicht ekelhaft.

Dem Gefühle kommt Ekel ſchon ſehr uneigentlich zu. „Eine zu große Weichheit der Körper, die den berührenden Fibern nicht gnug widerſtehen„ a), z. E. ein Antaſten des Sammets, feiner Haare, ꝛc. kann im eigentlichen Verſtande eben ſo wenig **ekelhaft** heißen, als das ſogenannte Kitzeln: es iſt **Widrigkeit**, ein heterogenes Gefühl, eine heterogene Berührung, als ich mag: und zwar **Widrigkeit** durch das zu **Sanfte**. Nun giebts eine andere Widrigkeit, das Gefühl einer heterogenen Nervenſpannung, durch das zu **Heſtige**, zu **Gewaltſame**. So kreiſcht uns ein Griffel ins Ohr, der einen Stein hinunter krallet: wir fühlen unſer ganzes Nervengebäude widrig erſchüttert: wir wollen aus der Haut fahren; aber erbrechen wollen wir uns nicht. Widrig iſt der Gegenſtand für unſer fühlendes Ohr; nicht aber ekelhaft.

Dem **Gehöre**, als ſolchem, kommt **Ekel** noch minder zu: denn „eine unmittelbare Folge von vollkommenen Conſonanzen b)„ kann **Ueberdruß**;

aber

---

a) Litt. Br. eb. daſ.

b) Litt. Br.

aber eigentlich nur dem Ekel erwecken, bei dem Geſchmack der Hauptſinn wäre, und die Süßigkeit der Töne nur empfände, ſo fern ſie mit der Süßigkeit, in Anſehung des Geſchmacks, Aehnlichkeit hätte. Ein ſolcher allein würde in der übermäßigen Conſonanz auch eine Aehnlichkeit mit übermäßiger Süßigkeit, folglich an Tönen, Ekel empfinden; kein anderer! Ich ſage, mit Fleiße empfinden, dunkel empfinden; denn von dem klaren Hinzudenken iſt hier nicht die Rede.

Endlich: ekelhafte Gegenſtände fürs Auge. Hr. L. glaubt a), „daß ein Feuermaal in dem Geſichte, eine Haſenſcharte, eine gepletſchte Naſe mit vorragenden Löchern, ein gänzlicher Mangel der Augenbraunen, ſich wohl ſo nennen ließen: daß wir etwas dabei empfinden, was dem Ekel nahe komme, daß, je zärtlicher das Temperament iſt, wir deſto mehr von den Bewegungen im Körper fühlen werden, die vor dem Erbrechen vorhergehen." Ich mag bei ſo unſichern Sachen des dunkelſten Gefühls über Namen nicht ſtreiten: indeſſen dünkt mich, daß das zärtlichſte Temperament, und dazu im zarteſten Zuſtande der Empfindung, z. E. eine ſchwangere Frau, ſolche Gegenſtände eher widrig, als ekelhaft nennen, eher davor zurück ſchaudern, und in Ohnmacht fallen, als ſich drüber erbrechen werde:

---

a) Laok. p. 247. 48.

werde: daß die unangenehme Empfindung immer alſo eher Widrigkeit des Gefühls, Abſcheu des Anblicks; als Ekel, zu nennen ſey. Es ſey indeſſen darum, daß ein ſolcher Anblick Bewegungen erregen kann, die vor dem Erbrechen voraus gehen: giebt Hr. L. eben damit das Erbrechen nicht für die ſicherſte Wirkung des Ekels an? Und da das Erbrechen eigentlich nur dem Sinne des Geſchmacks zukommt: ſo muß, wenn das Auge Ekel empfände, es blos durch eine Aſſociation von Geſchmacksideen ſolchen empfinden, und über die Zärtlichkeit des Temperaments mag ich nicht ſtreiten.

Gnug für mich: daß Ekel eigentlich nur dem Geſchmacke, und dem Geruche, als einem mit dem Geſchmacke verbundnen Sinne, zukomme. Das grobe Gefühl der übrigen Sinne empfindet Widrigkeit, und nicht Ekel; es ſey denn, daß in dieſem und jenem Subjekte das Gefühl eines Sinnes in der körperlichen Organiſation, oder in dem zur Natur gewordnen Laufe der Begriffe mit dem Geſchmacke, und dem Geruche, gleichſam in näherm Bande ſtehen. Es giebt nämlich Menſchen, bei denen der Geſchmack, mithin auch der Geruch, unter den groben Sinnen gleichſam die herrſchendſten ſind, und den ſinnlichen Empfindungen insgeſamt alſo Ton zu geben vermögen: bei ſolchen kann ſich ein widerlicher Anblick, ein widriger Schall, ein widri-

ges

ges Gefühl mehr dem Ekel nähern: d. i. Bewegungen erregen, die vor dem Erbrechen voraus zu gehen pflegen. Allein, dieſe Beſonderheit in der Stimmung des Nervengebäudes hindert nicht, daß auch in ihnen unmittelbare Widrigkeit des Gefühls, Geſichts, Gehörs, von der mittelbaren Widrigkeit in dieſen Sinnen durch Hülfe eines fremden Sinnes, des Geſchmacks, unterſchieden ſeyn ſollte. Das Ekelhafte kann ſich mehr oder weniger, nach dem die Organiſation geſtimmt iſt, in jede unangenehme ſinnliche Empfindung einmiſchen; nicht aber jede unangenehme ſinnliche Empfindung, jede Widrigkeit in einem Sinne iſt deßhalb Ekel.

Kommt alſo der Ekel vorzüglich dem Geſchmacke, und andern Sinnen nur ſo fern zu, als ſie mit ihm verbunden ſind, oder ſich an ſeine Stelle ſetzen können: ſo —

Gilt erſtlich auf die Frage: Warum iſt in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften der Ekel nicht ſchön? die Urſache a) ſo allgemein nicht; weil der Ekel blos den dunkeln Sinnen zukomme: denn dem dunkelſten Sinne unter allen, dem Gefühle, kommt er nicht zu.

Noch minder iſt der Widerwille, den Häßlichkeit wirket, ſo gänzlich von der Natur des Ekels, als

---

a) Litt. Br. Th. 5. eb. daſ.

als Hr. L. meinet a); denn Häßlichkeit äußert ſich blos dem Auge; Ekel eigentlich nur dem Geſchmacke.

Am mindeſten alſo kann ſich zur Nachahmung das Ekelhafte vollkommen ſo, wie das Häßliche, verhalten b). Laſſet uns jede der dreierlei Nachahmungen des Lächerlichen, Häßlichen, Ekelhaften durchfragen.

23.

Das Häßliche kann in der Dichtkunſt gebraucht werden, um das Lächerliche zu erwecken, und, wie geſagt, hat die Dichtkunſt alsdenn in Veranſtaltung der Formen keine andre Einſchränkung, als Wahrſcheinlichkeit und Gleichgewicht des Kontraſts, nämlich das ſcheinbar Schöne. Aber das Häßliche, ein Ingrediens des Lächerlichen bei dem Maler? Kann der Maler ſein Häßliches in Kontraſt des ſeyn wollenden Schönen ſetzen, daß das Lächerliche hervorblickt: ſo wohl. Da dies aber ſelten iſt, da ſelbſt bei der geiſtreichſten hogarthſchen Compoſition die Malerei immer augenſcheinlicher häßliche Formen, als den lächerlichen Kontraſt durch häßliche Formen ſchildert: ſo bleibt ſie gleichſam körperlich, um dem Dichter des Lächerlichen folgen zu können.

Der

---

a) Laok. p. 247.

b) Laok. 251.

Der Dichter trifft den Geiſt des Lächerlichen durch das Häßliche; der Künſtler bleibt am Körper des Häßlichen kleben — und die Hauptſache iſt unſichtbar. Jener ſtimmt meine Seele, und mein Mund lachet willig; dieſer kitzelt mich häßlich, und ich ſoll lachen!

Das Häßliche zum Schrecklichen? Nichts! in Poeſie und Malerei nichts. Will aber der Dichter **Abſcheu** erregen: eine abſcheuliche, bösartige, grimmige Seele an ſich ſchon, wird ſich durch häßliche Verzerrungen äußern. Soll der Abſcheu verſtärkt werden; ſo gebe er ihr ganz einen häßlichen Körper: denn wie anders kann wohl das Wohnhaus ſeyn, das ſie ſich gebauet, in dem ſie ſo lange gewirket? Soll der Abſcheu ſich in Mitleid brechen; will der Dichter in Entfernung eine Seele zeigen, die beſſer ſeyn könnte: ſo mildre er ihren Abſcheu wenigſtens durch Stralen ihrer guten Anlage, durch einen nicht häßlichen Körper. Der Maler hat hier Schranken ſeiner Kunſt: denn wie ſelten will dieſe wohl Abſcheu, höchſten Abſcheu erregen? und wenn ſich mit dem Häßlichen kein Schrecken, ſondern nichts, als Abſcheu, erreichen läßt: wie frei geht der Künſtler aus?

Das Ekelhafte endlich — hier bin ich mit Hrn. L. gar nicht einig. Das Wieſel, das Sokra-

tes

tes unterbrach, iſt an ſich kein ekelhafter Gegenſtand, und die ekelhaften Züge, die Ariſtophanes ſonſt einmiſcht, ſind ein Geſchenk an den griechiſchen Pöbel, das wir demſelben auch laſſen können. Alle hottentottiſche Erzälungen, ſo bald ſie den Ekel zur Hauptwirkung haben, ſo dünken ſie mir Ausgeburten des brittiſchen Ueberwitzes und böſen Humours. In Heſiods Abbildung der Traurigkeit bin ich mit Longin von einerlei Empfindung: es ſey, aus welcher Urſache es ſey — Ich mag die fließende Naſe nicht ſehen: ich mag nichts ſehen, was wirklich Ekel erwecket. Ekel, als ſolcher, läßt ſich ſchlechthin mit keiner andern gefälligen Empfindung verſchmelzen; und wenn das Gräßliche nichts, als ein ekelhaftes Schreckliche, iſt: ſo iſt in dieſem Gräßlichen, was ſich vom Ekel darein miſchet, allemal unangenehm, widrig.

Nur muß man auch freilich nichts für Ekel erregend halten, was nur einen Nebenbegriff des Ekels, durch weite Zurückerinnerung haben möchte: nichts für Ekel erregend, was, ohne dem Geſchmacke und Geruche zuzugehören, blos widrig genannt werden könnte: nicht alles endlich in einer künſtlichen Nachahmung für ekelhaft, was kaum in der Natur ſelbſt, die keiner unangenehmen Empfindung ſolch eine enge Sphäre gegeben, als dem wahren Ekel — —

Doch ich vergeſſe aus meinem kritiſchen Wäldchen beinahe gänzlich den Rückweg. Wie habe ich in demſelben umhergeirret! Wie verſchiedne Ausſichten boten ſich mir dar! Wie manchen richtigen und irrigen Gedanken mag ich auf meinem träumeriſchen Pfade gedacht haben! Es ſey! Leſſings Laokoon hat mir Materie zum Nachdenken verſchaffet: Homer, und die menſchliche Seele waren die Quellen, aus denen ich dachte. „Wenn mein Raiſonnement nicht ſo bündig iſt, als das leſſingſche, ſo „werden vielleicht meine kritiſchen Erörterungen mehr „nach der Quelle ſchmecken a).„

Uebrigens ſey jedes Wort, und jede Wendung verbannet, die **wider** Hrn. L. geſchrieben ſchiene. Ich habe **über** ſeine Materien gedacht, und wo ich inſonderheit nach Leitung der Alten davon abgehen mußte, ſprach ich offenherzig, und wollte in Form eines Sendſchreibens ſprechen, wenn es die Abwechſelung und der Inhalt der Materien zugelaſſen hätte. Wenn meine Zweifel und Widerſprüche die Leſer des Laokoons dahin vermögen, ihn nochmals, ihn ſo ſorgfältig, als ich, zu leſen, und ihn aus meinen Zweifeln, oder meine Zweifel aus ihm, zu verbeſſern: ſo habe ich der Sache des Laokoons weit mehr gevortheilet, als durch ein kaltes Lob, hinter welchem

---

a) Leſſ. Vorr. zu Laok.

welchem jeder Leſer, ſo, wie ſein Urheber und Beſitzer, gähnet. Meine Schrift ſelbſt: wie würdig mir Laokoon geſchienen, um darüber zu denken! ſey ein Opfer meiner Achtung an den Verfaſſer deſſelben: Lobworte darzubringen habe ich nicht.

24.

Der Reſt a) beſchäfftigt ſich mit einigen Fehlern der winkelmanniſchen Schriften: ich wollte, daß die Aufmerkſamkeit Hrn. L. lieber auf das Weſentliche derſelben, und auf das ganze Gebäude ſeiner Geſchichte gefallen wäre, das noch ſo mancher Schwierigkeit unterworfen iſt. — —

Da ich Jahre her täglich zu den Alten, als zu der Erſtgeburt des menſchlichen Geiſtes, wallfahrte, und Winkelmann als einen würdigen Griechen betrachte, der aus der Aſche ſeines Volkes aufgelebt iſt, um unſer Jahrhundert zu erleuchten, ſo kann ich Winkelmannen nicht anders leſen, als ich einen Homer, Plato und Bako leſe, und er ſeinen Apollo ſiehet.

Indeſſen haben ſich bei einem ſiebenmaligen Leſen freilich auch Zweifel bei mir zu Papier gefunden, die, was inſonderheit ſein Geſchichtgebäude aus den Materialien der griechiſchen Litteratur anbetrifft,

---

a) Laok. p. 261. — 198.

betrifft, die Alten ſelbſt zu Zeugen, zu Gewährsleuten haben dörften. Da ich alſo das Glück hatte, von Winkelmann einen ermunternden Blick des Beifalls zu erhalten: ſo war ich beſchäfftigt, mit mir ſelbſt nochmals über ſeine Werke zu ſprechen, und alsdenn in dem würdigen Tone vor ihn zu treten, in dem ſich ſein Geiſt offenbaret. Wie erhebend wäre der Gedanke geweſen, von ihm, dem Griechen unſrer Zeit, gebilligt zu werden, zur Vollkommenheit ſeiner unſterblichen Werke etwas beizutragen! —

Und ach! Winkelmann iſt nicht mehr! durch die Hand eines Mörders, auf die entſetzlichſte Weiſe der Welt, Rom, und ſeinem Deutſchlande entriſſen! O, wenn du Göttlicher, noch wie ein ſeliger Dämon, umherwandelſt: ſo ſieh die Beſtürzung, mit der mich die Nachricht von deinem Verluſte traf, die ungläubige Unruhe, die dich noch immer lebend ſah, und endlich die Thränen der Wehmuth, die ich deinem Tode ſchenkte! Wie mancher Litterator und Alterthumskenner hätte ſtatt ſeiner nicht blos ſterben können, ſondern auch vielleicht ſterben ſollen, damit die Welt nicht einſt nichts, als verführende Spuren, von ihm aufzuzeigen habe!

Be-

Beſchluß.

Ich bin Hrn. L. auf ſeinem Pfade gefolget, und, wenn ſein Laokoon mehr unordentliche Collektaneen „zu einem Buche, als ein Buch ſelbſt a)„ iſt: was ſind denn meine kritiſchen Wälder? Sie ſind zufälliger Weiſe entſtanden, und mehr durch die Folge meiner Lectüre, als durch die methodiſche Entwicklung allgemeiner Grundſätze angewachſen. Sie zeigen indeſſen, daß ſich auch unſyſtematiſch irren laſſe, daß nicht blos, wenn man aus ein paar angenommenen Worterklärungen, in der ſchönſten Ordnung, ſondern auch, wenn man aus einigen ausgeriſſnen Stellen in der ſchönſten Unordnung alles, was man will, folgert, man dem Fehltritte gleich ausgeſetzt bleibe. Ich bin übrigens zu ſehr ein Deutſcher, daß ich nicht, wenn ſich ein Machtwunſch thun ließe, gleich lieber in meine kritiſchen Wälder, Ordnung und Syſtem hinein wünſchen wollte; und noch mehr wünſche ich ihnen „das „Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel, „noch zu wenig, gethan zu haben b).„ Ich habe jetzt in der Materie, die Laokoon abhandelt, den Grund geſichert; die Folge wird zeigen, was ſich darüber aufführen laſſe?

---

a) Vorrede zum Laok.

b) Eben daſ.

Vor der Hand verbitte ich mir nur Eins, den Titel meines Buchs nicht zu einem Gegenſtande artiger Wortſpiele zu machen, an denen manche Witzige unſrer Kunſtrichter nicht arm zu ſeyn pflegen. In mehr als einer Sprache hat das Wort **Wälder** den Begriff von geſammelten Materien ohne Plan und Ordnung; ich wünſchte nur, daß meine Leſer die etwas trocknen und verſchloſſenen Pfade dieſes erſten Theils überſtehen möchten, um hinter denſelben zu freiern Ausſichten zu gelangen.

Gordon

Kritiſche Wälder.

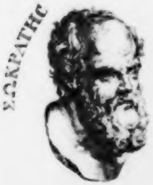
Oder

Betrachtungen

über die

Wiſſenſchaft und Kunſt

des Schönen.



Zweites Wäldchen

über einige Klotziſche Schriften.

1769.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Analytiſcher Inhalt.

I. Ueber Hrn. Klotz homeriſche Briefe.

1. Warum es nicht ſo leicht ſey, in unſrer Zeit Homer, in Abſicht auf ſeine Sprache und ſeine Menſchen, zu beurtheilen? Ob Homer das Maaß des menſchlichen Geiſtes? und ob es aus ſeinem Zeitalter wahrſcheinlich ſey, daß er das Lächerliche affektiren wollen?

2. Hrn. Klotzens Tadel auf Homer iſt längſt bekannt, und kein Tadel. Ekphraſe der Epiſode Vulkans, zum Beweiſe, daß er kein Poſſenreißer ſeyn wolle.

3. Ein Blick auf Therſites und Irus in Homer. Rettung des Lope di Vega und Milton, in Abſicht auf ihre Lachſucht. Kann eine epiſche Hauptperſon lächerlich ſeyn? Nein! Rettung des Homeriſchen Ulyſſes. Darf ſie lachen? Warum nicht?

4. Unterſchiede, die Hr. Klotz überſehen. An ſich iſt lächerlich und belachenswerth; Haupt- und Nebenperſonen; die Theile eines Gedichts, und das Ganze; eine ſich in andre auflöſende Empfindung, und das Hauptgefühl der Epopee, nicht einerlei.

5. Kann man Mythologie in Religionsgedichte miſchen? Zuerſt: merkliche Schwierigkeiten in der lateiniſchen Sprache. Zeiten und Länder unterſcheiden noch mehr. Sonderbarkeit der Dichter, die in Italien bei Wieder-

auflebung der Wiſſenſchaften ſangen. Der poetiſche Gebrauch der Mythologie muß alles entſcheiden. Rettung der Mythologie in Milton.

6. Einſchränkung und Auseinanderſetzung der ganzen Materie. Poetiſche Grenzen der Mythologie in Religionsgedichten. Ob ein geiſtlicher Dichter der Dogmatik zu gut ſchreibe?

7. Proben der großen Wirkung heidniſcher Ideen in Gedichten unſrer Religion. Prüfung der neuen Vorſchläge, auf was Art die Mythologie für unſre Religion zu brauchen ſey?

8. Und für unſre Kunſt. Ueber die Stralen, die Flügel, und den Donnerſtral in der Kunſtvorſtellung unſres Gottes. Prüfung der Vorſchläge hierüber nach Alterthums- und Religionsbegriffen. Iſts was Unerhörtes, daß chriſtliche Dichter Gott auf einem Donnerwagen ſchildern?

9. Von der Mythologie in Profangedichten unſrer Zeit. Ob ſie durch Entdeckungen der Naturlehre, und der Geographie, oder gar durch Allegorie erſetzt werde? Ueber Ramlers Liebe zur poetiſchen Allegorie.

10. Kritik über den Reſt, und Urtheil über das Ganze der homeriſche Briefe.

II. Ueber die Schamhaftigkeit Virgils.

1. Iſt die Keuſchheitsviſitation eines Dichters der poetiſche Zweck deſſelben? Muß man die bona fama eines Poe-

ten nach ſeinen Verſen beurtheilen? Ungereimtheiten hieraus, und ein Wink auf die wahre Grenzſcheidung darüber.

2. Grund der Schamhaftigkeit in der menſchlichen Natur. Daß das [illegible] ein ſchlechter Zeuge derſelben ſey. Rettung der homeriſchen Epiſode des Paris.

3. Unterſuchung der mancherlei Schambegriffe, bei der Liebe, bei dem Nackenden, bei geſellſchaftlichen Ehrbarkeiten. Unterſchied zwiſchen der natürlichen, geſellſchaftlichen und moraliſchen Schamhaftigkeit.

4. Unterſchied dieſer Empfindungen bei verſchiednen Nationen, Morgenländern, Griechen und Römern gezeiget. Rettung der griechiſchen Freiheiten hierinn.

5. Darlegung des Plans im ganzen Klotziſchen libello. Voll Allgemeinörter, ohne philoſophiſche Beſtimmung, ohne nationelle Unterſcheidung.

6. Und ohne charakteriſtiſche Beleuchtung Virgils. Wie ungewiß ihn Hr. Kl. rette, und wie unpaſſend mit Homer vergleiche?

7. Ueber die perſönliche Schamhaftigkeit Virgils. Ob, und wie ſie gerettet werden könne? Abhörung des Donatus, Servius, Martialis und Apulejus darüber. Lob der heiniſchen Ausgabe Virgils.

III. Ueber einige horaziſche Rettungen und Erläuterungen.

1. Seltne Art Hrn. Klotzens, mit Harduin Krieg zu führen. Wie Harduin wiederlegt werden ſollte?
2. Vom Klotziſchen Commentar über Horaz. Wie ſehr er den Ton der horaziſchen Poeſie verfehle? an der erſten Ode Horaz gezeigt. Auch andre haben den Ton dieſer Ode nicht getroffen. Von dem poetiſchen Wortbaue des Choriamben.
3. Auch aus dem Tone der zweiten Ode erläutert uns Hr. Kloz ſicher weg. Prüfung einiger andrer ſo genannter neuer Erläuterungen Horazens.
4. Wie wenig Hr. Kl. bisher zum horaziſchen Geſchmacke beigetragen? Zweifel gegen die Erläuterungsmethode Horazens, nach Batteux Manier. Wie ſehr dieſe die horaziſche Ode zerſtücke und zerlege? Klotzens Begriff von den Digreſſionen, und dem Charakter Pindars.
5. Ueber die Parallelenmacherei bei einem Dichter. Ueber den Gemmengeſchmack bei Leſung deſſelben. Ueber den Misbrauch gelehrter Commentare. Geßners ſchätzbares Zeugniß darüber.
6. Meine Art, Horaz und neue Horaze zu leſen.
7. Nachſchrift und Enderklärung.

Zweites Wäldchen

über einige Klotziſche Schriften.

1.

Ich habe mich anheiſchig gemacht, auf mehrere klotziſche Anmerkungen über Homer zu merken, und ich muß mein Wort erfüllen. Der Tadel ſowohl, als das Lob, das auf den Erſten der Dichter fällt, trifft auf den Mittelpunkt der griechiſchen Litteratur, und hat immer auch auf entferntere Punkte im Kreiſe der Gelehrſamkeit einen Einfluß. Es wird alſo lohnen, mit den homeriſchen Briefen a) in der Hand ein Luſtwäldchen der alten griechiſchen Muſen zu beſuchen.

Wie muß ich mich aber durch ſüße Freundſchaftsbezeigungen, und lange Vorbereitungen durch-

---

a) Epiſt. Homer. Altenb. 1764.

winden und durchdrängen a), um nur erſt auf eine Materie zu kommen. Hr. Klotz irret in dieſen Briefen ſo herum, daß ſeine Muſe wohl nichts minder, als eine Schweſter der homeriſchen Muſe, ſeyn kann, die ſtatt vom trojaniſchen Kriege, und vom Ey der Leda anzufangen, lieber gleich mitten in die Handlung hinein greift — μηνιν ἀειδε Θεα, κ. τ. λ. — Der homeriſche Briefſteller nimmt ſich zu erſt recht ſehr Zeit, ſeinen Freund und Gönner zu umarmen b), die ſehr mittelmäßigen Verſe deſſelben, die von ganz Deutſchland für mittelmäßig erkannt ſind, himmelhoch zu erheben c), uns auf dem Landgute deſſelben d) (wie **Boileau** von gewiſſen Wortmalern ſagt) von Terraſſe zu Terraſſe zu führen, das Landleben e), und die unehelichen Kinder f) zu loben, über die Härte der Regina Pecunia g), und über die Undankbarkeit unſers Jahrhunderts gegen Poeten h) zu klagen, einen groſſen Miniſter, der faſt durch ein ſolches Lob erniedrigt wird, deßwegen i) zu rühmen, weil er ihm erlaube, auf dem Lande einige Zeit zuzubringen. Er fährt fort, alle ſelige Vergnügungen daſelbſt k) uns liebkoſend vorzuzeigen: die Bücher, die er mit ſich genommen, und endlich l) — „Wie aber die Dich-

„ter

---

a) p. 5—14. b) p. 5. 6.
c) p. 6. 7. conf. Act. litter. Vol. I. p. 245—49.
d) p. 8. 9. e) p. 10—12. f) p. 12. 13.
g) p. 13. 14. h) p. 15. 16. i) p. 16. 17.
k) p. 18. l) p. 18

„ter vom Zevs, ſo will ich vom Homer beginnen.„

Noch ſind wir nicht in der Materie. Hr. Kl. zeigt erſt, daß er mit ſeinem homeriſchen Tadel nicht zu ungelehrten Verächtern Homers gehöre a), daß niemand in der Welt die alten Schriftſteller mit mehr Bewunderung und Entzücken leſe, als er, daß Homer bei allen dieſen Fehlern, die Hr. Klotz ihm zeigen will, noch immer groß bleibe b), daß — und dies alles in ſo erregendem Tone, mit ſo viel, ob gleich längſt bekannten, Beiſpielen und Allgemeinſätzen, daß man keinen andern, als jenen cykliſchen Dichter c) lieſt, und jedes Blatt mit der bewundernden Frage umſchlägt: was will aus dem Männlein werden? Was hat dieſer große Mann dem fehlerhaften Homer Unerhörtes zu zeigen, das ſo viel Vorbereitung und Aufmerkſamkeit verdiente?

Vielleicht iſt mein Leſer ſo ungeduldig, als ich, und auf mich unwillig, daß ich den neuen Homeromaſtix noch nicht ſelbſt reden laſſe; allein, wenn Hr. Kl. zween Bogen lang vorbereitet, wie würde es denn dem Tone meines Werks entſprechen, nicht auch vorzubereiten? Ich muß alſo Schritt halten: ſonſt kommen wir alle drei, Hr. Klotz, der Leſer und ich aus dem Takte.

---

a) p. 19. b) p. 20—23.

c) Fortunam Priami cantabo. *Horat. A. P.*

Wie nun? Iſts wohl ſo leicht, Homer **zu tadeln**? ich meyne ſo leicht für **uns**, in unſrer Zeit, Denkart und Sprache? Es ſollte ſcheinen. Denn ſind wir nicht in Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft, und Stuffe der Cultur ungleich höher, als das Zeitalter Homers? Iſt die Welt nicht drei tauſend Jahr älter, und alſo auch vielleicht drei tauſendmal erfahrner und klüger geworden? Kniet alſo nicht der Altvater Homer vor dem Geſchmacke und Urtheile unſers Zeitalters, wie vor dem Tribunal des jüngſten Gerichts? Und wie denn nicht vor einem Vorſitzer und geheimen Rathe deſſelben? Ich ſollte faſt glauben! oder beinahe nicht glauben: denn unſer Jahrhundert mag in allem, was Gelehrſamkeit heißt, ſo hoch gekommen ſeyn, als es will und iſt; ſo iſts doch in allem, was zur poetiſchen **Beurtheilung Homers** gehört, nicht höher; ja ich behaupte, daß es hierinn dem Jahrhunderte geborner Griechen, die Homers Zeitgenoſſen, oder wenigſtens Landsleute und Brüder einer Sprache mit ihm waren, weit hinten nach ſey. Wir ſind nicht nur nicht höher hinauf, wir ſind gewiſſer maßen **aus der Welt hinaus** gerückt, in der Homer dichtete, ſchilderte und ſang.

Homers Sprache iſt nicht die unſre. Er ſang; da dieſelbe noch blos in dem Munde der artikulirt ſprechenden Menſchen, wie er ſie nennet, lebte, noch keine Bücher, noch keine grammatiſche, und am wenig-

wenigſten eine wiſſenſchaftliche Sprache war. Er bequemte ſich alſo den Artikulationen der Zunge ſeiner Menſchen, den Beugungen, und dem Wortgebrauche der lebenden Welt, in aller Unſchuld und Einfalt ſeines Zeitalters. Wer kann ihn nun hören, als ob er ſpräche? Tauſend Wörter haben ihren Sinn allmälich umwandeln, oder ſich in ihrem Gebrauche ſeitwärts biegen und verfeinern müſſen. Müſſen, ohne daß es jemand wollte, und bemerkte; denn der Geiſt der Zeit veränderte ſich. Man behielt immer das Wort, man glaubte auch immer, denſelben Begriff zu haben; denn in der gemeinen Sprache des Umganges wechſelt man klare, und nicht deutliche Ideen: und doch ſo, wie ſich Lebensart, und der Geiſt des Jahrhundertes änderte, ſo hatte ſich auch der inwohnende Geiſt vieler Wörter verändert. Sehr ſpät endlich ward die Sprache wiſſenſchaftlich. Der Wörterſammler, der die Begriffe aus einander ſetzen, deutlich machen ſollte, fand einige vielleicht ſchon gar nicht in ſeiner lebenden Sprache; er mußte rathen, und die Muſe gebe, daß er unter hunderten nur einmal übel gerathen hätte. Bei einem andern definirte er nach dem Begriffe ſeiner Zeit: wie aber, wenn dieſer blos ein jüngerer, ein abſtammender Begriff geweſen wäre? Bei einem dritten nahm er vielleicht gar nur eine verfeinernde Bedeutung des Philoſophen, eine Nebenbeſtimmung dieſer und jener Schule, Provinz,

Sekte,

Sekte, Menſchengattung, und trug ſie ein. Nun komme nach drei tauſend Jahren ein Menſch aus einer fremden Sprache, aus einer ganz andern Welt, urtheile und richte, und mäckle Wörter, ſicherer würde er die Bücher der cumäiſchen Sybille in Ordnung bringen!

Wer mir nicht glaubt, leſe hierüber die Vorrede des arbeitſamen Johnſons zu ſeinem engliſchen Wörterbuche, und er wird vor einer Kritik zittern, die ihn drei tauſend Jahre zurück, in einen ſo frühen Zeitpunkt der griechiſchen Sprache, als in welchem der Dichter ihrer Jugend Homer ſang, werfen will. Wenn ſchon zur Zeit Ariſtoteles gebohrne Griechen über einzelne Wörter Homers zweifelhaft waren: werden wir alsdenn nicht weit öfter, wenn es inſonderheit auf Würde der Wörter ankommt, in der Sprache des ehrlichen Sancho Panſa ſagen müſſen: Gott weiß, wie Homer hätte dichten ſollen. Ich rede nicht von dem Sinne deſſelben, ſondern von dem Gefühle ſeiner epiſchen Würde in der Sprache: und zum Behuſe des letztern reichen die vielen Hülfsmittel unter den Griechen ſelbſt da zu, Homer beurtheilen zu wollen?

Ich gebe ein Beiſpiel, das ich brauchen werde. Das Wort γελοιον hieß in den Zeiten der alten griechiſchen Einfalt, überhaupt, was Freude, was Lachen erwecket, ohne daß dies Lachen der Freude noch ein Gelächter des Spottes ſeyn dorfte. Das

γελο-

γελοιον in einem Menſchen war der Charakter eines ſüßen innigen Gefallens: das γελοιον in einer Sache, in einer Rede, in einem Auftritte war Annehmlichkeit. Je mehr die Zeiten von dieſer unſchuldigen Einfalt abwichen; deſto mehr wurde der Begriff des „Lächerlichen„ daraus. Das γελοιον in einem menſchlichen Charakter ward das „Picquante des Witzlinges„ und endlich ganz die Narrenkappe eines Gecken: das γελοιον in einem Auftritte ward „das Lächerliche, und endlich das Belachenswürdige.„ Welche Umwandlung von Ideen! Wer nun in einem alten Dichter der Einfalt das γελοιον allemal für eine Poſſenreißerei nehmen will, weil etwa in der lateiniſchen Ueberſetzung „ridiculum„ ſteht, und darnach einen Menſchencharakter in Homer längelang beurtheilen, und tadeln, und verdammen wollte, der könnte freilich ſein Wörterbuch, und ſeine Ueberſetzung, und die Meinung einiger alten Grammatiker auf ſeiner Seite haben, nicht aber darum auch den urſprünglichen Homer. Ueber den muß man nicht aus Ueberſetzung und Wörterbuche, ſondern aus dem lebendigen Gebrauche ſeiner Zeit urtheilen, oder das ſicherſte Wort wählen: οὐκ οἶδα!

Zweitens. Wenn die todte, die körperliche Natur, die Homer malet, ſich ſeit ihm ſchon ſehr verändert hat, wie viel mehr die Natur der Menſchen, die Manier der Charaktere, die Nüancen, in denen ſich Leidenſchaften äußern! Eine griechiſche Seele war gewiß von andrer Geſtalt und Bauart, als eine Seele, die unſre Zeit bildet. Wie verſchieden die Eindrücke der Erziehung, die Triebfedern des Staats, die Begriffe der Religion, die Einrichtung des Lebens, der Anſtrich des Umganges! Wie verſchieden alſo das Urtheil über die Würde der Menſchheit, über die Beſchaffenheit des Patrioten, über die Natur der Götter, über die Erlaubniſſe des Vergnügens, über Anſtand und Zucht — wie verſchieden damals und jetzt! So weit Athen von Berlin, ſo weit müſſen ſich die Jugendeindrücke Homers hierüber von dem Urtheile eines ſeiner heutigen Kunſtrichter entfernen. Wer die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes in allen Zwiſchenzeiten zwiſchen Homer und uns kennet, wer den Umwandlungen und Vermiſchungen der Begriffe von menſchlicher Natur, Religion, Gelehrſamkeit, bürgerlichem Intereſſe, Sittſamkeit und Wohlſtande in allen dieſen Zeiten nachgeſpüret, wer Augen hat, um den Ort zu ſehen, auf welchen ihn die zuſammen geſetzten Kräfte ſo vieler Zwiſchenjahrhunderte geworfen haben, der wird in allem, was Charakter einer Menſchenſeele iſt, ungemein rückhaltend ſeyn. Er wird Homer, den Schöpfer menſchlicher Charaktere, ſtudiren; er wird in den Zeiten deſſelben nach der damaligen Geſtalt dieſer ſo wichtigen Be-

griffe

griffe forſchen: aber, wie ein Areopagit im Finſtern urtheilen? Kaum!

Der Verfolg wird Beiſpiele liefern, wie ſchielend es ſey, über den Uebelſtand homeriſcher Götter und Helden, und Menſchen nach den Begriffen unſrer Zeit zu urtheilen. — Jetzt will ich nur fragen: ob Homer habe fehlen können, daß er ſich nach den Sitten ſeiner Zeit bequemete? und nach welchen er ſich denn hätte richten ſollen a)?

Homer mußte ſich nach den Sitten der Zeit **vor ihm** bequemen: denn aus dieſer ſchilderte er ſeine Helden, und was er alſo in derſelben für Begriffe von Heldengröße, Heldenklugheit und Wohlſtand fand, ward die Baſis ſeines Gedichtes. Wenn dieſe Heldengröße ohne Leibesſtärke, ohne Schnelligkeit, ohne Wildigkeit der Leidenſchaft, ohne eine edle Einfalt in klugen Anſchlägen, ohne eine kühne Rauhigkeit nicht beſtehen konnte: ſo wurden auch alle dieſe Charaktere ſeinem Gedichte eigen.

Auf ſolcher Grundlage ſtand ſein Gebäude: **Ein Gedicht für ſeine Zeit.** Die Vorſtellungen der verfloſſenen Jahrhunderte ſollten in der Sprache ſeines Zeitalters, nach dem Gefühle eines Sängers, der in dieſem Zeitalter gebildet war, nach dem Augenmerke einer Welt von Zuhörern, die nach ihrer Zeit dachten, vorgeſtellet werden: ſo ſang Homer, und anders konnte er nicht ſingen — Ein

Bar-

---

a) Epiſt. Homer. p. 14.

Barde voriger Zeiten für ſeine Zeit. Wer ſich in dieſe zurück ſetzen kann, in Erziehung und Sitten, und Leidenſchaften und Charaktere, und Sprache und Religion — für den ſingt Homer, für keinen andern.

Es iſt lächerlich, vom Homer fodern, daß er ſich nach den Sitten einer künftigen Zeit hätte richten ſollen. Dazu gehört Gabe der Weiſſagung, und noch was mehr, die Gabe unmögliche Dinge zu thun. Wenn wir fodern, daß Homer für unſre Zeit und Denkart hätte ſchreiben ſollen, ſo hätte es ein alter Indianer und Perſer, der auch Homeren in ſeiner Sprache las, fodern können! So auch ein ſcholaſtiſcher Mönch des funfzehenten Jahrhunderts, wenn er über Homer kam! ſo auch ein hottentottiſcher Kunſtrichter, wenn einmal der Genius der Wiſſenſchaften Europa verlaſſen, und mit Homeren in der Hand nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung ziehen wird! ſo auch ein jeder Thor von Einſiedler, der auf einer Säule, wie Simon der Stylite, alt und grau wurde! Alle werden alsdenn im vereinigtem Chore mit unſerm lateiniſchen Perrault anſtimmen können a): Homerum dormitaſſe aliquoties, apparet. Quod iis in locis inprimis patere exiſtimo, ubi - - - ſuæ ætatis moribus inſeruit nondum politis ſatis, & cum ſimplicitate ruſticum aliquid & aſperum habentibus.

Und

---

a) Epiſt. Homer. p. 24.

Und was würde aus Homer, wenn er ſich nach jedem Kunſtrichter hätte richten wollen?

Nein! mein Homer ſoll ſich nicht nach meinem Zeitalter gerichtet haben, die Sitten des ſeinigen mögen ſo weit abgehen, als ſie wollen. Ich bin zu beſcheiden, ihn ſummam vim & menſuram ingenii humani zu nennen a): denn wer bin ich, daß ich die geſammten Kräfte der Natur wägen, und das Maaß erfaſſen wollte, das die Menſur des menſchlichen Geiſtes enthält? Wer bin ich, daß ich die Linie ziehen könnte: ſo hoch reicht Homer, und ſo hoch kann der menſchliche Geiſt reichen! So ſehr ich ihn, als die edle Erſtgeburt der ſchönen dichteriſchen Natur in Griechenland, liebe; ſo gern ich ihn, als den Vater aller griechiſchen Dichter, verehre: ſo blöde bin ich, ihn, als den Umfang, als das Maaß des menſchlichen Geiſtes, zu betrachten: ſo blöde, es abwägen zu wollen, wie auch nur die dichteriſche Natur ihre Kräfte in ihm erſchöpfet. So lange mir Apollo nicht den Wunſch erfüllet, die Metamorphoſen des menſchlichen Geiſtes auch in einer ſolchen Metamorphoſe meines Geiſtes durchwandeln und durchleben zu können: ſo lange ich nicht mit

---

a) p. 19. Ich weis dieſen Ausdruck, als gewöhnliche lateiniſche Phraſis; allein ich mag keine Phraſis, die es urſprünglich nicht war, die keine Wahrheit hinter ſich hat.

mit den Ebräern ein Ebräer, mit den Arabern ein Araber, mit den Skalden ein Skalde, mit den Barden ein Barde, weſentlich, und durch eine Umwandlung meiner ſelbſt geworden bin, um Moſes und Hiob, und Oſſian in ihrer Zeit und Natur zu fühlen: ſo lange zittere ich vor dem Urtheile: „Homer iſt die höchſte Maſſe geſammelter Kräfte des poetiſchen Geiſtes, das höchſte Maaß der dichteriſchen Natur.„ Und iſt ſchon bei Einer einzigen Seite der Natur, und des menſchlichen Geiſtes, als dichteriſches Genie iſt, iſt da dies Urtheil ſchon ſo ſchwer: wie kann ich den Umfang geſammter Geiſteskräfte, das Maaß der ganzen Menſchennatur in ihm berechnen! Wo weiß ich, ob die Natur bei Bildung eines Alcibiades und Perikles, und Demoſthenes, als Geſchöpfe ihrer Zeit, betrachtet, ſich nicht mehr erſchöpft, als bei Homer? Wo weiß ich, ob ein Plato, ein Baco, ein Newton,

— — das Ziel erſchaffner Geiſter,

dieſer bildenden Mutter nicht mehr in ihrer Art gekoſtet, als Homer in der ſeinigen? Ein ſolcher Lobſpruch geht ins Ungeheure; und wenn Homer ſumma vis, & quaſi menſura ingenii humani iſt, ſo wird der, ſo ihn noch beurtheilen und tadeln kann, ein völliger Uebermenſch! hervorragend über die Schranken des menſchlichen Geiſtes. Da trete ich zurück, um den kritiſchen Gott anzubeten.

Ich

Ich betrachte Homer blos, als den glücklichſten poetiſchen Kopf ſeines Jahrhunderts, ſeiner Nation, dem keiner von allen, die ihn nachahmen **wollten, gleich kommen konnte**; aber die Anlagen zu ſeinem glücklichen Genie ſuche ich nicht außer ſeiner Natur, und dem Zeitalter, das ihn bildete. Je mehr ich dieſes kennen lerne, deſto mehr lerne ich mir Homer erklären, und deſto mehr ſchwindet der Gedanke, ihn, „als einen Dichter aller Zeiten und „Völker,„ nach dem Bürgerrechte meiner Zeit und Nation, zu beurtheilen. Nur gar zu ſehr habe ichs gelernt, wie weit wir in einem Zeitraume zweier Jahrtauſende von der poetiſchen Natur abgekommen, eine gleichſam bürgerliche Seele erhalten, wie wenig, nach den Eindrücken unſrer Erziehung, griechiſche Natur in uns wirke! wie weit Juden und Chriſten uns umgebildet haben, um nicht aus eingepflanzten Begriffen der Mythologie auch über Homers Götter zu denken! wie weit Morgenländer, Römer, Franzoſen, Britten, Italiener und Deutſche, wenn ich den rouſſeauſchen Ausdruck wagen darf, unſer Gehirn von der griechiſchen Denkart weggebildet haben mögen, wenn wir über die Würde der menſchlichen Natur, über Heldengröße, über die Ernſthaftigkeit der Epopee, über Zucht und Anſtand denken! Wie gelehrt muß alſo ein Auge ſeyn, um Homer ganz in der Tracht ſeines Zeitalters ſehen: wie gelehrt ein Ohr, ihn in der Sprache ſeiner Na-

Nation ſo ganz hören: und wie biegſam eine Seele, um ihn in ſeiner griechiſchen Natur durchaus fühlen zu können. Am ſicherſten, mein Urtheil über ihn ſey nicht voreilend, damit ich ihm das nicht für einen Fehler anrechne, was Tugend ſeiner Zeit war.

Nun mag Hr. Kl. die unten geſetzte a) Einleitung zu ſeinem homeriſchen Tadel rechtfertigen; ich finde den einen Theil derſelben am unrechten Orte; den andern Theil ſehr zweifelhaft. Am unrechten Orte ſteht die Betrachtung b), daß Homer ein Menſch ſey, Fehler habe, daß die Fehler der größeſten Genies, eines Homer und Shakeſpear, ihrer Größe nichts benehmen, u. ſ. w. Für unſern Zweck wäre die Betrachtung geweſen: ob Homers Fehler, (als griechiſcher Dichter ſeiner Zeit, und nicht als Menſch betrachtet,) von uns, und zu allererſt von uns eingeſehen, und diktatoriſch beurtheilt werden können? Und ſo zweifelhaft dies: ſo ungewiß wird mir das Folgende c): „daß Homer ſein Gedicht „mit nicht leichten Flecken beſudelt, weil er ſich „entweder nach den Sitten ſeiner Zeit gerichtet, „(das mußte er thun, und wenn ers thut, iſts kein „Fehler,) oder weil es ſchwer fällt, zurück zu halten, „was dem Leſer Lachen erwecken könnte, oder aus einem Fehler ſeiner Beurtheilungskraft; kurz alſo, „daß

---

a) p. 24. &c.

b) p. 21 — 23. c) p. 24. 25.

„daß er ſich zu dem herab läßt, wovon ich, Chr. „Ad. Kl. achte, es ſchicke ſich für die Würde, „und den Ernſt des epiſchen Gedichtes ganz und „gar nicht.„ Dje erſte Urſache iſt unpaſſend: die zweite ſehr unwahrſcheinlich: die dritte zweifelhaft: und die Folge ſelbſt, wie ich zu beweiſen hoffe, falſch.

Unpaſſend die erſte Urſache: „daß Homer „mit nicht leichten Flecken ſein Gedicht beſudelt, „weil er ſich den Sitten ſeiner Zeit bequemt.„ Homer mußte ſich ihnen, und der Zeit ſeiner Helden bequemen; nicht aber der Zeit der Kapuciner, oder dem Jahrhunderte Ludwigs des vierzehenten, oder dem kritiſchen Jahrhunderte, das Hr. Kl. in Deutſchland ſchaffen will. Es iſt keine Sünde, zu behaupten, daß Homer an dies, und an die ſeligen Mohren in Afrika mit ſeinen Göttern, und mit ſeinem Unanſtändigen gar nicht gedacht habe.

Höchſt unwahrſcheinlich die zweite Urſache: „Ho„mer habe ſich zu dem herab gelaſſen, wovon ich halte, „daß es ſich für die Würde, und den Ernſt des „epiſchen Gedichtes ganz und gar nicht ſchicke, weil „es ſchwer wird, das zurück zu halten, wovon wir „glauben, daß es dem Leſer Lachen erwecken werde.„ Denn wenn Hr. Kl. das Zeitalter Homers, und ſeiner Helden kennet, wird er hoffentlich zugeben, daß demſelben nichts fremder ſey, als **eine Sucht des Lächerlichen**: Die Verfaſſer gewiſſer Bibliotheken mögen mit dem Marktausrufe vortreten:

Iocos ridiculos vendo: agite licitemini!

der epiſche Dichter Homer weiß von ſolchen lächerlichen Grazien nichts. Das Zeitalter, das er beſingt, war „die Zeit der Heldengröße, eines hohen „Ernſtes nach griechiſcher Natur:„ und die Zeit, in der er lebte und ſang, „der Anfang des bürgerlichen Jahrhunderts,„ und alſo eines geſitteten Ernſtes in edler Einfalt. So wie in der erſten der Held, der Tapfre, der größeſte Mann war; ſo in der zweiten der Weiſe und Gute — in beiden war an den lachenden, oder Lachen erregenden Witzling nicht wohl zu gedenken; ſonſt wäre ſtatt homeriſcher Epopeen nichts, als crebillonſche Romane, oder komiſche Epopeen, die Erſtgeburt der griechiſchen Muſe geworden. Bei Homer alſo, wenn er keinen Margites, ſondern eine Helden Iliade ſchreibt, bin ich vor dem unzeitigen, unwürdigen Lachen ſo ſicher, als ichs bei den ſchönen und artigen Schriftſtellern unſrer Tage wohl nicht bin: und das vermöge des homeriſchen Zeitalters.

Drittens endlich, dünkt mich die Urſache des beſchwerlich Lächerlichen in Homer eben ſo ungewiß, daß er aus einem Fehltritte ſeiner Beurtheilungskraft ſo unzeitig lächerlich, ſo lachſüchtig geworden: denn wer Homers Zeit kennet, wird zehn andre Fehltritte zu wahrſcheinlicher halten, als — doch warum ſo viel wahrſcheinliche oder unwahrſcheinſcheinliche Urſachen? Hr. Kl. komme nach vier und zwanzig Seiten einmal zum Beweiſe.

2.

„Meine Meinung iſt a), daß Homer manchmal an einem ſehr ungeſchickten Orte den Leſer zum Lachen bringen wollen, und damit ſeinem göttlichen Gedichte nicht leichte Flecken angeſprützt, die demſelben eine nicht kleine Unförmlichkeit, und dem Leſer Verdruß erwecken. Hieher kann man in der Odyſſee den Streit der Iris mit Ulyſſes, und im erſten Buche der Iliade den Ort rechnen, wo er den Gott Vulkan einen Gaukler (hiſtrionem) ſpielen läſſt — denn was ſpielt er anders, als einen Gaukler, da er den Göttern Wein einſchenket, und dieſe den hinkenden Mundſchenken mit großem Gelächter begleiten.„ Noch mehr aber wird die Sache aus dem zweiten Buche erhellen — und nun kommt weit und breit die Geſchichte von Therſites, die Hr. Kl. mal über mal für unanſtändig, unſchicklich, ungereimt, unwürdig erklärt, und mit einem recht therſitiſchen Geräuſche völlig aus Homer verwirft.

Nun wundre ich mich zuerſt über die Verwunderung, „daß unter allen Feinden Homers noch niemand auf dieſe Geſchichte gefallen, daß, ſo ſehr

---

a) p. 24. 25. &c.

„man alles zu ſeinem Tadel geſammlet, man nicht „dieſen Ort angeklaget. Ich wundre mich, daß „ſich Hr. Kl. ſo viel Mühe giebt, es zu unterſuchen, „woher ſich alle hätten betriegen laſſen, dieſe Stelle „nicht zu tadeln; daß er ſelbſt eine Gedankencita„tion von Vida anführet, wo dieſer wohl Therſites „könne im Sinne gehabt haben, und — bei allem nicht den Franzoſen, dem er, Hr. Kl. ſo manches Maleranekdotchen, und zehen gegen Eins, auch dieſen ganzen Tadel ſchuldig iſt, den er ſo unerhört, ſo weitläuftig, ſo wichtig vorzeiget. Hr. Kl. wird doch ſeinen Leibautor, wenn es auf Malergeſchichtchen ankommt, den berühmten d'Argenſon a), nicht verkennen?

Der Franzoſe ſagt bei Gelegenheit ſeines **Julius Romanus**, und des lächerlichen Zwerges im Gemälde Konſtantins: „es iſt wahr, daß ſich eine „ſolche lächerliche Figur zu einem ſo ernſthaften „Gegenſtande gar nicht ſchicket; man müßte denn „dieſen Maler mit dem Homer entſchuldigen wol„len, **der in der Iliade einen Vulkan, wor„über die Götter ſpotten, und einen von aller „Welt verachteten Therſites** anbringt, um den „Helden ſeines Gedichtes einen Contraſt zu geben.„

Der

---

a) Leben der Mahler Th. I. p. 81. Eben der Tadel, nur verändert, iſt Voltären und andern Franzoſen eigen, und Hr. Leſſing hat zu verſchiednen malen die Sache von der Seite des Drama in Beleuchtung genommen; ſ. Dramaturg. 1. und 2. Band hin und wieder.

Der Deutſche, oder vielmehr der Deutſchlateiner, braucht dieſe Worte eben in der nämlichen Abſicht, in demſelben Zuſammenhange, wie der Franzoſe, ſchmückt ſie mit eben demſelben Beiſpiele von Julius Romanus und andern bekannten Malern aus, die meiſtens d'Argenſon ſelbſt an ihrem Orte anführt, — und doch wird unter ſeinen Händen alles Neu und Unerhört. Ja endlich trübet er ſogar d'Argenſons beſſere Anführung Homers. Dieſer giebt dem Therſites einen „von aller Welt verachteten Charakter," den ihm auch Homer giebt; Hr. Kl. macht ihn zum Poſſenreißer, was ein d'Argenſon ſich nicht einmal zu behaupten getraute, und wovon Homer nichts weiß. Der Franzoſe läßt ihn und Vulkan vom Homer charakteriſiren, um den Helden ſeines Gedichts einen Contraſt zu geben; der Deutſche fährt über Homer her, daß er aus Ungeſchliffenheit ſeines Zeitalters, aus der eitlen Sucht, dem Leſer ein Lachen am unrechten Orte abzujagen, oder gar aus Mangel der Beurtheilungskraft, dem Gedichte ſo häßliche Flecken einbrenne, dem Leſer zur Laſt wäre, ihm an unrechtem Orte ein unanſtändiges Lachen abzwinge, die Würde ſeines Epos aufopfere — Mit wem von beiden ließe ſich alſo vernünftiger Homer unterſuchen, mit dem vernünftig tadelnden Franzoſen, oder mit dem ſich brüſtenden Deutſchen? Leider muß ich mit dem letzten!

Was alſo Vulkan betrifft: wird jeder Kenner Homers wiſſen, daß das Ideal ſeiner Götter nichts weniger, als das Ideal höchſtvollkommener, geiſtiger, allerhöchſter Weſen ſey. Sie haben alle ihren Charakter, der nach Körper und Seele, nach Stärke und Denkart, nach Würde und Neigungen, nach Anſehen und Verrichtungen ſo beſtimmt iſt, als die Namen, die ſie führen, oder die Partei, die ſie im homeriſchen Gedichte nehmen. Wie alſo bei den alten Künſtlern die Bildung jedes Gottes ihr eigentliches Ideal, ihre Geſtalt bis auf Bart und Haupthaar hatte: ſo ſind auch in Homer ihre Charaktere gleichſam eine Reihe von eigenthümlichen Bruſtbildern, von Weſen, wo jedes aus ſich, wo keins, wie ein drittes, handeln muß. Gegen Menſchen gerechnet haben freilich alle homeriſchen Götter ihr eigenes Anſtändige; aber unter ſich ſelbſt iſt wider ihre Würde, ihr Anſtand, ihre Art zu handeln ſo eigen beſtimmt, ſo ſonderbar, als eines jeden Körper und Name. Man ſtreiche in der ganzen Iliade alle Namen der Götter und Göttinnen aus; ich will jedes von ihnen aus ihren Reden und Handlungen errathen: und es kann aus Homer eine ſolche Gallerie von dichteriſchen Idealen ſeiner Götter erbauet werden, als Winkelmann ſeine Ideale derſelben aus der Kunſt aufſtellet a).

Hier

---

a) Geſchicht. der Kunſt und Anmerk. dazu, p. 42. etc.

Hier alſo an unſerm ſo unanſtändig lächerlichen Orte a) — was war geſchehen? Jupiter erſcheint mit aller Ehrfurcht der Götter im Olymp, und die gebieteriſche Juno fängt über ſeine geheimen Rathſchläge zu zanken an. Der oberſte der Götter antwortet zuerſt groß und unabhängig, und als Juno fortfährt und ſeine Rathſchläge offenbaret, zornig und mächtig drohend. Verſtummt vor Furcht, gebeugt in ihrem Herzen ſitzt die hohe Juno da, und alle Himmliſchen im Hauſe des Gottes verſammlet, erſeufzen. Eine ſchauderhafte Stille, eine unruhige ſtumme Scene, wie vor einem Ungewitter, herrſcht im Olymp!

Wer ſoll ſie brechen? Soll Homer ſeinen Geſang ſchließen, und den Leſer in einer bangen Beſorgniß laſſen, ob nicht auf dies Schaudervolle Verſtummen nachher wirklich ein Ungewitter erfolget? ob nicht etwa die gebietende Juno den Streit erneuret, und alſo der mächtige Zevs ſeine Drohungen erfüllet? Unwürdige Beſorgniß! der Hoheit des epiſchen Gedichts, und dem Zwecke der homeriſchen Handlung entgegen! Homer, der nirgend ſeine Handlung abbricht, ſie mit jedem Worte weiter fortführt, thäte doppelt Unrecht, in ſeinem erſten Geſange, bei der erſten Verſammlung der Alles lenkenden Götter uns nicht das Ende ihres Raths wiſſen zu laſſen, und noch ärger uns auf ſein ganzes

---

a) Iliad. α v. 595.

Gedicht hin eine Idee von ſeinen ſeligen Göttern beizubringen, die uns wohl nicht den Zuſtand derſelben ſehr beneidenswerth vorſtellte. —

Vollendet muß alſo der Auftritt werden, aber wie? und durch wen? Soll Juno ihren Zweck erneuren, und vor unſern Augen unglücklich werden? Unwürdiger Anblick! Soll ſie fußfällig abbitten? Ein niedriger Weg zum Frieden des Himmels, dazu ganz **unjunoniſch**! Eher ließe ſie ſich auf die gedrohete Art ſtrafen, lieber wollte ſie einer höhern Tyrannei unterliegen, als ſo ihre weibliche Hoheit verläugnen. Auf ſolche Bedingungen wird alſo kein Friede im Himmel!

Und wie denn? Es trete ein Friedensſtifter auf zwiſchen beiden! Doch wer? Einer, der durch ſein Anſehen rechte, und durch die Würde ſeiner Perſon, als ein himmliſcher Neſtor, Jupiter und Juno zum Stillſchweigen bringe? Solch einer iſt nicht im ganzen Olympus! Der Streit iſt zwiſchen den höchſten Göttern: er betrifft die Anſchläge Jupiters, und die rechtmäßigen Drohungen ſeiner Macht: ſeine ganze Klugheit, ſein obergöttliches Recht, ſeine Gewalt — alles iſt mit im Spiele. Wer ſoll nun auftreten, ihm zu widerſprechen, ihn ein beßres belehren zu wollen? Alle Anweſende ſind Unterordnungen, Unterthanen, Kinder! Selbſt die Göttinn der Rathſchläge, Minerve, iſt die Tochter ſeines Haupts, und kennet ihren Vater zu gut, als

daß

daß er ſich widerſprechen, belehren laſſe. Alle alſo, und ohne Ausnahme alle Götter von Würde, von Ernſt handeln am beſten, wie ſie bei Homer handeln, ſtille ſitzen und ſchweigen.

Anders alſo, anders wird die Zwietracht im Himmel nicht geſtillt, als daß jemand Juno, die ſchwächere, und noch dazu die unbillige Parthei des Streites, beſänftige — Wer ſoll dies thun? Etwa Einer, der Jupiter und Juno kenne, vielleicht beiden angehe, nicht zu erhaben ſey, um beiden gute Worte zu geben, nicht zu anſehnlich ſey, um ſeine Würde dabei in Gefahr zu ſetzen — Ein ſolcher ſeis, und hat er etwa in ſeiner Geſchichte, in ſeinem Charakter, in ſeiner Geſtalt Etwas, was Juno warne und beſänftige, was die Macht Jupiters gleichſam redend, ſichtbar zeige, Ihm alſo auch Recht gebe, ihn damit auch beſänftige — iſt ein ſolcher da, ſo trete er auf, und gebe den Göttern heitern Tag wieder!

Und ſiehe da! ein Gott von minderm Anſehen, ein himmliſcher Handwerker; ein Gott, der Jupiter und Juno wohl gute Worte gäbe: ein Sohn beider; der in ſeiner Geſchichte Beiſpiel gnug von der Macht Jupiters ſeyn kann: Zeus hat ihn vom Himmel geworfen; der in ſeiner Geſtalt Warnendes gnug für Juno habe: ſein noch hinkender, und ewig hinkender Fuß — kurz! da iſt der ehrliche Vulkan. Vulkan alſo fängt an im Namen aller himmliſchen Untermächte zu reden, daß ein ſolcher Krieg die Ruhe der ſeligen Götter ſtöre, daß die Sache der Menſchen die beſten Gaſtmale der himmliſchen verderbe. Vulkan ſpricht als ein ehrlicher Handwerker, der ſeine Gründe nicht weit herholet; aber ſeine Vorſtellungen ſind bündig, der Zeit und dem Orte angemeſſen, und ſo ſtark, als der Amboß, den er zu führen pflegt. Er und alle Götter ſind ja zum Schmauſe erſchienen!

Er wendet ſich gegen die Mutter, ob er gleich wüßte, daß auch ſie verſtändig wäre — der Ehrliche, in deſſen Munde dieſe Worte ſo glaubwürdig werden, als ſie es ſeyn ſollen: in deſſen Munde alſo auch die kindliche Anmahnung kein ſich brüſtender überhobner Rath ſeyn wird.

Er erinnert ſie an die Macht des Donnergottes, der, wenn er wollte, alles vom Himmel werfen könne — der gute Vulkan redete aus Erfahrung, und wie ſein hinkender Fuß ihn nicht anders reden läßt. Sein Rath iſt alſo, Zevs abzubitten, und dem ganzen Himmel Heiterkeit wieder zu geben. — Wo iſt bisher der Poſſenreißer, der hinkende Gaukler?

Aber abzubitten? dem Himmel Heiterkeit wieder zu geben? Und Juno ſelbſt ſoll leiden, ſoll Unrecht behalten? — O daß ſie nur nicht am Dornſtrauche des letzten Worts hangen bleibe, und von neuem zürne! Siehe da, Vulkan! den Becher voll himmliſcher Freude, die Schaale voll Nektar! Tritt zur Juno, daß ſie dieſen letzten Zug nicht fühle: tröſte ſie über ihre Traurigkeit und ihre Unterdrückung: führe deine eigne unglückliche Geſchichte an! — Vulkan thuts, und ſiehe! da lächelt die Königinn der Götter: lächelnd nimmt ſie den Becher der Freude von der Hand ihres Sohnes.

Ihr hohes Lächeln hat den Olymp aufgeklärt: die Wolken ſind vorüber. Die Ruhe, die himmliſche Freude beſucht die Wohnung der ſeligen Götter wieder: der ſüße Nektar fließt für alle: bei allen findet ſich das unzerſtörbare Vergnügen, die unauslöſchlich ewige Seligkeit wieder ein, und fängt an, da ſie Vulkan ſo geſchäftig zu ihrem Vergnügen ſehen:

Ασβεστος δ' αρ' ενωρτο γελως μακαρεσσι θεοισιν
Ως ιδον Ἡφαιστον δια δωματα ποιπνυοντα.

So ſchmauſen ſie den ganzen Tag hinab bis zur untergehenden Sonne: ihr Herz begehrt nichts: ſie ſpeiſen Ambroſia des Himmels, ſie hören die Zitter des Apollo, und den Wechſelgeſang der Muſen: ſie gehen endlich vergnügt jeder in das himmliſche Gemach, das ihm der künſtliche arbeitſame Vulkan erbauet: Jupiter ſelbſt beſteigt ſein hohes königliches Bette, und neben ihm die auf goldnem Throne prangende Juno! — Selige Götter! ſelige Wohnungen des Olympus!

Wie hat nun Vulkan ſeine Sache ausgerichtet? Stand er auf, um einen lahmen Gaukler zu machen, und nichts mehr? Unwürdige Vorſtellung, Homer erweckte ihn, um die Götter aus einander zu bringen, um dem Olymp den Frieden zu geben. Erreichte er dieſen Zweck durch Poſſen, durch Gaukeleien? Noch unwürdigere Vorſtellung: er ſpricht ſo anſtändig, ſo charakteriſtiſch, als ein Vulkan nur ſprechen kann, und hier nur ſprechen ſollte. Läuft drittens der Auftritt auf ein pöbelhaftes Gelächter hinaus, das ſich Bauch und Seiten ſtemmet, und ſo fortwähret? Noch unwürdigere Idee, nicht werth, die ſeligen Freuden des Olymps auch nur von fern zu ſehen. Und endlich: war gar dies Pöbelgelächter Homers Endzweck? —— —— Ich werde unwillig: wer die ganze Epiſode durch an nichts als an Vulkans hinkendem Fuße, und an den artigen Grimaßen des Mundſchenken ſeine Augen weidet, wer nichts bei Homer als dies ſieht, wer alle Götter hierinn nach ſich beurtheilt, dem könnte es in dieſem Himmel, wie vormals dem Vulkan ſelbſt, gehen: der lache lieber in den Buſen!

Homerus loco admodum inepto, dum riſum lectorum captare voluit, non levibus carmen divinum maculis adſperſit, quae illi non exiguam deformitatem, lectorique moleſtiam concilient. Huc referre potes locum, *vbi deum Vulcanum hiſtrionem agere iubet. Quid enim aliud agit,* *quando diis vinum infundit,* qui *claudum hunc pincernam magno riſu proſequuntur?* etc. Hr. Kl. geſtehe bei dieſer Stelle a), entweder, daß er d'Argenſon, oder der lateiniſchen Ueberſetzung Homers gefolget, oder wenigſtens Homer nicht in ſeinem ganzen Sinne nehme. Die gemeine lateiniſche Ueberſetzung freilich, die weiß von einem immenſo riſu excitato, und einem Bitaubé iſts auch zu vergeben, wenn er den ganzen Himmelsſaal von Gelächter der Götter über das Laufen und Rennen Vulkans erſchallen läßt: (tous les Dieux, qui le voyant s'agiter et courir de tous côtés, font retentir d'un ris éclatant la voûte céleſte). In der Sprache Homers aber, und inſonderheit in der einfältigen Sprache ſeines Zeitalters iſt „der ασβεστος γελως, „der ſeligen Götter„ kein unwürdiger, unanſtändiger Ausdruck: er bezeichnet die ewige Heiterkeit, die unzerſtörbare Freude, die ihre Stirn wieder einnahm, das ſelige Lächeln, das bei dem Anblicke des Nektarſchenkenden Gottes auf ihrem Antlitze ſchwebte. Allerdings zugleich ein kleiner Zug von Luſtigkeit über ſeine Geſtalt, und daß er ſeine Sache ſo wohl gemacht, miſchet ſich ein; durchaus aber kein unendliches Pöbelgelächter über einen hinkenden, wackelnden Gaukler; durchaus tritt Vulkan nicht auf, einen ſolchen Narren vorzuſtellen, an dem man ſich

---

a) p. 25.

ſich ſatt lachen ſolle. Wer iſt der Homeriſt, im Geiſte Homers, der ihn und ſeinen Vulkan, und ſeine Götter zu ſolchem Pöbel erniedrigen kann! a)

Ich wenigſtens nicht. Bei mir erreicht das Geſchäfte Vulkans, die Juno, und den Jupiter, und den Himmel zu beſänftigen, ſeine Wirkung mit jedem neuen Verſe. Mit jedem fühle ich gleichſam einen gelindern Grad von der Bewegung des Sturmes, mit jedem einen neuen ſanften Abfall zur Ruhe des Olympus: bis durch alle Stuffen des geminderten Schwunges die ſelige Freude, das himmliſche Lachen der Götter hervorbricht, und nun das frohe Ambroſiſche Feſt anfängt. Vulkan war Friedensſtifter, Vulkan der Geber des Feſtes, und Homer erneuret noch das gute Andenken, das er ſich dieſen Tag geſtiftet, dadurch, daß bei dem Schluſſe deſſelben jeder der Gäſte in das Gemach geht, „das „ihnen Vulkan erbauet. —„ Niemand kann ſich eine Seele geben, die Er nicht hat: aber mich dünkt, daß von jedem beſänftigenden Verſe Homers

---

a) Ich hoffe doch nicht, daß man mir Plato's Urtheil (de Republ. l. 3.) dagegen anführen werde: denn Plato will hier, wie er, oder Sokrates in andern Stellen, keinen Ausleger Homers, ſondern den Moraliſten, den Staatslehrer ſeiner Zeit aus Homer machen. Und ſchlimm gnug, wenn der Pöbel der Griechen dieſe Stelle ſo nahm, wenn er die Götter ſich hieraus als φιλογέλωτας dachte, und ihnen wenigſtens im Gelächter nachſtreben wollte!

mers, (nach Lucians Ausdrucke a) bei ſeinem Ebenbilde der Schönheit,) eine honigſüße Spur in mir zurück bleibe, daß mit jedem Worte ſich der Aufruhr der himmliſchen Unruhe mehr bändige, und endlich bei dem Ausbruche der ſeligen unzerſtörbaren Freude bleibet ein Echo zurück, das mich die Citter des Apollo und den Geſang der Muſen hören läßt, und ſo ſchließe ich Homers erſten Geſang.

3.

Und ſo begleite ich ihn auch bei der Scene Therſites. Wenn Hr. Kloß dieſelbe nicht aus der lateiniſchen Ueberſetzung beurtheilte, ſo würde er kaum das γελοῖον b), ſondern das αἰσχρὸν zu ihrem Hauptcharakter machen: wenn er ſie nicht aus dem Zuſammenhange riſſe, ſo würde er finden, daß ſie nicht blos an ihrem Ort ſtehe c), ſondern auch, welches noch kühner iſt, nirgends anders ſtehen könne: und wenn Hr. Kl. ſich auf die Zeiten Achills und Homers erinnerte: ſo würde er finden d), daß das Colorit des Niederträchtigen, Pöbelhaften, Häßlichen im Therſites Original Griechiſch ſey, nach den Sitten der damaligen Zeit nicht anders, und nach dem epiſchen Zwecke Homers nicht ſchwärzer, und nicht

---

a) Τι λείψανον ἐνδιατρίβον, καὶ περιβομβοῦν τὰ ὦτα καθάπερ ἠχώ τινα παρατείνουσαν τὴν ἀκρόασιν, καὶ ἴχνη τῶν λόγων μελιχρὰ ἄττα κ. τ. λ. *Lucian.* εικον.

b) p. 31. c) p. 31. d) p. 32.

nicht weißer ſeyn könne. Hier muß ich alſo Hr. Klotzen verlaſſen; denn er redet mir bogenlang von einem Poſſenreißer, von einem unleidlichen Gaukler, von einem beſchwerlichen unanſtändigen Lachenerwecker vor, den ich nicht kenne.

Beinahe eben ſo tief iſts, wenn er den Zank **Ulyſſes** und **Irus** tadelt a). Was dieſes Gezänk in der Odyſſee b) iſt, das ſind die Zänkereien zwiſchen **Achilles** und **Agamemnon** c) in der Heldeniliade, nur nach Verſchiedenheit des Stoffes und der Menſchengattung: Zank bleibt an ſich Zank. Und was dieſer Hader unter Menſchen, iſt der Zank unter den Göttern, der ſich noch mehr und öfter auszeichnet. — Und was dieſer; das ſind hundert Scenen, die alsdenn aus Homer wegmüſſen, wenn eine ſolche ehrbar feine Critik unſres Zeitgenoſſen gelten ſollte, kein Held der Iliade, die wenigſtens Auftritte der Odyſſee ſind alsdann für unſern **Zoilus**: denn heißt es aufs neue:

— ibis, Homere, foras.

Wenn es darauf ankäme, könnte ich Hr. Kl. ſelbſt noch eine Reihe unwürdiger, unanſtändiger, unartiger Züge in Homer anführen, „wo Homer geſchlummert, als welches, ich glaube, aus den „Oertern erhellet, wo er ſich den Sitten ſeiner Zeit „bequemet, die noch nicht gnug gefeilt, bei ihrer „Ein-

---

a) p. 25. b) Odyſſ. L. 18. c) Iliad. α.

„Einfalt etwas Bäuriſches und Rauhes haben, wo „er ſich zu dem herabläßt, was der Würde und „Erhabenheit des epiſchen Gedichts, wie ich achte, „gar nicht geziemet: wo er demſelben nicht leichte „Flecken angeſprizt, wo er es nicht auf eine geringe Art verunſtaltet, wo er dem Leſer einen nicht „kleinen Verdruß erwecket.„ Ueber alles könnte ich mit vielen Beiſpielen aufwarten, und alsdenn im würdigen Ton auf Homer ſchmähen; ob aber daraus **homeriſche Briefe**, oder eine **Satyre** würde: mag der Kenner Homers urtheilen, und Gott Lob! daß Deutſchland wahre Kenner Homers beſitzet!

Jetzt muß ich Homer verlaſſen, denn ich ſehe, daß **Hr. Klotz**, zornig, wie die Göttinn Ate bei Homer, auf den Köpfen der größeſten Genies aller Zeiten und Völker wandelt. a) „Lächerliches mit dem „Ernſthaften, mit dem Nachdrucke Scherz, und „das Große mit dem Niedrigen vermiſchen, hat „zu aller Zeit für unanſtändig angeſehen werden „ſollen, muß von jedem getadelt werden, es ſei „denn, wer mit **Lopez di Vega glaubt, es ſte„he ihm frei**, mit Vernachläßigung aller Regeln, „was und wie ers wolle vorzubringen, und das „Wahre mit der Fabel, die Komödie mit dem „Trauerſpiele, das Lächerliche mit dem Ernſthaften „ſo zu vermiſchen, **daß aller Unterſchied zwi-**

---

a) p. 32. 33.

„ſchen dem Soccus und Kothurn aufhöre.„ Und das ſollte Lopez di Vega geglaubt haben? Das kann Hr. Klotz von einem Manne ſchreiben, deſſen Namen ihm Ehrfurcht erwecken ſollte? Der ſpaniſche Dichter mag ſelbſt reden a), er wird doch beſſer wiſſen, was er glaube, oder nicht glaube, als Hr. Kl. „Dem Himmel ſei gedankt, noch ehe „ich völlig zehn Jahre geweſen bin, habe ich „die Bücher durchgeleſen, die von den Regeln „der dramatiſchen Dichtkunſt handeln. Als „ich aber zu ſchreiben anfieng, fand ich die Komödie „bei uns beſchaffen, nicht wie die Alten gedacht „haben, daß man ſie nach ihnen einrichten würde; „ſondern wie ſie viele Unwiſſende verunſtaltet, die „dem Volke dieſen groben Geſchmack beigebracht „haben. Dieſer ſchlechte Geſchmack iſt ſo ſehr „eingeriſſen, daß derjenige, der es wagt, nach „den Regeln zu arbeiten, in Gefahr ſteht, ohne „Ruhm und Belohnung zu ſterben; denn unter „Leuten, die ſich der Vernunft nicht bedienen „wollen, vermag die Gewohnheit mehr, als alle „Vorſtellungen. Es iſt wahr, daß ich zuweilen „den Regeln der Kunſt, die ſo wenige kennen, „gefolgt bin; ſo bald ich aber, auf der andern Seite, „jene blendenden Ungeheuer, wozu das Volk ſchaarenweiſe „läuft, und welche das Frauenzimmer „vergöttert; ſo bald ich dieſe auftreten ſehe, ſo kehre

---

a) Neue Bibl. d. ſch. W. 1 B. 2 St. p. 213.

„ich ſogleich zu meiner barbariſchen Gewohnheit „zurück, und wenn ich eine Komödie ſchreiben ſoll, „verſchließe ich geſchwinde den Ariſtoteles und „Horaz unter 5 Schlöſſern, und lege den Terenz und Plautus aus meiner Studierſtube „weg, damit ſie nicht zu klagen anfangen: „denn die Wahrheit ſchreit aus vielen Büchern laut hervor, u. ſ. w. „ Nur ein Hr. Kloß kann alſo ſchreiben a): Lupum Felicem de Vega. Carpionem *perſuaſum habuiſſe, licere ſibi, omnibus praeceptis neglectis, quascunque res, quocunque* modo in ſcenam producere etc. vt omne ſocci et cothurni diſcrimen tollatur.

Von einem Herkules gehts zum andern, vom ſpaniſchen Homer zum brittiſchen: von Lopez zum Milton b). „So wie in großen Vorzügen, ſo iſt „auch hierin Milton dem Homer gleich: ich ſehe „ihn ſcherzen und ſpotten, wo er ernſthaft und nachdrücklich ſeyn ſollte. „ Nun werden Stellen angeführt, die längſt in England ſelbſt beſſere Tadler und zugleich ihre Vertheidiger gefunden, der Streit Gabriels mit dem Satan, der bittre Spott im Munde Satans, der Limbus der Eitelkeit u. ſ. w. Hr. Kl. ſchlage Addiſon, oder die erſte beſte engliſche Ausgabe Miltons mit Anmerkungen, oder auch nur unſere ältere gute Schweizerüberſetzung auf: — er wird finden, daß ſeine Vorwürfe wieder-

---

a) Epiſt. Hom. p. 33.

b) p. 34. 35.

holt, mit Gründen vorgetragen, und mit Gründen widerlegt — veraltet ſind.

Mit Gründen veraltet: und er hat geglaubt, Gründe nicht anführen zu dürfen. Der Satz ſelbſt: „in einem epiſchen Gedichte will man ernſthaft ſeyn, „folglich ſoll man nicht lachen, folglich ſoll ſich „auch keine Spur des Lächerlichen einſtehlen, „ dünkte ihm Grund gnug: er wiederholt ihn alſo als ein Axiom, das wohl gar ein Hauptgeſetz der Epopee werden könnte. Ein ſolches furchtbares Hauptgeſetz über die höchſte Dichtungsart des menſchlichen Geiſtes verdient doch, ehe es ſo unbeſtimmt eingeführt würde, eine Berathſchlagung.

Deutlich unterſchieden hat das Problem verſchiedne Seiten. Fodert es die Proprietät des epiſchen Gedichts, und die Congruenz aller Theile deſſelben, daß kein Zug des Lächerlichen erſcheine? Oder fodert es meine Empfindung, jede Bewegung meiner Seele, die ſich zum Lachen neiget, zu unterdrücken, um nicht die epiſche Wirkung in mir zu ſchwächen? Fodert es die Würde epiſcher Perſonen, daß ſie nicht lachen, oder daß ich nicht über ſie lache? — Mir ſcheint die letzte Frage die faßlichſte: laſſet uns alſo die Sache am leichteſten Ende angreifen.

Fodert es die Würde epiſcher Perſonen, daß ich nicht über ſie lache? durchweg lache, ſo lache, daß dies der Ton meiner Empfindung bleibe — wer kann noch fragen? Aus der Epopee wird alsdenn

eine

eine Burleske, ein komiſches Gedicht: oder wenn der Dichter es eigentlich nicht einmal zum Zwecke hatte, lachen zu erregen, und erregt es doch: ſo ſchafft er Ekel, Verachtung, Misvergnügen. Würdig ſey der epiſche Held; nicht aber ſeinem Hauptcharakter nach lächerlich.

Davon alſo war die Rede nicht; aber kann der Held nicht hie und da eine Blöße verrathen, die lächerlich ſey? Ich bitte hier den Unterſchied zwiſchen **lächerlich** und **belachenswerth** zu beobachten. So bald der Held auch nur in einer Handlung eine Seite giebt, die nicht anders, als **belachenswerth**, ſeyn kann; aber belachenswerth nach Grundſätzen, und mit Rechte: freilich ſo hat ſich der Dichter mit dieſem Zuge ſelbſt geſchadet; denn nichts hebt die Würde ſeiner Perſon ſo ſehr auf, als dieſer Anſtrich. Den Belachenswerthen verachten wir zugleich: er dünkt uns niedrig: und wie viel verliert ein epiſches Subjekt, eine epiſche Handlung, die dies wäre?

Hieher der Vorfall Ulyſſes mit Irus a) — wäre er wirklich niederträchtig und unwürdig von Seiten Ulyſſes, verminderte er die Hochachtung, die wir für den alten, weit gereiſeten, abgehärteten Mann haben, müßten wir in der Folge verwünſchen, ihn in dieſer Situation gekannt zu haben; allerdings unterſchreibe ich alsdenn: Iri cum Ulyſſe con-

---

a) Odyſſ. σ' v. 1 — 106.

concertatio epici carminis gravitatem minime decet. Wer aber, der Homer auch nur aus der Ueberſetzung kennet, wird dies finden? Der arme Ulyſſes, ſo weit herunter gekommen, daß er vor ſeiner eignen Thüre in Ithaka endlich, als ein elender zerlumpter Bettler, anlanget: und, ſiehe da! ſtößt ihm ein andrer Bettler in den Weg; ein Bettler von einer ganz andern Art, der fräßige, nichtswürdige Irus. Dieſer lüderliche will jenen ehrwürdigen Greis von der Thüre wegdrängen, wegſtoßen, wegſchrecken; und Ulyſſes, jetzt nichts, als ein Bettler, antwortet ihm ſo ruhig, ſo unneidiſch, aber auch mit ſolcher geſetzten Faſſung, daß der andre, wie es auch bei gelehrten Bettlern gewöhnlich iſt, nur zu Schimpf- und Scheltworten ſeine Zuflucht nimmt. Der anweſende Antinous hört den Bettlergoliath, freut ſich nach ſeinem Charakter darüber, erzälts den Freiern der Penelope, und hat den luſtigen Einfall: der Junge und Alte ſollten kämpfen — freilich ein Einfall, den nur die Seele eines Antinous für ſchön halten, und nur Schwelger, wie ſeine Mitgenoſſen, billigen konnten. Der unerkannte Greis redet wider die Unbilligkeit des Vorſchlages, den man ihm, einem alten Manne, thue; aber, da hier die Sache ſeiner Ehre, als Bettler betrachtet, und als ein Hungriger die Sache ſeines Magens im Spiele iſt: ſo faſſet er Entſchluß. Er gürtet ſich, und ſelbſt die üppigen

Zuſchau-

Zuſchauer bewundern den Bau ſeines Heldenkörpers. Er erwäget, ob Ein Schlag ſeinem zitternden, ſchwachen, und aus Fräßigkeit entnervten Gegner den Tod geben ſolle; und ſeine Großmuth ſpricht das mildere Urtheil. Er ſchont des Elenden: ein Backenſtreich iſt zu ſeinem Siege, zu der Entwaffnung ſeines unwürdigen Feindes gnug: da liegt der jämmerliche Menſch blutend und ohnmächtig. Ulyſſes richtet ihn an die Wand auf, und giebt ihm ſeinen Bettlerſtab in die Hand, um Hunde weg zu wehren, nicht um über Bettler den Herrn ſpielen zu wollen.

Was iſt nun in der Geſchichte Unwürdiges, Unanſtändiges für den Ulyſſes? Daß er zum Bettler herunter gekommen? So muß man den ganzen Lauf der Odyſſee, das Subjekt des ganzen Gedichts ändern. So muß die Muſe Homers gar nicht den beſingen, den ſie beſingen wollte:

ανδρα πολυτροπον — — ὁς μαλα πολλα
πλαγχθη — — —
Πολλων δ' ανθρωπων ιδεν αστεα, και νοον εγνω
Πολλα δ' ογ' εν ποντω παθεν αλγεα ον κατα θυμον
Αρνυμενος ἡν τε ψυχην — — —

So ſchreib[illegible]an eine beſſere, anſtändigere, artigere Odyſſee, die ihren Helden im Wohlſtande laſſe, ihn in dem Arme einer Göttinn nach Ithaka trage, auf ein weiches Polſter ſetze, und was man mehr für

Decenz hinein zu bringen wiſſe. Ich mag ſie nicht leſen, kein Grieche wird ſie leſen wollen.

Oder iſts unanſtändig, daß Ulyſſes ſich dem unverſchämten Bettler nicht gleich, als Herr des Hauſes, als Ulyſſes, als König entdecket — wahrlich! eine würdige, ſehr gelegene, ſehr glaubwürdige, ſehr epiſche Entdeckung!

Oder, daß Ulyſſes den Freiern bei ſeiner Penelope ſich nach ihrem Zumuthen mit einmal verrathe? Wieder ein würdiger Verrath, der nichts mehr, als den ganzen Lauf der Odyſſee, ſtört.

Oder, daß er keinem Bettler begegne? So wird aber in der ſich nähernden Entdeckung eine Lücke; und ein Hauptaugenmerk Homers verſchwindet, daß der ανηρ πολυτροπος ſich auch in dieſer tiefſten Situation, als ein Ulyſſes πολυτροπος zeigen ſollte.

In dem ſich zubereitenden Ausgange geſchieht ein Sprung — und ich mag dieſen Sprung nicht. Ich will gerne den Ulyſſes, als einen Bettler, ſehen, wenn er auch nur in dieſen Kleidern meine Achtung, als Ulyſſes, ſich zu erwerben weiß; und wie ſehr weiß er dieſes? So, wie bei ſeiner Gürtung und Entblößung, ſeine Heldenhüfte, ſeine erhabne Bruſt, ſeine ſtarken Arme, ſein veſter Rücken den Helden auch im Bettlersrocke verrathen a): ſo ſoll dieſer Sieg vor der Schwelle, und vor den Augen ſeiner

ſchwel-

---

a) Odyſſ. σ' v. 65. &c.

ſchwelgeriſchen Feinde das Vorzeichen ſeyn von größern Thaten im Hauſe, von unerwartetern Entwickelungen. Nichts iſt, was den großmüthigen und tapfern Ulyſſes auch hier erniedrigt; vielmehr würde mit Auslaſſung dieſes Auftrittes, die Steigerung ſeiner Enthüllung, und der ſanfte allmählige Fortfluß der ganzen Odyſſee gehemmet.

Wo iſt nun das Belachenswerthe, das Unanſtändige? wo iſts inſonderheit, nach den Sitten Ulyſſes, nach den Zeiten, nach dem Zwecke Homers? Ich wollte, daß es Hr. Kl. zeige.

Eben ſo wenig finde ich die Reden in dem Munde Gabriels, auch nur einem Zuge nach, belachenswerth und unwürdig ſeiner Größe: denn eben die verächtliche Begegnung gegen den dumm ſpottenden Satan iſt die Mine ſeiner Hoheit —

— the warlike Angel mov'd,
Disdainfully half ſmiling thus reply'd &c.

Ich fühle in ſeinem Betragen ſo wenig Hervorſpringendes, und ſo viel charakteriſtiſchen Gegenſatz zwiſchen ihm, und ſeinem Gegenparte, daß ich mit Addiſon gern dieſen Wortwechſel für einen der charakteriſtiſchten im ganzen Milton halte.

Der Charakter Achilles ſey ſo groß in ſeinen Fehlern, als in ſeinen Tugenden; dieſe Fehler gehören zu einer griechiſchen Heldenſeele, zu einem Achilles; aber wahrhaftig belachenswerth, un-

wür-

würdig, unanſtändig ſey er nicht, und wo iſt ers? Nur nehme man ihn, und jeden Helden einer Epopee nach den Begriffen ſeines Landes, und ſeiner Zeit; ſonſt kann freilich ein ehrbarer, feiner und ernſthafter Kunſtrichter einen höhern Aether zum Athemholen nöthig haben, um einen Ulyſſes, wie einen aus der Canaille in Bettlerskleidern, und nicht in einem anſehnlichen Caroſſelle etwa, oder mit prächtiger Equipage, zu ſehen — —

Doch ich kehre um: wenn eine würdige epiſche Perſon nicht belachenswerth ſeyn muß, darf ſie auch ſelbſt nicht lachen? Welche Frage! welche Verwirrung der Begriffe! Muß ein Held die Würde ſeines epiſchen Charakters dadurch behaupten, daß er, wie ein Karthäuſer, nur ſein memento mori! ernſthaft und ſauertöpfiſch grunze? Vergeben die Götter dadurch ihrer himmliſchen Hoheit, daß ſie lachen? Stört Homer damit die feierliche Harmonie ſeines Gedichtes, daß ſeine Griechen über den häßlichen Therſites nach ſeiner Züchtigung lachen? O die abentheuerliche Mönchsfeierlichkeit! So wollen wir das Wort γελαειν, mit allen ſeinen Abkömmlingen, aus Homer ausſtreichen: ſo wollen wir die Mine des Disdainfully half-ſmiling von dem Antlitze des herrlichen miltoniſchen Engels wegwiſchen, und in tiefe kritiſche Runzeln verwandeln: ſo ſoll aus der ganzen Iliade ein gothiſches Kloſter, und aus ſeinen Helden eine Reihe feierlicher Prälaten werden, de-

nen

nen der Ernſt häßliche Falten in die Stirne gekniffen, und die, wie der vortrefliche Hudibras —

> a Knight he was, whoſe very Sight wou'd
> Entitle him Mirrour of Knighthood
> That never bow'd his ſtubborn Knee
> To any Thing but Chivalry
> His tawny Beard was th' equal Grace
> Both of his Wisdom and his Face — —

Alsdenn, alsdenn wollen wir dieſe hochanſehnlichen Perſonen, die Geſchöpfe unſrer Ehrbarkeit, mit dem zufriednen Blicke anſehen, als unſer Homeriſt, da er den Therſites aus Homer, in einer glücklichen Stunde ſeines Kopfs, auswerfen wollte, und zu ſich ſelbſt ſprach a): „wie aber, wenn wir dieſen „Menſchen hinaus würfen, und alle Verſe weg„ſchnitten, die von ihm handeln; laß ſehen, ob wir „nicht ernſthaft bleiben werden? nonne retinebi„mus animi gravitatem? —„ Herrlicher Einfall! „wer lachen will, ſoll in einer Satyre und „Komödie auftreten, nicht in einer Epopee — in „gravi ridere, quis decere exiſtimat?„ herrlicher Einfall!

Ich thue es ungern, daß ich Hrn. Kl. epiſchen Verboten ſo etwas Schuld geben muß; aber wie kann ich anders? Er führt ja Beiſpiele, wo kaum das Wort **lachen** im Texte Homers ſteht, ohne zu unter-

---

a) p. 31.

unterſuchen, ob wir, ob der Leſer lache? ob eine Perſon ſey, mit der wir Theil nehmend lachen? ob wir uns nicht vielmehr über das Lachen deſſelben ärgern? ob dieſer Unwille nicht eben die Abſicht des Dichters geweſen? Nichts von allem! Die Schwelger bei der Penelope lachen; Ulyſſes und Irus geben dazu Anlaß — in der Epopee ſoll keiner lachen: — Ulyſſes und Irus aus der Odyſſee hinweg! Die Teufel in Milton ſpotten und lachen: ſie beweiſen zwar dadurch nichts anders, als daß ſie Teufel, dumme Böſewichter ſind, und lachen ſo charakteriſtiſch, als ſie nicht reden könnten — aber doch lachen ſie, und in der Epopee ſoll keiner lachen — weg damit!

Ehe nun ein ſo feierliches Gebot gegeben wird, ſoll voraus ausgemacht werden: ob das Lachen ein wirklich entehrender Zug eines Menſchen - eines Helden - eines Götterantlitzes ſey? Ob es nicht Fälle geben könne, da das Hohnlächeln ſowohl, als das Hohnlachen, und das Lächeln der Freude ſowohl, als das Freudengelächter, den epiſchen Zweck mit befördern muß? Ob nicht ein hohnlachender Satan, und ein erhaben lächelnder Engel, ſelig lächelnde Götter, und närriſch lachende Wollüſtlinge, und ſchadenfroh lachende Griechen zum ganzen epiſchen Gemälde unentbehrliche Gruppen ausmachen können? Ob der Ton jeder Epopee gleich hoch geſtimmet ſey, und auch die Concente des Ernſts in gleichem

chem Maaße haben müſſen? Ob alle Perſonen, die im Epos erſcheinen, wie in der Iliade, bis auf einen Therſites; wie im Paradieſe Miltons, bis auf den Satan; wie in der Odyſſee, bis auf die Freier; wie im Olymp, bis auf Vulkan; wie auf dem Theater, bis auf den Lichterputzer, gleich ernſthaft, groß, heldenmäßig, wunderwürdig ſeyn ſollen? Sind dieſe Fragen ausgemacht, ſo kann das obige Gebot gegeben werden: ſo lange will ich mich indeſſen mit Triſtram Shandy erholen, und veſt verſichert ſeyn, „daß dies kurze Leben nur dadurch etwas verlängert wird, wenn „man beſtändig aufgeräumt iſt; und noch mehr, „wenn man lachet.„ Wenigſtens lache ich ſo lange für mich, und für keine epiſche Perſon im Heiden- Chriſten- und Judenthume.

4.

Doch ich ſollte ernſthaft reden: wohlan alſo! wir wollen ernſthaftern Ueberſchlag machen.

Kann die epiſche Würde mit einem belachenswerthen Charakter beſtehen, wenn dieſer Hauptcharakter der Epopee ſeyn ſoll? Nein, und wenn er auch nur einige Unwürde in einzelnen Fällen hätte, noch nein! Aber kann ein würdiger epiſcher Charakter auch lachen? Wenn am rechten Orte, wenn im gehörigen Maaße, wenn zu Erreichung des epiſchen Zwecks — warum nicht? **Der erſte Unterſchied**, den Hr. Kl. nicht beobachtet: **Lachen** und **Lächer-**

lich ſeyn, d. i. zum Lachen da ſtehen — welch ein Unterſchied!

Zweitens: die Würde der epiſchen Hauptperſon, gebührt die auch jeder Figur, die in der Epopee auftritt? Unmöglich! und eben bei keinen zwoen Perſonen muß dieſe Würde ganz gleich ſeyn. Einige müſſen, eben um die Würde epiſcher Helden ins Licht zu ſetzen, mit ihnen kontraſtiren, und Unhelden ſeyn: Unkraut unter dem Weizen, und Satane um der Engel willen. Wenn es alſo Einen Achilles geben kann, den Tapferſten der Männer vor Troja, wenn mit ihm tauſend Helden, die ſtuffenweiſe an Tapferkeit herunter ſteigen; warum nicht auch einen feigen Therſites. Wenn ſo viel edle, ſchöne, würdige Seelen; warum nicht auch eine, die häßlichſte unter allen, die vor Troja gekommen waren? Dieſe, das Bild der Unedlen unter den Griechen, kann mit der gehörigen epiſchen Erhöhung ſo gut und zweckmäßig im Gedichte erſcheinen, als unter den Griechen vor Troja die Unedlen. Wenn in einem Trauerſpiele ſchon nicht lauter Helden ſeyn müſſen; ſo konnte in der weit größern Welt von Menſchen, die Homer in der Iliade ſchuff, auch ein Therſites ſeyn müſſen. Wird ſeine Einwirkung mit den übrigen Gewichten der Iliade nur zuſammen gewogen: erſcheint er an Orte und Stelle: nicht ohne Nutzen, mit Zwecke: — vortrefflich! — Dies iſt der zweite verſäumte

Unte Unterſchied. Die Würde der Epopee fällt auf das Ganze des Gedichts, auf jede einzelne, inſonderheit jede Nebenperſon nur in dem Maaße, in welchem ſie zum Ganzen beiträgt: ſo muß gravitas epici carminis berechnet werden.

Nun hat, und wer weiß das nicht? die Proprietät, die Eigenheit des epiſchen Werks im Ganzen nichts weniger, als das Lächerliche, zum Haupttone; aber kann nicht ein Belachenswerthes in einem Theile zur Congruenz des Ganzen gehören, und ein Therſites, ein Dämon mit zur Harmonie des Werks einſtimmen? Nichts iſt hier ſo ſonderbar, als eine Scene heraus zu heben; ohne zu betrachten, wie ſie mitten im Verfolge ſich ausnimmt, oder, beſſer zu ſagen, ſich fortdränget, ſich aus andern entwickelt, und andere vorbringet, ſo, daß ſie nichts, als eine Tonreihe zur Symphonie des Ganzen bleibet. Ein Therſites an ſich ſey, was er wolle, was iſt er zum Ganzen der Iliade? Was iſt er in ſeinem Verfolge? Miſchen ſich in ihm Homers Succeſſionen der Auftritte, daß ihre Farben ſchneidend werden, daß der poetiſche Maler ſie nicht verſchmolzen, daß ſie in ihrer Succeſſion nicht Ton halten, daß das Auge des Leſers keine Ruheſtatt finde, nicht weiter gehen wolle? Wer kann das ſagen?

Drittens endlich: die ſicherſte Kritik eines Gedichtes iſt die Reihe meiner Empfindungen; und in Abſicht auf dieſe iſt das Lächerliche ſehr verſchieden.

Entweder ſo, daß ich lache, und es der Endzweck des Dichters war, mein Lachen zu erregen, er thue es ernſthaft, oder ſcherzhaft; oder daß ich etwas **Belachenswerthes** erblicke, und **verächtlich** lache, mich ärgere. So ſind mir die üppig lächelnden Zuſchauer bei dem vorgedachten Auftritte zwiſchen Ulyſſes und Irus **zuwider**: **ſie** lachen; aber kaum lache ich mit ihnen. So wird der häßliche Therſites den Griechen **belachenswerth**; drum aber iſt er nicht, um **ihnen lächerlich** zu ſeyn. So freuen ſich die Götter im Olymp, und der ſympathetiſche Leſer ſoll ſich mit ihnen freuen. — Auf die Art wechſeln die Empfindungen unſrer Seele die Länge eines Gedichtes herab, und nur der kann das Ganze beurtheilen, der die ganze Reihe dieſer Succeſſionen ſich auf einmal anſchauend machen könnte. Da dies aber unmöglich iſt: ſo ſchwimme ich ſanft den Strom herab, und folge dem Dichter, der Ein Gefühl nach dem andern in mir aufrufft, Jedes mit dem andern verſchmelzet, und die Misklänge in einander auflöſet: ſo wird der harmoniſche Einklang des Ganzen.

Iſt dieſe Harmonie bei einer Epopee aber nicht Bewunderung? Freilich! Niemand aber denke, daß dieſe Hauptempfindung die Einzige, eine ganze Epopee hin, ſeyn müſſe: denn wer kann einen langen ſtarren Blick in die Höhe ertragen? Mitleiden und Schrecken, und Abſcheu und Zorn, und Verdruß

druß und Verachtung, alles kann nach einander, an ſeinem Orte, erreget werden, wenn ſich nur jede Empfindung ſo aus einer andern, in eine dritte ergießet und verlieret, daß zu letzt ein Echo, wie die Stimme der Muſen in meiner Seele, bleibe, das Verwunderung ſey. Dieſen Hauptunterſchied hat Hr. Kl. nicht beobachtet: ob ich lache, oder mich über ein Lachen ärgere; freudig oder höniſch lache — ob ich etwas lächerlich oder belachenswerth fühle — alles iſt ihm einerlei, wenn nur vom Lachen die Rede iſt.

Und wer iſts wohl, der die Empfindungen der Seele beſſer und natürlicher auf einander folgen laſſe, als Homer? Kann denn ein Leſer von griechiſchem Gefühle, der Muſik der Seele hat, es bei Homer unempfunden gelaſſen haben, wie er einen Ton der Seele aus dem andern entwickelt, und in einen andern auflöſet — wie keine Stimmung bei ihm über die andern vorſchreien, mehr als ſie zum Ganzen Eindruck nachlaſſen ſoll. — Wer dies empfunden, wer dies als eine ſtetige Kraft der homeriſchen Muſe gefühlt: wie ſollte der nicht zittern, den Tadel nieder zu ſchreiben; „Homer weicht oft aus „der Gravität und Dignität des epiſchen Geſanges: „Homer wirds ſchwer, zurück zu halten, was Lachen „erregen könnte, und bringts am ungeſchickteſten „Orte an: Homer hat, durch ſolche Unartigkeit, „ſein Gedichte nicht wenig entſtellt: er macht den

„Leſer unwillig, verdrüßlich: man muß Stellen, „Seiten aus ihm wegwerfen, um im Tone ſeines „Gedichts zu bleiben.„ O göttlicher Sänger! wenn du auflebeſt, ſo gieb doch erſt deinen Leſern Ohr: gieb ihnen Muſik der Seele! — —

Die Kritik über den ehrwürdig lächerlichen Pater Ceva mit ſeinem Jeſuskindlein a) kann ich übergehen; ſie gehört nicht hieher, denn Ceva wollte ſchon ſo ein heroiſchkomiſches Gedicht, oder lieber ein Narrengemiſche, ſchreiben: und welche Ehre! wenn ein Ceva zwiſchen **Homer** und **Lope di Vega** und **Milton** ſtehet! — So kann ich auch die lange Schuldeklamation wider die geſchmackloſen Kenner der Alten b) überſchlagen: die Gelegenheit, die ſie an dieſen Ort gebracht, ſcheint ſie — — doch wer will deuten? — Ein Glück iſts, in einem Buche, wie die homeriſchen Briefe, wieder zwölf Seiten weg ſchlagen können; und ſiehe! es war Nichts! Nichts für Homer; für Wiſſenſchaft, für Geſchmack Nichts! —

5.

Statt uns homeriſche Betrachtungen mitzutheilen, ſchüttet Hr. Kl. einen locum communem aus ſeinem Collektaneenbuche: ob es uns frei ſtehe, heidniſche Mythologien in Gedichten zu adopti-

ren

---

a) p. 36. &c. c) p. 44—51.

ren a)? und, nach ſeinen Vorbereitungen zu achten, iſt dieſe Abhandlung ſehr wichtig.

Zu erſt von der Mythologie in geiſtlichen Gedichten. **Nonnus**, **Sannazaro**, **Claudian**, (wie der nach Ordnung und Zuſammenhang b) hieher kommt, wiſſe die allſehende Muſe) **Camoens**, **Dante**, **Petrarca**, **Arioſto**, **Marino**, **Taſſo**, **Milton**, **Friſchlin**, **Heinſius** — welch Gemenge von Namen! — werden über der profanen Mythologie in ihren Gedichten ſcharf, und, nach der Reihe hin, getadelt. Ich glaube nicht, daß eine Kritik, die auf Dichter ſo verſchiedner Zeiten und Gegenden mit einerlei Machtſpruche fällt, ſo gründlich, ſo prüfend ſey, als ſie über Männer von ſo verſchiedner Zeit, und ſo verſchiednem Werthe ſeyn ſollte.

Einige von dieſen haben **lateiniſch** gedichtet: ein Punkt, der die Sache ſehr verändert; denn wer kann genau ein Haar zwiſchen ziehen, wo die lateiniſche Sprache aufhöre, und die Uſurpation der römiſchen

---

a) p. 55.

b) Ich weiß, ohne die allſehende Muſe nöthig zu haben, daß Hr. Klotz Parentheſen liebt, in Einer wieder Eine, und in dieſer noch eine, und in der dritten zur Noth noch eine vierte machen kann; iſt das aber Anordnung? — Zu dem, damit ich auch eine Parentheſe mache, gebe ich dem ſeligen Geßner vor Hrn. Klotz, wenigſtens bei mir, Recht, daß Ovids Proſerpine zu nahe dem Kindiſchen ſey, (nimis puella) ohne daß darüber ein überladnes Gericht Claudianſcher Mythologie gelobt werde.

miſchen Denkart anfange. Ich weiß, Hr. Kl. hat die Sache bei Gelegenheit der Recenſion eines gründlich lateiniſchen Buches ſehr leicht entſchieden a): eine ſpashafte Verwunderung über furcifer, ein paar Unterſcheidungen, und einige Gegencitationen — ſo iſt der Knoten gelöſet, und Alexander iſt Sieger des Orients. Aber nachdenkende Liebhaber der lateiniſchen Sprache werden bei manchen Worten und Ausdrücken noch ſehr zweifelhaft bleiben; ſie werden mit einem Goldgewichte abwägen, wie weit manche nichts, als lateiniſche Phraſes, andere ſchon Vehikula der römiſchen Denkart ſind: ſie werden alſo auf die jetzige lateiniſche Poeſie ein Mistrauen ſetzen, daß ſie uns nicht, ſtatt römiſchgroßer Gedanken, einen Teppich von römiſchen Wortblumen ſticke, daß man alſo vielleicht von mehrern neulateiniſchen Versmachern das Urtheil fällen könne, was Hr. Kl. über **Sannazaro** fället b): Præter ſermonis Latini elegantiam, nihil in iis carminibus, quod multa laude dignum ſit, invenio. Parum aut nihil potius finxit: complures verſus Horatio ſurripuit: ſimilis Horatio, ſed ut ſimia homini &c.

Und allerdings iſt auch bei der Mythologie für mich der Unterſchied oft zweifelhaft gnug, wo die Red-

---

a) Act. liter. Vol. I. P. III. p. 250. &c. *Funccii de* lectione auctor. claſſicor. P. II.

b) Epiſt. Hom. p. 58.

Redart aufhöre, und ein Gedanke anfange? Es hat Hrn. Kl. gefallen a), bei Vida ſo gar zu billigen, daß das heilige Brot Ceres heißen könne, und daß, der poetiſchen Phraſis wegen, zu billigen, daß Chriſtus dem Volke liba Cerealia ausgetheilet, bloß der Nachahmung Virgils wegen; und gilt das, was ſollte nicht gelten? So wird mich immer die unmythologiſche Sprache platt, gemein, unpoetiſch dünken können; und ſo wird endlich ein lateiniſches Gedicht eine Seifenblaſe, wo viel ſchöne Farben in der Sonne mir vorſpielen; ich greife darnach, und ſie ſind nichts! — Es waren lateiniſche Phraſes.

Auch Hrn. Kl. ſo genannte horaziſche Oden b) ſind nicht ohne Mythologie: ſie reden vom Gradivus, und von der Venus, von Muſis und Camoenis, vom pater Lyaeus, dem ein ganzer Dithyrambe mythologiſch geſungen wird, von Faunen und Dryaden, von Nymphen und Najaden, von Pierinnen, von Diis und Deabus, vom Phœbus, und vom Pindus, von Mavors und Bellona, von Cynthia und Flora, ein ganzes Heer allegoriſcher Perſonen ungerechnet. Fragt man mich, was alle dieſe Namen hier ſollen? nach der Manier Hrn. Kl. in ſeinen homeriſchen Briefen muß ich entweder ſagen:

---

a) ibid. p. 83. 84.

b) Klotz Opuſc. Poet. — Carmina omnia, und bei welchem Titel ihrer Titel man ſie ſonſt nennen will.

gen: unſchicklich, eitle Gelehrſamkeit, verdrüßliches, fremdes Geſchwätz: oder ich ſage: ſchöne poetiſche Phraſes! Nun danke, mein lieber Leſer!

Als die ſchöne lateiniſche Poeſie nach jener langen Barbarei wieder erwachte: als die Sannazars und Vida's, und Bembo's und Fracaſtor's, geweckt vom Geiſte der wieder aufgelebten Römer, ſangen: welcher Phöbus Apollo hätte ihnen damals das Ohr zupfen können? „Dieſer Ausdruck iſt zu mythologiſch, dieſes römiſche Bild hat noch nicht gnug durch den Gebrauch, und durch die Gewohnheit ſeine mythologiſche Natur abgelegt — weg damit! Aber hier mein lieber Vida! ſtehe Ceres ſtatt panis; dort Muſa ſtatt poetica facultas: Neptunus pro mari: Vulcanus pro igne: Lyaeus pro vino. In his licet originem ſuam ſuperſtitioni debeant, tamen *amiſſa fere eſt*, ut ita dicam, *prima vis & abolita*: carmini vero Latino non exiguam elegantiam eadem conciliant a)!„ O der artige Phöbus Apollo! Wenn dieſe abergläubiſchen Wörter ihre erſte Kraft verlohren haben, wenn ſie ihre Natur ausgezogen, wenn ihr Gewicht weg iſt; ſo mögen alle ſolche elegantiæ non exiguæ in den Orkus! Sie ſind ein elender Flitterſtaat, eine poetiſche Sprache ohne poetiſchen Sinn, ein Schulgeſchwätz. Iſt nur dann ein mythologiſcher Ausdruck brauchbar,

---

a) Epiſt. Hom. p. 82. 83.

wenn ihm die Gewohnheit, der alltägliche Gebrauch ſeine urſprüngliche bildvolle Bedeutung entnommen: ſo iſt er ein Redezierrath ohne Weſen; und vor ſolcher Poeſie behüt' uns liebe himmliſche Muſe!

Nein! für ſchulmäßige Phraſesjäger will ich die Erwecker der lateiniſchen Dichtkunſt nicht nehmen; aber um ſo ſchwerer wird mir die Entſcheidung: „wie weit kann eine wirklich poetiſche, und in ihren „Horaz und Virgil verzuckte Seele, in ihrer poeti„ſchen Begeiſterung, auch gleichſam an ſeine Göt„ter und geiſtigen Weſen gläubig werden? Wie „weit kann ſich die horaziſche Laune, der virgiliani„ſche Geiſt, inſonderheit, wenn ich in ihrer Spra„che ſinge, einſtellen, daß ich Mythologie von ihrer „Dichtungsart unabgetrennet und unabtrennlich er„blicke, daß ich, indem ich, **wie** ſie, ſingen will, „auch **mit** ihrer Mythologie ſinge.„ Wer kann hier aus dem Stegreife antworten? wer kann in der Seele derer, die wirklich mit Enthuſiaſmus dichteten, Grenzen ziehen, wie römiſche Begeiſterung, Begeiſterung aus den Römern geſchöpft, Begeiſterung, die ſich ſelbſt in römiſche Sprache ergoß, hie und da einen Schritt weiter im Ausdrucke zurück bleiben, hie und da etwas vorſichtiger in der Mythologie ſeyn ſollten: denn ſie dichteten doch **heilig**. Nun ja denn! immerhin **heilig**; aber Vida und ſeine Mitgefährten dichteten auch **lateiniſch**, und, zum Unglücke, wollten ſie auch **römiſch**

miſch dichten; nun ſtehen wir vor einer dreifachen Wegeſcheidung — wer kann alle drei mit einmal gehen, ohne auf keiner zu weit hin zu wanken?

Ich ſehe keinen andern Rath, als daß man über ein **heiliges** Sujet niemals Latein, ich meine römiſch Latein, gedichtet hätte! denn immer iſt eine Miſchung von Sprach- und Denkarten unvermeidlich. Der Orient ſoll ſich in den Occident ſtürzen, Geiſt der Religion, und der altrömiſchen Poeſie ſollen ſich umarmen; ein ſeltnes Paar! aus Cicero ſoll ein Compendium der Theologie geſchöpft, und doch kein römiſcher Begriff dahin übertragen, und keinem Begriffe der Orthodoxie etwas von ſeiner ſyſtematiſchen Strenge benommen werden — ſchwere Verbindung! **Sannazaro** will de partu Virginis ſchreiben, und zugleich nie ſeinen Virgil verlaſſen: **Buchanan** einen Baptiſtes ſchreiben, und doch ſeine Juden römiſch ſprechen laſſen — widrige Vermiſchung! Ueberläßt ſich der Dichter dem Geiſte ſeiner Religion; ſo wird er Jüdiſch- ſo wird er Chriſtlichlatein zu ſprechen in Gefahr kommen; folgt er dem Geiſte der römiſchen Poeſie, Denkart und Sprache; wie weit von Judäa ab wird der ihn hinführen! Will er, als ein Helleniſte, auf beiden Wegen gehen, und Gleichgewicht halten — unwürdige, ermattende Wachſamkeit! drückendes Joch des Geiſtes, der in der Poeſie nichts ſo ſehr, als Freiheit, liebet. Der furchtſame matte

Dichter wird an der Erde kriechen, und nie ſich aufſchwingen können: denn er ſchrieb für die Cenſur zweier Inquiſitionen, eine chriſtliche (oder jüdiſche) und eine römiſche! — Mein Rath alſo, daß man nie den Bogen der römiſchen Poeſie nach ſo weit von Rom entlegnen Gegenſtänden ſpannen wollte, wenn man auch Pindariſche Pfeile hätte: man trifft nicht!

Es verſteht ſich, daß die Dichtungsarten nicht alle gleiche Schwierigkeiten haben. Eine Hymne, ein Lehrgedicht, eine Cantate iſt eher **geiſtlich** und doch **lateiniſch** zu liefern; als ein Trauerſpiel, eine Dichtung, ein Luſtſpiel, eine Epopee. **Buchanans Juden** treten als **Juden** auf; lateiniſche, römiſche Juden in Galiläa! Friſchlins Iſmael in Meſopotamien, und daſelbſt mit Claſſenlatein! Sannazars Cerberus, Centauren, Hydern, Proteus, im Stalle zu Bethlehem! bei einem Trauerſpiele, Luſtſpiele, Heldengedichte, welche Disharmonie, und doch faſt wie unvermeidlich! Hr. Kl. alſo hätte über alle dieſe Dichter nicht bloß ſein kritiſches Urtheil vom Throne hinunter ſprechen, das von andern ſchon ſo oft geſprochen iſt, ſondern lieber auf die Urſachen dringen ſollen, die dieſen Männern Zwang auflegten. Ohne dieſes iſt ſeine Kritik eine gute lange Claſſenlektion a), und wem iſt damit gedient?

Zwei.

---

a) p. 58—86.

Zweitens, auch die Zeiten und Länder muß man unterſcheiden, in denen ein Dichter lebte, in denen und für welche er ſchrieb. Die meiſten der gerügten Poeten ſind Italiener, aus dem Lande der Alterthümer alſo, aus oder vor den Zeiten, da der Geſchmack des alten Gräciens und Latiums wieder auflebte: Wer wird nun einen Dante, Petrarca, Sannazar, Vida, Arioſto, Taſſo, Marino aus allen dieſen Zeitverbindungen rücken, und ſo ſchlechthin vor das Gericht einer fremden Zeit, eines fremden Landes ſodern; daß ſie das Heilige mit dem Unheiligen vermiſchet? Der Geiſt der alten griechiſchen Mythologie, aus ſeinem Vaterlande vertrieben, floh nach Italien: Italien gab er die Denkmaale ſeiner Größe in Poeſie und Kunſt und Weisheit: in Italien erwachte er wieder; erwachend aber fand er ein Land, mit einer fremden, der chriſtlichen Religion bedeckt. Indeſſen ſtrebte er in die Höhe, ſchaffte ſich Bewunderer, Anbeter und Nachahmer; Nachahmer, die in den Begriffen einer andern Religion, Denkart, und Sprache erzogen waren: was anders alſo, als eine Vermiſchung zweener fremder Ströme, die gegen einander brauſeten, und endlich zuſammen floſſen. Der chriſtliche Künſtler, dem Apollo profan war, fiel doch vor ihm, als vor dem höchſten Denkmaale der Kunſt, nieder: die Statuen der Götter waren Geſchöpfe des Aberglaubens, aber auch Geſchöpfe der ſchönſten griechiſchen Kunſt:

Kunſt: Horaz und Virgil waren Dichter einer fremden Religion; zugleich aber Dichter der edelſten Natur, der vortreflichſten Sprache: die Mythologie eine Sammlung von Fratzenmärchen; aber auch eine Welt voll ſehr poetiſcher Ideen. Unter ſolchen alſo lebten damals Dichter und Künſtler: ſie wandelten unter heidniſchen Statuen, und heidniſchen Dichtern, und heidniſchen Sprachen: das Neue, die Morgenröthe des Geſchmacks, hatte dreifach ſtärkere Wirkung auf ſie: ſie wurden ſelbſt römiſche Dichter, und neugriechiſche Künſtler und chriſtliche Heiden. Der Cardinal der römiſchen Kirche war ein heidniſcher Bembo, der neue Horaz Vida Biſchof von Cremona: das Kind mit chriſtlichem Waſſer getauft, ward mit heidniſchen Begriffen des Schönen genähret: die Vermiſchung ward Geſchmack der Zeit und des Landes. Leo der zehnte vergab chriſtliche Sünden, und wandte die heiligen Summen auf das unheilige Schöne der Heiden: in die Tempel Italiens kam David und Apollo, Chriſtus und Belial neben einander, und die Geſchichte Jupiters und Leda auf die Thüre des heil. römiſch-katholiſchen Peters.

Wer kann nun ohne Rückſicht auf Zeit, Land, und Sprache Sannazar und Vida, Dante und Petrarca, Arioſto und Taſſo, und wen weiß ich mehr? tadeln a), ohne ſie zu erklären, ohne uns auf ihre Jahr-

---

a) p. 73 — 75. etc.

Jahrhunderte aufmerkſam zu machen, da die ſcholaſtiſche Wortgrüblerei, und die Sprache der Mönchsandacht der Geiſt der Religion war, da das Land von dieſer Seite unter Nacht und Dunkel lag, oder da der hellere Geſchmack an den Antiken in Poeſie, Kunſt und Sprache überwand, ſich in Alles hineindrängen, und dem Ganzen der ſchönen Litteratur ſeine neue Bildung geben **mußte.** Da alſo konnte Dante in ſeiner göttlichen Komödie Chriſten, Juden und Heiden, Götter, Engel und Teufel durch einander miſchen: da konnte Arioſt

le Donne, i Cavalier, l'arme, gli amori
le corteſie, l'audaci impreſe - - -
che furo al tempo, che paſſaro i Mori
d'Africa il mare u. ſ. w.

beſingen, und mitten inne auch des Styx und Acherons erwähnen. So unbillig die brittiſchen Proſe-Critiks dem Spenſer ſeine Feen, und Shakeſpear ſeine Hexen vorgerückt: ſo unbillig alte Italiener und Portugieſen, und Engländer nach dem Zeitbegriffe meiner Religion und Wiſſenſchaft beurtheilen — auf die Weiſe wird alles ein Chaos.

Klopſtock (ich weiß keine höhere Inſtanz!) Klopſtock ſang dem Meſſias ſeinen ewigen Geſang im Geiſte der Religion **ſeiner Zeit**, nach den Geſichtspunkten ſeines Horizonts, nach den Eindrücken ſeines Herzens; wer einerlei Natur, einerlei Mittel der Bildung, Seiten der Anſchauung, Ein Herz und Eine Seele mit ihm hat, wird ihn aus ganzer Seele leſen. Einem Oeſt, z. E. werden ſchon viele Vorſtellungsarten thalmudiſch dünken; einem chriſtlichen Schüler des Korans werden manche aus Arabien entlehnt vorkommen: einem Foſter oder Sterne in England, und auch das ſind Chriſten! werden manche noch weit befremdender erſcheinen; und endlich einem orthodoxen Chriſten des zwölften oder zwanzigſten Jahrhunderts? — deſſen Urtheil über den Meſſias möchte ich leſen. Wie? wenn nun ein ſolcher nach ſeiner Zeit fromm und ſelig urtheilte? Unbilliger Richter! er ſollte ſich in unſre Zeit zurückzuſetzen, aus ihr denken und ſprechen: er ſollte mehr als des Nikomachus Auge haben, um Helena anzuſchauen. So wie der oberſte Richter allwiſſend ſeyn muß, um gleichſam die eigenthümliche Moralität eines jeden Herzens zu kennen: ſo ſei (man erlaube mir die kleine Blasphemie vom Gleichniſſe!) ſo ſei der Richter über Zeiten und Völker, auch des Geſchmacks dieſer Zeiten und Völker kundig, oder er greift blind in den Loostopf der Jahrhunderte, um nichts als ein mageres kritiſches Regelchen herauszulangen.

Und Milton! — Wer Milton mit allen vorigen Miſchern der Religionen in einen glühenden Ofen zuſammen werfen will a), hat nicht bedacht,

---

a) Epiſt. Homer. p. 79.

daß bei ihm dieſe mythologiſchen Vorſtellungsarten nicht weſentlich zum Baue ſeines Gedichts, ſondern nur zur Auszierung deſſelben gehören. Er bringt ſie nicht (wenigſtens nie offenbar!) in die Zeit, **aus welcher**, ſondern in die Zeit, **für welche** er ſinget: und ſo werden ſie **Gleichniſſe, Schmuck, Verzierung** ſeiner Gegenſtände; nicht eigentlich Gegenſtände ſelbſt. Er ſingt für ſeine Zeit; dieſer ſchweben unter andern auch aus heidniſchen Schriftſtellern Vorſtellungen im Gedächtniſſe, die ſeine heilige Vorſtellung zehnfach verſtärken, und einprägen — einprägen, daß es kaum in ſeiner heiligen Geſchichte ſolche ſtarke und Nachdrucksvolle Hülfsvorſtellungen gäbe — warum alſo ſollte er jene wartende Ideen in der Seele ſeiner Leſer nicht wecken? warum ſie nicht aufruffen, um ſeinen heiligen Gedanken deſto tiefer in die Seele zu prägen? Und das thut Milton!

Er thuts an weit mehr Stellen, als mein lateiniſcher Autor anführet; doppelt aber ärgerts mich, daß er eben die ſüßeſten im ganzen Milton tadelt, aus einem Buche a), das die gröſſeſten Gegner deſſelben mit Lobſprüchen haben überhäufen müſſen; nämlich „die ſelige Liebe der Stammväter des Menſchengeſchlechts in Eden.„ Auch Winkelmann, der in griechiſche Schönheiten entzückt, die Miltoniſchen

---

a) Parad. loſt B. IV.

niſchen Beſchreibungen für ſchöngemalte Gorgonen erklärte, nimmt dieſe Scene von ſeinem zu griechiſchen Urtheil aus, a) und in der Sprache Miltons inſonderheit ſelbſt herrſchet hier eine Süßigkeit, eine Anmuth, die uns in das Paradies ſelbſt verſetzet — und ſiehe! in dieſem Paradieſe eben zeigt ſich eine kalte Hand des Kritikus, um uns einige der ſchönſten Früchte Todbringend zu berühren.

Milton hat ſein Eden mit aller Pracht und Schönheit geſchildert: Bäume, Flüſſe, Quellen, Luſtwälder, murmelnde Waſſerfälle, das Chor der Vögel, der Hauch der Frühlingslüfte, der Geruch der Wieſen und Wälder — eins nach dem andern fließt wie Balſam in unſre Seele: meine Phantaſie iſt erfüllet: mein Auge, Ohr, und alle Sinne geſättigt: ich ſchwimme im Traume der Wolluſt. Und Milton will mich in dieſem Traum erhalten! Da meine Sinne geſättigt ſind; ſo ſpricht er zu meiner Seele: er rufft alle Ideen ſchöner Gegenden und Luſtörter, die in meiner Einbildungskraft ſchlafen, auf: und wo giebt es mehr, als aus Griechenland und ſeinen Dichtern des Vergnügens? Dieſe ſollen mich in meinem Traume fortwiegen, ich ſoll die Freude der Wiederſehung genießen, und ſo nachdem auf ſanften und unmerklichen Stuffen meine Seele von dem Lebloſen ſich immer lebender hin, aufgeſchwungen, und jetzt in dem muſikaliſchen

---

a) Geſch. d. Kunſt, p. 28.

Chöre der Vögel und der Lüfte, und der zitternden Wälder ſchwebet: ſo fängt ſie, wie aus einem ſanften Schlaf erwacht, an, die holden Bilder voriger Zeiten, die Erinnerungen der Jugend zu ſammlen: a)

> — — while *univerſal Pan*
> Knit with the Graces and the Hours in dance
> Led on th' eternal ſpring. Not that fair field
> Of Enna, where Proſerpin gathering flowers
> Herſelf a fairer flowr etc. — — —
> — — — — — nor that ſweed grove
> Of Daphne by Orontes, and th' inſpir'd
> Caſtalian ſpring, might with this Paradiſe
> Of Eden ſtrive; nor that Nyſcian ile
> Girt with the river Triton etc. — —

So ſchwebt unſre berauſchte Einbildungskraft weiter, und kommt endlich vom Berge Amara aus Aethiopien zurück, um im Paradieſe unendlich mehr, als in allen dieſen Zaubergegenden zu finden. Iſt dies eine Entheiligung des Gedichtes? ſo iſts eine Entheiligung des Höchſten unter den Propheten, des poetiſchen Jeſaias, Jehovah einen Gott der Götter zu nennen, und ihn Geſänge lang mit dieſen heidniſchen Klötzen zu vergleichen! aber wie erhaben!

Milton hat uns das erſte Paar bis zum Entzücken geſchildert, den Bau ihrer Glieder, und ihre ver-

---

a) Parad. loſt. Book IV. v. 266.

vergnügte Mahlzeit, und ihre Liebkoſungen, und die holde Umarmung der Eva und — Das Lieblächeln Adams a).

— — as Jupiter
On Juno ſmiles, when he impregns the clouds
That ſhed May flow'rs — —

Welch ein Bild! Iſts Erniedrigung für Adam, in ihm den küſſenden Jupiter zu ſehen? Adam führt Eva zur Brautlaube, und da unſre Seele durch den ſichtbaren Anblick derſelben mit Freude und Ehrfurcht gleichſam erfüllet worden; da das Auge nicht mehr ſprechen kann: ſiehe! ſo ſpricht die Phantaſie, gleichſam in einen Traum voriger Zeiten verſenket b):

— — in ſhadier bower
More ſacred and ſequeſter'd, though but feign'd
Pan or Sylvanus never ſlept, nor Nymph
Nor Faunus haunted. — —

So dichtet Milton: ſeine profanen Gleichniſſe ſind nichts als Hülfsvorſtellungen zum Dienſte ſeiner heiligen Vorſtellungen: er nimmt zu ihnen ſeine Zuflucht, wenn Worte innerhalb dem Kreiſe ſeiner Religion nicht Triebfedern geben, ſeine Idee ſo hoch zu ſpielen, als er ſie haben will: und nur dann irret ſeine Phantaſie in dieſe Zaubergegenden der griechiſchen Dichtung, wenn er ſchon unſre Sinne er-

---

a) B. IV. v. 499.
b) B. IV. v. 705.

erfüllet, und jetzt der Seele Zeit läßt, die Bilder ihrer Jugend zu ſammlen. Konnte er dies nicht thun, als Dichter? Eben dadurch ſchlägt er ja an unſern Geiſt, daß er gleichſam ſich ſelbſt dichte. Oder etwa nicht als Dichter der Religion? Was iſt der Religion würdiger, als ſolche Vergleichungen zu ihrer Erhöhung? Die Bibel, ja Jehovah ſelbſt in ihr ſpricht alſo.

Nichts, nichts wundert mich ſo ſehr, als daß ein compilirter Tadel, der in Britannien längſt verlacht, und verachtet iſt, den nur die **Lauder's** und **Magni's** und **Voltaire's** gegen Milton haben aufbringen können, und längſt damit zur Ruhe gegangen, daß dieſer, ohne Gründe und Urſachen, wieder aufgewärmt, in Deutſchland angehört werden könne! Einem Kritikus, der Milton blos aus ausgeriſſenen Allegationen kennen mag, kann ſo etwas erwartet kommen, dem aber mag ich keinen beſſern Lohn für ſeinen Tadel wünſchen, als daß er ihn nie im Zuſammenhange kennen lerne! a) — —

Schade,

---

a) Daß Hr. Kl. ihn ſchwerlich ſo gekannt, könnte ich aus der offenbar ungerechten Anſchuldigung beweiſen. Milton ſage hier nicht einmal ſein Salva Venia: vt eſt in fabulis, vt poetae aiunt, aut alia eiusmodi, quibus excuſari illa poſſunt. Zwar, wenn ers auch nicht ſagte? Nun aber muß ja Hr. Kl. v. 705. das though but feign'd nicht geleſen haben, und wer wird eine Stelle anführen, die man nicht geleſen hat?

Schade, daß unſerm lateiniſchen Homeriſten die bibliſchen Epopeen, die wir in unſrer Sprache haben, z. E. ein Noah, Jakob, u. ſ. f. unbekannt oder nicht in ſeiner Compilation angeführt geweſen: welch ein gelehrtes Regiſter mythologiſcher Herrlichkeiten würde er da excerpirt haben, zur Freude aller frommen Chriſten, und zur Lehre der Männer in Zürich!

6.

Man ſiehet, wie wenig Ueberzeugung das kahle Verbot ins Allgemeine hin: „kein mythologiſcher „Name komme in ein geiſtliches Gedicht! „ für mich habe: ich muß mich alſo ſchon ſelbſt nach Gränzen der Mythologie und eines chriſtlichen Gedichts umſehen.

Zuerſt rechne ich, wie geſagt, die lateiniſche Sprache nicht mit: denn ſchwer iſts, zu beſtimmen, wo der lateiniſche Ausdruck aufhöre, und der nationalrömiſche, der mythologiſche z. E. anfange. Noch ſchwerer iſts, über ſo fremde Gegenſtände, als ein heiliger Geſang liefert, Lateiniſch, und im Geiſte der Römer zu dichten; denn entweder wird der Jude und Chriſt romaniſiren, oder der Nachfolger Virgils und Horaz judaiſiren, helleniſiren müſſen.

Zweitens rechne ich die Zeiten nicht mit, da die Mythologie gleichſam die zweite Mutter des poetiſchen Geiſtes war: und dies iſt die Wiederauflebung der-

derſelben in Italien. In der Kunſt ſprachen die ſchönſten mythologiſchen Ideen dem Auge; in der wieder erſtandnen Poeſie dem Ohre: ſtatt des trocknen Ariſtoteles ward der mythologiſche, allegoriſche Plato der Lieblingsweiſe Italiens: ſolche Begriffe füllten die Seele. Entweder wählte man die lateiniſche Sprache dazu, und in ihr ſchien gleichſam die Mythologie ſchon eingewebt, und unabtrennlich; oder man wählte doch mythologiſche Dichter zum Einzigen Vorbilde; wie konnte ſich nun der begeiſterte Nachahmer ſagen: ſiehe! hier hört die Manier des Dichters auf, und da fängt ſeine Religion an! Und wer ſich dies auch hätte ſagen können, der wollte ſichs nicht ſagen, denn ächt Latein, ächt Römiſch zu dichten, war ja nach dem Zeitbegriffe, der einzige, der höchſte Zweck ſeiner Muſe. — Solche Zeiten alſo ſoll man erklären, ein allgemeiner Tadel koſtet wenig.

Drittens ſchreibe ich auch nicht von den Zeiten, da die Religion, ſo wie ſie damals herrſchend war, kein reines heiliges Gedicht geben konnte: da die Begriffe von ihr viel zu dunkel, unbeſtimmt, gebrochen und abergläubiſch waren, als daß ein Gedicht, das für den herrſchenden Verſtand geſchrieben wäre, für uns orthodox, wie ein Gebethbuch, ſeyn könne. So z. E. die Zeiten des **Dante, Arioſts, Taſſo, Camoens** u. ſ. w. Wenn dieſe Dichter in dem elenden Geſchmacke ihrer Zeit poetiſches Geräth, oder

wenig

wenigſtens Freiheit fanden, mit dieſem und jenem Stabe des Aberglaubens poetiſche Wunder zu thun, warum nicht? Das Heldengedicht eines Mönchs aus Padua auf ſeinen heiligen Antonius, oder eines Mayländers auf ſeinen heil. **Karl Borromäus** ſei immer den Legenden ſeines Ordens, ſeiner Stadt, ſeiner Zeit, ſeiner eignen Erziehung angemeſſen: denn anders kann der ehrwürdige Pater nicht dichten. Und wo werde ich an einen Rieſen, an ein Geſchöpf ſeines Jahrhunderts, mit einem Zwergmaaße meiner Zeit, mit einem kritiſchen Regelchen, hinzutreten, ohne daß mich ſeine Größe nicht beſchäme!

Alſo blos von einem **in der Religion erleuchteten Zeitpunkte**: und wo weiß der Kritikus, wenn dieſer Zeitpunkt voll Licht, oder nur voll Blendſchein des Lichts iſt? wo ſoll ers, als Kritikus, wiſſen? Das mag der Gottesgelehrte, der Polemikus entſcheiden; nicht der poetiſche Kunſtrichter. Der Dichter nimmt den herrſchenden Religionsgeſchmack, oder beſſer, ſein eignes Religionsgefühl, wie er dazu gebildet worden, ſeinen eignen Horizont von Religionsausſichten, und dichtet. Und ſo muß der Kritikus ihn richten. Nicht daß er abſolute Wahrheit ſuche, nicht daß er frage, ob dieſe und jene Religionsvorſtellung auch rechtgläubig genau, exegetiſch richtig, philoſophiſch erwieſen; ſondern ob ſie wahrſcheinlich ſey, ob ſie könne poetiſch geglaubt, gefühlt, beherzigt werden. Das iſt bei einem jüdiſchchriſtlichen Gedichte nicht ſchlechthin die Frage: ob hiſtoriſch genau, der Jude ſeine Affekten ſo gemahlt oder nicht; auf den Fuß wäre vielleicht kein **Tod Adams**, und kein **Tod Abels** möglich; ſondern ob ſie, **nach gewiſſen allgemein angenommenen Vorausſetzungen**, ſo haben ſprechen können. — Ich folge alſo dem Religionsbegriffe **meiner Zeit**, ohne weitere Umwege: **wiefern verträgt er ſich mit mythologiſchen Ideen?**

1. In jedem Poem, wo Dichtung herrſcht, wo Perſonen der Dichtung auftreten, können freilich nicht Weſen der heidniſchen und chriſtlichen Religion neben einander **handelnd** vorgeſtellet werden; nicht mit einander gleich weſentliche Subſtanzen zur Handlung des Gedichtes ſeyn. Wenn die Muſe und der heil. Geiſt, ein Gabriel und ein Apollo, eine Maria aus den Gegenden des Himmels, und eine Diane zugleich, auf einerlei Art poetiſche Exiſtenz, poetiſche Handlung auf dem Schauplatze eines heiligen Gedichtes bekommen; ſo ſtoßen ſie ſich in unſerer Seele. Ihre poetiſchen Subſtanzen heben einander auf: mein Auge fährt über ihre beiderſeitige Gegenwart zurück: die Täuſchung geht verlohren, und mit ihr der ganze Zweck ihrer poetiſchen Erſcheinung. Ein Trauerſpiel ſolcher Art mag vielleicht noch in einem Winkel von Ita-

Italien, Spanien, oder von Böhmen und Bayern ausſtehlich ſeyn: eine Epopee von ſolcher Miſchung mag der chriſtlichen Barbarei gefallen; rings um uns ſcheint das Licht einer geläuterten Religion zu ſtark, als daß nicht **Eine** ſolche Dichtung die andre in den Schatten drängen müßte.

Nur ſetze ich gleich eine Einſchränkung hinzu. Nicht deßwegen können beiderlei Geſchöpfe nicht auf Einem Schauplatze, in gleich ſtarkem Licht erſcheinen, weil die Eine Art **wahre**, die andere **Lügenweſen**, oder nach Hr. Klotzens Sprache a), inepta, ridicula, falſa, impia, vno verbo ſuperſtitionis propria ſind, quae a veri Dei cultoribus vſurpari non poſſunt. Denn ein ſolcher Dichter ſchreibt nicht eigentlich, als ein frommer rechtgläubiger Chriſt, als ein Diener des einzig wahren Gottes, der vor aller Mythologie als vor einem ungereimten, lächerlichen, gottloſen, abergläubiſchen Krame ſo viel Abſcheu hat, wie vor dem böſen Feinde der Hölle; ſondern — als Dichter. Er ſchreibt nicht eines ſeligen Todes und des Himmelreichs wegen, ſondern nur, (der gottloſe Menſch!) um poetiſch ſeine Leſer zu täuſchen. Er verabſcheuet alſo die Mythologie, nicht als ein ungöttliches Weſen, und als eine Geſchichte weltlicher Lüſte, ſondern weil ſie in ſeinem heiligen Poem **ſeinem Zwecke**, ſeiner Laufbahn der Gedanken fremde, und dem poetiſch anſchau-

---

a) p. 56. bis 86. auf jeder Seite.

ſchauenden Leſer widrig ſeyn muß. Auf einem andern Schauplatze könnte eben derſelbe Leſer dieſe unchriſtlichen, gottloſen Geſchöpfe der Lügen ganz behaglich ſehen, und vielleicht eben der Dichter, wenn er ein Wieland iſt, mit Feuer bearbeiten; aber auf dieſen gehören ſie nicht „**der poetiſchen Wahrſcheinlichkeit** halben.„ Denn wenn die Maſchinen der heidniſchen Religion bis zur Täuſchung geglaubt werden ſollen; wie denn aus eben der Maſchiene chriſtliche Weſen? Sie wirken dem anſchauenden Auge gegen einander, ſie heben an Wahrſcheinlichkeit einander auf.

2. Auch wenn der Dichter **allein** ſpricht: ſo ſpreche er in Einem Gedichte von beiden nicht ganz auf Eine Art; als wenn er **an beide gleich glaubte**, und ſie beide mit **einerlei Wahrheit behandelte**. Eine Anrufung an den heil. Geiſt und an die Kalliope zugleich iſt ungereimt; nicht wieder als Gottloſigkeit, als Sünde wider den heil. Geiſt, ſondern der poetiſchen Täuſchung halben. Entweder ſind beide dem Dichter alsdenn Weſen von gleicher poetiſchen Exiſtenz; dies widerſpricht ſich — oder beide nur Redezierrath, nur poetiſche Figuren: dies beleidigt den Leſer noch mehr, denn er kommt dadurch zu ſich zurück, um den Wortkünſtler ohne inneres Weſen und Leben gewahr zu werden — oder Eins von beiden hat nur poetiſche Wahrheit; und warum ſteht alsdenn das Andere da? Es hindert

die

die Wirkung des Erſten. In dieſem Stücke hat freilich niemand ſo geſündigt, als Sannazar; ich wiederhole es aber nochmals — geſündigt, nicht wider den heil. Geiſt, ſondern wider die poetiſche Wahrheit und Illuſion.

3. Wo dies nicht iſt, wo die poetiſche Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit nicht darunter leidet, wo es der Congruität des Gedichts nicht entgegen iſt, an mythologiſche Namen, an erdichtete Gegenden zu denken — immerhin! Die Mythologie iſt einem guten Theile nach hiſtoriſch, oder allegoriſch; ſelbſt das Fabelhafte in ihr miſchet ſich mit Geſchichte und Allegorie; warum ſollte ſie als ſolche nicht auftreten? Wenn ſie bekannt gnug, anſchauend, und eine Schöpferinn großer Begriffe zur Würde eben des chriſtlichen Objekts iſt: ſo kniet ſie als ein Opfer vor dem Altare der Religion. Selbſt Religion wollte ſie hier nicht ſeyn, ſie ward als Geſchichte, als Allegorie, als alte Sage, oder als bekannte Dichtung gebraucht: und da oft mit einer Wirkung, die anders woher nicht erſetzt werden konnte — vortrefflich! So Milton, ſo Young, ſo oft die Dichter der Offenbarung!

Es kann nichts, als ein Reſt der Lieblingsſekte ſeiner Jugend a) geweſen ſeyn, wenn Hr. Kl. jeden mytho-

---

a) Pro ingenii ſui — favebat maxime Zinzendorfianorum partibus, nihilque aliquoties propius abfuit, quam vt eorum ſodalitati nomen daret. *Harleſ.* vit. philolog. in vita Klotz. p. 184. P. I.

mythologiſchen Namen, jedes fabelhafte Gleichniß aus chriſtlichen Gedichten, als gottlos, falſch, ungereimt, lächerlich, abergläubiſch auskratzen will. **Abergläubiſch?** Muß ich denn einen Pluto glauben, wenn ich mich mit Milton an die ſchöne Flur (und an nichts mehr, als an die ſchöne Flur,) erinnere, wo er ſeine Proſerpine entführt haben ſoll? **Lächerlich?** Nun warum denn, wenn ich mit einer Erinnerung an den küſſenden Jupiter große Idee erwecke? Laſſet Jupiter vorjetzt nur der höchſte Held ſeyn, den ein Dichter denken konnte; wie erhöht das Miltons Adam! **Ungereimt?** **Falſch?** An ſich ſelbſt immer! aber der hiſtoriſche oder allegoriſche Sinn, in dem ich ſie anziehe, der iſt nicht **ungereimt**, der iſt nicht falſch! Und endlich **gottlos?** Nun ja doch, ja! und ich glaube es Herrn Klotzen ſo, als wenn ich ihn noch in der Vorſtadt zu Görlitz a) predigen hörte; allein Hr. Klotz wird alsdenn ſeinen Collegen kennen, der Abbten auch der Sünde wider den heil. Geiſt beſchuldigte, weil er eine nichtswürdige Satyre verdeutſchet hatte?, Ich ſehe in Milton, Young, und im vierzigſten Kapitel Jeſaia, was mich anbetrifft, nichts Gottloſes.

---

a) Gorlitii cum eſſet, dixit ſaepius in villis ſuburbanis pro ſacris roſtris ad populum, quod etiam aliquoties in patria (Ei ja!) ab illo factum eſt. Harleſ. vit. philol. ibid.

4. Aber viertens: wo in einem chriſtlichen Gedichte die Mythologie keinen poetiſchen Nutzen ſchaffet; allerdings, da bleibe ſie weg, denn jedes Müßige, jedes der poetiſchen Wirkung Widrige muß wegbleiben. Ich danke alſo im Namen aller **wahren** Poeten eines h. Sujets Hrn. Klotzen freundlich für die Erlaubniß, „doch Neptun für das Meer, „und Ceres ſtatt Brot, und Vulkan ſtatt Feuer, „und Lyäus ſtatt Wein, auch im geiſtlichen Gedichte ſagen zu können; denn dieſe Worte hätten „ſchon ihre mythologiſche Kraft verlohren; ſie „brächten aber eine nicht geringe Eleganz in das „Gedicht.„ Elende Eleganz! eben wo ſie ihre alte Kraft abgelegt haben, und blos als Wortſchmuck gelten; da wirds gerade das erſte Geſetz des wahren Dichters, zumal des **heiligen** Dichters, den Bettel wegzuwerfen.

Ich ſammle das Herausgebrachte, und da zeige ich ja doch beinahe ein Facit mit Hrn. Klotzen auf? Nicht völlig und am meiſten iſt die Rechnungsart verſchieden, wie wir unſer Facit herausbringen. Hr. Kl. thut einen Machtſpruch: kein Zug der Mythologie komme in ein geiſtliches Gedicht! ich nehme mir die Freiheit, den Satz ſo einzuſchränken, daß er bei jedem Unwahrſcheinlichen in der Poeſie gelten muß. Hr. Kl. giebt ſtatt Gründe die Namen: heidniſch, gottlos, falſch, abergläubiſch, dumm, lächerlich, ungereimt; ich darf ſagen: immerhin!

merhin! wenn es nur hier nicht unwahrſcheinlich, unpoetiſch, der Illuſion entgegen iſt; befördert es dieſe — vortreflich! Hr. Kl. tadelt die größeſten Dichter; ich entſchuldige einige, und rette ſie aus ihrer Zeit; andre lobe ich, und könnte eine Abhandlung geben: „von der vortreflichen Wirkung fremder Religionsideen in einem chriſtlichen Gedichte!„ Hr. Kl. erlaubt die Mythologie nirgends, als wo ſie aus dem gradu ad Parnaſſum geborgt, eine Blumenleſe poetiſcher Phraſes ohne mythologiſchen Sinn ſey; ich warne vor nichts ſo ſehr, als vor ſolcher ſinnloſen Mythologie, vor ſolchem mythologiſchen Unſinne! Hr. Kl. hat fromm und chriſtlich geſchrieben; ich wünſchte, als Kunſtrichter der Poeſie, gründlich, und nach dem Gefühle poetiſcher Leſer geurtheilt zu haben. So gehe ich über dieſe Materie mit Hrn. Kl. aus einander.

7.

War ſie aber ſo langer Unterſuchung werth? Ich glaube: denn welchen bethlehemitiſchen Kindermord würde Hrn. Kl. Verbot in dem Erhabenſten unſrer geiſtlichen Dichter ſtiften! und unſre geiſtlichen Dichter (eine Gattung Poeſie, in welcher wir Deutſche nur den Britten nachſtehen) ſind die Ehre unſrer Nation.

Der

Der Heiligſte unter allen, Klopſtock, und das heiligſte Gedicht deſſelben, der Meſſias! Aber von welcher Wirkung iſt die heidniſche, die mythologiſche Römerinn in demſelben a), Portia! Wie, wenn ſie zu beten anfängt:

— — — Mit aufgehabnen ringenden Händen
Stand ſie mit Augen, die ſtarr zum dämmernden Himmel hinauf ſahn,
Und ſo zweifelt ihr Herz. O du der Erſte der Götter!
Der die Welt aus Nächten erſchuf, und Menſchen ein Herz gab!
Wie dein Namen auch heißt, Gott! Jupiter! oder Jehovah!
Romulus oder Abrahams Gott! — — —
Iſt er dir ſo feſtlich, der Anblick, die leidende Tugend,
Gott! von deinem Olympus zu ſehn? Er iſt es, den Menſchen! u. ſ. w.

Sie fähret mit dieſem hohen Gefühle zu beten fort, und ich bin über das Herz der chriſtlichen Leſer des Meſſias gewiß, daß daſſelbe nur ſelten eine ſo hohe Stuffe der Bewunderung Jeſu erreicht haben wird, als mit dieſem heidniſchen Gebete.

Portia erzält ihren Traum b): die Erſcheinung des Sokrates! — — Himmel! wo gehört Sokrates, der heidniſche Sokrates, in einen Meſſias?

---

a) Der Meſſias Geſang 6.   b) Geſang 7.

Und doch weiß ich, daß dieſer Traum, um mit Klopſtock zu reden, ſich, vor vielen Epiſoden des Meſſias, in die Seele des Leſers gießen, und immer aus den Lieblingsgedanken, die er am feurigſten denket, neue Gedanken entwickeln wird,

— — in ſeinem Herzen die feinſten
Zarteſten Saiten gewiſſer zu treffen, und ganz ihn zu rühren.

Schon wenn Portia anhebt: — —

Sokrates . . . zwar du kenneſt ihn nicht; aber ich ſchauere vor Freuden,
Wenn ich ihn nenne! das edelſte Leben, das jemals gelebt ward,
Krönt er mit einem Tode, der ſelbſt dies Leben erhöhte!
Sokrates . . . immer hab' ich den Weiſen bewundert! ſein Bildniß
Unaufhörlich betrachtet, ihn ſah ich im Traume. Da nennt' er
Seinen unſterblichen Namen: Ich, Sokrates u. ſ. w.

Wenn Hrn. Kl. einzige Urſache gelten ſoll: „das Heilige ſoll nicht mit dem Unheiligen vermiſcht werden!„ ſo müßten dieſe Epiſoden aus Meſſias weg, und mir ſind ſie unter den theuerſten.

Klopſtocks Salomo! Ein bibliſches Sujet, und alle Leſer haben mit mir, den Contraſt der heidniſchen

niſchen Scenen für das Rührendſte im ganzen Trauerſpiele gehalten. Wenn Salomo rühren ſoll: wie anders, als durch ſeine heidniſchen Zweifel. Wie, wenn der Troſtloſe klaget:

Hülfe! Selber meine Freunde
Vermögens nicht. —
Ein Rauch, dem Feind' ein ſüßer Opferdampf,
Mag dieſes Haus verfliegen! meine Kinder
Zerſchmettert werden — —
— — ich will es leichter tragen,
Als was mir unter deiner Flügel Schatten,
O Friede! dies mein Herz verzehrt — das Leben
Zum Tode macht! und kaum des Müden Zuflucht
Den Tod noch bleiben läßt! Sie iſt dahin
Die Herrlichkeit, die mir gegeben ward!
Dahin iſt meine Weisheit, ſamt der Ruh,
Die ſie mir gab! — Wenn du es biſt, o Moloch!
Vor allen Geiſtern Moloch du!
Der mir dies alles nahm; womit erzürnt ich dich?
Und hab' ich dich erzürnt, ſo laß doch endlich
Durchs Blut ſo vieler Knaben dich verſöhnen!

Und bald kommen Sängerinnen Molochs! und Prieſter Molochs! und Opfer Molochs! ja ſelbſt wagt es Klopſtock, zween Götzen redend einzuführen. Ich mag über die letzte Scene nicht urtheilen; aber die rührendſten Auftritte bleiben in Salomo immer die heidniſchen. Wie rührt z. E. die unmenſchliche abgöttiſche Wuth im Opfergeſange Molochs!

Ich mag die bodmerſchen Epopeen nicht durchgehen. Wären in ihnen die mythologiſchen Dichtungen nur oft etwas wahrſcheinlicher für die Zeit, und für den Ort ihres Schauplatzes; am Heiligen und Unheiligen, an Wahrheit und Erdichtung, an Jüdiſch und Heidniſch liegt, wenn ich nichts anders dagegen hätte, nichts!

Ich fühle es, ein ſo unbeſtimmt geſagter Einfall iſt zu ſtrohern, als daß ich ſo viel Mine mache, ihn weg zu heben; Dichter, die gewiß keines überſpannten Enthuſiasmus beſchuldigt werden können, widerlegen ihn. Machtvoll iſt z. E. in der ramlerſchen Rhapſodie von einem Gebete — machtvoll in ihrer Verbindung für den, der den perſiſchen Nachdruck kennet, die kühne Anrede:

— Und Oromazes und Gott! —

ohne doch eine hübſche Wortphraſis ſeyn zu ſollen. Stark iſt in Kleiſts chriſtlichem Gedichte von der Unzufriedenheit der mythologiſche Vorwurf:

— Denkſt du, wie Rieſen der Fabel,
Auf Felſen Felſen zu häufen, und, durch den Unſinn bewaffnet,
Den Sitz der Gottheit zu ſtürmen!

Und endlich in den vortreflichen Grenadiersliedern: von welcher Wirkung iſt die harte Vermiſchung des Chriſtenthums, und der Mythologie in dem Munde eines harten Soldaten. Sein Gott iſt ihm jederzeit, und in jedem Geſange alles: vor und nach der Schlacht: im Treffen, und im Siege.

— — — wär ihrer noch ſo viel,
So ſchlag ich ſie mit Gott!
— — was kann wider unſern Gott
Thereſia und Brühl — —

Mit rechtem Chriſtenmuthe ſtreitet er; und mit rechter Chriſtendemuth, Gott dankend, preiſet er Gott nach dem Siege; wie aber? hat der Grenadier darum an gehörigem Orte auch nicht ſeinen Mars und Apoll? kann er nicht darum auch von ſeinem Friedrich ſagen:

Frei, wie ein Gott, von Furcht und Graus
Steht er — — du hoher Paſchkopell
Sahſt ihn, im Heldenangeſicht,
Den Mars, und den Apoll.

Und ſollte deßwegen mein Grenadier kein ächter, guter Chriſtenmann bleiben?

Der, wenn er ſtirbt, bekommt zum Lohn
Im Himmel hohen Sitz! —

Und deßhalb ſollten ſeine Lieder nicht immer der Würde werth ſeyn, die ihnen Abbt anwünſcht, vor der Schlacht geſungen zu ſeyn? Entweder muß überall die Mythologie hier nicht mehr Mythologie; eine liebe Wörterblume ſeyn, oder weg damit!

Indeſſen will Hr. Kl. uns auch in geiſtlichen Gedichten nicht ganz leer vom Nutzen der Mythologie ausgehen laſſen, und ſchlägt vor a): „Beſchreibungen der göttlichen Weisheit und Macht, hohe „Bilder der göttlichen Majeſtät, oft ſo vortrefflich, „ſo erhaben, daß man ſich kaum vorſtellen kann, „wie ſie in den Geiſt ungläubiger Sterblichen haben kommen können, und durch deren geſchickte „Nachahmung der Poet ſeinem Gedichte die gröſſeſte Würde geben könnte.„ Der Vorſchlag iſt fromm, aber auch wenig mehr. Wenn Hr. Kl. nicht glaubt, daß Gott ſelbſt in die Seele des chriſtlichen Poeten Bilder einſchiebe, ſo kann ers nicht fremde finden, daß große Geiſter unter den Heiden auch große Dinge haben denken können, ſie auch von ihren Göttern denken müſſen. Ich mag keine Vergleichungen, inſonderheit in Sachen, die gewiſſe Leſer ſo gern umzukehren pflegen; allein wer wandelte unter edlern Bildern: der alte, oder der heutige Grieche? Jener zwiſchen ſeinen Göttern; dieſer zwiſchen ſeinen gemalten Heiligen, der Papiſt zwiſchen ſeinen gehauenen Märtrern. Und bei wem war (ich rede blos von poetiſchen Bildern) ein ſolcher

---

a) Epiſt. Homer. p. 86.

cher Anblick gelegner, um groſſe Gedanken zu wecken?

Zu dem: Beſchreibungen der Weisheit, Macht, Majeſtät, ſind eigentlich keine Mythologie mehr; es ſind dichteriſche Bilder über mythologiſche Gegenſtände; mit ihnen hat alſo Hr. Kl. keinen Gebrauch der eigentlichen Götterlehre vorgeſchlagen. Dazu iſt dieſer Vorſchlag ſo gemein, ſo bekannt, ſo gebraucht —

Ja, wenn ich ſagen ſoll, nicht einmal **ſo hochnöthig**. Ich gebe es gern zu, daß an Abbildungen der **Schönheit**, der **Milde**, und einer gewiſſen **menſchlichen** Würde der Gottheit, man von Griechen und Römern lernen könne, inſonderheit, was die **ſchöne Kürze**, das **unübertrieben** Prächtige, das **Angemeſſene** im Ausdrucke ſolcher Beſchreibungen betrifft. Aber **Weisheit**, **Macht**, **Majeſtät**, alles **Hohe**, und gleichſam **Unbegreifliche** in der Gottheit — darinn ſind die Dichter des Morgenlandes, und die Erſten derſelben, die Dichter des alten Bundes, eine weit reichere, unerſchöpfliche Quelle. In ſolchen Bildern ſind ein **Silius Italicus**, **Ovid**, **Virgil** und **Claudian** gegen einen **Hiob**, **Moſes**, **Jeſaias** und auch **David**, wie ein Tropfen gegen einen Ocean: und Schande iſts, an einem Tropfen zu lecken, wenn ein Abgrund von Gröſſe, Hoheit, Majeſtät vor uns iſt. Nur eine gefühlloſe kritiſche Seele, die hierinn

inn einen **Milton** und **Klopſtock** hinter einen **Silius Italicus** und **Claudian** anführen; die verſchoſſenen Purpurlappen aus einem **Ovid** und **Silius** den geiſtlichen Dichtern unſrer Religion, als Raritäten, als theurere Vorbilder, vorhalten darf, und in unſern heiligen Büchern, und in unſern hohen Nachahmern derſelben, das Sonnenmeer von Majeſtät, den Regenbogen von prächtigen Farben nicht erblicken will, in welchem „die **Gröſſe** und „Macht Gottes„ gemalet wird.

Ich gebe es zu, daß dieſe morgenländiſchen Bilder auch oft ein morgenländiſches Auge fodern: daß ſie oft in einer Hülle des Orients erſcheinen, die uns dieſelben fremde, oder in einem Glanze, der uns dieſelben betäubend macht. Ein geiſtlicher Dichter aber, und der Kritikus dieſes Dichters, ſollte dem die Hülle unüberwündlich ſeyn? Sollte er nicht, den Spuren eines groſſen **Michaelis** folgend, ſich ſolche Bilder gleichſam in die Sprache und Denkart ſeines Occidents überſetzen, und ſie alsdenn mit orientaliſcher Wärme fühlen! Die Proben, die dieſer verdienſtvolle Mann gegeben, liegen in ihrer Entwickelung da, und wie verſtäuben gegen ſie die Schlacken eines Claudians! Blos das Leichte, das unſrer Denkart nähere, die für uns faßlichere Evidenz dieſer römiſchen Bilder iſts, die uns dieſelben empfielt. Wären die orientaliſchen nach unſerm Augenmaaße: ſo wäre der Vorſchlag unleidlich. Kann

man

man ſie nicht aber nach ſeinem Augenmaaſſe ſtellen? nicht ſeinen Blick zu ihnen erheben? gewöhnen? und kannſt du das nicht, ſo ſiehe die Sonne in dieſem ihrem ſtralenden Waſſerbilde! Siehe den Abglanz orientaliſcher Hoheit in einem Klopſtock; von Erde biſt du, wenn du an einen Silius Italicus hierinn, als Vorbild, zurück eileſt.

8.

„Auch Künſtler ſollen Gott und Chriſtus würdig bilden! a)„ Wie todt iſt, was Hr. Kl. hierüber ſagt, gegen das, was andre geſagt haben. Hier iſt Klopſtock, da er Winkelmann beurtheilet, und wem iſt es nicht ein ſehenswerther Anblick, zween ſolche Männer, zwei Enden des menſchlichen Geiſtes, zwei Extreme deutſcher Originale, von denen der Eine unter, der andre über Deutſchland ſeinen Ort fand — ich ſage, iſts nicht ein merkwürdiger Anblick, ſolche zween Markgrafen deutſcher Hoheit von ihren Grenzſteinen zuſammen treten zu ſehen, zuſammen ſprechen zu hören. Das Stück ihres Geſprächs im nordiſchen Aufſeher b) iſt mir eine Art von Phänomenon! „Der einzige Weg für uns, unnachahmlich zu werden, ſagt Winkelmann, iſt die Nachahmung der Alten.„ „Ich würde, verſetzt Klopſtock, dieſe Einſchränkung hinzuſetzen: in den Arten der Schönheiten, die ſie erſchöpft haben. Denn welches Genie würde nicht erſchrecken müſ-

---

a) p. 97. 98.

b) Nord. Aufſeh. 3. B. St. 150.

„ſen, wenn es ſich nicht erlauben dürfte, an der Allgemeinheit jenes Satzes zu zweifeln? Haben z. E. die Griechen die Vorſtellungen ausdrücken können, die wir uns von Engeln machen müſſen? Aber wie vortrefflich haben ſie oft nicht die Götter vorgeſtellt! Sollten wir nicht die Engel ſo machen? Gewiß nicht völlig ſo! wir ſollten jene Vorſtellungen der Götter übertreffen. Bisher zwar ſind wir, von dieſem übertreffen, ſehr weit entfernt geweſen. Wir malen Kinderchen, Frauenzimmer, und wenn wir uns recht hoch ſchwingen, ſchöne Jünglinge; geben dieſen Figuren Flügel, und bilden uns ein, Engel vorgeſtellt zu haben. So gar Raphaels Michael iſt ein Jüngling; und er ſollte doch wenigſtens ein Jupiter ſeyn, der eben gedonnert hat. Wenn nun Raphael vollends einen Todesengel hätte machen ſollen; z. E. einen, durch deſſen bloßen Anblick der erſtgebohrne Sohn Pharaos niederſinkt. Michael Angelo alſo, wird man ſagen. Nein, der auch nicht: denn er übertrieb zu oft. Der Contour des wahren Großen iſt ſehr fein! Wenn die Hand nur ein wenig ruckt: ſo kann es übertrieben werden. Wer alſo? Vielleicht ein noch ungebohrner Künſtler, dem es aufbehalten iſt, die heilige Geſchichte würdig vorzuſtellen, nämlich die meiſten ſchon oft wiederholten, neu, und denn viele ſehr erhabene, die noch niemals gemacht worden ſind.

„ſind. Wie würde ich mich freuen, wenn er ſchon
„lebte, und dies läſe. Er iſt es, der noch viel
„was anders ſagen würde, als die Griechen
„haben ſagen können. Gott vorzuſtellen, würde
„er ſich niemals unterfangen; niemals! aber den
„Verſöhner der Menſchen einiger Maaßen würdig
„abzubilden, würde er alle Kräfte ſeines Genies an-
„ſtrengen, und ſich den großen Empfindungen,
„welche die Religion giebt, ganz überlaſſen.„

Ich laſſe über dieſe klopſtockſchen Gedanken gerne einem jeden ſeine Gedanken; aber, wenn ich ſie, und die beiden Aufſätze deſſelben Verfaſſers über die poetiſche Compoſition einiger bibliſchen Gemälde a), und einige ſtille Winke Winkelmanns in den Schriften deſſelben, und verſchiedene offenbarere Anmerkungen Webbs, über die Gemälde der Religion, zuſammen ſetze: ſo dünkt mich dies klotziſche Gemiſche darüber

— — Staub, den der Wind zerſtreut.

Hr. Kl. findet unter allen, die über den Glanz um das Haupt der Heiligen geſchrieben, keinen, der die Maler darüber getadelt hätte: er thuts, und ſiehet nicht, was ein ſolcher Bogen zur Majeſtät Gottes thun ſollte? Als Kreisbogen freilich nichts, aber wenn ſich nur ſeitwärts einige rückbleibende

Stra-

---

a) St. 172. 174. 186. Nord. Aufſeh. 3. Th.

Stralen verlieren: ſo ſehe ich nicht, wie dieſe hinderlich wären. Bei Geſtalten der Heiligen ſind ſie eine einmal angenommene Symbole, und der Geſtalt Gottes, (wenn Gott anders menſchlich geſtaltet werden ſoll,) ein Zeichen der Majeſtät, ſo fern, als der Dichter ſinget:

— & avertens roſea cervice refulſit,
Ambroſiæque comæ divinum vertice odorem
Spiravere — —

oder ſo fern die bibliſchen Dichter auch hierinn große Gemälde vom Glanze des Herrn geben. Dieſen kann der Dichter innerhalb der Grenzen ſeiner Kunſt ſo beſcheiden folgen, als die Griechen den poetiſchen Symbolen ihrer Religion folgten.

Ferner hat Hr. Kl. den Einfall a), auch Flügel könnten aus den göttlichen Bildungen der Alten beibehalten werden. Ich will glauben, er meine nur etwa Engel, oder den geflügelten Bliz in der Hand Gottes: denn der Gottheit ſelbſt Flügel zu geben, halte ich, (Hr. Kl. führe mir noch ein ſo langes Regiſter von Göttern an, die bekannter Weiſe geflügelt gebildet wurden,) unſerm höchſten Gotte halte ich ein Paar Flügel ganz unwürdig. Kaum würdig der Engel, nach den edlen Begriffen unſrer Religion; wenn nicht, als unterſcheidende Symbole, wenn

---

a) p. 108. 109.

wenn nicht etwa im Fluge, um denſelben dem Auge wahrſcheinlich zu machen. Selbſt die Griechen, nachdem ſie die Allegorie nach und nach abgeſtreift hatten, in ihren ſchönſten und edelſten Bildungen, warfen dem Jupiter die Flügel ab, damit er nicht wie ein Ikaromenippus des Lucians erſcheine, und gaben ſie ſeinem Adler. In der That, den Allerhöchſten mit einem Paar Gänſeflügeln vor mir zu ſehen, iſt unleidlicher, als, ihn graubärtig, und als Greis, zu erblicken. Dies giebt noch eine leidliche Allegorie von ihm, dem ewigen Vater; aber was ſoll jenes zu der Idee des Allgegenwärtigen? —

„Die Griechen bildeten Jupiter auf einem „Donnerwagen.„ Nun hat es Hr. Michaelis längſt gezeigt, daß die Cherubim, die Donnerpferde der Juden, wahrſcheinlich Geſchöpfe der ägyptiſchen Einbildungskraft ſind, und daß die Griechen ihre Donnerpferde Jupiters ebenfalls daher urſprünglich entlehnet: könnte auch gezeigt werden. Hier fließen alſo aus Einer Quelle zween Flüſſe, und die Poeten beiderlei Religionen ſcheinen nicht anders verſchieden zu ſeyn, als daß ſie ſich Eine Vorſtellung, jeder nach der Art ſeiner Nation, gedacht haben. Warum ſollte alſo der chriſtliche Künſtler nicht dieſe Bildung der verſchwiſterten griechiſchen Vorſtellungsart ablernen? warum ſollte er nicht auch den **wahren** Gott wie einen donnernden Jupiter bilden, der ſeinen Donnerwagen und Donnerpferde mit

mit dem Schalle des Schreckens durch den weiten Himmel jaget?

Hr. Kl. hat für gut befunden, dieſe Vorſtellungsart anzupreiſen a); und ich fände es bei nahe gut, davor zu warnen. Der Begriff der Gottheit, der jetzt, als Hauptcharakter, den Gemüthern der Menſchen beiwohnet, iſt erhabner und gereinigter, als daß er ein ſolches Bild ertrüge. In den ſinnlichen Zeiten der jüdiſchen Dichter war „furchtbare „Macht„ gleichſam der Hauptanblick, mit dem man ſich den Herrn dachte; man ſchrieb nach einem Idol der Erziehung, und nach einem herrſchenden Zeitbegriffe, dem Wagen Gottes die gewaltigen Donner zu, die über das jüdiſche Land hinzogen, und dahin aus, auf dieſen ſinnlichen Begriff, gehen auch die höchſten Bilder der Propheten. Irre ich nicht, ſo iſt die gemeine Vorſtellungsart unſrer chriſtlichen Zeiten darinn ſanfter. Das erſte Bild, das wir uns von unſerm Gotte machen, iſt vielmehr das Bild von dem **vollkommenſten, weiſeſten, gütigſten** Weſen, dem Vater, und unſichtbaren Erhalter der Welt; als von einem zornigen Donnerer, von einem allmächtigen Weltverwüſter. Soll alſo ja der Höchſte gebildet werden, ſo zeige man ihn in dieſer, für uns der würdigſten Stellung, oder

gar

---

a) p. 115—122. Oſtendi *uno, eoque ſatis illuſtri* exemplo, quomodo imitari poſſint noſtri artifices veterum monimenta — iſt das nicht viel?

gar nicht. Die Propheten des alten Bundes ſchuſſen Bilder für ihre Zeit, und auch in dieſer nicht für den **bildenden Künſtler**: nicht für den Anblick des Schönen; ſondern für poetiſche Seelen, und in dieſen nichts als der Religionsbegriffe halben. Der Künſtler unſrer Zeit thäte alſo Unrecht, wenn er ſich ſolchenfalls damit, als mit bibliſchen Vorſtellungen, rechtfertigen wollte; denn der Kunſt hat die Bibel wohl keine Bildergallerie liefern wollen.

Es bleibt alſo nur das Vorbild der alten Kunſt übrig, die ihren Jupiter donnerfahrend bildete — aber ich antworte, das war auch ihr Jupiter, und nicht unſer Gott! Jener ſeinem Charakter nach der Donnerer, der

> Ἐλατὴρ ὑπέρτατε βροντᾶς
> ἀκαμαντόποδος
> Ζεῦ — —

wie ihn Pindar nennt, erhabner, als die ſpätern Dichter, die Hr. Kloz anführt. Jupiter hatte einmal nach altem guten Herkommen die Function, der ὑψιβρεμέτης, καταιβάτης, fulminans zu ſeyn, und wie man ihn mehr nennen will; als ſolcher konnte er Pferde jagen und Roſſe lenken: das war Jovialiſch. Ein ſolcher aber iſt nicht unſer Gott dem Hauptcharakter nach, und eine ſolche Kunſtvorſtellung nicht göttlich. Die Kunſt arbeitet für

Einen

Einen ewigen Anblick; welch ein Anblick aber, Gott vor meinen Augen verewigt zu ſehen, als — einen zornigen Fuhrmann!

Dazu muß Hr. Kl. aus Homer, Pindar und allen Griechen wiſſen, daß in denen Zeiten, da ſich Mythologie erzeugte, und die Kunſt galt, ein Pferd, wie noch bei den Arabern und Aegyptern, ein ſehr würdiges Geſchöpf, und Pferdeverrichtungen ſehr edle Handthierungen waren — bei uns nicht mehr. Was ſagt mir alſo dies Bild Gottes? Nichts, oder etwas unwürdiges. — Der Künſtler brauche es alſo nicht, und laſſe den Klotziſchen Einfall immer lieber wieder verunglücken.

Ueberhaupt weiß ich noch keinen Durchweg, um zwiſchen den höchſten Foderungen der Religion und der Kunſt mit einer Bildung Gottes, inſonderheit für ſich ſelbſt, mit Gnugthuung meiner ſelbſt, durchzukommen. Die Religion zeigt mir den Vollkommenſten, den Allgnugſamen, den Geiſt: die Kunſt bildet Körper, Geiſter geben keine Figur, das Vollkommenſte hat kein Bild. Hr. Kl. wende nicht ein a): „Gott ſchreibe ſich ja ſelbſt Hände, „Hals, Füße, Naſe zu.„ Bekannt! aber jedes von dieſen theilweiſe, nichts mit dem andern zuſammenhangend, daß es ein Ganzes bilden ſollte,

jedes

---

a) p. 98. Ipſe Deus ſibi manus tribuit, dorſum, naſum, pedes etc. iſt der Grund nicht bündig?

jedes Glied als ein ſinnliches Bild Einer ſeiner Eigenſchaften. Die ganze Anthropomorphie Gottes im alten Bunde iſt alſo nicht bildend, ſondern andeutend, ſymboliſch: und in weitem Verſtande der Alten alſo, Allegorie. Dazu iſt dieſe Allegorie nur poetiſch: das ſichtbare Bild wird von dem geiſtigen Glanze, den es bedeuten ſoll, verſchlungen; es verſchwindet mit dem Worte, und die Idee, die zurück bleibt, iſt eine Eigenſchaft der Gottheit.

Wenn kann nun der Künſtler die Beſchreibung der Bibel für eine Erlaubniß halten, Gott nachzubilden? Wenn er ſeine Bildung der Gottheit in jedem Gliede derſelben auch ſo andeutend, ſo allegoriſch machen kann, daß das Zeichen verſchwindet, und nichts als der bezeichnete Begriff zurückbleibt — in keinem andern Falle ſehe ich Erlaubniß. Kann ich Gott ſo zeichnen, daß mir bei ſeiner Hand der Allmächtige einfällt, der Welten wägt, und Erden anrühret, daß ſie vergehen; außer dieſer Bedeutung der Allmacht aber das Zeichen, die Hand ſelbſt, nichts ſey: kann ich Gottes Ohr und Auge blos als Sinnbilder ſeiner Allwiſſenheit darſtellen, daß ſie weiter keinen Eindruck laſſen: Gottes Fuß nicht an ſich, ſondern als den, deſſen Schemel der Erdball iſt, nicht als der Theil eines menſchlichen Körpers — kann ich ſo den Geiſt malen und bilden, daß der Körper nichts, als Sinnbild des Geiſtes, und zwar des vollkommenſten Geiſtes, iſt: ſo kann ich ein

Bildniß des Höchſten machen aus Autorität der Schrift.

Da dies nicht iſt: ſo laſſe ich ihr Beiſpiel weg, und vergleiche blos Foderung der Religion und Bedürfniß der Kunſt — und ſiehe! faſt überall Gegenſatz. Gott der Unmeßliche — das Weſen der Kunſt im Großen und Schönen ſind Schranken. Gott der Ewige, und ſiehe einen erzeugten Körper. Gott der Allmächtige, der da will und es geſchieht; die Kunſt kann keine Macht ausdrücken ohne Ankündigung einer Bewegung. Gott der Wirkſame; die Kunſt kennt keine Wirkſamkeit ohne Bewegung: Gott der Unwandelbare, und ſiehe! jeder Ausdruck der Kunſt wandelbar und wegeilend! Wer kann ihn faſſen? wer kann ihn bilden!

Der einzige würdige Ausdruck für ihn wäre die ſeligſte, allgnugſame Ruhe; allein auch da erſcheint er nur als der ſeligſte, allgnugſame Menſch: und weil die menſchliche Ruhe nur bei einer Feyer von tranſitiven Handlungen möglich iſt; ſo iſt auch alsdenn bei der gebildeten Gottheit der Begriff von Unwirkſamkeit beinahe unvermeidlich: der Begriff von Allmacht, Allwiſſenheit, Allweisheit, Einwirkung wird in ſeinen Ausdruck der Ruhe verſchlungen, das Bild iſt kein Gott mehr. Raphaels ſchaffender Gott ſteht mit geſenktem Auge, mit zeigendem Finger:

Kann der bewundern, Er, der die Sterne gemacht hat!

Rapha-

Raphaels ewiger Vater ſteht wie ein grauer Greis: iſt das der Gott, der da bleibet, wie er iſt? Gott ſehe z. E. auf die Erde herab: iſt das der Allwiſſende, was ſiehet er ewig auf die Kugel herunter? Siehet er auch was neben ihm iſt? Gott wäge die Erde: ſie hat ein Maaß gegen Gott, und muß dazu ein proportionirtes Maaß haben: was hat das Bild für einen Ball in der Hand, um damit zu ſpielen? — Nun ſetze man noch gar unwürdigere Vorſtellungen: einen klotziſchen Poſtillon mit einem Brande in einer Hand auf einen Wagen — Blasphemien! „Wie wollet ihr mich bilden? und „wem wollet ihr mich vergleichen?„ ſpricht Jehovah.

„**Chriſtus als einen Apollo** im Belvedere a)„ eben als wenn Chriſtus einen Python im Zorne getödtet — doch hierüber mag ein Klopſtock in der vorangezognen Stelle, und ein Mann von der entgegengeſetzteſten Denkart, **Webb**, ſprechen. Der vatikaniſche Apollo wenigſtens ſcheint nicht dem Charakter des Erlöſers dem Hauptanblicke nach, und in der Beſtimmung ſeines Lebens zu entſprechen, ſonſt — — Doch ich werde theologiſch, da ich doch in der Schule eines poetiſchen und Kunſtkritikus bin — —

---

a) p. 111. 112. Hr. Kl. hat für gut gefunden, bei der Gelegenheit die Winkelmanniſche Beſchreibung Apollo's in ſein Latein hinzugießen.

Und ei! da lerne ich wieder Etwas Neues! „Gott auf einem Donnerwagen fahrend!„ Von „chriſtlichen Poeten erinnere ich mich keinen, der dieſes Bild brauche, als Milton a)„ — Keinen von chriſtlichen Dichtern? Hrn. Kl. Gedächtniß muß ihm den ärgſten Streich geſpielt haben; denn das meinige erinnert ſich bei allen chriſtlichen Dichtern keines häufigern, gemeinern, bekanntern Bildes. Denn iſt Gleim, der Kriegsſänger, kein Chriſt?

Wer hat dich, Pandur,
in Angſt geſetzt, in Flucht gebracht,
Gott, der auf Wolken fuhr.

Iſt Kleiſt kein Chriſt? —

Groß iſt der Herr! Die Himmel ohne Zahl
ſind ſeine Wohnungen,
ſein Wagen ſind die donnernde Gewölk,
und Blitze ſein Geſpann;

und wie der prächtige Ton weiter das Bild malet.

Cramer kein Chriſt? —

Wenn nun dein Wagen, Gott der Götter,
Meſſias, donnert, und im Wetter
Dahin fährt — —

Ramler bei der Krippe Jeſu kein Chriſt? —

Jehovah fähret durch den Himmel
und ſieht ſein ſeliges Geſchlecht
Wir ſehen Majeſtät! — —

Und

---

a) p. 120.

Und ſo glaube ich, denn ich habe aus dem Gedächtniſſe geſchrieben, ſo Wieland, Bodmer und jeder chriſtliche Poet; ich kenne kein bekannteres Bild des donnernden Gottes. Nur Klopſtock, wenn ich mich recht erinnere, braucht dies Bild nicht: ſein Gott ſteigt herunter, den Meſſias zu richten: er rollt nicht auf einem Donnerwagen, er iſt ſelbſt zu erhaben, um zu donnern. Sein Seraph Eloa ſchon kann tauſend Donner faſſen, und auch der ſteht nur auf einer Wolke. Ohne Zweifel ſchien Klopſtocken das Bild zu niedrig ſelbſt in der Poeſie, für den —

Der Welten geheim und ſtill dem Untergang zuwinkt —

und Kloz darfs ſehr vornehm für die Kunſt empfehlen? So iſts nach jenem Gemälde Galatons: was Homer ausſpiee, war dem andern Ambroſia!

9.

Die Frage wird weltlicher a). Können Dichter, die nicht über Sachen der Religion dichten, die Mythologie brauchen? Ich thäte am beſten, blos zu überſetzen; aber auch das wird mir ſchwer. Wer kann einen Mann ertragen, der die Mythologie nicht anders kennet, als daß es „Griechen und „Römern ſo beliebt b), Neptun einen Gott des „Meeres zu nennen,„ als daß es „den Wiederher-

---

a) Epiſt. Hom. p. 124 — 135. b) p. 124.

„ſtellern der Wiſſenſchaft ſo **beliebt** c), auch die „Mythologie der Alten (ohne weitere Gründe,) bei„zubehalten:„ als daß ſie „auf dem **Irrthum** und „dem **Aberglauben** d) der Alten beruhe:„ als daß ſie „nichts als ein Namenregiſter e), **Schälle ohne** „**Gedanken** enthalte,„ als daß ſie f) „ein bloßer „Flitterſtaat mittelmäßiger Köpfe ſey, um ihre „Gedichte mit hundertmal gebrauchten Gleichniſſen „aufzuſtützen:„ wer die Mythologie in Gedichten blos als ſo Etwas kennet, wie iſt der eines Beſſern zu belehren? Man müßte von Anfange anfangen, daß von Homer bis zu Virgil noch etwas anders in dem Gebrauch ihrer Mythologie liege, als böſe Irrthümer und unchriſtlicher Aberglauben — nämlich ſehr poetiſche Ideen. Und ſo hätte man erſt eine **Vorausſetzung**!

Darauf wäre zu zeigen, daß von den Wiederherſtellern der Wiſſenſchaften die Mythologie noch etwa anders woher habe können beibehalten werden, nicht als ein **beliebiges Gutachten**. Vielleicht nämlich der Sprache, der Kunſt, der Poeſie, und alten Einkleidungen der platoniſchen Weisheit wegen. Ob ſie ſie **übel** nachgeahmet; davon iſt die Rede nicht, ſondern ob ſie ſie nachahmen **dörfen**? Und wer weiß es da nicht, daß wir nothwendig mit der böſen irrigen Mythologie zugleich alles hätten ver-

---

c) p. 125. d) p. 125. e) p. 126. f) p. 127.

verlieren müſſen: Sprache, Poeſie, Wiſſenſchaft, Kunſt der Alten — eine ſchwere Verbannung! Wir wollen den irrigen, abergläubiſchen Ketzer dulden; denn mit ihm hätten wir, wie die Chriſten zu Julians des Abtrünnigen Zeiten, zu viel verlohren? Das wäre die zweite Vorausſetzung.

Hieraus würde auch die erſtaunensvolle Frage beantwortet: warum dies böſe Ding, das doch blos auf dem Irrthum und Aberglauben der Alten beruhet, habe beibehalten werden können? eine Blindheit, die Jahrhunderte durch gedauret! Es wäre alſo unmaßgeblich zu zeigen: „daß die Mythologie in „ihrem Gebrauche wohl etwas mehr, als Schall ohne „Sinn, Worte ohne Bedeutung, unnützer Flitter„ſtaat, Gottloſigkeit und Aberglauben geweſen ſey „und ſeyn könne.„ Wie tief muß eine ſolche Deduction anfangen! Und was hat unſer chriſtliches Taufwaſſer mit dem ganz andern Werke zu thun, in einer ſehr bekannten, ſehr Ideen- und Bilderreichen Sprache poetiſche Zwecke zu erreichen?

Freilich könnte es eine feine Aufgabe bleiben: „wie weit wir im Gebrauche mancherlei mytholo„giſcher Ideen den Griechen und Römern nur be„ſcheiden nachtreten müſſen?„ Allein hieran iſt bei meinem Autor, und bei dem berühmten Vorredner Apollodors nicht zu gedenken; hier kommt auch nichts weniger, als Irrthum und Aberglaube, in Betracht: die bei ihm alles ſind. Gnug! daß es ihm beliebt, in allen neuern Dichtern die Mythologie für ſchallenden Unſinn, für hundertmal gebrauchten Flitterſtaat zu erkennen, und nun frage ich jeden guten Dichter unſres Vaterlandes: iſt ſo Etwas nicht unter der Kritik?

Wie aber, wenn Hr. Kl. a) uns einen ganz neuen Erſatz der Mythologie gäbe? — Ehe wir ſein neues Geſchenk preiſen, ſo laſſet uns erſt ſehen, ob es der Annahme werth ſey, und denn erſt, ob es als Aequivalent gelten könne? „Was einige befürchten, daß, wenn ſie die alte Mythologie verlören, ihre Verſe kalt und matt werden dörften „— die Furcht iſt vergebens. Liefert uns doch „unſere heutige Welt ſolch eine Menge neuer Gedanken und Bilder, daß es einem glücklichen „Kopfe nie an Zierrathe ſeiner Gedichte fehlen kann„ (eben als wenn ein glücklicher Kopf den Bettel wollte und brauchte!) „Bedenke, wie manches in „der Naturlehre durch die Bemühung der Menſchen jetzt entwickelt iſt, was vormals entweder „unbekannt, oder ſehr dunkel ſeyn mußte. Bemerke ferner, daß der Kreis der Erde in neuern „Zeiten gleichſam erweitert ſey, durch Entdeckung „der Länder, die vormals unbekannt waren, und „erwäge, welch eine Menge Zierrathen dem Poeten „daraus erwachſe, weit beſſer, als die Namen einer „Juno, Pluto, Cerberus, Rhadamantus und „Cha-

---

a) p. 126.

„Charon.„ Ich weiß, daß dieſer Rath in die Köpfe mehrerer ingenioſorum gekommen: denn Rathgeben, ſagt Plato, iſt doch eine göttliche Sache; und gegebene Rathſchläge prüfen, dächte ich, noch eine göttlichere.

Ich ſetze voraus, daß hier die Frage nichts weniger, als **Wortzierrath, dichteriſchen Schmuck** betreffe, denn jeder Zierrath, der nicht aus der Sache ſelbſt entſpringet, der erſt geſucht werden muß, iſt Fehler; wir ſuchen alſo eine **innere** Bereicherung der Poeſie **in ihrem Weſen ſtatt der Mythologie.**

„Entdeckungen der Naturlehre!„ Allerdings! wenn ſie ſo bekannt, ſo fähig der poetiſchen Sprache, ſo reich an Bildern, ſo anſchaulich ſind — als die Mythologie; allerdings! So verſchwinde jene, wie Schatten gegen die Sonne, wie Fabel gegen die Wahrheit: und die Schöpfung eines **Newtons, Neuentyts, Swammerdams, Buffons, Reaumurs, Tourneforts** und **Hallers** trete an die Stelle des Fabelkrams eines **Apollodors**, oder **Natalis Comes.** Aber zu welcher eigentlichen Function ſoll ſie dahintreten? Einzelner **Gleichniſſe, Bilder** halber? Mit Vergnügen erinnere ich mich zwar der ſeligen Augenblicke, die mir die tiefen Naturgleichniſſe eines **Hallers**, die unerwarteten Arzneigleichniſſe eines **Witthofs**, der faſt ganz aus dieſer Welt von Wiſſenſchaften gedichtet, die faſt immer ökonomiſchen Bilder eines **Dyers** gebracht haben; aber mit Misvergnügen auch der unſeligen Augenblicke, die mir die gelehrt ſeyn ſollenden Gleichniſſe eines **Curtius** u. a. erweckt. Blos als Gleichniſſe betrachtet, ſind die Offenbarungen der neuern Naturkunde lange nicht ſo des Lichts der Anſchauung fähig, oft ſo ſchwer poetiſch und ohne Kunſtſprache auszudrücken: ſo oft über die Sphäre des common ſenſe unſrer Zeit, für welchen doch Gedichte geſchrieben werden müſſen, erhoben: ſo oft für dieſen ohne Commentar dunkel, und wer will über ein Gleichniß denn einen Commentar leſen? endlich weit ſeltner an die eigentlichen Gegenſtände der poetiſchen Welt gränzend, um ein Drittes der Vergleichung zu haben, das beide nahe zuſammenbringe — und das waren ſie blos als Gleichniſſe. Gleichniſſe aber ſind höchſtens in Lehrgedichten das Weſen der Poeſie: Gleichniſſe aber ſind gewiß nicht der wichtigſte Gebrauch der Mythologie: Gleichniſſe alſo machen hier keinen Gegenſatz, nicht die Mythologie unnöthig, nicht die Naturlehre zur Mythologie.

Fabel, Dichtung, Handlungen, die bis zur Täuſchung eindringen, ſind das Weſen der Dichtkunſt, und wie weit weniger kann hier die Naturlehre zutragen? Kann ſie der Epopee und Heldenoper Maſchinen ſchaffen, die mit der Individualität, mit der hohen und ſchönen Natur, mit der charak-

charakteriſtiſchen Beſtandheit, mit der bekannten Anſchaulichkeit, mit der Täuſchungsgabe handeln können, als in Homer die Götter der Mythologie handeln — wohlan! ſo treten Gnomen und Sylphen, und Nymphen und Salamanders, die ganze Schöpfung des Theophraſtus Paracelſus, und Cornelius Agrippa, die perſonifiirte ganze Naturkunde in die Stelle mythologiſcher Weſen. Kann ſie dem Drama, der pindariſchen und horaziſchen Ode, der Fabel, der Erzälung, der Idylle ſo viele, ſo ſchöne und ſo reiche Dichtung ſchaffen, als die Mythologie der alten Dichter dieſer Gattungen ſchuff, ſo trete ſie auf. Hier laſſe ich meine Leſer mit aller Gemächlichkeit alle Dichter des Alterthums in allen Arten der Dichtkunſt, und in jeder ihre glücklichen Fictionen aus dem Vorrathe der Mythologie — nachzählen: alle neuere Dichter, die aus dieſer Quelle, es ſey auf was Art es wolle, glücklich geſchöpft, bis auf unſern lieben warmen Wieland zu — alsdenn überſchlage er, ob ihm das alles Naturkunde erſetzen könne, und thue den Ausſpruch. Meines Wiſſens giebt dieſe einzelne Begriffe, Kenntniſſe, Wiſſenſchaft; die Poeſie will Geſchichte, handlungsvolle Begebenheiten, täuſchende Fabeln — welche beide Ende!

Ich ſage nicht, daß nicht aus der Naturkunde unſre Dichtkunſt noch ſehr mit Wahrheiten und Bildern bereichert werden könne, daß aus dieſen

Wahrheiten und Bildern von einem poetiſchen Kopfe nicht ſo glückliche Fictionen geſchaffen werden müßten, als ein Fontenelle über die Wirbel des Des-Cartes witzige Einfälle dichten konnte — aber daß dieſe mögliche Ausbeute dem unzählbaren Reichthume mythologiſcher Dichtungen und Geſchichte und Fabeln je gleichkommen, daß ſie denſelben völlig überlei machen könnte, das leugne ich völlig! Aus der Mythologie eben lerne man, die Naturkunde dichteriſch zu bilden, nicht aber aus der Naturkunde die Mythologie zu verbannen.

Zweitens: „neuere Entdeckungen neuer Länder „und Welten!„ und was haben uns dieſe für die Dichtkunſt entdecken laſſen, das der Mythologie gleich gölte? Bäume und Pflanzen? So viel ein indianiſcher **Plinius**, ein **Rumph**, eine **Merian** u. a. die Welt des Kräuterkenners, und den Begriff der Schöpfung Gottes erweitern: ſo viel Vergnügen und Nutzen man in einem **malabariſchen Garten** finde; ſo doch das wenigſte zum Gebrauche der wahren Dichtung. Die Namen der neuen Kräuter ſind unpoetiſch; ihre Geſtalt und Unterſchied nicht durchgängig bekannt, nur der Zeichner, nicht der Wortmaler, kann ſie anſchauend ſinnlich machen. Zudem ſind ſolche **brockesſche** Malereien ja nicht Hauptzwecke der Dichtkunſt, und was z. E. der Verfaſſer des Zuckerrohrs poetiſches in ſein Poem gebracht, iſt dem mindſten Theile nach

aus

aus der Pflanze ſelbſt gepreßt; es iſt Ausſchweifung.

So Gegenden? Außerordentlich wilde Gegenden, Wüſten, Gebirge, Waſſerfälle ſind rührend, aber nur ſo fern ſie bekannte Ideen wecken, die uns ſchon beiwohnen. Ich würde Niagarens Waſſerfall in Creuz nicht ſo fühlen, wenn ich nicht ſchon rauſchende Waſſerfälle kennete, und hier blos meine Begriffe ſteigen dörften. Schlechthin neue Beſchreibungen gewähren alſo dieſe Entdeckungen kaum: denn ob der alte Grieche und Römer die Waſſerfälle des Nils, den Euripus, den Olympus, die Scylla und Charybdis mir über hiſtoriſche Wahrheit erhoben, iſt nicht die Frage, nur ob er ſie mir täuſchend gedichtet? und von ihm alſo lerne man auch die neuerlicher bekannten Gegenden — **Grainger** ſeinen amerikaniſchen Platzregen, und andre ihre feurigen Luftmeteore dichten; (denn nach hiſtoriſchen Bildern ſuche ich in Reiſebeſchreibungen) und fänden da die meiſten ſolcher Scenendichtungen in den Alten, nur nach Beſchaffenheit ihres Landes nicht ſchon Vorbilder? Wie feierlich ward aus dem Aetna die Werkſtatt der Cyklopen, aus der Gegend bei Pozzuolo der Acheron, aus den theſſaliſchen Gegenden die Berge der Muſen, aus den Inſeln des Möris die elyſäiſchen Felder u. ſ. w. In Landgemälden mögen wir alſo neu ſeyn, im Geiſte des poetiſchen Landmalens, in

Dichtungen darüber müſſen wir von den Alten lernen. Dazu iſt ihre Mythologie: ich ſehe ſie alſo nicht entbehrlich, ich ſehe nicht einmal, recht genommen, einen Gegenſatz.

„Vielleicht alſo neue Thier- und Menſchengattungen?„ Gut! aber in die Naturgeſchichte gehören dieſe beſſer, als in die Poeſie; und wenn auch für dieſe, als Gegenſtände, Bildergleichniſſe — was trifft dieſes die Mythologie zum Gegenſatze? Eine Fabel, eine poetiſche Dichtungslehre iſt ja kein Bilderſaal griechiſcher Thiere, Menſchen, Pflanzen, Gegenden — beide heben ſich noch nicht auf; vielmehr kann die Mythologie Muſter bleiben, in dieſer neuern Thierwelt zu dichten.

Soll es Gegenſatz werden, ſo muß die neuentdeckte Welt uns ſtatt der griechiſchen eine Gallerie ſolcher und beſſerer Fabeln, Geſchichte, Dichtungen liefern. Die hottentottiſche Götterlehre, Kunſtbegriffe, Hiſtorien, Gedankeneinkleidungen müſſen an die Stelle der griechiſchen treten. Der **Pachakamai** der Peruaner wird Zevs, der **Chemiin** der Caraiben wird der große Pan, und der **Areskovi** der Huronen der ſchöne Apollo. Statt der ſchönen Genien der Griechen wollen wir die **Hondatkonſonas** der Iroquoiſen, und ſtatt der edlen, poetiſchreichen und ſchönen Fabelverrichtungen der alten homeriſchen Götter, ihrer Einwirkung in die Welt, und ihrer Thaten unter den Menſchen wollen wir

wir Fratzengeſchichte der africaniſchen Negern — welch ein Tauſch! Und Tauſch ſoll doch ſeyn? die neuentdeckte Welt ſoll uns doch das reichlich und überreichlich geben können, was uns die elende griechiſche Mythologie giebt? Und was giebt dieſe für die Poeſie anders, als **Dichtungen, Geſchichte, Fabeln,** in die poetiſche Compoſition gelegt wird, uns zu täuſchen, zu vergnügen.

Hätten unſerm Verf. richtige und genaue Begriffe vom Weſen der Poeſie, und vom weſentlichen Gebrauche der Mythologie in der Dichtkunſt der Alten beigewohnt: ſo würde er ſich ſein Edikt gegen dieſe, und ſeine Vorſchläge zur Schadloshaltung jener, ſelbſt erlaſſen haben. Jetzt rächt ſich an ihm Kalliope, wie dort Bacchus am Lykurgus, da dieſer ſeinen Wein ausrotten wollte; ſie läßt ihn nämlich die Linie paſſiren, und ſchickt ihn nach Mohren und Malabaren, um, wie ein Orpheus und Homer aus Aegypten zurückzukommen, — **der Vater einer neuen Poeſie,** die ſeit Griechen und Römer Zeiten nicht geweſen.

Non vſitata, nec tenui ferar
Penna biformis per liquidum aethera
Vates, neque in terris morabor
  Longius, inuidiaque maior

  Vrbes relinquam: non ego pauperum
Sanguis parentum, non ego — —
  Stygia cohibebor vnda.

Iam

Iam iam reſidunt cruribus aſperae
Pelles et album mutor in alitem
Superne : naſcunturque leves
Per digitos humerosque *plumae*
Iam daedaleo ocyor Icaro
Viſam gementis littora Boſpori
Syrtesque Getulas canorus
Ales, Hyperboreosque campos
Me Colchus etc. c. Heil zur glücklichen Reiſe!

Drittens und endlich „Allegorie: a)„ Tugenden und Laſter, dieſe und andre Gemüthsaffecten „— wenn ihnen der Dichter Körper beileget, ſo „wird er theils auf allen Münzen und Edelſteinen, „theils in Gedichten, welche finden, die er bequem „gebrauchen kann;„ und nun gehts in ein Regiſter.

„Bequem gebrauchen kann?„ Hr. Klotz beliebe zu ſagen in welcher Gedichtart? In Epopeen? Nie können da Mes-Dames „Pudicitia, Fertilitas, Fides, Securitas, Copia, Juſtitia, Veritas, Voluptas, Ira, Diſcordia, Impudentia, Invidia u. ſ. w. das ausrichten, was Homers Götter und Göttinnen wirken. Es ſind Larven allgemeiner Begriffe, denen perſönliche Beſtandheit, individuelle Bezeichnung, hiſtoriſcher Charakter fehlt, bei denen man jeden Tritt aus dem Namen voraus ſieht, die aus einem Worte, wie jene

---

a) p. 127. 128. etc.

jene Prophetinnen, aus holem Bauche ſprechen; Wortgeſpenſter. Sie geben kein perſönliches Intereſſe, keine individuelle Handlung, keine einzelne Charakterprobe: ſie rühren nicht, ſie täuſchen nicht! ſie zerſpringen, wie Waſſerblaſen.

The earth hath bubbles, as the water has;
And theſe are of them. Whither are them vaniſhed?

Alſo in Idyllen, Fabeln, Erzälungen, überall, wo es auf vorgeſtellte Fiction ankommt? Kaum! und eine lange allegoriſche Dichtung, ein allegoriſcher Traum macht mir in ſonſt vortrefflichen Wochenblättern a), wenn er nicht außerordentlich kurz iſt, Kopfſchmerzen. Wenn Allegorie Wahrheit einkleiden ſoll, damit ſie mehr einnehme, und ſtärkern Eindruck mache, ſo muß ſie dieſelbe nicht verdecken, und den Augen wegſtehlen. Das Frappante, das Außerordentliche im erſten Anblicke der Entwickelung gefällt, und läßt dauerhafte Spuren in der Seele; wird mir aber ſeitenlang die Mühe des Entwickelns zum ordentlichen Geſchäffte gemacht; — ſoll ich nicht die Frucht hinter den Blättern unvermuthet erhaſchen, ſondern zum Tagwerke Blätter klauben, eine ganze Fiction hindurch die allegoriſchen Masken entkleiden, und bei jedem

Zuge

---

a) Ich führe nur Eins an, den Rambler, eine Schrift voll Menſchenkenntniß, und voll ſchläfriger Allegorien.

Zuge neu entkleiden; warum ließ mich, da es hier bloß auf Wahrheit und Mühe ankommt, der Dichter die Wahrheit nicht nackt ſehen? ohne Mühe der Entkleidung? ohne langes Geſuch? Mitten im allegoriſchen Traume unſrer Wochenblätter ſchlafe ich ein, und vielleicht viele Leſer mit mir.

Nichts bleibt übrig, als kleine Gedichte, oder Einfälle in Gedichten: Bilder, Gleichniſſe, Epigramme, Lieder, Oden — „Bilder und Gleichniſſe ?„ wohl! und die alte Mythologie iſt voll ſchöner Allegorien! Epigramme? Ein Epigramm iſt ein Bon-Mot in der Dichtkunſt, es gefalle durch ſeinen Stachel, oder ſeine außerordentliche Simplicität. Aber **Lieder? Oden?** Selten können lange **durchaus allegoriſche Lieder und Oden** gefallen! Ich danke es Uzen, daß er mir ſeinen ſchönen Morpheus, als einen Traumgott, nicht als ein allegoriſches Geſpenſt der Träume, vorſtellt. Ich danke es den Dichtern der Freude, und des Amors, daß ſie dieſem Gotte, dieſer Göttinn nicht, als Geſpenſtern eines abſtrakten Begriffes, zu gut allegoriſiren, ſondern lieber einem Gotte der Liebe, einer Göttinn der Freude zu Ehren ſingen. Jenes wird ein trockner Eichenkranz von ſymboliſchen Prädicaten, dies eine Reihe von Empfindungen, die einem ſolchen gedichteten Weſen überhaupt geziemen — ein merklicher Unterſchied!

Wenn **Hagedorn** der Freude ſinget, bleibet er freilich nicht mit jedem Zuge der Allegorie treu, und wollte es auch nicht bleiben. Seine Freude iſt ihm eine Göttinn, der das Vergnügen gefällt, nicht ein allegoriſches Gerippe derſelben. Er kann ſich alſo denken, daß ſein Lied „dieſelbe vergrößere, „daß ſie das Glück der Welt, die Kraft der Seele, „das halbe Leben ſey; daß ſie die Vernunft erheitere, u. ſ. w.„ Prädikate, die der Freude überhaupt zukommen, nicht aber dem perſoniſiirten Begriffe derſelben, der Freudengöttinn, der Hagedorn frohe Empfindungen opfert, nicht dem allegoriſchen Wortgemälde — —

Ramler hat ſein Lied in ein ſolches Gemälde verändern wollen. Er löſchte die Striche aus, die bei der allegoriſchen Figur nicht Statt fanden; er that neue hinzu, die ſie ſichtbarer machten. Er gab der Freude **Kinder**, er machte ſie ſelbſt zum Kinde des Himmels, er verwandelte die Kenner, perſonneller in Dichter der Freude; er machte lieber eine lange Parentheſe, ehe er dieſe mit einer andern allegoriſchen Perſon, dem Glücke, hätte vermiſchen laſſen; er gebot ihr die Geſellſchaft unvernünftiger Bacchanten zu fliehen; — kurz! er blieb, in jedem Zuge, dem Bilde einer allegoriſchen Perſon treu. Hat er das Lied verbeſſert? Als ein allegoriſches Poem, freilich; aber, als ein Geſang der Empfindungen, der Freudengöttinn geſungen, ohne dieſelbe ins Stamm-

und Wogenbruch zu malen? — kaum! alle, wie mich dünkt, haben Ramlern getadelt, und keiner den Grund berührt, der ihn verführt habe, und ein Ramler wird nie ohne Grund irren. Will ich ein allegoriſches Lehrlied auf die Freude; ſo wähle ich Ramlern — will ich einen Freudengeſang, der Freudengöttinn geſungen, ſo Hagedorn!

Nur gar zu ſehr iſt Ramler ein Freund ſolcher Allegorien, und zerſtört dadurch oft die Harmonie des Liedes. Gefühl iſt der Ton der Lieder, und nicht eine Charakteriſtik allegoriſcher Weſen, die, wenn ſie einmal eine todte Symbole mitten in die Reihe lyriſcher Empfindungen hinein ſtößt, alles, wie Eis, erkältet. Hagedorn ſingt im Tone des ſanfteſten Abendvergnügens ſeinen Morpheus, die Wünſche, das Verlangen ſeines Herzens: Ramler nimmt eine ägyptiſche Kohle, und reißt eine Hieroglyphe daraus. Die ſchwarze Hieroglyphe aber ſchreckt das Chor aller Abendfreuden aus einander: — —

Gott der Träume, Kind der Nacht,
Das mit Mohn in Händen
Gaukelnde Geſtalten macht — —

Gnug! ſchön zu einer Deviſe auf ein Bild des Schlafes, nicht zum lyriſchen Geſange, nicht zu einem hagedornſchen Liede.

Soll

Sollte, in Gedichten der Liebe, Amor nichts, als die perſonificirte Liebe, das Abſtractum dieſes Begriffes in allegoriſche Geſtalt eingekleidet ſeyn — arme Dichter der Liebe! das Reich eurer Phantaſie iſt verwüſtet. Nicht mehr der mythologiſche Amor mit allen ſeinen Geſchichtchen; eine metaphyſiſche Maske iſt euer Geſang. Alsdenn z. E. ſind die jacobiſchen Tändeleien von Einem Amor, von dieſem und jenem Amor, vom Amor, der Lerchen fängt, der jetzt verſchwindet; jetzt uns eine Stunde Friede läßt; jetzt unvermuthet unter Schmiedeknechten beim Vorbeipaſſiren gefunden wird; jetzt, wie ein fliegendes Jucken in der Haut wiederkommt; fade. Alsdenn ſchrumpft das Reich erotiſcher Weſen in die wenigen ſteifen Herrlichkeiten ein, die Hr. Kl. von ſeinen Gemmen uns vorzält, und auch die ſind nicht ohne mythologiſche Züge. — — Kurz! wenn Hr. Kl. ſeine Behauptungen nur halb überdacht, kaum hätte ers ſich ſelbſt verantwortet, den mythologiſchen Achtsbann niederzuſchreiben, der alle unſre Dichter aus ſeiner poetiſchen Republik treibet. Ich hoffe, die Muſe werde dem neuen Plato, für einen ſo bündigen Reichsſchluß, ſanfte Ruhe verliehen haben!

10.

Der Reſt der homeriſchen Briefe wird uns, wie ich glaube, den Weg verkürzen.

Hr. Kl. lobt Homer über ſeine genaue Charakteriſtik der Helden a); längſt längſt bemerkt, bekannt, und beſſer ins Licht geſetzt.

Hr. Kl. vertheidigt Homer, daß er ſich in Kleinigkeiten wiederhole b). Längſt vertheidigt, und ſonſt ſchon genauer auf die „Ruhepunkte ſeiner „epiſchen Muſe,„ und auf eine kleine ſüße Geſchwätzigkeit der Griechen zurück geführt.

Hr. Kl. ſchweift weit aus über die Nachläßigkeit der Künſtler in Nebenſachen c). Nichts Neues!

Ueber die edle Nachläßigkeit der Schriftſteller d). Ein Gemiſche ohne Grundſätze und Beſtimmung, das uns erſt die weiſe Simplicität, und die ſtrenge Schönheit im erneſtiſchen Aufſatze e) dieſes Inhalts um zehnmal mehr fühlen läßt. Erneſti, in dem Geiſte des Cicero, beſtimmt, beweiſet, ſchränket ein, macht die edle Nachläßigkeit, die er empfiehlt, liebenswürdig; und da er zu eben der Zeit mit der abgemeſſenſten Sorgfalt ſpricht: ſo kommt er dem Misbrauche ſeiner Lehre zuvor. Unter den Händen unſers Autors wird die liebenswürdige Nachläßigkeit zu einer regelloſen und unſtäten Franchezza, ſo in ſeiner Lehre, und ſo in ſeinem Beiſpiele.

---

a) p. 136 — 144. b) p. 144 — 147.
c) p. 148 — 158. d) p. 158 — 160.
e) Erneſt. Opuſc. philol. critic. p. 126. Die Citation dieſes Stücks im Indice des genannten Buchs iſt zu corrigiren

ſpiele. Vergebens gab ihm die Muſe die Gabe des leichtern Vortrages, wenn dieſer unüberdacht, ohne Plan, Gründe und Ordnung umher ſchweifet. Keinem prüfenden Leſer wird dieſe leichte Freiheit, „ſchöne Nachläßigkeit der Alten„ dünken; dem Halbkenner aber, und dem läßigen Schüler, der nur auf ſolche Lehren wartet, wird ſie ſowohl im Unterrichte, als Beiſpiele, verderblich.

Hr. Kl. vergleicht das homeriſche Bild der Zwietracht mit den Gemälden andrer Dichter a). Ich würde nicht vergleichen wollen, wenn ich die andern Dichter nicht geleſen. Das Bild der Zwietracht in Arioſt, in Taſſo, und wo weiß ich mehr? inſonderheit das klopſtockſche groſſe Bild der Religionszwietracht b) ſollte nicht vergeſſen ſeyn: denn das letzte übertrifft Homer.

Hr. Kl. giebt die Scene von Hektors Tode, und den Klagen über ihn, aus Homer c). Ich weiß nicht, wie ich die Gabe nennen ſoll. Nicht Ueberſetzung, nicht freie Ekphraſe: weder lateiniſche Periodenproſe, noch homeriſche Cadenzen; ein widriges, und inſonderheit, „in den Bindungen der Rede,„ widriges Mittelding, in dem Homer, ohne Stärke und Leben, zerriſſen da liegt.

Hr. Kl. giebt uns zu dieſen menſchlich rührenden Klagen Parallelen, und die bekannte Geſchichte

---

a) p. 198 — 213. b) Viert. Geſang p. 120.
c) p. 214. — 230.

des Ugellino in lateiniſchen Verſen a). Nach dem Gradu ad Parnaſſum ſind die Verſe ſchön; mit der meinhardſchen Proſe verglichen, matt und kraftlos. Die Macht der Simplicität des Italieners; die kurze Wuth des Schmerzes in demſelben, bei jedem neuen Anfalle; die rührenden Einſchiebſel deſſelben, die, wie ein einſylbiges Ach! die Rede ſtören, iſt hier in ſchöne lateiniſche Verſe verfloſſen, ganz verfloſſen.

Hr. Kl. giebt den Auftritt der Andromache, und des Aſtianax mit Parallelen rührender Kinderſcenen b). Ich weiß nicht, wer ein Deutſcher iſt, und die Scene des Benoni im Meſſias auslaſſen: ich weiß nicht, wer Kinderſcenen paralleliſiren, und nichts aus den Trauerſpielen der Britten nennen darf. Nicht mit Homers Aſtyanax, aber wohl mit ſhakeſpearſchen Scenen konnte Leſſings Arabelle verglichen werden, wenn es verglichen ſeyn ſollte.

Hr. Kl. zeigt, daß die Römer oft griechiſche Dichter und Künſtler nachgeahmet c). Zu bekannt!

Daß Homer oft das Stillſchweigen ſehr glücklich gebraucht d). Die angeführten Beiſpiele ſind nicht geſondert. In einigen iſts ein Stillſchweigen der Weisheit, in andern der Hoheit, in andern des Affekts; gar nicht alle und jede zu einem und dem nämlichen Zwecke. In einigen iſts ein eilfertiges,

in

---

a) p. 233—51. b) p. 251—67.
c) p. 274. &c. d) p. 271—81.

in andern ein betäubendes, in dritten ein ſchmerzliches, unausſprechlich ſchmerzliches Stillſchweigen; und endlich ein Zug des Erhabnen. Den letzten hat Moſes Mendelsſohn entwickelt, und die erſten hätte Hr. Kl. ſo entwickeln ſollen. — —

Das Ende der homeriſchen Briefe verliert ſich völlig im Sande. Der Verfaſſer bekennet: „er „habe geſchrieben, was ihm in die Gedanken, und in „die Feder gekommen, daß er ein gutes Gewiſſen „dem Ruhme gelehrter Verdienſte vorziehe, daß ein „andrer Ausleger Homers freilich auch andre Dinge „über denſelben ſagen könne: Ego vero quid habeo, quod me extollam? Voluntas atque ardor „nunquam defuit, ſed defuere alia a) — —„ Nur wie? wenn Hr. Kl. homeriſche Briefe ſchreiben wollte, warum, daß er nichts würdigers ſchrieb? wenn er das Andenken Homers erneuern wollte, warum that er nicht, wie jener Therſagoras bei Lucian, an Homer ein Gebet, ihn würdig ſchreiben zu laſſen? Warum übergab er der Welt ſeine Scherbenſammlung von Meinungen für homeriſche Briefe?

Als homeriſche Briefe hat ſein Buch, dem Inhalte nach, der eines Theils nicht tief gnug überdacht, andern Theils, gar zu gemein, und auf allen Scheidwegen bekannt iſt, und, dem Vortrage nach, der aus einer Parentheſe von Materie, leviſſimus transfuga! in eine andre fällt, und keine erſchöpft;

---

a) p. 181.

in beiden haben die homeriſchen Briefe vielleicht nur den ſicheren Nutzen, Homer durch eine feine Figur, die man Ironie nennt, zu loben. Sie klagen ihn als einen unzeitigen Lacher, an, damit man es deſto tiefer bei ihm fühle; alles ſey bei ihm an ſeinem Orte. Sie beſchuldigen ihn der Ungeſchliffenheit der Sitten ſeiner Zeit, damit man in dieſen die edle Einfalt ſo mehr bewundere, liebe, und kennen lerne. Sie fodern ihn vor, daß er dem Leſer manchmal beſchwerlich falle; und um ſo fleißiger übe ich mich, die Muſik in ihm zu empfinden, die eine Empfindung, wie eine Welle aus der andern hebe, und in eine dritte fort wälzet. Sie loben nur παρεργα an Homer, daß ich das eigentliche Weſen ſeiner Muſe deſto inniger verehren lerne. Sie ſcheinen, ihn nur aus Parallelen fühlen zu wollen; ich liebe die Schönheiten in ihm, die ſich nicht plenis buccis vergleichen, die ſich kaum in Augenſchein ſetzen, kaum in Worte einfaſſen; aber deſto mehr, an ihrem Orte, homeriſch empfinden laſſen. Sie nehmen ſeinetwegen Gelegenheit, die Mythologie zu verbannen, und zu verkleinern; ich, die Schönheit, und poetiſche Congruität der homeriſchen Mythologie zu beherzigen. Sie halten es für die ſchönſte Nachläſſigkeit, vom Hundertſten aufs Tauſendſte zu kommen; mein Homer immer bei der Stange zu bleiben — — So will ich ſie zu erſt; alsdenn den Griechen ſelbſt leſen, und ihm nachher jedesmal ein Stück dieſer homeriſchen Briefe opfern!

> — — animamque poetæ
> His ſaltem accumulem donis, & fungar inani
> Munere — —

II.

Ueber die Schamhaftigkeit Virgils.

1.

Der Verfaſſer homeriſcher Briefe bietet mir ſeine Hand dar a), mich von der Bildſäule des griechiſchen, zur Statue des römiſchen Homers zu führen, und mir denſelben in aller Größe und Liebenswürdigkeit zu zeigen. Daß dies ſein Zweck ſey, bezeuget der lange Eingang b) von Klagen, daß man die Alten nicht recht leſe, treibe; ſie alſo auch nicht ſo lieben könne, als — als Hr. Kl. uns vermuthlich an Virgil zeigen will.

Dazu

---

a) De verecundia Virgilii. v. Klotz. opuſc. var. argum. p. 242. &c.

b) p. 242—44.

Dazu aber, dazu dünkt mich das klaßiſche Thema wohl nicht das gewählteſte. Noch ſo genau ausgeführt, kann es uns Virgil, als einen ſchamhaften, keuſchen, züchtigen Dichter, vorſtellen, es kann ihn uns, als einen moraliſch reinen Geſellſchafter, empfehlen; ob aber deßwegen, als einen unterhaltenden, liebenswürdigen Geſellſchafter? ob, als einen vortrefflichen Poeten, deſſen Genie begeiſtern, deſſen poetiſche Kunſt lehren könne? Das ſehe ich, im Thema, nicht unmittelbar enthalten. Anmerkungen hierüber werden Ausſchweifungen ſeyn müſſen, oder — kurz! die lange Klagenvorrede vom unwürdigen, genieloſen, unpoetiſchen, unangenehmen Gebrauche der Alten, ſtehe nicht an ihrem Orte. Auch das ſelbſt iſt ein unpoetiſcher Gebrauch Virgils, wenn ich in ihm darauf ausgehe, Zucht und Keuſchheit aufzuſuchen; nicht ſein Genie, ſeine Kunſt, ſeine poetiſche Ader. Statt die Schönheiten, die entzückenden Schönheiten ſeiner Muſe, zu betrachten, iſts wohl eine würdigere Ocularinſpection, ob Virgils Muſe auch — eine reine, keuſche Jungfer ſey? Würdige Bemühung, aber für fromme Großtanten, und für kunſterfahrne Hebammen würdig, nicht für den entzückten Liebhaber in der erſten Umarmung.

Um aller keuſchen Muſen und Gratien willen! will ich der Schamloſigkeit der Dichter nicht das Wort reden, und die Schamhaftigkeit der Schriftſteller überhaupt herunterſetzen. Ich wünſche, daß der Geiſt der feinern Lebensart, oder warum darf ich nicht ſagen? des züchtigen Chriſtenthums, ſich auch in Schriften zeige, und daß man minder die Ehrfurcht verläugne, die man der Würde des Publicums ſchuldig iſt — ein Name, der den Meß-Schriftſtellern unſrer Zeit beinahe ſo fremde, utopiſch und lächerlich geworden, als er, den Griechen, inſonderheit die für Athen, für die Welt und Nachwelt ſchrieben, ehrwürdig war. Der moraliſche Geiſt, mit welchem unſer Jahrhundert durchdrungen ſeyn **könnte**, ſollte uns einen moraliſchen Verderb, den unſre Schrift ſtiften könne, wichtiger und gewiſſenhafter machen, als zehn poetiſche Schönheiten. — — Dies gilt auch, und noch mehr von Poeten; denn ihr Gift iſt **ſüßer**, fließt leichter ein, wirkt länger und ſtärker. — —

Auch will ich das nicht geſagt haben, daß man in Bildung der Jugend über die moraliſchen Beſchaffenheiten eines Dichters völlig hinweg, und nur die poetiſchen Schönheiten anſehen ſolle: daß ein Virgil und Catull gleich gute Autoren der Jugend ſeyn, und die Priapea etwa die goldenen Sprüche Pythagoras abwechſeln könnten. Vor wem ſoll man mehr Ehrfurcht haben, als vor einer unverdorbnen Jugendſeele! Unter einer Menge beobachtender Jünglinge iſt man vor den Schranken des ſchärfſten Publicums. — —

Dies alles an ſeinen Ort geſtellt, iſt hier die Frage: ob man bei Dichtern, als Dichtern, vorzüglich auf Bemerkung ihrer Scham und Reinigkeit ausgehen? ob der poetiſche Kunſtrichter zuerſt ein Zuchtrichter ſeyn ſolle? Und das, glaube ich, ſoll er, vermöge poetiſcher Zwecke, und des poetiſchen Gefühls halben, nicht. Ich verſtehe Hrn. Kl. nicht, wenn er ſagt a): quanta enim ſtultitia eſt, ea de ſe commemorare facinora, quæ ſi quisquam alius a nobis patrata eſſe diceret, cœlum commoveremus & terram, injuriamque nobis fieri clamaremus, gravi pœna expiandam, maculamque omni modo delendam noſtræ famæ inuri? Hujus tamen bonæ famæ cur ipſi negligentes ſumus? Denn Hr. Kl. wird doch nicht die bona fama eines Poeten für den Inhalt halten, den er beſinget? Er wird doch nicht Leſſings bona fama darnach beurtheilen, wenn er ſingt:

Es donnert. Ja es donnert ſehr.
Weg mit dem Weine! Was nicht trinken?
Nein, Bruder! nein! der Heuchler Heer
Mag knechtiſch auf die Kniee ſinken u. ſ. w.

Nicht ſeine bona fama daraus beurtheilen, wenn er an ſeiner Angelika nichts auszuſetzen findet, als — —

— Einen

---

a) p. 249.

— — Einen Fehler treff' ich an,
Der alles nichtig macht.
Sie liebet ihren Mann.

Nicht ſeine bona fama daraus beurtheilen, wenn er mit dem Tode capitulirt, ein und kein Türke ſeyn möchte, Alexanders Wunſch nachahmet, der Faulheit Loblieder ſinget u. ſ. w. Denn ſonſt, wenn Leſſing Klotz wäre, certe cœlum commoveret & terram, injuriamque ſibi fieri clamaret, gravi pœna expiandam, maculamque omni modo delendam ſuæ famæ inuri: quod quisquam alius a nobis patrata eſſe diceret, quæ de nobis facinora ipſi commemorabamus. Unglück gnug aber, daß Leſſing, Gleim, Uz, Weiße, Gerſtenberg, Wieland auf ſolche bonam famam nicht achteten.

Es wäre doch recht artig, wenn künftig ein Lobredner unſres deutſchen Anakreons der bonæ famæ deſſelben ein ſolches Ehrendenkmaal aus ſeinen anakreontiſchen Liederchen erbauen wollte, als Hr. Harleß aus einigen ſehr charakteriſtiſchen Stellen der Klotziſchen Gedichte, da er ſich ſelbſt, als Held, als Freund, als Gelehrter, als Weiſer, als Dichter ꝛc. mit dichteriſcher Offenherzigkeit preiſet, ſehr ernſthaft und bündig hat errichten wollen a) —

— ar-

---

a) Quod ad animum quidem attinet, aliquoties illius imaginem carminibus intexuit. Nam & in *Opuſc. poet.* *Humana* inquit *fortis ſubjiciam mihi* &c. p. 172. 73. 74. 75. 76. 77. 78.

— armer Gleim! wehe alsdenn deiner bonæ famæ!

„Schon in ſeiner Jugend, wird der Biograph
„deſſelben ſehr avthentik erzälen: ſchon in ſeiner Ju-
„gend zeigte ſich in Gleimen der üppige Hang zum
„weiblichen Geſchlechte, der ihm ſeine meiſten Ge-
„dichte nachher eingegeben. Als ſein Vater ihn
„die edle Rechenkunſt a) nach Pfunden und Tha-
„lern, und Winſpeln und Centnern, und die gülde-
„ne Regel-de-Tri lehren wollte, dachte der unarti-
„ge Knabe ſchon an nichts, als Mädchen. Nichts
„ſobald lernte er, als ſpielen, küſſen, und war
„nachher ſchamlos gnug, andre in dieſe Schule
„einzuladen, und ihnen dies, als die erſte Lection,
„anzupreiſen b). Seine Eltern wollten, nach chriſt-
„licher Zucht und Ermahnung c), ihn zu etwas
„Nützlichem anhalten: ſeine fromme und chriſtli-
„che Mutter beſtimmte ihn zum ehrwürdigen Seel-
„ſorger: ſein Vater zum Mediciner; aber nichts
„lernte der Knabe. Er beſtimmte ihn zum Ad-
„vocaten; auch da waren ihm nur die Händel der
„Verliebten ſein Kram, und wer weiß, wie man-
„che ungerechte Vertheidigung, um eines ſchnöden
„Lohnes willen — — doch ein Chriſt ſoll nicht
„lieblos urtheilen. Nur dauret mich das eigne
„Geſtändniß deſſen, das er an ſich ſelbſt zu rühmen
waget.

---

a) Gleims Lieder Th. 1. p. 2.
b) p. 23. c) p. 29.

„waget. Sein ganzes Geſchäffte a) ſchlafend, träu-
„mend, wachend, iſt an Mädchen denken; ja oft,
„bekennet er, habe das Rauſchen der Küſſe ihn zum
„Schlafe einwiegen müſſen — wer weiß, was
„vorher gegangen? Selbſt nicht die ſchönſte Ge-
„gend, und die ſchöne Geſellſchaft eines Kleiſts war
„dem Verwöhnten zum Vergnügen nicht gnug oh-
„ne ſeine Doris b): denn an dieſer, und am Weine
„hieng ſein Herz und ſeine Seele. In ſolcher Denk-
„art iſt es nicht zu bewundern, daß ihm inſonder-
„heit die Diener Gottes im Wege ſind c): denn
„die werden zu ſeiner Uepigkeit nicht ſtille geſchwie-
„gen haben; aber der Wohllüſtige ſuchte ſich lieber zu
„verhärten. Sein böſes Gewiſſen mag ihm wohl
„zuweilen zugeſetzt haben; aber er entſchlägt ſich dem
„Geſchrei deſſelben; er ſpottet über Hölle und Teu-
„fel d); er ſcherzt mit dem Tode e), wird aber ſei-
„nen Spott unter den Händen deſſelben theuer gnug
„haben bezahlen müſſen. Er verlacht den Eifer
„der Gottesgelehrten, und hat ſich eine Moral von
„Lebenspflichten f) gezimmert, die atheiſtiſch, gott-
„los,

---

a) p. 16. b) p. 5. c) p. 3.

d) p. 3. e) p. 19. f) p. 89. Im Ernſte weiß ich, daß ein ſehr erbaulicher Schriftſteller ſich über die Worte:

Soll ich mir den Himmel wünſchen?
Nein! dann wünſcht' ich ja zu ſterben!

recht fromm geärgert, und ſich gegen die Neckereien

„los, und der ganzen menſchlichen Geſellſchaft
„ſchädlich iſt, und die wir anführen wollten, wenn
„wir es nicht für unſre Chriſtenpflicht hielten, uns
„fremder Sünden nicht theilhaftig zu machen. Ja,
„wenn doch nur die blühenden Jahre unſers gefähr-
„lichen Schriftſtellers mit ſolchen Tändeleien fort
„gegangen wären; nun aber wählt er ſich noch
„u. ſ. w. — —

BONÆ. FAMÆ. POETÆ
FRIDERICI. GVILIELMI. GLEIMI
HOC. MONVMENTVM
AD. REGVLAM. POETICO. CRITICAM
VIRI. PERILLVSTRIS
CHRISTIANI ADOLPHI KLOTZI
POSVIT, A.

Gewiß! ſo wenig ſich Bruder **Yorik** auf die caſuiſtiſchen Streitfragen ſeines **Didius**, und auf die Subtilitäten des alten Grüblers **Shandy** verſtehen wollte: ſo unlieb will ich bei meinem Worte gehalten ſeyn, um jeder kleinen Schnurre von Gedichte ihre Moral und Keuſchheit vorzuzeichnen, es bei dem frommen Wieland auszumeſſen und auszuwägen,

---

mit dem Tode auch in ſeinen bloßen Todesſchriften oft gnug erkläret.

wägen, wie viel Grade chriſtliche Zucht in ſeinen komiſchen Erzälungen, oder, wie viel Quentchen unſchuldige Einfalt in Roſts Schäferſtunden enthalten ſeyn mögen. Der Letzte iſt geſtorben, aber den böſen Wieland, Uz, Gleim und Leſſing empfehle ich zur frühzeitigen Büßung und Bekehrung, bei Hrn. Klotz a) die Todesangſt, und die reuige Palinodie eines Campans, den bußfertigen letzten Wunſch des La-Fontaine, das ſchreckliche Ende der lüderlichen Leute Regnier und Grecourt, und die ſcharfe Epanorthoſe des Beichtvaters Young zu leſen, und thränendwäßrige Bußlieder, oder bis zum Gähnen erbauliche Kirchengeſänge, als Opfer — doch ich bin ja kein Caſuiſte.

Alle rührende Todesfälle und Bußgedanken übergangen, nehme ich bei Herr Klotzen nur Eins in Anſpruch, daß die bona fama ehrlicher Dichter nicht nach ihren Geſängen beurtheilt werden müſſe, daß ſie ſeit ewiger Zeit das Privilegium von ihrem Lügengott Apollo empfangen, Dinge von ſich ſelbſt ſagen zu können, die ihnen kein andrer, der bonae famae wegen, nachſagen darf: und daß man ihnen, dieſen leichtſinnigen Schleuderern von Einfällen, eben nicht durchaus den Rückſprung wehren dörfe, den Teucer hinter den Schild Ajax nahm: caſtum decet eſſe poetam, verſus etc. daß es wenigſtens immer einen weſent-

---

a) p. 151 — 152.

weſentlichen Unterſchied zwiſchen der Sittlichkeit der Verſe und des Lebens gebe u. ſ. w. Wer mit dieſen Rettungen nicht zufrieden iſt, wende ſich an das Archiv des Apollo, wo er das Original des Privilegiums findet.

Ich rede als Privatleſer fort: Dichter, als Dichter, macht ſich anheiſchig, uns auf eine oder die andre Art mit einer Fiction zu täuſchen, täuſchend zu vergnügen, dies iſt ſein Geſetz: Und dahin ſtreben auch ſeine **Zwecke**, er mag Charaktere ſchildern, oder die Fabel dichten, oder die Rede beſtimmen, oder ſelbſt reden: Und dahin aus ſoll er auch beurtheilet und geleſen werden. Nehmet ihr denn, kann er ſagen, mein Gedicht zur Hand, um Beichtväter meines Lebens abzugeben, um meine Zucht und Ehrenwärter, oder um meine poetiſchen Leſer zu ſeyn? Wie, wenn ihr das erſte wollet, warum blättert ihr lieber nicht in Henkels **letzten Stunden**, und fraget dahin, außer andern Beiſpielen, auch das Ende bußfertiger Schriftſteller; eines an Leib und Seele kranken Campanus, eines **Fontaine**, aus dem ſeine Pflegerinn, geſchweige ſein letzter Gewiſſensrath, machen konnte, was er wollte? Woher, daß ich euer Erbauungsſtifter ſeyn ſoll, da ich mich gegen euch zu nichts verſtanden, als euch durch meine Fabel, durch mein Drama, durch die Sitten meiner Perſonen, durch meine eigne Reden, zu — täuſchen? Wollet ihr eure Seele dieſem illuſoriſchen Reize

nicht

nicht öffnen; ſo ſchlaget mein Buch zu; wir ſind keine Leute für einander; an mich habt ihr kein mehreres Recht, als ich euch gebe, nämlich daß ich euch mit Dichtungen in Traum ſetzen, nicht daß ich euch wachend lehren wollte. Auf unmittelbare Moralen, trocken und ſchläfrig, wie ihr ſelbſt, kommt bei mir nicht zu Tiſche: wenn ihr euch meine laſterhaften Charaktere, meine Tändeleien moraliſch merken wollt, ſo thuts nicht um darnach zu handeln, ſondern um ſie zu erkennen. Gewöhnet euch, aus meinem leichtſinnigen und ſcherzhaften Geſchwätze nur immer dazu, auch in ſchwatzhaften Auftritten dieſer Art, wo ſie euch wirklich im Leben erſcheinen, Geſchmack zu beweiſen, ſie auch hinter ihren Masken nicht zu verkennen, und euer Urtheil ſchon längſther darüber ſicher zu haben — Nutzen gnug von meinem Geſchwätze. In meinem Buche könnt ihr immer ohne Koſten der Unſchuld lachen; nur müſſet ihr mich weder im Böſen noch im Guten, zuerſt und vorzüglich für Etwas nehmen wollen, was ich nicht bin — Sittenlehrer durch Vorſchrift oder Beiſpiele. Virgil iſt ein epiſcher Dichter, kein Cuſtos des ſechſten Gebots.

Ich will nicht ſagen, daß ich die Sorgfalt der Dichter für Ehrbarkeit und Zucht etwa verſpotten, oder geringſchätzig machen wollte: ſie bleibt ſchätzbar und nachahmenswürdig. Aber auf ſie, als auf Hauptaugenmerk ausgehen, kann keine poetiſche Leſer deſſelben bilden, zeigt keinen poetiſchen Leſer deſſelben an, verrückt vielmehr die Sphäre eines blos poetiſchen Leſens völlig. Fromm mag ſie ſeyn, aber auch nichts weiter; ich will das Auge meines Jünglings nicht verwöhnen, bei Dichtern dergeſtalt einen Kundſchafter der Ehrbarkeit abzugeben, ſonſt wird er kein poetiſcher Jüngling. Ein tugendhafter Jüngling aber? Recht gut! „Die Tugend, ſagt „der Landprieſter von Wakefield, die immer und „immer eine Schildwache nöthig hat, iſt kaum der „Schildwache werth! „ — —

2.

Jener frug: was iſt Wahrheit? und ich werde wohl ſehr weitläuftig, was Schamhaftigkeit ſey? fragen müſſen, da Hr. Klotz nicht etwa über die perſönliche Schamhaftigkeit Virgils allein, ſondern auch und inſonderheit über die Schamhaftigkeit, die in ſeinen Gedichten herrſcht, ſpricht, und mit Allgemeinſätzen auf ſo viel andre ſchamhafte und ſchamloſe Griechen und Römer beian zieht, daß mir über das weite Thema Angſt und bange wird. Man erlaube mir alſo, mich auf eine Beſichtigung der Schamglieder ſo vieler Schriftſteller, aus verſchiedenen Zeiten und Völkern und Gattungen, zum Voraus mit der Frage zu wapnen: „worinn die Schamhaftigkeit überhaupt beſtehe? „wie ſich einzeln äußere? „

In keiner Aeußerung iſt die Schaam wohl menſchlicher und in unſerm Weſen profunder, als wenn ſie ein Schleier wird, die Neigungen der Liebe zu bedecken. Rouſſeau mag unterſuchen, wenn der Menſch aus einem vierfüßigen Thiere ein aufrechtgehender Menſch geworden; ſeitdem er ein aufrechtgehender Menſch iſt, ſo ſcheint dem Triebe der Liebe ein andrer Trieb zum Geſellſchafter gegeben zu ſeyn, der heißt **Schaam**; inſonderheit beim ſchwächern Geſchlechte. Selbſt an Thieren will man etwas Aehnliches mit ihm bemerkt haben; wo aber auch nicht, ſo iſt doch ſelbſt bei menſchlichen Thieren, den Wilden, die natürlichſte Handlung des Geſchlechts nicht ohne dieſe Hülle; und man könnte vielleicht Wahrſcheinlichkeiten angeben, warum ſie darohne nicht ſeyn dorfte? Vielleicht iſt bei Menſchen der erſte Trieb weniger Inſtinkt, weniger Naturzug, als bei Thieren; daß er alſo durch den Reiz eines Triumphs, durch kleine zu überſteigende Schwierigkeiten, durch die begleitende Schaam verſtärkt werden mußte. Vielleicht war, inſonderheit beim ſchwächern Geſchlechte, dieſer Schleier nöthig, weil in ihm, wie im Schleier der Venus bei Homer, die Liebe, der Reiz, und das Verlangen wohneten, weil er ein Band ſeyn ſollte, Jupiter ſo an den Willen der Juno zu knüpfen, als Juno ſonſt, wenn es auf Gewalt ankam, an der güldnen Kette Jupiters hieng: vielleicht würde ohne dieſen Vorhang wiederum der Trieb des andern Geſchlechts, ſo wie die übrigen, nicht in den Schranken des Bedürfniſſes bleiben, und denn, mehr als alle übrige, das Menſchengeſchlecht zu Grunde richten — Vielleicht ſey Vielleicht: die Folge ſelbſt iſt gewiß: die Natur gab aus weiſen Urſachen der Göttinn Genethyllis eine Vorgängerinn:

— — die wohlbewachte Schaam
Die Jüngſte der Charitinnen.

Worte eines Weltweiſen (dergleichen wir jetzt nicht ſo gar viele haben,) dünken mich hierüber ſo neugeſagt, und doch ſo altmenſchlich empfunden, daß meine Leſer ihn gerne ſtatt meiner hören werden a). „Die Schamhaftigkeit iſt ein Geheimniß der Natur, ſo wohl einer Neigung Schranken zu ſetzen, die ſehr unbändig iſt, und indem „ſie den Ruf der Natur vor ſich hat, ſich immer mit „guten ſittlichen Eigenſchaften zu vertragen ſcheint, „wenn ſie gleich ausſchweift. Sie iſt demnach „als ein Supplement der Grundſätze höchſt nöthig: „denn es giebt keinen Fall, da die Neigung ſo „leicht zum Sophiſten wird, gefällige Grundſätze „zu erklügeln, als hier. Sie dient aber auch zugleich, um einen geheimnißvollen Vorhang ſelbſt „vor die geziemendſten und nöthigſten Zwecke der „Natur

---

a) Kants Betrachtungen über das Schöne und Erhabene. p. 61 — 63.

„Natur zu ziehen, damit die gar zu gemeine Bekanntſchaft mit denſelben nicht Ekel, oder zum mindeſten Gleichgültigkeit veranlaſſe, in Anſehung der Endabſichten eines Triebes, worauf die feinſten und lebhafteſten Neigungen der menſchlichen Natur gepfropft ſind. Dieſe Eigenſchaft iſt dem ſchönen Geſchlecht vorzüglich eigen, und ihm ſehr anſtändig. Es iſt auch eine plumpe und verächtliche Ungezogenheit, durch die Art pöbelhafter Scherze, welche man **Zoten** nennet, die zärtliche Sittſamkeit deſſelben in Verlegenheit oder Unwillen zu ſetzen. Weil indeſſen, man mag nun um das Geheimniß ſo weit herumgehen, als man immer will, die Geſchlechterneigung doch allen übrigen Reizen endlich zum Grunde liegt, und ein Frauenzimmer, immer als ein Frauenzimmer der angenehme Gegenſtand einer wohlgeſitteten Unterhaltung iſt, ſo möchte daraus vielleicht zu erklären ſeyn, warum ſonſt artige Mannsperſonen ſich bisweilen die Freiheit nehmen, durch den kleinen Muthwillen ihrer Scherze einige feine Anſpielungen durchſcheinen zu laſſen, welche machen, daß man ſie **loſe** oder **ſchalkhaft** nennet, und wo, indem ſie weder durch ausſpähende Blicke beleidigen, noch die Achtung zu verletzen gedenken, glauben, berechtigt zu ſeyn, die Perſon, die es mit unwilliger und ſpröder Mine aufnimmt, eine **Ehrbarkeitspedantinn** zu nennen. Ich führe

„dieſes nur an, weil es gemeiniglich als ein etwas „kühner Zug vom ſchönen Umgange angeſehen „wird, auch in der That von jeher viel Witz iſt „darauf verſchwendet worden; was aber das Ur„theil nach moraliſcher Strenge anlangt, ſo gehöret „das nicht hieher, da ich in der Empfindung des „Schönen nur die Erſcheinungen zu beobachten und „zu erläutern habe.„

Ich finde die Beobachtungen meines Philoſophen ſo genau und unterſcheidend, daß ich ſie auf der Bahn meines Zweckes als ein würdiges Vorbild, nachzuahmen und zu erreichen wünſche. —— Es giebt ſich alſo die Frage; wie fern und worinn die Schaamhaftigkeit eines Schriftſtellers ſich äuſſern ſolle?

Hr. Klotz antwortet für ſeinen epiſchen Poeten: darinn, daß der Inhalt ſeines Gedichts ſorgfältig ausgewählt, daß wenn in denſelben Dinge vorkommen, die nackt geſagt, das Ohr beleidigen, er der Schamhaftigkeit ſeiner Leſer ſchone, daß er das κακοφατον, das iſt, Ausdrücke, die zweideutig ſcheinen können, vermeide. — man ſieht, daß mit dieſem Fachwercke noch nichts geſagt iſt, daß dahinein erſt Realien kommen müſſen, ehe man urtheilen könnte. Da fängt Hr. Klotz zum Unglück am unrechten Ende, vom κακοφατον, an. a)

Das

---

a) p. 254.

Das κακοφατον iſt nach Quintilians Beſchreibung a), ſi mala conſuetudine in obſcoenum intellectum ſermo detortus eſt: und nun ſage man, wie es ein Kennzeichen der wahren Schamhaftigkeit eines Volks? wie es die erſte Probe von der Schamhaftigkeit eines Schriftſtellers, eines Poeten, ſeyn könne? Ein Volk, das in den Gränzen der wahren Schamhaftigkeit bleibt, wird ſich nicht einfallen laſſen, dieſen und jenen Ausdruck auf einen obſcönen Sinn mit den Haaren herbei zu reißen, es wird nicht aus Worten, quae longiſſime ab obſcoenitate abſunt, occaſionem turpitudinis rapere, es wird nichts vom κακοφατον wiſſen. So z. E. die bibliſchen Dichter in ihren Zeiten der unſchuldigen Einfalt: ſo die alten Griechen; ſo, nach den Beiſpielen eben des Quintilians, die alten Römer. Ihr **Salluſtius** dachte daran nicht, daß eine ſpätere üppige Zeit ſein ductare exercitus und patrare bellum obſcön verſtehen würde: er ſagte es ſancte & religioſe: er begieng alſo ein κακοφατον. Wer war nun ehrbarer, der es begieng, ohne daß ers wollte, oder der es zuerſt zum κακοφατον machte, der die Bedeutung deſſelben obſcön verdrehete, der den Ausdruck nothzüchtigte? Ohne Bedenken, der letzte! und eben das Volk, der Schriftſteller iſt der ehrbarſte, der von keinem κακοφατον weiß — gerade das Widerſpiel, als was Herr Kloß behauptet.

Wie

---

a) Inſtit. orator. VIII. 3.

Wie gutherzig iſt nun die Bewunderung unſres Schriftſtellers, der hinter allen Proben, die Quintilian von dem verderbten Witze ſeiner Zeit, Lüderlichkeiten zu finden, ſelbſt nicht ohne Widerwillen giebt, ausruft: „Tantum in Romanis „verecundiae ſtudium! tam diligentes caſtis auribus „pepercerunt!„ – Scilicet! Als wenn deßwegen die franzöſiſche Nation und Sprache die züchtigſte Matrone wäre, weil ſie einen Ueberfluß ſolcher Anſtändigkeiten hat, daß, wenn nicht jeder Ausdruck ſehr ſorgfältig, und nach der neueſten Modebedeutung gewählt würde, der ehrbarſte, ernſthafteſte Menſch jeden Augenblick in die Verlegenheit kommt, eine Geſellſchaft Zweideutigkeitenkrämer lachen zu machen! Als wenn ſich dieſe Sprache an Zucht und Ehrbarkeit ſo hoch heraufgeſchwungen, als jetzt ein junger Witzling nach der Mode keinen ihrer alten Schriftſteller mehr, ohne Lächeln und Verlachen, ohne hundert anſtößige und niedrige Ausdrücke zu finden, leſen kann! O die züchtige Nation! die züchtige Sprache! Tantum fuit in Gallis verecundiae ſtudium! tam diligenter caſtis auribus pepercerunt! wird einſt ein künftiger **Klotz** des neunzehnten Jahrhunderts ſagen können.

Ich will den Unterſchied ins Licht ſetzen. Zur Zeit einer einfältigen Unſchuld hat jede Sache, die genannt werden ſoll, einen Namen, und das iſt ihr Name. Darf die Sache nicht genannt werden:

gut! ſo wird von ſelbſt der Name auch nicht genannt werden; muß jene, warum nicht auch dieſer? Michaelis, dieſer Philolog von ſehr richtigem Gefühle, hat Stellen aus Morgenländern angeführt, aus denen ihre Freiheit in Liebesausdrücken erhellet; er hat aber nicht den Urtheilsſpruch über ſie gefället, daß ſie deßwegen Leute ohne Ehrbarkeit und Schaam wären: denn bei ihnen waren einmal ſolche Redarten, Gleichniſſe, Worte, inſonderheit in der Sprache des Affekts, des Zorns, der Eiferſucht nichts Schändliches. Schlimm gnug! wird man ſagen; meinetwegen! ſchlimm gnug! aber wenn eine ſolche freie Offenheit keinen weitern Nutzen hätte, ſo wäre es der, daß neben ihr keine feine Zweideutigkeiten in der Sprache ſtatt fänden. Wie ſollte ein Volk ſchmeichelnde Feinde, verlarvte Freunde, liſtige Diebe brauchen, das ſich aus einem Raube, aus Gewaltthätigkeit nichts machet? und wie ſollte eine Sprache ein geheimes feines κακοφατον ſorgfältig zu verhüten haben, da es kein offenbares κακοφατον hat, da es in den Schranken ſeiner Naturbedürfniſſe jedes nennet, was es nennen muß; und nichts weiter nennen will? Wer wird mehr verſtehen wollen, als was der andre ſagt, er hätte ja, wenn dieſer mehr hätte ſagen wollen, es gerade aus geſagt!

Es verſteht ſich, daß ein ſolcher Zeitpunkt der offnen Naturſprache Freiheiten haben müſſe, die eine ſpäterere Zeit „Unanſtändigkeiten„ nennen kann. Sie nenne ſie ſo; nur ſie nenne ſie nicht ſo in ältern unverholnern Zeiten, wo man von der Regelnſchaam des Dekorum noch nicht ſo viel wußte. Ich bleibe bei einem mißbrauchten Beiſpiele meines Autors. Er vergleicht Homer und Virgil in Anſehung des Anſtändigen; und wie anders, wenn er aus ſeinem Kopf urtheilen wollte, als daß er für dieſen ſprechen mußte a).

Ihm gefällt in Homer der Liebesantrag nicht, den Paris an ſeine Helena thut; und mir, wenn ich eine Iliade ſchreiben ſollte, mißfällt die Stelle ſo wenig, daß ich dem Griechen die unſchuldige Einfalt ſeiner Zeit beneide. Als ein feiger Flüchtling iſt Paris dem Zweikampf entronnen: unrühmlich ward er unſichtbar: ſeine Beſchützerinn Venus mußte ihn den Händen ſeines ſtreitbaren Gegners, Menelaus, entnehmen. Nicht gnug! ſie muß ihm für ſeine Stunde der feigen Angſt im Zweigefechte ſo gleich auch eine Stunde der Erholung in den Armen der Helena ſchenken: Helena muß ſich zu einer ſo ungelegnen Zeit zu einer Schäferſtunde mit dem bequemen, der ſie ihrem rechtmäßigen Gemahl entwandt, und jetzt der Tapferkeit deſſelben nicht hatte Stand halten können, den ſie in Abſicht auf männliche Streitbarkeit verachten mußte. Ein ſolcher macht ihr jetzt den Liebesantrag — wie charakteriſtiſch! wie malend!

---

a) p. 264.

malend! a) — Der wollüſtige Ehebrecher ſteht uns vor Augen, der Menelaus ſein ſchönes Weib entwenden, der aus dem Zweikampfe unrühmlich fliehen, der ſogleich wieder in den Armen der Helena ſeinen Ort ſuchen konnte — das iſt Paris! Wir laſſen den weichlichen Diener der Venus in den Armen der geraubten Gattinn, und kehren mit Verachtung ſeiner zu der Armee zurück, wo man ihn ſucht, und nicht findet! wo Menelaus wohl nicht glaubt, daß er da ſei, wo er iſt. Homer ſchließt ſeinen Geſang.

Wenn Homer für unſre Zeiten geſungen; freilich! ſo hätte er ſich aus dem anſtändigen: non probo! eines ehrbaren Kunſtrichters, was machen, oder nicht machen ſollen; was geht es mich an? Aber jetzt, zu ſeiner Zeit auf eine ſo ſimple unſchuldige Art, als ers erzählet: nein! da finde ich keine Spur von Anſtößigen, Unehrbaren, Schamloſen: nichts, was die Ehrbarkeit ſeiner Zuhörer verletzt, und die Wangen ſeiner epiſchen Muſe mit Schamröthe färben darf: nichts, als einen ſehr charakteriſirenden Zug des Paris. Soll ich ihn in galante Buſenverſuche eines franzöſiſchen Abbé, ſoll ich das Betragen der Helena in züchtige Agacerien ei-

ner

---

a) Daß ich nicht der Erſte bin, der das in Homer findet, mag **Maximus Tyrius** zeigen, der in ſeiner zweiten Rede von der Sokratiſchen Liebe die Liebesepiſoden in Homer genau und charaktermäßig claßificirt.

ner ſpröden Schönen verwandeln? Soll die fromme unſchuldige Erzählung Homers ein ſinnreiches: ich ſage wohl nichts; aber ich will es ſagen: ich merke! werden? Der ganze Zweck Homers, Paris und Helena uns im fortgehenden Strome ſeiner Epopee zu ſchildern, iſt weg: nun iſts ein artiges κακοφατον geworden. Bei Homer aber in einer Zeit, wo es kein κακοφατον war, die Sache ſelbſt anſtändig zu nennen, bedorfte man kein κακοφατον, etwas anders dagegen zu nennen, und doch das Unehrbare zu verſtehen: kurz! der ungalante Paris hat wenigſtens keine züchtige Zweideutigkeiten nöthig. Ich ſage, ſtatt eines anſtändigen non probo! ein wahrhaftig ehrbares: haud equidem miror, invideo magis!

Laſſet ſich aber die Zeiten ändern: es fange das ganz andre Ding zu wirken an, was wir Ehrbarkeit, Anſtand nennen, ohne doch eben Tugend darunter zu verſtehen: Dinge, die man auch ohne Neckerei und Zoten ſagen wollte, wird man oft nicht nennen wollen, nicht nennen dörfen, und endlich nicht zu nennen wiſſen. Durch einen allgemeinen Reichsſchluß auf dem Reichstage der Ehrbarkeit wurden ſolche Benennungen für unzüchtig erklärt, aus der Sprache geworfen; nicht aber darum auch die Sachen ſelbſt für unzüchtig erklärt, nicht darum die Begierde weggeſchaffet, ſolche namenloſe Sachen um ſo lieber nennen, und da man ſie nicht nennen darf, artig andeuten zu wollen. Das iſt der Urſprung galanter Zweideutigkeiten! Zween, drei Ausdrücke wurden aus der Sprache des Anſtandes weggebannet, und dem Pöbel überlaſſen; zwanzig Umſchreibungen aber, funfzig verblümte Redarten, und hundert Zweideutigkeiten, wobei nur der feine Kopf etwas merkt, dagegen eingenommen, und das hieß geſittete, übliche, züchtige Sprache des Jahrhunderts. Züchtig! meinetwegen! ſo züchtig, daß Crebillonſche Romane alle mögliche Unzüchtigkeiten, mit aller feinen Zucht, vortragen, mit allen lüſternen Täuſchungen, durch die, wie durch einen leichten Flor die üppigen Reize blos durchſchimmern, uns alle Scenen und Akte der Unehrbarkeit ſehr ehrbar mahlen können. Ueblich? allerdings ſo üblich, daß wer die neueſte Verdrehung dieſes oder des Ausdrucks, das Unglück hat, nicht zu verſtehen, nach allen Geſetzen des Ueblichen, nach der neueſten Bedeutung des artigen Wörterbuchs, in Gefahr geräth, der ernſthafteſte Zotenreißer zu werden. Geſittet? ſo geſittet, daß man mit dem Sittſamen der artigen Welt alle Sitten der Tugend beſchämen, alle Muſen und Grazien der wahren Sittſamkeit erröthend machen kann! Das ſind die artigen Früchte des löblichen κακοφατον! Tantum fuit in Romanis verecundiae ſtudium! tam diligenter caſtis auribus pepercerunt!

Quintilian ſelbſt redet in der angezogenen Stelle, gegen die Sucht, κακεφατα zu finden, offenbar. Er nennet ſie ein Verdrehen, ein Verderben der Rede: er ſetzt, wenn die üppigen Römer ſeiner Zeit, das was ein alter Schriftſteller ſancte et religioſe geſagt hatte, auf einen unehrbaren Sinn zogen, ſein ſpottendes ſi diis placet! dazu: er wirft die Schuld auf die Leſenden ſolcher Art, daß ſie die Rede verdürben, mißbrauchten; daß bei ſolcher ſchamloſen Schamhaftigkeit endlich kein ehrbares Wort mehr ehrbar ſeyn werde: er hält es für ein verderbtes Zeitalter, dem er blos aus Noth nachgeben müſſe, „quatenus verba honeſta moribus perdidimus et evincentibus vitiis cedendum eſt.“ Er hat alſo wahrlich nicht daran gedacht, daß hinter ſein ſcheltendes: quod ſi recipias, nil loqui tutum eſt! ein ehrbarer Kloß des achtzehnten Jahrhunderts die frommen Seufzer: tantum fuit in Romanis verecundiae ſtudium! tam diligenter caſtis auribus pepercerunt! im Ernſte nachſeufzen, und ſolche Verecundia mit allem Ernſte zum erſten Stücke der virgilianiſchen Keuſchheit machen werde. Keuſche Römerohren! artiges Jungfernlob auf Virgil! Das wenigſte, das Herr Kloß geſtehen wird, iſt, daß er Quintilian nicht verſtänden, und das wahre Weſen der Schamhaftigkeit wohl nicht überdacht habe.

3.

Von Worten fange ich die Ehrbarkeit nicht an; ſondern von Gedanken; und von welchen? Ich ſehe, daß Hr. Kl. mich in zu tiefe Gelehrſamkeit, in zu bunte Philoſophie führe; ich will lieber auf dem ebnen Stege der Natur bleiben. Nur gebe die Göttinn, deren Weſen ich unterſuche, daß, indem ichs unterſuche, ich nicht ſelbſt ihren Altar entweihe!

Zuerſt: womit iſt die Schamhaftigkeit natürlicher geſellet, als mit den Neigungen der Liebe? Der Liebe ward ſie von der Natur, als Schweſter, als Geſellinn, als Aufſeherinn, mitgegeben, an deren Hand ſie auch die Wirkungen, die Macht, die Reize derſelben ſo ſehr befördert. Nichts ziert die Liebesgöttinn ſo ſehr, als die Farbe der Unſchuld, ſanfte Schamröthe, die in ſich geſchmiegete Mine der beſcheidenen Einfalt. Wenn alſo unter allen Tugenden Eine das Anrecht hätte, in der Allegorie als ein Frauenzimmer vorgeſtellt zu werden: ſo iſt die Schamhaftigkeit dazu die Erſte. Sie iſt der Reiz der Liebe, und die Tugend des Geſchlechts, das die Natur zum liebenswürdigen Theile der Menſchheit beſtimmte: ſie alſo eine weibliche Tugend. Ein Weib ohne Zucht, ſagt das arabiſche Sprichwort, iſt eine Speiſe ohne Salz: und noch füglicher könnte dies Sprichwort von der Liebe ſelbſt gelten. Eine Liebe ohne Schaam iſt nicht Liebe mehr: ſie iſt Ekel. Nichts ekelhafters in der Welt, als eine förmliche Expoſition der Liebe.

Wenn dies in der Natur, bei einer ſo nothwendigen, und für das menſchliche Geſchlecht unentbehrlichen Neigung, Statt findet: wie weit mehr in Worten! in Worten an die Welt und Nachwelt! in Worten, zum Vergnügen! Alle Empfindungen des Vergnügens zerfließen bei einem ſchamloſen Bilde; ſie verwandeln ſich in Ekel! Homer, in ſeiner Beſchreibung der zweiten Brautnacht a) zwiſchen Jupiter und Juno, mag alle Annehmlichkeiten, die ſich vor Augen legen laſſen, zeigen: die hohe Geſtalt, den Schmuck, die Pracht der Königinn des Himmels: alle Gratien und Reize im Gürtel der Venus: alle Empfindungen der Liebe, und des Verlangens im Herzen Jupiters — aber nun? decke ſie die himmliſche Wolke! Da liegt ſie in den Armen des höchſten Gottes, und unter ihnen blühen Kräuter und Blumen aus dem Schooße der Erde hervor; das himmliſche Paar ſelbſt aber umſchattete die goldne Wolke, daß ſelbſt die allſehende Sonne ſie nicht erblicke! — So dichtet Homer; und ich ſehe keinen Weg, weiter zu dichten, als die artigen Zweideutigkeiten, von denen er nichts weiß — —

---

a) Iliad. Ξ v. 346.

Zunächſt äußert ſich die Naturempfindung, von der ich rede, in Nennung der verborgenen Theile unſres Körpers, die unſre Sprache, zum Theile, ſchon mit dem Namen der Tugend ſelbſt bezeichnet. Ich ſage: **zunächſt**; aber abſteigend zunächſt; denn es iſt unſtreitig, daß dieſe Gattung von Schamhaftigkeit nicht ſchon allein von der Natur, ſondern auch von der Politeſſe, Geſetze erhält. In einem Wörterbuche, in einer Naturlehre mag dieſes und jenes Wort recht gelegentlich und ſchamlos ſtehen; nur aber nicht ſo gelegentlich in offenbarer Rede, in Schriften, wo es nicht hin gehören muß, in Werken des Vergnügens, und der Geſellſchaft. Seit dem Kleider die Hüllen der Schönheit und Häßlichkeit geworden: ſeit dem haben auch einige Namen, gleichſam verdeckt, ſelten werden müſſen; und, mit der Zeit, ſind ſie gar unſichtbar geworden. Mit dem Unterſchiede, daß, wo ſie unſichtbar ſeyn konnten, weil ſie nicht genannt werden **dorften**: da war ihr Verſchwinden eine Folge einer Naturempfindung; wo ſie aber genannt werden müſſen, und doch nicht genannt werden dorften; da war ihre Unehrbarkeit eine geſellſchaftliche Verabredung; ein Vertrag der höchſten Politeſſe.

Noch offenbarer ſind andre Verabredungen, die immer heißen könnten, wie ſie wollten; nur Naturempfindungen der Schamhaftigkeit ſollten ſie eigentlich nicht heißen. Dies ſind alle Beleidigungen des geſellſchaftlichen Wohlſtandes, wo man eine Art von Verweiſe befürchtet, oder ſich ſelbſt giebt. Ein Kind hält ſeine Kleider ſchmutzig, ſeine Strümpfe nachläßig, ſeine Haare unordentlich. „Schäme dich!„ iſt der allgemeine Zuruf der Mutter; und das Kind, inſonderheit das Mädchen, lernt ſich im Ernſte ſchämen. **Es lernt, ſich** ſchämen, und mußte es lernen: denn, als Naturempfindung, lag ſolche Schaam nicht in ihm. Sie lernte ſie blos aus dem Worte: von da ſtieg ſie ins Ohr, in die Seele, und zur Geſellſchaft, auch auf die Wangen: mit dem Worte ward endlich auch der Begriff, mit dem Begriffe die Empfindung ſelbſt geläufig. An ſich immer ein geſellſchaftlich nothwendiger Begriff, eine geſellſchaftlich vortreffliche Empfindung; nur nenne man ſie immer lieber ein erworbnes Gefühl des geſelligen Anſtandes; oder ſoll ſie ja Scham heißen, ſo mag man ſie, als eine geſellſchaftlich formirte Schamempfindung, betrachten, mit dem Gefühle in uns, ſo wie es aus den Händen der Natur kam, eigentlich nicht Einerlei.

Unſer Sprachgebrauch, und, was noch ärger iſt, unſre gemeine Erziehung verwechſelt ſie: man ler
ſich von Jugend auf über eine widrige Wahl der
dungsfarben, über unmodiſche Stücke des An;
über misrathne Komplimente ſchämen, bis zur S.
ſchämen, ſich ſchämen, als ob uns die Steine an

zulachen ſchienen; aber wie lange hat man ſchon die Kunſt in die Stelle der Natur geſetzt, und menſchliche Verabredungen zu Naturtrieben erhoben? Wie lange aber, frage ich weiter, hat es nicht auch halbkluge Spötter gegeben, die, da ſie Etwas in ſolchen Sachen menſchlich verabredet, geſellſchaftlich eingerichtet fanden; endlich alles im Menſchen für menſchlich verabredet, für willkürlich eingepflanzet, hielten. Sie beſtürmten alſo auch die heiligen Geſetze der Natur: ſie entweiheten alſo auch den Altar der liebenswürdigſten Tugend Schamhaftigkeit: ja ſie, die frechſten Cyniker, und der Pöbel der Epikureer baueten endlich der Unverſchämtheit ſelbſt Altäre. Wenn die Vermiſchung des Angenommenen mit dem Natürlichen in dieſer Empfindung alſo weit abführen kann: ich dächte, ſo könnte doch der Philoſoph frei unterſcheiden dörfen, und das Geſetz des Ariſtoteles anwenden: den Jünglingen macht Schamhaftigkeit Ehre, den lehrenden Alten aber Schande. Ich fahre alſo fort.

Die künſtliche geſellſchaftliche Schamhaftigkeit kann ſich verſchieden äuſſern: in der Sorgfalt, ſeinen Körper zu produciren: „Reinlichkeit, Anſtand, u. ſ. w.„ in hundert Gebärden, Worten, Stellungen, Thaten, die, als artig, als ſchön, verabredet ſind: da wollen wir ſie „Anſtändigkeiten, „Artigkeiten„ nennen: gnug! ſie ſind geſellſchaftlich gebildet. Die Empfindung darüber ſtieg nicht aus dem Herzen auf die Wangen, ſondern erſt aus eingepflanzten Begriffen ins Herz hinein: ſie richtet ſich alſo nach dieſen eingepflanzten Begriffen. Da ſie von der Kunſt, man nenne dieſe Erziehung, oder Lebensart, oder Stuffe der Cultur, oder Geſchmack, ſich zu betragen, oder Politeſſe, oder Galanterie, oder, wie man wolle — Ich ſage, da ſie von der Kunſt einer Geſellſchaft Geſetze empfängt, ſo hat ſie ſich auch immer nach der Beſchaffenheit, nach dem Tone der Geſellſchaft, nach Zeitalter, Nation, u. ſ. w. geſtimmet. Sie iſt ein Kind der Mode, und alſo veränderlich, wie der Geiſt ihrer Mutter. Jetzt wird ſie in dieſer Kleidertrachte, in dieſem Ausdrucke, in dieſer Stellung beſchämt, in welcher ſie kurz voraus nicht beſchämt ward, und bald hernach nicht mehr beſchämt ſeyn wird. In dieſer Geſellſchaft wird die deutſche Sprache, in jener die deutſche Ehrlichkeit, in dieſer der franzöſiſche Wind, in jener die franzöſiſche Sprache, wechſelsweiſe lächerlich und beſchämend, oder anſtändig. Wer ſich in ſolchen Sachen mit Anſtändigkeiten brüſten kann, wird ſich auch über ſolche Unanſtändigkeiten beſchämen laſſen. Die Scham iſt hier ein Geſchöpf des Wahns der Menſchen, und muß ſich alſo durchaus nach ihrem Schöpfer richten.

Ich habe nur noch eine Unterſcheidung nöthig. Wie dieſe geſellſchaftlich formirte Schaam nicht eigentlich ein Geſchöpf der Natur iſt; ſo iſt ſie auch

nicht

nicht nothwendig mit Tugend einerlei:, ſie iſt von der moraliſchen Schaam völlig verſchieden. Als jener Spötter vom Parterr herauf rief: „An dieſen „Damen iſt nichts ſo keuſch, als die Ohren!„ ſo mag man ihn immer unverſchämt, ſündigend gegen die Geſetze des geſellſchaftlichen Anſtandes haben erkennen können: ſo unwahr, ſo gerade gegen moraliſche Schamhaftigkeit redete er eben nicht. Wenn man ihn gefragt hätte: wie? Unverſchämter! muß denn an einer Dame das Ohr nicht keuſch ſeyn? und das der Anſtändigkeit wegen! ſo hätte er erwiedern dürfen: und, eben der Anſtändigkeit wegen, darf da an eben derſelben Dame wohl nothwendig Alles ſo keuſch ſeyn, als das Ohr? — Nicht, als wenn es nicht ſeyn könnte, ſondern ſeyn müßte: als wenn die bürgerliche, ſchon die moraliſche Schamhaftigkeit wäre, und das iſt ſie nicht! Die moraliſche Schamhaftigkeit vor Einem Laſter, als Laſter, iſt ganz etwas Anders!

Oft ſcheinen ſie ſich nahe zu kommen; aber oft zu nahe, ſo, daß die Eine die Andre unnöthig zu machen glaube. Da die politiſche Tugend oft als der Schein der wahren Tugend gilt: ſo läßt man ſich oft mit dem Scheine begnügen, und natürlich, daß man alsdenn um ſo mehr auf den Schein erpicht ſeyn wird, je weniger man das Weſen hat. Wer mit gefärbtem Glaſe, wie mit Edelgeſteinen, prangen darf, wird dieſe um ſo mehr aufputzen, ſie um ſo mehr zur Schau ſtellen, und wehe dem! der alsdenn nicht auch gefärbtes Glas hat. Je weniger man vielleicht eine Tugend inne hat, deſto mehr wird man ſich vielleicht im Kanzleiſtyle dieſer Tugend üben: je unzüchtiger man denkt, deſto mehr vielleicht die Keuſchheit ſeines Ohrs ſchonen, deſto ekler, deſto wähliger und üppiger in der Wortwürde werden; deſto eher nach Zweideutigkeiten haſchen. Wer dieſe am beſten kennet, wer dieſe in einer Geſellſchaft zuerſt, und vielleicht einzig und allein, aufmerkt, und darüber anſtändig erröthet, und artig darüber in Unwillen geräth — artig, freilich artig und anſtändig iſt dieſer ſchamhafte Unwille, ob aber auch deßwegen wirklich und nothwendig, eine Schamröthe der unwiſſenden Unſchuld, der unwilligen Tugend? Nicht nothwendig!

Ich habe blos den Unterſchied der Begriffe, zwiſchen Naturempfindung, geſellſchaftlicher und moraliſcher Schaam entwickelt; und verhülle, wie Sokrates, da er von der Liebe dithyrambiſirte, mein Geſicht, um keiner von dreien zu nahe zu treten. Nur eben aus Verehrung will ich die Naturempfindung nicht mit Coquetterie, und die ſchönſte der Tugenden nicht mit ihrer Nachäfferinn der unzüchtigen Ehrbarkeitspedantinn verwechſelt haben. Vielleicht ſind Leſer, die auch die Erſte von dreien für einen Geſellſchaftstrieb halten, denen widerſpreche ich nicht; ſie iſt aber alsdenn wenigſtens ein Zög-

ling

ling der menſchlichen, nicht blos bürgerlichen, nicht blos artigen Geſellſchaft: ſie iſt näher unſrer Natur; und das nur habe ich ſagen wollen.

4.

Wie? wenn wir nun jetzt, da wir dieſe Göttinnen der Schamhaftigkeit einiger maßen von Geſichte, oder nach ihren Hüllen wenigſtens haben unterſcheiden gelernet, uns nach ihnen unter verſchiednen Völkern, in verſchiednen Zeitaltern, umſehen würden: wie ſie da erſchienen? — Mich dünkt, ohne Vorausſetzungen hierüber läßt ſich kaum von der Schamhaftigkeit eines fremden Volks, einer abgeſtorbnen Zeit, oder gar fremder Völker, abgeſtorbner Zeiten reden; noch weniger laſſen ſie ſich vergleichen, noch weniger aus einer fremden Schamzeit beurtheilen. — Ich wage mich alſo an einen hiſtoriſchen und geographiſchen Blick über Zeiten und Völker —, nicht aber an eine Geographie der Zucht, oder an eine Schamhiſtorie aller Zeiten.

Wenn bei einem Weibe die wohlbewachte Scham die Führerinn ihrer Tugenden iſt, wie Diana bei Virgil ihrer Oreaden: wenn, nach der weiblichen Moral, Schaam und Zucht vorzüglich Tugend heißet, und bei manchen auch beinahe die Stelle aller übrigen Tugenden vertritt: ſo wird man dieſe Empfindung auch eigentlich da wirken ſehen, wo in den Neigungen der Liebe das zarte Geſchlechte mit uns einerlei Gewichte in die Schaale legt, um den Ton der Liebe zu beſtimmen. Dies iſt in den deſpotiſchen Morgenländern, wo die Weiberharems Behältniſſe von Sclavinnen ſind, nicht. Hier iſt nur der Schleyer, und das Schloß das Siegel der Schamhaftigkeit: nur die ſchwarzen Verſchnittenen die eigentlichen Zuchtmeiſter, und Zuchtbewahrer: nur die Mauer des Serrails die Grenze der Keuſchheit. Da mit dieſer Extremität, ſo gut der Keuſchheit, als der Unkeuſchheit, ihre Sphäre zu wirken benommen wird: da der Schleyer, und das Schloß nur die Gemüther der Weiber um ſo mehr erhitzen, ſo muß natürlich auch die Schaam, je mehr ſie äußerlich bewacht wird, um ſo mehr vor dem entfliehen, der ſie bewachen ließ, und ſo kann es kommen, daß oft das ſchamhafte Geſchlecht das ſchamloſe heißen könnte. Da es vermöge ſeiner Natur zu erſt, und am ſtärkſten, und am längſten die Neigungen der Liebe fühlt: was wird aus ihm, wenn man dieſen Begierden die Decke, die Hülle wegnimmt, die ihnen die wohlthätige Natur gab?

Doch ich ſage nur ſo viel. In einem Publikum, wo das Frauenzimmer nicht mit zum Publikum gehört: da kann auch ihre weibliche Sittlichkeit keine Einflüſſe in den Ton des Lebens äußern, da wird nur der männliche Charakter die Denkart des Ganzen bezeichnen. Und da nun die Scham-

haftig-

haftigkeit, ich ſage damit eben nicht, die innere Zucht, vorzüglich eine weibliche Tugend ſeyn ſollte, um vielleicht, (doch was geht mich dies Vielleicht an:) ſo wird man ſich in einer bloßen Mannsgeſellſchaft eine gewiſſe Offenheit nicht verübeln, die immer Unbeſcheidenheit hieße, wenn beide Geſchlechter in gleichem Maaße ihre Stimme zum Tone des Ganzen geben. Die Gränzen des züchtigen Anſtandes werden etwas weiter hinaus gerückt, die Schamhaftigkeit wird nicht mehr, als eine wahrhafte männliche Beſcheidung, ſeyn dörfen, und alſo auch keine Grazie der Weiblichkeit ſeyn wollen. Das iſt der erſte Unterſchied, der ſich eräugen kann.

Ein engliſcher Weltweiſer erklärt hierüber, ob er gleich eigentlich nur von der eigentlich geſellſchaftlichen, bürgerlichen Schaam redet, meine Gedanken: „Unter den Alten, ſagt Hume a), ward der „Charakter des ſchönen Geſchlechts für durchhin „häuslich gehalten: ſie wurden nicht, als ein Theil „der politen Welt, oder der guten Geſellſchaft, ge„halten. Dies vielleicht iſt die wahre Urſache, war„um die Alten uns kein einziges Stück der Plai„ſanterie hinterlaſſen, das vortrefflich wäre u. ſ. w.„ Ich nehme hier ſeine Worte noch allgemeiner, als daß ſie für, oder gegen die Galanterie entſcheiden ſollten;

---

a) Eſſays and Treatiſes of ſeveral Subjects. Vol. 1. Eſſai XVII. p. 192.

ſollten; ſie ſollen nur für die Schamhaftigkeit einſcheiden.

Nicht alle Climata und Nationen ſetzten alſo ſelbſt den Vorſtellungen und Ausdrücken der Liebe einerlei Schranken. Die hitzigen Morgenländer, die in ihren Geſetzen faſt eine Belohnung auf den ſetzten, der in den erſten Zeiten der Wildheit ein einſames Frauenzimmer ehrbar gelaſſen, waren auch in Bildern dieſer Art beinahe unbändig. Je mehr ſie ihre Schönheiten verſchloſſen und überſchleierten: deſto unerröthender, Werke und Glieder der Liebe, inſonderheit in der Sprache der Leidenſchaft, der Eiferſucht, des ſtrafenden Zornes zu nennen. Man nenne ihre Freiheiten aber nicht Freiheiten der Natur, ſondern, einer entarteten Natur, eines deſpotiſch-orientaliſchen Weiberumganges. Michaelis hat bei den Morgenländern dies nicht blos angezeigt a), ſondern auch zum Theile erklärt. Er war zu ſehr Kenner der orientaliſchen Natur, als daß er ſie blos chriſtlich hätte verdammen, oder artig und wohlanſtändig darüber verunglimpfen ſollen: er entwickelte den Grund ihrer Licenz.

Bei den Römern findet ſich nur, auf eine andre Weiſe, eine Unterdrückung dieſer Sittlichkeit, die ich aus ihrem, von jeher, rohem Charakter erkläre: aus dem Kriegeriſchen, das ihnen zur Natur ward, aus

---

a) Lowth de ſacra Poeſi Hebræor. Præl. VIII. p. 135.

aus der männlichen Härte, die eine ſo zarte Empfindung leicht etwas erſticken konnte. In den meiſten ihrer Dichter, und faſt auch ihrer Schriftſteller überhaupt, herrſcht eine ſolche männliche Schamloſigkeit: wo wollte ich mir aber aufgeben, alle Proben davon aus ihrem **Lucrez**, **Plautus**, **Horaz**, **Ovid**, **Petron**, **Juvenal**, **Martial**, **Catull**, **Tibull**, **Properz** u. ſ. w. zu ſammlen, und ein wahres Feſt der Priapeen anzuſtellen. Hume mag alſo für mich reden a): the ſcurrility of the ancients, in many inſtances, is quite ſhoking, and exceeds all belief. Their vanity too is often not a little offenſive; as well as the common licentiouſneſs and immodeſty of their ſtyle. *Quicunque impudicus, adulter, ganeo, manu, ventre, PENE, bona patria laceraverat*, ſays Salluſt in one of the graveſt and moſt moral paſſages of this hiſtory. *Nam fuit ante Helenam cunnus teterrima belli Cauſſa* is an expreſſion of Horace in tracing the origin of moral good and evil u. ſ. w. Mit ſolchen Beiſpielen fährt der Philoſoph fort, zu zeigen, daß die Römer oft unſchamhaft geweſen, auch wo ſie nicht ſchamlos, nicht unkeuſch ſeyn wollten: und eben ſolche Beiſpiele müſſen die Horizonthöhe einer römiſchen Sittſamkeit beſtimmen, wenn man nicht blos in die Welt hinein tadeln, oder loben will.

Auch

---

a) Eſſays Vol. I. on the Riſe of Arts and Sciences, p. 181. &c.

Auch hier hielten die Griechen eine gewiſſe ſchöne Mitte zwiſchen Morgenländern und Römern. Die aſiatiſche Hitze in etwas abgekühlt durch die europäiſche Mäßigkeit, beſtimmte eben den mittlern Ton einer warmen Liebe, einer ſanften Wolluſt, der Materien dieſer Art bei ihnen durchgängig zu charakteriſiren ſcheint. Vielleicht hat keine Sprache der Welt ein ſo ſüßes Wörterbuch der Liebe, keine Nation eine Menge ſo einfältig unſchuldiger Liebesgemälde, kein Zeitpunkt der Politur vielleicht die Urbanität auf den ſimpeln und feinen Weltgenuß zurück geführt, als der αστεισμος der Griechen. Die Liebesſchilderungen ihrer Poeten, die Menſchheitsgeſetze ihrer beſten Philoſophen, die hiſtoriſchen Gemälde ihrer Lebensart in den beſten Zeiten, ſind ſo ſehr in den Schranken der ſchönen, unſchuldig einfältigen Natur, als ſie von unſrer heutigen Galanterie und Politeſſe, und Hofartigkeit entfernt ſeyn mögen. Ich wünſche dem Schriftſteller a) griechiſches Gefühl, der über die Schamhaftigkeit Homers ſchreiben will: ſo wie ichs einem andern, ſonſt feinen und ſchätzbaren Kenner b) gewünſcht hätte, da er von den Sitten griechiſcher Dichter zu ſchreiben unternahm.

Ich weiß, daß ich in Beiſpielen dieſer Art nicht blos die galanten Herren, ſondern auch manche

---

a) Harles de verecundia Homer. libell. promiſſus.

b) Ueber die Sitten der griechiſchen Dichter Th. I.

fromme Ehrbarkeitspedanten unſrer Zeit gegen mich haben würde, die mit dem ehrbaren Schriftſteller, über den ich ſchreibe, oft gnug ausruffen dörften a) atque etiam fateor ipſe, mihi non omnino probari hunc locum, quem reliquae epici carminis maieſtati detrahere puto (der gewöhnliche Lieblingstadel unſers Verfaſſers) aber vielleicht auch, daß die Kenner der Griechen inſonderheit in ihren poetiſchen Zeiten auf meiner Seite ſeyn dörften: atque etiam fateor contra, mihi, tanquam Graeco, & Graece ſentienti, omnino probari hunc locum, quem molli Graecorum de venuſtate iudicio optime reſpondere puto. Und in der That, wenn die feine ioniſche Wohlluſt nicht dem poetiſchen Geiſte der Griechen Charakter gegeben hätte: wie viel ſchöne Kinder der Poeſie von Homer und Anakreon, und Sappho an, bis auf Theokrit und Moſchus zu, würden Embryonen der idealiſchen Wohlluſt geblieben ſeyn! Und wer, nach dem Kloſterzwange unſrer Zeit, eine beurtheilen, uns eine rauben will, der raube uns lieber die Mutter mit allen Kindern! alle üppige Bilder griechiſcher Wohlluſt! — Das iſt ein würdiger, züchtiger, ſchamhafter Kunſtrichter unſrer Zeit.

Der zweite Punkt griechiſcher Freiheit betrifft das Nackende ihrer Bilder, und ſo auch ihrer Ausdrücke des Nackenden in der Sprache. Wer kennet hier nicht die griechiſche Freiheit? allein, wer ſie

ken-

---

a) p. 264. de verecund. Virgil.

kennet, wird ſie verdammen? Einem Lehrer der Kunſt müſſen Worte erlaubt ſeyn, die keinem andern, und einem Griechen, die keinem Deutſchen erlaubt ſind. Nicht nur, daß die herrlichſten Denkmaale der Kunſt vor ihren Augen nackend, blos ſtanden, und ihre Kunſt überhaupt mehr das ſchöne Nackte, als das züchtig Verhüllte liebte: auch in der Natur ſelbſt bildete ſich hier eine Art von eigner nationalgriechiſcher Schamhaftigkeit des Auges, die niemanden fremde dünken kann, als wer unter ihnen noch kein Grieche geworden. Nackte Ringer, nackte Kämpfer, nackte olympiſche Sieger, nackte badende Schönen, nackte Tänze, nackte Spiele, nackte Feſte, halbnackte Trachten — und ihre Dichtkunſt ſollte einpreſſende Kloſterlumpen dulden? Ihre beſten Schriftſteller ſollten eine Nonnenehrbarkeit ſich einander eingeſtehen, die das Auge des ganzen Griechenlandes, und die Zunge der Aelteſten, Ehrwürdigſten und Feinſten des Publikum ſich nicht eingeſtänd? die ſich ſelbſt die Philoſophen in ihren Sittenſtunden nicht eingeſtanden? In einem Punkte, wo es ſo ſehr auf Gewohnheit der Augen ankommt, ſollte man, denke ich, eben dieſe Augengewohnheit doch wohl bei einem Volke zu Rathe ziehen, das ſich in ihr ſo ſehr auszeichnet. Noch jetzt iſt das Gefühl der Italiener über dieſen Punkt, von dem Gefühle nordlicher Europäer, ſehr verſchieden: und ſie ſind doch, dem einen Theile nach, ſelbſt ja nordliche Europäer: und ſie ſind doch, dem andern Theile nach, noch keine Griechen an Natur: und ſie wohnen doch nur unter zertrümmerten Reſten griechiſcher Kunſt:" und ſie haben doch eine Religion, die ſo ſehr die Verhüllung liebet: und ſie ſind ſchon in einer Lebensart, die ſchon vom bürgerlichen Wohlſtande, und der Politeſſe gebildet worden — Wie? und die Griechen, zum Gefühle der Wohlluſt gebohren, von Jugend auf unter den Schönheiten der offnen Natur erwachſen, zur Luſt und Freude bei ihren Spielen eingeweihet, und noch nicht zum ſclaviſchen Puppenwohlſtande verdammt, ſie ſollten nicht eine eigne Sittlichkeit des Nackenden haben dörfen? ſie wollten wir verdammen, wenn ſie nicht nach Nonnentrachten ihrer Zeit ſchildern? ſie ſollen ſich nicht der Jugend der Welt, der Unſchuld ihres Zeitalters erfreuen dörfen, von unſern züchtigen Verhüllungen frei zu ſeyn? ſie ſollen verſchleyerte perſianiſche Figuren, Chineſerſchönheiten mit verhüllten Fingerſpitzen werden? und ihre Dichter eine Briſeis mit ſchönen Knieen, eine Spartanerinn mit ſchönen Hüſten, eine Venus Anadyomene, einen Bacchus mit ſchönem Bauche, einen Bathyllus, wie ihn Anakreon ſehen will?

Ἀπαλων δ' ὑπερθε μηρων
Μηρων το πυρ εχοντων
Αφελη ποιησον αιδω
Παφιην θελουσαν ηδη,

nicht unſchuldig züchtig nennen dörfen, da ganz Griechenland ſie ſo ſiehet. So wenig ich dieſe Freiheiten zum Privilegium unſrer Zeit, ſtatt einer uralten deutſchen Beſcheidenheit, haben will; ſo wenig will ichs den Griechen, in der Morgenröthe ihrer Sittlichkeit angeſtritten haben. Ich will vielmehr mit der Unſchuld, mit der Plato ſeinen Greiſen erlaubt, die Spiele der muntern Jugend anzuſehen, aus meinem greiſen Zeitalter hinaustreten, und die Freuden griechiſcher Jugend, und die Naturſprache griechiſcher Dichter, und nackte Schöne der griechiſchen Kunſt, und die Philoſophie der Liebe bei einem Sokrates ſo betrachten, als wenn ich mich ſelbſt in die muntere Unſchuld dieſer Weltjugend zurückſetzen, und zu einem griechiſchen Gefühle zurück verjünget würde — dann kann ich Griechen leſen.

Ein dritter Punkt griechiſcher Freiheit kann eigentlich nicht Schamhaftigkeit heißen, er betrifft den Anſtand der Reinigkeit, der Zierde, der Würde, und wer kennet da nicht die Taubenreinheit der Griechen? Mich freuets, wie ernſthaft mein Autor über den Unterſchied der Wortwürde zwiſchen ονϑος und κοπρος, zwiſchen κοπρος und κονις diſputirt a): wie offenherzig er eine Stelle Homers mit ſeinem Kopfſchütteln begleitet: me offendit fere, vt libere ſententiam dicam, haec imago — wie er bei ſolcher

Klei-

---

a) p. 269. 270.

Kleinigkeit Gelegenheit nimmt, auch der Erneſtiſchen Ausgabe Homers einen Liebesſtreich zu verſetzen, daß ſie das ονθος, das dem derben Ajax um Mund und Naſe fliegt, und den κοπρος, in welchem ſich Priamus wälzet, nicht in ein artiges quidni potius per *pulverem?* verdollmetſchet und verhöflichet hat. Mich freuet die würdige Diſpüte, und ich empfehle nächſtens den Unterſchied zwiſchen ονθος und κοπρος einem bündigen Concilio κεπρονυμω, vt libere ſententiam dicat.

Was gölte es aber, wenn wir auch einen ehrlichen Scythen mit dahin ſchickten, der ſich ſchon einmal mit Solon über eine ſolche Kothmaterie beſprochen, der ſich nicht gnug wundern konnte, da er die wettringenden Jünglinge ſich im Staube wälzen ſah, der über dieſen mit ſolchem böſen Ueberguſſe gypſirten Figuren ſeltſame Augen macht, immer wieder darauf zurückkommt, und ſich endlich von dem griechiſchen Geſetzgeber ſchwer, ſchwer dieſe Kothübungen erklären läßt. Es iſt der Anacharſis des Lucians. Dieſer gute Kahlkopf mag lehren, daß die öftern freien Leibesübungen der alten Griechen von Jugend auf, auf Erde, Staub und Koth ihnen einen ſolchen Anblick des Ajax oder Priamus, den ihnen Homer vorlegt, wohl nicht ſo ekel gemacht haben dörften, als uns, die wir auf Pflaſter und Polſter treten. — —

Von der eigentlichen Anſtändigkeit unſrer Zeit, von der Hofpoliteſſe unſres Wohlſtandes haben die Griechen mit allem ihrem ασεισμος an der Hand der attiſchen Venus nichts gewußt; ganz nichts gewußt. „Schade gnug für ſie!„ Immerhin Schade! nur noch mehr Schade um den ehrbaren Tadel unſrer Kunſtrichter, die etwas in Griechenland ſuchen, worauf kein Grieche Anſpruch machen will, und das nicht zu ſchätzen wiſſen, was ſich an freiem edlen Gefühle unter den Griechen findet! O daß eine Muſe, eine der Charitinnen ſelbſt, aus Griechenland auflebte, um uns ihre Lieblingsfreundinn, die griechiſche Schamhaftigkeit, zu zeigen, nur daß dieſe keine Kloſter- oder Hofpuppe ſey!

5.

Ich darf nicht weiter: denn ich habe nur den Unterſchied, der zwiſchen Nationen und Zeiten ſeyn könne, anzeigen, und es merklich machen wollen, daß wer über die Schamhaftigkeit griechiſcher und römiſcher Autoren urtheilen wolle, aus einem Nationalgefühle derſelben urtheilen müſſe. Hr. Kloz hat das erſte gewollt, und das lezte nicht gewollt; in ſeiner Abhandlung alſo ſind die wahren und falſchen Gattungen von Schamhaftigkeit, die natürlichen und künſtlichen Arten derſelben, der griechiſche und römiſche Geſchmack hierüber, alle Zeiten, und allerlei Schriftſteller beider Nationen auf eine ſo ſeltne Weiſe vermiſchet, daß der denkende Leſer nach allen Gemeinſätzen hinten nach Luſt bekomme, zu fragen: weiß dieſer Redner auch, was Schamhaftigkeit ſey?

Ein paarmal habe ich meinem Verfaſſer ſchon Gemeinſätze, die er ausſchüttet, Schuld gegeben, und in allen ſeinen Abhandlungen liegen gnug Beiſpiele davon vor Augen. Jede derſelben iſt damit ſo beladen, als ein gothiſches Gebäude mit Nebenwerken, daß man recht ſuchen muß, wo die Chrie ſelbſt anfange. In der That, wenn ich die herzliche Liebe eines Autors zu ſolchen Collektaneenbrocken und Gemeinſätzen betrachte: ſo ſtehet mir in ſeiner bepackten Muſe der leibhafte Junker Hudibras vor Augen:

His Back, or rather Burthen, ſhow'd
As if it ſtoop'd with its own Load.
For as *Aeneas* bore his Sire
Upon his Shoulders thro' the Fire;
Our Knight did bear no leſs a Pack
Of his own Buttocks on his Back
Which now had almoſt got the Upper —
Hand of his Head, for want his Crupper.

Und wenn ich nun dieſe liebe Muſe umkehre, und die herzliche Liebe derſelben zu gelehrten Citationen noch zu Geſichte nehmen muß! ſiehe da ſtehe auch der umgekehrte Ritter nach ſeinem Vordertheile:

To poiſe this equally he bore
A Pounch of the ſame Bulk before
Which ſtill he had a ſpecial Care
To keep well-kramm'd with thrifty Fare;
As *White-Pot, Buttermilk* and *Curts*
Such as a Country-Houſe affords u. ſ. w.

Welch ein ſchönes Bild!

Bekannte Gemeinörter an unrechter Stelle; gelehrte Citationen, die nichts zur Sache thun; Maſchienen von tauſend Büchern, um eine Kleinigkeit fortzuſpielen, die kaum einen Fingerdruck verdient —: andre ſo viel **überhaupt** denken laſſen, daß man **beſonders** für ſeine einzelne Materie ſelbſt zu denken vergißt, aus Wüſten in Moräſte gerathen, wie anders? als daß dies endlich die verdrüßliche Frage dem Leſer abzwingt: wo iſt denn der Weg? wo ſind wir? wie weit ſind wir gekommen? — Ich mag nicht gern eine Beſchuldigung ohne Beweis vorbringen; ich muß alſo die Schulchrie zergliedern.

Init. Parum recte tractari a multis veteres ſcriptores. a) Prächtiger Eintritt! nur daß er, wie ich bewieſen, nicht für dieſe Schamunterſuchung gehört. Leſſing, da er Horaz in einem ähnlichen Falle vertheidigen will, ſchwingt ſich freilich nicht ſo hoch: ſein Eingang gehört aber zum Gebäude.

Dictum:

---

a) Opuſc. var. argum. p. 242 — 244.

Dictum: Verecundiam tribui Virgilio, ſed mire. a) Welche Verecundia? die perſönliche oder die ſchriftſtelleriſche Verecundia des Virgils? Doch was brauchen wir das zu wiſſen, über ein unbeſtimmtes Thema läßt ſich am beſten rhetoriſiren. Jetzt alſo noch

Exord. Verecundia poëtae copioſius exponitur b). Man verſtehe dies copioſius nicht ſo, daß es beſtimmter, reicher an Gründen heiße: Denn wie wenig Hr. Kl. dies in ſeinem ganzen Libello beobachtet, wird der Verfolg geben. Dies Exordium iſt, wie billig ein exordium ſeyn muß — ein vorläufiges Nichts!

Loc. commun. I. Stoicorum de turpitudine verborum opinio. c) Was ſoll der allgemeine Tröſter hier? ſoll man, um Schamhaftigkeit zu beſtimmen, von Worten anfangen? von der Lehrmeinung einer Sekte anfangen, die nicht hieher gehört: nicht für Virgil: nicht fürs epiſche Gedicht: nicht für Virgils Sitten — können ausgeriſſene Citationen gelten, da wir was turpia verba ſind? wie ſie beurtheilt werden ſollen? noch nicht wiſſen — noch nicht wiſſen, wer Recht gehabt, ob der Stoiker, oder der Cyniker, oder der homo ſui judicii, **Peter Baile,** oder der Hr. Gatakerus und Kittershuſius, und Petitus, und Balſacius, und Arnaldus, und Bergerus, oder der kahle Ausſpruch des Herrn Klotzius

---

a) p. 244. 245. b) p. 245. 246. c) 247. 248.

Klotzius hinten nach a): *atque etiam*, ſi *accuratius* rem conſidero, homines quaſi conſenſiſſe inter ſe et firme ſtatuiſſe videntur, vnam eamdemque rem certis verbis expreſſam laedere pudorem, eandemque aliis enunciatam aequis auribus audiri et ſalua verecundia. Wie? wenn das der ganze Urſprung der Schamhaftigkeit iſt, daß eine und dieſelbe Sache mit gewiſſen Worten geſagt, ſchamhaft, mit gewiſſen, ſchamlos ſey — welche Luftblaſe von Schamhaftigkeit? Welche Thorheit, mit ſolcher Luftblaſe kämpfen zu wollen? Welch ein würdiger Vertrag, ſolche Augenblende zum heiligſten Verbündniſſe zu machen? O wenn man auf einer ſo weitläuftigen Reiſe von Beleſenheit im gelehrten Utopien nichts mehr erlernet — meine Condolenz zur Wiederkunft mit allen gelehrten Citationen!

Loc. commun. II. Poetas inprimis decere pudorem! b) Wer hat an dem Regelchen je gezweifelt? Wer hat es aber auch je **deßwegen** geglaubt, weil die Poeſie das vortrefflichſte Geſchenk der Götter, weil es eine Narrheit iſt, das ſelbſt von ſich zu erwähnen, was kein andrer, ohne unſre bona fama zu beleidigen, von uns erwähnen könnte u. ſ. w. Elende Sachen!

Conſect. Plinii opinio non probatur c). Die citirte Stelle, bei welcher dieſer Randtitel ſteht, gehört meines Wiſſens dem Catull. Plinius hat mit

---

a) p. 248. 249. b) 249. c) 250.

mit ſeinen Briefen, als Römer, als ein Römer ſeiner Zeit Recht. Was ſoll der Conſularis vir bei einigen muntern Zeilen? was ſoll die levitas Pliniana bei Vertheidigung ſolcher Zeilen? Plinius war ja kein Alonge-Bürgermeiſter in **; und einige loſe Verſe von ihm kein Rathſchluß der Stadt Rom.

Loc. commun. III. Concedenda videtur aliqua libertas a). Gnädige Freiheit! huldreichſte Erlaubniß! für die alle Poeten von Anakreon zu Gleim, und von Ovid bis zu Wieland, unterthänig danken ſollen. „Daß man ja aber das Privilegium nicht mißbrauche, ſo iſt aus der poetiſchen Freiheit wieder nichts, als ein elendes moraliſches Regelchen, geworden, ohne poetiſche Beſtimmtheit, ohne genaue Eingränzung in die Gattungen der Gedichte, ohne hieſige Abzweckung. Und ſiehe! das Collektaneenbuch wird redender:

Illuſtr. I. a Campani Palinodia
II. a voto Fontanii
III. a morte Addiſoni
IV. a Regnierii et Grecurtii levitate. b)

Schöne Geſellſchaft! der Papiſt **Campanus**, in ſeiner Religion, nach ſeiner Zeit, nach ſeinen Schriften, nach ſeiner damaligen Faſſung — und der von je her reifbeſonnene **la Fontaine** in ſeinem letzten Wun-

Wun-

---

a) p. 250, 251. b) p. 252. 253.

Wunſche! — ehrwürdige Bußprediger! Welch ein Uz und Wieland wird vor ihnen die Hände falten, ſeine Liederchen nicht gleich verbrennen! — Man thut uns einen Gefallen, wenn man uns religiös; nicht aber, daß man uns übergläubiſch, und eine gute Sache durch den unüberdachten Beweggrund lächerlich machen will. —

Ueberdem was ſoll Addiſon hier? Ich verehre den ſeligen Young in dieſem Zeugniſſe von ihm: vielleicht hat er auch ſeine Abſicht erreicht, um vom Andenken an denſelben einige ſchwarze Züge mit Pope u. ſ. w. wegzuwiſchen, und eine im Untergehen glänzende Sonne in ſeinem Namen darzuſtellen — was ſoll das aber hier? — Und denn überhaupt thäte Hr. Klotz am beſten, wenn er mit dem gottloſen Fontanio, Regnierio, Grecurtio und andern ſchamloſen franzöſiſchen Dichtern, unter denen wohl Voltarius oben an ſtehen wird, ein chriſtliches Auto-da-Fe vornähme. Die Flamme würde weit zünden, und die ſchamloſen Boccacios, Aretinos, Wielandios u. ſ. w. auch als einen Bann der Erde wegthun. Zum Nothfalle dörfte ſich auch bei einigen dieſer, die ſchon verſtorben, ihr letzter Wille, als Bußſpiegel, zur Berechtigung eines ſolchen Vertilgens von der Erde, vorfinden, wie etwa Virgil ein Teſtament über ſeine Aeneide gab: und wo es ſich nicht fände, dörfte man nur die noch lebenden ſchamloſen Dichter chriſtlich tödten, und ihnen

nen den letzten Willen erzwingen: ſo iſt das Auto-da-Fe gerichtlich und teſtamentariſch fertig, u. —

Doch ich ſpotte, und wer kann wohl über ſo Etwas anders, als ſpotten. Reuig indeſſen finde ich mich zu meinem gelehrten libello zurück: und Gottlob! endlich am Thema.

Them. Virgilii verecundia triplex. a) Um Virgil mag ich mich nicht bekümmern, ſondern nur erſt über die Klotziſchen Begriffe von Schamhaftigkeit, und ſiehe! da iſt wieder Criſpin! ſein liebes κακοφατον vor der Stirn.

I. Κακοφατον b). Es ſei gnug, gezeigt zu haben, daß Hr. Klotz Quintilian nur halb verſtanden, daß es nur ein ſehr unzuverläßiges Jungfernlob über die Keuſchheit eines Zeitalters, einer Nation, einer Sprache, eines Schriftſtellers ſey, über das κακοφατον ſich zu wählig, zu ekel beweiſen. Wer zur Satyre Luſt hätte, könnte dieſe erſte Jungfernprobe unſers Autors ſehr ehrbar, als das Weſen der Schamhaftigkeit, und eben damit ſchon lächerlich darſtellen.

II. Ab omni obſcenitate per totum carmen et per partes abhorret c). Hier werden Griechen und Römer, wahre und falſche Obſcönitäten, wahre und falſche Anſtändigkeiten durch einander geworfen: ohne Grundſätze und Beſtimmungen liegen ſie da:

---

a) p. 254. b) p. 254. c) p. 255 - 266.

da: wer will den zuſammengefloſſenen Unrath ſondern?

III. Verecundia in verbis et formulis a). Der vorige Klumpe! obſcena, ſordida, humilia etc. alles in einer Grube! ohne einigen beſtimmten Begriff und Unterſcheidung! Ob Vorſtellungen, oder nur ihre Ausdrücke beleidigen? ob dieſe Beleidigung Ekel, oder Schaam, oder nur galanter Unwille ſey, den ſie erregen? ob es wider das Reine des Auges im Begriffe ſelbſt, oder wider die Zucht des Ohrs im Ausdrucke? ob wider die natürliche Schaam, oder die geſellſchaftliche Anſtändigkeit, oder nur wider die Sprachwürde ſey? ob dieſe unter allen Völkern, zu allen Zeiten, in allen Gattungen der Schriftſtellerei dieſelbe ſey? — Alles Einerlei und Unerwogen: ſo getadelt: ſo gelobt — wozu kann das Gemiſche dienen?

6.

Um Virgils Schamhaftigkeit zu beweiſen. Wozu das aber ohne Beſtimmung der Begriffe, ohne Ort und Ordnung? Es iſt immer ein falſcher Geſchmack, ein Ueberbleibſel der alten philologiſchen Notenmacher, Stellen und Sachen zuſammen zu häufen, die ſo gut anders wo, als hier ſtehen können, die hier nichts zur Sache thun, ſondern die Haupt-

---

a) p. 266 - 233.

Hauptfigur vielmehr auslöſchen. Und das iſt doch der Klotziſche Geſchmack in allen eignen Schriftchen deſſelben. Hier trete ich in einen ſo großen Wald kahler fremder compilirter Stellen, daß mein Schriftſteller Virgil faſt darunter verſchwindet.

Um die Schamhaftigkeit Virgils zu beweiſen? hat unſer Autor da gewußt, was er beweiſen ſoll: und hat er, was er zu beweiſen ſcheint, bewieſen? Virgils Schamhaftigkeit kann zweierlei bedeuten: die Züchtigkeit ſeines perſönlichen Charakters, oder ſeine Ehrbarkeit als Schriftſteller. Beide ſind ganz verſchiedne Sachen; Hr. Klotz hat ſie nicht unterſchieden; er beweiſet auf alle beide los, und beweiſet keine.

Nicht recht die Schamhaftigkeit Virgils als Schriftſteller: Denn wodurch beweiſet er ſie? Durch das κακοφατον? Er, das κακοφατον eines Römers, eines antikſprechenden Dichters, eines gräciſirenden epiſchen Dichters kennen, aufzählen, beurtheilen? Wer weiß es nicht, daß die feinſten Zweideutigkeiten blos auf dem ſchlüpfrigen Witze einiger Zeitgenoſſen, auf dem wandelbaren Eigenſinne eines üppigen Sprachgebrauchs, oder Sprachmißbrauchs, beruhen? Wer weiß nicht, daß es am wenigſten zum κακοφατον gehöre, wie ein Wort ausgeſprochen werde (quomodo veteres *pronunciarint* verba a)) ſondern wie dieſe und jene Geſellſchaft, die-

---

a) p. 255.

ſer und der Wortmäckler ſie verſtanden, oder mißverſtanden; (mala conſuetudine in obſcenum intellectum detorſerint) Wer weiß nicht, daß eben ein archaiſirender Schriftſteller, wofür Virgil bekannt iſt, am erſten Gefahr läuft, den Neulingen der Sprache obſcön zu werden? daß ein epiſcher Dichter, inſonderheit der dem Genie einer fremden hohen Sprache nacheifert, der erſte ſey, unſchuldige κακεφατα zu machen, wie ſie ja für unſre verblichene Gottſchedianer keiner mehr, als Klopſtock, gemacht hat? Wer weiß nicht, daß ein epiſcher Dichter immer lieber einen hohen alten ſtarken Ausdruck ſancte et religioſe ſetzen, als für die Ohren einiger Zuchtkrämer auslaſſen wird? Und wer weiß nicht, daß nach der Auslegung des Servius, und nach der Tortur, die Celſus dem Virgiliſchen

incipiunt agitata tumeſcere

anthun konnte, kein Dichter vielleicht unſchuldiger Weiſe für die Witzlinge jüngerer Römer mehr κακεφατα gemacht haben kann, als eben Virgil? Und wenn ſolche Stellen nicht vor Mißdeutungen ſicher geblieben, welche wären's denn? Und welch ein unwürdiger Begriff, einen epiſchen Dichter zuerſt und vornehmlich zu ſolchem Ehrbarkeitspedanten zu machen? Und wie vergeblich, jetzt in Virgil Proben des κακεφατον, oder des vermiedenen κακεφατον aufſinden zu wollen? —— O des Schutzredners für Virgil! Er iſt im Stande, ihn mit ſeiner Schutzrede ſelbſt in Verdacht zu bringen, ſelbſt ſchamroth zu machen! — — Am beſten, daß er hinter das ganze Non-ſenſe dieſes Hauptſtücks hinten nach ſagt: Vom Virgil wußte ich hierüber nichts zu ſagen!

Oder ſoll es die Schamhaftigkeit Virgils ausmachen, daß man ihn gegen die Auslegungen eines Servius rettet? a) So hat man ihn längſt, und wir werden ſehen, wie fern gerettet.

Oder ſoll es die Schamhaftigkeit Virgils ausmachen, daß er die Umarmung der Dido nicht mahlen wollen? b) Und wer wird ſie mahlen wollen? Hat denn Homer ſeine Umarmung der Helena gemahlet? Ohngeachtet des höflichen non probo! unſers Autors finde ich Homeren in ſeiner unſchuldig einfältigen Erzälung keuſcher, als Virgilen in ſeinem Shandyſchen; **Macht die Thür zu!** und des kahlen: non decet talis pictura carminis epici dignitatem! bin ich, wenn nichts weiter iſt, herzlich müde.

Bei Homer iſt blos das Charakteriſtiſche im Antrage des Paris der Zweck der Muſe; wenn der Antrag und zwar zu der Zeit, in der Situation wegfällt; ſo falle die ganze Stelle weg: ſo braucht die Muſe dieſen Schritt nicht. Bei Virgilen iſts die Umarmung ſeines Paares ſelbſt, die in das Weſen

---

a) p. 256. b) p. 261 — 263.

Weſen des Gedichts verflochten iſt: dieſe Schäferſtunde, dieſer Eingang in die Höhle iſt ein Hauptknoten ſeiner Epopee:

> Ille dies primus leti, primusque malorum
> Cauſſa fuit.

Wer iſt nun ſchamhafter, der eine ſolche Sache, nur beiläufig, nur ihrem Antrage nach, nur als Charakterzug, mitnahm; oder der ſie in das Weſen ſeiner Epopee mit einknüpfte, der von ihr ſo viel abhangen läßt, der auf ſie, als auf eine Haupthandlung, unſer Auge richtet? — Jenes thut Homer; dies Virgil — weſſen Muſe verdient eher ein non probo?

Ueberdem iſts unpaſſend, die junoniſche Liebesſcene in Homer mit der didoniſchen auch nur von weitem in Vergleich zu ſetzen a); ſie ſind ſo wenig zu paralleliſiren, als Götter und Menſchen überhaupt. So in Homer, als in Virgil, haben die Götter ihr eigenes Etiquette: und beiden ſetze man alſo Götter in Vergleichung, oder nichts. Da ſtehe alſo gegen den homeriſchen Jupiter und Juno b), den virgilianiſcher Vulcan und Venus c), und wer malet ſchamhafter, der Grieche oder der Römer? Der Grieche, der, uns bei den ſchönen Vorbereitungen zu ergötzen, ſeine Kunſt anleget; oder der

---

a) p. 264.
b) Iliad. Ξ. c) Aeneid. VIII.

der Römer, der ſein Werk darauf ſetzet, um die erregten Empfindungen ſelbſt auszumalen? Der Grieche, der mit ſeiner poetiſchen Schilderung von Pracht und Schönheit der Juno, mit ſeiner ſchönen allegoriſchen Dichtung vom Gürtel der Venus, unſer Auge ſtiehlt; oder der Römer, der es recht eigentlich auf die Liebesumarmung ſelbſt richtet? Der Grieche, bei dem wir die edle Bildung der Juno in einer ganz unſchuldigen Gelegenheit antreffen, da ſie ſich ſchmückt: oder der Römer, der uns die ſchneeweißen Venusarme nur alsdenn zeigt, wenn ſie ſich um Vulcan ſchlingen, wenn ſie ihm den elektriſchen Funken der Liebe durch Leib und Seele jagen? Der Grieche, der uns die himmliſche Königinn in ihrem Brautgemache, nur bei verſchloſſenen Thüren, entkleidet, ſie nur badend, ſalbend, zierend zeigt, und das Uebrige unter den Gürtel der Venus verhüllet; der ſie auf Ida um Nichts ſo lange, ſo angelegentlich beſorgt ſeyn läßt, als um Verborgenheit, um nicht geſehen zu werden: beſchämt zeigt ſie Zevs dem ringsum offnen Ida: ſchamhaft bezeuget ſie, wie, wenn ſie von andern belauſchet würden, ſie keinem Gotte unter die Augen würde treten könnnen: züchtig ſchlägt ſie ihm ſein Ehebette, ſeine Schlafkammer vor: ſie läßt ſich nicht anders, als durch die dickſte goldene Wolke ſicher machen: der Römer überhebt ſeine Venus aller dieſer Beſorglichkeiten: ungeſtört fängt ſie ihr

Liebesſpiel ſelbſt an. Bei Homer muß Juno in einer ganz andern Abſicht den Ida vorbeiziehen, ganz, wie es ſcheint, ohne Abſicht, ihm das Herz entwenden, ſich anhalten, und durch ein außerordentliches Verlangen ihres Ehegemals, durch das offne Liebesbekenntniß, daß dieſe Schäferſtunde alle, alle ſeine Schäferſtunden nach Namen und Zahl übertreffe, u. ſ. w. ſich weigernd in die goldne Wolke ziehen laſſen: bei Virgil ſetzt es Venus mit ihren Umarmungen offenbar darauf an. Bei Homer iſt die Schäferſtunde nur ein Mittel, die Augen des Jupiters durch den Schlaf zu feſſeln; bei Virgil iſt ſie der Marktpreis, daß Venus ihre Abſichten erreiche — Wer iſt ſchamhafter, anſtändiger, edler? Gewiß! ſo weit Juno die Venus an Hoheit und Adel: ſo weit übertrifft Homer ſeinen römiſchen Nachahmer an innerer Würde und Schamhaftigkeit. Jener erzälet unſchuldig, offenherzig und, wenn man will, langweilig: der Römer verſteckt, verkürzet; er hat ſein: Jch könnte mehr ſagen! Jener erzält epiſch, übergehend: dieſer malet, damit er Funken errege — wer verliert bei der Vergleichung?

Es bleibt Virgils Zucht in Worten und Formeln über a). Jn Worten und Formeln? Darüber ſollte Mäcenas urtheilen: wir, jetzt, nach der Analogie unſrer Sprache, nach den wenigen Hülfsmitteln

---

a) p. 266.

teln zu einem Lexicon der Wortwürde damaliger Zeit, kaum! Kein Theil der Sprache hängt ſo ſehr von Nebenbegriffen des Gebrauchs, vom Eigenſinne der Mode ab, als dieſer: und in meinem Autor finde ich ſo wenig Materialien zu einem Wörterbuche der Sprachwürde über Virgil: ſo wenig Virgil ein Lexicon der Liebe geben wollen. Ueberdem was thuts zur Schamhaftigkeit Virgils, ob er ſtercus oder fimus geſagt a); ob er das vomere genannt, oder noch ekler umſchrieben. Was thuts zur Schamhaftigkeit Virgils, wie fein und ſchlüpfrig er hier und da das Wort Liebe verhöflichet, wenn nicht bewieſen wird, daß in den Vorſtellungen ſelbſt hier nichts, als Züchtiges, enthalten ſey, und das alles in Virgil, als dem Römer.

In Virgil, als dem Römer. Denn hätte deſſen Beſcheidenheit nicht darnach beſtimmt werden ſollen, was für ein Geiſt der Schamhaftigkeit, nach Sprache, Verfaſſung, Lebensart und Empfindung, ſich einmal unter den Römern formirt und gebildet? was für Eindrücke, beſonders dem Schriftſtellerpublicum der Römer, ihre erſte Schriftſteller und Dichter gegeben? wie weit dieſe Decenz den Griechen gefolget, oder ſich von ihnen abgelenket? wie hoch ſie zur Zeit Virgils geweſen? wo er das Muſter der Griechen befolget, oder verlaſſen? wo muthmaßlich verlaſſen müſſen, wo nachzu-

---

a) 268. 69.

folgen zu blöde geweſen? Wie weit wir jetzt über dieſen Punkt urtheilen können, oder ſchweigen müſſen? — So hätte der römiſche Virgil erſcheinen ſollen: der Römer ſeiner Zeit: der Dichter: der epiſche Dichter: Virgil.

Und der erſcheint in unſerm lateiniſchen libello nirgends. Nichts, was ſeinen urſprünglichen, nationellen, zeitmäßigen, lateiniſchen, poetiſchen, epiſchen Charakter, **von dieſer Seite aus**, entwickelte; uns, von ihr aus, in die Welt der Römer führte; dieſe uns in abſtechendem Lichte gegen die Sittſamkeit der Griechen, und der Neuern zeigte, und uns alles andere vergeſſen lehrte — davon Nichts. Man hätte uns mehr geſagt, wenn der erſte beſte Schultröſter, wo Blumen und loci communes aus Virgil geſammlet ſind, wie er z. E. amare, amor, amicitia, Venus &c. poetiſch ausdrückt: etwa ein andrer dazu, wo er mit den Griechen gegen einander gehalten iſt, zur Hand genommen, und in Reflexion gezogen wäre. Wenn ich Alles fremde, unnütze wegwerfe, was bleibt mir über die Beſcheidenheit Virgils übrig? Der Flitterſtaat iſt der Puppe abgezogen; da ſteht die Stange Holz mit ihrem bemalten Kopfe! die dürre Abhandlung mit ihrem lockenden Thema!

7.

Und das betraf nur die Schamhaftigkeit Virgils, als eines Schriftſtellers; nun war aber dieſe, wie mich dünkt, eben nicht das, was ich ſuchte. Hr. Kl. legt die Stellen **Donatus** und **Servius** zum Grunde a), und was könnte alſo der Leſer erwarten, als daß er ſich über dieſe Stellen, über die Anſchuldigungen derſelben, kurz! über die perſönliche Charakterſchamhaftigkeit Virgils erklären möchte; vielleicht aber, daß ihn ſeine Collektaneen über dieſen Punkt verlaſſen haben; denn er lenket ſein artig ab: Donatus ſagt: Virgil ſoll ſchöne Knaben geliebet; er ſoll die Plotia Hieria gekannt; er ſoll in dieſem Punkte nicht die Jungfer geweſen ſeyn, für die er galt. Servius ſagt beinahe eben das; und Hr. Kl. hätte wiſſen können, daß ſchon lange vorher auch Martial und Apulejus auch ſo Etwas geſagt hatten, daß es eine allgemeine Sage von Virgil geweſen, das — kurz! alles das ſagt das Gerücht, und Hr. Kl. beweiſet, daß ſeine Aeneide, und die Gedichte ſeines Namens keine Hurenlieder ſind — wer will das bewieſen haben?

Hr. Kl. meynet zwar b), daß Eins das Andre aufhebe; daß es eben ſo ſey, als wenn ihn jemand für einen gelehrten Grammaticus hielte, und ihm doch zeige, daß er weder Griechiſch noch Latei-

---

a) p. 244. b) p. 245.

niſch recht verſtanden; allein, das meyne ich nicht. Virgil kann immer ein ſchamhaftes Geſicht gehabt, anſtändig geſprochen (ore probus), immer eine fromme, edle Seele (animo probus), und eine anſtändige Lebensart bewieſen (cætera vita probus); und doch ſchöne Knaben geliebt, und doch die Plotia Hieria gekannt haben. Ich ſehe nichts, das ſich aufhebe, und inſonderheit zu den Zeiten Mäcenas, hätte aufheben dörfen. Iſts denn ſo widerſprechend, daß ein Menſch, zur ſanften Wohlluſt geboren, auch dies Sanfte in ſeiner Mine zeige, daß das, was in der weiblichen Mine ſchmachtend, ein Liebreiz der Venus wäre; in einem männlichen Geſichte eine Art von Unſchuld, von jungfräulicher Beſcheidenheit, von ſchamhafter Frömmigkeit werde? Ohne die Phyſiognomien der Liebe ſtudirt zu haben, ſehe ich beides nicht zuſammenhangend, und da alſo ore probus Virgilius. Muß ferner der, der ſchöne Knaben liebt, denn damit aller bürgerlichen Ehrbarkeit, und, der ſie unſchuldig liebt, aller Tugend der Seele entſagen? Und ſiehe! da iſt animo, cætera vita probus Virgilius — wo iſt der ungereimte Widerſpruch, inſonderheit zu den Zeiten Mäcenas?

Es ſey indeſſen, oder nicht; was will Hr. Kl. mit ſeinem ganzen Büchlein? Ein Heldengedicht, ein Gedicht von der Feldwirthſchaft, Schäferpoeſien, können Virgilen immer, als Dichter, und, wenn man will, als beſcheidnen Dichter, zeigen; aber auf ſein Leben, auf ſeinen Charakter, und inſonderheit auf die fromme Mine ſeines Geſichts können ſie weniger beweiſen, als Swifts Predigt über die Dreieinigkeit beweiſen kann, daß er in die Biergeſellſchaften, als ein verkleideter Satyr, gegangen; daß er ſein Märchen von der Tonne geſchrieben. Wenn dieſe Abhandlung beweiſen ſoll, daß er im Verſtande Donatus ore probus geweſen, beweiſet ſie nichts. Wer wird ſagen, daß deßwegen D. Luther züchtig ausgeſehen; oder, daß er in ſeinen Tiſchreden jedes Wort auf die Goldwage gelegt, weil ſich nichts von ſolcher Art in ſeinem Geſangbuche befindet? Wenn Virgil ſcriptis probus iſt: muß er darum auch ore probus geweſen ſeyn? Ich weiß nicht, wie durch ſolchen Weg Etwas auf Virgils perſönlichen Charakter folge.

Für uns iſts ſchwer, etwas auf ihn auszumachen; ob es aber ganz unmöglich ſey, ob Virgils perſönlicher Charakter ganz zweideutig bleiben müſſe, ſehe ich auch nicht ſo helle, daß ich Hrn. Klotzens non licet aliquid certi hac de re ſtatuere a) unterſchreiben dörfte. Mir fehlet die Kunſt Leſſings, Virgil, ſeinem gewöhnlichen Charakter nach, ſo zu retten, als er ſeinen Horaz gerettet hat; und auſſer dem fehlet mir der Ort dazu. Ich will alſo wenigſtens einige Materialien anführen, die ein an-

---

a) p. 245.

drer vermehren und ordnen könnte, um Virgils Schamhaftigkeit zu retten, oder wenigſtens genauer des Gegentheils überzeugt zu werden.

Der Hauptzeuge über Virgils Unmäßigkeit pflegt Donatus zu ſeyn: aber wer iſt Donatus? Aller Wahrſcheinlichkeit nach, iſt das Leben Virgils, das unter ſeinem Namen geht, von jüngerer Hand, und kann kaum den Grundzügen nach, dem Grammatiker ſelbſt zugehören a). Der Autor der Anklage iſt alſo ungewiß, und ſo, wie er ſie vorträgt, die Anklage ſelbſt. Fama eſt, eum libidinis pronioris in pueros fuiſſe, und von wem rührt dieſe Fama her? Das liebe Soll, das gewöhnliche Man ſagt hat, wie Leſſing ſich munter ausdrückt, ſchon manchen ehrlichen Mann um ſeinen ehrlichen Namen gebracht. — — Kurz! als Hauptzeuge, als erſter Ankläger, kann dieſer Donatus ohne Kopf und Mund nicht gelten: er trete zurück, bis die Reihe an ihn kommt.

Servius tritt auf: aber Servius iſt ein Ausleger, ein Grübler über Virgil; und was läßt ſich nicht ausgrübeln? Seine ſpätere Sage gilt noch weniger, als die erſte; denn was ließ ſich zwiſchen Virgil und Servius nicht alles ſagen, und wieder ſagen? ohne daß es jemand zuletzt bekräftigen, ohne daß es jemand wiederlegen konnte? Ein Zeugniß alſo, Jahrhunderte nachher, aus einer ſo trüben Quel-

---

a) v. Hein. Virgil. p. CXVII.

Quelle, oder vielmehr aus dem ſo weit abgeleiteten Abfluſſe einer ſo trüben Quelle gilt nicht. Es müſſen frühere Zeugen gegen Virgil auftreten, von denen etwa die Sage kam, die der Begebenheit näher waren, und da ſind; Hr. Kl. hat ſie nicht für gut befunden, anzuführen oder abzuhören, Martial und Apulejus.

Und was ſagt denn Martial aus a)? Er ſingt das alte Lied, daß ein Mäcenas einen Maro mit ſeinen Geſchenken hervor gebracht: daß es gut ſey, ein Virgil zu werden, wenn man ſein Landgut zurück, wenn man Reichthümer oben darüber, wenn man alles bekommt, was unſer Herz wünſchet; z. E. einen ſchönen Alexis —

Accipe divitias & vatum maximus eſto
Tu, licet & noſtrum, dixit, Alexin ames.
Adſtabat domini menſis pulcherrimus ille,
Marmorea fundens nigra Falerna manu;
Et libata dabat roſeis carcheſia labris,
Quæ poterant ipſum ſollicitare Jovem.
Excidit attonito pinguis Galathea Poetæ
Theſtylis, & rubras meſſibus uſta genas.
Protinus Italiam concepit, & *arma, virumque* —

Was hat nun Martial Böſes ausgeſagt? Ungründliches, ſeichten Halbwitz, der ihm nicht viel Ehre macht, wohl; aber Böſes, das Virgils Na-

men

---

a) Lib. VIII. 56.

men befleckte? Nichts. Ich lerne Virgil aus dieſem Epigramm blos als einen glücklichen Dichter, als einen ungemeſſenen Günſtling ſeines Herrn, und, wenn man will, als einen feinen Wohllüſtling, kennen; anders nicht. Seine geraubten Güter hat er zurück; reiche Geſchenke nach reichen Geſchenken; ihm ſteht der ſchöne junge Alexis bei Mäcen kaum an, und ſo gleich iſt er ſein eigen. Da ſitzt nun Virgil an ſeiner Göttertafel, und ſein ſchöner Ganymedes vor ihm! bei ſolchem Ganymedes läßt ſich freilich ſeine vorige feiſte Landſchöne, Galathea, wohl vergeſſen; da läßt ſich wohl ein arma virumque anſtimmen — — Man ſiehet, wo Martial mit ſeinem hinkenden Schluſſe hinaus will; aber im mindeſten nicht auf Virgils Ehre. War es denn Schamloſigkeit, einen Alexis vom Mecänas zum Geſchenke annehmen, ihn lieben, ſich an ihm, als Mundſchenken, bei Tafel erfreuen, ſchöne Leute und, nach römiſcher Wirthſchaft, ſchöne Knaben um ſich zu ſehen? Ich weiß nicht, welcher Ehrbare nicht in der Stelle Virgils, in ſeiner Gunſt Mecänas, in ſeiner feinen Art, dieſe Gunſt zu genieſſen, ſeyn könnte. Von bösartiger Anſpielung ſehe ich im Epigramm nichts, ganz und gar nichts. Und iſt Martial wohl der Mann, ſo Etwas zu verſchweigen, wenn ers hätte ſagen können? Iſt er nicht eben der, der gewiß zu erſt die berüchtigte virgilianiſche Ekloge angezogen hätte, wenn ſie ihm unter einer

beſſern

bösartigen Allegorie, und nicht anders; hätte bekannt ſeyn müſſen? Wer den witzigen menſchenfreundlichen Martial kennet, wird in ſolchem Falle ſolch Betragen ſehr epigrammatiſch, ſehr martialiſtiſch finden. Da er gegentheils nichts darüber äußert, an mehr als einem Orte nichts äußert: ſo iſt Martial nicht blos kein Zeuge gegen Virgil, ſondern durch ſein Stillſchweigen faſt auch ein Zeuge für ihn. Ein böſer Witzling, wie er, hätte Virgilen gewiß nicht ſo höflich durchwiſchen laſſen, wenn er Schamloſigkeit als Virgils Hauptvergnügen gekannt hätte. Wie? er hätte Virgils Glück und Vergnügen beſchreiben wollen, und ſo etwas ſich können entwiſchen laſſen?

„Schon aber Apulejus a) deutet ja die berüchtigte Ekloge auf ſeine Liebeshändel mit dem Alexis.„ Gut! ich nehme ſein Wort für Etwas mehr, als Deutung, für Zeugniß an; und wofür mehr kann ichs nehmen? Virgil alſo habe ſein Schäfergedicht auf den Knaben ſeines Freundes gemacht; er ſeys, der unter dem Namen Coridons ſpreche, und fühle, und ſeufze, weil es Apulejus ſagt — wozu aber ſagt es Apulejus? Etwa um Virgils Unmäßigkeit zu tadeln, und ſeine böſen Sitten zu ſchelten? Umgekehrt! mitten unter Apologien für die Liebhaber der Schönheit führt er ihn noch mit einem Lobe der Beſcheidenheit an, daß er der Namen ſeiner Günſtlinge im Gedichte geſchonet.

Schlech-

---

a) Apul. Apolog.

Schlechtes Lob! wird man ſagen, über eine tadelswerthe Handlung; elende Bekleidung eines Fehlers, ihn namenlos zu begehen! Aber wo mag der Fehler, die tadelswerthe Handlung denn bei Apulej wohnen?

Ich mag keine neue Vertheidigung der ſokratiſchen Liebe übernehmen, da ſchon mehr, als einer, ſie vertheidiget hat: ich betrachte Virgil nicht mehr, als ſokratiſchen Liebhaber ſeines Alexis, ſondern als den Liebesſänger deſſelben; und welch ein brennender Liebesgeſang? wer könnte die Flamme noch entſchuldigen? — Ich bins, der ſie entſchuldigt; und eben der Apulejus, der meinen Eklogiſten für einen Liebesſänger in ſeinem, ob gleich verdeckten, Namen angiebt, mag ihn auch rechtfertigen. Er rede: Quanto modeſtius Mantuanus Poeta, qui *itidem, ut ego*, puerum amici ſui Pollionis Bucolico *ludicro laudans* — — Wie? ſo iſt Virgils Ekloge, nach Apulejus Zeugniß, blos ein ſcherzhaftes Lob, ein ſcherzhaftes Hirtengedicht geweſen? ſo unſchuldig, daß Apulej ſich nicht ſicherer ſtellen kann, als mit ihm in eine Claſſe? ſo unſchuldig, daß es zu Apulejs Zeiten offenbar nur für einen Spaß, für eine ſcherzhafte Tändelei galt? — Was ſoll den Apulej gegen ihn; er iſt der beſte Freund für ihn.

Und was iſt wahrſcheinlicher, als Apulejus Nachricht? Ich ſtelle mir den hübſchen Jungen

des

des Pollio, und das ſchamhafte Jungfrauengeſichte, den züchtigen Virgil, vor, wie er nach ihm ſchielet; wie er ſein Auge an ihm weidet, ihn lobet, ihm liebkoſet. Pollio macht die Sache zum Spaße: ſein Freund ſoll erſt ein Coridyn werden; ſoll erſt um Alexis werben. Virgil wird Coridon: er verwandelt ſich in einen poetiſchen Schäfer: ahmt Theokriten nach, und ſetzt ſich nach Sicilien mit ſeinem Alexis. Da klaget er den Wäldern ungefühlte Leiden: da ächzt er über ſeine unempfundne Verzweiflung: da ſeufzt er über ſeine Verachtung, über die Sprödigkeit ſeines Lieblinges — da wird ſeine zweite Ekloge. Ein feines Lobgedicht auf Alexis! eine ſchöne poetiſche Liebeswerbung — werth eines ſchönen Knaben, werth eines Alexis. Virgil hat ihn ſich erſungen: da ſteht er nun, wie Martial dichtete, vor dem Tiſche ſeines neuen Herrn, ein irdiſcher Ganymedes, und gießt mit weißer Marmorhand Falernerwein: da koſtet er mit Roſenlippen den Trank, den ein Jupiter ſelbſt beneiden könnte. Da kann der im Schauen geſättigte Dichter wohl ſeine alte geſunde Landgalathee, ſeine verbrannte Theſtylis vergeſſen: der feine Wohllüſtling, der enthaltſame Virgil, hat beſſere Freuden, die ihm — ſein *ludicrum Bucolicon*, ſein **feines Lobgedicht** brachte.

So ſprach das Alterthum vom Virgil: aber von jeher hat es auch nicht an Klotziis a) gefehlt,

die

---

a) Opuſc. var. arg. p. 249.

die die bona fama eines Dichters aus ſeinen Gedichten beurtheilen, die den ſeinen Schluß machen konnten: Quid? ea de ſe ipſo commemorat facinora Poeta, cur non alius quisque ab illo patrata eſſe diceret? Von jeher hat es nicht an Leuten gefehlet, die nicht nach den Schriften, ſondern nach den Anekdotchen eines Autors begierig, ſolche Perſonalien halb aufhörten, und halb dichteten, und ſie denn, wenn ſie beſcheiden waren, mit einem ungebetnen **Er ſoll!** der Welt empfahlen, oder, wenn ſie die Beſcheidenheit nicht brauchten, mit einem gewiſſenhaften **Er hat!** aufdrangen. Und das iſt das Unglück Virgils, das iſt das Unglück ſo mancher Unſchuldigen geweſen.

Zuerſt Donatus — doch nein! wie geſagt, Donatus nicht ſelbſt, ſondern ſein Zuſammenſtoppler, ſein Ergänzer — dieſer Pſeudo-Donatus alſo, was konnte er beſſer, als den biographiſchen Grundriß, den er vorfand, mit Anekdotchen zu ergänzen, mit perſonellen Lügen zuſammen zu ſtoppeln? Und zu dieſer ſo angenehmen, den Leſern ſo beluſtigenden Sache, wie gelegen war ihm der Brocke, den Apulej entfallen laſſen! Apulejus erzält: Virgil habe ſeine Lieblinge nach Sokrates Art gehabt — freilich, das unleugbar! aber bilde es aus; ſage: wen Sokrates ſo geliebet? und ſetze den höflichen locus communis voraus: eum libidinis pronioris in pueros fuiſſe — Freilich ein ungereimter

Wider-

Widerſpruch! eine unerhörte ſich ſelbſt ſtrafende Lüge: denn wo hat Sokrates ſo geliebt? Aber, was ſchadet das? ein **man ſagt**; ein fama eſt! kann ſchon Etwas bei dem Pöbelleſer zur Noth zudecken; und für wen andern werden Anekdoten fabricirt? So war eine Lüge, eine widerſinnige Lüge fertig: widerſinnig, denn welcher Menſch, der bei ſich ſelbſt iſt, wird ohne Rückſicht beides glauben können, eum libidinis pronioris in pueros fuiſſe, und doch eum amaſſe vt Socrates — und doch vita et animo probum fuiſſe. So wenig ich mir von der Sittlichkeit der damaligen Römerwelt groſſe Begriffe mache: ſo kann der Widerſpruch doch in ſich ſelbſt nicht Statt finden. Er iſt Chikane, er iſt Verläumdung, Verdrehung eines alten gutherzigen Autors.

Woher aber die Knaben, die man ihm unterſchob? Was weiß ich das? Gnug! Apulejus hatte den Namen Alexis für einen erdichteten Namen angegeben, und nun konnte unter ihm was eher, als ein Alexander, verborgen liegen, der nur ins Sylbenmaaß nicht konnte? Nur noch ein **Cebes**, eine **Plotia Hieria**, oder **Lexia**, oder **Alexia**, oder wie man die **Aelia Lälia Criſpis** nennen wolle, dazu, und die Tradition iſt zum völligen Märchen geworden. Wie anders, als daß jetzt jeder gründliche Ausleger der Coridonsekloge ſolche artige Erläuterung nicht auslaſſen kann? Er laſſe lieber, um derſelben noch mehr Gewißheit, um ſeinem Texte mehr Anſchaulichkeit zu geben, noch gar das fama eſt, vulgatum eſt, weg: denn wer will hier Geſchichte? das Märchen erläutert ja ſo ſchön! — armer Virgil! der Stab iſt über dich gebrochen! deine ſchamloſe Ekloge liegt ja der Welt vor Augen! Da iſt dein Servius!

Nun ſage mir ein poetiſcher Leſer, wie, wenn die Ekloge eine hiſtoriſchwahre Liebesflamme ſeyn ſoll, die beſten Stellen erklärt werden ſollen. Wo waren denn die dunkeln Wälder, die Corydon mit ſeinen Klagen erfüllte? Wo iſt die Wahrheit des Schäferreichthums, den er preiſet? Wo ſind ſeine Heerden in Sicilien, ſeine Amaryllis, Theſtilis, Menalkas? Wo der Bach, in dem er neulich zuerſt ſich geſehen? Wo ſeine ganze Schäferwelt, in der die Ekloge lebet? Iſt ſie poetiſch, iſt ſie dichteriſch — wie? und der Inhalt ſoll nicht dichteriſch ſeyn? Ihr wollet, was ihr nicht deuten könnet, der Muſe, und was ihr nicht deuten ſollet, dem Virgil, als Menſchen aufbürden? Ihr wollet das Gedicht zu einem Ungeheuer von hiſtoriſcher Ekloge, von allegoriſcher Geſchichte verdammen? Wie? wenn ich jedem Dichter das auf ſeine bona fama anrechnen wollte, was ſeine Muſe ſingt — Tyranniſche Verſtümmelung! wer wollte noch Dichter ſeyn?

„Ja aber, alte Sage, hiſtoriſche Tradition!„ Was Tradition? Sie hat ſich aus Martial, aus Apulejus, und wo weiß ich mehr her? entſponnen, und Martial und Apulejus ſtrafen die Tradition ſelbſt Lügen. Der eine ſchweigt, der eine nennt es ein „**ſcherzhaftes Lobgedicht**: ich habe Zeugen, die älter ſind, als die Tradition.

Aber das iſt Schade, daß man auf der andern Seite rettend faſt immer zu weit gegangen, und damit Virgils guter Sache ſelbſt geſchadet. Die Ekloge ſoll blos poetiſches Exercitium, ſoll ganz ohne die geringſte lebendige Anſpielung, Corydon und Alexis ſollen ganz romantiſche Weſen ſeyn, und dies iſt freilich, nach dem, was Martial und Apulejus ſagen, zu viel verneinet. Virgil kann immer der verkleidete Corydon, Alexis immer der ſchöne Junge des Pollio, die Ekloge immer ein Individualgedicht ſeyn: nur es iſt eine poetiſche Maskerade; ein feines Lobgedicht, ein ludicrum, nach Theokrits Manier.

Man thut alſo am beſten, wenn man dieſe entwickelt, wenn man die dem Griechen nachgeahmten Stellen anmerket, wenn man zeigt, daß der ganze Bau des Gedichts keine Halbgeſchichte, und keine Halbpoeſie zulaſſe, daß der Poet nach ſeinem Plane einmal ſo habe dichten müſſen, daß — doch was zähle ich das her, das in der letzten, ſchönſten Ausgabe Virgils ſo fein und genau a) erfüllet worden Es iſt keine Partheilichkeit, wenn ich bekenne, daß die Heiniſche Ausgabe Virgils die Erſte in ihrer Art ſey, und daß ſie in dem bisher ſo ſehr verſäumten Geſchäffte, einen Schriftſteller des Alterthums in dem eigenen Geſchmacke deſſelben, jedes Wort und jene Note an ihrer Stelle, neu und unentbehrlich, ohne den Dunſt unendlicher Parallelſtellen und unbrauchbarer Citationen, mit dem ſtillen Fleiße, und dem ruhigen Gefühle der Schönheit — ich ſage, einen ſchönen Schriftſteller des Alterthums ſo zu commentiren, dazu mache die heiniſche Ausgabe Virgils Epoche.

---

a) Eclog. II. p. 14. etc.

* * *

III.

Ueber einige horaziſche Rettungen und Erläuterungen.

1.

Von Rettungen des ſchamhaften Virgils auf Rettungen meines Horaz. Vindiciae Horatii Flacci. a) — —

Ich Endesunterſchriebener bekenne, gelobe und ſchwöre vor dem hochgelahrten Apollo, vor ſeinen lieben Töchtern, und vor allen ächten und unächten Söhnen des- und derſelben, daß ich glaube und für wahr halte, wasmaßen ein Horatius Flaccus ſ. Horazius Flaccus, auf der Welt geweſen, und die Oden, Satyren und Briefe verfertigt, die von ihm verfertigt ſind, die ich alſo demſelben auf keinerlei Art abſprechen und entwenden, noch nach meinem beſten Wiſſen und Gewiſſen andern nicht zuerkennen, noch den heilloſen Behauptungen des Harduins und aller Harduine beitreten, ſondern vor aller Welt behaupten will, daß Horaz kein andrer in der Welt als Horaz geweſen: ſo wahr — —

---

a) Klotz. vindic. Horat. Flacc.

Nun! wie komme ich an eine ſo ſchreckliche Eidesformel? Ach! mein lieber leſender Freund! wozu kann man nicht im erſten feierlichen Gefühle kommen, wenn man aus einem ängſtlichen Traume, von Moraſt, von Sandwüſte mit Ehren hinaus iſt? — Wiſſe alſo, daß ich eben, dem großen Apollo ſei Dank! durch ein Buch, oder vielmehr durch ein Gewimmel von Citationen durchgearbeitet, das auf 280 Seiten, ſ. zwei hundert und achtzig Seiten, mit einem Schatten aus Swifts Monde, mit einem Narren ficht, und nichts beweiſet, als daß Horaz Horaz geweſen — dies aber mit ſo vielen Citationen rück- und vorwärts beweiſet, daß, wenn ich die Hälfte davon aufſchlagen müßte, mich vielleicht der jüngſte Tag mit allen heiligen Engeln überraſchen könnte. Gott Lob alſo, daß ich durch bin, und kaum will ich wieder zurück.

Bedächtlich ſchreibe ichs nieder: kaum wieder zurück: denn ſo gerne ich in vortrefflichen Schriften die zweite Reiſe thue: ſo ſehr ichs mir zum Geſetze gemacht, kein vortreffliches Buch nur einmal hinzuleſen: ſo erfreulich mir der erſte beſte Wink iſt, die Schriften unſrer Winkelmanns und Leſſings, Hagedorne und Mendelsſohne noch, und nochmals zu durchwandern: ſo ſchwer wird mir die Rückkehr hier; und ich glaube, meinen Leſern einen wahren Liebesdienſt zu thun, wenn ich ſie durch Vorzeigung meines

meines Reiſejournals auf den ſandigen, moräſtigen und immer ausſchweifenden Weg vorbereite.

Man kennet Harduin, und ſeine, es ſei nun aberwitzigen oder leichtſinnigen Behauptungen, daß das meiſte Alterthum kein Alterthum ſey. Mag aber hinter ſeinen gelehrten Narrheiten auch ſo viel Jeſuiterei ſtecken, als da will — ich glaube, man hatte nur immer ſummariſch gegen ihn verfahren, auf einzelne Einwürfe ſich denn nur einlaſſen dörfen, wo dieſe durch Sonderbarkeit und falſchen Anſtrich blenden können. Viele von ihnen ſind völlig unter einer Widerlegung: keiner Aufmerkſamkeit, keiner Antwort werth. Viele ſind Bäche, die ſich von ſelbſt im Sande verlieren, wenn man die Quelle verſtopft. Viele fallen auf die Erde, wenn man nur den ſtatum caussae, den Punkt der Frage, nicht aus der Acht läſſet: und das letzte muß keiner, der einigermaßen gegen einen Harduin würdig ſchreiben will. Bei einem lebenden, noch ſchreienden Autor kann man es nöthig haben, auf einzelne nugas ſich kritiſch herablaſſen zu müſſen, wenn er nämlich eine Zunft hat, die ſolche nugas anbetet: aber über Harduin iſt ſchon gerichtet. Die Nachwelt, ſo viele würdige Männer, die über einen unſinnigen Todten urtheilten, haben das Urtheil ſchon gegen ihn geſprochen: das Urtheil iſt allgemein angenommen: der Zuſtand unſrer Litteratur macht, wenn auch hier und da noch eine neue Pilze, ein junger Harduin, aufſchöſſe, eine lange formelle Widerlegung in allen Nichtswürdigkeiten, langweilig, nichtswürdig, ekelhaft. Ich ſehe ein kleines kindiſches Mädchen, das, nachdem einmal der Saal aufgeräumt worden, ſich hinten nach damit abgiebt, in einem Winkel unnützen Staub wegzuwiſchen, und glaubt, ſie habe den Saal aufgeräumet.

Ich kann nicht verhelen, daß bei den Vindiciis, die vor mir liegen, dies mehr als einmal mir eingefallen. Harduins Behauptungen in ihrer Quelle kaum angeſehen: jede ſeiner einzelnen Verdrehungen und widerſinnigen Einfälle langſam mitgenommen, mit gelehrten Citationen bis zum Ueberdruſſe widerlegt: dabei immer ſo entfernte Umſchweife, ſo ſchöne Auswege, daß man oft nicht weiß, wo man ſey? wie das hieher komme? — Denke man ſich einmal ſolche Vindicias und urtheile. Oft iſts zum Lachen, wenn ein thörichter Einfall, ein Einwurf der Unwiſſenheit oder Kühnheit ſo ernſthaft, ſo gelehrt, ſo gründlich widerlegt wird, ohne daß man dabei Etwas, als citirte Büchertitel lerne. Noch öfter aber iſts zum Aergern, wenn man alles Nothwendige und Nutzbare vorbei, ſo weit abgeführt wird, daß man den aus dem lieben Collektaneentröſter ausgeſchütteten locus communis wohl überall anders, nur nicht hier, ſuchen und finden wollte.

Harduin z. E. ſchießt den ſtumpfen Pfeil gegen Horaz ab: daß, da die Satyren deſſelben ſo ganz anders, als ſeine Oden ſeyn, Horaz die Oden nicht geſchrieben habe, ſolche Oden kaum habe ſchreiben können. Harduin alſo weiß ſo ſicher zu ſchließen, als in unſern Zeiten Hr. Duſch, der es Leſſingen in die Augen demonſtrirt hat, daß Er, Leſſing, der Catull in Kleinigkeiten, durchaus kein tragiſches Genie ſeyn könne. Was ſoll nun der Retter Horaz? Den harduinſchen Anfall als thöricht zeigen, und dazu ſind für Vernünftige ein Paar Worte gnug! — Ja! mein Leſer! ſo wohlfeil kommen wir bei unſerm Vindex nicht ab! Auf ſechs langen Seiten a) ſchüttet er uns den locus communis aus, den er, etwa als Knabe, vormals in ſeine Collektaneen zuſammengetragen: non omnia poſſumus omnes; ſunt autem, quibus etiam plura tentare licuit! und ſo treten wider das Luſtſpiel des tollen Harduins nicht weniger, als zwei und funfzig bewaffnete Männer auf, Beiſpiele, die zuerſt, nach Kriegsliſt, mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen ſcheinen. Plötzlich aber bricht der Hinterhalt hervor, und Harduin! du biſt verlohren! — Nun ſage man: ſoll dieſe Exempelarmee gegen Harduin ſtreiten? Nichts kleingrößers! nichts lächerlichers! oder ſoll ſie eine Auseinanderſetzung des Satzes ſeyn: wie fern ein Genie ſich an Einerlei und an Mehrer-

---

a) p. 18 — 23.

lei wagen dörfe? ſo kenne ich nichts armſeligers. Es iſt ein zuſammengetragnes Regiſter bekannter Maler- und Dichternamen, das ich ſogleich aus dem Gedächtniſſe vermehren könnte: es iſt eine gelehrte Uebung, die ich nirgends, als im Tageregiſter der Lectüre eines Jünglinges, leſen mag: ohne Grundſätze und Gränzſcheidung: ohne Kopf und Fuß — rudis indigeſtaque moles.

Harduin führt eine Münze von Horaz an, der Harduin ſelbſt das Alterthum abſpricht, die nichts zur Streitfrage thut. Herr Kloß alſo hätte den ſpaniſchen Reuter ſtehen laſſen, oder ſtill wegſchieben können; er ſteht ihm ja nicht im Wege. Nicht doch! ſo würden ja neunzehn Seiten leer bleiben a), „daß uns allerdings alte Münzen auf „Gelehrte übrig ſind? auf welche? zu welcher Zeit „gepräget? ein Verzeichniß der Bücher hierüber ꝛc. War der harduinſche Nebeneinfall: „nur auf Für„ſten hat das Alterthum vorzüglich Münzen ge„präget, „ dieſen großen Umſprung werth? Ich nenne ihn Umſprung: Abhandlung, vollſtändige Abhandlung über die beregte Materie iſt er nicht: in den horaziſchen Zwiſt gehöret er nicht: er iſt ein locus communis, in einer müßigen Stunde aus dem Münzenfache einer Bibliothek zuſammengetragen.

---

a) p. 33 etc.

Der Jeſuit will das Wort ales carminis nicht verdauen, und der weiſe Geßner, der Maaß wußte, hat in einer kleinen Note gegen ihn gnug geſagt. Kloß iſt gelehrter und gründlicher: ausführlich zeigt er a), daß Poeten, daß Gedichte mit Vögeln verglichen werden: ausführlich ſetzt er nach Schmids Regiſter zum Pindar, eine Reihe von Stellen her, da er ſich mit einem Adler, wer weiß? womit mehr — vergleiche: ausführlich die Stellen, auf die ihn wieder Pindar brachte —— Der Mann iſt ſehr gelehrt! Welche Beleſenheit! welche Citationen! Nun aber ſchlage, mein lieber bewundernder Knabe! deinen Uz, deinen Gleim, deinen Gerſtenberg, deinen Ramler, deinen Cramer, deinen Creuz, und wen du wolleſt, auf: du wirſt einen Uz hören:

Wohin, wohin reißt ungewohnte Wuth
Mich auf der Ode kühnen Flügeln u. ſ. w.

und nicht blos das Gleichniß, die hohe Pindariſche Allegorie ſelbſt, in dieſer und andern Uziſchen Oden; in Gleims Kriegsliedern oft einen Geſang,

Hoch wie des Adlers Sonnenflug,

im Ramler den Anfang

Zu dir entfliegt mein Geſang, u. ſ. w.

und in den dir ſo lieben **Tändeleien** gar eine ganze mehr als horaziſche Verwandlung in einen Vogel finden.

---

a) p. 95. etc.

finden. Nun ſage! kannſt du nicht mit deiner Beleſenheit eben das, was Hr. Kloz mit der ſeinigen?

Geßner will bei dem bekannten: animae magnae prodigum Paullum einen Gegenſatz finden, und findet freilich damit nur ein froſtiges Wortſpiel. Herr Kloz nimmt Geßnern ſein Wort ſo hoch auf, als hätte er ſelbſt das gräulichſte Wortſpiel begangen, und in eben dem Othem führt er eine Reihe von Wortſpielen a) an, die man bei den Alten, den Griechen, den Römern, die doch auch der aulae Augusti gefallen wollten, fände. Wider wen redet der Vindex, wider Harduin, wider Geſner oder wider ſich ſelbſt? Und für wen iſt er ſo gelehrt?

Er findet ein Bild des Cupido b). Siehe da! in Alciphron, in Ariſtänet, in Muſäus, in Uz, in Taſſo auch ein Bildchen! Wir wollen die Figuren zuſammentragen — ei! da ſteht ja eine ganze Gallerie von Kupido's! Schon über das Zuſammentragen kann ſich ja das leicht fröliche Herz eines Autors ſo freuen, als wäre man der Albano, der alle dieſe Liebesgötter gemacht hätte. Freilich ſind dieſe paar Geſtalten des Amors immer armſelig, gegen die, die mehrere Dichter von Anakreon bis zu Gleim und andern Uziſchen Schilderungen gegeben — was hindert das aber zu einer künftigen Geſchichte des Amors? Eine gute Sache iſt an jedem Orte gut, und

---

a) p. 119. ſeq.

b) p. 249.

und dieſe gute Sache alſo — bewundre, wer will; ich überſchlage ſie.

Der einzige Fall, wo ein ſolcher philoſophiſcher Parallelenkram noch einiger maßen leidlich wird, iſt — nun was anders, als ein Streit über ein Wort; Schade aber, daß **Harduin** hier meiſtens unter der Critik iſt. Sein Geſchrei: das iſt nicht Latein! das iſt Unpoetiſch; verräth oft grobe Unwiſſenheit, oft noch gröbere Kühnheit, die Sprache der Römer zweitauſend Jahre zurück kennen, und die neologiſche Sprache eines Horaz zweitauſend Jahre zurück prüfen zu wollen. Wie wenig Glauben weiß ſich **Harduin** von dieſer Seite auch nur bei einem Halbkenner der lateiniſchen Sprache zu verſchaffen, und wie ſummariſch war gegen einen ſolchen Thoren zu verfahren? — Aber nun! ſind da nicht eine Menge von Hülfsmitteln? unſägliche Commentatoren über die römiſchen Schriftſteller, die nie eine Stelle blos für ſich, an ihrem Ort erläutern, ſondern bei Veranlaſſung eines Worts, alle anderweitige mögliche und unmögliche Vorkommenheiten deſſelben beiläufig aufhäuſen. Wie? hat hier nicht die ganze Genealogie lateiniſcher Wortkritiker und Notenmacher vorgearbeitet? kann hier nicht ein mäßiger Beſuch dieſer Wortmärkte, dieſer Sammelplätze fremder Beleſenheit Wunder thun? — So komme denn, liebe Göttinn gedankenloſer Geduld! komm zu Hülfe! — Nimm Lexica und Regi-

Regiſter zur Hand, jage, und werbe nach ähnlichen Worten und Redarten, mache ein Geſtöber von Citationen und Wortſtellen, um — einen todten Hund ſchweigend zu machen! — In der That! nach meinem Gefühle muß ich bekennen, daß ich eine ſolche philoſophiſche Mühe nie anders, als nach Zwecke und Gebrauche, ſchätzen kann; wo der aber verſchwindet — o! da iſt unſer Jahrhundert Gott Lob! ſo weit, unnütze Namenregiſter und Collektaneen ſelbſt zu überſchlagen.

Der Jeſuit läugnet, daß das Wort parens ſonſt von Jupiter gebraucht werde. Laß es nicht gebraucht werden: der Schriftſteller der horaziſchen Oden brauchts, und Harduin kann ja keinen Beweis führen, daß wer parens brauche, kein Horaz ſeyn könne. — Herr Klotz aber a) nimmt ſich die Mühe, Stellen zu citiren: wo parens und wo genitor, und wo pater, und was weiß ich mehr? vorkomme, und thut dabei ſo wichtig, als wenn der, der parens gebraucht, wirklich Horaz ſeyn müßte. Horaz ſingt: *ſtat* nive candidum Soracte; und Herr Klotz weiß b), wie eine lebendige Concordanz, wer ſonſt das ſtat in dieſem eben nicht, aber gnug! in anderm Verſtande gebraucht habe. Iſt ein Wortregiſter nicht eine herrliche Sache? — Ich berufe mich auf meine Leſer. Man thue einen blinden Griff in die Vindicias meines Autors: Drei

gegen

---

a) p. 118. ſeq. b) p. 110.

gegen Eins, und man wird eine Reihe Bücher- oder Wortcitationen ohne Nutzen und Gebrauch eines denkenden Liebhabers Horaz aufgreifen.

Wie klein hätten die Vindiciae Horatii ohne dieſen elenden Wortgeſchwulſt ſeyn müſſen! Harduin da widerlegt, wo ers verdient: ihm den Weg gleich anfangs verhauen: nur die ſcheinbarſten ſeiner Einwürfe entblößt: (denn die ſchwächſten am weitläuftigſten widerlegen, iſt Papier- und Zeitverderb!) jedesmal in den Punkt der Frage, ohne Umſchweiſe eingedrungen: ſo ſpreche man. So hat neulich (denn die ältern will ich nicht anführen) neulich noch gegen Harduin Michaelis a) geſprochen; aber als Michaelis, als gegen Harduin, würdig, kurz, bündig. Nur ach! ſeine Abfertigung iſt ja kaum acht, und nicht 180 Seiten lang; ſie iſt ja leider! nur Ein Paragraph, leider! ohne hundert unnütze Citationen, und (das größte leider!) ſelbſt gedacht. — Lugete, Veneres, Cupidinesque!

Indeſſen tröſte ich mich mit einem Reiſenden in Italien, den ich gerne leſe b): „Man kann hoffen, ſagt er, daß der gute Geſchmack und die „Gründlichkeit, welche die Herrſchaft über die Wiſ„ſenſchaften und Gelehrſamkeit bereits ausgebrei„tet haben, endlich den abgeſchmackten Ton ver„ban-

---

a) Einleit. ins N. T. S. 15.

b) Großley Nachrichten von Italien.

„bannen werde, welcher noch in den mehreſten ge„lehrten Abhandlungen Italiens herrſchet, daß man „dieſe Abhandlungen nur auf dasjenige, was ſie „verſprechen, einſchränken, und ſie von den locis „communibus einer ſcheinbaren Gelehrſamkeit und „tauſendmal wiederholten und überall anzutreffen„den Sachen reinigen werde.„ Ich weiß keinen meiner Landesleute, deſſen Schriften ſämmtlich und ſonders ich ein ſolches critiſches Fegefeuer mehr wünſchen dörfte, als den libellis des Autors, über den ich ſchreibe. Zwar dörfte von ſeinen bisherigen alsdenn wohl wenig übrig bleiben; warum aber ſoll man nicht in Zukunft bei ihm noch einmal die Zeit eines beſſern Geſchmacks und einer reellern Gelehrſamkeit hoffen?

2.

Accedit Commentarius in carmina poetae. Schon einige harduinſche Streitigkeiten können freilich von dem Rächer Horazens Gelegenheit ſchaffen, ihn zu erläutern, und ich wollte, daß Hr. Klotz keine ſolche Gelegenheit verſäumt hätte. Indeſſen wünſchte ich den Commentarius immer von den Vindiciis lieber abgeſondert: denn nun, wenn Hr. Klotz ſeine Streitigkeiten mit Harduin, und ſeinen Commentar über Horaz, und denn noch manche liebe Beiſeitgedanken unter einander fortlaufen läßt, die Citationen des Dichters unter hundert andere Citatio-

Citationen vergräbt, bei Harduin Gelegenheit zu commentiren, und beim Commentar wieder Gelegenheit nimmt, auszuſchweifen — welche Verwirrung! welch ein Chaos von Buche!

Ueberdem iſt eine Fechtſchule nie der rechte Platz, einen Dichter ruhig zu leſen, mit ganzer Seele zu fühlen, und gleichſam mit neuer Heiterkeit der Seele zu erläutern; die Exegeten des heiligſten Buches haben von dieſer Wahrheit zu betrübte Beiſpiele gegeben. Wenn Harduin ſagt: dies Wort iſt barbariſch, unpoetiſch u. ſ. w. und Hr. Kl. ſich wieder befleißt, die Latinität, die Poeſie des Worts zu erhärten: wie leicht iſt da die Ausſchweifung auf der entgegen geſetzten Seite, Harduin zum Poſſen mehr Nachdruck darinn zu finden, als darinn liegt, als Horaz hinein legen wollte. Ich bin gewiß, daß, wenn Hr. Klotz, bei künftigen Jahren, wieder ſeinen Commentar commentirete; er manches zurück ziehen werde, wo er jetzt in einzelnen Worten, als ein guter Coccejaner, zu viel Nachdruck fand. So hat es allemal die jugendliche Einbildungskraft der Ausleger gemacht, daß ſie nur gar zu oft, bei ihrem einzelnen Nachdrucke, den Nachdruck, den Ton des Ganzen ſchwächten: es mochte nun dies Ganze die Bibel, oder ein Poet ſeyn. Alsdenn folgt gemeiniglich auf den emphatiſchen Ausleger ein anderer von der weiſen Mäßigkeit eines Geßners, wenn er hinter Baxter, oder eines Erneſti, wenn er hinter

Clarke einher ſpatzieret, und mit kaltem, ruhigem Blute die Auslegung ſeines Vorgängers wäget. Hr. Kl. würde dieſer Uebertreibung des Ausdruckes mehr entgangen ſeyn, wenn er nicht eben im Streite mit einem andern den Poeten hätte commentiren, ſondern ſich den ruhigen Eindrücken deſſelben, ohne einen fremden Gegenſtoß, hätte überlaſſen wollen.

Ja, ich habe noch Eins auf dem Herzen, das ich beim Leſen der klotziſchen Schriften über Horaz mehr, als einmal, empfunden. Niemand in der Welt ſpricht bei aller Gelegenheit vom ingenio amœno, vom ſenſu boni & pulcri lieber, als Hr. Kl. und niemand in der Welt hat die Kritiker mehr, und bis zum Ueberdruſſe mehr getadelt, tamquam omnis venuſtatis expertes, als Er. Bei dem Anfange eines jeden Schriftchens, in der Mitte, und am Ende, findet er immer Gelegenheit und Platz, ſein ingenium venuſtum, elegans, pulcrum zu preiſen, gegen die Criticos aller Zeiten zu preiſen, es ſeiner Zeit, als eine Ausnahme, als den Anfang einer Epoche, als den Stifter einer neuen güldnen Zeit des Geſchmacks anzurühmen; indeſſen ſehe ich doch dies ingenium venuſtum nicht immer, wo ichs ſehen will. Hr. Klotz, den ich nicht die Ehre habe, von Perſon zu kennen, ſcheint eine feurige, zarte Seele zu haben, die den Eindruck des Schönen lebhaft fühlet, und mit der Einbildungskraft oft ausbildet. Will man mir indeſſen ein

Aber

Aber erlauben: ſo glaube ich dieſe Eindrücke ſeines Gefühls noch zu ſchnell, zu vorübergehend, als daß ſie Grundſätze, ſelbſtgefühlte Grundſätze des Schönen zurücklaſſen, und einen gewiſſen und veſten Geſchmack bilden könnten. Er erhaſchte, was ihm auf der erſten Flucht begegnete; allein ſelten ſcheint dies Empfundne noch zu der Veſtigkeit der Seele gediehen zu ſeyn, die man nur durch eignes reifes Nachdenken, und durch Selbſtprüfung erhält. Ueber einzelne Bilderchen, über die Oberfläche des Geſchmacks, ſo weit Wortkritik, eine flüchtige Empfindung oder Gedächtniß hinreicht, mag ihm ſein Urtheil gelingen; wo aber die Empfindung in den Verſtand gleichſam übergeht, wo es auf ein reifes ſelbſtgebildetes Urtheil über ein Ganzes, kurz! wo es auf Grundſätze ankommt, da kenne ich wenige, die ſich im Urtheile ſo untreu werden könnten, als Er ſich ſelbſt. — — Doch ich will ohne vorgefaßte Meinung zu ſeinem Commentar: wie ſchwer wird es, in dieſem Staube Gold zu ſuchen.

Lib. I. Od. 1. Ich beklage, daß Hr. Kl. uns mit ſeiner gelehrten Erläuterung ganz aus dem Tone, der im Ganzen der Ode herrſcht, wegerläutert: uns mit ſeinen furchtbaren Citationen den ganzen Sinn des Liedes, die ganze ſchöne Stimmung der Seele, in der Horaz ſang, wegcommentirt — und wer könnte gefährlicher commentiren? — Barter hat diesmal den Hauptton der Ode mit ſeiner Ueberſchrift ſehr gut ausgedrückt: Horatius fatetur, ſe cum cæteris mortalibus *inſanire*. Er zält nämlich ſeinem Mäcen die ganze Mannichfaltigkeit der menſchlichen Beſtrebungen her: daß freilich jeder ſeine Neigung habe; daß es aber keiner an ihrer kleinen Doſis von Thorheit fehle. Der ſammlet ſich olympiſchen Staub; dem iſts ſein höchſter Wunſch, ein Ziel umzufahren; den macht ein Palmenzweig ſelig, wie die olympiſchen Götter: groß, wie die Herren der Erde. Dieſer, wenn ihn der wandelbare Pöbel ein Paar, ein Drei Ehrenſtellen zuerkennet; jener, daß, was in Libyen geerndtet wird, eben in ſeiner, und in keines andern Menſchen Scheure liege u. ſ. w. kurz! jeder hat ſeinen Kopf, und der iſt ihm ſein Glücksgott, warum ſollte ich nicht den meinen haben? Der kann eines wilden Schweins wegen Nächte lang unter freiem, kaltem Himmel dauren, und ich —

Me doctarum hederæ, præmia frontium
Diis miſcent ſuperis: me gelidum nemus &c.

Wenn jeder auf ſeine Art ſchwärmt, warum ſollte ich nicht auch auf die meinige ſchwärmen? Man laſſe mir das Glück, daß ein paar Zweige auf meiner Stirne mich in meiner Empfindung unter die Götter verſetzen, daß ich in kalten Hainen mit Satyren und Nymphen Umgang pflege; daß ich Alles habe,

habe, wenn meine Muſe mir eine Dichterſtunde gönnet, und wenn du mich, o Mäcen! würdigeſt, mich unter die lyriſchen Dichter einzutragen — o ſo reicht mein erhabener Scheitel bis an die Sterne! — Leſer von horaziſchem Gefühle werden im Ganzen dieſer Ode den von mir angegebenen Ton nicht verkennen: ſie werden finden, daß ſich eine kleine Schattirung in die Farbe des Lächerlichen, über die Charakteriſtik menſchlicher Neigungen, in dieſer Ode ausbreite: daß es eigentlich der Zweck Horaz ſey, jede derſelben, eigentlich bei einer ſeinen Schwachheit, zu faſſen, nur ſo gelinde zu faſſen, als es überhaupt Horazens Art iſt, nur weiſe, nur mit ehrbarer Mine zu lächeln, zu ſpotten, als ob er die Wahrheit ſage. — So redet er von andern, ſo auch von ſich.

Nun denke man ſich den komiſchen Auftritt, wenn der Commentator, der dieſe ganze horaziſche Manier nicht fühlt, dazu kommt, um ein ſolches Liedchen ſeiner Laune, ſeines ſtillen vergnügten Anlächelns, als ein Lehrbuch voll ernſthafter diktatoriſcher Sprüche, annimmt, ihm recht gelehrt aufhorcht, und, was er noch nicht gelehrt gnug geſagt, noch gelehrter umſchreibet. Man denke ſich dies, leſe a): *Diis immixtum eſſe ſuperis & ſecerni populo* unam quidem, eademque rem deſignant, ſed illud ſignificantius eſt, remque clariorem reddit.

---

a) Vindic. p. 65. 66.

Utraque ſententia nihil aliud innuit, quam ingenium Poetæ lyrici concipiendis viſionibus aptum, impetum, virtutem, eumque furorem, quo afflatus ſibi in nemora & ſpecus agi, in ſocietatem Deorum admitti, in cœlo verſari, numina videre, Bacchum carmina &c. &c. Man laſſe mich nicht weiter ſchreiben, was alles der lyriſche Enthuſiasmus ſey? wie ihn Boileau beſchreibe? wie er zum lyriſchen Dichter nöthig ſey? Vortreffliche Sachen: nur von deren Lehre Horaz ſich hier nicht träumen läßt. Vielleicht, daß man ſich in der muntern Geſellſchaft Mäcenas über den poetiſchen Paroxysmus, über ſein Gefühl für eine Dichterſtunde, über ſeine Liebe zur Einſamkeit, und poetiſchen Stille, über ſeine Begierde nach Dichterlobe, kurz! über ſein poetiſches Temperament luſtig gemacht; und da rächet ſich Horaz. Er bringt ſeinem lieben Mäcenas ein Gedichtchen, das ganz unſchuldig und ehrbar anfängt: freilich ſind Leute, die anders denken: der ſo, und jener ſo; der liebt dieſe: und der jene Thorheit; etwas Schwäche muß man ja jedem Liebhaber ſeiner Sache verzeihen: warum mir nicht das Bißchen Thorheit bei der meinigen? — So launigt aber, mit ſo halblächelndem Ernſte, ſo unwichtig wichtig in der Charakteriſtik jeder einzelnen Neigung, und ſeines eignen Temperaments, daß eben dieſe Mine, ja der Ton des ganzen Stücks wird. Wie würde ſich nun der urbane Römer freuen, wenn er ſein ſchalkhaftes Selbſtlob ſo ciceronianiſch commentirt läſe: Si tuum, inquit, docte Mæcenas judicium acceſſerit, ſi tibi placuerint carmina mea, tuque me in lyricorum, quos Græcia admirata eſt, numerum retuleris, tum mihi beatiſſimus videbor, tum nihil ad gloriam, ad laudem, ad felicitatem meam addi poterit: quemadmodum ſimili ſenſu dicitur: *cœlum digito attingere.* Vide de formula *Schraderum* in obſerv. ad Muſæum c. 10. p. 203. &c. Wenn er ſich ſo ehrbar ausgelegt ſähe a), wie würde er lächeln? oder vielmehr, wie würde er uns über unſre gelehrten Ausleger bedauren?

Denn nun wird der Ode ihr Geiſt, die lebendige Grazie der Anſchaulichkeit genommen: der Ton eines Liedes verfehlt, und Sinn und Leben, und Affekt und Alles verfehlt. Was iſt unangenehmer, als ein muſikaliſches Stück in einer widerſinnigen Temperatur: und ein Gedicht, im widerſinnigen Tone zu leſen! weg mit dem Leyern! Hat Horaz ein ernſthaftes, vollſtändiges, gründliches Bild von der Mannichfaltigkeit menſchlicher Charaktere geben wollen, wie ungründlich, unvollſtändig, wie ſchief von einer Nebenſeite, wie oft nahe am Kindiſchen? hat Horaz ſeine Dichtergabe, und ſeine Dichtergeſinnung ernſthaft und vollſtändig ſchildern wollen; unausſtehlich! kleingroß, kindiſch! Ein Lorberzweig

---

a) p. 66.

ſoll ihn unter die Götter verſetzen: die Nymphen und Satyren ſollen poetiſche Phraſes für ſeine lyriſche Begeiſterung ſeyn: wenn Mäcen ſeinen Namen in ſein Dichterbuch einträgt, will er mit ſeiner Scheitel an die Sterne! — O der Thor! und mit aller phraſeologiſchen Auslegung noch ein Thor! Die Laune der ganzen Ode iſt weg: ſie iſt ein unausſtehliches Dichterexercitium!

Ich will nicht nachblättern, ob mehrere die Ode ſo weiſe commentirt :. vermuthlich! Denn was iſt doch für das Heer der Scholiaſten und Wortcommentatoren eine unerhörtere Sache, als auf Laune, auf Stimmung des Dichtertons zu merken? aber das weis ich, daß ich mit Mitleiden die kritiſche Textur geleſen, die die Ausleger, und unter ihnen auch Hr. Kl. dieſer Ode angethan. Iſts nicht zu bedauern, wie ſich Bentlei über die impeditam & ſalebroſam orationem der Ode zermartert: wie er ſie zerreißt, wie ernſthaft er darüber kunſtrichtert: daß doch der kein Narr ſey, der nicht zu Schiffe wolle; daß es doch wahrhaftig kaum wahr ſey, daß ein großer Reichthum uns unter die Götter erhebe; daß dahin der Weg ſo leicht, ſo gebahnt nicht ſey, daß die olympiſchen Sieger wirklich ισοθεοι geweſen u. ſ. w. was giebt ſich der arme Bentlei für unnütze Mühe? Was für unnütze Mühe, wenn Hr. Kl. Phraſes aufſucht, wie ein Lorbeerkranz die Sieger wirklich habe zu Göttern machen können?

können? wie Horaz ſich habe unter die Götter verſetzt, ſich an den Himmel empor ragend denken können? Was für eine recht luſtig tragikaliſche Nachahmung, wenn Horazianer recht horaziſch zu ſeyn glauben, wenn ſie, wie er, „ſchon mit dem Scheitel an den Himmel ſtoßen, und was er launiſch ſagt, mit recht guter Beſinnung, und, ſo Gott will! recht horaziſch nachplappern!" Was für ein hübſches Ebenbild endlich in der langiſchen Ueberſetzung, wenn dieſe fein ſchalkhafte Mine Horaz, ins ehrbarſte Prieſtergeſicht umgebildet, und mit allem korpulenten Ernſte anhebt:

> Mäcen, — — —
> Mein Schutz, und ſüßer Ruhm! Es freuen ſich viele,
> Wenn der olympiſche Staub den Wagen bedecket u. ſ. w.
> Und wenn ein marſiſch Schwein das Garn durchgeriſſen,
>
> Und mich geſellt gelehrter Stīrnĕn Lŏhn, Epheu,
> Den Göttern zu; mich unterſcheidet vom Pöbel
> Ein kühler Wald — —
> Wenn du mich zu den Odendichtern geſelleſt,
> So rühr ich mit erhabnem Nacken die Sterne!

Iſt Horaz nicht ein braver Kerl? — Und dazu macht ihn auch Hr. Klotz, wie ich denken ſollte.

Ich weiß, ich komme nicht bei allen gelehrten Leſern Horaz damit an, daß ich ſage; ſo etwas widerſpricht dem Tone des Ganzen: es zerſtört die

Harmonie des ganzen lyriſchen Geſanges; denn was iſt Ton, Harmonie des Ganzen? Die Empfindung davon läßt ſich dem Ohre keines Menſchen geben. So muß ich denn leider! umgekehrt ſagen, daß der Ton des Ernſtes ſchon exegetiſch Widerſprüche in die Ode bringe: daß es ja nichtswürdig von Horaz wäre, von den olympiſchen Siegern nichts zu ſagen, als daß ſie Staub ſammlen, und mit dem Rade umlenken; daß unter den Römern die edlen, göttergleichen Spiele ſich eigentlich nicht ſo gefunden, wie bei den Griechen; daß das Beiwort wandelbare Römer alsdenn dem Sinne Horaz ſelbſt entgegen, daß es magrer Gegenſatz zwiſchen proprio horreo, und Libycis areis ſey; daß das wahre ηθος in dem patrios agros, die beſte Kraft des nunquam dimoveas verlohren gehe: daß der Wiederſpruch in dem metuens, und mox reficit rates froſtig werde: daß das *nec partem ſolido* de die, aller klotziſchen gelehrten Erläuterung ungeachtet, kein wahrer Gegenſatz mehr bleibe: daß ich alsdenn nicht ſehe, warum vom Kriege eben der lituo tubae permiſſus ſonitus reizen, warum die Kriege hier eben matribus deteſtata heißen müſſen: warum eben das marſiſche Schwein eben vor Horaz zu ſtehen kommt: warum er eben ſolche Armſeligkeiten, als Lohn der Dichtkunſt, anführen; warum er Götter und Volk, und Sterne, einen armſeligen Lohn! dreimal ſagen; warum er eben die Nichtswürdigkeit wählen müſſe; in ein Dichterregiſter gekleckt zu werden, als ob auf der alles beruhe: warum eben ein ſo poſſirliches Bild ſchließen ſoll. — Kurz! Horaz muß ſo nüchtern, ſo zuſammenhangend, ſo kleingroß in der Ode, in ſeiner erſten Ode werden, als ich ſchon nicht zuerſt dies bemerkt, als jeder aber werden muß, wenn man ein launiſches Stück von ihm ernſthaft umſchrauben will. — Da heißts:

> Ein Thor ſagt lächerlich, was Cato weislich ſprach.

Der arme Horaz! ſeine erſte Ode bildet alsdenn wohl kaum das προσωπον τελαυγες, was Pindar zur Ehrenpforte eines lyriſchen Gebäudes wollte.

Ueber einzelne klotziſche Erläuterungen kann ich mich nicht einlaſſen: manche haben verfehlen müſſen; weil der Sinn des Ganzen verfehlt iſt. Warum aber wiederholt Hr. Klotz ſo viel bekannte Sachen: als, daß terrarum Dominos eine Appoſition zu Deos, was das partem ſolido de die demere ſey? Geßner iſt ja in aller Händen. Quid vero docti videamur? removeamus paullum illam eruditionis ſpeciem, & ſimpliciter interpretemur a). Ich wollte dieſe Worte zum Wahlſpruche des ganzen klotziſchen Commentars haben.

Noch ein Wort über die erſte Ode, denn wer wird nicht von Horaz wenigſtens die Erſte Ode in-

ne

---

a) p. 63.

ne haben? Hr. Kl. referirt a) das dimoveas ſechs Verſe rückwärts, bis auf hunc & illum; oder umgekehrt das hunc & illum auf dimoveas; allein die Relation dünkt mich dem Baue des horaziſchen Perioden in dieſem Sylbenmaße entgegen; ſie macht den Flug des Choriamben matt. Man erinnere ſich des Bildes, daß das ſtolzhörende klopſtockſche Ohr b) von dieſer Art choriambiſcher Ode hinwirft: „mitten im Fluge ſchwebt ſie, und ſetzt „alsdenn mit einmal wieder den Flug fort.„ Nun fliege man einmal auf den Fittigen dieſer Ode; man fühle, wie Horaz die Abſätze ſeiner Materie und ſeiner Perioden ſo recht in den Sylbenklang einfüge: wie beinahe jedes Wort, und jeder Gedanke von ſeiner Stelle Stärke empfange: wie in jedem Verſe Anfang, Cäſur und Ende auch den Sinn jedesmal unterſcheide, aufhalte, ſtütze, hebe: wie die Einpaſſung aller einzelnen Redeglieder das Ganze zu einem künſtlichen Gebäude, auch in Abſicht des lyriſchen Ausdrucks mache? — Wer dies empfindet, dem wird der lyriſche Bau, das ſymmetriſche; Sunt, quos — hunc — illum wohl nicht Zeit laſſen, in einem zweiten Stücke des Gebäudes, das ſich mit einem Participium ſchon wieder, als ein eignes Ganze anfieng, hinten nach ein dimoveas zu ſuchen: ſollte

---

a) p. 61. 62.

b) Von Nachahm. der griech. Sylbenmaße. Meſſias B. 2.

ſollte auch im Fluge der Choriambe das hunc, illum, mitten inne zwiſchen iuvat und dimoveas ohne eigentliche Kuppel ſtehen bleiben. Immer römiſch, poetiſch, choriambiſch: da jenes zwar gut proſaiſch und conſtructionsmäßig, aber die Fülle, den ſchwebenden Flug des Sylbenmaßes zerſtört. Dignum certe critico, ſagt Hr. Kl. von Bentlei, qui ſingula verba examinat, nec tam ſe Horatianae eloquentiae flumine abripi patitur, quam &c. Von wem gölte dies bei Auslegung des Ganzen der Ode noch wohl mehr, als von Bentlei?

3.

Horat. l. 1. Od. 2. Alles Unnütze und Nebenwerk bei Seite! nichts, als wahre und neue Erläuterung, ſuchend; ach! ſo — erläutert mich Hr. Kl. wieder aus dem Tone der Ode; er zerſtört mir die Harmonie des lyriſchen Ganzen. Mich widert der Klumpe von locus communis a), in welchem Allerlei Auguſt mit Merkur habe können würdig verglichen werden, denn er ſtürzt, wie eine einſinkende Bombe das ganze Gebäude des Geſanges nieder. Ich will mich erklären.

Horaz fängt mit einer Erzälung ſchrecklicher Zeiten, grauſamer Vorbedeutungen einer göttlichen Rache, trauriger Wunderzeichen, und noch trauri-

---

a) p. 77 — 82.

gerer Vorfälle an. Er wendet ſich: wem wird Jupiter das Amt auftragen, das Volk zu entſündigen? Wird Apollo, oder Venus, oder Mars, oder Merkur erſcheinen? Plötzlich bricht er ab, und wendet ſich an Auguſtus, aber ſo geſchickt, daß ſelbſt der ſtrengſte Republikaner das Lob billigen, die Wendung ſchön finden konnte. Der ſchnelle unvermuthete Uebergang von Göttern auf den Kaiſer, von rächenden, drohenden, ſchrecklichen Göttern auf den Vater des Vaterlandes, von Göttern, die am Blute der Römer Rache genommen, auf den, der ſein Schwert gegen die Barbarn wandte — Dies iſt der Gang der lyriſchen Muſe, dies iſt der Hauptzug des horaziſchen Lobes.

Und wie ſchön weiß er die beiden Stücke des labenden Gegenſatzes zu verſchränken. Das Land iſt voll ſchrecklicher Vorboten, und voll Strafe der Götter geweſen: das Strafwetter iſt vorbei; wer wird ſich der Römer, ſie zu entſündigen, annehmen? Apollo? Er iſt augur Apollo. Venus? Sie iſt die Mutter der Römer. Mars? Er iſt der Vater derſelben. Merkur? Er iſt der Bote der Götter mit ſeinem Caduceus. Einer ſteige herab Rom zu entſündigen. Wer iſts? hier ein verſtohlner Wink auf Auguſtus thut große Wirkung: der Bote der Götter iſt da! Merkur in der Geſtalt Auguſt. Als Bote der Götter, alſo hat er Cäſars Tod gerächet:

— patiens vocari
Caeſaris vltor.

Als Bote der Götter giebt er jetzt Rom Entſündigung und Friede. Sogleich verſchwinden Wunderzeichen, Götter und Rächer. „Lang, o Kaiſer, und glücklich ſei unter deinem Volke: und wende deinen Arm (von den Feinden deines Vorgängers und Hauſes ab, lieber) auf die Feinde Roms, die Barbarn! Das ſind Kriege, (nicht wie die, die du im Namen der Rachgötter geführet haſt: bella non habitura triumphos, ſondern) die dir Triumphe bringen können: dann biſt du ein Vater deines Vaterlandes. — Irre ich nicht, ſo iſt das der Ton der im Ganzen der Ode herrſcht! und die Feinheit, die vorige Rache des Cäſars, den ſtrafenden Göttern, die jetzige entſündigte Ruhe Roms dem Kaiſer zuzuſchreiben, iſt gleichſam die lebende, die römiſche Grazie der Ode.

Nun komme jemand, und ſchreibe ſeitenlang den mythologiſchen locus communis aus: was Merkur für ein guter Menſch, daß er beredt, auch ein Erfinder der Citter, auch ein Aufſeher der Kampfſpiele, und was weiß ich mehr? geweſen, daß Merkur wirklich mit ihm verglichen werden könne — elender Auswurf der Mythologie! So wenig, als mit Merkur, dem liſtigen Betrüger, dem Schafdiebe; ſo wenig wird er mit Merkur dem Erfinder der Citter, dem Aufſeher der Kampfſpiele u. ſ. w.

ver-

verglichen. Hier iſt Merkur „ein Bote der Götter,„ Cäſars Tod zu rächen (patiens vocari Caſaris vltor) oder wenn man noch mehr will, Rom zu entſündigen; nichts mehr! Der Poet giebt auch nicht ſo eigentlich und ausführlich dem Auguſt die Prädikate Merkurs, daß ein künftiger Ausleger ſo manches Schöne darüber ſagen könne: Auguſtus perſonam Mercurii induens pacifer, ſalus generis humani, eloquens etc. Wir von Gottes Gnaden, unter dem Bilde Merkurs, der Friedengeber, die Luſt der Welt, beredt, ein Liebhaber der Muſen, und was der mythologiſche Kram uns vom Merkur mehr ſagen möge. So viel ich ſehe, ſo macht Horaz nur eine polite Einkleidung. Nicht Auguſt ſoll es ſeyn, der Cäſars Tod vormals gerächet: die Götter ſelbſt ſinds geweſen, und der Bote der Götter ſelbſt. Hätte es dem Dichter gefallen, den rächenden Apollo oder den erzürnten Mars zuletzt zu ſetzen: ſo hätte er, nur mit ungeänderter Einkleidung, den Römern denſelben Gedanken ſagen können, der jetzt die Ode durchherrſchet: die Zeiten der Strafen und Strafbedeutungen ſind vorbei: „man denke nicht mehr an Unfälle, wobei die Götter ſelbſt ihre Hand im Spiele gehabt: jetzt haben wir einen Entſündiger, einen Vater des Volks, einen Auguſt!„ Und welche Ode konnte mit der Einkleidung, die Horaz gewählet, der Zeit würdiger ſeyn, die Geßner bei dieſer Ode annimmt.

Schon

Schon geſagt, daß ich mich über einzelne Wortſtreitigkeiten nicht einlaſſe, aber welche unwürdige Schwierigkeit, die ſich Hr. Kloß über die Worte macht: a)

vlmo
nota quae ſedes fuerat columbis.

eine Schwierigkeit, bei der er ſo gar zum gefährlichſten Mittel greifen muß: quid prohibet, quo minus Horatio aliquid humani accidiſſe dicamus? Ich wollte wiſſen, wo Horazen denn hier Menſchlichkeiten dörfen entfallen ſeyn. Ich bin kein Jäger, aber das weiß ich, daß mehr als eine Gattung von Tauben, die ſogenannten Ringeltauben, oben auf Bäumen niſten; und columba iſt ja ein Hauptgeſchlecht. — Einige Blätter Harduinſche Nichtswürdigkeiten weggeſchlagen, und da fallen mir wieder die ſchrecklichen Worte ins Geſicht b): immo totus locus non recte intellectus ab interpretibus. Laß ſehen!

L. I. Od. IV. dum graves Cyclopum
Vulcanus ardens vrit officinas.

Nun höre man den Erläuterer: *graues* expono per ſulphureas officinas; has officinas *vrit* i.e. igne et flammis implet: Vulcanus *ardens* i. e. qui plenus eſt flammis, dum in loco, vbi omnia lucent igne, verſatur. Quid prohibet, quo minus hunc locum ita

---

a) p. 69. b) p. 99.

ita interpreteris? Gilt die Frage: quid prohibet? auch mich: ſo antworte ich: alles iſt zuwider! das ganze horaziſche Bild verſchwindet damit. Jetzt ſehe ich den vor Hitze und Arbeit glühenden Vulkan; nicht einen, dem der Glanz des Feuers das Geſichte röthet: nicht einen, der einen Feuersbrand in die Schwefelhöle trägt, und damit ſie voll Flammen macht: ſondern, der ſichs ſauer werden läßt (indeß daß ſeine Gemahlinn tanzt) es ſei nun, daß er das Feuer anfache, oder das glühende Eiſen mit dem Amboſe, auf der eigentlichen Werkſtäte der Cyklopen, hammert. Gnug vrit officinas, und zwar graves officinas; ich kann kein vielſagender kontraſtirender Beiwort zu der in kühler Nacht bei ſtillem Mondſcheine tanzenden Venus finden. Die Klotziſche Erläuterung kann gelehrt und bergwerksmäßig ſeyn: ſie kontraſtirt nicht, ſie iſt nicht poetiſch.

Iam te premet nox, fabulaeque manes a). Das Comma, das mit ſo vielem Geräuſche zwiſchen fabulae und manes geſetzt wird, iſt nichts Neues: und doch laſſe ich nicht einmal zu ſehr commatiſiren, denn ſie gehören zuſammen: „eine Todtenbekanntſchaft, von der ſo viele Geſchichtchen lauten.“ Ich ſchlage einige Oden weiter, und wieder eine neue und vielleicht wieder verfehlte Erklärung:

Od. X,

---

a) p. 94.

Od. X, 3. ſtehe unter Merkurs Lobſprüchen das Sabiniſche Wort: catus:

— — qui feros cultus hominum recentum
Voce formaſti catus —

und wer weiß, was catus iſt? Hr. Kloz ſoll es ſagen a). *Non ſola voce* hoc fecit, ſed catus h. e. acutus ſtudia vniuscuiusque ſectatus ad animos velut deſcendit, et callide ita quemque mouere ſtuduit, vt illius cupiditates poſcere videbantur. Entweder ich verſtehe Horaz nicht, oder Hr. Kloz hat ihn nicht verſtanden. Merkur, denke ich, bildete die erſten Wilden, theils, daß er, der ſcharfſinnige Merkur, ihnen Sprache gab; theils daß er ihre Glieder bildete; jenes, nach der allgemeinen Tradition, die Menſchen ſeyn durch die Sprache geſittet geworden; dies, um ihnen die thieriſche Plumpheit des Körpers abzugewöhnen. Iſt dies [illegible] Verſtand des Dichters: ſo iſt das *quomodo leniverit* hominum animos wohl nichts; ſo iſts wohl kein Gegenſatz: non ſola voce hoc fecit, ſed catus: ſo hat mein Commentator ein Non-ſenſe geſagt. Iſt dies aber nicht der Verſtand des Dichters; wollte er ſagen: Merkur habe den Thiermenſchen täglich eine beredte Predigt gehalten, in der er catus auf die Neigungen und Gemüthsart jedes ſeiner reſpektiven Herren Zuhörer geſehen, ſich zu ihnen herabgelaſſen, und nach vollbrachter Predigt

---

a) p. 112.

ſie zum Fechtplatze geführt — iſt dies der Sinn des Dichters, ſo bitte ich, der ich nicht ſo catus wie Merkur bin, um Verzeihung.

Od. XII, 42. 43. Horaz ſingt: ſaeua paupertas tulit hunc et illum etc. und wie bekannt, daß eine ſchwere Armuth, eine drückende Noth die gröſſeſten Männer hervorbrachte? Ecce autem ſupercilium dialectici diſtinguentis a): *ſaeua* paupertas aliis videtur, non viſa eſt Camillo, Curioque. So genau eben wollte ich das nicht behaupten. Eben auch den härtlichen Römern konnte doch oft die Laſt der Dürftigkeit, des Elendes, der Verbannung empfindbar, wirklich empfindbar ſeyn. Ein Camillus, ein Heinrich von Navarra, konnte wirklich den Druck der Noth fühlen, und eben dies Gefühl, die Laſt der Nothwendigkeit bildete ſie, wie nach der bekannten Fabel, der gedrückte Palmbaum.

Noch immer beim erſten Buche des Horaz? Ja! und ich ſehe die Striche am Rande meines Buchs ſich nicht mindern: ſondern mehren. Wenig Erläuterungen, die neu wären, Stich hielten, eine neue Ausgabe verdienten. Meiſtens ſtrauchelt der Commentator, indem er erläutert, ſelbſt aus dem Pfade der Ode Horaz, und die wichtigſten Rettungen gegen Harduin finde ich in der Geßneriſchen Ausgabe Horaz ſchon vorgezeichnet, aber nach

---

a) p. 122.

nach Geßnerſcher Weiſe, das iſt weiſe, kurz, und bündig — Wozu indeſſen ſoll die unſelige Mühe, jeden Strich auf dem Rande meines Exemplars in viele Worte erſt zu verwandeln: hier Parentheſen, wo Seiten und Blätter nicht hergehören: dort Fragezeichen, wo ich ungewiß; hier Nullen, wo ich gegenſeitiger Meinung bin, und dort ein öfters! zum Zeichen eines herzlichen Ohe. Ich will damit lieber auf die lectiones Venuſinas warten; jetzt eine allgemeine Anmerkung.

Der unverſchämte Harduin ſpricht a) dem wohlklingendſten der lyriſchen Römer allen Wohlklang ab, alle Barbarei zu: Hr. Klotz alſo ſollte Horazens lyriſchen Wohlklang retten; allein — er hat ihn nicht gerettet. Er widerlegt Harduin durch Citationen, und durch einige ſchale Beiſpiele, daß dieſer und jener Vers bei ihm ein Echo ſeines Sinnes ſey; allein wem war an Etwas gelegen, was Stümpern oft mehr glückt, als Dichtern, wenigſtens jene oft gnug übertreiben. Er hätte uns auf den, dem Horaz eigenen, lyriſchen Wohlklang aufmerkſam machen, in dieſem und jenem Sylbenmaaße die Lieblingsgänge Horaz bemerken ſollen, nach denen er die Worte ſtellet, und ſich einen Perioden ſchaffet. Einmal wäre es Zeit, daß ein deutſcher Dionyſius es entwickelte, wie das allgemeine Ding, was wir Periode nennen, nur eigentlich

---

a) p. 51. 52.

lich Reden zukomme, und daß übrigens, ſo wie jede Gattung des Vortrages, ſo auch jedes Hauptſylbenmaaß der Dichtkunſt, gleichſam ſeinen eignen Perioden von Vinktur, Junktur, und Concinnität, das iſt ſeine eignen Wortbindungen, Verſchränkungen und Wohlklänge habe, worüber ſich, wer ſich wie Klopſtock auszudrücken wüßte, bei Horaz gewiß zuerſt die angenehmſten Betrachtungen machen ließen. An ſo Etwas hat Hr. Klotz nicht gedacht.

4.

Und hat überhaupt mit ſeinen bisherigen Horaziſchen Schriften wenig zum Behufe des poetiſchen Leſen, zum Leſen Horaz in Horaz Sinne beigetragen. Einzelne Bilderchen, etwa ein ſectis in iuuenes vnguibus, ein Oſcula, quae Venus quinta parte ſui etc. hat er mit Gefühle des Schönen aus einander geſetzt; mit der Methode, mit dem Geſchmacke überhaupt, zu dem ſeine Schriften führen, Horaz zu leſen, bin ich um ſo weniger zufrieden.

Seine Schrift, de felici audacia Horatii, a) (die, eine Menge froſtiger Allgemeinſätze b) abgerechnet, eine ſeiner beſten Schriftchen, und mehr als ein ſpecimen Academicum iſt,) dieſe Schrift, ſage ich, iſt, ſo ſehr ſie ſich mit ihrer ſchönen Critik ſelbſt ver-

---

a) Opuſc. var. argum. p. 114.

b) Audacia et fertilitas ſaepe ſcriptoribus tributa: audacia poetis neceſſaria: etc.

vorzeigt, für mich kein Muſter des Geſchmacks, Horaz zu leſen. Sie iſt nach dem Fachregiſter des lieben Batteux gezimmert, wie man bei einer Ode Sprung, Abreißung, Umſchweifung, Anfang und Ende, u. ſ. w. bemerken und ſich abſtecken müſſe a), eben als wenn Horaz je nach ſolchen Abſtechungen, wie über ein Schulthema, gearbeitet hätte. An ſich iſt ſolch Fachwerk, eine ſolche Topik der Ode, immer gut, ſo fern es nur den Bemerkungsgeiſt bei einzelnen Oden ſtärken will. So bald es aber ordentliches Gerüſt, und nothwendige Erklärungsart der Ode wird: ſo iſts mir zuwider. Ich weiß, daß ich hier gegen die Mode ſchreibe; denn ſeit einiger Zeit zirkeln wir Deutſchen kein Gedicht ſo gern ab, als eine Ode, ſo wie die Franzoſen ihr Drama nach allen drei Einheiten nur abzirkeln können; und das heißt denn die Manier Horaz. Und ich kenne keine Manier, in der Horaz mehr zerriſſen, und ſeichter nachgeahmt werden könnte, als dieſe. Ich habe angefangen, die Stellen Horaz, die hinter jeder Klotziſchen Rubrik: abgeriſſener Anfang, Sprung, Digreſſion, u. ſ. w. ſtehen, aufzublättern; ekelhaft aber ward mir mein Aufblättern bald, und ich verlohr oft dabei den Sinn meines lieben Horaz. Ich ſchlug das Buch zu, und lernte aus Erfahrung, daß Horaz auf keiner Tortur mehr könne gedehnt und gemartert werden, als auf ſolchem Regelngerüſte.

---

a) p. 130—40.

1. Abrupta carminum initia. Wie? wenn es hier Geſetz der horaziſchen Ode würde a): arripit lyram poeta, nec quaerens verba, quibus ordiatur carmen, non ſollicitus, quam formulam primo loco ponat, quodcunque ii, quibus excitatur, motus verbum ſuggerunt, eloquitur — welcher unförmliche Parenthyrſus würde unſere Horaze bezeichnen. Nur von wenigen horaziſchen Oden kann man eigentlich dieſe plötzliche Abgebrochenheit des Anfanges ſagen, und bei jeder, wo ſie ſich findet, hat ſie eine Art von Beſonderheit in ihrer Urſache. Das ſo oft mißbrauchte: quo me, Bacche, rapis? iſt kein allgemeines Geſetz, es iſt ein einzelnes, und darf ich ſagen, ſonderbares Beiſpiel. Der Poet dichtet die ganze Ode durch eine förmliche Trunkenheit: voll ſeines Bacchus in Hölen und Wälder getrieben, weiß er ſelbſt nicht, wie ihm geſchieht: ſein Geiſt ſchwebt umher, oder vielmehr wird hinweggeriſſen, nichts Großes, nichts Sterbliches zu ſingen und — er ſinget Auguſt. Schöne Lobeseinkleidung, wie Plato ſeinen Sokrates vom trunkenen Alcibiades loben läßt: ſo kann hier der trunkene Flaccus dithyrambiſiren; es ſtimmt mit dem ganzen Tone der Ode. In Abſicht auf dieſen iſt der Anfang nicht abgebrochen, weil alles in der Ode abgebrochen, hingeworfen, trunken iſt: ja, die ganze Ode, kurz und bündig, iſt ein abgebrochnes Stück

eines

---

a) p. 130.

eines poetiſchen ενθεισμου. Nun komme ein nüchterner Claſſifikateur, und mache ihn folgendergeſtalt zum locus communis a): Poeta admiratus egregia facta Auguſti, atque plenus hac cogitatione, Auguſtique magnitudine excitatus a Baccho abripi videtur, ſo iſt die Harmonie der ganzen Ode zerſtört. Welcher Zuſammenhang, die Thaten Auguſts bewundernd überdenken, und vom Bacchus fortgeriſſen werden? Nüchterne Trunkenheit! Unhoraziſcher Horaz! Nein! mein Römer berauſcht ſich nicht geſetzmäßig, um Auguſtus zu ſingen: er ſingt Auguſt, weil ihn Bacchus treibt, weil er ſich begeiſtert fühlt. Das Lob des Kaiſers verliert alles, wenn es ein ſtudirtes Lob iſt: es iſt alſo nur ein hingeworfner, mitten in der Begeiſterung gefühlter Gedanke, und Horaz folgt ſeinem Bacchus weiter, ohne an Auguſt zu denken. Die klotziſche Erklärung des Anfanges iſt alſo nüchtern, ſie iſt wider den Ton der Ode.

Ich laſſe mich auf die übrigen Beiſpiele nicht ein; ſage aber nur ſo viel: Jeder unvermuthete Anfang ſcheint abgebrochen; ſo bald aber der abgebrochne Anfang merkbar wird, und den Ton der ganzen Ode überſchreiet: ſo iſt er keine Schönheit mehr, er iſt ein Fehler der Ode. Er frappirt nicht mehr angenehm, ſondern er beſtürmet unſer Ohr entſetzlich. So ſind die neuern Horazianer oftmals; ſie fangen an, als wollten ſie mit ihrer Ode den

---

a) p. 181.

Olymp beſtürmen, und ſiehe da; ſie liegen im Sande. **Zevs nieſt, es blitzt!** fieng jener an, und ich — wünſche ihm, ſich auszunieſen.

Kein Anfang alſo kann ohne den Ton des Ganzen in Betracht kommen: kein abgerißner Anfang an ſich iſt ein Zeichen der Kühnheit, wenn er nicht verfolgt, wenn er nicht ausgeführt wird. Und eine durchhin ausgeführte Abgebrochenheit der Gedanken hat Horaz nur bei wenigen Oden: etwa, wo eine Dichtung, ein Geſicht, (II. 19. Epod. 7.) ein ſchneller Vorfall, eine auffodernde Stimme dazu Gelegenheit giebt. Und ſolche Oden unterſcheiden ſich durchaus im Ganzen.

Andernfalls macht Horaz ſolche ſchreiende Anfänge ſich wohl nicht zur Gewohnheit. Die mehreſten ſeiner auch erhabnen Oden fangen ſich mit einer langſamen Geſetztheit: ſeine lehrenden Oden ruhig: und ſeine Oden der Freude meiſtens ſanft an. Wo in der Ode: quis deſiderio ſit pudor aut modus etc. der kühne abgebrochne Anfang ſey: a) ſehe ich nicht. Was iſt ſanfter und beinahe elegiſch, als wenn ein **Gleim** um ſeinen Stille anſtimmt:

Wer mäßigt ſich in ſo gerechtem Leide?
Der meine Freud' und aller Menſchen Freude,
Der Muſen Ehre war,
Der iſt nicht mehr!

Die

a) p. 138,

Die erhabenſten, die kühnſten der uziſchen Oden fangen ſich mäßig an: nur denn iſt der Anfang abgebrochen, wenn etwa ein lyriſcher Ueberfall, ein lyriſches Blendwerk uns bereitet werden ſoll, und das iſt meiſtens kurz, außerordentlich. Die abgebrochne Hymne des Callimachus iſt ενθεισμος, und die vortrefflichſten pindariſchen Oden ſind dem Anfange nach ſehr geſetzt, und mäßig. Ich kenne keine Regel, die als locus communis von Horaz abgezogen, und ohne Verbindung zum erſten Stücke ſeines lyriſchen Odenbaues erhoben, auch abgebrochner, das iſt halbirt und mehr zu mißdeuten ſey, als die: „er „ſchreit abgebrochen, ohne erſt Worte zu ſuchen, „auf!“

2. Longae digreſſiones. Ein neuer Canon der horaziſchen Ode, und oft ein ſehr mißbrauchter Canon. Meiſtens liegt in Horaz bei dem Anſcheine einer ſolchen Digreſſion was wichtigers zum Grunde, was er mitnehmen, aber nicht zum Geſetze, ſondern nach der Individualſituation ſeiner Ode ſo mitnehmen wollte; oft iſts auch wirklich keine Digreſſion, was wir ſo zu nennen belieben. Horaz ermuntert den Thaliarchus zur Frölichkeit: ſei gutes Muths, und permitte Divis cetera, qui ſimul ſtravere ventos etc. Wer kann ſich nun den Erklärer ſo einfallend denken a): Permitte Divis cetera. Hic deſinere poterat poeta. Ad ſenſum nihil

---

a) p. 135.

nihil requirebatur amplius. Poëtae vero vividum ingenium, dum Deos cogitat, ſtatim deſcriptionem aliquam immenſae poteſtatis Deorum praebet. — Was kann präceptormäßigers geſagt werden? Ich ſahe Horaz, wie einen Schulknaben über ſein Thema arbeiten, und den Lehrer darneben: gut! gnug! der Verſtand iſt aus: zum Thema wird nichts mehr erfodert; aber nun! eine kleine Amplification. Permitte Divis cetera war das letzte: **Götter alſo — wie können Götter etwa umſchrieben werden? fällt deiner lebhaften Einbildungskraft** — — O des armen Horaz! Wenn Thaliarch zur Freude ermuntert werden mußte, was natürlicher, als daß er mißvergnügt war, daß er Unglück hatte? Und was für ein poetiſcher Bild vom Unglücke, als Sturm, Seeſturm? Und was für ein paßlicher Bild in das Ganze dieſer Winterode? Wer fühlt nicht ſein Caminfeuer mit doppeltem Freudenſchauer gleichſam, wenn der Wind um die Fenſter raſet, wenn man ſich Seeſtürme dabei gedenkt, wenn von Meersgefahren daneben erzählt wird? Wo iſt hier die mindeſte Digreſſion vom Thema der Ode?

Es iſt keine Digreſſion a), wenn Horaz in ſeiner zweiten Ode eine kurze Beſchreibung der Zeiten Deukalions giebt: denn ſo ſollen die damaligen Schreckwunderzeiten in Rom gedacht werden. Er

---

a) p. 136.

vermehrt alſo das Grauſen im Zurückdenken an ſie, wo ers nicht durch ihre eigne Schilderung thun konnte, durch ein ausgemaltes Gleichniß alter, grauſer, ſchrecklicher Zeiten. Die Empfindung, der Ton der Ode wird mit dem Zuge der grauſen Unordnung verſtärkt, und iſt das Digreſſion? Nur ein gefühlloſer Scholiaſt konnte ſchreiben: leviter in re tam atroci, & piſcium, & palumborum meminit; denn ihm fiel nichts, als das Gericht Fiſche und die Tauben, ins Geſicht; wenn Hr. Kloß aber das Grauſen des Andenkens an Zeiten fühlt, wo Fiſche auf den Gipfeln der Bäume ſchwimmen, und die armen waſſerſcheuen, furchtſamen Tauben angſtvoll in den Fluthen arbeiten: ſo ſollte er nicht den Scholiaſten nachſchreiben.

I. 34. Vbi currum Iovis memorat, ſoll Horaz eine Digreſſion machen a)? Und wer wüßte denn nicht, daß hier die eine, oder die andere Erklärung der Ode angenommen, der Donnerwagen Jupiters das Bekehrungsmittel des Horaz, folglich nach jedem möglichen Sinne der Hauptgegenſtand der Ode iſt? Iſts denn Digreſſion, ein Donnerwetter zu beſchreiben, wenn der gerührte Dichter ſich hinſetzt, es zu beſchreiben; oder gar, wenn es ſeine ganze Denkart ändern kann? Ich denke: eine Ode aufs Ungewitter, ohne Ungewitter, iſt nichts.

I. 22. Vbi

---

a) p. 136.

l. 22. Vbi lupum, qui ipſi pepercerat, nominat. Digreſſion a)? Eben das Abentheuer mit dem Wolfe iſt ja die Veranlaſſung der Ode: eben darüber macht ja Horaz die poetiſche Bemerkung, mit der er anfängt: und eben darüber faßt er ja den poetiſchen Entſchluß, mit dem er endigt. Es iſt doch grauſam, uns vor ſehenden Augen den Mittelpunkt des Zirkels zum Berührungspunkte der Tangente machen zu wollen.

Was ſoll ich die weitern Citationen eines Commentators nachſchlagen, der ſein Gefühl darüber verläugnet, was Hauptgegenſtand, was Hauptton der Ode ſey oder nicht? wer kann mit einem ſolchen darüber einig werden, was Digreſſion ſey, quod ad argumentum pertineat, nec ne? Hr. Kl. hat ſchon zu einer andern Zeit b) Gedanken über die Digreſſion, und zwar bei dem Poeten, in dem ſie am merkbarſten wird, bei Pindar geäußert, die mich beinahe verzweifeln laſſen, daß ich Pindar kenne, und den Plan ſeines εἶδος ſtudirt habe. Ich habe zwar nicht den Leiſten des Rückersfelders, noch die Schuldiſpoſition des Eraſmus Schmid; aber auch gewiß nicht die Digreſſionen in ihm gefunden, die Hr. Kl. Rückersfeldern vordemonſtrirt.

Non recte Vir Cel. intellexiſſe videtur naturam & originem digreſſionum illarum Pindaricarum.

---

a) p. 136.

b) Klotz. act. litter. Vol. I. p. 112.

rum. Schön! unſer Vir Cel. ſetzt ſich alſo zurecht, dem Niederländer die Natur, und den Urſprung pindariſcher Digreſſionen zu erklären.

Odam, quae hoc nomine digna ſit, Pindaricam *animo valde commoto* oriri, facile mihi dabunt, qui vel legerint eiusmodi carmina. Und wenn ich auch durch den Trumpf, den Hr. Kl. auf ſeine Behauptung ſetzet, für einen Unwiſſenden in Pindar gelten müßte: ſo kenne ich keine, ich ſage mit Fleiße **keine** Ode in Pindar, die zu ihrem Charakter hätte, aus einer **gerührten, erregten, ſehr erregten** Seele zu entſpringen. Als einen hohen, erhabnen, fliegenden Geiſt, der, nach ſeinem eignen Bilde, die höchſte Blüthe jeder poetiſchen Schönheit bricht, kenne ich meinen alten Pindar wohl; aber eine erregte, ſehr erregte Seele, die dieſes erregten Zuſtandes wegen auf Digreſſionen ausſchweift? — Ich zucke die Achſeln! nur ein größerer Kenner Pindars, als ich, kann grandes *affectus* a) zum Charakter Pindars, zu ſeinem Unterſchiedscharakter von David machen.

Quid cantavit Pindarus, certe in iis, quæ ad noſtram ætatem pervenerunt, carminibus? Vnum idemque eſt omnium argumentum: victoria e ludis reportata. In his quomodo poterat & veritatem adhibere, & faſtidio occurrere, niſi liberius hanc rem tractaret &c. b) Der alte lahme Tröſter

---

a) Klotz. act. lit. Vol. II. p. 151. b) Act. lit. Vol. I. p. 24.

ſter von Entſchuldigung! Freilich, wer ſeine Geſänge blos aus der Ueberſchrift: Ολυμπιονικαι, Πυϑιονικαι, Νεμεονικαι, Ιϛμιονικαι anſieht, der kann Pindar herzlich beklagen, daß er über ſolch eine Kleinigkeit ſo viel habe leyern, und ihm ſchon im Voraus Ablaß ertheilen, wenn der arme Leyersmann hat ausſchweifen müſſen, um doch Etwas zu ſagen. Wer aber die griechiſchen Zeiten, und das National- und Stadt- und Familien- und Perſonalintereſſe der griechiſchen Spiele und Sieger kennet, der wird jede pindariſche Ode für nichts, als wofür ſie Pindar giebt, für ein Individualſtück halten: ein ειδος ſeines Siegers, ein Bild deſſelben nach griechiſchen Begriffen, und o! welch ein Thema iſt je reicher, als ein ſolches Individualthema! welch Thema reicher, als das Lob eines edeln griechiſchen Jünglinges, eines Helden, eines Siegers! und von allen ſeinen lobwürdigen Seiten! und nach jeder Ausſicht griechiſcher Schätzbarkeit! Hier ein National- dort ein Familien- dort ein perſönliches Lob! — Wer kann nun mit dem, der das Hauptthema Pindars in ſeinen Zeiten, und in ſeinem Individualfalle für eine wüſte und wilde Ausſchweifung ſeines aufgebrachten Gehirns hält, wer mag mit dem weiter über eine Digreſſion ſtreiten? einzelne Exempel unterſuchen? Wer das ganze pindariſche Geſanggeſchäffte für ein poetiſches Exercitium hält, eine abgedroſchene Materie, einen Spielkampf,

kampf, einen Wettlauf, ein Ballſchlagen; denn was iſt jenes mehr? neu ausgeziert, ſchön variirt, prächtig amplificirt in Verſe zu zwingen: dem Kenner Pindars iſt erlaubt zu ſchreiben a): Nempe, ſi quid videmus; de tota re ita iudicandum eſt: *Exornandi argumenti cauſſa adſumere*, Pindarum *plerumque* ea, quae cum illo *aliquo modo* coniuncta ſint: *interdum verecunde* (welch ein Präceptorurtheil!) in his verſari & *modeſte*, ſaepius audacius, liberiusque *euagari*, atque etiam, quae *longius petita* ſint, non tam *adducere*, quam *trahere* (wie ungleich wäre Pindar dem Vorbilde ſeines Geſanges, dem edeln Jünglinge, der gewiß ja die kürzeſte Bahn nahm!) *diutius* etiam interdum in iis *morari*, *quam reliqua pati videantur*, ſed habere Poetam non ſolum *excuſationem neceſſitatis* — — Ich ſchreibe nicht weiter. Für ſolchen theuren Schulpindar mit allen ſeinen Digreſſionen danke. Vielleicht wird mir ein andrer Ort Muße geben, den edlen griechiſchen Pindar zu zeichnen, den man ſo ſehr verkennet: und da auch die horaziſchen Oden mitzunehmen, die ich in Pindars Manier glaube.

III. Saltus in carmine ab alia re in aliam. Mich dünkt, der Verfaſſer wird ſelbſt den Spott, über die ſo genannte ſcientifiſche Methode b), hier nicht

---

a) Klotz. act. litt. Vol I. p. 128.

b) Opuſc. p. 137.

nicht für ortmäßig, und ſeine Beiſpiele nicht immer für die gewählteſten halten. Der Ton der ganzen ſiebenten Ode wird zerſtört, wenn man ſie in der Paraphraſe des Verfaſſers lieſet a). Wie? Horaz wollte es dem Plancus vorraiſonniren, daß zuverläßig Rhodos, Mitylene, Corinth, und eine ganze Geographie ſchöner Gegenden, nicht ſo viel Reize habe, als die tiburtiniſche Villa des Plancus: das wollte mein läßiger Horaz behaupten wollen? Nichts minder! er läßt jedem Orte ſeine Vorzüge: er läßt jeden, was er will, loben: „mir gefällt meine Villa, und auch Du ſey in deinem Tibur vergnügt: es wird ſchon alles gehen: alles Schlimme ſchon mit der Zeit beſſer werden.„ Ich ſehe hier keinen poetiſchen Sprung, keine Stapelgerechtigkeit der Ode; es iſt ein politiſcher Uebergang, die artige Wendung eines Hofmannes, der ſich nach ſeinen Zeiten richtet — Wer wollte daraus einen locus communis der Odenkühnheit machen?

Weiter hin will ich nicht nachſuchen. Ich ſage überhaupt, daß ich mir meinen Horaz ſelbſt in ſeiner lyriſchen Kühnheit nicht nach ſolchen Allgemeinfächern will zerhacken laſſen, ſo ſehr ſie unter uns (Hr. Kl. hat einige wortmäßig aus Batteux überſetzet b)) Mode geworden. Seit dem wir in Deutſch-

---

a.) p. 138.

b) p. 130. 135. &c. conf. mit Batteux Einleit. 3. B. p. 20 21.

Deutſchland dieſe künſtliche Odenform mit ihrem abgebrochnen Anfange, und ihrer ſchönen Digreſſion, und ihrem künſtlichen Sprunge, und ihrer künſtlichen Unordnung, und ihren ſchönen Strophenübergängen, und artigen Enjambements recht handwerksmäßig geformet und gegoſſen: ſeit dem iſt wenig Neues im Geiſte hoher Oden erſchienen. Glückliche Theorie von der hohen Kühnheit eines Dichters, die uns das eigne Gefühl ſolcher Dichterkühnheit einſchläfert.

5.

Der zweite Abweg, Horaz zu leſen, iſt, wenn ſie Hauptgeſchmack wird, die Parallelenmacherei. Hr. Kl. darf nur ein großes Bild, einen gefallenden Gedanken in einem Dichter finden: ſo ſteht ihm bald ein andrer, und noch ein andrer, und endlich ſo viele andre zu Dienſte, daß der vorige Gedanke glatt weg iſt. Nun iſt eine ſolche Arbeit bei einer mäßigen Beleſenheit, oder einem mäßigen Gebrauche von Regiſtern, Anthologien, Florilegiis, und wie die Sammelplätze mehr heißen, ziemlich leicht: ſie kann auch bei Anfängern, oder bei dunkeln, verdeckten Stellen manchmal nutzbar ſeyn; im Ganzen iſt ſie verderblich. Schade um die Schönheit, die ich erſt aus hundert Vergleichungen ſchön finden ſoll: Schade um die Schöne, die mich erſt durch ihren Namen reizet, die mir nur denn gefället, wenn ſie neben andern ſtehet. Der Anblick, das innere ſchnelle Gefühl eines poetiſchen Bildes muß das Herz entwenden: wer blos durch Vergleichungen, durch Parallelen Empfindung bekommt, dem ſchadets nicht, wenn er keine habe.

Das ſchönſte Bild eines Autors muß mit den Worten, an der Stelle, das ſchönſte ſeyn, da ers ſaget, da es ſtehet: eine Blume, die in ihrem Erdreiche die natürlichſte, die ſchönſte iſt. Man wurzle ſie aus, man verpflanze ſie unter zehn andre Gattungen ihres Geſchlechts, aber nicht ihrer Art, ihres Himmelſtrichs, ihres Bodens, und man hat ihren Platz, ihre Natur, ihre beſte Schönheit genommen. Jede Gattung der Poeſie, jeder eigenthümliche Zweck giebt auch dem Bilde Geiſt und Leben, nicht blos Colorit und Gewand: man reiße es aus ſeinem Orte, aus ſeiner Verbindung, aus ſeiner Localwirkung, und es iſt ein Schatten. Immer iſts ein Verderb der Dichtkunſt geweſen, aus ihr Anthologien zu ſammlen; und faſt immer ein kalter Gebrauch des Dichters, ihm einzelne Federn zu entrupfen, ſie mit andern zuſammen zu legen: da wird, nach der alten Fabel, die weißeſte Schwanfeder von der ſtruppichten Adlersfeder verzehrt.

Ich könnte zehn gegen ein Beiſpiel meines Autors über dieſen Parallelengeſchmack anführen; denn es iſt ja ſein allerliebſter Geſchmack. Und für mich immer der kälteſte. Solche Bilderchen an ſich ſind Spielwerk: ſo hinter einander geſtellt, wer mag ſie leſen? Er iſt auch ſehr unſicher. Der epiſche Dichter giebt ſeinem Gedanken ein epiſches, der lyriſche ein lyriſches, der dramatiſche ein dramatiſches Gewand: jede Zeit, jede Sprache, jeder Zweck giebt dem Bilde wieder ſeine eigne Farbe. Nun flicke ein beleſener Mann von Geſchmacke eine Reihe ſolcher Bilder ohne Abſicht und Zweck an einander — ein Bettlerrock! ein Harlekinsputz! Er iſt auch ſelten weder erläuternd, noch poetiſch. Ich könnte Beiſpiele geben, wie weit man uns mit ſolchem Geſchmacke wegerläutern, und vom Tone des Poeten fortleiten könne. Man wird nie das Ganze eines Dichters, eines Gedichtes recht innig fühlen, recht mit ſeiner Seele verfolgen, wenn man an Stellen klebt. Mitten im Sonnenlichte wird man blind, wenn man mit einer Menge Lichter, Lampen, Fackeln, Kerzen kommt, unter dem Vorwande, daß eine Reihe ſolcher Blendwerke hinter einander doch recht ſchön laſſe. Recht ſchön für den, der Luſt hat.

Noch weniger kann ein Genie mit der geſchmacksvollen Erklärungsmethode zufrieden ſeyn, die ich den edlen Gemmengeſchmack nennen will. Ich lobe die ſtillen, die edlen Verdienſte eines Lipperts um den Geſchmack an den Antiken in Deutſchland; aber Hr. Kl. ſollte kaum der Lobredner deſſelben ſeyn: durch das Beiſpiel ſeines eignen Gebrauchs lobt er ihn ſchwerlich. Welcher leidige Kram der meiſten Gemmengelehrſamkeit in den klotziſchen Schriften! Selten, daß er eine wichtige Stelle neu erläutert: oft, daß er müßig da ſteht, und oft, daß wir ihn gar wegwünſchen; denn er bringt uns aus dem poetiſchen Tone des Ganzen. Der Cupido, der als Künſtler vor dem Kopfe des Sokrates, Plato, Horaz ſitzt, ſchnitze ihn, nur er verſtümmle ihn nicht, er ſchone ihm Naſ' und Wange.

Ohne daß man mirs vordemonſtrire, erkenne ich den vielfältigen, nutzbaren Gebrauch der geſchnittenen Steine, und wünſchte bei der klotziſchen Schrift, daß nicht blos der Nutzen der lippertſchen Daktyliothek ſo obenhin (denn das mehreſte neue Nutzbare dieſer Schrift wird man bei Lippert ſelbſt, und vielleicht edler und einfältiger finden) ſondern in manchen Proben ſo gezeigt wäre, wie Demokrit die Bewegung demonſtrirte: nämlich, ich bewege mich ſelbſt! Aber das müßte uns Hr. Klotz doch nicht bereden wollen, daß bei Leſung der Dichter der Anblick der Gemmen uns eigentlich poetiſchen Anblick gewähre. Eine Hauptfigur, eine Stellung, etwa ein Charakter, ſo fern er ſich körperlich äußert — das kann die Kunſt ſchildern. Aber dem Dichter, deſſen Blick immer aufs Ganze geht, wie der freie Blick der Juno, der mit jedem einzelnen Bilde nur auf die Hauptwirkung ſeiner Energie fort arbeitet: der nicht für das Auge artige, ſpielende Figuren und Puppen, und Bilder und Tändeleien, (wohin unſre Zeit verfällt:) ſondern für die Seele, für die Einbildungskraft, für den Verſtand, für die Affekten feurige Gedanken reden will, dem berührt ſie nur immer den Saum ſeines Kleides. Will ſie ſich an ihn hängen: ſoll ich bei jedem Bildchen Homers, Pindars und Horaz erſt nachſehen, wie denn dieſer und jener alte Künſtler das Figurchen gebildet; ſoll ich hier lange klotziſche Compilationen durchlaufen, wie es von einer andern Seite ausſehe — hinderndes Säumniß! es hält den Dichter auf, und zerſtückt ihn mit ſeinen Erläuterungen; oder dieſer gewaltige Läufer reißt ſich los, und eilt zu ſeinem Ziele unaufhaltſam: der Gemmenzähler aber — da liegt er längelang auf dem Rücken!

Inſonderheit bitte ich für den poetiſchen Jüngling im erſten feurigen Leſen eines Dichters: daß man ihn doch da nicht mit ſchönen Münzerläuterungen und Gemmeneinſichten in dem poetiſchen Laufe ſeiner Einbildungskraft ſtöre! daß man ihn doch nicht jeden Augenblick zurück halte, um doch ein Steinchen zu bemerken, und ihn vom ſüßen fortwallenden Traume ſeiner Lieblingsidee zu wecken, und die unaufhaltſame Ergießung ſeiner Seele augenblicklich zu verſtopfen. Ich mag nicht Caylus in der Hand haben, wenn ich Homer leſe, und noch weniger wünſchte ich, ihn zur Hand gehabt zu haben,

ben, da ich ihn das erſtemal las. Hr. Kl. a) freue ſich in der Idee, wie ſchön ſich Virgil mit allen Erläuterungen aus geſchnittenen Steinen müſſe leſen laſſen: ich will ihn mir nicht ſo vorleſen laſſen. Für mich liegt Horaz unter dem klotziſchen Commentar, wie jener Rieſe unter einem Berge voll Lava und Steine: ich finde ſeine Glieder zerſtückt und zerſtreuet, wie die Glieder jenes Abſyrthus. Iſts denn nicht einmal Zeit, Gelehrſamkeit, Beleſenheit und Kunſtgeſchmack ſchätzen, und doch die Schranken ihres Gebrauchs beſtimmen zu dörfen?

Damit der nicht ein Barbar heiße, der ſo etwas ſagen darf: ſo rede der Quintilian Deutſchlands, der gelehrte Geßner b): „Seit dem die aus den Quellen ſelbſt geſchöpfte Gelehrſamkeit abzunehmen anfing; die ſeltner wurden, die jede Gattung alter Schriftſteller ſelbſt nachſchlugen; noch aber ſolche übrig waren, die etwa Einen derſelben kennen und verſtehen mochten: ſeit dem entſtand das Auslegergeſchlecht, das aller Orten her, aus Gedächtniß- und Denkmaalen zuſammenſchleppte, was nur etwa zur Erläuterung deſſelben dienen könnte; ſo daß die, denen der übrige Vorrath von Gelehrſamkeit fehlte, die ſich nicht alles ſelbſt verſchaffen konnten, was zur Erklärung ſeines Sinnes

---

a) Ueber den Gebrauch der geſchnittnen Steine hin und wieder.

b) Præf. in Liv.

„nes gehörte, durch die Arbeit andrer unterſtützt, nichts miſſen dörften. — — Bei Wiederauflebung der Wiſſenſchaften fanden ſich Gelehrte, die durch weitläuftige, und nach dem Geſchmacke der damaligen Zeit, weit und breit beleſene Vorleſungen die alten Schriftſteller erklärten. Des Mancinelli, Pomponii, Beroaldi, Calderini, Aſcenſii Vorleſungen wurden mit großem Fleiße gehöret, und noch jetzt füllen ihre Bände ganze Bibliotheken. Vor andern iſt hier die Mühſamkeit des Nic. Perotti bekannt, der, um Ein Buch Martials zu erklären, ganze Schätze lateiniſcher Sprache und Gelehrſamkeit ausſchüttete, und ein Cornu copiæ gab, aus dem faſt alles geſammlet werden kann, was man jetzt aus Wörterbüchern ſammlet, und aus dem ſich auch die Wörterbücher ſehr bereichert. — — Nachher gab Salmaſius uns ſein ungeheueres Werk über den Solinus; in dem er aber weder mit Gelehrſamkeit, noch Digreſſionen Maß wußte u. ſ. w. — — Dieſer Gewohnheit folgen oft die Lehrer der Philologie, die zur Erklärung eines Buchs, ſo viel ſie nur können, den größten Apparat von Gelehrſamkeit zuſammentragen, und nichts unangeführt laſſen, was ſich nur einigermaßen, auch nur durch Umſchweife, dahin wohl könnte ziehen laſſen. Fehlen einigen hiezu eingeſammlete Hülfsmittel — ei! die nehmen die Commentarios anderer, Wör-

„terbücher, und ſolche Tröſter zu Hülfe, und wiſſen „es ſo weit zu bringen, daß man ihre Aufſätze für „große Schatzkammern anſehe. Mögen ſie doch! „(Neque carbones eſſe dixerim equidem, ſagt „Geßner: wer will, ſage es nach) oft aber kann „man ſich ſolchen Reichthum mit minderm Zeitverluſte „ſammlen.„ Statt zu deuten, fahre ich in Geßner fort: er redet jetzt eigentlich vom Zerbröckeln eines Autors in der Schule; allein der Schade iſt überall derſelbe.

„Wir wollen uns alſo einmal die Fabel jenes „von ſeiner Schweſter zerſtückten Abſyrthus gedenken, „und ſie uns vorſtellen, daß ſie ihren Bruder „nicht glieder- ſondern gelenkweiſe zerhacket, und „hier ein halbes Auge (die andre Hälfte liegt weit „ab!) dort die Hälfte vom rechten Ohre, hier den „dritten Theil der Naſe, dort ein Stück vom Augenbraune „u. ſ. w. hingeworfen, alles weit aus„einander geworfen hätte: wie doch? hätte der „Vater auch wohl argwöhnen können: das ſey ſein „Sohn? Eben ſo wenig, als ein der Optik Unerfahrner „eine Anamorphoſe ſich wird ſammlen, und „recht vors Auge bringen können. Iſts aber „nicht eben ſo mit der heutigen Erläuterungsmethode „der claſſiſchen Schriftſteller? jedes einzelne „Wort erklärt, die Perioden aus einander gezogen, „jeden vierten Tag, ein kleines Penſum auf die „Art in kleine Brocken zerſtückt. Iſts möglich,

„daß

„daß ein Jüngling auch von Seelenkräften, und „gutem Gedächtniſſe, dieſe mit Erklärungen überladnen und aufgedunſteten Theile, ſich ſo gegenwärtig erhalten, ſie ſo verbinden könne, daß ein Körper, ich will nicht ſagen, ein ſchöner Körper; nein! „nur allenfalls ein Körper, daraus werde; daß er „nur, was er leſe, behalte, und darüber Rechenſchaft gebe.„ Geßner giebt Beiſpiele, die eigentlich nicht für mich gehören; ich erinnere meine Leſer daran: wie oft es möglich ſey, ſolchergeſtalt ſeinen Schriftſteller ſo ganz aus dem Geſichte zu verlieren, daß man endlich nichts minder, als ihn, erläutert, anführet und kennet. Er fahre fort:

„Auch daher, oder ich müßte mich ſehr irren, „auch daher unter andern rührt der ſtupor pædagogicus, der faſt zum Sprichworte geworden, daß „man Leute ſieht, die einen guten Theil ihres Lebens „unter den weiſeſten Geiſtern von der Welt zubringen, und doch daher nichts, als Worte, mitbringen; ſtatt ihnen gleich zu werden; ſtatt, wie ſie, „denken, ſchließen, reden zu lernen.

„Um ſo minder kann jemand bei ſolcher Langſamkeit von der wahren Geſtalt und Schönheit eines Buchs einen Eindruck bekommen: denn, je „lebhafter, um ſo verdrüßlicher wirds ihm ſeyn, „ſich zu bewegen, und nicht weiter zu kommen (ſe „movere quidem, ſed non promovere) inſonderheit

„derheit da er, der Umſchweife wegen, eine Stelle, „ein Bild zwei, drei, viermal hören mußte.

„So wie aber bei ſolcher Zerſtückung und „Zertheilung der Begriff der Sache verlohren „geht: ſo ermattet, oder erlöſchet auch die Luſt zu „leſen, die ſonſt vorzüglich dadurch erhalten und „angefeuert wird, daß wir zu Ende eilen, daß wir „den ganzen Verlauf zu wiſſen verlangen. Schon „dieſer Reiz macht, daß Leute, die ſonſt übrigens „keine Leſeſucht haben, einen Telemach, Robinſon, „Gulliver gleichſam verſchlingen, und ſie nicht weglegen, ehe ſie zu Ende ſind; einen Homer, Virgil, „Plautus, Terenz, Ovid, Sueton, Curtius hingegen, eben ſo angenehme Schriftſteller, erregen der „Jugend Schauder, weil ſie nie ein beträchtliches „Stück, gleichſam in einem Othem weglieſet, um „vom ganzen Körper zu urtheilen, um durch die „Erwartung des endlichen Ausfalles angefriſcht zu „werden. — —

„Und gewiß durch ein ſo ſtätiges, mühſames „und ängſtliches Leſen wird man kaum die Alten „verſtehen lernen. Wenige Worte haben einen ſo „gewiſſen und beſtimmten Sinn, daß ſie überall Einerlei bedeuten: aus der Nachbarſchaft, aus dem „Zuſammenhange der ganzen Rede, aus der Reihe „der Sachen, bekommen ſie ihren Werth; anderswo, „im Munde andrer Perſonen, in andrer Materie

„bedeu-

„bedeuten ſie anders. Um dies überall zu verſtehen; um es ſogleich zu erreichen, nicht, was ein Wort bedeuten könne, ſondern bedeute, kann nicht anders, als durch vielfaches Fortleſen vieler Bücher, geſchehen u. ſ. w.„

Geßner redet noch weiter vom Schulgebrauche fort: ich will nur hinzuſetzen, daß, wenn kaum der Wortverſtand, kaum der gewöhnliche hiſtoriſche Sinn bei ſolchen Commentarien und Erläuterungen erreicht werde: ei der erſte feurige ſchnelle Anblick, der da bildet? ei das poetiſche Auge, das mit einem Adlersblicke aufs Ganze, und vom Ganzen auf Theile hinläuft? ei der edle unnennbare Sinn, der allen fremden Plunder wegwirft, und hinzueilet, das nackte ganze Bild vom Geiſte eines Autors zu umarmen, zu lieben, anzubeten? Ei der? —

Er höre den ſüßlallenden Autor a): „wenn man einem jungen Menſchen, dem die Natur eine feine Seele und ein empfindliches Herz gegeben, dieſe Steine zeigt, erklärt, und ſie mit den homeriſchen Verſen vergleicht, welche Früchte kann man ſich nicht von einem ſolchen Unterrichte verſprechen! Die Erzälung geht ſelbſt in Handlung über: wir glauben nicht mehr die Geſchichte zu leſen, wir ſehen ſie ſelbſt mit an: wir wohnen den Auftritten bei: in der Einbildungskraft verſetzen

„wir

---

a) Ueber die geſchn. Steine.

„wir uns nach Troja, in das griechiſche Lager, und „ſchauen die unſterblichen Helden von Angeſicht. „Auf dieſe Art fühlen wir das Nachdrückliche, das „Erhabne, das Schöne der alten Dichter doppelt, „und ein zartes Gemüth nimmt einen Eindruck an, „den es beſtändig behält, und der ſich in den edelſten Wirkungen äußert. Seitdem ich den Neptun geſehen, wie ihn die göttliche Kunſt eines alten Steinſchneiders abgebildet, hat der virgilianiſche Neptun in meiner Einbildung Leben und „Seele bekommen. Vier Pferde — — o wer kann den ſüßen Ton weiter hören! Das alles wird der poetiſche Jüngling ſagen, das alles erſt, ſeit du das Steinchen ſaheſt? So hatte der virgilianiſche Neptun vorher nicht Leben und Seele? So gieng bei dir die homeriſche Erzälung nicht in Handlung über? Du ſaheſt ſie nicht ſelbſt? du wohnteſt nicht den Auftritten bei? du warſt nicht in Troja? im griechiſchen Lager? kannteſt die griechiſchen Helden nicht blos von Angeſichte? ſondern von Seele, von Seele? ſaheſt ſie ſprechen, Affektvoll ſprechen, handeln, wüten — — das alles ſaheſt du leſend nicht? Nur vom Steine bekameſt du Eindruck? O du hätteſt Homer nicht leſen ſollen! bei mir lebte, da ich las — Doch warum wollen wir den poetiſchen Jüngling weiter reden laſſen? Bei wem wird denn die Schilderung Homers in allen Stellungen, Empfindungen, Reden, Handlungen im fortgehenden Strome des Epos, denn mit den einzelnen Bilderchen, die uns ein Abdruck gewährt, einerlei Wirkung thun? auch nur zu vergleichen ſeyn? Und die ganze poetiſche Energie Homers? —

6.

Nochmals geſagt: man müſſe auch in Poeten den Gebrauch ſo aller, ſo auch der Kunſtbeleſenheit (Kunſtkenntniß, Philoſophie der Kunſt, kann ichs wohl bei Hrn. Klotzen kaum nennen) ſehr loben, wo er zu rechter Zeit kommt: aber daß eine Iliade in Steinen mehr, als die in Verſen, des poetiſchen Anblicks fähig, mehr als jene zur Bildung eines Poeten, oder auch nur zur poetiſchen Illuſion mit jener gleich energiſch ſey, das wolle mich niemand bereden. Kunſt gewährt Kunſtanblick; der iſt mit der ſucceſſiven Energie des Dichters gar nicht einerlei, kaum zu vergleichen, und Herr Kloß fechte immer in der Stille mit dem Schatten des Laokoons, nie zu verwirren. Ich wollte, daß Hr. Kloß durch ſeine Gelehrſamkeit und Kunſterläuterungen uns nie die Kraft des Dichters, die ſich nur fortgehend äußert, geſtöret hätte.

Ich ſchreibe über Horaz: wer will, der höre mich von meiner Erklärungsmethode dieſes Dichters ſchwatzen. Zuerſt iſt das ausgemacht, daß keiner meiner Horazianer aus Horaz Latein oder römiſche Alterthümer lernen ſolle. Lieber komme ich jedem zuvor: lieber prävenire ich ihn unvermerkt, mit der Welt, in der ich ihn führen will, mit der Sprache, in der der Dichter ſprechen wird: unvermerkt ſuche ich ihm die ganze Situation unterzuſchieben, ihm den Pfad von Gedanken und Bildern von weitem zu zeigen, wo wir den Dichter finden werden. Ich fange an: und ohne Bemerkung einzelner Schönheiten, ſchöner Ausdrücke, gewählter Phraſes, jage ich ſeine Ode hinab; ich fliege mit ihm, oder ſchwimme den Strom ſeines Geſanges hinunter. Unlieb, wenn mich mein Zuhörer ſtörte, unlieb, wenn ſein Auge an Kleinigkeiten hangen bliebe: denn ſo würde der ganze Zweck des Dichters, die Art von Täuſchung geſtört, in die mich ſein Geſang ſetzen ſoll. Ich bin darinn geſetzt, ich bin zu Ende: das Ganze der Ode, Ein Haupteindruck, in wenigen, aber mächtigen Zügen, lebt in meiner Seele: die Situation der horaziſchen Ode ſteht mir vor Augen, und — mein Buch iſt zu. Nicht vom Papiere, aus dem tiefen Grunde meiner Seele hole ich dieſe wenigen, mächtigen Eindrücke hervor: mir iſt die Ode ein Ganzes der Empfindung geworden. Dies bewahre ich: die wenigen zuſammenfließenden Züge des Bildes bleiben in meiner Seele: dies iſt Energie, die mir die Muſe ſucceſſiv bereitet, ſie will ich umkeine ſpätere Divertiſſements in klotziſchen Commentarien geben.

Das Buch wird wieder aufgeſchlagen, und nun habe ich kleine Ruheplätze, Ausſchweifungen, Umwege aber nicht. Der Lauf des Dichters iſt mir Augenmerk, und wenn ich mir ſage: hier war der Geſichtspunkt — wie reich, wie prächtig, wie anlockend! das alles nahm der Dichter ins Auge: ſo mußte er anfangen, und fortfahren. Jenes und dies kam dem Dichter in ſeinem Laufe zur Hand, und wie ein Strom, in den ſich Ströme ſtürzen, wälzt ſein Geſang ſich prächtiger fort. Hier ein Fels: anprallend nahm er andern Weg, oder ſchlängelte ſich durchs geblümte Thal: überall aber der Römer, der Römer ſeiner Zeit, als — Dichter. Ich ſage, wenn ich mir dies jetzt deutlicher entwickle; ſo um des Gottes willen! denke ich an keine Allgemeinregeln! an keinen Longin und Batteur, an keine Fächer der Odenfabrik. Dieſer Römer, und dieſer Dichter, und dieſe Situation, und dieſe Ode iſt mein Alles jetzt. So weit das Odengenie und —

Noch denkts an keine Gelegenheit, ſelbſt — wie? etwa Wortkritiken zu machen? etwa über einen Geßner, eines kleinen Fehltritts wegen, ſeitenlang die Achſeln zu ziehen? etwa die Bentleys und Baxters und Sanadons zu verläumden? — o wer wird noch an ſo etwas denken? Es denkt ſelbſt noch nicht an — eine Gelegenheit, dieſe Ode nachzubilden. „Das iſt viel! wird man ſagen,„ ja das iſt viel! und vortrefflich, daß es an ſo etwas nicht denkt. Einſt ſtoße ihm eine Situation auf: Apollo wecke ihn mit der Leyer: er wird ſingen, horaziſch oder — vielleicht mehr als horaziſch ſingen; ohne aber, daß dem geneigten Leſer dabei nichts, als Purpurlappen des Römers, zu Geſichte kämen, ohne ihm die proelia virginum, und die iras faciles und das mea virtute me involvo etwa nachzulallen.

Nun gebe ich ihm einige ſogenannte Horatios ſecundos in die Hand. Er läuft die erſte Ode durch a): „Ach der ganze Bau derſelben ſchon bekannt; aber eins vermiſſe ich, Horaz den Baumeiſter. Freilich ſind hier die fontes vitrei und der in nemore obvius Amor, und die gaudia amantium, und die riſus hilares, und die blandi oculi, und die colla lactea, und die mellea baſia, und die grata ſilentia — — alle dieſe horaziſche Blümchen ſind hier auf einen Haufen, aber ach! zuſammengeleſen und verdorret. Hier äußert ſich der ignis inſolitus, und die vis in pectore nova dadurch, daß der Dichter ſich in ſeiner erſten

---

a) *Klotz carm. omn.* Carm. I.

ſten poetiſchen Wuth — „nun! nicht etwa den „Hals abſchneidet, oder ſich, wie jener löwenſche „Romanzenpoet, mit dem Federmeſſer in die Augen läuft?„ So böſe nicht! daß er ſich ein Myrthenkränzchen flechtet. Nichts mehr? noch etwas! auf die Recommendation des Amors, (man denke! aber er kannte das Närrchen auch genau: es war der Gemmenamor, *alis conſpicuus* Amor) auf die Empfehlung deſſelben fängt der, der im Walde ruhig lag, auf einmal an, — ſeine lateiniſche Chloe zu beſingen,

ihre ſchöne ſchwarze Augen,
ihre ſüße Honigküſſe,
ihre leichte drohnde Minen,
ihre — —

kurz, hundert Dinge, die er auf die Empfehlung Amors ſo unerhört und ungeſehen ſingen kann, als der Ritter von der traurigen Geſtalt ſeine Dulcinea. Ich ſage ſingen; aber beſſer:

Wie es ihm jetzt beliebt, in Verſen vorzutragen,

(juvat dicere verſibus.) Und dies beliebt ihm, ſo oft die ſtille Nacht anbricht, ſo oft die Luna ihr ſchönes Haupt vorſtreckt, ſo oft es der Echo beliebt nachzuſeufzen. — Mein unverdorbner Leſer Horaz wirft ſolche Horaze zurück, es fehlt ihnen Eins: der Geiſt Horaz im Ganzen der Ode.

Wer aber kein Odengenie iſt? der ſoll wenigſtens ein Jüngling von Geſchmacke werden. — So ſang der Römer, das iſt ſeine Welt; ſo wir nicht — wer hat Vorzüge? So ſang Horaz: das iſt ſein Wortbau, ſeine Lieblingsgegenſtände, ſeine beſten Uebergänge, die Compoſition ſeiner Gemälde, die Einpflanzung derſelben in dies und jenes Sylbenmaaß: dies wählt er jetzt, dies irgendwo anders. Nun endlich — wie ausgeſucht Alles! Gedanke, Wendung, Ausdruck, Wort! das iſt ſeine Manier, das iſt mein lieber Horaz! — Und wenn mein Jüngling auch von der Kritik Profeſſion machte: wenn ich ihm auch nachher vollſtändiges kritiſches Geräth zur Hand legte, und die vornehmſten Abwege der Kritiker zeigte — niemals weiche er doch aus dem Gleiſe, aus der Odenilluſion des Dichters — — Wie weit ſich Herr Klotz mit ſeinen bisherigen horaziſchen Werkchen um dieſe verdient gemacht, beurtheile ein andrer.

7.

Ich ſchließe, und finde nöthig, folgendes hinzu zu ſetzen. Freilich habe ich diesmal, ſtatt in kritiſchen Wäldern, oft in kritiſchen nugis herumwandeln müſſen: allein warum ſchreibt Hr. Klotz ſolche am liebſten? warum hat er faſt nichts, als ſolche, ge-

ſchrieſchreiben? warum ſpricht er bei ihnen in ſo vornehmen Tone? warum läßt man ſich von dieſem Tone ſo überſtimmen, daß man ſie als Offenbarungen Apollo's lobet?

Das muß uns freilich Herr Kloz nicht überreden wollen, daß ſeine Verweiſe, und Lobſprüche auf Homer, daß ſeine mythologiſchen Achtsſtrafen, daß ſeine ſchöne Kunſtvorſchläge aus unſrer Religion, daß ſeine Schauwiſionen, daß ſeine horaziſchen Einfälle Etwas, auch nur einen Funken Neues enthielten; blos dem mittelmäßigſt beleſenen Leſer kann ſeine Mine ſo Etwas überreden. Aber daß alle dieſe ſogenannten Alterthumsſchriften voll Fehler und Irrthümer, und durchgängig mit dem ſeichteſten Urtheile abgefaſſet ſind: das will ich nicht den Leſer überreden, das mag er ſelbſt beurtheilen.

Wie ich aber an dies Urtheil komme? Nicht anders, als auf einem ſehr erlaubten Wege. Ich habe nicht die Ehre, Herrn Kloz von Perſon zu kennen, oder mit ihm in einiger Verbindung zu ſtehen; aber ſeine Schriftchen habe ich geleſen, überdacht, ſeicht gefunden, und endlich mich gewundert, daß jemand ſie anders finden können. Zwar warum mich gewundert? mich ſelbſt hat beim erſten Leſen die lateiniſche Sprache, und die leichte und doch ſo vornehme Mine blenden können; aber beim zweiten Leſen war der Duft verflogen, und eben die Mine, mit der er ſeine Schrift über das Studium des Alterthums, ſeine Münzenſchmeckereigeſchichte u.ſ.w. ſchreiben — die gute deutſche Ehrlichkeit, mit der ſo viele dieſe Mine haben anſehen können; freilich! die, und nichts mehr, hat mich zu einem kritiſchen Spatziergange in ſeinen Schriften lüſtern gemacht, mit dem ich fortzufahren gedenke.

Ich habe eigentlich nicht für, auch nicht gegen Hr. Klotz geſchrieben. Iſt aber jemand, der meinen Gründen Gegengründe, und meinen Zweifeln Beweiſe entgegen ſetzen will: wohl! mein Name iſt keine Sünde, ihn wolle man alſo nicht errathen, oder weiſſagen; wenn aber meine Schrift Sünde ſeyn ſoll, ſo bin ich der Erſte, ſie auf den Erſten Wink zu prüfen; zu verdammen oder zu vertheidigen. Nimmt aber Jemand zu dem elenden Mittel ſeine Zuflucht, die Sache in Perſonellvermuthungen, in leere Allgemeinſätze, in Nebenſachen, oder gar in die Gegend des Lächerlichen, oder der Pöbelſchimpfe zu ſpielen: ſo erkläre ich mich, daß ich dies als das ſicherſte Kennzeichen vom Treffenden meines Urtheils anſehen, und ruhig fortfahren werde. Und überhaupt habe ich zu

viel

viel Achtung gegen mich ſelbſt, als daß ich mit dem Verfaſſer des Anti-Burmannus, des Funus Petri Burmanni ſecundi, der Rede des Milphio ad compotores, und des Schulmeiſtergedichts auf den Tod Burmanns, einen gelehrten Streit führen wollte; vielleicht wird das Publikum auch Etwas von der Achtung gegen mich haben, mir einen ſolchen Streit zu erlaſſen.

Grier

Kritiſche Wälder.

Oder

einige Betrachtungen

die

Wiſſenſchaft und Kunſt

des Schönen

betreffend,

nach Maasgabe neuerer Schriften.

Drittes Wäldchen

noch über einige Klotziſche Schriften.

> — There are — — who will draw a man's character from no other helps in the world, but merely from his *evacuations;* — but this often gives a very incorrect out-line, — unleſs, indeed, you take a ſketch of his *repletions* too; and by correcting one drawing from the other, compound one good figure out of them both —
>
> TRISTRAM SHANDY. Vol. I. Chap. 23.

Riga, bey Hartknoch, 1769.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Ein Kunſtrichter ſoll nicht anders, als ein böſes Herz, haben können — iſt dies, ſo wehe dem Verf. der kritiſchen Wälder. Er hat mit Grimm und Bitterkeit: er hat, weiß Gott, aus welchen ſchwarzen Gründen und zu welchen böſen Abſichten geſchrieben — niger eſt! --

Alſo muß ein Kunſtrichter ein böſes Herz haben! warum? weil er Fehler aufſuchet, und wer Fehler aufſuchet, der — Aber mit einer Erlaubniß! wenn er ſie nicht aufſucht, nicht aufſuchen darf, wenn ſie ihm in vollem Maaße ſelbſt zuſtrömen? — Dann ſollte er ſie bedecken! Fehler bedecken, das thut die Menſchenliebe! — Bedecken alſo? aber wenn ſie ſich nicht bedecken ließen, wenn ſie, bedecket, und mit einem ſanften Vehikulum verſchlucket, um ſo ſchädlicher wären, iſts da nicht doppelte Menſchenliebe, ſie zu entlarven? Doppelte Menſchenliebe; denn ſo wird der junge unerfahrne Leſer gewarnet, ſie nicht für Tugenden anzuſehen und anzunehmen: der fehlerhafte Schriftſteller ſelbſt, wenn er noch zu beſſern iſt, gebeſſert, oder wenigſtens dahin gebracht, nochmals zu prüfen, auszutilgen oder zu verſtärken. Ich ſehe in keinem Falle Nutzloſen Menſchenhaß.

Was der webende Wind wachſenden Bäumen iſt, Stärkung ihres Stammes, das iſt der Widerſpruch für unſere Meinungen und Lehrſätze. Ein freundſchaftliches Geſpräch, ein Pro und Kontra im Umgange, oder im lebendigen Vortrage, bringt oft weiter, als hundert einſame Diſcuſſionen auf einem und demſelben Pfade. Dort wird jede Idee gewandt, ventilirt, geprüft, und alſo entweder beſtärkt, oder geſchwächt: der Geiſt wächſet in dem Zwiſte der Akademie, wie der Leib in den Uebungen der Paläſtra.

„Aber dazu ſind Journale, Zeitungen!„ Auch meine kritiſchen Wälder mögen ſo etwas ſeyn, und wollen noch **mehr** ſeyn. Ein Journal gibt Auszüge und nur über dies und ein anderes Einzelne ſeine Meinung: der **Zergliederer** eines ganzen Buchs thut mehr, als — vielleicht ſelbſt ſein Verfaſſer gethan. Sich in den Plan des Ganzen ſetzen, hier und im Einzeln auf die Fehler oder Schönheiten zeigen, ergänzen, das thun vielleicht nur einige Journale! das iſt ſo ſchwer, als ſelbſt Schreiben, und eben bei dem elendeſten Buche am ſchwerſten. Klotzens Münzbüchlein wird ihm nicht die halbe Arbeit gekoſtet haben, die ſeine Analyſe mir; vielleicht aber wird dieſe auch um die Hälfte nützlicher werden können, als jenes ſelbſt. Ein zergliedertes Buch iſt doch bildender, als ein zuſammen geſchmiertes.

Vorrede.

Sollte mein Zeugniß hierinn nicht gelten: ſo mag der engliſche Swift*) zeugen: er giebt ſo umſtändlichen Zergliederungen einen Werth, von dem ich mir gern auch nur die Hälfte zueignen wollte. Eben daher wird man auch das oft Kleinfügige in meinen Diſputationen entſchuldigen. Sollte das Ausgefundne oft nicht wichtig ſeyn: ſo ſuche man an der Methode ſelbſt zu lernen.

Ich habe dazu Schriften gewählt, die bekannt gnug waren, und über die, wenn ich gefehlet habe, ich wenigſtens auf meine Koſten gefehlet. Von Leſſings Laokoon erinnere ich mich keine einzige Erinnerung, die ich gemacht, ſonſt geleſen zu haben, und über Klotzens Schriften war, was ich urtheilte, auch noch nicht geurtheilt. Da ihr Verf. ſich der meiſten Zeitungen und Journale in Deutſchland verſichert hat, und dieſe doch leider! für das Publikum ſchon gelten: was war nicht der Mann geworden? und was ſind ſeine Schriften! Was iſt nicht

Hr.

---

*) Vertheid. des Mährchens von der Tonne.

Hr. Riedel geworden? und was ſind ſeine Theorie und ſeine Briefe?

Hier den Ton der Gleichheit und des Verdienſtes herzuſtellen: jene lobſchreiende, alles überſchreiende Stimmen etwas zu mäßigen, das war meine Abſicht. Leſſings Laokoon war, dünkte mich, noch nicht würdig gelobt; denn er war noch nicht bis auf ſein Weſen durchdrungen. Klotzens Schriften überſchwänglich gelobt, und verdienten nicht, angeſehen zu werden. Riedels Theorie übermäßig gelobt, und iſt das mittelmäßigſte, unordentlichſte Werk, das ich mir bey einer Theorie denken kann. Hier der Kritik die Stimme der Freyheit wieder zu geben: das Unwürdige öffentlich zu tadeln, damit dem Verdienſte ſein Lob noch angenehm ſeyn könnte — das war meine patriotiſche Abſicht!

„Aber ſo ernſthaft, ſo bitter!„ Noch immer patriotiſcher Ernſt! ich mag die ſüßtönende lammartige Stimme nicht: mag nicht den ſchmeichelhaft ſich bückenden Ton, in dem die ſprechen, die wieder gelobt ſeyn wollen. Man tadle mich! man tadle mich heftig! ich mag nicht kriechen! und wenn es Mode des Jahrhunderts wäre!

„Ernſthaft alſo, aber warum bitter? „warum mit Galle?„ Mit Galle gegen die Perſon im geringſten nicht. Da ich nicht das Glück habe, in Halle oder Erfurth zu leben: warum ſollte ich den Lehrern daſelbſt ihren Beifall beneiden? aus Eiferſucht ſchmälern? aus Habſucht an mich ziehen wollen? „Aber mit Bitterkeit gegen den Schrift„ſteller, und dazu unwürdig, unhöflich, „ungezogen!„ Die Vorwürfe ſind hart, und ſie wären ſiebenfach hart, wenn man ſie von meinem erſten Wäldchen ſagen könnte! Aber in einem Zeitpunkte, wo das Schmeicheln Mode wird, wo der Geſchmeichelte mit dem Publikum, mit Welt und Nachwelt im hochtrabendſten Tone ſpricht, und auf ſeinen eingebildeten Werth ſo ſicher rechnet, als der Kaufmann auf ſeine Papiere — wie? iſts da dem Patrioten ſo unverzeihlich,

lich, wenn er auch in der Gegenſtimme ausſchweift? wenn er ſeinen rechtmäßigen Tadel mit Feuer ſagt? O ſollte mancher ſo viel zurückzahlen müſſen, als er unrecht zu empfangen gewußt, wie viel iſt er noch ſchuldig? — Und zudem, iſt hier wohl die Hälfte der Ungezogenheiten, die die Klotziſche Bibliothek gegen die beſten Schriftſteller Deutſchlandes bewieſen? und iſt bey einem Klub, wo ſanfte Kritik den Lauf des Muthwillens nicht ſtören kann, ein andrer Weg möglich?

„Aber warum Namenlos, aus dem Dunkeln hervor?„ Habe ichs nicht ſchon geſagt: mein Name iſt keine Sünde! War mein Buch wider den Charakter der Ehrlichkeit ſeines Schriftſtellers: war es wider die Religion und den Staat; ſo ging es die Cenſur, ſo ſollte es nicht gedruckt werden! Und in dieſem Fall allein iſt der Name des Schriftſtellers und ſeine Perſon in ſein Werk verflochten! — Aber nun! nichts als kritiſche Streitigkeiten, Ventilationen dieſer und jener

Frage, Zergliederungen von Schriften, um den Werth und Unwerth derſelben zu zeigen — wozu da der Name? Der Verf. darf ihn nicht, und wird ihn auch nie entdecken: er wird nie das Buch unter die Kinder ſeines Namens aufnehmen: denn es war nicht dazu. Es war blos für eine Zeitverbindung geſchrieben, die der Litteratur ſchädlich ward: in einem Tone geſchrieben, der für das Ohr dieſer Zeitverbindung eingerichtet war: über Sachen, wovon damals jeder ſprach und ſchwatzte. Er kann alſo wohl einmal einzelne Materien ausheben, und für die ſeinigen erkennen, die etwa dauren können: der Wald ſelbſt aber hat keinen Namen — *αγωνισμα μαλλον, ȣ κτημα ες αει.*

Inhalt.

I. Ueber Herrn Klotzens Buch
vom
Münzengeſchmacke.

1. Die Schrift iſt weder ſchön im Vortrage, noch Beytrag zur Geſchichte, noch im würdigen Ton geſchrieben. Was der ſüße Kammerton unſrer Zeiten ſey?

2. Probe von der Feinheit der Klotziſchen Empfindungen. Rettung der Münzgelehrten, die mehr thun, als ſchmecken. Einfügung der Geſchmackslehre auf Münzen mit andern eben ſo nutzbaren Zwecken.

3. Ein langes Regiſter von Stellen, wo Addiſon mit unſerm Klotz gewandert. Vorzüge des Deutſchen vor dem Britten an redneriſchem Schmuck, an Beſtimmtheit und Ordnung.

4. Vorzeichnung zu einer hiſtoriſchen Theorie des Geſchmacks alter und neuer Münzen. Vorzüge der Griechiſchen Numismatik erklärt, aus ihrem Nationalcharakter, aus ihrer Succeſſion auf die Egypter in der Bilderſprache, aus ihrer Religion, ihren Allegorien von Städten und Ländern, abzubildenden Sachen und Begebenheiten, Perſo-

nen

nen und Inſchriften, aus ihrer Bilderdenkart, und poetiſchen Cultur des Publikum — alles im Kontraſt unſrer Zeiten.

5. Hiernach eine Pragmatiſche Münzengeſchichte des Geſchmacks. Prüfung der Klotziſchen Ideen darüber. Ob ſich auf alten Münzen nur ſchöne Geſtalten finden? Ob Winkelmann ſeine Geſetze der Allegorie für Münzen gegeben? Ob eine Münze freyes Kunſtwerk ſey? Ihre wahre Natur iſt ſymboliſch.

6. Wie weit ſich aus Münzen auf den Geſchmack einer Nation ſchließen laſſe? Nach Einer, nach allen Griechiſchen, nach den Römiſchen, nach den Gothiſchen und Barbariſchen der mittlern Zeiten; nach der Numismatik unſrer Zeit geprüft. Wunſch nach einem numismatiſchen Goguet.

7. Wie fern die bildenden Künſte die Denkart des Künſtlers verrathen? Wie fern eine Münze dies kann? Ob ſie die Denkart des Fürſten ſchildere? Proben der Alberheit dieſes Satzes. Ob der moraliſche Charakter ganzer Nationen auf Münzen zu ſuchen ſei? Beiſpiele an den mitlern Zeiten, Holländern, und Deutſchen? Lobrede auf die Epoche des Geſchmacks, die Hr. Klotz in Deutſchland macht.

8. Wenn Münzen vom Geſchmack der Nation zeugen ſollen: ſo müſſen ſie ein Werk des Publikum, und ein freies Kunſtwerk ſeyn. Ob ſich von ihnen die Bildung des Geſchmacks anfange?

Statt des Beſchluſſes der Auszug aus einem Briefe.

II. Proben

II. Proben von der Gründlichkeit und Unpartheilichkeit des kritiſchen Urtheils der actorum.

Ueber Harles Vitas philologorum. Ob ſich ein biographiſcher Charakter aus Oden entwerfen laſſe? Lächerliche Kleinigkeiten in Hrn. Klotzens eignem Leben.

Ueber den Charakter Pindars. Rettung und Erklärung der ausſchweiſendſten Pindariſchen Ode.

Ueber Breitenbauchs Schilderungen, der uns einen Horaz liefern wird.

Hauſens Geſchichte: dergleichen noch nie erſchienen.

Ueber D'Argens Julian. Charakter Julians, wie ihn Hr. Klotz kennet.

Ueber Damms Lexicon. Nutzbarer Gebrauch deſſelben.

Ueber die Briefe eines Mentors. Beſte Probe von charakteriſirenden Anekdoten.

Hauſens Weltgeſchichte. Seine ſchöne Gabe zu charakteriſiren. Charaktere Karls des Großen, Ludwigs des Frommen u. ſ. w. Ueber die Charakterſtellung überhaupt.

Urtheil über die acta überhaupt in ihrer Schreibart, und kritiſchem Geiſt.

8. Hr. Klotz ſollte ſich nicht mit der Theologie befaſſen. Seine Claßification mit Teller und Baſedow. Ob unſre

Ortho-

Orthodoxie in Klotziſch Latein umgegoſſen werden ſolle?

2. Die Reichsgeſchichte iſt nicht à la Greeque oder à la Françoiſe zu ſchreiben. Unterſchied unſrer Geſchichte von andern in der älteſten Zeit, und in den mittlern Jahrhunderten. Ob eine Deutſche und Reichshiſtorie zwey Dinge ſind? Bemerkungen über die Eigenheit unſrer Geſchichte und wie ſie idiotiſtiſch zu ſchreiben ſei.

3. Satyren auf die Metaphyſik und Philoſophie. Sie rächet ſich gegen ihre Verächter.

4. Von dem Buche über geſchnittne Steine. Deſſen Beleſenheit, Ordnung und Eintheilung wird gelobt. Proben von dem guten Tone in ihm. Allgemeines Urtheil. — —

— Leſſings Antiquariſche Briefe. Schluß —

Drittes Wäldchen

über einige Klotziſche Schriften.

1.

Münzenſchmeckerei — das Wort ſcheint verächtlich: wie aber, wenn ein Titel Geſchichte des Geſchmacks und der Kunſt aus Münzen a) ſeiner Ausführung nach nicht beſſer, als ſo, könnte zuſammen gezogen werden? — Ich will mich, ſo viel ich kann, nach Griechenland zurück ſetzen, und leſen, als ob ich einen Griechen läſe. Das attiſche Publikum in Deutſchland ſei zwiſchen ihm und mir Zeuge.

Zwar Griechiſchſchön im Vortrage iſt dies Schriftchen wohl eben nicht, daß nämlich einfältige

Hoheit,

---

a) Beitr. zur Geſch. des Geſchm. und der Kunſt aus Münzen. vom Hrn. Geheimdenrath Klotz, Altenb. 1767.

Hoheit, nachdrückliche Kürze, und feine Schönheiten des Styls ſich in ihm vereinigen ſollten. Der klotziſche Styl mag immer die Schönheiten haben, die der Kupferſtecher **Allechement** nennet; aber Richtigkeit der Zeichnung, und **Kraft** entgeht ihm völlig. Der Freund und Beurtheiler b) Hr. Klotzens, „bei dem ſeine zärtliche Liebe gegen den Verf. diesmal über ſeine großen Einſichten, und ſcharfe Beurtheilungskraft die Oberhand behalten,„ mag davon ſagen „was Hr. „Klotz ihm nicht verbothen„ c) ich kann nicht anders, als durchgängig einen langweiligen homiletiſchen Ton finden, der faſt nie ſo recht Griechiſch oder Deutſch heraus ſagt, was er ſagen wollte. Langweilig jedes Punkt umher geholet, gekettet und umwunden, nach einem zehn Seiten langen Eingange, der eine höfliche Empfehlung ſein ſelbſt und weiter nichts enthält, alsdenn erſt ein prächtiges ebenfalls zehnſeitiges Erordium vorausgeſchickt, alsdenn ein halbblindes Thema kanzelmäßig in zween Theile zerſtückt, ſo mit beſtändigen Ausſchweifungen, in lauter Geſchmacksvollen Anmerkungen, mit öftern höflichen Freundſchaftsbezeigungen zweihundert Seiten hin deklamirt, als wenn jede Periode aus dem Lateiniſchen überſetzt wäre, als wenn zu jedem Stäubchen zween Wind-

---

b) Klotz. eigne Bibliothek St. I. Vorr.

c) Ebendaſ. Seite 71.

Windmühlen und zur Schriftſtellerhöflichkeit beſtändig fortſcharrende Komplimente nöthig wären — zu einem ſolchen Vortrage würde ein griechiſcher Longin frei heraus ſagen Φλοιωδης γαρ ὁ ανηρ και φυσων, κατα τον Σοφοκλεα „ου σμικροις μεν „αυλισκοισι - - φορβειας δ᾽ατερ„ - - ουδεν δε φασι ξηροτερον υδρωπικου. Wer da will, verdeutſche das Urtheil.

Was ein Grieche mit dem Worte Geſchichte verbände, iſt hier nicht verbunden: ich mag das Titelwort Beitrag zur Geſchichte ſo diminutiviſch nehmen, als ich kann. Hier wird weder **Zeitfolge** ſorgfältig bemerkt: noch die überhingeworfnen Anmerkungen wenigſtens durch einzelne Beiſpiele der **fortgehenden** Zeitfolge ſcharf bewieſen: noch weniger von einer Nation nach der andern, inſonderheit in den neuern Zeiten, Beiſpiele der ſucceſſiven und coexiſtenten Geſchmacksveränderungen geſucht; noch weniger die Urſachen des veränderten Geſchmacks aus dem Chaos der Geſchichte heraufgeholt — iſt das Beitrag zur Geſchichte? Zu einigen allgemeinen und zu ſehr bekannten Bemerkungen, die über Völker und Zeiten durchhingeworfen, und faſt immer halbſchielend wiederholt werden, zu dieſen einige leidliche Exempel **beizutragen**, die aus bekannten Büchern, und im ganzen ſüßen Flußwaſſer des Buchs doch nur rari nantes in gurgite vaſto ſind — — aus dieſen von der Ehre und Schande aller neuern Münzen ſo allgemein und entſcheidend zu reden, als hätten ſich alle zur Muſterung dargeſtellt, und doch nichts als die allgemeinen Geſchmacks- und Barbareiperioden, jede mit Einem Beiſpiele vielleicht auszurüſten, und dieſe ausgerüſtete Figur dann mit halbem Leibe uns hinzuſtellen — iſt das die Ciceronianiſche Ankündigung „der Sache, die ich mir vorgeſetzt „habe? Meine Abſicht iſt, aus den Münzen „gleichſam eine Geſchichte des Geſchmacks und „der Künſte zuſammen zu ſetzen, und ihre Blüthe, „oder ihren Verfall aus denſelben zu beurtheilen. „Ich werde daher die alten Münzen, welche be„ſonders unſre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, „mit den neuern vergleichen: Ich werde die „merkwürdigſten Perioden in der Geſchichte der „Kunſt durchgehen, die Münzen, welche zu je„der derſelben gehören, betrachten, und nach der „größern Anzahl guter oder ſchlechter Stücke mein „Urtheil fällen.„ O Dea Moneta, wo iſt dies alles in meinem lieben Büchlein?

Noch minder iſt der Ton getroffen, in dem die Griechen etwas, was zur Geſchichte gehörte, leſen wollten: der Ton des beſcheidnen Anſtandes, der weiſen Mäßigkeit. Kein Herodot, ob er gleich mit ſeiner Hiſtorie als ein Wunder ſeiner Zeit auftrat, kein Thucydides, kein Xenophon, oder jeder andre Geſchichtsartige Schriftſteller kündigte ſein

Thema ſo koſtbar, ſo ſelbſtwichtig an, als wenn man blos der Stirne nach von aller Welt ſchon mit zurückfahrender Bewunderung empfangen werde, a) „Augen voll Entzückungsvoller Aufmerkſamkeit „habe, die Niemand hat, die nur ein Nikoma„chus, Pietro di Cortona, Angelo, Addiſon, „oder wie die Litanei der Geſchmacksnamen nach „der neueſten Mode weiter heiße, ohngefähr habe: „als wenn man an Münzen hören, ſehen, ſchmecken, „und fühlen könne, was ſonſt niemand ſah, als wenn „man von allen Vorgängern in der Münzwiſſen„ſchaft, (einen Addiſon ausgenommen) verſchie„den, als eine Seltenheit ſeiner Tage, als ein Rüſt„zeug des guten Geſchmacks auftrete, eine Epoche „machen, und der Welt Tag geben ſolle u. ſ. w.„ ſo würde ein Grieche nicht ſprechen. Nicht bei Ankündigung ſeiner Schrift, nicht mitten in der Materie zur Zeit und Unzeit, nicht bei dem Schlußſeegen, nirgends würde er ſich als eine Mauer für den Geſchmack eines ganzen Landes gegen die Ausländer vorziehen, allen Zeiten vor ihm die Spitze bieten, auf einen Zug von Nachfolgern hinter ſich rechnen, überall im Tone des Rednerego ſprechen — ein Grieche ſpräche ſo nirgends.

Am wenigſten wüßte ein Grieche von dem ſeligen Privattone, in dem unſre Zeit, die ſo ſehr das

---

a) Eigne Worte Klotzens. S. 3. 4. 5. 6. — —

Natürliche liebt, in manchen ſchönen und überſchönen Schriften **liebkoſet.** Jene redeten vor dem Publikum, als vor einem Kreiſe würdiger Kenner und Richter; nicht aber ſo freundſchaftlich ſüße, amicus ad amicum, oder wie Cicero ad familiares. In ihren beſten Zeiten kannten ſie die Lalagen des Styls nicht, dulce ridentem, dulce loquentem; ſie ſprachen mit dem Publikum doch Etwas anders, als der Ehegatte in ſeiner Schlafkammer, oder der ſüße Schriftſteller im Cabinette ſeines lieben, ſeines herzlich lieben Freundes.

Ein Grieche dachte ſelbſt — — doch wozu der fortgeſetzte Name eines Griechen? Hr. Klotz iſt kein Grieche; er läßt andre für ſich denken und ſchreibt; eben dadurch aber wird, was andre gedacht haben, und er anzuführen beliebt, ſein. Im Alterthume iſt ſeine Kunſtmuſe von Winkelmann, Leſſing, Du-bos, Caylus; und in Neuern von Addiſon, **Hagedorn, Watelet,** Du-bos und einigen andern Franzoſen ſo ganz beſeſſen, daß, wie geſagt, immer Herr Klotz ſpricht, und faſt immer ein andrer durch ihn. Er weiſet andre durch andre, Winkelmann durch Wacker, Leſſing durch Wacker, Caylus durch Winkelmann, und Leſſing durch Caylus zurecht; ſo zurecht, als wenn alle dieſe, als Unterbibliothekare ſeiner Bibliothek unter der Aufſicht des Herrn geheimden Raths, ſich wechſelsweiſe verbeſſert und das entſcheidende Urtheil

dar-

darüber durch eine bündige Citation Ihm überlaſſen hätten. Ueberhaupt gehört hinter jede leidliche Anmerkung ein fremder Name, und wo er nicht ſteht, wollte ich ihn zuſchreiben. Zu dieſem Münzbüchlein wenigſtens dörfte ich nicht eben lange nachſuchen: denn was Plato zum Antimachus ſagte: würde ich hier zu Addiſon ſagen können: hic mihi inſtar omnium! und Addiſon, welch ein guter Tröſter!

Da nun Hr. Kl. als **Critikus** über den Geſchmack geſammter Völker und Zeiten urtheilen; als **Sammler Beleſenheit** zeigen: als ein **Schriftſteller** von ſittlich feinem Geſchmacke ſchön ſchreiben: als ein **Ehrenmann** hofmäßig ſprechen: als ein Gefühlvoller Freund, Dankbarkeit und Ergebenſt bezeugen: und bei allen als Magiſter der freien Künſte zuweilen noch eine kleine luſtige Schnurre anbringen will; ſo denke man ſich in dieſem Gemiſche den würdigen Ton eines Lehrers über die Geſchichte der Kunſt, den wir an Winkelmann ſo tief bewundern. Man vergleiche dieſen artigen Beitrag mit des andern ſeiner Geſchichte, und ſiehe da! Winkelmann in klein Octav! — Verzogne Anpreiſungen des guten Geſchmacks wechſeln mit ſittlichfeinen Artigkeiten, mit ſpaashaften Anekdoten, mit herzlichſchönen Complimenten an ſeine Freunde und Gönner ab: bald ſpricht ein Kunſtrichter von richtigem Geſchmacke, **Du Bos**, bald der unſterb-

„liche **Mengs**, bald ein Mann, welcher die tiefen „Einſichten, und alle Eigenſchaften eines großen „Genies durch ſein Menſchenfreundliches und tugendhaftes Herz veredelt, und von welchem man „ſagen kann, daß ſeine Schriften die Schilderung „des liebenswürdigſten Mannes ſind„ bald Hr. von Voltaire in ſeinem temple du gout: bald thut der Verf. „für Deutſchland das Gebet, das Hr. „Watelet an die himmliſche Venus abſchickt:„ bald befielt er den Fürſten im Namen der Nachkommenſchaft, wenn ſie Münzen ſchlagen laſſen, Longin zu leſen. „Der Abt Böhmer und„ jene geiſtreiche Engländerinn Montague: Sparheim und ein franzöſiſcher Landjunker: Young in ſeinen Nachtgedanken und Lucian, und „ein witziger „Mann, der Abe Trublet„ — auf zwei Blätterchen a) kommt dieſe ſeltne Geſellſchaft zuſammen, und drückt ſich ſo auf einander, daß der Verf. mit einmal „ermüdet von Scholiaſten und geſättigt mit „der Gelehrſamkeit ſtolzer Kunſtrichter, in Leſſings, „Weißens, Duſchens, **Uzens** und **Hagedorns** „Schriften Erquickung ſucht, von furchtbaren Fo„lianten in die lieblichen Umarmungen des freund„ſchaftlichen **Gleims** flieht, oder bewundert in „den Schriften des Patrioten Moſers erhabne Züge „der deutſchen Redlichkeit.„ O wenn einſt Griechen

---

a) S. 58. 59.

chen wieder aufleben — unpartheiiſche Nachwelt, die entfernt von unſerm Familienton und ſüßen Zeitgeſchmack unſre viros ſuaviſſimos wägen wird — oder du unſer deutſches Publikum, das von jeher entmannete Weichlichkeit, und verwelkte Roſen verachtet hat, deſſen Geſinnung immer ernſte Vernunft, Kraft, und das Nahrhafte des Geſchmacks geweſen, wirſt du dich mit einem ſchönen Blumengeſpinſte, das man wie jenen alles übertreffenden b) Tryphoniſchen Schleier, dir überwirſt, dich immer täuſchen laſſen? — Ich ſchreibe für Deutſchland, und ich weiß, die ſtillen Kenner (und ſie ſind das wahre Deutſche Publikum) auf meiner Seite: der große helle Haufe lobt und wird gelobt, allein — — the charms wound up!

Warum aber ſo lange bei dem Gerüſte eines Buchs? Denkart eines Schriftſtellers, Denkart, die ſich in allen Schriften deſſelben äuſſert, Denkart, die ſich, wie eine Luſtſeuche des guten Geſchmacks, ſo gern weiter ausbreitet, iſt mehr als Gerüſt. Und wenn es auch nur dies wäre: ins Gebäude ſelbſt wage ich mich kaum; es drohet über mich einzuſtürzen. Ich fürchte: ich fürchte die

---

b) Die Allegorie der Griechen und Römer (das muß ich doch ſagen, Hr. Klotz mags wollen, oder nicht, daß dieſe Stelle vortrefflich iſt!) iſt wie der leichte Schleier des Tryphon. ſ. Kloz. Bibl. S. 64.

ungeheure Anheiſchung: aus Münzen eine Geſchichte des Geſchmacks und der Künſte zuſammenzuſetzen, und ihre Blüthe, oder ihren Verfall „aus denſelben zu beurtheilen„ ſei, ſo wie ſie Hr. Kl. nimmt, eine farbichte Luftblaſe, ſie iſt das prächtige Thema des Buchs.

Geſchmack aus Münzen: wie weit laſſen ſich Münzen ſchmecken? was laſſen ſie für Geſchmack auf der Zunge?

Geſchichte des Geſchmacks aus Münzen: läßt ſie ſich geben? wie weit iſt ſie ſicher? **Geſchichte des Geſchmacks und der Künſte aus Münzen nach Zeiten und Völkern?** Kann die Göttinn Moneta eine ſichre Zeuginn über ſo Etwas ſeyn?

Man ſieht, ich muß anfangen, wo der Autor nicht anfing, **von Grundaus**; ich werde zeitig gnug ans Gebäude und endlich auch ans Gerüſte zurückkommen.

2.

Geſchmack aus Münzen. „Vielleicht äuſſern einige Antiquarien unſers Vaterlandes über „meine Abſicht, das Wachsthum und den Verfall „des Geſchmacks und der Künſte bei einem „Volke aus deſſen Münzen zu zeigen, eben die „Verwunderung, mit welcher man vor Zeiten „die entzückungsvolle Aufmerkſamkeit begleitete,

„tete, die die Augen des Nicoſtratus auf des Zeuxes Helena geheftet hatte. Ich wünſchte, daß ich mich durch das Bewußtſeyn größerer Verdienſte und Einſichten in die Kunſt berechtigt fühlte, mit dem edlen Stolze des Malers ihnen antworten zu können: „Ihr würdet euch nicht wundern, wenn ihr meine Augen hättet.„ Es iſt gewiß, daß viele Perſonen einerlei Gegenſtand betrachten, und gleichwohl viele nicht daſſelbe an ihm bemerken können, was ſich dem Auge eines Einzigen in einem reizenden Glanze darſtellt. Manchen wird der Anblick einer Gothiſchen Cathedralkirche eben ſo ſehr rühren, als des Pantheons zu Rom, und die Entzückung, welche Pietro di Cortona bei dem Anblicke des Pferdes des Marcus Aurels in dem Hofe des Capitols die Worte oft ablockte: „So gehe doch fort, weißt du nicht, daß du lebendig biſt?„ kann von den wenigſten auch nur begriffen werden. Wie viele Künſtler waren nicht von jenem Rumpfe einer alten Bildſäule weggegangen, ohne die glückliche Entdeckung gemacht zu haben, die Michel Angelo fand! Er bemerkte blos an ihm einen gewiſſen Grundſatz, welcher nach Hogarths Urtheile, ſeinen Werken einen erhabnen Geſchmack gegeben, der den guten Stücken des Alterthums gleich kommt. Ich glaube, daß Addiſon aus einer Empfindung, die er ſehr oft in ſeinem Leben erfahren haben muß, die Vorzüge eines glücklichen Geiſtes geſchildert habe. „Ein Menſch, ſagt er, von einer geſchärften Einbildungskraft, wird in mancherlei große Vergnügungen geführt, die der gemeine Mann zu bekommen nicht fähig iſt.„ u. ſ. w. a) So aufmerkſam man bei Erzählung ſolcher vornehmen Empfindungen und Erfahrungen ſeyn mag, wer kann dem Geſchmackvollen Autor bis auf Felder und Wieſen folgen? Gläubig, höre ich den Parenthyrſus unnennbarer Gefühlsarten: „entzückungsvolle Aufmerkſamkeit, die die Augen anheftet, die mit Verwunderung begleitet wird: das Bewußtſeyn, das ſich wozu berechtigt fühle: Die Bemerkungen an dem, was ſich dem Auge eines einzigen in einem reizenden Glanze darſtelle: die Entzückung, die Worte ablockt, und die von den wenigſten auch nur begriffen werden kann: die Bemerkung eines Grundſatzes, der den Werken erhabnen Geſchmack gibt: die Empfindung, die der und jener ſehr oft in ſeinem Leben erfahren haben muß u. ſ. w.„ Dieſen äſthetiſch-pſychologiſch-myſtiſch erhabnen Jargon von Kunſtgefühlen, der jetzt in die Stelle abgelebter Theoſophiſcher Empfindungen und Seelenerfahrungen tritt, höre ich andächtig zu, und antworte Hr. Klotzen auf

---

a) S. 3. 4. 5. 6. &c.

auf ſein Ei ja! „wenn ihr meine Augen hättet!„
durch den herzlichen Seufzer: „ach! hätte ich
„Deine Augen!„

Er fährt epanorthotiſch fort a): „wie ver-
„ſchieden ſind nicht die Abſichten, welche die Ge-
„lehrten bei dem Studio der alten Münzwiſſen-
„ſchaft haben! Unter einer großen Anzahl derer,
„welche ſich damit beſchäftigen, **habe ich nur ſehr**
„**wenige angetroffen**, die einen andern Nutzen da-
„von zu ziehen gewünſcht hätten, als welchen **der ge-**
„**meine Haufe** der Antiquarien bei ſeinen müh-
„ſamen Arbeiten kennet. Zufrieden mit ſich ſelbſt
„und vergnügt über die Laſten, welche ſie ihrem ge-
„duldigen Gedächtniſſe auflegen, lachen dieſe be-
„ſtaubten Männer über unſre gutgemeinte Frage,
„ob ſie auch in den Tempel des Geſchmacks gehen
„wollen? und antworten **muthig**: Nein! dem
„Himmel ſei Dank! das iſt nicht unſre Sache.
„Geſchmack iſt nichts: wir beſitzen die Geſchicklich-
„keit, fremde Gedanken durch lange Auslegungen
„zu erweitern; aber ſelbſt denken wir nicht. Die
„nützlichſten unter ihnen ſind die, welche die alten
„Münzen um deßwillen lieben, weil ſie ihnen Ge-
„legenheit geben, chronologiſche Unterſuchungen an-
„zuſtellen. Ihre Arbeit müſſen wir mit Dank er-
„kennen, und **ſie ſelbſt verdienen ein aufrichti-**
„ges

---

a) S. 6. 7. 8. 9. 10.

„ges **Mitleiden**, weil ihnen das Vermögen verſagt iſt, „bey ihrer Gelehrſamkeit zugleich das Vergnügen „zu genießen, welches **andern ein guter** „**Geſchmack** gewähret. **Spon**, unterrichtet in „den Geheimniſſen der Phyſiognomie, las die „Denkungsart und die Eigenſchaften der Menſchen „auf dem Geſichte, das ihm die Münze vorſtellte, „und **Addiſon**, höherer Gedanken fähig, verglich „die Bilder auf Münzen mit den Gedanken der „Dichter, und **rechtfertigte hiedurch ſeine Hochachtung für das Alterthum.** Ich wünſche „meinem Vaterlande mehrere Nachfolger des letztern, und **ich werde mich freuen**, wenn **unſre** „**Gelehrten künftig** an den Gott der Künſte und „des Geſchmacks eben die Bitte thun, die Ajax „beim Homer an den Jupiter that: „O! Vater „vertreibe die Nacht, laß es helle werden, und „gib, daß unſre Augen ſehen!„

Alle Hochachtung für **Spons** Sibyllenweiſſagungen, für **Addiſons** Vergleichungen, für unſrer Deutſchen **Ajaxe** Gebet an den Jupiter, oder für das Gebet des Aegyptiſchen **Cynocephalus**, daß der helle Mond wiederkehre; indeſſen dünkt mich doch das „aufrichtige Mitleiden„, mit allen Gelehrten, die nicht, wie Hr. Kloz, an einer Geſchichte des Geſchmacks der Völker, Zeiten und Künſte, **aus Münzen**, arbeiten, ſehr entbehrlich. Es wäre umſonſt, die Nutzbarkeit des Münzenſtudium

dium zur Geſchichte, Chronologie, Geographie, Naturwiſſenſchaft, Mythologie, Rechtslehre und der ganzen Känntniß des Alterthums, erweiſen zu wollen, da ſolche in dieſer Wiſſenſchaft große Namen vor dieſer Materie ſtehen, oder da viele, welches noch beſſer iſt, durch ihr Beiſpiel die Sache ſelbſt erwieſen haben. Nur ſo viel alſo gegen Hr. Kl., daß die Bearbeitung der Münzwiſſenſchaft aus einem andern Geſichtspunkte; er ſei nun Geſchichte, oder Rechtsgelahrheit, oder Mythologie, oder eine Theorie der Medaillen überhaupt, noch gar nicht dem Geſchmack an Münzen widerſpreche, ihn nicht verdränge; ihn vielmehr vorausſetze, und mit ihm als Führer einerlei Reiſe thue. Hier den Geſchmack als ein entlegnes eignes Land anſehen, iſt eine Ausſicht nach Utopien hin, und eben ſo viel, als Lebenslang die Logik ſtudiren, ohne ſie und alle ihre Zauberkünſte jemals anzuwenden, ſich lebenslang den Geſchmack zu kitzeln, ohne ſich einige Nahrung dadurch erſchmecken zu wollen. Der wahre Tempel des Geſchmacks iſt nicht eine Orientaliſche Pagode, ein Ruheſitz, wo man als am Ende ſeiner Wallfahrt ſich niederläßt; er iſt vielmehr wie der Tempel des Marcellus gebauet; die Pforte des Geſchmacks, auch in Münzen, ein Durchgang zur Wiſſenſchaft: zur Wiſſenſchaft, welche es wolle.

Der Pöbel der Münzverſtändigen freilich — aber wer wollte ſich (es ſei nun zu eignem Lobe, oder zum Tadel anderer,) unter den Pöbel miſchen? Die Nutzbaren, die Würdigen Münzgelehrten gerechnet; und bei denen ſollte ihre Gelehrſamkeit dem Geſchmacke widerſprechen müſſen? dieſer von jener nicht oft eine Geſellinn, oft gar eine verdeckte Minerva haben ſeyn dörfen, ſelbſt wenn es auf wiſſenſchaftliche Unterſuchungen ausging? — Nicht zweifeln ſoll einmal dieſe Frage; ſie ſoll blos die Erinnerung wecken! Wie? alle die groſſen Bearbeitungen in den Feldern der Numismatik, ohne Geſchmack der Münzen bewerkſtelligt? unter allen um dieſe Wiſſenſchaft ſo verdienten Namen, wäre ein Addiſon, und Klotz das einige Duumvirat des Geſchmacks? Jene Münzenſammler und Münzenerklärer, weil ſie nicht offenbar und allein vom Geſchmacke ſchrieben; weil jener einen Theil der Geſchichte, dieſer einen Theil der Alterthümer, ein andrer einzelne Stellen der Alten und ein vierter die Chronologie aus Münzen aufgekläret; darum ſollten ſie vom Geſchmacke nichts gewußt? nicht die Schönheit der Bilder, und das Bedeutende der Allegorien, und die Weisheit der Inſchriften gefühlt haben, an denen ſie eine ſo unerſättliche Augenweide fanden? Nicht im Mechaniſchen der Münzen Geſchmack beſeſſen, dafür ſie eben auch in der Abbildung ſorgten, und das mit Entzücken prie-

prieſen, was ſich nicht abbilden ließ? Wie? daß ſie bei dieſem Selbſtgefühl nicht ſtehen blieben, und eben mit der Erfahrenheit ihres Auges, und mit der Gelehrſamkeit ihres Geſchmacks höhere Zwecke auszurichten ſuchten; nicht mit dem Inſtrument prahlten, ſondern lieber Werke aufwieſen, die ihr Inſtrument in ſtiller Werkſtäte verfertigt: ſoll dies ihnen gegen den zum Nachtheile a) gereichen, der nichts als ſein Inſtrument vorzeiget, der blos von Geſchmacke redet, ohne, was er damit zur anderweitigen Nahrung ausgekoſtet?

Hr. Kl. hat ungefähr ſagen wollen: daß es Leute gebe, die bei einer Münze vorzüglich auf Gelehrſamkeit ſehen, und bei denen dieſer Hang zur Beleſenheit, das, was er Geſchmack nennt, verſchlinget; daß es Leute gebe, die bei einer Münze das Mechaniſche der Kunſt richtig im Auge haben, und (man nenne dieſes nun, Kunſtwiſſenſchaft oder Kunſtgeſchmack,) von ihnen, als Geprägen, urtheilen, und wenn ſie muntern Geiſtes ſind, ſich über

---

a) Schon lange haben gründliche Kenner des Alterthums es beklagt, daß man ſo gern mit einigem ſchönen Blendewerk aus den Alten davon prale; ohne die Antiquität zur Wiſſenſchaft anzuwenden. Noch neulich hat Erneſti in der Vorrede zu ſeiner Archäologie darüber geklagt, daß dieſe verſäumt — er hätte dazu ſetzen können, daß ſie nach der neueſten Mode gar verſpottet werde.

über ein Kunſtbild freuen können; daß es endlich auch Leute gebe, die vorzüglich auf das Schöne, ihr Auge richten, und weder von Gelehrſamkeit noch dem Kunſtmäßigen Hauptwerk machen. Wir wollen jene Münzgelehrten: die mittlern Kunſtkenner: die letzten Liebhaber nennen; ſie ſind alle drei unterſchieden, ihre Unterſchiede aber fließen, ſo wie die Farben eines Regenbogens, oder eines ſpielenden Seidengewandes, in einander. Der Künſtler kann mehr oder weniger Liebhaber, der Gelehrte mehr oder weniger Kunſtkenner, der Liebhaber mehr oder minder Gelehrter ſeyn. Nichts ſchadet dem andern: eins muß dem andern aufhelfen: und der wahre Philoſoph der Numismatik iſt alles Drei. Niemand alſo zum Nachtheile, wenn er ſeine Münzenwiſſenſchaft auf Chronologie, auf Geſchichte, auf Genealogie, auf Alterthümer gewandt: hätte er dem Publikum auch nichts als ſolche wiſſenſchaftliche Unterſuchungen geliefert, und den Geſchmack an Münzen für ſich behalten — unbeſchadet! **Köhlers** hiſtoriſche Münzbeluſtigungen mögen nichts als hiſtoriſche Beluſtigungen, **Gatterers** Theorie der Medaillen nichts als Theorie der Medaillen; **Vaillants** Münzenreihen der Könige, Städte und Colonien nichts als Numiſmatiſche Geſchichte ſeyn: das Schöne, das überdem geſehen, und gefühlt werden kann, finde jedes Auge, jede Seele von ſelbſt; wenn ihm nur das Bild des Schö-

Schönen vorgehalten, wenn auch nicht jede Seite herab Geſchmack gepprediget wird — denn überhaupt läßt dieſer ſich wohl wenig predigen.

Von jeher ſind darüber Beeinträchtigungen gnug entſtanden, daß Ein Gelehrter, oder überhaupt Ein Werkmeiſter die Arbeit einer andern Gattung über die Achſeln angeſehen: und es wäre Zeit, ſolche Blicke wenigſtens öffentlich einzuhalten. Der Münzenſchmecker, der auf das Schöne ausgeht, wirft dem Münzenkenner, der auf das Seltne, auf das Gelehrte, auf das Erläuternde ſieht, vor, er habe nicht ſeine Augen. Habe er doch nicht! Haſt du denn die ſeinigen? Wollte jeder nur das Schöne auf Münzen erjagen, wer würde ſich um die Zeitpunkte bemühen, da es nichts Schönes auf Münzen gibt? Wer das Rechtsmäßige, das Urkundliche, das Zeitberechnende, das blos Seltne, auf ihnen bemerken? Und ob dies etwa nicht auch nöthig oder nützlich. Freilich ſagt Heuſinger zu viel, daß ſich über die Münzen des mitlern Zeitpunktes ein ſo ſchönes Buch, als Spanheim, ſchreiben lieſſe; nicht aber ein ſo nützliches Buch? Der Rechtsgelehrte, der Diplomatikus, der Geſchichtſchreiber, der Alterthumskenner Deutſchlands und ſo viele fleißige Beiſpiele reden. Sollen wir nun einen Joachim mit Mitleiden anſehen, weil er kein Kloß iſt, und die Verdienſte eines Gatterers überſehen, weil er auf keine Ikonologie des Schönen arbeitet? Unbilliges Achſelzucken! ſo bleibt Eine der nützlichſten Quellen von Urkunden unberührt! die nach unſerer jetzigen Weltverfaſſung in guten Ausflüſſen ausgebreiteter ſeyn dörfte, als blos ein Gericht vom Münzengeſchmacke.

Weg alſo aus dem Schriftlein unſers Autors — durch und durch weg mit dem gezierten hochtrabenden Tone, der ſich überall brüſtet. Herr Klotz laſſe jeden die Münzen anſehen, wie er wolle; wenn er ſie nicht des Geſchmacks wegen anſiehet, gehört er eigentlich nicht vor dieſen Richterſtuhl. Noch weniger ſchließe man, daß, wenn jemand mit ſeiner Münzwiſſenſchaft zu der und jener andern nützlichen Abſicht angeſchlagen, er deßwegen nicht das Gefühl des Schönen beſeſſen, nicht der Grazie geopfert habe, und wie die Modeausdrücke mehr heißen. Am wenigſten halte ſich Herr Klotz für den erſten Apoſtel des Geſchmacks in Deutſchland. Viele, viele vor ihm Münzenkenner, Münzenſammler, Münzenbeſchreiber, Münzenzeichner, und ſelbſt Münztheoriſten vor und neben ihm, die das Schöne in den Alten geliebet, angeprieſen, und zum Theil ſelbſt nachgeahmet; die lange vor ihm über den böſen Geſchmack geklagt; aber Hinderniſſe fanden, die Herr Klotz mit ſeinen ſüßen Vorſchlägen überſiehet. Ob alſo viel Neues, und Gründliches im Klotziſchen Buche ſey, wollen wir noch nicht wiſſen; daß aber durchaus viel Geziertes, ein falſcher Fe-

der-

derſchmuck, ein unausſtehlich ſelbſtwichtiger Ton herrſche — „o ich will nicht alle Stellen auszeichnen, wo Herr Kloß von dem gelehrten Auge des „Kenners, von der jetzigen und erſt jetzigen Epoche „des Geſchmacks in Deutſchland, von den claſſiſchen „Autoren deſſelben, von dem Zeitpunkte, der auch „den ſpäteſten Nachkommen bewundernswürdig ſeyn „wird, von einem Manne, der die Vorzüge der „Alten kennet, von einer ganz eignen Art von Augen, Kunſtwerke zu ſehen u. ſ. w. „ ſo ſehr in ſeiner Perſon ſpricht, daß der geneigte Leſer nichts als Komplimente gegen einen Schriftſteller machen kann, der ſich ſelbſt ſo gut kennet, und ſo artig de ſe ipſo ad ſe ipſum und ad familiares zu reden weiß, daß nichts drüber.

3.

Dies bei Seite, ſo iſt doch das Schriftlein vielleicht eine **Aeſthetik**, eine Geſchmackslehre der Münzen, die in den Händen aller, deren Sache dieſe ſind, von der Münzobrigkeit bis zum Münzenſchlager Wunder thun müßte. Oder vielleicht eine philoſophiſche Grundlage zur Geſchichte der Numismatik; oder —— wir wollen nicht zu viel erwarten.

Ein wohlbekannter Autor **Joſeph Addiſon** hat wohlbekannte Geſpräche über den Nutzen und die Vorzüge der alten Münzen geſchrieben, die auch unter uns durch zwo oder drei Ueberſetzungen bekannt ſind. Nun kommt ein wohlbekannter Autor, **Chriſt. Ad. Klotz**, der die Geſpräche des **Engländers** ſo artig in ſeine Deklamationen verpflanzen kann, daß es eine Freude iſt. Er ſagt ſelbſt: Er könne nicht dafür, wenn er ſich mit dieſem Autor manchmal begegne: ich glaube wohl; aber wer kann denn dafür? —— Wir wollen uns das Vergnügen machen, die beiden Wandrer neben einander traben zu ſehen: aber keine Nationalwette! der Deutſche kommt gewiß vor.

Addiſon, oder vielmehr ſein Philander, giebts als Unterſchied zwiſchen alten und neuen Münzen, „daß er ſich auf jenen keiner Bilder von Einnehmung „der Städte erinnere, weil damals noch kein Pul„ver und Blei im Gebrauche geweſen; unſre hin„gegen ſtelleten Belagerungen, Riſſe von Veſtun„gen u. ſ. w. mit allen ihren Theilen vor. —— So Philander, und ſein Mitſprecher Eugen zeigts ironiſch als ſehr recht und billig an, daß ein Fürſt Modelle von dem Platze hinterlaſſe, den er verwüſtet. —— **Addiſon der zweite** trift hier ſo unvermuthet auf das Paar, als fände ers vornehm und unverhofft ſelbſt als einen beſondern Einfall, auf neuern Münzen ganze Plane abzuzeichnen u. ſ. w. a) —— „Kein Wunder, ſagt Hr. Klotz, b) denn wenn „zwei

---

a) S. 34. 35. 36. b) S. 30.

„zwei Wanderer auf verſchiedenen Wegen nach einer Stadt gehen, ſo kann man nicht ſagen, daß „einer dem andern als ſeinem Wegweiſer folge.„

„Die alten Münzen, ſagt Addiſon, gehen in „ihren Komplimenten gegen den Kaiſer weiter, indem ſie Gelegenheit nehmen, ſeine Privattugenden zu rühmen: nicht nur, wie ſie ſich in Thaten geäußert: ſondern auch, wie ſie überhaupt „aus ſeinem Leben hervorgeleuchtet haben. Dieß „geht ſo weit, daß wir Neronen auf der Laute ſpielen ſehen u. ſ.„ Als Unterſchied führt Hr. Klotz ſo Etwas nicht an, denn wer wird mit Addiſon Einerlei Weg nehmen wollen? unvermuthet aber und an deſto unrechterm Orte trift a) er mit ihm, wer kann dafür? ſo anſehnlich zuſammen, als folget: „ob es gleich unter den Römiſchen Kaiſern wunderliche Leute gegeben, und ein Nero ſelbſt mit einer „Citter auf Münzen erſcheint: ſo haben ſie doch „niemals etwas auf dieſelben geſetzt, das dieſem „gleich käme.„ Und dies wunderliche Dies iſt? **ein Deutſches Weinfaß.** O wer nun noch ſagen wollte, daß der Deutſche dem Britten folge, ſelbſt wenn er ihm folget! Welche Neuheit im Kontraſt! welche Richtigkeit in der Vergleichung! welche Genauigkeit zu charakteriſiren! „Wunderliche „Leute von Kaiſern: denn ſelbſt Nero mit einer „Citter! Wunderliche Leute von Deutſchen: denn

---

a) S. 22.

ein Weinfaß auf der Münze! Schöne Vergleichung, Citter und Weinfaß, Nero und der Deutſche!—— —— Die wunderliche Citter ins wunderliche deutſche Weinfaß geſpündet —- welche Neuigkeit!

„Münzen wurden, ſagt Addiſon, bei den Römern „nicht zu Spöttereien angewandt: bei den „Neuern oft,„ und die beiden Sprechenden wechſeln darüber ihr unterhaltendes Pro und Contra. —— —— Der deutſche Addiſon wird beſtimmter. Was jener blos als Unterſchied, mit gehöriger Einſchränckung und Gegeneinanderabwägung, angegeben, wird bei dieſem der Nationalcharakter einer Nation, und das Münzenlob einer ganzen Republik a). „Man hat den Holländern oft eine „beleidigungsvolle Verachtung gegen Könige und „Fürſten vorgeworfen. Ob man ihnen gleich die „Begierde über andre zu lachen und zu ſpotten ge„laſſen, ſo hat man doch die Artigkeit, Höflichkeit „und den Anſtand von ihren Satyren getrennet.„ Kurz! nach einer langen Einſchaltung, wo Herr Klotzens Saite wieder auf ſeine liebe Burmanns ſpringt (denn wo kann Freund Sancho ans Wirthshaus denken, ohne daß ihm nicht zugleich das Luftfliegen und der Balſam Fier a Bras einfalle?) nach einer unpaſſenden Einſchaltung alſo läufts wider die Spottmünzen der Holländer hinaus, die

ihr

---

a) S. 20.

ihr Nationalcharakter werden. — Welch eine neue, und mehrere Beſtimmtheit!

Addiſon beſinnet ſich nicht, auf Römiſchen Münzen das Geſicht einer einzigen Privatperſon geſehen zu haben, und wendet ſich artig darüber weg, unſre neuern Privatcomplimente auf Münzen anders als mit einem ſtillen Winke anzuſpotten. — — Doch was ſtille **Winke!** was doch **ſich artig vorbeiwenden!** Hier eben a) fand unſer Landsmann von Geſchmack recht Zeit, auszuſchütten, und zu dehnen, und zu verſpotten, und mit einem Ueberguß der beſten Laune zu tadeln. Kein Wunder! „wenn zwei Wandrer nach einer Stadt „gehen: ſo iſts natürlich, daß beide oft einerlei Ge„genſtand wahrnehmen müſſen, und es iſt auch „eben ſo wahr, daß der eine einen Blumenreichern „und angenehmern Weg, als der andre nehmen „kann„ wie Hr. Kl. mit vieler Feinheit bemerket.

Addiſon kommt auf die Inſchriften; „eine „Ciceronianiſche Weitläuftigkeit ſei bei den heutigen „der erſte Fehler.„ Hr. Kloz kommt auf die Inſchriften b): „eine Ciceronianiſche Weitläuftigkeit „iſt bei den heutigen der erſte Fehler.„ Wie aber, mein deutſcher Hr. Addiſon, und beim Nachſchreiben, beim trocknen Ausſchreiben kein Fehler? bei

einem

---

a) S. 96. 97. 98. ꝛc. b) S. 85. u. f.

einem recht Ciceronianiſchweitläuftigen und deſto unbeſtimmtern Wiederkauen kein Fehler?

Addiſon giebt Proben von der Machtvollen Kürze der Alten, ihre Kaiſer zu loben, und folgt eben dadurch ihnen, daß er ſtatt ſchielender allgemeiner Lobſprüche Beiſpiele giebt. Was Beiſpiele? was Proben? Hr. Klotz, um nicht Addiſon zu ſeyn, zieht eine lange Scheltrede a) daraus über die weitläuftigen Titel der neuern Fürſten, über die Schwachheit und Eitelkeit derſelben, über —— und was weiß ich, **worüber** mehr? Der Deutſche wandelt auf einem blumenreichen Pfade.

Addiſon redet wider Wortſpiele und Spitzfündigkeiten auf Münzen. Er redet dagegen: Hr. Klotz wählt ſich einen beſſern Weg, darüber zu **ſchelten** b), Seitenlang erbärmlich zu ſchelten, und das arme Deutſchland, deſſen Krone ohne Zweifel aus ſolchen Wortſpielen geflochten ſeyn muß, redlich zu beſeufzen. Gott tröſte den deutſchen Patrioten!

Addiſon ſpricht wider die Münzverſe, Hexameterausgänge ꝛc. kurz und bündig. Der deutſche Wandrer auch, aber mit der Mine, als wenn er ſo etwas nur über die Achſel im Vorbeigehen anſehe c) —— Denn ſiehe! da kommt etwas, was den Patrioten billiger beſchäftigt.

Ad-

---

a) S. 88. 89. b) S. 90. 91. 92. u. f. f. c) S. 92.

Addiſon ſchreibt uns Deutſchen die Münzchronoſtichen als Eigenthum, als Erb- und Lieblingseigenthum zu. — Uns armen Deutſchen! Und ſiehe! da ſteht der rüſtige Deutſche auf: läßt alles, was er unter Händen hatte, liegen, um, als ein wahrer Gottſched! ſeine Nation darüber zu entſchuldigen a), „das wären nur Zeiten der Barbarei ge„weſen, jetzt nehme ſchon die Liebe zu ſolchem Spiel„werk ab, jetzt da der Geſchmack wachſe, jetzt da „— —„ Alles gut; aber gegen wen redet der Mann? Vor wem entſchuldiget er? Warum wendet ſich ſeine Scheltmine auf einmal ins Antworten hin? — — Ach! die beiden Wandrer ſind wieder zu nahe zuſammen: Die Addiſonſchen Dialogen haben dem Pulte des Deutſchen zu nahe gelegen: der Britte beſchuldigt, muß nicht der brave Deutſche entſchuldigen? — ſo wenig ſchläft der Verräther.

Doch verrathen, oder errathen? ich ſchreibe ab:

Addiſon	Klotz b) redneriſch
„Die Römer erſcheinen „allezeit in der gewöhnli„chen Tracht ihres Lan„des, ſo gar, daß man „die kleinſten Aenderun-	„Ich kenne die Frey„heit, mit welcher der „Künſtler an Statuen „und Münzen das Alter„thum nachahmen darf;

---

a) S. 93.-97. b) S. 79.

„gen der Mode auf der Kleidung der Münzen wahrnimmt. Sie würden es für lächerlich gehalten haben, einen Römiſchen Kaiſer mit einem Griechiſchen Mantel, oder einer Phrygiſchen Mütze zu kleiden. Hingegen unſre heutige Münzen ſind voll Togen, Tuniken, Trabeen und Paludamente, nebſt einer Menge von andern dergleichen abgekommenen Kleidern, welche ſeit tauſend Jahren nicht mehr gewöhnlich geweſen. Man ſiehet oft einen König von England oder Frankreich als einen Julius Cäſar gekleidet: man ſollte denken, ſie hätten bei den Nachkommen vor Römiſche Kaiſer angeſehen ſeyn wollen — — —

„allein (man denke ſich den ſchönen Gegenſatz!) allein **ich kenne nicht** die alten Originale, nach welchen die geharniſchten Bruſtbilder auf den meiſten neuen Münzen gezeichnet ſeyn ſollen. Es bleibt dieſe Abbildung doch alle Zeit für unſre Zeiten fremd, und ſie ſtellt eine Sache vor, die wir in der Natur nicht mehr ſehen. Haben ſich die Römer jemals in Egyptiſcher Kleidung oder mit Parthiſchen Tiaren abbilden laſſen? Würden ſie nicht, wenn ſie das gethan hätten, was unſre Fürſten thun, der Nachkommenſchaft ganz falſche Begriffe von den Trachten ihrer Zeiten beigebracht haben? u. ſ. f. — — —

> „Wir müſſen die Münzen, als ſo manche Denkmale anſehen, welche der Ewigkeit übergeben werden, und die vermuthlich noch fortdauern, wenn alle andre Nachrichten verlohren gegangen ſind. Sie ſind eine Art des Geſchenks, welches die jetztlebenden denen übermachen, die ꝛc.

> „Longin ermahnet die Schriftſteller, an das Urtheil zu denken, welches dermaleinſt die Nachkommenſchaft von ihren Schriften fällen werde. Ein Fürſt, welcher ſeine Schaumünzen als Denkmale anſieht, die er der Ewigkeit widmet und die zugleich der ſpäteſten Nachkommenſchaft ꝛc.

Da ſtehen die Menechmen zuſammen! zwei Wandrer, auf einem Wege nach einer Stadt, mit einerlei Fußtritten! Nur freilich daß der unſre Blumen lieſet, oder wie er beliebt, ſich Blumenreichere Wege wählt — er wird gelehrt; er gibt den Fürſten an, was ſie ihren Künſtlern aus Lichtwers Fabeln und Lucian antworten ſollen: er geräth in Patriotiſche Seufzer, und will zwar den Wunſch des Ajax nicht wiederholen, thut aber für Deutſchland ein Reimgebetlein, das Hr. Watelet an die himmliſche Venus abſchickt, macht einen Nonſens von Gegenſätzen: „ich kenne allerdings — — „aber ich kenne nicht„ ermahnet die Fürſten Longin zu leſen u. ſ. w. lauter Tand von Auszierung, wo Addiſon immer Addiſon bleibt. Und gnug, das

merk-

merkwürdigſte bei Hr. Kl. in Vergleichung alter und neuer Münzen iſt Addiſon jämmerlich geraubt: jämmerlich, denn der Britte redet beſtimmt, bündig, angenehm; der kopirende Deutſche kopirt und kompilirt unordentlich, unbeſtimmt, mit ſchönem Non-ſenſe durchſtückt! O Ehre unſrer Nation und Zeiten!

Auf Hrn. Kl. möchte ich am allerwenigſten ſo ein Wort hingeſagt haben, wovon nicht die Probe den Augen aller Welt vorläge: hier ſind noch ein Paar Streiche mehr, die den Kompilator verrathen, den Kompilator; der nichts, gar nichts in ſeinem Original umſonſt geleſen haben will, und der ſich doch wieder nie will merken laſſen, daß er abſchreibt; der immer den Schweif hängen läßt, um ſeine Spuren zu vertreiben, und der ſeinen Schleichgang eben damit deſto ſichrer verräth — laß ſehen!

Bei Addiſon ſprechen drei Freunde: jeder auch in dieſen Münzmaterien von eigner Denkart, ein eigner Charakter. Cynthio, dem die Münzwiſſenſchaft unnütz dünkt, kann alſo Einwürfe machen, die Eugen nicht machen kann, die Philander beantworten muß. Eugen hält zwiſchen beiden das Gleichgewicht, und bleibt Eugen: Philander iſt Philander — und eben daher, aus dem Unterſchiede der Charaktere wird eine freundſchaftliche Gruppe. Jeder ſteht in ſeiner Geſtalt, in ſeinem Lichte da, und Addiſon, der geſellſchaftlichſte Schrift-

ſtel-

ſteller Britanniens, der den guten Ton worinn anders ſetzt, als in artige Complimente, iſt auch hier Geſellſchafter. Er hat die Rollen vertheilt, jeder der Dialogiſten nimmt von ſeiner Seite Antheil: aus der Verkettung, dem Contraſte, den Wendungen des Dialogs wird das ſchöne Ganze, das Leben des Stücks.

Hr. Klotz aber immer in ſeiner Perſon, und da er dem ohngeachtet auch die Vorwürfe des Cynthio gegen die Münzwiſſenſchaft, nicht will umſonſt geleſen haben, und ſie alſo auf die Geſchmackloſen Münzenkenner bannet: ſo wird was bei Addiſon durch den dialogiſchen Contraſt beſtimmt und gemildert wurde, bei ihm, der immer in ſeinem Namen ſpricht, und immer in ſeinem Namen ſchilt, eine Misgeburt, dogmatiſche Satyre, und ſatyriſche Dogmatik. Philander, Cynthio, Eugen ſprechen alle durch eine Röhre auf einmal — —

> an odd promiſcuous Tone
> as if h' had talk'd three Parts in one
> which made ſome think, when he had gabble,
> Th' had heard three Labourers of Babel. — —

Nun laß es noch gar ſeyn, daß Cynthio Seitenlang den Oberton behalte, noch gar dazu ſchreien, was Pope dem Addiſon im Namen des Cynthio geſagt, noch gar, was andre ehrliche Leute gegen den ſchlechten Münzengeſchmack geſagt: — ei! da iſt der ſchöne bunte Rock fertig, Farbe über

Far-

Farbe, Lappe an Lappe, Tuch über Seide und Leinwand über Tuch — ei! da iſt der ſchöne beleſene gute Ton des Hrn. Klotz.

Ein andrer Streich, den Addiſon ſeinem deutſchen Mitwandrer ſpielt, iſt noch ärger. Faſt immer lockt er ihn von ſeinem Wege ab, und da dieſer doch durchaus mit ihm nicht einen Weg nehmen will, und ſich alſo immer wieder beſinnet, um zurück zu reiſen, und immer ſorgfältig die Spuren vertritt, auf denen er zu ihm gekommen, und immer doch zu ihm zurückkommt: ſo hat er endlich gar keinen Weg. Er geht ab und zu: iſt, wie jenes Ding

—— das ging und wiederkam: wie wird der Wandrer nach der Stadt kommen? —— ——

Alle Präliminarausſchweife abgerechnet, fange ich an, von „der Sache, die ich mir vorgeſetzt habe. Meine Abſicht iſt, aus den Münzen gleichſam eine Geſchichte des Geſchmacks und der Künſte zuſammen zu ſetzen, und ihre Blüthe, oder ihren Verfall aus denſelben zu beurtheilen. Ich werde daher die alten Münzen, welche beſonders unſre Aufmerkſamkeit an ſich ziehen, mit den neuern vergleichen; ich werde die merkwürdigſten Perioden in der Geſchichte der Kunſt durchgehen, die Münzen, welche zu jeder derſelben gehören, betrachten, und nach der größern Anzahl guter oder ſchlechter Stücke

„**mein Urtheil fällen!**„ a) Wie groß iſt das **Jch werde!** des Verfaſſers; aber der böſe Addiſon! Er iſt im Stande, einen vielverſprechenden Wandrer ſo weit von ſeinem **Jch werde!** abzubringen, ſo weit in Kreuzgänge zu verführen, daß er endlich mit dem alten Fabelhanſen Aeſop wohl ſagen kann: weiß ich doch ſelbſt nicht, wohin ich gehe!

Kaum iſt das Thema in allen ſeinem Werde geſprochen: ſo wird nichts. So gleich kommt der Autor auf eine Meilenlange Parentheſe b), was er zu einem Zeitalter des Geſchmacks rechne? ſo gleich auf eine Addiſonſche Parallele zwiſchen den A. und M. c) und das aus Einer Münze.

Er beſinnt ſich an ſein Thema, und kündigt die Theile ſeiner Abhandlung ab d): und unvermuthet e) iſt er wieder bey Vergleichung der A. und N. bei Addiſon. Es fängt eine lange Parallele an, da doch der Autor etwas anders, als Parallele, ſchreiben wollte.

Jetzt will er von der Allegorie auf Münzen überhaupt reden: er will; aber da f) ſind ihm wieder die Bilder der Alten und die Veſtungsplane der Neuen vor Augen — aus Addiſon.

Jetzt

---

a) S. 22. 23.
b) S. 24. u. f.
c) S. 26. 27.
d) S. 27.
e) S. 30.
f) S. 32. 33. u. f.

Jetzt kommen ihm Winkelmann und Leſſing in den Weg a), und werfen ihn wie einen Ball umher: er kommt zu ſich und findet ſich bei Addiſon b). Der gute Schriftſteller wollte von Vorſtellungen des Geſchmacks überhaupt reden, und redet von Parallelen.

Er erinnert ſich wieder an ſeinen Weg: ei aber! da c) ſind die Hrn. Mengs und Hagedorn — ganz unvermuthet! Ach! und eben ſo unvermuthet bei dem Cynthio Addiſons, und Pope an Addiſon, und nachdem er über die klaſſiſchen Schriftſteller ſeiner Zeit hinweggeſchweifet iſt, wieder bei dem Coſtume Addiſons auf alten Münzen d).

Und nun haben ſich die beiden Wandrer ſchon ſo lieb gewonnen e), daß ſie ſich ſeltner trennen. Inſchriften, Wortſpiele, Verſe, Chronoſtichen ſind Addiſons und Klotzens Weg, und da bei dem letztern ein kleiner freundſchaftlicher Zwiſt vorfiel: ſo beugt der Deutſche in Entſchuldigung ab: eine Addiſonſche Bemerkung kommt als Stempel darauf und — — „Soviel vom erſten Theile.„ Er ſollte freilich eine Theorie des Münzengeſchmacks nach Vorſtellungen, Sinnbildern und Aufſchriften — er ſollte gar eine Geſchichte dieſes Geſchmacks nach Völkern und Zeiten enthalten — durch ein Zuſam-

---

a) S. 38. 39. - 51.
b) S. 52.
c) S. 65 - 69.
d) S. 70 - 79.
e) S. 85 - 99.

zuſammen treffen der Wege aber ward er ein unordentliches Gemiſch fremder Bemerkungen, Regeln und Beiſpiele, aus welchen nur der zärtliche Freund Hrn. Klotzens, und Hr. Klotzens eigne Bibliothek, den ſchönſten Plan und Ordnung ausſpinnen kann. — Mich dünkt, Hr. Gatterer behalte zu ſeiner Theorie der Medaillen, zu welcher er ſchon einen leſenswerthen Beitrag gegeben, die Materie ziemlich ganz übrig.

4.

Noch hab' ich erſt nach Grundſätzen zur Theorie des Geſchmacks auf Münzen nachgeſucht: nun aber ein Beitrag zur Geſchichte des Geſchmacks? Auch mir iſt die Numiſmatik vorzüglich eine Aeſthetik des Schönen, und eine Urkunde zur Geſchichte der Völker, und da ich in dieſer überhaupt am liebſten die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes ſtudire: nach allem Betracht eine Geſchichte des Geſchmacks auf Münzen; welch ein Geſchenk! So nahm ich das klotziſche Schriftchen zur Hand und — — legte es mit der beſchämten Mine weg, mit der ein Bogenſchütze den lieben Bogen weghängt, den er freudig und hoffnungsvoll nahm, mit dem er aber — — nichts getroffen.

Nichts thun, als den Geſchmack der Alten auch von Münzen herab loben, und in allgemeinen Ausdrücken preiſen — kommt heute etwas zu ſpät: Hierüber liegen ſchon Denkmale und Sammlungen der Welt vor Augen, daß man ſich eine Lobrede ins Allgemeine hin, ohne Beiſpiele und faſt ohne Grundſätze, erſparen kann. Nichts thun, als den Geſchmack der mittlern und neuen Zeiten fein lächelnd auszziſchen, oder anſehnlich ausſchelten — immer auch zu ſpät, da ſchon ſo viele Klagen vergebens in die Winde verflogen ſind, und ſelbſt beſſere Bemühungen nichts ausrichten können. Am beſten alſo, weder preiſen, noch tadeln; ſondern — erklären. Die Alten ſind auch in dieſem Stücke ſo weit vor; was hat ihnen dahin geholfen? wir ihnen ſo weit nach; was hält uns zurück? was hat uns ſo lang zurück gehalten? —— Auf die Weiſe ſteigt man in die Tiefen der Geſchichte alter und neuer Zeiten, und kann die ſchwere Frage löſen: wie weit können wir ihnen auch in dieſem Felde nachahmen? wo ſie erreichen? wo ſie übertreffen? und ſo wird eine Geſchichte des Geſchmacks auch auf Münzen für unſre Zeit pragmatiſch.

Da Hr. Kl. ſich auf dieſen ſchlüpfrigen Weg nicht hat begeben wollen, und ich in allem, ohne welches ich keinen Beitrag zur Geſchichte des Geſchmacks mir denken konnte, meine Erwartung betrogen fand, ſo entwarf ich, wie ſie mir einfielen, einige Linien, die wenigſtens zeigen mögen, daß ich über dieſe Materie geſchichtmäßig und anti-

antiquariſch nachgedacht hatte: ein Riß, aber nur ein unvollendeter Schattenriß, den ich dem künftigen Verfaſſer einer Theorie und Geſchichte der Medaillen übergebe.

Die Numiſmatik, als Kunſt und als Wiſſenſchaft iſt, ſo wie jede Wiſſenſchaft und Kunſt, die Produktion einer Nationalgeſellſchaft. Aus der Verfaſſung der Regierung, der Denkart, der Religion, den Unternehmungen, den Zwecken, den Beſtrebungen eines Volks muß ſich alſo Urſprung, Blüthe, und Verfall dieſer, ſo wohl als jeder andern Kunſt und Wiſſenſchaft, erklären. Nun will ich nicht vom Ei der Leda anfangen, wie es mit Nationen ſtehe, die keine Münzen haben und brauchen? welches Volk ſie in Gang gebracht? wie die erſten Münzen, die niemand geſehen, ausgeſehen haben? u. ſ. warum, frage ich allein, warum kamen die Münzen in Griechenland und Rom zu dem Glanze, daß ſie Vorbilder, und meiſt unerreichte Vorbilder der Neuern ſeyn können?

Die Liebe der Griechen zum Schönen bleibt wohl die erſte Triebfeder auch hier. Sie, die von Dichterideen die erſte Bildung ihrer Jugend erhielten: ſie, deren Auge überall das Schöne zu erblicken gewohnt war, im Schooße der wohllüſtigen Natur geboren, und an den Brüſten ſchöner Kunſt genähret — ſie ſollten das Metall, das ein Kennzeichen des Werths für ihre Hand war, ohne Werth für Aug' und Seele laſſen? ſie eine Geld- oder Silberfläche, die der Nachkommenſchaft beſtimmt war, leer in die Hände derſelben ſenden? ſie Tafeln, die täglich ihren Blick auf ſich zogen, ohne Augenweide bei ſich vorbeyſtreichen laſſen? Das griechiſche Auge ſuchte Schönheit; eine griechiſche Seele Weisheit in Schönheit, und ſo ward auch ihre Münze der Schönheit, und der ſchönen Weisheit, der Allegorie, gewidmet. Gewiß! ſo natürlich, daß, wenn in dem Cirkellaufe der Weltveränderungen ein nordiſches Volk auf den Platz des Commerzes und der Cultur getroffen wäre, auf dem jetzt die Griechen ſtehen, ſo gewiß ihre Münzen mit nordiſcher Wiſſenſchaft, mit Buchſtaben und Amuleten und Fratzengeſtalten überhäuft wären, ſo natürlich, daß der Grieche ſeine Münze der Schönheit und offnen Allegorie weihete — —

Der Charakter der griechiſchen Nation, der ſich in allen ihren Nationalproduktionen, (ich will es Hr. Klotzen überlaſſen, ſie herzurechnen,) zeigte, der muß ſich, die Numiſmatik ſei auch eine kleine, eine unbeträchtliche Nationalproduktion, nach Maaß auch in ihr zeigen, und welche Triebfedern lagen alſo für dieſe, wie für alle Künſte des Schönen, in der Nation!

Die vortreflichſte Bilderſprache war ihr. Sie, die im Plane des Schickſals der Völker zunächſt hinter die Egypter trafen, und Cultur, Kunſt und Weisheit, ja wenn man will, auch politiſche Glückſeligkeit aus den Händen dieſes Reichs, wie einer ablebenden Matrone, empfangen, ſie, die den über Völker und Zeiten fortgehenden Faden der Cultur des menſchlichen Geſchlechts da auffaſſen ſollten, wo er zunächſt aus ägyptiſchen Händen kam: ſie erbten von dieſen Allegoriſten auch die reichſte, die bedeutendſte Bilderſprache, die auf der Welt geweſen. Aus den Händen einer Nation, die überall Bedeutung ſuchte, und Bedeutung gnug in ihn gelegt hatte, kam alſo ein Bilderſchatz in die Hände einer Erbinn, die für ihr Theil nichts als Schönheit ſehen und denken wollte. Reich, Bedeutungsvoll, ſchön, was kann man von einer Bilderſprache mehr ſagen?

So manche gelehrte Werke wir über dies allegoriſche Alterthum haben: ſo fehlt uns eine wahre Geſchichte der Allegorie noch, die das inſonderheit zeige, wie aus der bedeutungsvollen Bilderlehre Aegyptens die ſchöne Ikonologie Griechenlandes zum Theil geworden? Und die Unterſuchung hierüber iſt ſie nicht oft der Schlüſſel zur Bildergallerie griechiſcher Dichtkunſt, Kunſt und Weisheit? Die Hieroglyphen der Aegypter, ihre hierographiſche und kyriologiſche Bilderſprache, behalten, oder verſchönert, oder verbeſſert, wie manches hat ſie in Griechenland hervor bringen können? Und wenn auch nur dies, daß da auf ſolche Art die Griechen einen Schatz von Bildern aus der Geheimnißdunkelheit der Aegypter gezogen, und auf den Märkten gleichſam dem Volke gemein machten, die ſchöne Bilderdenkart einer Nation entſtehen können, die ſich in allen Werken der Griechen und auch auf Münzen äuſſert —

In ſolcher Bilderſprache ſprach ihre Religion. Ihre Gottheiten waren dem Auge ſichtbar, in ſchönen Geſtalten ſichtbar, in ihren Verrichtungen menſchlich, in der Geſchichte ihrer Tugenden und Schwachheiten dichteriſch, in allem ſinnlich. Es iſt bekannt, welche vortrefliche Münzenfolge mit den Bildern der Götter und Göttinnen, der Schutzgottheiten einzelner Länder, Provinzen, Städte, Familien und Perſonen prangen — wer kann ihnen dieſe nun nachbilden, ſo daß jede Gottheit, das, wie ſie ihnen war, bliebe? Ueber eine Dreifaltigkeit unter dem Bilde eines dreiköpfichten Janus lachen a), iſt leicht, ſehr leicht; aber ein beſſres Bild der Dreifaltigkeit angeben, das die Probe griechiſcher Bildſamkeit hielte, wäre ſchwerer, ja unmöglich: dieſes Bild alſo gar zur Vergleichung unſrer mit den Alten nehmen, iſt unzeitig. Die Griechen hatten keine Dreifaltigkeit, wie wir;

ſonſt

---

a) S. 53.

ſonſt würden ſie dieſelbe ſo wenig, als wir, haben bilden können. Unſer Gott iſt ganz über das Sinnliche der Kunſt erhaben: die gewöhnlichen Vorſtellungen der Dreieinigkeit in den Geſtalten einzelner Perſonen von dem göttlichen Greiſe an bis an die himmliſche Taube ſind nicht gnugthuend: der Triangel blos eine tropiſche Symbole: die Glorie mit dem heiligen Namen nichts als eine Epiſtoliſche Hieroglyphe: die Wirkſamkeit unſrer Gottheit iſt nicht bildſam: einzelne Schutzgötter hat unſre Religion nicht: die Vorſteherſchaft beſondrer Weſen über beſondre Dinge kennet ſie nicht — wer wird ſich hier mit den Heiden vergleichen wollen?

Wo unſre Religion noch ſinnlichen Vorſtellungen Raum gibt, wo ſie ſich einer poetiſchen Bilderſprache bequemt: da iſt ſie — orientaliſch. Unter einem Volke gebildet, das ihr Gott auf alle Art von Bildniſſen abwenden wollte, in Gegenden, die das Uebermenſchliche ſuchten, in Nationen, die Verhüllungen des Körpers, und Geheimniſſe des Geiſtes lieber verehren, als das offne Schöne lieben wollten — im Geiſt und in der Sprache dieſes Volks die ſinnliche Bilderſprache unſrer Religion alſo geoffenbaret; wer wird in ihr Offenbarungen für die Kunſt ſuchen wollen. Ueber das Bild von der ſeligen Abfarth Guſtav Adolphs iſt wieder leicht ſpotten a), und der Spott faſt ſo verächtlich, als das Bild ſelbſt; gar aber dieſes Bild als einen Revers mit der römiſchen Vergötterung anführen, vergleichen wollen? Der Spötter gebe uns nach chriſtlichen Begriffen eine Reihe ſolcher **Verhimmelungen**, als ſich auf griechiſchen und römiſchen Münzen **Vergötterungen** finden, und wir wollen ihm danken.

Ich ward auf eine unangenehme Weiſe hintergangen, da ich des Mery Malertheologie in die Hand nahm, um meinen alten Wunſch ausgeführt zu leſen: wie weit ſich von den vornehmſten Gegenſtänden unſrer Religion maleriſche Vorſtellungen geben laſſen? Und eben ſo unangenehm getäuſchet, da ich bei der Recenſion dieſes Buchs in den actis literariis b) ein genaues Urtheil, und die tief eindringenden Ergänzungen erwartete, die ein würdiger Kunſtrichter jedesmal ſeinem Autor über ſolch eine Sache wiederfahren läſſet. Unſer Künſtler hat noch eine Ikonologie unſrer Religion zu wünſchen, die ihn nicht blos vor unwürdigen Vorſtellungen bewahre, ſondern ihn mit würdigen Bildern verſehe. — Auch auf Münzen ließe ſich in keiner Sorte von Abbildungen eine ſolche Reihe abentheuerlicher, lächerlicher, und unwürdiger Vorſtellungen geben, als in dem, was an Religion trift: wer wird aber durch ſolch ein Lachen Ge-

---

a) S. 26.

b) Vol. III.

Geſchmack zeigen wollen? den erſten beſten Griff in eine Münzenſammlung Chriſtlicher, und inſonderheit der mittlern barbariſchen Mönchszeiten, und man wird von Gott und Belial, von Himmel und Hölle, von Engeln und Teufeln, von Märtrern und Heiligen Bilder finden, nicht geſchwind gnug zu überſchlagen. Selbſt die beſte Vorſtellung des Chriſtenthums, die betende Mine, die kniende Figur der Andacht ſcheint nicht für einen ewigen, offnen Anblick der Kunſt die beſte, ſo häufig uns der Gothiſchpapiſtiſche Mönchsgeſchmack damit beſchenket hat. Das wahre Gebeth flieht in eine ſtille Kammer: es will ſich nicht zur Schau ſtellen laſſen: die vor allem anſchauenden Volke verzückte Mine kommt bey dem langen Anblicke, der ärgernden Mine des Heuchlers zu nahe, und das iſt noch eine der würdigſten Kunſtvorſtellungen aus unſrer Religion!

2. **Sinnbilder von Städten, Provinzen, Ländern** geben auf den alten Münzen eine einfachere Bilderſprache, als in Zeiten, da die Heraldik eine zuſammengeſetzte, künſtliche Wiſſenſchaft geworden, die allein beynahe die Lebenszeit eines Mannes fodert. Eine einfache Figur war dort die Symbole einer Stadt, einer Kolonie, eines Landes; unſre Wappen ſind eine Zuſammenſetzung vieler Figuren, um deren Eine oft Ströme

von Menſchenblut vergoſſen, deren keine alſo, wo es die Ehre und das Erbrecht des Münzherrn erfordert, ausgelaſſen werden darf, an deren Einer in künftigen Zeiten vielleicht ein ganzes Land gelegen ſeyn kann. Nun iſts leicht, in ſolchem Fall über die mit Bildern beladnen Münzen der Neuern Geſchmackvoll zu ſpotten a): aber wie zu ändern? Der Rechtsgelehrte, der Staatskundige, der Heraldikus künftiger Zeiten wird, da die Sache einmal ſo iſt, uns für die Geſchmackloſe Ueberladung der Münzfiguren vielleicht ſo danken, als ein Grieche vergangener Zeiten ſie wegwerfen würde. Wie alſo, da es höherer Urſachen wegen nicht anders ſeyn kann?

Die Wappen, wie bekannt, ſind eine Erfindung und Anordnung der mittlern Gothiſch-barbariſchen Turnierzeiten; ihre Schilde und Creuze, und Sparren und Bandſtreifen, und Thierfiguren und Fahnen haben ihren Urſprung dem Zeitgeſchmacke zu danken, der ſich, als eine Vermiſchung des Nordiſchgothiſchen, des Spaniſch-Arabiſch Ritterlichen, des Barbariſch-Chriſtlichen Mönchsgeſchmacks über Europa daherzog, Ritter- und Rieſenkämpfe, Turnier- und Kreuzzüge gebar, und er wäre, was er wolle, nur wenig Ideen von der Tapferkeit eines griechiſchen oder römiſchen Helden in ſich hält — welcher Thor wird alſo dieſe

---

a) S. 33. u. f.

dieſe unter jenen ſuchen? ſo verſchiedne Geſchöpfe ein alter griechiſcher und ein gothiſcher Held der mitlern Zeiten: ein römiſcher Patriot, der für ſein Vaterland, und ein andächtiger Kreuzkrieger, der auch, aber für ein anders Rom, römiſch geſinnet, für Papſt und Kirche fochte — ſo verſchieden dieſe: ſo verſchieden auch die Bilder ihrer Tapferkeit. In den Schilden und Helmen, in den Heroldsfiguren und Ehrenſtücken, in den Lilien, die keine Lilien ſind, in Drutenfüßen und Alpenkreuzen, in Kronen und Mützen, Helmdecken und Wappenzelten wird da wohl eine Dea Roma oder das einfache Sinnbild einer griechiſchen Stadt wohnen? — Einmal ſind ſchon die Wappen höchſtverwilligte oder brüderlichbeliebte Charakterzeichen der Perſonen, Familien und Länder, daher die Anordnung und der Plan der Wappen; das Herkommen hat ſie geſchlagen: jedes Fähnlein hat ſeine Rechte und Deutung, woran nach unſrer Verfaſſung mehr liegt, als an einem Gericht **Geſchmack**: ſie ſind Urkunden und Diplome — wer will ſie ändern? wer, wo ſie erſcheinen **müſſen**, als **überladen** ſchelten? wer den Kaiſern, Königen, Fürſten, Grafen und Herren, Erzbiſchöfen, Biſchöfen und Aebten, Ländern und Städten, Aemtern und Familien in Europa neue Gnadenwappen nach altem griechiſchen Geſchmacke geben, daß ſie doch nicht ſo Gothiſch-Papiſtiſch-Barbariſch überladen aus-

ausſehen — wer iſt der Münzenlehrer vom Geſchmack?

Zu dem waren in den alten Zeiten der Griechen **weniger** Städte, und Länder, die als Unterſcheidungszeichen auf Münzen kamen, als jetzt. Ich weiß die anſehnliche Zahl griechiſcher Münzen von Städten und Colonien, und auf römiſchen die öftern Bilder von eroberten Ländern und Provinzen; alles aber reicht auf keine Art, an die **dreißig tauſend** Wappen unſrer Zeit, die **Gatterer** als die mindeſte Zahl der zuverläßigen angibt. Die Münzen griechiſcher Städte waren Patronymiſch; jede hatte den Genius, oder den höhern Schutzgott, oder die Symbole ihres Orts, und damit wohl! Die römiſchen Münzen ſtellen die eroberten Provinzen nicht anders, als **erobert** vor: ſie wählten ſich alſo ein Merkmal des Landes, wodurch ſich daſſelbe **für ſie**, nach dem Geſichtspunkte ihrer Unwiſſenheit oder politiſchen Abſichten unterſchied, perſonificirten es zur Symbole: damit wohl! Wo reicht dies aber an die Menge, an die Beſchaffenheit, an die Beſtandheit, an die politiſchen Rechte und Abſichten der Wappen, der Unterſcheidungszeichen unſrer Länder, Städte und Provinzen? Man erlaſſe mir über Sachen von ſolchem Augenſcheine alle leidige Gelehrſamkeit, die ich in ſolchem Falle immer lieber bey Hrn. Klotz leſen mag. Die mittelmäßigſte Kenntniß der alten

ten und neuen Geſchichte, ſo fern ſie alte und neue Münzen erläutert, macht den himmelweiten Unterſchied begreiflich, wie die Alten ihre Städte und Länder ſymboliſiren und perſonificiren und allegoriſiren konnten, nach dem damaligen Zuſtande der Länderkenntniß, oder der politiſchen Abſicht: und wie wir ſie nach der Verfaſſung unſrer Welt andeuten müſſen — hier vergleichen, heißt in den Wind vergleichen! a)

3. In Anſehung der abzubildenden Sachen, und Begebenheiten überhaupt hat die numiſmatiſche Welt der Alten vor der unſern große Vorzüge —

Selten waren die dort vorzuſtellenden Sachen und Begebenheiten ſo verwickelt, ſo ſehr mit Umſtänden begleitet, mit Beſtimmungen umlagert, als in jetzigen Zeitläuften. Ein Sieg zu Lande oder Waſſer hatte einmal ſeine Victorie mit dem Kranze in der Hand, ſeine Minerva, ſeinen Jupiter mit dem Adler, und andre Symbole, die in ihrer ſchönen Einförmigkeit ſo gern auf alten Münzen wiederkommen, und ſo oft ſie wiederkommen, noch immer dem Auge gefallen. Die öffentlichen Anreden, und Geſchenke, die Vergötterungen, Adoptionen, Vermählungen, Spiele, überhaupt die öffentlichen Gelegenheiten zu Münzen waren unverworrener, als jetzt, da man oft mit allen

---

a) S. 35. 36

Bildern rings um die zuſammengeſetzte Idee herum gehet, ohne ſie zu treffen, ſie entweder halb und ſchielend ausdrückt, oder die Münze mit Symbolen überladen muß. Die Anläſſe zu Münzen, haben ſich ins Große, und im Detail der anzudeutenden Umſtände ſo ſehr ins Kleine vermehret, daß mir grauet, über alle politiſche, kirchliche, gelehrte, Kunſt- und wiſſenſchaftliche Situationen und Merkwürdigkeiten unſerer Zeit Münzen nach alter Art anzugeben, wo man ſie fodert, und fodern kann. **Gatterer** hat angemerkt, daß die franzöſiſchen Münzen auf die Geburt eines Kronprinzen ſämtlich nicht die concrete Idee ausdrücken, die ſie ausdrücken ſollen, ſie ſagen entweder zu viel, oder zu wenig — und wie, wenn ſich ein philoſophiſcher Theoriſt der Medaillenwiſſenſchaft nun überhaupt darauf einlaſſen müßte, die Vorſtellung aller vornehmſten Merkwürdigkeiten unſrer politiſch ſo verfeinerten Zeiten, nach dem Geſchmacke der Alten zu verbeſſern — welch Labyrinth! Ich ſage kein Wort davon; denn wie viel wäre ſonſt zu ſagen?

Wenigſtens alſo nicht ſo ganz unſinnig, daß die neuern Münzen in ein topographiſches, oder hiſtoriſches, oder Ceremoniendetail a) abgewichen ſind, das die Alten nicht haben: Die heutigen Zeit- und Staatsläufte ſind damit überhäuft, wie konn-

---

a) S. 32. 33. 34.

konnten die Bilder derſelben frey bleiben? Geburt und Tod, Schlachten und Siege, Belagerungen und Eroberungen, Krönungen und Jubelfeſte, Stiftungen und Friedensſchlüſſe, Aemter und Stände ſind mit einem Getümmel individualiſirender Umſtände begleitet, die dieſe Begebenheit von allen ähnlichen Begebenheiten unterſcheiden ſollen. Nun iſt freilich hier die Regel leicht zu geben: Abſtrahire von allen dieſen concreten Umſtänden einen Hauptbegriff, kleide ihn in Bild nach Art der Alten und du haſt eine Münze von Geſchmack: allgemein hingeſagt, iſt dies Recipe, miſce, fiet, leicht; aber anzuwenden? Daß jedesmal die Sache nur eben die bleibt und keine andre wird? Daß unter dem abſtrakten Begriffe im Bilde, nicht die concrete Begebenheit verſchwinde? Wahrhaftig ſchwerer! und ein vollſtändiges Repertorium beſſerer Vorſtellungen geben im Geſchmacke der Alten, und doch, daß unſre Welt omnimod angedeutet werde, vielleicht unmöglich. Ueberweg alſo vergleichen, trift nicht. Das Mittelſtück der Vergleichung ſchwankt; die ſinnlich abzubildende und abgebildete Welt der Alten iſt nicht mehr unſre Welt.

Nichts weniger, als daß ich hiemit die topographiſchen Beſchreibungen unſerer Schlachten, und Siege, die Riſſe unſrer Städte und Veſtungen, das Getümmel von Figuren bei einer Krönung, oder Ankunft, das Gewühl von Kriegsgeräthſchaft bey einer Belagerung, das lächerliche Freudenleben bey manchen Jubelfeſten, alles Kinderzeug bey Geburten, und Himmelsanſtalten bei dem Hintritt eines Wohl- oder Hochſeligen retten oder loben wolle. Wer mag alle unzeitige oder gar lächerliche Münzhiſtorien lange anſehen? Daß aber überhaupt unſere Münzvorſtellungen mehr ins Hiſtoriſche, ins genau beſtimmende einſchlagen, als die Alten, das, ſage ich, iſt oft unvermeidlich, oft nöthig, und wenn man erlauben will, auch nützlich. Münzen ſind Denkmale einer Merkwürdigkeit an die Nachwelt — was ſind ſie, wenn ſie nicht deutlich, nicht beſtimmt reden? und wenn ſie über unſre Welt von Denkwürdigkeiten nicht immer nach der Weiſe der Alten reden können? Immer laſſet ſie ſich alsdenn ihre eigne Weiſe nehmen. Mit allen Vorzügen der Alten hierinn ſind nicht viele ihrer Münzen deswegen für uns undeutlich, weil ſie zu wenig hiſtoriſch, zu wenig individuell, zu abſtrakt, zu allegoriſch ſind?

Nun ſtelle man ſich nach Jahrhunderten eine Nachkommenſchaft auf unſern Gräbern vor; eine gegen uns ſo fremde Nation, als wir gegen Griechen und Römer eine, die mit eben der Begierde in der Geſchichte von uns forſchen wollte, mit der wir unter den Alten forſchen — Oder wenn wir ein ſolches Gericht einer Nation nicht erwarten dörfen:

dörfen: ſo laſſet nur im Verfolg der Zeiten nachkommenden Gelehrten und Staatskundigen an genauen Denkmalen der Vorwelt gelegen ſeyn dörfen: wird ihnen etwa eine reine würdige hiſtoriſche Vorſtellung nicht gelegner kommen, als eine hinter die Allegorie verſteckte? als eine allegoriſch halb geſagte? als eine nur im Nebenbegriffe angedeutete? — In dieſem Falle iſt der Unterſchied ſo; wie in den mancherley Erzehlungsarten der Geſchichte. Die älteſte Geſchichte war Gedicht, war epiſcher Geſang — ſchön allerdings, in rührende Bilder gekleidet freylich, ſo gar mit täuſchenden Fiktionen untermiſcht; aber Geſchichte? Trockne Zeugniſſe der Wahrheit? Wie verlaſſen iſt der Geſchichtſchreiber in dieſen Gegenden ſchöner poetiſcher Halbwahrheit, oder ſchöner halbwahrer Dichtung! Und was dieſe Miſchung einen langen mythologiſchen Geſang hinunter; das iſt ſie, wenn eine neue Begebenheit hinter eine halb andeutende Allegorie verſteckt wird, auf einer Münze, auf einem Denkmale für die Nachwelt.

Eben dazu iſts ſchon, daß die Neuern ihren Medaillenvorſtellungen eine gröſſere Fläche, als je die Alten, eingeräumt haben. Möchten ſie nur auch die hiſtoriſche Begebenheit ſo kurz, ſo anſchaulich, ſo entladen von entbehrlichen Nebenumſtänden, von Zierrathen aus einer fremden Zeit, und von verwirrender Dichtung vorſtellen: möchten ſie nur ſtatt immer neue Vorſtellungen zu erkünſteln, bey wiederkommender Veranlaſſung auch gute, obgleich ſchon gebrauchte, Abbildungen wiederholen, und das Individuelle des gegenwärtigen Falls nur ſo leicht beſtimmen, als möglich: freylich, ſo könnten wir, weil ſich auch unſre Welt von Merkwürdigkeiten doch ſo oft wiederholet, auch einmal zu einer für uns eignen Ikonologie kommen, ſo beſtimmt, als die Antike in ihrer Art; nur freylich ein gut Theil hiſtoriſcher, politiſcher, detaillirter.

4. Die vorzuſtellenden Perſonen nehmen in etwas an dieſer Schwürigkeit Theil. Wenn es in den mittlern Zeiten Reichsgängig war, den Kaiſer ſitzend auf einem halben Cirkel, oder auf einem Thore zwiſchen zween Thürmen abzubilden, als wären die Füße dem Bauche entwachſen; wer dörfte da bei ſolcher kaiſerlichen majeſtätiſchen Stellung nicht an die Mine Veſpaſians beim Sueton gedenken: velut nitentis! Er mit Kron und Scepter, Schwert, und Reichsapfel — einen Fürſten mit Helm und Panzer, in ſeiner Hermelindecke und Hermelinmütze, mit Fahn und Wappen reitend — der Biſchof mit Hut und Stab und Kreuz und Oberrock — drei Heilige auf einer Zürchermünze, mit einem Nimbus oben ſtatt des Haupts, das jeder Rumpf zum Zeichen ihres Märtrerthums in

der

der Hand hält. — Dieſe erzwungene Tracht und Stellung, die faſt jedes Land des guten Herkommens wegen ſeinen Fürſten und Herren gibt, durchlaufen; und denn an das freie Kopfbild eines Alexanders, zurück gedacht — welch ein Unterſchied! wo wohnt das freie Schöne?

Mich wundert, wie Hr. Kl. über die geharniſchten Bruſtbilder auf unſern Münzen ſo fremde als ein Kind thut a): „Wider das Coſtume ſind „ſie doch: den alten Römern ſind ſie nicht nachgeahmt, den byzantiniſchen Kaiſern auch nicht „ſo recht: ſie müſſen endlich wohl aus Rüſtungen „verſchiedner Zeiten zuſammen geſetzt ſeyn.„ —— So wenig ich in dergleichen Reichs urkundlichen Sachen beleſen ſeyn mag, ſo weiß ich doch außer der Zeit unſres Coſtume, (in die kein Schüler der Numiſmatik ihre Erfindung ſetzen wird,) außer der römiſchen und byzantiniſchen Rüſtung, noch eine mittlere Zeit deutſchen Ritterthums, da die Herzoge und Grafen von den Kaiſern in denen ihnen anvertraueten Ländern zu Heerführern der Ritterſchaft verordnet geweſen, da dieſe durch ſolche Turnier- und Heldenrüſtung ſich unterſchieden, da alſo die Herzoge ihr Heerführerthum durch Harniſche und Ritteraufzüge auch auf Münzen ſignaliſirten, ſie als herzogliche Inſignien und Gerecht-

---

a) S. 79. 80, u. f.

ſame behielten u. ſ. w. dies weiß ich, und wer ſollte das nicht wiſſen?

Und weiß man das; wem wird die weitläuftige prächtige Anmahnung: „die Fürſten ſollten „doch bedenken, daß ſie ihre Münzen für die „Nachwelt ſchlagen laſſen, daß dieſe ja der ſpäteſten Nachkommenſchaft ihren Geſchmack verkündigen ſollen: die geharniſchten Bruſtbilder wären „doch wider das Uebliche unſrer Zeiten: an Münzen und Statuen des Alterthums fände er doch „ſolche Rüſtung nicht: an byzantiniſchen Kaiſern „auch nicht ſo ganz: ſie bleibe doch für unſre Zeiten fremde: ſie ſtelle doch eine Sache vor, die „wir in der Natur nicht mehr ſehen: die Römer „hätten ſich doch nie in ägyptiſcher Kleidung, oder „mit parthiſchen Tiaren abbilden laſſen: man „brächte damit der Nachkommenſchaft nichts, als „ganz falſche Begriffe von den Trachten unſrer „Zeit bei —— —— und was der Verf. darüber auf ſieben Seiten Gelehrtes, Wohlſchmeckendes und Zurechtweiſendes von Heliogabalus und Childerich, von Alexander und Ariſtobulus ſagen möge, das artige Gebeth des Hrn. Watelets, und den artigen Spaas vom Löwen und Affen d. i. vom Fürſten und ſeinem Künſtler, von der friedfertigen und mit frommem Abſcheu gegen alles Morden und Blutvergießen verwahrten Bürgerkompagnie, von der lockichten Perucke und ihrer Herrlichkeiten breitem

tem Halskragen —— dieſen artigen Spaas mit eingeſchloſſen, wer wird die ganze Ermahnungsrede nicht ſo fade, als möglich, finden? Wenn die liebe Nachkommenſchaft nur etwas weiß, ſo weiß ſie, daß dies nicht eine Tracht unſeres Ueblichen im gemeinen Leben, ſondern ein fürſtliches Herkommen, das Inſigne eines gewiſſen Ranges, geweſen: ſo weiß ſie, daß, wenn den geheimden Räthen unſrer Zeit dieſe Kleidungstracht, wie billig, unbräuchlich iſt: ſie bei fürſtlichen Inſtallationen in Deutſchland urkundlich ſey: ſo weiß ſie, daß, wenn der Papſt nicht täglich ſeine dreifache Krone trage, er ſich dieſelbe doch anmaaße, und daß, wenn Ihre Herrlichkeiten den breiten Halskragen nicht über den Harniſch zu binden befugt ſind, ſie es auch nicht thun werden, wie der Hr. Verf. meinet: ſo weiß ſie —— und das weiß ja jeder Schüler der Reichsgeſchichte.

Nun mag es etwa der Affe eines Löwen, das iſt nach Hr. Kl. Fabeldeutung der Künſtler und Hiſtoriograph eines Fürſten ausmachen, wie weit Seine Durchlauchten dies Erz abſchütteln könne, oder nicht? Aber dazu gehört wahrhaftig kein geheimder Rath, es auszumachen, daß kein Fürſt unſrer Zeiten dieſe Rüſtung erſonnen, um „der „ſpäteſten Nachkommenſchaft ſeinen Geſchmack zu „verkündigen, um den Enkeln die vortheilhafte„ſte Schilderung von ſich zu überlaſſen.„ Dazu gehört auch kein erſter Philologe der Nachwelt, um etwa das Coſtume unſrer Zeit daher zu muthmaßen, ſo wenig die Ammonshörner Alexanders und Lyſimachus uns auf den Verdacht bringen, als wäre er eine gehörnte Mißgeburt geweſen. Wenn ſich indeſſen ein Fürſt einem ſolchen Inſigne auch nur des Herkommens, des Ranges, des Nationellen bei ſeiner Huldigung und Krönung wegen bequemt — immer ſei er zu beklagen; denn hinter welchen Fäſſern und Gewändern muß ich nicht einen ſolchen König Saul ſuchen? aber auch der Unterſchied werde erwogen zwiſchen einer Zeit, die ihre Fürſten frei hinſtellt, und einer Zeit, die ſie nach Recht und Herkommen zu einem ſpaniſchen Mantel, oder zur Tonne des Diogenes, verurtheilt — wer wird das verkennen?

5. Ich komme auf die Inſchriften, zu denen ich hier ſo wohl Titel, als Legenden rechne. Titel! mit welchem Ballaſt ſind unſre Fürſten nicht überladen? mit dieſem des Erbrechts, der Familie, eines hiſtoriſchen Umſtandes, einer Proteſtation wegen, mit jenem der wirklichen Beſitze halben — wo iſt hier die edle Armuth der Griechen und Römer? Der Römer war Herr und Kaiſer der Welt, nichts mehr dünkte er ſich aber auch nichts weniger: Ein Titel alſo

ſeiner

ſeiner römiſchen Größe und Hoheit; jeder übrige Zuſatz nach Provinzen und Ländern wäre für ihn (ich nehme den Fall der Eroberung aus) verkleinernd. Ein Imperator, Cæſar, Dictator, Pater Patriæ, war gnug, um gleichſam den Einen zu bezeichnen, der nicht ſeines gleichen hat —

> Vnde nil maius generatur ipſo
> Nec viget quidquam ſimile aut ſecundum.

Das Titulaturrecht unſrer heutigen Fürſten muß von dieſer römiſchen Größe mehr in die Currentmünze der Titel gehen. Hier dieſe Acquiſition, dort jene Gerechtſame, dort jene Anwartſchaft von Gottes Gnaden: ſie muß nicht vergeſſen werden, und ſo kommt eine Titelreihe heraus, die oft auch die Münze beſäet. So mache man, wird man ſagen, dieſe zu keiner Heroldstafel, und laſſe ſie weg! Gut, aber die laſſe man doch nicht weg, die in dieſer Situation mit zur Beſtimmung, zur hiſtoriſchen Erklärung gehören? Und eben dies, wie ſehr läufts oft ins Detail? Um nur der Nachwelt deutlich zu ſeyn, um dieſen von ſo manchen andern Fürſten zu unterſcheiden — welche Unterſchiedenheit, von der ein Grieche und Römer nichts wußte! Um eben dieſe und keine andre Denkwürdigkeit der Nachwelt aus unſrer Staatsverfaſſung zu erklären — welche Unterſchiedenheit, von der ein Grieche und Römer nichts wußte. Die bloße Schuldeklamation des Hrn.

Geheimderaths a) über die Schwachheiten der Fürſten, über eine Eitelkeit, von der ſie keinen Nutzen ziehen, reicht hier kaum zu: in dieſem und jenem einzelnen Falle würde ihn mancher andre Geheimderath eines beſſern belehren.

Griechen und Römer inſcribirten in ihrer Sprache, und man kennet dieſelben nach ihrer Stärke und Hoheit, nach ihrer Kürze und Nachdruck; verläumden will ich die unſrige nicht: ſie hat in manchem ſo gar Vorzüge; aber zur ſchönen Aufſchrift einer ſchönen Münzallegorie iſt ſie nicht gebildet. Nicht gebildet dazu in der Form der Buchſtaben, in den hart und vielfach zuſammengeſetzten Beſtandtheilen der Wörter, in dem Bau der Rede, der ſich weniger mit einem ausgeriß-nen Caſu, oder einer ellypſirten Conſtruktion verträgt, in dem Geiſte der Sprache, der ſich hierinn eben ſo weit von der offnen χαρις der Griechen, von der elegantia inſcriptionum der Römer, als von der franzöſiſchen Pointe, entfernen dörfte. Unſre Sprache hat ihre gothiſchen Buchſtaben, die gut erſcheinen mögen, nur nicht auf Metall: ſie hat ihre vielen Konſonanten, die in einem ſtarken Gedichte ſo prächtig klingen, als ſie auf einer Münze ſchwer zu buchſtabiren, noch ſchwerer abzukürzen ſind: ſie liebt den vollen Bau der Rede mit Artikeln, Verſchränkungen und Con-

ſtruktio-

---

a) S. 82. 89.

ſtruktionen, ohne Ellypſen, ohne einzelne Redetheile: ſie liebt auch im Sinne mehr das voll- und ausführlich geſagte, als das ſchön Andeutende der Griechen und Römer: ſie iſt alſo nicht, wie dieſe, zur Münzenaufſchrift. Was ſoll hier ein Geſchmackvoller Tadel über den Mangel an Geſchmack in einer Sache, wo es an etwas mehr fehlt, als dieſem?

So nehme man die römiſche Sprache ſtatt der unſrigen! Gut geſagt! aber iſt denn auch die Münze ſo national, als die römiſche war? ſo einem jeden verſtändlich? ſo fürs Publikum, als jene? — Zudem: „man brauche die römiſche:„ aber, ans Landübliche, ans Coſtume nicht zu denken, wird man ſie auch als ein Römer brauchen? Iſt die römiſche denn auch für unſre Welt von Münzdenkwürdigkeiten gebildet? wird man nicht oft, in dem man alte Worte auf neue Gebräuche anwendet, Centauren ſchmieden? Vermiſchungen der Zeiten und Länder, die einem Nachkommen befremdlich ſeyn müſſen, ſchielende Uebertragungen römiſcher Worte und Begriffe unter deutſche oder neuere Begriffe überhaupt, für einen Kenner beider Zeiten unausſtehlich. Die griechiſche und römiſche Sprache war National: die Denkwürdigkeiten, welche auf Münzen kamen, National, eines alſo für das andre gebildet: Körper und Seele. Iſt aber die römiſche Sprache für unſre Welt von Merkwürdigkeiten, oder dieſe für jene urſprünglich gebildet worden? und doch ſoll eine die andre ausdrücken? So ſtoßen ſich zwo Zeiten und Völker, wie jene Zwillinge im Leibe der Mutter! — —

Will man alſo zur Nationalſprache zurück kehren, und einigermaaßen doch die ſinnreiche Einfalt, die edle Kürze, gleichſam **die Poeſie in Gedanken und Worten** erſetzen, die ſich bei den Alten findet — ach! unſre Sprache bietet uns auch eine Poeſie dar, aber ſinnreiche Leberreime, oder gar froſtige Wortſpiele. So wie die Nordländer in der Dichtkunſt die Harmonie der Alten durch Reime nach ihrer Art zu erſetzen geſucht: ſo auch auf Münzen durch Reime — aber welche Erſetzung? National freilich, oft ſinnreich gnug und oft nicht blos für den Pöbel, ſondern auch für den Weiſen, ſinnreich; aber eine Erſetzung der Griechiſchen und Römiſchen Einfalt? Ich ſehe von beiden Seiten Schwürigkeiten: Hr. Kl. ſieht keine, er ſtimmt eine Elegie über den pöbelhaften Geſchmack der Neuern an — wie vornehm!

Weiter mag ich mich nicht einlaſſen, in die unendliche Verſchiedenheit der alten und neuen numiſmatiſchen Münzgeſetze, Künſtler, einzelnen Veranlaſſungen, des äußern Werths und

und Zubehörs; noch zum Schluß eine allgemeine Anmerkung, die Anfang hätte ſeyn ſollen.

6. Die **Alten** hatten überhaupt mehr Bilderſprache, mehr allegoriſche Dichtung, als wir. Von **Dichtern** war ihre Sprache gebildet, und da bei den Griechen inſonderheit die älteſten Dichter Liebhaber von Bildern, Metaphern, und Allegorien waren, welch ein Schatz lag gleichſam ſchon in der Sprache theils im Geſchlechte, theils in Form, theils in Bedeutung der Worte! Ihre dichteriſche Sprache war allegoriſchen Aufſchriften gleichſam in die Hand gebildet! Allegorien wurden aus der Sprache geſchöpft, und mit der Sprache, aus der ſie geſchöpft waren, begleitet — welche gute Lage!

Zudem: **Die erſte Schrift und die erſte Sprache iſt eine Malerei von Begriffen:** mit der Zeit kommen in beide künſtliche Abkürzungen der Bilder: mit der Zeit verlieren ſich gar viele Bilder ſelbſt, und es bleiben allgemeine Begriffe. Wo ſind wir nun in der Reihe der Völker und Zeiten? ohne Zweifel dieſem Ende näher, als jenem. Die meiſten Allegorien allgemeiner Begriffe nach Griechen, Römern, zumal Aegyptern, ſind uns ſchon fremde: die meiſten, die z. E. auch Winkelmann aus den Alten anführt, erkennen wir kaum mehr unter ſolcher Geſtalt: ſie ſind nach unſrer Hori-

zonthöhe

zonthöhe beinahe ſchon über das ſinnliche Bild erhoben, oder wenigſtens ſo oft von jenen Vorſtellungen abgewichen, als wären ſie nicht mehr dieſelbe. In dieſer, meines Wiſſens noch nicht ſo bemerkten Ausſicht ſollte man das Winckelmanniſche Werk a) durchgehen, ſo würde man ſehen, wie vorzüglich bei den Aegyptern, (denn ſie ſind die älteſten,) ſo dann bei Griechen und Römern Tugenden und Laſter, und abſtrakte Ideen von allerlei Art faſt immer eine andre Geſtalt gehabt, als bei uns, wenigſtens hie und da von einer Nebenſeite angeſehen worden, die ſie bei uns verlohren. Oft iſt das allegoriſche Bild einer Tugend, einer abſtrakten Idee nach griechiſcher Art mit dem Namen derſelben nach dem Sinne unſrer Zeit, eine Geſellſchaft zwoer Perſonen, die ſich ſehr ſeltſam zuſammen finden.

Noch eine augenſcheinliche Folge. Dichter haben den Alten ihre Allegorie und Sprache angebildet: National war alſo ihre Bilderſprache und wenn ſie entlehnt war, ſo wurde ſie nationalliſiret. Der Unterſchied wird wichtig: denn bey uns iſt eine

---

a) Ueber die Allegorie. Getadelt gnug hat man dieſen Verſuch, der doch nichts als Verſuch ſeyn ſollte; aber recenſirt in der vorgeſteckten Ausſicht durchgegangen? ich weiß nicht. Und ſie iſt die einzige, nach der man die Frage entſcheiden kann, wie weit wir den Alten nachallegoriſiren können, oder nicht?

eine Bilderſprache ſo patronymiſch nicht. Dort konnte alles auf einem Wege fortgehen: der **Dichter** hatte durch ſeine poetiſche Bilderſprache das Volk gebildet: der **Weiſe**, der nach ihm kam, trat, ſo viel er konnte, in ſeine Fußſtapfen: er bediente ſich des Bilderſchatzes, den jener in die Sprache gelegt, nach ſeinen Zwecken: er bildete die Allegorien des erſtern zu Weſen ſeiner Art um: er wurde ein Plato gegen einen Homer. An ſeiner Hand gieng der dritte Mann, der **Künſtler**, und erhob jene Bilderſprache der Dichter und Weiſen zum ſchönſten Anſchauen. Die Götter, die der Dichter dem Volke ſang, und der Weiſe erklärte, ſchuf der Künſtler ihm vor: die Ideen, die es in alten geerbten und früherlernten Geſängen auf der Zunge, und aus dem Munde des Weiſen gleichſam im Ohre hatte, ſtanden ihm in den Werken des Künſtlers vor Augen — durch alles ward alſo **ein poetiſches, ein allegoriſches Publikum gebildet**, das die Bilderſprache verſtand, fühlte, beurtheilte, fortpflanzte. Die Allegorie hatte tiefe Wurzeln, in allem was National heißt, geſchlagen, in Sprachen, Gedichten, Philoſophien, Kunſtwerken: ſie gehörte zur Cultur des Volks, ſie ward Denkart des Publikum.

Unſer Publikum iſt aus dieſem Gleiſe der Cultur, aus dieſem Vehikulum der Denkart hinaus. Wenige Bilder ausgenommen, und die Ikonographie

graphie der Alten iſt uns nicht Nationell. Nicht aus unſrer Sprache geſchöpft, und oft nicht einmal mit dieſer ſtimmend; nicht aus unſern angebohrnen Idolen, in denen wir uns als Kinder allgemeine Begriffe denken, gebildet, und oft denſelben widerſprechend — nicht alſo dem Auge des gemeinen guten Verſtandes unter uns kennbar, nicht alſo National. Die Idole etwa und Märchen, in die unſre Kindheit allgemeine Begriffe kleidet, ſind Gothiſch, oft ungeheuer, faſt niemals für die Kunſt. Sie ſind nicht von griechiſchen Dichtern der Schönheit, ſondern durch nordiſche Märchen eingepflanzet: einige von ihnen beſtätigt unſre Sprache, die ſich nach ihnen bequemet: alle aber ſind gegen die Menge griechiſcher Nationalbilder nur ein verſchwindendes Zwei oder Drei. In den Schatten der Jahrhunderte ſind ſie verſchwunden; und für die Kunſt haben wir auch an ſolchen gothiſchen Geſtalten der Einbildungskraft nichts verlohren. Die reinere Wiſſenſchaft, die in unſern nordiſchen Gegenden durchaus freier von ſolchen Hüllen der Mittagsländer gedacht wird, die Cultur des Publikum nach unſrer unſinnlichen Religion, und unſinnlichen Philoſophie hat ſie vertrieben: wir haben alſo kein dichteriſches, allegoriſches Publikum mehr.

Und können uns die Allegorien der Alten dazu machen? Selten ſind dieſe ja unſerm Volke, (ich ſage nicht, unſerm Pöbel,) kennbar: oft ihm ja ſo unverſtändlich, als die lateiniſche Ueberſchrift ringsum. So wie es nach unſrer gelehrten Handwerksbildung in manchen Ländern dem Pöbel zur Synonyme geworden: er iſt ein Lateiner, das iſt ein Gelehrter: ſo wenigſtens in dieſem Falle iſt die Ikonologie der Alten eine Ueberpflanzung fremder Nationalbilder, ſich in ihnen Götter zu denken, die wir nicht haben, Städte und Länder in Schutzgöttinnen und Genien zu denken, die wir nicht kennen, Tugenden und Laſter zu denken, wie wir ſie nicht denken wollen, allgemeine Begriffe zu denken, ohne daß wir ſie in der Symbole ſehen. Sie iſt alſo ein gelehrtes Rüſt- ich will nicht ſagen Spielzeug aus fremden Ländern, das unter uns keinen Markt des Anſchauens, kein Publikum hat.

Eben hiemit iſt Herrn Klotzen ein unerklärlicher leidesvoller Unterſchied erklärt a); „Mit den Sinn-„bildern auf alten Münzen konnte der Lehrer des „Geſchmacks, der Dichter, der Künſtler zufrieden „ſeyn. Den neuern Vorſtellungen widerſpricht „oft Vernunft, Geſchmack und Kunſt. Wer „wollte es wagen, die Vorſtellungen auf neuern „Mün-

---

a) S. 55. 56.

„Münzen mit den Bildern unſrer Dichter zu ver„gleichen? Gleichwohl hat Addiſon mit den al„ten Münzen und Verſen dieſes gethan: Er „hat oft eine große Aehnlichkeit zwiſchen beiden „bemerkt, und Urſache gefunden, den feinen Ge„ſchmack deſſen zu loben, der die Vorſtellung zu ei„ner Münze angegeben. Der Poet hat die „Idee mit eben dem Bilde, welches der Stem„pelſchneider gebraucht, um einen Gedanken „ſinnlich zu machen.„ Wie man ſieht, bleibt Alles im Unterſchiede der Alten und Neuern bei ihm eine qualitas occulta des Geſchmacks zum Staunen. Freilich konnte der Dichter mit ſolchen Münzvorſtellungen zufrieden ſeyn: denn ſie waren aus ihm geſchöpft, oder wenigſtens nach der Denkart gebildet, die er dem Weiſen, dem Künſtler, dem Lehrer des Geſchmacks, die alle Söhne ſeines Geſchlechts waren, angeſchaffen. Freilich laſſen ſich Verſe und Münzen unter den Alten vergleichen: was aber jetzt in Addiſon eine ſolche gelehrte und Geſchmackshexerei iſt, das konnte unter den Alten ein jeder wohlerzogner gebildeter Mann. Wenn er durch Dichter gebildet war, wenn einem Publikum in Griechenland Dichterverſe und poetiſche Bilder ihrer Mythologie im Kopfe ſchwebten, ohngefähr auf die Art, als unſerm Volke Kichenlieder, Bibelſprüche, (eine Vergleichung, die hier blos Nationalunterſchied ſeyn ſoll,) wenn die Sprache

und

und die Erziehung ſolchen anſchaulichen Vorſtellungen entſprach — was natürlicher, als eine Vergleichung zwiſchen Bildern und Verſen? was aber auch unnatürlicher, als bei uns ſolche Vergleichung zu fodern? Die Münzallegorien ſind uns meiſtens überbrachte Jdeen: unſre Dichter, der Muſe ſei Dank! aber uns National — ich ſehe keine Parallele. Die Münzvorſtellungen aus den Alten entſprechen höchſtens auch den Dichtern der Alten; und ſo ſehr dieſe auch unſrer lieben Schuljugend eingeprägt werden: ſo haben wir doch nimmer ein Attiſches, ein Römiſches Publikum, das, wie jenes, **nach dieſen Dichtern** gebildet wäre? Die lange Deklamation des Hrn Kl. über die Parallele, vom Geſchmack auf Münzen a), der ſich zu unſrer Zeit, unter der Regierung Friederichs des Großen (vermuthlich zu **Halle**) angefangen, und von Claſſiſchen Schriftſtellern, die unſern Zeitpunkt allen Völkern und der ſpäteſten Nachkommenſchaft bewundernswürdig machen werden, die ganze Parallele iſt in Vergleichung der Alten link.

5.

Doch wie anders, als link iſts, wie unſer Verf. am liebſten redet? Ein Büchlein über die Geſchichte des Geſchmacks auf Münzen: und dies Büch-

---

a) S. 70-76.

Büchlein wird ſeinem größeſten Theile nach nichts, als eine Vergleichung der Alten und Neuern: und dieſe Vergleichung wieder nichts, als ein Preis des Geſchmacks der Alten, und eine Satyre auf den Münzengeſchmack der Neuern. Beiderlei Arten des Geſchmacks als die Produktion einer ganzen Zeitverfaſſung und Nationaldenkart anzuſehen, den Unterſchied zu entwickeln, der ſich zwiſchen der Numismatiſchen Welt der Alten und der Neuern in Bilderſprache der Religion, in den Symbolen der Länder, in den Allegorien der Begebenheiten, in dem Cerimoniel der Perſonen, in der Sprache der Aufſchriften, in dem Publikum, das Münzen erfand, ſah und beurtheilte, in allen äußern Umſtänden der Numismatik ereignet, dieſen Himmelweiten Unterſchied, von dem ich einige Schattenzüge entworfen, vergißt er; ſchreibt dem lieben Addiſon nach, macht deſſen Geſpräche zur ſeinen Satyre, zur lohmſten, lendenlahmſten Strafpredigt über den übeln Münzengeſchmack unſrer Zeit, von Fürſten an, bis zu Münzenſtemplern zu —

Und das iſt ſein Beitrag zur Geſchichte des Geſchmacks auf Münzen. Wie von allen Nationen, wie im Traume, durchhin reden? bei keiner ihre hiſtoriſchen Data, als Erfolge, die aus einer Urſache entſpringen, anſehen? bei keiner auch nur darauf kommen, die Natur des Faktum, aus einem ſeiner Umſtände, und Veränderungen in Ent-

wurf

wurf zu bringen? bei keiner auf den Boden der Sache ſehen, aus dem ſie ſich erhob und aufblühete? die verſchiedenſten Zeitpunkte überweg vergleichen, die kaum einer Vergleichung fähig ſind? O des armſeligen Alterthumskenners! keines Namens unwürdiger, als deſſen! Sein klingender Beitrag iſt eine Satyre auf unſre Zeiten und Völker, ſo fein, ſo gründlich, ſo treffend, als ſeine mores eruditorum, als ſein genius seculi. Nichts als ridicula kann er ſchreiben; aber ſeine ridicula literaria und monetaria ſind von einem Gepräge.

Eine Geſchichte des Geſchmacks auf Münzen, was iſt ſie, wenn ſie uns bei den Griechen die Urſachen des Geſchmacks nicht entwickelt: jetzt Griechen und Römer vergleicht, und auch bei dieſen nichts erkläret? Was iſt ſie, wenn ſie nicht genau auf die Veranlaſſungen merket, durch welche der Geſchmack fiel, den falſchen Geſchmack, der ſich ſtatt des Römiſchen einſchlich, nicht zergliedert, dieſen neuen Gothiſch Chriſtlichen Geſchmack nicht bis auf ſeine Quellen, und bis in die Abgründe der Diplomatik, Heraldik und Staatsgeſchichte, die ſeine Abflüſſe ſind, verfolgt, auf keine ſeiner Hauptveränderungen merket, die Reformation des Geſchmacks, die eigentlichen Verdienſte der Reformatoren nicht beſtimmet, dem Laufe ihrer Verbeſſerungen nicht nacheilet: die Reſte des alten Herkommens, die ſich ihm widerſetzten, nicht prüfet: und an eine Anleitung denkt, uns zu unſrer Numiſmatiſchen Welt ein Münzenkabinett nach dem Geſchmacke der Alten zu ſammlen — was iſt ſie, wenn ſie nichts von dieſem iſt? Und iſts nach Einem der angegebnen Geſichtspunkte der Klotziſche Beitrag auch nur im dürreſten Grundriſſe, (vom Mechaniſchen der Kunſt rede ich noch nicht,) ſo will ich umſonſt geleſen haben.

Ein paar mal kommt er auf ſo etwas, aber beidemal iſts Ausſchweifung, und es wird grobe Falſchheit. „Bei den Griechen, ſagt er a), hatten „die Künſte überhaupt engere Schranken, als bei „uns. Wir erlauben ihnen größtentheils die Nachahmung eines jeden Körpers, ohne daß die Kunſt „durch die Würde des Gegenſtandes veredelt „würde. Der Grieche hatte ihnen blos die Nachahmung ſchöner Körper verſtattet.„ Wer Leſſings Laokoon geleſen, weiß, wem die Bemerkung zugehöre: dafür aber, daß Leſſing Klotzen eine Bemerkung lieh, ſchenkt dieſer ihm großmüthig eine Verbeſſerung: „Entgegengeſetzte Zeugniſſe der „Schriftſteller und Beiſpiele der Künſtler beſtimmen mich, dieſer Beobachtung engere Gränzen „zu ſetzen, und ſie blos auf öffentliche Denkmäler „einzuſchränken. --- „ Die Verbeſſerung in ihrem Werthe und Unwerthe, was thut dies auf die Mün-

---

a) S. 40.

Münzen? gehören die auch zu den öffentlichen Denkmälern, die, nichts, als das Schöne, bildeten?

Allerdings, ſagt Hr. Kl. [a] „Auf alten „Münzen finden wir weder häßliche, noch ſchreckliche Vorſtellungen. Zwei derſelben zeigen uns die „Furien: aber in welcher Geſtalt? Nicht mit den „furchtbaren Geſichtszügen, welche der Grimm „auf neuern Werken vorſtellt. Blos Fackeln und „Dolche zeigen dieſe Göttinnen an. Uebrigens iſt „auch die Münze, welche die Einwohner Antiochiens zu Ehren des jüngern Philipps haben ſchlagen laſſen, aus der Zeit, da die Blüthe der „Künſte längſt verſchwunden und mit ihr zugleich „**der Begriff der Schönheit aus den Seelen** „**der Sterblichen entwichen war.** Wie ungleich ſind hierinnen die neuern Stempelſchneider „den Alten.„ Offenbarer geſagt kann nichts ſeyn. Es werden in der Folge [b] an dem himmliſchen Geſichte der Meduſe ſo gar die Schlangen in Erwägung gezogen, und aus vier verſchiednen Urſachen gerechtfertigt, daß „dieſe ein Sinnbild des „Wohlthuns und des Heils geweſen, daher ſie „viele Götter zur Symbole geführet, daß **Hogarth** in ihnen das Wellenförmige Schöne ſuche, „daß ſie mehr zieren, als verſtellen: daß endlich „und inſonderheit Griechen und Römer über dieſen

---

[a] S. 43.

[b] S. 46.

„Punkt ein von dem unſern ganz verſchiednes Gefühl, einen ganz beſondern Schlangenappetit gehabt;„ und der Recenſent des Herrn Kloz, (bei dem diesmal ſeine zärtliche Liebe gegen den Herrn Verfaſſer über ſeine großen Einſichten und ſcharfe Beurtheilungskraft im Kampfe die Oberhand behalten) findet eben die letzte Bemerkung von den Schlangen gar **nach dem Geſchmack der Alten**, vorzüglich wichtig. Ich kann alſo nach Hrn. Kl. bis auf die Schlangen, bis auf zwo Münzen mit Furien nichts allgemeiners veſtſetzen, als „daß auf „alten Münzen ſich gar nicht, weder häßliche, noch „ſchreckliche Figuren finden.„

Ich nehme indeß ein Paar Bücher zur Hand, die Hr. Kl. zur Hand gehabt haben muß, weil er ſie anführt, und ſo zuerſt den lieben **Beger**: und in ihm mehr als eine Vorſtellung auf alten Münzen von **Schweinen**, fürchterlichen **Löwenhäuptern** ohne die freundliche Mine der Meduſe, die zum Küſſen einladet, das bekannte **unförmliche** Sinnbild Siciliens, drei Füße, rings um ein Haupt voll Schlangen, und andre, nicht eben ſo unhäßliche, oder unſchreckliche Figuren, die Eule der Minerva ungerechnet. Ich nehme **Haym**: da Scorpionen, Elephanten, brüllende Löwen, Ochſenhäupter, Nachteulen, kämpfende Schlangen: ſo **Geßner**, ſo andre — keine Sammlung alter Münzen geht von ſolchen Vorſtellungen ganz leer

aus

aus — wenn ich nur dem Fleiße des Herrn geheimen Raths nachfolgen und Bilderchen aufſuchen wollte.

Ja, wird Hr. Kl. ſagen, das waren Sinnbilder von Städten, von Ländern. Nicht alle, und doch von griechiſchen Städten? von griechiſchen Ländern? doch Vorſtellungen auf griechiſchen Münzen? Sie ſtehen mit keinem mindern Rechte darauf, als Furien nicht darauf ſtehen können, weil ſie keine **Schutzgöttinnen**, keine **Sinnbilder von Städten waren.** Wie? weil **Ganymed** oder Antäus auf keiner Münze Bild gibt: wer wollte deßwegen deuten? Erſt beweiſe man, daß Furien auf Münzen gehören, wenn, daß ſie nicht da ſind, etwas beweiſen ſoll.

Ueberhaupt beſtimmet Herr Kl. das Allegoriſche der Münzen ſo, daß man ſieht, er habe vom Münzenartigen ſeltne Begriffe. Winkelmanns Erklärungen der Allegorie zu folgen, iſt gut; nur ihnen mit Einſchränkung auf Münzen zu folgen, noch beſſer. Da er ſeinen Verſuch von der Allegorie überhaupt für die bildenden Künſte, nicht blos für die Münzen, geſchrieben: ſo ſind ſeine Regeln ohne Beſtimmung auf dieſe zu lax, zu weit, und nichts unſichrer, als der Klotziſche Satz: „die „Pflichten des Malers ſind auch die Pflichten des „Stempelſchneiders, nur daß jener ein geräumiger „Feld hat.„ Um Gottes Willen nicht! die Allegorien auf Münzen haben ihre eigne Natur; ſie ſind nicht etwa blos wie Malereien, der **Kunſt** ſelbſt; ſondern allemal der Deutung wegen da: ſie ſind Mnemoniſch. Das Bild als Bild iſt Nichts; der Sinn des Bildes iſt Alles. In allen Schriften wirft Hr. Kloß Münzen, Gemmen, Malereien, Statuen grauſam durcheinander; und kaum kann Etwas verſchiedners an Natur, Zweck und Geſetzen ſeyn! Ein Kunſtwerk iſt der Kunſt wegen da: aber bei einer Symbole, ſie ſei der Religion, oder der politiſchen Verfaſſung, oder der Geſchichte gewidmet, iſt die Kunſt **dienend**, eine Helferinn zu einem andern Zwecke, ſo bei der Münze. Laſſet uns alſo die Griechen nicht auf unrechte Art loben: ſie widerſprechen ſolchem Lobe, und es wird Tadel auf ſie: es wird Unwiſſenheit für uns.

Auf der andern Seite, laſſet uns auch die Neuern nicht ohne Urſache tadeln. Ich will ihre „durch die häßlichſten Verzerrungen des Geſichts „verunſtalteten Ungeheuer, die Hrn. Kl. vornehmes „Auge beleidigen, das ſich an die griechiſche Schön„heit gewöhnt hat„ nicht vertheidigen; aber ſo billig ſollte man doch auch ſeyn, zu fragen: iſt dieſes Ungeheuer die Haupt- oder nur eine Nebenvorſtellung? Wenn z. E. ein Herkules, als Drachentödter, zum Sinnbilde der Tapferkeit da ſtünde, und der Drache ſelbſt ein häßliches Ungeheuer wäre: nicht der Drache, der Drachentödter iſt das

Bild,

Bild, und jener nur eine unterliegende Vorſtellung. Daß die Alten eben ſo gedacht haben, bezeugen eine Menge Gemmen, und Gemälde, die ja doch eigentlichere Kunſtwerke, als Münzen, ſind —

Nebenfiguren alſo aber, wenn ſie auch ſelbſt Hauptfiguren wären: noch ſind ſie auf Münzen nichts, als **Revers**; man kehre um, ſo hat man die Deutung. Das ekle Auge meines Verfaſſers, das ſich an Griechiſche Schönheit gewöhnt hat, wird am meiſten von holländiſchen Münzen beleidigt. „Die Zwietracht, die Tyrannei, die Grauſamkeit „ſind als Ungeheuer mit der größten Häßlichkeit „vorgeſtellt„ und ſo gleich hat Hr. Kl. den bekannteſten Tadel ihrer Maler und ein Sprüchlein aus Hagedorn fertig, das hier ſo hingehört, als Fauſt aufs Auge. Auch ich ſehe lieber das Schöne, als das Häßliche, lieber das Liebliche, als Carrikaturen; wie aber? wenn die Enthauptung Karls des erſten durch kein lachendes Geſicht, und durch keine Amors angedeutet werden konnte, und das wütende vielköpfichte Volk alſo als ein vielköpfichtes Schlangenungeheuer erſcheint — und neben an das traurige Haupt des Königes auf dem Boden — wird da nicht die Vorſtellung von dem Sinne von der Allegorie gleichſam verſchlungen? Und iſt dies Bild denn anders geſchlagen, als um ſo verſchlungen zu werden? und wird je eine Münze als abſolutes Kunſtwerk gepräget? Iſt ſie je unter den

Griechen anders, als zum Denkmale gepräget worden? — — Man denke ſich einen Autor, der ſo ganz die erſten Grundſätze der Künſte vergißt, der ſo ſehr ihre Gränzen verwirret, und eben auf dieſe Verwirrung den halben Theil ſeines Buchs bauet, wie ſchief, wie elend wird er bauen? Alle die ſüßen Anmerkungen über die Griechiſche Lieblichkeit und Schönheit ſind entweder hier Halbſachen, oder Hr. Kl. kennt die Natur der Münzen halb. Er nimmt ſie als Kunſtwerke und nicht als Denkmale; die Kunſt bei ihnen nicht als Hülfsmittel des bedeutenden, den Künſtler nicht als Handarbeiter — ſo ſchreibt er von ihnen, und verkennet ihre Natur.

Und das iſt Alles, was Hr. Kloß unter den Griechen fand, um ihnen ihren Rang im Münzengeſchmacke zu geben? — ja! und unter den Römern an ihrem Theil nichts beſondres? Wenig, als eine ſichre Parallele mit den Griechen, die hier nicht hingehört, und über die ich zu anderer Zeit reden werde. Und nichts beſtimmtes an Urſachen, die den guten Geſchmack herunter gebracht? Nein! und nichts vom Diplomatiſchen, Heraldiſchen und Rechtlichen Urſprunge unſers Münzengeſchmacks? Auch nein! — O des ſonderbaren Beitrages zu einer Geſchichte!

6.

„Ich thue dem Verfaſſer vielleicht Unrecht: „Ein Beitrag kann ja ſo viel oder ſo wenig beitra-

„gen

„gen, als er will.„ — — Ei! ſo muß Hr. Klotz nicht großſprechen: denn wie er jetzt ankündiget, hat er über einem weit weitern Thema gearbeitet, als ich geſucht habe — nicht blos an einer Geſchichte des Geſchmacks auf Münzen, ſondern gar an einer Geſchichte **des Geſchmacks und der Künſte bei einem Volk aus Münzen.** Dieſen Faden will er über die merkwürdigſten Perioden der Geſchichte, über Völker und Zeiten verfolgen, und aus ihnen liefern eine **Geſchichte des Geſchmacks und der Künſte überhaupt aus Münzen.**

Das iſt freilich noch mehr! auf einer Münze mag ſich immer der Geſchmack einer Nation offenbaren dörfen: aber daß ſie eigentlich eine Tafel des Geſchmacks einer ganzen Nation vorſtellen **ſollte**, vorſtellen **müßte?** — dem erſten Anblicke ſcheint das ſchon gewagt. Auf einer Münze mag ſich immer Kunſt, und wenn man will auch Künſte, offenbaren **dörfen**; daß ſie aber eigentlich eine Zeuginn über die Kunſt, ja über die Künſte ſeyn **ſollte**, ſeyn **müßte** — noch gewagter: und das iſt doch „die Ausführung der Sache, die ich mir „vorgeſetzt habe. Meine Abſicht iſt aus den Mün„zen gleichſam eine Geſchichte des Geſchmacks und „der Künſte zuſammenzuſetzen, und ihre Blüthe, „oder ihren Verfall aus denſelben zu beurtheilen. „Ich werde daher u.ſ.w. — —„ Mich dünkt, der Verfaſſer übernahm, was niemand, als etwa ein Sohn der Sibylle, ausführen kann.

Die ſchöne Griechiſche Münze, und freilich läßt ſich viel daraus erſehen. Das Volk, dem ſie gehört, muß gebildet ſeyn, Commerz haben; Sinnbilder haben; eine gebildete Sprache haben; Zeichner und Stempelſchneider haben, oder gehabt haben: das ſehe ich. Träte ich auf ein fremdes Eiland und fände Münzen, von denen ich vermuthen könnte, daß ſie kein Fremder verlohren: ſo wären dieſe Muthmaaßungen fertig. Aber eine Geſchichte ihres Geſchmacks und ihrer Künſte, den Inbegriff ihres Geſchmacks und ihrer Künſte — unmöglich. Ob ſie Dichter oder Weltweiſe, Bildhauer, Tonkünſtler und Tänzer neben ihren Stempelſchneidern gehabt, ob ihr Zeitpunkt des Geſchmacks ihnen eigen oder einer Colonie, ob ein langes oder kurzes Drama geweſen, ſehe ich das aus einer Münze? Und iſt nicht eben dieſe frappante Intonation: ich will aus Münzen eine Geſchichte des Geſchmacks und der Künſte geben! nach allen Zeitungspanegyren auf Hr. Kl. ſein erſtes Verdienſt bei dieſem ganzen Buche? Indianer, Perſer, Araber! was kann man aus euren Münzen nicht weiſſagen?

Jetzt eine Sammlung, oder, wenn man kann, die ganze Menge Griechiſcher Münzen: und zwar, welches noch angenommener heißt, in ihrer Zeitfolge

folge nach und neben einander — allerdings kann man jetzt vieles auf die Nation ſchlieſſen, was Geſchichte, Regierung, Beſchaffenheit ihres Landes, ihre Kleider, Waffen, Gebräuche, Gebäude, Religion und dergleichen anbetrift. — Hieraus läßt ſich ohngefähr ein Nationalcharakter bilden, der viel in ſich hielte, aber keine Geſchichte des Geſchmacks und Künſte? — ich wollte, daß ein Numiſmatiſcher Goguet ſo ein Werk ſchriebe. Wohlverſtanden, daß er in ſeinen Schlüſſen keinen Schritt vergebens thue, bei jedem den Grad der Wahrſcheinlichkeit in Maas nehme, und den ſeltnen Philoſophiſchen Genius hätte, einzelne Data niemals zu allgemein zu generaliſiren, noch auch dieſſeit des Ziels ſtehen bleibe, auf welches man zu ſchließen könnte — wäre dies, was ſich bey Hrn. Kl. faſt alles im Gegentheile zeiget: ſo hätte man freilich „eine Geſchichte des Geſchmacks und der Künſte bei „den Griechen aus Münzen„, aber auch zugleich ein in Beiſpiele gebrachtes Lehrbuch der hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit, eine Logik hiſtoriſcher Schlüſſe, nicht ſolch eine Sammlung kahler Allgemeinſätze, als dies iſt.

Vorausgeſetzt wird hier zum Grunde der ganzen Schlußfolge: daß die Griechen auf der Bahn ihrer Kultur ſelbſt fortgegangen, nicht etwa von der unſichtbaren Macht fremder Völker darauf fortgetrieben, und umhergeſtoßen ſeyn, daß alſo aus

ih-

ihrem Laufe die Kraft der Nation mit Grunde berechnet werden könne. Was es für Fehlſchlüſſe gebe, dieſen Lauf anzunehmen und zu berechnen, wo er nicht iſt, werde ich an anderm Orte an den Griechen zeigen; hier die Römer.

Aus der Römiſchen Münzenfolge eine Geſchichte ihres Geſchmacks und der Künſte iſt durchaus trüglich: denn nicht ſie, eine fremde Nation iſts, die durch ſie wirket. So viel aus ihren Münzen geſchloſſen werden mag; auf ihren Geſchmack und Liebe zu den Künſten wenig. Was in dem Römiſchen Geſchmacke und Künſten denn eigentlich Römiſch, was hingegen nur von Griechen geformt **nach der Römer Weiſe** geweſen? wo die Römer ſelbſt gedacht, und gearbeitet, oder nur denken und arbeiten laſſen? verliert ſich in den Schatten, und iſt dies nicht eben das Hauptlicht „einer Geſchichte des Geſchmacks und der Künſte „Roms aus Münzen?„ Wie? wenn die Griechen bis auf jedes Einzelne verlohren gingen, wie würden die Römer nicht Siegprangen? Da ſie aber nicht verlohren ſind, da wir aus andern Quellen, als aus Münzen, es wiſſen, wie ſehr ſie in den Geſchmacks- und Kunſtlauf der Römer unſichtbar eingewirkt: welchen Behaupter wird das nicht zweifelhaft machen, aus Münzen ihre Geſchmacks- und Kunſtgeſchichte zimmern zu wollen?

Die Zeit der ſo genannten Gothiſchen Münzen. Daß ihre Urheber keine Griechen und Römer weder an Geſchmack, noch an Kunſt, noch an irgend Etwas geweſen: das ſieht der Blinde; ja es laſſen ſich die Urſachen ſo gar einſehen, warum ſie nicht das Eine, nicht das Andre, haben ſeyn können? Es läßt ſich ſo gar der falſche Geſchmack, der dieſe Völker angefüllt, nach ſeinem Urſprunge und Geſchichte berechnen; und ob ich gleich kein Polykarp Lyſer bin: ſo wünſchte ich dieſen Zeiten einen ſolchen Berechner, aber einen, der ſich vor dem Namen der **Barbarei** nicht ſcheue, noch dies Wort ſo überhin nehme, als wir gemeiniglich im Zeitlaufe der Geſchichte, wenn wir aus Griechen und Römern, voll von ihrem Geſchmacke, kommen, hinzuwerfen pflegen. Ein Erklärer iſt mehr als Tadler; und der muß er ſeyn, weil unſer Erbgeſchmack alle ſein gutes Herkommen von daraus ableitet.

Wieder alſo ein Beitrag zur Geſchichte des Geſchmacks und der Kunſt? Immer ja! da dieſem Zeitpunkte aber ſein Geſchmack und ſeine Kunſt nicht ſo ganz eigenthümlich, da die Litteratur dieſer Völker ſo verdorben, als ſie ſey, urſprünglich eine fremde Colonie iſt, die ſich im Stillen mehr oder weniger ausgebreitet haben kann: ſo wird, nach Maaß dieſer Ausbreitung, in eben dem Maaſſe auch eine Geſchichte des Geſchmacks und der Kunſt aus Münzen unſichrer. Es iſt keine Hypotheſe, es iſt eine von den Kennern der mittlern Zeit längſt angenommene Sache, daß die Reformation der Wiſſenſchaften wahrhaftig nicht mit einmal losgebrochen: ſondern lange im Stillen genähert, gewachſen, gereift ſey. Und eben dieſer Fortgang des ſtillen Wachsthums iſt der auf Münzen bemerkbar? Galt hier nicht einmal für alle Herkommen, Nationalgeſchmack, der bleierne Druck des Zeitgeiſtes? unter dieſem konnte nicht immer viel reifender guter Geſchmack liegen, der ſich nur nicht außern dorfte, und am wenigſten ja auf Münzen zuerſt äußern konnte? galt wohl auf dieſen etwas mehr, als Herkommen, das Joch des Jahrhunderts? Wie viel verliere ich aber in einer Geſchichte des Geſchmacks, wo ich dieſe reifenden, ausbrechenden Saamenkörner verliere? Wie oft kann ich irren? Wie oft auf das Ganze unzuverläßig ſchlieſſen?

Endlich die neuere Münzgeſchichte, und eben ſie iſt die unzuverläßigſte auf einer Geſchichte des Geſchmacks und der Künſte bei ganzen Völkern und Zeiten. In dieſen iſt die ganze ſchönere Numiſmatik ein Zweig Griechiſcher und Römiſcher Zeiten, in die Geſchichte des damaligen Zeitgeſchmacks eingepfropfet; nichts weniger aber, als ein im Boden des Jahrhunderts ſelbſtgewachſener Stamm. Bilderſchrift, Sprache und Kunſt iſt

Nach-

Nachahmung der Alten: immerhin alſo eine Zeuginn, daß der Urheber dieſer Münze die Alten gekannt und nachgeahmt; um ein Haar aber auch nichts weiter. Ob der gnädigſte Fürſt, der auf der Münze ſteht, und dem Urheber und Künſtler ſeinen guten Geſchmack allergnädigſt vergönnet; ob jedermann, der dieſe Münze in ſeiner Taſche getragen, ob das ganze Publicum, Land, Volk und Zeit, eben den Geſchmack gehabt, iſt dem erſten Anblicke nach die abentheuerlichſte Folge. Wie kunterbunt würde doch in den neuern Zeiten die Geſchichte des Geſchmacks und der Künſte laufen, wenn hie und da ein einzelner guter Medailleur, ein Antiquitätenprofeſſor, dem eine Münzenallegorie und Inſchrift geräth, ſo gleich ein Zeuge ſeyn ſollte: wie ſehr ſein durchlauchtiger Herr den Geſchmack geliebt und gehabt, wie erleuchtet ſein Jahrhundert im Geſchmack und in Künſten geweſen? — faſt nichts kann mehr Mitleiden verdienen, als dieſe Schlußfolge. Wie? ein um Lohn gedungener geglückter oder verunglückter Münzenſchmidt, ein Schulfuchs, der ſeinen lieben Alten eine Allegorie und Aufſchrift entwenden kann — der ein Rüſtzeug für den Geſchmack und die Künſte ſeiner Zeit, der ein Apollo und Praxiteles ſeines Jahrhunderts an die Nachwelt? Schöner Apollo! Ohne daß ſein Jahrhundert vielleicht ihn verſteht, beurtheilt, ſchätzet, ſoll er ihren Geſchmack und

Kunſt predigen — Was für ein leichter Wegweiſer zum Tempel des Geſchmacks, und zur Unſterblichkeit iſt doch der Geſchmackvolle unſterbliche Klotz!

Eben ſo unbegreiflich iſt die Gegenſeite der Schlußfolge auf den böſen Geſchmack neuerer Zeiten und Völker **aus Münzen.** Ein Land, das einem Staatsſyſteme, einem Cerimoniel, einem Herkommen alter Jahrhunderte von böſem Geſchmack unterworfen iſt: eine Zeit, deren Religion höhere und geiſtigere Zwecke hat, als in Allegorien auf Münzen zu paradieren: ein Volk, deſſen Sprache faſt vortreflich, wiſſenſchaftlich und genau ſeyn kann, nur daß ſie, gerade aus geſagt, keine Münzenſprache iſt: eine Nation, deren Merkwürdigkeiten eben ſo verwickelt von der politiſchen Wiſſenſchaft ſind, daß eine einzelne Münzenſymbole ſie nicht vorſtellen kann, ein Volk, das aus der verblümten Bilderzeit hinaus, Wahrheit ſuchet, und Wahrheit findet: ein Volk endlich, in dem die Münzen und der Geſchmack auf demſelben durchaus für keine Produktion des Publikum gelten kann — ein ſolches Volk ſoll ſich ſeine Geſchichte des Geſchmacks und der Kunſt aus Münzen weiſſagen, ſich ein Buch durch mit einem andern, deſſen Numiſmatik Himmelweit von der ihrigen abliegt, hämiſch vergleichen laſſen? wer iſt Bürger dieſes Volks, und ſagt nicht: vnde mihi lapides?

7.

Nun ſo arg kann es doch Hr. Klotz nicht gemacht haben, da ihm ja öffentlich ſo viele Ehrenſäulen ſchwarz auf weiß geſetzt ſind, ihm, dem Patrioten, der für den Geſchmack ſeiner Nation, ſeines Vaterlands eifere — — o ja! Eifern iſt gut, aber wohin kann Eifer nicht führen? ich habe im vorigen Abſchnitte mich nicht durch ſeine Beyſpiele unterbrechen wollen: laſſet uns ſeiner Gedankenreihe folgen.

„Ueberhaupt können wir die bildenden Künſte „als verborgne Verrätherinnen der Denkungsart „desjenigen anſehen, welcher ſich mit ihnen beſchäf„tiget. Die Wahl des Gegenſtandes und die Be„arbeitung deſſelben mahlen uns den Künſtler „auf eine ihm ſelbſt unbemerkte Art. Ein Werk „eines Künſtlers iſt oft eine noch getreuere Schil„derung ſeines ſittlichen Charakters, als eine „Schrift das Bild des Schriftſtellers. Wir le„ſen in jenem noch deutlicher, als in dieſer, die Trieb„federn, die den Geiſt des Künſtlers in Bewegung „geſetzt und die Neigungen, welche gleichſam ſeine „Hand geleitet a).„

So unbeſtimmt und Moderecht, als dieſer Allgemeinſatz hier ſtehet, iſt er wieder blos das Meteor von einer Bemerkung. Welche bildende Künſte

---

a) S. 10. 11.

ſind Verrätherinnen der Denkungsart desjenigen, der ſich mit ihnen beſchäftigt? Ohne Zweifel, die ihm Wahl, Eigenheit, und Eigenſinn erlauben: Dieſes ſind nicht alle in einem Grade, ja die vollkommenſten der bildenden Künſte erlauben am wenigſten. Die Bildhauerkunſt, die Baukunſt hat bei ihren Idealen ſo hohe und ſtrenge Regeln, daß es wohl kaum dem Künſtler frei ſtehet, mit der Kunſt gleichſam zu buhlen, die eine göttliche königliche Juno iſt. — — Die Malerei, die in Allem ungemein viele Eigenheiten, Veränderungen, und willkührliche Pinſelſtriche erlaubt, mag an ihrem Theile eine verborgne Verrätherinn der Denkart ſeyn, als alle Sibyllenbrüder wollen: die Modebeiſpiele, die Hr. Kl. anführt a), vom ſanften Raphael und vom ernſthaften Angelo, vom hitzigen Hannibal Caraccio und vom ſchreckhaften Ribera, und vom niedrigen Brouwer, vom verſäumten Kupetzki, und vom fühlbaren Vandyk — alle dieſe Taſchenraritäten, mit denen er ſich ſo gern umher trägt, ſind aus ihr, der Malerei, und in ſo gutem Tone ſie auch mögen geſagt ſeyn, was gehen ſie an die Münzkunſt? Unter allen kann dieſe am wenigſten vom Künſtler verrathen: ſelten iſt der Erfinder der Medaille auch der Zeichner, der Stempelſchneider, der Arbeiter: meiſtens iſt dieſer nur der Handarbeiter von dem Kopfe des erſten —

und

---

a) S. 12.

und wie nun? daß die Münze „eine noch getreuere „Schilderung ſeines ſittlichen Charakters ſeyn ſoll, „als eine Schrift das Bild des Schriftſtellers„ welch ein Dunſt! — Unter allen bildenden Künſten iſt das Münzengepräge am wenigſten **freies Kunſtwerk.** Landesherrſchaftliches Hoheitszeichen, Denkmal einer Begebenheit, veranlaßte Symbole — alſo der Hofherrlichkeit, der Geſchichte, des Bedeutenden wegen, dazu iſts. Das Schöne tritt zurück, und wie weit hinten nach die freie Wahl des Künſtlers? die Willkühr ſeiner Bearbeitung? ſeine Denkungsart? zudem die Triebfedern, die ihn in Bewegung geſetzt? zudem gar ſein ſittlicher Charakter? und gar deutlicher, als eine Schrift das Bild des Schriftſtellers mahlet? Das alles, liebe Göttinn Moneta! auf einer Münze! O der erleuchtete Münzenſchauer!

Es iſt nicht gut, daß es dem Verf. beinahe zur Gewohnheit geworden, die Gedanken andrer ſo anzuführen, daß ſie ſich ſelbſt kaum mehr ähnlich ſehen, und ſo ſelbſt mit ſeinen Leibautoren. Hier a) citirt er, z. E. ſo ſeltſam und weitſchweifig, als der verſpottete b) Grillo ſeinen Pindar nicht beirufen kann, um einige Seiten des unbeſtimmteſten Gemiſches zu beſtätigen: „So wahr iſt der Ausſpruch eines Mannes, „welcher die tiefen Einſichten und alle Eigenſchaften

---

a) S. 14. b) S. Klotzens bibl. St. 2.

„eines großen Genies„ u. ſ. w. — wie? und dieſer wirklich große Mann ſollte mit ſeinem Ausſpruche das vorhergehende Getümmel von Halbwahrheiten beſtätigen? Er es beſtätigen, daß alle bildende Künſte überhaupt als verborgne Verrätherinnen der **Denkungsart** desjenigen ſind, der ſich mit ihnen beſchäftigt? Er es beſtätigen, daß **Ein** Werk eines Künſtlers eine noch getreuere Schilderung ſeines ſittlichen Charakters (ſeines **ſittlichen Charakters!**)ſey, als eine Schrift das Bild des Schriftſtellers? Er die erniedrigende Beſichtigung anrathen, in einem Kunſtwerke die Triebfedern leſen zu wollen, die den Geiſt des Künſtlers (wie eines Taglöhners) in Bewegung geſetzt, und die Neigungen, welche ſeine Hand geleitet? Er mit dem Geiſt erſehen zufrieden ſeyn, in Kunſtwerken nichts ſo eigentlich, als das vornehme oft ſo unverſtandne Wort: ſittlicher Charakter! ſehen zu wollen? — So ſchielende Anführungen, die Hr. Kl. zur Zeit und Unzeit auf der Zunge hat, entehren, und einen **von Hagedorn** entehren ſie doppelt. — — Wir wollen es unterwegens laſſen, aus der Lippe Leopolds des großen auf ſeinen Münzen den ſittlichen Charakter, die Triebfedern, die Neigungen, den Geiſt, die Denkungsart ſeines Stempelſchneiders zu weißagen.

Ich wünſche unſrer Zeit, die ſich beinahe darein verliebt hat, aus Dichtungs- und Kunſtwerken

den

den ſittlichen Charakter des Dichters und Malers zu ſtudiren, einen zweiten Leſſing, der die Gränze zwiſchen Dichtkunſt und perſönlicher Sittlichkeit, zwiſchen Kunſtwerk und Charakter ſcheide. Auf den Münzmeiſter aber, der ſeine Denkungsart auf Münzen offenbaret, wird der ſich wohl nicht einmal herablaſſen wollen und dörfen: denn dieſer wiſcht durch die Hände. —— Das war der Künſtler und

2. **Der Fürſt.** a) „Auf eine zwar verſchiedne, aber eben ſo deutliche Art ſcheint der „Fürſt, welcher die Bilder zu Münzen entwirft „und die Aufſchrift dazu ſetzt, ſeine Denkungsart „an den Tag zu legen.„ Und wie viel Fürſten ſinds denn, die Bilder zu Münzen entwerfen, und die Aufſchrift dazu ſetzen? Und wenn ſie es thun, wie werden ſie ſich auf Denkmälern anders ſchildern, als ſie ſich der Welt und der Ewigkeit zeigen wollen? Worauf kann ich alſo mit Zuverläßigkeit ſchließen? Da auf alten Münzen ſelbſt die entſchloſſenſten Geſchichtforſcher aus der Numismatik nicht Herz gnug gehabt, jede Vorſtellung eines Kaiſers oder Königes für ein Sinnbild ſeines Charakters anzunehmen: wie? ſo hätten wirs bei den Neuern? Was für eine einförmige und falſche Charakteriſtik, der Fürſten ihre **Denkungsart** (man überdenke den wichtigen Namen) aus ihren Mün-

---

a) S. 15.

Münzen zu ſtudiren? Welcher römiſche Tyrann wäre alsdenn nicht Vater des Vaterlandes? Welcher ſchläfrige Monarch neuerer Zeiten nicht auf ſeinen Münzen thätig, tapfer, groß und edel?

Statt daß man die Wahrſagungskunſt des Hrn. Kl. aus Münzen durch einen Kontraſt neuer und alter Beiſpiele lächerlich machen könnte: will ich im ganzen Buche ſeine Beiſpiele aufſuchen, da er mit der geheimnißvollen Mine eines Weißagers herantritt: ei doch! habe ich nicht getroffen? — Nur ei doch! daß ich nicht lauter Meteoren von prächtigen Perioden abſchreiben müßte: „der gothaiſche **Ernſt** a), welcher ſeinen Unterthanen da ein Muſter gab, wo er ihnen keine Geſetze geben konnte, **ſchämte ſich** nicht, auch auf ſeinen Münzen **zu bekennen**, daß er ſich **überzeugt habe**, es ſei das Glück und die Pflicht eines Fürſten, ein Freund und Verehrer der Religion zu ſeyn. Wir leſen auf ſeinen Münzen den Charakter eines Prinzen, der ſeinen ehrwürdigen Beinamen, welchen der Kaiſer Ludwig durch Einfalt und thörichte Freigebigkeit von den Mönchen erkaufen mußte, durch die Rechtſchaffenheit ſeines Herzens erlangt hat, und deſſen vortrefliche Geſinnungen deſto gröſſere Hochachtung verdienen, da er ſie nicht aus einer Schwachheit und einem Unvermögen im Nach-

---

a) S. 17.

„Nachdenken angenommen hatte, ſondern weil er „nach Prüfungen, deren ſein großer Geiſt fähig war, „ſie für wahr gefunden.„ Welcher Parenthyrſus von Denkungsart, den kaum ein Geſchichtſchreiber, der ſein ganzes Leben vor ſich hätte, anſtimmen ſollte, von Denkungsart, die kaum ſein Buſenfreund ſo unwiderſprechlich predigen wollte! o was kann Hr. Kl. aus Münzen nicht alles leſen?

Nun aber die Medaillen andrer Fürſten, die nach der Geſchichte auch rechtſchaffen und fromm geweſen; ihre Münzen indeſſen haben nichts auszeichnendes und Schautragendes von Frömmigkeit — was gölt' es, wenn man im Gegenſatze unſres Autors ſie als Negativen charakteriſirte? Nun alte Münzen, die auch mit der Pietas prangen: was gölt' es, wenn man im Tone unſres Kloß ihre Frömmigkeit charakteriſirte? Was? wenn man allen Fürſten, die nicht wie Ernſt die Münzen zu Heroldstafeln ihrer Frömmigkeit gemacht, dieſe und die ewige Seligkeit ab-; allein denen, die davon auf ihren Münzen gepredigt, ſie zuſpräche — Weißager! Weißager! wo kommen wir hin?

„Offenbahret ſich der Geiſt Ludewigs des „XIV, welcher ſeiner Ehrbegierde keine Gränzen „wußte, und ihr mit Freuden Treue, Menſchen„liebe und das Wohl ſeiner Länder aufopferte, nicht „eben ſo deutlich auf den Münzen dieſes Königs,

„als in allen ſeinen Handlungen?„ a) Nichts weniger! und mich wundert, daß ein Geſunder ſo etwas behaupten könne. Vielmehr iſt auf Münzen nichts, als die Größe, die Tapferkeit, der Heldenmuth Ludwigs, recht das Ideal eines Ludwigs des Großen ſichtbar. Eine gränzenloſe Ehrbegierde, eine freudige Aufopferung der Treue, der Menſchenliebe, des Wohls ſeiner Länder offenbart ſich da nicht, und Ludwig würde es der Akademie ſchlecht verdankt haben, wenn ſie ſo etwas auf Münzen hätte offenbaren wollen. Umgekehrt kann beinahe kein Fürſt ſeyn, deſſen wirkliche Handlungen und Münzvorſtellungen, was Geiſt, was Charakter anbetrift, uneiniger ſeyn können, und Gnade allen Königen und Fürſten des Jahrhunderts Ludewigs und unſrer Zeit, wenn die Nachwelt ſo, wie der Richter unſrer und der Vorwelt, Hr. Kl. **aus Münzen ihr Urtheil fällen**, auf Münzen Geiſter ſehen, Charaktere kennen, Denkungsarten erforſchen, und ſo den Rang beſtimmen wollte. Wie ſehr riefe alsdenn Ludwig vor allen Neuern hervor? und wie klein iſt oft die Veranlaſſung zu ſeiner prächtigſten Münze.

„Mir wenigſtens, fährt Klotz fort b), gibt „die Akademie, welche dafür bezahlt wurde, daß „ſie ihren Stifter durch pralende Münzen vergnüg-

---

a) S. 19. b) S. 19.

„gnügte, keinen geringern Beweis von der damals „in Frankreich herrſchenden Schmeichelei und all„gemeinen Bemühung, den König leichtſinnig zu „vergöttern, als jener Biſchof, welcher von dem „Strome der Niederträchtigkeit, als ihm Lud„wig —„ ich kann den Redneriſchen Ton bei dem Geſchichtchen eines Biſchofs, der Ludwigen zu gefallen keine Zähne haben will, nicht aushalten — fühlt denn Hr. Kl. nicht, daß dies eine Geſchichtchen ſein ganzes Syſtem der Hieroſcopie aus Münzen umwerfe? Konnte eine ganze Akademie, die dafür bezahlt wurde, auf ihren Münzen nichts als ſchmeicheln? Kann eine Legion von Münzen noch ſo wenig Zeuginn über den Charakter eines Prinzen werden: ein ganzes Jahrhundert beinahe konnte im Strome prächtiger Lügen fortgehen — „ach „Sire! wo findet man alsdenn jemand, der Zähne „hat?„ wer wird alsdenn den Charakter, die Denkungsart, die Wahrheit eines Fürſten aus deſſen Münzen leſen wollen?

Des Fürſten Hauptbeſchäftigung etwa könnte man noch endlich aus vielen Münzen, am liebſten aus allen ſeinen zuſammen genommen, erſehen: ohngefähr die Richtung ſeiner Naſe und das Profil ſeines Geſichts. Aber Geiſt, Denkungsart, hiſtoriſcher Charakter, Wahrheit? — Alle Münzen haben gleichſam den Ton, den ſie als Münzen anſtimmen müſſen; ſo wie eine Epopee, eine Erhebung über die Geſchichte, und das Drama eine Erhöhung über das gemeine Leben zum Weſen hat. Wer nun eine Epopee zur Urkunde, und ein Drama zur Moral des Lebens machen kann, der ſtudire auch die Geſchichte vom Geiſte und Charakter eines Prinzen aus ſeinen Münzen, und aus ſeinem Grabmonumente, wo, ohne noch an unterthänige Schmeicheleien und Lügen zu gedenken, beide ſchon ihren Ton, ihr Epos haben, der immer, ja auch bey der wahrſten Aufſchrift, poetiſche Natur hat, und keine hiſtoriſche Natur haben will. — — Wie ſehr könnte ein Fürſt den Hrn. Geheimdenrath in Verlegenheit ſetzen, aus den Münzen ſeiner Vorfahren die Geſchichte ihrer Denkungsart zu entwerfen? Und zu folge dieſes Grundſatzes würde ich ihm wahrhaftig nicht ſeine Paräneſis über die Münzen neuerer Zeiten nachſchreiben, um dieſe nach ſeinem Calcul zu charakteriſiren, und Augen zu zeigen, die nur ein Angelo, Pietro di Cortona, Nikoſtratus, Addiſon und Klotz haben!

Drittens aber gar, und endlich a): „Ich „glaube nicht zu irren, wenn ich den **moraliſchen** „Charakter gewiſſer Nationen und gewiſſer Zeiten „auf den Münzen ſuche, und entdecke.„ O ganz göttlich! Weiß Hr. Kl. was eine Nation, eine Zeit,

---

a) S. 15.

Zeit, ein moraliſcher Character einer Nation und Zeit ſei: die Feder würde ihm entfallen ſeyn, da er ſo etwas ſchreiben wollte. Nicht auf den moraliſchen Charakter der Griechen und Römer einmal, als Zeiten, als Nationen betrachtet, läßt ſich aus ihren Münzen, aus allen ihren Münzen zuſammengenommen, ſchließen: und in neuern Zeiten, auf neuere Völker, wo die Numiſmatik beinahe ganz Privatſache, beinahe ganz hiſtoriſche Urkunde iſt, im Tone des Herkommens, das auf Münzen einmal gäng und gäbe geworden — da aus ihnen auf den moraliſchen Charakter ganzer Nationen und Zeiten ſchließen? — O Logik! Logik! Logik!

Hr. Kl. führt Beiſpiele a). „Die Gewalt des „Aberglaubens und einer ſklaviſchen Unterwerfung „gegen die Prieſter herrſcht in den Büchern und „Briefen jener finſtern Zeiten eben ſo ſehr, als auf „den Münzen, welche die Fürſten, vornehmlich in „Deutſchland, damals ſchlagen ließen, als man „theils zu ohnmächtig und ſchwach war, ſich der „geiſtlichen Herrſchaft zu widerſetzen, theils noch „der wohlthätigen Hülfe der Weltweisheit, dieſer „Freundinn und Schweſter der Religion, entbehrte, „um die Feſſeln des Vorurtheils zu zerbrechen. Iſt „es zu verwundern, daß ein Zeitalter — nun kom„men

---

a) S. 15.

men ein Paar ſchöne Poſſen, die ich übergehe — „— daß ein ſolches Zeitalter nichts lieber auch auf „Münzen ſah, als Kreuze, Schlüſſel, Bücher, „Biſchofsſtäbe und Kirchen. — —„ Der Vielwiſſer Kloß muß nichts wiſſen, was er wiſſen ſoll. Wie? die mittelmäßigſte Kenntniß der mittlern Geſchichte und Rechtsgelehrſamkeit, die diplomatiſche Stavrologie und Sphragiſtik, zeigt ſie nicht, daß Kreuze und andere Zeichen altes Herkommen geweſen, das freilich im Anfange aus Aberglauben aufkam, nachher aber Jahrhunderte hinweg urkundliche Gewohnheit, beſtimmtes Rechts- und Hoheitszeichen u. ſ. w. blieb — wie alſo in jedem Jahrhundert, und in jedem Subjekt ein Zeuge auf Moraliſchen Charakter? Wie manche von dieſen werden noch heut zu Tage ſigniret, wo ſie ihres Orts ſind? und in den damaligen Zeiten ſollte man ſie aus gutem Wohlgeſchmack unterlaſſen, ſich den Haß der Geiſtlichen, und vielleicht die Ungültigkeit der Gepräge zuziehen, die ſich dem Herkommen nicht unterwerfen? Nicht lieber ein Kreuz ſigniren, wo es Zeit- und Landüblich war, als ein Thor und ein Ketzer des guten Geſchmacks wegen ſeyn wollen? Unzeitiges Anbringen des guten Geſchmacks zuerſt auf einer Münze, noch unzeitiger aber da, **wo alles Herkommen iſt**, guten Geſchmack ſuchen und verurtheilen wollen — was in der Welt geht über die Halbkenntniß!

„Man hat den Holländern oft eine beleidi„gungsvolle Verachtung gegen Könige und Für„ſten vorgeworfen. Ob man ihnen gleich die „Begierde, über andre zu lachen und zu ſpotten ge„laſſen, ſo hat man doch die Artigkeit, Höflichkeit, „und den Anſtand von ihren Satyren getrennet. „Die bei vielen Gelegenheiten in Holland erfunde„nen und geſchlagenen Münzen beſtätigen jenes „Urtheil vollkommen.„ a) Aber wer hat ſie erfunden? wer hat ſie prägen laſſen? Gewiß nicht die ganze Nation, über deren ſittlichen Charakter der Hr. Geheimderath nach dem Völkerrechte ſo billig urtheilt: oft Privatperſonen, und oft Fremde. Wer die Freiheit der holländiſchen Münze kennet, den Zuſammenfluß ſo vieler Nationen daſelbſt, das Intereſſe, das dies Volk des Commerzes wegen an den Begebenheiten der meiſten Länder hat, und denn die ehrliche Dreuſtigkeit, die ſich der Holländer nimmt, ſeine Meynung heraus zu ſagen, und denn die ehrliche Dreuſtigkeit andrer, die ſich hinter dieſen Schirm verſtecken — der wird ſich, ohne in den Loostopf der Sibylle greifen zu dörfen, die Menge ſatyriſcher Münzen, die in Holland herauskommen, erklären können. Wird er aber auch den weiſen Schluß auf den Charakter und zwar den moraliſchen Charakter der Nation „beleidigunsvolle Verachtung gegen Könige und „Für-

---

a) S. 10.

„Fürſten: Begierde über andre zu lachen und ſpotten: Mangel der Artigkeit, der Höflichkeit und „des Anſtandes„ ich weiß nicht; wenigſtens kenne ich den Holländer zwar als einen Menſchen, der ſeinen trocknen Spotteinfall reinweg ſagt; aber als ein Thier, das ſo begierig wäre, über andere zu lachen und zu ſpotten, das eine beleidigungsvolle Verachtung gegen Könige und Fürſten eben zu ſeinem „moraliſchen Charakter„ hätte? — das mag ein Holländer wiſſen.

Ueber Holland kommt Hr. Kl. an ſein liebes Vaterland, um den ſittlichen Charakter deſſelben aus Münzen zu erklären a). „Es war eine Zeit, „da Deutſchlands Fürſten es für eine Ehre hielten, „groſſe **Weinfäſſer** zu bauen, ſo wie etwan andre „Fürſten ſich beeiferten, ihren Geſchmack an der „Bildhauerei und Baukunſt zu zeigen. Damit „auch die Nachkommenſchaft die wichtige Geſchichte „des Heidelbergiſchen Faſſes erführe, wurde dieſelbe „im Jahre 1664. durch zwei Münzen verewiget, „wovon die eine mit den elendeſten Reimen angefüllet iſt. — — Ich als ein Deutſcher ſchäme mich, den Schluß hieraus zu ziehen, welchen ein „Ausländer leicht machen wird.„ — — Nur herausgeſagt! der Schluß ſoll vom Weinfaſſe einer Münze auf nichts minder, als den ſittlichen Charakter, den ganzen ſittlichen Charakter, die Denkungs-

---

a) S. 21.

kungsart, den Geiſt der Deutſchen gehen: denn Deutſchland verräth ſich ja gegen die Ausländer hiermit ſo ſtark, daß Er, Hr. Kl., als ein Deutſcher, ſich deßwegen gegen die Ausländer faſt ſchämet, ein Deutſcher zu ſeyn. —

O welchem Leſer wird es nicht in die Länge unausſtehlich, mit mir durch alle die Schlüſſe hinzuſchleppen, die Hr. Kl. Längelang ſeines Buchs aus einigen Münzen auf den Geſchmack ſeiner Nation, ſeiner ganzen Nation ſo ſicher macht, als wäre er zum Dictator formandi guſtatus einhellig von ſeinem Vaterlande gewählt. Mehr als einmal iſt ſeine patriotiſche Schlußfolge: „was „müſſen ſich nicht die Ausländer von dem Geſchmacke unſrer Großen für Begriffe machen, wenn „ſie dergleichen Münzen zu ſehen bekommen? doch „ſie haben es uns leider! deutlich gnug geſagt, „was ſie denken. a)„ Er wirft die Frage auf b): wie es vor ſeiner Zeit um den Geſchmack in Deutſchland ausgeſehen? und beantwortet ſie durch eine andre feine Frage: „wenn hat Deutſchland in ſeiner „Sprache Schriftſteller bekommen, denen man „von den Enkeln den Titel claſſiſcher Autoren „unſers Vaterlandes verſprechen kann?„ Er iſt zwar zu furchtſam, dieſe Epoche zu beſtimmen; aber doch auch, wie er ſich höflich ausdrückt, ſo

---

a) S. 5. b) S. 70.

kühn, zu ſagen, daß man nicht allzuweit zurückgehen müſſe. Er beſtimmt endlich, nach artigen Verweiſen, dieſe Epoche mit dem Anfange ſeiner und ſeiner Freunde Zeitalter, und ſchließt urplötzlich: „Brauche ich mehr zu ſagen, um die Urſachen „zu erklären, warum die Erfindung und Vorſtellung auf ſo vielen deutſchen Münzen ſchlecht, „kindiſch, undeutlich, lächerlich ſey.„ Durchgängig alſo ſieht er aus einer Münze ſehr mitleidig auf den Geſchmack ſeiner Nation herab, und wie ſein Freund, und Beurtheiler c) uns verſichert, iſt dies ein Eifer im patriotiſchen Tone, ein edler Enthuſiasmus für ſein Vaterland. Eine andere Bibliothek, d) die ſich ſonſt durch ein gründliches und kaltes Urtheil vor andern ſo ſehr auszeichnet, hält dem Verfaſſer eben in ſeinem artigen Tone eine förmliche lange Lobrede darüber, „daß er mit „ſeinen geſchmackvollen Vergleichungen ſeine Landesleute eine ſehr lächerliche Rolle ſpielen „laſſe. — —

Ich kann alſo nichts, als dem Hr. V. zu ſeiner Logik, und Deutſchland zum Hrn. Verfaſſer Glück wünſchen.

8.

1. Münzen können nicht eigentlich auf den Geſchmack eines Volks, einer Zeit zeugen, wenn das

---

c) Klotz. Bibl. St. I. S. 61. d) N. Bibl. der ſch. W.

das Münzweſen nicht ein Werk des Volks und der Zeit iſt. Nichts iſt deutlicher, als dieſe Einſchränkung: nichts räumt auch mehr auf. In Griechenland, zu den Zeiten der Republiken war das Münzweſen eine Sache des Publikum: die Vorſtellungen waren entweder öffentlich beſtimmt, oder wenn ſie neu beſtimmt wurden, ſo von der Obrigkeit, die den Staat vorſtellte. Man konnte alſo in gelindem Verſtande ſagen, dieſe wählten im Namen des Volks, das wenigſtens ihr Bild und Aufſchrift kannte, beurtheilen konnte, und vielleicht gebilligt hatte. —— In den Republikaniſchen Zeiten Roms weiß man die ſtrengen Münzgeſetze, die kein Privatbild auf die Münzen zuließen. In dieſen Zeiten kann man noch ſagen, daß die Münzen ein Werk des Publikum; allein man weiß auch, wie ſimpel und einförmig beinahe ſie damals gerathen, da man in freien Republiken nie gern ohne Noth Abänderungen machet.

Zu den Zeiten einer Monarchie kann ſich aus vielen Urſachen die Münzenkunſt mehr aufnehmen: allein um ſo uneigentlicher ſchon ein Werk des Publikum. Unter einem Philippus, und Alexander dem Großen, und den Ptolomäern, und den Seleuciden, und den Cäſaren ſind die Münzen vortreflich: ſie können über nichts als die Unverwerflichkeit derer zeugen, denen der Hof die Münzſorge aufgetragen, und wenn man will, über die

Güte des Hofgeſchmacks. Unter Ludwig XIV war die Akademie der Inſchriften das Publikum, das Münzen ſchuff — ſie dem ganzen Frankreich, das ſie größtentheils nicht verſtand, zur Laſt zu legen, wäre ungerecht. Zu Chriſtinens Zeiten waren ihre Antiquitätenlieblinge das gebildete ſchwediſche Publikum, das ſich nach ihrer antiquariſchen Königinn bequemte. Und die Cultur Rußlands aus den guten Münzen zu berechnen, a) die unter der Kaiſerinn Anna und andern geſchlagen, iſt für Rußland eine ſehr leidige Ehre, die ihm ein Mitglied der Akademie und ein Stempelſchneider verſchaffen und verderben kann. Ich weiß, daß Hr. Kl. alle dieſe Beiſpiele für ſich anziehet, und in ſeinem ſüßen Molltone ſinget „wie genau mit „der Verbeſſerung der Wiſſenſchaften und Künſte „in einem Lande auch eine beſſere Geſtalt der „Münzen verbunden ſey, können wie unter andern „auch aus Rußlands Beiſpiel ſehen u. ſ. w. Man „mag mir immer einwenden, daß die Künſtler „Ausländer ſind: es zeigen doch allezeit jene „Schauſtücke den Geſchmack der Großen des Landes und die Liebe des Hofes zu den Künſten —„ und da er ſich alſo nichts einwenden läßt: ſo zucke ich die Achſeln.

Hume ſoll für mich reden. Er macht bei ſeiner vortreflichen Abhandlung von dem Urſprunge und

---

a) S. 170.

und Fortgange der Künſte und Wiſſenſchaften gleich anfangs den Grundſatz: „was auf wenige „Perſonen ankommt, muß großentheils dem Zufalle „oder verborgnen und unbekannten Urſachen zugeſchrieben werden: nur was aus einer großen Anzahl herkommt, kann oftmals aus beſtimmten „und bekannten Urſachen erkläret werden.„ Er giebt von dieſem Grundſatze die ſcharfſinnigſten Gründe, und mit ihnen fällt das Gebäude des ganzen klotziſchen Werks. Bei neuern Münzen kommt es nur auf zwo Perſonen an, einen Erfinder und einen Künſtler: ſo iſt das Ding gut oder böſe. Und wie kann hier der Zufall tyranniſiren! Der Erfinder, vielleicht ein Mann von Geſchmack und Wiſſenſchaft, iſt eben kein Münzenkopf, er iſt ein Grübler — die Münze iſt verdorben! Er hat eben jetzt ſein böſes Stündlein: ihm will kein Münzeneinfall glücken — verdorben! Er hat in dieſem und dem Punkte ſeinen Eigenſinn — verdorben! Er iſt ein Ausländer, vielleicht durch einen Zufall dahingeſpielt, vielleicht ungeſchätzt, vielleicht verachtet: vielleicht durch einen Zufall zur Ehre, Erfinder zu ſeyn, gekommen: vielleicht zu einem glücklichen Einfalle, durch das Aufſchlagen eines Buchs, vielleicht in einem glücklichen Traume zu dieſem glücklichen Einfalle gelanget, ich weiß nicht, wie? — So auch ſein Künſtler: ſie mögen ſich ſecundiren oder entgegenarbeiten —

es ſind zwo Privatperſonen: und ſie ſollen mit ihrer Armſeligkeit für oder gegen den Geſchmack eines ganzen Landes ſtreiten? — O Logik ohne ihres gleichen!

Wenn aber viele Münzen von einerlei Art . . o ſo ſind auch viele Reihen von Zufällen von einerlei Art: gnug! bei uns iſt keine Münze national, keine Sache des Publikum, ſo kann auch ihr Zeugniß nicht öffentlich ſeyn. Der größeſte Theil des Klotziſchen Buchs iſt auf dieſen Schluß gebauet, und Gnade Gott dem Schluſſe. Er hat vermuthlich ſeinen Grund in den Augen, die Nikoſtratus und Klotz, Michael Angelo und Klotz, Pietro di Cortona und Klotz, Addiſon und Klotz hat, und ſonſt niemand!

2. Nie kann etwas ein Zeugniß vom Geſchmacke ſeyn, wenn es nicht ein freies Kunſtwerk iſt, und das iſt die Münze bey uns ſelten. Leſſing hat die alten Religionskünſtler von der Regel ſeiner ſtrengen Kunſt beurlaubet, und Klotz redet ihm zu Gefallen die Beurlaubung nach, die er doch in allen ſeinen Schriften ſo ſchlecht anwendet. Schon bei den Alten war die Münze Symbole — bei uns gar hiſtoriſch-politiſch-kirchlich-landesherrliche Urkunde — wer will ſie nach Geſetzen der Kunſt richten? Geldeswerth tritt voran: Herrſchaftszeichen hinten drauf: Denkmal der Geſchichte alsdenn: nun erſt Symbole — und

nach

nach allem erſt Geſchmack: will dieſer ſich vordrängen, wie übel kann er oft zurückkommen. Ich habe den Unterſchied gezeigt, ich mag ihn nicht wiederholen.

Eben daher nimmt ſich in ſehr unabhängigen Monarchien, wo alles auf die Willkühr und den Geſchmack des Landesherrn ankommt, die Münzenkunſt eben ſo leicht auf, als ſie in einem Lande voll Fürſten und Stände, voll Staatsrecht und Herkommen, wie z. E. Deutſchland iſt, dem anderweitigen guten Geſchmacke unbeſchadet, leider! zurückbleiben muß. Ich wünſchte, daß ein Mann von Staatskunde zugleich der Lehrer des Geſchmacks, der Könige und Fürſten geworden wäre; die Satyre meines Verf. über Deutſchland ohne Einſicht in die deutſche Verfaſſung iſt mit nichts; als der Satyre über das deutſche Publikum, zu vergleichen, die er ſelbſt an ſeinem liebſten Grillo ſo ſüß verſpottet hat a).

3. So ſehr ich auch den Münzen Geſchmack wünſche: ſo ſehe ich doch eine Reformation ihrer am wenigſten als die Reformation eines Landes an. Nach unſrer Verfaſſung kann von ihnen am mindeſten der beſſere Geſchmack ausgehen, da ſie nur durch das ſchwächſte Band mit der Cultur einer Nation in Wiſſenſchaften und Künſten zuſammenhän-

---

a) S. Klotz. Bibl. St. 3.

menhängen. Und nimmer .. doch gnug! di klotziſche Schrift, ihrem Tone und Inhalte, ihre Schlußart und Ordnung nach, zuſammt den Lobſprüchen, die ſie ertheilt und erhalten, wird unſrer Nachkommenſchaft eine ſo ſchöne Probe vom bündigen Geſchmacke unſrer Zeit geben, daß ich ihr alſo mit gutem Herzen die Ewigkeit wünſche, und unwillig die Feder wegwerfe ——

— ſtatt des Beſchluſſes
ein Auszug aus einem Briefe. —

Nun das heißt Geduld! Sagen Sie mir doch, welcher gütige oder ungütige Dämon ſie bei einem Buche hat veſthalten können, das für mich eins der langweiligſten unſres Jahrhunderts geweſen? welcher Dämon ſie veſtgehalten, die Schlüſſe, die Schlußreihen zu entblößen, die keine Schlüſſe, die die größten Armſeligkeiten des feinen Geſchmacks ſind, der von unerklärlichen Empfindungen kommt, und wieder zu unerklärlichen Empfindungen hineilet. —— ——

Und Ihre Analyſe dieſes Münzenwerks ſoll gedruckt werden? Sie wollen es wagen, den Artigſten unſrer Schriftſteller in dem Jämmerlichen zu zeigen, was er wiederkauet, in dem völlig Unbeſtimmten, wie ers herlallet, in dem Unzuſammenhangenden, wie er fremde halbverſtandne Gedan-

Gedanken neben einander ſtoppelt? Und wiſſen Sie denn nicht, wie ſich dieſer urbane Mann betragen wird? Mit einer vornehmen Mine auf ſie herab hohnlächeln oder gar ſpotten: ſagen, daß Sie aus unedlen Geſinnungen gegen ihn geſchrieben hätten: daß Sie ihn nicht verſtanden: daß er ſo etwas nicht habe ſagen wollen: kurz! ohne auf einen Ihrer Gründe und Vorwürfe beſtimmt und gründlich zu antworten, wird alles dahin auslaufen, daß es Ihm, und nur Ihm allein frei ſtehe, ſo unbeſtimmt, ſo ſchielend, ſo ſehr mit fremden Federn zu ſchreiben, als er wolle.

Glauben Sie mir, Freund! ich weiß keinen Deutſchen, der ohne alles A. B. C. der Wiſſenſchaft, über die er ſchreibt, ſo wie Kloß ſchreiben kann. Iſt Ihnen im Münzenbüchlein die Stelle entgangen: mittelmäßige Künſtler müßten mit guten zuſammen leben: ſo fodre es die Natur der Dinge: ſo wie in einem Gemälde neben große Schatten große Lichter geſetzt werden — ein Mann, der ſo etwas ſchreiben kann, und doch immer von Kunſt und Kolorit predigt, iſt der nicht unter der Critik? u. ſ. w.

II.

Ob das kritiſche Urtheil des Hrn. Kloß in alle dem Vielfachen, worüber er urtheilt, überall gleich gründlich, und unpartheiiſch ſey? — gründlich und unpartheiiſch zugleich? — — Ich glaube, der Leſer wird die Wahl haben — —

Act. litter. Vol. I. Pars. I. Die einzige Recenſion dieſes Stücks, die Geſchmack betrift, wäre die a) über Hrn. Harles Vitas Philologorum, noſtra ætate clariſſimorum: wie aber hat Hr. Kloß dieſe Lebensbeſchreibungen mit ſo vielem Lobe, ohne die geringſte Erörterung ihres hiſtoriſchen Baues, oder wie man jetzt ſpricht, ihrer hiſtoriſchen Kunſt, als einen zweiten Nepos in die Welt ſenden können?

Ich nehme z. E. das Richtmaaß, nach welchem die Bibliothek, b) die unter des nämlichen Hrn. Kloß Aufſicht geſchrieben wird, die nicolaiſche Biographie Abts beurtheilt: und halte es an die Biographie, die Harles von c) (nun wer kann ſich mit allem kalten Blute denn rechtlicher und billiger

---

a) p. 51.

b) Kloß. Bibl. St. 4. p. 44. c) p. 64.

billiger unter den Philologis noſtra ætate clariſſimis erwarten)? von Hrn. Klotz liefert:

Chriſtianus Adolphus Klotzius

Philoſophiæ et L. L. A. A. Magiſter, Profeſſor Philoſophiæ in ----- Ordinarius Reu. Capitul. Wurc. Capitul. Extraord. Poet. Cæſ. Laur. Acad. Cæſ. Scient. Roboret. Soc. Altdorf. Teuton. Acad. Elect. Mogunt. Scientiar. Vtil. Soc. Litterariæ Zittavienſ. et latinæ Jenenſis collega.

— Si — würde ich hinzuſetzen, wenn ich den feinen Spaß wiederholen müßte, den Hr. Klotz den Titeln ſeines lieben Burmanns zwiſchen ſchiebt —

Si ante lucem ire occipias ab huius primo nomine,
Concubium ſit noctis, priusquam ad poſtremum
Perveneris —

Doch zur Sache!

Zuerſt nimmt ſich Hr. Harles den neuen und ſeltnen Griff, das Bildniß ſeines Freundes ganz aus — ſeinen poetiſchen Jugendübungen zu entwerfen. Aus Gedichten? aus Jugendübungen? aus Nachahmungen eines fremden Originals einen biographiſchen Charakter entwerfen? — Freilich ſelten! unerhört! denn mit eben dem Rechte, da Hr. Klotz jetzt aus ſeinen Gedichten der Länge nach, ein Stoiker, ein Weiſer, ein Held, ein Patriot, ein Verächter des Lebens u. ſ. w. wird: mit eben dem Rechte würde ich ja einen Gleim, Wieland, und Leſſing aus ihren Gedichten zu ganz etwas anders machen; und wollten das die Herren Kloß und Harles verantworten? Ja aus Hrn. Kloßens Gedichten ſelbſt, wenn aus ihnen ſein perſönlicher Charakter gebildet werden ſollte, was würde Hr. Kl. nicht alles ſeyn? Schon vor mir hats Abbt a) bemerkt, daß ſich derſelbe in allen Gedichten durchweg nicht einmal ſo treu bleibe, als ſich jeder Dichter, dem einmal angenommenen Charakter gemäß treu bleiben ſollte, und alſo? Wer auf der einen Seite den Amor und die Venus ſingt, und den Mond anſieht, — der ſtürzt auf der folgenden Seite in den Feind — und auf der dritten hat er wider die friedlichſte, und ruhigſte Denkart, die je der bequeme, Kriegſcheueſte Wollüſtling haben kann — läßt ſich daraus nicht recht tapfer charakteriſiren:

> Humana fortis ſubiiciam mihi
> Magnoque ſpernam pectore! &c.

Und läßt ſich für einen ſolchen Charakter nicht nachher in der Recenſion der Biograph aufs wärmſte umarmen: In ſumma voluptate, quam ex amore erga me Tuo, mi Harleſi, percipio, doleo

---

a) In den Litt. Br.

leo &c. Da iſt ja wohl eine Liebe der andern werth.

Hr. Harles erzählt von ſeinem Helden, daß er an Genie und Gelehrſamkeit wenige ſeines gleichen habe, daß er im Griechiſch und Latein den meiſten überlegen, daß er ehrgeizig und jachzornig ſey, daß er Geld und Titel verachte, ſelten traurig, unbeſtändig in Anſchlägen und Meinungen, nicht lange fortarbeiten könne, mehr ſeinem Kopfe, als ſeinem Fleiße, ſchuldig ſey, ſich allein höre, andre gern verſpotte; gern etwas von der Malerei, auch gerne deutſche Bücher leſe u. ſ. w. (warum nicht gar, daß er auch Deutſch könne?) das alles Hr. Harles; Hr. Klotz hätte uns ſagen ſollen, ob das ſein Bild ſey?

Nun gehen die Lebensumſtände an, wie in den Perſonalien eines Verſtorbnen: den Hrn. Hofmeiſter, der jetzt Prediger ſeyn ſoll, unvergeſſen. Unvergeſſen, daß der Hr. Geh. Rath als Gymnaſiaſt auch öfters in den Vorſtädten von Görlitz geprediget: unvergeſſen, daß er auch habe Herrnhuter werden wollen: unvergeſſen, daß er auch ſo gar einigemal in ſeiner Vaterſtadt geprediget: —— Und ach! warum denn vergeſſen, wie ſehr ſich darüber vielleicht die lieben Seinigen erfreuet!

erfreuet! wie herzlich ſie geweint! wie herzlich ſie ſich erbaut! u. ſ. w.

„Sein Hochzeitstag war der vierzehnte „Junius. Wobei er das inſonderheit wunderbar „fand (mirabile illud ſibi videri, aliquoties „dixit) daß ihm eine Braut eben des Namens, „als ſein Freund, der berühmte **Saxe**, führet, „beſcheret geweſen, ob dieſe gleich mit jenem in „keiner Verwandſchaft ſtünde.„ Spotten möchte ich nicht gern, und inſonderheit nicht über eine Freude der heiligen Ehe. Allein das Bewunderungswürdige darinn, daß ein Profeſſor **Saxe** in Utrecht lebt, und daß Hr. Klotz eine Jungfer **Sachſen** in Göttingen heirathet, dies Wunderbare ſei nun ein oft wiederholtes Wortſpiel, (aliquoties dictum) oder ein galantes Kompliment in der Brautkammer, oder ein artiger Einfall im Hochzeitsſchreiben an Hrn. Prof. Saxe in Utrecht, oder endlich eine tiefe Betrachtung über die wunderbaren Führungen Gottes mit ſeinen Kindern — in keinem Betrachte ſcheint es mir des Herrn, der den Einfall hatte, und des Hrn. der den Einfall, als einen Brocken von Hochzeitreden, aufſchrieb, würdig.

Und ſo gehts in ein chronologiſches Bücherverzeichniß mit beygeſetzten Zeitungsurtheilen geſtempelt:

ſtempelt: bis der Biograph auf die burmanniſche Streitigkeit kommt, wo er ſo ſehr die Würde ſeines Autors und die Unpartheilichkeit eines Biographen vergißt, daß die richteriſche Nachwelt vielleicht kurzweg ſagen wird: Paſtillos Rufillus olet, Gorgonius hircum! — —

So viel Lob Hr. Harles über ſeinen Fleiß in Sammlung der Materialien verdienen mag: ſo bleibt er in allen ſeinen Lebensläufen einem Tone von Gemeinheiten und bald geſagt, Nichtswürdigkeiten, treu: er vergißt das Eigne ſeiner philologiſchen Perſon, und das Erleſene ihrer Verdienſte, was allein auf die Nachwelt komme: er vergräbt ſie unter triviale Umſtände, Diſputationstitel und Zeitungsgebühre, daß er endlich jenes Klotziſchen Lobes wohl werth war: bene, bene reſpondere &c.

Act. litt. Vol. I. Pars II. „Rückersfelder „über den Charakter der Oden Pindars. a)„ Den gemeinen Begriff haben wir geſehen, b) den ſich der Recenſent von den Digreſſionen in Pindars Oden macht, und hier die gemeinen Beweiſe. Aber, wie billig und Klotziſch iſt: zuerſt Beiſpiele

---

a) Klotz. act. p. 117.

b) Zweites Wäldchen p. 239. 40. 41.

ſpiele von andern Zeugen. Ich wollte, daß Hr. Kl. niemals Bücher anführte, als die eigentlich an den Ort gehören, eigentlich beweiſen, und die er, wenn ich hinzuſetzen darf, ſelbſt geleſen. Der Franz **Blondel**, den er anführt, a) beſchäftigt ſich ja in ſeiner Parallele zwiſchen Pindar und Horaz mehr mit der elenden Analogie von den Lebensumſtänden beider Dichter, als mit ihren Gedichten: mehr damit, daß ſie beide honnetesgens und es fehlet nicht viel auch galant-hommes geweſen, als welchen Charakter ſie als Dichter beſeſſen — in dieſem überhaupt verdient er kaum angezogen zu werden. **La-Motten** kennet man ſchon als Richter griechiſcher Oden, ſo wenig als den Abt **Maſſieu** und andre, die der Verfaſſer noch überdem hätte anführen können. Weil aber Hr. Klotz einmal dieſe Schriftſteller unter ſeinen locus communis: Lyriſche Poeſie, Ode, angeſchrieben: ſo ſchreibt er ſie auch mehrmals unter ſeinen Text, ſelbſt wo ſie ſo wenig Entſcheidung geben können, als Er ſelbſt Beiſpiele der Ausſchweifungen im Pindar: wer hoffet wohl ein eheres, als die vierte pythiſche Ode, und doch auch ſie, die ſo manchem zum Aergerniſſe dient, iſt als National- Local- und Individualſtück auf den Arceſilaus aus Cyrene betrachtet, nicht blos zu retten, ſondern in der

---

a) p. 105.

der That zu loben. Wenn man einmal den unpindariſchen Begriff verbannet, der Pythiſche Dichter habe ſolch ein Lobgedicht auf eine Perſon, blos wegen dieſes Sieges und weiter nichts, machen wollen, wie heut zu Tage Todten- und Hochzeitgedichte verfertiget werden: wenn man ſich in die griechiſchen Zeiten zurückſetzt, da der Sieger eine öffentliche Perſon Griechenlands, und der Sänger ein Sänger fürs Vaterland, und ein Lehrer der Könige war: ſo tritt auch die gegenwärtige Ode mit allen ihren ſogenannten Ausſchweifungen in herrliches Licht. Ein Pythiſcher Sieg wars: ein Delphiſcher Geſang ſollt' es werden, und was alſo angemeßner, als die Stimme: aus Delphis, o Arceſilaus, haben deine Vorfahren, und dein Anherr Battus Cyrene empfangen: Der Pythiſche Apollo hat es euch gegeben. Der ganze erſte Theil der Ode in aller Feier des göttlichen, des weiſſagenden Urſprungs iſt prächtig, hat **Perſonalintereſſe**: Denn Arceſilaus, der aus ſeinem Königreiche vertrieben geweſen, tritt eben damit in den Glanz ſeines rechtmäßigen Urſprungs: hat **Familienintereſſe**, denn wie viel galt bei den Griechen das Anſehen großer Väter! und wie viel mußte bei einem herabgekommenen, abgetheilten Battiaden, der Ruhm ſeines Urvaters, des göttlichen Battus, gelten! — iſt **Ort und Zeitmäßig**: Denn der Pythiſche apollinariſche Geſang, wovon konnte er würdiger, als von ſolchen Wohlthaten des Apollo, reden? Mit Pracht alſo ſchließt Pindar dieſen Theil der Ode, und ſtellt ſeinen Arceſilaus als einen vom Apollo ernannten und zum zweitenmal jetzt beſtätigten König von Cyrene im Schmuck des Pythiſchen Sieges dar. Und nur Hr. Kl. etwa kann, wie wenn Pindar über ein Schulthema gearbeitet hätte, ſagen: Pythicum IV. maxima hiſtoriarum varietate diſtinctum. Nam dum parat ſe ad laudes Arceſilai cantandas, quomodo, qui e maioribus illius, Battus in Cyrenaicam venerit, enarrat: Medeæ vaticinio copioſe commemorato. Quibus dictis ad Arceſilaum quidem redit, ſed &c. Nur Er: denn hat Pindar nicht ſchon längſt einen Unterſchied gemacht zwiſchen dem Gros ſeiner Ausleger, (το παν ερμηνεων) und zwiſchen denen, die ſich um das Innere ſeiner Geſänge bemühen — —

Pindar bekommt Luſt, die Geſchichte der Argonauten, und des güldnen Vließſes einzuweben. Man ſollte dieſe Epiſode nicht als ein Beiſpiel ſeiner gewöhnlichen Ausſchweifungen nehmen: denn er ſelbſt kündigt ſie als Epiſode, als etwas auſſerordentliches an. Wer weiß nun die Zeiturſachen, die Pindar'n damals vorlagen, einmal die ganze Geſchichte ausführlich zu erzählen? So viel ich aus dieſen und andern Stellen Pindars vermuthe, lag bei vielen folgende Urſache vor.

Pindar

Pindar lebte in einem Zeitalter, da die Traditionen der heroiſchen Mythologie, auf welchen meiſtens der heruntergeerbte Vorzug im Urſprunge der Städte, der Geſchlechter, der Königreiche, die er ſang, beruhete, ſchon halb in das Licht hiſtoriſcher Urkunden treten ſollten: und da ihn alſo die Muſe zum National- und Patronymiſchen Sänger griechiſcher Geſchlechter und Perſonen ſandte, ſo hatte er auch das Geſchäfte, den Reſt ſolcher heroiſchen Urkunden zu retten, und mit der **Weisheit** zu erklären, die ſein Zeitalter forderte, und deren er ſich in ſo vielen Geſängen rühmt. Wenn mir die Muſe Pindars die Muße geben wird, über den Charakter dieſes Thebaners, des edeln Freundes meiner Jugend, mich ausführlich zu erklären: ſo werde ich bei den mythologiſchen Expoſitionen deſſelben dieſe poetiſche Weisheit, die ein aufbrechender Roſenkeim zur künftigen hiſtoriſchen Wahrheit war, entwickeln, um auch in ihr Pindarn, als den Sänger ſeiner Zeit, ohne tolle Ausſchweifungen zu zeigen. Hier ſtehe ſo viel: daß die Geſchichte der Argonauten der Situation gegenwärtiger Ode nicht ſo fremde iſt, als Hr. Kl. meinet.

Von den Argonauten ſtammte das Geſchlecht des Arceſilaus ab: und nach griechiſcher Denkart, auf welche Ahnen läßt ſich herrlicher kommen, als auf die Argonauten? Die Einnahme, das Anrecht der Battiaden auf Cyrene war aus dem Schooß der Argonautiſchen Geſchichte hergenommen: ſie war ein Zweig mitten aus der Verwicklung dieſer Abentheurer hinausgeriſſen — wo iſt er in ſeiner Generation beſſer zu erkennen, als wenn er wieder mitten in die Verwicklung zurück gepflanzt, lebendig da ſteht. Die Vorfälle ſo wohl des Zweiges, der Theräer, als des Stammes, der Argonauten und Jaſons inſonderheit, rührten vom Pythiſchen Apollo her: wo ſchallten ſie würdiger, als am Feſte ſeines Tempels? Die Epiſode wird ja auch nicht anders, als pythiſch, als apollinariſch, eingelenkt, und erzählt: und endlich, der ganze Zweck, die verflochtne Veranlaſſung der Ode in dieſem Zuſtande von Cyrene und Arceſilaus macht alles nothwendig. Arceſilaus war ſeines Ungehorſames wegen gegen die Einrichtungen des Orakels, vertrieben geweſen: er fragte den Apollo, und der gab ihm, dem achten Battiaden, nur einen ſehr eingeſchränkten Troſt, aber dabei deſto ſchärfere Anmahnungen. Arceſilaus nach ſeiner Wiedererſtattung blieb ihnen nicht treu: das Vaterland und alle Unordnungen ſeiner Regierung klagten: wer war der Erfüllung des drohenden Orakels, ſeinem Verderben, und dem Untergange ſeines Stammes näher, als der dem Apollo ungehorſame, unweiſe Arceſilaus? Hier ward der Pythoniſche Sänger ein Lehrer des Königes im Namen

ſeines

ſeines Gottes: er legt ſeinen ganzen Geſang ſchon von ferne auf dieſe erhabne Pflicht an: er predigt ihm die Wohlthaten, die Apollo um ſeine Väter, und die Lehnsherrſchaft, die er über Cyrene habe: hiezu und zu nichts weiter läßt er die Stimme der alten Weiſſagung, und die Geſchichte der Argonauten und Battiaden reden: hiezu lenkt er bei dem Vorbilde der Weisheit des Oedipus zurück, und gibt dem Könige im erhabenſten Tone die beſten Weisheitslehren zur Gelindigkeit und Weisheit, ſein Volk zu regieren. Hiezu nimmt er zuletzt für den unſchuldig vertriebenen, klugen, aufrichtigen, vom Vaterlande bedaureten Demophilus das Wort, und kommt, da er für dieſen im Namen ſo vieler ſpricht, dem Herzen des Königs am nächſten. — — Ein weiſer Geſang! nichts iſt in ihm unnütz: nichts da, um vierzige von Strophen auszufüllen: nichts da, um doch bei einem ſo unfruchtbaren Thema etwas zu ſagen: nichts da, um Pindariſch zu raſen — nein! ein ſo individueller, griechiſcher und cyrenaiſcher Geſang, ſo ganz für Arceſilaus geſungen, ſo weiſe darauf angelegt, was ihm geſagt werden ſollte: ſo pythiſch, ſo pindariſch — daß ich zum Kontraſt nichts als die Klotziſchen Worte a) zuſchreiben darf: Quid eſt longe a re propoſita digredi, aut omittere potius eam, ſi hoc non eſt? Wie, wenn

---

a) p. 126.

wenn Pindar auflebte, wie würde er ſich freuen, einen ſolchen geheimen Ausleger des Innerſten ſeiner Geſänge zu haben?

Ich habe das [illegible] Pindars gerettet, das Hr. Kl. als das Verzweifeltſte hinzugeben ſcheint, und mag die Vorwürfe nach andern Oden nicht verfolgen: ein Mann, der Pindar ſo von der Oberfläche kennet, wie wollte der einen Rückersfelder verbeſſern? Wie konnte der ſagen: ita, credimus, complures nobiſcum exſiſtimaturos eſſe.

Vol. I. P. III. **Schilderungen berühmter Gegenden des Alterthums vom Hrn. v. Breitenbauch.** a) Nun ja! vom Hrn. v. Breitenbauch, und ſo gleich ſind die Ehrennamen erklärt, die dieſer — dieſer vir generoſus, qui nuper paſtoralia carmina edidit, in quibus illam naturæ iucunditatem, illam ſimplicitatem morum, illud amabile vivendi genus *feliciter* expreſſit, dieſer vir elegantiſſimi ingenii, qui eleganter & venuſte --- etiam in hoc libro regionum amoenitatem depinxit, hiſtoriam rerum docte exponit &c. ja, der im ganzen Werke ſich ſo gezeigt hat, daß wir eine neue Ueberſetzung des Horaz, die er Deutſchland verſprochen, nicht blos ſehnlich erwarten, ſondern auch beinahe mit Ungeduld fodern können. Zwar werden manche von dieſen Lobſprüchen, als einer Sprache des Publikum nicht wiſ-

ſen,

---

a) p. 245.

ſen, da die an ſich mittelmäßigen und oft ſchlechten Gedichte des Verf. nie einen Dichter der erſten Größe zu errathen gegeben. Noch wenigern wird je das ſehnliche Verlangen, die fodernde Ungeduld angekommen ſeyn, an einem jungen Schriftſteller, der noch nicht korrekt ſchreibt, und immer zwiſchen Proſe und Poeſie ſchwankt, einen deutſchen Horaz zu erwarten. Gnug aber! Hr Klotz. ſagts, und wer die Erklärung wünſcht, ſehe die ſüße Zuſchrift der homeriſchen Briefe.

Johann Winkelmanns Geſchichte der Kunſt a): ohne Anmerkungen und eigne Gedanken in klotziſches Latein hingegoſſen und ausgeſpület — ſeliger Winkelmann! wo ſchwebt dein Geiſt über dieſen Waſſern der Sündfluth?

Act. litt. Vol. I. P. IV. Lowth de ſacra poeſi Hebraeorum b): ohne alles critiſche Urtheil, mit dem ſo lange abgelebten Spotte über eine gewiſſe Gattung von Theologen begleitet, die Herrn Klotz wenigſtens nicht gränzen — —

Briefe zur Bildung des Geſchmacks an einen jungen Herrn c). Es iſt ein Vergnügen, wie hier der Gott Stupor die gemeinſten Sachen in dieſen an ſich nützlichen, oft aber ſo ſeichten und unvollkommenen Briefen **anſtaunet**, **überſetzt**, **abſchreibt**, und ohne allen Beitrag zur Vervollkommenheit **anpreiſet**. Bei ſo gemeinnützigen Hand-

---

a) p. 336. b) p. 403. c) p. 436.

Handbüchern eben ſollte ſich ja die Einſicht und der Fleiß des Kritikus zuerſt zeigen — —

Act. litt. Vol. II. P. I. **Hauſens Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts.** a) Quae a viris doctis dudum deſiderata fuit, copioſa, accurata, immo vera rerum hoc ſeculo geſtarum expoſitio: eam nunc primus adgreſſus eſt *Cl. Hauſenius*, vir *magni ingenii*, plurimae induſtriae, praeclarae doctrinae, quodque in primis hiſtoricum decet, ab omni adulatione abhorrens, & veritatis ſtudioſus. — — In ipſo opere ſcribendo deſeruit morem plurimorum hiſtoricorum, res minutas & exiguae vtilitatis negotia anxia cura enarrantium. — — Totus fuit in eo, vt quae *ad rem publicam accuratius cognoſcendam, ad arcanas ſingulorum eventuum cauſſas intelligendas, eorumque inopinatos ſaepe effectus perſpiciendos, ad artes, quibus res a legatis* tractatae fuerint, *aperiendas*, ad *ſingularum gentium commoda demonſtranda*, facerent, non *accurata* ſolum *narratione exponeret*, verum etiam *obſervationibus e civili prudentia*, *ipſaque rerum, quae tum erat, conditione collectis illuſtraret.* Res vero in bello geſtas paucis attigit, atque ex iis attulit, quae *pragmaticae hiſtoriae ſtudioſi noſſe intereſt. Quae quidem omnia non e turbidis rivulis ſed e limpidis fontibus hauſit* — — „O alle, die

---

a) p. 64.

„die die Staaten von Europa tief und genau einſehen, die geheimſten Urſachen jedes einzelnen Verfalls ausforſchen, und ihre oft unvermutheten Wirkungen ſich erklären wollen — alle, die die verborgenſten Kunſtgriffe der Geſandten bei ihren Staatsgeſchäften aufgedeckt, das Intereſſe aller Völker deutlich erklärt, das alles in der genauſten Erzählung vorgetragen, mit tiefen Bemerkungen der Staatsklugheit begleitet, aus den Kriegsläuften das Pragmatiſche herausgeleſen„ —— die alles dies ſehen und lernen wollen, ladet **Hr. Kloß** ein zu ſeinem Freunde, dem Hr. Magiſter Hauſen. — Was alle gelehrte Männer bisher gewünſcht, was die **Maſcovs**, und **Bünaus**, und **Struve** und **Kölers** und **Häberline** und **Pütters** nicht haben leiſten können: ſehet! das hat endlich erfüllet Cl. Hauſenius vir magni ingenii, plurimae induſtriae, praeclarae doctrinae, &c. &c. Wunder unſrer Tage, Hauſens Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts!

Vol. II. P. II. Defenſe du paganiſme par l'Empereur Julien. a) Da dieſe Schrift des Marq. **d'Argens** wenigſtens das Verdienſt hat, genauere Erörterungen über Julians Charakter und Zeitpunkt veranlaßt zu haben, unter welchen die Gedanken eines **Meiers**, **Crichtons**, **Abbts** und andrer, jede in ihrer Art ſchätzbar ſind: ſo

---

a) p. 175.

wird man begierig ſeyn, auch die Zeichnung Klotzens von Julian zu ſehen: hier iſt die Rarität: Iulianum exſiſtimo virum fuiſſe elegantiſſimi magnique ingenii (etwas davon hat Klopſtock im nordiſchen Aufſeher a) gezeigt, und wo wird nicht ein Klotz und ein Klopſtock einerlei ſehen?) magnique animi, nec militaris ſolum rei, ſed artium quoque liberalium (wenn dieſe vielleicht die Redekunſt eines ſchwatzenden Sophiſten heißen kann) inſigni ſcientia ornatiſſimum: eundem liberalem, caſtum, ſobrium, frugalem et prudentem cenſeo. Patres quos appellant eccleſiaſticos, non nego, mihi, ſi paucos exceperim, non ea laude integritatis, pietatis et eruditionis dignos videri, qua a quibusdam celebrati ſunt. In aliis *multum ſtuporis, parum ingenii:* in aliis *partium ſtudium:* in aliis *arrogantem, ſuperbum et atrocem animum* invenio. De Iuliani denique opinionibus mitius *cenſendum eſſe exiſtimo*, quam vulgo ſit, (und warum denn? wichtige Urſache!) *aut non conſiderata ingenii humani imbecillitate*, aut non ſatis illorum temporum ratione cognita — wer hat nun wohl, der in den Zeiten Julians, und in den neuern Zeugniſſen von ihm geforſchet hat, je etwas ſeichters von ihm und den Kirchenvätern überhaupt, und dem ganzen Zeitraume deſſelben geleſen, als was hier Hr. Klotz **dafür hält**, daß

man's

---

a) Th. I. St. 17.

man's dafür halten ſolle? Vol. II. P. III. Lexicon Graecum: collegit & congeſſit Damm. a) Gleich bei dem erſten Vorwurfe fuhr ich zurück: pro *noſtra aequitate* illud *nobis* ab Auctore dari volumus, vt *profiteatur nobiscum*, non ad vniverſam Graecam linguam hoc Lexicon ſpectare —— wie? und hat es darauf abſehen wollen? und hat nicht der mühſame und gelehrte Sammler es ausdrücklich zur Baſis einer Concordanz und Erläuterung über Homer und Pindar dargeboten? und muß nicht eben das jedem Liebhaber Griechenlands, der aus der Sprache den Geiſt der Griechen ſtudirt, ſchätzbar ſeyn, in dieſem Werke der Cyklopen die Blüthe der poetiſchen Sprache Griechenlands zu finden, unvermiſcht mit der ſpätern Proſe: in ihm die Mythologie der ſchönſten Dichterzeiten Griechenlands zu finden, unvermiſcht mit der ſpätern Philoſophie und Sophiſtik über die Götterlehre: in ihm die Keime der griechiſchen Dichterweisheit zu finden, unvermiſcht mit der ſpätern politiſchen Denkart und Sittlichkeit: in ihm alſo das Gebiet einer griechiſchen Zeit zu überſehen, die man durchgehends zu vermiſchen gewohnt iſt, und der ſich alles Spätere erzeuget hat? — Und iſt für einen Mann, der dies nicht weiß, der dies nicht einmal vom Titelblatte herab leſen mag, iſt für ſolchen das Lexicon zu beurtheilen? — —

---

a) p. 272.

Ueber jede Sache in der Welt läßt ſich ſpotten, und ein Mann, wie Damm, trägt ſeine Fehler am wenigſten unter dem Mantel: allein die nutzbaren Früchte eines ſo langen Fleißes, des Fleißes eines halben Menſchenalters beinahe, einiger Fehler wegen, die jeder --- findet, verſpotten zu ſehen, verdient Mitleiden der Menſchheit, und ich wenigſtens lege dem Verf. hiemit für ſeine zwar nicht klotzianiſch ſüße, aber gründliche Ueberſetzungen, für ſeine in Allegorien zwar gekünſtelte, aber ſo reiche Götterlehre, als ich keine andre im Kleinen kenne: und denn für ſein zwar oft gekünſteltes, aber ſehr nutzbares Wörterbuch, meine weiße Scherbe unbekannt hin ——

Orphei opera: recenſuit Geſnerus. a) Mit einem kalten matten Lobe geht das vortrefliche und auf manchen Seiten ſo unerkannte Werk vorüber.

Poetique Francoiſe par M. Marmontel. b) Nicht auszuſtehen, mit welchem Jubeltone die Deutſchen noch immer franzöſiſche Werke aufnehmen, die, ſo Gott will! ſchön, aber von Herzen mittelmäßig ſind. Da in Frankreich jetzt ſelten Hauptwerke des menſchlichen Geiſtes, und Geburten, die Jahrhunderte leben werden, erſcheinen: ſo handeln die Franzoſen Landesmänniſch, auch mittel-

---

a) p. 288. b) p. 296.

mittelmäßige Werke mit Entzücken aufzunehmen, und mit ihrem gewohnten Tone: nichts geht darüber! zu verkündigen. Aber daß wir Deutſche ihnen ſo gleich nachrufen, überſetzen, cittiren, poſaunen: daß iſt wider alle Geſetze der Nation. —— Hr. Kloß hat für gut gefunden, Marmontels Poetik in einem langen Auszuge, ohne weitere critiſche Verpflegung in ſein liebes Latein auszugießen, und ein paar Notchen mit unter zu miſchen, die den Zeh veſtſtellen, da der Körper wankt.

Act. litter. Vol. III. P. II. **Winkelmanns Verſuch einer Allegorie.** a) Das Ganze im Werthe dieſes Buchs und das Weſentliche in den Fehlern deſſelben bleibt verkannt und unberührt. Einige einzelne Vorſtellungen, wo man Winkelmann durch ein Münzchen, durch eine Scherbe etwas anhaben kann: im übrigen auf den lieben DuBos gewieſen; der es ja nie zum Zwecke gehabt, den Begriff der Allegorie überhaupt zu erſchöpfen; ſondern nur den Künſtlergebrauch derſelben einigermaſſen zu ſichern.

Lettres de Mentor à un jeune Seigneur. b) Auch hier werden Dinge angeſtaunet, von denen ein deutſcher Mentor zu ſeinem Zöglinge ſagen würde: wir gehn vorüber! So z. E. einige bekannte Gedanken von der Biographie, die er aus Liebe, ſo gar durch ein Märchen beweiſet —

durch

---

a) p. 107. b) p. 143.

durch ein Märchen aus Voltairs Geſchichte Karls des Zwölften. Dieſer vortreffliche Biograph, deſſen dichteriſcher Kopf gewiß vollzufüllen weiß, was die Geſchichte ſelbſt leer läſſet, erzählt uns von Karl dem Schweden ſo manches ſchöne Fabelchen und Märchen. (Ein kritiſches Journal, c) das viel Verdienſte um Deutſchland hat, hat einige offenbar uns als Märchen gezeigt) und Hr. Kloß zieht daraus ſehr bündige Schlüſſe.

Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts. Neue Geſchichte von Hauſen: Kein Werk der neuern Litteratur iſt, ehe es erſchien, mehr ausposaunet worden; und kein Werk hat, da es erſchien, mehr die Hoffnungen des Publikum vereitelt, als dies. Daß Kloß zum Erſten das Seine redlich beigetragen, iſt auch gegenwärtige Recenſion Zeuge. Zuerſt richtet ſie, wie billig, die Weltgeſchichte der Engländer und alle deutſche Geſchichte, die wir haben, **Hahn, Bünau, Barre, Maſcov**, und alle die neuern Compendien, „die ſich des Vortrages bedienen, der die deutſchen „Akademien, und die Regensburgiſchen-Reichs„vorträge kleiden ſoll, Bücher, die ſelten ihre „Verfaſſer überleben, und nicht für die Nachwelt, „ſondern für einen Knabenunterricht, und für „düſtre Schulörter geſchrieben ſind„ alle dieſe, und wem hat er ſie hiemit nicht kennbar gemacht? richtet

---

c) Litt. Br. Th. 4.

richtet er jede mit einem Streiche hin, damit auf dem Gerippe aller das Haupt Hauſens prange.

Hernach ein Lob, das erſt mit Hr. Kloß, nachher mit Hr. Hauſens Worten geſagt, über zwei völlige Seiten, aus ſo vollem Munde ſtrömet, daß eine Periode, mit Lobeserhebungen verſchnürt, ſich über eine Seite hinſtrecket. Ohne Zweifel wird es der Nachwelt eine vergnügte Stunde geben, den panegyriſchen Ton des Recenſenten, und das Werk des Verf. das ja ſo eigentlich für die Nachwelt geſchrieben ſeyn ſoll, zuſammen zu halten. O wehe denn! wehe den viris Cl. die ſich wechſelsweiſe loben!

Noch aber hat der Cenſor über alles vorige ſo manches Bewundernswürdige ausgezeichnet: Daß Proben über Proben Beweiſe ſeyn ſollen, von der tiefen Kunſt des Verf. die Fürſten zu charakteriſiren, und von der Denkart deſſelben, ſein Werk durch eigne Bemerkungen Pragmatiſch zu machen: wohlan alſo an die Ausruffungen!

„Wem wird das Bild Karls des Groſſen nicht „gefallen? a) In ihm findet unſer berühmter Schrift„ſteller, alles, was einen groſſen Mann machet, „u. ſ. w.„ Wem es nicht gefallen könnte? Mir nicht; und wem, der einen ſchönen Charakter kennet, könnte es gefallen? Statt ſo viel von hiſtoriſcher Kunſt zu ſprechen, ſollte ſich der V. vorher

Eins

---

a) p. 172.

Eins erbitten, hiſtoriſches Temperament: die gleichmäßige Denkart, was er ſieht, gerad an zu ſehen, und was er ſpricht, ganz zu ſprechen; noch hat er kaum Eins von beiden. Wenn ich einen recht ſchön geſagten, und beinahe redneriſchen Charakter von **Karl dem Großen** leſen will: ſo leſe ich ihn, gegen den der Hauſenſche nichts iſt, in unſerm deutſchen **Boſſuet**: in dieſem claſſiſchen Werke — vielleicht das Einzige, womit unſer Cramer vor der Nachwelt erſcheinen wird — —

Das war das Gefallende: aber was iſt das Schöngeſagte bei einem Charakter der Geſchichte? nichts! Leget mir der Geſchichtſchreiber nicht erſt die Data der Geſchichte ausführlich, richtig, ordentlich vor, daß ich nachher ſelbſt mit ihm den Charakter ausziehen darf, daß er, nach jener längſtabgekommenen ſokratiſchen Manier, nur meine Erinnerung wecket, und nicht mir vorcharakteriſirt, ſondern mich aus vorgelegten Einzelnheiten den Charakter ſelbſt finden lehret — thut er dies nicht: ſo iſt der Geſchichtſchreiber ein Romanenſchreiber. Und das iſt Hauſen bei ſeinen geprieſenen Charakteren. Die Lebensdata, die Thaten, wo ſich Denkart äuſſert, ſind bei ihm wenig oder nichts — mit einmal ſtrömt Seiten herab ein Charakter: ein vom Himmel gefallenes Bild, eine Figur, zu der das Vorſtehende auch nicht einmal Fußgeſtelle ſeyn kann — iſt das Geſchichte?

Roman, Dichtung mag es ſeyn: aber in der Geſchichte will ich nichts glauben, was ich nicht ſehe: Thaten hören, ehe ich das Bild erkenne: Geſichtszüge ſehen, ehe ich Perſonen charakteriſire: das will ich. Was drüber iſt, iſt vom Uebel.

Hr. Hauſen iſt von dieſem, ſo wie von andern Sachen, ein williger Nachahmer der Franzoſen: aber wie jämmerlich geräth doch meiſtens die Creatur, wenn der Deutſche den Franzoſen nachahmt? Dieſer mahlet uns ſeine ganze Geſchichte wenigſtens ſo, daß nachher nichts mehr und nichts weniger, als ſein Charakter, herauskommt: er ſtellet alles ſo hin, daß ſeine endliche Reflexion eben daraus erhellet, und wie, wenn die Geſchichte ſo gegangen wäre, auch wir freilich nichts mehr und wenigers folgern würden, als was er folgert. Wir leſen alſo einen ſinnreichen Roman, den wir mit ſeinen Porträten und Charakteren ſo lange für Wahrheit halten, bis wir etwa zu einer andern Geſchichte kommen. Nun aber der trockne Deutſche? er ziehet ein verſtümmeltes Skelet von Geſchichte aus einer, und ein Fratzenbild von Charakter aus einer andern Quelle heraus: ſtellt ſie neben einander, daß Eins das Andre nicht erkennet und —— ſiehe da! iſt Hr. Hauſen. Ingenia principum exploravit, moresque deſcripſit, atque cum his cauſſas elicuit eorum quæ ab iis acta, ſunt, tum, quam principum mores vim ad ciuium vitam fingendam formandamque habuerint, docuit: non ſolum docto lectori, ſed cuicunque ciui, qui maiorum vitia cognoſcere, eorumque exemplis ſapere cupiat, prodeſſe ſtuduit: porro ſummum veritatis ſtudium vbique oſtendit, liberrime vitia principum enarrauit & — — — &c. Vortrefliche Charaktere! eingeklebte, überfleckte Bilderchen, die — aus ſeiner Geſchichte nicht folgen —

Und oft der Wahrheit ſelbſt im Wege; oft ſind ſie nur eben ſo, wie ſie ſich die Stunde Hr. Hauſen dachte. Ob das Karl der große ſei, was er mahlet? ſo wenig, als was er uns an Luthern vorzuzeichnen beliebt. Wie? Karl, ganz ohne Fehler, ausgenommen etwas viel Liebe? Und was hat denn in ihm den Eroberungsgeiſt angefacht? was ihn von den Pyrenäen bis zur Nordſee, und von der Nordſee nach Pannonien, und von Pannonien nach Rom getrieben? was die Blutſtröme der Sachſen vergoſſen, und Völker zu Sklaven gemacht, denen die Freiheit Alles war? Und was hat durch ihn das Longobardiſche Reich verheeret? Und was ihn zu einem Vater des Pabſts gemacht? Und was zu dem, der um die Kaiſerinn Irene warb? Und was zu einem Liebhaber der Künſte und Wiſſenſchaften? Und was zu dem Menſchenfeinde, der ſeine Hände mit Blut der Deutſchen färbte? — —

Ehr-

Ehrgeiz und Aberglauben! Aus Wolluſt läſt ſich wahrhaftig weder die gute noch böſe Seite Karls erklären, und es iſt Partheilichkeit, vor dieſer ganz die Augen verſchließen zu wollen. Mönche und Capitularen und Kanzler und Schwiegerſöhne haben Karls Leben geſchrieben: im Mönchsgeiſt, im Geiſt des Pabſtthums und der lateiniſchen Verdienſte — wo iſt ein wahrer Deutſcher, der ihn ſichte?

Und was Hr. Hauſen dem an ſich groſſen Karl zugibt, nimmt er dem ihm freilich ſo unähnlichen Ludwig: eins trift alſo ſo wenig als das Andre. Ludwig der Fromme war eine der gewöhnlichen Produktionen ſeines Jahrhunderts, nicht beſſer und nicht ſchlechter, als ein mittelmäßiger gutherziger Mann der Zeit ſeyn konnte. Gelehrt, fromm, gutherzig, auf ſeine Art philoſophiſch, das ohngefähr, was Jakob der erſte, nach dem Geiſte ſeiner Zeit und ſeines Landes, und manche..... unter uns. Schon ſein Vater nahm ihn zum Mitregenten an: unter ihm wurden glückliche Kriege geführt: alles ging gut bis auf die Theilung ſeiner Länder. Dieſe aber, lag die allein in ſeiner Schwachheit oder nicht auch in dem Altfränkiſchen lange gebräuchlichen Herkommen? Und die übeln Folgen daher allein in ſeiner Schwachheit oder auch in dem Charakter ſeiner Söhne? Und das Glück dieſer übeln Folgen allein in ſeiner Schwachheit, oder auch in dem Zuſtande der Kirche, an dem ſo wohl ſein Vater, als Er, Schuld war, an dem Geiſte ſeines Jahrhunderts, den auch Karl nicht ändern konnte, an einer Verwicklung von Zufällen, die nur der kennet, der die Zeit Ludwigs ſtudiret. Ludwig wurde ein Opfer dieſer Zeit: daß wir ihm aber neunhundert Jahr nachher Staatsfehler nachrechnen, die uns nur der Erfolg von Jahrhunderten gezeigt hat, iſt freilich eine gute Sache, nur iſts die Sache des Geſchichtſchreibers?

Aber „nirgends iſt ja Hauſen nach Hr. Kloß „mehr in ſeinem Felde, als wenn er uns Aberglau„ben, Dummheit, und Betrug der Pfaffen mahlet„. Ganz gut, wie ich glaube: nur ſollte es nicht ſo gemein, ſo ſchwatzhaft wiederholt, ſo ſchielend, und etwas eigenthümlicher der Zeit ſeyn, die es gilt. Aus ſeinem Lehrſtuhle mit einem halb Voltairiſchen, halb noch Proteſtantiſchen Auge, nach dem Jahrhundert Ludwigs, der Ottonen, und der Heinriche hinzielen, kann freilich nichts, als ſolche Charaktere, geben, wie Hr. Hauſen zeichnet, und ohne Zweifel iſts blos ſchonende Nachſicht geweſen, daß **Häberlin**, ein ſo ganz andrer Mann, der Geſchichte, und den Charakteren, das iſt, den geſchwätzigen Wiederholungen ſeines Vorgängers vor ſeiner Geſchichte noch Platz gegönnet.

Und das iſt der Geſchichtſchreiber, deſſen Charaktere, deſſen Anmerkungen über Ludwig, die Ottonen,

tonen, die Heinriche, deſſen tiefe Betrachtungen über die Pfaffen, über die Religion, und Reformation eine Erleuchtung unſres Jahrhunderts ſind, die Hr. Kloz ſo getreu überſetzet? Das iſt der Geſchichtſchreiber, der hier ſchon alle jene fruchtbare Saamenkörner fallen läßt, die nachher zu dem Philoſophiſchhiſtoriſchen Roman über die Reformation aufgewachſen: bündige Wahrheiten, die Hr. Kloz zum Poſſen aller mit Vorurtheil behafteten, zum Voraus als Geheimniſſe der Welt vorlatiniſirte. Das ſind die Männer, die an der Religion arbeiten, deren „völliger Tag ſich erſt jetzt allmälich nähert. a).„

— — Kaum bin ich in der Mitte des dritten Bandes der Actorum, und ach! wer mag den hercyniſchen Wald durchgehen? Hr. Klotzens vollſtändige Anmerkungen über **d'Argens Geſchichte des menſchlichen Verſtandes**, ſeine vortreflichen Verbeſſerungen des Leſſingiſchen Laokoons, ſein zurückſetzendes Urtheil über Gebauers altes Deutſchland, die Zuſätze zu Winkelmanns Kunſtgeſchichte, die ſüßlächelnde Umarmung an ſeinen Herelius, über deſſen ſo alte, mittelmäßige und gegen Nürnberg inurbane Satyren — — die niedrigen Verſpottungen ſolcher Schütze, die Pöbelpasquille auf einen Fiſcher u. a. wo mag ich die-

---

a) Kloz Beitr. zu Münzen S. 17.

dieſen Moraſt durchwaten? und ſelbſt mit dieſen noch kein Ende. — — Jeder prüfende Leſer wird ſich ungemein irren, in den Actis einen Schatz von eigner Critik des Cenſors, ſelbſtgedachte Anmerkungen, um etwa die Lücken, der gerügten Autoren vollzufüllen, und ihre Werke vollkommner zu machen: ſtille Beleuchtungen der verborgnen Fehler, die eben nicht jedes leſende Auge ſehen dörfte und doch ſehen muß: eigen ausgedachte Betrachtungen, die da zeigen, daß der Recenſent **mit dem Autor** gedacht, und **über ihn weg**, ihm vordenken könne: ſolche Critik, und ſie iſt die einzig wahre, in den Actis? ich zucke die Schultern. Auszüge, Gemmenregiſter, am unrechten Orte ſchreiende Verbeſſerungen, die jeder ſieht und wegwirft, mit unter niedriger Spott — ſiehe da den Geiſt der Actorum. Die lateiniſche Hülle hat die Deutſchen geblendet, und auch die wird unerträglich, wenn wir ein nahrhaftes Buch durch Auszüge in ein Phraſeslatein hingeſchwemmet ſehen, wo nichts minder, als der urſprüngliche individuelle Charakter von der Denk- und Schreibart des Verfaſſers, übrig geblieben. Auf Hrn. Klotz lateiniſcher Scene lallet Winkelmann ſo wie Hauſen, und Hauſen ſo wie Leſſing, und alle wie — — der lateiniſche Hr. Klotzius.

Der Verfaſſer hat überhaupt ſeine ſehr enge Sphähre zu urtheilen, und da er innerhalb dieſer nicht,

nicht bleibt, ſondern ſeinen einſeitigen Geſichtspunkt, als Polyhiſtor, allgemein machen will: wie anders als Fehltritte über Fehltritte, und ſchaale Urtheile durch einander. Ein Mann, wie Klotz, ſchreibt von Allem, Gottesgelahrtheit, Rechtsgelahrtheit, Geſchichte, Philoſophie, Alterthum, geſchnittnen Steinen, Münzen, Gedichten, und von allen gleich. Beiſpiele — wer mag ſie geben? wer wird in ſolchen Büchern des Nachſchlagens nicht müde? ich gebe ſie alſo aus dem Gedächtniſſe. Triegen wirds mich nicht; denn die Spuren darinn ſind zu oft und ärgerlich wiederholet.

Ueber die Gottesgelahrtheit.

Wie kommt Herr Kloß, der Vielſchreiber, dazu, daß er ſich bei allem Anlaſſe, zur Zeit und Unzeit, hinter die Baſedowe und Heilmanns und Tellers, als ein Märtrer der Wahrheit hindränge, und ſich in Klagen und Konteſtationen zu Männern nebenanſetzet, mit denen er nichts gemein hat? Das Publikum ſchläft eine Viertheilſtunde, oder iſt über Feld gegangen; nachher aber machts genau Unterſcheid, wohin jemand gehöre, und wohin es ihm beliebt, ſich zu claſſificiren; und ſpricht alsdenn gerade hin: Freund! rücke hinweg!

Herr Kloß hat die Namen einiger Theologen auf der Zunge, ſelten mit Ehren, ohne daß Er doch über ſie Richter und der Ueberweiſer ihrer Meinungen geweſen wäre. Einer davon iſt Götze. Senior Götze mag ſeine Fehler, und wenn man will, ſeine Irrthümer haben: gut oder nicht gut, daß er dieſelbe vertheidigt: aber was gewinnt der liebe Leſer für Wahrheit und Ueberzeugung, wenn er in einer Kloßiſchen Satyre das Pasquill lieſet:

> Gœtzius Hamburgi clamoribus omnia complet,
> Voce tonat rauca, turris templumque tremiſcit.

Was hat man damit anders geleſen, als daß Hr. Götze eine durchdringende Stimme habe und Hr.

Kloß

Klotz ein — — Spötter ſeyn. Will der Verf. antworten: das Fehlerhafte, das Irrige haben ihm und ſeines Gleichen ſchon andre Theologen gezeigt, worauf ich mich gleichſam mit einer ſtummen Anzeige berufen darf: o ſchön! die Richter haben ihr Urtheil geſprochen, und wer ſind die nun, die ſich auf der Straße hinzufinden, die dem Verurtheilten nachrufen, nachſpotten — wer ſind die?

In unſerm Kritiſchen Jahrhunderte ſollten wir endlich einmal ſo weit ſeyn, auf eignem Boden und nicht nach ſolchen fremden Poſtulaten zu urtheilen. Alle Annehmenswürdigkeit der Kritik fällt weg, wenn man, ohne Gründe und Beweiſe, mit einer Schimpfſentenz losbricht, ohne daß man weiß, woher und wo hieher? Solche Fußung auf fremde Machtſprüche, mit einem Machtſtreiche begleitet, ſind immer Vorboten vom Verfalle der Litteratur geweſen: und zu unſrer Zeit iſt dies ja der Lieblingston dieſer und jener Zeitungen und Journäle. So bekommt mancher ehrliche Mann einen Banditenſtich, wo er ſichs am wenigſten verſah.

Ferner: Der ſchöne, reinlateiniſche Styl iſt bei Hr. Klotz ſo nahe mit dem Herzen ſeiner Litteratur verwandt, daß er an mehr als einem Orte die dogmatiſche Barbarei der Theologen, aus ihres Königs theologia poſitiva, oder Neumanns aphoriſmis ſich ſehr vornehm leid ſeyn läßt. Mich dauert der manchmal unnöthig verflogne Seufzer.

Barbarei iſt nirgends gut, und bei dem Lehrer der Religion, der uns Geſchmack an den Wahrheiten derſelben beibringen ſoll, am wenigſten; nie aber kann die Reinigkeit des Styls, die Süßigkeit der lateiniſchen Schreibart, nach Hr. Kloß Halbbegriffen in der Theologie Souveraine ſeyn, oder es wird noch ärger. Die Wahrheiten der Religion ſind uns nicht in **Cicerons** Büchern von der Natur der Götter, ſondern in andern Sprachen, offenbart, aus denen in ihren Vortrag bei aller einzelnen Wortreinigkeit ſich ein Orientaliſcher **Hellenismus** einſchleichen wird, und vielleicht als Geiſt des Ganzen. Der gute **Geßner** hat mit Recht aus Cellars Latinitas eccleſiaſtica viele Barbarismen canoniſirt: und der ſtrenge Schriftausleger wird noch weit mehr canoniſiren: wo ihm an dem Ganzen, dem Unverfälſchten, dem Unverworrenen des Begriffs Alles gelegen iſt. Wer will nun lieber eine nach den Büchern der Offenbarung ſtreng geſagte, unhalbirte Theologie; oder ſüßes lateiniſches Geſchwäß, wo das Runde des bibliſchen Begriffes in dem Spülwaſſer ſchöner Umſchreibungen zerfließt? Wem iſt nicht die Sicherheit ſeines theoretiſchen Glaubens mehr, als Alles? — Zweytens: Aus den Händen der Exegeten, wird nun erſt die Wahrheit in die Hände der Dogmatiker geliefert, denen es wiederum Hauptgeſichtspunkt iſt, ihre Säße von den Verwirrungen ſo vieler Jahrhunderte, von dem

Ge-

Gewebe ſo mancher Ketzer und Ketzermacher loszuwickeln, und ſie ſo rund, ſo gewiß, ſo klar darzuſtellen, als es hinter den Denkarten und Vermiſchungen ſo vieler Perioden der Religion geſchehen kann. Auch hier alſo iſt die Strenge des Begriffes und Beweiſes Alles. Wer will jenen und dieſen im Gefolge ſüßer und reiner Worte erſt aufſuchen? Ein Erneſti, (und weſſen Zeugniß kann hierinn mehr ſeyn, als dieſes theologiſchen Cicero?) hat über Materien, die hiezu die Grundlage ſeyn müſſen, geredet, und ſelbſt an **Heilmann** die Schwürigkeit gezeigt, lateiniſche Worte und Ausdrücke Gedanken des Syſtems zu ſubſtituiren. Einige neuere Dogmatiken, wovon ich ſelbſt die Schriften Mosheims nicht ausnehme, beſtätigen es, wie viel von der genauen Präciſion und Dogmatiſchen Veſtigkeit oft durch den ſchönen Styl verloren gehe, und denn ſelbſt in Reden ſind die Bergerſchen Orationes ſelectiores Zeugen von den Schwürigkeiten, beides zu gatten. — — Geſchmackvoll alſo mögen ſolche Klagen über die Dogmatiſche Barbarei der Theologen immer ſeyn; nur gründlich? — — Am beſten, daß ſich Hr. Kl. nicht darein miſche, und die Namen guter und böſer Theologen dem Urtheile andrer überlaſſe.

Ueber die Reichsgeſchichte: ein hiſtoriſcher Spatziergang.

Was müßte ein vernünftiger Alter denken, wenn er auflebte, und unſre Geſchichte betrachtete? Die Lehren unſrer hiſtoriſchen Kunſt, und den Kontraſt in Ausübung derſelben? — Doch, ach! wenn dies nur der einzige unverantwortliche Wiederſpruch in unſrer Litteratur zwiſchen Lehren und Thaten wäre!

Die Alten, Griechen und Römer, haben uns ſo vortrefliche Muſter der Geſchichte hinterlaſſen, daß es ein canoniſirter Spruch geworden: hos ſequere! und wer wäre es, dem man dieſen Spruch, und das nachahmungswürdige Schöne ihrer Hiſtoriographie erſt vorbeweiſen müßte. Warum ziehet der kleine ſüdliche Strich von Europa, Griechenland und Rom, Jahrhunderte durch die Augen aller Welt ſo auf ſich? Warum gehen wir an die Geſchichte der mittlern Zeiten, im Occidente und ſo gar im Oriente, ſo ungern daran? Warum iſt in dem Körper unſrer Welthiſtorie die Beſchreibung dieſer beiden Völker uns gewiß nicht blos Nationalgeſchichte, Thaten, die im Winkel geſchehen, ſondern Merkwürdigkeiten der Welt? — — Eine kleine Vergleichung mit andern Zeiten und Ge-

Gegenden wird zeigen, wie vieles dazu auch der Ton der Stimme beitrage, der Alles dies der Welt verkündigte.

Das iſt nun gut für Griechen und Römer: aber warum, daß wir unſre Geſchichte nicht eben ſo verkündigen? und den Ton unſrer Stimme nicht auch würdig unſres Vaterlandes und unſrer Zeit machen? — Regeln genug liegen da. Hiſtoriſche Geſellſchaften ſind errichtet. Jeder arbeitet an der hiſtoriſchen Kunſt: nur, an der Hiſtorie ſelbſt — wenige. Und ſelbſt unter den wenigen, wo ſind die Thucydides, Xenophons, Livius, Tacitus, und Hume's unſres Deutſchlandes? — — Iſt es einem Wanderer, der nicht ein dogmatiſcher Künſtler der Geſchichte ſeyn will, und kein praktiſcher Künſtler ſeyn kann, erlaubt, den mittlern Weg der Unterſuchung zu nehmen: nicht, worinn und warum ſich die Hiſtoriographie der Neuen und Alten unterſcheide? „denn dieſes große Thema iſt „für dieſen Ort zu groß„; ſondern nur, warum ſich die deutſche Geſchichte nicht ſo ſchlechtweg à la Grecque oder à la Françoiſe behandeln laſſe, wie unſre Gräciſirenden und Franzöſirenden Schönſprecher wollen.

Zuerſt, die älteſten Nachrichten von Deutſchland haben eine andre Bewandniß, als die alte Geſchichte des griechiſchen oder römiſchen Urſprunges. Wenn dieſe Altmüttermärchen iſt, ſo iſt ſie es wenigſtens im Munde ihrer Landesmütter, im Munde ihrer Liederſänger, ihrer Dichter, ihrer Fabelſchreiber. Aus dieſer Blume von eigner Nationalmythologie wird mit der Zeit die Frucht reifer wahrer Geſchichte, ohne wunderſame Einpfropfungen und Bezauberungen, nach dem Laufe der Natur. Und eben das Ordentliche dieſes Naturlaufes **ergänzet ungemein die Lücken der älteſten Geſchichte.** Die erſten hiſtoriſch dichteriſchen Mythologiſten waren eine Produktion ihres Zeitalters: der Zeitgeiſt nahm ihnen allgemach immer mehr von ihrem dichteriſchen Wunderbaren: ſie fanden das Zeitalter der Wahrheit — Wie viel läßt ſich nun bei dieſem ungeſtörten Naturlaufe rückwärts ſchließen? wie manche Wahrſcheinlichkeit zurück ausfinden, wo ſonſt nur Fabel wäre? Wie ungemein viel von der Veränderung ſolcher Landesſcenen mit Gründen und Urſachen erklären? Philoſophie tritt hier der Geſchichte zur Seite, wo ſie kaum noch Geſchichte iſt: ſie leuchtet auch ſelbſt, Chronologiſch gerechnet, der Wahrheit gleichſam vor: die älteſte Halbgeſchichte wird pragmatiſch — wenigſtens ein lehrender, ein bildender dichteriſcher Roman.

Nicht ſo unſre älteſte Landesgeſchichte. Unſre Barden ſind vertilgt, mit ihnen alſo auch die ſinnreichen Dichtungen vertilgt, die ſich aus den altgriechiſchen Dichtern zuſammenleſen und zu dem

Tem-

Tempel voll ehrwürdigen Ruinen aufhäufen laſſen, an dem die Antiquarien ſeit Jahrtauſenden gebauet. Aus Dichtern und über Dichter läßt ſich auch hiſtoriſch am beſten dichten: wie aber, wo keine ſolche Dichter da ſind? Man tritt in den Tempel der griechiſchen Geſchichte: Chöre von Sängern empfangen uns, und hinter ihnen dringen Dollmeſcher ihrer Geſänge doch unmittelbar an. Dollmetſcher der Wahrheit? freilich nicht! aber ſo mancher Wahrſcheinlichkeit, ſo mancher Erzählung, die den Boden der Geſchichte nicht ganz leer läßt, ſo mancher Sage, die ungemein klug machen kann: durch die Griechen und Römer ihrer Geſchichte ſo viel Farbe des pragmatiſchen Urſprunges gegeben, die manchen Schulgrübler geblendet, die unſre Hübners mit ſo artigen Mährchen ausgefüllt, die ſo viel antiquariſche Hypotheſen und Unterſuchungen veranlaſſet — alles nicht bei der deutſchen Geſchichte. Ich trete in ihren Tempel und — die Stimme der Barden ſchweigt. Kein Laut, kein Echo vergangener Zeiten.

Aber die **Taciti** unter den Römern? Sie haben mit ihren einzelnen Sylben und Stückwerken von den Deutſchen uns mehr Ton gegeben, als ganze Liederſammlungen der Barden. Sie, Schriftſteller eines gebildeten Roms, Geſchichtſchreiber, die an den Merkwürdigkeiten ſo viel anderer Völker ihren hiſtoriſchen Geiſt gebildet hatten: ſie, Geſchichtſchreiſchreiber der Deutſchen nach römiſcher Weiſe — — und eben des alles wegen ſehr einſeitige Schriftſteller Deutſchlands. Da ſie die Deutſchen nur über und von den Gränzen aus, nur als Fremde, nur als ungeſittete Barbaren, nur als Feinde kannten: ſo kannten ſie ſie nur immer, ſo fern ſie nicht Römer waren, und das iſt wenig. Wer ſich nicht in die eigenthümliche Denkart eines ſo verſchiednen Volks verſetzen, aus dem eigenthümlichen Geiſte deſſelben, aus den Geheimniſſen ſeiner und ihrer Erziehung urtheilen kann, der weiß nur immer wenig: und wer als fremder, unbekannter, politiſcher Feind, und was über alles iſt, als Menſch einer andern Denkart ſchreibet, immer wenig. Er kann blos die von ſeinem Volke und ſeiner Cultur abſtehende, oder höchſtens die ihnen zugekehrte Seite zeichnen, und freilich die zeichnen Römiſche Taciti vortreflich.

Indeſſen ſieht man, was hier zu einer pragmatiſchen Geſchichte fehlt? wie ſehr ſie in dieſem verlaſſenen Anfange von der Römiſchen und Griechiſchen Hiſtorie, die die Origines ihres Volks, in einländiſchen alten Schriftſtellern beſitzen, abſteche? in welchem Geſichtspunkte man allein die Römer brauchen? auf welche Lücken man lieber zeigen, als ſie hinterliſtig verbergen? kurz! daß von den alten Deutſchen keine innere pragmatiſche Geſchichte zu geben ſey — —

So bis auf den Karl den groſſen: in ihm aber entwickelt ſich ein Zeitpunkt, der freilich ſo vieler hiſtoriſchen Intuition fähig iſt, als einer ſeyn kann, nur daß er noch keinen ſo intuitiven Philoſophen über ſich gehabt. Karl könnte in der Nacht ſeiner Zeiten, wie ein Stern ſeyn, der über Frankreich, Deutſchland und Italien leuchtet.

Jetzt aber ſein Geſchlecht — wie viel gehet hier von dem Stempel der pragmatiſchen Geſchichte weg. Ein Zeitpunkt der Barbarei und des Aberglaubens; ſiehe da! dieſe Larve liegt auch auf allen Geſichtern der Zeit, ſie iſt Geſichtspunkt der Begebenheiten, Triebfeder der Thaten, Farbe der Veränderungen, Ton der Hiſtoriographen. Nun wolle ein griechiſcher Portraitmahler Charaktere zeichnen: und ſiehe! da ſtehet eine Reihe voll heiliger oder unheiliger Affengeſtalten, Kreuz in der Hand, und Kreuz auf dem Haupte, vor oder gegen die Pfaffen beſchäftigt, entweder canoniſirt oder im Fegefeuer, weder im Guten noch Böſen frei, eigenthümlich, Römiſch, Griechiſch. — Einförmige Mönchspatrone, oder Mönchsfeinde, ein in Nichtswürdigkeiten wühlender Unheiliger, oder was noch ſeichter iſt, ein — Heiliger ora pro nobis — Eine Gallerie ſolcher Köpfe, was iſt ſie gegen die Reihe Römiſcher und Griechiſcher Helden und Unmenſchen in Plutarch und Tacitus? — Hauſen ſei Gewährsmann unter Carolingern, Sachſen und Franken.

Er betet ſeine einförmigen Charaktere ſo wiederholentlich her, als eine Nonne die Vaterunſer ihres Roſenkranzes: und Häberlin, der nicht hinter her beten wollte, muß alſo nur zu Ende der Zeiträume charakteriſiren — wie viel klüger!

In dieſer Zeit fängt ſich an das heutige Römiſche Reich zu bilden. Die große Waſſerblaſe iſt zerſprungen: kleinere reißen ſich los: und durch ein wechſelndes Zerſpringen und Werden iſt die Menge kleiner Fürſten, gleichſam am Rande des Gefäßes, geſichert. Hauptgeſichtspunkt iſt alſo nicht blos der Reichs-, ſondern der deutſchen Geſchichte überhaupt, daß man dieſe allmäliche Schöpfung zum heutigen Staatskörper bei jeder Progreſſion der Umbildung merke, genau aus Urkunden anmerke, auszeichne.

Einige ſüße Herren unſers Jahrhunderts haben ſich mit guter Manier von dieſem dunkeln und beſchwerlichen Wege losgezählet, und vornehm zwiſchen Reichsgeſchichte und Geſchichte Deutſchlands, zwiſchen genauen Nachrichten von der jedesmaligen Staatsverfaſſung, und zwiſchen einer ſchönen Geſchichte voll Charaktere und hübſcher moraliſchen Reflexionen unterſchieden. Das Citiren der Urkunden, die veſte Beſtimmtheit bei jedem Schritte, das gerade Hinblicken auf Staatskörper u. ſ. w. iſt eine Pedanterie, die man einem Profeſſor des Staatsrechts allenfalls verzeihen könne: die Mascove,

Bü-

Bünaus und Hahne ſind veraltete Bibliothekenwächter: die **Pütters** und **Gatterers** endlich noch zum leidigen Gebrauch ihrer Reichsurkundlichen Zuhörer: die **Hauſens** und alle neuere ſchöne Geiſter ſchreiben beſſer: ſchön, mahlend, pragmatiſch. Schade der trocknen Reichs- und Staatsgeſchichte.

Und was iſt denn eine Geſchichte Deutſchlands, die dies nicht wäre? Eine Griechiſche und Römiſche war eine Geſchichte von Republiken ganz andrer Art, oder einzelnen großen Welthändeln, eines großen Mannes, oder einer großen Verſammlung, die das Triebrad der größten Begebenheiten waren. Deutſchland im Verfolg ſeiner Jahrhunderte iſt weder Athen noch Rom, weder eine Monarchie, noch eine Republik, die der ganzen Welt (dieſer orbis terrarum ſei nun ſo groß, als er wolle) Ton gäbe: weder ein Schauplatz Griechiſcher Cultur und Freiheit, noch des Römiſchen Eroberungsgeiſtes. Es iſt in ſich eingezogen **ein werdendes heiliges Römiſches Reich**, das noch heute in ſeiner Einrichtung das ſonderbarſte von Europa iſt; es iſt Jahrhunderte durch ein Chaos, aus dem ſich Herzoge, Grafen und Herren, Biſchöfe und Prälaten heben: ohne die es kein Deutſchland gibt. Wie alſo eine Geſchichte Deutſchlandes, die keine Staats- oder Reichsgeſchichte ſei? Eine Reihe von Römiſchen Kaiſern in ihren Bruſtbildern, in ihren Privatanekdoten, in ihren Leibes- und Seelenbeſchaffenheiten, zuſammt ein Paar ihrer Thaten, füllet nichts aus, ſo lange Deutſchland kein Schauplatz des Deſpotiſmus oder der Diktatur geweſen; ja das Meiſte von dieſem allen hat oft nicht einmal aufs Ganze Einfluß. Eine Kaiſerhiſtorie für eine Geſchichte Deutſchlands genommen: ſo wird alles neben ihnen vergeſſen, was doch das wahre Deutſchland iſt: das liebe Herz der Kaiſer mahlen, das doch nicht eben, wie der Charakter Alcibiades, Alexanders, Auguſtus und Nero, zugleich das Herz Deutſchlands war? Eine Kaiſerkrone ſchildern die auf ihren Küſſen oft ruhig lag, und gewiß den Kopf von Deutſchland nicht ausmachte. —— ——

Jeder ſiehet, daß hier kaum eine Pragmatiſche Geſchichte nach Art der Alten möglich iſt. Dort gingen alle Fäden an gewiſſe Hauptenden zuſammen, aus denen ſie ſich geſponnen: hier ſteht man Jahrhunderte durch am brauſenden Meere, damit aus ihm eine Menge von Inſeln werde. Wo hier Einheit? wo Evidenz? wo Intereſſe **nach Art der Alten**, wenn ihre Geſchichte das Muſter ſeyn ſoll? Die Geſchichte von Deutſchland muß ſo ein Original ſeyn, als Deutſchlands Verfaſſung.

Und iſt dieſe **werdende** Verfaſſung Hauptgeſichtspunkt, wo kommen wir hin, wenn wir Urkunden und Diplome, u. ſ. w. verachten, und ſchön franzöſiſch **dichten**? Dichten läßt ſich noch zur Noth der Roman eines Monarchen, einer einfa-

chen

chen Republik: aber über die trockne Frage: wie ward jeder in Deutſchland, was er iſt? was iſt er in jedem Zeitalter geweſen? über die läßt ſich nicht dichten. Eine Geſchichte voll Geiſt und Thaten, wie die Alte, wird unſre nie werden; ſie iſt eine trockne Geſchichte des Ranges, des Rechtes, des Zanks; aber eine Franzöſiſche ſollte ſie nie werden wollen, weil ſie bei ihren Materien mit Wahrheit und Genauigkeit Alles verliert. Nicht der Geiſt des Vernünftelns kann ihre Seele ſeyn; denn wie wenig iſt in Deutſchland durch Vernünftelei geworden? **fortgehende Aufklärung** ihres ganzen Seyns iſt ihr Geiſt und Leben —

Die Geſchichte der Carolinger, Sachſen und Franken iſt hiezu eine wichtige, aber wie verdrießliche, wie verwirrte, wie unannehmliche Scene, wenn wir franzöſiſch denken, wenn wir blos malen, vernünfteln, überraſchen, und darf ich noch dazu ſetzen, blos bilden wollen? Der Charakter der Deutſchen hat von jeher das Trockne gehabt, ſich um einen Ceremonienrang, um dies und jenes urkundliche Hoheitszeichen, um ein und das andre Recht, nicht weil es Vortheil, ſondern weil es Rechtsfoderung war, zu intereſſiren, ſich intereſſiren zu laſſen, ſich oft die Hälſe zu brechen. Dieſen Charakter wird auch die Geſchichte Deutſchlands nicht verläugnen, und muß ſie es nicht, wenn wir ſie nach einer andern, ſie ſei Griechiſch oder Rö-

Römiſch, Brittiſch oder Franzöſiſch, modeln wollen? Der Geiſt, der alle dieſe Völker belebte, und wenn wir ihn auch jedesmal Ehre nennen wollen; Himmel! wie ſehr iſt nicht die Griechiſche Ehre, und die Römiſche Ehre, und die Brittiſche Ehre, und die Franzöſiſche Gloire und der Deutſchen Rang verſchieden? oder wenn wir dieſe Triebfeder hier und da auch Freiheit nennen wollen, nicht noch immer verſchieden? —— —. Und wenn nun eine idiotiſtiſche Nationalgeſchichte der Deutſchen, Merkmale dieſer deutſchen Freiherrlichkeit, einige Franzen dieſes Ceremonienhimmels, und wenn ſie auch ſo ſehr auf Koſten ihrer Nation geſponnen wären, haben muß; wird da nicht eine gewiſſe trockne Pünktlichkeit, ein ſteifer gemeſſener Schritt von Urkunde zu Urkunde oft beinahe unvermeidlich ſeyn?

Und für Deutſche faſt unentbehrlich. Es ſei Ungelenkigkeit, oder was es ſei, daß ich bei Geſchichte auf ſchönen Vortrag und Weltweiſe Anmerkungen nur immer zuletzt ſehe, bei jedem Factum trockne und genaue Nachricht, bei jedem Datum ſichere Gewährleiſtung verlange, und bei manchen ſchönen Geſchichtsromanen mal über mal mit Unwillen frage: redeſt du das von dir oder haben dirs andre geſagt? daß ich mit Unwillen umherirre, wenn ich nicht weiß, ob dies Sache, That, Geſchichte — oder Bemerkung, Einfall, Meinung des Geſchichtſchreibers iſt: daß ich mit Peinlichkeit unterſchei-

ſchei-

ſcheide: iſt dies Geſchichte Englands, wie ſie geſchehen iſt, oder wie Hume meint, daß ſie ſich hätte zutragen können? ja, daß ichs für Fehler und Verderbniß aller Geſchichte halte, "auf nichts als Hiſtoriſche Kunſt, Epiſche Anordnung, Pragmatiſche Bemerkungen, Philoſophiſche Einlenkungen zu dringen, unter denen ich den nackten wahren Körper der Geſchichte ſo wenig erkennen kann, **wie er iſt**, als wenn der Emil des Bruder Philipps vor ſeinen Gänschen ſtille ſtehen, und aus dem äußerlichen Anzuge, und dem Reifrocke, und der Schnürbruſt deſſelben auf die verborgene wahre Geſtalt des geputzten weiblichen Körpers weiſſagen ſollte. —— Bei aller unſrer Zurichtung der Hiſtorie für den guten Geſchmack ſollte es alſo Hauptregel ſeyn, genau dem Leſer die Gränze zu bezeichnen, wo Geſchichte aufhört, und Vermuthung anfängt; ja genau den Grad der Gewißheit bei jedem Tritte. Gehört dies nun der ganzen Geſchichtskunde als Eigenthum zu: vielmehr unſrer ſtrengen trocknen Deutſchen. Bei uns kommt das Wort **Geſchichte**, nicht von **Schichten** und Epiſch ordnen, und Pragmatiſch durchweben, ſondern von dem vielbedeutenden ſtrengen Worte: **geſchehen** her, und darüber will ich auch nicht bis auf Einen Punkt in Ungewißheit bleiben.

Darf ich mein Gutachten zu einer deutſchen Reichsgeſchichte fortſetzen? Viele Jahrhunderte durch iſt

Deutſchland in die Geſchichte eines andern Landes rechtlich, und dazu kirchlich verwickelt geweſen, und eine rechtlich-kirchliche Verwicklung iſt für Deutſchland nach ſeiner Verfaſſung, und für einen Geſchichtſchreiber, der dieſer Verfaſſung folgen will, die gröſte Verwicklung. Dies Land iſt Italien. Pfaffen waren die Bekehrer der Deutſchen zum Pabſt, und dieſe Päbſtlichen Apoſtel, vom heil. Bonifacius an, wurden die erſten Reichsfürſten: Pfaffen und Biſchöfe wurden die erſten Reichsſtände und Freiherrlichkeiten: die erſten kleinen Souverainen und Friedensſtörer. Nicht blos alſo daher, daß Deutſchland gleich von ſeiner erſten Formung vor andern eine ſehr kirchliche Geſtalt bekam, ſondern auch, daß lange nachher ſeine Kriege ſo oft nahe an Pfaffenſtreitigkeiten und Biſchofsvorzüge gränzten. Und da dieſe Rang- und Rechtsgeiſtliche zwei Häupter hatten, eins in, und eins außer Deutſchland: wie anders, als daß daher der Mittelpunkt deutſcher Thaten und Geſchichte ſo lange und oft außer Deutſchland fällt, nach Italien, nach Rom hin — eine neue Quelle hiſtoriſcher Verwirrungen! Und wie anders, als da dieſe Päbſtlich-Italieniſch-Deutſchen-Geſchichte ſo lange und oft wieder nichts als Rang- Kirchen- und Rechtsſtreitigkeiten enthalten, dieſe die trockenſten, verwickeltſten, und oft eckelhaft ſeyn müſſen? Und doch müſſen ſie es ſeyn. Und doch iſt eben dieſe

Ent-

Entäußerung Deutſchlands deutſche Geſchichte. Und doch eben dieſe Streitigkeiten und Rang- und Römerzüge der Urſprung deutſcher Verfaſſung — wie wenig Franzöſiren kann hier unſre Geſchichte! Der Hiſtoriograph muß hier ſchon Schild- und Wappenträger des heil. Römiſchen Reichs werden, er wolle, oder nicht.

So läuft die Geſchichte viele Kaiſerreihen herunter, wo der Hiſtorikus auf einem Gebirge ſitzen muß, um auf Deutſchland und Italien ſeine Augen fliegen zu laſſen, um keine bloße Fürſten- noch Kaiſer- noch Pabſtgeſchichte, ſondern eine Hiſtorie deutſcher Nation zu ſchreiben, wo dieſe ſich findet, in Kreuz- oder Römerzügen; wo ſie lernet, in Neapel bei den Saracenen, oder in Schwaben bei den Sängern der Liebe: womit ſie ſich beſchäftigt, es ſei mit dem Fauſtrechte oder Guelfenſtreite — überall Deutſche Geſchichte: und jedesmal der Geſchichtſchreiber ein Hausgenoſſe, ein Miniſterial des Zeitgeiſtes. Helle Punkte, leuchtende Sterne, Milchſtraßen gibts überall, inſonderheit im Schwäbiſchen Zeitalter: aber der Grund bleibt nächtlicher Himmel: Reichsurkundliche Trockenheit!

Bis auf die mittlere Habsburgiſche Geſchichte, wo ſie ſich mehr entwickelt, aber auch mit jedem Zolle der Entwickelung rechtlicher und Reichsurkundlicher wird. Das Gerechtſame, das Reichskräftige wird immer augenſcheinlicher Deutſchlands Geiſt, und ſo auch Geiſt Deutſcher Geſchichte. So fort bis auf **Maximilian** und **Karl den fünften**, deren Zeitalter ich für den Mittelpunkt aller Geſchichte hinter den Römern, für die Baſis aller neuern Europäiſchen Verfaſſung, und für einen Raum halte, der durch alle Länder Europens hinüber der vortreflichſte zu der beſten hiſtoriſchen Bearbeitung ſeyn müßte. Von hieraus fängt ſich alles an, Staats- Litteratur- Religionsveränderung — eine neue Geburt des menſchlichen Geiſtes durch ganz Europa.

Weiter gehe ich nicht: wie ſich die neueſte Deutſche Geſchichte pragmatiſch behandeln laſſe, werden Adlung und Hauſen beantworten, jener ein Zeitungsſtoppler, dieſer ein Geſchichtmaler zur Gnüge. Ich ziehe aus meinen Miſcellaneen nur dies heraus: daß die Deutſche Geſchichte ſich gar nicht halbgriechiſch oder halbfranzöſiſch behandeln laſſe — ein Thema, das ich an anderm Orte mit verunglückten Beiſpielen beweiſen werde. Hier nur ſo viel: daß Hr. Kl. ohne innere Kenntniß der Sache urtheile, wenn er die Mascove, und Bünaus, und Pütters **ſo tadelt, wie er tadelt**, und ohne Kenntniß der Sache urtheilet, wenn er die Hauſens auf Koſten dieſer Männer lobet. Eine deutſche Geſchichte ſoll freilich noch geſchrieben werden: aber wahrhaftig nicht nach Klotziſchem

Ideal,

Ideal, da dieſer Vielwiſſer aus einigen Proben a) nichts weniger zu wiſſen ſcheint, als Deutſche Geſchichte — —

Und Griechiſche Geſchichte — wenn ich manche ſeiner Urtheile über das Innere Griechenlandes, und am meiſten ſeinen ſüßen in lauter hogarthſchen Wellen und Schlangenlinien ſchleppenden Stil betrachte — nie hat Hr. Kl. weiſer geurtheilet, und weiſer geſchrieben, als da er dem Auszuge aus der Allgemeinen Weltgeſchichte, wichtigerer Thaten wegen, entſagte.

Ueber die Philoſophie des Hrn. Kloß.

Kloß und die Philoſophie! das Paar ſcheint ſich nicht ſonderlich zu lieben, und wenn beide gar offenbar gegen einander antipathiſiren, was wollte ſie verbinden? Nur ſollte das Männlein auch alſo das arme Fräulein unbeſchimpft laſſen, und nicht an ihrer Ehre kränken.

Gegen die Metaphyſik hat Hr. Kloß feierlich eine ſatyriſche Lobrede b) gehalten: er hat ihre allzei-

---

a) Siehe zurück in die Beurtheil. des Beitr. zur Geſchichte der Münzen. b) Ridic. litter.

allweite Herrſchaft, ihre Abſtammuug von der Zankgöttinn, ihr Regiment über die Theologen, Juriſten und Poeten, ihre Nutzbarkeit zu Zänkereyen und Erfindung neuer Wörter, ihre Annehmlichkeit und Unſterblichkeit — ſo fein und langweilig ausgeziſcht, daß ich nicht weiß, was ich erſt fragen ſoll? ob nach der Gründlichkeit der Materie, oder der Neuheit der Ironie, oder der Beſtimmtheit des Spottes, oder der Kürze in Wendungen — wornach zuerſt? Hr. Kl. geruhet, die ganze Metaphyſik, ohne Einſchränkung und Beſtimmung, ihrem Weſen und Nutzen, und nicht ihrem Misbrauche nach, ohne Reim und Urſache, ſchaal und matt auszuziſchen — O des Philoſophiſchen Satyrs im achtzehnten Jahrhundert.

Gegen die ſcientifiſche Methode, und gegen die ſyſtematiſche Philoſophie und gegen die barbariſchen Kunſtwörter der Philoſophie hat Hr. Kl. einen magern, wiederholten Spott ſich ſo zur Falte eines verrunzelten Geiſtes werden laſſen a), daß er auf dieſer Saite ſehr gerne leiert. So tief wie Cicero, und ſo ſyſtematiſch wie Montagne, ſollen unſre Philoſophen philoſophiren; ſie ſollen die metaphyſiſche Grundlage, die Polybius und Tacitus geliefert, weiter ausbauen: ſie ſollen ſo genau und beſtimmt wie Baco ſprechen, und Montesquieu, wie wir ſchon

---

a) Opuſc. var. argum. und Ueber das Stud. des Alth. u. ſ. w.

ſchon eine Probe haben, in ein Compendium bringen: das will Hr. Klotz, oder redet wenigſtens ſo unbeſtimmt, und der trocknen philoſophiſchen Genauigkeit und Ordnung ſo gehäßig, als ob er dies wollte.

„Sie rächet ſich gegen ihre Verächter!„ dies ſagt Luther von der Grammatik der Worte, und noch mehr ließe es ſich von der Grammatik der Gedanken, von der Philoſophie, ſagen. Sie rächet ſich gegen ihre Verächter, und ſie hat ſich reichlich an Hrn. Klotz gerochen. Sie, die genaue Philoſophie iſts, die jeden Satz in ſeinem Münzengerichtlein beſtimmt und veſt gemacht hat: ſie, die genaue Philoſophie iſts, die ſein Büchlein von der verecundia Virgils geſchrieben, die mit ihm über Homer critiſiret, die die Mythologie verworfen und uns eine neue geſchaffen, die gegen Leſſing geſtritten, die aus geſchnittnen Steinen eine Aeneide und Iliade erbauet, die die Halliſche deutſche Bibliothek, wie ein Weltgeiſt, und ein rector Archaeus füllet; die in alle Schriften meines Hrn. Verfaſſers Ordnung bringet; die ihn nie ein Wort zu viel und unzeitig und unerträglich ſchielend ſchreiben läſſet; die die Baumgartenſche Aeſthetik, und die Wolfiſche Philoſophie in Stücken zerhauen a); die in einem Athemzuge ohne ein ſtummes Wort des Beweiſes „**Hollmann** zum Schulphiloſophen

und

---

a) S. Klotz. Bibl. vom Anfange an bis zum künftigen ſeligen Ende.

„und Paläologus, der nichts, was ſchön iſt, kennet, **Cruſius** zum Diebe Hoffmanns, und die Darjeſianer ihrem meiſten Theile nach zu Barbaren ohne Geſchmack, ohne Wiſſenſchaft und Kenntniſſe,„ macht: ſie iſts, die große Freundinn des Hrn. Klotz, die Philoſophie. — — Sie rächet ſich gegen ihre Verächter!

Nun komme ich endlich in das rechte Feld des Hrn. Kl., wo er unter geſchnittenen Steinen und Münzen und Scherben daſitzt, wie ein Kind unter Schnecken, und bunten Steinchen und Spielzeuge: Ich ſoll von ſeinem Buche reden:

Ueber die geſchnittnen Steine.

Wo doch Hr. Kl. wahrhaftig alle ſeine Beleſenheit, recht häßlich weite Gelehrſamkeit, und recht honigſüßen Geſchmack bewieſen hat? Habe er doch! Mein einziges Urtheil iſt dies, daß, wenn ein Mann wirklich ſo viel große, ſchöne, koſtbare Werke nachgeleſen, nachgeſchlagen hat, und nichts mehr, als die elenden, trivialen Anmerkungen, das halbkluge und verzuckertſüße Geſchwätz herausleſen und herausaufſchlagen kann, was Hr. Kl. hier vorzeiget: ſo ſchlage man ihm die Bücher zu.

Mit allem ſeinen Leſen wird der beleſene Leſer in ſeinem Leben nichts Rechts herausbringen.

Ein denkender Schriftſteller, der da irrt; und ein irrender Schriftſteller, der da denkt; und ein ſtrauchelnder Schriftſteller, der noch nicht gnug geleſen, aber leſen kann: der nehme Bücher in die Hand; er wird denken, er wird nützliche und große Sachen hervordenken: ſein Geiſt wird wachſen. Aber der Anagnoſte, der da lieſet, um geleſen zu haben, und citirt, was er nicht geleſen, und mit allen ſeinen Citationen nichts herausbringt, als was nicht jeder Halbgelehrte weiß: an dem gebe man die Hoffnung auf; der flickt ſich einen Rock von Citationen zuſammen, um ſeine Blöße zu decken. — —

Für wen ich zu frei ſchreibe, der ſage mir: was der Stein-Münzen- und Bilder- und Buchſtabenbeleſne Klotz denn bisher mit ſeiner Lecture Neues geſagt? Wer mit ſo vieler Beleſenheit über Tyrtäus, und Homer, und Virgil, und Horaz, und den Geſchmack auf Münzen, und den Nutzen der geſchnittnen Steine nicht mehr ſagt, als Er, der hat mir nichts geſagt: der ſage Nichts.

Herr Klotz hat aus Urſachen, die ich nicht weiß, und nicht wiſſen will, den guten Vorſatz gehabt, die Lipppertſche Dactyliothek der Welt und inſonderheit den Schulen anzupreiſen. Es ſei guter

ter Vorſatz. Es ſei, daß dazu die Anpreiſung unſrer halbhundert Deutſchen und Lateiniſchen Journale, Bibliotheken, Akten, Zeitungen nicht gnug war: es ſei, daß das eigne Lippertſche Verzeichniß, woraus ich mich nicht ſchäme, manches gelernt zu haben, nicht gnug war: es ſei, daß die Anpreiſung der Bibliothek d. ſch. W., der Göttingſchen Zeitungen, und aller der Journale, in denen Hr. Klotz, als ein Proteus, in mehr als einer Zunge und Sprache redet, nicht gnug war: aber warum mußte denn Hr. Klotz ſo gar Lipperten plündern, und was dieſer in Reihen ſagt, Seitenlang wiederkauen? warum denn Caylus und Winkelmann plündern, die doch jeder Halbkenner kennet! warum ſo ein unordentliches Gemiſch von Anmerkungen, wo man nicht weiß, ob der Steinleſer mit Knaben oder mit Künſtlern, oder Gelehrten, oder Liebhabern ſpreche? warum nach allen ſolchen Anführungen ſo arm, wie eine Kirchenmaus, erſcheinen? — —

Es wird mir ſchwer, mich über Einzelnheiten zu erklären, und das wiederzufinden, was ich im Buche des Hrn. Kl. vorbeiging. Ohne Abſchnitte und Theilungen watet man in ihm eine Strecke von zweihundert ſieben und dreyßig Seiten, ich hätte beinahe geſchrieben, Meilen, durch eine große Sandwüſte, ohne Ruheplätze, voll lauter Miſchmaterien, in denen der Autor bald mit der lieben

Ju-

Jugend, bald mit dem lieben Künſtler, und bald mit dem Antiquarienſammler ohne Geſchmack, und bald mit dem Liebhaber voller Geſchmack, und mit Einem, wie mit dem Andern redet — ſo wallet man eine Dürre von eignen Gedanken durch, um hinten auf ein ſehr unterrichtendes Furienhaupt a) zu kommen, das mich nicht aus dem Gedächtniß herfragen ſollte, was ich geleſen? So watete Alexanders Heer die Lybiſche Sandwüſte durſtig und in der Sonnenhitze gebraten durch, und fand — ein Ziegenbild, einen gehörnten Jupiter Ammon.

Fallen wir Deutſche nicht immer von einem Aeußerſten aufs andre? Vor kurzem der Geſchmack in Paragraphen: aus Paragraphen wurden zerſchnittne Brocken von Capiteln à la Montesquieu: nun wieder Akademiſche Diskurſe ein ganzes Buch durchweg, ohne Kopf und Hand, eine langgeſtreckte ſich fortringelnde Schlange, ein liebes Bild der Unendlichkeit. In Kritiſchen Wäldern herumſpatzieren, heißt freilich nicht wie ein Seiltänzer ſchreiben; aber in einem Werke, wie des Hrn. Klotz, wo er die Künſtler lehret, und den Liebhaber vorſchmecket, und den Antiquaren vorerklärt, und die liebe Jugend umarmet, und überall ſo wichtig und vornehm ſpricht: da keinen Plan und Ordnung haben? — —

Doch

---

a) Ich habe es beigefügt, um Hr. Leſſing zu überzeugen, daß die alten Künſtler u. ſ. w.

Doch ich weiß, warum ihn Hr. Klotz nicht haben mag; wenigſtens darf ichs rathen. Iſt ein Buch genau eingetheilt: ſteht jedes Chor unter ſeinem Hauptmanne: ſo iſts leicht zu überſehen und, wenn ich dazu ſetzen darf, auch leicht zu prüfen. Das Auge läuft drüber weg, und da es jedes ſeine Stelle weiß, ſo weiß es auch: wo dieſes her? warum jenes nicht da iſt? Es hält ſcharfe Muſterung im Einzelnen und im Ganzen, es prüft, wie viel jede Materie neu, wahr, vollſtändig ſey. Wer ſeine Völker aber nach Codomannus Art, auf gut Scythiſch oder Perſiſch ſtellt: freilich, der iſt auf eine ſehr eigne Weiſe unüberſehbar.

Ich nehme z. E. das Winkelmanniſche Gebäude der Kunſtgeſchichte — welch ein großer ergötzender Blick, der ſich an der Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit der Theile und des Ganzen weidet! Einheit und Mannichfaltigkeit! Größe und Schönheit! zum Anſtaunen und zur ſüßen Anſchauung des Schönen! Ein Griechiſcher Pallaſt, an Materialien ein Werk der Cyklopen, an Bauart und Form ein Mächtniß der Götter, in Auszierung eine Arbeit der Grazien und Muſen — wer wünſchte ſich nicht, es gebauet zu haben? Ich nehme Klotzens Buch über die geſchnittnen Steine; mit allem ſeinem kleinen Mannichfaltigen iſts ein Haufen kleiner Ruinenſtücke und Scherbchen.

— — Und ſein Vortrag, ſein Styl? damit es nicht heiße, als ſuche ich mißgünſtige Stellen auf:

ſo leſe man den honigſüßen, bis zum Ekeln ſüßen Anfang:

„Wenn die gute Abſicht, die ein Schrift„ſteller bei ſeiner Arbeit gehabt hat, zugleich für „dieſelbe eine Empfehlung ſeyn kann: ſo ver„ſpreche ich dieſem Buche einigen Beyfall und ih„rem (des Buchs oder der Abſicht?) Verfaſſer von „den Freunden der Künſte und des Geſchmacks „Dank.„ An guter Abſicht hat es bisher, Gott ſei Dank! noch keinem Schriftſteller gefehlt; und kann ſchon die gute Abſicht nach Hr. Kl. ſüßer Manier zu ſchreiben: Empfehlung ſeyn: ſo verſpreche ich allen Verrübten und Blöden Beifall, und von allen Freunden der Künſte und des Geſchmacks den ergebenſten Dank.

„Dieſes Bekänntniß macht nicht aus der Ur„ſache den Anfang meiner Schrift, aus welcher „es von vielen für ein weſentliches Stück ihrer „Vorreden angeſehen wird. Dieſe mögen allein „und aus eigner Erfahrung die Stärke dieſer „Worte kennen, und man mißgönne ihnen die „Kunſt nicht, hiedurch entweder gutherzige Rich„ter zu ihrem Vortheile einzunehmen, oder wenn „ihnen dieſe Hoffnung mißlingt, das Publikum, „deſſen größerer Theil ſich aus gewiſſen eignen „Empfindungen auf die Seite des getadelten „Schriftſtellers ſchlägt, zum Mitleiden zu bewe„gen.„ — Tand! lauter ſüßer Tand! Hr. Kl. will nichts mit dem gemeinen Haufen der Schrift-

ſtel-

ſteller gemein haben, als was er mit ihnen gemein hat, und mit ihnen das nicht gemein haben, was er mit ihnen nicht gemein hat, und alles dies läuft in die kleinzähligen Brüche von Abſichten, von Empfindungen ein, deren Aeſthetometrie ich nicht verſtehe.

„**Ich rechne mir den aufrichtigen Wunſch**, daß die gründlige Gelehrſamkeit ꝛc. in meinem Vaterlande ausgebreitet werde, **zu einem Verdienſte** an, **deſſen Werth ich nie verkennen werde** und **deſſen Bewußtſeyn** mir den Mangel **andrer Verdienſte** erſetzen **muß** u. ſ. w. Wie? ſo iſt dies der ganze Unterſchied des Verfaſſers von den vorigen Schriftſtellern? So iſt ein Wunſch, ein krüppelhafter Wunſch ſchon ein Verdienſt? ein Verdienſt, das man ſich ſelbſt vor den Augen des Publikum anrechnen, ſo kühn anrechnen kann, daß es der Welt bei dem Anfange der Schrift dreuſt vorſchwöre „ein Verdienſt, deſſen Werth ich nie verkennen werde, deſſen Bewußtſeyn mir den Mangel andrer Verdienſte erſetzen muß.“ Und das alles ein Wunſch: Und das alles heiſt Urbanität, guter Ton, Patriotismus? —

„Eben um deßwillen halte ich es auch für meine Pflicht, die Lehrer der Wiſſenſchaften auf gewiſſe Mittel, wodurch ſie ſich dieſem Endzwecke, der auf das Wohl unſrer Mitbürger und das Glück der Nachkommenſchaft **abzielt, nähern können, aufmerkſamer** zu machen, als ſie es bisher geweſen ſind, oder **vielmehr haben ſeyn können.**“

— Und

—— Und was ſind dieſe geheimen gewiſſen Mittel, die ſo ſehr aufs Große der Welt und Nachwelt gehen, die keiner bisher hat wiſſen können —— es kommt im Meteorenzuge: „Iſt aber ein Mittel leichter, „gewiſſer und edler, als wenn man ihnen behülflich „wird, das Herz unſrer Jugend den ſanften Eindrücken des Schönen zu öffnen, und welches allezeit „eine Folge von der aufrichtigen und weiſen Cultur „der Wiſſenſchaften iſt, es ſelbſt gegen die Reize der „Tugend fühlbarer zu machen. —„ Und das iſt Alles: und wer hat dies Mittel nicht längſt gewußt? nöthig erkannt? angeprieſen? Von Quintilian bis auf unſre Quintiliane, wer hört damit etwas Neues? und wenn es, beſtimmter als Hr. Kloß geſprochen, auf die Bildung der Kunſt abzwecken ſoll: wer kennt nicht auch hierüber die vortrefliche Winkelmanniſche Abhandlung? Und was hat Hr. Kl. unter dem, was er geſchrieben hat, und ſchreiben wird, was hiebei geſtellt zu werden verdiente? Und was bleibt ihm alſo übrig, als ſein frommer chriſtlicher Wunſch, und ein honigſüßes Geſchwätze?

Das letzte zieht ſich fort: Er lobt die heutige Verfaſſung der Schulen, beklagt den Mangel an geſchickten Männern, bekennet endlich, „daß einige vernünftige Männer das Glück gehabt (denn „an den Siegen über Vorurtheile und Unwiſſenheit „hätte das Glück einen viel größern Antheil, als „unſre Kräfte und Arbeiten) andre zu überzeugen, „daß der gute Geſchmack —— —„ Gottlob! ſo gehört ſchon das außerordentlichſte Wunderglück dazu, um das Publikum von der Nützlichkeit des guten Geſchmacks zu **überzeugen**: ſo ſind wir nicht weiter, als daß **einige** vernünftige Männer, und das blos durch ein Glücksſpiel, andre davon überzeuget: ſo tief hätte ich mir doch nicht unſre Zeit gedacht!

Doch Hr. Kl. weiß es gut zu machen. Er frohlockt, wie weit man in Verbeſſerung der Schulen gekommen, mahlet eine Seitenlang verkleckte Ausſicht über die Gelehrſamkeit, und empfiehlt ſich folgender Geſtalt: „Meine Schrift wird einſichtsvollen Richtern vielleicht nicht mißfallen, wenn man es ihr gleich anſieht, daß ihr Verf. ſie nicht mit der ſeufzenden und düſtern Mine geſchrieben hat, welche ſo viele unſrer Verbeſſerer der Schulen annehmen. **Das Bewußtſeyn meiner Abſicht**, und die Ueberzeugung von dem Nutzen, welchen mein Vorſchlag **nothwendig haben muß**, gibt mir den Muth, **mich unter dem Haufen** derer, die einerlei Endzweck mit mir haben, **hervorzudrängen**, und **zu verlangen**, daß man mich anhöre — —“ Sachte! ſachte! Ueber nichts, als eine Schulmaterie, wer wird ſich unter dem Haufen aller u. ſ. w. **hervordrängen**: über eine Materie, über die andre ſchon beſſer geſchrieben, deren ſchüchterne Mine gewiß mehr gefallen wird, als die fodernde unſres Schreiers, der ſich hervordrängt, und verlangt, daß man ihn höre: über eine Materie — Kurz! hier iſt mein Urtheil:

Hat

Hat Hr. Kloß für Schulen geſchrieben: ſo finde ich ſein Buch weder zu einem bildenden Buche in die Hand der Jugend, noch in die Hand der Lehrer würdig. Für jene ein Ruinenhauſen von alten Schlöſſern, in dem ſie wahrhaftig nicht werden umher klettern wollen: für dieſe ein Mengſel von unbeſtimmten, zuſammengeraften Materien, wo eben das fehlt, was ſie zu Bildung der Jugend deutlich, ausführlich, gründlich, beſtimmt ſuchten.

Hat Hr. Kl. zu Lipperts Dactyliothek geſchrieben: ſchlecht! Die ſchönſten und einzigen Anmerkungen ſind aus Lipperts Commentar: und welcher Liebhaber, welche Schule dieſen hat, wirft jenen weg.

Hat ers für Liebhaber, für Exoteriſche Leſer geſchrieben, wie etwa ein Algarotti, ein Fontenelle; — ich habe Proben ſeines ſchönen Styls, ſeiner Ordnung, ſeines guten Tons gegeben.

Soll es endlich für Gelehrte, für Künſtler ſeyn —

Und da kommen mir eben Leſſings antiquariſche Briefe, die ich gern eher gehabt hätte! Welch ein hinreiſſender Strom! welche Beleſenheit! welche Känntniß des Alterthums! welcher Scharſſinn! — Schade, daß Ein Leſſing ſeine Zeit verſchwenden muß, um einem Kloß das zu ſagen, was ihm jetzt mehrere von Geſicht anſehen werden.

In meinen Wäldern wird bisher wohl niemand eine Spur von Verabredung und Einſtimmung haben erträumen wollen, und daher ſo entſernt L. von mir lebt; ſo einen Stral von gutem Vorurtheile geben mir ſeine Briefe für manches, das ich an Kloz ausgeſetzt. Ein Schriftſteller, wie dieſer, **von dem** unſer Luſtrum bisher ſo willig gelernt, iſt ja auch wohl werth, daß das zweite Luſtrum **an ihm** lerne.

So wenig die Grazien im Styl des Hrn. Kl. meine Freundinnen ſeyn mögen; ſo wünſche ich doch mich in Entſchuldigung meines oft ſcharfen, oft Antiquariſchen Ausdrucks an ihn anzuſchließen. Mit ihm ſage ich: „der ſchleichende ſüße Komplimententon ſchickte ſich weder zu dem Vorwurfe, noch zu der Einkleidung; auch liebt ihn der Verfaſſer überhaupt nicht. Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr eben ſo weit, als von der Grobheit, entfernet.

„Der Neidiſche, der Hämiſche, der Rangſüchtige, der Verhetzer, der iſt, er mag ſich noch ſo höflich ausdrücken, der wahre Grobe., und wer in dieſem ſüßen Tone ſeine Seichtigkeit und Halbgelehrtheit verbirgt, für alle, die er anlockt, ſich nach ihm zu bilden, der ſchädlichſte Gleißner — Die Klotziſche Epiſode in der Deutſchen Litteratur Schande, wahre Schande!

— — Doch, wie viel Zeit habe ich verlohren — —

72

Rechtgläubige Lehre,
oder
# kurzer Auszug
der
# chriſtlichen Theologie,

zum Gebrauche
Seiner Kaiſerlichen Hoheit
des Durchl. Thronfolgers des rußiſchen Reiches,
rechtgläubigen Großen Herrn Zeſarewitſch
und Großfürſten

Paul Petrowitſch,

verfaſſet
von
Seiner Kaiſerlichen Hoheit Lehrer
dem Jeromonach Platon,
nunmehrigen Archimandriten des Troitzſchen Kloſters.

Aus dem Rußiſchen.

Riga,
bey Johann Friedrich Hartknoch, 1770.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sr. Hochwohlgebohrnen,

dem

Herrn

Herrn Friederich Wilhelm

von Gerlach,

Sr. Königl. Majeſtät von Preußen hochbetrauten Herrn Geheimden Ober-Finanz-Krieges- und Domainen-Rathe, auch Herrn zu Schwemmin, Gangkow ꝛc. ꝛc.

dem

thätigem Verehrer

der

wahren Religion

Seinem

großmüthigen Wohlthäter

und

gnädigen Herrn,

übergiebt

zu innigen Erweiſe

ſeiner

unterthänigen Dankbarkeit

dieſe Bogen

der Verfaſſer.

Anpreiſung durch eine Vorrede hat das gegenwärtige Buch kaum nöthig, das für die Gegenden Rußlands, in mehr als einer Abſicht merkwürdig iſt, und vielleicht Epoche machet. Man hat bey der Ueberſetzung ſich beſtrebet, nebſt der genaueſten Treue, den Ton der edlen Einfalt der ungekünſtelten bibliſchen Hoheit auszudrücken, der in der Originalſprache die Werke des Verfaſſers unterſcheidet.

Aus mehr als einer Urſache erwartet alſo die deutſche Bekanntmachung dieſer Schriften eine gute Aufnahme des Publikum: eines Publikum von verſchiedener Gattung. Schon jeder chriſtliche Leſer, jeder Verehrer und Liebhaber von der Aufnahme der Religion wird ſich über die Hoffnungen eines Reiches freuen, deſſen Erbe und Thronfolger nach ſolchen Grundſätzen gebildet worden, und deſſen großes Vorbild chriſtlicher Weisheit nichts anders als die ſchönſten Früchte erwarten läßt. Leſern, die ſich nach dem wahren Vortrage der Religion bemühen, wird das edle Beyſpiel unſers Verfaſſers, welches das Gepräge einer gewiſſen orientaliſchen Erhabenheit und Einfalt ſo auszeichnend beſitzet, willkommen ſeyn. Gelehrten Kennern endlich wird ein urkundlicher Inbegriff von den Lehren einer Kirche angenehm kommen, von der man in Deutſchland ſo oft unzuverläßig und falſch ſchreibet.

Der Inbegriff der Theologie macht den erſten Theil der Werke aus, die ich ankündige; der zweyte wird heilige Reden enthalten, bey denen Gelegenheit ſeyn wird, den Charakter eines zweyten Chryſoſtomus der griechiſchen Kirche zu entwickeln. Glücklich, daß die Bekanntmachung von beyderley Art Schriften auch in Deutſchland eben jetzt den Zeitpunct findet, da man ſich ſo löblich beſtrebt, die chriſtliche Glaubenslehre ſowohl, als den Vortrag heiliger Reden auf den Weg urſprünglicher Einfalt und Unverworrenheit zurück zu führen. Und wie viel hätte die Religion gewonnen, wenn ſie dahin zurück geführet würde!

Sr. Kaiſerlichen Hoheit,

rechtgläubigen Herrn Zeſarewitſch

und Großfürſten

Paul Petrowitſch,

Durchlauchtigſten Erbfolger

des rußiſch-kaiſerlichen Thrones,

&c. &c. &c.

Meinem gnädigſten Herrn.

Durchlauchtigſter Herr und Thronfolger, rechtgläubiger Zeſarewitſch und Großfürſt!

Jener iſraelitiſche König, der wegen ſeiner Gottesfurcht und Weisheit in dem göttlichen Worte ſo geprieſen iſt, wirft in ſeinem göttlichen Buche folgende Frage auf: Wie wird ein Jüngling ſeinen Weg unſträflich wandeln?

deln? Wie ſoll man dazu gelangen, will er ſagen, daß man in den erſten jugendlichen Jahren einen feſten Grund zum wahren Glücke lege, und dadurch der Verführung, die dem ſchlüpfrigen Wege der Jugend ſo leicht zuſtößt, und einem ſchädlichen Verderb der Sitten entgehe? Worauf der Geiſt Gottes durch deſſen Mund dieſe Antwort ertheilet: Wenn er, dein Wort, o Herr! bewahret; womit alſo die wahre Erkenntniß Gottes, und der Wandel nach den Vorſchriften ſeiner heiligen Gebote für den rechten dahin führenden Weg angegeben wird.

Eure Kaiſerliche Hoheit haben dieſe zum Heile der Seelen abzweckende Frage durch die That ſelbſt erfüllet. Denn durch die mütterliche Sorgfalt Ihro Kaiſerlichen Majeſtät, unſerer Allerdurch-

lauch-

lauchtigſten und Allerfrömmeſten Beherrſcherinn, Dero geliebteſten Mutter, der ſowohl Dero Wohl, als das Beſte des gemeinen Weſens am Herzen liegt, haben Eure Kaiſerliche Hoheit ſich zum Theile mit allem jdem, was die Religion, und die uns durch dieſelbe geoffenbarten Geheimniſſe angehet, hinlänglich beſchäfftiget, und dabey die deutlichſten Merkmaale des innigſten Verlangens, die göttlichen Wahrheiten mehr und mehr zu erkennen, an den Tag gelegt. Da es nun eine Pflicht iſt: die edlen Triebe zum Guten, die aus edler Geburt entſproſſen, zu befördern, und den mit edlem Feuer brennenden Geiſt anzufeuren: ſo hat dieſes die Ausarbeitung veranlaſſet, welche jetzt Eurer Kaiſerlichen Hoheit, als einen kleinen Unterricht für Dero unter des Höchſten Segen zunehmenden Jahre, unterthä-

nigſt

nigſt übergebe. Dieſe Ausarbeitung enthält nichts anders, als eben das, was Eure Kaiſerliche Hoheit ſchon genugſam Dero Gemüth eingeprägt haben. Dieſelben werden nämlich darinn leſen: die hohen Wahrheiten von dem Daſeyn Gottes, und deſſen unendlichen Vollkommenheiten; wie dieſes gütige und weiſe Weſen den ſchönen Bau der Welt hervor gebracht, ausgeſchmückt, und alle Theile in die genaueſte Verbindung geſetzt hat; wie daſſelbe dieſes Band durch ſeine unermüdete Vorſorge nicht nur unverletzt erhält, ſondern auch alle Dinge in der Welt zu ihren gehörigen Endzwecken lenket. Es werden Dero Seele jene wundervollen Geheimniſſe des Evangelii erleuchten, in welchen der göttliche Anfang und die Gründung unſeres Glaubens, der glorreiche Fortgang deſſelben, auf dem Wege

jener

jener außerordentlichen Mittel, durch welche alle Völker zu ihm gebracht wurden; ja, wie derſelbe eben durch die größten Verfolgungen, die auf ſeine Ausrottung zielten, Zuwachs bekommen, und ſein Haupt empor gehoben, offenbaret ſind. Eure Kaiſerliche Hoheit werden aus dieſer Abhandlung bemerken; wie unſere natürlichen Mängel der Erkenntniß Gottes und unſerer Erlöſung, durch die göttliche Offenbarung erſetzet, wie die irrigen Meynungen unſeres verderbenen Herzens durch das Wort des heil. Geiſtes wiederlegt und verbeſſert, und auf was Art das gefallene menſchliche Geſchlecht in den erſten Zuſtand der Glückſeligkeit zurück geſetzt, und durch die geheimnißvolle himmliſche Geſandtſchaft des göttlichen Mittlers vom ewigen Tode befreyet worden. Bey alle dem wird Dero Verſtand durch

die

die lauterſten evangeliſche Lehren, bey einer genauen Unterſuchung des Guten und des Böſen, der Tugend und des Laſters, und was daraus entſpringet, mehr und mehr erleuchtet werden: weil zugleich die Mittel angezeiget ſind, wie wir unſere Leidenſchaften bezwingen, und tugendhaft werden können. Und da eine ſolche Lehre, nach den Gründen der Vernunft und des Glaubens, ſich mit der Betrachtung Gottes und alles deſſen, was die Religion angeht, beſchäfftiget; ſo wird ihr mit Recht der prächtige Name der heiligen chriſtlichen Gottesgelahrtheit beygelegt.

Daß es aber, dieſe göttliche Wiſſenſchaft wohl inne zu haben, theils für einen jeden nützlich und nöthig ſey; theils beſonders für eine ſo erhabene Perſon, als Eure Kaiſerliche Hoheit, welche Gott von Mutterleibe

terleibe

terleibe an dazu auserſehen, zu ſeiner Zeit die Laſt der Regierung über das weitläuftigſte Reich in der Welt zu übernehmen, und auf der Erde das göttliche Bild zu tragen; ſo iſt dieſes zwar an ſich klar und deutlich; dennoch aber wird zu mehrerer Ueberzeugung von dieſer Wahrheit es nöthig ſeyn, auszuführen: daß es für einen Monarchen unumgänglich nothwendig ſey, einen durch die Kenntniß der göttlichen Geſetze erleuchteten Verſtand, und ein in der Furcht Gottes feſtes Herz zu haben, und dieſes zwar erſtens Seiner ſelbſt; zweytens des Staats wegen.

Seiner ſelbſt wegen. Da der Menſch von Natur zu einer der Unſterblichkeit ſeiner Seele würdigen Glückſeligkeit ſtrebet; (denn ſeine Seele iſt viel zu edel und erhaben, als daß die ſcheinbaren und hinfälligen Dinge

dieſer

dieſer Welt ihr Genüge ſchaffen könnten), ſo kann er dieſe Glückſeligkeit in nichts, als in Gott, dem höchſten und vollkommenſten Gute finden, wenn er ſich ihm durch eine wahre Erkenntniß nähert, ſich an der Betrachtung ſeiner Vollkommenheiten vergnüget, ihn über alles zu lieben ſeine Luſt ſeyn läßt, und durch die Tugend ſein verlornes Bild wieder zu erlangen trachtet. Dieſes iſt das höchſte Ziel eines jeden Menſchen, und der ſelige Endzweck, wesfalls er erſchaffen iſt; bloß hierdurch wird jene Bitterkeit des Kummers, der Noth und der Gefahr, die ſein Leben begleiten, verſüßet.

Da aber außer dem der Monarch mit unzähligen Sorgen und Arbeiten überhäufet iſt; ſo kann bloß ein durch die Religion ruhiges Gewiſſen ihn ermuntern, die groſſe Pflicht der Regierung ſtets vor Augen zu haben,

haben, unter der Laſt der Arbeiten nicht zu ermüden, und bey den Geſchäfften nicht läßig zu werden. Dieſe Ermunterung flieſſet aus der ungezweifelten Erwartung eines vergeltenden Lohnes in jenem Leben. Denn da der Monarch auf dieſer Erde keinen Höhern über ſich hat; ſeine großen Beſchwerden alſo von niemanden vergolten werden können; ſo iſt die Religion einzig und allein vermögend ſein Gemüth durch die gewiſſe Hoffnung aufzurichten, daß ihn jene himmliſche Belohnung ohnfehlbar erwarte. So wird Gott, der alle irdiſche Reiche in ſeiner Hand hat, und ſie nach ſeinem Willen regieret, zu den Königen, die rechtſchaffene Werkzeuge ſeiner Rechte geweſen ſind, dereinſt ſagen: **Kommet her! die ihr mein Bild auf Erden getragen, empfanget die gebührende Belohnung: ein ewiges**

Reich,

Reich, an Statt des zeitlichen, die himmliſche Krone, an Statt des unſterblichen Ruhmes, die Ruhe für das Ungemach, und genießet für alle die Wohlthaten, die ihr als Götter der Erde dem menſchlichen Geſchlechte erwieſen habt, der Früchte eures Wohlthuns. Dieſes iſt der Nutzen, den der Monarch von der Erfüllung des Geſetzes des Höchſten für ſeine Perſon hat.

Der zweyte Nutzen erſtrecket ſich auf den Staat. Der Wille des Monarchen iſt für die Unterthanen ein unwiederſprechliches Geſetz. Damit aber dieſer, unter den Menſchen uneingeſchränkter Wille nicht gemisbraucht werde; ſo ſetzet die Religion demſelben die gehörigen Schranken, und unterwirft den, keinen menſchlichen Geſetzen unterworfenen, Monarchen dem göttlichen Geſetze,

Geſetze, welches ihn in den Schranken der Billigkeit erhält, und den Ausbruch der ſchädlichen Leidenſchaften hemmet. In dieſer Betrachtung ſind alle Geſetze des Monarchen, nur alsdenn für heilige und göttliche Geſetze zu halten, in ſo ferne ſie dem göttlichen Willen gleichförmig, und gleichſam ein Abdruck der ewigen Wahrheit ſind. Um dieſer Urſache willen, befiehlet der Beherrſcher aller Creatur dem Fürſten, daß wenn er ſich auf den Thron ſeiner Macht ſetzet, er ſein heiliges Geſetzbuch in die Hand nehmen, darinn alle Tage ſeines Lebens leſen, und daraus lernen ſolle, den Herrn ſeinen Gott zu fürchten, und alle ſeine Gebote zu halten.

Nächſt dem iſt auch bekannt; daß kein ſtärkeres und vortrefflicheres Band zur Vereinigung der menſchlichen Geſellſchaften, beſonders der Rechtgläubigen ſey, als das göttliche Geſetz und die Gottesfurcht, und daß man das menſchliche Gewiſſen durch nichts verbinden könne, das Gute zu thun, und das Böſe zu meiden, als durch das Geſetz deſſen, der es für den erkennet, der Herzen und Nieren prüfet. Dahero es dem Monarchen, dem Seine und Seines Reiches Wohlfahrt am Herzen lieget, mit aller Sorgfalt darauf bedacht zu ſeyn, gebühret: daß ſeine Unterthanen im göttlichen Geſetze unterrichtet werden. Er flöße ihnen eine Liebe zur Frömmigkeit ein, er halte ihre Triebe zum Böſen durch die Furcht vor Gott im Zaume, er leite ſie zum Guten, und gebrauche dazu das göttliche Geſetz zum Anführer. Ich rede allhier von der chriſtlichen Lehre des Evangelii, deren Vorſchriften ſo rein, die Gebote ſo heilig, und

und die Ermahnungen ſo überzeugend ſind, daß kein einziges Herz iſt, welches dadurch nicht zu einer Ehrfurcht bewogen werden ſollte.

Damit aber dieſes einen Eindruck in den Seelen machen könne, ſo iſt nöthig: daß der Fürſt ſelbſt ein lebendiges Beyſpiel ſey, und daß die Unterthanen bey ihm beſtändig den Geiſt der Frömmigkeit gewahr werden, der ſie zur Nachahmung anreize. Das gute ſowohl als das böſe Beyſpiel des Regenten iſt der ſtärkſte Reiz zum Guten, oder auch zum Böſen. Es iſt dahero für die Unterthanen nichts angenehmer, und nichts erfreulicher, als von einem frommen Fürſten regieret zu werden, und denjenigen, der der Höchſte unter den Sterblichen iſt, ſich vor Gott erniedrigen, und ſich ſeinen göttlichen Geſetzen unterwerfen zu ſehen.

Sie betrachten ihn als das koſtbarſte Geſchenk des Himmels, ſie ſegnen ſein geheiligtes Angeſicht, und nähren ſich mit der ſüßen Hoffnung, daß ſie in jener Ewigkeit von ihm nicht werden getrennet werden.

Es würde uns dieſe Betrachtung von unſerm Hauptendzwecke gar zu weit abbringen, wenn wir Beyſpiele von Fürſten anführen wollten, ſowohl von ſolchen, welche durch einen gottgefälligen Wandel ſich einen wahren Ruhm erworben, und ihr Reich blühend gemacht, als auch von denen, die die Furcht Gottes aus ihren Herzen verbannet, ihren Leidenſchaften den Zügel ſchießen laſſen, ihren Namen bey der Nachwelt zum Abſcheu gemacht, und blühenden Reichen den Fall zugezogen haben. Ich will dieſes bey Seite ſetzen. Eurer Kaiſerlichen Hoheit kann ſolches alles nicht unbekannt ſeyn,

da

da Dieſelben ſich mit allem Fleiße auf die Geſchichtskunde legen. Eines muß noch zur Erläuterung, wie nöthig es ſey, das Geſetz Gottes zu wiſſen, hinzugefüget werden; daß nämlich die chriſtliche Kirche ſelbſt, oder die durch das Blut des Sohnes Gottes theuer erkaufte Gemeine Chriſti, für welche das göttliche Auge unermüdet wachet, ſich dem Schutze der Mächtigen auf Erden einiger maßen übergiebt. So prächtig nun dieſer Titel iſt, ſo unverantwortlich iſt es auf der andern Seite, wenn dieſes theure Pfand nicht unverletzt aufbehalten wird.

Wie ſtark dieſe und andere dergleichen Betrachtungen auf Dero Herz wirken, iſt mir bekannt. **Eure Kaiſerliche Hoheit** haben darinn große Beyſpiele an Dero Durchlauchtigſten Vorfahren, den ehemaligen

ligen glorreichſten Beherrſchern Rußlandes, beſonders aber an dem großen Peter, Dero theureſten Herrn Aeltervater; welche es von ſich noch im Zweifel gelaſſen haben, ob ſie mehr durch Ihre Ehrfurcht gegen Gott, oder durch Ihre Tapferkeit; mehr durch Ihre Tapferkeit außerhalb des Vaterlandes, oder durch eine weiſe Regierung des Reiches, ſich einen unſterblichen Namen erworben. Sie ſind der Sohn der weiſeſten Monarchinn, in deren Perſon jene große Tugenden ſämmtlich vereiniget ſind, die das Glück Rußlandes bauen, und Eurer Kaiſerlichen Hoheit zur Nacheiferung dienen. Sie ſind auf den frommen Händen, der in Gott ruhenden Kaiſerinn Eliſabeth erzogen, die über die Hoffnungen, welche Eure Kaiſerliche Hoheit von Sich gegeben, eine innigſte Freude empfanden. Alle dieſe

ſegnen

ſegnen Eure Kaiſerliche Hoheit, und ſprechen: Du Unſer theureſter Zweig! Du ſüßeſte Hoffnung Rußlandes! wenn die Rechte des Höchſten die Krone auf dein Haupt ſetzen wird; ſo erfülle Unſere Wünſche, vermehre den Ruhm, erhalte das Glück, und bezeuge dich des edlen Geblütes des Durchlauchtigſten Hauſes Rußlandes würdig.

Wir zweifeln nicht, dieſes alles dereinſt an Eurer Kaiſerlichen Hoheit zu erleben. Dero große Talente verſprechen uns ſolches. Jene Worte, die Eure Kaiſerliche Hoheit, bey Leſung der Worte des Evangelii: Sprechet nicht in eurem Herzen, wir haben Abraham zum Vater, und bey deren Erklärung: (daß die Juden es ſich umſonſt für einen Vorzug gehalten, von einem ſo großen Vorfahren abzuſtammen,

men, und Kinder Abrahams zu heißen, da ſie ihm im Glauben und in den Werken nicht nachgeeifert) auszuſprechen geruhet haben: **So würde ich mich deſſen umſonſt rühmen, daß ich von dem großen Peter abſtamme, wenn ich mich nicht beſtreben würde, ſeine Thaten nachzuahmen;** ſind bey mir beſtändig in friſchen Andenken, und aller Aufmerkſamkeit würdig. Die chriſtliche Kirche flehet, und wird Gott unaufhörlich mit gebeugten Knieen vor ſeinem heiligen Altare anflehen, daß Er dergleichen gute Neigungen in Dero theuren Herzen erhalten, und mit zunehmenden Jahren zunehmen laſſen wolle.

Ich meines Theiles halte es für eine beſondere Wirkung der günſtigen Schickung des gütigen Gottes; daß ich des Glückes gewürdiget bin, dieſe meine geringe Ausarbei-

tung

tung **Eurer Kaiſerlichen Hoheit** zum Gebrauche zu widmen. Ich habe mich bemühet, alles, ſo viel möglich, in einer deutlichen Ordnung vorzutragen; wobey ich das ungezweifelte Wort Gottes zum Grunde geleget, und bey den Erläuterungen die geſunde Vernunft zu Hülfe genommen habe. Und ob gleich in dieſem Auszuge der Gottesgelahrtheit, die Betrachtungen nicht ſo ausführlich ſind, als es die Hoheit der Materie erfordert, ſo kann doch das hier fehlende durch mündlichen Vortrag erſetzet werden; und überdem wird die Gnade Gottes, die unſern Mängeln zu Hülfe kömmt, in Dero die Weisheit liebenden Herzen ſich wirkſam beweiſen. Meine eifrigſten Gebethe gehen zu Gott, als der Quelle alles Guten, daß Sein Geiſt, der Geiſt der Weisheit und des Verſtandes, der Geiſt des Raths und der Stärke, der Geiſt der Erkenntniß und der Furcht des Herrn auf Ihnen ruhen, und Sie mit der Furcht Gottes erfüllen möge

Eurer Kaiſerlichen Hoheit

allerunterthänigſter und
eifrigſter Fürbitter
Jeromonach Platon.

An den Leſer.

Das große Beyſpiel Sr. Kaiſerlichen Hoheit ſollte billig alle Aeltern antreiben, ihre Kinder von der erſten Jugend an im Geſetze des Herrn unterweiſen zu laſſen, und ſie dadurch frühzeitig zu guten Sitten und einem tugendhaften Wandel zuzubereiten. Wir haben nicht viele dazu dienende geiſtliche Anweiſungen, welche die Glaubenslehren und evangeliſchen Wahrheiten in der Kürze erläutern, und dadurch dem ſchwachen Begriffe der Jugend zu Hülfe kommen. So wenig derſelben aber auch ſind, ſo iſt doch das Verlangen darnach, und die

Sorg-

Sorgfalt der Aeltern für ihre Kinder, noch weniger anzutreffen, beſonders in den gegenwärtigen Zeiten, da die Beſchäfftigung mit weltlichen Wiſſenſchaften, denen man ſich einzig widmet, der ſeligmachenden Erkenntniß des göttlichen Wortes, als des Anfanges der Weisheit, vorgezogen, und die Sorgfalt unterlaſſen wird, in den ſchwachen Seelen durch geiſtlichen Unterricht einen guten Grund zu legen. Eben dieſes iſt die Urſache, daß bey einem nicht geringen Theile der Chriſten ſo viel Verderb der Sitten, unordentliches Leben, und die irrigſten Meynungen angetroffen werden. Inzwiſchen freue ich mich ſchon jetzt der Hoffnung, der von der göttlichen Vorſehung beſtimmte Erbfolger des rußiſch-kaiſerlichen Thrones, der mit ſo vielem Eifer und Fleiße die Geheimniſſe der Geſetze des Herrn erforſchet, werde hiermit allen zum wirkſamſten Vorbilde dienen, um ihm in dieſer zum Wohl des Menſchen ſo nöthigen Sache nachzuahmen. Hierzu kann dieſe kleine

Ausarbeitung behülflich ſeyn, welche für die Jugend um deſto bequemer iſt, weil ſie nichts mehr auswendig zu lernen nöthig haben, als bloß die unter den Zahlen mit großen Buchſtaben gedruckten Grundſätze. Die darunter ſtehenden Erklärungen können unter Anleitung eines vernünftigen Lehrers mit Aufmerkſamkeit geleſen werden.

In drey Theile iſt dieſes Büchlein eingetheilet. Der erſte handelt von der natürlichen Erkenntniß Gottes: der zweyte von der Erkenntniß Gottes, die ſich auf die Offenbarung gründet: der dritte von den Geboten, oder der chriſtlichen Sittenlehre. Man iſt hierinn der natürlichen Ordnung gefolget: denn unſere Erkenntniß fängt ſich von den natürlichen Beurtheilungen an, und gelanget darauf zu der Offenbarung.

Uebrigens wolle der grundgütige Gott dieſen geringen Unterricht allen denen, die nach der Gerechtigkeit hungert und dürſtet, eine Quelle zum Segen ſeyn laſſen.

An den Leſer.

O Gott der Vater, und Herr aller Güte! der du alle Dinge durch dein Wort gemacht haſt: gieb mir die Weisheit, die ſtets vor deinem Throne iſt, und verwirf mich nicht aus deinen Kindern: denn ich bin dein Knecht, und deiner Magd Sohn, ein ſchwacher Menſch, und kurzes Lebens, und zu gering im Verſtande des Rechtes und Geſetzes. Sende ſie herab von deinem heiligen Himmel, und aus dem Throne deiner Herrlichkeit. Sende ſie, daß ſie bey mir ſey, und mit mir arbeite, daß ich erkenne, was dir wohl gefalle. So werden dir meine Werke angenehm ſeyn, und werde dein Volk recht richten, und würdig ſeyn des Thrones meiner Väter.

Erſter Theil.

Von der natürlichen Erkenntniß Gottes, die uns zum evangeliſchen Glauben führet.

§. 1.

Die menſchliche Erkenntniß fängt von der Kenntniß ſein ſelbſt an.

Wo ſich die menſchliche Erkenntniß anfängt.

Die Alten hielten überhaupt die Kenntniß ſein ſelbſt, für die erſte Stufe zur Weisheit. Dahero auch der Apoſtel 1 Cor. 11, 31. ſaget: ſo wir uns ſelbſt richteten, ſo würden wir nicht gerichtet.

§. 2.

Wenn wir bey dieſer Erkenntniß in uns gehen, ſo werden wir überzeugt: daß wir uns ſelbſt nicht haben erſchaffen können [a]. Wir ſchließen alſo nothwendig daraus: daß ein allmächtiges und unerſchaffenes Weſen ſeyn müſſe, von welchem ich, und folglich alle

Beweiſe, daß ein Gott ſey.

übrige Geſchöpfe hervorgebracht worden [b]). Unter dieſem Weſen wird, nach dem Begriffe aller und jeder, Gott verſtanden.

[a]) Ein jedes Ding in dieſer Welt iſt zufällig, das iſt: es hätte ſeyn, und nicht ſeyn, oder auf eine andere Art ſeyn können. Wenn aber aus dem, was nichts geweſen, etwas geworden, ſo muß es nothwendig von jemanden anders hervorgebracht ſeyn. Darum heißt es Pſ. 99, 3. Du haſt uns gemacht, und nicht wir ſelbſt.

[b]) Um dieſer Urſache willen, wird der Menſch die kleine Welt genannt; durch deſſen Betrachtung wir gleichſam auf einem Fußſteige zu der Gottheit gelangen.

§. 3.

Ueberdem überführen uns von dem Daſeyn Gottes 1) eine ſorgfältige Betrachtung dieſer Welt [a]). 2) Die allgemeine Uebereinſtimmung aller Völker [b]). 3) Die innerliche Ueberzeugung unſers Gewiſſens [c]). 4) Das uns eingepflanzte Streben nach dem höchſten Gute, oder nach der vollkommenſten Glückſeligkeit [d]).

[a]) Dieſe Welt gleichet einem Schauplatze, der uns die Herrlichkeit Gottes darſtellet; ſie iſt ein Buch, welches ſeinen Verfaſſer bekannt macht; ſie iſt ein Spiegel der Weisheit Gottes. Dieſes bezeuget jener Apoſtel Röm. 1, 20. da er ſaget: Gottes unſichtbares Weſen, das iſt: ſeine ewige Kraft und Gottheit wird erſehen,

ſo man es wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt.

b) Allenthalben und bey allen Völkern, ſo wild ſie im Uebrigen auch geweſen, hat man Altäre geſehen; allenthalben hat man Opfer angeſtellet; und die Empfindung von dem Daſeyn einer Gottheit, war in dem Menſchen ſo ſtark, daß er lieber Stein oder irgend ein anderes vergängliches Ding anbethen, als glauben wollte, daß kein Gott ſey.

c) Das Gewiſſen eines jeden Menſchen empfindet bey Verrichtung einer guten Handlung eine Freude, ſo wie es nach einer böſen That beunruhiget und genaget wird. Dieſe Empfindung muß aus einer uns eingepflanzten Kraft entſtehen, die uns mächtig überzeuget, es ſey ein allwiſſender und allmächtiger Richter, ein wohlthätiger Belohner des Guten, und ein ſtrenger Beſtrafer des Böſen. Hiermit ſtimmt der Apoſtel Paulus in ſeinem Briefe an die Römer Cap. 2, 14. überein.

d) So glücklich der Menſch auch immer in dieſer Welt ſeyn möge; und ſo groß auch bey ihm der Ueberfluß an Allem wäre: ſo kann er dennoch ſeinem Wunſche nicht in der Art Genüge leiſten, daß ihm nicht zuweilen das zeitliche Vergnügen einen Ekel erwecken, und er ein Mehreres verlangen ſollte. Salomon, der alle Gattungen des Vergnügens verſucht hatte, ruft endlich aus: es iſt alles ganz eitel; es iſt alles ganz eitel. Da dieſer uns angeborne Wunſch nicht vergebens ſeyn kann, ſo muß er durch ein vollkommeneres und dauerhafteres Gut befriediget werden können. Dieſes Gut iſt

Gott; wie David ſaget: ich werde ſatt werden, wenn deine Herrlichkeit mir erſcheinen wird. Pſ. 16, 15.

Wenn man dieſe überzeugende Beweiſe erwäget, ſo kann man ſich über die Verblendung der ruchloſen Gottesläugner nicht genugſam wundern. Dahero auch einige nicht ohne Grund daran zweifeln, daß es dergleichen Leute gebe, welche das Daſeyn Gottes in Zweifel ziehen, und dabey von ihrem Gewiſſen nicht eines andern überführet werden ſollten.

§. 4.

Was Gott ſey?

Wenn wir erkennen, daß ein Gott ſey, ſo ſtellen wir uns denſelben, als das allerhöchſte Weſen vor, welches von niemanden abhänget, von ſich ſelbſt iſt, und deſſen Nichtſeyn unmöglich iſt.

Da alle Dinge von Gott hervorgebracht ſind, ſo kann er ſelbſt von niemanden hervorgebracht ſeyn; ſonſt müßten wir jemanden annehmen, der über Gott und mächtiger als Gott wäre, als welches dem Begriffe, den wir von Gott haben, ganz zuwider iſt.

§. 5.

Von der Erkenntniß des Daſeyn Gottes hängt die Erkenntniß ſeiner göttlichen Eigenſchaften ab. Denn da Gott von niemanden abhängt, und ſein Nichtſeyn unmöglich iſt; ſo folget daraus, daß er der Einige ſey *), daß er ohne Anfang und Ende, und alſo ewig ſey

ſey b). Die Ewigkeit ſchließt in ſich, daß er nichts materielles noch körperliches an ſich habe, und unſterblich ſey c). Folglich iſt er der allerreineſte Geiſt d); als der reineſte Geiſt iſt er verſtändig e), allwiſſend f), weiſe g), frey h), gütig i), gerecht k), heilig l), und allmächtig m). Hieraus aber folget nothwendig, daß er das allervollkommenſte und ſeligſte Weſen n), und der Herr über Alles ſey o).

a) Die Vielheit der Götter ſtimmet mit dem Begriffe, den wir von Gott, als einem Weſen, welches alle mögliche Vollkommenheiten beſitzet, haben, nicht überein. Was alſo andere verſchiedenen Göttern zueignen, ſolches legen wir dem einigen Gott bey: wie Paulus 1 Cor. 8, 5. 6. ſaget: **gleichwie es ſind, die Götter genannt werden, es ſey im Himmel, oder auf Erden: ſo haben wir doch nur einen Gott, den Vater, von welchem alle Dinge ſind, und wir von ihm.** Es können alſo diejenigen, welche mehr als einen Gott glauben, wie auch die Götzendiener, nichts zu ihrer Entſchuldigung beybringen, und iſt die Ausflucht, welche einige Weltweiſen, zur Bedeckung der Schande der Heiden genommen, indem ſie vorgegeben: als hätten ſie des einigen Gottes mannichfaltige Wirkungen, unter verſchiedenen Geſtalten verehret, ſehr nichtig. Sie haben nach den Worten des Apoſtels Röm. 1, 23. **die Herrlichkeit des unveränderlichen Gottes verwandelt in die Geſtalt des vergänglichen Menſchen, und der Vögel, und der vierfüßigen und kriechenden Thiere.**

b) Derjenige, deſſen Nichtſeyn nicht möglich iſt, hat weder Anfang noch Ende. Eine Dauer ohne Anfang und Ende aber heißt die Ewigkeit. Die Schrift drückt ſich ſehr wohl aus, wenn ſie ſaget: **Sie (die Geſchöpfe) werden vergehen, du aber (Gott) bleibeſt. Sie werden alle veralten, wie ein Gewand, ſie werden verwandelt, wie ein Kleid, wenn du ſie verwandeln wirſt. Du aber bleibeſt, wie du biſt, und deine Jahre nehmen kein Ende.**

c) Ein jedes körperliche Ding hat ſeinen Anfang von der Zeit, da die Theile, aus welchen es beſteht, zuſammengeſetzet ſind. Wenn dieſe Theile getrennet werden, ſo wird es zerſtöret, und bey den lebendigen Dingen erfolget der Tod. Da nun Gott, wie gemeldet iſt, keinen Anfang noch Ende hat, ſo kann er auch aus keinen Theilen beſtehen; folglich iſt er unkörperlich und unſterblich. Die Schrift drücket ſich hierüber alſo aus: **So wir denn göttliches Geſchlechtes ſind: ſollen wir nicht meynen, die Gottheit ſey gleich den güldenen, ſilbernen und ſteinernen Bildern durch menſchliche Gedanken gemacht.** Wenn aber in der Schrift der Augen, Ohren und Hände Gottes gedacht wird; ſo iſt ſolches nicht im eigentlichen Verſtande zu nehmen, ſondern es ſind dergleichen Ausdrücke bloß aus Herablaſſung zu unſern Begriffen, zur Abbildung der göttlichen Macht und ſeiner übrigen Eigenſchaften gebraucht. So wird unter dem göttlichen Auge ſeine Allwiſſenheit, unter dem Ohre ſeine gnädige Erhörung unſeres Gebethes, unter der Hand ſeine Allmacht verſtanden. Und auf dieſe Art muß man auch von dem ubrigen urtheilen.

d) Ein

d) Ein Geiſt iſt ein einfaches Weſen, das Verſtand und Willen beſitzet. Ein ſolches Weſen iſt Gott vorzüglich. So ſpricht Johannes in ſeinem Evangelio Cap. 4. **Gott iſt ein Geiſt.**

e) Der Verſtand iſt die Vollkommenheit, ſich eine Sache deutlich vorzuſtellen. Es iſt alſo in dem Verſtande Gottes die deutlichſte Vorſtellung, nicht nur der wirklichen, ſondern auch der möglichen Dinge. Denn da er ein unendliches Weſen iſt: ſo müſſen auch ſeine Vollkommenheiten unendlich und ohne Gränzen ſeyn. Dieſes beſtätiget die heilige Schrift, wenn es im Briefe an die Hebräer Cap. 4. 13. heißt: **Es iſt keine Creatur vor ihm unſichtbar; es iſt alles bloß und entdeckt vor ſeinen Augen.**

f) Die Allwiſſenheit Gottes iſt diejenige Vollkommenheit, nach welcher er die Verbindung aller künftigen und möglichen Dinge durchſchauet. Dahero es von ihm heißt: daß er Herzen und Nieren prüfe, und ein Richter der Gedanken des Herzens ſey. **Herr! du weißt alles, was geſchehen wird, und geſchehen iſt,** ſaget David Pſ. 138, 5. Dieſe Vorherſehung Gottes iſt untrüglich; jedoch, ohne daß dadurch der Freyheit in den Handlungen etwas benommen werde, und ohne daß die Allwiſſenheit Gottes eine gewiſſe Nothwendigkeit Gutes oder Böſes zu thun, in ſich ſchließe. Denn Gott ſieht das Zukünftige eben ſo, wie das Gegenwärtige: folglich hat er von Ewigkeit alle Handlungen der Menſchen, ſo wie ſie nach den Geſetzen der Freyheit geſchehen würden, vorher geſehen. Die Vorherſehung einer gewiſſen künftigen freyen Handlung aber, hebt die Freyheit derſelben nicht auf.

g) Die Weisheit Gottes iſt diejenige Vollkommenheit deſſelben, nach welcher er alle Dinge in dieſer Welt zu ihren gehörigen Endzwecken richtet. So heißt es im 103ten Pſalm: **Herr! wie ſind deine Werke ſo groß und viel! du haſt ſie alle durch die Weisheit gemacht.**

h) Alles, was Gott macht, macht er freywillig, und kann von niemanden, und durch nichts etwas zu thun gezwungen werden. So heißt es Pſ. 113. **Unſer Gott iſt im Himmel und auf Erden, er kann ſchaffen, was er will.**

i) Die Güte Gottes beſteht darinn: daß er alle Geſchöpfe ſo vollkommen und glücklich machen will, als ſie es zu werden fähig ſind. Ich ſage mit Bedacht: als ſie es zu werden fähig ſind. Denn da Gott das allerweiſeſte Weſen iſt: ſo richtet er alles, was er thut, auf das weiſeſte ein. So hat er z. E. der Sonne das Licht, und dem Menſchen den Verſtand, beyden aber nicht beydes, ſondern einem jeden das gegeben, was ſeiner Natur gemäß iſt. Die heilige Schrift redet ſo erhaben von der Güte Gottes, daß ſie alles Gute, was Engel und Menſchen an ſich haben, mit derſelben nicht in die allergeringſte Vergleichung ſetzet. **Niemand iſt gut, denn der einige Gott,** ſaget Lucas Cap. 18, 19.

k) Die Gerechtigkeit Gottes iſt deſſen gemäſſigte Güte. Dieſe Mäßigung wird durch deſſen Weisheit beſtimmt. Zur Erläuterung deſſen

ſen muß man folgendes merken. Gott will nach ſeiner Güte, daß alle Menſchen an der ewigen Glückſeligkeit Theil nehmen ſollen: ſeine Gerechtigkeit aber hält dieſes zurück. Denn es reimet ſich mit der Weisheit Gottes nicht, den Gerechten, und den verſtockten Sünder für einerley zu halten. Wenn alſo ein ſolcher Sünder der ewigen Glückſeligkeit verluſtig geht, ſo iſt ſolches die Wirkung der Gerechtigkeit Gottes. Und auf gleiche Art muß man auch von den übrigen urtheilen. Das göttliche Wort redet von der Gerechtigkeit Gottes auf das nachdrücklichſte. **Der Herr iſt gerecht, und hat Gerechtigkeit lieb, ſein Antlitz ſieht auf das, was Recht iſt,** heißt es Pſ. 10, 7.

l) Gott iſt heilig, in ſo ferne kein Fehl an ihm iſt; ſein Wille bloß auf das Gute abzielet, und ſich vom Böſen abwendet. Und eben um dieſer reineſten Heiligkeit Gottes willen, iſt es unmöglich: daß ſich der mit Laſtern beſleckte Menſch mit ihm vereinigen könne, es ſey denn, daß er ſich durch Buße und Glauben zu demſelben bekehre. Dieſe Heiligkeit Gottes nennet die Schrift ein Licht. **Gott iſt ein Licht, und in ihm iſt keine Finſterniß,** 1 Joh. 1, 5.

m) Es iſt nichts, was Gott unmöglich wäre. Dieſe göttliche Allmacht iſt um deſto größer, da er etwas aus Nichts, bloß durch ſeinen Willen, ohne einige Mühe erſchaffen kann, und erſchaffet. Gott macht nicht alles, was er kann, ſondern was er will; er will aber alles das, was mit ſeiner Weisheit übereinſtimmet. So könnte Gott, z. E. den Menſchen mit Gewalt von der Sünde abhalten. Dadurch aber würde er den freyen Willen des Menſchen aufheben, und in dieſem Falle wider ſeine Weisheit handeln, welche es erfordert, daß der Menſch einen freyen Willen habe; beſonders da derſelbe, wenn er durch eine fremde Kraft von der Sünde abgehalten werden würde, nicht weniger für böſe und ungerecht zu halten wäre, als wenn er wirklich ſündigte. Uebrigens hat Gott, als ein gütiges Weſen, uns hinlängliche Mittel, wodurch wir von den Laſtern abgehalten werden können, gegeben; ohne uns unſern freyen Willen zu nehmen. Auf die Art redet die Schrift von der Allmacht Gottes, da es Hiob 42, 2. heißt: ich erkenne, daß du alles vermagſt, dir, o Herr! iſt nichts unmöglich.

n) Alle dieſe angeführte Eigenſchaften Gottes ſind unendliche Vollkommenheiten, die ſeine Majeſtät und Herrlichkeit ausmachen. Dieſe Vollkommenheiten in Gott ſind ohne Einſchränkung. Gott hat ſie nicht mit der Zeit, und nach und nach erlangt, ſondern ſein Weſen iſt von Ewigkeit her mit denſelben ausgeſchmückt geweſen. Folglich hat Gott an nichts einigen Mangel, und kann ihn nicht haben. Da nun ein ſolcher Zuſtand ein glücklicher Zuſtand iſt: ſo iſt Gott das einzige vollkommen glückſelige Weſen. Wie glücklich werden alſo diejenigen ſeyn, die an ſeiner Seligkeit Theil zu nehmen, dereinſt werden gewürdiget werden! So rufet David zu Gott: **Bey dir iſt die lebendige Quelle, und in deinem Lichte werden wir das Licht ſehen.** Pſ. 35, 10.

o) Niemanden kömmt die Macht über die Geſchöpfe mehr zu, als demjenigen, der ſie erſchaffen

ſchaffen hat, und der, weil er allmächtig iſt, ſie bey Beſtand erhalten kann; hiernächſt als der weiſeſte ſie zu den Abſichten, die er für die Beſten erkannt, zu leiten weiß. Daher auch David ſaget: **dein Reich, o Gott! iſt ein Reich aller Zeiten, deine Herrſchaft währet von einem Geſchlechte zum andern,** Pſ. 144, 13.

§. 6.

Dieſer große Gott hat die Welt, und alle Dinge in derſelben, erſchaffen a)), er hat ſie aus nichts erſchaffen b)), nicht, weil er es bedurft; ſondern bloß, weil er es gewollt c)), um ſie ſeiner Güte theilhaftig zu machen d)).

a) Unter dem Worte Welt verſtehen wir alle Geſchöpfe überhaupt, und deren Verbindung unter einander, zu welcher wir auch gehören. Die Geſchöpfe werden gewöhnlicher Weiſe in ſichtbare und unſichtbare eingetheilet. Sichtbare, die uns in die Sinne fallen, ſind: die Sonne, die Sterne, die Erde, die Luft u. d. gl. die Unſichtbaren werden bloß durch den Verſtand begriffen, als: unſere Seele und die Engel; die deswegen auch unkörperliche Geiſter genannt werden. Das Daſeyn der Geiſter begreift unſere Vernunft; die heilige Schrift aber überzeuget uns davon vollkommen. So heißt es in dem Briefe an die Coloſſer, Cap. 1, 16. **Durch ihn iſt alles erſchaffen, das im Himmel und auf Erden iſt, das Sichtbare und Unſichtbare.** Allhier muß angemerket werden: 1) daß, da Gott alle Dinge gemacht hat, er ſie durch ein feſtes Band mit einander ver-

bunden

bunden habe, damit eins dem andern dienen, und alle insgeſammt das Ganze der Welt unzertrennt erhalten könnten. Als woraus die göttliche Weisheit beſonders hervorleuchtet: 2) daß kein einziges Ding ſey, welches an ſich böſe, oder deſſen Gebrauch an ſich ſelbſt ſchändlich wäre: denn es heißt: Gott ſahe an alles, was er gemacht hatte, und ſiehe da, es war alles ſehr gut, 1 Moſ. 1, 31. und Paulus ſpricht: Ich weiß, und bin es gewiß in dem Herrn Jeſu, daß nichts gemein iſt an ihm ſelbſt, ohne der es rechnet für gemein, demſelben iſts gemein, Röm. 14, 14. Es kann aber auch eine gute Sache böſe werden, wenn ſie zum Böſen gebraucht wird. Als wenn jemand das Schwerdt, einen Unſchuldigen zu tödten, oder ſeinen Verſtand zur Erſinnung allerley böſer Anſchläge gebrauchet.

b) Es haben einige gemeynt, die Welt wäre aus einer gewiſſen Materie gemacht. Nimmt man an: dieſe Materie ſey durch die göttliche Allmacht aus nichts hervorgebracht: ſo iſt dieſe Meynung der unſrigen nicht gänzlich zuwider: ſoll dieſe Materie aber nicht aus Nichts hervorgebracht, und folglich ewig ſeyn; ſo iſt dieſes ein ſehr ſchädlicher und ungegründeter Satz. Denn kein einziges Ding, außer Gott, kann uneingeſchränkt und ohne Anfang ſeyn. Und da übrigens kein Ding ſich ſelbſt hervorbringen kann; und alles vor ſeiner Wirklichkeit Nichts geweſen: ſo ſind alle Geſchöpfe aus Nichts hervorgebracht. Hieraus erhellet deutlich: daß vor der Schöpfung der Welt, außer Gott, nichts geweſen.

c) Gott kann durch kein Geſchäffte ermüdet werden. Bloß durch ſein Wort, das iſt: durch ſeinen Willen, hat er alles erſchaffen. Wenn aber die heiligen Bücher ſagen: Gott habe die Schöpfung in ſechs Tagen vollendet; ſo iſt ſolches nicht in der Art zu verſtehen: als hätte er nicht in einem Augenblicke alles hervorbringen können; ſondern es wird dadurch bloß angezeigt, daß er nicht aus Bedürfniß, noch aus einem blinden Triebe, etwas mache, ſondern ſeine Macht beweiſe, wo es ſich gebühret, und ſo viel es ſich gehöret. Was Gott aber an einem jeden Tage gemacht habe, erzählet Moſes in folgender Ordnung, und zwar: am erſten Tage, den Himmel, die Erde und das Licht: am zweyten, die Veſte, das iſt: die ganze Weite, die ſich von der Erde bis an das letzte Gewölbe der Welt erſtrecket: wornächſt die Scheidung zwiſchen dem Waſſer über der Veſte, (worunter ohne Zweifel die Wolken zu verſtehen ſind), und dem Waſſer unter der Veſte, (nämlich den Strömen, Seen und Meeren) geſchehen iſt. Am dritten Tage geſchahe die Scheidung des Waſſers von der Erde, da ſich das Waſſer an ſondere Oerter ſammlete, welche Sammlung der Waſſer wir den Ocean nennen. Die Erde öffnete hierauf ihren Schooß, und brachte allerley Kräuter und Bäume hervor. Am vierten Tage ſind die Lichter an der Veſte des Himmels, als die Sonne, der Mond und die Sterne, vermuthlich von dem den erſten Tag erſchaffenen Lichte gemacht. Am fünften Tage machte Gott die Fiſche im Waſſer, und die Vögel in der Luft. Am ſechſten die wilden und zahmen Thiere, und alles Gewürme, und zuletzt den Menſchen, ſowohl Männlein als Fräulein.

d) Gott

d) Gott iſt von Ewigkeit her der Allervollkommenſte geweſen, und hat alſo für ſich gar keiner Creatur bedurft. Er hat ſie alſo bloß deswegen erſchaffen, um ſie ſeiner Glückſeligkeit theilhaftig zu machen, das iſt: um ihnen Vollkommenheiten, die ein Bild der ſeinigen ſeyn ſollten, mitzutheilen. Dahero die Schöpfung dieſer Welt ein Abdruck der göttlichen Güte genannt werden kann.

§. 7.

Bey der Schöpfung iſt der Menſch, welcher nach beyderley Geſchlecht nach dem Ebenbilde Gottes erſchaffen iſt [a]), und aus Leib und einer unſterblichen Seele beſteht [b]), der Güte Gottes am meiſten theilhaftig geworden.

Was das Ebenbild Gottes iſt.

a) Das Ebenbild Gottes beſteht in der Uebereinſtimmung mit deſſen Vollkommenheiten; als z. E. wie Gott Vernunft beſitzet, ſo iſt auch der Menſch mit der Vernunft begabet. Gott erwählet ſeinem Weſen nach bloß das Gute, und verabſcheuet das Böſe; dem Menſchen iſt gleichfalls der Trieb eingepflanzet, das Gute zu begehren, und das Böſe zu fliehen. Gott iſt der oberſte Beherrſcher aller Creatur; er hat aber auch den Menſchen gemacht, daß er herrſche über alles, was auf Erden iſt; und auf die Art muß man auch von dem übrigen urtheilen. Da aber Gott keinen Körper hat, wie oben unter dem 5ten §. angezeiget iſt; ſo iſt folglich das Ebenbild Gottes nicht dem Körper, wie die Authropomorphiten fälſchlich geglaubet haben, ſondern der Seele des Menſchen mitgetheilet.

Hiervon

Hiervon überführet uns zwar die Vernunft, es erkläret aber ſolches die heilige Schrift noch deutlicher, da es heißt: Ziehet den neuen Menſchen an, der nach Gott geſchaffen iſt, in rechtſchaffener Gerechtigkeit und wahren Heiligkeit, Epheſ. 4, 24. Col. 3, 10. Was wir allhier von dem Ebenbilde Gottes geſagt haben, geht beyde Geſchlechte, nämlich, das männliche und das weibliche an, wie ſolches 1 Moſ. 1, 27. deutlich angezeiget iſt. Der erſte Menſch hieß Adam, und ſein Weib Eva; und von dieſen beyden ſtammet das ganze menſchliche Geſchlecht ab, Apoſtgeſch. 17, 26.

Unſere Seele iſt unſterblich.

d) Wenn wir auf uns ſelbſt merken, ſo empfinden wir, daß in uns ein von unſerm Körper unterſchiedenes Weſen ſich befinde, welches das Vermögen beſitzet, ſich und andere Dinge außer ſich zu erkennen. Dieſes Weſen nennen wir die Seele, als welche unſtreitig unſterblich iſt; und zwar weil ſie nichts Körperliches an ſich hat: indem ein Körper, die Zuſammenfügungen der Theile deſſelben mögen beſchaffen ſeyn wie ſie wollen, keinen Verſtand und Willen, dergleichen wir an unſerer Seele wahrnehmen, haben kann. Die heilige Schrift ſaget: der Leib wäre aus Erde gemacht: die Seele aber hätte Gott dem Menſchen eingeblaſen, 1 Moſ. 2, 7. und er bließ ihm in ſein Angeſicht den Odem des Lebens. Von dieſem Einblaſen des lebendigen Odems muß man alle ſonſt dabey gewöhnlichen Begriffe abſondern, auch nicht meynen, unſere Seele beſtehe aus Luft oder aus Dünſten. Durch dieſes göttliche Einblaſen wird uns zu erkennen gegeben: daß unſere Seele ein nach dem Ebenbilde Gottes erſchaffenes Weſen ſey, und daß ſie mit Gott näher als alle übrige Geſchöpfe in Verbindung ſtehe: auf der andern Seite aber muß man hieraus nicht den Schluß machen: als wäre unſere Seele ein Theil vom göttlichen Weſen, denn das Weſen Gottes iſt untheilbar, und wenn Gott Theile hätte, ſo wären dieſelben, ſo wie Gott ſelbſt, nicht erſchaffen.

§. 8.

Von der Vorſorge Gottes.

Gott hat die von ihm hervorgebrachte Welt nicht verlaſſen, ſondern er ſorget für ſie; erhält alle Dinge in ihrem Daſeyn und Wirkſamkeit a); und regieret ſie weislich zu den beſten Endzwecken b).

a) Die Vorſorge Gottes für die Welt beſteht darinne, daß er das Daſeyn und die Kräfte zur Wirkſamkeit der Geſchöpfe erhält. Denn ein jedes Ding hat ſein Daſeyn und die Kräfte zur Wirkſamkeit, dadurch daß Gott es gewollt. Weil nun dieſer Wille Gottes bis auf dieſe Stunde fortdauret: (denn wer könnte wohl ſagen, daß die Geſchöpfe anjetzo wider den Willen Gottes ihr Daſeyn hätten und wirkten?) der Wille Gottes aber thätig iſt: ſo werden folglich das Daſeyn und die Kräfte aller Geſchöpfe von Gott erhalten. Dieſe Erhaltung kann man mit Rechte eine beſtändige Schöpfung der Creatur nennen. Denn wenn dieſer Wille Gottes aufhören würde, ſo würden alle Dinge in einem Augenblicke in Nichts verwandelt werden. Dieſes drücket die heilige Schrift alſo aus: in ihm leben, weben, und ſind wir, Apoſtgeſch. 17. Matth. 6, 26. u. a. m.

b) Es ſind alle Geſchöpfe alſo mit einander verbunden, daß eines dem andern dienen muß, als wodurch die Dauer dieſer ganzen Welt erhalten wird. Wer iſt es aber anders, der die Wirkungen aller unzähligen Dinge zu dieſem einigen Endzwecke lenket, als eben der alles vermögende und weiſeſte Gott! der dadurch ſeine Majeſtät und Herrlichkeit offenbaret; wie es Apoſtgeſch. 14, 17. heißt: Gott hat ſich ſelbſt nicht unbezeuget gelaſſen, hat uns viel Gutes gethan; und vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben, unſere Herzen erfüllet mit Speiſe und Freuden: als welches der ganze 103 Pſ. gleichfalls bezeuget. Es iſt alſo in der Welt kein nothwendiges Verhängniß, noch ein blindes Schickſal; auch kann nichts von ohngefähr, das iſt, ohne den Willen Gottes geſchehen. Ueberfluß und Dürftigkeit, Reichthum und Armuth, Glück und Unglück, kommen von dem väterlichen Rathſchluſſe und weiſen Willen Gottes her. Entdecken wir inzwiſchen in der Welt einige uns ſcheinende Unordnungen, ſo kommt es daher, weil wir die ganze Verbindung der Dinge nicht einſehen können; denn wenn wir dieſes zu thun im Stande wären, ſo würden wir die unermeßliche Tiefe der Weisheit Gottes in allen Dingen mit Erſtaunen bewundern.

In der Welt iſt kein blindes Schickſal noch ein bloßes Ohngefähr.

§. 9.

Außer dieſer allgemeinen Vorſorge Gottes, die ſich auf alle Geſchöpfe erſtrecket, hat der Menſch, als der Edelſte unter allen, ſich deſſen beſondern Vorſorge zu erfreuen.

Arten der beſondern Vorſorge Gottes für den Menſchen.

Die beſondere Vorſorge Gottes für den Menſchen leuchtet aus zweyen Stücken hervor. Erſtens, daß er demſelben verſchiedene Mittel und Wege zur Tugend zeiget. Den einen hält er durch die Furcht vom Böſen ab: den andern leitet er durch Wohlthun zum Guten: dieſen beſſert er durch Armuth, jenen ermuntert er durch Reichthum zur Tugend. Auch geſchieht von ihm die Vorbereitung zum künftigen Wohle dadurch, wenn er uns rechtſchaffene und tugendhafte Aeltern und eine gute Erziehung verleihet, und Gelegenheit giebt, uns nach guten Beyſpielen, und durch Leſen und Anhören nützlicher Bücher zu bilden. Hieher gehören die großen Veränderungen in den Regierungen, und wenn ein Reich von einem Volke auf das andere gebracht wird, als welches alles mit den deutlichſten Beweiſen der Vorſorge Gottes für den Menſchen geſchieht. Zweytens, erhellet die Vorſorge Gottes daraus, wenn er die böſeſten Abſichten und Handlungen der Menſchen zum Guten lenket. Hieher gehören die Verfolgungen, welche Gerechte von böſen Leuten erdulden müſſen; wodurch die Tugend der Erſtern, welche ſonſt verborgen geblieben wäre, offenbar wird; die Böſen aber beſchämt, und eben dadurch unvermerkt zur Erkenntniß ihrer Fehler gebracht werden. Dieſe wundervolle Vorſorge Gottes hat ſich beſonders bey der Erlöſung des menſchlichen Geſchlechts geoffenbaret, da die Menge der Sünden der Menſchen, zur Offenbarung der Größe der Barmherzigkeit Gottes gedienet hat. **Wo die Sünde ſich vermehret hat, iſt die Gnade noch größer geworden,** ſagt Paulus Röm. 5,20. Hieher gehören auch die Worte Röm. 8,28.

wir

wir wiſſen, daß denen, die Gott lieben, alles zum Beſten beförderlich iſt.

§. 10.

Von der Verehrung Gottes.

Aus Obangeführtem erhellet: daß der Menſch, als ein vernünftiges Geſchöpf [a]), zu einer tiefen und ungeheuchelten Verehrung Gottes, ſeines allmächtigen Schöpfers und gütigen Vorſorgers, verbunden ſey [b]).

a) Ein jedes Geſchöpf iſt ſeinen Schöpfer zu verehren verbunden. Da aber dieſe Verehrung ohne Vernunft und Inbrunſt des Herzens nicht geſchehen kann, und unter allen ſichtbaren Geſchöpfen der Menſch einzig und allein mit dieſen Gaben ausgeſchmücket iſt; ſo iſt er auch der einzige, der die Gottheit vernünftig verehren kann, und deswegen dazu verbunden iſt; und zwar dieſes nicht allein ſeiner, ſondern auch aller Geſchöpfe wegen. Er muß ſich gegen ſie verhalten, wie ein Befehlshaber, der für ſeine Untergebene, und wie ein Vater, der für ſeine Familie den Landesherrn bittet. Beym Anblicke der Sonne muß er dem Schöpfer danken, daß er deren Glanz erhält, und den Geſchöpfen zum Beſten ſcheinen läßt. Betrachtet er die Erde, ſo preiſet er den, der ſie gemacht, und zum Unterhalte der Geſchöpfe mit Fruchtbarkeit geſegnet hat. Und ſo auch bey den übrigen. Setzet der Menſch dieſe Pflicht aus den Augen, ſo beleidiget er gleichſam die Geſchöpfe, und macht ſie gegen Gott undankbar. In dieſem Verſtande ſchreibt Paulus Röm. 8, 19. die Creatur iſt wider Willen der Eitelkeit unterworfen.

Was die Verehrung Gottes iſt.

b) Die Verehrung Gottes beſteht in der Bezeigung unſerer Unterwerfung unter ſeinen Willen. Dieſes muß die allertiefſte Unterwerfung ſeyn; denn ſie geſchieht gegen das allerhöchſte Weſen, von dem wir alles haben, was wir haben: ſie muß ungeheuchelt ſeyn; denn ſie wird gegen den bewieſen, dem die verborgenſten Gedanken des Herzens offenbar ſind. Es beweget uns aber zu dieſer Verehrung erſtens Gott ſelbſt, der ſeinem Weſen nach von uns verehret zu werden am meiſten verdienet. Zweytens ſind wir dazu verbunden wegen der unzähligen Wohlthaten, die wir dadurch, daß er uns erſchaffen, und beſonders, daß er uns durch ſeinen Sohn erlöſen laſſen, von ihm bekommen haben, und täglich durch ſeine gütige Vorſorge erhalten. Die heilige Schrift lehret: daß Gott uns ſo viele Wohlthaten erwieſen, daß wir ſie ihm zu verdanken nicht im Stande ſind. Was ſoll ich dem Herrn wiedergeben für alles das, was er mir gegeben hat, ſagt David Pſ. 115, 3.

§. 11.

Die Verehrung Gottes iſt eine innerliche und äußerliche.

Die Verehrung Gottes geſchieht innerlich und äußerlich [a]). Zur innerlichen gehöret [b]) die Liebe zu Gott, die Furcht vor ihm, die Verherrlichung ſeines Namens, der Dank für ſeine Wohlthaten, das Bekenntniß unſeres Unvermögens und Elendes, und die Anrufung um ſeinen Beyſtand. Zur äußerlichen werden erfordert [c]) das äußerliche Anbethen, das Leſen der Gebethe, Seufzer und

Thränen

Thränen bey der Beichte, Freude beym Danke, die ſich im Geſichte offenbaret, Beſuchen der Tempel, und dergleichen.

a) Die wahre Verehrung Gottes hat im Innern des Herzens ihren Grund. Denn die äußerliche ohne der innern iſt nicht ſowohl eine Verehrung Gottes, als vielmehr eine in deſſen Augen ſchändliche Heucheley; wenn aber die innere Verehrung ſich durch äußerliche Zeichen offenbaret, ſo wird dieſe die äußerliche Verehrung genannt. Die innere kann wohl ohne der äußerlichen ſeyn; keinesweges aber die äußerliche ohne der innern. Bey der innern Andacht muß man die äußerliche nicht aus den Augen ſetzen. Denn außer dem, daß es unmöglich iſt, daß die innere Andacht des Herzens ſich nicht äußerlich offenbaren ſollte, ſo wie eine große Bekümmerniß des Herzens faſt nothwendig Thränen oder Seufzer auspreſſet: ſo können die äußerlichen Zeichen der Ehrfurcht gegen Gott andern zum erbaulichen Beyſpiele und Antrieb zur Nachfolge dienen, beſonders wenn die Verehrung Gottes in öffentlicher Verſammlung geſchieht. Von dieſer innern Verehrung Gottes redet unſer Heiland ſelbſt Joh. 4, 24. alſo: **Gott iſt ein Geiſt, und die ihn anbethen, die müſſen ihn im Geiſte und in der Wahrheit anbethen.**

Was der Grund der Verehrung Gottes iſt.

b) Die Verehrung Gottes gründet ſich nach allen ihren Theilen auf die Betrachtung der göttlichen Eigenſchaften. Denn, iſt Gott das höchſte und vollkommenſte Gut, mit dem nichts in Vergleich geſetzet werden kann: ſo muß unſer Herz durch das reineſte Feuer der Liebe gegen ihn brennen, und mit ihm vereiniget zu werden trachten. Iſt er der gerechte, und keine Perſon anſehende Richter, ſo muß man ſich hüten, daß man nicht durch Uebertretung ſeiner ewigen Geſetze ſeinen gerechten Zorn auf ſich lade. Iſt er der heiligſte, ſo müſſen wir ſeinen Namen mit aller Ehrerbiethung verehren, und nichts thun und vornehmen, wodurch derſelbe bey andern geläſtert werde. Iſt er der gütige Wohlthäter und der wohlthuende Vater, ſo muß man ſich ſeiner Wohlthaten beſtändig erinnern, und ihm für dieſelben den innigſten Dank ſagen. Iſt er der allmächtige Gott, und wir hingegen unvermögende und augenblicklich ſündigende Geſchöpfe, ſo müſſen wir unſer Elend mit innigſter Reue und Leid über unſere Sünden vor ihm bekennen. Iſt er der gütige und allgegenwärtige Gott, ſo müſſen wir in allem unſerm Anliegen bey ihm Schutz ſuchen, und zu rechter Zeit Hülfe erwarten. Die heiligen Bücher ſind voll von Zeugniſſen, die dieſe Wahrheit beſtätigen; als welche ich allhier beſonders anzuführen nicht für nöthig finde. Es erhellet aber hieraus: daß die Verehrung Gottes durch eine jede ſchlechte That beflecket werde, und daß derjenige, der Gott in der Wahrheit verehren will, tugendhaft ſeyn müſſe. Zum Gottloſen ſpricht Gott: **was verkündigeſt du meine Rechte, und nimmeſt mein Geſetz in deinen Mund: ſo du doch Zucht haſſeſt** u. ſ. w. ſpricht David Pſ. 49, 16.

c) Die äußerlichen Zeichen von der innern Ehrfurcht gegen Gott können ſeyn: 1) das Anbethen durch Niederwerfen auf die Erde, oder durch Kniebeugen, wodurch wir unſere Unterthänigkeit gegen Gott an den Tag legen. 2) **Das Bethen aus Büchern oder aus dem Herzen**, wie das brennende Herz die Worte dem Munde eingiebt. Wenn in dem Evangelio lange Gebethe getadelt werden, ſo iſt ſolches nicht in der Art zu verſtehen, als wenn ſie an ſich zu verwerfen wären, das ſey ferne! Lange Gebethe ſind nur alsdenn Gott misfällig, wenn ſie aus Heucheley geſchehen, und jemand meynen wollte, er habe Gott dadurch einen groſſen Dienſt gethan, wenn er einige Gebethe verrichtet, ob er gleich dabey in ſeinem Herzen nicht die geringſte Rührung empfunden hat, Matth. 6, 7. 3) **Seufzer und Thränen**, welche alsdenn am meiſten erfolgen, wenn der Menſch in ſich gehet, ſich unvermögend, mit vielen Sünden befleckt, und des gerechten Zorns Gottes ſchuldig erkennet. 4) **Freudigkeit im Geſichte**, welche aus einem fröhlichen Herzen, das die Wohlthaten Gottes empfindet, entſtehet. Wie David die Lade Gottes als ein ſichtbares Zeichen der unſichtbaren Gegenwart Gottes in ſeine Hütte hatte bringen laſſen, tanzete und ſpielete er auf allerley Saitenſpiel, und ſchämete ſich deſſen nicht; denn er that es vor dem Herrn und für ihn, 2 Sam. 6, 21. 5) **Die Beſuchung der zu Gottes Ehren erbaueten Tempel.** Denn ob man gleich zu Hauſe und an allen Orten Gott anrufen kann, ſo geſchieht ſolches dennoch mit weit mehrerer Andacht und gröſſerem Nutzen in dem Tempel, wo ſich die ganze Gemeine verſammlet; wo die Geheimniſſe verwaltet werden, und der allgemeine Herr über alles gleichſam aus einem Munde gelobet wird. Deßfalls ſagt David im 121 Pſalm v. 1. ich freue mich des, das mir geredet iſt, und wir werden in das Haus des Herrn gehen.

§. 12.

Dieſe Verehrung Gottes kann nicht ohne Belohnung bleiben.

So wie Gott nach ſeiner Gerechtigkeit und Heiligkeit ſich von dem abwendet, der ihn zu verehren aus der Acht läßt, und ſich ſeinem heiligen Willen widerſetzet: ſo erheiſchen eben dieſe Eigenſchaften von ihm, daß er diejenigen liebe und belohne, die ihn ungeheuchelt verehren, und durch eine wahre Tugend mit ihm vereiniget zu werden trachten. Sonſt würde der Gerechte und Gottloſe in Gottes Augen einerley ſeyn, welches ſich von keinem rechtſchaffenen Menſchen, geſchweige denn von Gott, denken läßt. Dieſes erläutert die heilige Schrift in der Unterredung zwiſchen Gott und Abraham ſehr ſchön, da letzterer ſpricht: willt du, Herr! den Gerechten mit dem Gottloſen umbringen? und wird der Gerechte ſeyn wie der Gottloſe? das ſey ferne von dir! daß du dieſes thuſt, und tödten den Gerechten mit dem Gottloſen, daß der Gerechte ſey, gleichwie der Gottloſe. Das ſey ferne von dir! der du aller Welt Richter biſt: du wirſt ſo nicht richten, 1 Moſ. 18, 23. 25. und der Apoſtel ſagt Hebr. 2, 6. wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß er ſey, und denen, die ihn lieben, ein Vergelter ſeyn werde.

§. 13.

§. 13.

Außer dieſem Leben muß ein anderes unvergängliches ewiges Leben ſeyn, wie ſolches auch wirklich iſt a)), in welchem die Gerechten eine gewiſſe Belohnung, die Gottloſen aber eine unvermeidliche Strafe zu gewarten haben b)).

Wie wir d von, daß uns ein a deres Leb bevorſtehe überzeugt werden kö nen.

a) Es iſt bekannt, daß die Gerechten und Frommen in dieſem Leben nicht nur nicht immer die ihnen gebührende Belohnung erhalten, ſondern vielmehr verfolget werden, und allerley Kreuz auszuſtehen haben: die Gottloſen im Gegentheile nicht ſelten ihre Tage in Luſt und Freude endigen. Dieſes geſchieht durch eine beſondere weiſe Veranſtaltung Gottes. Da nun oben geſagt iſt: daß die Verehrung Gottes nicht ohne Belohnung bleiben könne, ſo muß nothwendig, wenn ſolches allhier nicht geſchieht, ein anderes Leben ſeyn, da der Tugend ihre Belohnung gegeben werden wird. Und wer ſollte es ſich auch nur einbilden können, daß Gott den Menſchen in der Art ſollte gemacht haben, daß er allhier allerley Unglück und Uebel ausſtehen, und endlich ohne Wiederkehr verloren gehen ſollte? Selbſt die Heiden, ſo blind ſie übrigens auch geweſen, konnten ſich nicht überreden zu glauben, daß die Tugend ohne Belohnung bleiben könne. Daher ſie dafür gehalten, die Seelen der Tugendhaften würden in gewiſſe anmuthige eliſäiſche Felder und glückliche Inſeln verſetzet. Die heilige Schrift erinnert uns an vielen Stellen an die Wahrheit des uns bevorſtehenden ewigen Lebens. Salomon ſagt in dem Buche der Weish. Cap. 3, 1.

der Gerechten Seelen ſind in Gottes Hand, und keine Quaal rühret ſie an; und Paulus in ſeinem Briefe an die Philipper Cap. 3, 20. Unſer Leben iſt im Himmel. Um dieſer Urſache willen wird dieſes Leben eine Herberge, eine Wanderſchaft, eine Reiſe, eine Laufbahn u.ſ.w. genannt. Und dieſes muß den Tugendhaften in allen Anfällen tröſten, und ſelbſt im Unglücke freudig machen, da er weiß, daß ſeine Tugend niemals vergeſſen werden könne, ſondern zu ſeiner Zeit, wie die Sonne leuchten werde: auch dienet ihm ſolches zur Aufmunterung in der Laufbahn der Tugend nicht zu ermüden, da ſie dereinſt mit den ewigen himmliſchen Gütern wird belohnet werden. **Die Leiden der gegenwärtigen Zeit ſind nicht werth der Herrlichkeit, die ſich uns offenbaren will,** ſaget Paulus Röm. 8, 18.

b) Die Belohnung und Beſtrafung fließt aus der unwandelbaren Gerechtigkeit Gottes. Wie aber die Belohnung der Frommen, und die Beſtrafung der Böſen beſchaffen ſeyn werde, davon wollen wir an ſeinem Orte, wo von dem ewigen Leben die Rede ſeyn wird, ausführlicher handeln.

§. 14.

Wir erblicken den Menſchen ſo unvermögend und verdorben, daß er aus eigenen Kräften Gott ſo wenig vollkommen verehren könne [a]), daß er vielmehr vor deſſen heiligſten Augen, als ein unreiner und ſündlicher Uebertreter ſeines Geſetzes anzuſehen ſey [b]).

a) Unſer

Beweiſe von dem Verderben unſerer Natur.

a) Unſer Unvermögen und Verderben iſt, ſo gar nach der Meynung der Heiden, gewiß und ungezweifelt. Man leſe nur ihre Bücher, ſo wird man ſehen, wie ſehr ſie über das Verderben der menſchlichen Sitten klagen; ihre unbändige Leidenſchaften beſchuldigen; wider ihren Unbeſtand, wider ihre Gewaltthaten und Ungerechtigkeiten eifern; und die grauſamen Kriege, die Ränke, Betrügereyen, Verleumdungen, unerlaubte Lüſte, Völlerey, Geiz, Hochmuth, Neid, Unverträglichkeit und andere dergleichen Laſter mit den ſchwärzeſten Farben abmahlen. Desfalls fingirte das Alterthum zween Menſchen, Democrit und Heraclit, unter denen der erſte ſein ganzes Leben hindurch über die menſchliche Eitelkeit lachte, und der andere das menſchliche Elend beweinete. Zum Beweiſe des Verderbens unſerer Natur, dienet auch dieſes: daß einſtens, zu der Zeit, da das Licht des Evangelii noch nicht allenthalben leuchtete, (ausgenommen wenige Völker, denen das Licht der wahren Erkenntniß Gottes helle ſchien) faſt die ganze Welt, das vergängliche Holz, Silber und Gold, und unter menſchlicher Geſtalt, ſolche Götzen, denen die Poeten die ſchändlichſten Laſter beygelegt, ja ſo gar vierfüßige und kriechende Thiere, als Crocodille, Ochſen, Katzen, Knoblauch und Zwiebeln angebethet, und dieſen Dingen geopfert und göttliche Ehre erwieſen haben. Wie könnte wohl die Blindheit vernünftiger Menſchen weiter gehen? und kann wohl irgend ein Beweis von dem Verderben der Natur derſelben deutlicher und in die Augen leuchtender ſeyn? Mit dem dunkeln Begriffe, den die Menſchen von der Gottheit hatten, ſtimmten ihre Sitten überein, und ihr ganzes Leben war nichts anders, als ein Herumtappen in der finſtern Nacht. Dieſes aber zog die Zernichtung und den Untergang der größten Reiche, der blühendſten Republiken, und der anſehnlichſten Regierungen nach ſich. Man mochte noch ſo viele Geſetze geben, und noch ſo ſtrenge auf die Beobachtung derſelben halten; ſo konnte dennoch dem reißenden Strome der Laſter kein Einhalt geſchehen, und eher müßten die Geſetze durch die Boſheit der Menſchen zernichtet werden, als daß die Boſheit durch die Geſetze im Zaume gehalten werden könnte. Und wie groß iſt nicht noch gegenwärtig die Anzahl der Geſetze, der Gerichte, der Verordnungen, der Gefängniſſe und der Strafen? Es hilft nichts zur gänzlichen Ausrottung der Boſheit. Bey dem allen überwieget die Macht des in der Welt herrſchenden Böſen, und die Sünde wüthet gegen alle ſich ihr entgegen ſetzende Gewalt. Hieraus aber wird das äußerſte Verderben unſerer Natur außer allen Zweifel geſetzt; beſonders wenn wir dasjenige mit zuziehen, was die heilige Schrift davon ſaget, welche das menſchliche Elend an vielen Stellen beweinet. So heißt es 1 Moſ. 6, 11. Die Erde war verderbet vor Gott, und voll Frevels: da ſahe Gott auf Erden, und ſiehe! ſie war verderbt, und Pſ. 13, 2. Der Herr ſchauet vom Himmel, auf die Menſchenkinder: daß er ſehe, ob jemand klug ſey, und nach Gott frage. Aber ſie ſind alle abgewichen, und alleſammt untüchtig: da iſt keiner der gutes thue, auch nicht einer. Am meiſten aber zeuget von unſerm Unvermögen und Verderben der innerliche

Krieg,

Krieg, der ſich in uns erreget, und ſich dadurch äußert, daß wir nicht das thun, was wir wollen, und was wir für gut erkennen, ſondern das, was wir ſelbſt für Böſe halten, ausüben. Denn ich weiß nicht, was in uns für eine tyranniſche Gewalt herrſchet, die uns faſt mit Macht zum Böſen treibet. Ich ſehe ein ander Geſetz in meinen Gliedern, das da widerſtrebet dem Geſetz in meinem Verſtande, ſaget Paulus Röm. 7, 23. und folgert daraus: daß der Menſch, nach dieſer Verfaſſung betrachtet, ſehr elend ſey. Ich elender Menſch! wer wird mich von dem Leibe dieſes Todes erlöſen? Um dieſer Urſache willen nennet das göttliche Wort den Menſchen an vielen Stellen elend, jämmerlich, blind und bloß; und beſchreibt ihn als einen ſolchen, der ohne die Gnade der Offenbarung nichts gutes thun könne, und einer geiſtlichen Wiedergeburt benöthiget ſey; woraus denn offenbar folget: daß der Menſch allein und durch ſeine eigene Kräfte Gott nicht auf eine ihm wohlgefällige Art dienen könne. Ich ſage durch ſeine eigene Kräfte: denn was die Gnade des Evangelii bey den Menſchen ausrichtet, davon wollen wir in dem Folgenden handeln. Woher aber dieſes Verderben ſeinen Urſprung habe, davon ſoll Erwähnung geſchehen, wo von dem Sündenfalle die Rede ſeyn wird. Von dieſem Verderben der menſchlichen Natur haben wir darum etwas weitläuftiger gehandelt, weil dieſe Betrachtung uns den Weg zur evangeliſchen Gnade bahnet.

b) Um vor dem ſchrecklichen Gerichte Gottes gerecht zu erſcheinen, müßte der Menſch nicht das allergeringſte Laſter an ſich haben. Wel-

cher

cher Menſch aber kann ſolches von ſich ſagen? Ein jeder ſündiget ſtündlich mit Werken, Worten und Gedanken. Es iſt niemand ſo heilig geweſen, der in ſeinem Leben nicht geſündiget hätte; und die heilige Schrift ſaget ausdrücklich: **So wir ſagen, wir haben keine Sünde, ſo verführen wir uns ſelbſt**, 1 Joh. 1, 8. **Der Gerechte fällt des Tages ſiebenmal; Wir ſind insgeſammt unrein, und alle unſere Gerechtigkeit iſt wie ein unflätig Kleid eines ſchmutzigen (Weibes)**, Jeſ. 64, 6. **Vor Gott iſt kein lebendiger gerecht**, Pſ. 142, 2.

§. 15.

Der Menſch befindet ſich nicht mehr in dem Stande der Vollkommenheit.

Aus dieſem allen ſieht ein jeder, daß der Menſch diejenige Vollkommenheit, mit der er erſchaffen, und von ſeinem Schöpfer begabet geweſen, nicht mehr beſitzet.

Es iſt oben unter dem 7ten §. geſaget: daß Gott den Menſchen nach ſeinem Bilde, das iſt: weiſe, heilig, unſchuldig, zum Guten geneigt, und mit den übrigen Vollkommenheiten ausgeſchmückt erſchaffen habe. Da wir nun dieſes alles, bey dem Menſchen nicht mehr antreffen; ſo folget daraus: daß ſich der Menſch nun in einem ſchlechtern Zuſtande, als derjenige geweſen, in welchen ihn der Schöpfer geſetzt, befinde. Und könnte man ſich wohl auch nur in die Gedanken kommen laſſen, daß der weiſe und gütige Schöpfer den Menſchen mit ſo vielen Schwachheiten und Unvollkommenheiten, die wir nun bey ihm antreffen, ſollte geſchaffen haben? Man muß alſo einräumen, daß der

Menſch

Menſch die von Gott ihm geſchenkten Vollkommenheiten, welche die heiligen Bücher das Ebenbild Gottes nennen, durch eigenes Verſchulden müſſe verloren haben. Dieſes drücket die heilige Schrift alſo aus: Sie haben alle geſündiget, und mangeln der Herrlichkeit Gottes, Röm. 3, 23.

§. 16.

Es iſt alſo der Menſch, als ein muthwilliger Uebertreter des göttlichen Geſetzes, der ganzen Laſt des göttlichen Zornes unterworfen.

Der Menſch iſt in Gottes Augen, als ein Schuldner anzuſehen.

Es iſt oben geſaget: daß eine vollkommene Verehrung Gottes nicht ohne Belohnung bleiben könne; auch iſt angeführet: daß der Menſch, nach ſeiner verderbten Natur, keine vollkommene Verehrung Gottes leiſten könne; es bleibt alſo dem Menſchen nichts übrig, als den Zorn Gottes zu erwarten. Denn was kann er durch ſeine Gottloſigkeit anders verdienen, als daß der gerechteſte Gott ihn von ſeiner Gnade verſtoßen muß. Hieraus aber folget alles Unglück. Und ob wir zwar nicht behaupten, daß Gott ſich das menſchliche Elend nicht zu Herzen gehen laſſe, und ſich des Menſchen nicht erbarme; ſo muß man doch auf der andern Seite nicht annehmen, daß der Menſch an und vor ſich ſelbſt deſſen Erbarmens würdig ſey: ſonſt müßten wir glauben, daß Gott kein gerechter Gott, oder daß ſein Erbarmen ein blindes Erbarmen ſey, und daß er den Gerechten und Gottloſen für einerley halte; welches von der Gottheit auch nur zu denken ſchändlich iſt. Auf was Art nun der Menſch des Erbarmens Gottes würdig werden könne, davon wollen wir im Folgenden handeln. Die heilige Schrift ſaget ausdrücklich: **Verflucht ſey jedermann, der nicht bey allen Worten des Geſetzes beharret**, 5 Moſ. 27, 26. und Röm. 2, 9. **Unwillen und Zorn über alle Seelen der Menſchen, die Böſes thun.**

§. 17.

Man muß auf Mittel bedacht ſeyn, Gottes Gnade zu erlangen.

Da es aber ſchröcklich iſt, in die Hand des lebendigen Gottes zu fallen; ſo muß der Menſch auf Mittel bedacht ſeyn, Gottes Gnade zu erlangen, und der verdienten Strafe zu entgehen.

Der Kranke ſucht den Arzt, der in Unglück gefallene einen Erretter, der Schuldige einen Fürſprecher. Da nun der Menſch, wie eben geſagt iſt, geiſtlich krank, äuſſerſt elend, und vor Gott ſchuldig iſt: ſollte denn wohl ſein Zuſtand ſo arg, und bis zum Verzweifeln böſe ſeyn, daß ihm kein Verlangen übrig bliebe, ein Mittel zu ſuchen, oder wenigſtens ein ihm angebotenes anzunehmen, wodurch er aus dieſem höchſt unglückſeligen Zuſtande befreyet werden könnte. Es ſind wirklich dergleichen Leute geweſen, und finden ſich noch welche, die ihr Unvermögen nicht einſehen, und bey ihrer Verſtockung nicht glauben, daß ſie einen Erretter nöthig haben, (welches ein neuer ſtarker Beweis von dem menſchlichen Verderben iſt). Wir aber müſſen eine ſolche Verhärtung verabſcheuen, und unter Anleitung der geſunden Vernunft und Beyſtand der heiligen Schrift uns völlig davon

über-

überzeugen, daß die Geſunden des Arztes nicht bedürfen, ſondern die Kranken; uns aber hüten, daß nicht jemanden jene Worte Johannis in deſſen Offenbarung Cap. 3, 17. treffen, da es heißt: **Du ſprichſt: ich bin reich, und habe Güter geſammlet und bedarf nichts; und weiſſeſt nicht, daß du biſt elend und jämmerlich, arm, blind und bloß.**

§. 18.

Dieſes Mittel, Gottes Gnade zu erlangen, und unſere verderbte Natur wieder herzuſtellen, kann die menſchliche Vernunft nicht ausfindig machen.

Alles das, was in dem Vorhergehenden geſaget worden, iſt von der Art, daß es unſerer Vernunft begreiflich iſt, ſo daß niemand es ſo leicht wird anſtreiten können. Wenn aber eben die Vernunft auf ein Mittel ſinnet, Gott zu verſöhnen, und auf was für Art der Menſch ſich aus dem Elende, darein er ſich geſtürzet hat, retten könne; ſo ſtutzet ſie, und weiß ſich nicht zu helfen. Sie erkennet, bey der Erwägung der unerſchöpflichen Güte Gottes, daß ein ſolches Mittel vorhanden ſeyn müſſe: was es aber für ein Mittel ſey, ſolches kann ſie gar nicht begreifen. Man könnte zwar die Erfüllung des göttlichen Geſetzes und die Buße, als ſolche Mittel anſehen: inzwiſchen ſind dieſe Mittel bey dem durch die Gnade Gottes nicht erleuchteten Menſchen ohne Kraft, und leiſten ihm ſchwache Dienſte. Denn die Erfüllung des Geſetzes Gottes anlangend; ſo wäre dieſes zwar ein kräftiges Mittel, wenn wir an-

Was von dem Geſetze und der Buße außer dem Evangelio zu halten.

ders beſtändig im Guten beharren, und das ewige Geſetz Gottes nicht übertreten würden. Da aber, wie oben gemeldet iſt, ein jeder mit Werken, Worten und Gedanken ſündiget; und niemand jemals ſo heilig geweſen iſt, noch jetzo iſt, der nicht Sünde begangen hätte, und noch begienge; ſo ſieht man daraus: daß dieſes Mittel bey dem natürlichen Menſchen, Gottes Gnade zu erlangen, und vor ſeinem Gericht gerecht zu erſcheinen, ohne Kraft ſey: und in dieſem Verſtande ſaget Paulus: **Daß der Menſch nicht durch des Geſetzes Werk vor Gott gerecht werde**, Gal. 2, 16. **Daß ohne Zuthun des Geſetzes die göttliche Gerechtigkeit ſich geoffenbaret**, Röm. 3, 21. **Und daß die von den Werken des Geſetzes ſind, unter dem Fluche ſind.** Und David ſpricht Pſ. 143, 2. **Herr! gehe nicht ins Gericht mit deinem Knechte, denn vor dir iſt kein lebendiger gerecht.** Man muß hieraus nicht den Schluß machen, (wie einige aus der Lehre Pauli geſchloſſen haben) als wäre es nicht nöthig Gutes zu thun, und das Geſetz Gottes zu erfüllen. Das ſey ferne! die Meynung des Apoſtels geht bloß dahin: man müſſe nicht meynen, als könne man durch ſeine eigene Werke vor Gott gerecht werden; (wie wir davon an ſeinem Orte ausführlicher reden wollen). **Was die Buße** betrifft: ſo ſollte man denken: dieſe wäre die einzige Hoffnung des Schuldigen und der Troſt des Sünders. Aber weit gefehlt! denn die Buße, wodurch der Menſch ſich Gott gnädig machen will, muß eine wahre Buße ſeyn. Er muß ſich von der Sünde gänzlich abwenden, und den feſten Vorſatz haben, niemals zu derſelben

ſelben zurück zu kehren. Findet aber wohl bey dem äußerſt verdorbenen, und von ſeinen Leidenſchaften ſtündlich angefochtenen Menſchen eine ſolche Buße Statt? Keinesweges! das Maaß des Böſen, wodurch er den unendlichen Gott beleidiget, iſt zu groß, als daß ſein Abkehren von der Sünde hinlänglich wäre; hiernächſt verfällt der Menſch, ſo ſehr er übrigens auf ſeiner Huth ſeyn möchte, nachdem er ſeine Sünden erkannt, von neuen in dieſelben: denn wir ſaufen die Sünde in uns, wie Waſſer, und ſind unter der Sünde verkauft, ſaget der Apoſtel; und dieſe verderbte und ſündhafte Natur, verläßt den Menſchen nicht, ſo lange er lebet. Ich rede allhier nicht von der evangeliſchen Buße, oder von der Buße eines wahren Chriſten. Dieſe iſt von ganz anderer Art, und ich weiß, von welcher Kraft ſie iſt: wie davon nachhero gehandelt werden ſoll: ſondern ich rede davon, ob der Menſch, ohne Gnade des Evangelii wahre Buße thun könne. Den Satz, daß der Menſch an und vor ſich ſelbſt, ſich Gottes Gnade zu erwerben, keine hinlängliche Kräfte beſitze, da er vielmehr Gott ſtündlich zum Zorne reizet, iſt der Vernunft gemäß, erhellet aber aus der heiligen Schrift noch deutlicher. So ſaget Paulus Röm. 3, 9. **Wir ſind vordem überführet, daß beydes Juden und Griechen alle unter der Sünde ſind.** Das iſt: alle Menſchen ſind gleichſam in den Abgrund der Sünde geſtürzt, und können ſich aus eigenen Kräften nicht heraus helfen. Dieſes muß ein jeder ſeinem Gemüthe ſtark einprägen; denn wir erſehen daraus: wie unentbehrlich den Menſchen der evangeliſche Glaube ſey; wie die Briefe Pauli an die Römer, Galater und Hebräer ſich ausdrücklich hierauf beziehen. Und in der That ſucht niemand den Arzt, bevor er fühlet, daß er krank iſt. So müßten wir alſo in Verzweifelung gerathen? könnte jemand hierbey fragen; allerdings! wenn wir auf uns ſelbſt ſehen. Betrachten wir aber die unermeßliche Güte Gottes, und deſſen unendliche Weisheit, ſo werden wir von dieſer Seite von einer Hoffnung belebet, und unſere Verzweifelung verſchwindet. In der Zuverſicht zu dieſer göttlichen Güte müſſen wir mit dem Propheten Jeſaias ausrufen: **Wenn uns der Herr Zebaoth nicht einen Saamen ließe überbleiben, ſo wären wir wie Sodom, und gleich wie Gomorra,** Jeſ. 1, 9. Dieſer geſegnete Saame aber iſt Chriſtus, nach Gal. 3, 16. Auch müſſen wir jener Worte Pauli eingedenk ſeyn, welcher Röm. 3, 21. ſaget: **Nun aber iſt außer dem Geſetze die göttliche Gerechtigkeit offenbaret, und durch das Geſetz und die Propheten bezeuget; und zwar die Gerechtigkeit Gottes, die da kömmt durch den Glauben an Jeſum Chriſt, in allen und auf alle die glauben.**

Bis ſo weit iſt alles aus den Gründen der Vernunft bewieſen, und ſind zur Erläuterung die dahin gehörige Stellen aus der heiligen Schrift angeführet: der folgende Theil gründet ſich einzig und allein auf die heilige Schrift: ob gleich zur Erläuterung deſſen auch unſere natürlichen Begriffe dienen können.

***

Zweyter Theil.

Vom evangeliſchen Glauben.

§. 1.

Von der Offenbarung.

Da unſere Vernunft kein Mittel ausfinden, wie man bey Gott in Gnaden kommen und ſeine verderbte Natur ändern könne: ſo entdecket uns die heilige Schrift daſſelbe.

Es iſt oben im erſten Theile im 18ten §. bewieſen: daß der Menſch, durch ſich ſelbſt, vor Gott nicht gerecht ſeyn könne, und daß alle Mittel, welche die Vernunft erſinnet, die Gottheit zu verſöhnen, unkräftig ſeyn. Da es ſich aber mit der Barmherzigkeit Gottes keinesweges reimet: daß er den Menſchen der äußerſten Verzweifelung überlaſſen ſollte: ſo folget daraus ſowohl, als aus deſſen unendlicher Güte und Weisheit: daß er uns ſelbſt ein ſolches Mittel entdecken müſſen, wie wir uns mit ihm verſöhnen, und unſern vorigen glücklichen Zuſtand, darinn wir erſchaffen, wieder erlangen können. Dieſes große Mittel zu unſerer Errettung hat Gott wirklich geoffenbaret; als welches Mittel die von Gott begnadigte Chriſtenheit die Offenbarung nennet. Was die Offenbarung ſey. Denn da Gott geſehen, daß das menſchliche Geſchlecht unvermögend, und in dem, was zu ſeinem Heile gereicht, blind iſt; hat er einige tüchtige Werkzeuge erwählet, die in der Schrift Propheten und Apoſtel genannt werden, ihren Verſtand mit einem übernatürlichen Lichte erleuchtet, und ihnen die verborgenſten Geheimniſſe offenbaret. Dieſe Geheimniſſe und Prophezeyungen haben ſie auf Befehl des heiligen Geiſtes nieder geſchrieben; und zwar damit die von Gott geoffenbarten Wahrheiten bis auf die allerſpäteſte Zeit der Vergeſſenheit entriſſen werden möchte, als welche Schrift wir die heilige Schrift nennen. In derſelben heißt es ausdrücklich, die Apoſtel hätten verkündiget geoffenbarte Geheimniſſe, die von der Welt her verſchwiegen geweſen, nun aber offenbaret wären durch der Propheten Schriften auf Befehl des ewigen Gottes, Röm. 14, 24. 25. Dahero auch geſaget wird: die Kirche ſey auf den Grund der Apoſtel und Propheten erbauet, Eph. 2, 20.

§. 2.

Von der heiligen Schrift.

Die heilige Schrift a) iſt das wahre Wort Gottes b).

Was das alte und neue Teſtament iſt.

a) Die heilige Schrift wird in das alte und das neue Teſtament eingetheilet. Jenes enthält das Geſetz, welches den Menſchen zur vollkommenen Annehmung des chriſtlichen Glaubens vorbereitet; wie auch Prophezeyungen und Vorbilder der evangeliſchen Gnade. Das neue Teſtament entdecket die Erfüllung ſelbiger Prophezeyungen und Vorbilder, und prediget das große Erbarmen Gottes, welches uns durch den Tod Jeſu Chriſti erworben iſt.

Was Geſetz und Evangelium iſt.

Auch wird daſſelbe in Geſetz und Evangelium eingetheilet. Zum Geſetze gehören alle diejenigen Stellen der heiligen Schrift, in welchen Gott die genaue Erfüllung ſeiner Gebote ernſtlich fordert, und die Uebertretung derſelben aufs ſchwerſte zu beſtrafen drohet. Durch das Evangelium wird alles das verſtanden, was die gnädigen göttlichen Verheißungen, und die Liebe, die der himmliſche Vater uns, um ſeines geliebteſten Sohnes willen erwieſen hat, angeht. So ſind jene Worte, die Gott zu dem Abraham ſprach: **Durch deinen Saamen ſollen alle Völker der Erden geſegnet werden**, 1 Moſ. 21, 18. Worte des Evangelii. Der Urheber der heiligen Schrift iſt der heilige Geiſt: denn welcher Menſch weiß die in Gott verborgenen Geheimniſſe, ohne der Geiſt, der in ihm iſt? 1 Cor. 2, 11. Die Werkzeuge aber des heiligen Geiſtes ſind die Propheten und Apoſtel geweſen, nach den Worten Petri deſſen 2ten Brief Cap. 1, 21. **Es iſt noch keine Weiſſagung aus menſchlichem Willen hervorgebracht, ſondern die heiligen Männer Gottes haben geredet, erleuchtet von dem heiligen Geiſte.**

b) Daß die heilige Schrift wirklich Gottes Wort ſey, davon wird ein wahrer Chriſt bey Leſung und Anhörung der darinn enthaltenen hohen Wahrheiten durch die innerliche Empfindung überzeuget. Da aber der unwiedergeborne Menſch, die Kraft dieſer innerlichen Ueberzeugung bey ſich nicht empfinden kann: ſo ſind außer dem, zur Beſtätigung deſſen, genugſame Beweiſe vorhanden, und zwar 1) die deutlichſten und jedermann in die Augen leuchtenden Erfüllungen der Prophezeyungen. Dahin gehören: die Prophezeyung des Erzvaters

Beweiſe der Göttlichkeit der heil. Schrift.

Jacob von dem zukünftigen irdiſchen Reiche, und deſſen Dauer bis zu der Ankunft des Meſſias, 1 Moſ. 49, 10. Die Prophezeyungen des Daniels von den zukünftigen Veränderungen in den Monarchien, mit Vorherverkündigung der zufälligſten Umſtände Dan. 2, 31. c. 8, 8. wie auch von der Ankunft und dem Leiden Chriſti, und dem Aufhören der Opfer des alten Teſtamentes c. 9, 24. Ferner die Prophezeyungen des Jeſaias und Malachias von der Bekehrung der Völker zu dem wahren Gott, Jeſ. 2, 11. Mal. 1, 10. wie auch die Prophezeyungen Chriſti von der Zerſtörung Jeruſalems, und Zerſtreuung der Juden, Matth. 24, 2. und Cap. 23, 35. anderweitiger vieler Prophezeyungen nicht zu gedenken; als deren ſammtliche Erfüllung ſo offenbar iſt, daß die ganze Welt davon ein untrügliches Zeugniß ablegen kann. Da nun auſſer Gott niemand, was morgen, zu geſchweigen, was nach hundert und nach mehreren Jahren geſchehen wird, wiſſen, noch voraus ſagen kann; ſo muß nothwendig eine Schrift, die dergleichen Prophezeyungen enthält, für eine göttliche Schrift angeſehen werden. **2) Die Heiligkeit, ſowohl der Glaubenslehren, als der Gebote.** Wie vortrefflich und erhaben urtheilet nicht die heilige Schrift von der göttlichen Majeſtät und von dem Geheimniſſe unſerer Erlöſung. Sie verlanget von uns keinen andern, als einen der Gottheit und den vernünftigen Geſchöpfen anſtändigen Gottesdienſt. Sie will, man ſolle Gott im Geiſte und in der Wahrheit anbethen, und ſaget: daß ein geängſtetes und zerſchlagenes Herz Gott ein angenehmes Opfer ſey. Was die darinn enthaltene Gebote betrifft, ſo ſind ſie

um

um deſto heiliger, weil ſie dem Menſchen den beſten Weg zur Vollkommenheit zu gelangen zeigen. Sie befehlen: man ſoll Gott von ganzem Herzen und von ganzer Seele lieben; dem Nächſten aber nicht nur nicht ſchaden, ſondern ſich vielmehr bemühen, ihm in allen ſeinen Nöthen zu helfen und zu fördern: und dieſes ſollen wir nicht nur gegen unſere Freunde thun, ſondern wir ſollen ſo gar unſern Feinden Gutes erweiſen; und nicht nur niemanden Böſes thun, ſondern ſo gar gegen niemanden im Herzen etwas böſes hegen. Ueberhaupt kann man von allen chriſtlichen Geboten der Wahrheit nach ſagen, daß ſie mit der geſunden Vernunft übereinſtimmen, und daß man in keinen andern Büchern eine ſo richtige und unverfälſchte Sittenlehre antreffe. Daß in der heiligen Schrift aber auch ſolche Lehren angetroffen werden, die unſere Begriffe überſteigen, darüber muß man ſich nicht wundern. Denn Gottes Gerichte ſind unbegreiflich, und ſeine Wege unerforſchlich. Wer hat des Herrn Sinn erkannt; oder wer iſt ſein Rathgeber geweſen? 3) Die bewunderungswürdige, oder vielmehr die alle Bewunderung überſteigende Kraft der Predigten der Apoſtel. Es haben die Apoſtel, deren Anzahl ſehr geringe geweſen, und die an ſich ohnmächtig, arm, ſchwach und dürftig waren, ohne einige Waffen, und ohne einige Kraft der Beredtſamkeit, bloß durch das lautere und reine Wort Gottes, in kurzer Zeit unzählige Völker zum chriſtlichen Glauben gebracht; wogegen alle von den Kaiſern ausgegebene Befehle, dadurch ihre Lehre verboten ward, desgleichen alle Drohungen und

Marter, und alle arglistig zuſammengewebte Vernunftſchlüſſe und verführeriſche Meynungen der damaligen Weltweiſen nichts auszurichten vermochten; als welches deutlich beweiſet, daß Gott ſelbſt dabey gewirket. Da aber die Lehre der Apoſtel in der heiligen Schrift enthalten iſt, und mit den Lehren der übrigen heiligen Scribenten aufs genaueſte übereinſtimmet: ſo bleibet nicht der geringſte Zweifel übrig, daß dieſe Lehre nicht für eine von Gott ſelbſt geoffenbarte Lehre ſollte gehalten werden müſſen. Ueberdem, wenn die Lehre der Apoſtel nicht von Gott wäre: was ſollte ſie wohl bewogen haben, dieſelbe für göttlich auszugeben, und die Menſchen zu hintergehen? Sollte es der Nutzen geweſen ſeyn? Sie haben ja ihr ſämmtliches zeitliches Vermögen gerne dahin gegeben, und andere gelehret, nicht nach Reichthum zu ſtreben. War es etwan Hoffnung, Ehre in der Welt zu erlangen? Dieſes konnten ſie ſich gar nicht vermuthen: denn ihr Lehrer hatte ihnen bloß Elend und Tod vorher verkündiget, und ſie, wie Schafe mitten unter die Wölfe geſandt. Ihre Einfalt und Unwiſſenheit kann ſie ſelbſt betrogen haben, möchte jemand ſagen. Man findet aber in ihren hohen und weiſen Schriften dieſe Unwiſſenheit keinesweges. Und wie hätte auch wohl nicht einer, ſondern ſo viele Menſchen, ſo viele Jahrhunderte hindurch, oder vielmehr von Anfange der Welt an, dieſe Lehre, wenn ſie erdichtet wäre, anzunehmen ſich vereinigen können? Dieſes iſt ſo unmöglich, daß alles, was ſonſt unmöglich iſt, eher geſchehen könnte. Es muß alſo dieſer Satz für ungezweifelt wahr angenommen werden, daß die heilige Schrift das wahrhafte

hafte Wort Gottes iſt. Wir haben hiervon dießfalls etwas weitläuftiger gehandelt; weil durch eben dieſe Gründe bewieſen iſt, daß die chriſtliche Religion die wahre Religion ſey.

§. 3.

Von dem weſentlichen Inhalte der heiligen Schrift.

Der weſentliche Inhalt und Inbegriff der heiligen Schrift, iſt unſer Erlöſer Jeſus Chriſtus a)), der vor der Welt zu unſerer Herrlichkeit beſtimmet b)), bey dem Anfange der Welt verheißen c)), von den Propheten vorher verkündiget d)), durch Opfer und Vorbilder vorgebildet e)), durch das Geſetz vorbereitet f)), und durch das Evangelium aller Welt verkündiget iſt g)).

a) Die heilige Schrift enthält verſchiedene Sachen, als: Gebote und Geſetze, Vorſchriften in Abſicht der Sitten, Prophezeyungen, Beſchreibungen göttlicher Erſcheinungen und Wunder, Verheißungen und menſchliche Handlungen. Dieſes alles zielet auf nichts anders, als bloß darauf, den ewigen Rathſchluß Gottes über die Erlöſung der Menſchen durch den Erlöſer Jeſum Chriſtum zu offenbaren. So bringet das Geſetz uns zur Erkenntniß deſſen, daß wir in Gottes Augen Schuldner ſind, und befiehlet uns einen Erlöſer zu ſuchen: dieſen Erlöſer haben die Prophezeyungen vorher verkündiget und die Opfer vorgebildet; die verſchiedenen Erſcheinungen Gottes, und die Wunder dieneten entweder die Menſchen zur Annehmung des chriſtlichen Glaubens zuzubereiten, oder auch die Thaten Chriſti mehr in das Licht zu ſetzen; die

göttlichen

göttlichen Verheißungen aber gründen ſich ſämmtlich, in ſo ferne ſie uns der Gnade des himmliſchen Vaters verſichern, auf Jeſum Chriſtum, als unſern Mittler bey Gott. Die heilige Schrift iſt voll von Zeugniſſen von dieſer Wahrheit. Wir wollen deren nur einige anführen. So heißt es Joh. 1, 45. **wir haben den funden, von welchem Moſes im Geſetze und die Propheten geſchrieben haben, Jeſum;** und 2 Cor. 1, 20. **alle Verheißungen Gottes ſind Ja in ihm (Chriſto), und ſind Amen in ihm.** Das heißt, alle gnädige göttliche Verheißungen haben ihren Grund in Chriſto, und beziehen ſich auf ihn.

b) Alle Rathſchlüſſe Gottes ſind von Ewigkeit her. Unter dieſen iſt der Rathſchluß Gottes von der Menſchwerdung ſeines Sohnes, und der Reinigung der Menſchen von Sünden durch ſein Blut, der allervorzüglichſte. **Wir reden von der im Geheimniſſe verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verordnet hat vor der Welt zu unſerer Herrlichkeit,** ſagt Paulus 1 Cor. 2, 7. Um dieſer Urſache willen wird der Erlöſer in der Offenbarung genannt **das Lamm, das erwürget iſt vor Erſchaffung der Welt.**

Der evangeliſche Glaube iſt gleich bey dem Anfange der Welt gegründet.

c) Dem erſten Menſchen Adam verkündigte Gott ſeine Gnade und ſein Erbarmen ſowohl gegen ihn, als gegen das ganze menſchliche Geſchlecht in folgenden wirklich evangeliſchen Worten: **Ich will Feindſchaft ſetzen zwiſchen dir (Schlange) und dem Weibe, und zwiſchen deinem Saamen und ihrem Saamen, derſelbe wird dir den Kopf zertreten, und** du

du wirſt ihn in die Ferſen ſtechen, 1 Moſ. 3, 14. Die Deutung dieſer Worte iſt folgende: die Schlange iſt der Teufel, der Saamen der Schlange ſind alle Gottloſen und Verfolger der Wahrheit; der Saamen des Weibes iſt Chriſtus, Gal. 4, 4. Chriſti Saamen ſind alle Frommen und Tugendhaften. Chriſtus zertritt der Schlange den Kopf, indem er die Sünde vertilget, und die Gottloſen ausrottet; die Schlange ſticht Chriſtum in die Ferſen, indem ſie ihn durch ihre Anhänger dem Leibe nach tödtet, und die an ihn glauben, verfolget; welches jedoch, ohne daß es ihnen an ihrem Seelenheile ſchadet, geſchieht. Dieſe wichtige Verheißung nahm unſer Stammvater Adam, wie es ſich gehöret, mit fröhlichem Herzen an. Und hier ſehen wir den Anfang unſeres Glaubens bey dem erſten Anfange der Welt. Dieſem Beyſpiele folgten die gottſeligen Nachkommen Adams, wie Paulus ſolches ausdrücklich bezeuget Hebr. 11, 2. **Durch dieſen (Glauben) haben die Alten Zeugniß überkommen.** Eben dieſe Verheißung des Glaubens iſt nachhero zu mehrerenmalen dem Abraham, Iſaac und Jacob mit dieſen Worten wiederholet: **In deinem Saamen ſollen alle Völker geſegnet werden.** Und eben deswegen nennet der Apoſtel Paulus in ſeinem Briefe an die Römer im 4ten Cap. Abraham nicht nur den Gläubigen, und den durch den Glauben an Chriſtum Gerechten; ſondern auch den Vater aller die da glauben: als womit er ſagen will: daß alle Chriſten, die vor Gott gerecht erſcheinen wollen, den Abraham zum Muſter annehmen müſſen. Hieraus aber ſieht ein jeder, daß der Glaube an Jeſum

Chriſtum

bräer im 9ten und 10ten Cap. allwo es unter andern heißt: das Geſetz hatte den Schatten von den zukünftigen Gütern, und nicht das Weſen der Güter ſelbſt. Die Opfer der Heiden hätten ihren Nutzen haben können, wenn ſie ihnen zur Anleitung gedienet hätten, ſich vor Gott für ſtraffällig zu erkennen, und den rechten Weg einzuſchlagen, zu der Rechtfertigung zu gelangen. Was die äußerlichen Gebräuche oder Kirchenceremonien der Juden betrifft: ſo bezeichneten ſie gleichfalls ſichtbarlich die unſichtbaren Wirkungen der evangeliſchen Gnade zum voraus. So war die Beſchneidung des Fleiſches ein Zeichen der geiſtlichen Beſchneidung, das iſt, der Ablegung der fleiſchlichen Luſte, und der Sünde, durch die Gnade Chriſti. Das Oſterlamm war ein Zeichen des unbefleckten Lammes Jeſu Chriſti, den wir durch den Glauben genießen ſollten. Die eherne Schlange in der Wüſten war ein Bild des am Kreuze hangenden Erlöſers, der allen, die mit Glaubensaugen auf ihn ſehen, das Nagen des Gewiſſens heilen kann. Und auf die Art muß man auch von dem übrigen urtheilen. Es erhellet aber hieraus, daß dieſe Opfer und Gebräuche bloß bis zur Ankunft des Erlöſers, durch den ſie ihre Erfüllung bekommen haben, Statt haben konnten, wie der Apoſtel Paulus in ſeinem Briefe an die Hebräer 9, 10. ausdrücklich ſaget: daß die Opfer und Gebräuche bis zur Zeit der Beſſerung verordnet geweſen.

Woher durch das Geſetz niemand gerecht wird.

f) Es iſt allerdings das Geſetz zu dem Ende gegeben, daß der Menſch, der daſſelbe vollkommen erfüllen würde, vor Gott gerecht ſeyn ſollte, wie es 3 Moſ. 18, 5. heißt: welcher Menſch daſſelbe thut, der wird darinnen leben. Da aber alle Menſchen geſündiget haben, und der Herrlichkeit Gottes beraubet ſind; Röm. 3, 23. ſo iſt dieſer Endzweck fruchtlos geworden, und folglich hat das Geſetz durch unſer Unvermögen, die Kraft, uns vor Gott gerecht zu machen, verloren, nach den Worten des Apoſtels Gal. 3, 11. Im Geſetze wird niemand vor Gott gerecht. Es hat aber der weiſeſte Gott ein anderes Mittel, wodurch uns das Geſetz nützlich werden kann, erfunden: er hat daſſelbe gebraucht, um uns zum Glauben an Chriſtum zuzubereiten. Dieſe Zubereitung beſteht darinne: daß, indem das Geſetz uns zeiget, daß wir Uebertreter und des göttlichen Zornes ſchuldig ſind, es uns gleichſam bey der Hand nimmt, und uns zu unſerm Fürſprecher Chriſto führet. Es finden ſich hiervon in der heiligen Schrift deutliche Beweiſe, denn ſo heißt es Gal. 3, 24. das Geſetz iſt unſer Lehrmeiſter geweſen auf Chriſtum, daß wir durch den Glauben gerecht würden: und Hebr. 7, 19. das Geſetz konnte nichts vollenden. Und wird eingeführet eine beſſere Hoffnung, durch welche wir zu Gott nahen. Hieraus muß niemand den Schluß machen, als wären wir, das Geſetz zu erfüllen, nicht verbunden. Das ſey ferne! wir werden von der Nothwendigkeit der Erfüllung des Geſetzes unten mit mehrerm handeln.

Wozu Geſetz d
net.

g) Da unſer Erlöſer die Apoſtel erwählet hatte, befahl er ihnen, das Evangelium aller Creatur, das iſt, allen Menſchen, zu predigen, Marc. 16, 15. Denn alle Menſchen hatten es nöthig, ihre Seligkeit durch dieſen himmliſchen

Mittler zu erlangen. Dieſen Befehl haben die Apoſtel des Herrn genau erfüllet. Sie durchſtrichen den ganzen Erdkreis, und hinterließen allenthalben unauszutilgende Fußſtapfen vom ſeligmachenden Glauben, ſo daß der Apoſtel Paulus mit Rechte mit David ſagen konnte: **Es iſt in alle Lande ausgegangen ihr Schall, und in alle Welt ihre Worte,** Röm. 10, 18.

§. 4.

Was die Kirche iſt.

Die Verſammlung derer, die an Jeſum Chriſtum glauben, iſt und heißt die Kirche.

Obgleich die Tempel und Bethhäuſer gemeiniglich Kirchen genannt werden, und zwar, weil ſich die Gläubigen in denſelben zur Verrichtung des Gottesdienſtes verſammlen, ſo beſteht dennoch die Kirche eigentlich bloß aus dem Haufen derjenigen, die einen wahren und lebendigen Glauben an Jeſum Chriſtum haben, wie der Apoſtel Paulus 2 Cor. 6, 16. ſaget: **Ihr ſeyd der Tempel des lebendigen Gottes.** Von dieſer Kirche ſoll unten bey dem apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſe weitläuftiger gehandelt werden.

§. 5.

Von dem verſchiedenen Zuſtande der Kirche.

Die chriſtliche Kirche iſt vom Anfange der Welt gegründet; ward zuerſt durch mündliche Ueberlieferungen der göttlichen Offenbarungen a), nachhero durch das geſchriebene Geſetz und Lehren der Propheten b), und endlich durch das Evangelium geordnet c).

a) Oben

a) Oben im 3ten §. in der 3ten Anmerkung iſt gezeiget: daß die chriſtliche Kirche ihren Anfang mit dem Anfange der Welt genommen habe: folglich iſt in der Welt nichts ſo alt, als der Glaube, der uns geprediget wird, und die Kirche, die den Schatz der Kirche in ſich ſchließt. Dieſe Kirche iſt vom Anfange der Welt eine einige und eben dieſelbe, und wird bis ans Ende der Welt eben dieſelbe bleiben; ſo wie der Glaube, der ſie in ſich ſchließt, beſtändig unveränderlich iſt. Jeſus Chriſtus geſtern und heute, und derſelbe auch in Ewigkeit, Hebr. 13, 7. Den äußern Zuſtand der Kirche anlangend, ſo hat derſelbe drey verſchiedene Perioden gehabt. Der erſte geht von Adam bis Moſen; der zweyte von Moſe bis Chriſtum; und der dritte von Chriſto bis an das Ende der Welt. Die erſte Zeit regierete Gott ſeine Kirche durch mündliche Offenbarungen, die Adam von Gott bekommen, und die dieſer ſeinen Nachkommen bis auf Noah mitgetheilet hat; als welches er wegen ſeines langen Lebens leicht hat thun können; und eben dieſe Offenbarungen hat Noah auf ſeine Kinder und Nachkommen gebracht: denn alle Alten haben den Glauben durch Zeugniſſe erlangt, Hebr. 11, 2. Da aber die göttlichen Offenbarungen einige Zeit nachhero, und nach der Sündfluth durch die Gottloſigkeit der Menſchen in Vergeſſenheit und Verwahrloſung zu kommen angefangen; und nächſtdem der ſchändliche Götzendienſt eingeführet ward, Jeſus Nave (B. Joſua) 24, 2. ſo gefiel es Gott, ſeine Offenbarungen, als das einzige Mittel zum Heile der Menſchen dem Abraham, Iſaac und Jacob, und ihren Nachkommen bis auf Moſen wieder zu

Die drey verſchiedenen Zuſtände der Kirche.

erneuren. Der Inhalt aller dieſer Offenbarungen war evangeliſch, das iſt, der Glaube an Jeſum Chriſtum, als den Verſöhner und Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen. Dahero auch der göttlich weiſe Paulus, bey Gelegenheit, da er alle Alten anführet, und ihren Glauben bezeuget; endlich mit dieſen Worten ſchließt: *der Anfänger und Vollender ihres Glaubens iſt Jeſus geweſen*, Hebr. 12, 2.

Zu welchem Ende das geſchriebene Geſetz gegeben iſt.

b) Die großen Unordnungen der Menſchen, die ſich von der Tugend und Frömmigkeit gänzlich abgewandt hatten, davon das Gefühl einem jeden ins Herz eingepräget war, bewegen den barmherzigen Gott, dem fallenden menſchlichen Geſchlechte eine Unterſtützung zu geben. Dieſe Unterſtützung war das geſchriebene Geſetz, welches die wahren Vorſchriften für die Menſchen, darnach ſie handeln ſollten, enthielt, und die deutlichſte Abbildung des innerlichen durch ihre böſe Handlungen verdunkelten Geſetzes des Herzens war. Gott erwählete den eifrigſten Mann Moſen, dem er dieſes Geſetz übergab, und durch den er daſſelbe unmittelbar dem jüdiſchen Volke, mittelbar aber dem ganzen menſchlichen Geſchlechte mittheilete. Weil aber auch dieſes Geſetz die Triebe der Menſchen zum Böſen zu unterdrücken nicht vermögend genug war; ſo ſandte Gott die Propheten, welche ſowohl durch Bedrohung des göttlichen Zornes, als durch große Verſprechungen die Menſchen zu beſſern ſuchten. Und dieſes war der Anfang des zweyten Zuſtandes der Kirche von Moſe bis Chriſtum, da ſie durch das geſchriebene Geſetz und durch die Lehren der Propheten regieret worden; wobey an:

noch zu erinnern iſt, daß ſowohl vom Geſetz Moſe und aller Propheten, als auch allen, die unter ſelbigem Geſetze gelebet, Jeſus Chriſtus, als die einzige Hoffnung der Menſchen zum Heile zu gelangen, der Grund geweſen: denn es ſchreibt Paulus 1 Cor. 10, 4. Unſere Väter haben alle einerley geiſtliche Speiſe gegeſſen; und haben alle einerley geiſtlichen Trank getrunken: ſie trunken aber von dem geiſtlichen Fels, der mit folgete, welcher war Chriſtus.

Wer der Grund des Geſetzes geweſen.

c) Der dritte Zuſtand der Kirche, als der allerprächtigſte und der allervollkommenſte, nahm ſeinen Anfang mit der Ankunft unſeres Erlöſers, da die Wahrheit des Evangelii, deſſen Grund und Anfang er ſelbſt war, durch die Apoſtel der ganzen Welt geprediget, und mit dem Blute einer unzähligen Menge Märtyrer unterzeichnet worden. Die Kirche gründet ſich in dieſem ihrem Zuſtande auf das heiligſte Wort des Evangelii, und wird durch die Geheimniſſe der Gnadenmittel unterſtützet: ihr ſeyd nicht unter dem Geſetze, ſondern unter der Gnade, rufet Paulus aus Röm. 6, 14. und wir ſehen nicht mehr durch verborgene Prophezeyungen und dunkle Vorbilder, ſondern wir ſchauen die Herrlichkeit des Herrn mit aufgedecktem Angeſichte. 2 Cor. 3, 18. Dieſer Zuſtand wird bis an das Ende der Welt dauren, da Jeſus Chriſtus das Reich Gott und dem Vater übergeben; und alle Obrigkeit, Gewalt und Macht aufheben wird, 1 Cor. 15, 24.

§. 6.

Von der Verfolgung der Kirche.

Die Kirche Jeſu Chriſti iſt zu allen Zeiten verfolget worden, und wird bis an das Ende der Welt verfolget werden [a]), ob ſie gleich niemals wird ausgerottet werden können [b]).

[a]) So wie die, die Wahrheit des Glaubens enthaltende Kirche gleich bey Erſchaffung der Welt ihren Anfang genommen; ſo iſt ſie auch gleich von ſelbigem Anfange an verfolget worden. Denn zwiſchen der Wahrheit und dem Unglauben, zwiſchen der Frömmigkeit und Gottloſigkeit, zwiſchen Tugend und Laſter iſt eine ewige unverſöhnliche Zwietracht geweſen. Der erſte Verfolger war Cain, der ſeinen unſchuldigen Bruder Abel getödtet hat, 1 Moſ. 3. und den **Weg Cains** gehen alle Verfolger, Jud. v. 11. Von Cain ſtammete das Geſchlecht der Gottloſen, und von Seth die Frommen ab, welche letztere die Schrift Kinder Gottes nennet, 1 Moſ. 6, 2. Die erſtern waren abgeſagte Feinde der letztern, 1 Moſ. 6, 11. als welche im Waſſer der Sündfluth erſäufet worden; die Kirche aber ward im Kaſten vor den Fluthen der Waſſer bewahret und erhalten. Nach der Sündfluth vermehrete ſich die Anzahl der Menſchen, und mit denſelben die Anzahl der Böſen, von welchen das Geſchlecht des gottloſen Hams die Anführer geweſen, 1 Moſ. 9, 25. Abraham, Iſaac und Jacob giengen gleichſam durch das Feuer der Verſuchungen und Anfälle ſtandhaft hindurch. Eben dieſes erlitte Loth von den Sodomitern, Joſeph von ſeinen Brüdern, die Iſrae-

liten

liten von den Aegyptern, Moſe von den Iſraeliten, und David von Saul. Alle Propheten fanden allenthalben Widerſpruch und Verfolgung vor ſich, und alle Starken von Iſrael, ja die heiligſten Männer, mußten ſchon damals ihr Brodt mit Thränen eſſen, und aus dem Kelche der Trübſal trinken. Mit einem Worte, das unſchuldige Blut ward von Abel an vergoſſen, Matth. 23, 35. und dieſes Blutvergießen endigte ſich mit Johannes dem Täufer, dem Vorboten der Gnade. Alles dieſes geſchahe zur Zeit des alten Teſtamentes. In der Zeit der geoffenbarten neuen Gnade hat der Erlöſer dieſen heiligen Kampf ſelbſt angefangen, und durch ſeine göttliche Perſon für uns alle das zum Heil der Seele dienende Tragen des Kreuzes geſegnet. Er hat ſein Leben unter Verfolgung angefangen, in der größten Schmach, Armuth und Verachtung geführet, und am Kreuze geendiget, Hebr. 12, 2. Ihm, als ihrem Lehrer, folgeten hierinne ſeine Jünger, die von ihm in alle Welt, als die Schafe unter die Wölfe, geſandt worden. Sie ſagen ſelbſt von ſich: *die Welt habe ſie für ein Scheuſal gehalten, ſie wären ein Schauſpiel worden der Welt, und den Engeln und den Menſchen*, 1 Cor. 4, 9. 13. Und da gleichſam aus dem Blute der Apoſtel eine unzählige Menge Chriſten entſproſſen, ſo haben dieſe mit ihnen ein gleiches Schickſal gehabt. Sowohl die römiſchen Kaiſer, als alle Großen dieſer Welt, hatten ſich mit aller Macht ausgerüſtet, ſie auszurotten. Sie ſind wie die Schafe geſchlachtet. Es zählet die Kirchengeſchichte zehen große Verfolgungen; nämlich: 1) unter Nero, 2) unter Domitian, 3) unter

Trajan, 4) unter Hadrian, 5) unter den Antoninen, 6) unter Severus, 7) unter Maximin, 8) unter Decius, 9) unter Valerian, 10) unter Diocletian. Das Herz möchte einem bluten, wenn man die grauſamen Martern, die ihnen angethan ſind, bedenket. Die Beraubung der Ehre und des ſämtlichen Vermögens, die Verſendung in die Bergwerke zum Erzgraben, Stockſchläge, das Ausſchneiden der Zunge, das Abhauen der Hände und Füße, nachdem vorhin die Zähne und Augen ausgeriſſen werden, wurden für leichte Marter gehalten. Man nähte ſie in Häute der Thiere, und warf ſie den wilden Thieren zum Zerreißen vor, man zerbrach ihnen alle Glieder, und hieng ſie an Kreuze; man nähte ſie in Matten, und erſäufte ſie im Waſſer; ſie wurden mit Feuer gebrannt, lebendig in die Erde begraben, oder mit Steinen todt geſchlagen, in eherne glühend gemachte Statuen von Ochſen eingeſchloſſen, bis an die Knochen und Eingeweide zerriſſen, durch Eingießung heiß gemachten Peches oder Bleyes in den Hals um das Leben gebracht, von hohen Bergen herunter geworfen, in kleine Stücke zerhauen. Mit einem Worte, man verübte an ſie alle Grauſamkeiten, die nur immer haben erſonnen werden können. Allhier muß gleichſam im Verbeygehen angemerket werden: daß die Märtyrer ſowohl bey den Martern eine unbiegſame Standhaftigkeit bewieſen, als auch alle die Marter mit einer bewunderungswürdigen Großmuth, ohne gegen ihre Verfolger die allergeringſte Beunruhigung blicken zu laſſen, ausgeſtanden haben, als welches einen ſtarken Beweis von der untrüglichen Wahrheit der chriſtlichen Reli-

gion

gien abgiebt. Dieſe öffentlichen Verfolgungen haben bis zu den Zeiten Conſtantins des Großen gedauret. Und obgleich dieſer zu dem wahren Gott bekehrte Kaiſer den Befehl wegen Verfolgung der Chriſten aufgehoben hatte; ſo höreten dennoch die heimlichen Verfolgungen, dergleichen die Gottſeligen zu aller Zeit von den Gottloſen leiden müſſen, nicht auf. Außer dem, daß die Chriſten in der ganzen Welt von den ungläubigen Völkern zum öftern angefallen, beunruhiget und getödtet ſind; ſo hat vor einigen Jahrhunderten die Flamme der Verfolgung die chriſtliche Kirche aufs neue ergriffen; da bey einer innerlichen Zwiſtigkeit, zwiſchen der orientaliſchen und occidentaliſchen Kirche, der Mahomed ſich des Orients bemächtiget, und das Chriſtenthum unterdrücket hat, der Occident aber dem Joche des irrgläubigſten Pabſtes unterworfen worden. Hiernächſt ſind, außer oben angeführten Verfolgern, die man die auswärtigen nennen kann, auch innerliche oder ſo zu ſagen häusliche Verfolger geweſen, von welchen Johannes in ſeinem 1ſten Briefe Cap. 2, 19. ſchreibt: **ſie ſind von uns ausgegangen, ſie waren nicht von uns.** Dergleichen Verfolger ſind die Ketzer, das ſind ſolche, die unter dem Scheine der Vertheidigung der Wahrheit durch ihre fremde und ſchädliche Meynungen die Wahrheit unterdrücken. Mit ſolchen Ungeheuren ſind alle Jahrhunderte angefüllet geweſen, und von ihnen iſt das Eingeweide der Kirche Chriſti am meiſten zerriſſen. Seit der Ankunft unſeres Erlöſers ſind folgende Hauptſecten geweſen, als: die Secte der Simonianer, der Valentinianer, der Montaner, der Manichäer, der Arianer, der Pelagianer, der Neſtorianer, der

Eutychianer u. a. m. als welche beſonders anzuführen unnöthig iſt, indem ſowohl die innerlichen als äußerlichen Verfolgungen bis ans Ende der Welt, das iſt, bis an die Zeit fortdauren werden: da des Menſchen Sohn ſeine Engel ſenden wird, welche aus ſeinem Reiche alle Aergerniſſe, und die da Unrecht thun, ſammlen, und in den Feuerofen werfen werden, Matth. 13, 41. Die heilige Schrift nennet die Verfolger der Kirche Antichriſten, das ſind ſolche, die Chriſto zuwider ſind, 1 Joh. 2, 18. deren Anzahl und Bosheit zunehmen wird, je näher der Tag des Gerichtes ſeyn wird. Die weiſe Vorſehung Gottes läßt dieſe Verfolgungen zu, damit ſeine Auserwählten offenbar werden: denn die Härte der Verfolgungen offenbaret die Standhaftigkeit im Glauben, treibet andere zur Nachfolge an, und verdoppelt ihnen die Belohnung im Himmel; hiernächſt ſetzen die Rotten und Spaltungen diejenigen, die in der Wahrheit unverrückt beharren, in ein helleres Licht, wie der Apoſtel Paulus 1 Cor. 11, 19. ſagt: es müſſen Rotten unter euch ſeyn, auf daß die, ſo rechtſchaffen ſind, offenbar unter euch werden. Doch wehe dem! durch welchen Aergerniß kömmt; und deswegen müſſen wir den himmliſchen Vater unabläßig bitten, daß er uns nicht in Verſuchung führe, und daß er alle Aergerniſſe und Ketzereyen mehr und mehr ausrotte, damit wir nicht gleichfalls durch dieſes Gift angeſtecket werden, beſonders in dieſen höchſt gefährlichen Zeiten, da wir ſehen, daß ſelbſt die eigentliche Chriſtenheit in verſchiedene Secten getheilet iſt.

Die Verfolger der Kirche ſind Antichriſten.

b) Die einzige Abſicht aller Verfolger iſt geweſen: die Wahrheit auszurotten; da aber die Kirche Jeſu Chriſti auf ihn ſelbſt, als auf einen Felſen, **den die Pforten der Hölle nicht überwältigen können**, gegründet iſt, Matth. 16, 18. ſo haben ſie ihre Abſicht nicht erreichen **können, und werden ſie in Ewigkeit nicht erreichen.**

§. 7.

Alle Heilswahrheiten, die in den heiligen Büchern enthalten, und von der Kirche für wahr angenommen ſind, haben die heiligen Väter, um ſie jedermann deſto begreiflicher zu machen, und um den Rechtgläubigen von dem, mit irrigen Meynungen angeſteckten zu unterſcheiden, ins Kurze zuſammen gezogen.

Die Anzahl der heiligen Bücher, die die Lehren der Kirche enthalten, iſt nicht klein; auch ſind die darinne geoffenbarten Geheimniſſe nicht jedermann vollkommen verſtändlich; betrachtet man hiernächſt die verſchiedenen Verfaſſungen und Beſchaffenheit der Menſchen; da nicht jedermann im Stande iſt, ſich mit dem Leſen der heiligen Schrift zu beſchäfftigen, ob es gleich ſehr zu wünſchen wäre: ſo wird man erkennen, daß der Nutzen der Einfältigen unter den Chriſten es unumgänglich erfordert hat: daß die nöthigſten Lehren in einem Auszuge vor Augen geleget würden, damit ein jeder daraus ſehen, und ohne Mühe im Gedächtniſſe behalten könne, was ihm zur Seligkeit zu wiſſen nöthig iſt.

§. 8.

§. 8.

Was das Glaubensbekenntniß iſt.

Dieſer Auszug wird das Glaubensbekenntniß (Symbolum fidei) genannt, und lautet alſo:

1) Ich glaube an einen einigen Gott, den allwaltenden Vater, Schöpfer Himmels und der Erden, der ſichtbaren und unſichtbaren Dinge.

2) Und an einen Herrn Jeſum Chriſtum, den eingebornen Sohn Gottes, vom Vater vor der Zeit geboren: Licht vom Lichte, wahren Gott, geboren, nicht erſchaffen, eines Weſens mit dem Vater, durch welchen alle Dinge ſind.

3) Für uns Menſch, und zu unſerer Erlöſung vom Himmel gekommen, von dem heiligen Geiſte empfangen, und von der Jungfrau Maria geboren, und menſchliche Natur angenommen.

4) Für uns unter Pontius Pilatus gekreuziget, gelitten und begraben.

5) Am dritten Tage wieder auferſtanden nach der Schrift.

6) Aufgefahren gen Himmel, ſitzend zur rechten Hand Gottes.

7) Von dannen er mit Herrlichkeit kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten: und ſein Reich wird kein Ende haben.

8) Und an den heiligen Geiſt, den lebendigmachenden Herrn, der vom Vater ausgeht, nebſt Vater und Sohn anzubethen und zu verehren iſt, und der durch die Propheten geredet hat.

9) Ich gläube eine heilige allgemeine apoſtoliſche Kirche.

10) Ich bekenne, daß eine Taufe zur Vergebung der Sünden ſey.

11) Ich hoffe eine Auferſtehung der Todten.

12) Und ein ewiges Leben. Amen!

Das Glaubensbekenntniß iſt bey der erſten, wider den Arius gehaltenen allgemeinen Verſammlung zu Nicea von 318 heiligen Vätern, die ſich daſelbſt verſammlet hatten, abgefaßt; nachhero von der zweyten allgemeinen Verſammlung zu Conſtantinopel im 8ten Puncte ergänzet; und darauf von allen folgenden allgemeinen Verſammlungen, ſeinem ganzen Inhalte nach, beſtätiget, und der ganzen Chriſtenheit, als ein theurer Schatz des Glaubens übergeben. Dieſes Glaubensbekenntniß muß um deſto mehr ausführlich erkläret, und von einem jeden gläubig und ungezweifelt angenommen werden, da es die vornehmſten Sätze des chriſtlichen Glaubens und der Hoffnung in ſich faſſet; und da alle die, welche auch nur einen Punct deſſelben halsſtarrig verwerfen, an der Hoffnung zur Seligkeit Gefahr leiden.

§. 9.

Was der Glaube iſt.

Es fängt ſich aber dieſes Glaubensbekenntniß mit dem Glauben an [a]), als welcher in der herzlichen Annehmung des Evangelii beſteht [b]).

a) Das Glaubensbekenntniß fängt ſich mit Grunde vom Glauben an: denn der Glaube allein zeiget dem Menſchen das Mittel, wie er bey Gott die Verſöhnung erlangen könne, und **ohne Glauben iſts unmöglich, Gott zu gefallen,** Hebr. 11, 6.

b) Unter dem Worte Evangelium wird, wie ſchon oben gemeldet worden, die erfreulichſte Lehre von der Erlöſung der Menſchen durch den eingebornen Sohn Gottes, unſern Mittler, Jeſum Chriſtum, verſtanden. Wer dieſe Lehre mit bußfertigem Herzen annimmt, der glaubet; wer dieſelbe aber verwirft, der gehöret zur Anzahl der Ungläubigen. Die Annehmung dieſer hohen Lehre wird deswegen der Glaube genannt, weil wir dieſe Lehre nicht mit unſerer Vernunft begreifen, wie gleich am Anfange dieſes Theiles angezeiget iſt, ſondern weil ſie uns von Gott ſelbſt in ſeinem Worte unmittelbar offenbaret wird. Wenn unſer Erlöſer zu ſeinen Jüngern Marc. 16, 15. ſaget: gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Creatur: **Wer den Glauben haben, und getauft werden wird, der wird ſelig werden: wer aber keinen Glauben haben wird, der wird verdammet werden:** ſo ſetzet er den Glauben in der Annehmung des Evangelii, den Unglauben aber in der Verwerfung deſſelben. Zur Annehmung des Evangelii, oder zum wahren Glauben aber wird unumgänglich erfordert: 1) daß der Menſch erkenne, daß er vor Gott elend und arm ſey; daß er unter ſeinem gerechten Zorne ſtehe, und durch ſich ſelbſt vor ſeinem gerechten Gericht nicht gerecht erſcheinen könne. Und eben darum fangen ſowohl der Vorbote unſeres Erlöſers, als auch unſer Erlöſer ſelbſt, wie auch der Apoſtel Petrus ihre Predigten mit dieſen Worten an: **Thut Buße**, Matth. 3, 2. c. 4, 17. 2) Muß der Menſch die Lehren der Propheten und Apoſtel für ungezweifelt wahr annehmen, und feſt glauben: der von ihnen verkündigte Jeſus Chriſtus ſey der Erlöſer des menſchlichen Geſchlechtes. Und eben hierinn beſteht beſonders das Weſen des evangeliſchen Glaubens; wie die Briefe Pauli mit Zeugniſſen davon angefüllet ſind. So heißt es Röm. 3, 22. **Die Gerechtigkeit Gottes durch den Glauben an Jeſum Chriſtum zu allen und auf alle, die da glauben.** Eben dieſes bezeuget das folgende ganze Capitel, und Gal. 2, 16. **wir glauben an Jeſum Chriſtum, und werden durch den Glauben an Chriſtum und nicht durch des Geſetzes Werke gerecht.** Dieſer Glaube wird der rechtfertigende Glaube genannt: weil der Menſch durch denſelben vor Gott gerecht gehalten wird; und zwar nach der Lehre Pauli **ohne Werke des Geſetzes**, Röm. 11, 6. Denn wie können dem Menſchen bey ſeiner Rechtfertigung ſeine Werke zu Statten kommen, da er auf keine andere Art gerechtfertiget werden kann, als nachdem er vorher ſich für ſchuldig, und den Zorn Gottes verdienet zu haben, erkannt hat? So bald aber der

Was zum wahren Glauben erfordert wird.

Vom rechtfertigenden Glauben.

Menſch durch den Glauben gerechtfertiget worden, ſo muß er ſeinen Glauben durch die Werke beweiſen, und die erlangte Rechtfertigung durch Beobachtung der heiligen Gebote Gottes bewahren: denn der Glaube muß, nach der Lehre des Apoſtels, durch die Liebe thätig ſeyn, Gal. 5, 6.

Was der lebendige Glaube iſt.

Ein ſolcher Glaube wird der lebendige Glaube genannt: weil der Funke eines ungeheuchelten Glaubens durch ein beſtändiges Zunehmen in der Tugend angefeuret wird.

Was ein todter Glaube iſt.

Wenn aber jemand ſein Elend vor Gott nicht erkennet, und die ganze Hoffnung ſeiner Erlöſung nicht auf den Erlöſer Jeſum Chriſtum ſetzet, oder ſeinen Wandel nicht ſo führet, wie es ſich für einen Chriſten geziemet: ſo iſt deſſen Glaube ein todter, ein heuchleriſcher und ein eiteler Glaube. Wir ſehen hieraus: daß der Glaube ſowohl den Verſtand, als das Herz der Menſchen einnimmt: ſie nimmt alle Vernunft gefangen in dem Gehorſame Chriſti, 2 Corinth. 10, 6. und wer mit Paulo gläubet, muß ſagen können: was ich jetzt lebe im Fleiſche, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat, und ſich ſelbſt für mich dargegeben, Gal. 2, 20.

Der Glaube findet nur in dieſem Leben Statt.

Der Glaube dauret nach dem Ausſpruche Pauli nur in dieſem Leben, und wird in jenem Leben keine Statt haben: denn alsdenn werden wir Gott von Angeſicht zu Angeſicht ſehen; und der ganze Glanz ſeiner Herrlichkeit wird uns leuchten, 1 Cor. 13, 12. Was allhier vom Glauben geſaget iſt, muß man wohl merken, und behalten, weil das ganze Chriſtenthum ſich darauf gründet.

§. 10.

§. 10.

Von dem Geheimniſſe der heiligen Dreyeinigkeit.

Der herrliche evangeliſche Glaube lehret uns: daß Gott ſeinem Weſen nach einig a), in dreyen Perſonen ſey: und zwar der Vater, von niemanden geboren; der Sohn vom Vater von Ewigkeit und unausſprechlich geboren; der heilige Geiſt von demſelben Vater ausgeht, und durch eine gleiche ungetheilte Anbethung und Dienſt verehret und angebethet werden müſſe b).

a) Unſere Vernunft begreiſt: daß ein Gott, und zwar ein einziger Gott ſey; ſo wie ſie deſſen übrige Eigenſchaften gleichfalls erkennet: es lehret uns aber auch ſolches der Glaube: denn der Glaube kann der geſunden Vernunft nicht zuwider ſeyn. Zwiſchen der Erkenntniß, welche die Vernunft von Gott hat, und zwiſchen der Erkenntniß des Glaubens iſt der Unterſcheid: daß jene ſich auf die Beweiſe gründet, die unſere Beurtheilung in der Verbindung der Dinge findet; dieſe aber ihren Grund in dem wahren Worte Gottes hat. Die Erkenntniß des Glaubens iſt die allervollkommenſte, und nicht dem allergeringſten Zweifel unterworfen; denn es können eher die allerdeutlichſten und bündigſten menſchlichen Vernunftſchlüſſe trügen, als daß das Wort Gottes worinn ſollte lügen können. Allhier ſollte das Daſeyn Gottes bewieſen, und deſſen Eigenſchaften ausführlicher abgehandelt werden; es iſt aber davon ſchon gleich im Anfange des erſten Theiles hinlänglich geredet worden.

b) Der heilige Glaube offenbaret uns das hohe Geheimniß der heiligſten Dreyeinigkeit, das iſt: daß Gott ſeinem Weſen nach ein einiger Gott in dreyen Perſonen ſey: Gott Vater, Gott Sohn, und Gott der heilige Geiſt; es ſind aber nicht drey Götter, ſondern es iſt ein Gott, denn es iſt nur ein Weſen: der Vater iſt Herr, der Sohn iſt Herr, der heilige Geiſt iſt Herr; es ſind aber nicht drey Herren, ſondern ein Herr. Der Vater iſt allmächtig, der Sohn iſt allmächtig, der heilige Geiſt iſt allmächtig; es ſind aber nicht drey Allmächtige, ſondern nur ein allmächtiger Gott: ich glaube an Gott den Vater, ich glaube an Gott den Sohn, ich glaube an Gott den heiligen Geiſt. Es ſind aber nicht drey Glauben, ſondern nur ein Glaube. Ich diene Gott dem Vater, ich diene Gott dem Sohne, ich diene Gott dem heiligen Geiſte; es ſind aber nicht drey Dienſte, ſondern nur ein Dienſt, eine Verehrung, eine Anbethung, eine Verherrlichung der heiligen Dreyeinigkeit. Der Vater iſt weder geſchaffen, noch geboren; der Sohn iſt nicht geſchaffen, ſondern vom Vater geboren: der heilige Geiſt iſt weder geſchaffen, noch geboren, ſondern geht vom Vater aus. Die Geburt des Sohnes Gottes iſt von Ewigkeit, ſo wie das Ausgehen des heiligen Geiſtes von Ewigkeit iſt. Unſere Vernunft kann ſich von der Geburt des Sohnes Gottes keinen Begriff machen; auch kann ſie das Ausgehen des heiligen Geiſtes nicht begreifen; ſondern ich glaube einfältig und ohne Nachforſchen, und folge mit der allertiefeſten Verehrung der Wahrheit der göttlichen Offenbarung. Dieſes iſt eines der allerverborgenſten Geheimniſſe; inzwiſchen überzeuget uns das göttliche Wort auf das allerkräftigſte: denn wir werden im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geiſtes getauft. Matth. 28, 19. Bey der Taufe des Erlöſers zeugete der himmliſche Vater von ſeinem eingebornen Sohne, der auf Erden das Werk unſerer Erlöſung vollendet hat; und der heilige Geiſt kam in der Geſtalt einer Taube, und bedeckte ihn mit ſeiner Umſchattung, Matth. 3, 16. 17. in dem Evangelio Johannis aber ſaget der Heiland: **Wenn der Tröſter kommen wird, welchen ich euch ſenden werde vom Vater, der Geiſt der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, der wird zeugen von mir,** Joh. 15, 26. Hiernächſt werden auch in den übrigen Büchern der heiligen Schrift, alten und neuen Teſtamentes, an ſehr vielen Stellen dem Sohne Gottes, und dem heiligen Geiſte, der Name, die Ehre, die Weisheit, die Macht, und andere bloß Gott zukommende Eigenſchaften beygeleget. Uebrigens muß man ſich nicht wundern, daß dieſes hohe Geheimniß unſerer Vernunft nicht begreiflich iſt: denn unſer Wiſſen und Erkenntniß iſt in ſo enge Gränzen eingeſchränkt, daß wir mit Salomon bekennen müſſen: **wir verſtehen das kaum, ſo auf Erden iſt; und erfinden mit Mühe, das unter Händen iſt: wer will denn erforſchen, was im Himmel iſt? wer will deinen Rath erfahren? O Gott! es ſey denn, daß du Weisheit gebeſt, und ſendeſt deinen heiligen Geiſt aus der Höhe,** B. d. W. 9, 16. Inzwiſchen giebt der heilige Geiſt uns zum Troſte und Beruhigung dieſes Verſprechen: daß er in jedem

Leben unſern Verſtand mit einer vollkommenen und lebendigen Erkenntniß erleuchten werde. Was wir jetzt dunkel und gleichſam in Räthſeln erkennen, das werden wir alsdenn deutlich und offenbar einſehen, und uns freuen, wenn wir für die Geduld unſeres Glaubens die herrliche Belohnung empfangen werden. Nun erkenne ich ſtückweis, denn aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin, 1 Cor. 13, 12. Wir wiſſen, wenn er erſcheinen wird, daß wir ihm gleich ſeyn werden: denn wir werden ihn ſehen, wie er iſt, 1 Joh. 3, 2.

§. 11.

Dieſer in dreyen Perſonen anzubethende Gott hat dieſe Welt, und alle ſichtbare und unſichtbare Dinge in derſelben erſchaffen.

Es ſind gute und böſe Engel.

Von Erſchaffung der Welt, und den übrigen die Erſchaffung betreffenden Umſtänden iſt oben im erſten Theile unter dem 6ten §. gehandelt worden. Allhier iſt bloß von den unſichtbaren Dingen, nämlich den Engeln zu erwehnen. Es ſind aber zweyerley Gattungen von Engeln, nämlich gute und böſe. Die guten Engel genießen immerwährend des klaren Anſchauens Gottes, als des allerreineſten Geiſtes. Sie ſehen allezeit das Angeſicht des Vaters im Himmel, Matth. 18, 10. Sie erfüllen den Willen Gottes vollkommen, Pſ. 102, 21. und werden im Dienſte zur Seligkeit der Menſchen gebraucht. Sind ſie nicht allzumal dienſtbare Geiſter, ausgeſandt zum Dienſte um derer Willen, die ererben wollen die Seligkeit? Hebr. 1, 14.

Die böſen Engel ſind zwar von Gott gut erſchaffen, haben aber durch den muthwilligen Abfall von Gott die ihnen bey ihrer Erſchaffung mitgetheilte Heiligkeit verloren, und ſind dadurch aus dem glückſeligſten in den allerunglückſeligſten Zuſtand geſetzt. **Die Engel, die ihre Herrſchaft nicht wahrgenommen, ſondern ihre Behauſung verlaſſen haben, hat der Herr behalten zum Gerichte des groſſen Tages in ewigen Banden unter Finſterniß.** Brief Jud. v. 6. Dieſe Unglückſelige, welche dadurch aller Hoffnung beraubet ſind, ſuchen ihr Unglück dadurch zu erleichtern, daß ſie die Menſchen verführen, und ſie durch ihre Verſuchungen in eben das Verderben, darein ſie gerathen, zu ziehen trachten: wie der Apoſtel Petrus in ſeinem erſten Briefe im 5ten Cap. v. 8. ſaget: **euer Widerſacher der Teufel geht herum, wie ein brüllender Löwe, und ſuchet, welchen er verſchlinge,** und Chriſtus ſpricht: **dieſes Geſchlecht wird durch nichts vertrieben, es ſey denn durch Bethen und Faſten.**

§. 12.

Gott trägt für die von ihm erſchaffene Welt Vorſorge, und regieret alles weislich.

Von der Vorſorge Gottes iſt gleichfalls im erſten Theile gehandelt: allhier aber wird es bloß desfalls wiederholet, damit man wiſſe, daß der Glaube, als der Grund des Glaubensbekenntniſſes, uns, was dieſe Puncte angeht, eben daſſelbe aus dem Worte Gottes lehre, wozu wir durch Hülfe der geſunden Vernunft gelangen können. Zur Beſtätigung deſſen müſſen jene Worte des Evangelii gemerket werden, da es Matth. 10, 29. heißt: Schätzt man nicht zween Vögel für einen Pfennig? noch fällt derſelben keiner auf die Erde ohne euren Vater: euch aber ſind ſo gar die Haare auf eurem Haupte alle gezählet.

§. 13.

Der Menſch iſt ſowohl bey der Schöpfung der vorzüglichſten Güte a), als nach der Schöpfung der beſondern Vorſorge Gottes gewürdiget worden b).

a) Die Güte, deren der Menſch bey der Schöpfung theilhaftig gemacht iſt, beſtand in dem, was die heiligen Bücher das Bild und die Gleichheit Gottes nennen, 1 Moſ. 1. Denn es kann ein Geſchöpf zu keinem größeren Vorzuge gelangen, als wenn es gewürdiget wird, das Bild des Höchſten, und unzugänglichen Gottes zu tragen. Mit dieſem Bilde war in dem Menſchen das helleſte Licht des Verſtandes, die unbefleckte Heiligkeit des Willens, die allervollkommenſte Uebereinſtimmung zwiſchen den Trieben des Fleiſches und des Geiſtes, eine durch nichts geſtörte Ruhe, die Unſterblichkeit, die Herrſchaft über die Thiere, und die übrigen das Bild Gottes ausmachende Vollkommenheiten verbunden. In dieſem vollkommen glücklichen Zuſtande ergötzte ſich der Menſch an dem klareſten Anſchauen der vollkommenſten Gottheit, und war ſelbſt in den Augen Gottes das allerliebſte Geſchöpf. Von dieſem erſten glücklichen

Zuſtande des Menſchen haben die Heiden, wie es ſcheint, Wiſſenſchaft gehabt, und dieſe Zeit, die güldene Zeit genannt: die heil. Schrift aber redet davon an vielen Stellen; wie unter andern im 8ten Pſalm davon geſaget wird: daß Gott nämlich ſeine Majeſtät und Güte am meiſten bey der Schöpfung des Menſchen bewieſen, den er um was weniges von den Engeln mangeln laſſen, und ihn mit Preiß und Ehre gekrönet hat.

b) Was für einer beſondern Vorſorge Gottes der Menſch nach ſeiner Schöpfung iſt gewürdiget worden, ſolches wird aus dem folgenden §. erhellen.

§. 14.

Das Werk der beſondern göttlichen Vorſorge war, daß, da Gott den Menſchen in einem glückſeligen Zuſtande erſchaffen, er zugleich gewollt hat, daß der Menſch in dieſem glücklichen Zuſtande beſtändig beharren ſollte [a]): derowegen hat er dem Menſchen ein Gebot gegeben, darinn das Mittel enthalten iſt: wie er dieſen glückſeligen Zuſtand, darinn er erſchaffen, beſtändig unverletzt erhalten könnte [b]).

Der zu Glückſeligkeit des Menſchen abzielende Endzweck Gottes.

a) Man kann im geringſten daran nicht zweifeln: daß Gott, da er den Menſchen glückſelig erſchaffen, nicht ein wirkliches Wollen ſollte gehabt haben, daß derſelbe in dem glückſeligen Zuſtande ewig beharren ſollte. Selbſt die Unſterblichkeit unſerer Seele beweiſet ſolches, als welche erforderte: daß auch die Glückſeligkeit, in welcher der Menſch erſchaffen iſt, nach dem Endzwecke Gottes ewig dauren ſollte. Auch beweiſen ſolches jene Worte Gottes, 1 Moſ. 2, 17. da er drohet: daß aus der Uebertretung ſeines Geſetzes alles Unglück, ja der Tod ſelbſt erfolgen würde; folglich würde die Glückſeligkeit ewig gedauret haben, wenn die Uebertretung des Geſetzes ſolches nicht verhindert hätte. Ja, wie ſollte der gütige Gott den Menſchen in der Art erſchaffen haben, daß er eine ſehr kurze Zeit glücklich ſeyn, und nachher alles verlieren, und endlich ſelbſt gänzlich zernichtet werden ſollte? Die heiligen Bücher reden hiervon deutlich. Gott hat den Menſchen nicht zur Zernichtung gemacht, heißt es B. d. W. 2, 23. Hieraus aber folget: daß wenn der Menſch das Band, dadurch er mit Gott genau verbunden war, nicht ſelbſt getrennet hätte, er auf dieſer Erde das glückſeligſte Leben geführet hätte, und endlich nach dem göttlichen Verhängniſſe in den Himmel aufgenommen worden wäre, um ewig bey Gott zu ſeyn, wie wir davon an dem Henoch ein Beyſpiel haben, 1 Moſ. 5, 24.

b) Der Menſch beſteht aus Leib und Seele, als welche beyde Weſen ihre Triebe haben. Der Trieb der Seele, als eines reinen Geiſtes neiget ſich zu dem, was die Vernunft vorſchreibet, und findet ihr einziges Vergnügen in der Vereinigung mit Gott durch die Tugend; die ſinnlichen Triebe aber hängen dem am meiſten nach, was den Sinnen angenehm iſt. Letztere ſind in dem Falle nicht ſündlich noch ſchädlich, wenn ſie von der Vernunft regieret werden, und deren Ausbrüche der Tugend nicht hinderlich ſind. In dieſer

In welchem Falle die ſinnlichen Triebe nicht ſündlich ſind.

ſer Uebereinſtimmung beyder Triebe beſteht die menſchliche Glückſeligkeit, wie ſie denn auch dadurch erhalten wird. Dieſe Glückſeligkeit bleibt unverletzt, ſo lange die Uebereinſtimmung dauret: ſo bald aber die ſinnlichen Triebe über die Vernunft die Oberhand erhalten, ſo verfehlet der Menſch des rechten Weges, und ſtürzet ſich in den Abgrund des Unglückes. Die die Vernunft überwältigende Triebe heißen **Leidenſchaften**: in ſo ferne ſie unſere Seele verſchlimmern, nennet man ſie **Laſter**; und in ſo ferne das göttliche Geſetz durch ſie übertreten wird, werden ſie **Sünden** genannt. Zu jenem glückſeligen Zuſtande, in welchem der Menſch erſchaffen war, gehörte beſonders auch dieſes, daß ſich in ihm die allervollkommenſte Uebereinſtimmung der ſinnlichen Triebe mit den Trieben der Seele befand, und die Vernunft beyde regierte. Ein jeder ſieht leicht: daß der erſte Menſch, als ein vernünftiges und mit einem freyen Willen begabtes Geſchöpf, um ſeiner Glückſeligkeit nicht verluſtig zu gehen, alle Kräfte anzuwenden ſchuldig geweſen, den Trieben der Sinne die Oberhand über die Vernunft nicht zu laſſen: indem die Gefahr augenſcheinlich war, daß er ſich dadurch in das größeſte Unglück ſtürzen würde. Zu dem Ende hatte der gütige Schöpfer dem Menſchen jene heilſame Warnungen gegeben, welche wir 1 Moſ. 2. aufgezeichnet finden. Er hatte dem erſchaffenen Menſchen einen Ort angewieſen, wo der vollkommenſte Ueberfluß und die ſchönſte Pracht herrſchete: wie ſolches dem vortrefflichſten Werke der Hand Gottes würdig war. Dieſen Ort nennet die heilige Schrift, wegen ſeines Ueberfluſſes, wegen ſei-

Was Leidenſchaften, Laſter und Sünden ſind.

ner Anmuth, wegen der Schönheit der Bäume, und wegen der ſchönſten mit den angenehmſten Düften angefüllt geweſenen Luft, das Paradies, 1 Moſ. 2, 8. Ob nun gleich die Schönheit und das Angenehme des Paradieſes ein deutlicher Beweis von der Güte Gottes war; ſo konnte dennoch daſſelbe, wider die göttliche Abſicht, eine Gelegenheit ſeyn, den Menſchen zu verleiten, dieſe ſichtbare und irdiſche Schönheit derjenigen vorzuziehen, welche die annoch unverdorbene Vernunft in der Tugend und in Gott fand. Dieſe ſchädliche Folge zu verhindern, gab Gott, nach ſeiner beſondern Vorſorge für den Menſchen, demſelben die Warnung, und ſagete zu ihm deutlich: ſein göttlicher Wille wäre, er ſollte den ſinnlichen Dingen keinesweges zum Nachtheile der Vernunft nachhängen, und jederzeit das vorziehen, was ihm zum geiſtlichen Genuſſe Gottes beförderlich ſeyn könnte. Dieſer dem Menſchen kund gethane Wille Gottes, war dasjenige Geſetz oder Gebot, welches derſelbe ſeiner Glückſeligkeit wegen nicht hätte übertreten müſſen. Es wird ſelbiges Gebot Gottes in der heiligen Schrift mit folgenden Worten ausgedruckt: **Von allerley Bäumen, die im Paradieſe ſind, ſollt ihr eſſen; von dem Baume aber, Gutes und Böſes zu verſtehen, ſollt ihr nicht eſſen**, 1 Moſ. 2, 17. Damit dieſes Gebot in den erſten Aeltern mehreren Eindruck machen möge, ſo warnet ſie Gott: daß, ſo bald ſie daſſelbe übertreten würden, ſie ihre erlangte Glückſeligkeit verlieren, in den traurigſten Zuſtand gerathen, Sclaven von ihren Leidenſchaften ſeyn, und ein Gegenſtand aller Anfechtungen ſeyn würden: der Leib würde,

nach

Von dem, dem Menſchen im Paradieſe gegebenen Gebot.

nach ausgeſtandenen vielen Beſchwerden und Krankheiten endlich von der Seele getrennet werden und verweſen, die Seele aber auf ewig von Gott verſtoßen ſeyn: welches Tages ihr davon eſſet, werdet ihr des Todes ſterben, 1 Moſ. 2, 17. als durch welche Warnung Gott ſeine Vorſorge für den Menſchen, und wie ſehr ihm deſſen Glückſeligkeit am Herzen gelegen, deutlich geoffenbaret hat.

§. 15.

Von der Uebertretung des Gebotes Gottes.

Das von Gott dem Menſchen zu deſſen Beſten gegebene Gebot hat der Menſch übertreten a), und dadurch die Glückſeligkeit des Ebenbildes Gottes, das er in der Schöpfung erlangt hatte, von ſich geſtoßen und verſcherzet b).

a) Die von dem barmherzigen Gott dem Menſchen zu deſſen Beſten gegebene Warnungen haben bey ihm nicht die gewünſchte Wirkung gehabt. Die fleiſchlichen Triebe, und das die Sinne ſchmeichelnde Vergnügen, haben über die Vernunft geſieget, und der Menſch hat die irdiſche Schönheit und das irdiſche Vergnügen dem Vergnügen in Gott vorgezogen. Und dieſes war eben der Urſprung des Verderbens des ganzen menſchlichen Geſchlechtes, wie uns die heilige Schrift deſſen überführet, 1 Moſ. 3. Das Paradies, welches alles, was Angenehm heißen konnte, in ſich ſchloß, hatte zugleich alles das, was die Sinne reizen konnte. Am meiſten aber verführete den Menſchen die Schönheit und Annehmlichkeit des Baumes, deſſen Genuß ſowohl durch das göttliche Gebot verboten, als auch nach der Vernunft nicht erlaubt war: weil durch ſelbigen Genuß, wie oben geſagt iſt, das ſinnliche Vergnügen dem geiſtlichen, das iſt, der ſeligen Erfüllung des göttlichen Gebotes, vorgezogen ward. Eva, als die Schwächſte, hat ſich zuerſt verführen laſſen, und dieſes heilloſe Unternehmen zuerſt gewagt, nachdem der Verſucher, (den die heilige Schrift unter dem Namen der liſtigen Schlange bekannt macht, 1 Moſ. 3, 1.) ihr verſchlagener Weiſe die Auslegung gemacht hatte, daß nicht allein daraus nicht die allergeringſten ſchädlichen Folgen entſtehen könnten, ſondern daß ſie dadurch vielmehr in einen weit vollkommnern Zuſtand geſetzet werden würden: ihr werdet wie Gott ſeyn, 1 Moſ. 3, 5. Dieſes Uebertreten des Weibes war für den Adam ein ſchädliches Beyſpiel, der, ohnerachtet ſeiner vorzüglichern Gaben, gleichfalls den Verführungen der Sinne nachgab. Es iſt oben geſagt: daß die menſchliche Glückſeligkeit auf keine andere Weiſe unverletzt erhalten werden könne, als wenn die Vernunft zu allen Zeiten bey den Menſchen die Oberhand behielte; durch dieſen Fall aber iſt dieſer oberſte Regierer der menſchlichen Handlungen gleichſam vom Throne geſtoßen, und an ſeiner Stelle haben die fleiſchlichen Triebe ſich der Herrſchaft angemaßt, und die Vernunft unter Gehorſam gebracht. Die Folgen einer ſo abſcheulichen Uebertretung konnten nicht anders als tödtlich ſeyn.

Welches die Folge der Uebertretung des Gebotes geweſen.

b) Nachdem der Menſch der Stimme der Vernunft kein Gehör gegeben, und das Gebot übertreten hatte, iſt er aus dem glückſeligen in einen elenden Zuſtand gefallen. Die Kräfte des

Verſtan-

Verſtandes wurden geſchwächt, und das Licht deſſelben verfinſtert; die Heiligkeit des Willens ward befleckt, die Ruhe der Seele geſtöret, es wurde gleichſam den Leidenſchaften, die ſich beſtändig der Vernunft widerſetzeten, die Thüre geöffnet, und der Menſch ward ſelbſt ein trauriger Schauplatz dieſes innerlichen Krieges. Dieſe Leidenſchaften brachten den Menſchen zu vielen Laſtern: dieſe aber verurſachten verſchiedene Schwachheiten und Krankheiten, denen der Menſch unterworfen ward. Krankheiten ſchwächen den Körper, ſo wie Unglücksfälle und Bekümmerniſſe denſelben niederſchlagen: und hieraus entſtand der leibliche Tod, den Gott wegen des Uebertretens gedrohet hatte. Mit dieſem leiblichen Tode war der allererſchrecklichſte geiſtliche Tod verbunden, als welcher darinne beſteht, daß der Menſch von Gott verſtoßen iſt. Denn dasjenige Band, wodurch der Menſch mit Gott verbunden war, nämlich das reine Licht des Verſtandes, und die unbefleckte Heiligkeit des Willens, ward durch dieſe Uebertretung getrennet. Dieſen Zuſtand nennet die heilige Schrift an verſchiedenen Stellen den Zuſtand des Falles, der Sünde, des Fleiſches, des Unglückes, der Finſterniß, der Unwiſſenheit, der Knechtſchaft und des Todes. Wegen dieſes Sündenfalles ward auch die Erde von Gott verflucht, 1 Moſ. 3, 17. das iſt: ſie ward gleichfalls dem Unglücke unterworfen. Dieſes Unglück aber beſteht darinne: daß die Erde ſchon von der Zeit an, wegen der Trägheit und Verdroſſenheit der Menſchen, ſich nicht mehr mit derjenigen Pracht ausſchmücken kann, die ſie bey der Schöpfung erhalten hatte, und daß die Menſchen

Woher der leibliche Tod entſtanden.

ſchen aus Unbeſonnenheit, oder aus Bosheit, alle an ſich ſonſt gute Sachen zum Böſen gebrauchen.

§. 16.

Von der Erbſünde.

Durch dieſe Uebertretung ward die Sünde in der Welt allgemein [a]), ſie hat das ganze menſchliche Geſchlecht angeſteckt, und daſſelbe in das allergrößeſte Elend geſtürzet [b]).

a) Es iſt oben in dem erſten Theile unter dem 14ten §. beſchrieben, in welche Zerſtörung das menſchliche Geſchlecht durch die Sünde gerathen iſt, den Anfang und die Quelle dieſes Uebels aber haben wir nicht geſehen. Jetzt erblicken wir denſelben. Denn da die heilige Schrift von der Glückſeligkeit, darinne der erſte Menſch erſchaffen war, Meldung gethan: ſo verſchweiget ſie auch nicht, auf was Art er dieſer Glückſeligkeit verluſtig gegangen, und wie dieſer Verluſt dem ganzen menſchlichen Geſchlechte eine Urſache zum Tode geworden. Der heilige Apoſtel Paulus ſaget ſolches deutlich und bündig in ſeinem Briefe an die Römer, Cap. 5, 12. Durch einen Menſchen iſt die Sünde in die Welt kommen, und der Tod durch die Sünde, und iſt alſo der Tod zu allen Menſchen gekommen, denn in ihm haben ſie alle geſündiget. Selbſt die Heiden, ſo blind ſie auch ſonſt geweſen, müſſen es geſtehen, daß das ganze menſchliche Geſchlecht verdorben ſey. Hierinnen aber hat das Chriſtenthum den beſondern Vorzug, daß es uns die Quelle zeiget, aus welcher der Strom der Geſetzloſigkeit ſich über alle ergoſſen.

b) Obgleich

b) Obgleich der erſte Menſch zuerſt geſündiget hat, ſo hat dennoch die Macht der Sünde in ihm nicht ſo ſehr, als in ſeinen Nachkommen, gewüthet; ſondern es war annoch ein Funke von dem ihm bey der Schöpfung mitgetheilten Lichte nachgeblieben, und der Hang zum Guten war durch dieſen erſten Schlag noch nicht gänzlich unterdrücket. In der Folge der Zeit aber, und je mehr ſich die Anzahl der Menſchen vermehrete, deſtomehr nahm die Sünde überhand, und deſto ſtärker wuchs die Ungerechtigkeit. Bald nach dem Falle befleckte Cain ſeine Hände mit dem Blute ſeines unſchuldigen Bruders Abel, 1 Moſ. 4, 8. und nach Verlauf einiger Jahrhunderte nahm die Bosheit der Menſchen, nach dem Zeugniſſe der heiligen Schrift, ſo ſehr zu: daß die Erde voll Ungerechtigkeit ward, und alles Fleiſch auf Erden ſeinen Weg verderbet hatte, 1 Moſ. 6, 12. Hiermit ſtimmet der erleuchtete Paulus überein, wenn er in ſeinem Briefe an die Römer Cap. 1, 18. die abſcheulichen Laſter, darinne die Menſchen gleichſam erſoffen waren, anführet. Mit einem Worte, in dieſem nach dem Bilde Gottes erſchaffenen Geſchöpfe waren keine Spuren von dem Ebenbilde Gottes zu finden, ſondern die Menſchen, die bloß ihren ungeziemenden Leidenſchaften folgeten, irreten, in einem gräßlichen Nebel, auf einen Pfad, der ſie in den Abgrund führete. Wie kläglich ein ſolcher Zuſtand ſey, ſolches wird allhier zu beſchreiben nicht nöthig ſeyn. Denn an dem Lichte des Verſtandes eine Abnahme zu leiden, und ſich von der Tugend, und folglich von Gott als dem höchſten Gute entfernet zu ſehen, iſt ein Unglück, welches ſeines gleichen nicht haben kann.

Die Sünde hat mit der Zeit mehr und mehr überhand genommen.

§. 17.

§. 17.

Wenn man den Menſchen nach dieſem Zuſtande betrachtet, ſo iſt derſelbe der äußerſten Strenge des göttlichen Zornes unterworfen.

Es wird niemand behaupten können, daß Gott den Gerechten eben ſowohl als den Ungerechten ſeiner Liebe würdigen könne. Dieſes kann mit ſeiner allervollkommenſten Gerechtigkeit und Heiligkeit keinesweges beſtehen. Die Gerechtigkeit Gottes erfodert, daß er ſich von dem hartnäckigen und beharrlichen Verächter ſeines heiligen Willens abwende. Dieſe Abwendung Gottes von dem Menſchen aber iſt an ſich ſchon das allererſchrecklichſte Unglück, indem dieſelbe alles andere Uebel ohnfehlbar nach ſich zieht. Hiervon redet die heilige Schrift Röm. 2, 9. alſo: Ungnade und Zorn, Trübſal und Angſt, über alle Seelen der Menſchen, die Böſes thun.

§. 18.

Der Menſch hatte kein Vermögen, ſich ſelbſt zu helfen.

Die Menſchen konnten nicht hoffen, daß ſie ſich durch eigene Kräfte aus dieſem äußerſten Elende aushelfen würden.

Der Todte kann ſich ſelbſt nicht auferwecken, und es kann einer, der in einen Abgrund geſunken iſt, ohne Hülfe eines andern, aus demſelben nicht herauskommen. Nun war der Menſch, nach den Worten Pauli, Epheſ. 2, 5. todt in Sünden, und nach dem Gleichniſſe Chriſti, Matth. 12, 11. in die Grube des Unglücks gefallen:

len: dahero es ihm unmöglich geweſen, ſich aus dieſem Verderben zu erretten. Es iſt oben in dem 1ſten Theile unter dem 18ten §. gezeiget: daß ſich nur zwey Mittel, wodurch wir die Gnade Gottes erlangen können, denken laſſen, nämlich: die guten **Werke** und die **Buße**. Ob es aber gleich ſcheint, daß dieſe Mittel kräftig genug ſeyn müßten: ſo finden wir dennoch, wenn wir ſie genauer unterſuchen, und die heilige Schrift mit Fleiß und Aufmerkſamkeit durchleſen, daß ſelbige Mittel ſchwach, und von keiner Wirkung ſind. Denn das erſte Mittel, nämlich die guten Werke anlangend: ſo müßte der Menſch, wenn er dadurch ſich Gott gnädig machen wollte, das göttliche Geſetz vollkommen erfüllen, und niemals ſündigen. Welcher Menſch kann ſich aber bey dem Verderben der menſchlichen Natur, ſo wie ſie oben beſchrieben iſt, einer ſolchen Heiligkeit rühmen? Ich rede allhier nicht von einem zu Chriſto bekehrten, ſondern von dem unwiedergebornen Menſchen. Betreffend die Buße: ſo kann ſie bey dem verderbten ungläubigen Menſchen keine wahre Buße ſeyn: denn die bis an das Ende des Lebens fortdaurende ſündlichen Werke machen die Buße unkräftig und unwirkſam; und die vorhergegangene Buße wird ſo gleich durch die darauf folgende Uebertretungen aufgehoben. Ich verſtehe allhier gleichfalls nicht die evangeliſche oder chriſtliche Buße, dieſe iſt von ganz anderer Art, und wir werden ſo gleich ſehen, von welcher Kraft dieſelbe ſey. Es könnte jemand hierbey denken: da Gott von einem unerſchöpflichen Erbarmen, oder vielmehr die Barmherzigkeit ſelbſt iſt: ſo könnte er bloß nach ſeiner Güte, unangeſehen der Mängel der Menſchen, und ihres Ruckfalles in die Sünde, denſelben vergeben, und ihn der ewigen Seligkeit theilhaftig machen. Es wären aber dieſes niedrige und ſündliche Gedanken. „Man würde das Erbarmen Gottes zu einem blinden Erbarmen machen, man müßte ſich Gott als einen ſolchen, in dem keine ewige und unverletzliche Gerechtigkeit wäre, vorſtellen, man würde annehmen, daß der Gerechte und Gottloſe in Gottes Augen einerley wären, als welches von der Gottheit auch nur zu gedenken abſcheulich iſt. Durch welches Mittel kann alſo wohl der Menſch vom ewigen Tode errettet werden? möchte jemand fragen. Es müßte ein ſolches Mittel ſeyn, welches, nach der Erkenntniß der göttlichen Weisheit, in dem Werke unſerer Erlöſung, Gottes Barmherzigkeit mit der völligen Genügeleiſtung ſeiner Gerechtigkeit vereinigte. Dieſes Mittel entdecket uns die heilige Schrift unmittelbar.

§. 19.

Dieſen ſich ſo ſehr verſchuldeten Menſchen hätte Gott nach ſeiner Gerechtigkeit zu ewigen Strafe verdammen können [a]), er ha aber nach ſeiner unausſprechlichen Barmhe zigkeit, und nach dem Rathe ſeiner unendlichen Weisheit, ihm ſeinen eingebornen Soh zum Erlöſer geſandt [b]).

---

a) Die Schuld zieht immer die Strafe na ſich. Folglich erfordert die Gerechtigkeit Gotte durchaus, daß der Menſch, als ein muthwillige Uebertreter und Verächter des Geſetzes, auf ew von Gott verſtoßen würde, als welches auch geſchehen wäre, wenn ſeine Weisheit nicht ein Mittel erfunden hätte, dieſes elende Geſchöpf des Erbarmens theilhaftig zu machen, ohne die Gerechtigkeit im geringſten zu verletzen. Von dieſer Gerechtigkeit Gottes finden wir in der heiligen Schrift vieles aufgezeichnet. So heißt es Pſ. 94, 1. Gott, ein Herr der Rache. Der Gott der Rache iſt nicht ausgeblieben, und Röm. 12, 19. Mir gehöret die Rache, ich will vergelten, ſpricht der Herr.

b) Jene Worte ſind bekannt, die Gott durch den Mund Jeſaias geredet hat, da es Cap. 49, 15. heißt: Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergeſſen, daß ſie ſich nicht erbarme über die Frucht ihres Leibes? und ob ein Weib deſſelben vergäße, ſo will ich doch dein nicht vergeſſen, ſpricht der Herr. Die Liebe und das Erbarmen Gottes gegen alle Geſchöpfe ſowohl, als vorzüglich gegen den Menſchen, iſt viel zu groß, als daß wir dieſelbe mit unſerer Vernunft faſſen und begreifen könnten. Wie könnte alſo wohl eine ſolche alle Vernunft überſteigende Güte zulaſſen, daß der Menſch, als das vornehmſte und edelſte Geſchöpf, welches nach dem Endzwecke Gottes zur ewigen Glückſeligkeit erſchaffen iſt, verloren gehen ſollte! Allein auf der andern Seite mußte der Gerechtigkeit Gottes, welche in ihm eben ſo ſtark als ſein Erbarmen iſt, Genüge geſchehen. Es gilt aber auch hier, was im Evangelio ſtehet: was dem Menſchen unmöglich iſt, das iſt bey Gott möglich. Und wie ſollte es wohl der Weisheit Gottes an Mitteln fehlen, da ihr das allerverborgenſte klar und offenbar iſt? Sie ſahe, daß von Seiten des Menſchen kein Mittel zu deſſen Errettung vorhanden wäre: indem ſie alle einer Hülfe und Rettung benöthiget geweſen. Ein Engel beſaß die Kräfte nicht, dieſes große Werk, welches eine unendliche Macht erfordert, zu Stande zu bringen. Es war alſo niemand übrig, als Gott ſelbſt. Es ward alſo in dem allerheiligſten und ſo gar den Engeln unerforſchlichen Rath der heiligen Dreyeinigkeit beſchloſſen, daß der Sohn Gottes ſelbſt dieſes herrliche Werk der Erlöſung des menſchlichen Geſchlechtes über ſich nehmen ſollte. Die Welt kann niemals eine herrlichere, bewundernswürdigere und gnädigere göttliche Handlung, als die Sendung des Sohnes Gottes geweſen, erwarten. Der erleuchtete Paulus findet darinne eine unausſprechliche Weisheit, und bricht in dieſe Worte aus: **O welch eine Tiefe des Reichthumes und der Weisheit, und des Verſtandes Gottes! Seine Gerichte ſind unbegreiflich, und ſeine Wege unerforſchlich**, Röm. 11, 33. und der heilige Gotteslehrer ruft, voll Verwunderung über die unbegreifliche Liebe Gottes, aus: **Alſo hat Gott die Welt geliebet, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab.** Auf was Art aber dieſer göttliche Mittler ſowohl der göttlichen Gerechtigkeit Genüge geleiſtet, als auch uns die Gnade Gottes zu Wege gebracht habe, ſolches werden wir aus dem göttlichen Worte erſehen.

§. 20.

Von dem Geheimniſſe der Menſch-

Der eingeborne Sohn Gottes kam vom Himmel, ward von dem heiligen Geiſte, und von

von der Jungfrau Maria, Menſch [a]); und da er wahrer und vollkommener Gott war, ward er ein wahrer und vollkommener Menſch, der Gottmenſch, Herr, Jeſus Chriſtus [b]).

werdung des Sohnes Gottes.

a) Gott, der allenthalben iſt, kann ſich nicht von einem Orte zum andern bewegen. Folglich iſt die Herabkunft des Sohnes Gottes vom Himmel keine Veränderung des Ortes; ſondern beſteht bloß in deſſen Willen, die Menſchlichkeit anzunehmen; in welcher er, unſichtbar der Gottheit nach, auf Erden erſchienen, und bey den Leuten gewohnet hat, Baruch 3, 38. Da er auf Erden gekommen, hat er in dem Leibe der geſegneten Jungfrau Maria Fleiſch angenommen, und ihre Jungfrauſchaft unverletzt erhalten. Es war dieſes eine geheimnißvolle und nicht zu beſchreibende Menſchwerdung. Sie geſchahe durch die allmächtige Wirkung des heiligen Geiſtes, dem die Art derſelben auch allein bekannt iſt. Wir aber werden davon durch das ungezweifelte Wort Gottes, welches der Engel zu Maria geſagt: **der heilige Geiſt wird über dich kommen, und die Kraft des Höchſten wird dich überſchatten**, Luc. 1, 35. überzeugt. Durch dieſe Empfängniß in dem jungfräulichen Leibe iſt jene herrliche Prophezeyung erfüllet, da es heißt: Siehe! eine Jungfrau wird im Leibe empfangen, und einen Sohn gebären, und man wird ihn nennen Emanuel. Die Empfängniß des Sohnes Gottes war übernatürlich und unbefleckt: denn ſelbſt die Gerechtigkeit erforderte es, daß derjenige, der die Welt von Sünden zu reinigen gekommen war, von den Sündern abgeſondert ſeyn mußte, Hebr. 7, 26. Es mußte aber

Was die Herabkunft des Sohnes Gottes vom Himmel iſt.

Urſachen, warum der Sohn Gottes Menſch werden müſſen.

aber der Sohn Gottes Menſch werden: 1) damit der himmliſche Vater mit ihm, als unſerem Mittler und Bürgen in dem Werke der Erlöſung, eben ſo verfahren könne, als wenn er ſelbſt der ſündliche Menſch, deſſen Natur er an ſich genommen, wäre. Dieſes aber konnte, ohne daß er wirklicher Menſch geworden, nicht geſchehen: **Den, der von keiner Sünde wußte, hat er für uns zur Sünde gemacht: auf daß wir in ihm die Gerechtigkeit Gottes würden,** 2 Cor. 5, 21. 2) Damit er durch ſeine ſichtbare Gegenwart die Menſchen deſto eher an ſich ziehen, und ihnen mündlich den Willen des himmliſchen Vaters ſagen, und den Weg zur Seligkeit zeigen konnte. Dieſes bemerket der Erlöſer ſelbſt, wenn er Joh. 15, 15. ſaget: **Ich nenne euch deswegen nicht Knechte, weil der Knecht nicht weiß, was ſein Herr thut, ſondern ich habe euch Freunde genannt: denn alles, was ich von meinem Vater gehöret habe, habe ich euch kund gethan.** 3) Damit er das Geſetz vollkommen erfüllen, und dadurch nicht nur dasjenige, was unſerer Seits an der Erfüllung deſſen fehlet, erſetzen, ſondern auch ſeinen heiligſten Wandel uns zur Richtſchnur in allen unſern Handlungen, dem wir, wenn wir ſelig werden wollen, nachzufolgen ſchuldig ſind, nachlaſſen könnte. Dieſes konnte gleichfalls ohne Annehmung der menſchlichen Natur nicht geſchehen. Hiervon redet die heilige Schrift alſo: **Gott ſandte ſeinen eingebornen Sohn, geboren von einem Weibe, und unter das Geſetz gethan: auf daß er die, ſo unter dem Geſetze waren, erlöſete,** Gal. 4, 4. 4) Damit er ſterben, und indem er

durch

durch ſeinen Tod der göttlichen Gerechtigkeit Genüge gethan, uns von der verdienten Strafe befreyen, und das ewige Leben erwerben könnte, Hebr. 2, 14. **nachdem nun die Kinder Fleiſch und Blut haben, iſt ers gleichermaßen theilhaftig worden, damit er durch ſeinen Tod die Macht nehme dem, der des Todes Gewalt hat, das iſt dem Teufel, und erlöſete die, ſo durch Furcht des Todes im ganzen Leben unter der Arbeit ſeyn mußten.** Dieſes ſind die vornehmſten Grunde, warum der Sohn Gottes Menſch werden müſſen. Es geſchahe aber dieſe Menſchwerdung nach Verlauf einiger Jahrhunderte nach dem Falle des erſten Menſchen. Denn dieſer unſer göttliche Mittler wollte nicht ſo gleich nach dem Falle im Fleiſche auf Erden erſcheinen, ſondern bereitete ſich zuerſt den Weg durch das natürliche und geſchriebene Geſetz, durch die Propheten, durch verſchiedene Beſtrafungen der Gottloſen, und durch häufige Belohnungen und Verſprechungen, die an die Frommen geſchahen. Da aber dem allen ohnerachtet das menſchliche Geſchlecht ſeinem Verderben entgegen eilete, das Uebel der Sünde allgemein ward, und keine Hoffnung zu einer Errettung vorhanden war, vielmehr bloß der Zorn Gottes auf den Menſchen ruhete: ſo hat Gott endlich, nach geſchehener Erfüllung der im geheimen göttlichen Rathſchluſſe beſtimmten Zeit, **nachdem er vor Zeiten oft und auf mancherley Weiſe zu den Vätern durch die Propheten geredet hatte, endlich in dieſen Tagen zu uns geredet,** Hebr. 1, 1. Dieſe nach Verlauf einiger Jahrhunderte erfolgte Ankunft des Erlöſers ins Fleiſch, hat den erwählten und heiligen Männern Gottes, die vor deſſen Ankunft gelebet haben, an ihrem Heil nicht den allergeringſten Schaden gethan. Denn, ſo wie wir an den gekommenen Heiland glauben, ſo haben ſie an den zukünftigen Erlöſer der Menſchen geglaubet. Ihr Glaube iſt ſeinem Weſen nach von dem Unſrigen nicht unterſchieden geweſen. **Durch den Glauben haben alle Alten Zeugniß überkommen**, Hebr. 11, 2. und **Jeſus Chriſtus geſtern und heute und derſelbe auch in Ewigkeit**, Hebr. 13, 8. Daher nennet der heil. Paulus den Abraham nicht nur den Glaubenden, ſondern ſtellet ihn auch allen denen zum Beyſpiele dar, die durch den Glauben gerecht werden wollen, Röm. 4, 16.

Jeſus Chriſtus iſt eine Perſon in zwo Naturen.

b) Bey der Menſchwerdung des Sohnes Gottes ward die menſchliche Natur mit der göttlichen auf eine geheimnißvolle, und unbegreifliche Art mit einander vereiniget. Aus der Vereinigung dieſer zwoen Naturen aber entſtand eine göttliche Perſon: der **Gottmenſch** Chriſtus. Es ſind nicht zween, ſondern ein Chriſtus, derſelbe Sohn Gottes, und Sohn der Maria. Da er Menſch ward, hörete er nicht auf Gott zu ſeyn: er bleibet der wahre Gott, und der wahre Menſch. Obgleich die zwo Naturen in einem Chriſto verbunden worden, ſo wurden ſie dennoch nicht mit einander vermenget: und beyder Naturen Wille, Verlangen und Handlungen blieben vor ſich abgeſondert, und unvermengt. Wenn wir alſo in der heiligen Schrift leſen: daß Chriſtus von ſich ſaget: er wiſſe die Stunde des letzten Tages nicht, Marc. 13, 38. der Vater ſey größer denn er, Joh. 14, 28.

er

er habe gebethet zu dem, der ihm vom Tode konnte aushelfen, Hebr. 5, 7. ſo muß man dieſe und dergleichen Ausdrücke von ſeiner menſchlichen, keinesweges aber von der göttlichen Natur verſtehen. Daß Chriſtus wahrer Menſch iſt, erhellet deutlich aus dem Briefe Pauli an die Hebräer Cap. 2, 14. da es heißt: **Gleichwie die Kinder Fleiſch und Blut haben, iſt er es gleicher Maaßen theilhaftig worden.** Von ſeiner Gottheit zeuget unter andern der heilige Paulus, wenn er ſaget: **von dieſen kömmt Chriſtus her, nach dem Fleiſche, der da iſt Gott über alles, gelobet in Ewigkeit, Amen!** Röm. 9, 5. und 1 Tim. 3, 16. Groß iſt das Geheimniß der Gottſeligkeit, Gott iſt im Fleiſche offenbaret. So bald der Sohn Gottes Menſch geworden war, kam ihm der prächtige Name Chriſtus oder Meßias zu. Dieſe beyde Namen haben gleiche Bedeutung, und bezeichnen einen Geſalbten. Im alten Teſtamente wurden die **Könige, Prieſter** und **Propheten** geſalbet. Dieſe Salbung bedeutete erſtens: daß die geſchehene Wahl göttlich ſey; zweytens wurden durch die Salbung, als durch ein ſichtbares Zeichen, den Geſalbten zur würdigen Verwaltung ihres Amtes geiſtliche Kräfte ertheilet. Der Sohn Gottes hat bey der Annehmung der menſchlichen Natur alle dieſe Aemter übernommen. Er ward unſer König, der durch ſeine alles vermögende Kraft die Kirche regieret, und ſie wider ihre Feinde ſchützet, nach den Worten des Evangeliſten Lucä Cap. 1, 32. **Gott der Herr wird ihm den Stuhl ſeines Vaters David geben, und wird ein König ſeyn über das Haus Jacob ewiglich, und**

Weßfalls der Sohn Gottes Chriſtus genannt werde.

Die drey Aemter Chriſti ſind: das königliche, das hohepriesterliche und das prophetiſche.

ſeines Königreiches wird kein Ende ſeyn. Als Prieſter hat er durch das Opfer ſeines Todes uns mit Gott verſöhnet. Du biſt ein Prieſter ewiglich nach der Weiſe Melchiſedek, Hebr. 5, 6. Und endlich als Prophet offenbaret er uns den göttlichen Willen; wie es Apg. 3, 15. heißt: einen Propheten wird euch der Herr euer Gott erwecken aus euren Brüdern, gleich wie mich, den ſollt ihr hören in allem, das er zu euch ſagen wird. Zu dieſen Aemtern ward der Sohn Gottes geſalbet, und zwar: nicht mit leiblichem Oele, ſondern mit dem heiligen Geiſt, wie er ſolches von ſich ſelbſt ſaget: Luc. 4, 18. Der Geiſt des Herrn iſt über mir, derohalben hat er mich geſalbet. Und dieſes iſt eben die Urſache, warum er Chriſtus genannt wird, nach dem alle die an ihn gläuben Chriſten heißen. Außer dem aber hat der Erlöſer nach ſeiner Geburt und Beſchneidung den Namen Jeſus, der nach der Erklärung des Engels Matth. 1, 21. einen Seligmacher bedeutet, angenommen.

Woher wir Chriſten genannt werden.

§. 21.

Von den Thaten Jeſu Chriſti.

Jeſus Chriſtus hat ſein Leben in der allervollkommenſten Erfüllung des Geſetzes geführet, ſeine Gottheit durch herrliche Wunder bewieſen, und den Willen des himmliſchen Vaters ausführlich erkläret.

Unſer Erlöſer fieng ſein Leben unter Verfolgung an, ward von ſeiner gebenedeyeten Mutter erzogen, wuchs, und ward ſtark im Geiſte, voller Weisheit, und die Gnade Gottes war

war in ihm, Luc. 2, 40. Da er zwölf Jahr alt war, beſchämte er durch ſeine weiſen Fragen, die angeſehenſten Schriftgelehrten der Juden, ſo, daß alle, die ihm zuhöreten, vor Verwunderung über ſeinen Verſtand außer ſich waren, Luc. 2, 46. Gegen das dreyßigſte Jahr empfieng er die Taufe von den Händen Johannis, des größeſten unter allen Propheten, nicht, als wenn er, der ohne Sünde war, für ſich der Taufe benöthiget geweſen wäre, ſondern um durch ſeine heiligſte Perſon dieſes geiſtliche Bad, welches er zur Abwaſchung unſerer Sünde vorher geordnet hatte, für uns zu heiligen, und uns durch ſein eigenes Beyſpiel zu zeigen, wie nothwendig die Taufe für uns ſey. Nach dieſer wichtigen Handlung eröffnete ſich gleichſam die ganze Quelle ſeiner göttlichen Weisheit. Er offenbarte ſeine himmliſche Philoſophie, und ertheilte die lauterſten Lehren, dergleichen das menſchliche Geſchlecht niemals von jemanden hat hören können. Er zeigte, worinn die wahre Glückſeligkeit der Menſchen beſtehe, und ſetzte ſie in der geiſtlichen Armuth, in Leide tragen, in Erniedrigung ſein ſelbſt, in der Sanftmuth und dem Erbarmen, und in Erduldung der Verfolgung und Läſterung um ſeinet willen. Er beſtimmte den eigentlichen Begriff der Tugend und des Laſters, und zeigte, daß man das Wahre derſelben nicht bloß im Aeußerlichen, ſondern in dem Vorſatze und in den Gedanken des Herzens ſuchen müſſe. Er erklärte, wie groß der Unterſcheid ſey zwiſchen Gott und der Welt, zwiſchen Wahrheit und Lügen, zwiſchen Gutem und Böſem: er widerlegte den ſchändlichen Aberglauben und Heucheley; er überführte das menſchliche Geſchlecht von ihrer Hals-

Kurzer Inbegriff der evangeliſchen Lehre.

Halsſtarrigkeit, Unglauben und gräulichen Irrthümern; er zeigte dem Menſchen die Mittel, Gottes Gnade zu erlangen, er gab die Verſicherung von den unausſprechlichen Gütern jenes Lebens, und verkündigte, daß er der geſandte Erlöſer des menſchlichen Geſchlechtes ſey. Dieſe ganze Lehre, die an ſich aller Annahme würdig war, beſtätigte er durch herrliche Wunder, indem er Kranke, die von aller menſchlichen Hülfe verlaſſen waren, heilete, Blinde ſehend machte, Teufel austrieb, und Todte auferweckte, und dadurch ſeine Gottheit deutlich bewies, ſo, daß alle, die ihm nachfolgeten, voller Verwunderung ſagten: dergleichen iſt in Iſrael noch nie geſehen, Matth. 9, 33. Alle dieſe Lehren des Meßias hatten eine deſto größere Kraft und Wirkung, da alle ſeine Thaten und ſein ganzes Leben von ſeiner Tugend ein Zeugniß abgelegt haben: denn er hat keine Sünde gethan, iſt auch kein Betrug in ſeinem Munde erfunden, 1 Petr. 2, 23. und eben dadurch hat er ſein prophetiſches Amt vollkommen erfüllet. Alle dieſe zum Heile der Seele abzielende Lehren Chriſti ſind in dem Evangelio enthalten, welches göttliche Buch wir für die allervollkommenſte Richtſchnur des Glaubens und der Tugend halten müſſen.

§. 22.

Von dem Kreuzestode Chriſti.

Der Erlöſer hat ſein heiligſtes Leben mit dem Tode, und zwar dem Tode des Kreuzes geendiget.

Von unſerm göttlichen Mittler ſchreibet deſſen geliebteſter Jünger Johannes in ſeinem Evangelio

gelio Cap. 1, 11. Er kam in ſein Eigenthum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf. Ja er ſelbſt, der Mittler, fället über die Verblendung der Menſchen ein verdammendes Urtheil: weil das Licht in die Welt kommen iſt, und die Menſchen die Finſterniß mehr, denn das Licht geliebet haben, da ihre Werke böſe geweſen, Joh. 3, 9. Die Juden, deren Vorfahren der Meſſias, als der Erlöſer der Welt ſo oft war verſprochen worden, waren durch die deutlichſten Prophezeyungen ſo ſehr von ſeiner Ankunft überzeugt; daß niemand von ihnen daran zweifeln konnte, denn ſie erwarten ihn, obwohl vergebens, bis auf dieſe Stunde. Dieſe Juden, die ihn beſtändig in ihren Opfern vorgebildet, in allen geiſtlichen Gebräuchen und gottesdienſtlichen Handlungen vorgeſtellet, denen hiernächſt die Propheten lange zuvor die deutlichſten Zeichen von ſeiner gnadenreichen Ankunft kund gethan hatten; die auch die eigentliche Zeit, da er auf der Erde erſcheinen ſollen, hätten wiſſen müſſen: dieſe, ſage ich, haben ihn, da er angekommen war, wider alles Vermuthen, dem gnädigen Willen Gottes gegen ſie entgegen, aus einer unerhörten Verſtockung und Verblendung nicht erkannt, und nicht angenommen, ihn vielmehr verſtoßen, für einen Lügner gehalten, und ihn bis an ſeinen Tod verfolgt: einen Tod, der der ganzen Welt zum Heile gereicht. Die Veranlaſſung zu dieſer unvermutheten und ſchröcklichen That war bey einigen eine nicht zu entſchuldigende Verblendung, bey andern eine muthwillige Verſtockung. Inzwiſchen aber haben ſie dadurch, daß ſie ſeinen Tod beſchloſſen, ohne ihr Wiſſen und Willen,

len, den ewigen göttlichen Rathſchluß erfüllet, welcher darinn beſtand; daß der Sohn Gottes für das menſchliche Geſchlecht ſterben ſollte; als wodurch der Welt ein unſchätzbarer Schatz zubereitet ward. Endlich haben ſie ihren damaligen römiſchen Landpfleger, Pontius Pilatus, durch Bitten, Verläumden und Drohen dahin vermocht, daß er den unſchuldigen Jeſus zum allerſchimpflichſten Tode des Kreuzes verurtheilet hat, welches Urtheil auch denſelben Tag an ihm vollzogen ward. Der Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen, ward, nachdem er zu ſeinem himmliſchen Vater die inbrünſtigſten Gebethe, darinn er die Gläubigen ſeinen Händen übergeben, geſandt hatte, unter Erduldung allerley Schmach, und nach vergoſſenem Blute, auf das Kreuz gehoben, und an daſſelbe angenagelt. Doch hiermit war die Grauſamkeit nicht zufrieden! Man öffnete die ſchon erſtorbene Seite des Heilandes mit einem Speere, und ſiehe! aus dieſer heiligen Oeffnung floß Blut und Waſſer heraus, zur Abbildung der von ihm eingeſetzten zweyen Sacramente, der Taufe und des heiligen Abendmahles. Nachdem der Erlöſer den letzten Hauch ſeines Lebens von ſich gegeben, entſtand in der Natur eine erſchröckliche und außerordentliche Veränderung: Sonne und Mond wurden verfinſtert, die Erde erbebete, viele Todten ſtanden aus ihren Grabern, und der Vorhang im Tempel zerriß: wodurch die Zerſtörung des Tempels und das Ende der Wartung des Gottesdienſtes in demſelben auf das deutlichſte abgebildet ward. Da Chriſtus noch am Kreuze hieng, ſprach er dieſe letzten geheimnißvollen Worte aus: **es iſt vollbracht**, Joh. 19, 30. wodurch

er

er zu erkennen gegeben, daß nunmehro alle im alten Teſtamente verordnete Opfer, Sacramente, Gebräuche und Prophezeyungen ihre Endſchaft erreicht hätten, und ſelbſt das Geſetz geendiget wäre; denn **Chriſtus iſt des Geſetzes Ende**, Röm. 10, 4. Daß der Erlöſer den Kreuzestod hat ſterben wollen, darinn findet der heilige Apoſtel Paulus ein großes Geheimniß. Im Geſetze war befohlen die Gehenkten für verflucht zu halten, 5 Moſ. 21, 23. Nun lagen wir unſerer Sünde wegen unter dem Fluche: da aber Gott dem Abraham verſprochen hatte, daß alle, die da gläuben würden, geſegnet ſeyn ſollten: ſo nahm der Sohn Gottes, da er am Kreuze hieng, dieſen Fluch auf ſich. Wie der Apoſtel ſaget: **Chriſtus hat uns erkauft von dem Fluche des Geſetzes, da er ein Fluch für uns ward: denn es ſteht geſchrieben: verflucht ſey jedermann, der am Holze hängt, auf daß der Segen Abrahams unter die Heiden käme, in Chriſto Jeſu**, Gal. 3, 13.

§. 23.

Der Tod Chriſti iſt das wahre und einzige Opfer.

Der Tod Chriſti iſt das wahre Opfer, durch welches wir mit Gott verſöhnet [a]), und die an dieſen göttlichen Mittler gläuben, gerecht und ſelig werden [b]).

a) Es iſt oben zu mehrerenmalen geſaget: daß der Gerechtigkeit Gottes, nach welcher er ſich von dem Sünder abwendet, Genüge geſchehen müſſen, und daß es nicht in unſerm Vermögen geſtanden, durch unſere eigene Genugthuung der Strenge ſeines Gerichtes zu eingehen;

hen; auch iſt bekannt: daß die Opfer des alten Teſtamentes, die in dem Darbringen der Thiere beſtand, die Gottheit zu verſöhnen, keinesweges vermögend geweſen. Dieſes alles hat der Sohn Gottes, unſer Mittler, auf ſich genommen. Sein Leiden, ſein Blut vergieſſen, und ſeinen ſchmählichen Tod hat der Vater alſo angenommen, als hätte der Sünder ſelbſt ſolches gelitten, und dieſe Strafe des unſchuldigen Erlöſers iſt uns, nach dem unerforſchlichen göttlichen Rathſchluſſe für jene ewige Marter, die wir verdienet, angerechnet. So urtheilet der heilige Apoſtel Paulus davon, wenn er in ſeinem 2ten Briefe an die Corinther Cap. 5, 14. ſpricht: **Die Liebe Gottes umfaſſet uns, die wir dafür halten: daß, ſo einer für alle geſtorben iſt, wir alle geſtorben ſind:** und v. 21. er hat **den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht,** (das iſt: er hat ihn dem Tode, als einen Sünder übergeben), **daß wir in ihm die Gerechtigkeit würden, die vor Gott gilt;** und Jeſ. 53, 5. **Er iſt um unſerer Sünde willen verwundet, und um unſerer Miſſethat willen gemartert: die Strafe iſt zu unſerm Frieden auf ihm, und durch ſeine Wunden ſind wir geheilet.** Der Tod Chriſti iſt ein Opfer, indem er am Kreuze ſich ſelbſt zum Opfer dargebracht hat, und als ein unſchuldiges Lämmlein zur Verſöhnung Gottes geſchlachtet ward. Er brannte vor Liebe gegen das menſchliche Geſchlecht, ſie zu erlöſen, und ward dadurch Gott dem Vater ein angenehmes Brandopfer, und ein Schauplatz der Liebe. Es war dieſes Opfer ein **wahres Opfer:** denn alle vorige Opfer waren bloße

Schatten

Schatten und Vorbilder von demſelben. Dieſes Opfer konnte allein der Gerechtigkeit Gottes Genüge thun, und ſein Erbarmen verdienen, die Menſchen von Sünden reinigen, und uns die erſte verlorne Glückſeligkeit wieder verſchaffen, wie das Wort Gottes ſolches bezeuget, da es heißt: Chriſtus iſt kommen, als ein Hoherprieſter der zukünftigen Güter, durch eine größere und vollkommenere Hütte, die nicht mit der Hand gemacht iſt, das iſt: die nicht alſo gebauet iſt, auch nicht durch der Böcke oder Kälber Blut, ſondern er iſt durch ſein eigen Blut einmal in das Heilige eingegangen, und hat eine ewige Erlöſung erfunden: denn ſo der Böcke und Kälber Blut, und die Aſche von der Kuh geſprenget, die Unreinen zu der leiblichen Reinigkeit heiliget: wie vielmehr wird das Blut Chriſti, der ſich ſelbſt ohne allen Wandel durch den heiligen Geiſt Gott geopfert hat, unſer Gewiſſen von den todten Werken reinigen, zu dienen dem lebendigen und wahren Gott, Hebr. 9, 11. 12. 13. 14. Mit dieſem Opfer endigten ſich die Opfer Aarons, oder des alten Teſtamentes, und Chriſtus ward der einzige und ewige Hoheprieſter, und zwar: weil außer ihm kein anderes Opfer ſeyn kann, und weil nach den Worten des Apoſtels, Hebr. 7, 24. er ewiglich bleibet, und ein unvergängliches Prieſterthum hat: und daher auch ſelig machen kann immerdar, die durch ihn zu Gott kommen, der immerdar lebet, und für ſie bittet. Dieſer große Hoheprieſter iſt von Gott ſelbſt ein Prieſter genannt, und zwar nicht nach der Ordnung Aarons,

rons, ſondern nach der Ordnung Melchiſedecks, Hebr. 5, 10. Was in dieſem Ausdrucke für ein Geheimniß ſteckt, darüber kann die allhier am Ende angehängte beſondere Betrachtung nachgeleſen werden. Es entdecken ſich in dieſem groſſen Werke der Erlöſung folgende allerhöchſte Eigenſchaften Gottes deutlich, und zwar: ſeine Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und Weisheit. Die Barmherzigkeit Gottes war ſo groß, daß der eingeborne Sohn Gottes, der mit dem Vater gleiches Weſens iſt, für uns, die wir Feinde Gottes waren, in den Tod gegeben iſt. Die Gerechtigkeit war ſo unverletzlich, daß ohne die allervollkommenſte Genugthuung unſere Schuld nicht vergeben ward. Die Weisheit zeigte ſich darinn: daß ſie ein ſo wundervolles Mittel erfand, durch welches gleichſam der ganze Strom der göttlichen Güte, ohne die Gerechtigkeit zu verletzen, über uns ausgegoſſen ward. O welche eine Tiefe des Reichthumes, der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Dieſes große Geheimniß iſt den Juden ein Aergerniß, und den Griechen eine Thorheit; uns aber, die wir ſelig werden ſollen, iſt es eine göttliche Kraft und Weisheit; und wir rühmen uns mit Paulo nichts ſo ſehr, als des Kreuzes unſeres Herrn Jeſu Chriſti, Gal. 6, 14. Dieſer Tod läßt uns alles von der Güte Gottes hoffen: denn er hat ſeines eigenen Sohnes nicht verſchonet, ſondern hat ihn für uns alle dahin gegeben, wie ſollte er uns mit ihm nicht alles ſchenken? Röm. 8, 32. Da alſo der Tod Chriſti den himmliſchen Vater verbindet, diejenigen, die an ſeinen Sohn glauben, ſeines Erbarmens und Liebe zu würdigen; ſo

wie

wie derſelbe auf der andern Seite den Gläubigen die Pflicht aufleget gegen Gott beſtändig dankbar zu ſeyn, und ſeinen Willen zu erfüllen: ſo beſteht in dieſer gegenſeitigen Verbindlichkeit **das neue Teſtament**: welches auf das Blut Chriſti gegründet iſt, wie der Herr Chriſtus Matth. 26, 28. ſpricht: **Dieſes iſt mein Blut des neuen Teſtamentes.**

Was das neue Teſtament iſt.

b) Es iſt wahr, daß Chriſtus für alle geſtorben, 2 Cor. 5, 15. und daß kein ſo großer Sünder iſt, der nicht durch deſſen Gnade ſelig werden könnte; damit aber dieſe ſeine Gnade in uns wirkſam ſeyn könne, ſo iſt der Glaube nöthig, das iſt: wir müſſen Jeſum Chriſtum mit Aufrichtigkeit des Herzens für unſern Erlöſer erkennen, und uns deſſen ungezweifelt verſichert halten: daß wir bloß durch ihn der Gnade Gottes theilhaftig werden können. Fehlet es hieran, ſo verlieret das kräftigſte Verdienſt Chriſti an uns ſeine Wirkung, und wir können nicht ſelig werden, wie das Wort Gottes ſolches vielfältig und deutlich bezeuget. So heißt es unter andern Joh. 3, 16. Alſo hat Gott die Welt geliebet, daß er uns ſeinen eingebornen Sohn gegeben: auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben; und v. 18. Wer an ihn gläubet, der wird nicht gerichtet: wer aber nicht gläubet, der iſt ſchon gerichtet. Wenn wir von dem Glauben reden, daß er zur Seligkeit nöthig ſey, ſo verſtehen wir den ungeheuchelten, aufrichtigen und lebendigen Glauben, das iſt einen ſolchen Glauben, der durch die Liebe thätig iſt, Gal. 5, 6.

§. 24.

Von der Auferſtehung und Himmelfahrt Chriſti.

Der verſtorbene Erlöſer iſt begraben; aber am dritten Tage auferſtanden, und darauf gen Himmel gefahren.

Das Begräbniß Chriſti beweiſet, daß er wirklich geſtorben ſey. Es konnte aber die Behauſung des Todes ihn nicht bey ſich behalten, wie Petrus ſaget: ihn hat Gott auferwecket, und aufgelöſet die Schmerzen des Todes: nachdem es unmöglich war, daß er ſollte von ihm gehalten werden können, Apg. 2, 24. Da er am Freytage begraben worden, iſt er den Sonnabend im Grabe geblieben, und am dritten Tage auferſtanden; wie er ſolches mehrmals ſelbſt vorher geſagt, und auch die heilige Schrift vorher verkündiget hat. **Die Propheten**, die im Geiſte dieſen Sieg Chriſti über den Tod und die Hölle voraus geſehen, haben denſelben alſo beſungen: Tod! wo iſt dein Stachel? Hölle! wo iſt dein Sieg? Hoſ. 13, 14. Chriſtus hat durch ſeine Auferſtehung uns die vollkommene Verſicherung gegeben, daß er den Tod überwunden, daß er der wahre zu uns von Gott geſandte Erlöſer und unſere Hoffnung auf ihn keine eitele, ſondern eine feſte und ungezweifelte Hoffnung ſey. So ſchreibet jener Apoſtel von ihm: Er iſt um unſerer Sünde willen dahin gegeben, und um unſerer Gerechtigkeit willen auferwecket, Röm. 4, 25. Auf dieſe Auferſtehung gründet ſich auch die Hoffnung unſerer Auferſtehung: Denn ſo wir gläuben, daß Jeſus geſtorben und auferſtanden iſt; ſo wird auch Gott, die da geſtorben ſind, durch

durch Jeſum mit ihm führen, 1 Theſſ. 4, 14. Jeſus Chriſtus erſchien nach ſeiner Auferſtehung den Apoſteln und vielen andern Perſonen, und überzeugte ſie durch viele untrügliche Zeichen, daß er wirklich auferſtanden wäre; er ertheilte ihnen hierauf Lehren, die ihr wichtiges apoſtoliſches Amt betrafen; ſagete ihnen: daß ihnen bald der Weg, das Evangelium in aller Welt und allen Völkern zu verkündigen, würde geöffnet werden, verſprach ihnen den heiligen Geiſt, der ſie in alle Wahrheit leiten würde, fuhr vor ihren Augen, am vierzigſten Tage nach ſeiner Auferſtehung, gen Himmel, und ſetzte ſich zur rechten Hand Gottes des Vaters. Dieſes Sitzen zur Rechten bezeichnet die Annehmung der göttlichen Macht und Herrlichkeit, welche ihm zwar beſtändig und von Ewigkeit eigen iſt, die aber auf Erden, gleichſam unter der Decke der Menſchheit, vor den Leuten verborgen war. Joh. 17, 8.

Was das Sitzen zur Rechten Gottes ſey?

§. 25.

Er wird wiederkommen zu richten die Lebendigen und die Todten, und ſeines Reiches wird kein Ende ſeyn.

Von der zweyten Zukunft Chriſti.

Es war eine erſte Ankunft des Meßias, es wird auch eine zweyte ſeyn. Die erſte war in niedriger Geſtalt, die zweyte wird herrlich ſeyn; die erſte war gnädig, die zweyte wird ſchröcklich ſeyn: denn bey der erſten kam des Menſchen Sohn die Welt zu erlöſen; bey der zweyten wird er kommen die Welt zu richten. Dieſes bezeuget die ewige Wahrheit ſelbſt, wenn er Matth. 25, 31. ſpricht: Wenn aber des Menſchen

Die Urſache der Zukunft Chriſti.

Sohn kommen wird in ſeiner Herrlichkeit, und alle ſeine heiligen Engel mit ihm; denn wird er ſitzen auf dem Stuhle ſeiner Herrlichkeit, und werden vor ihm alle Völker verſammlet werden. Die Urſache der zweyten Zukunft Chriſti iſt die Erfüllung der unverletzlichen Gerechtigkeit Gottes, daß einem jeden nach ſeinen Werken vergolten, und eben dadurch das Werk unſerer Erlöſung vollends geendiget werde; denn die durch den Tod Chriſti erworbene, und von wahren Chriſten gehoffte Seligkeit iſt nicht auf Erden, ſondern im Himmel aufbehalten; wie der Apoſtel ſaget 2 Theſ. 1, 6. Nachdem es Recht iſt bey Gott zu vergelten: Trübſal denen, die euch Trübſal anlegen; euch aber, die ihr Trübſal leidet, Ruhe mit uns, wenn nun der Herr Jeſus wird offenbaret werden vom Himmel, ſammt den Engeln ſeiner Kraft. Dieſes Gericht wird alſo bloß den Unglaubigen ſchröcklich, den Glaubigen aber, und denen, die bis ans Ende im Glauben beharret ſind, erfreulich und tröſtlich ſeyn. Jene werden zittern, wenn die Schale des Zornes Gottes über ſie wird ausgegoſſen werden; dieſe aber werden ſich freuen, wenn ſie für den Kampf des Glaubens die herrliche Belohnung empfangen, und mit Chriſto werden vereiniget werden. Wie wird es aber bey dieſem ſchröcklichen und unparteyiſchen Gerichte zugehen? Es wird daſſelbe plötzlich erſcheinen: plötzlich wird die Erde erbeben, Sonne und Mond werden verfinſtert werden, die Sterne werden vom Himmel fallen, die Kräfte des Himmels werden ſich bewegen, die Poſaune des Erzengels wird erſchallen, alle Todten werden in einem Augenblicke aus den Gräbern hervorkommen, und in Erwartung des göttlichen Urtheiles über ſich in den Wolken hingerückt werden. Bey dieſen ſo erſchröcklichen Veränderungen der Natur werden alle Völker weinen und heulen, und wird eine große Trübſal ſeyn, dergleichen von Anfang der Welt nicht geweſen, und nicht ſeyn wird; ſie werden verſchmachten für Furcht und für Warten der Dinge, die auf den Erdboden kommen ſollen; und werden ihre Rettung in nichts, als in den Glauben, der ſich durch die Liebe thätig bewieſen, ſuchen können. Nach dieſen Zeichen der Ankunft des Sohnes Gottes wird ein Thron geſetzt, die Bücher werden aufgeſchlagen werden, wobey das Gewiſſen eines jeden aufwachen wird, und alsdenn werden ſie des Menſchen Sohn in den Wolken, gleich einem Blitze, der aufgeht vom Aufgange und ſcheinet bis zum Niedergange, mit vieler Kraft und Herrlichkeit kommen ſehen. Darauf werden die Gerechten von den Gottloſen abgeſondert werden, gleich wie ein Hirte die Schafe von den Böcken ſcheidet; die Gerechten werden zur Rechten, die Gottloſen aber zur Linken geſtellet werden. Bey dieſem Gerichte werden weder Kläger noch Zeugen ſeyn, auch wird keine weitläuftige Unterſuchung Statt finden: denn der Richter ſelbſt iſt ein Herzenskündiger, vor welchem nichts verborgen iſt. Er wird auf ſeine auserwählten Söhne, auf die Söhne der Auferſtehung, mit väterlichen und liebreichen Augen ſehen; er wird ſie, ſeine getreuen Knechte, ſeine Freunde, ſeine Heerde, ſeine Geſegneten nennen; er wird ihre Standhaftigkeit im Glauben, die Erfüllung ſeines Willens, und die

Wohlthaten, die ſie in der Perſon der Elenden ihm ſelbſt erwieſen haben, loben; darauf wird er ſie zur Belohnung in den Zuſtand der ewigen Freude verſetzen, und ſie jener Güter theilhaftig machen, die kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret, und in keines Menſchen Herz kommen iſt. Im Gegentheile wird er die Gottloſen mit Augen des Zornes anſehen, ſie mit den Namen undankbarer, verſtockter und verfluchter Geſchöpfe belegen, ihnen ihren Unglauben und Hartnäckigkeit verweiſen, ihnen die Beleidigungen und Unbarmherzigkeit, die ſie in der Perſon der Elenden gegen ihn bewieſen, vorrücken, und ſie zur Strafe für ihre Gottloſigkeit von ſeinem Angeſichte zur ewigen Quaal, in den Ort des beſtändigen Heulens und Zähnklappens, in den Ort der äuſſerſten Finſterniß, in den Aufenthalt der böſen Geiſter verweiſen. Und dieſer Spruch des Richters wird unverzüglich in Erfüllung geſetzt werden: Denn Himmel und Erden werden vergehen, die Worte Gottes aber können nicht vergehen. Sowohl von der Seligkeit der Gerechten, als von der Strafe der Gottloſen ſoll unten mit mehrerem gehandelt werden. Anlangend die Zeit der Erſcheinung dieſes ſchröcklichen Tages, ſo hat zwar das göttliche Wort dieſelbe vor uns verborgen, und zwar, daß wir immer bereit ſeyn ſollen: dennoch aber ſind uns deutliche Merkmaale geoffenbaret, an welchen wir den herannahenden und hereinbrechenden Tag des Gerichtes erkennen können. Unter vielen andern Vorbedeutungen ſetzet die heilige Schrift dieſe unter die erſte und ungezweifelteſte: wenn man eine offenbare Verachtung der Religion und ein

Wenn die zweyte Zukunft ſeyn wird.

gänz-

gänzliches Verderben der Sitten bemerken wird. Kurz vor der Ankunft Chriſti wird die Ungerechtigkeit überhand nehmen, und die Liebe in vielen erkalten, Matth. 24, 12. Die Religion wird verachtet, und ſelbſt der Erlöſer der Welt für nichts geachtet werden. Denn der Tag Chriſti kömmt nicht, es ſey denn, daß zuvor der Abfall komme? 1 Theſſ. 2, 3. Dieſen Abfall aber ſetzt der Apoſtel in den Abfall vom Glauben, wenn er 2 Tim. 4. ſaget: Der Geiſt ſaget deutlich, daß in den letzten Zeiten etliche vom Glauben abfallen werden; und beſchreibet die letzten Zeiten in der Art, daß alsdenn das äußerſte Verderben der Sitten, eine Verachtung der Tugend ſeyn werde, und die fleiſchliche Begierden die Oberhand haben werden: Das ſollt du wiſſen: ſpricht er, daß in den letzten Tagen gräuliche Zeiten kommen werden, denn es werden Menſchen ſeyn, die von ſich ſelbſt halten, geizig, ruhmräthig, hoffärtig, Läſterer, den Aeltern ungehorſam, undankbar, ungerecht, ſtörrig, unverſöhnlich, Schänder, unkeuſch, wild, ungütig, Verräther, Frevler, aufgeblaſen, die die Wolluſt mehr lieben, denn Gott. Und was bleibet auch wohl nach gehäuftem Maaße der Sünden anders übrig, als daß die Gerechtigkeit Gottes zum Ausbruche kommen muß. Die geweſene Sündfluth, die Zerſtörung Sodom und Gomorra, und die Ausrottung der Amoriter nach 1 Moſ. 15, 16. dienen hierinn zu deutlichen Beyſpielen. Wir aber, die wir dieſe wichtige Lehre des chriſtlichen Glaubens erwägen, müſſen nach der Ermahnung des Apoſtels uns unter einander reizen zur Liebe

Die Zeichen der Ankunft des jüngſten Tages.

und guten Werken, und das um ſo viel mehr, ſo viel wir ſehen, daß ſich der Tag des Gerichts nahet, Hebr. 10, 15.

§. 26.

Von der Sendung des heiligen Geiſtes.

Der Herr Jeſus Chriſtus hat nach ſeiner Himmelfahrt den Apoſteln, und allen Gläubigen, den heiligen Geiſt geſandt a), durch deſſen Gnadenwirkungen der Menſch ſelig wird b).

a) Es iſt oben geſagt worden, daß der Erlöſer, bey ſeiner Auffahrt gen Himmel, den Apoſteln den heiligen Geiſt zu ſenden verſprochen, der ſie in alle Wahrheit leiten ſollte. Dieſes Verſprechen hat er auch am funfzigſten Tage nach ſeiner Auferſtehung in Erfüllung geſetzet; wie ſolches der Evangeliſt Lucas in ſeiner Geſchichte im 2ten Cap. meldet. Dieſe Sendung des heiligen Geiſtes war eine göttliche Sendung: denn der heilige Geiſt iſt nicht einer von den dienſtbaren Geiſtern, dergleichen die Engel ſind; ſondern er iſt Herr und Gott, die dritte Perſon in der heiligen Dreyeinigkeit; der eben ſo, wie der Vater und Sohn, anzubethen und zu verehren iſt, und bloß vom Vater ausgehet. Die Papiſten, oder die es mit der römiſchen Kirche halten, behaupten ohne einigen Grund, und den Sätzen der alten Kirche entgegen, daß der heilige Geiſt auch vom Sohne ausgehe. Wir wollen uns hierüber in keine weitläuftige Nachforſchungen einlaſſen; indem dieſes ein unerforſchliches Geheimniß iſt: auf der andern Seite aber iſt hierüber auch nicht zu ſtreiten: denn die heilige Schrift leget das Ausge-

Ausge-

Ausgehen des heiligen Geiſtes bloß dem Vater, und nicht dem Sohne bey. Wenn aber der Tröſter kommen wird, welchen ich euch ſenden werde vom Vater, den Geiſt der Wahrheit, der vom Vater ausgehet, heißt es Joh. 15, 26. Dieſes haben auf gleiche Art alle heiligen Väter, ſowohl der orientaliſchen als occidentaliſchen Kirche, die ſich nicht unterſtanden, dem deutlichen Zeugniſſe der heiligen Schrift entgegen, etwas hinzuzuthun, behauptet.

b) Jeſus Chriſtus hat in der Perſon ſeiner Apoſtel den heiligen Geiſt ſeiner ganzen Kirche, oder allen Gläubigen, geſandt, wie der Prophet Joel Cap. 2, 28. vorher prophezeyet hat, wenn er ſpricht: In den letzten Tagen, ſpricht der Herr, will ich von meinem Geiſte auf alles Fleiſch ausgieſſen. Es ſind aber die Wirkungen des heiligen Geiſtes, wodurch die Seligmachung der Menſchen zu Stande gebracht wird, verſchieden. Er rufet dem auf Irrwegen befindlichen und in Sünden ſteckenden, oder vielmehr in Sünden todten Menſchen durch ſein Wort zum Glauben; er giebt ihm verſchiedene Gelegenheiten zur Bekehrung; er beweget und erweichet das harte Herz, er zündet im Herzen das Licht der Erkenntniß Gottes an; er wirket die Wiedergeburt und Reinigung von Sünden in der Taufe, er erneuret den Menſchen in der Buße; er vereiniget ihn mit Chriſto ſowohl durch das Geheimniß des heiligen Abendmahles, als auch geiſtlich durch das beſtändige Beharren im Glauben, er ſteht ihm im Kampfe des Glaubens bey, er tröſtet und richtet ihn in allen Verſuchungen und Trübſalen auf; und überzeuget den

Welches die Wirkungen des heiligen Geiſtes ſind.

den Menſchen innerlich von der großen Liebe des himmliſchen Vaters gegen ihn. Dieſe Wirkungen des heiligen Geiſtes werden die Gnadenwirkungen genannt; und da dieſe Wirkungen verſchieden ſind, ſo hat auch die Gnade verſchiedene Benennungen. Sie wird die **zuvorkommende**, die **erweckende**, die **rechtfertigende**, und die **mitwirkende** genannt. Da durch dieſe Gnadenwirkungen des heiligen Geiſtes dem Menſchen, der an ſich ſelbſt geiſtlich todt iſt, das geiſtliche Leben wieder gegeben wird, ſo wird um dieſer Urſache willen der heilige Geiſt, als der Geber dieſer Gnade in dem Glaubensbekenntniſſe der **lebendigmachende Geiſt** genannt. Eben dieſer heißt bey dem Propheten Jeſaias Cap. 11. der **Geiſt der Weisheit und des Verſtandes, der Geiſt des Raths und der Stärke, der Geiſt der Erkenntniß und der Frömmigkeit, und der Geiſt der Furcht des Herrn.** Hieraus aber iſt zu erkennen, weßfalls von ihm geſagt werde, daß er der Geiſt ſey, der durch die Propheten geredet habe. Denn alles, was dieſe verkündiget, und in ihren Büchern aufgeſchrieben haben, ſolches haben ſie nicht aus eigenem Willkühr, oder aus eigener Erfindung geſchrieben; ſondern **die heiligen Männer haben geredet, erleuchtet von dem heiligen Geiſte,** 2 Petr. 1, 21. Es muß alſo ein jeder Chriſt die Bücher des alten und des neuen Teſtamentes für Gottes Wort, und für eine vollkommene und unfehlerhafte Richtſchnur des Glaubens und gottgefälligen Lebens halten. Die Zeichen und Früchte des in dem Menſchen wohnenden heiligen Geiſtes aber ſind nach den Worten Pauli Gal. 5, 22. Liebe, Freude,

Was die Gnade iſt.

Friede,

Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuſchheit.

§. 27.

Von der Predigt der Apoſtel und von der Kirche.

Durch die Gnadenwirkungen des heiligen Geiſtes haben die Apoſtel die Wahrheit des Evangelii in der ganzen Welt verkündiget, und aus allen Völkern eine Kirche geſammlet.

Der bewundernswürdige Fortgang, den die Predigten der Apoſtel gehabt, zeiget deutlich, daß eine göttliche Kraft dabey gewirket. Die Jünger Chriſti, deren Anzahl ſo geringe geweſen, und die insgeſammt kein Anſehen noch Vermögen gehabt, haben ohne einige Waffen, und ohne einige menſchliche Beredtſamkeit und Weisheit angeſehene, mächtige und weiſe Perſonen in der ganzen Welt zum Glauben gebracht; und zwar zu einem Glauben, der allen in der Welt von Alters angenommenen Sätzen ſchnurſtracks entgegen war, der die unter ihnen jederzeit üblich geweſene Art des Gottesdienſtes umſtieß, der ſich zu ihrer eingebildeten und ſtolzen Denkungsart keinesweges reimte, und der, anſtatt den Leidenſchaften zu ſchmeicheln, denen, die ihn annehmen würden, ein unter Bedruck und Verfolgung zu führendes Leben verkündigte. Sollte man ſich wohl hierbey einen glücklichen Erfolg haben verſprechen können? Doch was bey den Menſchen unmöglich iſt, iſt bey Gott möglich. Die Hölle hatte ſich mit aller Macht gerüſtet, dieſes auf das Heil der Menſchen abgezielte Unternehmen zu verhindern; ſie konnte aber den Felſen, darauf der Glaube gegründet, und welcher

cher Jeſus Chriſtus ſelbſt iſt, keinesweges zerſchmettern. Einer von den Apoſteln wundert ſich ſelbſt über dieſen wundervollen Fortgang der Predigt des Evangelii, wenn er 1 Cor. 1, 27. ſpricht: **was thöricht iſt vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weiſen zu Schanden mache; und was ſchwach iſt vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache was ſtark iſt; und das Unedle vor der Welt, und das Verachtete hat Gott erwählet, und das Nichts iſt; daß er zunichte mache was etwas iſt; auf daß ſich vor Gott kein Fleiſch rühme.** Nachdem alle Völker in allen Theilen der Welt das Evangelium angenommen hatten; ſo entſtand daraus die heilige Gemeine der Auserwählten Gottes, das iſt die chriſtliche Kirche, die nicht ſo wie die jüdiſche in den Gränzen eines einzigen Volkes eingeſchloſſen iſt, ſondern aus vielen und verſchiedenen an allen Orten lebenden Völkern und Geſchlechten beſtehet; als wodurch das erfüllet ward, was Gott Abraham verſprochen hatte: daß nämlich **in ſeinem Samen alle Völker auf Erden geſegnet werden ſollen**, 1 Moſ. 22, 18.

§. 28.

Eigenſchaften der wahren Kirche.

Dieſe Kirche iſt eine einige a), heilige b), allgemeine c) und apoſtoliſche Kirche d).

a) Es iſt oben in dieſem Theile unter dem 5ten §. geſagt: daß die Kirche Chriſti gleich beym Anfange der Welt gegründet ſey: daß, ob ſie gleich unter verſchiedenen Zuſtänden gewe-

ſen,

ſen, dennoch das Weſen des Glaubens ſich niemals verändert hätte: und daß eben dieſelbe Kirche nach der Ankunft des Erlöſers ins Fleiſch dadurch, daß durch die Lehren der Apoſtel alle Völker des Erdbodens zu derſelben ſind verſammlet worden, herrlicher und glänzender geworden. Folglich iſt ſie von Anfang der Welt bis auf dieſe Zeiten eine einige, und eben dieſelbe Kirche, und wird bis ans Ende der Welt eine einige und eben dieſelbe Kirche bleiben. Sie iſt eine einige Kirche: weil zu allen Zeiten ein einiger Glaube, ein einiger Grund des Glaubens, und ein einziges Haupt der Kirche, das iſt Chriſtus, geweſen iſt: es iſt nur ein Weg zur Seligkeit, und einer, auf den alle hoffen. So heißt es davon in dem Briefe Pauli an die Epheſer, Cap. 4, 4. Ein Leib und ein Geiſt: wie ihr auch berufen ſeyd zu einerley Hoffnung eures Berufes. Ein Herr, ein Glaube. Von dieſer Einheit der Kirche ſondern ſich diejenigen ab, welche entweder das göttliche Wort gar nicht annehmen, oder ihre ungereimte Meynungen mit demſelben vermengen. Dahero die Gemeine ſolcher Perſonen nicht ſowohl eine Kirche, als vielmehr eine Verſammlung Irrglaubiger iſt, die nicht von dem Geiſte Gottes, ſondern von dem Geiſte der Feindſchaft regieret wird. In den neuern Zeiten erleben wir in der Chriſtenheit, zum größten Aergerniſſe des Chriſtenthumes, drey Hauptſecten oder Auslegungen, nämlich die Secte der Papiſten, der Lutheraner und der Calviniſten. Alle dieſe drey Secten ſind ſich einander zuwider. Das Pabſtthum iſt mit dem allerſchädlichſten Aberglauben angefüllet, und unterwirft ſich blindlings, zum Nachtheile

Warum die Kirche eine einige Kirche genannt werde.

theile des göttlichen Wortes, den Ausſprüchen des Pabſtes; die Lehre vom heiligen Geiſte wird von ihnen, dem klaren Zeugniſſe der heiligen Schrift entgegen, fälſchlich ausgelegt; ſie entziehen den Layen den Kelch im heiligen Abendmahle, und laſſen ihnen, die heilige Schrift zu leſen, nicht zu; ſie glauben ein gewiſſes von ihnen ſelbſt erdachtes Fegfeuer: und da ſie ſich eine dem Evangelio unbekannte Herrſchaft anmaßen, verfolgen ſie alle diejenigen, die ſich ihrer Bekehrung widerſetzen, mit Feuer und Schwerdt. Die Lutheraner und Calviniſten haben ſich vor nicht langer Zeit durch Luther und Calvin vom Pabſtthume abgeſondert: aber indem ſie die abergläubiſchen päbſtlichen Satzungen verworfen, haben ſie zugleich die heiligen apoſtoliſchen Ueberlieferungen nicht angenommen: inzwiſchen aber die Meynung der römiſchen Kirche über den Punct, wegen des Ausgehen des heiligen Geiſtes, beybehalten. Außerdem legen die Lutheraner dem Leibe Chriſti gleichfalls die Allgegenwart bey, die doch bloß ſeiner Gottheit eigen iſt: und die Calviniſten unterwerfen die menſchlichen Handlungen einer gewiſſen unvermeidlichen Vorherbeſtimmung. Die Wahrheit unſerer rechtgläubigen griechiſch ruſſiſchen Kirche aber gründet ſich auf ungezweifelte Beweiſe: da ſie von den Zeiten der Apoſtel an, bis auf dieſe Stunde, ſowohl den von ihnen verkündigten Glauben, als auch die Ueberlieferungen der erſten Kirche, unverletzt beybehalten hat. Griechenland iſt von dem Apoſtel Paulus ſelbſt zum chriſtlichen Glauben bekehret, hat die von demſelben empfangene Wahrheit alle folgende Jahrhunderte hindurch unverletzt erhalten, und alle

Von der Wahrheit unſerer griechiſch ruſſiſchen Kirche

alle verführeriſche ketzeriſche Lehren, die ſich einſchleichen wollen, auf den allgemeinen und beſondern Kirchenverſammlungen ausgerottet. Durch dieſe in ihrer unverfälſchten Reinigkeit erhaltene Lehre hat Gott nachhero auch Rußland erleuchten wollen. Weder in Griechenland noch in Rußland iſt dieſe Lehre jemals verändert worden, dergleichen Veränderung mit dem Pabſtthume zu den Zeiten Luthers geſchehen iſt. Und ob ſich gleich bey manchen von denjenigen, die ſich zu unſerer Kirche bekennen, Aberglaube und Misbräuche finden, ſo ſchützet dennoch unſere Kirche dergleichen Ungereimtheiten nicht, ſondern bedauret, überführet und beſſert diejenigen, die denſelben ergeben ſind: hiernächſt können die irrigen Meynungen einiger Unwiſſenden der Wahrheit der ganzen Kirche keinen Flecken anhängen. Wir machen alſo hieraus den Schluß: daß unſere rechtgläubige Kirche nicht nur die wahre, ſondern auch die einige und eben dieſelbe von Anfang der Welt ſey. Sie iſt dieſelbe von Anfang der Welt, weil ſie mit der griechiſchen Kirche übereinſtimmet; dieſe aber von der erſten apoſtoliſchen Kirche niemals abgegangen iſt: die apoſtoliſche Kirche, dem Weſen des Glaubens nach, von der jüdiſchen Kirche des alten Teſtamentes niemals unterſchieden geweſen; und die Kirche des alten Teſtamentes ſich auf die Wahrheit der Erlöſung des menſchlichen Geſchlechtes, als welche Wahrheit alle heiligen Erzväter vor und nach der Sündfluth mit feſten Glauben angenommen haben, gründet. Folglich muß man den Anfang unſerer rechtgläubigen evangeliſchen Kirche bis an den Anfang der Welt hinausſetzen, und ſie wird, nach dem Zeugniſſe der heiligen Schrift, bis an das Ende der Welt dieſelbe bleiben.

Weßfalls die Kirche heilig genannt werde.

b) Die Kirche wird eine heilige Kirche genannt, und zwar erſtens: weil alle wahrhaftig Gläubige durch das Blut Chriſti geheiliget werden. So ſchreibet Paulus 1 Cor. 6, 11. Auch ihr ſeyd ſo geweſen, (nämlich wie alle unreine Heiden), aber ihr ſeyd abgewaſchen, ihr ſeyd geheiliget, ihr ſeyd gerecht worden, durch den Namen unſeres Herrn Jeſu Chriſti, und durch den Geiſt unſeres Gottes. Zweytens: weil wahre Chriſten, unter dem Beyſtande der Gnade Gottes, ſich beſtreben, die Sünde abzulegen, die fleiſchlichen Lüſte zu tödten, um durch die Uebung in der Gottſeligkeit, mit Gott dem heiligſten Weſen vereiniget zu werden. Denn es iſt erſchienen die heilſame Gnade Gottes allen Menſchen; und züchtiget uns, daß wir ſollen ablegen das ungöttliche Weſen, und die fleiſchlichen Lüſte, und züchtig, gerecht und gottſelig leben in dieſer Welt, Tit. 6, 11.12. Ob es nun gleich in der Kirche auch Sünder giebt, ſo ſind es dennoch nur ſolche, welche ihre Sünden vor Gott erkennen, und durch eine wahre Buße, die auf den Glauben an Jeſum Chriſtum gegründet iſt, die gnädige Vergebung derſelben annehmen; die verſtockten und unbußfertigen Sünder aber gehören nicht zu der Kirche.

Weßfalls die Kirche eine allgemeine Kirche genannt werde.

c) Es iſt die Kirche eine allgemeine oder ſo genannte katholiſche, und aller Orten ſich befindende Kirche. Hierunter wird die Gemeine der wahren Chriſten, die an allen Theilen der Welt zerſtreuet iſt, verſtanden. Alle wahre Gläubi-

Gläubige, ſie mögen leben wo, und zu welcher Zeit ſie wollen, gehören zur Geſellſchaft der allgemeinen chriſtlichen Kirche. Denn es iſt eine und eben dieſelbe Lehre des Evangelii, die ſie alle angenommen; ſie ſtreiten alle unter einem Anführer, folgen alle der Fahne Chriſti, und haben alle einerley Ziel, dem ſie nachlaufen. In dieſer Kirche iſt nach der Lehre Pauli, Gal. 3, 28. **kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freyer, kein Mann noch Weib; denn ſie ſind allzumal einer in Chriſto Jeſu.** Hierdurch unterſcheidet ſich die chriſtliche Kirche von der jüdiſchen, als welche in den Gränzen eines einzigen Volkes eingeſchloſſen war. Von dieſer Einſchränkung hat der Erlöſer ſelbſt ſeine Kirche befreyet, als welcher Joh. 4, 21. ſpricht: **es kömmt die Stunde, daß ihr weder auf dieſem Berge, noch zu Jeruſalem, werdet den Vater anbethen: ſondern die wahrhaften Anbether werden den Vater im Geiſte und in der Wahrheit,** allenthalben, ſo weit die Gränzen ſeiner Herrſchaft gehen, anbethen.

Woher ſie eine apoſtoliſche Kirche heiße.

d) Die apoſtoliſche Kirche wird ſie desfalls genannt: weil ſie ſowohl die geſchriebenen als mündlich überlieferten Lehren der Apoſtel, (und folglich auch der Propheten, mit welchen jene übereinſtimmen), unverletzt beybehalten. Dieſes bezeuget der Apoſtel Paulus, wenn er Eph. 2, 10. lehret, **daß die wahrhaftigen Chriſten auf den Grund der Apoſtel und Propheten, da Jeſus Chriſtus ſelbſt der Eckſtein iſt, erbauet ſeyn.**

§. 29.

Von der Regierung der Kirche.

Dieſe Kirche wird unter einem Haupte Chriſto, durch die Diener des neuen Teſtamentes regieret.

Die Regierung der Kirche beſtehet aus geiſtlichen Hirten und Lehrern.

Die Kirche iſt eine wohl eingerichtete und geordnete Gemeine. Folglich muß darinnen eine Regierung ſeyn. Dieſe iſt keine herrſchſüchtige und befehlshabende, ſondern eine ſanftmüthige und väterliche Regierung: denn es ſind derſelben Seelen anvertrauet. Es finden dahero allhier keine Befehle, ſondern Lehren und Ermahnungen ſtatt: denn niemand kann zum Glauben gezwungen werden. Die Regierung der Kirche beſteht aus geiſtlichen Hirten und Lehrern, nach den Worten Pauli, Epheſ. 4, 11. Er (Chriſtus) hat etliche zu Apoſteln geſetzet, etliche aber zu Propheten, etliche zu Evangeliſten, etliche zu Hirten und Lehrern, daß die Heiligen vollendet werden, zum Werk des Amtes, zur Erbauung des Leibes Chriſti.

Das Haupt der Kirche iſt Chriſtus.

Unter den Hirten ſind einige Ober: als die Biſchöffe, einige Unterhirten, als die Prieſter. Das Haupt dieſer Kirchenregierung und des Dienſtes derſelben aber iſt einzig und allein Chriſtus: denn ſo wie er der Stifter ſeiner Kirche iſt, ſo iſt er auch allein das Haupt, und der von niemanden abhangende Regierer derſelben, der ſeine Kirche unſichtbar durch ſein Wort und durch ſeinen Geiſt regieret. Folglich kann die Kirche in Dingen, die das Weſen des Glaubens betreffen, niemanden außer ihm, und dem deutlichen Zeugniſſe des göttlichen Wortes Folge leiſten. Hiervon ſchreibt der Apoſtel deutlich in ſeinem

ſeinem Briefe an die Epheſer, Cap. 5, 23. da es heißt: Chriſtus iſt das Haupt der Kirche, und er iſt ſeines Leibes Heiland, und v. 29. niemand hat jemals ſein eigen Fleiſch gehaſſet, ſondern er nähret es und pfleget ſein, gleichwie auch der Herr die Kirche. Die Pflicht der Hirten und Lehrer der Kirche iſt: 1) daß ſie die Gemeine lehren. Hierzu gehöret: die Unterweiſung in der Wahrheit; die Widerlegung der irrigen Meynungen; die Beſtärkung im Guten; und die Beſſerung der Ungläubigen. 2) Daß ſie die Sacramente verwalten, und die allgemeinen Gebethe verrichten; dahin gehöret das Taufen, das Austheilen des heiligen Abendmahls, das Anhören der Beichte, und dergleichen. Hiernächſt iſt von unſerem Erlöſer den Hirten der Kirche die Gewalt zu binden und zu löſen, oder das Amt der Schlüſſel, ertheilet: als welches darinnen beſteht, daß ſie einen ungläubigen Chriſten oder äußerſt verſtockten offenbaren Sünder, nach geſchehener einfältigen Ermahnung, endlich im Namen Chriſti aus der Gemeine der chriſtlichen Kirche ausſchließen, und für einen Unchriſten erklären können und ſollen; und dieſes bedeutet das Binden. Wenn aber ein ſolcher durch die Gnade Gottes bekehret wird, rechtſchaffene Buße thut, und wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen wird, ſo wird ſolches das Löſen genannt. Dieſe wichtige Gewalt muß bloß das göttliche Wort zum Grunde haben. Findet ſich in der chriſtlichen Kirche ein Verkehrter, der durch den Gift ſeiner ſchädlichen Meynungen die Kirche anzuſtecken ſucht; ſo wird alsdenn eine allgemeine Ver-

Die Pflichten der Lehrer der Kirche.

Was das Amt der Schlüſſel iſt.

In welchen Fällen die öffentlichen Kirchenverſammlungen nöthig ſind.

Wie viele Kirchenverſammlungen geweſen ſind.

ſammlung angeſtellet: es verſammlen ſich nämlich die oberſten Hirten der Kirche von allen Gegenden an einen Ort, unterſuchen und prüfen eine ſolche neue Meynung aufs genaueſte, und wenn ſie finden, daß dieſelbe mit dem göttlichen Worte nicht übereinſtimmet, ſo thun ſie der ganzen Kirche kund, daß dieſe Meynung der Wahrheit Gottes zuwider ſey, und ſchließen einen ſolchen Irrgläubigen aus der Anzahl der Chriſten aus. Dergleichen allgemeine Verſammlungen ſind außer der Verſammlung der Apoſtel, davon in der Apoſtelgeſchichte Cap. 15, 6. Erwähnung geſchehen, ſieben geweſen, und zwar die 1ſte in Nicea, die 2te in Conſtantinopel, die 3te in Epheſus, die 4te in Calcedonien, die 5te in Conſtantinopel, die 6te in Conſtantinopel, die 7te in Nicea. Dieſe Kirchenverſammlungen wurden gemeiniglich von gottfürchtenden Monarchen angeordnet, als welche einigen derſelben ſelbſt mit beygewohnet haben: denn die chriſtlichen Monarchen ſind die oberſten Fürſorger und Beſchützer der Kirche; und ſind eben ſowohl für das Wohl der Kirche, als für das Beſte der bürgerlichen Geſellſchaft zu ſorgen verbunden. Von ihnen fodert die chriſtliche Kirche: 1) daß ſie das göttliche Geſetz verſtehen, 2) daß ſie durch die Gottesfurcht andern zum Beyſpiele dienen, 3) daß ſie darauf ſehen, daß das Kirchenregiment ordentlich verwaltet, und diejenigen, die daſſelbe getreu verwalten, aufgemuntert werden, 4) daß alle Spaltungen unterdrücket, und die Kirche wider alle Verfolger und Läſterer geſchützet werde, 5) daß die göttliche Lehre ausgebreitet werde, und die Lehrer ihr hinlängliches zeitliches Auskommen haben, und 6) daß die

Was die Kirche von den rechtgläubigen Monarchen fodert.

ungläu-

ungläubigen Völker zum Glauben gebracht werden. Hieraus ſieht ein jeder leicht, in welcher genauer Vereinigung die bürgerliche Geſellſchaft mit der Kirche ſtehet. Denn dazu, daß ein Bürger ſeine Pflichten erfülle, und ſich des Böſen enthalte, wird erfordert, daß er ſolches gewiſſenhaft thue; wer kann aber das Gewiſſen verbinden, außer Gott, der Herzen und Nieren prüfet? Am meiſten iſt die Religion dem Monarchen nützlich: denn da derſelbe keinem menſchlichen Geſetze unterworfen iſt, ſo unterwirft ſie ihn ihrem Geſetze; erhält ihn dadurch in den Gränzen der heiligen Wahrheit, und macht, daß er ſeine große Pflicht zu erfüllen niemals ermüdet. Und da hiernächſt der Monarch auf Erden keinen Höhern über ſich hat, und von niemanden für ſeine Mühe belohnet werden kann; ſo kann bloß die Religion den Regenten aufmuntern, indem ſie ihm die untrüglichſte, würdigſte und allergrößte Belohnung im Himmel verſpricht.

§. 30.

Von den Sacramenten.

Jeſus Chriſtus hat in ſeiner Kirche Sacramente, oder ſolche geiſtliche Handlungen verordnet, durch welche den Gläubigen unter ſichtbaren Zeichen die unſichtbare Gnade Gottes mitgetheilet wird.

Derjenige, der ſich zu Gott bekehret, muß ſeine wahre innerliche Bekehrung durch etwas ſichtbares an den Tag legen; ſo wie Gott ſelbſt, um uns von der untrüglichen Erfüllung ſeiner uns gegebenen Verſprechungen zu überzeugen, dieſelben durch gewiſſe Zeichen beſtätigen will.

Jedoch muß man nicht meynen, als wenn Gott nicht ohne dieſe ſichtbare Zeichen unſere Bekehrung wiſſen: oder auch ohne dieſelben uns von der Erfüllung ſeiner Verſprechungen überzeugen, und in den Bund der Gnade aufnehmen könnte;

Warum die Sacramente eingeſetzet ſind.

keinesweges! Er thut dieſes bloß zu beſſerer Gründung und Befeſtigung ſeiner Kirche. Denn da der Menſch nicht bloß aus der Seele, ſondern auch aus dem Leibe beſtehet; dasjenige aber, was in die Sinne fällt, ſich ſtärker dem Gemüth einpräget; und hiernächſt die Kirche eine ſichtbare Gemeine auf Erden iſt: ſo hat der für unſer Heil Sorge tragende himmliſche Vater ſichtbare Gebräuche anordnen wollen, damit wir durch deren Wahrnehmung ſowohl unſern Glauben gegen alle bezeugen und beſtätigen, als auch ſeiner Verheißungen deſto mehr verſichert ſeyn könnten, wir hiernächſt durch dieſe ſichtbare Zeichen mit einander genauer verbunden würden, und die Kirche ſich dadurch von einer jeden andern Geſellſchaft deutlich unterſcheiden könnte.

Was ein Sacrament iſt.

Dieſe Gebräuche nennet die Kirche Sacramente, und zwar, weil wir bey derſelben etwas ſehen und etwas glauben. So ſehen wir in der Taufe den Leib mit Waſſer waſchen, und glauben, daß zugleich die Seele durch den heiligen Geiſt von Sünden gewaſchen und gereiniget werde.

Die Sacramente des alten Teſtamentes.

Es ſind aber einige Sacramente des alten und einige des neuen Teſtamentes. Die Sacramente des alten Teſtamentes waren die **Beſchneidung und das Oſterlamm.** Die von Gott dem Abraham und deſſen Nachkommen vorgeſchriebene Beſchneidung war eine heilige Handlung, wodurch derjenige, an dem ſie geſchahe, in den Bund mit Gott trat, 1 Moſ. 17, 10.

Dieſe ſichtbare Beſchneidung war, nach der Auslegung Pauli, Röm. 2, 29. ein Zeichen der inwendigen Beſchneidung der ſündlichen Lüſte, die derjenige, der Gott im Geiſte und in der Wahrheit dienen will, ablegen muß. Hieraus iſt zugleich verſtändlich, warum alle Gläubigen Kinder Abrahams genannt werden; denn ſie müſſen die geiſtliche Beſchneidung, deren Zeichen Abraham angenommen, beſtändig wahrnehmen. Da der Vollender unſerer Erlöſung, Jeſus Chriſtus, auf Erden gekommen war, und durch die Darbringung ſeiner ſelbſt zum Opfer uns von allen Sünden gereiniget hatte; ſo ward zu gleicher Zeit die jüdiſche Beſchneidung des Fleiſches gehoben, und das Vorbild hörete auf, nachdem der durch daſſelbe bezeichnete Körper ſelbſt erſchienen war. So ſchreibt der Apoſtel in ſeinem Briefe an die Coloſſer Cap. 2, 11. In welchem (in Chriſto) ihr auch beſchnitten ſeyd, mit der Beſchneidung ohne Hände, durch Ablegung des ſündlichen Leibes des Fleiſches, nämlich mit der Beſchneidung Chriſti. An der Stelle der im alten Teſtamente verordneten Beſchneidung findet nun die Taufe Staat. Das zweyte Sacrament des alten Teſtamentes iſt das Eſſen des Oſterlammes, deſſen Stiftung 2 Moſ. 12. umſtändlich beſchrieben iſt. Dieſes Eſſen des Oſterlammes ward zur Zeit des Ausganges der Kinder Iſrael aus Aegypten in der ausdrücklichen Abſicht geſtiftet: daß dieſe heil. Handlung den Iſraeliten zum unvergeßlichen Andenken, der ihnen von Gott, durch die Befreyung von der ihnen von den Aegyptiern aufgelegten ſchweren Arbeit, erwieſenen Wohlthat, dienen ſollte, 2 Moſ. 12, 27. Es war dieſes heilige Genießen

des Oſterlammes ein deutliches Vorbild **des unbefleckten** und heiligen Lammes Chriſti, mit **dem** wir durch den Glauben vereiniget **werden: daher** auch dieſer feyerliche Gebrauch der **Juden** aufgehöret hat, ſo bald das Lamm **Gottes, als** der Erlöſer der Welt, bey ſeinem **Hingange zum** Tode, an deſſen Statt das heilige Abendmahl **eingeſetzet** hatte, und am Kreuze geſtorben **war.**

§. 31.

Unſere Kirche hat im neuen Teſtamente ſieben Sacramente: nämlich die Taufe, die Salbung des Getauften, das heilige Abendmahl, die Beichte, das Prieſterthum, die eheliche Verbindung, und die letzte Oelung.

Die **Haupt- und vornehmſten Sacramente des neuen Teſtamentes** ſind die Taufe und das heilige Abendmahl, (εὐχαριϛια). Unter den übrigen werden die Salbung und die Beichte von einem jeden Chriſten für Sacramente angenommen. Das Prieſterthum, die Ehe und die lezte Oelung **aber verbinden nicht alle.**

§. 32.

Von der Taufe.

Die Taufe iſt ein Sacrament, darinn bey dem Waſchen des Leibes mit Waſſer, die Seele des Gläubigen durch das Blut Chriſti von Sünden abgewaſchen wird.

Dieſes Sacrament iſt von dem Erlöſer ſelbſt durch das ſeinen Jüngern gegebene Gebot **eingeſetzt**, da er Matth. 28, 19. ſaget: Gebet hin, **und lehret** alle Völker, und taufet ſie im Namen

Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geiſtes. Sie geſchieht aber auf folgende Art: 1) Ein Erwachſener, der die heil. Taufe verlangt, muß in der evangeliſchen Lehre hinlänglich unterrichtet ſeyn. 2) Nach bekommenem Unterricht muß er dem Teufel, der Welt, und ſich ſelbſt entſagen. **Wer zu mir kommen will, der verleugne ſich ſelbſt,** ſpricht der Heiland Marc. 8, 14. 3) Der Täufling wird in das Waſſer getaucht, und der Diener Chriſti ſpricht dabey folgende Worte: **Es wird der Knecht Gottes getauft in dem Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geiſtes.** Dieſes ſind die ſichtbaren Handlungen bey der Taufe: die unſichtbaren, durch den Glauben hervorgebrachte Wirkungen ſind folgende: 1) Es wird der Täufling durch das Blut Chriſti von allen Sünden abgewaſchen, das iſt: es vergiebt der himmliſche Vater dem gläubigen Täufling die Sünden wegen des Verdienſtes und Todes unſeres Mittlers. 2) Er wird in den Bund Gottes aufgenommen, das heißt: er verbindet ſich gegen Gott, alle übrige Zeit ſeines Lebens ſeinem heiligen Dienſte aufzuopfern: Denn das bedeuten die Worte: in dem Namen des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geiſtes. Eben dadurch erlangt der Täufling das Recht zur Erbſchaft des ewigen Lebens. 3) Wird er von neuem geboren, nach den Worten Chriſti, Joh. 3, 5. das iſt: er bekömmt neue geiſtliche Triebe und Kräfte. Der Verſtand wird durch die Erkenntniß Gottes, der Tugend, und der wahren Glückſeligkeit erleuchtet; das Herz aber wird mit der Furcht und Liebe zu Gott angefüllet, und von der Liebe des himmliſchen

Die Wirkungen der Taufe.

Vaters

Vaters gegen ihn völlig überzeuget. Dieſes iſt die Kraft und Wirkung dieſes hohen chriſtlichen Geheimniſſes, welches der Menſch nothwendig annehmen muß, wenn er anders Hoffnung zur Seligkeit haben will; und zwar nicht bloß deswegen, weil er nicht in Waſſer eingetaucht iſt; ſondern weil er nicht an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes geglaubet hat, wie Chriſtus in dem Evangelio Johannis Cap. 3, 5. ſaget: *Es ſey denn, daß jemand geboren werde aus dem Waſſer und Geiſte, ſo kann er nicht in das Reich Gottes kommen.* Bey der Taufe der Kinder dienet und wirket an Statt ihres eigenen Glaubens der Glaube der Aeltern, und der ſie zur Taufe bringenden Taufzeugen.

§. 33.

Von der Salbung.

Die Salbung iſt ein Sacrament, dadurch bey Beſtreichung der Theile des Leibes mit Salbe, ſich die geiſtliche Salbe, nämlich die Gaben des heiligen Geiſtes über den Getauften ergießen.

Dieſes Sacrament wird gleich nach der Taufe von dem Diener Chriſti verrichtet, als welcher bey Beſtreichung der Haupttheile des Leibes mit Salbe die Worte ausſpricht: *Ein Siegel der Gabe des heiligen Geiſtes.* Durch dieſe heilige Handlung kömmt der heilige Geiſt auf den Getauften, und beſtätiget ihn in der Taufe erlangten Gnade, ſo wie er auf die Jünger des Herrn Jeſu gekommen, und ſo wie eben die Jünger ſelbſt nach der Taufe die Hände auf die Gläubigen gelegt, und dieſe bey Auflegung der

der Hände der Apoſtel den heiligen Geiſt ſichtbarlich empfangen haben, Apg. 8, 17. Unſere Kirche braucht annoch dieſe Salbung, wenn ſie einen irrgläubigen Chriſten bey ſich aufnimmt, und ihn durch die ſichtbaren Zeichen zu den Gliedern unſerer gottſeligen und rechtgläubigen Gemeine zählet.

§. 34.

Vom heiligen Abendmahle.

Das heilige Abendmahl (εὐχαριϛια) iſt ein Sacrament, darinn der Gläubige, unter der Geſtalt des Brodtes den Leib Chriſti ſelbſt, und unter der Geſtalt des Weines, das Blut Chriſti ſelbſt zur Vergebung der Sünden, und zum ewigen Leben bekömmt.

Dieſes vornehmſte chriſtliche Geheimniß des Sacramentes iſt nach der Beſchreibung des göttlichen Apoſtels Pauli, in ſeinem erſten Briefe an die Corinthier Cap. 11,23. von dem Herrn Chriſto ſelbſt auf folgende Art eingeſetzet: Der Herr Jeſus in der Nacht, da er verrathen ward, nahm das Brodt, dankete, und brachs und ſprach: nehmet hin, und eſſet, das iſt mein Leib, der für euch gebrochen wird: ſolches thut zu meinem Gedächtniß; desgleichen auch den Kelch nach dem Abendmahle, und ſprach: Dieſer Kelch iſt das neue Teſtament in meinem Blute; ſolches thut, ſo oft ihrs trinket, zu meinem Gedächtniſſe. Denn ſo oft ihr von dieſem Brodte eſſet, und von dieſem Kelche trinket: ſollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß er kömmt. Nach Vollendung dieſes Abendmahles, ſprach der Herr zu ſeinen Jüngern: Hinfort werde ich nicht mehr davon eſſen, bis daß ſie erfüllet werden im Reiche Gottes, Luc. 22, 16. Das heißt: dieſes Abendmahl iſt ein Vorſchmack jenes himmliſchen Abendmahles, da alle, die an mich wahrhaftig gläuben, einer unausſprechlichen Glückſeligkeit genießen werden. Dieſen ſeligen Unterricht ihres Lehrers nahmen die Jünger mit Dank an, und endigten dieſe heilige Handlung mit einem geziemenden göttlichen Lobgeſange. Es geht aber die Einſetzung dieſes Sacramentes die ganze Kirche an: weil das von dem Herrn den Jüngern gegebene Gebot: ſolches thut zu meinem Gedächtniſſe, zugleich allen Chriſten ertheilet iſt, beſonders aber, weil unſer Erlöſer deutlich geſaget hat, daß dieſes heilige Werk bis an die Zeit, da er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten, verrichtet werden ſoll: woraus deutlich zu erkennen iſt, daß die Kirche Chriſti dieſes Sacrament auf keine andere Art gebrauchen muß, als wie es von ihrem Haupte und Herrn Jeſu Chriſto iſt eingeſetzet worden. Er nahm das Brodt und den Kelch in ſeine heilige Hände, bethete, ſegnete und dankete ſeinem himmliſchen Vater; er brach das Brodt, theilete es unter ſeine Jünger, und befahl, daß ſie alle auf gleiche Art auch von dem Kelche trinken ſollten. Und eben auf dieſelbe Art verfährt auch unſere rechtgläubige Kirche. Denn ſobald ſich die Gemeine des Herrn in dem heiligen Tempel Zions verſammlet hat, werden zum Lobe des Höchſten die Pſalmen angeſtimmet; darauf fängt der Diener des göttlichen Wortes, nach Verleſung einiger Stellen aus der heiligen

Schrift

Schrift an, nach dem Beyſpiele Chriſti, den himmliſchen Vater zu loben und zu dancken; die dem menſchlichen Geſchlechte erwieſene Wohlthaten zu erzählen; beſonders aber, daß er ſeinen eingebornen Sohn zur Erlöſung des menſchlichen Geſchlechtes auf Erden geſandt, und ihn für uns alle dahin gegeben; und bringet Gott für alles dieſes im Namen der ganzen Kirche den inbrünſtigſten Dank. Nachhero ſegnet er die heiligen Gaben, rufet den heiligen Geiſt an, empfängt das heilige Abendmahl ſelbſt, und theilet es unter alle, unter beyderley Geſtalten aus. Wie wird ſich alſo wohl der irrgläubige Pabſt dereinſt vor dem ſchröcklichen Gerichte Gottes verantworten können, da er den klaren Worten der Einſetzung entgegen, dem Volke den Kelch entziehet, und ihnen im Abendmahle bloß das Brodt ertheilet? Das heil. Abendmahl verſchafft uns den Genuß Chriſti. Ein jeder wahrer Chriſt muß feſt glauben, daß er in dieſem Sacramente, nicht bloß Brodt, und nicht bloß Wein empfängt, ſondern unter der Geſtalt des heiligen Brodtes, den wirklichen wahren Leib Chriſti, der zu unſerer Erlöſung am Kreuze zum Opfer gebracht, und durch vielerley Leiden, als ein Brodt gebrochen iſt: und unter der Geſtalt des heiligen Weines, das wirkliche wahre Blut Chriſti, welches aus ſeiner heiligen Seite gefloſſen, und uns von unſern Sünden gereiniget, genießet. Denn Chriſtus ſprach zu ſeinen Jüngern bey Reichung des Brodtes: **Das iſt mein Leib**; und bey Reichung des Weines: **Das iſt mein Blut.** Folglich wird der Menſch durch den Genuß des heiligen Abendmahles ein Geiſt mit Chriſto, als welcher Joh. 6, 56. ſaget: **Wer mein Fleiſch**

Zu was Ende das Abendmahl eingeſetzt iſt.

iſſet, **und trinket mein Blut, der bleibet in mir, und ich in ihm.** Der Endzweck, den der Heiland bey Einſetzung dieſes Sacramentes gehabt, iſt uns von deſſen Evangeliſten und von dem Apoſtel Paulus mit deutlichen Worten beſchrieben; es beſtand nämlich derſelbe darinn: daß wir bey dieſer heiligen Handlung, uns aller ſeiner Wohlthaten, und der uns, durch unſere Erlöſung, und durch die durch ſeinen Tod uns verſchaffte Gnade Gottes und die ewige Seligkeit erwieſene Liebe, ſtets erinnern ſollten. **Solches thut zu meinem Gedächtniſſe; und ſo oft ihr von dieſem Brodte eſſet, und von dieſem Kelche trinket, ſollt ihr des Herrn Tod verkündigen.** Aus dieſer mit einem reinen Glauben verbundenen Erinnerung des Todes Chriſti aber entſpringet der ſelige Nutzen, nämlich die Vergebung der Sünden, und das Recht zur Erbſchaft des ewigen Lebens. Denn wer Chriſtum empfängt, empfängt mit ihm die ganze Quelle der Gnade. **Werdet ihr nicht eſſen das Fleiſch des Menſchen Sohnes, und ſein Blut nicht trinken, ſo habt ihr kein Leben in euch,** ſpricht Chriſtus, Joh. 6,53.

§. 35.

Der Menſch prüfe aber ſich ſelbſt, und alſo eſſe er von dieſem Brodte, und trinke von dieſem Kelche, 1 Cor. 11, 28.

Wie man ſich zum heiligen Abendmahl zubereiten ſoll.

Um das heilige Abendmahl würdig genießen zu können, iſt nöthig, daß man ſich vorher geziemend vorbereite. Dieſe Vorbereitung beſteht nach der Lehre des Apoſtels in der Prüfung ſein ſelbſt; wir müſſen nämlich unterſuchen,

wie

wie wir unſern Wandel führen, wie wir für das Heil unſerer Seele Sorge tragen, und in wie weit wir die Pflichten, zu welchen wir uns in der Taufe verbunden, erfüllen. Finden wir, daß wir in vielen Stücken die Gebote Gottes übertreten haben; ſo müſſen wir ſolches herzlich bereuen, uns des Zornes Gottes für würdig erkennen, und unſere Wunden in der Beichte dem Diener Chriſti offenbaren. Hierbey müſſen wir auf die unerſchöpfliche Barmherzigkeit Gottes gegen die Sünder zurück ſehen, und mit feſtem Vertrauen auf dieſelbe glauben, daß das Verdienſt Chriſti und deſſen theureſter Tod mächtig genug ſind, uns von Sünden zu reinigen, und zu verhindern, daß wir nicht aus dem Gnadenbunde ausgeſchloſſen werden. Eine ſolche innerliche Erkenntniß, die mit einem öffentlichen Bekenntniſſe verbunden ſeyn muß, erfordert die Kirche von uns, wenn wir das Abendmahl genießen, als welches wir bey Ausſprechung dieſer Worte empfangen: **Ich gläube, Herr, und bekenne, daß du wahrhaftig biſt Chriſtus der Sohn des lebendigen Gottes, in die Welt gekommen, die Sünder ſelig zu machen, unter denen ich der vornehmſte bin.** Und dieſerwegen müſſen die falſchen Chriſten, offenbare Ruchloſe und verruchte Sünder zu dieſem Sacramente nicht zugelaſſen werden. Denn das Evangelium lehret: **Man ſolle das Heiligthum nicht den Hunden geben, noch die Perlen vor die Säue werfen, auf daß ſie dieſelbigen nicht zertreten mit ihren Füßen,** Matth. 7, 6. Wenn aber demohnerachtet dergleichen Unheilige dieſes Sacrament genießen, ſo ziehen ſie ſich, als Verächter des Heiligthumes des Herrn, durch ſelbigen Genuß eine deſto größere Verdammniß zu. Denn welcher unwürdig iſſet und trinket, der iſſet und trinket ihm ſelbſt das Gericht, damit, daß er nicht bedenket den Leib des Herrn. Wenn man den wichtigen Nutzen des Genuſſes des Abendmahles und die Größe der Wohlthaten Chriſti erwäget, ſo erkennet man, daß die Pflicht eines jeden Chriſten ſey, dieſes heilige Sacrament zum öftern zu genießen. Die Chriſten der erſten Kirche empfiengen dieſe Seelenſpeiſe alle Woche, und es ward kein Gottesdienſt gehalten, ohne daß ſich Communicanten eingefunden. In der nachfolgenden Zeit gieng man wenigſtens alle hohe Feſttage zum Abendmahle. Dieſem ihrem gottſeligen Beyſpiele der erſten Kirche müſſen wir gleichfalls folgen, damit nicht ein ſeltener Genuß des heiligen Abendmahles ein Zeugniß von unſerm kalten Herzen gegen Chriſtum ablege.

§. 36.

Von der Beichte.

Die Beichte iſt ein Sacrament, in welchem dem Gläubigen bey einer wahren Erkenntniß ſeiner Sünden, und dem feſten Vertrauen auf das Verdienſt Chriſti, von Gott die Sünden durch den Diener Chriſti vergeben werden.

So wir ſagen, wir haben keine Sünde; ſo verführen wir uns ſelbſt, und die Wahrheit iſt nicht in uns, 1 Joh. 1, 8. Wenn alſo ein Chriſt, nachdem ſeine Sünden in der Taufe abgewaſchen, und er dadurch in den Bund der Gnade Gottes getreten, in Sünde verfällt, ſo iſt für ihn zur Wiedererlangung der Gnade und des Erbarmens Gottes kein anderes Mittel übrig, als Buße und Beichte, als welche eine Arzeney zur Heilung der Seelenwunden iſt. Es werden aber zur wahren Buße folgende Stücke erfordert: 1) daß man ſeine Sünden erkenne; 2) ſich ſelbſt vor Gott beſchuldige; 3) die Barmherzigkeit Gottes erwäge, welche keinen bußfertigen Sünder verſtößt, ſondern will, daß er ſich bekehre und lebe; als welches das Evangelium durch das Beyſpiel von dem verlornen Sohne, und dem in der Irre gehenden Schafe zu erkennen giebt. 4) Feſt glaube, unſer Erlöſer, Jeſus Chriſtus, ſey für uns geſtorben, und daß er durch ſeinen Tod allen denjenigen, welche ihre Hoffnung und Vertrauen auf ihn ſetzen, die Gnade des himmliſchen Vaters erworben habe. 5) Den feſten Vorſatz faſſe, ſich zu beſſern und ſein Leben zu ändern. Dieſes ſind die Stücke der wahren Beichte; als welche vor dem Diener Chriſti geſchehen muß; und zwar, erſtens damit man von ihm einen Unterricht und geiſtlichen Rath, wie man es mit ſeiner Bekehrung am beſten anzufangen habe, bekommen möge. Zweytens: damit er dem bußfertigen Sünder die Erlaſſung der Sünden im Namen Chriſti ankündigen, und ihm aus dem Evangelio von der göttlichen Barmherzigkeit, und daß er Hoffnung zur Seligkeit habe, die Verſicherung geben könne. Das Bekenntniß und das Beichten der Sünden muß

Was zur Beichte erfordert wird.

Warum bey der Beichte ein Prieſter nöthig ſey.

nicht in allgemeinen Ausdrücken, ſondern unter der genauen Anzeige, was für Sünden man ſich ſchuldig finde, geſchehen; indem verborgene Wunden nicht geheilet werden können; beſonders aber, weil die Sünden nicht dem Menſchen, ſondern Gott, der Herzen und Nieren prüfet, gebeichtet werden; und es uns überdem keine Schande ſeyn muß, einem Menſchen dasjenige zu offenbaren, was wir vor den heiligſten Augen Gottes zu begehen, uns nicht geſcheuet haben. Die Beichte muß alsdenn, wenn uns unſer Gewiſſen einer Sünde wegen anklaget, zum wenigſten alsdenn, wenn wir uns zum heiligen Abendmahle vorbereiten, geſchehen. Da aber, wie oben geſaget iſt, die Sünden in der Beichte von Gott nur dem, der an Jeſum Chriſtum, welcher für unſere Sünden geſtorben iſt, gläubet, vergeben werden können; ſo folget daraus, daß die Beichte deſſen, der an den Erlöſer nicht gläubet, keine wahre Beichte ſey.

§. 37.

Vom Amte der Prieſter.

Das Amt des Prieſterthumes iſt ein Sacrament, darinn der heilige Geiſt durch ſeinen Diener das zu ſelbigem Amte geziemend erwählte Mitglied, die Sacramente zu verwalten, und die Heerde Chriſti zu weiden, einſegnet.

Es iſt oben geſaget: daß in der Kirche, als in einer wohl eingerichteten Gemeine ein Kirchenregiment ſey. Zu dieſem geiſtlichen Regimente erwählet die Gemeine, und durch dieſe der Herr ſelbſt, ein würdiges Glied, welches 1) eines untadelhaften Wandels, 2) lehrbegierig ſeyn muß. Es ſoll nach der Lehre Pauli 1 Tim. 4, 12. der Hirt der Gemeine Chriſti ſeyn, **ein Vorbild den Gläubigen im Worte, im Wandel, in der Liebe, im Geiſte, im Glauben und in der Keuſchheit;** und nach 2 Tim. 4, 2. **Das Wort predigen, und anhalten, es ſey zu rechter Zeit, oder zur Unzeit, wie auch ſtrafen, dräuen und ermahnen mit aller Geduld und Lehre.** Nach der auf ſolche Art geſchehenen Wahl erfolget die Einſegnung zum Prieſter von den oberſten Hirten der Kirche, dergleichen die Biſchöffe ſind; zu Biſchöffen aber von andern Biſchöffen. Dieſe Einſegnung geſchicht durch Anrufung des heiligen Geiſtes, und Auflegung der Hände in der Verſammlung der Gemeine, als welche dabey ausrufet: er iſt deſſen würdig. Es hat aber dieſe Einſegnung durch Auflegung der Hände ihren Anfang von den Zeiten der Apoſtel, von welchen ſie in einer unverrückten Folge bis auf uns gekommen iſt. So heißt es in der Apg. 14, 23. **Sie ordneten ihnen, durch Händeauflegen, Aelteſten über die ganze Kirche, betheten bey dem Faſten, und befohlen ſie dem Herrn.** Von den Pflichten der Kirchenlehrer iſt in dieſem Theile unter dem 29ſten §. gehandelt. Aus dieſer ganzen Betrachtung folget: **erſtens**, daß derjenige, der durch Händeauflegung nicht eingeſegnet iſt, weder die Sacramente verwalten, noch in der Kirche lehren könne: **zweytens**, daß ein jeder Chriſt den Hirten der Gemeine, beſonders denen, die da arbei-

arbeiten an dem Worte und an der Lehre, 1 Tim. 5, 17. alle geziemende Hochachtung zu erweiſen ſchuldig ſeyn, damit ſie ihr Amt mit Freuden thun, und nicht mit Seufzen, Hebr. 13, 17.

§. 38.

Von der Ehe.

Die Trauung iſt eine heilige Handlung, da der Diener Chriſti zwo in den Stand der Ehe tretende Perſonen trauet, und ihnen von Gott den Segen erbittet.

Bey dieſer Handlung müſſen zwo Perſonen ſeyn, nämlich Mann und Frau, als welche aus Liebe gegen einander in eine den Geſetzen nicht entgegene Ehe zu treten, ſich entſchloſſen. Nachdem dieſe in den Tempel geführet ſind, (welches deswegen geſchehen muß, damit dieſe Verbindung in Beyſeyn mehrerer Zeugen geſchehe), verbindet der Prieſter ſie ehelich zuſammen, und bittet mit der ganzen verſammleten Gemeine Gott, daß er ſelbigen angehenden Eheleuten Liebe, Friede, und eine geſegnete Frucht ihres Leibes ſchenken wolle. Und alſo wird durch dieſe heilige Handlung auch das gegenſeitige Bündniß, da es vor dem Altar des Herrn beſtätiget worden, feſter, die Ehe bleibet ehrlich und das Ehebette unbefleckt, Hebr. 13, 4. Es erlaubet dahero das chriſtliche Geſetz die Vielweiberey keinesweges; denn von Anfang der Schöpfung hat ſie Gott geſchaffen ein Männlein und Fräulein, Marc. 10, 6. Dieſen giebt der Apoſtel Paulus in ſeinem Briefe

an

an die Epheſer Cap. 5, 33. folgende Lehre: Ein jeglicher habe ſein Weib lieb, als ſich ſelbſt. Das Weib aber fürchte den Mann.

§. 39.

Von der letzten Oelung.

Die letzte Oelung iſt diejenige Handlung, da der Prieſter einen Kranken mit Oele beſtreichet, und ihm von Gott eine Erleichterung der Krankheit, und Vergebung der Sünden erbittet.

Dieſe Handlung gründet ſich auf die Worte des heiligen Jacobi in ſeinem Briefe Cap. 5, 14. Iſt jemand unter euch krank: der rufe zu ſich die Aelteſten von der Gemeine, und laſſe ſie über ſich bethen, und ſalben mit Oel im Namen des Herrn. Und das Gebeth des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der Herr wird ihn aufrichten, und ſo er hat Sünden begangen, werden ſie ihm vergeben werden.

§. 40.

Von den Ueberlieferungen und Gebräuchen.

Außer dieſen angeführten Sacramenten beobachtet unſere Kirche annoch einige Ueberlieferungen und Gebräuche, die entweder zur Beſſerung der Sitten dienen, oder auch wegen der Wohlanſtändigkeit beybehalten ſind.

In der Kirche ſind viele von den Apoſteln, oder auch von ihren Nachfolgern feſtgeſetzte, von dem ſämmtlichen heiligen Alterthume beybehaltene Gebräuche, von deren Beobachtung zwar unſere Seligkeit nicht einzig und allein abhänget, die aber dennoch ihren hinlänglichen Nutzen haben, und die wir mit aller Hochachtung wahrzunehmen ſchuldig ſind. Dergleichen Ueberlieferungen ſind zum Beyſpiele: daß die Diener der Kirche bey Verwaltung des Gottesdienſtes ihre beſondere geziemende Tracht und Kleidung haben; daß man während des Gottesdienſtes, zum Zeichen des brennenden Glaubens, Lichte anzündet; zum Zeichen des zu Gott gehenden Gebethes mit Weihrauch räuchert; das Kreuz vorträgt, und dadurch anzeiget, daß wir an den gekreuzigten glauben; wir weyhen das Waſſer, zum Gedächtniß Chriſti und unſerer Taufe; wir zieren die Tempel mit anſtändigen Bildern aus, um bey deren Anblick denenjenigen, die ſie vorſtellen, nachzuahmen; wir feyern verſchiedene Feyertage, zum Andenken der uns erwieſenen göttlichen Wohlthaten, oder zum Gedächtniß des heiligen Lebens der göttlichen Männer, und werden dadurch zu mehreren Eifer in der Gottſeligkeit angetrieben. Dieſe und andere Gebräuche bewahret unſere Kirche heilig; verwirft aber dabey allen Aberglauben, das iſt, ſolche Ueberlieferungen, die entweder dem göttlichen Worte entgegen, oder dem heiligen Alterthume unbekannt geweſen ſind.

§. 41.

Von der Auferſtehung der Todten.

Alle, die ihren Glauben unbefleckt bewahret, und Gutes gethan haben, werden auſerauferſtehen, zur Auferſtehung des Lebens; die aber Böſes gethan haben, zur Auferſtehung des Gerichtes.

Bishero haben wir dasjenige in Betrachtung gezogen, was den Glauben angehet, nun muß kürzlich von der Hoffnung geredet werden. Es iſt ungezweifelt gewiß, wie ſolches ſchon in dem 1ſten Theile §. 12. geſagt iſt, daß der bis ans Ende des Lebens unbefleckt beharrende Glaube nicht ohne Belohnung bleiben könne: denn der Glaube beziehet ſich ſchon ſeinem Namen nach auf das Zukünftige, ja es würde die Gerechtigkeit Gottes und ſein Verſprechen wegfallen, und das göttliche Wort eine Erdichtung werden, wenn der wahre Chriſt keine gewiſſe Hoffnung zu einem ungezweifelten ewigen Wohl nach ſeinem Tode haben könnte. Da aber der Menſch nicht nur der Seele, ſondern auch dem Leibe nach, ſich im Kampfe der Gottſeligkeit übet, und den ſchmalen Weg, der zum Leben führet, geht; ſo wird zwar der Leib durch den Tod von der Seele geſchieden, und geht in ſeine Verweſung, dennoch wird derſelbe zu ſeiner Zeit auferſtehen, und mit der Seele wieder vereiniget werden; daß ein jeglicher empfahe, nachdem er mit dem Leibe gehandelt hat, es ſey gut oder böſe, 2 Cor. 5, 10. Das iſt: daß der ganze Menſch nach Leib und Seele entweder vollkommen glücklich ſey, oder aufs ſchärfſte werde geſtraft werden. Die heilige Schrift verſichert uns mit deutlichen Worten von der Auferſtehung der Todten. So ſpricht Chriſtus Joh. 5, 25. **Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, es** kömmt die Stunde, und iſt ſchon jetzt, daß die Todten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören, und wenn ſie ſie hören werden, werden ſie leben, und v. 29. und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferſtehung des Lebens; die aber Uebels gethan haben, zur Auferſtehung des Gerichtes. So wie unſer Herr Jeſus Chriſtus der Anfänger unſerer Auferſtehung iſt, ſo wird er auch der Vollender derſelben ſeyn. Denn alle, die in den Gräbern liegen, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören, Joh 5, 28. Es werden aber nicht allein die Guten, ſondern auch die Böſen, die Gläubigen ſammt den Ungläubigen, auferſtehen, nach obangeführten Worten Chriſti, Joh. 5, 29. ſie werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferſtehung des Lebens, die aber Böſes gethan haben, zur Auferſtehung des Gerichtes. Und ob es gleich heißt: daß die Gottloſen nicht zum Gerichte auferſtehen, Pſ. 1. Die Gerechten und Gläubigen aber nicht ins Gericht kommen, ſondern vom Tode zum Leben eingehen werden: ſo iſt ſolches doch in der Art zu verſtehen, daß, ſo wie erſtere zwar auferſtehen werden, aber nicht zur Auferſtehung des Lebens; alſo auch die Auferſtehung der letztern keine Auferſtehung des Gerichtes ſeyn werde. Auf was Art aber die Auferſtehung der in die Verweſung gegangenen und zu Staub gewordenen Leiber geſchehen werde, ſolches kann unſere ſchwache Vernunft nicht begreifen: dahero jene heidniſche Weltweiſen, die ſich auf ihre

Meynun-

Meynungen ſo ſehr ſteiften, und an die Allmacht Gottes entweder gar nicht dachten, oder dieſelbe zu ſehr einſchränkten, da Paulus von der Auferſtehung der Todten predigte, zu lachen anfiengen, Apoſtgeſch. 17, 32. Wir aber, die wir die Wahrheit des göttlichen Wortes höher achten als alle menſchliche Vernunft, halten die Auferſtehung der Todten für ungezweifelt. Uns lieget es ob, es zu glauben; das Werk der Allmacht Gottes aber iſt es, was ſie zur Vollbringung deſſen für Mittel anwenden will. Konnte er aus Nichts alle Dinge hervorbringen, wie ſollte es ihm unmöglich ſeyn, eben dieſelben Dinge, die eine andere Geſtalt bekommen, in ihre vorige Geſtalt wieder herzuſtellen? Dieſen Grund führet der Apoſtel Paulus an, wenn er zur Widerlegung des Unverſtandes derjenigen, die an dieſer Wahrheit zweifeln, in ſeinem erſten Briefe an die Corinther Cap. 15. unter andern ſpricht: Es möchte aber jemand ſagen; wie werden die Todten auferſtehen? und mit welcherley Leib werden ſie kommen? Unverſtändiger! was du ſäeſt, wird nicht lebendig, es ſterbe denn; und das, was du ſäeſt, iſt nicht der Leib, der werden ſoll, ſondern ein bloſes Korn: Gott aber giebt ihm einen Leib, wie er will. Dieſe allgemeine Auferſtehung wird mit der zweyten Zukunft Chriſti verbunden ſeyn: denn alsdenn wird des Menſchen Sohn ſeine Engel ſenden mit hellem Poſaunenſchalle, (welche ausrufen werden, ſtehet auf ihr Todten, und kommet vors Gericht): und ſie werden ſammlen ſeine Auserwählten von den vier Winden, von

einem

einem Ende des Himmels bis zum andern, Matth. 24, 31. Von dieſer Stimme der Allmacht Gottes werden alle Todten wie vom Schlafe erwachen, und auf Wolken dem Herrn in der Luft entgegen plötzlich hingerücket werden, und alſo vor dem Richterſtuhle Chriſti erſcheinen. Die alsdenn noch leben, werden nicht ſterben, ſondern eine unvermuthete und wundervolle Verwandelung annehmen. Wir werden nicht alle entſchlafen; wir werden aber alle verwandelt werden, 1 Cor. 15, 51. Dieſe geheimnißvolle Verwandelung beſchreibet das auserwählte Rüſtzeug Gottes 1 Cor. 15, 45. auf folgende Art: es wird geſäet verweslich, und wird auferſtehen unverweslich: es wird geſäet in Unehre, und wird auferſtehen in Herrlichkeit: es wird geſäet in Schwachheit, und wird auferſtehen in Kraft: es wird geſäet ein natürlicher Leib, und wird auferſtehen ein geiſtlicher Leib. Denn dieſes Verwesliche muß anziehen das Unverwesliche, und dieſes Sterbliche muß anziehen die Unſterblichkeit. Es werden alſo die Körper der Seligen folgendermaßen beſchaffen ſeyn: 1) unverweslich und unſterblich; ſie werden von der Seele niemalen geſchieden, und niemalen einigerley Veränderung unterworfen ſeyn. 2) Herrlich, das iſt, mit allen Gaben ausgezieret ſeyn, und bey einem vollkommenen Wuchſe, den volleſten Glanz einer unverwelklichen Schönheit beſitzen. Denn die Gerechten werden leuchten, wie die Sonne, in ihres Vaters Reich, Matth. 13, 43. 3) Stark, das iſt: ſie werden keinen Leidenſchaften

Wie wir nach der Auferſtehung werden verwandelt werden.

ſchaften unterworfen ſeyn, keine Krankheiten ausſtehen, weder die Schwachheiten der Jugend, noch das Unvermögen des Alters empfinden, ſondern beſtändig ſtark, geſund, und in einerley Umſtänden ſeyn. 4) Es werden geiſtliche, das iſt, ſolche Leiber ſeyn, die weder Nahrung noch Kleider brauchen, weder des Schlafes zum Ausruhen, weder der Luft zum Athmen, noch auch des Lichtes, die Dinge zu unterſcheiden, bedürfen werden. Denn der Herr ſelbſt wird ihr ewiges Licht ſeyn, Jeſ. 60, 19. Auch werden ſie weder freyen, noch ſich freyen laſſen, ſondern gleich ſeyn, wie die Engel Gottes im Himmel, Matth. 22, 30. So groß wird die Herrlichkeit der Auferſtehung des Sohnes Gottes ſeyn! nach welcher alle, die auferſtanden ſind, vor das göttliche Gericht erſcheinen werden, wovon in dieſem Theile unter dem 25ſten §. gehandelt iſt, nach gehaltenem Gerichte aber werden einige belohnet, andere geſtrafet werden.

§. 42.

Nach der Auferſtehung von den Todten werden die Gerechten das ewige Leben ererben; die Gottloſen aber zur ewigen Strafe verdammt werden.

Von der Seligkeit der Gerechten, und Strafe der Gottloſen.

Das ewige Leben, welches die Gerechten zur Belohnung für ihre Standhaftigkeit im Glauben ererben werden, beſteht in dem ſeligen Zuſtande einer kein Ende nehmenden Freude. Dieſe

Freude

Worinne die Seligkeit der Auserwählten beſtehen wird.

Freude wird eine wahre, dauerhafte und höchſte Freude ſeyn, und Verſtand und Willen werden daran Antheil haben. Im Verſtande wird ſich das reineſte Licht der göttlichen Erkenntniß finden. **Denn wir ſehen jezt als durch einen Spiegel in einem Räthſel, denn aber von Angeſicht zu Angeſicht**, 1 Cor. 13, 12. **und wir werden ihn ſehen, wie er iſt.** Die allerhöchſte und allerglückſeligſte Gottheit wird ſich alsdenn mit allen ihren unendlichen und herrlichen Vollkommenheiten offenbaren. In dem hellen Spiegel der göttlichen Weisheit aber werden wir auch die andern Dinge in ihren Vollkommenheiten, ſo viel unſer eingeſchränkter Verſtand davon wird faſſen können, erblicken. In dem Willen wird eine vollkommene Heiligkeit, und eine durch nichts geſtörte Ruhe ſeyn: denn der Erlöſer ſelbſt hat verſprochen, ſeine Kirche **alsdenn herrlich, ohne Flecken oder Mängel, oder des etwas**, darzuſtellen, Eph. 5, 27. Dahero werden die Seligen durch dieſe zwo ſtarke Verbindungen ſo genau mit Gott vereiniget werden, daß Gott in ihnen, und ſie in Gott, und ſie alſo gleichſam vergöttert ſeyn werden; oder nach den Worten Pauli, 1 Cor. 15. **Gott wird alles in allen ſeyn.** Das iſt: er wird dem Verſtande ein Licht, dem Herzen eine Freude und Wonne, den Augen eine Wolluſt, den Ohren ein Vergnügen, dem Leibe eine Schönheit, Nahrung und Kleidung ſeyn: er wird alles in allem ſeyn. Alsdenn wird dasjenige erfüllet werden, was der Prophet Jeſaias Cap. 51, 11. prophezeyet hat: **Sie werden gen Zion kommen mit Wonne und ewiger**

Freude:

Freude: denn auf ihrem Haupte wird ſie Freude und Ruhm und Wonne ergreifen: aber Trauren und Seufzen wird von ihnen fliehen. Dieſe ewig währende Freude wird um deſto größer ſeyn, da wir uns mit den heiligen Engeln, den Propheten, dem Chore der Apoſtel, den Märtyrern und allen gekrönten heiligen und gerechten Seelen in Geſellſchaft befinden werden. Ihr Umgang wird uns die größte Wolluſt und Vergnügen ſeyn, wir werden mit ihnen jauchzen und uns ewig freuen. Dieſes beſchließen wir mit den Worten Pauli, da es heißt: es hat kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret, und iſt in keines Menſchen Herz kommen, was Gott bereitet hat, denen die ihn lieben, 1 Cor. 2, 9. Und ſo viel von der Seligkeit der Gerechten. Die Gottloſen aber, die der Wahrheit nicht gehorchet, und den Glauben verachtet, anbey ihr ganzes Leben in Sünden und Unbußfertigkeit zugebracht haben, werden auf ewig von Gott, dem höchſten Gute und ihrem Schöpfer, verſtoßen, und aller Hoffnung zu ſeinem Erbarmen beraubet ſeyn: ſie werden in den allerſchrecklichſten Zuſtand verſetzet, und an den Ort des Jammers, des Schmerzens, des Zähnklappens, des Aufenthaltes der böſen Geiſter, da ihr Wurm nicht ſtirbet, und ihr Feuer nicht verlöſcht, an den Ort der ewigen Quaal, verwieſen ſeyn. Alsdenn wird das Wort Chriſti erfüllet werden, da er ſpricht: dieſe, (die Gottloſen), werden in die ewige Pein gehen, die Gerechten aber in das ewige Leben, Matth. 25, 46.

Welches die Strafe der Verdammten ſeyn wird.

Nun wir denn ſind gerecht worden durch den Glauben, ſo haben wir Friede zu Gott, durch unſern Herrn Jeſum Chriſt. Durch welchen wir auch einen Zugang erlangt haben, im Glauben zu ſeiner Gnade, darinnen wir ſtehen: und rühmen uns der Hoffnung der göttlichen Herrlichkeit, Röm. 5, 1. In dieſen Worten iſt alles begriffen, was zu dem Glauben und der Hoffnung, als den Haupttugenden der Chriſten, gehöret.

Dritter Theil.

Von dem göttlichen Geſetze.

§. 1

Der Glaube iſt todt ohne Werke.

Das apoſteliſche Glaubensbekenntniß enthält die Lehre vom Glauben und von der Hoffnung. Hiermit iſt die Liebe verbunden, durch welche gedachte Tugenden thätig bewieſen werden, und die der Grund der guten Werke und eines gottſeligen Lebens iſt. Es kann niemand daran zweifeln, daß die Ausübung der guten Werke einem Chriſten zur Seligkeit nicht unumgänglich nöthig ſeyn ſollten. Denn erſtens erheiſchet das göttliche Geſetz, welches denen, die in der Tugend wandeln, zeitliche und ewige Glückſeligkeit verſpricht, den Uebertretern der Geſetze aber ewige Strafen drohet, ein dem heiligen Willen Gottes gemäßes Leben: nicht alle, die zu mir ſagen, Herr, Herr! werden in das Himmelreich kommen; ſondern die den Willen meines Vaters thun, der im Himmel iſt, ſpricht Chriſtus Matth. 7, 21. Zweytens verpflichtet uns die Dankbarkeit, welche wir unſerem theureſten Erlöſer, dafür, daß er uns von Sünden erkaufet hat, ſchuldig ſind, aufs ſtärkſte, ſeine heiligen Befehle genau zu erfüllen. Ebendesfalls iſt er vom Himmel gekommen, iſt Fleiſch geworden, hat gelitten, und iſt geſtorben, damit er durch ſeine Erkaufung und Reinigung

Die guten Werke ſind zur Seligkeit nothwendig.

von Sünden uns gerecht, und zu eifrigen Nachfolgern der Tugend machen möchte; beſonders, da er uns ſelbſt durch ſeine Gnade in dem Kampfe des Glaubens und der guten Werke beyzuſtehen verſprochen hat. So urtheilet Paulus davon, wenn er in ſeinem Briefe an die Römer Cap. 6, 2. ſpricht: Sind wir der Sünde abgeſtorben, wie ſollten wir noch in derſelben leben wollen? oder wiſſet ihr nicht, daß alle, die wir in Jeſum Chriſtum getauft ſind, die ſind in ſeinen Tod getauft? und v. 6. dieſes ſollt ihr wiſſen, daß unſer alter Menſch ſamt ihm gekreuziget iſt, auf daß der ſündliche Leib aufhöre, damit wir hinfort der Sünde nicht dienen. Daher ein Chriſt, der nicht in den Geboten des Herrn wandelt, Gott beleidiget, und ſich ſeiner Strafe ſchuldig macht, ſeinen Glauben verläugnet, die Gnade Chriſti verachtet, und ſich ſelbſt an der Seligkeit hindert. Und obgleich der Menſch, nach der Lehre des Apoſtels Pauli, Gal. 2, 16. nicht durch des Geſetzes Werk, ſondern durch den Glauben an Chriſtum gerecht werden kann: ſo wird dennoch dadurch die Ausübung der guten Werke nicht nur nicht verworfen, ſondern vielmehr anbefohlen. Denn ob es gleich an dem iſt, daß der Menſch, der ſich zu Gott bekehret, und ſich ihn als ſeinen Richter vorſtellet, in ſich ſo wenig Gutes findet, daß er ſich vielmehr ſeines Zornes für ſchuldig erkennen muß; und alſo in ſeiner Noth zu nichts anders, als zu dem Glauben und Vertrauen auf Jeſum Chriſtum, der für unſere Sünden geſtorben, und uns die Gnade des himmliſchen Vaters erworben hat, ſeine Zuflucht nehmen kann;

Der Glaube ſchließt die guten Werke nicht aus.

ſeyn; ſo muß derſelbe dennoch, nachdem er durch den Glauben gerecht worden, und die Gnadenwirkungen des heiligen Geiſtes bey ſich hat wirkſam ſeyn laſſen, ſeine Bekehrung allerdings durch die Früchte der Liebe beweiſen, und die Mitwirkung der Gnade zur Ausübung guter Werke gebrauchen. Hiervon ſchreibt der Apoſtel Paulus deutlich in ſeinem Briefe an die Epheſer, Cap. 2, 8. wo er die Rechtfertigung dem Glauben zuſchreibet, von den guten Werken aber behauptet, daß ſie eine Folge des Glaubens wären: aus Gnaden ſeyd ihr ſelig worden, ſpricht er, durch den Glauben; und daſſelbe nicht aus euch, Gottes Gnade iſt es: nicht aus den Werken, auf daß ſich nicht jemand rühme. Denn wir ſind ſein Werk, geſchaffen in Chriſto Jeſu, zu guten Werken. Hierbey iſt zu wiſſen nöthig, was der Apoſtel Paulus durch dieſe weiſen Worte verſtanden wiſſen wolle. Er ſagt in dem Briefe an die Römer, Cap. 6, 14. Ihr ſeyd nicht unter dem Geſetze, ſondern unter der Gnade, und Cap. 7, 6. Nun aber ſind wir von dem Geſetze los, und ihm abgeſtorben, das uns gefangen hielt. Man muß hierbey nicht meynen, als wenn der Apoſtel hierdurch das göttliche Geſetz verwerfe, das ſey ferne! er will bloß damit ſagen: 1) daß diejenigen, welche wahrhaftig glauben, nicht unter dem Joche des Geſetzes, welches dem Sünder den Fluch drohet, ſtehen. 2) Daß der Chriſt zwar aus Schwachheit ſündige, die Gnade aber denſelben dennoch der Strenge des Geſetzes nicht übergebe, ſondern ſeine Buße annehme, und die Sünden vergebe.

In welchem Verſtande es zu nehmen, wenn es heißt: daß wir von dem Geſetze los ſind.

§. 2.

Das göttliche Geſetz zeiget uns den Unterſchied zwiſchen guten und böſen Werken.

Was das Geſetz iſt.

Das Geſetz iſt diejenige Vorſchrift, die dem Menſchen zeiget, was er thun, und was er nicht thun ſoll. Ein gutes Werk iſt alſo dasjenige, welches mit dem Geſetze übereinſtimmet, ein böſes Werk aber, welches demſelben zuwider iſt. Gute Werke nennet man Tugend; böſe Werke Laſter, Sünde, Gottloſigkeit. Die Vorſchrift, die den Unterſchied zwiſchen guten und böſen Werken beſtimmet, muß von Gott ſelbſt gegeben ſeyn. Denn Gott allein iſt derjenige, der von Ewigkeit ohne Sünde geweſen, und der, was wahrhaftig gut oder böſe iſt, weiß; nächſtdem muß der Menſch nach ſeinem Gewiſſen Gutes thun, und Böſes vermeiden; Gott allein aber kann das Gewiſſen der Menſchen verbinden. Dahero auch alle menſchliche Geſetze nicht anders wozu verbinden können, als in ſo ferne ſie mit dem göttlichen Geſetze übereinſtimmen, und in demſelben auf einige Art ihren Grund haben.

§. 3.

Das göttliche Geſetz iſt einem jeden ins Herz geſchrieben; und in den zehen Geboten, die Gott Moſe gegeben hat, enthalten. Dieſe lauten alſo: 2 Moſ. 20.

1) Ich bin der Herr dein Gott: du ſollt keine andere Götter neben mir haben.

2) Du ſollt dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, noch des, das im Waſſer, und unter der Erden iſt; bethe ſie nicht an, und diene ihnen nicht.

3) Du ſollt den Namen des Herrn deines Gottes nicht misbrauchen.

4) Gedenke der Heiligung des Sabbathtages: ſechs Tage ſollt du arbeiten, und alle deine Dinge beſchicken; aber der ſiebente Tag iſt dem Herrn deinem Gott ein Sabbath.

5) Ehre deinen Vater und deine Mutter, auf daß dirs wohl gehe, und du lange lebeſt auf Erden.

6) Du ſollt nicht tödten.

7) Du ſollt nicht ehebrechen.

8) Du ſollt nicht ſtehlen.

9) Du ſollt kein falſch Zeugniß reden wider deinen Nächſten.

10) Du ſollt nicht begehren das Weib deines Freundes; du ſollt nicht begehren deines Nächſten Haus, Hof, Knecht, Magd, Ochſen, Eſel, noch ſein Vieh, noch alles was deines Nächſten iſt.

Einem jeden Menſchen iſt das Geſetz, das iſt: die Fähigkeit, das Gute von dem Böſen zu

Was das natürliche Geſetz iſt.

unterſcheiden, ins Herz eingeprägt. So unwiſſend einer auch ſeyn möge, ſo erkennet er doch, daß Gott verehren, ihn lieben, und ihn um Hülfe anflehen, etwas Gutes ſey: auch weiß er, daß ſeine Aeltern ehren, gegen ſeine Wohlthäter ſich dankbarlich erweiſen, und dem Nächſten kein Leid anthun, etwas Rühmliches; im Gegentheile Gott läſtern, und ſeinen Nächſten benachtheiligen, etwas Böſes ſey: und von dem Satze: **was du nicht willſt, daß dir die Leute thun ſollen, das thue du ihnen auch nicht,** iſt ein jeder überzeugt. Dieſes Geſetz wird das **natürliche und angeborne Geſetz** genannt.

Was das Gewiſſen iſt.

Die nach den Gründen dieſes Geſetzes angeſtellte Beurtheilung ſein ſelbſt, heißt das **Gewiſſen:** als welches das Gemüth bey Ausübung einer guten Handlung erfreuet, und daſſelbe nach verübter böſen That naget und beunruhiget: dieſe Freude iſt eine natürliche und beſtändige Belohnung der Tugend, ſo wie das Nagen des Gewiſſens eine Strafe des Laſters iſt. Vom Geſetze ſchreibet der Apoſtel Paulus in ſeinem Briefe an die Römer, Cap. 2, 14. **die Heiden, die das Geſetz nicht haben, thun von Natur des Geſetzes Werk: dieſe, die das Geſetz nicht haben, ſind ihnen ſelbſt ein Geſetz, indem ſie dadurch, daß ihr Gewiſſen, wie auch die Gedanken, die ſich unter einander verklagen oder entſchuldigen, ihnen Zeugniß ablegen, beweiſen, das Werk des Geſetzes ſey in ihrem Herzen geſchrieben.**

Die zehen Gebote enthalten eine Erklärung des natürlichen Ge-

Das natürliche Geſetz und deſſen Erklärung iſt in den von Gott dem Moſe gegebenen zehn Geboten enthalten. Aus der heiligen Geſchichte iſt bekannt: daß, da Gott Iſrael

Iſrael oder die Juden als Nachkommen Abrahams zu ſeinem eigenthümlichen Volke erwählet hatte, er durch ihre beſondere Regierung der ganzen Welt ſeinen Rathſchluß hat kund thun wollen. Er gab Iſrael durch ſeinen Erwählten, den Moſe, ein Geſetz, das von dreyerley Gattung war, nämlich ein ceremonielles, ein bürgerliches und ein ſittliches Geſetz. Das Ceremonialgeſetz betraf die Gebräuche und geiſtliche Verwaltungen der jüdiſchen Kirche: es war daſſelbe ein Vorbild, und eine Handleitung zur evangeliſchen Gnade, und mußte alſo nach der Ankunft Chriſti von ſelbſt aufhören. Das bürgerliche Geſetz enthielt diejenigen Vorſchriften, nach welchen das jüdiſche Volk ſich zu richten ſchuldig war, und dahero dieſes Geſetz bloß ſelbiges Volk verband. Das ſittliche Geſetz begreift die Pflichten gegen Gott, gegen den Nächſten und gegen ſich, in ſich. Und dieſes Geſetz iſt unveränderlich und ewig: denn alle Menſchen ſind daſſelbe zu erfüllen verbunden. Dieſes geſchriebene ſittliche Geſetz iſt ein deutlicher Abdruck des natürlichen Geſetzes; weil in demſelben keine einzige Vorſchrift enthalten iſt, von deren Wahrheit einen jeden Menſchen ſein eigenes Gewiſſen nicht überzeugen ſollte. Will man aber wiſſen, was Gott bewogen habe, dieſes natürliche Geſetz ſchriftlich abfaſſen zu laſſen; ſo darf man nur den kläglichen und verderbten Zuſtand, darein die Sünde den Menſchen geſtürzet hat, erwägen. Wir haben oben geſehen, daß der durch die Gnade des Evangelii nicht erleuchtete Menſch einen dunklen Begriff von Gott und von der Tugend habe, daß er, nach ſeinem natürlichen Hang zum Böſen, ſeine Fehler gutheiße, und

Das Geſetz Moſis iſt von dreyerley Gattung.

Weßfalls Gott das natürliche Geſetz ſchriftlich hat abfaſſen laſſen.

öfters den Tugenden den Namen der Laſter, und den Laſtern den Namen der Tugenden beyleget: So hält er z. B. Leutſeligkeit für verzagtes Weſen, Frömmigkeit für Aberglauben, und eine ungezähmte und unbedachtſame Verwegenheit für Großmuth. Um dieſer Urſache willen hat es Gott gefallen, ſein Geſetz ſchriftlich abfaſſen zu laſſen, damit ein jeder beſtändig, wie in einem Spiegel, was er zu thun, und zu unterlaſſen habe, ſehen könne.

§. 4.

Das ganze Geſetz und alle Gebote gründen ſich auf zwey Stücke, nemlich: auf die Liebe zu Gott, und die Liebe zu dem Nächſten.

Was der Grund des Geſetzes iſt.

Der Decalogus des Moſe enthält die zehen Gebote, darunter die vier erſten von der Liebe zu Gott: die ſechs übrigen von der Liebe gegen den Nächſten handeln. Dieſe Eintheilung macht der Heiland ſelbſt, da er auf die Frage der Phariſäer, zweyer Gebote Erwehnung thut: nämlich des Gebotes von der Liebe zu Gott, und der Liebe gegen den Nächſten, und den Schluß macht: In dieſen zweyen Geboten hanget das ganze Geſetz und die Propheten. Matth. 22. Und in Wahrheit, wer Gott und ſeinen Nächſten liebet, der erfüllet alle Gebote. Denn wer Gott von ganzem Herzen liebet, der dienet ihm aufrichtig, verherrlichet ſeinen Namen, und wendet alle Zeit und alle Gelegenheit an, um dem höchſten Weſen Zeichen ſeiner Verehrung zu geben. So wird auch der, der ſeinen Nächſten wahrhaftig liebet, einem jeden

den die ihm gebührende Ehrfurcht erweiſen, ihm in der Noth helfen, jedem das Seinige laſſen, und niemanden durch Worte, durch die That, noch auch in Gedanken am Leben, oder an der Ehre zu nahe treten. Eine wahre Liebe wird dies ſowohl, als alles andere, wodurch dem Nächſten geſchadet werden kann, nicht zulaſſen, dahero auch die Liebe des Geſetzes Erfüllung, und das Band der Vollkommenheit genennet wird.

Worinn der Streit zwiſchen den Pflichten beſtehet?

Hiebey iſt zu bemerken: daß zwiſchen dieſen zwoen großen Pflichten, nemlich der Liebe zu Gott, und der Liebe zu dem Nächſten bisweilen ein Streit entſtehet: das iſt: daß die Liebe gegen ſich ſelbſt, und gegen den Nächſten, ohne die Liebe zu Gott zu verletzen, nicht beobachtet werden könne. So verbindet mich z. B. das natürliche Geſetz mein Leben zu erhalten; es trägt ſich aber bisweilen zu, daß man den Glauben an Gott nicht unbefleckt bewahren kann, ohne ſein Leben für die Wahrheit zum Opfer hinzugeben. Auch iſt nach dem Geſetze des Gewiſſens ein jeder verbunden, ſeine Aeltern zu ehren, der Obrigkeit zu gehorchen, ſein Weib und ſeine Kinder zu lieben; es dränget ſich aber nicht ſelten: daß man auf keine andere Weiſe in der Gottſeligkeit feſt und unverrückt beharren kann, als indem man den Gehorſam gegen ſeine Aeltern, und gegen die Befehle der Obrigkeit hinten an ſetzet, wenn nemlich letztere ſolche Befehle ertheilen, die dem göttlichen Geſetz zuwider ſind, oder wenn die Aeltern ihre Kinder von dem Wege zur Seligkeit abwendig zu machen ſuchen; wie ſolches zur Zeit der Verfolgung der Chriſten geweſen iſt. In dieſen Fällen muß

Was die Verläugnung der Welt ſey.

die Liebe gegen Gott allen andern vorgezogen werden. Man muß ſich ſelbſt, und das allerkoſtbarſte in ſeinem Leben für nichts achten, ſo bald es nur an der Liebe gegen Gott, und an unſerer Seligkeit hinderlich iſt. In dieſem Verſtande ſagt unſer Erlöſer Luc. 14, v. 26. **So jemand zu mir kommt, und haſſet nicht ſeinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schweſtern, und dazu ſein eigen Leben; der kann nicht mein Jünger ſeyn.** Dies hat das erwählte Rüſtzeug Chriſti in der That erfüllet, indem er ſagt: **ich achte alles für Unrath, damit ich nur Chriſtum gewinne.** Und hierinn beſtehet eben die **Verläugnung der Welt und ſein ſelbſt.** Ein gleicher Streit kann ſich auch bey der Liebe des Nächſten, worunter alle Menſchen verſtanden werden, finden: obgleich hierinn verſchiedene Stuffen Statt haben: ſo iſt z. B. mein Vater oder Verwandter mir näher, als ein Unbekannter und Fremder; der Rechtgläubige näher, als der eines fremden Glaubens iſt; der Einheimiſche näher als ein Fremder; der Wohlthäter und Freund näher als ein Feind und Widerſacher. Nach der Lehre des Evangelii müſſen wir dieſe alle lieben, und ihren Nutzen zu befördern ſuchen; wenn wir aber nicht allen Gutes thun können, den Verwandten einem Fremden, den Rechtgläubigen, dem, der eines fremden Glaubens iſt, u. ſ. w. vorziehen. Dieſen Unterſcheid zu beobachten befiehlt der Apoſtel Paulus mit ausdrücklichen Worten, wenn er Gal. 6, v. 7. ſpricht: **Laſſet uns Gutes thun jedermann, allermeiſt aber an des Glaubens Genoſſen.** Das iſt: an ſolche, die mit uns einerley

nerley Glaubens ſind: und 1 Tim. 5,8. So jemand die Seinen, ſonderlich ſeine Hausgenoſſen, nicht verſorget; der hat den Glauben verläugnet, und iſt ärger denn ein Heide. Eben dies kann auch von der Liebe gegen uns ſelbſt geſagt werden. Obgleich dieſe Liebe von Natur groß iſt, und wir angewieſen ſind, den Nächſten ſo wie uns ſelbſt, nicht aber mehr als uns ſelbſt zu lieben: ſo muß dennoch die Liebe zum allgemeinen Beſten: das iſt, zur Erhaltung der Unverletzlichkeit der allgemeinen Geſellſchaft, der Liebe gegen uns ſelbſt vorgezogen werden.

§. 5.

Das erſte Gebot lehret: wir ſollen mit dem Herzen gläuben, und mit dem Munde bekennen: es ſey nur ein einiger Gott, und in Abſicht ſeiner göttlichen Eigenſchaften dasjenige annehmen und gläuben, was uns davon in der heiligen Schrift aufgezeichnet iſt.

Daß nur ein einiger Gott ſey, und wie die göttlichen Eigenſchaften beſchaffen ſind, davon iſt gleich im Anfange des erſten Theils unter dem fünften Abſatz gehandelt worden, allwo ſowohl aus der Vernunft, als aus der heiligen Schrift gezeiget iſt, was wir uns für einen Begriff von der göttlichen Majeſtät machen müſſen. Gläuben wir das von Gott, und richten wir unſer Verhalten darnach ein, ſo erfüllen wir das erſte Gebot.

Wider das erſte Gebot ſündigen die Atheiſten.

Wider dies Gebot ſündigen 1) die Atheiſten, die nach ihrem unverantwortlichen irrigen Wahn ſich unterſtehen zu ſagen: Es iſt kein

kein Gott. Da aber die Wahrheit von dem Daſeyn eines Gottes, an ſich klar und deutlich, und einem jeden tief ins Herz eingepräget iſt; ſo zweifeln viele nicht ohne Grund, daß es dergleichen Gottesläugner gebe, die ihr eigenes Gewiſſen nicht eines andern überführen ſollte. Zu den Atheiſten müſſen auch diejenigen gezählet werden, die dieſe Welt, oder die Natur der Dinge Gott nennen.

Die mehr als einen Gott glauben.

2) **Die mehr als einen Gott glauben,** dergleichen unter den Heiden viele geweſen, welche aus einem unbegreiflichen Irrthum viele Götter angenommen, und ihrer Herrſchaft verſchiedene Geſchöpfe unterworfen haben. So machten ſie z. B. Jupiter zum Gott im Himmel, Pluto zum Gott in der Hölle, den Bachus zum Gott des Weins, und Venus zur Göttinn der Wolluſt, und verwandelten nach den Worten Pauli Röm. 1, v. 23. die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild, gleich dem vergänglichen Menſchen, den Vögeln und den vierfüßigen und kriechenden Thieren.

Die Epicurer.

3) **Die Epicurer**, die zwar bekennen, daß ein Gott ſey, dennoch aber deſſen Vorſehung läugnen, und meynen, daß alle Dinge in der Welt nicht durch die göttliche Fügung und weiſe Regierung, ſondern entweder durch ein blindes Ohngefehr, oder durch eine unvermeidliche Nothwendigkeit, welche ſie das Schickſal nennen, ſich zutragen. Es giebt deren einige, welche zwar die Vorſehung Gottes mit Worten bekennen, aber in der That verläugnen; das iſt: die alſo leben, als wenn ſie gar nicht glaubeten,

daß

daß nach dem Tode das Gute belohnt, und das Böſe beſtraft würde.

Die Zauberer.

4) Die Zauberer, welche durch Hermurmeln einiger Wörter andern Leuten Glück, oder eine Abwendung der Krankheiten verſprechen, die durch Beſprechungen und durch Wirkungen des Teufels andern Schaden zufügen, aus den Händen etwas künftiges vorher ſagen zu können vorgeben, geſchriebene Zettel, oder andere Dinge, dadurch ihrem Vorgeben nach ein Uebel abgewandt wird, andern um den Hals hängen, oder andere ſataniſche Erfindungen, um den gemeinen Mann zu betrügen, gebrauchen: ſo wie diejenigen nicht weniger ſündigen, die zu ihnen lauffen, und von ihnen Hülfe erwarten. Denn ſie verläugnen dadurch die göttliche Vorſorge, und ſchlieſſen Gott gleichſam von der Regierung dieſer Welt aus.

Die Abergläubigen.

5) Die Abergläubigen, die über gewiſſe Dinge oder Perſonen, nichtswürdige Deutungen machen, oder denſelben eine verborgene Kraft beylegen. Hierher gehören die Traumdeuter, und die ihnen glauben, desgleichen die Tagwähler, welche einige Tage für glücklich und andere für unglücklich halten. Die ärgſten unter allen dieſen ſind diejenigen, die die Gottſeligkeit in gewiſſen äußerlichen Dingen ſetzen, die z. B. lange und heuchleriſche Gebethe verrichten, bloß damit andere ſie für Heilige halten mögen: oder wenn ſie es nicht zum Schein thun, dennoch bloß mit dem Munde bethen, ohne daß das Herz daran einigen Antheil hat, und dabey meynen, daß ſie dadurch Gott einen Dienſt erwieſen: wie die heilige Schrift ſolches von den Phariſäern ſagt. Desgleichen diejenigen, welche

che in einer beſondern Kleidertracht, oder in dem Abſchneiden der Haare, ich weiß nicht was für eine Heiligkeit ſetzen, und zwiſchen den neuen und alten Büchern eine Wahl machen. Nicht weniger ſtecken diejenigen in einem ſchädlichen Aberglauben, die ſich ſtolz auf ihre eigene Werke verlaſſen. Denn obgleich die guten Werke nothwendig ſind, ſo muß man dennoch bey denſelben die Hoffnung ſeiner Seligkeit bloß auf das Erbarmen ſeines Erlöſers ſetzen. Ueberdem iſt der Aberglaube auch desfalls dieſem Gebot entgegen, weil der Menſch dadurch ſich in ſeiner Hoffnung von Gott und der Wahrheit abwendet.

Die Ketzer.

6) Die Ketzer und Irrgläubigen, die die Wahrheit Gottes, durch ihre ſchädliche Meynungen verfälſchen: und eben dadurch die göttliche Majeſtät verletzen, und andere von dem wahren Wege ableiten.

Die die heilige Schrift verwerfen.

7) Die die heilige Schrift verwerfen; oder wenn ſie dieſelbe auch annehmen, inzwiſchen aber darüber unnöthig grübeln, das iſt: die die verborgenſten Urſachen und Gründe der geheimſten göttlichen Rathſchlüſſe erkennen wollen: oder die an gewiſſen Glaubensartikeln zweifeln, oder auch gewiſſe gottſelige Kirchengebräuche verlachen, und übel auslegen. Alle dieſe verkleinern auf gewiſſe Weiſe die Majeſtät Gottes.

Die ſich auf ihren Reichthum, Macht und Verſtand verlaſſen.

8) Wider dieſes Gebot ſündigen ferner die, welche ſich auf ihren Reichthum, desgleichen auf ihre eigene und auf fremde menſchliche Hülfe, oder auf ihren Verſtand und Witz zu ſehr verlaſſen; an die Allmacht

und

und Vorſehung Gottes gar nicht gedenken, und ihr Glück und Ruhe in fremder Hülſe ſuchen. Von dieſen ſchreibet der göttliche Prophet Jerem. 17, v. 5. Verflucht iſt der Mann, der ſich auf einen Menſchen verläßt, und ſtürzet das Fleiſch ſeines Arms auf ihn, und ſein Herz vom Herrn wendet. Kurz! wider dies Gebot ſündigen alle diejenigen, die entweder offenbar von der Gottheit verkehrte und widrige Meynungen hegen; oder etwas glauben, welches mit der Ehre der göttlichen Majeſtät nicht beſtehen kann; oder auch irgend einem Geſchöpfe ſo ſehr ergeben ſind, daß ſie ihr einziges Vergnugen und ihre einzige Hoffnung auf daſſelbe ſetzen.

Durch die Anrufung der verſterbenen Heiligen übertreten wir dies Gebot nicht. Denn dieſe Anrufung der Heiligen, ſo wie unſere rechtgläubige Kirche dieſelbe verſtehet, iſt von der Anrufung Gottes ſehr unterſchieden. Wir rufen Gott und unſern Erlöſer Jeſum Chriſtum an, als den oberſten Herrn, und allmächtigen Beherrſcher aller Dinge; die Heiligen aber als ſeine Diener, die mit ihm in der ſeligen Ewigkeit wohnen. Das Anrufen Gottes beſtehet in der allertiefſten Unterwerſung unter die Majeſtät Gottes, und in dem gänzlichen und alleinigen Vertrauen auf ihn; die Anrufung der Heiligen aber in der Vereinigung unſerer Gebethe mit den Ihrigen. Zur Beſtätigung deſſen iſt dies genug: daß die Heiligen, da ſie annoch auf dieſer Erden geweſen, für andere gebethet, und von andern verlangt haben, daß ſie für ſie bethen ſollten, wie aus folgenden bibliſchen Sprüchen als Röm. 15, 30, 2 Cor. 1, 10. Philipper

Dieſem Gebot iſt die Anrufung der Heiligen nicht entgegen.

1, 4. und Ap. Geſch. 12, 5. erhellet: Sollten nicht vielmehr die Heiligen, die ſich Gott genähert, oder auch mit ihm vereiniget ſind, und ſeines immerwährenden Anſchauens genießen, nach der Seligkeit alles Gläubigen, die der Gottheit offenbar ſind, ein ſehnliches Verlangen tragen? und wenn dem alſo iſt: was ſollte wohl daran hindern, daß wir unſere Gebethe, oder welches einerley iſt, unſern Wunſch ſelig zu werden, mit den Wünſchen und Gebethen der Heiligen, als z. B. mit dem Wunſche des heiligen Paulus nicht vereinigen könnten: Und hierinn beſtehet eben das Anrufen der Heiligen. Durch dieſe Anrufung wird das kräftigſte Mittleramt Jeſu Chriſti nicht verworfen; denn daſſelbe iſt der beſtändige und nothwendige Grund, ſowohl unſerer Gebethe, als auch der Fürſprache der Heiligen. Jedoch müſſen wir nicht meynen, als wenn dieſe Ehrfurcht, die wir den Heiligen erweiſen, uns einigen Nutzen ſchaffen könne, ſo lange wir im Unglauben, und in der Unbußfertigkeit beharren: Keinesweges! die größte Ehre, die wir ihnen erzeigen können, beſtehet darinn, daß wir ihrem Lebenswandel nachzuahmen ſuchen, und auf den einigen Gott unſer Vertrauen ſetzen, ſo wie ſie ihm allein vertrauet haben. Es handeln alſo diejenigen ſehr ſträflich und unverantwortlich, die den Heiligen göttliche, oder faſt göttliche Ehre erweiſen, ihnen faſt eben ſo viel als Gott ſelbſt vertrauen, ihre Gebethe mehr und öfter als an Gott ſelbſt richten, die zu ihrem Gedächtniß verordneten Tage mit mehrerer Andacht feyerlich begehen, als die Feyertage des Herrn; ihre Bildniſſe in größerer Ehre halten, als die Bildniſſe unſers Erlöſers.

Denn ſo groß die heiligen Männer Gottes an ſich auch ſeyn mögen, ſo ſind ſie dennoch Gottes Knechte und ſeiner Hände Werk; folglich iſt unter ihnen und unter Gott ein unendlicher Unterſcheid. Man muß ſich aufs ſorgfältigſte hüten, daß man nicht von dieſem Irrthum angeſteckt werde.

Nöthige Cautelen zur Vermeidung der Abwege.

Zur Vermeidung aller Vergehungen wider dieſes Gebot, dienen nachfolgende zwey Cautelen: 1) Daß man alle vorgefaßte Meynungen, welche entweder aus einer böſen Gewohnheit, oder durch den Umgang mit ruchloſen Menſchen, oder durch Leſung ſchädlicher Bücher, oder auch aus dem natürlichen Hang über alles dreiſt zu urtheilen, unſer Gemüth einnehmen, fahren laſſe: und nächſt dem Umgang mit vernünftigen Leuten, und dem Leſen nützlicher Bücher, der geſunden und reinen Vernunft folge. 2) Daß man ſich der Wahrheit der Offenbarung unterwerfe, das iſt: man muß das göttliche Wort zur Richtſchnur aller ſeiner Gedanken annehmen, und der Leitung deſſelben in allem folgen. Dies Mittel iſt das zuverläßigſte: und verfehlen diejenigen des rechten Weges, die daſſelbe entweder verwerfen oder ihrem Vorwitz folgen: denn **wir thun wohl, wenn wir auf das Wort Gottes achten, als auf ein Licht, das da ſcheinet in einem dunkeln Ort**; nach den Worten des Apoſtels Petri in ſeinem zweyten Brief, erſten Cap. 19 v.

§. 6.

Das zweyte Gebot verbietet den Götzendienſt, und alle unerlaubte Arten der Verehrung Gottes.

Von den Götzendienern.

Ehemals ſteckten alle, (und nun noch einige) Völker in einem ſo groſſen Irrthum, daß ſie manche Geſchöpfe, als die Sonne, den Mond, das Feuer, und ſogar einige Thiere, als Ochſen, Katzen, Crocodille und andere Geſchöpfe, ja ſo gar Knoblauch und Zwiebeln für Götter gehalten, und ſie durch Opfer, und andere Ehrenbezeugungen wie Götter verehret, Götzen, in Geſtalt eines Menſchen und anderer Thiere gemacht, und dieſelben als eine Gottheit angebethet haben. Von dieſem ſchändlichen und abſcheulichen Irrthum hat uns die Gnade Jeſu Chriſti befreyet; 1 Petr. 4, 3. Dieſen Götzendienern gleichen diejenigen, welche ihrem Mammon und ihrem Bauch dienen, das ſind ſolche, deren Gedanken immer damit beſchäfftiget ſind, entweder wie ſie unendliche Reichthümer ſammlen, oder wie ſie ihren fleiſchlichen Lüſten ein Genügen thun mögen. Dieſen Leuten iſt der Mammon oder ihr Bauch ein Abgott, dem ſie alle ihre Dienſte widmen. Dahero die heilige Schrift den Geitz Abgötterey nennet, Col. 3, 5. und von manchen ſaget: daß ſie den Bauch zum Gott machen. Phil. 3, 19.

Welche Menſchen ſonſt noch unter der Benennung von Götzendienern verſtanden werden.

In dieſem Gebot werden ferner alle unerlaubte Arten der Verehrung Gottes verboten; wenn jemand nämlich Gott durch Dinge, die ihm mißfallen, und die in der heiligen Schrift nicht vorgeſchrieben ſind, einen Dienſt zu erweiſen vermeynet. Dergleichen thaten jene Iſraeliten, die dem Herrn reiche Opfer brachten, und dabey einen gottloſen Wandel führeten: dahero auch Gott durch den Propheten Jeſ. 1, v. 11. das von dergleichen Händen gebrachte Semidal, das iſt: das feinſte Mehl für ver-

geb-

geblich, das Räuchwerk für ein Gräuel, und das Fetteſte, von den Gemäſteten für unrein erklaret. Es übertreten alſo dies Gebot

Dies Gebot übertreten die heuchleriſchen Anbether.

1) Die, welche lange Gebethe verrichten, (welches an- und vor ſich gut und löblich iſt), und dabey meynen, ſie werden eben wegen der langen Gebethe erhöret werden, ob ſie gleich beym Gebeth nicht die geringſte Andacht noch einige Rührung des Herzens empfinden. Dieſen gleichen jene Heuchler, welche bey allen Gelegenheiten das Anſehen haben wollen, als wären ſie eifrige Verehrer des göttlichen Namens, eifrig im Glauben, und eifrig gegen die Ehre und den Nutzen der Kirche; die in allen Geſellſchaften von geiſtlichen Sachen reden (welches zwar rühmlich iſt): inzwiſchen aber dies alles entweder aus Eitelkeit oder aus Eigennutz thun; oder wenn auch dieſe Laſter nicht da ſind: ſo beſtehet dennoch ihr Eifer bloß in Worten, und die Thaten ſtimmen damit nicht überein.

Die heuchleriſchen Faſter.

2) Sündigen diejenigen, welche faſten, das iſt: ſich gewiſſer Speiſen enthalten, und ſich inzwiſchen beſauffen, und andere Gottloſigkeiten begehen; wodurch das wahre Faſten, welches nicht in Enthaltung gewiſſer Speiſen, ſondern in Enthaltung der Leidenſchaften beſtehet, verunheiliget wird. Hieher gehören diejenigen, welche die Kirchen auszieren, und die Bilder der Heiligen ſchmücken; und dabey die Unſchuldigen, die eine Kirche des lebendigen Gottes ſind, drucken, und die Nothleidenden ohne Hülfe laſſen, ſich inzwiſchen vergebens überreden, als hätten ſie alles was zur Seligkeit nöthig iſt erfüllet: da ſie doch, nach den Worten Chriſti, jenes thun, und dieſes nicht verlaſſen ſollten.

Die Abergläubigen.

3) Wird dieſes Gebot von denen übertreten, die eines ſchändlichen Gewinnſtes wegen, oder aus einem thörichten Wahn, das Seelen-Heil dadurch zu befördern, Wunder und Erſcheinungen erdenken; oder die gewiſſen Oertern, nicht zu wiſſen, was für eine Heiligkeit beylegen, und ſich überreden, als höre Gott das Gebeth an einem Ort eher als an einem andern. Kurz: wider dieſes Gebot ſundigen alle diejenigen, welche nach dem Zeugniß Chriſti, Matth. 23, 23. die Gottſeligkeit in gewiſſen äußerlichen Dingen ſetzen, und das wichtigſte im Geſetz, nämlich das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben nachlaſſen, dahero auch die himmliſche Wahrheit von ihnen bezeuget, und ſagt: ſie ehren mich bloß mit ihren Lippen, aber ihr Herz iſt ferne von mir: vergeblich ehren ſie mich, da ſie ſolche Lehren lehren, die Menſchen-Gebote ſind. Matth. 15, 9.

Die Verehrung der Bilder iſt dieſem Gebot nicht zuwider.

Wider dieſes Gebot ſtreitet keinesweges, wenn wir nach dem alten chriſtlichen Gebrauch unſere Tempel mit heiligen Bildern auszieren. Denn **erſtens** bilden wir in unſern Gemählden nicht den unſichtbaren und unnachahmenden Gott, ſondern den Erlöſer in der Geſtalt der angenommenen Menſchheit, oder deſſen getreuen Diener ab. **Zweytens** werden die Bilder nicht deßfalls gemacht noch in den Tempeln aufgeſchlagen, um ſie anzubethen, ſondern zur Erinnerung der Werke Gottes und deſſen Geliebten, damit wir, wenn wir auf ſie ſehen, unſer Herz zur Frömmigkeit und zur Nachahmung ihrer guten Werke aufmuntern ſollen. **Drittens**, die Anbethung, die wir vor den Bildern thun, heften wir nicht an dieſelben, näm-

lich

lich an die Bretter, Gemählde, deren Umfaſſung, noch an die Kunſt des Meiſters; ſondern bringen ſie denenjenigen, die ſie vorſtellen: die Bilder ſelbſt aber ehren wir bloß durch eine liebreiche Annahme und durch das Küſſen. So gebe ich z. B. beym Bücken vor dem heiligen Kreuz, dem alleinigen Erlöſer der Welt, der im Himmel und allenthalben iſt, mein Herz in Gehorſam, den Glauben, das Gebeth, die Zuverſicht und die Anbethung ſelbſt; das Gemählde an ſich aber iſt bloß ein in die Sinne fallender Antrieb dazu. Auch iſt dies hiebey zu wiſſen, daß obgleich das Bücken vor dem Bilde des Erlöſers, und vor dem Bilde irgend eines Heiligen, dem Schein nach einerley iſt, dennoch in der That ſelbſt ein großer Unterſcheid dabey Statt findet. Denn die Anbethung vor dem Bilde des Erlöſers, beſtehet in der allertiefſten Beugung meines Herzens vor ihm, als dem Herrn und Schöpfer aller Dinge: Das Bücken vor den Bildern der Heiligen aber, iſt eine Bezeugung der Hochachtung, die wir aus gutem Herzen gegen die Heiligen, als deſſen Geliebte, und als ſolche, die dem Weſen und der Gemeinſchaft der einigen Kirche nach, mit uns Glieder eines Körpers ſind, erweiſen.

Worinn das Strafbare bey Verehrung der Bilder beſtehet.

Inzwiſchen kann dieſe rechtmäßige und heilige Verehrung der Bilder in das ſtrafbare Laſter des Götzendienſtes ausſchlagen, wenn jemand mit ſeiner Verehrung bloß bey den Bildern ſtehen bleibet, und auf ihr Weſen ſein Vertrauen ſetzet: wenn jemand in einem Bilde mehrere Heiligkeit, und mehr Zutrauen zu ſeinem Heil ſetzet, als in dem andern: wie diejenigen thun, die in ihre Kirche ein Bild bringen, und ſich bloß vor demſelben bücken; oder auch die ein Bild, welches eine Umfaſſung hat, höher halten, als ein anderes, welches ohne Umfaſſung iſt; die ein altes mehr ehren, als ein neues, oder auch da nicht bethen wollen, wo ſie kein Bild ſehen. Dieſe und andere dergleichen ſündigen ſehr, und hängen der Wahrheit des chriſtlichen Glaubens einen großen Schandfleck an.

Zur Vermeidung dieſer Irrthümer muß man ſich folgendes wohl merken. 1) Daß nur derjenige Gottesdienſt ein wahrer Gottesdienſt ſeyn könne, der mit bußfertigem Herzen und ungeheuchelt geſchieht. Denn alle äußerliche Zeichen der Verehrung Gottes ſind bloß Zeugniſſe der innern Andacht und Verehrung Gottes, ohne welche ſie nichts taugen. Um dieſer Urſache willen verlanget das Evangelium, daß die Gott anbethen, ihn im Geiſt, nicht nur äußerlich, und in der Wahrheit, nicht aber aus Heucheley anbethen ſollen. Joh. 4, v. 23. 2) Muß man ſich bloß an Gottes Wort halten, und feſt verſichert ſeyn, daß daſſelbe die wahre Richtſchnur, wie wir Gott dienen ſollen, enthalte. Dahero auch Chriſtus von der heiligen Schrift ſaget, daß in derſelben das ewige Leben enthalten ſey. Joh. 5, v. 39.

§. 7.

Das dritte Gebot verbietet, den Namen Gottes mit Geringſchätzung ſeiner Herrlichkeit zu gebrauchen [a]: und ſchreibet uns dadurch die rechte Art der Verehrung Gottes vor [b].

---

[a] Mit dem Namen Gottes iſt deſſen allerhöchſte, und ſich niemanden mittheilende Herrlich-

lichkeit verbunden, gegen welche die Geſchöpfe, bey aller Gelegenheit, die größte Ehrerbiethung beweiſen ſollen. Wider dies Gebot ſündigen

Wider dieſes Gebot ſündigen:

Die Läſterer.

1) Die **Läſterer**, welche wider Gott ſelbſt, und unſern Erlöſer, den Herrn Jeſum Chriſtum, oder wider einige von den bekannten heiligen Männern ungeziemende Reden führen: als wenn z. B. einige ſagen, Gott wäre an unſern Sünden ſchuld, er gäbe bisweilen dazu Gelegenheit, er ließe es zu, daß wir ſündigten, oder wenn einige ihn ungerecht und unbarmherzig nennen, weil ihnen Gott das nicht giebt, was ſie wohl nach ihrem Dünken verdienen, oder daß er jemanden mehr Strafe auflege, als er es verſchuldet, ferner die die göttlichen Werke nach ihren falſchen Begriffen beurtheilen, und wohl ſagen, dies oder jenes ſey nicht gut gemacht, und könnte beſſer gemacht werden; oder die, welche den gegenwärtigen Lauf der Dinge tadeln, als wenn ſich in der Welt einige Unordnungen fänden, und Gott ſolches gar nicht achte: oder auch, die ihr Unglück und Krankheit mit Ungeduld tragen, wider Gott murren, und ihn einer Ungerechtigkeit beſchuldigen. Dieſe und andere dergleichen Verächter des herrlichen Namens Gottes ſündigen unendlich. Hieher gehören auch diejenigen, welche mit ihren Läſterzungen das göttliche Wort oder die heilige Schrift antaſten und ſich erdreiſten zu ſagen: es enthielte daſſelbe Mährlein, Widerſprüche und Sätze, die der geſunden Vernunft zuwider wären: oder die, welche die heidniſchen Schriften herausſtreichen, und ſie den Büchern der heiligen Schrift verziehen. Im alten Teſtament war befohlen, dergleichen Läſterer am Leben zu ſtra-

ſen, 3 Moſ. 24, 16. Auch ſoll man ſie gegenwärtig in der chriſtlichen Gemeine nicht dulden.

Die Meyneidigen.

2) Diejenigen, die einen falſchen Eid ſchwören, oder wenn ſie die Wahrheit beſchwören, dennoch nach ihrem Eide nicht handeln, und dadurch auf gewiſſe Art Gottes ſpotten, den ſie beym Eide zum Zeugen anrufen. **Denn es wird der Schwur in das Haus deſſen, der bey dem Namen Gottes fälſchlich ſchwöret, einkommen, mitten in demſelben bleiben, und ihn verzehren**, Sacharja 5, 4.

Die den Namen Gottes ohne Noth im Munde führen.

3) Die den Namen Gottes ohne Noth bey den allergeringſten Dingen im Munde führen, und die böſe Gewohnheit an ſich haben, daß ſie bey allen, auch den ungeziemenſten Reden, den herrlichen Namen des Herrn gebrauchen, wenn ſie z. E. ſagen: **bey Gott! Gott ſiehet es! bey dem Evangelio und den Geboten!** oder bisweilen in unerlaubtem Scherze ungebührend ausrufen: **o Himmel! o Schickſal!** zu dieſen Ruchloſen gehören auch diejenigen, die bey ihren Eidſchwüren die ſchändlichen Namen der heidniſchen Götter, als des Jupiters, der Venus u. d. gl. gebrauchen, deren man nach Vorſchrift der heiligen Schrift nicht anders, als mit Verachtung, Erwähnung thun ſoll.

Die falſchen Propheten.

4) Die falſche Prophezeyungen thun, das iſt, die im Namen Gottes etwas falſches voraus ſagen, oder ſich rühmen: Gott hätte ihnen etwas offenbaret, und ihnen befohlen, es andern zu verkündigen.

Die von Gott etwas ungeziemendes bitten.

5) Die etwas Ungeziemendes von Gott bitten: wie manche thun, welche Gott bitten, er möge ſie an ihren Feinden rächen; oder es bittet ihn ein Räuber, er möge ihm im Raube beyſtehen; als

wodurch ſie Gott zum Gehülfen in ihren Sünden machen.

Die Gott ihr Gelübde nicht halten.

6) Die Gott ein Gelübde thun, und ſolches nicht halten: wie z. E. diejenigen thun, die für eine von Gott ihnen erwieſene Wohlthat verſprechen, den Tempel auszuzieren, zur Verpflegung der Armen und Unvermögenden Stiftungen anzulegen, oder etwas zur Unterhaltung der Schulen zu geben, oder auch einige Laſter, denen ſie bisher ergeben geweſen, zu meiden; dieſes ihr Gelübde und Verſprechen aber nicht halten. Man kann und muß den Namen Gottes gebrauchen, 1) bey ſeinem Dienſte, und bey dem Preiſe ſeiner Herrlichkeit. 2) Bey gewiſſen wichtigen und nöthigen Umſtänden, als bey Gericht, wo nach dem Ausſpruche Pauli Epehſ. 6, 16. der **Eid das Ende alles Haders iſt.** 3) Wenn irgend eine rechtmäßige Gewalt in einer Sache, die dem Geſetze Gottes nicht entgegen iſt, den Eid von uns verlanget. Hierbey muß erinnert werden: daß auch ein rechtmäßiger Eid nicht bey irgend einem Geſchöpfe, ſondern bloß bey dem einigen allgegenwärtigen Gott, dem allein der Rath des Herzens kund und offenbar iſt, geleiſtet werden muß.

In welchen Fällen man den Namen Gottes gebrauchen ſoll.

b) Es iſt an ſich deutlich, daß, da in dieſem Gebote den Namen Gottes mit geziemender Ehrfurcht zu führen befohlen, und das Gegentheil verboten iſt: daſſelbe zugleich diejenige Ehrerbietung, die der Menſch dieſem höchſten Weſen ſchuldig iſt, vorſchreibet. **Die Verehrung Gottes beſtehet in der Bezeigung des innern Gehorſams** gegen Gott: wovon ſchon unten im erſten Theile unter dem 11ten Abſatze mit wenigen gehandelt iſt. Die weſentlichen

Was die Liebe zu Gott iſt.

Wirkungen der Liebe Gottes.

Theile, aus welchen die Verehrung Gottes beſtehet, ſind die Liebe zu Gott, und die Furcht Gottes. Die Liebe zu Gott beſtehet in dem inbrünſtigen Verlangen und Trieb unſerer Seele, mit ihm als dem liebenswürdigſten Weſen, oder vielmehr der Liebe ſelbſt, vereiniget zu werden. Du ſollt Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, und von ganzer Seele, und von ganzem Gemüthe, ſaget Chriſtus Matth. 22, 37. Dieſe Vereinigung geſchieht durch ein immerwährendes und lauteres Gedenken an Gott und durch die Tugend. Hieraus folget, daß eine fromme und in Liebe zu Gott brennende Seele 1) ſich beſtändig im göttlichen Geſetze übet, und in dieſem heiligen Geſchäffte ihren einzigen Troſt findet. 2) Durch inbrünſtige Gebethe ſich zu ihm hinaufſchwinget, und ſich dem Throne der Gnaden nahet. 3) Den Namen Gottes bey allen Gelegenheiten preiſet, und ſeine Wohlthaten rühmet. 4) Für alle von Gott ihr erwieſene Gnade ihm inbrünſtig danket, und alles Gute ſeiner Barmherzigkeit zuſchreibet. 5) Alle ihre Hoffnung auf Gott ſetzet, und ſeiner heiligen Vorſehung alles Zufällige ihres Lebens überläßt. Folglich 6) ſich allen Befehlen des Höchſten gutwillig unterwirft, und ihm mit Geduld vertrauet. 7) Endlich den Nächſten eben ſo liebet, wie ſie wünſchet, von Gott geliebet zu werden. Wenn jemand ſaget: er liebe Gott, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner, 1 Joh. 4, 20. Dieſen Tugenden ſind folgende Laſter entgegen: 1) die Feindſchaft gegen Gott, als welche in der Unterlaſſung der Erfüllung ſeiner Gebote beſtehet. 2) Die geiſtliche Trägheit. Dieſe iſt die Verabſäumung der

Pflichten der Gottſeligkeit, nämlich des Gebeths, des Gedenkens an Gott, des Kirchengehens u. a. m. 3) Der Undank gegen Gott, der bisweilen mit einem Murren verbunden iſt. 4) Das Zweifeln an der Erfüllung der göttlichen Verheißungen, oder ein unzeitiges Vertrauen auf Gott, oder auch eine gänzliche Verzweifelung.

Was die Furcht Gottes iſt.

Der zweyte weſentliche Theil der göttlichen Verehrung iſt die Furcht Gottes, welche darinne beſtehet: wenn der Menſch die Allmacht und Gerechtigkeit Gottes ſtets erwäget, und ſich hütet, etwas zu thun, wodurch Gott beleidiget wird. Dieſe Furcht Gottes wirket 1) die geiſtliche Armuth, da man ſich vor Gott demüthiget, und ſich vor ſeinem Gerichte für ſchuldig erkennet. Dieſer geiſtlichen Armuth iſt der phariſäiſche Stolz entgegen, wenn der Menſch ſich auf ſeine Werke verläßt, und ſich desfalls über andere erhebt. 2) Die Buße oder das Bekenntniß ſeiner Sünden mit dem Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes. Dieſe Bekenntniß wird, wenn ſie mündlich geſchieht, die Beichte genannt. Ihr iſt die Unbußfertigkeit, oder der tiefe Schlaf in Sünden entgegen. 3) Das Faſten, oder die Zähmung der Leidenſchaften, da man ihnen Widerſtand thut, und ſie der Vernunft unterwirft. Zur Zähmung der Leidenſchaften iſt die Enthaltung von gewiſſen Speiſen behülflich, als wodurch man die Lüſte des Fleiſches bändiget, welches durch Verzärtelung und überflüßige Nahrung unbändig wird, und dadurch den Geiſt träge und läßig macht. Dieſer Zähmung der Leidenſchaften iſt die Unenthaltſamkeit entgegen, da man den Begierden des Fleiſches freyen Lauf läßt; als woraus die Unmäßigkeit, das Praſſen,

Wirkungen der Furcht Gottes.

die

die Völlerey, und alle Laſter entſtehen. Davor warnet uns der Heiland, wenn er Luc. 21, 34. ſpricht: Hütet euch, daß eure Herzen nicht beſchweret werden, mit Freſſen und Saufen und mit weltlichen Sorgen; und komme dieſer Tag ſchnell über euch. 4) Die Verläugnung ſein ſelbſt, das, iſt daß man alles dasjenige, was uns an unſerer Seligkeit hinderlich ſeyn kann, ſo ſchmeichelhaft es uns übrigens auch ſeyn möge, verachte und verwerfe. So muß man z. E. Ehre, Reichthümer, Verwandtſchaft u. d. gl. für nichts achten, wenn ſie uns in Ausübung der Pflichten gegen Gott im Wege ſtehen. Wenn ein Chriſt alles das, was allhier von der Gottesfurcht geſagt iſt, mit allem Fleiße wahrnimmt, ſo kann er mit Rechte gottesfürchtig genannt werden.

§. 8.

Das vierte Gebot befiehlet: daß wir am Sonntage, und zu andern feſtgeſetzten Zeiten, Gott zu dienen, das iſt: dem Schöpfer diejenige Ehre, die das Geſchöpf ihm ſchuldig iſt, zu geben, und uns aus dem göttlichen Worte zu erbauen, zuſammen kommen ſollen.

Wir ſollten uns zwar mit dem Dienſte Gottes und mit dem Gebethe unabläßig beſchäfftigen: da aber ſolches wegen der Schwachheit unſerer Natur, und wegen verſchiedener Bedürfniſſe dieſes Lebens nicht möglich iſt; ſo hat der barmherzige Gott, aus Herablaſſung zu unſern Schwachheiten, uns zur Verrichtung unſerer irrdiſchen erlaubten Geſchäffte und Arbeiten ſechs Tage gelaſſen; und bloß den ſiebenden Tag dazu beſtimmet, daß wir ihm an demſelben dienen ſollen. Dieſer ſiebende

Tag war von Anfang der Welt der Sonnabend oder Sabbath, welches Wort ſo viel als Ruhe bedeutet, weil wir an demſelben von unſerer Arbeit ruhen ſollen; und ward nach der Ankunft des Erlöſers von der ganzen Chriſtenheit, zum Andenken der Auferſtehung Chriſti, auf den folgenden Tag verlegt. Denn ſo wie der Sonnabend ehemals deswegen gefeyert ward, weil Gott an ſelbigem Tage von allen Werken der Schöpfung der Welt geruhet hat: ſo wird der Sonntag mit Rechte von den Chriſten feyerlich begangen, weil an dieſem Tage unſer Herr Jeſus Chriſtus geruhet, das iſt das Werk unſerer Erlöſung, welches auf einige Art eine neue Schöpfung iſt, vollendet hat. Um aber dieſen geſegneten Tag zu heiligen, oder auf eine Gott gefällige Art zu feyern, iſt nöthig

Wie der Feyertag geheiliget wird.

1) Daß man alle ſeine Geſchäffte und Arbeiten bey Seite lege, und ſowohl ſelbſt ruhe, als auch ſeinen Knecht und ſeine Magd ruhen laſſe, ſeine Gedanken von den irrdiſchen Sorgen und eiteln Geſchäfften abwende, und ſich bloß mit dem Dienſte Gottes beſchäfftige, damit alle, ja ſelbſt die unvernünftigen Thiere, ſich der göttlichen Wohlthaten zu erfreuen haben mögen. Dieſe Feyer des Sabbaths muß man aufs genaueſte beobachten, es ſey denn, daß irgend eine unumgängliche Nothwendigkeit, als z. B. eine Feuersbrunſt, der Einbruch eines Feindes, die Krankheit eines Freundes, oder ſonſt irgend eine dem gemeinen Weſen nützliche, keinen Aufſchub leidende Sache uns daran hindert. Durch Wahrnehmung unſerer anderweitigen Pflichten in dieſen Zufällen übertreten wir dieſes Gebot nicht, ſondern erfüllen vielmehr das göttliche Geſetz auf

eine

eine andere Art; folglich wird der Name Gottes dadurch nicht verunehret. Dieſes behauptet unſer Erlöſer ſelbſt, wenn er Marc. 2, 27. ſagt: der **Sabbath iſt des Menſchen wegen, und nicht der Menſch wegen des Sabbaths, gemacht**; das iſt: die Geſetze des Sabbaths können in manchen Fällen, da es auf das Wohl und Heil der Menſchen ankömmt, nachſtehen.

2) Daß man den Tempel des Herrn beſuche, und in der öffentlichen Verſammlung dem barmherzigen Gott und gütigen Verſorger für alle ſeine Wohlthaten danke; ſeine Sünden und ſein Vergehen erkenne, mit wahrer Andacht beichte, und die Güte des Höchſten anflehe, daß er uns auch hinfuhro mit ſeiner Gnade beyſtehen, und uns ſeinen göttlichen Segen nicht entziehen wolle; das heilige Abendmahl würdig und nicht zu ſparſam genieße; das Gebeth und den Geſang in der Kirche, wie auch die Predigt des göttlichen Wortes mit Andacht anhöre. Jedoch muß man nicht bloß an den Sonntagen, ſondern auch an den andern Feyertagen des Herrn, und deſſen Geliebten, die Tempel beſuchen, und durch dieſe Heil bringende Beſchäftigung in der Gottſeligkeit zu wachſen und zuzunehmen ſuchen.

3) Diejenigen, welche von einer Kirche weit abgelegen ſind, oder durch irgend eine wichtige Verhinderung dieſelbe zu beſuchen, abgehalten werden, ſollen an demſelben Tage an dem Ort, wo ſie ſich aufhalten, heilige Hände gen Himmel heben, und ihr Gebeth dahin ſenden, oder aus einem andächtigen Buche ſich erbauen; die aber ſelbſt nicht leſen können, ſollen ſich durch andere etwas erbauliches vorleſen laſſen.

4) In jedem Hauſe ſollen die Aeltern ihre Kinder, Herren ihr Geſinde, Lehrer ihre Schüler, Vorgeſetzte ihre Untergebenen, und ein jeder ſeinen Nächſten, unterweiſen, das Geſetz des Herrn lehren, und ſich bey jeder Gelegenheit angelegen ſeyn laſſen, ſie zur Furcht Gottes anzuführen.

5) An dieſem Tage ſoll man beſonders mit ſeinem Vermögen dem Nothleidenden beyſtehen, oder zum Unterhalte anderer Perſonen etwas beytragen: man ſoll den Geiſtlichen, als Dienern der Kirche, die hinlängliche Verſorgung geben, auf daß ſie ihr Amt mit Freuden thun, und nicht mit Seufzen; denn ein Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth: man ſoll zu den Bedürfniſſen und zur Anſchaffung der nöthigen Geräthe der Kirche, desgleichen zur Aufbauung Verpflegungshäuſer für Kranke und Betagte, zur Unterhaltung der Schulen, zur Aufnahme der Fremden, und zur Loskaufung der Gefangenen, von ſeinem Vermögen einen Beytrag thun. Wer dieſes erfüllet, der heiliget den Sabbath des Herrn, und fängt ſchon in dieſem Leben jenen ewigen Sabbath an; das iſt: er ſchmecket diejenige Ruhe, deſſen völligen Genuſſes wir in jenem Leben theilhaftig gemacht werden ſollen, Hebr. 4, 8. Wider dieſes Gebot ſündigen 1) diejenigen, welche aus einer unmäßigen Begierde nach Reichthum und nach zeitlichem Vermögen am Sonntage arbeiten, und weltliche Geſchäffte verrichten. Dieſe dienen dem Mammon und ihrem Bauche, und nicht Gott, und beweiſen, daß ſie wenigen Glauben und Vertrauen zu der göttlichen Verſehung haben. Sie bilden ſich thörichter Weiſe ein, als wenn alle Vortheile, die ſie im Zeitlichen erlangen, von ihrer Mühe, nicht

Welche Menſchen wider das 4te Gebot ſündigen.

aber

aber von dem Segen Gottes abhängen. So denken die Heiden, keinesweges aber rechtſchaffene Chriſten; dahero denn auch die Gerechtigkeit Gottes es öfters füget, daß ein auf dieſe Art erworbener Reichthum in einer Stunde verloren gehet.

2) Die entweder aus einem gewiſſen Kaltſinne gegen die Religion, oder aus Trägheit, oder auch aus einem ungegründeten Wahn, als wenn der Gottesdienſt in der öffentlichen Gemeine vor der beſondern Andacht zu Hauſe nichts Vorzügliches hätte, in die Kirche zu gehen verabſäumen: und an deſſen Statt dieſe köſtliche Zeit mit Müßiggang, Schwärmen, Saufen, ärgerlichen Schauſpielen, ungeziemenden Spielen, und andern Gottloſigkeiten zubringen. Und obgleich zur Erleichterung der Beſchwerden des Lebens am Sonntage ſich eine Ergötzung zu machen erlaubet iſt, ſo muß man ſich dennoch hüten, daß man dabey ſeiner Seele nicht ſchade, den Nächſten nicht benachtheilige, und kein Aergerniß gebe.

3) Die zwar in die Kirche gehen, ſolches aber entweder bloß aus Gewohnheit, oder des äußern Wohlſtandes wegen, oder auch zum Zeitvertreibe thun; wie auch die, welche während der Verrichtung des Gottesdienſtes und der heiligen Handlungen keine Ehrfurcht beweiſen, plaudern, lachen, ſcherzen, an irdiſche Dinge denken, ja ſo gar den Nebenmenſchen verläumden, die geiſtlichen Lehren nicht aufmerkſam anhören, oder dieſelben ſo gar nach ihren Begriffen beurtheilen: indem eine jede Predigt, die Einkleidung derſelben möge ſeyn wie ſie wolle, mit Andacht angehöret werden muß, bloß weil das göttliche Wort darinne verkündiget wird.

4) Die

4) Die das Geſetz Gottes nicht wiſſen, und nicht wiſſen wollen, ſich auch nicht mit dem Leſen gottſeliger Bücher, ſondern vielmehr ärgerlicher und ſchädlicher Schriften, beſchäfftigen; und alſo ihr elendes Leben in der gröſten Unwiſſenheit deſſen, was zur Gottſeligkeit gehöret, endigen.

5) Wider dieſes Gebot ſündigen auch diejenigen gottloſen Lehrer, die ihre Heerde nicht unterweiſen, ihnen in der Gemeine des Herrn das Wort Gottes nicht predigen, oder, (wenn ſie ungelehrt ſind), keine andern Kirchenbücher vorleſen. Dieſe kommen ſelbſt nicht in das Reich Gottes, und weiſen auch andern den Weg nicht, hineinzukommen. Auch ſündigen diejenigen, welche das Leſen und Singen in der Kirche ohne Andacht und Aufmerkſamkeit, mit allzu großer Geſchwindigkeit, und folglich mit Aergerniß und ohne Nutzen verrichten.

6) Die nicht den geringſten Theil von ihrem Vermögen zum nöthigen geiſtlichen Behufe, als: zur Beyſteuer in den Gotteskaſten, und zu den übrigen Bedürfniſſen der Kirche, wie auch zur Unterhaltung der Armenhäuſer, der Schuley, der Nothleidenden und Bettler, wie auch der Witwen und Waiſen, hergeben: an deſſen Stelle aber ihr Vermögen zu unnützen und unmäſſigen Ausgaben, zur Wolluſt, zum unerlaubten Vergnügen verſchwenden, an unnütze Poſſenreiſer ausgeben, oder ſonſt übel anwenden. Alle dieſe heiligen den Sabbath, das iſt, die Feyertage nicht, ſondern ſie verunheiligen ſie, und machen ſich ſelbſt der groſſen Feyer in den himmliſchen Wohnungen verluſtig.

Dieſes ſind die vier Gebote, die von Gott, und von dem ihm zu leiſtenden Dienſte handeln:

deln: nachfolgende ſechſe gehen auf den Nächſten, und haben ein friedſames und glückliches Leben der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt zum Endzwecke.

§. 9.

Das fünfte Gebot befiehlt, daß wir unſern Aeltern, und unter deren Benennung zuförderſt dem Landesherrn, der geiſt- und weltlichen Regierung, Lehrern, Wohlthätern und Herren, wie auch den Alten, die gebührende Ehre und Gehorſam erweiſen, und alle Menſchen aufrichtig lieben ſollen.

Dieſes Gebot beſtehet aus wenigen Worten, iſt aber von großem Nachdrucke. In demſelben wird befohlen:

In dieſem Gebote wird befohlen, daß man die Aeltern ehren ſoll.

1) **Daß man ſeine Aeltern ehren ſolle.** Dieſe Ehrfurcht beſtehet darinne: daß man ſie von ganzem Herzen liebe, ſich gegen ſie ehrerbiethig beweiſe, ihnen gehorſam ſey, ohne ihren Segen keine wichtige Sache unternehme, ihre Fehler und Schwachheiten mit Geduld ertrage, ihre Ehre bey aller Gelegenheit vertheidige, die von ihnen genoſſene Erziehung und Wohlthaten bis an den Tod dankbarlich erkenne; und dieſe Dankbarkeit gegen ſie durch alle nur mögliche Hülfsleiſtung, beſonders wenn ſie verarmen und veralten, thätig beweiſe. Die Aeltern ſind ſchuldig ihre Kinder, ſo lange bis ſie ihre völlige Jahre erreichet, zu ernähren, für ihre Geſundheit zu ſorgen, ſie in der Furcht Gottes zu erziehen, ihnen kein Aergerniß zu geben, dafür zu ſorgen, daß ſie im Geſetze des Herrn, und andern Wiſſenſchaften, dazu ſie aufgelegt ſind, unterwieſen

werden, und ihnen eine anſtändige Lebensart zu verſchaffen ſuchen. Auch müſſen ſie mit ihnen nicht grauſam umgehen, ſondern vielmehr ihre Fehler durch Nachſicht zu verbeſſern ſuchen: indem der Apoſtel ſelbſt befiehlt, daß Väter ihre **Kinder nicht erbittern ſollen, daß ſie nicht ſcheu werden**, Col. 3, 21. Hiernächſt müſſen ſie ihren Kindern bis an ihren Tod die erſten und beſten Rathgeber bleiben.

Daß man ſich gegen die Befehle des Landesherrn gehorſam beweiſe.

2) Daß man den Landesherrn, als den vornehmſten Beherrſcher, nächſt Gott liebe, und demſelben die größte Hochachtung erweiſe, ſich ſeinem Willen unterwerfe, und ſeine Befehle mit Freuden und ohne Murren erfülle, hiernächſt die Steuren mit gutem Willen gebe, um deſſen Geſundheit und Wohlergehen Gott anflehe, und im Nothfalle für deſſen Ehre und Wohl gegen die Feinde, Aufrührer und Verräther ſeines Lebens ſelbſt nicht ſchone. **Denn es iſt keine Obrigkeit, ohne von Gott: wo aber Obrigkeit iſt, die iſt von Gott geordnet. Wer ſich nun wider die Obrigkeit ſetzet, der widerſtrebet Gottes Ordnung**, Röm. 12. Die Pflicht der Regenten iſt: für die Ruhe und das Glück ihrer Unterthanen zu ſorgen, darauf zu ſehen, daß Recht und Gerechtigkeit gehandhabet, und die offenbaren Verbrecher beſtrafet werden, und daß die geiſtlichen und bürgerlichen Regierungen bey ihrer Pflicht unausgeſetzt verbleiben. Der Regent muß die Guten belohnen, die Böſen beſtrafen, und ſich in allen Stücken als einen Vater, dem das Wohl ſeiner Kinder am Herzen liegt, bezeigen. Auch muß er auf die Kirchenordnung halten, und die Kirche wider die Verächter und Spötter ſchützen, der Aus-

breitung der Lehre des Evangelii beförderlich ſeyn, und ſich bemühen, daß ſeine Unterthanen durch dieſelbe zur Gottſeligkeit gelenket werden: ſintemal der Geiſt Gottes bey dem Propheten Jeſaias Cap. 49, 23. die rechtgläubigen Könige Pfleger der Kirche nennet.

Daß man den geiſtlichen und weltlichen Regierungen ein Gleiches erweiſe.

3) Daß man den geiſtlichen und weltlichen Regierungen Gehorſam erweiſe, ſie ohne Heucheley liebe, ihre Ehre vertheidige, mit Ehrerbiethung vor ihnen trete, und ſo gar die Beleidigungen, die ſie uns etwan zufügen, mit guten Herzen und Geduld ertrage. Die Pflicht dieſer Regierungen aber, und zwar der geiſtlichen, iſt: die Menſchen zu unterrichten, ſie auf den rechten Weg zu führen, und tugendhaft zu machen; der weltlichen: daß ſie Recht ſchaffen, und darauf ſehen, daß die Untergebenen Zucht und Ordnung beobachten.

Man ſoll die Lehrer und Wohlthäter lieben.

4) Daß man Lehrer und Wohlthäter lieben, und ſich gegen ſie beſtändig dankbar erweiſen, das iſt: ihnen in ihren Bedürfniſſen behüflich ſeyn, und ihnen in allen Fällen freundlich und höflich begegnen ſoll.

Die Knechte ſollen ihre Herren hochſchätzen.

5) Sollen die Knechte ihre Herren fürchten, ihnen treu und fleißig dienen, ihren Befehlen ohne Murren Gehorſam leiſten, ihren wunderlichen Sinn ertragen, nicht ſtehlen, das Gut der Herrſchaft eben ſo, wie ihr eigenes, in Acht nehmen, und ihre Ehre und guten Namen bey aller Gelegenheit vertheidigen. Die Herren aber ſollen ihren Knechten wie Hausväter begegnen, ſie zur Furcht des Herrn und zu guten Sitten anhalten, ihnen den nöthigen Unterhalt nicht verſagen, ſie mit überflüßiger Arbeit nicht beläſtigen, die Bauren mit keinen unerträglichen

Auflagen,

Auflagen, beſchweren, die Strafen mäßigen, und bey denſelben den Endzweck der Beſſerung haben; ſie aber keinesweges zur Ausſchüttung der Bosheit gebrauchen, und beſtändig der Ermahnung des Apoſtels: Ihr Herren, was Recht und gleich iſt, das beweiſet euren Knechten; und wiſſet, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habt, Col. 4, 1. eingedenk ſeyn.

Worinn die Früchte des Erbarmens beſtehen?

6) Dies Gebot befiehlt auch, daß wir unſern Nächſten lieben, das iſt: jedermann aufrichtig, freundlich, höflich, ſanftmüthig begegnen, freygebig und barmherzig ſeyn ſollen. Die Wirkung der Barmherzigkeit iſt: Wenn man den Hungrigen ſpeiſet, den Durſtigen tränket, den Nackenden kleidet, den Kranken und Gefangenen beſuchet, den Fremden liebreich aufnimmt, allen Schaden vom Nächſten abwendet, und ſein Beſtes zu befördern ſuchet. Die Wirkungen der Barmherzigkeit, die auf die Seele gehen, beſtehen darinn: wenn man den Nächſten von dem Wege der Sünden ablenket, den Unwiſſenden im Geſetz des Herrn, und in der Gottesfurcht unterweiſet, ihnen mit gutem Rath beyſtehet, das angethane Unrecht nicht nur geduldig erträgt, ſondern auch daſſelbe vergiebt, und den barmherzigen Gott um das Heil aller Menſchen inbrünſtig anflehet.

Da von der Erfüllung dieſes Gebots der Friede und das Wohl aller Menſchen abhängt, ſo verſpricht Gott allen denen, die daſſelbe erfüllen, einen beſondern Segen.

Es iſt nicht nöthig die Uebertreter dieſes Gebots beſonders anzuführen. Denn alle die, welche vorbemeldete Pflichten nicht erfüllen, ſind eben die Uebertreter deſſelben. Unter dieſer Uebertretung aber ſind folgende Laſter begriffen, als: der Ungehorſam gegen die Aeltern, die Hartnäckigkeit, das Murren, die Untreue, der Aufruhr, Verrätherey, Eigenliebe, Ehrgeitz, Geldbegierde, Geitz, Unbarmherzigkeit, Grobheit, Stolz, Verachtung, die Verdammung des Nächſten, Aergerniß und andere mehr.

§. 10.

Das ſechſte Gebot befiehlt: daß wir unſerm Nächſten, weder ſelbſt noch durch andere, Schaden thun, noch ihm zu ſchaden gedenken: ſondern vielmehr allen Schaden von ihm abwenden ſollen.

Das ganze menſchliche Geſchlecht macht eine gewiſſe allgemeine Geſellſchaft aus. Zur Erhaltung der Glückſeligkeit dieſer Geſellſchaft iſt durchaus nothwendig, daß wir dem Nächſten, als unſerm Mitgliede und Mitbürger dieſer Welt, nicht nur keinen Schaden zufügen; ſondern vielmehr uns die Beförderung ſeines Glücks eben ſo, als das unſrigen, angelegen ſeyn laſſen ſollen. Dahero auch Gott, als der oberſte Regierer dieſer Welt, der für die Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts Sorgfalt trägt, uns dieſes Gebot vorgeſchrieben hat. Es ſündigen aber wider dieſes heilſame Gebot nachfolgende:

Welche Menſchen wider dieſes Gebot ſündigen.

1) Die einen Menſchen tödten, es ſey im Streit mit der Hand oder mit einem Gewehr, ihn erwürgen oder erſäufen, vergiften oder ſonſt auf eine Art ums Leben bringen. Hieher gehören die Zweykämpfe, mit Gewehr oder auch

mit

mit Fäuſten, wie auch Verrätherey, Aufruhr und unrechtmäßige Kriege. Diejenigen, welche den wirklichen Vorſatz hegen, jemand auf eine oder die andere Art das Leben zu nehmen, wenn ſie gleich den Vorſatz nicht vollführen können, oder daran gehindert werden, werden in dem göttlichen Wort als wirkliche Todtſchläger angeſehen. Richter aber, die den Schuldigen zum Tode verdammen, desgleichen diejenigen, die im Kriege für das Vaterland ſtreiten, und den Feind erlegen, können keine Uebertreter dieſes Gebots genannt werden. Denn dadurch dienen ſie Gott und der Gerechtigkeit, und erfüllen die Pflichten ihres Berufs.

2) Sündigen die, welche zur Vollführung einer Mordthat, oder zur Anrichtung eines Schadens und Nachtheils, Rath oder Hülfe ertheilen; oder dazu Gelegenheit geben, indem ſie Uneinigkeit ſtiften, den Nächſten verläumden, ihm Uebels nachreden, und ihn durch Beraubung ſeiner Ehre tödten; ferner die, welche rauben und plündern, Häuſer in Brand ſtecken, andere über ihr Vermögen zum Trinken zwingen; wodurch zwar dem Nächſten nicht allemal das Leben geraubet, dennoch aber daſſelbe verkürzet oder unglücklich gemacht wird.

3) **Ungerechte Richter**, welche durch Gewinnſucht, durch Verwandtſchaft, oder durch Schmäucheley verleitet, oder auch aus Furcht bewogen, den Schuldigen losſprechen, und den Unſchuldigen verdammen, ſündigen wider das ſechſte Gebot. Dergleichen Richter ſind ärger, als alle Todtſchläger, denn ſie verrathen das Recht, da ſie demſelben bey ſich eine Zuflucht zu ver-

ſtatten, ſchuldig ſind. Dieſer Gattung von Leuten ſind auch diejenigen gleich, die den Todtſchlag oder einen Schaden zulaſſen, da ſie doch denſelben zu verhindern Macht und Gelegenheit haben; als z. B. die ein böſes Vorhaben wiſſen, und es nicht angeben, Diebe bey ſich verbergen, Schlägereyen, wenn ſie es zu thun im Stande ſind, nicht abhalten; Feuersbrünſte nicht löſchen, oder denen Löſchenden keinen Beyſtand leiſten; Menſchen, die in Kleinmuth gefallen, nicht zureden, und von böſen Gedanken nicht abzubringen ſuchen, im Ueberfluße leben, und arme Leute Hungers oder vor Froſt ſterben laſſen, oder auch ihren Nächſten krank liegen ſehen, und da ſie ihm helfen können, ſolches unterlaſſen, und dgl. m.

4) Hiernächſt ſündigen wider dies Gebot, Herren, die dem Geſinde übermäßige Arbeit auflegen, oder durch grauſame Strafen, und unerträgliche Auflagen mishandeln und drucken. Dergleichen Handlungen ſind von dem Todtſchlag wenig unterſchieden.

5) In dieſem Gebot wird auch alles dasjenige verboten, was zum Todtſchlag Anlaß geben kann, und gleichſam ſtuffenweiſe dazu führet: als Zorn, Zwietracht, Zank, Streit, Rachgierigkeit, Feindſchaft, Haß, offenbare Beleidigung, Unbiegſamkeit und Unmenſchlichkeit. Im Gegentheil werden folgende Tugenden angeprieſen, als: ein freundliches und aufrichtiges Betragen, Leutſeligkeit, Geduld, Großmuth, Erbarmen, und gegen jedermann ein gutes Herz. Hierzu ermahnet uns die heilige Schrift, wenn es Col. 3, v. 12. heißt: Ziehet an als die Auserwählten Gottes, Heiligen

und

und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld; und nehme einer den andern auf, und vergebet euch unter einander, ſo jemand Klage hat wider den andern; gleich wie **Chriſtus** euch vergeben hat, alſo auch ihr.

6) Dieſem Gebot iſt der Selbſtmord auch ganz entgegen. Denn da unſer Leben und Othem nicht von uns, ſondern von Gott abhängt; ſo hat er auch allein Macht über Leben und Tod: und da wir uns nicht ſelbſt das Leben gegeben haben, ſo haben wir auch kein Recht, uns daſſelbe zu nehmen. Folglich müſſen wir warten, bis derjenige, von dem wir das Leben haben, uns die Hütte des Leibes abzulegen befiehlt. Der Selbſtmord iſt ein verwägener Eingriff in die göttliche Gewalt, und in den Vorzug, der bloß dem Herrn über Leben und Tod zukömmt, und ein ſolcher offenbarer Uebertreter des göttlichen Geſetzes, ziehet ſich ſelbſt die verdiente göttliche Strafe zu. Zu den Selbſtmördern ſind auch diejenigen zu zählen, die ſich muthwilliger Weiſe in Lebensgefahr begeben, als wenn jemand mit offenbarer Gefahr zu erſaufen übers Waſſer ſchwimmet, oder ſich ohne Noth in ſolche Gegenden, wo die Peſt wüthet, begiebt u. d. gl.

§. 11.

Im ſiebenden Gebot wird der Ehebruch, und darunter alle ſündliche fleiſchliche Lüſte verboten, und befohlen: daß wir im verheuratheten ſowohl als im ledigen Stande keuſch und züchtig leben ſollen.

Da Gott den Menſchen erſchuf, machte er Mann und Frau, ſowohl damit das menſchliche Geſchlecht ſich vermehren, als auch einer dem andern hülfreiche Hand leiſten, und in der Noth beyſtehen könnte. Es erfordert die Glückſeligkeit der Menſchen, daß Mann und Frau ſich einander lieben und ehren, ihr Ehebett unbefleckt erhalten, und die heiligen Rechte des Eheſtandes nicht verletzen. Dergleichen Verletzung ziehet nicht nur Schande, Schimpf, Schaden und Gewiſſensbiſſe nach ſich, ſondern verurſachet auch in der Welt große Verwirrungen und Unordnungen und iſt für die menſchliche Glückſeligkeit das ſchädlichſte Gift.

Welche Menſchen wider dieſes Gebot ſündigen.

Dieſes heilige Gebot wird übertreten: erſtens, durch Ehebruch, Hurerey, Vielweiberey, Blutſchande, und verſchiedene andere Arten der Unzucht. Zweytens, durch alles dasjenige, was zur fleiſchlichen böſen Luſt Veranlaſſung geben, und dem ſchändlichen Laſter des Ehebruches und Hurerey beförderlich ſeyn kann. Dergleichen Anreizungen ſind: die Völlerey, der Müßiggang, die Zügelloſigkeit, ſchändliche Reden, ungeziemende Scherze, unverſchämte Bewegungen des Leibes, wider die Ehrbarkeit ſtreitende Erfindungen in der Kleidertracht und Verzierungen des Körpers, ärgerliche Vorſtellungen und Schauſpiele, ungeziemende Tänze, unzüchtige Geſänge, ſchädliche Bücher u. d. gl. Es wird aber auch das Anſehen mit einer unzüchtigen Begierde im Evangelio für eine Sünde ausgelegt, indem es Matth. 5, 28. heißt: **Wer ein Weib anſieht, ſie zu begehren, der hat ſchon mit ihr die Ehe gebrochen in ſeinem Herzen.**

Um dieſe Laſter zu vermeiden muß man beſtändig jener merkwürdigen Worte des Apoſtels 1 Cor. 6, 18. eingedenk ſeyn. Fliehet die Hurerey. Alle Sünden, die der Menſch thut, ſind außer ſeinem Leibe, wer aber huret, der ſündiget an ſeinem eigenen Leibe. Oder wiſſet ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des in euch wohnenden heiligen Geiſtes iſt, welchen ihr von Gott habt: ihr ſeyd nicht euer ſelbſt, ſondern ihr ſeyd theuer erkauft. Darum ſo preiſet Gott an eurem Leibe, und in eurem Geiſte, welche ſind Gottes. Alle Hurer und Ehebrecher wird Gott richten, Hebr, 13, 4. Es erfordert alſo die Heiligkeit des Berufes eines Chriſten, daß er ſowohl in der Ehe, als auch im ledigen Stande keuſch und züchtig lebe: denn der heilige Apoſtel befiehlet Hebr. 13, 4. daß die Ehe ehrlich, und das Ehebette unbefleckt ſeyn ſolle: ziehet aber zugleich den ledigen Stand der Verehelichung vor, wenn er 1 Cor. 7, 38. ſaget: Wer ſeine Jungfrau verheurathet, der thut wohl; wer ſie aber nicht verheurathet, der thut beſſer. Eben dieſes beſtätiget der Heiland ſelbſt, wenn er Matth. 19, 12. ſaget: Es ſind einige verſchnitten, die ſich ſelbſt verſchnitten haben, um des Himmelreiches willen.

Der ledige Stand wird dem verehelichten vorgezogen.

§. 12.

Im achten Gebote verbietet Gott: alle Arten des Diebſtahles und der Ungerechtigkeit; und befiehlt eben dadurch: daß wir zur Erhaltung der allgemeinen Wohlfahrt den Nu-

tzen

tzen des Nächſten eben ſo, wie unſern eigenen wahrnehmen ſollen.

Der Raub kann auf dreyerley Art begangen werden.

Das menſchliche Leben kann weder ruhig, noch glücklich ſeyn, wenn es nicht vor allem Raube geſichert iſt. Wenn jemand einer fremden Sache ſich ungerechter Weiſe anmaßet, es geſchehe, wie es wolle, ſo begeht er einen Diebſtahl. Dieſer iſt von dreyerley Art, und zwar: ein offenbarer, ein heimlicher, und ein Diebſtahl der durch Betrug begangen wird.

Was ein offenbarer Diebſtahl iſt.

Ein offenbarer Diebſtahl iſt: wenn jemand eine ihm nicht zugehörige Sache mit Gewalt wegnimmt. Dieſes thun Straßenräuber; desgleichen Herren, die von ihren Untergebenen, und Mächtige von den Schwächern öffentlich ihr Vermögen, Haus, Knechte, Land und dergleichen wegnehmen, oder ſie zwingen, etwas wider ihren Willen, oder um einen geringen Preiß an ſie zu verkaufen. Ferner die, welche Arbeiter mehrere Arbeit, als mit ihnen verabredet worden, und wofür ſie bezahlet werden, zu verrichten zwingen; die, welche freye Leute mit Gewalt zu Leibeigenen machen, fremde Sachen, als: Kleider und anderes Geräthe eigenmächtig gebrauchen, ein fremdes Feld bearbeiten und nutzen, wie auch die, welche ſich der auf den Wegen, zum Beſten der Reiſenden, beſtellten Pferde unbefugter Weiſe, ohne Bezahlung bedienen, und den Lohn für Arbeit und Dienſte zurück behalten. Dieſen gleichen auch die gewiſſenloſe Verkäufer, welche an den Nächſten in ſeiner äußerſten Noth, als zur Hungerszeit, das Korn nicht anders, als zu einem unleidlichen Preiſe verkaufen, oder zur Bezahlung von demſelben

ſein

ſein Haus, Land, oder ſonſt etwas wegnehmen; ferner die, welche dem Nächſten bey einem drohenden großen Unglück Hülfe zu leiſten verſprechen, jedoch unter den ſchwerſten Bedingungen, wenn gleich die Hülfsleiſtung ohne Mühe geſchehen kann, als: wenn man dem, der in Gefahr ſteht, zu erſaufen, mit einem Boot zur Rettung herzu eilen ſoll. Hieher gehören auch diejenigen, denen die Noth eines andern bekannt iſt, und ihm mit Gelde, Brodt, und andern Dingen, deren er benöthiget iſt, beyzuſtehen, ſich entziehen, es ſey denn, daß der andere ihnen einen unbilligen Gewinnſt gäbe; oder auch die, welche die bey ihnen abgelegten Pfänder nicht zurück geben wollen, oder ſonſt auf eine und die andere Art den Nächſten vervortheilen.

Worinn der heimliche Diebſtahl beſteht.

2) Der heimliche Diebſtahl beſteht darinn, wenn jemand eine fremde Sache ohne Willen und Wiſſen des Eigeners entwendet. Hieher gehören diejenigen Diebe, welche Häuſer, Buden, Kornbehältniſſe, Viehſtälle, Fiſchereyen, Gärten, Wälder, Heuſchläge und dergleichen beſtehlen. Der größte Diebſtahl iſt derjenige, dadurch dem Reiche etwas entwandt wird, als: durch heimliche Durchfuhr der Waaren, oder, wenn jemand den öffentlichen Schatz beſtielt, oder ſich an das Vermögen der Kirche, eines Kloſters, oder ſonſt einer geiſtlichen Stiftung vergreift. Letzterer Diebſtahl wird ein **Kirchenraub** genannt. Auch machen diejenigen ſich eines Diebſtahls ſchuldig, die eine verlorne Sache gefunden, und da ſie wiſſen, wem ſie zugehöret, ſie verhelen, oder verirrtes Vieh, oder einen fremden verlaufenen Knecht verbergen, und ſich anmaßen. Diejenigen Diebe aber, die

bey

bey einer Feuersbrunſt ſtehlen, und den Elenden, dem das Feuer das Seinige raubet, plündern, begehen eine Handlung, die ſo gar wider die Menſchlichkeit ſtreitet.

Was ein Diebſtahl, der durch Betrug begangen wird, iſt.

3) Ein betrüglicher Diebſtahl iſt, wenn jemand ſich eine fremde Sache durch Betrug zueignet. Ein ſolcher Diebſtahl geſchieht auf verſchiedene Art, als: wenn jemand eine Sache an den andern theurer verkauft, als ſie werth iſt, im Gewichte und Maaße betrügt, eine ſchlechte Waare an Statt einer guten, oder eine falſche Münze an Stelle einer gültigen giebt, falſche Münze prägt; oder auch einen ungebührenden Zoll einfordert. Zu der Anzahl dieſer Diebe gehören die Richter, die ihre Sprüche nach dem Vortheile, den ſie erwarten, einrichten, und in beyden Fällen, ſie mögen Recht, oder Unrecht ſprechen, ſtehlen; oder auch die, welche die Stellen mit ungeſchickten und untüchtigen Perſonen beſetzen; denn dadurch benehmen ſie den würdigern das, was ihnen zukömmt, und vervortheilen den öffentlichen Schatz. Eben dieſes thun die geiſtlichen Regierungen, welche die erzprieſterliche und prieſterliche Würden und andere Kirchenämter nach Gaben und Geſchenke vergeben; als welche Sünde die Simonie genannt wird. Ferner ſtehlen diejenigen, welche öffentliche Gelder, die zum Schatz des Staates gehören, verwalten, und entweder einen Theil der Einkünfte unterſchlagen, oder die Ausgaben höher anſetzen, als ſie ſind, oder bey Erhebung der Steuren, durch ihre Verwahrloſung etwas verabſäumen; ingleichen die, welche durch falſche und untergeſchobene Vermächtniſſe ſich eines Vermögens, das ihnen nicht zukömmt, anmaſſen,

ſen, oder ſich für nahe Verwandten des Verſtorbenen ausgeben, und die Erbſchaft an ſich ziehen. Hiernächſt ſind auch diejenigen als Diebe anzuſehen, die ſich für Belohnung in Arbeit und Dienſten bedungen, die Arbeit aber nicht getreu verrichten, und die Zeit mit Müßiggang zubringen: ferner Bettler, die geſund und vermögend ſind, und ſich krank und unvermögend ſtellen, oder ein ihnen zugeſtoſſenes Unglück, als etwan: einen in Feuersbrunſt, oder durch den von Straßenräubern an ſie begangenen Raub erlittenen Verluſt ihres Vermögens, fälſchlich vorgeben, oder fälſchlicher Weiſe unter fremden Namen, als für Armenhäuſer, zur Loskaufung der Gefangenen u. d. gl. um Almoſen bitten. Hieher gehören auch diejenigen, welche unter einem falſchen Scheine der Heiligkeit, oder unter der gottloſen Erdichtung von Reliquien, oder wunderthätigen Bildern der Heiligen, das einfältige Volk betrüge, und von ihnen eine Beyſteuer ablocken. Dieſen gleichen alle die, welche durch Schmäucheley und allerley liſtige Streiche von dem Nächſten etwas erlangen, und ihm alſo das Seinige ſtehlen. Es ſind verſchiedene Gattungen des Diebſtahls, die zwar nicht ſämmtlich allhier angeführet ſind, dennoch aber aus obigen leicht hergeleitet werden können.

Hierbey iſt zu wiſſen nöthig: daß der Diebſtahl nicht vergeben wird, bevor das Entwandte dem Eigener wieder gegeben; oder wenn die Zurückgebung nicht möglich iſt, der Verluſt auf eine andere Art erſetzt worden iſt. Sollte jemand wegen ſeiner äußerſten Armuth und Dürftigkeit die entwandte Sache nicht zurück geben können, ſo wird in dem Falle das auf-

richtige

richtige Verlangen zur Wiedererſtattung nebſt dem offenherzigen Bekenntniſſe und Reue eines ſolchen, von Gott angenommen. Anders wird dieſe Sünde nicht vergeben, und zwar, weil der Menſch eben dadurch, daß er ſich der Erſtattung des Entwandten entziehet, offenbaret: daß in ihm keine wahre Buße vorgegangen ſey.

Wie man ſich vor dem Diebſtahl hüten ſolle.

Um nicht in das ſchändliche und ſchädliche Laſter des Diebſtahls zu fallen, muß man ſich vor alle dem hüten, woraus daſſelbe ſeinen Urſprung hat. Dieſer iſt die Gewinnſucht, oder die unerſättliche Begierde, Geld und Gut zuſammen zu ſcharren, wie auch die Faulheit und der Müßiggang. Der Gewinnſüchtige iſt mit nichts zufrieden, ein jedes Mittel hält er für erlaubt, wenn er nur ſeinen Vortheil erjagen, und ſein Gut vermehren kann: der Müßige und Faule aber bringt ſich ſelbſt in Armuth, und ſieht ſich endlich gemüßiget, ſich ſeinen Unterhalt durch Stehlen zu verſchaffen. Es nehme alſo ein jeder ſeinen Beruf mit Fleiß wahr, und ſuche ſich durch Arbeit und Fleiß den Unterhalt zu verſchaffen. Es iſt beſſer wenig zu haben, und ehrlich zu ſeyn: als ein großes Gut zu beſitzen, und den Namen eines Entwenders und unehrlichen Mannes zu führen. Hiernächſt traue man der Vorſehung Gottes, die nach dem Zeugniß des Evangelii den ſchlechteſten Vogel ernähret, und die Blume auf dem Felde, die bald verwelket, kleidet; deſto weniger wird ſie uns verlaſſen, wenn wir in dem Vertrauen auf ihre Güte nicht müde werden, und uns öfter deſſen erinnern: daß der Mangel eines ehrlichen und gewiſſenhaften Mannes im Himmel werde erſetzet werden.

§. 13.

Im neunten Gebot wird befohlen, daß wir nicht lügen und mit der Zunge dem Nächſten nicht ſchaden ſollen.

Nach dem Ausſpruch des heiligen Jacobi kann die Zunge, wenn ſie nicht im Zaum gehalten, noch durch die Vernunft regieret wird, ein großes Uebel anrichten. Dahero nach den Worten eben deſſelben Apoſtels Cap. 3. derjenige, der in keinem Wort fehlet, ein vollkommener Mann iſt, und den ganzen Leib im Zaum halten kann. Es kann aber eine verläumderiſche Zunge dem Nächſten auf verſchiedene Weiſe ſchaden.

Verſchiedne Arten d Verläumdung.

1) Durch eine falſche Anklage bey Gericht, oder eine falſche Beſchuldigung in Beyſeyn anderer, wodurch dem Nächſten großer Schade zugefüget wird: indem man ſeine Ehre kränket, den Verluſt ſeines Vermögens verurſacht, und ſeiner Geſundheit ſchadet. Das Geſchlecht ſolcher falſchen Angeber und Verläumder iſt ein teufliſches Geſchlecht: denn der Teufel iſt ſeinem Namen nach ein Verläumder, und nach den Worten Chriſti Joh. 8, 45. ein **Lügner**, und ein Vater der Lügen.

2) Geſchiehet es alsdenn, wenn Richter, entweder aus Parteylichkeit, oder weil die Sache von ihnen nicht gehörig iſt unterſucht worden, wider jemanden einen ungerechten Spruch fällen; als wodurch ſie den Nächſten in Unglück ſtürzen und tödten, und Gott beleidigen, deſſen Bildniß ſie im Gericht an ſich tragen.

3) Dieſem Gebot ſind alle Schimpf- und Schmähworte gleichfalls zuwider: als wenn man ſeinen Nächſten beſchimpfet und verſpottet, ſeinen Fehler des Leibes oder des Verſtandes verlachet, ihn durch Spottreden verkleinert, ſeine Haudlungen und Reden zum ärgſten ausleget, und ſchädliche Folgen daraus ziehet, ihm ſeine Fehler vorhält, ohne die Abſicht zu haben, ihn zu beſſern, ſeinen guten Namen durch Schmähſchriften angreifet, oder ſonſt etwas thut, wodurch die Ehre und der gute Name des Nächſten geſchmählert wird. Dieſe Schmählerung des guten Namens kann auch auf eine verſteckte Art geſchehen, als wenn man ſeinen Tadel ſpitzfindig in ein Lob einkleidet, oder von ſeinem Nächſten auf eine verblümte Art redet, und zu argen Beurtheilungen Veranlaſſung giebt; oder auch bloß bey der Erwähnung jemandes Namens, durch ein Achſelzucken, Kopfſchütteln oder Lachen, einen Verdacht wieder ihn zu erwecken ſucht. Ein ſolcher verdammet ſeinen Nächſten bloß durch ſein Stillſchweigen, und dieſes Verdammen iſt um deſto ungerechter, weil es aus einem argen und ſchalkhaften Herzen entſtehet.

Wie man ſich vor der Lügen hüten ſolle.

Will man dieſes Laſter vermeiden, ſo muß man jener Worte: was du nicht willſt, daß dir geſchehen ſolle, das thue andern auch nicht, ſtets eingedenk ſeyn; und es für eine ausgemachte Sache halten: daß demjenigen, der durch ſeine freche Zunge jemandes Ehre anzugreifen, oder ſeine Reden mit vielen Lügen zu vermengen gewohnt iſt, ein gleiches von andern vergolten wird, und ein ſolcher es nicht vermei-

den

den könne, daß er nicht von andern für einen ehrloſen, unbeſtändigen, und windigen Menſchen gehalten werde. Es muß alſo ein jeder mit Sirach wünſchen, daß die Zunge im Herzen, und nicht das Herz auf der Zunge ſeyn möge, und mit David zu Gott bethen: *Lege Herr einen Riegel an meinen Mund, und ein feſtes Schloß an meine Lippen.* Man muß ſeinen Mund öffnen zum Lobe Gottes, zur Verherrlichung ſeines Namens, zum dreiſten Bekenntniß der Wahrheit, zur Vertheidigung des guten Namens und der Ehre des Nächſten wider die Verläumdungen und falſche Angaben, zum Lobe der guten Eigenſchaften und Tugenden deſſelben, wie auch zur freundſchaftlichen und zur Beſſerung abzielenden Abmahnung von Laſtern.

§. 14.

Das zehnte Gebot enthält eine vollkommene Erläuterung aller vorigen Gebote, und befiehlt, daß wir nicht allein nichts böſes thun, ſondern ſolches auch im Herzen nicht wünſchen ſollen.

Jene Worte des Evangelii ſind deutlich, da es Matth. 15, 19. heiſt: *aus dem Herzen kommen arge Gedanken, Mord Ehebruch, Hurerey, Dieberey, falſche Zeugniſſe, Läſterung.* Da Gott alſo in dieſem Gebot die unrechtmäßigen und ungeziemenden Begierden des Herzens verbiethet; ſo will er dem Böſen im Anfang ſteuren, und gleichſam die Quelle der Gottloſigkeit verſtopfen. Wenn er nach dem fünften Gebot die ſchuldige Ehrfurcht gegen die Obern anbefiehlet: ſo will er, nach dieſem zehnten Gebot, daß wir auch in unſern Herzen ihnen zugethan ſeyn ſollen. Wenn im ſechſten Gebot verbothen wird, den Nächſten zu tödten und ihm Leid anzuthun, ſo wird allhier auch der Wille ſolches zu thun, und alle innerliche Feindſchaft gegen ihn, verbothen, Wenn nach dem ſiebenten Gebot die Enthaltung von der geſetzloſen fleiſchlichen Vermiſchung gebothen wird; ſo werden allhier auch alle unerlaubte Begierden und Triebe unterſagt: und wenn endlich das achte und neunte Gebot fremdes Gut an ſich zu ziehen, und jemandes Ehre anzugreifen verbiethen; ſo wird in dieſem zehnten Gebot auch daran zu gedenken für unerlaubet angegeben.

Schluß der Erklärung der Gebote.

In dieſen heiligen Geboten Gottes ſind die ewigen Wahrheiten enthalten, die uns zur vollkommenen Richtſchnur eines gottgefälligen Wandels dienen ſollen. Glücklich ſind diejenigen, die ſich im Geſetze des Herrn Tag und Nacht üben, die die Tugend für das größte Kleinod halten, die ſich daran ergötzen, und die Belohnung für ihre gute Werke, nämlich die Ruhe des Gewiſſens in ſich ſelbſt finden: am meiſten aber deswegen, weil Gott die, welche ihn lieben, mit einer ewigen Liebe wieder lieben, und ſich mit ihnen zu ihrer unausſprechlichen Glückſeligkeit auf ewig vereinigen wird, wie der Heyland ſaget: **wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen, und Wohnung bey ihm machen.**

machen. Bey dem allen, muß ein jeder, ſo weit er auch in der Erfüllung der Gebote Gottes und in der Tugend möge gekommen ſeyn, dennoch ſtets gedenken, daß es eine Frucht der mitwirkenden göttlichen Gnade ſey, daß alle unſere Tugenden mangelhaft ſeyn, und ſich alſo keinesweges erheben, vielmehr an jene Worte des Evangelii ſtets gedenken, da es heiſt: **So ihr alles gethan habt, was euch befohlen iſt, ſo ſprecht: wir ſind unnütze Knechte, wir haben gethan, was wir zu thun ſchuldig geweſen ſind.** Wehe aber den Verächtern des heiligen Willen Gottes! die das irdiſche Vergnügen dem geiſtlichen und göttlichen vorziehen, die die Tugend fliehen, und gleich den unvernünftigen Creaturen niederträchtige Sklaven von ihren Leidenſchaften ſind. Ihr zeitliches Leben iſt mehr ein Tod als ein Leben; und ihr Unglück iſt um deſto ſchrecklicher, weil es mit dieſem Leben nicht aufhören wird, ſondern ſie dem künftigen Gericht werden übergeben werden, allwo das Geſetz ſelbſt, welches ſie übertreten haben, Zeugniß wider ſie ablegen, und ſie verdammen wird. Wie der Apoſtel Röm. 2. ſagt: **welche am Geſetze geſündiget haben, die werden durchs Geſetz verurtheilet werden.**

§. 15.

Zur Erfüllung der göttlichen Gebote iſt die Mitwirkung der Gnade Gottes vonnöthen;a) welche ſo wie alles andere Gute durch ein inbrünſtiges Gebeth erlanget wirdb).

a) Da der Menſch die göttlichen Wahrheiten zu begreifen ſchwach, und das vollkommenſte Gut zu erwählen unvermögend iſt, (wie ſolches oben hinlänglich gezeiget iſt) ſo iſt es nothwendig, daß die allwaltende Gnade Gottes dieſe Mängel ſelbſt erſetze, ſeinen Verſtand zur Faſſung der ſeligmachenden Wahrheit erleuchte, und ſein Herz zum Verlangen nach der wahren Glückſeligkeit antreibe, und bewege. Das Evangelium lehret uns nicht allein dieſes, ſondern es verſichert uns auch, daß der barmherzige Gott uns in dieſer zu unſerer Seligkeit ſo nöthigen Sache beyzuſtehen jederzeit bereit ſey. Ohne mich, ſpricht der Heiland, Joh. 15,5. könnet ihr nichts thun. Gleichwie der Rebe kann keine Frucht bringen von ſich ſelbſt, er bleibe denn am Weinſtocke; alſo auch ihr nicht, ihr bleibet denn in mir. Auf gleiche Art ſpricht der Apoſtel Paulus 2 Cor. 3, 4. Ein ſolch Vertrauen haben wir durch Chriſtum zu Gott, nicht, daß wir tüchtig ſind von uns ſelber etwas zu denken, als von uns ſelber; ſondern unſere Tüchtigkeit iſt von Gott. Dieſer zum Erbarmen geneigte, und unſere Mängel mit Geduld tragende Wille Gottes kömmt uns nicht allein in geiſtlichen Dingen, die uns unmittelbar auf den Weg zur Ewigkeit führen, zu Statten, ſondern wir bedürfen ſeiner auch in allen andern Zufällen dieſes Lebens. Denn da er der oberſte Beherrſcher aller Dinge iſt, und von der Höhe ſeiner Herrlichkeit auf alle Dinge herabſiehet: ſo verſorget er nach ſeinem weiſen Willen ein jedes Geſchöpf mit dem, was ihm zukömmt und nöthig iſt: deswegen ſaget auch der heilige Jacob: **alle gute Gabe, und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts.** Damit wir alſo beſtändig der Gaben Gottes des himmliſchen Vaters theilhaftig gemacht werden mögen, ſo müſſen wir unſer Herz zu ihm erheben, und ihn durch inbrünſtiges Gebeth darum anflehen. Denn ob es zwar an dem iſt, daß Gott auch ohne unſer Gebeth unſere Noth und Anliegen weiß: und daß er auch das weiß, was er einem jeden geben ſoll; ſo bekömmt dennoch ein Menſch oft nicht das, was er würde bekommen haben, wenn er durch ein inbrünſtiges Gebeth, und durch ein frommes und aufrichtiges Herz, den zum Wohlthun jederzeit geneigten Willen des himmliſchen Vaters eingenommen hätte.

Was d
Gebeth ſ

b) **Das Gebeth beſtehet in der Erhebung des Herzens zu Gott, und in der Anflehung um die zum Seelenheil dienende Gaben.** Daß das Gebeth gottgefällig und kräftig ſeyn möge, iſt nöthig: 1) Daß wir bloß das von Gott bitten, was uns in ſeinem Worte vorgeſchrieben iſt. Denn da der von dem heiligen Geiſte nicht erleuchtete Menſch nicht wiſſen kann, was zu ſeiner wahren Glückſeligkeit dienlich iſt, ſo kann er auch nicht wiſſen, was er eigentlich bitten ſoll. Dieß behauptet der große Apoſtel, wenn er Röm. 8, 26. ſagt: **der Geiſt hilft unſerer Schwachheit auf. Denn wir wiſſen nicht, was wir bethen ſollen, wie ſichs gebühret; ſondern der Geiſt ſelbſt vertritt uns mit unausſprechlichem Seufzen.** Dieſer heilige

Geiſt hat uns in der Schrift gelehret, daß wir zuerſt um das Reich Gottes, und um die Gerechtigkeit, das iſt: um das Mittel, mit ihm vereiniget zu werden, bitten ſollen. Um dieſes Heil unſerer Seelen ſollen wir Gott ohne Einſchränkung, mit dem ungezweifelten Vertrauen, daß dieß unſer Gebeth Gott angenehm ſey, bitten; die übrigen zeitlichen Güter aber, als: Geſundheit, langes Leben, Reichthum, Ehre, und hinlängliches Auskommen, ſollen wir von Gott unter dem Beding erbitten: *falls es ſeinem heiligen Willen gemäß iſt, und wenn er nach ſeiner Allwiſſenheit es einſiehet, daß ein ſolches Gut uns nützlich iſt.* 2) Muß das Gebeth aus einem inbrünſtigen und andächtigen Herzen kommen, mit einem ungehäuchelten Bekänntniß unſeres Elendes und Jammers, wie der verlorne Sohn, nachdem er ſich bekehret hatte, ſagt Luc. 15. *wie viele Tagelöhner meines Vaters achten das Brodt nicht, und ich verderbe vor Hunger.* Denn der Menſch an und vor ſich ſelbſt hat nichts und kann nichts haben, und müßte alſo verderben, wenn der himmliſche Vater ſeine milde Hand nicht aufthun wollte. 3) Müſſen alle unſere Gebethe ſich auf das theure Verdienſt unſers Erlöſers Jeſu Chriſti gründen, und wir müſſen feſt glauben, daß bloß der Tod unſers Erlöſers und ſein für uns vergoſſenes Blut kräftig genug ſind, den barmherzigen Gott zu bewegen, daß er uns unſerer Bitte gewähre. Fehlet es hieran, ſo hat unſer Gebeth, da es aus einem ſündlichen Herzen und von unreinen Lippen herkömmt, nicht die geringſte Kraft. Dieß ſagt unſer Erlöſer mit deut-

deutlichen Worten Joh. 16, 23. warlich, warlich ich ſage euch; ſo ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, ſo wird er es euch geben. Und eben dieſes beweiſet der heilige Paulus auf das bündigſte, wenn er Röm. 8, 32. ſpricht: der auch ſeines eigenen Sohnes nicht verſchonet hat, ſondern hat ihn für uns alle dahin gegeben, wie ſollte er uns mit ihm nicht alles ſchenken?

§. 16.

Alles, was wir von dem barmherzigen Gott in unſerm Gebeth erbitten ſollen, iſt in folgendem Gebeth des Herrn enthalten.

Vater unſer, der du biſt im Himmel:
Dein Nahme werde geheiliget:
Dein Reich komme:
Dein Wille geſchehe wie im Himmel, alſo auch auf Erden.
Unſer täglich Brodt gieb uns heute:
Und vergieb uns unſere Schulden, als wir vergeben unſern Schuldenern:
Und führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe uns von dem Argen.
Denn dein iſt das Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!

Obgleich dieß Gebeth, welches uns unſer Herr Jeſus Chriſtus ſelbſt gelehret hat, an ſich deutlich iſt: ſo wird dennoch eine etwas ausführliche Erklärung deſſelben, da es alles dasjenige in ſich ſchließt, was nur der Menſch von Gott erbitten kann, nicht undienlich ſeyn.

Erklärung des Gebethes des Herrn.

Vater unſer, der du biſt im Himmel:

Allmächtiger Gott und Schöpfer, der du deinem Weſen nach an keinem Ort eingeſchloſſen biſt, und nach der beſondern Offenbarung deiner Herrlichkeit im Himmel wohneſt: du haſt uns, da wir deine Feinde waren, nach deiner unausſprechlichen Erbarmung, durch Vermittelung deines geliebteſten eingebornen Sohnes unſers Herrn Jeſu Chriſti zu deinen Söhnen angenommen, und rufeſt durch deinen Geiſt in unſern Herzen: Abba Vater: durch dieſes Rufen giebſt du uns die Verſicherung, daß eher irdiſche Aeltern ihrer Kinder vergeſſen werden, als daß du, barmherziger Vater! das Gebeth deiner Kinder, die du durch deine Gnade zu eigen angenommen, verſchmähen, und deine Ohren zu ihren Flehen nicht neigen ſollteſt. Dieſe deine Güte richtet uns auf und machet uns Muth, dich mit völligem Glauben demüthigſt zu bitten.

Dein Name werde geheiliget:

Lehre uns deine Wahrheit erkennen; öffne unſere Augen, daß wir die Wunder deines Geſetzes verſtehen; gieb deiner Kirche, die auf

Wahr-

Wahrheit gegründet iſt, Friede, und verleihe, daß allen in der Irre gehenden dein Licht helle ſcheinen und ſie von den Irrwegen ſich zu deiner Heerde, und zu dir als dem einigen Hirten wenden mögen. Leite uns ab von allen böſen Werken, dadurch dein heiliger Name geläſtert wird, und laß uns in deiner Liebe und in der Tugend mehr und mehr wachſen und zunehmen: damit die Welt unſere guten Werke ſehe, und dich himmliſchen Vater preiſe.

Dein Reich komme:

Du haſt uns aus der Finſterniß in dein wundervolles Licht verſetzet, und unſere Herzen durch die Hoffnung zu einem ewigen Leben befeſtiget: wir werden allhier durch dein Wort und durch deinen Geiſt geleitet, und wir eilen mit unſern Wünſchen zu deiner Ruhe: du aber! rotte aus alle Aergerniſſe und beweiſe, daß alle boshafte Unternehmungen wider dein Evangelium eitel ſind, damit wir allhier auf Erden unſere Bahn ungehindert vollenden, und aus dem Jammerthal dieſer Welt in die ſelige Wohnung der Heiligen, wo du ſelbſt alles in allem biſt, verſetzet werden mögen.

Dein Wille geſchehe, wie im Himmel, alſo auch auf Erden.

Da unſer verderbter, durch die irrdiſchen Scheingüter verblendeter, und zum Böſen geneigter Wille uns von dem Wege zur Seligkeit ableitet; ſo unterwirf unſern verderbten Willen deinem gütigen und vollkommenen Willen: damit wir deinen Befehlen mit Freuden, und ohne

Murren gehorchen, und feſt glauben, du regiereſt alles weislich und führeſt alles herrlich hinaus. Stärke uns in unſerer Schwachheit, daß wir allhier auf Erden, die von dir uns aufgelegte Pflichten eifrigſt und getreu auszuüben trachten mögen, ſo wie die reinen und heiligen Engel deinen Willen im Himmel erfüllen.

Unſer täglich Brodt gieb uns heute,

Da wir aber noch in dieſem mühſamen Leben uns befinden und die Hütte des Leibes, die ſo vielen Schwachheiten und Unvermögen unterworfen iſt, noch nicht abgeleget haben: ſo ſiehe in Gnaden auf dieſen ſchwachen Theil unſeres Weſens, gieb uns das, was uns zu dieſem zeitlichen Leben nöthig iſt, ſchenke uns geſunde und fruchtbare Witterung, vermehre die Früchte der Erde, ſegne unſere Arbeit und Nahrung, gieb uns Geſundheit des Körpers, damit wir daraus erkennen: du ſeyſt die Quelle, daraus alles Gute fließt, und daß ohne deinen Segen alles unſer ämſiges Bemühen und ängſtliche Sorgen eitel ſeyn.

Und vergieb uns unſere Schulden, als wir unſern Schuldenern vergeben,

Da wir von dir unzählige Wohlthaten genieſſen, ſo danken wir dir, als dem Geber alles Guten, dennoch nicht dafür ſo, wie es ſich gebühret. Wir übertreten ſtündlich dein ſeligmachendes Geſetz und gehorchen deinem heiligen Willen nicht: wir misbrauchen deine Gaben, und erzürnen dadurch dich unſern gütigen Schöpfer:

wie

wir ſind deine Schuldner, und verdienen für unſere Vergehung deinen gerechten Zorn. Aber Herr! Gehe nicht ins Gericht mit deinen Knechten, denn vor dir kann ſich kein Lebendiger rechtfertigen. Vergieb uns nach deiner unausſprechlichen Barmherzigkeit alle unſere Sünden, wegen des unendlichen Verdienſtes, und wegen des für uns am Kreuze vergoſſenen Blutes deines eingebornen geliebten Sohnes, unſeres theureſten Mittlers Jeſu Chriſti. Zum Zeichen der Dankbarkeit ſind wir feſt entſchloſſen, allen unſern Schuldnern die Schulden zu erlaſſen, und alle uns von andern angethane Beleidigung und Kränkung herzlich und mit Freuden zu vergeben; worinn uns deine Gnade Beyſtand leiſten wolle.

Und führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe uns von dem Argen.

Vergieb uns nicht nur unſere bisher begangene Sünden, ſondern bewahre uns auch, daß wir nicht von neuem in Sünden fallen. Du kenneſt unſer Unvermögen, und wie ſehr wir zu Sünden geneigt ſind: du ſieheſt, wie wir von den Wellen des Elendes und der Trübſal auf dem Meer dieſer Welt herumgetrieben werden: der Teufel, die Welt und unſer Fleiſch und Blut locken uns durch Liſt und Betrug zum Böſen. Laß nicht zu, gütiger Gott! daß ſie uns durch ihre Netze beſtricken; und laß die Pfeile ihrer Verſuchungen uns nicht treffen, daß ſie nichts als Ueberwinder über uns frohlocken mögen. Sollteſt du aber aus väterlicher Liebe und zu unſerer Beſſerung uns in einige Verſuchung fallen laſſen, ſo geſchehe dein Wille! jedoch unterſtütze unſere Ohnmacht durch deine allmächtige Hand, damit wir in dieſem ſeligen Kampfe nicht ermüden, deine Macht komme unſerm Unvermögen zu Hülfe.

Denn dein iſt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Wir glauben, und ſind deſſen verſichert, daß du himmliſcher Vater! unſere Bitten nicht verſchmähen werdeſt. Als der Allmächtige vermagſt du alles, und als der Gütige willſt du uns alles Gute geben. Du haſt uns im Evangelio die Verſicherung gegeben, daß wir alles das, was wir von dir, im Namen deines geliebteſten Sohnes Jeſu Chriſti bitten würden, gewiß und ungezweifelt erlangen ſollen. Wir bitten dich aber zugleich: es gehöre für alle von dir uns erwieſene Güte nicht uns, ſondern deinem Namen die Ehre. Amen! es geſchehe alſo.

Gebeth wenn man vom Schlafe erwacht.

Gott und Herr! ich danke dir von Herzen, daß du mich geſund und unverletzt vom Schlafe haſt aufſtehen laſſen. Du haſt die

Finſterniß der Nacht vertrieben, und dieſem Tage das liebliche Licht wieder gegeben. Ich bitte dich, mit aufrichtigem Glauben an dich, vertreibe die Finſterniß meiner Unwiſſenheit und meiner Leidenſchaften: und erleuchte meinen Verſtand und Willen durch das Licht deiner allwaltenden Gnade. Laß o Herr! mich deinen Knecht an die Arbeiten des Berufs, darein du mich geſetzet haſt, mit Luſt gehen; und gieb, daß ich die Geheimniſſe, die in deinem heiligen Geſetze verborgen ſind, mit Fleiß erforſche, und jeder Zeit deinen heiligen Namen mit Freudigkeit anrufe. Vater unſer u. ſ. w.

Gebeth beym Schlafengehen.

Allmächtiger Gott. Durch deine Güte und weiſe Vorſehung habe ich die Stunden der Nacht abermals erlebet. Ich bringe dir für alle an dieſem Tage aus deiner milden Hand empfangene Wohlthaten, ein dankbares; für meine begangene Sünden aber ein bußfertiges Herz: und bitte dich, du wolleſt mich, da ich mich zum Schlafe niederlege, mit deiner heiligen Umſchattung bedecken, und mir deine Gnade ſchenken, daß ich beſtändig jener ewigen Ruhe eingedenk ſeyn möge, die du denen, die dich lieben, bereitet haſt, wozu du, o Herr! mich auch geſchickt machen wolleſt.

Gebeth vor dem Eſſen.

Aller Augen, o Herr! hoffen auf dich, und du giebeſt ihnen ihre Speiſe zu rechter Zeit: du thuſt deine milde Hand auf, und erfülleſt alles, was lebet, mit Wohlgefallen.

Gebeth nach dem Eſſen.

Ich danke dir, Chriſte, mein Gott! daß du mich mit deinen irdiſchen Gütern geſättiget haſt; gieb daß ich auch deines ewigen Reichs theilhaftig werde.

Betrachtungen
über den
Melchiſedek.

An
Se. Kaiſerl. Hoheit
übergeben
im Jahre 1764. im Monat November.

Allerdurchlauchtigſter Herr und Thronfolger!

Eure Kaiſerliche Hoheit haben zu mehreren malen gegen mich die rühmliche Begierde geäußert, zu wiſſen, wer eigentlich Melchiſedek geweſen, und warum es in der Schrift heiße: er ſey ohne Vater, ohne Mutter, ohne Geſchlecht u. ſ. w. Dieſem Eurer Kaiſerl. Hoheit Verlangen ein Genüge zu leiſten, habe ich es für meine Pflicht angeſehen, alles, was den Melchiſedek angehet, nach Anleitung der heiligen Schrift nach Möglichkeit deutlich und in der Kürze in folgendem zu erläutern.

Des Melchiſedek wird, ſo viel mir bekannt iſt, an dreyen Stellen der heiligen Schrift

Erwehnung gethan, und zwar 1 B. Moſ. 14, 18. Pſ. 109, 4. und in dem Brief Pauli an die Hebr.

In dem erſten Buch Moſe wird von ihm gemeldet: Daß da der fromme Patriarch Abraham, nach dem über ſeine Feinde erfochtenen Siege, nach Hauſe gekommen wäre; der Melchiſedek (den die Schrift eben daſelbſt den König von Salem und einen Prieſter des Herren nennet,) dem Abraham auf dieſer freudigen Reiſe mit Brodt und Wein entgegen gekommen wäre, und ihn in der Würde eines Prieſters geſegnet hätte, indem er denſelben dem beſtändigen Schutz des Höchſten empfohlen, und ihm angeprieſen, dem Gott des Himmels und der Erden dafür den ſchuldigen Dank zu bringen.

Dieß nahm Abraham mit ſo vieler Verehrung auf, daß er dem Melchiſedek den zehenten Theil von der dem Feinde abgenommenen Beute gab, und dadurch deutlich bezeugete, daß er ihn für einen wahren Prieſter erkenne. Weiter iſt von dem Melchiſedek in den Büchern Moſe keine Erwehnung geſchehen.

Zweytens thut David in ſeinem 109ten Pſalm des Melchiſedeks, mit kurzen Worten Meldung. Denn indem er daſelbſt nach der Auslegung des Evangelii von dem göttlichen Meſſias prophezeyet;

phezeyet; ſo redet er nicht nur von ſeinem hohen königlichen Amte alſo: **Das Zepter der Macht wird dir der Herr von Zion ſenden: Herrſche mitten unter deinen Feinden:** ſondern ſaget auch von ihm alſo: **Du biſt ein Prieſter in Ewigkeit, nach der Würde, oder nach der Weiſe Melchiſedek.** Allhier iſt des Melchiſedeks gleichfalls gedacht, inzwiſchen aber nicht weiter angezeiget, weßfalls ſolches geſchehen.

Drittens ſtellet der Apoſtel Paulus in ſeinem Briefe an die Hebr. Cap. 5, 6. und 7. eine weitläuftige Betrachtung über den Melchiſedek an, und findet in deſſen Perſon, und in der Gleichheit ſeines Prieſterthums mit dem Prieſterthume Chriſti einen Sinn, der ſowohl Pauli als auch der himmliſchen Weisheit würdig iſt.

Um aber dieſen Sinn Pauli beſſer zu verſtehen, und die vorhabende Materie deutlicher einzuſehen, muß man den Endzweck, den Paulus bey Verfertigung dieſes Briefes gehabt hat, wiſſen. Er ſchrieb an die Juden, das iſt an ſolche Leute, die ihr Geſetz, und zwar nicht allein das moraliſche, (denn auch wir verwer-

ſen

ſen daſſelbe nicht,) ſondern auch das Ceremonialgeſetz eifrigſt vertheidigten. Letzteres bezog ſich auf gewiſſe geiſtliche Gebräuche, unter denen die Opferung verſchiedener Thiere, die auf dem Altare von den Prieſtern geſchlachtet, und Gott dargebracht wurden, die vornehmſte war. Auf dieſe Gebräuche hielten die Juden ſteif, und konnten ſich nicht bewegen laſſen, anzunehmen, daß dieſe Gebräuche dereinſt ſollten aufgehoben werden. Dem Apoſtel Paulus war daran gelegen, ſie aus dieſem Irrthum zu reißen, und ihnen aus dem alten Teſtamente, welches die Juden annahmen, zu zeigen, daß die Opfer nur bis auf eine gewiſſe Zeit verordnet wären, daß das Prieſterthum, welches ſich mit dem Opfern beſchäfftigte, gleichfalls eine beſtimmte Zeit der Dauer hätte, und folglich auch die übrigen Gebräuche, die ſich auf ſelbiges Prieſterthum gründeten, mit der Zeit aufhören müßten. Wir wollen ſehen, wie er dieſe Sache abhandelt.

Paulus räumet den Juden ein, daß ſie ein von Gott geordnetes Prieſterthum gehabt hätten, welches, da es von Aaron angefangen, das Prieſterthum Aarons genannt würde. Auch geſtehet er: daß ſie auf göttlichen Befehl Opfer, die

die in Blutvergießen beſtanden, hätten darbringen müſſen. Hierauf beweiſet er: daß dieſe Opfer an und vor ſich ſelbſt keinesweges Gott zu verſöhnen, noch uns von Sünden zu reinigen vermögend, und nur bis auf eine gewiſſe beſtimmte Zeit verordnet geweſen. Dieß beweiſet er mit folgenden Gründen, und zwar:

1) Es ließe ſich gar nicht gedenken, daß das Blut unvernünftiger Thiere, als der Böcke und Kälber, von der Sünde, als welche etwas Unkörperliches wäre, reinigen, und ſie abwaſchen könnte. Auch wäre es der Majeſtät Gottes nicht gemäß, daß ſeine Gerechtigkeit, bey dem Anblicke des vergoſſenen Bluts eines unvernünftigen Thieres, zum Erbarmen, ſollte bewogen werden können. Hebr. 10, 4.

2) Die Bücher, die ſelbſt von den Juden für göttlich und heilig gehalten würden, hätten deutlich voraus geſaget: daß ihr Prieſterthum, und mithin alle damit verbundene Gebräuche, ihre Endſchaft erreichen würden. Unter andern Zeugniſſen des alten Teſtaments führet der Apoſtel folgenden Ausſpruch Davids an: Du biſt ein Prieſter in Ewigkeit nach der Ordnung Melchiſedeks.

Selbſt nach dem Bekenntniß der Juden redet der heilige Geiſt ſo wohl im ganzen 109ten Pſalm, als auch in vorangeführten Worten, von dem von ihnen erwarteten Meſſias: als welchem in denſelben aufs deutlichſte ein ewiges Prieſterthum beygeleget würde, und zwar ein Prieſterthum, nicht nach der Ordnung, auch nicht nach der Weiſe Aarons, dergleichen die Juden damals hatten, ſondern nach der Ordnung Melchiſedek, von dem die Juden wenig wußten. Hieraus macht der Apoſtel den richtigen Schluß: daß der heilige Geiſt keine Urſache gehabt hätte, von einem neuen Prieſterthum nach der Ordnung Melchiſedeks zu reden, wenn das jüdiſche Prieſterthum Aarons ewig fortdauren ſollte. Die eigentlichen Worte des Apoſtels lauten alſo: **Iſt nun die Vollkommenheit durch das Levitiſche oder Aaroniſche; welches einerley iſt: indem Aaron von Levi herſtammet,) Prieſterthum, auf welches das Volk gegründet war, geſchehen; was iſt denn weiter Noth zu ſagen, daß ein anderer Prieſter aufkommen ſollte nach der Ordnung Melchiſedek, und nicht nach der Ordnung Aaron?**

Durch dieſe Gründe beweiſet der weiſe Lehrer aufs kräftigſte, daß das jüdiſche Prieſterthum nebſt den Gebräuchen der Opfer nicht ewig fortdauren könnte, ſondern nach den Worten des Geiſtes Gottes, zu ſeiner Zeit einem andern beſſern Prieſterthum, welches nach der Ordnung Melchiſedeks ſeyn würde, Platz machen müßte.

Hierauf zeiget der Apoſtel: daß dieſer ewige Prieſter nach der Ordnung Melchiſedeks niemand anders als unſer Erlöſer Jeſus Chriſtus ſey, und daß in deſſen Perſon die Gleichheit des melchiſedekſchen Prieſterthums genau erfüllet wäre.

Das Prieſterthum Chriſti beweiſet er dadurch, daß er ſich ſelbſt durch den heiligen Geiſt auf dem Altar des Kreuzes Gott zum reinen Opfer dargebracht hat, und unſer Gewiſſen von den todten Werken reiniget, damit wir dem lebendigen und wahren Gott dienen können.

Der Apoſtel nennet dieß Prieſterthum ein ewiges Prieſterthum; 1) weil außer demſelben kein vorzüglicheres Prieſterthum Statt haben kann, und Chriſtus niemanden, der ihm gleich wäre, im Prieſterthum zum Nachfolger hat.

2) Weil

2) Weil das, vermöge dieſes Prieſterthums für uns dargebrachte Opfer von der Kraft und Wirkung iſt, daß wegen des Verdienſtes desſelben alle unſere Sünden vom himmliſchen Vater vergeben werden, wenn wir nur dieß Opfer durch den Glauben uns zu eigen machen wollen: Woraus denn folget, daß ſowohl dieß Opfer keine Beſtätigung erfordere, als auch daß das Prieſterthum Chriſti unveränderlich ſey. 3) Weil die andern Prieſter, die ſterbliche Menſchen ſind, durch ihren Tod darthun, daß ſie vergängliche Prieſter geweſen. Chriſtus aber, da er ewiglich bleibet, ein unvergängliches Prieſterthum hat. Ebr. 7, 24.

Nächſt dieſem führet der Apoſtel an: woher das Prieſterthum Chriſti nach der Ordnung oder nach der Weiſe Melchiſedeks, und nicht nach der Weiſe Aarons geweſen, und ſetzet die Gleichheit zwiſchen den beyden erſten, und die Verſchiedenheit des Prieſterthums Chriſti von dem Prieſterthume Aarons in folgenden.

Chriſtus iſt Prieſter, Melchiſedek und Aaron waren auch Prieſter: Hierinn gleichen ſie ſich alle drey.

Chriſtus iſt außerdem ein König, der geiſtlicher Weiſe über ſeine Kirche herrſchet: Melchiſedek war Prieſter und König; Aaron war bloß Prieſter; denn die königliche Würde war bloß dem Stamme Juda, und nicht dem Stamme Levi ertheilet.

Das Prieſterthum Chriſti beſtand nicht in Darbringung der Thiere zum Opfer: auch wird von Melchiſedek keinesweges gedacht, daß er nach ſeinem prieſterlichen Amte einige Thiere geopfert hätte. Mit dem Prieſterthum des Aarons aber war das Opfern unumgänglich verbunden.

Melchiſedek wird in der heiligen Schrift mit dem Namen eines wahren Prieſters beleget, ob er gleich nicht von dem Stamme Levi, auf welchem das Prieſterthum im alten Teſtamente ruhete, da die, welche nicht von dieſem Stamme waren, dazu nicht gelangen konnten, abſtammte. Auf gleiche Art wird Chriſtus vom heiligen Geiſt ein Prieſter genannt, ob er gleich ſeiner Menſchheit nach nicht von dem Stamme Levi, ſondern von dem Stamme Juda, von welchem niemand zum Altar kommen durfte, herkam. Aaron aber war vom Stamme Levi.

Von

Von dem Geſchlechte des Melchiſedeks iſt in der heiligen Schrift nicht die geringſte Erwehnung geſchehen: man weiß nichts von ſeinen Vorfahren, auch iſt unbekannt, wer ſein Vater, oder ſeine Mutter, oder ſeine Verwandten geweſen, wenn er geboren, und geſtorben. Folglich kann man ihn als einen ſolchen anſehen, der gleichſam ohne Vater, ohne Mutter, ohne Geſchlecht geweſen, und weder Anfang der Tage noch Ende des Lebens gehabt habe.

Hieraus aber muß man den Schluß nicht machen, als wenn Melchiſedek kein Menſch geweſen wäre. Der Apoſtel redet von ihm desfalls auf die Art, weil in der heiligen Schrift von ſeinem Geſchlechte keine Erwehnung geſchehen iſt.

Es hat aber die heilige Schrift das Geſchlecht des Melchiſedeks nicht ohne die wichtigſte Urſache verſchwiegen. Dieſe beſteht darinn: daß in ſeiner Perſon der oberſte Prieſter Jeſus Chriſtus vorgebildet würde, welcher, als Gott kein Geſchlechtregiſter hat, und deſſen Daſeyn ohne Anfang und Ende iſt. Hier ſehen wir eine abermahlige Uebereinſtimmung zwiſchen

zwiſchen Chriſto und Melchiſedek; dergleichen wir bey Aaron nicht finden, deſſen Geſchlechtregiſter in der heiligen Schrift aufgezeichnet iſt.

Auch erblicken wir hieraus die Abſicht des Apoſtels, die er bey den Worten, Melchiſedek ſey ohne Vater, ohne Mutter u.ſ.w. geweſen, gehabt hat. Er wollte nämlich dadurch: daß das Geſchlecht Melchiſedeks verſchwiegen worden, beweiſen: Daß ein von dem Stamme Levi nicht herkommendes Prieſterthum geweſen, und daß ein ewiges Prieſterthum Chriſti ſey, welches gleichfalls von dem Stamme Levi nicht abſtamme: und eben dadurch ſuchte er die Juden zu überführen: daß von Gott ein anderes Prieſterthum, nicht von dem Stamme Levi, beſtimmet wäre, welchem das von den Juden ſo ſehr vertheidigte aaroniſche Prieſterthum nachſtehen und weichen müßte.

Die Uebereinſtimmung des Prieſterthums Melchiſedeks mit dem Prieſterthume Chriſti beſtehet ferner darinn:

Von Melchiſedek wird in der Schrift nicht gedacht, daß ihm irgend jemand in ſeinem Prieſterthum

thum gefolget wäre; dahero es ſcheinet, daß ſein Prieſterthum in ſeiner Perſon allein beſtanden. Auf gleiche Art hat Chriſtus niemanden ſeines Gleichen zum Nachfolger im Prieſterthum. Aaron hingegen hat im Prieſterthum Nachfolger gehabt.

Es wird in der Schrift bloß einer Handlung gedacht, die Melchiſedek als Prieſter verrichtet, dieſe beſtand darinn, daß er den Abraham in der Würde eines Prieſters geſegnet: Auf gleiche Art hat Chriſtus als Prieſter ſich ſelbſt einmal Gott zum Opfer gebracht, und mit einem Opfer in Ewigkeit vollendet, die geheiliget werden. Aaron hingegen und ſeine Nachfolger mußten alle Tage zuerſt für ihre eigene, und darnach für des Volkes Sünden Opfer verrichten.

Das Prieſterthum des Melchiſedeks war ſeiner Würde nach weit vorzüglicher als des Aarons. Denn von dem Melchiſedek als Prieſter hat Abraham ſelbſt den Segen empfangen, ihm den Zehenden von ſeiner Beute gegeben, und dadurch die ſeinem Prieſterthume gebührende Ehre erwieſen. Und da Abraham der erſte Stammvater der Juden geweſen, und ſelbſt

Levi, von dem das Prieſterthum Aarons herkam, von Abraham abſtammete; ſo iſt nicht zu läugnen, daß auch ſelbſt Levi mit allen ſeinen Nachfolgern im Prieſterthum Aarons, in der Perſon ihres Stammvaters Abraham, von dem Melchiſedek geſegnet worden, und ihm zum Zeugniß ſeines Prieſterthums den Zehenden gegeben. Dahero auch in Abſicht dieſes Vorzuges ſich zwiſchen dem Prieſterthume Melchiſedeks und dem Prieſterthume Chriſti, welches allerdings höher und kräftiger war als alle Opfer Aarons, eine Gleichheit findet.

Aus alle dem, was allhier angeführet iſt, und noch angeführet werden könnte, (indem ich der Kürze wegen vieles ausgelaſſen,) macht der gröſſe Apoſtel **Paulus** den Schluß: Daß das Prieſterthum Aarons aufhören müſſen, ſo bald das ewige Prieſterthum Chriſti an deſſen Stelle gekommen, und daß folglich das ganze Ceremonialgeſetz, welches mit dem Prieſterthum Aarons verbunden war, ſeine Endſchaft erreichet habe; indem nach den Worten ſelbigen Apoſtels, **wo das zur Noth errichtete Prieſterthum verändert wird, auch das Geſetz verändert werden muß.** Ebr. 7, 12.

Aus dieſer kurzen Betrachtung können Ewr. Käiſerliche Hoheit, nach der von Gott Denenſelben verliehenen Einſichten, nicht allein begreifen, in welchem Verſtande in der heiligen Schrift von Melchiſedek geſaget wird, er ſey ohne Vater, ohne Mutter, u. ſ. w. geweſen; ſondern dieſelben werden auch mit gottſeliger Bewunderung bemerken, mit wie vielen hohen Geheimniſſen die chriſtliche Religion angefüllet iſt.

Uebrigens wünſche, daß Ewr. Hoheit jederzeit mit freudigem Herzen vor dem Herrn ſagen mögen: Du biſt herrlich, Herr! mein Licht.

Ew. Kaiſerl. Hoheit

demüthigſter Fürbitter,
Jeromonach Platon.

Se. Kaiſerliche Hoheit

haben den Verfaſſer vorſtehender Abhandlung folgender ſchriftlichen Atnwort gewürdiget.

Hochwürdiger Vater!

Ich habe Ihre Gedanken über den Melchiſedek mit dem größten Vergnügen durchgeleſen. Sie ſind mir ein neuer Beweis von Ihrem Eifer, mir die chriſtlichen Lehren deutlich zu machen; und die Erklärungen, die Eure Hochwürden den heiligen Wahrheiten geben, ſind gründlich, und ſo beſchaffen, wie man ſie von einem ſo verehrungswürdigen Lehrer zu erwarten hat. Ich habe von Ihnen zu mehreren malen gehöret: das Sie dieß zum Grundſatze annehmen, daß man die Uebereinſtimmung der in der heiligen Schrift enthaltenen Vorſchriften und Wahrheiten mit der Vernunft, zeigen, und jene durch die Gründe einer geſunden Beurtheilung beſtärken müſſe. Dieß iſt auch in der That das kräftigſte Mittel, die Herzen zur willigen Annahme der heiligen Lehren deſto leichter zu bewegen, und dadurch ſelbige Lehren weiter auszubreiten.

Die Weltweisheit kam empor, und fieng an allgemeiner zu werden, ſeit dem der, die Wahrheit eifrig vertheidigende Carteſius die nachforſchende Vernunft von der ariſtoteliſchen Knechtſchaft befreyet, und ſie auf den Weg einer freyen und geſunden Beurtheilung der Dinge gebracht hatte. Es erſchien ein neues Licht, die Wiſſenſchaften zeigeten ſich in einem neuen ſchönen Glanze, und zogen eine Menge Liebhaber, die die Finſterniß, worinn ſie bisher verhüllt geweſen, von ihnen entfernet hatte, an ſich. In unſern aufgeklärten Zeiten iſt, außer der eigentlichen Geſellſchaft der Gelehrten, keiner von denen, die ſich einer guten Erziehung zu erfreuen haben, der nicht durch die Schönheit der Wiſſenſchaften gereizet, ihnen ſeine Zeit widmen ſollte. Außer dem Angenehmen derſelben, und außer dem Vergnügen, welches ſie uns verſchaffen, iſt auch der Nutzen, den ſie bringen, groß. Dieſer Nutzen wurde ſchon in den ſpäteſten Zeiten eingeſehen und erkannt. Salomon, der ſo wohl mit Purpur als mit Weisheit ausgeſchmücket war, ſagt: **Wenn der Weiſen viel ſind, ſo iſt ſolches der Welt Heil, und ein weiſer König iſt eine Stütze den Leuten.** Ferner: **Alles Gold iſt gegen die Weisheit geringer Sand, und Silber iſt gegen ſie wie Koth zu achten.** Unter dem Namen der Weisheit aber verſtehet Salomon nichts anders als die Erkenntniß, dazu wir durch Nachdenken und Scharfſinn gelangen. Es iſt kein Stand, dem die Wiſſenſchaften nicht groſſen Nutzen geſchafft hätten. Sie üben den Verſtand, in ordentlichen und gründlichen Nachdenken, und ſchärfen die Kräfte deſſelben; ſie dringen in den Grund des menſchlichen Herzens, und ſehen alle deſſen Neigungen und Antriebe, ſie entdecken deren Verbindungen und Veranlaſſungen, ſie mildern und beſſern die Sitten, ſie dienen, alle Dinge dieſes Lebens zu mehrerer Vollkommenheit zu bringen: und entdecken, bey der Betrachtung des ganzen Umfanges des Weltgebäudes, die Größe des Schöpfers deutlich. Die Himmel zeigen die Herrlichkeit Gottes in deren ganzen Pracht bloß denjenigen, die ihren Bau, ihre unermeßliche Weite, und ihre gegenſeitige Bewegung genauer kennen. Den Zeitpunkt, in welchem die Wiſſenſchaften blühen, kann man mit Recht den erleuchteten, und denjenigen Zeitpunkt nennen, da es in allen Arten große Leute giebt.

Es iſt wahr: daß die erſten Schritte, die man macht, Wiſſenſchaften zu erlernen, etwas ſchwer ſind, und nicht viel lockendes an ſich haben: inzwiſchen wird die bey der Ueberwindung dieſer erſten Schwierigkeiten angewandte Geduld, und der Fleiß, gar bald durch das unendliche Vergnügen und den augenſcheinlichen Nutzen erſetzet. Ich weiß dieß aus eigener Erfahrung, und muß geſtehen, daß ich bey dem Anfang meiner Studien manche Ueberwindung nöthig gehabt; da ich aber dem Wohlmeynenden Rathe meiner Anführer gefolget bin, habe ich alles leicht gefunden, und nun ſehe ich, daß die erſte Unluſt nichts iſt gegen das Vergnügen, das darauf erfolget.

Alle Aufklärung, die die Wiſſenſchaften verſchaffen, und der unſchätzbare Schatz, den man durch ſie erlanget, würden ſehr viel von ihrem Werthe verlieren, oder wohl gar zum Böſen ausſchlagen, wenn man nicht bey Erlernung derſelben das göttliche Geſetz, welches man als das Band der menſchlichen Geſellſchaft anſehen kann, zum Grunde legen würde.

Salomon, der wegen ſeiner Weisheit und ſeines Verſtandes ſo berühmt war, ſagt: **Gott iſt der Anführer der Weisheit, und der Lehrer der Weiſen: denn in ſeiner Hand ſind wir, und unſere Reden, dazu alle Klugheit und Kunſt in Geſchäfften.** Und in dem Buche der Weisheit Jeſus des Sohnes Sirach heißt es: **Das Wort Gottes des Allerhöchſten iſt die Quelle der Weisheit, und ſeine Gebote ſind ewig.** Es muß alſo ein jeder zuerſt das Geſetz des Herrn lernen, damit er den Willen ſeines Schöpfers wiſſen, und ſich mit chriſtlichen Tugenden ausſchmücken könne. Wiſſenſchaften, die auf dieſem Grunde gebauet ſind, zeigen ſich in ihrer ganzen Pracht, und alsdenn dienen ſie zur Beförderung der allgemeinen Glückſeligkeit, und zum allgemeinen Unterrichte. Ich kann Ihnen die Freude nicht genugſam ausdrücken, die ich darüber empfinde, daß, da dieſer Grund in meinem Herzen gelegt wird, ich dazu eine ſo würdige Perſon, als Sie ſind, habe. Damit dieſe Ihre Bemühungen einen deſto erwünſchtern Erfolg haben mögen, werde ich niemals unterlaſſen, an den Geber alles Guten folgendes Gebeth

zu

zu ſenden: **Unterweiſe mich, Herr, auf deinem Wege, damit ich in deiner Wahrheit wandele!**

Es wäre zu wünſchen, daß man bey Erziehung der rußiſchen Jugend niemals vergeſſen möchte: daß zur Beförderung des blühenden Zuſtandes aller den Körper des Staats ausmachenden Glieder, bey einer gründlichen Erlernung der Wiſſenſchaften, der Unterricht in unſerer rechtgläubigen Religion nothwendig vorhergehen, und dabey zur Handleitung dienen müſſe. Dieß iſt das einzige kräftige Mittel, gute Bürger und würdige Söhne des Vaterlandes zu ziehen. Die Wiſſenſchaften würden ſie von allen Fehlern, die mit der Unwiſſenheit verbunden ſind, abhalten, und ihnen unzählige Wege zum Glück zu gelangen zeigen: die Religion aber würde alle Verſuche zu irrigen Meynungen in ihnen unterdrücken, und ſie im Guten feſt und ſtandhaft machen.

Eure Hochwürden können von Ihrer Seite der Ausbreitung der chriſtlichen Lehren in Rußland durch Ausgebung ſolcher Bücher, die die Erklärung des göttlichen Worts, und die chriſtliche Sittenlehre enthalten, beförderlich ſeyn. Ihre Gottgefällige Beſchäfftigungen in dieſer Art ſind mir bekannt. Außer oben bemeldetem allgemeinen Nutzen, den das Publicum davon haben würde, können Eure **Hochwürden** viele Stellen der heiligen Schrift,

in welchen derjenigen Männer, die ſich
Ausbreitung der Gottesfurcht, und der L
ren der heiligen Kirche haben angelegen ſe
laſſen, mit großen Lobſprüchen Erwehnu
geſchicht, hierinn zur Anreizung dienen. W
leſen von ſolchen Männern: **daß ihr Sam
in Ewigkeit bleiben, und ihr Ruhm ni
erlöſchen werde.** Was für einen Namen
ſich nicht jener Hoheprieſter Simon, der So
Oniä, durch ſeinen Eifer, die Lehren der hei
gen Schrift bekannter zu machen, erworben
von ihm heißt es: **er wäre wie die Sonn
die auf den Tempel des Höchſten ſchei
und gleich dem Regenbogen, der ſich in d
Wolken herrlich zeige.**

Eure Hochwürden können verſichert ſe
daß, da ich gegen Sie eine vollkommene Ho
achtung hege, Ihre weitere Bemühungen i
dieſer Sache, mir ein großes Vergnügen m
chen werden.

Das Original haben Se. Kaiſerl.
Hoheit Allerhöchſt eigenhändig alſo unterſchrieben.
Den 20 ſten November 1764.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

473

Auch

eine Philoſophie der Geſchichte

zur

Bildung der Menſchheit.

Beytrag
zu vielen Beyträgen des Jahrhunderts.

Ταρασσει τȣς ανθρωπȣς ȣ τα πραγματα, αλλα τα περι των
πραγματων δογματα —

1774.

Vorrede.

Zur Vorrede wird der verzeihende Leſer erſucht, folgende inſonderheit mit einem † bezeichnete Druckfehler zuförderſt zu ändern oder ändern zu laſſen: ehe er das Buch lieſet: weil ſonſt die Lektüre hie und da unmöglich oder lächerlich werden müſte. Die kleinern Fehler, die ſich von ſelbſt bemerken und ändern, wird er ſelbſt nach Belieben überſehen oder beſſern.

† S. 5. Z. 16. Geſchwätz! du, lies Geſchwätz! — Du
† — 8. Z. 1. Dieſem heroiſchen Anfänger lies dieſen heroiſchen Anfängen
† — 10. Z. 7. Moment, Behaglichkeit l. Moment Behaglichkeit
† — 25. Z. 7. Kantorskriege lies Kantonkriege
— 34. Z. 8. Phönomenen lies Phönomenon
† — 38. Z. 9. Tugendblüthe lies Jugendblüthe
— 54. Z. 21. übermenſchlichem Glanze lies übermenſchlichen Glanz
— 61. Z. 14. Tropfe! immer lies Tropfe immer
† — 63. Z. 4. Zweck zum lies Zweck, zum
† — — Z. 5. deſperatſten lies diſparatſten
— 66. Z. 5. tod lies Tod
— 90. Z. 3. Verwirrte der lies Verwirrte, der
† — 97. Z. 2. Lartes lies Cartes
† — 100. Z. 22. würkliche lies würklich.
† — — Z. 23. ſie aber nur lies ſie
† — 104. Z. 7. bei lies als bei
— 105. Z. 25. damit ſich lies damit ſie ſich
† — 107. Z. 11. vielleicht wenigſtens lies Vielleicht! wenigſtens

S.

S. 114. Z. 6. könnte. lies Könnte
— 122. Z. 27. Ευρετ lies Επικτ.
† — 131. Z. 3. Flühe lies Fläche
† — 136. Z. 1. Krähen lies krähen
† — 142. Z. 5. Metall lies Weltall
— 157. Z. 6. uns nicht, ſeines lies und nicht ſeines
† — 159. Z. 2. Buße lies Buſie
† — 162. Z. 22. an dieſer dir lies das dir
— 164. Z. 1. gemeinerer lies gemeinere
— — Z. 16. läuſt die lies läuſt, dir
† — 169. Z. 14. warum lies worinn
— 172. Z. 11. Ausſchlags lies Ausſchlage
— 176. Z. 23. gerüſt lies Gerüſt
— 185. Z. 9. wenn lies wem

Bei übrigen Fehlern, die etwa in der Interpunktion liegen, denke der Leſer: mos *vulgo* fortuita trahere ad culpam.

Buſen wallt noch ſo hoch, ſo jugendlich, daß — kurz, ſie hat uns mit ihrer allzuvielen Coketterie und Repräſentation nicht gefallen. Sie ſchätzt Sie, liebſter Freund, ſehr hoch, und wünſcht ſehr, Sie perſönlich zu kennen. Mir hat ſie etlichemal mit einem recht ſilbernen Ton, den ich den Ton ihres Herzens nannte, geſagt, daß ſie mich liebte, daß ich ihr gefiele, und ich ſollte ſo bleiben; aber, mich dünkt, es war Almoſen, und ich hörte ihren Silberton, der mich ſo rührte, bei jeder andern zu erſcheinenden Gelegenheit. Ich kann auch nicht ſtolz auf ihr Lob ſein: denn in öffentlicher Geſellſchaft ſagte ſie zu Doctor Leuchſenring: Vous êtes un aimable homme; und gleich darauf, als ſie nach Hauſe ging, zu Madame Merck: C'est un homme sur une tapisserie. Was für eine Leichtigkeit mit Menſchen umzugehen! Sie hat, wie ich höre und feſt glaube, große Verdienſte um ihre Kinder und ihren Mann; aber wir ſind noch im erſten Unmuth über ihren Auftritt in unſerm Freundecirkel, daß ich nichts an ihr loben kann. Ueberhaupt man ſieht überall, daß ſie ein Geſchöpf von Wieland iſt, und hiemit Gott empfohlen. Ich habe Merck gebeten, Ihnen die ganze Geſchichte in Frankfurt zu erzählen, und er hat mirs verſprochen: Sie werden da alles vollkommen hören. Goethe iſt aufgebracht wie ein Löwe gegen ſie. Deswegen iſt er nicht mit ihr gekommen, und mein Lilamädchen und Fräulein von Rouſſillon waren auch nicht hier. Alſo iſt meine ganze Freude, die ich in meinem letzten Brief geträumt hatte, nichts. Dein Mädchen, lieber Herder, ſpielte eine ſotte Figur in der Geſellſchaft. Madam de la Roche und ihre Tochter (Maximiliane) regierten die Geſellſchaft mit Witz, und ich ſaß ſo einfältig dabei und hatte nur Augen und Ohren; denn dieſe Erſcheinung war mir unerwartet und ſeltſam. Doch was ſpreche ich ſo lang von ihr? Merck wird das Seinige thun. Zu was Anderm.

Zu was Anderm als einer ſüßen Umarmung meines einzigen, ewigen Freundes? Das iſt doch meine einzige, ſüßeſte Erholung auf dieſer Welt. Ach! könnte ich ſie Ihnen auch ſo geben! ich ſollte faſt böſe über Ihr kleines Briefchen ſein — und doch bin ichs nicht. Nur wollte ich Sie bitten, liebſter Freund, ein andermal früher oder ſpäter zu predigen. Denn das Briefchen war ein gar zu kurzer ſchöner Oſtermorgen — aber Dank dafür! Hier hatte es geregnet und war windig. Bei Ihnen iſt alſo ſchönerer Frühling. O wie freut es mich, wenn Sie etwas Beſſeres genießen als ich! Gebe der gute Gott Ihnen alles beſſer als hier, und dann komm' ein guter, ſchöner Frühlingsblick zu mir — er kommt alsdann von Ihnen, mein ſüßeſter, mein ewiger Freund. — Geſtern hörte ich Nachtigallen, aber in unheiliger Geſellſchaft — es war ein ſchöner Tag! — —

Nicht wahr, es iſt Ihnen auch nicht lieb, daß der ganzen Welt im Vertrauen geſagt wird, daß wir zwei Freunde ſind? Leuchſenring muß es Gleim geſchwätzt haben: wir haben nicht zuſammen geſprochen. Ich wünſche, daß Leuchſenring beſcheidener wäre. Den eiferſüchtigen Mann kenne ich nicht. Der Geheimerath hat mit Wieland geſprochen, da wir ſo vertraut zuſammen waren; ich begreiſe es alſo nicht. Wenn Sie wollen, ſo will ich den Brief Merck weiſen, und ihn darüber fragen; ich thue es aber nicht eher, als bis Sie mirs ſchreiben. Ich freue mich, wenn Sie Gleim in Göttingen ſehen. Gießen Sie doch dem guten armen Manne Balſam in ſeine Wunde, die er noch nicht verbinden kann. Er dauert mich, daß er zu wenig Mann darin iſt. Seine beſte Welt und alle die kleinen Sächelchen über Spalding ſind beklagenswerthe Sachen.

Daß es Ihnen ſo wohl in Göttingen gefallen, veranlaßt ſie mir eine Frage. Aber, liebſter, beſter Freund, Sie müſſen ſich darüber nicht wundern, noch übel nehmen, noch alles, was darauf folgt, wenn Sie ihnen nicht gefällt. Wir zwei gutherzige Leute dürfen ja mit einander ſprechen.

Meine Schweſter und ich haben vor etlichen Wochen ein langes Geſpräch über die Frage gehalten, ob Sie nach Gießen gingen, wenn der Profeſſor Benner ſtürbe? Ich ſagte geradezu Nein, und ſtellte die ausgeſucht ſchlechte Geſellſchaft von Collegen, die Sie da antreffen, vor. Meine Schweſter wunderte ſich darüber, und glaubte, es würden doch zwei gute Menſchen außer Ihren Collegen in Gießen zu finden ſein, mit denen Sie leben könnten u. ſ. w. Der Streit blieb aber unausgemacht und ein jeder von uns behauptete ſeinen Satz. Jetzt bin ich aber begierig zu wiſſen, ob Sie dieſen Platz annehmen würden und wollten. Es iſt wahr, Gießen und die ganze Geſellſchaft dort (ausgenommen Höpfner) iſt elend und erbärmlich; aber ſollten ſich nicht unter einer Menge noch einige Gute finden, die ja immer genug zum Leben ſind? Ihr Platz und die Facultät iſt die oberſte, daß Sie ſich alſo nichts um die andern Schurken zu bekümmern haben. Bahrdt und Duvrier ſind dort nicht zufrieden. Dieſer ſucht durch die Prinzeß von Preußen einen Pfarrersdienſt im Preußiſchen, den ſie ihm auch verſprochen hat, und worauf er ſehr dringt, und Herr Bahrdt iſt ſo ein unruhiger Mann, daß man ihn bei der erſten Gelegenheit, wo er gehen kann, gehen wird laſſen. Benner iſt alt und kränklich und wird ſchwerlich noch drei Aequinoctien überleben. Was dünkt Ihnen von dem Platz, und der Lage, und dem Allem? Es ſind weibliche Einfälle; Sie, großer, ſtarker, guter Mann, müſſen mit den Schwachen Geduld haben.

Wegen Merck und mir ſorgen Sie nichts, noch viel weniger, daß Sie, liebſter Herder, die Urſache ſeien. Er iſt Ihr wahrer Freund, das weiß ich, und meiner iſt er auch; nur ſind wir uns fremd worden, weil wir uns ſehr wenig ſehen, und er und ich haben kein Intereſſe, uns wieder ſchnell an einander zu reiben. Ich habe zu wenig Kopf für ihn, und liebe, ſeit einiger Zeit, mehr als jemals die Einſamkeit; ich kann mich alſo nicht gegen mein Gefühl in Geſellſchaft in Munterkeit bringen. Meine Geſchwiſter ſind mir genug und wir lieben uns. Ich weiß es gewiß, es iſt nur ein Uebergang, der bald vorbei ſein wird; denn im Grund meines Herzens habe ich ihm keine Achtung, keine Liebe entzogen, die ich für ihn hatte, und die er verdient. Wir ſind nicht ganz kalt, aber auch nicht ganz warm zuſammen, und ich bin zu eigenſinnig oder zu ſtolz, oder was Sie wollen, um meine Hand zuerſt zu bieten, wenn er mir ſeine nicht auch geben will; es wird ſich alles wieder geben. Ich bin im geringſten nicht verlegen deswegen, und Sie müſſens auch nicht ſein. Antworten Sie ihm doch einmal auf ſeine Briefe, es wird ihn freuen. Goethe und meine Lila ſind wieder hier; ich habe das warme, feurige Mädchen nur eine Minute geſehen, und mit Goethe waren wir geſtern bei meinem Fels und Hügel. Er hat ſich einen großen prächtigen Fels zugeeignet, und geht heute hin, ſeinen Namen hinein zu hauen; es kann aber niemand darauf als er allein. Ob ich vergnügt oder nicht war, weiß ich ſelbſt nicht; es fehlt mir bei den beſten Sachen immer etwas — ich weiß nicht, warum ich ſeit einigen Tagen ſo düſter bin. — —

57.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg Anfangs Mai 1772.)

— — So hat Ihnen alſo Madame Sternheim und Fräulein la Roche nicht wohlbehaget, meine Liebe; ſo gehts, wenn man viel hofft! viel erwartet! darum hoffe von mir nichts! oder wenig! Wie beneidete ich Euch die Geſellſchaft, die Sie neulich ſo ſchön zuſammen zu bringen wußten — aber wahrhaftig ich beneidete nur einen Augenblick: ich wußte, daß ſich alle ſo erwartete Zuſammenkünfte ſo endigen. Haben wirs nicht auch erfahren? Danken wir, daß wir noch gut weggekommen ſind.

Ich habe mich bei dem allen ſo gefreuet, daß Ihr ſämmtlich und ſonders eine ſo ſotte Figur geſpielt habt. Siehe, mein liebſtes Mädchen, nimm vorlieb mit dem, was Du kennſt, und male Dir nicht in die blaue Luft. Du haſt nun Gleim, Wieland, den großen Goethe, den Heidenbekehrer Leuchſenring, Milady Seymour, die Herren in Gießen, Herrn Schulz, Herrn Bahrdt, Herrn Ouvrier nicht zu vergeſſen, geſehen und beſchauet. Die menſchliche Figur hat immer nur Fleiſch und Bein, ſpricht St. Lucas, wie Ihr ſehet, daß ich habe.

Die Nachtigall iſt ein ſchönes Wundergeſchöpf Gottes: ich habe ſie noch nie ſo gehöret, wie dieſes Jahr. Sie ſchlägt mir vor dem Fenſter bis ins Bett — und ſo tief aus der Bruſt, und ſo tief in die Bruſt hinein! meine liebe Caroline Flachsland iſt alsdann immer bei mir, oder vielmehr nicht bei mir, und das letzte fühle ich alsdann ſo tief.

Goethe iſt ein guter Junge und wird Euch mit ſeinen Wanderſchaften wenigſtens ein Bild vortragen, das Luſt zu leben hat, und närriſch Zeug zu machen, in Felſen zu hauen, zu buriſen, und bei einem kleinen Vorfall ſehr laut zu krähen. Was würde ich für einige Stunden geben, bei Euch zu ſein!

Gleims Brief können Sie an Merck, wenns Ihnen beliebt, zeigen, und vielleicht weiß er den eiferſüchtigen Mann zu erklären, den ich für den kleinen Leuchſenring halte, daß der oder Merck ihm von unſerm letzten ſonderbaren Mißton Nachricht gegeben. Sonſt, mein liebes Mädchen, was ſollte es mir im mindeſten unlieb ſein, daß man von unſerer Freundſchaft weiß? Sie iſt mir die einzige wahre Ehre in der Welt. Nur durch Leuchſenring wünſchte ich freilich die Ehre nicht verkündet zu ſehen. Der gute Menſch weiß ſo ſonderbar zu lakiren und zu firniſſen. —

Ihr letzter Brief, liebſtes Mädchen, voll Liebe, Unſchuld, Beſcheidenheit und Zutrauen, iſt mir wie die brechende Roſenknoſpe, die ſich mit einem Tröpfchen Morgenthau ſanft gegen meine Bruſt neiget. Ich bin darüber in Elyſium geweſen, konnte aber und habe 14 Tage nicht ſchreiben können. Mein ganzes Herz und Leben bleibt ewig, ewig Dein! Sie ſind der einzige Lieblings- und Wonnegedanke meines Lebens — aber ich? ich? — — doch von jetzt an keine Fremde mehr, keine Weigerung mehr! und ich nehme mirs vor, nächſtens Ihnen ein langes Detail zu machen, das wenigſtens die Offenheit des Herzens verrathe, die Sie von Gießen ſprechen ließ. Laſſen Sie uns, liebſtes Mädchen, ganz *nach* und *für* uns handeln: wenn wir uns in der ganzen Offenheit gefallen, was geht mich die ganze Welt an!

Meiner Gräfin Bruder iſt endlich geſtorben, ihr Zwillingsbruder! Nach langer Krankheit und nach längerm untüchtigen Leben. Er war mit mir gleich alt, einen Monat Unterſchied, und hinterläßt eine blutjunge, allerliebſte Wittwe, eine Sachſiſche Reichsgräfin, die jetzt nach Sachſen zurückgeht, eine Blume, wenn ich eine Blume auch von Blut, Seele und Temperament gekannt. Daß ich dabei viel Wickeleien, Unruhe, Theilnahme u. ſ. w. gehabt, können Sie ſich denken; ich hoffe aber, für die Schweſter ſoll das Zeichen des neuen Lebens werden.

Ein gewiſſer Schmidt hat ſo allerliebſte Petrarchiſche Oden an ſeine Minna gedichtet[1], daß ich nichts Schöneres kenne, und Ihnen nächſtens eine beilegen muß — ſchmachtend, andächtig und ſo ſüß, und klagend und rührend — wie die Nachtigall, wenn ſie trauert, oder die ſchönſte Quelle, wenn ſie Thränen aus der Seele rieſelt. — —

58.

An Herder.

Theilen Sie meine ganze Freude mit mir, beſter, edelſter Freund! ich bin völlig mit Merck ausgeſöhnt. Die Wolke ward endlich ſo ſchwer und ſchwarz, daß ſie zerfließen mußte; ich lauerte nur auf Gelegenheit, mit ihm davon zu ſprechen. Denn der Zwang und die Entfernung wurde mir faſt unerträglich, und einen Freund ſo vom Herzen zu verlieren macht in der That eine fatale Leere und Lücke, die mir recht wehe, wehe that. Daß ich ihm unrecht that das kam daher, weil ich glaubte, er thäte mir unrecht; es war alſo mehr mich zu rächen als im Grund Böſes von ihm zu denken. Es war freilich nicht edel, und der kleinſte Argwohn iſt mir jetzt leid, recht ſehr leid, aber ſehen Sie, ich wollte, ich mußte mir helfen, und auf welch andere Rechnung als auf die ſeinige! denn ich wußte mich frei und redlich und gut gegen ihn. Verdenken Sie mirs alſo nicht, lieber, lieber Herder, wenn ich in meinem letzten Brief etwas ſtolz und unbiegſam war: wenn man ſich ohne Urſache beleidigt glaubt, ſo gebts ſo. Aber nun kann ich Ihnen nicht ſagen, wie froh, wie leicht ich bin, daß ich mit ihm geſprochen; es iſt mir eben, als hätte ich ihn neu wiedergefunden.

---

[1] Klamer Eberhard Karl Schmidts „Phantaſien nach Petrarcas Manier" waren in dieſem Jahr erſchienen.

Vorgeſtern bekam ich Ihren letzten guten Brief mit dem Minneliedchen. Merck kam mit Goethe zu uns in den Garten; ich ging mit ihm allein, wir ſprachen von Ihnen und wünſchten Sie in unſere Nachbarſchaft nach Gießen, und endlich — daß Sie im Herbſt uns beſuchen möchten. Merck wünſchts ſehr, und ich natürlich mehr, mehr. — Es gibt alsdann keine Leuchſenring's mehr, die uns verſteinern. — Aber Ihre arme Taſche! ohne Bequemlichkeit müſſen Sie's nicht thun. — Ich ſagte endlich zu Merck, es ſchmerze mich recht ſehr, daß unſere Freundſchaft ſo kalt würde, daß wir uns ſo ſelten ſehen und niemals mehr als innige Freunde. Und darauf, denken Sie! hörte ich, daß er ſeiner Frau zu Gefallen mich bei allen Gelegenheiten meide: ſie glaube, ich wäre ein ſo hohes Ideal für ihn, daß ſie darunter verlöre — und er geſtand mir, daß er hölliſche Scenen deswegen gehabt habe, und er müſſe, ſeiner häuslichen Glückſeligkeit wegen, fremd mit mir ſein. Doctor Leuchſenring hätte viel zu dieſen garſtigen Scenen beigetragen; er wolle aber nicht davon ſprechen. Wie ſehr ich über dieſe Entdeckung erſtaunt bin, ſtellen Sie ſich kaum vor. Madame Merck iſt äußerlich ſo freundſchaftlich, ſo gut gegen mich, daß meine Schweſter zuweilen eiferſüchtig darüber ward, und ich etliche kleine Rencontres darüber mit ihr hatte — und jetzt, denken Sie, bin ich ihr eigentlich ein Dorn im Auge! Ihre Freundlichkeit hat mich ſo betrogen, daß ich mir ſo etwas nimmermehr geträumt hätte. Aber bin ich nicht unglücklich, ſchon in die zweite Ehe das verdammte giftige Ding, Eiferſucht, hineingebracht zu haben? Ich wundre mich nicht, wenn Merck mich zuweilen mit Verdruß oder gar Abſcheu anſehen mußte, da ich ihm ſo viel Mißvergnügen, ohne es zu wiſſen, verurſachte; ich ſagte es ihm — wir waren äußerſt gerührt, und ich weiß und bin es nun ewig verſichert, daß er mein Freund iſt. Ich hab' unendlich viel Mitleiden mit ihm und ſeiner armen kranken Frau. Das iſt doch die ärgſte Krankheit — und um die

Philoſophie der Geſchichte
zur
Bildung der Menſchheit.

Erſter Abſchnitt.

Je weiter hin es ſich in Unterſuchung der älteſten Weltgeſchichte, ihrer Völkerwandrungen, Sprachen, Sitten, Erfindungen, und Traditionen aufklärt: [a]) deſto wahrſcheinlicher wird mit jeder neuen Entdeckung auch der Urſprung des ganzen Geſchlechts von Einem. Man nähert ſich immer mehr dem glücklichen Klima, wo Ein Menſchenpaar unter den mildeſten Einflüſſen der ſchaffenden Vorſehung, unter Beyſtande der erleichterndſten Fügungen rings um ſich her, den Faden anſpann, der ſich

---

a) Neueſte hiſtoriſche Unterſuchungen und Reiſen in Aſien.

gute Frau davon zu heilen, muß ich immer ihn und ſelbſt ſein Haus meiden. Das iſt das Reſultat von der Entdeckung leider! Sagen Sie, liebſter Herder, iſt der Zwang nicht hart, ſo nah und innig Freunde zu ſein und ſich nicht einmal anrühren zu dürfen? Wenn ich aber eine Minute allein bei ihm ſein kann, will ich ihn mehr nutzen, und ſie wird mir recht köſtlich ſein: verkennen werd' ich ihn nimmermehr. Seine Frau geht künftiges Frühjahr wieder in die Schweiz und bleibt lange dort: da kann er ſich an Seele und Körper wieder erholen; ſeine Geſundheit iſt ſehr ſchwach. Ach, wie traurig iſt eine ſolche Ehe! — ſo tief im Herzen zu leiden — es gibt kein größeres Unglück. —

Ich genieße nicht ſo einſam, wie Sie, armer, guter, lieber Herder, die ſchöne Welt Gottes. Meine Schweſter iſt wahrhaftig das beſte, beſte Herz und meine innigſte Freundin — wenn wir ſchon verſchieden in der Denkungsart oder Empfindung ſind, ſo gibt das mehr eine gewiſſe Bewegung ins Leben, als daß es ſtört —; meinen Bruder liebe ich, wie mich ſelbſt, und wir drei wandeln immer zuſammen. Wir ſind jetzt meiſt in der Luft und im Wald, und iſts weiter nichts, ſo iſt es doch nicht in der Stadt gelebt, und wir richten zuſammen meines Bruders Landhaushaltung ein, die er einmal bekommen muß, wohl zu verſtehen, nur im Geſpräch: denn ſo was nur zu denken iſt faſt ſchon Sünde. O die leidige Prädeſtination! wir fühlen ſie auch ſchwer genug. Aber doch immer fortgelebt, ruhig und ſich gebeſſert; es muß, o das glaube ich auch, doch endlich was Gutes daraus kommen. Ach Gott, könnte ich doch immer Dir nachwandeln, edle, erhabene, glückliche Seele, könnte ich doch alle die garſtigen Menſchen, die Sie nicht kennen, von Ihnen wegjagen und mich dafür hinſetzen! Ach Lieber, Süßer, verkennen werd' ich Dich nie, aber leider, auch nie glücklich machen können. Gott! können wir uns denn nicht im Herbſt wieder einmal ſehen? nur acht Tage ſehen und uns ſprechen? ſie wären gewiß beſſer, als wir ſie jemals gehabt hätten; glauben Sies nicht auch, mein Süßer? da könnten wir ſo viel ſprechen, was ſich nicht ſchreiben läßt! ach Gott, und ſähen uns wieder! und ſähen uns wieder! O meine ganze Seele lebt auf und hüpft bei dem glücklichen Gedanken! und wie werde ich mich den ganzen Sommer darauf freuen! — —

Ihr lieber Brief und die gute ruhige Seele darin macht mir die ſchönen Frühlingstage noch einmal ſo ſchön; und wie können ſie mir anders als ſchön ſein! — Ich lebe ſo ganz mit Dir. Hören Sie mich niemals rufen? Morgens und Abends aus meinem Kämmerchen? Ach, Du hörſt mich nicht. Ich war vorgeſtern auf einem hohen Berg und hab' faſt die ganze Welt geſehen, nur Bückeburg nicht; ich ſah immer gegen dieſe Gegend. Wir wollten auf dieſem Berg Hütten bauen, und ich bauete eine in Gedanken für uns zwei. — Wo wird jemals dieſe Hütte ſein? Ach, kommen Sie doch im Herbſt! wir wollen viel, viel reden.

„Emilie Galotti" iſt in Frankfurt nicht zu haben; können Sies uns nicht, Merck und mir, ſchicken? das nämliche, das Sie geleſen; ich behalte alsdann das Buch. Meine Lila habe ich, ſeit ſie hier iſt, nur etlichemal geſehen, und einmal in Geſellſchaft Mercks, und Goethe die Geſchichte des armen le Fevre aus dem „Triſtram Shandy“[1] leſen hören. O wenn Sie das Mädchen kennten, ſie iſt ein Engel von Empfindung und tauſendmal beſſer als ich! Sie gab mir Blümchen aus ihrem Garten, und ich legte ſie in Yoriks „empfindſame Reiſen“. Wenn Goethe von Adel wäre, ſo wollte ich, daß er ſie vom Hof wegnähme, wo ſie auf die unverantwortlichſte Art verkannt wird — aber ſo gehts nicht. Goethe iſt ein äußerſt guter Menſch, und ſie wären ſich einander werth.

Ihre Freundin Heyne hat meinen Klopſtock! wenn Sies ihr ſagen können, daß ich ſie in meiner Seele liebe, ſo ſagen Sies ihr; denn mein armer, gedrückter Name wird nichts ſprechen, und Sie wiſſen doch, mein Lieber, daß ich Ihre Freundin, und die Freundin Klopſtocks und die gute Mutter ſo ſehr liebe. Wenn ich zaubern könnte, würde ich meinen Namen lebendig machen; aber dann wäre ich immer bei Ihnen, ſüßer Freund. — —

Unſer guter Vater Gleim hat mir ein Exemplar „Lieder fürs Volk“ durch Merck geſchickt. Der gutherzige Mann! er ſollte aber keine Lieder mehr machen. Adieu. — —

(Darmſtadt) den 8. Mai (1772).

---

[1] S. 167—171.

59.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg Mitte Mai 1772.)

Ich weiß nicht, was Sie, meine liebſte Freundin, ſo lange über mein Stillſchweigen oder über meine Billete gedacht haben: aber immer ſind, zumal an den Poſttagen, ſo wunderbare Hinderungen zwiſchengekommen, daß ich mich ſpät noch immer damit tröſtete: „Meine Freundin denkt nun einmal nichts Uebles“, und mich je lange an Ihren Briefen ergötzte. Der letzte, liebſte Freundin, iſt der offenſte, herzlichſte, ſchönſte, den ich jemals von Ihrer Hand empfangen. — Es iſt ſchön, daß der Nebel zwiſchen Ihnen und Merck in einen ſo angenehmen Thau zerfloſſen iſt. Von dem Wahn ſeiner Frau habe ich lange gewußt: er hats mir gleich im erſten Brief geſchrieben: aber auch er ſieht die Sache von einer ganz unrechten, wenigſtens halben Seite an — das weiß ich, nur ich kann und mag ihm das Verſtändniß nicht öffnen. Seine Frau iſt ein verwundetes Herz, die ſich ihren Wahn (dem Sie und er gewiß zu große Namen geben) zur Linderung ihres Kummers, zum Ausfluß einer andern Wunde macht, und ſich in dem Nebel nur verlieren will. Ich habe Merck die Saite von dieſer Seite berühret, aber ohne Gegenklang von ſeiner Seele — ſonſt aber glaube ich noch immer, daß Leuchſenring u. ſ. w. eher unvorſichtige als wiſſentlich boshafte Zuträger der kleinen

Späne ſind, mit denen ſie ihr armes Flämmchen nährt. Merck macht ſie alle zu Teufeln — verſchwärzt, vergrößert ſich alles — er iſt unglücklich. Aber, liebſte Flachsland, vergrößern Sie es ſich auch nicht! Ein Mittel und alles wird geendigt, geſtillt, beſänftigt werden — ein Mittel, und wir ſind alle glücklich. Glauben Sie es, ſie iſt eine edle Frau — und thun Sie unmerklich, was Sie können, ſie zu tröſten, und Merck bei Gelegenheit nur den Schatten allmählich zu mildern, den er ſich ſelbſt ſo ungeheuer dichtet.

Es iſt mit wahrhaft blutendem Herzen, daß ich auf unſre nähere Situation, und einen Gedanken an meinen hieſigen Zuſtand komme — er iſt immer derſelbe, und im mindeſten Weſentlichen nicht weiter entwickelt. Zuſammengeſtickt und ohne wahren Zweck und Würde, feierlich geehrt und ohne befriedigenden Werth gut und armſelig — machen Sie ſich aus dem Contraſte etwas — der iſt mein Leben. Ich opfere dieſen Sommer noch auf: aber ſo, daß mich jetzt kaum mehr Tag und Nacht der Gedanke verläßt, „daß alles ein Nichts iſt", und das Nichts muß auf eine oder die andre Weiſe bald vorbei ſein. Das größte Unglück iſt noch das, daß ich zu allen Wurzeln in die Zukunft bisher noch immer Saft und Aufmunterung vermiſſe, oder mir erkünſtle; indeſſen bin ich jetzt ziemlich ſo weit, daß ich wenigſtens aufrecht ſtehen und ruhig um mich ſehen kann, was ich lange Zeit beim Anfange meines Hierſeins nicht gekonnt habe. Mein einziger Freudegedanke, liebſte Freundin, ſind Sie, wenn Sie mich mit Ihrem guten Herzen nicht verlaſſen und ſich auch in ein mühſelig Streben wagen. Ich lege Ihnen „Minna“ bei: es iſt ein ſüßes Lautenſtück der Liebe, ein weinender Lilienton der Mitternacht; für mich aber wäre es noch ſüßer, wenn ſtatt romantiſcher Liebe und Felſenhärte des Herzens edle, wahre Treue und Kummer des Lebens beſungen wäre — die Situation, dünkt mich, wäre wahrer, feſter und gewiß eben ſo rührend. Indeſſen alles Schöne, was Minna dem Dichter iſt, meine liebſte Freundin, mehr als das ſind Sie mir. Meine Seele wird ſo geläutert, daß ich in Ihren Armen ein Glück ſchmecken werde, was ich ohne dies vielleicht nicht fähig geweſen wäre, zu ſchmecken, ſo ganz zu fühlen. Um Bückeburg indeſſen, als Ort, kümmern Sie ſich eigentlich, liebſte Freundin, gar nicht. Ort iſt Ort, und immer nur äußeres Gehege, auf deſſen Aue ſich jeder eine Hütte errichten muß, Hütte der Liebe oder des Kummers. Sobald die nähern Situationen der Zufriedenheit an einem Ort feſt und wohlbehaglich ſind — ein paar Freunde ſind überall in der Welt, Fleckchen ſchöner Natur in der Gegend und im menſchlichen Herzen überall — und was kann ſich, wenn nur jenes feſt iſt und vorausgeſetzt, ein vergnügtes menſchliches Herz nicht hinzaubern? Ich fühle, daß ich dies zuweilen kann; meine Freunde beſchuldigen mich, daß ich lauter Illuſion ſei. Alſo brauche ich immer nur für das erſte zu ſorgen. Und da ſorgt wahrhaftig das Schickſal mit mir.

Aber zu Ihnen jetzt hinüber werde ich kaum kommen können — und Sie ſind bei Ihrem Zweifel ſelbſt auf den rechten Fleck gekommen, der die Reiſe verhindert. Was ſoll ich über den elenden Verhinderungspunkt an Sie noch viel ſchreiben? Ihre Seele, Ihr Herz iſt bei mir.

Nach Italien zu gehen, habe ich jetzt ſelbſt faſt weniger Luſt. So unendlich mich alle ſchöne Natur daſelbſt lockt — ich ſehe doch nicht, wie für mich in Deutſchland alle die ſchöne Natur je recht bräuchlich werde — und für die bloße Zerſtreuung bin ich ſchon zu viel gereiſet. Wenn Goethe wieder kommt, ſo grüßen Sie ihn doch recht ſehr von mir: ſeinen braven „Berlichingen" will ich ihm nächſtens ſchicken. Und Ihnen alsdann einen „Brutus" von mir, ein kleines Drama für die Muſik. —[1] Das Stück wird jetzt hier, aber natürlich ohne meinen Namen, in Muſik geſetzt, und ich glaube, es werde ſich mit allen ſeinen lugubren Scenen gut ausnehmen. Ich ſchreibe es nächſtens für Sie ab, und gehe mit einer „Maria, am Grabe Lazarus'" ſchwanger. Sobald etwas auf dem Papier iſt, ſolls zu einem Mädchen, das mein beſtes Ideal in ſüßer Trunkenheit des Herzens und lieblicher Schweſterſchwermuth ſein könnte. —

Herder.

Mein Gott, wie kommets? — wieder kein Brief! — krank? — oder doch nicht wieder ſchwermüthig?

---

[1] Das folgende ſteht in den „Erinnerungen" I, 221.

60.

An Herder.

(Darmſtadt) den 25. Mai (17)72.

Hier haben Sie zur Vergeltung des muthwilligen Anfangs Ihres Briefs oder zur Aufmunterung zu Schmidts Petrarchiſchen Oden — wie Sie wollen — einige Empfindungsſtücke von unſerm großen Freunde Goethe. „Elyſium“ und „Morgenlied“ [1] beziehen ſich faſt ganz auf die Zeit, wo er Uranien und Lila in Homburg zuſammen zum erſtenmal ſah. [2] Jetzt ſitzt er in Wetzlar, einſam, öde und leer, und überſchickt dieſe drei Stücke an Lila zum Austheilen. Sie iſt ſeit 8 Tagen wieder in Homburg, und hat mir ſeitdem einmal unterm freien Himmel einen Brief geſchrieben. Wir haben keinen Abſchied von einander nehmen können. Merck glaubte, es würde uns zu ſehr bewegen, und hats alſo veranſtaltet; anſtatt ſie zum letztenmal zu ſehen, ſchickte ſie mir eine Blume, die Franzöſiſch Lilas heißt; würden

---

[1] Dieſe beiden zuerſt in den Briefen „an und von Merck“ S. 38 ff. erſchienenen, ſpäter in Goethes Werke (B. 2, 39 ff.) aufgenommenen Gedichte hat man, verleitet durch eine Bemerkung Mercks, irrig auf die Wetzlarer Verhältniſſe bezogen; daß dieſe Deutung aber unhaltbar ſei, lehrte ſchon Goethes Briefwechſel mit Keſtner und Lotte. Ueber das dritte Stück, die „Felsweihe an Pſyche“ vgl. oben I, 41 ff.

[2] In dieſem Frühling. Vgl. oben S. 229 Note 1.

Sie nicht auch bei der Abſchiedsblume geweint haben, lieber, lieber, ſüßer Herder? Ich habe ſie etliche Morgen ganz allein in unſerm Hauſe geſprochen; wir ſaßen beiſammen auf einem Sopha und erzählten uns die Geſchichte unſers Herzens. Sie liebt Sie unendlich und wünſcht Sie von Angeſicht zu Angeſicht zu kennen. Vielleicht den Herbſt oder künftigen Frühling. Sehen Sie, wie nachgebend ich ſchon bin, den Beſuch ein halb Jahr weiter hinauszuſchieben, wenns ſein muß. Wiſſen Sie, daß Herr von Meutern, ein Lievländer, den Sie kennen, der erſte Freund ihres Herzens war. Sie ſah und lernte ihn kennen vor ungefähr drittbalb Jahren in Homburg; ſie liebte ſein empfindungsvolles, freundſchaftliches Herz, mit dem er ihr von einem verſtorbenen Freund und ſeiner noch lebenden Mutter erzählte, und ſo kam Sympathie und Liebe zuſammen; ſie trennten ſich unbeſtätigt und ungewiß und — er ſchreibt nicht an ſie, um, wie er in einem Brief an ihre Freundin geſagt, ihre Ruhe nicht zu ſtören. (Ich weiß nicht, ob ſie dadurch wäre geſtört worden?) Jetzt und ſchon ſeit guter Zeit iſt meine arme Lila ruhig, und ſie ſagte mir, daß ſie ſich nun nicht entſchließen könnte, nach Lievland zu gehen. Sie kennen ihn, liebſter Herder. Würden Sie mir von ſeinem Charakter und Perſon, ſo viel Sie ſich noch erinnern, etwas mehr ſagen, als da ich durch Leuchſenring darum fragte? Ein jedes empfindſames Herz wird von dem Engelsmädchen angeſteckt, und mich dünkt, Goethe denkt darüber ernſthaft nach.

Unſer Luftbild Sternheim und alles, was wir von ihr geſehen und gehört haben, iſt in eine allgemeine Stille geſunken. Das iſt ſehr möglich wahr, daß wir daran Schuld ſind, daß wir etwas ſuchten, was wir nicht ſuchen ſollten oder mit andern Augen, als wir ſollten, ſie angeſehen; denn in der That dauert ſie mich mehr, da ſie ihr ganzes Leben an kleinen Höfen, in Zwang, in Unterdrückung, und, der Himmel weiß, in was für Situationen hat zubringen müſſen. Und was kann man da nicht unvermerkt werden, das einen gewaltigen Abfall mit den ſchönen Jugendträumen macht. Madame de la Roche hat doch immer ſehr viele Talente und Vortrefflichkeit, die ich von ganzem Herzen an ihr hochſchätze, und ſo mag ſie hingehn, Gutes unter ihren Kindern thun und ihren Mann mehr lieben, und weniger von ihm und ſeinen Talenten trompeten. Ich bin ihr übrigens im Guten zugethan. Aber daß Sie, mein Lieber, den Schluß daraus machen, daß wir bei unſerm Aprilbeſuch gut weggekommen ſind, das weiß ich eben nicht. Doch ja, in meinem Herzen ſind Sie noch immer mein erſter, alter, einziger, inniggeliebteſter Herder, da ich zum erſtenmal auf Ihrem Schooß in Mercks Kämmerchen ſaß — und ach! kann ſich das gutherzige Mädchen ſo bei Ihnen erhalten, wie es die Bergſtraße mit Ihnen wandelte? Was für eine Frage? Elend, wenn wir uns nicht mehr lieben! ein einziger Augenblick unſers Wiederſehens (Gott, wie lebe ich in dem ſüßen himmliſchen Gedanken!) wird uns mehr ſagen als alles, was wir kaum lallen — wenigſtens mir! mir! Elyſium auf nachher mit ſolchen Wirrungen weit und lang fortgezogen: wo alſo auch alle erſten **Zufälle** für Anſtalten einer mütterlichen Vorſehung gelten können, einen zarten Doppelkeim des ganzen Geſchlechts mit alle der Wahl und Vorſicht zu entwickeln, die wir immer dem Schöpfer einer ſo edeln Gattung und ſeinem Blick auf Jahrtauſend und Ewigkeit hinaus zutrauen müſſen.

Natürlich, daß dieſe erſten Entwickelungen ſo **ſimpel**, **zart** und **wunderbar** waren, wie wir ſie in **allen Hervorbringungen der Natur** ſehen. Der Keim fällt in die Erde und erſtirbt: der Embryon wird im Verborgnen gebildet, wie's kaum die Brille des Philoſophen a priori gutheißen würde, und tritt ganz gebildet hervor: die Geſchichte der früheſten Entwicklungen des menſchlichen Geſchlechts, wie ſie uns das älteſte Buch beſchreibt, mag alſo ſo **kurz** und **apokryphiſch** klingen, daß wir vor dem philoſophiſchen Geiſt unſers Jahrhunderts, der nichts mehr als **Wunderbares** und **Verborgnes** haſſet, damit zu erſcheinen erblöden: eben deswegen iſt ſie **wahr**. Nur Eins alſo angemerkt. Scheint nicht ſelbſt für das Maulwurfsauge dieſes lichteſten Jahr-

Erden ſein. 1) Sorgen Sie doch ja für Ihre Geſundheit, lieber, lieber Engel: Sie müſſen doch irgendwo in Ihrer Diät fehlen; nur das ſollten Sie nicht.

Madame Merck hat mir vergnügt erzählt, daß Sie an ſie und ihr kleines Mädchen, das ein ſchönes ſchwarzäugiges Mädchen iſt, in Mercks Briefe gedacht haben. Die gute Frau lebt wieder auf, da Fräulein von Rouſſillon und Ziegler nicht mehr hier ſind, und ihr Mann jetzt wieder mehr mit ihr lebt. Sie hat es meiner Schweſter und mir aufrichtig geſtanden, daß es ihr wehe gethan, daß er ſo oft bei ihnen geweſen. Alſo war ichs nicht, wenigſtens dieſen ganzen Winter nicht, die ſie beunruhigte, und das freut mich. Unter den vielen kalten Maitagen hats auch warme für unſern Spaziergang gegeben. Ach, mein Lieber, ahnden Sie denn niemalen, wenn ich bei Ihnen bin? Ach, wie himmliſch iſt der einzige, ſüßeſte Gedanke meiner Seele bei der ganzen ſchönen Frühlingsnatur! und ich lebe in einer ſüßen, ſichern Ruhe. Aus meinem Fenſter ſehe ich oft ſo viel ſtille, ruhige Welt Gottes, und den hellen Abendſtern dazu, wenn der Mond nicht da iſt, daß der Weg zu Dir, mein Einziger, Süßer, mein Weg zum Himmel iſt! O fühle, fühle alle Glückſeligkeit der Erden! Du biſts werth, edelſter Jüngling! könnte ich in Ihren Erholungsſtunden mein gutherziges Bild zu Ihnen zaubern, ſo erquickend, wie mir Dein Bild iſt! Schreibe mir doch

---

1) Hindeutung auf Goethes Gedicht „Elyſium“.

bald, Freund meiner Seele! ich liege an Deiner redlichen Bruſt.

61.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg gegen den 25. Mai 1772).

Ich genieße das äußerliche Phyſiſche des Frühlings mehr, als ichs je genoſſen. Wenn die Seele in Leere, in Unbehaglichkeit, in Spannung außenwärts iſt, ſo heftet ſie ſich an jeden kleinen ſchönen Gegenſtand auf der todten halbbelebten Natur, und läßt ihn reden. Das iſt aber auch alles. Ich genieße Laub, Duft der Wieſen und Nachtigallengeſang mehr als je; aber mit getheiltem, leerem, halb abgeriſſenem Herzen, und meine Seele iſt alsdann immer bei Ihnen.

In Abſicht auf mein Aeußeres ändert und beſſert ſich hier im Grunde nichts. Ich müßte mit Widerwillen ſchreiben, wenn ich davon ſchreiben wollte, und wenn ich daran denke, den Wanderſtab anders wohin ſetzen zu wollen, ſo weiß ich nicht, wie zitternd ich ihn jetzt ſetze, um ihn gewiß zu ſetzen. Man hat mich in Göttingen auf alle Weiſe dahin bereden wollen. Es iſt wahr, der Ort hat mir jetzt auch ſehr gefallen: das Profeſſorleben ſelbſt jetzt auch weit mehr als ſonſt: da ich hier die ganze elende Nichtigkeit des Paſtorlebens fühle, und jenes doch für mich und zu wahrem Zweck auf der Welt, der ganzern, freiern Anwendung meiner Kräfte in Lebens- und Denkart iſt, auch vier Stunden wöchentlich zu leſen eine elende Sache iſt, und übrigens iſt man frei, kann thun, was man will u. ſ. w. Aber ich würde dahin nicht anders als als Weltlicher gehen, und der Schritt iſt wieder ſo ſonderbar. Es verſteht ſich mit gutem Gehalt und Charakter. Alsdann ſehe ich wenigſtens den Menſchen im Licht, und habe die ganze Welt vor mir: auch ganze Sphäre zu wirken. Was dünkt Ihnen, liebe Freundin, von dem Traum?

Entſchuldigen Sie es, beſtes Mädchen, daß ich Dich zur Mitgenoſſin meiner ſolchen Grillen mache. Vielleicht ſollt' ichs nicht. Aber unſre alte Deutſchen haben von jeher ſo was Göttliches, Weiſſagendes in Euch Weiblein erkannt: Sie wiſſen, ich ſtecke in dieſem Aberglauben auch ſo tief, und laure auf ſolchen Wink von Ahndung des Herzens, wie König David auf den belebenden Athem ſeiner ſchönen jungen Abiſai von Sunam. Weiſſage alſo zum Spaß ein bißchen!

Auch ſtrafen Sie mich nur, daß ich noch nicht an Gleim geantwortet habe; ich liebe den Mann aber ſehr. Ich habe auf Wielands „Agathon" für Sie pränumerirt. — Das Buch iſt mir ſo roſenfarb: denn ich las drin, da ich zum erſtenmal von Ihnen ging und den Harfenmann hörte und in Mannheim den Mond anſahe. Welche Zeit! wer hätte gedacht, daß das folgen ſollte! Laß indeſſen den Muth nicht ſinken, meine Liebe, meine Minna! Laß die Trennung unſre Herzen befeſtigen und unſre Seelen für einander bilden. Sie thuts mehr als ein zu raſcher Schritt der Freude und Umarmung. — [1]

Schreibe mir doch, mein Engel Minna! welche Züge (des „Brutus") etwas für Sie enthalten, ob einige ſind, die Ihnen etwa in ſimpler Cadenz ans Herz gehen? Dann würde ich ſagen: Das iſt wahr! und Muſik! — —

Leben Sie wohl, ſüße Theilnehmerin meiner Unbehaglichkeit und Albernheiten; ich greiſe nach Deinem weißen Herzen.

62.

An Herder.

(Darmſtadt Ende Mai 1772).

Nein, ſchwermüthig bin ich nicht, liebſter, liebſter Freund, aber ein wenig nach Ihrem lang ausgebliebenen Brief geſeufzt, und das mit Recht; er iſt auch gar zu lang bei Ihnen geblieben und dort iſt doch ſeine Ruheſtätte nicht. — Ihr Herz ſoll es Ihnen ſagen, was für eine glückliche Stunde ich durch ihn gehabt, was für einen ſchönen Himmelfahrtstag [2])! wie oft ich ihn geleſen, geküßt, und Sie ſelbſt mehr als den Brief. — —

---

[1] Die folgende Stelle über den „Brutus" ſteht in den „Erinnerungen" I, 221 f.

[2] Der Himmelsfahrtstag fiel im Jahre 1772 auf den 28. Mai.

Sehen Sie, an meinem glücklichen Himmelfahrtstage, da Sonne herrlicher und prächtiger als jemals unterging, und ich allein war — den ſchönen Himmel und Sie, Süßer, Ewiggeliebteſter, ganz in meiner Seele — ſehen Sie, da hatte ich Muth genug, unſern guten Gott zu bitten, daß er die Plane unſers nähern Lebens (ach Gott, die ſüßeſten Plane meines Herzens!) zerſtören möchte, wenn ich Sie nicht glücklich machen kann — mit Thränen genug und noch jetzt — aber den Muth habe ich doch, darum zu bitten und zu ertragen. Iſt es eine edle oder unedle Bitte? Ihr Herz ſoll urtheilen, einziger Freund meiner Seele, den ich mehr als mich ſelbſt liebe, unausſprechlich liebe!

Mein Gott, wie wehe thut es mir, daß Sie vielleicht um den kleinen Gedanken an mich mit Ihrer Situation in Bückeburg nicht zufrieden ſind, wenigſtens nicht ſo ganz ruhig. Tragen Sie doch die feierlich-arme Würde noch immer geduldig! wer weiß, zu was das alles gut iſt! Etwas Beſſeres muß Ihnen doch in dieſem Leben beſtimmt ſein — und wer wird die Blüthenzeit nicht vergnügt ſein können, bis es Früchte gibt? Ich habe das aus Ihren Kinderliedchen „Die Blüthe“ gelernt. Brechen Sie ja die Blüthe nicht ab, um Früchte zu brechen! Unſer guter Gott gebe Ihnen doch die Ruhe, mit der ich noch lange die ſüßeſte Beſtimmung meines Lebens erwarten kann! O mein lieber Süßer, wir können ſo ruhig und heiter unſere Blüthezeit durchleben; es ſtört uns niemand darin, wir ſelbſt müſſen uns nicht ſtören — ich ſchreibe eben beim angenehmſten

Geruch von Hüttenlilien. O wie froh und glücklich bin ich!

Für Minna[1] möchte ich Sie ſo ſüß, ſo himmliſch küſſen, als das Lied ſelbſt iſt. Es iſt wahr, romantiſch und nicht ganz für uns menſchliche Seelen; wer wirds auch ſo nehmen? Aber was für ein Engel ſingt und wird beſungen? Gegen das Ende wirds ganz himmliſch! Ich habe es Merck gleich gegeben und ſeitdem nicht wieder bekommen; er läßts hier abdrucken, ſo wohl gefällts ihm. „Jammer, Jammer, daß die Spuren verloren!“ — O mein Petrarca! mehr als Petrarca, mein Herder! — Aber was denken Sie, liebſter Freund, daß Sie das wahre, menſchliche, glückliche Leben ein mühſelig Streben heißen? Ich habe mir niemals das glückliche Menſchenleben als eine romanhafte Wieſe gedichtet, die mit lauter Blumen beſät iſt, und worauf man nur hingeht, Jacobiſche Kränze zu binden und mit ein paar Dutzend Liebesgötter und Grazien und allen den ſchönen Sachen herumzutändeln und zu flattern! O nie war das die Illuſion meiner Glückſeligkeit! Meine ganze, große, hohe Würde wird in der ſüßen Beſtimmung beſtehen (wenn ich ſie jemals erlebe!) dereinſt gute Gattin und gute Mutter zu ſein! O was für Glückſeligkeit liegt in dieſen zwei ſeligen Beſtimmungen! Sie müßten ein weibliches Herz haben, wenn Sie das ganz mit mir fühlen wollten! Kann in dieſer

---

[1] Vgl. oben S. 242.

Glückſeligkeit mühſelig Streben ſein! und wenn es auch mit noch ſo viel Schmerzen verbunden wäre? Kinder zu erziehen nach dem Bilde eines guten Vaters — ach, über dieſe Glückſeligkeit geht nichts!

Sie kommen im Herbſt nicht und können nicht kommen! O wir ſind nicht getrennt. Ihre Seele, Ihr Herz iſt bei mir! Wie freue ich mich auf Ihren „Brutus“, auf Ihre Heldenſeele darin, edelſter Mann! aber wenn Sie immer können, ſo bitte ich um die Muſik dazu, und dann laſſe ich ein Concert für mich zuſammenkommen. Entziehen Sie mir ja dieſe Freude nicht! Und „Maria am Grabe Lazarus“!“ [1] Wie verlange ich nach allem, was aus Ihrem Herzen kommt! Was macht die Gräfin? Die arme trauernde Zwillingsſchweſter! Was für eine Engelſeele hat Sie für die Maria, und was können Sie für rührende Scenen, die vorgefallen ſein müſſen, darein bringen!

Ich bin mehr als jemals mit der armen Madame Merck ausgeſöhnt; es war nur im erſten Anlauf, daß ich das Wort „Eiferſucht“ brauchte, das es, wie ich gewiß jetzt weiß, nicht iſt. Stellen Sie ſich den Eindruck vor, den es auf ſie machen mußte, wenn ihr Mann den ganzen Tag außer dem Hauſe vergnügt war, und die wenige Zeit zu Haus bei ihr mißvergnügt. Es iſt doch das Aergſte, auf den Grad die Liebe und das Vertrauen des Mannes zu verlieren, das mehr bei ihr Traurigkeit als Eiferſucht verurſachte. Es iſt den armen Leuten nicht zu rathen noch zu helfen. Er hat den Plan gemacht, wenn ſeine Frau in der Schweiz iſt, in Würtembergiſche Dienſte zu gehen, um, wenn ſie wieder zurückkommt, ihr mehr Vergnügen verſchaffen zu können. Ich unterſtütze ihn von ganzem Herzen darin. Denken Sie aber, was ich verliere?

---

[1] In den Werken „zur Litteratur und Kunſt“ B. 4, 182 ff.

Hier iſt das Lied von der Hütte von Goethe, wovon ich Ihnen ſchon einmal geſchrieben; er hats mir von Wetzlar geſchickt.[1] Ich habe lange, lange nichts Rührenderes geleſen. Der Wanderer auf den Ruinen — die Frau mit dem Knaben auf dem Arm — und der Wandrer mit dem Knaben auf dem Arm — und die letzte Bitte um eine Hütte am Abend — o ich kann Ihnen nicht ſagen, wie alles das mir in die Seele geht! Gott, wo werden wir, zwiſchen der Vergangenheit erhabenen Trümmern unſere Hütte finden? Hütte der Liebe — oder des Kummers! — —

63.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg Ende Mai 1772).

Dank Ihnen, meine liebſte Pſyche, für Ihren lieben, lang ausgebliebenen Brief und alle drei Gedichte in ihm.

---

[1] Vgl. oben S. 226 Note 2.

Wie himmliſch müßte es ſein, wenn ich mit Goethen den Kreis der Freunde und Freundſchaft jetzt näher hätte ſehen können, der mir neulich nur als ein Zauberkreis durch die Luft vorbeigetanzt iſt. Sie wiſſen, meine Bekanntſchaft mit Rouſſillon verdarb ſich gleich im Anbruch, ich weiß nicht wie? Und den Engel Lila kenne ich nur noch in den Zauberfarben derer, die von ihr reden. Wie wünſchte ich da zu ſein, und dann auch mit meinem Freunde Goethe auf ſolche Weiſe meine Freundſchaft erneuern zu können. Himmel, was würde das für neuer Anblick ſein! . . . Aber, mein liebſtes Mädchen, die „Felsweihe an Pſyche“ gefällt mir nicht, ich weiß nicht warum? Aber Sie machen auf mehr als eine Art eine zu traurige Figur in derſelben; und hier haben Sie alſo mein Impromptu von Antwort.[1] Erfüllen Sie darin meine Bitte, wie ich ſie erfüllen werde, und grüßen Sie den Felsweiher bei Gelegenheit, daß er artiger Opfer austheilen ſoll, oder er ſoll von ſeinem Amte geſetzt werden.[2] Wie gerne, gerne wollt' ich dort ſein, und wie aufleben! Lila mit ihrer Abſchiedsblume ſingen, und uns in drei Minuten beſſer erklären als durch Briefe, mit dicker Dinte geſchrieben!

Den Herrn von Reutern kenne ich nur aus Beſuchen, aber dafür wollt' ich Kopf und Leb geben, daß er von ſeiner beſten und äußerſt idealiſirten Seite doch Lila kaum

---

1) Vgl. die Beilage.

2) Vgl. oben B. I, 11 f.

werth ſcheint. Er hat ein weiches Herz, wie alle Lievländer haben, ein Milchherz, das ſehr gut und ſchön zu begegnen, damit umzugeben iſt, und — weiter weiß ich, wenn ich ſterben ſollte, nichts von ihm.[1] Ich habe nie in irgend einer Sache Nerve, Entſchluß, auch nur Geiſt in ihm bemerkt, ich kann alſo nichts ſagen. Goethe kennt ihn aus Leipzig beſſer, und ich glaube, auch der wird nicht viel ſagen. —

An Madame Merck will ich nun nächſtens auch wahrhaftig ſchreiben! Auch an Goethe! Auch an Gleim! Auch an Fräulein Rouſſillon mit ihrer reinen Engelsmiene! Alle meine Sünden einholen, ſo viel ich kann!

Geſund bin ich ja, mein liebſtes Mädchen. Was träumt Ihnen? Aber mein Auge iſt, wie es iſt. Die Nebenwirkungen der Arznei ſind vortrefflich, die Hauptwirkung kann nur ſpät kommen. Alſo warten heiſts, und dann will ich an den „Mann auf der Tapete“[2], dem ich auch ſchon ſo lange ſo viel ſchuldig bin, auch gewiß ſchreiben. — Adieu, meine liebſte Flachsland, leben Sie vergnügt, und machen Sie, daß kein Fels mehr mit Ihrer Thräne eingeweiht werden darf. Ihr ewiger hunderts doch ein längeres Leben, eine **ſtiller und zuſammenhangender würkende Natur**, kurz eine **Heldenzeit des Patriarchenalters** dazu zu gehören, die erſte **Formen des Menſchengeſchlechts**, welche es auch ſeyn? den Stammvätern aller Nachkommenſchaft ein= und für die Ewigkeit anzubilden? Wir laufen jetzt nur vorüber, und durch die Welt her; Schatten auf Erden! Alles Gute und Böſe, was wir mitbringen (und wir bringen wenig mit, weil wir alles hier erſt empfangen) haben wir meiſt auch das Schickſal wieder mit zu nehmen: unſre Jahre, Lebensläufe, Vorbilder, Unternehmungen, Eindrücke, die Summe unſrer Hinwürkung auf Erde, iſt kraftloſer Traum Einer Nachtwache — **Geſchwätz! du läſſeſt ſie dahin fahren** u. ſ. w. So wie das nun bey dem **großen Vorrath von Kräften** und **Fähigkeiten**, den wir **entwickelt** vor uns finden, bey dem ſchnellern **Lauf** unſrer **Säfte** und **Regungen, Lebensalter** und **Gedankenplane**, wo Eins das Andre, wie eine Waſſerblaſe die andre zu verfolgen und zu zerſtöhren eilt, bey dem ſo oft **mishelligen Verhältniß** zwiſchen **Kraft** und **Beſonnenheit, Fähigkeit** und **Klugheit, Anlage** und **gutem Herzen**, die ein Jahrhundert des Verfalls immer bezeichnen —

---

[1] Vgl. oben S. 72.
[2] Vgl. oben S. 235.

Beilage.

Antwort auf die Felsweihe an Pſyche.

Nicht des verlebten Tages Zier,
O Pſyche! keine welke Roſe
Sei Traueropfer dir
Auf todtem Mooſe!
Welch Opfer! welch Altar! und düſter
Die Gegend! und ein irrer Götzenprieſter,
Der dieſen Fels erſtieg und ungeweiht ihn ſang,
Und frecher Hand ihm ein den Namen zwang,
Und traurig Opfer dir befahl!

O Pſyche, ſieh von Fels und Oed' einmal
Gen Himmel! Wie er weit,
Und blau und ſchön ſich wölbt, und ohne Maaß und Zahl
Umher die Strahlen Gottes ſtreut,
Und alle Welt umfaßt, und weit und breit
Hier eine Hütte, dort ein kleines Thal
Zu Elyſeer Freuden weiht,
Und läßt den Felſen ſtehn!

Und, Pſyche, ſiehe dort,
Wie Vögel hin zu fernen Himmeln ziehn,
Und finden — Trauerort
Und — wohnen ihn!

Und laſſen aus den Winter toben,
Und laſſen auf den Frühling blühn
Und erſt ein Laubdach ſich um dieſe Wilde ziehn;
Dann kommt mit Loben
Des Herrn die Nachtigall,
Und füllt mit tauſend neuem Schall
Die ſchöne Wilde! Buſch und Thal,
Und Buſch und Thal und Mitternacht
Iſt Lobgeſang.

O Du,
Dort an den Fels gelehnt, du ſeufzend Mädchen, blicke
Mit deinem ſchwimmenden, zerfloßnen Thränenblicke
Nicht in die Ferne! Sie iſt Nacht!
Iſt Nebel! Aber Himmelsnacht,
O Mädchen! iſt dem trüben Menſchenblicke
Nur Strahlennebel vorgewebet! Ruh
Des Auges, daß dort ungeſehn
Die Palmen blühn.
Und wenn du nahſt, und wenn die Nebel fliehn,
Und hier der Morgen ſchön,
O Pſyche! ſchön erwacht,
Sieh, welch Elyſium erwacht!

Dort an den Fels gelehnt, du ſeufzend Mädchen, höre
In deiner Oede ferne Chöre
Der Wehmuthslied' und Trauerſangs
Wie ſüßer Saiten! — ſüßen Klangs

Der Thränen, wie, in Thränen
Gebadet, dort von fernher fließt
Die Lilie, und Sehnen
Umher ergießt.
Wer ſeid ihr Töne
Der Trauerluſtharf'? „Sind die Söhne
Des edlen Nordens aus der Höhle
Gekommen Oſſians, und ſehnen
Uns, ſuchen edle Seele
Zu tröſten!“

An den Fels gelehnt, mein Mädchen, geht
Und ſuchet, wo ſie weinend ſteht,
Und tröſtet ihre Seele!
Und ſinget ihr den Jüngling, der ihr fern'
Und öder noch, wie? mit ihr lebt.
Jetzt anſieht dieſen Stern
Der Liebe, ſchwebt
Auf Mondſtrahl hin — vom einzigen
Seeletzten Hügel [1]) — im ſterbenden,
Schon matten Nachtigallenſang.
Ach! er ermattet mir
Zum zweitenmale hier
Nun wieder! wird ers abermal?
Weiſſagerin, o Lila! (Roſenduft

---

1) Dies Land iſt vordem Ufer der See, und mein Hügel ein Steinfels daran geweſen. Weiterhin bis Bremen und die Nordſee iſt Boden des Meeres. (Anmerkung Herders.)

Iſt ihre Seel' und Mondesſtrahl
Aus andrer Welt und Engelthräne!) ruft
Umſonſt dich, himmliſche Geſtalt,
Mein Geiſt, und der dort um dich wallt,
Und Pſyche klagend dir zur Seite? . . .

Ich irr' im matten Nachtigallenſtreite
Wohin? in welche Welt? . . . . . Und bald! . . . .
O meine Pſyche, nicht umarme
Den wüſten Fels! er hört dich nicht:
Nicht wende dein Geſicht
Zum Nebel, daß der Steinkloß nicht
Von einer Thrän' erwarme!
Nimm auf das Saitenſpiel
Der Freud' und Hoffnungen! Wie ſind der Saiten viel,
Und Töne viel auf ihm! und eine Welt Gefühl
Des Lebens in ihm. Komm'! Sei Gegenwart
Der Sängerin des Lebens mir
Durchs Leben! Weine nicht! und ſieh,
Wie, wo noch nichts hier blüht, ſich bald ein Knöspchen
Roſe
Voll Hoffnung offenbart!
Die ſende mir, die ſend' ich dir,
Das Knöspchen Hoffnungsroſe!
Dann opfr' ich ſie! dann opfre ſie
Auf ſchönſtem, kühlſtem Wäldchenmooſe
Den Göttern — Pſyche, Dir!

64.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg Anfangs Juni 1772.)

Sie werden vielleicht, hochgeſchätzte Freundin, von Ihrem Weſtphäliſchen Einſiedler ſelbſt Briefe zu leſen müde, zumal in allen dieſen zu leſenden Briefen ſo wenig ſteht. Wäre es indeß auch gegenwärtig nur, um Ihnen für den ſchönen Götheſchen „Wandrer“ zu danken und Ihnen den Argwohn über verunglückte Briefe zu benehmen, ſo ſtehet doch etwas für Sie darin. Der „Wandrer“ iſt ein vortreffliches Stück, ganz voll ſtarker und geſunder Empfindung: die Sprache ſo altdeutſch und meiſt ungeziert: der Gedanke ſelbſt vom Schwalbenneſt der menſchlichen Hütte zwiſchen den Trümmern, ſo ſchön auffallend und romantiſch er iſt, ſo natürlich. Es iſt ein braves Stück, und der Verfaſſer ein braver Menſch, den ich in den beſten Stellen ſelbſt ſprechen höre. Das Stück hat mich ſehr erfreuet. — Laſſen Sie mein Stück, als das Impromptü einer unvollſtändigen Situation und eines zerriſſenen Briefes, ruhen: meine Entfernung macht mich auch in der That in manchem Betracht zum Fremdlinge, deſſen Ton und Sprache es alſo auch zu oft iſt, und auch hier, ich weiß nicht was zu Rauhes und Volles hat, als daß es Ihnen nicht zu ſtark zu ſein ſchien' — laſſen Sies als ungeſehen fallen.

Eben die Urſache machts auch, meine liebſte Flachsland, daß ich jetzt weniger dort in Ihrem Cirkel Ihnen zu ſein ſcheine, und es doch nicht bin. Die liebe Zeit und in Jahrlauf mancherlei Abwechſelung bringt ſchon immer hie und da andern Ton in Seele, Sprache, Denkart, Lebensweiſe, der von den Genießenden weniger beobachtet wird als von den Fremden und Zuſchauern, und da er ſich denſelben nie ganz beſchreiben und mittheilen läßt, ſo ſehen Sie die Urſache auch deſſen, was Ihnen bei mir manchmal Mißton zu ſein ſcheinet. Ich bin hier der einförmige, nur zu einförmige Einſiedler: bei Ihnen iſt dort die Scene der Begeiſterung. Haben Sie alſo Nachſicht und Geduld, meine Liebe! ich gucke mit Brille und Tubus ſo weit, als ich kommen kann.

Minna iſt wahrer Nachtigallenſang der Liebe: nur abgedruckt darfs eben nicht werden; es iſt hier in Fülle. Wieland hat an Jemand hier geſchrieben, daß er vielleicht bald über Bückeburg kommen werde, und meine Freundſchaft, halb Verſöhnung wünſcht — Verſöhnung mit Einem, der nie gegen ihn geweſen. Ich wäre ihn zu kennen ſehr gierig, noch mehr aber Klopſtock muß ich ſagen. Sonſt lebe ich hier ſehr gewöhnlich, und genieſe athmend den Frühling ſehr, bin auch ſehr geſund: als welches ich Ihrer Beſorge wegen hinzuſetze, die mich mit Gewalt krank haben will. Wenn ich auf einige Tage nach Pyrmont gehe, iſts der Nähe, der Abwechſelung und Geſellſchaft wegen, an der es hier für mich doch immer ganz fehlt. An Goethe leg' ich einen Brief bei. Ich erwarte heute Jemand, der mich durch die dritte Hand von alten Freunden unterhalte, und ſchwimme ſeit drei Tagen ganz im Duft alter Zeiten, wohin mich mancherlei Umſtände zurückgebracht haben. Dabei bin ich ſo ruhig, ſo träumend, ſo elyſiſch, daß ſich alle Welt wundert und ich — genieße. Leben Sie wohl, meine ſüße, liebe Freundin, und glauben Sie, meine lehrreiche Erinnerin, daß meine Liebe nie Begierde geweſen, und meine Sehnſucht nichts minder als Ungeſtüm werden ſoll. Aber das elende Mißverſtändniß der Worte! Wenn Sie ſchon Franzöſiſch läſen, ſo wollt' ich Ihnen Hamiltons Werke ſchicken, die Wieland, wie Sie wiſſen, überall ſo ſehr preiſet: man muß aber die Briefchen und Romanchen leicht fortleſen können; ſonſt iſt Jacobi in jenen und Wieland in dieſen angenehmer und beſſer. —

65.

An Herder.

(Darmſtadt Anfangs Juni 1772.)

— Ach Gott, warum kann ich Dirs nicht ſagen, beſtes, gutes Herz, wie ich Dich liebe, wie meine Seele nur immer bei Ihnen wohnt und ich hier bloß durch meine Schuld zu einſam lebe, weil ich beſſere, ſüßere Geſellſchaft im Herzen habe! Gott, das alles kann ich Ihnen nicht ſagen, und Sie werden durch den verlornen Brief ſo böſe getäuſcht. Fühlſt Dus nicht, mein Lieber, Lieber, daß unſere Herzen ewig umſchlungen ſind? wie kann ich mich nur eine Minute von Dir wenden? In unſerm Wald und Liebesgebüſche (ach die goldnen Plätze!), an meinem Fels und Hügel, überall, überall ſind Sie bei mir, und für die andere Welt bin ich hier faſt nichts. Nicht daß ich traurig bin, nein, mein Herz iſt nur überall leer, wo Sie nicht dabei ſind und ſein können. Ich laß niemals den Muth ſinken wegen unſerer Trennung. O ich bin ſo tief, tief überzeugt, daß ſie unſere Herzen befeſtigt, daß ich Sie gleich für dieſe Stelle in Ihrem Brief umarmen wollte. Möchte ich nur ſo glückſelig ſein, edler, erhabener Mann, mich nach Ihrem Herzen bilden zu können! Das iſt mein einziger Wunſch und Morgen- und Abendgebet! Ach was ſind Sie auf dieſer Welt nicht alles werth! und wie wenig werden Sie überall befriedigt!

Jetzt wünſche ich mir einen recht guten, guten Wahrſagergeiſt oder ſo etwas von guter Ahndung, über Ihren Wanderſtab zu weiſſagen. Sie wiſſen, ich habe Ihnen ſchon lange geſagt, daß Bückeburg und alles, was darin iſt (ich nehme unſere arme liebe Gräfin aus, die ich zum voraus beklage, wenn Sie fortgehen), kein Cirkel und nichts für Sie iſt. Ihr Geiſt muß wahrere Beſchäftigung und Freiheit haben und Ausſicht, was er gethan, mehr als beim armen Predigtamt, und als Profeſſor können Sie thun, was Sie wollen. Aber warum gerade als weltlicher Profeſſor?

Würden Sie nicht unendlich mehr Nutzen ſtiften als weltlicher? Junge Prediger zu bilden, die Religion helfen reinigen und ſäubern und Gott und den Menſchen in ſeine Würde einſetzen helfen — ich geſtehe Ihnen, ich ſelbſt bin auch dabei intereſſirt; es würde mir wehe thun, Sie niemals mehr predigen zu hören, und mich dünkt, als Geiſtlicher können Sie philoſophiſche Sachen und alles, was Sie wollen, leſen. Aber was weiß ich? was iſt gut? und was iſt das Beſte? Ich bin ein armes blindes Menſchenkind. Haben Sie mehr Freiheit für Ihren Geiſt beim weltlichen Stand, ſo laſſen Sie ihm den Lauf; denn das iſt das Elendeſte, ſich ſelbſt Feſſeln anzulegen. Aber ſind Sie als Profeſſor gefeſſelt, und wäre es auch zehnmal als Geiſtlicher? Doch ich weiß ja nichts. Folgen Sie Ihrer guten Ahndung, die wahrer und beſſer iſt als meine. So viel glaube ich feſt, daß ſie glücklicher als Profeſſor denn als Prediger leben; das Fach, das ſie wählen, wird wenig Unterſchied machen. Wenns das letzte Ruhebett iſt, ſo laſſen Sie ſichs nur immer recht ſchön weich machen. Man hat gelebt, es mag nun auf Roſen oder Dornen ſein, und wir alle kommen nicht wieder. Eilen Sie ja nicht, es muß Ihnen gut und ausgeſchmückt angeboten werden. Wer belehnt Sie denn ſonſt?

Ich komme zuletzt zu Ihrem edlen „Brutus". Ich habe ihn ſchon etlichemal geleſen. Die Anfangsſcenen mit dem Gewitter ſind grauſend, und feierlich dieſe, wo ſie alle ſchwören. Und dann Brutus bei ſich ſelbſt wankend! „Was iſt gut? was iſt Tand?“ Die letzte Handlung, Scene für Scene, iſt für mich die rührendſte, erhabenſte. Die Ausſöhnung mit Cäſar — „Himmel voll Sterne, du biſt ſchön! — ich komme.“

Was aber unter allem ſo ganz mit Ton und Geſang mir in die Seele ging, ſind etliche Arien, worunter dieſe die erſte und ſtärkſte iſt.

Armſeligkeit!
Des Menſchen Geiſt,
Er umfaßt die Welt,
Fleucht auf in Sterne,
Zählt in Ferne
Blicke der Zeit,
Baut in Ferne
Sich Ewigkeit,
Und fällt und fällt
In den Staub!

Bei den letzten zwei Zeilen fiel mir ein ſchöner Baum ein, den ich im Walde umfallen ſah; ich kann Ihnen nicht ſagen, was für ein trauriger, dumpfer Ton und ſchwermüthige Empfindung das war — ich war die ganze Zeit im Wald traurig — „und fällt und fällt in den Staub“. Und ſo der Menſch!

Schwach Gefäß, voll Streit und Kummer,
Menſchenherz!
Was iſt gut?

wies bey dem allen **Abſicht und abwägende Weisheit** ſcheint, eine große Maſſe kindiſcher Kräfte durch **kurze, kraftloſe Dauer des Lebensſpiels zu mäßigen und zu ſichern**: gehörte **nicht auch** allein jenes **erſte, ſtille, ewige Baum- und Patriarchenleben** dazu, um die **Menſchheit** in erſten Neigungen, Sitten und Einrichtungen zu **wurzeln** und zu **gründen**?

Was waren dieſe Neigungen? Was ſollten ſie ſeyn? Die natürlichſten, ſtärkſten, einfachſten! für alle Jahrhunderte der Menſchenbildung die ewige Grundlage: **Weisheit** ſtatt Wiſſenſchaft, **Gottesfurcht** ſtatt Weisheit, **Eltern- Gatten- Kindesliebe** ſtatt Artigkeit und Ausſchweifung, **Ordnung des Lebens, Herrſchaft und Gottregentſchaft eines Hauſes** das Urbild aller bürgerlichen Ordnung und Einrichtung — in dieſem allen der **einfachſte Genuß** der Menſchheit aber zugleich der **tiefſte** — wie das alles, ich will nicht fragen, **erbildet**, nur angebildet, fortgebildet werden, als — durch jene **ſtille ewige Macht des Vorbilds**, und **einer Reihe Vorbilde** mit ihrer Herrſchaft um ſich her? Nach unſerm Lebensmaaße wäre jede Erfindung hundertfach verlohren gangen; wie Wahn entſprungen und

Ach Gott, ich müßte ſie Ihnen alle abſchreiben — „Sie fliehn nun, wüthen, wüthen Rache“, und die erſte ſind auch vortrefflich. Ich lerne ſie alle auswendig. Ach, könnte ich ſo Dein Herz und Seele in mich prägen, Engel Gottes! O vergeſſen Sie mir ja die Muſik nicht dazu, Lieber, Lieber! Wenn nur auch die Seele des Stücks in die Muſik kommt! O Du biſt ein göttlicher Mann, lieber Herder! — —

Hier iſt endlich auch Gleims Brief; weder Merck, noch ich wiſſen den „eiferſüchtigen Mann“; es muß alſo ſein eigener Gedanke ſein, den er am beſten weiß. Es iſt ein guter Alter. Sie hätten ihn ſehen ſollen mit ſeinen drei Schlafwamms und ſeiner Pelzkapp! —

66.

An Herder.

(Darmſtadt Anfangs Juni 1772.)

Da liegt Ihr goldnes Lied bei mir, mein ewiggeliebteſter Freund! Ich habe ſeitdem im Himmelreich gelebt, und alles, wo ich ging und ſah, der Wald und mein Mond, war mir ſchöner als jemals. O mein lieber Süßer, wie kann ichs doch ſagen, wie ich Dich liebe, mein Einziger, wie ich ganz allein nur mit Dir lebe, Süßer, und wie meine Seele nur immer bei Dir wohnt, die ganze Welt in Dir umfaßt,

Fliegt in Sterne,
Baut in Ferne
Sich — Himmelreich

mit Dir, mit Dir, Holder, Lieber! Ich habe ein Roſenknöspchen in unſern Liebesgebüſchen gebrochen; es ſchläft mit mir und wenn es welk wird, brech' ich anderes friſches — das Bild von dem Hoffnungsröschen.

Die ſendſt Du mir, die ſend' ich Dir,
Das Knöspchen Hoffnungsroſe,
Dann opfr' ich ſie, dann opfre ſie
Den Göttern — Pſyche dir!

Hier iſt ein Blättchen davon. Ich habe ſie abgebrochen in unſerm Liebesgebüſch. Deine Himmelsroſe iſt in meinem Herzen, edelſter Jüngling. Du haſt ſie im Himmel geholt! Das Bild der Vögel! mich dünkte, Du biſt der arme Vogel, der hin zu den **fernen** Himmeln zog, und — „fandeſt — Trauerort, und wohneſt da", und ich

Laß' aus den Winter toben,
Laß' auf den Frühling blühn,
Und erſt ein Laubdach ſich um dieſe Wilde ziehn;
Dann kommt mit Leben
Des Herrn die Nachtigall.

Welch Elyſium wird erwachen! Ach Gott, ich bins nicht werth; Zittern und Freude iſts doch immer bei dem Gedanken, daß Du mich ſo lieb haſt. — — O möchten Dir die ſchönſten Palmen aufblühn! und ich, ich armes Mädchen, möchte ich beim ſchönen Morgen einſt Deine Freude unter dem Palmbaum ſein! Beſter, guter Gott! ach, mit Thränen erbete ich ja dies von Dir, erfülle den einzigen Wunſch meiner Seele, und mache meinen Herder glücklich!

Was hat Ihnen Goethe, der ein „Götzenprieſter“, gethan? Glauben Sie nicht, daß Wahrheit in der Felsweihe iſt, und daß mir im Innern alles fehlt, weil Sie mir fehlen? Doch bin ich nicht traurig. Aber „die welke Roſe“? Dank' ihm dafür, daß ein ſo friſches ſchönes Roſenknöspchen daraus entſprungen! Und leider ſitzt die welke Roſe nur allzuviel auf meinem Geſicht und Buſen, aber nicht im Herzen; da wirds nimmer welken, wenn Du mich liebſt. Armer Herder, daß Du auch zu Deinem Mädchen keine ſchöne blühende Blume haſt! Dafür bin ich Dir aber Bürge, lieber Herder, wenn Du mich ſiehſt, und ein einziger Zug an meiner Seele und Körper iſt Dir zuwider, dann — bleib' ich hier. Gott, wie kann ich das ſchreiben! Aber Du mußt glücklich in allem ſein, und ich will lieber im verborgenſten Winkel der Welt leben als Dich daran ſtören, Du Engel Gottes! — o weg ihr Thränen, bin ich doch glücklich!

Ich habe Ein engliſches Kupferſtich: Angelica und Medoro, geſehen; ſie ſitzen beide an einem Baum, worin ihr Name eingeſchnitten; ſie lehnt ſich auf ſeine Schulter, und weinen beide. O fühlen Sie, wie mir das in die Seele ging. Hätte ich doch ſo einen Baum hier! — —

67.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg gegen Mitte Juni 1772.)

Und ſo bekomme ich denn ſtatt des Hoffnungsknöspchens Roſe wenigſtens ein verwelktes Blättchen; das meinige mag alſo auch, ſo klein und unaufgeblüht es ſei, wandern. Es würde doch auf dem langen Weg ermatten und ſterben. — — —

Aber, mein liebſtes Mädchen, erlauben Sie mir auch einmal ein Wort zu murmeln. Ich weiß nicht, was ich murmeln ſoll, aber in meinem Herzen iſts doch ſo laut. Sie ſind immer ſo ruhig, leben ſo behaglich, wünſchen, wo möglich, ewig ſo entfernt von mir zu leben — müſſen alſo doch dabei und alſo ſchon wirklich Zweck und Ziel und Glückſeligkeit des Lebens haben — — ich darfs nicht weiter ſchreiben. Jedes Wort iſt für mich das Urtheil eines langen, langſamen Todes.

Nicht, meine liebſte, edelſte Freundin, als wenn ich außer dieſem Murmeln auch nur zum mindeſten Wort oder Vorwurf Anrecht hätte. Ihre Briefe ſind alle ſo voll Empfindung, ſo ausgegoſſenen Herzens, ſo ſüß. Ich weiß es auch nur zu gut, daß ich nicht eine der ſanfteſten Regungen Ihres Herzens werth bin. Vielleicht haben Sie mich auch über meine Briefe und noch mehr über mein Betragen ſchon hundertfach mehr mit eben den Murmelungen des Herzens angeklagt, und es mir nur aus wirklich freundſchaftlicher Nachſicht verſchwiegen. Vielleicht habe ich auch Urſache, mich tauſendfach mehr anzuklagen — — und thue es — und — —

Und doch murmelt mein Herz fort, ſüßes Mädchen. Wir ſind für unſre Freundſchaft, und den Grad Deiner Liebe, deſſen ich einmal werth zu ſein und zu werden wünſche, meine liebſte, beſte Freundin — ſind wir nicht, bin ich Ihnen nicht zu kalt, zu ferne? — nicht zu kalt! Ihre ganze Seele liebt mich! Alle Ihre Briefe ſind Ausgüſſe, wie es meine nicht ſind! Sie ſind auch bei mir unendlich ſüßer und nicht bloß romantiſch, ſondern auch menſchlich, theilnehmend, wahr — aber liebſte Caroline, mein Herz murmelt. Ich weiß, ich bin vielleicht an allem Schuld. Wir haben uns vielleicht nicht lange genug gekannt, um die ganze Vertraulichkeit unſrer Herzen zu haben: ich bin vielleicht ſo trocken, ſo verſchloſſen. Aber, liebſte Freundin, ſei Du es nicht! Gib Dir alle Anrechte über mich, mir alles, alles zu ſagen, was Du von mir denkſt, zu fodern, zu ſtrafen, zu wollen, zu wünſchen, zu befehlen. Siehe, mein liebſtes Mädchen, das böſe verwirrende Schickſal trennet uns noch — es wird uns doch nicht ewig trennen; ſollen wir dann als Fremdlinge zuſammenkommen? als Brieffreunde? als Briefſteller gar? Nicht, meine ſüße Geliebte! laſſen Sie uns die Hände und die Arme uns inniger geben, es auch jetzt bedenken, daß der Zweck unſeres Lebens höher liegt. Ich predige Ihnen, liebe fromme Zuhörerin, aber ich weiß es, ich predige eigentlich mir ſelbſt, und mir allein. Ach Gott, wie rührte mich neulich in Ihrem Briefe: „Meine ganze große, hohe Würde wird in der ſüßen Beſtimmung beſtehn, dereinſt *gute Gattin, gute Mutter* zu ſein — *wenn ichs erlebe.*“ O meine liebſte Flachsland, ich umfaſſe Ihren Arm, Dein ganzes liebes Selbſt, ich kann nicht ſagen, mit welcher Empfindung! Und ſehen Sie, liebſtes Mädchen, das iſt jetzt in hundert Augenblicken, worüber Sie mich nicht verſtehen, meine ewige Empfindung. Vielleicht fallen zehn ſcheinbare Blüthenblätter von mir ab; vielleicht aber geſchiehts bloß, weil ein gewiſſes Weſen in mir mehr zur Frucht reift. Sein Sie Sonne, liebſtes Mädchen, die es reifen helfe! Mit Ihren Briefen, Ihren unvorgehaltenen allen Empfindungen, Erinnerungen, ſie mögen ſo wenig ſein, als ſie, den Worten nach, wollen — nimm Dich meiner an, wahre, brave, gute, einzige Freundin, und erinnere Dich, wer es ſei, mit dem und für den Du Dich beſchäftigſt. Ach, wenn Sie hier mein Leben kenneten! Viele, ſehr viele gute Leute, aber keine Leute, die mich wecken, mich beſſern, mir Himmel und Elyſium in Tugend und Freundſchaft machen können. Und wenn Sie auf der andern Seite mein Leben kenneten! Wie ich an Sie denke, wie meine gegenwärtige Unbeſtimmtheit und Schweigen, das andern ſo wunderlich vorkommen mag, von nichts eine Folge iſt, als von der innigſten, ſtillſten, tiefſten Hochachtung gegen Dich, meine ſüße Führerin des Lebens, und allen Empfindungen, die ſich hieraus nun entwickeln und verwickeln. — —

Auf Wielands „goldnen Spiegel" freue ich mich unermeßlich: er ſoll die gegenwärtige romantiſche Feen-Johanniszeit, der Bohnenblüthe und Johanniswürmchen und des Aehrenkorns und der Roſe und aller blühenden Kräuter, mit mir theilen! — — Doch nein! Laſſen Sie uns auch den mindeſten Klageton verbannen, jetzt ſo leben, und ſich ſo herausleben, wie wir einſt zuſammen — — ich kanns — dumme Blödigkeit! — kaum ausſchreiben. — —

68.

An Herder.

(Darmſtadt gegen Mitte Juni 1772.)

Seit acht Tagen liegt Ihr letztes kleines Briefchen da, und ich muß es Ihnen aufrichtig geſtehen, ich habe mich gezwungen und ließ es liegen, um nicht in der erſten Empfindung darauf zu antworten, und jetzt, um Ihnen nichts zu verhehlen. Ach Gott, mein Herz ſpricht den ganzen Tag mit Ihnen und hat nichts, Ihnen zu verhehlen. Warum ſollte ichs auch nicht in meinem Briefe thun, verehrungswürdigſter Freund? Und jetzt ſchreibe ich ſo gelaſſen, als immer möglich iſt, davon und mein einziger Troſt iſt: Vielleicht haben Sies nicht ſo gemeint. Aber mein Gott, warum ſchreiben Sie: „Sie werden vielleicht, hochgeſchätzte Freundin, von Ihrem Weſtphäliſchen Einſiedler ſelbſt Briefe zu leſen müde.“ — O wüßten Sie, was für Stützen Ihre Briefe mir ſind, mit was für Freude und Wonne und Seligkeit ich ſie empfange, wie mir das gleich jedermann anſieht, wie mir keine Tage ſchöner und feſtlicher ſind, als die Poſttage, wo Ihre Briefe kommen. Ach Gott, und ich ſoll Ihre Briefe müde werden, die ich Morgens und Abends leſe und überall mit mir trage, wie ein Heiligthum, das ich faſt nicht verlaſſen kann? O ſagen Sie, lieber Herder, wenn Sie noch aufrichtig mit mir reden wollen, ſagen Sie mir, woraus Sie ſchließen, daß ich Ihre Briefe müde bin? Haben Sie das aus meinen eignen Briefen geſchloſſen? Das kann nicht ſein — und doch weiß ich keine andere Urſache. Vielleicht iſt in einigen meiner letzten Briefe nicht die Munterkeit, die Sie vermuthen und mit Recht verlangen; aber konnten Sie keine andere Urſache errathen, als daß ich Ihre Briefe müde bin? Ich ſchmachte ſchon ſo lange nach der Verſorgung meines älteſten Bruders, die ſo lange, ſo unerwartet lange ausbleibt, und vielleicht jetzt, da der Landgraf unzufrieden über den Geheimerath iſt, da jetzt der Reichshofrath von Moſer Präſident hier iſt, u. ſ. w. noch länger ausbleiben wird, und das alles meinen Bruder ſehr niederſchlägt, doppelt niederſchlägt, da er noch nicht ſeine verlorne Freundin vergeſſen, und ſie vielleicht nimmermehr vergeſſen kann. Ich ſitze oft am Tiſch, und ſehe ihn, und kann mich der Thränen kaum enthalten und muß weggehn. — Verzeihen Sie mir alſo, wenn meine Briefe zuweilen nicht munter ſind. O Gott, entziehen Sie mir Ihre

Briefe nicht, meine einzigen Tröſter, die ich auf der Welt habe! — —

Und warum ſoll ich das Impromptü, das Roſenknöspchen, weglegen? reut es Ihnen, mir es geſchickt zu haben? Ach Gott! ich ſchlummerte ſo ruhig mit meinem Knöspchen ein, und dachte und träumte an die Zukunft, weiß was? für einen Himmel mit Ihnen — und jetzt ſoll ichs weglegen — es ſei zu rauh, zu voll! Zu rauh? Ich verſtehe nicht, wie die Stimme des Herzens zu rauh ſein kann, und Ihre Stimme? „Es ſei zu voll" — großer Gott, was für ein leeres, elendes Herz müſſen Sie mir zutrauen! Ach warum ſchickten Sie mirs, um es mir jetzt wieder aus dem Herzen reißen zu wollen, das mir ſo wehe thut. Liebſter, edelſter Freund, was habe ich Ihnen gethan? Da ſitz' ich und weine beim ſchönſten Morgen.

Und wie? „Ich lebte hier in der Begeiſterung ohne Sie? Ein elender Jahreslauf hätte unſre Seele, Denkart, Sprache geändert?" entfernt wollten Sie ſagen. Das hätte es, glauben Sie? O fragen Sie den Cirkel, in dem ich ſo begeiſtert leben ſoll, fragen Sie nur Merck oder meine Schweſter, wie ich lebe. Wenn Sie ein einförmiger Einſiedler ſind, für mich nicht einförmig, ſo bin ichs gewiß hier für alle meine Freunde. Merck ſagte mirs auch neulich, da er mich hieß an die Fräulein Rouſſillon zu ſchreiben, und ichs von mir ablehnte; ich ſchreibe nur an Lila, und auch das nicht oft. Goethe iſt in Wetzlar, und dem ſchreibe ich nicht, und Franz Leuchſenring iſt lange vergeſſen. —

O mein Lieber, gucken Sie nicht mit Brille und Tubus! Mein Herz iſt nicht ſo entfernt von Ihnen, näher als Sies wiſſen oder wiſſen wollen. Ach, vielleicht wollen Sies nicht mehr ſehn? Dann darf ich nichts mehr ſagen — doch ich will fortklagen. — Ich verſtehe das Ende Ihres Briefs nicht: „Glauben Sie, meine lehrreiche Erinnerin, daß meine Liebe nie Begierde geweſen und meine Sehnſucht nichts minder als Ungeſtüm werden ſoll.“ Bin ich denn eine ſo lehrreiche Predigerin, die gegen Ungeſtüm und dergleichen predigt? Vielleicht liebte oder liebe ich Sie zu ungeſtüm? Ach, dann denken Sie, Freund meiner Seele, daß es meine erſte und gewiß letzte Liebe iſt, daß mein Herz noch nicht ausgebrannt von andrer Liebe war, wie mein armer Bruder jetzt klagt, und daß ich ein Himmelreich in Ihrem Herzen gefunden, und Gott! was für eins in die Zukunft gebaut, und jetzt was für ein Ende Ihres Briefs! — Sie werden mich nicht mehr an Ihr Herz drücken wollen; das iſt zu ungeſtüm. O reden Sie aufrichtig mit mir, liebſter Freund, was ſoll das bedeuten? Hat vielleicht eine alte Freundin aus Riga (weil ſie eben ſo im Zauberduft von dorther ſchwammen, als Sie an mich ſchrieben) ihren alten Platz wieder genommen, in den ich mich vielleicht nur gedrängt habe? Doch Sie haben mich ſo heilig verſichert, daß Sie mich mehr als ſo liebten, aber doch weiß ich nicht, ſo wahr ich lebe, was ich von Ihrem Briefchen denken ſoll. Sie ſind unzufrieden mit mir, das ſehe ich, das fühle ich; und warum? warum? ſagen Sie mirs, redliche Seele, warum?

und wie Wahn entflohen — welcher Unmündige ſollte ſie annehmen? welcher zu bald wieder Unmündige ſie anzunehmen zwingen? Es zerfielen alſo die erſten Bande der Menſchheit im Urſprung oder vielmehr damals ſo dünne kurze Fäden, wie hätten ſie je die ſtarke Bande werden können, ohne die ſelbſt nach Jahrtauſenden der Bildung das menſchliche Geſchlecht durch bloße Schwächung noch immer zerfällt? — Nein! mit frohem Schauer ſtehe ich dort vor der heiligen Ceder eines Stammvaters der Welt! Ringsum ſchon hundert junge blühende Bäume, ein ſchöner Wald der Nachwelt und Verewigung! aber ſiehe! die alte Ceder blüht noch fort, hat ihre Wurzeln weit umher und trägt den ganzen jungen Wald mit Saft und Kraft aus der Wurzel. Wo der Altvater auch ſeine Kenntniſſe, Neigungen, und Sitten her habe? was und wie wenig dieſe auch ſeyn mögen? ringsum hat ſich ſchon eine Welt und Nachwelt zu dieſen Neigungen und Sitten, blos durch die ſtille, kräftige, ewige Anſchauung ſeines Gottesbeyſpiels gebildet und veſtgebildet! zwey Jahrtauſende waren nur zwo Generationen.

Was habe ich gethan? — — Sie ſagten, die Entfernung ſollte unſre Herzen feſter und enger zuſammenknüpfen; das ſagten Sie noch vor etlichen Wochen, und jetzt ſehen Sie mich ſo ernſthaft an und verſichern mich eines Kuſſes der aufrichtigſten Ergebenheit. Lieber Herder, was habe ich Dir gethan? denn daß Sie ſo geſchwind das Band wieder aufknüpfen können, können Sie ſo wenig als ich. Es iſt Mißverſtändniß, das glaub' ich, und ich will lieber hundertmal irren als einmal darin recht haben. O ſchreiben Sie mir doch bald, bald, und aufrichtig, wenn Du mich noch lieb haſt, und das haſt Du, guter Engel; mir ahndet nichts Böſes — ich höre alſo davon auf.

„Emilia Galotti" iſt endlich neu hier erſchienen, und ich habs geleſen; ſchön und traurend; ſchön die „gebrochene Roſe, ehe ſie der Sturm entblättert", und der Traum und Ahndung von Perlen, die Thränen bedeuten — das fromme Mädchen und ihr Vater, ſo männliche Charaktere. Aber mich dünkt, Leſſing hat nie geliebt, wenigſtens nie tief in der Seele, und er hat nicht Emilia Galotti, ſondern die ſchwachen, elenden Leute, die Prinzen, ſchildern wollen, und er muß ein ganzer Mann ſein, das Ding für den Hof zu geben. Die Liebe, die wahre Liebe hat nur das Herz zum Theater, und da ſoll ſie auch bleiben, und das wünſche ich dem guten Leſſing.

A propos. Haben Sie nicht Luſt, Merck mit ſeiner Frau künftiges Frühjahr in die Schweiz zu begleiten, und wieder mit ihm zurück? Er bleibt ohngefähr 3 Monat drinnen. Goethe geht auch mit, und Merck und ich dachten zuſammen, die Reiſe würde Ihnen eine Veränderung ſein. Dann reiſten drei Männer zuſammen, „die nicht überall zu dritt ſind“, und Sie würden ein ſchönes Land, nicht Menſchen, ſagt Merck, ſondern ſchöne Natur ſehen. — Was meinen Sie davon? Sehen Sie die Lockſpeiſe nicht, daß Sie nach Darmſtadt kommen ſollen, und wird Ihnen die garſtige Reiſe von Bückeburg nach Darmſtadt nicht durch eine ſchöne Schweizerreiſe erſetzt? — —

Nachſchrift. Unvermuthet kommt Ihr Brief heute mit den Roſenblättern, und was für ein himmliſcher Brief, ewiggeliebteſter Freund! Soll ich meinen Brief nicht zerreißen? Ich that Ihnen ſo unrecht, aber nur halb unrecht; denn es waren mehr Fragen, zitternde Fragen als Vermuthungen geweſen. Wenn ich Zeit hätte, würde ich einen andern ſchreiben, der nicht ſo klagend wäre; nehmen Sie ihn nur dafür hin, um zu ſehen, ob ich hier ohne Sie ſo behaglich lebe und ewig ſo entfernt von Ihnen zu leben wünſche. Streichen Sie alles darin aus, was Klage iſt, und behalten Sie nur das für ſich, was Ihnen gefällt. — — Morgen ſchreib' ich. — Leb' wohl! Ach, wären wir nur beiſammen!

69.

An Herder.

(Darmſtadt gegen Mitte Juni 1772).

— Strafen Sie mich nur, und murmeln Sie nur, liebſter, redlichſter Freund, es iſt mir noch kein Verweis aus einem ſo lieben, edlen Herzen gekommen, und doch ſolls kein Verweis für mich ſein; und iſts auch nicht — Schonung, Liebe, Dein edles, erhabenes Herz, Deine ganze ſüßeſte Umarmung der Seele iſts! O wüßten Sie doch, wie Sie mein Herz hätten, mein ganzes Herz, wie Sie damit machen könnten, was Sie wollten, und Du klagſt über Kälte! Gott, warum gerade das Wort? Denkſt Du denn nicht, daß es auch Schüchternheit ſein könnte? O Lieber, Süßer, ſtrafe uns doch nicht zuſammen mit dem garſtigen Wort, das gewiß weder in Deiner, noch meiner Seele iſt. — Wollen Sie die Urſach wiſſen, warum ich immer ſo furchtſam war, von einer nähern, ſüßern, ewigen Verbindung unſrer Seelen — nicht unſrer Seelen, ſie ſind ſchon ſo ewig feſt verbunden — von unſerm ganzen lieben Selbſt zu reden? Ach, denken Sie, man hat mir ſo oft, oft geſagt, daß Sie mich nicht ſo ganz liebten, daß vielleicht ein guter, ehrlicher Zug von mir Sie im erſten Augenblick überraſcht hätte, daß Sie mich vielleicht dazumal liebten, aber es ſei geſunken, und — Gott weiß, was für elend Zeug mir geſagt wurde. Ich ſchäme mich, das hingeſchrieben zu haben, das Ihr Herz beleidigen könnte, aber das laß doch nicht, mein Lieber, mir und meiner ganzen Liebe zu Dir zu Gefallen, laß Dich das nicht beleidigen! Du ſollſt nur begreifen, daß es mir faſt unmöglich war, ohnerachtet ich das garſtige Zeug öffentlich und in meinem Herzen verwarf, die erſte zu ſein, von einer ewigen, edlen Verbindung zu reden, die doch Tag und Nacht der Wunſch meines Herzens war. Meiner Schweſter ſagte ichs oft, daß ich mich mit keinem Menſchen in der Welt als Ihnen verbinden würde, oder wenn das Schickſal uns trennte, wenn Sie vielleicht nicht könnten oder wollten — ach das letzte nur nicht! — ſo lebe ich ſo ewig, wie ich jetzt lebe. Der Gedanke iſt mir ſo unmöglich, einem andern als Dir, Du Einziger meiner Seele, mein Herz zu geben, daß ich eher ſterben wollte. Zu der erſten Urſache meiner Schüchternheit kam noch die zweite, daß ich ein armes Mädchen bin, das bei den wenigen Vorzügen nicht einmal ſo viel beſitzt, um uns zuſammen zwei Löffel zu kaufen, ſondern gerade nur ſo viel, um ſich vielleicht einen Rock zu kaufen. Alles dieſes zuſammen, was konnte ich, was durfte ich ſagen? Ach Gott, ich mußte und hätte Dir vielleicht lange ſagen ſollen, daß Sie mich vergeſſen möchten, weil ich Dich nicht ſo ganz, ganz glücklich machen kann, wie Dus verdienſt, und wie Ihnen ja die ganze Welt dazu offen ſteht. Sieh, mein Lieber, erkläre Dir daraus manche meiner Briefe, die Dir vielleicht elend, ſchief, erbärmlich vorkamen. Ich wollte, ich konnte nicht die erſte ſein, vertraut und innig davon zu reden; ich wollte Sie nicht bewegen, wenn Sie vielleicht darin anders dächten, wie ich, es ſollte Ihre eigene erſte Empfindung ſein, und Gott! wie deutete ich jedes Wort in Ihren Briefen, das ſich darauf beziehen konnte, mir zu Gefallen darauf? Aber wie konnte ich anders als eben ſo, wie Sie, davon ſchreiben, und wie konnte ich über Sie klagen? Ich hatte Ihre ewige Freundſchaft, Briefe aus Ihrem edlen Herzen, und „unſre Herzen ſollten ſich durch die Entfernung noch mehr befeſtigen.“ War mir das nicht genug? Ich dachte, Sie wollten und könnten noch lange nicht vertrauter mit mir ſprechen, bis Sie irgendwo nach Ihrem Gefallen leben, bis Sie vielleicht auch ſelbſt lieber davon ſprechen –– und ſieh, mein Lieber, Einziger, Holder. Du haſt ein ſo geduldiges Lämmchen zu Deinem Mädchen. Ich lebte zufrieden, glücklich, in der beſten Hoffnung; denn das dachte ich, daß Sie einmal ohne Rückhalt davon ſprechen würden; ich konnte Ihnen ja nichts abzwingen, und die Zeit will ich ja herzlich gern erwarten, es mag ſo lang dauern, als es will, wenn Sies nur alles nach Ihrer Bequemlichkeit machen. Ich ſah ja Ihre Situation in Bückeburg; ſollte ich Sie, wenn auch alle andern Urſachen nicht wären, nur daran erinnern, um Sie vielleicht noch mehr über Ihre Situation niederzuſchlagen, wenn Sie mich ſo innig, ſo vertraut lieben wollten. O das konnte ich gewiß nicht, liebſter, guter Herder, aber ſehen Sie, darum wünſchte ich, daß Sie künftigen Herbſt oder Frühjahr nur auf ein paar Tage herkämen, um uns unſer ganzes Herz mittheilen zu können. — Glauben Sie denn gar an keine Liebe mehr, daß Sie denken, ich würde es müde oder wetterwendiſch! Ach, mein Liebſter, kannſt Du glauben, daß ich andern Zweck zu leben hätte, weil ich ruhig, geduldig bin, und Dich ſelbſt nicht unruhig machen will? — —

Aber was denkſt Du ſo eigentlich von mir, Lieber, Guter? Nicht wahr, daß ich ein wildes, raſches Mädchen ſei, das vielleicht unzufrieden ſei, weil Du noch nicht gekommen und mich in Deinen Arm geholt haſt, und — das vielleicht aus lauter Langeweile jetzt ſolche Briefe ſchreibt, die Ihnen ſo kalt ſcheinen. Ach, das gebe der Himmel nicht, daß Du ſo von mir denkſt! Wenn ich zuweilen traurig bin über unſre Trennung, ſo iſts nur leider über das Schickſal, „das uns doch aber nicht ewig trennen wird", ſagſt Du, Lieber, Guter! Ach Gott, was für ein Himmelreich können wir und werden wir zuſammen leben? das ahndet mir, guter Gott! wie werde ich das alles verdienen? ich bin ein armes Mädchen — kein ſchönes Mädchen — kein Mädchen mit Talenten — kurz, nichts als ein gutes Mädchen — das eine ganze Welt für Dich aufopfern kann. — Eine gute, alte ſchöne Deutſche Hütte iſt genug für uns, wenn wir zuſammen ſind. Es iſt eine Holzmachershütte bei meinem Fels und Teich und Hügel, der eigentlich hier Herrgottsberg heißt. Da wünſchte ich uns ſchon oft in die arme kleine Hütte. Es wohnte eine alte freundliche Frau darin, die gab uns vorigen Sommer immer Milch zu eſſen, und die ſtarb den Winter. Ihr alter Mann ſaß neulich unter einem Baume in der Sonne; er war krank und matt und konnte faſt nicht gehen. Ich dachte: „Du ſollſt eine Bouteille Wein haben.“ Meine Schweſter und ich brachten ſie ihm. Auf der einen Seite hatte ich den Wein und auf der andern Klopſtocks neue Oden. Der Mann iſt ſonſt ernſthaft, aber diesmal war er ſo freundlich — ach Gott! wir gingen auf meinen Fels und laſen Klopſtock. Ob Sie dabei waren? das fragſt Du doch nicht, Lieber? Ich fürchte, daß ich noch das Reden verlerne, ſo wenig kann ich und mag ich mit den Leuten hier ſprechen, weil ich andere, beſſere, ſüßere Geſellſchaft habe. O klagen Sie nicht, theilen Sie alles mit mir, ich thue es ja auch; o wenn wir dereinſt ſo zuſammen gehen werden, als ich jetzt mit Ihnen! — Gefällt Ihnen die gute, liebe Kornähre auch ſo wohl? ich gehe niemals vor einem Kornfeld vorbei, ohne die Aehren zu ſtreicheln. Es iſt eine ſchöne Zeit: Blumen, Sommerluft, grünen Baumes Schatten, Abendkühle, und jetzt ſchreibe ich bei Lilienduft, unſrer Blume! Ich hab' Tag und Nacht eine in meinem Zimmer. O wenn doch meine Seele ſo erquickend um Dich wäre, lieber, holder Jüngling, wie der Lilienduft um mich! — —

Doch was denkſt Du bei dem allem, mein Lieber? Haben Sie Ausſicht, daß die Frucht in etlichen Jahren reif wird ſein, und wir ſie zuſammen — brechen? Ich wünſche und hoffe, daß Ihnen in Göttingen bald ein guter Platz angeboten wird — daß Sie ſich alsdann einrichten können — daß Du alsdann vergnügt lebeſt und daß — daß ich ewig bei Dir ſein kann. Freund meiner Seele! Denken Sie, daß Göttingen ein guter Ort für Sie iſt? ich wenigſtens denke es. Aber eile nur nicht! die beſte Frucht muß ja die längſte Reifezeit haben, und leben wir jetzt bald zwei Jahr getrennt, warum nicht noch länger! — —

70.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg den 27. Juni 1772).

Welche reiche, große Ernte an Briefen kommt mir heut, ſüßes Mädchen, auf meine ſo lange, lange Theurung! und von welchem Inhalt! Wo ſoll ich anfangen, wo ſoll ich endigen, über alle Ihre Liebe, Unſchuld, Zutrauen und Zärtlichkeit des Herzens! O Gott, wie iſts, wenn die Unſchuld ſpricht! Und wie hab' ich je, wie kann ich je ein ſolch Herz verdienen. Wiſſe alſo, mein liebſtes Mädchen, mein Stillſchweigen iſt nie Entfernung oder Zweifel oder Kälte des Herzens geweſen, ſondern (ich ſchreibe aus der Tiefe meines Herzens) hat nie anders als von *Armuth, Ehrlichkeit, Mißtrauen auf ſich ſelbſt und wahrer Hochachtung für Sie* hergerührt. Zuerſt, muß ich ſagen, wars *Betäubung*. Wo hätte ich denken ſollen, Sie in Darmſtadt zu finden und den Eindruck mitzunehmen? Ich war alſo anfangs ganz aus mir geworfen, ein Vogel ohne Neſt, oder, wenn

Sie comiſcher überſetzen wollen, ein Haſe ohne Statte. — Was konnte das Reſultat ſein? Leuchſenring kam dazwiſchen. Und was mußte ich mir nun von deſſen Sprache denken? Und mußte ich nicht immer, ſchon als ein ehrlicher Mann, auf die leichte Möglichkeit horchen! Wie, wenns von Ihnen Ueberraſchung geweſen wäre? und Sie zurückkämen? gekommen wären? Welche Infamie, ein ſo edles, weibliches Herz auch nur mit einem Zwirnfaden widrig feſſeln zu wollen! Hier darauf in meiner Hochwürdigkeit — wie fand ich mich deplacirt! wie fremde war mir alles! wie erſtaunend bezeugten Sie gleich von Anfange Widrigkeit für dieſen Ort, auch nur bei dem kleinſten Anſchlage! Endlich und vorzüglich und einzig: wenn ich nichts in der Welt beſitze, ſo iſt mir die Ehrlichkeit alles, ein Weib, die ich ſchätze und liebe, nicht unglücklich zu machen. Erſte Unehrlichkeit alſo, ſie in ein Bett einzuführen, das noch nicht gebettet, das von allen Seiten noch dürres Stroh iſt.

Liebſte Freundin! die Eile, mit der ich ſchreiben müß (es iſt Sonnabend ſpät!), und die Fülle des Herzens, aus der ich ſchreibe, machen meinen Brief ſo rüde und uneingefaßt; aber, meine Flachsland, wenigſtens iſt der glatte Kieſelſtein, den ich Dir ſo uneingefaßt gebe, ein Stein treuer Hand. Auch ich weiß wahrhaftig nicht, wie und was der Himmel noch aus mir machen wird? aber Offenheit und Ehrlichkeit ſollen allein die Beziehungen ſein, liebſte Freundin, die mich ewig an Sie ketten ſollen — und welcher ehrliche Mann kann mehr ſagen? Was Sie zu Ihrer Schweſter, das ſage ich zu Ihnen, mein liebes Mädchen: mein Herz kennt außer Ihnen nichts und ſoll in der Welt nichts kennen. Du mein liebſtes Weib, oder ich ewig allein! Da ſtehen Sie alſo! Hier ich! nur oben iſt der, der das Ja ſpreche.

Wie warte ich auf die Stunde, liebſtes Mädchen, da ich mit Ihnen nächſtens mehr ſprechen kann! Unſre Herzen ſind entſiegelt! Keine Hand, die ſie je wieder verſtopfe. Wie vieles muß ich ſagen!

Ich muß morgen zu Baum (iſt ein Waldluſthaus des Herrn) und weiß noch von nichts! Montag denke ich nach Pyrmont! Wo es indeſſen ſei, ich ſchreibe die erſte Viertelſtunde! Ohne Schmink und Schimmer, in Einfalt des Herzens, Redlichkeit und Wahrheit. —

Schreiben Sie mir doch näher den Zuſtand mit dem Geheimerath, Landgrafen und Moſer.

71.

An Herder.

(Darmſtadt Anfangs Juli 1772.)

Da bin ich ſchon wieder, lieber, guter Herder. Ach Gott, ich möchte es Ihnen ſo recht ſagen können, wie ich ſo ver-

Indeß auch von dieſem heroiſchen Anfänger der Bildung menſchlichen Geſchlechts weggeſehen: nach den bloßen **Trümmern der weltlichen Geſchichte** und nach dem flüchtigſten Raiſonnement über dieſelbe à la Voltaire — **welche Zuſtände** können erdacht **werden, erſte** Neigungen des menſchlichen **Herzens** hervorzulocken, zu bilden, und veſtzubilden, als die wir ſchon in den **Traditionen unſrer älteſten Geſchichte** würklich angewandt finden? **Das Hirtenleben im ſchönſten Klima der Welt**, wo die freywillige Natur den einfachſten Bedürfniſſen ſo zuvor oder zu Hülfe kommt, **die ruhige und zugleich wandernde Lebensart der väterlichen Patriarchenhütte**, mit allem, was ſie giebt, und dem Auge entziehet, der **damalige Kreis menſchlicher Bedürfniſſe, Beſchäftigungen und Vergnügen**, nebſt allem, was nach Fabel oder Geſchichte dazu kam, **dieſe Beſchäftigungen und Vergnügen** zu lenken — man denke ſich alles in ſein natürliches, lebendiges Licht — welch ein erwählter **Garten Gottes** zur Erziehung der erſten, zarteſten **Menſchengewächſe!** Siehe dieſen Mann voll **Kraft** und **Gefühl Gottes**, aber ſo **innig** und **ruhig** fühlend, als hier der Saft im Baum treibt, als

der

gnügt und glücklich bin, und das durch Dich, Lieber, Süßer, durch Dein edles Herz. Es iſt wahrhaftig alles ſchöner um mich, der Sommer ſo freudig und heiter bis in die Seele, und ſo erquickend und heilſam für meine Geſundheit. Nein! nein es kann kein Menſch glücklicher ſein als ich, wenn ich da lieg' und alles um mich herum ſumſen höre, und die Vögel ſingen höre, und ſo wie eingewiegt an Dich denke, Du Lieber, Du Einziger meiner Seele, und eine goldene, glückliche Zeit denke, wo wir ſo nahe, nahe zuſammen ſein werden, wo ich, anſtatt eines harten Baums, Dich ſelbſt umarmen, umfaſſen werde. Ach, wenn doch irgend ein Hain wäre, wo Deine arme Pſyche das alles nur einen Augenblick mit Dir theilen könnte, was ſich nicht ſchreiben läßt, und was ich nicht ſchreiben kann; es erſtarrt mir alles in der harten Feder und — ich bin doch ſo glücklich! Die ganze Seele in Deinem ſüßen, goldenen Brief ſchwebt in mir; ich weiß nicht, wie mir iſt, aber tauſendmal klag' ich mich an, daß ich nicht ſchon lange ſo innig, ſo vertraut mit Dir geſprochen, und es immer nur in mein Kämmerchen eingeſchloſſen. Dein liebes, gutes Murmeln, das mich anklagen wollte und doch nicht wollte, hat endlich das Band meiner blöden Zunge gelöſet; mich dünkt, es wäre alles vor mir aufgeſchloſſen, Himmel und Erde und Dein Herz. Willt Du, mein Lieber, ſo in dem redlichen, treuherzigen Ton fortfahren, mir zu ſchreiben, zu antworten, alles, alles was Du willt, ach was für himmliſche Stunden wirſt Du mir machen! und bin ichs nicht werth, ſo bin ich doch nicht ſo ganz unheilig, in die verborgenen Winkel Ihres Herzens zu ſehn. Mein armes Herz liegt vor Dir. Du ſollſt niemals mehr einen Tubus dazu nehmen, Du böſer Guter.

Aber noch eins, mein Lieb! warum biſt Du denn ſo rückhaltend gegen mich geweſen? Haſt Du je geſehen, daß ich Dich nicht mit meiner Seele liebe? oder haſt Du mich erſt mehr lieb bekommen, mehr in der Entfernung als in der Nähe? Gott im Himmel! nein, das denke ich nicht, o nein! die Nähe ſoll mehr und wird mehr ſein als die Entfernung. Nun ſag' mir, Lieber, warum ſoll ich zuerſt laut reden? Bin ich doch ein Mädchen, und arm, und furchtſam, wie ſollt' ich reden? und doch hab' ich geredt in einem vorhergehenden Brief 1), eh' ich mein Portrait ſchickte, aber Du haſt mir nicht darauf geantwortet, ſondern zu meinem Erſtaunen den Brief mit meinem Bild ganz falſch erklärt. Ich war ſo böſe auf mich und meinen elenden Brief, daß ich ihn hundertmal zurück gewünſcht, und doch konnte ich mich auf keine Art erklären; ich wurde noch mehr blöde und ſchüchtern, und wußte nicht, warum Sie den Brief ſo erklärt und wie Sie das alles wenden wollten. Ich war einmal blöde gemacht und dazu diente hernach alles. Doch jetzt iſt alles vorbei. Nehmen Sies ja nicht als einen Vorwurf (das iſt ein garſtig Wort) oder ein

---

1) Brief 29.

mißbrauchtes Recht über Sie; das bin ich nicht im Stand, es iſt nur eine Frage, die ich Herz an Herz frage.

Ich war vor etlichen Tagen in einem langen ſchönen Wald, am Ende war eine Mühle und das ſchönſte Thal hier; wir lagerten uns und ſchwärmten bis in die Nacht und dann ging ich allein mit ſieben Mannsperſonen (die andern Frauenzimmer fuhren) zu Fuß nach Haus. Die Geſellſchaft war freilich nicht ganz für mich, und ich wandelte auch den ganzen Wald meiſt allein mit Ihnen durch. Es war alles ſtill heilig, ſo feierlich darin, der Mond ſchien durch die ruhigen Blätter bald ganz hell, bald bewölkt. Ach Gott, ich war ganz entzückt in dem heiligen Wald, ich hätte niederknieen und beten mögen. Unſre Altdeutſchen waren große, brave Leute mit Herz und Seele, daß das ihr Tempel war! Tempel Gottes! Ich ging mit Merck umſchlungen etliche Minuten ſo durch. Ach, dachte ich, wo wird einſt der heilige Wald ſein, wo ich, mit meinem Herder umſchlungen, mit einer Seele durchwandle? Edelſtes Herz, wie wollen wir einſt ſo glücklich und menſchlich zuſammen leben! im Wald Hütten bauen, Hütten der Lieb' und Freundſchaft! — Wir haben auch Feuerwürmchen gefunden und in mein Haar gelegt; ſie waren ſo ruhig und fromm darinnen. Ich liebe die Feuerwürmchen außerordentlich; es war immer Paar und Paar beiſammen; ich hab' keine getrennt — ſie lebten und ſtarben zuſammen — die armen, glücklichen Thierchen! — —

Meine ganze Umarmung der Seele für Ihren flammenden Sommerliebestraum.[1]) Wie hab' ich mich ergötzt! an den „leuchtenden Funken Gottes", dem „Wunderwurm", der „unſterblichen Verbannten"! Ach, wann fliegen die Funken unſerer Seelen einmal zuſammen? Ich will gern von aller Welt verbannt ſein, wenn ich bei Dir bin, ſüßer Jüngling. Wann wir uns, Gott! in welcher „Zauberlaube"! an Freundes Herz drücken, vereint das Erdeleben leben und um mich Deine — ach ich kanns nicht ſchreiben. —

Zauberlaube,
Wo ſeh' ich dich?
Und der wilde, trotzige Knabe (des edlen Vaters
Ebenbild) lernt
Zum Staunen der Sommernacht
Hören Gott! fühlen ſanft
Die Schöpfung! —

Ach, bin ich das werth, ſo ein glückliches Weib und glückliche Mutter zu werden! O wie will ich alles in mir aufbieten, den Himmel werth zu werden! und doch werde ichs nicht. — Edles Herz, was verdienteſt Du für eine Glückſeligkeit! und ich — ich kann mich der alten Klagen nicht enthalten, Lieber, Süßer, ſie ſind noch immer die trüben Wolken an meinem Himmel und werdens auch bleiben.

---

[1]) Herder hatte ihr den „St. Johannis Nachttraum" in der erſten, von der ſpätern Geſtalt („Werke zur Litteratur und und Kunſt" B. 3, 177 ff.) mehrfach abweichenden Faſſung überſandt.

Und jetzt wieder Dein letzter himmliſcher Brief aus der Fülle des Herzens! O gib mir immer den glatten Kieſelſtein uneingefaßt, Du Stein treuer Hand, an der ich ewig hängen will, Du Stütze meines Lebens! Du ſollſt mich in den Himmel führen — ach ich kann nichts mehr ſagen, ich will Luſt holen für meine arme Bruſt! — Unſre Herzen ſind entſiegelt, auf ewig entſiegelt.

72.

An Caroline Flachsland.

(Pyrmont Mitte Juli 1772.)

— Unſer Freund Goethe hat an mich geſchrieben[1], und ſein Brief hat mich im Walde und Garten der Brunnenkur ſehr in die Höhe gehoben. Ich erwartete ganz gewiß einen Brief von Ihnen, und er erſetzte doch alſo noch zum Glück die Stelle. Er hat ſehr gemurmelt, daß ich ihn einen „Götzenprieſter“ geſcholten, und hat alſo, wie ich ſehe, das Gedicht im weitern Umfange genommen, als ers ſollte; auch gibt er mir in ſeinem Briefe die Freiheit,

---

[1] Vgl. Goethes Brief Nr. 6.

„Ihnen ſo viel melancholiſche Stunden machen zu können, als ich nur wolle“; und Sie können denken, daß ich das auch nicht verſtehe. Wollen Sies mir erklären, meine liebe, gütige Freundin, aber Sie; denn ein Argwohn oder ſo was hats nicht den geringſten Schatten, daß ich frage, und daß es ein anderer wiſſen dürfte. Goethe iſt ein guter, edler Junge mit vielem Gefühl und Uebergefühl, woven, wie es im lieben menſchlichen Leben ordentlich und billig iſt, die Hälfte auch ihm wohl Traum der Morgenröthe bleiben wird. Seine Liebe und Freundſchaft iſt mir alſo ſo ein ſchönes Bild der Seele, daß ichs um keinen Schattenzug möchte geſchwärzt haben. Sie können alſo auch entſchuldigen, meine einzige Freundin, wenn mir auch eine ſolche Wendung von ihm nicht gleichgültig iſt, und daß ich mich alſo zu Ihnen wende, da ohne Zweifel Sie allein den Schlüſſel dazu haben. Es iſt zugleich Erklärung einer Stelle in Ihrem letzten Briefe.

Und nun, meine gute, ſtarke Freundin, ſonſt ſind Sie doch wohl? Treten Sie doch nicht mehr in einen Schatten, den Sie ſich ſelbſt machen — o Gott, und ich durch nichts vermehren wollte! Laſſen Sie uns, liebe Flachsland, freudig und froh leben! Ich lebe von Tag zu Tag mehr! mit Gefühl von Zweck und Hoffnung und feſter Zuverſicht in die Schöpfung! mit guter Selbſtbeſtimmung und Tugend! mit täglichem ſüßem Andenken an Sie, meine ewige Freundin, meine beſte Beſtimmerin des Lebens! O was wirds für eine Zeit ſein, wenn wir uns ſo ſehen und genießen! Für mich wird dann erſt ein zweites Leben angehen mit Selbſtgefühl und Zweck und Tugend, für welches ich das erſte ſchon jetzt nur als einen Schatten, als ein altes Teſtament rechne. Die Ausſichten und Hoffnungen ſind unzählig, die ich auf dieſe Hoffnung baue, und es iſt nur ewig meine Sorge und Nebel, was ich zu Ihnen bin? ſein ſollte? ſein wollte? und nicht bin? Es iſt mir ſo beſchwerlich, auf dieſen Gedanken zu kommen, weil ich weiß, daß er Ihre ſchöne Seele peinigt und ſo beſchwerlich doch auch, um ihn herumzugehen, weil er mir zu ſehr aufs Herz fällt, wenn ich mir nur Ihr Bild da für mich male. Aber Dein Herz iſt edel, meine Freundin, iſt ſo edel und groß, als es je ein weibliches Herz war, und auf Dich möcht' ich auch in Güte Welten bauen. Nur ſei geduldig, meine liebe Caroline, und verzeih mir jeden Fehler und Thorheitsſtreich, den ich auch in der Zeit Ihrer Bekanntſchaft gemacht haben möge. Wo und wie ich ihn ſehe, thut er mir überall mehr leid, als Sie glauben: und Sie können ſich unmöglich vorſtellen, wie viel Schlimmes ich mir über zehn Sachen ſelbſt will, von denen ich ſehe, daß das Beſſerſein nur freilich von mir abgehangen hätte. Aber was iſt Reue, die bloß zurückſieht! Laßt uns vorwärts ſehen und Hand ausſtrecken! — —

Von Leſſing haben Sie ganz recht, liebe Freundin, aber nicht alle Stücke und Autoren können gleich ſein. Daß bei dem Stücke alles nur gedacht iſt, würde ich noch immer vergeben: vielleicht iſts in manchem Betracht Tugend.

wenn ein Autor für die Bühne auf gewiſſe Weiſe Schöpfer iſt, der ſchaffet und ſelbſt nicht empfindet; nur freilich Weiber würdig ſchildern, werdet Ihr dem guten Manne kaum zugeben, und ich glaubs ſelbſt. Ich ſchicke nächſtens Goethens „Berlichingen" zurück; da wird er ihn wohl Mercken ſchicken, und dann werden auch Sie einige himmliſche Freudenſtunden haben, wenn Sie ihn leſen. Es iſt ungemein viel Deutſche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin, obgleich hin und wieder es auch nur gedacht iſt.

Ich denke jetzt nichts. Ich trinke Brunnen, und leſe erſte Jugendſtudien und werde auf gewiſſe Weiſe wieder zum Kinde; das wird mir wohl behagen.

73.

An Caroline Flachsland.

(Pyrmont im Juli 1772.)

Alles, alles vergeſſen, was unſre Herzen und Sinne ſo und ſo verſtopft, geblendet und getäuſcht hat. St. Johann iſt unſre Zauberzeit, die den Trug von den Augen wirft und uns die ganze ſchöne Zauberwelt zeigt, die um uns liegt, unſere Empfindungen weckt und auf uns wartet. Wie glücklich bin ich, ein Mädchen zu haben, ſo voll Unſchuld und Gefühl, Idee und Nerve der Glückſeligkeit, und — dies ſüße Mädchen lebt, denkt für mich, an mich, um mich; dies ſüße Mädchen denkt ſich einſt als die Meine! Welche Bahn, welche ſüße Olympiſche Ausſicht zum Ziele! Ich will alſo auch nicht, ſelbſt nicht klagen, mich beſſer wünſchen, ſondern Deine Kraft und Deinen Namen, meine Wertheſte, mich beſſer machen, hoffen und mein Herz wenigſtens ſchon ganz mit Dir theilen.[1] —

Daß Pyrmont, was die Spieltiſche und bunte Alleenpuppen betrifft, für mich weniger intereſſant geweſen als wieder ſeine große, ſchöne, heilſame Natur, können Sie auch leicht denken. Ein eignes, halb düſteres und eingeſchloſſenes Thal, wo der Engel des Herrn mehr als zu Siloah in alle Arten Geſundwaſſer ſteigt und ſie bewegt — Stahlbrunnen, Sauerbrunnen, Salzbrunnen, Schwefelbad — ein großer Arzneitiegel der Natur. Das Schwefelbad hat mich am meiſten frappirt. Da aber der Tag heiß war, und ſchon die Luft voll Schwefel und Gewitter und voll Erdkraft lockender Geiſter hing, war da der Duft ſo groß, daß nur immer einige Augenblicke die Zeit waren, die Atmoſphäre zu athmen, und einige Athemzüge ſchon mir ſo viel Leichtigkeit gaben, daß ich beim Rückritt am ſchönſten Abend mehr ſchwamm als ritt, ſehr ruhig an den Zigeunerhorden vorbeijagte und nur noch rauſchen hörte und mich fortträumte. Es iſt ſo demüthigend für alles, was Geiſt in uns heißt, daß wir ſo ſehr von dem Element abhangen, in dem wir ſchwimmen ſollen — grobe Erdluft, wo wir Staub athmen, und uns Staub und Aſche fühlen! — und daß einige Stäubchen dünner Atmoſphäre Blut und Lebensſaft ſo in uns ändern konnen. Wie wenig braucht Gott, uns in den Zuſtand fortzurücken, wo, nach einer ſchönen Orientaliſchen Fabel, wir Geiſter, Elohim werden, durch Blicke lieben und durch Küſſe umarmen; Muſik denken und Handlungen zum ewigen Tanz machen auf Gottes Flur. Eia, wären wir da! — Sie werden ſich alſo leicht denken konnen, liebſtes Mädchen, daß mir bei der Diſpoſition der zur Luſt getrunkene Brunnen auch ungemein zum Frommen und Nutzen wird. Die ſchonſten Morgen in der ſchönſten Gegend ſind auch ohne wahre Geſellſchaft ſchon: jeden Morgen ſind friſche Roſen aufgeblüht, um meine Geſundbecher zu kränzen, und da ſehe ich denn in die halb aufgeblühte junge Morgenroſe, die meinen Becher kränzt — Sie wiſſen, liebſtes Mädchen, und fühlen Sies mit mir! — in Ihre Seele, Ihr Roſenwort, und Ihren ſchönen Plan des Lebens. Abends kommt dann der freundliche Mond, der durch die Hermannswälder mich aufſucht, und ja auch alsdann über Ihnen hängt und uns beiden vielleicht zu einer Stunde wie groſe Wünſche und Dinge weiſſagt! Iſt dieſe Welt nicht ſchön? Wie dumme Leute es gibt, die nichts von ihr fühlen! Feldthiere und Roththiere! — Ein paar Kinder ſind alſo allein die Engel meiner Geſellſchaft, ein wilder Knabe, der kaum ſo alt iſt, als mein Ruf hieher, und ſchon allen Gefahren zu See und der Inſtinkt der tauſendartig dort unter Geſchöpfe vertheilt, der in jedem Geſchöpfe einzeln ſo gewaltig treibet, als dieſer in ihn geſammlete ſtille, geſunde, Naturtrieb nur würken kann! Die ganze Welt ringsum, voll Segen Gottes: eine groſe, muthige Familie des Allvaters: dieſe Welt ſein täglicher Anblick: an ſie mit Bedürfniß und Genuſſe geheftet: gegen ſie mit Arbeit, Vorſicht und mildem Schutze ſtrebend — unter dieſem Himmel, in dieſem Elemente Lebenskraft welche Gedankenform, welch ein Herz muſte ſich bilden! Groß und heiter wie die Natur! wie ſie, im ganzen Gange ſtill und muthig! langes Leben, Genuß ſein ſelbſt auf die unzergliederlichſte Weiſe, Eintheilung der Tage durch Ruhe und Ermattung, Lernen und Behalten — ſiehe das war der Patriarch für ſich allein. — — Aber was für ſich allein? der Segen Gottes durch die ganze Natur wo war er, inniger als im Bilde der Menſchheit, wie es ſich fortfühlt und fortbildet: im Weibe für ihn geſchaffen, im Sohn ſeinem Bilde ähnlich, im Gottesgeſchlecht das ringsum und nach ihm die Erde fülle. Da war Segen Gottes ſein Segen: ſein die er regiert, ſein den er erzieht; ſein die Kinder und

---

[1] Hier folgt die in den „Erinnerungen“ I, [illegible] abgedruckte Stelle.

Lande trotzet, und ein kleines Mädchen, vom Januar her, deren Seele Roſengeiſt ſein muß und die ſchon alle Liebäugeleien und ſüßes Geſchwätz Eures Geſchlechts mitzufangen anfängt. Gott hat, glaub' ich, die Menſchen auf keiner Welt zu ſüßern Narren machen können, als uns durch Vater- und Mutterfreude. Mir ſchwindelt bei jeder Umarmung dieſer Kleinen — durch Hoffnungen nämlich (verſteht ſich!) nicht durch Genuß. —

Wielands goldner Spiegel iſt zwar nur eigentlich ein politiſches und Regierungscollegium für große Herrn, ſonſt aber zwiſchen ſchöne Scenen. — Denken Sie, liebe Flachsland, inſonderheit bei dem kleinen glücklichen Völkchen und ihrem Geſetzbuch und ihrem armen Emirsgaſt — und im letzten Theil bei der Erkennung des jungen Menſchen, der Gott ſeines Volks wird — daß ich auch das geleſen, und und — — —

Meinen beſten Gruß und Kuß an Dich, meine liebe, wackere Freundin! Bleibe mir hold und gut auf dieſer Erde, wie droben im Himmelreiche Gottes! Leben Sie wohl! Ich bin Hirt in Bückeburg, und gehe Morgen Nachmittag zurück, ſo Gott will! —

74.

An Herder.

(Darmſtadt im Juli 1772.)

Der gute, warme Sanct Johann hat alſo unſre Arme und Herzen auf ewig in einander geſchlungen! O fühlen Sies doch mit mir, edelſter Jüngling, welch ſchöne Zauberzeit das iſt! Ich werde es und kann es niemals ſagen, aber ich lebe und ſchwimme oft und leicht zu allen den lieblichen Dingen der ſchönen Orientaliſchen Fabel, wie Sie aus Ihrem Schwefelbad. Nur freilich iſt es für Ihren Geiſt ſehr demüthigend, daß ein Schwefelbad Sie in die andere Welt verſetzen kann, da hingegen meinem Geiſtchen zum Ruhm gereicht, daß es bei bloßen ſchwarzen ſtummen Buchſtaben ſo geſchwind überfliegen kann. Doch nein, im Ernſt, lieber, guter, beſter Freund, Ihr Pyrmonter Bad und alles Fromme, Gute, Wahre, was daran hängt, hat mir recht gefallen und noch mehr und äußerſt die Umarmung der zwei Kinder, der Engel Ihrer Geſellſchaft. Das war doch guter, menſchlicher, unſchuldiger Tauſch gegen Alleepuppen und Spieltiſche. Ach, drücken Sie ſie auch für mich an Ihr Herz, den wilden, trotzigen Bub und das Jännermädchen! was für Freude können und werden wir auf dieſer Erde erleben und genießen! was für ein guter Gott iſts, der uns Liebes-, Vater- und Mutterfreuden gegeben hat! ich darf nicht daran denken.

Aber was habt Ihr, Wohlehrwürdiger Herr, für einen boshaften Schluß daran gemacht? „Euch ſchwindelt bei Umarmung dieſer Kleinen — durch Hoffnung verſteht ſich, nicht durch Genuß!“ Nun werde ich gerade verleitet, das Letzte zu glauben, und werden hiedurch Euer Wohlehrwürden gehorſamſt gebeten, Ihr Jännermädchen für mich aufzuheben; ich will es ſehen und umarmen und es ſoll mein Mädchen, meine Tochter werden und in meinem Schooß liegen und ſchlafen, weils ſo einen gutherzigen, edlen Vater hat. Glauben Sie gewiß, das kann ich thun.

Aber jetzt habe ich was auf meinem Herzen. Ich bin unendlich zufrieden, daß Sie alles vergeſſen haben, was unſre Herzen ſo verſtopft, aber warum ſprechen Sie ſo wenig und in der Eile und faſt gar nichts von dem, was ſie verſtopfte. Sie wollen ſich niemals ſo ganz erklären: ich haſſe eben ſo ſehr alle dergleichen Erklärungsſachen; aber ein wenig mehr! Doch wie, ich leſe Ihren ewigen Brief wieder, ſo kurz, und doch ſo voll und edel, und was konnten Sie im letzten Brief mehr ſagen! Ach nein, ich will nichts mehr. Du kamſt ja eben aus einem ſchönen, kühnen, fürchterlichen Deutſchen Thal und warſt da mein kühner, Deutſcher, edler Jüngling, dem das alles ſo wild und kühn und warm ums Herz liegt. O wüßten Sie, wie ich Sie für alles das umarme!

75.

An Herder.

(Darmſtadt) den 7. Auguſt (17)72.

— — Wenn ich nicht ſähe, daß ich mich noch nicht ſo ganz aus meiner Familie loswinden kann und daß Sie noch keine Hütte haben, die Ihnen gefällt, ſo könnte ichs kaum ertragen, daß wir noch ſo entfernt ſind. (Ich ſpreche ohne alle Mädchenblödigkeit — und das vergibſt Du mir, mein Lieber.) Sein Sie alſo ohne Sorgen, daß ich darüber unruhig oder gar melancholiſch bin. O wenn Sie mich ſo ganz kennten, Sie dächten das nicht von mir — ob der Weg lang oder kurz zur glücklichen Hütte iſt. Weiß ich doch, daß es einmal eine für uns gibt, und iſt nicht der Weg ſchon dazu? Sie müſſen nicht oft zu Fuß gegangen ſein, und das Vergnügen nicht wiſſen, wenn man durch einen langen Weg erſt an den Ort kommt, wo man Milch und Brod ißt. Nun denken Sie, wer wird auf *dem* Weg müde werden? Wenn meine Briefe ſo lang ausbleiben, ſo denken Sie doch niemals, daß ich müde bin. —

Sie nehmen das, was Goethe geſchrieben, auch in zu weitem Umfang. Wenn die Stimme nicht gehört wird, wie oft verfehlt man den wahren Ton! Daß ich nicht ſo leicht und luſtig bin, wie Goethe, das iſt wahr, und daß irgendwo in meinem Geſicht oder Seele eine ſchwermüthige Falte gelegt iſt, iſt auch wahr, und leider fühle ich ſie, aber der gute Goethe weiß nicht woher. Sie, mein lieber Herder, wiſſens ja viel beſſer, daß ich hier im Hauſe nicht in meiner Aſſiette bin, daß alle die Hoffnung und Ausſicht wegen meinem älteſten Bruder faſt ganz verdunkelt iſt, und mir das wegen Schwäche der Geſundheit (krank bin ich nicht, aber doch auch nicht geſund, wie viele Menſchen) oder, was weiß ich, ſchwerer als jemals aufs Herz fällt. Ich bins auch hier im Hauſe ſo müde, die beſtändige Schulmeiſterei und Dummheit des Geheimeraths, daß ich mir alle Mühe gebe, wegzukommen, und vielleicht geſchiehts bald. Ich habe meine älteſte Schweſter dahin gebracht, daß ſie in unſerer Gegend wohnen will, weil ſie doch nicht bei ihrem Manne iſt, und daß ich bei ihr wohne. Sie hats mit Freuden ergriffen; ich hab' faſt alles ſchon arrangirt. Denken Sie doch um Gotteswillen nicht, daß Sie mir melancholiſche Stunden machen! Das hat Goethe gewiß auch nicht ſo gemeint; ich ergreiſe alle Freuden, die um mich ſind und gemacht werden, mit beiden Händen — nur lebe ich freilich für mich ſüßer und himmliſcher, wenn ich allein bin und an Dich, guter Engel, ungeſtört denken kann. Und iſt das Melancholie? Das weiß Goethe ſo gut als ich und wir alle, daß mon im Lärm und Geſellſchaft nicht ſo ganz an ſeine Freunde denken kann; nun ſollte der ehrliche Menſch noch wiſſen, daß mir eben deswegen die Geſellſchaft oft ſo läſtig iſt, ſo wird er ſich meine melancholiſchen Stunden anders erklären. Sie nehmens auch zu ernſthaft auf, liebſter Freund. Sie ſollten darin Goethe beſſer kennen. Ich habe es keiner Seele geſagt, das ſein Sie verſichert, aber ich möchte doch ein wenig darüber lächeln, daß Ihnen die Sache ſo wichtig iſt, aber das ſchadet nichts. Ihr bleibt immer Freunde zuſammen, das hoff' ich, und Ihr müßt Euch zuſammen durch eine oft unüberdachte Wendung nicht verkennen. Du biſt ein ſo gutherziger, ehrlicher Junge, daß Du Dich gleich erſchrecken läſſeſt. Komm', laß Dich dafür umarmen, mein Lieber, Guter; wenn ich Dir doch ſagen könnt, wie ich Dich ſo lieb hab'! — — Aber Ihre Klagen kann ich unmöglich mehr hören, von Thorheit, Fehler und dergleichen; ich weiß von allem dem kein Wort; ich kann nicht deutlich reden, weil ich von allem dem nichts weiß, aber das, was ich ſage, legen Sie doch ganz nach Ihrem Gefallen aus. Sie können mich niemals beleidigen, wenn Ihr Herz immer ſo edel und ehrlich und rechtſchaffen für mich ſchlägt. Und das wirds immer! nicht wahr, Du edler Mann? — —

N. S. Merck hat Ihnen alſo nichts von Moſer, Geheimerath und Landgraf erzählt. Die Sache mit dem Geheimerath hat weiter nichts zu bedeuten, als daß er nicht mehr der Erſte iſt, daß er auf einige Zeit der Gnade des Landgrafen und ſeines Zutrauens beraubt iſt. Die Geſchichte iſt alſo dieſe. Schon vor 3 Jahren hat der Kaiſer dem Landgrafen befohlen, eine gewiſſe Summe Geldes, die er ſelbſt genannt, jährlich auszuſetzen, für die Schulden zu bezahlen.

Die Summe ward dem Landgrafen zu groß, und der Geheimerath mit ſammt dem Geheimerathscollegium ſollte die Sache mit den Gläubigern ausmachen, daß die Summe verringert würde; ſie konnten aber nichts ausrichten und es blieb bei der feſtgeſetzten Summe. Der Landgraf baut indeſſen 3 Exercierhäuſer, wovon das eine wieder niedergeriſſen iſt, die etliche hunderttauſend Gulden koſteten; das Geld fehlte, die Geheimeräthe machten Vorſtellungen, der Landgraf wurde endlich böſe und beſchuldigte ſie ſo ohngefähr, daß ſies mit den Schuldleuten hielten und daß er gezwungen wäre, ſo viel jährlich abzugeben. Er nahm darauf Zuflucht zu ſeinem hieſigen Jägermeiſter von Moſer, einem Bruder vom Reichshofrath, der mußte ihm einen Kammerplan machen, der ihm ſehr wohlgefiel, der aber wie alle vorher gemachte Kammerpläne nicht ausgeführt werden konnte. Dieſer Moſer wird nun beſchuldigt, er habe das Geheimerathscollegium angeſchwärzt. Er war ſehr lang in Pirmaſens, und der Landgraf und er tractirten alles ſehr heimlich zuſammen. Es brach endlich die völlige Unzufriedenheit gegen die drei Geheimeräthe hier aus und vor ohngefähr 4 Monat wurde den Geheimeräthen auf Befehl des Landgrafen bekannt gemacht, daß der Reichshofrath von Moſer Präſident hier wäre und er die Sache mit den Schuldleuten betreiben ſollte. Der Geheimerath hörte das mit der ruhigſten Zufriedenheit an, ſo daß die Herrn Ankündiger ganz frappirt waren, und das Zeugniß muß ich ihm geben, daß er ſich als ein wahrer Mann ohne Eitelkeit dabei betragen hat und noch beträgt. Nun aber weiß kein Menſch auf der Welt, wie der Reichshofrath wieder in hieſige Dienſte gekommen, und wie er ſie annehmen konnte. Der Landgraf hatte vor 6 Jahren dermaßen wegen ſeinem „Herrn und Diener" auf ihn geſchimpft, daß er ihn wollte prügeln laſſen, wenn ers thun konnte, die ſchändlichſten Verſe auf ihn machen laſſen und die ſchimpflichſten Dinge durch expreſſe Commiſſionen von Pirmaſens nach Frankfurt abgeſchickt, ihm ſagen laſſen — und ſiehe da, auf einmal iſt Herr und Diener wieder vereint. Der Landgraf ſieht ihn als ſeinen Herr Gott an; er muß ihm vermuthlich verſprochen haben, die Schuldenſache auf einen andern, bequemern Fuß für den Landgrafen zu ſetzen. Es iſt zu wünſchen, daß er darin reuſſirt. Sonſt iſt er ein Mann von Kopf und Herzhaftigkeit, der dem Landgrafen ſchon ſehr viel geſagt hat und ſagen kann, was ein ehrlicher Mann ſoll, und was die drei armen Schelme, die Geheimeräthe, nicht das Herz hatten zu ſagen. Er hat ſo viel Anſehn beim Landgrafen, daß er ihm in allem folgt, was er ihm anräth, daß er ſich einſchränkt, kurz, daß er ſich wie ein furchtſames Kind (das iſt er in der That) von ihm führen läßt, weil er ihm was Hübſches verſprochen hat. Die ganze geſcheute Stadt wünſcht, daß die Sache lange dauern möge, und er wird als ein Mann von ſehr vielem, vielem Genie, Munter- und Lebhaftigkeit des Geiſtes und Ehrlichkeit ſelbſt vom Geheimerath, der recht gut nach Politik und aufrichtig mit ihm ſteht und ihn hochſchätzt, geprieſen. Der Landgraf ſitzt ſchon etliche Wochen in der Nähe auf einem Luſtſchloß, und will nicht in der Stadt wohnen, um die Geheimeräthe nicht zu ſehen, die er von ſeinem Angeſicht verbannt hält. Alle Lieutenants werden hinausgeladen, nur die drei armen Sünder nicht. Unſer Geheimerath iſt ganz vergnügt: er hat dergleichen Auftritte mehr erlebt. Alſo im Ganzen hats nichts zu bedeuten: es war für die Darmſtädter wieder eine neue Veränderung im Unglück. Merck ſchätzt den Präſidenten ſehr hoch und er hat mir erzählt, daß ſie einander auf der Promenade begegnet, und Moſer hätte ihm ſehr viel Lob, wunderbares Lob, ohne daß er ihn perſönlich oder anders als den Director der „Frankfurter Zeitung“ kannte, geſagt. Er hat Merck recht wohl gefallen. — Er hat ſich zu unſer aller Erſtaunen ſolchergeſtalt hier feſt niedergelaſſen, daß er ein großes, ſchönes Haus eigenthümlich gekauft, und alſo gedenkt, hier zu leben und zu ſterben. Das wäre nun nicht ma philosophie. Ich habe ihn noch nicht geſprochen, und kenne ihn nicht. — —

76.

An Herder.

(Darmſtadt) den 14. Auguſt (17)72.

Geſtern und heute keinen Brief. Was machen Sie, liebſter Herder? Ich hoffe doch nicht, daß Sie noch an meinen Brief warten. Ich wollte um alles in der Welt nicht, daß er verloren oder aufgebrochen worden iſt und in unrechte Hände gerathen wäre. — Wollen Sie denn in dieſem Monat gar nicht an mich denken und ſchreiben? Feiern Sie doch mit mir dieſe heilige Zeit, ſüßer Freund! ich laſſe Ihnen Tag und Nacht mit meinen Gedanken keine Ruhe. Und leider ahndet Ihnen nichts davon und der arme blaſſe Schatten kann Ihnen nichts laut ſagen, wenn er ſchon ſo nahe um Sie ſchwebt. Ach Gott, hätte ich damals denken können, daß Sie nach zwei Jahren mich noch eben ſo liebten, noch eben ſo, edelſter Jüngling, noch eben ſo, nicht wahr? Aber warum ſchreiben Sie nicht? Sind Sie noch in Pyrmont? bekommt Ihnen die Cur wohl? O wie viel Segnungen und Wünſche ſchicke ich Ihnen zu! — —

Meine älteſte Schweſter hat mir einen häßlichen Streich geſpielt; ſie will nicht kommen. Denken Sie ſich, wie mich dieſe Nachricht niederwerfen mußte, da das ſchöne Gewebe von heißem Verlangen, eine unglückliche Schweſter zu tröſten und für mich ſelbſt andre Luft zu holen, ſo auf einmal

Kindeskinder um ihn ins dritte und vierte Glied, die er alle mit Religion und Recht, Ordnung und Glückſeligkeit leitet. — Dies das unausgezwungene Ideal einer Patriarchenwelt, auf welches alles in der Natur trieb: außer ihm kein Zweck des Lebens, kein Moment, Behaglichkeit oder Kraftanwendung zu denken, — Gott! welch ein Zuſtand zu Bildung der Natur in den einfachſten, nothwendigſten, angenehmſten Neigungen! — Menſch, Mann, Weib, Vater, Mutter, Sohn, Erbe, Prieſter Gottes, Regent und Hausvater, für alle Jahrtauſende ſollt er da gebildet werden! und ewig wird, außer dem tauſendjährigen Reiche und dem Hirngeſpinſte der Dichter, ewig wird Patriarchengegend und Patriarchenzelt das goldne Zeitalter der kindlichen Menſchheit bleiben.

Daß nun zu dieſer Welt von Neigungen ſelbſt Zuſtände gehören, die wir uns aus einem Betruge unſrer Zeit oft viel zu fremde und ſchrecklich dichten, dürfte eine Induktion nach der andern zeigen. — Wir haben uns einen Deſpotismus des Orients aus den übertriebenſten, gewaltſamſten Erſcheinungen meiſt von ihr ſelbſt ſollte zerriſſen werden. Ich würde wohl das Project auf immer fahren laſſen, aber der Zuſtand ihrer Seele iſt ſo traurig, daß ich noch alles, was ich im Stande bin, anwenden will, ſie hieher zu locken. —

Du allein, liebſter Herder, der Gedanke, daß Du mir gut biſt, daß wir vielleicht einmal glücklich zuſammen ſein werden, wenn das Schickſal will, hebt meine Seele ſo ſehr über alles empor, daß, wenn mir zehnmal das Leben könnte gebrochen werden, ich nicht unterſinken kann. Ach, wenn ich doch wüßte, daß Sie ſich mit nur halb ſo viel Ruhe und Zufriedenheit an mich lehnten, als ich an ihrem Herzen liege, o wie froh, wie glückſelig würde ich dann erſt ſein! Wenn Sie nur das einmal wüßten, daß ich Sie tauſendmal mehr lieb habe, als ichs Ihnen ſage und ſagen kann, mein einziger, ſüßeſter, edelſter Freund auf der Welt!

Merck wird Ihnen viel von Wieland erzählen. Ich habe einen ſchönen, ſimpeln, edlen Brief von ihm geleſen; er verdient den beſten Segen Gottes! Wenns doch allen den guten Menſchen, die's verdienen, wohl ginge! wie wohl müßte es Ihnen gehn, edler Mann! doch zu was hilfts? Denken Sie nicht auch, daß man in einer kleinen Strohhütte (ich nehme es nicht romanhaft) recht glücklich leben kann? und überall!

Mir fällt eben eine Stelle eines Ihrer Briefe ein, die ich Ihnen ſchon lange widerlegen wollte, nämlich: ich hätte gegen Bückeburg einige Widrigkeit geäußert. Was für ein äußerſt falſcher Verdacht iſt das! Ich muß ganz und gar verwirrt geſchrieben haben, und meinem Brief und Wort will ich auch allein die Schuld geben. Aber widerlegen muß ichs aufs äußerſte. Weder Bückeburg noch ſonſt ein Ort in der Welt, Riga, Gettingen, Berlin, was weiß ich noch mehr? iſt mir zuwider, wenn Sie da ſind. O das ſollte doch niemals in Ihre Seele gekommen ſein! Wenn Sie mich kennen wollten! Was für Vergnügen und Seligkeit können ſich zwei Herzen auch in einer Einöde verſchaffen! Himmel und Erde, und Sonne und Mond iſt überall ſchön, und geht denn etwas über Liebes-, Vater- und Mutterfreuden? Das iſt doch ein wahres Paradies, und vielleicht das einzige auf der Welt, wenigſtens gewiß für die guten Mädchens. Ort und Himmelsgegend iſt gewiß das Letzte, woran ich denke. Eine kleine glückſelige Familie wird einmal die ganze ſchönſte Welt für mich ſein. Denkſt Du das nicht auch, lieber, goldner Mann? —

Gute Nacht! Nächſtens erzähle ich von meiner Lila, die Sie ſo ſehr liebt. Schicken Sie mir doch das Liedchen von der ſchönen Altdeutſchen Hütte, das Sie mir verſprochen. Merck geht nach Gießen und wird vielleicht auf den 25. Goethe mitbringen und, denken Sie! auf den Tag iſt hier ein Maskenball! Ich entheilige ihn doch nicht, wenn ich darauf gehe? Wiſſen Sie, wie Sie mir an Ihrem Geburtstage den erſten Brief gaben — ach Gott! — und übermorgen, übermorgen iſt der Sonntag, wo Sie gepredigt haben — das war doch ein ſüßer, goldner Traum! und vielleicht glückliche Ahndung der Zukunft. —

77.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg Mitte Auguſt 1772.)

— Ueber Freund Goethe war das nur eine verflogene Frage, die ſich bloß ankündigte, ob etwas mehr zum Grunde liege. Aber, meine liebſte Freundin, auch dieſe Wolke der Dämmerung und Melancholie hat für mich doch noch, ich weiß nicht was Schauderhaftes. Bin ichs werth, daß ich Ihnen auf die entfernteſte Weiſe eine Thräne verurſache!

Eben das zwingt mich jetzt, im größten Drang von Geſchäften, zu ſchreiben. Ich fürchte, mein voriger [1] Brief mache Ihnen, ich weiß nicht welche? neue Melancholie, die ich hundert Meilen wegwünſche. Ich ſehe, meine liebſte einzige Freundin, daß wir beide uns nicht faſſen, bis wir zuſammen ſind. Meine Seele (das werden Sie aus meinem letzten Briefe ſehen) iſt eben ſo oft außer mir, und zerbrochen und verflogen, daß ich mich nur nach Ihrem Schooß als meiner Ruheſtätte ſehne. Der Gedanke unſrer Vereinigung iſt mir jetzt ſo ernſthaft, aber allemal ſo ſanft, munter und vergnügt ernſthaft, daß ich ihn allemal als die ſüßeſte Erholung denke. Da ſoll, ſagt mir mein Herz, mein neues Leben angehen. Ich werde an Ihrem Buſen die Freundſchaft und edle Seele und den ſanften Genuß der Welt lernen, in dem ich jetzt Wittwer bin.

---

[1] Das Weſentliche daraus findet ſich in den „Erinnerungen“ I, 222 ff. (Nr. 23.)

Aber Sie, liebſte Fl., müſſen ſich doch aus dem Hauſe des Geheimeraths nicht trennen. Tragen Sie ihn noch etwas die kleine, kleine Zeit, und denken Sie, daß ſein ſonſtiges Gute doch das verdient. Es iſt für mich ein ſo trüber Gedanke, Sie anderswo, es ſei auch wo es ſei, zu ſehen: ſo etwas Waiſenartiges, Stätteloſes ..... Kurz, liebe Flachsland, ich verbiete es Dir ernſthaft. Meine Umſtände können ſich ſo bald ändern: ich kann ſo flugs bei Ihnen ſein. O liebe Freundin, thun Sie es alſo nicht! Ueber eine anderweitige Stelle weiß ich nichts, gräme mich auch nicht darum, weil ich hier doch immer und gewiß Stelle habe. Auch wird mir der Gedanke nun ſchwer, den geiſtlichen Stand zu ändern: ich habe, alles ohngeachtet, ſolche Liebe zu ihm. Kurz, ſorgen Sie nicht! — —

Heil Ihren Bädern! Sie haben doch nicht wieder den garſtigen Ohrenfluß zur Urſache? Aber ja, liebes Mädchen, keine weinerlichen Nächte!

Um nicht ganz das kleine Blatt leer zu laſſen: hier iſt Spaldings Blatt, was ich Ihnen einmal ſo gerühmt. Habe ich jetzt Vorurtheil gegen ihn? aber ſo gar gefällts mir jetzt nicht. Zeigen Sie es nicht, weil es ſonſt wäre, als ob ich Ihnen einen Hauscalender ſchickte. Munter, meine liebe Freundin! es iſt Sünde, daß wir dieſe unſere Zeit, den Monat unſerer erſten Bekanntſchaft, zur Trübnißzeit machen wollten. Ich lebe immer auf, wenn ich an Sie denke, und es wird mir alles wie romantiſch vor dem Auge. Wehe der Freundin, die eine Thräne weint! ſich eine Sorge macht! Ich traue Ihnen, edles Herz, genug zu, um mit mir alle meine Armuth zu theilen, und warum ſollte ich nicht etwas Stolz und Eitelkeit, deren ich gewiß zu viel habe, im Aeußern unterdrücken! —

78.

An Herder.

(Darmſtadt) den 21. Auguſt (17)72.

Wie ſoll ich anfangen, liebſter, ewiggeliebteſter Freund? Zwei ſo göttliche Briefe auf einmal! Und der letzte, aus welch edler Beſorgniß um mich, aus Deinem großen, guten Herzen gekommen! O mein einziger, ewiger, göttlicher Freund, warum kann ich nicht die Freudenthränen an Deiner redlichen Bruſt weinen! Doch, hier lieg' ich an Deinem Herzen, Engel Gottes, ſagen kann ich nichts, aber tief, tief liegts in meinem Herzen, daß ich Dich ewig, unausſprechlich liebe. Freude und Troſt und Seligkeit des Himmels iſt in mir und um mich — Himmel und Erde ſchöner um mich, ach, nein, ich will nicht klagen, aber ich bin das alles nicht werth!

O wie will ich Dich lieben! das ſagt uns kein Dichter. Ach Gott, der ſüße Traum meines Lebens wird noch erfüllt, an Deinem Herzen, in Deinen Armen zu leben und zu ſterben. Mein ganzes Leben und Seele wird ſich erheben und anfeuern, Dich zu lieben, für Dich allein zu leben, Dich zu pflegen, tröſten, wenn ich kann. Wo iſt ein glücklicheres Mädchen als ich! ich kann nichts, von allem, was mein Herz empfindet, nichts ſagen; es ſind keine Worte in der Welt dazu. Nimm mich in Deine Arme; da bin ich ja ewig. und Du ewig in meinem Arm und Herzen. —

Tauſend Dank für Ihren kleinen Lebenslauf, liebſter Herder! er hat mich in manchem Betracht für mich ſelbſt beruhigt, ob er ſchon traurig genug für Sie iſt. Geahndet hatte ich es ſchon lange, daß Du mit Deinem großen, wunderbaren Kopf niemals dachteſt, Landprieſter in Bückeburg zu werden, und wie der Jugendplan und Jugendſeele zugleich bricht und brechen muß — das alles weiß ich, fühle, klage, traure mit Dir, armer, guter Herder. Aber nun biſt Du ein Mann, ſiehſt, daß man überall Gutes thun kann; Großes freilich nicht überall, und dazu muß man vielleicht immer ein Türkiſcher, Ruſſiſcher oder Römiſcher Kaiſer ſein, und dafür hat Dich der gute Gott (Dank ſei ihm dafür geſagt!) in Gnaden bewahrt. Nicht wahr, liebſter Herder, eine Hütte, ein gutes Weib und Kinder darin iſt doch allein menſchlich und für das Herz gelebt; Du wirſt überall glücklich ſein. Du haſt den goldnen Ring in Deiner Hand, bei drei Jugendfreunden oder einem Weib, auf der Kanzel oder in der Stube, in Bückeburg oder in Riga — Du wirſt überall Gutes thun, überall glücklich ſein. Ich will Dir nichts, ewiger Freund, aus Deiner Seele wegreden, keine Jugendplane, Jugendträume — ich weiß, ſie ſind ſchön, golden, glänzend — aber durchs Feuer müſſen ſie und geläutert werden. Zeit und Glück und unſichtbare Vorſehung leitet, nach meines lieben Yoriks Predigt, unſre meiſten Schritte. Laß Dir alles zerſtören, edelſter Mann, Deine große, männliche, menſchliche Seele wird niemals geändert und zerſtört werden können, und da wohnt allein der Schatz des Lebens, und da werd' ich ihn finden — da wohnt er allein und ewig. Ich ſollte mehr niedergeſchlagen über Deine Situation und Dein gebrochenes Leben ſein, und bins auch genug, aber ich wills nicht noch mehr trüben. Du biſt ein Mann und kannſt ſo viel Schickſal ertragen; ich will gehn und mit Spaldings Weib ſagen: „Gehe hin und thue desgleichen!“ Ueber wie vieles werden wir einmal zu reden haben und uns zuſammen tröſten! O was für ſelige Zeiten werden für mich kommen! Ich bin oft ganz außer mir bei dem Gedanken, Herders Weib zu werden — wenn ich an alle die Wonne und Seligkeit denke, die darin liegt. O wie will ich Dich lieben! Das fühle ich oft mit entzückender Freude, daß unſre Seelen zuſammen gehoren, und ſo oft und immer eine Empſindung haben. Ja, liebſter Herder, ich will Deine ganze Armuth mit Dir theilen. Dein Herz iſt reicher, als die ganze Welt — aber wehe thut mirs, daß ich ſo nackend [illegible] und bloß bin, nicht einmal ſo viel habe, als ein Lappländiſches Mädchen haben muß. Das iſt mein Troſt, daß Du über den Quark (der leider für ſo nothwendig gehalten wird) weit wegdenkſt, und ich je wenig

Bedürfniſſe habe, daß ich niemals vom Aeußern abhänge. Aber ſollten Sie ſich jemals meinetwegen einſchränken? ach Gott, das iſt mir unmöglich zu ertragen! Denke doch nicht eher an unſre Vereinigung, ewiggeliebteſter Herder, bis es Ihre Bequemlichkeit nicht mehr hindert. Ich werde nicht müde und matt, wenn ich auch noch ſo lang von Dir ſollte getrennt ſein, an Dich zu ſchreiben oder — Dich zu lieben, ach, in Ewigkeit nicht! Das Herz traue ich Dir auch zu, daß Du meine Bitte erfüllſt, edelſter Freund. —

Spalding gefällt mir nicht ganz auf dem Blatt; ſo kalt und ſo gebote- und hauptſtückmäßig. Aber ſein edles Weib ganz, ganz, beſonders die Stelle: „Sie ſuchte ſich das Bewußtſein von Gott ſo geläufig und gleichſam natürlich zu machen, daß ſie es in alle ihre Geſchäfte und Freuden einmiſchen möchte.“ Vortrefflich! und ſterbend iſt ſie ein Engel, wie ſies lebend geweſen ſein muß. Liebſter Herder, Du mußt mich auch einmal ganz nach Deiner Seele bilden; ich will Dir gleichen. Meinen Kuß für das Blatt! — Merck iſt noch in Gießen und wird in ein paar Tagen wieder kommen, und vielleicht Goethe und ſeine Schweſter zum Ball mitbringen, der aber glücklich verſchoben ward, weil der Landgraf ein ſtarkes Fieber hat. Ich bin ſo vergnügt, daß ich Ihren Geburtstag, unſern Feſttag ſtill und heilig feiern kann. —

79.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg gegen den 24. Auguſt 1772).

Noch immer, immer nur Briefe; aber mein liebes Mädchen, doch auch immer, dünkt mich, beſſere und nähere Briefe. Die Ihrigen werden mir von Brief zu Brief ſo freundſchaftlicher, ſo theilnehmender, daß ich die Feder, die ich ſonſt, ich weiß nicht mit welcher Verzweiflung, ergreifen würde, mit Ruhe, mit Munterkeit, mit Freude und Ausſicht ergreife. Ich verdiene den Vorwurf, daß ich von meinem hieſigen Zuſtande zu ſchweigend bin; aber rückhaltend, liebe Freundin, bin ich mit keinem Gedanken. Wie gern wollt' ich Sie alles ſehen laſſen, um mich und in mir! Sie es nur mit einem Blick ſehen laſſen! und wie wollt' ich alsdann Ihrem Rath und Einrichtung folgen. Aber ſolche Sachen zu ſchreiben, iſt theils ſo weitläufig, theils mir ſo läſtig, weil ich immer auf unangenehme Ideen mitkomme, an denen ich zum Theil ſelbſt ſchuld bin, und immer ſchielend.

Meine Situation gegen den Grafen iſt noch immer dieſelbe: unkenntlich, entfernt, nicht für einander. Da er den Sommer auf einem Landhauſe iſt, ſo erzeigt er mir meiſt monatlich die Ehre, mich einen Sonntag hinaus zu beſcheiden, als welche Ehre mir dann allemal die glänzendſte Herrlichkeit meiner Seele gewähret. Mich da herausſchleppen zu laſſen, daß ich vor ihm predige — — mich durch eine Predigt zu ehren, die ich vor einem Grafen halten darf

— — mich gar, wie es meiſt geſchehen, um Abſchrift zu erſuchen — alsdann von 11 Morgens bis 6 Abends einerlei Gänge in Garten und Hain, er und ich, zu promeniren — von keiner wahren Sache, ſondern von lauter Speculation und Metaphyſik zu ſprechen — Sie können glauben, wie ich mich dabei nehme! Ich habe mich ein paarmal herabgelaſſen, das erbärmlichſte Zeug vorzuleſen, und da er ungemein gut merkt, lobt er mich nicht mehr. Ich habe, wenn andre auditores mit gebeten waren, mich höflich über die Ehre erfreuet und moquiret; alſo wird niemand mehr zu ſolchem Predigtgaſtmal gebeten. Ich kann einen ganzen Nachmittag promeniren, ohne was anders als zu nicken und ſanfte Beugungen zu machen — dadurch wird aber im Grunde nichts beſſer! — [1])

Einen Mittelſtand gibts hier nicht. Als Republik betrachtet, ein Häufchen äußerſt verdorbener und der größten, größten Zahl nach, armer und elender Menſchen in einem glücklichen Lande. —

Sie ſehen, meine liebſte Freundin, das alles ginge eigentlich Sie nicht, wenigſtens unmittelbar nicht an. Vielmehr würde Ihre Anweſenheit hieſelbſt für mich das einzige, einzige Mittel in der Welt gegen alle dieſe Uebel ſein. Auch würde ich keinen Augenblick zweifeln, bei alledem Ihnen Glückſeligkeit und Ruhe und Thätigkeit und Freundſchaft für mich hier zuzutrauen, im reichſten Grade: denn wo meiſt verfallender Reiche abgeſondert, die ſich mit ihm nur in ihrer letzten Todesangſt ſträuben, (eben dadurch aber auch Todesangſt zeigen!) — und da man nun nach unſern europäiſchen Begriffen (und vielleicht Gefühlen) von nichts ſchrecklicherm als Deſpotismus ſprechen kann: ſo tröſtet man ſich, ihn von ſich ſelbſt ab, in Umſtände zu bringen, wo er gewiß nicht das ſchreckliche Ding war, das wir uns aus unſerm Zuſtande an ihm träumen.[b] Mags ſeyn, daß im Zelte des Patriarchen allein Anſehen, Vorbild, Autorität herrſchte, und daß alſo, nach der aufgefädelten Sprache unſrer Politik, Furcht, die Triebfeder dieſes Regiments war — laß dich doch, o Menſch, vom Worte des Fachphiloſophen[c] nicht irren, ſondern ſiehe erſt, was es denn für ein Anſehen, was für eine Furcht ſey? Giebts nicht in jedem Menſchenleben ein Alter, wo wir durch trockne und kalte Vernunft nichts, aber durch Neigung, Bildung, nach Auto-

---

[1]) Hier folgt die Stelle in den „Erinnerungen" 1, 226 f.

---

b) *Boulenger* du deſpotisme oriental: *Voltaire* phil. de l'hiſtoir. — de la Tolerance etc. *Helvet.* de l'Eſprit Diſc. III etc. etc.

c) Monteſquieu's Schaaren Nachfolger und imitatorum ſervum p. —

iſts, wie man träumt? wer kann die Welt ändern? — Und dann, das meiſte iſt, wie geſagt, für mich jetzt nur ſo, und mit Ihnen ändert ſich auch für mich alles! alles! Als Ehemann werde ich Freund, Bürger, Menſch: jetzt bin ich ein — Einſamer, ein künſtlicher Geiſt, zu weit von andern abſtehend: mein Feuer iſt zu ſubtil, dieſen Klumpen Wald zu zünden.

Und alſo kommts wieder auf das dumme Ding an, worüber ich ſchon letztens ſo dumm und ſchief mich ausgedrückt habe. Hören Sie alſo, liebſte Freundin, auch darüber lieber geradezu die Wahrheit. Es iſt die einzige und wahre Vertraulichkeit, die ich Ihnen damit mehr beweiſe als durch Biegungen und Rückhalt.

Das unermeßliche Zutrauen, das ich zu Ihnen in hundert größern, ungenannten Sachen habe, machts gewiß nur zur kleinſten, daß Sie mit einem Freunde, bei dem Sie ein gutes Herz und eine Theilgebung ſeines ganzen Selbſt ſehen, nicht auch eine Mittelmäßigkeit des Schickſals ertragen und reichlich verſüßen könnten. Eben darin iſts, worin ich Ihnen unendlichen Triumph zutraue, und eben ſo ſehr auf Ihren Umgang und ewige Freundſchaft hoffe, um — ich Verwöhnter! Ueppiger! — in die ſüße Ordnung der Natur geführt, zu werden. Alſo hierin wieder nicht unrecht verſtanden! Es kommt alſo alles nur, meine liebe Flachsland, auf das an, was von mir abhängt, nämlich Sie empfangen zu können! Ihrer Güte und Liebe nur erſt Raum, freien

Wirkungskreis verſchaffen zu können, ſehen Sie, das bin ich Ihnen, mir, der Welt, allem ſchuldig. —[1]

Sie ſehen meine Aufrichtigkeit, meine liebſte Freundin, und daß es alſo von mir eine Sündenſchuld iſt, die ich von Morgen bis Abend fühle, und allemal, wenn ich auf meinem Walle jetzt unter dem lieben Mondſchein mit großen Schritten ſpaziere, wenn ich täglich millionenmal die Laſt meines Nichtsſeins und meiner Einſamkeit fühle, und Dich, holdes Mädchen zu meiner Führerin, Muſe, Freundin, und Hoffnungſtifterin wünſche — reiflich genug überlege. Harre alſo noch auf wenige Zeit, mein liebes Mädchen! dieſe wenige Zeit iſt jetzt die critiſche auf unſer Leben, und kann in vielem Betracht uns durch ein kleines Harren ſo nützlich werden.

Hier aber muß ich nun, ehe ich ein Wort fortſchreibe, alles höfliche, demüthige, weinerliche und jungfräuliche Gegencompliment verbitten. Sprichſt Du noch davon — ein Wort — wie ſo manchmal Murmelungen geweſen, auf die ich nur einmal anfangs in Straßburg, geantwortet, nachher nicht weiter, jetzt aber nur ein Wort, ſo biſt Du, liebes Mädchen, ein — Frauenzimmer. Und nun umgekehrt.

Alsdann habe ich gleich eine große, große Bitte an Dich, mein liebes Weibchen, nämlich mir ein oder ein paar Kinder zu erziehen. Aber nicht ſolche, wie Sie ſich neulich ſo höflich angeboten haben, ſondern den Sohn meiner Schweſter, einen Waiſen, glaub' ich, von 5 oder 6 Jahren, der ohne Mutter und gewiß ohne Erziehung wäre. — Der kleine Junge wäre mir ein großer Wunſch des Lebens, der uns beiden viel Vergnügen brächte, und für den zu ſorgen ich doch ſchuldig wäre ꝛc. Ich beſinne mich eben, daß das zweite hier nicht in Bückeburg angeht. Aber nun nach alle dem Geſchwätz: aus dem Hauſe des Geheimeraths ſollt Du nicht, mein liebes Mädchen, Dich um Deine Schweſter, ſo ſehr Sie's verdiene, aufopfern, oder Dich unnütz grämen, ſollt Du nicht! Aber alles thun, was Du kannſt, und alles Gute hoffen, was Du verdienſt, das ſollt! das mußt Du! Siehe das ſind drei Gebote Gottes!

---

[1] Hier folgt die Stelle in den „Erinnerungen" I, 227 f., nur ſind dort die Worte ausgelaſſen: „Geld, was ich mit Michael vorigen Jahres haben ſollte, habe ich noch nicht."

Heil zum Maskenball! Allerdings ſind dies die erſten ſchönen Tage unſerer Bekanntſchaft, da ich Ihnen frühmorgens zwiſchen 4 und 5 den erſten Brief ſchrieb, und ich ſo verwirrt und außer mir im Garten und Wäldchen irrte. O welche ſüße, träumeriſche St. Johannisnachtzeiten und Feenmährchen im Gedächtniß! Wie dieſe ſchöne, aufbrechende Roſenknospe, vor der man zittert und nach der man hin will ꝛc. Sie werden es jetzt, glaub' ich, ſchon immer mehr ſehen, warum Sie mich damals bei allem Aeußern ſo rückhaltend gefunden, bei allem Zerſchmelzen ſo dumm verwirrt. Wie fand ich Sie? wer war ich? wo Ihrer werth? und wo mit Ihnen hin? und wie vieles Stille ſteckt dem Knaben im Herzen? ꝛc. Indeß bei alle dem Zaubermäßigen liebe ich Dich jetzt noch weit, weit mehr, als damals; denn ich liebe dich gründlicher. Was habe ich in der Zeit von Ihnen genoſſen? was erkannt? was ſind Sie mir nicht geweſen?

Heil dem Ball auf meinem Geburtstage nochmals, und unſerm Vermählungstage, und Ihres unmündigen Tyrannen Namenstage! Heil ihm in aller Geſtalt! Aber dann ſchleiche Dich, o Mädchen, in dieſer Zeit wenigſtens nur Augenblicke, die munterſten Augenblicke, Morgens aus, und ſtreue eine Blume, die Du findeſt, hin, und ſiehe gen Himmel, und denke an mich und ſei, was Du biſt, munter! leicht! luſtig!

Dem Felspfaffen [1], Nachbar Merck, ſeinem lieben Weibe, Ihrer Schweſter, Lila mit dem üblen Magen, allen Kindern Gottes mit üblen und guten Mägen, Herzen und Nieren meinen Gruß und Ihnen, liebe Flachsland, meine Hand!

Ich will am Bartholomäustage, da die Pariſer Bluthochzeit war und Ihr Leute tanzt, Buße thun für alle meine Werke. Zerriſſen den dummen Detailbrief! — Ihre Briefe habe und bekomme ich alle. [2]

---

[1] Goethe.

[2] Die Antwort auf dieſen Brief vom 29. Auguſt oder 1. September kam nicht in Herders Hände.

80.

An Herder.

(Darmſtadt) den 24. Auguſt (17)72.

Ich muß Ihnen einen Zufall entdecken, ewiggeliebteſter Freund, und ich zittre, ob ich mir nicht dadurch Ihren Unwillen und Unzufriedenheit über mich zuziehe. Sie müſſen mir zum voraus verzeihen, ehe ich die Geſchichte erzähle. Ach, mein Herder, Du mußt mir vergeben; es war kindiſche Unbeſonnenheit, und ich bin geſtraft genug, daß ich etwas ohne Ihr Wiſſen und Rath gethan, das Sie eben ſo gut als mich angeht, und worin ich nichts ohne Sie hätte thun ſollen.

Ach, hier iſt die Geſchichte. Hören Sie und dann verurtheilen Sie mich! Vorgeſtern Abend beim Eſſen war der Geheimerath ſehr unzufrieden, ſo wie er es auch beim Mittageſſen geweſen, und er war äußerſt aufgebracht gegen ſeinen Sohn halb mit Recht, halb mit Unrecht. — Ich ſprach wenig dazu; daß ich mich aber ärgerte, daß dergleichen unangenehme Dinge immer beim Eſſen abgethan werden, können Sie leicht denken, zumal da ſeit etlichen Monaten faſt kein Mittag- und Abendeſſen vorbeiging, ohne etwas Aehnliches zu hören, und ich kann mit Wahrheit ſagen, daß das viel zu meinem üblen Magen beigetragen hat. Gerade mußte es mir auch an dieſem Tage nicht wohl ſein; ich wollte alſo gleich in meine Stube gehen, um das garſtige

Zeug nicht mehr anzuhören. Der Geheimerath wollte aber, ich ſollte bleiben, und gab mir einen Verweis, warum ich immer ſo geſchwind fortging'. Ich antwortete, daß ich lieber allein in meinem Zimmer wäre als dergleichen verdrießliche Dinge zu hören, und daß ichs meiner Geſundheit zu gefallen müßte thun, die ich nicht länger aufopfern wollte. Ueber das Letzte erſtaunte er ſich gar ſehr, wollte das nicht auf ſich kommen laſſen, und wir geriethen zuſammen in einen ziemlich harten Wortwechſel. Ich war krank, aufgebracht, mißvergnügt. Ach, liebſter Herder, verzeihe mir meine Schwachheit, Thorheit und Unbeſonnenheit! Endlich ſagte ich: „Es iſt vorbei! meine älteſte Schweſter kommt in 8 Tagen in das und das Dorf, und ich werde zu ihr ziehen, und damit Sie noch mehr wiſſen, ſo ſage ich Ihnen, daß ich mit Herder verſprochen bin." O liebſter Freund, wenn Sie wüßten, daß eine Art von Wuth mich zu dieſem Geſtändniß gebracht, daß ſeine Begegnung, die ich Ihnen nicht ganz ſagen kann, mich dazu gebracht, ihn zu erniedrigen, und das iſt auch, was ich erreicht habe. Stellen Sie ſich in dieſem Augenblick Erſtaunen, Betroffenſein, Scham, Demuth und alles, was ihn erniedrigen kann, vor, ſo ſehen Sie ſein ganzes Bild, wie er vor mir ſtand. Endlich wünſchte er mir tauſend Glück zu unſerer Vereinigung; er glaubte, daß ich glücklich ſein werde. „Ja, ſo glücklich, als es ein Menſch werden kann, werde ich ſein", ſagte ich. Er bat mich um alles, im Haus zu bleiben, es würde Aufſehen machen; ich ſollte doch um Gotteswillen das, wie er mir begegnet, nicht als Vorſatz anſehen u. ſ. w.; kurz, daß er nicht zu meinen Füßen gekrochen und um Verzeihung gebeten, war alles. Ich blieb dabei, aus dem Haus zu gehen, und legte mich ſchlafen. Er blieb noch lang nach Mitternacht auf, und ſprach mit ſeiner Frau über den Vorfall, und ſtand Morgens mit dem Tag wieder auf; denn er konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen, ſo ſehr beſchäftigte ihn die Sache. Wie ich aufwachte, kam er zu mir, bat mich um alles in der Welt, im Haus zu bleiben; er wolle mir alles zu Gefallen thun, am Eſſen ſolle alles ruhig zugehen, weil es ſo ſehr meiner Geſundheit zuſetzte; kurz, ich kann Ihnen nicht alles ſagen, was er mir verſprochen, um zu bleiben, ſelbſt meine älteſte Schweſter erbot er ſich, hier ins Haus zu logiren, und alle mögliche Aufſicht und Freundſchaft für ſie zu haben. Was ſollte ich alſo thun? Nach Deinem Rath, liebſter Freund, verſprach ich zu bleiben. — — Der Geheimerath ſetzte ſich hernach zu mir ans Bett, gab mir einen liebreichen Verweis, daß ich ihm unſre Freundſchaft nicht ſchon lange entdeckt, und ſchien recht ſehr, ſehr darüber gerührt zu ſein, küßte mich und verſprach mir dereinſt eine anſehnliche Summe Geld, die ich aber theils nicht annehmen kann, theils nicht mag. Er ſagte, er wünſche ſo gern, deswegen an Sie zu ſchreiben, in nähere Freundſchaft und Briefwechſel jetzt zu treten und wollte gleich den erſten Poſttag an Sie ſchreiben. Ich hielt ihn aber ab, ſagte, daß ich Ihnen zuerſt Nachricht davon geben wolle, und das war er zufrieden. Aber, mein Herder, wie biſt

Du mit mir zufrieden? Zürne doch nicht über mich, auf den Knien bitte ich Dich, mein einziger, ewiggeliebteſter Freund, den ich auf der Welt habe, zürne nicht über meine kindiſche Aufführung! ich bin geſtraft genug, daß ich ohne Ihr Vorwiſſen und Rath unſre Vereinigung entdeckt; vielleicht wollten Sie's auf eine ganz andere Weiſe entdecken, und wenn ich noch vollends Ihren letzten Brief leſe, der ſo voll Troſt, Hoffnung, Ruhe, Zufriedenheit iſt, und gegen das alles habe ich gehandelt! — — Der Geheimerath iſt ſeitdem ein ſolcher ſanfter, guter, zärtlicher Mann, verfolgt mich auf jedem Schritt und beklagt ſich, daß ich einmal von ihm getrennt werde — hat allerlei Anſchläge, Sie hier zu placiren u. ſ. w. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ganz verändert der Mann iſt. Ich ſehe, daß die Entdeckung doch dazu dient, daß ich fernerhin hier gute Tage haben werde, und Discret iſt er, das hat er mir heilig verſprochen.

81.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg Ende Auguſt 1772.)

Was iſt, iſt gut, meine liebe Flachsland! und da das Liebestäubchen einmal vom Herzen wegflog, im Zorn wegflog (denn Liebestäubchen leiden keinen Zorn!), ſo wäre es doch nur vergebens, es zurückzulocken. Alſo fahre wohl, Vögelchen! was iſt, iſt gut! Aber verſprochen ſind wir ja nicht, böſes Mädchen, wenigſtens wie der Geheimerath und die ganze honnette bürgerliche und politiſche Welt das feierliche Wort nimmt; das hätte ja auch ohne den Geheimerath nicht füglich ſein können. Sehen Sie alſo, zorniges, armes Kind, daß Sie freilich eine Unwahrheit geſagt haben, die ſich für mich, als hochwürdigen Conſiſtorialrath, der ſelbſt über lauter Verlobungen ꝛc. urtheilt, gar nicht ſchickt und ſchicken würde. Zu Ihrer ſchrecklichen Nachricht alſo, mein liebes Mädchen, wiſſen Sies alſo, daß wir nicht verlobt ſind, daß nach allen göttlichen und menſchlichen Rechten, Geſetzen und Herkommen ich Dich verläugnen kann, wie Petrus am Kohlfeuer ſich die Hände rieb: „Ma foi, ich kenne den Herrn nicht“ u. ſ. w. — Aber zum Unglück dürften wir wohl mehr als verlobt ſein, und das iſt alsdann andre Sache. Und da freut mich doch wieder der nette Frauenzimmerſtreich herzlich. Heraus! und dann — ſiehe! da wollt' ich in aller Stille einmal kommen (es mit niemanden als Ihnen abgeredet haben), da einige Tage umherwandeln, und dann ſchnell, wie durch einen luſtigen Einfall wollten wir uns vom Gott Capriccio beim Pfänderſpiel die Hände in eins ſchlagen laſſen, und dann hinweg! — Siehe, das wollt' ich! und nun! und nun: und nun! — — —

Und nun genug des Poſſierlichen! im Ernſt! — Sie ſehen, meine ewiggeliebte Freundin, daß im Ganzen der Vorfall nicht nach meinem Sinn, wenigſtens nicht nach meiner Erwartung geweſen, und die andre Manier hätte unſtreitig, ich weiß nicht welch Freieres und Beſſeres gehabt; aber wenn ich bedenke, was Sie mir ſagen, oder vielmehr, was Sie mir nur zu verſchweigen ſcheinen, ſo habe ich nichts dagegen. Mein Gott, was würde ich nicht thun, um Ihnen einen leidlichern, beſſern oder gar vergnügten Tag zu geben und wie? — Jetzt ſchließt ſich mir der Ton einiger Ihrer vorigen Briefe auf! Ach, armes Kind, was magſt Du nicht ſchon längſt gelitten haben, da Du noch immer ſchweigſt! Aber warum ſchwiegen Sie? war nicht vielleicht der Hinwunſch zu Ihrer Schweſter mit Ausflucht aus dieſem Hauſe? O Gott, ich zittre, mein armes Mädchen, und wünſche mir alles Uebels, daß ich Sie habe ſo lange laſſen müſſen und ſollen.

Aber nun, mein Engel von Freundin, da der Geheimerath ſich ſo wunderbar geändert hat, haben Sie doch auch nun von Ihrer Seite die Güte und Gerechtigkeit gegen ihn, daß auch Sie ſo lange mit ſeinen Fehlern (wer hat die nicht?) Geduld beweiſen! Und ſollte er ſich auch wieder zurückändern, um dieſer ſeiner kurzen Aenderung willen, noch Güte und Geduld und Freundſchaft. Sie ſehens doch bei allen ſolchen Aufwallungen und Würfen ſeiner Natur (wo ſie ſich eben am freieſten zeigt), daß ers mit Ihnen nicht anders als gut meint. Sie ſehen alſo, daß ich noch dafür bin, daß Sie in ſeinem Hauſe bleiben und jetzt mehr als ſonſt, aus wirklich ſchuldiger Dankbarkeit und Erkenntlichkeit für ſeinen

Autorität Alles lernen? wo wir für Grübelen und Raiſonnement des Guten, Wahren und Schönen kein Ohr, keinen Sinn, keine Seele: aber für die ſogenannten **Vorurtheile** und **Eindrücke der Erziehung** Alles haben — ſiehe! dieſe ſogenannte Vorurtheile, ohne Barbara celarent aufgefaßt, und von keiner Demonſtration des Naturrechts begleitet, wie **ſtark**, wie **tief**, wie **nützlich** und **ewig**! — **Grundſäulen** alles deſſen, was ſpäter über ſie gebaut werden ſoll, oder vielmehr ſchon ganz und gar **Keime**, aus dem ſich alles Spätere und Schwächere, es heiße ſo glorwürdig als es wolle (jeder vernünftelt doch nur nach ſeiner Empfindung) **entwickelt** — alſo die ſtärkſten, ewigen faſt göttlichen **Züge**, die unſer ganzes Leben **beſeligen** oder **verderben**; mit denen, wenn ſie uns verlaſſen, uns alles verläßt — — Und ſiehe, was jedem **einzelnen Menſchen** in ſeiner Kindheit unumgänglich noth iſt: dem **ganzen Menſchengeſchlecht** in ſeiner Kindheit gewiß nicht weniger. Was du **Deſpotismus** in ſeinem zarteſten Keime nenneſt, und eigentlich nur **Vaterautorität** war, Haus und Hütte zu regieren — ſiehe wies Dinge ausrichtete, die du jetzt mit alle deiner kalten **Philoſophie des Jahrhunderts** wohl guten Willen! Mich dünkt, liebſte Freundin, das iſt, auch wenn ſie Ihnen etwas koſten ſollte, Pflicht; auch wenn der ſo nahe Plan mit Ihrer Schweſter, wie ich beinahe denke, verunglücken ſollte, noch Pflicht; und ich ſehe nicht, was der entgegen ſein könnte oder kommen könnte.

Aber nun Ihre arme Schweſter! Es thut mir unendlich leid, daß Sie mir nicht von ihr etwas nähere Winke vorher gegeben; denn Sie haben nur einmal, und das, ich weiß nicht, mit welcher Scham und Blöde geſchrieben. Bei Ihrem letzten Briefe, den ich mit dieſem beantworte, bin ich vor Erſtaunen in die Höhe gefahren, da Sie mir mit zwei Worten ihren elenden Zuſtand melden. Mein Gott! und woher rührt der elende Zuſtand? Aus Armuth allein oder etwas Aergerm? Iſt das Erſte (ich glaubte ſie in Penſion), liebſte Freundin, ſo laſſen Sie uns nicht ſchämen noch verſchweigen. Ein Wort, und wenn nur einige Wochen vorbei ſind, kann ich Ihnen einen kleinen Beitrag ſchicken, der aber ganz natürlich unter uns bleibt, keine lebendige Seele ſonſt wiſſen muß und ich an Ihren Bruder adreſſire. Bei Sachen der Pflicht und Nothdurft, liebſtes Mädchen, wäre es Ueppigkeit, ſich zu ſchämen oder zu weigern: Pflicht für einen Dritten iſt Nothdurft! Muß! —

Daß jetzt mit unſerer Correſpondenz es eine andere Geſtalt nehmen muß, ſehen Sie ſelbſt: über das alles nächſtens. Ich ſehe nicht, wie wir uns ſo recht mit gutem Anſtande aus dem ſo lange gepflogenen geheimen Briefwechſel werden herausziehen können. Das Ding wird doch immer ſo ein halbes Bubenſtück von Liebesintrigue, und ich wollte nicht, daß dabei auf Merck etwas fiele, als Unterhändler, oder daß gar der Geheimerath dächte, wir hätten ſo lange auch wohl von ihm uns unterhalten. Ueber alles das nehmen Sie, liebſte Freundin, Vorſorge und müſſen es bei ſolchem Manne, als der Geheimerath iſt, nehmen. — —

Sonſt, liebſte Freundin, iſt die Sache nichts als ein näherer Schritt der Beſtimmung, und ich wundre mich, wie ſich das alles in der Jahreszeit ereignen muß. Beruhigen Sie ſich, liebſte Flachsland, und verhehlen Sie mir Ihr Herz nicht! —

82.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg Ende Auguſt 1772).

Wenn auch nur ein Wort, meine liebſte Freundin, ſo muß ich den Brief an den Geheimerath mit einem kleinen Zettel an Sie begleiten. Ein ſolcher erſter Brief muß aus vielen Urſachen kalt und ſteif werden: helfen Sie ihn alſo, beſte Freundin, mit Ihrer Stimme einleiten und beſtätigen, ſo wie Sie ihn, hoff' ich, vorbereitet haben. — —

— Dieſer Tage iſt Profeſſor Lichtenberg aus Göttingen, auch ein Darmſtädter, ein kleiner, buckliger, ſchwacher Menſch, aber eine ſchöne, allerfreuliche Seele, hier geweſen, und hat mir wieder einige Strahlen muntern Umgangs in die Seele gegoſſen! O wenn ich erſt Sie hätte! Sie haben könnte! Eine Viertelſtunde Mondſpaziergang, Hand in Hand, Bruſt an Bruſt gelehnt — welche Wonne und Himmel! Laſſet uns, liebſte Flachsland, warten, hoffen und geſund ſein!

Goethe iſt ohne Zweifel wieder da! und Sie werden unſern erſten Bekanntſchaftstag, wie es ſei, tanzend oder ſtille gefeiert haben — ich ſtille. — [1]

83.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg Mitte September 1772).

Ich fange dieſen Brief beinahe mit Thränen und einer Wehmuth an, die mich nun ſchon viel Tag und Nächte gequält und verfolgt hat, mich aber heut ordentlich niederſchlägt; denn ich habe wieder keinen Brief von Ihnen. Und nun in 14 Tagen keinen Brief! — Mich alſo in der critiſchen Zeit ſo lange ohne Antwort zu laſſen! Das Warten wäre, bloß wenn ichs für die elendeſte, kälteſte Neugierde rechnete, ſchwer. Nun aber für nichts weniger als Neugierde! wartende hoffende Liebe und eben im ſonderbarſten Zeitpunkt hoffend und nach meiner jetzigen Gemüthslage eben ſo unbeſchreiblich arbeitend und raſtlos in mir — ich kann nichts begreifen! —

---

[1] Das folgende ſteht in den „Erinnerungen“ I, 228 (Nr. 25.)

Hier ſitze ich und ſchreibe vor einem Weſen, das mich und Sie umgibt, und klage Sie in dem Falle äußerſter Boswilligkeit an! aber auch das denken kann ich nicht! Du biſt ſo ganz Güte, Unſchuld und Erhabenheit des Herzens, daß, wenn Du gleich unrecht hätteſt, Du Recht behielteſt. —

O mein himmliſches, engliſches Mädchen, verlaß mich nicht! Du, an der ich einen Schatz, den einzigen Schatz auf mein Leben gefunden zu haben glaube! ich ſonſt in meinem Leben ohne Welt, Plan und Beſtimmung Verlorner! Mein Band mit Dir ſoll der erſte Eintritt in ein Reich der Himmel werden! Du ſollſt mich zum menſchlichen, feſten, würdigen Manne machen; ich will von Dir lernen und Dir ſagen, wo Du ein gutes, ſeliges, engliſches Herz zeigeſt! Unſer Leben ſoll nichts als ein Schwur ewiger gemeinſchaftlicher Tugend, Treue und Würde des Herzens und des Lebens werden! O wenn ich Dich einſt wiederſähe und Dir das mündlich ſagen konnte!

Sie können, wenn Sie dem Dinge nur etwas Wahrheit zutrauen wollen, leicht denken, wie ich die Zeit hier zubringe. Aeußerſt elend! Meine Seele iſt wahrhaftig ganz bei Ihnen; von dem langen Hierſein iſt ſie gleichſam ganz erweicht, verſcheucht und zerfloſſen; meine Tage werden mit einem Seufzer des „wie Nichts!“ angefangen und geſchloſſen!

Das Einzige, was mir alles helle macht, iſt der Strahl in die Zukunft! Dein Bild, das mit Dir leben, mit allen ſeinen tauſend ſüßen und kleinen Träumen — iſt das Einzige, und was mir auch den jetzigen Sommer in Mittheilung Ihrer ſchön gemacht hat, der ſonſt eben wegen ſeiner hier langen und faſt ungeſtörten Schönheit mirs oft genug ausgepreßt hat: „Warum ihn ohne Sie genießen!“ Und jetzt den traurigen, öden, todten Winter. — O wie wart' ich auf Deinen Brief! Deinen Wink! den Aufſchluß Deiner Seele! — Siehe! wenn ich Dich nicht gefunden hätte — was wäre ich? wie wäre ich? was wäre je aus mir geworden? und wie anders bin ich jetzt ſchon in allem bloß durch den Gedanken an Dich! Ei, durch Dein Leben! Dein Beiſpiel! Deinen Umgang! — Mit welchem Stolz werd' ich ein guter, vielleicht nicht verdienſtloſer Mann, und Du ein gutes, edles Weib ſein, das dieſen Mann ſich gebildet! — Schreibe mir bald, liebſtes Mädchen! Meine Hand in die Deine geſchloſſen, und dieſen innigen Kuß des Herzens drauf und auf Deinen lieben Buſen!

84.

An Herder.

(Darmſtadt) den 19. September (17)72.

Wie lange habe ich Ihnen nicht ſchreiben können, beſter Freund! und auch heute bin ich nicht geſchickt dazu. Mich drückt auch eine Wolke. Meine älteſte Schweſter iſt ſeit zehn Tagen hier und hat mich durch ihre Situation ganz zerrüttet. Der ſchöne Plan, für ſie zu ſorgen, iſt hin, und kann und wird nicht wiederkommen. Stellen Sie ſich vor, ſie glaubt, wir wollen ſie vergiften, ermorden, umbringen — und hat ihren Kopf mit Teufeln und Hexen angefüllt — lebt in Todesangſten ſeit dieſer Zeit bei uns. Denken Sie, wie es uns und mir zu Muthe iſt. Sonſt in allem ihren Verſtand zu haben, nur in dieſem Punkt ich weiß nicht welche vorſätzliche Verkehrtheit! Sie kann und darf und ſoll nicht hier bleiben und wir ſuchen wirklich ein gutes Haus für ſie, wo ſie unter guter Aufſicht iſt. Das war nun wieder Waſſer in ein Sieb geſchöpft — wenn nur das Herz nicht ſo viel Theil daran hätte! Was wollte ich für die arme Perſon thun! und mit was für einem ſchrecklichen Mißtrauen ſchlägt ſie mich von ſich! Ich war ſeither nicht recht bei mir, und deswegen konnte ich Ihnen nicht ſchreiben, mein Lieber, und werde es auch, ſo lang ſie hier iſt (das dauert noch etliche Wochen), nicht oft thun können; denn ſie logirt in meinem Zimmer, und ich bin aus meiner Einſamkeit vertrieben.

Aber was für eine Wolke iſt über Ihnen, liebſter Herder? darf ichs nicht wiſſen? Was hab' ich gethan, daß Sie ſo rückhaltend, ſo unvertraulich ſind? Ich klage und ſage Ihnen alles, und Sie mir nichts! Iſts die garſtige Geldſache? o können Sie die als Wolke anſehn? das denke ich nicht. Wie bald können Sie davon ſein? Machen Sie ſich auf einige Zeit wenig Bedürfniſſe (wie glücklich lebt man da nicht? das weiß ich) und geben Sie den ungeduldigen Leuten! — Ach Gott! wäre ich doch bei Ihnen, und könnte das alles mittragen helfen! Aber iſt es was andres, was Sie drückt, und Sie verbergen mirs? mir, Deinem Mädchen? womit hab' ich das verdient? ach, warum kennſt Du mich noch nicht! iſt es nicht genug, daß wir ſo weit getrennt ſind, um uns nicht Arm in Arm tröſten zu können? ſollens noch unſre Herzen werden? Rede, ſprich doch mit mir, was Du willt, einziger Freund meiner Seele; ich bin ja kein elendes Mädchen. Und keinen Brief mehr durch den Geheimerath, mein Lieber; Sie wiſſen wohl, daß ich ſie ihm zeigen muß, und dann habe ich ja nichts mehr für mich allein. Das Einzige ſoll mir nicht genommen werden, und ich ſchicke keine Briefe durch ihn an Sie. — —

Goethe, Merck und ſeine Frau ſind in Coblenz bei der la Roche.

85.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg gegen den 22. September 1772.)

Sie waren, da ich ſo thöricht um Ihre Briefe pochte, mit etwas Beſſerm, mit dem Liebeswerk, an einer unglücklichen Schweſter zu arbeiten, beſchäftigt, und womit ich? O Mädchen, wie übertriffſt Du mich in allem an Güte, Liebe, Thätigkeit und Entſchluß des Herzens! Es iſt als ob ich in dem elenden Bückeburg ermattete, unterſänke, und des langſamen Todes ſtürbe! Ermuntere mich, hilf mir auf!

„Das war nun wieder Waſſer in ein Sieb geſchöpft! wenn nur das Herz nicht ſo viel Theil daran hätte!“ Ihr Brief fiel mir dabei aus den Händen! O laſſen Sie weg das Waſſer aus dem Siebe: es ſoll, es muß nicht immer ſo geſchöpft werden. Ich werfe mir freilich hunderttauſend Sachen vor, Mangel von Plan, Ungeſtüm, Unbedachtſamkeit ꝛc., die liebe Unthätigkeit, und das Sichniederwerfenlaſſen nicht zu vergeſſen, was immer ſo lohnt. Aber doch .....

Auf mir iſt keine Wolke, liebſte Freundin, die ich vor Ihnen verbergen wollte: was wollte ich vor Ihnen verbergen? Ein Brief muß Ihnen zu Handen gekommen ſein, da ich meinen Zuſtand von außen hier ſo offen detaillirte. Sie haben mir kein Wort drauf geantwortet. —

Keine Wolke, liebſtes Mädchen, mein Engel von Freundin und Theilnehmerin meines Lebens, iſt ſonſt auf mir, als daß ich Dich nicht bei mir habe, oder nicht mit Dir, mit Dir leben kann! Schreibe mir doch, wie es mit Deiner Schweſter ausfällt.

Ich warte auf eine kleine, kleine Entwicklung, und dann — darf ich fragen? darf ich bitten? darfs ich herausbringen? es zu denken wagen? O Gott, der Winter, einſam, öde, kalt, getrennt, es iſt ein ſo häßlicher Kerkergedanke! Und der Weg jetzt für Dich ſo beſchwerlich! und Du vielleicht, vielleicht — — alles, liebſtes, einziges Mädchen, bleibt Dir überlaſſen zur Wahl, zur Entſcheidung, zur Willkür, zum Belieben! Aber nimm Dich doch, wenn Du mich lieb haſt, des Gedankens nur mehr an. Ich bin ſo dumm, ſo blöde, ſo verwirrt! und Dein Blick der Wink eines Engels durch die Wüſte. Laſſen Sie alſo jetzt nicht ab, liebe Freundin! da Sie den erſten Schritt gethan, ſo fahren Sie fort, vorzuſchlagen, zu wählen, zu fragen, zu berathen, mir Ihren Sinn zu ſagen, zu fodern. Laſſen Sie doch unter uns alles, alles gemein ſein, Herz und Geiſt, Sinn und Leben, von nun an bis in Ewigkeit! Bedenken Sie, daß mit unſerer Abweſenheit doch Lebensjahre unſerer Jugend uns wegrollen, die wir beſſer zuſammen verleben könnten; und iſt das, ſo laſſen Sie uns ernſtlich denken. Ernſtlich und freudig! Sie werden mich in keiner Wolke, ſondern alsdann heiter und aufgemuntert ſehen, und wo ichs nicht gleich wäre, muß ichs durch Dich werden, und werde es werden, ſo wahr ꝛc.

Aber nur, meine Beſte, daß Sie das nicht zueilen, nicht voreilen nennen: ich bin, wie geſagt, nichts! Sie ſind alles! Auch iſts nur, daß ich ja bitte, Sie wollen ſich des Gedankens, des Geſprächs annehmen, und da ſteht alles alsdann noch hin. Aber bloß das ſtumme Säumen iſt mir jetzt der Länge nach unausſtehlich! Ich hätte Ihnen längſt folgen ſollen, habe aber wahrhaftig nicht gekonnt, durch ein Schickſal ſo gebunden.

Ihrer armen Schweſter Sorge aber iſt und bleibt die erſte; allein auch, wie ich denke, die leichteſte und ſchnellſte.

da doch ſolche arme Denkart ihr den Aufenthalt Ihres Hauſes unmöglich macht. Iſts nachher nicht eine liebe, gütige Sorge, daß Du Dich mit dem Menſchen beſprichſt, der wirklich um Dein Herz buhlen wird, der Dich bis in den Tod zu lieben gedenkt! O wenn Sie mich in den wärmſten Augenblicken meines Herzens ſähen! Aber nichts ſind dieſe warmen Augenblicke. Ihr kalter Brief, der mir ſchreibt: „Herder, ich kann jetzt an Dich nicht ſchreiben, ich habe mit meiner kranken Schweſter zu thun“, der kalte, wegſchiebende Brief iſt edler, iſt beſſer. Wüßten Sie alſo auch, wie mehr ich Sie darum liebe! Ihnen zutraue! Sie, nicht wie die Mode lautet, verehre!

Habe Geduld, wenn Sie auch ſo verkannt werden! — o Gott, o Gott, meine liebe, wirkſame, theilnehmende Flachsland. Wenn Sie können, und ſobald Sie können, ſo ſchreiben Sie mir! Ihre Briefe ſind mir, wie dem Mahomet die Kapitel im Koran, die ihm der Engel Gabriel brachte: jedweder Brief mehr als eine Klopſtockſche Ode! denn er iſt Wahrheit, Ausguß des ſchönſten, vollſten Herzens, Einfalt, Ja und Amen! Gott ſegne Dich! grüße Deine Schweſter! Wenn ich an Dich denke, iſt keine Wolke auf mir.

Herder.

Schreiben Sie mir doch ja bald, was ich Sie gebeten. Ich küſſe Deine gute Hand, Herz und Bruſt und Lippe der Wahrheit. O laß Dein Bild immer da vor mir!

wohl unterlaſſen müſſeſt! wies das, was Recht und Gut war, oder wenigſtens ſo dünkte, zwar nicht demonſtrirte, aber dafür in ewige Formen veſtſchlug, mit einem Glanze von Gottheit und Vaterliebe, mit einer ſüßen Schlaube früher Gewohnheit, und allem Lebendigen der Kindesideen aus ſeiner Welt, mit allem erſten Genuß der Menſchheit in Ein Andenken zauberte, dem Nichts, nichts auf der Welt zu gleichen. Wie nothwendig! wie gut! fürs ganze Geſchlecht wie nützlich! da wurden Grundſteine gelegt, die auf andre Art nicht gelegt werden konnten, nicht ſo leicht und tief gelegt werden konnten — ſie liegen! Jahrhunderte haben drüber gebaut, Stürme von Weltalter haben ſie, wie den Fuß der Pyramiden mit Sandwüſten überſchwemmet aber nicht zu erſchüttern vermocht — ſie liegen noch! und glücklich, da alles auf ihnen ruht.

Morgenland, du hiezu recht auserwählter Boden Gottes! die zarte Empfindlichkeit dieſer Gegenden, mit der raſchen, fliegenden Einbildung, die ſo gern alles in göttlichen Glanz kleidet: Ehrfurcht vor allem, was Macht, Anſehn, Weisheit, Kraft, Fußſtapfe Gottes iſt,

86.

An Herder.

(Darmſtadt) den 26. September (17)72.

Ich lehne mich an Deine redliche Bruſt und Herz, und kann nichts als weinen. Heute Deinen dritten Brief, Engel meines Lebens! ich zerfließe faſt in Thränen. Ach was bin ich, armes Mädchen, daß Du mich ſo lieb haſt! was wird aus mir werden, wenn ich einmal bei Dir ſein werde, auf Deinem Schooß, an Deiner Engelsbruſt — Dich ſelbſt hören, lieben, über alles in der Welt lieben werde! wie kann ich, wie werd' ich das faſſen! Du, Du mein Herder, wirſt mir Leben und Seligkeit und Himmel und neue, große Seele geben — aber ich Dir nichts — als gute, treue, ganze Liebe. Wie bange wird mir oft über mein Nichts! Du machſt Dir ein ganz andres Bild aus mir, als Du finden wirſt, und wie wirds dann ſein? Ich denke immer furchtſam und freudig ſchauernd an unſer Wiederſehen. Ewiges Band von treueſter Liebe — edlem Leben und Würdigkeit! O Gott, bin ich das werth? werth eines ſolchen himmliſchen Lebens? Es geht über alles mein Denken und Hoffen! Ich kann nichts davon reden; es iſt nichts, und Deine Briefe, edelſter Jüngling, ſind alles, alles, was Himmel und Elyſium heißt. Hier ſind meine leere, ſchwache, verlangende Arme, die ich tauſendmal des Tags nach Dir ausſtrecke und um Deinen Hals werfe und die jeden Baum, der mir Schatten und Freude gibt, für Dich, mein Einziger auf der Welt, umfaſſen. O wie wird mirs ſein, Dich wiederzuſehn. Dich ſelbſt umfaſſen — Dein ganzes edles, erhabenes Herz in meinen Armen! Wie wollen, werden und können wir einſt zuſammen leben, wenn Du mich erſt durch Deine Gegenwart und Aufmunterung neu geſchaffen haſt! Gott wird Dein edles Herz belohnen! ich kann nichts, als niederknien und für Dich beten. Aber meine Kräfte will ich anwenden, Dich zu lieben; nichts Süßeres iſt für mich auf der Welt. O ihr goldenen Träume, wann werdet ihr erfüllt? wann können Sie ſich einmal aus Ihrer traurigen Oede und Lage (mein Herz bricht mir, wann ich an Ihren einſamen Zuſtand in Bückeburg denke) losreißen, um uns nur wenigſtens einige Tage zu ſehen, zu ſprechen! Wie viel hätten wir uns zu ſagen und — ſehen mußt Du mich noch zuerſt und Dein Herz prüfen, ob ich Dir denn auch noch gefallen kann, wenn ich ſichtbar um Dich bin. Ach Gott, das erwarte ich wie ein Todesurtheil. Können Sie künftiges Frühjahr herkommen, uns nur zu ſprechen, liebſter, einziger Freund? Von unſrer künftigen glückſeligen Hütte, von unſrer Liebe, von unſerm ewig treuen Bande, was hätten wir da zu ſprechen, und holten neuen Muth und Hoffnung in unſre Arme und Herz! Wenn Du es möglich machen kannſt, ſo komme, holder, ſüßer, einziger Freund, nach dem trüben Winter zu mir. Ach wie lang wird mir der Winter werden! zumal Dich ſo einſam zu denken! O wär' er doch vorbei, und wir könnten zuſammen in einem neuen Leben wandeln! Doch wirſt Du auch künftiges Frühjahr kommen können?

Was ſoll ich ſagen? Du warteſt auf einen Wink, auf den Aufſchluß meiner Seele? Was ſoll ich ſagen, Engel meines Lebens? weißt Du denn nicht, daß Du handeln kannſt, wie Du willt, Lieber, daß ich nur ganz nach Deinem Willen, nach Deiner Einrichtung lebe — daß ich in einer armen, niedrigen Hütte ſchwarzes Brod mit Dir eſſen und geſundes Waſſer mit Dir trinken will, und eben ſo glücklich und vielleicht glücklicher ſein werde als im Glanz der Welt. Ach warum ſind wir nicht näher beiſammen, damit mein Herder nicht fragen müßte: ob mein Herz ihn verſtände? Guter Gott, laß mich doch nie ſo ſinken, daß ich die Großmuth und edle Seele meines Herder verkenne! Rede, rede, Engel Gottes, was Dein Herz verlangt, wünſcht, hofft, will — Du weißt, daß ich mit Ruhe und Zufriedenheit Deinen Ausſpruch höre, wenn es uns auch noch Jahre lang (aber das verhüte Gott!) entfernte. O hätte ich Deinen Lebensplan einzurichten und das Vermögen dazu, die Wolke, die Dich umgibt, ſollte heute zerfließen, und ich würde heute zu Dir fliegen und Deine Tröſterin, Pflegerin und — gutes Weibchen werden — aber leider, mir iſt alles Gute zu thun in der Welt verſagt! Hoffen wir und werden nicht müde, uns zu lieben; wie groß und köſtlich wird einmal unſer Lohn ſein! mein Lohn unendlich groß! — —

Du hatteſt doch Geduld mit meinem letzten Brief? Er war in einem trüben Augenblick geſchrieben. Ich will und muß meine Schweſter und ihren Zuſtand vergeſſen. Zu End künftiger Woche führen wir ſie nach Worms, wo ſie verborgen leben ſoll. Uns iſt die Vormundſchaft und mir die Verrechnung ihrer Penſion übergeben. Es wird ſo gut gehen.

Der Geheimerath, mein Sohn, iſt mit Ihren zwei Briefen wohl, wohl, wohl und beſonders mit dem letzten ſehr wohl zufrieden. Nur das hat ihm nicht gefallen, daß Sie hier nicht wohnen wollen: das intereſſirt ihn außerordentlich, und er hat mir heimlich verſprochen, etwas von ſeiner Einnahme jährlich zu geben, wenn Sie hier Hofprediger werden wollten. Aber ich lehnte es ab. Wir ſitzen jetzt mit unſrer Hoffnung in Gießen, ſo lang Gott will. Das verſichere ich Dich aber, daß ich ihn in meinem Leben nicht ſo gutherzig und ſo herzlich gut geſehen habe als jetzt: er hat einen wahrhaftig guten Fond — das andre überſieht man in Gnaden. —

Tauſend Umarmung für das „verlaſſene Dorf" [1]. Mein ganzes Ideal von dem ſanften, unſchuldigen, ruhigen, friedfertigen Landleben habe ich darin gefunden: es hat mich lang nichts ſo erweicht. Was wünſchte ſich denn mein Herz! aber Du biſt mehr, mehr als alle Landprieſter und alles, was auf Erden iſt. Ich habe es nur erſt einmal geleſen; wenn ich wieder allein und ruhig bin, will ich mir manche goldne Stunde damit machen. — —

---

[1] Herders Ueberſetzung des bekannten, auch von Gotter und Goethe übertragenen Goldſmithſchen Gedichtes.

87.

An Herder.

Meine Seele war bei meiner Rückkunft von Worms und von dem fatalen Abſchied von meiner Schweſter ſo trüb und wie in einen Flor gehüllt, daß ich Dir, mein einziger Freund, unmöglich vorigen Poſttag ſchreiben konnte. Ach Gott, wie da mein Herz zerriſſen war! an Dich gedacht, dann wieder an meine arme Schweſter! Die Arme glaubte, da ich ihr beim Abſchied nur wenig Geld in die Hände gab, ich wollte das übrige behalten. Doch was ſoll ich weiter erzählen? Sie iſt jetzt in Ruhe, guter Aufſicht und Sicherheit, und ich, ich lebe jetzt allein für meinen Herder. Und er, der gute, liebſte Herder, weiß es nicht einmal, wie ich ihn liebe, und wie alle meine Gedanken und Wünſche und Hoffnungen ſonſt nichts, nichts wollen *als bei Dir zu ſein.* Und Du magſt mich auffordern, den ſüßeſten Gedanken mehr anzunehmen? O wie gern ſpräche ich davon, und kaum weiß ich vor Freude und Furcht, was ich ſprechen ſoll! Kannſt Du mich denn noch lieb haben, wenn Du mich wiederſiehſt? Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, ich kann nicht. Ich habe mich, glaube ich, nicht an meiner Seele geändert, ſondern vielleicht durch Dich, Engel meines Lebens, durch Dich gebeſſert und werde es noch täglich — aber mein armer Körper! Ich bin ſchwächlicher worden und meine Geſichtsfarbe verräths genug. Ich bin nicht krank, aber auch nicht blühend. Kannſt Du mich ſo um Dich leiden, liebſter, edelſter Mann? Ach dann, dann flieg' ich in Deine Arme, wenn Du willt, wenn Du kannſt. Aber wann, wann könnteſt Du hieher kommen? Der Winter iſt öde und kalt und einſam! Leider einſam für mich genug! Aber wäre es nicht für uns beſſer, wenn wir uns noch dieſen Winter einſam in unſere Hülle und Kerker einſpinnen und mit dem Frühling zuſammen neu aufſtehen und leben? Wir können ja dem Winter kurze Gränzen ſetzen und uns ſelbſt, uns Frühling machen, ich würde unterdeſſen recht ernſtlich für meine Geſundheit ſorgen. Sieh, mein Lieber, Holder, wegen meiner Geſundheit wünſche und denke ichs. Aber was denkſt du davon? auf welche Entwicklung warteſt Du? Und wann wünſcheſt Du zu mir zu kommen? Ach ſprich, Lieber, ſei doch nicht ſo ſchüchtern! Du kannſt ja mehr als ich ſprechen, und ich thue alles viel lieber, wenn Du mirs ſagſt, ſelbſt offenherzig ſprichſt. Und könnteſt Du dieſes Jahr noch kommen, mein liebſter, einziger Herder, ſieh, ſo würde ſichs doch bis in den December verziehen. Ich hätte bis dahin Zeit, meine Kleider in Ordnung zu bringen, daß ich als Dein Weibchen (ach Gott! —) erſcheinen kann, und wie würde Dir dann die Winterreiſe mit Deinem zarten Auge bekommen? Ich ſcheue mich vor keiner Winterreiſe, ſie ſchadet mir nichts, ach! und bei Dir, und mit Dir, wie kann mir da was ſchaden! Sage es ſelbſt, ſags doch, mein Engel, welche Zeit iſt die ſchönſte, die lieblichſte, December oder Frühling? Sprich doch ſelbſt mehr! wie kann ich denn alles ſagen? Meiner Schweſter hab' ich was davon geſagt, und ſie wurde ganz blaß, und wäre beinah hingeſunken; ich ſpaßte gleich darüber und da war alles wieder gut! ſie träumens noch alle, daß ich noch lang hier bleiben werde. — —

O wenn Du doch wüßteſt, wie glückſelig es iſt, von Dir geliebt zu ſein! und ſo geliebt, wie Du mich liebſt! Wir wollen uns zuſammen recht glücklich machen, zwei recht gute Menſchen zuſammen ſein, und in unſerm kleinen Cirkel edel und gut ſein! meine ganze Seele ſchwebt ſchon darinnen, und hat ſich ſchon ſo ſehr bei Dir gelagert und niedergelaſſen, daß ich hier bald ganz fremd werde; ich kann nichts anders mehr denken als bloß bei Dir zu ſein, Engel meines Lebens, und des Nachts träume ich davon. Ach, wann wird mein Herder kommen? wie lange wird der Winter noch ſein! Aber, nicht wahr, mein Lieber, der Frühling iſt ſo ſchön zu einer ſo ſeligen Zuſammenkunft? wir wollen mit der ganzen Natur aufwachen und zuſammenleben — iſt das nicht heilig? — und mit der ganzen Natur ſo fröhlich und glückſelig zuſammen ſein. — Sage mir doch Deinen ganzen Wunſch und Willen darüber, mein Lieber! ſei doch nicht ſo blöde! — Sieh, ich ſage nur, daß der Frühling ſo ſchön und vielleicht beſſer iſt zu unſerm Wiederſehen und liebestreuen Band — für meine Geſundheit auch; denn ich werde gewiß geſünder unterdeſſen werden. — —

Lebe wohl! Da lieg' ich an Deinem Herzen.

Mitternachts, im Bett geſchrieben, den 9. October 1772.

Caroline.

88.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg gegen den 12. October 1772).

Ihr Brief, liebſte Freundin, hat mich auf vielerlei Weiſe tief gerührt und außer mich geſetzt. Die ſo ganze, kindliche, offne, einfältige, gute Seele, die in alle dem ſpricht, und im Verborgenen mehr thut als ſpricht, handelt, hat mich aus der Stadt auf meinen Berg, den Brief in der Hand, getrieben, wo ich ordentlich auf Knien, unter freiem Himmel, Gott für Sie gedanket. Es iſt über und außer allem Ausdruck, was ich darüber zu ſagen hätte; alſo ſtille! Du dort und ich hier! in einem Kuſſe, in einer himmliſchen Umarmung! Und o, daß ich in ihr wie Du werden konnte!

Sie haben recht, mein liebſtes Mädchen, daß der Frühling, wo alles, wie ich Ihnen im Gedicht ſagte, ſeine verlaſſene Stätte wiederfindet, in allem Betracht beſſere

Zeit unſerer Zuſammenkunft iſt. Auch Ihrer Geſundheit, aller äußern Füglichkeiten u. ſ. w. wegen, und inſonderheit, ich weiß nicht, noch weswegen mehr. Alles im Ganzen iſt ſo ſehr mein Wunſch, mein Sinn, meine Seele! nur wie rührend Sies ſagen! Wie Sie, arme Wanderin, Ihr Hab' und Gut zuſammenpacken — wie Ihre Schweſter blaß geworden!

Was das für ein Gedank' iſt, ſich von den Ihrigen zu trennen! Und was ich Ihnen nun dagegen ſein und geben und werden kann! O Gott! laſſen Sie uns kein Wort mehr davon ſprechen! Genießen Sie noch ganz Ihre liebe Schweſter, als ob Sie ewig bei ihr ſein ſollten! Wer weiß, wie ſich das noch füget, daß das in der Nahe oder in mehrerer Nähe ſein kann, und ich aus dem Weſtphalen herauskomme! Wo aber nicht, liebſte Freundin, ſo biſt Du, glaub' ich, unter hunderttauſenden, die ſich einem Verhängniß aufopfern kann, das doch nur eine Zeit lang dauert, und auch da nichts als liebes Verhängniß ſein wird. Alſo kein Wort mehr von Trennung! Ich weiß nicht, wie düſter mir das ſelbſt von der Seite wird, auch ſelbſt wenn ich nur denke, wie andere, z. B. Madame Merck, von Ihnen ſchreiben. Kurz, nochmals! nicht Trennung! ich bin ja bei Ihnen! ich wills den Winter über noch inniger, ſprechender, unterredender ſein, und ich ſehe alſo jetzt wahrhaftig zehnmal heitrer das Laub fallen, als ichs nur voriges Jahr ſah. Ich bin ſehr verändert, glaub' ich, wie Du's auch ſein wirſt, liebſte Caroline, aber ich ſehe von Tag zu Tag.

daß das gut ſei, und daß ich in meiner vorigen Wildheit lange nicht den ganzen Schatz Deines guten Herzens hatte koſten können. Ich bin ſeiner noch lange nicht würdig. Alſo Winter iſt Winter auch für uns, d. i. kurze Zeit, liebes Mädchen, wo wir vom Frühlinge reden und uns auf ihn ſchicken und uns ſchon die Zeit gleichſam ſelbſt bereiten. Auch muß ich Ihnen in der That ſagen, daß meine Frage, wie Sie aus dem Briefe ſehen werden, ſolche Antwort noch wünſchte. Seien Sie alſo nicht ſo ſchüchtern, mein Engel von Freundin! es iſt ganz mein Sinn, meine Seele!

Aber nun muß ich Ihnen über Ihre blaſſe Farbe — doch wie! keinen Verweis geben, ſondern nur ſagen, daß ich Sie ſo eben wünſche. Haben Sie denn jenes Stück: „In Schmerz, in Thränen wird es Engel!“ bloß für ein elendes Gedicht gehalten, und in dem „Perlenſchmuck und Sonnenblicke und Kranz, den er dort oben trägt“, nichts gefunden, was Ihnen gleich ein ungleich ſüßeres Sentiment zugelächelt hat, als Sie, zweifelndes, mißtrauendes Kind, mir, und doch nur unwahr! anreden wollen. Wie gering! wie tief unter Ihren Füßen! Halten Sie mich mit dem Zweifel, auch wenn er nur einen Augenblick in Ihrem Herzen weilt? Und wie viel unendlich mehr würde ich alsdann nicht zu zweifeln, ſondern zu verzweifeln haben, wenn ich nicht auf Ihr edles Gemüth, auf Ihre ganze himmliſche Seele rechnete? Und ſehen Sie, darauf rechne ich, wie ich Ihnen ſchon neulich ſchrieb, mit ſolcher Stille und Seligkeit, als ob ich das Sonnenlicht genöſſe! Und alles und ſo dann gleich kindliche Ergebung, die ſich ihnen natürlich, uns Europäern unbegreiflich, mit dem Gefühl von Ehrfurcht miſchet: der wehrloſe, zerſtreute, ruheliebende, Heerdenähnliche Zuſtand des Hirtenlebens, das ſich auf einer Ebne Gottes milde und ohn Anſtrengung ausleben will — alle das mehr und weniger von Umſtänden unterſtützt, freilich hats in der ſpätern Folge auch dem Deſpotismus der Eroberer volle Materialien geliefert, ſo volle Materialien, daß Deſpotismus vielleicht ewig in Orient ſeyn wird, und noch kein Deſpotismus in Orient durch fremde äußere Kräfte geſtürzt worden: er muſte nur immer, weil ihm nichts entgegenſtand, und er ſich unermäßlich ausbreitete, allein durch eigne Laſt zerfallen. Allerdings hat dieſer Deſpotismus auch oft die ſchrecklichſten Würkungen hervorgebracht, und wie der Philoſoph ſagen wird, die ſchrecklichſte von allen, daß kein Morgenländer, als ſolcher, noch kaum von einer menſchlichen, beſſern Verfaſſung, innigen Begrif haben kann. — Aber alle das ſpäter dahingeſtellt, und zugegeben: Anfangs unter der milden Vaterregierung war nicht eben der Morgenländer mit ſeinem zarten Kindesſinne der glücklichſte und

Uebrige, was ich in ſolchem Fall zu ſagen hätte, verſpare ich, wenn ich an Ihrer Bruſt liegen werde. Ach Gott, und wollen Sies nicht auch dahin ſparen?

Merck ſchreibt: „Unſere Flachsland lebt auf! blüht! und erträgt, wie ein Engel Gottes!“ Umarmen Sie den Mann ſtatt meiner über die Worte! So denke ich Sie mir, und will und wünſche Sie mir allein ſo zu denken! Auch Franzöſiſch ſogar! und ſchreiben! und mir kein Wort davon! Was Himmel biſt Du für ein Mädchen — gegen — — mich! — —

89.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg) den 24 October (17)72.

Ich hätte, mein edles Mädchen, viel mit Ihnen zu zanken über die Kleinmüthigkeit oder vielmehr das Mißtrauen, als ob unſre Gegenwart und Zuſammenkunft unſre Begriffe und Neigungen von einander andern würden. Ich bin aus hundert Urſachen, die ich aber nur mir ſelbſt ſage, und auch mir ſelbſt nicht gern ſagen will, der, der das Mißtrauen haben kann, ſoll und muß, dero aber auch für Beleidigung der Liebe, der wahren Liebe hält, und ihm jetzt gewiß ſchon mit der ganzen Seele entſaget. Wo Liebe iſt, da iſt Glaube, und der Glaube iſt ſo ein beſondres

Ding, das nicht von Vernunft, von Erklärlichkeit abhängt, ſondern, was da iſt, glaubt und daran nicht zweifelt: denn er ſiehts, es iſt da, und wenn ers tauſendmal nicht erklären könnte. Sehen Sie, meine einzige Freundin, deren Hand und Herz in der meinen liegt, das iſt mein einiges Glaubensbekenntniß und der völlige Grund meiner Ruhe und Aufopferung. Ich ſehe, Du liebſt mich! und das ſehe ich ſo offenbar, daß es blödſinnig wäre, auf einen Beweis zu warten, und da ich dies ſo ſehr wünſche, da hiedurch mein ganzes Herz erfüllet wird, ſo zweifle ich auch an dem nicht, was ich nicht ſehe. Dein gutes, edles Herz kann mich nicht verlaſſen, wenns meine Aufrichtigkeit und gute Neigungen ſieht: wird auch in böſen Stunden mich über mich ſelbſt erheben. O Sie wiſſen nicht, wie ich den Gedanken auszumalen theils nöthig habe, theils es ſchon mit ganzer Freudigkeit thue! Sollte ich nicht das Glück haben, daß meine Caroline mir etwas von dem Zutrauen gönnet? — Wenn meine Seele betrübt, wenn eine Wolke zuweilen über mir iſt, ſo iſts bloß aus Schwachheit und „meiner Mißlage wegen“. —

Die Schlafſucht und das garſtige Opium iſt dabei das Aergſte, was meine Situation mit ihr führet ꝛc. Eine Stelle in Ihren Gegenden iſt von mir nicht ſo verabſcheuet, als Sie ſich denken: aber Sie wiſſen ja, das feine Ding Ehre, im Verdacht zu ſein, durch wen eine Stelle erhalten zu haben? Alſo ruhig, meine Liebe, Du meine halbe Seele! Der Himmel wird nicht bloß helfen, ſondern was iſt einige

Wochen Entfernung, worin ſich unſre Seele noch mit den reinſten, heiterſten Ideen labt, und die meinige vielleicht immer mehr aus ihrem Raupengewebe hervorſchlupfet! Ruhig, meine Liebe! — Aber lobe mich nicht ſo ſehr! ich erröthe über jeden Deiner Briefe, und fühle, er iſt nicht wahr. Auch ſiehſt Du, daß ich Dich nicht lobe. Wir ſind Eins, und ich glaube, die Liebe muß von dem mit einer Beſcheidenheit reden, der zu ihr gehöret! O dieſe Beſcheidenheit, dieſes Stillſchweigen, wie innig iſts aber! wie vielredend!

Hier iſt Geßner! Ich lag unter den Bäumen im Morgenthau, da ich inſonderheit die ſtarken menſchlichen Stücke Diderots [1]) las, aber auch in Geßner iſt viel, viel Schönes. „Die Eiferſucht", „das Holzbein", „der Waſſerſturm" — ich weiß, Deine Seele lieſt nicht des leidigen Schönen wegen, ſondern als Wahrheit! als Empfindung! Lies es alſo mit mir, meine liebe Flachsland, ich ſehe Dir alsdann, als unſichtbarer Genius, über die Schulter.[2])

---

1) In deſſen Contes moraux et nouvelles (Les deux amis de Bourbonne und Entrétien d'un père avec ses enfans).

2) Hier folgt die Stelle in den „Erinnerungen" 1, 228 (Nr. 26).

90.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg) den 26. October (17)72.

Eben bekomme ich einen Brief von Gleim, der aus einem ſehr verwundeten Herzen kommt. Er findet auch in meinem Briefe Kälte und hundert wunderbare Sachen, klagt über ſo viele Pfaffenbosheit ꝛc. und zieht die unſchuldigſten Gelegenheiten dahin. Es iſt eine elende Welt, wo die würdigſten Leute ſo leiden müſſen! Seine traurige Denkart kränkt mich in der Seele — eben weil ich ihre Bitterkeit an mir ſelbſt kenne.

Von dieſem mir ſelbſt kann ich Dir ſelbſt, meine Freundin, oder will vielmehr nichts ſchreiben. Mein Zuſtand iſt ſo ſehr derſelbe, daß mein Herz von Tage zu Tage alle Spannkraft, Reizbarkeit, Anhänglichkeit, Schwung und innere Wärme mehr verliert. Wenn ich einmal mit Dir und Du mit mir, beide eins, leben werden, wie will ich mich an Dich halten! und von Dir lernen! und wie viel wirſt Du verzeihen müſſen! denn ich bin gar nicht, der ich ſein ſoll. Ohne Zweck, Wirkſamkeit auf Menſchen und Seelengenuß von Menſchen iſt der Menſch, wie jene Pflanze, von der ringsum die Erde los iſt, und die in dicker, enger Luft darbet. Ich muß fort — oder —

Und nun wundern Sie ſich ohne Zweifel, meine Freundin — über meine Unentſchloſſenheit oder Unwirkſamkeit in ſolchem Zuſtande. Aber jene iſts zum Theil nicht, und dieſe iſt nothwendig. Wenn man lauft, bekommt man in meinem Stande das Allerwenigſte: auch bin ichs wirklich meiner Stelle ſchuldig geweſen, auf gewiſſe Weiſe eine Zeit lang Abtrag des Zutrauens zu thun, mit dem man mich hieher gerufen. Sie werden ſich vielleicht noch aus meinem Mündlichen erinnern, was ich darüber geäußert, und andre mögen die Grundſätze verwerfen oder auslachen, ſo fühle ich doch, daß ich nach ihnen handeln muß. Im Moraliſchen kann man ſich nie dem Willen jedes Menſchen bequemen, aber im Phyſiſchen, glaub' ich, muß man gerecht ſein, jedem das Seine!! Ich hatte Reiſegeld gehabt, viele Anſtalten auf mich machen laſſen, in die ich doch gewilligt und die ich alſo gewiß auf einige Art, durch meine etwelche Gegenwart wenigſtens, entſchädigen mußte. Ich glaube jetzt, daß ich ziemlich frei werde, weil ich, was ich hier machen kann, dieſen Winter ziemlich werde gemacht haben — das iſt nichts.

Sollte es aber, liebſte Freundin, demohngeachtet mein Schickſal ſein, noch hier zu bleiben, ſo trage ich nicht das mindeſte Bedenken, Sie doch auf den Frühling herzuladen und herzuwünſchen. Mit Ihnen muß und wird ſich theils alles ändern, theils blüht rings um uns, wenn wir uns lieben und beiſtehen, Schönes und Vortreffliches genug in der Schöpfung. Ja von gewiſſen Seiten und der äußern Behaglichkeit nach können wir dieſes hier mehr genießen als vielleicht irgendwo anders. Und Sie ſehen, ich komme immer wieder in das Elyſium von Zufriedenheit zurück. Mein Zweck, liebſtes Mädchen, iſt mit Dir zu leben und glücklich und würdig und tugendhaft zu werden: kann ich dies mit Nebenlieblingsideen gewiſſer Wirkſamkeit ꝛc. wohlan! — wo nicht, ſo nicht! Ich bin auf alles gefaßt. Deine Schweſter kann ich Dir nicht vergüten, liebſte Caroline, aber die verlierſt Du ja auch überall anders, und was haſt Du ſonſt, armer Fremdling, in Darmſtadt? Sie ſehen alſo — doch warum wieder ſo viel von Mühſeligkeit geſchwatzt. Sobald ich Sie habe, denke ich mir wahrhaftig keine, als die Sie an mir haben: und ich freue mich ſelbſt drauf, von alle dem Zeuge mit Ihnen nur reden zu können. Mein Gedank' und Seele wird jetzt ſchon ordentlich rein und zart und geläutert, wenn ichs in Gedanken thue — und einſt wirklich. — —

Hier haben Sie den Muſenalmanach. Ich darf Ihnen nicht ſagen, daß ſchöne Stücke von Bürger, eins auf Selmar vom vortrefflichen Minna-Schmidt ſei. Von mir ſtehen ein paar Ueberſetzungen drin, die mich ärgern und die wider meinen Willen hereingekommen. Sie kennen ſie, aber nennen Sie ſie gegen niemanden. — —

Dein ewiger

Herder.

91.

An Herder.

(Darmſtadt Ende October 1772.)

Auch Du biſt jetzt eine Waiſe, liebſter Herder, ohne Vater und Mutter.[1] — Komm', mein Lieber, knüpfe das Band, das jetzt zerriſſen ward, an Dein Mädchen; wir wollen uns Vater und Mutter und alles auf dieſer Welt ſein, wir arme Waiſen. Wäre ich doch jetzt bei Dir, Du Lieber! ich möchte ſo gern alles mit Dir leiden. Wenn ich daran 'denke, wie Du ſo einſam umherwandelſt, und alles, Deine Freude und Leid mit niemand als einem armen Schatten theileſt, wie wehe thut mir das! Ich habe mich noch niemals ſo ganz an Dein Herz geſchmiegt als jetzt, und noch niemals ſo glückſelig daran gelegen: Du biſt mein einziger, himmliſcher Gedanke, Tag und Nacht und alles um mich her iſt wahrhaftig lieblicher. Ich habe die ganze Welt jetzt lieb, und ich bin mit allen Führungen, die ich freilich zuerſt nicht begreifen konnte, jetzt ſo ausgeſohnt, weil ſie mich in Deinen Schooß geführt. O wie gut iſt Gott gegen mich! Ueber die Glückſeligkeit, *Dein zu ſein*, geht kein Konigreich. Das iſt doch kein Lob, keine Schmeichelei; davon weiß ich gar nichts. Ach hore doch, wenn Dir mein Herz ſagt, daß es Dich liebt, und verbiete mir das nicht! ich kann ja noch lange nicht alles ſagen, was ich gern ſagen möchte, und das, was ich leider nur lallen kann, iſt Wahrheit, das ſollteſt Du billig fühlen. Alle meine Freunde preiſen mich glückſelig, und ich darf kein Wort mit Dir davon reden. Schmeichelei iſt ja noch nie auf meine Zunge gekommen. Warte, das Frühjahr will ich Dich dafür quälen. Das Frühjahr! da ſeh' ich Dich wieder! und auf ewig! Ich ſchwanke nur hin, wenn ich daran gedenke. Merck hat recht, ich lebe auf; wie werde ich auch durch Deine himmliſche Briefe dazu ermuntert! ich fange an, Zutrauen zu mir zu bekommen; nur muß Deine Gutheit meinem Glauben aufhelfen, wo ich ſinke und Schwachheit habe. Und das thuſt Du, edelſter Mann! In was für ſüße Phantaſieen und Elyſium ich ſchwebe, das wird im Frühjahr alles aufblühen. Ach, was werde ich Dir dann alles zu ſagen haben!

---

[1] Herder hatte ihr den Tod ſeiner Mutter gemeldet („Erinnerungen" 1, 228).

Ich habe es dem Geheimerath geſagt, und er wurde ganz weichherzig, er ſprach mir ſehr zu, noch ein Jahr oder länger hier zu bleiben, und da er endlich ſah, daß ich ſo unbeweglich an Dir hange, ſo iſt er ſtill, und klagt zuweilen darüber. — Meine Schweſter iſt Dir noch einmal ſo gut, weil Ihnen eine Stelle in unſern Gegenden nicht unangenehm iſt. Wir freuen uns alle darüber, aber freilich darf der Geheimerath keinen Strohhalm deswegen bewegen! dazu bin ich, ich mit Dir, mein Herder, zu ſtolz, als daß es im Publicum hieße „durch den Schwager erhalten". Das war immer das, was ich dem Geheimerathe entgegenſetzte, wenn er von einer Hofpredigerſtelle hier geſprochen. Das Schickſal mag walten: es iſt unſre beſte Mutter und Verſorgerin. Mit Dir, mein Ewiggeliebteſter, ginge ich in die Wüſte oder kröche in eine Höhle, wenn es ſein müßte; es iſt nichts Aufopferung für mich, als wenn ich nicht bei Dir ſein darf. Wüßteſt Du doch, wie ich Dich liebe, mein Einziger!

Dank, Dank für Geßner! Ich habe die Stücke noch einmal geleſen, und Du, mein Genius, mit mir. Ich freute mich, daß „das hölzerne Bein" mit darunter war; es iſt, nach Diderot, meine Lieblingsidylle, und ich las ſie mit den andern jetzt recht entzückt. Aber warum heißt Du mich eine Kunſtrichterin? Hab' ich jemals eine ſolche Mißgeburt von Frauenzimmer ſein wollen? war ichs? oder bin ichs gar? Nein, das wäre abſcheulich! Ich würde kein Buch mehr anſehen, wenn ich eine Kunſtrichterin oder gar — ein gelehrtes Frauenzimmer dadurch würde. Behüt' uns, lieber Herr Gott!

Der Geheimerath lieſt uns den Don Quixote vor. Er iſt der erſte Roman unter allen für mich. Die Epiſoden von Liebesgeſchichten im erſten Theil haben ſo was Bezauberndes und Süßes, das ich nicht ausſprechen kann, beſonders die Geſchichte der Maria, der jungen unſchuldigen Clara, Chryſoſtomus ꝛc.; der zweite Theil iſt für mich nicht ſo lieblich, er iſt mehr politiſch.[1] — —

---

[1] Vgl. die Erwiederung hierauf im Briefe vom 31. October (in den „Erinnerungen" I, 228 ff.)

92.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg) den 30. October (17)72.

— Letzten Sonntag ward mir ein Augenblick, der mich halb freudig, halb aber ſtuzig machte: es ſtand nämlich im Wandsbecker Boten, daß da die Landſchaft in Curland eine Univerſität anlegte und die beſten Leute mit anſehnlichem Gehalt rufen würde; der erſte würde Herder ſein und auf Bedingungen, die er nicht abſchlagen würde.[1] Da wäre denn nun mit einmal unſer Kummer aus! Ich flöge, Dich künftigen Frühling zu holen, brächte Dich da meiner Freundin wenigſtens ſo nahe, deren Trennung mir wirklich Gram der Seele iſt, daß das Sehen nur ein Spaziergang iſt. Das Land iſt gut, die Lebensart auch; für Dich wäre die Entfernung immer dieſelbe, ob etwas mehr oder weniger; ich kenne die Leute alle. Es iſt überhaupt in den dortigen Gegenden mehr zu machen als in dem verwünſchten, zertheilten, unter kleinen Herren darbenden Deutſchland. Aber ich weiß nicht, es war mir, als wärs Fabel und die iſts auch. Ich habe einen Brief aus Lievland, wo nicht eine Silbe darinnen ſteht — und alſo vergeſſe ichs.

Aber daß Sie, liebſte Freundin, nicht ſchreiben, kann ich nicht vergeſſen. Ich hange jetzt ordentlich an nichts und folgſamſte Lehrling? Alles ward als Muttermilch und väterlicher Wein gekoſtet! Alles im Kindesherzen aufbewahrt und da mit dem Siegel **göttlicher Autorität** verſiegelt! der menſchliche Geiſt bekam die erſten Formen von Weisheit und Tugend mit einer **Einfalt, Stärke** und **Hoheit**, die nun — gerade herausgeſagt — in unſrer philoſophiſchen, kalten europäiſchen Welt wohl nichts, gar nichts ihres gleichen hat. Und eben weil wir ſo unfähig ſind, ſie mehr zu **verſtehen**! zu **fühlen**! geſchweige denn zu genieſſen — ſo **ſpotten wir, läugnen** und mißdeuten! der beſte Beweis!

---

[1] Vgl. oben den Brief von Claudius Nr. 6.

Ohne Zweifel gehört hiezu auch **Religion**, oder vielmehr war Religion „das Element, „in dem das alles lebt' und webte.„ Auch von allem **göttlichen Eindruck** der **Schöpfung** und frühſter **Pflege** des Menſchengeſchlechts, (dem **Ganzen** ſo nöthig als jedem **einzelnen** Kinde nach ſeiner Geburt, Pflege der Eltern) von alle dem auch den Blick entfernt, wenn Greis, Vater, König ſo natürlich **Gottes Stelle** vertrat, und ſich eben ſo natürlich der **Gehorſam** unter väterlichen **Willen**, das **Ankleben** an alte **Gewohnheit**, und die in der Welt als an Ihnen, und Sie wollen mich ſo darben laſſen! Was iſts doch überdem ſchon für eine kalte Umarmung, die in Briefen, was iſt ſie gegen alle, alle Seiten des tauſendfältigen Umgangs und Anblicks und Genuſſes — und Sie werden müde? Was macht Ihre Schäferfreundin mit ihrem Lämmchen? Sie ſchreiben mir nichts! nichts! Leben Sie denn ganz ſo dürftig alleine? — allein, wie ich? denn im Grunde lebt mans immer, wo der innere Menſch nicht recht lebt.

Einlage iſt ein Bettelbrief an den Herrn Geheimerath, für meinen guten, lieben Claudius; wenn er doch was wirkte oder wirken konnte!

Seit meiner Mutter Tode keinen Brief von Ihnen! O Gott, welche mancherlei Scenen hab' ich ſeit der Zeit durchlebt, und Du Mädchen ſiehſt mit Ruhe unſre Tage in den traurigen Abgrund der Vergeſſenheit tropfeln! Fallet, liebe, welkende Blätter! Wenn ihr wiederkommt, jung und friſch und neu und voll Keim und Duft, wo und wie es auch ſei, ſo bin ich nicht mehr ohne mein Mädchen!

Gott befohlen! Ich umarme Dich mit dem innigſten Kuß auf Dein Herz! —

93.

An Herder.

(Darmſtadt) den 3. November (17)72.

Eben komme ich von einer Lectüre „St. Johannis Nachttraum“ vom göttlichen Shakeſpeare, in Geſellſchaft des Geheimeraths und meiner Schweſter, denen ichs vorlas. Ich hab' ſie ſchon einmal geleſen, wie Sie wiſſen, aber jetzt war mirs zehnmal ſüßer, wärmer und zaubernder, und ohnerachtet der garſtigen kalten Verſen von Wieland, die die ganze warme Zauberjohannisnacht wie mit Schnee bedecken, ſo war ich doch oft ganz außer mir. Warum? ach das weißt Du, mein Süßer! Alles, alles zieht mich zu unſerm Frühling, wo alles ſo herrlich und ſüß um uns und in uns leben und blühen wird — und ich denke und thue und leſe faſt nichts, ich verwandle's dorthin. Ach, wenn ich von allem dem Süßen und Hoffnungsvollen doch ſelbſt mit Dir ſprechen könnte, erzählen, einrichten, von unſerm Hüttchen, wie wir zuſammen ſo glücklich darinnen ſein wollen — von unſerm — ach Gott, ich kann von allem dem nichts ſchreiben — mehr, mehr will ich einmal dafür handeln, mein einziger Freund. Was werde ich nicht alles durch Dein Beiſpiel und Liebe thun können, tauſendmal mehr als Du durch mich! Ich bin ja leider ein ſo armes Mädchen in allem — und Du denkſt vielleicht anders von mir, ach das macht mir jetzt allein oft traurige Gedanken. Doch weg, Unglauben!

ich glaube an Dich, mein Herder, wie an meinen Gott; Du wirſt mich mit Geduld tragen, darauf lebe und ſterbe ich.

Ich auch. Wir auch haben ſo vortreffliche Herbſtluft. Ich lebe und webe, und ſchwimme den ganzen Nachmittag darinnen, dort im Tannenwalde unſrer Liebe — ach Dich ewig, ewig und immerdar in meinem Herzen und Gedanken. Die ganze Natur iſt mit uns vergnügt! ſcheints nicht ſo? Die Blätter wollen nicht abfallen, der Winter will nicht kommen, und ich kann über nichts trauern. —

Ich bin von Herzen froh, daß Dein Brief nicht verloren war; ich dachte immer, der mit unſerm Neveu müßte es ſein 1), aber Deine Rechnung, wie er ankommen ſollte, machte mich irre. Dem Himmel ſei gedankt, daß ich ihn habe; aber was aus meiner Antwort darauf geworden, weiß der wunderliche Gott Puck beſſer als ich. Mein Brief ging den 29. Auguſt oder 1. September ab. Wunderbar iſts, daß gerade voriges Jahr zu Ende Auguſts mir auch einer verloren ging, auf den Sie vier Wochen lang warteten. Es muß irgendwo ein Brieffreſſer ſtecken, der alle Jahr einen Brief von mir freſſen muß, ſo wie in unſerm großen Waſſer hier ein Menſchenfreſſer verborgen ſitzt, für den alle Jahr ein Menſch ertrinken muß! das iſt nun freilich tragiſch — aber mein Brief iſt hin. Das Einzige, was ich Ihnen noch daraus ſagen kann iſt, daß ich mich außerordentlich freute, Deinen Neveu zu erziehen, daß das ſchon

---

1) Brief Nr. 79.

lange mein Gedanke war, ein Kind zu ſuchen, beſonders einen Knaben, und ihn, wenn Du's, Du Lieber, zufrieden geweſen, zu erziehen — und ſiehe da! das Bübchen kommt; es hat mich recht frappirt. Und jetzt, da noch vollends ſeine Großmutter geſtorben, die ihn vielleicht zurückgehalten, ach, da will ich ihm alles erſetzen, dem armen Waiſchen! wir wollen ihm zuſammen Vater und Mutter ſein! Aber wie werden wir ihn nach Bückeburg bekommen? willſt Du ſelbſt hinreiſen? Ach Gott, nein! ſage mirs doch, wer ihn abholt? ich fürchte, Du verbirgſt mir etwas.

Daß Gleim Ihnen ſo traurige Erinnerungen an Ihre Situation verurſacht, mißbillige ich ſehr; ich bedaure ihn, daß er ſo gar zu wenig Mann iſt, um die unerwarteten Würfe des Schickſals zu ertragen; ſeine Seele iſt wie ein ſchwaches Rohr, das vom Winde hin und her getrieben wird. Ich begreifs nicht, warum er nicht geheirathet hat; da würde er doch jetzt bei ſeinen Kindern und ſeinem Weibe Troſt und Freude haben. — Laß Dich von keinem Klageton anſtecken, liebſter Herder! ich weiß, Du thuſt es auch nicht. Deine Seele iſt zu männlich dazu. Es wird ſich alles ändern. Deine Mißlage in Bückeburg, wer weiß, wozu ſie Dich vorbereitet? und anderswo kanns Dir nicht fehlen, mein Lieber; die ganze Welt ſteht ja einem Manne wie Du offen. Ohne Schmeichelei war das geſagt; ich höre das von jedermann, der von Dir ſpricht. — Laß das Schickſal walten; wo es Dich hinführt, wird gut Hütten bauen ſein. Darüber bin ich ganz unbeſorgt; ſei Dus auch.

mein Lieber, und nicht muthwillig ſich zu der armſeligen Pflanze gemacht! — Ach Gott, ſo öde, einſam biſt Du von Menſchen! —

Für den Muſenalmanach meine beſte Umarmung, Lieber! ich fand beim Aufſchlagen gleich das Minneliedchen von Bürger, hold und ſüß! Darauf ſuchte ich gleich Ihre, und fand das „Roſenknöſpchen", das ich noch nicht kannte. Du biſt ein braver Mann — mehr nicht! ich darf Dich nicht mehr loben. — „Auf Selmars Tod" iſt ganz vortrefflich. Aber von unſerm Claudius fehlen diesmal die ſchönen; voriges Jahr waren ſo herrliche von ihm darin. Merck recenſirt ihn; wenn ich ihn wieder habe, will ich andächtig darin ſein. Goethe kommt den 15. erſt hieher; er arrangirt ſeiner Schweſter Hochzeitangelegenheiten: ſie heirathet den Schloſſer. — Morgen früh fahr' ich mit dem Geheimerath zum erſtenmal in die Oper nach Mannheim. —

91.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg gegen den 6. November 1772.)

Vor dem fetten Manne fürchten Sie ſich nicht, meine liebe ſchlanke Freundin. Sie werden ihn noch eben ſo ſehen, wie er war; vielmehr ermattet, dürre, und ein bißchen Geſpenſt: das ſchadet aber der Liebe nicht, es macht Contraſt.[1] Wenn nur meine Seele Ihnen noch gefällt — wenn nur beim Wiederſehen nicht der erſte Rauſch freudigen Taumels vorüber ſein und mein mattes, abgezehrtes, Ihnen vielleicht nicht werthes Herz allein erſcheinen wird. Wolle das aber der Himmel nicht! Ich hoffe zu meinem Mädchen, es werde nicht ſehen und doch glauben! es werde ſelbſt in der Dämmerung und Stille das gute Herz eben ſo erkennen, als in der Hitze der hellen Mittagsſonne und im Sturme des Affects! es werde auch dadurch mir die einzige, höchſte, innigſte Freundſchaft erzeigen, daß Sie mich ganz überſehen, und ſich allein als das ſchöne, göttliche, himmliſche Werkzeug anſehen, das ſich meiner annimmt und das mich glücklich machen ſoll. Du haſt mich gewählt, meine Flachsland, zu Deinem Freunde, doch mit ſo vieler Großmuth und Freudigkeit zu leben erkoren, biſt mir in Briefen ſo haben. Ich habe mich zwei halbe Tage in einem Meer von Empfindungen da aufgehalten, und bin wie toll von einem zum andern gelaufen, um die mancherlei ſchöne Seele in dieſen ſo mancherlei ſchönen Körpern und Stellungen gleichſam zu wägen — und das iſt mir in der Täuſchung wunderbar geglückt. Meine Seele iſt alſo auch jetzt mit Ihnen da geweſen, und hat Ihnen über das alles viel Platoniſche Liebe gepredigt.

---

[1] Am 31. October hatte Herder geſchrieben, er glaube jetzt an die närriſchſten Ideen und denke ſich die enthuſiaſtiſchſten Freuden, und was das Beſte dabei ſei, ſo erhöhe ſich ſeine Bruſt und er werde dabei fetter. „Sie mögen nun über meinen Mißbrauch ſolcher guten Gabe Gottes, als Freude iſt, zum Fette — lachen oder ſich ärgern — es iſt doch ſo, und das iſt mehr, als wenn man bloß ſagt, daß es ſein kann. Aber das heißt nicht ſo viel, als wenn ich dadurch dick würde und ſchwer. Mein liebes Mädchen, hoffe ich, wird mich noch ſo leicht umſchlingen können, wie ich ſie, leicht wie Epheu.“

Hier wirds Winter, und mein Zeiger ſteht immer auf derſelben Stelle. Ein elendes Concert iſt wieder angegangen, das doch immer gut iſt, weil die Seele, wie es ſei, doch eine Parthie muſicaliſche Luſt in ſich zieht, ſie zu verarbeiten. Sonſt warte ich hier auf eine Auction des verſtorbenen Grafen (der Gräfin Bruder), mir etwas Hausrath anzuſchaffen, welches mir herzlich lange wird, und — lebe! das iſt alles, und Ihre Briefe allein, der Glaube, den Sie darin ſo äußern und mit beiden Händen und Armen die Zukunft umfaſſen, die unnennbare und unerklärliche Ahndung von Wunderbarem, die in mir lebt und in den ſtillſten Stunden immer mehr aufleuchtet ꝛc. — das alles macht mich mir zum Räthſel und Dich, meine Gra., zur Entwicklung des Räthſels aus meiner Seite, und darüber laſſet uns gehn, und wo nicht auf dem Paradieſe ſo auf dem Acker, der Dorn und Diſtel trägt, umarmt und vergnügt leben, und uns nicht um die Zukunft, die, wie jede Begebenheit, nicht ausraiſonnirt werden kann, kümmern. Wenn wir die Geſchichte unſrer Liebe, wie ſie ſich von innen zugetragen, entwickeln konnten, ſo wäre es ein St. Johannistraum, wie unſer Leben: aber gut, daß ein klügeres Ding als Puck damit ſpielt. Ich umarme Dich, meine Einzige, meine Hülfe, meine Gattin, mit all meiner Seele. Ich erwarte heute gewiß Briefe. —[1]

93.

An Herder.

(Darmſtadt) den 14. November (17)72.

Ich hab' unſern Freund Merck erwiſcht: er läßt meine Briefe oft einen ganzen Poſttag liegen, ehe er ſie abſchickt. Ich hab' ihm feierlich jeden Ihrer Seufzer darum auf ſeine arme Seele gelegt, aber da ſtand er und lachte, wie — ein alter Ehemann, und ich — mußte mitlachen. Euch zur Nachricht melde ich das, damit Ihr in Geduld dergleichen Streiche des Schickſals und Eures Freundes ertragt! Wie wollen wir ihn einmal auslachen, wenn wir uns umarmen und keine Briefe, arme kalte Briefe mehr ſchreiben dürfen!

---

[1] Hier folgt die Stelle über die Reiſe in den „Erinnerungen" I, 230 (Nr. 28).

Ich war denn in der berühmten Oper, aber ich will, kann und mag Ihnen nichts davon erzählen; es gefiel mir durchaus nicht. Lauter gemalte Menſchen, gemalte Leinwand, Pappdeckel, Silberlahn, elende, elende Kunſt — ich habe für meine ganze Lebenszeit genug an dieſem armen Spectakel. Die Ballets waren mir unausſtehlich — und noch überdies die arme Illuſion zu beleidigen. Die Zauberin Medea kam in einem Luftwagen an dicken Seilen hangend. Die Hauptſache, die Muſik aber war ſchön, ſchön, lieblich, aber um einen Grad geringer, als ich ſie von Bach erwartet. Ein armer, ſchöner, leichter Caſtrat ſang einige Arien, wie ein Engel, und ſein Vater Themiſtokles auch, aber Themiſtokles der Feldherr ſang! Für das alles wurden wir aber reichlich entſchädigt durch die Antiken, die ſich in eine Scheuer, vermuthlich von dem elend glänzenden Hof und dem Affentand der Stadt dahin geflüchtet haben. Sie werden Sie bei Ihrer Durchreiſe geſehen haben. Gott Apoll, eine wunderſchöne, junge, erhabene Mannsfigur; die Mediceiſche Venus; Laokoon, ach Gott, was für ein ſchauderhafter Ausdruck von Schmerz! Antinous, der ruhige, ruhig-ſchöne in ſich gekehrte Antinous. Der Kopf iſt ganz vortrefflich, aber ſein ganzer Körper war mir zu breit und zu weich; er gefiel meiner Schweſter am beſten; mein Held iſt aber Apollo. Caſtor und Pollux, zwei allerliebſte Brüder, und ein Kind auf eines alten Mannes Armen! ganz lebend. Ich kann nicht alles ſagen, aber wir hatten etliche entzückende Stunden da, und mir wandelt das alles noch die **ehrfurchtvolle Ergebung** in den **Wink des Obern**, der das Andenken alter Zeiten hatte, [b]) mit einer Art von **kindlichem Religionsgefühl** miſchet — **muſtens denn**, wie wir **aus dem** Geiſt und **Herzen unſrer** Zeit ſo ſicher **wähnen**, [c]) nichts anders als **Betrüger** und **Böſewichter** ſeyn, die dergleichen Ideen **aufdrangen**, argliſtig **erdichtet hatten**, und argwüteriſch **mißbrauchten**? Mags ſeyn, daß dergleichen Religionsgefühl, als **Element** unſrer Handlungen, für **unſern philoſophiſchen Welttheil**, für unſere gebildete Zeit, für **unſre** freydenkende Verfaſſung von innen und außen äußerſt ſchändlich und ſchädlich wären (ich glaube, ſie iſt, was **noch** mehr iſt, **leider**! für ihn **gar unmöglich**) laß es ſeyn, **daß** die **Boten** Gottes, wenn ſie jetzt erſchienen, Betrüger und Böſewichter wären: ſiehſt du **nicht**, daß es mit dem **dortigen** Geiſt der Zeit, des Landes, der Stufe des Menſchengeſchlechts ganz anders iſt! Blos ſchon die älteſte Philoſophie und Regierungsform hat ſo natürlich in allen Ländern urſprünglich **Theologie** ſeyn müſſen! — — Der Menſch **ſtaunt** alles an, ehe er **ſieht**: kommt nur durch

Ver

---

[b]) Monteſq. eſpr. l. 14. 25.

[c]) *Voltaire* phil. de l'hiſt. *Helvet Boulanger* etc.

durch den Kopf und die Seele, ohne Schwärmerei, mein Lieber. Denkſt Du, daß ich welche habe?[1] Im Vertrauen, ich habe zu wenig Phantaſie in meinem armen Gehirn zu einer Schwärmerin, und was ich ſeh' und glaube, ſeh' ich alles mit ſolchen geſunden, ausgewaſchenen, leibhaften Augen, wie unſer Freund Sancho, und damit und dabei und — nur heraus. Du magſt es gern hören oder nicht, und bei Dir ſehe und habe ich alles das, was Don Quixote nur in der Luft ſah. Nimm mir ſolche Wahrheit nicht, mein Süßer, Einziger auf der Welt! Ich ſchämte mich keiner Schwärmerei, wenn ich welche hätte: Schwärmerei iſt auch Wahrheit und

Wir müſſen doch all' den Bach hinab
Ins Meer der Allvergeſſenheit.

Lebe, lebe Du in Schwärmerei oder Wahrheit, glücklich werden wir leben, auf welchem ſüßen, grünen, Spaniſchen Feld es ſei! mit uns ſelbſt! mit unſern Kindern! Ich muß Dirs nur ſagen, daß ich unſer Elyſium nicht ohne die kleinen, ſüßen Geſchöpfe denke, wild und muthig und freudig — lauter Buben, wie Du, Du ſüßer, goldener Vater.

Aber wo ſoll und wird denn unſer Elyſium ſein! Ich habe etwas meiner Schweſter und dem Geheimerath von Curland geſagt, und jetzt nagen ſie an meinem Herzen, daß ich, ſo ſtark ich auch bin, und ſo ſehr mich der erſte Gedanke erhoben, anfange, ein wenig zu zittern. Gewiß ſolls ſein, daß in Mietau eine Univerſität angelegt wird. Sie ſind dort bekannt, angebetet. Ihre Freunde werden alles thun, und ich — ich werde Dich nicht abhalten, ich fliege übers Meer mit Dir. Ich kann Dir zu nichts rathen; Dein eigenes Gefühl ſpricht lauter, wahrer, beſſer für Dich als alles andre, dem folge! Aber meine Schweſter quält mich. Würden Sie nicht in Göttingen bei Ihrem Freund Heyne eben ſo glücklich leben können? Ein Platz dort ſchlägt Ihnen gewiß nicht fehl, und wäre auch der Gehalt geringer als in Curland. Ich werde gewiß ſparen, daß Deine Schulden, es mögen ſo viel ſein, als ſie wollen, abbezahlt werden. Ich wäre alsdann näher hier, und wir hätten Hoffnung, unſre Freunde, Merck, Goethe ꝛc. beſuchen zu können. Oder wenn der Profeſſor Benner in Gießen abginge, ein Platz von 1000 Rthlr. jährlich, und Sie nähmen ihn an, und für unſern Freund Claudius öffnete ſich auch da eine Stelle, wie das alles leicht möglich iſt, und Sie wollten da als zwei Brüder leben — Merck und Goethe kämen zu Fuß zu uns — was thäten Sie da? Lieber, Süßer, antworte mir mit Deiner ganzen Seele darauf, mit Deinem ganzen Gefühl für Deine liefländiſchen Freunde — mir nichts zu Gefallen. Du weißt ja ſchon lang, daß ich überall, überall mit Dir leben will — überall, überall bei Dir glückſelig ſein werde. Ach wäre ich ſchon in Deinem Arm, Engel meines Lebens! —

---

[1] Herder hatte am 31. October geſchrieben: „Wie gewaltig Du dich an mir irreſt, täuſcheſt, betrügeſt — das wird ſich zeigen. So muß es aber allen Schwärmerinnen gehen.“

Für den armen Claudius iſt mirs leid, ſehr leid: es war niemals eine Stelle für den Michaelis in Gießen offen; es war Unwahrheit in der Zeitung. Wenn doch ein paar von den ſchlechten Menſchen dort abgingen! ſie ſind wie auf der Galeere zuſammengebracht. Bahrdt führt ſich wie ein Bube auf, hat Händel, ſchilt wie ein Gaſſenbub, und zwar einen Fürſtlich Darmſtädtiſchen Obriſten; der Tag war ſchon beſtimmt, da er vor dem ganzen Regiment ſollte Abbitte thun, aber es wurde vermittelt. Ginge doch eine ſolche Art Menſchen, und Sie und Claudius nähmen Beſitz!

Meiner Freundin Lämmchen iſt todt, dafür hat ſie jetzt einen treuen Hund. Hätte doch ihr Herz einen treuen Freund, ders wenigſtens verdient! Da nagte den halben Sommer über ein Deutſchfranzos, ein Berliner, eine fade Creatur, ein Deutſcher, der kein Deutſch ſpricht, Herr von Boden genannt, an ihrem Herzen um Liebe. Das gute Mädchen fühlte nichts, war ihm aber herzlich gut, und beinahe, wären Merck und ihre Freunde nicht geweſen, hätte ſie ihm ihr Herz gegeben, ohne daß ſie ſelbſt gewußt hätte wie. Sie hat einmal Reutern geliebt, liebt ihn noch und kann keinen andern Mann mehr ganz lieben. Ein junger, ſchöner, reicher Menſch aus Zweibrücken liebt ſie ſchon von ihrem fünfzehnten Jahre an, ſie ihn nicht; er iſt darüber krank, elend und in ihrer Abweſenheit todtkrank an einer Auszehrung gelegen. Ich habe ihn aus lauter Mitleiden lieb, recht lieb und habe für ihn bei ihr gebeten — denn er muß gewiß eine ſchöne Seele haben — aber ſie kann nichts für ihn thun. Hier iſt ſelbſt ein Brief von ihr, den ich geſtern bekam. Die arme Seele wandelt immer allein. Aber warum ſchreiben Sie mir nichts von der Gräfin? Du lebſt allein! haſt Du keine guten Stunden mehr mit dieſer edeln Frau? Warum, warum denn? Der Hof iſt eine garſtige Welt, da wird alles verdorben, da iſt keine Natur, wie unter den kleinen Menſchen, die näher bei der Mutter Erde ſind. — —

96.

An Caroline Flachsland.

(Darmſtadt nach der Mitte November 1772.)

Ueber Ihre Reiſe nach Mannheim, liebſte Freundin, freue ich mich ſehr, und wünſchte, ſie haben mitmachen zu können.

—[1] Im Antikenſaale werden Sie ſchon aus meinem Zwiſchenbriefe erſehen haben, wie ſehr wir zuſammen ſprachen; nur iſt, liebſtes Mädchen, kein Compliment je künſtlicher geweſen, als was Sie mir bei der Gelegenheit machen. Oder muß man im Kunſtſaale auch ſchon ein bißchen Künſtlerin werden? Schön ſind wir alle, liebſtes Mädchen, ſagt die Pfarrerin von Wakefield, wie uns der liebe Gott geſchaffen hat, aber nach dem, was wir ſind, handeln — gehandelt hatten — da liegt der Knote. Indeſſen auch hier, glaub' ich, überwindet die Liebe alles. Biſt Du, liebſte Caroline, mir zur Eva von Gott beſtimmt, die aus Herz und Bruſt und linker Seite, und nicht wie ein ſüßer Traum des Kopfes emporſteigt, ſo mußt Du ſchon alle Schwäche und Stärke meiner Ribbe mit mir theilen und getheilt haben. Und alſo auch hiemit Gott empfohlen, wenn ich nur erſt da wäre und Du hier ꝛc.

---

[1] Hier folgt die Stelle über die Oper, in den „Erinnerungen" I, 230.

Aber Sie fragen noch immer, wo das hier und da liegt? Und ich antworte: überall. Nirgends in der Welt werde ich hingehen, wo Du nicht hinwillt, und es liegt auch hier wirklich in der Natur des Menſchen: „Er ſoll an ſeinem Weibe hangen!“ ob das gleich ſo ſehr unſre Sitte verändert. Alſo ſobald wir was Beßres und Anderes haben als Curland — immer weg, und deſto beſſer! Aber wenn wir auch nichts haben, liebſte Freundin, ſo kannſt Du nicht anders als Dich überwinden, in alle mein Pathmos hieher zu kommen. Wir müſſen durchgreifen, ſonſt wird des Wartens kein Ende, und wir verderben. — Ich Thor, hätte ich gleich meine Augenkur unterlaſſen, gleich kommen, Sie, wie der Adler den liebſten Ganymedes fortreißen, und mich auf Leihen, Betteln, Stehlen verlaſſen ſollen, ſtatt daß ich — o wie thöricht, wenn man immer an Nebenſachen hängt, ſich abſchrecken, locken, abwenden läßt: man kommt nie zur Hauptſache. Gott, wo wären wir jetzt, wenn das geſchehen wäre? Wenn man nachher einen falſchen Schritt thut, ſo ſind hundert die Folgen. Wie ich ohne Sie hieher kam, mußte ich ganz natürlich zwei Jahre ohne Sie bleiben. Und da wie bleiben? und was wäre ich mit Ihnen und durch Sie auch hier geweſen und geworden! Alſo keine Saumſeligkeit, mein Mädchen! Kann ich in Göttingen placirt werden, ſo iſts gut! Wo nicht, ſo nicht! Ich erwarte hier auf Januar eine Auction, von der ich Ihnen geſchrieben. Alsdann dinge ich Haushälterin, ſchaffe, kaufe und komme — flugs und ſchnell. Aus dem Trödeln und Säumen wird nichts in aller Welt.[1] — Du ſollt mich verjüngen, liebſtes Mädchen! denn was wird auch aus Dir? Alle Pflichten und Beziehungen, meine Freundin, ſind gut, wo ſie dem Hauptzweck des Lebens untergeordnet ſind: wo nicht, ſo wird alles bunt und kraus und trocken und dürre. Können Sie denken, daß ich in allen zwei Jahren nichts gearbeitet, ſo müſſig geſeſſen, daß ich mich jetzt ſchämen möchte, und wie werde ich mit Ihnen arbeiten und durch Sie leben — o Gott! — —

So große Abneigung ich erſt vorm Profeſſor hatte, jetzt und immerhin! wenn ich nur was bin und werde! —

Um Claudius habe ich nach Curland geſchrieben. Das wäre ſein Land! — Ihre Freundin iſt ein gut Kind, aber doch dünkt mich, etwas ſchwach und Märterin ihrer ſelbſt.

---

[1] Hier und im folgenden ſind die in den „Erinnerungen“ I, 231 (Nr. 29) abgedruckten Stellen weggeblieben.

Es iſt immer zu ſehen, daß der erſte Grundfaden der Idee von mir bei ihr Knote ſein muß: es iſt immer, als ob ſie Zweifel auf dem Herzen hätte, den ihr Leuchſenring, Merck, Goethe oder ich weiß nicht wer? beigebracht haben muß. Kümmern Sie ſich nicht darum, meine Freundin. Zur Liebe gehört auch Leiden und Verſuchung und Zutrauen und Glaube. Meine ganze Seele iſt Ihr und wirds wahrhaftig von Tag zu Tage mehr. Wenn wir nur erſt zuſammen wären! Es liegt mir wie ein Stein auf dem Herzen, daß Du mich liebſt und geliebt haſt, in alle meinem Elend und Unvollkommenheit: aber ich denke doch auch, das iſt die beſte Statue, die man ſich ſelbſt bildet. Nur alſo zuſammen, daß wir die beſten, theuerſten, koſtbarſten Jahre nicht verſäumen. Denke, arbeite, wirke, bereite, mein Mädchen, ſchaffe Rath und Troſt! Amen. Dein ewiger Herder.

Meine Gräfin ſchreibt noch oft, meiſt aber, wenn der Graf weg iſt: ich würde Ihnen mehr Briefe ſchicken, wenn ich nicht glaubte, daß das theologiſche Gewand Sie etwas erſchreckte. —

97.

An Herder.

(Darmſtadt) den 27. November 1772.

Ich bin nicht ſo ſehr eine galante Dame, als Sie denken, lieber, lieber Herder. Vielmehr niedriger, ärmer, eingezogener, mehr die Einſamkeit liebend, um mich von einem ſo abenteuerlichen Spectakel zu erholen. O wie warſt Du da meine ſüße Erholung, Freund meiner Seele! O wäre ich bei Dir in der ärmſten Hütte geweſen, die meiner ganzen Natur und Weſen am angemeſſenſten iſt, nicht die elend große Welt, o wie wäre ich da ſo ſelig geweſen! Mir iſt vor nichts in der Welt angſt als vor der großen Welt. Sieh, was Du für ein armſeliges Mädchen haſt! —

Warum, ach warum bildeſt Du Dich mir immer anders vor, als Du ſelbſt biſt, edelſter, beſter Freund? Dein Mädchen ſieht und glaubt: warum ſprichſt Du alſo anders? Alle Deine Briefe zeigen mir ja Dein volles, gutes, edles Herz; es möge immer Dämmrung und Nacht über uns werden, ich werde es immer ſehen und daran glauben. Freilich erwarte ich Dich nicht mehr in der Hitze der hellen Mittagsſonne, die Zeit kann eine ſolche Flamme nicht ausdauern; aber in der ſtillen Liebe Deines Herzens, da ſuche ich meinen Himmel, und da werde ich ihn finden! Ach, was hätte ich Dir von mir zu ſagen, von meiner Schwäche, Armuth des Geiſtes, der Seele und des Körpers, und von ſo vielem, was ich nicht bin, von dem, was Du ſucheſt und doch nicht da iſt — ach, wie viel hätte ich zu klagen, Dich vorzubereiten! Ich habe es ſchon oft gethan, aber Du willſt mich nicht hören und verſtehen, und alſo muß ich ſchweigen. —

Ich weiß nicht, wie oft mich der Gedanke anwandelt, wenn ich das Wunderbare unſrer Zuſammenkunft und Liebe überdenke: „Iſt nicht alles das Taumel, Traum, Ueberraſchung? Und kann es meinen Herder nicht einmal reuen, den Schritt gethan zu haben?“ Wie leicht iſt das möglich — denn ich kenne mich zu ſehr — und dann, wie ſchrecklich aber für mich! O wie habe ich da zur Ruhe Deine tröſtende Briefe nöthig! mein Troſt, meine Aufrichtung biſt Du ganz darin! Was habe ich Gutes gethan, daß Du mich ſo lieb haſt? —

Auch mir iſt alles Traum und Räthſel. Es iſt mir alles unbegreiflich, wunderbar; ich ſitze oft ſtumm und ſtaunend da: „Was wird's werden?“ Es ging mir ein Stich ins Herz, da Du von Hausrath ſpracheſt; ich weiß nicht, warum. Ach, wer belohnt Dich für Deine edle Liebe? Mein Herz iſt ſo voll, ich möchte heute ſo viel ſagen, und kann doch nichts! was ſoll Cordelia ſagen? lieben und ſchweigen.

Unſer guter Goethe iſt hier, lebt und zeichnet und wir ſitzen beim Wintertiſch um ihn herum und ſehen und hören. Es iſt bei Merk eine Academie; ſie zeichnen und ſtechen in Kupfer zuſammen. Mir hat er ein Landſchäftchen gezeichnet mit einem Bergſchloß und unten am Berg ein Dorf. Wärſt Du doch darin Landprieſter und ich Dein Weib! —

Fräulein von Rouſillon habe ich geſprochen [1]; ſie iſt wieder ſo wohl, als eine Kranke ſein kann, und geht aus. Sie freute ſich über mein Glück, und läßt Ihnen tauſend

---

[1] Sie hatte den Sommer in Bergzabern zugebracht.

Gutes ſagen. Die gute Seele hatte wohl ein anderes Schickſal verdient, als ihr Leben krank am Hofe zu verſeufzen. — —

Was haben Sie für Nachrichten von unſerm lieben Neveu? Ich dachte, Merck und Goethe ſchrieben heute mit mir, und ſo erzählte ich weiter nichts von ihnen; ich dachte, ſie ſolltens ſelbſt thun, aber ich zweifle, ob einer ſchreibt. Du und Dein geliebter Name werden oft mit Freudigkeit genannt — Blick und Herz ſagt alsdann mehr als alle Worte. Goethe iſt ein edler Menſch. —

98.

An Herder.

(Darmſtadt) den 5. December (17)72.

— Ach Gott, wie hat mich Dein letzter lieber Brief ermuntert und geſtärkt! Das hatte ich in Wahrheit nöthig: meine Seele ermattet aus allzugroßer Freude am Ziele. So iſts! wenn der Wunſch erfüllt wird, ſo zittert das arme Herz! Ach, wie will ich ganz anders leben, aufleben in Deinem Arm und treuer Bruſt, wenn ich Dir alle meine Liebe ſelbſt vorlallen und mehr durch Thun als Worte zeigen kann. Ich bin im Brief wie verſtockt und ſtumm, und ich weiß nicht, wie ſich alles um mich herum wie auflöſt: — ich kann faſt nichts mehr denken, es geht mich

Verwunderung zur hellen Idee des Wahren und Schönen; nur durch Ergebung und **Gehorſam** zum erſten Beſitz des Guten — ſo gewiß auch das menſchliche Geſchlecht. Haſt du je einem Kinde aus der **philoſophiſchen Grammatik** Sprache beygebracht? aus der abgezogenſten **Theorie der Bewegung** es gehn gelernt? hat ihm die leichteſte oder ſchwereſte Pflicht aus einer **Demonſtration** der **Sittenlehre** begreiflich gemacht werden müſſen? und dürfen? und können? Gottlob eben! daß ſies **nicht dürfen** und **können**! Dieſe zarte Natur, **unwiſſend** und dadurch auf alles begierig, **leichtgläubig** und damit alles **Eindrucks fähig**, **zutrauendfolgſam**, und damit geneigt, auf **alles Gute** geführet zu werden, alles mit Einbildung, Staunen, Bewundrung erfaſſend, aber eben damit auch alles um ſo veſter und **wunderbarer ſich zueignend** — „**Glaube**, „Liebe und **Hofnung** in ſeinem zarten Herzen, „die einzigen **Saamenkörner** aller **Kenntniſſe**, **Neigungen** und **Glückſeligkeit**„ — tadelſt du die Schöpfung Gottes? oder ſiehſt du nicht in jedem deiner ſo genannten Fehler **Vehikulum**, **einziges Vehikulum alles Guten**? Wie thöricht wenn du dieſe Unwiſſenheit und Bewundrung, dieſe Einbildung und alles faſt nichts mehr an, ich kann faſt nichts mehr thun. Und was hab' ich denn leider auch ſeitdem gethan? nichts für Dich thun können, nichts mehr für meine Geſchwiſter, nichts für mich ſelbſt. Ach Du, mein Lieber, mußt darinnen nicht über Dich klagen, Du warſt ja nicht müßig, weil Du kein Autor warſt: daß Du deine arme Gemeinde erbaut und getröſtet haſt, geht über allen Ruhm der großen Welt. Ich bin aber wie ein todter Schatten umhergewandelt. O wie freue ich mich bei Dir, Du Lieber, neues Leben, neue Wirkſamkeit und Arbeit für meine Seele zu ſchaffen, menſchlich zu handeln! Ich bin allem Denken und Büchern gram und müde. Meine arme weibliche Natur iſt zu ſchwach zum Denken, ſehnet ſich lieber nach wirklicher Arbeit und Mühſeligkeit; denn ohne das wird ja doch alles trocken und dürr in der Welt. Es mag immer gut ſein, daß wir ſo lange einſam gelebt; ein jeder Augenblick wird uns vielleicht jetzt koſtbarer, wenn wir zuſammen ſind. Wer weiß, hat mein guter Herder ſich die zwei Jahre über mehr an ſein armes Weib gewöhnt, als wenn es ihm gerade in ſeine Arme gefallen wäre! Die Vorſehung macht alles gut; ſollte die auch nicht darin gewaltet haben, und kommt vielleicht die Zeit, da uns das alles aufgethan wird werden?

Wie bekommen wir unſern Neveu? Schaffen Sie ihn doch bald nach Bückeburg! O wüßten Sie doch, wie ich den kleinen Buben liebe, was ich für ihn zu thun wünſche, wie ich ſeine Mutter und alles, alles ihm ſein werde! Warum ſchreiben Sie denn gar nichts von ihm? Ich denke, es wäre ſo ſchon, wenn er gleich mit uns anfinge zu leben. Und wo irrt der arme Waiſe jetzt herum ohne Großmutter und Mutter? wie würden wir für ihn ſorgen? — —

Goethe iſt noch hier und lehrt Merck zeichnen. Mich dünkt, er iſt überhaupt etwas ſtiller und geläuterter worden. Er will Dich das Frühjahr zu mir führen, wenn Sie in Frankfurt bei ihm einkehren, und hofft viel Gutes von Ihrem Wiederſehen. Er ſagt, Du wärſt ihm nicht ſo ganz gut, und er iſt Ihnen doch gut; das ſehe und höre ich mit Ohren und Herz. Das Wiederſehen knüpft vielleicht den Knoten auf, wie billig! Er denkt noch ein Maler zu werden, und wir riethen ihm ſehr dazu. „Da ihm doch alle Tugenden fehlten“, ſagte er, „ſo wolle er ſich auf Talente legen.“ Aus dem Kopf könnte da was werden. Uns Mädchen und Weibern iſt er auch beſſer als ſonſt, und iſt uns herzlich gut; aber überhaupt lieben — dazu liegt noch zu viel Aſche von ſeiner erſten Liebe in ſeinem Herzen, und das ſcheint natürlich. Wir haben ihn hier alle lieb. Sie wiſſen doch, daß er mit Merck und Madame Merck im Mai in die Schweiz geht? Und dann daß Franz Leuchſenring zu Ende dieſes Jahres mit dem Erbprinzen hieher kommt! Er ſoll ſehr melancholiſch ſein; man hat überhaupt ſehr wenig von ihm gehört. Der arme Schelm muß ſich alſo ſelbſt zeigen, um gewiſſe Nachricht von ihm zu hören. — — Dein einziges Mädchen.

99.

An Herder.[1]

(Darmſtadt) den 7. December (17)72.

Ach was denken Sie von mir, mein einziger Herder! „Ich hätte Ihnen nichts mehr zu ſchreiben!" Das denkt mein Herder in einer Zeit von mir, wo er allein der einzige Gedanke meiner Seele iſt, den ich beim Schlafen und Erwachen mit Arm und Herz umfaſſe, und da, o Gott! wie innig, herzlich mit Dir ſpreche. Ach ginge das alles in Worte über, könnte ichs doch ausſprechen, wie meine ganze Seele Dich liebt, nur ganz in Dir, mein Engel, lebt, und, wie an meinem Herrgott, an Dir hange und nach dem Frühling und nach Deiner Umarmung wie nach meiner Seligkeit ſchmachte! — —

Und welche Zeit denken Sie, iſt wohl die ſchönſte, beſte zu unſrer ewigen Zuſammenkunft? So flugs nach dem Januar? Wollen wir nicht den kalten Winter vorbei ſtürmen laſſen und beim blühenden, warmen Frühling uns wiederſehen, ach ewig wiederſehen! was denken Sie? wählen Sie da nach Ihrem Gefallen eine Zeit. Madame Merck geht erſt im Mai in die Schweiz. O wäre die Zeit, die ſüße Zeit ſchon da! was für ein andres Leben werd' ich da anfangen! Du Engel meines Lebens, Du dann ganz mein! — Ach Gott, bin ich das alles werth? O könnte dann jeder Hauch meiner Liebe Dir ſagen — bin ich der Glückſeligkeit werth!

---

[1] Erwiederung von Herders Brief aus dem Anfang December, wovon die Hauptſtellen in den „Erinnerungen" I, 231 f. (Nr. 30. 31) ſtehen. Der Brief begann mit den Worten: „Iſts denn, meine liebe Freundin, wahr, was ich mir ſo ungern einen Augenblick denken möchte, daß Sie an mich nichts mehr zu ſchreiben wiſſen?"

Und alſo werden wir doch noch nach Curland reiſen. Mir ahndets eben ſo, wie Ihrem Freunde Hamann. Wenn die ſüße, fromme Bitte unſrer Gräfin Sie nicht in Bückeburg hält, dann flieg' und folge Deinem Gefühl und Kopf, mein Lieber. Meine Schweſter zittert ſchrecklich, wenn ich davon etwas ſage, und ich, ach ich denke, ich muß mich losreißen und wie ſterben — ich komme ja doch zu Dir in Himmel.

Ich kenne nicht ſo ganz Ihre Situation in Bückeburg, um etwas dafür oder dagegen zu ſprechen; das iſt aber gewiß, daß der Graf und die Gräfin Sie ſehr lieben und lieben muß — und ſo gewiß auch Ihre Gemeinde, denen Sie ein ſo guter Hirt und Lehrer ſind. Denken Sie nur nicht, daß Sie irgendwo im Schatten arbeiten, wie unſre liebe Gräfin ſagt, aber Ihr unruhiger Geiſt will was Größeres haben, und wenn der Graf bei aller ſeiner Liebe Ihnen dazu nicht verhelfen kann, ſo — folge in Gottesnamen Deinem Gefühl — ich weiß kaum, zu was ich rathen ſoll. Der Gräfin Brief laſſen Sie mir noch; die Andacht darinnen hat recht was Anziehendes. Wozu wollten

Sie ihr auch ihren Herr Gott nehmen, wenn ſie eine ſo gute, fromme Maria iſt! Ich wünſchte von Herzen, daß ſie keine Gräfin wäre, daß ich ſie auch kennen könnte. Und auch für Sie; mich dünkt doch immer, Sie ſind in einer gewiſſen Entfernung zuſammen, welches freilich natürlich iſt. Es wäre doch bei allem dem recht gut, wenns in Curland nichts wäre. Was würde dann auch die arme Gräfin verlieren!

Goethe gab mir Ihren Brief; ich ſagte ihm was von Curland. Wenn Sie als Curator hinkämen, meinte er, dann wärs gut, aber als Profeſſor würde es Ihnen nirgends gefallen. Der Himmel weiß, was noch aus Dir werden wird. Daß Du über den hochgeehrten Herrn Schloſſer ſchimpfeſt, haſt Du nicht ganz recht; es kennt Dich ja jedermann an Deinen Adlersfittigen, Herr Adler![1]) — Das iſt aber gewiß, daß Sophie Goethe einen ganz andern Mann verdient als Herr Schloſſer iſt.[2]) Inzwiſchen was thut der blinde Amor nicht! er hat uns auch zuſammengeführt und Du mußt nun zufrieden ſein. Apropos. Dingen Sie nur eine Magd, die kochen kann; Deine liebe Haushälterin bin ich ja, und will und kann und muß es ſein.

---

1) Herder hatte ihn als einen eitlen Menſchen bezeichnet und den Verdacht geäußert, daß er ihn als Mitverfaſſer der „Frankfurter gelehrten Zeitungen“ angegeben.

2) Auch in den Briefen an Kettner kommt Goethes Schweſter unter dem Namen Sophie vor, den man ihr wohl ſcherzhaft beigelegt hatte.

Merck zieht heute aus unſrer Nachbarſchaft, zu unſerm Mißvergnügen; es ſcheint äußerlich ſich alles von mir los zu trennen und ich mich ſelbſt von allem äußerlich. — Das ſüße Hauskreuz mag uns immer inniger verbinden; mir iſts kein Kreuz, ſondern Leben und Seligkeit. Amen.

Meine ganze Seele hangt an Deinem Herzen.

P. S. Ich bin den ganzen Tag in einer ſonderbaren Unruhe geweſen; ich möchte nichts als weinen und bei Dir ſein, mein, mein Herder! So kann ein einziges mißverſtandenes Wort, mehr iſts doch nicht, meine ganze Glückſeligkeit trüben. Ich habe in meinem Leben nicht gewußt, wie ſehr ich Dich liebe als heute. Ach wäre ich doch nur einen Augenblick bei Dir, mein Einziger, Einziger, Lieber! Gott, wie hangt doch meine ganze Ruhe von Deiner Liebe und Meinung von mir ab! Ich möchte jetzt meinen Brief, den ich heute früh geſchrieben, zerreißen, ſo ſchief, kalt, armſelig kommt er mir vor — und doch kann ich jetzt keinen andern ſchreiben, ich bin zu traurig dazu. O ich bitte Dich um unſrer ewigen Liebe willen, verkenne doch mein Herz nicht! Sieh, mein Lieber, Süßer, es iſt ja doch nur alles armer, ſchwacher Nachklang, und wenn er zu ſchwach wird, o dann ſei doch geduldig bis unſre Seelen ganz und voll und laut zuſammenſtimmen! O dieſe Zeit kommt ja gewiß und bald! Ich kann nicht mehr weiter ſchreiben. Weint mein Herder eine Thräne mit mir? Ich will mich niederlegen und ſehen, ob ich ſchlafen und ausruhen kann. Die beſte, ſüßeſte Ruhe finde ich aber allein in Deiner Seele; warum ſie anderswo ſuchen? ich weiß doch, daß Du mich liebſt. — —

Goethe will Ihnen von Frankfurt ſchreiben; er geht dieſe Woche wieder fort, und Merck iſt ſo beſchäftigt mit Ausziehen, daß er nicht ſchreiben kann, oder nichts zu ſchreiben hat. Von meiner Schweſter und Geheimerath viel Gutes. Deine Caroline

100.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg gegen den 8. December 1772.)

— Meine Zeit wird mir von Tage zu Tage ohne Sie leerer, und ich wünſchte nichts, als ſchon Anſtalten zu meiner Reiſe, zu unſrer Zuſammenkunft, zu unſerm Zuſammenwohnen machen zu können, was ich jetzt noch nicht kann. O wenn der Menſch erſt einmal aus dem Gleiſe tritt und der guten Stimme ſeines Genius nicht folgt, wo geräth er alsdann Schritt für Schritt hin! Hätte ich gleich, wie ich mich vom Prinzen beurlaubte, ohne Auge und Augenwahn geeilt, Sie ergriffen und unverzüglich davon geführt — wo wären wir jetzt! Ich ſchaudere ordentlich auf, wo wir und was wir jetzt in mehr als zwei Jahren wären! Indeß da ſtand der Engel des Herrn Bileam entgegen, und laſſet uns das alles vergeſſen!

Alle Welt fängt hier nun, wie Sie auch aus dem Briefe der Gräfin werden gemerkt haben, Sie zu erwarten an. Bei den Meiſten hoffe und glaube ich, iſt die Erwartung Wunſch, weil ſie auf ſolche Weiſe mich hier ſicherer glauben, und ſie mich ſonſt bei meinem jetzigen Leben bedauren: bei dem großen Haufen aber, können Sie denken, dumme Erwartung, die in acht Tagen vorübergehet. Sie wollen mich gern doch auch ſo ſehen, und die Worte, die ich denn ſo bei Anläſſen auch von Ihnen habe fallen laſſen müſſen, machen natürlich dieſen Theil der Erwartung zum angenehmſten. Verzeihen Sie, daß ich Sie mit ſolchen Poſſen unterhalte: das macht, weil ich Sie noch mit nichts Beſſerm unterhalten kann. Nur die Staatsdame in Ihrem Briefe hat mich doch gar zu ſehr gefreut. In Bückeburg? und zwar daſelbſt mir? Denn was kehren wir uns ſonſt an Welt und Gaſſe? Ich wohne überdem faſt am Ende der Stadt, zwiſchen ein paar kleinen Gärten. Und da ſind wir in der Natur.

Aus Ihrem Unglauben, meine liebe, zärtlichſte Freundin, müßte ich bald etwas Anders ſchließen, wenn ich auch ungläubig ſein wollte. Sollte wohl der Schauder, die Zweifelei, die Sie immer haben, wenn Sie an mich gedenken, in einer ſo ſanften weiblichen Bruſt gut ſein? Und waren Sie wohl Kennzeichen, daß Sie mich recht lieben? —

Ohne Zweifel, liebſtes Mädchen, können Sie mich noch nicht in ſo mancher Situation denken, die Sie beruhigen, Sie befriedigen könnte, und das könnte vielleicht von der Farbe des Sonderbaren, die ich an mir trage, oder von der kurzen Zeit unſrer perſönlichen Bekanntſchaft oder (warum will ich mir die Sache verhehlen?) wirklich von meinen Fehlern, Schwachheiten und Denkart kommen, die Sie etwa an mir ahnden. Aber, meine liebe Freundin, glauben Sie es, daß wenn ich einiger Aufrichtigkeit und *eines* ewigen Entſchluſſes fähig bin, ſo wäre es, *Ihre Freude und Glück dieſes Lebens zu machen.* Alle meine Fehler (werden Sie ſehen) werden Ihnen aufgedeckt und unterworfen werden: und ich habe dabei ſo wenig Rückhalt, daß ich ſchon hundertmal geſonnen geweſen bin, unſern Briefwechſel zum geheimen Tagebuch der Schwachheiten meines ganzen Lebens zu machen — und noch gereuts mich, daß ichs nicht längſt gethan. Ich würde es noch thun, und Ihnen nichts, was in unſre Situation einläuft, verhehlen, wenn ich nicht glaubte, bloß allein Ihre ſtille Gegenwart und tägliche himmliſche Gewohnheit werde, gleich dem Daſein einer Gottheit, mehr auf einmal daraus wegnehmen, als ich jetzt durch lange Selbſtquälerei könnte. So *ungeduldig*, meine liebe Freundin (ich glaube, das iſt doch immer der Grundknote) Sie mich halten und ichs immer ſein möge, ſo glauben Sie auch, daß bei mir etwas dagegen wirke, was eben ſo wenig von mir abhängt, und das iſt *liebe, ſüße Gewohnheit*: die niemand vielleicht milder und ſtärker fühlen kann als ich, und von welcher ich mir eben, wenn ich an Dich, meine Freundin und Braut und Mitleberin, gedenke, welche neue Schöpfung und die erſten heitern Tage meines Lebens hoffe! Sind wir erſt, holde Freundin, über unſere Präliminarien einig (und wer wollte ſich, als Kind, für denen fürchten!) haben wir uns erſt ein Vierteljahr daran gewöhnt, uns in allen Umſtänden zu kennen, zu lieben und Chriſti liebes Kreuz, was das ſüßeſte Band des Lebens iſt, mit einander zu tragen, habe ich Ihnen zum voraus erſt ſchriftlich oder mündlich auch die feinſten Beſorgniſſe meines Herzens entdeckt, und Ihr freieſtes Urtheil darüber empfangen: o liebſtes Mädchen, wenn mir Gott das Glück gäbe und wenn ich mich in die Zeit denke — welche Ideen! welche Ausſichten! Mehr als ich alsdann freilich, freilich mit Um und An werth wäre. Aber allerdings fühle ichs, daß Sie bis dahin den ſchwerſten Gang zu gehen haben. Sich von den Ihrigen entfernen! an einen Ort gehen, von dem ich ſelbſt im Anfange mißvergnügt geſprochen! wie ſchrecklich wäre es, mit einem Menſchen gehen, den Sie *nicht ganz* lieben! mit dem Sie nur voll Zwang zu leben gedachten! Ich ſchreibe alle die ſchrecklichen Worte hin, und halte Ihnen, meiner liebſten Freundin, die ich auf Erden habe, einen Spiegel vor, vor dem ich ſelbſt ſchauderte, wenn Sie mich darin auch nur ſuchen wollten. Ich verſichere Ihnen heilig, daß ich alsdann auf einer Welt nichts anzufangen wüßte, auf der ich allein die Idee von mir ſehe, in Ihrem Arm und an Ihrer Bruſt allmählich

Ehrfurcht, dieſen Enthuſiasmus und Kindesſinn mit den ſchwärzeſten Teufelsgeſtalten deines Jahrhunderts, Betrügerey und Dummheit, Aberglaub' und Sklaverey, brandmarken, dir ein Heer von Prieſterteufeln und Tyrannengeſpenſtern erdichten willt, die nur in deiner Seele exiſtiren! wie tauſendmal mehr thörigt, wenn du einem Kinde deinen philoſophiſchen Deismus, deine äſthetiſche Tugend und Ehre, deine allgemeine Völkerliebe voll toleranter Unterjochung, Ausſaugung und Aufklärung nach hohem Geſchmack deiner Zeit großmüthig gönnen wollteſt! Einem Kinde? O du das ärgſte, thörichtſte Kind! und raubteſt ihm damit ſeine beßre Neigungen, die Seligkeit und Grundveſte ſeiner Natur; machteſt es, wenn dir der unſinnige Plan gelänge, zum unerträglichſten Dinge in der Welt — einem Greiſe von drey Jahren.

Unſer Jahrhundert hat ſich den Namen: Philoſophie! mit Scheidewaſſer vor die Stirn gezeichnet, das tief in den Kopf ſeine Kraft zu äußern ſcheint — ich habe alſo den Seitenblick dieſer philoſophiſchen Kritik der älteſten Zeiten, vor der jetzt bekanntlich alle Philoſophien erſt der lebendige Menſch und thätige Mann zu werden, zu dem ich in mir alle Anlage fühle, die ſich aber gleichſam in ſich ſelbſt jetzt aufzehret und aufzehren muß, wenn ſie nicht eine ſo gute, liebe, herzliche Hand wie die Ihrige entwickelt. Denken Sie, liebſte Caroline, in dieſem Betracht, was es ſein muß, wenn Du Dir Deinen Freund einmal ſelbſt gebildet haben wirſt, und deſſen Namen alsdann eben deswegen mit Stolze führſt, weil Du ihn ihm gegeben. Ach Gott! alle meine Begriffe verſchlingen ſich in die Idee, welch ein liebes Weib Du mir alsdann ſein wirſt, mir und Dir ſelbſt und der ganzen Welt! Dünkt Ihnen, meine liebſte Freundin, alles dies nicht ſo ebenmäßig und arkadiſch, als man von dem Dinge gemeiniglich ſpricht, ſo weiß ich doch tauſendmal und vom erſten Augenblick gewiß, daß Sie über das Arkadiſche weg ſind, und daß ich mir ſelbſt auf ewig ins Herz ſtieße, wenn einer blühenden Perſon eine Bürde anzumuthen wäre, die nicht dieſe Stärke der Seele hätte und in ihr eben Glück und Paradies ſuchte. Aber, liebſte Caroline, von Anfang an zwiſchen den Balſambüſchen und im Haine wiſſen Sie ja, waren das die erſten Anſtöße und Anlaute meines Herzens, die Ihre ſtille, edle Seele, aus welcher höhern Gegend hinab! beantwortete. Du, mein liebſtes Mädchen, von Jugend auf in der Schule geübt, und dadurch eben die Du biſt! O Gott, was iſt das für ein Brautbrief! würde ein Federthor ſagen: ich weiß aber, meine Flachsland ſagt das nicht; wird mir eben ſo einen Brief aus dem Herzen ſchreiben, und nichts dem Freunde verhehlen, der mindeſtens mit ganzer Treue des Herzens iſt Dein ewiger H. J

101.

An Herder.

(Darmſtadt) den 15. December (17)72.

Mit wie vieler Engelsgeduld ertragen Sie doch alle meine Schwachheiten, mein einziger Freund! Ich war ſeitdem recht böſe auf mich, Sie mit meinen vorübergehenden weinerlichen Ideen zu unterhalten und beſorgte eine ganz andere Antwort von Ihnen, und — was für ein ſüßer Brief kam! O wie biſt Du doch in allem über mich erhaben, und wie bin ich doch in allem ganz anders, als Sie mich ſehen. Sollte mir denn dafür nicht bange ſein? Ach das iſt wahrhaftig die einzige Urſache, warum ich in die Zukunft ſchaudere. Zweifeln Sie, ob das Kennzeichen meiner wahren Liebe ſind? Ach Gott! und ich denke, ſie ſinds. Ich kenne mein Herz: wenns Dich nicht liebt, dann bin ich nicht fähig, irgend zu lieben. O mein Herder, ſoll ich Sie widerlegen? Ich habe keinen Zweifel in Deinen Charakter, Engel meines Lebens! keine Furcht vor Deinen Schwachheiten, Süßer, Lieber! Du trägſt mich mit ſo vieler Geduld jetzt ſchon: denkſt Du mich ſo ungroßmüthig, daß ich nicht aus Liebe zu Dir, oder ich will denn das Geringſte nehmen, was auch die Zöllner und Sünder thun, aus Wiedervergeltung eine Schwachheit an Dir ertragen würde, die ich aber, ſo wahr ich lebe, nicht kenne, noch geſehen, noch geahndet habe? In dem erſten Augenblicke, da unſre Herzen ſich kannten, ich Dich an jenem trüben Abend zu meinem Schutzengel erbeten, mich in Deine Arme geworfen, ſo freudig, getroſt und ruhig wie in eines Engels Arme — o mein einziger Freund, Du biſt ja noch immer die edle Seele gegen mich, wie damals, Du haſt Dich nicht geändert; wie ſollt' ich alſo zweifeln oder Zweifel haben, die in meiner Seele waren und nimmer, nimmermehr hineinkommen werden. Und wie ſollte ich mich vor Deinem perſönlichen Umgang fürchten, Du ſanfter Mann!, den ich über alles in der Welt liebe — oder dächte in Zwang mit Dir zu leben, oder dich nicht ganz lieben — ſo ſchriebſt Du alle die ſchrecklichen Worte hin an ein Mädchen, das Du billig, wenn Du in das Innerſte ihres Herzens ſehen willſt, ganz anders kennen ſollteſt. Alles, was Du ſo ſchrecklich auslegeſt, iſt allein, ich ſchwöre es vor Gott, Mißtrauen in mich allein und gewiß, gewiß nichts anders. Will das mein Herder nicht ſehen? Nun ſo hänge, trüber Nebel, zwiſchen zwei ſo weit entfernten gutherzigen Seelen, bis die Frühlingsſonne und unſre Umarmung ihn zerſchmelze!

Ich möchte das Wort unruhig, das wieder ſo unbedachtſam, aber unſchuldig in meinem letzten Briefe ſteht, daraus verbrennen! Wie unverantwortlich legen Sie das arme Wort aus! Sei und bleibe doch immer, was Du ſelbſt biſt. Du edle, große, männliche Seele; Du biſt ja eben dadurch der Mann, an dem mein ganzes Herz, meine Freude und Glück dieſes Lebens hängt. Alles, was Du redeſt und thuſt, iſt mir ſo gut, wie Evangelium, und wenn ich an Gott denke oder den Himmel hinauf ſehe, ſo denke ich immer an Dich, ſo nah biſt Du allem Heiligen bei mir. Ueber die erſten kleinen Mißverſtändniſſe, Begegniſſe ꝛc., bis wir uns ganz kennen, ſpaßte ich ſchon oft mit Mercken und meiner Schweſter. Sie wollte mich ganz treuherzig vorbereiten, aber ich erſchrecke über dergleichen Kindereien nicht, ſie müſſen und werden kommen und vergehen, und wir — wir werden darüber lachen. Dafür iſt mir nicht bange, es wird doch ganz artig ſtehn, Dich zuweilen mit einem Amtsgeſicht zu ſehen. — Verzeih mirs, wer wird aber im Ernſt davon ſprechen!

Nicht ſo romantiſch oder überirdiſch denke ich unſer glückliches ewiges Zuſammenwohnen, aber dafür deſto menſchlicher. Und wie vortrefflich ausgeſucht iſt dazu unſre Wohnung zwiſchen Gärten, am Ende der Stadt, nahe beim offnen Feld! Und wenn ich Dich dann als meinen edlen, würdigen Mann gedenke, der mein Führer, meine Stütze, mein Troſt und Freude des Lebens ſein wird, neben Dir prange, mit Deinem Namen prange, o könnte ich alsdann mit Deinem ganzen edeln Charakter prangen, wenn ich auch Herder heiße! Ich denke den ganzen Tag an Dich. Ich gehe jezt ſchon im Frühling in Gedanken mit Dir ſpazieren, wie Du mir dann alle Deine Hügel und Thäler zeigen wirſt, wo Du an mich gedacht, und wir uns hinſetzen, niederknien und Gott danken, der uns ſo glücklich gemacht. — O mein Herder, welche Ausſicht! Und wenn Du dann einmal Vater biſt, mit Deinen Kindern ſpielſt, ſie um uns herumſpringen, herumgaukeln — iſt das kein Eden, kein Himmel, ſo gibts gar keinen! Und wenn Du bei allem dem doch immer der brave, thätige, unruhige (mit Fleiß dies Wort, es ſoll jetzt das Gute bedeuten), wirkſame Mann für die Welt bleibſt, mit Schweiß und Mühe Brod für Dein Weib und Kinder verſchaffſt, und ſie Dich dann tröſten und Deinen Schweiß abwiſchen — o Glückſeligkeit, bin ich Dich werth! Bekäme ich doch nur recht viel Kreuz und Mühe und ſaure Arbeit, neben Dir und mit Dir — was leidet man da nicht gern! Brechen wir doch Roſen unter den Dornen; es iſt ja Natur! — —

Geſtern haben wir das neue Logis von Merck mit Punſch eingeweiht, und tranken Deine Geſundheit, verſteht ſich. Von der lieben Rouſſillon viel tauſend Liebes und Schönes! Goethe iſt fort, der gutherzige Wanderer! An meiner Lila irren Sie ſich! ſie liebt Sie recht ſehr, ſie gewinnt unendlich, wenn man ſie kennen lernt, ſo wie ich hingegen verliere — alſo warte bis Du uns ſiehſt. Meine ganze Seele umarmt Dich, Freund, Engel meines Lebens!

102.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg Mitte December 1772.)

Ihr Brief, meine liebſte Flachsland, hat mich neulich (was ſollt' ich läugnen?) um Ihrer- und meinetwillen ſehr betrübet. Mein Gott, was liegt Ihnen für eine dunkle Wolke vor Augen, liebes Mädchen! und bei aller Ihrer Aufwallung und Liebkoſung und himmliſchen Güte des Herzens noch immer die dunkle, düſtre Wolke! und die dünkt mich nur ſeit ſo weniger Zeit! ſonſt waren Sie ja immer ſo froh, ſo ausſehend in die Zukunft! Die Punkte Ihres Briefes, die mich zu betreffen ſcheinen, muß und will ich alſo mit aller Offenheit und Herzenseinfalt beantworten.

Ihre und meine Freunde, liebſtes Mädchen, ſcheinen mich kennen zu wollen, ſie mögen mich auch vielleicht kennen: allein, da ich doch bloß nach meiner Empfindung ſchreiben kann, wie ich mich ſelbſt zu kennen glaube, meine liebe Freundin, ſo fürchte Dich nicht „vor meiner Unruh. und Gedankenfahrt u. ſ. w." Ich habe in Lievland, was äußere Umſtände betrifft, ſehr ruhig gelebt, und lebe hier ſelbſt in Bückeburg ſehr ruhig, und vielleicht nur zu ruhig, als daß ich mit mir zufrieden ſein könnte. Das iſt nun, da ich ohne Zweck gleichſam und Weſen und Genuß der Menſchheit leben muß: und ich kann und will mir, auf die kälteſte Weiſe gedacht, unſer künftiges Leben doch als ein Leben voll ungleich mehr Zwecks und Weſens und Genuß der Menſchheit denken: ja, meine Freundin, ſo denke ich mirs aus dem innerſten Wunſch meiner Seele. Die Zeit meiner Eitelkeit und meines nichtigen Weſens iſt vorbei, und ich ſehne mich nach nichts ſo ſehr, als jetzt in Natur, Weſen und Wahrheit zu leben, mein Herz und Muth zu ſtärken, das durch den Kopf ermattet iſt, und in Ihrem Schooß und an Ihrer Bruſt, freies, liebes, herzliches, lebenvolles Mädchen! gleichſam zu verjüngen. Rang und Lumpenpracht haben mich ſeit langem nicht gereizet. Unſterblichkeit iſt eine leere, ſtachlichte Schaale, wo allein Tugend und Menſchheit der Kern iſt. Tag und Nacht ſind jetzt meine Gedanken dahin gerichtet, alle Lappen wegzuwerfen, und bloß ein Menſch zum Zweck auf der Welt zu werden. Mein Genius flüſtert es mir täglich und augenblicklich, ſanft und laut zu, daß ichs mit Dir und Du mit mir wirken kannſt und wirſt — und Du willt zweifeln? zögern? — O denke, wie das ins Herz ſticht! — Nein, ich will, ich will die Wolke in Ihrem Briefe nicht bemerkt haben, ſie iſt nicht in Ihrer Seele, ſie iſt nicht! — Hätte es für Sie keinen Werth, keinen Zweck, einen Menſchen auf der Welt glücklich zu machen, der in Ihre Arme läuft, um von da Jugend und Leben zu holen, der ſichs einzig zur Wonne des Lebens macht, mit Ihnen zu denken (fatales Wort!), zu handeln, zu leben, gut und ganz gut zu werden, und an Ihrer Hand ſeine ermatteten Arme zu ſtärken, und dann erſt — einziges Mittel, wie ichs werden kann! — ein wahrer, weſentlicher Zweck Gottes zu werden — fühlten Sie, meine liebe Freundin, in dieſem allen, ſo lauter geſchrieben, als ichs empfinde, keinen Wink, keinen Ruf Gottes in Ihrer Seele, oder hätten einen andern Plan in Ihrem Herzen (den ich nie in Ihnen geahndet, und von dem ich bis an meinen letzten Odem ſchwören wollte, daß er nicht da iſt) ich Unglücklicher, Geirrter, Wüſter! — aber ich weiß, **daß das nicht iſt!** Sie fühlen ſich viel zu ſtark und gut, als daß Sie ſich zur Tändelei und Ueberfläche geboren glaubten! Meine Freundin hat bisher ihr ſtilles, unbekanntes Leben auf die edelſte Weiſe für ihre Geſchwiſter aufgeopfert, und ſie muß es für edlen Zweck des Lebens erkennen, jetzt ſelbſt handelnde Perſon zu werden, und Gutes wirken zu können. In meinem Stande und zu den Zwecken, da ich da bin, und bei der Thätigkeit meiner Perſon werden und müſſen Sies auf die edelſte Art können.[1]) —

Wer hat Ihnen geſagt, daß Sie ſich vor dem kalten Januar zu fürchten haben? Ich habe nie daran gedacht. Wer hat Ihnen geſagt, daß ich auf Schloſſern ſchimpfe, den ich nicht kenne. Ich habe in einem Briefe ein paar Worte über ihn als Zeitungsſchreiber geredet. Das iſt alles. Kann ein eitler Zeitungsſchreiber nicht der vortrefflichſte Mann von der Welt ſein? Daß ſich Merck von Ihnen durch ſein Haus mehr abſondert, laſſen Sie ſich nicht zu Herzen gehen. Ich glaube, genauer Umgang iſt doch ſchon ſeit langer Zeit nicht geweſen, und ob ich gleich nicht die Urſachen davon unterſuchen will, war er doch kaum mehr zu hoffen. Er hat neulich auch einen Brief von mir, der ganz Liebe und Freundſchaft war, ſo erſchrecklich mißverſtanden, daß ich noch ganz irre bin.[1] Laſſen Sie ſich aber davon nichts merken. Ich werde ewige Achtung und Freundſchaft für ihn behalten: denn mein Herz betrachtet ihn noch immer als den Mittler und Zwiſchenfreund unſrer erſten Blicke und Wünſche der Liebe, und er iſt im Grunde ein edler Mann. Goethe liebe ich, wie meine Seele: nur ſoll und darf ichs ihm bezeugen? Ich habe noch nichts in der Welt für ihn thun können, ſonſt wüßte ich nicht, was ich nicht thun wollte.

---

[1]) Hier ſchließt ſich die Stelle an über die Würde des Standes eines Prieſterweibes in den „Erinnerungen“ I, 232 f. (Nr. [illegible]), wo am Ende vor „werden“ die Worte „durch Sie und mit Ihnen“ ausgefallen ſind.

Sehen Sie, meine Liebe, ſo ſind die Stäubchen, die Ihre Wolke machen: Sonnenſtäubchen, die ein Odem wegblaſet. Hören Sie doch auf niemand über meine Lage, als ſichere Zeugen (den Brief der Gräfin z. E., den ich aber ja bitte, daß er vor kein fremdes Auge komme; es iſt ſchon halb Unrecht, daß ich ihn Ihnen geſchickt!), und glauben Sie, daß ichs wenn auch bloß für Ehrlichkeit hielte, keine Perſon, die ich ſchätze, mit einem bloß Wetterwendiſchen zu hintergehen. Meine zwei Jahre hieſige Einſiedelei ſind ja allein Folge geweſen, daß ich mein Weib keiner plötzlichen Veränderung ausſetzen wollte, die ich, halb in Betäubung, hoffte; darüber iſt Gott Zeuge. Habe Muth, liebe Flachsland, und tröſte Dich. Ich umarme Dich von ganzem Herzen und küſſe Ihrer Schweſter freundſchaftlichſt die Hände.

---

[1] Brief 13 der „Briefe an Johann Heinrich Merck“.

P. S. — [1] Lebewohl, meine zehnfach liebe Porcia; wenn ich nur Brutus wäre! Aber ich muß und will wenigſtens ſagen: „O ihr Götter, macht mich eines ſolchen Weibes würdig!“

103

An Herder.

(Darmſtadt gegen den 20. December 1772.)

Ich muß Ihnen gleich dieſen Augenblick noch ſchreiben und Ihnen Ihren ſchrecklichen Irrthum benehmen. Ach Gott, was thut die Entfernung nicht! Alles, alles iſt Mißverſtand, Irrthum — ich weiß kaum, was ich verſchuldet, mein einziger, ewiggeliebteſter Herder, Freund, Engel meines Lebens! Ich weiß, ſo wahr Gott lebt, von phien der Geſchichte, und Geſchichten der Philoſophie voll ſind, mit einem Seitenblicke obwohl Unwillens und Eckels erwiedern müſſen, ohne daß ich mich um die Folgen des Einen und des Andern zu bekümmern nöthig finde. Gehe hin, mein Leſer, und fühle noch jetzt hinter Jahrtauſenden die ſo lang erhaltne reine morgenländiſche Natur, belebe ſie dir aus der Geſchichte der älteſten Zeiten, und du wirſt „Neigungen antreffen, wie ſie nur in dem Lande, auf die Art, zu den großen Zwecken der Vorſehung aufs Menſchengeſchlecht hinab gebildet werden konnten„ — Welch ein Gemählde, wenn ichs dir liefern könnte, wie es war!

---

[1] Hier folgt zunächſt die Stelle über Herders „Brutus“, in den „Erinnerungen“ I, 233 f. (Nr. 32).

* * *

Die Vorſehung leitete den Faden der Entwicklung weiter — vom Euphrat, Oxus und Ganges herab, zum Nil und an die phöniciſchen Küſten — große Schritte!

Es iſt ſelten ohne Ehrfurcht, daß ich mich vom alten Aegypten und von der Betrachtung entferne, was es in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts geworden! Land, wo ein keiner Wolke, die Dich, mein Geliebteſter, in meiner Seele verdunkelte — ich weiß von nichts in der Welt. Von Merck und Goethe kein Wort gegen Sie gehört, das Sie auch nur in den geringſten Schatten bei mir ſetzen konnte, ach Dich, mein Leben, meine ſüßeſte Hoffnung — wer kann Dich bei mir verdunkeln! Wäre ich je einen Augenblick Deiner Liebe (ach, meiner einzigen Glückſeligkeit auf dieſer Welt!) werth geweſen, wenn irgend ein Ohrengeflüſter von Leuten, die Dich nicht kennen, meine Liebe gegen Dich erkalten könnte! und was für ein armſeliges Herz müßte ich haben, das Dich ſo elend, unverantwortlich verkennen könnte! Wäre ichs werth, Dein edles, großes Herz, das bei allem dem in Deinem Briefe ſo voll Troſt, Wonne und Himmel in meine Seele ſtrahlt! O ich bins nicht werth; das iſt mein ewiges Gefühl und Klage. Aber Dich liebe ich ganz, das weiß ich, und mein ganzes Glück des Lebens hängt davon ab, daß Du mich wieder liebſt, daß ich mein ganzes Leben bei Dir ſein darf, um meinen Herder, meinen Freund, daß er mich lehre, führe und liebe. Das iſt mein einziger Gedanke, Ausſicht, Wunſch und Plan der Zukunft! O Gott, und was wünſche ich da für Dich thun zu können! und wie ſehr hoffe ich da meinen einzigen Wunſch des Lebens, „an der Seite und nach dem Vorbilde meines Herders thätig und gut zu ſein!“ erfüllt zu ſehen. O Sie wiſſen nicht, wie ſehr ich Ihre Aufmunterung und lebendes Beiſpiel dazu nöthig habe! Darauf bezieht ſich, wie mich dünkt, das Wort „ermattet“, das Sie vielleicht in meinem

Briefe irre gemacht. Haſt Du keine Augenblicke, wo Du in Deiner Liebe ermatteſt und wieder auflebeſt, mein, mein Herder? und zu ſüßerer Freude und Seligkeit wieder auflebeſt? Das menſchliche Herz! Ach, vergib mir den ermatteten Augenblick, da ich dies ſagte, und der Sehnſucht und Erwartung nach Dir, mein Geliebter, mein braver, edler Mann, unterlag, aber dies bekannte und darüber ſeufzte. — O mit welchem Stolz und Wolluſt denke ich mich Dein Weib! Deine Mithelferin! Die ihr ganzes Leben um Dich (wandeln wird, Kreuz und Arbeit und Mühe ſüßes, einziges Leben!) mit verlangendem Herzen und Armen mit Dir theilet, und ſo allein ein edles, treues Prieſterweib, Dein Weib werde. „Anderer Plan in meinem Herzen!“ Ich antworte nicht darauf: Dein treues, mich liebendes Herz hat ſchon darauf geantwortet und Du, meine erſte, einzige Liebe in meinem Leben ſei auch Antwort und Widerlegung! Du, mein Herder biſt der Erſte und Einzige, den meine Seele gefunden dem mein Herz ſich ſo ſonderbar, ſchauernd, ſympathetiſch aufgeſchloſſen, und Dir geſagt: „Ich liebe Dich!“ Kann da noch anderer Plan der Seele ſein?

Du haſt recht, mein edler, erhabener Freund, ich bin nicht zur Tändelei geboren; ich fühle, und freue mich, daß ich eine Seele habe, daß ich lieben kann. Die zwei Jahre Liebe war doch immer die Probezeit für den erſten ſtarken plötzlichen Eindruck, da ich mich für Dich geboren fühlte. Mein Gefühl und Herz ſagt mirs doch immer.

Und das Ihrige? Ach das iſt himmliſche Wahrheit für mich. Hätte ich Dich nie gekannt, was wäre aus mir worden! einſam! verlaſſen! Du biſt doch der Einzige, den meine Seele ſo ganz umfaßt! O wie will ich Dich lieben, Du mein Schutzengel, mein Freund der Seele!

Du biſt Luther, das habe ich mir immer geſagt, und es freut mich, daß Dus fühlſt, wenn Dus gleich nicht geſtehen willſt. Bleibe immer auf Deinem edlen, guten Wege. Du wirſt Gutes thun und hundertfältige Frucht bringen. Siehe, jedermann, der Dich kennt, liebt Dich; und ſo wie Du biſt, vom Kopf bis an die Fußſohle, und nicht anders, biſt Du ganz mein! mein Brutus! O würde ich Deine edle Porcia!

Ich erſtaune ganz, was Sie von Merck ſchreiben. Sie müſſen ſich beide mißverſtehen; er ſpricht doch immer mit Freundſchaft von Ihnen zu mir. Ich glaube nicht, daß er gegen Sie was hat; gewiß iſts aber, daß er gegen mich und unſer Haus entfernt und kälter iſt, Gott weiß warum. Oft nähert ſichs, oft entfernt ſichs, wie unbeſtändiges Wetter; er hat viel Laune — aber gewiß ein edler Mann. Ich werde ihn, ſo lang ich lebe, als unſern erſten Freund und Liebesboten lieben. Was ich wegen Schloſſer geſagt, war nicht halb ſo böſe; er iſt ſeiner Eitelkeit wegen berühmt in aller Welt. — Nur, ohne Schloſſers Poſaunen kennt ja jedermann Deine Recenſionen. — —

104.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg den 25. December 1772.)

Es freut mich, meine allerliebſte Flachsland, daß Du Dich über meinen Brief und Stimme, wie Du ſie Dir gedacht, in *einige Wärme aufwallſt*: das iſt Kennzeichen, daß Sie *wahrhaftig Theil an mir* nehmen und an dem, was ich von Ihnen, über Sie und über uns beide denke. Sein Sie alſo ruhig, meine liebſte Freundin und bilden Sie ſich von mir *nicht das mindeſte Mißtrauen* ein. Wenn Sie *vergnügt, freudig* und *hoffnungsvoll* ſind, das iſt alles, was ich wünſche und von Ihnen bitte; mich ſelbſt vergeſſe ich dabei ganz, und bitte Dich auch, *liebe Meine*, mich nicht zu loben. Laſſen Sie uns *ſein*, was wir *ſind* und *werden*.

Wie muß ich das Weihnachtsfeſt feiern, ohne Dir was ſchenken oder nur recht wünſchen zu können. Ich lege zwar ein Chriſtkindlein bei, aber ich befürchte faſt, es iſt nicht das rechte. Wenigſtens iſts ſo von Papier.[1] Sie können es Merck zeigen, aber ohne Leberwartung ꝛc.: es iſt ein Werk der Liebe und Andacht. Auch über Mercks Brief grämen Sie ſich nicht, meine Line. Es iſt bloß eine Männerſache oder Grille, die Sie nicht irren oder einen Augenblick verändern darf. Der edelſte Mann hat ſeine Launen, wie Ihr lieben Weiberchen, dünkt mich, auch habt. Von Porcia jetzt oder künftig; ſie ſingen den letzten Vers und ich muß in die Kirche. —

---

[1] Die Cantate „Die Kindheit Jeſu“, mitgetheilt in den „Erinnerungen“ II, 144 ff.

Ich komme wieder, und bitte Dich nochmals zu glauben, daß ich Dich nicht, wie Du meinſt, Kind glaube. Ich glaube Dich ſtark und tapfer und ſo edelgutthätig, als Du ſanft biſt. Was mich kümmerte, war nur Ihre Traurigkeit. Ihre Leichtigkeit und Kraft, Schwierigkeiten zu überwinden, an die glaub' ich ſo ſehr, daß ich täglich wünſche, daß ich Dich hier hätte. Ich bin ohne Sie ſo ſchwer jetzt wie ein Blei, und gemüthsſchwach und faſt furchtſam: ein Mann muß ſich, glaube ich, im Weibe ſehen, ſo wie das Weib im Manne: dann ſind ſie beide geſund und ganz. Adam fehlte mit aller ſeiner Thier- und Engelweisheit etwas, bis Eva, als ein lieber Traum ſeines Herzens, nicht ſeines Kopfes, ſich aus ſeiner Seit' emporhub.

Mir iſt in dieſen geiſtlichen Arbeitstagen ſo wenig begegnet, daß ich gleichſam mit dürrem, unvollendetem Herzen jetzt, wie faſt immer, ſchließen muß, und Gott bitte, daß er mich anders, und meiner lieben Lina, die mit mir eins ſein ſoll, zubilde. Amen!

Déjà tout le peuple Romain étoit partagé etc. Brutus désespérant donc de ses affaires resolut de quitter l'Italie et il se rendit à Elée, qui est sur le bord de la mer. — Porcie, devant en partir pour s'en retourner à Rome, tachoit de cacher la douleur, qu'elle avoit de se séparer de son mari, mais un tableau la trahit, quoiqu'elle eut d'ailleurs beaucoup de courage. Le sujet de ce tableau étoit l'adieu d'Hector et d'Andromaque, qui recevoit de ses mains son fils Astyanax, et qui avoit les yeux attachés sur ce cher mari. Porcie ayant vu ce tableau, l'image de son malheur la frappa et la fit fondre en larmes. Et comme elle ne pouvoit s'en détacher, elle alla plusieurs fois dans le même jour le regarder et se rassasier de pleurs. Acilius, un des amis de Brutus la voyant en cet état se mit à prononcer les paroles qu'Andromaque etc. — Dies iſt der ſtille Zug aus der tiefen Seele der Porcia, der mich ſo rührte: nächſtens mein Geſchmier darüber, wo er ganz zerfloſſen iſt.

Den 26. Dec. des gottlob bald verſtrichenen 72. Jahres.

Welche Scenen gefallen Ihnen (ohne Lob und Ruhm!) mit dem Herzen am beſten: dann will ich Ihnen meinen Lieblingszug zeigen: ein ſtarkes Wort, das mir aber nicht gehört, ſo wie die ganze Geſchichte.

Noch lege ich Ihnen Lavaters Brief [1] bei; Sie können glauben, wie mir dabei zu Muthe.

---

[1] Vgl. Brief 2 des Briefwechſels.

105.

An Herder.

Darmſtadt den 1. Januar (17)73.

Heute hätte ich einen Brief von Dir gewünſcht, bloß für Merck, weil ihm Ihr langes Schweigen (denn von dem Brief durch meinen Bruder weiß er nichts) unbegreiflich vorkommen muß, und dann, wäre auch das von keiner Wichtigkeit, ſo hat mein Herz nach einem Brief verlangt; denn ich geſtehe es Dir, ich denke und fürchte, Du biſt nicht ſo ganz mit mir zufrieden. Du ſiehſt Dinge in meiner Seele, die gar nicht da ſind, ach Gott! und ich weiß nicht, aus was Du das geſchloſſen. Lieber, einziger Freund meiner Seele, was hab' ich gethan, geſagt, daß Du ſo viel Uebels von mir-denken konnteſt in einer Zeit, wo ich nur ganz allein an Dich, an unſre Zukunft denke und ſo glücklich bin? — — Säßen wir doch nur ſchon beiſammen und könnten von allem dem mehr ſprechen als ſchreiben, von allen den ſüßen Kleinigkeiten, die ſich nicht ſchreiben laſſen, und Du, mein Lieber, Einziger, Du läſſeſt Dich zu Deinem Mädchen herab, haſt Geduld mit mir, und lehrſt mich — und das ſehe ich alles. O wenn wir nicht glücklich werden, ſo iſt keine Glückſeligkeit auf der Welt. Das Einzige, was ich auf der Welt werde gethan haben, iſt das, was ich für Dich thun werde, ſo wenig als es ſein wird, ſo wenig als ich fähig bin — o das hat Werth, unendlichen Werth bei mir, wenn es auch meinem Herder gefällt, was ich thue. O wir werden glücklich ſein, das ſagt mir meine ganze Seele — auch ohne Kinder glücklich. So wehe, wehe, als es mir thun würde, ohne Kinder zu ſein, ſo ſahe ich doch aus dem Gedanken in Deinem Briefe, daß Du auch mit mir allein zufrieden ſein willt, daß wir allein auch gute, thätige Menſchen ſein können, zuſammen an Arm und Herz, liebend und tröſtend durch das Leben durchwandeln. Ach mein Lieber, Lieber, der Gedanke hat meine ganze Seele erheitert; ſo ſehr und äußerſt ich mir Kinder wünſche, ſo war es doch ein Troſt, daß Du auch ohne ſie mit mir leben könnteſt. Und wenn ich alsdann keine Mutterpflichten ausüben darf, ſo werden ſie alle dahin gehen, ein braves, würdiges Weib zu werden. Ich will recht oft darum zu Gott bitten. Siehe, es wird alles wohl gehen. Amen!

Franz Leuchſenring iſt geſtern mit dem Erbprinzen wiedergekommen. Er iſt nicht ſo melancholiſch, als das Gerücht war, vielmehr heiterer und feiner, dünkt mich, in ſeinem Charakter geworden, und für ſeine Freunde noch immer — eben derſelbe. Ich habe eine würkliche Sündenſchuld gefühlt, daß ich ihm nie geſchrieben und es doch verſprochen. Gott vergibt ſo viele Sünden, alſo wohl auch dieſe. Daß Du im Frühling kommſt, war ihm würklich Leben der Seele. Es würde ihm zu vielem nutzen, dieſe Erfahrung gemacht zu haben (er war, wie Du weißt, zuerſt ungläubig), ſagte er, und er will jetzt immer billiger werden. Ich habe noch nie eine ſo heitere Seele in ſeinem Geſicht geſehen, als da wir von Dir ſprachen, es ſchien als fühlte er alle meine Glückſeligkeit mit mir; er will ſo lang hier bleiben, bis Du kommſt, und glaubt, daß Du zufrieden mit ihm ſein wirſt. Er will uns einmal in Bückeburg beſuchen. Wie ichs ihm zu toll machte, ſo ſagte er, ich ſei eine kleine Schwärmerin; er bat mich, Ihnen etwas von ihm zu ſagen, wenn ich ſchriebe. Er hat Dich lieber als jemals, das ſahe ich, ohne daß ers ſagte. Merck ſagte mir hernach noch viel mehr, was er Gutes für Sie in der Schweiz geſprochen. Es war kleine Cabale gegen Sie, es wurde nicht viel von Ihnen geredet, ſelbſt Geßner war ſtill ꝛc. Und ſiehe, Leuchſenring war Dein Freund und Vertheidiger. Was ich mehr davon erfahre, ſchreibe ich, oder vielleicht thuts Merck, der Ihnen gewiß von ganzem Herzen ergeben iſt. Sie haben ſich aber beide in Ihren letzten Briefen geirrt. Merck ſprach nur im Spaß mit mir davon und fragte, ob Sie mir was davon geſchrieben; ich ſagte natürlich Nein. Es iſt alſo ein bloßer Mißverſtand, den Sie nicht tiefer graben müſſen. Er fängt jetzt an, als Autor fröhlich zu leben, und ich freue mich, daß er irgend eine Exiſtenz hat. Er hat geſtern eine Romanze aus den Altengliſchen Liedern überſetzt, „Das Kind von E.“, die ganz vortrefflich iſt; haben Sie ſie nie überſetzt? Zu gleicher Zeit war er ſo treuherzig und hat mir den Schelmenſtreich entdeckt, den er an mir begangen hat, er hat Sie nämlich in einem ſeiner Briefe zur Schweizerreiſe eingeladen — zu einer ſolchen

Zeit! in unſrer erſten Lebenszeit, wo ich unterſänke, wenn nicht da alle unſre Wünſche und Hoffnung und Seligkeit erfüllt würde! Dir geſteh' ichs, mein Einziger, mein Engel auf der Welt, es ging mir bis ans Herz, da er mirs ſagte, und ich möchte ihn herzlich darüber anfeinden, wenn nicht ſo viel andres Gutes das überwöge. Er muß eine garſtige Idee von mir oder Dir haben, daß er uns in unſrer erſten, einzigen, ſüßeſten Lebenszeit trennen will. — —

Mit lauter Geſang und Freude trete ich ins neue Jahr! es iſt mir überall ſo leicht und wohl, es war mir noch kein Neujahr ſo. Wie viel Glückſeligkeit ahnde ich daraus! und ſie wird kommen! niemals hatte ich noch trübe Ahndung, wenn ich an unſre Vereinigung dachte. Der gute Gott hat uns ja alle Glückſeligkeit in unſre Hände gegeben, wir werden gewiß gut darüber walten. Da klopft wieder neben mir der Holzwurm. Ich möchte es ſo gern für Deine Gedanken halten. Vielleicht ſind ſies, ſo laut hat er noch nie geſchlagen, wie heute. O wir ſind immer und ewig beiſammen.

Mein älteſter Bruder iſt vor etlichen Tagen Steuerſecretär mit Beſoldung hier geworden[1], und wir ſind alle froh, daß er nun hier bleibt und nicht aufs Land kommt, was ſonſt immer unſer Wunſch war. Für meine Schweſter wars

---

[1] Wenn Claudius in ſeinen Darmſtädter Briefen (Nr. 36, 38) des Steuerſecretärs gedenkt, ſo iſt dieſer Schwager Heſſe's gemeint.

Theil des **Knabenalters** der Menſchheit an Neigungen und Känntniſſen gebildet werden ſollte, wie in Orient die Kindheit! Eben ſo leicht und unvermerkt als dort die Geneſe, war hier die Metamorphoſe.

Aegypten war ohne **Viehweide und Hirtenleben:** der Patriarchengeiſt der erſten Hütte gieng alſo verlohren. Aber **aus Nilſchlamm gebildet** und von ihm **befruchtet**, gabs, beynahe eben ſo leicht, den vortreflichſten **Ackerbau:** Alſo ward die Schäferwelt von Sitten, Neigungen, Känntniſſen ein Bezirk von **Ackermenſchen.** Das Wanderleben hörte auf: es wurden veſte Sitze, **Landeigenthum.** Länder muſten ausgemeſſen, jedem das Seine beſtimmt, jeder bey dem Seinen beſchützt werden: jeden konnte man alſo auch bey dem Seinen finden — es ward **Landesſicherheit, Pflege der Gerechtigkeit, Ordnung, Policey,** wie alles im Wanderleben des Orients nie möglich geweſen: es ward **neue Welt.** Nun kam eine **Induſtrie** auf, wie ſie der ſelige, müßige Hüttenwohner, der Pilger und Fremdling auf Erden, nicht gekannt hatte: **Künſte** erfunden, die jener weder brauchte noch zu brauchen Luſt fühlte. Bey dem Geiſt ägyptiſcher der größte Troſt; ich war auch darüber ganz außer mir vor Freude. So macht der Himmel alles gut!

Apropos. Lavater hat nach Bern geſchrieben: Sie hätten an ihn geſchrieben, recht viel und viel Lehrreiches. Leuchſenring ſagte, ich ſolle Sie doch fragen, was Sie geſchrieben? „Ja", ſagt der Merck, „da wird ers euch auf die Naſe binden! er läßts wohl bleiben, oder er macht euch einen Dunſt." Sie wiſſens nicht, daß ich Lavaters Brief hier auf die Poſt gegeben. Die Leute in der Schweiz glaubten, Sie und Leuchſenring wären die intimſten Freunde, und wenn einer von Euch genannt würde, ſo würde der andre auch genannt. — — Caroline.

Tauſend Dank und Umarmung für Ihren Brief und alles Gute darin. Ich bekam ihn unvermuthet und mußte gleich in eine Neujahrsgeſellſchaft, kann Dir alſo heute nichts mehr ſagen, mein, mein Herder, aber nächſtens. Ich habe in der Geſchwindigkeit nur alles verſchlungen, und bin über Lavaters Brief erſtaunt. Mein Gott, was haben Sie ihm geſchrieben, und wie kommen Sie zu der ſonderbar ſchwärmeriſch heiligen Bruderſchaft? Zwar, ich erinnere mich, er hats Leuchſenring auch ſo gemacht. Von Anfang war er ein Apoſtel Jeſu, und hernach, da er ihn beſſer kannte, der Antichriſt. Darf ich im Vertrauen Merck und Leuchſenring den Brief zeigen? ſie werden toll darüber. Leuchſenring kennt ihn auch perſönlich und könnte den Aufſchluß geben. Du haſt mir heute ſüße, himmliſche Freude gemacht. Gott belohne es!

106.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg) Neujahr 1773.

Erſchrick nicht, meine liebe Freundin, wenn Du „Daphnis und Chloe" eröffneſt: lies den Brief und Du wirſt ſehen, ob ich das, was aus der lieben, himmliſchen Hand kommt, durchaus in eine heiligere, beſſere geben kann als Deine.[1] So wenig ich alſo einen Augenblick angeſtanden, deſto weniger ꝛc. Du haſt 100 Kleinigkeiten für Dich, das iſt für mich, **für uns** (himmliſcher Name!) anzuſchaffen, die dort guten Kaufs ſind, und wo es nachher ſo ſüß ſein muß, wenn es ſich durch Deine Hand markirt, und einmal zu ſagen: **Sieh**, das iſt von unſrer lieben Gräfin! Ach, liebe Lina, wie läuft mir bei dem allem das Herz über! — Ich habe meiner lieben Gräfin Klopſtocks Lieder heute dafür und meinen Bogen Papier Chriſtkindlein geſchenkt. Was ſie für eine Seele, für ein Herz iſt, kann ich Ihnen nicht ſagen. Auch liebt ſie Dich ſchon ganz gewiß zum voraus, und ich freue mich auf den erſten Beſuch, Dich ihr zu zeigen, oder ſie alsdann bei **uns!** in **unſerm** Hauſe zu ſehen. Sie können nicht glauben, wie mein Herz wallt, wenn ich das uns ſchreibe.

---

[1] Fünf von der Gräfin Maria geſchenkte Goldſtücke. Vgl. die „Erinnerungen" II, 94.

Auch hab' ich heut Nachricht bekommen, daß meine Bücher aus Liefland nahe ſind. Auch heut 2 Bücherpoſten bezahlt, auch an meinen alten Freund Hamann geſchrieben. Eine Haushälterin hab' ich, ein Menſch treu wie Gold, unermüdet, und von allen Kenntniſſen, die Dir hier nöthig ſind. Auch — hab' ich — lache nur immer — dieſe erſte Neujahrsnacht zum erſtenmal deutlich — von meiner Flachsland geträumt. Du warſt freilich noch etwas dunkel und träumend da, aber deutlich Du! und meine Liebe! Einige! Ewige!

Du wirſt doch nicht Ein Wort von den fünf Goldſtücken ſagen, mir oder jemanden: Du ſiehſt, es iſt bloß Wolluſt und Delicateſſe, daß ichs Dir zuſchicke, oder gleichſam durch die zarteſte Erinnerin und Mittlerin anwende. Gruß und Kuß an Dich und Deine liebe Schweſter und Brüder zum Neujahr. Dein ewiger

H.

107

An Herder.

Dein Brief, mein Süßer, Einziger, hat meinen ganzen Himmel wieder helle und fröhlich gemacht. O wie umfaßt Dich dafür meine Seele und Arme! Sieh, Du biſt der kleine Gott, der die Wolken, und aber auch viel, viel Sonnenſchein darauf bereitet. Sieh, Du biſt der Mann, der je große Sünde thut! dafür biſt Du auch ganz mein! Wir armen Entfernten, daß wir noch einen Augenblick an uns zweifeln, und uns nicht kennen wollen! Daß Du erſt aus meinem lezten Brief ſaheſt, daß ich ſo ganz an Dir Theil nehme! Du armer Lieber, ſahſt Du das erſt heute? Gewiß, Du biſt ein Kleingläubiger! ein einziger ermatteter Brief von mir kann Dich irre machen und ändert in Deinen Augen mein Herz? Und doch bleibt und ſchlägt immer das Herz für Dich allein! Doch weg! ſind wir nur einmal beiſammen, ich an Deinem Herzen liegend, dann, o dann wirſt Du Dein Mädchen erſt ganz kennen; denn ſagen kann ichs ja nimmermehr, wie ich Dich liebe!

Freilich war das Chriſtkindlein nicht das rechte: Du hatteſt ſelbſt kommen und Dich mir ſchenken ſollen. Aber ich muß noch warten, bis alle die Todten auferſtehn — und dann wandeln wir in einem neuen Leben. Konnteſt Du nicht errathen, welche Stelle mir am beſten gefällt? Maria an der Krippe, mit Freudethränen über ihren holden Knaben hangend, betend — ihr alles nun, ihr König, ihre ſüße Gabe, ſo arm, ſo reich! Will nun glauben. Dieſe ganze Scene war für mein Herz. Ach wenn ich einmal ſo über meinem Erſtgeborenen mit Freudenthränen hänge — neben mir mein Herder — ach, ich darf nicht daran denken!

Lavater hat die Stelle aus meiner Seele geſchrieben: „Ich würde mich vor Deinem mich verſchlingenden Genius fürchten, wenn Du nicht Fleiſch von meinem Fleiſch und Bein von meinem Bein wäreſt." Mein, mein Herder! Wäre

Lavater nicht krank, welcher vortreffliche Freund, Menſch! Es iſt mir leid um Dich, daß Du in eine ſo wunderliche Situation mit dem Manne gekommen. Doch was hats zu bedeuten, Du bleibſt Herder und er Lavater.

Porcia, wie ſie immer wieder hin muß zum Bilde und weinen — o ſchicken Sie mir ja auch das, was Du darüber gemacht haſt. Auch ſage mir Deinen Lieblingszug im „Kind Jeſu“; wenn wir doch übereinſtimmten! wie wünſche ich das! Wenn ich einmal bei Dir bin, ſollſt Du michs ganz lehren, nach Deinem Herzen ſein. —

Ich ſage Dir heute nichts mehr, ich kanns ja doch nie ſagen. Deine Lina, Dein Mädchen bin ich, und Du — nun mein alles, was ich habe. Lebe wohl, Engel Gottes!

D(armſtadt) den 4. Januar im glücklichen Jahr (1)773.

Lina.

108.

An Herder.

(Darmſtadt gegen den 6. Januar 1773.)

Was haſt Du gethan, mein, mein Herder, was haſt Du gethan? — Mein Bruder bringt einen Brief mit Geld, ich ſehe Deine Hand und erſchrecke, als liege die ganze Welt auf mir — ich konnte ihn kaum vor Zittern und Angſt erbrechen — und Dein himmliſcher Brief, Deine Engelsliebe — ich mußte mich aufs Bett werfen und mich recht ausweinen. Wie weit biſt Du über mir, und in welcher beſſern Welt wirſt Du belohnt, Engel Gottes! Wie ſehr michs bei allem dem frappirt, kannſt Du noch aus meinem letzten Briefe ſchließen, und ich bin ſchuld daran, daß ichs Dir nicht ſchon lange geſchrieben, daß ich meine Einrichtung gemacht und zu meiner Ausgabe nichts mehr nöthig habe. Ich nehme aber den goldenen Liebesſchatz, der aus ſo doppelt heiligen Händen kommt, und hebe ihn für uns, ach Gott für uns! auf. Ich bin viel zu einfältig und ungeſchickt, ihn recht gut anwenden zu können. Du mußt kommen, und wir beide (ſo bald, bald wir nur eins, eine Seele) kaufen uns zuſammen etwas. Dabei bleibt es alſo. Mein Leben habe ich aber kein Geſchenk mit mehr Schrecken und nachher mit mehr Beſchämung über mich ſelbſt empfangen, als das, Dein Brief und Deine Seele dabei, die mir über alles in der Welt geht — der Gräfin ihr Brief, ich wußte kaum mehr, wo ich war — ich kann Dirs nicht ſagen, was alles in mir vorging. Ich bin wunderbar begierig, ſie zu kennen, in unſerm Hauſe zu ſehen, Du ſie treffen und ich ihr für ihre Liebe danken; ihr Zuſtand geht mir durch die Seele. — —

Ich habe Dir einen Vorſchlag zu thun, mein Lieber, und ich wünſchte, daß er Dir gefiele. Haſt Du nicht Luſt, noch einen Jungen von 16 Jahren zu unſerm Revenu zu nehmen? Es iſt ein Sohn des Landgrafen, heißt Herr von Heſſenzweig, hat ein zartes Herz und gewiß Talente. Als ſeine Mutter Pirmaſens verließ, nahm ihn die Landgräfin ganz unter ihre Aufſicht und läßt ihn erziehen. Er iſt in Zweibrücken unter Frauenzimmer Aufſicht. Ich habe ihn vor einigen Jahren mit ſeiner Mutter und meiner hieſigen Schweſter geſehen und leider wahrgenommen, daß ſeine Weichheit und Talente unverantwortlich mißbraucht werden, dreſſirt wie eine Marionette, alles, was ihm gelehrt wird, mehr zur Eitelkeit, um zeigen zu können, daß ers kann, als aus anderer, beſſerer Abſicht — ſo dünkte michs und uns allen damals. Ich habe ihn bis in ſein ſechstes Jahr viel geſehen, und liebe ihn ſehr; auch er war mir ſehr attachirt, und als er in Zweibrücken gefragt wurde, welche von uns dreien (ſeine Mutter, meine Schweſter und ich) er am liebſten habe, ſo nannte er mich. Ich habe ſchon lange nachgedacht, auf was für eine gute Art wir ihn in unſer Haus nehmen könnten und wollte Dir von ihm ſchreiben. Vor etlichen Tagen ſagte mir Leuchſenring, daß die Landgräfin ihn um Rath gefragt habe, wo ſie ihn hinthun ſolle; ich bot mich dazu an, wenn Du es zufrieden ſeieſt, was Leuchſenring ſehr billigte. Jetzt kommts allein auf Deinen Willen und Gefallen an, mein Lieber. Die Conditionen werden gewiß gut ſein, da die Landgräfin ſie ſelbſt macht, wobei ihr Leuchſenring rathen kann. — — Der Landgräfin kann man immer im Vertrauen unſere Verbindung ſagen, zumal am Hof und in der Stadt ſchon davon gemurmelt wird, und ich darum angeſehen werde.

Ich geſtehe aber nichts und es ſoll ſo viel möglich ein Raub ſein, wenn Du mich holſt . . o Gott, wie iſt mir, wenn ich daran denke!

Noch hat Leuchſenring einen andern Jungen von 10 Jahren uns in die Koſt zu geben. Sein Vater war in Bern Prediger, hats aber niedergelegt, iſt einer der beſten Gelehrten und guten Menſchen, die dort ſind, iſt ein Freund von Leuchſenring. Dieſer will ſeinen Sohn ſo erziehen, daß ſeine Erziehung mehr einer Reiſe ähnlich ſein ſoll, wo er ſo viel wie möglich von Vorurtheilen frei erzogen werde. Deßwegen wird er uns auch nur auf ein Jahr gegeben. — —

Du lachſt doch nicht, daß ich Dir gleich eine Familie verſchaffen will? oder zum wenigſtens wirſt Du nicht böſe über mich, wenn Du auch keinen Gefallen daran haſt. Du antworteſt doch bald, nicht wahr? ich fürchte der Heſſenzweig entgeht mir ſonſt. —

109.

An Herder.

(Darmſtadt den 8. Januar 1773.)

Ich kann es nicht vergeſſen, mein Geliebter, mein Einziger, was Du gethan haſt. Iſt mein Herz nicht zu arm, für alle Deine Großmuth danken zu können? Ich brau neulich mit vollem Herzen ab und konnte nichts reden, nichts ſchreiben, und noch drückt mich eine Laſt, die Laſt Deiner himmliſchen, wohlthätigen Hand. Ach Gott, was ſoll ich dafür thun? Und ſo viel Geld? wars recht, daß Dus auf eine ſo gutherzige Art in meine Hände ſpielteſt? auf eine Art, die mich über alles, was irdiſch iſt, erhebt! wie fängt mir an der weite Raum zwiſchen Dir und mir zur Laſt zu fallen! Ueber Mauren und Berge möchte ich zu Dir fliegen, Du Lieber, Lieber, und mein Herz an Deines drücken, Dirs zeigen; denn ſchreiben, ſagen kann ich nichts. —

Es ſchmerzt mich doch in meiner Seele, daß ich ſo gar nichts für Dich, für uns thun kann. Du lebſt, Du handelſt, Du beſchäftigſt Dich in Bückeburg mit unſrer kleinen Haushaltung, und ich hier — was thue ich? Ach ich armes Mädchen! Bekomme ich denn nicht bald Muth und Kraft zu handeln und zu leben! In Deinem Schooß mein Engel, mein Geliebter, werde ich wie neu geboren. —

Streiche die Zeilen in einem meiner Briefe über Merck aus; ich habe es in einem ſonderbaren Augenblicke geſchrieben; wir ſind einander wieder herzlich gut. Ich habe Leuchſenring noch nie ſo geliebt, wie jetzt, mich dünkt — weil er Dich ſo lieb hat; er will Dir nächſtens ein kleines Briefchen ſchreiben. Er iſt viel muntrer und ſtärker in ſeinem ganzen Weſen geworden, und iſt mit ganzer Seele unſer Freund. Wer wird Dich auch nicht lieben, Du edler Mann! —

Meine Hände in die Deinige auf ewig verſchlungen und Kuß und Freudenthränen — darauf!

Dein ewig treues, einziges Mädchen Caroline.

Merck überſetzt jetzt viel Altengliſche Romanzen, hold und ſüß und ſchön. Lebe wohl, ewiger Freund meiner Seele!

110.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg den 9. Januar 1773.)

— Obgleich ſeit Neujahr noch faſt kein Tag vergangen, der ſich nicht durch etwas für mich ausgezeichnet, Brief, Geſchenk, Nachricht, Geſchäft, Zuſtoß ꝛc., ſo war doch der Mittwoch dieſer Woche, der Poſttag Ihres Briefs, auch mir rechter Mittelpunkt, um den ich doch jetzt jedes andre leite und ſchlinge. Gehe froh und frei ins neue Jahr ein, meine Lina! es ſoll für uns recht Neujahr ſein. Amen.

Was Sie von Franz Leuchſenring ſchreiben, iſt mir um ſeinetwillen recht lieb, ob ich gleich für mich kaum allen den Antheil daran nehmen kann, den ich billig nehmen ſollte. Hat er Böſes von mir gedacht, ſo hat ers ſich gedacht, nicht mir: denn mit mir bin ich ohne alle Demonſtration längſt einig, daß in alle dem, was ein Leuchſenring ſo angafft und anfeindet und anſtrauchelt, mehr Tugend der Seele und ſcher **Genauigkeit** und **Ackerfleißes** konnten dieſe Künſte nicht anders, als zu einem hohen Grad **mechaniſcher Vollkommenheit** gelangen: der Sinn des **ſtrengen Fleißes**, der **Sicherheit** und **Ordnung** gieng durch alles: jeder war in **der Kunde der** Geſetzgebung, derſelben mit **Bedürfniß** und Genuß verpflichtet: alſo **ward auch** der **Menſch unter ſie gefeſſelt:** die Neigungen, die dort blos väterlich, kindlich, ſchäfermäßig, patriarchiſch geweſen waren, wurden hier **bürgerlich, dörflich ſtädtiſch.** Das Kind war dem Flügelkleide entwachſen: der Knabe ſaß auf der Schulbank und lernte **Ordnung, Fleiß, Bürgerſitten.**

Eine genaue Vergleichung des morgenländiſchen und ägyptiſchen Geiſtes müſte zeigen, daß meine Analogie von menſchlichen Lebensaltern hergenommen, nicht Spiel ſey. Offenbar war allem, was beyde Alter auch gemeinſchaftlich hatten, der **himmliſche Anſtrich** genommen, und es mit Erdehaltung und **Ackerleim** verſetzt: Aegyptens Känntniſſe waren nicht mehr **väterliche** Orakelſprüche der **Gottheit,** ſondern ſchon Geſetze, Politiſche **Regeln der Sicherheit,** und der Reſt von jenen ward blos als **heiliges Bild** an die Tafel ge-

Edelmuth des Herzens, und Treue des innerſten Bewußtſeins liegen konnte, als in allen ſüßen, moraliſchen Reimgebetlein, aus dem Munde ſchöner Seelen gelernt, und von Tag zu Tag wittern mich alle die lieben Leute übler an, die das, was groß und gut und edel iſt von einem Menſchen, nach ſeinem ganzen Charakter, Seel' und Leben, aus Spruchbuch, Regelmaß, von Jacobis ꝛc. hergenommen, wegbaeen, und da vom Anblick der Naſe entſcheiden. Ich glaube, wenn ich alle ſeine Heiligen kennte würdens vielleicht die wenigſten ſein, nach denen oder mit denen ich handeln konnte und wollte — ohne allen Stolz und Uebervortheilen geſagt. Jeder handle nur ganz aus ſich, nach ſeinem innerſten Charakter, ſei ſich treu — das iſt die ganze Moral. — [1]

Alſo nehme ich auch an meinem Lobverbreiten in der Schweiz äußerſt wenig Antheil. Darf ich in der Schweiz bekannt ſein? ſoll ichs? will ichs? mag ichs? und ob ichs mir nicht erklären könnte und müßte, daß Geßner von mir ſchweigt? Du ſiehſt, liebe Lina, mich trifft da jede Nachricht ins Boſe und Gute hin minder als — daß man Dich mit lauter ſo Halbverſtandenem und Dir Ungehörigem nicht verſchonet. Lebten wir nur einmal zuſammen, und hätte ich die Zufriedenheit des Lebens, mich in Dir vergnügt zu ſehen — was wollten wir uns um die Schweiz kümmern!

---

[1] Die hier ausgefallene Stelle findet ſich in den „Erinnerungen" I, 234 (Nr. 33).

— [1] Alle Schwärmereien laſſe ich Lavater übrigens, wie Sie auch ſchon aus eben dem Briefe ſehen, von denen ich ihn vielmehr eher als jemand in Deutſchland zu beſſern hoffe, eben weil ich ihn mehr verſtehe als mancher Jemand. Und das iſt alles, was ich mit ihm habe. Auf ſeinen Brief habe ich ihm noch nicht geantwortet, und daß er mich nicht compromittire, wofür ich mich immer gefürchtet, will ich äußerſt zu verhüten ſuchen, wie mir denn auch ſchon dieſe Bekanntmachung nicht gefällt. Sonſt aber wird meine Lina einmal Stellen aus ſeinen Schriften gewiß eben ſo herzlich, und gewiß noch herzlicher finden als ich — ein Menſch von kalter Erde.

Von meiner lieben Gräfin habe wieder einen Brief [2], wo einige und juſt die ſimpelſten Geſinnungen aus ihrem Herzen ſo erhaben ſind, daß ſie ſchon einige Tage ganz mit mir gehen. Sie hat mein doppeltes Geſchenk über alles aufgenommen, wie ſo was aufgenommen werden kann, und es geht mir durch Mark und Bein, wenn ich — nun folgenden Brief [3] dagegen lege, den ich (wie alle) für Dich allein, mein Weibchen, beilege. Aus dieſem, träumt mich, wird nichts werden, und ich halte für Aufwallung von Gleim, wie er, glaub' ich, jede Woche hat. Indeß — kurz, ich mag daran nicht denken. Zwei Augen hier zu, und alles aus, ja auch ſchon bei den zwei Augen iſts Quälerei und Verpraſſen der Tage. Könnt' ich der himmliſchen Seele mit meinem Blute dienen — aber leider! bekomm' ich ſie ja nur im Briefe und von der Kanzel zu ſprechen und zu ſehen. — [1])

---

[1] Weggefallen iſt hier die ſchon in den „Erinnerungen" I. 234 f. abgedruckte Stelle über Lavater.

[2] Der betreffende Brief vom 5. Januar iſt abgedruckt in den „Erinnerungen" II, 95 ff.

[3] Einen Brief Gleims vom 1. Januar, worin er anfragt, ob Herder wohl die Stelle eines Generalſuperintendenten in Halberſtadt annähme.

Ueber Ihre liebe Kindererklärung und Ergebung im vorigen Brief habe ich, liebe Lina, ich weiß nicht, ob geweint, oder gelacht, oder beides. Du biſt ein gutes, treues, edles Mädchen. Eben iſt hier, da ich dieſen Brief ſchreibe, mein kleiner täglicher Geſellſchafter bei mir, ein kleiner Schiffer von zwei Jahren: er iſt ſeit geſtern nicht wohl und hat geſtern den ganzen Nachmittag auf meinem Arm, ſehr unruhig, geſchlafen. Sonſt ein braver, wilder lieber Engelsjunge, der ſchon Wunderdinge treibt, und ſeine kleine Buhlerin Schweſter faſt noch mehr Wunderdinge. Ei, wenn wir einmal — meine Lina — und ich von Dir, und Du und ich in ihnen — er iſt kaum ganz vor Seligkeit auszudenken, der Gedanke, drum gewöhne ich mich auch ſchon, ihn nie ganz auszudenken; denn er iſt zu ſelig für dies Leben, und ich weiß nicht, was ich an den lieben Gott für dieſe Welt jetzt mehr und herzlicher zu fodern hätte, da ich

---

[1]) Hier ſchließt ſich die Stelle über die Schweizerreiſe in den „Erinnerungen“ I, 255 an.

Dich habe. Verzeihe meine Schwärmerei, liebe Griechin, doch Du ſchwärmſt und ſchwatzeſt ja in allen Deinen Briefen ſelbſt ſo liebreich und Griechiſch ſüß Deine Seele von den Lippen, daß ich, wenn Du nicht auch noch ſchöner und herrlicher ſchweigen und thun konnteſt, ich faſt befürchten müßte, Du liebteſt mich nicht, oder nicht ewig. Nun aber weiß ich das faſt mehr wie jenes. — —

An Merck ſchreib' ich, und habe keinen Augenblick über ihn gezürnet, kann auch nicht und faſt über keinen Menſchen in der Welt zürnen: nur daß ich alle nicht gleich ſchätze und liebe, und Merck ſchätze und liebe ich ſehr. Lavater hat mir Leuchſenrings Bild in Graven geſchickt. Ich will jetzt eben meine Studirſtube adorniren, und alſo ſollen die beide Herren vor der Hand Ihr Bild, meine liebe Lina, tragen, bis ich einmal Klopſtocks und Hamanns Bild bekomme, oder gar nach Altdeutſcher Art mein eignes dazu hange. Und ſo lange Gott empfohlen. Viel Freude zu Lila. An Leuchſenring und Madame Merck viel Grüße.

III.

An Herder.

(Darmſtadt gegen Mitte Januar 1773.)

Ich weiß kaum, was ich über Gleims guten Einfall wünſchen und hoffen ſoll, wenn ich an die arme Gräfin gedenke. — Für Dich, mein Geliebter, wünſche ichs außerſt, und mich dünkt, es iſt nöthig, daß Du in irgend eine andre freiere Situation kommeſt, und dieſe ſcheint ſo bequem, und ohne Seelſorge zu ſein. Wenns nur kein Wochengedanke von Gleim iſt, wenigſtens hat ers ſo gut gemeint. Ich verehre ihn weit mehr in allen ſeinen Handlungen, die ich von ihm gehört, als in ſeinen Schriften; er iſt mehr zum Handeln gemacht als zum Schreiben, ſo wie alle Menſchen. Ich erinnere mich noch immer des Abſchieds von ihm; er kehrte ſich zu Merck und ſagte: „Sagen Sie doch dem Mädchen, daß ich exiſtire.“ Wenn doch etwas aus dem Einfall würde! irgendwo muß ſich was ändern, denn ich ſchlafe ſchon ſeit etlichen Wochen ſehr unruhig; wache halbe Nächte durch und habe ſeltſame, ungewöhnliche Träume — und bin doch wohl. Der gute Gott mag für uns walten! — —

Der Schifferjunge, in Deinen Armen liegend, hat mich beinahe weinen gemacht für Freude; ſo kann ich und darf es denn nicht ſagen, wie gut Du biſt. Ich wollte lieber, daß Du und Dein Bild mich trägſt als andere; wenn ich dort bin, hänge ich Deines dazu. Vorjeßt aber wünſchte ich doch, daß Du mein Bild bedeckteſt; es macht einen ſo großen Contraſt mit mir ſelbſt, daß Du erſchrecken wirſt, wenn Du mein blaßkrankes Geſicht wieder ſiehſt; wenn ich nicht Glauben hätte, ſo würde ich deswegen oft kleingläubig werden. Lebe wohl, Du der Einzige in meinem Herzen und Arm! Gott ſegne Dich und Gleim in Halberſtadt und regiere den König! Ich werde mit dem König auf einmal wieder ausgeſöhnt, wenn er Dich ruft. — Caroline.

Da kommt Dein lieber Brief! Dank, Dank für die Einwilligung meines Heſſenzweigs[1])! Ich will mit Leuchſenring heute ſprechen wegen dem Berner und die Sache abthun und beruhen laſſen. — Aber meinen Heſſenzweig behalten wir. Es ſoll der Landgräfin noch nichts davon geſagt werden, bis die Sache mit Halberſtadt entſchieden iſt, und ſchlägt ſie fehl, ſo denke ich (wenn Sie es nämlich zufrieden ſind), könnten wir den Heſſenzweig auf die kurze Zeit, ſo Du nur wahrſcheinlich in Bückeburg ſein wirſt, zu uns nehmen. — Der einzige Umſtand, der es verhindern könnte und worüber ich oft zweifle, iſt, daß er Franzöſiſch ſpricht und vielleicht immer ſprechen ſoll, und wir keine ſprechen — doch das will ich erwarten. —

Warum haſt Du mir denn niemals geſagt, daß ſo viele Hinderniſſe in Bückeburg zu unſerm Beiſammenleben ſind oder daß Du es nicht wünſcheſt oder nicht gern haſt, daß ich dort bin? Hätteſt Du mir nur ein Wort darüber geſagt! Oder habe ich Deine Winke darüber nicht verſtanden? Warum warſt Du darin nicht deutlicher, mein Lieber? Ich dachte immer, Du wünſchteſt ſo, wie ich es wünſche und verlange, bei einander zu ſein, und darum ſprach ich vom

---

[1]) Herder hatte geſchrieben: „Aber nun das Zweiglein hier? in Bückeburg? Alle meine Pläne ſtehen ſtille; ich bin auf Ihre Antwort, Beherzigung und Rathſchlag begierig.“

Frühling. Wir ſind ja ſo lange getrennt, ein Halbjahr länger, was wärs zu der langen Trennung geweſen! o was könnte ich nicht für Dich noch alles ausſtehn! o mehr als Worte (die armen Zeichen) nicht ſagen! — —

112.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg nach der Mitte Januar 1773.)

Daß von Gleims gutem Wocheneinfall nichts zu hoffen geweſen ſei, wirſt Du, meine liebſte Lina, ſchon geleſen haben, und Dich erinnern, daß ichs für nichts mehr gehalten, ſo wie Du auch ſo gut errathen. Auch aus dem Grunde war wohl nicht das mindeſte zu denken, weil er ja mit dem Berlinſchen Miniſter ſo offenbar zerfallen iſt, und alſo eher ſchaden als nutzen konnte. Alſo Gott gelobet, das Kind iſt todt.

Aber nichts in der Welt aufſchieben, meine Einzige! aus welchem Grunde es auch wäre. Wie haſt Du das harte Wort hinſchreiben oder nur denken können? Doch ich weiß, es iſt aber die Tiefe Deiner Liebe und Ergebung, daß Dus ſo hinſchriebſt. O ihr Götter, macht mich eines ſolchen Weibes werth!

Nein, Du Meine! wenn wir auch als halbe Pilgrimme zuſammen wandern ſollten, ſo kann und will ich nicht mehr ohne Dich leben! Es iſt ſchon der beſte Riß von meinem Leben, daß ichs ſo lange habe müſſen — das ſchreibe ich vor Gott! Und warum dürften wirs, da ja alle dergleichen Gefährlichkeiten ja nicht unſer Loos ſein dürfen? Ich bin beſſer verſorgt als hundert würdigere Leute, und Du wirſt finden, daß wenn ich Dich an meiner Seite habe, es uns weder an Ruhe noch Gemächlichkeit, noch Schätzung, noch Freundſchaft guter Herzen fehlen werde. Jedermann freut ſich, wie man mir einbilden will, ſchon jetzt ſo ganz auf meine Veränderung, weil man bloß mich glücklicher und, wie man meint, mich ſodann feſter hier wünſcht: wie wird man ſich nicht freuen, wenn man Dich kennet! Dich! Ich werde ordentlich noch größer, wenn ich das denke: nicht bloß, daß ich mit dem Gedanken, an dem mein ganzes Weſen jetzt hängt, auf einmal ganzen Zweck des Lebens bekomme, ſondern wie freudigen Zweck des Lebens! Ich hoffe noch recht mit Dir Patriarch und Muſter und Engel im Himmel zu werden — aber hier kann meine Seele nichts ausſchreiben: aus tauſend Gründen! O Gott, ich liege hier auf meinen Knien, mit Thränen und beengter ganzer Seele auf meinen Knien: mach' mich ihrer würdig und gib ſie mir! — Dir leicht zu geben!

Aber warum ſchlafen Sie denn ſchon ſeit Wochen ſo unruhig, „wachen halbe Nächte durch, und haſt unruhige Träume — und bin doch wohl! Der gute Gott mag für uns walten!“ Siehe, das ſchreibe ich, und muß es ſo aus Deinem Briefe abſchreiben, ohne Dir helfen und bei Dir ſein zu können — aber Gott iſt bei Dir! und bei mir! und wird uns ja bald zuſammenhelfen, daß uns ja nur der Tod trenne. O liebe Lina, ſchlafe doch alſo ruhig! Denke an nichts Ungewöhnliches! laß nicht Dein armes Gehirn arbeiten! Iſt das Liebe? Zutrauen? Freundſchaft? Ergebung? Glaube an Gott? Ja, liebe Lina, Glaube an Gott! und an den laß uns glauben!

Wenn ich Dir mein ganzes Herz ſchicken könnte, zeigen könnte — ich weiß, was Du ſagen würdeſt, ja ich weiß es, und glaube Dir auch, daß Du was für mich empfindeſt und — leideſt. Du Gottes beſte Seele, der ich nur immer dem Willen nach werth bin. Aber „Dein blaßkrankes Geſicht", meine Beſte! iſt doch nicht gut, nicht meinet-, ſondern Deinetwillen. Ich glaubte doch, Du wärſt ruhig, ſelig, vergnügt, hoffend — Du ſchmeichelſt mir auch ſo, aber, liebe Lina, es ſcheint doch nur Schmeichelei, und iſt das gut?

Du zeigſt doch nicht meine Briefe? mein Geſchmier von Gedichten an Dich? Ich bin erſchrocken, da Merck neulich ſchrieb, er habe „alle meine Romanzen" bei Dir geſehen! Romanzen immerhin, aber doch ſonſt nichts? Doch das beantworte ich mir ſchon ſelbſt; Du biſt in alledem hunderttauſendmal zärter als ich. Wo und was wäre ich, wenn Du ſchon bei mir wärſt und geweſen wärſt?

Nur kein Gedanke an Aufſchub! Die Hirnſchale thut mir davon weh. Ich hoffe Dir bald Nachricht zu geben, wann ich komme, und Du biſt ja ſchon, wie Du ſchriebſt, in Deinem Reiſekleide. Ich kanns nicht beſingen, liebe Lina, aber ſegnen kann ichs. Dir anſegnen und werde es Dir anküſſen, bald anküſſen können. Ein Mädchen nimmt Rahel oder Rebecca doch von den Ihrigen in die Fremde mit? Das wünſchte ich und hoffte ich ſehr; Du brauchſt es ja auch unterwegs und hier immer. Du haſt mir noch nichts davon geſchrieben, vermuthlich weil ſich das verſteht. Aber mit unſerm Heſſenzweig iſt das Franzöſiſche wieder ein neuer Umſtand, und ich bin, liebe Flachsland, nicht mit Dir darin einig, daß man der Landgräfin nichts vom Bückeburger Mangel[1]) vorſage, „weil wir nicht lange da bleiben.“ Wer weiß das und kann man ſich ehrlich auf den Schlupfwinkel verlaſſen? Im höchſten Nothfall könnten wir ihn ja noch immer, liebe Lina, auch nachbekommen, und dann eher und beſſer und füglicher und alles, wenn man ſich ſelbſt dahin gedulden müßte. — Kurz, meine Lina, Ehrlichkeit geht hier, glaub' ich, über alles, und gegen die laß Dir nichts von Leuchſenrings Süßigkeit oder überflüſſiger Liebe vorſchwatzen! Wenn wir zuſammen und in Situation ſind, verſpreche ich Dir, will ich ſelbſt alles, alles, alles thun, ihn bei uns zu bekommen: ſo lange aber, muß ich Dir ſagen, weiß ich wahrhaftig nicht, was er hier ſoll. Und ich bin gewiß, wenn Du hier ſein wirſt, wirſt Du es auch ſagen und mir danken. Alle jungen Leute verderben hier zum Jammer: wir können ihm nichts thun und gemahlt, daß es nicht untergienge, daß der Knabe davor ſtehen, entwickeln und Weisheit lernen ſollte. **Aegyptens Neigungen** nicht mehr ſo **kindeszart** als **die in Orient**: das **Familiengefühl** ſchwächte ſich, und ward dafür **Sorge für** dieſelbe, **Stand, Künſtlertalent**, das ſich **mit dem Stande**, wie Haus und Acker **forterbte**. Aus dem müßigen Zelte, wo der Mann herrſchte, war eine **Hütte der Arbeit** geworden, wo auch das Weib **ſchon Perſon** war, wo der Patriarch jetzt **als Künſtler** ſaß, und ſein **Leben friſtete**. Die freye Aue Gottes voll Heerden, **ein Acker voll Dörfer und Städte**: das Kind, was Milch und Honig aß, ein Knabe, der über ſeine Pflichten **mit Kuchen belohnt wurde** — — es webte neue Tugend durch alles, die wir **ägyptiſchen Fleiß, Bürgertreue** nennen wollen, die aber nicht orientaliſches Gefühl war. Dem Morgenländer, wie eckelt ihm noch jetzt **Ackerbau, Städteleben, Sklaverey** in **Kunſtwerkſtäten**! wie wenig Anfänge hat er noch nach Jahrtauſenden in alle dem gemacht: er lebt und webt als ein freyes Thier des Feldes. Der Aegypter im Gegentheil, wie haßte und eckelte er den Viehhirten, mit allem was ihm anklebte! eben wie ſich nachher der feinere Grieche wie-

---

[1]) An paſſenden Lehrern.

der

nichts für ihn thun als kleiden, herbergen, nähren. — Was iſt das? Bedenke alles recht, liebſte Lina, und laß Dich nicht hinreißen von Leuchſenrings Rathſchlägen. — Ich weiß nicht, ob ich Ihnen ſchon geſchrieben, daß ich auch meinen Neffen ſo ſchnell nicht kriege: der dumme, plumpe Vater will ihn nicht außer Händen laſſen, und meine arme Mutter iſt todt. Wenn Sie wüßten, wie ich über alle dergleichen Sachen voll großer, feſter Hoffnung bin, ſo würden Sie jeden Zweifel, der Ihnen auch nur von ferne begegnet, wegwerfen. Daß es ſich mit mir in Kurzem ändern muß, weiß ich wie A B C; daß es aber für uns außerſt beſſer iſt, hier allein anzufangen und zuſammen leben zu lernen, weiß ich auch, und bloß in der Welt dazu iſt Bückeburg gut, aber auch ſehr gut; das wirſt Du ſehen. —

Liebe Flachsland, für Dein Allein- und Oedeſein kommt Dir doch nicht ein Gedanke ein: das iſt, zumal im Anfang der Ehe und des Fundaments vom Leben aufs ganze Leben, ja gerade das Gegentheil. Laß uns alſo nicht zu ſchnell nach fremden Pflichten ringen, ehe wir die unſrigen ausführen können und davon Proben gegeben. Ich weiß, daß Du alle dieſe Sachen aus meinem, dem eigenſten, treueſten, Dir theuerſten Herzen nimmſt, und es dahin einlenkeſt und mir ja keine falſche Seite andichteſt, von der ich keinen Schatten kenne. —

Von meiner lieben Gräfin geſtern einen Brief, der für mich wieder Manna iſt auf etliche Tage — aber Sie wiſſen, niemand lebt recht vom Manna. Nur das muß ich Ihr

Ernſt ſagen, daß von ſolchen Seiten faſt noch kein Beifall ſo auf mich gewirkt als der ihrige, und es kommt mir vor, ich werde durch ſie ſiebenfach beſſer, weil ſie die Güte hat, mich ſo zu deuten. Dazu ſtudire ich ordentlich ihre Briefe. Nun denken Sie, liebe Lina, was das einmal mit uns ſein wird. Hoſianna in der Höhe! —

113.

An Herder.

(Darmſtadt gegen Ende Januar 1773.)

Darf ichs ſagen, mein, mein Herder, Du mein Einziger, daß mich Dein goldner Brief mehr als jemals in den Himmel erhoben, mir wieder neues Leben und Seele und Seligkeit gegeben! O Gott, was iſts, wenn Dein ganzes edles Herz ſpricht! und wie wird mirs einmal ſein, wenn ich ewig um Dich, Du lieber Engel, ſein kann und nichts und nichts uns mehr trennet. Mein Herz war ſeit einiger Zeit ſo beklemmt und gepreßt, daß ichs nicht nennen kann, warum? Ich tanzte vorigen Sonntag bis nach Mitternacht, und konnte doch mitten unter dem Taumel und Muſik die Leere und Oede meines Herzens nicht vertreiben. Ich warf mich endlich ins Bett — es war die ſchönſte, hellſte Mondennacht — und ſchrie laut in den Himmel und Mond hinein — um Dich, mein Geliebteſter, mein Engel, um Dich, der Du ſo ganz, ſo innig, ſo tief in meinem Herzen biſt. Ach Gott, ich bin nichts mehr, wenn mir die Stimme Deines Herzens fehlt und wenn die meinige verſtummen ſoll. Urtheile, wie mir Dein Brief Troſt und Erquickung war, wie aus der Hand Gottes. Ich kniete mich neben Dich hin und bat Gott, daß er mich werth mache, Dein Weib zu werden — und das iſt mein tägliches Gebet. Guter Gott, du wirſt es doch erhören! Es iſt in der Welt keine Würde und Beſtimmung für mich ſo groß, als Dein Weib zu werden, und für mein Herz nichts, nichts auf der Welt als Deine Liebe. Wir werden glücklich ſein, und Du wirſt Geduld mit mir haben, Du gutes, beſtes Herz!

Glaubſt Du, daß ich von unſerm Aufſchub ſo dumm und herzlos hingeſchrieben hätte? O es that mir in allen Gliedern weh, als ichs hinſchrieb! und es hat mich Thränen genug gekoſtet — aber für Dich könnt' ich mich ſelbſt, mich ganz aufopfern, die paar Thränen und Schmerzen verachte ich.

Aber Du willſt kommen, mich holen, und nur der Tod trenne uns! — Ich kann nichts darüber ſagen, ich zittre und bebe zu ſehr vor Freude. Fühlts Dein mit mir gleiches Herz nicht auch? Ja, ja, Du meine Bruderſeele — mich dünkt immer, Du holſts aus meinem Herzen, was Du ſprichſt. O wie ſchlägt mirs da im Innern! Die Welt ſoll es an uns noch ſehen, daß es glückliche Ehen geben kann. Ich bin mit Bückeburg zufrieden, ſo lang ich lebe und gelebt habe. Wenn ich einen andern Ort wünſche, ſo iſts bloß um Deinetwillen; denn für mich iſt jeder Ort in der Welt recht, wo Du nur biſt, und möge er auch ſo elend ſein, als er wolle. Du weißts ja ſchon lange, daß ich in einer Höhle mit Dir leben konnte! Ueber dieſen Punkt verſtehe mich doch alſo, wie ich bin und wie ichs denke. Nach Ruhe und Gemächlichkeit und Ehre ſchmachte ich nicht, noch viel weniger meine Seele; alle dieſe Bedürfniſſe waren nie in mir, und werden auch nie in mich kommen. Ich kann alles ertragen, zumal mit Dir und bei Dir, meine Hilfe und Stütze und Troſt! Und was iſts, ein wenig Ungemächlichkeit oder Dürftigkeit zu tragen, bis Deine Schulden bezahlt ſind, oder wenn wir für unſre Kinder ſorgen müſſen? Wer würde ſich doch eine Minute darum ſcheuen? Ich wäre ja nicht werth, daß Dein Herz noch einmal für mich ſchlüge. O denke mich nie, nie ſo klein! O mein Herder, warum kennſt Du mich nicht, warum weißt Du nicht, wie ich Dich liebe und wie ſtark mich dieſe Liebe macht! Gedenke alſo mit keinem Wort mehr an Bückeburg, ob es gut oder nicht gut iſt. Es iſt überall gut, wo Du biſt, und wie froh bin ich, daß Du den Engel, die Gräfin, bei Dir haſt, die Dich tröſtet! Ich freue mich noch oft darüber, daß aus Halberſtadt nichts geworden. Wird mich dieſe edle Seele auch lieben? Wenigſtens Deinetwegen. Ich achte ſie dort für unſer ganzes Publicum.

Sieh, das iſt jezt recht, daß Du aufrichtig und offen vom Heſſenzweig ſprichſt. Mein Gott, es war weibliche Schwäche, daß ichs nicht gleich auf Deinen erſten Wink ſo einſahe. Ich müßte ja thöricht und dumm ſein, wenn ich bei allen dieſen Unfüglichkeiten (die ich gewiß mit Dir einſehe) noch darauf beharren wollte. Wir legen es alſo bei Seite. Nur glaube mir, mein Herder, daß ich ihn nicht deswegen bei uns gewünſcht, weil ich mich vor dem Allein- und Oedeſein fürchte, zumal in der erſten Zeit. Gewiß der Gedanke kam mir da nicht in Sinn! es iſt nichts als alte erſte Liebe, warum ich den alten Jungen gern bei uns gewünſcht; aber bei allen dieſen Umſtänden jezt ſelbſt nicht mehr wollte, wenn Dus auch ſchon erlaubt hätteſt. Wie magſt Du Dich bei allem dieſen noch ſo entſchuldigen, und mich warnen, „Dir keine falſche Seite anzudichten." Ich bin herzlich darüber erſchrocken. Als wenn ich Dich nicht kennte, und als wenn wir ſo fremd zuſammen wären! Alles, alles, was Du thuſt, ſprichſt, mir abſchlägſt oder einwilligſt, iſt mir eben ſo recht, als obs mein eigener Wille geweſen, und noch mehr! Das ſollteſt Du wiſſen, wenn Du mich lieb haſt. Wir ſind alſo jezt darüber einig. — Wenn Du nur nicht böſe über mich geworden, daß ich Dich nicht gleich verſtanden! Ach nein, Du wirſt mir doch nicht böſe.

Deine Briefe und Gedichte an mich zeige ich keinem Menſchen; wie kann ich mein unverdientes Lob ſelbſt zeigen! Es waren nur die Engliſchen Romanzen, die Merck und Goethe bei mir geſehen. Merck freute ſich ſehr über die

Engliſchen Bücher, die Du ihm geſchickt, und vorgeſtern waren wir bei ihm und guckten alle hinein; da haben ſie ſich über die Punſch- und Butterflecken aufgehalten, die darinnen ſind, aber ich habe alles als für mich ſelbſt vertheidigt. Jedermann will wiſſen, wann Du kommſt. Doch nicht eher, als wenn der Frühling grünt und blüht und „warme Lüfte gehen“. Leuchſenring wird alsdann nicht hier ſein, welches ich herzlich wünſche.

An ein Mädchen habe ich noch nicht gedacht, mein lieber, beſter Herder, und ich weiß auch nicht, warum ich eins mitnehmen ſoll. Zu meiner Aufwartung brauche ich keins, und wir haben mit einer Magd für den Anfang genug. Ein Mädchen zu meiner Vertrauten kenne ich keins hier, und will auch keins. Ich habe ja Dich, mein Einziger auf der Welt, Dich habe ich ja zu meinem Vertrauten, und mag und will niemand anders; und meine Amme, meine Mutter iſt todt, todt. Alſo weiß ich nichts. Wenn es Dir aber gefällt und Du wünſcheſt eins, ſo können wir mündlich noch davon reden. O von wie vielem wollen wir nicht reden!

Vor „der Reiſe und fremden Lande“ iſt mir noch kein Gedanke der Furcht eingekommen. Es iſt ja überall Gottes gute Erde, und wo Du biſt, mein Elyſium. Ach wären wir nur ſchon beiſammen, und lebten und handelten zuſammen! Es wird mir nie einkommen, daß ich in einem fremden Lande bin; denn wo iſt mein Vaterland? Den Schmerz und die Thränen beim Abſchied von meinen Geſchwiſtern verzeihſt Du mir gern. Wir haben alle unſre Freude und unſer Leid zuſammengetragen, und die Trennung wird wehe thun, und noch neulich haben wir zuſammen darüber geweint und über das Schickſal geklagt. Doch wir wollen nicht daran denken. In Dir, Du Engel Gottes, finde ich alles hundertfältig, was ich verliere, und es kommt mir wenig Gram und Sorge darüber, und ſelbſt meine Geſchwiſter freuen ſich über mein Glück, und denken ſelten an die Trennung. Ja Gott wird uns glücklich machen, das ſagt mir meine ganze Freude und Wonne der Seele, wenn ich an Dich denke. Wenig, wenig kann ich Dir ſagen, wie ich Dich liebe, mein Engel auf der Welt — o möge es doch Dein Herz Dir ſelbſt ſagen. Dein Bruderherz! — —

Merck wohnt in Anſehung der Zimmer beſſer und behaglicher, beſonders für ſich, als im alten Hauſe; aber er hat faſt keinen Himmel. Die Madame Merck lebt ganz in ihrem kleinen ſchmeichelnden Mädchen mit ſchwarzen glänzenden Augen. Wir ſprechen oft, oft von Dir; ſie iſt wahrhaftig eine brave Frau.

Mein Lieber, Lieber, vergiß mein nicht!

Carolina.

Merck hats mit mir abgeredt, daß er mir ſeinen Brief an Dich ſchicken will, daß ich ihn einſchließe. Der Brief iſt noch nicht da, und ich muß zuſchließen; die Poſt geht.

Leuchſenrings Zettelchen iſt noch eine Nachſchrift zum vorigen. — 'Der arme Teufel möchte ſich ſo gern Dir nähern und alles wieder gut machen — geſagt hat ers nicht, aber ich ſehe es doch.

114.

An Herder.

(Darmſtadt Ende Januar 1773.)

So komm', Frühling, o komm', o komm', und bring' meinen Jüngling in meinen Arm! So geh' denn Winter! Ich hatte geſtern, da ich Deinen ſüßen, goldnen Brief bekam, zum erſtenmal meine grau und blau ausgeſchlagene [illegible] an, die ich zum Reiſekleid beſtimmte. Wie mir zu Muthe war, das laß Dir Dein Herz ſagen, mein Einziger, mein Bräutigam! Ich war kaum mehr auf der Erde, und es war mir nicht anders, als müßte ich zu Dir fliegen — Dich zu mir holen. Ach wann? Siehe, ich bin ſchon reiſefertig, aber noch iſts Winter. Ich kaufe bald meine Brautſachen ein, die mir immer im Kopf herumgehen, und mache jetzt Filet, ein Negligé zu garniren. Aber biſt Du klug? was willſt Du mir geben? was ſoll ich Dir geben? Sind wir denn von den armen Elenden, die ein Ring oder Geſchenke zuſammenknüpft? Bringe mir nichts mit, als Dich ſelbſt, Dich ganz; Dein Herz will ich, ſonſt nichts; ich werde Dich nicht freundlich anſehen, wenn Du was Anderes bringſt; dann werd' ich denken, daß Du mir nicht Dein ganzes Herz geben, ſondern was daran fehlt durch Geſchenke erſetzen willſt. O mein Herder, mein Trauter, mein Bräutigam, wirſt Du das thun? Sieh, ich gebe Dir auch nichts, nur mich ſelbſt, mein ganzes Herz, wie es iſt, arm und klein, aber ganz. Das hab' ich nur, das geb' ich Dir und nichts, nichts mehr. Willt Du damit zufrieden ſein? Ach wozu Geſchenke, uns zu binden? Anderes heiliges Band hat ſchon lange unſre Herzen ewig vereinigt! wozu das Äußere, und unter uns zwei? Sind wir einmal beiſammen, ſo iſt alles Gemeinſchaft, alles unſer! Ach nichts mehr davon! Komm', bring' Dich mir ganz, und ſo findeſt Du Deine Line, Dein glückliches Mädchen.

Ich ſehe ganz traurig in dem neuen Kalender, daß die Oſtern ſo ſpät in den April fällt. Wenn Du Dein Amt gethan, Auferſtehung gepredigt haſt, ſo kommſt Du und ſtehſt auch auf für Dein Mädchen, nicht wahr? oder wie? Sprich, mein Lieber, wann kannſt Du kommen? wann willt Du kommen? noch ſpäter? Sprich, Lieber, Lieber, Engel meines Lebens! wann ich Dich wieder ſehe, ach, was für eine Zeit meines Lebens wird das ſein! — O mein Alles auf der Welt! Ich winde mich ſchon um Deinen Hals und Bruſt und treues Herz — ach Gott, ich kann nicht mehr. —

Claudius' Brief[1] hat mir viel Freude gemacht; ich wünſchte ihn doch ſchon lange ſprechen zu hören, und nach

---

[1] Brief 6 unſerer Sammlung.

Klopſtock zu ſehen und zu hören. — Haſt Du ihm noch nichts von Deinem Mädchen geſagt? Ich verſtehe die Stelle davon nicht ganz. Sein „Bauermädchen“ und „Bauerjunge, der wieder heimgegangen“, hat mich tief gerührt. Wenn Du ihm was von mir ſchreibſt, ſo grüße ihn und ſage, daß ich ihm und ſeinem Bauermädchen recht gut bin. Adieu, Lieber! Lieber! Deine Lina.

115.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg Anfangs Februar 1773.)

Wie erſchrecklich ſpät müſſen die Poſten gehen, wie tief bin ich noch mit den Briefen, auf die ich keine Antwort habe! Und Du mein Engel, mein Weib, meine Beſſererin, mein Ein und Alles, darfſt noch an eine Lapperei denken und mich loben, wo mich das Lob, wenn Du nur wüßteſt, ſo tief beſchämt! — O Gott, gib mir Kräfte! gib mir ſeben Leben für Lina Flachsland! Ich habe mir vorgenommen, ich will kein Wort mehr von Dir zu Dir ſprechen: fremd Lob verführt immer, ſelbſt wenn es von Herder zu Lina Flachsland kommt, ſo lang ſie noch ſo weit von einander ſind als Weſtphalen und Melibocus. Einſt für einander ganz leben iſt Lob. Amen. Jetzt iſt meine Seele auf eine ſtille, ewige Weiſe ſo voll von Ihnen, daß ich mir der über den laſtbaren Aegypter erhob — es hieß nichts, als dem Knaben ekelte das Kind in ſeinen Windeln, der Jüngling haßte den Schulkerker des Knabens; im Ganzen aber gehören alle drey **auf- und nacheinander.** Der Aegypter ohne morgenländiſchen Kindesunterricht wäre nicht **Aegypter**, der Grieche ohne ägyptiſchen Schulfleiß nicht **Grieche** — eben ihr Haß zeigt **Entwickelung, Fortgang, Stufen der Leiter!**

Zum Erſtaunen ſind ſie, die leichtern Wege der Vorſehung: ſie, die das Kind durch Religion lockte und erzog, entwickelte den Knaben durch nichts als **Bedürfniſſe** und das **liebe Muß der Schule.** Aegypten **hatte keine Weiden** — der Einwohner mußte alſo Ackerbau **wohl lernen**, wie ſehr erleichterte ſie ihm dies ſchwere Lernen durch den **fruchtbringenden Nil.** Aegypten hatte **kein Holz**: man muſte mit Stein bauen lernen: **Steingruben gnug da**: der Nil bequem da, ſie fortzubringen — wie hoch iſt die Kunſt geſtiegen! wie viel entwickelte ſie andre Künſte! **der Nil überſchwemmte**: man brauchte **Ausmeſſungen, Ableitungen, Dämme, Kanäle, Städte, Dörfer** — auf wie mancherley Weiſe ward unter hundert und allen meinen Leben (ſehr wohlbedacht geſchrieben) ſchon keins ohne Dich denken kann für mich — aber ich für Dich? Kyrie Eleiſon!

Ich habe dieſe Woche, und zwar an demſelben Tage, da ich die Bücher meiner lieben Gräfin mit einigen Ellen grüner Seide umwickelt, die jetzt bei Ihrer blauen Seide liegen und einem Briefe, der mich faſt verliebt macht, wenn ichs nicht ſchon längſt geweſen und den ich Dir alſo nicht ſchicke!!! — an ſelbigem Tage empfing ich ein halbes Dutzend neue feine Wäſche und Binden von einer Unbekannten, die ich auch noch nicht errathen. Es ſteht ein M darin, aber ohne Zweifel ein falſcher Buchſtab: es iſt doch recht traurig, wenn man da nicht weiß, wie? oder von wem? auch verzweifle ichs herauszukriegen? das ſchmerzt ordentlich! —

An Merck habe ich ja vor 3 Wochen oder mehr geſchrieben, liebes bekümmertes Mädchen: auch an Goethe und all eure Cleriſei. Hier iſt die Antwort an Lavater, die ich beinahe offen gelaſſen hätte, wenn ich ihn nicht mit dem Siegel ungeirrt laſſen wollte. Es iſt doch ein ſehr guter Menſch. —

Hier iſt die „Auferweckung Lazarus“ [1], die ich mich aber der Gräfin zu geben ſcheue, weil es ſo eine geiſtliche Galanterie ſcheint, die ich haſſe. Zeigen Sie es auch niemanden, weil es nach Inhalt des Gegenſtandes äußerſt mittelmäßig iſt.

---

[1] Die Cantate findet ſich in den „Werken zur Litteratur und Kunſt“ B. 4, 182 ff.

Ob Ihnen auch Merck von gewiſſen Knittelverſen was ſagen wird, die ich ihm geſandt? oder ob er ſie gar übel verſtehen wird?

Ich habe mich recht gefreut, daß Sie an Ihr Reiſehabit denken. Equipiren Sie ſich doch mit Kleidern nach beſter Luſt und Liebe! es iſt, wie Sie wiſſen, doch eine der kleinen Narrheiten und Abgöttereien, die mich ſo erfreuen, und zu manchem wird doch meine Raubſucht ſo kurz! kurz! ſein.

O meine Lina, Gott ſei mit Dir! Du wackres, braves, Glückſeligkeit athmendes Mägdlein Gottes! Auch Leben athmend, liebe Lina, und Munterkeit zu leben,
mich Erdkloß zu beleben. —
Selbſt dem kalten Weiberhaſſer Goethe kams ein zu ſchreiben: „Du biſt ein Engel! ganz ein Engel!" und das biſt Du NB. im menſchlichen Verſtande. Ein kluger, ſchöner Brief! —

Alle meine zwei Kaſten Bücher aus Liefland taugen nicht; die beſten ſind verkauft. Wieder Aprilfreude! Einen vollen Kaſten habe ich in die Küche geſetzt, damit doch was in der Küche ſteht. Auch will ich noch aus Noth und Freundſchaft recht autoriſiren, ehe ich zu Ihnen komme, nämlich für meinen Freund Hartknoch in Liefland, der mich auch auf Oſtern beſuchen will. Meinen Reiſecompagnon mit dem Prinzen hat das Glück auch verheirathet, 100,000 mal beſſer, als er werth iſt. So ſorgt Gott für Dumme.

Loipels und Haibutten! Schreibe doch bald, liebe, gute Lina.

116.

An Herder.

(Darmſtadt gegen den 6. Februar 1773.)

Vor allen Dingen muß ich Leuchſenrings Brief entſchuldigen, der Ihnen allenfalls zuerſt in die Hand kommen kann, und den Anfang davon erklären. Es geſchah alſo. Ich ſtand eben und friſirte meine Schweſter zu einem Concert, in dem ſich der berühmte Violiniſt Lolli hören ließ, als Leuchſenring kam und wir zuſammen ſchäkerten. Er ſetzte ſich hin und ſagte, daß er an Sie ſchreiben wolle, und meine Schweſter ſagte zum Spaß: „Machen Sie mein Compliment an Herrn Herder.“ Er ſchrieb es in allem Ernſt hin, und fragte nach ihrem Titel, und ich dictirte „Frau Schweſter“. Meine Schweſter erſchrack, daß ſie auf eine ſo unerwartete Art bei Ihnen repräſentirt werde — was aber geſchrieben war, das war geſchrieben! Sonſt aber bitte ich tauſendmal um Verzeihung, daß ich einen Brief von Leuchſenring überſchicke. Ich konnte es auf keine Art von mir ablehnen, und er träumt ſich, daß Sie Alles, was dahinten war, vergeſſen hätten. Merck iſt völlig mit ſeinem Project unzufrieden, und ſagt, daß es ſchief gehn und nicht zu Stande kommen wird. Ich hab' ihn gebeten, Leuchſenring davon abzurathen, aber er thuts nicht, und was kann ich Weiblein rathen, das weder Männer, noch Publicum, noch Autorſchaft im Verhältniß zuſammen kennt, noch kennen mag. Leuchſenring will die beſten Piecen aus Romanen ꝛc. zuſammenſuchen und abdrucken. Merck ſagt, daß das Publicum dies als einen Raub anſehen wird, und daß es nicht zu Stande kommen kann. Wie es nun ſein mag, nimm dies Blättchen, mein lieber Herder, und mache damit, was Du willt. Ich verſpreche, daß ich nicht ein welche ſo ſchicken will. Noch das ſoll ich von Leuchſenring wegen melden, daß der Bogen nach der Pränumeration nicht anders als zu 3 Sols abgegeben wird.

Ich bin herzlich froh, daß endlich Nachricht von Halberſtadt da iſt; ſo iſt man doch aus der Erwartung und Hoffnung heraus. Es hat nicht ſein ſollen. Das iſt immer die beſte Beruhigung und Dir iſt vielleicht ein beſſeres Loos beſchieden, lieber wallender Pilgrim! Ich ſtellte mirs auch manchmal ganz comiſch vor, Dich als den Wohlehrwürdigen Herrn Generalſuperintendent mit dem hohen Toupé zu ſehen; denn die Perücke hätte ich mir gehorſamſt verbeten, von der Sie einmal im Tannenwald ſprachen. Was hätte das wieder für einen Aufruhr in Halberſtadt gegeben! Es hat alſo nicht ſein ſollen! und doppelt beſſer! Wie hätteſt Du Dich zu Gleim und Jacobi als Geſellſchafter geſchickt?

Iſt es aber denn nicht möglich, daß Du nach Göttingen kommen könnteſt? und iſt es nicht ein wenig zu viel

Stolz von Dir, daß Du Deinem Freund Heyne keinen Wink davon geben willſt? Wüßte er vielleicht, daß Sie Luſt dahin hätten, er würde thätiger für Sie ſein und vielleicht etwas auswirken; freilich müßte zuerſt ein Platz offen werden, und dies iſt ja abzuwarten. Sonſt, denke ich, iſt Göttingen einer der beſten Orte für Sie für Wirkſamkeit, Leben und Geſellſchaft — fürs letzte beſonders; denn das verhehle ich mir nicht, daß Männer Männergeſellſchaft haben müſſen, und daß ein Mann ſeine liebe Ehefrau, und wenn ſie ein zehnfacher Engel wäre, gar bald müde werden kann, wenn er den ganzen Tag bei ihr ſitzt, ohne beider Verſchulden; es iſt menſchliche Natur — und um dieſer menſchlichen Natur, die übrigens meine Gottheit iſt, wünſche ich, daß es Dir niemals an Männergeſellſchaft mangle. Denke doch über Göttingen ein wenig nach, mein Lieber, und ob Du mit Heyne davon ſprechen kannſt. Wenn doch unſer lieber Herr Gott einen unnützen Profeſſor dort (daran es nicht mangeln wird) im freundſchaftlichen Monat März in jene ſelige Ewigkeit riefe — ſo käm' er ja in den Himmel und wäre verſorgt, und wir kämen nach Göttingen.

O wie verkennt Deutſchland doch alles Gute! Endlich hat der brave Kaiſer Joſeph unſerm Klopſtock eine Penſion gegeben und ihn nach Wien berufen. Die Nachricht kam vor etlichen Tagen hier an, und es war mir, als gings mich an. Merck will nach Göttingen ſchreiben, daß man ihn berede, durch Darmſtadt zu gehn, wenn er nach Wien reiſet. Wenn Sie etwas dazu beitragen können, mein Lieber, ſo thue es.

Ueber unſern Heſſenzweig bin ich in Zweifel, ob es auch Dein Ernſt und guter Wille iſt, daß Du ihn nehmen willt. Es ſind ſo viele Abers bei Deiner Einwilligung, die ich Einfaltspinſel in der erſten Freude und Aufwallung nicht ſo verſtanden, wie jetzt. Du wirſt alſo ſo gut ſein und mich nur bloß ein deutliches und vernehmliches Ja oder Nein vernehmen laſſen. Ich bin ja doch kein Kind, dem man Spielſachen geben muß, wenn man ihm etwas nicht erlauben kann, und Deine Offenherzigkeit hätte mir unendlich beſſer gefallen. Wenn Du ihn nicht unter Deine Aufſicht nehmen kannſt, ſo tröſte ich mich mit meinem Glauben an die gute Natur, die den guten Keim nicht ſo ganz zu Schanden werden läßt.

Meiner Schweſter hab' ich allein „Lazarus' Auferweckung" vorgeleſen, und wir haben zuſammen über die Maria und Lazarus geweint. O Du weißt nicht, wie mir in ſolchen Augenblicken zu Muthe iſt, und daß ich ſo ganz, ſo ganz an Deiner Seele und Herz und Bruſt hange. Engel, Freund, Begleiter meines Lebens! Meine Schweſter hat Dich zu lieb, als daß ſie an Ceremoniel, das niemals ihre Sache iſt, denkt, und es iſt ihr noch nie in den Sinn gekommen. Sei alſo darüber ruhig: ſie wird Dich mit ihrem ganzen guten Herzen umarmen, wenn Du zu uns kommſt. Nur geht es ihr wie Lavater (dem ich Deinen Brief gleich geſchickt) und andern mehr: daß ſie ſich ein wenig vor Dir fürchtet und Deinen Adleraugen. — Wenn Du nicht in die Gräfin verliebt wäreſt, ſo wärſt Du ein Erdenkloß! Du weißt nicht einmal, wie viel Erlaubniß ich Dir ſchon dazu gegeben; nur Dein Herz entwende mir niemals ganz — was hätte ich denn ſonſt auf der Welt? Dann wärs gut, in den Mond zu weinen und heimzugehen. Ich könnte Dir auch zwei Zettelchen von Goethe zeigen, aber ich thue es auch nicht. Ihr Männlein ſeid doch auch nicht ſtark im Errathen. Die Marie, die die Wäſche geſchickt, heißt gewiß Maria.

Merck iſt auf ein Paar Tage zum Goethe. Ich habe mir Eure Knittelverſe vorleſen laſſen, Ihr drei Herren, und habe Eure Munterkeit und Laune gelobt und bewundert.

117.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg gegen den 10. Februar 1773).

Und ſo möge denn auch an Sie das Folioblatt fliegen, meine Liebe; aber lange ſchreibe ich nicht. Ihr Brief iſt ſo ernſt, ſo ſcheu, ſo etwas liebeleer und erzürnt; was mir (und ich haſſe ſchon faſt alles darüber zu Sagende) an die Seele gehet. Leuchſenrings Brief iſt, wie er auch ſei, angenehm, da er durch Deine Hand kommt: das ſollteſt Du wiſſen, meine Lina, und glauben! Und daß Dus nicht thuſt, beuget und betrübet mich ſehr. Daß Du mein biſt! daß Deine Schweſter meine Schweſter iſt (nicht Frau Schweſter), das willſt Du entſchuldigen! das kannſt Du vercomplimentiren! Daß ich Männergeſellſchaft brauche! daß Dus beſchwerlich fühlſt, wie ich den Tag bei Dir ſitze — doch das letzte ſchreibe ich nicht aus — ich weiß, das iſt nur Deine Liebe und Exceß Deiner Liebe für mich, nichts in der Welt anders. Ueber alles, alles, alles kann ich nichts ſagen, als: Siehe mich! Wart' auf mich! Höre mich ſprechen, wittern, umarmen Dich — die ich anbete, deren ich unwerth bin, und deren jede Zeile, ſelbſt jeder froſtige Blick mich aufmuntert und mir Flügel und Gebete wenigſtens gibt zu Dir hin.

Daß ich mit Heſſenzweigs Abers mache, iſt, mit Ehren zu melden, nicht. Du haſt den Brief bekommen, und ich bezeuge, daß ich geſchrieben habe jedesmal, wie und in welchem Maß es mir erſchienen. Daß ich aber und ohne alle Abers einſt und am erſten beſſern Ort, oder auch hier, wenn Du meinſt (Du fühlſt ſelbſt, daß Du mehr Weiſſagerin und Prophetin ſein kannſt und mußt) — das ſchrie, wenn Du das nur einen Augenblick nicht glaubteſt, in alle Himmel empor. Da wäre ich, wie Du ſagſt, [illegible] **Erdlos.**

Mit Heyne habe ich längſt über die beregte Sache eine Sprache geſprochen, die nicht Wort iſt und Wort braucht. Aber rathe, was da juſt fehlt — oder Aufſchub macht. Mein dummer Conſiſtorialrath, und da müſſen doch die ältern Doctores theologiae alle erſt auch das werden — und anders kann und darf ich nicht gerufen ſein! das große Toupé muß bleiben.

Doch Poſſen! Poſſen! Poſſen! Von ſo etwas ſollen, wollen, dürfen wir ſprechen — wir? jetzt? Ich fühle von alle dem ſo wenig, bin ſo ſehr in andrer Welt. Auch Du wirſt, mußts ſein; denn ich bins nur mit Dir! Blühe und freue Dich! — Ach Gott, daß ich das ſagen muß und nicht erwecken kann, nicht durch andre und andres es zeigen kann! Gott bekehre Dich, liebe Lina, und gebe Dir frohes Herz und Sinn! Ich muß fort. Nächſtens mehr.

118.

An Herder.

(Darmſtadt gegen den 20. Februar 1773).

Du hätteſt mich nicht ärger für meinen garſtigen Brief, den ich tauſendmal zurückgewünſcht, ſtrafen können, als mich vierzehn lange Tage auf Deinen Brief warten laſſen! Ich bin die letzten Tage nur noch gewandelt und geſchwebt ohne Leben, ohne Freude, ohne Seele, und mein Herz hat mirs bitter genug vorgeworfen, daß ich Dich beleidigt habe. Ich bin heute früh faſt vergangen, da ich zu Merck ſchickte und keinen Brief bekam. O Gott, was quält die Schuld! Leuchſenring kam bald darauf mit Deinem lieben verzeihenden

Brief — urtheile, wie mir zu Muthe war. Du edle, erhabene Seele. Du kannſt mir alles ſo großmüthig verzeihen! O ich bins nicht werth. Dein Brief, Du Engel Gottes, hat mich ſo bewegt, daß ich den Nachmittag eine Ohnmacht bekam, die erſte in meinem Leben. Ich bin auch noch ſo ermattet davon, daß ich Dir heute nicht viel ſchreiben kann. Meine Seele zerfließt in Thränen. Ach, daß ich nicht ſo edel, ſo gut bin, als Du, mein, mein Herder!

Das hoffte ich doch immer, daß Du Dein Mädchen in der fatalen Grimaſſe nicht verkennen wirſt. Es iſt billig, daß ich Dir den Aufſchluß davon gebe, wenn Du ſchon ſo großmüthig darüber wegeileſt. Mich dunkte nämlich, in einem Deiner Briefe, in dem, wo Du von Deinem Schifferjungen ſprachſt, zu verſtehen, als ſpräche ich Dir zu viel von meiner Liebe, und als ermüdete Dich meine Unterhaltung davon, oder als ſeis „Geſchwätz“ ꝛc.; ich wußte nicht, was ich darüber denken noch ſchreiben ſollte. Ich wollte Dirs verbergen und doch nagte mirs das Herz faſt ab. „Sollte mein Herder mich nicht mehr ſo lieb haben, weil wir uns jetzt, ſo lang gewünſcht und gehofft und von Gott erbeten, einander jetzt nähern?“ Das war der ſchrecklichſte Gedanke für mich. O wüßteſt Du, mein, mein Herder, was es mich gekoſtet, Dir zu verbergen, wie ich halbe Nächte in meinem Bett herumgewinſelt, laut geſchrien, und, wenn der leidige Tag kam, nicht gewußt, was ich thun ſollte. Zu gutem Glück kam die Geſchichte und der Vorſchlag mit dem Heſſenzweig in den Weg; ich konnte was ward man am Erdklos angeheftet! aber wie viel Einrichtung entwickelte auch der Erdklos! Er iſt mir auf der Charte nichts als Tafel voll Figuren, wo jeder Sinn entwickelt hat: ſo original dies Land und ſeine Produkte, ſo eine eigne Menſchengattung! Der menſchliche Verſtand hat viel in ihm gelernt, und vielleicht iſt keine Gegend der Erde, wo dies Lernen ſo offenbar Kultur des Bodens geweſen als hier. Sina iſt noch ſein Nachbild: man urtheile und errathe.

Auch hier wieder Thorheit, eine einzige ägyptiſche Tugend aus dem Lande, der Zeit und dem Knabenalter des menſchlichen Geiſtes herauszureißen, und mit dem Maasſtabe einer andern Zeit zu meſſen! Konnte, wie gezeigt, ſich ſchon der Grieche ſo ſehr am Aegypter irren und der Morgenländer den Aegypter haſſen: ſo dünkt mich, ſollts doch erſter Gedanke ſeyn, ihn blos auf ſeiner Stelle zu ſehen, oder man ſieht, zumal aus Europa her, die verzogenſte Fratze. Die Entwicklung geſchah aus Orient und der Kindheit herüber — natürlich muſte alſo noch immer Religion, Furcht, Autorität, Deſpotismus das Vehikulum der Bildung werden: denn auch mit anderes reden, als von uns, und es war wie ein armes ſchwaches Stöckchen, mich daran einen Augenblick zu halten. Kannſt Du mir jetzt den garſtigen Brief und die Grimaſſe darin verzeihen? Es war mir Angſt, wenn ich an Dich ſchreiben ſollte, ich fürchtete immer, Dir beſchwerlich zu ſein, und das — o das bin ich nicht im Stande, mit Vorſatz zu thun. Sieh, ſo hat mir das unglückliche Mißverſtändniß alles geraubt. Es iſt mir heute, als wärſt Du mir neu wiedergegeben und das hat mich ſo ſonderbar bewegt. Du biſt mein, Du biſt ganz, ganz mein — wir lieben uns mehr, als wir ſelbſt nicht wiſſen. Du Engel vom Himmel! mein, mein Engel! unſre Umarmung und Herz wirds uns allein ſagen, daß die Natur uns für einander beſtimmt.

Willſt Du im Mai kommen, Du Lieber? Komm' doch! es iſt der ſchönſte Monat im Jahr. Doch wie Du willſt! wenn Du kommſt, iſts ſchön, da iſts allein ſchön. Ich wünſche immer, daß Du kommen möchteſt, und doch fürchte ich mich vor Dir, daß ich Dein edles Herz nicht werth bin. Doch weg damit! Du hörſts nicht gern.

Lebe wohl, einziger, ewiger Freund meiner Seele! Du haſt mir heute wieder neues Leben und Seele gegeben! Ich will Gott bitten, daß er Dich ewig, ewig dafür ſegne! Ruhe wohl! es iſt Mitternacht! und doch möchte ich noch recht lang mit Dir reden. — Wie wenig kann ich reden und ſchreiben — Du kennſt mein Herz, wir ſind für uns auf ewig! — —

Für den Brief an Leuchſenring tauſend Dank. Es iſt mir lieb, daß Du ihm doch die Wahrheit aufrichtig geſagt. Es hat ihn nichts darin befremdet als Dein Compliment. Er grüßt Dich tauſendmal, und Du hätteſt ihn nicht recht verſtanden. Adieu, Adieu!

119.

An Herder.

(Darmſtadt gegen Ende Februar 1773).

Warum bekam ich denn geſtern und vorgeſtern keinen Brief, Freund meiner Seele? Weißt Du nicht, wie ich jede Minute darnach zähle! — — Mir iſt wunderbar zu Muthe, ich bin wie in einem Traum und ſüßem Taumel, und könne oft kaum glauben, daß Du kommen wirſt, *mein, mein Herder*. Ach wird meine Seele ſo viele Seligkeit umfaſſen können? Mein Körper wird ſchwächer als jemals, vielleicht von der Abweſenheit und beſtändigen Bewegung meiner Seele. Ich trinke wirklich ſtärkenden Trank; wenn Du, Engel meines Lebens, kommen wirſt, werde ich auf einmal geſund. O wie ſüß iſts, an Dich denken und Dich erwarten, und wie glückſelig *Dein Weib* zu ſein, Dich zu pflegen, an Deinem Herzen zu liegen, das ſo edel, ſo treu iſt, und Gutes zu lernen, und beſſer zu werden durch Dich. O es iſt auf der Welt niemand ſo glücklich als ich.

Wenn ich Deiner ſchon nicht werth bin, ſo wirſt Du Geduld mit mir haben und wirſt mein Vater, Bruder und Schutzengel ſein und mich lehren. Könnte ich doch recht viel, viel, oder nur etwas für Dich thun! für Dich, Süßer, an dem meine ganze Seligkeit hängt.

Ich kann ſeit einiger Zeit weit weniger ſchreiben, aber deſto mehr ſpricht mein Herz mit Dir, liebſter, ewiggeliebteſter Herder. Du biſt mein letzter Gedanke wenn ich einſchlafe und Du weckſt mich wieder auf. Bald, bald verſchwindet aller Schatten und Täuſchung — ich werde Dich ſehen, ewig, ewig an mein Herz drücken. Ach, werde ich Dir noch gefallen? Du mich noch ſo ganz lieben können? Vielleicht! Vielleicht iſt mein Herz ſeitdem beſſer worden durch Dich — doch was weiß ich — Du biſt mein! ich bin Dein Mädchen, treu und gut! Nur ſieh mein Portrait nicht an; es betrügt Dich jämmerlich. —

Bringe doch ja die Muſik über das „Kind Jeſu“ mit. Leuchſenring hat mir geſagt, daß er Dir geſchrieben, daß er den 24. April von hier abreiſt. Ich wünſchte, daß Du den 24. April noch nicht hier biſt, und daß es beſſer wäre, wenn Du den Leuchſenring hier nicht ſäheſt; ich fürchte, Dein Aufenthalt könnte dadurch auf eine andre Art unangenehm werden, und wir wollen alles entfernen, was ihn diesmal ſtoren kann. Leuchſenring iſt mit Merck ſehr abgeſpannt, und hat Urſach, über ihn zu klagen. Doch geht er noch immer in ſein Haus, aber ſeiner Frau und Kinder wegen. Um alſo einem zweiten Mißverſtändniß vorzubeugen, ſo warte, bis Leuchſenring weg iſt. Er hat mir verſprochen uns in Bückeburg zu beſuchen, in ein oder zwei Jahren. — —

Deine Lina.

120.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg Ende Februar 1773).

Liebſtes, edelſtes Mädchen, was iſt in Deiner Seele? welche Schatten? welche Phantome? Ich nannte Dein „ſüßes Geſchwätz", eben da ich Dich ja „meine Griechin" nannte: es war ſüßes Wortſpiel! die ſchwatzen ſo ſüß, und Du ſchwatzeſt ſo ſüß — weiter in der Welt nichts. Jeder Deiner Briefe iſt mir ſüß Geſchwätz, wie eine Klopſtockſche Ode, wie ein Griechiſches Herzensgebet. Iſt das Schimpf? iſt das Laſt? Iſt Tanz nicht eben darin Freudenſchritt, weil er kein bloßer Gang iſt? Iſts nicht eben Sprache des Herzens, die ſich ſo und ſo allein ausſchwatzet? Lies den Brief noch einmal, kleine Grillenfängerin, Du wirſt Wunderdinge ſehen.

Aber darf ichs Dir läugnen, liebe Lina, daß das nicht alles iſt! daß ich weiß nicht was in Deinem Herzen ſtecken muß! Was ſetzt es voraus, daß man ſolche Funken auffängt, und denke, was könnte man da nicht alles auffangen? Ich ſagte z. E. in eben dem Briefe, daß Leuchſenring ein zu kleines Maß und gar ein falſches Maß fremder Seelen habe, daß, alles zugegeben, was er ſich in mir gedachte, ſelbſt darin mehr und höhere Tugend liegen konnte, als ſeine Naſe zu wittern vermochte. Siehe! was, wenn Du nun einmal ſo auslegen willt, was könnteſt Du aus der Stelle machen — — wovon kein Element in meiner Seele iſt. Iſt das aber recht? iſt das ehrlicher Glaube? und Heldenglaube? Glaube der Liebe? Soll ich Euch loben — hierin lobe ich Euch nicht.

Und Ohnmacht — andre als Ohnmacht der Liebe! O liebſtes Mädchen, wie trübe machen wir uns die Stunden? Es müſſen uns rechte Herrlichkeiten bevorſtehen, weil wir uns den Weg zu ihnen ſo erſchweren. Und das mit lauter Wahn! Wahn! Wahn! Wenn Du wüßteſt, wie ich mich nichts gegen Dich erkenne, und mir nur einen Wiedergeburtstiegel wünſchte, um Dir einen Herder zu geben, wie Du wünſcheſt und bedarfſt! Siehe! das iſt mein Wunſch, Gebet und alles — inſonderheit daß ich alle Deine Zwiſtgedanken und Trüben einmal weidlich, weidlich beſchäme! Und auch dazu wird Gott helfen.

Aber wahrhaftig wir müſſen machen, daß wir zuſammen kommen: Du wirſt ganz verzagt, dämmernd und Deinem Gott und Herzen untreu. Mein Mai! ich denke ſo Gott will, eher da zu ſein, ob ich gleich noch nichts beſtimmen kann. Denke in der Welt Gottes, liebſte Flachsland, was ſoll ich von Dir mit der Weigerung, mit der Verzögerung denken? Iſt das die Flachsland in den Balſambüſchen? im Wagen? in allen unſern erſten Zuſammenkünften? das raſche

Heldenmadchen von Feuer, Geiſt, Entſchluß! Eins, Zwei, Drei in allem, was ſie ſprach und that! Sie ſteht noch ſo ganz vor mir! Biſt Du das? und biſt Braut? Lina, die edelſte, liebſte Braut von Herz und Muth und Körper und Lebensader? — Schäme Dich etwas, liebe Treuloſe, und murmele mir den Augenblick ſo ein Wörtchen vergnugte Ruhe, wie Du bei einem Kuſſe im Winkel murmelteſt, und dann aus Deinen Augen Himmel hervorbrach.

Was muß ich Dir jetzt für ein Bild ſein! was mußt Du von unſerm Leben denken! Wahrlich, Mädchen, Du verſündigſt Dich! ich will nicht einmal ſagen, wie Du mich betrubeſt, kränkeſt und in Gram ſetzeſt. Noch einmal geſagt. Du mußt eilen, und an Deinen Beruf denken, der Freude, Thätigkeit und kein Kinderſpiel iſt. Alle guten Seelen erwarten Dich hier! Du mußt ſäen, pflanzen, ſchaffen und hundert gute Dinge lernen, die Du nicht kannſt — denn in Bückeburg leben iſt allerdings eine große Sache — kurz, Du mußt (das einzige Mittel gegen Ohnmacht und Hypochondrie!) reiſen! Weſtphalen ſehen! Unter anderm auch Weſtphäliſche Dame bei Hofe werden, und Weſtphäliſche Wirthſchaft lernen — hum! hei!

Hier ein allerliebſtes Büchlein von einer Frau, die Dich ſehr liebt — die Mutter des kleinen Schiffers und Mädchens, ein ſehr wackres, gutes Weib, die Dich im Bilde kennt, ſonſt aber nicht; denn ich mags Dir nicht zu Leide thun, Dich zuvor zu loben. Wir haben erſt die Liederchen ordentlich geleſen und beherzigt — und darnach ſei, wie es immer zu ſein pflegt, herzbrechend durchharlekiniſirt, worauf es dann beſchloſſen ward, ſie Dir zu ſchicken, und ob der Buchbinder ſie gleich ſehr Weſtphäliſch gebunden — ihr und Dein Name ſteht doch darin, nur habe ich das Compliment ausgeſchnitten, was ſie Dir machte — und da kann nun Deine ſchöne Prophetin, Einbildung, vollfüllen. Sie iſt ſo gut als unſre Nachbarin durch den Garten, und ich bin überzeugt, daß Ihr Euch ſehr gut haben werdet. Aber von Deiner Ohnmacht will ich ihr nicht ſagen: ſie beklagt mich ſo ſchon alle Tage.

Aber apropos! Auch ich habe eine Ohnmacht gehabt, eben da ich Deinen und Leuchſenrings Brief bekam, den 10. Februar Mittwochs. Ich hatte zur Ader gelaſſen, war mit dem Mann der Frau, die Dir das Buch ſchickt, ſpazieren geweſen, die Ader aufgegangen, bis ſie ſich ſelbſt wieder verſtopfte; und um Mitternacht, da ich das Wunderding geſehen hatte, ſank ich ſo ſanft nieder, wie ich mir einmal den Tod wünſchte — dauerte nur ein paar Augenblicke, auch die nicht, nur ſo viel, daß ich niederſank und aufſtand die erſte im Leben! es iſt doch ſüß, ſolche Ohnmachten zu haben: auch bin ich nach der Zeit ſehr leicht und geſund, nur ſchwach, und ich glaube, alles dumme Geblüt iſt weg. Meine Lina wird mir Feuer in die Adern geben, wenn nur erſt der liebe März endigte. Schreibe mir ja gleich, liebe Trübſinnige, — aber ja nichts als Geſchwäz! Geſchwäz! wie am ſanften murmelnden Bach, der Schlummer und

Träume gibt, und wo Lina Flachsland als ein ſchwatzendes Nymphchen erſcheint ihrem Hochwürdigen **Herder.** –

121.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg den 3. März 1773.)

Mit allen den Fratzen von Knittelverſen und Zeuge iſt mir gar die Zeit vergangen, an Dich, meine liebe Freundin, die ich nicht in Knittelverſen liebe, ein paar längere Worte zu ſchreiben. Was ſollten ſie aber auch enthalten, da ich wirklich des elenden Schreibens überdrüſſig bin und in meinem Leben noch nie ſo ſehr die langſame Flucht der Zeit gefühlet habe als jetzt. Was mir dabei am meiſten in der Seele kribbelt, iſt, ich kanns Dir nicht läugnen, liebe Lina, ich weiß nicht welche ernſte Miene, die ich mir auf Deinem Antlitz einbilde, und ich weiß nicht wohin wünſchen möchte. Deine Briefe werden ſo ſelten und dünne — doch wer weiß, rührt das nicht eben aus dem Entgegengeſetzten her, als ich vermuthe! Eine liebe Griechin und der Engel, der Du biſt, fleucht, wo andere kriechen, und ich ſehe Dich in nichts als in hundert lieben Scenen Deiner dortigen Freundſchaft, Schweſterſchaft und Häuslichkeit beſchäftigt, wie ichs auch bald ſein werde. Sonſt kann ich Ihnen nichts ſagen, wie ſich hier alles jetzt allmählich um mich verändert — welchen Theil jedermann nimmt oder zu nehmen ſcheint, und wie überhaupt der Name Braut, Bräutigam, Veränderung alles menſchliche Geblüt aufbringet. Ein paar oder wenigſtens anderthalb Ehen, die neulich geſchehen ſind, machen in ſolchem kleinen Cirkel alles und immer uns als Dritte rege, und Du wirſt überhaupt ſehen, was Du für vorläufige Erwartung und, wie ich wirklich (ich hartgläubiger) ſagen kann! zuvorkommende Freundſchaftsempfindungen finden wirſt. Und da der Ort klein iſt, da hier alles Ceremoniel wegfällt, weil kein Menſch etwas davon verſteht und ich manchem beinah einbilden könnte, Naſ' in die Quer zu tragen ſei ſchön, und da alles Gute und Böſe in meiner werthen Perſon uns zu einem gewiſſen Guten außerordentlich vortheilhaft geweſen, ſo hoffe und erwarte ich hier mit Dir „ein Leben in Gärten, ſtill und verborgen und ſelig", wie es die Dichter ſchildern. Hätte ich nur erſt Deine Liebe nach — nun, nach unſerm Wieder- und Hierſehn und den Himmelsgenuß eines Vierteljahrs Bruder- und Schweſtergemeinſchaft! Ich glaube, ich werde auffliegen in die Lüfte und mich neugeboren fühlen. Laß Dir nur nichts von den drei ſonderbaren Leuten einreden, die Goethe, Merck und Leuchſenring heißen, wie die mich nennen und malen. Ich bin letztens recht betrübt geworden, da Dir um Langeweile bei mir bange wurde: das Etabliſſement einer Freundſchaft auf Lebenszeit — wenn das Langeweile haben ſoll, ſo weiß ich nichts mehr. Ich habe Dir, liebes Mädchen wohl nicht das tauſendſte Theil von dem vorgetändelt, was man einer Braut vorzutändeln pflegt: aber ſollts unkenntlich ſein, daß ich dafür ſchon immer die weſentlichern, herzlichern Charaktere gefühlt „Freundin! Schweſter eines Schickſals! liebſtes Weib auf Erden“! und darauf will ich leben und ſterben.

Meine liebe Gräfin hat dieſe Tage faſt täglich an mich geſchrieben! auch habe ich vorige Nacht ſpät an einer Predigtabſchrift für ſie geſeſſen, die ſie gewiß nur haben wollte, um etwas von mir zu haben. Auch habe ich, ihr zu gut, die „Kindheit“ componiren laſſen und ſie hat ſich darüber ſelbſt zum Kinde gefreuet.[1] — — —

O Gott, ich bekomme nun Deinen langen, langen Brief, mein Mädchen! ich kann nichts darüber ſagen! Du biſt ganz Liebe, Güte, Holdſeligkeit und Erbarmen über alles! alles! in Scherz und Freude und Wehmuth und — allem: „Gehts noch wohl dem Knaben Abſalon?“ O ja recht wohl, Herr König und Jungfer Königin! nun hangt er mit den Haaren an der Eiche, und hofft bald glücklich zu Dir zu ſpringen ꝛc. — Es iſt nicht gut, wenn man ſo viel Himmelsſpeiſe miteins bekommt; was ſoll ich ſagen und wie danken! Sagen Sie doch den Herren, daß was ſie für Biſchof anſahen, ehrliches Seewaſſer iſt, und daß ſies [illegible] zur Cur brauchen können, zur Cur Leibes und Seele.

---

[1] Vgl. ihren Brief vom 11. Februar in den „Erinnerungen“ II, 98 f.

dem Knaben von ſieben Jahren läßt ſich noch nicht, wie mit Greis und Manne **vernünfteln.** Natürlich muſte alſo auch, nach unſerm Geſchmack, dies Vehikulum der Bildung **harte Schlaube**, oft **ſolche Ungemächlichkeiten**, ſo viel **Krankheiten** verurſachen, die man **Knabenſtreitigkeiten** und **Kantorskriege** nennt. Du kannſt ſo viel Galle du willt, über den ägyptiſchen **Aberglauben** und das **Pfaffenthum** ausſchütten, als z. B. jener liebenswürdige Plato Europens, f) der nur alles zu ſehr nach griechiſchem Urbilde modeln will, gethan hat — alles wahr! alles gut, wenn das Aegyptenthum **für dein Land** und **deine Zeit** ſeyn ſollte. Der Rock des Knabens iſt allerdings für den Rieſen zu kurz! und dem Jünglinge bey der Braut der Schulkerker aneckelnd: aber ſiehe! dein Talar iſt für jenen wieder zu lang, und ſiehſt du nicht, wenn du etwas ägyptiſchen Geiſt kenneſt, wie deine **bürgerliche Klugheit**, **philoſophiſcher Deiſmus**, **leichte Tändeley**, **Umlauf in alle Welt**, **Toleranz**, **Artigkeit**, **Völkerrecht** und wie der Kram weiter heiße, den Knaben wieder zum elenden Greisknaben würde gemacht haben.

---

f) Shaftesburi Caract. T, III, Miſcell.

Ich muß ſchließen, und walle zu Dir doch nur „wenn warme Lüfte gehn!“ Ein Mädchen aber ſuche Dir doch aus. Kuß und Gruß an die Frau Frau Frau Schweſter und an Dich Schweſterlein, die noch keine Frau iſt. Gott zum Balſam auf Deine Seele!

122.

An Herder.

(Darmſtadt den 7. März 1773.)

Bei jedem neuen kommenden Mond und ſchöner erſten Frühlingsſonne ſchlägt mein Herz Dir, beſter Herder, wie ſtark und innig entgegen! Ach was iſt dies zweite Annähern, die Hoffnung des Wiederſehens für Süßigkeit und Wolluſt! Glückſelig werde ich in Deinem Arm ſein, mein Schutzengel, der Du ewig für mich ſein wirſt. Wenn ich doch nur wüßte, daß Dus in meinem Arm und Geſellſchaft ſein kannſt! Doch wir ſind ja *eins*, und es wird keins ohne das andre glücklich ſein können, wo *ein* Herz iſt. Denkſt Du noch ſo viel Uebels von mir, daß ich ernſthaft liebeleer gegen Dich ſei? O mein elender Brief verdiente das, aber mein Herz nicht. Kennſt Du noch das Altdeutſche Liedchen:

Bräch' jemand mir das Herz entzwei,
Er würd' Dein Bild darinnen finden.

Glaube, glaube an Dein Mädchen, das nur Dich allein auf der Erde hat, und nur allein mit Dir lebt. Mein letzter Brief wird Dir über alle meinen Ernſt und Kälte Aufſchluß gegeben haben, und Du biſt ſo edel, daß Du mehr Mitleiden mit mir haben wirſt, als daß Dus für Beleidigung halten wirſt. — Es war ein Wölkchen — und es iſt vorbei. Vergeſſen wirs — wir wollen uns lieben, ſorgenlos und unbekümmert über alle dieſe einfältige Sachen und uns auf ewig an unſer Herz drücken. Ach wir wollen nicht mehr daran denken! Ich war die Schuld allein, und gewiß die Schuld ward genug beſtraft. Weg davon! ich will in meinem Leben nichts mehr ſo Böſes anfangen. Komm' mein wiedergefundener, mein einziger, treueſter Freund der Seele; laß uns an unſre Glückſeligkeit denken und ſie bald in unſerm Elyſium und Gärten und Einſamkeit genießen;

Nur Engel dort im Himmelreich
Sind dann ſo froh als wir.

Ich ſaß neulich und hörte Romanzen, Lieder treuer Liebe, durch Merck vorleſen, ſo kam jemand und wiſperte mir ins Ohr, daß die Herzogin Briefe aus Bückeburg erhalten, vermuthlich von der alten Gräfin, worinnen ſtünde, daß Sie Ihre Heirath mit mir (und mich mit Namen genennt) dort declarirt, mit dem Anhang, daß man jetzt ſehr wohl mit Ihnen zufrieden wäre: Sie predigten jetzt den wahren Glauben, aber im Anfang wären Sie ein Freigeiſt geweſen. Ich wurde feuerroth über dieſe Nachricht, die ſo ſüß mein Herz traf. Ach Gott, werden Dich meine Arme vor Zittern umfaſſen können, wenn ich Dich wiederſehe, ſüßer, beſter Herder?

Ich habe inzwiſchen was thun müſſen ohne Deine Erlaubniß. Dieſe Nachricht breitet ſich jetzt als eine Wahrheit am Hofe aus und kann leicht dem Landgrafen zu Ohren kommen, und ich will nicht, daß ſie ihm durch jemand anders als mich zuerſt geſagt werde; er iſt gegen ſolches Zutrauen ſehr empfindlich, und ich bin ihm auch würkliche unendliche Verbindlichkeit ſchuldig. Ich ſchrieb alſo letzten Poſttag an ihn und berichtete ihm in Unterthänigkeit, daß „der Gräfliche Bückeburgiſche Conſiſtorialrath Herder mich vor zwei Jahren hier kennen gelernt, und durch eine nähere Verbindung mich glücklich zu machen gedenket (ach, wie kalt iſt das!), worüber ich Ihre Durchl. gnädigſte Einwilligung mir unterthänigſt ausbäte.“ [1])

Er mag nun einwilligen oder nicht, ſo geſchiehts doch!!! Es war eine Vorſicht, die ich brauchen mußte, um ihn nicht gegen mich oder meine Geſchwiſter aufzubringen; denn die Könige der Erde werden leicht böſe, wie es in der Geſchichte der Haimonskinder geſchrieben ſteht, und mein Reinold ſchlägt ihnen die Köpfe nicht ab. Inzwiſchen werde ichs hier noch niemand öffentlich ſagen; ich liebe den Schatten und das Verborgene wie Deine Nachteule. —

---

[1]) Das vom 27. Februar datirte Schreiben findet ſich abgedruckt im „Herderalbum“.

Dein Brief kam mir heute ganz unvermuthet; es war kein Poſttag, aber doppelter Sonntag; es war der beſte Balſam auf meine Seele. Aber was ſagteſt Du, als ob ich nach Brauttändeleien verlange? Biſt Du nicht mein Freund, mein Bruder, mein Schutzengel auf der Erde! und wie ſchickte ſich ſolches Geſchwätz für uns, das nur denen gehört, die nicht lieben können, wie wir uns lieben. Ach bleibe mir immer das, was Du mir ſeither geweſen; das geht über alles, was irdiſch iſt — und keine Tändeleien! ſind ſie für uns gemacht?

Nur noch ein Wort über die Langeweile, das Du ſo übel verſtanden. Der Gedanke kam gewiß nie in mich, als ob mir dafür bange wäre. Da hätteſt Du bei Deiner erſten Auslegung im vorigen Brief bleiben ſollen, die gewiß edler und wahrer war. Ich weiß nicht, wie ich Langeweile bei Dir haben ſollte; ich habe ſie hier nicht einmal, und kann doch nur an Dich denken. Liebe, Geſchäftigkeit und Thätigkeit werden uns doch nie verlaſſen, und wo das Wort verſtummt, der Blick verſtummt, herzinniglich uns anerkennen und alle Welt in uns genießen. O zweifelſt Du noch? wäre ich nur ſchon bei Dir, ſtill, verborgen und ſelig bei Dir in Deinen Gärten und Wäldern! Ich freue mich auf den Augenblick, da Du mich Deinen Freunden vorſtellſt, und wo wir gemeinſchaftlich Güte und Freude des Lebens empfangen und mittheilen. Aber ſie werden ſich ſchrecklich an mir irren, und es würde mir wehe thun, wenn etwas auf Dich zurückfiele. Doch wer kann Dir das Deinige rauben!

Ueber Ihren geiſtlichen Brief und Bilderfabel haben wir uns herzlich ergötzt.[1] Der bunte Specht wird nicht wiſſen, wie ihm geſchieht. Aber — armer trüber Falk! wenn Du Dein trüberes Weibchen holſt und fliegen lehrſt und hoch über der Erde wir fliegen, dann ſehen uns keine Spechte mehr. Merck hat geſagt: Man hat doch nichts zu risquiren, wenn man mit einem Manne, wie Herder iſt, anbindet — ſie fühlen doch alle Deine höhere Gewalt. Doch wie komme ich in Euer Schneeballengefecht! Ihr ſeid brave, muthige Jungens. Vor den drei Herren fürchte ich mich nicht; ſie können uns nichts nehmen und nichts ſchaden; ſie ſind auch zu gutherzig dazu. — —

Lebe wohl. Du haſt doch alles vergeſſen, und biſt wieder mein alter Herder? Dein ewig treues Mädchen

Carolina.

123.

An Herder.

(Darmſtadt gegen den 10. März 1773.)

Nein, es iſt nichts mehr in meiner Seele von Schatten und Phantomen, mein einziger Freund auf der Welt. Es war ein kurzer dummer Uebergang von Mißverſtändniß, der nicht ſo tief aus meiner Seele kam, als Du ihn herleiten willt. Sieh, ich bin ſo aufrichtig, daß ich Dir jede meiner Empfindungen ſagen, vertrauen muß, Dir mein Vertrauter, Süßer; ich verhehle Dir nichts, weder Gutes noch Böſes: warum willt Du mir nicht glauben, wenn ich Dir nun ſelbſt geſagt, daß das Wölkchen vorüber iſt? Soll ichs noch betheuern, daß ich Dich liebe, daß Du mir alles, alles auf der Welt biſt! Ach warum willt Du mir das nicht glauben, was ſo ſüß, ſo heilig in meinem Herzen iſt? Komm', komm' bald, Engel meines Lebens, daß Du mich ſiehſt, daß Du meine ganze Seele ſiehſt, die nur allein bei Dir iſt. Komm', bringe ſie meinem ermatteten Körper wieder, Leben und Seligkeit. Dich ſelbſt, wie Du biſt und nicht anders bringe mit. — — Ach Gott, wie harre ich auf die Zeit, Dich zu ſehen und ewig um Dich zu ſein! Ich habe nie in der Welt von Zögerung geſprochen, als um Deinetwillen. Ich habe mich ſelbſt vergeſſen und ich weiß es nur allein, was ich für Dich aufopfern konnte. Iſt das Untreue, iſt das Unglaube? O nein, Geliebteſter, Du wirſt mich nicht eher kennen, als bis ich um Dich lebe und webe, und Dir zeigen kann, was für ein Bild Du in meiner Seele biſt! Ich phantaſire mir Tag und Nacht ſüße, himmliſche Scenen unſers Beiſammenlebens vor, und lebe ſchon ſo ganz bei Dir, daß ich hier nichts mehr bin. Du, Du mein Ewiggeliebteſter, ſollſt mir Muth zu leben, Zweck zu leben geben. Säen, pflanzen und handeln und häusliche Wirthſchaft lernen wird mich neu gebären, und an Dich gelehnt und geſtützt, meine Ulme, wird Gott uns glücklich machen. Ach! er führe uns doch bald, bald zuſammen, unſer guter Gott,

---

[1] Vgl. oben B. I, 46 ff.

Küſſen Sie doch die liebe gute Frau oft für mich, die mir das Büchelchen geſchickt, und ſagen Sie ihr, daß ihr Name Weſtfeld mir das Liebſte darin iſt. Es hat mir viel Freude gemacht; ich würde ſelbſt an Sie ſchreiben, wenn ich nicht glaubte, bald mündlich und händedrückend für ihre zuvorkommende Liebe zu danken. Es hat mich doppelt gefreut, daß es die Mutter Deiner zwei lieben Kinder und unſre Nachbarin iſt. Wie viel Gutes werde ich finden, das ich nicht werth bin!

Du haſt mich faſt erſchreckt, daß ich auch eine Dame am Hofe werden ſoll. Wie kannſt Du mich ſo zum Beſten haben? Weißt Du nicht, daß ich mehr fürs freie Feld und wilden Wald, als für dieſe allzuſchönen Cirkel gemacht bin? Das war ein loſer Spaß.

Aber warum vergißt Du ſo oft Dein junges Blut? Du wirſt ja augenſcheinlich ſchwächer dadurch; ich bin herzlich über Deine Ohnmacht erſchrocken. Ich muß nur kommen und Wache halten über Dein wildes, brauſendes Blut. Ueber meine Ohnmacht biſt Du aber übel berichtet; wenn das nicht Ohnmacht der Liebe war, ſo kenne ich die Liebe nicht. Doch ſie ſoll uns nicht mehr ſchwach, ſondern ſtark machen. —

Leuchſenring wird Ihnen vielleicht bald ſchreiben; ich habe ihn noch nie ſo lieb gehabt wie jetzt und mich dünkt, er liebt Dich reiner, lautrer, brüderlicher als Deine hieſigen Freunde.

Meiner Schweſter hätteſt Du keinen ärgern Poſſen ſpielen konnen, als ſie Madame la Baronne zu nennen; ſie verzeiht Dirs nicht eher, als bis Du kommſt, indeſſen küßt ſie Dich doch herzlich und ſchweſterlich. Ich habe einen Brief vom Landgrafen empfangen, worin er mir „zu dem ehelichen Verlobniß mit dem Bückeburger Conſiſtorialrath Herder von Herzen gratulirt.“ Amen! Amen! — —

124.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg gegen den 10. März 1773.)

Meine liebſte Flachsland! Da Sie bald nicht mehr ſo heißen werden, ſo muß ich noch jetzt Sie ſo nennen, und Ihnen auf Ihr letztes Briefchen ſagen, wie Ihre Ankündigung an Se. Durchlaucht den Landgrafen nöthig und vortrefflich iſt, und ich alſo darüber jetzt theils auf Antwort hoffe, theils es auch immer vorausſetze, daß Sie, meine liebſte Freundin, die jetzt mein iſt, Maßregeln werden genommen haben, um fernere Gütigkeiten des Herrn oder ſo was — auf eine der unterthänig höflichen Arten abzubiegen, deren man doch in ſolchen Fällen tauſend hat. Und darob erwarte ich, ohne davon weitere Urſachen anzuführen, weil ich weiß, daß Sie das alles mitfühlen, liebſte Freundin, nächſtens eine kleine Nachricht von Ihnen. Aber ohne Zwang und Beſorgniß, bloß ſo und ganz ſo, wie die Sache vorgefallen. Denn ich weiß doch immer, daß Sie in eigner hoher Perſon darüber nicht handeln können, und alſo können wir ja beide frei davon ſprechen.

Sonderbarer wars mir zu leſen, daß die Fürſtin von Stadthagen ſich alſo über mich zu erklären geruhet. Ich kenne ſie weiter nicht, als daß ich hier zur Ankunft, da ich noch etwas galant war, ihr Cour gemacht; ſolches aber nachher, weil ich dazu keine Urſache mehr fand, unterlaſſen, und da ſie bloß eine politiſch-pietiſtiſche Figur iſt, die in alle Welt Correſpondenz von Staatsſachen hält ꝛc., ſo muß ihr doch wohl nicht ſonderlich behagen, daß ich ſie ſo (aber ohne Abſicht von mir) vernachläſſige. Ich habe ſie alſo nur ſeit der Zeit einmal am dritten Ort, und da etwas ſpröde geſehen; predigen hat ſie mich nie gehört, und weiß alſo nicht, ob ich Chriſtus oder Belial predige. Alſo iſt das nur Weibergewäſche, und ſie hat mit Bückeburg auch nichts zu ſchaffen.

Aber daß ſie Ihren Namen gewußt hat, iſt mir ganz unbegreiflich. Durch mich hat ihn hier keine Seele erfahren, ſelbſt in dem Hauſe, wo ich eſſe und trinke und leibe und lebe, habe ich ihn nur vor weniger Zeit mit Ihrem Exemplar Klopſtockſcher Oden gezeigt. Meine Freundin Weſtfeld, die Ihnen die Elegien ſchickte, hat Ihr Bild nur vor vierzehn Tagen bei mir geſehen, und kein Brief iſt an Sie namentlich über die Poſt gelangt. Alſo iſt nach aller Wahrſcheinlichkeit das Ding von Ihrer alten Fürſtin zu dieſer hier geflogen, und da ſorge ich nur, daß es nicht noch zu guter Letzt, ehe Sie ſelbſt es ſind, ein Altweibergewäſch gebe, dergleichen unſre alte Fürſtin in ganz Europa anſpinnen konnte, weil ſie bloß davon lebt. Ich bin bloß ihretwegen ſeltner in ein Haus gegangen, wo ich wußte, daß ſie alles daraus erführe, und ich mit meinem Wegbleiben lieber allen Wohlſtand beleidigte. Aus Bückeburg weiß ſie, was jeder ißt, und da das alles dann mit politiſch-pietiſtiſch-fürſtlichen Anmerkungen in vornehmem Geſchmack belegt wird, ſo gnade Dir Gott, liebe Caroline Flachsland, wenn Ihre Durchlaucht uns beide arme Teufel noch erſt in die Mache kriegten! Sonſt, wie geſagt, iſt ſie eine gute Frau, hat ſich bei dreifachen Penſionen zur Bettlerin gemacht für Arme der ſchlechteſten Gattung, die ſie betriegen ꝛc. Alles gut, wenn ſie nur die Gnade hätte, uns zu verſchonen: denn an ihr hängt wieder eine große Kette Gewäſch.

Am allerunliebſten, liebe Flachsland, wäre mir, wenn auch nur auf die fernſte Weiſe es umherkäme von einem Briefe der Gräfin. Siehe, davon weiß nun hier niemand nichts! Ich habe natürlich der Gräfin verſprochen, Stillſchweigen darüber zu halten, und hätte ichs auch nicht, ſo wäre das erſte Mannes-, Freundes-, Paſtor-, Gewiſſenspflicht. Denken Sie nun, wie ich von Scham und Schmerz ins Innerſte der Seele verwundet würde, wenn es durch die Stadthagener Kupplerin auskäme, daß ich die Briefe

Er muſte eingeſchloſſen ſeyn; eine gewiſſe Privation von Känntniſſen, Neigungen und Tugenden, muſte da ſeyn, um das zu entwickeln, was in ihm lag, und jezt in der Reihe der Weltbegebenheiten nur das Land, die Stelle entwickeln konnte! Alſo waren ihm dieſe Nachtheile, **Vortheile**, oder unvermeidliche Uebel, wie die Pflege mit fremden Jdeen dem Kinde, Streifereyen und Schulzucht dem Knaben — warum willt du ihn von ſeiner Stelle, aus ſeinem Lebensalter rücken — den armen Knaben tödten? — — Welch eine große Bibliothek von ſolchen Büchern! bald die Aegypter zu alt gemacht, und aus ihren Hieroglyphen, Kunſtanfängen, Policeyverfaſſungen, welche Weisheit geklaubt! g) bald ſie wieder gegen die Griechen ſo tief verachtet h) — blos weil ſie Aegypter und nicht Griechen waren, wie meiſt die Liebhaber der Griechen, wenn ſie aus ihrem Lieblingslande kamen. Offenbares Unrecht!

Der

---

g) Kircher, D'origni, Blackwell u. ſ. w.

h) Wood, Webb, Winkelmann, Neuton, Voltaire bald eins, bald das andere, pro loco et Tempore.

meiner lieben himmliſchen Gräfin veruntreut (ſo würde es doch heißen!), wenn es auch nur jemand wüßte, daß ich mit ihr Briefe wechſle. Ich weiß, ihre Seele würde über alle ſolch mißgebrauchtes Zutrauen aufs blutendſte verwundet, das Zutrauen verlöre ich auf einmal — hätte ſie für alle Liebe ſo beleidigt. O Gott! ich kann den Gedanken nicht denken! Und ſiehe! in runden acht Tagen hab' ich ſchon keinen Brief mehr von ihr, da ſie nothwendig über eine Sache ſchreiben mußte. — O liebes Mädchen, ſchreibe mir doch bald, daß Du an niemanden ein Wort von der Gräfin Briefe, von einem derſelben an mich jemals geſagt haben. Verzeihe mir auch ſelbſt dieſen Schatten von Beſorgniß. Ich weiß, Du biſt ganz Liebe, Güte, Adelherz und Unſchuld — aber es iſt ſo eine abſcheuliche Welt, die Welt der Wäſcherei! und ſo groß und ſo zuſammenhängend! und ſo kränkend und ſchädlich! — Ihrer alten Fürſtin traue ich von der Gabe auch ein gutes Theil zu — und da ſieht man denn wie Schafe unter Wolfszähnen, die mit oder ohne Abſicht ſchaden. Nochmals gebeten, liebſte Flachsland, nimms nicht übel! Was Dein iſt, iſt mein, und was mein iſt, iſt Dein! an Freude und Leid! an Gutem und Böſem in der Welt! Amen.

Der Frühling kommt immer näher! Siehe hübſch heiter jeder Frühlingsſonne entgegen, mache Dich zur Reiſe fertig! Denn ich athme und wittere ſchon täglich mehr die Sommerluft, die mich dahinzeucht. Auch wünſche ich von Herzen, daß die Hinderniſſe von Arbeiten und Sachen, die noch ein paar Wochen zwiſchenliegen, abgethan und ich näher bei Dir wäre! Halleluja! — —

Dein armer ewiger H.

125.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg Mitte März 1773.)

Laſſen Sie ſich umarmen, liebſte Lina, für Ihren neuen letzten troſt- und muth- und himmelvollen Brief. Ich werde auch von jedem Frühlingstage zum andern grüßen, beſſer und heiter, und denke bald an die Reiſe. Sie Ihnen wenigſtens zu melden und zu berichten. —

Ich hab' heut Morgen wieder ein unbekanntes Präſent bekommen, einen gewaltigen, allmächtigen Schrank, der wohl ſeine 20 bis 30 Thaler koſten mag, und wie es mich doch erfreut, daß die guten Leute ſo Theil nehmen, und daß ich ihnen doch nicht gleichgültig bin. Auch hab' ich heute von Leuchſenring einen Brief erhalten, der mich innigſt freuet und ihm ganz meine Seele wiedergibt. Grüßen Sie ihn, liebſte Lina, mit dem beſten Schweſterkuſſe: er wird und wolle Ihr Bruder ſein, bis ich komme. Ich will ihm nächſtens ſchreiben, und ärgere mich, daß ichs heute nicht kann.

Je näher ich der Zeit komme, Dich zu ſehen und zu umarmen, meine liebſte Braut, deſto anders wird mirs zu rz und Seele. Es iſt, als ob ſo was mehr Reelles und irkliches ſich mit zwiſchen Haut und Fleiſch ſetzt: auch abe ich die vorige ganze Nacht ſo ſonderbar geträumt, bis h aufwachte und mich freute, daß ich Dich habe. Auch erſchlingt Deine Idee jetzt alles, oder gibt allem ſo ein nder Weſen. Ich kann z. B. ſelbſt gar nicht ſpazieren gehen und bins noch nicht geweſen, weil ich will, daß die Flucht zu Dir die erſte Frühlingsluft ſei, die ich athme und genieße, und die Rückreiſe mit Dir ſo ganz erſter Frühling meines Lebens, bis ich Dich hier habe, wo ich alle Tage mit meiner Freundin Weſtfeld ſpreche, wie wir künftigen Sommer leben wollen.

Und was iſts denn, das mich noch immer hier halten muß? Elende Kleinigkeiten! und von denen eben das menſchliche Leben abhängt! Erinnern Sie ſich nicht, meine Freundin, daß eben beinahe um die Zeit es war, da ich aus Straßburg wiederkam und nur etwas ſpäter, da wir uns zuerſt kennen lernten. Die letzte Zeit wollen wir ſchon hier feiern — ſo Gott will! Und der will's! der hat Dich mir gegeben.

Ich kann Dir nichts ſchicken und ſenden, meine liebe Lina! Meine Muſe iſt verſtummt und mein Herz ſpricht nur, oder ſtammelt Proſa. Daß Du mir Leuchſenring wieder gegeben, iſt ein wahres Geſchenk; ſein Brief iſt ſo gut und ehrlich; nur glaubt er noch ein bißchen zu ſehr vor mir als Gelehrten den Hut abziehen zu müſſen, wenn ich dann Seine Wohlweisheiten ſehr irrend finden werden bei meinem

Empfang. Laſſen Sie ihn alſo noch nicht ſo flugs wegreiſen, bis ich meine Ankunft melden kann, die hoffentlich in Monatsfriſt ſein muß; denn hier regen ſich ſchon lauter warme Lüfte! und auf unſern Geburts- und Vermählungstag müſſen wir uns ſchon ſo innig kennen, daß — Stehe alſo auf, meine Liebe! meine Schöne! und komm' her! Der Frühling iſt angegangen, und bald wird ſich die Nachtigall hören laſſen, in unſerm Lande. Wozu iſt das Ermatten Deiner Natur? von der ich ja alle Kraft und Leben hoffe. —

Elendes Zettelchen, was ich nur wieder und nur noch immer ſo an Dich zu ſchreiben vermag.

126.

An Herder.

(Darmſtadt Mitte März 1773.)

Sei ruhig, mein Geliebteſter, wegen den Briefen unſrer Gräfin. Die alten Weiber erfahren nichts davon. Ich erinnere mich, daß ich Merck nur vor einem Jahr geſagt, daß Du mir ſehr viel Gutes von der Gräfin geſchrieben und weiter nichts. Nur meine Schweſter weiß davon, und bei dieſer iſts ſo gut als in den tiefſten Brunnen geſenkt. Laß Dich alſo durch nichts ſtören in der Bekanntſchaft dieſer lieben Heiligen. Ach bald, bald theile ichs mit Dir, theile alles mit Dir, mein, ganz mein Herder. — —

Die alten Fürſtinnen und Schwätzerinnen mögen reden, was ſie wollen, was kümmerts uns! Ich glaube ſelbſt, daß unſre alte der Ihrigen meinen Namen geſagt. Laß ſie wäſchen zuſammen, ſie können uns nichts damit nehmen. Der Herr Landgraf iſt ſo gnädig und hat weiter keine Gnade mir angeboten — denn ich bin kein Soldat —, welches mir denn auch herzlich lieb war. Um etwas möchte ich ihn aber doch gern bitten, wenn ich zuerſt Deine Erlaubniß und Meinung darüber habe, was Du mir auch bald ſchreiben mußt. Es iſt nämlich der löbliche Kirchengebrauch, daß wir uns dreimal als arme Opfer der Chriſtlichen Gemeine darbringen müſſen, daß, wenn von ohngefähr eines oder das andre an uns Theil begehrt, wir es in Zucht und Ehren abweiſen. Nun gibt der Herr Landgraf von Herzen gern die Erlaubniß, ſich nur einmal oder gar nicht aufrufen zu laſſen, und da es ihm ja keine Mühe koſtet, ſo will ich ihn darum bitten, wenn es Dir nämlich gefällt; denn ehe wir 10 Rthlr. für die Diſpenſation geben, lieber laß ich mich zehnmal aufrufen. Doch alles, wie Du willt, Lieber. Uebrigens bin ich nun Dein und ziehe mit Dir hin im Frieden und Segen Gottes. Ich bedarf keiner Gütigkeit andrer Leute mehr, und bietet mir auch niemand welche an. Amen, Amen. Ich komme bald.

Wie war Dein geſtriger Brief ſo ſüß, ſüß und freudig. Daß Du dem guten Leuchſenring wieder die Hand geboten und Euch auf Euerm erſten Wege wieder finden wollet, das hat endlich den Schuldſtein von meinem Herzen weggewälzt: denn ich bin doch die fatale Urſache von allem dem geweſen. Du haſt mich ganz erweicht, daß Du ſein Freund wieder biſt, und er war auch in der Stille ſeines Herzens ſo vergnügt über Deinen Brief: er wird doch überall faſt ganz mißkennt. Ich will ihn nöthigen, daß er noch hier bleibt, bis Du kommſt! Jetzt fürchte ich weniger was Unangenehmes, und gehts nicht gut, ſo reiſet er gleich ab. Unſer Haus iſt hier ſeine einzige Zuflucht faſt; denn die Fräulein von Rouſſillon war ſeit dem Winter immer ſehr krank, und ſeit 14 Tagen an einem Anfang von Miſerere tödtlich krank; es geht aber wieder beſſer — wieder beſſer für neue Leiden. Leuchſenrings Compliment haſt Du nicht verſtanden; es war eine Antwort auf den „Hochgeſchätzten und hochzuverehrenden Herrn“ in Deinem Briefe. Das Hutabziehen iſt nun gar ſeine Sache nicht, kann ihn auch nicht abziehen; denn er trägt ihn immer unterm Arm. —

Nach Oſtern bin ich reiſefertig und Du kommſt alſo in Monatsfriſt! da erwarte ich Dich! Ach Gott — ich kann den Gedanken nicht einmal ausdenken, es ſchwindelt mir, als wenn ich hoch in der Luft wäre und wollte beinahe in Ohnmacht ſinken. So war mein Herz noch nie bewegt; ich kann Dir nichts davon ſagen, mein, mein Herder; meine Umarmung, mein Herz an Deinem Herzen wird Dirs nur ſagen. O Gott, welchen Sommer, welch neues Leben werde ich anfangen! Grüße tauſendmal unſre Wenfeld. Meine Gedanken ſind alle, alle bei Dir, bei Euch.

Ihr Lieben. Wenn Deine Muſe jetzt an mich denken könnte, ſo würde michs betrüben. Dich ſelbſt, Dich ſelbſt bringe mir, das Einzige für mich auf der Welt. Du wirſt hier von allen meinen Freunden und Geſchwiſtern mit Sehnſucht und Liebe erwartet. Der Geheimerath ſpricht ſehr oft von Dir, und Dein Zimmer wird bereitet; ich wohne über Dir oder bei Dir.

Im Vertrauen muß ich Dir was ſagen, das mir Leuchſenring geſagt. Merck geht nicht mit ſeiner Frau in die Schweiz, ſondern den 3. Mai mit der Landgräfin und ihren drei Prinzeſſinnen nach Berlin, als ihr Rechnungsführer. Man weiß es hier im Vertrauen, daß eine von den Prinzeſſinnen an den Großfürſten dort vermählt wird und ſie werden ohngefähr 6 Monate ausbleiben. Alſo auch deswegen wirſt Du noch im April kommen.

— Bald, bald ſind wir ewig glücklich! — Dich, Dich ſollte eine beſſere Sterbliche, als ich bin, glücklich machen. Aber ich vertraue auf Dein Herz. Deine C.

127.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg den 24. März 1773.)

Alles reizt mich und macht mir Vorwürfe, meine liebe Freundin, daß ringsum der Frühling ſich nähert, und ich noch nicht bei Dir ſein kann. Ich ſchätze jede Stunde für verloren. Wenn das liebe ſäumende Oſterfeſt doch hier wäre und weg wäre! ich fliege ſodann in Deine Arme.

Ehegeſtern den 22. März, da Nacht und Tag ſich wiegt und der Frühling anfängt, hat eine kleine Geſellſchaft Freundinnen Sie ſchon im Bilde hier in meinem Hauſe bewillkommt, und jeder wünſcht Sie bald hier zu ſehen. Ich mag Ihnen aber nicht den Poſſen ſpielen, Sie zum voraus zu loben: denn dazu lieben wir uns zu ernſt und aufrichtig. Ich muß mich oft ſelbſt über das Ernſte unſerer Freundſchaft wundern.

Meine arme Freundin Weſtfeld hat einige unruhige Wochen: ihr kleines Engelsmädchen äußerſt krank und eine Woche außer Hoffnung — jetzt beſſert ſie ſich, aber die Mutter iſt ich weiß nicht wie unmuthig. Ich wollte, meine liebe Lina, daß Du ſchon hier wärſt und mit ihr vergnügt lebteſt. Da muß Ihnen nun freilich der Gegengedanke einfallen: „Aber von wem muß ich mich da erſt trennen!" und die Situation Ihrer lieben Schweſter bricht mir mein Herz. Aber wenn Du, meine liebe Lina, das ganze Ding nur für eine Reiſe anſieheſt, mit mir anſieheſt, in ein wildes Land (ſo mags Ihnen etwa vorkommen), das Du bald wieder verlaſſen kannſt, da bringts doch Thätigkeit, Luſt, Realität ins Leben, die man nöthig hat. Unſere Freundſchaft beginnt eine neue Scene des Zuſammenlebens, die uns beide ganz verändern wird — und da, glaube mir, iſt der erſte Auftritt der Scene zum Lernen und Verſuchen in

Weſtphalen der liebſte von der Welt. Er kann uns im eigentlichen Verſtande ein Schäferaufzug werden: alſo vergeſſen Sie, was dahinter iſt.

Ich habe ſo lange keine Briefe, daß ich leidiger Thor! ſchon wieder, ich weiß nicht was? fürchte; hoffe ſie aber heute ganz gewiß und zum Labſal meiner Seele. Mir ahndet, ich weiß nicht was? nur iſt es von Dir lauter Liebes und Gutes und Fröhliches in die Zukunft.

A propos, meine liebe Lina! Können Sie dort in Gegend nicht ein Bett beſorgen? ſie wären theils hier nicht neu zu haben, theils iſts ſo Weſtphäliſcher Wohlſtand, und herüber zu bringen ſind ſie leicht. Ich weiß, Du nimmſt mir den Wahn nicht übel, und als kleine Sorge übernimmſt Dus gern. Und ein gutes Mädchen, die Rebecca bei ihren alten Iſaak in die Ferne zu begleiten. Haſt Dus ſchon? —

Goethe hat die Bilderfabel übel genommen, welches mich nicht kümmert, und wofür ich nicht kann, da ich keinen Viertelgedanken übel genommen. Laſſen Sie ſich alſo nichts merken! Der gute Junge kommt wieder von ſich ſelbſt zurecht. Merck macht ein erſchrecklich Geſchrei über einen Brief, den ich an Jacobi geſchrieben und der in wie vielen Abſchriften herumginge. Ich habe an Gleim darüber geſchrieben, und Jacobi entſchuldigt ſich, daß er ihn nur ſeinem Bruder communicirt. Da dieſer aber ſehr unzuverläſſig iſt und die ganze Sache, wie ich vermuthe, durch Leuchſenring an Merck und Goethe gekommen iſt, ſo bitten Sie Leuchſenring doch, daß er ſich Mühe gebe, den Brief, wo er iſt, zu caſſiren. Aber in der Stille, ſonſt erreicht man gerade das Gegentheil. — —

Dein ewiger Herder.

128.

An Herder.

(Darmſtadt Ende März, 1773).

Nicht ich ermatte im Schreiben, mein lieber Herder, ſondern die Briefpoſt, wie ich ſehe. — Aber Dir, mein Herder, ſollte ich Vorwürfe machen, daß Du mich 12 lange Tage auf Briefe warten läßeſt und indeſſen vor meinem todten Bilde ſtehſt, das mir einen erſchrecklichen Poſſen bei Dir und Deinen Freunden ſpielen wird. Ihr werdet alle vor mir zurückweichen, und Euch kreuzen und ſegnen. Gott behüte nur mein Herz, daß Dir das nicht mißfällt! Auch mir, auch mir verweilt das Oſterfeſt und Du mein Erlöſer. Laß Dichs nicht befremden, daß wir noch ſo ernſt zuſammen ſind! Ich kann in meinen Briefen an Dich nicht anders ſein — aber ich bin fröhlich und heiter. Komm' nur und ſiehe Dein leichtſinniges Mädchen! An den Abſchied hier denke ich nicht und werde auch keinen nehmen; meine Schweſter würde untröſtlich ſein. Wenn ich geſtorben wäre, müßte ich ja auch fort; ſo kann ich ja noch aus meinem Elyſium mit ihr reden, und davon reden wir oft, oft. —

Der beſte Geſchichtſchreiber der Kunſt des Alterthums, **Winkelmann**, hat über die Kunſtwerke der Aegypter offenbar nur nach griechiſchem Maasſtabe geurtheilt, ſie alſo **verneinend** ſehr gut, aber nach **eigner Natur und Art** ſo wenig geſchildert, daß faſt bey jedem ſeiner Sätze in dieſem Hauptſtück das offenbar Einſeitige und Schielende vorleuchtet. So **Webb**, wenn er ihre **Literatur der Griechiſchen** entgegenſetzt: ſo manche andre, die über ägyptiſche **Sitten und Regierungsform** gar mit europäiſchem Geiſt geſchrieben haben — Und da es den Aegyptern meiſtens ſo geht, daß man zu ihnen aus Griechenland und alſo mit blos griechiſchem Auge kommt — Wie kanns ihnen ſchlechter gehen? Aber theurer Grieche! dieſe Bildſäulen ſollten nun nichts weniger (wie du aus allem wahrnehmen könnteſt) als Muſter der ſchönen Kunſt nach deinem **Ideal** ſeyn! voll Reitz, Handlung, Bewegung, wo von allem der Aegypter nichts wuſte, oder was ſein Zweck ihm gerade wegſchnitt. **Mumien** ſollten ſie ſeyn! Erinnerungen an **verſtorbne Aeltern** oder Vorfahren nach aller Genauigkeit ihrer Geſichtszüge, Größe nach hundert **veſtgeſetzten Regeln**, an die der Knabe gebunden war — Alſo natürlich eben ohne

Reitz,

Merck hat vielleicht mehr aus Neid, daß Du Dich mit Jacobi einläßeſt, ohne ihn zu fragen, einen ſolchen Lärmen angefangen, und der nicht halb ſo groß iſt, als er ſcheint. Die Fraubas la Roche hat den Brief von dem Bruder Jacobis bekommen, und Merck nur den Anfang einiger Zeilen mitgetheilt. In dieſen abgeriſſenen Zeilen ſah Merck nur Zweideutigkeiten, Fratzen ꝛc., und mir ſchien es Ironie zu ſein. Der Brief lag alſo nicht ganz auf ſeinem Schreibepult, wie er Ihnen geſchrieben, ſondern nur drei Zeilen. Leuchſenring iſt alſo unſchuldig und theilt keinem Menſchen Briefe oder Papiere in Abſchrift mit; er iſt mehr als jemals gegen ſolche Indiscretionen aufgebracht, und hat es auch an Merck erfahren. Laſſe aber alles dieſes keinen Eindruck gegen Merck auf Dich machen, noch weniger mein letzter Brief: es möchte ſonſt eine fatale Wirkung haben, und wir wollen in Friede hinziehen und vergeſſen, was dahinter iſt, und anfangen ein neues Leben in Liebe, Freude und Thätigkeit. Apropos, was macht unſer Garten? Du läßeſt mir doch auch zu pflanzen noch übrig?

Junker Berlichingen hat nicht Urſache, böſe zu ſein: Sie haben ihm ja lange nicht ſo geantwortet, wie er zuerſt geruffen. Deine Gegenwart wird, hoffe ich, alles wieder gut machen; wo nicht, ſo iſts auch gut, und Falk und Falkenweibchen fliegen davon. Leuchſenring hat mir ſchon oft geſagt, ich ſollte Dich um die Bilderfabel und den Brief bitten; es hat hier niemand eine Abſchrift davon genommen, und Goethe gibts nicht wieder heraus. Willſt Dus alſo Leuchſenring mittheilen? es gefällt ihm ſehr wohl.

Ich beſorge heute das Bett und es iſt mir ganz wohl, daß ich auch etwas in *unſre Haushaltung* beſorgen kann. Aber wie ſprichſt Du noch von Uebelnehmen? Du biſt fremd und ernſt gegen mich, und wie hab' ich das verſchuldet? Wir ſind doch arme Blöde, und haben nicht das Herz, uns zu kennen, bis wir unſre Hände faſſen und uns im Geiſt und *in der Wahrheit* ſehen. — Ich beſtelle alſo das Bett, und möchte nur noch gern wiſſen, ob ich auch ſoll Fenſtervorhänge zu den Bettvorhängen nehmen? und zu wie viel Fenſter?[1] — —

Von meinem Bruder wollte ich faſt nie ſchreiben; er iſt ein armer Schelm. Seine verheirathete Geliebte nagt ihm das Herz und Leben und alles ab. Sie will ſich von ihrem Manne jetzt ſcheiden und macht wunderbare Prätenſionen an meinen Bruder, die er doch nicht erfüllen kann. Ich weiß faſt nicht mehr, was ich aus ihr machen ſoll, ob ſie liſtig oder ſchwach iſt. So viel iſt gewiß, mein Bruder wird jämmerlich von ihr mißbraucht, und ſie hat ihm auf immer ſein Herz gebrochen, das ich ihr nicht verzeihen kann. Er iſt ſeit einiger Zeit wieder ſehr melancholiſch, und wir können ihn durch nichts aufmuntern. Gott wird ſich doch erbarmen! —

---

1) Herder wiederrief ſpäter die ganze Beſtellung.

129.

An Herder.

(Darmſtadt Anfangs April 1773).

Ich ſitze mitten in meinen kleinen Brautgeſchäften und arbeite ſo ganz con amore. Ich war noch nie in einer ſo ſüßen, heitern Ruhe, und mich dünkt, Du biſt ſchon ganz bei mir. Ach warum haſt Du mir nicht geſchrieben? Ich habe drei Tage darauf gewartet, und es kommt kein Brief. —

Wir ſprechen von nichts anderm mehr, als von Dir und daß Du bald kommen wirſt. — Ach Gott, wann wird das ſein? welcher Tag? kannſt Du ihn ſchon beſtimmen? Ich wünſche, daß Du zu Anfang der Woche nach Oſtern hier wäreſt, oder wenn das nicht, ganz zu Ende des April. Merck geht auf den 6. Mai fort. Leuchſenring hat Dir neulich geſchrieben, daß die Landgräfin Dich noch gern ſähe; es hat mich gefreut; ſie ſagte es vor etlichen Tagen auch wieder zum Geheimerath.

Mein Name iſt nicht von Bückeburg geſchrieben worden, ſondern die Landgräfin hat mich errathen.

Ich habe Dir nur erſt mündlich von Merck und Leuchſenring ſagen wollen, aber ich glaube, es iſt gut, daß Du doch etwas davon weißt. Inliegenden Brief hat Leuchſenring an Merck das vorige Jahr geſchrieben. Merck hat ihn ihm wieder zurückgeſchickt, und ich hab' ihn Leuchſenring abgefordert. Es iſt der Anfang ihrer Entfernung, und er ſchien mir Leuchſenrings Charakter ſo würdig, daß ich ihn ohne ſein Wiſſen abgeſchrieben. Mache davon auf keine Weiſe einen Gebrauch, wenn ſchon Dein Name darin genannt iſt: wenn ich Dir nicht ſo viel Stärke zutraute, ſo ſchickte ich Dir ihn nicht. Seit dieſem Brief und vorher ſchon hat Merck überall gegen den Leuchſenring geſprochen, ihn bei allen ſeinen Freunden, die doch Merck bloß durch Leuchſenring hat kennen lernen, lächerlich machen wollen, und hundert andre ſolche Falſchheiten, die Leuchſenring, ich weiß nicht durch wen, alle wieder erfahren. Dazu kam noch ſein Betragen im Haus gegen ſeine Frau und ſein niedriger Geiz, der auch macht, daß er keines Menſchen Freund, ohne Intereſſe ſein kann. Leuchſenring kann ihn faſt nicht mehr ausſtehen, und würde längſt brechen, wenn ers nicht ſeiner Frau wegen unterließe! wir reden ihm aber oft ein. Vornehmlich beklagt er ſich über ſeine Indiscretion — und es iſt mir leid, daß ich ihm jemals was vertraut. Ich danke Gott, daß ich weggehe: denn es neigt ſich völlig zum Ende der Freundſchaft; wir halten es aber, ſo lang als wir halten können. Er kommt faſt gar nicht mehr zu uns, und wenn ich ihn ſehe und Leuchſenring iſt bei uns, iſt er übler Laune. Leuchſenring iſt faſt den ganzen Nachmittag bei uns, und lieſet uns in Voltaire, Wieland oder unſerm Freund Yorik und „Triſtram Shandy“ vor: er lebt und webt um uns und ganz in meiner Glückſeligkeit, und iſt ſo ganz, ſo innig unſer Bruder. Ich weiß gewiß, wenn Ihr Euch beide einmal kennt, Ihr ewige Freunde ſein werdet.

Er hat mir verſprochen, in einigen Jahren zu uns nach Bückeburg zu kommen; denn hier ahnde ich, daß es ſchief gehen werde. Ich habe ihn auch gebeten, gleich abzureiſen, ſobald es nicht gut geht.

Junker Berlichingen erwartet Dich in Frankfurt am Main, und kommt vielleicht mit Dir hieher. Merck hat ihn auch ſchon gegen Leuchſenring geſtimmt, und er hat neulich einen Jahrmarkt in Verſen hieher geſchickt, um Herrn Merck die Cour zu machen und Leuchſenrings Perſon darin aufzuführen. Die ganze Geſchichte iſt mir für diesmal recht fatal. Doch an unſerm Glück kann und ſoll uns nichts ſtören! Mein Herz ſchlägt heiter und ruhig der Stunde unſers Wiederſehns und ewiger Umarmung entgegen. Davon ach! da läßt ſich nichts ſagen — Du weißts und fühlſts mit mir.

Ich denke, ich gebe die 10 Rthlr. und laſſe uns in der Chriſtlichen Kirche aufrufen, wenn es Herr Landgraf für keine Verachtung ſeiner Gnade anſieht. Doch was thut das! Lebe wohl und behalte mich in Deinem Herzen.

Deine Lina.

Der Markgraf und die Markgräfin von Durlach kommen mit ihren Prinzen nach Oſtern, und bleiben 8 oder 10 Tage. Sie reiſen zuſammen nach England. —

130.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg Anfangs April 1773).

Hier haben Sie auch einen Brief, liebſte Lina, aber Gottlob! freudigern Inhalts, als den von Ihrem Leuchſenring an Merck; der iſt doch, die Sache mag zwiſchen beiden ſtehen, wie ſie will, ſo höckerigt und nicht recht nach meinem Sinn geſchrieben. Mich dünkt immer, die recht reine Wahrheit, Lauterkeit und Eiferſucht für die alleinige Tugend, mit Aufopferung alles deſſen, was wir ſind, ſpreche doch nicht ſo. Und den Schein, ſo zu ſprechen, muß man doch immer annehmen, wenn die Sache nicht erbittern ſoll. Ueber Mercks Charakter mag ich gar nicht urtheilen (ich kenne ihn nicht), und was ich von ihm zu ſagen habe, liebſte Lina, will ich lieber mündlich ſagen. Was mich einzig freut, iſt, daß die Sache auf Sie den Eindruck macht, daß Sie ſich wegwünſchen, und das iſt ſchon ſo lange mein Eindruck geweſen. Zwiſchen Ihnen und Merck habe ich ſchon ſo lange Kälte bemerkt. Leuchſenring iſt doch auch nur ein Buttervogel mit ſchönen Goldflügeln. Die ganze Lage hat über das keinen Halt, und muß ſich alles in allem zu bald ändern. Alſo, meine Lina, nur Du in meine Arme, und wir haben ſodann einen ruhigern Standpunkt, dem Dinge zuzuſehen, wenn wir uns erſt gerettet. Jetzt widert mich nach ſo viel Zwiſtigkeiten und weiſen Meinungen über mich beinahe die ganze Zunft an; und wer mich am meiſten dauert, iſt Madame Merck. Es muß ein Tod im Herzen und ein Brand in den Eingeweiden ſein, ſich ungeliebt zu fühlen — zeitlebens ungeliebt! — und die Schritte gethan zu haben, die ſie gethan hat. Wie wünſche ich daher mir, ſie zu ſprechen und noch, ohne Zweifel zum letztenmal in meinem Leben (denn wer weiß, wo ſie hinkommt?), zu umarmen! Ueber mein Stillſchweigen in der ganzen Sache kann meine Lina ſicher ruhen: ich habe ihr vielleicht mehr zu ſagen als das.

Sie werden aus der Beilage ſehen [1], wie Sie die Gräfin ſchon zum voraus ins Gute hineinmalet, mit der Beſcheidenheit nämlich, mit der ſie über alle Sachen denkt; und wie mich nach Ihnen lüſtet, nicht banget, wird mir von Tag zu Tag noch mehr Morgen- und Abendſegen. Ohne Dich, meine liebe Lina, iſt mir jetzt nichts in der Welt, und es iſt, als wenn alle Situationen vom Himmel recht aufgeſpart wären, um dies Verlangen zu beflügeln. Gleich nach Oſtern will ich fort, und ſehen Sie, da komm' ich juſt gegen Ende Aprils bei Ihnen an: da iſt der Hof in ſeinen letzten Zügen vor Aufbruch — welches gut iſt. Da, hoff' ich, iſt der Badenſche Hof mit der ſchwarzen Friſur ſchon abgeſegelt, welches beſſer iſt; und da ſpreche ich noch Madame Merck, Leuchſenring und ihn ſo zu guter

---

[1] Dem Brief der Gräfin Maria vom 31. März („Erinnerungen" II, 101 f.).

Lezt, und lebe ſodann einzig und allein meiner Lina auf der Erde. Mein Herz wird jede Viertelſtunde mehr von allem los. — — Dann leben wir noch einige Zeit zwiſchen unſerm Geſchwiſter und dann, meine liebe Lina, fliegen wir hieher, wo wir beide zuſammen einzig und allein auf ein neues Leben ſinnen wollen, und Frühling und Sommer feiern. Wir werden hier, wie zwei abgeſchiedene Seelen von den Unſrigen, aber wie im Elyſium Gottes leben — meinſt Du nicht auch? Und wird Ihnen die Liebe der Gräfin nicht ſehr behagen? Wie ich, ſeit dem letzten Beſuch, ordentlich in Ihrer Denkart und wie vor Ihrem Bilde lebe! O einſt vor Deinem wahren, innigen, lebendigen Bilde! Gott helfe mir in die Zeiten! Wer weiß überdrein, wie lange man ſie genießt! — —

Noch eins, meine liebe Lina. Kannſt Du mir nicht nächſte Poſt, wenn Du dieſen Brief empfängſt, Deinen Taufſchein ſchicken? Er müßte aber aus dem Kirchenbuche oder gerichtlich ſein. Iſt das erſte weitläufig, ſo kann Dir ja zum letzten Dein Bruder oder der Geheimerath gleich helfen. Name, Geburtsjahr und Beglaubigung der Zeugen iſt dabei nöthig. Du wirſt lachen und fragen: Wozu das? Man muß aber nicht immer fragen, liebſte Lina, ſondern auch manchmal lachen und thun. Aber ja bald, was nämlich ſein kann. Und hiemit Gott befohlen! Ich ſchreibe noch ein paarmal im Feſte.

Dein

H.

Grüße Leuchſenring, meine liebſte Lina, aber überlaß Dich ihm nicht gar zu ſehr. Wir ſind vor dem Recidiv noch nicht recht ſicher. Lebewohl. Wir haben eine bang abgetrennte unſelige Brautſchaft gehabt. Gott wird uns zu einem ſeligern Leben nach ihr helfen.

Ihr Bericht über Jacobis Brief hat mich ſehr beruhigt; bitten Sie Leuchſenring, daß er mich bei ihm über meinen blinden Lärm, an dem nur Merck ſchuld iſt, verſöhne.

131.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg Anfangs April 1773.)

Guten Morgen, meine einzige, liebe Lina! Ich thue jetzt nichts, als von Ihnen wachen und träumen: ich wünſche ordentlich für mich nichts, und für Sie alles zu ſein, da ich eigentlich nichts ſein kann, und zu werden.

Oſtern nahet heran und alsdann hoffe ich ſogleich von hier fort, werde aber meine Abreiſe noch näher ſchreiben. Meiner letzten ſchlechten Möbel im Hauſe, eines treuloſen Bedienten, bin ich los, und ich lebe nun ſchon unter meinen neuen, treuen Leuten, wie im Himmel der Hoffnung verſteht ſich, und des Genuſſes jetzt minder als jemals. O wie will ich Dich lieben! meine über alles erhabene, treue, gute, mit dem Herzen zufriedene Liebe! wenn ich

Dich erſt hätte und ſo für Dich wäre, als ichs — doch weg, Zweifel! weg alle Worte! Komm' That, Liebe und Wahrheit! Ich bin wenigſtens nichts, um durch Dich alles zu ſein!

Die Herzogin von Zweibrücken Durchlaucht haben Ihnen das Zeugniß zu geben geruhet, que Vous êtes une personne pas seulement d'agrémens, mais aussi de bien solides merites. — Ich ſchreibs Ihnen ſo Franzöſiſch her, als ichs gehört. Der Weg, daß es durch meine ſüße Gräfin kam, die ſich darüber ſo freute! verſüßte mir alles; ſonſt wollte ich, daß die Durchlauchtigſt Franzöſiſchen solides merites von éloges ſich ſparten. Es wird mir ordentlich abgeſchmackt, wenn ich mir Dich dagegen gedenke.

Unſre liebe Gräfin geht dieſen Sommer vielleicht nach Aachen; ſonſt aber weiß man noch nichts. Sie hat jetzt ihre Schwägerin verloren und iſt gewiſſermaßen ganz allein. Ich wollte, daß Sie ihr gefielen, und nach allem Anſchein werden Sies gewiß.

Wer ſich ſonſt hier am meiſten für Sie empört, iſt eine alte adlige Nachbarin, die ordentlich als Mutter dabei fährt.[1] Ich habe ſie und niemand hatte ſie noch ſo geſehen, als ſie bei mir war und ich ihr Dein Bild zeigte. Sie lief ordentlich einem Jeden drückend entgegen, der ihr nur vor die Hand kam. Unſre Gärten ſtoßen an einander und ſie lebt ſonſt am weiſeſten hier in der ganzen Stadt.

---

[1] Frau von Beſcheffer. Vgl. die „Erinnerungen" I, 237.

Reitz, ohne Handlung, ohne Bewegung, **eben in dieſer Grabesſtellung** mit Händ und Füſſen voll Ruhe und Tod — ewige Marmormumien! ſiehe, **das ſollten ſie ſeyn, und ſinds** auch! Sinds **im höchſten Mechaniſchen der** Kunſt! im **Ideal ihrer Abſicht!** — wie geht nun dein ſchöner Tadeltraum verlohren! Wenn du auf zehnfache Weiſe den Knaben durch ein Vergrößerungsglas zum Rieſen erhöbeſt und ihn belichteteſt, du kannſt **nichts** mehr in ihm **erklären**; alle **Knabenhaltung** iſt weg, und iſt doch nichts minder, als Rieſe!

* * *

Die **Phönicier** waren, oder würden, ſo verwandt ſie den Aegyptern waren, gewiſſermaaße, ihre **Gegenſeite von Bildung**. Jene, wenigſtens in den ſpätern Zeiten, Haſſer **des Meers** und **der Fremden**, um einheimiſch nur „alle **Anlagen und** Künſte **ihres Landes** zu entwickeln;,, dieſe zogen ſich hinter Berg und Wüſte an eine Küſte, um eine neue **Welt auf dem Meere** zu ſtiften — Und auf welchem Meere? auf einem **Inſelnſunde**, einem **Buſen zwiſchen Ländern**, das recht dahin geleitet, mit Küſten, Inſeln, und Landſpitzen gebildet

zu

Ihr Abkündigen, liebſte Lina, hat mich erfreut. Ich darf mir hier die Diſpenſation nur ausbitten, vor der Abreiſe es gar nicht thun zu dürfen. So machen wirs Schaumburger Leute von Stande; machen Sies auch ſo, oder laſſen Sie unſre Namen einmal für allemal erſchallen, aber noch nicht ſobald. Sonſt ſind Sie ja vor meiner Ankunft ſchon Wittwe — und das Ding kommt, dünkt mich, immer Zeit genug. Sie befürchten doch keinen Einſpruch.?

Leuchſenring hat an mich geſchrieben, aber nicht ſo ganz mit Ablegung der Vorurtheile, als ichs wünſchte. Selbſt die liebe Entſchuldigung übers Hutabnehmen, die er auch mir wiederholt, und die ewige Proteſtation, daß er Gelehrſamkeit verachte, gehört dazu. Als wenn das nicht jeder thäte und nur noch an das Ding dächte! Grüßen Sie ihn, und wenn er mir etwas nach Berlin und Hamburg[1] zu ſchicken hat, ſo möge ers thun.

Grüßen Sie, meine liebe, ſüße, ſelige Lina, aus der Fülle meines Herzens Ihre Schweſter, und ſchreiben Sie mir doch noch aus aus der Fülle Ihres Herzens, was Sie denken, machen, hoffen, wähnen. —

Die Landgräfin hat mich erſuchen laſſen, vor Ihrer Abreiſe da zu ſein, und das hoffe ich gewiß: auch ſind ja dazu ſchon die ſchönſten Tage. Der April kann für Mai gelten.

Adieu, meine liebe, ewige Engelsfreundin! Liebe mich, wie ich von ganzer Seele liebe.

---

[1] An Nicolai und Claudius, betreffend ſein literariſches Unternehmen.

132.

An Caroline Flachsland.

Bückeburg) am 10. April (17)73. am Ruhetage Chriſti.

— Ich muß aufs Schloß zur Henkersmahlzeit! Von der Gräfin hatte ich heut Morgen wieder einen lieben Brief, da ſie auch Deiner wieder mit allen Ehren gedenket, und auf meine ſombre Miene ſchilt, die ich dann aber freilich nur durch Dich verlieren kann, will und werde.

Morgen iſt Oſtern, und ich bin noch hier, werds auch wohl aus Urſachen, die ich Ihnen nicht erklären darf, ſo machen, daß ich nur Ende April da bin. Vom Badenſchen Hofe geben Sie mir doch ein Wort Nachricht, ſobald Sie können. Auch ſchreiben Sie mir nur immer, ſo lange Sie können. Wenn ich nicht mehr hier bin, laſſe ich mir die Briefe von ſicherer Hand nachſchicken. Und ich bin (wie ich Ihnen wohl kaum zu erklären brauche) ohne Sie jetzt ganz allein auf der Welt. Hier iſt das reizendſte Wetter von der Welt, das mich äußerſt zu Dir lockt.

Zu Dir, mein liebſtes Jungfräulein,
Und Deinem ganzen Herzelein,
Und theilens mit dem Herzen mein,
Und froh und ledig bei Dir ſein.

Eben bin ich durch einen höchſten Beſuch Sr. Durchlaucht und Ihrer Erlauchten und des ganzen Hofgeſindes geſtört oder geehrt. — So etwas iſt hier eine erſchreckliche

Gnade von Sr. Durchlaucht, die mir noch nicht widerfahren iſt, und die mir gewiß allein um meiner Lina willen widerfährt. Sie rührt mich wohl nicht in anderm Betracht ſo äußerſt ſehr, als ſofern die liebe, ſanfte Gräfin dabei war, der ich jeden Fußtritt wohl aufküſſen wollte, und von der ohne Zweifel die ganze Sache kam. Daß ich dabei feierlich gratulirt bin, verſteht ſich — und von der lieben Gräfin ſo herzlich!

133

An Herder.

(Darmſtadt Mitte April 1773.)

So klein und abgeſchnitten Dein Briefchen war, auf das ich ſo lange gewartet, ſo wars doch wieder alles, alles für mich von Dir, an dem meine ganze Seele jetzt hängt! Was ich wähne und hoffe und denke und glaube, das ſoll ich, das kann ich Dir ſagen? wirds doch kaum mein Herz Dir ſtumm ſagen können. Ich wanke mit ſüßer, ſeliger Ruhe zu Dir, wie in Elyſium, hinüber — und ſanft und ewig windet meine Seele ſich um Dich. — Ach Gott, was für Himmel ahndet wir! und ſanft und ewig! nicht raſch, nicht berauſchend iſt unſer Band der Liebe — ſanft und ewig. Mein ganzer Körper und Seele iſt voll inniger, ſtiller Freude und Wonne. —

Auch ſelbſt, wenn ich denke, Du könnteſt Dich in mir irren, und fändeſt das nicht, was Deine Seele gewähnt (ach leider! zu viel wird das wahr ſein!), ſo weiß ich, daß Du edel und gut biſt — und durch mich ſoll unſer Band keine Feſſel ſein. Die ganze Welt iſt Dein — und Du mir meine ganze Welt. Lieben, glauben, an Dir hangen, wird mein ganzes Scherflein guter Wille ſein. O daß ich Dir das ſein könnnte, was ich wünſche! daß ich lauter Freude und Glückſeligkeit um Dich verbreiten könnte! Gott wird mein Gebet erhören und Dich ſegnen, daß Du Dein Mädchen ſo glücklich machſt. — Jedermann, wer Dich kennt, preiſt und ſegnet mich glücklich, Dein Weib zu ſein — und ich, ich ſehne und ſchmachte in aller meiner ſüßen Ruhe nach dem wahren Genuß des Lebens mit Dir, Engel meines Lebens. Alle die übertriebenen Phantaſien weggenommen, konnen wir die glücklichſten Sterblichen zuſammen werden. O meine Ahndung wird mich nicht trügen! Gott hat uns ja zuſammengeführt, und hat uns einander gegeben. —

Du biſt unter meinen Freunden und Bekannten hier ſehr geliebt, und wir ſprechen jetzt nur von Dir — Du lebſt ſchon lange unter uns. Lila iſt ſeit einiger Zeit hier an dem Krankenbett der ſterbenden Urania.[1] Es neigt ſich ſeit geſtern ſehr zum Ende; ſie kampft ſeit fünf Wochen mit Leben und Tod, und hat viel erlitten. Ich habe meine Lila nur zweimal geſehen, und ſie hüpfte bei Deinem Namen. Ach, wie wird mirs ſein, wenn ich ihr meinen Herder zeige!

---

[1] Fräulein von Rouſſillon. Vgl. oben S. 2[illegible] [illegible]

Ich ahnte viel Gutes von unſrer alten lieben Nachbarin; mein Herz hat ihr entgegengewallt, als ich von ihr las. O wie ſehr habe ich noch eine Mutter nöthig!

Leuchſenrings Brief haſt Du ein wenig zu ernſthaft genommen; er iſt ſtockig, das iſt wahr, aber unter Freunden und von einem Freunde iſts doch mehr Aufrichtigkeit als alle Bücklinge. Er liebt Dich von ganzer Seele.

Ich werde mir alſo Diſpenſation vom Landgrafen ausbitten, das er gewiß gern thun wird, und wenn wir öffentlich müſſen genannt werden, ſo geſchiehts nicht eher, als bis Du hier biſt. Die Stadt ſoll mich zur fröhlichen Zeit keine Verlaſſene nennen. — Habe ich doch lange genug den Wittwenſchleier im Verborgenen getragen. Wie wirſt Du mir alles, alles verſüßen!

Ich habe herzlich über die solides merites gelacht, die ich nun nicht an mir finden kann; die gute Frau kennt mich aus Tradition und meinem ernſten, blaſſen Geſicht, woraus nun freilich viele solides merites ſcheinen. Uebrigens iſt mirs aber herzlich leid, dergleichen Vorankündigen; ich verliere nun, wenn man mich ſieht, und wenn ich ein Engel wäre. Doch was brauche ich Andrer Beifall — habe ich nur Deinen Beifall, Du, meine Welt, mein Publicum!

Es iſt iſt mir ſehr, ſehr lieb, wenn Du erſt zu Ende April kommſt; ich habe mich verſpätet und bin noch nicht ganz reiſefertig. Die Landgräfin bleibt ja noch ſieben Tag im Mai hier — und die Natur iſt hier noch nicht aufgeblüht. Meine Schweſter reicht Dir ſchon die Hand, und grüßt Dich tauſendmal. Ich bin bei Dir und verlaſſe Dich nimmermehr. Deine treue Lina.

134.

An Herder.

(Darmſtadt den 17. April 1773.)

Guten Morgen, guten Morgen, Lieber, Beſter, Einziger! Verzeihſt Du mir, daß ich heute nur zwei Zeilen ſchreibe? Die Poſt geht ab und eben ſtehe ich auf. Ich habe heute Nacht als Deine Braut geſündigt, und war auf einem Maskenball hier, den der Hof gegeben, und wovon wir erſt geſtern die Nachricht bekamen, und ich alſo den Tag mit Maskenkleiderverfertigen verſchleuderte. Aber ich habe mich ſchrecklich auf dem Tanz ennuyirt. Ich war einſam, ohne Dich, ohne alles, was ich jetzt habe.

Goethe iſt ſeit zwei Tagen hier[1]. Ich habe ihn nur wenig geſprochen; er iſt rückhaltender als jemals, und ſpricht in Gegenwart Mercks in einem wunderlichen Ton mit mir, das mich aber nicht beleidigt, weil Merck das Report iſt. Wenn ich ihn allein ſpreche, iſt er gut, ſehr gut. Merck wünſcht in ſeiner Reiſechaiſe zu ſitzen und weg zu ſein; er fürchtet, die Schiffe fahren gegen einander mit Krachen; es iſt mir hundertmal lieb, daß Du erſt gegen Ende des Monats kommen wirſt.

---

[1] Am 14. ſchreibt Goethe an Keſtner, er gehe am folgenden Tag zu Fuß nach Darmſtadt, mit den Reſten von Lottens Brautſtrauß auf ſeinem Hut. Merkwürdiger Weiſe gedenkt Caroline nirgendwo ſeines glühen Liebesſchmerzes.

Der Geheimerath wollte Ihnen antworten, aber er ſchläft noch, und baut übrigens ein Haus, und iſt beſchäftigt. Dein Brief hat ihn ſehr gefreut.

Der Badiſche Hof macht hier eine abſtechende Figur mit unſerm Hof. Die gelehrte Markgräfin ſaß neben unſrer Fürſtin wie eine Nähefrau. Der Erbprinz hat mich unter ihnen allen allein intereſſirt mit ſeinem melancholiſchen Antinousgeſicht. Sonſt ſind ſie über die Maaßen höflich, und ihre Begleiter und Cavaliere ihrer würdig. Sie gehen morgen wieder zurück; es war nur ein Beſuch.

Apropos, die Herzogin von Zweibrücken möchte Dich gerne predigen hören; ſie geht den 3. Mai weg, und wenn Du willſt und magſt und kannſt, ſo iſt der 2. Mai ein Sonntag zum Predigen. Den Tag Deiner Ankunft ſchreibſt mir doch, Lieber, Beſter, Einziger!

Mich wecken alle Morgen die Vögel hoch am Himmel und Dein Bild in meinem Arm und Herzen. O könnt' ich Dich holen oder begleiten! Ich ſchreibe immer fort, bis ich nicht mehr kann. Lebe wohl, Du in meinem Arm und Herzen. Deine ewige L.

135.

An Herder.

(Darmſtadt gegen den 20. April 1773.)

Alles blüht und lebt hier auf. Komm', mein Geliebteſter, mein Freund, daß wir im Blüthenduft und Lerchengeſang zuſammen wandeln können! Mein Herz ſchlägt Dir mit der Seligkeit der Hoffnung entgegen — Dich wiederzuſehen! nicht mehr zu trennen! auf ewig uns nicht zu laſſen! — Ach, Du kannſt nicht ſo glücklich ſein als ich, kannſt nicht in einer ſo ſeligen Hoffnung und Ahndung ſein. O möchte ich doch durch Deinen Namen, Deine Umarmung, Deine ganze Seele empfangen, und Dich glücklich machen können! Aber ich glaube an Dich, wie an meinen Gott, und denke nicht einmal mehr daran, daß ich Dir mißfallen könnte. — O Gott, wie ſchleichen die Tage jetzt ſo langſam, und es iſt noch nicht Ende April. Vielleicht begegnet Dir dieſer Brief, vielleicht folgt er Dir, wie immer meine Gedanken Dir folgen. Den Tag ſchreibſt Du mir doch? Ich komme nur mit meiner Schweſter und Bruder Dir entgegen. Kommſt Du nicht mit der Abendrothe? Das wäre ſo ſchön!

Daß die Gräfin in unſern Zimmern war, macht ſie ja noch viel ſchöner! Ich habe ſeitdem oft ihren Brief geleſen, und ſie iſt mir wie ein heiliger Engel darin. Warum geht ſie doch dieſen Sommer von Bückeburg? nun eben, wo ich komme!

Unſere Urania iſt todt.[1] Lila hat vor ihrem Bette gekniet und wollte nicht glauben, daß ſie ſterben könnte: ſie hatte keine Schmerzen mehr, ihr Herz hörte auf zu ſchlagen, ohne daß mans wußte. Ich habe ſie nicht mehr geſehen. Wie tröſtend iſt da das Wiederſehen im Himmel!

Merck ſagte geſtern, er würde Dirs nicht verzeihen, wenn Du nicht kämeſt, da er noch hier ſei. Du läßt Dich doch nichts von allem dem Zeug gegen ihn merken. Er beklagte ſich neulich, daß er ſo lange keinen Brief von Dir habe.

Goethe kommt nicht oft zu uns, ich habe ihn faſt noch nicht geſprochen; ich bin wie ein Ball, oft ganz nah, und wieder weit weg von ihm. Es geht mir aber nichts mehr nah; denn ich finde ja Dich, mein Geliebteſter, auf der Welt.

Meine Arme breiten ſich nur nach Dir aus — und ich ſehe nur die Gegend und den Himmel, wo Du herkommſt. Ach wann? wann?

Deine Lina.

---

[1] Am 21. April ſchreibt Goethe an Keſtner: „Der Tod einer theuer geliebten Freundin iſt noch um mich. Heut früh ward ſie begraben und ich bin immer an ihrem Grabe und verweile, da noch meines Lebens Hauch und Wärme hinzugeben und eine Stimme zu ſein aus dem Steine dem Zukünftigen. Aber ach auch iſt mir verboten einen Stein zu legen ihrem Andenken, und mich verdrießt, daß ich nicht ſtreiten mag mit dem Gewäſch und Geträtſch.“

Druck von C. W. [illegible] in Darmſtadt.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

zu ſeyn ſchien, um einer Nation die Mühe des Schwimmens, und Landſuchens zu erleichtern — wie berühmt biſt du Archipelag und Mittelmeer in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes! Ein erſter handelnder Staat, ganz auf Handel gegründet, der die Welt zuerſt über Aſien hinaus recht ausbreitete, Völker pflanzte und Völker band — welch ein großer neuer Schritt zur Entwicklung! Nun muſte freylich das morgenländiſche Hirtenleben mit dieſem werdenden Staat faſt ſchon unvergleichbar werden: Familiengefühl, Religion und ſtiller Landgenuß des Lebens ſchwand: die Regimentsform that einen gewaltigen Schritt zur Freyheit der Republik, von der weder Morgenländer noch Aegypter eigentlich Begrif gehabt: Auf einer handelnden Küſte muſten bald wider Wiſſen und Willen gleichſam Ariſtokratien von Städten, Häuſern und Familien werden — mit allem welch eine Veränderung in Form menſchlicher Geſellſchaft. Als alſo Haß gegen die Fremden und Verſchloſſenheit von andern Völkern ſchwand, ob der Phönicier gleich nicht aus Menſchenliebe Nationen beſuchte, es ward eine Art von Völkerliebe, Völkerbekanntſchaft, Völkerrecht ſichtbar, von dem denn

nun

Denkmal Johann Winckelmann's.

* * *

Eine ungekrönte Preisschrift
Johann Gottfried Herder's
aus dem Jahre 1778.

* * *

Nach der Kasseler Handschrift zum ersten Male herausgegeben
und mit literarhistorischer Einleitung versehen

Von

Dr. Albert Duncker,
Erstem Bibliothekar
der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel.

Kassel.
Verlag von Theodor Kay,
Königliche Hof-Buch- & Kunsthandlung.
1882.

Alle Rechte vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von G. Döll in Cassel.

Seinem Freunde und Landsmanne

Dr. jur. Gustav Freiherrn Schenk zu Schweinsberg

Grossherzoglich Hessischem Kammerherrn,
Vorstande des Grossherzoglichen Haus- und Staatsarchivs
und
Hauptmann à la suite

zu Darmstadt

in alter Treue

der Herausgeber.

Vorwort.

* * *

Das Herder'sche „Denkmal Johann Winckelmanns" erscheint hier zum ersten Male im Druck.

Die Geschichte seiner Entstehung und der 1881 von mir aufgefundenen Kasseler Originalhandschrift, welcher meine Ausgabe folgt, hoffe ich in der Einleitung so weit dargestellt zu haben, als es der Zweck dieser Publikation zu erfordern schien.

Abgesehen von der Verbesserung einiger offenbaren Schreibfehler sind Aenderungen des Herder'schen Textes selbstverständlich nicht vorgenommen. Ich habe diese Verbesserungen nebst den wenigen von mir hinzugefügten mit Ziffern bezeichneten Anmerkungen durch eckige Klammern kenntlich gemacht.

In der Behandlung der Herderschen Orthographie und Interpunktion glaubte ich mich ganz nach den von

Suphan im 1. Bande seiner Herder-Ausgabe, Vorrede S. IX ff., dargelegten Grundsätzen richten zu dürfen und behielt demgemäss die ursprüngliche Schreibung Herders genau bei, wie sie Suphan, besonders in Bezug auf den S-Laut, im 2. Bande S. XI ff. charakterisirt hat.

Den Herren Professoren Dr. **Rudolf Haym** zu Halle und Dr. **Bernhard Suphan** zu Berlin bleibe ich für die ebenso freundlichen als reichhaltigen Mittheilungen, die sie mir für diese Veröffentlichung zu Theil werden liessen, zu stetem Danke verbunden. Welchen bedeutenden mittelbaren Antheil Herr Professor Haym an der Entdeckung der Kasseler Handschrift hat, möge man in der Einleitung nachlesen.

Kassel, im August 1882.

Albert Duncker.

Einleitung.

An dem regen geistigen Leben, das in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in vielen deutschen Residenzen herrschte, nahm auch Kassel unter der Regierung des Landgrafen **Friedrich II.** von Hessen (1760—1785) einen nicht unrühmlichen Antheil. Freilich ging Friedrichs Bestreben nicht auf die Hebung unserer nationalen Literatur hinaus; kein Strahl des Ruhms, der Weimars Fürstenhaus umglänzt, fällt auf den Landgrafen. Vielmehr stand sein Hof, ebenso wie in politischer Hinsicht, so auch in Dingen des Geschmacks unter dem Einflusse Friedrichs des Grossen. Durch die ihm von **Jean Pierre de Crousaz***) zu Theil gewordene Erziehung, dann durch Studien zu Genf, durch Reisen in Frankreich und Umgang mit gebildeten Franzosen hatte sich Landgraf Friedrich von früh auf gewöhnt, Frankreich als tonangebend auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste zu betrachten. Wenn er im Verlaufe seiner Regierung auch nicht wenige tüchtige deutsche Gelehrte in sein Land und seine Hauptstadt berief, von denen sogar einige nachmals einen Weltruf gewannen, so blieben doch in allen schöngeistigen Bestrebungen Franzosen seine einflussreichsten Rathgeber. Nur zu gern lieh er sein Ohr den Schmeicheleien französischer Glücksritter, die ihn als einen neuen Augustus und Titus priesen. Die Hauptrolle unter ihnen spielte **Jean Pierre Louis de Luchet**, der sich Marquis de Luchet zu nennen pflegte, ein Titel, der ihm nicht gebührte, wenn wir **Strieder** trauen dürfen, der in seiner „Hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte" ein nichts weniger als schmeichelhaftes Bild dieses Aventuriers entwirft *). Luchet erschien 1775 mit Empfehlungen **Voltaires**

---

*) Ueber Friedrichs Bildungsgang vgl. **Rommel** in Ersch und Gruber I, 50, S. 112 ff.; A. **Wyss**, Allg. deutsche Biographie VII, 524 ff. und Th. **Hartwig**, Der Uebertritt des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel zum Katholicismus. Cassel 1870. S. 7 ff.

---

*) VIII, 117—157, wo sich auch Luchets hochtönende Selbstbiographie findet, die aber nur seine literarischen Leistungen erwähnt, jedoch klüglicher Weise von seinen Lebensumständen vor seiner Ankunft in Kassel schweigt. Dass Strieder noch ganz besondere Gründe hatte, gegen Luchet erbost zu sein, ergibt sich auch aus seinem von K. **Bernhardi** in der «Zeitschrift des Vereins f. hess. Gesch. u. Landeskunde» Aeltere Folge V, 208—243 publicirten Tagebuche (auch in Separatausgabe erschienen unter dem Titel: «Die Revolution der Casselschen Bibliothek im Jahre 1779.» Cassel. 1850.)

Ueber Luchets Marquisat macht Strieder a. a. O. S. 138 Anm. die drollige Bemerkung: «Als Herr de Luchet kam er wenigstens 1775 im May nach Cassel; nach einiger Zeit indessen brach's aus, dass er Herr **Markis** von Luchet sei. Jetzt (der betreffende Band Strieders erschien 1788) kan ich es wohl öffentlich gestehen, dass ich damals gleich an die Fabel von der Schley in der Fremde, beim Zachariae, dachte.» — Nach der nun wohl ganz natürlich ein eingeſchloßner Stamm oder ein kolchiſches Völkchen nichts wiſſen konnte. Die **Welt wurde weiter: Menſchengeſchlechter verbundner und enger.** Mit dem Handel eine Menge Künſte entwickelt, ein ganz neuer **Kunſttrieb** inſonderheit, **für Vortheil, Bequemlichkeit, Ueppigkeit und Pracht!** Auf einmal ſtieg der Fleiß der Menſchen von der ſchweren **Pyramideninduſtrie** und dem **Ackerfleiße** in ein „**niedliches kleinerer Beſchäftigungen**„ hinunter. Statt jener unnützen, **theilloſen Obelisken** wandte ſich die Baukunſt auf **theilvolle**, und in jedem Theil **nutzbare Schiffe**. Aus der ſtummen, ſtehenden **Pyramide** ward der **wandelnde, ſprechende Maſt.** Hinter der Bildnerey und Werkarbeit der Aegypter ins Große und Ungeheuer, ſpielte man jetzt ſo **vortheilhaft mit Glas**, mit zerſtücktem, gezeichnetem **Metall, Purpur** und **Leinwand**, Geräthſchaft vom Libanon, **Schmuck, Gefäßen, Zierrath** — man ſpielts fremden Nationen in die Hände — welch andre Welt von **Beſchäftigung!** von **Zweck, Nutzen, Neigung, Seelenanwendung!** Nun muſte natürlich aus der ſchweren, geheimnißreichen Hieroglyphenſchrift „**leichte, abgekürzte, bräuchliche Rechen**= und

Buch-

in Kassel und galt bald für den erklärten Liebling des Landgrafen. Er wurde Leiter des französischen Hoftheaters und der Hofkapelle (Surintendant de la musique et des spectacles), Bibliothekar der Hofbibliothek und erhielt den Titel eines Geheimen Legationsraths. Durch sein allezeit fertiges Urtheil auf literarischem und künstlerischem Gebiete wusste er dem Fürsten so zu imponiren, dass dieser ihm unbedingtes Vertrauen schenkte, obgleich Luchets zahlreiche eigene Geistesproducte, die heute so gut wie vergessen sind *), ihm keineswegs das Anrecht gewährten, den unfehlbaren Kritiker zu spielen. Dabei besass übrigens der Marquis die Schlauheit, sich gegenüber dem mächtigsten Minister Friedrichs, dem General von Schlieffen, gefügig zu zeigen, wo es erforderlich schien **). So konnte er zehn Jahre lang am Hofe zu Kassel in Fragen des Geschmacks den Ton angeben, bis 1785 der Tod des Landgrafen seinen Sturz herbeiführte. Mit mehreren

---

Biographie Universelle Ancienne et Moderne. (Bruxelles 1843—1847.) Tom. XII, 32. führte er in Frankreich, wo er anfänglich Cavallerieoffizier war, den Namen eines Marquis de la Roche-du-Maine, stand nach seinem Ausscheiden aus der Armee an der Spitze einer Bergwerksgesellschaft, die Bankerott machte und gründete dann zu Lausanne ein Journal, das sich nicht halten konnte. Aus der Schweiz, wo damals Voltaire zu Ferney seinen literarischen Hof hielt, kam er nach Kassel. Ueber seine Thätigkeit als Intendant des französ. Theaters s. W. Lynker, Geschichte des Theaters und der Musik in Kassel, herausgegeben von Th. Köhler, S. 280 ff.

*) Die lange Reihe derselben, von Strieder hin und wieder mit hämischen Bemerkungen versehen, findet sich a. a. O. S. 118—125.

**) Vgl. Schlieffens Aeusserungen über ihn in der „Nachricht von einigen Häusern des Geschlechts der von Schlieffen" II, 171 und Anm.

anderen seiner abenteuernden Landsleute wurde er von Friedrichs II. Sohne und Nachfolger Wilhelm IX. alsbald in Ungnaden entlassen. Er ging darauf nach Preussen, wo er in die Dienste des franzosenfreundlichen Prinzen Heinrich trat und kehrte nach Ausbruch der Revolution nach Paris zurück. Dort wurde aus dem ehemaligen Höfling schliesslich noch ein Vertreter der modernen Ideen, die er in dem von ihm redigirten „Journal de la Ville“ zu verbreiten suchte. Zu Paris starb er auch 1792 *).

Leider war es dieser eitle und oberflächliche Franzose, dem die Ausführung eines schönen Gedankens anvertraut wurde, den Landgraf Friedrich, begeistert von dem Anblicke der Kunstschätze zu Florenz, Rom und Neapel von einer zu Ende des Jahres 1776 angetretenen Reise nach Italien mit heimgebracht hatte. Die meisten antiken Bildwerke, welche heute das Kasseler Museum besitzt, wurden von dem Fürsten auf dieser Reise erworben **). Aber sie erhielten nicht nur bald in würdigen Räumen Aufstellung — denn damals begann Friedrichs trefflicher Baumeister Simon Ludwig du Ry am Friedrichsplatze den Bau des Museum Fridericianum, der zu Anfang 1779 vollendet wurde — sondern auch ein Kreis wissenschaftlich gebildeter Männer, empfänglich für die Herrlichkeit des classischen Alterthums, sollte durch die Sammlungen des Fürsten an

---

*) Biograph. Univ. a. a. O.

**) D. Tiedemann, de antiquis quibusdam Musei Fridericiani simulacris (3 Programme des Collegium Carolinum). Cassellis. I et II, 1779. III, 1780; L. Völkel, »Die antiken Sculpturen im Museum zu Cassel« in F. G. Welckers »Zeitschrift für Geschichte und Auslegung der alten Kunst.« I, 151 ff.

Statuen, Büsten, Gemmen, Münzen u. s. w. Anregung zu weiteren Studien empfangen und in lebendigem Ideenaustausche den Sinn für das Schöne, Wahre und Gute vermehren und stärken helfen.

In jene Jahre fällt auch eine Reihe anderer Schöpfungen Friedrichs für wissenschaftliche und künstlerische Zwecke. So die Begründung der noch heute blühenden Zeichen-, Maler- und Bildhauerakademie zu Kassel, die Erhebung der seitherigen alten Stadtschule zum Lyceum Fridericianum, aus dem das jetzige Gymnasium hervorging und die Errichtung eines Seminars zur Heranbildung hessischer Volksschullehrer, lauter mit fürstlicher Munificenz ausgestattete Stiftungen, die heute noch Friedrichs Namen im dankbaren Andenken seiner Hessen erhalten und angesichts deren dem unparteiischen Beurtheiler auch seine Fehler und Schwächen, die nicht geleugnet werden sollen, wohl in milderem Lichte erscheinen können.

Noch lebte damals in den Herzen Aller, die für die Kunstwerke der Alten Empfindung besassen, im frischesten Andenken der Name des Mannes, welcher der Geschichte der Kunst ihre Stelle als Glied in der Gesammtgeschichte der Menschheit errungen, der die Kunst als eine Blüthe der Volksbildung erkannt hatte — Johann Joachim Winckelmanns. Mörderhand hatte ihn 1768 zu Triest dahingerafft auf der Rückreise aus dem deutschen Vaterlande, wohin ihn nach jahrelanger Abwesenheit die Sehnsucht zog. Aber war er auch leiblich gestorben, sein Geist lebte fort nicht nur unter den Gebildeten seines Volkes, das mit Stolz auf ihn blickt, sondern den Edlen aller Nationen, denen das Gefühl für unvergängliche Schönheit innewohnt.

So finden wir es denn sehr erklärlich, dass in einer Vereinigung, die der Landgraf am 11. April 1777 alsbald nach seiner am 28. März erfolgten *) Rückkehr aus Italien stiftete, die Verehrung Winckelmanns und die Liebe zu der von ihm begründeten Wissenschaft den Mittelpunkt bildete **). Nach den „Règlemens“ ***) sollte das Studium der Alterthumswissenschaft in seiner weitesten Ausdehnung der Zweck der neuen Gesellschaft sein. Wie es bei den Neigungen des Landgrafen natürlich war, lehnte sich die Organisation dieser „Société des Antiquités de Cassel“ oder der „Fürstlich

---

*) Hessische Beiträge zur Gelehrsamkeit und Kunst, II. 472.

**) Ueber Winckelmanns Beziehungen zu Kassel vergl. seinen Brief an den Landgrafen Friedrich (Rom, 13. Juni 1761) bei Förster, Winckelmanns Briefe II, Nr. 182 und an R. E. Raspe (Rom, 18. Dec. 1767) a. a. O. III, Nr. 450. Die beiden Originale besitzt die Kasseler Landesbibliothek. — K. Justi meint in seinem trefflichen Werke über Winckelmann II. 2, 10, auf einer Stelle eines Briefes Winckelmanns an den braunschweigischen Geheimerath v. Feronce fussend (Winckelmanns Briefe II, Nr. 180), der Brief Winckelmanns an den Landgrafen sei einem Irrthume entsprungen, da es der braunschweigische, nicht der hessische Hof gewesen sei, der ihn damals in seine Dienste ziehen zu wollen schien. Sollte diese Ansicht richtig sein, so hielt Winckelmann seinen Irrthum jedenfalls lange Zeit mit grosser Zähigkeit fest, wie nicht nur ein weiterer Brief an Feronce (Förster II, Nr. 183) und drei im Juni 1761 an Stosch gerichtete (II, Nr. 184, 186, 190), sondern auch ein solcher an Berendis vom 28. Sept. 1761 (II, Nr. 194; s. auch Goethe, Winckelmann und sein Jahrhundert. Tübingen 1805, Nr. XXIV.) und einer an Volkmann vom 3. März 1762 (II, Nr. 191) beweisen. In den beiden letztgenannten Briefen ist auch ausdrücklich vom Landgrafen zu Hessen-Cassel die Rede.

***) Sie finden sich in einem von J. F. Estienne zu Kassel 1777 gedruckten Hefte, ausserdem auch im Tome I. der Mémoires de la Société des Antiquités de Cassel, ib. 1780. p. IV—XII.

Hessischen Gesellschaft der Alterthümer", an das Vorbild der Pariser und der von Friedrich dem Grossen erneuerten Berliner Akademie an. Bei den jetzt auf der Landesbibliothek zu Kassel aufbewahrten Acten der Société *) liegt noch ein kurzer Entwurf, von der schönen kräftigen Hand des Landgrafen geschrieben, dessen Anfang lautet **): „*Il faudroit chercher Le premier Tome de L'Academie de Berlin depuis l'Avenement du Roy d'a présent a la Regence. L'on y trouvera L'Etablissement de L'Academie, et Comme Les Classes sont distribuées. Les Antiquités font une partie de la Classe des Belles Lettres. Le Nom de Société des Antiquités pourroit Se Changer en Academie des Sciences.......*"

Für den Anfang ernannte Friedrich selbst eine Anzahl Mitglieder, meist hohe Hof- und Staatsbeamte, denen bald auch Gelehrte und Künstler zugesellt wurden ***). Der ordentlichen Mitglieder durften es nur 40 sein; ihre Aufnahme erfolgte später auf Vorschlag des ständigen Secretärs durch die Wahl der Société. Dagegen blieb die Zahl der Ehren- und correspondirenden Mitglieder, die sämmtlich vom Landgrafen ernannt wurden, unbestimmt. In den Sitzungen, die von 1777 bis 1779 alle 14 Tage in einem Zimmer des fürstlichen Schlosses und nach der Vollendung des

---

*) Ms. Hass. fol. 211.

**) Die Orthographie ist hier sowohl als in allen weiter unten citirten Stellen aus Briefen genau beibehalten.

***) Ausser den erwähnten Papieren der Société vergleiche man auch K. **Bernhardi** »Kurzer Abriss einer Geschichte der Gesellschaft der Alterthümer zu Kassel« in der »Zeitschrift des Vereins für hess. Gesch. u. Landeskunde«, Aeltere Folge. I, 1—14.

Museum Fridericianum in dessen Medaillenzimmer, dem jetzigen Geschäftszimmer der Landesbibliothek im Mittelstocke des südlichen Flügels, stattfanden *), führte Friedrich II. als Stifter der Gesellschaft selbst den Vorsitz.

Durch ein auf je 3 Jahre gewähltes „Comité“ von 6 Mitgliedern, dem der ständige Secretär präsidirte, wurden der Gesellschaft die auszuschreibenden Preisfragen vorgeschlagen, die einlaufenden Arbeiten geprüft und die Herausgabe der Schriften geleitet. Sowohl bei der Wahl neuer Mitglieder als bei der Beurtheilung der eingehenden Abhandlungen hatte der „Sécretaire perpetuel“ eine massgebende Stimme. Dass der Landgraf diesen Posten seinem Lieblinge, dem Marquis de Luchet, übertrug, den er auch auf seinen Wunsch zum „Historiographe de Hesse“ ernannte, war für die Richtung, welche die Bestrebungen der Société nahmen, von vorn herein verhängnissvoll. In der ersten Zeit war allerdings die Theilnahme der Mitglieder gross, zumal der Fürst, der in den Jahren 1777 und 1778 selbst 11 Vorträge hielt, mit rühmlichem Eifer voranging. Eine grosse Anzahl geachteter Gelehrter und sonstiger Notabilitäten Deutschlands und des Auslandes empfingen Diplome als Ehrenmitglieder. Unter den Deutschen seien hier nur Albrecht von Haller, Wieland, Karl von Dalberg, Lessing **) und Sulzer genannt.

---

*) Angabe Völkels. Zeitschr. des Vereins für hess. Gesch. u. Landeskunde. Neue Folge. IX, 274.

**) Ob Lessing das Diplom acceptirte, erhellt nicht aus der Correspondenz der Société. Im Hochfürstlich Hessen-Casselschen Staats- und Adress-Kalender für 1778 und 1779 wird er unter ihren Ehrenmitgliedern aufgeführt, in dem von 1780 fehlt sein Name.

Näher auf die Entwicklung und die ferneren Schicksale der bis zum Jahre 1808 bestehenden Gesellschaft einzugehen, kann hier meine Absicht nicht sein. Ihre Geschichte muss den Gegenstand einer besonderen Darstellung bilden.

Der Zweck dieser Einleitung erfordert nur eine Schilderung der Vorgänge, die das erste 1777 erlassene Preisausschreiben der Société veranlasste. Dieses Ausschreiben, von dem sich noch ein gedrucktes Exemplar erhalten hat, war, wie anfänglich alle von der Gesellschaft ausgehenden Schriftstücke, französisch abgefasst. Die gestellte Aufgabe*) lautete: „*L'Eloge de Mr. Winckelmann, dans lequel on fera entrer le point où il a trouvé la Science des Antiquités, et à quel point il l'a laissée.*“ Als Preis war eine goldene Medaille im Werthe von 400 Livres bestimmt. Die Bewerber hatten ihre Abhandlungen an den ständigen Secretär, den Geheimen Legationsrath Marquis de Luchet, bis spätestens zum 1. Mai 1778 einzusenden**). Der Name des Verfassers war in einem verschlossenen Billet beizufügen, in dem sich zugleich dasselbe Motto finden musste, wie das vom Autor am Schlusse seiner Arbeit anzubringende *). Zur Proclamirung des Siegers und Austheilung des Preises wurde gemäss den Statuten der 16. August bestimmt. Bezeichnend für den Geist, in dem die Gesellschaft geleitet wurde, ist die Bestimmung über die Form der Lobrede. Das Ausschreiben decretirt: „*Il peut être écrit en Français, en Allemand, en Italien ou en Latin, mais il ne sera imprimé qu'en Français.*"

---

*) Eine auf die Verhandlungen über das auszuwählende Thema bezügliche Anekdote findet sich in W. Gronau's Biographie Christian Wilhelm v. Dohms S. 58. Dohm, damals Professor am Kasseler Collegium Carolinum, lieferte auch für die »Memoires« der Société den Aufsatz »Sur la constitution politique des anciennes nations«. a. a. O. S. 300 ff. Der bei Gronau a. a. O. genannte Pr..... P......, der sich darüber wunderte, dass man das Lob eines Convertiten zum Gegenstande der Preisaufgabe bestimmt habe, war ohne Zweifel Professor Joh. Rud. Anton Piderit. Ueber ihn s. Strieder XI, 20 ff.

**) Es heisst von den Arbeiten: „*Ils ne seront reçus que jusqu'au premier May prochain.*“

Zu Mitgliedern des „Comité", dem die Beurtheilung der eingehenden Arbeiten oblag, wurden erwählt der Deutsch-Ordens-Comthur und Kammerherr von Veltheim, der Rath und Professor Simon Ludwig du Ry, welcher den Landgrafen auch nach Italien begleitet hatte, die Professoren Dietrich Tiedemann, Justus Friedrich Runde, W. J. C. Gustav Casparson, ebenso wie du Ry Docenten am Kasseler Collegium Illustre Carolinum, und Jacob Mauvillon, Lehrer der Geometrie und Fortification an derselben Anstalt **). Unter ihnen gewann wohl der Physiokrat Mauvillon, der nachmalige Freund des Grafen Mirabeau und Mitarbeiter an dessen Aufsehen erregendem Werke „De la Monarchie Prussienne sous Frédéric le Grand" den bekanntesten Namen. Doch erwarben sich auch der

---

*) „*Les Auteurs des Memoires mettront comme cela se pratique leurs noms dans un Billet cacheté, avec la même Devise qui sera à la fin de l'Ouvrage.*"

**) Ueber Runde, Tiedemann, Casparson und Mauvillon vergl. Strieder XII. 165 ff., XVI. 182 ff., II, 127 ff., VIII, 295 ff., über S. L. Du Ry Strieder VII. 260 ff. Anm. u. Casparson, »Die Baumeisterfamilie Du Ry« in K. W. Justi's Hess. Denkwürdigkeiten II, 260 ff. — Die Angabe in F. Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1794 I, 178, dass Mauvillon erst 1780 Mitglied der Société geworden sei, ist unrichtig. — Ueber Tiedemann vgl. auch noch Justi, Hess. Denkwürdigk. 4. Theil 2. Abth. S. 46 ff.

Jurist Runde und der Philosoph Tiedemann, später Professoren zu Göttingen und Marburg, einen ehrenvollen Ruf in ihren Wissenschaften. Casparson, der eine Menge Schriften hinterliess, war ein ebenso seichter als schwülstiger Schönredner, den an Oberflächlichkeit nur der Sécretaire perpetuel Luchet übertraf.

Die Hoffnung, dass viele Arbeiten zur Preisbewerbung eingehen würden, erfüllte sich nicht. Nur zwei gelangten an Luchet; die erste aus Göttingen am 30. April 1778, demnach am vorletzten Tage der gestellten Frist, die zweite aus Weimar, erst einige Tage später, am 11. Mai. Auf beiden Manuscripten ist das „Reçu" nebst dem betreffenden Datum von Luchets Hand bemerkt. Laut den Bestimmungen des Preisausschreibens durfte die zuletzt abgesandte Abhandlung gar nicht zur Concurrenz zugelassen werden, da sie zu spät eingetroffen war. Doch verfuhr man, wie unten zu zeigen sein wird, nicht so rigoros, zumal der Termin der Preisvertheilung erst für die Mitte des August angesetzt war.

Ueber die Beurtheilung der beiden Arbeiten geben die von Luchet höchst flüchtig geführten Sitzungsprotokolle des Comités nur sehr dürftige Nachricht. Das Protokoll vom 3. Juli 1778 lautet, soweit es hier in Betracht kommt:

1°

„Eloge de Vinkelman qui doit remporter le prix.

2°

on a été au Scrutin du 1er discours, qui a Remporté le prix d'une voix unanime."

Der „1er discours" war die von Göttingen eingeschickte Arbeit, deren erstes Blatt heute noch die ihr von Luchet gegebene Nr. 1 trägt. Der Sieg war also entschieden; doch erhob sich für die zweite Arbeit, die man für „mittelmässig“ erklärte und nicht zu Ende las, wenigstens eine wohlwollende Stimme. Dies ergibt sich aus einem zwei Tage nach der betreffenden Comitésitzung, am 5. Juli, geschriebenen Briefe Luchets an den Rath und Professor du Ry*), der bei der Abstimmung nicht zugegen gewesen war. Luchet schreibt darin: *„voici un Eloge de Vinckelmann dont on a pas achevé la lecture et qui a été jugé mediocre. Cependant un de nos confrere tres aimable a jugé qu'il y avoit de bonnes choses. n'y a'til pas une sorte de Justice a en achever la lecture qui fut interrompu a la Page, que j'ai marque, c'est ce dont vous seres Juge Monsieur Le Conseiller.“* Du Ry sollte demnach die Entscheidung über die von der Mehrheit der Preisrichter als mittelmässig bezeichnete Schrift abgeben. Doch war Luchets Bitte nur eine leere Höflichkeitsformel, da nach dem Protokolle des 3. Juli der Sieg der Göttinger Abhandlung von den übrigen 6 Comitémitgliedern bereits ausgesprochen war. Von dem einzigen, nicht mehr zu ermittelnden „confrère très aimable“, der in der Weimarer Arbeit „de bonnes choses“ gefunden hatte**), war schliesslich auch kein Widerspruch gegen die einstimmige Prämiirung des „Premier Discours“ erhoben worden.

---

*) Zwar trägt der Brief keine Adresse, doch geht aus der von Luchet darin gebrauchten Anrede „Monsieur le Conseiller“ unzweifelhaft hervor, dass er an du Ry gerichtet war, da ausser diesem kein Mitglied des damaligen Comités den Rathstitel besass.

**) Vielleicht war es Casparson, der mit Herder schon lange bekannt war. Vgl. Herders Aeusserungen über ihn in den Briefen an Raspe aus den Jahren 1771 und 1772. Weim. Jahrb. III, 1. H. S. 43 u. 46.

Buchſtabenkunſt werden: nun muſte der Bewohner des Schiffs und der Küſte, der expatriirte **Seeſtreicher** und **Völkerkäufer** dem Bewohner des Zelts und der Ackerhütte **ein** ganz anderes Geſchöpf dünken: der Morgenländer muſte ihm vorwerfen können, daß er **Menſchliches**, der Aegypter, daß er **Vaterlandsgefühl geſchwächt**, jener, daß er **Liebe** und **Leben**, dieſer, daß er **Treue und Fleiß verlohren**: jener, daß er vom **heiligen Gefühl** der **Religion** nichts wiſſe, dieſer, daß er das **Geheime der Wiſſenſchaften**, wenigſtens in Reſten auf ſeine Handelsmärkte **zur Schau getragen**.„ Alles wahr. Nur entwickelte ſich dagegen auch etwas ganz anderes, (was ich zwar keinesweges mit jenem zu **vergleichen** willens bin: denn ich mag gar nicht **vergleichen**!) **phöniciſche Regſamkeit** und Klugheit, eine neue Art **Bequemlichkeit** und **Wohlleben**, der Uebergang zum griechiſchen **Geſchmack**, und eine Art **Völkerkunde** der Uebergang zur griechiſchen **Freyheit**. **Aegypter und Phönicier** waren alſo bey allem Kontraſte der Denkart, **Zwillinge** einer Mutter des **Morgenlands**, die nachher gemeinſchaftlich **Griechenland** und ſo **die Welt weiter hinaus** bildeten. Alſo **beyde Werkzeuge der Fortleitung**

Eine Antwort du Ry's auf Luchets Brief ist nicht mehr vorhanden; wie sie auch ausgefallen sein mag, sie änderte nichts an dem Ergebniss der Abstimmung.

Dass Luchet nach Feststellung des Urtheils den übrigen Comitémitgliedern auch den Verfasser der unterlegenen Abhandlung genannt habe, den er nach Oeffnung des ihr beiliegenden verschlossenen Billets erfuhr, sollte man doch denken. Immerhin bleibt es höchst auffallend, dass sich nachmals unter den Mitgliedern der Société keinerlei Tradition erhalten zu haben scheint, wer der zweite Bewerber war, obgleich dieser 1778 schon längst hohen und wohlverdienten schriftstellerischen Ruhm in deutschen Landen genoss. Der Sieger, welcher in der öffentlichen am 15. August abgehaltenen *) Sitzung proclamirt wurde, war der bekannte verdienstvolle Philologe Christian Gottlob Heyne, „Kön. Grossbritt. Ch. Braunschw. Hofrath und Professor der Redekunst und Dichtkunst" zu Göttingen, eins der Ehrenmitglieder der Société seit ihrer Stiftung **), sein Gegner aber kein Geringerer als Johann Gottfried Herder, seit October 1776 General-Superintendent und Ober-Hofprediger zu Weimar.

Heynes Abhandlung trug als Motto den Hexameter: *Et dubitamus adhuc virtutem extendere factis?* mit Anspielung auf die Worte, welche Vergil (Aen. X, 468) durch Hercules dem tapferen Pallas vor seinem Heldentode zurufen lässt:

---

*) Dass die Sitzung am 15., nicht, wie in dem Preisausschreiben gesagt war, am 16. August abgehalten wurde, ergibt sich aus dem noch erhaltenen gedruckten Programme derselben, das zugleich das Thema der für 1779 gestellten neuen Preisaufgabe enthält. Die Sitzung wurde wohl verlegt, weil der 16. August des Jahres 1778 auf einen Sonntag fiel.

**) Heyne schreibt am 24. Mai 1777 an Luchet: „— — *je suis pourtant flatté de l'honneur, que S. A. Mgr. le Landgrave me destine en m'offrant une place honoraire dans la Société, qu'Elle vient d'établir.*" Correspondenz der Société.

Stat sua cuique dies; breve et irreparabile tempus
Omnibus est vitae; sed famam extendere factis
Hoc virtutis opus.

Die Arbeit selbst war deutsch abgefasst, führte aber den französischen, von der Société der Aufgabe gegebenen Titel. Das Kasseler Manuscript ist nicht von Heyne selbst geschrieben, sondern eine wohl von einem Schreiber angefertigte Copie, wie sich aus der Verschiedenheit der Handschrift von den Schriftzügen der zahlreichen Originalbriefe Heynes ergibt, welche die Cassellana besitzt. Die Bestimmung des Preisausschreibens, dass die Arbeit nur französisch gedruckt werden dürfe, scheint die Société lediglich für ihre „Mémoires" festgehalten zu haben, da sie schon bald nach Ertheilung des Preises in deutscher Sprache unter dem Titel „Lobschrift auf Winckelmann" bei J. F. Estienne zu Kassel und dann bei Weygand in Leipzig im Druck erschien. Zwei Jahre später findet sie sich in französischer Uebersetzung im ersten und einzigen Bande der „Mémoires" der Société*), wurde nachher auch ins Italienische**) u. s. w. übersetzt und ist in der Gelehrtenwelt sehr bekannt.

Gross war die Freude bei Winckelmanns Freunden über die Ehre, welche Landgraf Friedrich durch das Preisausschreiben dessen Andenken im deutschen Vaterlande hatte erweisen lassen. Als Rath Reiffenstein in Rom, der sich schon um die Erwerbung der Antiken für das Kasseler Museum sehr verdient gemacht hatte, von dem Thema hörte, schenkte er der Société einen Bronzeabguss der Döll'schen Marmorbüste Winckelmanns *). Er hatte sie mehrere Jahre nach des grossen

---

*) A Cassel 1780. 4°. Imprimé chez P. O. Hampe, Imprimeur de la Société des Antiquités. p. 1—26.

**) Sie steht vor Carlo Fea's Uebersetzung der Kunstgeschichte Winckelmanns. Rom 1783.

---

*) Ueber die Sendung ist ein vom 21. August 1778 aus Rom datirter Brief Reiffensteins an Luchet vorhanden, den ich, soweit er die Entstehung der Döll'schen Büste und ihres Kasseler Abgusses betrifft, hier wortgetreu folgen lasse:

— — *Plusieurs considerations dûs aux pais et personnes avec lesquels je vis ici me determinerent d'abord de n'en rien faire par ecrit, mais de marquer à la Société ma reconnoissance pour l'honneur de l'invitation par la dedicace d'un buste en bronze de cet homme celebre, fruit des regrets, que l'irreparable perte d'un si cher ami me faisoit sentir, né du desir de posseder son Portrait ressemblant, dont il n'y avoit aucun ici, et meuri sous l'assistance de deux celebres artistes Mrs de Maron et du Chevr. Mengs, qui ont bien voulu continuer apres moi la direction que j'avois commencé a donner pour ce sujet a un habile Sculpteur, apres une legere esquisse d'apres un portrait que Mr. de Maron avoit fait de lui peu de tems avant sa funeste mort. Ce Portrait etant deja devenu assés reconnoissable sous les deux premieres directions Mr le Chevr. Mengs conseilla au Sculpteur de recommencer ce buste sous une idée plus conforme à l'individu, que personne ici n'avoit ni si mieux ni plus long tems vû que lui et sous cette nouvelle direction ce portrait est devenu d'une ressemblance tout a fait frappante, et est d'ailleurs si bien reüssi par rapport au Stile de l'execution, que Mr. Doell, Sculpteur pensionnaire de S. A. S. Mgr. le Duc de Saxe Gotha, en a été fort applaudi ici.*

De ce Buste Monsieur j'ai fait couler ici un jet en bronze par le plus fameux artiste d'ici dans ce genre Mr. Louis Valadier, pour le rendre plus digne de sa destination — — —.«
Ueber Reiffenstein vgl. Strieder XI. 258 ff. u. A. Hagen, Altpreuss. Monatsschr. Königsberg 1865. Das seit 1808 in der Zeichenakademie zu Weimar befindliche Maronsche Gemälde bespricht der Aufsatz Otto Jahns »Die Bildnisse Winckelmanns« Allg. Monatsschr. f. Wissensch. u. Lit. Juni 1854. S. 431 ff. Der vorstehende Brief Reiffensteins ist zugleich ein neuer gewichtiger Beweis für den Werth des Maronschen Bildes.

Alterthumsforschers Tode, von Raphael Mengs und dessen Schwager Anton Maron unterstützt, für das Pantheon anfertigen lassen. Das Original befindet sich heute neben den Büsten von Mengs und Reiffenstein im capitolinischen Museum, während der von Louis Valadier ausgeführte Abguss noch die Rotunde der Kasseler Bibliothek ziert.

Dagegen blieb die Herdersche Abhandlung unter den Papieren der Société vergraben. Die Aufbewahrung derselben fiel nach Luchets im Februar 1786 erfolgter Entlassung dem Professor Casparson zu, der nunmehr zum ständigen Secretär der Gesellschaft erwählt wurde. Casparson, den schon seine Zeitgenossen als einen sehr confusen Mann betrachteten *), bekleidete das Secretariat bis 1802. Nach seinem Tode trat an seine Stelle der Rath und Bibliothekar Ludwig Völkel, ein verdienter Gelehrter **). Er gab sich um die Wiederbelebung der Société viele, aber vergebliche Mühe, ordnete und verzeichnete auch sowohl die von Luchet abgegebenen als die von Casparson hinterlassenen Literalien, „welche alle untereinander lagen“, so gut als es noch möglich war. Dieser Papiere sind es 33 Convolute, wovon 10 in Folio und 23 in Quart. In dem Convolut „Preisschriften“ — im Laufe des Bestehens der Gesellschaft liefen 9 bei derselben ein — verzeichnete er als Nr. 2 hinter dem Heyne'schen „Eloge de Winckelmann“ und einer französischen nicht zum Druck gelangten Uebersetzung desselben eine „von einem Ungenannten über dieselbe Preisfrage“ verfasste Arbeit. Es ist die Abhandlung Herders, von ihm eigenhändig geschrieben. Völkel, der zur Zeit der Concurrenz von 1778 sich als junger Student in Göttingen befand — er war 1762 geboren — hatte niemals von einem Mitbewerber Heynes etwas gehört. Ob er die Arbeit des Anonymus, der seinem auch von ihm hochverehrten *) Lehrer Heyne unterlegen war, überhaupt der Beachtung würdigte, wissen wir nicht; es ist auch kaum wahrscheinlich, da ihm ohnehin die Ordnung der Gesellschaftsacten und der Correspondenz, die, wie er wiederholt bemerkt, ihm „in der grössten Unordnung zugeliefert“ wurden, keine besondere Freude gemacht haben mag. Wäre ihm der Inhalt aufgefallen, so hätte er vielleicht von dem damals noch in Kassel lebenden Geheimen Staatsminister und Obermarschall von Veltheim, der 1802 Präsident der Gesellschaft der Alterthümer war und 1778 zu den Mitgliedern des Comités gehört hatte, Aufschluss über den Verfasser erhalten können. Er forschte indessen nicht nach. Da auch K. Bernhardi 1837 bei den Vorstudien zu seinem „Kurzen Abriss der Geschichte der Gesellschaft der Alterthümer“ das Manuscript des „Ungenannten“ übersah **), ruhte Herders Arbeit über hundert Jahre unerkannt unter den Handschriften der Cassellana, bis ein glücklicher Zufall ihre Wiederauffindung bewirkte.

---

*) Zeitschr. des Ver. f. hess. Gesch. Aeltere Folge I. 8.

**) Ueber Völkels Leben und Wirken vgl. meine Abhandlung Eines hessischen Gelehrten Lebenserinnerungen aus der Zeit des Königs Jérôme. Zeitschr. d. Ver. f. hess. Gesch. N. F. IX, 249—347.

---

*) a. a. O. S. 253.

**) Er zählt dasselbe nicht mit auf in seinem 29 Nummern enthaltenden Verzeichniss der interessantesten Abhandlungen der Gesellschaft, welche sich noch handschriftlich vorfinden.« Zeitschr. des Ver. f. hess. Gesch. u. Landeskde. Ältere Folge I, 12 ff.

Rudolf Haym in Halle, mit dem zweiten Bande seiner Biographie Herders beschäftigt, bat mich im Mai 1881 um Nachrichten über die Kasseler Société und deren etwa noch vorhandene Papiere. Es liege ihm, schrieb er, eine von Herder „aus Anlass des Kasseler Preisausschreibens für 1778“ verfasste Lobschrift auf Winckelmann*) im Manuscripte vor, „die aber entweder nicht eingesandt oder doch jedenfalls nicht gekrönt und niemals gedruckt worden sei.“ Aus Herders handschriftlichem Nachlasse habe er für die Sache nur kaum ein kleines Licht gewinnen können**).

Mit Freuden bereit, einem so hochverehrten Gelehrten einen Dienst erweisen zu können, durchsuchte ich die Acten und Briefschaften der Gesellschaft und stiess auch bald auf das oben erwähnte, sehr lakonisch gehaltene Protokoll des Comités vom 3. Juli 1778. Als ich an den Fascikel „Preis-Schriften“ gelangte, fiel mir, wie begreiflich, sofort Nr. 2, „von einem Ungenannten“ herrührend, auf. Noch hatte ich nicht das erste Blatt der vom edelsten Patriotismus durchglühten Einleitung zu Ende gelesen, als in mir die Ueberzeugung feststand: Das kann nur ein grosser Mann, ein selten begabter Mensch, nur ein Herder geschrieben haben!

Der alsbald angestellte Vergleich der Handschrift mit den Schriftzügen unserer Briefe Herders an Raspe***) zeigte die vollste Uebereinstimmung mit der Hand Herders. Bald meldete auch auf meine Schilderung hin ein freudiger Brief Hayms, dass in dem entdeckten Manuscripte wahrscheinlich die endgültige Redaction der Herderschen Arbeit vorliege. Die persönliche Einsicht, welche Haym bald darauf in Halle von dem Funde nahm, bestätigte diese Muthmassung.

---

*) Vgl. dazu seine Bemerkung im Artikel „Herder“ der Allg. deutschen Biogr. XII, 78.

**) Auch Suphan musste nach den ihm vorliegenden weiter unten zu besprechenden handschriftlichen Notizen von Herders Wittwe der Meinung sein, dass Herder nicht concurrirt habe. Daher die Bemerkung in seiner Herderausgabe II, 372.

***) Herausgegeben von F. L. Mittler im Weimar. Jahrbuche III, 41—54.

Die Kasseler Handschrift des „Denkmahls Johann Winkelmanns“, mit schönen, deutlichen Zügen geschrieben, enthält 9 Bogen in Quart einschliesslich des Titelblatts mit dem horazischen Motto aus Carm. III, 30 und des auf einem besonderen letzten Blatte angebrachten zweiten Mottos, das der 9. olympischen Ode Pindars entnommen ist. Unter Herders handschriftlichem Nachlasse, den Herr Dr. **Falk** während seines Ministeriums von den Herderschen Erben für die Suphansche kritische Ausgabe ankaufte und der gegenwärtig Herrn Professor B. **Suphan** in Berlin zur Aufbewahrung übergeben ist, findet sich, wie mir die Herrn Haym und Suphan gütigst mittheilten, ein weiteres **eigenhändiges** Herdersches Manuscript, das jedoch nach 4½ Bogen abbricht. Diese Handschrift stellt die erste Redaction dar. Die nach Kassel vom Dichter eingeschickte Schrift ist eine verbesserte Ueberarbeitung.

Ferner enthält der Nachlass eine von einem Schreiber Herders herrührende **Copie**, in welcher fast die ganze Einleitung unserer Abhandlung bis zu den Worten „aus einer verlebten glücklichen Zeit, aus einem glücklichen Himmelsstriche“ fehlt. Sie läuft dann der Herderschen Originalhandschrift parallel, führt das Ganze weiter bis zu Ende fort und ersetzt so das in dem Original der ersten Redaction Fehlende. Diese Abschrift wurde 1874 von **Adolf Schöll** unter den nach dem Ankaufe der ersten Handschriftenmasse im Besitze der Herderschen Erben noch verbliebenen Papieren aufgefunden und im December jenes Jahres Herrn Suphan als Nachlieferung übergeben. Schöll machte seinen Fund alsbald in Weimars wissenschaftlichen Kreisen zum Gegenstande eines Vortrags und theilte Stücke aus dem Manuscripte mit. Das Gleiche that später Haym, der die Copie nebst der ersten Redaction eine Zeit lang zur Kenntnissnahme übernommen hatte, in Halle. Erhalten sind schliesslich ferner noch 2 Blätter der Reinschrift, zu einem Bogen gehörig, die Herder während der letzten Redaction aussonderte. Nach Suphans Ansicht ist die Weimarer (nun Berliner) Copie der nach Kassel gesandten Reinschrift entnommen. Bezüglich der Einzelheiten der verschiedenen Abweichungen sei schon hier auf des genannten Gelehrten kritische Ausgabe verwiesen, welche in ihrem Fortgange wahrscheinlich im 8. Bande auch das „Denkmahl J. Winkelmanns“ bringen wird.

Eine Analyse der schönen Abhandlung erachte ich nicht als meine Aufgabe, zumal von Hayms Meisterhand eine ästhetische Würdigung derselben im bald erscheinenden Schlussbande seiner Herderbiographie zu erwarten steht. Schon Suphan machte darauf aufmerksam *), dass in dem ersten der „Kritischen Wälder“ und in der zweiten Sammlung der „Fragmente über die neuere deutsche Literatur“ **) die Keime der Ideen vor-

---

*) Herders Sämmtl. Werke II. 371 ff. Anmerkungen zu S. 119—136 des Textes und III. Einleitung S. XI. Anm. 3.

**) Winckelmann selbst hielt den ungenannten Pindarischen Verfasser seines Lobes, das ihn ausserordentlich freute, seiner liegen, die hier in ihrer „reifsten Gestalt“ erscheinen. Einige Stellen verwerthete Herder drei Jahre später für die Charakteristik Winckelmanns *), die er nebst den Nekrologen Lessings und Sulzers in Wielands „Teutschem Merkur“ (1781, Band 2, S. 193 ff.) veröffentlichte. Besonders in dem Schlusse, der Winckelmanns trauriges Ende beklagt, finden sich dort von S. 207 an **) Wendungen, die dem Epilog unseres „Denkmals“ wörtlich entnommen sind. Doch enthielt uns Herder das Beste vor, wie eine Vergleichung der überdies weit eingehenderen nach Kassel geschickten Abhandlung alsbald ergibt.

Dagegen kann man von dem ersten Herausgeber des „Denkmals“ erwarten, dass er wenigstens, wie es im Folgenden geschieht, den Versuch einer Erörterung der Frage mache, weshalb Herder, zur Zeit jener Preisbewerbung schon eine literarische Berühmtheit, und von der Berliner Akademie wiederholt mit Preisen gekrönt, gegen Heyne so entschieden unterlag, dass ihm auch nicht das Accessit zuerkannt wurde. Um so seltsamer, als seine Arbeit weit bedeutender als die „nüchterne“ Heyne'sche ist ***), nicht nur was Tiefe der Gedanken, sondern auch Vollendung der Form anlangt.

Auf den ersten Blick hin ist man geneigt — und ich gestehe, selbst kurze Zeit dieser Meinung gewesen zu sein — das Denkmal Winckelmanns in seinen an

---

Schreibart nach für einen Schweizer und hat P. Usteri und Christ. von Mecheln ihm verbindlichst zu danken. Förster, Winckelmanns Briefe III, Nr. 454 (Rom 2. Januar 1768) und Nr. 455 (Rom 13. Januar 1768).

*) Neuerdings abgedruckt in der Hempelschen Herderausgabe XVII, 321 ff.

**) Hempelsche Ausg. S. 330 f.

***) So nennt sie Suphan, Herders Sämmtl. Werke, II, 372.

die deutschen Landsleute gerichteten Theilen als eine Strafrede anzusehen, durch welche der grosse Denker das Franzosenthum an den Fürstenhöfen seines Vaterlandes, und besonders an dem zu Kassel, geisseln wollte. Allein gegen diese Annahme sprechen Herders damalige bedrängte Umstände *), in denen ihm am Gewinn eines Geldpreises viel gelegen sein musste. Ausserdem beweisen auch nicht wenige Redewendungen der Abhandlung, dass ihm eine persönlich verletzende oder tadelnde Absicht gegen „die erste Akademie der Alterthümer, die Winckelmanns Studium in Deutschland gestiftet worden“, „welche die Bildsäule eines Edlen an die Pforte ihres Tempels stellte“, durchaus fern lag. Aber durch die Verhältnisse, wie sie sich seit 1775 am hessischen Hofe gestaltet hatten, erhielten die betreffenden Stellen der Arbeit, ihm unbewusst, einen geradezu polemischen Charakter. Die gegen die französischen beaux esprits gerichteten Ausfälle mussten Luchet und den Landgrafen — dem sein Günstling ohne Zweifel die Schrift vorlegte — gleich Keulenschlägen treffen und ihnen wie der bitterste Hohn auf ihre wissenschaftlichen Bestrebungen erscheinen. Man mag sich wundern, wie wenig Herder mit den Tendenzen bekannt war, denen die neue Société und ihr Schöpfer huldigten, um so mehr als er während seines fünfjährigen Aufenthalts in Bückeburg in brieflichem und persönlichem Verkehr mit dem Kasseler Rath und Bibliothekar Rudolf Erich Raspe gestanden und diesen auf Durch-

---

*) Sie sind bezeugt durch die rührenden Geständnisse seiner trefflichen Gattin in den »Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfrieds v. Herder« II. 6 und 22.

leitung in den Händen des Schickſals, und wenn ich in der Allegorie bleiben darf, der Phönicier, der erwachſenere **Knabe**, der umherlief und die Reſte der uralten Weisheit und Geſchicklichkeit **mit leichterer Münze** auf **Märkte und Gaſſen** brachte. Was iſt die Bildung Europens den betrügeriſchen, gewinnſüchtigen Phöniciern ſchuldig! — Und nun der ſchöne griechiſche **Jüngling**.

* * *

Wie wir uns vor allem der **Jünglingszeit** mit Luſt und Freude erinnern, Kräfte und Glieder bis zur **Blüthe des Lebens** ausgebildet: unſre Fähigkeiten bis zur angenehmen **Schwatzhaftigkeit** und **Freundſchaft** entwickelt: Alle Neigungen auf **Freyheit** und **Liebe**, **Luſt und Freude** geſtimmt, und alle nun im erſten ſüßen Tone — wie wir die Jahre **fürs güldne Alter** und für ein Elyſium unſrer **Erinnerung** halten (denn wer erinnert ſich ſeiner unentwickelten Kindheit?) da am glänzendſten **ins Auge fallen**, eben im **Aufbrechen der Blüthe**, alle unſre künftige Würkſamkeit und Hofnungen **im Schooſe tragend** — in der Geſchichte der Menſchheit wird **Griechenland** ewig der

Platz

reisen wiederholt besucht hatte *). Raspe war im März 1775 aus Kassel nach England entflohen, von der hessischen Regierung steckbrieflich verfolgt wegen eines am landgräflichen Münz- und Medaillencabinet begangenen bedeutenden Diebstahls **). Von dem „französischen Uebel“, das am Kasseler Hofe schon zur Zeit von Raspes Amtsthätigkeit herrschte, hatte Herder nach einer dem Freunde gegenüber gethanen Aeusserung ***) Kenntniss. Dennoch bleibt uns nur folgende Annahme übrig. Herder, welcher nach Raspes Flucht noch im Juni 1775 bei Merck in Darmstadt, der Raspes Nachfolger in Kassel zu werden hoffte †), als Gast verweilte, der dann noch anderthalb Jahre in unmittelbarster Nähe der hessen-kasselschen Grafschaft Schaumburg gelebt hatte, ehe er im October 1776 dem Rufe nach Weimar folgte, war von Luchets Ankunft am Hofe Friedrichs II. und der von diesem herbeigeführten bedeutenden Vergrösserung des genannten „Uebels“ nicht unterrichtet. Sonst wäre es ihm ein Leichtes gewesen, die scharfen gegen das Franzosenthum gerichteten Stellen seiner Abhandlung zu mildern oder wegzulassen, was wir freilich heute vom nationalen Gesichtspunkte aus beklagen müssten. Aber selbst dann würde ihm wohl kaum der Preis zugefallen sein, da Heyne nicht nur seit langer Zeit das wissenschaftliche Factotum der Kasseler Alterthumsforscher war, sondern auch durch seine höchst einflussreiche Stellung in Göttingen und das persönliche Verhältniss, in dem er zu einigen Mitgliedern des Comités stand, des Sieges sicher sein konnte. Es möchte dem Marquis de Luchet wohl zu viel Ehre angethan sein, wenn wir glauben wollten, dass er den übrigen Recensenten den Namen des Göttinger Bewerbers bis zum Tage der Preisvertheilung verschwiegen habe. Zu einer solchen Voraussetzung haben wir um so weniger Grund, als uns gerade aus den Jahren 1777 bis 1779 noch 12 Briefe Heynes an Luchet erhalten sind*), worin der deutsche Gelehrte dem französischen Günstling des Landgrafen Wolken von Weihrauch streut. So schreibt er ihm am 2. März 1778: *„J'ai le plaisir de révérer en Vous autant le favori des Muses et l'emule de Voltaire que l'ami de la sagesse, adoucissant la severité de ses leçons par l'enjouement de l'esprit.“* Am 11. Mai dankt er verbindlichst für die Uebersendung eines von Luchet am 11. April vorgetragenen Eloges des im December 1777 verstorbenen Ehrenmitglieds Albrecht von Haller. Von seiner eigenen auf den grossen Polyhistor zu Göttingen gehaltenen Lobrede schreibt er zugleich: *„Je n'ai pas osé Vous envoier mon Eloge parce que je ne savois pas alors, que Vous preniés tant de part à la memoire de ce Savant illustre et qu'il étoit membre de notre So-*

---

*) Ueber diese Beziehungen vgl. seine Briefe an Raspe im Weim. Jahrbuche a. a. O. und Haym, Herder I, 367, 425 Anm. 1, 458, 473, 483 Anm., 484, 530, 532 Anm., 554, 688 Anm. — Dass Herder auch ausserdem nicht wenige Bekannte in Kassel besass, beweist eine Stelle des Briefs an Caroline (Bückeburg, 1. Mai 1771) bei Düntzer, Aus Herders Nachlass III, S. 28.

**) Näheres s. bei Strieder, Hess. Gel. Gesch. XI, 223 ff. u. F. L. Mittler im Weim. Jahrb. III, 10.

***) Weim. Jahrb. III, 48. Brief vom 26. April 1773.

†) K. Wagner, ‚Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner u. Merck.‘ Leipz. 1847, S. 121 f., 126 f., 130. G. Zimmermann, J. H. Merck, seine Umgebung und Zeit S. 24 u. S. 123.

---

*) Correspondenz der Société.

cieté des Antiquités.“ Um jene Zeit wurde Heyne, wie es scheint durch Luchets Vermittlung, zum Mitgliede irgend einer anderen aus dem Briefe nicht zu erkennenden gelehrten Gesellschaft ernannt, wofür er ihm am 29. Juli 1778 mit folgenden Worten dankt: „*Pour le Diplome, aiés la bonté, Monsieur, de presenter mes tres humbles respets à l'Illustre Academie. Je sois infiniment sensible à l'honneur, dont Elle a daigné de me combler et que je sacherai à meriter.*“ Später suchte er Luchet zu bewegen, dass er die Société für den Ankauf des handschriftlichen Nachlasses Winckelmanns interessire, eine sehr löbliche Anregung, die jedoch wirkungslos verhallte.

Zwei Mitglieder des Comités waren Heyne von früher her zu besonderer Erkenntlichkeit verpflichtet. Durch seine Empfehlungen hatten Mauvillon und Tiedemann, ersterer 1771, letzterer 1776, im hessischen Dienst Anstellung gefunden. Mauvillon erwähnt diesen Umstand zwar nicht in seiner Selbstbiographie bei Strieder*), doch geht er aus zwei Briefen Heynes an den seiner Zeit beim Landgrafen einflussreichen Raspe zweifellos hervor**). Dietrich Tiedemann verdankte seine Pro-

---

*) Strieder VIII, 267.

**) Briefe Heynes an Raspe. Kasseler Landesbibliothek. Nr. 120 und 122. In dem ersten vom 26. August 1771 datirten Schreiben heisst es: »Ueberbringer dieses, Herr Mauvillon, bittet mich um eine Empfehlung an Sie; ich soll Sie bitten, ihn in seinem Gesuche, das er Ihnen vorbringen wird, durch Ihren Credit, Rath und Vorwort zu unterstützen. Ich ersuche Sie also solches auch aus Freundschaft gegen mich so viel als möglich zu thun. Der junge Mann hat viele Fähigkeiten, schöne Kenntnisse auch im Mathematischen, und seine jetzige Stelle zu Ilfeld kann ihm eben nicht die angenehmste seyn.«

Am 6. November desselben Jahres schreibt Heyne: »Dem fessur der griechischen Sprache und der Alterthümer am Carolinum der Freundschaft seines Göttinger Gönners, der auch sein 1776 zu Leipzig erschienenes „System der stoischen Philosophie“ mit einer Vorrede begleitet hatte *). Auch Casparson und der ungleich bedeutendere Justus Friedrich Runde, den man auf Schlözers Empfehlung 1771 von Göttingen nach Kassel berufen hatte **), standen zur Georgia Augusta und ihren gelehrten Gesellschaften in den engsten Beziehungen. An der Geneigtheit des mächtigen Kritikers, der mit dem Secretariat der Societät der Wissenschaften seit 1770 auch die Redaction der „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ übernommen hatte, war Jedem, der auf wissenschaftlichem Gebiete als Schriftsteller auftrat, viel gelegen. Zudem hatte Runde 1774 für seine Abhandlung „Vom Ursprunge der Reichsstandschaft der Bischöfe und Aebte“ den von der Göttinger Societät ausgesetzten Preis einer goldenen Medaille im Werthe von 50 Dukaten davongetragen. Sein Rivale, dessen Arbeit wahrscheinlich das Accessit erhielt ***), war ebenfalls Herder ge-

---

guten Herrn Mauvillon wünsche ich ein besser Glück in Ihrem Kanaan als im ehemaligen Egypten. Zum Theil war es sein eigener Fehler, dass ihn die Pharaonen drückten. Wer hiess ihn den Wunderstab der Zauberer in Zweifel ziehen! und sich den Frohnvögten Pharaos widersetzen! Billig war es also: dass sein Geruch stinkend ward vor Pharao und seinen Knechten!“ — Noch wirksamer als Heynes Empfehlungsschreiben mag das Wallmoden'sche gewesen sein, das Mauvillon nach Schlichtegrolls Nekrolog auf 1794 I, 172 dem General von Schlieffen überbrachte.

*) Strieder XVI, 189; Justi, Hess. Denkwürdigkeiten 4. Th. 2. Abth. S. 52 f.

**) Brief Casparsons an Raspe. Nr. 3 vom 24. April 1771.

***) Haym, Herder I, 662 ff.

wesen, der in jener Periode seines Lebens unermüdlich, und, wie bekannt, meistens mit Erfolg, um akademische Preise rang.

Alle diese Umstände erklären es wohl zur Genüge, dass eine aus Göttingen einlaufende Concurrenzschrift von vorn herein einer besseren Aufnahme sicher war als eine anderswoher kommende. Gewiss bedurfte es auch nicht einmal der Indiscretion Luchets, um die Mitglieder des Comité's aus den in der Göttinger Arbeit niedergelegten Ideen alsbald den Verfasser erkennen zu lassen. Dass Luchet nicht geneigt war, der Abhandlung Herders irgend welche Anerkennung zu zollen, hatte ohne Zweifel seinen Grund in ihrem gegen die Panegyriker seines Schlages gerichteten Inhalt. Es wäre auch eine Selbstironie sonder Gleichen gewesen, wenn der Herr Marquis an demselben Tage, wo er des im vorhergegangenen Mai verstorbenen Voltaire Andenken in feierlicher Sitzung verherrlichte *), die Schrift eines deutschen Dichters und Denkers auch nur lobend erwähnt hätte, worin zu lesen stand, dass ein Eloge Winckelmanns, ausgeziert *„mit den gewöhnlichen Lieux communs französischer Lobschriften“* für diesen, *„der diese Pointen bis auf den Tod hasste“*, *„noch in seiner Asche schimpflich“* sein würde und worin ferner der Gedanke ausgeführt war, dass es von jeher der Deutschen Schicksal gewesen sei, *„die Stiege, den Fuss-*

---

*) Dies geschah am 15. August, zugleich mit der Preisvertheilung. Strieder, VIII, 121, Anm. Luchets Eloge de Mr. Arouet de Voltaire lu à la Séance publique du 15. Aout erschien zu Kassel 1778, eine 2e édition zu Paris (eigentlich Kassel 1778). Rec. i. Gött. Gel. Anz. 1778. 124. St. S. 1007; ins Deutsche übersetzt Rotenburg a. d. F. 1779.

tritt“ zu bilden, „*auf die eine andere Nation mit leichter Mühe steigt, um sich darauf mit schwerem Anstande zu brüsten!*“

Das Billet mit dem pindarischen Motto und dem Namen des zweiten Concurrenten liess Luchet ebenso verschwinden, wie das Schreiben, in welchem ihn vermuthlich Herder um Aufklärung über die Beurtheilung seiner Arbeit ersuchte. Da Letzterer, soviel wir bis jetzt wissen, über das Fehlschlagen seiner Bewerbung selbst gegen seine vertrautesten Freunde und sogar gegen seine Frau nichts verlauten liess, so hatte denn, wie gezeigt, das Bemühen des Franzosen, seine Arbeit todtzuschweigen, den gewünschten Erfolg.

Wie verhielt sich nun Heyne zu der Niederlage seines Freundes? Liegt die Wahrscheinlichkeit vor, dass er unmittelbar nach der Preisvertheilung oder später von der Herderschen Mitbewerbung erfuhr und dass ihm nach Herders Tode unter dessen literarischem Nachlasse eines der beiden jetzt zu Berlin befindlichen Manuscripte der Concurrenzschrift zu Gesicht kam?

Nach dem vorliegenden Material lässt sich hierauf nur Folgendes anworten. Ob Heyne, der oft nach Kassel kam, durch Luchet oder ein anderes Mitglied der Société den Namen seines Gegners vernahm, wissen wir nicht. Der Briefwechsel der Gesellschaft enthält darüber keinerlei Andeutungen. Ebenso wenig lässt sich auf die Frage Auskunft geben, ob Herder nach der Proclamirung des Siegers diesem selbst von seiner Nebenbuhlerschaft Kenntniss gab.

Niemand wird erwarten, dass an dieser Stelle eine ausführliche Schilderung des Freundschaftsbundes der beiden Männer gegeben werde, die, ohne von einander zu wissen, um den Preis gerungen hatten. H. Düntzers und R. Hayms dahin bezügliche Darstellungen *) sind in den Kreisen der Gebildeten so bekannt, dass der Hinweis darauf hier vollkommen genügt.

Heyne hatte schon bei Herders früheren Schriften seiner Freude und seiner Hochachtung vor der eminenten Begabung des jüngeren Mannes verschiedenfach Ausdruck gegeben. So schreibt er am 23. Januar 1769 an Raspe **): *„Haben Sie bereits Herders Kritische Wälder in Händen gehabt? Es ist eine Kritik des Laokoon von Lessing und derer, die ihn beurtheilt haben. Das ist ein ganzer Mann, der Herder, welcher doch seine Alten nicht für die Langeweile gelesen hat und Philosophie dabei besitzt.“* Im Februar 1772 war Herder mit Heyne und dessen Gattin Therese bei einem Besuche Göttingens persönlich bekannt geworden. Von da an datiren sich enge Beziehungen zwischen ihm und der Heyneschen Familie. Das Scheitern der wiederholten Versuche Heynes, die zuerst 1775, dann 1784 und 1789 gemacht wurden, Herder für eine Professur in Göttingen zu gewinnen, wurde nicht durch Differenzen, die etwa zwischen beiden Freunden entstanden wären, sondern durch andere Verhältnisse veranlasst. Herder hatte die ihm in Kassel widerfahrene Zurückweisung bald schon so sehr verschmerzt, dass er in der „Nacherinnerung“ zu dem schon erwähnten kleinen Aufsatze über Winckelmann, den er im September 1781 im „Teutschen Merkur“ veröffentlichte. Heyne als *„einen der ältesten Winckelmannischen Freunde“*, als den *„einzigen Mann“* in Deutschland bezeichnete, *„der uns die beste, correcteste, ja eine vermehrte, berichtigte Ausgabe der Winckelmannischen Schriften liefern könnte.“*

---

*) H. Düntzer, Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herders Nachlass. Leipzig 1861. II, 106 ff. »Aus dem Briefwechsel zwischen Herder und Heyne« nebst Einleitung; Haym, Herder I, 484 ff.

**) Raspes Briefwechsel. Kasseler Landesbibliothek. Briefe Heynes. Nr. 96.

In dem bis jetzt bekannt gewordenen Briefwechsel Herders mit Heyne, den Letzterer auf Carolinens Wunsch nach Herders Tode an diese übersandte [*], findet sich eine vom 8. März 1776 bis 28. März 1782 reichende Lücke. Düntzer vermuthet [**], wohl mit Recht, dass uns eine Anzahl Briefe verloren gegangen seien, „da der Brief vom 28. März 1782 nicht auf die Wiederaufnahme einer sechs Jahre völlig unterbrochenen Verbindung hindeute.“ Und Heyne war es gerade, dem durch das Vertrauen von Herders Wittwe die Herausgabe des Theils der bei Cotta erscheinenden Gesammtausgabe seiner Werke übertragen wurde, worin das in Kassel nicht gekrönte „Denkmahl Winkelmanns“ hätte Aufnahme finden müssen. Ob aber Heyne die nunmehr zu Berlin befindlichen Manuscripte zu Gesicht bekam, ist höchst zweifelhaft. Denn wie mir Herr Professor Suphan mittheilte, befindet sich auf dem hinteren Umschlage derselben folgende von Caroline geschriebene Notiz: *„Der Anfang einer Lobrede auf Winkelmann, die er aber nicht vollendet und nicht zur Concurrenz abgeschickt hat (ist mit dem gedruckten Aufsatz: Winkelmann im Merkur zu vergleichen).“* Auf dem Vorderblatt des Umschlags steht, ebenfalls von Carolinens Hand: *„Zurück-*

---

[*] Düntzer, Von und an Herder II, 117.

gelegtes von Winkelmann, schon gedruckt.“ Diese Notizen waren für den Herausgeber — in diesem Falle also Heyne — bestimmt. Sie könnten in ihrer mehrfach irrthümlichen Fassung, ihn, wenn er nicht aus Kassel oder durch Herder selbst von dem Sachverhalt unterrichtet war, verleitet haben, das Manuscript unbesehen bei Seite zu legen. Indessen bleibt es immer fraglich, ob nicht Caroline, in der Meinung, die Abhandlung sei antiquirt, das Manuscript schliesslich doch zurückbehalten und gar nicht an Heyne gesendet hat.

In der 1806 geschriebenen Vorrede zu den „Kritischen Wäldern“*) sagt Heyne: „Winckelmanns Schriften, Lessings Laokoon, die Kritischen Wälder waren das Erste, was eine Bekanntschaft zwischen dem seligen v. Herder und mir vorbereitet hatte. Ohne von einander zu wissen, trafen wir in der Bewunderung Winckelmanns zusammen; es war eine enthusiastische Bewunderung; wir waren Beide für das Grosse und Schöne in den griechischen Klassikern und in der Kunst begeistert.“ Hatte er damals die betreffenden Manuscripte Herders zur Verfügung, so lag doch nichts näher, als durch die Herausgabe der Schrift die Richtigkeit seiner Behauptung auf das Evidenteste zu erhärten. Schloss er aber das „Denkmahl Winkelmanns“ von der Aufnahme aus, so wäre damit bewiesen, dass er eine kleine von Eitelkeit beherrschte Seele besass. Er hätte durch diese Ausschliessung eingestanden, dass er es nicht ertragen konnte, vom Urtheil der Nachwelt unter den besiegten

---

*) Herders Sammtl. Werke. Tübingen. Zur schönen Literatur u. Kunst IV, p. III.

Herder gestellt zu werden und somit an seiner eigenen Arbeit die competenteste Censur geübt.

So lange wir indessen keine Beweise für eine solche Handlungsweise besitzen, sollten wir, meine ich, Heynes Andenken von diesem hässlichen Flecken rein erhalten, zumal uns ausdrückliche Zeugnisse seiner Zeitgenossen vorliegen — ich erinnere hier nur an Heerens Worte*) — dass er „wenige Menschen so geliebt und geachtet habe wie Herder.“

Zudem lässt sich aus den erwähnten Notizen Carolinens wohl schliessen, dass Herder selbst seiner treuen Lebensgefährtin von der fehlgeschlagenen Preisbewerbung keine Kenntniss gab. Das beweist auch, wie schmerzlich er momentan die Demüthigung empfunden haben mag. Wusste aber Caroline doch darum und behielt die Manuscripte zurück, so würden wir in diesem Verfahren ein neues Zeugniss für ihr Zartgefühl zu erblicken haben. Dann erinnerte sie sich gewiss, dass Heyne auch nach jener Nebenbuhlerschaft ihrem Gatten treue Dienste geleistet hatte.

Sollte es noch durch einen glücklichen Fund gelingen, die bewusste Lücke im Herder-Heyneschen Briefwechsel auszufüllen, so würde aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Frage über Heynes Schuld oder Unschuld ihre Lösung empfangen. Bis dahin aber muss man, wenigstens meines Dafürhaltens, in Heyne trotz seiner bekannten menschlichen Schwächen lieber den wahren Freund**) des hehren bahnbrechenden Geistes sehen,

---

*) Histor. Werke VI, 152.

**) Mit dieser Auffassung stimmt das auf anderem Wege gewonnene Urtheil Suphans überein. Vgl. dessen Herder-Ausgabe III. Einleitung S. XVI ff.

Platz bleiben, wo ſie ihre ſchönſte Jugend und Brautblüthe verlebt hat. Der Knabe iſt Hütte und Schule entwachſen und ſteht da — edler Jüngling mit ſchönen geſalbten Gliedern, Liebling aller Grazien, und Liebhaber aller Muſen, Sieger in Olympia und All' anderm Spiele, Geiſt und Körper zuſammen nur Eine blühende Blume!

Die Orakelſprüche der Kindheit und Lehrbilder der mühſamen Schule waren jetzt beynahe vergeſſen; der Jüngling entwickelte ſich aber daraus alles, was er zu Jugendweisheit und Tugend, zu Geſang und Freude, Luſt und Leben brauchte. Die groben Arbeitkünſte verachtete er, wie die blos barbariſche Pracht, und das zu einfache Hirtenleben; aber von allem brach er die Blüthe, einer neuen ſchönen Natur. — Handwerkerey ward durch ihn ſchöne Kunſt: der dienſtbare Landbau, freye Bürgerzunft, ſchwere Bedeutungsfülle des ſtrengen Aegypten, leichte ſchöne griechiſche Liebhaberey in aller Art. Nun welche neue ſchöne Klaſſe von Neigungen und Fähigkeiten, von denen die frühere Zeit nichts wußte, zu denen ſie aber Keim gab. Die Regimentsform, der unserem Volke die Pforten einer neuen Welt der Wissenschaft und Dichtkunst erschloss, als den von Neid erfüllten Zunftgelehrten oder „Typus des deutschen Universitätsphilisters“, wie ihn K. Justi *) mit allzuhartem Worte genannt hat.

---

*) Winckelmann II, 2, 231.

Denkmal Johann Winckelmanns.

1778.

Denkmahl
Johann Winkelmanns.

Demſelben

vor der Fürſtl. Akademie der Alterthümer zu Caſſel

bei Anlaß

der erſten Preisaufgabe im Jahr 1777

errichtet.

Sume superbiam
quaesitam meritis — Horat.

Zuvörderſt erbitte ich mir die Freiheit, als Deutſcher über Winkelmann Deutſch ſchreiben zu dürfen. Winkelmann war ein Deutſcher und bliebs ſelbſt in Rom.[a] Er ſchrieb ſeine Schriften auch in Italien Deutſch und für Deutſchland, nährte die Liebe zu ſeinen Landsleuten und zu ſeinem Vaterlande auch in jener Ferne; ſchien endlich nicht ſterben zu können oder zu ſollen, bis er die Nation wieder geſehen, die ſich im Grunde ſo wenig um ihn bekümmert hatte. Er iſt in der Zahl der Wenigen, die den Deutſchen Namen auch in Gegenden ſchätzbar gemacht, wo man ihn ſonſt unter dem Namen der Gothen zu begreifen gewohnt iſt, und machte ſich eine Schmeichelei daraus, mit Mengs und Wille[*] in dieſer kleinen Anzahl zu ſtehen[b]. Die Schreibart ſeiner Schriften wird bleiben, ſo lange die Deutſche Sprache dauert; ein großer Theil ihres Inhaltes und ihr Geiſt wird ſie überleben — warum ſollte alſo Winkelmann, wie ers im Leben war, auch noch nach ſeinem Tode verbannt werden, und vor einem Deutſchen Fürſten, mitten in ſeinem Vaterlande, im Kreiſe der Erſten Akademie, die ſeinem Studium in Deutſchland geſtiftet worden, eine Lobrede in fremder Sprache und nach einer Weiſe erhalten müſſen, die ihm im Leben nicht die Liebſte war? *) — Ich ſchreibe Deutſch. Verdients meine Schrift, ſo werde ſie überſetzt; wo nicht, ſo bleibe und daure ſie, ein Deutſches Denkmahl, ein roher ungebildeter Stein mit Winkelmanns Name beſchrieben und wie ein einſamer Grabhügel, dem Andenken eines Helden heilig.

---

[a] S. Winkelmanns Briefe, herausgegeb. von Daßdorf. Dresd. 1777.

[*] [Den bedeutenden Kupferſtecher J. G. Wille nennt Herder auch in dem Gedichte auf Winkelmanns Tod (Hempel'ſche Ausgabe I, 299) neben Oeſer und Heyne als einen von den Dahingeſchiedenen „Erdenfreunden im Schattenthal.“]

[b] S. Anm. über die Baukunſt; Vorrede zur Geſchichte der Kunſt u. ſ.

Die Erſte Akademie der Alterthümer in Deutſchland ſtellt zur erſten Preisaufgabe ein Lob auf Den aus, der in unſern Zeiten mit ſo viel Geiſt, Geſchmack und Gelehrſamkeit ins Alterthum der Kunſt drang und in der Empfindung des Schönen derſelben ſichre und richtige Bahn machte. Sie ſtellt alſo die Bildſäule eines Edlen an die Pforte ihres Tempels, daß Jeder der Eingehenden von ſeinem Beiſpiel ermuntert, ihm folge und die Bahn vollende, die Er ſo früh verließ. So ſtanden im Vorſaal der Römer die Bilder ihrer Väter und Pindar im Gebäude ſeiner Geſänge macht den Eingang durch einen Gott oder Helden herrlich, deſſen Anblick uns gleich an der Pforte deſſelben grüßet. „Wo Winkelmann anfing und wo er aufhörte? **)“, was ein Mann, wie Er, unterſtützt, zum Theil unbereitet, in der Fremde, in ſo wenigen Lebensjahren thun konnte?

---

*) S. Geſch. der Kunſt hin und wieder.

**) Le point, où il trouvé la science des antiquités et à quel point il l'a laissée.

und was hinter ihm noch zu thun ſei? das iſt der Akademiſchen Frage vielfaſſende ermunternde Abſicht.

Und eben dieſe ſpricht mich ſchon frei, eine Lobſchrift auf Winkelmann zu liefern, wie es bei unſern Nachbarn gewöhnlich iſt. Hiſtoriſch darf dieſe nicht ſeyn: denn die wenigen merkwürdigen Lebensumſtände Winkelmanns ſind ſchon ſo oft geſagt und wieder geſagt, auch bereits vom neueſten Herausgeber ſeiner „Geſchichte der Kunſt" *) ſo aufgeſtutzt worden, daß hinter ſolchem Eloge noch ein neues zu ſchreiben Beleidigung Winkelmanns in ſeinem Grabe wäre *). Vollends daſſelbe mit den gewöhnlichen Lieux communs franzöſiſcher Lobſchriften auszuzieren, la patrie devant Winkelmann et la posterité derriere lui zu pflanzen, ſeinen Geiſt in den vastes espaces de l'antiquité promeniren und daſelbſt das immense edifice de l'histoire de l'art umfaſſen und gar umfaſſend aufführen zu laſſen — eine ſolche Lobſchrift zu ſchreiben, iſt zwar ſehr leicht, man bedarf zu ihr weder das Alterthum noch ſelbſt Winkelmanns Schriften und Geiſt zu kennen, ſondern nur eine Anzahl Redarten im Vorrath zu haben und ſie hervorwürfeln zu können, daß ſie ſich in eine Spitze endigen; allein ſie iſt auch zu leicht und nichtswürdig und wäre für Winkelmann noch in ſeiner Aſche ſchimpflich. Er, der dieſe Pointen bis auf den Tod haßte, ſollte nach ſeinem Tode noch alſo gelobt werden! — Schon die nähere Beſtimmung und der Zweck der Akademiſchen Aufgabe ſpricht mich völlig frei von ſolchem Eloge. Die Schriften eines

---

[*) Juſtus Riedel.]

*) S. Vorrede zur neuen Ausgabe der Geſch. der Kunſt. Wien 1777 [1776].

Gelehrten müſſen ſich ſelbſt Lob ſeyn oder kein feiler Kranz kann ihnen Lob geben. Und da es bei Winkelmann vielleicht ſelbſt kleine Schwachheit war, ſeine Werke dem Ruhme darzuſtellen und auch im Anblick derſelben ſie Ruhmſprechend zu machen: da überdem die ganze Schreibart Winkelmanns etwas Pindariſches hat, worinn ihn ohne Schwulſt wohl niemand wird übertreffen können; was bleibt einem Lobredner deſſelben übrig, als gerade den entgegengeſetzten Weg zu nehmen, ihn durch ſtille That, durch ein demüthiges Opfer zu preiſen? — Das denn auch jetzt mein Zweck iſt. Die Ausgabe ſeiner Schriften traf wie auf einen ſchönen Zeitpunkt der Literatur Deutſchlands, ſo auch auf einen ſchönen und freien Zeitraum meines Lebens. Ich las ſie mit der jugendlichen Empfindung eines heitern Morgens, wie den Brief einer Braut von fernher, aus einer verlebten glücklichen Zeit *), aus einem glücklichen Himmelsſtriche. Was mir ſpäterhin als Anmerkung †) aufs Papier floß, hat Jahre lang gelegen und würde vielleicht, ohne dieſe Gelegenheit, ſich nie vor die Augen der Welt gewagt haben. Als Winkelmann ſtarb und jedermann ihn bedaurete, erſcholl ſogleich die Nachricht von nachgelaſſenen Schriften, einer ganz erneueten Geſchichte der Kunſt u. ſ. w. auf welche auch ich alſo zu einigem Troſte und Erſatz hoffte, bis mich indeß die Studien beinahe verlaſſen haben, die

---

[*) Hier beginnt die in der Einleitung S. XXI f. erwähnte Copie der Handſchrift.]

†) Die eigentlichen Anmerkungen d. i. kleinfügige Noten kann eigentlich eine Lobrede nicht faſſen. Ich gebe die Geſichtspunkte derſelben und werde ſie vielleicht als detaillirte Anmerkungen hinten nach

mußte ſie ſich nicht vom orientaliſchen **Vaterdeſpotismus** durch die ägyptiſchen **Landzünfte**, und halbe phöniciſche **Ariſtokratien** herabgeſchwungen haben, ehe **die ſchöne Idee** einer **Republik in griechiſchem Sinne**, „Gehorſam „mit **Freyheit** gepaart, und mit dem Namen **Vaterland umſchlungen**„ ſtatt haben **konnte**? Die Blüthe brach hervor: holdes Phönomenen der Natur! heißt „griechiſche Freyheit!„ Die **Sitten**, mußten ſich vom orientaliſchen **Vater**- und ägyptiſchen **Taglöhnerſinn** durch die phöniciſche **Reiſeklugheit** gemildert haben: und ſiehe! die neue ſchöne Blüthe **brach** hervor „**griechiſche Leichtigkeit**, **Milde**- und **Landesfreundſchaft**.„ Die Liebe mußte den Schleyer der **Harems** durch manche Stuffen verdünnen, ehe ſie das **ſchöne Spiel** der griechiſchen **Venus**, **Amors** und der **Grazien** ward. So **Mythologie**, **Poeſie**, **Philoſophie**, **ſchöne Künſte**: Entwickelungen uralter Keime, die hier **Jahrszeit und Ort** fanden, zu **blühen** und in alle Welt zu **duften**. Griechenland ward die Wiege der **Menſchlichkeit**, der **Völkerliebe**, der **ſchönen Geſetzgebung**, des Angenehmſten, in **Religion**, **Sitten**, **Schreibart**, **Dichtung**, **Gebräuchen** und **Künſten**. — Alles Jugendfreude, Grazie, Spiel und Liebe!

Es

damals Geſpielinnen meiner Ruhe, meiner Zerſtreuungen und Reiſen waren. Die Aufgabe der Akademie macht mir Muth, die Bilder voriger Jahre zurückzuruffen und meine Papiere darüber zu ſammlen. Macht meine Schrift einer würdigern Platz, deſto beſſer zu Winkelmanns Ruhme; gewinnt ſie die Krone, ſo ſei auch dieſe dem Grabe deſſen geweihet, deſſen Schriften ich genoß, über deſſen Geiſt ich ſchreibe und der ſich immerdar ſelbſt das beſte Denkmal bleibet.

Die erſten Lebensjahre Winkelmanns ſind wie der Strom, der aus einer unſcheinbaren, verborgnen Quelle lange unter der Erde oder in engen Thälern flieſſet, ſich windet, hie und da durchbrechen will, aber noch an unrechter Stelle, damit aber immer ſeine ſtrebende Kraft, ſeinen innern Reichthum mehret und endlich hervorgeht, um mit Pracht und Fülle, aber kurz, und nur wenige Stadien in ſeinem Laufe, das Meer zu füllen. — Aus ſolchen verborgnen Anfangs-, Mühe- und Uebungsjahren hat nur der Genius, der ſie durchlebt hat, Macht und Erlaubniß, etwas zu verrathen. Ein Fremder ſchnappt etwas auf, was er vielleicht nicht halb, nicht ganz verſtehet, ſtaunt an, was ſehr gemein iſt und geht das vielleicht verächtlich vorüber, woraus der Lebende am meiſten Saft und Kraft ziehen muſte. Winkelmann ſelbſt erklärte die Nachrichten, die ein Schulmeiſter ſchon bei ſeinen Lebzeiten von ihm zu geben unternahm *), großentheils für Lüge und er würde wahrſcheinlich manches andre, das ſeit der Zeit dem Publikum vorgetragen iſt, nicht minder dafür erklärt haben. Bei einem großen Mann ſoll alles beſonders ſeyn, von ſeinem Pantoffel bis zur Perücke, die doch nicht Er, ſondern der Schuſter und Haarſtaffierer gemacht hat. — — Die wenigen Briefe, die wir von Winkelmann ſelbſt aus dieſer periodo ἀδήλῳ, aus dieſem erſten dunkeln Zeitalter, nach ſeinem Tode erhalten haben und die er gewiß nicht ſchrieb, daß ſie je bekannt würden **), ſind die ſicherſten Wegweiſerinnen, „von welchem Punkt er von jeher ausging und wohin er ſtrebte?" In ſeiner verſchämteſten Armuth und Niedrigkeit, ohne einige beſtimmte Ausſicht, wohin er je kommen? und wozu ihn das Glück brauchen würde? ſtrebt er ſchon mit dem edlen Stolze, mit dem unbefriedigten aber auch unauslöſchlichen Gefühl für Freiheit, Freundſchaft, Einfalt und Sinn der Alten, er weiß ſelbſt nicht, wohin? er weiß ſelbſt nicht wozu? Welch ein Haß und Abſcheu, den er gegen die neuere Wortkrämerei, gegen die barbariſche, kriechendſtolze und ſich in ſatter Dummheit blähende Fakultäten- und Magiſterkünſte äußert! Wie will er lieber hungern, ja verhungern und umkommen, ehe er ihren löblichen Weg einſchlage und ſich durch ein unſinniges Kathedergewäſch ſein Brot erſtehle! — Er dürſtet nach dem geſunden Menſchenverſtande und ſimpeln Sinne der Alten, nach ihrer einfachen Art des Lebens

---

[*) Es ſind wohl Paalzows Darſtellungen gemeint. Vgl. dazu Juſti I. 2 und Winckelmanns Brief an Stoſch vom 18. Febr. 1767. Briefe herausg. v. Förſter III. 120.]

**) Winckelmanns Briefe S. 5 f. — 23.

zu genieſſen und daſſelbe rühmlich, zu einem ede'n Zwecke, *doch etwas in der Welt ausgerichtet zu haben und nachzulaſſen ein Denkmal ſeiner!* ſo ſein Leben zu gebrauchen. Laßet es ſeyn, daß dies ein Traum, daß es Romantiſche Ideen waren; gnug, ſie waren auch in den folgenden Zeiten der Geiſt und die Wurzeln ſeines Lebens; ohne ſie wäre nie ein Winkelmann worden. Über die Alten ſchreiben, ſie dollmetſchen und kommentiren, ohne Gefühl für ſie, für ihre Tugenden und *Lebensweiſe*, kurz ohne auch praktiſch etwas von ihrem *Sinne* zu haben, gibt bei aller Gelehrſamkeit und Wortkänntniß ewig dumme Sophiſten und Pedanten. Iſts nicht ein falſches Lob und eine Lüge, die ſie uns höniſch ins Geſicht zurückwerfen würden, wenn wir ihre Denkart loben und von Jugend auf als Antipoden ihrer Denkart leben? ihre Werke und Geiſt bewundern und den völlig entgegengeſetzten Geiſt in unſern Werken darſtellen und der Nachwelt zu verachten geben? — Und da ich hier inſonderheit von einem Gelehrten und Alterthumsforſcher zu reden und den Punkt anzuzeigen habe, von welchem er *in ſeiner Seele* ausging: was hat unſre neuere Literatur wohl mehr verdorben, als der frühe Taumel zu *Allem*, was uns umglänzet, die elende Gleichſtellung zu *Allem*, was uns als Mode anlacht und von unſerem Mittelpunkt reiſſet? Wir nennen dies jetzt *Weltkänntniß*, die Alten nanntens nicht ſo: ſie würdens Üppigkeit und Kinderei genannt haben. Ein Strom, der ewig abgeleitet, in Bäche zertheilt oder in dumpfe Behälter eingefaßt wird, daß er etwa in ſpielenden Waſſerkünſten verdünſte, bleibt nicht Strom mehr; und keine Seele Seele mehr, die nicht auf ſich [illegible] trotz des Verhängniſſes und früher Irrſale auf ihrer Wurzel haftet. Dieſer *Sinn und Geiſt für die Alten*, auch im Gebrauch der Gelehrſamkeit und in der Anwendung ſeines Lebens, war Winkelmanns *Wurzel*, „Der *Punkt*, wo er ausging und auf den er immer zurückkam.“ Er betrachtete ſich als einen Alten, der wie ſie ſchreiben, leben und denken ſollte.

Ohne Zweifel gehört Winkelmanns *Armuth* und *Mäßigkeit*, in der er ſich das Anſehn eines Griechiſchen Weiſen zu geben wußte, auch hieher, leider! der gewöhnliche Weg, wie, in Deutſchland zumal, gute Leute *werden* müſſen. Es iſt ſonderbar, daß gerade in der Liebhaberei (denn Wiſſenſchaft und Känntniß wirds doch bei den Wenigſten), wo tauſende hingeopfert werden, Eine falſche Gemme, Ein ſchlecht Gemählde, das den Geruch des Alterthums hat, ſich zum ſtillen Gelächter jedes Klugen theuer zu erkaufen, nicht hunderte angewandt werden, ſich Einen Mann zu verſchaffen, der uns den von blinden Hennen zuſammengeſcharrten Vorrath ſehen und nutzen lehre. Der arme Winkelmann muß als Conrektor in Seehauſen und als Excerptor zur Bünauiſchen Reichsgeſchichte, ſich Stunden erarbeiten und erſtehlen, damit er andren einſt Augen gebe, Schätze zu genieſſen, die er ſelbſt nicht beſaß und für welche jene andre nur die Aufkäufer und Geldverſchwender werden konnten. Aber ſo iſts in Deutſchland lange geweſen und wird vielleicht noch lange, weder zum Ruhm noch zum Vortheil der Nation, ſo bleiben. Denn woher kommts, daß das Sprüchwort: Sic vos, non vobis![*] von jeher der

---

[*] Der Anfang der 4 dem Vergil zugeſchriebenen Verſe, deren Ent- [illegible] 17. Kapitel [illegible] erzählt.

Deutſchen Schickſal geweſen? woher kommts, daß ſie immer die beſten Erfindungen gemacht und nicht genutzt haben? und am Ende nur immer die Stiege, der Fußtritt geweſen ſind, auf die eine andre Nation mit leichter Mühe ſteigt, um ſich darauf mit ſchwerem Anſtande zu brüſten? Es wäre mir leicht, durch zehn Beiſpiele zu erweiſen, daß nur das Unvollendende der Deutſchen, die arme Einſamkeit und Verlaßenheit der Erfinder und aller guten Köpfe Schuld daran ſei, die erfinden und nicht anwenden, auf die Bahn bringen und ſelten vollenden können; alſo nur immer den Nachbarn Materialien liefern, womit dieſe ſich ihren Thron oder ihre Kunſtkammer bauen. Was wäre Winkelmann worden, wenn er ſich von jeher zu dem Amt, wozu ihn die Muſe und nicht der Stadtrath in Seehauſen oder der Graf Bünau beruffen hatte, hätte üben können? wenn das Studium, worinn er lebte, nicht etwa Troſt der Stunden, die er ſich zur Erholung von Sklavenarbeit erſtehlen konnte, ſondern Zweck des Lebens und frühe völlige Vorbereitung hätte werden dörfen? Was Winkelmann nicht aus Deutſchland brachte an ſolchen Vorerkenntnißen, lernte er in Rom nicht, oder äußerſt ſchwerlich und nachtheilig; die Mängel, die Folgen dieſer frühen und langen Nothdurft waren, blieben an ihm und ſind in ſeinen Schriften ſichtbar. Deutſchland hat dieſe nur als Allmoſe, als milde Gabe an zu ſehen, die Winkelmann ihm gab und dazu es ſelbſt nichts verdient hatte; es iſt aber gewohnt, die beſten Sachen ſo anzunehmen und denn iſt etwa noch dies Annehmen, dies Geſchehen laſſen, Weisheit und Gnade — — — „Nichts und die liebe Dürftigkeit iſt der Punkt, von dem der Literator, das Genie, der Mann von Talent und Fleiſſe ausgeht, und oft derſelbe Punkt, wohin er am Ende wieder gelangt", wenn er nicht Nebendingen, als dem Hauptwerk fröhnet.

Wenn ich mir über Einen Punkt in Winkelmanns Leben Aufſchluß wünſchte; ſo wär's der Zeitpunkt, da er ſich der Kunſt des Alterthums ſo entſcheidend widmete. Wir haben Einen Brief hierüber von Ihm an Bünau, als er von ihm Abſchied nahm[b]) und ſich ſeiner Bibliothek losſagte: ein Brief voll der verſchiedenſten Regungen und Triebwerke, über den allein man Winkelmann liebhaben müſte; nur der uns hier zu wenig Licht gibt. Nur Oeſer könnte dies etwa thun, da Winkelmanns Freund, Franke, es nicht hat thun ſollen. Uns ſagen: was es eigentlich war, das Winkelmanns Neigung und Schwärmerei fürs Alterthum nun eigentlich und auf Lebenslang für die Kunſt deſſelben fixirte? Wars eigner Trieb, der ſo lange in ihm geſchlafen hatte, und den jetzt etwa die Nähe Dresdens, der Anblick der dortigen Statuen und Kunſtwerke weckte? Oder wars mehr der Umgang mit ſeinen Freunden, den Künſtlern, da Winkelmann ſelbſt doch kein Künſtler war? Wäre das letzte (wie es aus dem vorher angeführten Briefe vermuthlich wird, und in Oeſers Hauſe hat er ſein Erſtes und vielleicht Seelenreichſtes Buch geſchrieben[1]) ſo hätten wir dieſen Freunden, den Künſtlern, Winkelmann zu danken und Oeſer hätte durch ihn mehr für Italien und Deutſchland gethan als Archinto und Albani. Er würde uns alſo, wenns ſeine Beſcheidenheit zuließe, in Einem kurzen Briefe oder Aufſatz der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, am beſten ſagen können, „von welchem Punkt Winkelmann in ſeiner Seele ausging“, das Alterthum zu faßen, und ſich der Kunſt deſſelben ſo unterſcheidend zu widmen.

---

[b] Winkelmanns Br. S. 17.

([1]) Die „Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke in der Malerei und Bildhauerkunſt." Dresden u. Leipzig. 1755. 2. Aufl. 1756. — Ueber die Beziehungen Winckelmanns zu Oeſer vergleiche man A. Dürr, A. F. Oeſer. Leipzig 1879. S. 51 ff.)

Nun iſt freilich wohl nichts, das die dunſtenden unſtäten Begriffe von Alterthum in einem Mann, wie Winkelmann war, ſo leicht faßen und ſo ſtill fixiren könnte, als eben der Anblick einer Statue oder einer Werkſtäte im Geſchmack der Alten. Aus unſerm übrigen Leben iſt ihr Geiſt ſo fern weg, aus unſern Geſchäften, Fakultäten und Profeßionen, ſelbſt aus Schulen und Bibliotheken ſo ſehr entflohen, daß vielleicht Einzig das ſtille Kunſtbild, das aus der alten Zeit, der Sündfluth der Jahrhunderte entronnen, noch ganz und treu, und einfältig daſteht, oder etwa mit ihm die ſtille Werkſtäte eines Künſtlers, der an Geiſt, Sitte und Arbeit noch ganz im Alterthume lebet — daß vielleicht dieſe allein eine nach dem Gefühl der Griechen durſtende Seele faßen, umfangen und ihr in ihrem ſchwärmendſten Fluge einen Schwungraum verſchaffen könnten, wo nichts ſie hindert und zurückſtößt auf unſere unantike, Nagelneue Erde. Der Ort konnte Dresden für ihn ſeyn, und ein ſolcher Künſtler iſt Oeſer.

Ueberdem waren Winkelmannen zu viel Lebensjahre verſtrichen, als daß er mehr als Bewundrer der Alten und Literator, daß er etwa ſelbſt Darſteller ihres Geiſts und ihrer Arbeit hätte werden können bruch ſeines vorigen Lebens und ward — was er geworden iſt. Er muſte ſich begnügen, zu ſchauen, zu bewundern, zu erklären, und ſpäterhin tief zu forſchen, da er nichts anders thun und ſelbſt kein Grieche werden konnte. — — Wie anders iſt dies Alles mit den Jünglingen, die, Winkelmann nach, von frühauf bewundern, und bis an ihr Lebensende bewundern werden, die fern von aller Kunſt und von allen Künſtlern, mit taubem Unſinn Kunſt und die Alten loben, weil nichts leichter iſt als loben, und ſie dabei nichts Schwerers lernen und treiben dörfen. Der kurze Zeitraum, das Luſtrum oder halbe Luſtrum, da in Deutſchland dieſer Geſchmack regierte und Alles, was ſchreiben konnte, von Kunſt und geſchnittnen Steinen, von Winkelmann und Alterthum ſchrieb, hat dem wahren Geſchmack der Kunſt und des Alterthums, Winkelmanns und der geſchnittenen Steine wahrlich nicht gevortheilt. Jetzt getraut ſich niemand, darüber die Lippen zu regen. — —

Und dies mag denn der ſchicklichſte Ort ſeyn, über den herben Angrif Ein Wort zu reden, den ein Künſtler, Falconet[1], auf Winkelmann gemacht, darüber, daß Er, der kein Künſtler ſei, ſich je unterfangen, über Kunſt zu ſchreiben. Ich opfre Winkelmanns Urtheil über den Kopf des Pferdes bei Markaurel, allenfalls auch über das Gewand der Niobe, am liebſten ſeine zwei irrigen Citaten auf, die wohl nicht die Einzigen, noch die Erſten ſind, die man in ſeinen groſſen Werken über das geſammte Alterthum gefunden hat, oder finden möchte; die Urtheile aber, die Falconet daraus folgert oder darauf bauet, „daß Niemand als ein Künſtler ſelbſt von Kunſt reden, ſchreiben, urtheilen, oder beinahe nur Kunſt genieſſen und anſehen dörfe" mich dünkt, die wiegen doch hundert gleichgültige in einer Nebenſache irrige Citaten auf! Sie ſagen nehmlich nichts mehr, als der Koch ſoll nur für Köche kochen, der Dichter nur für Dichter dichten, der Straſſenfeger nur für Straſſenfeger fegen; ſonſt, wehe dem Gaumen, der eine Speiſe ſchmeckt, ſie lobt oder tadelt, kurz darüber urtheilt, und nicht ſelbſt Koch iſt! wehe dem Ohr, das einen Dichter hört, genießt, annimmt und nicht ſelbſt dichtet! wehe dem Fuß, der über eine gekehrte Straſſe gehet, die man nicht ſelbſt gefegt hat oder allenfalls fegen könnte. Und damit, dünkt mich, wäre den Künſtlern aller genannten Arten, ſo wenig als ihrer Kunſt ſelbſt gedienet. Soll der Koch nur für Köche kochen und der Straſſenfeger für die Geſellen und Mitmeiſter ſeiner Kunſt fegen: ſo wird er meiſtens nichts als Kritik zu Dank und Lohne davon tragen. Jeder der Herren hat ſeine eigne Manier zu kochen, zu mahlen und zu fegen, die ihm die liebſte iſt, weil er ſie gelernt hat und außer der es für ihn keine gibt. Käme nun noch eine ganze Kunſtakademie von Köchen und Sudlern zuſammen; wehe dem armen Künſtler! — Der Kunſt geſchehe damit alſo auch kein Vortheil, denn da doch der Zweck von ihr nicht in ihr ſelbſt, ſondern außer ihr liegt, in dem Genuß, den andre davon haben, in dem Nutzen, den ſie ſchaffe: wie kann dieſer erreicht werden, wie kann er nur noch einigermaaſſen unvertilgt bleiben, wenn man ſie ſelbſt als letzten Zweck, ſelbſtgenügſam und Zünfteſtolz behandelt? So kommt Alles wieder in die Zünfte, in denen es in Aegypten, gewiß nicht zum Vortheil der Kunſt war: das Kunſtwerk hört auf freie

---

[1] Observat. sur la statue de Marc-Aurele p. Falconet. Amst. 1771.

Kunſt zu ſeyn und wird ſelbſt im Urtheil und Gebrauch, elendes deſpotiſches Handwerk. Und ſo mögen die Köche ihre Suppen in der Küche eſſen und die Dichter und Künſtler die ihrigen in der Werkſtäte verzehren. Sie kochten ſie ja für ſich allein! —

Wohin ein gereizter Künſtler nicht kommen kann, wenn ihn ein Urtheil über ſich und ſeine Freunde ſchmerzt und das Gefühl der Mühe, die ihn ſeine Kunſt gekoſtet hat, mit Zorn beſeelet! Er ſchreitet, eben da er dem Literator Schranken anweiſen will, aus ſeinen Schranken mehr als jener. Freilich ſieht jeder, daß ein groſſer Unterſchied ſey, ein Werk zu machen und darüber zu urtheilen oder es zu genieſſen: allein eben weil der Unterſchied ſo groß iſt, kann es auch immer zweierlei Gattungen von Menſchen geben, die ſich auf dies oder jenes legen und die nur dann tadelhaft ſind, wenn ſie einander in ihr Werk greifen und ſich anmaaſſen, was ſie nicht ſeyn können. Wollte z. E. Winkelmann Peters Statue verfertigen und verfertigte ſie ſchlecht: Künſtler, ſo haſt du Recht und Macht, über ihn zu ſpotten und wo möglich ihn mit dem Felſen ſelbſt zu zerſchmettern, den er verdarb. Wollte er eine praktiſche Anweiſung zur Kunſt ſchreiben, oder gar Lehrlinge des Mechaniſchen derſelben unterweiſen und verſtünde ſein Werk nicht, ſo verdiente er ohne Zweifel, daß ihn die Pariſer Akademie von ſich ſtieſſe und Falkonet ihn nicht für Bruder erkennte. Nun aber, zu fühlen, daß Apollo ein ſchön Gewächs ſei, dazu braucht man ſo wenig Künſtler, als Urbild, Schöpfer, Apollo ſelbſt zu werden. Zu urtheilen, ob ein Pferdekopf ſchön, eine Falte häßlich ſei; dazu braucht man ſo wenig Bildhauer als Stallmeiſter oder Schneider zu

Es iſt zum Theil genug entwickelt, was für Umſtände zu dieſer einzigen Produktion des Menſchengeſchlechts beygetragen, und ich ſetze dieſe Umſtände nur ins Größere der allgemeinen Verbindung von Zeitläuften und Völkern. Siehe dies ſchöne griechiſche Klima und in ihm das wohlgebildete Menſchengeſchlecht mit freyer Stirn und feinen Sinnen — ein rechtes Zwiſchenland der Kultur, wo aus zwey Enden alles zuſammen floß, was ſie ſo leicht und edel verwandelten! die ſchöne Braut wurde von zweyen Knaben bedient zur Rechten und Linken, ſie that nur ſchön idealiſiren; eben die Miſchung phöniciſcher und ägyptiſcher Denkart, deren einer der andern ihr Nationelles und ihren eckichten Eigenſinn benahm, formte den griechiſchen Kopf zum Ideal, zur Freyheit. Jetzt die ſonderbaren Anläſſe ihrer Theilung und Vereinigungen von den früheſten Zeiten her: ihre Abtrennung in Völker, Republiken, Kolonien, und doch der gemeinſchaftliche Geiſt derſelben; Gefühl einer Nation, eines Vaterlands, einer Sprache! — Die beſondern Gelegenheiten zu Bildung dieſes Allgemeingeiſts, vom Zuge der Argonauten, und dem Feldzuge gegen Troja an, bis zu den Siegen ſeyn, nöthigen Falls aber müſte man dieſes Zwieſache eher werden als das Erſte: denn in Falte und Pferdskopf muß der Künſtler wieder von ihnen lernen. Und ſo käme es endlich auf das alte Lied hinaus, daß der Dichter alle Profeſſionen durchdienen muß, die er beſinget, Homer alle Helden durchleben, die er darſtellt und der Koch die Geſchichte jeder Pflanze kennen, die er zu Sallat bereitet.

Ich gebe es gerne zu, daß das Mechaniſche der Kunſt niemand beßer verſtehen kann und ſoll, als der Künſtler, daß ihm in der Arbeit tauſend Erſcheinungen, Schwierigkeiten und ſeine Kunſtgriffe ſichtbar werden, die dem überhinſehenden Auge entwiſchen, mithin der bloſſe Liebhaber ſehr vorſichtig und genau ſeyn müße, wenn ſein Urtheil Dinge der Art berühret; vorſichtig und genau, ſage ich, aber deßhalb nicht furchtſam und verlegen, als ob er ein verbotnes Heiligthum angriffe, ſobald er mit Känntniß der abgebildeten dargeſtellten Sache ſelbſt redet. Kannte Winkelmann keinen Pferdskopf und keine Falten in der Natur, oder gab er nicht Acht, glaubte dem, was andre ſagen und ſchrieb davon, ſo ſchlimm für ihn; nicht aber ſchlimm für ihn, weil er kein Künſtler war und noch nie einen Pferdskopf gemacht, ſondern weil er nicht Acht gegeben hatte, was Kopf eines ſchönen Pferdes in der Natur und was er hier ſei? Auch bei Falkonet zeigt ein beßeres Urtheil ihn weder als Künſtler noch als Kunſtkenner, ſondern als beßern Beobachter und daß er etwa ein beßerer Pferdekenner ſei.

Es wird vielleicht langweilig, daß ich Winkelmann rechtfertige, da ich ihn doch loben ſollte; allein, ſo wie Falkonets Buch, das Aufſehen gemacht hat und das gewiß mit Muth und Feuer geſchrieben iſt, ihn nicht blos nicht lobt ſondern auch kein Lob von ihm zuläßet, falls die in ihm veſtgeſtellte Grundſätze wahr ſind, ſo iſt, was ich langweilig voranſchicken muß, wenigſtens nothwendig: denn jenen zu Folge iſt Winkelmanns Zweck und Leben ganz nichtig geweſen, und der Beifall, den man ſeinen Werken gibt, iſt blos Zeiturtheil. Ihnen zu Folge iſt ein Liebhaber der kein Künſtler iſt, ein eitles Weſen und muß ſich den Mund verbinden, um von Kunſt kein Wort zu reden; und was würde ſodann „eine Akademie von Liebhabern" heißen? — Aber auch dies Alles und jede Liebhaberſchaft, ohne die doch weder Kunſt noch Künſtler iſt, aufgegeben: mich dünkt, ſo war ja Winkelmann mehr als das und etwas ganz anders, Alterthumsforſcher, Alterthumskenner, und daß dieſer Name von der Künſtlerei weſentlich verſchieden ſei, wird niemand läugnen. Und wenn alle Kunſt ausgeſtorben wäre und nur die Kunſt der Alten da ſtünde, wenn alle Palette verbrannt und alle Meißel zerſtört wären, und jene unſchätzbaren Ueberbleibſel verfloßener Zeiten dauren: ſo wird der Literator, der Alterthumsforſcher Lehrer ſeyn, der ſie uns aufkläre. Das Geſchäft des Künſtlers und Antiquars iſt bei einer Bildſäule weſentlich verſchieden. Der Künſtler ſieht als Künſtler, ſchöne oder häßliche, kurz bildbare, Mechaniſch oder geiſtig bildbare Formen, und darf ſich nicht bekümmern, wie der Mann oder Gott heiße, den die Form darſtellet, der in der alten Geſchichte lebet. Beim Antiquar iſt dies Hauptwerk. Es darf ihm nie der Gedanke einkommen: würde ich das auch bilden können? kanns unſre Zeit bilden? gnug, es iſt gebildet und er fragt: von wem? wenn? wie? was bedeutets? wozu hats gedienet?

Schön oder häßlich, iſt ihm eine Nebenſache: nur freilich, je ſchöner je beſſer: denn auch der Antiquar ſoll ein Menſch ſeyn von Augen und Geiſt und Seele. Je mehr er dies iſt, deſto brauchbarer für Staat, Literatur, ſelbſt für den Künſtler; jedoch will dieſer ihn nicht, will er die Statue nur gerade denn beſehen, wenn kein Antiquar dabei iſt, der ihn in ſeinem Kunſtgefühl ſtöre — nun ſo kann ihm nichts zur Antwort werden, als: habe deinen Willen! beſiehe die Statue, wenn kein Antiquar dabei iſt! ſei dir ſelbſt ein ſolcher und er iſt für andre! Unſrer Streit hat ein Ende.

* * *

Das Erſte Werk Winkelmanns ward von ihm vor ſeiner Reiſe nach Italien geſchrieben, in Oeſers Nähe und Freundſchaft: es enthält ſeine Gedanken über die Nachahmung der Griechiſchen Werke in der Mahlerei und Bildhauerkunſt[k]: das war der Punkt, von dem Winkelmann als Schriftſteller ausging, und auf den er immer wieder kam bis ans Ende ſeines Lebens, nehmlich „die Griechen allein ſeyn Muſter alles Schönen der Kunſt nach ihrer vollkommenern Natur und dem Vorzuge ihrer Werke an ſchöner Form, natürlichen Gedanken und ſanfter oder erhabner Einfalt.“ Dieſe Sätze predigt er hier mit der Feinheit eines Griechen und mit der gedrungnen Kürze eines Künſtlers. Es ſind nur hingeworfene Gedanken, leicht und wie im Fluge geſtreuet: aber ſie leben und ſind voll Lieblichkeit und tiefer umfaßender Wahrheit. Unter allen Schriften Winkelmanns wird dieſe an Salbung und blühendem Jugendgeiſt wenigſtens für mich immer die Erſte bleiben: ſo wie gewiſſermaße immer das Erſte Werk eines Menſchen ſein beſtes ſeyn wird. Er kann nachher an Reiſe, an Kraft, an Gelehrſamkeit und Känntniß ſehr gewinnen, wie auch Winkelmann von Jahr zu Jahr unſtreitig gewann; ſeine Morgenröthe aber und erſte duftvolle Jugendblüte liefert er im erſten Werke. Alsdenn iſt ſeine Seele noch Keim, der Alles in ſich faßt, Duft, Blüthe, Baum, Früchte. Er umfaßt mehr als er hat, ahndet mehr als er weiß, ſchwebt aber noch in ſeligem Traume und gibt ſich ſelbſt hin. Späterhin kommt Widerſpruch, Regeln und Feinde, die ihn vorſichtig machen, er zergliedert gleichſam ſich ſelbſt, hat vielleicht ſchon Manier, will und muß ſeinen Ruhm unterhalten, ahmt ſich wohl gar ſelbſt nach; zum Erſtenmal arbeitet er noch unbefangen, in dem Paradieſe der Welt, die er ſich ſelbſt dichtet, ſeine Seelenkräfte ſind noch unzertheilt und er möchte gern, wie die Kinder, die zu ſprechen anfangen, Alles auf Einmal geben, Alles auf Einmal reden. — — Gerade ſo iſt Winkelmann in dieſem unvollkommenen Werkchen, aus dem er ſich nachher, als genauerer und älterer Forſcher ſelbſt wenig machte. Er ſchriebs vor ſeiner Reiſe nach Italien: aber Rom und Griechenland lebt ſchon in ſeinem Herzen: ſein Ideal von Kunſt und Alterthum iſt fertig, und darf nur angewandt, in einzelnen Exempeln erläutert und befeſtigt werden. Man zeige mir Eine Stelle ſeiner ſpätern Schriften, wo ſie Ideal, Geiſt iſt, und ich will ihm in den Gedanken von der Nachahmung, vorzüglich in der Erläuterung derſelben den Ort zeigen, wo die Knoſpe oder der Keim ſchon daſteht, nur in ſchwebender, jugendlicher Kürze und Freude. Der Lobgeſang vom Griechiſchen Clima, der Bildung dieſes

---

[k] Dresd. 1756. [D. h. 2. Ausgabe]

Volks und ihrer Erziehung, von ihrer Freiheit und Freude zu leben, nebſt Allem, was für die Kunſt daraus folget, — dieſer Lobgeſang, der durch alle ſeine Werke ſtrömet, iſt hier in lichter, ſilberner, ſprudelnder Quelle. Selbſt ſeine Sonderbarkeiten und Mängel, ſein Enthuſiasmus und Hang zur Allegorie, an dem vielleicht ſein Freund Oeſer auch etwas Theil hatte, iſt hier vorgezeichnet. Die Schreibart dieſes Werkchens iſt wie der Keim zu ſeiner künftigen Schreibart und überhaupt hat man mit dieſen Gedanken beinah, was die Akademie verlanget „den Umriß von Winkelmanns Seele und Römiſchem Leben“: den Punkt, von dem er ausging, die Liebe des Schönen in der Kunſt der Griechen, und den Punkt, wohin er wollte, ihre natürliche und ſchöngebildete Denkart wieder rege zu machen in dem Zeitalter, worinn er lebte. Allegorie war das Ende dieſer Schrift und Allegorie[1] die letzte deutſche Schrift ſeines Lebens. — Auch war dies unvollkommene Schriftchen eben das, was ihm den meiſten Ruhm erwarb. In ſeinem Vaterlande ſahe mans für eine Erſcheinung an, Dichter und Philoſoph, Literator und Künſtler freueten ſich darüber. Es flog in die Italieniſche und Franzöſiſche Sprache und ward geliebt; bei der Geſchichte der Kunſt ſollte man bewundern und da ſuchte man ſchon Fehler.

Ferne ſeis alſo von mir, in dieſer erſten Blüthe ſeines Geiſtes, die ja mehr Duft als Frucht iſt, Fehler zu ſuchen: der Geiſt derſelben iſt gewiß kein Fehler. Wir begleiten

---

[[1] Der „Verſuch einer Allegorie, beſonders für die Kunſt.“ Dresden 1766] ihn, ehe er ſelbſt wuſte, wie dieſe Schrift aufgenommen würde, nach Rom und finden ihn gerade von dem Punkt weiter fortgehen, wo wir ihn dort verließen, bei der Liebe zum Schönen der Alten. Er ſah und ſuchte nichts als Griechenland in Rom und ſein erſtes Werk war, „die berühmteſten Statuen recht zu ſehen.“ Die Art, wie er ſie ſah, hat er ſelbſt in einem eignen Aufſatz und in einer Vorrede beſchrieben, die ich nur citire[l]: ſie zeigen, wovon er ausging und wohin er wollte. — Zugleich formte ſich in ihm eine Beſchreibung dieſer Statuen, an deren Einer, wie er in einem Briefe ſagt, er Monate zubrachte. Er hatte dabei ſogleich die Abſicht, ein großes Werk zu liefern, das dieſe Kunſtwerke in einer Idealiſchen und Mechaniſchen Beſchreibung, zugleich in den genauſten und ſchönſten Kupferſtichen dargeſtellt, faßen ſollte. Das Werk blieb liegen, weil es übergriffen und zu groß war; wo fand ſich dazu der Künſtler? und wo Unterſtützung?

Mit dem Idealiſchen Theil indeß fing Winkelmann an und einige herrliche Beſchreibungen, Laokoons, Apollo's, des Torſo u. ſ., die er theils einzeln bekannt machte, theils auch in ſeiner Kunſtgeſchichte[m]) als einzelne Meiſterſtücke behandelte und ſeinen Freunden vorlas, ſind von dieſer Idee, dem überſpannten Erſten Anblick der Statuen ſelbſt, ſchöne Reſte. Sie werden dauren, ſo lange die Statuen und unſre Sprache dauret. Darf ich indeßen auch meine demüthige Gabe zu den Füßen des großen Apollo, den Winkelmann Pindariſch beſchrieb, legen: ſo wäre es folgende kleine Einwendung und Muthmaaßung.

---

[l] Bibl. d. ſch. W. Th. 6. — Anmerk. zur Geſch. der Kunſt S. 11 u. ſ.

[m] Bibl. d. ſch. W. Th. 5. — Verſuch einer Allegorie S. 155. Geſch. der Kunſt S. 348. 392.

Apollo, ſollte er, wie er daſteht, vom Siege Pythons wiederkommen, wies auch Winkelmann annimmt? Kommt ein Gott, kommt Apollo alſo vom Siege wieder? Daß ſich Stolz und Zorn in den Nüſtern ſeiner Naſe blähet und er in ſchreitender Bewegung vor ſich her Platz macht und ſein Blick die Welt vor ſich mißt und ſtolz überhin fliehet — genießt ein Gott, genießt Apollo ſo des Sieges? So brüſtet ſich kein ſterblicher Triumphator auf ſeinem Wagen: ſo ſteht kein Ueberwinder auf einem Denkmal, wenn unterjochte Provinzen vor ihm knien; jeder edle Mann und Künſtler hielt im Überwinder die gehaltne Stille und erhabne ruhige Lieblichkeit für das Größte. — Und von welchem Siege käme hier Apollo? vom Siege über die kleine Schlange, die daliegt und die ohne Zweifel zur ganzen ſchönen Deutung Anlaß gegeben? Ein ſolcher Wurm iſt keines Sieges, geſchweige eines ſiegeriſchen Stolzes werth; und überdem kriecht der Wurm ja noch da und Wurm iſt ja nicht Python. — Kurz, wer ſieht nicht aus der ganzen Stellung, dem Gange und Geiſte des Bildes, daß Apollo hier nicht von Etwas kommt, ſondern zu Etwas, das er thun will, gehet, ſchreitet. Dahin geht ſein Blick, dazu hebt ſich ſein erhabner, längerer Schenkel, dazu iſt er mit Köcher und Pfeil gerüſtet. Und wozu ſchreitet er alſo? Zum Siege? zu Pythons Siege? Ein Gott, ein Held zum Siege zornig? Ich dächte wiederum eher, ruhig, gefaßt, ſtark, heldenmäßig. Der Athem ſeines Zorns darf ſeine Naſe nicht blähen und ſeine Bruſt nicht wölben, und nicht vor ihm her Raum machen, ehe der Feind da iſt;

iſt dieſer da und des Gottes würdig, ſo hat er ſchon Athem und Bruſt, nicht Zorn ſondern Muth nöthig, daß er überwinde. — Ein zorniger Gott geht alſo nicht zum Siege, ſondern — wozu? — zur Rache, zur Strafe, gegen ein Volk, das unter ihm iſt, das ihn erzürnte; und Apollo mit Pfeil und Köcher — wem fiele es nicht ſogleich ein, wozu er in dieſer Stellung ſchritte? Die Iliade Homers öfnet ſich mit dem Götterbilde, wovon auch der ganze Lauf der Begebenheiten des Dichters abhängt und ſo wie Homer der Griechiſchen Künſtler Bibel war, ſo hat auch hier der Künſtler ſeinen Apollo von ihm empfangen, wie immer nur Phidias ſeinen Zeus von ihm empfangen konnte. „Auf Chryſes Gebet ſtieg Apollo, ergrimmt im Herzen von den Gipfeln Olymps hinunter. Auf den Schultern des Zornigen erklangen unter jedem Tritt die Pfeile des Köchers; er ging der Nacht gleich, ſetzte ſich und ſchnellte Pfeile; fürchterlich ſchwirrte der ſilberne Bogen, er traf u. ſ.“ Hat je der Künſtler ſeinen Dichter ſchöner gefaßt, verſtanden und mit ſich geeinigt? Nieder ſteigt dieſer Apollo nicht: denn woher ſoll er niederſteigen, da hier kein Olymp iſt und wenn dieſen der Künſtler auch gar mit hätte bilden ſollen, nichts als Misgeſtalt und eine lahme Verkürzung die Frucht des Augenblicks geweſen wäre. Apollo iſt alſo ſchon, wo er iſt, d. i. auf ebnem Boden und ſchreitet, wie er bei Homer ſchritt, leiſe, ſtille, der Nacht gleich, fürchterlich zornig. Hört man nicht, wenn man den Tritt des Bildes ſieht, die Pfeile des Köchers auf der Schulter gleichſam im Steine noch klingen? und wer hat je die ziehende Nacht, einen leiſen und ſchnell ziehenden Nebel geſehen, der ſie hier nicht in dem Blick, in dem Gange, in dem Aufheben zum Anſchauen wieder fände? Der Künſtler wählte nicht das Moment des Sitzens beim Dichter, das ihm alles verdorben hätte; er brachte aber ſo viel aus der Handlung deſſelben herbei, als hier zum Leben des Bildes gehörte. Vielleicht hat dieſer Apollo ſchon geſchnellet: der Bogen ſchwirrte, der Pfeil traf, und ſein Blick iſt da, wo er traf oder etwa bald treffen wird — gnug es iſt der umfaßendſte Augenblick des Homeriſchen Bildes, wie ihn die Kunſt darſtellen konnte, und für mich iſts kein geringes Vergnügen, daß des größten Dichters Erſtes Bild, womit er ſeinen Geſang öfnet und das die ganze Kette ſeiner Begebenheiten anſchlägt, auch den größten Künſtler fand, der es für alle Zeiten auch zum Erſten und größten Kunſtbilde ſchuf. — Python laſſen wir alſo ganz bleiben, denn die Schlange, die am Sturz liegt, iſt nichts als ein Nebenwerk, Apollos bekanntes Sinnbild. Die Hände der Statue ſind bekanntlich neu und haben uns eben mit ihrem Nichts von Stellung die Idee des alten Künſtlers ſo lange aufgehalten; da aber der Köcher auf der Schulter alt iſt und der ganze Stand der Statue das Uebrige unzweifelhaft ausdrückt; edles Bild, ſo ſollteſt du heißen, wie dich dein Prieſter Chryſes nannte: „König Apollo, den die ſchöne Latona gebar! zorniger, rächender Gott mit dem ſilbernen Bogen und dem klingenden Köcher auf Deinen Schultern, ziehend der Nacht gleich.“

Vielleicht wäre noch über Winkelmanns andre prächtige Beſchreibungen einzelner Statuen z. E. den ſchönen Antinous, den Sturz des Herkules etwas zu ſagen; indeßen, da bei einem Torſo, wie der vom Herkules iſt, ein ſchöner Traum wohl für Wahrheit gelten kann, ſo mag ich dieſen nicht ſtören und preiſe alſo nur auch die Beſchreibungen von Bacchus, Juno, Diana, dem Fechter u. ſ. die Winkelmann nachher ſeiner Geſchichte der Kunſt einverleibte*). Seine Idee, die Beſchreibung der ſchönſten Statuen ſelbſt, Idealiſch und Mechaniſch, wartet noch auf einen andern und wäre treflich, wenn mit ihr aus den vielen unvollkommenen und zu ſehr vermiſchten Kunſtſammlungen Eine erleſene würde. Den Idealiſchen Theil der Beſchreibung würde man ſich, da Winkelmann hin iſt und kein andrer ihn wohl nachahmen könnte, verbitten; ſelbſt bei Winkelmann war der Enthuſiasmus oft verführend. Für Wärme über das Schöne bemerkte er oft das Mechaniſche nicht treu genug, auf dem doch Alles ruhet, und überhaupt wäre eine kurze und gründliche, mehr hiſtoriſch als kritiſche Beſchreibung für das wißbegierige lernende Auge die bequemſte. Nach ſolcher hätte mans beiſammen: „was das Kunſtwerk etwa ſei oder nicht ſei? wo es gefunden oder noch zu finden? wo es ſchon bekannt gemacht? was an ihm neu oder alt, gut oder ſchlecht? was in der Bekanntmachung ſonſt und hier treu oder untreu, gut oder ſchlecht ſei?“ — Da aber auch die Rangordnung dieſer Kunſtwerke nach ihrer Güte ein ſehr relativer Begrif iſt: ſo wäre es wohl beßer, daß die Ordnung eines ſolchen Werks nach den Gegenſtänden ſelbſt, als Göttern, Helden u. dgl. getroffen und zugleich bei jedem bemerkt würde, wie andre Künſtler denſelben Gegenſtand bearbeitet? welche Neue und an welchen Alten ſie vorzüglich gelernt und ſie nachgebildet haben? u. ſ. Würde nun dabei das Beſte, das über einzelne Kunſtwerke ſchon vorhanden iſt, mit Wahl gegen die Perſer, und die Niederlage gegen den Macedonier, da Griechenland ſtarb! — Ihre Einrichtungen gemeinſchaftlicher Spiele und Nacheiferungen, immer mit kleinen Unterſchieden und Veränderungen, bey jedem kleinſten Erdſtrich und Völkchen — alles und zehnfach mehr gab Griechenland eine Einheit und Mannichfaltigkeit, die auch hier das ſchönſte Ganze machte. Kampf und Beyhülfe, Streben und Mäßigen; die Kräfte des menſchlichen Geiſtes kamen ins ſchönſte Eben- und Unebenmaaß — Harmonie der griechiſchen Leyer!

---

*) S. 151 u. f.

Aber daß nun nicht eben damit unſäglich vieles von der alten frühern Stärke und Nahrung verlohren gehen mußte, wer wollte das läugnen? da den ägyptiſchen Hieroglyphen ihre ſchwere Hülle abgeſtreift ward, ſo kanns immer ſeyn, daß auch ein gewiſſes Tiefe, Bedeutungsvolle, Naturweiſe, was Charakter dieſer Nation war, damit über See verduftete: der Grieche behielt nichts als ſchönes Bild, Spielwerk, Augenweide — nennts gegen jenes Schwerere wie ihr wollt; gnug er wollte nur dies! Der Religion des Morgenlandes ward ihr heiliger Schleyer genommen; und natürlich, da alles auf Theater und

Markt,

und Urtheil genutzet, und wäre inſonderheit (woran endlich Alles liegt) das Werk von Zeichnungen eines guten Meiſters belebet — jeder ſieht, daß mein Traum ein wahrer Catalogus realis der Kunſt des Alterthums wäre; Schade aber, daß es nur ein Traum iſt und wohl auch lange noch ein ſolcher bleiben dürfte, bis die Muſe ſelbſt einen Caſtor und Pollux, einen Künſtler und Literator dazu ausrüſtet und aus Einem Ei gebohren werden läßet.

Winkelmann hatte, da er nach Rom kam, ein andres Werk im Sinn, das aber eben ſo unausgeführt geblieben iſt und ein beträchtlicher Theil des vorigen Werks wäre: von Ergänzung der Statuen der Alten. Genau ausgeführt wäre es ein kritiſcher Schatz über die Kunſtwerke, an dem es uns noch fehlet. Hundert Fehler ſind entſtanden, weil man das Neue für Alt hielt und die hinangeflickte Aktion für weſentlich der Hauptfigur anſah. — — In den Wißenſchaften fing die Kritik damit an, daß man in den Alten Ächt und Unächt zu unterſcheiden und die wahre Lesart wiederherzuſtellen ſuchte; die Künſte haben aus vielerlei Urſachen dieſen Vortheil noch nicht gehabt und ſelbſt Cavaceppi o) hat in ſeiner Raccolta der von ihm

---

o) Ich erinnere mich, in der Bibliothek der Fürſtl. Kunſtſammlung in Caſſel ein Exemplar geſehn zu haben, worinn Cavaceppi die Ergänzungen ſelbſt bemerkt hatte. [Der von Herder geſehene I. Band von Cavaceppi's Raccolta d'Antiche Statue Busti Bassirilievi etc. In Roma 1768, befindet ſich noch auf der Kaſſeler Landesbibliothek Antiq. fol. 22ᵇ. Cavaceppi hat darin durch Bleiſtiftſtriche die reſtaurirten Theile kenntlich gemacht. — Über die Räumlichkeiten, in denen ſich vor 1779 die Kaſſeler Bibliothek befand, vergleiche man meine Schrift: „Landgraf Wilhelm IV. von Heſſen, genannt der Weiſe, und die Begründung der Bibliothek zu Kaſſel im Jahre 1580.“ Kaſſel 1881.]

ergänzten Statuen, nicht bemerken wollen, was Neu oder Alt iſt. — —

Dies waren Träume Winkelmanns, als er nach Rom kam, wie man an einem fremden Ort immer erſt träumt, ehe man ſchafft und ſiehet. Die Beſchreibung des Stoſchiſchen Cabinets, ſeine Anmerkungen über die Baukunſt und das Schreiben über die Herkulaniſche Entdeckungen waren nachher ſeine Produktionen, in denen viel Gelehrſamkeit und Antiquariſche Aufklärung herrſchet. Wenn wir von jedem guten Cabinet eine Beſchreibung wie dieſe hätten! Das Schreiben über die Herkulaniſchen Entdeckungen fand in Neapel Gegner, unter denen ich inſonderheit die Blätter des Marcheſe Galiani zu kennen wünſchte. Auch wollte Winkelmann, vielleicht in Unmuth über eben dieſe Gegenden [Gegner?], eine Schrift vom verdorbnen Geſchmack in den Künſten ſchreiben, von der leider! auch nur der Titel daliegt.

Statt ihrer kam eine Schrift von wenigen Bogen aber von großem Sinne zum Vorſchein: von der Fähigkeit, das Schöne in der Kunſt zu empfinden, wo Winkelmann wieder ganz Er ſelbſt iſt *): denn nach ſeinen Gedanken über die Nachahmung der Griechen möchte ich dieſe kleine Schrift beinahe zunächſt ſetzen. Man hats ihm verübelt, daß er ſich ſeit Plato für den Erſten Lehrer des Schönen hatte: auf die Weiſe aber wie ers meint, dörfts gerade keine Läſterung ſeyn. Daß ſeit Plato Niemand geweſen, der, was Schön iſt, empfunden habe, kann wohl kein geſunder Menſch meinen: nicht nur empfunden, ſelbſt dar-

---

*) Dresd. 1763.

geſtellt, nachgebildet hat mans, wie Winkelmann es nicht darſtellen konnte. Die großen Meiſter des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts, die Winkelmann zum Theil wie Alte anbetet, wuſten ſie nicht, was Schön iſt? warteten ſie auf einen neuen Plato, der es ſie kennen lehrte? Hat Plato es die alten Künſtler kennen gelehrt? und zog er ſelbſt, was er drüber ſagte, nicht eben aus ihnen? — Alſo redet Winkelmann nur von Lehre des Plato d. i. von Unterſuchung des Allgemeinen und des Weſens der Schönheit; ſollte er da nun Unrecht haben? Freilich finden ſich ſelbſt in den barbariſchen, ſcholaſtiſchen Zeiten, ſelbſt, wo man es am wenigſten ſuchen würde, in Kirchenvätern, Brocken oder Goldkörner darüber; aber einen Plato des Schönen der Griechiſchen Kunſt, wie Winkelmann ihn im Sinn hatte, wo findet man ihn? Die Künſtler lehrten nicht, oder ſie lehrten als Künſtler, jeder in ſeiner Kunſt, aus ſeinem Geſichtspunkt, in ſeiner Werkſtäte, bis, wie Winkelmann meinte, Er und ſein Freund Apelles-Mengs lehrten.

Und warum ſollte ich hier nicht für Deutſchland kühn, wie er, werden und die Gabe des Himmels rühmen, die ſich eben in den Jahren, in denen Winkelmann ſchrieb, hie und da und dort und hie ausgoß und Einen Geiſt der Unterſuchung des Schönen in den verſchiedenſten Männern regte. Winkelmanns und Mengs, Leßings und Mendelſohns, Sulzers und Hagedorns, Käſtners Abhandlung über das Schöne u. ſ. kamen beinahe zu Einer Zeit ans Licht, veranlaßten und weckten einander. Und da beinah zu eben der Zeit Hutcheſon und Home, Burke und Gerard in Britannien ſchrieben und in Frankreich

Diderot die Ideen Schafteſburi's, Andrés u. a. weckte; ſo, dünkt mich, werden die Spuren dieſes Zeitalters in ſolcher Materie wohl unverlöſcht bleiben und das erbeutete Gute auf die Nachwelt erben. Elende Kritik, Recenſentenhaß und Partheigeiſt haben gemacht, daß wir im letzten Luſtrum dieſe Bahn nicht verfolgt haben und manche Anfänge völlig unvollendet liegen. Sulzers neueres [q]) groſſes Werk ſteht allein da, wie Oſymandes [1]) Denkmal oder ein labyrinthiſcher Tempel in einer Wüſte; es wird aber wohl die Zeit kommen, da wir aufwachen und die verlaßnen Fußtapfen wieder verfolgen. — Mengs kleine Schrift über das Schöne iſt wie eine volle, tief ſich hebende Quelle, Winkelmanns Lehre iſt wie ein prächtiger Strom, der aber doch nur aus jener Quelle ward. — —

Endlich komme ich zu Winkelmanns Hauptwerke, zu welchem alles Bisherige nur Vorbereitung ſcheinet, zu ſeiner Kunſtgeſchichte. Es gehörte Winkelmanns erhabner, kühner, kleine Mängel und Fehler völlig verachtender Genius dazu, an ſolch ein Werk nur denken, geſchweige als Fremdling, nach dem Fleiß einiger wenigen Jahre daran Hand legen zu wollen, und ſiehe, gewiſſermaaſſe hat ers vollendet. In dem Walde von vielleicht 70,000 Statuen und Buſten, die man in Rom zählet, in dem noch verwachſenen Walde betrüglicher Fußtapfen, voll ſchreiender Stimmen rathender Teuter, täuſchender Künſtler und unwiſſender Antiquare durch ziemlich lange Zeiten hinunter, endlich in der ſchrecklichen Einöde alter Nachrichten und Geſchichte, da Plinius und Pauſanias, wie ein paar abgerißne Ufer daſtehn, auf denen man weder ſchwimmen, noch ernten kann: in einer ſolchen Lage der Sachen ringsumher an eine Geſchichte der Kunſt des Alterthums denken, die zugleich Lehrgebäude, keine Trümmer, ſondern ein lebendiges Volkreiches Thebe von ſieben Pforten ſei, durch deren jede Hunderte ziehen; gewiß das konnte kein Kleinigkeitkrämer, kein Krittler an einem Zeh im Stande. Auch hats Winkelmann in den letzten Jahren ſeines abgeſchnittnen unvollendeten Lebens bitter gefühlt und beklagt, daß ſein Vaterland in manchen ihm zutönenden Stimmen ſich nach deutſcher Weiſe an die einzelnen kleinen Fehler des Werks hielt und die Mühe und den Geiſt des Ganzen verkannte. Aber ſo iſts in Deutſchland und ſo wirds bleiben, ſo lange unſre gelehrte Republik von denen geſtimmt und regiert wird, die ſie ſtimmen und regieren. So lange jeder Unwürdige, der Winkelmanns Fuß zu lecken nicht werth iſt, ſo fort größer als Er wird, wenn er als ungenannter und ewig Namenloſer Kunſtrichter nur in einem kritiſchen Journal daſteht und richtet; Ihr Winkelmanne aller Wißenſchaften, ſo iſt euer Dank geſchrieben. Gebt euch Helden- Rieſen- und Teufelsmühe, ringt im Geiſt und an Fleiße, hungert und bettelt euch mit zwanzig langerfleheten beſchnittnen Dukaten, wohin ihr wollt, gebt ſogar, wenn es euch beliebt, Amt und Religion der Väter auf, um nur euren Beruf, den Trieb eures Herzens zu erfüllen, nach dem ihr dürſtet: das Rieſenwerk ſteht da! Nun wirds angegafft, angeſtaunt, viehiſch dumm gelobet; nun hat ſich die Heerde ſatt geſehen und fängt an zu blöcken. Der Kuh iſt das Thor zu bunt, dem Ochſen der Schaafſtall zu erhaben; endlich bückt ein

---

[q]) Wörterb. der ſch. K. und W.

[1]) [Osymandyas lautet der Name dieſes fabelhaften ägyptiſchen Königs bei Diod. Sic. I. 47.]

Mäuschen da unſichtbar und anonymiſch unter der Marmorſchwelle hervor, knittert und zerbeißt ſich die Zähne am Fuß der Schwelle, ſo fort iſt das Mäuschen größer als Tempel und Geiſt, der ihn machte: es iſt ja Kunſtrichter unter der Schwelle. — —

O daß es Einmal ein Olympia verſammleter Griechen in Deutſchland, eine Akademie gäbe, die ſtatt ſelbſtgewählter Fragen und guten Werke, deren es ſchon ſo manche gibt, nicht früge, ſondern hörte, und die ihr dargebrachte, *freie, ſelbſtgewählte* Werke andrer krönte und belohnte! Daß es ein Heiligthum der Muſen gäbe, wo ein Menſch, der ſein ſtilles Werk, wozu ihn Gott und kein Buchhändler rief, der dies Werk, den Liebling ſeines Geiſtes und das freie Kind ſeiner Jugendkräfte, das er lange an ſeiner Bruſt, in ſeinem Herzen trug und nun vollendet fühlt, dahin ſtellen kann, wie vor den Altar, in einen Kreis edler Männer und Richter, und ſeinen Kranz erwarte. Geſchähe es, daß jede Akademie und jede Klaſſe derſelben nur *allgemein den Bezirk* angäbe, in dem ſie ſich Werke anzunehmen und zu beurtheilen getrauet, ſodann über ſolche Werke ſich nur als Dienerin des Vaterlandes und der freien Gottesgabe, Verſtand, nicht als eine Richterin betrüge, die etwa den Stempel zweier denkenden Köpfe in ihr auf ein ganzes Land und Zeitalter zu drücken und dies in ihren Saal einzuſchrenken ſich unterfinge, ſondern unter freiem Himmel Gericht hält und jedes beſte Werk jedes denkenden Kopfs, *was ihr ein ſolches dünkt*, unterſtützt und belohnet. Welch ein Vortheil würde damit den Wiſſenſchaften und Künſten! — An Einem Winkelmanniſchen Werke, ihr dargebracht, von ihr unterſtützt und gekrönet, hätte ſie mehr Ruhm, die Literatur mehr Vortheil als an zehn engen Preisfragen und ihren erzwungenen Antworten über Raum und Zeit, Bücherwürmer, Miſt und Monadenkräfte. Jeder Menſch Gottes zu tauglicher Arbeit geſchickt, könnte ſeine eigne Erfindung, auf die ihn doch kein andrer, als er ſich ſelbſt, bringen kann, bauen und vollenden; und die Akademie würde Republik, gemeines Weſen, die Nährerin der edelſten Früchte des Geiſtes, wovon ſie auch handeln mögen. So las Herodot ſeine Geſchichte vor dem verſammleten Griechenlande und ſo hätte Winkelmann die ſeine leſen ſollen, vom Vaterlande unterſtützt und belohnet.

Es wäre thöricht, ein Werk zu rühmen, das ſich ſelbſt rühmet, und da ſein Verfaßer es in der Vorrede ſelbſt angibt: „wovon er ausging? und was er vor ſich gefunden?“ ſo bliebe mir nur übrig, den Punkt zu zeigen, wo er aufhörte und was nach ihm noch zu thun ſei? Da aber auch dies beinah unermäßlich iſt, und eine Art Antiquariſcher Allwißenheit dazu gehörte: „was in dem weiten Studium noch nicht gethan ſei? oder etwa noch gethan werden könne?“ ja, da ſelbſt eine ſo allgemeine unbeſtimmte Anzeige nicht viel hülfe, weil doch jeder nur thun kann, was vor ihm liegt und wozu ihm die Muſe des Alterthums Gelegenheit, Wink und Kraft gab, ſo erlaubt mir die Beſcheidenheit, nur auf Winkelmanns Spur zu bleiben und etwa dicht hinter ihm zu zeigen: „was noch nicht gethan ſei? was ſelbſt in ſeinen Werken, bei ſeiner Lage im Gange eines ſo kurzen Lebens noch unvollendet bleiben müſſen?“ Meine Angabe ſoll aber hier nur allgemein ſeyn und gebe der Himmel, daß ſie bald Erfüllung finde!

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51185-X
HERDER,J.G. FN. 07563/21a

Winkelmanns Geſchichte der Kunſt ſollte, wie er ſelbſt ſagt [*], nicht blos Geſchichte, ſondern Lehrgebäude der Kunſt des Alterthums ſeyn und das iſt ſie, zumal dem Erſten Theil nach, ein hiſtoriſches Lehrgebäude [1]. Es würde unnütz ſeyn zu fragen: ob die Griechen ſo das Wort Hiſtorie genommen? ob mans ſo nehmen müße? ob nicht außer dem Winkelmanniſchen Werk noch ein andres möglich und gut ſei, da man keinen Lehrbegriff im Kopf hat, ſondern die Dinge ſchlicht anſieht, wie ſie ſind, ſie bindet, wie ſie die Geſchichte, nicht das Raiſonnement bindet, ſie gehen und ſich abwinden läßet, wie ſie ſich abwinden; über alle Dies iſt kein Zweifel, nur es war Winkelmanns Zweck nicht und nur nach ſeinem Zweck muß man einen Werkmeiſter richten. — —

Und warum wars nicht Winkelmanns Zweck? Mich dünkt, die Urſache iſt gar nicht ſo verborgen, als man ſich ſtellet: gerade zu, weil ſolch eine Geſchichte der Kunſt zu ſchreiben nicht möglich iſt, für Winkelmann nicht möglich war, weil Bruchſtücke zu ihr zu liefern ohne Winkelmanns Zweck lange nicht ſo nützlich iſt und ſeine Seele ſich hätte verläugnen müſſen um ſich dabei zu verzehren. Er hinterließ alſo die Arbeit einem Andern und trieb ſein Werk.

Eine Geſchichte der Kunſt des Alterthums muß aus treuen, verſtändigen vollkommenen Nachrichten und Denkmalen der Kunſt geformt, vollſtändig geformt werden; und wo ſind jene? wo iſt, ſie aus dieſen zu formen, Eines Menſchen, Eines Fremden, Winkelmanns Werk? Man leſe doch die ſchöne Raritäten, die Plinius, Pauſanias, Philoſtrat berichtet haben und forme daraus eine vollſtändige Kunſtgeſchichte? Wenn Winkelmann um kein Jota der Citaten dieſer Schriftſteller gefehlt hätte, wäre denn aus ihnen Geſchichte der Kunſt worden? wird, wenn dieſe Citaten ſiebenfach berichtigt wären, ſie damit werden? — Ich wünſchte auch hinter dem, was Caylus geſchrieben, daß ein Kunſtverſtändiger es eigentlich unterſuchte: was denn dieſe ſo genannte Quellen der Alten eigentlich ſeyen und wie viel auch ſie wißen konnten; mich dünkt, über Plinius hat Falconet etwas der Art angekündigt, das ich aber noch nicht geleſen — — „Wie, wird man ſagen, ſo laß denn ſtatt der Schriften, die Werke der Alten zeugen, ſind deren nicht gnug?“ Nun ja denn, zu gnug. Wie bald iſt dieſer Rath gegeben, und wie ſchwer iſt er ausgeführt! Alle Statuen, Gemmen, Buſten, Gemählde und Reliquien der Alten zu durchgehen, zu betrachten, zu ſammlen, zu ordnen, zu erklären, iſts wohl Eines Menſchen Werk? und ſetzt man nicht immer ſo etwas voraus, wenn man eine vollſtändige Geſchichte der Kunſt fodert? wenn man den ſonderbaren Tadel macht, daß Winkelmanns Geſchichte zwar gut, aber lange nicht vollſtändig ſei? Vollſtändig? und wer hat eine ſolche das Recht von ihm zu fodern? Habt ihr ihm Eine Reiſe nach Neapel bezahlt, geſchweige Eine nach allen Gegenden der Erde, wo Materialien und nothwendige Denkmale zur Geſchichte der Kunſt ſind? Habt ihr ihm denn auch nur, da er in Rom war, den Schlüßel zu allen denen, die in Rom ſind, und Gelegenheit und Muße geben können, um ſie, wie er ſollte, zu gebrauchen? Vollſtändig? und wer in der Welt,

---

[*] S. Vorrede S. IX. X.

[1] [Man vergleiche hiermit die 2. Sammlung der „Fragmente" Herders. Suphanſche Ausgabe II, 123 ff.]

Markt, und Tanzplatz Schau getragen wurde, wards in kurzem „Fabel, ſchön ausgedehnt, beſchwatzet, gedichtet und neugedichtet — Jünglingstraum und Mädchenſage!„ Die morgenländiſche Weisheit, dem Vorhange der Myſterien entnommen, ein ſchön Geſchwätz, Lehrgebäude und Zänkerey der griechiſchen Schulen und Märkte. Der ägyptiſchen Kunſt ward ihr ſchweres Handwerksgewand entnommen und ſo verlohr ſich auch das zu genaue Mechaniſche und Künſtlerſtrenge, wornach die Griechen nicht ſtrebten: der Koloß erniederte ſich zur Bildſäule: der Rieſentempel zum Schauplatz: ägyptiſche Ordnung und Sicherheit ließ in dem Vielfachen Griechenlands von ſelbſt nach. Jener alte Prieſter konnte in mehr als einem Betracht ſagen „o ihr ewigen Kinder, die ihr nichts „wißt und ſo viel ſchwatzt, nichts habt, und „alles ſo ſchön vorzeiget„ und der alte Morgenländer aus ſeiner Patriarchenhütte würde noch heftiger ſprechen — ihnen ſtatt Religion, Menſchheit und Tugend, nur Bulerey mit allem Schuld geben können u. ſ. w. Seys. Das menſchliche Gefäß iſt einmal keiner Vollkommenheit fähig: muß immer verlaſſen, indem es weiter rückt. Griechenland rückte als ein Prophet, ein Gott oder ein Teufel könnte eine vollſtändige Geſchichte der Kunſt ſchreiben? Wie viel hunderte und tauſende der Statuen in Rom, Griechenland, Aſien, Aegypten ſind, wie jene Märtrer, untergegangen, geſteinigt, zerhackt, zerſchlagen? wie viel hundert liegen noch jetzt unter der Erde, und warten auf Auferſtehung? Wer ſagt uns nun, ob dies nicht gerade die Beſten ſind und der Tod nicht auch hier das Schönſte weggenommen? wer ſichert uns nun, der wievielte Theil uns überblieben ſei, um aus ihm Schluß faßen zu können? Unter den Wenigen, an die die wenigen Alten, die von Statuen reden, denken, wie wenige ſind unſer? und bei den zwei, dreien, wo man vermuthet, daß es die nähmlichen ſind, wer iſt uns für die Gewißheit Bürge? Und nun, wie viel oder wie wenig iſt aus den bloſſen, nackten, Namen und Nachrichtloſen Denkmählern Geſchichte der Kunſt zu ſchöpfen, wie wir Deutſche Geſchichte nehmen? Iſt der Name des Künſtlers nicht genannt, oder falſch genannt, oder dieſer in jenen paar Ueberbleibſeln hiſtoriſcher Kunſtſchriftſteller der Alten nicht bemerkt oder nicht genau bezeichnet: wie ſoll man ſich helfen? Nach der Güte des Kunſtwerks zu urtheilen, gilt nicht: denn auch in ſchlechten Zeiten kann gut und in guten ſchlecht, in dieſem Lande, in dieſer Stadt und Provinz gut, in jener ſchlecht gearbeitet werden, wie uns ja die gemeinſte Kunſt unſrer Zeit lehren könnte. Da nun noch ſelbſt die Charaktere der Kunſtwerke verſchiedner Nationen ſo herzlich ſchwankend und ungewiß ſind, da zwiſchen Alt Griechiſchen und Aegyptiſchen, Aegyptiſchen und Alt Hetruriſchen, Hetruriſch und Galliſchen, Griechiſch und Römiſchen Kunſtwerken die Grenzen ſo ſehr in einander laufen, wenigſtens noch nicht ſo geſchieden ſind, daß der ſtrenge Geſchichtforſcher darauf bauen und damit zufrieden ſeyn könnte; (allen neuen Betrug, Verfälſchungen und Ergänzungen noch ungerechnet;) nein! wie iſt eine Geſchichte der Kunſt, die ganz und wahr und vollſtändig ſei, möglich? Wer könnte ſie anders ſchreiben als die ewigen Genien und Schutzengel der Kunſt Griechenlands, Aegyptens, Roms, Etruriens und der übrigen Kunſtvölker, wenn ſie im Himmel unſichtbar Akademie halten — — Hätte Winkelmann auf ſolchem Wege anfangen wollen; ſeine Geſchichte der Kunſt läge, wo alles Ungebohrne liegt.

Und wie fing ers denn an? Er ſchrieb ſtatt Geſchichte, die nicht geſchrieben werden kann, ein hiſtoriſches Lehrgebäude: d. i. er ſetzte aus den Nachrichten oder Denkmählern, die ihm bekannt waren, nur zuerſt Unterſcheidungszeichen zwiſchen Völkern, hernach in ihnen zwiſchen Zeiten und Claſſen, oder Arten des Styls feſt und ſo fing er an zu ordnen und zu ſchreiben. Unvollſtändig mag das allerdings ſeyn, es iſt mehr als unvollſtändig, Idealiſch: ſo viel ich aber einſehe, iſts bei dem groſſen Mangel von Namen, Nachrichten und würklicher Geſchichte, das einzige Mittel zu einem Ganzen, das den Nutzen oder vielleicht mehr als den Nutzen erreicht, den uns die dürftige Geſchichte gäbe. So wie ſchon Ariſtoteles geſagt hat, daß die Poeſie Philoſophiſcher ſei, als die Geſchichte; ſo iſt ein ſolches Idealgebäude, wenns nur für ſich ſelbſt auf guten Gründen beruhet, lehrreicher, als Namen und Jahrzahlen ſeyn würden. Kann ich nach dem Kalender Einmal nicht wißen, wenn und wo die Statue gemacht ſei; wohl, ſo hat ſie nach den Kennzeichen der

Kunſt ihren topographiſchen Kalender in ſich. Iſt ſie nicht in dieſer Zeit gemacht: ſo ſollte ſie drinn gemacht ſeyn, und der Künſtler kann ſie immer dafür anſehen und brauchen. Gehörte ſie hiſtoriſch nicht an den Ort, ſo kann ſie künſtleriſch bis uns die Geſchichte etwas Beßers ſagt, immer dahin gehören. — Man ſiehet, daß ich damit noch nicht die Charaktere, die Winkelmann annahm, noch weniger jede Anwendung derſelben annehmen darf; aber eine Kunſtgeſchichte im Schattenriß ſolcher Klaſſen und Charaktere zu ſchreiben, war wohl unumgänglich. Nach Winkelmann hat Heine über die Kunſtgeſchichte der Hetrurier geſchrieben; und er hat ſich nicht anders helfen können. Kaylus deßgleichen; ich ſehe keinen andern Weg.

Sofort wird offenbar, daß in Nebenſachen, in kleinen Citaten bei Winkelmann zehn Fehler ſeyn können, die ſeiner Geſchichte der Kunſt nicht oder wenig ſchaden: denn ſie iſt nicht eigentliche abſolute Geſchichte; ſo bald aber in National- und Kunſtcharakteren Einmal gefehlt iſt, ſo iſt der Schade größer. Das Werk kommt aus den Angeln, in denen es ſchwebt.

Nicht als wenn auch jene Fehler nicht Flecken blieben; vielmehr wünſchte ich ſehnlich, daß der neue Herausgeber ſich der Ehre, Herausgeber Winkelmanns zu ſeyn, dadurch werth gemacht hätte, daß er Winkelmanns Werk und Vorrede unzerſtümmelt laßen, uns aber in Einigen Bogen Nachtrages Berichtigung deſſen hätte geben wollen, wozu Winkelmann ſelbſt ſich nicht verwenden konnte. Einem andern Literator und Liebhaber der Kunſt und dieſes Autors bleibt das Werk der Liebe und des Fleißes alſo noch übrig. — — Ungleich beträchtlicher aber iſts, die Charaktere allgemein zu unterſuchen, die W. veſtſtellte. Sind ſie wahr? ſicher? aus welchen und aus wie viel Werken zog er ſie hie und da? band er und wie band er die Völker? — Ich lege hier einige Zweifel dar, mehr als Proben deſſen, was ich meine, und andern überlaße, als daß ich mir damit, Winkelmann zu verbeßern, getrauen ſollte.

Der groſſe Verehrer der Griechen nimmt an: „ſie, wie alle Völker, haben ſich ihre Kunſt ſelbſt erfunden, ſie ſeyn einem fremden Volke nichts ſchuldig *).“ Der Grundſatz macht die ganze Geſchichte ſehr ſimpel, denn nun hat man an keine Fort- und Ueberleitung aus Volk in Volk zu denken; wie die Völker, ſo fallen die Theile des Buchs aus einander. Der Grundſatz ſcheint auch allgemein und Idealiſch wahr: denn jedes Volk kann ſich nicht blos, ſondern die meiſten haben ſich einige Anfänge der Kunſt erfunden, ſo wie alle Kinder mahlen und ſich von Brot oder Wachs Pferde oder Geſichter backen. Auch ſind W. und ſeiner Nachfolger Gründe meiſtens aus allgemeinen, hypothetiſchen Gründen des Möglichen und a priori (wie die Schule redet) hergenommen, die aber hier nichts oder nicht gnug beweiſen möchten, gerade weil ſie zu viel erwieſen.

Denn zuerſt ſo iſt darüber wohl niemals Zweifel gegeben, daß ein Volk, geſchweige ein Volk, wie die Griechen, ſich Kunſt erfinden könne? ſondern die Frage iſt, ob hiſtoriſch erweislich ſie ſich ſolche erfunden haben? und mich dünkt, dabei würde die Geſchichte eher gegen als für ſeyn. Zweitens iſt Kunſt und Kunſt ja auch nicht gleich.

---

*) Geſch. d. K. Th. 1. Kap. 1. 4.

Klötze, Hölzer, viereckte Steine ſind keine Kunſt, hätten ewig ſymboliſche Gottheiten ſeyn oder verehrt werden können, ohne je Kunſt, geſchweige ſchöne Kunſt zu werden. Die Frage iſt hier: wer machte in dem was Kunſtwerk iſt, als ſolchem, erſten Fortſchritt? ſtellte das Mechaniſche der Kunſt, das immer das Schwerſte iſt, veſt? und gab davon Vorbild? Sodann, wer leitete auf die Idee, Kunſt zu Gottesdienſt u. ſ. zu brauchen, wozu man auch anders gebrauchen konnte und ging alſo in Gewohnheit und Anwendung derſelben vor? — Endlich, muß man ja auch nicht die Schwierigkeiten erſchweren und vermehren, wie Ein Volk aufs andre habe würken, etwas von Einem Volk aufs andre habe kommen können? ſonſt macht man ſich gegen die lichteſte Sache Zweifel und gegen die leichteſte Schwierigkeiten. Zuletzt wird jede Bewegung unmöglich, wo Ein Schritt in der Stube die einzige und beſte Widerlegung iſt. — Laßet uns die Sache nach Ähnlichkeit und nach den Fragmenten alter Nachricht, ſo dann nach dem alten Griechiſchen Styl ſelbſt betrachten und ſehen, was ſie, ohne Vorurtheil melden.

Die Analogie ſagt uns, daß ein Menſch und ein Volk äußerſt ſelten erfinde, wo es nicht erfinden muß, daß es ſich immer lieber mit Tradition, Erbtheil, Nachahmung, Lernen behelfe, als ohne äußerſte Nothdurft ſelbſt erſinne. Es mag dies der Menſchheit ſo wenig zur Ehre gereichen, als es will; ſo iſts doch wahr, wir ſehens bei uns ſelbſt, bei allen Kindern und allen Völkern. Wir erfinden äußerſt wenig aus uns: die gerühmteſten Erfindungen ſind nur Blitze, die aus dem Reiben der vorbereitetſten Umſtände und gleichſam Vorerfindungen trafen, und auch bei ihnen findet der Menſch viel öfter, als er erfindet. Die Kette der Kultur bei den wenigen Völkern der Erde zeigt, wie viel ein Volk durch Umgang, Tradition, fremde Anſicht und wie wenig durch ſich ſelbſt, müſſig und eingeſchloßen werde. Ein eingeſchloßenes Volk kann in Sachen roh bleiben, wo mans am wenigſten vermuthen ſollte: behilft es ſich einmal, ſo gehts in den Sachen der Nothdurft und des klärſten Augenſcheins, geſchweige in dem, was Regel und Vergnügen des Geiſtes iſt, kaum oder ſehr ſchwer weiter. Warum hat, was wir eigentlich Kunſt, Wiſſenſchaft nennen, nur ſo einen ſchmalen Strich der Erde gehalten und berührt? Klima, Regierung u. dgl. thut gewiß nicht alles, denn dieſe ſind bei den wenigen kultivirten Ländern ſehr verſchieden: Tradition, Lehre, die Kette der Unterweiſung thut das Meiſte, und beim Mechanismus der Kunſt gewiß vorzüglich.

Jedes Volk kann ſich Sprache erfinden; hat ſich aber deßhalb auch jedes die ſeinige erfunden? Waltet hier nicht der Familien- Geſchlechter- Völkerzuſammenhang, das natürlichſte Band in der Welt, ob? Jedes Volk kann ſich ſeine Götter erfinden; hat es ſich dieſelbe deßhalb erfunden? Und wenn ſchon nach Herodots Zeugniß (das hier nur als Muthmaaſſung des älteſten Geſchichtſchreibers gelten mag, der die Sache mindſtens näher als wir, kannte) — wenn nach ihm die meiſten Götter der Griechen Aegyptiſch waren oder mit Aegyptiſchen eine Ähnlichkeit hatten; woher dieſe, als aus einem gemeinſchaftlichem Urſprung und Vaterlande? Und konnten Götter, woher es auch ſei, nach Griechenland kommen ohne Begriff der Bilder und Geſtalten, unter denen ſie verehrt wurden, da ja eben das Bild den Abgott ſchuf und veſthielt? Mithin knüpft ſchon der Stammes- und Religionszuſammenhang auch die Begriffe der Kunſt weiter an: denn aus ihrem Boden waren die Griechen doch nicht gewachſen, ſie winken ſelbſt, inſonderheit in ihrer Kultur, auf Aſien und Aegypten. Dieſe hatte[n] Abgötterei, Kunſt und Baukunſt, da Griechenland noch in Barbarei lag: und bekams etwas aus dieſen Ländern, ſo muſte es ſolches in Hüllen und Vehikeln, die dort bräuchlich und heilig waren, erhalten.

Die erſten Kunſtwerke der Griechen waren aus Aſien oder Aſien nahe. Die älteſte Bildſäule zu Argos war von Tyrus dahin gebracht, ſie war eine Bildſäule der Juno, und wenn nun Smilis[1]), ein Grieche, ebenfalls eine ſolche auf dieſelbe Göttin zu Argos machte und zu Samos wiederholte, wer ſieht nicht die Nachbildung des Fremden? Und noch war dieſe Bildſäule zu Samos vielleicht ungleich ſpäter. Die Fabel vom Dädalus müſſen wir entweder ganz aufgeben oder vorhergehenden fremden Urſprung der Kunſt erkennen: denn warum muſte er die Füſſe theilen und fortſchreitend machen, ſo wie die Augen der Statue öffnen, wenn beide nicht vorher geſchloſſen geweſen wären? Und, ohne Vorurtheil betrachtet, war dieſes gerade nicht Aegyptiſcher Styl? Die Augen waren ſchräg gezogen und wie geſchloſſen, die Füſſe ſtanden zuſammen, die Hände lagen an; Dädalus machte die Statuen ſehend und lebendig und gebot ihnen zu wandeln.

Die Ähnlichkeit, die ſich zwiſchen dem alten Griechiſchen und Aegyptiſchen Styl findet, iſt offenbar und

---

[[1]) Pausan. V, 17 und VII, 4.]

niemand kann ſie läugnen; man ſucht ſie alſo zu erklären[1], daß ſie von der Natur, nicht von Tradition komme u. dgl. Wie mich dünkt, ziemlich gezwungen und unwahrſcheinlich. Winkelmann muß annehmen, daß allemal die Wißenſchaft vor der Kunſt, vor der Schönheit gerade Linien und ſtrenge Regeln vorhergehen müßen, und alles zugegeben, ſehe ich nicht, wie das hier erkläre. Es wird ſchon immer vorausgeſetzt, die Kunſt ſei da, ſie ſei erfunden; der lehrende, zeichnende Meiſter ſei da, habe ſchon alle Wißenſchaft und Känntniß, nur noch nicht Leichtigkeit der Hand und Uebung gnug — was aber hier alles erſt zu beweiſen war. Als die Kunſt wieder auflebte, konnte ſie ſo fort mit dieſer ſtrengen Wißenſchaft anfangen: denn ſie war eigentlich nicht geſtorben, die ſchönſten Kunſtwerke ſtanden da und dorften nur gebraucht werden. Wurden ſie zuerſt hart geſehen, hart gebraucht: ſo lag dies an Hand und Auge der Brauchenden; nicht an ihnen. Dort aber war noch nichts erfunden, es iſt die Frage: wie erſt Kunſt werde? und da ſehe ich von den rohen Verſuchen der Kinder und der Töpfer in Thon und Wachs zu bilden, auf Einmal zum harten Aegyptiſchen Styl voll Wißenſchaft und poſitiver Geſetze, die weder im Thon noch in Wachs lagen, keinen Uebergang durch Natur, wie aus Farbe in Farbe. Es iſt vielmehr ein Sprung, ohne den nichts, mit dem Alles gethan war; der Sprung aus dem Lande roher Verſuche, die zu nichts bringen und Jahrhunderte dieſelbe ſeyn können, durch Muſter ins Land der Kunſt. Nun ward, wie Pindar redet, der rohe Stein auf den Wagen der Kunſt geſetzt und fuhr ſchnell über Völker und Inſeln. — Die älteſten Griechiſchen Statuen, von denen wir Nachricht haben, waren lauter gegebne, poſitive Begriffe. Die älteſte Minerva in Athen war ſitzend; iſt das die leichteſte Stellung, die ein Kind oder eine Kunſt, die Kind iſt, zum Zeitvertreib bildet? Dieſe Minerva hatte in der Hand den Rocken, auf dem Kopf die Kugel; wer ſiehet hier nicht Vorſtellungsart aus Aegypten? Ein Tanz der Ariadne, ein Gefecht Herkules mit der Amazone, die Vorſtellungen auf Cypſelus Kaſten ſind die älteſten Kunſtwerke der Griechen aus Nachrichten, die ſie ſelbſt gegeben; und ſind dieſe wohl Spielwerke einer ſich ſelbſt überlaſſenen, Urgriechiſchen, aus der Erde gewachſnen Kunſt und Natur? oder iſt nicht meiſtens die harte Allegorie in ihnen ſichtbar?

---

[1] Geſch. d. K. K. 4. St. 3.

Kurz, ſo lange man, wie die Athenienſerinnen[1] keine Heuſchrecke im Ohr tragen darf, warum will man ſie tragen? und den ſchweren, ja unmöglichen und unwahrſcheinlichen Beweis übernehmen, daß in ihrem Lande alles ſelbſt, auch ſogar ohne fremde Saat, entſproſſen ſei. In der älteſten Griechiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft, Mythologie und Allegorie ſelbſt auf Kunſtwerken wird vieles unerklärlich, wenn man keine fremde Tradition annimmt, die hingegen oft in den frappanteſten und ſonderbarſten Ähnlichkeiten willkührlich ſpricht und ſich ſelbſt darbietet. Wie die Menſchen in Geſchlechtern, ſo werden auch die Völker durch Land und Zeit und Gegend, durch Lehre und Unterweiſung gebunden, und dies Band iſt die gemeinſte, bekannteſte, ächte Natur, nicht die Erfindung jeder Sache, die längſt erfunden iſt und gerade vor uns ſtehet, aus ſich ſelbſt. Wenn wir den wenigen Nachrichten der Griechen trauen, ſo ſlogen die älteſten Bildhauer der Griechen, eben weil ihrer noch ſo wenig war, weit umher, arbeiteten in Samos und Creta, Olympia und Athen und ließen Denkmahle der Kunſt nach; wer wollte nun mit den Ländern Grenze ſetzen, worinn noch Barbarei lag und es ihnen unmöglich finden, ſich in die Nähe hinzuſtehlen, wo Vorbilder ihrer Kunſt in Lehre und alter Uebung daſtanden? War ihnen Aſien und Aegypten für Wißenſchaft und Götterlehre, Einrichtung und Regierung nicht verſchloßen, wie's ſo viele Reiſende damals zeigen; warum ſollts denn für den Mechaniſmus einer Bildſäule verſchloßen geweſen ſein? was iſt geheimer, Götterlehre, Weisheit und das Innere einer Landesregierung, oder Kunſt und Werkſtäte und Mechaniſmus? Warum bekümmert man ſich, und inſonderheit damals, beim Reiſen mehr, um Geheimniße des Staats, oder um Seltenheiten, in die Augen fallende Werke der Kunſt, Vulkans Werke? Und ſo bald man nah oder ferne den Anblick eines ſolchen Kunſtwerks mitbrachte und bildete, oder der andre bildete es nach; war man noch Erfinder? — Den Griechen geht, in meinem Sinne, hiedurch ſo wenig von ihrem Verdienſt um Kunſt und Welt ab; daß ſie vielmehr größer werden, wenn ſie ſich nicht ins Unbeſtimmte leiten ließen, ſondern zu rechter Zeit ihre Vorgänger zu verlaſſen wußten, nachweiter: aegyptiſche **Induſtrie** und **Policey** konnte ihnen nicht helfen, weil ſie kein **Aegypten** und keinen **Nil** — **phöniciſche** Handelsklugheit nicht helfen, weil ſie keinen **Libanus** und kein **Indien** im Rücken hatte: zur **orientaliſchen Erziehung** war die Zeit vorbey — gnug! es ward, was es war — **Griechenland!** Urbild und Vorbild aller Schöne, Grazie und Einfalt! Tugendblüthe des menſchlichen Geſchlechts — o hätte ſie ewig dauren können!

---

[1] [Anſpielung auf die ſogenannte Tettigophorie der Athener, die ſich in älterer Zeit durch das Tragen von goldenen Haarnadeln oder Neſteln in Geſtalt der erdgeborenen (γηγενής) Cicade als Autochthonen zu bezeichnen pflegten. Thuc. I. 6; Aristoph. Eqq. 1330, Nubb. 894. — In den „Fragmenten" 2. Sammlung, Suphanſche Ausgabe II. 121, ſchreibt Herder „Athenienſer"]

Ich glaube, der Stand, in den ich Griechenland ſtelle, trägt auch bey, „den ewigen „Streit über die **Originalität der Griechen** „oder ihre **Nachahmung fremder Nationen**„ etwas zu entwirren: man hätte ſich wie überall, alſo auch hier, lange **vereinigt**, hätte man ſich nur beſſer **verſtanden**. Daß Griechenland Samenkörner der **Kultur**, **Sprache**, **Künſte** und **Wiſſenſchaften** anders woher erhalten, iſt, dünkt mich, unläugbar, und es kann bey einigen, **Bildhauerey**, **Baukunſt**, **Mythologie**, **Litteratur** offenbar gezeigt werden. Aber daß die Griechen dies alles ſo gut als nicht erhalten, daß ſie ihm ganz **neue Natur** angeſchaffen, daß in jeder Art das „**Schöne**„

dem ſie dieſe gebraucht hatten, wie ſie zu brauchen waren. Es wäre nicht Griechiſche Klugheit, ſondern etwa Scythiſche Dummheit geweſen, Aſiaten und Aegyptern ſo nah zu ſeyn und die Hand vors Geſicht zu halten, als ob dieſe mit Kunſt und Vorbilde nicht auf der Welt wären. — —

Von den Hetruriern gilt dies vielleicht nicht minder. Alle rohe Puppen abgerechnet, die Gallier, Kinder oder Zwerge mögen gebildet haben, weil ſie ja eigentlich noch nicht Kunſt ſind; wollen wir nur da anfangen wo auf Etruriſchen Werken Kunſt anfängt, und ſind nicht ſofort Aegyptiſche oder Griechiſche Ideen in den Gegenſtänden oder ihrer Behandlung ſichtbar? Was haben wir alſo für Recht, zu ſcheiden, wo nicht offenbar die Natur ſcheidet? und wo dieſe gar überfließt, gränzt, borget — die Geſchichte der Kunſt iſt nur Dienerin der Natur, ſie muß mit übergehen, grenzen und borgen, ſelbſt wenn nicht die mindeſte Buchſtabennachricht übrig wäre. Die Werke ſelbſt ſind hier ſtatt Nachricht; die allgemeine Syſteme der Kunſt a priori, wie nach Regeln erfunden werden muß und erfunden werden kann, ſind Rauch im Winde. Ich wünſchte, daß jemand dieſe Ausgänge zwiſchen Kunſt und Kunſt, Volk und Volk, eigen unterſuchte; bis jezt bin ich auf Goguets und Caylus Seite.

Und ſo wage ich nur noch Ein Wort über die Kunſt der Aegypter als eine zweite Probe u). Daß Winkelmann die Kunſt derſelben nicht als Grieche, zum Lehrgebäude Griechiſcher Kunſt wohl beäuget habe, iſt unläugbar, denn das Schöne und das Weſen der Kunſt iſt überall nur Eins

---

u) K. 2. Th. 1.

und beruhet auf Einerlei Regeln: anders aber iſts, wenn die Geſchichte der Kunſt nur als Geſchichte, nicht als Lehrgebäude betrachtet werden ſollte. Da ſind die Aegypter älter als die Griechen, und müßen nicht nach dieſen, ſondern aus ſich ſelbſt beurtheilt werden: was bei ihnen die Kunſt war? wie ſie in ihrem hohen Alter darauf gekommen ſind? und was ſie bei ihnen ſollte? — Wenn ſie in alle dieſem mit den Griechen nichts Gemeinſchaftliches hatten, ſo muß man beider Werke auch nicht auf Ein Gerüſt ſtellen, ſondern jedes ſeinem Ort und ſeiner Zeit laſſen dienen: denn urſprünglich haben die Aegypter wohl weder für die Griechen noch für uns arbeiten wollen.

Für wen arbeiteten ſie denn? Für ſich ſelbſt und ihre Kunſt iſt wahrſcheinlich nur aus den Mumien entſtanden. Da ſie der Zerſtörung ſo feind waren und eben deswegen die Balſamirung erfanden, da ſie, nach einer alten Nachricht, die Körper ihrer Vorfahren zuerſt gar im Hauſe hatten und oft beſuchten, ja noch mit ihnen zu leben ſchienen; ſo gab dies ohne Zweifel zur Verſteinerung derſelben, wie zu ihrer Balſamirung, Anlaß. Und gerade dies erklärt die ſonderbarſten Eigenheiten der Aegyptiſchen Kunſtarbeit. Denn nun muſte freilich Ruhe, Tod in den Statuen herrſchen, eben weil es Bilder der Todten und ihre Tempel gleichſam heilige Katakomben waren. Hier Griechiſche Fechter und Springer zu erwarten, wäre ungereimt und auch ſonſt dem Charakter der Aegypter ganz unanſtändig. Sie, wie die Morgenländer, zumal der erſten Kindheitzeiten lieben die Ruhe, die Beſcheidenheit in Stellung und Handlung, gleichſam das redende Schweigen: und lieben ſie dies im Leben, wo jeder Moment einer Stellung und

Handlung doch bald vorübergeht und je hitziger und aufgebrachter er iſt, deſto ſchneller vorbei ſeyn muß: wie wird jene Einfalt des Weltalters ſolche Stellungen denn im Stein haben verewigen wollen? Träte ein Aegypter der Zeit in eine Griechiſche Gallerie, er würde erſchrecken, ſtaunen und zuletzt vielleicht ſich wegwenden und verachten. Welch Gewühl, würde er ſagen, welche Frechheit! Fechter, wie lange fällſt du aus? und du Jüngling greifſt nach dem Kranze? Und du, Venus, ſteigſt immerfort aus dem Bade und ihr Ringer, habt nie geſieget? Wie anders bei uns! wir bilden nur, was ewig dauret, den Stand der Ruhe und des heiligen Schweigens. Ruhe umfängt uns, wenn wir in unſre Tempel treten und jede unſrer Allegorien iſt ein einfacher, aber ewiger Naturgedanke, auf ſie oder an ihnen gebildet. -- — So würde der Aegypter ſagen, der in Statuen nur ein verſteintes ruhiges Reich der Todten erblicken wollte: die Stellung der Hände und Füße hängt davon ab. Wie die Mumien ruhen, ruhen die Statuen und in manchen iſt ſogar beinahe der Kaſten mit gebildet, wie ich mich einer ſolchen Figur aus Caylus Sammlung erinnere. Die das Anliegen der Hände und Füße bei Bildſäulen aus allgemeinen Regeln von Erfindung der Kunſt erklären wollen, können wahrlich alles erklären, wie ichs ihnen aber nicht beneide. — — Auch das gerade Vortreten der Füße wird daher begreiflich: denn da dieſes die angenommene Meinung, wie Götter und Dämonen träten, oder gleichſam fortſchwämmen; ſo muſte dieſer Schritt bald heilige Regel der Kunſt werden, die urſprünglich nur Götter und bei den Göttern lebende Väter vorſtellte. Selbſt die Abgötterei der Aegypter, wie ſie auf ſolche kamen? und warum die Bildſäulen bei ihr ſo viel ausmachten? ſcheint hieraus Weg zu nehmen: denn von den verehrten Bildern der Vorfahren zu Göttern war nur Ein Schritt und der Schritt leicht, da ſie ſich bei dieſen mit Symbolen halfen, das Allgemeine und Höhere auszudrücken, was die Vorſtellung gewährte. So viel iſt auch gewiß, daß um ihre älteſte Fabellehre von Oſiris, Iſis, Harpokrates und Horus viel Menſchliche Lebens- und Grabesgeſchichte ſchwebt, aus der inſonderheit die Vorſtellung der Kunſt hervorgegangen zu ſein ſcheinet. Endlich die genaue Ausarbeitung ihrer Statuen iſt völlig Mumienmäſſig, da auf dem Kaſten die Mumie ſelbſt mit der größeſten Sorgſamkeit gemahlt iſt. — —

Wie dieſe, ſo könnte ich eine andere Probe von den Thiervorſtellungen der Aegypter geben und warum ihre Kunſt in dieſen ſo hoch gekommen? Es iſt aber gnug, zu zeigen, daß wie die Griechiſche, ſo auch die Aegyptiſche und Hetruriſche Kunſt ganz eigen behandelt werden müße und nicht blos negative oder privative, durch Vergleichung. In alle dieſem iſt noch ein ſchöner Kranz für den, der die Geſchichte der Kunſt nicht als Lehrgebäude, ſondern als Geſchichte betrachten und allenthalben genau zeigen, aus welchen Nachrichten und über welche Zeiten und Denkmähler jedes einzelnen Volks er jetzo rede? was wir bei Winkelmann ſo genau nicht ſehen. Seine Geſchichte der Kunſt ſchwebt auf wenig Angeln und mußte, als Lehrgebäude, alſo ſchweben. — —

Gefährlicher wird ſein Syſtem, wo Urtheil über und aus dem Styl der Kunſt der offenbaren Geſchichte gegen- und vortritt, wie bei Antinous z. E. Winkelmann will denſelben für einen Meleager halten, weil die Arbeit für die Zeit Hadrians zu gut ſei: allein, zu geſchweigen, daß dies zu gut ſchwer zu beſtimmen und zu erweiſen ſei, kann man Winkelmanns Urtheil nicht gerade wider ihn brauchen? und da er ſelbſt bemerkt, daß „im Antinous nur einzelne Theile ſchön und das Ganze nicht dahin, wo Apollo in ſeiner Art ſteht, weiſe", geradehin behaupten, daß dies eben von Antinous und Hadrians Zeit komme? Die Kunſt kehrte zurück, konnte einzelne Theile ſchön bilden, ponere totum nescio, wie es allemal in ſpäten, nachahmenden Zeiten geſchiehet. — — — Aber kurz, ſolche Raiſonnemens müßen nicht Thatſachen läugnen. Iſt Antinous den Antinoen auf Münzen ähnlich, ſo gilt kein Zweifel weiter — So in mehrern Fällen: denn Winkelmann liebte Homer und den Cyklus der Heldenzeit etwas zu ſehr.

Eben hier ſollte ich noch von einem Paar Canons reden*), die W. zur Deutung der alten Denkmähler feſtſetzte: da aber hieraus ſelbſt eine Abhandlung werden würde, ſo zeige ich ſie einem andern der ſie prüfen wollte, nur an. Und gehe zu ſeinem letzten Deutſchen Werk, dem Verſuch über die Allegorie über.

Hier kamen die gemeinſten Köpfe über ihn, ihm was Recht ſei? zu lehren und noch Allgemeiner und Sinnloſer bewunderte man „wie unvollſtändig dies Werk ſei, daß es gar nicht an die Geſchichte der Kunſt reiche" — und dergleichen tiefe Wahrnehmungen mehr. Warum lieferte denn keiner der Weiſen eine vollſtändige Allegorie aus der Kunſt der Alten und machte Winkelmanns Verſuch auf einmal zunichte? Die unverſchämte Maus lief über den kranken, alten Löwen: es war aber nur Löwengroßmuth, daß er den fürchterlichen Feind über ſich laufen ließ.

---

*) S. Vorr. zu den Anmerk. über die Geſch. der K.

Drei Stücke waren wohl Urſach, daß dies Werk unvollkommener als die vorhergehenden der Arbeit[en] Winkelmanns werden muſte. Zuerſt, der Plan war zu groß, W. nahm das Wort Allegorie zu weitläuftig. Es begreift bei ihm alles Bedeutende, ſelbſt die hiſtoriſchen Attribute der Kunſtwerke, er ſchweift ſelbſt bis ins Gebiet der Allegorie der Sprache, wo ſie gar nicht Kunſt iſt. Zweitens, hiedurch wird ſein Werk auch in Abſicht einzelner Künſte unbeſtimmt, weil jede gleichſam ihre eigne Art zu allegoriſiren hat. Bildſäule und Münze, Mahlerei und Gemme, Bas-Relief und Dichtkunſt haben nicht Einerlei Grenzen, Geſetze, Freiheit im Gebrauch der Allegorie oder im Verſtändlichen ihrer Deutung. Da Winkelmann dieſe nun nicht bemerkt hat, ſo hat man ihm manches Räthſelhafte aufgebürdet, das es in ſeiner Kunſt an Stelle und Ort nicht wäre. Drittens. Allegorie iſt bei allem Natürlichen der Bilder und Zeichen ſo wohl der Willkühr und gewißen feinen Konventionen des Verſtändlichen und der geläufigen Denkart unterworfen, als Ein eingeſchränktes Naturding auf der Erde. Sie hängt von Sprache, Vorſtellungsart, Erziehung, Umgang, Gewohnheit zu ſehen, oft ſelbſt vom Geſchlecht der Wörter, vom der und die der Sprache ab; daß man hier nothwendig theilen und von der Allegorie verſchiedner Völker und Sprachen und Zeitalter reden muß, und wie fern ſie nun einander leihen und adoptiren können. Den Aegyptern war vieles verſtändlich, was es uns nicht iſt: Griechen, Römern deßgleichen. Wir haben offenbar keine Allegorie der Kunſt, die National iſt, die, in Sprache und Denkart der Nation liegend, ſogleich gebildet und anerkannt werden könne, wie ſie Aegypter, vielleicht auch Hetrurier, Griechen und Römer hatten. Unſre Allegorie der Kunſt gehört nur Gelehrten und Künſtlern — doch ich komme abermals zu weit und wollte nur zeigen: was nach und bei dem Winkelmanniſchen Verſuche noch zu thun ſei? Ginge man ihn nach den angegebnen drei Geſichtspunkten durch, ſo könnte man nicht nur ſeine Mängel erſetzen, ſondern ſtieße auf eine Menge der koſtbarſten Materialien, „über Bilder- und Gedankenſprache, über den Ausdruck und das Feld verſchiedner Künſte, endlich verſchiedner Zeitalter und Nationen in ihren wichtigſten Känntniſſen, Ideen und Bildern ſamt ihrer einfachſten Darſtellung, für andre Völker und Zeiten.“ Glücklich, wer dieſen Kranz verdienet und aus der Hand Winkelmanns ſelbſt erhalten würde. Ueber die Monumenti inediti kann ich nicht reden. Das Verdienſt ihrer Gelehrſamkeit und Aufklärung iſt allgemein bekannt und gewiſſermaaſſe unermäßlich. Man muſte [müßte] ſeine Deutungen (denn die Grundſätze der Deutung ſind auch in den Deutſchen Schriften enthalten und von ihnen iſt bisher geredet) dieſe Deutungen müßte man einzeln durchgehen; und wer kann, wer will das von uns ſodern? Wer den dritten Theil der Monumenti zum Licht befördert und in den beiden erſten Theilen der Bahn Winkelmanns mit ſeinem Geiſt und ſeiner Wißenſchaft folget, der erweitert das Studium des Alterthums auf Orten, die wohl niemand ihm vorzeigen muſte. — — Ich komme zu Winkelmanns unvermuthetem traurigen Ende[y].

---

[y] S. Neue Bibl. d. ſch. W. Th. VI. S. 369. 288

Und ob ich nun gleich auch hier nicht gerne Dichter und Lobredner ſeyn wollte, ſo kann ich doch nicht umhin, das ahndende Schickſal zu bemerken, das rings um dieſen letzten Zug und Trieb Winkelmanns nach ſeinem Vaterlande, nach ſeinen Freunden und alten Brüdern und plötzlich wieder um die ſchauervolle Rückkehr, das Fliehen vor denen, die er geſucht hatte, um auf der Grenze ſeines Landes den Tod und ſolchen Tod zu finden, zu ſchweben ſcheinet. Daß in dieſen Empfindungen Wahrheit ſeyn muß, ſieht man, weil jeder und vielleicht Winkelmann ſelbſt ſie gefühlt hat, wenn wir dieſer Abſicht des letzten Aufſatzes vor ſeiner unglücklichen Stunde trauen dörfen. Er vermachte die neue Ausgabe ſeiner Kunſtgeſchichte einem künftigen Herausgeber und wuſte nicht, daß der Mörder nahe ſei, der dies Schickſalswort auf eine grauſende Art wahr machen ſollte. Es war ein Unwürdiger, der nicht Winkelmanns Knecht, geſchweige ſein Freund zu ſeyn verdiente; von einem Mißethäter muß der Edle den Tod eines Mißethäters mit Strick und Stich erdulden! Und daß dazu noch ſelbſt die Idole, die zwo liebe Schatten Winkelmanns in ſeinem Leben, Ruhmliebe und gewähnte Freundſchaft die ſchreckliche Hand bieten mußten! Daß dieſe zwo Göttinnen des Traums und der Allegorie, die ihm im Leben manche unſchmackhafte Stunde mit Wahn und wie durch ein Greifen in die Ferne verſüßt hatten, auch jetzt die Furien werden muſten, die den Mörder einluden und ihm Strick und Meſſer reichten! Du fielſt, Edler, wie ein Griechiſcher Held unter dem unerbittlichen Schickſal und wie unter dem Wink Deiner zwei lieben, edlen und vielleicht einzigen Fehler, fielſt an der Grenze des Landes, das dein Vaterland war und Dich verbannet und an der Grenze des andern, das dich erfreut, geehrt und genährt hatte, die du aber beide liebteſt und mit Geiſt, Verdienſt und Gabe freiwillig unterſtützteſt. Ruhe ſanft! Du liegeſt ohne Denkmal und dies Blatt kann nicht hingehn, es dir dort, wo du ruheſt, zu werden; aber Deine Schriften ſind Denkmahl und Dein Geiſt wolle noch lange über uns und Italien ſchweben! —

Wie ein Wandrer [1]), der mit brennendem Durſt und matten Füße über die Ruinen Perſepolis und Aegyptus, Gräciens und Kanaans wandert und bei jedem Schritt die Trümmer einer verſunkenen Königsſtadt, eines Werks, woran ein Welttheil und Jahrhundert baute, ſieht oder ahndet; wie keiner mehr als Er die Eitelkeit aller Menſchlichen Dinge fühlt, und nun mit dem letzten Blick auf dieſe Gegenden und Werke, die er hinter ſich läßt und nie mehr ſehen, geſchweige in Flor ſehen, die herabgeſunkne Herrlichkeit der Völker nie mehr als Krone auf ihrem Haupt erblicken wird, denn ſie liegt begraben in Nacht und Moder — wie er mit dem letzten Blick und Seufzer zurückweinet und traurigfröhlich auf ſein Schiff tritt, ſeine neue barbariſche Welt, aber in ihr Weib, Kinder und Freunde lebhaft wieder zu ſehen und zu umarmen; ſo iſt mir jetzt, da ich auf Winkelmanns Schriften durchs Alterthum zurück- und abfahrend auf dem Brette des Meers die zurückfliehenden Eindrücke ſammle. Wo biſt Du hin, Kindheit der alten Welt, geliebte ſüße Einfalt in Bildern, Werken und Worten? Wo biſt Du, geliebtes Griechenland, voll

---

[[1]) Einen Theil des Folgenden enthält faſt wörtlich der Aufſatz Herders im „Teutſchen Merkur“ 1781, Bd. 2, 207 ff.]

ſchöner Götter- und Jugendgeſtalten, voll Wahrheit im Truge und Trug voll ſüßer Wahrheit? — Deine Zeit iſt dahin und der Traum unſres Andenkens, unſre Geſchichten, Unterſuchungen und guten Wünſche werden Dich nicht wieder erwecken, der Fuß des Reiſenden Dich nicht erwecken, der auf Dich tritt und Deine Scherben ſammlet. Das Rad der Zeiten, auf das wir geflochten ſind, drehet ſich gewaltſam und wie im zerſtörenden, reißenden Strudel. Die zuſammengefloßenen Reichthümer des alten Roms zerſtörten Barbarn und aus der Herrlichkeit Alexandriens tränkt jetzt der Araber die Pferde. Reiſen und Geſchichte dieſer Länder ſind Prediger von der Eitelkeit der Welt und ſo, lieber Winkelmann, iſt|s|, wie Deine Geſchichte, auch Dein Leben. Du durchdarbteſt in Deutſchland den ſchönſten beſten Theil Deines Frühlings, um in Italien einige Tage ſchönes Herbſtes zu genieſſen: da zauberteſt Du dich liebevoll ins alte Griechenland, in ſchöne aber verlebte Zeiten, lieheſt dem todten Marmor, der ſich in Deiner Bruſt beſeelte, Deine Ideen von Heldenruhm, Schönheit und Liebe, und pflückteſt von ihrem erſtarrten Buſen die Blume des Ruhms und des Genußes im Leben. Du ſtreckteſt deinen Arm in die Ferne, um Freundſchaft zu finden, Griechiſche Freundſchaft, die Du Dir wünſchteſt. Da kam der Tod und faßte und umſchlang Dich mit eiſernem Arm und der Traum Deines Lebens ſank dahin und lag zerſchlagen, wie die Bildſäule eines Apollo-Muſagetes von der Hand des Barbaren. Die ſechs Stunden in Deinem Blute, da Du ächzteſt und kein Gott, keine Göttin, die Du einſt beſungen hatteſt, Dir zu Hülfe kam; Du fühlteſt Dich entrißen deinem Reich von Ideen, blutig und auf immer entrißen — was ſchwebten, im eigentlichen Verſtande des Worts ganz gewiß ihr Werk ſey — das, glaube ich, wird aus einiger Fortleitung der Ideen eben ſo gewiß. Nichts Orientaliſches, Phöniciſches und Aegyptiſches behielt ſeine **Art** mehr: es ward **Griechiſch** und in manchem Betracht waren ſie, faſt **zu ſehr** Originale, die alles nach ihrer Art **um, und einkleideten.** Von der größten **Erfindung** und der wichtigſten **Geſchichte** an, bis auf **Wort und Zeichen** — Alles iſt davon voll: Von Schritt zu Schritt, bey allen **Nationen iſts** ebenfalls ſo — wer weiter Syſtem bauen, oder über Namen ſtreiten will, ſtreite!

* * *

Es kam das Mannesalter menſchlicher **Kräfte** und Beſtrebungen — die Römer. **Gegen** die **Griechen** hat Virgil auf einmal ſie geſchildert, jenen ſchöne Künſte und **Jugendübungen** überlaſſen.

tu regere imperio populos, Romane,
memento.

Ungefähr damit auch gegen die **Nordländer** ihren Zug geſchildert, die es ihnen vielleicht an **barbariſcher Härte**, **Stärke** im An-

Armer, damals für Bilder um Dein ſinkendes brechendes Auge? was für ein Traum der Eitelkeit aller Menſchendinge und aller Erdenkunſt ging vor Dir vorüber! Nicht dichteriſch, ſondern Menſchlich weinte ich um Dich [1]); da ich von Deinem Tode hörte, eine Thräne der Jugend, voll Dank und Liebe für die ſchönen Stunden, und ſüßen Träume und Bilder, die mir Deine Schriften geſchenkt hatten und mein thörichter jugendlicher Geiſt umfaßte den Fliehenden und rang ihm nach in jene ſchönere Thäler mehr als Griechiſcher Himmelsjugend, Liebe und Schönheit. Er rechnete, dachte ich, hier ſein Leben nur ſeit er in Welſchland gelebt hatte und hielt das Übrige für verlohren; jetzt fühlt er, auch in Welſchland wars noch nicht gelebt und lebt die zweite ſchönere Himmelsjugend, wo was er in Stein liebte, Leben und Wahrheit iſt und ſein Herkules —

nach Neid und langer Quaal
der ewgen Jugend Freudegemahl
da ruhet. Drachen hat er bezwungen,
Gräuel der Erde, Ungeheur zerrungen
mit ſieben Kränzen hinaufgeſchwungen
flammengeläutert ruht er, überdenkt
auf ſeinen Heldenſtab geſenkt
den Traum des Erdelebens, nun, nach Neid und Quaal
der ewgen Jugend Freudegemahl [2]). —

[[1]) Vergl. dazu die Äußerung in den „Kritiſchen Wäldern.“ Erſtes Wäldchen. Suphanſche Ausg. III. 187.]

[[2]) Dieſe Stelle der Herderſchen Elegie „An meinen Landsmann Johann Winkelmann“ oder, wie ſie in der älteſten Geſtalt hieß, „Lobgeſang auf meinen Landsmann Johann Winkelmann bei der Nachricht ſeiner Ermordung. Juni 1768“ erſcheint hier in dritter Umarbeitung. Die erſte Faſſung, die ihr der Dichter

Doch ich komme von meinem zu Aetheriſchen Traum zurück auf die Erde und wünſche, daß man noch die Reſte von Winkelmann ſammle, die er nachließ: die Herauszugebenden und zum Theil ſchon geſtochenen Monumenti; die Briefe über den jetzigen Zuſtand der Wißenſchaften und Künſte in Italien und was ſich ſonſt noch von ſo

---

1768 in Riga gab, enthält ſein „Lebensbild“ herausgeg. v. E. G. v. Herder 1. Bandes 2. Abth. S. 329. Dort lautet ſie:

> „Gott Herkules! aus Neids und Bosheits Qual
> der ew'gen Jugend Freudegemahl!
> Götterfeinde, Rieſen, hat er bezwungen,
> Weltverwüſter und Drachen überrungen
> mit allen Kränzen hinaufgeſchwungen.
> Flammengeläutert! ruht er, überdenkt,
> auf ſeinen Heldenſtab geſenkt,
> das Erdeleben! Aus Neids und Bosheitsqual
> der ew'gen Jugend Freudegemahl!“

In der zweiten Geſtalt, von Herder ihr 1770 gegeben, findet ſie ſich u. A. in dem Abdruck des Gedichts in der Cottaſchen Ausgabe XV, Gedichte. 1. Th. S. 231 und neuerdings in der von H. Düntzer beſorgten Ausgabe der Gedichte, Hempelſche Ausgabe 1. 259. Ihre Faſſung iſt hier folgende:

> „Ich ſeh die Helden! — Aus Neid, aus Bosheit, Qual
> Nun ewiger Jugendfreudegemahl
> Gott Herkules, Rieſen hat er bezwungen,
> Weltverwüſter, Ungötter überrungen,
> Mit ſieben Kränzen hinaufgeſchwungen
> Harter Flammen geläutert — ruht da! überdenkt,
> Auf ſeinen Heldenſtab geſenkt,
> Den Traum des Erdelebens! nun Einmal
> Errettet! Aus Neid, aus Bosheit, Qual
> Ewiger Jugendfreude Gemahl!“

Die oben im Texte ſtehende letzte Umdichtung trägt verhältnißmäßig am Wenigſten von dem dithyrambiſchen Charakter an ſich, den die auf Winckelmanns Beſchreibung des „Torſo des Belvedere“ bezüglichen Verſe ebenſo wie der ganze „Lobgeſang“ beſitzen manchen angekündigten und vielleicht angefangenen Werken des Drucks fähig fände. So dann, daß wir auf ſeiner Bahn, mit ſeinem Geiſt und Feuereifer für Alterthum und Künſte fortgehen und zuförderſt die Mängel*) erſetzen mögen, die das Loos ſeiner auch Menſchlichen Schriften und Schart waren, damit ſein Bild rein und heilig und von den Flecken befreiet werde, auf die das Auge der Ausländer, denen es zu gut iſt, daß Deutſchland einen Winkelmann gehabt habe, zuerſt fällt. — Und ſo dann wünſchte ich, daß der Geiſt Winkelmanns, dieſer Griechiſche Dämon, der über ihn gekommen war und mit ihm entflohn iſt, ſich auf einen Künſtler ſenke, der Winkelmanns Theorie zur That mache und ſeine Ideen mit Fleiſch und Blut in Werken des Sonnenſtrals oder des Marmors vermähle und belebe. Alle Unterſuchungen der Alterthumsforſcher bahnen nur Weg dem Genie, das dies Alterthum durch Zauberkräfte der Medea wieder erwecket und darſtellt. Die Gefühlvollſte Theorie des Schönen, auch mit Einfalt, Würde und Kraft der Alten vorgetragen, wie ſie Winkelmann vortrug, iſt nur Wink auf den, der kommen ſoll, den neuen Raphael und Angelo der Deutſchen, der uns Griechiſche Menſchen und Griechiſche Kunſt ſchaffe. Das war der Punkt, von dem Winkelmann ausging und auf den er alle ſeine Känntniß des Alterthums hinführte. Ob der Punkt möglich? und bald zu hoffen ſei? entſcheide ich nicht; aber wenigſtens ſoll Künſtler und Alterthumsforſcher, Regent und Philoſoph, Erzieher der Menſchen und Literator mit Winkelmanns Würde, Geiſt und Eifer darnach ſtreben.

---

*) Der treffliche Anfang zu dieſen Berichtigungen in Leßings Laokoon (am Ende), Heine's Abhandlung darüber (S. 204 der Deutſchen Schriften der Königl. Societät in Göttingen) und den Recenſionen ſeiner Schriften in der Bibl. d. ſch. W. iſt allbekannt.

— Σοφιαι μεν α[ι]πει-
ναι . τουτο δε προσφερων αθλον
ορθιον ωρυσαι θαρσεων
τον δ'ανερα δαιμονιως γεγαμεν —
το δε φυα κρατιστον απαν[1]).

Πινδαρ. Ολ. ειδ. θ.

---

[1] [απειναι Schreibfehler für αιπειναι. — Die metriſche Eintheilung und die Lesart δαιμονιως ſtatt δαιμονιᾳ nach der Heyneſchen Pindarausgabe von 1773; doch hat Herder die von Heyne adoptirte Conjectur des Erasmus Schmid μάν ſtatt μέν nicht aufgenommen. — Die betreffenden Verſe ſtehen Ὀλ. IX. Ἐπ. δ΄., 161—164 und Ἀντ. δ΄. 152, in den neueren Ausgaben nach der Verszählung vv. 107—110 und 100.]

Von dem Herausgeber erſchien u. A.:

Der Freiherr vom Stein und die deutſche Frage auf dem Wiener Congreſſe. Hanau. 1873. (Gymnaſial Programm.)

Beiträge zur Erforſchung und Geſchichte des Pfahlgrabens (Limes imperii Romani Transrhenanus) **im unteren Maingebiet und der Wetterau.** Mit einer Kartenſkizze und zwei Cartons. Kaſſel. 1879.

Friedrich Rückert als Profeſſor am Gymnaſium zu Hanau und ſein Director Johannes Schulze. Ein Beitrag zur Rückert Biographie. Zweite vollſtändig umgearbeitete Auflage. Wiesbaden. 1880.

Landgraf Wilhelm IV. **von Heſſen**, genannt der Weiſe, und die Begründung der Bibliothek zu Kaſſel im Jahre 1580. Kaſſel. 1881.

Anfalle, und roher Tapferkeit zuvor thaten; aber —

tu *regere imperio* populos —

Römertapferkeit idealiſirt: **Römertugend, Römerſinn! Römerſtolz!** Die **großmüthige Anlage** der Seele, über Wollüſte, Weichlichkeit und ſelbſt das feinere Vergnügen, hinwegzuſehen, und **fürs Vaterland zu würken:** der gefaßte **Heldenmuth,** nie tollkühn zu ſeyn und ſich in Gefahr zu ſtürzen, ſondern zu **harren,** zu **überlegen,** zu **bereiten** und **zu thun:** es war der unerſchütterte Gang, durch nichts was Hinderniß heißt, ſich abſchrecken zu laſſen, **eben im Unglück** am größten zu ſeyn, und nicht zu **verzweifeln:** es war endlich der große immer **unterhaltene Plan,** mit nichts wenigern ſich zu begnügen, als bis ihr Adler den Weltkreis **deckte** — — Wer zu allen dieſen Eigenſchaften ein vielwichtiges Wort prägen, darinn zugleich ihre **männliche Gerechtigkeit, Klugheit,** das Volle ihrer **Entwürfe, Entſchließungen, Ausführungen** und überhaupt **aller Geſchäfte ihres Weltbaus** begreifen kann, der nenne es. — Gnug hier ſtand der Mann, der des Jünglings genoß und brauchte, für ſich aber nur **Wunder der Tapfer-**

ferſerkeit und Männlichkeit thun wollte; mit Kopf, Herz und Armen!

Auf welcher Höhe hat das römiſche Volk geſtanden, welchen Rieſentempel auf dieſer Höhe erbaut! Sein Staats- und Kriegsgebäude, deſſen Plan und Mittel zur Ausführung — Koloßus für alle Welt! Konnte in Rom ein Bubenſtück begangen werden, ohne daß Blut in drey Erdtheilen floß? und die großen würdigen Leute dieſes Reichs wo? und wie würkten ſie hinaus! was für Glieder dieſer großen Maſchine faſt unwiſſend mit ſo leichten Kräften bewogen! wohin alle ihre Werkzeuge erhöht und befeſtigt: Senat und Kriegskunſt — Geſetze und Zucht — Römerzweck und Stärke, ihn auszuführen — ich ſchaure! Was bey den Griechen Spiel, Jugendprobe geweſen war, ward bey ihnen ernſthafte veſte Einrichtung: die griechiſchen Muſter auf einem kleinen Schauplatze, einer Erdenge, einer kleinen Republik; auf der Höhe und mit der Stärke aufgeführt, wurden Schauthaten der Welt.

Wie man auch die Sache nehme: es war „Reiſe des Schickſals der alten Welt„ Der

Stamm des Baums zu ſeiner größern Höhe erwachſen, ſtrebte, Völker und Nationen unter ſeinen Schatten zu nehmen, in Zweige. Mit Griechen, Phöniciern, Aegyptern, und Morgenländern zu wetteifern, haben die Römer nie zu ihrer Hauptſache gemacht; aber indem ſie alles was vor ihnen war, männlich anwandten — was wurde für ein römiſcher Erdkreis! der Name knüpfte Völker und Weltſtriche zuſammen, die ſich voraus nicht dem Laut nach gekannt hatten. Römiſche Provinzen! in allen wandelten Römer, römiſche Legionen, Geſetze, Vorbilder von Sitten, Tugenden und Laſtern. Die Mauer ward zerbrochen, die Nation von Nation ſchied, der erſte Schritt gemacht, die Nationalcharaktere aller zu zerſtören, alle in eine Form zu werfen, die „Römervolk,, hieß. Natürlich war der erſte Schritt noch nicht das Werk: jede Nation blieb bey ihren Rechten, Freyheiten, Sitten und Religion; ja die Römer ſchmeichelten ihnen, eine Puppe der letzten ſelbſt mit in ihre Stadt zu bringen. Aber die Mauer lag. Jahrhunderte von Römerherrſchaft — wie man in allen Welttheilen, wo ſie geweſen ſind, ſiehet — würkten ſehr viel: Sturm, der die innerſten Kam-

mern

mern der Nationaldenkart jedes Volks durchdrang: mit der Zeit wurden die Bande immer feſter, endlich ſollte das ganze römiſche Reich gleichſam nur Stadt Rom werden — alle Unterthanen Bürger — bis es ſelbſt ſank.

Auf keine Weiſe noch von Vortheil oder Nachtheil geredet, allein von Würkung. Wenn alle Völker unter dem römiſchen Joche gewiſſermaaße die Völker zu ſeyn aufhörten, die ſie waren, und alſo über die ganze Erde eine Staatskunſt, Kriegskunſt und Völkerrecht eingeführt wurde, wovon voraus noch kein Beyſpiel geweſen war: da die Maſchiene ſtand, und da die Maſchiene fiel, und da die Trümmern alle Nationen der römiſchen Erde bedeckten — giebts in aller Geſchichte der Jahrhunderte einen größern Anblick! Alle Nationen von- oder auf dieſen Trümmern bauend! Völlig neue Welt von Sprachen, Sitten, Neigungen und Völkern — es beginnet eine andre Zeit — Anblick, wie aufs weite offenbare Meer neuer Nationen. — Laſſet uns indeſſen noch vom Ufer einen Blick auf die Völker werfen, deren Geſchichte wir durchlaufen ſind.

⁂

1. Niemand in der Welt fühlt die Schwäche des allgemeinen Charakteriſirens mehr als ich. Man mahlet ein ganzes Volk, Zeitalter, Erdſtrich — wen hat man gemahlt? Man faſſet auf einander folgende Völker und Zeitläufte, in einer ewigen Abwechslung, wie Wogen des Meeres zuſammen — wen hat man gemahlt? wen hat das ſchildernde Wort getroffen? — Endlich man faßt ſie doch in Nichts, als ein allgemeines Wort zuſammen, wo jeder vielleicht denkt und fühlt, was er will — unvollkommenes Mittel der Schilderung! wie kann man mißverſtanden werden! —

Wer bemerkt hat, was es für eine unausſprechliche Sache mit der Eigenheit eines Menſchen ſey, das Unterſcheidende unterſcheidend ſagen zu können? wie Er fühlt und lebet? wie anders und eigen Ihm alle Dinge werden, nachdem ſie ſein Auge ſiehet, ſeine Seele mißt, ſein Herz empfindet — welche Tiefe in dem Charakter nur Einer Nation liege, die, wenn man ſie auch oft genug wahrgenommen und angeſtaunet hat, doch ſo ſehr das Wort fleucht,

fleucht, und im Worte wenigſtens ſo ſelten einem jeden anerkennbar wird, daß er verſtehe und mitfühle — iſt das, wie? wenn man das Weltmeer ganzer Völker, Zeiten und Länder überſehen, in einen Blick, ein Gefühl, ein Wort faſſen ſoll! Mattes halbes Schattenbild vom Worte! Das ganze lebendige Gemählde von Lebensart, Gewohnheiten, Bedürfniſſen, Landes- und Himmelseigenheiten müßte dazu kommen, oder vorhergegangen ſeyn; man müßte erſt der Nation ſympathiſiren, um eine einzige ihrer Neigungen und Handlungen, alle zuſammen zu fühlen, Ein Wort finden, in ſeiner Fülle ſich alles denken — oder man lieſet — ein Wort.

Wir glauben alle, noch jetzt väterliche und häusliche und menſchliche Triebe zu haben, wie ſie der Morgenländer: Treue und Künſtlerfleiß haben zu können, wie ſie der Aegypter beſaß: phöniciſche Regſamkeit, griechiſche Freyheitliebe, römiſche Seelenſtärke — wer glaubt nicht zu dem allen, Anlage zu fühlen, wenn nur Zeit Gelegenheit — — und ſiehe! mein Leſer, eben da ſind wir. Der feigſte Böſewicht hat ohne Zweifel zum großmüthigſten Helden noch immer entfernte Anlage

und

und Möglichkeit; aber zwiſchen dieſer und „dem ganzen Gefühl des Seyns, der Exiſtenz „in ſolchem Charakter,„ — Kluft! fehlte es dir alſo auch an nichts, als an Zeit, an Gelegenheit, deine Anlagen zum Morgenländer, zum Griechen, zum Römer in Fertigkeiten und gediegne Triebe zu verwandeln — Kluft! nur von Trieben und Fertigkeiten iſt die Rede. Ganze Natur der Seele, die durch alles herrſcht, die alle übrige Neigungen und Seelenkräfte nach ſich modelt, noch auch die gleichgültigſten Handlungen färbet — um dieſe mitzufühlen, antworte nicht aus dem Worte, ſondern gehe in das Zeitalter, in die Himmelsgegend die ganze Geſchichte, fühle dich in alles hinein — nun allein biſt du auf dem Wege, das Wort zu verſtehen; nun allein aber wird dir auch der Gedanke ſchwinden, „als ob alles das einzeln oder zuſammen genommen auch du ſeyſt!„ du alles zuſammen genommen? Quinteſſenz aller Zeiten und Völker? das zeigt ſchon die Thorheit!

Charakter der Nationen! Allein Data ihrer Verfaſſung und Geſchichte müſſen entſcheiden. Hat nicht ein Patriarch, aber außer den Neigungen, die „du ihm beymiſſeſt auch „andre

„andre gehabt? haben können?„ ich ſage zu beyden blos: Allerdings! Allerdings hatte er andre, Nebenzüge, die ſich aus dem, was ich geſagt oder nicht geſagt, von ſelbſt verſtehen, die ich, und vielleicht andre mit mir, denen ſeine Geſchichte vorſchwebt in dem Worte ſchon anerkennen, und noch lieber, daß er weit andres haben können — auf anderm Ort, zu der Zeit, mit dem Fortſchritte der Bildung unter den andern Umſtänden — warum da nicht Leonidas, Cäſar und Abraham ein artiger Mann unſers Jahrhunderts? Seyn können: aber wars nicht: darüber frage die Geſchichte: davon iſt die Rede.

So mache ich mich ebenfalls auf kleinfügige Widerſprüche gefaßt, aus dem großen Detail von Völkern und Zeiten. Daß kein Volk lange geblieben und bleiben konnte was es war, daß Jedes, wie jede Kunſt und Wiſſenſchaft und was in der Welt nicht? ſeine Periode des Wachsthums, der Blüthe und der Abnahme gehabt; daß jedwede dieſer Veränderungen nur das Minimum von Zeit gedauert, was ihr auf dem Rade des menſchlichen Schickſals gegeben werden konnte — daß endlich in der Welt keine zwey Augenblicke

blicke dieſelbe ſind — daß alſo Aegypter, Römer und Grieche auch nicht zu allen Zeiten dieſelben geweſen — ich zittre, wenn ich denke, was weiſe Leute, zumal Geſchichtkenner, für weiſe Einwendungen hierüber machen können! Griechenland beſtand aus **vielen Ländern**: **Athenienſer** und **Böotier**, **Spartaner** und **Korinthier** war ſich nichts minder, als gleich — — Trieb man nicht auch in **Aſien** den **Ackerbau**? haben nicht **Aegypter** einmal eben ſo gut gehandelt, wie **Phönicier**? Waren die **Macedonier** nicht eben ſo wohl Eroberer, als die **Römer**? **Ariſtoteles** nicht eben ſo ein ſpekulativer Kopf als **Leibniz**! Uebertrafen unſre nordiſche Völker nicht die Römer an **Tapferkeit**? Waren alle **Aegypter**, Griechen, Römer — ſind alle Ratten und Mäuſe einander gleich — nein! aber ſie ſind doch Ratten und Mäuſe!

Wie verdrüßlich muß es werden, zum Publikum zu reden, wo man vom **ſchreyenden** Theile, (der edler denkende Theil ſchweigt!) ſich immer **dergleichen** und noch ärgere Einwendungen, und in **welchem Tone** vorgetragen, verſehen muß, und ſichs denn zugleich verſehen muß, daß der **große Hauſe** Schaafe,

der

der nicht weiß, was rechts und links iſt, dem ſo gleich nachwähne. Kanns ein **allgemeines Bild** ohne **Untereinander- und Zuſammenordnung**? Kanns eine **weite Ausſicht** geben, ohne **Höhe**? Wenn du das Angeſicht dicht an dem Bilde hältſt, an dieſem Spane ſchnitzelſt, an jenem Farbenklümpchen klaubeſt: nie ſieheſt du das **ganze Bild** — ſieheſt nichts weniger als **Bild**! Und wenn dein Kopf von einer Gruppe, in die du dich vernarrt haſt, voll iſt, kann dein Blick wohl ein **Ganzes ſo abwechſelnder Zeitläufte umfaſſen**? **ordnen**? **ſanft verfolgen**? bey jeder Scene nur **Hauptwürkung** abſondern? die Verflöſſungen ſtill **begleiten**? und nun — — nennen Kannſt du aber nichts von alle dem! die Geſchichte flimmert und fackelt dir vor den Augen! ein Gewirre von Scenen, Völkern, Zeitläuften — lies erſt und lerne ſehen! Uebrigens weiß ichs, wie du, daß jedes allgemeine Bild, jeder **allgemeine Begrif** nur Abſtraktion ſey — Schöpfer allein iſts, der die ganze **Einheit, einer, aller** Nationen, in alle ihrer **Mannichfaltigkeit** denkt, ohne daß ihm dadurch **die Einheit** ſchwinde.

II. Alſo von dieſen kleinfügigen Einwendungen, Zweck und Geſichtspunkt verfehlend, hinweg! hingeſtellt in die Abſicht des großen Folgeganzen — wie elend werden „manche „Modeurtheile unſers Jahrhunderts über „Vorzüge, Tugenden, Glückſeligkeit ſo entfernter, ſo abwechſelnder Nationen, aus „blos allgemeinen Begriffen der Schule!„

Iſt die menſchliche Natur keine im Guten ſelbſtſtändige Gottheit: ſie muß alles lernen, durch Fortgänge gebildet werden, im allmähligen Kampf immer weiter ſchreiten; natürlich wird ſie alſo von den Seiten am meiſten, oder allein gebildet, wo ſie dergleichen Anläſſe zur Tugend, zum Kampf, zum Fortgange hat — In gewiſſem Betracht iſt alſo jede menſchliche Vollkommenheit National, Säkular und am genaueſten betrachtet, Individuell. Man bildet nichts aus als wozu Zeit, Klima, Bedürfniß, Welt, Schickſal, Anlaß giebt: vom übrigen abgekehrt: die Neigungen oder Fähigkeiten, im Herzen ſchlummernd, können nimmer Fertigkeiten werden; die Nation kann alſo bey Tugenden der erhabenſten Gattung von einer Seite, von einer andern Mängel haben, Ausnahmen machen, Wi-

Widerſprüche und **Ungewißheiten** zeigen, die in Erſtaunen ſetzen; aber niemand, als der ſein **idealiſch Schattenbild** von Tugend, **aus dem** Kompendium ſeines Jahrhunderts mitbringt, und Philoſophie gnug hat, um auf einem Erdenfleck die ganze Erde finden zu wollen, ſonſt keinen! Für jeden, der menſchliches Herz aus dem Elemente ſeiner Lebensumſtände erkennen will, ſind dergleichen Ausnahmen und Widerſprüche vollkommen **menſchlich: Proportion** von Kräften und **Neigungen** zu einem gewiſſen Zwecke, der ohne jene nimmer erreicht werden könnte: alſo gar keine Ausnahmen, ſondern Regel.

Seis, mein Freund, daß jene kindliche **orientaliſche Religion**, jene **Anhänglichkeit** an das **weichſte Gefühl** des menſchlichen Lebens auf der andern Seite **Schwächen** gebe, die du nach dem Muſter andrer Zeiten verdammeſt. Ein Patriarch kann kein römiſcher **Held**, kein griechiſcher **Wettläufer**, kein **Kaufmann** von der Küſte ſeyn; und eben ſo wenig, wozu ihn das Ideal deines Katheders, oder deiner Laune hinaufſchraubte, um ihn **falſch zu loben**, oder **bitter zu verdammen**. Seis, daß er nach ſpätern Vorbildern dir furchtſam, todſcheu, **weichlich**, **unwiſſend**, müßig, abergläubig, wenn du Galle im Auge haſt, abſcheulich vorkäme: er iſt, wozu ihn Gott, Klima, Zeit und Stufe des Weltalters bilden konnte, **Patriarch**! — Hat alſo gegen alle Verluſte ſpäterer Zeiten, **Unſchuld, Gottesfurcht**, **Menſchlichkeit**: in denen er für jedes ſpäte Zeitalter ewig ein Gott ſeyn wird! der **Aegypter kriechend**, **ſklaviſch**, ein **Erdthier**, abergläubiſch und **traurig**, **hart** gegen **Fremde**, ein **gedankenloſes Geſchöpf** der **Gewohnheit** — hier gegen den leichten alles ſchön **bildenden Griechen**, dort gegen einen **Menſchenfreund** im **hohen Geſchmack unſers Jahrhunderts**, der alle Weisheit im Kopfe und alle Welt im Buſen trägt — welche Figur! aber nun auch jenes **Unverdroſſenheit**, **Treue**, ſtarke **Ruhe** — kannſt du die mit der griechiſchen **Knabenfreundſchaft** und **Jugendbuhlerey** um alles **Schöne** und **Angenehme** vergleichen? und wieder griechiſche **Leichtigkeit**, **Tändeley** mit **Religion**, **Mangel** gewiſſer **Liebe**, **Zucht** und **Ehrbarkeit** vergleichen, wenn du ein Ideal, weiß nicht weſſen nehmen wollteſt? Konnten aber jene **Vollkommenheiten** ohne dieſe **Mängel** in dem **Maaße** und **Grade** ausgebildet werden? Die **Vorſehung** ſelbſt.

ſelbſt, ſieheſt du, hats nicht gefodert, hat nur in der **Abwechslung**, in dem **Weiterleiten durch Weckung neuer Kräfte und Erſterbung andrer**, ihren Zweck erreichen wollen — **Philoſoph** im nordiſchen Erdenthal, die **Kinderwaage deines Jahrhunderts** in der Hand, weißt du es beſſer, als ſie?

Machtſprüche Lobes und Tadels, die wir aus einem **aufgefundenen Lieblingsvolke** des Alterthums, in das wir uns vergaften, auf alle **Welt** ſchütten — welches Rechtes ſeyd ihr! Jene **Römer** konnten ſeyn, wie keine Nation; thun, was **keiner nachthut**: ſie waren **Römer.** Auf einer **Welthöhe**, und alles rings um ſie Thal. Auf der Höhe von Jugend auf, zu dem **Römerſinn gebildet**, handelten in ihm — was Wunder? Und was Wunder, daß ein **kleines Hirten-** und **Ackervolk** in einem Thale der Erde nicht eiſernes **Thier war**, was ſo handeln konnte? Und was Wunder, daß dies wieder **Tugenden** hatte, die der edelſte Römer nicht, und der edelſte Römer auf ſeiner Höhe, im Drange der Noth, **Grauſamkeiten** mit kaltem Blute beſchließen konnte, die der Hirte im **kleinen Thale** denn nun wieder nicht auf der **Seele** hatte.

Auf dem Gipfel jener Rieſenmaſchine war leider! die **Aufopferung** oft **Kleinigkeit**, oft **Noth**, oft (arme Menſchheit, welcher Zuſtände biſt du fähig!) oft **Wohlthat**. Eben die **Maſchine**, die **weitreichende Laſter** möglich machte, wars, die auch **Tugenden** ſo **hoch hob**, **Würkſamkeit** ſo weit **ausbreitete**: iſt die Menſchheit überhaupt in Einem jetzigen Zuſtande reiner **Vollkommenheit** fähig? Gipfel gränzt an Thal. Um edle **Spartaner** wohnen unmenſchlich behandelte **Heloten**. Der römiſche **Triumphator** mit **Götterröthe** gefärbt iſt unſichtbar auch mit **Blute getüncht**: **Raub**, **Frevel** und **Wollüſte** ſind um ſeinen Wagen: vor ihm her **Unterdrückung**: **Elend** und **Armuth** zieht ihm nach. — **Mangel** und **Tugend** wohnen alſo auch in dieſem Verſtande in einer menſchlichen Hütte immer beyſammen.

Schöne **Dichtkunſt**, ein **Lieblingsvolk** der Erde, in übermenſchlichem Glanze zu zaubern — auch iſt die Dichtkunſt **nützlich**, denn der Menſch wird auch durch ſchöne **Vorurtheile** veredelt — aber wenn der Dichter ein **Geſchichtſchreiber**, ein **Philoſoph** iſt, wie es die meiſten zu ſeyn vorgeben, und die denn nach der einen Form ihrer Zeit — oft iſt ſie ſehr klein und ſchwach! — alle Jahrhunderte modeln — Hume! Voltäre! Robertſons! klaßiſche Geſpenſter der Dämmerung! was ſeyd ihr im Lichte der Wahrheit?

Eine gelehrte Geſellſchaft unſrer Zeit [i]) gab, ohne Zweifel in hoher Abſicht die Frage auf, „welches in der Geſchichte wohl das glücklichſte Volk geweſen?„ und verſtehe ich die Frage recht: liegt ſie nicht außer dem Horizont einer menſchlichen Beantwortung, ſo weiß ich nicht, als zu gewiſſer Zeit und unter gewiſſen Umſtänden, traf auf jedes Volk ein ſolcher Zeitpunkt, oder es wars nie eines. Iſt nemlich wiederum menſchliche Natur kein Gefäß einer abſoluten, unabhängigen, unwandelbaren Glückſeligkeit, wie der Philoſoph ſie definirt: ſie zieht aber überall ſo viel Glückſeligkeit an, als ſie kann: ein biegſamer Ton, ſich in den verſchiedenſten Lagen, Bedürfniſſen und Bedrückungen auch verſchieden

---

i) Die Herren müſſen ein erſchrecklich hohes Ideal gehabt haben, denn meines Wiſſens, haben ſie keine ihrer philoſophiſchen Aufgaben je erreicht gefunden.

den zu formen: ſelbſt das Bild der Glückſeligkeit wandelt mit jedem Zuſtande und Himmelsſtriche — (denn was iſt dies je anders als die **Summe** von **Wunſchbefriedigungen,** „**Zweckerreichungen** und ſanftem **Ueberwinden** der **Bedürfniſſe,**„ die ſich doch alle nach **Land, Zeit** und **Ort geſtalten?**) im Grunde alſo wird alle Vergleichung **mißlich.** So bald ſich der innerliche Sinn der Glückſeligkeit, die **Neigung** verändert hat: ſo bald die äußern **Gelegenheiten** und **Bedürfniſſe** den andern Sinn **bilden** und **befeſtigen** — wer kann die verſchiedene Befriedigung verſchiedner Sinne in verſchiednen Welten vergleichen? den Hirten und Vater des Orients, den Ackermann und Künſtler, den Schiffer, Wettläufer, Ueberwinder der Welt — wer vergleichen? Im **Lorbeerkranze,** oder am **Anblicke** der **geſegneten Heerde,** am **Waarenſchiffe** und **erbeuteten Feldzeichen** liegt nichts — aber an der **Seele,** die das **brauchte,** darnach **ſtrebte,** das nun **erreicht** hat, und nichts anders als das erreichen **wollte** — jede Nation hat ihren **Mittelpunkt** der Glückſeligkeit in ſich, wie jede Kugel ihren Schwerpunkt!

Gut hat auch hier die gute Mutter geſorgt. Sie legte Anlagen zu der Mannichfaltigkeit ins Herz, machte jede aber an ſich ſelbſt ſo wenig dringend, daß wenn nur einige befriedigt werden, ſich die Seele bald aus dieſen erweckten Tönen ein Koncert bildet, und die unerweckten nicht fühlet, als wiefern ſie ſtumm und dunkel, den lautenden Geſang unterſtützen. Sie legte Anlagen von Mannichfaltigkeit ins Herz, nun einen Theil der Mannichfaltigkeit im Kreiſe um uns, uns zu Händen: nun mäßigte ſie den menſchlichen Blick, daß nach einer kleinen Zeit der Gewohnheit ihm dieſer Kreis, Horizont wurde. Nicht drüber zu blicken: kaum drüber zu ahnden! alles was mit meiner Natur noch gleichartig iſt, was in ſie aßimilirt werden kann, beneide ich, ſtrebs an, mache mirs zu eigen; darüber hinaus hat mich die gütige Natur mit Fühlloſigkeit, Kälte und Blindheit bewafnet; — ſie kann gar Verachtung und Eckel werden — hat aber nur zum Zweck, mich auf mich ſelbſt zurückzuſtoßen, mir auf dem Mittelpunkt Gnüge zu geben, der mich trägt. Der Grieche macht ſich ſo viel vom Aegypter. der Römer vom Griechen zu eigen, als er für ſich braucht: er iſt geſättigt, das übrige fällt zu Boden und er ſtrebts nicht an! Oder wenn in dieſer Ausbildung eigner Nationalneigungen zu eigner Nationalglückſeligkeit der **Abſtand zwiſchen Volk und Volk** ſchon zu weit gediehen iſt: ſiehe, wie der Aegypter den Hirten, den Landſtreicher **haſſet**! wie er den leichtſinnigen Griechen **verachtet**! So jede zwo Nationen, deren Neigungen und Kreiſe der Glückſeligkeit ſich **ſtoßen** — man nennts **Vorurtheil**! Pöbeley! eingeſchränkten **Nationaliſm**! Das Vorurtheil iſt **gut**, zu ſeiner **Zeit**: denn es macht **glücklich**. Es drängt Völker zu ihrem **Mittelpunkte** zuſammen, macht ſie feſter auf ihrem **Stamme**, blühender **in ihrer Art**, brünſtiger und alſo auch glückſeliger in ihren **Neigungen und Zwecken**. Die unwiſſendſte, vorurtheilendſte Nation iſt in ſolchem Betracht oft die erſte: das Zeitalter fremder Wunſchwanderungen, und ausländiſcher Hoffnungsfahrten iſt ſchon **Krankheit, Blähung, ungeſunde Fülle, Ahndung des Todes**!

III. Und der **allgemeine, philoſphiſche, menſchenfreundliche Ton unſres Jahrhunderts** gönnet, jeder entfernten Nation, jedem älteſten Zeitalter der Welt, an Tugend und **Glückſeligkeit** ſo gern „unſer eigen Ideal?„ iſt ſo ſo alleiniger Richter, ihre Sitten nach ſich allein zu **beurtheilen**? zu verdammen? oder ſchön zu **dichten**? Iſt nicht das Gute auf der Erde **ausgeſtreut**? Weil eine Geſtalt der Menſchheit und ein Erdſtrich es nicht faſſen konnte, wards vertheilt in tauſend Geſtalten, wandelt — ein ewiger Proteus! — durch alle Welttheile und Jahrhunderte hin — auch, wie er wandelt und fortwandelt, iſts nicht größere **Tugend oder Glückſeligkeit des Einzeln**, worauf er ſtrebet, die Menſchheit bleibt immer nur Menſchheit — und doch wird ein **Plan des Fortſtrebens** ſichtbar — mein großes Thema!

Wers bisher unternommen, den **Fortgang der Jahrhunderte** zu entwickeln, hat meiſtens die Lieblingsidee auf der Fahrt: Fortgang zu **mehrerer Tugend** und **Glückſeligkeit einzelner Menſchen.** Dazu hat man alsdenn Fakta erhöhet, oder erdichtet: Gegenfakta verkleinert oder verſchwiegen; ganze Seiten bedeckt; Wörter für Wörter genommen, Aufklärung für Glückſeligkeit, mehrere und feinere Ideen für Tugend — und ſo hat man „von der allgemeinfortgehenden Verbeſſerung „der Welt„ Romane gemacht — die keiner glaubte, **wenigſtens** nicht der wahre Schüler der **Geſchichte** und des **menſchlichen Herzens.**

Andre die **das Leidige dieſes Traums** ſahen, und **nichts** beſſers wußten — ſahen **Laſter** und **Tugenden**, wie Klimaten, **wechſeln, Vollkommenheiten**, wie einen Frühling von Blättern **entſtehen** und **untergehen**, menſchliche Sitten und Neigungen, wie **Blätter** des **Schickſals** fliegen ſich umſchlagen — **kein Plan! kein Fortgang!** ewige **Revolution** — **Weben** und **Aufreißen!** — **penelopiſche Arbeit!** — Sie fielen in einen **Strudel**, Skepticiſmus an aller Tugend, Glückſeligkeit und Beſtimmung des Menſchen, in den ſie alle Geſchichte, Religion, und Sittenlehre flechten —— der neueſte Modeton des neueſten, inſonderheit **franzöſiſchen Philoſophen,** [f]) iſt Zweifel!

Zwei=

---

[f]) Der gute ehrliche Montagne fieng an; der Dialektiker Baile, ein Raiſonneur, deſſen Widerſprüche nach Artikeln ſeiner Gedankenform, des Diktionairs, Crouſaz und Leibnitz gewiß nicht haben vergüten können, würkte aufs Jahrhundert weiter. Und denn die neuern Philoſophen, Allanzweifler mit eigenen kühnſten Behauptungen, **Voltaire, Hume** ſelbſt die Diderots — es iſt das große Jahrhundert des Zweifelns und Wellenerregens.

Zweifel in hundert Geſtalten, alle aber mit dem blendenden Titel „aus der Geſchichte der „Welt!„ Widerſprüche und Meereswogen: man ſcheitert, oder was man von Moralität und Phioſophie aus dem Schiffbruche rettet, iſt kaum der Rede werth.

Sollte es nicht offenbaren **Fortgang** und **Entwicklung** aber in einem höhern Sinne geben, als mans gewähnet hat? Sieheſt du dieſen **Strom** fortſchwimmen: wie er aus einer kleinen Quelle entſprang, wächſt, dort abreißt, hier anſetzt, ſich immer ſchlängelt und weitet und tiefer bohret — bleibt aber immer Waſſer! Strom! Tropfe! immer nur Tropfe, bis er ins Meer ſtürzt — wenns ſo mit dem menſchlichen Geſchlechte wäre? Oder ſieheſt du jenen wachſenden Baum! jenen emporſtrebenden Menſchen! er muß durch verſchiedne **Lebensalter** hindurch! alle offenbar im **Fortgange**! ein **Streben** auf einander in **Kontinuität**! Zwiſchen jedem ſind ſcheinbare **Ruheplätze**, **Revolutionen**! **Veränderungen**! und dennoch hat jedes den **Mittelpunkt** ſeiner Glückſeligkeit in ſich ſelbſt! der Jüngling iſt nicht **glücklicher** als das unſchuldige, zufriedne Kind: noch der ruhige Greis unglück-

glücklicher, als der heftigſtrebende Mann: der Pendul ſchlägt immer **mit gleicher Kraft**, wenn er am weiteſten ausholt und deſto **ſchneller ſtrebt**, oder wenn er am langſamſten ſchwanket, und ſich der **Ruhe nähert**. Indeß iſts **doch** ein ewiges Streben! niemand iſt in ſeinem Alter **allein**, er bauet auf das **Vorige**, dies wird nichts als Grundlage der **Zukunft**, will nichts als ſolche ſeyn — ſo ſpricht, die **Analogie in der Natur**, **das redende Vorbild Gottes** in allen **Werken**! Offenbar ſo im **Menſchengeſchlechte**! Der Aegypter konnte nicht ohne den Orientalier ſeyn, der Grieche bauete auf jene, der Römer hob ſich auf den Rücken der ganzen Welt — wahrhaftig **Fortgang, fortgehende Entwicklung**, wenn auch kein Einzelnes dabey gewönne! Es geht ins Große! es wird, womit die Hülſengeſchichte ſo ſehr pralet, und wovon ſie ſo wenig zeigt, — **Schauplatz einer leitenden Abſicht auf Erden!** wenn wir gleich nicht die lezte Abſicht ſehen ſollten, Schauplatz der Gottheit, wenn gleich nur durch **Oeffnungen und Trümmer einzelner Scenen.**

Wenigſtens iſt der Blick weiter als jene Philoſophie, die **unter- über miſcht**, nur immer

hie

hie und da, bey einzelnen Verwirrungen aufhält, um alles zum Ameiſenſpiele, zum Geſtrebe einzelner **Neigungen und Kräfte** ohne **Zweck** zum Chaos zu machen, in dem man an Tugend, Zweck und Gottheit verzweifelt! Wenns mir gelänge, die deſperatſten Scenen zu **binden**, ohne ſie zu **verwirren** — zu zeigen wie ſie ſich aufeinander **beziehen**, aus einander **erwachſen**, ſich in einander **verlieren**, alle im Einzelnen nur Momente, durch den Fortgang allein **Mittel zu Zwecken**, — welch ein **Anblick**! welch edle **Anwendung** der **menſchlichen Geſchichte**! welche **Aufmunterung** zu **hoffen**, zu **handeln**, zu **glauben**, ſelbſt wo man **nichts**, oder **nicht alles** ſieht. — Ich fahre fort — — —

Zweyter Abſchnitt.

Auch die **römiſche** Weltverfaſſung erreichte ihr Ende, und je gröſſer das Gebäude, ſo höher es ſtand, mit deſto gröſſerm Sturze fiels! die halbe Welt war **Trümmer.** Völker und Erdtheile hatten unter dem Baume gewohnt, und nun, da die Stimme der heiligen Wächter rief! „haut ihn ab!„ welch eine große **Leere!** Wie ein Riß im Faden der Weltbegebenheiten! nichts minder, als eine **neue Welt** war nöthig, den **Riß zu heilen.**

Norden wars. Und was man auch nun über den Zuſtand dieſer Völker für Urſprünge und Syſteme erſinnen mag: das ſimpelſte ſcheint das wahreſte: in Ruhe warens gleichſam „**Patriarchien wie ſie in Norden ſeyn „konnten.**„ Da unter ſolchem **Klima** kein morgenländiſches **Hirtenleben** möglich war, ſchwerere **Bedürfniſſe** hier den menſchlichen Geiſt mehr **druckten**, als wo die Natur faſt allein für den Menſchen würkte: eben die ſchwerere **Bedürfniſſe**, und die **Nordluſt** die Menſchen aber mehr **härtete**, als ſie im warmen aro-

aromatiſchen Treibhauſe Oſts und Süds gehärtet werden konnten: natürlich blieb ihr Zuſtand **roher**, ihre kleine Geſellſchaften **getrennter** und **wilder**: aber die menſchlichen Bande noch in **Stärke**, menſchlicher Trieb und Kraft in Fülle. — Da konnte das Land werden, was **Tacitus** beſchreibt. Und als dies nordiſche Meer von Völkern mit allen Wogen in Bewegung gerieth, Wogen drängten Wogen, Völker andre Völker! Mauer und Damm um Rom war zerriſſen: ſie ſelbſt hatten ihnen die Lücken gezeigt und ſie herbeygelockt, daran zu flicken — endlich da alles **brach**, welche Ueberſchwemmung des Süds, durch den Nord! und nach allen Umwälzungen und Abſcheulichkeiten welche **neue nordſüdliche Welt**!

Wer den Zuſtand der römiſchen Länder (und ſie waren damals das **gebildete Univerſum**!) in den letzten Jahrhunderten bemerket, wird dieſen Weg der Vorſehung, einen ſo **ſonderbaren Erſatz menſchlicher Kräfte zu bereiten**, anſtaunen und bewundern. Alles war **erſchöpft, entnervt, zerrüttet.** Von Menſchen verlaſſen, von entnervten Menſchen bewohnt, in Ueppigkeit, Laſtern, Unordnungen, Freyheit und wildem Kriegesſtolz unterſinkend. Die ſchönen

nen **römiſchen Geſetze** und **Känntniſſe** konnten nicht **Kräfte** erſetzen, die verſchwunden waren, Nerven **wiederherſtellen**, die keinen Lebensgeiſt **fühlten**, Triebfedern regen, die da lagen — **alſo tod!** ein abgematteter, im Blute liegender **Leichnam** — da ward in Norden **neuer Menſch** gebohren. Unter friſchem Himmel, in der Wüſte und Wilde, wo es niemand vermuthete, reifte ein Frühling ſtarker, nahrhafter Gewächſe, die in die ſchönern, ſüdlichern Länder — jetzt traurigleere Aecker! — verpflanzt neue Natur annehmen, große Ernte fürs Weltſchickſal geben ſollte! **Gothen, Vandalen, Burgunden, Anglen, Hunnen, Herulen, Franken** und **Bulgaren, Sklaven** und **Longobarden** kamen — ſetzten ſich, und die ganze neuere Welt vom mittelländiſchen zum ſchwarzen, vom atlandiſchen zum Nordmeer, **iſt ihr Werk! ihr Geſchlecht!** ihre Verfaſſung!

Nicht blos **Menſchenkräfte**, auch welche Geſetze, und **Einrichtungen** brachten ſie damit auf den **Schauplatz der Bildung der Welt.** Freylich verachteten ſie Künſte und Wiſſenſchaften, Ueppigkeit und Feinheit — die die Menſchheit verheeret hatten; aber wenn

ſie

ſie ſtatt der Künſte, Natur: ſtatt der Wiſſenſchaften, geſunden nordiſchen Verſtand, ſtatt der feinen, ſtarke und gute, obgleich wilde Sitten brachten, und das alles nun zuſammen gährte — welch ein Eräugniß! Ihre Geſetze, wie athmen ſie männlichen Muth, Gefühl der Ehre, Zutrauen auf Verſtand, Redlichkeit und Götterverehrung! Ihre Feudaleinrichtung wie untergrub ſie das Gewühl volkreicher, üppiger Städte, baute das Land, beſchäftigte Hände und Menſchen, machte geſunde und eben damit auch vergnügte Leute. Ihr ſpäteres Ideal über die Bedürfniſſe hinaus — es gieng auf Keuſchheit und Ehre, veredelte den beſten Theil der menſchlichen Neigungen: obgleich Roman, ſo doch ein hoher Roman: eine wahre neue Blüthe der menſchlichen Seele.

Bedenke man z. B. was die Menſchheit in den Jahrhunderten dieſer Gährung für Erholungsfriſt und Kräfteübung dadurch bekam, daß alles in kleine Verbindungen, Abtheilungen und Untereinanderordnungen fiel, und ſo viele, viele Glieder wurden! Da rieb ſich immer eins am andern, und alles erhielt ſich in Athem und Kräften. Zeit der Gährung, aber eben dieſe hielt ſo lange den Deſpotiſmus ab, (der wahre Rachen der Menſchheit, der **alles** — wie ers nennt, in **Ruhe und Gehorſam** — **aber wies iſt**, in **Tod** und einförmige **Zermalmung** hinabſchlingt!) Iſts nun **beſſer**, iſts für die Menſchheit **geſunder** und **tüchtiger**, lauter lebloſe Räder einer großen, hölzernen gedankenloſen Maſchine hervorzubringen, oder Kräfte zu wecken und zu regen? Sollts auch durch ſogenannte **unvollkommene** Verfaſſungen, **Unordnung, barbariſchen Ehrenpunkt, wilde Händelſucht** und dergleichen ſeyn — wenns Zweck erreicht, immer beſſer, als **lebend todt ſeyn und modern.**

Indeß hatte die Vorſehung für gut befunden, zu dieſer neuen Gährung **nordſüdlicher** Säfte noch ein neues Ferment zu bereiten und zu zumiſchen — **Die chriſtliche Religion.** Ich darf doch bey unſerm chriſtlichen Jahrhunderte nicht erſt um Verzeihung bitten, daß ich von ihr als einer **Triebfeder der Welt** rede — betrachte ſie ja nur als **Ferment**, als **Sauerteig**, zu Gutem oder zu Böſem — wozu man noch will.

Und

Und da verdient der Punkt, **von zween Seiten mißverſtanden**, einige Erörterung.

Die Religion der alten Welt, die aus **Morgenlande** über **Aegypten** nach **Griechenland und Italien** gekommen, war in allem Betracht ein **verduftetes kraftloſes Ding** geworden, das wahre Caput mortuum deſſen, was ſie geweſen war und ſeyn ſollte. Wenn man nur die **ſpätere Mythologie der Griechen** und die **Puppe** von politiſcher Völkerreligion bey den Römern betrachtet: ſo brauchts keines Worts mehr —— —— Und doch war nun auch faſt „**kein ander Principium der Tugend**„ in der Welt! Die römiſche **Aufopferung fürs Vaterland** war von ihrer Höhe geſunken und lag im Moraſte der Schwelgerey und kriegeriſcher Unmenſchlichkeit. Griechiſche **Jugendehre und Freyheitliebe** — wo war ſie? Und der alte **ägyptiſche Geiſt**, wo war er, als Griechen und Römer in ihrem Lande niſteten? Woher nun **Erſatz**? **Philoſophie** konnte ihn nicht geben: ſie war das ausgeartetſte **Sophiſtenzeug**, **Diſputirkunſt**, **Trödelkram von Meynungen ohne Kraft und Gewißheit**, eine mit alten Lumpen behangene Holzmaſchine ohne Würkung aufs menſchliche Herz, geſchweige denn der Würkung, **ein verfallen Jahrhundert**, eine **verfallene Welt zu** beſſern! Und nun ſollte **Aufbau** der Trümmern **von Völkern** geſchehen, **die in ihrem Zuſtande** noch Religion **nöthig** hatten, **durch ſie allein** gelenkt **werden konnten**, **Geiſt des Aberglaubens** in alles miſchten. — — Und doch fanden nun dieſe Völker **auf** ihrem neuen **Schauplatze** nichts, als was ſie **verachteten** oder nicht **faſſen** konnten: römiſche Mythologie und Philoſophie, wie Bildſäulen, und Sittengeſtalten. — Und ihre **nordiſche** Religion, ein **Reſt des Orients** auf **nordiſche Art** gebildet, langte nicht hin — hatten **eine friſchere**, **würkſamere Religion** nöthig — ſiehe da! hatte die Vorſehung ſie **kurz vorher an** einem **Orte entſtehen** laſſen, woher man einen Erſatz der ganzen weſtlichen Welt **am wenigſten** hofte. Zwiſchen den **nackten** Bergen Judäas! **Kurz vor dem** Umſturze **des** ganzen unberühmten **Volkes**, eben in der **letzten elendſten Epoche** deſſelben — auf **eine Weiſe**, die allemal wunderbar bleiben wird, **entſtand** ſie, **erhielt** ſich, **ſchlug** ſich eben ſo ſonderbar durch Klüfte und Hölen **weiten Weg hindurch** — auf einen Schauplatz, der ſie **ſo nöthig hatte**! worauf ſie **ſo viel, viel gewürkt!** — Allemal die ſonderbarſte Begebenheit der Welt!

Da wars doch nun gewiß ein großes und ſehenswürdiges Schauſpiel, wie **unter Julian** die **beyden berühmteſten Religionen**, die **älteſte heidniſche** und die **neuere chriſtliche** um nichts weniger als **Herrſchaft der Welt** ſtritten. **Religion** — das ſahe Er und Jedermann! — Religion in aller Stärke des Worts, war ſeinem **verfallnen Jahrhunderte unentbehrlich. Griechiſche Mythologie** und **römiſche Staatsceremonie** — **das ſahe Er ebenfalls!** — war dem **Jahrhunderte** zu ſeinen Zwecken **nicht zureichend**. Er grif alſo **zu allem**, wozu er konnte; zur **kräftigſten** und **älteſten Religion**, die er kannte, zur **Religion des Morgenlandes** — regte in ihr alle **Wunderkräfte**, Zaubereyen und **Erſcheinungen** auf, daß ſie ganz **Theurgie** ward, nahm ſo viel er konnte, **Philoſophie, Pythagoriſm** und **Platoniſm** zu Hülfe, um allem den **feinſten Anſtrich** der Vernunft zu geben — ſetzte alles auf den Triumphwagen des größten **Gepränges**, von den zwey unbändigſten Thieren, **Gewalt** und **Schwärmerey** gezogen, von der **feinſten** Staatskunſt gelenkt — **alles**

umſonſt! ſie erlag! ſie war verlebt — elender Aufputz eines **todten Leichnams**, der nur zu andrer Zeit hatte **Wunder** thun können: die **nackte neue chriſtliche Religion** ſiegte!

Man ſiehet, daß die Sache ein Fremdling betrachtet, der Muſelmann und Mammeluke ſeyn könnte, um eben das zu ſchreiben. So fahre ich fort.

Dieſelbe nun, ſo ſonderbar entſtandne Religion ſollte doch das iſt unleugbar, **nach dem Sinne des Urhebers** (ich ſage nicht, ob ſies in der Anwendung jedes Zeitalters geworden?) ſie ſollte **eigentliche Religion der Menſchheit, Trieb der Liebe,** und **Band aller Nationen zu einem Bruderheere** werden — ihr **Zweck von Anfang zu Ende!** Eben ſo gewiß iſts, daß ſie (ihre Bekenner mögen **ſpäter** hin aus ihr gemacht haben, was ſie wollten) daß ſie die **Erſte** geweſen, die ſo reine **geiſtige Wahrheiten,** und ſo **herzliche Pflichten, ſo ganz ohne Hülle** und **Aberglauben, ohne Schmuck** und **Zwang** gelehret: die das menſchliche Herz ſo **allein,** ſo **allgemein,** ſo ganz und **ohne Ausnahme** hat verbeſſern wollen. Alle vorigen Religionen der beſten Zeiten und Völker waren doch nur **enge Na-**

tional, voll **Bilder und Verkleidungen**, voll **Ceremonien** und Nationalgebräuche, an denen immer die weſentlichen Pflichten nur **hingen und hinzugefügt** waren — Kurz, Religionen **eines** Volks, **eines** Erdſtrichs, **eines Geſetzgebers, einer** Zeit! dieſe offenbar in allem das Gegentheil. Die **lauterſte Philoſophie** der **Sittenlehre**, die reinſte **Theorie** der **Wahrheiten** und **Pflichten**, von allen Geſetzen, und kleinen Landverfaſſungen **unabhängig**, kurz wenn man will, der **menſchenliebendſte** Deiſmus.—

Und ſonach gewiß Religion **des Weltalls**. Es habens andre, und ſelbſt **ihre Feinde** bewieſen, daß eine ſolche Religion gewiß **nicht zu anderer Zeit, früher** oder **ſpäter** hätte aufkeimen oder aufkommen, oder ſich einſtehlen können — man nenne es wie man wolle. Das menſchliche Geſchlecht muſte zu **dem** Deiſmus ſoviel Jahrtauſende **bereitet**, aus Kindheit, Barbarey, Abgötterey und Sinnlichkeit **allmählig hervorgezogen**; ſeine Seelenkräfte durch ſo viel **Nationalbildungen**, orientaliſche, aegyptiſche, griechiſche, römiſche u. ſ. w. als durch **Stuffen** und **Zugänge entwickelt** ſeyn, ehe ſelbſt die mindſten Anfänge nur zu Anſchauung, Begrif, und Zugeſtehung des Ideals von Religion und Pflicht und Völkerverbindung gemacht werden konnten. Auch als Werkzeug allein betrachtet, ſchiens, daß der römiſche Eroberungsgeiſt vorhergehen mußte, überall Wege zu bahnen, einen politiſchen Zuſammenhang zwiſchen Völkern zu machen, der voraus unerhört war, auf eben dem Wege Toleranz, Ideen vom Völkerrechte in Gang zu bringen, in dem Umfange voraus unerhört! — Der Horizont ward ſo erweitert, ſo aufgeklärt, und da ſich nun zehn neue Nationen der Erde auf dieſen hellen Horizont ſtürzten, ganz andre neue Empfänglichkeiten eben für die Religion mitbrachten, ſie bedurften, ſie alleſamt in ihr Weſen verſchmelzten — Ferment! wie ſonderbar biſt du bereitet! und alles auf dich zubereitet! und tief und weit umher eingemiſchet! hat lang und ſtark getrieben und gegähret — was wird es noch ausgähren?

„Eben das alſo, worüber man meiſtens ſo „witzig und philoſophiſch ſpottet, wo denn dieſer Sauerteig, chriſtliche Religion, genannt, „rein geweſen? wo er nicht mit Teige eigner, „der verſchiedenſten und oft der abſcheulichſten

„ſten Denkart vermiſcht werden?“ eben das, dünkt mich offenbare Natur der Sache. War dieſe Religion, wie ſies würklich iſt der feine Geiſt, „ein Deiſmus der Menſchenfreund„ſchaft„, der ſich in kein einzeln bürgerlich Geſetz miſchen ſollte: wars jene Philoſophie des Himmels, die eben ihrer Höhe und unirrdiſcher Lauterkeit wegen, ganze Erde umfaſſen konnte: mich dünkt, ſo wars ſchlechterdings unmöglich, daß der feine Duft ſeyn, angewandt werden konnte, ohne mit irrdiſchern Materien vermiſcht zu werden, und ſie gleichſam zum Vehikulum zu bedürfen. Das war nun natürlich die Denkart jedes Volks, ſeine Sitten und Geſetze, Neigungen und Fähigkeiten — kalt oder warm, gut oder böſe, barbariſch oder gebildet — alles, wie es war. Die chriſtliche Religion konnte und ſollte nur durch alles dringen, und wer ſich überhaupt von göttlichen Veranſtaltungen in der Welt und im Menſchenreich anders als durch welt- und menſchliche Triebfedern Begriffe macht, iſt wahrhaftig mehr zu utopiſchdichteriſchen, als zu philoſophiſchnatürlichen Abſtraktionen geſchaffen. Wenn hat in der ganzen Analogie der Natur die Gottheit anders, als durch Natur gehandelt? und iſt darum

keine

keine Gottheit, oder iſts nicht eben Gottheit, die ſo all ergoſſen, einförmig und unſichtbar durch alle ihre Werke würkt?— Auf einem menſchlichen Schauplatze laß **alle menſchliche Leidenſchaften** ſpielen! in jedem Zeitalter ſie dem Alter gemäß ſpielen! ſo in jedem Welttheile, in jeder Nation! die Religion ſoll nichts als Zwecke **durch** Menſchen und **für Menſchen** bewürken — Sauerteig oder Schatz: jeder trägt ihn in ſeinem Gefäße, miſcht ihn zu ſeinem Teige! und je feiner der Duft iſt, je mehr er an ſich verflöge, **deſtomehr** muß er zum Gebrauch **vermiſcht** werden. Ich ſehe in der Gegenmeynung keinen menſchlichen Sinn.

Und ſo war nun auch, blos phyſiſch und in menſchlichem Sinne zu reden, eben die Zumiſchung der chriſtlichen Religion die gewählteſte, die man ſich faſt denken kann. Sie nahm ſich bey der täglich überhandnehmenden Noth der Armen an, daß ſelbſt **Julian** ihr dieß einſchmeichelnde Verdienſt nicht abläugnen konnte. Sie ward in noch ſpätern Zeiten der Verwirrung, einziger Troſt und Zuflucht gegen die allgemeine Bedrängniß (ich rede nicht, wie die Geiſtlichen das immer gebrauchet?) ja, ſeit die Barbaren ſelbſt Chri-

ſten

ſten waren, wurde ſie allmählich **würkliche Ordnung und Sicherheit** der Welt. Da ſie die reißende Löwen zähmte, und überwand die Ueberwinder — welch ein **bequemer Teig** um tief **einzudringen**, weit und **ewig zu würken**! **Die kleinen Verfaſſungen**, wo ſie alles **umſchlingen konnte**; die **weit abgeſonderten Stände**, wo ſie gleichſam **allgemeiner Zwiſchenſtand** ward; die **groſſen Lücken** der blos **kriegeriſchen Lehnsverfaſſung**, wo ſie an Wiſſenſchaften, Rechtspflege, und Einfluß auf die **Denkart** alles **ausfüllte**, überall unentbehrlich und gleichſam Seele zu Jahrhunderten wurde, deren **Leib** nichts als **kriegeriſcher Geiſt** und **ſklaviſcher Ackerbau** war — konnte eine andre Seele, als **Andacht**, **die** Glieder **binden, den Körper beleben**? War im Rathe des Schickſals der Körper beſchloſſen: welche Thorheit, auſſer dem Geiſte, der Zeit, über ſeinen **Geiſt** zu **wähnen**! Es war, dünkt mich, einiges Mittel der Progreßion!

Wem iſts nicht erſchienen, wie in jedem Jahrhunderte das ſogenannte „Chriſtenthum„ völlig **Geſtalt** oder **Analogie der Verfaſſung** hatte, mit- oder in der es exſiſtirte! Wie eben derſelbe **gothiſche Geiſt** auch das **Innere** und

Aeuſſere

Aeuſſere der Kirche eindrang, **Kleider** und Ceremonien, **Lehren** und **Tempel** formte, den Biſchoffſtab zum **Schwerdt** ſchärfte, da alles Schwerdt **trug**, und **geiſtliche Pfründen**, **Lehne** und **Sklaven** ſchuf, weils überall nur ſolche gab. Man denke ſich von Jahrhunderte zu Jahrhunderte jene **ungeheuren Anſtalten** von **geiſtlichen Ehrenämtern**, **Klöſtern**, Mönchsorden, endlich ſpäter gar **Kreuzzügen** und der offenbaren **Herrſchaft der Welt** — ungeheures **gothiſches Gebäude! überladen, drückend, finſter, geſchmacklos** — die Erde ſcheint unter ihm zu ſinken — aber wie **groß**! reich! **überdacht! mächtig!** — ich rede von einem **hiſtoriſchen Eräugniſſe!** Wunder des **menſchlichen Geiſts** und gewiß der Vorſehung **Werkzeug.**

Wenn mit ſeinen Gährungen und Reibungen der gothiſche Körper überhaupt **Kräfte regte**: gewiß trug **der Geiſt, der ihn belebte** und **band, das** Seine bey. **Wenn durch** jenen **eine Miſchung von hohen Begriffen und Neigungen** in Europa **ausgebreitet** wurde, in **der** Miſchung und in **dem** Umfange noch nie **gewürkt**; allerdings **war auch** ſie darinne **webend.** Und ohne mich hier auf die ver-

verſchiednen Perioden des Geiſts der mittlern Zeiten einlaſſen zu können; wir wollens **gothiſchen Geiſt, nordiſches Ritterthum** im weitſten Verſtande nennen — groſſes **Phänomenon** ſo vieler Jahrhunderte, Länder und Situationen.

Gewiſſermaßen noch immer „Inbegriff „**aller der Neigungen**, die voraus einzelne „**Völker und Zeitläufte entwickelt** hatten.„ ſie laſſen ſich ſogar in ſie auflöſen, aber das **würkſame Element**, das alle **band**, und zu einer lebendigen **Kreatur Gottes** machte, iſt in jedem Einzeln nicht mehr daſſelbe. **Väterliche Neigungen**, und heilige **Verehrung** des weiblichen Geſchlechts: **unauslöſchliche** Freyheitliebe und **Deſpotismus**: **Religion** und **kriegeriſcher Geiſt**: **pünktliche Ordnung** und **Feyerlichkeit** und **ſonderbarer Hang** zur **Aventure** — das floß zuſammen! orientaliſche, **römiſche, nordiſche**, ſaraceniſche Begriffe und Neigungen! man weiß, **wenn? wo?** und in **welchem Maaſſe** ſie jetzt und dort zuſammengefloſſen ſind, und ſich modificirt haben —. Der Geiſt des Jahrhunderts durchwebte und band — die verſchiedenſten Eigenſchaften — **Tapferkeit**, und **Möncherey**, Abentheur und Galanterie, Tyranney und Edelmuth; bands zu dem Ganzen, das uns jetzt — zwiſchen Römern und uns — als Geſpenſt, als romantiſches Abentheuer daſteht, einſt wars Natur, war — **Wahrheit.**

Man hat dieſen Geiſt, „der nordiſchen Ritterehre,„ mit den heroiſchen Zeiten der Griechen verglichen[1]) — und freilich Punkte der Vergleichung gefunden — Aber an ſich bleibt er in der Reihe aller Jahrhunderte dünkt mich, Einzig! — nur ſich ſelbſt gleich! Man hat ihn, weil er, zwiſchen Römern und Uns — quanti viri! — Uns! ſteht, ſo ſchrecklich verſpottet; Andre, von etwas abentheurlichem Gehirne haben ihn ſo hoch über alles erhoben — mich dünkt, er iſt nichts mehr und minder, als „einzelner Zuſtand der Welt!„ keinen der vorigen zu vergleichen, wie ſie mit Vorzügen und Nachtheilen: auf ſie gegründet, ſelbſt in ewiger Veränderung und Fortſtrebung — **ins Große.**

Die dunkeln Seiten dieſes Zeitraums ſtehn in allen Büchern: jeder klaſſiſche Schönden-

ker

---

1) Hurd lett. on chivalery

ker, der die Policirung unſers Jahrhunderts fürs non plus ultra der Menſchheit hält, hat Gelegenheit ganze Jahrhunderte auf Barbarey, elendes **Staatsrecht**, **Aberglauben** und **Dummheit**, **Mangel** der **Sitten** und **Abgeſchmacktheit** — in **Schulen**, in **Landſitzen**, in **Tempeln**, in **Klöſtern**, in **Rathhäuſern**, in **Handwerkszünften**, in **Hütten** und **Häuſern** zu ſchmälen und über das **Licht** unſers Jahrhunderts, das iſt, über ſeinen **Leichtſinn** und **Ausgelaſſenheit**, über ſeine **Wärme** in **Ideen** und **Kälte** in **Handlungen**, über ſeine **ſcheinbare Stärke** und **Freyheit**, und über ſeine **würkliche Todesſchwäche** und **Ermattung** unter **Unglauben**, **Deſpotismus** und **Ueppigkeit** zu lobjauchzen. Davon ſind alle Bücher unſerer **Voltäre** und **Hume**, **Robertſons** und **Iſelins** voll, und es wird ein ſo ſchön Gemälde, wie ſie die Aufklärung und Verbeſſerung der Welt aus den trüben Zeiten zum Deiſmus und Deſpotismus der Seelen d. i. zu **Philoſophie** und **Ruhe** herleiten — daß dabey jedem Liebhaber ſeiner Zeit das **Herz** lacht.

Alle das iſt wahr und nicht wahr. Wahr, wenn man wie ein Kind, Farbe gegen Farbe hält, und ja ein helles, lichtes Bildchen haben will — in unſerm Jahrhunderte iſt leider! ſo viel Licht! — Unwahrheit wenn man die damalige Zeit in ihrem Weſen und Zwecken, Genuß und Sitten, inſonderheit als Werkzeug im Zeitlaufe betrachtet. Da lag in dieſen dem Scheine nach gewaltſamen Auftritten und Verbindungen oft ein Feſtes, Bindendes, Edles und Großherrliches, das wir mit unſern Gottlob! feinen Sitten, aufgelöſten Zünften und dafür gebundnen Ländern, und angebohrner Klugheit und Völkerliebe bis ans Ende der Erde, fürwahr weder fühlen noch kaum mehr fühlen können. Siehe, du ſpotteſt über die damalige Knechtſchaft, über die rohen Landſitze des Adels, über die vielen kleinen Inſeln und Unterabtheilungen, und was davon abhing — preiſeſt nichts ſo ſehr, als die Auflöſung dieſer Bande, und weißt kein größeres Gut, was je der Menſchheit geſchehen, als da Europa und mit ihm die Welt frey wurde. Frey wurde? ſüßer Träumer! wenns nur das, und das nur wahr wäre! Aber nun ſiehe auch, wie durch den Zuſtand in jenen Zeiten Dinge ausgerichtet wurden, über die ſonſt alle menſchliche Klugheit hatte verblöden müſſen: Europa bevölkert und gebauet:

bauet: Geſchlechter und Familien, Herr und Knecht, König und Unterthan drang **ſtärker und näher** an einander: die ſo genannten rohen Landſitze hinderten das üppige **ungeſunde Zunehmen der Städte**, dieſer Abgründe für die Lebenskräfte der Menſchheit: der Mangel des **Handels** und der Feinheit verhinderte **Ausgelaſſenheit** und erhielt ſimple Menſchheit — **Keuſchheit** und **Fruchtbarkeit** in Ehen, **Armuth** und Fleiß und Zuſammendrang in **Häuſern.** Die **rohen** Zünfte und **Freyherrlichkeiten,** machten Ritter- und **Handwerksſtolz,** aber zugleich **Zutrauen auf ſich, Feſtigkeit** in **ſeinem** Kreiſe, **Mannheit** auf ſeinem **Mittelpunkte,** wehrte, der ärgſten Plage der Menſchheit, dem **Land-** und **Seelenjoche, unter das** offenbar, ſeitdem alle Inſeln aufgelöſt ſind, alles mit froh und freyem Muthe ſinkt. Da konnten in etwas ſpätern Zeiten denn ſoviel **kriegeriſche** Republiken und **wehrhafte Städte** werden! erſt waren die Kräfte **gepflanzt, genährt** und durch Reiben **erzogen,** von denen im traurigen Reſte, ihr noch jetzo lebt. Hätte euch der Himmel die barbariſchen Zeiten nicht vorhergeſandt und ſie ſo lange unter ſo mancherley Würfen und Stöſſen erhalten — armes, policirtes Europa, das

ſeine

ſeine Kinder frißt oder relegiret, wie wäreſt du mit alle deiner Weisheit — **Wüſte!**

„Daß **es** jemanden in der Welt unbegreiflich „wäre, wie Licht die Menſchen nicht nährt! „Ruhe und Ueppigkeit und ſo genannte Ge„dankenfreyheit nie allgemeine Glückſeligkeit „und Beſtimmung ſeyn kann!„ Aber **Empfindung, Bewegung, Handlung** — wenn auch in der Folge ohne Zweck, (was hat auf der Bühne der Menſchheit **ewigen** Zweck?) wenn auch mit Stößen und **Revolutionen**, wenn auch mit Empfindungen, die hie und da **ſchwärmeriſch, gewaltſam,** gar **abſcheulich** werden — **als** Werkzeug **in den Händen des Zeitlaufs**, welche Macht! welche Würkung! Herz und nicht Kopf genährt! mit **Neigungen** und **Trieben** alles gebunden nicht mit **kränkelnden** Gedanken! Andacht und **Ritterehre, Liebeskühnheit** und Bürgerſtärke — **Staatsverfaſſung** und Geſetzgebung, **Religion.** — Ich will nichts weniger, als die ewigen Völkerzüge und Verwüſtungen, Vaſallenkriege und Befehdungen Mönchsheere, Wallfahrten, Kreuzzüge vertheidigen: nur erklären möchte ich ſie: wie in allem doch Geiſt hauchet! Gährung **menſchlicher** Kräfte.

Kräfte. Große Kur der ganzen Gattung durch gewaltſame Bewegung, und wenn ich ſo kühn reden darf, das Schickſal zog, (allerdings mit großem Getöſe, und ohne daß die Gewichte da ruhig hangen konnten), die große abgelaufne Uhr auf! da raſſelten alſo die Räder!

Wie anders ſehe ich die Zeiten in dem Lichte! Wie viel ihnen zu vergeben, da ich ſie ſelbſt ja immer im Kampfe gegen Mängel, im Ringen zur Verbeſſerung, und ſie wahrhaftig mehr als eine andere, ſehe! Wie viel Läſterungen gerade zu falſch und übertrieben, da ihr Mißbräuche entweder angedichtet werden aus fremden Hirn, oder die damals weit milder und unvermeidlicher waren, ſich mit einem gegenſeitigen Guten kompenſirten, oder die wir ſchon jezt offenbar als Werkzeuge zu groſſem Guten in der Zukunft, woran ſie ſelbſt nicht dachten wahrnehmen. Wer lieſt dieſe Geſchichte, und ruft nicht oft Neigungen und Tugenden der Ehre und Freyheit, der Liebe und Tapferkeit, der Höflichkeit und des Worts, wo ſeyd ihr geblieben! eure Tiefe verſchlämmet! eure Feſte, weicher Sandboden voll Silberkörner, wo nichts

wächſt! Wie es auch ſey, gebt **uns in manchem** Betracht eure **Andacht** und **Aberglauben**, Finſterniß und **Unwiſſenheit**, **Unordnung** und **Rohigkeit** der **Sitten** und nehmt unſer **Licht** und **Unglauben**, unſre **entnervte Kälte** und **Feinheit**, unſre **philoſophiſche Abgeſpanntheit** und **menſchliches Elend**! — Uebrigens aber freylich muß Berg und Thal gränzen, und das **dunkle feſte** Gewölbe konnte — nichts anders ſeyn als **dunkles feſtes** Gewölbe — Gothiſch!

Rieſenſchritt im Gange des menſchlichen Schickſals! **Nähmen** wirs blos, daß **Verderbniſſe vorhergehen**, um **Verbeſſerung**, **Ordnung** hervorzubringen — ein groſſer Schritt! Um das Licht zu geben war ſo **groſſer** Schatte nöthig: Der Knote mußte **ſo feſt** zugezogen werden, damit nachher die **Entwicklung** erfolge: mußte es nicht **gähren**, um den **hefenloſen, reinen göttlichen** Trank zu geben? — mich dünkt, das folgte unmittelbar aus „der **Lieblingsphiloſophie**„ des Jahrhunderts. Da könnt ihr ja herrlich beweiſen, wie ſo viel Ecken erſt haben müſſen gewaltig **abgerieben** werden, ehe das **runde**, **glatte**, **artige Ding** erſcheinen konnte, was wir ſind! wie in der Kirche ſo viel Gräuel, Irrthümer, Abgeſchmacktheiten und Läſterungen vorhergehen, alle die Jahrhunderte nach Verbeſſerung ringen, ſchreyen und ſtreben mußten, ehe eure Reformation, oder lichte, hellglänzende Deismus entſtehen konnte. Die üble Staatskunſt muſte das Rad all ihrer Uebel und Abſcheulichkeiten durchlaufen, eh unſre „Staatskunſt„ im ganzen Umfange des Worts, erſcheinen durfte, wie die Morgenſonne aus Nacht und Nebel. — Noch immer alſo ſchönes Gemälde, **Ordnung** und **Fortgang** der Natur, und du glänzender Philoſoph ja allem auf den Schultern!

Aber kein Ding im ganzen Reiche Gottes kann ich mich doch überreden! iſt allein Mittel — alles **Mittel** und **Zweck** zugleich, und ſo gewiß auch dieſe Jahrhunderte. War die Blüthe des Zeitgeiſtes, „der Ritterſinn„ an ſich ſchon ein Produkt der ganzen Vergangenheit, in der gediegenen Form des Nordlands: war die Miſchung von Begriffen der Ehre und der Liebe und der Treue und Andacht und Tapferkeit und Keuſchheit, die jetzt **Ideal** war, voraus unerhört geweſen; ſiehe damit, gegen die alte Welt gehalten, da die Stärke jedes einzelnen Nationalcharakters verlohren gangen war, ſiehe eben in dieſer Miſchung, Erſatz, und Fortgang ins Groſſe. Von Orient bis Rom wars Stamm: jezt giengen aus dem Stamme Aeſte und Zweige; keiner an ſich ſtammfeſt, aber ausgebreiteter, luftiger, höher! Bey aller Barbarey waren die Känntniſſe, die man ſcholaſtiſch behandelte, feiner und höher: Die Empfindungen, die man barbariſch und pfaffenmäſſig anwandte, abſtrahirter und höher: aus beyden floſſen die Sitten, das Bild jener. Von ſolcher Religion, ſo elend ſie immer ausſah, hatte doch kaum ein Zeitalter vorher gewußt: ſelbſt das Feinere der türkiſchen Religion, was unſre Deiſten ihr ſo hoch anrechnen, war nur „durch die chriſtliche Religion„ entſtanden, und ſelbſt die elendſten Spitzfündigkeiten der Möncherey, die romanhafteſten Phantaſtereyen zeigen, daß Feinheit und Gewandtheit gnug in der Welt war, dergleichen auszudenken, zu faſſen:— daß man würklich ſcharf anfieng in ſo feinem Elemente zu athmen. Pabſtthum hätte doch nie in Griechenland und dem alten Rom exſiſtiren können, nicht blos aus den Urſachen, die man gewöhnlich anſieht, ſondern würklich

lich auch der uralten Simplicität wegen, weil zu dergleichen **raffinirten** Syſtem noch kein Sinn, kein **Raum** war: und Pabſtthum des alten Aegyptens war wenigſtens gewiß eine weit **gröbere** und **plumpere** Maſchine. Solche **Rgierungsformen,** bey allem gothiſchen Geſchmacke hatten ſie, **doch kaum vorher noch** exſiſtirt; mit der Idee von **barbariſcher Ordnung** vom **Element herauf** bis zum **Gipfel,** mit den immer **veränderten Verſuchen** alles zu **binden, daß es doch** nicht **gebunden wäre.** — Der **Zufall** oder vielmehr roh und freywürkende Kraft erſchöpfte ſich **in kleinen Formen der groſſen Form,** wie ſie ein Politiker kaum hätte ausdenken können: — **Chaos,** wo alles nach neuer höherer Schöpfung **ſtrebte,** ohne zu wiſſen, **wie?** und **welcher Geſtalt?** — Die Werke des **Geiſtes** und des **Genies** aus dieſen Zeiten ſind **gleicher Art,** ganz des zuſammengeſetzten **Duftes** aller Zeiten voll: **zu voll** von **Schönheiten,** von **Feinheiten,** von **Erfindung,** von **Ordnung,** als daß es **Schönheit, Ordnung, Erfindung** bleibe — ſind, wie die gothiſchen Gebäude! Und wenn ſich der Geiſt **bis auf** die kleinſten **Einrichtungen** und **Gebräuche** erſtreckt — iſts unrecht, wenn in dieſen Jahrhunderten noch immer Krone des alten Stamms erſchiene! (nicht Stamm mehr, das ſollts und konnts nicht ſeyn) aber **Krone!** Eben das **nicht-Eine**, das **Verwirrte** der reiche **Ueberfluß von Aeſten und Zweigen**; das macht ſeine **Natur!** da hangen die Blüthen von **Rittergeiſt**, da werden, wenn der Sturm die Blätter abtreibt, einſt die ſchönern **Früchte** hangen.

So **viele Brüdernationen** und **keine Monarchie** auf der Erde! — **Jedweder Aſt** von hier gewiſſermaſſe ein Ganzes — und trieb ſeine **Zweige!** alle trieben **neben einander**, **flochten**, **worren** ſich, jedes mit ſeinem Safte. — Dieſe Vielheit von **Königreichen!** dies Nebeneinanderſeyn von **Brudergemeinden**; alle von einem **deutſchen Geſchlechte**, alle nach einem **Ideal** der **Verfaſſung**, alle im **Glauben einer Religion**, jedes **mit ſich** ſelbſt und ſeinen **Gliedern kämpfend**, und von **einem** heiligen **Winde**, dem **päbſtlichen Anſehen**, faſt unſichtbar aber ſehr durchdringend **getrieben** und **beweget** — Wie iſt der Baum erſchüttert! auf Kreuzzügen und Völkerbekehrungen wohin hat er nicht Aeſte, Blüthe und Zweige geworfen! — Wenn die Römer bey ihrer Unterjochung der Erde den Völkern, nicht auf dem beſten

beſten Wege, zu einer Gattung „von **Völkerrecht** und **allgemeiner Römererkennung**,„ hatten helfen müſſen: Das Pabſtthum mit alle ſeiner Gewaltſamkeit ward in der Hand des Schickſals Maſchine zu einer „noch **höhern Verbindung**, „zur **allgemeinen Erkennung** ſeyn ſollender „**Chriſten! Brüder! Menſchen!**„ Das Lied ſtieg durch Mißklänge und kreiſchende Stimmungen gewiß in **höhern Ton**: Gewiſſe mehrere geſammlete, abſtrahirte, gegährte Ideen, Neigungen und Zuſtände breiteten ſich über die Welt hin — wie ſchoß der eine alte ſimple Stamm des Menſchengeſchlechts in Aeſte und Zweige!

* * *

Endlich folgte, wie wir ſagen, die Auflöſung, die Entwickelung: lange ewige Nacht klärte ſich in **Morgen** auf: es ward **Reformation, Wiedergeburt** der Künſte, Wiſſenſchaften, Sitten! — die Hefen ſanken; und es ward — unſer Denken! Kultur! Philoſophie! on commencoit à penſer comme nous penſons aujourd'hui: on n'etoit plus Barbare.

Keinen Zeitpunkt der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes hat man ſchöner beſchrieben als dieſen! da alle unſre Geſchichten, Diſcours preliminaires zur Encyklopädie alles menſchlichen Wiſſens, und Philoſophien darauf weiſen, m) und von Oſt und Weſt, von Anbeginn und geſtern alle Fäden, die gezogen ſind, oder wie Herbſtſpinneweben im Kopfe flattern, darauf als auf den höchſten Gipfel menſchlicher Bildung zu ziehen wiſſen: Und da das Syſtem nun ſchon ſo glänzend, berühmt, lieblich angenommen und vollkommen ausgemacht iſt: ſo wage ich nichts hinzuzuſetzen — ich lege blos einige kleine Anmerkungen neben an.

Zuerſt muß ich zum überhohen Ruhm des menſchlichen Verſtandes n) ſagen, daß immer

---

m) Hume Geſchichte von Engl. und vermiſchte Schr.; Robertſons Geſch. von Schottland und Carl V.; *D'Alembert* melanges, de litterature et de philoſ., Iſelins Geſch. der Menſchheit Th. 2., Vermiſchte Schriften, und was dem nachhinkt und nachlallet.

n) Gloire de l'eſprit humain ſes progrés, revolutions, ſon developpement, ſa creation etc.

mer weniger **Er**, wenn ich ſo ſagen darf, als ein **blindes Schickſal**, was die Dinge warf und lenkte, an dieſer **allgemeinen Weltveränderung** würkte. Entweder warens ſo große, gleichſam **hingeworfene** Begebenheiten, die über alle menſchliche Kräfte und Ausſichten giengen, denen ſich die Menſchen meiſtens widerſetzten, wo niemand die **Folge**, als **überlegten Plan**, träumte, oder es waren kleine **Zufälle**, mehr **Funde**, als **Erfindungen**, Anwendungen einer Sache, die man lange gehabt, und nicht geſehen, nicht gebraucht hatte — oder gar nichts als **ſimple Mechanik**, neuer **Kunſtgrif**, **Handwerk**, das die Welt änderte — Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts, wenn das iſt, wo bleibt eure **Abgötterey gegen den menſchlichen Geiſt?**

Wer legte hier Venedig an dieſem Platze, unter dem tiefſten Bedrängniß der Noth an? und wer überdachte, was dies Venedig, allein an dieſem Platze, ein Jahrtauſend hindurch, **allen Völkern der Erde** ſeyn konnte und ſollte? Der dieſen Sund von Inſeln in den Moraſt warf, der dieſe wenigen Fiſcher dahinleitete, war **derſelbe**, der das **Saamenkorn** fallen läßt, das zu der Zeit und an dem Orte eine

Eiche

Eiche werde; der die **Hütte an die Tiber** pflanzte, daß **Rom**, das **ewige Haupt** der Welt daraus würde. Eben derſelbe iſts, der jetzt Barbarn hinzuführt, daß ſie die **Litteratur der ganzen Welt**, die **Bibliothek** zu **Alexandrien** (gleichſam ein verſinkendes Welttheil!) **vernichtigen**, jetzt eben dieſelbe hinzuführt, daß ſie einen **kleinen Reſt Litteratur erbetteln, erhalten**, und auf einer ganz **andern Seite, auf Wegen**, die niemand **geträumt** oder **gewünſcht** hatte, **nach Europa bringen** ſollten. Eben derſelbe, der jetzt durch ſie an einer andern Seite eine **Kaiſerſtadt** zerſtören läßt, daß die Wiſſenſchaften, die da niemand **ſuchte und die da** ſo lange **müßig** waren, **nach Europa fliehen** — Alles iſt großes Schickſal! von Menſchen **unüberdacht, ungehoft, unbewürkt** — ſiehſt du, Ameiſe nicht, daß du auf dem großen Rade des Verhängniſſes nur **kriecheſt?**

Wenn wir in die Umſtände des Urſprungs aller ſogenannten Welterleuchtungen näher eindringen: die nemliche Sache. Dort im großen hier im kleinen, **Zufall, Schickſal, Gottheit!** Was jede **Reformation** anfieng, waren **Kleinigkeiten**; die nie ſo gleich den großen un-

ungeheuren Plan hatten, den ſie nachher gewannen; — ſo oft es gegentheils vorher der große, würklich überlegte, menſchliche Plan geweſen war: ſo oft mißlang er. Alle eure große **Kirchenverſammlungen**, ihr Kaiſer. Könige! Kardinäle und Herren der Welt! werden nimmermehr nicht ändern, aber dieſer unfeine, unwiſſende Mönch, **Luther** ſolls ausrichten! Und das von **Kleinigkeiten**, wo er ſelbſt nichts weniger, als ſo weit denkt! durch **Mittel**, wo nach der Weiſe unſerer Zeit, philoſophiſch geſprochen, nie ſo was auszurichten war! meiſtens er ſelbſt das wenigſte ausrichtend, nur daß er **andre anſtieß**, Reformatoren in allen andern Ländern **weckte**, er aufſtand und ſagte „ich bewege mich! darum „giebts Bewegung!„ dadurch ward, was geworden iſt. Veränderung der Welt! Wie oft waren ſolche **Luthers** früher aufgeſtanden und — untergegangen. Der Mund ihnen mit Rauch und Flammen geſtopft, oder ihr Wort fand noch keine freye Luft, wo es tönte — aber nun iſt **Frühling**: die Erde öfnet ſich, die Sonne brütet und tauſend neue Gewächſe gehen hervor — Menſch, du warſt nur immer, faſt wider deinen Willen, ein kleines **blindes Werkzeug**.

„War-

„Warum iſt nicht, ruft der ſanfte Philoſoph, jede ſolcher Reformationen lieber! **ohne Revolution** geſchehen? Man hätte **den menſchlichen Geiſt** nur ſollen **ſeinen ſtillen Gang** gehen laſſen, ſtatt daß jetzt die Leidenſchaften im Sturme des **Handelns** neue Vorurtheile gebahren, und man Böſes mit Böſem verwechſelte„ — — Antwort! weil ſo ein ſtiller **Fortgang** des **menſchlichen Geiſtes** zur Verbeſſerung der Welt kaum etwas anders als **Phantom** unſrer Köpfe, nie **Gang Gottes in der Natur** iſt. Dies Saamenkorn fällt in die Erde! da **liegts** und erſtarrt; aber nun **kommt Sonne es** zu wecken: da **brichts auf**: die Gefäße ſchwellen mit Gewalt auseinander: **es durchbricht** den Boden — ſo Blüthe, ſo Frucht — Kaum die garſtige Erdpilze wächſt, wie dus träumeſt. Der Grund jeder Reformation war allemal eben ſolch ein **kleines Saamenkorn, fiel ſtill** in die Erde, kaum der Rede werth: die Menſchen hattens **ſchon lange, beſahens** und **achtetens nicht** — aber nun ſollen dadurch **Neigungen, Sitten**, eine Welt von **Gewohnheiten** geändert, **neugeſchaffen** werden — iſt das ohne **Revolution**; ohne Leidenſchaft und **Bewegung** möglich? Was **Luther** ſagte, hatte man lange gewußt; aber jetzt

ſagte

ſagte es **Luther**! **Roger Baco**, **Galiläi**, **Cartes**, **Leibnitz**, da ſie erfanden, wars ſtille: es war **Lichtſtrahl** — aber ihre Erfindungen ſollten durchbrechen, Meynungen wegbringen, die Welt ändern — es ward Sturm und **Flamme**. Habe immer der Reformator auch **Leidenſchaften** gehabt, die die Sache, die **Wiſſenſchaft** ſelbſt nicht foderte, die **Einführung der** Sache foderte ſie, und eben daß er ſie hatte, gnug hatte, um jetzt durch ein Nichts zu kommen, wozu ganze Jahrhunderte durch Anſtalten, Maſchinerien und Grübeleyen, nicht hatten **kommen können** — eben das iſt **Kreditiv ſeines Berufs**!

„Meiſt nur **ſimple mechaniſche Erfindungen**
„die man zum Theil längſt geſehen, gehabt,
„damit geſpielt, die aber **jetzt** durch
„einen Einfall ſo und **nicht anders angewandt**,
„die Welt veränderten.„ So z. E. die Anwendung **des Glaſes** zur **Optik**, des **Magnets** zum **Kompaße**, des **Pulvers** zum **Kriege**, der **Buchdruckerkunſt** für die **Wiſſenſchaften**, des **Calculs** zu einer ganz neuen **mathematiſchen Welt** — und alles nahm andre Geſtalt an. Man hatte das Werkzeug verändert, einen Platz **außer der alten Welt** gefunden, und ſo **rückte** man dieſe **fort**.

Geſchütz erfunden! und ſiehe die alte Tapferkeit der **Theſeus**, **Spartaner**, **Römer**, **Ritter** und **Rieſen** weg — der Krieg anders und wie viel anders mit dieſem andern Kriege!

Buchdruckerey erfunden! und wie ſehr die Welt der **Wiſſenſchaften** geändert! erleichtert und ausgebreitet! Licht und flach worden! Alles kann leſen, buchſtabieren — alles was leſen kann, wird gelehrt.

Mit der **kleinen Nadel** auf dem Meer — wer kann die Revolutionen in allen Welttheilen zählen, die damit bewürkt ſind. Länder gefunden, ſo viel größer als Europa! Küſten erobert voll Gold, Silber, Edelſteine, Gewürz und Tod! Menſchen in Bergwerke, Sklavenmühlen und Laſterſitten hineinbekehrt oder hinein kultiviert! Europa entvölkert, mit Krankheiten und Ueppigkeit an ſeinen geheimſten Kräften verzehrt — wer kann zählen! wer beſchreiben! **Neue Sitten, Neigungen, Tugenden, Laſter** — wer kann zählen und beſchreiben? Das Rad, in dem ſich ſeit drey Jahrhunderten die Welt bewegt, iſt unendlich — und woran hiengs? was ſtieß es an? die Nadel delſpitze zwey oder drey mechaniſcher Gedanken!

II. Eben daher muß folgen, daß ein groſſer Theil dieſer ſogenannten neuen Bildung ſelbſt würkliche **Mechanik** ſey; näher unterſucht — wird dieſe, wie ſehr **neuerer Geiſt!** Wenn meiſtens **neue Methoden** in jeder Art und Kunſt die Welt veränderten — neue Methoden **entübrigten Kräfte,** die voraus nöthig waren, ſich aber jetzt — denn jede ungebrauchte Kraft ſchläft! — mit der Zeit **verlohren. Gewiſſe Tugenden** der **Wiſſenſchaft des Krieges,** des **bürgerlichen Lebens,** der **Schiffart,** der **Regierung** — man brauchte ſie nicht mehr: es ward **Maſchiene,** und die Maſchiene regiert nur Einer. Mit einem Gedanken! mit einem Winke! — dafür ſchlafen auch wie viel Kräfte! Geſchütz erfunden, und damit welche Nerve roher **körperlicher** Kriegsſtärke, und **Seelenkriegsſtärke,** Tapferkeit, Treue, Gegenwart in einzeln Fällen, Ehregefühl der alten Welt ermattet! Das Heer iſt eine gedingte, Gedankenkraft = Willenloſe Maſchine geworden, die ein **Mann** in ſeinem **Haupte** lenkt, und die er nur als **Pantin** der Bewegung, als eine lebendige Mauer bezahlt, Kugeln

geln zu werfen und Kugeln aufzufangen. Im Grunde alſo, würde ein Römer und Spartaner vielleicht ſagen, Tugenden im innerſten Heerde des Herzens weggebrannt, und verwelkt ein Kranz militariſcher Ehre — und was iſt an der Stelle? der Soldat iſt erſter Lohndiener des Staats in Heldenlivrey — ſiehe ſeine Ehre und Beruf! Er iſt — und mit leichter Mühe die Reſte von einzelnen Exiſtenzen geſprengt: die **altgothiſche Freyheitſtände: Eigenthumsformen**, das elende Gebäude in ſchlechtem Geſchmack! in Grund geſchoſſen und zerſtört, wird in ſeinen kleinen Trümmern ſo dicht blokirt, daß **Land**, **Einwohner**, **Bürger**, **Vaterland** manchmal wohl etwas, aber **Herr** und **Knecht**, **Deſpot** und **Livreyendieners** jedes Amts, Berufs und Standes, vom **Bauer** bis zum **Miniſter** und vom **Miniſter** zum **Prieſter**, alles iſt. Heißt **Landeshoheit!** verfeinte **Staatskunſt!** neue **philoſophiſche Regierungsart!** — iſts auch würkliche Fürſtenhut und Krone der neuern Jahrhunderte — worauf ſie aber nur ruhen! — wies der berühmteſte Sonnenadler auf allen Münzen zeigt — auf **Trommeln, Fahnen, Kugeln** und **immerfertigen Soldatenmützen.**

Der Geiſt der neuern **Philoſophie** — daß er auf mehr als eine Art **Mechanik** ſeyn müſſe, zeigt, denke ich, der meiſte Theil **ſeiner Kinder.** Bey Philoſophie und Gelehrſamkeit oft wie **unwiſſend** und **unkräftig** in Sachen des Lebens und des geſunden Verſtandes! Statt, daß in den alten Zeiten der philoſophiſche Geiſt nie **für ſich allein** beſtand, von **Geſchäften** ausgieng und zu **Geſchäften eilte,** alſo auch nur Zweck hatte, **volle, geſunde, würkende Seelen** zu ſchaffen, ſeit er **allein** ſtehet und **Handwerk** geworden — iſt er **Handwerk.** Der wievielſte Theil von euch betrachtet Logik, Metaphyſik, Moral, Phyſik, als was ſie ſind — Organe der menſchlichen Seele, **Werkzeuge,** mit denen man würken ſoll! **Vorbilder von Gedankenformen,** die nur unſrer Seele eine **ihr eigne ſchönere Gedankenform** geben **ſollen** — dafür ſchlägt man **mechaniſch** ſeine Gedanken **dahin ein,** ſpielt und gaukelt — der abentheuerlichſte Burſche von Klopffechter! Er tanzt mit dem Degen auf dem akademiſchen Seile zur Bewundrung und Freude aller, die ringsum ſitzen, und dem großen Künſtler jauchzen, daß er nicht Hals und Bein breche: — das iſt ſeine Kunſt. Ein **Geſchäft** auf der Welt **wollt ihrs** übel beſorgt haben, ſo gebts dem Phi-

Philoſophen! Auf dem Papier wie rein! wie ſanft! wie ſchön und groß; heillos im **Ausführen**! bey jedem Schritte **ſtaunend** und **ſtarrend** vor ungeſehenen Hinderniſſen und Folgen. Das Kind indeß war würklich großer **Philoſoph**, konnte **rechnen**, und mit Syllogismen, Figuren und Inſtrumenten geläufig, oft ſo glücklich ſpielen, daß neue **Syllogismen**, **Reſultate**, und ſogenannte **Entdeckungen** herauskamen — die **Frucht**, die **Ehre**, der **Gipfel** des **menſchlichen Geiſtes**! — durch **mechaniſches** Spiel!

Das war die ſchwerere **Philoſophie** — und nun die **leichte**, die **ſchöne**! Gottlob! was iſt mechaniſcher, als dieſe. In Wiſſenſchaften, Künſten, Gewohnheiten, Lebensart, wo ſie hineingedrungen, wo ſie Saft und Blüthe des Jahrhunderts iſt, was **mechaniſcher** als ſie? Eben das **alte Herkommen**, das **ſinnloſe Vorurtheil** von **Lernen**, **Langſamreifen**, **Tiefeindringen** und **Spätbeurtheilen** hat ſie ja wie ein Joch vom Halſe geworfen! hat in unſre **Gerichtsſchranken**, ſtatt kleiner, ſtaubiger, detaillirter Kenntniſſe, wo jeder Vorfall als der behandelt und unterſucht werden ſoll, der er iſt — hat darinn welch ſchönes, leich-

leichtes, freyes Urtheil gebracht, nach zwey Vorfällen **alles** zu meſſen und abzuthun! über das **Individuelle**, worinn allein **Species facti** beſteht, hinüber, ſich am hellen, vortreflichen **Allgemeinen** zu halten — ſtatt **Richter** — (Blüthe des Jahrhunderts!) — **Philoſoph** zu ſeyn. Hat in unſre **Staatswirthſchaft** und **Regierungskunde**, ſtatt mühſam erlangter Känntniſſen von Bedürfniſſen und wahrer Beſchaffenheit des Landes, welchen **Adlersblick**! welche **Anſicht des Ganzen** gebracht wie auf einer **Landcharte** und **philoſophiſchen Tabelle**! **Grundſätze** durch den Mund **Montesquieus** entwickelt, aus und nach welchen **hundert verſchiedene Völker** und **Erdſtriche**, aus dem Stegreif nach dem **Ein mal Eins** der **Politik** in zwey Augenblicken berechnet werden. — — So alle **ſchöne Künſte**, **Handwerke** und beynahe die kleinſten Tagelöhnereyen — wer braucht in ihrer Tiefe, mühſam, wie in einem Gewölbkeller umher zu klettern, zu **arbeiten?** Man **raiſonnirt**! **Wörterbücher** und **Philoſophien** über alle, ohne eine einzige mit dem **Werkzeug in der Hand** zu verſtehen: ſind alleſammt abregé raiſonné ihrer vorigen Pedanterie geworden — **abgezogner Geiſt! Philo-**

loſophie aus zwey **Gedanken**, die **mechaniſchte Sache von der Welt.**

Darf ich beweiſen, was der **neuere Witz** für eine edle **mechaniſche** Sache ſey? Giebts eine **gebildetere** Sprache und **Periodenform** d. i. einen engern **Leiſten** der **Gedanken**, der **Lebensart**, des **Genies** und **Geſchmacks**, bey dem Volke, von dem er ſich unter hundert Geſtalten am glänzendſten in der Welt verbreitet hat? Welch ein Schauſpiel iſt mehr Marionette eines ſchönen Regelmaaßes — welche Lebensart mehr Aefferey einer leichten mechaniſchen **Höflichkeit, Luſtigkeit** und **Wortzierde** — welche **Philoſophie** mehr das Ausgekramte weniger Sentiments, und eine Behandlung aller Dinge in der Welt nach dieſen Sentiments geworden, als die —? **Affen der Humanität**, des Genies, der **Frölichkeit**, der **Tugend**, und eben weil ſie nichts, als das ſind, und ſo leicht nachgeäfft werden können, ſind **ſies für ganz Europa.** —

III. Daher wird denn nun wohl begreiflich, zu „welchem **Mittelpunkte**., die Bildung hinſtrebe, und immer hingelenkt werde „Philoſophie! Gedanke! — leichtere Mechanik! „Rai-

„**Raiſonnement**, das ſich bis auf die **Grundſäulen** der Geſellſchaft erſtreckt, die ſonſt nur „**ſtanden** und **trugen**“. Und auch da kann ichs in zehnerley Betracht kaum begreifen, wie das ſo **allgemein** und **einzig** für den **Gipfel** und **Zweck** aller menſchlichen Bildung, alles **Glücks**, alles **Guten** verraiſonnirt werden könne? Iſt denn der ganze **Körper** beſtimmt **zu ſehen**? und muß, wenn **Hand** und Fuß **Auge** und **Gehirn** ſeyn will, nicht der ganze Körper leiden? Raiſonnement zu unvorſichtig, zu **unnütz** verbreitet — obs nicht **Neigung**, **Trieb**, **Thätigkeit** zu leben, ſchwächen **könnte** und würklich geſchwächt habe? —

Allerdings mag nun wohl dieſe **Ermattung** dem Geiſte mancher Länder bequem ſeyn: ermattete Glieder müſſen fort, haben keine Kräfte als — etwa zum **Gegendenken**. Jedes Rad bleibt aus **Furcht**, oder **Gewohnheit** oder **Ueppigkeit** und Philoſophie an der Stelle und was iſt nun ſo manche große philoſophiſch regierte Heerde, als ein zuſammengezwungner Haufe — Vieh und Holz! Sie denken! man breitet Denken vielleicht unter ſie aus — **bis auf einen Punkt**: damit ſich von Tage zu Tage mehr als Maſchine **fühlen**, aber nach **gegebenen Vor-**

urtheilen fühlen knirschen lernen und **fort müſſen** — Sie knirschen — ey doch, ſie können nichts als knirſchen: und laben ſich mit **Freydenken.** Das liebe, **matte**, ärgerliche unnütze Freydenken, Erſatz **für alles**, was ſie vielleicht mehr brauchten — **Herz! Wärme! Blut! Menſchheit! Leben!**

Nun rechne ein jeder. **Licht** unendlich erhöht und ausgebreitet: wenn **Neigung, Trieb** zu leben **ungleich** geſchwächet iſt! Ideen von allgemeiner **Menſchen**= Völker= und **Feindesliebe** erhöht! und **warmes Gefühl der Vater= Mutter= Bruder= Kindes= Freundesneigungen unendlich** geſchwächet! **Grundſätze der Freyheit, Ehre, Tugend** ſo weit **verbreitet**, daß ſie jeder aufs helleſte **anerkennet**, daß in gewiſſen Ländern ſie jederman **bis** zum Geringſten **auf Zung und Lippen hat** — und jeder von ihnen zugleich mit den **ärgſten Ketten der Feigheit, Schande, Ueppigkeit,** Kriecherey und **elender Planloſigkeit** gebunden. **Handgriffe und Erleichterungen unendlich verbreitet** — aber alle die Handgriffe gehen in die Hand **Eines oder Etlicher** zuſammen, der allein denkt: der Maſchine iſt **die** Luſt zu leben, zu würken, menſchlich edel **und**

gut=

gutthätig, vergnügt zu leben, verſchwunden: lebt ſie mehr? Im ganzen und im kleinſten Theile, der einzige Gedanke des Meiſters.

Iſt dies nun das ſchöne Ideal vom Zuſtande, zu dem wir durch alles hingebildet ſind, das ſich immer weiter in Europa ausbreitet, das in alle Welttheile hinſchwimmet, und alles policiren will, zu ſeyn, was wir ſind — Menſchen? Bürger eines Vaterlands? Weſen für ſich etwas zu ſeyn in der Welt? vielleicht wenigſtens und gewiß aber alleſamt nach Anzahl, Bedürfniſſen, Zweck und Beſtimmung politiſcher Calcul: jeder in der Uniform ſeines Standes, Maſchinen! — da ſtehen nun jene glänzende Marktplätze zur Bildung der Menſchheit, Kanzel und Schauplatz, Säle der Gerechtigkeit, Bibliotheken, Schulen und ja inſonderheit die Kronen aller illuſtre Akademien! In welchem Glanz! zum ewigen Nachruhm der Fürſten! zu wie großen Zwecken der Bildung und Aufklärung der Welt, der Glückſeligkeit der Menſchen! herrlich eingeweihet — was thun ſie denn? was können ſie thun? — ſie ſpielen!

IV. Alſo von einigen der berühmteſten **Mittel**, die, die **Ehre** unſers Jahrhunderts! den ſchöpferiſchen **Plan haben**, **„Menſchheit** zu „**bilden„** — Ein Wort! Wir kommen damit wenigſtens zu **einer** ſehr **praktiſchen Seite** des Buchs.

Iſt nicht vom Anfange an, vergebens geſchrieben, ſo ſieht man **Bildung** und **Fortbildung einer Nation** iſt nie anders als **ein Werk des Schickſals**: Reſultat tauſend **mitwürkender Urſachen**, gleichſam des **ganzen Elements, in dem** ſie leben. Und iſt dies, was für ein **Kinderſpiel**, dieſe Bildung **blos** in und **durch** einige **hellere Ideen** zu **ſetzen**, worauf man **faſt** von **Wiederherſtellung** der **Wiſſenſchaften** her trabet! dies Buch, dieſer Autor, dieſe Menge von Büchern ſoll **bilden**; das ganze **Reſultat** derſelben, die Philoſophie unſers Jahrhunderts ſoll **bilden** —— was hieße das anders, **als** die Neigungen **wecken oder ſtärken**, **durch** die die Menſchheit **beſeligt** wird — **und** welche Kluft, das dies geſchehe! Ideen geben eigentlich nur **Ideen**: mehrere Helle, **Richtigkeit** und **Ordnung zu denken** — das iſt aber auch alles, worauf man **gewiß** rechnen kann: denn wie ſich das alles

nun

nun in der Seele miſche? **was es vor ſich finden und verändern ſoll?** wie ſtark und **daurend** dieſe Veränderung werde? und wie ſie ſich nun **endlich** in die **tauſendgeſtaltigen** Anläſſe und **Fügungen** des menſchlichen **Lebens,** geſchweige eines **Zeitalters,** eines **ganzen Volks,** des ganzen Europa, des **ganzen Weltalls,** (wie unſre Demuth wähnet), **hineinmiſche** und **hineinwerfe** — ihr Götter, welche andre Welt von Fragen!

Ein Menſch, der die **künſtliche Denkart unſers Jahrhunderts** kennen lernte, läſe alle **Bücher,** die wir von Kind auf leſen, loben und wie es heißt, uns **darnach bilden,** ſammlete die **Grundſätze,** die wir alle laut oder ſchweigend **zugeſtehen,** auch mit **gewiſſen Kräften** unſrer Seele **bearbeiten** u. ſ. w. wollte hieraus nun auf **das ganze lebendige Triebwerk** des Jahrhunderts Schluß machen — erbärmlicher **Fehlſchuß!** Eben weil dieſe Grundſätze ſo gäng und gäbe ſind; als Spielwerk von Hand zu Hand, als **Mundwerk** von **Lippe** zu **Lippe** gehen — eben deßwegen wirds wahrſcheinlich, daß ſie keine **Würkung** mehr thun **können. Braucht** man, womit man ſpielt? und wenn man des Getreydes ſoviel hat, daß

man

man den Acker nicht beſäet, bepflanzet, ſondern als Kornboden überſchütten muß — dürrer, trockner Kornboden! kann etwas wurzeln? aufgehen? kommt ein Korn nur in die Erde?

Was ſoll ich Exempel zu einer Wahrheit ſuchen, zu der faſt alles leider! Exempel wäre — Religion und Moral, Geſetzgebung und gemeine Sitten. Wie überſchwemmt mit ſchönen Grundſätzen, Entwicklungen, Syſtemen, Auslegungen — überſchwemmet, daß faſt niemand mehr Boden ſieht und Fuß hat — eben deßwegen aber auch nur hinüberſchwimmet. Der Theologe blättert in den rührendſten Darſtellungen der Religion, lernet, weiß, beweißt und vergißt: — zu den Theologen werden wir alle von Kind auf gebildet. Die Kanzel ſchallet von Grundſätzen, die wir alle zugeſtehen, wiſſen, ſchön fühlen, und — auf und neben der Kanzel laſſen. So mit Lektüre, Philoſophie und Moral. Wer iſt nicht überdrüſſig ſie zu leſen? und welcher Schriftſteller machts nicht ſchon zum Hauptgeſchäfte, gut einzukleiden: die unkräftige Pille nur ſchön zu verſilbern. Kopf und Herz iſt einmal getrennt: der Menſch iſt leider! ſo weit,

weit, um nicht nach dem was er **weiß**, ſondern was er **mag**, zu handeln. Was hilft dem Kranken alle der Vorrath von **Leckerbiſſen**, den er mit ſiechem **Herzen** nicht **genieſſen kann**, ja deß Ueberfluß ihn eben **ſiechherzig machte**. —

Den **Verbreitern** des **Mediums** dieſer Bildung könnte man immer die Sprache und den Wahn laſſen, als wenn ſie „die **Menſchheit**„ und inſonderheit ja den Philoſophen von Paris, daß ſie toute l'Europe und tout l'Univers bilden — man weiß ſchon was die Sprache bedeutet? — Ton! **conventionelle Phraſe**! ſchöne **Wendung**, oder höchſtens **nützlicher Wahn**. — Aber wenn auch die auf ſolche Mittel der Letternkultur fallen, die ganz andre Werkzeuge — wann ſie eben mit jenen dem Jahrhundert ſchönen Dunſt geben, **Augen** auf den Glanz dieſes unwürkſamen Lichts lenken, um **Herzen** und **Hände** frey zu haben, — **Irrthum** und **Verluſt**, ihr ſeyd **kläglich**! —

Es gab ein **Zeitalter**, wo die Kunſt der **Geſetzgebung** für das einzige Mittel galt, Nationen **zu bilden**, und dieß Mittel auf die ſon-

der-

derbarſte Art angegriffen, nur meiſt eine allgemeine Philoſophie der Menſchheit, ein Kodex der Vernunft, der Humanität — was, weiß ich mehr? werden ſollte: die Sache war ohne Zweifel blendender als nützlich. Allerdings lieſſen ſich damit alle „Gemeinſätze des Rechten und Guten, Maximen der Menſchenliebe und Weisheit, Ausſichten aus allen Zeiten und Völkern für alle Zeiten, und Völker erſchöpfen„ — für alle Zeiten und Völker! — und alſo leider! eben nicht für das Volk, dem dies Geſetzbuch aufgenommen ſeyn ſoll, als ſein Kleid. So allgemeines Abgeſchöpfte iſts nicht auch Schaum vielleicht, der in der Luft aller Zeiten und Völker zerfließt? und wie anders für die Adern und Sehnen ſeines Volks Nahrung bereiten, daß ſie ihm Herz ſtärke, und Mark und Bein erfriſche!

Zwiſchen jeden Allgemeingeſagten, wenn auch der ſchönſten Wahrheit — und ihrer mindeſten Anwendung iſt Kluft: Und Anwendung am einzigen rechten Orte? zu den rechten Zwecken? auf die einzige beſte Weiſe! — der Solon eines Dorfs, der würklich nur eine böſe Gewohnheit abgebracht, nur einen Strom menſch-

menſchlicher Empfindungen und Thätigkeiten in Gang gebracht — er hat tauſendfach mehr gethan, als all ihr **Raiſonneurs** über die Geſetzgebung, bey denen alles **wahr**, und alles **falſch** — ein elender **allgemeiner Schatte** iſt. —

Es war eine Zeit, da die Errichtung von **Akademien, Bibliotheken, Kunſtſälen, Bildung** der Welt hieß — vortreflich! dieſe Akademie iſt der **Name** des Hofes, das würdige **Prytaneum** verdienter Männer, eine **Unterſtützung** koſtbarer Wiſſenſchaften, ein vortreflicher **Saal** am **Geburtsfeſte** des Monarchen. — Aber was die nun zur Bildung **des** Landes, **der Leute, der Unterthanen** thue? Und wenn ſie alles **thäte** — wie fern das Glückſeligkeit gebe? Können dieſe **Bildſäulen**, und wenn ihr ſie an Weg und Pfoſten ſtellt, jedem **Vorbeygehenden** in einen **Griechen** verwandeln, daß er ſie ſo **anſehe**, ſo **fühle**, ſich ſo **in ihnen** fühle? Schwer! Können dieſe **Gedichte**, dieſe ſchöne Vorleſungen nach **attiſcher** Art eine Zeit ſchaffen, wo dieſe Gedichte und Reden **Wunder thaten** und **würkten**? Ich glaube nein! und die ſogenannten **Wiederherſteller** der Wiſſenſchaften, wenn auch Pabſt und Kardinäle, lieſſen immer **Apollo**, **Muſen** und alle Götter in den neulateiniſchen Gedichten ſpielen — ſie wuſten, daß es **Spiel** war. Die Bildſäule **Apollo** konnte immer neben **Chriſto** und **der Leda** ſtehen: Alle drey thaten eine **Wirkung**. — Keine! — könnte die Vorſtellung, der Schauplatz **wirklichen römiſchen Heroismus** hervorbringen und **Brutus** und **Kato's** ſchaffen — glaubt ihr, daß euer Schauplatz ſtehen? daß eure Kanzel ſtehen würde? — Man ballet endlich in den edelſten Wiſſenſchaften Oſſa auf den Pelion — groſſes Unternehmen! — man weiß beynahe nicht, **wozu** man ballet? Die Schätze **liegen da** und werden nicht gebraucht: wenigſtens iſts gewiß nicht **die Menſchheit**, die ſie **jezt** brauchet.

Es war eine Zeit, da alles auf **Erziehung** ſtürmte — und die Erziehung wurde geſetzt in ſchöne **Realkenntniſſe**, **Unterweiſung**, **Aufklärung**, **Erleichterung** ad captum und ja in frühe **Verfeinerung** zu **artigen Sitten**. Als wenn alle das **Neigungen ändern** und **bilden** könnte? Ohne an ein einziges der verachteten Mittel zu denken, wie man **gute Gewohnheiten**, ſelbſt **Vorurtheile**, **Uebungen** und **Kräfte** wiederherſtellen oder neu **ſchaffen** und dadurch allein „beſſere Welt„ bilden könnte.— Der Aufſatz, der Plan wurde abgefaßt, gedruckt, vergeſſen! ein Lehrbuch der Erziehung, wie wir tauſend haben! ein Kodex guter Regeln, wie wir noch Millionen haben werden, und die Welt wird bleiben, wie ſie iſt.

Wie anders dachten einſt darüber die Zeiten und Völker, da alles noch ſo enge National war. Aus dem beſonderſten einzelnen Bedürfniſſe ſtieg jede Bildung herauf und kehrte dahin zurück — lauter Erfahrung, That, Anwendung des Lebens in dem beſtimmteſten Kreiſe. Hier in der Patriarchenhütte: Dort im engen Ackergebiete, dort in einer kleinen Republik Menſchen, wo man alles kennt, fühlt, alſo auch zu fühlen geben konnte, das menſchliche Herz in Hand hatte, und überſahe, was man ſprach! da wars alſo ein guter Vorwurf, den unſer erleuchtetes Jahrhundert den minder erleuchteten Griechen macht, daß ſie nichts recht allgemeines und rein abgezognes philoſophirt, ſondern immer in der Natur kleiner Bedürfniſſe, auf einem engen Schauplatz geſprochen hätten. Da wars auch angewandt geſprochen, jedes Wort fand Stelle: und in den beſſern Zeiten, da man noch gar nicht

durch

durch Worte ſprach, durch That, Gewohnheit, Vorbild, tauſendfachen Einfluß — wie anders! Beſtimmt, ſtark, und ewig. Wir ſprechen über hundert Stände, Klaſſen, Zeiten, Menſchengattungen auf einmal, um für jede nichts zu ſprechen: unſre Weisheit ſo fein und unkörperlich — iſt abgezogner Geiſt, der ohne Gebrauch verfliegt. Dort wars und bliebs Weisheit des Bürgers, Geſchichte eines menſchlichen Gegenſtandes, Saft voll Nahrung. —

Wenn meine Stimme alſo Macht und Raum hätte, wie würde ich allen, die an der Bildung der Menſchheit würken, zuruffen: nicht Allgemeinörter von Verbeſſerung! Papierkultur! wo möglich Anſtalten — thun! laßt die reden, und ins blaue des Himmels hineinbilden, die das Unglück haben, nichts anders zu können; hat der Liebling der Braut nicht eine ſchönere Stelle, als der Dichter, der ſie ſingt, oder der Freywerber, der um ſie wirbt? Siehe, wer die Menſchenfreundſchaft, Völkerliebe und Vatertreue am ſchönſten beſingen kann, hat vielleicht im Sinne, ihr auf Jahrhunderte den tiefſten Dolchſtoß zu geben! Dem Scheine nach der edelſte Geſetzgeber,

geber, vielleicht der innigſte Zerſtörer ſeines Jahrhunderts! Von innerer Verbeſſerung, Menſchheit und Glückſeligkeit nicht die Rede: — er ſtrebte dem Strom des Jahrhunderts nach, ward Heyland des menſchlichen Geſchlechts nach dem Wahne des Jahrhunderts, erſtrebte ſich alſo auch den kurzen Lohn des allen — welkenden Lorbeer der Eitelkeit, morgen Staub und Aſche. — Das groſſe, göttliche Werk, Menſchheit zu bilden — ſtill, ſtark, verborgen, ewig — mit kleiner Eitelkeit konnts nicht gränzen!

V. Ohne Zweifel wird man, nach dem, was ich geſchrieben, den Allgemeinſatz anbringen, daß man immer die Ferne lobe und über die Gegenwart klage: daß es Kinder ſind, die ſich in die Feene des Goldſchaums verlieben, und den Apfel, den ſie in der Hand dafür hingeben, weil ſie jenes nicht kennen — aber vielleicht bin ich dieß Kind nicht. Ich ſehe alles Groſſe, Schöne, und Einzige unſers Jahrhunderts ein, und habe es bey allem Tadel, immer zum Grunde behalten „Philoſophie! ausgebreitete Helle! „mechaniſche Fertigkeit und Leichtigkeit zum „Erſtaunen! Mildheit!„ Wie hoch iſt, ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften unſer

Jahrhundert darinn geſtiegen! mit welchen ſonderbar leichten Mitteln auf die Höhe kommen! wie ſtark hats ſie befeſtigt und für die Nachkommenſchaft geſichert! — ich glaube Bemerkungen darüber gegeben zu haben, ſtatt der übertriebenen Lobesdeklamation, die man in allen, zumal franzöſiſchen Modebüchern findet. —

Wahrlich ein groſſes Jahrhundert als Mittel und Zweck: ohne Zweifel der höchſte Gipfel des Baums in Betracht aller vorigen, auf denen wir ſtehen! Wie haben wir uns ſo vielen Saft aus Wurzel, Stamm und Aeſten zu Nutz gemacht, als unſre dünnen Gipfelzweige nur faſſen können! ſtehen hoch über Morgenländer, Griechen, Römer, zumal über den mittlern gothiſchen Barbarn! hoch ſehen wir alſo über die Erde! Gewiſſermaſſe alle Völker und Welttheile unter unſerm Schatten, und wenn ein Sturm zwey kleine Zweige in Europa ſchüttelt, wie bebt und blutet die ganze Welt! Wenn iſt je die ganze Erde an ſo wenig vereinigten Fäden ſo allgemein zuſammen gegangen, als jetzt? Wenn hat man mehr Macht und Maſchinen gehabt, mit einem Druck, mit einem Fingerregen ganze Nationen zu erſchüttern?

Alles

Alles ſchwebt an der Spitze zweyer oder drey Gedanken!

Zu gleicher Zeit — wenn iſt die Erde ſo allgemein erleuchtet geweſen, als nun? und fährt immerfort mehr erleuchtet zu werden. Wenn voraus die Weisheit immer nur enge National war, und alſo auch tiefer grub und feſter anzog — wie weit gehen jetzt ihre Stralen! wo wird nicht, was Voltäre ſchreibt, geleſen! die ganze Erde leuchtet beynahe ſchon von **Voltärs Klarheit!**

Und wie ſcheint dieß immer fortzugehen! **Wo kommen nicht** europäiſche Kolonien hin, und werden hinkommen! Ueberall werden die Wilden, je mehr ſie unſern Brandtwein und Ueppigkeit liebgewinnen, auch unſrer **Bekehrung reif!** Nähern ſich, zumal durch Brandtwein und Ueppigkeit, überall unſrer Kultur — werden bald, hilf Gott! alle Menſchen wie wir ſeyn! **gute, ſtarke, glückliche Menſchen!**

Handel und Pabſtthum, wie viel habt ihr ſchon zu dieſem groſſen Geſchäfte beygetragen! **Spanier, Jeſuiten und Holländer:** ihr menſchenfreundlichen, uneigennützigen, edlen und tugend-

tugendhaften Nationen! wie viel hat euch in allen Welttheilen, die **Bildung der Menſchheit** nicht ſchon zu danken?

Geht das in den übrigen Welttheilen, wie denn nicht in Europa. Schande für **England**, daß das **Irrland** ſo lange wild und barbariſch blieb: es iſt **policirt** und **glücklich**. Schande für England, daß die **Nordſchotten** ſo lange ohne Beinkleider giengen: ſie tragen ſie jetzt wenigſtens **auf** einer **Stange** mit ſich und ſind glücklich. Welch Reich hat ſich in unſerm Jahrhunderte nicht **groß** und **glücklich** gebildet! Ein einziges lag zur Schande der **Menſchheit** in der Mitte da — ohne Akademien und Ackerbauſocietäten, trug Knebelbärte und nährte demnach Königsmörder. Und ſiehe da! was — mit dem wilden **Corſika** das **edelmüthige Frankreich** ſchon allein übernommen hatte, — das thaten drey, — Knebelbärte zu Menſchen zu bilden **wie wir ſind!** gute, **ſtarke**, **glückliche** Menſchen!

Alle Künſte, die wir treiben, wie **hoch** geſtiegen! kann man ſich etwas über jene **Regierungskunſt**, das Syſtem! die Wiſſenſchaft

zur

zur Bildung der Menſchheit denken?[e]) die ganze einzige Triebfeder unſrer Staaten, **Furcht und Geld.** Ohne **Religion** (die kindiſche Triebfeder!) ohne **Ehre und Seelenfreyheit und Menſchenglückſeligkeit** im mindſten **zu brauchen.** Wie wiſſen wir, den einzigen Gott aller Götter, **Mammon,** als einen zweyten **Proteus zu erhaſchen!** und wie zu **verwandeln!** und wie alles von ihm zu **erzwingen,** was wir nur wollen! — höchſte glückſelige Regierungskunſt! —

Sehet ein **Kriegsheer!** das ſchönſte Urbild menſchlicher Geſellſchaft! Alle wie bunt und leicht gekleidet, leicht genähret, harmoniſch denkend, frey und bequem in allen Gliedern! edel ſich bewegend! Wie helle trefliche Werkzeuge in ihrer Hand! **Summe von Tugenden,** die ſie bey jeder täglichen Handhabung lernen — ein **Bild der höchſten Vortreflichkeit** des **Menſchengeiſtes**, und der **Regierung der Welt** — Reſignation!

Gleichgewicht von Europa! du groſſe Erfindung, **von der kein Zeitalter vorher wußte!**

---

[e]) **Hume** politiſche Schr. Verſ. 4. 9. 15. 26. u. ſeine Geſch.

wie ſich jetzt dieſe groſſen Staatskörper, in denen ohne Zweifel die Menſchheit am beſten gepflegt werden kann, an einander reiben, ohne ſich zu zerſtören, und je zerſtören zu können, wie wir ſo traurige Beyſpiele an der elenden Staatskunſt der **Gothen, Hunnen, Vandalen, Griechen, Perſer, Römer,** kurz aller Zeiten vor uns haben! und wie ſie ihren edlen Königsgang fortgehen, dieſe Waſſertonne voll Inſekten, in ſich zu ſchlucken, um Einförmigkeit, Friede und Sicherheit zu ſchaffen. Arme Stadt! gequältes Dorf? — heil uns! zu Aufrechthaltung des Gehorſams, des Friedens und der Sicherheit, aller **Kardinaltugenden und Glückſeligkeiten, Söldner! Verbundete! Gleichgewicht Europa's!** Es wird und muß, heil uns! ewige **Ruhe, Friede, Sicherheit und Gehorſam** in Europa bleiben.

Da dürfen nur unſre **politiſche Geſchichtſchreiber** und **hiſtoriſche Epopeendichter der Monarchie,** das Wachsthum dieſes Zuſtandes von Zeit zu Zeit malen! r) „Einſt, traurige

---

r) Robertſons Geſch. Karls 5, die Einleitung davon dieß nur ein treuer Auszug iſt, mit etwanigem Urtheil über ſein Urtheil. Ταρασσει τους ανθρωπους ου τα πραγματα, αλλα τα περι πραγματων δογματα. Ευρ.

„rige Zeiten! da man blos nach **Bedürfniß**
„**und eignem Gefühl** etwa handelte: **traurigere**
„**Zeiten**, da die Macht der Regenten,
„gar **noch nicht** Schrankenlos, und traurigſte
„Zeiten unter allen, da ihre Einkünfte noch
„nicht ganz **willkührlich** waren — da — wie
„wenig gibts für den **philoſophiſchen Epopeengeſchichtſchreiber**
allgemein zu raiſonniren,
„ren, oder ins Ganze von Europa **hinzumalen**!
„len! keine **Armeen**, die vermögend wären,
„ferne **Gränzen** zu **beunruhigen**, kein **Landesherr**,
der **aus** ſeinem Lande könnte, zu erobern:
„obern: alſo alles nur auf elende Gegenwehr
„und **Selbſtvertheidigung** angelegt: keine
„**Politik**! kein **Blick** auf **ferne Zeiten** und
„**Länder**, keine **Spekulation** in den **Mond**!
„alſo keine Verbindung der Länder durch dieſe
„menſchenfreundlichen Nächſtenblicke — kurz,
„kein — und das iſt das Wort für den neuſten
„höchſten Geſchmack! — kein **geſellſchaftliches Leben in Europa**.
Gottlob! ſeitdem
„**einzelne Kräfte** und **Glieder des Staats**
„abgethan, Adel durch Städte, Städte durch
„freygelaßnes Land, und Adel, Städte und
„freygelaßnes Land durch Völker ſo glorreich
„**gegen- und überwogen**, in das Wunderding
„**Maſchinen** hineingelenkt ſind, niemand mehr
von

„von Selbſtgerechtigkeit, Selbſtwürde und „Selbſtbeſtimmung weiß und wiſſen darf — „Heil uns, welch geſellſchaftliches Leben in „Europa! Wo der Monarch den Staat ſo ganz „in ſeiner Macht hat, daß dieſer ihm nicht „mehr Zweck, ſondern auswärtiges Handeln „durch ihn Zweck iſt — wo er alſo ſo weit „ſieht, rechnet, rathſchlaget, handelt, jeder „durch Winke, von denen er nichts verſteht „und weiß, zum Enthuſiaſmus gerührt und „geleitet werden, kein Staat ohne den Blick „des andern, eine Pflaumfeder aufheben „darf — ohne daß von der ferneſten Urſache „ſich allgemeiner Aderlaß in allen Welttheilen „von ſelbſt beſchließe! Große Allgemeinheit! „wie gedrungene menſchliche, leidenſchaftloſe „Kriege daher entſpringend! wie gerechte, „menſchliche, billige Unterhandlungen daher „entſpringend!„ Und wie wird die höchſte Tugend, die Reſignation, jedes Einzelnen dabey befördert — hohes geſellſchaftliches Leben in Europa!

Und durch wie ſiegreiche Mittel q) man dahin gekommen! „daß die Macht der Monar-

„chie

---

q) Noch immer blos aus Robertſon Auszug.

„die in gleichem Schritt mit der **Entkräftung** „einzelner Glieder und der **Stärke** des **Söldnerſtandes** gewachſen! durch welche Mittel ſie ihre Vorrechte **erweitert**, ihre Einkünfte **gemehret**, ihre innern Feinde **unterjocht** oder **gelenkt**, ihre Grenzen **verbreitet** — „das zeigt die mittlere und neuere, inſonderheit die Vorgängerin von ganz Europa, die „**franzöſiſche** Geſchichte.„ Glorreiche Mittel, und der Zweck wie groß: **Waage** Europa's! **Glückſeligkeit** Europa's! Auf der Waage und in der Glückſeligkeit bedeutet jedes einzelne Sandkorn ohne Zweifel viel! — —

„Unſer Syſtem des Handels!„ Ob man ſich etwas über das Verfeinte der allumfaſſenden Wiſſenſchaft denke? Was warens für elende **Spartaner**, die ihre **Heloten** zum Ackerbau brauchten, und für barbariſche **Römer**, die ihre Sklaven in die Erdgefängniſſe einſchloſſen! In Europa iſt die Sklaverey abgeſchafft, r) weil berechnet iſt, wie viel dieſe Sklaven mehr koſteten und weniger brachten, als freye Leute: Nur Eins haben wir uns noch erlaubt, drey Welt-

---

r) Millar über den Unterſchied der Stände Hauptſt. 5.

Welttheile als Sklaven zu brauchen, zu verhandeln, in Silbergruben und Zuckermühlen zu verbannen — aber das ſind nicht Europäer, nicht **Chriſten**, und dafür bekommen wir Silber und Edelgeſteine, Gewürze, Zucker und — heimliche Krankheit: alſo des **Handels** wegen und zur **wechſelſeitigen Bruderhülfe** und **Gemeinſchaft** der Länder.

„Syſtem des Handels„ — Das Groſſe und Einzige der Anlage iſt offenbar! **Drey Welttheile** durch uns **verwüſtet** und **policiret**, und wir durch ſie **entvölkert**, entmannet, in Ueppigkeit, Schinderey und Tod verſenkt: das iſt reich gehandelt und glücklich. Wer iſt der nicht an der großen **Ziehwolke**, die Europa ausſaugt, Antheil haben? ſich in ſie drängen, und kann er nicht andere, ſeine eigne Kinder als größter **Handelsmann** entleeren müßte? — Der alte Name, Hirt der Völker, iſt in Monopoliſten verwandelt — und wenn die ganze Wolke mit hundert Sturmwinden denn bricht — — groſſer Gott Mammon, — dem wir alle jetzt dienen, hilf uns! —

„**Lebensart und Sitten!**„ wie elend, als es noch Nationen und Nationalcharakter gab: *)
was

---

*) Hume vermiſchte Schr. Th. 4. XXIV.

was für wechſelſeitiger Haß, Abneigung gegen die Fremden, Feſtſetzung auf ſeinen Mittelpunkt, väterliche Vorurtheile, Hangen an der Erdſcholle, an der wir gebohren ſind und auf der wir verweſen ſollen! Einheimiſche Denkart! enger Kreis von Ideen — ewige Barbarey! bey uns ſind Gottlob! alle Nationalcharaktere ausgelöſcht! wir lieben uns alle, oder vielmehr keiner bedarfs den andern zu lieben; wir gehen mit einander um, ſind einander völlig gleich — geſittet, höflich, glückſelig! haben zwar kein Vaterland, keine Unſern für die wir leben; aber ſind Menſchenfreunde und Weltbürger. Schon jetzt alle Regenten Europa's, bald werden wir alle die franzöſiſche Sprache reden! — Und denn — Glückſeligkeit! es fängt wieder die güldne Zeit an, „da hatte alle Welt einerley Zunge und „Sprache! wird Eine Heerde und Ein Hirte „werden!„ Nationalcharaktere, wo ſeyd ihr?

„Lebensart und Sitten Europa's! Wie ſpät reifte in den gothiſchen Zeiten des Chriſtenthums die Jugend: Kaum im dreyſigſten Jahre mündig: man verlohr den halben Theil ſeines Lebens in einer elenden Kindheit. Philoſophie, Erziehung und gute Sitten welche neue Schöpfung habt ihr geſchaffen! Wir ſind jezt im dreyzehnten Jahre reif, und durch ſtumme und laute Sünden im zwanzigſten verblühet. Wir genießen das Leben, recht in der Morgenröthe und ſchönſten Blüthe!

„Lebensart und Sitten Europa's!„ Welche gothiſche Tugend, Beſcheidenheit, jugendliche Blödigkeit, Schaam! t) Frühe werden wir des zweydeutigen, unbehülflichen Mantels der Tugend los; Geſellſchaften, Frauenzimmer, (die nun am meiſten bey Schaam entbehren! und die ſie auch am wenigſten nöthig haben!) ſelbſt unſere Aeltern wiſchen ſie uns frühe von den Wangen. Oder wenn das nicht, Lehrmeiſter guter Sitten! wir gehen auf Reiſen, und wer wird ſein ausgewachſenes Kleid der Kindheit, außer Mode und Anſtand wieder bringen? Wir haben Dreuſtigkeit, Ton der Geſellſchaft, Leichtigkeit uns alles zu bedienen! ſchöne Philoſophie! „Zärtlichkeit „des Geſchmacks und der Leidenſchaften!„ u) Immer waren Griechen und Römer in ihrem Geſchmacke noch wie grob! hatten am wenigſten

---

t) Hurts Geſpräche über das Reiſen.

u) Hume pol. Verſ. I. 17. 23.

ſten den **Ton des Umgangs** mit dem ſchönen Geſchlechte! **Plato** und **Cicero** konnten Bände Geſpräche über Metaphyſik und männliche Künſte ſchreiben und **es ſprach nie ein Weib.** Wer ſollte bey uns ein Stück und wenn's auch **Philoktet auf ſeiner wüſten Inſel** wäre, **ohne Liebe** aushalten! **Voltäre** — aber man leſe, wie ernſtlich er ſelbſt für der Nachfolge gewarnet. **Frauenzimmer** ſind unſer Publikum, unſre Aſpaſien des Geſchmacks und der Philoſophie. Wir wiſſen, **karteſianiſche** Wirbel und **newtoniſche** Attraktionen in ein **Schnürleib** einzukleiden: ſchreiben Geſchichte, Predigten und was nicht mehr? **für und als Weiber.** Die **feinere Zärtlichkeit** unſers **Geſchmacks** iſt bewieſen.

„Schöne Künſte und Wiſſenſchaften!„ v) Die gröbern haben freylich die Alten, und zwar die elende unruhige Regimentsform, **kleine Republiken** ausbilden können: aber ſeht auch **wie grob** jene **Beredſamkeit Demoſthenes!** jenes

---

v) **Hume** Verſ. Th. 4. XVI, XVII, **Voltaire** ſiecle de Louis XIV, XV, und XX, und die Heere Panegyriſten der neuen Litteratur.

jenes griechiſche **Theater**! **grob** ſelbſt jene geprieſene **Anticke**! Und mit ihrer **Malerey** und **Muſik** iſts gar nur aufgedunſnes Mährchen und Zetergeheul geweſen. Die **feinere Blüthe** der Künſte hat auf die glückſelige Monarchie gewartet! An den **Höfen Ludwigs** copirte **Corneille** ſeine **Helden**, **Racine** ſeine **Empfindungen**: man erfand eine ganz neue Gattung der Wahrheit, der Rührung und des Geſchmacks, von der die fabelhaften, kalten, prachtloſen Alten nichts gewußt — die **Opera**. Heil dir **Oper**! du Sammelplatz und Wetteifer aller unſerer ſchönen Künſte!

In der **glückſeligen Monarchie wars**, wo's noch Erfindungen gab. w) Man erfand ſtatt der alten pedantiſchen Univerſitäten, glänzende Akademien. **Boßvet** erfand eine **Geſchichte**, ganz **Deklamation** und **Predigt** und **Jahrzahlregiſter**, die den einfältigen **Xenophon** und **Livius** ſo weit übertraf: **Bourdaloue** erfand ſeine **Redegattung**, wie beſſer als **Demoſthen**! Man erfand eine neue **Muſik**, — Harmonie, die keiner Melodie bedurfte, eine neue **Baukunſt**, was jeder unmöglich geglaubt, eine

---

w) Voltaire ſiecle de Louis 14.

eine neue **Säule** — und was die Nachwelt am meiſten bewundern wird, eine **Architektur auf der Flühe** und mit allen Produktionen der Natur — das **Gartenweſen**! Voll **Proportionen** und Symmetrie! Voll **ewigen** Genuſſes und ganz neue **Natur** ohne **Natur**, Heil uns! was konnten wir allein unter der Monarchie erfinden!

Am ſpätſten fieng man an zu **philoſophiren**.[x] Und wie neu! ohne **Syſtem** und **Grundſätze**, daß es frey bliebe, immer zu andrer Zeit auch das Gegentheil zu glauben. **Ohne Demonſtration**! in **Witz** gehüllet: denn „alle ſtrenge Philoſophie hat nie die Welt gebeſſert.„[y] Endlich gar — herrliche Erfindung! — in **Memoirs** und **Wörterbüchern**, wo jeder leſen kann, was und wie viel er will — und die herrlichſte der herrlichen Erfindungen, das **Wörterbuch**, die **Encyklopädie aller Wiſſenſchaften und Künſte**. „Wenn einſt durch Feuer und Waſſer alle Bü-

---

x) *Diſc. prelim.* Von der Encyklopädie, Voltaire tableau encyclopedique des connoiſſances *humaines*.

y) Hume Verſ. Th. I. Abh. I.

„cher, **Künſte** und Wiſſenſchaften untergehen; „aus und an dir, **Encyklopädie!** hat der „menſchliche **Geiſt alles!**„ Was die **Buchdruckerkunſt** den Wiſſenſchaften, iſt die **Encyklopädie** der **Buchdruckerkunſt** geworden: i) höchſter Gipfel der Ausbreitung, **Vollſtändigkeit** und ewigen Erhaltung.

Nun ſollte ich noch das Beſte, unſre ungeheuren Fortſchritte in der **Religion** rühmen. Da wir gar die **Lesarten** der Bibel aufzuzählen angefangen! in den Grundſätzen der **Ehre**, ſeitdem wir das **lächerliche Ritterthum** abgeſchaft, und Ordens zu **Leitbändern** der Knaben und **Hofgeſchenken** erhoben — am meiſten aber unſern höchſten Gipfel von menſchlicher — **Vater-, Weibs-** und **Kindestugenden** rühmen — aber wer kann in einem ſolchen Jahrhunderte, als das unſere iſt, alles rühmen. Gnug wir ſind „Gipfel des **Baums!** „in **himmliſcher Luft** webend: die **goldne Zeit** „iſt nahe!„

---

i) Diſc. prelim. und Melange de litt. p. d'alembert. T. I. IV.

Dritter Abſchnitt.

Zuſätze.

Die Himmelsluft iſt ſo erquickend, daß man gern zu lange über Wipfel und Bäumen ſchwebet: hinunter an den traurigen Boden, um etwa aufs Ganze oder Nichtganze einen Blick zu werfen.

Großes Geſchöpf Gottes! Werk dreyer Welttheile, und faſt ſechs Jahrtauſende! die zarte ſaftvolle Wurzel, der ſchlanke, blühende Sprößling, der mächtige Stamm, die ſtarkſtrebende verſchlungne Aeſte, die luftigen weit verbreiteten Zweige — wie ruhet alles auf einander, iſt aus einander erwachſen. — Großes Geſchöpf Gottes! aber wozu? zu welchem Zwecke?

Daß offenbar dies Erwachſen, dieſer Fortgang aus einander nicht „Vervollkommung „im eingeſchränkten Schulſinne ſey, hat, dünkt „mich, der ganze Blick gezeigt.„ Nicht mehr Saa-

Saamenkorn, wenns **Sprößling**, kein zarter **Sprößling** mehr, wenns **Baum** iſt. Ueber dem Stamm iſt **Krone**; wenn jeder Aſt, jeder Zweig derſelben **Stamm** und **Wurzel** ſeyn wollte — wo bliebe der **Baum**? **Orientalier**, **Griechen**, **Römer** waren nur einmal in der Welt; ſollten die elektriſche Kette, die das Schickſal zog, nur in **Einem Punkte**, auf **Einer** Stelle berühren! — Wir alſo, wenn wir Orientalier, Griechen, Römer **auf Einmal** ſeyn wollen, ſind wir zuverläßig **Nichts**.

„In Europa ſoll jetzt mehr **Tugend** ſeyn, „als je in aller Welt geweſen?„ Und **warum**, weil mehr **Aufklärung** darinn iſt — **ich** glaube, daß eben deshalb **weniger** ſeyn müſſe.

Was iſts, wenn man auch nur die Schmeichler ihres Jahrhunderts frägt, was iſt dieſe **mehrere Tugend** Europa's, durch **Aufklärung**? — „**Aufklärung**!„ Wir **wiſſen** jetzt „ſo vielmehr, **hören**, **leſen** ſo viel, daß wir ſo „**ruhig**, **gedultig**, **ſanftmüthig**, **unthätig** „ſind. — Freylich — freylich — zwar — „und auch das noch; aber bey allem bleibt „doch der Grund unſrer Herzen immer ſo **weich**!„ Ewige **Süßler**, das heißt alles ja, wir ſind

dort

dort oben die **dünnen**, luftigen Zweige, freylich bebend, und fliſternd bey jedem Winde; aber ſpielt doch der Sonnenſtral ſo ſchön durch uns! ſtehn über Aſt, Stamm und Wurzel **ſo hoch, ſehen ſo weit** und — ja nicht vergeſſen, **können ſo weit** und ſchön fliſtern!

Ob man nicht ſähe, daß wir alle **Laſter** und **Tugenden** der vergangenen Zeit nicht haben, weil wir — durchaus nicht ihren **Stand, Kräfte** und **Saft, Raum** und **Element** haben. Freylich kein Fehler, aber was **erlügt** man ſich denn auch daraus, **Lob, Ungereimtheiten** von **Anmaßung**? Was täuſcht man ſich mit unſern **Mitteln** der Bildung, als ob die das **ausgerichtet**? und nimmt alles zuſammen, ſich über den **Tand ſeiner eignen Wichtigkeit** zu hintergehen? Warum endlich trägt man den „Roman **einſeitiger Hohnlüge**„ denn in alle **Jahrhunderte**, verſpottet und verunziert damit die Sitten aller Völker und Zeitläufte, daß ein geſunder, beſcheidner, uneingenommner Menſch ja faſt in allen ſo genannt **pragmatiſchen** Geſchichten aller **Welt**, nichts endlich mehr, als den ekelhaften Wuſt des „**Preisideals ſeiner Zeit**„ zu leſen, bekommt. Der ganze Erdboden wird **Miſthauſe**, auf dem wir Körner ſuchen und Krähen! **Philoſophie des Jahrhunderts!**

„Wir haben keine **Straſſenräuber, keine** „**Bürgerkriege**, keine **Unthaten** mehr„ — aber wo? **wie?** und **warum** ſollten wir ſie haben? Unſre Länder ſind ſo wohl **policirt**, mit Landtraßen **verhauen**, mit Beſatzungen **verpropft**, Aecker **weislich** vertheilt, die weiſe Juſtitz ſo wachſam — **wo** ſoll der arme Spitzbube, **wenn er auch** Muth und Kraft zu dem rauhen Handwerke hätte, es treiben? **warum** es aber auch treiben? Er kann ja nach den Sitten unſers Jahrhunderts *auf eine weit bequemere, gar* **ehrwürdige** *und* **glorreiche** Weiſe **Haus=Kammer=** und **Betträuber** werden — in dieſen Bedienungen vom Staate **beſoldet** werden, — warum ſich nicht lieber beſolden **laſſen**? Warum das unſichre Handwerk — zu dem er — und darauf kommts hinaus — weder **Muth** noch **Kraft**, noch **Gelegenheit** hat? Gnade Gott eurer **neuen, freywilligen Tugend!**

Haben wir „**keine bürgerlichen Kriege**„ weil wir alle ſo zufriedene, allgeſättigte, glückliche Unterthanen ſind? Oder iſts nicht eben aus Urſachen, die oft gerade das **Gegentheil** begleiten?

ten? Kein Laſter — weil wir alle ſo viel hinreißende Tugend, Griechenfreyheit, Römerpatriotiſm, Morgenlandsfrömmigkeit, Ritterehre, und alle im größten Maaße — oder iſts nicht gerade, weil wir der allen **keine** haben, und leider alſo auch ihre einſeitige, vertheilte Laſter nicht haben können. **Dünne ſchwankende Aeſte!**

Und als ſolche, iſts freylich mit unſer Vorzug, „eben **der matten, kurzſichtigen, allverachtenden, allein ſelbſtgefälligen, nichts „ausrichtenden** und eben in der Unwürkſamkeit **troſtvollen Philoſophie**„ fähig zu ſeyn. Morgenländer, Griechen und Römer, warens nicht.

Als ſolcher, iſts unſer Vorzug, **unſre Mittel der Bildung** ſo beſcheiden zu ſchätzen und anzurechnen. **Geiſtlicher Stand**, daß die Welt nie ſo **menſchlich**, theologiſch aufgeklärt: **Weltlicher Stand**, daß ſie nie ſo menſchlich, **einförmig gehorſam**, und **ordnungsvoll**: unſre **Gerechtigkeit**, daß ſie nie ſo **menſchlich** und **friedeliebend** — endlich unſre **Philoſophie**, daß ſie nie ſo **menſchlich** und **göttlich** geweſen ſey als jetzt — durch wen? — da zeigt jeder auf ſich! „Wir ſind die **Aerzte**, die „**Heilande**, die **Aufklärer**, die **neuen Schöpfer** — die Zeiten des tollen **Fiebers** ſind vorbey„ — **Nun** ja Gottlob! und der ſchwindſüchtige **Kranke** liegt da ſo ruhig im Bette, **wimmert und** — — **danket**! dankt; aber ob er auch **danke**? Und wenn ers thäte; eben dieſer Dank könnte er nicht als Kennzeichen ſeiner **Verfallenheit**, **Kleinmuth**, und der zagendſten **Menſchheit** eben gelten? Wie wann ſo gar **Empfindung** eines andern **beſſern** mit dem Genuße entflohen wäre? daß ich mich ſelbſt, da ich dies ſchreibe, vielleicht den **giftigſten, höniſchſten Seitabverzerrungen** ausſetze? Wenns eben ſchon gnug wäre, daß wir **denken**, haben **Manufakturen, Handel, Künſte, Ruhe, Sicherheit** und **Ordnung** — Unſre **Regierungen** mit nichts mehr in ſich zu kämpfen: unſre **Staatsverfaſſungen** werden groß! — ſo weiten Blick umher! — ſo weit umher, ſo ferne **voraus** ſpielend — Welche Zeit konnte das? — Alſo! ſo ſprechen unſre Staats- Handels- und Kunſtgeſchichte. — Man glaubt Satyre zu leſen, und man lieſt nichts, als **treue Denkart**. Was lohnts, daß ich weiter rede? Wenns blos Sieche wäre; und nicht zugleich Hinderniß, das **jedes Mittel** dagegen auf-

aufhebet! — im Todesſchweiße aber mit Opium träumen: warum den Kranken ſtören, ohne daß man ihm hilft.

* * *

Alſo vielmehr, was dem Kranken auch mehr gefallen wird. Wir ſind bey dieſer **Fortrückung freylich auch auf unſrer Stelle, Zweck und Werkzeug des Schickſals.**

Gemeiniglich iſt der Philoſoph alsdenn am **meiſten Thier,** wenn er am zuverläſſigſten **Gott** ſeyn wollte: ſo auch bey der zuverſichtlichen Berechnung von **Vervollkommung** der Welt. Daß doch ja alles hübſch **in gerader Linie** gienge, und jeder **folgende Menſch** und jedes **folgende Geſchlecht** in ſchöner **Progreßion,** zu der **er** allein den **Exponenten** von Tugend und Glückſeligkeit zu geben wuſte, nach ſeinem Ideal **vervollkommet** würde! da trofs nun immer auf ihn **zuhinterſt:** er das lezte, höchſte Glied, bey dem ſich alles **endigt.** „Sehet zu ſolcher „Aufklärung, Tugend, Glückſeligkeit iſt die Welt „geſtiegen! **ich,** hoch auf dem Schwengel! das „**goldne Zünglein** der Weltwaage: ſehet „mich!„

Und

Und der Weiſe bedachte nicht, was ihn doch das leiſeſte Echo von Himmel zu Erde hätte lehren müſſen, daß wahrſcheinlich immer Menſch Menſch bleibe, nach der Analogie aller Dinge nichts als Menſch! Engel und Teufelgeſtalt im Menſchen — Romangeſtalten! — Er nichts als das Mittelding zwiſchen! trozig und verzagt, in Bedürfniß ſtrebend, in Unthätigkeit und Ueppigkeit ermattend, ohne Anlaß und Uebung Nichts, durch ſie allmählig fortſchreitend beynah alles — Hieroglyphe des Guten und Böſen, wovon die Geſchichte voll iſt — Menſch! — immer nur Werkzeug!

Bedachte nicht, daß dieß verborgne Doppelgeſchöpf tauſendfach modificirt werden könne und nach dem Bau unſrer Erde faſt müße; daß es eine Schöpfung von Klima, Zeitumſtänden, mithin National- und Sekulartugenden gebe, Blüthen, die unter dem Himmel wachſen und faſt von nichts gedeihen, dort ausſterben oder elend falben (eine Phyſik der Geſchichte, Seelenlehre und Politik, woran ja unſer Jahrhundert ſchon ſo viel gedichtet und gebrütet hat!) daß es dieß alles geben könne und müſſe, von innen aber unter der vielfach veränderten Schlaube immer noch derſelbe

Kern von Weſen und Glückfähigkeit aufbewahrt ſeyn könne, und nach aller menſchlichen Erwartung faſt ſeyn werde.

— Bedachte nicht, daß es unendlich mehr **Fürſorge des Allvaters** zeige, wenn dieß geſchähe; wenn in der Menſchheit **ein unſichtbarer Keim der Glücks- und Tugendempfänglichkeit auf der** ganzen Erde und **in allen Zeitaltern liege, der verſchiedlich** ausgebildet, zwar in verſchiednen Formen erſcheine, aber innerlich nur **ein Maas** und **Miſchung von Kräften.**

— Bedachte endlich nicht, — allwiſſendes Geſchöpf! — daß mit dem Menſchengeſchlecht **ein gröſſerer Plan Gottes im Ganzen** ſeyn **könne, den eben** ein einzelnes Geſchöpf nicht **überſiehet**, eben weil nichts auf etwas blos **einzelnes**, zumal nicht auf den **Philoſophen** oder **Thronſitzer** des achtzehnden Jahrhunderts als letzte **Endlinie** liefe, — weil etwa noch alle Scenen, in deren jedem jeder Schauſpieler nur Rolle hat, in der er ſtreben und **glücklich** ſeyn kann — **alle Scenen** noch etwa ein **Ganzes**, eine **Hauptvorſtellung** machen können, **von der** freylich **der einzelne,** eigen-

nützige

nützige Spieler nichts wiſſen und **ſehen**, die aber der **Zuſchauer** im rechten **Geſichtspunkte** und in **ruhiger Abwartung** des **Folgeganzen** wohl ſehen **könnte**.—

Siehe das ganze **Metall von Himmel zu Erde** — was iſt Mittel? was iſt Zweck? nicht alles Mittel zu **Millionen Zwecken**? nicht alles Zweck von **Millionen Mitteln**? Tauſendfach die **Kette der** allmächtigen, allweiſen, Güte **in** und **durch** einandergeſchlungen: aber jedes Glied in **der Kette** an ſeinem Orte **Glied** — hängt an Kette und ſieht nicht **wo endlich** die **Kette hange**. Jedes fühlt ſich im Wahne als **Mittelpunkt**, **fühlt** alles im Wahne **um** ſich **nur ſo fern als** es Stralen auf dieſen Punkt, oder Wellen geußt, ſchöner **Wahn**! die **groſſe** Kreislinie aber **aller** dieſer Wellen, Stralen und ſcheinbaren Mittelpunkte — **wo? wer? wozu?**

In der Geſchichte des **menſchlichen Geſchlechts** wärs anders? auch mit allen **Wellen** und **Folgezeiten** anders, als eben der „**Bauplan allmächtiger Weisheit?**„ Wenn das **Wohnhaus** bis aufs kleinſte Behör „**Gottesgemälde**„ zeiget — wie nicht die **Geſchichte**

ſeines

ſeines Bewohners? Jenes nur Dekoration! Gemälde in einem Auftritte, Anſicht! Dieß ein„ unendliches Drama von Scenen! Epopee Gottes durch alle Jahrtauſende Welttheile und Menſchengeſchlechte, tauſendgeſtaltige Fabel voll eines groſſen Sinns!—

Daß dieſer Sinn, dieſer Allanblick wenigſtens auſſer dem Menſchengeſchlechte liegen müſſe — Inſekt einer Erdſcholle, ſiehe wieder auf Himmel und Erde! findeſt du im ganzen todt und lebendig, auf einmal webenden Weltall dich den ausſchließenden Mittelpunkt, auf den alles würke? oder würkeſt du nicht ſelbſt mit wo? wie? und wenn? (Wer hat dich darum gefragt?) zu höhern dir unbekannten Zwecken! zu Zwecken, zu denen der Morgenſtern und die kleine Wolke, neben ihm du und der Wurm mitwürkt, den du jetzt zertrittſt! das nun in der groſſen, allweiten Zuſammenwelt eines Augenblicks unleugbar und unerforſchlich: in der groſſen, allweiten Folgewelt, in allen Begebenheiten und Fortwickelungen des Menſchengeſchlechts, in dem Drama, voll Weisheit und Knote des Erfinders, kannſt du da etwas minder und anders vermuthen? Und wenn dir das Ganze ein Labyrinth wäre, mit hundert Pforten verſchloſſen, mit hundert geöfnet — der Labyrinth iſt „Pallaſt Got„tes, zu ſeiner Allerfüllung, vielleicht zu ſei„nem Luſtanblicke, nicht zu deinem!„

Abgrund die ganze Welt, der Anblick Gottes in einem Momente. — Abgrund, worinn ich von allen Seiten verloren ſtehe! ſehe ein groſſes Werk ohne Namen, und überall voll Namen! voll Stimmen und Kräfte! Ich fühle mich nicht an dem Orte, wo die Harmonie aller dieſer Stimmen in ein Ohr tönt, aber was ich hier an meinem Orte von verkürztem, verwirrendem Schalle höre, ſo viel weiß und höre ich gewiß, hat auch was harmoniſches! tönt auch zu Lobgeſang im Ohre deſſen, für den Raum und Zeit nichts ſind. — Menſchenohr, weilet wenige Augenblicke, hört auch nur wenige Töne, oft nur ein verdrüßliches Stimmen von Mißtönen, denn es kam dieß Ohr eben zur Zeit des Stimmens und traf unglücklicher Weiſe vielleicht in den Wirbelwind eines Winkels. Der aufgeklärte Menſch der ſpätern Zeit, Allhörer nicht blos, will er ſeyn, ſondern ſelbſt der lezte Summenton aller Töne! Spiegel der Allvergangenheit, und Repräſentant des Zwecks der Kom-

Kompoſition in allen Scenen! — das altkluge Kind läſtert; ey wenns vielleicht gar nur **Nachhall** des **letzten übriggebliebnen Sterbelauts** wäre, oder ein Theil des Stimmens! —

Unter dem groſſen Baume **Allvaters** [a]) deſſen Gipfel über alle Himmel, deſſen Wurzeln unter Welten und Hölle reichen: bin ich **Adler** auf dieſem Baume? bin der **Rabe**, der auf ſeiner Schulter ihm täglich den **Abendgruß** der Welten zu Ohr bringt? — welch eine kleine **Laubfaſer** des Baums mag ich ſeyn! kleines **Komma oder** Strichlein im Buche aller Welten!

Was ich auch ſey! Ruf von Himmel zu Erde, daß wie alles, ſo auch ich an meiner Stelle **etwas** bedeute. Mit Kräften ausgeſpart **zum Ganzen**, und ja nur mit **Gefühl** der Glückſeligkeit **auch** nach **Maas** dieſer Kräfte! Wer meiner Brüder hatte **Vorrecht ehe** er war? und wenns Zweck und Zuſammenſtimmung des Hausraths foderte, daß er **Gold**, ich **Erdegefäß** wurde — ich nun eben Erdegefäß **auch in Zweck, Klang, Dauer, Gefühl** und Tüch-

---

a) Eine groſſe Vorſtellung der nordiſchen Edda!

Tüchtigkeit, kann ich mit dem Werkmeiſter ſtreiten? Ich bin nicht **übergangen**, niemand **vorgezogen**; Fühlbarkeit, Thätigkeit und Tüchtigkeit des Menſchengeſchlechts iſt **vertheilt**. Hier reißt der Strohm ab, dort ſetzt er an. Wem viel gegeben iſt, der hat auch viel zu leiſten. Wer mit viel Sinnen erquickt wird, hat mit viel Sinnen zu ſtreben— Ich glaube nicht, daß **ein** Gedanke, mit dem was er ſagt und **verſchweigt**, was er **in Anſicht gibt** und worüber er Himmelsdecke ziehet, gröſſere Empfindung gebe, als dieſer, **im Lichte der ganzen Geſchichte**!—

* * *

Daß er **darinn** erſcheine, dahin läuft wenigſtens mein Wunſch, die groſſe **olymbiſche Rennbahn**! Iſt unſer Zeitalter in irgend einer Abſicht edel nutzbar, so iſts „ſeine **Späte**, ſeine „**Höhe**, ſeine **Ausſicht**!„ Was Jahrtauſende durch, auf daſſelbe bereits **zubereitet** worden! wodurch es wieder in ſo höherm Sinn auf ein anderes **zubereite**! die Schritte **gegen** und **von ihm**— Philoſoph, willt du den Stand deines Jahrhunderts ehren und nutzen: das **Buch der Vergeſchichte** liegt vor dir! Mit ſieben Siegeln

Siegeln **verſchloſſen**; ein **Wunderbuch** voll **Weiſſagung**: auf dich iſt das **Ende der Tage** kommen! lies!

Dort **Morgenland**! die **Wiege** des Menſchengeſchlechts, menſchlicher **Neigungen** und **aller Religion.** Wenn Religion in aller kalten Welt **verachtet** und verglüht ſeyn ſollte: ihr Wort dorther Feuer- und Flammengeiſt dorther webend.[b]) Mit **Vaterwürde** und **Einfalt**, die inſonderheit noch immer „das Herz „des **unſchuldigen** Kindes„ wegführt! Kindheit des **Geſchlechts** wird auf Kindheit **jedes Individuum** würken: der lezte **Unmündige** noch im erſten Morgenlande geboren! —

Die Jünglinge aller ſogenannten feinen Litteratur und Kunſt, ſind die Griechen: was weiter liegt, iſt dem Geſichte des Jahrhunderts vielleicht zu tief, zu kindiſch; aber ſie in der rechten Morgenröthe der Weltbegebenheiten, was haben ſie auf all' ihre **Nachzeit** gewürkt! — Die ſchönſte Blüthe des **menſchlichen Geiſtes**, des **Heldenmuths**, der **Vaterlandsliebe**, des **Freygefühls**, der **Kunſt-**

---

[b]) Das verachtete Buch — die Bibel!

liebhaberey, des **Geſanges**, des **Tons** der Dichtung, des Lauts der Erzählung, des Donners der Beredtſamkeit, des **Ausbruchs** aller **bürgerlichen Weisheit**, wie es jetzt iſt, iſt ihr. Sie dahingeſtellet: ihnen Himmel, Land, Verfaſſung, ein glücklicher Zeitpunkt gegeben: ſie bildeten, erfanden, nannten: Wir bilden und nennen noch nach — ihr Jahrhundert hat ausgerichtet! — Aber **nur einmal** ausgerichtet! da Menſchengeiſt mit allen Kräften es **zum zweytenmal** wecken wollte — der Geiſt war Staub; der Sprößling blieb Aſche: Griechenland kam nicht wieder.

Römer, die erſten **Sammler** und **Austheiler** der **Früchte**, die anderweit vorher gewachſen, jetzt reif in ihre Hände fielen. Zwar mußten ſie Blüthe und Saft an ſeinem Orte laſſen: Aber **Früchte** theilten ſie doch aus: **Reliquien** der **uralten** Welt im **Römerkleide**, nach **Römerart**, in **Römerſprache** — wie, wenn alles unmittelbar **aus Griechenland** gekommen wäre? **Griechengeiſt**, **Griechenbildung**, **Griechenſprache**? — wie alles anders in Europa! — Es ſollte nicht! Griechenland, noch ſo entfernt dem Norden, in ſeinem ſchönen Archipelagus **von Weltgegend**:

der menſchliche Geiſt in ihm, noch ſo ſchlank und zart — wie ſollt er mit allen Völkern **ringen**? ihnen, ſeine Nachfolge **aufzwingen**? wie konnte die grobe nordiſche Schale den feinen **Griechenduft** faſſen? Alſo **Italien** war die **Brücke**: Rom die **Mittelzeit** der **Härtung** des **Kerns** und ſeiner **Austheilung** — ſelbſt die **heilige Sprache** der **neuchriſtlichen Welt** war ein Jahrtauſend durch, mit allem was ihr anklebt, in ganz Europa **römiſch**.

Selbſt, da Griechenland zum zweytenmal auf Europa würken ſollte, konnts nicht **unmittelbar** würken: **Arabien** ward der verſchlämmte Kanal — **Arabien** der under plot zur Geſchichte der Bildung Europa's. Wenn, wies jetzt iſt, **Ariſtoteles**, beſtimmt war, ſeine Jahrhunderte allein zu herrſchen und die **Würme und Modermotten** der **ſcholaſtiſchen Denkart** in allem — zu **erzeugen**: wie, wenns Schickſal geweſen wäre, daß **Plato**, **Homer**, die **Dichter**, **Geſchichtſchreiber**, **Redner** früher hätten würken können? — wie alles unendlich anders! Es war **nicht beſtimmt**. Der **Kreis** ſollte dort hinüber: die arabiſche Religion und Nationalkultur haßte dieſe **Blumen**: vielleicht **hätten** ſie in Europa der Zeiten auch noch nicht **gediehet**; da ſich Gegentheils ariſtoteliſche **Spitzfindigkeit** und **mohriſcher** Geſchmack ſo **wohl** mit dem Geiſte **der Zeit** vertrug — **Schickſal!** —

In Europa ſollte das **Gewächs der alten Weltjahrhunderte** nur gedörret und **abgekelkert** werden: aber von da aus **unter die Völker der Erde kommen**: wie ſonderbar nun, daß ſich Nationen **auf die Stätte zur Arbeit** drängen, ohne zu wiſſen, **wie?** und **wozu?** Das Schickſal rief ſie zum Geſchäfte in den Weinberg; nach und nach, jeden zu ſeiner Stunde. Alles **war** ſchon **erfunden, gefühlt,** fein **erſonnen, was** vielleicht erſonnen werden konnte: hier **ward alles** nun in **Methode,** in **Form** der **Wiſſenſchaft** geſchlagen — und denn kamen, nun eben die neuen, kälteſten mechaniſchen **Erfindungen** hinzu, die es ins Groſſe ſpielten: Maſchinen **der kalten europäiſchnordiſchen Abſtraktion,** für die Hand des Allenkers groſſe **Werkzeuge!** da liegen nun die Saamenkörner faſt **unter allen Nationen** der Erde: wenigſtens allen **bekannt,** allen **zugangbar:** werden ſie haben, wenn ihr Zeitpunkt kommt. Europa hat ſie **gedörret, aufgefädelt, verewigt** — ſonderbarer Ball! Was haſt du kleiner nordiſcher Welttheil, einſt Abgrund von Hainen und Eisinſeln, auf dem Balle werden müſſen! — was wirſt du noch werden! —

Die ſogenannte Aufklärung und Bildung der Welt hat nur einen ſchmalen Streif des Erdballs berührt und gehalten: auch können wir nicht etwas in ihrem Laufe, Stande und Umlaufe ändern, ohne daß ſich zugleich alles ändert. Wie? wenn z. E. allein die Einführung der Wiſſenſchaften, der Religion, der Reformation anders geweſen wäre? — ſich die nordiſchen Völker anders gemiſcht, anders gefolgt wären? nicht das Pabſtthum ſo lange Vehikulum ſeyn müſſen? — was könnt ich nicht noch zehnfach mehr fragen? — Träume! Es war nicht: und hinten nach können wir immer etwas durchblicken, warum es nicht war? Freylich aber ein kleines Etwas!

Auch ſieht man, warum eigentlich keine Nation hinter der andern, ſelbſt mit allem Zubehör derſelben jemals worden iſt, was die andre war? Mochten alle Mittel ihrer Kultur dieſelbe ſeyn: Kultur nimmer dieſelbe,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51185-X
HERDER, J. G. FN. 07547/005

weil allemal ſchon alle **Einflüſſe der alten**, jezt veränderten Natur dazu fehlten. **Griechenwiſſenſchaften**, die die Römer an ſich zogen, wurden **römiſch**: **Ariſtoteles** ein **Araber** und **Scholaſticker**: und mit den **Griechen** und **Römern der** neuen Zeiten — welche elende Sache! **Marſilius**, du biſt **Plato**? **Lipſius**, du **Zeno**? wo ſind deine **Stoiker**? deine Helden, die dort ſo viel **thaten**? Alle ihr neuen **Homere**, Redner und **Künſtler** — wo iſt eure **Welt der Wunder**?

Auch in **kein Land** hat die Bildung ihren **Rücktritt** nehmen können, daß ſie **zum zweytenmal geworden** wäre, was ſie **war** — der Weg des Schickſals iſt eiſern und ſtrenge: Scene **der** Zeit, **der** Welt war ſchon vorüber; Zwecke, wozu ſie ſeyn ſollten, vorbey, — kann der heutige Tag der geſtrige werden? Werden, da der **Gang Gottes unter die Nationen** mit Rieſenſchritte fortgeht, **kindiſche Rückpfade** von **Menſchenkräften** bewürkt werden können? — Ihr **Ptolomäen**, konntet nicht wieder **Aegypten** ſchaffen! ihr **Hadriane** nicht **Griechenland** wieder! noch **Julian Jeruſalem** — **Aegypten**, **Griechenland** und du **Land Gottes**! wie elend liegt ihr, mit nackten Bergen, ohne Spur und

und Stimme des **Genius**, der voraus auf euch gewandelt und in alle Welt ſprach — warum? er hat ausgeſprochen! Sein Druck auf die Zeiten iſt geſchehen: Das Schwert ausgebraucht, und die zerſtückte leere Scheide liegt da! das wäre Antwort auf ſo viel unnütze Zweifel, Bewunderungen und Fragen.

* * *

„**Gang Gottes über die Nationen!** Geiſt „der Geſetze, Zeiten, Sitten und Künſte, „wie ſie ſich einander gefolgt! zubereitet! „entwickelt und vertrieben!„ hätten wir doch einen ſolchen Spiegel des Menſchengeſchlechts in aller Treue, Fülle, und Gefühl der Offenbarung Gottes. Vorarbeiten gnug; aber alles in Schlaube und Unordnung! Wir haben unſer **jetziges** Zeitalter faſt aller Nationen, und ſo die **Geſchichte** faſt aller Vorzeiten durchkrochen und durchwühlt, ohne faſt ſelbſt zu wiſſen, **wozu** wir ſie durchwühlt haben. Hiſtoriſche Fakte und Unterſuchungen, Entdeckungen und Reiſebeſchreibungen liegen da: wer iſt, der ſie ſondere und ſichte?

„**Gang Gottes über die Nationen!**„ **Montesquieus** edles Rieſenwerk hat nicht durch eines Mannes Hand werden können, was es ſeyn ſollte. Ein gothiſches Gebäude im philoſophiſchen Geſchmack ſeines Jahrhunderts Eſprit! oft nichts weiter! Aus Stelle und Ort geriſſen und auf drey oder vier Marktplätze, unter das Panier drey elender Allgemeinörter — Worte! — dazu leerer, unnützer, unbeſtimmter, allverwirrender Eſpritworte! hingetrümmert. Durchs Werk alſo ein Taumel aller Zeiten, Nationen und Sprachen, wie um den Thurm der Verwirrung, daß jedweder ſeinen Bettel, Reichthum und Ranzen, an drey ſchwache Nägel hange — Geſchichte aller Völker und Zeiten, dieß groſſe lebendige Werk Gottes auch in ſeiner Folge, ein Ruinenhaufen von drey Spitzen und Kapſeln — aber freylich auch ſehr edeler, würdiger Materialien — Montesquieu!

Wer, der uns den Tempel Gottes herſtelle, wie er in ſeinem Fortgebäude iſt, durch alle Jahrhunderte hindurch! die älteſten Zeiten der Menſchenkindheit ſind vorbey: Aber Reſte und Denkmäler gnug da — die herrlichſten Reſte, Unterweiſung des Vaters ſelbſt an dieſe Kindheit — Offenbarung, Sagſt du, Menſch, daß ſie dir zu alt ſey,

in

in deinen zu klugen, altgreiſen Jahren — ſiehe um dich! der größte Theil von Nationen der Erde iſt noch in Kindheit, reden alle noch die Sprache, haben die Sitten, geben die Vorbilder des Grads der Bildung — wohin du unter ſogenannte Wilde reiſeſt und horcheſt, tönen Laute zur Erläuterung der Schrift! wehen lebendige Kommentare der Offenbarung!

Die Abgötterey, die die Griechen und Römer ſo viel Jahrhunderte genoſſen; der oft fanatiſche Eifer, mit dem alles bey ihnen aufgeſucht, ins Licht geſetzt, vertheidigt, gelobt worden — welche groſſe Vorarbeiten und Beyträge! Wenn der Geiſt der übertriebnen Verehrung wird gedämpft; die Partheylichkeit, mit der ein jeder ſein Volk, als eine Pandora, liebkoſet, gnug ins Gleichgewicht gebracht ſeyn — ihr Griechen und Römer, denn werden wir euch kennen und ordnen!

Es hat ſich ein Nebenweg zu den Arabern gezeigt, und eine Welt von Denkmälern liegt da, um ſie zu kennen. Es haben ſich, obwohl zu ganz andern Zwecken, Denkmäler der mittlern Geſchichte vorgefunden, theils wird ſich, was noch im Staube liegt (wenn alles von unſrer aufgeklärten Zeit ſo gewiß zu hoffen wäre!) gewiß bald, vielleicht in einem halben Jahrhunderte finden. Unſre Reiſebeſchreibungen mehren und beſſern ſich: alles läuft, was in Europa nichts zu thun hat, mit einer Art **philoſophiſcher Wuth** über die Erde— wir ſammlen „**Materialien aus aller Welt** „**Ende**,„ und werden in ihnen einſt finden, was wir am wenigſten ſuchten, **Erörterungen der Geſchichte der wichtigſten** menſchlichen Welt.

Unſre Zeit wird bald mehrere Augen öfnen: uns zeitig gnug wenigſtens **idealiſche Brunnquellen** für den Durſt einer Wüſte zu ſuchen treiben.— Wir werden Zeiten ſchätzen lernen, die wir jezt verachten — das Gefühl **allgemeiner Menſchheit** und **Glückſeligkeit** wird rege werden: Ausſichten auf ein höheres, als **menſchlich Hieſeyn** wird aus der trümmervollen Geſchichte das Reſultat werden, uns **Plan** zeigen, wo wir ſonſt **Verwirrung** fanden: Alles findet ſich an Stelle und Ort — **Geſchichte der Menſchheit** im edelſten Verſtande — du wirſt werden! So lange laſſet alſo den groſſen Lehrer und Geſetzgeber der Könige **führen** und **verführen**. Er hat ſo ſchönes Vorbild gegeben, mit zwey, drey Worten

alles

alles zu meſſen, auf zwey, drey Regimentsformen, denen mans leicht anſieht, wannen und wie eingeſchränktes Maaſſes und Zeitraums ſie ſind? — auf ſie alles hinzuführen. Wie angenehm ihm im Geiſte der Geſetze aller Zeiten und Völker, uns nicht, ſeines Volks zu folgen — auch das iſt Schickſal. Man hat oft lange den Fadenknäul in der Hand, freut ſich, daran blos einzeln rupfen zu können, um ihn nur mehr zu wirren: Eine glückliche Hand, die das Gewirre an einem Faden ſanft und langſam zu entwickeln Luſt hat — wie weit und eben läuft der Faden! — Geſchichte der Welt! dahin denn jetzt die kleinſten und gröſten Reiche, und Vogelneſter ſtreben. —

* * *

Alle Eräugniſſe unſrer Zeit, ſind auf groſſer Höhe, und ſtreben weit hinaus — mich dünkt, im beyden liegt der Erſatz deſſen, daß wir freylich, als einzelne mit wenigerer Kraft und Freudegefühl würken können. Alſo würklich Aufmunterung und Stärke.

Du kannſt, Sokrates unſrer Zeit! nicht mehr, wie Sokrates würken; denn dir fehlt

der

der kleine, enge, ſtarkregſame, zuſammengedrängte Schauplatz! die Einfalt der Zeiten, Sitten und des Nationalcharakters! die Beſtimmtheit deiner Sphäre! — Erdbürger und nicht mehr Bürger zu Athen, fehlt dir natürlich auch die Anſicht deſſen, was du in Athen thun ſollt: das ſichere Gefühl deſſen, was du thuſt: die Freudeempfindung von dem, was du ausgerichtet habeſt — Dein Dämon! Aber ſiehe! wenn du wie Sokrates handelſt, demüthig Vorurtheilen entgegen ſtrebeſt, aufrichtig, menſchenliebend, dich ſelbſt aufopfernd Wahrheit und Tugend ausbreiteſt, wie du kannſt — Umfang deiner Sphäre erſetzt vielleicht das Unbeſtimmtere und Verfehlende deines Beginnens! Dich werden hundert leſen und nicht verſtehen: hundert und gähnen: hundert und verachten: hundert und läſtern: hundert, und die Drachenfeſſeln der Gewohnheit lieber haben und bleiben wer ſie ſind. Aber bedenke, noch vielleicht hundert überbleiben, bey denen du fruchteſt: wenn du lange verweſet biſt, noch eine Nachwelt, die dich lieſet und beſſer anwendet. Welt und Nachwelt iſt dein Athen! Rede!

Welt und Nachwelt! Ewiger Sokrates, würkend und nicht blos die todte Buſſe mit Pappellaube bekränzt wie wirs Unſterblichkeit nennen! Jener ſprach anſchaulich, lebendig, im engen Bezirke: und ſein Wort fand eine ſo gute Stelle. —— Xenophon und Plato dichteten ihn in ihre Denkbücher und Geſpräche: es waren nur Manuſcripte, zum Glück für uns, beſſer als hundert andre, dem wegſchwemmenden Strom der Zeit entronnen. Was du ſchreibſt, ſollte Wort für Wort, Welt und Ewigkeit werth ſeyn, weil du, (wenigſtens Materialien und Möglichkeit nach,) für Welt und Ewigkeit ſchreibeſt. In weſſen Hand kann deine Schrift kommen! im Kreiſe, wie würdiger Männer und Richter ſollteſt du reden! Tugend lehren, in dem Lichte und Klarheit, wies Sokrates in ſeinem Alter noch nicht konnte! zur Menſchenliebe anmuntern, die, wenn ſie ſeyn könnte, wahrhaftig mehr als Vaterlands- und Bürgerliebe wäre! Glückſeligkeit auch in Zuſtänden, auch unter Situationen, verbreiten, wie jene mit den dreyßig Heilanden des Vaterlands, denen auch ihre Statuen geſetzt waren, kaum ſeyn mochten — Sokrates der Menſchheit!

Lehrer der Natur! was kannſt du mehr ſeyn, als Ariſtoteles und Plinius! Wie weit mehr ſind dir Wunder und Werke geöfnet! was für Hülfsmittel, ſie den Augen andrer zu öfnen die jene nicht hatten! auf welcher Höhe ſteheſt du! Gedenke Newtons! was der einige Newton fürs Ganze des menſchlichen Geiſtes gewürket! was das alles allweit gewürket, geändert, gefruchtet! zu welcher Höhe er ſein ganzes Geſchlecht gehoben! — — Du ſteheſt auf der Höhe! ſtrebeſt, ſtatt die große Schöpfung Gottes in ein klein Gebäude deines Kopfs (von Kosmogonie, Thierentſtehung, Formenbildung u. dgl. c) zu verengen, blos dem Strome der Gotteskraft nach, ſie in allen Formen, Geſtalten und Schöpfungen tief und treu zu fühlen, zu fühlen zu geben, dem Schöpfer zu dienen und nicht dir. — Bote der Herrlichkeit durch alle Reiche der Weſen! Nur von dieſer Zeithöhe konnteſt du den Himmelsflug nehmen, entdecken, mit der Fülle und Adel und Weisheit reden! mit der unſchuldigen, mächtigen, allgütigen Gottesanſicht, Menſchenherzen erquicken, die aus keiner andern Pfütze erquickt werden konnten. Das thuſt du für Welt und

---

c) Büffon.

und Nachwelt! Freylich unter allen Entdeckern und Forſchern nur **Einer**, **Ein kleiner Name**! aber für **Welt und Nachwelt**! und wie hoch! wie herrlich — als es **Plinius** und **Ariſtoteles** nicht konnten — Engel Gottes in deiner Zeit!

Was für hundert mehrere **Mittel** hat Arzt und Menſchennaturkenner jetzt, als **Hippokrates** und **Machaon**! in Vergleich dieſer gewiß **Sohn Jupiters**, **Gott**! Und wie? wenn ers nun auch mit aller Empfindung jener menſchlichern Zeiten würde! Gott, Entdecker und Heiland dem Siechen an Leib und Seele! rettend hier einen **Jüngling**, der jetzt unter den erſten Roſen des Lebens, die er zu brechen glaubte, eine Feuerſchlange fand — ihn (er kanns vielleicht **allein**!) ihm ſelbſt, Aeltern, der Nachkommenſchaft, die durch Uns leben- oder todvolles Daſeyn erwartet, der Welt, der Tugend wiedergebe! Unterſtützte hier den Mann, der ein Opfer ſeiner Verdienſte durch Arbeit oder Gram ward, ſchenkte ihm die ſüßeſte Belohnung, die er jetzt doch nur oft als ganzen Dank für ſein Leben genießen konnte, ein **heitres Alter**! Rettet ihn — vielleicht die Einzige **Säule** gegen hundert Unfälle der Menſchheit, die den letzten Blick ſeiner Augen begleiten werden, nur **Einige Jahre vom Grabe!** Das Gute dieſer Jahre **ſein:** das Tröſtende, Heitre, was dieſer Todtenerweckte verbreitet, ſein! In Zeiten, wo Ein geretteter Mann ſo viel thun, und wo auch die unſchuldigere Menſchheit auf wie hundert Weiſen ſo elend erliegen kann — was biſt du in den Zeiten, **Arzt mit menſchlichem Herzen!**

Was ſoll ich alle Stände und Klaſſen durchgehen, der Gerechtigkeit, der Religion, der Wiſſenſchaften, einzelner Künſte — je höher jede in ihrer **Art iſt**, je **weiter** ſie **würken kann**; wie **beſſer und lieber!** Eben weil du **nur freywillig** ſo würken mußteſt: weil nichts dich **foderte** oder **zwang**, in deinem Stande und Klaſſe ſo gut und groß und edel zu handeln: eben weil dich nichts ſo gar **weckte** und vielmehr alles zudrang, dich zu einem blos **mechaniſchen Diener** deiner Kunſt zu machen, und jede tiefere **Empfindung** einzuſchläfern — vielleicht dies Ungewöhnliche an dieſer dir ſtatt Lorbeer gar Dornen auf dein Haupt pflanzte — um ſo reiner, ſtiller, göttlicher iſt deine **verborgne** geprüftere Tugend. Iſt mehr als jene Tugend andrer Zeiten, die von **Antrieben** und Be-

Belohnungen geweckt, am Ende doch nur Bürgerzubehör war und edle Pracht des Körpers! die deine iſt Lebensſaft des Herzens.

Wie müßte ich reden, wenn ich das Verdienſt derer beſchreiben wollte, die würklich Säulen oder Angeln unſers Jahrhunderts ſind, um die ſich alles bewegt. Regenten! Hirten! Pfleger der Völker! — ihre Kraft mit den Triebfedern unſrer Zeit iſt halbe Allmacht! Schon ihr Bild, ihr Anſchauen, ihr Belieben, ihre ſchweigende, nur geſchehenlaſſende Denkart — ſagt ihnen ihr Genius nur, daß ſie zu was Edlerm da ſind, als mit einer ganzen Heerde, als Maſchine, zu eignen — es ſey auch ſo glorreichen Zwecken, — zu ſpielen, dieſe Heerde auch, als Zweck! zu weiden, wenn mehr, für ein größeres Ganze der Menſchheit zu ſorgen — Regenten, Hirten, Pfleger der Völker! den Zepter der Allmacht in ihrer Hand! mit wenigen Menſchenkräften! in Jahren! durch bloße Abſicht und Aufmunterung, wie unendlich mehr zu thun, als jener Mogul auf ſeinem goldnen Throne thut, oder jener Deſpot auf einem Thron Menſchenköpfe jetzt thun will! Wer unter blos politiſchen Abſichten erliegt: iſt vielleicht im höchſten

Stande ſo gemeinerer Seele, als jener Linſenwerfer, nur glücklich geworfen zu haben, oder jener Flötenſpieler, der nur die Löcher trift —

Mit dir rede ich lieber, Hirt deiner Heerde, Vater, Mutter in der armen Hütte! Auch dir ſind tauſend Antriebe und Lockungen genommen, die dir einſt dein Vatergeſchäft zum Himmel machten. Kannſt dein Kind nicht beſtimmen! wird dir frühe vielleicht in der Wiege ſchon mit einer Ehrenfeſſel der Freyheit — höchſtes Ideal unſrer Philoſophen! — gezeichnet: Kannſts nicht für väterlichen Heerd, Vaterſitten, Tugend und Daſeyn erziehen — es mangelt dir alſo ſchon immer Kreis, und da alles verwirret iſt, und läuft die erleichternſte Triebfeder der Erziehung, Abſicht. Mußt beſorgen, daß, ſo bald es dir aus den Händen geriſſen wird, es mit Einmal ins große Lichtmeer des Jahrhunderts, Abgrund! ſinke — Verſunknes Kleinod! unwiederbringliche Exiſtenz einer Menſchenſeele! der blüthenreiche Baum, zu früh aus ſeiner Muttererde geriſſen, in eine Welt von Stürmen verpflanzt, denen der härteſte Stamm oft kaum beſtehet, vielleicht gar dahin eingepflanzt mit verkehrtem En-

Ende, Gipfel ſtatt Wurzel, und die traurige Wurzel in der Luft — er droht dir in Kurzem da zu ſtehn, verdorret, ſcheußlich, Blüthe und Frucht auf der Erde — Verzweifle nicht im Hefen des **Zeitalters**! was dich auch drohe und hindere — **erziehe.** Erzieh um ſo **beſſer, ſicherer, feſter** — für alle **Stände und Trübſale**, wohin er geworfen werde! für **Stürme, die auf ihn warten**! Unthätig ſeyn kannſt du doch nicht: böſe, oder gut erziehen mußt du: gut — und wie **größere Tugend**! wie **größerer Lohn**, als in jedem Paradieſe **leichterer Zwecke** und **einförmigerer Bildung**. Wie nöthiger hat jetzt die Welt **Einen** der ſimplen Tugend erzogenen, als ſie's jemals hatte! Wo alle Sitten **gleich** und alle gleich **eben**, **recht** und **gut** ſind — was brauchts **Mühe**! Gewohnheit erzieht und Tugend verliert ſich in bloße Gewohnheit. Aber hier! Ein leuchtender Stern in der Nacht! Demant unter Haufen Erde- und Kalkſteine! Einen Menſchen unter Schaaren Affen und politiſcher Larven — wie viel kann er weiter bilden durchs ſtille, göttliche Beyſpiel! **Wellen um** und **nach** ſich verbreiten vielleicht in die Zukunft! — zudem denke, wie reiner **deine** Tugend und **edler**! mehrere und größere **Hülfsmittel** der Erziehung von gewiſſen Seiten, je mehr dir und deinem Jünglinge äußere Triebfedern auf der andern Seite fehlen! denke zu welcher **höhern** Tugend du ihn erzieheſt, als zu der Lykurg und Plato erziehen konnten und durften! — das ſchönſte Zeitalter für die **ſtille**, verſchwiegne, meiſt verkannte, aber ſo **hohe**, ſich ſo weit verbreitende Tugend!

Das dünkt mich alſo immer gewiß: je **weniger** es in unſerm Jahrhunderte geben mag, ganz und **groß** Gute: je ſchwerer die **höchſte** Tugend uns werden muß, und je **ſtiller**, verborgner ſie anitzt nur werden **kann** — **wo ſie iſt, um ſo höhere**, edlere vielleicht einmal unendlich nützliche und folgenſchwangere Tugend! Indem wir uns meiſtens verlaſſen und verläugnen; können manche unmittelbare Belohnungen nicht genießen, ſtreun das Saamenkorn in die weite Welt hin, ohne zu ſehen, wo es falle? wurzele? obs auch da nur einmal zum Guten fruchte? Edler, ins **Verborgne** und **Allweite** zu ſäen, ohne daß man ſelbſt Ernte erwartet! und gewiß um ſo gröſſer die allweite Ernte! dem wehenden Zephyr vertraue den Saamen: um ſo weiter wird er ihn führen, und wenn einmal alle die Keime auf-

aufwachen, zu denen auch der **edlere Theil unſers Jahrhunderts** ſtill und ſchweigend beytrug — in welche ſelige Zeit verliert ſich mein Blick! —

* * *

Eben an Baumes **höchſten Zweigen** blühen und ſprießen die Früchte — ſiehe da die ſchöne **Vorausſicht** des **größeſten** der Werke **Gottes! Aufklärung** — wenn ſie **uns** gleich nicht immer zu ſtatten kommt, wenn wir gleich bey größerer Oberfläche und Umfange an Tiefe und **Grabung des Stroms** verlieren: gewiß eben damit, daß wir uns einem **großen Ocean**, ſchon ſelbſt ein kleines Meer, nähern. **Aſſociirte Begriffe** aus aller Welt: eine **Kenntniß der Natur**, des **Himmels**, der **Erde**, des **Menſchengeſchlechts**, wie ſie uns beynah unſer Univerſum darreichen kann — Geiſt derſelben, **Maſſe und Frucht** bleibt für die **Nachwelt**. Das **Jahrhundert** iſt **hinüber**, da Italien unter Verwirrung, Unterdrückung, Meuterey und Betrug ſeine Sprache, Sitten, Poeſie, Politik und Künſte bildeten — **was gebildet wurde**, hat ſein Jahrhundert **überlebt**: würkte weiter und ward die erſte Form

Europens. Elend und Jammer, unter dem das Jahrhundert des franzöſiſchen großen Königs ſeufzte, zum Theil vorüber: die Zwecke, zu denen er alles wollte und brauchte, vergeſſen, oder ſtehn als Puppen der Eitelkeit und Hohnlache müßig da: all ſeine eherne Meere, die er ſelbſt trug, und die Wände, wo er immer ſelbſt leibte, ſind dem Gedanken jedwedes preisgegeben, der auch nicht dabey denken will, was Ludwig wollte — Aber Geiſt der Künſte an ihnen geübt iſt blieben. Die Forſchungen der Kraut- und Münz- und Edelſtein- und Waſſerwaage- und Meſſungsreiſen bleiben, wenn alles verfallen iſt, was daran Theil hatt' und was dadurch litt' und wozu es ſollte! die Zukunft ſtreift uns unſre Schlaube ab und nimmt den Kern. Der kleine Zweig hat nichts davon, aber an ihm hangen die lieblichen Früchte.

Wie nun? wenn einſt alle das Licht, das wir in die Welt ſäen, womit wir jetzt viel Augen blenden, viel elend machen und verfinſtern, allenthalben gemäßigt Lebenslicht und Lebenswärme würde — die Maſſe von todten aber hellen Kenntniſſen, das Feld voll Beine, was auf- um- und unter uns liegt, würde —

wo-

woher? wozu? — belebt — befruchtet — welche neue Welt! wie glücklich ſeiner Hände Werk in ihr genießen! Alles bis auf Erfindungen, Ergötzlichkeiten, Noth, Schickſal und Zufall, ſtrebt uns über eine gewiſſe gröbere Sinnlichkeit voriger Zeitalter zu erheben, uns zu einer höhern Abſtraktion im Denken, Wollen, Leben und Thun zu entwöhnen, — für uns nicht immer annehmlich, oft mißlich! Die Sinnlichkeit des Morgenlands, die ſchönere Sinnlichkeit Griechenlands — die Stärke Roms hinüber: und wie elend tröſten uns unſre leidige Abſtraktionströſter und Sentenzen, warum uns oft ſchon Beweggründe, Triebfedern und Glückſeligkeiten beſtehen müſſen: das Kind wird auch von einer letzten Sinnlichkeit hart entwöhnet — Aber ſiehe das höhere Zeitalter, was vorwinkt. Kein Thor kanns leugnen, wenn die feinen Beweggründe, die höhere, himmliſche Tugend, der abgezogenere Genuß irdiſcher Seligkeiten der menſchlichen Natur möglich iſt, äußerſt erhebend und veredelnd iſt ſie! Vielleicht alſo, daß jetzt an dieſer Klippe viele zu Grunde gehen! Vielleicht, und gewiß haben jetzt unendlich wenigere dieſe fenelonſche Tugend, als jene Spartaner, Römer und Ritter die ſinnliche

liche Blüthe ihres Welt- und Zeitgeiſts. — Die breiten Landſtraſſen werden immer engere Fußtritte und Steilhöhen auf denen wenige wandeln können, — aber Höhen ſinds und ſtreben zum Gipfel! Welcher Zuſtand einmal auf dem krümmenden Schlangenwege der Vorſehung, wenn Haut und Hinderniſſe zurückgelaſſen, verjüngtes Geſchöpf in neuem Frühlinge auflebet! — eine unſinnlichere, ſich gleichere Menſchheit! nun völlig Welt um ſich, Lebenskraft und Principium, nach dem wir nur mühſam ſtreben, in ſich habend — welche Schöpfung! und wer, der die Wahrſcheinlichkeit und Möglichkeit davon zu leugnen hätte? Verfeinerung und läuternder Fortgang der Tugendbegriffe aus den ſinnlichſten Kindeszeiten hinauf durch alle Geſchichte iſt offenbar: Umherbreitung und Fortgang ins Weite offenbar: und das alles ohne Zweck? ohne Abſicht?

Daß ſich die Begriffe von menſchlicher Freyheit, Geſelligkeit, Gleichheit und Allglückſeligkeit aufklären und verbreiten, iſt bekannt. Für uns nicht ſo gleich von den beſten Folgen, oft dem erſten Anſcheine nach, das Böſe anfangs das Gute überwiegend: Aber! —

Geſelligkeit und leichter Umgang zwiſchen den Geſchlechtern, hat er nicht die Ehre, Anſtändigkeit und Zucht beyder Theile erniedrigt? für Stand, Geld und Artigkeit alle Schlöſſer der großen Welt aufgeſprengt? die erſte Blüthe des männlichen und die edelſten Früchte des weiblichen Geſchlechts in Ehe- und Mutterliebe und Erziehung haben wie viel gelitten? ihr Schade ſich wohin fortverbreitet? — Abgrund unerſetzlicher Uebel! da ſelbſt die Quellen der Beſſerung und Geneſung, Jugend, Lebenskraft und beſſere Erziehung verſtopft ſind. — Die ſchlankern, alſo leicht umher ſpielenden Aeſte können nicht anders als in ihrem zu früh und unkräftigern Lebensſpiele mitten im Sonnenſtrale verdorren! Unerſetzlicher Verluſt! — vielleicht für alle Politik unabhelfbar! für alle Menſchenliebe nicht gnug zu beklagen, — aber für die Hand der Vorſehung noch Werkzeug. Wenn hundert arme Geſchöpfe hier mit vertrocknetem Gaum um die erſte Quelle des Lebens, der Geſelligkeit und Freude hinſinken, lechzen und verſchmachten — die Quelle ſelbſt, an denen ſie ſich unglücklich täuſchten, läutert! Siehe, wie ſie in ſpätern Jahren, vielleicht auch übertrieben, nun andre Früchte der Ergötzlichkeit ſuchen, ſich neue Welten idea-

li-

liſiren und mit ihrem Unheil die Welt beſſern! Abgelebte Aſpaſien bilden Sokrate: Ignaz ſeine Jeſuiten, die Epaminondas aller Zeit erzeugen ſich Schlachten bey Leuktra: Helden, Philoſophen, Weiſe und Mönche von ſo unſinnlicher, höherer Tugend, Aufſtrebung und Verdienſtlichkeit — wie viele blos aus dieſem Grunde! Wer zum Nutzen der Welt berechnen und wägen will, thus! Er hat große Summe von meiſtens nicht ungewiſſen Ausſchlags vor ſich: der Gang der Vorſehung geht auch über Millionen Leichname zum Ziel!

Freyheit, Geſelligkeit und Gleichheit, wie ſie jetzt überall aufkeimen — ſie haben in tauſend Mißbräuchen Uebels geſtiftet und werdens ſtiften. Wiedertäufer und Schwärmer verwüſteten Deutſchland zu Luthers Zeiten, und jetzt bey der allgemeinen Vermiſchung der Stände, bey dem Heraufdringen der Niedern an die Stelle welker, ſtolzer und unbrauchbarer Hohen, um in kurzem noch ärger als ſie zu werden — die ſtärkſten, nothwendigſten Grundplätze der Menſchheit werden leerer: die Maſſe verderbten Lebenſafts tritt tief hinunter. Und wenn eine Vormundſchaft dieſes großen Körpers um eines zeitigen vermehrten Appetits, oder eines ſcheinbaren Zuſatzes

ſatzes von Kräften halber, **zuſieht, lobt** und **befördert** — oder wenn ſie auch aufs ärgſte ſich widerſetzte: den Grund der „**fortgehenden** „**Verfeinerung** und des Aufdringens zu **Rai**„**ſonnement, Ueppigkeit,** Freyheit und **Frech**„**heit**„ wird ſie nimmermehr **heben.** Wie ſehr das **wahre freywillige Anſehen** der **Obrigkeit,** Aeltern und höchſten Stände in der Welt, **nur ſeit einem Jahrhunderte gefallen,** iſt bey einer kleinen Vergleichung unſäglich: **auf zehnfache Weiſe tragen unſre kleine und große Große dazu weiterhin bey: Schranken** und **Schlagbäume niedergeriſſen: Vorurtheile,** wie es heißt, des **Standes,** der **Erziehung,** und ja **der Religion,** unter die Füſſe getreten und zu ihrem Schaden ſelbſt verſpottet: **wir werden alle — durch einerley Erziehung, Philoſophie, Irreligion, Aufklärung, Laſter,** und endlich zur Zugabe, durch **Unterdrückung, Blutdurſt** und **unerſättliche Habſucht,** die ſchon die Gemüther **weckt** und zum Selbſtgefühl **bringt,** werden wir alle — Heil uns, und nach vielen Unordnungen und Elende, **Heil uns!** was unſre Philoſophie ſo rühmet und anſtrebt, — **Herr** und **Knecht, Vater** und **Kind, Jüngling** und die fremdeſte **Jungfrau,** wir alle werden **Brüder.** Die Herren

weißa-

weißagen wie Kaiphas, aber freylich zuerſt auf eignen Kopf, oder das Haupt ihrer Kinder!

Wenn **unſre „Menſchenregierung„** auch nichts mehr als ſchöne Hülle gewonnen hätte: **den** guten **Schein** und **Anſchein**, die **Sprache, die Grundſätze und Geſinnungen** und **Ordnung**, die jetzt jedes Buch, und jeder junge Prinz, als ob er ein lebendiges Buch wäre, auf der Zunge führet — **Großer Fortgang.** Verſuche jemand, **Machiavell** und **Antimachiavell** zuſammen zu leſen — Philoſoph und Menſchenfreund wird den Letzten **verehren**, ſeine **unberührten** mit Blumen und grünem **Strauch bedeckte** Moderſtellen, und **unſondirte Wunden**, wo man nicht auf den Grund kommen wollen und mögen, willig überſehen und ſagen: welch ein **Buch!** welch ein **Prinz**, der wie das Buch dächte! Nur **eingeſtünde, anerkennte, wüßte**, in beyläufigen Geſinnungen **handelte**, für Welt und Nachwelt welch ein Prinz! Statt grober, unmenſchlich grauſamer Tollheit könnten freylich Krankheiten herrſchen, die **eben ſo drückend** und **ſchädlicher** ſind, weil ſie **ſchleichen**; geprieſen und nicht **erkannt** werden, und bis **Mark** und **Bein in die Seele freſſen.** Das
all-

allgemeine Kleid, von Philoſophie und Menſchenliebe kann Unterdrückungen verbergen, Eingriffe in die wahre, perſönliche Menſchen- und Landes- Bürger- und Völkerfreyheit, wie Cäſar Borgia ſie nur wünſchte: Alle das den angenommenen Grundſätzen des Jahrhunderts gemäß mit einem Anſtande von Tugend, Weisheit, Menſchenliebe und Völkervorſorge: da's alſo geſchehen kann und faſt muß — Lobredner dieſer Hüllen ſeyn, als ob ſie Thaten wären, mag ich nicht: ohne Zweifel hätte auch Machiavell in unſerm Jahrhunderte nicht geſchrieben, wie er ſchrieb und Cäſar in andern Beziehungen nicht handeln dürfen wie damals: im Grunde würde noch mit alle dem Nichts als Kleid geändert. Aber auch nur dies geändert, iſt Wohlthat. Daß in unſerm Jahrhunderte jeder, der wie Machiavell ſchriebe, geſteinigt würde — doch ich nehme mein Wort zurück — Wer für die Tugend ärger als Machiavell ſchreibt, er wird nicht geſteinigt — er ſchreibt philoſophiſch, witzig, franzöſiſch und ja — ohne Religion. Alſo „wie Unſer Einer!„ Und — desavouirt ja ſeine Schriften! —

Ausgelaſſenheit zu denken, wenns nur mit gewiſſen **Konvenientien** des **Wohlſtands** geſchieht, (der wahre Wohlſtand darf um ſo ferner ſeyn!) auch ſelbſt auf dieſem **giftigen ausſchweifenden** Baume ſproſſen gute **Früchte**! Glaubt ihr nicht, daß dieſer Sinn und Unſinn, den man jetzt gegen die **Religion** ſo ungeſcheuet ſaget, einſt vortrefliche Würkungen haben werde? Von **Erläuterungen, Rechtfertigungen** und **Beweiſen** der Religion abſtrahirt, die oft nicht viel beweiſen, ich weiß nicht welcher groſſe Mann ein nächſtes Jahrhundert des **Aberglaubens** prophezeihte, weil das unſre ſich in ſo dummen **Unglauben** erſchöpfte.— Aber wies auch laufe, (und es wäre ſchlimm, wenn nur **Aberglaube** wieder den **Unglauben** abwechſeln könnte, und der ewige elende Kreislauf nicht weiter brächte!) **Religion Vernunft** und **Tugend** müſſen durch die tolleſten Angriffe ihrer Gegner unfehlbar einmal gewinnen!— Der **Witz**, die **Philoſophie**, die **Freyheit zu denken**, war gewiß zu dieſem neuen Throne nur wider Wiſſen und Willen gerüſt: Plötzlich einmal die **Wolke zertheilet**, und wenn ſie denn daſtehn, wird in voller Glorie die alleuchtende Sonne der Welt.—

Auch

Auch der **groſſe Umfang** und die **Allgemeinheit**, in der das alles läuft, ſehen wir, kann darzu offenbar ein **unbekanntes Gerüſte** werden. Je mehr wir Europäer **Mittel** und **Werkzeuge** erfinden, euch andern Welttheile zu unterjochen, zu betrügen und zu plündern — Vielleicht iſts einſt eben an euch zu **triumphiren**! Wir ſchlagen Ketten an, womit **ihr uns** ziehen werdet: die **umgekehrte Pyramiden** d) unſrer Verfaſſungen, werden auf eurem Boden **aufrecht kommen, ihr mit uns** — Gnug, ſichtbarlich geht alles **ins Groſſe**! Wir umfaſſen, womit es ſey, den Kreis der Erde, und was darauf folgt, kann wahrſcheinlich nie mehr ſeine **Grundlage ſchmälern**! wir nahen uns einem neuen Auftritte, wenn auch freylich blos durch **Verweſung**! —

Eben daß ſich unſre Denkart in Gutem und Böſem **verfeinet**, und ſich eben damit unſre ſtärkere, ſinnlichere Grundſätze und Triebfedern abreiben, ohne daß der gröſſere Haufe etwas dagegen noch bisher an die Stelle zu ſetzen Luſt

---

d) Ritter Temple verglich eine gewiſſe Regierungsform mit dem Bilde!

Luſt oder Kraft hätte: wohin muß uns dieß bringen? Die ſinnlichen ſtarken Bande der alten Republiken und Zeitalter ſind längſt (und es iſt Triumph unſrer Zeit!) aufgelöſt: an den feinern Banden unſrer Zeit nagt alles: Philoſophie, Freygeiſterey, Ueppigkeit und eine Erziehung zu dieſem allen von Gliede zu Gliede, tiefer und weiter verbreitet — Die meiſten unſrer politiſchen Triebfedern muß ſogar ſchon die ruhige Weisheit verdammen oder verachten, und der Streit zwiſchen dem Chriſtenthume und der Weltart iſt ein wie alter Vorwurf und Skrupel zu beyden Seiten! Da ſich alſo Schwäche in nichts als Schwäche endigen, und eine überſtrengte Anziehung und Mißbrauch des lezten geduldigen Wurfs der Kräfte nichts als jenen völligen Hinwurf beſchleunigen kann — doch es iſt nicht mein Amt weiſſagen!

Noch minder weiſſagen, „was allein Erſatz „und Quelle neuer Lebenskräfte auf einem ſo „erweiterten Schauplatze ſeyn könne, werde „und faſt ſeyn müſſe? Woher neuer Geiſt „alle das Licht und die Menſchengeſinnung, „auf die wir arbeiten zu der Wärme, zu der „Beſtandheit, und zu der Allglückſeligkeit brin-

„bringen könne und werde.„ Ohne Zweifel rede ich noch von **fernen** Zeiten!

Laſſet uns, meine Brüder, mit muthigem, frölichem Herzen auch **mitten unter der Wolke** arbeiten: denn wir arbeiten zu **einer groſſen Zukunft.**

Und laſſet uns unſer Ziel ſo **rein**, ſo **hell**, ſo **ſchlackenfrey** annehmen, als wirs können: denn wir laufen in **Irrlicht** und **Dämmerung** und **Nebel.**

* * *

Wenn ich da Thaten ſehe, oder vielmehr ſchweigende Merkmale von Thaten ahnde aus einem **Geiſte**, der für die Hülle ſeiner Zeit **zu groß**, und für ihr **Lobgeſchrey zu ſtill** und **blöde** dahingeht, und im Finſtern **ſäet?** Samenkörner, die wie **alle Gotteswerke** und Schöpfungen **vom kleinen Keim** anfangen, denen mans aber beym erſten kleinen Sprößlein, ſo lieblich anſiehet und anreucht, daß ſie **Schöpfung Gottes im Verborgenen ſeyn werden.**— **Und wärens Anlagen inſonderheit zur edelſten Pflanze der Menſchheit, Bildung, Erzie** hung, Stärkung der Natur in ihren bedürftigſten Nerven, Menſchenliebe, Sympathie und Brüderglückſeligkeit — heilige Pflanzen, wer iſt unter euch gewandelt, daß ihn nicht ein Schauer beſſerer Zukunft ergriffe, und er euren Urheber klein und groß, König und Knecht, nicht im ſtilleſten Abend- Morgen- und Mitternachtopfer ſegne. Alle bloß körperliche und politiſche Zwecke zerfallen, wie Scherb' und Leichnam: die Seele! der Geiſt! Inhalt fürs Ganze der Menſchheit — der bleibt: und wohl, wem da aus der reinen, untrübbaren Lebensquelle viel ward! —

* * *

Es iſt faſt unvermeidlich, daß eben das Höhere, Weitverbreitete unſers Jahrhunderts auch Zweydeutigkeiten der beſten und ſchlimmſten Handlungen geben muß, die bey engern, tiefern Sphären wegfielen. Eben daß niemand faſt mehr weiß, wozu er würkt: das Ganze iſt ein Meer, wo Wellen und Wogen, die wohin? aber wie gewaltſam! rauſchen — weiß ich, wohin ich mit meiner kleinen Woge komme? — Nicht blos Feind und Verläumder wird die Beginnen des würkſamſten beſten

Mannes oft in ein zweifelhaftes Licht ſtellen können; vielleicht wird ſelbſt dem warmen Bewunderer in kältern Stunden auch Nebel und Doppellicht erſcheinen. Alle Radien ſind ſchon dem Mittelpunkte ſo fern, — laufen alle, wohin? und wenn werden ſie dahin kommen?

Man weiß, was man allen Reformatoren aller Zeiten vorgeworfen, daß wenn ſie einen neuen Schritt thaten, ſie auch immer hinter ſich Lücken lieſſen, vor ſich Staub und Erſchütterung machten, und unter ſich Unſchuldiges zertraten. Die Reformatoren der lezten Jahrhunderte trift das ſichtlicher und doppelt. Luther! Guſtav Adolph! Peter der Groſſe! Welche drey haben in den neuern Zeiten mehr verändert? edleren Sinnes geändert?— und ſind ihre, zumal unvorhergeſehne Folgen, allemal zugleich unwiderſprüchliche Zunahmen des Glücks ihre Nachkommen geweſen? Wer die ſpätere Geſchichte kennt, wird er nicht manchmal ſehr zweifeln?

Ein Monarch, deſſen Namen unſre Zeit mehr trägt und zu tragen verdient, als das Zeitalter Ludwigs

— den uns
ſein Jahrhundert mit aufbewahrt!

welche **neue Schöpfung Europa's** hat er von ſeinem Flecke her in dreyßig kurzen Jahren bewürkt! — In **Kriegs-** und **Regierungskunſt**, in **Behandlung der Religion** und **Einrichtung der Geſetze**, als **Apollo** der **Muſen**, und als **Privatmann unter der Krone** — dem allgemeinen Scheine nach das Muſter der Monarchien — welch ein **Gutes** geſtiftet! **Aufklärung, philoſophiſchen Geiſt** und **Mäſſigung vom Throne** ringsum verbreitet! orientaliſchen, **dummen Pracht, Schwelgerey und Luxus**, der **vormals** oft das einzige Goldgehäge der Höfe war, wie erſchrecklich **zertrümmert** und **verjaget**! **Fette Unwiſſenheit, blinden Eifer** und **Aberglauben** überall wie tief verwundet! **Sparſamkeit** und **Ordnung, Regelmäßigkeit** und **Fleiß**, **ſchöne Künſte** und einen ſogenannten **Geſchmack frey zu denken**, — wie hoch erhoben! — Das Jahrhundert trägt ſein Bild, wie ſeine Uniform: Jahrhundert ohne Zweifel die größte Lobrede ſeines Namens. — Indeß wird auch eben die Münze, das Bruſtbild weggekehrt, und das bloſſe Reſultat ſeiner Schöpfung als Menſchenfreund und

und Philoſoph betrachtet, ohne Zweifel einmal **etwas mehr und anders** zeigen! Zeigen vielleicht, wie durch ein natürlich Geſetz der Unvollkommenheit menſchlicher Handlungen mit der **Aufklärung** — auch eben ſo viel luxurirende **Mattigkeit des Herzens**, — mit **Sparſamkeit**, ihr Zeichen und Gefolge **Armuth**, mit **Philoſophie** blinder kurzſichtiger **Unglaube**, mit **Freyheit zu denken**, immer **Sklaverey zu handeln, Despotismus der Seelen unter Blumenketten**, — mit dem groſſen **Helden**, **Eroberer** und Kriegsgeiſt **Erſtorbenheit**, **Römerverfaſſung**, wie da Armeen alles **waren**, Verfall und Elend ſich habe verbreiten müſſen. Zeigen, was **Menſchenliebe**, **Gerechtigkeit**, **Mäßigkeit**, **Religion**, **Wohl der Unterthanen** — alle bis auf einen **gewiſſen Grad** als **Mittel** zum **Erreichen**, behandelt — was alle das auf ſeine **Zeit** — auf **Reiche ganz andrer Verfaſſung** und **Ordnung** — auf **Welt** und **Nachwelt** für Folgen haben **müſſen** — die **Waage** wird **ſchweben**? **ſteigen** — **ſinken** — welche Schaale? was weiß ich? —

„**Der Schriftſteller von hundert Jahren**, [e])," der ohne Zank und Widerſpruch wie ein Mo-

---

[e]) Voltär.

narch auf ſein Jahrhundert gewürkt hat — von Liſſabon bis Kamtſchatka, von Zembla bis in die Kolonien von Indien geleſen, gelernt, bewundert, und was noch mehr iſt, befolgt — mit ſeiner Sprache, mit ſeinen hundertfachen Talenten der Einkleidung, mit ſeiner Leichtigkeit, mit ſeinem Schwunge von Ideen auf lauter Blumen — am allermeiſten dadurch, daß er auf der glücklichen Stelle geboren wurde, die Welt zu nützen, Vorgänger und Nebenbuhler zu nützen, Gelegenheiten, Anläſſe, zumal Vorurtheile und Lieblingsſchwächen ſeiner Zeit, zumal ja die nutzbarſten Schwächen der ſchönſten Bräute ſeiner Zeit, der Regenten in ganz Europa zu nützen — dieſer groſſe Schriftſteller, was hat er nicht ohne Zweifel auch zum Beſten des Jahrhunderts gethan! Licht verbreitet, ſo genannte Philoſophie der Menſchheit, Toleranz, Leichtigkeit im Selbſtdenken, Schimmer der Tugend in hundert liebenswürdigen Geſtalten, verdünnte und verſüßte kleine menſchliche Neigungen — als Schriftſteller ohne Zweifel auf der gröſten Höhe des Jahrhunderts! — Aber nun zugleich damit, was für elenden Leichtſinn, Schwäche, Ungewißheit und Kälte! was für Seichtigkeit, Planloſigkeit,

ſigkeit, Scepticiſm an **Tugend**, **Glück** und **Verdienſt**!— was mit ſeinem Witze **weggelacht**, ohne es zum Theil weglachen zu **wollen**!— ſanfte, angenehme und nothwendige Bande mit frevelnder Hand **aufgelöſet**, ohne uns, die wir nicht alle au Chateau de Fernay reſidiren, das mindeſte an die Stelle zu geben? Und durch **welche Mittel** und Wege hat er ſelbſt **ſein Beſtes** erlangt? **wenn** er uns mit alle der Philoſophie und **Schönliebhaberey der Denkart** ohne **Moral** und **feſte menſchliche Empfindung** denn in die Hände liefere?— man kennet die groſſe Kabale gegen und für ihn, weiß, wie anders **Roußeau** predige? vielleicht gut, daß **beyde** predigen, **weit von einander** und in manchem beyde einander **aufhebend** — oft das Ende menſchlichen Beginnens! die Linien heben ſich auf, aber ihr lezter Punkt ſteht weiter! — —

Kein groſſer Geiſt, durch den das Schickſal **Veränderung** bewürkt, kann freylich mit allem, **was er denkt und fühlt**, nach der **Gemeinregel** jeder **mittelmäßigen Seele** gemeſſen werden. Es giebt **Ausnahmen höherer Gattung**, und meiſt alles **Merkwürdige** der **Welt** geſchieht **durch** dieſe Ausnahmen. Die graden Linien gehen nur immer gerade fort, würden alles auf der Stelle laſſen? wenn nicht die Gottheit auch **auſſerordentliche Menſchen, Kometen,** in die Sphären der **ruhigen Sonnenbahn** würfe, fallen und im tiefſten Falle ſich wieder **erheben** lieſſe, wohin kein Auge der Erde ſie verfolget. Auch thuts nur Gott oder unter Menſchen ein Thor, daß er jede **fernſte** moraliſche oder unmoraliſche Zwiſchenfolge einer Handlung auf die Rechnung des **Verdienſtes** und der erſten Abſicht **des Handelnden** ſetzet! wer fände ſonſt in allem in der Welt mehr **Ankläger,** als der erſte und einzige **Handler,** der Schöpfer! — Aber, meine Brüder, laſſet uns ja die **Pole nicht** verlaſſen, um die ſich alles dreht, **Wahrheit, Bewußtſeyn des Wohlwollens, Glückſeligkeit der Menſchheit!** laßt uns am allermeiſten auf der **größten Höhe des Meers,** auf welcher wir jetzt ſchweben, in Irr- und **Nebellichte,** das vielleicht ärger iſt, als **völlige Nacht,** laſſet uns da **fleißig** nach dieſen Sternen, den Punkten aller **Richtung, Sicherheit** und **Ruhe** hinſehen, und denn mit **Treue** und **Emſigkeit** unſern Lauf ſteuren.

* * *

Groß muß das Ganze ſeyn, wo in jeder Einzelnheit ſchon ſo **ein Ganzes** erſcheint! in je-

der

der Einzelnheit aber nur auch immer ſo ein **unbeſtimmtes Eins**, allein aufs Ganze, ſich offenbaret! Wo **kleine** Verbindungen ſchon groſſen **Sinn** geben, und doch Jahrhunderte nur **Sylben**, Nationen nur **Buchſtaben**, und vielleicht **Interpunktionen** ſind, die an ſich **nichts**, zum leichtern Sinne des Ganzen, aber **ſo viel** bedeuten! Was o **einzelner Menſch** mit deinen Neigungen, Fähigkeiten und Beytrage biſt du? — Und willt, daß ſich an dir **allſeitig** die Vollkommenheit **erſchöpfe**? —

Eben die **Eingeſchränktheit** meines Erdpunktes, die **Blendung** meiner Blicke, des **Fehlſchlagen** meiner Zwecke, das **Räthſel** meiner Neigungen und Begierden, das **Unterliegen** meiner **Kräfte** nur auf das Ganze eines **Tages, eines Jahrs, einer Nation, eines Jahrhunderts** — eben das iſt mir Bürge, daß **ich Nichts**, das **Ganze** aber **Alles** ſey! Was für ein Werk, zu dem ſo viele Schattengruppen von **Nationen** und **Zeiten**, **Koloſſenfiguren** faſt ohne **Geſichtspunkt** und **Anſicht**! ſo vie **blinde Werkzeuge** gehören, die alle im **Wahne des Freyen** handeln und doch nicht wiſſen, **was**? oder **wozu**? die nichts **überſehen**, und doch ſo eifrig **mithandeln**, als wäre ihr **Ameiſenhaufe** ſenhauſe das Weltall — **was für ein Werk dieß Ganze**! Bey der **kleinſten Spanne**, die wir davon überſehen, ſo viel **Ordnung** und ſo viel **Wirrung, Knote** und **Anlage** zur **Auflöſung** — beydes eben für die überſchwängliche Herrlichkeit im Allgemeinen, Sicherheit und Gewährleiſtung. Elend **klein** müßte es ſeyn, wenn ich, **Fliege**, es überſehen **könnte**! wie wenige **Weisheit** und **Mannigfaltigkeit**, wenn ein durch die Welt **Taumelnder**, der ſo viel Mühe hat, nur **Einen Gedanken** feſt zu halten, nie eine **Verwickelung** fände? — In einer Spanne, die nichts iſt, und wo **doch tauſend Gedanken** und **Saamenkörner zugleich ſtreben**: in einem **halben Zeitmaas** der **Tonkunſt** von zwey Schlägen, wo ſich aber eben vielleicht die ſchwerſten **Töne zur ſüſſeſten Auflöſung** wickeln — wer bin **ich**, daß **ich** urtheile, da **ich** eben nur den groſſen Saal **queer durchgehe**, und einen Seitenwinkel des groſſen **verdeckten Gemäldes** im dunkelſten Schimmer beäuge? Was Sokrates zu den Schriften eines Menſchen ſagte, der eingeſchränkt wie er mit ihm in **Einem Maaße** der **Kräfte** ſchrieb — was ſoll ich zu dem groſſen **Buche Gottes** ſagen, das **über Welten und Zeiten** gehet!

Von

Von dem ich kaum eine Letter bin, kaum drey Lettern um mich ſehe. — —

Unendlich klein für den Stolz, der Alles ſeyn, wiſſen, würken und bilden will! Unendlich groß für die Kleinmuth, die ſich Nichts zu ſeyn getrauet — beyde nichts als einzelne Werkzeuge im Plane einer unermeßlichen Vorſehung!

Und wenn uns einſt ein Standpunkt würde, das Ganze nur unſres Geſchlechts zu überſehen! wohin die Kette zwiſchen Völkern und Erdſtrichen, die ſich erſt ſo langſam zog, denn mit ſo vielem Geklirr Nationen durchſchlang und endlich mit ſanfterm aber ſtrengerm Zuſammenziehen dieſe Nationen binden und wohin? leiten ſollte — wohin die Kette reicht? wir ſehen die reiſe Ernte der Saamenkörner, die wir aus einem blinden Siebe unter die Völker verſtreut, ſo ſonderbar keimen, ſo verſchiedenartig blühen, ſo zweydeutige Hoffnungen der Frucht geben ſahen — wir habens ſelbſt zu koſten, was der Sauerteig, der ſo lang, ſo trüb und unſchmackhaft gährte, endlich für Wohlgeſchmack hervorbrachte zur allgemeinen Bildung der Menſchheit — Fragment des Lebens, was wareſt du? —

— quanta ſub nocte iacebat
Noſtra dies!

wohl aber, wen ſein Lebensfragment auch alsdann nicht gereuet!

Βλεπομεν γαρ αρτι δι' εσοπτρου εν αινιγματι, τοτε δε προσωπον προς προσωπον αρτι γινωσκω εκ μερους, τοτε δε επιγνωσομαι, καθως και επεγνωσθην. Νυνι δε μενει πιστις, ελπις, αγαπη, τα τρια ταυτα, μειζων δε τουτων η αγαπη.

Druckfehler.

S. 8. Z. 1. dieſen heroiſchen Anfängen.
S. 25. Z. 7. Kantonskriege.

Urſachen
des
geſunknen Geſchmacks
bei
den verſchiednen Völkern,
da er geblühet.

Eine Abhandlung,
welche den
von der Königl. Academie der Wiſſenſchaften
für das Jahr 1773
geſetzten Preis
erhalten hat.

Von
Herrn Herder.

Auf Befehl der Academie herausgegeben.

Multa renaſcentur, quae iam cecidere — —

Berlin,
bei Chriſtian Friedrich Voß. 1775.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

PRÉCIS

du Mémoire allemand qui a remporté le Prix propoſé par la Claſſe de Belles-Lettres de l'Académie Royale des Sciences, ſur la queſtion: QUELLES SONT LES CAUSES DE LA DÉCADENCE ET DE LA CORRUPTION DU GOUT?

Il eſt étonnant que le goût, ce beau don du ciel, ait originairement été le partage d'une ſeule nation. Quelque luſtre qui l'ait accompagné, la durée de ſon empire fut très-courte. Par la rareté de ſes apparitions, le goût reſſemble au phénix des Anciens; il vérifie les récits de la tradition ſur le bucher que ſe conſtruiſoit cet oiſeau & ſur la renaiſſance d'un nouveau phénix.

Quelle eſt la loi qui regle les variations, les phaſes p. a. d. & les transformations du goût? Pourquoi cette fleur ſi précieuſe eſt-elle ſi ſujette à ſe faner? Ces queſtions intéreſſent l'humanité, parce qu'elles influent ſur l'agrément & ſur le bien-être de la ſociété. C'eſt à la véridicité de l'hiſtoire qu'il faut aſſigner la ſolution de ce probleme.

Comme il s'agit d'abord de bien déterminer la ſignification des termes, l'Auteur définit le génie, l'aſſemblage des facultés & des forces de l'eſprit, entant que par leur intenſité elles ſont propres à produire le plus grand & le plus promt effet. Le génie étant deſtiné à agir par lui-même & en vertu de ſa propre impulſion, il differe du goût par l'ordre, l'harmonie, l'accord & les proportions que le ſentiment exquis du beau met dans l'exercice des facultés & des talens. En mettant de l'union & de l'enchainure entre les diverſes parties d'un ouvrage, & en les faiſant accorder avec le ſtyle, le goût ajoûte & retranche ce que lui dicte l'expreſſion ſymmétrique & exacte du beau.

Puiſque le génie contient les forces originaires & énergiques de l'ame, il doit précéder le goût ou l'art de ſoumettre l'exercice & l'uſage de ces forces aux regles des plus belles proportions. L'Orient fut le ſol natal de l'emphaſe & de la vigueur du génie. La Grece enſuite le polit & l'épura par les doux accords de l'harmonie & du goût. On ne réuſſit à lui faire donner la qualité de juge & de ſouverain arbitre qu'après une infinité d'eſſais, de tentatives & de vains efforts. Il fallut faire jouer tous les reſſorts du caractere national des Grecs avant que de parvenir à donner à leur eſprit le ton de la vraie décence & du beau tel qu'il eſt en lui-même. L'homme n'atteint jamais la gloire que lui promet une diſtinction, ſans avoir paſſé par tous les grades & états ſubalternes. A l'exemple d'un enfant qui confond d'abord les objets, les diſtingue enſuite, & les range ſucceſſivement en un certain ordre, le Grec apprit peu à peu à ſe former une idée du beau idéal, deſtiné à lui ſervir de modele & de correctif.

Comme tous les peuples ne ſont pas également ſuſceptibles des impreſſions du beau, la rudeſſe & la férocité diminuent & retardent les progrès du goût. Faute de diſpoſitions & de facultés analogues aux beaux-arts, toutes les regles ſont inutiles; dès qu'on en ſurcharge un ſiecle qui eſt hors d'état de les apprécier, elles demeurent inutiles & ſans effet. Lors même que quelques traces du beau ſe maintiennent par l'autorité de l'exemple & de la tradition, on en reſte à la ſimple curioſité & à une connoiſſance purement hiſtorique. Le mauvais goût des Égyptiens & des Chinois a eu pour cauſe la précocité des regles, à l'uſage deſquelles ces nations n'avoient été ni amenées ni préparées par les préceptes & par les expreſſions de la nature. A conſidérer la naiſſance du goût, il s'eſt formé ſur le modele de l'arrangement & de la forme des corps, dont chacun a l'attitude & les traits qui répondent à ſa qualité & à ſes fonctions. Depuis les métamorphoſes des inſectes & leur palingéneſie juſqu'aux corps les mieux organiſés il y a une échelle bien graduée des nuances du beau. Ainſi que la nature phyſique, qui ne fait aucun ſaut dans la production lente & méthodique de ſes ouvrages, la nature morale eſt aſſujettie à la néceſſité de ſuivre le fil non interrompu des actes de la même eſpece, dont il n'y a que le plus parfait qui puiſſe y mettre le comble.

Si le goût doit ſon exiſtence au génie, qui lui donne l'activité & la force, le génie n'eſt pas moins redevable au goût par le ſoin que prend celui-ci de limer les productions de l'eſprit brut. Comme l'une de ces facultés ne peut gueres ſe paſſer de l'autre, on voit le défaut de leur influence réciproque dans les productions foibles & monotones de ces hommes de goût dont l'ame n'eſt pas échauffée par la chaleur & la flamme du génie. On obſerve un écart à peu près ſemblable dans les écrits des hommes de génie qui ſe laiſſent entraîner par la fougue & l'impétuoſité de leurs idées, ſans ſe mettre en peine des agrémens de la diction & du goût. D'où il ſuit que le goût n'eſt que l'uſage réglé & méthodique des forces du génie. Semblable à un ſage *Mentor*, par ſes avis & ſes conſeils il dirige la route du génie & lui fait éviter des écueils. Pour être à portée de profiter de ſes inſtructions, il ne faut pas manquer de talens: les plus belles formes préſuppoſent une matiere qui en puiſſe être revêtue.

Que ſera donc le goût dans un ſiecle où l'eſprit engourdi par l'inertie & hériſſé de pointes n'a plus d'activité & de vigueur? Les meilleures doctrines ne maîtriſent nos affections & nos penchans que par l'accord qu'il doit y avoir entre le contenu de la regle & la direction du ſentiment. A quoi ſervent les meilleurs réglemens que l'on fait pour une école qui n'a plus d'émulation, de ferveur & de reſſorts? C'eſt en vain qu'on preſcrit les préceptes de la diete la plus exacte à un corps qui touche à ſa fin. Dans un ſiecle où la barbarie & la dépravation du goût ont gagné le deſſus, il ne ſuffit pas que quelques eſprits ſe ſoulevent contre la tyrannie du mauvais exemple. A moins de vouloir refondre les hommes, ce qui ſeroit tenter l'impoſſible, il faut qu'il y ait des ames capables d'être remuées & affectées. Mais dès qu'on a eu le bonheur d'intéreſſer quelcun pour une branche de connoiſſances ou pour un art, on eſt preſque aſſuré du ſuccès; car il eſt de la nature du goût que l'une de ſes perceptions vienne à l'appui des autres. Faites reſonner une fibre du cerveau & vous les ébranlerez toutes. C'eſt de vous qu'il dépend de les mettre à l'uniſſon.

Il y a de plus une eſpece d'identité des forces qui ſont néceſſaires pour concevoir le vrai & pour le bien peindre. L'univerſalité du jugement ſur le beau, le grand, & le ſublime, ou la vivacité du goût, eſt le réſultat des mêmes facultés qui ont enfanté ces notions. C'eſt en concevant les choſes avec la même énergie, & en faiſant paſſer ſon ame par les mêmes ſituations par leſquelles a paſſé celui qui nous en impoſe, qu'on parvient à le goûter. Il en eſt de nos idées du beau & du grand comme de nos affections, qui, pour être épurées, doivent retracer l'image du Pere des lumieres, ou la vérité & la vertu conſidérées en elles-mêmes. Malgré cette affinité du génie & du goût, il arrive dans un ſiecle où le goût a entierement diſparu, que le génie jette encore quelques étincelles; mais privé de l'éclat dont brille le goût, il n'a qu'une lueur ſemblable à celle de la pierre de Bologne. Allons même juſqu'à dire que le génie, deſtiné originairement à être le foyer du goût, ne contribue pas peu à le corrompre, en lui propoſant un but qui n'eſt pas utile, & en y employant de mauvais moyens. Portez vos vues au delà de la nature ou de la compétence de vos forces, & vous rendrez le goût faux, romaneſque, monſtrueux. Ébloui par des feux follets, l'homme qui s'y livre, manque le but uniquement parce qu'il vouloit le paſſer. L'élévation & la nobleſſe des idées & des vues ne ſont pas d'ailleurs incompatibles avec la fauſſeté & l'imperfection des meſures. Or rien n'eſt plus dangereux que l'erreur enfantée par le génie, lorſqu'elle eſt décorée des preſtiges impoſans & ſéducteurs du goût. C'eſt à cauſe de ces inconvéniens qu'il faut employer le goût comme le gouvernail du génie. Heureux celui qui ſe trouve dans le cas d'*Hercule*, que l'apparition de *Minerve* tira de ſes doutes! Chacun n'ayant pas ce tact du vrai & du beau que les Anciens ont tant vanté, & qui étoit l'eſprit familier ou le démon de *Socrate*, on eſt bien embarraſſé à y ſuppléer quand la ſource vient une fois à tarir. Des novateurs remplacent alors les bons auteurs, & l'on décide par une ſaillie ce qui eſt du reſſort du ſentiment & de l'expérience. Des voies factices nous ſont perdre celles de la nature & de la raiſon, & l'on va gravir ſur la pointe des rochers, au riſque de faire des faux pas, ou même une chûte terrible. Le danger que dans mille cas le goût doit appréhender de la part du génie, ne peut jamais venir de la raiſon. Comment l'aptitude à obſerver toutes les convenances dans l'arrangement d'un ſujet choquera-t-elle l'intelligence dont toutes les opérations aboutiſſent à la régularité & à l'ordre? Par le ſoin que l'on prend d'ennoblir une matiere que l'intelligence a conçue, on l'ennoblit en même tems & on étend ſa ſphere. En ſuppoſant que le génie & l'inſtinct des bêtes reviennent au même principe, la ruche d'une abeille eſt le chef-d'œuvre de l'intelligence de cet inſecte. Depuis le premier trait de lumiere qui frappe l'eſprit d'un homme brut & livré à lui-même, juſqu'au plaiſir intuitif que goûte le créateur en contemplant la beauté & la perfection de ſes ouvrages, il eſt vrai de dire que le raviſſement du goût eſt l'ouvrage de l'intelligence & de la raiſon.

A quoi faut-il attribuer les élans & les étonnans ſuccès du Drame des Grecs, qui, après avoir été joué ſur les tréteaux de *Theſpis*, chauſſa le cothurne ſous les *Eſchyles* & les *Sophocles?* Au génie accompagné de lumieres, de ſentiment & de raiſon. Le goût, entant qu'il eſt le réſumé & le produit de ces facultés, mit à ces ouvrages immortels le ſceau invariable du beau. A la ſécheresſe de la matiere & à la rudeſſe du ſtyle on ſubſtitua la noble ſimplicité des idées, la vivacité de l'intérêt & l'harmonie de l'action. La variété des épiſodes, jointe à l'unité du plan, retraçoit la beauté ſymmétrique du ſpectacle de la nature. Quoiqu'*Euripide* eût aſſaiſonné ſes diſcours du ſel attique & de la ſageſſe qu'il avoit puiſés dans l'École de *Socrate*, les charmes de ſes dialogues ne laiſſerent pas de plaire & produiſirent de grands effets. La choſe réuſſit, parce que le créateur de l'art des Grecs fut le génie fécondé par la réflexion. On vit la force de ce génie créateur dans les changemens qu'on fit ſubir au goût des Égyptiens. A la place de leur ſtyle, qui fut d'abord dur, ſec, ſans action, ſans tours & ſans agrémens, on mit de l'élégance & de la fineſſe, de l'expreſſion & de belles formes dans tous les ouvrages de l'art. On agit ainſi à l'imitation d'*Homere*, qui ſut mettre en œuvre & embellir les contes, les fables & les traditions de ſon ſiecle & des ſiecles antérieurs. Conformément à la naiſſance & aux progrès de la poéſie & des arts libéraux, l'éloquence naquit au milieu des débats, des argumens & des ſophiſmes du barreau. La réflexion, ce guide ſûr & fidele des eſprits bien organiſés, dirigeoit les pas meſurés & bien compaſſés des Grecs. Dès que l'on ne fut plus docile à ſes avis, on vit tomber l'art & la ſcience. Si l'intelligence eſt l'ame de nos productions, le génie en eſt le nerf; & le reſſort qui met l'exercice de ces deux facultés dans le plus beau jour, eſt le goût.

Il n'y a que le mauvais uſage de la raiſon, ou l'amour des paradoxes & des ſophiſmes, qui puiſſe le gâter & le corrompre. On ſe fait illuſion en conſidérant les objets de goût d'une maniere trop abſtraite & en ſéparant ce qui devroit être joint & bien uni. Au lieu de ſpéculer & de creuſer, il faut apprendre à ſentir les beautés & les perfections d'un ouvrage de l'art. Quoique les théories ſervent à fixer nos idées, elles ne nous doivent jamais diſpenſer d'agir; puiſqu'elles ne ſont deſtinées qu'à former de meilleurs artiſtes. Loin de condamner l'uſage de la raiſon, qui eſt l'arbitre du goût, il eſt ſûr que le mauvais goût, après avoir fatigué quelques générations d'hommes lourds & hébétés, n'a jamais échappé à la cenſure des bons eſprits, & leur a fourni des armes pour le combattre. Le mauvais exemple des beaux-eſprits & des artiſtes occaſionna des remarques & des regles pour les âges futurs: la vérité, après avoir été offuſquée quelque tems, reparut & répandit la lumiere & la vie.

Ce fut par le goût que les Grecs embellirent les préceptes de la raiſon, tout comme leur raiſon fortifia & affermit le goût. Il n'y a rien de plus fréquent que des objets capables de verſer la ſérénité dans nos ames. C'eſt dans tous les organes d'un homme de goût que l'aſſemblage des corps produit les ſenſations les plus fines & les plus piquantes. En travaillant ſur ce beau modele, l'eſprit ne peut jamais manquer de deſſeins & de vues; & l'on eſt porté à ſe mettre en action par la vivacité de chaque notion du goût, qui agit auſſi vîte que l'éclair & ſe répand comme le feu électrique. Le goût national des Grecs ne fut pas moins vif que le ſentiment du beau dont nous ſommes affectés pour un certain art. Malgré l'influence marquée de l'étude de la philoſophie dans la culture des arts & des lettres, il eſt néanmoins vrai de dire que la tranquillité, le ſang froid & le recueillement du philoſophe ne compatiſſent pas toujours avec la véhemence & l'activité qui ſont néceſſaires aux ouvrages de l'art, du génie & du goût. Laiſſez agir tous les objets ſur l'eſprit d'une nation qui a commencé à ſe reconnoître; pour peu que la raiſon y coopere, ſes jugemens auront de la juſteſſe & de la préciſion. Pourvu que la corruption n'ait pas gagné ſes parties les plus nobles, cette nation goûtera ce qui eſt naturel & décent.

Ce qu'on vient d'obſerver par rapport à la vérité, n'a pas moins lieu à l'égard de la vertu, ou du ſommaire des préceptes qui nous ont été preſcrits pour faire accorder nos actions avec les principes & les ſentimens de la bonté univerſelle; au lieu que le goût, ſans avoir égard au bon, met de l'accord entre nos actions & les regles de l'harmonie & du beau. On voit la diverſité qui ſe trouve entre la tendance qui nous dirige au beau, & celle qui nous fait viſer au bon, par la force avec laquelle le goût nous entraîne. Les impreſſions agiſſant d'une maniere preſqu'irréſiſtible, il dégénere plus d'une fois en paſſion. Car le goût porté juſqu'à ſon plus haut période, qui eſt l'enthouſiaſme, agit indépendamment de toute autre conſidération, & ne conſulte pas la bonté & la perfection morale. Quand l'ame eſt affectée & violemment émue, ſon attention eſt comme abſorbée & ſes lumieres ſont obſcurcies. Comme la ſphere de la vertu a ſes propriétés particulieres & diſtinctes de celles du goût, il ne faut pas être ſurpris de voir que *Brutus* n'avoit pas les talens de *Cicéron*, & que *Socrate* ne reſſembloit point à *Periclès* & à *Démoſthene*. Ceux

Ceux qui ſe ſignaloient par le goût le plus exquis du beau, n'avoient pas la même ardeur pour le bon; & Athenes avec tous ſes charmes fut obligée de céder aux vertus ſéveres de Sparte. Quoique l'agréable faſſe des impreſſions plus fortes que l'utile, nous n'avons garde de nier que l'artiſte ne puiſſe abſtraire les notions primitives du beau & les tranſporter au bon; mais il eſt preſque certain qu'il ne le fera pas. Les élémens des arts agréables ſont trop ſubtils, trop déliés & trop légers, pour produire des effets continus & tels que la vertu les exige. Nonobſtant la grande difficulté de faire aller de pair l'agrément & le devoir, il eſt inconteſtable que la corruption du goût eſt toujours proportionnée à celle des mœurs. Car le goût n'étant que le phénomene le plus apparent & le plus remarqué de la raiſon, du génie, des forces & des reſſorts de l'homme, il eſt clair qu'avec l'abrutiſſement de l'eſprit qui réſulte de la férocité & de la dépravation des mœurs, le goût doit naturellement baiſſer, & ſuivre la direction du mauvais exemple. Comment pourra-t-on connoître la nobleſſe des vues & la dignité des images dans un ſiecle où la volupté & le déréglement ont énervé l'ame? Les divinités auxquelles alors on offre de l'encens étant affreuſes, le culte qui leur eſt rendu ne l'eſt pas moins. Le goût, qui devroit être l'empreinte de la vertu, de l'ordre & de la décence, ſe perd avec ſon modele. Il eſt donc ſûr que le goût maintient les mœurs; & il n'eſt pas moins vrai que les mœurs favoriſent & avancent les progrès du goût, en lui fourniſſant de la matiere, des exemples, des encouragemens & des reſſorts. Avec la décadence & le dépériſſement du goût on voit s'évanouir juſqu'à la derniere lueur d'eſpoir de faire goûter la reforme. Tant que le goût ſert d'organe & de centre d'unité aux individus, on conſerve le ſtyle & l'accent de la décence.

Ces réflexions préliminaires ne nous donnant que des réſultats négatifs, le peu de ſuccès que nous font eſpérer ces ſortes de recherches doit nous ramener à la conſidération réfléchie de l'hiſtoire, qui détermine la combinaiſon des cauſes, ſoit principales, ſoit accidentelles du goût. C'eſt à la lumiere de ce flambeau qu'on voit paroître le phénomene le plus remarquable de l'intelligence, du génie, & des facultés pratiques de l'homme, ou le ſentiment univerſel du beau. Le tems où le goût s'eſt manifeſté avec le plus grand éclat, forme une époque très intéreſſante des progrès de l'eſprit humain. Chaque époque du goût eſt tellement propre à la nation où il a régné, qu'il ne faut jamais conſidérer ſon empire indépendamment du local. Toutes les queſtions ſur cette matiere ſe réduiſent à demander: Quelle fut la cauſe productrice du goût dans ce pays? Pourquoi n'a-t-il pas duré plus longtems? Si l'on conſulte les faits, ils nous apprennent que les cauſes qui ont fait baiſſer le génie, l'intelligence & les ſentimens, concouroient à la décadence du goût. Par ce concours des raiſons productrices du goût on entrevoit la cauſe de la rareté de ſes apparitions, & l'on parvient juſqu'à la ſource de ſes variétés & de ſes métamorphoſes; ce qui conduit l'Auteur à la ſeconde partie de ſon Mémoire ſur les cauſes du goût des Grecs & des nations qui ont marché ſur leurs traces.

En faiſant l'énumération des cauſes qui ont donné naiſſance au goût des Grecs, il lui paroit aiſé de découvrir ce qui l'a détérioré en Grece. Ces cauſes du goût ayant été variables de leur nature, elles contenoient le germe & le principe des variations qu'il a ſubies.

Homere eut le bonheur de vivre dans les plaines les plus riantes & les plus fertiles de l'Aſie mineure, qui étoient habitées par les Joniens. Le période de ſa vie ayant coïncidé avec le ſiecle où les traits du caractere grec commençoient à s'épurer & à s'embellir, il put joindre les charmes de la diction à l'énergie des mœurs antiques. A peine ſorti du tems qui par ſes merveilles paſſoit pour héroïque, l'eſprit des Grecs étoit encore monté ſur le ton du merveilleux. La tradition, ornée & vantée par la verve & l'imagination des poëtes, tenoit lieu de livres, d'école & de ſcience. La guerre de Troie fut un événement national, & auquel perſonne ne pouvoit s'empêcher de prendre part. Dans les exploits chantés par *Homere* chacun reconnut ſes ſentimens, ſes idées & ſes goûts. On écouta les chants du poëte avec le plaiſir raviſſant que produiſent les perceptions qui nous ſont bien familieres: & après que *Lycurgue* les eut recueillis & mis en ordre, ils devinrent le code des mœurs & le ſommaire du goût. La nature ayant formé *Homere* pour la Grece, elle conſomma ſon ouvrage en faiſant ſympathiſer l'eſprit de ce divin poëte avec celui des Grecs.

Leur art dramatique ne fut pas plus étranger au caractere de la nation que le ton harmonieux & ſonore de l'épopée. Les héroïdes, les jeux, les amuſemens, la muſique, & les uſages tant publics que privés, furent les matériaux dont on forma le théatre ſur lequel *Eſchyle*, *Sophocle* & *Euripide* firent tant de prodiges. L'action, les mœurs, les opinions, la muſique, le chant & les décorations, enfin tous les élémens de l'art dramatique détaillés par *Ariſtote*, n'avoient d'autre germe que celui du caractere national. Le Grec aimant à s'égayer & à agir en même tems, les pieces de théatre ne l'intéreſſoient qu'en le frappant & en l'attachant beaucoup. L'argument du drame, auſſi bien que la maniere de le traiter, devoient retracer à chaque Athénien ſa propre façon de penſer & d'agir. La théorie d'*Ariſtote* ayant été faite d'après les ſuffrages & la voix de la multitude, le philoſophe Grec devint le législateur du goût d'une maniere à peu près ſemblable à celle d'un homme initié dans les uſages des anciens peuples du Nord, qui s'érigea en arbitre de leurs cas litigieux. Le goût dramatique, dans lequel les Grecs excelloient, fut dônc l'effet du caractere national, du ſiecle & du local. *Homere* & *Sophocle* ayant le mieux ſaiſi le ton pathétique & naïf du langage des Dieux & des Héros Grecs, ces deux grands hommes firent époque, & *Pindare*, qui porta la ſublimité des tons lyriques juſqu'à l'enthouſiaſme poétique de la nation, ſe fit goûter & admirer dans ſon genre.

Il faut faire la même obſervation ſur l'art oratoire, qui tenoit à la conſtitution des États libres de la Grece, & aux meſures priſes dans les aſſemblées publiques où l'éloquent citoyen & magiſtrat pouvoit à ſon gré maîtriſer le peuple & faire pencher la balance en faveur de ſon avis. Comme l'éloquence étoit le vrai reſſort du gouvernement, l'ambitieux & l'homme de mérite en vinrent à ſe diſputer le prix de ce bel art; prix qui conſiſtoit dans l'autorité & dans la renommée. La fréquence de cet exercice ſervit à polir & à épurer le langage, qui coulant, riche & harmonieux, devint propre aux artifices & aux tours du rhéteur. Tous les talens des citoyens & leurs plus grands efforts étant réunis & concentrés dans le ſoin de cultiver l'art de la parole, on vit naitre des *Périclès* & des *Alcibiade*, des *Phocion* & des *Démoſthene*. Comme leurs harangues n'étoient pas des diſcours d'oſtentation & d'apprêt, ces orateurs étoient vifs, preſſans, & animés par la flamme du génie qu'ils allumoient au foyer de la liberté & du patriotiſme.

Le ſuccès que l'on eut dans la culture des lettres s'étendit ſur les beaux-arts. Comme le goût du beau eſt l'ame des arts qui s'en occupent, ce goût fut extrêmement favoriſé par les avantages de la figure & de la phyſionomie de la plûpart des Grecs de l'un & de l'autre ſexe. La vivacité de leur caractere, le penchant qui les entraînoit au plaiſir, leurs manieres aiſées & décentes, le beau feu qui animoit leur converſation, la gayeté de leurs jeux & de leurs divertiſſemens, l'amour de la magnificence dans les cérémonies & dans les édifices publics, la délicateſſe de leurs notions dans tout ce qui concernoit l'honneur & la gloire, ſecondoient extrêmement les artiſtes. Tous ces ſentimens, qui ont été ſi bien développés par le célebre *Winkelmann*, concouroient à entretenir la chaleur du génie des Grecs, qui enfanta des chefs-d'œuvre, parce que ce peuple ſuivoit les meilleures maximes de l'éducation tant publique que particuliere. Pour avoir la fineſſe & la délicateſſe du tact des Grecs, il faut être imbu des mêmes ſentimens & avoir le même caractere.

De tout ce que nous venons de dire on peut tirer cette concluſion claire & évidente, que le goût des Grecs a été tellement propre à cette nation, qu'on doit le conſidérer comme le réſultat de ſon caractere public, & l'effet du genre de vie, du gouvernement & du local. Tant que la combinaiſon des cauſes publiques & nationales du goût des Grecs lui donna de l'autorité & de l'efficace, de la force & de la vigueur, il produiſit une infinité de beaux ouvrages & de chefs-d'œuvre de l'art. Mais avec l'extinction de la liberté & de la conſtitution, des ſentimens & des mœurs, le goût, qui en avoit été le plus bel effet, s'évanouit pour quelque tems, reparut de nouveau, & ſe perdit à la fin.

On ne pouvoit être l'*Homere* des Grecs que dans une ſeule combinaiſon de circonſtances, qui étoit celle où avoit paru le véritable *Homere*. Tous ceux qui dépourvus des ſecours dont jouit l'ancien poëte, entreprirent de marcher ſur ſes traces, ne furent que de faux *Homeres*. *Apollonius* écrivit ſes Argonautiques ſous le regne des *Ptolémées*, & dans un ſiecle qui n'eut rien de ſemblable à celui de Troie. Comme les contemporains du poëte avoient un tour d'eſprit, des uſages, des ſentimens & des mœurs qui les faiſoient entierement différer des Argonautes, *Apollonius* n'intéreſſa perſonne, & ne fut qu'un fade imitateur. Dès que les notions, les uſages & les mœurs que doit décrire le poëte, lui ſont étrangeres & ne l'affectent plus, il eſt hors de ſa ſphere, & n'y peut ramener perſonne. Cela eſt ſi vrai qu'avec beaucoup de talent on échoue plus d'une fois dans une matiere qui n'a pas été ſuffiſamment amenée & préparée. Les Grecs, tout ſpirituels, pénétrans & actifs qu'ils étoient, n'auroient pas réuſſi dans l'épopée, s'ils avoient voulu dévancer l'époque de l'Iliade. Tant il eſt vrai que chaque époque du goût eſt l'effet immédiat & néceſſaire du ſyſtême complet des cauſes occaſionnelles.

Pour ſe convaincre de la vérité de cette propoſition fondamentale on n'a qu'à conſidérer le ſort de l'art dramatique des Grecs, qui baiſſa dès qu'on n'eut plus les mêmes reſſorts. Tous les ſujets de ces pieces ayant été empruntés de l'aſſemblage des traditions & des fables que l'on nommoit *Cycle*, ils ne charmoient plus des ſpectateurs chez leſquels ils paſſoient pour ſurannés. Quand on eſt aſtreint à ſuivre un certain nombre d'idées, la matiere s'épuiſe & la veine vient enfin à manquer; de ſorte que les derniers imitateurs n'ont que le mérite frivole de relever les fautes des copiſtes. L'eſprit d'imitation tient d'ailleurs de la ſervitude & de la contrainte. Un homme qui eſt réduit à imiter parce qu'il ne peut rien tirer de ſon propre fond, doit ſe trainer ſur les pas des grands maitres. Ce n'eſt que la préſence des objets capables d'enflammer le génie qui produit des ouvrages ingénieux; & le goût devient factice, dès que la perſuaſion & le ſentiment font place au travail de la mémoire. Les regles, les explications & les méthodes ne donnent qu'un goût artificiel, & ne réveillent pas aſſez celui de la nature. S'il n'eſt plus le goût chéri de la nation, les traces qu'il a laiſſées le transforment en une vaine curioſité qui aboutit à l'enflure. Avec la liberté de fronder le vice & de lui arracher le maſque, le théatre grec perdit ſa force & ſa conſiſtence; on eut beau produire des pieces qui ſe diſputoient le prix de la décence, de la politeſſe & de l'imitation; ces pieces deſtituées de franchiſe, de naïveté & de nerf, produiſirent des effets ſemblables à ceux de la ſatiété & du goût uſé. Le bon goût, qui ne reſpiroit que dans quelques ouvrages & dans l'ame de ceux qui les goûtoient, fut obligé de céder au torrent du mauvais exemple.

Comme la liberté n'exiſtoit plus, il eût été ridicule de porter des coups en l'air, & de s'échauffer pour un phantôme. Il n'y avoit plus de *Démoſthene*, parce qu'il n'y avoit plus de ſujet propre à inſpirer les orateurs. L'indépendance des Grecs & le danger de la perdre pouvoient ſeuls par des intérêts auſſi univerſels préparer les foudres de l'éloquence & les faire tomber avec éclat. Les entrepriſes de *Philippe* obligerent *Démoſthene* à faire les derniers efforts pour porter dans l'ame de ſes auditeurs le beau feu qui animoit ſes diſcours. Il faut ſe ſentir citoyen & libre pour prendre ce ton hardi & ſublime qui fut familier aux anciens orateurs. Comment un rhéteur qui ſentoit toute la baſſeſſe de ſon état, pouvoit-il prendre le ton du magiſtrat & de l'homme public? L'éloquence bannie des tribunaux & des comices ſe réfugia dans le barreau, & le ſpectre de l'éloquence éleva la pouſſiere de l'école. A la place des anciens orateurs on ne vit que des ſophiſtes qui par des tours & des geſtes étudiés tâchoient d'atteindre à la majeſté des tribunes aux harangues. Tout ce qu'on vient de dire a été obſervé par *Longin*, qui a fait ſentir les cauſes auſſi bien que les preuves du déclin de l'art oratoire.

Les beaux arts, qui ont un champ plus vaſte & une ſphere d'activité plus étendue que les lettres, ſe maintinrent après la perte de la liberté & furent cultivés avec ſuccès. Comme la religion & l'empire eurent beſoin du ſecours de l'art, on en conſerva les chefs-d'œuvre; & le ſuffrage des *Alexandre*, des *Ptolémées* & des *Pyrrhus* releva le courage des artiſtes. Cette durée des beaux arts en Grece fut l'effet de la fécondité de leurs germes, qui, favoriſés par le ſol, produiſirent de nouveaux fruits. Le goût national ayant eu le tems de jeter des racines aſſez profondes dans l'eſpace qui s'écoula depuis la guerre avec les *Perſes* juſqu'à celle du Péloponneſe, on le vit régner après ce terme. La belle imitation de la nature & l'heureux uſage des regles ne tiennent pas moins aux organes du corps qu'à ceux de l'eſprit; c'eſt pourquoi leurs impreſſions ne ſe perdent pas dabord, & le flambeau de l'art luit encore quand celui des lettres eſt couvert de nuages.

Les merveilles du ſiecle des *Philippe* & des *Alexandre* ne rendirent pas au goût ſa pureté & ſon agrément originaire. Après la perte de tous les ſentimens de dignité & de liberté civile, on n'eut plus cet enthouſiaſme & ces élans qui ne ſont propres qu'à l'amour du bien public. La plus belle paſſion, celle de la gloire, n'ayant plus d'objets réels, l'idéal de la repréſentation ne produit pas le même effet. En ôtant au poëte les ſentimens qui ſont valoir ſes poëmes, on empêche le génie poétique de prendre un plein eſſor. L'ame dirigera-t-elle l'intenſité de ſes forces vers les objets de l'adminiſtration publique, lorſqu'elle n'ôſe plus agir & y prendre part? Nous ne ſommes affectés vivement que de ce qui nous touche de près; & quand nous ſommes obligés de parler au nom d'autrui, la gêne & la contrainte regnent dans nos diſcours. Si vous voulez faire revivre l'eſprit des anciens hiſtoriens, il faut que vous faſſiez renaître le ſiecle des *Xénophon* & des *Thucydide*. *Alexandre* n'eut aucun hiſtorien du mérite de ces grands hommes, & s'ils avoient vécu de ſon tems il leur auroit fallu un autre ſujet que la conquête de l'Aſie. Les faits qui tenoient le plus au caractere d'*Alexandre* étoient regardés comme des faits étrangers & qui n'intéreſſoient perſonne. Quand les lettres ont ces ſortes d'objets, on les cultive comme des plantes exotiques. Ce que l'on gagne dans un ſiecle aſſervi, ſe réduit au ſoin que l'on prend de rendre ſes ridicules moins choquans. La comédie, qui doit les peindre, prend alors un tour plus poli, & l'art mis en œuvre par la néceſſité, y donne un dernier coup de pinceau. *Ménandre* obligé de garder des ménagemens avec les vices & les vicieux, joignit à ſes peintures les fineſſes de l'agrément & de la décence. Les mœurs du ſiecle empêchant qu'il ne parût un nouvel *Ariſtophane*, le théatre devint toujours moins intéreſſant, & perdit avec ſa juriſdiction ſon plein effet. Quoique la bienfaiſance des *Ptolémées* fit paroitre des pléiades de poëtes, ces foibles imitateurs des anciens ne brillerent qu'à Alexandrie. *Théocrite* fut le ſeul qui eut du ſuccès, & il le dut aux plaiſirs ſimples & innocens de la vie paſtorale, qui contraſtoient trop avec les mœurs dépravées du ſiecle pour ne pas cauſer une douce émotion & des ſenſations d'une nouvelle eſpece. La poéſie, qui autrefois avoit été le langage des Dieux, devint celui de l'adulation la plus ſervile. Voulant ſuppléer à la force du génie par les fineſſes des rhéteurs & des traits d'érudition, ce bel art perdit ſa dignité & le reſte de ſa vigueur. L'idiome des Grecs, tranſplanté dans les contrées de Syrie & d'Égypte, contracta le goût du ſol, & fut altéré par le mélange des opinions & des mœurs étrangeres. Comme il y avoit des Grecs répandus dans la Perſe & juſqu'aux Indes, leur eſprit fut imbu de la doctrine des Mages & de celle des nouveaux Helléniſtes. Leurs idées alembiquées & fantaſques ſe mêlant à ce qui ſubſiſtoit encore du caractere national, cauſerent une fermentation dont les effets s'étendirent depuis le Caucaſe juſqu'en Lybie. Cet alliage monſtrueux fit perdre à ce bel idiome ſon tour ſimple & aiſé, ſans le dénaturer entierement, parce que la lumiere du goût, dans le tems même qu'elle deſcendoit ſous l'horiſon, ne laiſſoit pas de répandre encore quelques rayons. Ce qui tient au caractere d'un peuple ne peut en effet jamais ſe perdre. Les Grecs ont encore de la gayété, & leur eſprit fin & actif les rend propres à recevoir les impreſſions de leur heureux climat. En comparant les anciens monumens de ce peuple avec les traits de ſon caractere préſent, on voit qu'il ne lui manque que l'influence du génie lumi-

neux

neux & bienfaiſant de ſes aïeux. Mais nonobſtant tout ce qui dépoſe en faveur de la nation, il eſt très probable que le beau ſiecle du goût produit par le concours de tant de cauſes & de circonſtances locales, ne reviendra plus.

Il y eut cette différence entre le goût des Romains & celui des Grecs, que celui des premiers ne tenoit pas immédiatement au caractere & aux uſages de la nation. Les Romains s'aggrandirent dans un tems où ils n'avoient aucune idée du goût. Ils étoient ſi peu ſenſibles à ſon utilité & à ſes charmes, que leurs citoyens les plus illuſtres ſe ſignalerent en s'oppoſant avec zele à l'introduction des lumieres & des ouvrages du goût. Au lieu d'être le reſſort & la marque caractériſtique de l'activité publique & particuliere, comme il le fut à Athenes, on le regardoit à Rome comme une branche de connoiſſances étrangeres à l'intérêt de la nation, qui ne tenoient qu'à la curioſité, à l'amuſement & au faſte. L'épopée fut une de leurs productions les plus lentes & les plus tardives. *Virgile*, au lieu d'être l'*Homere* de la nation, ne fut que le poëte d'*Auguſte*; & l'Énéide n'eut aucune influence dans le gouvernement, les mœurs & les ſentimens. Le théatre, qui, ſelon *Ariſtote*, doit être l'école des mœurs, n'eut jamais aſſez d'aſcendant ſur la fierté romaine. Les meilleurs auteurs, ſoit comiques, ſoit tragiques, étoient des moraliſtes, des beaux-eſprits, des rhéteurs & des adulateurs qui dialoguoient leurs pieces en vers. L'eſprit poétique des Romains n'ayant pas pu tirer ſes richeſſes de ſon propre fond & ſa force du local, on fut obligé de recourir à l'autorité & à la protection des *Auguſte* & des *Mécene*. Dès que le goût n'eut plus ces ſoutiens, il ſe changea & s'abatardit; ce qui ne ſeroit jamais arrivé, ſi les Romains s'y fuſſent attachés indépendamment de toute conſidération extérieure. Le goût des *Virgile* & des *Horace* fut ſi peu celui des Romains, que le dernier l'avoue ingénûment dans ſon Art Poétique. Malgré la flatterie & les flatteurs, il fut impoſſible à *Auguſte* de faire renaitre le beau ſiecle d'Athenes, parce que les mœurs & les ſentimens des Athéniens ne s'accordoient en aucune maniere avec l'eſprit de la conſtitution romaine du tems d'*Auguſte*.

Le goût de la poéſie n'étant pas univerſellement répandu chez les Romains, ils eurent de grands ſuccès dans l'éloquence & l'hiſtoire.

Comme ils n'avoient proprement d'autre idole que la gloire du nom romain, ils étoient bien aiſes de la perpétuer, & c'eſt pourquoi leurs *Ennius* & leurs *Varron* n'écrivirent que des chroniques & des hiſtoires. Les anciens tragiques viſoient plutôt à la narration des faits qu'à l'invention de belles épiſodes. *Caton* le Cenſeur, qui appuyoit fortement ſur l'intérêt national, donna du nerf à l'éloquence, & mit de l'inſtruction dans les récits de l'hiſtoire. *Tite-Live*, *Céſar*, *Salluſte* & *Cicéron* épurerent & perfectionnerent le goût romain. La poéſie, qui vint après, contribua beaucoup à enrichir la langue des Romains & à égayer leur philoſophie. Mais malgré tous les progrès que les Romains firent dans les connoiſſances du goût, il ne fut jamais qu'un ſimple ornement, qu'un objet acceſſoire aux yeux de la nation. Préférant l'utile à l'agréable, ce peuple dominateur eut une prédilection marquée pour l'éloquence, la légiſlation & l'hiſtoire. Comme ce peuple étoit deſtitué de la fineſſe des organes & du tact qui caractériſoit les Grecs, le Romain ne ſe piqua jamais d'un goût délicat ni d'être connoiſſeur né & formé par la nature.

La conſtante ſolidité du goût romain pour tout ce qui étoit bon, ſage & honnête, ſe ſoutint auſſi longtems qu'il fut excité, renforcé & entretenu par mille actes de vigueur & de patriotiſme. Les premiers orateurs furent de ſimples citoyens, animés de ce beau feu que l'amour de la patrie allume dans le ſein des bons patriotes. Magiſtrats ou Pontifes, Généraux ou Cenſeurs, ils parloient d'après leurs ſentimens & leurs actions. Les premiers hiſtoriens, qui ne compoſerent que des chroniques, reſſembloient à ces orateurs civils par la chaleur de l'intérêt qu'ils prenoient au ſalut de Rome & à l'honneur de chaque famille romaine. On raconta, on agit & on harangua dans le même eſprit. L'enthouſiaſme des *Gracques*, les apoſtrophes de *Caton* & les torrens d'*Antoine* eurent la même origine. L'éloquence reſta dans cet état juſqu'à ce que *Cicéron* porta ſur la tribune aux harangues l'harmonie riche, nombreuſe & ſonore des périodes du langage grec. Tous les grands hommes qui vivoient vers la fin de la république, furent orateurs & hiſtoriens, ou du moins protecteurs de ces deux arts, qui étoient ſi étroitement unis au caractere romain, que ſi l'éloquence tenoit le timon des affaires, on ne mettoit d'autres bornes à ſes effets victorieux que celles qui devoient réſulter de la connoiſſance des faits.

Le regne des *Céſars* ne put effacer les impreſſions que l'humeur ſanguinaire & tyrannique des citoyens ambitieux fit ſur l'eſprit & le caractere des Romains. Quoique du tems des Empereurs les vrais ſentimens romains fuſſent taxés de rebellion, ils ne laiſſerent pas de ſubſiſter. Ces maîtres du monde eurent ſi peu de goût, que l'un punit de mort un homme qui lui répondoit en dialecte éolien, & qu'un autre étendit ſes proſcriptions ſur les écrits d'*Homere*. Un troiſieme voulant introduire de nouvelles lettres & de nouveaux termes, corrompit le langage tout comme il avoit corrompu les mœurs. Rome eut enfin des maitres qui en dépit d'*Apollon* & des Muſes firent des hiſtoires en vers. L'hiſtoire, obligée de plier ſous le fer du tyran, eſt réduite à déguiſer la vérité, ou à garder le ſilence. Si l'on n'a pas l'art de l'envelopper d'un tiſſu de termes ambigus & obſcurs, comme fit Perſe, on paye bien cher ſa candeur. Ennemis de la liberté, oppreſſeurs de l'humanité, de combien de maux ne vous rendez-vous pas coupables ! Un des plus fâcheux ſans doute eſt l'extinction du goût & de tout bon ſentiment. A quoi ſe réduiſoit dans ces tems malheureux l'éducation romaine, le reſpect dû aux images des aïeux ; aux loix, à la conſtitution & à la liberté ! L'éducation étoit confiée aux eſclaves ; l'adulateur traveſtiſſoit les faits ; le ſoin du bien public étoit abandonné aux fantaiſies du tyran & aux caprices de ſon favori. Il ſuffit de lire l'excellent Traité ſur la décadence de l'éloquence romaine pour être intimement perſuadé de la grandeur du mal par les effets qu'il produiſit. *Quintilien* en découvre la ſource avec un dépit accompagné de la plus profonde douleur. *Pétrone* n'eſt jamais plus éloquent que lorſqu'il déclame contre le mauvais goût. *Pline* avoue avec une aimable candeur que les paſſages qui lui avoient le moins coûté, étoient les meilleurs & les plus beaux. *Séneque* ſur ce point prononce ſa propre condamnation. *Perſe*, *Martial* & *Juvenal* percent le mauvais goût des traits de la ſatyre la plus âcre & la plus mordante. Ces auteurs reconnoiſſoient le mal, mais ils ne ſavoient pas y remédier, Malgré l'univerſalité du mauvais goût, les Romains ne manquerent pas d'encouragemens, d'érudition & de ſcience. *Tibere* eut une Académie compoſée de grammairiens, qu'il chargea un jour d'autoriſer un barbariſme. *Claude* écrivit une apologie de *Cicéron*. *Néron* enrichit Rome des dépouilles de la Grece. *Veſpaſien* penſionna des rhéteurs. *Domitien* confia à *Quintilien* l'éducation de l'héritier de l'empire. *Trajan* fut en commerce de lettres avec *Pline* le jeune, & la cour d'*Adrien* avoit l'air d'une Académie. Mais tout ce que les Céſars mirent en œuvre pour favoriſer la culture des lettres, ne produiſit aucun effet favorable au goût, parce que rien ne peut jamais être produit ſans le concours des cauſes internes & externes, ou des ſentimens & du local. Or les ſentimens auſſi bien que le local répugnoient alors à la production du goût, qui préſuppoſe l'enthouſiaſme de la liberté, du patriotiſme, de la décence & de la vertu, qui manquoit alors aux Romains.

Rien de plus triſte & de plus réel en même tems que l'inutilité des efforts qu'on fait pour ramener le goût dans un pays qui n'en eſt pas le ſol natal. L'hiſtoire de la littérature romaine vient à l'appui de cette obſervation. *Pline* le Jeune écrivit des lettres où, au lieu de prendre ce ton familier qui doit régner dans le genre épiſtolaire, il n'eſt occupé que de l'envie & du ſoin de plaire. Si l'hiſtoire, du tems de *Tacite*, avoit oſé plaider l'intérêt du bien public & de l'honneur national, comme elle le fit du tems de *Tite-Live* & de *Salluſte*, *Tacite*, l'hiſtorien des Empereurs, n'auroit pas tant raffiné ſur leur duplicité & ſur leurs vices. Sa briéveté trop conciſe fut moins le palliatif de ſes propres défauts que de ceux de ſon ſiecle. Comme il ne ſe forme jamais dans les républiques des ſyſtêmes profonds d'atrocité & de ſcélérateſſe, *Tacite*, qui aimoit ſa patrie & la vertu, révolta le lecteur en décrivant des actes révoltans. Ayant le malheur de vivre ſous la tyrannie & les tyrans, il fut réduit à amener les événemens, effets de la malice & de la ruſe. Son hiſtoire prend la couleur & le ton du ſiecle; il ne parle qu'à demi mot, & met à chaque inſtant le doigt ſur la bouche. Il n'oſe juger les hommes d'après les faits; il s'engage dans le dédale tortueux des paſſions & va ſe perdre dans les détours de l'artifice. Malgré la candeur qui regne dans les

Inſtitutions de *Quintilien*, l'auteur fut beaucoup moins orateur que grammairien & rhéteur. *Séneque* ne fut ſupérieur à ſon ſiecle que par ſes pointes & par des défauts que rachetoient de grandes beautés. Ayant bâti ſa morale en l'air, il logea ſon Sage dans un palais. *Séneque* le tragique court après l'élévation que nous admirons dans *Sophocle*, & n'a que de l'enflure. Le ſtyle de *Lucain*, ronflant & ampoulé, indiquoit le génie d'un ſiecle qui vouloit paſſer pour héroïque, quoiqu'il n'eût pas de vrais héros. Le ris moqueur d'*Horace* n'ayant pu corriger ſon ſiecle, *Juvenal*, pour le châtier de ſon obſtination perverſe, métamorphoſa ſon Satyre en Faune & l'arma d'un fouet ſanglant. *Perſe*, plein de génie & d'un ſens profond, fut le *Tacite* de la poéſie. *Silius*, ſans être inſpiré par le génie de *Virgile*, ne laiſſa pas de l'invoquer aux piés de ſon buſte. *Martial* cueillit des fleurs tantôt ſur le Parnaſſe, & tantôt dans les marais. Tous les efforts de ces hommes de génie pour atteindre à la véritable notion du beau, ayant été vains & infructueux, il faut dire que leurs tentatives n'ont pas réuſſi parce qu'ils vivoient dans un ſiecle où le concours des ſentimens, des mœurs & des uſages ne favoriſoit en aucune maniere les progrès & la perfection du goût.

On doit attribuer ces effets à l'origine étrangere du goût des Romains. La durée de ſon empire ſe régla donc ſur la reſſemblance qui ſe maintint entre la maniere de le cultiver à Rome & à Athenes. Tranſporté à Rome le goût des Grecs y contracta de la fermeté & de la roideur : qualités qui caractériſoient les Romains. Les orages & les tempêtes des guerres civiles arrêterent & retarderent la marche du goût. Mais malgré la fureur des partis qui ſe déchiroient & s'entretuoient, la barbarie des mœurs ne put jamais le bannir entierement, parce que chacun des Romains idolâtroit la grandeur romaine, & parloit une langue qui tenoit à l'énergie du caractere national. Comme les choſes qui viennent du dehors ſont ſujettes au changement, le goût des Romains régna dans le court eſpace du tems où Rome revenue de l'agitation & du trouble commençoit à reſpirer. Un calme profond ayant ſuccédé à ces orages, on regarda cette eſpece de bonace comme l'ouvrage d'une divinité bienfaiſante & on y joignit une foule de ſenſations délicieuſes que faiſoit naitre la grandeur, la ſécurité & la majeſté de l'empire. Mais l'illuſion étant une fois diſſipée & le mal paroiſſant à découvert, on vit avec douleur que les atteintes données à la liberté étoient près d'éteindre la flamme du génie & du goût.

C'eſt communément à *Léon X* & à la Maiſon de Médicis qu'on attribue la renaiſſance du goût; & rien n'eſt plus vrai lorſqu'on ſépare le génie du goût. Ce fut le génie qui rendit la langue italienne propre à la poéſie & à la proſe, & pour la mettre dans cet heureux état on n'attendit pas l'époque des Médicis; on jeta les fondemens de ce grand ouvrage dans les tems les plus calamiteux. Même pendant le regne de *Léon X* le goût ne fut pas aſſez épuré pour décerner les penſions & les récompenſes à l'*Arioſte*, mais elles furent le partage des poliſſons, des verſificateurs, & des auteurs cicéroniens. *Laurent* de Médicis, *Bembo*, *Politien*, *Caſa*, *Michel-Ange* & *Léonard da Vinci*, qui paſſent pour les reſtaurateurs du goût, furent de l'école de *Pétrarque*. Ainſi le retour du goût fut l'effet des tems plus obſcurs & antérieurs au ſeizieme ſiecle. Ce furent le *Dante*, *Boc-*

cace, *Cimabue* & *Giotto* qui applanirent les routes. A conſidérer la choſe de près il faut dire que le goût n'a jamais été tout à fait banni de l'Italie. . Défiguré & abatardi par mille traits de la barbarie du ſiecle, il conſerva néanmoins de beaux reſtes de ſon ancien caractere original. Semblable à une riviere qui coule entre de hautes montagnes, le goût reparut dans un ſiecle où la main bienfaiſante des Médicis eut ſoin de lui procurer un cours bien réglé. Par l'autorité & les richeſſes dont jouiſſoit cette illuſtre famille, elle répartit les eaux de l'Hippocrene dans les principales villes d'Italie. Éclairés & courageux en même tems, ces zélés protecteurs des arts & des lettres écarterent tous les obſtacles, & profitant des travaux de leurs ancêtres, ils moiſſonnerent ce qui avoit été ſemé longtems avant eux.

Dès que l'on ſait l'origine & la tendance d'un goût qui va renaître, on n'ignore pas les raiſons de ſa décadence. Ce qu'il y eut de défectueux & d'imparfait dans ſa renaiſſance nous rend raiſon de ſa chûte.

Les anciens retrouvés ſervirent à polir & à épurer la langue. Dans la chaleur du premier zele on les imita pour la matiere & pour la forme. Il n'y a rien qui ait tant illuſtré l'Italie que le ſoin de rétablir la pureté du texte ancien. Il ne falloit pas moins que l'eſprit fin, pénétrant, profond & réfléchi des Italiens pour tenter une telle entrepriſe & pour l'exécuter au milieu des plus grandes agitations. Ce travail, tout diſtingué qu'il étoit, ſe réduiſit cependant à imiter les anciens & à rétablir la pureté du texte original. L'ardeur d'imiter dure juſqu'à ce qu'il ne reſte plus rien qui ſoit digne d'être imité. Après que les modeles auſſi bien que les inſtrumens du goût eurent été bien polis, on en fit l'uſage qu'on faiſoit autrefois des *vœux* qui dans les temples dépoſoient en faveur des guériſons miraculeuſes. L'étude des anciens demandant des ſoins infinis, il reſte toujours quelque choſe à rectifier & à corriger dans l'uſage des regles. Ce cercle de ſoins & de travaux paroît être l'hiſtoire encyclopédique du goût italien.

Il n'égaloit pas à beaucoup près celui des Romains & des Grecs, qui, fondu dans le caractere national, intéreſſa & ébranla la nation dans le tems où elle ſe portoit de toutes ſes forces au beau & au grand. Quoique le goût des Romains eût des entraves qui lui déroberent une partie de ſa perfection & bornerent ſa durée, il fut néanmoins préférable au goût des Italiens modernes. Car la conſtitution, les ſentimens & les mœurs qui influoient dans le goût romain, produiſirent de plus grands effets que le ſoin de l'imitation & le déſir d'obtenir des récompenſes. Le plus petit nombre de ces imitateurs du goût des anciens, pouſſé par une noble émulation, entra en lice & fournit une nouvelle carriere. Ces généreux efforts parurent hors de ſaiſon dans un ſiecle qui devoit ſervir de trophée aux anciens & à la beauté de leurs ouvrages. Deſtinées à entretenir & à renforcer les ſentimens nationaux, les plus belles antiques ne ſervent aujourd'hui qu'à la décoration, ſoit religieuſe, ſoit civile. En mélant le ſacré avec le profane & en confondant les ſiecles & leurs uſages, le moderne n'a point de regle fixe du beau & du grand. Son goût étant donc incertain & flottant, il peut aiſément dégénérer. Comme l'on ne peut imiter que juſqu'à un certain point qui ne peut jamais être défini, il eſt fort aiſé de paſſer le but. Quand la culture des arts n'eſt que l'effet du goût particulier de l'artiſte & de la munificence du Prince, elle n'a point d'appui ſolide.

Les arts, comme l'architecture & la peinture, ont une deſtination plus déterminée & plus préciſe que les lettres. Mais les principes de ces arts exercés par les modernes ne laiſſent pas d'être fort inférieurs à ceux des anciens, qui, imbus des notions du beau, les ſaiſirent avec enthouſiaſme. Comme l'on ne pouvoit pas mieux faire que les anciens, on décompoſa leurs ouvrages, & on déſunit des vues qui auroient dû opérer enſemble. Ce qui ne fut pas dabord téméraire, le devint entre les mains d'un artiſte qui, guidé par l'oſtentation de l'amour propre, fit prévaloir ſon propre ſens aux regles invariables du beau. Quand on donne beaucoup à la prévention, l'on ne trouve plus d'attraits dans les beautés ſimples & frappantes de la nature.

Les langues que nous nommons ſavantes, étant riches & châtiées, avancerent extrêmement les progrès du goût. Il n'en eſt pas de même du ſoin ſcrupuleux d'imiter le ſtyle des anciens, qui tient plutôt à l'érudition qu'au goût. *Bembo* écrivit l'hiſtoire de Veniſe du ſtyle dont il eût fallu écrire l'hiſtoire romaine; & cependant les faits de l'hiſtoire des Vénitiens & leurs maximes ne quadrent point avec les actions & les ſentimens des Romains. Il eſt même ridicule de prêter aux Pontifes le ſtyle des Conſuls & de leur faire obſerver toutes les minuties des anciens grammairiens. Cette exactitude affectée ne produit qu'une ſéchereſſe infructueuſe & un goût factice, qui emporte trop loin & aboutit à des acroſtiches & à des anagrammes. Dans le dix-ſeptieme ſiecle on continua à faire les mêmes efforts que dans le ſiecle précédent; & l'Italie reſta dans le même état. Le génie fin, curieux & réfléchi de la nation eſt encore le dépoſitaire des germes du goût, dont les notions épurées ne produiſent pas tous les effets auxquels elles ſont deſtinées, parce qu'elles ſont embarraſſées d'une foule de notions étrangeres, & que les ſentimens du beau ne ſont pas aſſez favoriſés par la conſtitution, les mœurs & le local.

La poéſie italienne prouve ce qu'on vient d'avancer. Formée ſur l'idéal & l'abſtrait des regles, elle ne fut dirigée par aucun aſſemblage de notions qui tinſſent à la façon de penſer

ſer & à celle d'agir du public. L'école de *Pétrarque* avoit des notions & prenoit des ſujets trop chimériques pour être en état d'entrer en parallele avec les anciens. *Arioſte* parut, & bâtit un château enchanté, parce qu'il n'avoit pas aſſez de matériaux pour élever un édifice maſſif & ſolide. Au delà de la ligne tirée par ce puiſſant génie il n'y a que du phébus, & ſon ouvrage confine aux contes des fées. Le *Taſſe* fut imitateur de l'*Arioſte*, mais il n'eut pas la chaleur & le beau feu de l'auteur de *Roland*. Ses images ſont d'autant plus froides qu'elles ſont plus aſſujetties aux regles. *Marino* ne fit aucun cas de la vraiſemblance, & donna dans l'hyperbole. On devoit s'attendre à cet écart, le goût des Italiens n'étant ni fixe, ni ſûr. Un critique anglois va juſqu'à dire que la poéſie paſtorale des Italiens eſt le véritable écueil du goût, dont la notion peu ſtable eſt probablement la cauſe du peu de ſuccès que les Italiens eurent dans le genre tragique. Le théatre de ce peuple auſſi bien que ſa muſique ont été formés ſur un eſpece d'idéal qui n'a jamais eu de modele réel & conſtant. La vraie raiſon de ce qu'ils ne ſont plus de progrès eſt qu'ils en ont déja beaucoup fait, & que rien ne les preſſe & ne les détermine à en faire davantage.

Si cette conſidération n'eſt pas trop honorable aux arts, elle eſt bien conſolante pour ceux qui les cultivent. A force d'imiter, de copier & de repréſenter les idées des anciens ſous une infinité de faces différentes, les Italiens devinrent les maîtres de toutes les nations européennes. L'*Arioſte* forma *Spencer*, & la ſatyre italienne fit éclorre le genre de *Rabelais*. Les Nouvelles de *Bocace* réveillerent le génie de *Shakeſpear*, & le donnerent aux Anglois. La philoſophie & la politique des Italiens, accompagnées de leurs bons & de leurs mauvais effets, paſſerent les Alpes & ſe répandirent en Europe. *Charles V*. & *François I*, animés par la plus vive émulation, voulurent l'emporter ſur l'Italie, & en même tems ces Monarques ſe diſputoient le prix l'un à l'autre. L'Italie, ſi propre par la ſituation & le caractere de ſes habitans à donner le ton à l'Europe, le donna aux arts européens.

La ſucceſſion des événemens amena encore une époque du goût ſous le regne de *Louis XIV*, & l'on peut y appliquer ce qu'on a dit des circonſtances qui amenerent celle des Médicis.

Des génies qui ne prétendoient à aucune récompenſe de la cour, préparerent la révolution du goût françois. *Rabelais* & *Montagne* furent les avantcoureurs du ſiecle de *Louis XIV*, où le bon goût s'établit en France, malgré toutes les traverſes & tous les obſtacles. *Richelieu* ſe ſervit de ſon autorité & de celle de ſa nouvelle Académie pour combattre le génie & le goût naiſſant de *Corneille*. Les Grands ne favoriſent jamais le goût en général, mais celui qui leur eſt propre. Il ne faut donc pas être ſurpris de voir que les meilleurs eſprits du ſiecle de *Louis XIV* ne fuſſent point attachés à la cour, ou n'y fuſſent pas vus de bon œil. *Paſcal*, *Fénelon*, *la Fontaine* & *Rouſſeau* étoient haïs, ou traités du moins avec indifférence. *Racine* n'auroit rien perdu du côté de la vigueur & de la force à être moins courtiſan. Le public ayant goûté divers ouvrages d'agrément qui parurent dans ce beau ſiecle, la renommée réveilla le goût de *Louis*, qui les ſcella de ſon approbation, après que le génie de quelques grands hommes l'eut mis en état d'agir. La langue, enrichie de mille expreſſions & de tours, s'embellit, & épura le langage de la cour, ſur le modele duquel la nation forma le ſien. Les divers genres de ſtyle prirent l'empreinte de la décence, de la dignité, de l'éclat & de l'activité du regne de *Louis*. Chacun s'attachant à imiter dans ſa ſphere particuliere ce qui pouvoit être de ſon reſſort, le goût ſe répandit univerſellement. L'éloquence, qui n'oſoit prendre un vol trop haut, & embraſſer l'adminiſtration publique, mit dans la diction les bienſéances, la pureté & la nobleſſe. Par les mêmes raiſons il fut défendu au théatre d'appuyer ſur les vertus civiles. A la place des traits trop caractériſtiques & marqués on fit paroître ſur la ſcene les convenances & les mœurs publiques, la philoſophie & l'héroïſme idéal. Les beaux-arts, qui étoient ſi expreſſifs en Grece, n'eurent d'autre deſtination en France que d'être les hérauts du goût & de l'opulence du Monarque. Chacun voulant ſe diſtinguer, on ſubſtituoit à la verve poétique une belle verſification, & au lieu de s'attacher aux grands traits d'hiſtoire, on s'amuſoit à faire des portraits. La langue ſe forma ſur les agrémens & les convenances de la vie ſociale, qui lui donnerent de la préciſion & de la juſteſſe.

Le goût ne ſe maintient que lorſqu'il eſt fondé ſur l'intérêt de la nation, ſur ſes beſoins & ſur le ton caractériſtique des mœurs. Or le gouvernement n'eût pas permis au François de ſe rapprocher du goût & des ſentimens des citoyens de l'antiquité. L'intérêt de *Louis* n'étant pas d'avoir un hiſtorien de la force de *Thucydide*, il n'y en eut point ſous ſon regne. Si les acteurs entrainés par l'enthouſiaſme du génie & du goût euſſent lancé des traits contre l'orgueil, l'ambition & la violence des Grands, comme on en lançoit autrefois à Athenes, on les auroit bien fait repentir de leur audace. *Bourdaloue* eut plus de meſures à garder avec *Louis* que *Démoſthene* n'en gardoit avec *Philippe*. L'éloquent *Boſſuet* manquoit de ſujets de l'importance & de l'étendue de ceux qui furent traités par *Periclès*. Le goût tendant donc plutôt à polir les mœurs & à les rendre plus ſociales, qu'à embraſſer tous les intérêts de la nation & à porter les ſentimens au plus haut degré d'élévation & de force, ſon époque fut auſſi peu ſtable que le ton de la cour qui l'avoit autoriſé. Le public, qui varie dans tout ce qui ſe rapporte à l'agrément & au goût, ne fit aucune difficulté d'approuver la méthode de ceux qui, pour s'ouvrir de nouvelles routes, corrompirent le langage par des antitheſes & des pointes qui ſont les avant-coureurs & les émiſſaires du mauvais goût. On couvrit l'embarras du ſtyle par le neuf, le ſingulier & le piquant des tours & des phraſes. Dès que l'on perdit de vue *Racine*, *Fénelon*, *St. Mard* & d'autres bons auteurs, on alembiqua les idées & l'on décompoſa les penſées, qui furent commentées d'une maniere ſi fine & ſi ſpirituelle qu'on n'en reconnoiſſoit plus la nature & le fond. Il faut mettre à la tête de ces auteurs *Fontenelle*, qui repréſenta *Séneque* le Philoſophe, & en homme de génie joua ce rôle avec ſuccès. *La Motte* remplaça *Pétrone*, & *Marivaux* dépéçant les grands caracteres de *Moliere* en fit des portraits de ſentimens. L'Académie françoiſe, une fois montée ſur le ton du panégyrique, exerça le grand art de dire avec délicateſſe des choſes qui flattent l'amour propre & chatouillent les oreilles. Les événemens publics hâterent enfin la décadence du goût. L'eſprit des diſſenſions civiles, qui dans les monarchies dégénere en cabale, introduiſit les fineſſes, ſi propres à énerver le génie & à émouſſer le goût du vrai. Le luxe, lorſqu'il eſt porté au delà des bornes de la raiſon & du bien public, ne devient pas moins pernicieux au goût; car le faſte excite l'envie de s'enrichir, & le prix qu'on met à l'opulence fait obtenir au financier la qualité de connoiſſeur & de Mécene. Le goût devient alors une mode, qui gagne les critiques & les juges du Parnaſſe. Ces jugemens précipités firent plus d'une fois des impreſſions fatales ſur l'eſprit des auteurs & des artiſtes. Le public aſſervi à la mode & croyant à crédit, n'eut plus le droit de s'inſcrire en faux contre les jugemens ſoutenus par l'eſprit de parti.

Les plus grands hommes qui vinrent après cette époque, furent obligés de rompre avec le public & avec le mauvais goût. *Rouſſeau* fut une voix qui crioit dans le déſert. *Monteſquieu*, dont l'eſprit reſſembloit tant à celui d'*Horace*, s'éleva par ſes propres forces. Le goût du ſiecle l'obligeoit de remplir par des traits d'eſprit les lacunes que produiſoit l'immenſité de ſon plan. *Voltaire*, navigeant comme *Colomb* dans un autre monde, ravit un tiſon du feu qui brûle dans les écrits des Anglois. Il ſe forma hors de Paris & devint *Voltaire*. Le pays qui a donné à tous les pays de l'Europe des modeles de décence, de clarté, d'aiſance, de juſteſſe & de préciſion, fut d'un accès difficile à la profondeur du génie & à l'originalité du ſentiment. La lumiere du goût, lorſqu'elle n'eſt pas convenablement réfléchie, s'apperçoit de loin plutôt que de près. Par cette lumiere je n'entends pas la ſimple reverbération du goût qui frappe dans les antiques. Il y a mille connoiſſeurs qui ſavent prendre toutes les dimenſions d'une ſtatue; mais leur goût ſe réduit à mettre ces buſtes ſur des piédeſtaux élégans & bien imaginés. Tout ce que nous venons de dire prouve clairement que les cauſes de la renaiſſance du goût en France ayant fort varié, elles contiennent en même tems le germe de ſa décadence & de ſa chûte.

L'Auteur finit ſon Mémoire par quelques uſages qu'il tire de ſa théorie & qu'il rapporte aux enſeignemens publics & à l'éducation.

Urſachen
des
# geſunknen Geſchmacks
bei
den verſchiednen Völkern,
da er geblühet.

Es iſt ein wunderbarer Anblick, daß der Geſchmack, die ſchöne Gabe des Himmels, die er dem menſchlichen Geiſt nur in den Zeiten ſeiner ſchönſten Blüthe beſtimmt zu haben ſcheinet, nicht blos nur noch einen ſchmalen Strich des Erdbodens berühret, ſondern auch auf dieſem ſchmalen Striche nur durch kurze Perioden gewürkt habe. Kaum ließ er ſich irgendwo auf einer glücklichen Stäte nieder: ſo ſammlete er ſich auch bald Brennreiſer zu ſeinem eignen Grabmale, bis ſpät aus ſeiner Aſche anderswo wieder ein andrer Phönix entſtand, und wieder das Schickſal hatte, als ſein Vater.

Woher nun dieſe Wellen auf dem großen Meer des Zeitraums? Aus Urſachen von innen oder von außen? Wer lehret uns das große Naturgeſetz der Veränderungen des Geſchmacks aus der Geſchichte? Wüßte mans, ſo erſchiene zugleich, ob ſich den Urſachen ſeines unglücklichen Verfalls nicht zuvorkommen? ob ſich der gute Geſchmack, wenn er fliehen will, nicht feſthalten ließe? Oder, wenn ſich aus Kennzeichen ſeine Ankunft nahet: wie kann man ſie befördern? wie ſelbſt die Samenkörner ſeiner Zerſtörung anwenden, daß er ſich neu belebe? Oder, wenn man Alles nicht kann, wozu würkt ſelbſt dieſer Verfall? Zu keinem anderweitigen Guten? Nicht auch etwa zur Glückſeligkeit der Menſchheit?

Wahrlich eine philoſophiſche, menſchenfreundliche und ſelbſt zur Blüthe äuſſerer Verfaſſungen mitwürkende Frage! Und der Weg, auf dem ſie unterſucht werden ſoll, das Buch der Geſchichte, das der Betrachtung hierüber ſo merkwürdige und verſchiedne Fälle liefert, iſt allerdings die reichſte, ſicherſte und angenehmſte Straße. Hier iſt die freie Wahrheit ſich ſelbſt Beſtätigung und Anmuth.

Ich will zuerſt die Frage aus Gründen der Seelenlehre, meiſtens nur verneinend, unterſuchen, und Vorurtheile zuerſt wegräumen, die uns den Gang durch die Geſchichte ſchwer machen würden. Sodann wünſche ich die Geſchichte jedes großen Zeitlaufs auf die tiefe, allgemeine Urſachen zurück zu führen, ohne welche ſie in einem andern Zeitpunkt nicht genutzt werden kann. Die Folgen, die ſich daraus zur Anwendung ergeben, machen das dritte Stück aus.

1. Grundſätze zu Betrachtung der Frage aus der Seelenlehre.

Man pflegt die Verderbniſſe des Geſchmacks bald von gewiſſen Kräften des Genies, bald der Vernunft, bald moraliſcher oder unmoraliſcher Triebe herzuleiten, und den gewählten Lieblingsgeſichtspunkt der Art ſodann allen Begebenheiten der Geſchichte vorzuſchieben. Es iſt alſo nöthig, hier erſt in Rückſicht unſrer Frage die Provinzen dieſer Kräfte zuerſt im Gebiet der menſchlichen Seele auszumachen: wiefern ſie den Geſchmack verderben müſſen? können? oder nie werden?

I. Wie ſich Geſchmack und Genie feiner brechen mögen: ſo weiß jeder, daß Genie im Allgemeinen eine Menge in- oder extenſivſtrebender Seelenkräfte ſei; Geſchmack iſt Ordnung in dieſer Menge, Proportion und alſo ſchöne Qualität jener ſtrebenden Größen. Mithin ſind ſich beide nimmer an ſich entgegen: durch die ſimple Natur können ſie ſich nie einander verderben. Die Betrachtung iſt des Anblicks werth, denn ſie iſt Grundlage aller künftigen hiſtoriſchen Phänomene.

– Genie iſt eine Sammlung Naturkräfte: es kommt alſo auch aus den Händen der Natur und muß vorausgehen, ehe Geſchmack werden kann. Orient, das Vaterland menſchlicher Bildung, war lange das Land des rohen, ſtarken, erhabnen Genies, ehe Griechenland kam und Schönheit weckte. In Griechenland ſelbſt gingen viele rohe Namen, ungeheure Verſuche, alle Fälle und Würfe übertreibender und hinſinkender Kräfte voraus, ehe ſich dieſe Kräfte in Ordnung brachten und ſich der Geſchmack erzeugte. Ein Kind unterliegt zuerſt dem tauſendgeſtaltigen, tiefen, unermeßlichen Weltall, eh ſich die Bilder vom Auge rücken, von einander ſondern und Ideen werden: Erſt durch viel Unſchicklichkeiten rohangewandter Kräfte lernt der Ringer mit Gleichmaaß kämpfen und überwinden.

Wir ſehn alſo: Bei einem Volke, was noch roh iſt, muß man nicht vom Verfall des Geſchmacks, ſondern von langſamer Bildung zum Geſchmack, zur Wohlgeſtalt reden. Habe es immer hie und da glücklich oder ſcheinbar nachgeäffet: gebe es ſich ſelbſt die gröſten Lobſprüche, „wie ſehr es Geſchmack habe?" Niemand ruft mehr, als ein probendes Kind: „Kann ich nicht ſchon? „Kann ich nicht ſchon?" Und wenn es könnte, würde es nicht alſo rufen. Hier muß man alſo weder ſtören, noch niederſchlagen, ſondern weiſen und aufmuntern. Alle zu früh aufgedrungne Regelnmaaſſe, ehe man ſelbſt die Regel als unentbehrlich anſehen lernt und gleichſam von ſelbſt darauf kommt, ſind ſchädlich und bleiben auf immer ſchädlich, wie man am fixirten, ſeyn ſollenden Geſchmack in Aegypten und Sina ſiehet. Der Schöpfer ſelbſt ließ erſt das Chaos ausgähren, und entwickelte die Welt nur durch innere Naturgeſetze zur Harmonie, Ordnung und Schönheit. Eine

Fie-

Fliege, die aus ihrem Winterſchlaf gewaltſam und widernatürlich erweckt wird, lebt auf Minuten auf, um auf immer zu ſterben.

8. Kann alſo der Geſchmack nur durch Genies, d. i. durch raſch und lebend ſich übende Naturkräfte entſtehen; ſo muß er in ihnen auch nur beſtehen wollen; ſonſt iſt er ein Schall in der Luft, Echo. Reichthum an Bäumen, Pflanzen und Fluren macht einen Garten; und iſt nun erſt der Garten da, ſo kann ſich an ihm Ordnung, Geſchmack und Gartenkunſt erzeugen. Ohne Garten bauet man in die Luft. Gemeiniglich macht man Unterſchiede zwiſchen Genie und Geſchmack; „als „ob jenes des Geſchmacks nicht bedürfe, als „ob es ſich ſelbſt denſelben erſetze, mehr ſei „als derſelbe, nur der genieloſe Kopf müße „ſich mit Geſchmack tröſten u. dgl." Ohne alle Spekulation aber, iſt der Geſchmack für Genies in weitläuftigſtem Verſtande, nicht da: ſo weiß ich nicht, für wen er da ſeyn ſoll? Das Nichts, der Dummkopf kann ihn nicht

brauchen, noch faſſen: Geſchmack iſt nur Ordnung im Gebrauch der Geniekräfte und iſt alſo ohne Genie ein Unding. Im Gegentheil, je mehr Kräfte ein Genie hat, je raſcher die Kräfte würken, deſto mehr iſt der Mentor des guten Geſchmacks nöthig, damit ſich die Kräfte nicht ſelbſt einander überwältigen, zerrütten, und im Falle der Uebermacht auch andre gute Kräfte zertrümmern.

Wo alſo auch in einem Zeitalter der Ueppigkeit und des allgemeinen Verderbens ſich ſchon die Kräfte des Genies verzehrten: man ſieht, wie elend es ſodenn mit dem nachjammernden Geſchmack ſiechet! Iſt er noch mehr als Geſchmack, kann er durch That helfen, lehren, zurückziehen, ſo thue ers freudig, und ſeine That wird würken. Die wahre Bildung und Rückbildung kann nur immer in Geſtalt von Exempeln geſchehen; die Lehre muß Geiſt und Kraft angenommen, Uebung und Tugend geworden ſeyn: ſo wird ſie anerkannt, gefühlt, verſucht, befolget; iſt ſie aber das nicht, ſo kann die bloße Stimme nicht helfen. Iſt eine Schule ſo verfallen, daß weder in Lehrer, noch Schülern Kraft, Luſt, Vorbild, Nacheiferung iſt: ſo hilft die beſte Schulordnung nichts. Und iſt ein Körper im Sterben, kann ihm die beſte Diät oder Promenade nicht helfen. Das zeigen alle einzelne Stimmen in den Jahrhunderten der Barbarei und des verfallenden Geſchmacks. Waren ſie blos Stimmen, ſo würkten ſie nichts; gatteten ſie ſich aber mit Kräften, belebten ſie das Genie und weckten andre Genies auf: ſo ward beſſere Zeit. Die Eine Schwalbe, die da war, und die der Frühlingshauch geweckt hatte, prophezeite mehrere, und ſie blieben auch nicht aus. Geſchmack in Einer Kunſt weckte den Geſchmack in allen Künſten: es war gleichſam harmoniſcher Aether da, in dem die ähnlichen Saiten aller verſchiedenen Inſtrumente auf Einen Druck bebten und klangen.

Nur alſo Genies können und müſſen Genies bilden und rückbilden zur Ordnung, Schönheit und dem Gleichmaaße ihrer erkennenden oder fühlenden oder ausübenden Kräfte: denn auch hier würkt Wahrheit und Schöne nur durch Gleichgefühl und Nachahmung. Je gleichartiger die Saiten, deſto mehr tönen ſie einander nach: Bild aber und Schall in Regeln an die Wand gemahlt, kann nie eine verſtimmte Saite ſtimmen oder Klang bilden. Es würken, wie Plato im Gleichniß von den Magneten und Korybanten ſagt, die Kräfte am tiefſten durch unmittelbaren Einfluß und durch ein halbes Wunder. Genies, die alſo gebildet ſind und weiter bilden, ſind Ebenbilder der Gottheit an Ordnung, Schöne und unſichtbaren Schöpferskräften, Schätze ihres Zeitalters, Sterne im Dunkeln, die durch ihr Weſen erleuchten und ſcheinen, ſo viel es die Finſterniß aufnimmt.

v. Und nun iſts Sonnenhelle, wie fern Genies allein den Geſchmack verſchlimmern?

nehmlich, weil er ohne ſie nicht exſiſtiret, und ſie ihn allein verſchlimmern können, wenn ſie die Kräfte ihres Genies übel anwenden. Das iſt nun auf zweierlei Art möglich, durch falſche Zwecke und durch falſche Mittel. Iſt ein Maaß ſchon voll und man gießt mehr: ſo fließts über. Will der Kopf voll Kraft, was ſchon am Ziel iſt, noch weiter treiben: ſo iſt er jenſeit des Zieles, im Lande der Unnatur und des falſchen Geſchmacks an Zwecken. Wählt er ſich gar ein Irrlicht zum Ziel, oder will mit Ikarus Flügeln zur Sonne hinauf: ſo wird er Moraſt und Meer mit ſeinem Namen zeichnen: er wählte falſche Zwecke und erlag alſo auf dem Wege. Oder ein Genie hatte ein edles, wahres, zu erreichendes Ziel, nur es hatte dahin keinen Führer. Es nahm alſo im erſten Feuerrauſche eine falſche Bahn, ſah zu ſpät, daß es irrete, und war Genie, hatte einiges Gute auf der falſchen Bahn erreicht, ſah zurück und hatte nicht Größe gnug, das alles aufzugeben und neu einzulenken. Vielmehr ſpiegelten ſich falſche Zwiſchengegenſtände mit Reizen vor: es traute ſich zu, mit ſeinen Kräften auf dem ſchiefen Wege noch immer dahin zu kommen, wo alsdenn kein andrer auf ſolchem Wege gekommen war: es lief fort und ward mit edeln Kräften Urbild des falſchen Geſchmacks, eine verführende, negative Größe. Das iſt die traurige Theorie des verfallenden Geſchmacks in allen Zeitaltern, aus dem Geſichtspunkt des Genies betrachtet.

3. Und das iſt zugleich, ohne alle Deklamation, die ächte Lobrede auf den Geſchmack durch Genie würkend: er iſt nehmlich das Steuerruder der Kräfte deſſelben auf dem wüſten Meer des Zufalls. Daß jeder ſich Bahn wählen und auf ihr mit Inbrunſt ſtreben könne, iſt Werk der Natur; daß er ſich richtige Bahn wähle, und auf ihr zu edeln, erreichbaren, nutzenden Zwecken ſtrebe, iſt Werk des Verſuchs und der Erfahrung. Wohl dem, dem, wie Herkules, die Göttin

erſchien, ihm Weg zu zeigen, Muth einzuſprechen und ſich ihm zur Führerin zu entbieten, bis zum Ziele! Er wird ſich zehn vergebliche Wege erſparen, von denen er einſt mit Reue und vergeblicher Ermattung zurückkommt, oder die ihn nie zurückkommen laßen. Wenn die Quelle des guten Geſchmacks austrocknet, wer will ſie wieder füllen und beleben? Neulinge kommen an die Stelle der alten, ächten, ſimpeln Erfahrung, die die Stimme der Lehre dem Neid und Unvermögen zuſchreiben, das ſie meiſtern will, weil es ſie nicht übertreffen könne. „Der „dort im Bette wimmert, ſagt man,“ iſt ein kranker Greis, und wir klettern auf ſpitzigen, ſteilen Felſen! Das Genie iſt ein ſolcher Funke von Göttlichkeit, daß ſelbſt auf falſchem Wege, in übelm Geſchmacke, es nur von Kräften des Genies und nicht von Regeln anderswohin gelockt werden will. Jedes Samenkorn der Schöpfung wird nur durch ſich ſelbſt erſtattet.

II. Wie das Genie, ſetzt man oft auch die Vernunft dem Geſchmack entgegen, und weiß ſich viel, wie dieſe immer zu dem Verfall jenes beigetragen. Eben ſo falſch und verworren.

Iſt Geſchmack nichts als Ordnung, Fertigkeit der Kräfte zur Schönheit; ſo ſchnell er würke und empfunden werde, kann er nur durch Vernunft, Beurtheilung, Ueberlegung würken, durch die allein Ordnung wird. Selbſt die Bienenzelle (wenn Genie mit Inſtinkt der Thiere, die vielleicht im Grunde Eins ſind, verglichen werden darf) ſelbſt ſie braucht den treflichſten Bienenverſtand zur Vollendung, und je edler ein Genie iſt, in je würdigerer Sphäre es ſtrebt und je würdiger es ſein Streben vollendet, deſto mehr muß es treffende umfaſſende Vernunft zeigen, im ſchnellſten Flammenſtrom der Thätigkeit und Empfindung. Der Schöpfer, der alles überſah und gut fand, genoß, geiſtig zu reden, den Augenblick der höchſten Vernunft, und ſinnlich zu reden, den Augenblick des entzückendſten Geſchmackes.

Als ſich das griechiſche Trauerſpiel von Theſpis Karre zu Aeſchylus und des großen Sophokles Geſchmack hob, was wars, das es ſo fortrückte! Genie mit Vernunft, Ueberlegung mit fühlenden Kräften, Geſchmack wars, der ihm Geſchmack anſchuf. Dies rohe, feierliche, leere, kalte lies man hinweg; jenes würkſame, handlungsvolle bog man aus einander: Einheit und Manichfaltes, Geſchmack, Schönheit! Wenn Euripides ſich nachher, wenn auch mit den ſchönſten Sokratiſchen Reden von dieſem veſten Ziel der Ueberlegung des Einen, der Handlung wegwandte: ſo zeigt Ariſtoteles, daß die Bühne mit all den Sokratiſchen Reden nicht gewann. Was wars, das die Kunſt der Griechen ſchuf? Genie- und Thatvolle Ueberlegung. Der alte Aegyptiſche Styl war da, hart, trocken, leer von Stellung und Handlung: man dachte, fühlte, ſchuf dem

Marmor ſchöne Ründe, Wohllaut, Handlung an; und der Geſchmack der Griechiſchen Kunſt wurde. So entſtand Homer aus vielen Märchen, Schlacken und Troja-Dichtern vor ihm: ſo entſtand die Redekunſt mitten im Kampf und Vernunftgebrauch bürgerlicher Geſchäfte: ſo die übrigen Dichtarten aus Homer. Die Beiſitzerin der himmliſchen Rathſchläge, Ueberlegung, leitete die Griechen bei jedem Schritte, daher kamen ſie auch auf einfältigem Wege ſo hoch. Je mehr man ſich gegentheils davon entfernte, deſto mehr ſank Kunſt, Wiſſenſchaft, Alles. Verſtand iſt die Seele: Genie der Körper, und die Erſcheinung beider in einander heißt: guter Geſchmack. Wie ſollen ſich die nun einander widerſtreiten?

Soll alſo die Vernunft den falſchen Geſchmack befördert haben: ſo will man Unvernunft, Klügelei, Sophiſterei ſagen. Entweder daß man ſich für lauter lieber Vernunft der ſinnlichen Gegenſtände entwöhnte und das thut unſere wahre Vernunft nie: denn über Sternen zu ſchweben, iſt uns nicht gegeben. Oder man habe auch über ſinnliche Gegenſtände die Vernunft falſch verwendet: gegrübelt, wo man empfinden, Merkmale getrennt, wo man ſie verbinden, Regeln gegeben, wo man hätte handeln ſollen. Und denn war das wieder Vernunft nicht: denn deren Erſtes Geſchäft iſt, zu wiſſen, wohin ſie gehöret, und weg- oder fern zu bleiben, wo ſie nicht hingehöret. Unter keinem Vorwande konnte durch ſie falſcher Geſchmack entſtehen.

Das iſt ſo wahr, daß ſelbſt Produktionen des falſchen Geſchmacks in der Folge nicht umhin konnten, neue Vernunft zu bilden und ſich an ihr ſelbſt zu zerſtören. Mochte immer im Anfange des Taumels die Vernunft bezaubert und verführt ſcheinen: ſo bald der in den Täuſchungsgärten ermattete Geſchmack ſich im Spiegel der Wahrheit ſah, ermannte er ſich, und ſelbſt die unglücklichen Fälle waren ihm itzt Regeln der Weisheit

So heilig und rein iſt dieſer edle Strahl, daß er, wie die Sonne zwar umwölkt und zurückgeſchlagen, nicht aber in ſeiner Natur verändert, und in Finſterniß verwandelt werden kann. Wohin er würkt, brennt er, und wirſt ſein Bild ab.

Eben durch den Geſchmack haben alſo die Griechen an Vernunft und durch ihre leichte Vernunft an Geſchmack gewonnen. Was für eine Welt von Veranlaſſungen liefert der Geſchmack der Vernunft zur Uebung! Und alles ſchwebt hier ſinnlich vor, Mittel und Zwecke. Das Urtheil aus ſolchen Erſcheinungen trift ſchnell, wie der Blitz und würkt eben ſo ſchnell weiter. In Werken der Art wird mit Feuer gearbeitet, mit Liebhaberei geurtheilt und empfunden: ſelbſt dies Urtheil und dieſe Empfindung war bei den Griechen Wettlauf. Wo noch Alles Genie, rohe Kraft und Sturm der Handlung iſt, hat die Philoſophie noch keine Stäte; wo ein Volk zuerſt erwacht und ſich aus dem mächtigen Traum ſammlet, da wird Geſchmack, und er in ſeinem ſchnellen richtigen Urtheile Vorläufer der Ueberlegung über die unſinnlichſten Begriffe.

Nur muß man auch hier der Vernunft keine falſchen Vorrechte geben, womit man alles verdürbe. Sie, ohne ſinnliche Werkzeuge und Triebe, iſt nur müßige Zuſchauerin, und ſind ihr dieſe entgegen, ſo entſtehen Zwiſtfälle, bei denen der Geſchmack nie zur Reife kommt. Ihre Einwürkung wird verdunkelt, getäuſcht, überwogen, ſie ruft vergeblich. Man muß alſo das Verderben des Geſchmacks anderswo ſuchen, als in ihrer Quelle.

III. Man ſuchts in den ſittlichen Kräften, und will, daß bald Frömmigkeit Wohlgeſchmack, bald Verfall am Geſchmack Gottloſigkeit nach ſich ziehn müſſe. Mit welchem Rechte?

1) Geſchmack und Tugend, iſt nicht Einerlei. Jener iſt nur Ordnung und

Gleichmaaß gewiſſer ſinnlichen Kräfte zu oder in einem Kunſtwerk: dieſe ſoll Ordnung und Gleichmaaß ſeyn in all' unſern Kräften zum groſſen Werk des Lebens — großer Unterſchied! Das Kunſtwerk kann ſo eingeſchränkt: a) die Kräfte der Seele darauf ſo eingeſchränkt ſeyn, als der Inſtinkt der Biene auf die Zelle; die meiſten höhern und thätigen Kräfte bleiben alſo ungeregelt und todt. b) Das Kunſtwerk kann den Menſchen ſo an ſich ziehen, daß eben dieſe Leidenſchaft die andern Kräfte und Neigungen aus der Faſſung bringt, und ſo wird die Wuth des Geſchmacks wie jede andre Wuth, Fallſtrick. c) Gewiſſe Werke können endlich würklich eine Leidenſchaft der Art fodern, die denn künſtlich- aber nicht moraliſch-gut iſt. Sie wollen Sturm, nicht aber eben Sonnenhelle. Brutus war kein Cicero, und Sokrates kein Perikles, kein Demoſthenes. Die Staaten, in denen der beſte Geſchmack blühte, waren nicht eben die tugendhafteſten, und Athen mit all ſeinem Geſchmack ſelbſt kein Lacedämon an Bürgertugend.

Freilich kann der Dichter, Mahler, Bildhauer, Tonkünſtler von ſeinem Kunſtgeſchmack Anlaß, Geſtalt, Erinnerung, Modell nehmen, ſeine ganze Seele, ſein ganzes Leben zu dem Geſchmack zu bilden und das wäre freilich Tugend. Er kanns; ob ers aber auch will? auch bis zur That, Fertigkeit und täglichen Gewohnheit wolle? — welch andere Welt von Frage! Aus einem Infiniteſimaltheilchen ſoll ein Berg des Unendlichen entſpringen, durch Nichts! auf Einmal!

2) Aber das iſt unläugbar, daß, wo die Sitten auf den höchſten Grad verdorben ſind, auch der Geſchmack verdorben ſeyn müſſe, und das ſehr natürlich. Geſchmack iſt nur Phänomenon der Vernunft, des Genies, der ſinnlichen und begehrenden Kräfte. Nagt an dieſen allen nun der Wurm von innen, ſo iſt auch ihre Erſcheinung ſchändlich und häßlich, und das heißt ſchlech-

ter Geſchmack im weiteſten Verſtande. Wo Ueppigkeit, Schande, Schwäche, Knechtſchaft, Lüſternheit herrſchen: da hat keine Kraft der Seele mehr edle Zwecke, oder edle Mittel. Man ſetzt abſcheuliche Gottheiten auf den Altar, denen man auch abſcheulich opfert. Die Ordnung der Kräfte wird zerrüttet, die Kräfte ſelbſt nehmen ab, weil man ſie nicht, oder verſtümmt und unwürdig brauchet. Geſchmack ſollte das Bild und Kleid der Tugend seyn; wo ſie gar nicht iſt, iſt auch ihr Bild und Kleid nicht mehr.

So fern iſts alſo gewiß, daß Geſchmack die guten Sitten mit anhält, aber nicht als gute Sitten, ſondern als ſchönen Anſtand, als Wohlordnung. Und gute Sitten in gewiſſem Grade befördern den Geſchmack, ſo fern ſie ihm Materie, Beiſpiel, Triebfedern zu würken reichen. Fällt die ſchöne Hülle ſo gar weg: ſo iſt Alles verlohren. Der Geſchmack war das Organum gemeinſchaftlicher Konvenienz über Begriffe der Wohlordnung,

nung, und alſo wenigſtens eine ſcheinbare Larve.

* * *

Mit allen den Begriffen kommt man alſo nicht weit, und es muß nicht durch Spekulation nach ſolcher und ſolcher Hypotheſe, ſondern aus der Geſchichte tief unterſucht werden, wie ſich Geſchmack, das Phänomenon von Kräften des Genies, Verſtandes und ſittlicher Triebe auf die Irrbahn lenkte? In jedem Zeitalter muß es ſo eigen unterſucht werden, als obs gar keinen andern Geſchmack, als dieſen, gegeben. Und wie kann man ſichrer und tiefer gehn, als man in jedem Zeitpunkt ſimpel frägt: Woher entſtand der gute Geſchmack hier? Warum daurete er ſo lange? Alsdenn wird man gleich ſehen, daß er mit dieſen Veranlaſſungen ſeiner guten Natur verfiel, daß nun andre Zeitumſtände kamen, das ſchöne Phänomenon zu zerſtören. Auf dieſem Wege wirds auch offenbar, warum er in aller Geſchichte ſo ſelten geweſen? Warum er nie an einem Ort unter der Geſtalt wiedergekommen, in der er vorher geweſen? u. f. Endlich giebt dieſer Weg der Betrachtung auch die reichſte und tiefſte Anwendung: wir verſuchen ihn alſo!

II. Urſachen des geſunknen Geſchmacks bei den verſchiednen Völkern, da er geblühet.

1. Wenn wir die Urſachen tief forſchen, aus denen ſich der Geſchmack unter den Griechen erzeuget, und zu ſolcher Blüthe erhoben, ſo ſind wir auf dem Wege, die Geſchichte des verfallenden Geſchmacks zu erſehen. Jene Veranlaſſungen würkten, wie Alles unter dem Monde, nicht ewig: es traten andre ſchädliche an ihre Stelle, und der

Geſchmack ſank! ſelbſt bei dem Volk, bei dem er am meiſten Natur war.

1) Homer entſtand im ſchönen Griechiſchen Jonien in einem Zeitalter, da er die erſten Schritte der feinern Bildung ſah und von den ſtarken Sitten der frühern Welt in lebendigen Sagen hörte. Die Heldenfabeln lebten damals im Munde der Griechen, und nahmen in einer Zeit, wo Schrift und Proſe noch nicht erfunden war, von ſelbſt dichteriſche Geſtalt an. Der Heldenzug der Griechen vor Troja war Nationalgegenſtand, wie der Zug der Argonauten, nur heller, ſtärker, näher: in ihm lagen die Keime abgeſonderter Helden, und Freiheitſtaaten in jenen großen Bildern ihrer Könige vor Troja: zehn Dichter hatten ihn geſungen. Homer ſang ihn auch auf eben ſo natürliche, ſeinem Zeitalter angenehmſte, mildeſte Weiſe. Die griechiſche Sprache ſchlug damals in Aſiatiſcher Himmelsluft in Blüthe: die Mythologie verſchönte ſich zur rundeſten Geſtalt: die Leiden-

ſchaften und die Seele der Menſchen war offen: er ſang, wie er ſie ſah und hörte, und ſeine Geſänge blieben in Ohr und Munde. Lykurg ſammlete ſie endlich, da eben das Zeitalter der Griechiſchen Bürgerkultur anbrach und ſo wurden ſie Codex der Sitten, Geſetze und Geſchmackslehre in den Städten: Homer ward Vater des Griechiſchen Geſchmacks auf die natürlichſte Weiſe. Eine Reihe ſchicklicher Veranlaſſungen bildete ihn und Griechenland für ihn.

2) Eben ſo natürlich entſtand das Griechiſche Drama in aller Blüthe ſeines Geſchmacks. Aus Heldenfabeln, Spielen, Muſik, Zeitvertreib, Gottesdienſt, (Alles auf Griechiſche Art gefühlt, gemiſcht, behandelt) erwuchs die Bühne, auf der Aeſchylus, Sophokles und Euripides Wunder würkten. Alle Beſtandtheile, die Ariſtoteles aufzählet, Handlung, Sitten, Meinungen, Muſik, Sprache, Verzierung lagen im Keim der Entſtehung, und waren kein Schulgeheimniß. Das

Weſen des Gedichts, Handlung, Vorſtellung war Probſtein, und was dahin nicht würkte, war Fehler. Jeder edle Mann Griechiſcher Bildung war Richter, wie man aus den Wettſtreiten ſiehet, und auch im Inhalt und in der Würkung war Bühne eine lebendige Angelegenheit eines Publikums, wie Athen war. Das ganze Geſetzbuch Ariſtoteles iſt dem Munde des Volks entnommen, wie in den Nordiſchen Gerichten erwählte Schiedsrichter der Gemeine jedesmal nach der Natur der Sache erkannten. Das Griechiſche Drama war eine Naturblume der Zeit, der Veranlaſſungen des damals lebendigen Geſchmacks, wie Jahrhunderte vorher die Märchen und Rhapſodien der Aoiden. Sophokles entſtand, wie Homer, und Pindar, wie alle beide.

3) Die Griechiſche Redekunſt nicht anders. Sie war in den Republiken öffentliche Anſtalt und Triebfeder: Gemeingeiſt, öffentliche Rathſchlagung, Geſchäfte, Freiheit,

waren ihr Element: da gabs zu Vorträgen, wie zu Freiheit und Geſchäften natürlich gebohrne Männer: die Philoſophie, Erziehung und Uebung ging dahin, aufs Leben der Republik, auf Thätigkeit des Bürgers. Die Sprache war in ihrer ſchönſten, lebendigen Form; alle äußere Anſtalten trieben dahin, weckten, bildeten, belebten. Da gabs alſo Perikles, Alcibiades, und einen Demoſthenes noch vor Erlöſchung der Flamme. Naturgeiſt Griechiſcher Republik und Lehre wehete in ihren Reden.

4) Die Kunſt endlich, die das weiteſte Feld von Veranlaſſungen hatte, ging eben die Bahn. Die Bildung der Griechen, ihr Gefühl für Wohlgeſtalt, leichte Handlung, Luſt und Freude, Mythologie, Gottesdienſt, Liebe zur Freiheit, die ihre tapfren Männer und edeln Jünglinge belohnte, und ſo viel andre Urſachen, die Winkelmann vortreflich entwickelt, ſchufen und entwickelten ihre Kunſt zur Blume der Schönheit: ſie war

lebendige, veredelte Griechiſche Natur, wie alle vorige Produkte.

Was folgt aus dem Allen? ein ſehr einfacher Satz, den man ſich immer gar zu gern als künſtlich und vielfach denket: nehmlich, der gute Geſchmack war bei den Griechen in ihren ſchönſten Zeiten ſo eine natürliche Hervorbringung, als ſie ſelbſt, als ihre Bildung, Clima, Lebensart und Verfaſſung. Er exſiſtirte, wie Alles, zu ſeiner Zeit und an ſeinem Orte, zwanglos, aus den ſimpelſten Veranlaſſungen mit Zeitmitteln, zu Zeitzwecken: und da dieſe ſchöne Zeitverbindung aus einander ging, ſchwand auch das Reſultat derſelben, der Griechiſche Geſchmack.

a) Hätte jemand der Griechen Homer ſeyn wollen, unter Umſtänden, da kein Homer ſeyn konnte, gewiß iſts, daß er nur ein falſcher Homer geworden wäre. Apollonius unter den Ptolomäern iſt Zeuge. Er trat ins Schiff der Argonauten: wie kam er dahin?

war er da geweſen? konnte und wollte ihm jemand nachſteigen? Sein Zeitalter lieferte ihm dazu weder Sitten noch Sprache, weder Inhalt, noch Ohr, noch Zweck, noch Empfindung: er ward alſo ein todter Nachahmer: er ſang außer ſeinem Elemente. Hätten die Griechen früher ſo angeſtrebt, geſungen, was ihnen zu ſingen nicht gebührte, ſo hätte auch der gute Geſchmack ſo lange nicht gelebt. Ihr guter Genius bewahrte ſie aber vor dieſer Bahn des unnützen, kraftloſen Neides. Sie ſangen, worüber ſie Herrn waren: die Dichtkunſt rückte mit dem Zeitalter weiter: ſie folgten Homer, indem ſie ſich von ihm entfernten.

b) Sobald die Zeit entwich, da die Triebfedern des guten Dramatiſchen Geſchmacks zuſammen würkten, ſank dieſer. Die Gegenſtände der Bühne aus dem Kreiſe der Griechiſchen Fabel, die ſie den Cyklus nannten, waren erſchöpft: man wählte ſchlechtere, oder behandelte die vorigen neu, das iſt ſchlechter. Der Erſte glückliche Blick war von den Meiſtern des Drama geſchehen: die Muſter ſtanden da und verſchatteten den Nachfolgern die Sonne. Man ahmte nach, ſtatt frei zu behandeln, und eine zwiſchen Freiheit und Knechtſchaft getheilte Seele würkt nie ganz und edel. Da der Geſchmack nur im ganzen, freiwürkenden Genie lebet, ſo wich man natürlich ſo mehr von ihm ab, als man ihm in Regeln und Vorurtheilen auf eine todte Weiſe nachſtrebte. Die Umſtände des Volks änderten ſich. Was voraus Angelegenheit des Publikum geweſen, ward Spiel einer unmäßigen Liebhaberei. Man ließ Tage hinab wetteifern, wo durch die Menge der Speiſen der Gaume gewiß den Geſchmack verlor und ſchon der unzuſättigende Hunger Krankheit zeugte. Wie ſich der Thaten- und Freiheitgeiſt des Volks verlor, hatte die Bühne ihr Element verloren: der gute Geſchmack lebte in alten Reſten, und war zu neuen Vorbringungen todt, wie man ſchon die Keime dazu in Ariſtoteles Poetik ſiehet.

c) Mit der Redekunſt eben alſo. Wie Griechenfreiheit ſank, war ihr Feuer dahin: in Demoſthenes war ſie, wie in der letzten Noth, eine auflodernde Flamme. Sie kroch in Schulen und enge Gerichtsſchranken, krümmte ſich im Staub' und verſtummte. Das hat Longin ſchon ſimpel und ſtark gezeiget.

d) Die Kunſt, die ein gröſſer Feld von Veranlaſſungen, zudem keinen weiten, ſondern einen ſehr ſinnlichen, anſchaubaren, und beinah mechaniſchen Zirkel hatte, konnte ſich länger und auch im Vorhofe der Monarchie noch erhalten, ſo lange ſie entweder keine Sklavin war oder unter einem guten Joch diente. Der gute Geſchmack in ihr war gleichſam fixirt, und da bei ihr Alles auf Uebung und Nachahmung beruhet, ſo konnte ihr dieſe nicht ſchaden, ſondern erhielt ſie. Viel Anwendungen der Kunſt z. E. zur Verehrung der Gottheiten und idealiſchen Bildſäulen, blieben, und die Achtung der Künſtler gewann an liebhaberiſchen Höfen, ſo wie auch Sieg und Reichthum ihr mehr Materialien ſchaffte. Die Kunſt alſo, zuſammt der Komödie, daureten über das Zeitalter der Griechiſchen Freiheit und Würkſamkeit heraus, nur aber, wie man offenbar ſiehet, aus den Samenkörnern voriger Zeiten. Wären dieſe nicht längſt voraus gepflanzt und gepflegt worden, hätten ſie jetzt die Geſtalt nicht gewonnen. Auch die Kunſt hatte ihre ſchönſte Zeit gehabt, da ſie am meiſten Nationalblüthe und lebendige Griechiſche Natur war, in den Zeiten des Wohlgeſchmacks, des Ruhms, der Würkſamkeit und Freiheit, zwiſchen dem Perſiſchen und Peloponneſiſchen Kriege. Später brannte ſie nur ruckweiſe und aus vorigen Funken. So gings mit dem Griechiſchen Geſchmack bis auf ſeine kleinſten Produktionen.

Das Zeitalter Alexanders alſo, ſo blühend es für die Gegenwart ſchien, ſo tief untergrubs den Griechiſchen Geſchmack in ſeinen Erſten Quellen. Sobald die Griechiſche Freiheit, der Republikaniſche Gemeingeiſt der Griechen, ihre leichte Art, mit Luſt und Freude zu würken, hin war: was ſollte nun blühen? Dichtkunſt, wo keine Sitten und Leidenſchaften der offnen Muſe mehr waren? Oder Redekunſt des thatvollen, muthigen Herzens, wo keine Selbſtwürkſamkeit, keine Freiheit mehr war? Selbſt die Geſchichte kam in Banden und Alexander hat keinen Xenophon, oder Thucydides gefunden, weil zu beiden es gehörte, daß kein Alexander da ſeyn mußte. Die Kunſt blühete hie und da, und dann und wann an Höfen: das war aber Treibhaus und nicht mehr Garte der Natur. Die Komödie verfeinte ſich mit Menander, eben weil ſie nichts mehr zu würken hatte, und ſich am feinen Spiel begnügen konnte. An Ptolomäus Hofe gabs ein Siebengeſtirn von Dichtern, die aber auch der Gröſse nach Siebengeſtirn waren. Der Einige Theokrit, der ſich ins Schäferleben, dem immer Reſte alter Unſchuld und Wahrheit bleiben, zurück verirrte, fand wahre Sphäre: den andern fehlte es offenbar an Inhalt, Muſe, und freiem, lebendigem Raum zu würken. Die Dichtkunſt wartete im Vorgemach auf, ſchnitzelte Becher und Blumen, wenn ſie nur gefallen konnte, oder ſuchte durch Kunſt, Zwang, Schmeichelei und Gelehrſamkeit ihren Mangel zu erſetzen, das iſt, Alles zu verderben. Selbſt die Griechiſche Sprache verfiel, da ſie in andre Länder wanderte: und die Länder, wohin ſie wandern muſte, waren Aſien und Aegypten, wo ſo viel Schwärmerei und ſüßes Gift keimte. Bis ins Herz von Perſien und Indien waren Griechen verſtreuet. Geiſtige, überſpannte Ideen der Perſerphiloſophie und des neuen Helleniſmus gährten alſo vom Caucaſus bis Libyen zuſammen: der Griechiſche Geſchmack verlohr ſein

Anſchaubares, ſeine ſchöne Sinnlichkeit und Reinheit, ja wäre Ungeheuer geworden, wenn er nicht bald durch etwas anders verdrängt wäre. Der naturvolle Karakter der Griechen war aber nicht beſtimmt, bis zum Ungeheuer erniedert zu werden: er erhielt ſich, auch in ſeinem Verfall, noch Spuren voriger Schönheit. Noch bis auf den heutigen Tag ſind die Griechen Geſchmackskenner von Natur: Leichtigkeit, feine Organiſation, Luſt und Freude bewahrt ſie vor Unnatur, der Peſt des guten Geſchmacks. Man ſieht aus allen Nachrichten, daß nur der Genius einer ſchönen Zeit, die vielleicht nur einmal in der Welt geweſen, von ihnen gewichen und gewiß mit dem glücklichen Zuſammentreffen von Umſtänden nie wieder kommen wird. Der Griechiſche Geſchmack war die ſchöne Nationalblume ihrer freien Würkſamkeit, ihres Schönheittrunknen Genies, ihres hellen, treffenden Verſtandes: da der ſchönen Blume Boden, Saft, Nahrung, Aether fehlte, und verpeſtende Winde wehten, ſtarb ſie.

II. Die Römer drängten ſich hart auf die Griechen: der Geſchmack iſt ihnen aber nie geworden, was er den Griechen war, Nationalſache und Element der Bildung. Man weiß, wie lange ſie ſich ohne Geſchmack behalfen, ja groß und mächtig wurden, ſo gar, daß ſich die alten, wahren Römer der Einführung des Geſchmacks, als einer fremden, ſchädlichen Pflanze, widerſetzten; die Griechen hatten ſich, wie unter Geſang Amphions und Homers gebildet. Den Römern ſind alſo auch die Produktionen des Geſchmacks, die bei den Griechen Grundlage zu Allem waren, Kunſt und Dichtkunſt, nie würkſame Triebfedern worden; die Dichtkunſt entſtand nur ſpät d. i. ſie ward aus Griechiſchem Saamen in den Garten eines Kaiſers verpflanzt, wo ſie als ſchöne, mäßige Blume da ſtand und blühte. Die Bühne (nach Ariſtoteles der Mittelpunkt würkſamer Dichtkunſt!) hat bei den Römern nie Würkung gehabt: die Kunſt eben ſo wenig: und die beſten Dichter waren Verſifikateurs, d. i. Philoſophen oder Redner, oder gar Schmeichler in Verſen. Gleich hinter der ſchönſten Dichterperiode konnte, ſobald ſich zwei Augen ſchloſſen, auf Einmal der falſche Geſchmack einbrechen, was wenn Dichtkunſt, Kunſt, und guter Geſchmack ein Nationalmedium der Denkart geweſen wäre, nie hätte ſeyn können. Daß aber der Geiſt Horaz und Virgils mit nichten Geſchmack des Publikum geweſen, zeugt Horaz Brief von der Dichtkunſt mit ſeiner ganzen Seele: Troß aller Schmeicheleien der Dichter konnte Auguſt ſein goldnes Rom nicht Einen Augenblick zum Athen in Abſicht auf Geſchmack und ſchöne Fühlung ſchaffen. — —

Redekunſt und Geſchichte waren die Nationalprodukte des Römiſchen Geiſtes, an denen ſich ihr Geſchmack bilden konnte, und ſo tüchtig und ſtark den Griechen nachgebildet hat. Die älteſten Namen derer, die ihre

Spra-

Sprache übten, waren Geſchichtſchreiber: ſelbſt Ennius ſchlug dahin, und die alten Tragiker gaben mehr Geſchichte zur Anſchauung, als Gedicht. Kato kam bald und gab einen ſtarken Druck auf Bürgerredekunſt und Geſchichte, bis Livius, Cicero, Salluſt, Cäſar den Geſchmack, der etwa Römergeiſt heißen könnte, vollendeten. Die Dichtkunſt blühte bei erſter Muße des Staats nach, und trug allerdings viel zur Bildung der Sprache und Philoſophie der Römer bei, nur aber als fremdes Gewächs, ſo eben nicht tief aus Römiſchem Boden ſproßte, noch dahin ein würkte. Römergeſchmack war Geſchichte, ernſte geſetzgebende Beredſamkeit, That: ſo wie es bei den Griechen leichte Würkſamkeit geweſen war, in Allem ſchöne Sinnlichkeit und Wohlklang.

So lang' alſo in Rom Veranlaſſungen waren, den ächten Thaten- Red- und Geſchichtgeiſt zu wecken: ſo wuchs der veſte Römiſche Geſchmack. Die erſten Redner waren einfältige, ehrſurchtvolle Obrigkeiten, Oberprieſter, Feldherrn, Cenſoren: ihre Beredſamkeit war aus dem Herzen, ihr Wort That und Muth. Die erſten Geſchichtſchreiber Roms waren Chronikſchreiber voll Stadt- und Bürger- und Familiengefühl, voll nackter That und Wahrheit. Väterliche Majeſtät und Gedächtniß der Vorfahren belebte Alles. Aus dem Geiſt iſt Rom erwachſen. In dem Geiſt konnten die Gracchen wüten, Kato donnern, Antonius fortreiſſen, bis Cicero ſich endlich mit allem Wohlklang der Griechen putzte. Rede war das Steuer, das ihr that- und rudervolles Schiff lenkte, und Geſchichte das weisheitvolle Reiſebuch, darnach es gelenkt wurde. Die Scipionen, Katonen, Sylla, Craſſus, Lucullus, Brutus, Antonius, Pompejus, Cäſar waren Redner, Geſchichtſchreiber oder Freunde derſelben: es war Geiſt des alten Roms.

Da der Geiſt wich und das Republikaniſche Rom unter das Joch der Monarchie ſank: ſo hoch die Blumen und Kränze dieſes Jochs geprieſen wurden, ſo wenig konnte doch ein zierlicher Auguſt und ein ſpielender Mäcenas mit all ihren Geſchenken das erſetzen, woraus Römergeiſt worden war: das ſieht man ſtracks nach Auguſtus Tode. Ein argwöhniſcher, neidiger Fuchs, ein Ungeheuer übers andre waren nun ſchöne Auguſte: und die Geſchichte hats mit Blut und Thränen geſchrieben, was der ächte Geſchmack, der Sohn des Römergeiſts nun ward. Als Rebell und Verräther ward er angeſehen: ein Tyrann ſtrafte mit dem Leben, wer ihm in Aeoliſchem Dialekt antwortete, der andre will Homer verbannen, der dritte neuen Wörtern und Buchſtaben das Bürgerrecht geben, der vierte dringt gereimte Verſe und eine erbärmliche aber mit eigner Hand verfertigte Geſchichte, als Muſter auf: das war jetzt ſtatt Römergeiſtes und Römergeſchmackes. Alles verſinkt in Sklavenfurcht vor Lieblingen und Tyrannen: die wahre Geſchichte ſchweigt und muß ſchweigen: wo ein beſſeres Genie aufblickt, wenn es ſich nicht wie Perſius in ein Höllendunkel hüllet, muß es beſſern Geſchmack und Wahrheit mit dem Leben büßen. O ihr Mörder der menſchlichen Freiheit, Unterdrücker der Geſetze des Staats und der Rechte Eurer Mitbürger, an welchen Gräueln der Nachwelt ſeyd ihr ſchuldig! Wenn denn nun auch Ein Auguſt mit Ruhe, Geſchmack und Milde zu regieren denkt, wenn er Tiberen, Caligula's, Claudius und Neronen in ſeinem Geſchlechte Platz macht, welche Folge von Unthaten und unwiderbringlichen Räubereien ruhet auf ihm!

Wo war nun die alte Römererziehung? die ehrwürdigen Bilder der Vorfahren? die Freiheit, ſelbſt den Cenſor und Diktator zu ſtrafen? das Leben in Geſchäften, die Bildung für die Republik, Ehre und Werth im Wohl des Vaterlandes, darüber reden, rathſchlagen, überreden, handeln zu dürfen — wo war das Alles itzt? In Ueppigkeit, Schande, Furcht und Elend verſunken! Die Beredſamkeit ſtaubigen Pedanten, die Erziehung den Sklaven, die Geſchichte den Schmeichlern, das Wohl Aller dem Wink des Tyrannen, der Raſerei ſeines Lieblings überlaſſen — das vortrefliche Geſpräch über den Verfall der römiſchen Beredſamkeit ſpricht hier, als Richter und Zeuge, ſtatt meiner.

Man denke nicht, daß das Zeitalter kein Gefühl ſeiner Krankheit hatte, wie man ihm oft vorzubuchſtabiren pflegt. Eben das genannte Geſpräch über den Verfall der Beredſamkeit, Quintilian u. a. entdecken die Quellen mit bittrer Empfindung. Wer hat mehr und ſtärkere Stellen vom einreiſſenden übeln Geſchmack, als Petron? Plinius ſagt treuherzig ſelbſt, daß eben die natürlichſten Stellen ſeiner Rede, die ihm die wenigſte Mühe gekoſtet hätten, auch die würkſamſten geweſen ſeyn. Selbſt in Seneka ſind Stellen vom verfallenden Geſchmacke häufig und Perſius, Martial, Juvenal machen ja eben das zum Gegenſtand ihrer empfindlichen Geißel, was ſie ſelbſt verſchlimmerte. Wie anders iſts aber ein Uebel bemerken und ausrotten, die Peſt fühlen und ein ganzes Land von der Peſt befreien.

Noch weniger, glaube man, es habe den Leuten von Geſchmack (wie man das Wort in einem ſchwatzenden Zeitalter nimmt) an Speiſe und Trank, Dach und Schlafkammer gefehlet. Tiber erhielt ſich ja ſeine Akademie von Grammatikern, denen ers einſt einen Morgen antrug, eine Barbarei ſeines Mundes in ihre Schriften aufzunehmen und alſo viel Zutrauen hegte. Claudius ſchrieb Bücher, eine Schutzſchrift für Cicero ſogar, und war alſo gewiß ein Herr von Geſchmack. Er ſprach in Verſen, erfand Buchſtaben, erweiterte das Muſeum zu Alexandrien und war alſo ein großer Beförderer der Wiſſenſchaften. Nero raubte Griechenland alles Schöne, was er wegbringen konnte: er war alſo ein großer Liebhaber des Schönen und bereicherte Rom mit den ſchönſten Denkmalen der Kunſt. Der ſparſame Veſpaſian gab den griechiſchen und lateiniſchen Rhetoren Penſionen. Domitian ehrte Quintilian, ihm ſogar die Erziehung ſeiner Prinzen anzuvertrauen. Trajan ſchrieb an Plinius wie Freund an Freund, und ließ jungen Leuten von Hoffnung ſogar nach ihrem Tode Statuen ſetzen. Der bereiſte Hadrian war Kenner, Dichter, Gelehrter, Künſtler: an ſeinem Hofe gabs Atellaniſche Spiele, Komödien, Rhetoren, Poeten, Geometers, Philoſophen, denen er nach ihrem Tode ſelbſt Grabſchriften ſchrieb u. ſ. -- Ferne, daß wir Einen Goldſtaub verunglimpfen wollten, der je vom Thron in die Harfe Eines Dichters, auf die Schrift Eines Weiſen geſtreuet worden; das Körnchen Goldſtaub macht aber nicht Alles: vielmehr kanns die Harfe dumpf machen und der Schrift Farbe, Leben und Kraft nehmen. Nichts in der Welt kann ohn' Anläſſe, Triebe, Wahrheit und rufendes Bedürfniß werden, was es werden ſoll; am wenigſten die edelſte Gottesgabe, Geſchmack und Genie. Nehmt dieſen Baum aus ſeinem Klima und Erdboden und ſeiner freien, hohen, wilden Luft, und pflanzt ihn in die enge Luft des Treibhauſes; er iſt dahin, wenn er auch dem Scheine nach kränkelnd da ſteht. Futtert dies koſtbare, fremde Vieh auſſer ſeinem Element, ganz umſonſt in öffentlichen Gebäuden, es ſtirbt, troß Speiſ' und Trank, oder wird fett und abgeartet. Es pflanzt ſich gar nicht, oder äußerſt mühſelig fort, und iſt langen, lebendigen Todes vermodert. So wars mit dem Römiſchen Geſchmack, da auch Er gefuttert werden muſte.

Traurig iſt die Bemerkung, aber wahr, daß ſobald der Geſchmack ſein lebendiges Element verlohren hat, ihn auch einzelne Regeln und gute Bemühungen nicht herſtellen können: Quintilian predigte umſonſt und Plinius und Tacitus in der kleinen beſſern Zwiſchenzeit, auf die ſie trafen, waren immer noch ſo fern von der alten Kraft und Einfalt. Die Urſachen davon ergeben ſich aus ihren Werken. In einer eigen angelegten Lobrede, wenns auch auf einen Trajan wäre, kann ſich ſo wenig ächte Römerberedſamkeit zeigen; als in Briefen, die man fürs Publikum ſchreibt und ſammlet, der ächte Briefgeiſt, gleichſam der Spiritus familiaris unſres Lebens. Des Tacitus tiefſinnige, überladne Kürze iſt offenbar nur Bedeckung ſeiner und ſeines Zeitalters Mängel. Wäre die Geſchichte noch eine ſo offne, gemeine, Republikaniſche Sache geweſen, als zu Salluſt und Livius Zeiten; würde er gewiß nicht ſo raffinirt haben. In einer Republik, wo jeder am Ganzen Theil nahm und keiner ſolche Winkelzüge kannte, wäre er mit ſeinem Roman tiefer Bosheit- und Staatsgeheimniſſe verachtet oder verlacht worden, er hätte ihn aber auch nicht geſchrieben. Jetzt aber, da er alles aus fernen Zeiten der Tyrannei, der Liſt, des Ohrenblaſens herholte, nahm auch ſeine Geſchichte unvermuthet die Geſtalt der Zeiten an: er flieht die offne Einfalt und liebt das Zuliſpeln des Harpokrates, mit dem Finger auf dem Munde, d. i. den äuſſerſt vieldeutigen, verborgnen und zuſammengeſetzten Charakter. Er ſchreibt über ſchwarze, argwöhniſche Zeiten auch argwöhniſch, ſchwarz und mit philoſophiſcher Galle. Der liebe Quintilian ſchrieb ſeine Inſtitutionen für ſeinen eignen Sohn aus Herzensgrunde; konnte aber nicht ohne Wind ſegeln, war Deklamator und Sachenführer ſtatt Römer und Redner. Seneka wollte ſein Zeitalter überwinden und überwands mit ſpitzfindigem Scharfſinn und ſüßen Fehlern. Sein Weiſer und freiwillig Armer wohnte in Palläſten: ſeine Moral flog in Lüften, denn ſie hatte auf der Erde nicht beſtimmt gnug zu würken. So wars mit den Produktionen, die noch näher am Zeitgeiſt hingen, die andern, die als Zierrathen folgten, konnten noch leichter des Weges verfehlen. Wie Seneka, der Tragiker, die Windſucht hat, weil er nehmlich auf keiner Bühne eigentlich würken konnte, was Sophokles in Athen gewürkt hatte; ſo hat Lukans Muſe die Waſſerſucht, weil da wohl keine Heldenzeit war. Juvenals Satyr ward ein ſtarker Waldfaun, mit blutiger Geißel, weil der kleine, leichte Satyr Horaz jetzt nicht mehr taugte. Perſius ward voller Genie mit ſeiner Satyre, was Tacitus mit ſeiner Geſchichte damals worden wäre, und Silius betete Virgils Statue an, ohne ſeinen Dämon. Martial endlich pflückte unten am Parnaß, wenn auch in Moräſten und Schandpfülen Blumen — Das beſte und leichtſte, was er für ſein witziges, üppiges Zeitalter konnte; oben in den Sturm hinauf, wars zu weit, auch zu gefährlich. Ueber das Alles läßt ſich nichts ſagen, als Fluch auf die Tyrannen, die mit den Kräften menſchlicher Thätigkeit auch alle edle Schwünge des menſchlichen Geiſtes feſſeln.

So ſchleppte ſich die Zeit hinunter, bis die Barbarn andrangen, und ſich allmälich ſchon Sprachen, Sitten, Denkarten miſchten. Im großen Römiſchen Reich waren überall fremde Kriegsvölker: die Provinzen drängten ſich mit Bürgerrecht und ohne Bürgergeſinnung ins üppige Rom, ins erſchöpfte, verlaſſene Italien: es ward alſo Sprachenverwirrung. Die Kaiſer liebten Barbariſche Tracht und Barbariſchen Geſchmack; die Römiſche Ueppigkeit hatte ſchon, der Griechiſchen Einfalt müde, das Aegyptiſche Ungeheuer lang geliebet, unter den dreißig Tyrannen goß ſich auch aus Aſien Geſchmack hinüber, es ward alſo ein Taumelkelch von Sitten, Denkarten, wie von Völkern. Die Griechen verſtanden unter Commodus den Homer nicht mehr, und die lateiniſche Sprache neigte ſich zur Ruſtica Romana: Alles ging endlich in die groſe Barbariſche Fluth unter. Zufälliger Weiſe trug von den Zeiten Hadrians und der Antonine an die Chriſtliche Religion viel dazu bei. Da die Muſter des Geſchmacks mit dem Syſtem der Abgötterei verbunden waren, ſo muſten die Chriſten, wenn ſie wider dies ſtritten, auch jenen zu ſchaden oder zu entweichen ſcheinen. Mit Götzentempeln verödeten oder änderten ſie auch ſchöne Gebäude, mit Götzenbildern auch ſchöne Statuen und das Gift der Abgötterei ſchien ihnen im Honig der Dichtkunſt zu fließen. Ihre Religion ſollte die Welt zu einem höhern, unſinnlichen Syſtem läutern, vorerſt ging alſo auch Vieles von der ſchönen Sinnlichkeit unter, bis endlich die Barbariſche Form Alles faßte.

Der Verfall des Römiſchen Geſchmacks hat alſo eine ſimple Geſchichte. Er war aus Griechenland her und hielt ſich hier ſo lange, als es ähnlicher Boden und Luft und Wartung erlaubte; währender Zeit nahm er harte, veſtere Römiſche Geſtalt an. Sturmwinde riſſen bald, wie Alles, ſo auch dieſe Pflanze aus der Erde, ſie hielt eine Zeitlang am obern

Raſen, unter zufällig guten Umſtänden und inſonderheit an den Reſten der würklich großen Form Roms und ihrer vortreflichen Sprache; aber mit noch weniger Kraft und Würkung. Der Römiſche Geſchmack war nur die kurze Blüthenzeit geweſen, da Rom ſich in ſeinem Thatengeiſt zuerſt mit ſichrer Ruhe und Majeſtät fühlte; Partheiengeiſt, Ueppigkeit und Sklaverei vertilgten bald die ſchöne, minder weſentliche Blüthe. Wehe alſo Uns, wenn der Wunſch unſrer Grammatiker einträfe, die von keinen Muſtern der Geſchichte des Geſchmacks als den gewöhnlich figurirenden Römiſchen Zeitaltern, dem Goldnen, Silbernen, Ehernen u. dgl. wiſſen. Des völligen Zufälligen, was nie wieder kommen kann, zu geſchweigen, weiſſagen ſie uns damit ſchleunige Verderbniß, Peſtilenz und Tod auf den Rücken, was ihnen freilich nichts thäte, wen man dabei nur Latein ſpräche.

III. Im neuern Europa iſt man gewohnt, Leo dem Zehnden und den Medicis die Wiederherſtellung des guten Geſchmacks zuzuſchreiben, und nichts iſt wahrer, wenn man dabei nur Genie und Geſchmack unterſcheidet. Die Genies, die die Italieniſche Sprache in Dichtkunſt und Proſe gebildet, hatten auf die Medicis nicht gewartet, vielmehr in trübſeligen Zeiten das Werk ihrer Berufung gethan, und auch noch zu Leo Zeiten wurde nicht Arioſt, das große Genie, ſondern die Luſtigmacher und Lateiniſchen Nachahmer belohnet. Da nun bekanntermaßen die Wiederherſteller der Wiſſenſchaften und Künſte, Lorenz von Medicis, Politiano, Bembo, Caſa, ſelbſt der große Michäel Angelo, da Vinci u. ſ. w. alleſammt Petrarchiſten, und zwar mit unter den mittelmäßigen Cinquecentiſten waren: ſo ſieht man die Wiederherſtellung des guten Geſchmacks hatte längſt im Verborgnen ſchon gearbeitet. Petrarca, Dante, Boccaz, Cimabue, Giotto hatten längſt gewürket, auch waren in allen dunkeln Zeiten das Schöne und die Kunſt nicht ſo ganz weg geweſen von der Erde, wie man oft wähnet; aber die Miſchung der Barbariſchen Ideen war zu tief und weit verbreitet. Der Strom floß hinter einer ſo tiefen Vorburg unter der Erde, daß er erſt nach vielen vergeblichen kleinen Ausbrüchen im Ganzen vorſtreben konnte, da'ß das Schickſal wollte. Und auf den Zeitpunkt, da Griechenland nach Italien wieder kam, trafen die Medicis, und machten von dem, was in den dunkeln Jahrhunderten geſäet war, Ernte.

Weiß man alſo, was der Geſchmack des Zeitalters war? woraus er ſich bildete? neu bildete? wornach er ſtrebte? ſo weiß man zugleich die Urſachen ſeines Verfalls. Die unvollkommne Geneſis ſelbſt ſchloß dieſe ſchon in ſich.

Man fand die Alten wieder, reinigte und glättete nach ihrem Muſter die Sprache, abahmete ihren Vortrag und ihre Kunſt nach — ſchöne, beneidenswerthe Periode! Nur das feine, ſcharfſinnige, unter vieler Leidenſchaft noch ſtille, tiefe Genie der Italiener konnte ſeine Vorahnen und die Lehrer derſelben alſo nachahmen! Wenns aber nur Nachahmung war: wie lange konnte das dauren? Bis es nachgeahmt war und man nun nicht mehr nachahmen konnte oder wollte. Das Werkzeug war polirt, nun hing mans auf, oder zerbrachs, oder ließ es beroſten, ums aufs neue poliren zu können — das iſt, dünkt mich, die Geſchichte des Italieniſchen Geſchmacks.

Bei den Griechen war der Geſchmack Natur geweſen, Bedürfniß, Angelegenheit, wozu ſie zu gewiſſen Zeiten und unter gewiſſen Umſtänden Alles einlud; bei den Römern, aber in kürzerer Friſt, und auf eingeſchränktere, unvollkommenere Weiſe ebenfalls. In Italien jetzt ungleich weniger, als ſelbſt in Rom. Die Alten nachzuahmen, damit ſie nachgeahmt würden, und weil es ſie nachzuahmen, doch ſchön wäre, iſt ein zu kalter, bebender Zweck. Sich von einem feinen freigebigen Kenner der Kunſt belohnen zu laſſen, noch ein kälterer. Mit den Alten zu wetteifern, ja ſie, neben ihren Werken zu übertreffen, wollte mehr ſagen; ward aber von den wenigſten geſucht und konnte nicht geſucht werden, weil nicht dieſelben lebenden Antriebe da waren, und doch immer die neuere Kunſt nur beſtimmt war, ein Kranz der Alten zu ſeyn. Wozu z. E. die Griechiſchen Göttern und Helden nachgeahmten Bildſäulen izo? Allegorien, Tugenden, Päbſte, bibliſche Perſonen vorzuſtellen? war das im mindſten mit der Griechiſchen Kunſt vergleichbar? Der Künſtler ward alſo nicht befeuert: der Lauf der Kunſt nicht von lebendiger Geſchichte und edeln Bedürfniſſen des Volks fortgeſtoßen; alſo auch nicht durch ſolche beſtimmt und in Schranken gehalten, und ſiehe, da lag der Verfall der Kunſt.

Wenns nur Nachahmung war, ſo konnte man auch nicht, oder nur bis zu einem Grade nachahmen, d. i. ausſchweifen, wohin man wollte. Weder Religion, noch Geſchichte, noch Staat, und lebendiger Geſchmack des Volks gab engen, ſtarken Trieb und Schranken: die Kunſt ſchwebte alſo würklich in der Luft oder beruhte nur auf einem Hauche, dem guten Willen des Künſtlers und ſeiner Belohner.

Selbſt die Künſte, die tiefere Beſtimmung fanden, Malerei und Baukunſt, bezeugen, was ich ſage. Allerdings fanden ſie im Staat und in der Religion mehr Gegenſtand, Bedürfniß, Anwendung, als die Bildnerei; noch aber konnten ſie ſich nicht an ſichrer Natur mit den Griechen vergleichen. Nachahmung lag doch nur zum Grunde, nicht Erſtes, dringendes Bedürfniß. So lang alſo die vorſtehenden Muſter noch Salz gnug hatten, Liebhaberei und Nacheiferung zu erwecken, wurden ſie nachgeahmt und im erſten wagenden Wurfe, glücklich. Als der Nachahmungen zu viel waren und ſelbſt die glücklichen Nachahmungen ſchon verzagt machten: wars allerdings ein ſtumpferer Stachel, ſich hinter hundert Nachahmern, vielleicht als der hundert erſte, blos leidliche Nachahmer aufgeſtellt zu ſehen, man ſuchte ſich alſo durch Keckheit zu unterſcheiden. Die Kunſt hatte keine neue, zum Guten und Beſſern dringende lebendige Zwecke, und gerade was den Erſten Malern geholfen hatte, Wagniß, das Licht der Neuheit, ſchreckte itzt ab, oder verführte. Man ſah ſelbſt das Schöne in ſeinen frappanten Zügen nicht mehr, weil mans zu oft ſahe; die geſättigte Henne ging über die Körner weg und hackte nach Farben. Es war nichts als Mangel des Bedürfniſſes am guten Geſchmack, das den guten Geſchmack verdarb.

Die ſchöne Lateiniſche und Griechiſche Sprache waren als Werkzeuge viel; was ſind aber Werkzeuge, wenn ſie Zwecke werden?

Wenn Bembo die Venetianiſche Geſchichte Römiſch ſchreibt, die doch nicht Römiſch gedacht und geführt war: wenn der Kardinal ſich ſcheut, die Vulgate ſeiner Kirche zu leſen, um ſich ſeinen Styl nicht zu verderben und ſeinen allerheiligſten Vater als einen Römiſchen Grammatiker ſchreiben läßt, in deſſen Qualität er doch nicht des Inhalts ſchreiben konnte: ſo ſieht man das Spiel, die Diſproportion zwiſchen Zweck und Werkzeug, den phantaſtiſchen Zwang. Und alles Spiel, aller Zwang und Phantaſterei muß ſich enden und ſelbſt auflöſen. Ueber ſolche ſchöne Nachahmung der Alten ohne Gedanken und Sitten war nun nichts möglich, als todte Gelehrſamkeit, Buchſtabenkram, Akroſticha, und Anagrammen. Die alſo alle folgten. Das ſiebzehnde Jahrhundert folgte aufs ſechzehnde, und noch unterliegt Italien einem großen Theile nach, dem Wuſte. Die Samenkörner des guten Geſchmacks ſind bei ihnen aufgeſchüttet; ſie können alſo nicht tragen.

Mit dem Verfall der Dichtkunſt iſts eben den Weg gegangen. Da ſie ganz Idealiſch war und am Geiſt der Zeitbedürfniſſe und Zwecke ſo wenig, als möglich, hing: ſo war der nächſte Schritt immer ins Land des Abentheuers und des Uebertriebnen. Das Jahrhundert des ſchönſten Griechiſchen Geſchmacks, der doch überall auf Natur, Richtigkeit und Wahrheit führte, konnte daher neben alle den Muſtern und Nachahmungen von elenden Petrarchiſten wimmeln und die Nachahmer der Alten warens ſelbſt — deutlicher Beweis, wie untief ihr Geſchmack war, zu Bildung ihrer Natur in Allem. Arioſt kam und bauete ein Zauberſchloß mit hundert Pforten in der Luft; denn einen Nationaltempel auf veſtem Boden konnt' er nicht bauen: was drüber war, ward natürlich Fratze und Märchen. Taſſo ahmte im Lande der Phantaſien kalt nach: Marino übertrieb — es konnte nicht anders werden. Ein Engliſcher Kunſtrichter meint, man könne ſich den Geſchmack an Nichts ſo leicht, als an Italieniſchen zumal Liebes- und Schäferdichtern verderben, und ich weiß nicht, ob er unrecht habe? Die würkſamſte und natürlichſte Dichtungsart, das Trauerſpiel, hat daher nie bei ihnen Kräfte gewonnen: ſie ſchweben mit Muſik, Kunſt und ſelbſt auf eine Art mit der Komödie in der Luft, in einem Ideale, das ſie nie auf veſten Boden kommen läßt. Der Grund, daß ſie nicht weiter kommen, iſt, weil ſie ſo weit ſind, und *nichts ſie andringet, was anders zu werden.*

So traurig das auf der einen Seite ſcheint, ſo iſts auf der andern wiederum *gutes Werkzeug des Schickſals.* Eben, weil ſie nur *fanden, nachbildeten, nachahmten,* und auf eine Weiſe, wies keiner thun konnte, ſo idealiſirten und imitirten ſie, nicht enge und tief für ſich, aber *für ganz Europa.* Sie haben alle Nachbarn gebildet, und die Samenkörner des Geſchmacks über ſie geſtreuet: Arioſt bildete Spenſer, die Italieniſche Satyre Rabelais, die Novellen Shakeſpear: die neue Politiſche Philoſophie kam mit bittern Folgen zuerſt nach Frankreich und von da weiter. Karl und Franz eiferten an Kunſt und Geſchmack mit Italien und unter einander. Die Nachahmer der Lateiniſchen Sprache keimten in allen Landen: Italien ſollte durch Lage und durch alle Schickſale eine Vorrathskammer der Materialien des guten Geſchmacks werden, und iſts geworden.

IV. Ein Zeitalter des Geſchmacks kam unter Ludwig wieder, auf das ſich, unter ſo verſchiedenen Umſtänden anwenden läßt, was bisher bemerkt worden. Es war auch durch Genies lange vorher bereitet: Rabelais und Montagne warteten auf keinen Ludwig; Corneille hatte Richelieu und die Akademie gegen ſich; ſelbſt die ſtärkſten Genies unter Ludwig waren nicht von der Hofſekte, Paſkal, Fenelon, Rouſſeau, la Fontaine; Und Racine hätte es weniger ſeyn dörfen. Nicht alſo Genie, aber Geſchmack konnte Ludwig wecken, da er auf und hinter ein Zeitalter der Genies traf. Um ihn lebte Anſtand, Thätigkeit, Glanz und Würde. Dazu bildete ſich die Sprache, ſo handelte Ludwig und jeder ihm nach in ſeinem Kreiſe, die Form nahm der Geſchmack an. Die Beredſamkeit, die nicht mehr fliegen konnte, regete wenigſtens mit Anſtand ihr Gefieder: das Theater, das nicht mehr würken konnte, ward eine Bühne der Sitten, des Anſtandes, der Philoſophie, des Heroiſmus im Scheine. Die Künſte, die nicht mehr wecken konnten, dienten ſeinem Stolz und ſeinen Thaten. Wer nicht dichten konnte, machte ſchöne Verſe, und wer nicht Geſchichte ſchreiben konnte, deklamirte ſchön und zeichnete Gemälde. Die Sprache, der ihre Stärke, Reichthum und Fülle längſt dahin war, bildete ſich zum Ton der Geſellſchaft, der Richtigkeit und des Wohlanſtandes. Das war die Farbe vom Zeitalter Ludwigs; die tief in ſeinen Quellen lag.

Die Verderbniſſe muſten bald aus eben der Quelle kommen. Wenn die Wurzeln des Geſchmacks nicht tief im Bedürfniß der Nation, der Beſchaffenheit ihrer Sitten lagen, wenn offenbar Ludwig keinen Geſchichtſchreiber ſeines Reichs hatte und haben konnte, wie Xenophon, und Livius geweſen waren; ſein Theater, das der Nation nicht ſeyn konnte, was das Theater in Athen ſeyn ſollte; wenn ſein Bourdaloue nicht gegen oder für ihn zu reden hatte, wie Demoſthenes gegen Philippus, für Athen, und wahrſcheinlich kein Grieche bei Boßvets erhabnem Madame eſt morte! Madame eſt morte! in Thränen aufgeſchauert wäre: ſo wird offenbar, daß der glänzende Geſellſchaft- der edle Hofgeſchmack, der allein regierte, ſich auch als ſolcher, bald verderben muſte. Daſſelbe Publikum, dieſelben aufgeklärten und witzigen Kreiſe, die einſt der Sprache Leichtigkeit, Reinigkeit, Anſtand, verſchaffet hatten, gaben ihr auch bald kleinfügigen Witz, Spitzfündigkeit, und den elenden Geſchmack durch Wendungen zu frappiren. Man verließ alſo, wie Fenelon, St. Mard, Racine und wer nicht mehr? klagen, die ſimple Gröſſe, die unzerſtückte, zwangloſe Natur, die edle Einfalt und zerlegte den Gedanken ſo fein, manierlich, neugeſagt und artig, bis kein Gedanke mehr blieb. Was den Römern Seneka geweſen, ward Fontenelle, la Motte ward Petron: der jüngere Crebillon mit ſeinem unerſchöpfbarn Märchenwitze brachte aus ſeinen artigen Geſellſchaften eine Sineſiſche Kaminpuppe hervor, die von Herzen fein und klein iſt: Marivaux zerlegte die große Karakterbilder des Moliere in Miniaturgemälde von Sentimens. Die Akademie des guten Geſchmacks lieferte, was ſie liefern ſollte, Komplimente — das Feld des Hofgeſchmackes konnte nichts anders erzeugen. Unglückliche Schickſale der Regierung, von der doch Alles abhing, kamen dazu, die natürlicher Weiſe ſehr ſtörten. Da auf der Rinde des Publikums Alles ſchwamm, ſo muſte das garſtige Ungeheuer, Kabale, hier mehr den Geſchmack verengen, aufhalten und verderben, als irgendwo. Die üppige Erziehung und Lebensart der Hauptſtadt drang, da Alles auf Modegeſchmack beruhete, bis auf Richter und Richterinnen, alſo auch auf Verfaſſer und Künſtler hin; viel andere Sprößlinge zu geſchweigen, die alle auf der Wurzel ruhen. Ein Geſchmack iſt übel dran, ſo bald er nur Geſellſchaft- oder Hofgeſchmack ſeyn kann und darf: er wird ſchwach und da er dem Publikum vorgehn ſoll, bleibt er hinten.

Die größten Männer nach der Zeit, ſehn wir, muſten Durchbruch nehmen, um freiere Luft zu athmen. Rouſſeau rief, wie aus der Wüſte, hervor, und hätte es nicht thun dörfen, wenn die Gegenſeite nicht gar zu blühend geweſen wäre. Monteſquieu, wie Horaz Marcellus erwuchs als ein edler Baum, allein auf ſeinem Raume; und noch hätte er manches nicht durch Eſprit erſetzen dörfen, wenn er ſeinen großen Gegenſtand beſtimmter hätte umfaſſen dörfen. Voltäre endlich ward, wie Kolumbus groß, daß er außer dem Jahrhunderte Ludwigs noch Eine Welt glaubte. Er ſchifte ins Land der Feinde ſeines Nationalgeſchmacks, England, über und raubte Einen Brand von ihrem Feuer: er bildete ſich außer den ſchönen Kreiſen von Paris — inter diſcrimina rerum und ward Voltäre. Das Land, das Muſter von Leichtigkeit, Anſtand, Richtigkeit *, Klarheit über ganz Europa verbreitet hat, hat ſich ſelbſt vielleicht auf eine Zeitlang tiefes Genie und Originalempfindung erſchweret. Das Licht iſt in Schimmer umher verbreitet, und flammt alſo in keine helle Flamme auf. Man ſteht zu dicht unter den Bildſäulen voriger Zeiten und liefert ihnen nur Poſtemente. So hatten die Urſachen des Geſchmacks in Frankreich auch Samenkörner ſeines Verfalls in ihnen ſelbſt.

Und nun gehe ich aus Beſcheidenheit nicht weiter. Wir haben an den vier verſchiednen

---

(*) Preciſion.

Perioden des Geſchmacks gnug geſehen, um die Wahrnehmungen in ihnen zu erkennen, dazu wir ſie durchlaufen ſind. Nehmlich:

Zeit des Geſchmacks, ſehn wir, iſt unter allen Geſtalten eine Folge der Kräfte des Genies, wenn ſie ſich ordnen und regeln. So verſchieden alſo die Zeiten ſind, ſo verſchieden muß auch die Sphäre des Geſchmacks ſeyn, obgleich immer Einerlei Regeln würken. Die Materialien und Zwecke ſind anders.

Kann nun kein Menſch Genies bewürken (ſie keimen aus höhern und mehrern Veranlaſſungen oft ſehr mißlicher Umſtände hervor): ſo, ſieht man, ſind auch die goldenen Zeitalter des Geſchmacks nie ganz **Eines Menſchen** Wille. Sie folgen und richten ſich nach jenen. Sie ſind in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts, wie die Konſonen Punkte der Saite: es müſſen Diſſonanzen zwiſchen liegen und auf jenen heben ſich dieſe.

Mithin wird das Räthſel erklärt, warum die groſſen **Männer** immer zuſammen leben;

was man aus mechaniſcher Nacheiferung, Belohnung, Klima u. dgl. nur äußerſt unvollkommen auflöſet: ſie ſind alle zuſammen nichts als konſoner Punkt Einer Saite. Die Diſſonanzen ſind erſchöpft, die Zeitalter halber und ganzer Barbarei, leerer Verſuche, über einander geſtürzten Rieſenarbeiten ſind vorbei: man fängt natürlich an zu ordnen und mit den vorigen Anſtößen und Kräften umher zu blicken: die menſchliche Seele kommt in den Wohlklang. Da ſind denn alle Künſte vergeſchwiſtert, folgen ſchnell und bald auf einander und ſind im Grunde nur Eine Kunſt. Da fehlen ſodann weder Mäcene noch Maronen; in einem gewiſſen ganzen Kreiſe auch ſehr verſchiedner Beſchäftigungen tönts konſon.

Der Verfall des Geſchmacks wird alſo auch ſo ein Naturphänomenon, als ſeine Entſtehung, und in dieſer liegen ſchon die Anlagen zu jenem. Alles nehmlich unter dem Monde iſt vorübergehend: laſſen nun die guten Veranlaſſungen nach, ſo treten ſchlechte an die Stelle und der Geſchmack ſinkt.

Wer alſo auf die Geſchichte des Geſchmacks würken will, muß auf ſeine Veranlaſſungen würken: er pflege den Baum nicht am Gipfel, oder an der Blüthe, ſondern in der Wurzel. Wer eine goldne Zeit ſchaffen will, ſchaffe erſt Veranlaſſungen zu goldnen Zeiten: dieſe kommen von ſelbſt. Wer den Geſchmack beſſern oder ſichern will, ſchaffe die Urſachen des Schlammes weg, wodurch er ſich trübet, oder ſichre die Stützen, die ihn erhalten. Sonſt iſt ſeine Arbeit vergeblich.

Je tiefer die Veranlaſſungen des guten Geſchmacks liegen: deſto wahrer iſt auch ſeine Natur, deſto veſter und länger ſeine Dauer. So wars in Griechenland, wo der Geſchmack Nationalblüthe war, und zu gewiſſer Zeit unter den Edeln in Rom. Griechenland iſt nie wieder gekommen und alſo hat auch der Geſchmack nie mehr ſo tief gefaſſet, ſo lang gedauret. Bei uns iſt er er nur immer auf der Oberfläche der Nation.

In der Natur iſt aber nichts müßig; Kräfte gehn nie verlohren: alle Zerſtörung iſt nur ſcheinbar. So auch mit dem Geſchmacke: er iſt nur *Phänomenon* und kann nur *als Phänomenon leiden.* Das Uhrwerk der Natur würkt gleich weiter fort zum Guten: nur das Unvollkommene, das Eingeſchränkte (wie dieſe ganze Geſchichtabhandlung zeigt) zerſtört ſich: das *gewürkte Vollkommene bleibt, wird immer unſinnlicher und würkt auf weiterer Fläche weiter.* Selbſt die *neuerzeugten Fehler* würken ein *höheres Gute weiter*: ſie ſind Diſſonanzen zu einem höhern Wohlklange.

Nie alſo müſſen wir, hinter dem, was gethan iſt, ſtehen bleiben und verzweifeln. So lange die Natur Genies weckt, bereitet ſie auch *Perioden des Geſchmacks* ſich ſelbſt hervor, und das geſchieht in *wechſelnden Intervallen von Land zu Lande.* Sind einmal die Spenſers, Shakeſpears, Miltons einer Nation da, für die Steele, Pope und Addiſon ſind wir ſicher. Vielleicht arbeitet ſich Deutſchland jetzt unter Trümmern und zerfallenden Rieſenwerken einem Zeitalter des hohen philoſophiſchen Geſchmacks entgegen, zu dem itzt Alles, Fehler und Tugend, Theorie und Uebung, die ſich noch ſo blind einander ſtoßen, beiträgt.

Geſchmack iſt aber nur Phänomenon, und wie ihn die Natur höhern Zwecken untergeordnet hat, ſollens auch ihre Diener und Statthalter, die Menſchen. Wer einen Menſchen ans Kreuz ſchlägt, um ihn der Kunſt zu gut ſterben zu ſehen, iſt ein Böſewicht, und wer Rom in Brand ſteckt, um Troja brennen zu ſehen, ein Nero — der zuletzt doch als ein Narr und Verzweifelnder, qualis artifex pereo! ſagen muß und gehaßt, oder verlacht wird. Wir ſind geboren, Glückſeligkeit der Menſchen zu ſchaffen: Genies ſchafft der Schöpfer, und aus Genies bildet ſich der Geſchmack von ſelbſt. Wir müſſen nur, wie Aerzte oder Hebammen (nach Sokrates Gleichniß), der immer ſchaffenden, bildenden, regelnden und wieder zerſtörenden Natur folgen.

III. Folgen.

So voll von praktiſchen Lehren gleich jede Geſchichte bei jedem Schritt iſt: ſo thuts doch wehe, ein Thema dieſer Art in unſerm Zeitalter fahren zu laſſen, ohne noch einige Blicke der Anwendung thun zu dörfen. Wenn ſie nicht neu ſeyn können: ſind ſie wenigſtens nothwendig und nützlich.

I. Muß, wer den Geſchmack am ſicherſten pflegen will, Genie, Kräfte der Natur pflegen, ſo ſieht man, iſt Erziehung die erſte Triebfeder des guten Geſchmacks. Aber Erziehung mit Geſchmack, zum Geſchmack, hat gar zu viel Mißdeutungen und lächerliche Anwendung.

Zum Geſchmack erziehen, heißt nicht (oder es iſt Alles vergebens geſchrieben) Geſchmack predigen, vom guten Geſchmack murren; ſondern ihn zeigen, damit die Seele umringen, ihn von Jugend auf melodiſch und thätlich lehren, oder mit andern Worten, in die Kräfte eines Zöglings nicht übereilt, aber mit ſanftem, fortgehenden, nie unterlaßnen Schwunge, Ordnung bringen, der Seele hellen, freien leichten Blick, dem Herzen ſanft Gefühl des Schönen und Guten mit Vernunft und Wahl begleitet, geben: das iſt ſo ſehr und ganz Pädagogie, ſchweigende That und Führung, als Etwas. Die Seele ſoll durch alle Kräfte und Kraftanwendungen konſon geſtimmt werden, wie die Leyer Apollo's. In Empfindungen, Sitten und Handlungen muß nicht weniger Geſchmack herrſchen, als in Känntniſſen der Phantaſie oder des Verſtandes: in Büchern und Schriftexercitien iſt der Schatte des Roſſes, nicht aber das Roß mit all ſeinen Kräften ſelbſt. Iſt nicht der Grund tiefer gelegt, ſo reißt nachher Neigung die gelernte Phantaſie und das Kunſtgedächtniß hin: iſt aber die ganze Seele gebildet, ſo muß der Geſchmack in jeder Kunſt, wenn ſie geübt wird, wohl folgen.

Wie ſchwer aber die Bildung des Geſchmacks in einem verderbten Zeitalter werde, iſt unſäglich. Dem Zöglinge kommen lauter Gegenſtände vor Augen, die immer den richtigen Wink und Anſtoß verderben: das Bäumchen ſteht am Wege, wo jeder rohe Fuß darüber hinfährt — das iſt auch die Urſache, warum wir mit aller Theorie nie ein Griechenland des Geſchmacks aufwecken können. Klima, Sitten, Gebräuche, ſelbſt geiſtige Zwecke widerſetzen ſich, und wollen die ſchöne Sinnlichkeit zerſtören; unſre edelſte Tugend ſelbſt ſcheint ſich ihren Schranken zu entziehen. Der Geſchmack wird uns alſo immer eine ſubordinirte Sache bleiben müſſen, die höherer

Urſachen wegen, aufgeopfert werden darf, und bei den Griechen war ſie natürliches Kleid und Körper der Tugend.

Jede Mühe alſo, die auf Einigung des Geſchmacks mit Verſtande, Lebensart und Gewohnheit angewandt wird, iſt unſchätzbar, und hier kommt der vorige Grundſatz, daß nichts in der Natur vergebens geſchehe, vortreflich zu Hülfe. Quintilian, der Lehrer des Geſchmacks, ſtrebt über ſein Zeitalter hinaus: die alten Muſter des Geſchmackes noch mehr: Wahrheit- und Tugendſchöne iſt wie das Sonnenlicht, unwandelbar, würkſam und erwärmend. Wären in jedem Zeitalter nur drei große und gute Männer, die mit ganz vereinigten Kräften würkten, ſie könnten Wunder thun, oder doch wie jene drei Gerechte eine Stadt für dem völligen Verfall des Geſchmacks und der Tugend ſichern.

Mich dünkt, wir ſind hierinn an der Schwelle einer ſich entwölkenden, heitern Zukunft. Wenn Vernunft auch in die Gegenden hindringt, wo man ſonſt nur Mechaniſch empfand und ſchaffte, und dieſe Vernunft ſich einſt von ihrer Ueberſpannung erholet, und (noch gröſſerer Wunſch!) mit Neigung und Gewohnheit zum allgemeinen Geſchmack des Lebens gattet — wohl alsdenn dem Namen der Vorwelt, der hiezu, und zwar in den tiefſten Quellen der Gewohnheit, Denkart, und Neigung, d. i. in der Erziehung beitrug. Ein beſſer erzogner Prinz, eine wohlgegründete, reinere Anſtalt, eine ſchweigendthätliche Niederlage des guten Geſchmacks iſt Tempel, der kommenden beſſern Menſchheit heilig!

II. Selbſt die eigentlich ſo genannten Werke des Geſchmacks, die Muſter der Alten, werden in der gewohnten Erziehung, auch nur in der Sphäre des Lernens betrachtet, die ärgſten Anläſſe des Ungeſchmacks, Ekels und Verführung, und was man an deren Stelle ſetzt, nimmt oft einen noch ärgern Ausweg

Wenn ich einen Künſtlerknaben Jahre lang am Werkzeuge ſchnitzeln lehre, daß er die Natur ſelbſt nie einmal zu Geſicht bekommt: ſo iſt er ſtatt Bildhauer der ärgſte Tagedieb geworden und hat dazu ſein Werkzeug zerſchnitzelt und auf immer verdorben. So gehts den Schulmeiſtern und Phraſesdrechſeln über Cicero und Homer. Nicht bloß, daß ſie keine Homere und Ciceronen bilden (dazu gehörte noch ſehr viel!) ihre arme Gefangne haben ſelbſt Cicero und Homer nie geſehen, ja ſich an ihnen verekelt, ſie ewig nicht ſehn zu wollen. Motten haben ſie gebildet, Homer und Cicero in Phraſes zu zernagen, Buben gebildet, die ſtatt zu mahlen, die Farbe vom Gemälde kratzen, oder die Paniere des guten Geſchmacks zu Stangen brauchen, womit ſie Vogelneſter ſtören. Mitten unter Schönheiten der Alten wird das Gefühl an Schönheit verhärtet, und der Geſchmack mit Gewalt gezwungen, daß er ſich verwahrloſe und nach elenden, kindiſchen, unſinnigen Zwecken laufe.

Die Gegenarznei, die dieſem heilloſen Ungeſchmack entgegen würken ſollen, hat Alles noch mehr verdorben. Realien ſolltens ſeyn, womit die Jugend, als ein Kornboden überſchüttet würde, und denn freilich kann ſie nie ein blühender Pflanzgarten werden. Schon Bako hat geklagt, wie aus der Wiſſenſchaft nichts werden könne, wenn man in ihr nur immer das Nützliche, unmittelbar jetzt Nützliche ſuche, und wenn dies bei Erziehung geſchieht, verliert zugleich ein ganzes menſchliches Leben. Nicht Was, ſondern wies die Jugend lerne, iſt das *Hauptſtück der Erziehung. Geſchmack, d. i. Ordnung, Maaß, Harmonie aller Kräfte* iſt die Leyer Amphions oder Orpheus, nach der ſich Steine zum ganzen Baue beleben. Wer, unter welchen Vorwänden es ſei, der Jugend die Werke der Alten aus den Händen bringt, was er ihnen dafür auch von ſeinen Sächelchen in die Hand gebe, Encyklopädie, Lehrbuch, Regel, Realie, kann den Schaden mit Nichts erſetzen.

Das war Julians Kunſtſtück, wodurch er ſeinen Feinden die tiefſte Wunde ſchlagen wollte.

„Aber Genie! das Genie wird ſich von ſelbſt „bilden; oder gar kanns der Geſchmack und „die Werke der Alten verderben!“ Ein böſer Dämon hat den Grundſatz erfunden, der die häßlichſte Lüge iſt. Ein Genie, das der Geſchmack verderben kann — fahre es hin! gut, daß es verdirbt, ſtatt es andre mit verderbe. Wer nach rechtſchaffner Leſung der Alten (nicht, wie ſie freilich meiſtens geleſen werden) ſchlimmer iſt, als er war, der ſei ſchlimmer! an ihm iſt nichts verlohren. „Shakeſpear! Shakeſpear!“ ruft man immer — und was denn Shakeſpear? Hatte Shakeſpear keinen Geſchmack, keine Regeln? Mehr, als jemand, nur es war Geſchmack ſeiner Zeit, Regeln zu dem, was Er erreichen konnte. Hätte er mit ſeinem Genie in den Zeiten der Alten gelebt, glaubt ihr, daß er Geſchmack mit Füßen würde von ſich geſtoßen haben? oder dadurch ſchlechter geworden ſeyn, als er itzt iſt? Aber freilich iſts ein jämmerliches Wort, Geſchmack, nach einem Kompendium, oder einer Eſelsbrücke von Vorleſung über die ſchöne Natur, hergeplaudert. Der wahre Geſchmack würkt durch Genies, und ein edles Genie iſt wie ein Stern im Dunkeln. Licht ſtralt nur Licht ab, Sonne nur Sonne.

III. Aber endlich iſt freilich die gröſte, beſte Schule des guten Geſchmacks, das Leben. Wenn da giftige, unterdrückende Schatten ſind, wehe der zarten Sproſſe! Wenn da Luſtſeuchen des guten Geſchmacks herrſchen, daß die gute Luft gar enge wird — wehe dir, raſcher, begehrender Jüngling!

Wie Knechtſchaft die Seele unterdrücke; wie die Begierde, reich zu werden, den Geſchmack vergifte; wie endlich der Hunger nach Brod Alles Edle in den Staub trete und zerknirſche: darüber ſpricht Longin ſtatt meiner.

Wie Ueppigkeit, Sklaverei, Scheu gegen Wahrheit, Mühe, Verdienſt und Ehre

ein Abgrund ſei, aus dem nichts Gutes erwachſe: darüber klagt der Verfaſſer des Geſprächs über den Verfall der Beredſamkeit, mit edlem Römerherzen. Was hilfts, unfruchtbar nachklagen?

Wenn in manchen Ständen und Berufsarbeiten der Name Geſchmack noch ein Vorwurf iſt: eilt hinzu, rottet die Dornen auch mit blutigen Händen aus, und der Geſchmack wird über neue Provinzen herrſchen.

Wenn alte Gewohnheit, Neid und Kabale ſich mit Schwefelfackeln in der Hand vereinigen, auch die Guten laſſet ſich vereinigen! Das Licht der Sonne iſt ſtärker, als die Schwefelfackel.

Wenn verführende Muſter des Geſchmacks herrſchen: ſprecht ihnen entgegen, warnt eben an ihren Fehlern, oder vielmehr, wenn ihr könnet, ſprecht mit der überwindenden Beredſamkeit des ſtillen beſſeren Muſters.

Endlich da Freiheit und Menſchengefühl doch allein der Himmelsäther iſt, in dem Alles Schöne und Gute keimt, ohn den es hin iſt und verweſet: ſo laſſet uns mehr nach dieſen Quellen des Geſchmacks, als nach ihm ſelber ſtreben. Er iſt doch nichts, als Wahrheit und Güte in einer ſchönen Sinnlichkeit, Verſtand und Tugend in einem reinen, der Menſchheit angemeſſenſten Kleide. Je mehr wir alſo dieſe auf die Erde rufen, deſto tiefer arbeiten wir an Veranlaſſungen, daß Er nie mehr bloße Nachahmung, Mode und Hofgeſchmack, auch ſelbſt nicht mehr ein Griechiſches und Römiſches Nationalmedium, das ſich bald ſelbſt zerſtöret, ſondern mit Philoſophie und Tugend gepaart, ein daurendes Organum der Menſchheit werde! Multa tum, altiora renaſcentur, quae iam cecidere!

Vom

Erkennen
und
Empfinden
der
menſchlichen Seele.

Bemerkungen und Träume.

Το πνευμα οπȣ θελει πνει και την φωνην αυτȣ ακȣεις,
αλλ' ȣκ οιδας ποθεν ερχεται και πȣ υπαγει.

Riga,
bey Johann Friedrich Hartknoch.
1778

Erſter Verſuch.

Vom Erkennen und Empfinden in ihrem menſchlichen Urſprunge und den Geſetzen ihrer Würkung.

Erſter Verſuch.

Vom Erkennen und Empfinden in ihrem menſchlichen Urſprunge und den Geſetzen ihrer Würkung.

In Allem, was wir todte Natur nennen, kennen wir keinen innern Zuſtand. Wir ſprechen täglich das Wort Schwere, Stoß, Fall, Bewegung, Ruhe, Kraft, ſogar Kraft der Trägheit aus, und wer weiß, was es, inwendig der Sache ſelbſt, bedeute?

Je mehr wir indeß das große Schauſpiel würkender Kräfte in der Natur ſinnend anſehn, deſto weniger können wir umhin, überall Aehnlichkeit mit uns zu fühlen, alles mit unſerer Empfindung zu beleben. Wir ſprechen von Würkſamkeit und Ruhe, von eigner oder empfangener, von bleibender oder ſich fortpflanzender, todter oder lebendiger Kraft völlig aus unſrer Seele. Schwere ſcheint uns ein Sehnen zum Mittelpunkte, zum Ziel und Ort der Ruhe: **Trägheit** die kleine Theilruhe auf ſeinem eignen Mittelpunkte, durch Zuſammenhang mit ſich ſelbſt: **Bewegung** ein fremder Trieb, ein mitgetheiltes fortwirkendes Streben, das die Ruhe überwindet, fremder Dinge Ruhe ſtöret, bis es die Seinige wieder findet. Welche wunderbare Erſcheinung iſt die Elaſticität? ſchon eine Art Automat, das ſich zwar nicht Bewegung geben, aber wieder herſtellen kann: der erſte ſcheinbare Funke zur Thätigkeit in edlen Naturen. Jener griechiſche Weiſe, der das Syſtem Newtons im Traum ahndete, ſprach von **Liebe** und **Haß** der Körper: der große Magnetismus in der Natur, der anziehet und fortſtößt, iſt lange als Seele der Welt betrachtet worden. So **Wärme** und **Kälte**, und die feinſte edelſte Wärme, der **elektriſche Strom**, dieſe ſonderbare Erſcheinung des großen, allgegenwärtigen Lebensgeiſtes. So das große Geheimniß der **Fortbildung**, **Verjüngung**, **Verfeinerung** aller Weſen, dieſer Abgrund von Haß und Liebe, Anziehung und Verwandlung in ſich und aus ſich: — der empfindende Menſch fühlt ſich in Alles, fühlt Alles aus ſich heraus, und druckt darauf ſein Bild, ſein Gepräge. So ward **Newton** in ſeinem Weltgebäude wider Willen ein Dichter, wie **Buffon** in ſeiner Kosmogonie, und **Leibniz** in ſeiner präſtabilirten Harmonie und Monadenlehre. Wie unſre ganze Pſychologie aus Bildwörtern beſtehet, ſo wars meiſtens **Ein** neues Bild, **Eine** Analogie, **Ein** auffallendes Gleichniß, das die gröſten und kühnſten Theorien

rien gebohren. Die Weltweiſen, die gegen die Bilderſprache deklamiren, und ſelbſt lauter alten, oft unverſtandnen Bildgötzen dienen, ſind wenigſtens mit ſich ſelbſt ſehr uneinig. Sie wollen nicht, daß neues Gold geprägt werde, da ſie doch nichts thun, als aus eben ſolchem, oft viel ſchlechtern Golde ewig und ewig dieſelbe Fäden ſpinnen.

Aber wie? iſt in dieſer „Analogie zum Menſchen„ auch Wahrheit? Menſchliche Wahrheit gewiß, und von einer höhern habe ich, ſo lange ich Menſch bin, keine Kunde. Mich kümmert die überirrdiſche Abſtraktion ſehr wenig, die ſich aus allem, was „Kreis unſres Denkens und Empfindens„ heißt, ich weiß nicht auf welchen Thron der Gottheit ſetzet, da Wortwelten ſchafft und über alles Mögliche und Würkliche richtet. Was wir wiſſen, wiſſen wir nur aus Analogie, von der Kreatur zu uns und von uns zum Schöpfer. Soll ich alſo dem nicht trauen, der mich in dieſen Kreis von Empfindungen und Aehnlichkeit ſetzte, mir keinen andern Schlüſſel, in das Innere der Dinge einzudringen, gab, als mein Gepräge oder vielmehr das wiederglänzende Bild ſeines in meinem Geiſte; wem ſoll ich denn trauen und glauben? Syllogismen können mich nichts lehren, wo es aufs erſte Empfängniß der Wahrheit ankommt, die ja jene nur entwickeln, nachdem ſie empfangen iſt; mithin iſt das Geſchwätz von Worterklärungen und Beweiſen meiſtens nur ein Brettſpiel, das auf angenommenen Regeln und Hypotheſen ruhet. Die ſtille

Aehnlichkeit, die ich im Ganzen meiner Schöpfung, meiner Seele und meines Lebens empfinde und ahnde: der große Geiſt, der mich anwehet und mir im Kleinen und Großen, in der ſichtbaren und unſichtbaren Welt Einen Gang, Einerley Geſetze zeiget: der iſt mein Siegel der Wahrheit. Glücklich, wenn es auch dieſe Schrift auf ſich hätte, und ſtille, züchtige Leſer, (weil ich für andre nicht ſchreibe,) eben dieſelbe **Analogie**, das Gefühl von dem Einen, der in aller Mannigfaltigkeit herrſchet, empfänden! Ich ſchäme mich nicht, an den Brüſten dieſer großen Mutter Natur nur als ein Kind zu ſaugen, laufe nach Bildern, nach Aehnlichkeiten, nach Geſetzen der Uebereinſtimmung zu Einem, weil ich kein andres Spiel meiner denkenden Kräfte (wenn ja gedacht werden muß) kenne, und glaube übrigens, daß **Homer** und **Sophokles**, **Dante**, **Shakeſpear** und **Klopſtock** der Pſychologie und Menſchenkänntniß mehr Stoff geliefert haben, als ſelbſt die **Ariſtoteles** und Leibnitze aller Völker und Zeiten.

1. Vom Reiz.

Tiefer können wir wohl die Empfindung in ihrem Werden nicht hinabbegleiten, als zu dem ſonderbaren Phänomenen, das **Haller** „Reiz„ genannt hat. Das gereizte Fäſerchen zieht ſich zuſammen und breitet ſich wieder aus; vielleicht ein Stamen, das erſte glimmende Fünklein zur Empfindung, zu dem ſich die todte Materie durch viele Gänge und Stufen des Mechanismus und der Organiſation hinaufgeläutert. — So klein und dunkel dieſer Anfang des edlen Vermögens, das wir Empfinden nennen, ſcheine; ſo wichtig muß er ſeyn, ſo viel wird durch ihn ausgerichtet. Ohne Samenkörner iſt keine Ernte, kein Gewächs ohne zarte Wurzeln und Staubfäden, und vielleicht wären unſre göttlichſten Kräfte nicht ohne dieſe Ausſaat dunkler Regungen und Reize.

Schon in der thieriſchen Natur, was für Laſten ſind auf die Kraft und Würkſamkeit eines Muskels gebürdet! Wie mehr ziehen dieſe kleine dünne Fäſerchen, als es nach den Geſetzen des Mechanismus grobe Stricke thun würden! Woher nun dieſe ſo höhere Kraft, als vielleicht eben durch Triebfedern des innern Reizes? Die Natur hat tauſend kleine lebendige Stricke in tauſendfachen Kampf, in ein ſo vielfaches Berühren und Widerſtreben verflochten: ſie kürzen und längen ſich mit innerer Kraft, nehmen am Spiele des Muskels, jeder auf ſeine Weiſe, Theil, dadurch trägt und ziehet jener. Hat man je etwas Wunderbarers geſehen als ein ſchlagendes Herz mit ſeinem unerſchöpflichen Reize? Ein Abgrund innerer dunkeln Kräfte, das wahre Bild der organiſchen Allmacht, die vielleicht inniger iſt, als der Schwung der Sonnen und Erden. — Und nun breitet ſich aus dieſem unerſchöpflichen Brunnen und Abgrunde der Reiz durch unſer ganzes Ich aus, belebt jede kleine ſpielende Fiber — alles nach Einartigem einfachen Geſetze. Wenn wir uns wohl befinden, iſt unſre

Bruſt weit, das Herz ſchlägt geſund, jede Fiber verrichtet ihr Amt im Spiele. Da fährt **Schrecken** auf uns zu; und ſiehe als erſte Bewegung, noch ohne Gedanken von Furcht und Widerſtande, tritt unſer reizbares Ich auf ſeinen Mittelpunkt zurück, das Blut zum Herzen, die Fiber, ſelbſt das Haar, ſtarrt empor; gleichſam ein organiſcher Bote zur Gegenwehr, die Wache ſteht fertig. **Zorn** im erſten Anfall, ein zum Widerſtande ſich regendes Kriegsheer, wie rüttelt er das Herz, treibt das Blut in die Gränzen, auf Wangen, in Adern, Flamme in die Augen —

> μενεος δε μεγα φρενες αμφιμελαιναι
> Πιμπλαντ', οσσε δε οι πυρι λαμπετοωντι εικτην.

Die Hände ſtreben, ſind kräftiger und ſtärker. Muth hebt die Bruſt, Lebensothem die wehende Naſe, das Geſchöpf kennet keine Gefahr. Lauter Phänomene des **Aufregens** unſrer Reize beym Schrecken, des gewaltſamen **Fortdranges** beym Zorne. Hingegen die **Liebe**, wie ſänftiget ſie und mildet! Das Herz wallet, aber nicht zu zerſtören, das Feuer fließet, aber nur, daß es hinüber walle und ſeine ſanfte Glut verhauche. Das Geſchöpf ſucht **Vereinigung, Auflöſung, Zerſchmelzung**: der Fibernbau weitet ſich, iſt wie im Umfaſſen eines Andern und kommt nur denn wieder, wenn ſich das hinüberwallende Geſchöpf wieder allein, ein abgetrenntes iſolirtes Eins, fühlet. Noch alſo in den verflochtenſten Empfindungen und Leidenſchaften unſrer ſo zuſammengeſetzten Maſchiene wird

wird das **Eine** Geſetz ſichtbar, das die kleine Fiber mit ihrem glimmenden Fünklein von Reize regte, nehmlich: **Schmerz**, Berührung eines Fremden **zieht zuſammen**: da ſammlet ſich die Kraft, vermehrt ſich zum Widerſtande und ſtellt ſich wieder her. Wohlſeyn und liebliche Wärme **breitet aus**, macht Ruhe, ſanften Genuß und Auflöſung. Was in der todten Natur Ausbreitung und Zurückziehung, Wärme und Kälte iſt: das ſcheinen hier dieſe dunklen Stamina des Reizes zur Empfindung: eine Ebbe und Fluth, in der ſich, wie das Weltall, ſo die ganze empfindende Natur der Menſchen, Thiere, und wo ſie ſich weiter hinab erſtrecke, bewegt und reget.

Wie zu Allem gehört auch hiezu **Modulation, Maas**, ſanfte **Miſchung** und **Fortſchreitung.** Furcht und Freude, Schrecken und Zorn — was plötzlich wie ein Blitzſtrahl trifft, kann auch wie ein Blitzſtrahl tödten. Die Fiber (mechaniſch zu reden) die ſich ausbreitete, kann nicht zurück; die ſich zurückzog, kann ſich nicht wieder längern: Todesſchlag hemmete ihr Spiel. Jeder treffende Affekt, ſelbſt die ſanfte Schaam, kann plötzlich tödten.

Sanfte Empfindungen ſind freylich nicht ſo gewaltſam, aber ununterbrochen zerſtören ſie gleichfalls. Sie ermatten, machen ſtumpf und kraftlos. Wie mancher Sybarit iſt unter Kitzeln und Roſendüften, gewiß nicht eines ſanften Todes, bei lebendem Leibe verblichen.

jeder Seufzer gleichſam Kräfte verhauchet. „Lob ſei „dem Allmächtigen, ſagt der perſiſche Dichter Sadi, „für jeden Lebensothem. Ein Athem, den man in „ſich zeucht, ſtärket, ein Athem, den man von ſich „läßt, erfreuet das Leben: in jedem Athemzuge ſind „zweierlei Gnaden„. — Wie jede Pulsader ſchlägt, wie nur durch Zuſammenziehung das Herz Kraft bekommt, den Lebensſtrom, ausbreitend, fortzuſchieſſen; ſo muß auch von außen der Lufthauch kommen, es in Modulationen zu erquicken und zu beleben. Alles ſcheint nach Einerley Geſetzen geordnet. — Doch, ich würde nicht fertig werden, dies große Phänomenon von Würkung und Ruhe, Zuſammenziehung und Ausbreitung durch alle ſeine Wege zu verfolgen; laſſet uns weiter hin eilen.

* * *

Ein mechaniſches oder übermechaniſches Spiel von Ausbreiten und Zuſammenziehen ſagt wenig oder nichts, wenn nicht von innen und außen ſchon die Urſache deſſelben vorausgeſetzt würde, „Reiz, Leben„. Der Schöpfer muß ein geiſtiges Band geknüpft haben, daß gewiſſe Dinge dieſem empfindenden Theil ähnlich, andre widrig ſind; ein Band, das von keiner Mechanik abhängt, das ſich nicht weiter erklären läßt, indeß geglaubt werden muß, weil es da iſt, weil es ſich in hundert tauſend Erſcheinungen zeiget. Sieh jene Pflanze, den ſchönen Bau organiſcher Fibern! Wie kehrt, wie wendet ſie ihre Blätter, den Thau zu trinken, der ſie erquicket! Sie ſenkt und drehet ihre

ihre Wurzel, bis ſie ſtehet: jede Staude, jedes Bäumchen beugt ſich nach friſcher Luft, ſo viel es kann: die Blume öfnet ſich der Ankunft ihres Bräutigams, der Sonne. Wie fliehen manche Wurzeln unter der Erde ihren Feind, wie ſpähen und ſuchen ſie ſich Raum und Nahrung! Wie wunderbar emſig läutert eine Pflanze fremden Saft zu Theilen ihres feinern Selbſt, wächſt, liebt, gibt und empfängt Saamen auf den Fittigen des Zephyrs, treibt lebende Abdrücke von ſich, Blätter, Keime, Blüthen, Früchte; indeß altet ſie, verliert allmählich ihre Reize zu empfangen und ihre Kraft, erneut zu geben, ſtirbt — ein wahres Wunder von der Macht des Lebens und ſeiner Würkung in einem organiſchen Pflanzenkörper.

Durchſchauten wir den unendlich feinern und verflochtenern Thierkörper, würden wir nicht ebenfalls jede Fiber, jeden Muskel, jeden reizbaren Theil in demſelben Amt, und in derſelben Kraft finden, ſich Saft des Lebens zu ſuchen nach ſeiner Weiſe? Blut und Milchſaft, werden ſie nicht von allen Faſern und Drüſen beraubt? jede ſucht, was ihr noth thut, gewiß nicht ohne entſprechende innere Befriedigung. Hunger und Durſt in der ganzen Maſchiene eines thieriſchen Körpers — welche mächtige Stacheln und Triebe! und warum ſind ſie ſo mächtig, als weil ſie ein Aggregat ſind alle der dunklen Wünſche, der verlangenden Sehnſucht, mit der jeder kleine Lebensbuſch unſres Körpers nach Befriedigung und Erhaltung ſeiner dürſtet. Es iſt die Stimme eines Meers von

Wellen,

Wellen, deren Schall ſich dunkler und lauter in einander verlieret: ein nach Saft und Leben dürſtender Blumengarten. Jede Blume will ihr Werk treiben, empfangen, genießen, fortläutern, geben. Das Kraut zehrt Waſſer und Erde und läutert ſie zu Theilen von ſich hinauf: das Thier macht unedlere Kräuter zu edlerm Thierſafte: der Menſch verwandelt Kräuter und Thiere in organiſche Theile ſeines Lebens, bringt ſie in die Bearbeitung höherer, feinerer Reize. So läutert ſich alles hinauf: höheres Leben muß von geringerm, durch Aufopferung, und Zerſtörung werden.

Endlich der tiefſte Reiz, ſo wie der mächtigſte Hunger und Durſt, die Liebe! Daß ſich zwei Weſen paaren, ſich in ihrem Bedürfniß und Verlangen Eins fühlen; daß ihre gemeinſchaftliche Regung, der ganze Brunn organiſcher Kräfte wechſelſeitig Eins iſt und ein Drittes wird in beyder Bilde — welche Würkung des Reizes im ganzen lebenden Ich animaliſcher Weſen! Thiere haben ſich noch ohne Haupt begatten können, wie ein ausgeriſſenes Herz noch lange reizbar fortſchlägt. Der Abgrund aller organiſchen Reize und Kräfte ſcheint im wechſelſeitigen Ueberſtrome: der Funke der Schöpfung zündet und es wird ein neues Ich, die Triebfeder neuer Empfindungen und Reize, ein Drittes Herz ſchlägt.

* * *

Man hat „über den Urſprung der Menſchenſeelen„ ſo ſonderbar mechaniſche Träume gehabt, als ob ſie wahrlich von Leim und Koth gemacht wären.

Sie

Sie lagen geformt im Monde, im Limbus und warteten, ohne Zweifel nackt und kalt, auf ihre präſtabilirte Scheiden, oder Uhren, oder Kleider, die noch ungebildeten Leiber; nun iſt Gehäuſe, Kleid, Uhr fertig und der arme, ſo lang müßige Einwohner, wird mechaniſch hinzugeführt, daß er — bei Leibe! nicht in ſie würke, ſondern nur mit ihr präſtabilirt harmoniſch, Gedanken aus ſich ſpinne, wie er ſie auch dort im Limbus ſpann, und ſie, die Uhr des Körpers, ihm gleich ſchlage. Es iſt wohl über die unnatürliche Dürſtigkeit des Syſtems nichts zu ſagen; aber, was dazu Anlaß geben können, wird mir ſchwer zu denken. Iſt Kraft da in der Natur, die aus zween Körpern, blos durch organiſchen Reiz, einen dritten bilde, der die ganze geiſtige Natur ſeiner Eltern habe, wie wirs an jeder Blume und Pflanze ſehen: iſt Kraft da in der Natur, daß zwo reizbare Fibern, auf gewiſſe Weiſe verflochten, einen Reiz geben, der aus Einer nicht entſtehen konnte und jetzt von neuer Art iſt, wie uns, dünkt mich, jeder Sinn, ja jeder Muskel analogiſch zeiget; iſt endlich Kraft da, aus zwei Körpern, die uns todt dünken, aus der Vermiſchung zweier Elemente, wenns die Natur thut, einen Dritten darzuſtellen, der den vorigen ähnlich, aber ein neues Ding iſt und durch Kunſt in jene aufgelöſt, all ſeine Kraft verlieret; iſt dies Alles, ſo unbegreiflich es ſeyn mag, da und nicht zu läugnen; wer iſt nun, der den Gang der Analogie, den großen Gang der Schöpfung mit ſeinem Federmeſſerchen hier plötzlich abſchneide, und ſage, daß der eröfnete Abgrund des

Reizes

Reizes zweener durch und durch organiſcher, lebenden Weſen, ohne den ja beyde nichts als todte Erdklumpen wären, jetzt in gröſter Innigkeit des Fortſtrebens und der Vereinigung, keinen Abdruck von ſich darſtellen könne, in dem alle ſeine Kräfte leben. Hat das Herz Macht, Empfindungen, die um daſſelbe gelagert ſind, ſo zu einen, daß Ein Trieb, Eine Begierde **werde**: hat der Kopf Macht, Empfindungen, die den Körper durchwallen, in Eine Vorſtellung zu faſſen, und jene durch dieſe, die ſo andrer Natur ſcheint, zu **lenken**; wie, daß nicht aus der Flamme aller vereinigten Reize und Leben Ein Lebensfunke, gleichſam im ſchnellen Fluge und alſo über den kriechend langſamen Gang mechaniſcher Stock- und Triebwerke weit hinaus, zu einer neuen höhern Stufe ſeiner Läuterung walle, und als Abguß aller Kräfte zweier für einander geſchaffener Weſen, erſtes Principium eines Lebens höherer Ordnung **werde**? Keimt nicht alles Leben weiter? läutert ſich nicht jeder Funke der Schöpfung durch Kanäle zu feinerer Flamme hinauf? und hier ſprang ja der beſeelteſte Funke des Reizes und der Schöpfungkraft zweener durch und durch beſeelten Weſen.

Ich ſage nicht, daß ich hiemit was **erkläre**; ich habe noch keine Philoſophie gekannt, die, was **Kraft** ſei, erkläre, es rege ſich Kraft in Einem oder in zween Weſen. Was Philoſophie thut, iſt **bemerken**, unter einander **ordnen**, **erläutern**, nachdem ſie Kraft, Reiz, Würkung ſchon immer **vorausſetzt**. Nun be-

greife

greife ich nicht, warum man, wenn ſich in jedem Einzelnen nichts erklären läßt, die Würkung des Einen ins Andre läugnen und Erſcheinungen der Natur in der Vereinigung Zweier Hohn ſprechen müſte, die man bei jedem Einzeln unerklärt annimmt. Wer mir ſagt, was Kraft in der Seele ſei und wie ſie in ihr würke; dem will ich gleich erklären, wie ſie außer ſich, auch auf andre Seelen, auch auf Körper würke, die vielleicht nicht in der Natur durch ſolche Bretterwände von der Seele (ψυχη) geſchieden ſind, als ſie die Klammern unſerer Metaphyſik ſcheiden. Ueberhaupt iſt in der Natur nichts geſchieden, alles fließt durch unmerkliche Uebergänge auf- und ineinander; und gewiß, was Leben in der Schöpfung iſt, iſt in allen Geſtalten, Formen und Kanälen nur Ein Geiſt, Eine Flamme.

Inſonderheit, dünkt mich, hätte dem großen Erfinder des Monadenpoems das Syſtem präſtabilirter Harmonie fremde ſeyn dörfen, denn mir ſcheints, beide beſtehen nicht wohl bei einander. Niemand ſagte es beſſer, als Leibnitz, daß Körper, als ſolcher, nur Phänomenen von Subſtanzen ſei, wie die Milchſtraſſe von Sternen und die Wolke von Tropfen. Selbſt die Bewegung ſuchte Leibnitz ja, als Erſcheinung eines innern Zuſtandes zu erklären, den wir nicht kennen, der aber Vorſtellung ſeyn könnte, weil uns ſonſt kein innerer Zuſtand bekannt iſt. Wie, und auf dieſen innern Zuſtand der Kräfte und Subſtanzen ihres Körpers könnte die Seele, als ſolche, nicht würken?

ken? ſie, die ja von der Natur jener und ſelbſt innigſte, würkendſte Kraft iſt. Sie herrſchte alſo nur im Gebiet ihrer Schweſtern, lauter ihr ähnlichen Weſen; und könnte ſie da nicht herrſchen?

* * *

Doch es iſt zu früh, einzelnen Folgerungen Raum zu geben: wir bleiben noch bei Erſcheinungen der ganzen Maſchiene. Der innere Menſch mit alle ſeinen dunklen Kräften, Reizen und Trieben iſt nur Einer. Alle Leidenſchaften, ums Herz gelagert, und mancherlei Werkzeuge regend, hangen durch unſichtbare Bande zuſammen und ſchlagen Wurzel im feinſten Bau unſrer beſeelten Fibern. Jedes Fäſerchen, wenn wirs einſehen könnten, gehört ohne Zweifel mit dazu, jedes engere und weitere Gefäß, jede ſtärker und ſchwächer wallende Blutkugel. Der Muth des Löwen, wie die Furchtſamkeit des Haſen, liegt in ſeinem beſeelten innern Baue. Durch die engern Pulsadern des Löwen dringt das wärmere Blut mit Gewalt hin: der Hirſch hat ein Herz mit weiten, offenen Gefäßen, ein ſcheuer König des Waldes, Trotz ſeiner Krone. Zur Zeit der Brunſt iſt indeß auch der ſcheue Hirſch kühn; es iſt die Zeit ſeiner erregten Reize und vermehrten innern Wärme.

Im Abgrunde des Reizes und ſolcher dunkeln Kräfte liegt in Menſchen und Thieren der Same zu aller Leidenſchaft und Unternehmung. Mehr oder minder Reiz des Herzens und ſeiner Diener macht

Helden oder Feige, Helden in der Liebe oder im Zorne. Das Herz Achills wurde in ſeinen Netzen vom ſchwarzen Zorn gerüttelt, es gehörte die Reizbarkeit dazu, ein Achilles zu werden. Der ſatte Löwe hat ſeinen Muth verlohren, ein Weib kann ihn jagen; ein hungriger Wolf aber, Geyer, Löwe — wie mächtige Geſchöpfe!

Die Tapferſten waren meiſtens die fröhlichſten Menſchen, Männer von offener, weiter Bruſt: oft Helden in der Liebe, wie im Leben. Ein Verſchnittener iſt wie an Stimme ſo an Handlung ein ſtehend gebliebener Jüngling ohne Kraft und tiefen Ausdruck. — Die Innigkeit, Tiefe und Ausbreitung, mit der wir Leidenſchaft empfangen, verarbeiten und fortpflanzen, macht uns zu den flachen oder tiefen Gefäßen, die wir ſind. Oft liegen unter dem Zwergfell Urſachen, die wir ſehr unrichtig und mühſam im Kopf ſuchen; der Gedanke kann dahin nicht kommen, wenn nicht die Empfindung vorher an ihrem Ort war. Wie fern wir an dem, was uns umgiebt, Theil nehmen, wie tief Liebe und Haß, Ekel und Abſcheu, Verdruß und Wolluſt ihre Wurzeln in uns ſchlagen; das ſtimmt das Saitenſpiel unſrer Gedanken, das macht uns zu denen Menſchen, die wir ſind.

Vor ſolchem Abgrunde dunkler Empfindungen, Kräfte und Reize graut nun unſrer hellen und klaren Philoſophie am meiſten: ſie ſegnet ſich davor, als vor der Hölle unterſter Seelenkräfte und mag lieber auf dem Leibnitziſchen Schachbrett mit einigen tauben Wör-

tern

tern und Klaſſifikationen von dunkeln und klaren, deutlichen und verworrenen Ideen, vom Erkennen in und außer ſich, mit ſich und ohne ſich ſelbſt u. dgl. ſpielen. Dieſe Methode iſt ſo leicht und lieblich, daß mans ſchon zum Grundſatz beliebt hat, lauter taube Wörter in die Philoſophie einzuführen, bey denen man ſo wenig denken dörfe, als der Rechnende bey ſeinen Zahlen: das werde der Philoſophie zur Vollkommenheit der Mathematik verhelfen, daß man immerfort ſchließen könne, ohne zu denken — eine Philoſophie, für der uns alle Muſen bewahren! Was machts eben, daß auch die gute wahre Philoſophie ſo tief hernieder gekommen iſt, als, weil man bei ihr durch ganze Kapitel und Lehren über lauter Allgemeinworten nichts gedacht hat? Nothwendig wirft die jeder geſunde Kopf bei Seite und ſpricht: „ich will bei jedem Worte was beſtimmtes zu denken haben, auch an jeder neuen Stelle, wo es neu „vorkommt„. Und mein! wie mangelhaft ſind unſre metaphyſiſche Begriffe und Wörter! welche Sorgſamkeit hat man alſo nöthig, jeden Augenblick den Begriff feſtzuhalten, genau zuzuſehen, ob es noch in dieſem Fall derſelbe oder nur noch ſein leeres Phantom ſei? Meines geringen Erachtens iſt keine Pſychologie, die nicht in jedem Schritte beſtimmte Phyſiologie ſei, möglich. Hallers phyſiologiſches Werk zur Pſychologie erhoben und wie Pygmalions Statur mit Geiſt belebet — alsdenn können wir etwas übers Denken und Empfinden ſagen.

Drei Wege weiß ich nur, die hiezu führen möchten. Lebensbeſchreibungen: Bemerkungen der Aerzte und Freunde: Weiſſagungen der Dichter — ſie allein können uns Stoff zur wahren Seelenlehre ſchaffen. Lebensbeſchreibungen, am meiſten von ſich ſelbſt, wenn ſie treu und ſcharfſinnig ſind, welche tiefe Beſonderheiten würden ſie liefern! Sind keine zwei Dinge auf der Welt gleich, hat kein Zergliederer noch je zwo gleiche Adern, Drüſen, Muskeln und Kanäle gefunden; man verfolge dieſe Verſchiedenheit durch ein ganzes Menſchengebäude, bis zu jedem kleinen Rade, jedem Reiz und Dufte des geiſtigen Lebensſtromes — welche Unendlichkeit, welcher Abgrund! Ein Meer von Tiefen, wo Welle über Welle ſich regen, und wo alle Abſtraktionen von Aehnlichkeit, Klaſſe, allgemeiner Ordnung nur bretterne Wände des Bedürfniſſes oder bunte Kartenhäuſer zum Spiel ſind.

Hätte ein einzelner Menſch nun die Aufrichtigkeit und Treue, ſich ſelbſt zu zeichnen, ganz, wie er ſich kennet und fühlet: hätte er Muths genug, in den tiefen Abgrund Platoniſcher Erinnerung hinein zu ſchauen, und ſich nichts zu verſchweigen: Muth genug, ſich durch ſeinen ganzen belebten Bau, durch ſein ganzes Leben zu verfolgen, mit allem, was ihm jeder Zeigefinger auf ſein inneres Ich zuwinket; welche lebendige Phyſiognomik würde daraus werden, ohne Zweifel tiefer, als aus dem Umriß von Stirn und Naſe. Kein Theil, glaube ich, kein Glied wäre ohne Beitrag und Deutung. Er würde uns ſagen können: „hier

„ſchlägt

„ſchlägt das Herz matt: hier iſt die Bruſt platt und „ungewölbet: dort der Arm kraftlos: hier keucht die „Lunge, dort dumpſt der Geruch: hier fehlt lebendiger Othem, Geſicht, Ohr dämmert — der Körper diktirt mir hier ſchwach und verworren; ſo muß „alſo auch hie oder da meine Seele ſchreiben. Das „fehlt mir; da ich jenes, und aus ſolchem Grunde, „habe„. — Verfolgte der treue Geſchichtſchreiber ſein ſelbſt dies ſodenn durch alle Folgen, zeigte, daß kein Mangel und keine Kraft an Einem Ort bleibe, ſondern fortwürke, und daß die Seele nach ſolchen gegebnen Formeln unvermuthet fortſchließe: zeigte, wie jede Schiefheit und Kälte, jede falſche Kombination und fehlende Regung nothwendig immer vorkommen und in jeder Würkung man den Abdruck ſeines ganzen Ich mit Kraft und Mangel liefern müſſe — welche lehrende Exempel wären Beſchreibungen von der Art! Das werden philoſophiſche Zeiten ſeyn, wenn man ſolche ſchreibt; nicht, da man ſich und Alle Menſchengeſchichte in allgemeine Formeln und Wortnebel einhüllet. Wenn der Stoiker Lipſius und andre ſeines Gelichters ſich alſo hätten zeichnen wollen, wie anders erſchienen ſie, als ſie aus den dämmernden Wortproduktionen ihres obern Stockwerks jetzt erſcheinen!

Mir ſind keine Lebensbeſchreibungen einzelner Menſchen von ſich ſelbſt bekannt, die nicht immer, ſo einſeitig und flach manchmal ihr Geſichtspunkt war, viel Merkwürdiges gehabt hätten. Außer dem, was Auguſtin, Petrarka, Montagne in ihre Schriften von ſich ſelbſt eingeſtreuet, will ich nur **Cardan** und einen weichen Selbſtmärterer *) nennen, bei deſſen äußerſter Schwäche, ewigem Hin- und Wegbeben vom Selbſtmorde man ſchauert. Einige ſo derbare Phänomene, wie ein Geſchöpf ſo blindlings in die Gefahr rennen, oder ſo ſchwindlend, furchtſam und feige ewig vor ſeinem Schatten fliehen kann, haben nicht grauſender erörtert werden können, als alſo, aus dem weichen Mark ſeiner eignen Empfindung. Es iſt ſonderbar, wie eine eigne Lebensbeſchreibung den ganzen Mann auch von Seiten zeiget, von denen er ſich eben nicht zeigen will, und man ſieht aus Fällen der Art, daß Alles in der Natur ein Ganzes ſei, daß man ſich, gerad' eben in dunklen Anzeigungen und Proben, vor ſich ſelbſt am wenigſten verläugnen könne.

Da wir indeß noch lange auf Lebensbeſchreibungen der Art werden warten müſſen, und es vielleicht nicht einmal gut und nützlich wäre, das tiefſte Heiligthum in uns, das nur Gott und wir kennen ſollen, jedem Thoren zu verrathen; ſo treten Fremde an unſre Stelle, und was bei Kranken der Arzt iſt, ſollte bei merkwürdigen Perſonen ihr Freund werden. Daß unter den vielen Bemerkungen der Aerzte alter und neuer Zeiten nicht auch eine Menge ſeyn müſte, die dieſe dunklen Reize und Kräfte ins Licht ſetzten, iſt gar

---

*) M. Bernds eigne Lebensbeſchreibung ſammt einer aufrichtigen Entdeckung einer der größten, obwohl großentheils noch unbekannten Leibes- und Gemüthsplage. Leipz. 1738. inſond. S. 257-372.

gar kein Zweifel; die verflochtenſte Pathologie der Seele und der Leidenſchaften hängt von ihnen und nicht von der Spekulation ab; aber meines Wiſſens ſind ſie ungeordnet, ungeſammlet, und nicht jeder hat dazu Luſt oder Muße. Mit ihnen kämen gewiß die ſonderbarſten Anomalien und Analogien menſchlicher Abentheuerlichkeit zum Vorſchein, und der Vorſteher eines Toll- und Siechhauſes gäbe die frappanteſten Beiträge zur Geſchichte der Genies aller Zeiten und Länder. — Wenn ich die Freunde zu den Aerzten zähle, thue ich nicht Unrecht. Sie haben eben die Abſicht, die jene haben, dazu noch in den Umſtänden mehrerer Vertraulichkeit und Handlung. Es iſt unbegreiflich, was oft Eine menſchliche Seele in die andre für dunkle Würkung, Ahndung und Zug hat, wie man's oft an den ſonderbarſten Proben einſtimmiger Gemüther, Lüſte und Kräfte ſiehet. Sympathie und Liebe, Wolluſt und Ehrgeiz, Neid und Eiferſucht enträthſeln durch Blicke, durch geheime Winke, was unter ſieben Decken hinter der Bruſt verborgen liegt, wittern gleichſam, aus lauter kleinen ſichtbaren Anzeigen, das tief verborgne Geheimniß. — Dies ſind kleine verzerrte Proben von dem, was eine reine menſchliche Seele mit Fleiß, Liebe und Wartung über den andern und wie weit ſie in ihn hinein zu dringen vermöge! — eine Tiefe, von der man noch bisher weder Grund hat, noch zum Grunde zu kommen ein Senkblei weiß. Der reinſte Menſch auf Erden kannte ſie alle, bedorfte keines Zeugniſſes von außen; denn er wuſte wohl, was im Menſchen

war,

war, und es wird dem Menſchengeiſte in einer beſonders herrlichen Analogie mit dem Geiſte der Gottheit zugeſchrieben, daß nur **der Geiſt des Menſchen, was im Menſchen iſt, wiſſe**, gleichſam auf ſich ſelbſt ruhe und in ſeinen Tiefen forſche. —

Wenn niemand anders, ſo haben dies die **Weiſſagungen und geheime Ahndungen der Dichter** bewieſen. Ein Charakter, von **Shakeſpear** geſchaffen, geführt, gehalten, iſt oft ein ganzes Menſchenleben in ſeinen verborgnen Quellen: ohne daß ers weiß, malt er die Leidenſchaft bis auf die tiefſten Abgründe und Faſern, aus denen ſie ſproßte. Wenn neulich jemand behauptet hat, daß Shakeſpear kein Phyſiognomiſt ſei aus dem Profil der Naſe, ſo gebe ichs ihm gerne zu, denn zu einem Detail der Art hat er wenig Zeit, außer wo es, wie bey Richard 3., die offenbarſte Noth fodert; aber daß er kein **Phyſiolog** ſei, mit Allem, wie ſich Phyſiologie auch von außen zeiget, das müſte niemand ſagen, der **Hamlet** und **Lear**, **Ophelia** oder **Othello** nur im Traume geſehen hätte: unvermerkt malt er Hamlet bis auf ſeine Haare. Da alles Aeußere nur Abglanz der innern Seele iſt: wie tief iſt nicht der barbariſche gothiſche Shakeſpear durch Erdlagen und Erdſchichten überall zu den Grundzügen gekommen, aus denen ein Menſch wächſt, ſo wie **Klopſtock** zu den geheimſten Wellen und Schwingungen einer reinen himmliſchen Seele! Das Studium der Dichter zu dieſem Zwecke haben meiſtens nur die Engländer (verſteht ſich, nur an ihren Dich-

Dichtern: denn was wird ein Engländer außer England guts finden?) verſucht; uns Deutſchen iſt, ſtatt unnützer Lobreden und kindiſcher Recenſionen, hier noch ein großes Feld von Zeiten und Völkern übrig.

Und bis dahin, daß dieſe drey Aufgaben erſchöpft ſind, mag die Antwort aufgeſchoben werden, „unter „welchen Bedingungen etwas reize„? Ich könnte in tauben und unſtäten Ausdrücken zehn Formeln zur Auflöſung geben, ſagen: daß uns etwas reize, wenn wir nicht umhin können, daß es uns nicht reize, wenn der Gegenſtand uns ſo nah liegt, daß er ſich an uns reibet, und uns reget. Oder ich könnte ſagen: er reizt, wenn er uns ſo ähnlich, ſo analog iſt — aber was hieße dies Alles? Im Grunde nur immer, er reizt, wenn er reizt, und das glaubt ein jeder. Es muß auch geglaubt, d. i. erfahren, empfunden werden, und flieht jedes allgemeine Wortgekram und abſtrakte Vorherſehen. Wenn ein Gegenſtand, von dem wir nicht träumten, nichts hofften, ſich plötzlich ſo nahe unſerm Ich zeigt, daß, wie der Wind die Grasſpitzen, der Magnet den Feilſtaub regt, ihm die geheimſten Triebe unſres Herzens willig folgen: — was iſt da zu grübeln, zu argumentiren? es iſt neue Erfahrung, die wohl aus dem Syſtem der beſten Welt folgen mag, aber nicht eben aus unſerm Syſtem jetzt folget. Es iſt ein neuer weiſſagender Trieb, der uns Genuß zuſagt, Dunkel ihn ahnden läßt, Raum und Zeit überſpringet, und uns Vorgeſchmack gibt in die Zukunft. Vielleicht iſts alſo mit dem Inſtinkt der Thiere. Sie ſind wie Saiten, die Ein gewiſſer Klang des Weltalls regt, auf denen der Weltgeiſt mit Einem ſeiner Finger ſpielet. Sie hangen mit dem Element, mit dem Geſchöpf, mit den Jungen, mit der unbekannten Weltgegend zuſammen, wohin ſie eilen: unſichtbare Bande ziehen ſie dahin, ſie mögen dahin kommen, oder nicht, es mag ein Ei ſeyn oder Kreide, worauf die Henne brütet. Die Seiten der Schöpfung ſind ſo vielartig, und da jede Seite ſollte gefühlt, geahndet, hinan empfunden werden; ſo muſten die Inſtinkte, Reize und Wurzeln der Empfindung ſo mancherley ſeyn, daß ſie oft kein anderes Weſen, als was ſie ſelbſt empfand, begreift oder ahndet.

Trefflich auch, daß es alſo, und die tiefſte Tiefe unſrer Seele mit Nacht bedeckt iſt! Unſre arme Denkerin war gewiß nicht im Stande, jeden Reiz, das Samenkorn jeglicher Empfindung, in ſeinen erſten Beſtandtheilen zu faſſen: ſie war nicht im Stande, ein rauſchendes Weltmeer ſo dunkler Wogen laut zu hören, ohne daß ſie es mit Schauer und Angſt, mit der Vorſorge aller Furcht und Kleinmüthigkeit umfinge und das Steuer ihrer Hand entfiele. Die mütterliche Natur entfernte alſo von ihr, was von ihrem klaren Bewußtſeyn nicht abhangen konnte, wog jeden Eindruck ab, den ſie davon bekam und ſparte jeden Kanal aus, der zu ihr führte. Nun trennet ſie nicht Wurzeln, ſondern genießet Blüthe. Düfte wehen ihr aus dunkeln Büſchen zu, die ſie nicht pflanzte, nicht erzog: ſie ſteht auf einem Abgrunde von Unendlichkeit

lichkeit und weiß nicht, daß ſie darauf ſtehe; durch dieſe glückliche Unwiſſenheit ſteht ſie feſt und ſicher. Nicht minder gut für die dunkeln Kräfte und Reize, die auf ſo ſubalternem Standort mitwürken müſſen: ſie wiſſen nicht, **wozu?** können und ſollens nicht wiſſen: der Grad ihrer Dunkelheit iſt Güte und Weisheit. Ein Erdklos, durchhaucht vom Lebensothem des Schöpfers, iſt unſer Leimengebäude.

2. Sinne.

Unterlag unſre Seele dem Meere kommender Wellen von Reiz und Gefühl von **außen**: ſo gab uns die Gottheit **Sinne**; **Von innen**, ſo webte ſie uns ein **Nervengebäude**.

Der Nerve beweiſet feiner, was dort von den Fibern des Reizes allgemein geſagt wurde, er ziehet ſich zuſammen oder tritt hervor nach Art des Gegenſtandes, der zu ihm gelanget. Jetzt wallet er entgegen, und die Spitzen ſeiner äußerſten Büſche richten ſich empor. Die Zunge ſchmecket zum voraus: die Geruchbüſchlein thun ſich auf, dem kommenden Dufte: ſelbſt Ohr und Auge öfnen ſich dem Schall und dem Lichte, und inſonderheit bei den gröbern Sinnen eilen die Lebensgeiſter mit Macht dazu, ihren neuen Gaſt zu empfangen. — Gegentheils, wo Schmerz nahet, fleucht der Nerve und grauſet. Wir ſchauern zuſammen bei einem äußerſt disharmoniſchen Schalle: unſre Zunge widert bei übelm Geſchmack, wie der Geruch bei widrigem Dufte. Das Ohr, ſagt der Lateiner, keiner, entſetzet ſich zu hören, das Auge zu ſehen; könnte ſie, ſo ſchlöſſe ſich die Gefühlsknoſpe, wie die Blume dem kalten Abendhauche. Grauſen, Schauer, Erbrechen, bei dem Geruche das Nieſen, ſind lauter ſolche Phänomene des **Zurücktritts**, des **Widerſtandes**, der **Stemmung**, als ein ſanftes **Hinwallen** und **Zerſchmelzen** bei angenehmen Gegenſtänden **Uebergang** und **Uebergabe** zeiget. Im Grunde ſinds alſo noch jene Geſetze und Phänomene, die wir bei jeder Reizesfiber bemerkten, und daß auch noch bei den geiſtigen Empfindungen des **Schönen** und des **Erhabnen** jenes Geſetz ſtatt finde, daß jedes Gefühl des Erhabnen nähmlich mit einem **Zurücktritt** auf ſich, mit **Selbſtgefühl**, und jede Empfindung des Schönen mit **Hinwallen** aus ſich, mit **Mitgefühl** und **Mittheilung** verbunden ſei, hat der vortreffliche Verfaſſer einer ſehr bekannten Abhandlung *) gut ausgeführet — eine Theorie, über die ich ihn, ob ſie gleich unter edlen Geſchäften und Geſinnungen nur Spiel, nur Erholung für ihn war, faſt beneide.

Vielleicht wird mir bald günſtige Muße, Aufſätze zu ſammlen, die ich über die Empfindungsart einiger einzelnen Sinne hingeworfen habe; hier gehet mein Zweck nur aufs Allgemeine. Und bemerke, was ich dort bei dem Reiz und ſeinem Gegenſtande ſagte, daß auch hier bei den Sinnen ein **Medium**, ein ge-

wiſſes

---

*) Burke Unterſ. über den Urſprung unſrer Begriffe vom Erhabnen und Schönen, Riga 1773.

wiſſes geiſtiges Band ſtatt finde, ohne welches der Sinn weder zum Gegenſtande, noch der Gegenſtand zum Sinne innig gelangen könnte, dem wir alſo bei allen ſinnlichen Känntniſſen trauen, glauben müſſen. Ohne Licht wäre unſer Auge und unſre ſehende Seelenkraft müßig, ohne Schall das Ohr leer: es muſte alſo ein eignes Meer geſchaffen werden, das in beide Sinne fließe und die Gegenſtände in dieſelbe bringe; oder mit andern Worten, „das ſo viel von den „Geſchöpfen abreißt, als dieſe Pforte empfangen kann, alles übrige, ihren ganzen unendlichen Abgrund, ihnen aber läſſet„. Wunderbares Organ des Weſens, in dem Alles lebt und empfindet! Der Lichtſtrahl iſt ſein Wink, ſein Finger oder Stab in unſre Seele: Schall iſt ſein Hauch, das wunderbare Wort ſeiner Geſchöpfe und Diener.

Wie mächtig hat der Schöpfer hiemit ſeine Welt für uns geweitet! Alle groben Sinne, Faſern und Reize können nur in ſich empfinden, der Gegenſtand muß hinzu kommen, ſie berühren und mit ihnen gewiſſermaße ſelbſt Eins werden. Hier wird ſchon dem Erkennen außer uns Weg gebahnet *). Unſer Ohr hört über Meilen hin: der Lichtſtrahl wird Stab, mit dem wir bis zum Sirius hinauf reichen. Unmittelbar vor meinem Auge hat das große Auge der Welt ein

---

*) S. Sulzers vortreffliche Abhandl. vom Denken und Empfinden, in ſeinen vermiſchten philoſophiſchen Schriften, Abhandl. VII. und Hiſt. de l'Acad. Royale de Berlin, T. XIX. p. 407-420.

ein allgemeines Organ ausgebreitet, das tauſend Geſchöpfe in mich bringt, das tauſend Weſen mit einem Kleide für mich bekleidet. Um mein Ohr fließet ein Meer von Wellen, das ſeine Hand ausgoß, damit eine Welt von Gegenſtänden in mich dringe, die mir ſonſt ewig ein dunkles ſtilles Todtengrab bleiben müſte. Da gebraucht mein Sinn alle die Kunſtgriffe und Feinheiten, die ein Blinder mit dem Stabe gebraucht, zu taſten, zu fühlen, Entfernung, Verſchiedenheit, Maaß zu lernen, und am Ende wiſſen wir ohne dies Medium nichts, ihm müſſen wir glauben. Betrügt mich der Schall, das Licht, der Duft, die Würze; iſt mein Sinn falſch, oder habe ich ihn nur falſch zu brauchen mich gewöhnet, ſo bin ich mit alle meiner Känntniß und Spekulation verlohren. Auch kann der Gegenſtand für tauſend andre Sinnen in tauſend andern Medien ganz etwas anders, vollends in ſich ſelbſt ein Abgrund ſeyn, von dem ich nichts wittre und ahnde; für mich iſt er nur das, was mir der Sinn und ſein Medium, jenes die Pforte, dies der Zeigefinger der Gottheit für unſre Seele, dargibt. Innig wiſſen wir außer uns nichts: ohne Sinne wäre uns das Weltgebäude ein zuſammen geflochtner Knäuel dunkler Reize: der Schöpfer muſte ſcheiden, trennen, für und in uns buchſtabiren.

Nun muß ich nochmals bemerken, daß den Beitrag genau zu unterſuchen, den jeder Sinn der Seele liefere, ein angenehmer und äußerſt merkwürdiger Luſtweg ſein müſte, den wir uns auf andre Zeit erſparen.

Daß

Daß aber nicht bey zwei Menſchen dieſer Sinnenbeitrag an Art und Stärke, Tiefe und Ausbreitung Einerlei ſeyn kann, bezeugen viele Proben. Geſicht und Gehör, die den meiſten Stoff zum Denken geben, ſind ſelten bei einem Menſchen in gleichem Grad der Ausbildung und natürlichen Stärke. Klarheit des Auges haſſet oft tiefe Innigkeit des Ohrs (geiſtig zu reden), die beyden Roſſe ſind alſo ungleich, die zunächſt am Wagen der Pſyche ziehen. Die drei größten epiſchen Dichter in aller Welt, **Homer**, **Oſſian** und **Milton** waren blind, als ob dieſe ſtille Dunkelheit dazu gehörte, daß alle Bilder, die ſie geſehen und erfaſſet hatten, nun **Schall**, **Wort**, **ſüſſe Melodie** werden **könnten**. Ein blindgebohrner Dichter und ein taubgebohrner Philoſoph müſten ſonderbare Eigenheiten geben, ſo wie der blinde **Saunderſon** mit dem Gehör, Geruch und Gefühl liebte. Wenn eine allgemeine philoſophiſche Sprache je erfunden würde, wärs vielleicht von einem Taub- und Stummgebohrnen, der gleichſam ganz Geſicht, ganz Zeichen der Abſtraktion wäre. Keine zwei Dichter haben je ein Sylbenmaas gleich gebraucht und wahrſcheinlich auch gleich gefühlet. Eine ſapphiſche Ode bei der Griechin, bei Katull und Horaz iſt faſt nicht daſſelbe: welch mittelmäßiges Ohr wird nicht einen Hexameter von **Klopſtock**, **Kleiſt**, **Bodmer** oder von **Lukrez**, **Virgil** und **Ovidius** beinah auf den erſten Klang unterſcheiden? Dem Einen Dichter iſt ſeine Muſe **Geſicht**, **Bild**, dem andern **Stimme**, dem dritten **Handlung**: Ein Prophet ward durch Saitenſpiel geweckt,

geweckt, der andre durch Geſichte: keine zween Maler und Dichter haben Einen Gegenſtand, wenn auch nur Ein Gleichniß, gleich geſehen, gefaßt, geſchildert.

Eine Unendlichkeit müſte es werden, wenn man dieſe Verſchiedenheit des Beitrages verſchiedener Sinne über Länder, Zeiten und Völker verfolgen könnte: was z. B. daran Urſache ſey, daß Franzoſe und Italiener ſich bei Muſik, Italiener und Niederländer ſich bei Malerey ſo ein ander Ding denke? Denn offenbar werden die Künſte auf dieſer Wegſcheide von Nationen mit andern Geiſtesſinnen empfunden, mit andern Geiſtesſinnen vollendet. Hier indeß fahren wir fort, daß, ſo verſchieden dieſer Beitrag verſchiedner Sinne zum Denken und Empfinden ſeyn möge, in unſerm innern Menſchen Alles zuſammenflieſſe und Eins werde. Wir nennen die Tiefe dieſes Zuſammenfluſſes meiſtens **Einbildung**: ſie beſteht aber nicht blos aus Bildern, ſondern auch aus Tönen, Worten, Zeichen und Gefühlen, für die oft die Sprache keinen Namen hätte. Das Geſicht borgt vom Gefühl, und glaubt zu ſehen, was es nur fühlte. Geſicht und Gehör entziffern einander wechſelſeitig: der Geruch ſcheinet der Geiſt des Geſchmacks, oder iſt ihm wenigſtens ein naher Bruder. Aus dem Allen webt und würkt nun die Seele ſich ihr Kleid, ihr ſinnliches Univerſum.

Auch hier ſind oft Blendwerke und Viſionen, Krankheiten und Träume die ſonderbarſten Verräther deſſen, was in uns ſchläft. Der Rieſenmann Paskal,

deſſen

deſſen Seele immer Felſen abreißt und flammende Abgründe daneben zeiget, kam ſo weit, daß er zuletzt den dunkeln, brennenden Abgrund immer neben ſich ſah. Mehr als Ein Schwärmer ſanfterer Art glaubte ſich immer von hellem Licht umgeben, und ſelbſt der große Denker, Tſirnhauſen *), deſſen Art zu ſtudiren wenigſtens romantiſch gnug war, fand ſich nicht eher im wahren Gedankenſtrome, als wenn er Funken und Stralen um ſich ſahe. Das Exempel eines andern Philoſophen iſt mir bekannt, der bei dem Anfange ſeiner Krankheit, in einer Art ſonderbaren Ohnmacht Worte hörte, die letzten Worte von dem, was er geleſen. **Ein** Menſch beſitzt die Kunſt zu **ſehen ungleich mehr**, als die Kunſt zu **hören**: nach dem wird ſich, er ſei Dichter oder Philoſoph, gewiß ſein Erkenntniß, ſein Vortrag, ſein Styl, ſeine Zuſammenſetzung richten. Wie viel heißen Dichter und ſind nur Witzlinge oder Verſtandmänner, weil ihnen ganz die dichteriſche Einbildung an Geſicht und Gehör fehlet, und wie manche, die, wie Plato, nur einige Gleichniſſe ausmahlen, und die Gleichniſſe bleiben ewig. Doch ich komme zu weit.

* * *

Wenn alſo aus unſern Sinnen in die Einbildungskraft, oder wie wir dies Meer innerer Sinnlichkeit nennen wollen, Alles zuſammenfleußt und darauf unſre

---

*) S. Eloge de Türnhauſen p. Mr. Fontenelle.

unſre Gedanken, Empfindungen und Triebe ſchwimmen und wallen: hat die Natur abermals nichts gewebet, das ſie einige, das ſie leite? Allerdings, und dies iſt das Nervengebäude. Zarte Silberbande, dadurch der Schöpfer die innere und äußere Welt, und in uns Herz und Kopf, Denken und Wollen, Sinne und alle Glieder knüpfet. Würklich ein ſolches Medium der Empfindung für den geiſtigen Menſchen, als es das Licht fürs Auge, der Schall fürs Ohr von außen ſeyn konnte.

Wir empfinden nur, was unſre Nerven uns geben; darnach und daraus können wir auch nur denken. Nenne man nun dieſen lebendigen Geiſt, der uns durchwallet, Flamme oder Aether; gnug, er iſt das unbegreifliche himmliſche Weſen, das Alles zu mir bringt und in mir einet. Was hat der Gegenſtand, den ich ſehe, mit meinem Hirn, das Hirn mit meinem wallenden Herzen gemein, daß jenes Bild, daß dies **Leidenſchaft** werde? Siehe da iſt ein Etwas, das von ſonderbarer Natur ſeyn muß, weil es ſo ſonderbaren Verſchiedenheiten dienet. Das Licht konnte nur Eins, den ganzen dunkeln Abgrund der Welt zum Bilde machen, dem Auge alles **veräugen**: der Schall konnte nur Eins, hörbar machen, was ſonſt nur für andre Sinne da wäre. So weiter. Dieſer innere Aether muß nicht Licht, Schall, Duft ſeyn, aber er muß alles empfangen und in ſich verwandeln können. Er kann dem Kopfe Licht, dem Herzen Reiz werden: er muß alſo ihrer Natur ſeyn, oder zunächſt

nächſt an ſie gränzen. Ein Gedanke, und Flammenſtrom gießt ſich vom Kopf zum Herzen. Ein Reiz, eine Empfindung und es blitzt Gedanke, es wird Wille, Entwurf, That, Handlung: alles durch Einen und denſelben Boten. Wahrlich, wenn dieſes nicht Saitenſpiel der Gottheit heißt: was ſollte ſo heißen?

Hätte ich nun Macht und Känntniß gnug, dies edle Saitenſpiel in ſeinem Bau, in ſeiner Führung und Knotung, Verſchlingung und Verfeinung darzuſtellen, zu zeigen, daß kein Aſt, kein Band, kein Knötchen umſonſt ſei, und daß nach der Maaſſe, wie es binde und ſich leite, auch unſre Empfindungen, Glieder und Triebe (freilich nicht mechaniſch durch Hieb und Stoß!) einander binden, anregen und ſtärken — o welch ein Werk von ſonderbar feinen Entwicklungen und Bemerkungen aus dem Grunde unſrer Seele müſte es werden! Ich weiß nicht, ob es ſchon da iſt; ob ein denkender und fühlender Phyſiolog es inſonderheit zu dem Zwecke, zu dem ichs wünſche, geſchrieben. Mich dünkt, es müſte die ſchönſte Buchſtabenſchrift des Schöpfers enthalten, wie er Glieder band und theilte, ſie mehr oder minder beſeelte, Gefühle ableitete, unterdrückte, knotete, ſtärkte, ſo daß das Auge nur ſehen darf und die Eingeweide wallen, das Ohr hört und unſer Arm ſchlägt, der Mund küſſet und Feuer fließt durch alle Glieder — Wunder über Wunder! eine wahre, feine Flammenſchrift des Schöpfers. —

Aber wir bleiben wieder nur bei allgemeinen Phänomenen: z. E. den ſogenannten „Würkungen der Einbildungskraft in Mutterleibe„ Viele haben ſie, weil ihr Syſtem ſie nicht ertrug, gerade geläugnet, da doch beinahe jedermann frappante Beiſpiele davon bekannt ſeyn können; was hülfe es alſo, Erfahrungen gegen die Sonne läugnen? Wäre in unſerm Körper, und inſonderheit im zarten Körper der Mutter, zu der Zeit, da ſie den Ungebohrnen trägt, von plumpem Mechanismus, hölzernem Druck und Stoß die Rede: ſäße die Seele mit ihrer Einbildungskraft in der Zirbeldrüſe und ſollte nun mit Stangen und Leitern zum Kinde gelangen müſſen: freilich ſo könnte man das weiſe Haupt ſchütteln. Nun aber, da nach Allen Erfahrungen Alles voll Reiz iſt und Leben, da dieſe Leben auf ſo wunderbare Art ein Eins in uns ſind, ein Seelenmenſch (ανθρωπος ψυχικος) dem alle mechaniſche Triebwerke und Glieder willig dienen; und da nun eben dies zuſammengeſtrömte beſeelte Eins in uns Einbildung heißt, wenn wir das Wort in ſeinem wahren Umfange nehmen; was iſt Ungereimtes darinn, daß dieſe Seelenwelt, in deren Mitte gleichſam das Kind ſchwebt, dieſer ganze pſychiſche Menſch, ders in ſeinen Armen hält, ihm auch jede Eindrücke, jede Reize von ſich mittheile? In einem Zuſammenhange geiſtiger Kräfte verſchwindet Raum und Zeit, die nur für die grobe Körperwelt da zu ſeyn ſcheinen. Wir werden gebildet, ſagt die alte morgenländiſche Weisheit, im Schooſſe der Lebensmutter, wie im Mittelpunkt der Erde, wohin alle Einflüſſe und Eindrücke zuſammen ſtrömen. Hierinn ſind Weiber unſre Philoſophen, wir nicht die ihre.

Mit dem ſogenannten „Einfluß der Seele auf den Körper und des Körpers auf die Seele„ hat es eben die Bewandniß. Sollte hier etwas durch Zirbeldrüſe, elaſtiſchgeſpannte Nerven, Hieb und Stoß erklärt werden, ſo ſtehe man immer an und läugne. Nun aber, da unſer Gebäude nichts von ſolchem hölzernen Weberſtuhle weiß, da Alles in Reiz und Duft und Kraft und ätheriſchem Strom ſchwimmet, da unſer ganzer Körper in ſeinen mancherlei Theilen ſo mannigfaltig beſeelt, nur Ein Reich unſichtbarer, inniger, aber minder heller und dunkler Kräfte zu ſeyn ſcheinet, das im genaueſten Bande iſt mit der Monarchin, die in uns denket und will, ſo daß ihr Alles zu Gebote ſteht, und in dieſem innig verknüpften Reich Raum und Zeit verſchwindet: was natürlicher, als daß ſie über die herrſche, ohne die ſie nicht das wäre, was ſie iſt? denn nur durch dies Reich, in dieſem Zuſammenhange ward und iſt ſie menſchliche Seele. Ihr Denken wird nur aus Empfindung: ihre Diener und Engel, Luft- und Flammenboten ſtrömen ihr ihre Speiſe zu, ſo wie dieſe nur in ihrem Willen leben. Sie herrſcht, mit Leibnitz zu reden, in einem Reich ſchlummernder, aber um ſo inniger würkenden Weſen.

Ich kann mir überhaupt nicht denken, wie meine Seele etwas aus ſich ſpinne und aus ſich eine Welt träume? ja nicht einmal denken, wie ſie etwas außer ſich empfinde, wovon kein Analogon in ihr und ihrem Körper ſei. Wäre in dieſem Körper kein Licht, kein Schall: ſo hätten wir auf aller weiten Welt von nichts, was Schall und Licht iſt, Empfindung: und wäre in ihr ſelbſt, oder um ſie, nichts dem Schall, dem Licht Analoges, noch wäre kein Begriff deſſen möglich. Nun aber zeigen alle Tritte, die wir bisher zurückgelegt haben, daß die Gottheit uns dies Alles durch Wege und Kanäle ſchaffte, die immer empfangen, läutern, fortſchwemmen, mehr einigen; der Seele ähnlicher machen, was ferne ihr noch ſo unähnlich war. Ich fürchte mich alſo gar nicht vor dem alten Ausdruck, daß der Menſch eine kleine Welt ſei, daß unſer Körper Auszug alles Körperreichs, wie unſre Seele ein Reich aller geiſtigen Kräfte, die zu uns gelangen, ſeyn müſſe, und daß ſchlechthin, was wir nicht ſind, wir auch nicht erkennen und empfinden können. Die Formular-Philoſophie, die alles aus ſich, aus innerer Vorſtellungskraft der Monade herauswindet, hat freilich alle dies nicht nöthig, weil ſie Alles in ſich hat; ich weiß aber nicht, wie es dahin gekommen iſt, und ſie weiß es ſelbſt nicht.

„Aber ſo wäre ja die Seele materiell? oder wir hätten gar viele immaterielle Seelen„? So weit ſind wir noch nicht, mein Leſer; ich weiß noch nicht, was Material oder Immaterial ſei? glaube aber nicht, daß die Natur zwiſchen beiden eiſerne Bretter beveſtigt habe, weil ich die eiſernen Bretter in der Natur nirgend ſehe und gewiß da am wenigſten vermuthen kann, wo die Natur ſo innig vereinte. Gnug, wir gehen jetzo zuförderſt zum

3. Erkennen und Wollen

über. Alle Empfindungen, die zu einer gewiſſen Helle ſteigen, (der innere Zuſtand dabei iſt unnennbar) werden Apperception, Gedanke; die Seele erkennet, daß ſie empfinde.

Was nun auch Gedanke ſei, ſo iſt in ihm die innigſte Kraft, aus Vielem, das uns zuſtrömt, ein lichtes Eins zu machen, und wenn ich ſo ſagen darf, eine Art Rückwirkung merkbar, die am helleſten fühlet, daß ſie ein Eins, ein Selbſt iſt. Eine Bilderſprache der Art ſcheint freilich myſtiſch; in Geheimniſſen aber, und im tiefſten Geheimniß der Schöpfung unſrer Seele, kann man ſich kaum anders erklären. Gnug, was wir bei jedem Reiz, jeder Empfindung, jedem Sinne ſahen, daß nehmlich die Natur „ein Vieles eine„, das geſchieht hier auf die helleſte innigſte Weiſe.

Wollen wir nun der Erfahrung folgen, ſo ſehen wir, die Seele ſpinnet, weiß, erkennet nichts aus ſich, ſondern was ihr von innen und außen ihr Weltall zuſtrömt, und der Finger Gottes zuwinket. Aus dem Platoniſchen Reiche der Vorwelt kommt ihr nichts wieder: ſie hat ſich auch ſelbſt nicht auf den Platz geſetzt, wo ſie ſtehet; weiß ſelbſt nicht, wie ſie dahin kam? Aber das weiß ſie, oder ſollte es wiſſen, daß ſie nur das erkenne, was dieſer Platz ihr zeige, daß es mit dem aus ſich ſelbſt ſchöpfenden Spiegel des Univerſum, mit dem unendlichen Ausfluge ihrer poſitiven

tiven Kraft in allmächtiger Selbſtheit nichts ſei. Sie iſt in einer Schule der Gottheit, die ſie ſich nicht ſelbſt gegeben: ſie muß die Reize, die Sinne, die Kräfte und Gelegenheiten brauchen, die ihr durch eine glückliche, unverdiente Erbſchaft zu Theil wurden, oder ſie zieht ſich in eine Wüſte zurück, wo ihre göttliche Kraft lähmet und erblindet. Der abſtrakte Egoiſmus alſo, und wenn er auch nur Schulſprache wäre, dünkt mich der Wahrheit und dem offnen Gange der Natur entgegen.

Ich kann hier nicht ins Einzelne gehen, bei jedem Sinne zu zeigen, wie weiſe und gütig der Vater unſrer Natur uns überall an Formeln ſeiner Weisheit und Güte übet: daß er uns aber unaufhörlich alſo übet, daß unſre Seele eigentlich nichts könne und thue, als Formeln der Art aufzulöſen, mit einem Abdrucke göttlicher Energie, zwar nicht aus Finſterniß, aber aus Dämmerung Licht, aus einer naſſen Flamme helle warme Funken hervor zu rufen: mich dünkt, dies zeigen und ſagen alle Handlungen unſrer erkennenden, wollenden Seele. Sie iſt das Bild der Gottheit, und ſucht auf Alles, was ſie umgibt, dies Bild zu prägen; macht das Vielfache Eins, ſuchet aus Lüge Wahrheit, aus unſtäter Ruhe helle Thätigkeit und Würkung, und immerdar iſts als ob ſie dabei in ſich blicke und mit dem hohen Gefühl „ich bin Tochter Gottes, bin ſein Bild„ zu ſich ſpreche: „laſſet uns„! und will und waltet. Wir haben von keiner innigern Thätigkeit Begriff, als deren eine menſch-

menſchliche Seele fähig iſt: ſie tritt in ſich zurück, ruhet gleichſam auf ſich ſelbſt und kann ein Weltall drehen und überwinden. Jeder höhere Grad des Vermögens, der Aufmerkſamkeit und Losreiſſung, der Willkühr und Freiheit liegt in dieſem dunkeln Grunde von innigſtem Reiz und Bewußtſeyn ihrer ſelbſt, ihrer Kraft, ihres innern Lebens.

Man iſt gewohnt, der Seele eine Menge Unterkräfte zu geben, Einbildung und Vorausſicht, Dichtungsgabe und Gedächtniß; indeſſen zeigen viele Erfahrungen, daß, was in ihnen nicht Apperception, Bewußtſeyn des Selbſtgefühls und der Selbſtthätigkeit ſei, nur zu dem Meer zuſtrömender Sinnlichkeit, das ſie regt, das ihr Materialien liefert, nicht aber zu ihr ſelbſt gehöre. Nie wird man dieſen Kräften tief auf den Grund kommen, wenn man ſie nur von oben her als Ideen behandelt, die in der Seele wohnen, oder gar als gemauerte Fachwerke von einander ſcheidet und unabhängig einzeln betrachtet. Auch in der Einbildung und dem Gedächtniß, der Erinnerung und Vorausſicht muß ſich die Eine Gotteskraft unſrer Seele, „innere in ſich blickende Thätigkeit, Bewußtſeyn, Apperception„ zeigen: in dem Maaſſe dieſer hat ein Menſch Verſtand, Gewiſſen, Willen, Freiheit, das andre ſind zuſtrömende Wogen des großen Weltmeers.

Man nennet das Wort Einbildungskraft und pflegts dem Dichter als ſein Erbtheil zu geben; ſehr böſe aber, wenn die **Einbildung** ohne Bewußtſeyn und Verſtand iſt, der Dichter iſt nur ein raſender Träumer. Angebliche Philoſophen haben **Witz** und **Gedächtniß** verſchrieen, jene nur Schallsnarren, dieſe Wortkrämern übergeben; Schade alsdenn für die edlen Kräfte. **Witz** und **Gedächtniß**, **Einbildung** und **Dichtungsgabe** ſind von guten Seelen ſo verſtändig gebraucht werden, daß ihr groſſer Verſtand gewiß nicht ohne jene weitfaſſende Wurzeln hätte erwachſen können. **Homer** und **Shakeſpear** waren gewiß groſſe Philoſophen, wie Leibnitz ein ſehr witziger Kopf, bei dem meiſtens eine Metapher, ein Bild, ein hingeworfnes Gleichniß die Theorien erzeugte, die er auf ein Quartblat hinwarf und aus der die Weberzünfte nach ihm dicke Bände ſpannen. **Rabelais** und **Swift**, **Buttler** und ſelbſt der groſſe **Bako** waren witzige Köpfe: der letzte gehört auch zu denen

> — deren Ring durch Ein Gedankenpaar
> vertraulich keuſch vermählt oft tauſende gebar.

es wäre aber nicht mein Feind, dem ich **ihren** Witz und **ihre** Bilderſprache wünſchte. **Bako** war dem ſcholaſtiſchen Scharſſinn feind, aber nur dem **ſcholaſtiſchen** Scharſſinn, der jede lebendige Kreatur Gottes in Moder auflöſet. Wahren Scharſſinn liebte und bewies er ſelbſt. **Locks** Philoſophie war das Federmeſſer zu **Des-kartes** Geſpinnſten, und es gehörte **Leibnitzens** Witz dazu, **Bailens** dialektiſchen Scharſſinn in ſeinem Uebertriebnen zu entfalten. Das Wortgedächtniß der Schulpedanten iſt eine elende

Sache und trocknet die Seele zum jämmerlichen Namenregiſter auf; zu einem **Cäſar** und **Mithridat** aber, gehörte da nicht auch ihr **Namengedächtniß**? Kurz, alle dieſe Kräfte ſind im Grunde nur Eine Kraft, wenn ſie menſchlich, gut und nützlich ſeyn ſollen, und das iſt **Verſtand, Anſchauung** mit innerm **Bewußtſeyn.** Man nehme ihnen dieſes, ſo iſt die Einbildung Blendwerk, der Witz kindiſch, das Gedächtniß leer, der Scharfſinn Spinnweb; in dem Maas aber, als ſie jenes haben, vereinigen ſich, die ſonſt Feindinnen ſchienen, und werden nur Wurzeln oder ſinnliche Darſtellungen Einer und derſelben **Energie der Seele.** Gedächtniß und Einbildung werden das ausgebreitete und tiefe Bild der Wahrheit: Scharfſinn ſondert und Witz verbindet, damit eben ein helles wichtiges **Eins** werde: Phantaſie fleugt auf, Selbſtbewußtſeyn faltet die Flügel: lauter Aeuſſerungen Einer und derſelben Energie und Elaſticität der Seele.

Wie aber? hat dieſe innere Elaſticität keinen Helfer, keinen Stab, an dem ſie ſich ſtütze und halte? kein **Medium**, wenn ich ſo ſagen darf, das ſie wecke und ihre Würkung leite, wie wirs bei jedem Reiz, bei jedem Sinne fanden? Ich glaube, ja! und dies Medium unſres Selbſtgefühls und geiſtigen Bewußtſeyns iſt — **Sprache.** Stumm- und Taubgebohrne zeigen durch ſonderbare Proben, wie tief die Vernunft, das Selbſtbewußtſeyn, wo ſie nicht nachahmen können, ſchlummre; und ich glaube (meiner vorigen Mei-

Meinung ziemlich zuwider), daß würklich ein ſolcher Stab der Aufweckung unſerm innern **Bewußtſeyn** zu Hülfe kommen muſte, als das Licht dem Auge, daß es ſehe, der Schall dem Ohr, daß es höre. So wie dieſe äußere Medien für ihre Sinne würklich Sprache ſind, die ihnen gewiſſe Eigenſchaften und Seiten der Dinge vorbuchſtabiren: ſo, glaub' ich, muſte **Wort**, **Sprache** zu Hülfe kommen, unſer **innigſtes** Sehen und Hören gleichfalls zu wecken und zu leiten. So, ſehen wir, ſammlet ſich das Kind, es **lernt** ſprechen wie es ſehen lernt, und genau dem zu Folge denken. Wer Kinder bemerkt hat, wie ſie ſprechen und denken lernen, die ſonderbare Anomalien und Analogien, die ſich dabei äußern, wird kaum mehr zweifeln. Auch in den tiefſten Sprachen iſt **Vernunft** und **Wort** nur **Ein** Begriff, **Eine Sache**: λογος. Der Menſch gaffet ſo lange Bilder und Farben, bis er ſpricht, bis er, inwendig in ſeiner Seele, **nennet**. Die Menſchen, die, wenn ich ſo ſagen darf, viel von dieſem innern **Wort**, von dieſer anſchauenden, göttlichen **Bezeichnungsgabe** haben, haben auch viel **Verſtand**, viel **Urtheil**. Die es nicht haben, und ſchwömme ein ganzes Meer von Bildern um ſie, gaffen nur, wenn ſie ſehen, können nicht erfaſſen, nicht in ſich verwandeln, nicht gebrauchen. Je mehr man dieſe innere Sprache eines Menſchen ſtärket, leitet, bereichert, bildet: deſto mehr leitet man ſeine **Vernunft** und macht das Göttliche in ihm lebendig, das Stäbe der Wahrheit braucht, und ſich an ihnen, wie aus dem Schlummer, empor richtet. —

Die

Die groſſe Welt von Folgen, die dies giebt, werden wir an einem andern Orte ſehen.

Unſer Erkenntniß iſt alſo, obs gleich freilich das tiefſte Selbſt **in uns** iſt, nicht ſo eigenmächtig, willkührlich und los, als man glaubet. Das Alles abgerechnet (was bisher gezeigt iſt), daß unſer Erkennen nur aus Empfindung werde, ſiehet man, der Gegenſtand muß noch durch **geheime Bande**, durch einen **Wink** zu uns kommen, der uns erkennen **lehre**. Dieſe Lehre, dieſer Sinn eines Fremden, der ſich in uns einprägt, gibt unſerm Denken ſeine ganze Geſtalt und Richtung. Ohngeachtet alles Sehens und Hörens und Zuſtrömens von außen, würden wir in tiefer Nacht und Blindheit tappen, wenn nicht frühe die Unterweiſung **für uns** gedacht und gleichſam fertige Gedankenformeln uns eingeprägt hätte. Da hob ſich unſre Kraft empor, lernte ſich ſelbſt fühlen und brauchen; lange, und oft Lebenslang gehen wir an den uns gereichten Stäben frühеſter Kindheit, denken ſelbſt, aber nur in Formen, wie andre dachten, erkennen, worauf uns der Finger ſolcher Methoden winkt; das andre iſt für uns, als ob es gar nicht wäre.

Meiſtens iſt dieſe „**Geburt unſrer Vernunft**„ den Weiſen unſrer Welt ſo unanſtändig, daß ſie ſie ganz verkennen und ihre Vernunft als ein eingewachſenes, ewiges, von allem unabhängiges, untrügliches Orakel verehren. Ohne Zweifel gingen dieſe Weiſen nie im langen Kleide, lernten nie ſprechen, wie ihre Wärterinnen ſprachen, oder haben vielleicht gar keinen

einge-

eingeſchränkten „Empfindungskreis„, keine **Mutter- und Menſchenſprache.** Sie ſprechen, wie die Götter: d. i. ſie **denken rein** und erkennen ätheriſch, daher denn auch nichts als Götter- und Vernunftſprüche von ihren Lippen kommen können. Alles iſt ihnen angebohren, eingepflanzt, der Funke untrüglicher Vernunft, ohne einen Prometheus, vom Himmel geſtohlen. Laß ſie reden und ihre Bildwörter anbeten: ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Je tiefer jemand in ſich ſelbſt, in den Bau und Urſprung ſeiner edelſten Gedanken hinab ſtieg, deſto mehr wird er Augen und Füße decken und ſagen: „was ich bin, bin ich geworden. Wie ein Baum bin ich gewachſen: der Keim war da; aber Luft, Erde und alle Elemente, die ich nicht um mich ſatzte, muſten beitragen, den Keim, die Frucht, den Baum zu bilden„.

* * *

Auch **Erkennen** ohne **Wollen** iſt nichts, ein falſches, unvollſtändiges Erkennen. Iſt Erkenntniß nur **Apperception**, tiefes Gefühl der Wahrheit; wer wird Wahrheit ſehen und **nicht** ſehen? Güte erkennen und nicht **wollen** und **lieben**? Eben dieſe Abtheilungen zeigen, wie ſehr der Baum unſres Innern zerzauſt und verfaſert ſei, daß Spekulation uns für Erkenntniß und Spiel für Thätigkeit gelten kann. Spekulation iſt nur Streben zum Erkenntniß; ein Thor nur vergißt das **Haben** über dem Streben. Spekulation iſt Zertheilung, wer ewig theilt, wird nie ganz beſitzen und brauchen. Beſitzt man aber, und fühlt, daß

man

man beſitze: ſo iſt bei einem Geſunden das Brauchen und Genießen natürlich.

Auch iſt ſo denn keine Leidenſchaft, keine Empfindung ausgeſchloſſen, die nicht durch ſolches Erkennen Wollen würde: eben im beſten Erkenntniß können und müſſen alle würken, weil das beſte Erkenntniß aus ihnen allen ward und nur in ihnen allen lebet. Lügner oder Entnervte, die mit lauter reinen Grundſätzen pralen, und Neigungen verfluchen, aus denen allein wahre Grundſätze werden! Das heißt ohne Wind ſegeln, und ohne Waffen kämpfen. Reiz iſt die Triebfeder unſres Daſeyns, und ſie muß es auch bei dem edelſten Erkennen bleiben. Welche Neigung und Leidenſchaft, die ſich nicht mit Erkenntniß und Liebe, Gottes und des Nächſten, beleben lieſſe, daß ſie nur um ſo reiner, ſicherer und mächtiger würke? Die Schlacken werden weggebrannt, aber das wahre Gold ſoll bleiben. Jede Kraft und jeder Reiz, der in meiner Bruſt ſchläft, ſoll aufwachen und nur im Geiſt meines Urhebers würken.

Aber wer lehrt mich dieſes? Gibts ein Gewiſſen, ein moraliſches Gefühl, das mir, abgetrennt von allem Erkenntniß, richtigen Weg zeige? Die Worte ſelbſt ſcheinen Unſinn, wenn man ſie ſo vorträgt; ich glaube aber kaum, daß ſo etwas je eines Menſchen Meinung geweſen. Iſt jedes gründliche Erkenntniß nicht ohne Wollen, ſo kann auch kein Wollen ohn' Erkennen ſeyn: ſie ſind nur Eine Energie der Seele. Aber wie unſer Erkennen nur menſchlich

lich iſt und alſo ſeyn muß, wenn es **recht** ſeyn ſoll; ſo kann auch unſer Wollen nur **menſchlich** ſeyn, mithin aus und voll **menſchlicher** Empfindung. Menſchheit iſt das edle Maas, nach dem wir erkennen und handeln: **Selbſt- und Mitgefühl** alſo, (abermals Ausbreitung und Zurückziehung) ſind die beiden Aeuſſerungen der Elaſticität unſres Willens; **Liebe** iſt alſo das edelſte Erkennen, wie die edelſte Empfindung. Den großen Urheber in ſich, ſich in andre hinein zu lieben und denn dieſem ſichern Zuge zu folgen: das iſt moraliſches Gefühl, das iſt Gewiſſen. Nur der leeren Spekulation, nicht aber dem Erkennen ſtehets entgegen, denn das wahre Erkennen iſt **lieben**, iſt menſchlich **fühlen**.

Siehe die ganze Natur, betrachte die große Analogie der Schöpfung. Alles fühlt ſich und Seinesgleichen, Leben wallet zu Leben. Jede Saite bebt ihrem Ton, jede Fiber verwebt ſich mit ihrer Geſpielin, Thier fühlt mit Thier; warum ſollte nicht Menſch mit Menſchen fühlen? Nur er iſt **Bild Gottes**, ein Auszug und Verwalter der Schöpfung: alſo ſchlafen in ihm **tauſend** Kräfte, Reize und Gefühle; es muß alſo in ihnen **Ordnung** herrſchen, daß Alle aufwachen und angewandt werden können, daß er Senſorium ſeines Gottes **in allem Lebenden** der Schöpfung, nach **dem Maaſſe** es ihm verwandt iſt, werde. Dies edle **allgemeine** Gefühl wird alſo eben durch das, was es iſt, **Erkenntniß**, die edelſte Känntniß Gottes und ſeiner Nebengeſchöpfe durch **Wirkſamkeit** und **Liebe**.

Liebe. Selbſtgefühl ſoll nur die conditio sine qua non, der Klumpe bleiben, der uns auf unſrer Stelle feſthält, nicht Zweck, ſondern Mittel. Aber nothwendiges Mittel: denn es iſt und bleibt wahr, daß wir unſern Nächſten nur wie uns ſelbſt lieben. Sind wir uns untreu, wie werden wir andern treu ſeyn? Im Grad der Tiefe unſres Selbſtgefühls liegt auch der Grad des Mitgefühls mit andern: denn nur uns ſelbſt können wir in andre gleichſam hinein fühlen.

Mich dünkt, es ſind alſo leere Streitigkeiten, wo das Principium unſrer Moralität ſei, ob im Wollen oder Erkennen? ob in unſrer oder in fremder Vollkommenheit? Alles Wollen fängt freilich vom Erkennen an, aber alles Erkennen wird auch wiederum nur durch Empfindung. Eigne Vollkommenheit kann ich nur durch die Vollkommenheit andrer, wie dieſe durch jene erlangen. Schon Hippokrates nennte die menſchliche Natur einen lebendigen Kreis, und das iſt ſie. Ein Wagen Gottes, Auge um und um, voll Windes und lebendiger Räder. Man muß ſich alſo für nichts ſo ſehr, als für dem einſeitigen Zerſtücken und Zerlegen hüten. Waſſer allein thuts nicht, und die liebe kalte ſpekulirende Vernunft wird dir deinen Willen eher lähmen, als dir Willen. Triebfedern, Gefühl geben. Wo ſollte es in deine Vernunft kommen, wenn nicht durch Empſindung? würde der Kopf denken, wenn dein Herz nicht ſchlüge? Aber Gegentheils, willt du auf jedes Pochen und Wallen deines Herzens, auf jeden Nachhall einer gereizten Fiber, als auf die Stimme Gottes merken, und ihr blindlings folgen: wo kannſt du hingerathen? da alsdenn dein Verſtand zu ſpät kommt. Kurz, folge der Natur! ſei kein Polype ohne Kopf und keine Steinbuſte ohne Herz: laß den Strom deines Lebens friſch in deiner Bruſt ſchlagen, aber auch zum feinen Mark deines Verſtandes hinauf geläutert, und da **Lebensgeiſt** werden.

Auch die Frage entſchiede ſich hier alſo: ob dies unſer Wollen was Angeerbtes oder Erworbnes, was Freies oder Abhängiges ſei? es entſcheidet ſich ganz aus dem Grunde: daß wahres Erkennen und gutes Wollen nur Einerlei ſei, **Eine Kraft und Würkſamkeit der Seele.** War unſer Erkennen nun nicht durch ſich, willkührlich und ungebunden; hatte es, wenn es ſich aufs tiefſte als Selbſt fühlen wollte, Stäbe der Aufrichtung, innere **Sprache** nöthig; wahrlich, ſo wirds dem Willen nicht anders ſeyn können. **Agamemnon** hatte ſeinen Scepter von **Thyeſt**, der von **Atreus**, dieſer von **Pelops**, dieſer vom **Zevs** endlich, und **Hephäſtus** hatte ihn geſchmiedet: ſo gehts auch mit dem edelſten Königsſcepter, „der **Freiheit unſrer Seele**„.

Von Freiheit ſchwätzen, iſt ſehr leicht, wenn man jedem Reiz, jedem Scheingut als einer **uns** ſufficienten Urſache dienet. Es iſt meiſtens ein erbärmlicher Trug mit dieſen ſufficienten Gründen, wo das Allgemeine immer wahr ſcheint, und das beſondre Einzelne des beſtimmten Falles iſt Lüge. Man iſt ein Knecht

des

des Mechanismus, (dieſer aber in die lichte Himmelsvernunft verkleidet) und wähnet ſich frei; ein Sklave in Ketten, und träumet ſich dieſe als Blumenkränze. Sobald man ins Spekuliren kommt, kann man aus Allem Alles machen, dünkt ſich aufgeflogen zum Empyreum, und der arme Wurm liegt noch in der Hülle ohne Flügel und Frühling. — Da iſts wahrlich der erſte Keim zur Freiheit, fühlen, daß man **nicht** frei ſei, und an **welchen** Banden man hafte? Die ſtärkſten freiſten Menſchen fühlen dies am tiefſten, und ſtreben weiter; wahnſinnige, zum Kerker gebohrne Sklaven, höhnen ſie, und bleiben voll hohen Trauns im Schlamme liegen. **Luther**, mit ſeinem Buch de ſervo arbitrio, ward und wird von den Wenigſten verſtanden; man widerſtreitet elend oder plärret nach, warum? weil man nicht wie Luther fühlet und hinauf ringet.

Wo Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freiheit. Je tiefer, reiner und göttlicher unſer Erkennen iſt, deſto reiner, göttlicher und allgemeiner iſt auch unſer Würken, mithin deſto freier unſre Freiheit. Leuchtet uns aus allem nur **Licht Gottes** an, wallet uns allenthalben nur **Flamme des Schöpfers**: ſo werden wir, im Bilde Seiner, Könige aus Sklaven, und bekommen, was jener Philoſoph ſuchte, in uns einen Punkt, die Welt um uns zu überwinden, außer der Welt einen Punkt, ſie, mit allem was ſie hat, zu bewegen. Wir ſtehen auf höherm Grunde, und mit jedem Dinge auf **ſeinem** Grunde, wandeln im großen Senſorium der Schöpfung Gottes, der Flamme alles Denkens und Empfindens, der Liebe. Sie iſt die höchſte Vernunft, wie das reinſte, göttlichſte Wollen; wollen wir dieſes nicht dem h. Johannes, ſo mögen wirs dem ohne Zweifel noch göttlichern Spinoza glauben, deſſen Philoſophie und Moral ſich ganz um dieſe Achſe beweget.

Prima creatura Dei fuit lux ſenſus: poſtrema, lux rationis. Et hoc ipſum eſt, coelo in terris frui, quando mens humana in caritate mouetur, in prouidentia quieſcit et ſuprà polos veritatis circumfertur.

Baco de veritat.

Luce intellettual piena d'amore
Amor di vero, ben pien de letizia;
Letizia che traſcende ogni dolzore.

Dante.

Sie war die Laute ſeiner Hand
die er zu ſeiner Luſt erfand
er gab ihr Millionen Saiten
und jede klingt und jeder Klang
tönt zum harmoniſchen Geſang
der Lehre ſeiner Heimlichkeiten.

Witthof.

Zweiter Verſuch.

Einfluß beider Kräfte in einander und auf Charakter und Genie des Menſchen.

(Von welchem letztern ein andermal mehr.)

Zweiter Verſuch.

Einfluß beider Kräfte in einander und auf Charakter und Genie des Menſchen.

Beinah zu lange haben wir uns in Allgemeinörtern aufhalten müſſen, hinter denen mancher, der an die liebe Abſtraktion nicht gewöhnt iſt, vielleicht ſo klug iſt, als er war; laſſet uns, um einigermaßen nützlich zu werden, die Philoſophie vom Wolkenhimmel auf die Erde rufen, und unſern Satz in beſtimmten einzelnen Fällen und Klaſſen betrachten:

I. Unſer Denken hängt ab vom Empfinden.

1. Bei jedem einzelnen Menſchen. Wer ins Tollhaus gehet, findet alle Narren auf verſchiedne Art, jeden in ſeiner Welt, raſen: ſo raſen wir alle ſehr vernünftig, jeder nach ſeinen Säften und Launen. Der tiefſte Grund unſres Daſeyns iſt individuell, ſo wohl in Empfindungen als Gedanken. Bemerkt nur in einzelnen Fällen, aus wie ſonderbaren Keimen und

Samenkörnern jenem und dieſem die Saat ſeiner Leidenſchaften wachſe? Wobei der Eine kalt bleibt, dabei glühet der Andere: alle Thiergattungen unter einander ſind vielleicht nicht ſo verſchieden, als Menſch vom Menſchen.

Würde ein Menſch den tiefſten, individuellſten Grund ſeiner Liebhabereien und Gefühle, ſeiner Träume und Gedankenfahrten zeichnen können, welch ein Roman! Jetzt thun es nur etwa Krankheiten und Augenblicke der Leidenſchaft: und oft welche Ungeheuer und blaue Meerwunder wird man gewahr!

Man ſollte jedes Buch als den Abdruck einer lebendigen Menſchenſeele betrachten können; je lebendiger und wahrer der Abdruck iſt, je weniger der Verfaſſer hoſirte und ein elendes Allgemeingeſchwätz zwiſchen den vier Ecken des Randes gab; wie ſonderbar und einzeln dünkt es uns öfters! Oft iſts ein Räthſel ohne Auflöſung, eine Münze ohne Umſchrift: die flachſten Leſer, und meiſtens die holeſten, daher auch die lauteſten von allen, die reſpekt. Kunſtrichter, meſſen nach ihrem unmaasgeblichen wenigen Selbſt, ſchreien und verdammen. Der beſcheidnere Weiſe urtheilt, wie Sokrates über Heraklits Schriften, ſuchet mehr im Geiſt des Urhebers, als im Buch zu leſen: je mehr er dahin eindringt, je lichter und zuſammenhängender wird Alles. Das Leben eines Autors iſt der beſte Commentar ſeiner Schriften, wenn er nehmlich treu und mit ſich ſelbſt Eins iſt, nicht einer Heerde an Wegſcheiden und Landſtraßen nachblöcket.

Jedes Gedicht, zumal ein ganzes, groſses Gedicht; ein Werk der Seele und des Lebens, iſt ein gefährlicher Verräther ſeines Urhebers, oft, wo dieſer am wenigſten ſich zu verrathen glaubte. Nicht nur ſiehet man bei ihm etwa, wie der Pöbel ruft, des Mannes dichteriſche Talente; man ſieht auch, welche Sinne und Neigungen bei ihm herrſchten? durch welche Wege und wie er Bilder empfing? wie er ſie und das Chaos ſeiner Eindrücke regelte und fügte? Die Lieblingsſeiten ſeines Herzens, ſo wie oft die Schickſale ſeines Lebens: ſeinen männlichen oder kindiſchen Verſtand, die Stäbe ſeines Denkens und ſeiner Erinnerung — Doch ich mag unſern Kunſtrichtern, die von ſo etwas in ihrem Leben nicht geträumt, ſchon viel zu viel geſagt haben. Freilich iſt nicht jede Kothſeele eines ſolchen Studiums werth; allein von einer Kothſeele brauchte man auch keine Abdrücke, weder in Schriften noch in Thaten. Wo es der Mühe lohnt, iſt dies **lebendige Leſen**, dieſe Divination in die Seele des Urhebers das **einzige** Leſen und das tiefſte Mittel der Bildung. Es wird eine Art Begeiſterung, Vertraulichkeit und Freundſchaft, die uns da, wo wir nicht gleich denken und fühlen, oft am lehrreichſten und angenehmſten iſt, und die eigentlich das, was man **Lieblingsſchriftſteller** nennt, bezeichnet. Solches Leſen iſt Wetteifer, Heuriſtik; wir klimmen mit auf ſchöpferiſche Höhen, oder entdecken den Irrthum und die Abweichung in ihrer Geburtsſtäte. Je mehr man den Verfaſſer lebendig kennt und mit ihm gelebt hat, deſto lebendiger wird dieſer Umgang.

Ein Menſch in verſchiednen Lebenszeiten iſt ſich nicht gleich, denkt anders, nachdem er anders empfindet. Jedermann weiß, wie öfters, zumal bei plötzlichen Leidenſchaften, uns unſer erſtes Urtheil trüge; und wie Gegentheils der erſte Eindruck an Friſche und Neuheit nichts ſeines Gleichen habe. Das erſte unbefangne Werk eines Autors iſt daher meiſtens das Beſte: ſeine Blüthe iſt im Aufbruch, ſeine Seele noch Morgenröthe. Vieles iſt bei ihm noch volle, ungemeßne Empfindung, was nachher Grübelei oder reifer Gedanke wird, der ſchon ſein Jugendroth verlohren. Wir lieben immer mehr das Halbe als das Ganze, den verſprechenden Morgen als den Mittag in höchſter Sonnenhöhe. Wir wollen lieber empfinden, als wiſſen, lieber ſelbſt und vielleicht zu viel errathen, als langſam hergezählt erhalten. Indeſſen ſind zum Beſten der Welt alle Lebens- und alle Tagszeiten nöthig.

Die alten Deutſchen faßten Entſchlüſſe in Trunkenheit und führten ſie nüchtern aus, andre werden ſie nüchtern faſſen und trunken ausführen. Indeß iſts wahr, unſre Kugel bewegt ſich immer um dieſe beiden Brennpunkte unſrer Ellypſe, und iſt ſelten beiden gleich nahe. Vielleicht kann ſie und ſoll ſies auch nicht ſeyn; nur hüte ſie ſich für jedem Aeußerſten, aus dem ſie nicht wieder zurück kann. Sie ermattet im reinen Verſtande und ſinkt in der brennenden Leidenſchaft unter.

Vielleicht hat niemand die Schwachheit der Menſchen und ihre Abhängigkeit von den kleinſten Kleinigkeiten der Empfindung reicher und natürlicher bemerkt, als **Montagne** und **Yorik**. Sie haben die **Hygrometrie** der Menſchheit bearbeitet; die **Photometrie** und die **Dynamik** menſchlicher Seelen müſſen andere geben: **Shakeſpear**, glaube ich, gibt Proben von allem.

2. Wie **einzelne Menſchen**, ſo ſind noch mehr **Familien** und **Völker** von einander verſchieden: nach dem Kreiſe ihrer Empfindungs- richtet ſich auch ihre Denkart. Söhne eines Stammvaters von gleicherer Organiſation in Einerlei Welt und Clima müſſen einander ähnlicher denken, als Antipoden an Sitte und Empfindung. Man hat die Religion und Moral der Völker, die in rauhen Gegenden, zwiſchen Gebürgen und Felsklüften, auf einer feuerſpeienden, oft erbebenden Erde, oder an ſchrecklichen Meeren, allemal wild, ſchrecklich und ſtaunend gefunden, und oft machen Nationen, die offenbar Eines Urſprungs ſind, dicht an einander, hierinn den ſonderbarſten Unterſchied. Geſetze, Regierung, Lebensweiſe thun noch mehr, und ſo wird die Denkart des Volks, eine Tochter deß Allen, auch deß Allen Zeugin. Ich mag keine Beiſpiele anführen, weil die ganze Erdkugel davon Zeuge iſt, und wir ſchon einige gute Sammlungen über den verſchiednen Geiſt der Völker aus ihrem **Empfindungs- und Lebenskreiſe** haben. Ich wollte, wir hätten Eins ohne alle Hypotheſen, und, ſo viel möglich, voll geprüfter Wahrheit.

Einer Nation auf den ganz ungeänderten Stamm ihrer Empfindungen, eine **neue Lehre und Denkart** aufzwingen wollen, ohne daß ſich jene mit dieſer im mindeſten miſche, iſt meiſtens unnütz, oft auch ſchädlich. Die Denkart eines Volks iſt die Blüthe ſeiner Empfindungsweiſe; in dieſe muß man einfließen oder jene iſt welkend. Einem wilden Volke plötzlich das Reſultat der feinſten Abſtraktionen aufbürden, wozu es weder Kopf noch Herz, weder Analogie von Lebensart noch Sprache hat, wird allemal ein wunderbarer Miſchmaſch. Was ward Ariſtoteles in den Händen der Araber? was iſt das Pabſtthum in Sina worden? Jener ein Muſelmann, dies ein lebendiger Confucianiſmus.

Wenn Miſſionarien nach Indien gehn und Thierblut duften, wofür der Brahme ſchauert: wie viel hat der arme Indianer zu bekämpfen, ehe er **hören** kann, was man von ihm wolle! Und wenn das einfache edle Chriſtenthum, (gewiß die Religion für alle Völker der Erde!) ihnen gar in dem Dunſt einer engen Sekte und Studierſtube erſcheint, wie muß ſich das mit ihrem Hirn und Hirnlein fügen?

Die Vorſehung ſelbſt iſt die beſte Bekehrerin der Völker, ſie ändert Zeiten, Denkarten, Sitten, wie ſie Himmel und Erde, Kreiſe von Empfindungen und Umſtänden ändert. Man vergleiche Deutſchland mit dem, was es zu Karls des Großen oder Hermanns Zeiten war. Würden dieſe es erkennen, wenn ſie wieder erſchienen? Die gröſte Veränderung in der

Welt

Welt iſt „dieſer Fort- und Umlauf im Reiche „der Geiſter nach veränderten Empfindungen, „Bedürfniſſen und Situationen„. Die Geſchichte der Völker forſchet ihm nach, wer weiß aber bei den verwickelten Gängen des Schickſals Zweck und Ziel?

Da die Vorſehung indeß nie ohne Mittel handelt: ſo ſind eben auch zu dieſer „Umbildung der Känntniſſe durch Empfindungen„ Menſchen die edelſten Werkzeuge. Die Männer, die auf der Welt das Meiſte ausgerichtet, blieben nie bei der Blüthe ſolcher und ſolcher Meinungen ſtehen, ſondern wagten ſich zur Wurzel der Empfindung, dem Herzen, der Lebensweiſe. Dichter oder Weiſe, Geſetzgeber oder Heerführer, Religionsſtifter oder Demagogen, ſie trafen das Herz und damit würkten ſie auf Ideen. Bako ließ Eintheilungen und ſcholaſtiſche Spekulationen liegen und ging auf erſte Begriffe, Sachen, Natur. Er grub, wie jene Brüder, nach dem Schatze, und die reiche Erndte auf dem umwühlten Acker wuchs von ſelbſt.

Die gröſten Wahrheiten, wie die ärgſten Lügen, die erhabenſten Känntniſſe und die ſcheußlichſten Irrthümer eines Volks, wachſen meiſtens aus Samenkörnern, die nicht dafür erkannt werden; ſie werden von Einflüſſen belebt, die oft gerade fürs Gegentheil deſſen, was ſie ſind, gelten. Der Arzt alſo, der Uebel heilen will, ſuche ſie im Grunde; aber eben, wenn er da ſucht, wird das Kind oder das kranke

Jahr-

Jahrhundert ihm ſchlecht danken. Läßt er ſich zu ſeinem lieben Siechthum herab und ſucht es mit Geſundheit zu überweben — wer iſt größer und willkommner als er! die Säule aller Wiſſenſchaft und alles Ruhmes. Nun aber greift er nach unſerm Herzen, nach unſern Lieblingsempfindungen und Schwächen, mit denen uns ſo wohl war — hinweg mit ihm, dem Verräther der Menſchheit, dem Mörder unſrer beſten Känntniſſe und Freuden! Wir wollten einen Bund mit ihm machen, droben am Baum zu bleiben und wollten ihm darum baß dienen, nun gräbt er zur Wurzel und ſchlitzet die glatte Rinde auf — der Undankbare!

Sokrates vor ſeinen Richtern verglich die weiſe Stadt Athen mit einer Geſellſchaft Kinder, denen er ihre Näſchereien nehmen wollte, und ſie alſo ſämmtlich zu Feinden hätte. Sokrates ſtarb, nicht als Dieb athenienſiſcher Näſchereien, ſondern als Verführer der Jugend und Gottesläugner. Die Sophiſten ſeiner Zeit, die treuloſen Aerzte, die ſüßes Gift miſchten, arbeiteten alle am Flor der Wiſſenſchaft und Glückſeligkeit ihrer Bürger.

Der beſte Segen, den ein Vater ſeinem philoſophirenden, gubernirenden, (und wie man weiter das Irende fortſetzen will) Sohn nachlaſſen kann, iſt dieſer: „liebes Söhnlein, ſtreichle die Wangen deines „Geſchäfts, und laß das Geſchwür inwendig freſſen „und zehren. Pflege den Baum an ſeiner Krone, „und ſchneide ihn nach der neueſten Geſtalt etwa; „um

„um Wurzel und Stamm aber ſei unbekümmert„. Es iſt gerade der Segen des Vaters in der Gellertſchen Fabel, nur mit feinern Worten.

Es iſt eine alte ewige Bemerkung, daß die würdigſten Erleuchter und Beſſerer der Welt nicht ſogleich würkten, oft lebenslang verkannt wurden, und nach Jahrhunderten blühte erſt ihr Ruhm hervor. Warum? ihre Gedanken- oder Empfindungsſphäre war dem Jahrhunderte zu fern und zu hoch. „Was will dieſer Steinklump ſagen„? ſagten ſie zum Fuß der Bildſäule, (denn höher hinauf langte ihr Blick nicht) und bewarfen das arme Poſtement, (nicht die Bildſäule, an die ihre Hand voll Miſt nicht reichte) mit Koth. Nach Jahrhunderten, da hellerer Tag war, rückte die Natur aus dem Nebel, und nun zeigte ſich, daß im Dunkeln auch damals ſchon manches gewürkt hatte und beſſerer Zeit Platz machte. Ueberhaupt war nie ein **wahrer** Gedanke und eine **gute** Empfindung verlohren. Was wahr und gut iſt, hängt mit dem Senſorium der Schöpfung, dem großen Geiſte zuſammen, an deſſen Gewande nichts umkommt. Die Aloe blüht ſpät, aber herrlich: ein ganzer Garten in Einem Baume! —

3. Wie es eine allgemeine **Menſchenempfindung** gibt, ſo muß es auch eine allgemeine **Menſchendenkart** (ſenſus communis) geben; mit keinem Wort aber treiben die moraliſch philoſophiſche Philiſter ärgere Schleichwaare, als mit dieſem. Wenn jeder, wo der Schuh ſein Hünerauge drückt, ſich gleich auf allge-

meinen Menſchenverſtand und Menſchenempfindung beziehet: ſo ehret er den Genius der Menſchheit, den er in ſein Hünerauge verwandelt, wahrlich nicht, und zeigt jedem Klugen nichts weiter, als daß der leidende Herr ſich mit nichts Beſſerm zu tröſten wiſſe. Für Menſchenvernunft und allgemeinen Menſchenverſtand und Menſchenempfindung allen Reſpekt; aber, lieber Freund, dieſe Dinge ſind etwas anders als eure Schlafmütze.

Ich könnte hier über den allgemeinen Menſchenverſtand manch Mährchen erzählen, als z. B. von jenem klugen Mann, der alle Schiffe im Hafen zu Athen ſein glaubte und ſich dabei ſehr wohl fand. Oder von jenem Araber, der alle ſeine Brüder der Wüſte immer zu Gaſt ruft, ob er gleich nichts für ſie hat, und wohl weiß, daß Meilen umher keine lebendige Seele da iſt. Oder von jenem Mohrenkönig, der allen Potentaten der Erde nun zu ſpeiſen erlaubt, nachdem er geſpeiſt hat. Oder — oder — ich fürchte aber, die allgemeine Menſchenvernunft und Menſchenliebe und Menſchentoleranz und Menſchen * * * möchte ſich gegen mich, den Unmenſchen, zuerſt wenden; alſo ſatis ſuperque!

Freilich muß es einen allgemeinen Menſchen-, wie Engels- Löwen- und Beſtienverſtand geben; ich fürchte aber, daß ein einzelner, zumal ſiech- und preßhafter des Geſchlechts, darüber ſchwerlich Auskunft geben, und die Höhe, Tiefe, Breite und Länge deſſelben zeichnen könnte. So viel wir von allgemeiner

Ver-

Vernunft ſchwatzen, ſo wenig haben wirs noch erörtert: was dieſe eigentlich ſei? und wo ſie hauſe? woher ſich unſre Vernunft entſponnen? wo Völker abgehen und wo alle ſich zuſammen finden? Die allgemeine Menſchenvernunft, wie wir das Wort gern nehmen möchten, iſt Bemäntelung unſrer Lieblingsgrillen, Abgötterei, Blind- und Trägheit. Und was wahre Menſchenvernunft, Menſchenempfindung und Bedürfniß iſt und ewig ſeyn wird, davor ſchlieſſen wir Augen und Ohren. — Doch abermal gnug, und hinzu zur andern lichten herrlichen Frage:

2. Was würkt unſer Denken aufs Empfinden?

Und darf ich da auch erſte Empfindung zur Antwort ſchreiben: ſo muß ich ſagen: jetzo ſehr wenig! Was weiß unſer Jahrhundert nicht! wie übt ſichs nicht im Denken, Erkennen, ja ſo gar ex profeſſo im Empfinden! und wenn der Baum nur aus Früchten erkannt wird, von dieſem Denken und Empfindeln, wo iſt die Frucht?

„Ohne Zweifel muß es alſo nicht das rechte Denken, das rechte Empfinden ſeyn!“ — und das glaube ich auch. Bloßes Spekuliren und Sentimentaliſiren hilft nichts: jenes ſtumpft die Seele, wie dies das Herz ab. Der Kopf wird zum überſchütteten Kornboden, wo nichts aufgeht, das Herz zum ausgewaſchnen, zerriſſenen Lappen, der zuletzt zu nichts taugt, als daß er Miſt werde.

Das Uebel fängt früh an, oft ſchon im Mutterleibe. Wie wir ſind, ſind unſre Kinder: niemand kann was beſſers, als ſich ſelbſt der Nachwelt geben. Zu früh erſchöpfte Lebensgeiſter, von Weichheit, Ueppigkeit und Müßiggang welke Fibern pflanzen ſich fort: denn kein Abfluß ſpringt höher als ſeine Quelle. Die berühmteſten Spekulanten und Empfindler werden alſo ſchon gebohren. In dies zähe Mark, in dies verfließende Wachs, was kann hinein gedruckt werden, das da bleibe, das fortwürke? wie Schleim und Gallert entſchlüpft das Geſchöpf den Händen ſeiner Bildung.

Alſo erzogen, alſo wächſts auf. Die Lehrer thun alle, als ob, was ſie ihm ſagen, nicht wahr wäre; ihnen iſts auch meiſtens nicht wahr, denn ſie habens eben ſo gelernt, und in ihrem Leben nichts davon geſpürt und empfunden. So ſind Eltern und Lehrer, Kanzeln und Katheder: das Kind und der Knabe hört überall Geſchwätz, Lüge, wo wenig fehlt, daß man nicht mitten in der Rede inne halte und ſage, was jener über die Höllenſtrafen ſagte: „fürchte dich nicht, „liebes Kind, ich muß dir das nur ſagen. Glaube „nichts davon, denn ich glaube ſelbſt nichts, wie du „ſieheſt„. Die groſſe Stimme des Beiſpiels ſagt ihnen dies laut und unaufhörlich.

Erwachſen alſo unter lauter Wortkrämerei und thätiger Lüge, lernt der Knabe nur Eine Wahrheit erkennen, die er auch von ganzem Herzen glaubt, nehmlich: „krieche wie die, ſo vor dir ſind, durchs

„leben, genieße und ſchwätze viel; thue aber wenig, „alles nur für dich, damit du dir nichts abbrecheſt „und fröhne deinen Lüſten„. Aus jeder weichen, böſen Gewohnheit, aus jeder würzigen, ſüßen Taſſe und warmen Schüſſel, von jedem wallenden Buſen und liebäugelnden artigen Geſichte, duftet und fliegt ihm die Lehre zu: er übt ſie früh und er wird ſie lebenslang üben.

Wie gibt das nun feine Empfindungen und Spekulationen? Ihr warmen Stuben, ihr weichen Polſter, ihr artige Geſellſchaften, und du lieber Wohlſtand ſtummer und lauter Sünden, welche wilde Leidenſchaften habt ihr vertilgt, welche ſchöne Romane von Empfindungen und Spekulationen habt ihr gebohren! Das Auge iſt verlöſcht, der Körper welk, der Blick unſtät, das Hirn ſich ſelbſt verzehrend. Es wallt auf und ſinkt nieder: keine Eindrücke, weder Geliebte noch Freund haften. Am Würklichen kein Geſchmack, keine Hoffnung und keine Kraft mehr zu genießen; deſto mehr romantiſche Träume und Plane im Monde. Empfindungen, Syſteme, Spekulationen mit einer liebenswürdigen Flüchtigkeit und Feinheit, an die kein Menſch weniger, als ihr Urheber glaubt. Wie ſollte er auch? er kann an nichts mehr glauben, nichts anerkennen, nichts durchempfinden.

Wohl dir, unſchuldiger Jüngling, auf keuſchem Stamm, aus edlem Saamen, eine geſunde, veſtgeſchloſſene Knoſpe. Nicht zu früh blühend und entfaltet, um bald zu verwelken, nicht üppig dich wiegend im Hauche lauer Zephyre; lieber von rauhen Winden geſchüttelt, in Noth, Gefahr und Armuth erwachſen, damit deine Erkenntniſſe That, deine blöde, keuſche, verſchloſſene Empfindungen Wahrheit, Wahrheit auſs ganze Leben würden —

> multa tulit fecitque puer, ſudauit et alſit
> abſtinuit Venere et vino — cui ex meliori
> — luto — fingit praecordia Titan:

Wie gut hat der Vater der Menſchen für den gröſten Theil ſeines Geſchlechtes geſorgt, daß er ihn, fern von dieſen überfüllenden Känntniſſen und verzärtelnden Empfindungen, gebohren werden ließ. Der gemeine Mann und Landmann erkennet und empfindet viel geſunder als der Vornehme und Gelehrte: der geſittete Wilde viel geſunder, als der ungeſittete Europäer, der Mann von Anſchauung und Thätigkeit beſſer, als das müßige, halb wahnwitzige Genie. Reiz und Salz gehören zum Leben; ſie müſſen aber, wie alle Würze, mäßig gebraucht werden, ſonſt freſſen ſie, ſtatt zu nähren. Wenn man die treue Menſchengattung ſiehet, die wenig weiß, aber das wenige ganz empfindet und übet, und ſodann den andern Theil von Menſchen wahrnimmt, wo Erkenntniß die Empfindung, und dieſe jenes zerſtört, daß aus beiden nichts wird; ſollte man nicht denken, Spekulation und Empfindelei ſeyn uns zum bitterſten Fluche gegeben? Wer blieb ſeinem Berufe treuer? weſſen Kräfte ſind mehr in Ebenmaas und Ordnung? wer genießt mehr Seligkeit und Ruhe? Weder Erkenntniß noch Empfin-

dung

dung allein können ſie geben, wenn nicht beide einander unterſtützen, heben und ſtärken.

Die geſundeſten Menſchen aller Zeit hatten nichts ausſchließend: Erkenntniß und Empfindung floß in ihnen zu Menſchenleben, zu That, zu Glückſeligkeit zuſammen. Auch die abſtrakteſte Wiſſenſchaft hat ihre Anſchauung, und meiſtens ward der glücklichſte Blick auch in ihr nur in Geſchäft, That, Handlung gebohren. So **Bako**, **Sarpi**, **Grotius** und faſt immer **jeder Beſte** ſeiner Art. Er kam zur Wiſſenſchaft als Freund, als Liebling, nicht als Leibeigner und Sklave, darum fand er Gunſt und Beifall. Wären **Homer** und **Sophokles**, **Oßian** und **Shakeſpear**, **Milton** und **Dante** Profeſſoren der Poeſie geweſen, oder zu ihrem Geſange fürſtlich beſoldet worden: ſie wären kaum, was ſie ſind, worden.

Erkenntniß und Empfindung leben nur **in That**, **in Wahrheit**. Religion iſt ausgeſtorben in einem Kreiſe, wo ſie nicht in **Vorbildern** lebt: todtes Bekenntniß, Gebräuche, Formelngelehrſamkeit und Sylbenſtecherei, wenn ſie auch ſelbſt in den Urſprachen und auf den Lippen der Stifter ihr Werk triebe, kann jene Tochter des Himmels weder darſtellen, noch erſetzen, die in Menſchen leben muß; oder ſie iſt nicht mehr: ſie iſt, wie Aſträa, zu ihrem Vaterlande gekehret. —

In Zeiten alſo, da noch alles näher zuſammen war, und man die Fäden menſchlicher Beſtimmung, Gaben und Kräfte noch nicht ſo losgewunden und aus ihrem verflochtnen Knäuel heraus gezauſt hatte: in Zeiten, da Ein Menſch mehr als Eins und jeder alles war, was Er ſeyn konnte; die Geſchichte zeigt offenbar, daß große, thätige, gute Menſchen damals unſeltner geweſen, als in Zeitaltern, wo Alles getrennt iſt, jeder nur mit Einer Kraft oder Einem Kräftlein ſeiner Seele dienen ſoll, und übrigens unter einem elenden Mechaniſmus ſeufzet. Jch nehme die Griechen in ihren ſchönſten Zeiten zum Beiſpiel. Was dorfte ein Mann ſeyn! und was war er! **Aeſchylus, Sophokles, Xenophon, Plato**: da ſtützte Eine Kraft die andre, und Alles blieb im kräftigen Naturſpiele. Seitdem mit Ständen, Rang und Lebensarten ſich auch eheu! die Fähigkeiten getheilt; ſeitdem es auf unſerm Stuhl geſchrieben ſtehe, „was **der ſeyn ſoll, der da ſitze**„? und ers alſo, wie die Pythia, ohne Zweifel von unten auf lernet: ſeitdem Diplome, Beſtallungen und ausſchließende Freiheitsbriefe aus jedem Alles machen, was ein Affe wollte, ſeitdem **denkt** nun der Eine, er ſieht, forſcht, empfindet, handelt nicht, ruft nur immer wie jener eingeſperrte Vogel, der nichts zu ſchwätzen wußte: **ich denke!** Ein andrer ſoll ohne Kopf **handeln** und **anordnen**: kein einzelnes Glied nimmt mehr am Ganzen Theil, das doch im lieben menſchlichen Körper, dem erſten Vorbilde der Republik vieler Kräfte, ſelbſt das Haar und der Zeh thut. Und ſo gibts denn jene Menge trockner oder fauler Auswüchſe, Excreſcenzen und Nägel: zuſammengeworfne Haufen Auſterſchaalen, die Reihweiſe aufgenagelt oder in Pulver geſtoſſen,

ſen, ſehr ſchmücken und zieren. Spekulanten ohne Hand und Auge, Schwätzer ohne Gefühl, Regelngeber ohn' alle Kunſt und Uebung, Papageien, Raben und Kunſtrichter, elende Halbdenker und Halbempfinder. Kaum fährt denn irgendwo im kranken, dürren, abgelebten Körper ein neues Geſchwür oder ein kleines Blätterlein auf der Haut empor: ſo läuft und wallet alles hinzu, ſtaunt und bewundert, wie viel der ſelige Körper noch Kraft und Saft habe.

„Traurige arme Dame, Philoſophie, ſagt „Shafteshuri, ſie iſt in dunkle Mauren, Collegien „und Schulkerker eingeſchloſſen, und ſinnt und denket„: zerlegt, was ſie nicht hat, nicht genießet, und denkt, wovon und worüber ſie nichts empfindet. Was war die ſcholaſtiſche Grübelei der mittlern Jahrhunderte, auf den todten Ariſtoteles eingeſchränkt, den man nicht verſtand und deſto mehr zerlegte? Und was ſind die tauben Begriffe, Wortkränze und Abſtraktionen, jene Legion moraliſchpolitiſcher Syſteme, jenes Triktrak philoſophiſcher Sprache, wo alles entweiht iſt, wo niemand mehr was denket oder was dabei will, weder Autor noch Leſer? Wortidole, und deſto mehr werden ſie angebetet, weil ſie nichts würken ſollen und nichts würken.

Kein Mord iſt verderblicher, als an den drei edlen Gaben Gottes, Vernunft, Empfindung, Sprache. Der Jüngling ſoll abſtrahiren und ſpekuliren lernen: lernt ers, ſo wird er elend: ein junger Greis, ein hole Gefäß, das aber deſto lauter tönet. Lernt ers nich und tritt das Spinnweb mit Füßen; wie viel Gutes wird mit zertreten! Wer hats gemacht, daß die groſſe Diana deutſcher Epheſer, die Philoſophie, jetzt ſo verſchrieen und unwürdig verachtet wird, als weiland! ihre lieben Anbeter, die Fabrikanten nicht goldner und ſilberner Tempelchen, ſondern hölzerner Kompendien, Theorien und Syſteme.

Ihnen entgegen iſt die Sekte der Empfindler groß geworden, der kleinen Rieſen mit hoher Bruſt, ſtarker Leidenſchaft und Thatkraft. „Hats nicht der weiland „groſſe Helvetius bewieſen, daß Genie und Tugend „zu einander wie Katze und Hund gehören, und ſind „moraliſche Menſchen nicht die ſchwächſten, erbärm„lichſten unter der Sonne? Groſſer Wille, ſtarke „Ungebundenheit und Selbſtheit, ein ewiger Kampf „mit Göttern und Dämonen, das gibt Helden, Ne„phi im, Löwen„. —

Wenns Leute gäbe, die in Ernſt ſo dächten, ſo, glaub' ich, würde wenig Glückſeligkeit in dem Heroiſmus ruhen: denn Miltons Teufel, der das Pandämonium und gar eine Brücke übers Chaos baute, blieb immer ein unſeliger Teufel. Wallenſtein und Kromweil waren zuletzt unſelige Menſchen, und vom Löwen, mit dem ſie zu thun hatten, waren vermuthlich ihnen ſelbſt am tiefſten die Klauen im Geſichte. Wie Ungeheuer und wilde Thiere kann auch Menſchen der Art eine verdorbne Zeit und Staatsverfaſſung wohl brauchen: oft ſind ſie Rattenpulver und Kehrbeſen, den Kot zu fegen. Eben ſo oft aber werden auch die

beſten,

beſten, ſittigſten und würklich größeſten Menſchen unter Bildern der Art verſchrieen, weil ſie etwa einem Unterdrücker und Leuteſchinder zu nahe traten, oder weil ſich Ratten und Fröſche gegen ſie empörten. Seiner Stärke und Größe kann überhaupt niemand weder ein Quentlein noch eine Elle zugeben: und das Geſchrei der Jungen auf Stelzen hinter dem Rieſen, der vor ihnen gehet, oder das Yah der Eſelein in Löwenhäuten, wird bald verrathen. So viel iſt gewiß, jede große und ſtarke Seele hat auch Anlage, die tugendhafteſte zu werden. Wo dieſe Leidenſchaft möglich war, war auch eine andre möglich, die ihr das Gegengewicht hielt, und überhaupt, welche Leidenſchaft und Empfindung muß denn aufs Böſe verwandt werden, daß man nicht anders könnte? Vielleicht haben Menſchen von ſtarker Seele mehr Mühe ſich zu überwinden: ſie haben aber auch mehr Kraft, und nur wenn ſie den Sieg vollendet haben, ſollte man ſie **große** Menſchen nennen, das iſt, wenn ſie **gute** Menſchen geworden. Und alsdenn iſts doch wohl ohne Zweifel, daß ein Schiff, das mit großen Winden und wohlgerüſteten Segeln fährt, weiter kommt, als der träge lecke Kahn da am flachen ſeichten Ufer.

Tiefe Empfindungen müſſen immer auch tiefe Känntniſſe gewähren können, die über jene herrſchen, und ſo denn ſind die ſtärkſten Leidenſchaften und Triebe, wohlgeordnet, nur das ſinnliche Schema der ſtarken Vernunft, die in ihnen würket. Selbſt jede mißrathene große Seele beweiſt dieſes in ihren beſſern glücklichen Stunden. Wenn ſie hinter Ausſchweifungen und Tollheiten zu ſich kommt, Reue und die gute Natur in ihr zurückkehret, wie tiefer fühlt ſie denn das geſtiftete Gute und Böſe, als jene redſelige Schwätzer, jene flache Köpfe und Herzen! Blutthränen möchte ſie weinen, und das auch ſpäte beſſere Erkänntniß wird gewiß in der Folge in ihr tiefer graben, ſtiller und mehr würken, als das ſprudelnde Geſchwätz aller Sophiſten in ihrem eignen werthen Selbſt, geſchweige in andern gewürkt hat. Ich kenne in der Geſchichte keinen verfallnen großen Mann, wo man nicht immer auch noch im Schutt den Tempel bewundern und ſeufzen müſte: edler Pallaſt, wie biſt du zur Mördergrube worden.

* * *

Ich glaube dieſe Betrachtungen wohl nicht weiter fortſetzen zu dürfen, weil ja nicht die ſtarken, ſondern die ſchwachen, feinen und zarten Empfindungen die Lieblingsſaiten unſers Inſtruments ſind, und wir jene nur für Abentheuer halten. Der Strom der Zeiten fließt ſonderbar zwiſchen ſeinen Ufern; er ſchlängelt ſich, wie alle Ströme, und ſelbſt das große Weltmeer, hie und dorthin in entgegen ſtehenden Winkeln. Bald iſt der Boden für Erkänntniß, bald für Empfindung, und allemal blühen ſodann die Pflanzen am beſten, die aus dem Naturboden dieſes Volks, dieſer Zeit ſproſſen. Zu einer Zeit gaffen die Weiſen alle empor, ſehen gen Himmel und zählen die Sterne, übrigens nirgend weniger, als in ihrem Vaterlande, in ihrer Stadt zu Hauſe. Bald thut man Kreuzzüge nach dem güldnen Vlies

Vlies der Toleranz, allgemeinen Religion und Menſchenliebe, vielleicht eben ſo abentheuerlich als die Kreuzzieher des heilgen Grabes und des Syſtems fremder Welten. Dieſer arbeitet, das Menſchengeſchlecht zu jenem Bilde mit goldnem Haupt zu machen, das aber auf Füßen von Thon ruhet: einem andern ſolls Ungeheuer, Greif und Sphinx werden. Die Gottheit läßt ſie arbeiten, und weiß Eine Waagſchale durch die andre zu lenken: Empfindung durch beſſere Känntniſſe, Känntniß durch Empfindung.

Ueber wie viele Vorurtheile ſind wir würklich hinweg, vor denen eine andre Zeit die Knie beugte! Einige milde Lichtſtrahlen aus der edlern Seele göttlicher Menſchen zeigten ſie, zuerſt mit Schimmer, in Morgendämmrung. Die Finſterniß wapnete ſich und ſtritt lange; aber da ging die herrliche Sonne auf, und die dunkle Nacht muſte hinweg rollen. — Verzage nicht, lieber Morgenſtern, oder ihr ſchönen einzelnen Stralen der Morgenröthe: ihr macht noch nicht Mittag; aber hinter euch iſt die Fackel der Allmacht; unwiderſtehlich wird ſie ihren Lauf anfangen und enden.

Licht war der Anfang der Schöpfung, und es gibt kein edleres Loos in der Welt, als zu erleuchten, wenn das Licht rechter Art iſt. Selbſt der Sohn Gottes konnte hienieden nichts beſſers thun, als Wahrheit lehren; aber ſein Licht war Wärme, ſeine Wahrheit ewiges Leben. Der Ausſpruch iſt niedergeſchrieben, daß die Menſchen nur deßwegen Wahrheit haſſen und die Finſterniß mehr als das Licht lieben, weil

ihre

ihre Werke nicht taugen, daß in dieſem geheimen und oft ſehr verſchönten Haſſe aber auch das größeſte Gericht ſei. Er ward nicht müde, Wahrheit zu lehren und ſelbſt als ein König der Wahrheit zu ſterben. Er kehrte zurück, woher er gekommen war, und ließ ſeinem Fußtritte den Segen nach, daß Licht ewig Licht bleiben, ſeiner Natur nach immer die Finſterniß überwinden müſſe und Alles zu Gott kommen werde, was in ihm gethan ſei. —

Mich dünkt, dieſer Schwung wird vielen Leſern ſo hoch ſcheinen, daß es wohl am beſten iſt, abzubrechen, und eine Frage zu behandeln, die mehr im Geſichtskreiſe und nach der Luſt unſrer Zeit iſt.

3. Was würkt das mancherlei Erkennen und Empfinden auf die mancherlei Genie's, Charaktere, oder wie die Zaubernamen heißen?

Da bin ich aber ganz im Dürren, weil ich in der Welt nichts weniger weiß, als was Genie iſt, es mag der, die oder das Genie heißen. Niemand hat davon mehr gewußt, als die Geniereichen Franzoſen, zumal der tiefe Spekulant, Helvetius ſel. Er hat, dünkt mich, Genie haben, Genie ſeyn, Mann von Genie und kein Mann von Genie ſeyn, ſehr fein und weiſe unterſchieden; auch unwiderſprechlich bewieſen, daß es eigentlich gar kein Genie (angebohrne Naturart) gebe, ſondern daß wir alle als gleiche Plattköpfe auf der Welt erſcheinen, Alles komme darauf an, wie wir **dreſſirt werden** und welchen Fraß wir, Genie zu **werden**, erwiſchen. Dem Vaukenſon habe eine Uhr im Vorzimmer, da er einmal warten mußte, ſein Genie gegeben u. ſ.

Der ſchönen und tiefen Spur ſind wir Deutſche in den letzten Zeiten denn auch nachgegangen. Unſrer Philoſophie und Sprache fehlte ſo vieles, da beide noch nichts vom „**Schenie**;„ wuſten; plötzlich gabs Abhandlung über Abhandlung, Verſuch nach Verſuch darüber, und wahrſcheinlich haben wir noch von irgend einer metaphyſiſchen Akademie in Dännemark, Holland, Deutſchland und Italien eine Aufgabe „übers Genie„ zu erwarten. „Was Genie ſei? aus wel-
„chen Beſtandtheilen es beſtehe, und ſich darin natür-
„lich wieder zerlegen laſſe? Wie man dazu und da-
„von komme? u. dgl.„

Der beſcheidne Deutſche, ſagt **Klopſtock**, nennts dankbar **Gabe**, und weiter habe ich davon weder Begriff noch Erklärung. **Genie und Charakter** ſind — — „die einzelne **Menſchenart** *), die einem Gott gegeben„ weder mehr noch minder.

Nun ſind der **Gaben** ſo viel als Menſchen auf der Erde ſind, und in allen Menſchen iſt gewiſſermaaſſe auch nur Eine Gabe, **Erkenntniß** und **Empfindung**, d. i. inneres **Leben** der **Apperception** und **Elaſticität** der Seele. Wo dies **da iſt**, iſt Genie und **mehr** Genie, wo es **mehr** und **weniger**, wo es **weni-**

---

*) Genius, ingenium, indoles, vis animae, character haben in allen Sprachen dieſe Bedeutung.

weniger iſt u. ſ. Nur dies innere Leben der Seele gibt der Einbildung, dem Gedächtniß, dem Witz, dem Scharfſinn, und wie man weiter zähle, **Ausbreitung, Tiefe, Energie, Wahrheit.** Laß ein Genie buntere Farben ſchlagen als der Pfau mit ſeinem Schweiſe, jenes Einbildungsreicher ſeyn als Bellerophons Gaul, dies feinere Sachen als Spinnweb theilen — aber trenne von ihren Werken und Unternehmungen **Verſtand, Gefühl** der **Wahrheit**, inneres **Menſchenleben**: ſo ſinds nur Thierkräfte, an denen ſie jedesmal Ein Vieh überwindet. Der Redner wird Sylbenzähler, der Dichter Verſifikateur oder Tollhäusler, der Grammatiker Wortkrämer, ſo bald ihm der Himmel **jene lebendige Quelle** verſagt hat oder dieſe ihm verſieget.

In dem Verſtande iſt die Natur alſo an Genies nicht ſo unfruchtbar, als wir wähnen, wenn wir blos Büchergenies und Papiermotten dafür halten. Jeder Menſch von edeln lebendigen Kräften iſt Genie auf ſeiner Stelle, in ſeinem Werk, zu ſeiner Beſtimmung, und wahrlich, die beſten Genies ſind außer der Bücherſtube. Es iſt einfältig, wenn der ſtudirte **Gray** in ſeiner Elegie auf dem Kirchhofe da den jungen Bauerkerl bedauert, daß er kein Genie, wie Er, geworden; er würde vermuthlich ein größers als **Gray** worden ſeyn, aber weder ſich, noch der Welt zum Beſten. Auch die ewigen Fragen: warum die Natur weniger große **Dichter** als große **Geſetzgeber, Generals** u. dgl. hervorbringe? ſind herzlich einſeitig und einfältig, werden auch, wie jener Löwe ſagt, da er ſeinen

ſeinen erſchlagnen Bruder auf der Tapete ſah, meiſtens nicht von Löwen, ſondern Menſchen, von Zeugen in eigner Sache, ſtolz oder ſehr andächtig beantwortet. So lange die Natur an geſunden Keimen und blühenden Bäumen keinen Mangel hat, wird ſies auch nicht an Menſchengenies haben, wie die eklen abgöttiſchen Schmeichler und Nachtreter großer Leute immer befürchten. Mr. Thomas, in ſeinen Eloges über große Männer, iſt inſonderheit an dergleichen geſchraubtem Witz und Bombaſt reich, ohne Zweifel weil er ſelbſt ein großer Mann iſt.

Die Natur hat der edlen Keime gnug: nur wir kennen ſie nicht und zertreten ſie mit den Füßen, weil wir das **Genie** meiſtens nach **Unförmlichkeit**, nach zu früher Reife oder übertriebnem Wuchs ſchätzen. Ein wohlgebildeter, geſunder, kräftiger Menſch, lebend auf ſeiner Stelle, und daſelbſt ſehr innig würkend, zieht unſre Augen nicht ſo auf ſich, als jener andere mit **Einem** übertriebnen, vorgebildeten Zuge, den ihm die Natur (in Gnade oder in Zorn?) verlieh, und den von Jugend auf hinzuwallende überflüßige Säfte nährten. So wie, wenn Ein Auge fehlt, das andre etwa ſchärfer ſiehet, wie ſich am Holzhauer und Laſtträger ſeine Arbeitsmuskeln am meiſten ſtärken, wie es endlich Krankheiten gibt, da ein Glied, der Kopf z. E. aufſchwillt und zum Rieſen wächſt, indeß die andern Glieder verdorren: ſo iſts mit dem, was die Pöbelſprache **Genie** nennt. Hier ein übertriebner Witzling ohne geſunden Verſtand und Herzenstreue; dort ein fliegendes Sonnenroß und verbrennet die Erde: hier ein

ein Spekulant ohne die mindeſte Anſchauung und Handlung, der mit den wichtigſten Dingen wie mit unbedeutenden Zahlen ſpielet: ein Held mit Leidenſchaft bis nahe der Verrückung: ein **guter Kopf** endlich, wie mans nennet, das iſt ein Sprudler und Schwätzer über Dinge, davon er kein Wort verſteht, über die er aber mit den Modeformeln ſpielet. — Iſt das Genie; wie biſt du vom Himmel gefallen, du ſchöner Morgenſtern, und webſt und tanzeſt gleich einem Irrlichte auf ſumpfigen Wieſen, oder rolleſt als ein ſchädlicher Komet daher: vor dir Schrecken und hinter dir Peſt und Leichen. Iſt das Genie, wer wollts haben? wer nicht lieber wünſchen, daß die Natur außerordentlich ſelten ſolche Höcker und Ungeheuer bilde! Auch bildet ſie die Natur ſeltner, als unſre menſchliche Geſellſchaft. Wenn in dieſer alle Stände, Aemter, Berufsarbeiten und Anläſſe zu Würken ſo getheilt und meiſtens lauter kleine Zähler zu Einem Nenner ſind, den kein Menſch auszuſprechen waget: ſo will jeder verdorbne ſtolze **Liliput** gern ein Rieſe auf ſeiner Stelle, vor tauſend andern ausgezeichnet, in ſeiner Sphäre werden. Er zwängt den Strom ſeiner Erkenntniſſe und Empfindungen auf Einen Punkt hin, daß er da herrlich brauſe, ſucht durch das gröſte Uebertreiben, ein Einzelner ſeiner Art zu werden: er heißt ein Genie! Dank der Natur, daß ſolch Unkraut nicht an allen Zäunen wächſt. Vor jede Heerde, ſagt **Huart**, gehört nur Ein Geißbock, ſonſt verliefen ſie ſich alle.

Man leſe nur das Leben ſolcher Leute, und es iſt ein Beweis mit Flammenzügen vom Unglück ihres Schick-

Schickſals. Wo tobt mehr Unruh, Neid, Menſchenhaß, Eifer und Rachſucht, oder wenn ſie noch niedrigere Zwecke hatten, mehr Geiz, Eitelkeit oder Wolluſt, als bei ſolchen Aftergeburten und Baſtarten der Menſchheit? Daher bei dieſem jener gottloſe Fleiß, der alles Oel aus ſeiner Lebenslampe trocknet, bei jenem ein nagender Hunger nach Wiſſenſchaft und Uebermacht, daß er wie ein Seelengerippe mit Glutaugen oder wie eine lebendige Nachtlampe da ſtehet. Dieſer iſt eine zuſammen gebeinte Abſtraktion, jener ein klappernder Storch auf der Thurmſpitze in einem Neſt voll geraubter Schlangen und Kröten. Am erſten Genie, das den Funken vom Himmel ſtal, nagte der Geier, und jene Genies, die gar den Himmel beſtürmen wollten, liegen unter dem Aetna und andern Bergen. Sie hatten zum Theil auch hundert Hände und Schlangenſchwänze, wie die himmelſtürmende Genies und neue Religionsſchöpfer unſrer Zeiten; aber Vater Zevs war ihnen gewachſen.

Glücklich, den frühe die Natur für ſolcher Genieſucht bewahrte! dem zeitig ſich der Engel entgegen ſtellte, und allenfalls auch, wenn er ſein Thier ſchlug, dieſem den Mund aufthat, ſich ſeiner Fahrt zu widerſetzen, damit er nicht weiſſagete nach Gelüſten, ſondern ſein Herz und ſeine Art in Unſchuld bewahrte. Laſſet uns, da ichs nicht von mir erhalten kann, dieſe Gattung feindſeliger Genien des Menſchengeſchlechts nach allen Prädikamenten und Attributen von Begeiſterung, Schöpferskraft, Originalität, Himmelaufſtrebender, ſich aus ſich ſelbſt entwickelnder Urmacht u. dgl.

zu loben, lieber die Flügel falten, und das „wahre Genie, das nur durch ſeine Beſcheidenheit auszeichnet„, auch ſeiner Beſcheidenheit gemäß, mehr durch das, wovon es nicht weiß, als das, wovon die Welt tönet, preiſen. Ich wünſche nichts, als daß dieſe hingeworfne Züge Leſer finden, die ihnen Wahrheit nicht zujauchzen, ſondern mit ſanftkopfendem Herzen nach- und vorempfinden.

* * *

Jede edle Menſchenart ſchläft, wie aller gute Saame, im ſtillen Keime: iſt da und erkennet ſich ſelbſt nicht. Was in Abſicht auf Seelenkräfte Genie heißt, iſt in Abſicht auf Willen und Empfindung, Charakter. Woher weiß der arme Keim, und woher ſoll ers wiſſen, welche Reize, Kräfte, Düfte des Lebens ihm im Augenblick ſeines Werdens zuſtrömten? *) Das Siegel Gottes, die Decke der Schöpfung ruhet auf ihm: er ward gebildet im Mittelpunkt der Erde.

So viel ſehen wir, daß ein Kind, wie die Geſtalt ſeines Körpers und Angeſichts, auch die Züge ſeiner Art zu denken und zu empfinden mitbringt: es iſt ein gebildeter ganzer Menſch, obſchon im Kleinen. Du kannſt kein Glied hinzuthun, das ihm fehlet; keine Leidenſchaft, keinen Hauptzug hinwegthun, der

da

---

*) Ella ſi ſedea
umile in tanta gloria
coverta dell' amoroſo nembo:
qual fior cadea ſul lembo
qual ſu le trecce bionde
qual ſi poſaua in terra e qual ſu l'onde.
Petrarc.

da iſt. Wer das zarte Saitenſpiel junger Kinder und Knaben zu behorchen, wer nur in ihrem Geſichte zu leſen weiß: welche Bemerkungen von Genie und Charakter, d. i. einzelner Menſchenart wird er machen! Es klingen leiſe Töne, die gleichſam aus einer andern Welt zu kommen ſcheinen: hie und da regt ſich ein Zug von Nachdenken, Leidenſchaft, Empfindung, der eine ganze Welt ſchlafender Kräfte, einen ganzen lebendigen Menſchen weiſſagt, und es iſt, dünkt mich, die platteſte Meinung, die je in einen Papierkopf gekommen, daß alle menſchliche Seelen gleich, daß ſie alle als platte leere Tafeln auf die Welt kommen. Keine zwei Sandkörner ſind einander gleich, geſchweige ſolche reiche Keime und Abgründe von Kräften, als zwo Menſchenſeelen, oder ich hätte von dem Wort Menſchenſeele gar keinen Gedanken. Auch das Leibnitziſche Gleichniß von Marmorſtücken, in denen der Umriß zur künftigen Bildſäule ſchon da liegt, dünkt mir noch zu wenig, wenigſtens zu todt. Im Kinde iſt ein Quell von mancherlei Leben, nur noch mit Duft und Nebel bedeckt. Eine Knoſpe, in der der ganze Baum, die ganze Blume eingehüllt blühet.

Nicht zu früh reiße ſie auf, dieſe lebensſchwangre Knoſpe, laß ſie ſich ins Laub der Beſcheidenheit und oft Dumpfheit, wie wir ſagen, verſtecken. Es iſt ein unerſetzlicher Schade, wenn man die liebe jungfräuliche Blume aufbricht, daß ſie lebenslang welke. Fühlſt du die Freuden der Morgenröthe, ihren lieben erſten Dämmerungsſtral nicht? Warte! die große Sonne wird ſchon hervor ſchreiten.

In unſrer Zeit, da alles früh reif wird, kann man auch mit der Auferziehung junger menſchlicher Pflanzen nicht gnug eilen. Da ſtehn ſie, die jungen Männer, die Kinder von hundert Jahren, daß man ſieht und ſchauert. Die verworrne Rührung, die ſich, wie **Winkelmann** ſagt, zuerſt durch einen fliegenden Reiz verräth, muß gleich beſtimmt, Erfahrungen und Känntniſſe, die erſt Früchte männlicher Jahre ſeyn ſollten, mit Gewalt hinein gezwungen werden, daß in weniger Zeit Jünglingen ſelbſt, die Luſt zu leben vergeht, die ächten Freuden der jungen Jahre immer ſeltner werden, und Uebermuth, Vorwitz, Tollkühnheit, Ausſchweifung ſich mit elender Schwäche und Mattigkeit abwechſeln oder enden. Wenn ein Mann vor der Sündfluth, ein Patriarch, oder auch nur, (ſehr unidealiſch geredet), ein alter treuherziger Bauer Begriff hätte, den Aufſchrei und das unverſchämte Gekreiſch unſrer jungen Genies zu richten: arme Menſchheit, wie würde er dich bedauern!

Iſt Genie und Charakter nur **lebendige** Menſchenart, nichts mehr und nichts minder: bemerket dieſe, nähret die innere Quelle, übt die Thätigkeit und Elaſticität der Seele, aber nur wie ſie geübt ſeyn **will.** Wortgedächtniß, Schaalen ohne Kern und Körper ohne Seele ſind unnütz, denn auch das kleinſte Kind iſt ein **lebendiger** Menſch und hatte alle menſchliche Seelenkräfte, nicht blos, wie ihr wähnt, die edle Gedächtnißgabe. Aber wie die Natur alles wachſen läßt, muß auch ihre edelſte Pflanze, das Menſchengeſchöpf wachſen in Hüllen; wehe dem, der Eins der Unſchuldigen durch ſeine Frühklugheit und ordnungsloſe Sittenweisheit, vielleicht auf immer zerſtört und ärgert! —

Der erwachende Jüngling findet ſich an der Wegſcheide ſeines Lebens, wenn ſich Knaben- und Jünglingsalter trennen. Oft erſcheint ihm da ſein Genius und zeigt ihm Weg und Höhen ſeiner Zukunft, aber nur — in dunkelm Traume. Indeſſen auch einem Greiſe, am letzten Tage ſeines Lebens iſt der Traum der Jugend, der erſte Pulsſchlag all ſeines künftigen Lebens, prophetiſche Entzückung.

Wer zu ſeinem künftigen Werk und Weſen nur wenig Entwicklung braucht, findet ſeinen Entwickler auch leicht. Ein **Euklides**, eine Uhr, ein Gemählde, ein Blatt unbekannter Ziffern weckte manche auf, als obs Apollo ſelbſt mit der Leyer wäre: für andre iſt viel Gefahr, Erfahrung, oft ein **Rubikon** nöthig. — **Cäſar** an Alexanders Bildſäule, **Alexander** an Achilles Grabe weinend — welch ein weiſſagender, rührender Anblick! Da ſchläfts in der Seele, oder vielmehr es ſchläft nicht mehr, kann aber jetzt nur in Thränen heraus, einſt wirds anders heraus ſtrömen.

Auch hier entdeckt nur Seele die Seele: eigne gute Menſchenart kann eine fremde Menſchenart allein verſtehn, tröſten und ahnden. Oft iſts ein erfahrungsvoller, ſtiller neidloſer Greis, der den Jüngling, verlohren in ſich ſelbſt, bemerket, und ihm ein Wort ſpricht, das lebenslang in ſeiner Seele tönet. Oder es wirft derſelbe nur ſo einen Blick, ein Zeichen, eine Glutkohle ſorglos neben ſich nieder: der Jüngling nahm ſie auf, ſie war lange todt und vergeſſen, und da glimmt ſie, gerade jetzt, in der Zeit dieſer Niedergeſchlagenheit, Trübſal und Kälte wieder: er wärmt ſein Herz an ihr, als käme ſie jetzt eben vom Altar der Liebe und Weisheit.

Oft ſind dem jungen Schiffer, ſchon unterm Angeſicht der Morgenröthe, Stürme beſchieden. Er verſchlägt, kommt ins Land der Ungeheuer und Rieſen, oder geräth in die Gärten der Armida. Glücklich, wenn ihm die Göttin mit dem Spiegel der Wahrheit bald erſchien, daß er ſich ſelbſt ſehe und wieder ermanne! Alsdenn, wenn er zeitig gnug entkommt, waren ihm die Stürme und Wallfahrten ſehr nützlich, die ſein unverſuchtes Schiff übten. Jeder edle Widerſtand, jedes tiefe und ſtille Leiden, prägt treffliche Züge uns in Geſicht und Seele: die erſten Triumphe unſrer Jugendzeit werden das punctum ſaliens unſres ganzen leidigen Lebens. Jammer aber, wenn der Jüngling unterliegt, wenn er drückenden oder hinüber ziehenden Gegenſtänden zu nahe weilet! Er verbildet ſich, wird hart und dürre, oder weich und lüſtern, und verhaucht ſein Leben im Lenz der Jahre. Zu früh geliebkoſet, liebkoſet er wieder und verſteht nichts anders. Zu früh und zu lange befeindet, überzieht er alles mit Menſchenhaß und Galle: ſo ſind viel gute Menſchen ganz oder halb verlohren.

Es iſt bekannt, daß eine Eiche lange und langſam wächſt, dagegen der Erdſchwamm in Einer Nacht aufſchießt. Auch bei den ſonderbarſten und zu den größten Dingen beruffenen Menſchen trifft dies oft ein.

Jun. Brutus blieb lange brutus: Ximenes ging lange mit dem Bettelſack umher, der ihm ſchlecht anſtand: und Correggio war nicht jung mehr, da er ſein io ſon pittore ausrief. Der edle Menſch hat die Himmelsleiter in ſich, die er erſt hinauf ſeyn muß, ehe ihm Ein Wort entfahre: der Alltagsſchwätzer, das iſt, der **gute Kopf**, der redſelige Menſch von leichter Lippe, iſt immer, auch eh er angefangen hat, am Ende. Er hat, wie man ſagt, **alles gleich weg**. Er kann den Ocean mit einer aufgeknackten Nußſchale zum Nachtiſch ausſaufen — —

O du heilige, liebe Stille zarter, beſcheidner Gemüther, wie wohl thuſt du! Wohl thuſt du dem, der dich genießet; er erſpart ſich hundert Vorwürfe, Gaukeleien, Wunderniſſe, Fragen und Zweifel; er erſpart andern den Anblick der Mühe und gibt That. Newton, der Jüngling, hatte alle Theorien, die ſein Leben verewigten, fertig, und wußte nicht, daß er ſie habe. Der Fall eines Apfels unter dem Baume lehrte ihn das Syſtem der Welten, und zeitlebens blieb er der beſcheidne, ſtille, keuſche Mann, der wahre Gottesverehrer. Siehe Shakeſpear in ſein Geſicht, ob da auf der ſanften ſtillen Fläche, in dem ſich alle Gegenſtände, Handlungen und Charaktere der Welt ſpiegeln konnten, der Affenwitz, die grinſende Schadenfreude, der Yahoo herrſchte, der andre Genies auszeichnet? Er war und blieb Schauſpieler, der ſich nie einmal zu den erſten Rollen erhob. Bako's Lichtſeele hatte mit dem Geſtirn viel Aehnlichkeit, bei deſſen Verfinſterung er allemal in Ohnmacht ſank: er brennet nicht, aber er glänzet ſanft und leuchtet. Welch ein liebender Menſchenſänger muß Homer geweſen ſeyn, wenn man den immer gleichen und ſanften Strom ſeiner Geſänge hinabgleitet! Wie ſtille, neidloſe Männer Virgil und Horaz, Petrarka und La Fontaine, Kopernikus und Kepler, Montagne und Sarpi. Der Schwärmer Mallebranche ließ ſich von R. Simon erſt lange mit der Kritik martern; ehe er ſeinen Des-Kartes fand. Luther kämpfte lange mit ſich, ehe er mit der Welt anfing zu kämpfen, und blieb immer, Troz eiſerner Härte und Stärke, im Werke ſeines Berufs, im Privatleben der weichſte und redlichſte Mann, der mit ſich ſelbſt mehr rang, als manche von ihm glauben — —

Ueberhaupt iſts Knabengeſchrei, was von dem angebohrnen Enthuſiasmus, der heitern, immer ſtrömenden und ſich ſelbſt belohnenden Quelle des Genies daher theoriſirt wird. Der wahre Menſch Gottes fühlt mehr ſeine Schwächen und Grenzen, als daß er ſich im Abgrund ſeiner „poſitiven Kraft„ mit Mond und Sonne bade. Er ſtrebt und muß alſo noch nicht haben: ſtößt ſich oft wund an der Decke, die ihn umgibt, an der Schale, die ihn verſchließet, geſchweige daß er ſich immer im Empyreum ſeiner Allſeligkeit fühle. Der Stral, der ihm bisweilen tief in ſein Innres wird, was er ſei? und was kein andrer für ihn ſeyn ſolle? iſt meiſtens nur Troſtblick, nur Kelch der Stärkung zu neuem Fortſtreben. Je unendlicher das Medium, die Weltſeite iſt, für die er unmittelbar hinter ſeiner Erdſcholle Sinn hat: deſto mehr wird er Kraftloſigkeit, Wüſte, Verbannung ſpüren, und

nach

nach neuem Saft, nach höherm Auffluge und Vollendung ſeines Werks lechzen — —

Ich könnte noch lange Züge der Art hinzeichnen, die freilich nur für den Verſtändigen da ſtehen, und dem großen Hauſen Unſinn ſcheinen ſollen; aber was hülſe es? dem Mann, der Genie und Charakter, d. i. gute eigne Art hat, wie Gott ſie ihm gab und er ſie nicht umſonſt empfangen zu haben glaubet, ſagen dergleichen Striche unendlich weniger, als er ſelbſt weiß, und da ſie dem Hauſen Krähen, Spatzen und Elſtern ohne Zweifel nichts ſagen, ſo ruhe, lieber Kiel! gib ihnen lieber eine Definition vom Schenie und ſeinen mancherlei Arten, dem univerſalen und partikularen, philoſophiſchen und äſthetiſchen, hiſtoriſchen und pſittaco-kritiſchen Genie u. ſ.

* * *

Aber leider! kann ich von meinem Gänſekiel das nicht erhalten. Er ſchnattert mir vor, daß das ja keine Unterſcheidungen der Natur, ſondern menſchlicher Zünfte und Bücher ſind, daß aber die Natur nicht nach den Fächern unſrer Repoſitorien und nach den Doktorhüten unſrer Fakultäten eintheile. Er hat das Gänſegenie und den Gänſecharakter, laut zu ſagen, daß in dieſen Zellen und Bezirken oft der geſunde Menſchenverſtand und Menſchencharakter, die das Einzige wahre Genie ſind, aufhöre, ja hätte beinah Luſt, lieber die Straßen der Schuſter und Schneider, Trödler und Leinweber, Jäger und Miethkutſcher durch zu ſchnattern, und ihr mancherlei Schenie zu begackſen. — —

Du haſt recht, lieber Kiel! denn kein Gärtner hat noch ſeine Gewächſe nach dem blauen oder rothen Topfe genannt, in die er ſie etwa ſetzte, geſchweige daß ein Botaniſt blos die Kräuter, die auf Miſtbeeten und in Treibhäuſern wachſen, für die ganze lebendige Flora angeſehn hätte. Man müßte alſo entweder aus der Seele heraus charakteriſiren, oder alle die Stellen, Formen und Beſtimmungen durchlaufen, in und zu denen die Natur je ihre Menſchen bildet. Wer kann das aber? und wer kann alſo Genies eintheilen und charakteriſiren? — Indeſſen laßt uns wenigſtens Eine Eintheilung verſuchen! —

In allem, was Kraft iſt, läſſet ſich Innigkeit und Ausbreitung unterſcheiden; ſo muß es auch bei Menſchenart ſeyn, und das wäre etwa eine Eintheilung. Ein Menſch, der ſtark in ſich ſelbſt iſt, fühlet ſich nur in weniges, aber ſehr tief hinein, und kann faſt in Einer Sache leben und weben. Das ſind Menſchen von ſtarkem Sinn, von tiefem Erkennen und Empfinden, und die Mutter Natur hat dieſe Gattung ihrer Kinder ſelbſt ſchon bezeichnet. Man ſiehet keinen unſtäten Blick, kein kleines fliegendes Feuer, keine verworrene halbentworfne Züge: was die Bildung ſagt, ſagt ſie ganz, einfältig und tief in Würkung. Ein Menſch, der ſich durch alle Glieder und Leidenſchaften alſo ſtark, geſund und wohl fühlte: wie treu muß er Alles empfangen und geben! von wie vielen Zerſtreuungen, Vor- und Halburtheilen frei ſeyn! ein ſterbliches Ebenbild göttlicher Stärke und Einfalt. Gegen zehn kleine Laſter gewapnet, verachtend viele kleine Triebfedern,

federn, handelt er lieber durch Eine große, ſiehet nicht auf andre, weil er ſich ſelbſt fühlt u. ſ. — Eine andre Gattung von Kraft erſetzt durch Ausbreitung, durch Lebhaftigkeit und Schnelle, was ihr an tiefer Innigkeit abgeht. Sie ſind Eſprits, Geiſter, alle Farben im Spiele. Die Natur hat ihre Bildung beſeelet, ihnen Neigungen gegeben, die nicht Glut, aber Stralenſchimmer weit um ſie her ſind. Voll Phantaſie, Flug, Anlage, Leichtigkeit zum Entwerfen, zum Verkündigen, zum Vorzeigen, aber wenig von Beſtandheit, That, Ausdaurung — — So könnte ich eintheilen und viel Spielwerk machen, wie ſich nun der Herr **Verſtand** und die Frau **Empfindung** dabei verhalte? wie dieſe beide Klaſſen von Denkern und Empfindern gegen einander nöthig ſind, ſich einander einzuſchränken, zu ſtärken, zu heben? daß die Innigkeit Mittelpunkt, die Ausbreitung Radius ſei u. ſ. — Hinter alle dem Spielwerk aber, was wäre nun beſtimmtes geſagt? Und brächen ſich nicht noch immer die Grade der **Innigkeit** und **Ausbreitung** unendlich in- und auseinander?

Nun könnte ich die Seelenkräfte alphabetiſch durchnehmen und zeigen:

> that in the ſoul, while *memory* prevails
> the ſolid pow'r of *underſtanding* fails
> where beams of bright *imagination* play
> the *memory's* ſoft figures melt away —

wie es dem weiſen **Pope** zu nennen beliebt hat. Oder mit **Bako** die trocknen, kalten **Unterſcheidungsmacher** von den warmen erhabnen **Paarern** neuer Gedanken und Bilder ſondern; eine Abtheilung, worinn allerdings mehr tiefe und beſcheidne Wahrheit iſt, als in jenem Popiſchen Klingklang. Oder mit Paſcal die deux ſortes d'eſprits, l'un de penetrer vivement et profondement les conſequences des principes — l'eſprit de juſteſſe: l'autre de comprendre un grand nombre des principes ſans les confondre, l'eſprit de geometrie — was meiſtens auf meine erſte Eintheilung von Innigkeit und Ausbreitung der Geiſtesgabe hinausläuft — Dieſe deux ſortes d'eſprits könnte ich verfolgen und mit Huarte gar die vier Kappen des Gehirns darnach ordnen — — aber gnug! laß Alles bis zur Aufgabe irgend einer Europäiſchen Societät, die gern wiſſen möchte, was Genie ſei? und wie vielerlei Genie es gebe?

Gewaltig groß iſt der Körper der allgemeinen Menſchennatur, und wer weiß, wer an ihm Fäſerchen vom Auge oder ein Theil der Herzmuskel, Nagel am Fuß oder ein Häutchen der Fingerſpitze ſei? „das man „ſich abraſpelt, um feiner zu empfinden„, wie der jüngſte Theoriſt aller gelehrten Genies, die Empfindler und Schwärmer nicht ausgenommen, bemerkt hat.

* * *

Lieber will ich mit ein paar allgemeinen Anmerkungen das Ganze meiner langweiligen Abhandlung ſchlieſſen:

1. Iſt etwas in ihr wahr: wie fein iſt die Ehe, die Gott zwiſchen Empfinden und Denken in unſrer Natur gemacht hat! Ein feines Gewebe, nur durch Wortformeln von einander zu trennen. Das oberſte

Geſchöpf

Geſchöpf ſcheint mit uns Ein Loos zu haben, empfinden zu müſſen, wenn es das Ganze nicht aus ſich ruft und denket. Und welches Geſchöpf kann das? Keine als unſre Philoſophen, die Lehrer und Lehrlinge am hohen Baume der Weisheit.

2. Alles ſogenannte reine Denken in die Gottheit hinein, iſt Trug und Spiel, die ärgſte Schwärmerei, die ſich nur ſelbſt nicht dafür erkennet. All unſer Denken iſt aus und durch Empfindung entſtanden, trägt auch, Trotz aller Deſtillation, davon noch reiche Spuren. Die ſogenannten reinen Begriffe ſind meiſtens reine Ziffern und Zeros von der mathematiſchen Tafel, und haben, platt und plump auf Naturdinge unſrer ſo zuſammengeſetzten Menſchheit angewandt, auch Ziffernwerth. Dem Manne, der in der ganzen neuern Metaphyſik dieſe Geiſterchen aufſucht und abthut, deß warten mehr als des Geſpenſterhelden Thomaſius Ehrenkränze; nur muß er ſich auch nicht für manchem leeren Schrecken, und für Griffen dieſer Geiſterchen in ſein Geſicht, fürchten.

3. Einigen drückenden Empfindungen entgehn zu wollen, dadurch, daß man die Bürde dieſes Lebens abſchüttelt, iſt ein gefährlicher Schritt, denn Träume, wie Hamlet ſagt, oder wie wir ſagten, Empfindungen und Gedanken müſſen wieder kommen. Und nun welche Empfindungen? welche Gedanken? Man trete an einen Entleibten, frage, warum ers that? wie klein die Urſachen waren? wie leicht abzuthun, wenn man nur in ihn geblickt hätte? und nun, verſchloß er ſich: der Baum nahm ſeine Gewalt zuſammen.

men, um ſich zu entwurzeln — da liegt er. Verdorret aber Wurzel und Zweige ſind an ihm; und wo iſt die Dryade, die dieſen ganzen Baum belebte? wo iſt ſie?

4. Unſterblichkeit einer metaphyſiſchen Monade iſt nichts, als metaphyſiſche Unſterblichkeit, deren Beweis mich nicht überzeugt. Iſt Seele das, was wir fühlen, wovon alle Völker und Menſchen wiſſen, was auch der Name ſagt, das nehmlich, was uns beſeelt, Urgrund und Summe unſrer Gedanken, Empfindungen und Kräfte; ſo iſt von ihrer Unſterblichkeit und ihr ſelbſt keine Demonſtration möglich. Wir wickeln in Worte ein, was wir herauswickeln wollen; ſetzen voraus, was kein Menſch erweiſen kann, oder was man begreift oder verſichert, und kann ſodann, was man will, folgern. Der Uebergang unſres Lebens in ein höheres Leben, das Bleiben und Warten unſres innern Menſchen aufs Gericht, die Auferſtehung unſres Leibes zu einem neuen Himmel und einer neuen Erde, läßt ſich nicht demonſtriren aus unſrer Monas — —

5. Es iſt ein wahres Kennzeichen von der Wahrheit der Religion, daß ſie ganz und gar menſchlich iſt, daß ſie weder empfindelt noch grübelt, ſondern denkt und handelt, zu denken und zu handeln Kraft und Vorrath leihet. Ihr Erkenntniß iſt lebendig, die Summe aller Erkenntniß und Empfindungen, [illegible] Leben. Wenns eine allgemeine Menſchenvernunft und Empfindung gibt, ſo iſt ſie in ihr, und eben das iſt ihre verkannteſte Seite.

Volkslieder.

— Sind Veilchen in des Jahres Jugend, ſind
Erſtlinge der Natur, früh und nicht daurend,
Süß, aber bald dahin: der Duft, die Blüthe
Von wenigen Minuten —

Shakeſpear's Hamlet.

Erſter Theil.

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung
1778.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Allen Leuten ich nicht kann
Zu Dank ſprechen noch ſoll.
Mein Buch hörte nie der Mann,
Dem es alles behagte wohl. —
Wer könnt bringen an Einen Sinn,
Die da Gott geſchieden hat,
Der wär weiſer denn ich bin.

Vorrede zum Sachſenſpiegel.

Zeugniſſe über Volkslieder.

Die Volkspoeſie, ganz Natur, wie ſie iſt, hat Naivetäten und Reize, durch die ſie ſich der Hauptſchönheit der künſtlichvollkommenſten Poeſie gleichet.

Montagne B. 1. Kap. 54.

— — Sind Blumen, nicht, die feine Kunſt
Auf Beeten zog, in Sträuſſer zierlich band,
Sind Blumen, die Natur, die gute Mutter,
Auf Hügel, Thal und Ebnen ausgoß.

Milton.

Nie hörte ich den alten Geſang Percy und Duglas, ohne daß ich mein Herz von mehr als Trompetenklang gerühret fand. Und doch war's nur irgend von einem blinden Bettler geſungen mit nicht rauherer Stimme als Versart — — —

Philipp Sidney.

Ein gewöhnlicher Volksgeſang, an dem ſich der gemeine Mann ergötzet, muß jedem Leſer gefallen, der nicht durch Unwiſſenheit oder Ziererey ſich jeder Unterhaltung unfähig gemacht hat. Die Urſache iſt klar: Die nähmlichen Naturgemählde, die ihn dem gemeinſten Leſer empfehlen, werden dem feinſten als Schönheit erſcheinen — — —

Addiſon Zuſchauer N. 70.

Lord Dorſet, der witzigſte Kopf, zugleich der redlichſte Mann und einer der beſten Kritiker und feinſten Dichter ſeiner Zeit, hatte eine groſſe Anzahl alter Balladen und fand an ihnen groß Vergnügen. Das nehmliche kann ich von Dryden und einigen der feinſten Schriftſteller unſrer Zeit anführen — —

Addiſ. Zuſch. N. 85.

Der gelehrte Selden war recht verliebt, dieſe alten Geſänge zu ſammlen. Er fing die

Pepys'ſammlung an, die, bis 1700 fortgeſetzt, über 2000 Stücke enthält — — — und pflegte überhaupt zu ſagen, daß Dinge der Art das treuſte Bild der Zeiten und den wahren Geiſt des Volks enthielten, ſo wie man „an einem in die Luft geworfenen leichten Strohhalm eher ſehen könne: woher der Wind komme? als an einem ſchweren groſſen Steine.“ — S. Percy' Vorrede ſeiner Reliques of Anc. Engl. Poetry, hin und wieder, wo er auch die Namen Shenſtone, Wharton, Garrik, Johnſon, die beſten neuern Köpfe Englands, als Beförderer und Liebhaber dieſer Sammlung oft anführet.

* * *

Muſika iſt eine halbe Diſciplin und Zuchtmeiſterin, ſo die Leute gelinder und ſanftmüthiger, ſittſamer und vernünftiger machet. Die

Muſika iſt eine ſchöne herrliche Gabe Gottes und nahe der Theologie. — — —

— Und ſprach ferner darauf, wie gehet's doch zu, daß wir in Carnalibus ſo manche feine Poemata, und in Spiritualibus da haben wir ſo faul kalt Ding' und recitirte einige deutſche Lieder: den Turnier von den vollen u. ſ. f.

Luthers Tiſchreden.

Alle Nation haben ihre Zungen und Sprachen in Regeln gefaſſet, auch in ihre Kroniken und Handelbücher verzeichnet, wo etwas ehrlichs und männlichs gehandelt, oder etwas künſtlichs und höflichs iſt geredt worden von den Ihren. Allein wir Deutſchen ſind Deutſchen, haben ſolchs vergeſſen, das Unſer geringe geachtet, wie ehrlich es auch geweſen, und auf andrer Leute und fremder Nation Weſen, Sitten und Geberde gegaffet, gleich als hätten unſere Alten und Vorfahren nie nichts gehandelt, geredet, gezeigt und geordnet, das ihnen ehrlich und rühmlich nachzuſagen wäre. —

Agrikola Vorr. zu ſeinen deutſchen
Sprüchwörtern. 1530.

Gluck bemerkte, was die Zuhörer am meiſten zu empfinden ſchienen, und da er fand, daß die planen und ſimplen Stellen die meiſte Wirkung auf ſie thaten; ſo hat er ſich ſeit der Zeit beſtändig befliſſen, für die Singſtimme mehr in den natürlichen Tönen der menſchlichen Empfindungen und Leidenſchaften zu ſchreiben, als den Liebhabern tiefer Wiſſenſchaft, oder groſſer Schwierigkeiten zu ſchmeicheln; und es iſt anmerkenswerth, daß die meiſten Arien in ſeiner Oper Orpheus ſo plan und ſimpel ſind, als die Engländiſchen Balladen.

Er iſt dafür, die Muſik zu ſimplificiren; und ſtatt mit grenzenloſer Erfindungskraft und

Fähigkeit die eigenſinnigſten Schwierigkeiten hervorzubringen, und ſeine Melodien mit buhleriſchen Zierrathen zu verbrämen, that er alles mögliche, ſeine Muſe nüchtern und keuſch zu erhalten.

Burneys Muſik. Reiſe Th. 2.
S. 193. 175.

Lord Marſchall hatte ſich eine Sammlung von Nationalmelodien gemacht, von faſt allen Völkern unter der Sonnen. Er hatte faſt bei jedem Stück eine Anekdote. Er erzählte mir auch von einem Bergſchotten, welcher allemal weinte, wenn er eine gewiſſe langſame ſchottiſche Melodie ſpielen hörte.

Burney Th. 3. S. 85. 87. 88.

Sie würden auch daraus lernen, daß unter jedem Himmelsſtriche Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht geſitteter Völker ſind. Es iſt nicht lange, als ich in Ruhigs Litthauiſchem Wörterbuche blätterte, und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über dieſe Sprache eine hierher gehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte. Einige Litthauiſche Dainos, oder Liederchen, nehmlich wie ſie die gemeinen Mädchen daſelbſt ſingen. Welch ein naiver Witz! Welche reizende Einfalt!

Leſſing in Litter. Br. Th. 2.
S. 241. 242.

Keine Nazion in der Welt müſte, meines Erachtens, einen reichern Schatz an Ueberbleibſeln dieſer Art aufzuweiſen haben, als unſre nordiſche, vornemlich die Däniſche, wenn wir erſt einmal anfingen, ſo aufmerkſam auf unſre eignen Vortheile zu werden, als es die meiſten andern auf die ihrigen ſind. Wir haben ſchon jezt eine ganze Sammlung alter lyriſcher Gedichte, unter dem Namen Kiämpe-Viiſer:

nur Schade, daß die ſchätzbarſten Stücke aus ihren urſprünglichen Runen in das neuere Däniſche übergetragen, und folglich um ein groſſes Theil ihres Anſehens gekommen ſind, u. ſ. w.

Gerſtenberg. Br. über Merkw.
d. Litt. St. 1. S. 108.

Wer nicht liebt Weib, Wein und G'ſang,
Der bleibt ein Narr ſein Lebenlang.

Luther.

Die Fortſezung künftig.

Erſtes Buch.

1.

Das Lied vom jungen Grafen.

Deutſch.

Ich ſteh auf einem hohen Berg,
Seh 'nunter ins tiefe Thal,
Da ſah ich ein Schifflein ſchweben,
Darinn drey Grafen ſaß'n.

Der allerjüngſt, der drunter war,
Die in dem Schifflein ſaß'n,
Der gebot ſeiner Lieben zu trinken
Aus einem venediſchen Glas. *)

---

*) nach der Leſeart der [illegible] das [illegible] Trank ver[illegible]

"Was giebſt mir lang zu trinken,
Was ſchenkſt du mir lang ein?
Ich will jezt in ein Kloſter gehn,
Will Gottes Dienerin ſeyn.„

"Willſt du jetzt in ein Kloſter gehn,
Willſt Gottes Dienerin ſeyn,
So geh in Gottes Namen;
Deins gleichen giebts noch mehr!„

Und als es war um Mitternacht,
Dem jung'n Graf träumts ſo ſchwer,
Als ob ſein allerliebſter Schaz
Ins Kloſter gezogen wär.

"Auf Knecht, ſteh auf und tummle dich;
Sattl' unſer beide Pferd!
Wir wollen reiten, ſey Tag oder Nacht,
Die Lieb iſt reitens werth!„

Und da ſie vor jen's Kloſter kamen
Wohl vor das hohe Thor,
Fragt er nach Einer der Nonnen,
Die in dem Kloſter war.

Das Mägdlein kam gegangen
In einem ſchneeweißen Kleid;
Ihr Härl war abgeſchnitten,
Ihr rother Mund war bleich.

Der Knab er ſezt ſich nieder,
Er ſaß auf einem Stein;
Er weint die hellen Thränen,
Brach ihm ſein Herz entzwey.

2.

Die ſchöne Roſemunde.

Engliſch.

Einſt herrſcht' ein König, in der Zahl
Heinrich der zweit' er hieß,
Der liebte, nebſt der Königin,
Ein Fräulein hold und ſüß.

Ihrs gleichen war auf Erden nicht
An Liebreiz und Geſtalt;
Kein ſüßer Kind war auf der Welt
In Eines Manns Gewalt.

Ihr Lockenhaar, für feines Gold
Hätts jedermann erkannt;
Ihr Auge ſtralte Himmelsglanz
Wie Perl' aus Morgenland

Das Blut in ihren Wangen zart
Trieb ſolch ein Roth und Weiß,
Als ob da Roſ' und Lilie
Stritt um den Wettepreis.

Ja Roſe, ſchöne Roſemund'
Hieß recht das Englskind,
Der aber Königin Lenor'
War Todesfeind geſinnt

Darum der König, ihr zum Schuz,
(Der Feindin zu entgehn)
Zu Woodſtock baut' ein' ſolche Burg,
Als nimmer war geſehn.

Gar künſtlich war die Burg erbaut
Von veſtem Holz und Stein;
Nach hundertfunfzig Thüren erſt
Kam man zur Burg hinein.

Und alle Gänge ſchlangen ſich
So durch und durch ins Haus,
Daß ſonder eines Leitgarnsbund
Niemand kam ein und aus.

Und ob des Königs Lieb und Gunſt
Zu ſeiner holden Braut
Ward nur dem treuſten Rittersmann
Die Wacht der Burg vertraut.

Doch ach! das Glück, das oft ergrimmt,
Wo es zuvor gelacht,
Beneidet bald des Königs Luſt
Und Röschens Liebespracht.

Des Königs undankbarer Sohn,
Den er ſelbſt hoch erhöht,
Empörte ſich in Frankreich ſtolz
Nach Vaters Majeſtät.

Doch eh noch unſer König hold
Sein Engelland verließ,
Da nahm er noch dies Lebewohl
Von ſeiner Buhle ſüß:

„O Roſemunde, Roſe mein,
Du meiner Augen Luſt,
Die ſchönſte Blum' in aller Welt
An deines Königs Bruſt.

Die Blume, die mein Herz erquickt
Mit ſüßem Wonneſtral,
O meine Königsroſe, leb',
Leb wohl zu tauſendmal!

Denn, meine ſchönſte Roſe, nun
Werd' ich dich lang nicht ſehn,
Muß übers Meer, muß Aufruhrsſtolz
In Frankreich bändigen.

Doch meine Roſe — ja gewiß!
Sollſt bald mich wiederſehn!
Und mir im Herzen — o, da ſollſt
Du immer mit mir gehn! „

Als Roſemund', das holde Kind
Kaum Königs Wort gehört,
Da brach mit Macht der Kummer aus,
Der tief ihr Herz verzehrt.

Im Himmel ihrer Augen ſchwamm
Thrän' über Thrän' hinan,
Bis, wie ein Silber, Perlenthau
Von ihren Wangen rann.

Der Lippen zart Korallenroth
Ermattet' und erblich;
Für Kummer ſtarrt ihr ſchönes Blut,
Und all ihr Geiſt entwich.

Sie ſank, in Ohnmacht ſank ſie hin
Zu ihres Königs Knie.
Der oft denn ſeinen Königsarm
Voll Liebe ſchlang um ſie.

Wohl zwanzig, zwanzigmale küßt
Er ſie mit naſſem Blick,
Bis endlich noch ihr ſanfter Geiſt
Ins Leben kam zurück:

„Was iſt dir Roſe, Roſe mein,
Was dir ſo Kummer macht?“ —
„Ach, ſeufzt ſie, ach, mein König zeucht
Ja fern in Todesſchlacht!

Und da mein Herr in fremdes Land,
Vor wilder Feinde Heer,
Hinzeucht, und Leib und Leben wagt,
Was ſoll denn ich hier mehr!

Dein Waffenknabe laß mich ſeyn,
Gib Tartſche mir und Schwert,
Daß meine Bruſt dem Streiche ſteh,
Der dich zu tödten fähret.

Wie oder laß im Königszelt
Mich betten dir zur Nacht,
Und kühlen dich mit Bädern friſch,
Wenn du kommſt aus der Schlacht.

So bin ich doch bei dir, und will
Nicht Arbeit ſcheun, noch Noth!
Ab'r ohne dich — ach, leb' ich nicht,
Da iſt mein Leben Tod!„

„Beſänft'ge dich, mein Liebchen, ſieh,
Du bleibeſt heim in Ruh,
Im lieblich ſchönen Engelland;
Kein Feldziehn kommt dir zu!

Nicht blut'ger Krieg, der Friede ſanft
Iſt für dein ſanft Geſchlecht;
Auf ſchöner Burg ein Freudenfeſt,
Nicht Lager und Gefecht!

Mein Röschen ſoll hier ſicher ſeyn
In Luſt und Saitenſpiel,
Indeß ich unter ſcharfem Speer
Den Feind aufſuchen will.

Mein Röschen glänze in Perl' und Gold,
Indeß mich Stahl umhüllt;
Mein Liebchen tanze hier Freudentanz,
Wenn dort mich Schlacht umbrüllt.„

„Und, Edler, den ich auserkannt
Zu meiner Liebe Wacht,
Hab, wenn ich weit entfernet bin,
Hab auf mein Röschen Acht!„

Und nun erſeufzte tief der Held,
Als bräch' ihm ganz ſein Herz,
Und Roſemund' ach! ſprach nicht mehr,
Kein Wort nicht mehr für Schmerz.

Und freilich konnt' ihr Scheiden ſeyn
Für Beider Herz ſo ſchwer,
Denn ſeit der Zeit ſah Roſemund
Nie ihren König mehr.

Kaum daß der Held fern über Meer
In Frankreich Krieg begann,
Kam Königin Leonore ſchon
Erboſt zu Woodſtock an.

Schaft ſchnell den Ritter zu ſich her,
Ach unglückſel'ge Stund'!
Er kam von ſeiner Burg herab,
Und hat' das Fadenband

Und als er hart verwundet war,
Gewann ſie das Gebund,
Und kam, wo wie ein Engel ſchön
Saß Fräulein Roſemund.

Und da ſie nun mit ſtarrem Blick
Sah ſelbſt der Schönen Glanz;
Ob aller Reize Trefflichkeit
Stand ſie verſteinert ganz.

„Wirf ab, ſchrie ſie, wirf ab das Kleid
So köſtlich und voll Pracht,
Und trink hier dieſen Todestrank,
Den ich für dich gebracht.“

Auf ihre Kniee fiel alsbald
Die ſchöne Roſemund,
Fleht tiefgebeugt ihr alles ab,
Was ſie ihr Leids begunnt.

„Erbarm dich, rief das holde Kind,
Doch meiner Jugend zart!
Mit ſolchem ſtrengen Todesgift
Straf, ach! mich nicht ſo hart.

Ich will aus dieſer Sündenwelt
Wo in ein Kloſter fliehn,
Will, wenn du's begehrſt, fern verbannt
Die weite Welt durchziehn.

Und für die Schuld, die ich verbrach,
Ob nur aus Zwang verbrach,
Straf' ach! mich wie du willt, nur laß
Die Todesſtrafe nach.„

Und mit den Worten rang ſie oft
Und viel die Lilienhand,
Und längs das ſchöne Angeſicht
Kam Thränenſtrom gerannt.

Doch nichts, ach nichts! beſänftigte
Die Wuth der Mörderin;
Sie ſtieß, und kniend ſtieß ſie ihr
Den Becher Gift dahin.

Zu trinken aus das Todesgift
Nahm ſie es in die Hand,
Erhob ihr tiefgebeugtes Knie
Noch zitternd auf, und ſtand;

Und ſchlug die Augen himmelwärts,
Und fleht' um Gnade — ach!
Da trank ſie aus das ſtrenge Gift,
Das bald das Herz ihr brach.

Und als der Tod nun voller Wuth
Durch ihre Glieder wallt,
Da pries noch ihre Mördrin ſelbſt
Die ſchöne Todesgeſtalt.

Und als ihr lezter Hauch entfloh,
Begrub man ihr Gebein
Zu Godſtow nah nach Oxfort zu,
Wie's noch zu ſehn ſoll ſeyn.

3.

Die kranke Braut.

Litthauiſch.

Durchs Birkenwäldchen,
Durchs Fichtenwäldchen,
Trug mich mein Hengſt, mein Brauner,
Zu Schwiegervaters Höfchen.

Schön Tag! Schön Abend!
Frau Schwieger, liebe,
Was macht mein liebes Mädchen?
Was macht mein junges Mädchen?

Krank iſt dein Mädchen,
O! krank von Herzen,
Dort in der neuen Tenne,
In ihrem grünen Bettchen

Da übern Hof ich,
Und herzlich weint' ich,
Und vor der Thüre
Wiſcht' ich die Thränen

Ich drückt' ihr Händchen,
Streift' ihr den Ring auf:
Wirds dir nicht beſſer, Mädchen?
Nicht beſſer, junges Mädchen?

Mir wird nicht beſſer,
Nicht deine Braut mehr!
Du wirſt mich nicht betrauren,
Nach andern wirſt du gaffen.

Durch dieſe Thüre
Wirſt du mich tragen;
Durch jene reiten Gäſte.
Gefällt dir jenes Mädchen?
Gefällt dirs junge Mädchen?

4.

Abſchiedlied eines Mädchens.

Litthauiſch.

Dort im Garten blühten Majorane,
Hier im Garten blühten Tymiane,
Und wo unſer Schweſterchen ſich lehnte,
Da die allerbeſten Blümlein blühten.

Warum liegſt du hingelehnt, mein Mädchen?
Warum hingelehnt, mein junges Mädchen?
Iſt nicht Jugend noch dein liebes Leben?
Und noch leicht und friſch dein junges Herzchen?

Iſt gleich Jugend noch mein liebes Leben,
Und noch friſch und leicht mein junges Herzchen,
Dennoch fühl' ich junges Mädchen Schmerzen,
Heute geht zu Ende meine Jugend.

Durch die grüne Hofflur geht das Mädchen,
Ihren Brautkranz in dem weiſſen Händchen,
O mein Kränzel! o mein ſchwarzes Kränzel,
Weit von hinnen wirſt du mit mir gehen!

Lebe wohl nun, Mutter, liebe Mutter!
Lebe wohl nun, Vater, lieber Vater!
Lebt wohl, liebe Brüder!
Lebt wohl, liebe Schweſtern!

5.

Der verſunkne Brautring.

Littauiſch.

Zum Fiſcher reit' ich,
Den Fiſcher beſucht' ich,
Sein Eidam wär' ich gerne!

Am Hafenſtrande
Spült' ich die Neze.
Rein wuſch ich mir die Hände.

Weh! da entfiel mir
Vom Mittelfinger
Mein Bräutgamsring zu Grunde.

Erfleh dir, Liebſter,
Den Wind, den Nordwind
Auf vierzehn lange Tage!

Vielleicht er würf' ihn,
Den Ring, vom Grunde
Auf deiner Liebſten Wieſe.

Da kömmt das Mädchen
Dort über Feld her
Am Rautengarten.

Verruhe dich, mein Liebſter,
Leg ab die Senſe
Hier in die Schwade,

Und deinen Schleifſtein
Auf dieſe Schwade!
Verruhe dich, mein Liebſter!

Dank dir, mein Mädchen,
Dank für dein Kommen,
Und für dein Mitleid,
Für deine ſüße Rede! — — —

Schön Tag, ſchön Abend,
O gute Mutter!
Kann ich Nachtlager haben?

Nachtlager will ich
Dir nicht verſagen,
Doch gut werd' ich dir nimmer.

6.

Das Lied vom eiferſüchtigen Knaben

Deutſch.

Es ſtehen drey Stern' am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.
Gott grüß euch, ſchönes Jungfräulein,
Wo bind' ich mein Rößlein hin.

„Nimm du es, dein Rößlein, beim Zügel, beim Zaum,
Bind's an den Feigenbaum.
Setz dich ein' kleine Weil nieder,
Und mach mir ein kleine Kurzweil.„

Ich kann und mag nicht ſitzen,
Mag auch nicht luſtig ſeyn,
Mein Herz iſt mir betrübet,
Feinslieb von wegen dein.

Was zog er aus der Taſchen?
Ein Meſſer, war ſcharf und ſpitz;
Er ſtach ſeiner Lieben durchs Herze;
Das rothe Blut gegen ihn ſpritzt.

Und da er's wieder herauſſer zog,
Von Blut war es ſo roth:
„Ach reicher Gott vom Himmel,
Wie bitter wird mir der Tod!"

Was zog er ihr abe vom Finger?
Ein rothes Goldringelein.
Er warfs in flüſſig Waſſer;
Es gab ſeinen klaren Schein.

Schwimm hin, ſchwimm her, Goldringelein!
Bis an den tiefen See!
Mein Feinslieb iſt mir geſtorben;
Jezt hab ich kein Feinslieb mehr.

So gehts, wenn ein Maidel zwei Knaben lieb hat,
Thut wunderſelten gut;
Das haben wir Beid' erfahren,
Was falſche Liebe thut.

7.

Alkanzor und Zaida.

Eine Mauriſche Geſchichte.

Engliſch.

Säuſelnd wehn die Abendwinde,
Säuſelnd fället kühler Thau,
Und ſchon kommt der Mohr Alkanzor
Lichtſcheu dort auf dunkler Au.

In dem Pallaſt wohnet Zaida,
Die ſo treu, er ſich erkohr,
Sie, die ſchönſte junge Mohrin,
Er, ein edler junger Mohr.

Sehnlich harrt er nun der Stunde,
Die ſie, ihn zu ſehn, verſprach,
Wanket hin und her; nun ſteht er,
Horchet, ſchleichet, lauſchet nach.

Furcht und Hoffen faßt ihn wechſelnd,
Seufzer tief. — O tritt herfür,
Guter Jüngling, ſieh, am Fenſter,
Dort erſcheint dein Mädchen dir.

Lieblich auf geht Mondes-Schimmer
Dem verirrten Schäfersmann,
Wenn wie Silberglanz es aufſteigt
Berg und Thale güldend an.

Lieblich lacht die Pracht der Sonne
Dem verzagten Seemann an,
Wenn ſie grauſen Sturm zerreißend
Glättet auf der Wogen Bahn.

Aber tauſendmal ſo lieblich
Stiehlt dem Liebelauſcher hier
Halbgeſehn das ſchöne Mädchen
Durch die Dämmerung ſich herfür.

Auf den Zehn ſteht er beklommen,
Flüſtert Seufzer ſanft ihr zu:
„Alſo mit dir, liebſtes Mädchen?
Gibſt du Tod mir oder Ruh?

Iſt ſie wahr, die Schreckgeſchichte,
Die mein Knabe jezt erfähret,
Daß man einem alten kargen
Reichen dich zur Braut gewähret?

Daß ihn jezt dein grimmer Vater
Bringt von Antiquera ſchon,
Iſt, o untreu' falſche Zaida,
Iſt das meiner Liebe Lohn?

Iſt es wahr, ſo ſprich mir's immer,
Täuſche länger nicht mein Ach,
Schweige mir nicht, was ja jeder
Weiß und andern liſpelt nach!

Tief erſeufzt das ſchuld'ge Mädchen,
Thränen ſtrömen ſanft ihr ab:
„Leider wahr, ja wahr, mein Lieber;
Hier iſt unſrer Liebe Grab!

Unſre Freundſchaft iſt verrathen,
Unſer Bund iſt ſchon bekannt;
Alle meine Freunde wüthen,
All das Haus iſt Sturm und Brand.

Drohen, Schelten, Fluch iſt um mich,
Vaters Strenge bricht mein Herz.
Ich muß fort, o edler Jüngling,
Alla weiß mit welchem Schmerz!

Alter Feindes Wunden trennten
Lange dein und unſer Haus,
Wie denn, daß dein' edle Tugend
Allen Haß mir löſchte aus.

Wohl ach! weißt du, wie ich zärtlich,
Frei von jener Stolz und Groll,
Liebte dich, ob ich vom Vater
Gleich dich nimmer hofte wohl.

Wohl ach! weißt du, wie ſo grauſam
Meine Mutter mir verfuhr,
Was ich ausſtand, dich zu ſehen
Abend und Frühmorgens nur.

Länger kann ich nun nicht ſtreiten;
Alle zwingen ſie mir ab
Dieſe ſchwache Hand, und morgen
Muß ich in mein Ehegrab.

Aber denke nicht, daß deine
Treue Zaida das verlebt
Ach! ſchon ſagt mein brechend Herz mir
Daß es nicht mehr lange bebt.

Lebe wohl denn, ſüßer Jüngling,
Zu ſehr lieb' ich nur um dich!
Dieſe Schärp', ein Abſchiedszeichen,
Wenn du's trägeſt, denk an mich!

Bald, Geliebter, wird ein werthes
Mädchen lohnen deine Treu;
Sag ihr denn, daß deine Zaida
Um dich früh geſtorben ſey'.

So betäubt, verworren goß ſie
Aus vor ihm der Liebe Schmerz.
Tief erſeufzt er, rief: „O Zaida,
Brich, o brich nicht ſo mein Herz!

Kannſt du's denken, dich verlieren
Soll ich, und ſo ſeyn in Ruh?
Lieber todt zu tauſendmalen,
Und der Alte todt dazu!

Und kannſt du dich denn ſo ſchimpflich
Ihnen laſſen? Flieh zu mir!
Dieſes Herz ſoll für dich bluten,
Dieſer Arm ſoll dienen dir!„

„All umſonſt, umſonſt, Alkanor,
Mauern, Wachen ſind da vor,
Kaum erſtahl ich dieſen Blick noch,
Wo mein Mädchen ſteht am Thor.

Horch, ich hör den Vater ſtürmen,
Horch, die Mutter tobt auf mich;
Ich muß fort! Leb wohl auf ewig!
Güt'ger Alla ſegne dich!“. —

8.

Zaid und Zaida.

Spaniſch.

Durch die Straſſe ſeiner Dame
Wandelt Zaid auf und nieder,
Harrend, daß die Stunde komme,
Endlich komme, ſie zu ſprechen.

Und ſchon geht der Mohr verzweifelnd,
Da es ſich ſo lange zögert,
Denket: nur von ihr Ein Anblick
Würd all meine Flammen kühlen. —

Und da ſieht er ſie! Am Fenſter
Tritt hervor ſie, wie die Sonne
Aufgeht in dem Ungewitter,
Wie der Mond im Dunkel aufgeht.

Leiſe tritt der [illegible] näher:
Alla mit dir, ſchöne Maurin!
Iſt es wahr, was meine Pagen,
Meine Dienerinnen ſagen?

Sagen: Du willſt mich verlaſſen,
[illegible] einem andern Mohren,
[illegible] [illegible]
Kaum noch anzuſehn mich [illegible]?

Iſt es wahr, o ſchönſte Zaida?
Sage mir es, täuſche mich nicht,
[illegible] mir es nicht verhehlen,
Was ſo laut ja alle wiſſen!

Tiefgebeugt erwiedert Zaida:
Ja, mein Guter, es iſt Zeit nun
Daß ſich dein' und meine Freundſchaft
Trenne, weil es alle wiſſen.

Um und an bin ich verlohren,
Wenn die Sache weiter fortgeht,
Alla weiß, wie es mich ſchmerzet,
Wies mich drücket, dich zu laſſen.

Du weiſt wohl, wie ich dich liebte,
Troz des Widerſpruchs der Meinen,
Weiſt, was ich mit meiner Mutter
Für Verdruß und Kummer hatte,

Wenn ich dich zu Nacht erharrte,
Harrte, dich noch ſpät zu ſehen;
Dies auf Einmal mir zu enden,
Wollen ſie jezt — mich vermählen.

Bald wird eine andre Dame
Schön und artig dein ſeyn, Zaid,
Die dich liebet, die du liebeſt,
Weil du es verdienſt, o Zaid.

Tiefgebeugt der Mohr erwiedert,
Herz gedrückt von tauſend Kummer:
„Nicht verſteh' ich, ſchöne Zaida,
Wie du mit mir alſo handelſt?

Nicht verſteh' ichs, wie du alſo
Wechſelſt meine treue Liebe?
Einem hängſt du ſchlechten Mohren,
Der ſo großen Guts nicht werth iſt

Warſt du's, die auf dieſer Stelle
Zu mir ſprach, noch jenen Abend?
Dein bin ich, dein bin ich ewig!
Dein, o du mein Leben, Zaid!

9.

Zaid an Zaida.

Spaniſch.

Schöne Zaida meiner Augen!
Meiner Seele ſchöne Zaida!
Du, die ſchönſte der Mohrinnen,
Und vor allen Undankbare.

Du, aus deren ſchönen Haaren
Amor tauſend Netze machte,
Denn ſich bloß von deinem Anſchaun
Tauſend freie Seelen fangen!

Welche Luſt empfindeſt du, Stolze,
Dich mir alſo zu verändern!
Weißt, wie ſehr ich dich anbete,
Und begegneſt mir nun alſo!

Ach wie übel, ſüße Feindin,
Lohnſt du meine treue Liebe!
Da ſtatt Gegenliebe du mir
Unbeſtand und Undank giebeſt.

Wie ſo ſchnell ſind ſie entflogen
Deine Worte, deine Schwüre!
Ganz, daß es die deine waren,
Nahmen Flügel ſie und flogen.

Denke, wie an jenem Tage
Du mir tauſend Liebeszeichen,
Ach ſo zarte Zeichen gabeſt,
Daß ſo zart ſie welken mußten.

Denk, o denke, wenn dir, Zaida,
Dies Erinnern jetzt nicht widert,
Welch Vergnügen du empfandeſt,
Wenn ich deinen Pallaſt umzog.

Wenn am Tage auf den Punkt ſchnell
Du dich an das Fenſter ſtürzteſt,
Oder Nachts dich auf dem Balkon,
Dich am Gitter ſprechen ließeſt.

Wenn ich ausblieb, oder ſäumte,
Welche Eiferſucht dich brannte;
Aber nun, wie biſt du anders!
Heißeſt mich, an Hof zu gehen.

Heißeſt mich, dich nie zu ſehen,
Nie die [illegible] mehr zu ſchreiten,
Dir, der einſt ſo lieb ſie waren,
Und nun Unluſt dir erregen.

Ach, o Zaida, deine Liebe,
Deine Gunſt und ſüßen Worte
Haben ſich mir falſch entdecket,
Haben dich mir falſch erwieſen.

Kurz, du biſt ein Weib, o Juda,
Nur geneigt zum Unbeſtande,
Beteſt an, was dich verachtet,
Und vergiſſ'ſt, was dich anbetet.

Aber haſſe mich, o Juda,
Dir in Nichts zu gleichen, will ich.
Wäreſt du von hartem Eiſe,
Mehr nur meine Flamme nähren.

Will dir deine Untreu lohnen
Mit viel tauſend Liebesdienſten.
Denn, o Juda, wahre Liebe
Wird ſehr ſpät nur unbeſtändig.

10.

Zaida an Zaid.

Spaniſch.

Hör, was ich dir melde, Zaid!
Geh nicht mehr durch meine Straſſe,
Sprich nicht mehr mit meinen Weibern,
Noch mit meinen Sklaven ſprich mehr!

Frage nicht mehr, was ich mache?
Noch wer kam, mich zu beſuchen?
Welche Feſte mich ergötzen?
Welche Farben mir gefallen?

Gnug an der, die deinetwegen
Jetzt ihre Wangen färbet!
Daß ich einen Mohren kannte,
Der ſo wenig weiß zu leben. —

Ich geſteh es, du biſt tapfer,
Spalteſt, trenneſt, reißeſt nieder,
Haſt der Chriſten mehr erſchlagen,
Als Blutstropfen in dir fließen!

Biſt ein wackrer ſchöner Reuter,
Tanzeſt, ſingeſt, [illegible] [illegible],
Biſt ſo fein, ſo wohlerzogen,
Wie man ſich es nur kann denken;

Weiß und roth, daß nichts darüber,
Stammeſt von berühmten Ahnen,
Biſt die Krone ſtets im Streite,
Biſt die Zier in Scherz und Spielen!

Viel verlier' ich mit dir, Zaid!
Wie ich viel mit dir gewann,
Und — wärſt du nur ſtumm gebohren,
Wär' es dich zu lieben möglich.

Aber um des Einen willen,
Muß ich, Zaid, dich verlieren,
Da, Verſchwender deiner Seele,
Du dir ſelbſt dein Glück za raubeſt.

Denn in Reden dich zu zähmen,
Thäte es ja wahrlich Noth, dir
Auf die Bruſt ein Schloß zu ſezen,
Auf die Lippen einen Kadi.

Viel vermögen bei den Damen
Tapfre Männer [illegible];
Denn ſie lieben tapfre Männer,
Die zerſtreuen, hauen und ſpalten.

Aber kurz und gut, Freund Zaid,
Wenn von ſolchen Gunſterweiſen
Du dir etwa [illegible] giebeſt:
Rath ich dir: genieß und ſchweige!

Köſtlich wars, was du genoſſeſt,
Glücklich wäreſt du, o Zaid,
Wüßteſt du, dir zu erhalten,
Was du zu gewinnen wußteſt.

Aber wareſt du doch neulich
Kaum heraus aus Tarfes Garten,
Als du ja von deinem Unglück
Und von meinem ſo beredt warſt!

Einem mißgeſchaffnen Mohren
Zeigteſt du, ich weiß es, jene
Flechte, die von meinen Haaren
Ich dir auf den Turban ſteckte.

Nicht verlang' ich ſie zurücke,
Noch, daß du das Nichts behalteſt,
Aber wiſſe, Mohr! Du haſt ſie
Jetzt zum Zeichen meiner Ungunſt!

Auch hab' ich es wohl erfahren,
Wie du ihn für ſeine Lügen,
Lügen, die für Wahrheit gelten,
Nun herausgefodert habeſt.

Wahrlich, ein ſo närriſch Unglück
Macht mich lachen wider Willen,
Wahreſt ſelbſt nicht dein Geheimniß;
Und ein andrer ſoll es wahren!

Ich will nichts entſchuldigt hören;
Nochmals will ich dir nur melden,
Daß du jezt zum leztenmale
Mich hier ſiehſt, und ich dich ſpreche.

Alſo die verſchämte Mohrin
Sprach zum edlen Bencerrajen;
Sprach noch, da ſie weg ſich wandte:
„Wers ſo macht, wird ſo belohnt!„

11.

Zaida's traurige Hochzeit.

Spaniſch.

Auf ging ſchon der Stern des Abends,
Und die Sonne ging danieder,
Und die Nacht, des Tages Feindin,
Kam mit ihrem ſchwarzen Mantel:

Da ging aus mit ihr ein tapfrer
Mohr, der gleich dem Rodomonte,
Aus Sidonia ging er zornig,
Eilt die Vega hin nach Xeres.

Voll Verzweiflung er da eilet,
Denn, troz ſeines edlen Stammes,
Hat ihn ſeine Braut verlaſſen,
Weil er ihr zu arm gedünket.

Und in dieſer Nacht vermählet
Sie ſich einem ſchlechten Mohren,
Weil er reich und in Sevilla
War Alcaide von Alcazar.

Schwere Seufzer aus dem Herzen
Thut er, über ſolch ein Unrecht:
Das ringsum die Vega tönet,
Und die Echo mit ihm klaget:

Zaida ſprich, o du, ergrimmter
Als das Meer, das Schiffe ſchlinget!
Härter du und unerbittlich,
Wie des Felſens Eingeweide.

Wie? Grauſame, kannſt du dulden,
Nach ſo viel erzeigter Liebe,
Daß mit Pfändern, die ja mein ſind,
Sich ein Fremder damit zieret?

Iſt es möglich, daß du Liebe
Annimmſt von der rauhen Eiche,
Und läßſt dein geliebtes Bäumchen
Stehen ſonder Frucht und Blüthe.

Du verläſſeſt einen Armen,
Der wohl reich iſt, und erwähleſt
Einen Reichen, ha, wie dürftig!
Wenn du Seelenreichthum kenneſt.

Du verläſſeſt deinen edlen
Gazul und ſechs Jahre Liebe;
Giebſt die Hand dem Albenzaid,
Den du ja noch kaum erkenneſt!

Nun ſo geb' es Alla! Feindin,
Daß er dich, wenn du ihn liebeſt,
Tief verabſcheu und du weinen,
Eiferſüchtig müſſeſt ſeufzen!

Daß im Bette du ihm Ekel,
Ihm am Tiſch Verdruß erweckeſt,
Daß zu Nacht du keinen Schlummer,
Tages keine Ruhe kenneſt.

Daß bei Tänzen und bei Feſten
Nie du deine Lieben ſeheſt!
Nicht den Schleier den du näheſt,
Nicht den Gürtel, den du ſtickeſt.

Daß er den von ſeiner Buhle
Und mit ihres Namens Zuge,
Die vor Augen trägt, in Spielen
Dir auch zuzuſchaun nicht gönne.

Nicht an Fenſter, nicht an Pforte;
Damit dich's nur tiefer ſchmerze.
Und ſo haß ihn bis zum Tode,
Und genieß ihn viele Jahre.

Oder liebſt du ihn, ſo müſſeſt
Plötzlich du ihn todt erblicken. —
Das iſt doch wol alles Unglück,
So die Männer wünſchen können.
Das, ach Alla, müſſ' dich treffen
Stracks wenn du die Hand ihm reicheſt.

Mit den Flüchen, mit den Schwüren
Kam er Mitternachts nach Xeres.
Fand den Pallaſt überdecket
Mit Geſchrei und hellen Lichtern.

Und ſchon machten viele Diener
Plaz zum Zuge, liefen alle
Hie und da mit hellen Fackeln
Alle reich in Livereien.

Dicht gerade vor den Bräutgam
Sezte Gazul ſich in Bügel.
Mächtig ſtieß er ſeine Lanze,
Stieß die Bruſt ihm durch und durch.

Und der Plaz wird voller Aufruhr,
Und der Mohr zieht ſeinen Säbel,
Bahnet Weg ſich hin durch alle,
Kehrt nach Medina zurück.

12.

Der Flug der Liebe.

Deutſch.

Wenn ich ein Vöglein wär,
Und auch zwey Flüglein hätt',
Flög ich zu dir;
Weil es aber nicht kann ſeyn,
Bleib ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bey dir,
Und red' mit dir:
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Es vergeht keine Stund' in der Nacht,
Da mein Herze nicht erwacht,
Und an dich gedenkt,
Daß du mir viel tauſendmal
Dein Herz geſchenkt.

13.

Wiegenlied einer unglücklichen Mutter.

Schottiſch.

Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauerts ſehr, dich weinen ſehn,
Und ſchläfſt du ſanft, bin ich ſo froh,
Und wimmerſt du — das ſchmerzt mich ſo!
Schlaf ſanft, du kleines Mutterherz,
Dein Vater macht mir bittern Schmerz.
Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauerts ſehr, dich weinen ſehn.

Dein Vater, als er zu mir trat,
Und ſüß, ſo ſüß um Liebe bat,
Da kannt ich noch ſein Truggeſicht
Noch ſeine ſüſſe Falſchheit nicht.
Nun, leider! ich ſeh's, ich ſeh's ein,
Wie nichts wir ihm nun beyde ſeyn.
Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauerts ſehr, dich weinen ſehn.

Ruh ſanft, mein Süſſer, ſchlafe noch!
Und wenn du aufwachſt, lächle doch.
  Doch nicht, wie einſt dein Vater that,
  Der lächelnd mich ſo trogen hat.
Behüt dich Gott! — Doch machts mir Schmerz,
Daß du auch trägſt ſein G'ſicht und Herz.
  Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
  Mich dauerts ſehr, dich weinen ſehn.

Was kann ich thun? Eins kann ich noch.
Ihn lieben will ich immer doch!
  Wo er geh und ſteh nah und fern,
  Mein Herz ſoll folgen ihm ſo gern.
In Wohl und Weh, wie's um ihn ſey,
Mein Herz noch imm'r ihm wohne bei.
  Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
  Mich dauerts ſehr, dich weinen ſehn.

Nein, ſchöner Kleiner, thu es nie;
Dein Herz zur Falſchheit neige nie;
Sey treuer Liebe immer treu,
Verlaß ſie nicht, zu wählen neu;
Dir gut und hold, verlaß ſie nie —
Angſtſeufzer, ſchrecklich drücken ſie!
Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauerts ſehr, dich weinen ſehn!

Kind, ſeit dein Vater von mir wich,
Lieb ich ſtatt deines Vaters dich!
Mein Kind und ich, wir wollen leben;
In Trübſal wird es Troſt mir geben —
Mein Kind und ich, voll Seligkeit,
Vergeſſen Männergrauſamkeit —
Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauerts ſehr, dich weinen ſehn.

Leb wohl denn, falſcher Jüngling, wohl!
Der je kein Mädchen täuſchen ſoll!
  Ach jede, wünſch ich, ſeh' auf mich,
  Trau keinem Mann und hüte ſich!
Wenn erſt ſie haben unſer Herz,
Forthin machts ihnen keinen Schmerz —
  Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
  Mich dauerts ſehr, dich weinen ſehn.

14.

Heinrich und Kathrine

Engliſch.

Vor Zeiten war in Engelland
Lord Heinrich Weltgeprieſen;
Kein Ritter, der mehr Heldenthum
Und Freudigkeit bewieſen.
Nach Ruhm hinan ging ſtets ſein Sinn,
Von Liebe nicht verführet;
Das ſchönſte Fräulein hatte nie
Sein männlich Herz gerühret.

Wohin in aller Schönen Kreis
Kathrine trat, trat Wonne,
Blüht' auf, als wie die Roſe ſüß,
Ging auf, als wie die Sonne.
Ob immer war ihr Stand gering,
Gewann doch ſie nur Herzen;
Kein Jüngling ſahe ſie und ſank
Nicht ſchon in Liebesſchmerzen.

Doch bald verlor ihr Auge Schein
Und Klarheit. Ihre Wangen
Erblaßten. Ihrem Angeſicht
War aller Reiz entgangen.
Sie ſiechte lang und nie vertraut
Sie Jemand ihren Kummer;
In Thränen floß ihr Tag dahin,
Die Nacht in kurzem Schlummer.

Einmal im Traume rief ſie laut:
„Ach Heinrich, ſieh mich leiden!
O hart Geſchick! ich armes Kind
Muß liebeſchmachtend ſcheiden.
Doch ach — ein armes Mädchen muß
Muß Wahrheit ſchon verſtecken.
Viel lieber todt zehntauſendmal,
Als meine Lieb' entdecken!„

Das hört die treue Wächterin;
Sie eilt zum jungen Helden,
„Ach, Herr! nun kann ich dir die Noth
Der kranken Freundin melden.
Ein Traum, ein Traum hat's offenbart,
Was ſie ſo tief betrübet.
Ach! Katharine liegt und ſtirbt,
Stirbt nun — weil ſie — dich liebet.“

Das traf des edlen Heinrichs Herz;
Schnell ſchlug es auf in Flammen!
„Ach armes unglückſeliges Kind! —
Doch wer kann mich verdammen?
Wußt' ich, zu im [illegible],
Was dir den Tod bereite?
Wohlan ich komm'“. Und wie der Wind
Flog er an ihre Seite.

„Erwach, erwach Holdſelige!
Erwache, meine Schöne!
Ach hätte mirs [illegible] —
Nicht Eine, Eine Thräne
Hättſt du verweinet — Heinrich ruft!
Vertraue mir, erwarm!
Blüh auf, wach auf, vom Tode. Komm
Zurück in meine Arme!“

Da kam die Halbentſeelte noch
Einmal zurück ins Leben,
Hub matt ihr Haupt und [illegible]
Und [illegible] mit Freudebeben
Um ihren Todtenliebſten ſich
Entzückungsvoll! umfaßte
Den Jüngling. „Liebſt du? liebſt mich? mich?“ —
Sank nieder und erblaßte.

17.

Das Mädchen am Ufer.

Engliſch.

Die See war wild im Heulen,
Der Sturm, er ſtöhnt mit Müh,
Da ſaß das Mädchen weinend,
Am harten Fels ſaß ſie.
Weit über Meeres Brüllen
Warf Seufzer ſie und Blick;
Nicht konnte ihr Seufzer holen,
Der Mann ihr kam zurück.

Ein Jahr nun hin und drüber!
Ein Jahr voll bitterm Weh!
O warum gingſt du, Lieber,
Und trauteſt dich der See?
Hör auf, hör auf zu toben,
O Sturm, und gönn' ihm Ruh!
Hier in der Bruſt das Toben,
Ach! wütet mehr als du.

Der Kaufmann Schäzegierig,
Verzweifelnd flucht er dir;
Was iſt Verlieren Schäze
Zu dem, was ich verlier'?
Und würfſt du ihn auf Küſſen
Von Gold und Demant ſchwer;
Ein' Reich're kann er finden,
Ein' Treu're nimmermehr.“

So ſeufzend, weinend lag ſie,
Erharrend ihn zu ſehn.
In jeden Sturm floß Seufzen,
In jede Wog' eine Thrän';
Als ſchnell auf weißen Wellen
Ein blaſſer Leichnam ſchwamm,
Todt ſank auf ihn das Mädchen,
Es war — ihr Bräutigam.

16.

Ulrich und Aennchen.

Deutſch.

Es ritt einſt Ulrich ſpazieren aus,
Er ritt wohl vor lieb Aennchens Haus:
Lieb Aennch'n, willt mit in grünen Wald?
Ich will dir lernen den Vogelſang.

Sie giengen wohl mit einander fort;
Sie kamen an eine Haſel dort;
Sie kamen ein Fleckchen weiter hin;
Sie kamen auf eine Wieſe grün.

Er führete ſie ins grüne Gras,
Er bat, lieb Aennchen niederſaß,
Er legt' ſeinen Kopf in ihren Schoos,
Mit heißen Thränen ſie ihn begoß.

„Ach Aennchen, liebes Aennchen mein,
Warum weinst du denn so sehr und ein'n?
Weinst irgend um deines Vaters Gut?
Oder weinst um dein junges Blut?

Oder bin ich dir nicht schön genug?“ –
„Ich weine nicht um meines Vaters Gut,
Ich wein auch nicht um mein junges Blut,
Und, Weib, bist mir auch schön genug.

Da drehen auf jener Tannen,
Eilf Jungfraun hab ich hinnen.“
„Ach Aennchen, liebes Aennchen mein,
Wie bald sollst du die zwölfte seyn!“

„Soll ich denn nun die zwölfte seyn?
Ich bitt, ihr wollt mir drey Tage verlehn
Den ersten Schrey und den sie that,
Sie rufte ihren Vater an.

Den andern Schrey und den ſie that.
Sie ruft ihren lieben Herr Gott an.
Den dritten Schrey und den ſie that
Sie ruft ihren jüngſten Bruder an.

Ihr Bruder ſaß beim rothen kühlen Wein,
Der Schall der fuhr zum Fenſter hinein;
„Höret ihr, Brüder alle,
Meine Schweſter ſchreyt aus dem Walde

Ach Ulrich, lieber Ulrich mein,
Wo haſt du die jüngſte Schweſter mein?“,
„Dort droben auf jener Linde,
Schwarzbraune Seide thut ſie ſpinnen.“

„Warum ſind deine Schuh ſo blutroth?“
— — — —
„Warum ſollten ſie nicht blutroth ſeyn?
Ich ſchoß ein Turteltäubelein.—

„Das Turteltäublein, das du erſchoßt,
Das trug meine Mutter unter ihrer Bruſt.
— — — —
— — — —

Lieb Aennchen kam ins tiefe Grab,
Schwager Ulrich auf das hohe Rad,
Um Aennchen ſungen die Engelein,
Um Ulrich ſchrien die Raben klein.

17.

Die Herrlichkeit Granada's.

Spaniſch.

Ein Geſpräch König Juans und Abenamars.

Abenamar, Abenamar!
Mohr aus dieſem Mohrenlande,
Jener Tag, der dich gebohren,
Hatte ſchöne groſſe Zeichen:

An ihm ſtand das Meer in Ruhe
Und der Mond, er war im Wachſen:
Mohr, wer unter ſolchen Zeichen
Ward gebohren, muß nicht lügen

Drauf erwiederte der Mohr ihm:
(Wohl vernimm es, was er ſagte!)
Nein, Senner, ich lüge dir nicht,
Ob es mir das Leben koſte.

Denn ich bin Sohn eines Mohren,
Und einer gefangnen Chriſtin;
Und noch war ich Kind und Knabe,
Als die Mutter oft mir ſagte:

Lügen, Sohn, das muſt du nimmer!
Lügen, Sohn, iſt niederträchtig.
Um deßwillen frage, König,
Und ich will dir Wahrheit reden.

„Habe Dank, Mohr Abenamar,
Daß du alſo höflich redeſt.
Was ſind das für hohe Schlöſſer,
Die dort ſtehn und wiederglänzen?„

Dies, Sennor, iſt der Alhambra,*)
Und das andre die Meſquita;
Jenes ſind die Alixares,
Wundernswürdig aufgeführet.

Und der Mohr, der auf ſie führte,
Hatte Tags hundert Dublonen,
Aber wenn er nicht am Bau war,
Muſt' er Tages hundert zahlen.

Jenes iſt der Gen'ralife,**)
Iſt ein Garte ſonder Gleichen.
Dieſe Thürme ſind Bermejas,
Sind ein Schloß von groſſer Veſte.

---

*) Das Schloß der Mohriſchen Könige. S. Plüers Reiſebeſchr., Ebelings Ausg. S. 472 u. f. Meſquita, die [illegible] Moſchee.

**) Ein Luſthaus und Garten.

Da erwiedert König Juan:
(Wohl vernimm es, was er ſagte!)
Wenn du es, Granada, wollteſt,
Wollt' ich mich mit dir vermählen,
Gäbe dir zur Morgengabe
Mein Cordova und Sevilla.

„Bin vermählet, König Juan
Bin vermählt und bin nicht Wittwe;
Mein Gemahl der Mohrenkönig,
Liebt mich, als ſein groſſes Gut.

18.

Abenamars unglückliche Liebe.

Spaniſch.

In den Gärten Almeria
Lieget da Mohr Abenamar,
Sein Geſicht gekehrt zum Palaſt
Seiner Mohrin Galiana.

Statt des Kiſſens ſein Albornos,
Seine Tartſche ſtatt des Teppichs,
Seine Lanze längs dem Boden;
Viel iſts, daß ſo liegt die Lanze.

Um den Sattelknopf geworfen
Hängt der Zaum; hinangeſchlungen
Mit der Trenſe zwiſchen zweien
Linden geht ſein Pferd und graſt.

Er betrachtet eine blühnde
Mandel: traurig hangt die Blüthe,
Iſt verſengt vom ſtarken Nordwind
Der die Blüthen alle tödtet.

19.

Der Schiffer.

Schottiſch.

Der König ſizt in Dumferlingſchloß,
Er trinkt blutrothen Wein:
„O wo treff ich ein'n Segler an,
Dies Schiff zu ſegeln mein?„

Auf und ſprach ein alter Ritter,
(Saß rechtes an Königs Knie)
„Sir Patrik Spence iſt der beſte Segler,
Im ganzen Land allhie.„

Der König ſchrieb ein'n breiten Brief
Verſiegelt ihn mit ſeiner Hand,
Und ſandt ihn zu Sir Patrik Spence,
Der wohnt an Meeres Strand.

Die Erſte Zeil Sir Patrik las,
  Laut Lachen ſchlug er auf;
Die zweite Zeil Sir Patrik las,
  Eine Thrän' ihm folgte drauf.

O wer, wer hat mir das gethan?
  Hat wehgethan mir ſehr!
Mich auszuſenden in dieſer Zeit!
  Zu ſegeln auf dem Meer.

Macht fort, macht fort, mein' wackre Leut,
  Unſer gut Schiff ſegelt morgen.
„O ſprecht nicht ſo, mein lieber Herr.
  Da ſind wir ſehr in Sorgen.

Geſtern Abend ſah ich den neuen Mond,
  Ein Hof war um ihn her.
Ich fürcht', ich fürcht', mein lieber Herr,
  Ein Sturm uns wartet ſchwer.„

O edle Schotten, ſie wußten lang,
Zu wahr'n ihre Korkholzſchuh;
Doch lang überall das Spiel geſpielt,
Schwammen ihre Hüte dazu.

O lang, lang mögen ihre Frauen ſizen,
Den Fächer in ihrer Hand;
Eh je ſie ſehn Sir Patrik Spence
Anſegeln an das Land.

O lang, lang mögen ihre Frauen ſtehn
Den Goldkamm in dem Haar,
Und warten ihrer lieben Herr'n,
Sie ſehn ſie nimmer gar.

Dort über, hinüber nach Aberdour!
Tief Funfzig Fad'n im Meer,
Da liegt der gute Sir Patrik Spence,
Sein' Edlen um ihn her.

20.

Annchen von Tharau.

Aus dem Preußiſchen Plattdeutſch.

Annchen von Tharau iſt, die mir gefällt,
Sie iſt mein Leben, mein Gut und mein Geld.

Annchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Lieb' und in Schmerz.

Annchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleiſch und mein Blut!

Käm' alles Wetter gleich auf uns zu ſchlahn,
Wir ſind geſinnet bei einander zu ſtahn.

Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein
Soll unſrer Liebe Verknotigung ſeyn.

Recht als ein Palmenbaum über ſich ſteigt,
Je mehr ihn Hagel und Regen anficht;

So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Durch Kreuz, durch Leiden, durch allerlei Noth.

Würdeſt du gleich einmal von mir getrennt,
Lebteſt, da wo man die Sonne kaum kennt;

Ich will dir folgen durch Wälder, durch Meer,
Durch Eis, durch Eiſen, durch feindliches Heer.

Annchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn,
Mein Leben ſchließ' ich um deines herum.

Was ich gebiete, wird von dir gethan,
Was ich verbiete, das läſt du mir ſtahn

Was hat die Liebe doch für ein Beſtand,
Wo nicht Ein Herz iſt, Ein Mund, Eine Hand?

Wo man ſich peiniget, zanket und ſchlägt,
Und gleich den Hunden und Katzen beträgt?

Annchen von Tharau, das woll'n wir nicht thun;
Du biſt mein Täubchen, mein Schäfchen, mein Huhn.

Was ich begehre, iſt lieb dir und gut;
Ich laß den Rock dir, du läßt mir den Hut!

Dies iſt uns Annchen die ſüſſeſte Ruh,
Ein Leib und Seele wird aus Ich und Du.

Dies macht das Leben zum himmliſchen Reich,
Durch Zanken wird es der Hölle gleich.

21.

Die drey Fragen.

Ein Straſſenlied.

Engliſch.

Es war ein Ritter, er reiſt durchs Land,
Er ſucht ein Weib ſich aus zur Hand.

Er kam wohl vor ein'r Wittwe Thür,
Drei ſchöne Töchter trat'n herfür.

Der Ritter, er ſah, er ſah ſie lang;
Zu wählen war ihm das Herz ſo bang.

Wer antwort't mir der Fragen drei,
Zu wiſſen, welch' die Meine ſei?

„Leg vor, leg vor uns die Fragen drei,
Zu wiſſen, welch' die Deine ſey?„

„O, was iſt länger, als der Weg daher?
Oder was iſt tiefer, als das tiefe Meer?

Oder was iſt lauter, als das laute Horn?
Oder was iſt ſchärfer, als der ſcharfe Dorn?

Oder was iſt grüner, als grünes Gras?
Oder was iſt ſchlimmer, als ein Weibsbild was?

Die Erſte, die Zweite ſie ſannen nach,
Die Dritte, die jüngſte, die Schönſte ſprach:

„O Lieb iſt länger, als der Weg daher,
Und Höll iſt tiefer, als das tiefe Meer.

Und Donner iſt lauter, als das laute Horn,
Und Hunger iſt ſchärfer, als der ſcharfe Dorn.

Und Gift iſt grüner als das grüne Gras
Und der Teufel iſt ärger, als ein Weibsbild was.

Kaum hatt ſie die Fragen beantwort't ſo,
Der Ritter, er eilt und wählt ſie froh.

Die Erſte, die Zweite, ſie ſannen nach,
Indeß ihn'n jezt ein Freier gebrach.

Drum liebe Mädchen ſeyd auf der Hut,
Frägt euch ein Freier, antwortet gut.

22.

Die Wieſe.

Engliſch.

Ich ging einſt einen Frühlingstag,
Wo alles ſchön und luſtig lag,
Kam an ein einſam Sommerhaus,
Ein liebes Mädchen trat heraus,
Und weint' und ging und ſang betrübt:
„Ach, wer hat je, wie ich, geliebt!„

Sie ging die Wieſe ſtill umher,
Und rang die Hand und ſeufzte ſchwer;
Dann pflückte ſie ein Blümchen ab,
Wie's hie und da die Wieſe gab,
Maaslievchen, klein' Vergiß mein nicht,
Und ſeufzte: „ach er liebt mich nicht!„

Sie band die Blumen in ein Band,
Weint' noch einmal aus Herzensgrund:
„Vergiß mein nicht! hier bind ich dich,
Für wen? — Maasliebchen, ſchaun auf mich,
Weinſt um mich? — Ja, ich bin betrübt;
Er hat mich nicht, wie ich ihn geliebt.„

Nun hatt' ſie Buſen voll und Schoos,
Und ach! nun ward ihr Schmerz zu groß;
Sie goß die liebe Bürd' hinab;
Liegt, ſprach ſie, ſeyd mein ſanftes Grab!
Und ſank dahin — ein ſtilles Ach
Voll Lieb' und Leid ihr Herz zerbrach.

23.

Röschen und Kolin.

Engliſch.

Habt ihr geſehn eine Lilie,
Die ſinkt in Regenzeit?
Ach ſo ſchwand Röschen hin, ſie ſchwand
Vor Liebesherzeleid.

Als dreimal in der dunkeln Nacht
Die Todtenglocke klang,
Dreimal die Eul' ans Fenſter ſchlug,
Und: „Mit! Komm mit!„ ihr ſang,

Das liebe Mädchen wußte wohl,
Zu wohl, daß ihr das gilt;
Die Schweſt'rn ſaßen ringsumher,
Und grauſ'ten eingehüllt.

„Ich hör' ein' Stimm', ihr hört ſie nicht,
Die ſpricht: Komm mit mir fort!
Ich ſeh ein' Hand, ihr ſeht ſie nicht,
Die winkt mir, winkt mir dort!

So wißt es denn, ein treulos Herz,
Ein Bräutgam tödtet mich.
Kann ich dafür, daß ſeine Braut
Hat dreimal mehr als ich?

O Kolin, gib ihr nicht dein Ja!
Dies Ja iſt längſt ſchon mein.
Und du, o Braut, nimm nicht den Kuß!
Der Kuß, er iſt nicht dein.

Ihr ſchickt euch an zum Hochzeitfeſt,
Geht morgen zum Altar;
Du armes Mädchen, falſcher Mann,
Auch Röschen iſt alldar!

Ihr Brüder, morgen tragt ihr mich,
Tragt mich an ſeiner Seit';
Er zieht, geſchmückt als Bräutigam,
Mich ſchmückt ein Leichenkleid. „

Sie ſprachs und ſtarb. Man trug den Sarg,
Trug ihn an ſeiner Seit';
Er zog, geſchmückt als Bräutigam,
Sie ſchmückt ein Leichenkleid.

Ach Bräutigam, wie war dir da?
Wie war dir da, o Braut?
Der Brautreihn floß um Röſchens Sarg,
Das ganze Dorf weint laut.

Verwirrung, Angſt den Bräutgam faßt,
Verzweiflung faſſet ihn;
Schon dunkelt Tod auf ſeiner Stirn.
Er ächzt und ſinket hin.

Und ach! du Braut, nun Braut nicht mehr,
Wo iſt dein Hochzeitroth?
Sieh ſeine erſte Liebe da,
Sieh deinen Bräutgam todt!

Die Nachbar-Schäfer legten ihn
In ſeines Röschens Gruft;
Da liegt er nun, Ein Staub mit ihr,
Bis Gottes Stimme ruft.

Und oft geht noch ans heil'ge Grab
Ein treuverlobtes Paar,
Und binden Liebesknoten ſich,
Und bringen Kränze dar.

Du aber, Falſcher, ſey gewarnt,
Und nah dich nicht herzu,
Gedenk an Kolin, fleuch und ſtör'
Ihn nicht aus ſeiner Ruh.

24.

Die luſtige Hochzeit.

Ein Wendiſches Spottlied.

Wer ſoll Braut ſeyn?
Eule ſoll Braut ſeyn.
Die Eule ſprach
Zu ihnen hinwieder, den Beiden:
Ich bin ein ſehr greulich Ding,
Kann nicht die Braut ſeyn;
Ich kann nicht die Braut ſeyn!

Wer ſoll Bräutigam ſeyn?
Zaunkönig ſoll Bräutigam ſeyn.
Zaunkönig ſprach
Zu ihnen hinwieder, den Beiden:
Ich bin ein ſehr kleiner Kerl,
Kann nicht Bräutigam ſeyn!
Ich kann nicht der Bräutigam ſeyn!

Wer ſoll Brautführer ſeyn?
Krähe ſoll Brautführer ſeyn.
Die Krähe ſprach
Zu ihnen hinwieder, den Beiden:
Ich bin ein ſehr ſchwarzer Kerl,
Kann nicht Brautführer ſeyn;
Ich kann nicht Brautführer ſeyn!

Wer ſoll Koch ſeyn?
Wolf ſoll der Koch ſeyn.
Der Wolf, der ſprach
Zu ihnen hinwieder, den Beiden:
Ich bin ein ſehr tückiſcher Kerl,
Kann nicht Koch ſeyn;
Ich kann nicht der Koch ſeyn!

Wer ſoll Einſchenker ſeyn?
Haſe ſoll Einſchenker ſeyn.
Der Haſe ſprach
Zu ihnen hinwieder, den Beiden:

Ich bin ein ſehr ſchneller Kerl.
Kann nicht Einſchenker ſeyn;
Ich kann nicht Einſchenker ſeyn!

Wer ſoll Spielmann ſeyn?
Storch ſoll Spielmann ſeyn.
Der Storch, der ſprach
Zu ihnen hinwieder, den Beiden:
Ich hab ein'n groſſen Schnab'l.
Kann nicht wohl Spielmann ſeyn;
Ich kann nicht Spielmann ſeyn!

Wer ſoll der Tiſch ſeyn?
Fuchs ſoll der Tiſch ſeyn.
Der Fuchs, der ſprach
Zu ihnen hinwieder, den Beiden:
Schlagt von einander meinen Schwanz,
So wird er euer Tiſch ſeyn;
So wird er euer Tiſch ſeyn!

Zweites Buch.

1.

Das Mädchen und die Haſelſtaude.

Deutſch.

Es wollt ein Mädchen Roſenbrechen gehn
Wohl in die grüne Heide.
Was fand ſie da am Wege ſtehn?
Eine Haſel, die war grüne.

„Guten Tag, guten Tag, liebe Haſel mein,
Warum biſt du ſo grüne?„
„Hab Dank, hab Dank, wackres Mägdelein,
Warum biſt du ſo ſchöne?„

„Warum daß ich ſo ſchöne bin,
Das will ich dir wohl ſagen:
Ich eß weiß Brod, trink kühlen Wein
Davon bin ich ſo ſchöne.„

„Ißt du weiß Brod, trinkſt kühlen Wein,
Und biſt davon ſo ſchöne:
So fällt alle Morgen kühler Thau auf mich,
Davon bin ich ſo grüne.„

„So fällt alle Morgen kühler Thau auf dich,
Und biſt davon ſo grüne?
Wenn aber ein Mädchen ihren Kranz verliert,
Nimmer kriegt ſie ihn wieder.„

„Wenn aber ein Mädchen ihren Kranz will behalten,
Zu Hauſe muß ſie bleiben,
Darf nicht auf alle Narrentänz' gehn;
Die Narrentänz' muß ſie meiden.„

„Hab Dank, hab Dank, liebe Haſel mein,
Daß du mir das geſagt,
Hätt' mich ſonſt heur auf'n Narrentanz bereit,
Zu Hauſe will ich bleiben.„

2.

Lied des Mädchens um ihren Garten.

Litthauiſch.

Auf, ſinge, Mädchen,
Nicke! O, warum nicht?
O, warum aufgehöret?
Dein Arm wird dir erſterben.

Wie kann ich ſingen,
Und fröhlich werden?
Mein Gärtlein iſt verwüſtet,
Ach, jämmerlich verwüſtet!

Rauten zertreten,
Roſen geraubet,
Die Lilien weiß, zerknicket,
Der Thau gar abgewehet!

O weh, da konnt' ich
Mich ſelbſt kaum halten,
Sank hin im Rautengärtlein
Mit meinem braunen Kranze.

3.

Lied des jungen Reuters.

Litthauiſch.

Mit frühem Morgen
Hab' eben mein Pferd gefüttert
So bald's nur taget,
Mit Sonnenaufgang
Muß ich von hinnen reiten

Da ſteht mein Vater,
Da mir zur Seite ſteht er
Der alte Vater,
Drängt ſich an meine Seite
Er ſucht mit mir zu ſprechen;
Er ſpricht, mich zu ermahnen
Und mich ermahnend weint er.

Still, weine nicht, mein Vater!
Still, weine nicht, mein Alter!
So friſch ich weggetrabet,
So friſch trab' ich zurücke,
Um dich nur nicht zu kränken

Ei, mein Hengſtchen,
Ei, mein Brauner,
Wohin ſtreichſt du?
Wohin ſchnaubſt du?
Wohin wirſt mich tragen?

Ei in Reiſen hin!
Hin in fremde Lande!
Dahin ſtreichſt du,
Dahin wirſt mich tragen.

Wird dir zu ſauer
Die weite Straße?
Wird zu ſchwer dir
Dieſer Sack mit Haber?
Oder dieſer junge Reuter
In dieſer Reuters-Livrei,
Mit dem blanken Säbel?

Ja zu ſauer
Wird der lange Weg mir,
Und dieſe Nacht, ſtockfinſter,
Und dieſe grüne Heide,
Und dieſer ſchwarze Moraſt — — —

4.

Der unglückliche Weidenbaum.

Litthauiſch.

Ei, mein Pferd, mein Pferdchen
Du, mein lieber Brauner,
Du, warum nicht freſſen
Reinen, ſchönen Haber?

Wird dir wohl zu ſauer
Dieſe weite Reiſe,
Dieſe weite Reiſe,
Zweimalhundert Meilen?

Neun Gewäſſer ſind wir
Schwimmend durchgeſchwommen;
Noch in dieſen zehnten
Laß hinein uns tauchen!

Pferdchen ſchwamm ans Ufer,
Brüderchen ſank unter,
Bruder hielt im Sinken
Einen Weidbaum feſte.

Ei du Weidbaum, Weidbaum,
Stehſt du noch und grüneſt?
Sollſt nicht länger grünen
Als den Sommer über.

Ja, ich will dich fällen,
Deine Zweige kappen,
Will aus deinem Stamme
Bretter ſchneiden laſſen,
Kleine weiſſe Bretter.

Davon will ich bauen
Kleine weiſſe Wiege
Für mein junges Mädchen;
Und aus deinen Aeſten
Will ich decken laſſen
Meiner Pferde Schauer.

5.

Vom verwundeten Knaben.

Deutſch.

Es wollt ein Mädchen früh aufſtehn,
Und in den grünen Wald ſpazieren gehn.

Und als ſie nun in den grünen Wald kam,
Da fand ſie einen verwundeten Knab'n.

Der Knab, der war von Blut ſo roth,
Und als ſie ſich verwand, war er ſchon todt.

Wo krieg ich nun zwei Leidfräulein,
Die mein feines Liebchen zu Grabe wein'n?

Wo krieg' ich nun ſechs Reuterknab'n,
Die mein feins Liebchen zu Grabe trag'n?

Wie lang ſoll ich denn trauren gehn?
Bis alle Waſſer zuſammen gehn?

Ja alle Waſſer gehn nicht zuſamm'n,
So wird mein Trauren kein Ende han.

6.

Die Judentochter.

Schottiſch.

Der Regen, er rinnt durch Mirrilandſtadt,
Rinnt ab und nieden den Po!
So thun die Knaben in Mirrilandſtadt,
Zum Ballſpiel rennen ſie ſo.

Da 'naus und kam die Judentochter,
Sprach: willſt du nicht kommen hinein?
„Ich will nicht kommen, ich kann nicht kommen
Von allen Geſpielen mein.“

Sie ſchält einen Apfel, war und roth weiß,
Zu locken den Knaben hinan.
Sie ſchält einen Apfel, war weiß und roth,
Das ſüſſe Kind der gewann.

Und aus und zog ſie ein ſpitzig Meſſ'r,
Sie hatt's verſteckt beiher;
Sie ſtach's dem jungen Knaben ins Herz,
Kein Wort ſprach nimmer er mehr.

Und aus und kam das dick dick Blut,
Und aus und kam es ſo dünn,
Und aus und kam 's Kinds Herzensblut;
Da war kein Leben mehr in.

Sie legt' ihn auf ein Schlachtbrett hin,
Schlacht't ihn ein Chriſtenſchwein,
Sprach lachend: „Geh und ſpiele nun da
Mit allen Geſpielen dein!“

Sie rollt ihn in ein'n Kaſten Blei;
„Nun ſchlaf da!“ lachend ſie rief;
Sie warf ihn in ein'n tiefen Brunn,
War funfzig Faden tief.

Als Betglock klang und die Nacht eindrang,
Jede Mutter nun kam daheim;
Jede Mutter hatt' ihren herzlieben Sohn,
Nur Mutter Anne hatt kein'n.

Sie rollt ihren Mantel um ſich her,
Fing an zu weinen ſehr,
Sie rann ſo ſchnell ins Juden Caſtell,
Wo keiner, ach! wachte mehr:

„Mein liebſter Hönne, mein guter Hönne,
Wo biſt du? antwort mir!„
„O Mutter, o rennt zum Ziehbrunn tief,
Euren Sohn da findet ihr!„

Mutter Anne rann zum tiefen Brunn,
Sie fiel danieder aufs Knie!
„Mein liebſter Hönne, mein guter Hönne,
O antwort, biſt du hier?„

„Der Brunn iſt wunder tief, o Mutter,
Der Bleikaſt wunder ſchwer;
Ein ſcharf, ſpiz Meſſer geht durch mein Herz;
Kein Wort ſprech nimmer ich mehr.

Geh heim, geh heim, mein' Mutter theur,
Mach' mir mein Leichenkleid,
Daheim da hinter Mirrilandſtadt
Komm' ich an eure Seit'.„

7.

Wilhelm und Margreth.

Ein Mährchen.

Schottiſch.

Es traf ſich an ein'm Sommertag,
Zwei Liebende ſaſſen drauſſ'n;
Sie ſaſſen zuſammen den langen Tag,
Und ſprachen ſich noch nicht aus.

Ich ſeh kein Leid an dir, Margreth,
Du wirſts an mir nicht ſehn;
Vor eilf Uhr Morgens wird vor dir
Ein' reiche Hochzeit gehn.

Schön Gretchen ſaß am Fenſter daheim,
Und kämmt ihr goldnes Haar,
Als ſie lieb Will'm und ſeine Braut
Anreitend ward gewahr.

Dann legt ſie nieder ihren beinen Kamm,
Und flocht ihr Haar in Zweyn,
Sie ging wohl lebend aus ihrem Haus,
Kam nimmer lebend hinein.

Als Tag war um und die Nacht war da,
Und alles ſchlafen thät,
Da kam der Geiſt der ſchön'n Margreth,
Und ſtand an Wilhelms Bett.

„Wachſt du noch, ſüſſer Wilhelm, ſprach ſie,
Lieb Wilhelm, oder ſchläfſt?
Gott geb dir Glück zum Brautbett dein,
Und mir zur Leichenſtät!„

Als Nacht war um und der Tag brach an,
Und aufwacht Herr und Knecht,
Der Bräutgam zu ſein'r Lieben ſprach:
„Ach, Schaz, ich weinen möcht

Ich träumt ein'n Traum, mein liebes Weib,
So träum'n iſt nimmer gut;
Ich träumt' mein Haus voll rothem Vieh,
Mein Brautbett voll von Blut.„

„So ein Traum, ſo ein Traum, mein herzer Herr,
So träum'n iſt nimmer gut;
Zu träum'n das Haus voll rothem Vieh,
Das Brautbett voll von Blut.„

Auf rief er all ſeine wackre Leut,
Bei Eins und Zwei und Drey'n,
Sprach: „ich muß hin zu Margreths Haus,
Du läßt mich, Liebe mein!„

Und als er kam vor Margreths Haus,
Er zog wohl an die Klink';
Und wer ſo ſchnell, als ihre ſieben Brüder,
Zu laſſen Wilhelm in?

Dann hob er auf das Leichentuch:
„Bitt', loßt mich ſehn die Leich',
Mich dünkt, ihr liebes Roth iſt weg,
Mich dünkt, ſie ſieht ſo bleich.

Ich will, lieb Gretchen, um dich thun,
Was keiner thut um dich,
Will küſſen deine Lippen blaß,
Nicht lächelnd mehr auf mich.„

Einſprachen da die ſieben Brüder,
Gar traurig ſprachen ſie drein:
„Ihr mögt gehn küſſen eure junge Braut,
Laſſ'n unſre Schweſter allein'„.

„Und küſſ' ich denn meine junge Braut„,
Thu ich nur meine Pflicht.
Der armen Leiche gelobt ich nie,
Zu Tag und Abend nicht!

Nun theilt, nun theilt, meine wackre Leut,
Theilt aus euch Kuch'n und Wein!
Was heut ihr theilt auf Gretchens Tag,
Soll morg'n auf meinen ſeyn!

Schön Gretchen ſtarb heut; ſtarb ſie heut,
So ſtirbt ihr Wilhelm morgen!„
Schön Gretchen ſtarb aus treuer Lieb',
Lieb Wilhelm ſtarb für Sorgen.

Schön Gretchen begrub man unten am Chor;
Lieb Wilhelm oben hinten.
Aus ihrer Bruſt eine Roſ' entſprang;
Aus ſeiner entſprang eine Linde.

Sie wuchſen hinan, zum Kirchdach hinan,
Da konnten ſie nicht höh'r;
Da ſchlangen ſie ſich zum Liebesknoten
Und jeden wunderts ſehr.

Da kam der Küſter der Kirch' allda,
(Ich ſag euch, was geſchah!)
Unglücklich hieb er ſie beid' hinab.
Sonſt ſtünden ſie jezt noch da

8.

Ein Geſang

von

Milos Cobilich und Vuko Brankowich.

Morlackiſch.

Schön zu ſchauen ſind die rothen Roſen,
In dem weiſſen Pallaſt des Lazaro:
Welche ſey die ſchönſte und die liebſte,
Und die heldeſte, kann niemand ſagen.

Roſen ſinds nicht, ſind nicht rothe Roſen,
Sind die ſchönen Töchter des Lazaro,
Des Gebieters über Servias Ebnen,
Von den alten Banen ihm vererbet.

Wohl vermählet hat er ſeine Töchter
Wohl an groſſe Herren. Vukoſſava

Gab er Milos Cobilich, und Mara
Vuko Brankowich; ein Czar, der tapfre
Bajazet bekam Miliza; aber
Nicht ſo ferne ging zu ihrem Manne
Jelina, die Braut des edlen Feldherrn,
Des Juria Czarnowich in Zenta.

Kurze Zeit war hin. Drei Schweſtern kamen
Ihre liebe Mutter zu beſuchen,
Nur Miliza, die Czarinn, kam nicht,
Denn Czar Bajazet hatt's ihr verboten.

Alle gaben freundlich um die Wette
Sich die erſten Grüſſe; aber ſchleunig
Glimmet Zwietracht unter ihnen, jede
Fänget ihren Ehherrn an zu loben
In dem weiſſen Pallaſt des Lazaro.

Zelina begann zu rühmen: „Fürſtin,
Einen ſtolzern Mann hat keine Mutter
Je gebohren, als meinen Juria.„
Brankowich Gemahlin: „einen gröſſern
Mächtigern, berühmtern, als mein Vuko,
Hatte keine Mutter.„ Und die Gattin
Lobilichs, die ſtolze Vukoſſawa,
Lachte laut und ſprach zu ihren Schweſtern:
„Höret endlich auf, ihr armen Weiber!
Pralet mir nicht mehr von eurem Vuko,
Der an Ruhme nur ein armer Held iſt,
Lobet mir nicht mehr Juria, der ja
Weder groß iſt, noch von groſſen Ahnen.
Aber rühmt mit mir den edlen Milos,
Von Neu-Pazar, der ein ſtolzer Krieger
Selbſt iſt und von ſtolzer Krieger Blute
Aus Erzegovina.„ Da entbrannte
Die Gemahlin Vukos auf die Rede
Ihrer Schweſter, hub von Zorne trunken
Ihren ſtolzen Arm und ſchlug die Schweſter.

Leichte war der Schlag nur, aber Tropfen
Bluts entfloſſen Vukoſſava's Naſe;
Auf die Füſſe ſprang die junge Gattin,
Kehrte weinend heim zu ihrem Pallaſt,
Klagte ſchluchzend, weinend ihrem Milos,
Alſo klagte ſie mit leiſer Stimme:

„O mein liebſter Herr, wenn du es wüßteſt,
Was die freche Vrankowich geredt hat,
Sagt, du ſeyeſt nicht von edlem Blute,
Noch daß je es deine Väter waren.
Seyſt ein faules Aas, und faulen Aaſes
Sey dein Urſprung. Iſt ſo kühn, zu plaudern,
Daß mit Vuko, ihrem Herren, du dich
In das Feld zu wagen, zu dem Zweikampf
Nicht erkühneſt, denn es ſey ja deine
Rechte ſchwach und kraftlos.„ Ha, das ſtach ihm
In der Seele. Auf die tapfern Füſſe
Sprang er zornig, ſattelt ſchnell ſein Roß ihm
Aus zum Zweikampf, rief mit lauter Stimme
Zu ſich Vuko Vrankowich: „Freund Vuko

Brankowich, wenn deiner Mutter Ehre
Dir noch lieb iſt, aus zum tapfern Zweikampf,
Daß es nun erſcheine, wer von Beiden
Sey der Stärkſte.“ Nichts war Vuko übrig,
Als ſein Roß zum Zweikampf auch zu ſatteln.

Beide reiten, ſuchen eine Ebne
Die zum Streite gut iſt, und nun rennen
Sie mit Kriegeslanzen auf einander,
Stoſſen mächtig zu; die Lanzen brechen
Wohl in tauſend Splitter. Und ſie ziehen
Ihre Säbel, wohl in tauſend Stücken
Fliegen durch die Luft die ſcharfen Säbel.
Gehn mit mächtgen Kolben auf einander,
Und von der und jener ſpringt der Knopf ab.
Endlich bleibt das Glück auf Milos Seite,
Er reißt Vuko Brankowich vom Pferde,
Strecket ihn zu Boden und ſpricht alſo:

Wohl nun, Vuko Brankowitſch, nun rühme,
Prale nun zu andern, daß mit dir, ich
Keinen Zweikampf wage. Wenn ich wollte,
Könnt' ich jezt dich tödten und dein Weib in
Schwarzen Kleidern eine Wittwe ſehen,
Aber geh und lerne, künftig nimmer
Mehr zu pralen.

Nicht gar lange währets,
Und die Türken ſtürzten ein in Servien.
Sultan Amurath verheerte zornig
Und verbrannte Land und Städte. Anders
Blieb Lazaro nichts. Von allen Seiten
Sammlet er ſein Heer und rufet zu ſich
Wuko Brankowitſch und Krieger Milos.

Saſſen alle an der reichen Tafel
Alle Kriegesführer. Wohl getrunken
Hatten ſie im Kreiſe und Lazaro
König Serviens, begann nun alſo:

O berühmte Banen, tapfre Grafen!
Höret mich. Wir rücken morgen frühe
Aus zur Schlacht der Türken. Erſter Feldherr
Dem wir alle folgen, ſey uns Milos.
Er iſt tapfer nach dem Rufe aller,
Vor ihm zittern Servier und Türken.
Er ſey erſter Feldherr, nach ihm folge
Buko Brankowich, nach ihm der Zweite.

Hoher Zorn ſtieg auf in Buko's Seele:
Denn ſein Herz, es haßt den tapfern Milos.
Auf die Seite ziehet er Lazaro,
Redet leiſe zu ihm: „Lieber Vater,
Weiſſeſt nicht, daß du dein Heer zum Tode
Haſt verſammlet: Milos wirds verrathen.
Er iſt für die Türken; im Geheimen
Würkt er treulos immer auf ihr Beſtes.“

Tief verſtummt Lazaro, ſitzet ſchweigend
In Gedanken. Und beim Abendmale

Da ringsum die Führer alle ſaſſen,
Faßt er mit der Hand den goldnen Becher,
Und ſpricht weinend alſo: Trinken will ich
Nicht des Czars Geſundheit, nicht des Kaiſers;
Meines undankbaren Schwiegerſohnes
Milos, der mich zu verrathen denket. — —

Milos ſchwur ihm bei dem höchſten Gotte,
Daß Verrath ihm nie ins Herz gekommen,
Sprang voll Schmerz auf ſeine tapfern Füſſe,
Barg ſich ein in ſeine weiſſe Zelte,
Und vergoß da einen Strom von Thränen
Bis um Mitternacht. Da hob er auf ſich,
Rief zu Hülfe ſich den Gott vom Himmel.

Morgen graute und der Stern des Morgens
Zeigt ſein helles Antliz. Da legt Milos
Rüſtung an ſein Pferd und zu den Türken!
Spricht zu Sultans Wache: „führet ſchnell mich
In das Zelt von eurem Czar; ich komme,
Ihm das Heer von Servien und den König
Lebend in die Hand zu geben.„

Und es
Glaubete die Wache Milos Worten,
Führte ihn zum Sultan. Milos beuget
Seine Knie auf die ſchwarze Erde,
Küßt dem Czar die Rechte und den Mantel;
Und ein Meſſer hatt' er fertig, ſtach es
Amurath in ſeine Bruſt. Der Stich ging
Ihm ins Herz. Er zieht den Säbel, wütet
Schrecklich unter Bacha's und Viſiren.

Aber endlich ward das Glück ihm unhold,
Fiel zerhackt in tauſend Stücke nieder,
Ueber ſeinen Säbel. Habe deſſen
Rechten Lohn dir, Buko du Verläumder!

9.

Duſle und Babele.

Ein Schweizerliedchen.

Es hätt' e' Buur e' Töchterli,
Mit Name hieß es Babeli,
Es hätt' e' paar Zöpfle, ſie ſind wie Gold,
Drum iſt ihm auch der Duſle hold.

Der Duſle lief dem Vater na':
„O Vater, wollt ihr mir 's Babele lahn?„
„Das Babele iſt noch viel zu klein;
Es ſchläft dies Jahr noch wohl allein.„

Der Duſle lief in einer Stund',
Lief abe bis gen Solothurn,
Er lief die Stadt wohl uf und ab,
Bis er zum oberſten Hauptmann kam:

„O Hauptmann, lieber Hauptmann mi',
J' will mi' dingen in Flandern 'ni'!„
Der Hauptmann zog die Seckelſchnur,
Gab dem Duſle drey Thaler drus.

Der Duſle lief wohl wieder heim,
Heim zu ſ'in'm liebe Babelein:
„O Babele, liebes Babele mi',
Jezt hab i' mi' dungen in Flandern 'ni'!„

Das Babele lief wohl hinters Huus,
Es grient ihm ſchier ſin' Aeugele uus:
„O Babele, thu doch nit ſo ſehr,
J' will ja wieder kommen zu dir!

Und komm i' übers Jahr nit heim,
So will i' dir ſchreiben e' Brieſelein,
Darinnen ſoll geſchrieben ſtahn:
J' will min Babele nit verlahn!„

10.

O Weh, o Weh.

Schottiſch.

O weh! o weh, hinab ins Thal,
Und weh, und weh den Berg hinan!
Und weh, weh, jenen Hügel dort,
Wo er und ich zuſammen kam!
Ich lehnt' mich an ein'n Eichenſtamm,
Und glaubt', ein treuer Baum es ſey,
Der Stamm gab nach, der Aſt, der brach;
So mein Treulieb' iſt ohne Treu.

O weh, weh, wann die Lieb iſt wonnig
Ein' Weile nur, weil ſie iſt neu!
Wird ſie erſt alt, ſo wird ſie kalt,
Und iſt wie Morgenthau vorbei.

O wofür kämm' ich nun mein Haar?
Od'r wofür ſchmück' ich nun mein Haupt?
Mein Lieb hat mich verlaſſen,
Hat mir ſein Herz geraubt!

Nun Arthurs-Sitz *) ſoll ſeyn mein Bett,
Kein Kiſſen mehr mir Ruhe ſeyn!
Sankt Antons-Brunn ſoll ſeyn mein Trank,
Seit mein Treulieb iſt nicht mehr mein!
Martinmeßwind, wann willt du wehn,
Und wehen's Laub von'n Bäumen her?
Und, lieber Tod, wann willt du komm'n?
Denn ach! mein Leben iſt mir ſchwer.

'S iſt nicht der Froſt, der grauſam ſticht,
Noch wehnden Schnees Unfreundlichkeit,
'S iſt nicht die Kält', die macht mich ſchreyn,
'S iſt ſeine kalte Härtigkeit.

---

*) Ein romantiſcher Hügel in Schottland.

Ach, als wir kam'n in Glasgowſtadt,
Wie wurden wir da angeſchaut!
Mein Bräutigam gekleid't in Blau,
Und ich in Roſenroth, die Braut.

Hätt' ich gewußt, bevor ich küßt',
Daß Liebe bringet den Gewinn,
Hätt' eingeſchloſſ'n in Goldenſchrein
Mein Herz, und 's feſt verſiegelt drinn.
O! o, wär nur mein Knäblein da,
Und ſäß auf ſeiner Amme Knie,
Und ich wär todt, und wär hinweg,
Denn was ich war, werd' ich doch nie!

11.

Wend', o wende dieſen Blick.

Aus Shakeſpear.

Wend', o wende dieſen Blick,
Dem Aurora dämmert nur!
Und die Lippe zeuch zurück,
Voll ſo ſüſſem falſchen Schwur;
Meine Treu nur, hier, ach! hier
Veſtgeküßt, gib wieder mir!

Hüll, o hüll den Buſen zart,
Wo auf Hügeln Schnee und kalt
Knöſpchen blühn — ach! jener Art,
Wie April ſie niederwallt.
Armes Herz! in Eiſes Schoos
Liegt es hier; ach, gib es los!

12.

Morgengeſang.

Aus Shakeſpear.

Horch, horch die Lerch' am Himm'lsthor ſingt;
Die liebe Sonn wacht auf!
Von allen Blumenkelchen trinkt
Sie ſchon ihr Opfer auf.
Das Hochzeitknöſpchen freundlich winkt
Und thut ſein' Aeuglein auf;
Was hold und lieb iſt, lieblich blinkt,
Auf, ſchönes Kind, wach auf,
Wach auf, wach auf!

13.

Einige Zauberlieder.

Aus Shakeſpears Sturm.

(Der Sturm hat das Schiff zertrümmert: nach Anſicht aller untergegangen: der entkommene Prinz Ferdinand iſt am Ufer: Ariel läßt ſich unſichtbar ſingend und ſpielend hören:)

Komm hinan den gelben Sand,
Dann wechsle Hand!
Haſt geknickt du und geküßt,
Sanft die Woge iſt:
Wandl' umher und komm hervor!
Geiſterchen, ihr ſingt im Chor:

Chor der Geiſter zerſtreut.

Horch, horch, Wau — Wau!
Der Wachhund bellt — Wau — Wau!

Ariel.

Horch, horch, ich hör'
Der Hahn krähe; munter krähet er:
Kiki!

Ferdinand.

Wo ſollte die Muſik doch ſeyn? in der Luft?
auf Erden? — Und ſie ſchweigt! Gewiß ſie dient
ein'm Gotte dieſer Inſel. Ich ſaß da,
auf einer Sandbank, weinete ins Meer
zum König, mein'm ertrunknen Vater — da
ſchlich auf dem Waſſer ſie heran, mir bei,
und Meeres Wut, und Toben meiner Bruſt
ward ſtille mit dem ſüßen Sang. Da
zog ſie mich fort, ich mußte folgen, und
nun ſchweigt ſie! — nun beginnt ſie wieder: —

Ariel (ſingt).

Fünf Faden tief der Vater dein
Liegt; ſein Auge Perle wird.

Zu Korallen ſein Gebein
Liegt im Meeresgrund' erſtarret;
Unverſehret, reich und ſchön
Iſt er verwandelt da zu ſehn.
Stund' auf Stunde läuten ihm
Nymphen die Todtenglock' — ich hör ſie —
Bim!

Chor.

Bim! Bim!

Ferdinand.

Es denkt an mein'n ertrunknen Vater. Nein,
das iſt nicht Menſchenwerk, kein Erdenton! —
Nun hör' ichs droben mir —

Proſpero.

Zieh, Tochter, auf
die weinend zugezognen Augenlieder!
Was ſiehſt du dort?

Miranda.

Was iſts? ein Geiſt?
Gott, wie blickts vor ſich hin! o glaubt mir,
Herr,
es iſt ein ſchönes Weſen — Ab'r ein Geiſt! —

Proſpero.

Nein, Kind, es iſſt und ſchläft und hat ſo Sinne
wie wir, grad ſo. Der Art'ge, den du ſiehſt,
war auch im Schifbruch, und hätt' ihm nicht Gram,
(Gram iſt der Krebs der Schönheit) ſeine Wange
gebleicht, du könnteſt ſchön ihn nennen. Er hat
verloren ſeine Kammeraden und ſucht ſie. —

Miranda.

Ich möcht' ihn göttlich nennen: denn fürwahr,
nichts ſah ich in der Natur ſo Edles.

Proſpero.

Wohl!
Das geht, wie ichs anlegte. — (zu Ariel) Feiner
Geiſt,
dafür ſollſt du auch in zwei Tagen frei ſeyn.

Ferdinand (erblickt Miranda)

Gewiß die Göttin dieſer Inſel, die
die Muſik ankündigte. Erlaube — du —
darf ichs erflehn zu wiſſen — wohneſt du
auf dieſer Inſel, und wie ſoll ich mich
verhalten hier? — und meine Erſte Frage
bring' ich zuletzt hervor: o Wunder! Du!
Biſt du geſchaffen, oder nicht?

Miranda.

Kein Wunder!
Ein Mädchen bin ich, Herr.

Ferdinand.

Gott! meine Sprache!
ich bin der Glücklichſte, der je ſie ſprach. u. ſ.

Proſpero (bei der Aufführung)

Einſt war ich Mailand. Hurtig, lieber Geiſt,
und du ſollſt frei ſeyn!

Ariel kleidet ihn an und ſingt:
Wo die Biene ſaugt, ſaug' ich,
Lag' im Schlüſſelblümchen mich,
Schlürf hinein, wenn die Eulen ſchreyn,
Flatt'r' auf Fled'rmausſchwingen fein.
Immer im Frühling, frölich,
Frölich, o frölich kann ich nun leb'n,
Unter den Blüthen der Zweige ſchweb'n.

— — Mein wackrer Ariel! Ich werd' dich
miſſen,
Doch ſollt du frei ſeyn u. ſ. f.

14.

Elvershöh.

Ein Zauberlied.

Däniſch.

Ich legte mein Haupt auf Elvershöh,
Mein' Augen begannen zu ſinken,
Da kamen gegangen zwo Jungfraun ſchön,
Die thäten mir lieblich winken.

Die Eine, ſie ſtrich mein weiſſes Kinn,
Die zweite liſpelt ins Ohr mir:
Steh auf, du muntrer Jüngling! auf!
Erheb', erhebe den Tanz hier!

Steh auf, du muntrer Jüngling, auf!
Erheb', erhebe den Tanz hier!
Meine Jungfraun ſoll'n dir Lieder ſingen,
Die ſchönſten Lieder zu hören.

Die Eine begann zu ſingen ein Lied,
Die Schönſte aller Schönen;
Der brauſende Strom, er floß nicht mehr,
Und horcht den ſüßen Tönen.

Der brauſende Strom, er floß nicht mehr,
Stand ſtill und horchte fühlend,
Die Fiſchlein ſchwammen in heller Fluth,
Mit ihren Feinden ſpielend.

Die Fiſchlein all' in heller Fluth,
Sie ſcherzten auf und nieder,
Die Vöglein all' im grünen Wald,
Sie hüpften, zirpten Lieder.

„Hör an, du muntrer Jüngling, hör an,
Willſt du hier bei uns bleiben?
Wir wollen dich lehren das Runenbuch,
Und Zaubereien ſchreiben.

Ich will dich lehren, den wilden Bär
Zu binden mit Wort und Zeichen;
Der Drache, der ruht auf rothem Gold,
Soll ſchnell dir fliehn und weichen."

Sie tanzten hin, ſie tanzten her;
Zu buhlen ihr Herz begehrt.
Der muntre Jüngling, er ſaß da,
Geſtützt auf ſein Schwert.

„Hör an, du muntrer Jüngling, hör an:
Willt du nicht mit uns ſprechen,
So reiſſen wir dir, mit Meſſer und Schwert,
Das Herz aus, uns zu rächen."

Und da mein gutes, gutes Glück!
Der Hahn fing an zu kräh'n.
Ich wär ſonſt blieb'n auf Elvershöh,
Bei Elvers Jungfraun ſchön.

Drum rath ich jedem Jüngling,
Der zieht nach Hofe ſein,
Er ſeze ſich nicht auf Elvers Höh,
Allda zu ſchlummern ein.

15.

Zaubergeſpräch Angantyrs und Hervors.

Skaldiſch.

Hervor.

Erwach', Angantyr!
Es weckt dich Hervor,
Einige Tochter
Deiner Svaſu;
Gib mir aus der Gruft
Das harte Schwert,
Das Swaſurlama
Die Zwerge machten!

Hervardur! Hiovardur!
Hrani und Angantyr!
Ich weck' euch alle
Unter Baumes Wurzel,
Mit Helm und Panzer,

Und ſcharfem Schwert,
Mit Schild und Waffen
Und blutgem Speer! — —

Sind alle denn worden
Andgryms Söhne,
Die Gefahrenfrolocker,
Nun Aſch' und Staub? — — —
Will keiner der Söhne
Eivors mir ſprechen
Aus dem Todtenhain? — — —

Hervardur, Hiovardur!
So ſeyd denn alle
In euren Rippen
Wie aufgehangen
Zum Würmer Fraß!
Oder gebt mir's Schwert,
Was Zwerg' und Geiſter
Zuſammen geſchmiedet,
Und den koſtbarn Gurt — — —

Angantyr.

Hervor, Tochter,
Wie rufſt du ſo?
Voll Zauberſtäbe,
Todte zu wecken!
Tolle Ruferin,
Wütig pochend
Dir ſelbſt zum Weh!
Mich hat nicht Vater,
Nicht Freund begraben.
Zwei nahmen den Tyrfing,
Die nach mir lebten,
Und Einer hat ihn noch.

Hervor.

Sprichſt nicht wahr!
So wahr dich Odin
In der Gruft hier hat.
Haſt dus Schwert,
Vater Angantyr!
Und ſoll's nicht erben
Dein Einig Kind?

Angantyr.

Ich ſage dir, Hervor,
Was kommen wird!
Der Tyrfing mordet
(Kannſt mir's glauben!)
Dein ganz Geſchlecht! —
Doch ſprechen die Todten:
Ein Sohn nach dir
Soll haben den Tyrfing,
Und König ſeyn!

Hervor.

Ich zaubr', ich zaubr'
Euch Unruh zu!
Keiner der Todten
Soll raſten und ruhn,
Bis mir Angantyr
Den Tyrfing ſende,
Den Eiſenſpalter,
Der Helme Tod!

Agantyr.

Männliche Dirne,
Die alſo pocht!
Wandert um Gräbern
In Mitternacht,
Mit Zauberſpeeren
Und Helm und Panzer,
Vor der Todtenhall'.

Hervor.

Ich hielt dich edel
Und wackern Mann,
Da ich ausging ſuchen
Der Todten Hall!
Gib mir aus der Gruft
Das Zwergegeſchenk,
Den Panzerzerſtörer!
Er taugt dir nichts.

Angantyr.

Mir unter den Schultern
Liegt das Schwert,

Der Helme Mörder!
Brennt voll Feuer!
Kein Weib auf Erden,
Die's dürfte wagen,
Dies Schwert zu faſſen —

Hervor.

Ich aber faſſ' es
Und halt's in Händen,
Das ſcharfe Schwert,
Erhalt ichs nur.
Ich kanns nicht wähnen,
Daß Feuer brenne,
Das um die Geſichte
Der Todten ſpielt!

Angantyr.

Wütige Hervor,
Du pocheſt toll;
Doch eh im Nu
Dich Flammen ergreifen,

Will ich dir reichen
Aus meinem Grabe,
Dirne! das Schwert,
Und bergen dir's nicht.

Hervor.

Wohl, o Vater,
Du Heldenſohn!
Du willſt mir reichen
Aus deinem Grabe,
König, das Schwert,
Mir ſchöner Geſchenk,
Als jezt zu erben
Norwegen ganz!

Angantyr.

Lügnerin, weiſt nicht,
Weß du dich freuſt.
Glaube mirs, Tochter,
Der Tyrfing mordet
All dein Geſchlechte! —

Hervor.

Ich muß zurück
Zu den Meinen gehn;
Ich mag nicht länger
Länger hier ſtehn.
Was kümmerts mich,
O König Freund,
Was meine Söhne
Nach mir beginnen?

Angantyr.

So nimm's und hab's,
Der Helme Feind!
Hab's lang und brauch's!
Berühre die Schneiden.
In beiden iſt Gift.
Ein grauſer Würger
Der Menſchenſöhne!

Hervor.

Ich nehm's, und halte
Das Schwert in Händen,
Scharfes Schwert!
Geſchenk vom Vater! —
Erſchlagner Vater,
Ich fürchte nicht,
Was meine Söhne
Nach mir beginnen.

Angantyr.

Leb wohl denn, Tochter!
Ich gab dir's Schwert,
Zwölf Männer Tod,
Wenn treu du's faſſeſt
Mit Muth und Macht.
Es iſt all das Gut,
Was Andgrims Söhne
Hinter ſich lieſſen. —

Hervor.

So wohnet denn Alle
In euren Gräbern
In guter Ruh!
Ich muß von hier,
Muß von hier eilen;
Mich dünkt, ich ſtehe,
Wo ringsum um mich
Feuer brennet. — — —

16.

König Hako's Todesgeſang.

Skaldiſch.

Gaundul und Skogul *)
Sandte Gott Thor,
Zu kieſen einen König
Aus Ynguas Stamm,
Der ſollt zum Odin
Fahren hinauf,
Zu wohnen in Wallhall!

Biärners Bruder
Fanden ſie, ſich
In Panzer kleiden;
Der edle König,
Er eilt ins Feld,
Wo Feinde gefallen,
Und Schwerter noch klungen
Im Beginn der Schlacht.

*) Die Todtenwählerinnen, Valkyriur. Nordiſche Parzen.

Er rief Halevaer,
Er rief Halmevaer,
Der Heldentödter,
Und zog hinan.
Normannen Heere
Waren um ihn.
Der Jüten Verödder
Stand unter Helm.

Der Mühlſteinſpalter *)
In Königs Hand,
Als ſpaltet' er Waſſer,
Spaltet er Erz!
Die Spizen flieſſen,
Die Schilde brachen!
Auf Männerſchädeln
Erklang der Stahl!

Tyrs und Baugas
Schwerter ſprangen

---

*) Schwert mit dem Beinamen.

Auf den harten Schädeln
Der Normannsfechter.
Die Schlacht ergoß ſich,
Die Schilde brachen
Von der Hand der Helden,
Oder wurden blutroth.

Blize flammten
In blutende Wunden;
Schilde bargen
Der Männer Leben;
Von fallenden Leibern
Tönt das Land;
„An Storda's Ufer
Blutmeer floß.

Blutige Wunden
Und Schwertwolkhimmel *)
Floſſen in Eins!
Als gält's um Ringe,
Spielten ſie Schlacht.

*) Schilde.

Im Windſturm Odins
Blutſtrom floß.
Männer ſtürzten
Vor'm ſtrömenden Schwert.

Die Könige ſaſſen
Mit Schwertern umzogen,
Schilde zerbrochen,
Panzer durchbohrt.
Noch aber dachte
Nicht das Heer
Nach Walhalla zu wandern — —

Gaundul ſprach
Geſtüzt aufs Schwert:
„Groß wird jezt werden
Der Götter Verſammlung.
Sie haben den König
Zum Mahle geladen,
Und all ſein Heer!„

Der König hört
Der Wählerinnen,
Der ſchönen Jungfraun
Auf hohen Roſſen,
Schickſalswort!
Nachſinnend ſtanden
Im Helme ſie da:
Sie ſtanden gelehnet
Auf Schwertes Schaft!

„Was theil'ſt, ſprach Hako,
Du Schwertegöttin,
Die Schlacht alſo?
Sind wir von Göttern
Des Siegs nicht werth?"
„Wir ſind's, ſprach Skogul,
Die Sieg dir bringen!
Soll'ſt Feld behalten,
Und die Feinde fliehn.

Wohl auf nun reiten,
Zuſammen reiten
Ueber grüne Haiden,
Der Götter Welt,
Dem Odin ſagen,
Ein Volksgebieter
Zu ſchau'n ihn kommt
Und mit ihm wohnen!" —

„Hermoder und Braga,
Sprach Odin, geht
Dem König' entgegen!
Es kommt ein König,
Ein Held im Ruhme
Zu unſrer Hall!"

Der König ſprach
(Aus der Schlacht gekehrt
Trof er von Blut),
Sprach: „unhold ſcheint

Gott Odin uns!
Unſern Beginnen
Lächelt er nicht!„

„Solle mit den Helden
Dich in Walhalla
In Friede freun;
Solle mit den Göttern
Da trinken Oel.
Haſt droben ſchon
Alte Heldenbrüder,
Die harren deiner
O Fürſtenfeind!„
Braga ſprachs.

„Wir aber wollen
Die Waffen bewahren;
Helm und Panzer
Bewahren, iſt gut!
Das Schwert bewahren
Nüzet oft viel.„

So ſprach der König!
Und ward nun kund,
Wie heilig der Gute
Die Götter geehrt;
Die Götter alle
Willkommen ihn hieſſen,
Den guten König,
Und ſtanden auf!

Am Glückestage
Iſt der gebohren,
Der das erwirbt!
Der Ruhm wird bleiben
Von ſeiner Zeit,
Von ſeinem Herrſchen,
Und werden Geſang!

Eh wird Wolf Fenris
(Die Ketten zerriſſen)
Menſchen würgen,

Eh ſolch ein König
Wird wieder füllen
Die öde Spur.

Es ſterben Heerden,
Es ſterben Freunde,
Das Land wird wüſte,
Seit König Hako
Bei den Göttern wohnt.
Und viele Menſchen
Trauren um ihn.

17.

Morgengeſang im Kriege.

Skaldiſch.

Tag bricht an!
Es kräht der Hahn,
Schwingt's Gefieder;
Auf, ihr Brüder!
Iſt Zeit zur Schlacht!
Erwacht, erwacht!

Unverdroſſen
Der Unſern Führer!
Des hohen Adils
Kampfgenoſſen,
Erwacht, erwacht!

Har mit der Fauſt hart.
Rolf, der Schütze,
Männer im Blitze,
Die nimmer fliehn !
Zum Weingelage,
Zum Weibsgekoſe
Weck ich euch nicht;
Zu harter Schlacht
Erwacht, erwacht!

18.

Schlachtgeſang

Deutſch.

Kein ſel'ger Tod iſt in der Welt,
Als wer vor'm Feind' erſchlagen,
Auf grüner Haid' im freien Feld
Darf nicht hör'n groß Wehklagen,
Im engen Bett, da ein'r allein
Muß an den Todesreihen,
Hie aber findt er Geſellſchaft fein,
Fall'n mit, wie Kräuter im Mayen.
Ich ſag ohn' Spott,
Kein ſelig'r Tod
Iſt in der Welt,
Als ſo man fällt,
Auf grüner Haid,
Ohn Klag und Leid!

M

Mit Trommeln Klang
Und Pfeiffen G'ſang,
Wird man begraben,
Davon thut haben
Unſterblichen Ruhm.
Mancher Held fromm,
Hat zugeſetzt Leib und Blute
Dem Vaterland zu gute.

19.

Gaſul und Lindaraja.

Spaniſch.

Durch die Straſſe zu Sankt Lucar
Kommt heran der tapfre Gaſul,
Prächtig, köſtlich geſchmückt in weiſſer,
Violet und grüner Farbe.

Muthig will er ab jezt reiſen
Zum Turnierfeſt, das in Gelves
Der Alcalde gibt zur Feier,
Als ein Friedensfeſt des Landes.

Er liebt eine Benceraja,
Ueberbliebne jener Helden,
Die die Zegris und Gomeles
Einſt verriethen in Granada.

Sie zum Abſchied noch zu ſprechen,
Wendet er wohl tauſendmale
Auf und ab, dringt mit den Augen
Durch die glücklichlieben Wände.

Endlich, nach der Jahreslangen
Stunde ſeiner raſchen Hoffnung,
Tritt hervor ſie auf den Balcon,
Seine lange Stunde kürzend.

Er hält an ſein Roß, und läßt es,
Da ihm aufgeht ſeine Sonne,
Niederknien in ſeinem Namen,
Und vor ihr die Erde küſſen.

Mit geſtörter Stimme ſpricht er:
„Schönſte, nun kann meiner Reiſe
Trauriges auch nichts bedauren,
Da ich deinen ſüſſen Blick ſeh.

Pflichten nur und Anverwandte
Ziehn dorthin mich, ohne Seele.
Mein Andenken bleibt zurück dir,
Ob du auch an mich noch denkeſt?

Schönſte, gib mir denn ein Denkmaal,
Nicht, daß es mich dein erinnre,
Nur, daß es mit dir mich ſchmücke,
Schüze, leit' und mache muthig."

Aber Lindaraja brennet,
Eiferſüchtig bis zum Tode,
Daß in Gerez eine Zaida,
Neben ihr ſie Gazul liebe.

Daß er in den Tod ſie liebe,
Hat erfahren Lindaraja,
Und antwortet Gazul alſo:

Wenn ſiehſt den Turnier jetzt fügen.
Wie es meine Bruſt dir wünſchet
Und wie deine es verdienet,
So wirſt du, ſo ſchön wie immer,
Noch ſiegend nicht wiederkehren,
Nicht vor Augen, die dich lieben,
Nicht vor Augen, die dich abſcheun.

Ja gefall's dem großen Alla,
Daß im Spiele deine Feinde
Auf dich ziehn gewandte Lanzen,
Und du falleſt, wie du ſiegſt;

Und daß, unſerm Oberkleide,
Trauerpomp ſie beſchädigen,
Daß, wenn du nach Rache dürſteſt,
Du ſie ſuchſt und doch nicht findeſt.

Deine Freunde dich verlaſſen,
Deine Feinde dich zertreten,
Da auf ihren Schultern [illegible].
Wie du für die Dame eintratſt.

Und daß, ſtatt dich zu beweinen,
Die du liebſt und die du ſchätzeſt,
Beide dir mit Flüchen fluchen,
Und ſich freuen deines Todes.„

Gazul meinet, daß ſie ſcherze,
(Wie die Unſchuld pflegt zu meinen)
Hebt empor ſich in den Bügeln,
Ihre ſchöne Hand zu küſſen.

„Schöner, o Sennora, ſpricht er,
Iſt der Mohr, der mich verklaget,
Auf ihn alle dieſe Flüche,
Ihm zu lohnen, mich zu rächen!

Meine Seele haſſet Zaida,
Reuig, daß ich je ſie liebte;
Fluch auf alle jene Jahre!
Da ich ihr (mein Unglück!) diente.

Sie hat mich um einen Mohren,
Reich an armem Gut, verlaſſen.. —
Da das Lindaraja höret,
Kann ſie es nicht länger ausſtehn,

Und in ſelbem Augenblicke
Kommt der Page mit den Roſſen,
Führet ſie, geſchmückt mit Federn
Und mit anderm Schmuck des Feſtes;

Aber Gazul faßt die Lanze,
Faßt ſie mit ſtarker Rechte,
Splittert ſie in tauſend Stücke
Gegen die geliebten Wände.

Und befiehlt, daß ſeinen Roſſen
Gleich der Schmuck gewechſelt werde,
Statt der grünen Federn falbe,
Falb' hineinzuziehn nach Gelves.

20.

Gazul und Zaida.

Spaniſch.

Reich gezieret mit Geſchenken
Seiner ſchönen Lindaraja
Reiſet ab der tapfre Gazul,
Geht nach Gelves zum Turniere.

Mit ſich führet er vier Pferde,
Reich bedeckt mit goldnen Decken,
Wo ſich tauſendmal der Name
Benceraja ſchlingt in Golde.

Violet und weiß und blaulich
Sind des Mohren Reuterkleider;
Gleichgefärbt die Federbüſche
Und die Vorderkleider röthlich.

Alles köſtlich theures Stickwerk
Feinen Goldes, feinen Silbers;
Gold geſezt aufs Blaue,
Auf das Rothe Silberſchmelzen.

Und ſein Sinnbild war ein Wilder
Mitten da auf ſeiner Tartſche,
Der zerreiſſet einen Löwen,
Und dabei die Ehreninſchrift,

Die die edlen Bencerajen,
Sie die Blüthe von Granada,
Alle wußten, jeder kannte,
Jeder ehrete und liebte.

Die nun führet der tapfre Gazul
Auch aus Liebe ſeiner Dame,
Die auch eine Benceraja
Jezt er über alles liebet.

So gerüſtet trat der tapfre
Gazul auf den Plaz von Gelves,
Führet einen Zug von dreißig,
Alle gleich und ſchön gekleidet.

Wer ſie ſchauet, der bewundert,
Alle führen gleiches Sinnbild,
Gleiche Inſchrift, nur der Eine
Gazul führet die Seine ſonders.

Unterm Schall der hellen Zinken
Fänget an das Lanzenwerfen,
Wird ſo warm und ſo verwirret,
Daß es eine Schlacht erſcheinet.

Aber Gazuls tapfre Rotte
Trägt in allem Dank und Ehre,
Keine Lanze ſchleudert Gazul,
Die nicht eine Tartſche treffe.

Von Balconen und von Fenſtern
Schauen zu die Mohrendamen.
Unter ihnen auch die ſchöne
Mohrin Zaida, die aus Xeres;

Aber jezo falb gekleidet,
Falb um ihrer Trauer willen:
Denn ihr hat der tapfre Gazul
Ihren Bräutigam getödtet.

Wohl erkennt ſie ihren Gazul,
Kennet ihn am Wurf der Lanze,
Denket an verfloßne Zeiten,
Da einſt Gazul ihr noch diente,

Und ſie ihn ſo übel anſah,
So undankbar ſeinem Dienſte!
Und je ſtärker er ſie liebte,
Immer nur noch undankbarer.

Dieſes kränkt ſie jezt im Herzen
Schmerzlich, ſinkt in Ohnmacht nieder;
Endlich da ſie wieder zu ſich
Kommet, ſpricht ihr Mädchen alſo:

„Edles Fräulein, was, was iſt dir?
Was bedeutet dieſe Ohnmacht?“
Zaida mit gebrochner Stimme
Krank und traurig ihr erwiedert:

Kennſt du denn nicht jenen Mohren,
Der jezt eben ſeine Lanze
Hebet? Gazul iſt ſein Name,
Und ſein Ruhm iſt allenthalben.

Sechs Jahr hat er mir gedienet,
Und ich lohnt ihn ſo undankbar.
Meinen Bräutgam mir getödtet,
Und auch das hab ich verſchuldet.

Und ich lieb' ihn mit dem Allen,
Halt ihn tief in meiner Seele.
Glücklich, als er mich noch liebte,
Aber jezt bin ich ihm nichts mehr.

Er liebt eine Bencerraja,
Und ich lebe ihm verachtet. —
Alſo klagte ſie indeſſen
Ging das Spiel und Feſt zu Ende.

21.

Der Brautkranz.

Spaniſch.

Voll von Ruhm und Siegeszeichen,
Mehr als Mars es je geweſen,
War der edle tapfre Gazul
Nun aus Gelves heimgekehret.

Wohl empfing ihn in Sankt Lucar
Lindaraza, ſeine Dame,
Die ihn o wie zärtlich liebet,
Und nicht minder liebt er ſie.

Beide nun allein zuſammen
In des Blumengartens Blüthe,
Wechſeln ſie der Liebe Pfänder,
Jedes fühlet, wen es liebt.

Lindaraja hat aus zarter
Neigung einen Kranz geflochten,
Schön von Nelken und von Roſen,
Un von auserwählten Würzen.

Hat ihn rings umſteckt mit Veilchen
Die die Blümlein ſind der Liebe,
Und ſo ſezt ſie ihrem Gazul
Auf das Haupt den Kranz und rühmet:

„Nimmer war doch Ganymedes
Schön wie du von Angeſichte,
Wenn dich Jupiter jezt ſähe,
Führet' er dich mit ſich fort.„

Gazul freudig ſie umarmend
Spricht mit Lachen: „meine Liebe,
Schön wie du war wahrlich jene
Griechin nicht, die Paris raubte.

Um die Troja ging verlohren,
Um die Alles ſtand in Flammen :
Schön, wie du, war jene nimmer,
Du die Siegerin des Amors.„

„Wenn ich denn ſo ſchön dir ſcheine,
Gazul, laß uns uns vermählen!
Haſt mir ja dein Wort gegeben,
Mein Gemahl zu werden, Gazul.„

Wohl, o wohl, ſpricht Gazul, laß uns!
Denn dabei bin ich Gewinner.
Und ſo feiren ſie mit Freude
Hochzeitfeſt und werden Chriſten.

22.

König Eſthmer

ein altes Mährchen.

Engliſch.

Horcht mir zu, ihr lieben Leut,
Neigt euer Ohr mir dar,
Ich ſing euch von ein'm Bruder Paar,
Als je nur Eines war.

Der Eine von ihnen hieß Adler jung,
Der Andre König Eſthmer.
Sie waren ſo wackre Männer in Thaten
Als immer nah und ferne.

Und als ſie trunken einſt Bier und Wein
In König Eſthmers Hallen:
„Wann wollt ihr nehmen ein Weib euch, Bruder,
Ein Weib zur Freud uns allen?„

Denn beſprach's König Eſthmer,
Antwort't ihm haſtiglich:
„Ich weiß kein Maid in allem Land,
Die wär ein Weib für mich.„

„König Adland hat eine Tochter, Bruder,
Jeder nennt ſie fein und ſchön;
Wär ich hier König an Eurer Statt,
Die Dam' wär Königin.„

Sprach: „rath mir, rath mir, lieber Bruder,
Durch's luſt'ge Engelland
Wo ſollen wir einen Boten finden,
Der zwiſchen uns ſey zur Hand.„

Sprach: „Ihr müſt reiten ſelbſt, mein Bruder;
Ich will euch kompaneyn.
Wohl mancher iſt durch Boten betrogen;
Ich fürcht', auch ihr möcht's ſeyn.„

Und alſo putzten ſie ſich zu reiten,
Geputzt war beider Roß;
Und als ſie kamen zu Adlands Hallen,
Von Golde glänzt ihr Troß.

Und als ſie kamen zu Adlands Hallen,
Wohl vor das hohe Thor,
Allda ſie fanden König Adland ſelbſt,
Macht ihnen auf das Thor.

„Nun Gott mit Euch, König Adland gut,
Gott mit Euch immer und hier!„
Sprach: „Willkomm, willkomm, König Eſthmer,
Recht herzlich willkomm mir!„

„Ihr habt eine Tochter, ſprach Adler jung,
Jeder nennt ſie fein und ſchön.
Mein Bruder will ſie nehmen zum Weib,
Zu Englands Königin.„

„Und geſtern war um meine Tochter hier
König Bremor aus Spaniens Reich,
Und da nickt ſie ihr Nein ihm zu;
Ich fürcht', ſie thuts auch euch.„

„Der König von Spanien iſt ein garſt'ger Heid,
Und glaubt an Mahomet.
'S wär Jammer um ſolch ein ſchönes Maid,
Daß ſo ein Hund ſie hätt!„

„Aber ſagt mir, (König Eſthmer ſprach's)
Ich bitt euch, ſagt mirs zu,
Daß morgen ich Eure Tochter ſeh,
Eh ich wegreiten thu.„

„Und wärs gleich ſieben und noch mehr Jahr,
Seit ſie war in der Hall,
Es ſoll ſie kommen um Euretwillen,
Zur Freud den Gäſten all.„

Ab denn kam die ſchöne Maid
Mit Jungfraun reicher Zahl,
Wohl halb einhundert Ritter ſtolz
Einleiten ſie zur Hall,
Und noch ſo mancher Edelknab',
Ihn'n aufzuwarten all.

Die Goldſtück' all an ihrem Haupte,
Sie hingen bis zu den Knien,
Und jeder Ring an ihrem Fing'r
Ein heller Demant ſchien

Sprach: „Grüß euch Gott, meine Dame ſchön!„
Sprach: „Grüß euch Gott allhier!„
Sprach: „Willkomm, willkomm, König Eſthmer,
Recht herzlich willkomm mir!

Und liebt ihr mich denn, als ihr ſagt,
So herzlich und ſo treu,
Warum ihr immer nur kommen ſeyd,
Geb Gott, euch glücklich ſey!„

Ein denn, ſprach der Vater theur:
„Meine Tochter, Nein ich ſag!
Bedenk der König von Spanien,
Was der ſprach geſtertag.

Wollt ſtürzen ein mir Schlöſſ'r und Hall'n?
Wollt rauben das Leben mir?
Fürwahr, ich fürcht' des Heiden Grimm,
Wenn ich dies zugeb' dir.„

„Eure Schlöſſer und eure Thürme, Vater,
Sind ſtark und veſt gebaut,
Und darum weiß ich nicht, was Euch
Fürm garſt'gen Heiden graut.

König Eſthmer, gebt mir Euer Wort,
Beym Himmel und rechter Hand,
Daß ihr mich nehmen wollt zum Weib,
Zur Kön'gin in Eur Land.“

König Eſthmer freudig gab ſein Wort,
Beym Himmel und rechter Hand,
Daß er ſie nehmen wollt zum Weib,
Zur Kön'gin in ſein Land.

Nahm Urlaub von der ſchönen Braut,
Zu gehn ſchnell in ſein Reich,
Zu ſuchen Herzog', Ritter und Grafen,
Sie heimzuführen gleich.

Sie hatten geritten eine Meile kaum,
Eine Meile weit hinan,
Als ein thät kommen der Span'ſche König
Mit manchem Kämpfersmann.

Als ein thät kommen der Span'ſche König,
Mit manchem grimmen Baron,
Noch heut zu freyn König Adlands Tochter,
Und morgen zu ziehn davon.

Stracks ſandt ſie König Eſthmer'n nach,
So ſchnell als bitter ihr graut,
Sollt eilig kommen und kämpfen um ſie,
Oder immer aufgeben die Braut.

Ein' Meil' der Edelknabe kam,
Ein' ander Meil' er lief,
Bis er König Eſthmern eingeholt,
Und ſchnell und haſtig rief:

„Zeitung, Zeitung, König Eſthmer!"
„Und was für Zeitung dann?"
„O Zeitung muß ich euch ſagen,
Die euch wohl ſchwer ſeyn kann.

Ihr hattet geritten eine Meile kaum,
Eine Meile weit hinan,
Als ein ſchon kam der Span'ſche König
Mit manchem Kämpfersmann.

Als ein ſchon kam der Span'ſche König
Mit manchem grimmen Baron,
Noch heut zu freyn König Adlands Tochter,
Und morgen zu ziehn davon.

Die Dame ſchön Euch freundlich grüßt,
So ſehr und bitter ihr graut,
Spricht: Ihr müßt kommen und fechten um ſie,
Od'r immer aufgeben die Braut."

Sprach: „rath mir, rath mir, lieber Bruder,
Dein Wort und ich geh's ein,
Wes Weges ſollen wir gehn und fechten?
Gerettet muß ſie ſeyn."

„Nun horcht mir zu, ſprach Adler jung,
Mein Wort und acht es ein,
So will ich gleich euch zeigen den Weg,
Da ſie kann gerettet ſeyn.

Meine Mutter war aus Weſtenland,
Gelehrt in Schreiberei,
Und als ich noch zur Schule ging,
Bracht ſie mir auch was bei.

Da wächſt ein Kraut im Felde hier,
Und wer es kennet, traun,
Der, iſt er weiß wie Milch und Blut,
Wird dadurch ſchwarz und braun.

Und iſt er dunkel, ſchwarz und braun,
Macht's ſchnell ihn weiß und roth,
Und iſt kein Schwert in Engelland,
Das könnt ihm bringen Noth.

Und Ihr ſollt ſeyn ein Harfner, Bruder,
Wie Ein'r aus Norden pflegt,
Und ich will ſeyn eur Singer, Bruder,
Der euch die Harfe trägt.

Und Ihr ſollt ſeyn der beſte Harfner,
Der je die Harfe ſchlug,
Und ich will ſeyn der beſte Singer,
Der je die Harfe trug.

Und ſoll uns aufſtehn auf der Stirn,
Und All's durch Schreiberei,
Daß wir im ganzen Chriſtenthum
Wohl ſind die Kühnſten zwei.„

Und ſo ſie putzten ſich zu reit'n,
Geputzt war beider Roß,
Und als ſie kamen zu Rolands Hall'n,
Von Golde glänzt ihr Troß.

Und als ſie kamen zu Adlands Hall'n
Wohl vor das veſte Thor,
Da fanden ſie einen Pförtner ſtolz,
Der aufthun ſollt das Thor.

Sprach: "Grüß dich Gott, du Pförtner ſtolz!"
Sprach: "Grüß dich Gott allhier!"
"Nun willkomm, ſprach der Pförtner ſtolz,
Von wannen ſeyd denn ihr?"

"Wir ſind zwei Harfner, ſprach Adler jung,
Aus Nordland kommen wir;
Sind angekommen, mit anzuſchaun
Die reiche Hochzeit hier."

Sprach: "Und Eur Farb iſt weiß und roth,
Und Eur' iſt ſchwarz und braun;
König Ehſtmer und ſein Bruder iſt hier,
Will ich anſagen, traun!"

Ab ſie zogen ein'n Ring von Gold,
Ihn legend an Pförtners Arm:
"Wir woll'n nicht dir, du Pförtner ſtolz,
Du uns nicht ſagen Harm!"

Ernſt er anſah König Eſthmer,
Dann ernſt auf ſeinen Ring,
Dann öfnet er ihnen das Gitterthor,
Sonſt thät ers um kein Ding.

König Eſthmer ſchwung ſich ab vom Roß
An Königs Halle hart.
Der Schaum, der ſtand vor Pferds Gebiß,
War wie König Bremors Bart.

Sprach: "Stall dein Roß, du Harfner ſtolz,
Geh, ſtall es in den Stall!
Ein'm ſolchen Harfner es nicht ziemt,
Zu ſtall'n in Königs Hall."

„Ich hab ein'n Jungen, der Harfner ſprach,
Der iſt ſo keck und kühn,
Ich wollt' ich fänd' einmal den Mann,
Der einſt ihn züchtigt' — ihn!„

„Du ſprichſt wohl ſtolz, ſprach der Heiden Kön'g,
Du Harfner hier zu mir:
Da iſt ein Mann, in dieſer Hall,
Der Eins gibt ihm und dir.„

„O laß ihn kommen, der Harfner ſprach,
Ich möcht' ihn gern doch ſehn.
Und wenn er's dieſem gegeben hat,
Soll's über mich ergehn.

Als denn kam der Kämpfersmann,
Und ſchaut ihm ins Geſicht.
Um alles Geld auf aller Welt
Dorft er ſich nahn ihm nicht.

"Und wie nun, Kämpfer? der König ſprach,
Und was kommt dir jezt bei?"
Er ſprach: "Da ſtehts auf ſeiner Stirn,
Und Alles durch Schreiberei!
Um alles Gold auf aller Welt
Ich ihm nicht nahe bei."

König Eſthmer dann die Harfe zog,
Und ſpielt darauf ſo ſüß.
Aufſtarrt die Braut an Königs Seit',
Dem Heiden macht's Verdrieß.

"Halt ein dein' Harf, du Harfner ſtolz,
Halt ein, ich ſag es dir,
Denn ſpielſt du fort, als du beginnſt,
Meine Braut entſpielſt du mir."

Er riß, er riß aufs neu die Harf,
Er ſpielt ſo ſchön und frei;
Die Braut, die ward ſo wohlgemuth,
Lacht Eins und zwei und drei.

"Gib mir dein' Harf', der König ſprach,
Dein' Harf' und Saiten all,
Und ſo viel Goldſtück ſollt du hab'n,
Als ihrer Saiten Zahl."

"Und was wollt ihr thun mit der Harf,
Wenn ich ſie Euch laſſen thät?"
"Meine Braut ſo ſpielen wohlgemuth,
Wenn wir nun gehn zu Bett."

"So laß mir denn deine ſchöne Braut
So prächtig über All',
Und ſo viel Goldſtück ſollt du hab'n,
Als Ring hier in der Hall."

"Und was wollteſt du mit der ſchönen Braut
Wenn ich dir ſie laſſen thät?
Ziemt ſich doch mehr für mich als dich,
Die Schöne führen zu Bett."

Er ſpielt' aufs neu, ſtrich laut und klar,
Und Adler ſang darein:
"O Braut, dein treuer Liebhaber es iſt,
Kein Harfner, der König dein!

O Braut, dein treuer Liebhaber es iſt:
Blick auf, blick auf und ſieh.
Zu retten dich vom garſt'gen Heid,
Sind wir zwei kommen allhie."

Die Braut blickt auf, die Braut ward roth
Blickt auf und ward ſo roth,
Indeß zog Adler ſein ſcharfes Schwert,
Der Sultan, er lag todt.

Auf ſprang'en denn die Kämpfer all,
Schrieen all' in großer Noth:
"Verräther, haſt den König erſchlagen —
Und ſchnell ſollt auch ſeyn todt."

König Eſthmer warf hinweg die Harf,
Ergriff ſein Schwert ſo ſchnell,
Und Eſthmer Er und Adler jung,
Sie fochten, als gegen die Höll.

Und ihre Schwerter trafen ſo
Durch Hülf der Schreiberei,
Daß bald erſchlagen die Kämpfer lagen,
Oder waren nicht mehr dabei.

König Eſthmer nahm die ſchöne Braut,
Führt ſie zum Weibe ſich
Daheim ins luſt'ge Engelland,
Und lebt da fröliglich.

23.

Die erſte Bekanntſchaft.

Litthauiſch.

Tief in Nacht, im Dunkel,
Tief im dicken Walde,
Ferne war mein liebes Mädchen,
Eh ich ſie noch kannte.

Ohne ſie zu kennen,
Ritt ich ungefähr hin,
Sazte mich in'n Winkel,
Hinterm weiſſen Tiſche.

Saß mit vollem Herzen,
Wandt' mich ab und ſchluchzte;
Da, da ſah das liebe Mädchen
Seitwärts auf mich nieder.

Und nun kommt ein Gläschen,
Rundum weiß im Schaume,
Hui! das war für mich ein Leben!
Wem ſey's zugetrunken?

Ihr ſey's zugetrunken!
Ihr, dem friſchen Mädchen!
Vor, wie weit von mir entfernet!
Jezund meine Liebe!

24.

Liedchen der Sehnſucht.

Deutſch.

Der ſüſſe Schlaf, der ſonſt ſtillt alles wohl,
Kann ſtillen nicht mein Herz mit Trauren voll;
Das ſchafft allein, die mich erfreuen ſoll!

Kein' Speiſ' und Trank mir Luſt noch Nahrung geit,
Kein Kurzweil iſt die mir mein Herz erfreut;
Das ſchafft allein, die mir im Herzen leit!

Kein G'ſellſchaft ich nicht mehr beſuchen mag,
Ganz einzig ſiz in Unmuth Nacht und Tag;
Das ſchafft allein, die ich im Herzen trag'!

In Zuverſicht allein gen ihr ich hang',
Und hoff', ſie ſoll mich nicht verlaſſen lang;
Sonſt fiel ich g'wiß ins bittern Todes Zwang.

Drittes Buch.

1.

Der Knabe mit dem Mantel.

Ein Rittermährchen.

Engliſch.

Am dritten Maien
Zu Karliſl kam
Ein art'ger Knabe
Bei Hofe an.

Ein'n Gürtel und Mantel
Der Knabe hatt' an,
Mit Ringen und Spangen
Schön angethan.

Eine Schärpe von Seide
Am Leib' er trug,
Gar artig, höflichen,
Und schön gar klug.

„Gott grüß euch, König Arthur,
Bei deinem Mahl,
Wie auch die gute Königin,
Und Euch ihr Gäſte all!

Ich ſag euch, ihr Herren,
Seyd auf der Hut:
Wer jezt ſein'r Ehr' nicht ſicher iſt,
Dem gehts fürwahr nicht gut'."

Er zog aus der Taſche,
(Was hatt' er drein?)
Er pflückt' heraus ein Mäntelchen
Aus zwo Nußſchalen klein.

Hier hab's, König Arthur,
Hier hab's von mir!
Gib's deiner lieben Königin;
Und wohl bekomm' es ihr!

Es ſteht keiner Frauen,
Die Treu nicht hielt —“
Ha! wie jed'r Ritter in Königs Hall
Stracks auf die Seine ſchielt.

Die Kön'gin Genever
Trat ſtattlich auf;
Der Mantel ward ihr umgethan —
O weh, was folgte drauf!

Kaum hatt' ſie den Mantel,
Als ſich's närriſch begab,
Sie ſtand, als mit der Scheer geſchnitten,
Ringsum geſchnitten ab.

Der Mantel verfärbt ſich,
Der Mantel ward grün,
Ward farbig, ward ſchmutzig:
Gar übel es ſchien.

Jezt war er ſchwärzlich
Jezt war er grau.
„Mein' Treu', ſprach König Arthur,
Mit dir ſtehts nicht genau.“

Ab warf ſie den Mantel
So niedlich und fein,
Und floh, als wie mit Blut begoſſ'n,
In ihre Kamm'r hinein;

Fluchte Weber und Walker,
Der das ihr gemacht,
Fluchte Rach' auf den Jungen,
Der'n Mantel gebracht:

„Lieber im Walde möcht' ich ſeyn
Unter dem grünen Baum,
Als hier ſo beſchimpfet
In Königs Raum!“

Sie ruft ihrer Dame
Zu kommen näher:
„Madam, mit Euch wär's auch nicht recht!
Ich bitt Euch, bleibet hie.

An kam die Dame
Mit kurzem Tritt,
Greif drauf nach dem Mantel —
Wie ging's ihr damit?

Kaum hatt' sie den Mantel,
Als es geschah,
Sie stand ganz Mutterfadennackt
Vor allen Gästen da.

Jeder Herr Ritter,
Der dabei saß,
Wollt' fast sich zerlachen
Bei solchem Spaas.

Ab warf ſie den Mantel
So niedlich und fein,
Und floh, als wie mit Blut begoſſ'n,
Zu ihrer Kammer hinein.

Ein alter Ritter
Hinkt nun heran,
Und weil ſein Glaube nicht bieder war,
Schleicht er zum kleinen Mann;

Bot zwanzig Mark ihm
Blank und baar,
Wollt' frei ihn halten
Die Chriſtmeß gar:
Nur daß ſein Weib im Mäntelchen
Je nur beſtünde klar.

Kaum hatt' ſie den Mantel
Sich angethan,
Hier 'n Lappe, da ein Plunder
Hing närriſch dran.
Die Ritter ziſchten allſammt:
"Nun der wirds übel gahn!"

Ab warf ſie den Mantel
So niedlich und fein,
Und floh, als wie mit Blut begoſſ'n,
In ihre Kamm'r hinein.

Kraddock rief ſein Weibchen,
Ruft's ſanft herein,
Sprach: "Frau, gewinn dies Mäntelchen,
Dies Mäntelchen iſt dein!"

Sprach: "Frau, gewinn das Mäntelchen,
Dies Mäntelchen iſt dein,
Wenn du dich nie vergaßeſt,
Seit dem du wareſt mein."

An hat ſie den Mantel,
Und weh, ach weh!
Er rollt ſich zuſammen
Zum großen Zeh.

Sprach: „garſtiger Mantel,
Beſchäme mich nicht!
Ich will's erzählen,
Woran's gebricht:

Ich küßt' Lord Kraddock
Im grünen Hain,
Ich küßt' einmal Lord Kraddock,
Eh wir noch waren Ein.“

Kaum hatt' ſie gebeichtet,
Die Sünd' bekannt,
Da ſtand der Mantel lobeſam
Ihr nett an und galant.

Er glänzt an Farbe
Wie Gold ſo ſchön.
Jeder Ritter an König Arthurs Hof
Mit Augen thät er's ſehn.

Da ſchrie Frau Genevra:
„Herr König, nein!
Hat die den Mantel?
Das kann nicht ſeyn!

Sieh doch die Dame;
Die brennt ſich rein,
Und ließ wohl funfzehn Männer
In ihre Kammer hinein.

Ließ Pfaffen und Schreiber
Zu ſich herein;
Und ſeht doch, nimmt den Mantel
Und brennt ſich weiß und rein!“

Der Knab' mit dem Mantel
Sprach: "König, ſieh!
Dein Weib ſchändiret;
Züchtige ſie!

Sie iſt ein' Hure,
Bei meiner Treu!
Herr König, in eurer eignen Hall
Seyd ihr ein Hahnenreih!" —

Der kleine Knabe
Zur Thür' ausſah,
Und ſieh! ein groſſes wildes Schwein
War g'rad im Walde da.

Er zog ein Meſſer
Von Holz heraus;
Und wer war ſchneller
Vor Königs Haus?
Bracht' flugs den wilden Schweinskopf
In König Arthurs Haus.

Legt ſtattlich den Schweinskopf
Wohl auf den Tiſch:
"Wohlan, wer nun kein Hahnreih iſt,
Derſelb' trenſchire friſch!„

Das Wort den Herren
Ging übel ein.
Sie puzten und wezten
Ihr Meſſerlein;
Theils lieſſen's fallen,
Und hatten kein'.

Ging ans Trenſchiren,
Ging rings herum;
Die Meſſer, die bogen
Sich ſchändlich um:
Die Spize, die Schneide
Wahr lahm und krumm.

Lord Kraddock hatt' ein Meſſerchen
Von Eiſen und von Stahl;
Er ging an wilden Schweinekopf,
Zerlegt ihn all und all.
Und präſentirt die Schnittchen
Den Herrn in Königs Saal. —

Der Knab' hatt von Golde
Ein ſchönes Horn;
Er ſprach: „Da iſt kein Hahnreih,
Der trinkt aus dieſem Horn!
Er muß ſich beſchütten
Von hinten, oder vorn.„

Die Herren probierten,
Doch gar nicht fein —
Dem kommts auf die Schulter,
Dem kommt's auf's Bein,

Und wer dabei ſein Maul noch braucht.
Fliegts ins Geſicht hinein —
Und kurz und gut, wer Hahnreih war,
War's jezt bei Tagesſchein.

Das Horn gewann Kraddock.
Den Schweinskopf dabei;
Sein Weib gewann das Mäntelchen
Für ihre Ehetreu.
Geb Gott, ihr Herrn und Damen,
Daß euch ſo gut auch ſey!

7.

Das Lied vom Herrn von Falkenſtein

Deutſch

Es reit der Herr von Falkenſtein
Wohl über ein' breite Haide.
Was ſieht er an dem Wege ſtehn?
Ein Maidel mit weiſſem Kleide.

Wohin, wohinaus, du ſchöne Magd?
Was machet ihr hier alleine?
Wollt ihr die Nacht mein Schlafbule ſeyn,
So reitet ihr mit mir heime.

"Mit euch heimreiten, das thu ich nicht,
Kann euch doch nicht erkennen."
"Ich bin der Herr von Falkenſtein,
Und thu mich ſelber nennen."

"Seyd ihr der Herr von Falkenſtein,
Derſelbe edle Herre,
So will ich euch bitten um 'n Gefangenen mein,
Den will ich haben zur Ehe." —

"Den Gefangenen mein, den geb ich dir nicht,
Im Thurn muß er verfaulen!
Zu Falkenſtein ſteht ein tiefer Thurn
Wohl zwiſchen zwo hohen Mauren." —

"Steht zu Falkenſtein ein tiefer Thurn
Wohl zwiſchen zwey hohen Mauren,
So will ich an die Mauren ſtehn,
Und will ihm helfen trauren." —

Sie ging den Thurm wohl um und wieder um:
"Feinslieb, biſt du darinnen?
Und wenn ich dich nicht ſehen kann,
So komm' ich von meinen Sinnen."

Sie ging den Thurm wohl um und wieder um,
Den Thurm wollt ſie aufſchlieſſen:
„Und wenn die Nacht ein Jahr lang wär;
Keine Stund thät mich verdrieſſen!„ —

„Ei, dörft ich ſcharfe Meſſer tragen,
Wie unſers Herrn ſein' Knechte;
So thät mit 'm Herrn von Falkenſtein
Um meinen Herzliebſten fechten!„ —

„Mit einer Jungfrau fecht' ich nicht,
Das wär mir immer ein Schande!
Ich will dir deinen Gefangenen geben;
Zieh mit ihm aus dem Lande!„ —

„Wohl aus dem Land, da zieh ich nicht
Hab' niemand was geſtohlen;
Und wenn ich was hab' liegen lahn,
So darf ich's wiederholen.„

3.

Waldgeſang.

Aus Shakeſpear.

Unter dies Grünlaub-Dach
Wems 'liebt zu folgen nach,
Will ſtimmen ſein Liedlein ein
Ins Chor der Vögelein,
Komm hieher, komm hieher, komm hieher!
'S ſoll wohl ihm ſeyn,
Ohn Ach und Pein,
Nur nicht ohn Wint'r und Wetter.

Achtet er Ruhm nur Stroh,
Will lieg'n im Sonnſchein ſo,
Sich ſuchen Speiſ' und Trank,
Und wie ers find't, ha'n Dank,

Komm hieher, komm hieher, komm hieher!
'S ſoll wohl ihm ſeyn,
Ohn Weh und Pein,
Nur nicht ohn Wint'r und Wetter.

4.

Waldlied.

Aus Shakeſpear.

Stürm, ſtürm, du Winterwind!
Biſt doch, wie's Menſchen ſind,
Kein undankbarer mir!
Dein Zahn beißt grimmig drein;
Doch warum ſollt's nicht ſeyn?
Hab' ich doch nichts mit dir.

Chor.

Heiho, ſingt Heiho, im Grünen hier heilig!
Die Lieb' iſt nur Kurzweil, die Freundſchaft nicht treulich!
Heiho, hier fröhlich, dies Leben iſt ſelig!

Geh durch, du Luſthauch, geh!
Stichſt nimmer doch ſo weh,
    Als Hohn für Gutthat ſticht.
Du hauchſt zwar Waſſ'r in Eis,
Doch iſt mir's Paradeis
Für: „Freund, ich kenn ihn nicht!„

Chor

Heiho, ſingt Heiho, im Grünen hier heilig!
Die Lieb' iſt nur Kurzweil, die Freundſchaft nicht
                treulich!
Heiho, hier fröhlich, dies Leben iſt ſelig!

5.

Grablied eines Landmanns.

Aus Shakeſpear's Cymbeline.

1.

Liege nun, dich ſicht nicht an
Winterfroſt und Sommerglut;
All dein Tagwerk iſt gethan,
Biſt daheim, und haſt es gut.

Alle.

Goldne Frau'n und Herr'n ins Grab
Müſſen ſie all zuſamm'n hinab!

2.

Liege nun, dir thut nichts mehr
Geiſſel, Frohn und hart Gericht.
Kleid'r: und Nahrungsſorge ſchwer,
All dir eins, und drückt dich nicht

Alle.

Szepter, Arzt und Weiſ' ins Grab
Müſſ'n dir nach ſie all hinab.

1.

Lieg, und fürchte nun nicht mehr
Bliz und Donnerkeilen hart.

2.

Freund' und Feind' und Läſterer,
Leid' und Freud' biſt du verſcharrt

Alle.

Seuzer jung und ſchön, ins Grab
Müſſ'n zu dir ſie all hinab!

1.

Kein Beſchwörer härme dich!

2.

Kein Bezaubrer lärm um dich!

1.

Böſe Geiſter fliehn dich.

2.

Schädliches nicht nahe ſich!

1.

Habe ſanfte Ruh im Grab'!

2.

Und dein Grab viel Ruhm hab'!

6.

Lied

des gefangenen Asbiorn Prude.

Skaldiſch.

Sagets meiner Mutter:
Sie wird den Sommer heurig
Ihr's Sohnes Haar nicht kämmen.
Svanhid' im ſchönen Dannmark,
Ich hatts ihr zugeſaget,
Zu ihr bald heimzukommen, —
Nun ſeh' ich, wird das Schwert wohl
Die Seite mir durchboren.

Anders war's dort drüben!
Bier ſaßen wir trinken,
Fuhren mit Freuden
Die Furt nach Hordland

Meeth wir tranken, ſchwazten,
Lachten viel beiſammen. —
Nun lieg' ich beklommen
In der engen Rieſenkluft hier.

Anders war's dort drüben!
Da wir all beiſammen waren,
Fuhren prächtig, vorne
Sterolfs Sohn vor allen,
Landte mit den langen
Schiffen im Oreſunde. —
Nun muß ich hier ſchändlich
Die Rieſenſtätte ſchauen.

Anders war's dort drüben!
Dort, im Schlachtenſturme,
Strömt den durſtigen Raben
Manches reiche Mahl.

Manche wackre Männer
Gab er den gier'gen Wölfen,
Treflich an der Iſa *)
Traf er Todeshieb.

Anders war's dort drüben!
Da auch ich, mit ſcharfem Schwerte,
Warm von harten Hieben,
Männerhaufen mäht'.
'S war am Elfers Eiland
Entgegen dem ſchwülen Mittag.
Dem hagelt herrlich
Pfeil' auf die Räuber,
Auf die er traf.

Anders war's dort drüben!
War'n alle noch bei nander,
Gaut'r und Geiri,
Glum'r und Stari,

---

*) Die Weichſel

Sam'r und Seming'r,
Oddvarars Söhne,
Haukr und Hoki,
Hroko und Tocki.

Anders war's dort drüben!
Da wir oft zuſammen ſchifften,
Hrani und Hoaci,
Hjalmr und Stafnir,
Grani und Gunnar,
Grimr und Sorkvir,
Tumi, Torfvi,
Tette und Geitir.

Anders war's dort drüben!
Selten wir's ausſchlagen
Uns zu ſchlagen; ſelten
Rieth ich's ab, mit Schwerte

Scharfes Schwert zu ſprechen.
Doch Orm war immer
Unſer der Erſte.

Wüßte Orm
Hier meine Qualen;
Die Stirne falten
Würd' er grimmig,
Dem gräulichen Rieſen
Wie er's verdient —
Dreifach zahlen,
Ha, wenn er's könnt'!

7.

Das Hagelwetter.

Skaldiſch.

Ich hört' in Norden
Ein Wetter aufſtehn;
Hagel raſſelt
Auf Helmen hart!
Wolkenſteine
Stieben im Wetter
In der Streiter Augen
Vom ſcharfen Sturm.

Es hagelt Schloſſen,
Jed' ein Loth ſchwer!
Blut ins Meer,
Blut aus Wunden
Röthet den Speer.

Die Leichen lagen,
'S war harter Kampf.
Das Heer der Grafen
Steht dem Kampf!

Der Sturmgeiſt grimmig
Schleudert ſpitzige
Pfeile von den Fingern
Den Fechtern ins Geſicht.
Die mächt'gen Fechter,
Im harten Gewitter,
Dem Sturme ſtehend,
Wichen nicht!

Bis daß am Ende
Dem tapfern Grafen
Geſchwächt an Kräften
Der Muth erlag

Zog ab die Flotte,
Befahl den Seinen,
Segel zu ſpannen!
Die Wellen ſchlugen;
In die holen Segel
Der Sturmwind blies.

8.

Der blutige Strom.

Spaniſch.

Grüner Strom, du rinnſt ſo traurig
So viel Leichen ſchwimmen in dir,
Chriſtenleichen, Mohrenleichen,
Die das harte Schwert erlegte.

Deine klare Silberwellen
Sind mit rothem Blut gefärbet
Mohrenblute, Chriſtenblute,
Die in groſſer Schlacht hier fielen.

Ritter, Herzoge und Grafen
Groſſe hohen Standes fielen,
Männer hoher Tugend ſanken,
Und die Blüthe Span'ſcher Edlen.

An dir ſank hier Don Alonſo,
Der von Aguilar ſich nannte.
Auch der tapfre Urdiales
Sank an dir, mit Don Alonſo.

Von der Seite klimmt den Felſen
Ab der tapfre Sayavedra,
Eingebohrner von Sevilla
Aus Granad's älteſtem Stamme.

Hinter ihm ein Renegate
Rief ihm nach mit frecher Stimme:
„Gib dich, gib dich, Sayavedra!
Fliehe nicht ſo aus dem Treffen!

Wohl erkenn' ich dich, ich war ja
Lang genug in deinem Hauſe.
Auf dem Markte von Sevilla
Sah ich oft dich Lanzen werfen;

Kenne deine Eltern, kenne
Dein Gemahl, die Donna Klara,
Sieben Jahre dein Gefangner,
Mit dem du ſehr hart verfuhreſt!

Jezt ſollt du der Meine werden,
Wenn mir Mahomet nun beiſteht,
Und dann will ich mit dir umgehn,
Wie du einſt mit mir auch umgingſt!„

Sayavedra, der das hörte,
Kehrt ſein Angeſicht zum Mohren.
Und der Mohr ſchnellt ſeinen Bogen,
Doch der Pfeil kam nicht zum Ziele.

Und da faßte Sayavedra,
Traf auf ihn mit üblem Stoſſe;
Nieder ſtürzt der Renegate,
Ohn' ein Wort noch zu vermögen.

Saavedra ward umringet
Von dem ganzen Mohrenpöbel,
Und am Ende ſank er todt hin,
Todt von einer böſen Lanze.

Noch ſtritt Don Alonſo tapfer;
Schon war ihm ſein Roß erlegen,
Und ſein todtes Roß muß jetzo
Fechtend ihm ſtatt Mauer dienen.

Aber Mohren über Mohren
Drangen auf ihn, fochten, ſtieſſen,
Und vom Blut, das er verlohren,
Sinkt ohnmächtig Don Alonſo.

Endlich, endlich ſinkt er nieder
An dem Fuß des hohen Felſen,
Bleibet todt; doch Don Alonſo
Lebet noch in ew'gem Ruhme.

9.

Zelindaja.

Spaniſch.

Nacht und Tag, und Tag auf Tage
Spielen Kampf die Sarrazinen,
Und die Azataren gegen
Alattifen und Alargen.

Denn der König in Toledo
Feiert den geſchwornen Frieden
Mit dem edlen König, Zaid
Und Almayen von Granada.

Andre lachen, jeder Zeit nur
Für den König [illegible];
Zelindaja halt'e [illegible] mit —
Ihr [illegible] zu eignem Unglück.

Ein zum Kampf die Saracenen
Auf hellbraunen Pferden zogen,
Pommeranzenfarb' und grün sind
Ihre Mäntel, ihre Kleider.

Und das Sinnbild auf den Tartschen
Ist ihr Säbel; Ameers Degen
Ist gekrümmet aus dem Säbel.
Und das Wort ist: Feur und Blut!

Gleicherweise folgten ihnen
In dem Kampf die Alcaiden,
Röthlich ihre Ritterkleider.
Und besäet mit weißen Blättern.

Und ihr Sinnbild ist ein Himmel
Auf den Schultern des Atlanten,
Und die Schrift dabei sagt also:
„Werd ihn halten, bis er sinkt!“

Ihnen nach die Klariſſen
Folgten, köſtlich angekleidet,
Gelb und röthlich Kleid und Mantel,
Einen Schleier ſtatt des Ermels.

Und ihr Sinnbild war ein Knote,
Den ein wilder Mann zerreißet,
Und auf dem Kommandoſtabe
Stand: Die Tapferkeit gewinnet!

Jetzt die edle Mauren folgten,
Stolzer ſie, als alle jene;
Weiße und blau und rothe,
Statt der Federn grüne Blätter.

Grüne Turbane, und auf ihrem
Blauen Himmel, in dem Himmel
Schlungen ſich zwei Kränze, das Wort war:
„Alles fällt dem Grünen zu!“

Und dem König war's zuwider,
Daß ſie ſo vor ſeinen Knieen
Seine Müh' zu Spotte machten,
Machten ſeinen Wunſch zunichte.

Sprach, als er den Trupp erſahe,
Sprach zu Selim, dem Knaben:
„Untergehen ſoll die Sonne,
Denn ſie blendet mein Geſichte“.

Der Knabe warf Scheiben,
Die ſich in der Luft verloren,
Daß das Aug' es nicht verfolgte
Wo ſie blieben, wo ſie fielen.

In der Stadt an allen Fenſtern
Standen ſchauend alle Damen;
Auf des Schloſſes Gallerien
Bogen ſich hervor die Damen.

Trat er vor und trat zurücke,
Immer rief das ganze Volk ihm:
„Alla mit dir! Alla mit dir!“
Und der König: „Weg mit dir!“

Zelindaja unvorſichtig
Goß auf ihn, als er vorbeiflog,
Koſtbar Waſſer, ihn zu kühlen,
Da rief ſchnell der König: Halt!

Alle meinen, weil es ſpät iſt,
Soll das Spiel zu Ende gehen;
Doch der eiferſüchtige König
Rufet: „Nehmt ihn, den Verräther!“ —

Schnell die beiden andern Züge
Werfen weg die Röhre, nehmen
Lanzen, ſtürzen auf ihn, wollen
Alle den Alarzen fangen —
Denn wer iſt es, der dem Willen
Eines Königs in der Liebe widerſtrebe?

Und die andern beiden Züge
Stehn entgegen; der Aarge
Spricht: „Die Liebe kennet freilich
Kein Geſetz, doch ſoll ſie's kennen!

Legt die Lanzen, meine Freunde,
Laſſet ſie die Lanzen heben',
Und mit Mitleid und mit Siege
Schwingen dieſe, jene weinen.
Denn wer iſt es, der dem Willen
Eines Königs in der Liebe widerſtrebe?

Endlich nahmen ſie den Mohren,
Und das Volk, ihn zu befreien,
Theilt ſich in verſchiedne Haufen,
Sondert, ſammlet, theilt ſich wieder.

Doch da ihm ein Führer fehlet
Der ſie führe, ſie ermuntre,
Gehn die Haufen auseinander.

Und das Murmeln hat ein Ende;
Denn wer iſt es, der dem Willen
Eines Königs in der Liebe widerſtrebe?

Einzig nur die Zelindaja
Rufſt: „Befreit, befreit den Mohren!“
Will von ihrem Balkon nieder
Stürzen ſich, ihn zu befreien.

Ihre Mutter, ſie umfaſſend
Spricht: „Was haſt, was haſt du Thörin?
Sterb' er, ohne daß du weinſt,
Daß du nur ſein Unglück weineſt!
Denn wer iſt es, der dem Willen
Eines Königs in der Liebe widerſtrebe?

Schnell ein Bote kam vom Kön
Der befahl, daß bei den Zaren
Eine Wohnung ihr vom Kerker
Angewieſen werden ſollte.

Schnell ſprach Zelindaja: „Saget
Eurem Herrn: mich nie zu ändern
Wähl' ich mir das Angedenken
Des Azarqen zum Gefängniß;
Und ich weiß wohl, wer dem Willen
Eines Königs in der Liebe widerſtrebe."

10.

Liebe.

Deutſch.

Es iſt kein lieber Ding auf Erden,
Als Frauenlieb, wem ſie mag werden.
Luther.

Nichts beſſers iſt auf dieſer Erd',
Das köſtlicher geſchätzet werd',
Als Liebe, denn es iſt bewährt,
Daß Lieb' zuſamm'n vereinigt bald
Sinn, Herz, Gemüth mit ganz'r Gewalt,
Ob zwei nur hätten Ein' Geſtalt.
Drum, was man ſagt, ich all's vernein;
Recht' Lieb' zu haben, bringt nicht Pein,
Wann beid' Herz Eines ſeyn.

Des Menſchen Seel' iſt tauſendmal
Köſtlicher ganz überall,
Als der ſterblich' Menſch zumal.
Noch hat die Lieb' mit ihrer Macht
Sie unt'r ihr ſüſſes Joch gebracht;
Nehm' jed'r es wohl in Acht.
Drum, was man ſagt, iſt Schimpf und Scherz,
Recht' Lieb' zu haben, bringt nicht Schmerz,
Wer liebt ein treues Herz.

All' andre Freud' und Kurzweil gut,
Eh' eins damit erfriſcht den Muth,
Vergehn, verſchwinden thut.
Aber die Freud', ſo Lieb' mitbringt,
Bleibt viel Jahr', ſtets neu entſpringt,
Von neuem ins Herz 'nein dringt.
Drum, was man ſagt, iſt all's ein Spott,
Recht' Lieb' zu haben, bringt kein' Noth,
Erfreuet bis in Tod.

11.

Ans Rennthier.

Lappländiſch.

Kulnaſaz, Rennthierchen, lieb Rennthierchen, laß
uns flink ſeyn,
Laß uns fliegen, bald an Stell' und Ort ſeyn!
Sümpfe ſind noch weit daher,
Und haben faſt kein Lied mehr.

Sieh da, dich mag ich leiden, Kaiga-See,
Leb wohl, du guter Kaiwa-See,
Viel ſchlägt mir's ſchon das Herze
Auf'm lieben Kaiga-See.

Auf, Rennthierchen, liebes, auf,
Fliege, fliege deinen Lauf!
Daß wir bald an Stell' und Ort ſeyn,
Bald uns unſrer Arbeit freun.

Bald ich meine Liebe ſeh —
Auf, Rennthierchen, blick und ſieh!
Kulnaſazlein, ſiehſt du ſie
Nicht ſchon baden?

12.

Lied der Freiheit.

Griechiſch.

Myrrthenzweige ſollen mein Schwert umhüllen,
Wie's Armodius und Ariſtogiton
Trugen, als ſie die Tyrannei erlegten,
Und die Freiheit Athenen wiederſchenkten.

Biſt, Armodius, Liebſter! nicht geſtorben.
Auf der Seligen Inſeln wohnſt du, ſingen
Dich die Dichter, ſingen, daß Held Achilles
Und Tydides und Diomed da wohnen.

Myrrthenzweige ſollen mein Schwert umhüllen,
Wie's Armodius und Ariſtogiton
Trugen, als ſie, an Athenens Feſte,
Den Tyrannen Ipparchus niederwarfen.

Euch, ihr Liebſten, ewiger Ruhm wird bleiben,
Dir, Armodius und Ariſtogiton,
Daß ihr einſt den Tyrannen niederwarfet,
Und die Freiheit dem Vaterlande ſchenktet.

13.

Wunſch.

Griechiſch.

O wär' ich eine ſchöne Lei'r
Von weiſſem Elfenbein,
Und trügen ſchöne Knaben mich
Zum Tanz in Libers Reihn!

Od'r wär' ich ſchönes groſſes Gold
Noch nicht im Feur geglüht,
Und trüge mich ein ſchönes Weib
Von züchtigem Gemüth!

14.

Lob des Gaſtfreundes.

Griechiſch.

O Tugend, ſchwer zu erringen
Dem ſterblichen Geſchlecht,
Des Lebens ſchönſte Belohnung,
Jungfrau du!

Um deine Schöne gingen
Die Griechen freudig in Tod,
Beſtanden harte Gefahren
Mit eiſerm Muth.

Du gibſt dem Herzen
Unſterbliche Frucht,
Die ſüſſer als Geld und Eltern iſt,
Und als der zarte Schlaf.

Um deinetwillen hat Herkules
Und Leda's Söhne ſo viel ertragen,
Zeigten in Thaten
Deine Macht.

Aus Lieb' um dich ging Held Achill
Und Aeas ins Todtenreich,
Um deine ſüſſe Geſtalt hat ſich Atarne's Gaſtfreund
Den Glanz der Sonne geraubet.

Unſterblich ſinget ihn, ihn den Thatenreichen,
O Muſen, Töchter des Ruhms,
So oft ihr preiſet den Gott verbündeter Treu
Und veſter Freundſchaft Lohn!

15.

Der Glückliche.

Engliſch.

Gar hochgebohren iſt der Mann,
Der ſeinem Willen leben kann,
Deß edler Muth ſein Adel iſt,
Sein Ruhm die Wahrheit ſonder Liſt.

Dem Leidenſchaft niemals gebot,
Nicht fürchtet Leben, oder Tod,
Weis ſeiner Zeit wohl beßern Brauch,
Als fürs Gerücht, der Narren Hauch.

Von Hof und Frohnen frank und frei,
Von Heuchlern fern und Büberei,
Was ſoll der Schmeichler bei ihm thun?
Auch für'm Tyrannen kann er ruhn.

Er neidet nicht und hat nicht Neid,
Kennt nicht der Thoren Ueppigkeit;
Kennt nicht geſtürzten Stolzes Schmach,
Was der für Wunden folgen nach.

Der nicht den Staat, nur ſich regiert,
Und harmlos ſo den Szepter führt,
Mehr gibt, als nimmt, und bittet Gott
Um Dankbarkeit und täglich Brod.

Der Mann iſt frei und hochgebohr'n,
Hat Glück und Hoheit nie verlohr'n,
Vor Höhen ſicher, wie vorm Fall,
Und hätt' er nichts, ſo hat er's All.

16.

Lied eines wahnſinnigen Mädchen.

Engliſch.

Frühmorgens, als ich geſtern
Im Felde ging entlang,
Da hört' ich, wie im Thurme
Ein Mädchen lieblich ſang;
Die Ketten raſſelnd an der Hand,
Und ſang ſo fröhliglich:
Mein Liebchen lieb' ich, denn ich weis,
Mein Liebchen liebet mich.

O harter, harter Vater,
Der riß ihn ab von mir!
Grauſam, grauſamer Schiffer,
Der fort ihn nahm von ;

Seitdem bin ich ſo ſtille nun,
So ſtill aus Lieb' um dich,
Und lieb' mein Liebchen, denn ich weis,
Mein Liebchen liebet mich.

O wär' ich eine Schwalbe,
Wie ſchlüpft' ich zu ihm heim!
Oder wär' ich eine Nachtigall,
Ich ſäng' in Schlaf ihn ein.
Könnt ich ihn an, nur an ihn ſehn,
Vergnügt und froh wär ich!
Ich lieb mein Liebchen, denn ich weis
Mein Liebchen liebet mich.

Kann ich, als ich am Ufer ſtand,
Den Tag vergeſſen je?
Und ſah ihn nun zum leztenmal
Den nie ich wieder ſeh

Er kehrt' auf mich ſein Auge noch,
Ach, wie ſprach das in mich! —
Mein Liebchen lieb' ich, denn ich weis,
Mein Liebchen liebet mich.

Ich flecht' dir dieſes Kränzchen,
Mein Lieb', und flecht es fein,
Von Lilien und von Roſen,
Und binde Thymian drein.
Einſt geb ich's denn, mein Liebſter, dir,
Wenn ich ſeh wieder dich.
Mein Liebchen lieb' ich, denn ich weis,
Mein Liebchen liebet mich.

17.

Der entſchloſſene Liebhaber.

Engliſch.

Soll ich ſchmachtend drum vergehn,
Daß ein Weibsbild iſt ſo ſchön?
Oder meine Wangen bleichen,
Weil die Ihre Roſen gleichen?
Sey ſie ſchöner als der Tag,
Wie der May nur ſchön ſeyn mag;
Iſt ſie mir nicht ſchön dabey,
Was frag' ich, wie ſchön ſie ſey.

Soll ſich nagen drum mein Herz,
Weil das Ihre ſchwebt im Scherz?
Oder ich mich darum zwicken,
Daß ſie jeden kann entzücken?
Sey ſie hold, und holder, dann
Turteltaub' und Pelikan:
Iſt ſie mir nicht hold dabey,
Was frag' ich, wie hold ſie ſey.

Soll ein Weibsbild Tugend ha'n,
Daß mir keine bleiben kann?
Oder ich ſo treu ihr ſterben,
Daß ich mir muß ſelbſt verderben?
Sey ſie gut und guter, dann
Sankt Agathe gut ſeyn kann,
Iſt ſie mir nicht gut dabey,
Was frag' ich, wie gut ſie ſey.

Gut und ſanft und hold und ſchön,
Ich mag drum nicht untergehn!
Liebt ſie mich, du kannſt mir glauben,
Lieb' ich ſie mit Treu der Tauben,
Will ſie aber mich nicht ſehn,
Gut für mich, ich laß ſie gehn!
Iſt ſie nicht für mich, ei, ei!
Was frag' ich, für wen ſie ſey.

18.

Die Todtenglocke.

Engliſch.

So, Liebſte, lebe wohl!
Auf ewig lebe wohl!
Auf immer ich dich laſſen,
Nun immer weinen ſoll!
Die Todtenglocke mit Trauerſchall
Ruft: ſie iſt todt! ſie iſt nun todt!
So will ich aufs Haupt dir pflanzen noch
Ein Blümchen roſenroth.

Für meine Phyllis ſtand
Ihr Brautbett ſchon ſo ſchön.
Ach! ſtatt ins Brautgemach,
Muß ſie zu Grabe gehn.
Die Todtenglocke mit Trauerſchall
Ruft: ſie iſt todt! ſie iſt nun todt!
So will ich aufs Haupt dir pflanzen noch
Ein Blümchen roſenroth.

Ihren Leichnam ſoll begleiten
Ein ſchöner Jungfrauenreihn,
Bis ſie ins Grab wird gleiten,
Und man wirft Erd' hinein.

Die Todtenglocke mit Trauerſchall
Ruft: ſie iſt todt! ſie iſt nun todt!
So will ich aufs Haupt dir pflanzen noch
Ein Blümchen roſenroth.

Ihre Baare ſollen tragen
Jünglinge, jung und ſchön,
Die, wenn ſie ſie begraben,
Traurig von dannen gehn.

Die Todtenglocke mit Trauerſchall
Ruft: ſie iſt todt! ſie iſt nun todt!
So will ich aufs Haupt dir pflanzen noch
Ein Blümchen roſenroth.

Auf ihrem Sarg ſoll prangen
Ein Brautkranz, friſch und roth.
Der wird ſo traurig hangen,
„Ach! unſre Braut iſt todt.“

Die Todtenglocke mit Trauerſchall
Ruft: ſie iſt todt! ſie iſt nun todt!
So will ich aufs Haupt dir pflanzen noch
Ein Blümchen roſenroth.

Ihren Leichnam will ich zieren
Mit Bändern, reich und ſchön.
Ich aber, ſchwarz und dunkel
Muß ich von dannen gehn.

Die Todtenglocke mit Trauerſchall
Ruft: ſie iſt todt! ſie iſt nun todt!
So will ich aufs Haupt dir pflanzen noch
Ein Blümchen roſenroth.

Ihr Grabmal will ich decken
Mit Blumen überhin,
Und meine Thränen werden
Sie immer pflegen grün.

Die Todtenglocke mit Trauerſchall
Ruft: ſie iſt todt! ſie iſt nun todt!
So will ich aufs Haupt dir pflanzen noch
Ein Blümchen roſenroth.

Statt Bildes ſchöner Farben
Gemahlt mit Kunſt und fein.
Will ich ihr Bildniß mahlen
Tief in mein Herz hinein.

Die Todtenglocke mit Trauerſchall
Ruft: ſie iſt todt! ſie iſt nun todt!
So will ich aufs Haupt dir pflanzen noch
Ein Blümchen roſenroth.

Ins Herz, da will ich graben
Tief ihre Leichenſchrift.
„Hier liegt das liebſte Mädchen,
Das je ein Schäfer liebt.„

Die Todtenglocke mit Trauerſchall
Ruft: ſie iſt todt! ſie iſt nun todt!
So will ich aufs Haupt ihr pflanzen noch
Ein Blümchen roſenroth.

In Schwarz will ich mich kleiden,
Schwarz ſey mein Feſtkleid nun.
Weh mir! ich bin verlaſſen!
Wo ſie ruht, will ich ruhn!

Die Todtenglocke mit Trauerſchall
Ruft: ſie iſt todt! ſie iſt nun todt!
So will ich aufs Haupt dir pflanzen noch
Ein Blümchen roſenroth.

19.

Der Sächſiſche Prinzenraub.

Ein Bergmannslied.

Deutſch.

Wir woll'n ein Liedel heben an,
Was ſich hat angeſponnen,
Wie's im Meißnerland gar ſchlecht war b'ſtallt,
Als den jungen Fürſt'n geſchah Gewalt,
Durch Kunzen von Kauffungen.
Ja Kauffungen!

Der Adler hat auf'n Fels gebaut
Ein ſchönes Neſt mit Jungen,
Und wie er einſt war g'flogen aus,
Holt ein Geier die Jungen heraus,
Drauf ward's Neſt leer gefunden.
Ja gefunden!

Wo der Geyer auf'm Dache ſizt,
Da deihen die Küchlein ſelten,
'S war Werl! ein ſeltſam Narrenſpiel,
Welch'r Fürſt ſein'n Räthen getraut ſo viel,
Muß oft der Herr ſelbſt entgelten.
Ja entgelten!

Altenborg, du feine Stadt,
Dich thät er mit Untreu meinen,
Da in dir wa'n all' Hofleut voll,
Kam Kunz mit Leitern und Buben toll,
Und holt die Fürſten ſo kleine.
Ja ſo kleine!

Was blaſt dich, Kunz, för Unluſt an,
Daß du ins Schloß 'nein ſteigeſt?
Und ſtiehlſt die zarten Herren heraus,
Als der Kurfürſt eben nit war zu Haus,
Die zarten Fürſtenzweige.
Ja Fürſtenzweige!

Es war wohl als ein Wunderding,
Wie ſich das Land beweget.
Was da uf'n Straſſen waren für Leut,
Die den Räubern folgten nach in Zeit,
All's wibbelt, kribbelt, ſich beweget,
Ja beweget!

Im Walde dort ward Kunz ertappt,
Da wollt he Beeren naſchen,
Wär he in der Haſt ſachen fortgeretten,
Daß 'm die Köhler nit gelepprucht hetten,
Hätt he ſie kunnt verpaſchen,
Ja verpaſchen!

Ab'r ſie worden ihm wed'r abgejagt
Und Kunz mit ſinen Geſellen
Uf Grünhain in unſers Herrn Abts Gewalt
Gebracht, und darnach uf Zwicka geſtallt,
Und muſten ſich lahn prellen.
Ja lahn prellen!

Darvor fiel ab gar mancher Kopf,
Und keiner, der gefangen,
Kam aus der Haft ganzbeinicht davon,
Schwert, Rad, Zang'n, Strick, die war'n ihr Lohn,
Man ſah die Rümper hangen,
Ja hangen!

So gehts, wer wider die Obrigkeit
Sich unbeſonnen empöret,
Wer's nicht meint, ſchau an Kunzen,
Sein Kop thut z'Freiberg noch 'runter ſchmunzen,
Und jed'rmann davon lehret,
Ja lehret!

20.

Ein Thüringerlied.

Aber ſo wolln wirs heben an,
Wie ſich's hat angeſponnen,
Es iſt in unſer Herren Land alſo geſtalt,
Daß der Herren Räthe treib'n groß' Gewalt,
Drauf haben ſie geſonnen.

Thüringerland, du biſt ein fein gut Land,
Wer dich mit Treuen thät meinen,
Du gäbſt uns des Waitzen und des Weins ſo viel,
Du könnteſt einen Landsherrn wohl ernähr'n,
Und biſt ein Ländlein ſo kleine.

Wo der Geier auf dem Gatter ſizt,
Da deihen die Küchlein ſelten;
Es dünkt mich ein ſeltſam Narrenſpiel,
Welcher Herr ſein'n Räthen gehorcht ſo viel,
Muß mancher armer Mann entgelten.

Ein edler Herr aus Thüringerland,
Herzog Wilhelm von Sachſen,
Lieſſet ihr die alten Schwertgroſchen wieder ſchla'n,
Als euer Voreltern hab'n gethan,
So möcht' eur Heil wohl wieder wachſen.

So würden die Städt' von Gelde reich,
So würden wieder gute Zeiten,
So könnten euch eur arme Leut beiſtahn,
Wenn ihr ſie in Nöthen thät rufen an,
Es wär zu ſtürmen, oder zu ſtreiten.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51185-X
HERDER,J.G. FN. 07548/006

Wo das gut Geld im Land umfährt,
Das haben die Pfaffen und Juden,
Es iſt dem reichen Mann alles unterthan,
Die den Wucher mit den Jüden ha'n,
Man vergleicht ſie einem Stockruthen.

Hat einer dann der Pfennige nicht,
Er muß ſie wahrlich ſchicken,
Der reiche Mann, der hats daheim in ſeinem Hauſe,
Er ſieht gleich wie eine Steineule heraus,
So geſchicht manchem Armen oft und dicke.

21.

Liedchen der Desdemona.

Aus Shakeſpear.

Engliſch.

(Othello iſt fortgegangen. Aemilie und Desdemona bleiben.)

Aemilie.

Und nun, gnädge Frau? Er ſah doch jetzt milder aus, als erſt.

Desdemona.

Er ſagt, er will gleich wieder hier ſeyn, und
Befahl mir ſtracks zu Bett zu gehn und hieß mir,
Dich fortzuſchicken.

Aemilie.

Fortzuſchicken mich?

Desdem.

So ſagt er. Alſo, gute Aemilie,
Gib mir mein Nachtzeug und leb wohl!
Wir müſſen ihn jezt nicht erzürnen.

Aemilie.

Oh
Ich wollt', ihr hättet ihn niemals geſehn.

Desdem.

So wollt ich nicht. Und mir gefällt er ſo,
Daß ſelbſt ſein harter Sinn, ſein Ernſt, ſein Schmälen,
(Ich bitt dich, ſteck mich los!) mir ſüß und lieb iſt.

Aemilie.

Die Tücher, die ihr mir befahlet, liegen
Schon auf dem Bette.

Desdem.

Alles Eins!
Du guter Vater, wie man thöricht iſt!
Sterb ich vor dir, Aemilie, ich bitt dich,
Gib eins von dieſen Tüchern mir in Sarg —

Aemilie.

Ach kommt, ihr ſchwätzet —

Desdem.

Mein' Mutter hatt' ein Mädchen, Barbara
Hies ſie, die war verliebt. Und ihr Liebhaber
Ward närriſch und verließ ſie. Sie hatt' da
Ein Liedchen: Weide, Weide! — 'n altes Ding,
Aber ganz gemacht für ihren Zuſtand. Sie
Sang es und ſtarb damit. Das Lied will mir
Den ganzen Abend nicht aus meinem Sinn,
Ich hab zu thun, daß ich nicht auch den Kopf
So hangen laß' auf Eine Seit' und ſing' es,
Wie die arme Barbara. Ich bitt dich, mach fort

Aemilie.

Soll ich das Nachtzeug holen?

Desdem.

Nein, nur hier
Steck mich noch los. Der Ludovico
Iſt doch ein artiger Mann.

Aemilie.

Ein hübſcher Mann.

Desdem.

Und ſpricht ſehr gut. —

Aemilie.

Ich weis eine Dame in Venedig, die nach dem gelobten Lande barfuß gewandert wäre, um einen Druck von ſeiner Unterlippe.

Desdemone ſingt.

Arm' Mädchen ſaß ſingend, am Waldbaum ſaß ſie,
Singt alle, mein Kränzel iſt Weide. *)
Die Hand lag am Buſen ihr, 's Haupt am Knie,
Singt Weide, grüne Weide!
Der Strom kalt daneben ihr, murmelt ihr Ach,
Singt Weide, grüne Weide!
Und Thränenfluth floß ihr, die Felſen wohl brach,
' Bitt dich, mach fort, er iſt den Augenblick da.

---

*) Nach der alten Volksſitte in England iſt Weide das Trauerlaub, inſonderheit für unglückliche Liebende.

Singt alle, von Weiden mein Kränzlein muß ſeyn,
Komm niemand und tadl' ihn. Er gefällt mir nun ſo.

Nein das folgt noch nicht. Horch, was klopft?

Aemilie.

Es iſt der Wind.

Desdem.

Ich nannt' ihn mir treulos. Was antwortet er mir:
Gefallen mir Mädchen, die Bübchen wohl dir : :

So, nun kannſt du gehen. Gute Nacht. Mir jucken meine Augen, das bedeutet Weinen.

Aemilie.

O nicht doch! —

Gute Nacht, gute Nacht! Mir ſteh der Himme bei,
Daß ich nicht ſchlimm durch ſchlimm, durch Schlimmes beſſer ſey!

* * *

Desdemone ſchläft. **Othello** mit Licht und Schwert.)

Ja es verdienets, es verdients, mein' Seel!
Laßt michs nicht nennen euch, ihr keuſchen Sterne!
Verdients! — Doch will ich nicht ihr Blut vergieſſen,
Nicht ritzen dieſe Haut ſo weiß wie Schnee,
So ſanft wie 'n Alabaſterbild im Grabmal *)

(Er legt das Schwert nieder.)

Nur ſterben muß ſie, ſonſt betrügt ſie mehr!
Thu aus das Licht! und dann — dann? aus das Licht,
Lösch' ich dich aus, dienſtbare Flamme, dir
Kann ich dein erſtes Licht wohl wiedergeben,
Falls es mich reute. Aber dir! — Einmal
Dein Licht dir ausgethan, du künſtlichſte
Geſtalt der Meiſterin Natur, ſo weis ich
Nicht, wo Prometheus Feuer iſt, das dir
Dein Licht anzünde wieder —

(Er ſezt das Licht nieder.)

---

*) Auſſerordentlich treffend im Anblick, wie ſie ſchläft

Hab ich ſie abgepflückt die Roſe, ich
Kann ihr nie Wuchs des Lebens wiedergeben.
Sie muß verwelken. Nun ſo will ich dich
Noch koſten auf dem Zweige.

(Er küßt ſie.)

Süſſer Hauch!
Faſt überredt *) er die Gerechtigkeit,
Ihr Schwert zu brechen. Noch einmal, einmal!
Sey, wenn du todt biſt, ſo, und ich will dich tödten
Und nachher lieben. Einmal noch — das Lezte! —
So ſüß war nie ſo traurig! Ich muß weinen,
Nur ſinds grauſame Thränen. Dieſer Schmerz
Iſt Himmelszorn, er ſchläget, wo er liebt! —
Sie erwacht — — —

---

* Othello dünkt ſich immer Richter, nicht Mörder.

22.

Süſſer Tod.

Engliſch.

Iſt's wahr, daß Liebe ſich an Tönen labet,
Spiel auf! gib ihrer mir genug! zu gnug!
Daß überſättigt meine Liebe ſchwinde
Und ſterbe. Noch einmal den Gang! — Er fällt
So ſterbend! O, er überſchlich mein Ohr,
So wie das ſüſſe Lüftchen übers Beet
Von Veilchen haucht und ſtiehlt und gibt Gerüche —
Genug — nicht mehr! Dies klingt nicht mehr ſo
ſüß. —

— Nur, lieber Freund, das Stückchen! — jenen alten
Altvaterſang, wir hörten's geſtern Nacht —
Und mich dünkt, all mein Herz hob ſich empor,
O, mehr als bei den luſt'gen Arien,
Dem Wortgeleſe unſrer hüpfenden
Taumelnden Zeiten — komm — Ein Verschen nur!

Komm, lieber Junge, was wir geſtern Nacht —
Merk es, Ceſario, 's iſt alt und plan,
Die Spinn- und Knittemädchen an der Luft,
Die Stubenmädchen, wenn ihr Garn ſie weben,
So ſingen ſie's; 's iſt Honigſüß, es dahlt
So mit der Unſchuldliebe, wie man vormals
Noch liebte — Bitt dich, ſing'!

(Der Knabe ſingt.)

Süſſer Tod, ſüſſer Tod, komm,
Komm, ſenk mich nieder ins kühle Grab!
Brich, o Herz, brich, o Herz fromm,
Stirb fromm der ſüſſen Tyrannin ab!

Mein Gruftgewand ſchneeweiß und rein.
Legt es fertig!
Kein Bräut'gam hüllte je ſich drein
So fröhlich.

Keine Blum', keine Blum' ſüß
Sollt ihr auf'n ſchwarzen Sarg mir ſtreun!
Keine Thrän', keine Thrän' fließ,
Wo ſanft wird ruhn mein Todtenbein!
Ach tauſend, tauſend Seufzer ſchwer —
Nein — ihr Meinen,
Legt hin mich, wo kein Liebender
Kommt weinen.

23.

Opheliens verwirrter Geſang

um ihren erſchlagenen Vater.

Aus Shakeſpear.

Königin.

Ich will nicht mit ihr ſprechen —

Edelmann.

Aber ſie
iſt dringend, in der That von Sinnen, ſie
verdienet wahrlich Mitleid.

Königin.

Was will ſie?

Edelmann.

Sie ſpricht von ihrem Vater viel. Sie ſagt,
ſie hör', 's geb Kniffe in der Welt, und ächzt,

ſchlägt an die Bruſt ſich, ſtößt den Strohhalm fort,
ſpricht Dinge zweiſlich, nur mit halbem Sinn;
die Worte ſagen nichts, und dennoch bringt
das ungeſtalte Nichts die Hörenden
zum Denken; ſie fang'n es ihr auf, und paſſen's
auf ihren eignen Sinn. Sie winkt, ſie ſchüttelt,
ſie macht Gebehrden, daß man glauben muß,
ſie denke was dabei, doch weis man nichts
gewiß und meiſt unglücklich —

Horatio.

Es wäre gut,
man ſpräche mit ihr, denn ſie könnte doch
in Uebeldenkenden gefährlichen
Verdacht erregen.

Königin.

Laßt ſie ein! So gehts
der Sünde. Meiner kranken Seele ſcheint
nun jeder Tand ein Bote groſſen Unglücks.
So voll kunſtloſen Argwohns iſt Unthat;
ſie fürchtet ſtets und fördert ſelbſt Verrath.

(Ophelia tritt ein, wahnſinnig.)

Ophel.

Wo iſt die ſchöne Majeſtät von Dännmark?

Königin.

Wie gehts, Ophelia?

Ophel.

Woran ſoll ich dein Liebchen denn,
Dein Liebchen kennen nun?
An ſeinem Pilgerhut und Stab,
Und ſeinen Sandelſchuh'n.

Königin.

Ach ſüſſes Mädchen, was ſoll dieſes Lied?

Ophel.

Sagt ihr, was 's ſoll? Ich bitt euch, hört:

Er iſt todt und hin, iſt todt und hin
Gegangen ins Grab hinein.
Zu ſeinem Haupt ein Raſen liegt,
Zu Füſſen ihm ein Stein.

(Der König tritt herein.)

Königin.

Aber Ophelia —

Ophel.

Ich bitt euch, hört:

Sein Leichenhemd wie weiſſer Schnee

Königin zum Könige.

Ach, ſeht ſie an.

Ophel. ſingt fort:

Beſtreut mit ſüſſen Blumen —
Es ging zum Grab' hin naß bethaut
Mit treuer Liebe Thränen. — —

König.

Wie lange war ſie ſo?

Ophel.

Ich hoffe, es wird alles gut gehen; wir müſſen geduldig ſeyn: doch kann ich nicht anders, ich muß weinen, wenn ich denke: ſie wollen ihn in die kalte Erde legen. Mein Bruder ſoll davon wiſſen; und ſo ſchönen Dank für guten Rath. Kommt! mein Wagen! — Gute Nacht, ihr Damen, gute Nacht, ſüſſe Damen, gute Nacht, gute Nacht! —

(Sie gehet ab.)

(Ihr Bruder Laertes, und der König ſind zuſammen. Es wird ein Geräuſch. Ophelia kommt, phantaſtiſch geſchmückt mit Stroh und Blumen. Laertes, der ſie ſieht:)

O Hitze! trockne auf mein Hirn. Ihr Thränen
Sieb'nfach geſalzen, brennt mein Auge ſtumpf!
Beim Himmel, Mädchen, deine Raſerey
Soll ſchwer bezahlet werden, daß die Schale
Aufſliege. Roſenknöſpchen, ſüſſes Mädchen,
Ophelia, liebe Schweſter! Himmel, iſts
Iſts möglich? der Verſtand ein's jungen Mädchen
Kann mit ein's alten Mannes Leben hinſeyn!
Natur, du biſt fein in der Liebe! fein,
Du ſchickſt von deinem Selbſt ein koſtbar Etwas
Dem Dinge, das du liebeſt, nach —

Ophel. ſingt.

Sie trug'n ihn auf der Baare bloß,
Und manche Zähr' aufs Grab ihm floß —
Fahr wohl, mein Täubchen —

Laert.

Hätt'ſt du noch deinen Witz und wollteſt mich
Zur Rache überreden; Könnt'ſt du's mehr?

Ophel.

Ihr müßt ſingen:
Nieder! Nieder!
Senken ihn nieder!
Wie herrlich der Schluß paſſet!
Nieder! Nieder!
Er iſt aus dem falſchen Verwalter, der ſeines Herrn Tochter ſtahl. *)

---

*) Vermuthlich eine Ballade, die ſich mit der in Engliſchen Liedern des Inhalts oft vorkommenden Zeile down-a-down-a endet, und daß ihr Unſinn hier trefflich auf den König paſſet.

Laert.

Das Nichts iſt mehr als Viel geſagt!

Ophel.

Da iſt ein Sträuschen Rosmarin; es iſt zum Andenken. Bitt dich, Liebchen, denk an mich! und da iſt ein Vergiß mein nicht, auch zum Andenken —

Laert.

Ein Denkmaal im Wahnſinn! — Andenken, Erinnerung, wie ſie ſich gehören.

Ophel.

Da iſt Fenchel für euch und Agley. Da iſt Raute für euch, und hier auch etwas für mich. Wir wollen's Andachtskraut nennen, für den Sonntag; auch ihr müſt eure Raute hübſch mit Unterſcheid tragen. Hier noch ein Maasliebchen; ich wollt' euch auch gern einige Veilchen geben, aber ſie welkten alle, da mein Vater ſtarb. Sie ſagen, er hab' ein gut End genommen:

Denn mein lieber Süſſer iſt all meine Luſt.

Laert.

Andenken, Gram und Jammer, die Hölle ſelbſt
Macht ſie zu Lieb' und Anmuth —

Ophel.

Und wird er denn nicht wieder kommen?
Und wird er denn nicht wieder kommen?
Nein! nein! er iſt todt!
Er liegt auf ſeiner Leichenſtätt.
Geh auch ins Todesbett,
Er wird nicht kommen! Er kann nicht kommen!

Schneeweiß, Silber war ſein Bart,
Flächſenzart ſein Scheitel war.
Er iſt hin, Er iſt hin!
Werfen wir's Seufzen hin,
Hab er die ſeel'ge Ruh.

Und alle Chriſtenſeelen. Gott mit euch —

(geht ab und kommt nur wieder im Sarge.)

24.

Klaggeſang
von
der edlen Frauen des Aſan-Aga.

Morlackiſch.

Was iſt weiſſes dort am grünen Walde?
Iſt es Schnee wohl, oder ſind es Schwäne?
Wär es Schnee da, wäre weggeſchmolzen,
Wären's Schwäne, wären weggeflogen.
Iſt kein Schnee nicht, es ſind keine Schwäne,
'S iſt der Glanz der Zelten Aſan Aga;
Niederliegt er drein an ſeiner Wunde.

Ihn beſucht die Mutter und die Schweſter,
Schamhaft ſäumt ſein Weib zu ihm zu kommen.

Als nun ſeine Wunde linder wurde,
Ließ er ſeinem treuen Weibe ſagen:
„Harre mein nicht mehr an meinem Hofe,
Nicht am Hofe, und nicht bei den Meinen!„

Als die Frau dies harte Wort vernommen,
Stand die treue ſtarr und voller Schmerzen,
Hört der Pferde Stampfen vor der Thüre,
Und es deucht ihr, Aſan käm', ihr Gatte,
Springt zum Thurme, ſich herab zu ſtürzen.
Aengſtlich folgen ihr zwei liebe Töchter,
Rufen nach ihr, weinend bitre Thränen:
„Sind nicht unſers Vaters Aſans Roſſe!
Iſt dein Bruder Pintorowich kommen.„

Und es kehrt zurück die Gattin Aſans,
Schlingt die Arme jammernd um den Bruder:
„Sieh die Schmach, o Bruder, deiner Schweſter!
Mich verſtoßen! Mutter dieſer Fünfe!„

Schweigt der Bruder und zieht aus der Taſche,
Eingehüllet in hochrothe Seide,
Ausgefertiget den Brief der Scheidung,
Daß ſie kehre zu der Mutter Wohnung,
Frei ſich einem andern zu ergeben.

Als die Frau den Trauer-Scheidbrief ſahe,
Küßte ſie der beyden Knaben Stirne,
Küßt die Wangen ihrer beiden Mädchen.
Aber, ach! vom Säugling in der Wiege
Kann ſie ſich im bittern Schmerz nicht reiſſen;
Reißt ſie los der ungeſtüme Bruder,
Hebt ſie auf das muntre Roß behende,
Und so eilt er mit der bangen Frauen
Grad nach ſeines Vaters hoher Wohnung.

Kurze Zeit war's, noch nicht ſieben Tage,
Kurze Zeit gnug, von viel groſſen Herren
Liebe Frau in ihrer Wittwen Trauer,
Liebe Frau zum Weib begehret wurde.

Und der gröſte war Imoskis Cadi.
Und die Frau bat weinend ihren Bruder:
„Ach, bei deinem Leben! bitt ich, Bruder:
Gib mich keinem andern mehr zur Frauen,
Daß das Wiederſehen meiner lieben
Armen Kinder mir das Herz nicht breche.„

Ihre Reden achtet nicht der Bruder,
Feſt Imoskis Cadi ſie zu trauen.
Doch die Frau, ſie bittet ihn unendlich:
„Schicke wenigſtens ein Blat, o Bruder,
Mit den Worten zu Imoskis Cadi:
Dich begrüßt die junge Wittib freundlich,
Und läſt durch dies Blat dich höchlich bitten,
Daß, wenn dich die Suaten her begleiten,
Du mir einen langen Schleier bringeſt,
Daß ich mich vor Aſans Haus verhülle,
Meine lieben Waiſen nicht zu ſehen.„

Kaum erſah der Cadi dieſes Schreiben,
Als er ſeine Suaten alle ſammelt,

Und zum Wege nach der Braut ſich rüſtet,
Mit dem Schleier, den ſie heiſchte, tragend.

Glücklich kamen ſie zur Fürſtin Hauſe,
Glücklich ſie mit ihr vom Hauſe wieder;
Aber als ſie Aſans Wohnung nahten,
Sahn die Kinder oben ab die Mutter,
Riefen: „Komm zu deinen Kindern wieder.
Iß mit uns das Brod in deiner Halle!„
Traurig hört es die Gemahlin Aſans,
Kehrete ſich zu der Suaten Fürſten:
„Bruder, laß die Suaten und die Pferde
Halten wenig vor der lieben Thüre,
Daß ich meine Kleinen noch beſchenke.„

Und ſie hielten vor der lieben Thüre.
Und den armen Kindern gab ſie Gaben,
Gab den Knaben goldgeſtickte Stiefel,
Gab den Mädchen lange reiche Kleider,

Und dem Säugling hülflos in der Wiegen
Gab ſie für die Zukunft auch ein Röckchen.

Das beiſeit ſah Vater Aſan Aga,
Rief gar traurig ſeinen lieben Kindern:
„Kehrt zu mir, ihr lieben armen Kleinen,
Eurer Mutter Bruſt iſt Eiſen worden,
Feſt verſchloſſen, kann nicht Mitleid fühlen!„
Wie das hörte die Gemahlin Aſans,
Stürzt' ſie bleich, den Boden ſchütternd, nieder,
Und die Seel' entfloh dem bangen Buſen,
Als ſie ihre Kinder vor ſich fliehn ſah.

Verzeichniß.

Erſtes Buch.

1. Das Lied vom jungen Grafen. Deutſch. S. 15

Aus dem Munde des Volks in Elſaß. Die Melodie iſt traurig und rührend; an Einfalt beinah ein Kirchengeſang.

2. Die ſchöne Roſemunde. Engliſch. 18

Aus den Reliqu. of anc. English Poetry Vol. II. p. 141. Es iſt bereits in der N. Bibl. der ſch. Wiſſ. Th. 2. St. 1. und, mich dünkt, ſonſt überſezt geweſen. Eine ſchöne Bußfertige von Corregio gemahlt, den Todtesbecher in der Hand, in andächtiger Geſtalt der mittlern Zeiten.

3. Die kranke Braut. Litthauiſch. 31

4. Abſchiedslied eines Mädchens. Litthauiſch. 33

5. Der verſunkne Brautring. Litthauiſch. 35

Die Litthauiſchen Daino's, die in dieſem Theile vorkommen, ſind dem Sammler von Herrn P. K. in K. worden. Leßings Urtheil über die Liederchen dieſes Volks (Litter. Br. Th. 2. S. 242.) iſt ſchon unter den Zeugniſſen von Volksliedern angeführt. „Homers monotoniſches Metrum (ſagt der Verf. der Kreuzzüge des Philologen S. 216.) ſollte uns wenigſtens eben ſo paradox vorkommen, als die Ungebundenheit des deutſchen Pindars. Meine Bewunderung oder Unwiſſenheit von der Urſache eines durchgängigen Sylbenmaaſſes in dem griechiſchen Dichter iſt bei einer Reiſe durch Kurland und Liefland gemäßigt worden. Es giebt in angeführten Gegenden gewiſſe Striche, wo man das lettiſche oder undeutſche Volk bei aller ihrer Arbeit ſingen hört, aber nichts als eine Kadenz von wenig Tönen, die mit einem Metro viel Aehnlichkeit hat. Sollte ein Dichter unter ihnen aufſtehen: ſo wäre es ganz natürlich, daß alle ſeine Verſe nach dieſem eingeführten Maaſtab ihrer Stimmen zugeſchnitten ſeyn würden. Es würde zu viel Zeit erfordern, dieſen kleinen Umſtand in ſein gehöriges Licht zu ſezen und mit mehreren Phänomenen zu vergleichen.„

6 Das Lied vom eiferſüchtigen Knaben. Deutſch. S. 38

Die Melodie hat das Helle und Feierliche eines

Abendgeſanges, wie unterm Licht der Sterne, und der Elſaſſer Dialekt ſchließt ſich den Schwingungen derſelben treflich an, wie überhaupt in allen Volksliedern mit dem lebendigen Geſange viel verlohren geht. Der Inhalt des Liedes iſt kühn und ſchrecklich fortgehende Handlung: ein kleines lyriſches Gemählde, wie etwa Othello ein gewaltiges, großes Freskobild iſt. Der Anfang des Liedes iſt mehrern Volksliedern eine Lieblingsſtelle.

7. Alfanzor und Zaida. Engl. S. 41

Aus den Reliq. of anc. Poetr. Vol. I. p. 342. Die ſchöne Romanze iſt ſchon dreymal überſezt, daß ich wünſchte, ſie erſchiene jezt zum leztenmal. Im Engliſchen iſt ſie nur Nachahmung; das Spaniſche Original.

8. Zaid und Zaide. Span. 48

iſt aus der Hiſt. de las guerras civiles de Granada genommen und hier zur Vergleichung beygerückt worden. Die folgenden Stücke

9. Zaid an Zaida. Span. 53

10. Zaida an Zaid. Span. 56

Die Spaniſchen Romanzen ſind die ſinnreichſten, älteſten und überhaupt der Urſprung aller Romanzen.

11. Zaida's traurige Hochzeit. Span. S. 61

Sind aus eben der Quelle p. 45. b. p. 51. p. 53. alle gewiſſer Maaſſe Fortſezung Einer Geſchichte.

12. Der Flug der Liebe. Deutſch. 67

Die Melodie iſt dem Inhalt angemeſſen, leicht und ſehnend.

13. Wiegenlied einer unglücklichen Mutter. Schott. 69

Das Original ſteht in den Reliqu. Vol. II. p. 194. unter dem Titel Lady Anne Bothwell's lament und iſt, wie die ſchönſten lyriſchen Stücke aller Zeitalter und Sprachen, Ausdruck einer wahren Empfindung. Mich dünkt, in dieſem Stücke ſieht man die verlaſſene Mutter über der Wiege hangen, die väterlichen Züge im Angeſicht des Kindes betrachten, weinen und ſich damit tröſten.

14. Heinrich und Kathrine. Engl. 73

Aus Ramſay's Tea-table miscell. Vol. II. p. 213. So iſt in Urſinus Balladen ſchon überſezt erſchienen.

15. Das Mädchen am Ufer. Engl. 77

Aus Ramſay's Tea-table miscell. Vol. II. p. 25. Gleichfalls überſezt in Urſinus.

16. Ulrich und Aennchen. Deutſch. 79

17. Die Herrlichkeit Granada's. Span. 83

Aus der Hiſt. de las guerras civiles p. 18.

18. Abenamars unglückliche Liebe. Span. 87

Eben daher p. 37. b. Die Romanze ſteht weitläuftiger im Cancionero de Romances p. 191. aber darum nicht beſſer; auch dieſe iſt nur Fragment.

19. Der Schiffer. Schott. 89

Relics T. I. p. 77.

20. Annchen von Tharau. Deutſch. 92

Es hat ſehr verlohren, da ich's aus ſeinem treuherzigen, ſtarken, naiven Volksdialekt ins liebe Hochdeutſch habe verpflanzen müſſen, ob ich gleich, ſo viel möglich war, nichts geändert. Das Lied iſt von Simon Dach und ſteht im 5ten Theil der Arien Alberti's zum Singen und Spielen. Z. 25. Königsb. 1648. 52. Fol.

21. Die drei Fragen. Engliſch. 95

Aus einer Engliſchen Sammlung Lieder und Balladen mit dem Titel: Wit and mirth or pills to purge Melancholy. Vol. II. Lond. 1712. Es ſteht daſelbſt S. 129. mit ſeiner Melodie unter dem Namen: a riddle wittily expounded.

22. Die Wieſe. Engliſch. 98

Eben daher Vol. — ich weiß nicht in welchem unter den fünfen.

23. Röschen und Kolin. Engliſch. S. 100

Man ſpürt wohl, daß die Romanze neu iſt. Sie iſt von Tickel (ſ. Reliqu. T. III. p. 234.) und iſt ſonſt unter dem Titel Hannchen und Lukas erſchienen. Ich habe die erſten beiden Strophen auslaſſen müſſen und ſonſt ſimplificirt, wie ich gekonnt habe, um die überflüſſigen Tickelſchen Schönheiten ihr etwa zu rauben; ich glaube nicht, daß ſie dabei verlohren hat.

14. Die luſtige Hochzeit. Wendiſch. 104

Aus Eckards Hiſt. ſtud. Etymol. ling. German. Hannov. 1711. S. 269–73.

Zweytes Buch.

1. Das Mädchen und die Haſelſtaude. Deutſch. 109

2. Lied des Mädchens um ihren Garten. Litthauiſch. 111

3. Lied des jungen Reuters. Litth. 113

4. Der unglückliche Weidenbaum. Litth. 116

5. Vom verwundeten Knaben. Deutſch. 118

6. Die Judentochter. Schott. 120

(Reliqu. T. I. p. 35.) Ein grauſich ſchauderhaft Mährchen, deſſen Sage einſt ſo vielen

Juden oſt Land und Leben gekoſtet. Der Mord- und Nachklang des Originals iſt faſt unüberſezbar.

7. Wilhelm und Margreth. Schott. S. 124

(Reliq. Vol. III. p. 119.) Wenn bei dieſem und ähnlichen Liedern die Anzahl der Silben das Versmaas überläuft und gleichſam überſchwemmet; ſo liegt in der Ueberſezung wohl nicht der Fehler darinn, daß man nicht vier Füße und acht Sylben zählen konnte, oder ſie ſammt züchtigen, niedlichen Reimen hätte finden können; ſondern weil das Original im Ton und Gange damit Alles verlohren haben würde. Wem dieſe alte Romanze nicht gefällt, der leſe die folgende neuere.

8. Ein Geſang von Milos Cobilich und Vuko Brankowich. Morlack. 130

Aus Fortis Oſſervazioni ſopra l' iſola di Cherſo ed Oſero, Venet. 1771. 4. nach ſeiner Italieniſchen Ueberſezung daſelbſt p. 162.

9. Dusle und Babele. Ein Schweizerlied. 139

Die Melodie iſt leicht und ſteigend, wie eine Lerche; der Dialekt ſchwingt ſich in ſeiner lebendigen Wortverſchmelzung ihm nach, wovon freilich in Lettern auf dem Papier wenig bleibet.

10. O Weh, o Weh. Schott. S. 141

(Reliq. Vol. III. p. 143.) Ein alter Geſang und wie voll Ausdrucks wahrhafter Empfindung! Arthurs Siz iſt ein Hügel bei Edinburg: St. Antonsbrunn iſt an ihm: eine Romantiſche Gegend, wie in Schottland ſo viele.

11. Wend', o wende dieſen Blick. Engl. 144

Shakeſpear hat dies trefliche Lied in ſeinem Meaſ. for meaſure Act. IV. Sc. I. gebraucht, wer kanns aber überſezen?

12. Morgengeſang. Engl. 145

Aus Shakeſpear Cymbel. Act. 2. Sc. III. Es iſt, wie mit dem Vorhergehenden.

13. Einige Zauberlieder. Engl. 146

Aus Shakeſpear Tempeſt. Act. 5. Sc. III. Act. I. Sc. V. Auſſer der Ueberſezung Shakeſpears ſtehts noch in der Bibl. der ſch. W. Th. 4. S. 646. übertragen. — Im Original iſt ein Zauberton, wie aus einer Welt andrer Weſen.

14. Elvershöh. Ein Zauberlied. Däniſch. 152

S. die Kiämpe-Viiſer. Koppenh. 1739. S. 160. Auch Briefe über Merkw. der Liter. B. 1. S. 110. Der Zauber des Originals iſt unüberſezbar.

15. Zaubergeſpräch Angantyrs und Hervors. Skald. S. 156

Aus Hickes Thesaur. lingu. Septentr. P. I. p. 193-95. der es aus der Hervarar Saga genommen. Fehler in dieſer und andern Sprachen der Art, wo ſie vorkommen ſollten, werden beſſere Kenner verzeihen, da ſie dem Ueberſezer kein Jahrelanges Studium haben ſeyn können, und dieſe alten Stücke ſelbſt für eingebohrne Gelehrte Dunkelheiten haben.

16. König Hako's Todesgeſang. Skald. 166

In Bartholin. Cauſ. contemt. mort. p. 522-28. ſteht er unvollſtändig und in Mallets Mythol. der Nordvölker arg verſtümmelt. Die Norwegsſaga hat ihn ganz, aus der ich ihn einmal abgeſchrieben; ich habe ſie aber zum Citiren nicht bei der Hand.

17. Morgengeſang im Kriege. Skald. 175

Aus Barthol. l. c. p. 178. In den Kämpe-Viſer ſtehts S. 392. aber in gereimten unausſtehlichen Verſen, und mit neuerm Anwuchs.

18. Schlachtgeſang. Deutſch. 177

Die lezte Strophe aus einem langen Schlachtliede bei Morhof von der deutſchen Poeterei. Es iſt gewiß alt und hat, auch der Diktion nach, herrliche Stellen: Percy würde ohne Zweifel damit ein Buch angefangen haben; aber wir? uns geſitteten Deutſchen trage man ſo etwas auf! Wer will, leſe es alſo im Morhof.

19. Gazul und Lindaraja. Span. S. 179

Aus der Hiſt. de las guerr. civil. de Granada p. 534.

20. Gazul und Zaida. Span. 187

Eben daher p. 538.

21. Der Brautkranz. Span. 191

Ebenfalls S. 541. Namen, z. E. Zelindacha, Lindaracha ſind mit Vorſaz gemildert.

22. König Eſthmer. Engl. 195

Reliqu. Vol. I. p. 59. Ich habe mir ein Gewiſſen draus gemacht, dies wunderliche, aber trefliche, luſtige, alte Biedermährchen auch nur im mindeſten zu ſchminken oder zu verſchönen. Man muß es als Mährchen leſen und nicht anders.

23. Die erſte Bekanntſchaft. Litth. 213

24 Liedchen der Sehnſucht. Deutſch. 215

Aus einem Ausbunde ſchöner, weltlicher und züchtiger deutſcher Lieder, (in queer 8.) aus dem wir noch manches gute Lied und Fragment haben werden.

Drittes Buch.

1. Der Knabe mit dem Mantel. Engl. S. 219
S. Reliq. Vol. III. p. 1.

2. Das Lied vom Herrn von Falkenſtein. Deutſch. 232
Ein treflich Lied im Gange des Ganzen und in einzelen Stellen.

3. Waldgeſang. Aus Shakeſpear. 235
(As you like it. Act. 2. Sc. 5.) Es ſingt, wie ein Vogel unter grünem Zweige.

4. Waldlied. Aus Shakeſpear. 237
(Eben daher Act. 2 Sc. 10. Auſſer dem Zuſammenhange des Romantiſchen Waldſtücks müſſen dieſe Lieder freilich verlieren.

5. Grablied eines Landmanns. Aus Shakeſp. 239
(Cymbel. Act V. Sc. V.) Es klingt wie der letzte dumpfe Wurf der Grufterde auf's eingeſenkte Sarg.

6. Lied des gefangnen Asbiorn Prude. Skald. 242
(S. Barthol. p. 158. Gereimt und moderniſirt in den Kämpe-Viſer. S. 411.)

7. Das Hagelwetter. Skald. 247

(Barthol. p. 233. Kämpe-Viſ. S. 414.)

8. Der blutige Strom. Span. S. 250

S. Reliq. Vol. I. p. 333. genommen aus der hiſt. de las guerr. civil. p. 567. So wohl in dieſem Buche S. 565. als im Cancionero de Romances (Anvers 1568.) ſtehen noch zwo verſchiedene Romanzen des Anfangs Rio verde, rio verde.

9. Zelindaja. Span. 254

Hiſt. de las guerr. civil. p. 196.

10. Liebe. Deutſch. 262

11. Ans Renthier. Lappländiſch. 264

(Scheffer. Lappon. p. 282.)

12. Lied der Freiheit. Griech. 266

Die berühmte Skolie aus Athenae. l. 15. c. 15 Sie iſt mit den beiden folgenden bereits überſezt geweſen in la Nauze Abhandlung von den Liedern der alten Griechen, hinter Hagedorns Poet. Werk. Th. 3. S. 234. 240. Das daſelbſt S. 252. angeführte ſogenannte kriegeriſche Lied des Hybrias von Kreta halte ich für nichts als ein Spottlied auf die „häuslichen„ Krieger oder, wie wirs nennen, die Heldenmäſſigen Philiſter. Ich überſezte es alſo ungefähr:

Mein groſſer Schaz iſt Spieß und Schwert,
Und ein ſchöner Schild, der den Leib bedeckt:
Damit kann ich pflügen und ernten,
Auch leſen ſüßen Wein.
Damit bin ich auch Herr im Hauſe!
Und wer's nicht wagt zu haben Spieß und Schwert,
Und ein'n ſchönen Schild, der den Leib bedeckt,
Der falle mir ſtracks zu Füſſen,
Und nenne mich Herr Groß-Mogul! —

Unmöglich kann ein Grieche im Ernſt alſo geſungen haben.

13. Wunſch. Griech. S. 268

14. Lob des Gaſtfreundes. Griech. 269

Die berühmte Scholie des Ariſtoteles, ebenfalls beim Athenäus l. 15. c. 16. und in obiger Abhandlung des Nauze auch überſezt.

15. Der Glückliche. Engl. 271

(Reliq. Vol. I. p. 120. Frei überſezt.)

16. Lied eines wahnſinnigen Mädchen. Engl. 273

(Eſſays on Songwriting. II ed. Lond. 1774. p. 76.)

17. Der entſchloſſne Liebhaber. Engl. 276

(Reliqu. Vol. III. p. 190.) Es iſt von Georg Wither; dies iſt, meines Wiſſens, die dritte

Ueberſezung und ich wollte, daß es auch die lezte wäre. Einen Vers habe ich ausgelaſſen — mit Fleiß.

18. Die Todtenglocke. Engl. S. 279

(Reliqu. Vol. II. p. 263.) Es war dem Ueberſezer mehr um den rührenden Ton dieſes Trauer- und Todtenliedes zu thun, als um ſeinen Inhalt.

19. Der ſächſiſche Prinzenraub. Deutſch. 284

Ich liefere dies Bergmannslied und das Nachfolgende nur zur Probe, wie die Deutſchen Lieder aufnehmen, die, wie dieſe Beide, ein zum Bewundern treues Gemählde der Sprache, Denk- und Sehart einer Provinz, theils an ſich, theils inſonderheit über den und jenen bekannten Vorfall, ſind. Schon in ſolchem Betracht ſind Geſänge der Art höchſt ſchäzbar: ſie ſagen mehr als eine lange Karakteriſtik des Geſchichtſchreibers. Und überdem ſollte dies Lied nicht mehr werth ſeyn, als Trillers große Epopee über dieſen Vorfall?

20. Ein Thüringer Lied. 288

Aus Spangenbergs Mansfeldiſcher Chronik S. 387. „Dieſe Zeit wurden Lieder gemacht und geſungen, darinn die Obrigkeit erinnert und ermahnet ward, in der Regierung Gleichmäſſigkeit zu halten, dem Adel nicht zu viel Freiheit und Gewalt zu verhängen, den Bürgern in Städten nicht zuviel Pracht und Gepränges zu verſtaten, das gemeine Baur-volk nicht über Macht zu beſchweren, die Straſſen rein zu halten und jedermann Recht und Billigkeit wiederfahren zu laſſen. Von welchen Liedern ſind noch etliche Geſezlein vorhanden, ſo etwan von alten Leuten, die ſie in ihrer Jugend von ihren Eltern gehöret, geſungen worden, und ohngefähr ſo lauten. „

21. Liedchen der Desdemona. Engl. S. 291

Aus Shakeſpear's Othello. Akt. 4. 5.

22. Süſſer Tod ꝛc. Engl. 298

(Shakeſpear's twelfth-Night Act. 3. Sc. 5. Ich kenne ein altes deutſches Lied von eben der Versweiſe, was vielleicht auch eben die Melodie gehabt hat; ich wollt', ich kennte dieſe. Das Engliſche Lied iſt wie ein Seufzer unüberſezbar.

23. Opheliens verwirrte Trauertöne um ihren Vater. 301

(Hamlet Act. IV. Sc. VII.) Freilich verlieren ſo einzele Töne auſſer dem Zuſammenhange des ganzen Stückes ungemein; noch aber iſts beſſer, ſie ſo zu geben, als wie Percy und Neuere in Geſänge ihrer Art zu flicken, wo der Lappe das Tuch reißt. — Und endlich

24. Klaggeſang von der edlen Frauen des Aſan-Aga. Morlakiſch. S. 309

S. Fortis Reiſe Th. 1. S. 150. oder die Sitten der Morlachen, Bern 1775. S. 90. Die Ueberſezung dieſes edlen Geſanges iſt nicht von mir; ich hoffe in der Zukunft derſelben mehrere zu liefern.

* * *

Und ſo, wenigſtens von meiner Seite ſchiefen Urtheilen vorzubauen, noch ein paar Worte! Der Sammler dieſer Lieder hat nie, weder Muſſe noch Beruf, weder Sinn noch Abſicht gehabt, ein deutſcher Percy zu werden; die Stücke, die ſich hier finden, hat ihm entweder ein günſtiger Zufall in die Hände geführt, oder er hat ſie, da er andere Sachen ſuchte, auf dem Wege gefunden. Noch weniger kann es ſein Zweck ſeyn, regelmäßigere Gedichte, oder die künſtlichere nachahmende Poeſie gebildeter Völker zu verdrängen: denn dies wäre Thorheit, oder gar Unſinn; vielmehr, wenn er etwas zu verdrängen Luſt hätte, wär's die neue

Romanzenmacher- und Volksdichterei *), die mit der alten meiſtens ſo viel Gleichheit hat, als der Affe mit dem Menſchen. Das Leben, die Seele ihres Urbildes fehlt ihr ja, nemlich: Wahrheit, treue Zeichnung der Leidenſchaft, der Zeit, der Sitten; ſie iſt ein müßiger Stuzer in einen ehrwürdigen Barden, oder einen zerriſſenen blinden Bettler verkleidet, und mich dünkt, die Maskerade iſt nicht der Rede werth. Auch waren viele Stücke (ohne Stolz geſagt; denn was wäre Stolz in ſo etwas!) ſo überſezt und wurden in ſolchen Ueberſezungen immer vervielfältigt, daß ich mir einen Vorwurf machte, dieſe Stücke, die Jahre lang zwar nicht im

---

*) I had rather be a kitten and cry-mew!
than one of this ſame *meter-ballad-mongers*
I'd rather hear a brazen candleſtik turn'd,
or a dry-wheel grate on the axle-tree,
and that would nothing ſet my teeth on edge
nothing ſo much as *mincing Poetry*
'tis like the forc'd gate of a ſhuffling nag.
Hot-ſpur im I.P. von Henry IV.

gelehrten Pult gelegen hatten, aber doch nicht im Druck erſchienen waren, nicht auch, als mein Wort, dazu zu geben und andern etwa weiter einige Mühe zu benehmen. Sie ſind nichts als warme Abdrücke deſſen, was der Ueberſezer beim Leſen der Urſtücke dachte und empfand; ſie wurden auf's Papier geworfen, nicht fürs gebildete Publikum, das er zu amüſiren oder noch feiner zu bilden, gar keinen Beruf hat, ſondern für ihn und einige wenige, die mit ihm hierin Einerlei fühlten. Zu Einem Bändchen iſt gewiß noch Vorrath da, und viele beſſere Stücke ſind mit Fleis zurückbehalten, um erſt die Kunſtrichter ihre Sprünge thun zu laſſen; doch liegt dem Sammler auch nichts dran, wenn nach Veranlaſſung der Umſtände ſie ferner oder immer, nur ſein bleiben ſollen.

Cedamus — vivant Arturius iſtic
et Catulus, maneant qui nigrum in candida
vertunt.

Shakeſpear.

Wie ſüß das Mondlicht auf dem Hügel ſchläft!
Hier woll'n wir ſitzen, und den ſüſſen Schall
Zum Ohre laſſen ſchlüpfen. Sanfte Stille
Und Nacht wird Taſte ſüſſer Harmonie.
Siz, Jeſſika, ſieh, wie die Himmelsflur
Iſt eingelegt mit Stücken reichen Goldes!
Da iſt kein kleiner Kreis, den du da ſiehſt,
Der nicht in ſeinem Lauf wie'n Engel ſingt,
Stimmt ein ins Chor der jungen Cherubim.
Die Harmonie iſt in den ew'gen Tönen;
Nur wir, ſo lang dies Kothkleid Sterblichkeit
Uns grob einhüllet, können ſie nicht hören. —

* * *

Der Mann, der nicht Muſik hat in ihm ſelbſt,
Gerührt nicht wird vom Einklang ſüſſer Töne,
Zu Ränken, Raub, Verrath iſt der gemacht;
Die Triebe ſeines Geiſtes ſind wie Nacht,
Sein Herz iſt ſchwarz, wie Erebus —
Trau nicht dem Manne!

Druckfehler.

S. 132 Z. 1. Jelina. S. 229 lezte Zeile War ſt. Wahr.

Volkslieder.

Nebſt untermiſchten andern Stücken.

Zweiter Theil.

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung.
1779.

Herders
Volkslieder

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

In dieſem Theil ſollte die Fortſetzung der Zeugniſſe über Volkslieder folgen: weil aber jede gute Sache in zweier oder dreier Zeugen Munde beſtehet, und für den Vorgefaßten auch hundert Zeugniſſe nicht gnug ſeyn werden, ſo wollen wir Papier und Worte ſparen, und lieber ſelbſt etwas voranfügen, was zur Erläuterung und Vorſtellung dieſer mancherlei Gedichte dienen könnte.

Es iſt wohl nicht zu zweifeln, daß Poeſie und inſonderheit Lied im Anfang ganz Volksartig d. i. leicht, einfach, aus Gegenſtänden und in der Sprache der Menge, ſo wie der reichen und für alle fühlbaren Natur geweſen. Geſang liebt Menge, die Zuſammenſtimmung vieler: er fodert das Ohr des Hörers und Chorus der Stimmen und Gemüther. Als Buchſtaben- und Sylbenkunſt, als ein Gemählde der Zuſammenſetzung und Farben für Leſer auf dem Polſter, wäre er gewiß nie entſtanden, oder nie, was er unter allen Völkern iſt, worden. Alle Welt und Sprache, inſonderheit der älteſte, graue Orient liefert von dieſem Urſprunge Spuren die Menge, wenn es ſolche vorzuführen und aufzuzählen Noth wäre.

Die Namen und Stimmen der älteſten Griechiſchen Dichter bezeugen daſſelbe. Linus und Orpheus, Phantaſia und Hermes, Muſäus und Amphion, Namen und Nachrichten der Fabel oder Wahrheit, zeugen, was damals Poeſie war? woraus ſie entſprang? worinn ſie lebte? Sie lebte im Ohr des Volks, auf den Lippen und der Harfe lebendiger Sänger: ſie ſang Geſchichte, Begebenheit, Geheimniß, Wunder und Zeichen: ſie war die Blume der Eigenheit eines Volks, ſeiner Sprache und ſeines Landes, ſeiner Geſchäfte und Vorurtheile, ſeiner Leidenſchaften und Anmaſſungen, ſeiner Muſik und Seele. Wie mögen von den ἀοιδοῖς, den umherziehenden Sängern der Griechen ſo viel der Fabel geben, als wir wollen: ſo bleibt am Boden des Gefäſſes die Wahrheit übrig, die ſich auch in andern Völkern und Zeitaltern gleichartig dargethan hat. Das Edelſte und Lebendigſte der griechiſchen Dichtkunſt iſt aus dieſem Urſprung erwachſen.

Der gröſte Sänger der Griechen, Homerus, iſt zugleich der gröſte Volksdichter. Sein herrliches Ganze iſt nicht Epopee, ſondern [illegible], Mährchen, Sage, lebendige Volksgeſchichte. Er ſetzte ſich nicht auf Sammet nieder, ein Heldengedicht in zweimal vier- und zwanzig Geſängen nach Ariſtoteles Regel oder, ſo die Muſe wollte, über die Regel hinaus, zu ſchreiben, ſondern ſang was er gehöret, ſtellte dar was er geſehen und lebendig erfaßt hatte: ſeine Rhapſodien blieben nicht in Buchläden und auf den Lumpen unſres Papiers, ſondern im Ohr und im Herzen lebendiger Sänger und Hörer, aus denen ſie ſpät geſammlet wurden und zuletzt, überhäuft mit Gloſſen und Vorurtheilen, zu uns kamen. Homers Vers, ſo umfaſſend wie der blaue Himmel und ſo vielfach ſich mittheilend, allem, was unter ihm wohnet, iſt kein Schulen- und Kunſthexameter, ſondern das Metrum der Griechen, das in ihrem reinen und feinen Ohr, in ihrer klingenden Sprache zum Gebrauch bereit lag und gleichſam als bildſamer Leim auf Götter- und

Heldengeſtalten wartete. Unendlich und unermüdet fließts in ſanften Fällen, in einartigen Beiwörtern und Kadenzen, wie ſie das Ohr des Volks liebte, hinunter. Dieſe, das Kreuz aller berühmten Ueberſetzer und Heldendichter, ſind die Seele ſeiner Harmonie, das ſanfte Ruhekuͤſſen, das in jeder endenden Zeile unſer Auge ſchließt, und unſer Haupt entſchlummert, damit es in jeder neuen Zeile geſtärkt zum Schauen erwache und des langen Weges nicht ermüde. Alle erhabnen Siehe! alle künſtliche Verſchränkungen und Wortlabyrinthe ſind dem einfachen Sänger fremde, er iſt immer hörbar und daher immer verſtändlich: die Bilder treten vors Auge, wie ſeine Silbertöne ins Ohr flieſſen; der verſchlungene Tanz beider, iſt Gang ſeiner Muſe, die auch darinn Göttin iſt, daß ſie dem Geringſten und gleichſam jedem Kinde dienet. Ueber eine Sache geheimer und liebſter Freuden ſtreitet man nicht gern auf dem Markt; aber dem, dünkt mich, iſt Homer nicht erſchienen, der den lieben Fußgänger nur auf raſchrollenden Wagen und den ſanften Strom ſeiner Rede als Mühlengeklapper einer ſogenannten Heldenpoeſie ſich vorbildet. Sein Tritt iſt ſanft, und die Ankunft ſeines Geiſtes, wie Ulyſſes Ankunft in der Heimath: nur der kann ſein Vertrauter werden, der ſich dieſe demüthige Geſtalt weder verlägt noch hinwegſchämet.*)

Mit Heſiodus und Orpheus iſts, in ihrer Art, ein Gleiches. Nicht daß ich die Werke, die unter des letzten Namen gehen, für Urſchrift des alten Orpheus hielte; ſie ſind ohne allen Zweifel wohl nichts als ſpätere, vielleicht ſechs- ſieben- und meinethalb hundertmal aufgefriſchte Kopien alter Geſänge und Sagen; aber daß ſie dieſes ſind, daß alter Geſang und

---

*) Darf ich hier, wenn auch an unrechtem Orte, ein ziemlich verkanntes Geſchenk unſrer Sprache, einen Nachgeſang Homers, wenn nicht von ſeinem Freunde und Mitſänger, ſo doch gewiß von ſeinem ehrlichen Diener, der ihm lange die Harfe getragen, rühmen: es iſt die Ueberſetzung Homers von Bodmer. Freilich leidet ſie, wie keine Ueberſetzung auf der Welt, Vergleichung mit dem Urgeſange; wenn man indeſſen dieſen vergißt, und ſie nicht mit dem Auge lieſt, ſondern mit dem Ohr höret, hie und da die Fehler menſchlich verzeihet, die ſich bisweilen auch dem Ohr nicht verbergen und ihm ſagen: „ſo ſang wohl Homer nicht!“ — Dies abgerechnet, wie man bei jedem menſchlichen Werk, und bei Homers Ueber-

Sage in ihnen noch durchſchimmert, iſt, wenn mich nicht alles trügt, ſehr merkbar. Auch Heſiod, der an Aechtheit jenem weit vorſteht, hat gewiß fremde Verſe; und doch iſt überall, der alte ehrwürdige Volksſänger, der einfältige Hirt, der am Berge der Muſen weidete, und von ihnen die Gabe ſüſſer Geſänge und Lehren zum Geſchenk überkam, hörbar. O wäre mirs gelungen, von dieſen goldnen Gaben und Geſchichten der Vorzeit, als den edelſten Volksgeſängen etwas in unſre Sprache zu übertragen, daß ſie noch einigermaſſen, was ſie ſind, blieben! Homer, Heſiodus, Orpheus, ich ſehe eure Schatten dort vor mir auf den Inſeln der Glückſeligen unter der Menge und höre den Nachhall eurer Lieder; aber mir fehlt

---

[illegible] gewiß, etwas abrechnen muß, wird man, dünkt mich, auf jeder Seite den Mann gewahr, der mit ſeinem Altvater viele Jahre unter einem Dache gewohnt und ihm redlich gedient hat. Die Odyſſee inſonderheit war ihm, ſo wie uns allen näher, und iſt viele Geſänge durch gar hold und vertraulich. — Dies iſt meine Meinung und etwa ein kleiner Dank für das Werk vieler Jahre, deſſen Arbeit ſich im Genuſſe wohl über allen Dank belohnt[illegible]; andrer Meinung und künftige [illegible]ung unbeſchadet.

das Schiff von euch in mein Land und meine Sprache. Die Wellen auf dem Meer der Wiederfahrt verdumpfen die Harfe und der Wind weht eure Lieder zurück, wo ſie in amaranthnen Lauben unter ewigen Tänzen und Feſten nie verhallen werden. — — —

Ein Gleiches iſt mit dem Chor der Griechen, aus dem ihr hohes einziges Drama entſtand, und von dem es noch immer, zumal in Aeſchylus und Sophokles, wie die heilige Flamme von dem Holz und Opfer, das ſich unten verzehret, hinauflodert. Ohne Zweifel iſt er das Ideal Griechiſchen Volksgeſanges; aber wer kommt zum Bilde? wer kanns aus der Höhe ſeiner Töne haſchen und einverleiben unſrer Sprache? So auch mit Pindars Geſängen, von denen, meines Wiſſens, noch nichts entfernt ähnliches in unſrer Sprache, vielleicht auch nicht in unſerm Ohr da iſt. Wie Tantalus ſteht man in ihrem Strome: der klingende Strom fleucht und die goldnen Früchte entziehen ſich jeder Berührung. —

Ich begnügte mich alſo nur, da mir das höchſte dieſer Gattung anzuführen nicht vergönnt war, von den Griechen nur ein paar kleine Liederchen, Tiſchgeſänge, und leichte Weiſen *) zu geben. Ich ſchleiche am Ufer und laſſe andern das hohe Meer.

Der Römer alte Lieder der Väter, die ſie noch in den blühendſten Zeiten bei ihren Gaſtmahlen ſangen und ſich zur Tugend und Liebe des Vaterlands mit ihnen ſtärkten, ſind verlohren. In Katull und Lukrez iſt noch viel alter Geſang, aber ſchwer zu entwenden.

Die alten Geſänge der chriſtlichen Väter haben ſich gewiſſermaſſen verewigt. Sie tönten in den dunkelſten Zeiten, in dunkeln Tempeln und Chören lateiniſch, bis ſie in der Sprache faſt jeden Europäiſchen Landes ſich verjüngten und, wiewohl in veränderter Geſtalt, hie und da noch leben. Wir haben von einigen, ſehr alte Ueberſetzungen in unſrer Sprache, a) die merkwürdig ſind, aber eigentlich hieher nicht gehörten.

---

*) Th. 1. S. 266. u. f.

a) S. Eckhard Commentar. de reb. Franc. orient. Tom. II. p. 948 *Schilter.* Theſ. antiquit. T. I. Vieles in der Bibliothek zu Wien nach Lambecks Anzeige.

Da ich von den verlohrnen Barden gar nicht und von den Gedichten der Skalden zu Anfange des zweiten Buchs reden werde, ſo fahre ich hier nur fort von Deutſchen Geſängen und Volksliedern. Das älteſte Stück, was hieher gehört, iſt wohl König Ludwig, b) den ich, ſo viel möglich, in der Kürze und Schnelligkeit ſeiner Worte hier gebe. Schon als Lied vom Jahr 882. iſt er merkwürdig, und ſeiner innern Art nach nicht minder. Stücke aus Otfried, inſonderheit Strophen aus der Vorrede: Ludwig der Schnelle, ſtünden ihm etwa von fern zur Seite. Anno's Geſang, eine Sproſſe mit in unſres Opitz Krone, c) ſchwebt darüber weg: er gehört unter Lobgeſänge, nicht unter Volkslieder.

Der Strom der Jahunderte floß dunkel und trübe für Deutſchland. Hie und da hat

---

b) *Schilter*. T. II.

c) Der Deutlichkeit wegen merke ich für unſre gelehrten Kunſtrichter an, daß Opitz ihn nicht gemacht, ſondern gefunden und zuerſt herausgegeben habe. Er ſteht, auſſer Opitzens Ausgabe, in Schilters erſtem Theil und in Bodmers leider! nicht vollendetem Opitz.

ſich eine Stimme des Volks, ein Lied, ein Sprüchwort, ein Reim gerettet; meiſtens aber ſchlammig, und reiſſen es die Wellen ſogleich wieder hinunter. Ich nehme lateiniſche Verſe und Reimchroniken aus, die zu meinem Zweck nicht gehören, ſo iſt mir noch wenig zu Geſicht gekommen, das den beſten Stücken der Engländer, Spanier oder Nordiſchen Völker an die Seite zu ſetzen wäre. Eckard hat ein kleines Fragment eines Altdeutſchen Romans gerettet; ſchade aber, nur ein kleines Fragment, das, wie es da iſt, nur durch Sprache merkwürdig iſt. d) In Meiboms Sammlung e) findet ſich das Lied eines Sächſiſchen Prinzen, der nach einer unglücklichen Schlacht ſich dem Prieſter zum Opfer geben muſte; es iſt traurig, hat aber nur noch Eine Strophe:

Soll ich nun in Gottesfronden a) Hände
In meinen allerbeſten Tagen
Geben werden und ſterben ſo elende,
Das muß ich wohl klagen.

---

d) Ekhard. Comment. Franc. orient. T. II. p. 864.

e) Meibom. rer. Germ. T. III.

a) Prieſter.

Wenn mir das Glücke füget hätte
Des Streits ein gutes Ende,
Dürft' ich nicht leiſten dieſe Wette b)
Netzen mit Blut die hiere c) Wände.

In mehr als einer deutſchen Chronik finden ſich alte deutſche Reihen und Volkslieder, von denen einige ſehr gute Stellen und Strophen haben. Ich will, was mir etwa beifällt, hieher ſetzen: denn was für mich nicht dient, kann für einen andern dienen, und inſonderheit dem nicht gleichgültig ſeyn, der ſich einmal (der Himmel gebe bald) an eine Geſchichte deutſches Geſanges und Dichtkunſt waget. Auſſer den Beiden im erſten Theil gelieferten Reihen über den Prinzenraub f) und Herzog Wilhelm in Thüringen ſtehen in eben dem Spangenberg noch zwei Stücke, ein Schimpflied über die Geſchlagnen Kaiſer Adolphs, und ein ziemlich langes Lied über die Belagerung Magdeburgs, das Spangenberg in das Deutſche ſeiner Zeit geſetzt und das einige ſehr gute Strophen, und, wie die meiſten Lieder der Art, genaue Umſtände der Sa-

---

b) Straſe, Genugthuung.

c) heilige.

f) Trillers Sächſ. Prinzenraub. S. 232. 235.

che ſelbſt hat. Das erſte iſt auch in Glafeys Sächſ. Geſchichte, das zweite in Pomarii Chronik befindlich (S. 482.). In der Fortſetzung von Spangenbergs Hennebergiſcher Chronik iſt im dritten Theil g) ein Lied auf die Fehde Reinhards von Haune mit Wilhelm von Henneberg. In Falkenſteins Erfurtiſcher Geſchichte h) iſt der Urſprung des Lieds, das die Kinder in Erfurt noch jezt, am Johannesabend verſtümmelt ſingen, angeführt: es war die Zerſtörung des Schloſſes Dienſtberg 1289. und das Lied fängt ſich an: Eichen ohne Garten. In eben der Geſchichte i) ſind Fragmente von den Liedern, die von der ſchwärmenden Geißlerſekte im 14. Jahrhundert angeſtimmt wurden, ſie ſtehen auch in Pomarii und in der Limpurger Chronik, aus der vor dem dritten Buch ein Auszug geliefert werden ſoll. Ein Spottlied auf die Bauren und ihren im Jahr 1525. übelbelohnten Aufruhr ſteht in Falkenſtein und Pfefferkorn; k) eine Beſchreibung

g) Heims Henneb. Chronik. Th. 3. S. 277 : 79.

h) S. 185.

i) S. 228.

k) S. 587. Pfefferkorn Merkwürd. von Thüringen S. 451. Desgleichen ſteht ein Lied des Geſechts bei Hempach 1450. und des Krieges zwiſchen Nürnberg und dem Markgrafen in Reinhards Beiträgen; l) ein Lied auf die Einnahme der Stadt Heiſtädt 1439. in Schöttgens und Kreiſigs Diplomatiſcher Nachleſe; m) über die Aachenſchen Händel 1429. in Menkens Sammlung; n) auf die Belagerung von Grubenhagen 1448. in Lezners Einbeckiſchen Chronik, o) und was ich vielleicht vor allen hätte zuerſt anführen ſollen, ein Lied über die Schlacht bei Cremmerdamm, in Buchholz Brandenburgiſcher Geſchichte. p) Ich würde es, wenn es nicht Platdeutſch wäre, ein-

---

von Eroberung des Schloſſes Hohenkraen in Senkenbergs ſelect. iuris et hiſtor. T. IV. Ein Lied vom Ritter Georg in Schamel. Beſchreibung des Georgenkloſt. vor Naumb. S. 26. Schlechte Bergreihen in Albinl Meiſſn. Bergchronik S. 47. u. a.

l) Von Roſenplut: ſ. Reichards Beitr. zur Geſch. Frankenlandes Th. 1. und Th. 2.

m) Schöttgens und Kreiſigs Diplomat. Nachleſe Th. 5. S. 114—116.

n) Tom. I. p. 1110.

o) p. 92. b

p) Th. 2. S. 383.

gerückt haben. Die Nachtigall, die Leſſing q) neulich bekannt gemacht, und was ſonſt reichlich auf Bibliotheken ſeyn mag, zu geſchweigen.

In den Religionsunruhen des ſechzehnden Jahrhunderts iſt eben ſo wohl mit Liedern als Schriften geſtritten worden, inſonderheit ſofern ſie die Fürſten und öffentlichen Anläſſe betrafen. Ich habe einen Band gedruckter Lieder vor mir, meiſtens über die Begebenheiten zwiſchen Sachſen und Braunſchweig 1542. 1545. und zwiſchen Sachſen und dem Kaiſer 1547. r)

q) Leſſings Beiträge aus der Wolfenb. Bibliothek Th. 1.

r) Z. E. Drey ſchöne neue Lieder vom groſſen Scharrhanſen zu Wolfenbüttel: von der Niederlage Herzog Heinrichs zu Braunſchweig: ein Heerlied für die Kriegsleut 1546. Ein neu Lied von Moritzen, Herz. zu Sachſen: Wahre Hiſtor. von Herz. Moriz. Ermahnung an die Fürſten, ſich der Stadt Wittenberg anzunehmen. Von Ueberziehung des Kaiſers, von Belagerung der Stadt Leipzig. Entſchuldigung Herz. Moriz, warum er den Kaiſer nicht mit Krieg überzogen: von der Bremer Schlacht u. ſ. Dazwiſchen Faſtnachts, und geiſtl. Lieder.

Der Beſitzer ſcheint nur geſammlet zu haben, was in ſeiner Gegend darüber erſchien: denn das meiſte iſt zu Leipzig und Erfurt gedruckt, und es iſt ſchon viel; andre Gegenden werden über dieſelben Anläſſe andre Lieder haben. Man ſchlieſſe aus der Menge von Liedern, die in zwei Jahren über zwo Begebenheiten erſchienen ſind, ob Deutſchland arm an ihnen geweſen. Möchten ſie nur auch an Güte ſeyn, was die meiſten an Treuherzigkeit zu ſeyn vorgeben. — Allen dieſen Liedern ſind ihre Weiſen genannt, und dieſe abermals Titel ſehr bekannter Volkslieder: ja meiſtens hat das neue Lied ganz den Ton des vorhergehenden, d. i. ſeine Weiſe. Sehr oft iſt das auch der Fall zwiſchen weltlichen und geiſtlichen Liedern, daher man ſich nicht wundern muß, daß über geiſtlichen Liedern oft eine ſehr weltliche Weiſe, z. E. Es wohnet Lieb bei Liebe u. dgl. ſtehet. Oft geht dies zu groben Parodien über, die uns beleidigen, die es aber damals nicht thaten, weil es die gewöhnliche Art war. So iſt z. E. in genannter Sammlung ein neu Lied: der Jäger, geiſtlich, wo das bekannte Lied: es wollt ein Jäger jagen, auf Gabriel und die

Maria eben nicht gar fein, doch ehrlich gedeutet iſt. Manche Wendungen und Gänge alter Kirchenlieder nehmen aus ſolchen Weiſen ihren Urſprung, und eine Geſchichte des Kirchengeſanges kann eigentlich nicht ohne Kenntniß derſelben geliefert werden. Meiſtens fließt in ſolchen Volksgeſängen Geiſtliches und Weltliches zuſammen, wovon auch in den alten Geſangbüchern viele Proben vorhanden. Luther, der trefliche geiſtliche Lieder machte, machte auch „ein neu Lied von zweien Märterern Chriſti zu Brüſſel, von den Sophiſten zu Löwen verbrannt,„ das oft einzeln gedruckt und auch alten Geſangbüchern beigefügt worden. Ich hätte es eingerückt, ſo wie anderswo bereits Strophen angeführt worden, wenns nicht für dieſe Sammlung zu abſtechend geweſen wäre. Seine Parodie auf das Lied: Nun treiben wir den Tod heraus, s) iſt bekannt, und auch noch in alten

[s] S. Paullini Philoſoph. Feierabend S. 717. Hilſcher de Dominica Laetare. Lips. 1690. Hilſcher wegen des zur Faſten- und Oſterzeit eingeriſſenen Aberglaubens. Dresd. 1708. Mich dünkt, in den Abhandlungen Böhmiſcher Gelehrten den Anfang dieſes Liedes Böhmiſch geleſen zu haben, nebſt einer Abhandlung darüber.

Geſangbüchern vorhanden: da aber ſeine Cantio de aulis nur in der Altenburger Ausgabe ſeiner Werke befindlich und nicht lang iſt, ſo habe ich ſie hier eingerücket. Seine Gehülfen und Nachfolger folgten ihm, nur freilich nach ihren Kräften. Die Parodie des Erasmus Alberus aufs Te Deum, Aeſops Fabeln, mancherlei Lieder ſind bekannt. Geſchichten und Stücke der Bibel wurden, nach der Weiſe weltlicher Sagen, t) verſificirt, Meiſterſängerkunſt hat dieſe Manier treulich behalten und zuletzt ſehr untreu verderbet.

Ueber dieſe und über ihren edlern Urſprung, die ſogenannten Minneſinger, mag ich hier nicht reden. Sie waren Volksſänger und warens auch nicht, wie man die Sache nimmt. Zum Volksſänger gehört nicht, daß er aus dem Pöbel ſeyn muß, oder für den Pöbel ſingt; ſo wenig es die edelſte Dichtkunſt beſchimpft, daß ſie im Munde des Volks tönet. Volk heißt nicht, der Pöbel auf den Gaſſen, der ſingt und dichtet niemals, ſondern ſchreyt und verſtümmelt. Daß in den Schwäbi-

---

t) Die Geſchichte von Lazarus und dem Reichen: die meiſten Evangelien: u. ſ.

ſchen Zeiten die Poeſie von groſſem Umfang geweſen, iſt wohl unläugbar: ſie erſtreckte ſich vom Kaiſer zum Bürger, vom Handwerker bis zum Fürſten. Man ſang nach gegebnen Weiſen, und gute Lieder ſang man nach. Minne war nicht der Einzige Inhalt ihrer Geſänge, wie anderweit gezeigt werden wird; der Umkreis derſelben war auch nicht eine Fakultät oder enge Stube. Auch das Fragment der Chronik, das beigerückt werden ſoll, zeigt, wie verbreitet und lebend dieſe Geſänge damals geweſen ſind, vielleicht mehr als die Leſung unſrer Dichter, mit der man ihren Kreis zu vergleichen gewohnt iſt. Allerdings iſt überall und allezeit das Gute ſelten. Auf Eine gute Weiſe folgten ohne Zweifel zehn und funfzig elende, die freilich nicht nachgeſungen wurden, die im Munde des Sängers ſelbſt erſtarben; endlich ward die ganze edle Kunſt ein ſo jämmerliches Handwerk und Trödelkram, daß groſſe Luſt und Liebe dazu gehört, nur noch etwas von ihren fernen erſten Zeiten in ihr zu wittern oder zu ahnden. —

Wie ihm ſey, ſo gehörten jene und dieſe, Minneſinger und Meiſterſänger, nicht in meinen Plan, und das aus der einfachen

Urſach, weil ihre Sprache und Weiſe wenig Lyriſches für uns hat. Ich hätte bei ſchätzbaren und, zum Theil ungedruckten Stücken, die ich liefern konnte, erſt den Perioden der Strophen, folglich Melodie und Weſen ändern müſſen, um uns hörbar und verſtändlich zu werden, und da das zu meinem Plan verſtümmlen hieße, ſo mögen ſie auf andre Gelegenheit warten.

Es gibt ein ſogenanntes hiſtoriſches Geſangbuch von Johann Höfel, wo in drei Büchern Lieder über Bibliſche und unbibliſche Perſonen, über Heilige und Begebenheiten der Geſchichte geſammlet ſind. Weil aber alles im Ton der Kirchenlieder, dazu von wenigen Verfaſſern und alſo ſehr einförmig iſt: ſo konnte ich nichts davon brauchen. Eins mag etwa, zum Andenken des Ruhmvollen Mannes, u) deſſen Leben aus der Geſchichte

---

u) Das Lied des Herrn von Freundsberg, ſo er nach der Schlacht bei Pavia ſelbſt gemacht, und das Adam Reusner nachher zu ſeinem Lobe parodiert hat. Es heißt: Mein Fleiß und Müh ich nie geſpart, und ſteht auch hinter der Geſchichte deſſelben. Es ſcheint zu Luthers cantione de pulis Gelegenheit gegeben zu haben, die etwa 1. Jahr jünger iſt und dieſelbe Weiſe hat.

bekannt 'gnug iſt, und der für ſeine Dienſte übel belohnt worden, hier wenigſtens genannt werden.

Von Romantiſchen und Liebesliedern gibts eine Menge, theils umhergehend, theils hie und da, inſonderheit zu Nürnberg gedruckt. x) Der Dichtung darinn iſt wenig und wiederholen ſie ſich oft, obs gleich an zarten Stellen und ſinnreichen Wendungen auch nicht ganz fehlet. Man müſte aber das Gold aus dem abgetragenen Zeuge ausbrennen und weniges könnte man ganz geben. Das bekannte Lied: es wohnet Lieb bei Liebe: das Lied vom treuen Wächter; das ſchon in der Maneſſiſchen Sammlung, obgleich in anderer Versart zu finden: von Sultans Tochter, vom Streit der Liebe: das Lied von den drei Roſen, den ſieben Wünſchen und andre, könnte man vielleicht in Stellen und Strophen geben, auch mit einigen Liedern bekannt ma-

---

x) Auf der Wiener Bibliothek ſind bei Lambeck unter der Nummer 421 — 40. viele Deutſche Ritter- und Liebesgedichte genannt, die zu Maximilians Handbibliothek gehört haben und ihm ſehr lieb geweſen; von ihrem Inhalt aber wird nichts mitgetheilt. Sollts nicht eine nähere Nachricht der Mühe werth ſeyn?

chen, wenigſtens ſofern ſie Muſter andrer und damals berühmte Weiſen geweſen. Da es aber einigen Herrn gefallen hat, wider Volkslieder überhaupt auf eine etwas ungehörige und neue Weiſe zu deklamiren, ſo mochte ichs nicht ſeyn, der ihnen einige unſchuldige Laubſproſſen und Helme Heu auf ihre weiſe Hörner vorlegte. Lieber gab ich einige franzöſiſche Liederchen, womit ſie ſich kränzen mögen — —

Und hielt mich inſonderheit zu beinah vergeßnen Deutſchen Dichtern und einzelnen guten Gedichten derſelben. Unter ihren drei gebildeten Nachbarinnen, England, Frankreich und Italien, zeichnet ſich auch darinn Deutſchland aus, daß es ſeine beſten Köpfe älterer Zeiten vergißt und alſo ſeine eigne Gaben verſchmähet. Alle drei genannte Nationen machen ſo viel Staat aus ihren vergangnen Zeiten, und haben Sammlungen, Blumenleſen ihrer Dichter nach der Reihe; wir leben jetzo nur mit uns ſelbſt, d. i. von Meſſe zu Meſſe, und die lauteſten Buben verrathen eine Unwiſſenheit deutſcher und aller Literatur, über die man erſtaunt und erſtarret. Zachariä fing eine Auswahl an, die bald aufhörte, die meiſten guten Sachen liegen begraben, wo ſie niemand ſuchen mag, noch zu finden träumet. Ich opferte daher lieber Einiges auf, um von ältern Dichtern der Deutſchen, von jedem meiſtens nur Ein Stück einzuſtreuen und Aufmerkſamkeit auf ſie zu erregen. Weit bin ich damit noch nicht gekommen, und inſonderheit fehlten mir zu zwei oder dreien Stücken Platz, die manche kaum dem Namen nach kennen werden —— doch Zeit hat Ehr.

Wie wünſchte ich, daß Bodmer in jüngern Jahren auf Sammlung dieſer Art Gedichte und Lieder gefallen wäre! oder Leſſingen es beſſere Arbeiten erlaubten, ſeine Kenntniſſe Deutſcher Literatur, die wohl die Einzige ihrer Art ſeyn möchten, auch hier zu verfolgen. Die Beiträge, die die Herren **Eſchenburg**, **Anton**, **Seybold** u. ſ. im Deutſchen Muſeum geliefert, ſind ſchätzbar: es wäre gut, wenn dies Journal von mehreren dazu angewandt würde. —— ——

Mir ſey es erlaubt, hier nur noch eine reiche Quelle von gemeinen, inſonderheit Trink- und Buhlliedern anzuführen, es ſind die Ueberſetzungen Fiſcharts. In ſeinem verdeutſchten Rabelais, zumal in der Litanei der Trunkenen, und ſonſt beinahe durchhin iſt eine ſolche Menge luſtiger Lieder, wenigſtens dem Anfange nach und Strophenweiſe angeführt, daß mancher kleine feyne Allmanach von luſtigen Geſängen und Volksliedern aus dieſer Einigen Quelle einen Strom erhalten könnte; mit der allgemeinſten und unendlichſten Bibliothek Wette zu laufen. Für mich war nichts darinn; indeſſen läugne ich nicht, daß viele Lieder eine Fröhlichkeit verrathen, zu der manche neuere in dieſer Gattung als trocknes, nachgedrechſeltes Werk erſcheinen möchten. Desgleichen iſts mit ein paar Trinkliedern in Sittewalds Geſichten, y) denen das Feuer des Dithyrambenſchwunges gewiß nicht fehlet; ſie ziemten indeſſen nicht in dieſe Sammlung.

y) Th. 2. S. 153. 157. So war mir das theure Lied:

> Willt du nichts von Liebe hören,
> nennſt das Freien Ungemach —
> ach, du kennſt noch nicht die Pein
> alt und doch noch Jungfer ſeyn u. ſ. w.

unter des edlen Coridons Namen längſt bekannt; es verführte mich aber keinen Augenblick zur Anzeichnung, bis ichs jetzt, nebſt dem: Hylas will ein Weib, und Hylas will kein Weib haben u. a. in der Lyriſchen Blumenleſe finde. Es muß alſo wirklich klaſſiſch ſchön ſeyn.

Meine Leſer verzeihen, daß ich in dieſem ganzen Punkt mehr habe ſagen müſſen, was ich nicht, als was ich gegeben habe? Weder Titel noch Mittel verpflichtet mich, Deutſche Originallieder (wie ſich die Herren Zeitungsſchreiber ausgedruckt haben) noch weniger, ſolcher und keiner andern Geſtalt, und in ſolcher und keiner andern Menge zu liefern. Liefre ſie ein Jeder der Herren: ich habe eine Menge genannt und ſtehe mit einer noch gröſſern Menge zu Dienſten. Es iſt lächerlich, daß nicht jedem Autor oder Sammler ſein Plan bleiben ſoll, wieviel oder wie mancherlei Abſichten er in ihn bringe. Nicht wie er wählt? (wähle ein andrer beſſer!) ſondern wie er, was er wählte, ausführt? davon iſt die Frage.

Ueberhaupt iſts ja für jeden, der in der Geſchichte das Heut und Geſtern kennet, ſo gut als ausgemacht, daß Lyriſche Dichtkunſt, oder, wie die Herren ſagen, Deutſche Originallieder nicht eben der Nerve unſres Volks und die erſte Blume ſeiner poetiſchen Krone geweſen. Treuherzigkeit und ehrliche Lehrgabe war von jeher unſer Charakter, ſo wie im Leben, ſo auch im Schreiben und in der Dichtkunſt. Dies zeigt ſich in allen

Jahrhunderten, aus denen man Deutſche Geſchichte, Chronik, Sprüchwörter, Reime, Erzählungen, Lehrſprüche u. dgl. ſelten aber Lieder und Lieder der Art kennet, die man noch jezt auftragen könnte. Liege es an Urſachen von innen oder auſſen (wie gewöhnlich; liegts in beiden); ſo war von jeher die Deutſche Harfe dumpf, und die Volksſtimmen niedrig und wenig lebendig. Eine Sammlung Lehr- und Sinngedichte lieſſe ſich ſehr reichlich und auch in den ſchlechtern Dichtern gute und leidliche Stellen dazu auffinden; eigentlicher Geſang aber iſt entweder verhallet, oder wenn man nicht Koth und Unkraut zuſammen auftragen will, iſts ſchlimm und arm, ein Deutſcher Percy zu werden. Leider aber hats ſchon mein erſter Theil geſagt, daß zu einem ſolchen mir nie Sinn oder Muth geſtanden — —

Der Anblick dieſer Sammlung gibts offenbar, daß ich eigentlich von Engliſchen Volksliedern ausging und auf ſie zurückkomme. Als vor zehn und mehr Jahren die Reliques of ancient Poetry mir in die Hände fielen, freuten mich einzelne Stücke ſo ſehr, daß ich ſie zu überſetzen verſuchte, und unſrer Mutterſprache, die jener an Kadenzen und Lyriſchem Ausdruck auffallend ähnlich iſt, auch ähnlich gute Stücke wünſchte. Meine Abſicht war nicht, jene Ueberſetzungen drucken zu laſſen, (wenigſtens überſetzte ich ſie dazu nicht) und alſo konnte auch meine Abſicht nicht ſeyn, durch ſie die Klaſſiſche Heiligkeit unſrer Sprache und Lyriſchen Majeſtät zu betrüben, oder, wie ſich ein Kunſtrichter witzig ausdruckt, „den Mangel aller Korrektheit als meine Manier„ zu zeigen. Sollten dieſe Stücke bleiben, was ſie in der Urſchrift wären: ſo konnten ſie nicht mehr Korrektheit (wenn das unpaſſende Wort ja ſtatt finden ſoll!) haben; oder ich hätte neue und andre Stücke geliefert. Wo im Original mehr Korrektheit war, ſuchte ich auch mehr auszudrücken; trug aber kein Bedenken, ſie aufzuopfern, wenn ſie den Hauptton des Stücks änderte und alſo nicht dahin gehörte. Jedem ſtehets frei, ſie, wie er will, zu übertragen, zu verſchönern, zu feilen, zu ziehen, zu idealiſiren, daß kein Menſch mehr das Original erkennet; es iſt ſeine und nicht meine Weiſe, und dem Leſer ſtehet frei, zu wählen. Ein gleiches iſt mit den Liedern aus Shakeſpear. Sie lagen vor zehn und mehr Jahren überſetzt da, ohne daß ich einem beſſern Ueberſetzer je damit hätte zuvor kommen oder nachbuhlen wollen. Sie waren für mich gemacht, nur das elende Gekreiſch von Volksliedern und Volksliedern, wo jeder ſeinen eignen Schatten hetzte, bewegte im Unmuth mich, ſimpel und ohne Anmaſſung zu zeigen, was ich denn, der unſchuldig dazu Gelegenhit gegeben haben ſollte, unter Volksliedern verſtünde und nicht verſtünde? hätte oder nicht hätte? u. dgl.

Das iſt auch die Urſache, warum ich den Ton dieſes Theils ganz verändert und hie und da Stücke geliefert habe, die freilich, wie es mir niemand demonſtriren darf, nicht Volkslieder ſind, meinethalb auch nimmer Volkslieder werden mögen. Ich ſah leider! beim erſten Theil, welche armſelige Geſtalt die gute Feldblume mache, wenn ſie nun im Gartenbeet des weiſſen Papiers daſteht und vom honetten Publikum durchaus als Schmuck- und Kaiſerblume gefälligſt beäuget, zerpflückt und zergliedert werden ſoll, wie gern und inſtändig ſie dieſes verbäte! Man hat einmal keinen andern Begrif von Lied und Leſerei, als: was da iſt, muß zur Parade da ſeyn; an Noth und einfältiges Bedürfniß iſt kein Gedanke. Ich habe alſo in dieſem Theil die artigen Leſer und Kunſtrichter, ſo viel ich konnte, geſchont, von

Engliſchen Balladen kaum zwei oder drei mehr geliefert, und auch zu dieſen lieber die hiſtoriſchen Stücke, über deren Werth keine Frage mehr iſt, z. E. Percy, Murray u. dgl. gewählet. Mit den andern die ich zu geben dachte, mit ihnen, als mit erbärmlichen Abentheuer- und Mordgeſchichten, die zum Unglück wieder in meiner Manier, d. i. dem Mangel aller Korrektheit überſetzt ſeyn möchten, habe ich das korrekte Publikum verſchonet.

Auch aus dem Spaniſchen habe ich nur wenig Stücke gegeben, weil nichts ſchwerer iſt, als die Ueberſetzung einer ſimpeln Spaniſchen Romanze. Ueberſetze jemand, wenn ſich ein langes hiſtoriſches Gedicht herab, jede zweite Zeile auf ar endigt und damit im Spaniſchen prächtig und angenehm in der Luft verhallet, überſetze jemand ſo etwas in unſre Sprache! Uebrigens wiederhole ich, daß in Abſicht auf Romanze und Lied von daher noch viel zu lernen ſey und für uns dort vielleicht noch ein ganzes Heſperien blühe. Auſſer dem Italieniſchen kenne ich keine neuere Sprache, die niedlichere lyriſche Kränze flechte, als Iberiens Sprache, die überdies noch mehr klinget, als jene. Unſre Väter bekümmerten ſich um ſie, und Vater Opitz hat den ſchönen Doppelgeſang des Gil-Polo: Mientras el ſol ſus rayos muy ardientes ſelbſt überſetzet. Cronegk liebte die Sprache und holte aus ihr die Blume her, die in ſeinen beſten Gedichten ſo melancholiſchſüß duftet. Das kleine Liedchen, das Käſtner überſetzt hat, das Gil Blas aus dem Thurm ſingen hörte:

Ach, daß Jahre voll Vergnügen
Schnellen Winden gleich verfliegen;
Einen Augenblick voll Leid
Macht der Schmerz zur Ewigkeit —

welchen Liliendufft verbreitets um ſich! und ſo ſind Haine von Blumen und ſüſſen Früchten, die verkannt und in Oede dort blühen — —

Aus dem Italieniſchen habe ich nur ein paar Lieder gegeben. Ihre Novellen ſind von den groſſen Meiſtern Boccaz und Pulci, Arioſt und Scandiano bereits alſo behandelt worden, daß ſie im höchſten Licht glänzen. Gewiſſermaſſen iſt und bleibt Dante ihr gröſſeſter Volksdichter, nur iſt er nicht eigentlich mehr lyriſch.

Was ſich für andre Stücke in dieſe Sammlung verborgen haben, mag Buch und Regiſter ſelbſt weiſen. Sie erſcheinen unter dem beſcheidenſten Namen, „Volkslieder„; mehr alſo wie Materialien zur Dichtkunſt, als daß ſie Dichtkunſt ſelbſt wären. Bei vielen wuſte ich nicht mehr, wo ſie ſtehen? oder woher ſie mir zugekommen waren, der ungenannte Name ihrer Verfaſſer oder ihres Vaterlandes, ſo wie überhaupt des Sammlers dieſer demüthigen, armen, Blumenleſe — ehrwürdiger Herr Pater, iſt keine Sünde. Ich erbitte mir über das Gute in ihr, aus ſo mancherlei Orten und Zeiten es ſeyn mag, kein Wörtchen Lob oder Dank, ſo wenig ich mir Ein Wort Tadel oder Kritik

— vom grauſam wilden Bär,
Wenn er vom Honigbaum kommt her,

oder von den Tauben und Schwänen des leibhaften Apollo ſelbſt, verbitte. Mein einziger Wunſch iſt, daß man bedenke, was ich liefern wollte, und allenfalls höre, warum ich dies und nichts anders geliefert habe? Mich dünkt, es iſt weder Weisheit noch Kunſt, Materialien für gebildete Werke, gebrochnes Metall, wie es aus dem Schoos der groſſen Mutter kommt, für geprägte Klaßiſche Münze, oder die arme Feld- und Waldblume für die Krone anſehen zu wollen, damit ſich König Salomo oder ein lyriſcher Kunſtrichter, der etwa mehr als er iſt, krönet.

Endlich kann ich nicht umhin, noch mit ein paar Worten merken zu laſſen, was ich für das Weſen des Liedes halte. Nicht Zuſammenſetzung deſſelben als eines Gemäldes niedlicher Farben, auch glaube ich nicht, daß der Glanz und die Politur ſeine einzige und Hauptvollkommenheit ſey; ſie iſts nehmlich nur von Einer, weder der Erſten noch Einzigen Gattung von Liedern, die ich lieber Kabinett- und Toilettſtück, Sonnett, Madrigal u. dgl. als ohne Einſchränkung und Ausnahme Lied nennen möchte. Das Weſen des Liedes iſt Geſang, nicht Gemälde: ſeine Vollkommenheit liegt im melodiſchen Gange der Leidenſchaft oder Empfindung, den man mit dem alten treffenden Ausdruck: Weiſe nennen könnte. Fehlt dieſe einem Liede, hat es keinen Ton, keine poetiſche Modulation, keinen gehaltenen Gang und Fortgang derſelben; habe es Bild und Bilder, und Zuſammenſetzung und Niedlichkeit der Farben, ſo viel es wolle, es iſt kein Lied mehr. Oder wird jene Modulation durch irgend etwas zerſtört, bringt ein fremder Verbeſſerer hier eine Parentheſe von maleriſcher Kompoſition, dort eine niedliche Farbe von Beiwort u. ſ. f. hinein, bei der wir den Augenblick aus dem Ton des

Sängers, aus der Melodie des Geſanges hinaus ſind, und ein ſchönes, aber hartes und nahrungsloſes Farbenkorn kauen; hinweg Geſang! hinweg Lied und Freude! Iſt Gegentheils in einem Liede Weiſe da, wohlangeklungne und wohlgehaltne lyriſche Weiſe; wäre der Inhalt ſelbſt auch nicht von Belange, das Lied bleibt und wird geſungen. Ueber kurz oder lang wird ſtatt des ſchlechtern, ein beßrer Inhalt genommen und drauf gebauet werden; nur die Seele des Liedes, poetiſche Tonart, Melodie, iſt geblieben. Hätte ein Lied von guter Weiſe einzelne merkliche Fehler; die Fehler verlieren ſich, die ſchlechten Strophen werden nicht mit geſungen; aber der Geiſt des Liedes, der allein in die Seele wirkt und Gemüther zum Chor regt, dieſer Geiſt iſt unſterblich und wirkt weiter. Lied muß gehört werden, nicht geſehen; gehört mit dem Ohr der Seele, das nicht einzelne Sylben allein zählt und mißt und wäget, ſondern auf Fortklang horcht und in ihm fortſchwimmet. Der kleinſte Fels, der ſie daran hindert, und wenns auch ein Demantfels wäre, iſt ihr widrig; die feinſte Verbeſſerung, die ſich gibt, ſtatt den Sänger zu geben, die hundert Sänger und ihre tauſend Geſänge über Einen Leiſten zieht und modelt, von dem jene nichts wuſten; ſo willkommen die

Verbeſſerung für alle Meiſter und Geſellen des Handwerks ſeyn mag, und ſo viel ſie an ihr, wie es heißt, lernen mögen, für Sänger und Kinder des Geſanges iſt ſie

— purer purer Schneiderſcherz
Und trägt der Scheere Spur
— nichts mehr vom groſſen vollen Herz
Der tönenden Natur.

Auch beim Ueberſetzen iſt das ſchwerſte, dieſen Ton, den Geſangton einer fremden Sprache zu übertragen, wie hundert geſcheiterte Lieder und lyriſche Fahrzeuge am Ufer unſrer und fremden Sprachen zeigen. Oft iſt kein ander Mittel, als, wenns unmöglich iſt, das Lied ſelbſt zu geben, wie es in der Sprache ſinget, es treu zu erfaſſen, wie es in uns übertönet, und feſtgehalten, ſo zu geben. Alles Schwanken aber zwiſchen zwo Sprachen und Singarten, des Verfaſſers und Ueberſetzers, iſt unausſtehlich; das Ohr vernimmts gleich und haßt den hinkenden Boten, der weder zu ſagen noch zu ſchweigen wuſte. Die Hauptſorge dieſer Sammlung iſt alſo auch geweſen, den Ton und die Weiſe jedes Geſanges und Liedes zu faſſen und treu zu halten; obs überall geglückt ſey, iſt eine andre Frage. Indeſſen mag dieſe Anmerkung wenigſtens den Inhalt mancher Stücke rechtfertigen; nicht der Inhalt, ſondern ihr Ton, ihre Weiſe war Zweck derſelben. Iſt dieſe gelungen, klingt ſie aus einer andern in unſre Sprache rein und gut über; ſo wird ſich in einem andern Liede ſchon der Inhalt geben, wenn auch kein Wort des vorigen bliebe. Immer iſts alsdann aber beſſer, neue beſſere Lieder zu geben, als verbeſſerte, d. i. verſtümmelte alte. Beim neuen Liede ſind wir völlig Herr über den Inhalt, wenn uns nur die Weiſe des alten beſeelet; bei der Verbeſſerung ſind wir meiſtens ohn alle Weiſe, wir nähen und flicken; daher ich alte Lieder wenig oder gar nicht geändert habe. — Dies iſt meine Meinung über das Weſen des Liedes, andrer Meinungen unbeſchadet, und jedem Jüngerlein freigeſtellt, jezt viel von Weiſe eines Liedes zu gacken, wie es bisher von Wurf gethan hat; ich will hier weder widerlegen, noch theoriſiren, ſondern erläutern und vorbereiten, was zum Gebrauch und Inhalt dieſer Sammlung dienet.

Erſtes Buch.

1.

Das Lied vom Fiſcher.

Deutſch.

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran;
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan;
Und wie er ſitzt und wie er lauſcht,
Theilt ſich die Fluth empor:
Aus dem bewegten Waſſer rauſcht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie ſang zu ihm und ſprach zu ihm:
Was lockſt du meine Brut
Mit Menſchenwitz und Menſchenliſt
Hinauf in Todes Glut?

Ach, wüßteſt du, wie's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund,
Du kämſt herunter wie du biſt
Und würdeſt erſt geſund.

Labt ſich die liebe Sonne nicht
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht
Das feucht verklärte Blau?
Lockt nicht dein eigen Angeſicht
Dich her in ewgen Thau?

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Netzt ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnensvoll
Wie bey der Liebſten Gruß.
Sie ſprach zu ihm — ſie ſang zu ihm —
Da wars um ihn geſchehn —
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin
Und ward nicht mehr geſehn.

2.

Das Thal der Liebe.

Engliſch.

O ſelig, ſelig Thal,
Thal der Liebe mir einmal!
O heilger, heilger Baum,
Unſrer erſten Schwüre Raum.
Wo erröthend
Und erblühend
Süß ihr Herz zerfloß,
Und in Wort und Blicken welche Liebe goß!

Korinna's ſüſſer Schwur,
War ach! war ein Zephir nur!
Sie kennt nicht mehr den Baum,
Unſrer erſten Liebe Raum!

Schmeicheleien,
Tändeleien
Lockten ſie von mir,
Zogen ach! das leichte Mädchen weg von hier.

Ihr Blümchen in dem Thal,
Trauert, trauert allzumal!
Du Nachtigall im Baum,
Klag meines Lebens Traum —
Girrt, ihr treuen
Turteltäubchen,
Seufzer in mein Ach,
Daß die Falſche hier ſo ſüß das Herz mir brach.

3.

Lied der Morgenröthe.

Franzöſiſch.

Komm Aurore!
Und entflore
Mir dein Purpurangeſicht:
Deine Stralen,
Ach ſie mahlen
Mir mein Purpurmädchen nicht.

Ihre ſüſſe
Himmelsküſſe,
Mit Ambroſia geſpeiſt;
Wer ſie küſſet,
Der genieſſet
Nektarthau und Göttergeiſt.

Schlank, wie Reben
Aufwärts ſchweben,
Schwebt ihr Schwanenwuchs hinan:

Wie die ferne
Morgenſterne,
Glänzet mich ihr Auge an.

Ihren ſchönen
Zarten Tönen
Horcht und ſchweigt die Nachtigal:
Hain und Bäume
Stehn wie Träume
Am verſtummten Waſſerfall.

Blumen ſproſſen
Hingegoſſen,
Wo ihr zarter Tritt geſchwebt:
Amoretten
Winden Ketten
Wo ſie ſpricht und liebt und lebt.

Alle Leiden
Werden Freuden,
Täglich ihren Blick zu ſehn:
Um ſie ſcherzen,
In ihr herzen
Tugenden und Grazien.

4.

Die Gräfin Linda.

eine Romanze.

Franzöſiſch.

Ihr zarten Herzen, hört ein Trauerlied,
Wenn mir dabei nicht Stimm' und Athem flieht —
Ein Lied, von all dem Kummer, Gram und Schmerz,
Der traf der edlen Gräfin Linda Herz.

Wenn Schönheit, Reiz und Tugend Glück verlieh,
Welch Glück des Lebens ſollt genieſſen ſie!
Sie, Schweſter jenes edlen Oresmann,
Und ach! Gemahl vom ärgſten Ehemann.

Nicht, daß der Graf an Würden in dem Reich
So niedrig war; da war ihm niemand gleich.
Doch niedriger an Tugend und Verſtand
War niemand, ach! und das an Linda's Hand.

Drum ſchloß er ſie bald in ſein Thurmſchloß ein,
Da lebenslang gefangen ihm zu ſeyn,
Ihr fehlte Ritter, Dame, Cavalier,
Gar Edelknabe, alles fehlte ihr.

Ihr Kammermädchen, denket das einmal,
Ihr Kammermädchen ſelbſt war Herr Gemahl,
War Koch und Becker, Tag und Nacht um ſie,
Macht ſelbſt das Bett und futtert's Federvieh.

Iſt Eiferſucht der wahren Liebe Pein,
Weh ihr! — Doch muß man Mitleid noch ihr weihn;
Pfui aber, ohne Liebe Eiferſucht
Aus feiger Kälte! dreimal ſey verflucht!

Er glaubt, der Thor, daß ſolche Schöne nie
Getreu ſeyn könne, darum quält er ſie,
Bewacht ſie Tag und Nacht mit Teufelsblick,
Und Schlaf und Schlummer ſcheucht er ſich zurück.

Denn einſt im Traume ſah er untreu ſie,
Fuhr auf vom Traum' und Gott, wie ſchlug er ſie!
Sie hatt' auch nichts im Leben, nicht etwann
Ein Hünd- ein Täubchen, das ſie liebgewann.

Auch Hünd- und Täubchen ward im Ungeſtüm
Ihm Nebenbuhler, Nebenbuhler ihm,
Fort riß ers ihr: „Was küſſen Sie, Madam,
Im Thiere da? wie heißt der Herr Galan?„

Ihr brach das Herz: einſt gieng ſie ſtill im
Hain,
Da kam ein Bär, ein Wolf, ein wildes Schwein:
Die folgten zahm und willig ihr zum Stall,
Und ſieh, das war nun ihr Geſellſchafts-Saal.

Die futtert ſie mit eigner zarter Hand,
Mitleidig jedes ihre Stimm' erkannt'
Und liebte ſie, als ſpräch' es: „Herr Gemahl,
Seht doch auf uns, uns Beſtien einmal!„

Nichts! ja wenn täglich immer mehr und mehr
Der Bär ein Menſch ward, ward der Graf ein Bär;
Bis ihn zuletzt der Beſtien Hof auch plagt
Und er zu ſehn ſie, ihr unterſagt.

Und ſieh, da kam vom König' an ein Brief,
Der ihn, o weh, von Frau und Küche rief!
„Herr Graf, an Hof, Herr Graf flugs in den Krieg!
Beſchützt den König, ſchaft ihm Ruhm und Sieg.„

Ach Unglückspoſt! O Tag voll bittrer Pein!
Vom Weibe ziehn, nicht mehr ihr Schildwach ſeyn.
„Wohlan, in dieſen Thurm, mein holdes Kind,
Wo Sie vor Feind und Hunger ſicher ſind.

Durch dieſes Loch wird Ihnen Speiſe bracht,
Und nun Herzlieb — „ er ſchläft bey ihr die Nacht:
Und Schickſal. Jammer! ſie, die ſieben Jahr
Kein Kind umarmte, ſie wird ſchwanger gar.

Ach armes Weib, wie wird, wie wird dirs gehn
Kommt er zurück und wird dein Mädchen ſehn—!
Das ſüſſe Mädchen, das in Gram und Leid
Dir jetzt gemacht ſo liebe, liebe Zeit.

Er kommt zurück, kommt ſchneller als er ſoll,
Auf ſpringt das Thor: er tritt herein wie toll.
Die Mutter auf dem Schooſe, wie Mütter ſind,
Sie herzt und weint und küßt das ſüſſe Kind.

Er ſteht und ſtarrt und zittert blaß und bleich,
Ach Kind und Mutter, Gott genade Euch!
Er zieht den Dolch und ſonder Wort und Schmerz
Stößt ihn dem eignen Kinde durch das Herz.

„Weib ohne Zucht und Ehr und Schaam und Treu,
Ergib dich Gott! dein Leben iſt vorbey!„
Und ſteht und knirſcht und hebt voll Tigerwuth
Den Dolch empor, der trieft von Kindes Blut.

Sie höret nicht, ſie ſieht nicht, drückt im Schmerz
Den armen Säugling an ihr Mutterherz,
Sieht ächzen ihn, ſein Seelchen will entfliehn,
Und Mund an Mund will ſie es in ſich ziehn.

Welch Tigerherz hätt' kalt das angeſehn?
Er ſah es, ſetzt auf ihren Buſen ſchon
Den Dolch; als plötzlich Lärm, Geſchrey im Thurm
Es ruft und lärmt, von allen Seiten Sturm.

Geſtürmt, geſtürmt das Schloß wird um und an,
Es iſt, es iſt der wackre Orosmann!
Er hat gehört, er hat vernommen ſpät,
Wie's ſeiner edlen, lieben Schweſter geht.

Auf einmal ſtutzt und ſteht der Herr Gemahl,
Steckt ein den Dolch. „Auf! in den groſſen Saal!
Und ſtill Madam, und laßt nichts merken euch,
Und ziehe euch an in Gold und Seide reich.

Frägt Euer Bruder: „nun, wie geht es dir?„
So ſprecht: „o Bruder, wie ichs wünſche mir.„
Fragt er: „ wo ſind die Ritter, deine Leut?„
So ſprecht: „ſind eben auf der Wolfsjagd heut.„

„Und wo ſind deine Damen? Dein Kaplan?„
„Sie haben eben Wallfahrt heut gethan.„
„Wo deine Kammerfrauen?„ „nun ſo ſprich:
„Sie ſind am Fluß und bleichen Garn für mich.„

Frägt er: „wo iſt dein Mann? wo treff ich ihn?„
Antwort': „er muſte ſtracks nach Hofe ziehn.„
„Und wo dein Kind? Dein Einig Kind?„ ſo ſprich:
„Gott, der es gab, der nahm es bald zu ſich.„

Doch Orosmann pocht an ſchon, pochet brav,
Kein ander Rath, als unters Bett, Herr Graf!
„Wo iſt ſie? meine Schweſter führt mir her!„
„Ach Bruder, Bruder kennſt du mich nicht mehr! —„

„Wie Schweſter, Schweſter! und ſo ſeh ich
Euch?
Und ſteht da zitternd und ſeyd blaß und bleich!„
Laut ſpricht ſie: „Bruder, ich war tödtlich krank.„
Und leiſe: „ach, ich leid' hier Höllenzwang.„

„Wie Schweſter, Schweſter, wo iſt dein Kaplan?
Wo deine Damen? ſchaff ſie mir heran.„
Laut ſpricht ſie: „Sie ſind auf der Wallfahrt heut„
Und leiſe: „Bruder, ſieh mein Herzeleid.„

„Wie, Schweſter, Schweſter, wo iſt Kavalier,
Und Edelknabe: treff ich keinen hier?„
Laut ſpricht ſie: „ſind heut alle auf der Jagd.„
Und leiſe: „Bruder, wie bin ich geplagt!„

„Wie Schweſter, Schweſter, wo iſt dein
Gemahl?
Er kommt nicht und empfängt mich nicht einmal!„
Laut: „Eben rief der König ihn zu ſich.„
Und leiſe — ach erſeufzt ſie ängſtiglich.

„Wie Schweſter, Schweſter, und ich ſehs an dir,
Die Hälfte deiner Leiden hehlſt du mir.
Er iſt nicht werth, der Wütrich, der Barbar,
Der ſeinen Schatz an dir nicht wird gewahr —„

Da ſieht er ihn, reißt ihn vom Bett hervor,
Und zieht ſein Schwert und hält es hoch empor —
Ein fällt die Schweſter ihm in Arm und Stahl:
„Nicht, Bruder, nicht! Er iſt doch mein Gemahl.

Ich haß' ihn nicht, ob ich gleich litte ſehr;
Verzeih ihm — er wird mich nicht tödten mehr!„
„Nein, Schweſter, nein! Er hat verdient den Tod:
Tyrann! ſo ſtirb denn und verzeih dir Gott!„

Er ſank, der feige Wütrich und ſein Blut
Ward noch geehrt mit Linda's Thränenfluth;
Doch jedermann nennt ihn mit Schand und Graus:
Haustyrannei geht ſelten glücklich aus.

5.

Das Mädchen am Ufer.

Engliſch.

Im ſäuſelnden Winde, am murmelnden Bach
Saß Lila auf Blumen und weinet' und ſprach:
„Was blüht ihr, ihr Blumen? was ſäuſelſt du Weſt?
Was murmelſt du Strom, der mich murmelnd verläßt?

Mein Lieber, er blühte am Herzen mir hier,
War friſch wie die Welle, war lieblicher mir
Als Zephir; o Zephir, wo floheſt du hin?
O Blume der Liebe, du muſteſt verblühn!„

Vom Buſen, vom Herzen riß ab ſie den Straus,
Und ſeufzet und weinet die Seele ſich aus.
Was weinſt in die Welle? Was ſeufzeſt in Wind?
O Mädchen, Wind, Welle und Leben zerrinnt.

Der Strom kommt nicht wieder, der Weſtwind verweht,
Die Blume verwelket, die Jugend vergeht,
Gib, Mädchen, die Blume dem Strome, dem Weſt;
Es iſt ja nicht Liebe, wenn Liebe verläßt.

6.

Lob des Weins.

Ein deutſcher Dithyrambus.

Dies iſt der Trank,
Der Unmuthszwang,
Durch den wir fröhlich werden;
Der unſern Geiſt
Der Pein entreißt,
Gibt freudige Geberden.
Er thut uns kund
Des Herzensgrund,
Macht Bettler gar zu Fürſten:
Wir werden kühn
Und friſch durch ihn,
Daß uns nach Blut muß dürſten.

Sein ſüſſer Saft
Gibt denen Kraft

Zu reden, die ſonſt ſchweigen:
Macht uns bereit,
Barmherzigkeit
Dem Armuth zu erzeigen;
Wie auch beherzt,
Das was uns ſchmerzt,
Zu eifern und zu läſtern:
Ertheilt die Kunſt
Und alle Gunſt
Der dreimal dreien Schweſtern.

Daher man ſieht,
Wann wir hiemit
Das Herz uns kaum begoſſen,
Wie dann der Fluß
Des Pegaſus
Kommt auf uns zugeſchoſſen:
Der will dann ein
Poete ſeyn;
Der kann viel Streitens machen
Von der Natur;
Der redet nur
Von Gottes hohen Sachen:

Auch mir wird itzt
Der Kopf erhitzt,
O Wein, von deinen Gaben
Die Zunge ſingt,
Die Seele ſpringt,
Die Füſſe wollen traben,
Wohlan! noch baß
Durch dieſes Glas
Will ich auf dich jezt zielen,
Du deutſches Blut
Treu, feſt und gut!
Laßt Eins zum Tanz mir ſpielen!

7.

Tanzlied.

Deutſch.

Laßt uns tanzen, laßt uns ſpringen!
Denn die wollustvolle Heerde
Tanzt zum Klange der Schalmeien,
Hirt und Heerde muß ſich freuen,
Wenn im Tanz auf grüner Erde
Böck' und Lämmer lieblich ringen. —

Laßt uns tanzen, laßt uns ſpringen!
Denn die Sterne, gleich den Freiern,
Prangen in den lichten Schleiern:
Was die lauten Zirkel klingen,
Darnach tanzen ſie am Himmel
Mit unſäglichem Getümmel.

Laßt uns tanzen, laßt uns ſpringen!
Denn der Wolken ſchneller Lauf
Geht mit dunkelm Morgen auf:
Ob ſie gleich ſind ſchwarz und trübe,

Dennoch tanzen ſie mit Liebe
Nach der lauen Lüfte Singen.

Laßt uns tanzen, laßt uns ſpringen!
Denn die Wellen, ſo die Winde
Lieblich in einander ſchlingen,
Die verwirren ſich geſchwinde.
Wenn die buhleriſche Luft
Sie verſchläget an die Kluft,
Tanzt der Fluthen Fuß im Sprunge,
Wie der Nymphen glatte Zunge.

Laßt uns tanzen, laßt uns ſpringen!
Denn der bunten Blumen Schaar,
Wenn auf ihr bethautes Haar
Die verliebten Weſte dringen,
Geben einen lieben Schein,
Gleich als ſoltens Tänze ſeyn. —

Laßt uns tanzen, laßt uns ſpringen!
Laßt uns laufen für und für!
Denn durch Tanzen lernen wir
Eine Kunſt von ſchönen Dingen.

8.

Amor im Tanz.

Deutſch.

Junges Volk, man rufet euch
Zu dem Tanz hervor.
Auf! es ſpielet ſchon zugleich
Unſer ganzes Chor.
Wer nun Luſt zu tanzen hat
Stelle hier ſich ein,
Tanze, bis er Tanzes ſatt,
Und begnügt mag ſeyn.

Wiſſet aber, daß ſich hab'
Hier auch eingeſtellt
Amor, der berühmte Knab'
Auf der weiten Welt:
Amor, der viel Poſſen macht,
Und ſich nur ergetzt,
Wenn er euch in Leid gebracht
Und in Noth geſetzt.

Er wird wanken hin und her,
Nehmet keiner wahr!
In den Augen ohngefähr
Wird er offenbar,
Drinnen der geſchwinde Schütz
Seinen Bogen ſpannt
Und euch, wie der ſchnelle Blitz
Trifft gar unbekannt.

Auf den Lippen wird er oft
Auch zu finden ſeyn,
Und ſich bei euch unverhofft
Heimlich ſchleichen ein.
Durch der Worte Süßigkeit
Hat er ſeine Luſt,
Euch zu ſtürzen nur in Leid
Schlau und unbewußt.

Händedrücken keiner trau!
Er iſts, der es thut:
Er verbirgt ſich ſo genau,
Quälet manches Blut,
Daß in Hoffnung wird geführt
Einer Schönen Gunſt,

Die doch nicht die Hand gerühret —
Es war Amors Kunſt.

So er nun durch ſeine Pfeil'
Euch verliebt gemacht,
Wird er lachen und in Eil
Geben gute Nacht;
Sehet zu wie? wo? und wann
Ihr dann Hülfe kriegt?
Der wird übel ſeyn daran,
Der verwundet liegt.

9.

Wider das Liebeſchmachten.

Engliſch.

Wie glücklich, wie ſelig, wer ſelbſt ſich beſitzt,
Und borgt nicht von andern, was liebt ihm und nützt,
Und leiht nicht dem Zauber der Liebe ſein Ohr
Und wird nicht durch Aechzen und Lechzen ein Thor.

Er hangt nicht an jedem verlangenden Blick,
Und zieht ſich dem Hangen und Bangen zurück;
Ein Herzchen das immer nur wandert umher,
Wird endlich gefangen, dann fliegt es nicht mehr.

Wer mit den Gefahren nur ſcherzet und ſpielt,
Der ſeufzet am Ende, wenn Ketten er fühlt,
Und fluchet dem Schickſal, und windet die Hand
Sich wund an der Kette, die Thorheit ihm band.

Ein luſtiger Kameleon lebt er von Luſt,
Ein Vögelchen flog er, wo's Pfeifchen ihm ruft:
Ein Schmetterling flog er um's Lichtlein umher;
Und fiel in die Flammen; nun fliegt er nicht mehr.

Ihr rühmet, Gott Amor ſey mächtig und groß!
Wohl iſt er, denn kam ein Gefangner ihm los?
Sich Freiheit erhalten iſt Thoren nur ſchwer,
Sie wieder erhalten, iſt Weiſen gefähr.

10.

Einige Liederchen.

Franzöſiſch.

1.

Mädchen, einſt wirſt du es ſehen,
Wie du ſelbſt dir wehgethan!
Ueberdruß und Reue gehen
Auf der Bulereien Bahn.
Liebenswürdig willſt du ſcheinen,
Willſt du's denn nicht lieber ſeyn?
Mädchen, du gewinneſt Keinen,
Wenn dir Hundert Weihrauch ſtreun.

2.

Hier war's, hier biſt du liebes Gras,
Wo geſtern ich und Lila ſaß.
Sieh, wie es noch danieder liegt,
Und wallet und ſich an ſie ſchmiegt:
Steh auf, ſteh auf, du liebes Gras,
Verrathe nicht, wer auf dir ſaß!

3.

Heerden und ſein Herz zu hüten,
Schäfer, das iſt allzuſchwer!
Wölfen und ſich ſelbſt gebieten,
Beiden wehren iſt gefähr.
Liebſter, nimm mein Herz in Hut,
Für die Heerde bin ich gut.

II.

An eine Blume.

Deutſch.

Daß der Himmel dich ſchön geſchmücket,
Daß die Sonne dein Kleid geſticket,
Daß du prangeſt vor Gold und Seiden,
Kann mein Röschen gerne leiden.

Daß die Bienen ſo oft dich küſſen,
Daß die Kranken dich preiſen müſſen,
Und die Aerzte dich heilſam nennen,
Mag mein Röschen gern bekennen.

Denn in allen denſelben Sachen
Kann ihr' Herrlichkeit dich verlachen.
Unter Blumen iſt nicht deinesgleichen,
Was geſchaffen iſt, muß ihr weichen.

Deine Kleider vergehen ſchleunig,
Deine Farben, die nützen wenig,
Deine Kräfte ſind zum Verderben,
Vielmals helfen ſie auch zum Sterben.

Was hilſt Liebliches ohne Sprechen?
Was ſind Blumen, die leicht zerbrechen?
Was iſt Zierde, die nicht kann ſingen,
Nicht wie Röschen das Herz bezwingen.

Was am Himmel iſt ſchön zu finden,
Was die Blumen kann überwinden,
Was der Nachtigall Kunſt nicht weichet,
Was der Perlengeſtalt ſich gleichet,

Was mit Freundlichkeit iſt begabet,
Was durch Tugend das Herz erlabet,
Was dem Schönſten den Preis benommen!
Das macht Röschen ganz vollkommen.

12.

Wettſtreit des Frühlings.

Deutſch.

Du Vater aller Lieblichkeit,
O Frühling, Kleinod unſrer Jahre,
Beſtreu die Erde weit und breit
Mit deiner ſchönſten Blumenwaare.

Laß deiner bunten Vögelſchaar
Die Welt mit tauſend Liedern grüſſen!
Laß deine Sonne noch ſo klar
Die angenehme Stralen ſchieſſen.

Du biſt darum das Schönſte nicht:
Denn all dein Glanz iſt hier verdunkelt,
Wo mir Roſettens Angeſicht
Weit über deine Sonne funkelt.

Und wenn ſich ihrer Stimme Schall
Zu einem Liede will bequemen;
So ſchweiget deine Nachtigal
Und muß ſich ihrer Künſte ſchämen.

Die Roſ' auf deren Lieblichkeit
Du doch am meiſten pflegſt zu prangen,
Iſt bleich und welk und ſtehet weit
Vom friſchen Leben ihrer Wangen.

Du haſt kein Bild, das zeigen kann,
Was mich zu ihrer Liebe treibet:
Weil alles bei dir um und an
Nur irrdiſch iſt und Geiſtlos bleibet.

Ihr Geiſt, der Tugend lichter Schein,
Der ſich in Thun und Reden weiſet,
Bezeuget, daß an ihr allein
Der Himmel ſeine Gaben preiſet.

13.

Wettſtreit der Nachtigal.

Mönchslatein.

Anni juventus diſcolor
Pubeſcit in roſetis,
Ver floridum ſmaragdinis
Vireſcit in viretis.

Florae leves Tibicines
Per hortulos ſuſurrant,
Mel colligunt è floſculis
Aves laborioſae.

Canendo certant oſcines,
Anguſta colla pandunt:
Concors ſonat diſcordia
Latosque replet agros.

Tu ſola voce coelica,
Philomela, vincis omnes.
Si mille certent oſcines,
Tu ſola vincis omnes.

Cantu tuo jam millies
Me mane provocâſti.
Tandem, licet ſim Marſyas,
Tecum canendo certo.

Pugnâ licet me viceris
Laurum tamen reporto;
Laudemque multam conſequor
Tuas canendo laudes.

Magiſtra tu doctiſſima
Sylveſtris es Capellae;
Nec ſuaviores invenit
Phonaſcus ullus odas.

Ad regna ſi Proſerpinae
Poſt Orpheum venires,
Conjux videret Orphei,
Bis liberata, lucem.

Thracis licet ſaeviſiſſimi
Crudele cor queraris;
Thracis tamen ſaeviſſimi
Mulcere cor valeres.

Quin ipſa tu Sororii
Scelus querendo deles,
Mutamnè quisquam diceret
Tam ſuaviter canentem?

Sub noctis umbrâ languidae
Toto ſilente mundo,
Tu ſola lacrimabiles
Vigil moves querelas.

Reſpondet Echo duplici *
Suſpirio gementi,
Sui memor Narciſſuli
Tecum gemendo certat.

Sunt gratiores auribus
Vocis tuae querelae,
Quam ſi ſonarem Phyllidos,
Lyrâ tremente laudes.

Nunc lacrimoſo gutture,
Longam trahis querelam,
Lento deinde murmure
Varias rotasque cantum

Nunc largiore chromate
Torques vibrasque vocem,
Deinde conciſam premis
Miſcens breves Epodos.

Nunc grandiori murmure
Craſſum ſonas Tenorem,
Argutula nunc lingula
Reſonante clangis aura,

Vocem modo mirabili,
Intendis et remittis,
Pauſando paulo ſupprimis
Rurſusque fers in altum.

Sylvae ſtupent et arbores,
Moventur ipſa ſaxa,
Deponit Orpheus barbytum,
Et victus erubeſcit.

Sonora cedant organa,
Doctis movenda nervis,
Si mille voces ederent,
Haec una vincit omnes,

Cedant canora Tympana
Tubaeque Tibiaeque
Haec una vincit Tympana
Tubasque Tibiasque,

Tacete, cunctae Pſaltriae,
Teſtudines tacete,
Lyrae tacete garrulae,
Chordae tacete mutae.

Salve, valeque millies,
Philomela bella, ſalve
Auresque cantu melleo
Mulcere perge noſtras.

Victus tibi ſpontaneam
Philomela trado palmam.
Sum victus; ecce, languidam
Cantu lyram fatigas.

En jam remitto fervido
Nervos Labore feſſos,
Laxaeque Chordae diſſonant;
Sunt rupta fila, pauſo!

14.

Ein Altfranzöſiſches Sonnet.

aus dem 13ten Jahrhundert.

Ach könnt' ich könnte vergeſſen Sie!
Ihr ſchönes, liebes liebliches Weſen,
Den Blick, die freundliche Lippe, die!
Vielleicht ich möchte geneſen!

Doch ach! mein Herz, mein Herz kann es nie!
Und doch iſts Wahnſinn, zu hoffen Sie!

Und um Sie ſchweben
Gibt Muth und Leben,
Zu weichen nie! —

Und dann, wie kann ich vergeſſen Sie,
Ihr ſchönes, liebes liebliches Weſen,
Den Blick, die freundliche Lippe die!
Viel lieber nimmer geneſen!

15.

Weg der Liebe.

Engliſch.

Erſter Theil.

Ueber die Berge,
Ueber die Wellen,
Unter den Gräbern,
Unter den Quellen,
Ueber Fluthen und Seen,
In der Abgründe Steg,
Ueber Felſen, über Höhen,
Findt Liebe den Weg!

In Ritzen, in Falten,
Wo der Feurwurm nicht liegt,
In Höhlen, in Spalten,
Wo die Fliege nicht kriecht,
Wo Mücken nicht fliegen
Und ſchlüpfen hinweg;
Kommt Liebe, ſie wird ſiegen
Und finden den Weg!

Spricht, Amor ſey nimmer
Zu fürchten, das Kind!
Lacht über ihn immer
Als Flüchtling, als blind
Und ſchließt ihn durch Riegel
Vom Taglicht hinweg;
Durch Schlöſſer und Siegel
Findt Liebe den Weg.

Wenn Phönix und Adler
Sich unter euch beugt,
Wenn Drache, wenn Tyger
Gefällig ſich neigt,
Die Löwin läßt kriegen
Den Raub ſich hinweg;
Kommt Liebe, ſie wird ſiegen
Und finden den Weg.

Zweiter Theil.

Den Gordiſchen Knoten,
Den Liebe ſich band,

Kann brechen, kann löſen
Ihn ſterbliche Hand?
Was müht ihr, was ſinnet
Ihr liſtigen Zweck?
Durch was ihr beginnet,
Findt Liebe den Weg.

Und wär' Er verriegelt,
Und wär' Er verkannt,
Sein Name verſiegelt,
Und nimmer genannt;
Mitleidige Winde,
Ihr ſchlüpftet zu mir,
Und brächtet mir Zeitung
Und brächtet ihn mir.

Wärſt fern über Bergen,
Wärſt weit überm Meer:
Ich wandert durch Berge,
Ich ſchwämme durchs Meer.
Wärſt, Liebchen, ein' Schwalbe,
Und ſchlüpfteſt am Bach,
Ich Liebchen wär Schwalbe,
Und ſchlüpfte dir nach.

16.

Lied der Freundſchaft.

Deutſch.

Der Menſch hat nichts ſo eigen,
So wohl ſteht nichts ihm an,
Als daß er Treu erzeigen,
Und Freundſchaft halten kann,
Wann er mit ſeines gleichen
Soll treten in ein Band:
Verſpricht ſich nicht zu weichen
Mit Herzen, Mund und Hand.

Die Red' iſt uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Für uns nur ſollen leben,
Und fern von Menſchen ſeyn;
Wir ſollen uns befragen
Und ſehn auf guten Rath,
Das Leid einander klagen,
So uns betreten hat.

Was kann die Freude machen,
Die Einſamkeit verhehlt?
Das gibt ein doppelt Lachen
Was Freunden wird erzehlt.
Der kann ſein Leid vergeſſen,
Der es von Herzen ſagt:
Der muß ſich täglich freſſen,
Der in geheim ſich nagt.

Gott ſtehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt:
Dann ſoll mir auch gefallen,
Der mir ſich herzlich gibt.
Mit dieſen Bundsgeſellen
Verlach ich Pein und Noth,
Geh auf den Grund der Höllen,
Und breche durch den Tod.

Klaglied über Menſchenglückſeligkeit.

Ein Geſpräch mit der Laute.

Engliſch.

Ja, ſüſſe Laute, je länger er lebt,
Und ſtets ſich tiefer in Sorge webt;
Er kann zu Linderung wahrer Pein
Sich Wahn ja dichten und frölich ſeyn.

Ja, ſüſſe Laute, denn Bild und Wahn
Iſt uns doch alles! Man ſtaunt es an,
Umfängts, wie dort, wahnſinnig ja ſchon,
Sein Bildnißmädchen Pygmalion;

Kann glauben, ach! ohn' Art und Sinn,
Schifft gegen Wind und Wellen hin,
Und täuſcht ſich ſelig und lacht der That,
Daß man ſo ſelig betrogen ſich hat.

Grauhaariger Thor, ſo manche Zeit
Haſt du gerungen mit Müh' und Leid,
Haſt ſtets gehoffet dir Ende der Pein,
Und iſts nicht heute, wirds morgen ſeyn.

Der Morgen kommt, iſt Mittag, iſt Nacht,
Und ſtets noch immer in Sorge verwacht,
Gehofft nun wieder auf Morgenfriſt,
Bis er am Morgen geſtorben iſt.

Sings, liebe Laute, von Falkenhöh
Iſt man nur ſelig: je und je
War uns ſtatt Haben der ganze Gewinn
Zu hoffen, blicken im Fluge dahin.

O lange, lange läg' ich im Grab',
Hätt' Lebens Bürde geworfen ab,
Wennn du nicht, Liebe, du ſüſſer Wahn,
Und Ehre gelockt mein Leben hinan.

18.

Der Lorbeerkranz.

Franzöſiſch.

Für die ſüſſe, zarte Liebe
Was iſt Lorbeer, was iſt Kranz?
    Wenn er dreimal ewig bliebe,
    Für die ſüſſe zarte Liebe,
Nichts iſt Alles Ruhmes Glanz.

Unter allen Götterſöhnen,
Wer war einſt wie Gott Apoll?
    Er, der Schönſte aller Schönen,
    Zart am Herzen und in Tönen,
Muth- und Stolz- und Weisheit-voll.

Seht, und alle Götter neiden
Seine Tugend — bannen ihn
    Ab vom Himmel: raubt ihr Neiden
    Raubt es ihm die Himmelsfreuden,
Die ihm auch auf Wieſen blühn?

Auf der Au', im grünen Thale
Weidet, ſinget er, beglückt:
Mehr als dort im Götterſaale,
Wird ſein Herz, zum erſtenmale
Wird ſein Herz zum Gott entzückt.

Lieben lernt er! lernet lieben —
Zärtlich und auch glücklich? wann
Warſt du glücklich, treue Liebe?
Wardſt bald von Thränen trübe,
Und erſtarbſt im Jammer dann!

Kaum noch, als er kaum zu ſiegen
Blöde wähnet, blöde Sie
Sanft erröthend will entfliegen,
Sich ihr Liebling um ſie ſchmiegen,
Götter ach, da ſtarret ſie.

Schrecklich ſtarrt ſie — Seine Arme
Ringen um den kalten Baum,
Ach daß noch er ſanft erwarme!
Daß ſich noch ein Gott erbarme!
Aber ach, er liſpelt kaum.

Sind es Seufzer, die ſich regen,
Treue Liebe, die da wägt
Dir die Zweige! ach ſie wägen
Schauernder — mit Herzensſchlägen!
Todesangſt iſt, was hier ſchlägt.

Sie iſt Baum! — O Baum, ſo wehe
Du mir Troſt und ſüſſe Ruh,
Hier in deiner heilgen Nähe,
Wann ich weide, wann ich gehe,
Weh o Baum mir Labung zu.

Alſo klagt er, doch nur bänger
Ward ihm ſein verödet Herz.
Was o Jüngling weilſt du länger?
Klagſt dem Baume, ſüſſer Sänger,
Klagſt umſonſt ihm deinen Schmerz.

Und Apollo ging, und lichter
Ging er nun der Ehre Bahn,
Ward Apollo Muſenrichter,
Held, Prophet und Arzt und Dichter,
Ging gar wieder himmelan.

Allgeprieſen, allen Weiſen,
Allem Erdenraum bekannt,

Jünglingen ein Muſter, Greiſen
Wie zu loben, wie zu preiſen!
Und Apollo alles — Tand!

Statt der Feſte, ſtatt der Kronen
Schlich er oft zu ſeinem Baum.
Süſſer Baum, wie will ich wohnen!
Statt der Feſte, ſtatt der Kronen
Gib mir meinen Jugendtraum.

Kränze mich, zwar dürr und wilde,
Aber mir ein ſüſſer Kranz.
Meine Daphne mir im Bilde!
Daphne, ſchön und zart und milde,
Daphne in der Jugend Glanz.

Kränze mich! und ſeht, die Thoren
Sagn's und ſahen nur den Brauch;
Daphne war für ſie verlohren —
Arme, weiſe, dürre Thoren,
Nahmen nun den Lorbeerſtrauch.

Dürren Lorbeer! Und für Liebe,
Was iſt Lorbeer, was iſt Kranz?
Wenn er dreimal ewig bliebe,
Für die ſüſſe, zarte Liebe,
Nichts iſt alles Ruhmes Glanz.

19.

Eile zum Lieben.

Deutſch.

Ach, Liebſte, laß uns eilen,
Wir haben Zeit!
Es ſchadet uns Verweilen,
Uns beiderſeit.

Der edlen Schönheit Gaben
Fliehn Fuß für Fuß:
Das alles, was wir haben,
Verſchwinden muß.

Der Wangen Zier erbleichet,
Das Haar wird greis:
Der Augen Feuer weichet,
Die Bruſt wird Eis.

Das Mündlein von Corallen
Wird ungeſtalt:
Die Händ' als Schnee, verfallen
Und du wirſt alt.

Drum laß uns jezt genieſſen
Der Jugend Frucht;
Eh' als wir folgen müſſen
Der Jahre Flucht.

Wo du dich ſelber liebeſt,
So liebe mich;
Gib mir, das was du giebeſt
Verlier' auch ich.

20.

Glückſeligkeit der Ehe.

Engliſch.

Auf, Liebe! Laß kein Mißbehagen
Uns nehmen unſre Himmelsruh;
Was ſoll uns Thorenſorge plagen
Und Gottes Eden ſchlieſſen zu?

Daß etwa Fürſten nicht verklären
Mit Adeltiteln unſer Blut?
So glänzen wir in beſſern Ehren,
Sind warlich edel — denn ſind gut!

Wer unſern Namen nur wird nennen,
Dem ſoll er klingen ſüß und hold:
Und mancher Groſſe ſoll bekennen,
Der Ruhm ſei etwas mehr als Gold.

Und wenn uns Glückes Eigenwille
Auch keine ſchwere Schätze leiht;
So finden wir in Armuth Fülle
In Mäßigung Zufriedenheit.

So oft das Jahr wird wiederkehren,
Wird es uns Segen gnug verleihn;
Für wenig Wünſche viel gewähren,
Für wenig Mühe hoch erfreun.

So lieben wir mit frohem Schritte
Uns Hand in Hand durchs Leben weit.
Die ſüſſe Ruh krönt unſre Hütte,
Und ſüſſe Kinder unſer Bett.

Wie wird es dich, wie mich vergnügen,
Wenn um mein Knie ſich jedes ſchlingt,
Und dich mir in den zarten Zügen
Im Lallen dich mir wiederbringt.

So ſchleichet uns, wie ferne Lieder,
Des Lebens Abend ſanft herbei:
Du liebſt in deinen Mädchen wieder,
Ich blüh in meinen Buben neu.

21.

Das ſtrickende Mädchen.

Engliſch.

„Und hörſt du, kleine Phyllis, nicht
Der Vöglein ſüſſes Lied?
Sie ſingen, ſie antworten ſich
Da mich kein' Antwort flieht.„ —
Phyllis ohne Sprach' und Wort
Saß und ſtrickte,
Saß und ſtrickte ruhig fort.

„In deinen Augen herrſcht der Gott
Der Lieb' und zaubert blind;
In deinem Herzen ſchlummert er
Wie ein unſchuldig Kind.„
Phyllis ohne Sprach' und Wort
Saß und ſtrickte,
Saß und ſtrickte ruhig fort.

„So manchen Tag, ſo manches Jahr,
Schlich ich dir einſam nach;
Und nie ein Wort und nie ein Blick —
Soll ich verzweifeln? Ach! — „
Auf ſtand Phyllis ohne Wort,
Ging und ſtrickte,
Ging und ſtrickte ruhig fort.

22.

Die Echo.

Spaniſch.

An des Baches ſtillen Weiden
Sang Tiren mit naſſem Blick,
Klagte Phyllis ſeine Leiden,
Seiner Liebe trübe Freuden,
Aber Phyllis ſang zurück:
„Schäfer, ich verſteh dich nicht!
„Schäfer, ach ich glaub' es nicht.

Liebe ſang er, nur die Liebe,
Keinen Lohn begehr' ich mehr,
Wenn mir auch dein Blick nicht bliebe —
Wenn dein Herz mich von ſich triebe —
Immer lieb' ich dich ſo ſehr!
„Schäfer, ich verſteh dich nicht,
„Schäfer, ach ich glaub' es nicht.

Ohne dich iſt mir kein Leben,
Ohne dich das Leben Tod;
Und doch würd' ich hin es geben,

Siebenmal dahin es geben,
    Schäferin, auf dein Gebot —
        „Schäfer, ich verſteh dich nicht,
        „Schäfer, ach ich glaub' es nicht.

Seh ich dich nicht, welche Leiden,
    Seh ich dich, wie neue Pein!
Immer ſuch ich deine Weiden;
Und doch ſuch ich ſie zu meiden,
    Kann nicht nah, nicht von dir ſeyn.
        „Schäfer, ich verſtehe dich,
        „Schäfer, ach ich liebe dich.

23.

Herz und Auge.

Aus dem Latein der mittlern Zeiten.

Wer noch nicht die böſe Zwietracht
Zwiſchen Herz und Auge kennt,
Weiß noch nicht, warum ſo thöricht
Oft er weinet, oft er brennt.

Klagend ſpricht das Herz zum Auge:
Du biſt Schuld an meiner Pein,
Du, die Wächterin der Pforte,
Lockeſt ſelbſt den Feind hinein.

Du, der Bote ſüſſen Todes,
Bringſt hinein mir alles Weh;
Ach und wäſcheſt deine Sünde
Nicht mit einer Thränenſee.

Ach und kann dich aus nicht reiſſen!
Bis mich ſelbſt die Hölle trift —
Auch in meine frömmſten Freuden,
In die Reue mengſt du Gift.

Auge ſpricht zum Herzen wieder!
Deine Klag' iſt ungerecht.
Bin ich nicht wie alle Glieder,
Du die Fürſtin, ich der Knecht?

Bracht ich je dir ſüſſes Leiden,
Ohne daß du mich geſandt?
War ich je des Feindes Freundin,
Ohne Winke deiner Hand?

Schloß ich nicht, wo du befahleſt,
Mich dem liebſten Raube zu?
Ließ ich nicht zu tauſendmalen
Dir und du mir nimmer Ruh?

Aus dem Herzen keimt die Sünde;
Auge bringt ſie nicht hinein,
Du vergifteſt meine Blicke,
Du biſt Schuld an deiner Pein.

Alſo ſtreiten ſie und beide
Sündigen in ihrem Streit.
Herz, du biſt des Böſen Quelle
Auge, die Gelegenheit.

24.

Kloſterlied.

Deutſch.

Kein' ſchönre Freud auf Erden iſt
Als in das Kloſter zu ziehn.
Ich hab mich drein ergeben,
Zu führen ein geiſtlich Leben;
O Liebe, was hab ich gethan!
O Liebe ꝛc.

Des Morgens, wenn ich in die Kirche geh
Muß ſingen die Meſſ alleine;
Und wenn ich das Gloria patri ſing',
So liegt mir mein Liebchen immer im Sinn,
O Liebe, was hab ich gethan!
O Liebe ꝛc.

Da kömmt mein Vater und Mutter her,
Sie beten für ſich alleine;
Sie haben ſchöne Kleider an,

Ich aber muß in der Kutten ſtahn;
O Liebe, was hab ich gethan!
O Liebe ꝛc.

Des Abends, wenn ich ſchlafen geh,
So find ich mein Bettchen alleine;
So denk ich denn, das Gott erbarm!
Ach hätt' ich mein Liebchen in dem Arm,
O Liebe, was hab ich gethan!
O Liebe ꝛc.

25.

Gewalt der Tonkunſt.

Engliſch.

Wenn tauber Schmerz die Seele nagt,
Und öder Nebel ſie umfängt,
Und bangend ſie nach Troſte fragt,
Und ſtets in ſich zurück ſich drängt;
Muſik mit Einem Himmelsſchall,
Hebt ſie empor vom Nebelthal.

Wenn unſer Herz in Freude ſchwimmt,
Und ſich in Freude bald verliehrt;
Muſik das Herz voll Taumel nimmt,
Und ſanft in ſich zurück es führt,
Verſchmelzt es ſanft in Lieb und Pein
Und läßts vor Gott im Himmel ſeyn.

Im Himmel labt der Töne Trank
Den Durſt der Pilger dieſer Zeit.
Im Himmel kränzet Lobgeſang
Mit Kränzen der Unſterblichkeit;
Die Sterne dort im Jubelgang
Frohlocken Einen Lobgeſang.

O Himmelsgab? o Labetrank!
Dem matten Waller dieſer Zeit,
Geſchenk, das aus der Höhe ſank,
Zu lindern unſer Erdenleid,
Sey, wenn mein Schifflein ſich verirrt,
Mir, was der Stern dem Schiffer wird.

16.

Das Lied der Hoffnung.

Italieniſch.

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn dem Armen alles fehlet,
Alles weicht, ihn alles quälet,
Du, o Hoffnung, labeſt ihn.

Alles mag das Glück uns rauben,
Freunde, Freuden, Würde, Gut:
Nur umſonſt iſt Glückes Schnauben
Wenn uns Hoffnung gütlich thut.
Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn dem Armen alles fehlet,
Alles weicht, ihn alles quälet,
Du, o Hoffnung, tröſteſt ihn.

Wenn die Meereswogen brüllen,
Singet der Sirenen Schaar;
Hoffnung kann die Fluthen ſtillen,
Führt den Schiffer durch Gefahr.
Hoffnung, Hoffnung u. ſ. w.
Du, o Hoffnung, leiteſt ihn.

Dir, o ſüße Hoffnung, ſäet
Froh der Landmann ſeine Saat:
Trauet dir und fröhlich mähet
Was er dir vertrauet hat.
Hoffnung, Hoffnung u. ſ.

Jener, der das Reich verlohren,
Dieſer in den Feſſeln hier,
Der, zum Sklaven nur gebohren,
Alle, Alle ſingen dir:
Hoffnung, Hoffnung u. ſ.

Iſt des Lebens Baum verdorret,
Will die letzte Blüthe fliehn!
Trittſt du, Tröſterin, zum Kranken,
Zeigſt ihm noch die Wurzel grün.
Hoffnung u. ſ.

In Verzweiflung, im Gefechte,
Wenn ſchon alles weicht und fällt;
Stehſt du an des Edlen Rechte,
Winkeſt ihm in andre Welt.
Hoffnung, Hoffnung u. ſ.

17.

Der eiferſüchtige König.

Eine Romanze.

Schottiſch.

Am Chriſtmeßfeſt, im Winter kalt,
Als Tafelrund begann:
Da kam zu Königs Hof und Hall
Manch wackrer Ritter an.

Die Königin ſah Feld hinaus
Sah über Schloſſes Wall;
Da ſah ſie, Junker Waters
Kam reitend ab im Thal.

Sein Läufer, der lief vor ihm her,
Sein Reuter ritt ihm nach:
Ein Mantel reich an rothem Gold,
War Wind- und Wetters Dach!

Und vorn am Roſſe glänzte Gold,
Dahinten Silber hell:
Das Roß, das Junker Waters ritt,
Ging wie der Wind ſo ſchnell.

„Wer iſt denn? ſprach ein Rittersmann,
(Zur Königin ſprach er)
Wer iſt der ſchöne Junker dort,
Der reitet zu uns her?„

„Wohl manchen Ritter und Fräulein auch
Hab ich mein' Tag geſehn;
Doch ſchöner als Junker Waters dort
Hab ich nie nichts geſehn.„

Da brach des Königs Eifer aus,
(Denn eifernd war er ſehr!)
„Und wär er dreimal noch ſo ſchön
Sollt ichs dir doch ſeyn mehr.„

„Kein Ritter ja, kein Fräulein nicht
Ihr ſeyd ja König im Reich;
Im ganzen Schattland iſt niemand
Ja ſeinem König gleich.„

Doch was ſie ſagt — doch was ſie thät
Nichts ſtillte Königs Wuth;
Für die zwei Worte die ſie ſprach,
Floß Junker Waters Blut.

Sie riſſen ihn, ſie zwangen ihm
In Ketten, Fuß und Hand;
Sie riſſen ihn, ſie zwangen ihn,
Wo ihn kein Taglicht fand.

„Oft ritt ich ein in Sterlingſchloß
Bei Wetter und bei Wind;
Doch nie hatt' ich an Fuß und Hand
Was dieſe Ketten ſind.

Oft ritt ich ein in Sterlingſchloß
Bei Wetter und bei Sturm;
Doch nimmer, nimmer fand ich mich
Im finſtern tiefen Thurm.„

Sie riſſen ihn, ſie zwangen ihn
Zum Todeshügel hin,
Und Roß und Knaben riſſen ſie
Zum Todeshügel hin.

Und was ſie ſagt und was ſie thät,
Nichts ſtillte Königs Wuth:
Für die zwei Worte, die ſie ſprach,
Floß Junker Waters Blut.

28.

Murray's Ermordung.

Schottiſch.

O Hochland und o Südland!
Was iſt auf Euch geſchehn!
Erſchlagen der edle Murray,
Werd nie ihn wiederſehn.

O weh dir! weh dir Huntlei!
So untreu, falſch und kühn,
Sollſt ihn zurück uns bringen,
Ermordet haſt du ihn.

Ein ſchöner Ritter war er,
Zu Wett- und Ringelauf;
Allzeit war unſres Murray
Die Krone oben drauf.

Ein ſchöner Ritter war er,
Bei Waffenſpiel und Ball.
Es war der edle Murray
Die Blume überall.

Ein ſchöner Ritter war er,
    In Tanz und Saitenſpiel;
Ach daß der edle Murray
    Der Königin gefiel.

O Königin, wirſt lange
    Sehn über Schloſſes Wall;
Eh du den ſchönen Murray
    Siehſt reiten in dem Thal.

29.

Das Lied vom Bache.

Deutſch.

Traurig ein Wandrer ſaß am Bach,
Sah den fliehenden Wellen nach,
Ein welker Kranz umwand ſein Haupt.
„Was blickſt du, Wandrer, mattumlaubt,
So traurig nieder?„

Jüngling, den Bach der Zeit hinab
Schau ich, in das Wellengrab
Des Lebens; hier verſank es, goß
Zwo kleine Wogen, da zerfloß
Die dritte Woge.

Jüngling, im groſſen Zeiten Raum
Schweben wir alſo! der Saum
Der Menſchenthaten, er zerrinnt
Auf glatter Fläche, leiſer Wind
Hat ihn verwehet!

Jüngling, ein Menſchenleben, ſchwang
Träufelts in der Zeiten Bach.
Sie rollt, ſie wölbt ſich prächtig um
Die erſte Welle; ſieh wie ſtumm
Die dritte ſchweiget.

Trübe zum Wandrer ſaß ich hin,
Sah die krauſen Wellen fliehn,
Sah Tropfen ſinken in den Bach,
Die Wogenkreiſe ſanken nach,
Mir floſſen Thränen.

Jüngling, o deine Ruhmesthrän'
Rinnet edel! Lieb und ſchön
Lacht Lebensblüth' am Morgen früh,
Und ſieh, die frühen Kränze, die!
Wie ſie verwelken!

Jüngling, ich war ums Vaterland
Edler Thor, wie du entbrannt.
Gerungen hab ich und gelebt,
Und was errungen, was erſtrebt?
Die welken Blätter.

Jüngling, o ſieh, da ziehet hin
Spreu im Strom. Prächtig ziehn
Die Schäume; die Kleinode ſind
Verſunken. Jenes Hügels Wind
Pfeift leere Lieder.

Traurig den Bach ſah ich hinab,
Thränen träufelten ins Grab
Des Ruhmes! „Lieber Wandrer du,
Was giebt denn Glück, was giebt denn Ruh?„
Sank ihm zum Buſen.

Jüngling, o ſieh im Bache dich;
So ſah ich mit Wonne mich
Im Freunde Seel- und Herz- vereint!
Ein Lüftchen ſchied uns, Bild und Freund
War fortgewehet!

Jüngling, o ſieh im Bache dich,
So ſah ich mit Wonne mich
In meiner Lieben. Süßer Wahn!
Das Leben rann, das Bild zerrann,
Und Glück und Liebe!

Jüngling, ich floh zu ſtrenger Müh,
Oft, ach öfters täuſchet ſie;
Ich wacht' um manches edle Herz
Mit Brudertreu; — mit Bruderſchmerz
Sah ichs verſinken!

Trübe, verzweifelnd ſah ich ab:
„Grab des Ruhmes, Tugendgrab,
Des Lebens Grab, o wäreſt du
Auch meines! Läge ſtumme Ruh
In deinem Abgrund!„

Jüngling, o Thor, wo findeſt du
Je in Wuth der Seele, Ruh?
Wir müſſen all' den Bach hinab.
Was mir, dem Jüngling, Mühe gab,
Gibt jezt mir Labung.

Dorten hinan, wo ſichs ergießt,
Wo der Strom in Wolken fließt,
Da weint man nicht der Lebenszeit,
Zum Meer der Allvergeſſenheit
Kann nichts hinüber!

Trinke noch immer Wonne dir,
Jüngling, aus dem Strome hier;
Ich ſchöpfe meinen Labetrank,
Dem guten Gotte ſag ich Dank,
Und wall' hinüber!

Alſo vom Bach der Greis erſtand,
Um des Jünglings Schläfe wand
Er ſeinen Kranz. Der Kranz erblüht',
Und immer ſprach des Baches Lied
Dem Jüngling Weisheit.

36.

Abendlied.

Deutſch.

Und wenn ſich einſt die Seele ſchließt,
Wie dieſe Abendblume:
Wenn alles um ſie Dämmerung iſt
Von Lebens Licht und Ruhme:
Und ihre letzten Blick' umher
Ihr kalte Schatten ſcheinen;
O Jüngling, wirſt du auch ſo ſchwer
Wie dieſe Blume weinen.

War deiner holden Jugend Saft
In öde Luft verhauchet,
Verblüht die Blüthe, Lebenskraft
Auf immer misgebrauchet;
Und deine letzten Blick' umher
Dich alle Reu' entfärben;
O Jüngling, bleibt dir etwas mehr,
Als Troſt-verſchmachtet ſterben.

Macht Seine groſſe Allmacht je
  Geſchehnes ungeſchehen?
Und ſtillt ſie auch das tiefe Weh,
  Sich ſelbſt beſchämt zu ſehen?
Und wächſt und wächſt nicht jeder That
  Der Keim ſo tief verborgen?
Wer gibt, wer ſchafft mir neuen Rath,
  Noch Einen Jugendmorgen?

Und holder Schlaf, den ſchaffeſt du,
  Giebſt neuen Jugendmorgen.
Biſt Labetrunk und Schattenruh,
  Biſt Labſal aller Sorgen,
Biſt Todesbruder! o wie ſchön
  Sich Seyn und Nichtſeyn grenzen:
Wie friſch wird meine Abendthrän'
  Am frühen Morgen glänzen.

Und nach dem Tod — es wird uns ſeyn,
  Als nach des Rauſches Schlummer.
Verrauſcht, verſchlummert Lebenspein
  Und Schmerz und Reu und Kummer

O Tod, o Schlaf der dich erfand,
Erfand der Menſchheit Segen,
Breit aus auf mich dein Schlafgewand,
Zur Ruhe mich zu legen.

Denn was wär unſre Lebenszeit,
Auch unſre Zeit der Freuden?
Ein Strudel von Mühſeligkeit,
Ein Wirbel ſüſſer Leiden,
Ein ew'ger Taumel! Holder Schlaf,
Zu neuem Freudenmahle
Für alles, was auch heut mich traf,
Gib mir die Labeſchale.

Zweites Buch.

Nachrichten

zu einigen folgenden Liedern.

II. Zu den Eſthniſchen Liedern.

Wie ich unterwegens in der Erndtezeit die Schnitter im Felde antraf, hörte ich allenthalben ein wüſtes Geſänge, welches dieſe Leute bei ihrer Arbeit trieben, und vernahm von einem Prediger, daß es noch alte heydniſche Lieder ohne Reimen wären, die man ihnen nicht abgewöhnen könnte. Webers veränd. Rußl. S. 70.*) In Kelchs Liefländiſcher Geſchichte ſteht ein altes Liebeslied zur Probe, aus deſſen erſten Namen, Jörru, Jörru (George) der vielleicht in ihren Liedern häufig vorkommt, einige Gelehrte die Abſtammung dieſer Völker aus Jeruſalem bewieſen haben. Das Lied heißt ohngefähr:

---

*) Wo zugleich auch ein lettiſches Brautlied befindlich.

Jörrn, Jörru, darf ich kommen?
Nicht o Liebchen heute.
Wäreſt du doch geſtern kommen,
Nan ſind um mich Leute.

Aber morgen, früh am Morgen,
Schlankes liebes Aeſtchen,
Kannſt du kommen ohne Sorgen,
Da bin ich alleine.

Wenn der Maienkäfer ſchwirret
Früh im kühlen Thaue!
Hüpf ich, Liebe, dir entgegen
Weißt, auf jener Aue.

Einen beträchtlichen Theil ihres Vergnügens ſetzen ſie in Geſang und Muſik. Der Geſang gehört eigentlich den Weibsperſonen zu: auf Hochzeiten ſind beſondre Weiber zum ſingen; doch ſtimmen auch die Mannsperſonen mit ein, ſobald Getränke die Freude allgemein machen. Bei der Feldarbeit, bei ihren Spielen u. dgl. hört man nur die Dirnen durch ihre ſchreyenden Geſänge allgemeine Zufriedenheit verbreiten. Etliche haben gute Stimmen und viel natürliche Anlage zum Geſang, doch die Eſthen mehr als die Letten. Jene ſingen alle nur einſtimmig, aber gemeiniglich in 2 Chören, ſo daß jede Zeile welche ein Hauſe vorſingt, von dem zweiten wiederholt wird. Sie haben vielerlei Lieder und Melodien; bei vielen Hochzeitliedern hängen ſie an jede Zeile die beiden Worte **Kasſike, Kanike**, die vielleicht jezt keinen Sinn haben, nach der Etymologie aber ſchönes Käzchen, oder Maychen (von Maye, junge Birke) könnten überſezt werden. Die Letten dehnen die lezten Sylben ſehr, und ſingen gemeiniglich zweiſtimmig, ſo daß etliche eine Art von Baß darzu brummen. Beider Völker gemeinſtes und vermuthlich ſehr altes muſikaliſches Inſtrument iſt die Sackpfeife, die ſie ſelbſt machen und zweiſtimmig mit vieler Fertigkeit ſehr taktmäßig blaſen. Hupels Topographiſche Nachrichten von Lief- und Ehſtland. 2. Band p. 133.

Ihre Sprüchwörter ſind aus ihren Sitten und ihrer Lebensart hergenommen: *) viele haben Ehſten und Letten gemeinſchaftlich; die erſten haben deren mehrere. Zur Probe will ich einige anführen:

Gib die Sackpfeife in eines Narren Hände,
er ſprengt ſie entzwei.

---

*) Hinter Gutslefs Eſthniſcher Grammatik iſt eine Menge zum Theil ſehr ſinnreicher Räthſel und Sprüchwörter angeführt.

Schätze den Hund nicht nach den Haaren, ſondern nach den Zähnen.
Ein naſſes Land bedarf keines Waſſers; d. i. betrübe die Betrübten nicht noch mehr.
Niemand hält mich bei meinem Rockzipfel, d. i. ich bin keinem etwas ſchuldig.
Wer bittet den Armen zur Hochzeit?
Der Stumme (das Thier) muß wohl ziehen was der Unvernünftige auflegt.
Sey ſelbſt ein Kerl, aber achte einen andern Kerl auch für einen Kerl.
Von des Reichen Krankheit und des Armen Bier hört man weit.
Die Noth treibt den Ochſen in den Brunn, u. a. m.

Viele haben einen groſſen Hang zur Dichtkunſt aus dem Stegreif. Sie dichten blos zum Geſang: ein abermaliger Beweis, daß Poeſie und Muſik bei unausgebildeten Völkern unzertrennlich ſind. Der Stegreifdichter ſingt einen Vers vor; ſogleich wiederholt ihn die ganze Verſammlung: daß viele müßige Worte darinn vorkommen, iſt leicht zu erachten. Sehr ſind ſie geneigt, in ihren Liedern bittre Spöttereien anzubringen, von welchen auch kein Deutſcher, denen ſie ohnehin allerlei Spottnamen beilegen, ſicher iſt. Wie beiſſend zieht oft ein Gebiet das andre durch: am heftigſten greifen ſie die an, welche bei einem Hochzeitſchmauſe Sparſamkeit äuſſern: leicht preſſen ſie Scham und Thränen ins Geſicht. Ihre Lieder ſind gemeiniglich reimlos: die Ehſten haben etliche gedankenloſe Endwörter, die ſie in etlichen Liedern an jeden Vers hängen. Beim Schmauſe beſingen ſie das Lob ihres freigebigen Wirthes u. dgl. Aus dem Stegreif gemachte Lieder verſteht ſelten ein Deutſcher völlig, wegen der darinn ſehr gemißhandelten Wörter; oft gehörte Lieder lernt man endlich verſtehen. Siehe Hupels Nachrichten 2. B. p. 157. 158.

2. Zu den Lettiſchen Liedern.

Singe, dſeeſma. Ein Geſang, Lied. Ich weiß nicht, ob das leztere Wort den alten Letten mag bekannt geweſen ſeyn; jezt braucht man es gemeiniglich um einen geiſtlichen Kirchengeſang zu bezeichnen. Aber Singe iſt der Name, den die Letten ihren weltlichen Liedern beilegen. Die Dichtkunſt und Muſik der Letten iſt beſonders, und zeigt von der Natur, die ihr Lehrmeiſter geweſen und noch iſt. Ihre Poeſie hat Reime, aber nur männliche. Einerlei Wort zweimal hintereinander geſezt, heißt bei ihnen ſchon ein Reim. So heißt es in einem ihrer Liebeslieder:

Es, pa zellu raudadams
gahju, tewi mekledams.

und das iſt ein guter Reim. Auſſer ihren Staatsliedern, d. i. ſolchen, die bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten geſungen werden, machen ſie ihre meiſten Poeſien aus dem Stegreif. Dieſe haben allen den ſatyriſchen, manchmal auch boshaften Witz der engliſchen Gaſſenlieder. Hingegen haben ſie in ihren Liebesliedern alle das Zärtliche, das eine verliebte Melancholie an die Hand geben kann, ſie wiſſen die kleinen nachdrücklichen Nebenumſtände, die erſten einfältigen Bewegungen des Herzens ſo geſchickt anzubringen, daß ihre Lieder ungemein rühren. Weibliche Reime haben ſie gar nicht, ohnerachtet ihre Sprache dazu ſehr fähig iſt, wie ſolches die von hieſigen Geiſtlichen überſetzten Kirchenlieder beweiſen. Ihre Muſik iſt grob und unausgewickelt. Sie wählen ſich Eins oder zwo Mädchen, die den Text ſingen, die übrigen halten nur einen einzigen Ton aus, etwa wie der Baß bei der Sackpfeife iſt. Die eigentlichen Sängerinnen erheben ihre Stimme nicht über eine Terze, und dieſes Geleyer dauret ſo lange fort, bis der Text zu Ende iſt;

alsdenn nehmen die Baſſiſten die Oktave von dem Grundton, und ſo iſt das Lied aus. ſ. Gel. Betr. Riga 1764. St. 12.

Miklah, ein Räthſel. Die angenehme Beſchäftigung, den Verſtand durch dieſe Beweiſe des wahren Witzes zu üben, iſt unter den Letten ſehr bekannt und gebräuchlich, und mag unter ihren Vätern noch bekannter geweſen ſeyn. Wir wiſſen, daß alle alte Völker dieſen Zeitvertreib ſehr geliebt haben, und daß viele alte Schriftſteller uns Proben von ihrer Genauigkeit in Erfindung der Räthſel geliefert. Leſer, welche wiſſen, was für eine genaue Aufmerkſamkeit auf die Natur zweier Dinge, davon man eins in das andre verſtecken ſoll; was für Genauigkeit, das tertium comparationis nicht zu überſchreiten; und was für Vorſichtigkeit in der Wahl des Ausdrucks zu einem Räthſel gehöre, damit der Hörende ſogleich die vollkommene Aehnlichkeit des Bildes mit dem Original begreife, werden ſich wundern, daß ſie bei einem unwiſſenden, unausgebauten Volk Proben eines ſolchen richtigen Witzes antreffen, die den klügſten Nationen Ehre machen würden. Sie haben Räthſel unter ſich, die alle wahre Eigenſchaften derſelben beſitzen; einige zeigen von einem hohen Alterthum, und ſind alſo wohl von ihren Vätern auf ſie gekommen. Probe. Der Mohnkopf.

Ich keimte! als ich gekeimt hatte, wuchs ich,
Als ich gewachſen war, ward ich ein Mädchen, a)
Als ich ein Mädchen geworden war, ward ich eine junge Frau, b)
Als ich eine junge Frau geworden war, ward ich ein altes Weib, c)
Als ich ein altes Weib geworden war, bekam ich erſt Augen, d)
Durch dieſe Augen kroch ich ſelbſt heraus. e)

Die Letten haben einen unüberwindlichen Hang zur Poeſie, und meine Mutter beſtritt nicht, daß die lettiſche Sprache ſchon halb Poeſie wäre. Sie klingt, ſagte ſie, wie ein Tiſchglöckchen; die Deutſche aber wie eine Kirchenglocke. Sie konnte nicht leugnen, daß die ge-

---

a) Mohnblüthe, wie Mädchenkranz geſtaltet.

b) Da die Blüthe des Mohns blaß und welk wird und die Blätter hängen läſſet wie die Weiber ihre Kopftücher.

c) Da die Blüthe ganz abgefallen iſt.

d) Saame im Mohnkopf.

e) Wenn der Saame durch die Saamenlöcher heraus fällt.

S. gel. Beyträge. Riga 1764. St. 12, 13.

meinſten Letten, wenn ſie froh ſind, weiſſagen oder in Verſen reden — — —

Es ſind viele, welche behaupten, die Letten hätten noch Spuren von Heldenliedern, allein dieſen vielen widerſpricht mein Vater: „Das Genie der Sprache, das Genie der Nation iſt ein Schäfergenie. Wenn ſie gekrönt werden ſollen, iſts ein Heu- oder höchſtens ein Kornkranz, der ihnen zuſtehet. Ich glaube, Helden gehören in Norden zu Hauſe, wo man härter iſt und faſt täglich wider das Klima kämpfen muß; die Letten könnten alſo hiezu Anlage haben, wo iſt aber ein Zug davon? — Würden ſie wohl ſeyn und bleiben was ſie ſind, wenn nur wenigſtens Boden zur Freiheit und zum Ruhm in ihnen wäre. In Curland iſt Freiheit und Sklaverei zu Hauſe.„ —

Mein Vater war eben kein groſſer lettiſcher Sprachkünſtler; wer aber Eine Sprache in ihrer ganzen Länge und Breite verſtehet, kann über alle Recht ſprechen. Er verſicherte nie Fußſtapfen von Heldenliedern aufgefunden zu haben, wohl aber Beweiſe, daß ſchon ihre weiteſten Vorfahren geſungen hätten: und wo iſt ein Volk, fragt' er, das nicht geſungen hat? Er hatte (wie ers nannte) eine Garbe zärtlicher Liedlein geſammlet, wovon ich ſeine Ueberſetzung beſitze, die ich vielleicht mittheilen kann: und wodurch dem undeutſchen Opitz des Herrn Paſtors Johann Wiſchmann kein Abbruch geſchehen ſoll. *) Wenn ich nicht dieſe Garbe in Händen hätte; würde ich doch vom Urtheil meines Vaters, der kein Curländer war, die Appelation einzulegen, anrathen. In dieſen Liederchen herrſcht bäuriſch zärtliche Natur und Etwas dem Volk eigenes. Die Ueberſetzung iſt nach meines Vaters Manier. Siehe Lebensläufe nach aufſteigender Linie. 1. Th. p. 72. 73. 74.

3. Zu den Littauiſchen Liedern.

Hier wird es manchen Leuten verdrüßlich zu leſen ſeyn, daß man dieſer nicht ausgeübten, verachteten Sprache eine Zierlichkeit zuſchreiben wolle. Indeſſen hat ſie doch von der griechiſchen Lieblichkeit etwas an ſich. Der öftere Gebrauch der diminutivorum, und in denſelben vieler vocalium, mit den Buchſtaben l, r und t, gemengt, macht ſie lieblicher, als die viele herbe triconſonantes in der Pol-

---

*) Vielleicht werden mehre e, als ich, ſo wohl die Garbe, als den undeutſchen Hrn. Opitz zu ſehen wünſchen.

niſchen. Es zeugen davon inſonderheit der einfältigen Mägdlein erfundene Dainos oder Oden, auf allerhand Gelegenheit u. ſ. S. Ruhigs Betrachtung der Litthauiſchen Sprache. p. 74. 75.

4. Zum Grönländiſchen Todtenlied.

Nach dem Begräbniß begeben ſich die Begleiter ins Sterbhaus, ſetzen ſich ſtille nieder, ſtützen die Arme auf die Knie und legen den Kopf zwiſchen die Hände; die Weiber aber legen ſich aufs Angeſicht, und alle ſchluchſen und weinen in der Stille. Dann hält der Vater oder Sohn, oder wer der nächſte Verwandte iſt, mit einer lauten, heulenden Stimme eine Klagrede, darinnen alle gute Eigenſchaften des Verſtobenen berührt werden, und die wird bei jedem Abſatz mit einem lauten Heulen und Weinen begleitet. Nach einem ſolchen Klagelied continuiren die Weibsleute mit Weinen und Heulen, alle in einem Ton, als ob man eine Quinte herunterwärts durch alle Semitonia tremulierend ſpielte. Dann und wann halten ſie ein wenig inne, und die eigentliche Leidträgerin ſagt etliche Worte dazwiſchen; die Mannsleute aber ſchluchſen nur.

Der Stilus, oder ihre Art zu reden, iſt gar nicht hyperboliſch, hochtrabend oder ſchwülſtig.

wie der Orientaliſche, den man auch bei den Jndianern in Amerika wahrnehmen kann, ſondern gar ſimpel und naturell; doch bedienen ſie ſich gern der Gleichniſſe, machen auch nicht groſſe Umſchweife in ihren Reden, ob ſie gleich eine Sache zu mehrerer Deutlichkeit oft repetiren, und reden oft ſo laconiſch, daß zwar ſie einander ſehr leicht, Ausländer aber nach vieljährigem Umgang es kaum verſtehen können.

Sie haben auch verſchiedene figürliche Redensarten und Sprüchwörter, und die Angekoks bedienen ſich metaphoriſcher und oft dem gewöhnlichen Sinn ganz conträrer Ausdrücke, damit ſie gelehrt zu reden ſcheinen und auch für die Erklärung des Orakels bezahlt kriegen. So nennen ſie einen Stein, die groſſe Härte, das Waſſer, das Weiche, die Mutter, einen Sack.

Jn ihrer Poeſie brauchen ſie weder Reime noch Sylbenmaaß. Sie machen nur kurze Sätze, die aber doch nach einem gewiſſen Takt und Cadenz geſungen werden, und zwiſchen jedem Satz wird ein etlichemal repetirtes amna ajah ajah hey! vom Choro angeſtimmt.

Aus Kranzens Grönländiſcher Reiſe.

5. Zum Lappländiſchen Liede.

Es heißt Morſe-faurog. Interea ſubinde viſitat amans amicam ſuam, adquam dum tendit, cantione amatoria ſe oblectat, viaeque fallit taedium. Solent enim uti plerumque cantionibus ejusmodi, noh cirta quadam modulatione, ſed quam quisque putat optimam, nec eodem modo, ſed alio et alio, prout inter ipſum canendum cuique iucundiſſimum videtur, S. Scheffer. Lappon. p. 282.

1.

Einige Hochzeitlieder.

Eſthniſch.

Schmück dich, Mädchen, eile, Mädchen,
Schmücke dich mit jenem Schmucke,
Der einſt deine Mutter ſchmückte.
Lege an dir jene Bänder,
Die die Mutter einſt anlegte.
Auf den Kopf das Band des Kummers,
Vor die Stirn das Band der Sorge,
Sitze auf den Sitz der Mutter:
Tritt auf deiner Mutter Fußtritt:
Weine, weine nicht, o Mädchen,
Wenn du bei dem Brautſchmuck weineſt,
Weineſt du dein ganzes Leben. *)

---

*) Oder wie ſonſt der Ausgang iſt:
Vor die Stirn das Band der Sorge!
Auf den Scheitel Tuch der Trauer!
Rüſtig! es wird drauſſen helle!
Rüſtig! drauſſen, dämmert Morgen;
Schlitten fangen an zu fahren.
Kufen fangen an zu tanzen. —

Dank dir, Jungfrau, ſchöne Jungfrau,
Daß du deine Treu bewahret,
Daß du deinen Wuchs gewachſen.

Jetzo führen ſie zur Hochzeit
Frohe Schweſter, ſchöne Schweſtern,
Iſt dem Vater keine Schande,
Iſt der Mutter keine Schande,
Bringt dem Bruder keinen Schimpfshut,
Nicht der Schweſter Schimpfesworte.
Dank dir, Jungfrau, ſchöne Jungfrau.

Junges Mädchen, komm, o Mädchen!
Ei, was horchſt du in der Kammer?
Stehſt da blöde hinter Wänden,
Lauſcheſt durch die kleinen Spalten.

Junges Mädchen, komm, o Mädchen,
Lerne die Verwandſchaft kennen,
Lerne deine Freund' empfangen,
Deine Schwiegermutter grüſſen,
Deiner Schwägrin Hände reichen.
Schwiegermutter, Schwiegerinnen
Stehen all' in Silbermützen —
Junges Mädchen, komm, o Mädchen.

Herzchen, Blümchen, goldnes Mädchen,
Wenn ich deinem Vater diene,
Wenn ich deiner Mutter diene,
Denn biſt du die Meine;
Herzchen, Blümchen, ſüſſes Mädchen,
Noch muß ich mir ſelber dienen,
Bin noch nicht der Deine.

2.

Klage über die Tyrannen der Leibeignen.

Eſthniſch.

Tochter, ich flieh nicht die Arbeit,
Fliehe nicht die Beerenſträucher,
Fliehe nicht von Jaans *) Lande;
Vor dem böſen Deutſchen flieh ich,
Vor dem ſchrecklich böſen Herren.

Arme Bauren an dem Pfoſten
Werden blutig ſie geſtrichen.
Arme Bauren in den Eiſen,
Männer raſſelten in Ketten,
Weiber klopften vor den Thüren,
Brachten Eyer in den Händen,
Hatten Eyerchriſt **) im Handſchuh,
Unterm Arme ſchreit die Henne,

---

*) (Jaans) Johanns, ihres Mannes.

**) Geſchenke.

Unterm Ermel ſchreit die Graugans,
Auf dem Wagen bläckt das Schäfchen.
Unſre Hüner legen Eyer
Alle für des Deutſchen Schüſſel:
Schäfchen ſetzt ſein fleckig Lämmchen,
Das auch für des Deutſchen Bratſpieß.
Unſerer Kuh ihr erſtes Oechschen,
Das auch für des Deutſchen Felder.
Pferdchen ſetzt ein muntres Füllen;
Das auch für des Deutſchen Schlitten,
Mutter hat ein einzig Söhnchen,
Den auch an des Deutſchen Pfoſten.

Fegefeuer iſt unſer Leben,
Fegefeuer oder Hölle.
Feurig Brod ißt man am Hofe,
Winſelnd trinkt man ſeinen Becher,
Feuerbrod mit Feuerbrande,
Funken in des Brodes Krume,
Ruthen unter Brodes Rinde.

Wenn ich los von Hofe komme,
Komm' ich aus der Hölle wieder,
Komm zurück aus Wolfes Rachen,

Komm zurück aus Löwens Schlunde,
Aus des Hechtes Hinterzähnen,
Los vom Biß des bunten Hundes,
Los vom Biß des ſchwarzen Hundes.

Ei! du ſollt mich nicht mehr beiſſen,
Buntes Hündchen, und du ſchwarzer!
Brod hab ich für euch, ihr Hunde,
In der Hand hier für den Schwarzen,
Unterm Arm hier für den Grauen,
In dem Buſen für das Hündchen.

3.

Hochzeitlieder.

Griechiſch.

Königin der Götter, Liebe!
Und du Luſt, der Menſchen Stärke,
Und des Lebens Wächter, Hymen!
Euch beſingen dieſe Töne,
Euch beſingen meine Lieder,
Hymen und die Lieb' und Wolluſt.

Jüngling ſiehe, ſieh dein Mädchen!
Locke ſie, daß ſie nicht fliehe,
Wie ein fortgeſcheuchtes Rebhun.
Freund Cytherens, o Stratokles,
O Stratokles, Freund Myrillens,
Schaue, ſchaue an dein Weibchen:
Wie ſie ſchön iſt! wie ſie glänzet!
Königin von allen Blumen
Iſt die Roſe und Myrilla
Königin von allen Mädchen.
Wie die Sonne glänzt dein Brautbett.
Lauter Myrthe blühe dein Garte.

Bändiger der Herzen, Amor!
Der der Berge Gipfel beuget,
Komm von deiner Nymphen Spiele,
Komm vom Spiel der Aphrodite,
Schau ich knie dir zu Füſſen,
Höre Kleobulus Wünſche,
Und ſey ſeiner Liebe günſtig.

4.

Brautlied.

Litthauiſch.

Ich habs geſaget ſchon meiner Mutter
Schon aufgeſaget von Sommers Mitte.

Such, liebe Mutter, dir nur ein Mädchen,
Ein Spinnermädchen, ein Webermädchen.

Ich hab geſponnen, gnug weiſſes Flächſchen,
Hab gnug gewirket das feine Linnchen.

Hab gnug geſcheuert die weiſſen Tiſchchen,
Hab gnug gefeget die grünen Höfchen.

Hab gnug gehorchet der lieben Mutter,
Muß nun auch horchen der lieben Schwieger.

Hab gnug geharket das Gras der Auen,
Hab gnug getragen den weiſſen Harken.

O du mein Kränzchen von grüner Raute,
Wirſt nicht lang grünen auf meinem Haupte!

Ihr meine Flechtchen von grüner Seide,
Sollt nicht mehr funkeln im Sonnenſcheine.

O du mein Härlein, mein gelbes Härlein
Wirſt nicht mehr flattern im wehnden Winde.

Beſuchen werd ich die liebe Mutter,
Nicht mehr im Kranze, ſondern im Häubchen.

O du mein Häubchen, mein feines Häubchen,
Du wirſt noch ſchallen im wehnden Winde.

Und du mein Nähzeug, mein buntes Nähzeug,
Du wirſt noch ſchimmern im Mondenſcheine.

Ihr meine Flechtchen von grüner Seide,
Ihr werdet hangen, mit Thränen machen.

Ihr meine Ringchen, ihr goldne Ringchen,
Ihr werdet liegen, im Kaſten roſten.

5.

Die Fahrt zur Geliebten.

Lappländiſch.

Sonne, wirf den helleſten Stral auf den Orra-See!
Ich möchte ſteigen auf jeden Fichtengipfel,
Wüßt' ich nur, ich ſähe den Orra-See.

Ich ſtieg' auf ihn und blickte nach meiner Lieben,
Wo unter Blumen ſie itzo ſey.

Ich ſchnitt' ihm ab die Zweige, die jungen friſchen Zweige,
Alle Aeſtchen ſchnitt' ich ihm ab, die grünen Aeſtchen. —

Hätt' ich Flügel, zu dir zu fliegen, Krähenflügel,
Dem Laufe der Wolken folgt' ich, ziehend zum Orra-See.

Aber mir fehlen die Flügel, Entenflügel,
Füſſe, rudernde Füſſe der Gänſe, die hin mich trügen zu dir.

Lange gnug haſt du gewartet, ſo viel Tage,
Deine ſchönſten Tage,
Mit deinen lieblichen Augen, mit deinem freundlichen Herzen.

Und wollteſt du mir auch weit entfliehn,
Ich holte dich ſchnell ein.

Was iſt ſtärker und feſter als Eiſenketten, als gewundne Flechten,
So flicht die Lieb' uns unſern Sinn um,
Und ändert Will' und Gedanken.

Knabenwille iſt Windeswille,
Jünglings Gedanken lange Gedanken.

Wollt' ich alle ſie hören, alle —
Ich irrte ab vom Wege, dem rechten Wege.

Einen Schluß hab' ich, dem will ich folgen,
So weiß ich, ich finde den rechten Weg.

6.

Fragmente Griechiſcher Lieder.

Der Sappho.

Ich kann nicht, ſüſſe Mutter,
Nicht mein Gewebe weben.
Mich quält ein ſchöner Knabe,
Die böſe Liebe quält mich.

Der Mond iſt ſchon hinunter,
Hinab die Siebenſterne,
Iſt Mitternacht! — Die Stunde
Vorbei ſchon und ich Arme
Bin noch allein.

Ach, die Gliederlöſende böſe Liebe quäle mich,
Lieblichbitter ſinget der untreſbare Vogel,
Liebſter Attis, du warſt mir einſt ſo ſpröde,
Nur auf Andromeden dein Herz gerichtet.

O Mädchenthum, o Mädchenthum,
Wo gehſt du hin von mir?
Ich komm nicht mehr, ich komm nicht mehr,
Ich komme nie zu dir.

Lieblicher Abendſtern,
Alles bringſt du, bringeſt Wein,
Bringſt Freud' und Freunde,
Bringſt der Mutter ein Bübchen,
Und was bringſt du mir?

Komm, o Cypris, komm mit deinem
Vollen goldnen Nektarbecher,
Reich' ihn dieſen holden Knaben,
Meinen Freunden und auch deinen.

Erſtorben wirſt du liegen,
Und niemand wird dein denken,
Niemand zu allen Zeiten:
Denn nie haſt du die Roſen
Pieriens berühret.
Unſcheinbar wirſt du müſſen
In Todes Wohnung gehen,
Und niemand wird dich anſehn
Im Heer der dunkeln Schatten.

7.

Fragmente Lettiſcher Lieder.

Liebe Sonne, wie ſo ſäumig?
Warum geheſt du ſo ſpät auf?
„Jenſeit jenem Hügel ſäum' ich,
Wärme da verwaiſte Kinder.„

Scheinſt du denn nur, liebe Sonne
Durch die Spalte unſrer Wohnung?
Sind nicht mehr der lieben Gäſte,
Als wir fünfe zu der Hochzeit?

Was fehlt eines Herren Knechte?
Iſt er nur nicht ſtolz und trotzig:
Er ſitzt auf des Herren Sattel,
Hat des Herren Sporn und Pferd.

Meines Sohnes Tochter wollt ich
Einem jungen Herrn vertrauen;
An das Schilf band ich mein Schiffchen,
Band mein Füllen an den Haber.

Auf ſtieg ich den Hügel, ſchaute
Mich umher nach goldnen Mädchen.
Schaarenweiſe kamen Mädchen,
Hüpften alle um den Hügel,
Sangen alle ſchöne Lieder,
Hatten Apfelblüth' in Händen u. ſ.

Klingend war mein Pferd gezäumet,
Klingend mit der Harfenſaite,
Mit ihm ritt ich in die Fremde,
Tönete,
Hüpfete,
In der Fremde ſah ich Mädchen,
Schön wie Blumen, friſch wie Roſen,
Jüngling, der du einſam lebeſt,
Haſt nur Leid und Plage;
Jüngling nimm dir eine Freundin,
So haſt Lebensfreude.

8.

Frühlingslied.

Lettiſch.

Komm, o komme Nachtigallchen!
Komm mit deinem warmen Sommer;
Meine lieben jungen Brüder
Wüſten ſonſt die Spatzen nicht.

Liebes Mütterchen, die Biene
Die ſo vielen Honig hat;
Allen giebet ſie nicht Honig,
Doch der Sommer allen Brod.

Väter, Väter bahnen Wege,
Kinder, Kinder folgen nach;
Gebe Gott, daß unſre Kinder
Unſern Wegen folgen nach.

Füllen mit dem weißen Fuſſe,
Scheuſt du dich hindurch zu traben?
Sohn, du muſt durch alles wandern,
Heimzuholen deine Braut.

Geſtern nicht, es war ſchon lange,
Da die Sonne Braut noch war;
Geſtern nicht, es war ſchon lange,
Als der erſte Sommer ward.

9.

Eliſabeths Trauer im Gefängniß.

Engliſch.

Wollt ihr hören wie Eliſe*)
Klagend im Gefängniß ſang,
Als der Schweſter ſtolze Gröſſe
Sie zu bittern Thränen zwang.
Spielend ſcherzten muntre Mädchen
Rings um ihres Kerkers Wacht;
Ach wie konnt ſie jetzt beneiden,
Was der Groſſe ſonſt verlacht.

„In der Ruhe Thal gebohren,
Wer verlieſſe je das Thal?
Drängte ſich nach Kron' und Purpur,
In des Hofes goldnen Saal?
Fern von Bosheit, wie von Schätzen,
Stiller Lieb und Freundſchaft hold —
Ach, was kann wie Lieb' ergötzen,
Sie, die mehr ergötzt als Gold.

*) Die nachmalige Königin Eliſabeth im Gefängniß zu Woodſtock 1554.

Arme Schäfer, ihr beneidet
Oft, ſo oft der Groſſen Glück,
Weil ſie Gold, ſtatt Wolle, kleidet,
Gold, des Herzens böſer Strick;
Liebe, wie die goldne Sonne,
Wärmt und ſtralet euch ſo gern,
Mahlt euch an der Bruſt ein Blümchen
Ueber Ordensband und Stern.

Sieh, wie dort das Mädchen ſingend
Ihre Heerde treibt zur Ruh:
Schlüſſelblümchen neugierig nickend
Grüſſen ſie und horchen zu.
Welche Königin der Erde
Blickte je und ſang ſo froh?
Ach beladen mit Juwelen
Schlägt und ſingt kein Herze ſo.

Wär' ich auch mit euch gebohren,
Auch ein Mädchen in dem Thal,
Ohne Feſſeln, ohne Kerker
Hüpft' ich in der Freiheit Saal.
Klimmte über Fels und Hügel,
Sänge Liebe, Luſt und Scherz:
Meine Kron' ein Wieſenblümchen,
Und mein Reich des Schäfers Herz.“

Du liebſt das freie Land,
Ich ſuche dich durch Thal und Höhn
Dich zu erathmen, dich zu ſehn,
Wohin? wohin? gewandt.

Ich tauch' ins kalte Meer
Und trinke Quellen, wo dein Bild
In jeder Well' und Woge quillt,
Und dürſte lechzender.

Ach, als ich dich genoß,
Wie war mir jeder Morgen neu,
Wie athmet' ich ſo friſch und frei
In deiner Güte Schoos.

Wo biſt du, ſeelge Zeit?
Was fand ich denn auf aller Welt,
Das mich um dich entſchadet hält,
O Lebens Fröhlichkeit.

O kämſt du wieder mir,
Und ſchlüge wieder friſch mein Herz,
Ich lachte Glücks und Ruhmes Scherz
Und diente, diente dir.

Auf frühem Thaualtar,
Brächt' ich, mit emſig reiner Hand,
Dir täglich meines Herzens Pfand,
Gebet und Liebe dar.

Und Fleiß und Mäßigkeit
Sollt' hie und da am Altar ſtehn,
Und Unſchuld mir zur Seite gehn,
Die frohe Lebenszeit.

11.

Das nußbraune Mädchen.

Schottiſch.

Falſch oder wahr, man ſagt es klar:
„Wer traut auf Weibertreu,
Der trügt ſich ſehr, der büßt es ſchwer
Mit mancher ſpäten Reu.„
So ſpricht die Welt, doch, wenns gefällt,
Hört ein Geſchichtchen an;
Vom Mädchen braun, die feſt und traun!
Liebt, wie man lieben kann.

Es kam zu ihr, leiſ' an die Thür,
Ihr Lieb zu Mitternacht,
Thu, Mädchen, auf im ſchnellen Lauf,
Eh jemand hier erwacht.
Sie that ihm auf in ſchnellem Lauf:
„Ich muß, ich muß von hier,
Zum Tod verdammt, vom Richteramt,
Nehm Abſchied ich von dir. —

Ich muß gar bald in wilden Wald;
Sonſt iſts um mich geſchehn.„
„O nein, o nein! es kann nicht ſeyn! —
Auch ich will mit dir gehn.„
„Was iſt der Zeit Glückſeligkeit?
Sie wandelt Lieb' in Noth.„
„O Lieber nein! es kann nicht ſeyn,
Uns ſcheidet nur der Tod.„

„Du kannſt nicht mit! Hör' an, ich bitt',
Hör an und laß es ſeyn.
Was iſt der Wald für Aufenthalt
Für dich, du Liebe mein!
In Froſt und Schnee, in Durſt und We
In Hunger, Furcht und Schmerz;
Nein, Liebe, nein! es kann nicht ſeyn,
Bleib' hier und ſtill dein Herz.„

„Nein, Lieber, nein! geh nicht allein!
Ich muß, ich muß mit dir!
Entfliehſt du, wo find' ich Ruh?
Was bleibt für Leben mir?

In Froſt und Schnee, in Durſt und Weh,
In Hunger, Furcht und Schmerz;
Nichts ficht mich an, gehſt du voran
Und ſtillſt mein armes Herz.„

„Ach, Liebe, nein! Ich muß allein,
Bleib' hier und tröſte dich;
Es ſtillt die Zeit ja alles Leid,
Sie ſtillt dirs ſicherlich.
Was wird die Stadt, die Zungen hat,
So ſcharf wie Spieß und Schwert;
Für bittre Schmach dir reden nach,
Wenn ſie die Flucht erfährt?„

„Nein, Lieber, nein! es kann nicht ſeyn,
Mich tröſtet keine Zeit;
Ein jeder Tag, der kommen mag,
Macht neu mir Herzeleid.
Was geht die Stadt, die Zungen hat,
Was ihre Schmach mich an?
Komm, Liebſter, bald zum grünen Wald,
Wenn er uns ſichern kann.„

„Der grüne Wald iſt wild und kalt,
Und drohet mit Gefahr;
Wenn meine Hand den Bogen ſpannt,
So zitterſt du fürwahr!
Erhaſcht man mich, ſo bindt man dich,
So leideſt du mit mir;
So folgt auf Noth der bittre Tod,
Bleib hier, ich rathe dir.„

„Nein, Lieber, nein! die Lieb' allein
Macht ſicher in Gefahr,
Sie giebt dem Weib' auch Mannesleib
Und Mannesherz fürwahr.
Wenn deine Hand den Bogen ſpannt,
Lauſch' ich für dich und mich;
Und trotze Noth und trotze Tod,
Und ſichre mich und dich.„

„Der wilde Wald iſt Aufenthalt
Für Räuber und fürs Thier;
Kein Dach und Fach als Himmelsdach,
Als Laub zur Decke dir.

Dein' Hütt' und Raum iſt Höl' und Baum,
Dein Bette kalter Schnee;
Dein kühler Wein muß Waſſer ſeyn,
Dein Labſal Hungersweh."

„Der grüne Wald iſt Aufenthalt
Der Freiheit mir und dir.
Folg' ich dir nach, was brauch ich Dach?
Was dir ziemt, ziemet mir."
Dein' harte Hand thut Widerſtand,
Dem Räuber und dem Wild'
Schaft Speiſ' und Trank und Lebenslang
Die Quelle ſüß mir quillt."

„O nein! o nein, es kann nicht ſeyn!
Die ſeidne Locke hie
Sie muß herab! es muß hinab
Dein Kleid dir bis zum Knie.
Kommſt nimmer nicht vors Angeſicht
Der Schweſter, Mutter dein;
Ein Weib iſt bald ſo warm als kalt;
Leb wohl, es kann nicht ſeyn."

Leb, Mutter, wohl! ich muß und ſoll
Gehn mit dem Lieben mein!
Lebt Schweſtern all' im Freudenſaal,
Ich geh nicht mehr hinein.
Sieh, wie das Licht des Morgens bricht!
Auf, Lieber, aus Gefahr!
Was kümmert Kleid und Weiberfreud,
Was kümmert mich mein Haar?

„Wohlan, ſo ſey denn feſt und treu,
Und hör' ein ander Wort.
Der grüne Wald iſt Aufenthalt
Für meine Bule dort.
Die lieb' ich ſehr und lieb ſie mehr
Als dich, die alt mir iſt,
Und wähle dort den Ruheort
Ohn allen Weiberzwiſt. „

„Laß immer ſeyn die Bule dein
Im grünen Walde dort;
Ich will, wie dir, auch folgen ihr,
Will horchen ihrem Wort,

Und lieben dich und üben mich,
(Auch wärens hundert noch)
In ſüſſer Pflicht und fehlen nicht
Der Liebe treuem Joch.„

„O Liebſte mein! kein Flitterſchein,
Kein Wandel iſt in dir!
Von allen je, die ich erſeh,
Biſt du die Treue mir.
Sey frei und froh, es iſt nicht ſo,
Ich bin nicht fortgebannt,
Sey ohne Harm, ich bin nicht arm,
Ich bin ein Graf im Land.„

„Sey was du biſt, die mit dir iſt,
Iſt immer Königin!
Was wankt ſo oft und unverhoft,
Als falſcher Männer Sinn?
Du wankeſt nie! und ſpät und früh
Will ich die Deine ſeyn;
Alt oder neu, bin ich dir treu,
Lieb' ewig dich allein.„

11.

Landlied.

Schottiſch.

Schäferin. Meine Schäfchen, Morgens früh,
Früh bis an den Abend,
Unter Blumen weid ich ſie,
Sorg und Leid begrabend.
Dort und hie
Blöcken ſie:
Ueberall, froher Schall,
Unſchuld überall!
O wie ſelig, frei und froh
Lebt man auf dem Lande ſo.

Schäfer. Auf dem Felde Morgens früh,
Früh bis an den Abend,
Weid' ich meines Vaters Vieh,
Sorg' und Leid begrabend:
Dort und hie
Blöcken ſie,

Ueberall, froher Schall,
Ruhe überall!
O wie ruhig, frei und froh
Lebt man auf dem Lande ſo.

Beide. Morgens, eh der Tag anbricht,
Wenn der Thau noch flimmert;
Fehl' ich ja mein Liebchen nicht,
Das wie Morgen ſchimmert.
Küſſeſt mich,
Küſſe dich,
Ueberall ſtilles Thal,
Liebe überall.
O wie ſelig, frei und froh
Lebt man auf dem Lande ſo.

13.

Todtenlied.

Grönländiſch.

Wehe mir, daß ich deinen Sitz anſehen ſoll, der nun leer iſt! Deine Mutter bemühet ſich vergebens, dir die Kleider zu trocknen!

Siehe! meine Freude iſt ins Finſtre gegangen, und in den Berg verkrochen.

Ehedem gieng ich des Abends aus, und freute mich: ich ſtreckte meine Augen aus, und wartete auf dein Kommen.

Siehe du kamſt! du kamſt muthig angerudert mit Jungen und Alten.

Du kamſt nie leer von der See: dein Kajack war ſtets mit Seehunden oder Vögeln beladen.

Deine Mutter machte Feuer und kochte. Von dem Gekochten, das du erworben hatteſt, ließ deine Mutter den übrigen Leuten vorlegen, und ich nahm mir auch ein Stück.

Du ſaheſt der Schaluppe rothen Wimpel von weiten, und rufteſt: da kommt Lars (der Kaufmann.)

Du liefſt an den Strand und hieltſt das Vordertheil der Schaluppe.

Denn brachteſt du deine Seehunde hervor, von welchen deine Mutter den Speck abnahm. Und dafür bekamſt du Hemde und Pfeileiſen.

Aber das iſt nun aus. Wenn ich an dich denke, ſo brauſet mein Eingeweide.

O daß ich weinen könnte, wie ihr andern, ſo könnte ich doch meinen Schmerz lindern.

Was ſoll ich mir wünſchen? Der Tod iſt mir nun ſelbſt annehmlich worden, aber wer ſoll mein Weib und meine übrigen kleinen Kinder verſorgen?

Ich will noch eine Zeitlang leben: aber meine Freude ſoll ſeyn in Enthaltung deſſen, was den Menſchen ſonſt lieb iſt. —

14.

Darthula's Grabesgeſang.

Aus Oſſian.

Mädchen von Kola, du ſchläfſt!
Um dich ſchweigen die blauen Ströme Selma's!
Sie trauren um dich, den lezten Zweig
Von Thrutils Stamm!

Wenn erſtehſt du wieder in deiner Schöne?
Schönſte der Mädchen in Erin!
Du ſchläfſt im Grabe langen Schlaf,
Dein Morgenroth iſt ferne!

Nimmer, o nimmer kommet mehr die Sonne,
Weckend an deine Ruheſtätte: „wach auf!
Wach auf Darthula!
Frühling iſt drauſſen,
Die Lüfte ſäuſeln,
Auf grünen Hügeln, holdſeliges Mädchen,
Weben die Blumen! im Hain walle ſprieſſendes Laub!„

Auf immer, auf immer, ſo weiche denn, Sonne,
Dem Mädchen von Kola. ſie ſchläft,
Nie erſteht ſie wieder in ihrer Schöne!
Nie ſiehſt du ſie lieblich wandeln mehr.

15.

Fillans Erſcheinung und Fingals Schildklang.

Aus Oſſian.

Vom See in Büſchen des Lego
Steigen Nebel, die Seite blau, von Wellen hinauf:
Wenn geſchloſſen die Thore der Nacht ſind,
Ueberm Adlerauge der Sonne des Himmels.

Weit von Lara dem Strom
Ziehen Wolken, dunkel tief:
Wie blaſſer Schild zieht voran den Wolken,
Und ſchwimmt beiſeit der Mond der Nacht.

Mit ihnen haſchen die Todte der Vorzeit,
Schnelle Geſtalten in Mitte des Sturms:
Sie ſchlüpfen von Hauche zu Hauche
Auf dem dunkeln Antlitz der Nacht voll Laut.

Auf Lüſtchen ſchleichend zum Grabe der Edeln,
Ziehn ſie zuſammen Nebel des Himmels,
Zur grauen Wohnung dem Geiſte des Todten,
Bis ſteigt von Saiten das Sehnen des Todtengeſangs.

* * *

Kam Schall von der Wüſten am Baum —
Konar, der König heran —
Zieht ſchnell ſchon Nebel grau,
Um Fillan am Lubar blau.
Traurig ſaß er im Gram,
Gekrümmt im Nebelſtral.
Bald rollt ihn ein Lüftchen zuſammen;
Bald kommt ſie wieder, die ſchöne Geſtalt.
Er iſts! mit langſam ſinkenden Blick,
Mit wehender Locke von Nebel im Sturm.

Dunkel iſts!
Das Heer noch ſchlafend in Banden der Nacht;
Erloſchen die Flammen auf Königs Hügel,
Der einſam liegt auf ſeinem Schild':
Halbgeſchloſſen die Augen in Thaten,
Kam Fillans Stimme zum Ohr ihm:

„Und ſchläft der Gatte von Klatho?
Und wohnt der Vater des Todten in Ruh?
Und ich vergeſſen in Falten der Wolken
Bin einſam in Banden der Nacht.„

„Warum kommſt in Mitte der Träume du
mir?
Sprach Fingal, und hob ſich ſchnell,
Kann ich dich vergeſſen, mein Sohn?
Deinen Gang von Feuer auf Rethlans Felde!
Nicht alſo kommen auf Königs Seele
Die Thaten der Mächtigen im Stale des Strals.

Sie ſcheinen ihm nicht, wie ein Blitzſtral,
Der ſchwimmet in Nacht den Fußtritt hinweg.
Ich denk im Schlaf des lieblichen Fillan,
Denn hebt in der Seele ſich Zorn. — „

Grif der König zum Speer,
Schlug zum Schilde tönenden Schall,
Zum Schilde hangend im Dunkel hoch,
Verkündung der Schlacht der Wunden — —

Auf jeglicher Seite des Bergs
Auf Winden flohen die Todten hinweg,
Durchs Thal der vielen Krümmen
Weinen die Stimmen der Tieſe.

Schlug an das Schild, noch einmal,
Aufſtand Krieg in den Träumen des Heers:

Weites Streitgetümmel, es glühe
Im Schlaf auf ihren Seelen, den Edeln.
Blauſchildige Krieger ſteigen zur Schlacht,
Das Heer iſt fliehend, und harte Thaten
Stehn vor ihnen halbverborgen im Schimmer des
Stahls.

Als aufſtieg noch einmal der Schall;
Da ſtürzte von Felſen das Thier.
Man hört das Krächzen der Vögel der Wüſte,
Auf ſeinem Lüftchen ein Jedes,
Halb erhoben Albions Stamm des Hügels
Griff jeder hinauf, jeder zum glimmenden Speer:
Aber Schweigen kehrte zurück zum Heere,
Sie kannten Morvens Schild,
Der Schlaf kam auf die Augen der Männer.
Das Dunkel iſt ſchwer im Thal.

* * *

Kein Schlaf in deinem Dunkel iſt auf dir,
Blauaugigte Tochter Konmors, des Hügels.
Es hört Sulmalla den Schlag,
Auf ſtand ſie in Mitte der Nacht,

Ihr Schritt zum Könige Atha's des Schwerts,
„Kann ihm erſchrecken die ſtarke Seele?“
Sie ſtand in Zweifel, das Auge gebeugt.
Der Himmel im Brande der Sterne. — —

Sie hört den tönenden Schild,
Sie geht, ſie ſteht, ſie ſtutzet, ein Lamm,
Erhebt die Stimme; die ſinkt hinunter — —
Sie ſah ihn im glänzenden Stahl,
Der ſchimmert zum Brande der Sterne — —
Sie ſah ihn in dunkler Locke,
Die ſtieg im Hauche des Himmels — —
Sie wandte den Schritt in Furcht:
„Erwachte der König Erins der Wellen!
Du biſt ihm nicht im Traume des Schlafs,
Du Mädchen Inisvina des Schwerts.“

Noch härter tönte der Schall;
Sie ſtarrt; ihr ſinket der Helm.
Es ſchallet der Felſen des Stroms,
Nachhallets im Traume der Nacht;
Kathmor hörets unter dem Baum,

Er ſieht das Mädchen der Liebe,
Auf Lubhars Felſen des Bergs,
Rothes Sternlicht ſchimmert hindurch
Dazwiſchen der Schreitenden fliegendem Haar.

Wer kommt zu Kathmor durch die Nacht?
In dunkler Zeit der Träume zu ihm?
Ein Bote vom Krieg im ſchimmernden Stal?
Wer biſt du, Sohn der Nacht?
Stehſt du vor mir, ein erſcheinender König? —
Ruſſen der Todten, der Helden der Vorzeit? —
Stimme der Wolke des Schauers? —
Die warnend tönt vor Erins Fall.

„Kein Mann, kein Wandrer der Nachtzeit bin ich.
Nicht Stimme von Wolken der Tiefe,
Aber Warnung bin ich vor Erins Fall.
Hörſt du das Schallen des Schildes?
Kein Todter iſts, o König von Atha der Wellen,
Der weckt den Schall der Nacht!„

„Mag wecken der Krieger den Schall!
Harfengetön iſt Kathmor die Stimme!
Mein Leben iſts, o Sohn des dunkeln Himmels,
Iſt Brand auf meine Seele, nicht Trauer mir.
Muſik den Männern im Stale des Schimmers
Zu Nachts auf Hügeln fern.
Sie brennen an denn ihre Seelen des Strals,
Das Geſchlechte der Härte des Willens.
Die Feigen wohnen in Furcht,
Im Thal des Lüſtchens der Luſt,
Wo Nebelſäume des Berges ſich heben
Vom blauhinrollenden Strom u. ſ.

16.

Erinnerung des Geſanges der Vorzeit.

Aus Oſſian.

Rühr Saite, du Sohn Alpins des Geſangs,
Wohnt Troſt in deiner Harfe der Lüfte?
Geuß über Oſſian, den Traurigen, ſie,
Dem Nebel einhüllen die Seele.

Ich hör dich Bard' in meiner Nacht,
Halt an die Saite, die zitternde
Der Wehmuth Freude gebühret Oſſian,
In ſeinen braunen Jahren.

Gründorn, auf dem Hügel der Geiſter,
Webend das Haupt in Stimmen der Nacht,
Ich ſpüre ja deinen Laut nicht,
Geiſtergewand nicht rauſchend im Laube dir.

Oft ſind die Tritte der Todten,
Auf Lüftchen im kreiſenden Sturm.
Wenn ſchwimmt von Oſten der Mond,
Ein blaſſer Schild, ziehend den Himmel hindurch.

Ullin und Carril und Raono,
Vergangne Stimmen der Tage vor Alters,
Hört' ich Euch im Dunkel von Selma;
Es erhübe die Seele des Lieds.

Nicht hör' ich euch, Söhne des Geſangs,
In welcher Wohnung der Wolken iſt eure Ruh?
Rühret ihr die Harfe, die düſtre,
Gehüllt in Morgengrau,
Wo aufſteigt tönend die Sonne,
Von Wellen, die Häupter blau?

17.

Glück und Unglück.

Spaniſch.

O wie traurig ſingt Alcino,
Amphion der Guadiana,
Singt das kurze Glück des Lebens,
Singt des Lebens langes Unglück.

Mächtig ſchläget er die Saiten
Der beſeelten goldnen Citter,
Daß die Berge mit ihm klagen
Und die Wellen mit ihm weinen:
„Kurzes Leben! lange Hoffnung!
Nichtig Glück und daurend Unglück!„

„Glück iſt, ſang er, jene Blume
Die die Morgenröthe weckte:
Ach, ſie ſinkt im Stral der Sonne
Und verwelkt am frühen Abend.„

Und die Berge klagen wieder
Und die Wellen mit ihm weinen:
„Ach, ſie ſinkt im Stral der Sonne
Und verwelkt am frühen Abend.„

„Unglück iſt die mächtge Eiche,
Die mit ihrem Berge währet,
Zeit auf Zeiten kämmt das Schickſal
Ihr die ſtarren grünen Haare.„

Und die Berge klagen wieder,
Und die Wellen mit ihm weinen:
„Zeit auf Zeiten kämmt das Schickſal
Ihr die ſtarren grünen Haare.„

„Wie der Hirſch, den Pfeil im Herzen,
So entfliehet unſer Leben;
Eine Schnecke kriecht die Hoffnung?
Langſam hinter ſeinem Fluge.
„Kurzes Leben! lange Hoffnung!
„Nichtig Glück und daurend Unglück!„

Und die Berge klagen wieder
Und die Wellen mit ihm weinen:
„Kurzes Leben! lange Hoffnung!
Nichtig Glück und daurend Unglück!„

18.

Der klagende Fiſcher.

Spaniſch.

Auf einem hohen Felſen,
Der Troß den wilden Wellen
Daſtehet Tag und Nächte
Und ſeine Seiten darbeut;

Da ſaß ein armer Fiſcher,
Sein Netz lag auf dem Sande;
Ihn hatte Glück und Freude
Mit ſeiner Braut verlaſſen —
O wie er traurig klagte!

Daß unter ihm die Wellen
Und hinter ihm die Felſen,
Und ringsum ihn die Winde
In ſeine Lieder ächzen:

„Wie lange, ſüſſe Feindin,
Wie lange willt du fliehen?
Willt härter, als der Fels ſeyn,
Und leichter als die Winde! — „
O wie er traurig klagte!

„Ein Jahr iſts, Undankbare,
Seit du dies Ufer floheſt,
Das, ſeit du floheſt, wild iſt,
Und ſtürmt wie meine Seele:

Mein Netz entſinkt den Händen,
Wie mir das Leben hinſinkt,
Mein Herz zerbricht am Felſen,
Wie dieſe Welle ſpaltet.„
O wie er traurig klagte!

„Der über Land und Wegen
Den ſchnellſten Raub ereilet,
Und jeden Flüchtling haſchet,
O Liebe, leichter Vogel.

Was helfen dir die Flügel?
Was helfen dir die Pfeile?
Wenn die dir immer fliehet,
Die mir mein Alles raubet!„
O wie er traurig klagte!

Daß unter ihm die Wellen
Und hinter ihm die Felſen,
Und ringsum ihn die Winde
In ſeine Lieder ächzten.

19.

Der kurze Frühling.

Spaniſch.

Frühling währt nicht immer, Mädchen,
Frühling währt nicht immer.
Laßt euch nicht die Zeit betrügen,
Laßt euch nicht die Jugend täuſchen,
Zeit und Jugend flechten Kränze
Aus gar zarten Blumen.

Frühling währt nicht immer, Mädchen,
Frühling währt nicht immer.
Leicht entfliegen unſre Jahre,
Und mit räuberiſchem Flügel
Kommen, unſer Mal zu ſtören,
Sie, Harpyen, wieder.

Frühling währt nicht immer, Mädchen,
Frühling währt nicht immer.
Wenn ihr glaubt, daß Lebensglocke
Euch den Morgen noch verkündet,
Iſt es ſchon die Abendglocke,
Die die Freud' euch endet.

Frühling währt nicht immer, Mädchen,
Frühling währt nicht immer.
Freut euch, weil ihr freun euch könnet,
Liebet, weil man euch noch liebet,
Eh das Alter, eure goldnen
Haare ſchnell verſilbert.

20.

Die Silberquelle.

Engliſch.

Haſt, liebes Mädchen, friſch und jung,
    Du jenen Mann geſehn,
In heiſſem Durſt nach Labetrank
    Zur kühlen Quelle gehn?
Voll Sehnſucht bog er ihr ſein Knie,
Und Göttin, Göttin nannt' er ſie.

Und als ſie ſeinen Durſt geſtillt
    Mit ihrem ſüſſen Trank;
Und neubelebt und Krafterfüllt
    Er ihr zu Füſſen ſank;
Da ſchlief er ein und ohne Dank
Trug ihn hinweg ein loſer Gang.

O Mädchen, wie die Quelle rein,
    Unſchuldig, friſch und ſchön,
Ach laß es nicht dein Schickſal ſeyn,
    Laß nie dirs alſo gehn,
Daß wenn du andere erfreuſt,
Du ſelbſt dir Thränenquelle ſeyſt.

21.

Freiheit in der Liebe.

Deutſch. *)

Was zwingt mich auf der Welt mich alſo hinzugeben?
Iſts wohl der Rede werth, gefangen müſſen leben?
Ein Vogel wünſchet ihm in freier Luft zu ſeyn,
Und ſperret man ihn gleich in Gold und Silber ein.

Jetzt lieb' ich was ich will, jetzt will ich was ich liebe,
Und weiß, daß nichts entgeht, was ich zur Zeit verſchiebe.
Aus Tage mach ich Nacht, und aus der Nacht den Tag,
Und prange, daß ich ſelbſt mein Herr und Knecht ſeyn mag.

Weg, weg du Dienſtbarkeit, bei der nichts iſt zu finden,
Als Gut da Mangel iſt, als Was, das bald kan ſchwinden,

---

*) Ein Stück von Opitz, ſo nicht in der Sammlung ſeiner Gedichte befindlich.

Als Haß, mit Gunſt vermengt, als Luſt, die Unluſt bringt,
Als Arbeit bei der Ruh, als Freiheit die mich zwingt.

Doch, Venus, deren Lob ich oftmals ausgebreitet,
Iſt mir ein Stamm allein an Waldesſtatt bereitet;
So füge mir hinfort Sinn, Will und Augen bei,
Recht zu erſehn den Baum, der meiner würdig ſey.

22.

Fabellied.

Deutſch.

Einmal in einem tiefen Thal
Der Kukuk und die Nachtigal
Eine Wett' thäten anſchlagen,
Zu ſingen um das Meiſterſtück:
Wers gewönn' aus Kunſt oder aus Glück;
Dank ſollt' er davon tragen.

Der Kukuk ſprach: „ſo dirs gefällt,
Hab der Sach einen Richter erwählt.„
Und thät den Eſel nennen.
„Denn weil der hat zwei Ohren groß,
So kann er hören deſto baß
Und was recht iſt, erkennen!„

Als ihm die Sach nun ward erzählt,
Und er zu richten hat Gewalt,
Schuf er: ſie ſolten ſingen!
Die Nachtigal ſang lieblich aus:
Der Eſel ſprach: „du machſt mirs kraus;
Ich kanns in Kopf nicht bringen.„

Der Kukuk fing auch an und ſang,
Wie er denn pflegt zu ſingen;
Kukuk, Kukuk! lacht fein darein,
Das gefiel dem Eſel im Sinne fein,
Er ſprach: „in allen Rechten
Will ich ein Urtheil ſprechen.

Haſt wohl geſungen, Nachtigal!
Aber Kukuk ſingt gut Choral,
Und hält den Tackt fein innen.
Das ſprech ich nach meinem hohen Verſtand,
Und ob es gölt ein ganzes Land,
So laß ichs dich gewinnen.„

23.

Röschen auf der Heide.

Deutſch.

Es ſah ein Knab ein Röslein ſtehn,
Röslein auf der Haiden:
Sah, es war ſo friſch und ſchön,
Und blieb ſtehn es anzuſehn,
Und ſtand in ſüſſen Freuden:
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden!

Der Knabe ſprach: ich breche dich,
Röslein auf der Haiden!
Röslein ſprach: ich ſteche dich,
Daß du ewig denkſt an mich,
Daß ichs nicht will leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Doch der wilde Knabe brach
Das Röslein auf der Haiden;
Röslein wehrte ſich und ſtach,
Aber er vergaß darnach
Beim Genuß das Leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

24.

Der einzige Liebreiz.

Deutſch.

Die Schönheit nicht, o Mädchen, nicht
Die Schönheit uns beglückt!
Die Sonn', ein Engelsangeſicht,
Macht blind, wer in ſie blickt.

Dein Putz uns nicht, o Mädchen, nicht
Dein Putz uns ſelig macht;
Der Pfau gar bunte Farben bricht,
In dummer leerer Pracht.

Des Witzes Pfeil, ein ſpitzer Pfeil
Trift ſelten tief das Herz,
Er fliegt vorbei in ſchneller Eil
Und läſſet öfters Schmerz.

Nur Eine Macht, der nichts entgeht,
Und Eine kenn' ich nur:
O Mädchen, wenn ſie bei dir ſteht! —
Sie heißt: Natur! Natur!

25.

Nordlands Künſte.

Däniſch.

Auf Dobrefeld in Norden,
Da lag der Kämpfer Orden.

Da waren Kämpfer in groſſer Zahl,
König Ingeborgs zwölf Brüder all.

Der Erſte lenkt den Wagen gut,
Der Zweite ſtillt die brauſende Fluth.

Der dritte fuhr unter als ein Fiſch,
Dem vierten fehlts nimmer auf ſeinem Tiſch.

Der fünfte die Goldharf ſchlug ſo fein,
Daß alle, die hörten, tanzten drein.

Der ſechſte das Horn blies alſo laut,
Daß allen, die hörten, grauſt und graut.

Der ſiebende unter der Erd konnt' gehn,
Der achte tanzt auf Wellen ſchön.

Der neunte die Thier' im Walde band,
Den zehnten nimmer der Schlaf bezwang.

Der Elfte den Lindwurm band im Gras,
Ja konnt noch mehr als alle das.

Der zwölfte war ſo ein weiſer Mann,
Er wuſt' was in der Fern begann.

Ich ſag' es und betheur es ſehr,
Ihrsgleichen iſt nicht auf Erden mehr.

26.

Der Waſſermann.

Däniſch.

„O Mutter, guten Rath mir leihe,
Wie ſoll ich bekommen das ſchöne Maid?„

Sie baut ihm ein Pferd von Waſſer klar,
Und Zaum und Sattel von Sande gar.

Sie kleidet ihn an zum Ritter fein,
So ritt er Marienkirchhof hinein.

Er band ſein Pferd an die Kirchenthür,
Er ging um die Kirch dreimal und vier.

Der Waſſermann in die Kirch ging ein,
Sie kamen um ihn, groß und klein.

Der Prieſter eben ſtand vorm Altar:
„Was kommt für ein blanker Ritter dar.„

Das ſchöne Mädchen lacht in ſich:
„O wär der blanke Ritter für mich!„

Er trat über einen Stuhl und zwei:
„O Mädchen gib mir Wort und Treu.„

Er trat über Stühle drei und vier:
„O ſchönes Mädchen zieh mit mir.„

Das ſchöne Mädchen die Hand ihm reicht:
„Hier haſt meine Treu, ich folg dir leicht.„

Sie gingen hinaus mit Hochzeitſchaar,
Sie tanzten freudig und ohn Gefahr.

Sie tanzten nieder bis an den Strand,
Sie waren allein jetzt Hand in Hand.

„Halt, ſchönes Mädchen, das Roß mir hier!
Das niedlichſte Schiffchen bring ich dir.„

Und als ſie kamen auf'n weiſſen Sand,
Da kehrten ſich alle Schiffe zu Land.

Und als ſie kamen auf den Sund,
Das ſchöne Mädchen ſank zu Grund.

Noch lange hörten am Lande ſie,
Wie das ſchöne Mädchen im Waſſer ſchrie.

Ich rath euch, Jungfern, was ich kann:
Geht nicht in Tanz mit dem Waſſermann.

27.

Erlkönigs Tochter.

Däniſch.

Herr Oluf reitet ſpät und weit,
Zu bieten auf ſeine Hochzeitleut';

Da tanzen die Elfen auf grünem Land',
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.

„Willkommen, Herr Oluf, was eilſt von hier?
Tritt her in den Reihen und tanz' mit mir.„

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen iſt mein Hochzeittag.„

„Hör an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Zwei güldne Sporne ſchenk ich dir.

Ein Hemd von Seide ſo weiß und fein,
Meine Mutter bleichts mit Mondenſchein.„

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen iſt mein Hochzeittag.„

„Hör an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes ſchenk ich dir.„

„Einen Haufen Goldes nähm ich wohl;
Doch tanzen ich nicht darf noch ſoll.„

„Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir;
Soll Seuch und Krankheit folgen dir.„

Sie thät einen Schlag ihm auf ſein Herz,
Noch nimmer fühlt er ſolchen Schmerz.

Sie hob ihn bleichend auf ſein Pferd,
„Reit heim nun zu dein'm Fräulein werth.„

Und als er kam vor Hauſes Thür,
Seine Mutter zitternd ſtand dafür.

„Hör an, mein Sohn, ſag an mir gleich,
Wie iſt dein' Farbe blaß und bleich?„

„Und ſollt ſie nicht ſeyn blaß und bleich,
Ich traf in Erlenkönigs Reich.„

„Hör an, mein Sohn, ſo lieb und traut,
Was ſoll ich nun ſagen deiner Braut?

„Sagt ihr, ich ſey im Wald zur Stund,
Zu proben da mein Pferd und Hund.„

Frühmorgen und als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitſchaar.

Sie ſchenkten Meet, ſie ſchenkten Wein,
„Wo iſt Herr Oluf, der Bräutgam mein?„

„Herr Oluf, er ritt' in Wald zur Stund,
Er probt allda ſein Pferd und Hund.„

Die Braut hob auf den Scharlach roth,
Da lag Herr Oluf und er war todt.

28.

Radoslaus.

Eine Morlackiſche Geſchichte.

Kaum noch, daß am Himmel Morgenröthe
Und der Morgenſtern am Himmel glänzte,
Sang im Schlaf zu König Radoslaus
Eine Schwalbe, alſo ſang ſie zu ihm:

Auf, o König, feindlich war dein Schickſal,
Da du hier dich legeteſt und einſchlieffſt,
Und du ſchlummerſt ruhig bis zum Morgen?
Abgefallen ſind von dir die Lika
Und die Korbau und die Ebne Kotar,
Von Cettinens Ufer bis ans Meer hin.

Kaum vernommen hatte Radoslaus
Dieſe Stimme, als er ſeinen Sohn rief:
Auf, geliebter Sohn, und laß uns beide
Schnell von allen Seiten Heere ſammlen.
Abgefallen ſind von uns die Lika
Und die Korbau und die Ebne Kotar
Von Cettinens Ufer bis ans Meer hin.

Kaum vernommen hatte Ciaslaus
Seines Vaters Stimme und er eilet,
Sammlet groſſe Heere, junges Fußvolk,
Und Dalmatiens Blitzſchnelle Reuter.

Edlen Rath gab ihm zuletzt ſein Vater:
„Ciaslaus, nimm den Kern des Heeres
Und zieh tapfer wider die Croaten.
Iſt der Himmel und das Glück dir günſtig,
Daß der Bannus Selimir erlieget;
Brenne keine Städte, keine Flecken
Und verkaufe nicht gefangne Sklaven. —
Zähme du die Korbau und die Lika,
Das Geburtsland deiner edlen Mutter;
Ich will in die weite Ebne Kotar,
Von Cettinens Ufer, bis ans Meer hin,
Will ſie bändigen. Doch nicht veröden.„

Alſo gehn die Königlichen Krieger
Auseinander, und die beiden Heere
Ziehen frölich, ſingen um die Wette,
Scherzen, trinken luſtig auf den Pferden.

Nicht gar lange und das Heer des Bannus
Selimirs war, wie der Wind, zerſtreuet;

Aber ungedenk des Vaters Rede
Brannte Ciaslaus Städte nieder,
Plündert reiche Schlöſſer und ließ grauſam
Groß und Klein der Spitze ſeines Degens,
Und verſchenkte die gefangnen Sklaven
An ſein Kriegsheer.
König Radoslaus
Hatte bald und willig ſich die Ebne
Kotar unterworfen; doch o Unglück!
Nun empört ſich gegen ihn ſein Kriegsheer,
Daß er ihnen nicht, wie Ciaslaus,
Auch erlaubt, zu plündern reiche Schlöſſer,
Kirchen und Altäre, daß er ihnen
Nicht erlaubt, zu ſchänden Kotars Töchter,
Und die armen Sklaven zu verkaufen.

Wütend nahmen ſie ihm nun die Krone,
Rufen Ciaslaus aus zum König.
Und kaum iſt er König, als er eilig
Ließ vom Aufgang bis zum Niedergange
Und vom Niedergang zum Aufgang rufen:

„Wer mir meinen Vater bringt gefangen,
Oder ſeinen grauen Kopf mir bringet,
Soll der zweite ſeyn in meinem Reiche.“

Milutin, ein Sklave, kaum vernommen
Dieſe Rede, nimmt zwölf Krieger zu ſich,
Suchet rings umher die Ebne Kotars
König Radoslaus, ihn gefangen
Oder ſeinen grauen Kopf zu bringen.

Aber eine gute Felſengöttin
So erhub ſie von dem hohen Gipfel
Bebt ihre Stimme: „Radoslaus!
Uebles Schickſal hat dich hergeführet.
Nahe ſind zwölf Krieger, dich zu fangen,
Milutin, der Sklave, iſt ihr Führer.
Alter Vater, ach in übeln Schickſals
Stunde haſt du deinen Sohn gezeuget,
Der nach deinem grauen Haupte trachtet.„

Unglückſelig höret Radoslaus
Seiner Freundin Stimme, fliehet ſchnell die
Weite Ebne, nimmt den Weg zum Meer hin,
Sich zu retten unter blauen Wellen.

Und er ſtürzt ſich in den Schoos der Wellen,
Haſchet endlich einen kalten Felſen,
Klimmet auf, und Himmel! ohne Grauſen
Wer hätt' angehört des Alten Flüche,
In dem Meere, auf dem kalten Felſen:

„Ciaslaus, Sohn, o du Geliebter!
Den ſo lang' ich mir erbat vom Himmel;
Und da dich der Himmel mir gegeben,
Suchſt du grauſam deines Vaters Leben.
O geh von mir, gehe ferne von mir!
Du mein Sohn, mein einig einſt Geliebter!
Geh, daß dich das tiefe Meer verſchlinge,
Wie es mich im Nu hier wird verſchlingen,
Von dem kalten Felſen. Finſter werde
Ueber dir die Sonne und der Himmel.
Oeſne ſich im Zorn mit Blitz und Donner,
Und die Erde ſpeie aus im Zorne
Dein Gebein. Und nie ſoll Sohn und Enkel
Nach dir bleiben, nie das Glück dir folgen,
Ziehest du zum Kriege. Deine Gattin
Müſſe bald ſich ein in Trauer kleiden,
Und dein Vater einſam nach dir bleiben.
Dein Dalmatien dir ſeinen rothen
Wein, ſein weiſſes Korn dir nimmer geben,
Dem gottloſen Sohn, der ſeines alten
Vaters Radoslaus Tod begehret.„

Als er noch ſo klagt, der Jammervolle,
Und mit Thränen wuſch den kalten Felſen,

Kam ein kleines Schiff mit ofnen Segeln,
In ihm edele Lateiner. Flehend
Bittet und beſchwöret ſie der Alte,
Bei dem Himmel und bei Mond und Sonne,
Ihn ins Schiff zu nehmen und zum Ufer
Latiums zu führen. Die Lateiner
Hatten edles Herz in ihrem Buſen,
Edles Herz und fürchteten den Himmel,
Nahmen auf den König in ihr Fahrzeug,
Brachten ihn zu ihrem Lande. König
Radoſlaus ging gen Rom und ward da
Aufgenommen, hatte, neuvermählet
Einen Sohn, der Petrimir ſich nannte,
Und vermählt mit edlem Römerblute
Paulimir erzeugt, der Slaven König.

29.

Die ſchöne Dollmetſcherin.

Eine Morlackiſche Geſchichte.

Ueber Gravo fiel der Baſcha Muſtaj,
Und ringsum die hohe Mauer ſanken
Viel von ſeinen Edeln. Als die Türken
Abends nun im Hauſe des Nikolo,
Des Gebieters über Gravo aſſen,
Baten ſie um friſches Waſſer. Niemand
War der Sprache kundig, als die ſchöne
Tochter des Nikolo, und zur Mutter
Rief ſie: liebe Mutter, auf die Füſſe!
Friſches Waſſer fodern dieſe Türken.

Stand die Mutter auf und brachte Waſſer.
Alle tranken, doch der Jüngling Muza
Trank nicht; bittend ſprach er zu der Mutter:
„Edle Frau, der Himmel ſey euch günſtig!
Aber gebt, o gebt mir eure Tochter
Zur getreuen Gattin.„ „Scherze nicht ſo,
Spricht die Mutter, du des Baſcha Krieger,

Lang vermählet iſt ſchon meine Tochter
An Zikzlo, an des ſtolzen Janko
Neffen. Er gab ihr von rother Seide
Drei gar aus der Maaſſen ſchöne Kleider,
Und von feinem Golde drei Agraffen,
Und drei Diamanten, alſo prächtig,
Daß an ihrem Glanz man Abends ſpeiſen
Und in Mitternacht, als wär es Mittag,
Zehen Pferd' behufen könnte. Alſo
Iſt für dich, o Krieger, nicht das Mädchen.“

Traurig ſaß auf dieſes Wort der Jüngling,
Sprach nicht mehr und ſchloß die Nacht kein Auge,
Und nach langer Nacht bei Tages Anbruch
Sprang er auf, auf ſeine wackern Füſſe,
Ging zum Zelt des Baſcha und mit tiefen
Worten ſprach er alſo: Hoher Baſcha,
Unter allen Schönen, die dein weites
Land dir zollet, iſt von Himmelsſchönheit
Hier ein Mädchen, unſrer Sprache kundig,
Tochter des Nikolo, Herrn von Grave.

Und der Baſcha ließ den Grafen rufen,
Sprach vertraulich zu ihm: „iſt es Wahrheit,

Was die Rede ſaget? deine Tochter
Sey ſo ſchön und lieblich aus der Maaſſen?
Wollteſt du ſie mir zur Gattin geben?„

Unverändert ſprach der edle Vater:
„Schön iſt meine Tochter, hold und lieblich;
Aber längſt iſt ſie zur Braut vermählet.
Zekulo, des ſtolzen Janko Neffe,
Gab von rother Seide ihr drei Kleider,
Und von feinem Golde drei Agraffen,
Und drei Diamanten.„
Spricht der Baſcha
Freundlich: „Auf! wohlauf denn, Freund Nikolo,
Laß das ſchöne Mädchen und den Bräutgam
Zu mir kommen, daß es ſich entdecke,
Wen von beiden ſie ſich wähle?„

Mißmuth
Ueberfiel den Grafen bei der Rede.
Kaum zu Hauſe, ſendet er ein weiſſes
Blatt an Zekulo, des Woiwods Neffen:
„Jüngling Zekulo, der Baſcha ſucht dir
Deine ſchöne Braut zu rauben. Eile!
Komm zu meinem Hofe und wir gehen

Beide zu dem Zelt des Baſcha. Morgen
Soll das Mädchen ſagen, wen ſie wähle?„

Kaum das Blatt geleſen, legt der Jüngling
Auf ſein allerſchnellſtes Roß den Sattel,
Nimmt mit ſich dreihundert der Vaſallen,
Kommen noch den Abend ſpät zum Grafen.
Kaum vorbei die Nacht und Morgenanbruch,
Gehen Braut und Bräutigam zum Baſcha,
Treten vor ihn, und mit ſüſſen Worten
Spricht der Türke zu dem Mädchen: „Wähle,
Schönes Mädchen, mit wem willſt du ziehen?
Ziehn mit Zekulo? wie oder Gattin
Eines Baſcha heiſſen?„
Und das Mädchen
(Alſo hatt' die Mutter ſie gelehret)
Schnell erwiedert ſie: „auf grünem Graſe
Will, o Herr, ich lieber mit dir ſtehen,
Als mit Zekulo auf rother Seide.„

Zekulo im Zorn erhob die Stimme:
„Iſt das deine Treue, deine Seele,
Die du mir bei deinem Gott geſchworen!
Schnell, Untreue, gib die Goldgeſchenke

Mir zurück und geh, zu wem du wolleſt
Recke aus die Hand.„ Betrogen reckte
Sie ſie aus, zu geben die Geſchenke;
Aber eine böſe Schlange ſtach ſie.
Zekulo mit einem ſcharfen Säbel
Hieb ihr ab die rechte Hand der Untreu.
Sprach zum Baſcha: „Herr es iſt dein Glück noch;
Dieſe rechte Hand war mir gegeben,
Nimm den Reſt nun, jeder hat das Seine.„

Knirſchend rief der Baſcha: „kühner Jüngling,
Und das wagſt du hier in meinem Divan?
Biſt du tapfer wie du keck biſt, Jüngling,
Aus, hinaus zum Zweikampf!„ Und der Jüngling
Nahm mit Freuden an den Zweikampf. Beide
Reiten mit Gefolge auf die Ebne;
Doch das Schickſal war dem Baſcha widrig,
Und der Jüngling mit dem ſcharfen Säbel,
Spaltet Mann und Sattel. So gerieth dir
Deine Untreu, ſchlechtbetrognes Mädchen.

30.

Die Fürſtentafel.

Eine Böhmiſche Geſchichte.

Wer iſt Jene, die auf grüner Halde
Sitzt in Mitte von zwölf edeln Herren?
Iſt Libuſſa, iſt des weiſen Krokos
Weiſe Tochter, Böhmenlandes Fürſtin,
Sitzet zu Gerichte und ſinnt und richtet.

Aber itzo ſpricht ſie ſcharfes Urtheil
Rotzan, einem Reichen. Und der Reiche
Fähret auf im Grimme, ſchläget dreimal
Mit dem Speer den Boden und ruft alſo:

„Weh uns, Böhmen, weh uns, tapfre Männer!
Die ein Weib verjochet und betrüget,
Weib mit langem Haar und kurzen Sinnen —
Lieber ſterben als dem Weibe dienen.„

Und Libuſſa hörts und ob es freilich
Tief ſie kränkt in ihrem ſtillen Buſen,

Denn des Landes Mutter, aller Guten
Und Gerechten Freundin war ſie immer;
Dennoch lächelt ſie und redet gütig:

„Weh denn euch, ihr Böhmen, tapfre Männer,
Daß ein lindes Weib euch liebt und richtet;
Sollet einen Mann zum Fürſten haben,
Einen Geyer ſtatt der frommen Taube.“

Und ſtand auf voll ſchönen ſtillen Zornes,
„Morgen iſt der Tag, wenn ich euch rufe,
Sollt ihr haben, was ihr wünſchet.“
Alle
Blieben ſtumm und tiefbeſchämet ſtehen,
Fühlten alle, wie ſie übel lohnten
Ihrer Treu' und Mutterlieb' und Weisheit;
Doch geſprochen wars und alle lüſtern
Auf den Morgen, auf den Mann und Fürſten,
Gehn mit hellen Haufen auseinander.

Lange hatten viele reiche Herren
Nach Libuſſens Hand und Thron getrachtet,
Sie gelockt mit Schmuck und Schmeicheleien,
Reichem Gut und Heerden. Doch Libuſſa

Wollte nie ſich Hand und Thron verkaufen.
Wen nun wird ſie wählen? Alle Edeln
Schlafen unruhvoll und hoffen Morgen.

Morgen kommt. Die Seherin Libuſſa
Iſt noch ohne Schlaf und ohne Schlummer,
Iſt auf ihrem hohen heilgen Berge,
Fragt die Göttin Klimba, bis die Göttin
Endlich ſpricht und öfnet Reiches Zukunft:

„Auf! wohlauf Libuſſa, ſteige nieder,
Hinterm Berge dort, an Bila's Ufer
Soll dein weiſſes Roß den Fürſten finden,
Der Gemahl dir ſey und Stammes Vater,
Fähret da emſig mit zwei weiſſen Stieren,
In der Hand die Ruthe ſeines Stammes
Und hält Tafel da auf eiſerm Tiſche.
Eile, Tochter, Schickſalsſtunde eilet.„

Schwieg die Göttin und Libuſſa eilet,
Sammlet ihre Böhmen, legt die Krone
Nieder auf die Erde und ſpricht alſo:

„Auf! wohlauf ihr Böhmen, tapfre Männer,
Hinterm Berge dort, an Bila's Ufer

Soll mein weiſſes Roß den Fürſten finden,
Der Gemahl mir ſey und Stammes Vater,
Führt da emſig mit zwei weiſſen Stieren,
In der Hand die Ruthe ſeines Stammes,
Und hält Tafel da auf eiſerm Tiſche.
Eilet, Kinder, Schickſalsſtunde eilet.„

Und ſie eilten, nahmen Kron' und Mantel
Und das Roß vor ihnen, wie der Wind ſchnell,
Und ein weiſſer Adler über ihnen —
Bis an Bila's Ufern überm Berge
Stand das Roß und wiehert einem Manne,
Der den Acker pflüget. Tiefverwundert
Stehen ſie. Er ſchreitet in Gedanken,
Pflüget emſig mit zwei weiſſen Stieren,
In der Rechten eine dürre Ruthe.

Und ſie boten laut ihm guten Morgen.
Stärker treibt er ſeine weiſſe Stiere,
Höret nicht. „Sey uns gegrüſſet, Fremder,
Du der Götter Liebling, unſer König!„
Treten zu ihm, legen ihm den Mantel
Um die Schulter und die Königskrone
Auf ſein Haupt. „O hättet ihr mich immer

Pflügend meinem Acker laſſen enden!
Spricht er, eurem Reiche ſollts nicht ſchaden —
Doch es iſt des ſchnellen Schickſals Stunde.„

Und ſteckt ein die Ruthe in die Erde,
Band die weiſſen Stiere los vom Pfluge:
„Geht, woher ihr kamet!„ Plötzlich hoben
Sich die weiſſen Stiere in die Luft hin,
Gingen ein zu jenem nahen Berge,
Der ſich ſchloß und aus ihm ſprang ein faules
Waſſer, das noch jetzo ſpringet. Plötzlich
Grünete die Ruthe aus dem Boden,
Sprieſſet oben in drei Zweige. Staunend
Sehn ſie Alles. Und Przemyſl, der Denker,
(Alſo war ſein Name) kehret den Pflug um,
Langet Käſ' und Brod aus ſeiner Taſche,
Heißt ſie niederſitzen auf die Erde,
Legt die Mahlzeit auf den Pflug mit Eiſen,
„Haltet denn mit eurem Fürſten Tafel.„

Und ſie ſtaunen ob des Schickſalſpruches
Wahrheit, ſehn den Eiſentiſch vor ihnen
Und die Ruthe grünen. Und o Wunder,
Schnell vertrocknen zwei der dreien Zweigen

Und der dritte blühet. Endlich können
Sie nicht ſchweigen, und der Pflüger redet:
„Staune nicht, ihr Freunde, dieſe Blüthe
Iſt mein Königsſtamm. Es werden viele
Wollen herrſchen und verdorren. Einer
Wird nur König ſeyn und blühen.„
„Aber
Herr, wozu der ſondre Tiſch von Eiſen?„
„Und ihr wiſſet nicht, auf welchem Tiſche
Sie's ein König iſſet. Eiſen iſt er
Ihr die Stiere, die ſein Brod ihm pflügen.„

„Aber Herr, ihr pflügetet ſo emſig,
Zürnetet, den Acker nicht zu enden?„
„O hätt' ich ihn enden können, hätte
Euch Libuſſa ſpäter mir geſendet;
Niemals würde dann, ſo ſpricht das Schickſal,
Eurem Reiche ſüſſe Frucht ermangeln.
In den Bergen ſind nun meine Stiere.

Damit ſtand er auf und ſtieg aufs ſchöne
Weiſſe Roß, das ſcharrt und triumphiret.
Seine Schuhe waren Lindenrinde
Und mit Baſt von ſeiner Hand genähet.
Und ſie legen an ihm Fürſtenſchuhe.
„Laſſet, ruft der Fürſt vom weiſſen Roſſe,

Laßt mir meine Schuh von Lindenrinde,
Und mit Baſt von meiner Hand genähet,
Daß es meine Söhn' und Enkel ſehen,
Wie ihr Königsvater einſt gegangen!„
Küßt die Schuh und barg ſie in den Buſen.

Und ſie reiten und er ſpricht ſo gütig
Und ſo weiſe, daß in ſeinem langen
Kleide ſie faſt einen Gott erblickten.

Und ſie kamen zu Libuſſens Hofe,
Die ihn froh empfieng mit ihren Jungfraun,
Und das Volk, es rief ihn aus zum Fürſten,
Und Libuſſa wählte ihn ſich zum Gatten,
Und regierten gut und froh und lange,
Gaben trefliche Geſetz' und Rechte,
Bauten Städte und die Ruthe blühte,
Und die Schuhe blieben Angedenken,
Und die Pflugſchaar ſäumte nicht, ſo lange
Primislaus und Libuſſa lebten.

* * *

Weh ach weh, die Ruthe iſt verdorret,
Und die armen Schuhe ſind geſtohlen,
Und der Eiſentiſch iſt güldne Tafel.

Drittes Buch.

Es ſollte zu Anfange dieſes Buchs ein Auszug aus der Limpurgiſchen Chronik ſtehen — welche Geſänge man vom Jahr 1336. bis 1339. in Deutſchland gepfiffen und geſungen habe? welche Meiſter ſich damit hervorgethan? welcher Frauen oder Gelegenheit zu gut man ſie gedichtet? auch wie ſich der Geſang immer mit den Kleidertrachten verändert und wenn „die Röck' um die Bruſt ober gemützert und geflützert und vorn aufgeſchlitzt wurden bis an den Gürtel, oder ſie lange Röcke trugen mit 24. oder 30. Geren und lange Hoicken, die geknauft waren vorne nieder bis auf die Füß, auch Kugeln, die hatten vorn ein Lappen und hinten ein Lappen, die waren verſchnitten und gezattelt, auch gefüttert mit Kleinſpalt oder mit Bund u. ſ.„ Daß ſich die Lieder und Carmina in deutſchen Landen immer und allweg nach den Trachten mit verändert, „denn man bisher lange Lieder geſungen u. ſ. Da machten die Meiſter neue Lieder u. ſ. Auch hatte es ſich alſo verwandelt mit dem Pfeifenſpiel, und hatten aufgeſtiegen in der Muſica, daß die nicht alſo gut war bishero, als nun angangen iſt. Denn wer vor fünf oder ſechs

Jahren ein guter Pfeifer war im Land, der dauchte ihn jetzund nit ein Fliegen.„ Wovon immer Proben und Exempel geliefert werden. So unterrichtend und lehrreich nun dieſe Lekture für unſre Zeiten ſeyn möchte, ſo wird ſie leider! für dieſen Ort zu lang, und man begnügt ſich, den Titel obgedachter Chronik hieher zu ſetzen, daß etwa ein andrer ſie nach Belieben gebrauche. Sie heißt: „Faſti Limpurgenſes, das iſt, ein wolbeſchrieben Fragment einer Chronik von der Stadt und den Herren zu Limpurg auf der Lohne, darinn dereſelben und umliegender Herrſchaften und Städt Erbauung, Geſchichten, Veränderungen der Sitten, Kleidung, Muſic, Krieg, Heurath, Abſterben vornehmer hoher Geſchlecht, gute und böſe Jahr, welche der Autor ſelbſt erlebt, und ander dergleichen mehr, ſo in andern publicirten Chronicis nicht zu finden. Itzo zu ſonderer Lieb und wolgefallen allen Hiſtoriſchen Antiquarijs an Tag gegeben è Mſs. Ich Fand Freud Und Arbeit. Mit Befreyhung gedruckt bei Gotthard Vögelin. 1617.„

1.

Voluſpa.

Oder die Nordiſche Sibylle, die, wie alle ihre Schweſtern, der Welt Anfang, den Weltbau, den Urſprung des Todes und der Plagen, endlich die letzten Zeiten und die Zerſtörung der Dinge aus alten Sagen, im Ton der Weiſſagung verkündigt.

Schweiget alle, heilige Weſen!
Heimdalls Kinder [a] groß und klein! —
Ich will Allvaters Geheimniß reden,
Der Urwelt Sagen hab' ich gehört.

Ich weiß noch Rieſen, die Urbewohner,
Und was vor Jahren ſie mir erzählt.
Ich weiß neun Welten und neun Himmel,
Und wo da drunten die Erd' auf ruht.

Uranfangs war es, da Ymer [b] lebte,
Noch war nicht Sand, noch Meer, noch Winde,
Noch drunten Erde, noch Himmel droben,
Weites Leer, nirgends ein Gras.

[a] Geſchöpfe der Natur.

[b] Der Rieſe, aus deſſen Gebeinen die Welt ward. S. Edda Fabel 3. 4.

Noch eh Burs Söhne c) den Boden huben,
Und Midgard bauten zu weitem Saal.
Die Sonne ſchien auf Saales Steine:
Der Erdgrund grünte mit grünem Laub. d)

Die Sonn' aus Süden warf zur Rechten
Den Mond jenſeit der Pforte der Nacht:
Noch kannte Sonne nicht ihren Saal,
Der Mond noch wuſte die Heimath nicht;
Nicht wuſten Sterne ſich ihre Statt.

Da gingen die Herrſcher zu ihren Stühlen,
Die heiligen Götter pflegten Rath,
Sie gaben Namen der Nacht und Dämmerung,
Morgen und Mittag, und ſchieden das Jahr.

Zuſammen kamen auf Ida's Felde e)
Die Aſen und ſchnitzten Bilder ſich,
Und bauten Häuſer und machten Schmiede,
Und ſchmiedeten Zangen und Goldgeräth.

c) Die Erbauer des Erdgebäudes. S. Edda Fab. 4.
d) S. Edda Fab. 6.
e) Dieſer Abſchnitt enthält gleichſam die goldnen Zeiten. S. Edda Fabel 7.

Und ſpielten frölich mit Steinen im Hofe,
Und ſtritten keiner noch ums Gold — —
Bis an erſt kamen Rieſenjungfraun,
Zwo mächtge Weiber aus Rieſenland.

Und drei der Aſen, mächtig und gut, f)
Sie kamen heim und fanden am Ufer
Aſk und Embla, elend liegen,
Ohn' alle Rege, ohn alle Kraft.

Noch ohne Athem, noch ohne Sprache,
Noch ohne Vernunft und Angeſicht;
Athem gab Odin, Häner die Sprache,
Vernunft der Lodur und Angeſicht.

Ich weiß, da ſtehet die Eſch' Ygdraſill, g)
Der weißumwölkte Himmelsbaum;
Von ihm der Thau in Thäler fällt,
Stehe immergrünend über Urda's h) Brunn.

---

f) Die Schöpfung der Menſchen. Edda Fab. 9.
g) Der Weltbaum. Fab. 8.
h) Die Vergangenheit, Urdur.

Und aus dem See da unterm Baum
Stiegen der Weisheit Jungfraun auf:
Die Eine Urda, die andre Verdande,
Die dritte Skulda, geſchnitzt den Schild. i)

Sie ſetzten Geſetze den Menſchenſöhnen,
Und ſtellten Schickſal den Sterblichen — —
Weiſſagerin weiß, das erſte Sterben
Der Menſchen auf Erden, wohers begann?
Als Geld ſie ſchlugen, als Gold ſie brannten
In Odins Hall.

Dreimal verbrannt, erſtand dreimal
Die böſe Gullveig k) und lebt noch:
Wohin ſie kommt, nennt ſie ſich Geld. l)
Sie hat geſchändet der Götter Kunſt,
Iſt Zaubrin worden und zaubert noch.
Eine böſe Göttin, die allen dient.

Da giengen die Herrſcher zu ihren Stühlen,
Die heilgen Götter pflegten Rath,

---

i) Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft; dieſe ganze Fabel der Edda iſt von weiſer und ſchöner Dichtung.

k) Geldeswerth.

l) Geld, oder, was da gilt.

Ob ſie den Aſen es ſollten vergelten,
Oder alle hegen Einen Rath.

Aus fiel Odin und ſchleudert Pfeile,
Da war das erſte Menſchenſterben,
Gebrochen lag der Aſen Mauer.
Vaners Heere zertraten das Feld.

Weiſſagerin kennet Heimdalls Lied m)
Geheim an Himmels heiligem Blau.
Sie ſiehet brauſend die trüben Ströme
Der Weisheit rinnen vom Auge Odins.
Wiſſet ihr mehr?

Sie ſaß da drauſſen, da der Alte kam,
Der Weiſe der Götter, n) ſie ſchaut ihm ins Aug;
Was fragt ihr mich? was verſucht ihr mich?
Wohl weiß ich, Odin, wo blieb dein Aug?
Im groſſen Brunnen, in Mimers Brunn,
Der täglich früh trinkt Weisheit Trank o)
Vom Auge Odins; — wiſſet ihr mehr?

m) Des Hüters der Natur: eine der ſchönſten Dichtungen der Edda.

n) Odin: gleichfalls eine weiſe Dichtung.

o) Nach andern: wo er das Auge Odins täglich mit Meet begießt.

Ihr gab Herrsvater p) Ring und Gold
Und reiche Künſt' und Zauberſtäbe,
Sie ſiehet weit und weit die Welt,
Wiſſet ihr mehr?

Sie ſieht Valkyriur q) fernher kommen,
Geſchmückt ſie reiten zum Gottesgericht.
Den Schild trägt Skulda, Skogul die andre
Gunnur, Hilldur, Gondul mit dem Speer.
(Ich habe genannt die Odins Nornen,
Geſandt zu wählen die Todte der Schlacht.)

Ich ſah was Ballder, r) dem tapfern Krieger,
Dem Odinsſohne für Schickſal harrte!
Sie ſtand im Felde und wuchs allmählich
Die dünne Miſtel zu Ballders Tod'.

Es ward die Miſtel, was ich geſehn,
Harm und Unglück: Haudur ſchoß

---

p) Gleichfalls Odin. Die Prophetin ſpricht bald in der erſten, bald in der dritten Perſon von ſich ſelbſt.

q) Todtenwählerinnen. Das ferne Schickſal zu ſehen, iſt die tiefſte Weisheit. Daß ſie ſogar, was keiner der Götter wuſte, Balders Tod voraus ſah, iſt der Wiſſenſchaft Gipfel. —

r) S. über dieſe ſchöne Sage: Fab. 12. und 28.

Mit dem Pfeile Balldern. In Nacht geboren
Ward Ballders Bruder, den Bruder zu rächen —

Nicht wuſch er die Hand, nicht kämmt er das Haar,
Bis er Ballders Mörder zur Flamme getragen:
Da ward der Mutter im goldnen Saale
Herzeleid: Vallhalla's Hüter
Weinte ſehr.

Sie ſah die Aſt im Hunnenhain, s)
Sah Lock verborgen, brüten Weh,
Und neben ihm ſitzen ſein Weib, Sigyna,
Das häßliche Weibsbild; wiſſet ihr mehr?

Den Strom von Oſten in Eiterthälern,
Schlammig und trübe gleitet der Strom:
Gen Nord auf niederſinkenden Bergen
den Goldſaal Sindre; den andern Saal
Im warmen Lande, Brimers Schloß. t)

Sie ſieht den Saal am Todesufer,
Der Sonne fern. Gen Nord die Thore,
Hindurch die Fenſter tropfet Gift, —
Von Schlangengebein' iſt die Halle gebaut.

s) S. Fab. 16. 17. 30. 31.
t) Fab. 9. 16. 31. 33.

Sie ſieht, da waten in ſchweren Strömen
Eidbrecher, Meuchelmörder,
Verführer fremder Ehetreu;
Da nagt der Höllendrache die Todten,
Da frißt an Männern der Höllenwolf:
Wiſſet ihr mehr?

Gen Oſten ſaß im Eiſengefilde
Die alte Rieſin und brütet Wölfe,
Der Wölfe ärgſten brütet ſie da,
Der den Mond verſchlinget mit Rieſenwuth, u)

Geſättiget mit Leben der Sterbenden
Taucht er in Blut der Götter Sitz,
Die Sonn iſt ſchwarz in Sommers Mitte,
Und Stürme ſtreichen, wiſſet ihr mehr?

Es ſaß am Hügel und ſchlug die Harfe x)
Der Rieſin Hirte, der frohe Edger:
Da kräht vor ihm auf Baumes Gipfel
Der Purpurrothe Birkenhahn.

---

u) Fab. 16.

x) Hier fängt die ſchöne Sage vom Untergange der Welt an, voll von den feinſten und prächtigſten Zügen.

In Asgard krähte der Goldgekämmte,
Der dort die Helden Odins weckt:
Im Abgrund krähte der grauliche,
Unter der Erde in Hela's Saal.

Weiſſagerin ſieht noch, weiß noch viel,
Vom Abend der Götter, von ihrem Fall.

Brüder kämpfen, morden Brüder,
Blutesfreunde, reiſſen ihr Blutband,
Harte Zeit, Ehe gebrochen,
Eiſerne Zeit, Schilde geſpalten,
Zeit der Stürme, Zeit der Wölfe,
Wo keiner des andern auf Erden ſchont.

Die Erde ächzt und Mimers Söhne y)
Spielen ſicher: da nimmt Heimdallar
Sein ſchallendes Horn, ſtößt: hoch darein —
Odin frägt Mimers Haupt.

y) Ohne Zweifel Söhne der Weisheit. **Garm** iſt der Höllenhund, **Jormungandur** die groſſe Schlange im Weltmeer. **Rym**, **Surtur** ſind Rieſen. Des Bruders **Bisleips** iſt Lock. Ueber Alles iſt Fab. 32. 37, der Edda Kommentar.)

Der Weltbaum zittert: der Rieſ' iſt los:
Die Eſche ſchauert, der hohe Baum!
Garm heult gräßlich am Höllenthor:
Die Ketten brechen, der Wolf iſt los.

Rym aus Oſten kommt mit Heerskraft;
Jormungandur mit Rieſenwuth
Wälzt im Meer ſich: der Adler kreiſcht,
Zerfleiſcht die Leichen: das Schiff iſt los.

Ein Schiff von Oſten: die Muſpelwohner
Schiffen hinan, den Lock am Ruder;
Sie kommen wütend, den Wolf mit ſich,
Der Bruder Bisleips ihnen voran.

Was nun die Aſen? was nun die Alfen?
Krachend ertönet der Rieſen Land,
Die Zwerge ſeufzen an Höhlen, an Klüften,
Die Klüftengänger fragen: wohin?

Der Mohr aus Süden mit Feuerflammen;
Sein Schwert es blitzet, zum Morde geſchärft:
Die Felſen krachen: die Rieſenweiber
Irren ängſtig: die Menſchen ſterben,
Der Himmel bricht.

Ach nun kommt Hlinen z) ein andrer Schmerz!
Aus geht Odin entgegen dem Wolf;
Dem Mohr entgegen ist Bela's Sieger,
Da fällt besieget der Frygga Gemahl.

Aus tritt Odins schöner Sohn
Dem Wolf entgegen, der Riesenbrut!
Er stößt tief in Rachen, bis ans Herz, das Schwert
Dem Ungeheuer und rächet den Vater.

Aus tritt Odins mächtiger Sohn
Dem Drachen entgegen, der tapfre Thor,
Kühn hat er erlegt die Midgardsschlange,
Die Menschen alle verlassen die Welt.

Schwarz wird die Sonne, die Erde sinkt:
Es fliehn vom Himmel die schönen Sterne:

---

z) Die Göttin, die vor Schaden bewahrt. Sie siehet hier Odin, den Sieger Bela's, den Gemahl der Fryggas in Todesgefahr. Vidar und Thor sind die Söhne, die ihn rächen: jener erlegt den Wolf, dieser die Schlange, die sich um die Erde gewunden. — In der neuen Welt ist Odin nicht da, aber die schönen Odins Söhne, Balder der Gute u. s. Was sich hier ermordet und gerächt hat, wohnt dort friedlich beisammen u. s.

Das Feuer wütet durch alle Welt:
Es flammt zum Himmel, der Himmel fällt.

Weiſſagerin ſieht, da ſteigt von neuem
Aus Meeres Schlunde die Erde grün:
Die Waſſer fallen, der Adler fleucht,
Der auf den Bergen itzt Fiſche fängt.

Die Aſen kommen auf Ida zuſammen,
Und ſprechen von alter zertrümmerter Welt,
Und denken zurück an alte Geſpräche,
An Odins Sagen, jetzo erfüllt.

Sie finden im Graſe die goldnen Tafeln
Mit Odins Runen, die Er beſaß.
Die Aecker tragen itzt ungeſät,
Vorbei iſt das Uebel, Balder iſt da.

Haudur und Baldur wohnen zuſammen
In Odins Schlöſſern. Häner dabei:
Der beiden Brüder Geſchlechte bewohnen
Der Winde Welt. Wiſſet ihr mehr?

Weiſſagerin ſieht den goldnen Pallaſt,
Heller als Sonne, des Himmels Burg;
Da werden die Guten ewig wohnen,
Ewig genieſſen unendlich Gut. — —

(Da kommt der ſchwarze Drache geflogen,
Er kommt aus tiefſtem Nidagebürg',
Er trägt auf Schwingen der Hölle Leichen,
Er ſtreicht Feldüber und iſt nicht mehr.*)

---

*) Dies iſt der Verſuch des ohne Zweifel älteſten Gedichts der Skandinaviſchen Poeſie, ob ichs gleich für nichts als für Fragmente älterer Sagen halte, vielleicht nicht in der beſten Ordnung geſammlet. Auch die verſchiednen Ausgaben der Voluſpa haben die Strophen hie und da verſetzt oder mehr und weniger derſelben! Die ſogenannte Edda des Snorro, die einem groſſen Theil nach offenbar ein mythologiſches Kommentar der Voluſpa und andrer Sagen iſt, geht auch ihren Gang, und beinah hätte ichs gewagt, hie und da auch anders zu ordnen. Wie ihm ſey, ſo iſt die Stimme dieſer Nordiſchen Prophetin ein äuſſerſt merkwürdiges Stück und gleichſam die Ilias, wie es mir ſcheint, der Nordiſchen Mythologie und Dichtkunſt.

2.

An die Regengöttin.

Peruaniſch.

Schöne Göttin, Himmelstochter,
Mit dem vollen Waſſerkruge,
Den dein Bruder dann zerſchmettert,
Daß es wettert Ungewitter,
Blitz und Donner! —

Schöne Göttin, Königstochter!
Und dann giebeſt du uns Regen,
Milden Regen. Doch du ſtreueſt
Oft auch Flocken, oft auch Schloſſen:
Denn ſo hat dirs Er der Weltgeiſt,
Er der Weltgott, Virakocha,
Anvertrauet, anempfohlen.

3.

Das Grab der Prophetin.

(Odin zwingt durch Zauberei die Todte zum Weiſſagen, und erfähret das bitterſte Unglück ſeines Geſchlechts.)

Nordiſch.

Auf ſtand Odin, der Helden höchſter,
Und ſattelt Sleipner und ritt hinunter
Zur Burg der Hela;
Da kam ihm entgegen der Höllenhund.

Blutig war ihm die Vorderbruſt,
Und der gierge Rachen und das Zähngebiß!
Er riß den Rachen und bellt entgegen
Dem Zaubervater, und bellte lang.

Fort ritt Odin, die Erde bebte,
Bis er kam zur hohen Helaburg,
Ritt weiter Oſtwärts dem Höllenthor
Da, wuſt' er, war der Seherin Grab.

Und ſang ihr Zauber, den Todtenwecker,
Sah an den Nord und legte Runen,

Beſchwur und frägt' und foderte Rede,
Bis ſie ſich unwillig erhub und ſprach
Todtenlaut:

„Wer iſt der Mann, ich kenn ihn nicht!
Der kommt die Ruhe zu ſtören mir?
Ich lag da lang bedeckt mit Schnee
Und Regen begoſſen und Thau betrieft,
Bin lange todt!„

„Wandrer bin ich, ein Kriegersſohn!
Gib du mir Kunde von der Hölle Reich;
Ich will ſie dir geben aus meiner Welt.
Wem ſteht der Sitz dort goldbedeckt?
Wem ſteht das Bett dort goldgeziert?„

„Baldern *) wartet der ſüſſe Trank,
Reiner Honig und drüber der Schild!
Unglück harret der Aſen Geſchlecht! — —
Ich red unwillig, laß mich ruhn!„

„Noch nicht, Prophetin, ich will dich fragen,
Bis ich Alles weiß; ich will noch wiſſen,

---

*) Odins liebſter, allgeliebter Sohn.

Wer den Balder tödten wird?
Und Lebens beraubet Odins Sohn?„

„Hauder iſts, der ſeinen Bruder uns ſendet zu
Und Lebens beraubet Odins Sohn.
Ich ſprach unwillig, laß mich ruhn.„

„Noch nicht, Prophetin! Ich will dich fragen,
Bis ich alles weiß, ich will noch wiſſen,
Wer wird dem Hauder den Mord vergelten,
Und Balders Mörder zur Flamme ſenden?„

„Rinda gebiert im Weſtenreich
Dem Odin einen Sohn, der kaum gebohren
In ſelber Nacht ſchon Waffen trägt.
Die Hand nicht wäſcht, das Haar nicht kämmt,
Bis er Balders Mörder zur Flamme geſandt.
Ich ſprach unwillig, laß mich nun ruhn!„

„Noch nicht, Prophetin, ich will fragen,
Bis ich alles weiß. Ich will noch wiſſen,
Wer ſind die Jungfraun, die dort weinen?
Gen Himmel werfen für Schmerz den Schleir?
Nur das noch rede, denn ſollt du ruhn.„

„O du kein Wandrer, wie ich gewähnt,
Biſt Odin ſelbſt, der Männer Erſter.„
Und du nicht Volá, Prophetin nicht,
Drei-Rieſen-Mutter *) biſt du vielmehr.

„Reit heim nun, Odin, und rühme dich,
Daß keiner wird kommen zu forſchen wie du!
Bis Lock **) wird los und die Dämmrung kommt,
Und die Götter fallen und die Welt zerbricht.„

---

*) Weil ſie ihm Unglück verkündiget hat.

**) Der Arge.

4.

Die Zauberkraft der Lieder.

Nordiſch.

Ich weiß, ich hing neun Nächte lang,
Geſchenkt dem Odin (und ihn mir,)
Den Winden entgegen, durchſtochen mit dem Schwert,
Am Baum, deß Wurzel niemand kennt.

Da nährte mich nicht Brod noch Trank;
Mit Schmerzen fiel ich herab und fand
Die Runen: ſchmerzend fiel mein Leib
Aufs neu herab.

Neun groſſe Lieder hab ich gelernt,
Von Bolthar, Freya's berühmtem Sohn,
Und trank den edlen Honigtrank
Voll Sangeskunſt.

Da ward ich weiſe, da ward ich groß,
Da ward ich glücklich, Wort gab Wort,
Und That gab That.

Auch du wirſt Runen finden und Zeichen,
Mächtige Zeichen, groſſe Zeichen!
Die der Alte der Götter erfand!
Und die Götter machten und Odin grub.

Odin der Aſen, der Alfen Dwalinn,
Dain der Zwerge, Aſvid der Rieſen,
Auch ich grub etliche ein.

Weiſtu, wie ſie einzugraben? weiſtu, wie ſie aufzulöſen?
Weiſtu, wie ſie ſind zu verſuchen? weiſtu wie ſie ſind zu erfragen?
Weiſtu, wie ſie wegzuſenden? weiſtu, wie zurückzurufen?
Denn beſſer nicht zu ſenden, als zurückzuruffen zu oft.

Lieder kann ich; es kann ſie keiner,
Nicht Königs Tochter, nicht Mannes Sohn.
Eins heißt Hülfe; es wird dir helfen
In Schmerz, in Trauer, in aller Noth.

Ich kann ein Zweites; ſein bedörfen
Die Menſchenſöhne zur Arzenei.

Ich kann ein Drittes, den Feind zu zwingen,
Wenn Noth mir iſt:
Sein Schwert zu ſtumpfen und ſeine Liſt,
Das ſie nichts vermag.

Ich kann ein Viertes: werfen die Männer
Bande mir an.
Ich ſinge das Lied und wandle frei;
Die Ketten brechen mir an den Füſſen;
Die Feſſeln fallen von den Händen mir.

Ich kann ein Fünftes: ſeh ich geſchoſſen
Mit Feindesmuthe den fliegenden Pfeil,
In ſeinem Fluge halt ich ihn auf
Durch meinen Blick.

Ich kann ein Sechſtes: wenn mich verwundet
Ein Mann mit Zauber und reitzt mit Zorn;
Ich ſinge das Lied, daß ihn, nicht mich
Das Uebel trift.

Ich kann ein Siebendes: ſeh ich brennen
Ein Haus und die Flammen breitet ſich umher.
Ich ſinge den Zauber und bändige ſie.

Ich kann ein Achtes: das Noth iſt Allen,
Wenn unter den Menſchen Haß beginne;
Ich ſtill' es und erſticke das Uebel ſchnell.

Ich kann ein Neuntes: wenn Noth mir iſt,
Mein Schiff zu retten auf ſtürmiger See;
Ich ſtille den Wind und ſtille die See.

Ich kann ein Zehntes: wenn Zauberinnen
Die Luft durchreiten; ich blicke ſie ab
Von ihrem Wege, von ihrer Bahn.

Ich kann ein Eilftes; führ' ich ins Treffen,
Alte Freunde, ſo bezaubr' ich die Waffen;
Da gehn ſie mächtig und heil zur Schlacht,
Und heil hinaus und überall heil.

Ich kann ein Zwölftes, ſeh ich am Baume
Den Todten hangen; ich zeichne Runen:
So kommt der Mann und ſpricht mit mir.

Ich kann ein Andres: beſpreng ich mit Waſſer
Den zarten Knaben, ſo wird er von Waffen
Und Schwert nicht fallen in keiner Schlacht.

Ich kann ein Anders; der Völker Namen,
Der Aſen und Alfen Unterſchied
Kann ich euch nennen, wenige könnens.

Ich kann ein Anders, das ſang Thiodrey
Vor Dellings Pforte: Muth den Aſen
Den Alfen Kraft, Weiſheit den Odin.

Ich kann ein Anders, will ich genieſſen
Des edelſten Mädchen Lieb und Gunſt:
Ich ſing es und wandle den Sinn des
Mädchen
Von weiſſen Armen, und lenk' ihr Herz.

Ich kann ein Anders, das mich das Mädchen
Nie verlaſſe; — Lotſafner du,
Weiſt du die Lieder? ſie ſind dir gut:
Nütz zu lernen, zu wiſſen noth.

Ich kann ein Anders, das lehr' ich keinem
Mädchen noch Weibe; nur Einer weiß es:
Das beſte der Lieder; ich lehr' es etwa
Nur meiner Schweſter und die mich in ihre
Arme ſchließt.

Nun ſind geſungen die hohen Sprüche
Im hohen Pallaſt:
Sie ſind ſehr noth den Menſchenſöhnen,
(Und ſind nicht noth den Menſchenſöhnen.)
Heil der ſie ſang! Heil der ſie kann!
Wohl der ſie lernt! Heil, der ſie hört! —

5.

Edward.

Schottiſch.

Dein Schwert, wie iſts von Blut ſo roth?
Edward, Edward!
Dein Schwert, wie iſts von Blut ſo roth,
Und gehſt ſo traurig her? — O!
O ich hab geſchlagen meinen Geyer todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab geſchlagen meinen Geyer todt,
Und keinen hab ich wie Er — O!

Dein's Geyers Blut iſt nicht ſo roth,
Edward, Edward!
Dein's Geyers Blut iſt nicht ſo roth,
Mein Sohn, bekenn mir frey — O!
O ich hab geſchlagen mein Rothroß todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab geſchlagen mein Rothroß todt.
Und 's war ſo ſtolz und treu — O!

Dein Roß war alt und haſts nicht noth,
Edward, Edward!
Dein Roß war alt und haſts nicht noth,
Dich drückt ein ander Schmerz — O!
O ich hab geſchlagen meinen Vater todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab geſchlagen meinen Vater todt,
Und weh, weh iſt mein Herz — O!

Und was für Buße willt du nun thun?
Edward, Edward!
Und was für Buſſe willt du nun thun?
Mein Sohn bekenn mir mehr — O!
Auf Erden ſoll mein Fuß nicht ruhn,
Mutter, Mutter!
Auf Erden ſoll mein Fuß nicht ruhn,
Will gehn fern übers Meer — O!

Und was ſoll werden dein Hof und Hall!
Edward, Edward!
Und was ſoll werden dein Hof und Hall?
So herrlich ſonſt und ſchön — O!
Ich laß es ſtehn, bis es ſink und fall',
Mutter, Mutter!

Ich laß es ſtehn, bis es ſink und fall',
Mag nie es wieder ſehn — O!

Und was ſoll werden dein Weib und Kind?
Edward, Edward!
Und was ſoll werden dein Weib und Kind,
Wenn du gehſt über Meer? — O!
Die Welt iſt groß, laß ſie betteln drinn,
Mutter, Mutter!
Die Welt iſt groß, laß ſie betteln drinn,
Ich ſeh ſie nimmermehr — O!

Und was willt du laſſen deiner Mutter theur?
Edward, Edward!
Und was willt du laſſen deiner Mutter theur?
Mein Sohn, das ſage mir — O!
Fluch will ich Euch laſſen und hölliſch Feur,
Mutter, Mutter!
Fluch will ich Euch laſſen und hölliſch Feur,
Denn ihr, ihr riethets mir! — O!

6.

Die Todesgöttinnen.

(Das Geſicht eines Wanderers in einer einſamen Grabhöle, da er die Valkyrier alle weben ſah.)

Nordiſch.

Umher wirds dunkel von Pfeilgewölken
Zu groſſer Schlacht. Es regnet Blut!
Schon knüpfen an Spieſſe ſie das Lebensgewebe
Der Kriegesmänner, blutrothen Einſchlags
Zu Randvers Tod.

Sie weben Gewebe von Menſchendärmen,
Menſchenhäupter hangen daran.
Bluttriefende Spieſſe ſchieſſen ſie durch,
Und haben Waffen und Pfeil in Händen,
Mit Schwerdern dichten ſie das Siegsgarn feſt.

Sie kommen zu weben mit gezognen Schwerdern
Hild', Hiorthrimul, Sangrida, Schwipul.
Der Spieß wird brechen, der Schild wird ſpalten,
Das Schwerd wird klingen, daß der Harniſch tönt

„Wohlan, wir weben Gewebe der Schlacht!
Dies Schwerd hat einſt der König getragen.
Hinaus, hinaus, in die Schaaren hinan
Wo unſre Freunde mit Waffen kämpfen! —

Wohlan, wir weben Gewebe der Schlacht!
Hinaus, hinaus, an den König hart!„
Gudr und Gondul, ſie ſahen die Schilde
Blutroth ſchon und deckten den König.

„Wohlan, wir weben Gewebe der Schlacht!
Die Waffen tönen der Kriegesmänner,
Wir wollen nicht fallen den König laſſen!
Valkyriur walten über Leben und Tod.

Das Volk, es ſoll bald Lande regieren,
Das öde Ufer bisher bewohnt!
Dem tapfern Könige naht der Tod,
Schon iſt den Pfeilen der Graf erlegen.

Und Irrland wird in Trauer ſeyn,
Die jeder Tapfre nimmer vergißt,
Das Geweb' iſt fertig, das Schlachtfeld blutet,
Durch Länder taumelt das Kriegsgetümmel.

Grauſend iſts umher zu ſchaun,
Die Blutwolk flieget in der Luft,
Die Luft iſt roth vom Blute der Krieger,
Eh unſre Stimmen ſchweigen all'.

Dem jungen Könige ſingen wir noch
Viel Siegeslieder. Wohl unſerm Geſang'!
Und wer ſie hört die Siegsgeſänge,
Der lern' und ſinge ſie den Kriegern vor.

Wohlauf! wir reiten hinweg auf Roſſen
Mit gezognen Schwerdern, hinweg von hier."

7.

Die Chevy-Jagd.

Engliſch.

Der Percy aus Northumberland
Einen Schwur zu Gott thät er,
Zu jagen auf Chyviaths Bergen,
Drei Tag' lang rings umher,
Zum Trutz dem Ritter Duglas,
Und wer je mit ihm wär.

Die fettſten Hirſch' in ganz Chiviat
Sprach, wollt er ſchieſſen und führen
ihm weg: —
Mein' Treu! ſprach Ritter Duglas,
Ich will ihm weiſen den Weg.

Der Percy dann aus Bandrew kam,
Mit ihm eine mächtge Schaar:
Wohl funfzehnhundert Schützen kühn
Aus drei Bezirken dar.

Es begann am Montag' Morgen,
Auf Chiviats Hügeln hoch;
Das Kind wehklags, noch ungebohrn!
Es ward ſehr jammrig noch.

Die Treiber trieben durch den Wald,
Zu jagen auf das Thier:
Die Schützen bogen nieder ſich
Mit breiten Bogen Klirr.

Dann das Wild ſtrich durch den Wald
Dorther und da und hier:
Grauhunde ſpürten in Buſch und Baum,
Zu ſpringen an das Thier.

Es began auf Chiviats Bergen,
Am Montag Morgens früh:
Da's Eine Stund' Nachmittag war,
Hatten hundert Hirſche ſie.

Sie blieſen Tod aufm Feld umher,
Sie trugen zuſammen ſchier:
Zur Niederlag' der Percy kam,
Sah das erlegte Thier.

Er ſprach: „ es war des Duglas Wort,
Mich heut zu ſprechen hier;
Doch wuſt ich wohl (und ſchwur zu Gott)
Er würd' nicht kommen mir.“

Ein Squire dann aus Northumberland
Zuletzt er ward gewahr.
Der Ritter Duglas zog heran,
Mit ihm ein' groſſe Schaar.

Mit Hellepart und Speer und Schwerd:
Zu ſchauen weit und breit;
Wohl kühnre Leut' von Herz und Hand
Hat nicht die Chriſtenheit.

Wohl zwanzighundert Speeresleut',
Ohn einzen Fleck und Fehl;
Sie waren gebohren längs der Twid',
Im Zirk von Tiw-dähl.

„Laßt ab vom Thier, der Percy ſprach,
Nehmt eurer Bogen wahr:
Nie hattet ihr, wie jetzt, ſie noth;
Seit euch die Mutter gebahr.“

Der feſte Duglas auf dem Roß,
Ritt ſeinem Heer voran:
Seine Rüſtung glänzt, wie glühend Erz,
Nie gabs einen bravern Mann.

„Sagt, ſprach er, was für Leut' ihr ſeid?
Oder weſſen Leut' ſeid ihr?
Wer gab euch Macht, zu jagen,
In meinem Revier allhier?„

Der Erſte Mann, der Antwort gab,
War Percy haſtig ſchier:
„Wir wollen nicht ſagen, wer wir ſind?
Oder weſſen Leute wir?
Aber jagen wollen wir hier im Forſt,
Zu Trotz den Deinen und dir.

Die fettſten Hirſch' in ganz Chiviat
Haben wir geſchoſſen und führen ſie weg;
Mein' Treu, ſprach Ritter Duglas,
Ich will euch weiſen den Weg.„

Dann ſprach der edle Duglas
Zum Lord Percy ſprach er:
Zu tödten dieſe unſchuldge Leut',
Das wär ja Sünde ſchwer.

Aber Percy, du biſt ein Lord von Land,
Und ich vom Stande dein:
Laß unſre Leut beiſeit hier ſtehn,
Und wir zwei fechten allein.„

„Nun ſtraf mich Gott! der Percy ſprach,
Wer dazu Nein! je ſag'!
Mein Seel', du wackrer Duglas,
Sollt nie erleben den Tag.

In England, Schottland, Frankreich
Hat keinen ein Weib gebohren;
Dem, helf mir Gott und gutes Glück!
Ich nicht gleich trete vorn.„

Ein Squire kam aus Northumberland,
Withrington war ſein Nam,
Sprach: „ſoll mans in Südengland ſag'n
König Heinrich an mit Scham?

Ihr zwei ſeid reiche Lords und ich
Ein armer Squire im Land;
Und ſoll meinen Herrn da fechten ſehn,
Und ſtehn voll Scham und Schand?
Nein, traun, ſo lang ich Waffen trag'
Soll fehlen nicht Herz und Hand.„

Den Tag, den Tag, den grauſen Tag,
Es ward noch blutig ſehr;
Aus iſt mein erſter Sang hier,
Und bald ſing' ich euch mehr.

Zweiter Theil.

Der Engländer Bogen war geſpannt,
Ihr Herz war tapfer gnug;
Der Schuß, den erſt ſie ſchoſſen ab,
Wohl vierzehn Schotten er ſchlug.

Bei'n Schotten war Graf Duglas,
Ein Feldherr tapfer gnug;
Bei Gott! und zeigts wohl überall,
Wo er Weh und Wunden ſchlug.

Der Duglas, wie ein Feldherr ſtolz,
Theilt dreifach ab ſein Heer;
Sie brachen hinein an jeder Seit
Mit mächtgem Lanzenſpeer.

Durch unſer Engliſch Schützenvolk
Gabs manche Wunde tief;
Manch wackrer Mann zum Tode ſank,
Der wohl nicht Freude rief.

Engländer lieſſen die Bogen ſeyn,
Und zogen ihr Schwerd, das glinzt:
Ein graus Geſicht wars anzuſchaun,
Wies auf die Helme blizt.

Durch reichen Helm und Panzer hart
Es ſchneidig hieb und drang:
Wohl mancher, der war keck und kühn,
Zu ihren Füſſen ſank.

Aufs lezt her Duglas und Percy;
Zuſammen trafen hart,
Sie hieben friſch mit Meilandſtahl,
Daß beiden heiß es ward.

Die zwei ſie waren die Männer recht,
Wie Schloſſen auf Schloſſen es gab;
Bis Blut aus ihren Helmen ſprang,
Als regnets Blut herab.

„Halt ein, du Percy, Duglas ſprach:
Ich bring dich, nimm mein Wort!
Zum König James in Schottland,
Mit Grafenwürde dort.

Sollt deine Löſung haben frei,
Ich rath dir, nimm es an:
Denn unter allen, die ich bezwang,
Biſt du der bravſte Mann.“

„Nein, nimmer, ſagte Lord Percy,
Mein erſtes Wort dirs war,
Daß nie ich weiche Einem Mann,
Der je ein Weib gebahr.“

Mit dem, da kam ein Pfeil ſo ſchnell
Von ſtarkem Schützen Einem;
Er hatt' getroffen den Graf Duglas
Ins Bruſtbein tief hinein.

Durch Leber und durch Lungen beid'
Der ſcharfe Pfeil ihm drang,
Daß nimmer er mehr als dies Wort ſprach
Sein ganzes Lebenlang:
„Fecht zu, fecht zu, meine wackre Leut',
Mein Leben, es iſt vergangen.“

Der Percy lehnt ſich auf ſein Schwerd
Und ſah, wie Duglas blich:
Er nahm den Todten bei der Hand,
Sprach: „Mir iſt weh um dich!

Dein Leben zu retten, ich auf drei Jahr
Wollt theilen gern mein Land:
Denn, beſſern Mann von Hand und Herz
Hat nicht ganz Nordenland.„

Von allen ſah's ein Schottiſcher Ritter,
Hew Mongomri hieß er;
Er ſah den Duglas ſinken,
Und grif zum ſtarken Speer.

Er jagt hinan auf einem Corſar,
Durch hundert Schützen hin:
Er ſtand nicht ſtill und ſäumte nicht,
Bis er kam zu Lord Percy.

Er ſetzt hinan auf Lord Percy
Einen Stoß, der war ſo ſchwer,
Mit ſicherm Speer von ſtarkem Baum
Percy durchborte er.

Am andern End, daß ein Menſch konnt ſehn,
Ein' Elle lang den Speer:
Zwei beßre Männer, als ſanken hier,
Hatt nirgend ein Land nicht mehr.

Ein Schütze aus Northumberland
Sah fallen den Lord Percy;
Er hatt einen Bogen in der Hand,
Der Bogen trügt' ihm nie.

Einen Pfeil, der war einer Elle lang,
Am harten Stal ſchlitz er;
Einen Schuß ſetzt er auf Mongomri,
Der war wohl ſcharf und ſchwer.

Der Schuß, geſetzt auf Mongomri,
Traf mit ſo ſtarkem Stoß.
Die Schwanenfeder an dem Pfeil
Vom Blut ſeines Herzens floß.

Da war kein Mann nun, der wollt fliehn,
Zum Treffen jeder fähet:
Sie hieben einander mächtiglich
Mit beulenvollem Schwerd.

Die Schlacht begann in Chiviat
Eine Stund vor Veſperzeit;
Und als die Abendbetglock klang,
War noch das Ende weit.

Sie nahmen einander bei der Hand
Erſt bei dem Mondenlicht:
Sie hoben einander auf und ſtehn
Konnt mancher, mancher nicht.

Von funfzehnhundert Schützen kamen
Nach England zwei und funfzig;
Von zwanzighundert Speerleut kamen
Nach Schottland fünf und funfzig.

Die andern lagen all erſchlagen,
Oder konnten aufſtehn nicht:
Das Kind wehklagts noch ungebohrn
Die Jammerklaggeſchicht.

Da lag erſchlagen mit Lord Percy
Johann von Agerſton,
Der ſchnelle Roger Hartley,
Wilhelm der kühn' Heron.

Georg, der wackre Lovli,
Ein Ritter groß von Nam;
Auch Raff, der reiche Rugbi,
Sie lagen all beiſamm.

Um Witrington mein Herz iſt weh,
Er war ſo keck und kühn,
Als ſeine Füſſe zerhauen waren,
Er focht noch auf den Knien.

Da lag erſchlagen mit Graf Duglas
Sir Hew von Mongomri,
Der wackre David Lewdal,
Sein Schweſterſohn lag hie.

Mit ihm auch Karl von Murrel,
Der keinen Fußtritt wich,
Hew Maxwell, auch ein Lord von Land,
Mit Duglas er erblich.

Früh Morgens trugen ſie ſie auf Baaren
Von Birken und Haſeln weg:
Wohl manche Wittwe weinend kam,
Trug ihren Ehmann weg.

Tiwdale mag weinen lautes Weh,
Northumberland klag ſehr:
Zwei Feldherren, als hier ſie'en,
Sieht dieſe Gränz' nicht mehr.

Botſchaft kam nach Edenburg
Zu Schottlands König an:
„Sein Markgraf Duglas ſey erſchlagen,
Erſchlagen auf Chyviats Plan.„

Die Händ' er rang, er rang ſie ſehr,
Rief: „weh, ach weh iſt mir!
Solch andern Feldherrn find' ich nicht
Im ganzen Schottland hier.„

Botſchaft kam nach London
Zu König Harri an:
„Sein Markgraf ſey erſchlagen,
Erſchlagen auf Chyviats Plan.„

„Sey Gott mit ſeiner Seele!„ ſprach
König Heinrich ſchnell darein;
Ich hab wohl hundert Feldherrn
Wie Er im Reiche mein;

Doch Percy, als ichs Leben hab',
Sollt du gerächet ſeyn. »

Wie unſer edle König da
Zu Gott thät Königsſchwur,
So gab er die Schlacht zu Humbledown
Percy zu rächen nur.

Wo ſechs und dreißig Schottiſche Ritter
An einem Tag erſchlagen
Zu Glendal unter Waffenglanz
Im Feld daniederlagen.

Dies war die Jagd von Chyviat,
So ward das Necken Zorn,
Die Alten zeigen noch den Ort
Der Schlacht bei Otterborn.

8.

König Ludwig.

Deutſch.

Einen König weiß ich,
Heiſſet Herr Ludwig,
Der gern Gott dienet,
Weil ers ihm lohnet.

Kind ward er vaterlos,
Deß ward ihm ſehr bos:
Hervor holt' ihn Gott,
Ihn ſelbſt erzog.

Gab ihm tugende
Frone Dienende;
Stuhl hier in Franken:
Brauch er ihn lange!

Den theilt er dann
Mit Karlomann,
Dem Bruder ſein,
Ohn allen Wahn.

Das war geendet,
Da wollt Gott prüfen:
Ob er Arbeiten
Auch mochte leiden?

Ließ der Heidenmänner
Ueber ſie kommen;
Ließ ſeine Franken
Den Heiden dienen.

Die giengen verloren!
Die wurden erkoren!
Der ward verſchmähet,
Der ihnen mißlebt.

Wer da ein Dieb was,
Der deß genaß,
Nahm ſeine Feſtung,
Seit war er Gutmann *).

Der war ein Lügner,
Der war ein Räuber,
Der ein Verräther:
Und er geberdt ſich deß.

---

*) Edelmann.

König war gerühret,
Das Reich verwirret,
Erzürnt war Chriſt,
Litt dies Entgeltniß.

Da erbarmt es Gott,
Der wuſt all die Noth,
Hieß Herr Ludwig
Eilig herbeiziehn.

„Ludwig, König mein,
Hilf meinen Leuten!
Es haben ſie Normannen
Harte bezwungen. „

Dann ſprach Ludwig:
„Herr! ſo thu ich.
Tod nicht rette mir es,
Was du gebieteſt. „

Da nahm er Gotts Urlaub,
Hob die Kundfahn auf:
Reitet in Franken
Entgegen den Normannen.

Gotte dankend,
Dieſem harrend,
Sprach: „O Herr mein,
Lange harren wir dein.„

Sprach dann mit Muthe,
Ludwig der Gute:
„Tröſtet euch, Geſellen,
Die mir in Noth ſtehn

Her ſandte mich Gott!
Tät mir ſelbſt die Gnad,
Ob ihr mir Rath thut,
Daß ich euch führte.

Mich ſelbſt nicht ſpar' ich,
Bis ich befrei euch:
Nu will ich, daß mir folgen
All Gottes Holden.

Beſchert iſt uns die Hierfriſt,
So lang es will Chriſt.
Er wartet unſer Gebein,
Wacht ſelbſt darein.

Wer nun Gottes Willen
Eilig will erfüllen;
Kommt er geſund aus,
Lohn ich ihm das;
Bleibet er drinne,
Lohn ichs den Seinen.„

Da nahm er Schild und Speer,
Ritt eilig daher,
Wollt wahrlich rächen
Seine Widerſacher.

Das war nicht lange,
Fand er die Normannen:
Gottlob! rief er,
Seinen Wunſch ſah er.

Der König reitet kühn,
Sang lautes Lied,
Und alle ſungen:
Kyrie Eleiſon.

Sang war geſungen,
Schlacht ward begonnen,

Blut ſchien in den Wangen,
Spielender Franken.
Da rächt jeder ſich.
Keiner wie Ludwig.

Schnell und kühn,
War je ſein Sinn.
Jenen durchſchlug er,
Dieſen durchſtach er,

Schenkte zu Handen
Seinen Feinden
Trank bittern Leides,
So wichen ſie Leibes.

Gelobt ſey Gottes Kraft!
Ludwig ward ſieghaft.
Sagt allen Heiligen Dank!
Sein ward der Siegkampf.

O wie ward Ludwig
König ſo ſelig!
Hurtig er war,
Schwer, wie es noth war!
Erhalt ihn, Herr Gott!
Bei ſeinen Rechten.

9.

Aljama.

Spaniſch.

Durch die Stadt Granada ziehet
Traurig hin der Mohren König,
Dorther von Elvira's Pforte,
Bis zum Thor der Binarambla,
„Weh um mein Aljama!„

Briefe waren ihm gekommen
Sein Aljama ſey verlohren:
Warf die Briefe an den Boden,
Tödtet' ihn, der ſie ihm brachte.
„Weh um mein Aljama!„

Stieg hinab von ſeinem Maulthier,
Stieg hinauf ſein Roß und ritte
Zum Alhambra, ließ trommeten,
Ließ die Silberzinken tönen.
„Weh um mein Aljama!„

Daß es alle Mohren hörten
Auf der Vega von Granada.
Alle Mohren, die es hörten,
Sammlen ſich zu hellen Haufen:
Denn die Kriegstrommete tönet,
Denn ſie ruft zum blutgen Streite.
„Weh um mein Aljama!„

Und verſammlet, ſprach ein Alter,
König, du haſt uns gerufen,
Wozu haſt du uns gerufen?
Denn es war der Schall zum Kriege.
„Nun ſo wiſſets denn, ihr Freunde,
Mein Aljama iſt verlohren!
Weh um mein Aljama!„

Da begann der Oberprieſter,
Greis mit langem weiſſen Barte:
„Recht geſchiehets dir, o König,
Und verdieneſt ärger Schickſal.
Haſt ermordt die Bencerajen,
Sie die Blüthe von Granada:

Haſt die Fremden abgewieſen
Aus der reichen Stadt Cordova
Drum wie jetzo dein Aljama
Wirſt du bald dein Reich verliehren: —„
„Weh um mein Aljama!„

Zweiter Theil.

„Mohr Alcalde, Mohr Alcalde!
Alter mit dem grauen Barte,
Königs Wort iſt, dich zu binden,
Denn du übergabſt Aljama.

Und dein Haupt dir abzuſchlagen,
Es zu ſtecken auf Alhambra,
Daß erzittre, wer es ſehe:
Denn du übergabſt Aljama.„

Unverändert ſprach der Alte:
„Ritter und ihr Edeln alle,

Saget meinethalb dem König,
Daß ich nicht an Pflicht gefehlet.

Ich war ſern in Antiquera,
War da, mit des Königs Willen,
Ich erbat mir vierzehn Tage,
Und der König gab mir dreißig.

Daß Aljama iſt verlohren,
Kränkt mich tief in meiner Seele.
Hat der König Land verlohren,
So verlor ich Ehr und Namen,
So verlor ich Weib und Kinder,
So verlor ich meine Tochter.

Sie die Blüthe von Granada
Iſt von Chriſten mir geraubet
Hunderte bot ich Dublonen
Sie verachten alle hundert.

Gaben mir die böſe Antwort:
Meine Tochter ſey ſchon Chriſtin,
Meine liebliche Fatima
Sey Maria von Aljama.„

10.

Lied vom Kriege.

Eſthniſch.

Schon erſcholl die Poſt des Krieges,
Schon erging der Ruf der Feindſchaft,
„Wer von uns geht nun zum Kriege?
Jüngſter Bruder, gröſter Bruder!
Die höchſten Hüte, die ſchönſten Pferde,
Die ſtolzeſten Pferde, die deutſcheſten Sättel! —

Eilig rüſtet' ich den Bruder,
Rüſtet' ihn und unterwies ihn:
Lieber Bruder, guter Bruder,
Reit' nicht vorwärts, bleib' nicht rückwärts,
Denn der Feind erſchlägt die erſten,
Und der Feind erſchlägt die letzten.
Dreh' dich mitten in den Krieg hin,
Halt dich nah am Fahnenträger,
Denn die Mitte kommt nach Hauſe.

Bruder kam zurück nach Hauſe
Ging vor ſeines Vaters Thür:
„Vater, komm, erkenn den Sohn!„
Vater kam und kannt ihn nicht.

Ging vor ſeiner Mutter Thür:
„Mutter, komm, erkenn den Sohn!„
Mutter kam, erkannt ihn nicht.

Ging vor ſeines Bruders Thür:
„Bruder, komm, erkenn den Bruder!„
Bruder kam, erkannt ihn nicht.

Ging vor ſeiner Schweſter Thür:
„Schweſter, komm, erkenn den Bruder!„
Schweſter kam, erkannt den Bruder —

Woran kannt ich meinen Bruder?
Kannt ihn an den kurzen Kleidern,
Kannt ihn an dem niedern Mantel,
„Lieber Bruder, guter Bruder,
Sag', erzähle mir vom Kriege!
Sprich, wie lebt man in dem Kriege?
Iſt im Kriege auch das Weib lieb?
Lieb das Weib, die Gattin theuer?„

„Liebe Schweſter, kleine Schweſter!
Zieh mir aus die ſtaubgen Kleider,
Wiſch mir ab den blutgen Degen,
Dann erzähl ich dir vom Kriege.

Nein im Krieg iſt nicht das Weib lieb,
Nicht das Weib, die Gattin theuer!
Lieb im Krieg iſt blanker Degen,
Lieb im Krieg' ein wackres Pferd,
Das den Mann vom Kriege rettet.
Lieb, zu wechſeln Feindes Degen,
Das Gewehr aus Feindes Hand.

11.

Schlachtlied.

Deutſch.

Wohlan, geht tapfer an, ihr meine Kriegsgenoſſen,
Schlagt ritterlich darein; eur Leben unverdroſſen
Aufſetzt fürs Vaterland, von dem ihr ſolches auch
Zuvor empfangen habt, das iſt der Tugend Brauch.
Eür Herz und Augen laßt mit Eiferflammen brennen!
Keiner vom andern ſich menſchlich' Gewalt laß trennen!
Keiner den andern durch Kleinmuth und Furcht erſchreck'!
Noch durch ſein' Flucht im Heer ein' Unordnung erweck'.
Kann er nicht fechten mehr, er doch mit ſeiner Stimme,
Kann er nicht rufen mehr, mit ſeiner Augen Grimme!

Den Feinden Abbruch thu mit ſeinem Heldenmuth
Nur wünſchend, daß er theur verkaufen mög ſein Blut.
Ein jeder ſey bedacht, wie er das Lob erwerbe
Daß er in mannlicher Poſtur und Stellung ſterbe,
An ſeinem Ort beſteh, feſt mit den Füſſen ſein,
Und beiß' die Zähn zuſamm und beide Lippen ein.
Daß ſeine Wunden ſich lobwürdig all befinden
Davornen auf der Bruſt und keine nicht dahinten
Daß ihn der Tod auch noch in ſeinem Tode zier'
Und man ihm im Geſicht noch Ernſt und Leben ſpür.“
So muß, wer Tyranney;g übriget will leben,
Er ſeines Lebens ſich freywillig vor begeben.
Wer nur des Todes begehrt, wer nur friſch gehe dahin,
Der hat den Sieg und dann das Leben zu Gewinn.
Friſch auf, ihr tap're Soldaten,
Ihr, die ihr noch mit deutſchem Blut,
Ihr, die ihr noch mit friſchem Muth

Belebet, ſuchet groſſe Thaten!
Ihr Landesleut, Ihr Landsknecht, auf!
Das Land, die Freyheit ſich verlieret,
Wo ihr nicht muthig ſchlaget drauf.
Und überwindend triumphiret.

Der iſt ein Deutſcher wohl gebohren,
Der von Betrug und Falſchheit frei,
Hat weder Redlichkeit noch Treu,
Noch Glauben und Freiheit verlohren.
Der iſt ein deutſcher Ehrenwerth
Der wacker, herzhaft, unverzaget
Sich für die Freyheit mit dem Schwert
Im Tod und in Gefahren waget.

Denn wann ihn ſchon die Feind verwunden,
Und nehmen ihm das Leben hin,
Iſt Ehr und Ruhm doch ſein Gewinn
Und er iſt gar nicht überwunden.
Ein ſolcher Tod iſt ihm nicht ſchwer,
Weil ſein Gewiſſen ihn verſüſſet
Und er erwirbet Lob und Ehr,
Indem er ſo ſein Blut vergieſſet.

Sein Nam und Ruhm allzeit erklingen
In allem Land, in jedem Mund.
Sein Leben durch den Tod wird kund
Weil die Nachkömmling' ihn beſingen,
Die edle Freiheit iſt die Frucht,
Die er dem Vaterland verlaſſet:
Da der Herzloſe durch die Flucht
Wird ganz verachtet und gehaſſet.

Alſo zu leben und zu ſterben
Gilt dem rechtſchaffnen Deutſchen gleich.
Der Tod und Sieg ſind ſchön und reich:
Durch beide kann er Heil erwerben.
Hingegen fliehen allen Dank
Die Flüchtigen und der Verräther
Und ihnen folget mit Geſtank
Der Ruf: „Verfluchte Uebelthäter!“

Wohlan, wohlan ihr wehrte Deutſchen,
Mit Deutſcher Fauſt, mit kühnem Muth,
Zu dämpfen der Tyrannen Wuth!
Zerbrechet Joch und Band' und Peitſchen
Unüberwindlich rühmen ſie
Sich Titel, Thorheit und ſtolzieren;

Allein ihr Heer mit ſchlechter Müh
Mag, überwindlich, bald verlieren.

Ha, fallet in ſie! ihre Fahnen
Zittern aus Furcht. Sie trennen ſich!
Die böſe Sach' hält nicht den Stich,
Drum zu der Flucht ſie ſich ſchon mahnen.
Groß iſt ihr Heer, klein iſt ihr Glaub,
Gut iſt ihr Zeug, bös ihr Gewiſſen.
Friſch auf, ſie zittern wie das Laub,
Und wären gern ſchon ausgeriſſen.

Ha, ſchlaget auf ſie, liebe Brüder!
Iſt groß die Müh, ſo iſt nicht ſchlecht
Der Sieg, die Beut, und wohl und recht
Zu thun, erfriſchet alle Glieder.
So ſtraf', o deutſches Herz und Hand!
Nun die Tyrannen, und die Böſen,
Die Freiheit und das Vaterland
Wirſt du und mußt du ſo erlöſen.

12.

Der verſchmähete Jüngling.

Nordiſch.

Umſchifft hab' ich Sicilien,
Da waren wir Männer!
Das braune Schif gieng eilig,
Nach Wünſchen mit uns Männern!
Wie da, ſo hoft ich, ſollte
Mein Schif, mir immer laufen; —
Und dennoch verſchmähte mich
Das Rußiſche Mädchen.

Schlacht gab es bei Drontheim,
Gröſſer war ihr Heer da:
Das Treffen, das wir gaben,
War grauſend blutig.
Gefallen der König,
Ich nur entkommen —
Und dennoch verſchmähte mich
Das Rußiſche Mädchen.

Sechzehn ſaſſen unſer
Auf vier Ruderbänken:
Des Meeres Sturm ward grimmig,
Das Schiff erſank im Waſſer:
Wir ſchöpften alle freudig;
So ſollts immer gehen; —
Und dennoch verſchmähe mich
Das Rußiſche Mädchen.

Künſte kann ich achte,
Weiß tapfer zu fechten,
Edel zu reiten,
Zu ſchwimmen künſtlich,
Schrittſchuh, zu laufen,
Zu ſchleudern, zu rudern —
Und dennoch verſchmähe mich
Das Rußiſche Mädchen.

Mädchen oder Wittwe! —
Als fern im Oſtland
Warme Schlacht wir gaben;
Da drängt ich früh zur Stadt hin,

Brauchte friſch die Waffen.
Da ſind noch unſre Spuren —
Und dennoch verſchmäht mich
Das Rußiſche Mädchen.

Gebohren an den Küſten
Wo ſie Bogen ſpannen,
Trieb ich Feindes Schiffe
Oft auf Meeres Klippen,
Ackert fern von Menſchen
Das Meer allein mit Rudern —
Und dennoch verſchmäht mich
Das Rußiſche Mädchen.

13.

Hochzeitgeſang.

Latein.

Chor der Jünglinge.

Auf! der Abend iſt da! ihr Jünglinge auf! am Olympus
Hebt der langerſehnete Stern ſein funkelndes Haupt ſchon.
Laßt das triefende Mahl! es iſt Zeit! es iſt Zeit! denn im Nu wird
Kommen die Braut und ſoll der Hymenäus ertönen.
Hymen o Hymenäus! Hymen komm Hymenäus.

Mädchen.

Jungfraun, ſchauet ihr nicht die Jünglinge? Ihnen entgegen,
Auf! der Bote der Nacht, er ſchwingt die himmliſche Fackel.
Wahrlich! ſehet ihr nicht, wie ſie ſich zum Kampf ſchon rüſten:

Nicht vergeblich rüſten! der Sieg im Geſange wird ihr ſeyn.
Hymen o Hymenäus! Hymen komm Hymenäus.

Jünglinge.

Brüder, es iſt uns nicht ſo leicht die Palme verliehen!
Seht, wie die Jungfraun dort nachſinnend ſuchen Geſänge,
Nicht vergebens ſinnen ſie nach; ſie ſuchen das Schönſte.
Wohl das Schönſte, da ſie mit ganzer Seele ſich mühen;
Und wir ſchweifen umher, das Ohr, die Seele getheilet.
Billig ſiegen ſie denn: denn Sieg will Mühe! Wohlauf noch
Itzt ihr Brüder, o ruft zum Geſang' die Seele zuſammen.
Sie beginnen im Nu; im Nu ſoll Antwort ertönen.
Hymen o Hymenäus! Hymen, komm Hymenäus.

Mädchen.

Heſperus, blickt am Himmel wohl Ein grauſamer Geſtirn, als
Du, der Mutterarmen vermag die blühende Tochter
Zu entreiſſen, ſie loszureiſſen dem Arm, der ſie feſthält
Und dem brennenden Jüngling' ein keuſches Mädchen zu geben.
Feind' in eroberter Stadt, was können ſie härter beginnen?
Hymen o Hymenäus! Hymen komm Hymenäus.

Jünglinge.

Heſperus, iſt am Himmel wohl ein holdſeliger Stern, als
Du, deß Flamme den Bund der treuen Liebe nun feſtknüpft,
Knüpft das Band, das Männer, das Eltern geſchlungen und eh nicht
Zuziehn konnten, bis dein ſegnendes Auge darauf blickt.
Können Götter uns mehr verleihn als die glückliche Stunde?
Hymen o Hymenäus! Hymen komm Hymenäus.

Mädchen.

Heſperus, ach ihr Schweſtern, er hat uns Eine Geſpielin
Weggeraubet, der Räuber, dem jede Wache vergebens
Lauret, der die Diebe verbirgt und wenn er mit anderm
Namen *) wiedererſcheint, die er barg, nun ſelber enthüllet.

Jünglinge.

Heſperus, höre ſie nicht: ſie ſingen gedichtete Klagen
Was ſie ſchelten, es iſt, was ſtill ihr Herz ſich erſehnet.
Hymen o Hymenäus! Hymen komm Hymenäus.

Mädchen.

Wie die Blum' im umzäunten Garten verſchwiegen heranblüht,
Nicht vom weidenden Zahn, von keinem Pfluge verwundet,
Auferzogen von Regen und Sonne, von ſchmeichelnden Lüftchen

---

*) Als Morgenſtern.

Sanſt gewehet; es wünſchen ſie Knaben, es wünſchen ſie Mädchen.
Aber kaum iſt ſie geknickt vom zarteſten Finger,
Ach, denn wünſchen ſie Knaben nicht mehr, nicht wünſchen ſie Mädchen.
So die Jungfrau: Blühet ſie noch, die Liebe der Ihren
Unberühret; ſo bald ſie ſinkt die zärtliche Blume,
Ach, denn lieben ſie Knaben nicht mehr, nicht lieben ſie Mädchen.

Jünglinge.

Wie im nackten Felde die Rebe ſinket zu Boden,
Hebt ſich nimmer, erzieht nicht Eine fröliche Traube,
Bis ſich Wipfel und Wurzel im dunkeln Staube verſchlingen;
Nicht der Landmann achtet der Armen, der weidende Stier nicht.
Aber windet ſie ſich empor dem gattenden Ulmbaum,
Achtet hoch ſie der Landmann, hoch der weidende Stier auch.
So die Jungfrau; altet ſie öd' im Hauſe der Ihren —

Aber hat ſie das Band der reifen Ehe vermählet,
Achtet hoch ſie der Mann, es achten hoch ſie die Eltern.

Jungfrau, ſträube dich nicht. Mit ſolchem Manne zu ſtreiten
Iſt nicht billig, ihm gab dich der Vater, ihm gab mit dem Vater
Dich die liebende Mutter, und du mußt beiden gehorchen.
Deiner Jugend Blume, du denkſt, ſie iſt dein, ſie iſt nicht dein
Ganz; iſt deines Vaters, iſt deiner Mutter; der dritte
Theil gehöret dir nur, und du willſt zweien entgegen
Streiten? ſie geben dich mit der Morgengabe dem Eidam.
Hymen o Hymenäus! Hymen komm Hymenäus.

14.

Das ſchiffende Brautpaar.

Spaniſch.

Hoch in weiſſem Schaume flogen
Vier Barbariſche Galeren,
Machten ſchnelle Jagd auf Eine
Kleine Spaniſche Gallione.

In der ein beglücktes Brautpaar
Freudig durch die Wellen ſchiffte:
Er ein Edler von Mallorca,
Sie, die Schönſte Valenciana.

Hold begünſtigt von der Liebe,
Sehnen ſie ſich nach Mallorca,
Da ihr Freudenfeſt zu feiren,
Da zu ſehn der Liebe Heimath.

Und je mehr bei ſtillem Ruder
Sanfter ſich die Wellen neigen,
Immer ſchmeichelnder die Winde
Rauſchten in der Liebe Segel.

Sehen ſchnell ſie ſich umgeben
In der tiefſten Meeresenge;
Schnell von allen Seiten kommen
Auf ſie ſtolze Feindesmaſten,

Die die Raubesſucht beflügelt,
Wie ſie flügelt kaltes Schrecken.
Zarte Silberperlen weinend,
Flehet ſo die arme Dame:

„Holdes, liebes, friſches Lüftchen,
Wareſt du der Flora Liebling;
Denk an deine erſten Küſſe
Und errette unſre Liebe.

Du der mit der Götter Allmacht,
Wenn du auf ein Schif ergrimmeſt,
Schleuderſt es auf Sand des Meeres
Als obs hundert Felſen wären;

Und der mit der Götter Linde,
Wenn dir gute Menſchen flehen,

Eine Armer Meerestrümmer
Kannſt aus Königsflotten retten;

Rette unſer liebend Segel
Aus den Händen jener Räuber,
Wie du aus der Geyer Klauen
Retteſt eine weiſſe Taube.„

Und je mehr bei ſtillem Ruder
Sanfter ſich die Wellen neigen
Deſto raſcher wehn die Winde
Sie in ihrer Liebe Heimath.

15.

Der Brautſchmuck.

Schottiſch.

Wollt meine Liebe lieben mich,
Und treu und hold mir ſeyn;
Ein ſchöner Brautſchmuck ſollte ſie
Durchs ganze Leben freun.

Die Ehre ſollt' ihr Hütchen ſeyn,
Das rings ihr Haupt bedeckt,
Umfaſſet mit der Vorſicht Band,
Mit Freiheit ſchön beſteckt.

Die Leinwand, die den zarten Bau
Der Glieder rings umſchließt,
Sey Unſchuld, wie ſie um die Bruſt
Der keuſchen Taube fließt.

Ihr Wämschen ſchlanke Mäßigkeit
Und Zucht und feſte Treu,
In dem der friſchen Glieder Wuchs
Ein ſanfter Palmbaum ſey.

Ihr Röckchen ſey von Artigkeit
Und Würde ſchön gewebt:
Wo Anſtand und Beſcheidenheit
In jeder Welle ſchwebt.

Beſtändigkeit ihr Gürtel ſey,
Tagtäglich neu und ſchön:
Ihr Mäntelchen Demüthigkeit,
Der Luſt zu widerſtehn.

Ihr Halsband ſey ein Perlenſchmuck,
Dem Herzen ſelbſt bewußt;
Der Liebe ſchönſte Roſe blüh
Auf ihrer Mutterbruſt.

Umgeben mit der Hoffnung Grün,
Und ſtiller Veilchen Pracht,
Wo mir ein klein Vergiß mein nicht
Aus Mayenblümchen lacht.

Und unter ihnen ziehe ſanft
Der Schleife Band ſich zu;
Und berg' in ihren Buſen zart
Gelaſſenheit und Ruh.

Des Fleiſſes und der Güte Netz
Umwebe ihre Hand;
Der falſchen Nadel ſey ein Helm
Von Golde Widerſtand.

So binde ſie mit Huld und Schaam
Der Kniee Brautband ſich,
Und wandle, wie ein Engel ſchön,
Beglückend ſich und mich.

16.

Billiges Unglück.

Schottiſch.

Wem Gott das ſeltne Glück verlieh,
Sich ſelbſt ſein eigner Herr zu ſeyn;
Und freut ſich dieſes Glückes nie,
Und will nur in dem falſchen Schein
Erhabner Groſſen ſich erfreun:
Der iſt es werth, ihr Knecht zu ſeyn.

Wer ſtill und glücklich leben kann,
Wenn er ein armes Mädchen freyt;
Und geht des reichen Teufels Bahn
Am Weibe, die mit Zank und Streit
Ihm täglich Sonn' und Mond verleid't:
Iſts werth, daß ihn es ewig reut.

Wen die Natur zur Freud und Luſt,
Und zarten Liebe bildete;
Und hängt ſich an der Wolluſt Bruſt,
Und ſauget Schwachheit, Gram und Weh,
Und alt nun noch heirathete,
Ein junges Weib — o weh! o weh!

Wem die Natur geſunden Leib
Und feſten Arm dazu verlieh;
Und wählt ſich nun zum Zeitvertreib
Der hochgelahrten Doctors Müh,
Und conſultirt ſie ſpät und früh —
Ins Grab hin conſultir' er ſie.

So wem Gott guten Sinn verlieh,
Und ihn verlieh ihm gar umſunſt;
Er hängt ſich an der Thorheit Müh,
Und krüppelt um der Narren Kunſt,
Ein groſſer Mann zu ſeyn einmal —
Seys — im gelehrten Hoſpital.

17.

Die Sorge.

Italiäniſch.

Freunde, darum ſollt ich ſorgen
Unter welchem Dach ich lebe?
Wenn ich drunter nur verborgen,
Froh und frei und glücklich lebe;
Und ums ungewiſſe Morgen
Nicht in Furcht und Hoffen ſchwebe —
Chor. Das ſind Schätze! auf den Wogen
Kommen ſie nicht angezogen.

Wenn ich aus dem Fluſſe trinke
Spiegelhelles, reines Waſſer,
Und dabei mich glücklich dünke,
Und wie jener reiche Praſſer,
Nicht in goldnen Ketten hinke,
Um ein Tröpfchen Rebenwaſſer —
Chor. Freunde, traut nicht leerem Schimmer,
Goldne Ketten drücken immer.

Schön iſts, hohes Herz zu fühlen,
Kämpfen können mit dem Glücke,
Oft den Sieg ihm abzuzielen,
Nimmer weichen ihm zurücke,
Durch die Dornen fort ſich wühlen,
Auf zum freien Sonnenblicke! —
Chor. Freunde, nie dem Glück ſich beugen,
Heiſſet, zu den Göttern ſteigen.

Aber, auch das Glück beſieget,
Hat noch niemand überwunden,
Der ſich unter Amorn ſchmieget.
Wenn hat Ruhe je gefunden?
Wer dem Thor zu Füſſen lieget,
Der nur lohnen kann mit Wunden.
Chor. Blinder Knabe, ſeine Blinden
Lohnet er mit Reu und Binden.

18.

Bettlerlied.

Schottiſch.

Der luſtge Paul uber Feld allhier
Kam manchen Tag und Abend zu mir,
Sprach: gute Frau, gebt doch Quartier
Einem armen Bettelmann!
Die Nacht war kalt, der Mann war naß;
Zu uns er nieder ans Feuer ſaß,
Meiner Tochter Schulter er freundlich maß
War luſtig, erzählt' und ſang.

Und o ſprach er: „wär ich noch ſo frei,
Als einſt ich kam der Gegend bei,
Wie luſtig und frolich wollt ich ſeyn,
Mich nicht bedenken lang!„

Und er that lieb und ſie that ſchön;
Doch wenig konnt Mama verſtehn,
Was mit einander die Zwei begehn,
Und thäten ſo eng und drang?

,,Und o, ſprach er, wärſt ſchwarz und wüſt,
Wie dort der Hut dein's Pappa's iſt,
Ich nähm' dich auf'n Rücken, wie du biſt,
Und ging' mit dir davon!,,
,,Und o ſprach ſie, wär ich weiß und ſchön,
Wie Schnee, gefallen von Himmelshöhn,
Eine Edelfrau, in Kleidern ſchön;
Ich ginge mit dir davon.,,

Und ſo die Zwei kamen überein
Sie ſtunden auf, eh der Hahn thät ſchrein;
Sie ſchloſſen die Thür, ſo ſacht und fein,
Und gingen Feld hinan.
Frühmorgen das alte Weib ſtand auf
Zog an ſich lang und trappelt drauf
Zu Dienſtvolks Betten und tappt hinauf
Tappt nach dem Bettelmann.

Und als ſie kam vors Bettlers Bett,
Die Streu war kalt, der Bettler weg,
„O weh, wenn der beſtohlen uns hätt'!„
Und rang die Händ' und ſchrie.
Zu Kiſten und Kaſten ein jedes rannt;
Doch alles ſtand in gutem Stand.
„Jughei!„ ſie tanzt auf eigne Hand:
Ein'n Schelm herberg' ich nie.„

Und als nun nichts gemangelt hätt,
Und alles ſtand an Ort und Stät':
„Lauft, ſprach ſie, zu meiner Tochter Bett;
Laßt flugs ſie kommen heran!„
Die Magd, ſie lief zu der Jungfer Bett;
Das Bett war kalt, die Jungfer weg:
„O weh, wenn der geſtohlen ſie hätt'!
Iſt fort mit dem Bettelmann.„

„O Pfui denn reitet, o Pfui denn rennt!
Und greift ſie, was ihr greifen könnt,
Und ihn hängt auf, und ſie verbrennt! —
Der Schelm vom Bettelmann!„

Sie ritten zu Pferd, ſie rannten zu Fuß
Das Weib war aus ſich vor Verdruß
Konnt regen weder Hand noch Fuß
Und flucht' ihm Fluch und Bann.

Als mittlerweil' über Feld allbar,
Die Zwei, ſie ſaſſen lieblich gar
Im Thal, wo keiner ſie ward gewahr,
Und ſchnitten ein'n Käſ' ſich an
Der Käſ' er ſchmeckt, er ſchmeckt ihn'n beid
Sie nimmer zu laſſen, thät er ihr Eid
„Dich je zu laſſen wär Herzeleid
Mein lieber Bettelmann.„

O wüßt' meine Mutter, ich wär mit dir
Wie huſtet' ſie und fluchte dir
„Nun geb ich nimmer auch mehr Quartier
Einem Schelm von Bettelmann.„
„Mein Lieb, ſprach er, biſt aber jung
Und kannſt nicht reden die Bettlerzung
Iſt mir zu folgen dir gut genung?
Einen armen Bettelmann.

Mit Spinnen und Weben ſchaff' ich Brod
Mit Spinnen und Weben hats nimmer Noth
Durchs liebe Leben, bis in den Tod
Meinen Bettler führ' ich, O!
Und zieh den Fuß und knick mein Knie
Und bind ein Tuch übers Auge hie
Da ſprechen ſie: ach! die Arme — die
Und wir leben fröhlich — O! *)

---

*) Es iſt leicht zu denken, daß dies Stück nicht der Moral, ſondern ſeines luſtigen Tons wegen hier eingerückt worden; an der erſten müßt es der Schottiſchen Majeſtät, die es gemacht haben ſoll, nicht eben gelegen geweſen ſeyn. Wem daran liegt, mache einen zweiten Theil, wo er das fröhliche Paar in Noth kommen, zur Mutter zurückkehren, erkannt werden läßt und wie ers ferner für gut finden möchte. Hier ſollte nur gegeben werden, was da iſt.

19.

Für die Prieſterehe.

Mönchlatein.

Auch der gute Priſcian wird nicht reſpektiret!
Hat das Wort Sacerdos *a*) nicht recht mehr dekliniret!
Voraus hieß es hic *b*) und haec, *c*) ſo wards durchgeführet;
Jetzo heißt es: armer hic! haec iſt exſuliret.

Leider! ſo muß immer ja Gottes Kirche leiden,
Was er ſelbſt zuſammen gab, ſoll der Menſch nicht ſcheiden.
Was Gott bei der Schöpfung ſprach, ſprach er ja zu Beiden:
„Wachſet und vermehret euch, mehrt die Welt mit Freuden.

---

a) Prieſter *b*) der *c*) die

Aber Jammer jetzt und Weh, die verlaſſen müſſen,
Die ſo ſanft ſich zu uns that, ſcheiden von der Süſſen!
O Pabſt Innocentius, du wirſt büſſen müſſen,
Daß du unſer Leben uns halb hinweg geriſſen.

Biſt du Innocentius, der die Unſchuld liebet?
Und was jung er ſelbſt genoß, andern nicht mehr giebet,
Andern nicht vergönnt als Greis, was er jung geübet —
Bitte Gott, Pabſt Innocenz, daß ers dir vergiebet.

Was war Adams Lebenslauf? Söhn' und Töchter zeugen!
Und das alte Teſtament macht ſich dies zu eigen,
Und den alten Bund will ja nicht der Neue beugen,
Patriarchen, Könige und Propheten zeugen.

Paulus, der Apoſtel, ward hoch hinauf entzücket,
Was er in drei Himmeln ſah, wer hat das erblicket?

Und was ſpricht er, wenn er uns wieder näher rücket?
„Jeder, ſpricht er, hab ſein Weib, hab es unzerſtücket.„

Ich bleib auch bei Paulus Wort bei der guten Gabe:
„Lieben Brüder, es iſt gut, daß ein Weib man habe,
Jedermann ſein eigen Weib und ſich an ihr labe,
Und daß jeder Prieſter auch ſeine eigne habe.„

Denn mich dünket, es iſt hart und nicht feine Sitte,
Daß ein armer Prieſter ſich erſt zu Gaſte bitte,
Bei der Tochter, Nichte, Frau in des Nachbars Hütte,
Lieben Herren, das iſt hart und nicht feine Sitte.

Darum, heilger Vater, hilf, hilf uns aus den Nöthen,
Daß das Paternoſter wir bald ſelbander beten:
Prieſter denn und Prieſterin werden mich vertreten,
Und für meine Sünden ſchuld Paternoſter beten.

20.

Lied im Gefängniß.

Engliſch.

Wenn Liebe, froh und freigeſchwingt,
Hier in mein Gitter ſchlüpft,
Und mir mein ſüſſes Mädchen bringt,
Und ſie friſch um mich hüpft:
Und mich ihr Seidenhaar umſchlingt,
Ihr Blick verfeſſelt mich.
Kein Vogel, der in Lüften ſingt,
Iſt dann ſo frei als ich.

Wenn ringsum volle Becher gehn
Mit Sang und lautem Scherz,
Und unſre Roſen friſch uns ſtehn,
Und friſch iſt unſer Herz:
Und tauchen Unmuth, Gram und Weh
Hinunter brüderlich;
Kein Fiſch in weiter tiefer See
Iſt dann ſo frei als ich.

Soll hier im Käfig, Amſelgleich
Ich lauter ſchlagen nur:
Wie hold und ſanft und gnadenreich
Sey meines Königs Spur!
Wie gut er iſt, wie groß ſoll ſeyn!
Sing alſo königlich; —
Kein Sturmwind in den Wüſteneyn
Iſt dann ſo frei, als ich!

Stein, Wall und Mauer kerkert nicht;
Kein Gitter kerkert ein.
Ein Geiſt, unſchuldig, ruhig, ſpricht:
Das ſoll mein Pallaſt ſeyn.
Fühlt ſich das Herz nur friſch und gleich,
Und frei und frölich ſich;
Die Engel dort im Himmelreich
Sind dann ſo frei, als ich.

21.

Noth und Hoffnung.

Ein Geſpräch.

Nach dem Griechiſchen.

---

1. Ihr Götter, weh mir, daß ich Noth und Gram
Zu Lebensführerinnen mitbekam!
Geängſtiget von auſſen und von innen,
Wenn werd ich Ruh im Spiel der Welt gewinnen?

2. Ihr Götter, wohl mir, daß ihr Noth mir gabt,
Und mit der Hoffnung Liebekuß mich labt.
Von auſſen ſoll die Eine fort mich dringen,
Von innen machts die andre mir gelingen.

1. Der Fels des Siſyphus iſt unſre Müh,
Sie ſteiget ſchwer, und ſchwerer ſinket ſie.
Irions Rad, es brennt in unſerm Herzen,
Auch wenn mit Wolken wir und Hoffnung ſcherzen.

2. Der Erde Saat iſt unſre kurze Müh,
Sie ſinket leicht und friſch erſtehet ſie.
Wie junges Grün ſoll unſre Hoffnung grünen;
Bald iſt es Frucht, wo Blüthen nur erſchienen.

1. Der Herbſt entlaubt das Leben und den Hain,
Und Winterfroſt wird deine Hoffnung ſeyn.
2. Der Frühling kommt mit Hain und Hoffnung wieder,
Und ſüſſe Noth beſingen alle Lieder.

Ihr Nachtigallen, klinget ſüſſe Pein,
Ihr Turteltauben, girret Liebe drein,
Ihr Knoſpen ſproßt der Mühe ſüſſes Streben,
Ihr Lerchen ſingt der Hoffnung Frühlingsleben.

1. So will ich denn, des Lebens mich zu freun,
In Noth getroſt, in Hoffnung glücklich ſeyn.
Wenn unter Roſen oft auch Dornen ſtechen,
Von Dornen will ich meine Roſen brechen.

11.

Pallaſt des Frühlings.

Spaniſch.

Alle Töchter der Aurora,
Alle Blumen in dem Garten,
Standen hoffend, ſtanden wartend
Auf die königliche Roſe.

Und da ging ſie majeſtätiſch
Auf, auf ihrem grünen Throne.
Rings um ihren Königspurpur
Stand der Dornen ſcharfe Wache.

Und ſie blickte liebreich nieder,
Sie gebildet von der Liebe,
Und die Blumen alle neigend
Grüſſen ſie mit ſtummer Ehrfurcht.

Die bewundert ihre Schönheit,
Jene liebet ihre Güte,
Dieſe buhlt um ihre Gnade,
Hundert neiden ihre Reize.

Und der Amor ihrer aller,
Der ſie alle liebgewinnet,
Allen ihre Süſſe raubet,
Und nur mit dem Stachel lohnet,

Summend kam die freche Biene,
Lüſtend auch nach ihrem Buſen;
Doch Ein Blick verjagt den Räuber,
Und verſchloß den keuſchen Buſen.

Und die Nelken ſtehen neidig,
(Prinzeſſinnen von Geblüte.)
Die Jasmine, deren weiſſe
Friſche ſelbſt die Venus heuchelt,

Die Narciſſe bei der Quelle,
Die nur ſie, nicht ſich mehr ſiehet;
Und die Lilie der Unſchuld,
Schmachtend in der Liebe Thränen.

Hyacinthen, Anemonen,
Und die Damen ihres Hofes
Spröde Tulpen, die nicht duften,
Aber prangen und ſtolzieren —

Alle ſtehen, alle warten,
Welche Freundin ſie erwähle?
Und ſie wählt das ſtille Veilchen,
Aller Blumen Erſtgebohrne,

Das im Graſe ſich verhüllet,
Und ſchon, eh es da iſt, duftet,
Duftet frühe Lenzerquickung,
Und die Hoffnung aller Schweſtern.

Alſobald im Lorbeerwalde
Ihres Königsparadieſes
Fangen jauchzend vor Entzückung
Nachtigallen an zu ſchlagen;

Und ſo oft im grünen Frühling
Dieſer Pallaſt wiederkehret,
Singen Schäferin und Schäfer
Nur das Veilchen und die Roſe.

23.

Das Unvergleichbare.

Engliſch.

Du kleines Sternenheer der Nacht,
Das unſerm forſchenden Geſicht,
Mehr Zahl, als Schimmer, ſichtbar macht,
Ihr Schaaren, denen Raum gebricht;
Was ſeid ihr an der Sonne Licht?

Ihr frühen Veilchen auf der Flur
Die ihr in ſchöner Purpurtracht
Als Erſtgebohrne der Natur
So ſtolz, ſo ſpröde um euch lacht;
Was ſeid ihr, wenn die Roſ' erwacht?

Ihr kleinen Vögel in dem Hain,
Die mit ſo reichem, regem Schall,
Die Sänger der Natur zu ſeyn,
Ihr Seelchen wirbeln. Allzumal
Was ſeid ihr zu der Nachtigal?

So tritt mein Mädchen in den Kreis
Der Schönen, eine Königin.
Die Schönſte gibt ihr gern den Preis
An Lieblichkeit und frohem Sinn;
Die Liebe ſchuf ſie Königin.

24.

Das Lied vom Schmetterlinge.

Deutſch.

Liebes, leichtes, luſtiges Ding,
Schmetterling,
Das da über Blumen ſchwebet,
Nur von Thau und Blüthen lebet,
Blüthe ſelbſt, ein fliegend Blatt,
Das mit welchem Roſenfinger!
Wer bepurpurt hat?

Wars ein Sylphe, der dein Kleid
So beſtreut,
Dich aus Morgenduft gewebet,
Nur auf Tage dich belebet;
Seelchen und dein kleines Herz
Pocht da unter meinem Finger,
Fühlet Todesſchmerz.

Fleuch dahin, o Seelchen, ſey
Froh und frei,
Mir ein Bild, was ich ſeyn werde,
Wenn die Raupe dieſer Erde,
Auch wie du ein Zephyr iſt,
Und in Duft und Thau und Honig
Jede Blüthe küßt.

25.

Wilhelms Geiſt.

Schottiſch.

Da kam ein Geiſt zu Gretchens Thür,
Mit manchem Weh und Ach!
Und drückt' am Schloß und kehrt' am Schloß,
Und ächzte traurig nach.

„Iſt dies mein Vater Philipp?
Oder iſts mein Bruder Johann?
Oder iſts mein Treulieb Wilhelm,
Aus Schottland kommen an?„

„Iſt nicht dein Vater Philipp.
Iſt nicht dein Bruder Johann!
Es iſt dein Treulieb Wilhelm,
Aus Schottland kommen an.

O Gretchen ſüß, o Gretchen lieb,
Ich bitt dich, ſprich zu mir,
Gib Gretchen mir mein Wort und Treu,
Das ich gegeben dir.„

„Dein Wort und Treu geb ich dir nicht
Gebs nimmer wieder dir;
Bis du in meine Kammer kömmſt,
Mit Liebeskuß zu mir.

„Wenn ich ſoll kommen in deine Kammer —
Ich bin kein Erdenmann:
Und küſſen deinen Roſenmund
So küß' ich Tod dir an.

O Gretchen ſüß, o Gretchen lieb,
Ich bitt dich, ſprich zu mir:
Gib, Gretchen, mir mein Wort und Treu,
Das ich gegeben dir.

„Dein Wort und Treu geb ich dir nicht,
Gebs nimmer wieder dir,
Bis du mich führſt zum Kirchhof hin,
Mit Bräutgamsring dafür.„

„Und auf dem Kirchhof lieg ich ſchon
Fernweg, hinüber dem Meer!
Es iſt mein Geiſt nur Gretchen,
Der hie kommt zu dir her.„

Ausſtreckt ſie ihre Lilienhand
Streckt eilig ſie ihm zu:
„Da nimm dein Treuwort Wilhelm
Und geh, und geh zur Ruh.„

Nun hat ſie geworfen die Kleider all,
Ein Stück hinunter das Knie,
Und all die lange Winternacht
Ging nach dem Geiſte ſie.

„Iſt Raum noch, Wilhelm, dir zu Haupt,
Oder Raum zu Füßen dir?
Oder Raum noch, Wilhelm, dir zur Seit,
Daß ein ich ſchlüpf zu dir.„

„Kein Raum iſt, Gretchen, mir zu Haupt,
Zu Füßen und überall;
Kein Raum zur Seit' mir, Gretchen,
Mein Sarg iſt eng und ſchmal.„

Da kräht der Hahn, da ſchlug die Uhr!
Da brach der Morgen für!
„Iſt Zeit, iſt Zeit nun, Gretchen,
Zu ſcheiden weg von dir!„

Nicht mehr der Geiſt zu Gretchen ſprach,
Und ächzet' tief darein,
Schwand er in Nacht und Nebel hin
Und ließ ſie ſtehn allein.

O bleib, mein Ein Treulieber, bleib,
Dein Gretchen ruft dir nach —
Die Wange, blaß, erſank ihr Leib,
Und ſanft ihr Auge brach.

26.

Der Eistanz.

Deutſch.

Wir ſchweben, wir wallen auf hallendem Meer,
Auf Silberkryſtallen dahin und daher:
Der Stahl iſt uns Fittig, der Himmel das Dach,
Die Lüfte ſind heilig und ſchweben uns nach.
So gleiten wir, Brüder, mit frölichem Sinn
Auf eherner Tiefe das Leben dahin,

Wer wölbte dich oben, du goldenes Haus?
Und legte den Boden mit Demant uns aus?
Und gab uns den flüchtigen Funken im Stahl?
Zu tanzen, zu ſchweben im himmliſchen Saal.
So ſchweben wir, Brüder, mit frölichem Sinn
Im himmliſchen Saale das Leben dahin.

Da ſtand ſie, die Sonne, in Düfte gehüllt!
Da rauchen die Berge, da ſchwebet ihr Bild!
Da ging ſie danieder und ſiehe, der Mond
Wie ſilbern er über und unter uns wohnt.
So wallen wir, Brüder, mit frölichem Sinn
Durch Mond und durch Sonne das Leben dahin.

Seht auf nun, da brennen im himmliſchen Meer
Die Funken; und brennen im Froſt um uns her.
Der oben den Himmel mit Sonnen beſteckt,
Hats unten mit Blumen des Froſtes gedeckt.
Wir gleiten, o Brüder, mit frölichem Sinn
Auf Sternengefilden das Leben dahin.

Er macht' uns geräumig den luſtigen Saal
Und gab uns in Nöthen die Füße von Stahl,
Und gab uns im Froſte das wärmende Herz,
Zu ſtehn auf den Fluthen, zu ſchweben im Scherz.
Wir ſtreben, o Brüder mit ehernem Sinn,
Auf Fluthen und Abgrund das Leben dahin.

Zweiter Theil.

Da kommt ſie die Göttin und ſchwebet ein Schwan,
In lieblichen Wellen hinab und hinan.
Geſtalt, wie der Juno, mit roſigem Knie:
Die Lüfte, ſie fühlen, ſie tragen ſie.

Im Schimmer des Mondes, im ſchweigenden Tanz
Wie flieſſet ihr Schleier, wie ſchwebet ihr Kranz!
Die liebenden Sterne, ſie ſanken hinab
Zum Schleier, zum Kranz, der ſie liebend umgab.

Sie ſchwebte vorüber, da klang ſie den Stahl
Da klangen und ſangen im himmliſchen Saal
Die Sterne: da hat ſich erröthend ihr Bild
Wohin dort? in ſilberne Düfte gehüllt.

27.

Der Brauttanz.

Deutſch.

Tanz, der du Geſetze
Unſern Füßen giebſt,
Handdruck, Huldgeſchwätze,
Scherz und Liebe liebſt,
Sinnen, Augen, Ohren
Werden uns zu Hauf
Gleichſam wie beſchworen,
Zeucht dein Lager auf.

Wie die Bäum' im Lenzen
Von der Blüthe ſchwer,
Wie die Tauben glänzen,
Wie ein Kriegesheer:
So biſt du zu ſchauen
Tanz, wenn du dich rührſt,
Und an die Jungfrauen
Die Geſellen führeſt.

Auf, ſuch zu begnügen
Dieſes edle Paar,
Das ſich jezt will fügen
Um das neue Jahr,
Schaff, daß ihre Sachen
Wie im Tanze gehn,
Laß nur Lieb' und Lachen
Allzeit um ſie ſtehn.

Hierauf ſtimmt Schalmeyen
Und Trompeten an,
Laß an deinen Reihen
Gehen was nur kann,
Leb uns zu gefallen,
Angeſehn die Welt,
Zeit und Tod, ſammt allen,
Seinen Reihen hält.

28.

Lied vom Hofe.

Deutſch.

Wer ſich nimmt an,
Und's Rädlein kan
Hübſch auf der Bahn
Lahn umher gahn,
Und ſchmeichlen ſchön
Findt jedermann
Ein Feil und Wahn,
Iſt jezt im Korb der beſte Hahn.
Oder der geht zu Hof jezt oben an.
Oder der iſt zu Hof am beſten dran.
Denn wer gedächt'
Zu leben ſchlecht,
Fromm und gerecht
Die Wahrheit brächt';
Der wird durchächt
Und gar geſchwächt
Gehönt, geſchmät
Und bleibt allzeit der andern Knecht.

Beym Schmeichelſtab'
Gewinnt mancher Knab'
Groß Gut und Haab',
Geld, Gunſt und Gab'
Preiß, Ehr und Lob
Stößt andre herab,
Daß Er hoch trab'
So geht die Welt jezt auf und ab.

Wer ſolchs nicht kann
Zu Hofe than;
Thue ſich davon,
Ihm wird zu Lohn
Nur Spott und Hohn:
Denn Heuchelmann
Und Spötterzahn
Iſt jezt zu Hof am beſten dran.

Luther.

29

Frühlingslied.

Italiäniſch.

Der Schnee zerſchmilzt, der Frühling kommt
Mit ſeiner Blumen Schaar,
Und Buſch und Baum iſt jung und grün,
Und blühend wie er war,
Von Bergen rauſcht der Strom nicht mehr
Mit wilder Fluthen Fall;
In ſeinen Ufern murmelt er,
Ein ſchleichender Kryſtall.

Ob Ewigkeit hienieden ſey?
Zeigt Jahr- und Tageslauf:
Die Sonne, die jezt niedergeht
Geht morgen wieder auf.

Was ſteiget, fällt; in kurzer Friſt
Kommt wieder auf, was fällt;
Der Menſch der einmal drunten iſt,
Sieht nimmermehr die Welt.

Und was ſein Gut hienieden ſey,
Iſt, ders ihm ſichern kann?
Schnitt Lacheſis nicht heute ab,
Was Klotho geſtern ſpann?
O Elend, o Gebrechlichkeit,
Auf Tand und Nebel baun!
Des Todes zu gewiſſen Streich
Im Ungewiſſen traun!

Nur Traum, nur Traumglückſeligkeit
Iſt nieden unſer Theil!
Müh' iſt das Leben, ach und fleucht
Wie ein verſchoßner Pfeil.
Des Himmels Wohnungen, o ihr,
Mein ewges Vaterland
Ein matter Fremdling auf der Welt,
Streck' ich nach Euch die Hand.

Wer leiht mir Flügel? ach wer gibt
Zu ſchwingen mich von hier,
Dem kranken Geiſte neuen Muth,
Und neue Kräfte mir?
Wohlan, kein Erdgedanke mehr
Keim' auf in dir, o Herz!
Zeit iſts, aufs Beſte nun zu ſchaun,
Zu denken Himmelwärts.

30

Abendlied.

Deutſch.

Der Mond iſt aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald ſteht ſchwarz und ſchweiget,
Und aus den Wieſen ſteiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie iſt die Welt ſo ſtille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und ſo hold!
Als eine ſtille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verſchlafen und vergeſſen ſollt.

Seht ihr den Mond dort ſtehen?
Er iſt nur halb zu ſehen,
Und iſt doch rund und ſchön,
So ſind wohl manche Sachen,
Die wir getroſt belachen,
Weil unſre Augen ſie nicht ſehn.

Wir ſtolze Menſchenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wiſſen gar nicht viel;
Wir ſpinnen Luftgeſpinnſte,
Und ſuchen viele Künſte,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns dein Heil ſchauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und frölich ſeyn.

Verzeichniß.

Erſtes Buch.

1, **Das Lied vom Fiſcher.** Deutſch. S. 3
Von Göthe. Es ſtehet mit der Melodie in des Freiherrn von Seckendorfs Volks- und andern Liedern. Th. 1.

2. **Das Thal der Liebe.** Engliſch. 5
Aus D'Urfeys Collect. of Ballads and ſongs Vol. 3. p. 49. wo es mit der Melodie zu finden.

3. **Lied der Morgenröthe.** Franzöſiſch. 7.
Ein ſehr bekanntes Lied, ſo Heinrich dem Vierten zugeſchrieben wird. Es ſteht unter andern im Recueil de Romances 1767. p. 109.

4. **Die Gräfin Linda;** eine Romanze. Franzöſiſch. 9
Die ſchöne Romanze iſt von **Moncrif**, eine Schweſter zu ſeiner auch im Deutſchen ſo beliebten Marianne. S. Recueil de Romances p. 27.

5. **Das Mädchen am Ufer.** Engliſch. 18
Ich weiß nicht, woher? Mich dünkt, nach einem Gedicht aus **Dodsley's** Sammlung. Wo in

den folgenden Nummern keine Quelle genannt iſt, hat ſie der Sammler nicht mehr gewußt.

6. **Lob des Weins.** Ein deutſcher Dithyrambus. S. 19
Von Simon Dach Aus Heinrich Alberts Liedern, Fol. Th. 1. N. 25.

7. **Tanzlied** Deutſch. 22
Aus dem Italiäniſchen, von Flemming. S. 503. Ausgabe Merſeb. 1685.

8. **Amor im Tanz.** Deutſch. 24
Von Heinrich Albert S. ſeine Lieder Th. 3. N. 22.

9. **Wider das Liebesſchmachten.** Engliſch. 27
Aus D'Urfeys Collection of Songs. Vol. —

10. **Einige Liederchen.** Franzöſiſch. 29
Das erſte Lied iſt von **Fenelon**: das zweite nach **Quinault**: das dritte, ich weiß nicht, woher?

11. **An eine Blume.** Deutſch. 31
Das zarte Lied iſt von **Riſt**, einem zu ſehr vergeſſenen Dichter. S. Riſts Poet, Schauplaz. S. 267.

12. **Wettſtreit des Frühlings.** Deutſch. 33
Von **Robert Robertihn**, (S. Alberts Samml. Th 3. N. 12.) einem wenig bekannten Dichter, Simon Dachs Freunde, von dem in genannter Sammlung gute Stücke befindlich.

13. **Wettſtreit der Nachtigall.** Mönchslatein. 35
Aus **Erhards** Roſeto Parnaſſio. Stuttgard 1674. 12. wo eine nicht üble deutſche Ueberſetzung beigefügt iſt, die indeß dem Liede ſelbſt zurückbleibt. Gedachter **Erhard** verdient nicht, ſo völlig unbekannt zu ſeyn, als er iſt. An Anlage zur Dichtkunſt, hat es ihm nicht gefehlet; nur leider! muß er ſich nach dem Jeſuiten

Balde gebildet haben, wie ſeine lateiniſchen und frühern deutſchen Gedichte, zeigen.

14. Ein alt franzöſiſches Sonnet. Aus dem 13ten Jahrhundert. S. 40

Von Thibault, Grafen von Champagne, König von Navarra. In Monier Anthol. Françoiſe. Vol. 1. p. 1.

15. Weg der Liebe. Engliſch. 41

Der erſte Theil iſt aus Percy's Reliqu. of anc. Poetry bekannt: der zweite ſteht weitläuftiger in D'Urfeys Collections of ſongs and Ballads. Vol. 5. p. 34. Hier ſind nur die beſten Strophen.

16. Lied der Freundſchaft. Deutſch. 44

Von Simon Dach. (Alberts Samml. Th. 2. N. 10.) Schon die treuherzige Sprache dieſes Dichters verdient Bekanntmachung und Liebe.

17. Klaglied über Menſchenglückſeligkeit: Ein Geſpräch mit der Laute. Engliſch. 46

Nach einem Gedicht von Prior, eine ſehr freie Ueberſetzung.

18. Der Lorbeerkranz. Franzöſiſch. 48

Eine freie Ueberſetzung; ich weiß nicht nach welchem Original.

19. Eile zum Lieben. Deutſch. 52

Von Opitz. Eins der ſchönſten deutſchen Lieder. In Rammlers Blumenleſe ſtehts verändert.

20. Glückſeligkeit der Ehe. Engliſch. 54

Das bekannte Original ſteht in Percy Reliq., Dodsley's Collect., Cooper's Briefen über den Geſchmack u. ſ.

21. Das ſtrickende Mädchen. Engliſch. 56

Aus D'Urfeys Collect. of ſongs and Ballads. Vol. —

22. Die Echo. Spaniſch. S. 58

Aus der Diana des Gil Polo, L. V. p. 312. Lond. 1739. Es ſteht auch im Parnaſſo Eſpannol. Vol. —

23. Herz und Auge. Aus dem Latein der mittlern Zeiten. 60

Aus Camden's Remaines concerning Britaine, Lond. 1637. 4. p. 335. einer Sachvollen, nützlichen Sammlung.

24. Kloſterlied. Deutſch. 62

Aus dem Munde des Volks in Thüringen. Im Schweizerdialekt iſts vollſtändiger und vielleicht auch beſſer; da es aber in dieſem verſtändlicher iſt, ſo mochts alſo ſtehen. In der Limpurgiſchen Chronik ſteht auch ein Lied einer Nonne, das ſich anfängt:

Gott geb ihm ein verdorben Jahr
Der mich gemacht zur Nonne,
Und mir den ſchwarzen Mantel gab
Den weiſſen Rock darunter u. ſ.

25. Gewalt der Tonkunſt. Engliſch. 64

Aus Percy's Reliq. Vol. 1. p. 181.

26. Das Lied der Hofnung. Italiäniſch. 66

Aus Jagemanns Anthol. Ital. Vol. 2. p. 418.

27. Der eiferſüchtige König. Eine Romanze. Schottiſch. 68

S. Reliq. of anc. Poetry Vol. II. p. 213.

28. **Murrays Ermordung.** Schottiſch. S. 71
Desgl. Vol. II. p. 211.
29. **Das Lied vom Bache.** Deutſch. 73
30. **Abendlied.** Deutſch. 78
Zu dieſen zwey lezten. S. Anmerk. zur fünften Zahl dieſes Regiſters.

Zweites Buch.

1. **Einige Hochzeitlieder.** Eſthniſch. 96
Die Eſthniſchen und Lettiſchen Lieder dieſes Theils, ſind mir durch die Güte des Verf. der topographiſchen **Nachrichten von Lief und Eſthland** worden. Für die Treue der Lieder iſt alſo Bürgſchaft da; für die Schönheit jeder Strophe brauches keine Bürgſchaft, da hier von treuen, wahren, charakteriſtiſchen Geſängen eines Volks, und nicht von abſtracktem Ideal eines Liedes die Rede ſeyn kann. Es ſind daher dieſe, ſo ich geliefert, nur als Proben aus einer gröſſern Anzahl erleſen.

2. **Klage über die Tyrannen der Leibeignen.** Eſthniſch. 99
Abgekürzt würde das Lied ſchöner ſeyn; aber es ſollte nicht abgekürzt werden. Der wahre Seufzer aus der nicht dichteriſch, ſondern wirklich gefühlten Situation eines ächzenden Volks, ſollte wie er da iſt, tönen.

3. **Hochzeitlieder.** Griechiſch. 101

Die griechiſchen Lieder ſind eingemiſcht, um zuweilen griechiſche Seelen über die Barbarei der vorhergehenden und folgenden zu tröſten. Das erſte ſteht in **Brunks** Analectis Vol. 1. p. 116.

4. **Brautlied.** Litthauiſch. S. 104

Aus dem 21ſten Theil der Litteraturbriefe S. 241. 242. bekannt und hier nach dem Sylbenmaſſe des Originals in Ruhigs Betrachtungen der Litthauiſchen Sprache S. 75. gegeben. Eine ſchöne Umſchmelzung deſſelben nach dem Sylbenmaas eines alten deutſchen Liedes ſteht in der zweiten Ausgabe des Hypochondriſten Th. I. S. 118.

5. **Die Fahrt zur Geliebten.** Lappländiſch. 106

Ein aus Kleiſts Nachbildung gnugſam bekanntes Lied, deſſen Original in Scheffer. Lapponia befindlich. Ein Finniſches ſehr bekanntes Bärenlied, davon **Georgi** in ſeinen Abbildungen ruſſiſcher Nationen eine Ueberſetzung gegeben, ſteht dem Original nach in **Törners** diſſ. de orig. et relig. Fennon. p. 40. **Kleiſts** Lied der Kannibalen auf die Schlange iſt mir nur aus **Montagne** (Eſſai l. 1. c. 30) bekannt. Von den Liedern der Nordamerikaner ſind Nachrichten gnug in **Sagars** Huroniſcher Reiſe, auch Melodien vorhanden; eigentliche ganze und merkwürdige Lieder kenne ich nicht.

6. **Fragmente griechiſcher Lieder der Sappho.** 108

Brunks analecta Vol. 1. p. 56. 57. Sie ſtehen hier zu Entſchuldigung der folgenden Fragmente.

7. Fragmente Lettiſcher Lieder. S. 111

8. Frühlingslied. Lettiſch. 113

9. Eliſabeths Trauer im Gefängniß. Engliſch. 114

Von Shenſtone, einem der ſanfteſten und natürlichſten Dichter der Engländer in ihren lezten ſo künſtlichen Zeiten. Aus Dodsley's Collect. Tom. IV. p. 333.

10. Lied an die Geſundheit. Engliſch 116

Desgleichen aus Dodsley's Collect T. V. p. 21. Das Lied iſt insonderheit des Sylbenmaaſſes und Tons wegen hier gegeben; denn ſonſt geſtehet der Herausgeber, daß die Gattung der Engliſchen Poeſie, wo an das Wort eines Regiſters z. E. Nacht, Unglück, Einſamkeit, Geſundheit, Melancholey, u. d. gl. groſſe Oden, Hymnen und Geſänge fabricirt, und die gewöhnlichſten loci communes darüber, mit Farben übermahlt, und mit Beiwörtern vollgeſtopft, ſtrophenweiſe ausgeſchüttet werden, nicht nach ſeinem Geſchmack ſey. Die Arbeit iſt weder Poeſie, noch lyriſche Weiſe, weder Allegorie noch Abhandlungen, und doch beſteht ein groſſer Theil der geprieſenen Dodsleyiſchen Sammlung aus Stücken der Art.

11. Das Nußbraune Mädchen. Schottiſch. 119

Ein bekanntes und beliebtes Lied, das der feine und zärtliche Prior in ſeinen Heinrich und Emma umgebildet hat. Es ſtehet in ſeinen Gedichten Vol. 2. und in den Reliq. Vol. 2. p. 26.

12. **Landlied.** Schottiſch. S. 126
Aus Urfeys Collect. of Songs Vol. 3. p. 137. wo nach Engliſcher Weiſe viele, zum Theil ſehr gemißbrauchte Parodien vorkommen. Die Melodie iſt ſehr landmäßig.

13. **Todtenlied.** Grönländiſch. 128
Aus **Kranzens** Nachr. von Grönl. Th. 1.

14. **Darthula's Grabesgeſang.** Aus Oſian. 130

15. **Fillans Erſcheinung und Fingals Schildklang.** Aus Oſian. 131

16. **Erinnerung des Geſanges der Vorzeit.** Aus Oſian. 133
Die beiden lezten Stücke ſind Verſuche einer Ueberſetzung nach den von Mac-pherſon gegebnen Proben des Originals aus der Temora. Der Herausgeber (denn die Ueberſetzung iſt nicht von ihm) beſizt einige merkwürdige Anmerkungen als Reſultate dieſes Verſuchs über Oſian, denen aber hier Platz fehlet.

17. **Glück und Unglück.** Spaniſch. 140
Aus Gongora Romanc. Liricos p. 328.

18. **Der klagende Fiſcher.** Spaniſch. 142
Desgl. p. 331.

19. **Der kurze Frühling.** Spaniſch. 144
Eben daher p. 403. Allſamt aus der Ausgabe der Obras des Gongora Brüſſel 1659. 4.

Ueber die Abweichungen vom Original wird ſich hoffentlich niemand beſchweren, denn Gongora, wie er iſt, deutſch zu geben, müſte man ſelbſt der Spaniſche Gongora ſeyn. Einige Stücke von dieſen ſind aus Jakobis beliebter Ueberſetzung in Proſe bekannt, mir lags inſonderheit am Sylbenmaaß und dem Ton der Romanze.

20. Die Silberquelle. Engliſch. S. 146
Aus Thom. Carew. p. 34.

21. Freiheit in der Liebe. Deutſch. 147
Mehr als einmal iſt der Wunſch geſchehen, daß Opiz, Flemmings u. a. zerſtreuete verlohrne Gedichte aufgefunden und geſammlet würden. Hier iſt eins von Opiz, ſo er vermuthlich während ſeines Aufenthalts in Preuſſen gemacht hat, und von Albert komponirt iſt. S. ſ. Lieder B. 3. N. 16. Ich wünſche, daß ihm mehrere und beſſere folgen mögen.

22. Fabellied. Deutſch. 149
S. Ausbund ſchöner weltlicher und züchtiger Lieder, quer 8.

23. Röschen auf der Heide. Deutſch. 151
Aus der mündlichen Sage.

24. Der einzige Liebreiz. Deutſch. 152

25. Nordlands Künſte. Däniſch. 153

26. Der Waſſermann. Däniſch. 155

27. Erlkönigs Tochter. Däniſch. 158

Die drey letzten ſind aus den Kiämpe-Viſer, mir von andrer Hand mitgetheilt.

28. Radoslaus. Eine Morlackiſche Geſchichte. S. 161

29. Die ſchöne Dolmetſcherin. Eine Morlackiſche Geſchichte. 167

Beide Stücke ſind aus einem ungedruckten Italiäniſchen Mſcr. des Abbt **Fortis**, des bekannten Verfaſſers der Oſſervaz. ſopra Cherſo ed Oſero und der Reiſe nach Dalmatien. Die Anzeige dieſer Quelle iſt nicht Dichtung, ſondern Wahrheit.

30. Die Fürſtentafel. Eine Böhmiſche Geſchichte. 172

S. **Hageks** Böhmiſche Chronik, bald am Anfange.

Drittes Buch.

1. Voluſpa. Nordiſch. 183

Der Ueberſetzer maßt ſich nicht an, von dieſem und den folgenden Nordiſchen, zum Theil ſo dunklen und mißgedeuteten Stücken eine kritiſche Ueberſetzung zu geben; es iſt nur eine Probe, wie er ſich (und zwar eine Reihe von Jahren zurück, da von der Nordiſchen Bardenpoeſie noch nichts erſchallet war.) dieſe berühmte Stücke dachte und zu eignem Verſtändniß überſetzte. Wers beſſer kann, mache es beſſer. Zur Voluſpa ſind zwo ſehr verſchiedne Ausgaben des Reſenius, in 4 gedruckt, wo in der Einen die Voluſpa allein, in der zweiten hinter der ſpätern Edda gegeben wird.

2. **An die Regengöttin.** Peruaniſch. S. 196
Aus einem Theil der allgemeinen Reiſen, den ich nicht zur Hand habe.

3. **Das Grab der Prophetin.** Nordiſch. 197
Aus Bartholin de cauſ. contemt. mortis, aus dem auch das 6te Stück genommen worden.

4. **Die Zauberkraft der Lieder.** Nordiſch. 201
Sind die ſogenannten Runa-Kapitule, das dritte Stück der ältern Edda. Mich dünkt, daß in dieſem dunkeln und im Anfange vielleicht verderbten Stück weit weniger Myſtiſches enthalten iſt, als manche darinn gefunden. Auch bey den Sineſern und bey allen alten Nationen, wenn ſie aus der Wildheit in Zucht übergingen, ſind die Lieder alſo geordnet und nach Ständen und Gemüthsbewegungen regiſtert worden, daß alſo dieß Stück eine Art poetiſchen Verzeichniſſes ſeyn mag, wie es bey der ſpätern Edda auch die Theile, ſo auf den erſten folgen, zum Zweck haben.

5. **Edward.** Schottiſch. 207
Aus Percy Reliq. Vol. I. p. 57.

6. **Die Todesgöttinnen.** Nordiſch. 210

7. **Die Chevyjagd.** Engliſch. S. 213

S. Reliq. Vol. 1. p. 1. Dieß Stück iſt die berühmte älteſte Engliſche Ballade, die auch in der Ueberſetzung nicht gar zu glatt erſcheinen konnte, ſollte ſie das, was ſie iſt, einigermaſſen bleiben. Die **Chevyjagd** die der Zuſchauer zergliedert, iſt ſchon eine ſpätere Nachbildung, die, wie Percy zeigt, in den meiſten Stücken dieſer ältern weit nachſtehet. — Es thut mir leid, daß ich nicht auch den jüngern Percy aus den Zeiten der Eliſabeth, oder den **Aufſtand im Norden** hier geben konnte, weil die Romanze zu lang war. Es herrſcht eine ſo ſonderbare Treuherzigkeit in der lezten, als rauher Heldenmuth in der erſten; beyde machen wehmüthig traurig.

8. **König Ludwig.** Deutſch. 227

Das älteſte Deutſche Lied. Schilters theſaur. rer. germ.

9. **Aljama.** Spaniſch. 233

S. hiſt. de las guerr. Civil p. 463. und Cancionero de Romances p. —

10. **Lied vom Kriege.** Eſthniſch. 237

11. **Schlachtlied.** Deutſch. 240

Aus Sittewalds Geſichten Th. 4. S. 114. Wo auch ein Lehrbrief der Soldaten iſt, voll ſtarker Stellen und ſtarker Sprache; nur leider! 80 Strophen lang. Auch in dieſem Gedicht muß man der Sprache und treflichen Stellen wegen die ſchwächern überſehen; ſie ſind es uns izt, nachdem ſo viel Gedichte der Art erſchienen ſind, warens aber damals weniger.

12. Der verſchmähete Jüngling. Nordiſch. S. 245
Aus Bartholin. In Mallet iſt eine Ueberſetzung nach Mallets Weiſe.

13. Hochzeitgeſang. Latein. 248
Aus Katull: einem Dichter, der weit leichter iſt zu verſchönern als zu überſetzen.

14. Das ſchiffende Brautpaar. Spaniſch. 254
Von Gongora. Obras de Gongora p. 344.

15. Der Brautſchmuck. Schottiſch. 257
Ramſay's Evergreen Vol. I. p. 213.

16. Billiges Unglück. Schottiſch. 260
Deßgleichen p. —

17. Die Sorge. Italiäniſch. 262
Rime oneſte de' migliori poeti Bergamo 1750. Vol. 2. p. 264. Von Forteguerri.

18. Bettlerlied. Schottiſch. 264
Reliq. of anc. Poetry Vol. 2. p. 51. Von König James 5. in Schottland.

19. Für die Prieſterehe. Mönchlatein. 269
Von Walter Mapes, dem Verf. des Mihi eſt propoſitum: via lata gradior &c. Aus Camden's Remaines p. 333. Ich hoffe nicht, daß Jemand in deutſchen Lettern das Lied zu frei finden werde, da es mit lateiniſchen Lettern in Wolf. lection. memorab. und (dünkt mich) ſelbſt in Flacii poemat. de corrupto eccleſiae ſtatu zu finden; die Hälfte von Strophen iſt überdem weggeblieben und die andre mit Fleiß nur frei überſetzt. Weitere Nachricht von Mapes Gedichten giebt Leyſer hiſt. poetar. et poemat. med. aevi p. 776. &c.

20. Lied im Gefängniß. Engliſch. S. 272
Reliq. Vol. 2 p. 321. Man wirds nicht unbillig finden, daß dies und einige andre Stücke die in dem Muſenalmanach geſtanden, hier wieder erſcheinen; die Stelle hat zu ihnen Recht und ſie Rechte zu dieſer Stelle. Zudem ſind die meiſten verändert.
21. Noth und Hofnung. Griechiſch. 274
22. Pallaſt des Frühlings. Spaniſch. 276
Obras de Gongora p. —
23. Das Unvergleichbare. Engliſch. 279
Reliq. Vol. 2. p. 312.
24. Das Lied vom Schmetterling. Deutſch. 281
25. Wilhelms Geiſt. Schottiſch. 283
Reliq. Vol. 3. p. 126.
26. Der Eiertanz. Deutſch. 287
27. Der Brauttanz. Deutſch. 290
Von Simon Dach, aus Alberts muſikaliſcher Kürbshütte Fol. Königsb. 1651.
28. Lied vom Hofe. Deutſch. 292
Von Luther. S. ſ. Werke Altenb. Ausg. Th. 5. S. 804.
29. Frühlingslied. Italiäniſch. 294
Von Chiabrera. S. Jagemanns Anthol. Vol. 2. p. 475.
30. Abendlied. Deutſch. 297
Von Claudius. Das Lied iſt nicht der Zahl wegen hergeſetzt, ſondern einen Wink zu geben, weil des Inhalts die beſten Volkslieder ſeyn und bleiben werden. Das Geſangbuch iſt die Bibel des Volks, ſein Troſt und ſeine beſte Erholung.

* * *

Und hiemit ſey ihm gnug der Volkslieder, oder vielleicht ſchon viel zu viel. Die Vorrede ſagts, wie der Herausgeber zu ihnen gekommen iſt, und was er damit für Zweck hatte. Eben aber, dieſer verſchiedenen Mittel und Zwecke halber können unmöglich alle Stücke aus allen Zeiten, von allen Völkern gleich gut ſeyn, inſonderheit gleich gut nach dem Maaßſtabe Eines Leſers oder gar Kunſtrichters, der ſich hinſetzt, in Einem Athem fortzuleſen, damit er das Buch abthue und juſtificire. Jeder Vernünftige wird jedes Stück an ſeiner Stelle und Ort betrachten, es als das anſehen was es für ſich iſt und hier ſeyn ſoll, alſo auch nicht in Einem fortleſen noch ſich ſchwindelnd aus Völkern in Völker werfen; endlich was ihm hie und da nicht gefällt, einem andern laſſen, für den es da iſt. Sodann glaube ich nicht, daß Ein völlig unmerkwürdiges Stück hier vorkommt, und ich könnte ſehr beredt ſeyn, wenn ich von dem Nutzen ſchwätzen wollte, den manche verdorrte Zweige unſrer Poeſie aus dieſen unanſehnlichen Thautropfen fremder Himmelswolken ziehen könnten. Ich überlaſſe dieß aber dem Leſer und Lehrlinge, der meine Mühe, die Luſt und Zerſtreuung früherer, einſamer und vergangner Jahre, zu nutzen und anzuwenden begehret. Frühe fing ich an, zu einer Geſchichte des lyriſchen Geſanges zu ſammlen und verſchmähete nichts, was dazu diente. Auch dieſer Zweig gehörte dazu und der Eigenſinn des Zufalls allein zwang mich, zuerſt zu geben, was vielleicht zuletzt oder nimmer hätte erſcheinen ſollen. Wie ihm ſey. Von Volksliedern zu reden hat ſeine Zeit, und von Volksliedern nicht mehr zu reden, auch die Seine. Für mich iſt jezt die letzte und ich habe, auf Jahre hin, ſelbſt an dem ſo entweiheten Namen Volkslieder, gnug gehört, daß ich mich damit verſchonen werde, ſo wenig auch mein erſter Zweck erreicht ſeyn mag, und ſo weit mein eigentliches Eiland noch vor mir, im Schooß der blauen Thetis, ſchwimmen möge. Die Muſe des Mantuaners ruft mir zu:

> — paullo maiora canamus,
> non omnes arbuſta iuvant, humilesque myricae.

Und alſo auf dieſen Zuruf lebt wohl, meine ſchlechte, und jedermanns beſſere Volkslieder!

Ende des zweyten und letzten Theils.

[J. G. Herder]

Maranatha

ΜΑΡΑΝ. ἈΘΑ.

Das Buch
von der
Zukunft des Herrn,
des Neuen Teſtaments Siegel.

Das Zeugniß Jeſu iſt der Geiſt der Weiſſagung.
Offenb. 19, 10.

Riga,
verlegts Johann Friedrich Hartknoch.
1779.

הלוא לאלהים פתרנים

Aufſchluß des Buchs,

die Worte Jeſu Matth. 24. 25.

ſammt den Parallelſtellen.

Ὁ ἀναγινώσκων νοείτω. Matth. XXIV. 15.

I.

Enthüllung Jeſu Chriſti, die Gott ihm gab, zu zeigen ſeinen Knechten, was in Schnelle geſchehn muß. Andeutend in Bildern ſandt' er ſie durch ſeinen Engel ſeinem Knecht Johannes, der das Wort Gottes bezeugt hat und das Zeugniß Jeſu Chriſti, was er ſah. Selig, der da lieſet und die hören die Worte der Weiſſagung und behalten, was in ihr geſchrieben iſt: denn die Zeit iſt nah.

Iſt das Buch, was es nach dieſer Ankündigung ſeyn ſoll, ſo muß es Enthüllung und keine Verhüllung der Sachen ſeyn, die ſobald geſchehn ſollten: es muß des Engels, der ſie brachte, Gottes und Jeſu Chriſti, der ſie gab, werth; denen ſie dienen ſollte, die ihretwegen ſelig geprieſen werden, verſtändlich, anwendbar, bald anwendbar geweſen ſeyn; denn die Zeit der Erfüllung war nah. Andeutend in Bildern, brachte ſie der Engel (σημαινων:) dies iſt die gewöhnliche Sprache der Prophezeiung a). Die Bilder müſſen alſo bedeutend, durch ſich verſtändlich geweſen ſeyn; oder der Engel wird ſie dem Johannes, Johannes denen erklärt haben, die ſie leſen, hören, behalten ſollten. Ja wie es ſcheint, wird darauf gerechnet, daß ſelbſt der Verleſer, indem ers las, der Kreis der Hörenden, indem ſie hörten, ſie verſtehen konnten, und keine Misdeutung oder unrechte Anwendung möglich, keine Grübelei und Errathung nöthig war; denn die Zeit war nah. — Galt das damals, wie vielmehr uns, die wir ſiebenzehn Jahrhunderte ſpäter leben! Iſt die Prophezeiung wahr: ſo muß ſie längſt erfüllt ſeyn; denn ſie ſollte damals ſchon in Eil, in naher Zeit erfüllt werden. In dieſer Zeitnähe, ohne Zweifel ~~noch in den~~ Lebenstagen derer, denen ſie gegeben ward, muß uns der hiſtoriſche Schlüſſel ihrer Erfüllung gegeben ſeyn, oder es wäre, dieſer Ankündigung nach, an ihrer Aechtheit ſehr zu zweifeln. Ins erſte Jahrhundert alſo, an die Stelle dieſer Knechte Chriſti müſſen wir treten, uns ihre Sprache, die Sprache Chriſti

---

a) Ουτε λεγει, ουτε κρυπτει, αλλα σημαινει.

Chriſti und Johannes an ſie, (wenn Johannes das Buch geſchrieben,) uns ihre Geſchichte, Hoffnung und Erwartung aus dem Munde Chriſti, die Erfüllung und Merkwürdigkeiten in ihrem Leben bekannt machen; einen andern Schlüſſel zu dieſem Buch kanns nicht geben.

Johannes den ſieben Gemeinen in Aſien. Gnade Euch und Friede von dem, der iſt und der war, und der kommt. Und von den ſieben Geiſtern, die vor ſeinem Thron ſind. Und von Jeſu Chriſto; er iſt der treue Zeuge! der Erſtgebohrne aus den Todten, der Fürſt der Könige der Erde! Er liebte uns und wuſch uns von unſern Sünden mit ſeinem Blut, und machte uns zu einem königlichen Prieſterthum Gott ſeinem Vater. Ihm ſey Ehre und Gewalt in die Ewigkeiten der Ewigkeiten. Amen.

Siehe, er kommt mit den Wolken und wird ihn ſehen jegliches Auge, auch die ihn ſtachen, und werden weinen über ihn alle Geſchlechte der Erde. Ja! Amen.

Ich bin das A und das O, ſpricht Gott der Herr, der iſt und der war und der kommt, der Allbeherrſcher.

Der Anfang des Buchs iſt ſonderbar; aber, wie niemand läugnen kann, erhaben, ſtark und in die Seele dringend. Ein aufweckender Trompetenklang und kein Wort in ihm vergebens.

Johannes grüßt; zwar wie die Apoſtel grüßen, aber (σημαινων) in bedeutenden Bildern, die Herz und Inhalt des ganzen Buchs ſind. Er grüßt von Dem, **der iſt und war und kommt,** der auch in dieſem Buch A und O, **Anfang und Ende iſt,** der in den früheſten Zeiten **war,** ſtill und verhüllet auch jetzt **iſt,** und **kommt und kommt,** das Ende zum Anfange zu bringen und ſeine erſten Verheiſſungen zu erfüllen. **Die ſieben Geiſter brennen vor ſeinem Thron,** und wir werden ſie bald als Fackeln, bald als Augen, die in alle Welt blicken, als Hörner der Allmacht an aller Welt Ende, als Ströme der Belebung, als Stimmen der Erquickung im Buch ſelbſt ſehen und das umfaſſende, liebliche Bild erklären.

Von Jeſu Chriſto, dem Herrn der Offenbarung, iſt der Gruß am herrlichſten und längſten. Dieſer iſt der **treue Zeuge** b), wie immer und von Ewigkeit als Wort Gottes, ſo in ſeinem Leben, in allem was er ſprach und that, was er ſchon damals vom Inhalt dieſer Offenbarung ſprach und jezt als Zeuge Gottes durch ſeinen Engel völliger enthüllet. Es iſt die Freude Johannes, des Evangeliſten und Apoſtels c), ihn überall als Zeugen Gottes darzuſtellen und ihm nachzuzeugen. — Der treue Zeuge bis in den Tod iſt jezt der **Erſterweckte von den Todten**, des ganzen Heers Führer, der ganzen künftigen Welt Morgenſtern und König. So wird ihn die erſte Erſcheinung des Buchs zeigen, ſo, und als **König der Könige der Erden** der Inhalt des ganzen Buchs bewähren. **Er liebte uns und wuſch uns von den Sünden mit ſeinem Blut und ſtellte uns, ein neues herrliches Brudergeſchlecht, ein königliches Prieſterthum und prieſterlich Königreich Gott ſeinem Vater**

---

b) Jeſ. 55. 4.

c) Joh. 1. 3. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 12. 17. 1 Joh. 1. 3. 5.

dar. Die ganze Offenbarung wird die Herrlichkeit dieſes Bildes enthüllen, denn es iſt letztes Ziel und Zweck derſelben. **Siehe, er kommt! er kommt!** iſt der Inhalt des Buchs, ſeine unzähliche Trommetenſtimme. Schnell und unerwartet, hoch und erhaben kommt er **mit den Wolken: alle ſollen ihn ſehen: ſeine Mörder heulen und weinen.** Wir wiſſen, Johannes braucht die Worte Zachariä, mit denen er hier ſpricht, auch an der rührenden Stelle, da er unter dem Kreuz, als Augenzeuge, Jeſu durchſtochenes Herz ſah [d]. Der geliebte Freund hatte ſo lang ſeinen liebenden, unſchuldig verwundeten Freund, die Mutter ihren durchſtochenen Sohn verlohren: ſcheidend ſagte dieſer: „ich gehe und komme wieder, ich komme bald, ſchnell wieder, und du, Jünger der Liebe, ſollt bleiben, bis ich komme, und warten.„ Wie alſo dort das Herz jener Mutter ſchlug [e], daß ihr Sohn wieder kommen ſollte als Sieger; wie ſie herausſah und harrte: „warum ſäumt ſein Wagen zu kommen? warum zögert der Hufſchlag

ſeiner

---

[d] Joh. 19, 35 — 37.

[e] Richter 5, 28.

ſeiner Triumphsroſſe?„ ſo war dem wartenden Jünger hier die Stimme Triumphton: „er kommt! er kommt in den Wolken.„ Ja, Amen, ſagt Johannes. Und die himmliſche Echo tönt gleichſam ermunternd wieder: „Ich bin das A und das O, Anfang und Ende, der Allbeherrſcher [f]), der Allvollender. — Das iſt die Ankündigung des Buchs und ſein Inhalt. Wie er beſchaffen? wie und ob dieſe Zukunft Chriſti erfüllt ſey? oder noch bevorſtehe? oder nie werde erfüllt werden? das müſſen wir nicht rathen, ſondern aus dem Verfolg des Buchs und der Zeiten lernen. Die erſte Erſcheinung fängt an:

Ich Johannes, euer Bruder und Mitgenoß in der Trübſal, dem Reich und der Geduld Jeſu Chriſti; ich war in der Inſel, die Pathmos heißt, um des Worts Gottes und des Zeugniſſes Jeſu Chriſti willen. Ich war im Geiſt an des Herren Tage und hörte hinter mir eine ſtarke Stimme, wie

---

[f]) Eſ. 44, 6. 41, 4.

wie eine Trommete, dir ſprach: (Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende.) Was du ſieheſt, ſchreibe ins Buch und ſende es den ſieben Gemeinen (in Aſien) gen Ephesus, Smyrna, Pergamus, Thyatira, Sardes, Philadelphia und Laodicea. Wir haben gar keine Urſache, dieſe Gemeinen für etwas anders zu halten, als was ſie ſind, wie ſie hier genannt werden; bei Aufträgen, bei Ueberſchriften der Briefe nennt man keine falſche oder verſtohlne Namen. Zudem wiſſen wir aus der Geſchichte, daß der Johannes, der gen Pathmos verbannt war, eine große Zeit in der Erſten und Vornehmſten dieſer Städte, zu Epheſus, gelebt hat. Die andern, die rings um ihn lagen, waren ihm alſo gleichſam ein Kreis von Schweſtergemeinen, die er liebte und beſuchte, die ihn kannten, für die er ſorgte; er legt ſein Buch, wie zwiſchen ſieben güldne Leuchter, in den Schoos ſeiner Freundinnen nieder. Weiter wollen wir hier noch nicht ſehen. Ob ſie der Inhalt des Buchs zunächſt angieng? Was es bei ihnen ſollte? muß der Verfolg zeigen; gnug, nach dieſer Angabe war es Johannes in **Pathmos**, der lange in **Ephesus** gelebt hat, den dieſe Stimme rief. Wüſten wir nun genau, und ohne Widerſpruch, wenn Johannes nach Pathmos verbannt geweſen? ſo wüſten wir auch die Zeit dieſer Erſcheinung; ſo aber muß uns über dieſe das Buch ſelbſt belehren, und wir ſind hier am Anfange nur damit zufrieden, daß der Aufenthalt unſers Johannes, des **Evangeliſten und Apoſtels**, (denn kein andrer war in Pathmos) durch die Geſchichte bewährt ſey: — Er war daſelbſt als **Mitgenoß an der Trübſal und der Geduld Jeſu** g), die er, nach ſeiner Art und Lieblingsidee dieſes ganzen Buchs, ſogleich mit dem Lohn des **Königsreiches** verknüpft: die Blume der Herrlichkeit duftet in der Mitte ihrer niedern Schweſtern, **Geduld** und **Trübſal**; ein Kranz, den auch Chriſtus getragen. In Pathmos, in der Schule der Einſamkeit und Verbannung, wo er um ſeines **Herren willen** war, hier wars, wo ihm ſo unvermuthet und freudig **ſein Herr** erſchien und Himmel um ihn machte. Mag der Tag, der hier genannt wird,

---

g) 2 Theſſ. 1, 5 — 7.

Sonntag oder Oſtern, oder das Feſt der Gedanken geweſen ſeyn, da Johannes im Geiſt am Tage des Herren war und ſeiner Zukunft, ſeiner ſo lange verſprochnen, zögernden Zukunft nachdachte; gnug, es ward Tag des Herrn, da dieſe Trommete rief und er um ſich blickte.

Ich wandte mich zu ſehen die Stimme, die mit mir ſprach, und da ich mich wandte, ſah ich ſieben güldne Leuchter. Und in Mitte der ſieben Leuchter Einen, der dem Menſchenſohn glich, bekleidet mit einem Talar und die Bruſt umgürtet mit goldnem Gürtel. Sein Haupthaar weiß, wie weiße Wolle, wie Schnee: ſeine Augen, wie Feuerflammen: ſeine Füße wie Silbererz im Ofen glühend, und ſeine Stimme wie das Rauſchen großer Waſſer. Er hatte in ſeiner rechten Hand ſieben Sterne und aus ſeinem Munde gieng ein ſcharf zweiſchneidig Schwert und ſein Antlitz — wie die Sonne leuchtet in ihrer Macht. Als ich ihn ſah, fiel ich zu ſeinen Füßen, wie todt; er aber

legte

legte ſeine rechte Hand auf mich und ſprach: fürchte dich nicht! Ich bin der Erſte und der Letzte, und der Lebendige. Ich war todt und ſiehe, ich lebe in die Ewigkeiten der Ewigkeiten und habe die Schlüſſel der Hölle und des Todes. Schreibe, was du ſaheſt und was es bedeutet und was geſchehen wird nach dieſem. Das Bild der ſieben Sterne, die du in meiner Rechten ſaheſt und die ſieben güldne Leuchter — die ſieben Sterne ſind Engel der ſieben Gemeinen und die ſieben Leuchter die ſieben Gemeinen ſelbſt.

Ehe wir weiter gehn, laſſet uns an dieſer erſten Erſcheinung, (dem Grunde aller, die folgen werden,) zeigen: wie natürlich die Bilder ſind! wie deutlich jedes durch ſich ſelbſt ſpricht und würket! Jeſus erſcheint hier, als das Urbild deſſen, was, der Vorſtellung dieſes Buchs nach, alle die Seinen dort nach und mit ihm ſeyn werden, als der himmliſche triumphirende Prieſterkönig. Sieben Leuchter flammen um ihn, wie dort im Helligthum der Prieſter: der weiße Talar iſt ſein Kleid: der Goldgürtel ihm um die Bruſt — ſo erſchienen dort die Engel h), das war in Chaldäa die edelſte Prieſter- und Königskleidung. Sein Fuß war nackt, ſeine Hände mit Kleinoden geziert und ſeine Geſtalt ſelbſt — wer kann ſie ausſprechen? Johannes kämpft mit Bildern und Worten; er wählt die edelſten, die er in Erſcheinungen und Geſängen des A. T. fand, und keins thut ihm Gnüge. Den er erblickt, er iſt dem Menſchenſohn gleich; ich weiß wohl, daß dieſer Ausdruck aus Daniel i) iſt und da vielleicht nur die Menſchengeſtalt bedeutet; im Munde des Apoſtels Jeſu, der an der Bruſt des Menſchenſohns gelegen und es ſich immer zur Freude, zur Ehre macht, ihn gekannt, zuerſt gekannt, geſehen und berührt zu haben k) — in ſeinem Munde bedeuten die Worte natürlich mehr, und wir werden noch zehn und abermal zehn Exempel finden, daß er die Worte der Pro-

---

h) Dan. 10, 5. 6.

i) Dan. 7, 13.

k) Joh. 1, 14. 21, 7. 1 Joh. 1, 1 — 3.

Propheten gern alſo neu anwendet und gleichſam mit dem Finger der Liebe bezeichnet. Den er hier ſieht, iſt, den er ſolang nicht geſehen, der Menſchenſohn: noch derſelbe! aber wie verklärt! wie verändert! Sein Haupthaar, wie der glänzende flockige Schnee, nur gleichſam Haare: Flamme ſein Blick: ſeine Füße mächtiges, zertretendes Erz, das wie Kryſtall im Ofen glühet: ſeine Stimme, wie Ströme und Meere: ſein Hauch wie ein durchdringendes, zweiſchneidiges Schwert: ſein Antlitz (mit dem Bilde, womit dort Deborah ihren hohen Geſang ſchloß l)) die Sonne in ihrer mächtigen, ſtralenden Mittagshöhe. Wer vermag die Geſtalt zu malen? wer iſt kühn gnug, Bilder, die nur unvollkommene Merkmale ſind, das Antlitz, das wie die Sonne leuchtet, und das Haar, das wie wolliger Schnee glänzt, und die Flamme des Blicks, und den ſchneidenden Athem und den zermalmenden glühenden Fuß und die rauſchende Stimme, als mißverſtandne Wortſymbole auf Papier und Lumpen zu geſtalten oder zu verunſtalten? Und dennoch iſts leider! tauſendmal geſchehen und die herrlichſte Gott-

---

l) Richt. 5, 31.

Gottmenſchengeſtalt in Kupfer- und Holzſchnitten als der elendeſte Krüppel dargeſtellt! Ein kleines Symbol von Dem, was den Bildern und dem Sinn der ganzen Offenbarung begegnet. — Malet Würkung, wenn ihr malen wollt und nicht Gleichniß: ſtellet die Kraft, das Leben, die Gottesgeſtalt dar, deren Ein Anblick den Johannes tödtete und Eine Berührung wieder belebte. Wenn ihr dieſes nicht könnet, wenns Johannes ſelbſt in Worten nicht konnte, ſo ſchweigt, und laßt ſeine Worte reden!

Wie Daniel, m) ſank Johannes nieder; aber liebreicher, als auf jenen Gottesgeliebten kam über ihn die Hand ſeines himmliſchen Bruders. Er nennet ſich nur und ſeine Name belebt: er iſt der **Lebendige**, um den Johannes einſt, als um einen Todten, geweint hatte, und **durch ihn muß alles leben**. Die Schlüſſel der Hölle und des Todes ſind in ſeiner Gewalt: er führt ſie aber jetzt nicht; er zeigt und erklärt dem Johannes etwas Schöners, das in ſeiner Hand leuchtet. **Sieben Sterne** — und das ſind die Lehrer von

---

m) Dan. 8, 18. 10, 8. 9.

von ſieben Gemeinen, ſeine Brüder, ſeine Jünger und Schüler. Wo Johannes einſt die Nägelmahle geſehen [n]; da ſind die Namen ſeiner Geliebten, als Kleinode, als Sterne. **Siehe, in meine Hände habe ich dich gezeichnet,** ſprach Gott dort zu dem verwaiſten Zion: **Deine zerrißnen Mauern ſind immer vor meinen Augen und dein Andenken bei mir** [o]. So ſprach Gott und die Worte in Bild verwandelt, zeigts hier Chriſtus. Vor ihm brennen immer die ſieben Fackeln, ringsum ihn glänzen die ſieben Gemeinen, in deren Mitte er, als wären ſie ſein ganzes Chriſtenthum, ſeine ganze Kirche auf Erden, als unſichtbarer, himmliſcher Prieſter, ſein Amt verrichtet. Wie zart und liebevoll ſind beide Bilder. Befleckte, ſterbliche Menſchen ſind die Kleinode ſeiner Hand, leuchten, wo Wunden der Liebe geweſen ſind, als Siegesmäler, und Liebesdenkmale, als unſterblichglänzende Sterne. Gemeinen, in denen ſo viel Unvollkommenes war, prangen, als goldne Leuchter

[n] Joh. 19, 37. 20, 25—27.

[o] Jeſ. 49, 16.

ter um ihn, ſind gleichſam das Heiligthum ſeines Dienſts, ſeiner Aufſicht und Würkung. Endlich, der kleine Kreis der Bekanntſchaft, Freundſchaft, Treue, kurz des engen Lebens Johannes; es iſt auch gleichſam die Sphäre und der enge Kreis der Gegenwart und Bekanntſchaft Chriſti; Johannes Lieblinge, als Schätze, die ihm niemand rauben ſollte, in ſeine Hände gezeichnet — kann etwas Liebevolleres geſagt werden?

Nun will ich keine Gelehrſamkeit verſchwenden, zu zeigen, daß Lehrer der Gemeinen, Aufſeher, Fürſten, Vorſteher und Wohlthäter der Menſchen Engel genannt, daß ſie als Sterne oft und ſehr würdig vorgeſtellt worden. Juden und Griechen, Chaldäer und Perſer haben die Bilder gehabt, haben die Aehnlichkeit gefühlt und verſtanden: in der Bilderſprache, die damals und in den Gegenden bräuchlich war, waren beide Ausdrücke bekannt und der Urheber ſelbſt wird ſie durch ſieben Briefe noch ſchöner und gründlicher erklären. Engel Gottes ſollet ihr ſeyn, Lehrer der Menſchen, Wächter, Vorſteher, Hirten von Gott kommend und zu ihm gehend, von ihm geſandt und ſeine Stelle hienieden, nicht um irrdiſch' Gut, vertretend. Flammen Gottes, ſeine Blitze und Winde, Streiter fürs Gute, Kämpfer gegen das Böſe, Diener der Schöpfung und Austheiler des Segens; die Unſchuld auf den Händen tragend und ſchauend allezeit, in Widerwärtigkeit und Armuth, das Antlitz Gottes des Vaters. Schauet gen Himmel und ſehet die Sterne! ſo ſollet ihr in höherer reinerer Denkart herniederſchauen und glänzen und wachen und in die dunkle Nacht ſtralen — ein lebendiges Gottesheer, in ſeiner Hand leuchtende Sterne. — Laſſet uns ſehen, mit welchem Feuer der Liebe und nahen Gegenwart Chriſtus an ſeine Lieblinge ſchreibet! Hirtenbriefe des himmliſchen Prieſterkönigs. Er ſitzt und ſchmelzt und reinigt die Kinder Levi, wie Gold und Silber p). Jeder Brief wird mit Einem Zuge ſeiner Geſtalt geöfnet und mit Einer Stimme ſeines Geiſts beſiegelt: beide alſo werden in ſie, als ob ſie ganze Chriſtenheit wären, gleichſam vereinzelt. Und für jeden ſehr treffend vereinzelt: denn jeder Zug ſteht an ſeiner Stelle,

---

p) Malach. 3, 2. 3.

Stelle, jeder Brief an ſich und alle zuſammen, machen das eindringendſte Ganze.

1.

Dem Engel der Gemeine zu Epheſus ſchreibe:

Das ſaget, der die ſieben Sterne in ſeiner Rechte hält, der in Mitte der ſieben güldnen Leuchter wandelt.

Ich weiß deine Werke und deine Mühe und deine Geduld, und daß du die Böſen nicht tragen kannſt und haſt geprüft, die ſich Apoſtel nennen und ſinds nicht und haſt ſie Lügner gefunden.

Aber ich habe gegen dich, daß du die erſte Liebe verlaſſen. Gedenke, woher du entfallen biſt und kehre um und thue die erſten Werke. Wo nicht, ſo komme ich dir ſchnell und rücke deinen Leuchter von ſeiner Stäte, wo du nicht umkehreſt.

Aber das haſt du, daß du die Werke der Nikolaiten haſſeſt, die auch ich haſſe.

Wer Ohr hat, höre, was der Geiſt den Gemeinen ſaget. Dem Ueberwinder! ich will ihm zu eſſen geben vom Baum des Lebens im Paradieſe meines Gottes.

Der ganze Brief iſt wie aus dem Paradieſe der Unſchuld und Liebe. Zu ihr, zur erſten Unſchuld und Liebe ſoll der Ermattete, tief hinabgeſunkne zurückkehren, daß einſt auch die Frucht vom Lebensbaum ihn erquicke und ſpeiſe. Zärtlicher kann die Mutter ihr Kind, die Braut ihren Geliebten an alte verfloſſene ſelige Zeiten, die leider nicht mehr ſind! kaum zurückerinnern. Sie zeigt ihm das Paradies der Unſchuld, das erſte Pfand ſeliger Liebe, lobt ihn und ſtrömt über in Lobe; erzählt, was er alles für ſie that, und noch thue, kommt unvermerkt auf das, was fehlet — aber, als ob es nicht fehle, ſich bald wiedereinſtellen werde, nur durch ein Untermiſchtes „Gedenke! Erinnere dich, wie dir war? und ob dir jetzt beſſer ſey?„ und ſogleich neues Lob, neue Treue und Verdienſte, die ihm immer noch geblieben. — Zuletzt ſteht abermals das Paradies da, mit ſeinem glücklichen, ſeligen Baume, ihm gleichſam vor Augen bleibend, O Liebe, du biſt langmüthig und freundlich; aber auch ſcharf wie die Flamme, die das Herz reinigt. Ein Wink! Ein Kommen! und der goldne Leuchter wankt von ſeiner Stäte.

Was dies **Kommen** bedeute, mag die Folge des Buchs zeigen; die äußern Umſtände des Briefes halte ich für völlig hiſtoriſch, die **falſchen Apoſtel** für falſche Apoſtel, wie in mehrern Gemeinen waren; die **Nikolaiten** für Einerley mit den **Bileamiten** (der überſetzte Name, nach Johannes Weiſe) von denen wir reden werden. Da der **Baum des Lebens** und die andern Symbole der Verheißung am Ende des Buchs geſammlet und als Geſchichte wieder kommen, wollen wir itzt nichts zum Voraus nehmen.

2.

Dem Engel der Gemeine zu Smyrna ſchreibe:

So ſpricht der Erſte und der Letzte, der todt war und lebet.

Ich kenne deine Werke und deine Trübſal und Armuth (du biſt aber reich) und die

die Läſterung von denen, die ſich Jüden nennen und ſinds nicht, ſind Satans Schule. Fürchte dich nicht vor dem, was du leiden wirſt. Siehe, der Satan wird Einige von Euch ins Gefängniß werfen, daß ihr geprüft werdet, und werdet Trübſal haben zehn Tage. Sey treu bis in den Tod und ich will dir die Krone des Lebens geben.

Wer Ohr hat, höre, was der Geiſt den Gemeinen ſaget. Der Ueberwinder ſoll nicht beleidigt werden vom zweiten Tode.

Die Symbole des Briefes ſind offenbar übereinſtimmend. Dem Biſchofe ſtand Gefängniß, Leiden; wie es ſcheint, auch der Tod bevor; darum ſpricht zu ihm, **der todt war und lebet,** darum ruft er: **ſey treu bis in den Tod, dein wartet die Krone des Lebens,** darum ruft der Geiſt: **er entgehe dem zweiten Tode** —

Das Uebrige halte ich für völlig hiſtoriſch. Der Biſchof war arm und bei Chriſto reich:

die

Die zehn Tage ſind zehn Tage des Gefängniſſes und der Trübſal zum Abfall: Die Juden ſind Juden; nur dieſes Namens nicht werth: Synagoge iſt Synagoge, nur Satans Synagoge, der auch dieſe Verfolgung bewürket. Uebrigens iſt dieſer Brief ſo zart, wie der Erſte. Er ſchonet den gequälten Lehrer, nennet ſein Gutes, zählt die Tage ſeines Leidens und wapnet ihn unvermerkt gegen den Tod durch eine Krone höheren Lebens.

3.

Dem Engel der Gemeine zu Pergamus ſchreibe:

Das ſagt, der da hat das ſcharfe zweiſchneidige Schwert.

Ich weiß deine Werke und wo du wohneſt, wo Satans Thron iſt. Und hälſt meinen Namen und haſt meinen Namen nicht verläugnet, auch in den Tagen, in denen Antipas, mein treuer Zeuge, getödtet iſt bei euch, wo Satan wohnet.

Aber ich habe gegen dich Weniges; daß du daſelbſt haſt, die die Lehre Balaams halten, der den Balak lehrte, Aergerniß zu geben vor den Kindern Iſrael, zu eſſen Götzenopfer und zu huren. So haſt auch du, die die Lehre der Nikolaiten halten, die ich haſſe.

Kehre zurück. Wo nicht, ſo komme ich dir ſchnell, und will mit ihnen kriegen durch das Schwert meines Mundes.

Wer Ohr hat, höre, was der Geiſt den Gemeinen ſaget: Dem Ueberwinder! ich will ihm vom geheimen Manna geben und ihm geben ein weißes Loos, und auf dem Looſe neuen Namen geſchrieben, den niemand kennt, denn der ihn empfängt.

Dieſer Brief zeigt offenbar, daß die Symbole in der Geſtalt Jeſu und in der Stimme des Geiſtes ſich auf den Inhalt der Briefe beziehen. Der das zweiſchneidige Schwert hat, will mit ihnen kriegen durchs Schwerdt ſeines Mun-

Mundes; dies und die übrigen Bilder ſind alle aus Bileams Geſchichte q). Wie ihm der Engel mit dem zweiſchneidigen Schwert in den Weg trat und ſcharf mit ihm durchs Schwert ſeines Mundes kriegte: ſo tritt hier Chriſtus den Bileamiten entgegen. Dieſe hatten ſo wenig einen namentlichen **Bileam** über ſich, als jene **Nikolaiten** einen **Nikolaus**: beide Namen ſind Ein Name und auch ihr Aergerniß war wohl nicht eigentliches Götzenopfer und Unzucht; denn auch dies iſt nur Symbol aus Bileams Geſchichte. Auf welche Weiſe ſie Aergerniß gaben und das Heiligthum mit dem Heidenthum vermiſchten, waren ſie **Bileamiten**, d. i. Verführer, Abgötter und Hurer. Daher auch der Lohn der Treue von den Iſraeliten aus Bileams Zeiten iſt, nemlich **Manna**, das **weiße Loos** und der **neue Name**. Manna genoß Iſrael, das von Bileam ſelbſt glückſelig geprieſene Volk Gottes r): Loos und Namen bekams, da die Plage hinweg war, denn ganz Iſrael mußte neugezählt und gleichſam neuerwählt werden s); in-

---

q) 4 Moſ. 22—25.

r) 4 Moſ. 23, 21.

s) 4 Moſ. 26.

inſonderheit bekam Pinehas, der Bileams Gräuel von Iſrael that, neues Loos und neuen Namen, d. i. Gott machte mit ihm den Bund des Friedens und eines ewigen Prieſterthums, daß er die Schande von Iſrael wandte. — Dies iſt die Veranlaſſung der Bilder, deren Erhöhung vom geheimen Namen, vom verborgenen Manna, von **Bileam** und ſeinen Gräueln, wir im Verfolg und am Ende des Buchs ſehen werden.

4.

Dem Engel der Gemeine zu Thyatira ſchreibe:

Das ſpricht der Sohn Gottes, der Augen hat wie Feuers Flamme und ſeine Füße gleich Gluterz.

Ich weiß deine Werke, und deine Liebe, deinen Dienſt, deine Treue, dein Dulden und deine letzten Werke, die völliger ſind als die Erſten; aber ich habe gegen dich, daß du läſſeſt das Weib, die Jeſabel, die ſich Prophetin nennt, und lehrt und verführt

führt meine Knechte, Unzucht zu treiben und Götzenopfer zu eſſen. Ich habe ihr Friſt gegeben, daß ſie umkehre: ſie will nicht umkehren von ihrer Unzucht. Siehe, ich werfe ſie ins Bette und ihre Hurer in große Trübſal, wo ſie nicht umkehren von ihren Werken. Und ihre Kinder will ich tödten, und alle Gemeinen ſollen erkennen, daß ichs bin, der Herzen und Nieren prüfet, und will jeglichem geben nach ſeinen Werken.

Euch aber, den Uebrigen zu Thyatira, die nicht dieſe Lehre haben, die nicht erkannten die Tiefen des Satans (wie ſie es nennen); euch ſage ich: ich will auf Euch andre Laſt nicht werfen. Vielmehr, was ihr habt, haltet, bis ich komme.

Wer überwindet und hält meine Werke bis ans Ende; ich will ihm geben Macht über die Heiden: mit eiſernem Scepter ſoll er ſie regieren, wie Töpfergefäß ſie zerbrechen: Macht, wie ich ſie empfieng von mei-

meinem Vater, und will ihm geben den Morgenſtern. Wer Ohr hat, höre, was der Geiſt den Gemeinen ſaget.

Wie der vorige Brief aus Bileams-, ſo nimmt dieſer Brief Bilder aus Ahabs- und der Jeſabel Geſchichte: alle Charaktere ſind in ihm hart und zermalmend. **Die Augen des Sohnes Gottes**, des Rächers, **Flammen, ſeine eherne Füße zertreten.** Wie dort Jehu ſein Antlitz gegen Jeſabel aufhub und ſprach: iſt niemand, der ſie ſtürze? und ſie ſtürzten ſie und ſie ward zertreten[t]); ſo ſoll dieſe Jeſabel aufs Bette der Trübſal und ihre Ehebrecher in große Quaal geworfen werden. Wie dort Ahabs ganzes Haus umkam und jeder in Iſrael Rache Gottes erkannte[u]), ſo ſollen ihre Kinder dem Tode gegeben werden und alle Gemeinen den erkennen, der Herzen und Nieren prüft. Selbſt der Lohn in jener Welt iſt dieſem Charakter gemäß, ganz im Geiſt Elias, ſtrenge und zermalmend. Dem Ueber-

---

t) 2 Kön. 9, 32. 33. 37.
u) 2 Kön. 10, 1. 10. 11.

Ueberwinder wird ein eiſerner Scepter x), wie Thon und Scherben die Widerſpenſtigen zu zerſchlagen — über Könige Königsmacht.

Die übrigen Bilder hangen eben ſo zuſammen. Im zweiten Briefe, wo die Verfolgung von der Schule ausgieng, ſahen wir Satans Synagoge, im dritten, wo Antipas getödtet wurde, Satans Thron; in dieſem Briefe ſehen wir Satans Tiefen: Tiefen myſtiſcher Geheimniſſe und Weisheit, wie ſie es nannten (ως λεγουσιν) Tiefen Gottes y) und waren Tiefen des Satans. Da hatten ſie auch z) Weltſchöpfer und Weltregenten, Söhne Gottes und Aeonenreiche, da ſangen ſie auch a): „uns iſt die Sonne aufgegangen! der Morgenſtern iſt uns erſchienen!„ der wahre Sohn Gottes, mit Augen wie Feuerflamme, blickt in dieſe Tiefen, mit ehernem Fuße wird er ſie zermalmen. Seinem Lieblinge ſoll

---

x) Pſ. 2.

y) Βαθη Θεου.

z) Κοσμο-δημιουργοι, υιους Θεου, αιωνας:

a) Μονος γαρ ημιν ηλιος
και Φεγγος ιλαρος εφυ.

ſoll wahre Macht, wahre Herrſchaft über Welten und Völker werden: der eiſerne Scepter iſt in ſeiner Hand, der Morgenſtern b) iſt ſein Erbe. —

Aber nicht nur mächtig; gerecht iſt auch die Rache des Rächers. Er giebt Friſt zur Aenderung, er vergilt Gleiches mit Gleichem, das Hurenbette mit dem Siechbette, Wolluſt mit Quaal, die Zahlreiche Hurenbrut giebt er dem Tode. Dem Unſchuldigen ſpricht er: „auf euch will ich fremde Laſt nicht werfen! euch fremde Sünde nicht zurechnen. Haltet was ihr habt, ich komme!„ Das iſt der Brief, und da hier Jeſabels Gräuel abermals durch Bileams Gräuel, Abgötterei und Unzucht, erklärt werden! ſo ſehen wir, dieſe Namen ſind Bilder geiſtlicher Abgötterei und Unzucht, Namen der Verführung und herrſchender Aergerniſſe: die Namen der Nikolaiten, der Jeſabel, Bileams, Balaks ſind nur Einkleidung. Daß in allen Gnoſtiſchen Weisheitstiefen Weiber im Spiele geweſen, zeigt die Geſchichte, gewiß aber nannten ſie ſich nicht,

wie

---

b) Venus.

wie ſie Chriſtus hier nennet. Und da hier unſer Zweck noch nichts anders iſt, als Sprache und Bilder zu erklären, ſo gehn wir weiter:

5.

Dem Engel der Gemeine zu Sardes ſchreibe:

Das ſaget, der die ſieben Geiſter Gottes hat und die ſieben Sterne.

Ich weiß deine Werke: Du haſt den Namen, daß du lebeſt und biſt todt. Erwache und ſtärke das andre, das ſterben wird: denn ich habe deine Werke nicht völlig erfunden vor meinem Gott. Gedenke dran, was du empfingſt und höreteſt: das halt und kehre wieder. Wo du nicht wacheſt, werde ich über dich kommen, wie ein Dieb, und wirſt nicht wiſſen, welche Stunde ich über dich kommen werde.

Aber du haſt doch noch Einige Namen in Sardes, die nicht ihre Kleider befleckten; ſie werden mit mir wandeln

in

in glänzenden Kleidern, denn ſie ſinds werth.

Wer überwindet: er ſoll bekleidet werden mit glänzenden Kleidern, ſeinen Namen will ich nicht austilgen aus dem Buche des Lebens, rühmen will ich ſeinen Namen vor meinem Vater und vor ſeinen Engeln. Wer Ohr hat, höre, was der Geiſt den Gemeinen ſaget!

In dieſer Kirche iſt alles ſchlafend und ſterbend, mit Nacht- und Todeskleidern bedeckt, im nahen Duft der Verweſung. Daher ſpricht der Mann, der die ſieben Lebensgeiſter Gottes hat, der todt war und lebet. Er will erwecken, er will beleben. Er drohet, wie ein Dieb zu kommen, denen, die da ſchlafen, auszutilgen ihre Namen aus dem Buch, wo nur Lebende ſtehen, ſie dort zu vergeſſen, wie ſie ihn hier vergaßen und einſchliefen. Nur die Wachenden, nur die Geſchmückten ſollen zu ſeinem Mahl eingehen: denn der Bräutigam kommt, wie ein Dieb in der Nacht und weiß niemand, welche Stun-

Stunde er kommen werde? Der ganze Brief iſt in Worten Chriſti c), die er ſchon auf Erden ausſprach.

6.

Dem Engel der Gemeine zu Philadelphia ſchreibe:

Das ſpricht der Heilige, der Wahrhafte, der den Schlüſſel Davids hat, der öfnet und niemand ſchleußt, der ſchleußt und niemand öfnet.

Ich weiß deine Werke. Siehe, ich habe vor dir gemacht offne Thür, die niemand zu ſchließen vermag: Den du haſt eine geringe Macht und haſt mein Wort gehalten und meinen Namen nicht verläugnet. Siehe, ich mache, daß aus Satans Schule, die ſich ſelbſt Juden nennen und ſinds nicht, ſondern lügen — ſiehe, ich mache, daß ſie kommen ſollen und niederfallen zu deinen Füßen und erkennen, daß ich

---

c) Matth. 22, f. 24, 42 — 51. 25, 1 — 13.

ich dich liebe. Weil du das Wort meiner Geduld gehalten haſt, will ich dich auch erhalten in der Stunde der Prüfung, die über den ganzen Erdkreis kommen wird zu prüfen ſeine Bewohner. Ich komme ſchnell. Halt, was du haſt, daß niemand deine Krone raube.

Wer überwindet, ich will ihn machen zum Pfeiler im Tempel meines Gottes, daß er nie von dannen weiche, und will auf ihn ſchreiben den Namen meines Gottes und den Namen der Stadt meines Gottes, des neuen Jeruſalems, das vom Himmel niederkommt, von meinem Gott; und meinen Namen, den neuen. Wer Ohr hat, höre, was der Geiſt den Gemeinen ſaget.

Da ſich am Ende des Buchs die Stadt Gottes, das neue Jeruſalem, und der neue Name Chriſti ſelbſt zeigen werden: ſo erläutere ich nur die Zuſammenſetzung der Bilder in dieſem Briefe. Hier ſpricht der Heilige Iſraels [d]), der Wahrhafte,

---

[d]) Jeſ. 29, 23. 40, 25. Hoſ. 11, 9.

hafte, der veſt ſtehet wie eine Säule. Er hat die **Schlüſſel des Pallaſts Davids, daß niemand ſchließen kann, wo er öfnet, und niemand öfnen, wo er ſchließt,** d. i. er iſt der allgewaltige Regierer des Hauſes Gottes; dies iſt **ſein neuer Name**, ſeine Gewalt im Himmel und auf Erden. Hier auf der Erde war ein armer Lehrer, der ſeine Stelle treu vertrat, Haushalter über eine kleine Hütte; der wenig Macht, d. i. wenig Anſehen hatte, und dem ſeine Feinde nicht zutraueten, daß er bei ſeinem Herren hoch in Gnaden ſey. Er blieb aber treu, vergaß den Befehl ſeines Herren nicht, und dieſer will zeigen, daß er ſein auch nicht vergeſſen: er will ihn zu Ehren bringen und ihn ſeinen Feinden als Liebling zeigen. **Offne Thür** ſoll vor ihm werden, d. i. er will ihm, als einem Vertrauten, ſeinen Pallaſt öfnen: die ihn verachteten, **ſollen kommen und vor ihm niederfallen** müſſen, als einem jetzt offenbarten Lieblinge des Fürſten. Wenn Alles in der Verſuchungsſtunde wanken wird, **ſoll er nicht wanken**, er ſoll **ſeine Krone feſthalten bis ans Ende.** — Das iſt der Eine Theil der Bilder dieſes Briefes, ſo ſchrecklich mißgedeutet

und

und ſo ſchön, ſo zuſammenhangend. Der andre iſts nicht minder: die Bilder gehn auf derſelben Ehrenſtraße fort. Der Regent des Pallaſts Davids will ſeinen Freund, den Ueberwinder, zum Pfeiler der Pracht und Stütze im Pallaſt Gottes machen, der ewig feſtſtehe, der nie hinweggerückt werde. Auf ihm, dieſem Pfeiler, ſoll ſtehen der Name des Königs, der ganzen Stadt und des ganzen Reichs, ſelbſt der neue Name des Allwaltenden in dieſem Reiche; was heißt das anders, als: auf ihm ſoll große Macht des Hauſes und Reichs Gottes ruhen, Gott und Chriſtus wollen durch ihn, als ihren oberſten Diener und Liebling handeln. Die Bilder ſind alle aus dem prächtigen Propheten Jeſaias e), der ſie auf den erſten Königsdiener, den Vezir ſeiner Zeit anwendet, und Schlüſſel und Pfeiler, Wanken und Stehnbleiben gnug erkläret. In dieſem reinen klaren Sinn des Orients muß man ſie brauchen und nicht weiter myſtiſiren und deuten: ſie ſind, wie dieſer ganze Brief, die ſchönſte Bekräftigung der Worte

---

e) Jeſ. 22, 17—25.

Jeſu: „guter und treuer Knecht! du biſt über wenigem treu geweſen, ich will dich über viel ſetzen, gehe ein zu deines Herren Freude.„

7.

Dem Engel der Gemeine zu Laodicea ſchreibe:

Das ſpricht der Amen, der treue und wahrhaftige Zeuge, der Urgrund der Schöpfung Gottes.

Ich kenne deine Werke: Du biſt weder kalt noch warm; o daß du kalt oder warm wäreſt. Weil du aber lau biſt und weder kalt noch warm, werde ich dich ausſpeien aus meinem Munde. Du ſprichſt: ich bin reich, habe die Fülle und darf nichts; und weißeſt nicht, daß eben Du biſt der Dürftige und Jammernswerthe und Arme und Blinde und Nackte. Ich rathe dir, von mir Gold zu kaufen, das im Feuer geläutert iſt, damit du reich werdeſt; und weiße Kleider, daß du dich bekleideteſt und nicht offen-

offenbar würde die Schande deiner Blöße: und Augenſalbe, deine Augen zu ſalben, daß du ſeheſt.

Die ich liebhabe, ſtrafe und züchtige ich ſcharf; ſey eifrig und kehre wieder. Siehe, ich ſtehe vor der Thür und klopfe. So jemand meine Stimme hörete und die Thür aufthäte; zu dem will ich eingehen, und mit ihm Mahl halten und Er mit mir.

Wer überwindet; ich will ihm geben zu ſitzen mit mir auf meinem Thron, wie ich überwand und ſaß mit meinem Vater auf ſeinem Thron. Wer Ohr hat, höre, was der Geiſt den Gemeinen ſaget.

Der letzte Brief iſt beynahe der ſchärfſte; faſt bis zur wehmüthigen Verachtung ſcharf und ernſthaft, wie ja auch immer der überſatte, ſtolze Muth eines betrognen Armen ſolche Geſinnung einflößet. Hier ſpricht Amen, der treue Zeuge [f],

---

[f] Joh. 9, 39—41. Joh. 13, 8. Joh. 3, 11—21. Eſ. 65, 16. Joh. 14, 6.

der nicht heucheln kann, der ſeine Lieblinge ſcharf überweiſet; nichts iſt ihm widriger, als lau Waſſer im Munde, ein laues, aufgeblaſnes Gemüth. Er ſpricht hier, wie er oft zu den Phariſäern ſprach: „lieber blind, als falſchſehend, lieber Eiskalt, als laulich.„ Scharf rüget er, was falſche Freunde bey Menſchen nicht rügen; zeigt aber auch (als ob er ſich entſchuldige,) den Grund ſeiner Schärfe, und ſteht und klopft zum vertraulichen Liebesmahle. Dies und ſelbſt den Thron ſeines Vaters will er mit ſeinem reinen, ganz ächten Freunde theilen. Die Kränze werden immer ſchöner und höher: hier hängt der höchſte und ſchönſte: **ich gebe ihnen die Herrlichkeit, die Du mir gegeben haſt, Vater!** g)

* * *

Dies ſind die Briefe. Ich habe nur ihre Bilder und den Zuſammenhang derſelben dürftig erklärt: ſie ſcheinen außerordentlich partikular und andringend zu ſeyn; kennten wir die Lehrer, an die ſie geſchrieben wurden, wüſten wir den Zuſtand ihrer Gemeinen; ohne Zweifel würden

wir

---

g) Joh. 17, 22.

wir in jedem Zuge noch mehr Einzelnes und Treffendes finden. Jetzt iſts gnug, den Sinn und Geiſt zu verſtehen, der in ihnen allgemein athmet.

Und dies, dünkt mich, iſt würklich der **Geiſt Chriſti**, inſonderheit der Geiſt Chriſti **bey Johannes**. Faſt jedes Wort, jeden wiederkommenden Lieblingsausdruck könnte ich mit ähnlichen Reden im Evangeliſten belegen, und wollte faſt ſagen, daß ein Fremder, zumal ein Betrüger, ſo nicht nachahmen könne. Wie dort Chriſtus immer wägt und prüft, was im Menſchen iſt, ſo auch hier h). Wie er dort die Guten ſo innig liebte, und die Böſen nicht tragen konnte; ſo auch hier, und fodert von ſeinen Nachfolgern das Gleiche. Wie dort den gefallenen Petrus i), lockt er hier den Jünger zu Epheſus zurück zur erſten Liebe. **Sein Wort halten, bleiben, lieben und ausdauren, ſein bleiben bis ans Ende**, ſind dort und hier ſeine Foderungen und Winke der Liebe; die Verheiſſungen vom

---

h) Joh. 1, 47. 48. 2, 24. 25.

i) Joh. 21, 15 — 17.

Manna, dem Brot des Himmels, dem neuen Namen, dem Looſe der Erwählung, ſein zu ſeyn in der Herrlichkeit Gottes ſind dort und hier dieſelben. Inſonderheit herrſcht die Vertraulichkeit und das liebreiche Andringen von **Wachſamkeit, Brautſchmuck, Hochzeit, Wiederkommen des Herren,** ſo Chriſtus in ſeinen letzten Gleichniſſen und Reden den Seinen gleichſam zurückließ, auch in dieſen Briefen. Das Siegel ſeines Herzens ruht auf ihnen: der abgeſchiedene, bald wiederkommende Freund ſpricht, als ob er ahndend an die Thür klopfte: was machſt du? wie lebſt du? ich werde bald daſeyn, und du weißt, was ich dir nachließ, was ich dir geſagt habe!

2. Auch, dünkt mich, herrſcht in ihnen der **wahre Geiſt des Chriſtenthums, ſein Ruffen,** ſeine Stimme an die Gemeinen. Ich will von der Lehre nicht reden und die angefochtnen, aus Mißverſtand angefochtnen Ausdrücke hier nicht retten; was wäre aber Chriſtenthum, wenns nicht der reine, ſtille, ſchlichte Sinn, der um Jeſu willen ertragende, Gutes zu thun nie matte, nie ſchläfrige Geiſt wäre, der in dieſen Brie-

Brieffen ruffet? Seit wenn ſtimmt Chriſtus und Belial zuſammen? ſeit wenn haben der Nikolaiten, Bileams und der Jeſabel Werke angefangen, Chriſtenthum zu werden? Wenn wir ſie nicht ſtrafen, wird Chriſtus ſie deßwegen gutheiſſen und dulden? Wenn wir das Hurengemiſch aller Religionen und die ſchönen Künſte Baal-Peors, Satans Thron und Satans Schule und Satans Weisheitstiefen hoch und ſelig preiſen; haben wir nicht Chriſti ihnen entgegengeſetztes Wort und Leben vor uns, auch außer dieſem Buche? — Wenn endlich keine Stimme des Geiſtes in der Chriſtenheit mehr ſeyn ſoll, kein Vorgefühl des Himmels, keine Hoffnung und Anſchauen des künftigen Lohnes; dem matten Wandrer, dem ſtrebenden Ueberwinder ſoll kein Laut aus jener Welt, keine Stimme der Aufmunterung, hinüber zu ringen, werden: Chriſtus, der vorherging, ſoll entſchlafen, ſoll abweſend ſeyn, ihm weder Krone noch Lohn zeigen — ſo lebe wohl, erſtorbenes Chriſtenthum: dein Baum und deine Wurzel ſind verdorret! Du haſt nichts, als eine langverlebte, zum Märchen gewordne Geſchichte, keinen Chriſtus, der bei dir iſt, der zu dir ſpricht; keinen Geiſt ſeines ewiglebendigen Wortes! —

Man hat geſagt, daß die Verheiſſungen dieſer Briefe Jüdiſchfleiſchliche Ideen enthalten; entweder ich verſtehe nichts oder es iſt gerade das Gegentheil dieſer Sage. Der himmliſche Hoheprieſter wandelt und dienet hier in keinem irrdiſchen Tempel, nicht unter goldnen Leuchtern; ſondern unter Chriſtlichen Gemeinen, für deren Herz er dienet. Was ſind ihm hier die fleiſchlichen Juden, die ſich ſo nennen und ſinds nicht? die fleiſchlichen Apoſtel, die Bileamspropheten und Gnoſtiſche Aeonenſchöpfer, was ſind ſie ihm? Satans Schulen, Satans Höhlen! Ihr Werk Götzenopfer, ihre Lehre Hurerei! Wie ſollten nun die Kränze der andern Welt, die er verhält, Belohnungen, die die geiſtigſten Tugenden, den ſchwerſten Eifer wecken ſollen; wie ſollen ſie Fleiſchtöpfe Aegyptens oder kindiſches Spielwerk der Phantaſie ſeyn können? Labt denn den Matten, der um Chriſti willen litt und ausdauret, fabelhaftes, irrdiſches Manna? Stirbt man ruhig des Märtrertodes, wenn man vom weißen Stein und vom weißen Kleide, vom rachſüchtigen Scepter oder der Tempelſäule in Jüdiſchen Begriffen träumet? Und wer anders als die ſchlechteſten Jüden, die ſich Jüden nannten und warens nicht, haben je in ſolchen Bildern ohne Sinn geträumt? und der Ewiglebende, in ſo zarten Stimmen des Geiſtes und Herzens ſollte ſo träumen? Gäben wir nur den Bildern dieſes Buchs die Ehre, die wir jedem Dichter, jedem Schriftſteller geben, ihn im Zuſammenhange zu leſen und aus ſich ſelbſt zu erklären; würde je darüber ſolcher fremde Unrath gewälzt ſeyn? Welcher Chriſt, welcher Lehrer iſt, der, wenn er an Chriſtum glaubt und den Inhalt dieſer Briefe lieſt (von wem ſie übrigens auch kommen mögen!) der nicht Schauer und Ehrfurcht, vielleicht auch etwas mehr fühlte, wenn er ſich und ſeine Gemeine und das Chriſtenthum ſeiner Zeit betrachtet!

3. Und endlich dünken mich dieſe ſieben Briefe, wie ſieben **Pforten des Einganges** zum Buch, der Geiſt in ihnen iſt **Zubereitung aufs Ganze.** Wie hier Chriſtus überall **gegenwärtig** und kommend, freudig und drohend kommend iſt, ſo im ganzen Buche. Wie hier die Charaktere ſeiner Geſtalt, nach Ort und Perſonen, getheilt ſind, ſo im Buche und finden ſich am Ende zuſammen. Die Stimmen des Geiſtes und die Belohnungen, an die ſie erinnern,

deß=

deßgleichen: ſie ſind das Echo des Himmels in den Herzen der Kämpfer unter Druck und Gefahren; der matte Läufer iſt durch ſie ſchon am Ziele. So deutlich und verſtändlich die Symbole dieſes Eingangs waren, ſo werden ſies im ganzen Buche ſeyn: ſie erklären ſich ſelbſt, Chriſtus hat ſie gedeutet, der Geiſt wende ſie an — wer Ohr hat, höre.

II.

Nach dieſem ſah ich und ſiehe! eine offne Thür im Himmel. (Dieſe Vorſtellung, die uns fremde ſcheint, wars nicht bei den Juden, die ſich den Himmel als Pallaſt oder Tempel dachten [k]?) Und die erſte Stimme, die ich als Trommete gehört hatte, mit mir reden, ſprach: Steig' hieher! ich will dir zeigen, was nach dieſem geſchehen ſoll. (Alſo deutlich ein zweites Geſicht, höher als das Erſte. Jenes ſah Johannes neben ſich auf der Erde; zu dieſem muß

---

[k] Jeſ. 6, 1.

er in Entzückung, wie in den Himmel ſteigen.) **Alsbald war ich im Geiſt und ſiehe, ein Thron ſtand im Himmel, und auf dem Thron ſaß — Der da ſaß, war im Anblick gleich dem Stein Jaſpis und Sardis.** (Röthlicher Feuerglanz alſo, ſchrecklich, unanſchaubar. Ihn zu nennen hat die Seele kein Bild, kein Wort die Sprache. „Inwendig, ſpricht Ezechiel, war Geſtalt, wie Feuer um und um: verzehrend Feuer iſt der Herr, wer kann ihn anſchauen, der nicht ſtürbe l)?) **Aber ein Regenbogen rings um den Thron:** das uralte ſchöne Zeichen der Gnade. „Wenn ich meinen Bogen werde anſehen in den Wolken, will ich gedenken an meinen Bund m).„ Gleichwie der Regenbogen ſtehet in den Wolken, wenn es geregnet hat: ſo glänzte es um und um der Herrlichkeit des Herrn n). **Grün, wie Smaragd,** an welcher, als an der lieblichſten Farbe ſich das Auge Johannes gegen den inwendigen Feuerglanz des Thrones ſtär-

---

l) Ezech. 1, 26. 27. 10, 1. 5 Moſ. 4, 11. 12.
m) 1 Moſ. 9, 13 — 17.
n) Ezech. 1, 28.

ſtärket und weidet. Schönes Geſicht voll Majeſtät und Gnade.

Im Kreiſe um den Thron waren vier und zwanzig Throne, und auf den Thronen vier und zwanzig Aelteſte ſitzend, angethan mit weißem Gewande und auf ihren Häuptern güldne Kronen. Offenbar eine ſymboliſche Vorſtellung der himmliſchen Prieſterkönigswürde, zu der uns Jeſus erkauft hat. Sie herrſchet durch dies ganze Buch in Symbolen; dem Sinne nach durchs ganze neue Teſtament, das die Idee des alten Bundes, „ein neues ſchöneres Volk Gottes, ein ewiges Prieſterkönigreich zu ſeyn," als Grundidee des Chriſtenthums betrachtet o). Dazu hier alſo die Bilder von Thronen und Kronen, vom weißen Prieſtergewande und dem zu Rath ſitzen um den Thron des Herren. Wie dort die Aelteſten der vier und zwanzig Prieſterordnungen im Tempel zu Rath ſaßen: ſo thronen dieſe um Gott und herrſchen mit ihm, und richten. Wie hat der Herr die Menſchen ſo lieb! ſeine Heiligen ſind um ihn: Die

---

o) 2 Moſ. 19, 5. 6. 5 Moſ. 7, 6. 1 Petr. 2, 9.

Die erleſne Blume des Menſchengeſchlechts ſitzt zu ſeinen Füßen in Vertraulichkeit und Liebe p). Ihr Kranz umringet den Furchtbaren ſchöner, als des Regenbogens erquickende Grüne! **Vom Thron gehn aus Blitze und Donner:** (Der uralte Thron Gottes in den Wolken, nach ſo viel Pſalmen und Propheten q). **Und ſieben Feuerfackeln brennend vor dem Thron, welches ſind, die ſieben Geiſter Gottes.** So legets Johannes ſelbſt aus. „Es ſind des Herren Augen, die die Erde durchziehen,“ ſagt Zacharias r): der Erdkreis iſt voll Geiſtes des Herren, voll ſeiner Macht, ſeines Blicks und Lebens. Die alldurchdringende, allbelebende Kraft der Schöpfung brennet gleichſam in ſieben Flammen vor ihm. **Und vor dem Thron, wie gläſern Meer, gleich Kryſtall;** abermals ein altes Bild der Erſcheinung Gottes. So ſahn die Aelteſten zu Moſes Zeit den Hocherhabnen

---

p) Eſ. 24, 22. 5 Moſ. 33, 3.

q) 2 Moſ. 19, 16. Pſ. 97, 1—6. Pſ. 50, 3. Dan. 7, 10.

r) Zachar. 4, 10. Weish. 1, 7.

habnen s): unter ſeinen Füßen wars wie ſchöner Sapphier, wie die Bläue des Himmels, wenns klar iſt. So ſah ihn Ezechiel t) über den Cherubim; wie Kryſtall ausgebreitet zu Gottes Füßen. Liebliches Bild! Sein Thron iſt in dunkeln Wolken: unaufhörlich gehn Donner und Blitze von ihm: ſein Gezelt um ihn iſt finſter: er öfnets, da ſchießen Stralen; aber zu ſeinen Füßen iſts ewig klar und blau und helle. Ein Spiegelhelles ruhiges Meer, auf welches ſich, untrübbar und ewigheiter ſein göttlicher Blick ſenket. — Gerechtigkeit und Gericht ſind ſeines Stuhls Veſtung: Gnade und Wahrheit ſind immer vor ſeinem Angeſicht. u)

Und im Kreiſe des Throns vier Lebendige, voll Augen vor- und rückwärts. Das erſte Lebendige gleich dem Löwen, das Zweite gleich dem Stier, das dritte am Antlitz als Menſch, das Vierte gleich dem fliegenden Adler. Und die vier Lebendigen, jegliches

---

s) 2 Moſ. 24, 10.
t) Ezech. 1, 22.
u) Pſ. 89, 15. Pſ. 97, 2.

jegliches hatte ſechs Fittige, in- und auswärts voll Augen. Und haben keine Ruhe Tag und Nacht, ruſſend: heilig, heilig, heilig, iſt Gott der Herr, der Allbeherrſcher, der da iſt und der da war und der da kommt. Wo ſoll ich anfangen, wo endigen, das herrliche Geſicht zu deuten? Auf lauter Lebendem ruhet der Thron des Allbelebers; nichts Todtes darf zu ihm ſich nahen. Alles lebt unter ihm und eilet zum Leben. Nach Ezechiel x) war der Thron auf lebendigen Rädern, voll Windes und Triebes zu allen Seiten, ohne Stockung, ohne Herumlenkung; hier trägt ihn nur das Edelſte lebendige, Löwe, Stier, Menſch, Adler. Jeder der König ſeines Reichs, jeder ein Bild der Schöpfung, die unter ihm dienet: alles bückt ſich mit gleicher Richtigkeit, den Thron ſeines Schöpfers zu tragen. Ihm brüllt der wilde Löwe, und der zahme Stier: ihm leuchtet das edle beſeeltere Menſchenantliz, ihm fleucht der Sonnenan fliegende Adler. Jegliches hat ſechs Fittige, iſt in- und auswärts

---

x) Ezech. 1, 5—7

wärts voll Auge y): denn wie das Auge an unſerm Körper gleichſam das lebendige Licht, der ſichtbare Lebens- und Seelenquell iſt, der jeden Gedanken des Geiſts, jede Bewegung des Herzens in ſeinem zarten Himmel zeiget: ſo iſt vor und unter Jehovah alles Auge, alles Flug, Leben, Seele und Bewegung. Ein geflügelter Augenquell in mancherlei Geſtalten, ein Raſtloſes Chaos voll ſichtbaren Lebens. **Und haben keine Ruhe Tag und Nacht**, ſind lauter Stimme und Geſang, zu **ſingen** das ewige Lied der Schöpfung: **heilig, heilig, heilig! iſt Gott, der Allbeherrſcher! der iſt und war und kommt!** z) Und Gott der Schöpfer ruht auf ihrem raſtloſen, vermiſchten, wilden Geſange; er nimmt von Löwe und Adler, Stier und Menſchen das Lob an, das in ſeinem Ohr Harmonie wird und er mit Schöpfergüte und Schöpferfreude höret. **Und wenn die vier Lebendigen geben Ruhm und Preis und Dank dem, der auf dem Thron ſitzt und in die Ewigkeiten der Ewigkeiten lebet,**

---

y) Jeſ. 6, 2. 3. Ezech. 1.

z) Jeſ. 6, 3.

lebet, fallen die vier- und zwanzig Aelteſten nieder vor dem, der auf dem Thron ſitzt, und beten an vor ihm, der in die Ewigkeiten der Ewigkeiten lebet. Und werfen ihre Kronen nieder vor dem Thron und ſprechen: würdig biſt du, Herr, zu nehmen Preis und Ehre und Macht; denn du ſchufſt alle Dinge, durch deinen Willen wurden ſie und ſind Geſchöpfe [a])! So endet und verhallet gleichſam das Loblied aller Schöpfung: es wird heiliger Einklang im Munde der Gottes-Vertrauten. Was alle Weſen, wie ſie können, mit Flug, Stimme, Blick, Würkung ſingen, drücken jene aus und bringen ihm dar das ſüße Räuchopfer der Schöpfung: „du wollteſt und alles ward.„ Er will und es dauert fort. Es iſt, zwar nich twie Er iſt, der Selbſtſtändige; nur als Geſchöpf iſts und hat ſeine Wurzel im Willen des Schöpfers b). Wer iſt, der dieſe ganze Vorſtellung nicht rein und Majeſtätiſch finde? Aus Moſes und David, Jeſaias und allen Propheten treten die Bilder

---

a) Pſ. 148, 1 — 5.

b) εκτισθησαν.

zuſammen, um den darzuſtellen, der unanſchaubar iſt; den Unnennbaren zu preiſen, der auf ſeiner ganzen Schöpfung ruhet. — Die Jüden haben die Geſtalten dieſes Wagenthrones ſich und ihren Stämmen zugeeignet. Wie ſie unter allen Völkern das erwählte Volk Gottes, ſeine Hütte und Heerlager waren: ſo ließen ſie Gott auch auf den Symbolen ihrer Vorfahren, auf ihren Panieren, als Schutzgott und Eigenthumsherr, daherziehn. Juda gieng mit dem Löwen voran und die andern Stämme in gevierter Zahl folgten. Wir laſſen uns dies einen Wink auf die Folge des Buchs ſeyn, denn bloßer Jubel der Schöpfung iſt wohl nicht der Zweck deſſelben.

Ich ſah in der Rechte deß, der auf dem Thron ſaß, ein Buch, geſchrieben von innen und außen, verſiegelt mit ſieben Siegeln. Ein jeder, der die Sprache Orients kennet, verſtehet, was dies verſiegelte Buch in der Hand des Herrn ſey? Schon in Moſes Liede hat Gott ſeine Geheimniſſe, die Schickſale ſeines Volks, in ein Buch geſchrieben und in ſeinen Schätzen verſiegelt c). Die Bücher über Leben und Tod, Errett-

---

c) 5 Moſ. 32, 34.

Errettung und Untergang der Völker ſind allen Propheten und Dichtern Morgenlandes gewöhnliche Sprache d). Dies Buch iſt eine große Rolle, geſchrieben von innen und außen, mit ſieben Siegeln verſiegelt: alſo voll Inhalts und ſehr geheim.

Ich ſah einen mächtigen Engel ruffen mit ſtarker Stimme: wer iſt würdig, zu öfnen das Buch, zu brechen ſeine Siegel? Und niemand, weder im Himmel, noch auf Erden, noch unter der Erden konnt' öfnen das Buch und hineinblicken. Unerforſchliche Gerichte alſo, unbegreifliche Schickſale! e) Und ſie müſſen Johannes nahe liegen, denn er fährt fort: Ich weinete ſehr. Und einer der Aelteſten ſprach zu mir: weine nicht! Siehe, es hat überwunden der Löwe vom Stamm Juda, die Wurzel Davids, zu öfnen das Buch und zu brechen ſeine Siegel. Es iſt alſo ein Schickſal, das Judäa oder das Chri-

---

d) 2 Moſ. 32, 32. Pſ. 139, 16.

e) Jeſ. 14, 27. Jer. 23, 18.

Chriſtenthum angeht; denn der Sohn Juda und Davids ſoll das Buch entſiegeln. Wie edel wird er hier genannt! Er iſt der Segen ſeiner Urväter, der Löwe in Juda's Panier, die Wurzel, auf der Davids königlicher Stamm geblühet. Der Löwe Juda hat durchgebrochen und überwunden f): er iſt hochkommen durch Siege und hat ſich gelagert; nichts kann ſich gegen ihn regen. Das dürre verachtete Reis im Staube der Erden iſt gen Himmel geblühet und ſteht in der Mitte vorm Throne g). — **Ich ſah und ſiehe, in Mitte vor dem Thron und den vier Lebendigen ſtand ein Lämmlein, gleich als geſchlachtet. Es hatte ſieben Hörner und ſieben Augen (die ſieben Geiſter Gottes, ausgeſandt in alle Lande.) Es kam und nahm das Buch aus der Hand deß, der auf dem Thron ſaß.** Wir ſehen, die Bilder ſind Symbole, wo wir uns nicht Sinnlos bey einzelnen Zügen aufhalten, und z. E. fragen müſſen: wie ſtand das Lamm? wie nahms das Buch?

---

f) 1 Moſ. 49, 9. 10.
g) Eſ. 11, 1. 10.

Buch? wo waren ſeine Augen? Die Bilder der Offenbarung ſollen **bedeuten** und in dem Zuſammenhange der Bedeutung müſſen wir ſie verfolgen. Dies Lamm ſteht in **Mitte vor dem Thron und allen Lebendigen:** es nimmt, wie der auf dem Throne ſitzt, das Loblied der Schöpfung an: ja die ſieben Geiſter Gottes, die alle Lande durchregen, ſind **ſein**. Dort brannten ſie als Fackeln, hier blicken ſie als Augen, reichen als Hörner in alle Welt; ihm iſt gegeben alle Macht und Gewalt, zu zerſtören und zu beleben, zu vertilgen und zu erquicken. Ich frage, ob die Göttlichkeit des Sohns in Symbolen der Offenbarung würdiger gefeyert werden konnte? Und ſiehe, das Lämmlein ſteht **als geſchlachtet,** d. i. noch mit Spuren ehemaliger tödtlicher Wunden — wie ganz in Johannes Seele! h) Es ſteht, als Mittelsperſon, zwiſchen Gott und der Schöpfung, dem ihr Friede viel gekoſtet. Das Buch drr Schickſale des Menſchengeſchlechts iſt jetzo ſein: Er nimmts und öfnets. **Da es das Buch nahm, fielen die vier Leben-**

---

h) Joh. 1, 29. 36. 1 Joh. 1, 7.

bendige und die vier und zwanzig Aelteſte nieder vor dem Lamm, hatten ein jeder Harfen und güldne Schalen, voll Räuchwerks (die Gebete der Heiligen). Und ſingen ein neues Lied: Würdig biſt du, zu nehmen das Buch, und zu öfnen ſeine Siegel: denn du wurdeſt geſchlachtet und erkaufteſt uns Gott mit deinem Blut aus allem Geſchlecht und Sprachen und Völkern und Nationen. Und machteſt ſie Gott zu Prieſtern und Königen, ſie werden regieren die Erde. Und ich ſah und hörte Stimme vieler Engel rings um den Thron und die Lebendigen und die Aelteſten. Ihre Zahl war Myriaden Myriaden, und Tauſende Tauſend. Sie ſprachen mit großer Stimme: werth iſt das Lämmlein, das geſchlachtet iſt, zu nehmen Macht und Reichthum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob. Alle Kreatur, die im Himmel iſt und auf Erden und unter der Erden und im Meer, alles, was in ihnen iſt, hörte ich ſagen zu dem

dem der auf dem Thron ſaß und zu dem Lamm: Preis und Ehre und Ruhm und Macht in die Ewigkeiten der Ewigkeiten! Die vier Lebendigen ſprachen: Amen! Die vier und zwanzig Aelteſten fielen nieder und beteten an, den, der in die Ewigkeiten lebet. So wird Alles Ein Hall, Ein Lobgeſang Gott und dem Heiland. Die ganze Schöpfung nimmt an ſeiner Erlöſung Theil, und wird dreifacher und ſiebenfacher Jubel. Die unzählbare Diener der Schöpfung ſtimmen mit ein: die vier und zwanzig Erwählte, die Krone des Menſchengeſchlechts aus allen Nationen, verrichten ihr Prieſteramt, werden Sänger, Sprecher, bringen (gleichſam das Symbol und die Vorſtellung aller Heiligen!) ihrer Brüder Gebete dar und Alles verhallet in ein ewiges Amen.

Schöner Augenblick! des Lammes ſtille Handlung, daß es in Mitte der Schöpfung daſteht, hinzutritt, nimmt, was niemand nehmen kann, entſiegelt, wovon alles abhängt, alles ſtill und ſchweigend thut und läßt die Wichtigkeit davon den unendlichen Nachhall preiſen — Dieſe ſtille Größe, wie ſehr iſt ſie des Lammes würdig! —

Alle Engel, preiſen es mit ſiebenfachen Lobgeſange i); die Blume des Menſchengeſchlechts aber, ſeine edlen **erkauften** Brüder, preiſen es ſchöner, mit dem **neuen** Liede ſeines Werks, ſeiner Wohlthat. Das ewige himmliſche Prieſterthum, das neue ſelige **Reich** ſeiner Lieblinge iſt ihr Geſang; denn er iſt Inhalt des Buchs, und aller Geſichte Ende. Ihr Lob wird Harfenklang und ſüßer Weihrauch — Laſſet uns eilen und die Geſichte der Siegel ſehn, die ſich öfnen:

Ich ſah, daß das Lamm Eins der Siegel öfnete und hörte Eins der vier Lebendigen mit Donnerſtimme ſagen: Komm und ſieh! Ich ſah und ſiehe ein weiß Roß. Der drauf ſaß, hatte einen Bogen: ihm ward ein Kranz gegeben: er kam ein Sieger, zu ſiegen.

Als es das zweyte Siegel öfnete, hörte ich das zweyte Lebendige ſagen: Komm und ſieh! Ausging ein ander Roß, blutroth: Dem, der drauf ſaß, ward Macht gegeben, den

---

i) 1 Chron. 29, 11. 12.

den Frieden von der Erde zu nehmen und daß ſie ſich einander erwürgten: ihm ward ein groß Schwert gegeben.

Als es das dritte Siegel öfnete, hörte ich das dritte Lebendige ſagen: Komm und ſieh! Ich ſah und ſieh ein ſchwarzes Roß! Der drauf ſaß, hatte eine Waage in ſeiner Hand. Ich hörte eine Stimme aus der Mitte der vier Lebendigen, die ſprach: Ein Maas Weizen um Einen Denar! und drey Maas Gerſten um Einen Denar! Dem Oel und dem Wein ſollt du nicht ſchaden.

Als es das vjerte Siegel öfnete, hörte ich das vierte Lebendige ſagen: Komm und ſieh! Ich ſah und ſiehe ein fahl Pferd: Der drauf ſaß, heißt Tod, das Reich der Abgeſchiednen folgte ihm nach. Ihm ward Macht gegeben über den vierten Theil des Landes, zu tödten durch Schwert und Hunger und Peſt und Thiere des Landes.

Wir halten inne nach den vier erſten Siegeln: denn Johannes unterſcheidet ſelbſt dadurch, daß nachher nicht mehr die Stimmen ruffen: Komm! Auch beziehen ſich offenbar dieſe erſten vier Siegel, wie bei allen andern Geſichten in der Zahl ſieben das erſte Vier, auf einander. Hier ruffen die vier Lebendigen gleichſam von allen Seiten des Throns: es erſcheinen vier Roſſe und gehen, wie die bey Zacharias k), nach allen vier Weltgegenden: kurz, es ſind offenbar die vier Plagen, die auch bey den Propheten ſo oft zuſammengeſetzt werden l) und ſich meiſtens natürlich folgen. **Krieg, Aufruhr, Hunger, Peſt und Sterben.** Sie haben hier ſo treffende Symbole, daß keine Allegorie, kein Bild auf der Münze deutlicher erſcheinen kann; jedes führt ſeinen Namen mit ſich.

Die erſte Erſcheinung iſt der **Sieg**, ein Sieger: auf dem weißen Triumphsroß; Pfeil und Bogen in der Hand: ſie reichen ihm den Siegskranz: er zeucht hin, ein Ueberwinder. Die zweyte Erſcheinung iſt der **blutige Krieg**, das

---

k) Zachar. 6, 1—6.

l) Ezech. 14, 21. Jer. 24, 10.

das Metzeln, das Würgen. Sein Roß iſt blutroth: er kommt, dem Lande die Ruhe zu nehmen, ſie würgen ſich unter einander: er bekommt das große Schlachtſchwert. — Dem Blutvergießen folgt die **Theurung.** Das Roß iſt ſchwarz und unglücklich, vielleicht ſelbſt dürre und verhungert: Der Reuter hat die Waage in ſeiner Hand, Lebensmittel zu wägen; Die Stimme vom Thron beſtimmt den Preis derſelben, auch was er beſchädigen oder unberührt laſſen ſoll — alſo iſt auch hier keine Frage. Das vierte, ſchrecklichſte Bild erklärt ſich ſelbſt. Sein Reuter heißt Tod, d. i. die Peſt, das Sterben: ein Roß iſt fahl und bleich: das Todtenreich, ein Heer der Schatten und Leichname folgt ihm nach. Auch wird es ſogar beſtimmt, wodurch ſie Schatten und Leichname worden? nemlich durch alle vorige Plagen, Schwert, Hunger, Peſt und Thiere der Erde, die in der ſchrecklichen Noth und Verwirrung ſich der Ueberbleibſel erbarmen. Die Plagen ſind alſo: **Ein Gefolge:** ſie gehören **auf einander** und entſiegeln **Ein Schickſal.** Auch iſts völlig in der Sitte und Bilderſprache Orients, daß Boten des Schickſals auf Roſſen

ziehen,

ziehen m), da Roſſe bei ihnen das angenommene Bild der Macht, Gewalt, Schnelle des unwiderſtehlichen Schickſals ſind. Die Roſſe von vier Farben ſind aus dem Propheten n) bekannt, und beziehen ſich hier genau auf die Erſcheinung; kurz es iſt unbegreiflich, wie jemand die Bilder verkennen und Landpfleger, Kaiſer, Evangeliſten, Ketzer darunter verſtehen können? ſie nennen ſich alle ſelbſt.

Auch iſt das durch ſich verſtändlich, daß ſie mit jedem brechenden Siegel hervorgehn; das Buch des Schickſals ſelbſt muß ſchreckliche Dinge enthalten, wenn ſeine Siegel ſchon ſolche Vorherverkündigungen haben, oder mit andern Worten, wenn ſeine Eröfnung und Näherung ſchon ſolche Zeichen o) gebiert. Sie kommen ſchnell, wie die Siegel brechen, von allen Seiten her, zu allen Seiten hin: Raſtlos ruffen die Lebendigen: Komm und ſieh! Der Anblick iſt Schauer und Eile — Was

wars

---

m) Zachar. 1, 8 — 11.

n) Zach. 6, 1 — 8.

o) 5 Moſ. 32, 34. 35. Jer. 33, 3

wars nun für ein **verſchloßnes Buch des Schickſals**, was zu Johannes Zeiten über dem Kreiſe ſeiner Welt ſchwebte? was für ein Buch, das der Löwe, nachdem er überwunden hatte, nehmen und entſiegeln konnte? Daſſelbe, das, ſo lange er noch auf Erden war, er ſelbſt in Abſicht der Zeitbeſtimmung in den Händen des Vaters, angab, deſſen **Zeichen** und **Ahndungen** der Erfüllung er aber deutlich vorherſagte. Und dieſe Ahndungen, dieſe Zeichen ſind ſie von unſern Siegeln verſchieden? Was dort Zeichen **heißt**, wird hier als Zeichen **dargeſtellt**; was dort **Vorbote** iſt, iſt hier ein **brechendes Siegel**. Mithin führen ſich dieſe Bilder auf die **weißagenden Worte Chriſti** p) zurück, die hier in Symbolen dargeſtellt, beſtimmt, gebunden werden q), und es heißt alſo auch ſofern: das Zeugniß Jeſu iſt der Geiſt dieſer Weißagung.

Nun waren die Erſcheinungen, die Chriſtus verkündigte und die ſich dem bleibenden beobachtenden Johannes zeigten, ſeitdem ſein Herr erhöhet

---

p) Matth. 24, 6. 7. Luc. 21, 7. 11.

q) αρχαι ωδινων Matth. 34, 8.

höhet und das verſchloſſene Buch des Schickſals, das über Judäa und dem Chriſtenthum ſchwebte, in ſeiner Hand war, genau die Erſcheinungen dieſer Siegel: ſie waren die ausgezeichnetſten und beſtimmteſten Begebenheiten Judäas nach Chriſtus Tode. Die erſte öffentliche Begebenheit des Jüdiſchen Staats war der Arabiſche Sieg mit Pfeil und Bogen r). Herodes mit ſeinem Heer ward in offener Feldſchlacht geſchlagen, der Sieg war den Römern ſelbſt empfindlich. Unter den Juden, führt Joſephus an, ſchrieb der groſe Haufe dieſe ſchimpfliche, unglückliche Niederlage dem Tode des edlen Johannes zu, der ihnen noch unvergeſſen war. Kurz, es war das erſte Siegel, das über Judäa brach und ich überlaſſe jedem, nachzudenken, ob es treffender, als alſo, durch den flüchtigen Reuter mit Pfeil, Bogen und dem Siegskranz konnte dargeſtellt werden. Für Judäa hatte es weiter keine üble Folgen: der Reuter zog hin. — Aber es erſchien bald ein anderer: der Reuter auf dem Blutrothen Roß mit dem Schwert. Er nahm den Frieden vom Lande, daß ſie ſich unter einander würgten: es war kein

Krieg,

---

r) Joſeph. antiqu. L. 18. c. 5. edit. Havercamp.

Krieg, ſondern Uneinigkeit, Aufruhr, Blutvergießen, Metzeln und Würgen s). In Babel, Seleucia, Galiläa, Peräa ergieng über die Juden Ein Blutbad nach dem andern: in Peräa, wo Zug für Zug die Beſchreibung Johannes trift, bändigte ſie Fadus: in Galiläa war Judas Auflauf — es ſind genau die elenden Zeiten Judäas bis auf die **Theurung** und **Hungersnoth** unter dem Kaiſer Claudius, das dritte Siegel. Agabus in der Apoſtelgeſchichte t) weiſſagte von dieſer: ſie breitete ſich weit über Judäa umher u); und da die Stimme im Geſicht ausdrücklich den Preis der Lebensmittel nennet: ſo ſieht man, daß hier von keiner idealiſchen Sache, ſondern von einer beſtimmten Landplage die Rede ſey. Nun iſt dieſer Preis für die Armen eines unterdrückten Landes gewiß Theurung, obgleich Oel und Wein, die keine ordentlichen Lebensmittel ſind, verſchont bleiben; und da in Judäa dieſe Plage unter ſo viel andre traf: da für den Auf-

---

s) Joseph. Antiqu. L. 18. c. 14. 17. l. 20. 2. 13. 14. 15. De Bello Jud. l. 2. c. 12. 13. 14.

t) Apoſt. 11, 28.

u) Joseph. Ant. L. 20. c. 2. 3.

Aufrührern und Meichelmördern damals niemand ſicher war, was konnte folgen, als die vierte Plage, Tod und Hölle. Von Straßenräubern wimmelte das Land v), Schwert, Hunger, Peſt tödteten; die Leichname lagen an den Landſtraßen und wurden von den Thieren gefreſſen. Schreckliche Zeit, davon die Klagen bis nach Rom erſchallten. Armes Judäa, ſo öfnet ſich das Buch deines Schickſals! Die vier Seiten des Throns deines Gottes ruffen über dir: Komm und ſiehe! von allen Seiten Elend.

Als es das fünfte Siegel öfnete, ſah ich unter dem Altar die Seelen der Geſchlachteten um das Wort Gottes und das Zeugniß, das ſie hatten zu zeugen. Sie riefen mit großer Stimme: Wie lange, o Regierer, du Heiliger und Gerechter, richteſt du und rächeſt nicht unſer Blut an den Bewohnern der Erde? Und ihnen ward ein weiß Kleid gegeben und ihnen geſagt, daß ſie noch eine Zeit ruhen möchten, bis

auch

---

v) Joseph. Antiq. L. 20.

auch die Zahl ihrer Mitknechte und Mitbrüder erfüllet würde, die getödtet werden würden, wie auch ſie. Die Erſcheinung iſt, meinem Gefühl nach, ſchrecklicher, als die vier Erſten. Dort ſind Naturplagen, denen man allenfalls entgehen konnte oder ſich ihnen, als Gerichten des Schickſals, unterzog: hier ruffen Menſchenſeelen an heiliger Stäte, als Opfer der Wahrheit, von Menſchen geſchlachtet. Sie liegen im Blut, das hingegoſſen ward, als wäre es Blut der Thiere x): ungerächet, unerkannt, unbegraben wimmern ſie: „Herr, wie lange, daß du uns nicht rächeſt und richteſt y)? Wir hatten Wort Gottes, ein Zeugniß der Wahrheit zu zeugen und ſtarben darüber; ſie wohnen ſicher und triumphiren.“ — Der Richter hört ſie, aber der Tag des Gerichts iſt noch nicht da: die Zahl ihrer Mitbrüder iſt noch nicht erfüllet: das Maas der Sünden und des Märtererbluts muß voll werden z): die ſchreckliche Rache harret. Sie indeſſen werden aus dem Blut gezogen, und bekom-

---

x) 3 Moſ. 4, 7.

y) 5 Moſ. 32, 16.

z) Matth. 23, 35 — 37.

men Feierkleider a), auf ihre Mitbrüder zu warten. Grauſende Vorbedeutung. — „Und wir wiſſen aus dem Munde Chriſti und der erſten Geſchichte: wer dieſe Seelen im Blute waren? „Siehe, ich ſende zu euch, Propheten und Weiſe, die werdet ihr tödten, daß über euch komme alles Blut, das vergoſſen iſt vom Blut des gerechten Abels, bis aufs Blut des lezten Schlachtopfers zwiſchen Tempel und Altar.“ lagen nicht da ſchon Stephanus, Jacobus, jener andre Jacobus, deſſen Tod Joſephus ſelbſt ſo Theilnehmend beſchreibt b) und wie viel andre mit ihnen, als Opfer an der heiligen Stäte! Sie waren Johannes Freunde und Brüder: die Seufzer ihrer ungerächeten Seelen ächzten in ſein Ohr: ihre Stimmen, ihr Tod und Blut ſelbſt war eine entſiegelte Ahndung c) des nahen Tags der Rache.

Ich ſah, daß es das ſechſte Siegel öfnete; es ward ein groß Erdbeben: die Sonne ward ſchwarz, wie ein Haarenſack: der

---

a) Zachar. 3, 3. 4.
b) Joſeph. Antiqu. L. 20, c. 8.
c) Matth. 24, 9.

der Mond ward wie Blut: die Sterne des Himmels fielen auf die Erde, wie der Feigenbaum unreif die Feigen abwirft, vom ſtarken Winde beweget. Der Himmel entwich, wie ein zuſammengerollet Blatt: Berge und Inſeln wurden aus ihren Oertern gerückt, und alle Erdenkönige und Große und Chiliarchen und Reiche und Mächtige, alle Knechte und alle Freien verbargen ſich in die Höhlen und in die Felſen der Berge, und ſprachen zu den Bergen und zu den Felſen: fallet auf uns und bedecket uns vor dem Antlitz deß, der auf dem Thron ſitzt und vor dem Zorn des Lammes. Es iſt kommen der große Tag ſeines Zorns; wer kann beſtehen? Das Ende zeigt den Anfang: worauf eigentlich alle die Siegel Vorboten waren? Vorboten des großen Zorntages, des Gerichtstags Chriſti [d].

Die

---

[d] Jeſ. 2, 21. c. 23, 17 — 23. c. 34, 4. Ezech. 32. 7 — 9. Joel 2, 10, 11.

Die Bilder dieſes letzten Siegels ſprechen die nächſte ſchrecklichſte Ahndung. Die Erde bebt und der Himmel weicht; die Himmelslichter entfärben ſich, die Sterne fliehn, Berge und Inſeln wanken — man ſetze ſich in die Empfindung dieſer Zeichen, als Vorboten der Zukunft; wer ſieht nicht gleichſam den Sturz der Welt über ſich und das einbrechende Ende? Daß dieſe grauſende Empfindung Zweck dieſes Bildes und Siegels ſey, zeigt die Stimme derer, die da ruffen: fallt auf uns! — Kurz, es iſt das, was Chriſtus ſagt: den Menſchen wird bange ſeyn auf Erden: ſie werden zagen: das Meer und die Waſſerwogen brauſen: die Menſchen verſchmachten für Furcht und Warten kommender Dinge: der Himmel Kräfte werden ſich bewegen, Zeichen geſchehn an Sonne, Mond, Sternen u. ſ e) —

Wer Joſephum lieſt, wird dieſe Ahndung des kommenden Endes über Judäa deutlich ausgedrückt fühlen. Nicht bloß die drohende Zeichen am Himmel, die er anführt f), nicht nur die Wehſtimmen, die um Tempel und Stadt riefen; der

---

e) Luc. 21.

f) de bello Jud. l. VI. c. 31. l. VII. c. 31.

der Zuſtand des Landes ſelbſt hatte, in der Sprache der Propheten, gnug von einer wankenden Welt, um Ausgang ahnden zu laſſen. Das Anſehen der Obrigkeiten verdunkelt: ein ſchindender Landpfleger nach dem andern und der zweite immer ärger, als der erſte. Geld- und blutdürſtig verachteten, haßten, zerrten ſie die Juden, wie Hunde; dieſe, nicht wiſſend, was zu thun ſey, raſeten, ſchmeichelten, biſſen, krochen — es war die unwillige Verzweiflung, die zuletzt, wenn ſie nicht gehört wird und nirgend Schutz und Ausgang ſiehet, zu fallenden Bergen und Felſen fliehet. Sie riſſen die Rache über ſich, ſagt Joſephus: lieber auf einmal, ſprachen ſie, todt ſeyn, als ſo hündiſch, kalt und langweilig zu Tode geneckt zu werden z). Auch warens, wie hier das Geſicht ſagt, am meiſten die Großen und Edeln, die Florus plünderte, geiſſelte, kreuzigte, quälte. Ihr Gold war Roſt, ihre Schätze Feuer. So brachen die Siegel, zuletzt mit tauber Ahndung des Sturzes und der Verzweiflung; was konnte auf ſie anders, als **Kriegstrommeten** folgen — —

---

z) Antiqu. l. 20. de bello Jud. l. 2. c. 14. 15. ſeq.

Aber, ehe ſie tönen, hat Gott ſeine Verheiſſung, die Seinigen zu retten, vergeſſen? Wahrlich, er wird ſie retten! es folgt das Geſicht der Auszeichnung, d. i. wie es auch Chriſtus nennet, der Erwählung [h]. Nach dieſem ſah ich vier Engel, ſtehend an den vier Ecken der Erde, die hielten die vier Winde der Erde, daß kein Wind blieſe über die Erde, noch über Meer, noch über Baum. Und ich ſah einen andern Engel, aufſteigend von Sonnenaufgang, der hatte das Siegel des lebendigen Gottes. Er ſchrie mit großer Stimme den vier Engeln, denen Macht gegeben war zu beleidigen Erde und Meer: beleidiget die Erde nicht, noch Meer, noch Bäume, bis wir anzeichnen die Knechte unſers Gottes an ihren Stirnen. Eher kann alſo nichts geſchehen, bis die gerettet ſind, die gerettet werden ſollen. Hinter der vorgehenden allgemeinen Erſchütterung zum Sturz wird plötzliche Stille und Schwüle. Sogar kein Wind

kann

---

[h] Matth. 24, 22. 24. 31.

kann wehen, keine Welle ſich regen, kein Laub darf bewegt werden — ſchreckliches Warten, zu Tode ſchmachtende Hitze und Träge! Aller erquickende Lebenshauch iſt der Kreatur verſagt — ſo wars den Juden in ihrer letzten Todesſchwüle — und nun erſcheinen die, ſo die Knechte Gottes vor der Plage auszeichnen ſollen. Das Bild iſt aus Ezechiel i), und die Art der Bezeichnung alte morgenländiſche Sitte. **Ich hörte der Bezeichneten Zahl: hundert und vier und vierzig tauſend aus allen Stämmen der Kinder Iſrael. Aus dem Stamm Juda zwölf tauſend bezeichnet, aus dem Stamm Ruben u. f.** Warum zwölf tauſend aus jedem Stamme? Weil die Zahl der Stämme Iſraels ſelbſt zwölf iſt: hiernach ſind die Apoſtel gewählt: hiernach die Gründe des neuen Jeruſalems gezählet: hiernach ſelbſt die Zahl der Vier und Zwanzig Aelteſten eingerichtet. Ueberdem iſts eine vollkommne Zahl, die auch in ſich geführt, eine vollkommene Summe giebt, und ſo wird ſie **die ſymboliſche Zahl dieſer Erkohrnen.** Jeder

---

i) Ezech. 9, 4.

Stamm in ſich geführt giebt gleichſam ſeine rechtſchaffne Iſraeliten, die Gott als ſein Volk erwählet k) — Aber, warum iſt Dan ausgelaſſen und Joſeph an deſſen Stelle? Mich dünkt, der Geiſt des ganzen Buchs gebe hierüber gnugſame Auskunft. Abgötterei und Aergerniß ſind durchhin in ihm die Hauptlaſter, dadurch man kein Knecht Gottes zu ſeyn bekennet; gerade waren das die Sünden, deren ſich der Stamm Dan früh und oft ſchuldig machte. In ihm brach zuerſt die Abgötterei aus l): in ihm ſtand Iſraels Gräuel, das Kalb Jerobeams m): auch ſoll ſich dieſer Stamm, nach der Juden Sage, frühe von Iſrael verlohren haben, und wird auch in den Büchern der Chronik n) ſchon nicht mitgezählet. Aus dieſen und vielleicht andern Urſachen läßt dies andeutende typiſche Buch den Stamm Dan aus und ſetzt dafür, unter den erwählten Knechten Gottes, den blühenden Joſeph —

Was

---

k) Luc. 18, 7. 8. Röm. 9, 6—8. 25—29.

l) Richt. 18.

m) 1 Kön. 12, 30.

n) Chron. 1.

Was war aber in der Geſchichte Judäas dieſe Auszeichnung, dieſe Erwählung? Chriſtus hat ſie deutlich beſtimmt, und da wir auch in dieſem Buche die 144,000 Erwählten bald auf dem Berge Zion, das Lamm umgebend, antreffen werden, wenn unten alles den Ungeheuern dienet; ſo iſt auch dies Beſtimmung genug. „Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich, in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über ſie: alsdenn wird das Ende kommen o).„ Die **Knechte Chriſti** alſo waren dieſe Erwählte: ſie, mit dem **heiligen Namen** bezeichnet (dem im Vorbilde ſelbſt der Geſtalt nach Ezechiels Zeichen p) nahe kommt:) als **Hoheprieſter**, das Zeugniß Gottes und des Lamms an ihren Stirnen tragend, nahmen ſie, eingedenk der Worte Jeſu, am Aufruhr Judäas nicht Theil und alſo auch nicht an ſeinen Strafen. Hier geſchieht die ſtille, aber Zahlreiche Ausſonderung des wahren Volks Gottes, wie dort vor der letzten Plage Aegyptens.

Daß

---

o) Matth. 24, 14.

p) Ezech. 9, 4.

Daß in den letzten Jahren des verfallenden Staats das Chriſtenthum in Judäa ſehr zugenommen, wiſſen wir, und Chriſtus ſcheint anzudeuten, daß auch deshalb der Sturz verziehen müſſe, bis die völlige Anzeichnung geſchehen ſei; genau, wie hier das Bild vor dem Bruch des letzten Siegels ſaget. Deßhalb wird auch, nach den Worten Chriſti: „es muß das Evangelium zuvor in der ganzen Welt gepredigt werden„ der Blick des Sehers erweitert: die kleine Schaar der Erretteten aus den zwölf Stämmen bringt ihm eine gröſſere vors Geſicht aus allerlei Volk und Geſchlecht und Nationen und Sprachen, alle, wie jene, der Trübſal entronnen, alle wie jene, mit Palmen in den Händen, ein himmliſches Laubhüttenfeſt feirend. Nach dieſem ſah ich und ſehe! eine große Schaar, die niemand zählen konnte, (jene war gezählet) aus allerlei Volk und Geſchlecht und Nationen und Sprachen. Sie ſtanden vor dem Thron und vor dem Lamm, angethan mit weißen Kleidern und hatten Palmen in ihren Händen. Sie riefen mit großer Stimme: Heil unſerm Gott auf dem Throne und dem Lamm!

Lamm! Alle Engel ſtanden rings um den Thron und die Aelteſten und die vier Lebendigen: ſie fielen vor dem Thron nieder auf ihre Angeſichte und beteten Gott an: Amen, Lob und Ehre und Weisheit und Dank und Preis und Macht und Stärke unſerm Gott in die Ewigkeiten der Ewigkeiten. Amen. Da fragte Einer der Aelteſten und ſprach zu mir: dieſe, mit weißen Kleidern angethan, wer ſind ſie? und woher kamen ſie? Ich ſprach zu ihm: Herr, du weißeſts. Er ſprach: ſie ſinds, die aus der großen Trübſal kamen und wuſchen ihre Kleider und helleten ihre Kleider im Blute des Lammes. Darum ſind ſie vor dem Thron Gottes und dienen ihm Tag und Nacht in ſeinem Tempel. Der auf dem Thron ſitzt wird Hütte über ihnen ſeyn: ſie werden nicht mehr hungern und dürſten: es wird nicht mehr auf ſie fallen die Sonne noch irgend eine Glut: denn das Lamm vor dem Thron wird ſie weiden und zu lebendigen Waſſerbrunnen führen,

führen, und abwiſchen wird Gott jede Thräne von ihren Augen — So endet ſich dieſe Angſtſcene brechender Siegel, mit Ausſicht ewiger Ruhe und Kühle. Die meiſten erquickenden Bilder ſind aus der Geſchichte Iſraels hinter dem rothen Meer, ſo wie die Bezeichnung und Errettung durchs Blut des Oſterlamms aus der letzten Plage Aegyptens. Der Drangſal entronnen, in Laubhütten, unter der Hütte Gottes q) wohnen ſie itzt: dort war noch Wüſte, Hunger, Durſt, brennender Wind, ſtechende Sonne; ſie ſind alle nicht mehr. Auf unverwelklichen Auen, zu ewigfriſchen Quellen führt ſie das Lamm r): die letzte Thräne, noch vom Ufer der Angſt herüber, trocknet Gott väterlich von ihren Wangen s): ihre Kleider ſind weiß und hell durchs Blut des Lammes, das ſie rettete und ausführte: Palmen der Ueberwindung und ewiger Ruhe in ihren Händen — die Beſchreibung iſt wie ein Hirtenlied, das aus den Laubhütten des Paradieſes herübertönet und auch hienieden in der durſtigen Wallfahrt manchen Erdpilger erquickt hat —

Es

---

q) Jeſ. 4, 6.

r) Pſ. 23.

s) Eſ. 25, 8.

Es ſoll uns auch hier erquicken: denn bald werden Jammervolle Scenen folgen. Wir ſehen, wie Johannes bei Endung jeder beſondern Scene aufs allgemeine Ende des Buchs hinreißt und auf ſeinen weitern Geſichtspunkt heftet. Die Erleſenen der zwölf Stämme ſind nicht ſeine Welt allein: das Schickſal Eines Landes iſt nicht letzter Zweck der Geſichte; das Loblied, die Hirtenruhe und Glückſeligkeit aller Erretteten der Erde iſt Ziel ſeines Blicks und Buches. — Wie nahe ſind wir dieſem? Nur erſt im Anfange, in Ahndung deſſen, was werden ſoll. Sechs Siegel des Buchs ſind ſtill geöfnet: ſie winkten alle auf Schrecken, auf Zorn, auf den Tag des Gerichts ſeiner Ankunft; jetzt bricht das ſiebende Siegel — was wird werden?

III.

Als es das ſiebende Siegel aufthat, ward Stille im Himmel, eine halbe Stunde. Ich ſah die ſieben Engel, ihnen wurden ſieben Trommeten gegeben. Fürchterliche Stille, ſchrecklicher als das Getümmel der vorigen Siegel! Sie iſt die letzte Ruhe vorm Fall, das Schweigen, ſo vor dem Ungewitter vorhergeht t). In den Händen der ſieben mächtigſten Engel ſind ſchon die Trommeten u), den Tag des Herrn, den Gerichtstag zu ruffen x).

Wozu wird ſie noch angewandt, dieſe Stille? Ein ander Engel kam und trat vor den Räuchaltar und hatte das güldne Räuchfaß. Ihm ward viel Räuchwerk gegeben, daß ers gäbe den Gebeten aller Heiligen auf dem goldnen Altar vor dem Throne. Auf-

---

t) Zachar. 2, 13.

u) Joſ. 6, 8. 13.

x) 4 Moſ. 10, 2. 9. 10. Joel 2, 1. 15.

Aufſtieg der Rauch des Räuchwerks von der Hand des Engels vor Gott. Und der Engel nahm das Räuchfaß und füllte es mit Feuer vom Altar und warfs auf die Erde: da geſchahen Stimmen und Donner und Blitze und Erdbeben. Schöner konnte die letzte halbe Stunde nicht angewandt werden. Die Kriegsruffer ſtehn da: und ein ander Engel bringt vor den goldnen Altar den Weihrauch der Gebete. Aller Heiligen Seufzer ſind als Räuchwerk auf ſeiner Hand y): ſüßer Duft ſteigt zu Gott empor, der ihn annimmt, wie dort den Geruch des erſten Opfers z), und der Engel antwortet mit Glut aus dem Altare. So bekam dort Chriſtus Antwort a) und er ſprach: „des Menſchenſohn iſt erhöret:„ ſo antwortete dort der Engel den Propheten Ezechiel und Jeſaias mit Kolen vom Altar b). So wird auch dieſen Betenden Antwort, daß Gott ſie nicht vergeſſen habe, daß ihr „Gedenke unſer in der nahen drängenden Noth„ vor Gott kem-

---

y) Pſ. 14, 2. z) 1 Moſ. 6, 21.

a) Joh. 12, 29.

b) Ezech. 10, 2 — 4. Eſ. 6, 6.

kommen ſey. Schönes Symbol ſowohl des Gebets, als der Erhörung: (denn beides ſind nur Symbole): eine Stärkung auf die Dinge, die unmittelbar kommen werden!

Die ſieben Engel, die die ſieben Trommeten hatten, hatten ſich gerüſtet zu trommeten. Der Erſte trommetete: es ward Hagel, Feuer mit Blut gemiſcht, die fielen auf die Erde. Der dritte Theil der Erde verbrannte: der dritte Theil der Bäume verbrannte, alles grüne Gras verbrannte.

Der zweyte Engel trommetete: und wie ein großer Berg, mit Feuer brennend, ſtürzte ins Meer. Der dritte Theil des Meers ward Blut: der dritte Theil lebendiger Geſchöpfe im Meer ſtarb: der dritte Theil der Schiffe ward verderbet.

Der dritte Engel trommetete. Vom Himmel fiel ein großer Stern, brennend wie eine Fackel; er fiel auf den dritten Theil der Ströme und auf die Waſſerquellen. Der Name des Sterns heißt Wermuth, und

und der dritte Theil der Waſſer ward Wermuth: viele Menſchen ſtarben von den Waſſern, die ſo bitter waren.

Der vierte Engel trommetete. Geſchlagen ward der dritte Theil der Sonne und des Mondes und der Sterne: verfinſtert ward der dritte Theil derſelben, den dritten Theil ſchien der Tag nicht, die Nacht nicht — Da ſah ich und hörte. Ein Adler flog mitten durch den Himmel, der rief mit großer Stimme: Weh! weh! weh! den Bewohnern der Erde vor den übrigen Stimmen der Trommeten, die noch trommeten werden.

Johannes macht alſo nach den vier erſten Trommetenſtimmen ſelbſt Abſchnitt. Sie beziehen ſich auf einander, wie die vier Elemente und die vier erſten Siegel: ſie müſſen durch einander erklärt werden.

Die erſte Plage trift die Erde und ihre Gewächſe, die zweite das Meer, die dritte Ströme und Waſſerquellen, die vierte den Himmel und ſeine Lichter. Die Erdengewächſe werden verhagelt und mit Blutregen verbrannt, wie dort Aegypten c). Das Meer wird durch einen glühenden Berg verſchüttet und ein todtes Blutmeer, wie dort der Strom in Aegypten d). Ströme und Brunnen, die nach Morgenlands Meinung unter dem Einfluß der Geſtirne ſtanden, werden durch einen Stern verbittert, wie dort das Waſſer in der Wüſte e). Die Geſtirne endlich werden mit Finſterniß geſchlagen, wie dort in Aegypten f); und alles nach dem dritten Theile, daß jede Trommete den dritten Theil ihrer Region trift. Deutlicher kann wohl nichts ſeyn, zu ſagen, daß die Symbole dieſer vier Plagen ſich auf einander beziehen und von einander Licht nehmen müſſen. Ihre Bilder ſind aus alten Strafgerichten der Jüdiſchen Geſchichte, und auch der Ausdruck „nach dem dritten Theil„ iſt Symbol des Propheten g).

Was

---

c) 2 Moſ. 9, 23. — 25.
d) 2 Moſ. 7, 20. 21.
e) 2 Moſ. 15, 23.
f) 2 Moſ. 10, 21.
g) Zachar. 13, 8. 9.

Was bedeuten dieſe Trommeten? Was ihr Name ſagt und jedermann in ihm verſtehet. Es ſind **Kriegstrommeten**, und in der Sprache aller Propheten **Rufferinnen zum Tage des Herrn, zum feierlichen Gerichtstage** h). Die ſieben Siegel der Ahndung ſind vorüber: jetzt geht die lautere Zubereitung an. Jene waren ſtille Zeichen zum Kriege, zum Gericht; dieſes kommt jetzt, ſeine Stimmen ruffen. Das Bild der Trommete iſt allen Nationen der Erde ſo verſtändlich, als jedem, der den Joſephus geleſen, die Symbole der einzelnen Trommeten ſeyn müſſen: ſie bedeuten immer nur, was ſie ſagen, und ſind die ausgezeichnetſten Vorfälle des unglücklichen Jüdiſchen Krieges.

Zuerſt: **Hagel mit Feuer und Blut vermengt**; wer verſteht das Bild nicht? wer verſtehts nicht im Jüdiſchen Kriege? Womit fieng dieſer an als mit Schlägereien, Aufruhr, Ermordung, Feuer und Blut? i) Sobald von Florus

---

h) 4 Moſ. 10, 2. 9. 10. Joel 2. 2 Moſ. 19, 16. 18.

i) De Bello Jud. l. 2. c. 13. 14. 16. 17. 18. Ein kurzes Verzeichniß dieſer Blutbäder findet man in der Rede Eleazars l. 7. c. 8. wehmüthig wiederholet.

der Markt geplündert, das Blutbad unter den Edeln erfolgt, die Bogen am Tempel zerbrochen waren, und keine Verſöhnung half; womit brach der Krieg an, als mit dem Blutbad am Holzfeſte, mit Einäſcherung der Palläſte Agrippa, des Hoheprieſters, der Canzlei, der Burg Antonia; worauf die Metzelei der Juden überall in Cäſarea, Alexandrien, ganz Syrien, Scythopolis u. f. folgte. Es hagelte überall auf ſie Feuer und Blut; — man kanns nicht eigentlicher ſagen. Der Krieg taumelte ſich darauf ans Meer [k]) und an die Seeufer; es iſt abermal die ſtrengſte Wahrheit. In Joppe am Meer kommen 1400 Juden um: Galiläa wird voll Blut. Die Aufrührer rotten ſich auf den Berg Aſamon; 2000 werden erſchlagen. Die Juden fliehen aufs Meer bei Joppe: es erhebt ſich ein ungeſtümer Wind: ſie erſaufen, erwürgen ſich ſelbſt, werden von den Römern erwürgt: des Morgens iſt das Meer voll Blut: die See ſpielt 4200 todte Körper ans Ufer. Veſpaſian zieht vor Tarichea, und treibt die Bürger aufs Meer: zu Lande und Waſſer wird ein Gemetzel, daß die See ſich von Blut färbte

---

k) l. 2. c. 18. l. 3. c. 15. — 17.

färbte und von Leichnamen ſchwamm und das Ufer voll Geſtank ward — Freunden und Feinden ein ſcheußlicher Anblick. Es ſind dies Joſephus, der in Galiläa kommandirte, eigne Worte — Nun ward der Krieg und die **Erbitterung** immer größer. Ein Stern, der vom Himmel gefallen war und wie eine Fackel brannte, verbitterte Waſſerbrunnen, Quellen und Ströme; wer kennt nicht das Bild des unſeligen **Eifergeiſtes**, der Alles ſo bitter machte. **Eleaſar** [1]) hieß der Stern, der vom Himmel fiel und wie eine Fackel brannte, der Sohn des Hohepieſters, ein hitziger, kühner Jüngling. Er verſchmähte das Kaiſerliche Opfer, ward der erſte Urheber des Zelotengeiſtes, der ſich immer tiefer zog, und alles zu Wermuth machte. Joſephus ſagt ſelbſt, daß hier, ſo wie der eigentliche Aufruhr, ſo alles Unglück anfieng und die Quellen des Troſts und der Rettung gleichſam verbittert wurden. Von ihm zog ſich die Unordnung und Finſterniß zum Firmament hinauf. Die Obrigkeiten Jeruſalems, die bisher noch gelinde Wege gegangen waren, theilten ſich, ihr Glanz ward verfinſtert. Die Zelo-

---

1) Joſeph. l. 2. c. 17.

Zeloten herrſchten, die Verſtändigen ſeufzten und vermochten nichts; alles ward zum Untergange reif. Der Römiſche Adler flog jetzt durch Himmels Mitte und rief: „Weh! weh! auf ſolche Dinge werden Schrecklichere folgen; er rief gleichſam ſchon ſeine Brüder zum Leichenfelde. — Ueber alle dies iſt Joſephus, ſo gar oft mit eignen Worten und eignem Urtheil, Zeuge. Die Folge der Begebenheiten und die Einkleidung der Bilder derſelben iſt die natürlichſte, die ſeyn konnte. Jedermann weiß, daß Jeruſalem, zumal der Tempel, die **Höhe des Landes** war und hieß, ſo wie Galiläa und das Ufer natürlich das Meer heißt. Jedermann weiß, was der **Stern** m)), die **Fackel** n)), das **bittre Hader- und Eiferwaſſer** o)), das **Auslöſchen der Himmelslichter** p)), der **Adler** und ſein **Wehgeſchrei** q)) vor der Schlacht bedeute.

Der

---

m) Jeſ. 14, 12. Dan. 8, 10.

n) Zachar. 12, 6. Sirach 48, 1.

o) 1 Moſ. 15, 23. 4 Moſ. 5, 24.

p) Amos 8, 9. Mich. 3, 6.

q) Habak. 1, 8. Matth. 24, 28.

Der fünfte Engel trommetete: Ich ſah einen Stern vom Himmel gefallen auf die Erde. Ihm ward der Schlüſſel zum Schlunde des Abgrunds gegeben, und er eröfnete den Schlund des Abgrunds. Auf⸗ſtieg Rauch aus dem Schlunde, wie Rauch eines großen Ofens; die Sonne und die Luft wurden verfinſtert vom Rauch des Schlundes. Aus dem Rauch kamen Heu⸗ſchrecken auf die Erde: ihnen ward Macht, wie Scorpionen Macht haben, und ward zu ihnen geſagt, daß ſie nicht Gras belei⸗digten, noch Laub, noch Baum: ſondern die Menſchen, die nicht haben das Siegel Gottes an ihren Stirnen. Und zwar ward ihnen Macht gegeben, nicht ſie zu tödten, ſondern ſie zu quälen fünf Monden. Ihre Quaal iſt wie Quaal des Scorpions, wenn er einen Menſchen ſchlägt. In denſelben Tagen werden die Menſchen den Tod ſuchen und ihn nicht finden, werden begehren zu ſterben und der Tod wird von ihnen fliehen

Die Heuſchrecken ſind gleich Roſſen zum Kriege gerüſtet: auf ihren Häuptern wie goldne Kronen, ihre Angeſichte wie Menſchenantlitze, haben Haare wie Weiberhaare, Zähne wie Löwenzähne, Panzer wie eiſerne Panzer: die Stimme ihrer Flügel iſt wie das Rauſchen der Kriegswagen, vieler Roſſe, die in den Krieg ziehen. Sie haben Schwänze wie Scorpionen, und Stachel in ihren Schwänzen; ihre Macht iſt, die Menſchen zu beleidigen, fünf Monden lang. Und haben über ſich einen König, den Engel des Abgrunds: ſein Name iſt Ebräiſch Abaddon, Griechiſch Apollyon (der Verderber.) Ein Weh iſt vorbei! ſiehe, noch zwei Weh kommen nach ihnen. —

Eine ſo weitläuftige, deutliche Beſchreibung! ſollte ſie noch unkenntlich ſeyn? — Zuerſt allgemein, der Zuſammenhang des Bildes mit den vorhergehenden und in ſich ſelbſt. Dort ergoß ſich das Weh auf Erde, Meer, Quellen, Luft; hier ſteigts tiefer in den Abyſſus, gleichſam die Gebär-

Gebärmutter der Morgenländiſchen Natur. Dort litten Bäume, Fiſche, Schiffe, die leb- oder vernunftloſe Schöpfung; dies Weh trift ausdrücklich nicht Bäume, Laub, Gras, ſondern **Menſchen.** Zwar nicht bis zum Tode, aber zur **Quaal**, die ärger als der Tod iſt. — Und wodurch wird dieſe verurſacht? Wer ſind die Heuſchrecken, die ſo furchtbar gemalt werden? Im Bilde ſelbſt völlige Heuſchrecken, nach Morgenländiſcher Art ganz unmyſtiſch beſchrieben. Daß ſie wie aus dem Abgrund kommen, ein finſtrer Rauch, der Sonne und Tag verdunkelt, kann man aus Beſchreibungen der Geſchichte und des Propheten Joels leſen [r]. Sein Gemälde kömmt dieſem ſehr nahe: denn auch ihm ſind ſie **dunkler Tag, eine neblichte Morgenröthe, rennende Roſſe, raſſelnde Kriegswagen, ſprengende Reuter.** Der neueſte Reiſebeſchreiber [s] führt ein gemeines Sprüchwort Morgenlands an, daß die Heuſchrecke **an Kopf dem Roß, an Bruſt dem Löwen, an Füßen dem Kameel, am Leibe der Schlange, am Schwanz**

---

[r] Joel 2, 1 — 5.

[s] Niebuhr Beſchr. von Arabien.

Schwanz dem Scorpion, an Fühlhörnern den Haaren der Jungfrau ähnlich ſey; hier iſt alſo Zug für Zug die Beſchreibung und auch die Urſache, warum nachher ihr Verderben als Scorpionenquaal ausgemalet wird. Wer die Naturgeſchichte dieſes ſchrecklichen Thiers kennet [t]), wird ſie mit Nichts geringerm als damit vergleichen können. Sie ſind Scorpionen alles deſſen, was da grünet: vor ihnen iſt das Land Paradies, hinter ihnen klägliche Wüſte [u]) —

Dies iſt das Bild; ſeine Bedeutung in der Geſchichte iſt unverkennbar. Es waren die Räuber und Meuchelmörder, die die fünf Monate durch, in denen Veſpaſian in Judäa zögerte, dem ganzen Lande ſo ſchrecklich fielen. Bald zu Anfange des Kriegs nehmlich fiel ein Stern vom Himmel auf die Erde, dem der Schlüſſel zum Schlunde des Abgrunds ward: es war Manaim, Judä Sohn [x]), der den Haufen Geſindels an ſich hängte, gen Maſada zog, in Herodes Rüſthaus brach und ſich und die aufrühriſche Rotte bewaff-

---

t) Schaw Reiſen.

u) Joel 1, 10 — 12.

x) Joſeph. L. 2. c. 17.

bewaffnete. Kann ein eigentlicher Bild von Einbruch dieſer Räuber und ihrer fürchterlichen Bewaffnung gegeben werden, als es Johannes hier im Bilde gepanzerter Heuſchrecken gibt? Sie brechen los, ziehn gen Jeruſalem, ihr Führer wird erſchlagen, aber die Rotte bleibt und Maſada blieb, ſo lange Veſpaſian im Lande war, der Schlund des Abgrunds dieſer Verderber y). Wie Rauch zogen ſie aus dieſem Räuberſchloß der Wüſte und bedeckten das Land. Jeruſalem war von Tyrannei, Krieg und Aufruhr bedrängt, die Römer ruhten; ſie verheerten und weckten überall Räuber. Jede Stadt, jede Provinz, jeder Flecken bekam ſeine Heuſchrecken, die quälten, raubten und in die Wüſte flohen; die Einwohner des Landes fürchteten ſie mehr, als den Tod oder die Römer. Zuletzt bekamen ſie gar den wahren Abaddon über ſich, Simon, Gorions Sohn, den Verderber z). Er warf ſich in Maſſada und da ſie ihn bewährt gefunden hatten, ward er ihr Anfüh=

---

y) L. 4. c. 7.

z) L. IV. c. 9. Auch Joſephus nennt dieſe Räuber τεταρτον κακον προς την τα εθνας καταλυσιν, in andrer Beziehung l. 4. c. 7.

Anführer: er durchſtreifte das Gebürge, verheerte ganz Idumäa, drang bis an Jeruſalem, lieferte den Zeloten ein Treffen, gieng in Zügen auf Zügen umher, bis es ihm endlich gar gelang, in Jeruſalem aufgenommen zu werden, wo wir dieſen Heuſchrecken-König, Abaddon, bald in fürchterlicher Geſtalt ſehen werden. Ueber alle dies iſt Joſephus Zeuge: ſelbſt die Monate treffen zu; und die Bilder ſelbſt, Zug für Zug, ſind bekannte Prophetenſprache, die raubende Kriegsheere oft den Heuſchrecken vergleichet.

Das Eine Weh iſt vorbei: ſiehe, noch zwei Weh kommen nach dieſen. Der ſechſte Engel trommetete. Ich hörte eine Stimme von den vier Hörnern des güldnen Räuchaltars vor Gott, die ſprach zum ſechſten Engel, der die Poſaune hatte: Löſe die vier Engel, die gebunden ſind am großen Strom Euphrat. Die vier Engel wurden gelöſet, ſie, die gerüſtet ſind auf Stunde, Tag, Monat und Jahr, zu tödten den dritten Theil der Menſchen. Die Zahl des Heerzuges der Reuterei war zwei Myriaden,

Myria-

Myriaden: ich habe ihre Zahl gehöret. Und alſo ſah ich die Roſſe im Geſicht und die drauf ſaßen: ſie hatten Panzer feurig, gelbe, Schwefelfarb: die Häupter der Roſſe, wie Löwenhäupter; aus ihrem Munde geht Feuer, Rauch und Schwefel. Von dieſen dreien fiel der dritte Theil der Menſchen, vom Feuer, Rauch, Schwefel, der aus ihrem Munde gehet. Die Macht der Roſſe iſt in ihrem Munde und ihren Schwänzen, ihre Schwänze ſind Schlangen gleich, mit Köpfen; mit ihnen thun ſie Schaden.

Die vorige Plage quälet: dieſe **tödtet.** Jene hat nur fünf Monate zur Dauer, dieſe eine unbeſtimmte **Zeit, über Jahrsfriſt.** Dort quälten nur Heuſchrecken; hier ſinds die **losgebundenen Todesengel** ſelbſt, die tödten. Am Euphrat waren ſie angebunden, in der Wüſte, in die gemeiniglich der Orient dieſer Gegend die Plageengel bannet, wo er ſie (ein gewöhnliches Bild)! bindet oder losläßt. Und wer ſind dieſe

vier

vier gebundnen und losgelaſſenen Todesengel? Zuerſt im Bilde ſelbſt: (ſo daß nur die Züge unter ſich ſtimmen und man nicht bald von Roſſen, bald von Engeln, Drachen und Kriegsheer rede:) das Bild iſt offenbar vom Winde **Sammiel** entlehnt, der gleichſam alle ſeine Züge bindet. Er wehet **aus der Wüſte am Euphrat**: ein losgelaſſener Todesengel, der mit **Feuer, Rauch und Schwefel aus ſeinem Munde** im Augenblick tödtet. Man riecht, ſagt die Beſchreibung, von fern Schwefel: die Luft, woher er kommt, wird roth: er tödtet, als ob er anhauche, und der Körper ſchwillt grün und blau — ſiehe Zug vor Zug den Grund zur Beſchreibung dieſer Todesengel. Daß von jeher Winde und Feuerflammen [a] das Bild von Engeln, daß inſonderheit der Feuerwind, **Sammiel**, gleichſam der gröſte der Todesengel und vielleicht ihr Urbild, daß die Idee der Engel und des Kriegsheers, eines Kriegsheers Gottes [b] verwandt und inſonderheit feurige Roſſe und Wagen die Geſtalt ihres Kriegszugs geweſen, darf ich, als allgemein bekannt, nicht

---

[a] Pſ. 103.

[b] 1 Moſ. 32, 2. 2 Kön. 6, 17.

nicht erſt erweiſen. Und ſo wird aus dieſen vier losgebundenen Engeln der wüſte Euphrats durch die natürliche Fortſetzung und Reihung der Bilder ein **ziehendes Kriegsheer**; ſeine Panzer ſind feurig, gelb, ſchweflich: ſeine Roſſe hauchen Feuer, Dampf, Schwefel: hinter ihm ſchleppt ſich noch ein Troß von Schlangen, mit beißenden Häuptern. Kurz, ein **Heer ziehender Drachen und Amphisbänen**, vor und rückwärts verwüſtend, tödtend.

Wir dörfen nicht lange fragen: wer dies Kriegsheer in unſrer Geſchichte war; es iſt Zug für Zug das Römiſche Heer, das jetzt nach langem Harren, nach Hagel- Feuer- und Blutregen, zum Tode, zum völligen Ruin heranzog. **Titus** rückte vom Euphrat her Legionen heran und alle Hülfsvölker zuſammen — ein furchtbares Heer! c) Joſephus hats als Feldherr beſchrieben d): der Verfaſſer dieſes Buchs als Seher. Ein geſchloßner, dichter Zug von feurigen Panzern, Mann an Mann, Rüſtung an Rüſtung: Feuerhauch geht vor ihm her und ein tödtender Schlangenzug an ſeinem Troſſe folget. Tod iſt in ihrem Zuge,

---

c) L. VI. c. 2.   d) L. III. c. 3.

der in jedem Gliede, in dem Kopf jeder nachziehenden Schlange lebet: ſie bringen Ende, ſie bringen Verwüſtung. Der Altar der Verſöhnung, der geldne Altar der Gebete hat ſelbſt geruffen, daß ſie kommen und enden.

Noch aber iſt das Ende nicht da: ihre Zeit iſt über Jahrsfriſt, (gerade die Zeit, da Titus antrat,) zu veröden, zu tödten — **Und ſiehe, die Uebrigen der Menſchen, die nicht ertödtet wurden von dieſen Plagen, kehrten doch nicht um von den Werken ihrer Hände, nicht anzubeten die Dämonen und Götzenbilder von Golde, Silber, Erz, Stein und Holz, die weder ſehen können, noch hören noch wandeln. Auch kehrten ſie nicht um von ihren Mordthaten und Zaubereien, Hurerei und Diebſtal.** Die Sache iſt im Ton der Propheten *) geſagt und in der Geſchichte beſtätigt. Alle Plagen waren vergebens an Judäa: es verließ ſich auf die Werke ſeiner Hände, wie ſich ein Heide auf den dummſten Abgott verläßt. Jeder hatte ſeine Götzen von ſchlechterer oder beſſerer Materie, die ihm

---

*) 5 Moſ. 32, 17. Pſ. 115, 5 — 8. Malach. 3, 5.

ihm Hülfe bringen ſollten, ob ſie ihm gleich nichts brachten; und ſo ſchlugen ſie, hartnäckig und verſtockt, alle Winke Gottes, alle Vorſtellungen der Römer in den Wind und gingen ins Verderben. Joſephus iſt darüber ein weinender Zeuge, und daß das Land voll Mord, Zauberei und Aegyptiſcher Magie, voll Gräuelthaten und Räuberei geweſen, von denen man nicht abließ, ſondern ſie häufte; dies iſt keine hyperboliſche Beſchreibung, ſondern einfache, gräulichnackte Wahrheit f). Vergebens alſo waren alle brechende Siegel, alle ruffende Trommetenſtimmen. Jene wuchſen, dieſe wachſen in ihrem Wehruf: ſie kommen von der Ferne und dem Meer, der Höhe Jeruſalems immer näher: das Land iſt verwüſtet, die Höhe iſt reif zum Fall: das Amphisbänenheer ſteht um Jeruſalem und hat ringsum verödet: die ſiebende Trommete ſoll tönen — ſiehe, da erſcheint eine Friedenserſcheinung,

Ich ſah einen andern mächtigen Engel vom Himmel herabſteigen, mit Wolken umkleidet, den Regenbogen um ſein Haupt: ſein Antlitz war wie die Sonne, ſeine Füße wie

---

f) L. IV. c. 3. ſeq.

wie Säulen Feuers. Eine andere Geſtalt, als der vorigen Todesengel: der friedliche Regenbogen iſt um ſein Haupt: ſein Antlitz glänzt, ſeine Füße brennen, ſein Leib iſt mit Wolken der Majeſtät umzogen. In ſeiner Hand hat er ein Büchlein, eröfnet: er ſatzte ſeinen rechten Fuß aufs Meer, den linken auf die Erde, und ſchrie mit großer Stimme, wie ein Löwe brüllet. Alſo ein Engel von großer Macht, von einer Geſandſchaft über Meer und Erde. Wem ruft er? wem brüllet der Löwe? Als er rief, ſprachen die ſieben Donner ihre Stimmen. Als die ſieben Donner ſprachen, wollte ich ſchreiben; ich hörte aber eine Stimme vom Himmel ſagen: verſiegle, was die ſieben Donner ſprachen, ſchreibe es nicht. Das Wort alſo der ſieben Donner iſt nicht Zweck dieſer Botſchaft. Sie ſprachen ihre Flüche; aber Johannes wird verſchont, ſie zu ſchreiben: ſie ſollen verſiegelt ſeyn und die Geſandſchaft des Himmelsboten nicht ſtören. Da hob der Engel, den ich ſah ſtehen auf Meer und Erde, ſeine rechte Hand zum Himmel und ſchwur bey dem

dem Ewiglebenden, der Himmel ſchuf und Erde und Meer und Alles, was drinnen iſt: — er ſchwur, daß keine Friſt mehr ſeyn ſoll, ſondern in den Tagen der Stimme des ſiebenden Engels, wenn Er trommetet, ſolle erfüllt werden das Geheimniß Gottes, wie ers verhieß ſeinen Knechten, den Propheten. Das iſt alſo der Zweck dieſes Boten: er bringt Abkürzung der Quaal. Alles iſt von Plagen ermüdet und wünſcht, daß der Richter komme; dieſer ſchwört bei dem Ewiglebenden g): er wird kommen, es ſoll kein weitrer Aufſchub ſeyn; ſobald der nächſte Engel trommetet, geht das Geheimniß Gottes, ſein altes Evangelium, in Erfüllung. Keinen Untergang kündigt er an; ſondern den Aufgang eines neuen Reichs, auf welches Propheten und Knechte Gottes gehofft haben — Er iſt ein tröſtender Friedensbote, der dem Ausbruch des Endes vorhertritt und auf ihn wapnet.

Wir haben alſo ſo wenig Urſache zu fragen: wer der Engel ſey? als was in ſeinem Büchlein ſtehe?

---

g) Dan. 12, 7.

ſtehe? und die ſieben Donner ihm entgegenſprachen? Er iſt Friedensbote, Engel: kein einzelner Menſch, ſondern Symbol in einer Reihe von Symbolen, Troſt hinter und vor Plagen. Sein eröfnetes Buch iſt Symbol, wie Er, Bild ſeiner Botſchaft. Er kommt, die alte Verheißung zu beſtärken, die Gott ſo wenig vergeſſen habe, daß ſie unter allen dieſen Plagen vielmehr eben im Anzuge ſey. Das Wort der ſieben Donner iſt Gegenhall des Fluchs, den ſeine Erſcheinung weckt: ihre Stimme muß auch erfüllt werden; aber nur als Uebergang zu ſeinem Evangelium: ſie verhallet, und aufzuzeichnen iſt ſie nicht. Die Friſt, die er unterſagt, iſt Friſt, d. i. Aufſchub, und weiter iſt auf dies Wort weder chronologiſch noch myſtiſch etwas zu bauen. Vor dem Bruch des ſiebenden Siegels erſchien ein Engel, der Friſt machte, bis alle Knechte Gottes verſiegelt waren; vor dem Hall der ſiebenden Trompete erſcheint dieſer, der die Friſt **wegnimmt**. Jener und dieſer ſind gleiche Symbole der tröſtenden Wahrheit, daß Gott die Seinigen nicht vergeſſe, daß er allemal vor dem Letzten an ſie gedenke, dort, ſie anzuzeichnen und zu erwählen, hier, um ihretwillen die Trübſal zu kürzen. Um der Auserwählwählten willen, ſagt Chriſtus, werden die Tage verkürzt, ſonſt würde niemand errettet h).

Die Stimme vom Himmel redete abermals mit mir: geh! nimm das eröfnete Büchlein von der Hand des Engels, der auf Meer und Erde ſtehet. Ich ging zum Engel und ſprach: gib mir das Büchlein. Er ſprach nimm und iß es; deinem Bauch wirds bitter ſeyn, aber ſüß in deinem Munde, wie Honig. Ich nahm das Büchlein aus der Hand des Engels und aß es; in meinem Munde wars ſüß, wie Hon[illegible] da ichs aber gegeſſen hatte, ſchmerzte es mich im Bauch. Er ſprach zu mir: Du mußt abermals weißagen über Völker, Geſchlechte, Sprachen und viel Könige. Das Symbol erklärt ſich alſo ſelbſt. Wie das Buch in der Hand des Engels Zeuge und Zeichen ſeiner Botſchaft war; ſo iſts, da Johannes es verſchlingen muß, desgleichen. Er ſoll jetzt, ſtatt dieſes Engels,

---

h) Matth. 24, 22.

gels, **Bote werden**, d. i. den Inhalt des Buchs, der viel Völker, Nationen, Sprachen und Fürſten angeht, ſoll Er verkündigen, weißagen, ſymboliſiren. Die Symbole und Weißagungen alſo, die wir weiterhin leſen, ſind dieſes Buchs Inhalt, der vom Augenblick an erfüllt werden ſoll, wenn der letzte Engel trommetet. Er iſt ſüß und bitter, d. i. eine bitterſüße Weißagung: Donnerſtimmen, die ſich in ein Evangelium Gottes endigen. — So deutlich iſt dieſes Bild, das aus Ezechiel i) hier angewandt wird: Die Symbole fahren fort, uns auf die bitterſüße Entwicklung zu bereiten. — **Es ward mir ein Rohr gegeben, einem Maasſtabe gleich. Die Stimme ſprach: ſteh auf und miß den Tempel Gottes und den Räuchaltar, wo ſie anbeten; den äußern Vorhof des Tempels wirf hinaus und miß ihn nicht, er iſt den Heiden gegeben. Die heilige Stadt werden ſie zertreten zwei und vierzig Monden.** Das Gericht geht alſo über **Stadt** und **Tempel**: Jene

---

i) Ezech. 3, 1 — 3.

Jene ſoll von den Heiden **zertreten**; dieſer von ihnen **entweihet** werden. — Entweihet; aber nur der äußere **Vorhof**; das innere **Heiligthum**, der Altar der Gebete, wird **gemeſſen**, es iſt gleichſam zum andern höhern Bau aufbehalten. Das Bild iſt aus Ezechiel[k], ſo wie die Zahl der Monate aus Daniel[l]. Letztere paſſet genau: denn ſo lange währete der Jüdiſche Krieg und Aufruhr; erſteres iſt ein Symbol von bitterſüßer Erfüllung. Erſt ward das Innere des Tempels **gerettet**, ehe auch nur das Aeußere, der Heidenvorhof, **verlohren gehen** konnte.

Wer waren nun die Heiden und Völker, die Geſchlechte und Könige, die den Tempel zertreten, das Heiligthum entweihen ſollten? Die Römer warens nicht: dieſe waren die 42 genannte Monate noch nicht in Stadt und Tempel, und ſelbſt da die Eroberung geſchehn war, wollten ſie ſeiner ſchonen; es war und (und Joſephus hats mit eben den Worten beſchrieben) der **wüthige Aufruhr Heiden** und **Völker**, Geſindel aller Art, wor

---

[k] Ezech. 40 — 43. Zachar. 2, 1. 2.

[l] Dan. 8, 13.

in der Stadt: die in der fünften Trommete, als Heuſchrecken beſchrieben wurden, die von Maſada aus das ganze Land verheerten, drangen in Jeruſalem ein, raubten, plünderten, verübten unmenſchliche Thaten, nahmen zuletzt den Tempel ein, und wählten einen Hoheprieſter. Das Volk ſchauerte, die Prieſter weinten, die Edeln widerſetzten ſich der Unthat: Ananus ſammlete das Volk, verſperrete ſie, wollt' aber ſeine Hand an die heilige Pforte nicht legen, damit ſie durch ihn nicht verunreinigt würde, und ſo zertraten und verunreinigten ſie, wie wilde Thiere, das Erſte Gotteshaus der Welt m). Als die Jdumäer in die Stadt kamen, ſchlugen auch dieſe ſich zu ihnen, fielen heraus auf die Bürger, daß der Vorhof (der *eben hier genannt* wird) mit Blut überſchwemmt war, und in Einer Nacht 8500 Leichname in ihm lagen. So gings während der ganzen Belagerung. Ein Tyrann beſtürmte den andern im Tempel: die Opferer wurden über dem Opfer getödtet: der Vorhof floß von Blut. „Elende Stadt, ruft Joſephus aus, was haſt du von den Römern erlitten, die nur deine Laſterthaten

---

m) L. IV. c. 3. ſeq.

thaten mit Feuer zu reinigen beſtimmt waren! Du warſt keine Gottesſtadt mehr, konnteſt auch keine mehr bleiben, da du das Grab deiner Bürger worden und deinen Tempel zur Grube der Leichname gemacht haſt.„ — Alles iſt jetzt zum Untergange reif: es erſcheint das letzte Zeichen, die zweien Zeugen.

Der letzte Prophet hatte geſagt [n]): Elias ſoll kommen, eh des Herren ſchrecklicher Tag kommt; Moſes ward ihm beigeſellet als Bete des Ausganges ſeines Volks, wie beide auch mit Chriſto auf jenem Berge von ſeinem Ausgange ſprachen [o]); ſiehe, hier erſcheinen dieſe Zeugen. **Meinen zween Zeugen will ich geben, ſie ſollen weiſſagen 1260 Tage, angethan mit Säcken. Sie ſind die zwei Oelbäume und die zwo Fackeln, ſtehend vor dem Herrn der Erde. So jemand ſie will beleidigen, gehet Feuer aus ihrem Munde und verzehrt ihre Feinde. So jemand ſie will beleidigen, auch Er muß ſterben. Sie haben Macht, den Himmel**

zu

---

n) Malach. 4, 5.

o) Matth. 17, 3.

zu ſchließen, daß es nicht regne die Tage ihrer Weißagung. Sie haben Macht über die Waſſer, ſie in Blut zu verwandeln und zu ſchlagen die Erde mit aller Plage, ſo oft ſie wollen. Unläugbar ſind die meiſten dieſer Charaktere aus der Geſchichte Moſes und Elias. Jener wandelte die Waſſer Aegyptens in Blut[p] und ſchlug das Land mit aller Plage, ſo oft er wollte; dieſem ging Feuer aus dem Munde[q], das ſeine Feinde fraß: er ſchloß den Himmel[r], genau die hier genannten 1260 Tage. Beide ſtanden vor den Riß ihres Volks, und baten für ſie[s], angethan mit Säcken, da es zur Strafe reif war — Das Bild der zween Oelbäume und Fackeln, ſtehend vor dem Gott der Erde, iſt **von zwei andern Perſonen**, die vor den Riß ſtanden in elenden Zeiten, Serubabel und Joſua[t]; gleichfalls treffende, ſchöne Symbole. Sie ſind Oelbäume, die von Oele des Segens trie-

---

[p] 2 Moſ. 7 — 10.

[q] 2 Kön. 1, 10.

[r] 1 Kön. 17, 1. Jacob. 5, 17.

[s] 2 Moſ. 34, 8. 9. 1 Kön. 19, 10.

[t] Zachar. 4, 2. f.

triefen, Fackeln in finſtern Zeiten vor dem Herrn des Landes; aber wer ſind ſie hier im Gegenbilde? Moſes und Elias, Serubabel und Joſua hier in Jeruſalem, über Stadt und Tempel?

Wenn ſie ihr Zeugniß vollendet haben, wird das Thier, das aus dem Abgrund ſteigt, mit ihnen Krieg führen und ſie überwinden und ſie tödten. Sie werden fallen auf den Gaſſen der großen Stadt, dem geiſtlichen Sodom und Aegypten, wo auch unſer Herr gekreuzigt iſt. Noch iſt zwar das Schickſal dieſer dem Schickſal jener erſten Propheten ähnlich: denn auch ſie, inſonderheit Elias [u], hatte mit dem Thier aus dem Abgrunde zu kriegen; immer mehr aber entwickelt ſichs, daß es zwei Perſonen in Jeruſalem ſeyn müſſen, die einen Ausgang hatten, der weder aus Moſes noch Elias Geſchichte eingekleidet werden konnte. Sie wurden gequält, wie Loth in **Sodom**, wie Iſrael in **Aegypten**; ſie fallen aber auf den Straßen der Stadt, die unſern Herrn kreuzigte, alſo Jeruſalems

---

[u] 1 Kön. 19, 10.

ſalems, auf die beſtimmteſte Weiſe. Und es ſehen viele von Völkern, Geſchlechten, Sprachen und Nationen ihren Leichnam drei Tage und einen halben, und laſſen ihre Leichname in kein Grab legen. Die Bewohner der Erde freuen ſich über ihnen und frohlocken, und werden ſich einander Geſchenke ſenden, weil dieſe zwei Propheten ſie, die Bewohner des Landes alſo quäleten. Weder in Moſes noch Elias Geſchichte ſind dieſe Bilder: es müſſen Umſtände ſeyn aus der Lebensgeſchichte dieſer Zeugen. Nach den dreien und einem halben Tage kam in ſie Lebensgeiſt aus Gott. Sie ſtunden auf ihre Füße und große Furcht fiel über die, ſo es ſahen. Sie hörten eine große Simme von Himmel, zu ihnen ſagend: ſteiget hieher! Und ſie ſtiegen gen Himmel in der Wolke, und es ſahen ſie ihre Feinde, und zu der Stunde ward groß Erdbeben: der zehnte Theil der Stadt fiel und im Erdbeben kamen um ſiebentauſend Menſchen. Die andern fürchteten

teten ſich und gaben dem Gott des Himmels Ehre. Das wunderbare dieſer Umſtände iſt wohl abermals aus Moſes und Elias Geſchichte (jener ſtarb am Munde Gottes und dieſer ward aufgenommen gen Himmel x), gleichſam vor allen ſeinen Feinden); indeß zeigt der Ausgang abermals, daß es eine beſtimmte, ſonderbare Geſchichte in der Belagerung Jeruſalems ſeyn müſſe. Sie weißagten mit ſo großer Gewalt: nun wurden ſie erſchlagen, liegen (gegen alle Jüdiſche Gewohnheit) 3½ Tag auf Jeruſalems Straßen, werden von ſo vielerlei Volk geſehen; man freut ſich über ihren Tod, ſendet ſich Geſchenke: ein Zehntheil der Stadt fällt: ſiebentauſend Menſchen kommen um — kurz, wer iſt nicht, der unter dieſen zweien Zeugen zwei auch von Joſephus ſehr edelausgemahlte Perſonen y) erkennet, die als die lezten Pfeiler ſanken? es ſind — die beiden Hoheprieſter, Ananus und Jeſus. Sie waren alles, was dieſes Bild ſagt, Zeugen Gottes, traureten und zeugten in Säcken über den Aufruhr und ſprachen ihm mit der Wärme Moſes

und

---

x) 5 Moſ. 34, 5. 2 Kön. 2, 11.

y) L. 4. c. 2—6.

und Elias entgegen. Sie ſtanden als Oelbäume da, die zum Frieden riethen, als Fackeln in der Nacht vor dem Herrn des Landes. Eine Zeitlang mächtig: denn Ananus gelangs zuerſt das Volk gegen die Zeloten zu führen; er wollte dem ſchrecklichen Thier aus dem Abgrunde, dem wütenden Aufruhr ſteuren. Der Himmel war verſchloſſen, als ſie weißagten: es war äuſerſt dürre und elende Zeit: Waſſerbäche floſſen mit Blut der Erſchlagenen: noch konnte der Aufruhr nicht an ſie. Was geſchah? Die Zeloten rufen die Idumäer zu Hülfe, dieſe kommen vor die Stadt: der Hoheprieſter will ihnen die Thore nicht öfnen: Jeſus, der nächſte nach ihm, ſpricht zu ihnen von der Mauer ſo wahr, ſo ſanft, ſo beweglich und doch (denn die Zeit ihres Zeugniſſes iſt vollendet) doch vergebens. Zu Nacht entſteht ein gräßlich Ungewitter: der Aufruhr öfnet ihnen das Thor: ſie brechen in die Häuſer: mehr als achttauſend werden im Tumult erſchlagen z), die beiden Hoheprieſter getödtet. Nackt und erſchlagen liegen ſie mitten in der Stadt auf den Gaſſen, man tritt auf ihre Leichname und läßt ſie unbegraben liegen,

---

z) L. 4. c. 6.

da doch, ſagt Joſephus, „die Jüden fürs Begräbniß ſolche Sorge trugen, daß ſelbſt Miſſethäter, durch Urtheil und Recht gekreuzigt, vor „Sonnenuntergang aufgenommen und beſtattet „wurden. Aber ich irre wohl nicht, fährt er fort, „wenn ich ſage, daß mit Ananus Tode auch die „Eroberung der Stadt anfing, und daß von dem „Tage an die Mauer niedergeriſſen und die Stadt „der Jüden zu Grunde geſtürzt ſey, da ſie den „Hoheprieſter und Vorgänger ihres eignen Heils „mitten in ihr ermordet liegen ſahen. Er war ein „trefflicher und der gerechteſte Mann. Bei allen „Vorzügen ſeiner edeln Herkunft, ſeiner Würde, „ſeines Anſehens hatte er Freude daran, ſich allen, „auch den Geringſten zu bequemen: ein ausnehmender Liebhaber der Freiheit und Demokratie, „der immer den allgemeinen Nutzen dem Seinigen „vorzog und vor allem den Frieden anrieth, da er „wohl ſah, daß die Römer nicht zu überwinden wären und vorausſah, daß wenn die Juden ſich nicht „mit ihnen ſetzten, ſie untergehn müßten. Kurz, „wäre Ananus am Leben geblieben: ſo wäre der „Sache gewiß geholfen; denn er war mächtig im „Reden, auch das Volk zu beſänftigen und hatte „die Unruhigen ſchon unter ſich gebracht, die ihm

„im Wege ſtanden. Auch hätten ſie unter einem
„ſolchen Anführer den Römern viel zu ſchaffen
„machen können. — Neben ihm ſtand Jeſus:
„wenn man vergleichen wollte, zwar geringer als
„Er, unter allen andern aber der Erſte; und ich
„glaube gewiß daß Gott, da er den Untergang
„der verunreinigten Stadt und die heilige Stäte
„mit Feuer zu reinigen beſchloſſen hatte, die Ver-
„theidiger und zarte Liebhaber deſſelben zum Vor-
„aus habe wegnehmen wollen. Da lagen denn,
„die kurz vorher die heilige Kleidung trugen, die
„der Erſten Religion der Welt vorſtanden und von
„allen, die aus allen Weltgegenden in dieſer Stadt
„zuſammen kamen, waren verehrt worden; die
„ſah man jetzt nackt daliegen, den Hunden und
„Thieren zur Speiſe dahingeworfen. Mich dünkt,
„die Tugend ſelbſt habe dieſe Männer beweinet
„und es beklagt, daß ſie von der Bosheit ſo
„ſchändlich überwunden waren. Ein ſolch Ende
„hatten Ananus und Jeſus.„

Schönes Ehrenmal aufs Grab dieſer Edlen Zween, wie es der Seher aufrichtet! Gott ſelbſt rechtfertigt ſie vor ihren Feinden, und (in der prophetiſchen Sprache aus Elias Leben, zumal da das ſchreckliche Ungewitter die Urſache ihres Todes war), er nahm ſie empor auf der Gewitterwolke. Joſephus bemerkt, daß mit ihnen Stadt und Tempel dahin war: dies fühlten alle. Die Idumäer ſchämten ſich des Gräuels der Zeloten und zogen ab. Ein neues Blutbad erfolgte: die Stadt ward durchs ſchrecklichſte Erdbeben der Spaltung und des Partheigeiſtes zerriſſen und zerrüttet: jeden ergriff Furcht und Schrecken, da er ſo augenſcheinlich über den Tod dieſer Männer die Rache Gottes ſah. Eine Menge ging zu den Römern über, denen der Feldherr es abſchlug, jetzt die Stadt zu ſtürmen, die gegen ſich ſelbſt wüthe und durch ein Gericht Gottes ſich ihm in die Hände ringe. — Kurz, Wort für Wort, Zug für Zug iſt das ſchöne Bild dieſer Zeugen durch Joſephus beſtätigt.

Wir fügen, ohne den Lauf der Geſchichte zu unterbrechen, ein paar Anmerkungen bei. Zuerſt, was iſt ſchöner, als in einem verfallenden Staat das letzte Zwei ſolcher Zeugen! Pfeiler, die das zum Sturz krachende Gebäude noch ſtützen, noch tragen wollen: liebliche Sterne, die daſtehn, der einbrechenden Nacht zu leuchten. Meiſtens aber haben ſie auch das Schickſal dieſer edlen Männer: die Pfeiler erliegen unter dem Schutt, die freundlichen Sterne werden von Wolken der Nacht verſchlungen. Fallet ſanft. Ihr liegt auf den Gaſſen der Stadt, wo auch unſer Herr gekreuzigt iſt; und die Wolke ſteht da, euch zum Triumph zu holen. Die Freude über euren Untergang iſt kurz; euer Verluſt rächend und unerſetzbar — —

Zweitens. Wie jeder Punkt der Offenbarung, ſo iſt auch dies Bild vom ſchwärmenden Pöbel entſetzlich mißbraucht worden, als ob Er ein ſolcher Zeuge ſey und werde? Er Zeuge? Thier aus dem Abgrunde iſt er hier, das die Zeugen tödtet und ſich an ihren Leichnamen ſättigt — das war der Zelotengeiſt, der ſchwärmende Pöbeleifer. Jene waren friedliche Oelbäume vor Gott, Segen auf ihr Vaterland träufelnd, brennende Fackeln in der Nacht, auf dem goldnen Leuchter ihres Amts, ihrer Würde; Patrioten bis auf den letzten Augenblick ihres Lebens. — Ueberhaupt hat von dieſer Seite, wie Johannes das Heiligthum, die hohe Obrigkeit des Landes ſchont und feiert, dies Buch ſeine ganz unerkannte Würde, die der Wahrheit entgegen meiſtens mißgedeutet und verkehrt iſt. Wir haben kein Wort des Fluchs über die Römer gefun-

gefunden: ihre Heere ſind Todesengel Gottes, Boten ein Ende zu machen, denen ſelbſt der Altar der Gebete ruft. Ihr Adler fliegt, wie ein Engel durch den Himmel, und ruft Weh über ein verſunknes Land, das keine Rettung finden will. Aber der Aufruhr wird überall mit Höllenfarben gemalt: er iſt das Thier aus dem Abgrunde; die Meuchelmörder waren Heuſchreckenzüge, ihr König der Verderber: alles Glück der Juden gegen Ceſtius iſt nur Hagel- Blut- Feuerregen und Aegyptiſche Plage. — — Weh über Weh. **Das andere Weh iſt vorüber, das dritte Weh kommt ſchnell.**

IV.

Der ſiebende Engel trommetete, und große Stimmen im Himmel riefen: Das Reich der Welt iſt unſers Herrn, ſeines Chriſtus worden; er wird regieren in die Ewigkeiten der Ewigkeiten. Wie? iſt das der Erfolg der furchtbarſten Trommete, ſo ſchauderhaft und Geheimnißvoll vorherverkündigt? Laſſet uns an den Friedensboten denken, der unmittelbar vor ihr mit dem Buch in der Hand, auf Meer und Erde trat, weitern Aufſchub hinwegnahm und ſchnelle Erfüllung der alten Verheißung anzeigte. Hier iſt ſie, der Inhalt ſeines Buchs, die Verheißung a). Das Reich des Meßias iſt da; kein Klaggeſchrei mehr auf Erden, ſondern Triumph- und Freudenſtimmen im Himmel. Unten mag ſtürzen, was will und ſoll; auf ſeinen Trümmern erhebt ſich das Reich des ewigen Königs. Die vier und zwanzig Aelteſten,

---

a) Pſ. 97, 1. 99, 1. Jeſ. 24, 23. Zachar. 14, 9.

teſten, die vor Gott ſitzen auf ihren Thronen, fielen auf ihre Angeſichte und beteten Gott an und ſprachen: Wir danken dir, Herr, Gott, der Allherrſcher, der iſt und war; daß du ergriffen haſt deine große Macht und herrſcheſt. Die Völker ſind ergrimmt: es kommt dein Zorn und die Zeit der Todten, gerichtet zu werden; Lohn zu geben deinen Knechten, den Propheten und den Heiligen und denen, die deinen Namen fürchten, den Kleinen und Großen, und zu verderben, die die Erde verderbeten. — Es ward eröfnet der Tempel Gottes im Himmel: die Lade ſeines Bundes ward geſehen in ſeinem Tempel. Es wurden Blitze und Donnerſtimmen und Erdbeben und großer Hagel. Der Lobgeſang ſinget die Beſchreibung des Reichs und die Art, wie es erſcheinet. Der Allmächtige, der ſo lange geſchlummert zu haben ſchien, ergreift ſelbſt das Scepter [b]): Er, der iſt und war, wird jetzt merk-

---

b) Pſ. 66, 7.

merkbar daſeyn. Die Völker ſind ergrimmt; es iſt ſein Zorn, ſie nur Werkzeuge ſeiner Rache und eines höhern Endzwecks. Verderben ſoll itzt der Aufruhr, der bisher das Land verderbt hat: gerächt ſoll werden das Blut, das Grab der Märtrer, der Heiligen und Propheten. Sie ſollen erwachen und Lohn empfangen c); verurtheilt werden ihre Feinde. Auf den Trümmern des bald untergehenden Tempels ſieht ſchon ein neuer, ſchönerer Tempel im Himmel bereitet: er hat die Bundeslade, die jener nicht hatte. Einſt auf Erden ſtand ſie verdeckt, hier wird ſie geſehen: die Wohnung Gottes iſt zugänglich, ſein Bund ewig, und geht in jeder Läuterung und Schmelzung ſchöner hervor — So jauchzen die Stimmen, ſo weiſſagen die Bilder; laſſet uns nicht unſre Ideen von dieſem kommenden Reich vorandrängen, ſondern warten, was und wie es kommt? — Ein groß Zeichen erſchien im Himmel: ein Weib, mit der Sonne bekleidet, der Mond unter

---

c) Pſ. 50, 1—5. 72, 4. Eſ. 26, 19—21.

unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen. Sie war ſchwanger und ſchrie in Geburtsſchmerzen, und rang zur Geburt. Es erſchien ein ander Zeichen im Himmel: ſiehe, ein großer, Feuerrother Drache mit ſieben Köpfen und zehn Hörnern, und auf ſeinen Köpfen ſieben Diademe. Sein Schwanz zog den dritten Theil der Sterne und warf ſie auf die Erde. Der Drache trat vor das Weib, die gebähren ſollte, daß, wenn ſie gebähre, er ihr Kind fräße. Und ſie gebahr einen Sohn, den Knaben, der alle Völker regieren wird mit eiſernem Scepter; entrückt ward das Kind zu Gott und ſeinem Thron. Offenbar iſt hier die Ankunft des verkündigten Reichs in ſeinem armſeligen drükkenden Anfange ſymboliſiret. Die Bilder ſind aus der Lebensgeſchichte Jeſu mit prophetiſchen Farben gemalet. Auch Er, von einem edeln Weibe gebohren, mußte ſogleich nach der Geburt vor einem Drachen fliehn, der ihn verſchlingen wollte: ſeine Mutter floh in eine Wüſte, wo ſie, viel-

vielleicht denſelben Zeitraum war, den Johannes hier nennet. Er liebt dergleichen vielartige Anſpielung, und es iſt ſeine Freude, gleichſam den Bilderſaal ſeines Herzens, die innigſte Geſchichte ſeines Lebens, in dieſe himmliſche Bilderſchrift zu malen. Kein Zweifel alſo, daß nicht, da er die edle Gebährerin des Weltregenten ſchildern will, Züge vom Bilde ſeiner irrdiſchen Mutter, (die auch Johannes Mutter war,) ihm in der Seele ſchwebten; nur aber Züge und zu einem andern Bilde, zu einem Symbol höherer Bedeutung. Das Bild, das hier erſcheint, nennt Johannes ſelbſt **himmliſches Zeichen;** Keine Perſon iſts alſo, keine Perſon auf der Erde. Es iſt nicht die irrdiſche Maria, die in dem Schmuck, wie ſie hierſteht, Königin des Himmels und Abgöttin würde; ihre Geſtalt iſt nur **Zeichen** im Himmel, Bild zu einer andern Bedeutung; denn der irrdiſche Chriſtus war längſt gebohren.

Wer iſt ſie nun, dies **Weib, mit der Sonne bekleidet, den Mond** der Veränderlichkeit **unter ihren Füßen,** in alle Herrlichkeit

der

der Träume Joſephs gekleidet d), **wer iſt ſie? Ihre Krone von zwölf Sternen** zeigts: es iſt (im edeln Sinne des Worts) die Jüdiſche Kirche, aus der **der kommen ſollte, der alle Völker beherrſchte**; zugleich Symbol, **unter welchen Umſtänden das neue Reich kommen und ſein Beſitzer erſcheinen ſollte.** Die rührendſten Bilder ſind Menſchlich: er wird alſo, zwar von einer edeln Mutter, aber **unter Weh und Angſt**, unmittelbar **vor des Drachen Schlunde**, in äußerſter Gefahr des Lebens und alle deß, was durch ihn werden ſoll, gebohren. So kommt das Reich Gottes: ſo windet es ſich, wie der erſte Lichtſtral im Schoos des ringenden Chaos, mit Mühe und Widerſtand zum Anbruch. —

Der Drache iſt eben ſowohl **Zeichen**, d. i. Symbol, als die Gebährerin: er in ſeiner **Pracht** ſo häßlich, als jene in ihrer **Unſchuld** ſchön und edel. Blut iſt ſeine Farbe, Ungeheuer ſeine Bildung: ein wildes, gehörntes, vielköpfiges Thier; keine

---

d) 1 Moſ. 37, 9. 10.

keine Krone deckt ſein Haupt, ſondern (ein Unterſchied, den Johannes ſorgfältig beobachtet!) ſtolze kriegeriſche Diademe ſeine Köpfe. Er iſt mächtig, aber nur zum Verwüſten: Hörner zehn vor ihm e), und die ſchönen Himmelsſterne ſchlägt ſein Schweif zu Boden: vor und hinter ihm iſt Alles in Aufruhr und Sturz zum Verderben. Er tritt vors Weib, daß er ihr Kind freſſe f), aber es wird entrückt zu Gott und ſeinem Thron; da wird's erzogen, der wird ſein Vater. Die Mutter bleibt unten; aber auch ihr iſt ein Ort der Sicherheit bereitet. **Das Weib floh in die Wüſte, wo ſie ihren Ort hat, von Gott bereitet, daß ſie ſie daſelbſt ernähren 1260 Tage.** Das Bild iſt von der Maria genommen, die nach Aegypten flieht und die Erfüllung deſſelben zunächſt im Jüdiſchen Kriege, auf deſſen Dauer die Zahl der Tage weiſet. Der Ermahnung Chriſti eingedenk, „wenn ihr den Gräuel der Verwüſtung ſeht, ſo fliehet!„ retteten ſich die Chriſten bald zu Anfange aus dem Getümmel, und auch von den vernünftigſten, edel-

---

e) Zachar. 1, 19. Dan. 8, 10.

f) Jer. 51, 34.

edelſten Juden ſagt Joſephus: ſie retteten ſich wie aus dem Schiffbruch. Dem Seher alſo werden dieſe Bilder (zumal die Zahl der Tage ſchon bei Daniel ein prophetiſches Zeitmaas war) Symbol der Errettung des Reichs Gottes in ſeinen erſten Gliedern, gleichſam in den erſten Hüllen ſeines irrdiſchen Werdens. Die Perle war bei Gott; die Mutterſchale dieſer Perle ward hienieden dürftig, aber ſicher gerettet.

Der Drache geht zuerſt der Perle nach. **Und es ward Streit im Himmel. Michael und ſeine Engel ſtritten mit dem Drachen, und der Drache ſtritt und ſeine Engel, und übermochten nicht und fanden im Himmel keine Stäte. Herausgeworfen ward der große Drache, die alte Schlange, die der Teufel und Satanas** (Verläumder und Widerſacher) **heißet, Er, der die ganze Welt verführet: geworfen ward er auf die Erde und ſeine Engel mit ihm geworfen.** Mich dünkt, das Symbol ſey durchhin verſtändlich. Der Feind alles Guten iſt kühn genug, den Stifter des neuen Reichs bis zum Throne Gottes zu verfolgen;

folgen; da treten gegen ihn alle himmliſche Mächte. Michael und ſeine Engel iſt ihr Name g): ein Gottesheer von himmliſcher Kraft; Satan und ſeine Heere ſind nichts dagegen; er ſtürzt, wo iſt er? wo iſt ſelbſt ſeine Stelle h)? wo iſt er geweſen? — In allen Zügen kann die mühſelige Geburt, die frühe Gefahr, die Verfolgung, Flucht und dürftige Geſtalt des Guten auf der Erde; aber auch ſeine hohe Abkunft, ſeine verborgne Macht, ſein gewiſſer Sieg im Himmel der Wahrheit, nicht ſchöner geſchildert werden, als in dieſem vortreflichen Symbol des Weibes und ihres himmliſchen Knaben. Wiederum kann die Geſtalt, der Grimm, der Trotz, die Grauſamkeit, die Kühnheit des Böſen gegen das Gute, und endlich doch der gewiſſe Sturz und Niederlage deſſelben nicht treffender gemalt werden, als im Bilde des Drachen und ſeines Sturzes. Es iſt die Geſchichte der Welt, aller Zeiten und Völker: daher wird er auch mit ſeinen alten Ehrennamen benennet, daß er der ſey, der **von Anfang an** die Welt verführt, geirrt, verderbt, vergiftet und betrogen habe,

---

g) Dan. 10, 13.

h) Zachar. 3, 2. Dan. 2, 35.

habe, der Widerſacher alles Guten, der Verläumder aller Guten, Symbol und Uhrheber alles Uebels der Erde. Die Bedeutung des Bildes iſt alſo ganz ohne Zweifel: ſein Urſprung wird gewiſſermaaße mit der erſten Geſchichte der Welt gepaaret.

Nun erſchallt das Thriumphslied: Ich hörte große Stimmen im Himmel: Es iſt das Heil und die Macht und das Reich unſers Gottes und die Gewalt ſeines Geſalbten worden. Verworfen iſt der Verkläger unſrer Brüder, der ſie verklagte Tag und Nacht vor Gott. Sie ſelbſt haben ihn überwunden durch das Blut des Lammes und durch das Wort ihres Zeugniſſes, und liebten ihr Leben nicht bis zum Tode. Darum freuet euch, ihr Himmel, und die darinn wohnen! Wehe der Erde und dem Meer, denn der Satan kommt zu euch und hat großen Zorn und weiß, daß er wenig Zeit hat. Die Worte beſtätigen, daß alles Symbol ſey, vom Siege des Guten über das Böſe,

Böſe, von Zukunft des himmliſchen Reichs, Troz alles Widerſtandes hölliſcher Mächte. Es wirds, von ſeiner Geburt an, durch alle Perioden des Kampfs und der Ueberwindung. Der Streit geht bis **vor Gottes Thron**, Himmel und Hölle miſchen ſich und ringen im Kampfe: und **nun kommt Heil!** ſo überwindet das Reich Gottes. Das Bild Michaels und ſeiner Engel, als eines Kriegsheers wird verlaſſen; das Abgebildete, die Schaar **der Guten** ſteht da, die das Böſe **durch Geduld und Wahrheit**, durchs **Blut des Lammes** und ſein Zeugniß**wort** überwinden. Das Bild des Drachen und ſeiner Engel iſt verſchwunden; er ſteht, wie in der Geſchichte Hiobs, als **Ankläger**, als **Verläumder unſchuldiger Menſchen** da, der aber durch ihr **Leben**, durch die Ausdauren und Sterben beſchämt und widerlegt wird. Sie ſind **Lämmer**, aber mit Löwenmuthe **bis in den Tod**: um der Wahrheit ihres Zeugniſſes willen iſt ihnen Seele und Leben nicht theuer — So kommt das Reich Chriſti: ſo muß daß Reich alles Guten kommen. Der Sieg wird **im Himmel** erfochten, und iſt ſchon erfochten durch die Unſchuld,

ſchuld, Treue und Standhaftigkeit aller guten wahren Seelen; er muß auch und wird, wiewohl ſpäter und mit Mühe, auf der Erde offenbar werden. Als der Drache ſah, daß er geworfen war auf die Erde, verfolgte er das Weib, die den Knaben gebohren hatte. Dem Weibe wurden zwei Flügel gegeben eines großen Adlers, daß ſie in die Wüſte flöge, an ihren Ort, wo ſie ernähret wird Eine Zeit und zwei Zeiten und eine halbe Zeit vor dem Angeſicht der Schlange. Die Schlange ſchoß aus ihrem Munde hinter dem Weibe Waſſer, wie einen Strom, daß ſie ſie durch den Strom wegſchwemmete; aber die Erde half dem Weibe. Sie eröfnete ihren Mund und verſchlang den Strom, den der Drache aus ſeinem Munde ſchoß. Da ward der Drache zornig über das Weib und gieng hin, Krieg anzufangen mit den Uebrigen ihres Geſchlechts, die Gottes-Gebote halten und das Zeugniß Jeſu haben. Die Fortſetzung entwickelt das Bild weiter. Vor Gott, im Reiche der Wahrheit iſt die Sache entſchieden; auf Erden, im Reiche der Sichtbarkeit und des Scheins tobet noch, wenn der leere Schlag geſchehn iſt, der taube Donner nach. Der Sohn iſt dem Drachen entgangen; das Weib, die Mutter, verfolgt er, und da auch ſie ihm entgeht, die andern Irrdiſchen ihres Geſchlechtes. Kann der Feind das Gute nicht zernichten; ſo verfolgt er die Guten, ſeine irrdiſchen Werkzeuge und Glieder.

Die Art der Errettung des Weibes iſt nach dem vorigen Bilde und aus der Jüdiſchen Geſchichte. Ihr werden **Adlersſchwingen gegeben**, d. i. ſchnell und wunderbar, wie dort Iſrael aus Aegypten i) wird ſie gerettet: Gott trug ſein Volk auf Adlersflügeln in **die Wüſte**, den Ort ihres Aufenthalts unmittelbar vor dem Anblick des Drachen. Die 1260 Tage heißen hier **Eine Zeit, zwei Zeiten** und **eine halbe Zeit**, und ſind alſo ſo viel Jahre: genau die vorige Zeit des Jüdiſchen Krieges. Die Ausdrücke ſind aus Daniel k) und ganz eigentlich; wer myſtiſche Chro-

---

i) 2 Moſ. 19, 4. Eſ. 40, 31.

k) Dan. 7, 25.

Chronologien auf ſie baut, hat ſie nie verſtanden. Statt Jahre werden aber Zeiten genannt und dieſe ſo abgetheilt, um recht mildernd zu ſagen, daß jede Stunde gezählt ſey, und ſie keine halbe Zeit über ihre Beſtimmung in der Wüſte bleibe l). Der Drache ſchießt ihr einen unſchädlichen Waſſerſtrom nach: einen Feuerſtrom kann er nicht mehr ſchießen, und auch jenen verſchlingt die ſtille, kalte Erde m) — das ſchönſte Bild vergeblicher Mühe und Verfolgung. Wie Waſſer in die Erde verſiegt, ſo verſchwindet der Böſen Liſt und Bosheit. Ergrimmet wendet ſich der Drache von der, die vor ſeinen Augen lebt, ohne daß er ihr zu ſchaden vermag, und wagts mit ihrem zerſtreuten Geſchlechte — wo er ſich gleichſam unſichtbar auf der Erde oder, (nach einer andern Lesart,) am Ufer des Meers verlieret.

In den Drangſalen des Jüdiſchen Krieges weis jeder die Geſchichte, auf die hier gedeutet wird. Der Hauſe der Chriſten, unter denen das Reich gebohren ward (auf Erden Chriſti Mutter

---

l) Hiob 14, 5. Matth. 11 —, 28. 31.

m) 5 Moſ. 11, 1 — 7.

und Brüder,) retteten ſich aus Judäa und Jeruſalem über den Jordan, und waren da ſicher in der Wüſte. Flügel des großen Adlers trugen ſie dahin: die Römer ſchadeten ihnen nicht, ſondern förderten ihre Sonderung vom Aufruhr. Sie waren die vom erſten Friedensengel Bezeichneten, denen zu Gut der andre die Zeit der Noth verkürzte, und die wir bald in einem völligern ſchönern Symbol ſehen werden. —

Der Drache ſelbſt, der Vater und Urſprung des Böſen iſt ohnmächtig verſchwunden; ſiehe, da treten zwei ſeiner **Symbole** und **Stellvertreter** auf, auf Meer und Erde. Im Himmel ſtritt er, auf Erden verfolgte er; da es in beidem ihm mißlang, ſteht er in ſeinen zertheilten Charakteren da, der unterdrückenden Macht, der verführenden Argliſt. — Ich ſtand (nach andern): **Er ſtand am Sande des Mers, und ich ſah aus dem Meer ein Thier aufſteigen, das hatte zehn Hörner und ſieben Köpfe.** (Ein Meerungeheuer alſo, nach dem Orient das ſtärkſte; an Köpfen und Hörnern, wie der Drache.) **Auf ſeinen Hörnern zehn**

Diademe, auf ſeinen Köpfen Namen der Läſterung. (Jene ebenfalls wie der Drache, jene und dieſe nach Daniels Bildern [n]): bekannte Zahlen und Symbole der Macht, unterdrückender Gewalt und Verwüſtung.) Das Thier, das ich ſah, war dem Pardel gleich: ſeine Füße wie Bärenfüße, ſein Mund wie Löwenmund: Der Drache gab ihm ſeine Macht und ſeinen Thron und ſein Anſehen. (Hier iſt alſo die Deutung des Bildes ſelbſt gegeben. Das Thier iſt, da der Drache ſelbſt nichts vermag, der irrdiſche Repräſentant deſſelben an Macht, Anſehen, Blutgier, Verwüſtung. Das bedeutet ſein fleckiges Pardelfell, ſein Bärenfuß, ſein Löwenmund: es brüllt, zertritt und zerreißet.) Einen ſeiner Köpfe ſah ich, wie zum Tode verwundet; aber die Todeswunde ward heil und die ganze Erde ging verwundernd hinter dem Thier. (Das Bild iſt abermals nach Daniel [o]); die Bedeutung deſſel-

---

[n] Dan. 4, 16. 7, 7. 8, 8.

[o] Dan. 7. 8.

ben muß die Geſchichte geben.) Sie beteten an den Drachen, der dem Thier die Macht gab und beteten das Thier an und ſprachen: Wer iſt dem Thier gleich? Wer vermag mit ihm zu kriegen? (Die Anbetung und Bewundrung des Thiers iſt in der Sprache trotziger Götzen bei den Propheten.) ihm ward ein Mund gegeben, zu reden große Dinge und Läſterungen; auch ward ihm Macht gegeben, Krieg zu führen 42 Monathe. (Noch aus Daniel: die Zeit der Monate iſt die ſo oft beregte Zeit des Jüdiſchen Kriegs, die bereits in Tagen, Jahren und auch ſchon in dieſen Monaten angezeigt iſt. Wir werden alſo immer näher auf etwas Hiſtoriſches in demſelben, das hier ſymboliſirt wird, gewieſen.) Aufthät es ſeinen Mund, zu läſtern Gott und ſeinen Namen und ſeine Hütte, und die im Himmel wohnen. Auch ward ihm (Macht) gegeben, Krieg zu führen mit den Heiligen und ſie zu überwinden. Auch ward ihm Gewalt über alles Geſchlecht und Volk, Sprache und Nation. (Noch näher alſo in

der

der Beſtimmung. Es ſoll Gott und alles Göttliche, wozu es nicht kommen kann, läſtern; das Heilige und Gute auf der Erde, wozu es kommen kann, verfolgen, ſie wie ein wildes Thier zu Boden werfen und ſich allgemeine, unwiderſprechliche, eigenmächtige Gewalt nehmen.) Anbeten werden das Thier alle Bewohner der Erde, deren Name nicht geſchrieben iſt im Lebensbuch des Lammes, geſchlachtet von Anbeginn der Welt. (Der Zug vollendet ſeine Geſtalt. Es iſt ein allgemein anerkanntes, verehrtes Ungeheuer; alle, nur die Chriſten haben nichts mit ihm zu ſchaffen.) Was wäre es nun? was mags ſeyn? Johannes ſetzt bedeutend hinzu: wer Ohr hat, höre! So jemand gefangen führt, der wird ins Gefängniß gehen: ſo jemand mit dem Schwert tödtet, der muß mit dem Schwert getödtet werden. Hier iſt Geduld und Treue der Heiligen.

Wir wollen, da über dieſe Thiere und was ihnen anhängt, ſo viel geräthſelt worden, vorſichtig zu Werk gehen und unbefugt nichts annehmen, das nicht das Bild oder die Geſchichte gibt. —

Zuerſt zeigt der Aufruf zum Schluß des Gemähldes, als Wink und Wegweiſer ſeiner Bedeutung, daß von Zeiten des Aufruhrs die Rede ſey, wo man ins Gefängniß führe und geführt werde, tödte und getödtet werde; wo Alles unordentlich, tyranniſch und gewaltſam zugeht. Nur die Heiligen ſinds, die in ihm Geduld, Stille, Treue und Glauben beweiſen; das übrige hängt dem Thier an. Zweitens. Alle Symbole des Thiers bezeichnen Zeiten einer ſolchen vielköpfigen Menge und ſchrecklichen Unterdrückung: ſeine ſieben Köpfe und zehn Hörner, ſeine Läſterungsnamen und vielen Diademe, ſeine Bärenfüße und Löwenmund; lauter Symbole des Zertretens, der Blutgier, des frechen Läſterns, der üppigen, vielköpfigen Macht und Hoheit. Die Hauptgeſtalt iſt der Pardel, deſſen geſprengtes Fell und innere Blutgier bei allen Völkern, das Bild einer veränderlichen, wütenden Menge geworden und hier mit den andern Charaktern vergeſellſchaftet, offenbar ein ausgelaſſenes Unthier, ein unzähmbares, mächtiges Ungeheuer bedeutet. Drittens. Endlich hats Johannes ſchon ſelbſt genannt und im vorigen bezeichnet: **das Thier aus dem Abgrunde wars, was mit den zwey Zeugen**

kämpf-

kämpfte und ſie überwand; Und wer war dies? wer kann auch dies Bild nach Joſephus anders ſeyn, als — der Aufruhr, der wütende Zeloteneifer. Zug für Zug trift die Beſchreibung auf eine Zeit, die Joſephus nicht ſchrecklich gnug ſchildern kann p). „Es war, ſagt er, Aufruhr in Aufruhr: die Stadt wütete gegen ſich wie ein wildes Thier, das, aus Mangel der Nahrung ſeine eigne Eingeweide frißt.„ Eine gefleckte, blutgierige Tyrannei, die ſich über Freunde und Feinde einer Herrſchſucht anmaaßte, von der keine Zeit der Unterdrückung je gehört hat: man raubte, mordete, würgte, brennte, verſchlang. Mit Bärenfüße ſtanden ſie auf den Haufen der Leichnäme und ſtritten von denſelben, als ob ſie auf ihren Feinden ſtänden; ein geringer Argwohn, daß jemand den Römern wohlwollte, reizte den fleckigen Pardel zum Blut. Mit Löwenmunde brüllte er Läſterung gegen Gott und ſeine Hütte; verunreinigte den Tempel mit Blut und Leichnamen. Tag und Nacht war ein unaufhörliches Geſchrei und Brüllen. Die Greiſe ſeufzten und wünſch-

---

p) L. IV. c. 2 — 6. ſeq.

wünſchten, daß der Krieg käme und ſie von der Quaal befreite; alle aber hatte ſolche Furcht, ſolches Sklavenſchrecken überfallen, daß keine Aeußerung möglich, und jedem, der am Leben bleiben wollte, rathſam war, als — anbeten das Ungeheuer, ſeinem wütenden Gange in tauber, ſtummer Verwundrung folgen. Es war nur Eine Stimme in der Stadt: wer iſt dem Thier gleich? wer darf mit ihm kriegen? Seitdem Ananus unter ſeinen Klauen erlegen war; war ſeine Todeswunde (er war der Einzige, der ſie ihm geben konnte!) heil; nun fand es keinen Widerſtand mehr; alles war hinter ihm und es brüllte q) — Es war ihm gegeben, daß es mit ihm 42 Monate währte, d. i. bis aufs letzte Ende des Jüdiſchen Krieges: denn da auch Tempel und Burg hin war, nur mit dem letzten Funken der Einäſcherung Jeruſalems erſtickte die wütende Flamme der Tyrannei und des Aufruhrs.

Inſonderheit, dünkt mich, werde in dieſem erſten Bilde auf die Tyrannei des Aufruhrs geſehen,

---

q) ſ. Ananus Rede ans Volk (l. 4. c. 5.) gegen den Aufruhr, wo die Wuth deſſelben und des Volks ſklaviſche Feigheit mächtig geſchildert ſind.

geſehen, ſofern Simon Gorion ihr Haupt war[r]. Wir ſahn dieſen Räuber ſchon, wie einen tollen Hund, (nach Joſephus Ausdruck) das Gebürge durchſtreifen, und da ihm ſein Weib geraubt war, Idumäa und Judäa verwüſten; nach Ananus Tode, gerade im Zeitpunkt dieſes Geſichtes ward er nach Jeruſalem eingeladen, der Hoheprieſter ſelbſt zu ihm abgefertigt; er ließ ſich lange bitten und zog endlich, als Herr, als Erretter und Befreier unter allen Zurufen des Volks in die Stadt ein: genau, wie dies Bild beſchreibet. Wer war ihm gleich? wer konnte mit ihm ſtreiten? Er, der mächtigſte unter den Tyrannen, ward auch ihr Aergſter: den Hoheprieſter Matthias ſelbſt, der ihn in die Stadt gebracht hatte, zertrat ſein Fuß und ließ ihn unbegraben liegen: ſeine drei Söhne, viele Edeln, unzähliche vom Volk desgleichen. Das Thier ſtritt und würgte und brüllte und raubte, bis es Titus zuletzt nach eingenommener Stadt in unreinen Hölen der Erde fing. Der leibhafte Stellvertreter des Satans.

Neben

---

[r] L. IV. c. 9. ſeq.

Neben ihm ſtand ein anderer. Ich ſah ein Thier aufſteigen aus der Erde: es hatte zwei Hörner, gleich dem Lamm, redete aber wie der Drache. Es hat auch alles Anſehen des erſten Thiers, neben ihm, vor ſeinen Augen. Ja es macht, daß das Land und ſeine Bewohner anbeten das erſte Thier, deſſen Todeswunde nun heil war. Es thut große Zeichen, ſo daß es auch macht Feuer vom Himmel fallen auf die Erde vor den Menſchen. Und verführt die Bewohner der Erde durch die Zeichen, dem Thier, das die Wunde vom Schwert hatte und lebet, ein Bild zu machen: ja es ward ihm gegeben, das Bild des Thiers zu beleben, daß es ſprach, und macht, daß wer das Bild nicht anbetete, getödtet würde. Es macht, daß alle, klein und groß, reich und arm, Knechte und Freien, ihnen einen Namenszug geben auf ihre rechte Hand und auf ihre Stirn; und daß keiner kaufen oder verkaufen könne, er habe denn dieſen Zug, den

Namen des Thiers oder die Zahl ſeines Namens. Hier iſt Weisheit. Wer Sinn hat, berechne die Zahl des Thiers; es iſt Menſchenzahl: die Zahl heißt χξς (666.)

Ehe wir ſie berechnen, laſſet uns die Züge im Bilde dieſes zweiten Thiers erſt verſtehen lernen. Es iſt ein ſcheinheiliges Thier, von innen Drache, von außen Lamm, wie Chriſtus die falſchen Propheten verkündigt. Es hat nicht die offenbare Macht- und Wutgeſtalt des Erſten; aber alle ſein Anſehen neben ihm, wird ſein Helfer, der Zweite im Range, gleichſam ſeines Götzenbildes Prophet und Prieſter. Was kein falſcher Prophet konnte, worauf Elias alle Baalspfaffen herausfoderte [s]) kann dieſer: **er läßt Feuer vom Himmel fallen vor den Menſchen.** Was kein Götzenprieſter konnte, worauf alle Propheten Gottes ſie und ihre ſtummen Klötze herausfodern [t]), daß ſie ſprechen, daß ſie leben ſollen; das kann dieſer. Er belebt des Thieres Bild, es ſpricht, es lebet. Nun muß, nun ſoll ihm alles

knieen:

---

[s]) 1 Kön. 18.

[t]) Jeſ. 40. 41. 44. f.

knieen: der Götze wird Landesabgott und Jedermann zu ſeinem Sklaven bezeichnet. Wer ihm nicht dienen will; das ſanftmüthige Thier ſprichts und will ſeinethalb nicht vergebens göttliche Wunder gethan haben) der muß ſterben — Kurz dies Zweite Thier iſt, wie es auch nachher genannt wird [u] **der falſche Prophet**, Verführer und Wunderthäter unter die Gewalt des Aufruhrs.

Daß in der Jüdiſchen Geſchichte ſo etwas geweſen, daß der ganze letzte Krieg von dieſem Geiſt belebt ſey, bezeugt Joſephus [v]. Mit Wunderthätern und falſchen Propheten fing er ſich an: Theudas führte Mengen über den Jordan und verſprach ihn zu theilen: Ein Betrüger, Aegypter, Magus kam nach dem andern, der das Volk in die Wüſte, auf den Oelberg, in den Tempel lockte und immer Wunder verſprach. Die Mauern ſollten ſtürzen, Feuer vom Himmel fallen und die Feinde verzehren, jede Stunde ſollte ihnen ein Zeichen göttlicher Errettung werden. Deß bedienten ſich während der Belagerung

---

[u] Offenb. 16, 13. 19, 20.

[v] L. 2. c. 11. 12. ſeq.

rung und des größten Elendes die Tyrannen [w]); munterten das Volk immer durch falſche Propheten auf und hieltens in Erwartung, ſprachen bis auf den letzten Augenblick von göttlicher Hülfe; ſelbſt da der Tempel in Flammen ſtand, war noch eine Menge Volks zu ihm hinaufgedrungen, jetzt, jetzt in ihm das Zeichen göttlicher Hülfe aufs Wort eines Propheten zu ſehen — So betrogen und weißagten ſie ſich in ihr Elend! ſo muſte die Schwärmerei dem Uebermuth ihrer Tyrannei dienen — —

Dies war die Prophezeiung Chriſti x): dies iſt das Bild. Mich dünkt aber, daß zur Ründung deſſelben noch etwas fehle, und auch hier giebt die Geſchichte Auskunft. Wie nehmlich der Seher den wütenden **Machtaufruhr** unter den **mächtigſten** Tyrannen, Simon, bringt; ſo führt er den **verſchlagnen, betrügeriſchen, heuchleriſchen Liſtaufruhr** unter den **verſchlagenſten** Tyrannen, **Johannes Levi**, der neben Simon herrſchte. Was Simon an Troz und Macht war,

---

w) L. 7. c. 11.

x) Matth. 24, 24.

war, war jener an Liſt und Betrug: er hatte Joſephus, Titus, Ananus, die Zeloten, das Volk, Gott und die Welt betrogen y). Den Joſephus betrog er und verläumdete ihn bei der Stadt z): den Titus, und entkam unter frommem Vorwand: den Ananus, dem er Treue ſchwur und ſeine Anſchläge an die Feinde verrieth: die Zeloten, denen er Rauben, Morden, Schand' und Laſter erlaubte, und ſie unter Gottes Namen auf die Schlachtbank lieferte: das Volk, dem er der Römer Heer, als ob es ihnen ſelbſt nicht entfliehen könnte, äußerſt verächtlich machte, und alles alſo für den Aufruhr that. Demüthig und gefällig trug er ihm Zeitungen zu, trug zu ſeinem Anſehn bei, was er konnte; da Eleazar geſtürzt war, ſaß er wie der falſche Prophet im Tempel,

beraub-

---

y) L. 2. c. 21. (oder 26.) Joſephus nennt ihn πανουργοτατον κ. δολιωτατον των επισημων, εν δε τοις πονηρευμασιν απαντων.

z) L. 4. c. 2. γοης ανηρ κ. ποικιλωτατος το ηθος. c. 3. ſeq. Noch L. 7. c. 8. heißt er ανθρωπος ἤδη κ. τον θεον ασεβειν τετολμηκως, imgleichen ο της πρὸς θεον ασεβειας καταμανεις.

beraubte denſelben, und war Tyrann der Scheinheiligkeit und Gottloſigkeit an Simons Seite a)). Zu morden und zu plündern waren ſie Eins b)) und ſchickten ſich einander die Schlachtopfer zu. Sein Sitz, der Tempel, der Mittelpunkt der Hülfe ſeyn ſollte, ward Werkſtäte der Liſt und Betrügereien, wie Joſephus theils allgemein, theils in Proben anzeigt. Kurz, er war das Zweite der Ungeheuer, ſchwächer als Simon, an Argliſt und Heuchelei ihm überlegen und an Blutdurſt ihm gleich. Beide Ungeheuer, das Thier und der falſche Prophet, kamen lebendig in Titus Hände.

Nun zeigt es aber das ganze Buch, daß dem Seher Johannes eigentlich nicht an einer Geſchichte des Aufruhrs oder ſeiner Urheber, als ſolcher, liege; ſie ſind ihm blos **Symbole zu höherem Zweck**, die Geſchichte der Zerſtörung nur **Anlaß der Zukunft eines höheren Reiches**. So ſtehen auch dieſe Phänomene auf dieſer Stelle. Das Reich des Meßias ſoll kommen: im Himmel iſt ſeine Ankunft ſchon ausgeruffen;

---

a) L. 5. c. 1. 3.

b) L. 5. c. 6. 13. ſeq.

ruffen: auf Erden aber ſtehn noch die Statthalter des Drachen, Gewalt und Liſt, Tyrannei und Verführung, ein Ungeheuer des Meers und der Erde: ſie müſſen hinweggethan werden, daß Chriſtus zu herrſchen Stelle finde. Kurz, es iſt der Begriff des Antichriſts, wie ihn Jeſus und Paulus gaben. Jener c) weißagt Aufruhr und falſche Propheten: dieſer ſpricht d) vom Widerwärtigen Gottes, als einem Ungeheuer der Liſt und mächtigen Bosheit. Hier ſteht ſein Bild in beiden Larven und wartet deſſen, ders umbringe mit dem Schwert ſeines Mundes, und ſein ein Ende mache durch die Erſcheinung ſeiner Zukunft.

Sonach ſind wir auch bei dem Bilde des erſten Thiers: bei der Erklärung von ſeines Namens Zug und Zahl. Die Zahl iſt gegeben. Soll ſie in griechiſchen Buchſtaben, in denen das Buch geſchrieben iſt, wie α und ω bedeuten: ſo ſteht ihr Zug und Zahl da: χξϛ, gleich-

---

c) Matth. 24.
d) 2 Theſſ. 2, 3.

gleichſam **das Monogramm des Antichriſts.** χξς iſt der Name Chriſti, durch das Bild des Drachen, ξ, alſo verſtümmelt und zerſtöret, der ſich in ſeine Mitte geſetzt hat. Soll die Zahl, **als Zahl**, bedeuten: 666, ſo wie die Zahl, 12. 24. 12000. 144000. in dieſem Buche; ſo iſt ihre Bedeutung offenbar. Alle dieſe Zahlen ſind gerade und Wurzelzahlen, die Johannes ſelbſt in einander führt, und damit die Zahl der Erwählten, die Wurzelzahl des himmliſchen, ewigen Cubus begründet; 666 iſt irrational und gibt keine gerade Wurzel. Dieſe kommt der fatalen Zahl 25, mit dem fatalen Bruche 41. am nächſten; iſt aber eine Scheinzahl, 666, die dem Anſehen nach viel Proportion verſpricht und doch keine hat: gerade, wie er den Antichriſt bezeichnet. **Er war und iſt nicht, kommt und iſt nicht mehr:** ein Scheinweſen; da Chriſtus der Herr **iſt und war und kommt**, und auch ſein Reich durchs ganze Buch hin ſich in die **vollkommene** Zahl 7., und in den **ewigen Cubus** der 12. endet. Soll endlich die Zahl in **hebräiſchen Buchſtaben**, kabbaliſtiſch, einen Namen geben: ſo dünkt mich, auch hier iſt der Weg vom

Seher beſtimmt gezeiget. Seine Abſicht kann nemlich nicht ſeyn, „daß man ſolange Buchſtaben des Alphabets ſuche und zuſammenhäufe, bis die Zahl herauskommt;„ auf ſolche Weiſe kann man ſie in vielen Namen finden, und irrt im Labyrinth aller Buchſtaben und aller ihrer Verſetzungen ohne Faden einher. Die Aufgabe iſt natürlich die: „nimm die Ebräiſchen Buchſtaben, die ſo natürlich 666. bedeuten, als die Griechiſchen χξϛ: ſo findeſt du den Namen.„ Welches ſind nun dieſe Buchſtaben? תרסו heißt 666. nun wirf die Buchſtaben um und ſieh. סתור iſt gerade das Wort, das dem Weibe, zwei Kapitel weiter, an der Stirn ſteht e): *μυϛηριον*, Geheimniß. Wirf die Buchſtaben nochmals umher: ſo iſts מרות, apoſtaſiae, der Abfall; genau wie Paulus den Antichriſt f) und ihn hier Bild und Geſchichte bezeichnet. Der Abfall war das Thier, Aufruhr hieß ſein Name; das war das Geheimniß, das war die Namenzahl. Auch Joſephus beſtätigt dieſes, theils durch ſeine ganze Erzählung, theils durch die prophetiſche Sage,

---

e) Kap. 17, 5.

f) 2 Theſſ. 2, 3.

Sage, die er anführt g): „denn würde Stadt „und Tempel untergehn, wenn der Aufruhr ein„breche und Hände der Eingebohrnen des Lan„des das Heiligthum entweihten.„

Wie kams aber, daß Johannes den Namen nicht eigentlich nannte? daß er ihn theils in die Geſtalt, theils in eine ſolche Zahl verhüllet? Die Geſtalt hat er gnug genannt, da ſie die zwei Zeugen tödtet: die Einkleidung in myſtiſche Namen iſt dem ganzen Buch eigenthümlich, wie ja die Namen Bileam, Jeſabel, der Nikolaiten, Sodoms, Babels beweiſen; nun muß aber freilich in der Geſchichte ſelbſt etwas zu dieſem Namenszuge und dieſer Namenzahl Anlaß gegeben haben, da er ſo oft und ausführlich wiederholt: „man habe des Thiers, d. i. des Aufruhrs „Namen annehmen müſſen, der ſey getödtet „worden, der ihn nicht angenommen habe, u. ſ.„ Nichts iſt auch mehr im Geiſt der traurigen Zeit, von der wir reden, als dieſes. Simon, der furchtbarſte und gefürchtetſte Tyrann, zwang die Seinen mit Schrecken, wie Titus die Seinen mit

---

g) Lib. 5. c. 2.

mit Ehre zwang: ſie waren ſeine Sklaven ſo ſehr, daß ſie ſich, wie Joſephus ſagt, vor Schrecken auf ſein Wort getödtet hätten — die gräulichſte Unterdrückung! Nun wars Simons Raſerei, Fürſt zu ſeyn: er hielt, wie vorher außerhalb der Stadt, jetzt in ihr die Seinen in ſtrengſter Ordnung, hatte ſie unter 50 Hauptleute gethan, auch die Idumäer ſtanden ihm bei; was natürlicher, als daß ſie auch **ſein Zeichen trugen**, wie die Soldaten das Zeichen ihres Feldherrn oder Königs. Joſephus führts nicht an, weil es ſich von ſelbſt verſtand: bei den Römern, und überall wars und iſts gewöhnlich; wie denn nicht hier, unter einem eiferſüchtigen Tyrannen? in einer Stadt des Aufruhrs? wo ſeine Parthei die mächtigſte war und jeder Parthei nach unterſchieden werden mußte? Mit Tyrannenſtolz zeichnete er ſie alſo aus, mit Sklavenfurcht ließen ſie ſich bezeichnen, und ſiehe, **da trugen ſie eben in ſeinem Namen und ſeines Namens Zahl, die Zahl 666.** — ר״ שמעון hat dieſe Zahl in ſich und ohne Zweifel hieß ſo ſein Ehrenname. Als Fürſt war er eingeholt und eingezogen: ſo nannte und gebehrdete er ſich; und nach der Gefangenſchaft war **Rabban** der Fürſtenname me h). (Die ſpätern Bücher der Bibel und der Chaldäer überſetzen die Namen des Ranges in ihn und auch, als er den Lehrern gegeben ward, bliebs ein Fürſtenname ob principatum doctrinae, den jemand beſaß und forterbte. Die eigentlichen Lehrer hießen Rab und Rabbi.) **Rabban Simon** alſo war der abgöttiſche Name, mit dem ſich freie Iſraeliten, als Sklaven bezeichnen ließen; ſie, die allein mit Gottes Namen bezeichnet ſeyn ſollten. Der Anblick war dem Seher ein Gräuel: er berechnete, und fand in ihm die Zahl des **Geheimniſſes** der Bosheit, (סתור) das er dem Weibe, dem Bilde der **Gräuelſtadt** an die Stirn ſchrieb: die Zahl des Menſchen der Sünde, des wütigen Abfalls (סרוח) der nach der Weißagung das Zeichen des Unterganges war. Er druckte die Zahl Griechiſch aus; auch in ihren Ziffern war ſie das Zeichen des **Antichriſts**: χξς. An ſich ſelbſt und in ihrem innern Verhältniß die **Proportionsloſe Scheinzahl 666.** Kabbaliſtiſch endlich mit Worten der Bibel zu

---

h) ſ. BUXTORF. Lex. Thalmud. voc. רבבן

reden, war ſie das Geſchlecht **Adonikams** i), eines Namens, der (mit einer kleinen Anomalie von Ableitung, die der Kabbala Schönheit iſt) gerade das anzeigen kann, was auf dieſer Stelle das ganze Phänomenon andeuten ſoll, nehmlich einen, **der gegen Gott aufſteht**, oder wie Paulus ſagt, **den Widerſpenſtigen, der ſich über Alles, was Gott und Göttlich iſt, erhebet.** Johannes bemerkt alſo die Zahl: denn in ihr lag der Sinn und Zweck ſeines ganzen Bildes. Am Namen Simon lag ihm nichts, ſo wenig als die Namen Jeruſalem, Veſpaſian, Titus im Buch erſcheinen; ſeine Zahl aber war Aufſchluß der ganzen Figur auf dieſer Stelle. Und da dieſer Aufſchluß nach Kabbaliſtiſchen Grundſätzen ſo ſchön, ſo vielfach, ſo genau und deutlich mit Worten der Bibel, in den eigentlichen Zahl-Buchſtaben bezeichnet werden konnte: ſo bezeichnete er ihn alſo. Es iſt, als ob er dem Unthier an die Stirn ſchriebe: **Geheimniß! Aufruhr! der Widerſpenſtige gegen**

---

i) Eſra 2, 13.

gegen Gott! der Antichriſt! die Scheinzahl 666.

Ich ſah und ſiehe das Lamm, ſtehend auf dem Berge Sion und mit ihm 14000, die den Namen deſſelben hatten und den Namen ſeines Vaters geſchrieben auf ihren Stirnen. Ich hörte eine Stimme vom Himmel, wie das Rauſchen vieler Waſſer, wie die Stimme eines großen Donners, wie Stimme der Harfenſpieler, ſpielend auf ihren Harfen. Sie ſingen ein neues Lied vor dem Thron und vor den vier Lebendigen und den Aelteſten: niemand konnte das Lied lernen als die 144,000 Erkaufte von der Erde. Dieſe ſinds, die ſich mit Weibern nicht befleckten: Jungfrauen ſind ſie, die dem Lamme folgen, wohin es gehet. Sie wurden erkauft von den Menſchen, als Erſtlinge Gott und dem Lamm, in ihrem Munde ward kein Trug erfunden: unbefleckt ſind ſie. Ein offenbares Gegenbild der vorigen Scheu-

Scheuſale der Erde. Unten herrſcht der Drache durch ſeine Ungeheuer, Liſt und Gewalt; hier ſteht das Lamm, heilig und unſchuldig auf dem heiligen Berge. Jenes Thier reißt mit Grauſamkeit die Menge zu ſich, daß es ſie mit Füßen zertrete; hier ſtehn die viele Tauſende freiwilligerkohrner. Jenen ward der Namenzug des Thiers aufgedrungen; Dieſe haben den heiligen Namen als Ehrenzeichen an ihren Stirnen, (nicht als Sklaven an ihrer Hand.) Unten im Reich der Thiere iſt Klirren der Kette, Geſchrei, Aufruhr und Elend; hier einmüthiger freier Lobgeſang, obwohl eines Meers von Stimmen und Perſonen. Ein neues hohes Lied iſt in ihrem Munde; niemand kanns ſingen, der nicht zu ihrer Zahl gehört, den Gott und das Lamm nicht erwählte. Unten iſt Liſt und Trug: hier unverfälſchte Redlichkeit und Einfalt. Unten Hurerei k) und Gräuel; hier

---

k) „Mord der Männer, Schande der Weiber waren ein Spiel. Mit Blut ſoffe ſie die Beute und ließen weibliche Schande mit ſich treiben, bis ſie genug hatten; ſie ſchmückten ihr Haar, trugen Weiberkleider, ſalbten und ſchminkten ſich, ahmten die Brunſt der Weiber nach und erdachten bis zum Uebermaas unerhörte, unerlaubte Wollüſte. Sie wälzten hier jungfräuliche Reinigkeit, Vertraulichkeit mit Chriſto und Lammesſanftmuth. — Wie, wenn am Fuß des Berges Blitze fliegen und Donner raſſeln und verpeſtende Nebel ſich wälzen, und oben auf dem Gipfel ein Paradies iſt voll Friſche und Licht und Geſang und ſeliger Eintracht; ſo folgt dies erquickende Bild auf die, ſo vor ihm ſtehen. Die vor dem letzten Siegel Erwählte, denen zu gut vor der letzten Trommete die Zeit der Noth gekürzt ward; die ſtehn hier unter allen Gräueln bewahret, ruhig und glücklich. Der Charakter, in dem ſie erſcheinen, iſt das Gepräge des Chriſtenthums, und ganz in Johannes Charakter. — Wir eilen weiter, um zu ſehen, was mit dem Reiche des Drachen werde, damit das Reich erſcheine, zu dem ſie als Erſtlinge erwählt ſind.

V.

---

wälzten ſich in der Stadt, wie im Hurenhauſe, und beſleckten ſie überall mit unreinen Werken. Das Geſicht, wie Weiber geſchminkt, mordeten ſie mit der Rechte u. ſ.„ Joſeph. 4. c. 9. Und eben der ſcheinheilige Johannes Levi wars, der ſeiner Parthei ſolche Gräuel erlaubte.

V.

Ich ſah einen andern Engel, fliegend durch Himmels Mitte, der hatte das ewige Evangelium zu verkündigen den Bewohnern der Erde, über alle Völker, Geſchlechte, Sprachen und Nationen. Er ſprach mit großer Stimme: fürchtet den Herrn und gebet ihm die Ehre; denn die Stunde ſeines Gerichts iſt kommen. Betet an, der gemacht hat Himmel und Erde und das Meer und die Waſſerquellen.

Ein anderer Engel folgte und rief: gefallen! gefallen! Babel, die große! mit dem Zornwein ihrer Unzucht hat ſie getränket alle Völker.

Ein dritter Engel folgte ihnen und rief mit großer Stimme: So jemand das Thier anbetet und ſein Bild, und nimmt den Zug ſeines Namens an Stirn und Hand; auch

Er wird trinken von dem Zornwein Gottes, dem reinen, dem ungemiſchten, im Becher ſeines Zorns, und wird gequälet werden mit Feuer und Schwefel vor den Heiligen und vor dem Lamm. Der Rauch ihrer Quaal wird aufſteigen in die Ewigkeiten der Ewigkeiten. Sie haben keine Ruhe Tag und Nacht, die das Thier anbeteten und ſein Bild, und wer annimmt den Zug ſeines Namens. Hier iſt Geduld der Heiligen: hier ſind die Gottes Gebot halten und die Treue Jeſu. (Was dort Babel heißt, heißt hier das Thier; es iſt alſo die Stadt, in det der Aufruhr wütet. Er wütet noch, deßwegen ruffen und eilen die Himmelsboten. Die Heiligen ſollen nicht ablaſſen, am Gebot Gottes zu halten, und als Knechte die Treue Jeſu zu bewahren: denn der Richter kommt und bleibt nicht aus. Je länger er zögert, deſto härter wird das Gericht ſeyn; jemehr der Becher der Unzucht, der Wuth, der Verführung ſchäumet, deſto mehr wird der Zornwein des Gerichts Gottes berauſchen. Wie jetzt das Geſchrei ihrer Sünden empor-

emporſteigt, wird der Rauch ihrer Quaal emporſteigen: wie ſie jetzt in Gräueln, werden ſie nie einſt Ruhe haben. Schreckliche Drohung! ſchreckliche Zeit, die ſolche verdienet!) Ich hörte eine Stimme vom Himmel, die ſprach: Schreibe! Selig ſind die Todten, die im Herrn ſterben von nun an. Ja, ſpricht der Geiſt, ſie ruhen von ihren Leiden und ihre Werke folgen mit ihnen. Der Himmel ſelbſt bemitleidet den Jammer. Wohl dem, ruft die Stimme, den ein ſchneller, ſeliger Tod trift! Und das Echo des Geiſtes drunten antwortet: ja ſelig! ſeine Quaal hienieden hat ein Ende, und wo er iſt, iſt der Lohn ſeiner Werke mit ihm. — Rührende Stimme! rührender Nachhall![1])

Ich

---

[1]) Joſephus äußert eben zu dieſer Zeit und an dieſem Ort es als allgemeine Empfindung: „Die Grauſamkeit der Tyrannen ſey ſo groß, das Mitleid in ihrem Herzen gegen Lebendige und Todte ſo erloſchen, die Furcht für ihnen ſo ſchrecklich geweſen, daß man die, ſo früher umkamen, als Ruhende ſelig pries, und die im Gefängniß zu Tode gequält waren, auch unbegraben, glücklich pries für denen, ſo auf den Straßen lagen.„ L. V. c. 2.

Ich darf die Bilder in der Botſchaft der Engel nicht weitläuftig erklären: ſie ſind aus den ſtärkſten Stellen der Propheten über das üppige und abgöttiſche Babel. Hier iſt ein ſolches, mit dem Bilde des Thiers und Babels Laſtern bezeichnet. Wie es im A. T. gewöhnlich war, daß ſowohl Sünde und Schande, als Strafe und Gericht unter dem Bilde des ſchäumendvollen, berauſchenden Weinbechers m) vorgeſtellt wird, ſo auch hier. Wie dort Babel fiel n), ſoll auch dieſe Babel fallen, die des Namen Jeruſalem nicht werth iſt. Wie über Sodom ewiger Rauch und Schwefel aufſtieg, ſollen ſie auch von dieſem Sodom (in Gegenwart der Engel und aller Geretteten) aufſteigen o) Wie die Rotte Korah lebendig herunterfuhr p) und Raſtlos unter der Erde wimmert. ſo auch ſie — Dies iſt der Urſprung der drohenden Worte. Die tröſtende Stimme an die matten Knechte Gottes bedarf keiner Erklärung. Als Knechte, die ſich nach der Ruhe

---

m) Jer. 51, 7.
n) Jeſ. 21, 9.
o) Jeſ. 31, 8 — 10.
p) 4 Moſ. 16, 32 — 35.

Ruhe ſehnen, bekommen ſie Ruhe q) und keins ihrer Werke bleibt unvergolten. Der Gerechte wird weggerafft vor der Plage und kommt zur Ruhe und ſchläft in ſeiner Kammer r).

Drei Boten des Unterganges ſind vorüber: es erſcheinen zwei andre Zeichen. Jene riefen dem Ohr, dieſe dem Auge.

Ich ſah und ſiehe eine weiße Wolke und auf der Wolke ſitzend Einer dem Menſchenſohn gleich. Er hatte auf ſeinem Haupt eine güldne Krone und in der Hand eine ſcharfe Sichel. (Der Herr, der gekrönte König s) der Ernte hebt alſo die Sichel zuerſt). Ein ander Engel ging aus dem Tempel, der ſchrie mit lauter Stimme zu dem, der auf der Wolke ſaß: ſchlage an die Sichel und ernte! Die Zeit zu ernten iſt kommen: dürr iſt die Ernte der Erden. Der auf der Wolke ſaß, ſchlug an die Sichel auf die

Erde

---

q) Hiob 7, 1. 14, 6.

r) Jeſ. 26, 20. Mich. 7, 2. Weish. 3, 1.

s) Dan. 10, 17. 7, 13.

Erde: die Erde ward geerntet. Die Deutung iſt aus dem Gleichniß Jeſu klar [t]. Hier kommt der Diener der Ernte ſelbſt aus dem Tempel, anzeigend, daß Alles zum Ende reif ſey [u].

Ein andrer Engel ging aus dem Tempel im Himmel; auch Er hatte eine ſcharfe Sichel. Ein anderer Engel kam vom Räuchaltar, der hatte Macht über das Feuer, der rief mit großer Stimme zu dem, der die ſcharfe Sichel hatte: ſchlag' an die ſcharfe Sichel und ſchneide die Trauben des Weinſtocks der Erde: denn ſeine Beeren ſind reif. Anſchlug der Engel ſeine Sichel an die Erde und ſchnitt den Weinſtock der Erde und warf ihn in die große Kelter des Zorns Gottes. Die Kelter ward außer der Stadt gekeltert: Blut floß aus der Kelter bis ans Gebiß der Pferde, 1600 Stadien weit.

---

t) Matth. 13, 37—43.

u) Joel 3, 18. 19.

weit. Dies war der größeſte Umfang des Jüdiſchen Landes, das gleichſam ganz von Blut floß! von Blut bis an die Gebiße der Pferde. Schreckliche Bilder! Grauſende Vorſtellung, daß ein ganzes Land ein abzukelternder Weinſtock ſey! ein ganzes Land dürre Ernte! Und Judäa wars; ſchon floß dies Blutbad außerhalb der Stadt, in ſie ſolls kommen. — Und abermals iſts der Engel vom Räuchaltar, vom Altar der Gebete, der dieſen Fluch ausruft; er, der ſonſt in Feuer gleichſam mit der Lohe des Weihrauchs herauffuhr x). Der Engel des Feuers nehmlich, und eben vom Tempel aus, ſollte, auch der Geſchichte nach y), alles enden. Um den Tempel ward Alles zuerſt verbrannt, in ihm da die Stadt unterging, zuerſt die Kelter Bluts gekeltert. Ein ſolches Ende war jetzt ſchauerliche Wohlthat. Beide Bilder, der Ernte und Weinleſe, ſind ſo ſchwül und drückend, daß man gleichſam alle Elemente ſeufzten hört nach Erlöſung z). —

---

x) Richt. 13, 19. 20.
y) Joseph. l. 6. c. 2—4.
z) Jeſ. 17, 5. Jer. 51, 33.

Sie kommt auch bald. Ich ſah ein ander Zeichen im Himmel, groß und wunderſam: ſieben Engel, die hatten die ſieben letzte Plagen, daß mit ihnen vollendet würde der Zorn Gottes. Das Bild dieſer Plagen iſt aus der Aegyptiſchen Geſchichte vor Iſraels Ausgange a); und eh ſie beginnen, ſehen wir abermals das gerettete Iſrael an ſeinem Meer des Lobgeſanges voraus. Ich ſah, wie ein kryſtallen Meer, gemiſcht mit Feuer. Und die, ſo Ueberwinder waren am Thier und ſeinem Bilde und ſeines Namens Zahl; ſie ſtanden am kryſtallnen Meer und hatten Gottes Harfen. Sie ſingen das Lied Moſes, des Knechtes Gottes, und das Lied des Lammes, ſagend: Groß und wunderſam ſind deine Werke, Herr, Gott, du Allbeherrſcher! Gerecht und wahrhaftig ſind deine Wege, du König der Völker! Wer ſollte dich nicht fürchten, Herr, und deinen Namen preiſen? Du allein biſt heilig! Alle

---

a) 2 Moſ. 7 — 10.

Völker werden kommen und anbeten vor dir, denn deine Gerichte ſind offenbar worden. Ihr Lied iſt nach dem Liede Moſes b), da Iſrael das rothe Meer hindurch war, und Aegypten in die Tiefe geſtürzt lag. So ſtehn auch ſie an einem Meer: der Flug ihrer Harfen hat das Ausgießen der Plagen ſchon überlebt: ſie preiſen Gott über den Ausgang ſeiner Gerichte, wenn Alles wird vollbracht ſeyn, und ihnen iſt ſchon alles vollendet. Der Fuß des Stuhls Gottes iſt wie Kryſtallmeer; jetzt zwar iſt dieſe ſchöne Bläue mit Feuer gemiſcht, und der Blick des Sehers reicht gleichſam nicht höher an den Thron, der mit Wolken des nahen Gerichts bedeckt iſt — aber in ihrem Liede ſind ſchon vorbei dieſe Gerichte; Feuer und Wolken ſind dahin, und Gott der Herr iſt allen Nationen anſchaubar gnädig.

Nach dieſem ſah ich: aufgethan ward der Tempel der Hütte des Zeugniſſes im Himmel. Es gingen die Engel, die die ſieben Plagen hatten, heraus aus dem Tem-

---

b) 2 Moſ. 15, 1. 11. Pſ. 145, 17.

Tempel, angethan mit reiner, weißer Leinwand und gegürtet um die Bruſt mit goldnen Gürteln. Der Anbruch dieſer letzten Gerichte! Es ſind himmliſche Prieſter, die die Plagen austheilen ſollen; es iſt Zorn Gottes gleichſam in heiligen Opferſchalen c). Eins der vier Lebendigen gab den ſieben Engeln ſieben goldne Schalen, voll Zorns Gottes, des Ewiglebenden. Der Tempel ward voll Rauch von der Herrlichkeit Gottes und ſeiner Macht: niemand konnte hineingehen in den Tempel, bis die ſieben Plagen der ſieben Engel vollendet waren. Lauter Bilder des A. T. von der Majeſtät und dem Ernſt Gottes, des Richters d). Ich hörte eine große Stimme aus dem Tempel, die ſprach zu den ſieben Engeln: gehet! gießet aus die Schalen des Zorns Gottes auf die Erde. Hinging der Erſte und goß ſeine Schale auf

---

c) Ezech. 22, 31. 5 Moſ. 32, 22. 40.

d) 2 Moſ. 40, 44. 1 Kön. 8, 10. Eſ. 6, 4. Ezech. 44, 4.

auf die Erde: es ward ein böſes, giftiges Geſchwür an den Menſchen, die den Namenzug des Thiers hatten und ſein Bild anbeteten. Wie dort die Trommeten, treffen hier die Schalen; die vier erſten beziehen ſich auf einander und treffen Erde, Meer, Ströme, Sonne: alle Elemente werden von der letzten Plage berühret. Die Würkung der Erſten iſt das böſe Geſchwür an der Stelle, wo das Gepräge des Thiers war. Sie fangen an, ihr eigen Brandmal, wie die Zauberer Aegyptens dort ihre nichtige Kunſt e) mit ſcheußlichem Schmerz zu fühlen. **Der zweite Engel goß ſeine Schale ins Meer: es ward Blut, wie eines Todten: alle lebendige Seele ſtarb im Meer.** Jeruſalem floß von Blut: es lag voll von Leichnamen, in Häuſern, Gaſſen, Mauren, dem Tempel. **Der dritte Engel goß ſeine Schale auf die Ströme und Waſſerbrunnen: ſie wurden Blut. Ich hörte den Engel des Waſſers ſagen: gerecht biſt du, der iſt und war**

---

e) 2 Moſ. 9, 9 — 11.

war und kommt! der Heilige! daß du ſo richteſt. Blut der Heiligen und Propheten haben ſie vergoſſen: Blut haſt du ihnen zu trinken gegeben; denn ſie ſinds werth. Die Noth in Jeruſalem wird entſetzlich. Ihnen gebricht Waſſer: die Quellen und Brunnen ſind voll von Leichnamen und Blut, ſie trinken Blut; der Engel des Waſſers fühlt göttliche Rache. Ich hörte eine Stimme vom Räuchaltar, die ſprach: Ja, Herr, Gott, du Allbeherrſcher: wahr und gerecht ſind deine Gerichte. Der vierte Engel goß aus ſeine Schale in die Sonne: ihm ward Macht gegeben, die Menſchen im Feuer zu glühen. Es glüheten die Menſchen in großer Glut, und läſterten den Namen Gottes, der Macht hat über dieſe Plagen, und kehrten nicht um, ihm Ehre zu geben. Schrecklichſtrenge Wahrheit f). Antonia war eingenommen und die Römer fingen, da ſie nicht anders konnten, mit Feuer an. Die Juden ſelbſt lockten ſie in den

---

f) Joſeph. l. 6. 2 — 5.

den Vorhof des Tempels unter brennendes Pech und Schwefel; ſie gingen ihnen alſo mit Brennen vor. Der ganze Tempel gerieth endlich in Feuer; der Boden lag voll Todten, daß man auf lauter Leichnamen ging; im Vorhofe waren 6000 Menſchen, die im Feuer umkamen oder niederſtürzten: die ganze Gegend umher war, wie ein Glutofen; und doch nirgend Umkehr und Aendrung der Gedanken. Die Prieſter wehrten ſich mit Feuerſpießen und wichen hinter eine Mauer, wo ſie vor Glut verſchmachten wollten; das betrogne Volk hoffte aus den Flammen des Tempels göttliche Rettung und die Tyrannen verübten, was gleich die fünfte Zornſchale zeigt. **Der fünfte Engel goß ſeine Schale auf den Thron des Thiers. Sein Reich ward verfinſtert; ſie zerbiſſen ihre Zungen vor Schmerz und läſterten den Gott des Himmels über ihren Schmerz und ihre Drüſen; und kehrten nicht um von ihren Werken.** Das Bild iſt von der Finſterniß Aegyptens g) und von dem grauſamſten Schmerz der Verzwei-

---

g) 2 Moſ. 10, 21.

zweiflung, da ein Toller, der nirgend Ausgang ſieht h), ſtatt Rath anzunehmen, ſich die Zunge vor Wuth zerbeißt; es iſt traurige Wahrheit dieſes Zeitpunkts. Da der Tempel im Brande ſtand, gab Titus den Tyrannen nochmals Gehör i): ſie ergaben ſich nicht; ſie ſagten, ſie hätten Gott einen Eid geſchworen, ſich nie zu ergeben, und verließen ſich auf ihre dunkle Gänge. Nacht war um ſie: Verzweiflung und Tollkühnheit in ihrem Herzen: wer von den Ihren fliehen wollte, ward getödtet, und nirgend konnten ſie doch Rath, Hülfe, Rettung zeigen. Als Satane ſtanden ſie da, in erloſchenem Glanz und zerbiſſen ihre Zunge vor Schmerz, und ließen nicht ab von ihren Werken. Die Römer ſelbſt ſahen Zornſchale Gottes, und daß alles vom Kelch einer wilden Verblendung taumle.

Joſephus hat alle dieſe Plagen ſchrecklich beſchrieben. Den Hunger, den giftigen Geſtank, die Drüſen und Hungerbeulen: den Tod, wie alles voll Leichname lag, und ihnen Waſſer fehlte

---

h) Jeſ. 8, 21. 22.

i) L. 6. c. 6.

und ſie Blut und Eiter trinken mußten und eine Mutter ihr eigen Kind fraß; den Durſt im Brande, wie ein Knabe kam, mit Lebensgefahr flehentlich einen Trunk Waſſers begehrte, und hinlief und es den Prieſtern brachte: die letzte Wuth der Verzweiflung endlich, wie mit allen Gerichten und Plagen, als obs ſichtbar dunkel um ſie wäre k), nur die Vermeſſenheit zunahm. Der ſechſte Engel goß ſeine Schale auf den groſſen Strom Euphrat: der Strom trocknete aus, daß den Königen von Aufgang der Sonne Weg bereitet würde. Ich ſah nemlich aus dem Munde des Drachen und des Thiers und des falſchen Propheten drei unreine Geiſter gehn, wie Fröſche. Es ſind Geiſter der Teufel, die Wunder thun und ausgehn zu den Königen der Erde, ſie zu verſammeln in Streit jenes großen Tages Gottes, des Allbeherrſchers

Bei allen Propheten iſt das Austrocknen des großen Stroms ein Bild ſchneller, wunderbarer gött-

---

k) Jeſ. 8, 21. 22.

göttlicher Hülfe [l], auf die man ſich hier aus der weiteſten Ferne her verließ, und darauf noch in der letzten Noth hofte. Vom Aufgang her ſollten Könige der Rettung kommen; ihnen und dieſem Volk zu gut, ſollte der große, ſchnelle Strom, wie einſt der kleinere Jordan [m] verſiegen: die Boten der Ueberredung, die ſie dahingeſandt, waren ja mächtige, wunderthätige Geiſter; die Hülfe mußte kommen. Und ſiehe, es waren Lügengeiſter [n], unreine Fröſche der Verführung, wie dort die Fröſche der Zauberer in Aegypten [o]. Aller Beiſtand käme hier gegen den Herrn der Welt ſelbſt, ins Thal der Niederlage, der bittern Klage. **Siehe, ich komme als ein Dieb. Selig, der da wachet und ſeine Kleider bewahret, daß er nicht nackt wandle und man ſeine Schande ſehe. Er hat ſie verſammlet an den Ort, der da heißt auf Ebräiſch Hermageddon:** das Schlachtfeld bei Megiddo,

das

---

[l] Eſ. 44, 27. 51. 10.

[m] Joſua 3.

[n] 1 Kön. 22, 21 — 23.

[o] 2 Moſ. 8, 3 — 7.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51185-X
HERDER,J.G. FN. 07549/007

saur

das Feld der Niederlage und lauten Klage p). Hier geſchah die unglückliche Schlacht des Königs Joſia, da er gegen den Herrn ſtritt und ſelbſt fiel: hier geſchah um ihn die große Klage, die dem Propheten Zacharias ein Bild wird von der letzten Klage zu Jeruſalem bei dem Anblick Deſſen, den ſie geſtochen hatten, und nun beweinten. Die letzte Stelle zeigt den nähern Grund der Anſpielung und die Geſchichte erläutert Alles. Im letzten Geſpräch nach dem Brande des Tempels wirft Titus den Tyrannen vor q), daß ſie bis jenſeit des Euphrats, Unruhe erregen wollen; und würklich war theils dazu Gelegenheit, theils zeigten ſich davon Spuren. Eine Königin von Adiabene, die Jüdin geworden war, lag in Jeruſalem begraben. Ihr Sohn Izates wohnte zu Jeruſalem und ſeine Kinder und Brüder ergaben ſich an Titus nur erſt eben in dieſer Zeit r), nach dem Brande des Tempels, einen Augenblick vorher, ehe die letzte Plage kam und die ganze Stadt überging. Die Aufwieglung jenſeit

---

p) 2 Kön. 9, 29. Zachar. 12, 11.

q) L. VI. c. 6.

r) L. VI. c. 6.

jenſeit des Euphrats war eben in den letzten Zeiten der Belagerung, da Veſpaſian ſchon Kaiſer war, geſchehen, wie Titus ſaget; und würklich ward ein Lärm, daß Antiochus von den Römern abfallen wolle s): Samoſata am Euphrat ſollte der ſichere und ſchnelle Uebergang der Parther in Comagene werden u. ſ. Wie ein Nichts ward dieſer ganze Aufruhr, der damals noch in Funken lag, geſtillet; und der prophetiſche Blick wendet ſich vom Nichts dieſer Zauberei plötzlich ins Thal Hermageddon zur würklichen elenden Niederlage Judäa's. Hier war Alles Ein Schlachtag, Ein Weinen und Klagen; in und außer Jeruſalem, keine Hülfe, kein Troſt. Alle Geſchlechte klagten beſonders: ihre Weiber und Kinder beſonders, wie der Prophet ſaget. — Am meiſten ſcheint ſich der Blick des Sehers auf die Schaar zu richten, die in einem würklichen Hermageddon mit Weib und Kind ſtarb: die Eingeſchloſſenen der Veſtung Maſada t). Eleazar, ihr Anführer, berief ſich eigentlich und würklich auf das Exempel des Königs Joſias, der ſich bei Megiddo, im Thal Her-

---

s) L. VII. c. 7.

t) c. 8.

Hermageddon, ſelbſt auf die Schlachtbank geliefert habe, und beredete ſie, zuerſt ihre Weiber und Kinder und ſodann alle ſich ſelbſt zu würgen. — Ein wahres Hermageddon! ein Ort des Weinens und Würgens: ſie umarmeten ſich, küßten ſich, weineten und tödteten einander; die Römer fanden nichts als Leichname und Schauer. Selbſt der Zuruf des Richters im Geſicht des Propheten ſcheint hierauf ſich zu beziehen: **Siehe, ich komme, als ein Dieb! Wohl dem, der wachet, und hält ſeine Kleider.** Sie glaubten, nach Eleazars kräftiger Vorſtellung, den Körper, als ein elendes, drückendes Kleid wegwerfen zu können, und ſodenn frei und leicht zu wandeln. Der Richter ruft: „ich komme! ſchnell, als ein Dieb; eure Pflicht iſt, die Kleider zu bewahren und nicht nackt zu bleiben, daß man nicht Eure Schande ſehe.„ Das ſchönſte und treffendſte, was, auch in der drückenſten Noth, gegen den Selbſtmord geſagt werden kann. „Elender, du wirfſt deine Kleider weg und zeigſt Schande: du wirfſt deine Waffen weg und ſolteſt wachen, wenn dein Herr kommt, dich zu richten.„

Der ſiebende Engel goß ſeine Schale in die Luft. Eine große Stimme ging aus dem Tempel des Himmels vom Thron, die ſprach: es iſt geſchehen! Da wurden Blitze und Donnerſtimmen und ein groß Erdbeben, dergleichen nicht war, ſeit Menſchen waren auf Erden: ſo groß war das Erdbeben. Die groſſe Stadt zerfiel in drei Theile: die Städte der Völker fielen. Babel, die große! kam ins Gedächtniß vor Gott, ihr den Becher ſeines Zornweins zu reichen. Alle Inſeln flohn: Berge wurden nicht funden. Ein groſſer Hagel, Talentſchwer, fiel vom Himmel auf die Menſchen; die Menſchen läſterten Gott über der Plage des Hagels, weil ſie ſo groß war. Die letzte Plage iſt, wie die Ahndung des ſechſten Siegels, allgemeine Zerrüttung, d. i. nach der Geſchichte [u]), Einnahme und Uebergang der Stadt. Burg und Tempel waren hin; noch mußte die Stadt erſtritten werden und ſie ging, wie im Erdbeben, über.

Alle

---

u) L. VI. c. 7. 8. ſeq.

Alle drei Theile der Stadt geriethen in Feindes Hand, eine Verwirrung folgte, als nie gewesen war vorher. Auch die Städte der Völker, Palläſte fremder Könige fielen und gingen über: die unüberwindlichſte Thürme deßgleichen. Gott hatte den Tyrannen den Muth benommen; ſie verließen alle veſte Plätze und Höhen, daß Titus ſelbſt darüber erſtaunte x). Die Plage, die nun über Alles ging, war der Aegyptiſche **Centnerſchwere Hagel**: die Noth zerſchlug ſie; und noch läſterten ſie Gott, daß er ſeine Stadt, ſein Volk ſo untergehn laſſe. — Dies iſt das fürchterlichklare Geſicht, aus den letzten Gerichten Aegyptens und den Weißagungen der Propheten alſo ſymboliſiret.

Da aber dem Seher am Untergange der Stadt, als ſolcher, nicht lag, und ein höherer zuſammenfaſſender Begriff in ihr dargeſtellt werden ſollte, ſo bringt uns der Engel noch ſelbſt auf den Weg dieſer Zuſammenfaſſung und erklärt uns die Stadt in ſeinem höhern Begriffe unter dem Bilde des Thiers und Weibes. **Es kam Einer** der

---

x) L. VI. c. 9.

der ſieben Engel, die die ſieben Schalen hatten und ſprach mit mir: Komm! ich will dir das Gericht der großen Hure zeigen, die auf vielen Waſſern ſitzt. (Mit andern Worten: ich will dich auf ihren Untergang bereiten, den du bald in andern Bildern zu höherm Zweck ſehn wirſt. Die große Stadt, das Babel, das untergehn ſoll, wird hier zum Weibe perſonificirt y), und ſo wie dies ein aus allen Propheten gnug bekanntes Bild iſt, ſo werden wir in der Folge noch die nähere Urſache hievon ſehen.) Mit ihr trieben Unzucht die Könige der Erden: vom Wein ihrer Hurerei berauſchten ſich die Bewohner der Erde z). (Sie zog alle Fürſten und Einwohner des Landes in ihre Sünden und Gräuel.) Er führte mich im Geiſt in eine Wüſte (Und ſie ſitzt doch auf Waſſern? Wir ſehn, alle Bilder ſind nur der Bedeutung wegen da: ſie verſchwinden und kommen wieder, nachdem ſich dieſe beugt oder ändert a).

Ich

---

y) Jeſ. 47, 1. u. 4.

z) Ezech. 23. Nah. 3, 4.

a) Nah. 3, 8. Eſ. 8, 7. Jer. 51, 13.

Ich ſahe das Weib, ſitzend auf einem Roſenrothen Thier. (Nicht alſo auf jenem Bär- und Löwen- und Pardelungeheuer? Wo der Sinn es erfodert, geht das Bild vom Vorigen ab: wo es ſeyn kann, bleibets.) Das Thier war voll Namen der Läſterung, und hatte ſieben Häupter und zehn Hörner (wie das Vorige.) Das Weib war bekleidet mit Purpur und Roſenroth, übergüldet mit Gold, Edelgeſteinen und Perlen. Sie hatte einen goldnen Becher in der Hand, voll Gräuel und Unreinigkeiten ihrer Unzucht. (Wer die Propheten geleſen, wird ſich vieler Stellen, da Babel, Ninive und andre große Städte voll Abgötterei, Pracht, Sünden und Ueppigkeit unter ſolchen Bildern vorgeſtellt werden, erinnern b). Auf ihrer Stirn ſtand ein Name geſchrieben: Geheimniß! Babel die große c), die Mutter der Unzucht und Gräuel der Erde. (Die Art der Einkleidung iſt aus dem Schmuck des Hohenprieſters und an-

dern

---

b) Eſ. 1, 18. Ezech. 28, 13. Jer. 51, 7.

c) Dan. 4, 27.

dern Stellen dieſes Buchs bekannt. Daß aber der Name Babel nicht der rechte Name ſey, ſagt das vorſtehende Wort **Geheimniß**, d. i. ein bedeutender, typiſcher Name, der ſich auch ſebſt ſogleich durch einen Zuſatz: Mutter der Unzucht und Gräuel des Landes! erkläret.) **Ich ſah das Weib trunken vom Blut der Heiligen und Zeugen Jeſu.** (Die Hure iſt alſo auch grauſam: die Verführerin, auch Mörderin; ſie hat Heiligen und Zeugen Jeſu getödtet — und wer iſt, der nach der Geſchichte und Chriſti Weiſſagung [d]) jetzt nicht die Stadt erriethe? Welche

---

d) Matth. 23, 29 — 35. Es iſt ſonderbar, daß Chriſtus genau den Namen Zacharias, Barachiä Sohn anführet, der als letzter Zeuge getödtet werden ſollte zwiſchen Tempel und Altar. Der Name mag aus 2 Chron. 24, 20 — 22. ſeyn, ſo wie Chriſtus auch mit den Worten Daniels und aus einer verlebten Geſchichte der Verwüſtung von dieſem Untergange weißaget; Zacharias, Barachiä Sohn, war aber auch genau der letzte redliche Mann und Zeuge, der von Buben angeklagt und vom Gericht aufs feierlichſte losgeſprochen, im Tempel erwürgt ward. Joseph. l. 5. c. 1. Daher Chriſtus auch nicht Zacharias, Jojadä, ſondern Barachiä Sohn nennet.

Stadt hat mehr edle und würdige Leute auch damals getödtet, als Jeruſalem? Rom lag nicht in Johannes Kreiſe und ſchickt ſich noch weniger in das Feld dieſes Buchs oder zu dieſem Bilde, das ja der Engel Zug für Zug erkläret.) Ich verwunderte mich ſehr, da ich ſie ſah. Der Engel aber ſprach zu mir: warum verwunderſt du dich? Ich will dir die Bedeutung des Weibes ſagen und des Thiers, das ſie tragt, und hat ſieben Häupter und zehn Hörner. Das Thier, das du ſieheſt, war und iſt nicht, und wird heraufſteigen aus dem Abgrund und ins Verderben fahren. Wie? iſt dieſe Erklärung nicht myſtiſcher als das Bild ſelbſt? Was ſolls heißen: es war und iſt nicht, wird ſeyn und doch nicht ſeyn? Mich dünkt in der Sprache dieſes Buchs iſt die Erklärung ſehr verſtändlich. So wie es ſo oft der Ausdruck von Gott und Chriſto war: er war, er iſt und wird ſeyn, um ſeine Treue, Wahrheit, weſentliche Dauer und Beſtändigkeit anzuzeigen; ſo iſts der natürliche und verſtändliche Ausdruck von dieſem Scheinweſen, ſeinem

Feinde

Feinde und Widerſacher: er war und iſt nicht, er kommt und fährt dahin. Aus dem Abgrund kommt er, ins Verderben eilt er, d. i. ſein ganzes Daſeyn iſt eine giftige, ſchnellzerſpringende Waſſerblaſe, ein feindſeliger Dunſt, ein nichtiger Höllennebel. Der ihn überwinden wird, iſt der Ewigwährende! der Treue und Wahrhafte.) Es werden ſich verwundern die Bewohner der Erde, deren Namen nicht geſchrieben ſind im Buch des Lebens von Anbeginn der Welt, wenn ſie das Thier ſehen, das war und iſt nicht, und doch iſt, (d. i. nur ſcheinet. Sie werden ſein Daſeyn nicht begreifen, ſich von ſeinem nichtigen Glanz betrügen laſſen, einen Dunſt aus dem Abgrunde, eine flüchtige Nebelgeſtalt anbeten, die aus dem Verderben iſt und dahin gehöret.) Dies iſt der geheime Weisheitsſinn dieſes Räthſels. Die ſieben Häupter ſind ſieben Berge, auf denen das Weib ſitzet, und zugleich ſieben Könige. Fünf fielen; einer iſt: der andre iſt noch nicht kommen, und wenn er kommt, muß er nur eine kleine Zeit bleiben. Und das Thier, das war und nicht iſt, iſt ſelbſt der achte, und iſt aus den ſieben und geht ins Verderben. (Erklären wir das Räthſel: ſo haben wir zugleich ein anderes erklärt, über das ſo lange geſtritten worden, und das, bei der Verſchiedenheit und Ungültigkeit der äußern Zeugen, nie wird aufgelöſt werden können, es ſey denn, daß es das Buch ſelbſt auflöſe. Es betrift nemlich die Frage: wenn iſt die Offenbarung geſchrieben? wenn ſah Johannes ihre Geſichte? Einer ſagt: unter Nero; der andre unter Domitian: der dritte unter Claudius: der vierte, fünfte unter Trajan, Hadrian; das Buch ſelbſt ſagt: da fünf der Häupter des Thiers gefallen waren, der Sechſte eben damals war, der ſiebende eine kleine Weile ſeyn würde und noch ein Achter, das Thier ſelbſt, auf kurze Zeit bliebe. Können wir dieſen Zeitpunkt beſtimmen, ſo iſts nach des Sehers eigner Angabe unläugbar, wohin Er die Offenbarung dieſes Geſichts geſetzt haben will; und mich dünkt, dies iſt beſtimmbar. Wir haben bei jedem Zuge des Bildes geſehen, daß ſie der Bedeutung, nicht aber des kahlen Zuſammenhanges wegen da ſind: es ſind gleichſam lebendige, ſich bewegende Bilderzüge. Die ſieben Häupter des Thiers, ſagt der Engel, können ſieben Berge ſeyn, wenn du das Weib als Stadt betrachteſt, die auf ſieben Bergen liegt: (Jeruſalem lag auf ſieben Bergen.) Sie können aber auch, wenn man das Weib vergißt und das Thier betrachtet, als ſieben Vorſteher betrachtet werden, die man gewöhnlich **Häupter** nennt, und dies ſoll hier der Sinn ſeyn. Wer waren nun die Vorſteher, d. i. die **Häupter** Jeruſalems in dieſen Unruhen, ſeit ſie unter Nero mit den Landpflegern zerfielen und den für ſie ſo ſchrecklichen Traum der Freiheit träumten? Offenbar die **Häupter** des Sanhedrims, die **Hoheprieſter**. Fünf von ihnen waren unter dieſen Händeln ſchon geſtürzt: Jonathan, Jſmael, Joſeph, Ananus, Anani Sohn, Jeſus; einer war damals, da Johannes das Bild ſah, Jeſus, Gamaliels Sohn, der A. C. 63. aufkam, und ſonach wäre in dieſem oder dem folgenden Jahr, unter Nero, ſechs oder ſieben Jahr vor der endlichen Zerſtörung Jeruſalems, Ein oder zwei Jahre nach Jacobus, des Biſchofs von Jeruſalems Tode, das

Buch geſchrieben. Nun ſtand noch Einer bevor, Matthias, der ſiebende und letzte aus dem Hohenprieſtergeſchlechte: er blieb aber auch nur wenige Zeit, und nun war das Thier aus dem Abgrunde, der wütende Aufruhr ſelbſt, Hoheprieſter e). Sie nahmen den Tempel ein, ſetzten einen unwiſſenden Menſchen aus dem Pöbel, Phannias, Samuels Sohn, in dieſe Würde: er war aus ihnen und ihres Gelichters und fuhr, wie ſie, ins Verderben, (ein Ausdruck, der von den rechtmäßigen Hohenprieſtern nicht gebraucht wird) ob er ſich gleich als Achter zu den Sieben zählte. Die Deutung iſt ſo natürlich und offenbar: ſie giebt von jedem gewählten Wort und der gemachten Abtheilung ſo genaue und der Geſchichte gemäße Rechenſchaft, daß ich mich wundere, wie auch die, ſo der Sache am nächſten kamen,

---

e) Joſeph. L. IV. c. 3. Da die Reihe dieſer letzten Hoheprieſter von hinten zu berechnet werden kann und ſoll, ſo iſts nichts beſtimmter, als der angegebne Zeitpunkt: über die letzten ſieben Hoheprieſter und den achten aus dem Aufruhr kann gar keine Irrung werden. Joſephus hat ſie deutlich genannt, und auch das achte Unding, als ſcheußliche Unordnung und Sonderbarkeit genau beſchrieben.

kamen, das Hauptmoment überſahen. Konnte dem Seher wohl das Bild einer flüchtigern, unbeſtändigern Regierung, als dieſer Hoheprieſter war, gezeigt werden? Sie waren Häupter und warens auch nicht: waren todt und lebten noch; lebten und waren todt, kamen auf und gingen unter. Und eben dies Unbedeutende, dieſe Nichtigkeit zu zeigen, iſt der Sinn des Bildes.

So elend wars mit des Thiers Häuptern beſtellt und nun mit ſeinen Hörnern? **Die zehn Hörner, die du geſehn haſt, ſind zehn Könige** (Fürſten), **die das Reich noch nicht** (zur Zeit, da Johannes das Geſicht hatte) **empfangen haben: ſie werden aber, als Könige eine Stunde Macht empfangen mit** d. i. neben **dem Thier.** Und ſo kennen wir auch genau dieſe zehn Hörner und Stundenlange Fürſten: es waren die zehn Toparchen, unter die das Land getheilt wurde, da der Jüdiſche Krieg anging [f]) Damals, als Johannes ſchrieb, und ſchon fünf geiſtliche Häupter gefallen waren, war an ſolche Fürſten noch nicht zu gedenken: das Land war unter

---

[f]) L. 2. c. 20.

unter dem Agrippa und dem Landpfleger; nur **neben dem Thier** d. i. da ſchon der Aufruhr war, bekamen ſie ihre Gewalt und nur **auf Eine Stunde.** Sie ſollten **Hörner** ſeyn und das Land **ſchützen,** jeder ſeine Provinz in Vertheidigungsſtand ſetzen und den Römern widerſtehen; Joſephus, der Geſchichtſchreiber, war einer von ihnen, das Horn in Galiläa und wehrete ſich tapfer. Aber auch nur Eine Stunde: das Horn zerbrach, die andern zerbrachen oder kehrten ſich ſelbſt gegen die Hure, wie ſogleich die Folge ſaget. **Dieſe** (Fürſten) **haben Eine Meinung** (ſie ſind zu Einem Plan auserkohren, das Land gegen die Römer zu vertheidigen) **und geben ihre Macht und ihr Anſehen dem Thier,** (d. i. nach dem ſo oft gebrauchten Ausdruck dieſes Buchs, ſie haben der Hauptſtadt ihre Macht zu verdanken: ſie ſind von Jeruſalem geſandt und ſollen ihr, als Königin dienen g). **Sie werden mit**

---

g) Daß Jeruſalem, d. i. der Aufruhr, den Toparchen Befehle zugeſchickt, ſie zur Rechenſchaft gefordert u. ſ. ſieht man ausführlich in Joſephus Leben, nach dem, was ihm ſelbſt begegnet.

mit dem Lamm ſtreiten; aber das Lamm ſie überwinden: denn es iſt Herr der Herren, König der Könige. (Ohne Zweifel alſo haben dieſe Toparchen, oder einige von ihnen die Chriſten verfolgt, wozu ſie bei ihrem Geſchäft Anlaß gnug hatten. Sie ſollten das Land rüſten, und die Chriſten rüſteten ſich nicht; die wollten und ſollten an dieſem Kriege nicht Theil nehmen. Ihre Hörner vermochten nichts gegen das Lamm: ihre Herrſchaft nichts gegen die Herrſchaft Chriſtus. Die mit ihm, dem Lamme, ſind die Erkohrnen, Erwählten, Getreuen, (erleſen und befreiet aus den Drangſalen dieſes Krieges und derer, die über ihn walten). Kann das Ammt und die Bedeutung dieſer zehn Hörner treffender ſymboliſirt werden, als hier geſchehen iſt? —

Der Engel ſprach weiter: die Waſſer, die du ſaheſt, wo das Weib ſitzet, ſind Völker und Sprachen, Zungen und Nationen. (Ein bekanntes, gewöhnliches Bild. Ströme und Meere von Völkern und Mengen aus allen Ländern zog Jeruſalem, als die Hauptſtadt des Jüdiſchen Gottesdienſtes, an ſich: ſie

hatte

hatte ſie auch jetzt an ſich gezogen, und ſaß auf dieſen Wogen d. i. ſie hatte die unſäglichſte Anzahl Volks aus allen Ländern und Gegenden in ſich. Es war in ihr wie eine Fluth von Nationen, die zu ihrem ſchrecklichen Untergange beitrug.) **Die zehn Hörner, die du ſaheſt, und das Thier, ſie werden die Hure haſſen und verwüſten und entblößen und ihr Fleiſch freſſen: denn Gott hats in ihr Herz gegeben, ſeinen Willen zu thun; zu thun Einen Willen, ihr Reich zu geben dem Thier, bis die Worte Gottes vollendet ſind.** Wie genau iſts eingetroffen in der Geſchichte! Sie ſollten alle Einen Willen haben, Stadt und Land zu vertheidigen; und es ward Ein Wille daraus, Stadt und Land zu verderben h). Die Hörner des Thiers kehrten ſich ſelbſt gegen die Hure. Der Aufruhr haßte, entblößte, verwüſtete, und fraß die Königsſtadt, die er ſchützen wollte: Einem Tyrannen zu entgehen, zog man den andern in die Stadt, bis durchs Gericht der ſonderbar-

ſten

---

h) S. L. 2. c. 21. 22. L. IV. c. 3. ſeq. Auch Joſeph. vit. n. 7. ſeq.

ſten Verblendung die Worte Gottes vollendet waren. Was ſie ſchützen ſollte, zerſtieß ſie: ihre Diener wurden ihre Henker. Das Weib, das du ſaheſt, iſt die große Stadt, die Königin über die Könige des Landes, eben über dieſe ihre unglückliche Beſchützer und Verwüſter — Dies iſt das Kapitel der Deutung, eine gleichſam eingeſchaltete Beſchreibung des Politiſchen Zuſtandes in Jeruſalem und Judäa, die mit der Geſchichte genau trift und ſchon dadurch dem Buch unſchäzbar iſt, daß ſie theils eine Probe der Entwicklung gibt, wie die Bilder bedeuten, und alſo ein Wegweiſer iſt, ob wir bisher recht gingen? theils den Zeitpunkt genau anzeigt, wenn die Offenbarung geſehen worden? Jezt kehren wir in unſre Bilderfolge zurück, das traurige Ende der Stadt zu ſehen. Weib und Thier ſind verſchwunden; Babel iſt wieder da.

Nach dieſem ſah ich einen Engel ſteigen vom Himmel, der hatte große Gewalt: die Erde ward erleuchtet von ſeinem Glanze i). Er rief mit großer Stimme und ſprach: gefallen,

---

i) Ezech. 43, 2.

fallen, gefallen iſt ſie [k])! Babel, die große! iſt Wohnung der Dämone worden, ein Kerker aller unreinen Geiſter, ein Kerker aller unreinen gehaſſeten Vögel [l]). (So ſiehet der Engel der Rache ſie an, und war ſie mit ihren Leichnamen und Gräueln etwas anders?) Vom Wein ihrer Unzucht tranken alle Völker: die Könige der Erde buhleten mit ihr; die Kaufleute der Erde wurden reich von ihrer Wolluſt Macht.

Ich hörte eine andre Stimme vom Himmel ſagen: gehet aus von ihr, mein Volk, daß ihr nicht theilhaft werdet ihrer Sünden, und auch von ihren Plagen empfanget: denn ihre Sünden reichen bis an den Himmel, und Gott iſt eingedenk worden ihres Frevels. Vergeltet ihr, wie ſie euch vergalt! verdoppelt ihr doppelt ihre Thaten: den Becher, den ſie euch miſchte, miſchet ihr zwiefach. Wie ſehr ſie ſich herrlich gemacht

---

[k] Eſ. 21, 9.

[l] Eſ. 13, 21.

gemacht und in Lüſten gelebt hat, ſo viel gebet ihr Schmerz und Trauer.

In ihrem Herzen ſprach ſie: ich throne, wie eine Königin! Wittwe bin ich nicht und Trauer werde ich nicht ſehen; darum an Einem Tage werden ihr Plagen kommen, Trauer, Hunger und Tod. Mit Feuer wird ſie verzehret werden, denn mächtig iſt Gott, der ſie richtet.

Und weinen werden und klagen über ſie, der Erden Könige, die mit ihr buhlten und wollüſteten. Sie werden ſehen den Rauch ihres Brandes und von fern ſtehen vor Furcht ihrer Quaal und ruffen: weh! weh! die große Stadt, Babel, die mächtige Stadt! In Einer Stunde iſt kommen dein Gericht.

Die Kaufleute der Erde werden weinen und klagen über ſie, denn ihre Waaren kauft niemand mehr: Waaren Goldes und Silbers, Perlen und Edelgeſtein und Byſſus und Purpur und Seiden und Roſenroth: Allerlei köſtliches Holz und Elfenbeingeräth, Geräth vom theuerſten Holz und Erz und Eiſen und Marmorſtein: Zimmet und Räuchwerk, Salben und Weihrauch, Wein und Oel, Semmel und Weizen, Laſtvieh und Schaafe, Roſſe und Wagen, Waare der Leiber und Seelen der Menſchen. Das Obſt der Luſt deiner Seele iſt von dir gegangen, alle Fülle und Reichthum von dir gegangen, nie wirſt du ſie finden mehr.

Die Käufer dieſer Waaren, die durch ſie reich geworden, ſie werden ferne von ihr ſtehen aus Furcht für ihrer Quaal, und werden weinen und trauren und ruffen: Weh! weh! die große Stadt bekleidet mit Byſſus und Purpur und Roſenroth, vergüldet mit Golde und Perlen und Edelgeſtein! In Einer Stunde iſt alle dieſer Reichthum dahin!

Und alles Schifvolk, Segler und Steuermann, ſie ſtanden fern und ſchrieen, da ſie ſahn den Rauch von ihrem Brande und ſprachen: wer war gleich der großen Stadt? Und warfen Staub auf ihre Häupter, und ſchrieen weinend und traurend und riefen: weh! o weh! die große Stadt, in der reich worden von ihrer Köſtlichkeit, alle, die Schiffe im Meere hatten; in Einer Stunde iſt ſie verwüſtet! —

Freue dich über ihr, Himmel! ihr heiligen Engel und Propheten! Gott hat euch gerächet an ihr.

Da hob ein mächtiger Engel einen Stein, wie ein Mühlſtein groß, und warf ihn ins Meer und ſprach: So ſoll im Sturm niedergeworfen werden Babel, die große Stadt, und nicht mehr ſeyn.

Die Stimme der Harfenſchläger und Sänger und Flötenſpieler und Trommetenbläſer ſoll nicht mehr ſchallen in dir: und jeder Künſtler jeglicher Kunſt nicht mehr gefunden werden in dir: die Stimme der Mühle ſoll nicht mehr gehöret werden in dir: das Licht der Lampe nicht mehr ſcheinen in dir: die Stimme des Bräutgams und der Braut nicht mehr frohlocken in dir: denn deine Käufer waren die Großen der Erde und alle Völker wurden verführet durch deine Zauberei. In dir iſt das Blut der Propheten und Heiligen gefunden, aller Erſchlagenen auf der Erde Blut.

Schauerlicher Trauer- und Todesgeſang über dem verſinkenden Jeruſalem. Er iſt in Bildern der Propheten m), die ſie von Babel, Ninive, Tyrus ſangen: in die ſchnöde Herrlichkeit aller dieſer gekleidet, ſteht ſie, eine Zauberin, Abgöttiſche, Ueppige, Verführerin der Welt, Mörderin der Heiligen und Propheten da, und geht, wie ein Stein im Meer unter. Die weinenden Stimmen ihrer Liebhaber, die jetzt fern ſtehen, ihren

---

m) Jer. 50. 51. Jeſ. 47. Ezech. 26. 27. Eſ. 23. 24. 37. f.

ihren Brand ſehn und ſie klagend rühmen: die untermiſchten Freuden- und Lobſtimmen einer höhern Sphäre: endlich zuletzt der nach- und nach verklingende Ton jedes Geſchäfts, jeder Wonne und Freude in derſelben ſind fürchterlich. Es wird über ihr ſtill, wie über dem Grabe einer verſunknen Königsſtadt, die voll Pracht, Reichthum, alter Herrlichkeit, Anbetung und Völkermenge war und auf der jetzt Engel der Verwüſtung wandeln. Sie ſank und iſt nicht mehr und ewiglich ſteigt ihr Rauch auf — So ſoll die Herrlichkeit Babels und alle Pracht der Welt vergehen, daß Gottes Reich werde — Der Klagegeſang verhallet: es klingt ein himmliſches Siegslied.

VI.

Nach dieſem hörte ich, wie eine große Stimme vieles Volks im Himmel, die ſprach: Hallelujah! Das Heil und die Herrlichkeit und Macht iſt unſers Gottes. Wahr und gerecht ſind ſeine Gerichte: er hat gerichtet die große Hure, die die Erde verderbte mit ihrer Hurerei, und hat gerächet das Blut ſeiner Knechte von ihrer Hand n).

Sie ſprachen zum andermal: Hallelujah! Der Rauch ihrer Quaal ſteigt auf in die Ewigkeiten der Ewigkeiten o).

Es fielen nieder die vier und zwanzig Aelteſten und die vier Lebendigen: ſie beteten an vor Gott, der auf dem Thron ſitzt und ſprachen: Amen, Hallelujah!

Eine

---

n) 5 Moſ. 32, 43.

o) Eſ. 34, 10.

Eine Stimme ging vom Thron aus, die ſprach: ſinget unſerm Gott, alle ſeine Knechte, die ihn fürchten, klein und groß.

Ich hörte abermals wie Stimme vieles Volks, wie Stimme großer Waſſer und ſtarker Donner, die ſprach: Hallelujah! Es regieret der Herr, unſer Gott, der Allbeherrſcher. Laſſet uns freuen und jauchzen und ihm die Ehre geben: denn die Hochzeit des Lammes iſt kommen: ſein Weib iſt geſchmückt zur Hochzeit. (Wir ſehen den Zweck der Lobgeſänge über das ſinkende Babel: es ſinkt, damit Gottes Reich erſcheine. Die Hure geht unter, damit ſich die reine Braut zeige p). Ihr ward gegeben, daß ſie ſich kleide in reinen und hellen Byſſus q); der Byſſus iſt die Unſchuld der Heiligen. Wie alſo dort bei der Hure, Thier und Becher und Schmuck und Trunkenheit Bilder geiſtiger Unreinigkeit waren: ſo bei ihrem Gegenbilde, dieſer reinen

---

p) Matth. 22, 2. 25, 10.

q) Ezech. 16, 10.

Braut ihr Byſſus das Kleid der Unſchuld r). Jene bedeuteten eine Stadt und Volksmengen; dieſe die Menge aller Unſträflichen, Erwählten. Unſchuld iſt ihre Seide, reines Leben iſt ihr Gewand.)

Und er ſprach zu mir: ſchreibe! Selig ſind, die zum Mahle der Hochzeit des Lammes beruffen ſind (die als Gäſte und Mitgeſellen an der Freude ſeines Reichs Theilhaben ſollen s). Und ſprach zu mir: Dies ſind die warhaftigen Worte Gottes (kein Wahn! Keine ſelbſterdachte vergebliche Hoffnung! wahres Gottes Wort, das erfüllt werden ſoll). Johannes voll Freude und Ueberzeugung, daß auch Er dazu gehöre, kann ſich nicht faſſen: Ich fiel vor ſeinen Füßen nieder, ihn anzubeten. Er ſprach zu mir: thue es nicht: ich bin nur dein Mitknecht und deiner Brüder, die das Zeugniß Jeſu haben. Gott bete an. (Die hohe Ehre, ein Mitgenoß Jeſu zu ſeyn in ſeinem Reiche, die den Johannes ſo

---

[r] Jeſ. 61, 10.

[s] Luc. 14, 15. f.

ſo durchdringet, daß er dem Engel zu Fuß fällt, macht ihn dem Engel gleich, der ſeine Ehre nicht annehmen will und ſich nur für ſeinen Mitknecht bekennet). Das Zeugniß Jeſu aber iſt der Geiſt der Weißagung. (Die Worte ſeyn Johannes oder des Engels, ſo ſind ſie Aufſchluß der Offenbarung. Was haben wir in ihr bisher gehabt, als was Chriſtus geſagt hat? Siegel und Trommeten, Bilder und Zeichen vom Antichriſt und dem falſchen Propheten, der Ernte und den Plagen liegen in ſeinen Worten: der Engel hat ſie nur entwickelt und in deutlichern Zügen verkündigt. Das Zeugniß Jeſu iſt Geiſt der Weißagung, noch mehr bei Johannes, dem Seher dieſes Buchs. Das ganze Buch zeugt von Jeſu; A und O iſt er in ihm: Johannes, ſein liebſter Jünger, iſt nur ſein Zeuge.

Wie kommt nun aber dieſe geſchmückte Braut? dieſe fröhliche Hochzeit? Der Schauplatz iſt noch nicht rein; es muß erſt hinweggethan werden, was die Erde verderbet und ihre Erſcheinung hindert. Ich ſah den Himmel eröfnet: ſiehe, ein weiß Roß, und der drauf ſaß, hieß der Treue und Wahrhafte.

te [t]). Er richtet und ſtreitet gerecht. Seine Augen, wie die Feuerflamme: auf ſeinem Haupt viel Diademe. Er hat einen Namen geſchrieben, den niemand kennet, als Er ſelbſt. Sein Kleid iſt in Blut getunkt [u]). Sein Name iſt: Gottes Wort. Offenbar der Aufzug eines Siegers, eines Triumphirers. Sein weißes Roß, ſein blutiges Kleid, das Heer, das ihm folget, der Zweck, dazu er kommt, zeigen ihn alſo. Das Kriegsheer des Himmels folgte ihm nach auf weißen Roſſen, angekleidet mit hellem, leuchtenden Byſſus. Das Kleid der Braut iſt hier in ein Siegsgewand verwandelt: die Lieblinge ſeiner Hochzeit ſind hier ſeine Mitſtreiter, ſeine Mitſieger. Aus ſeinem Munde geht ein ſcharfes Schwert, daß er damit die Völker ſchlage: er wird ſie richten mit eiſerm Scepter [v]). Der Sieger, der hier erſcheint, iſt alſo Richter und König. Die Niederlage ſeiner Feinde koſtet ihm nur Einen Hauch: Ein Wort aus ſeinem Munde iſt ihr fällender Schwert-

---

t) Jeſ. 11, 3. 4.
u) Jeſ. 63, 1.
v) Pſ. 2.

Schwertſchlag. **Er tritt die Kelter des Zornweins Gottes, des Allbeherrſchers**, d. i. nach jenem hohen Geſpräch in Jeſaia x): er iſt der Arm göttlicher Rache; das Blut, das an ſeinen Kleidern klebt, iſt deſſen ein Zeuge. Sein Gewand iſt, wie eines Keltertreters. **Auf ſeinem Kleide und auf ſeiner Hüfte iſt der Name geſchrieben: König der Könige, Herr aller Herren.** Auf ſeinem Kleide, das blutroth iſt: auf ſeiner Hüfte, die Gottes Kelter trat. Sein Vermögen alſo erwarb ihm dieſen Namen, ſeine That und innre Kraft half ihm zu demſelben. Und wer iſt der Sieger, der himmliſche Triumphirer? Sein Name iſt **Gottes Wort! Er** heißt: **der treue und gerechte Richter! König der Könige, Herr der Herren!**

Ich gebe es zu, daß in der Geſchichte dieſes Buch und auf dieſer Stelle das Aeußere, des Bildes, worinn ſich der Gedanke kleidet, vom Sieger Jeruſalems genommen ſey, dem herrlichen Titus. Die Vorſehung fügte es, daß der Mildeſte der Menſchen, die Luſt des Menſchengeſchlechts,

---

x) Jeſ. 63.

ſchlechts, der auch gegen ſeine Feinde ſo gerecht, ſo billig, ſo unerhört langmüthig war, die ſchrecklichſte Rache vollführen mußte, die je auf Erden vollführt ward. So wie ſein Herz ſie nicht wollte, ſo begriff ſie ſein Verſtand nicht: er ward zu ihr durch ſeine Feinde gezwungen und fühlte ſich nur Arm eines höhern Schickſals. Auch als er auf Jeruſalems Trümmern ſtand, ſchrieb er den Sieg Gott zu, begriff ihn nicht und meynte, die Stadt habe unüberwindlich ſeyn müſſen. Da er als Sieger einzog, rief ihn ſein tapferes Kriegsheer, dem er Kränze und Belohnungen austheilte, zum Kaiſer aus; das Buch dieſer Geſichte hälts nicht für unwürdig, den Gott, der Judäa durch ihn rächte, in ſeine edle Geſtalt zu kleiden, und ihm vom gewöhnlichen Kaiſertitel, (αυτοκρατωρ) den Namen Allbeherrſcher, (παντοκρατωρ) zu geben. Der ſichtbare Arm, heißt das, thats nicht, was geſchah, ſondern der unſichtbare Arm Gottes, des himmliſchen Kaiſers. Der führte Krieg, der ſiegte; der triumphirt hier in Titus Geſtalt auf ſeinem weißen Roſſe, und das Heer ſeiner Ueberwinder folgt ihm nach y).

Bis

---

y) Joſeph. l. 6. c. 9. l. 7. c. 1. ſeq.

Bis auf den letzten Augenblick blieb Titus gütig, milde, liebreich; verſchonte, wen er verſchonen konnte, leider! und ſein mildes Auge mußte flammen, ſein Mund zweiſchneidiges Schwert hauchen. Er weinte, da er das innere Blutbad Jeruſalems ſah. — Ich ſah einen Engel, in der Sonne ſtehend, er rief mit großer Stimme allen Vögeln des Himmels [z]): Kommt! verſammlet euch zum großen Mahl Gottes, daß ihr eſſet das Fleiſch der Könige und Befehlshaber und Mächtigen, das Fleiſch der Roſſe und ihrer Reuter, das Fleiſch Aller, der Freien und Knechte, der Kleinen und Großen. Ich ſah das Thier und die Könige der Erde und ihre Heere verſammlet, Streit zu halten mit dem, der auf dem Roß ſaß und mit ſeinem Heer [a]). Aber ergriffen ward das Thier und der falſche Prophet mit ihm, der die Zeichen vor ihm that, mit denen er verführt hatte, die das Mahlzeichen des

---

z) Ezech. 39. 17. Jeſ. 13, 6.

a) Jeſ. 66, 16. 23.

des Thiers annahmen und ſein Bild anbeteten. — Lebendig wurden die Zwei geworfen in den Feuerſee, der mit Schwefel brennet. Die andern wurden ertödtet vom Schwert deß, der auf dem Roß ſaß, das aus ſeinem Munde ging; alle Vögel wurden geſättigt von ihrem Fleiſch. Unläugbar iſts, daß die Bilder, als Bilder, in der Jüdiſchen Geſchichte noch fortgehen. Da ſchon der Tempel und ein Theil der Stadt eingenommen war, und Titus die unglücklichen Tyrannen in Perſon zum Frieden und zur Uebergabe ermahnte, wars noch vergebens. Sie ließens aufs letzte Metzeln ankommen, und die hier ſo deutlich bezeichneten Zween, die Häupter des Aufruhrs, Simon Gorionsſohn und Johannes, ſie hatten das Schickſal, das dieſes Bild zu ſeinem Zweck anwendet b). Kleinmüthig, plötzlich entherzt, wie meiſtens Tyrannen und Böſewichter zu endigen pflegen, hatten ſie ſich von ihren unüberwindlichen Thürmen in die unreinen Löcher der Erde geflüchtet. Sie wurden lebendig ergriffen, zum Triumph und

ewigen

---

b) L. VI. c. 8. 9. L. VII. c. 2.

ewigen Gefängniß aufbehalten; die Menge hate kein ander Schickſal, als leider! hier das ſchreckliche Bild giebt. Sie fielen vom Wort des Siegers auf dem weißen Roſſe: ſein Wink war ihnen Tod: Judäa und die Trümmern Jeruſalems ein allgemeines Mahl der Vögel. —

Das iſt die Geſchichte des Urſprungs dieſer Bilder; die höhere Bedeutung und Anwendung, in deren Zuſammenhange ſie hier ſtehen, ſieht jeder. Konnte der milde Titus zu ſolchem Blutbade gezwungen werden: noch weniger Grauſamkeit iſts des milderen Chriſtus. Es iſt traurige Noth: hier wird, nach den Bildern der Propheten, erſt ein unreines Mahl der Vögel; damit das reine, fröliche Mahl der Vertrauten des Lammes werde. Aus dem Tode wird Leben; aus Zorn wird Liebe. Ich ſah einen Engel, niederfahren vom Himmel, der hatte den Schlüſſel des Abgrunds und eine große Kette in ſeiner Hand. Er griff den Drachen, die alte Schlange, die Teufel iſt und Satan: und band ihn tauſend Jahr und warf ihn in den Abgrund und verſchloß und verſiegelte über ihm, daß er nicht mehr verführete

führete die Völker, bis die tauſend Jahre vollendet wären. Nach dieſem muß er noch los werden eine kleine Zeit. Die Bilder ſind noch des Urſprungs. Das Haupt der Rebellen, der wütendſte Tyrann, ward mit ehernen Ketten gebunden, ins Gefängniß geworfen, daß er nicht mehr verführe, weil ſonſt keine Ruhe zu hoffen war. — Indeſſen iſt offenbar die Geſchichte hier nur Bild, nur veranlaſſende Einkleidung. Der in den Abgrund geworfen wird, iſt Drache, der erſte Verführer, den wir in der Mitte des Buchs c) als himmliſches Zeichen, d. i. als Symbol des erſten und ärgſten Feindes des kommenden Reichs erblickten. Er trat hervor, daſſelbe im Urſprung zu dämpfen: er verfolgte es bis vor Gottes Thron; er ſtritt mit ſeiner Mutter und ihrem Geſchlechte hienieden; endlich da Er nichts vermochte, ſetzte er ſeine Statthalter, die Ungeheuer der Gewalt und Verführung an ſeine Stelle hienieden — ſein Ende, ihr Ende iſt jetzt gekommen. Der Drache ſtürzt in den Abgrund, wie er dort vom Himmel geſtürzt ward; auch die mittlere Region der Erde wird ihm genommen, daß

---

c) Kap. 12.

daß Friede werde, damit er nicht mehr verführe. Wir laſſen die tauſend Jahr, ſo wie ſein Binden und Verſiegeln, und die kleine Zeit, auf die er wieder los ſeyn ſoll, noch ganz im Zuſammenhange und Zweck des Bildes. Es wird Friede auf der Erde: ſie wird von ihrem Erbfeinde befreiet, daß ein anderes Reich, eine ruhige Verfaſſung werde. Ich ſah Throne und ſie ſetzten ſich auf ſie: Gericht zu halten ward ihnen gegeben d). Auch die Seelen derer (ſah ich) die erſchlagen waren um des Zeugniſſes Jeſu und des Worts willen; auch die nicht angebetet hatten das Thier und ſein Bild und nicht angenommen hatten ſeinen Namenszug an ihre Stirn und an ihre Hand. Sie wurden lebendig und regierten mit Chriſto die tauſend Jahre; die übrigen Todten wurden nicht lebendig, bis die tauſend Jahr um wären. Dies iſt die erſte Auferſtehung. Selig und heilig, wer Theil hat an der erſten Auferſtehung. Ueber

---

d) Dan. 7, 9—12.

Ueber ſie hat der andre Tod keine Macht: ſie werden Prieſter Gottes und Chriſti ſeyn und mit ihm regieren tauſend Jahr. Ich bleibe noch im Zuſammenhange der Bilder, die ich nicht anders auslegen kann, als ſie ſich ſelbſt auslegen, (σημαινουσι) als mit ihr Sinn und die Wahrheit gebietet. Die tauſend Jahre ſind tauſend Jahre, d. i. eine runde unbeſtimmte aber große Zahl: wir haben das ganze Buch durch (und wir ſind im zweiten Kapitel vor dem Ende), noch keine eigentlich myſtiſche Zahl gehabt, die anders als was ſie ſagt, ſagen wollte. Wochen, Tage, Monate, Jahre, die im Buch genannt ſind, waren immer eigentliche Wochen, Monate, Tage, Jahre: die Zahlen, die als Symbol genannt wurden, zeigten ſich immer, als ſolche, in ihrem Grunde, z. E. die Zahl 7. 12. 12000: 144000: 666 u. ſ.; es muß ſich auch dieſe Zahl 1000 zeigen. Und wer iſt, der ſie nicht erriethe? dem ſie ſich nicht theils durch ſich ſelbſt, theils aus dem A. T. erklärte? Vor Gott ſind tauſend Jahre, wie ein Tag e), ſagt jener Pſalm Moſes, des Knechts Gottes: ſo ſollte Gott

---

e) Pſ. 90, 4. 15—17.

Gott ſeine Knechte, nachdem er ſie lange betrübt hatte, das letzte Jahrtauſend, als am Tage des Herrn, an ſeinem Tage und Halljahr ſiebenfach erfreuen. Die ſechs Schöpfungstage der Weltordnung und Weltverwirrung ſind dahin, jetzt kommt Genuß, der Tag des Herrn, der ſiebende Tag der Ruhe und des Segens, das Frei- und Jubeljahr, der große Weltſabbat.

Dies iſt der Urſprung des Bildes, aus Andeutungen und Zeitmaaßen des alten Bundes und ſeiner Bedeutung. **Der Tag des Herrn iſt kommen: ſie werden mit ihm herrſchen und regieren.** Dazu iſt der Drache, deſſen Herrſchaft Chriſto widerſtand, geſtürzt werden, daß das Reich des Herrn Platz nehme auf Erden. Da ſind nun mit ihm ſeine Lieblinge, und da dieſe todt, ja viele um ſeinetwillen erwürgt waren und ſo lange harreten und riefen: ſo geſchieht mit ihnen die erſte frühere Erweckung, während die andern noch unter der Erde ſchlafen. Dies heißt alſo die Erde der **erſten** Auferſtehung: wer zu ihr gelangt, iſt **ſelig** und **heilig**, d. i. vorzüglich begnadet. Er entrinnt der Herrſchaft des zweiten Todes, (ein Bild, das ſich nachher erklären wird) und herrſche mit Chriſto. Wiſſet ihr nicht, ſagt Paulus f); daß die Heiligen die Welt richten werden? Und Chriſtus verſpricht ſeinen Nachfolgern, (was dort Daniel ſah,) in der Wiedergeburt der Dinge, wenn Er richten wird, ſollen auch ſie mit ihm ſitzen und richten g). Johannes erklärt gleich das Bild näher: ſie **werden mit Chriſto Prieſter und Könige ſeyn die tauſend Jahre:** und da dies durchs ganze Buch hin gleichſam der Lieblingsgedanke, Umfang reiner Himmelsfreude und Thätigkeit iſt, den die Krone des Menſchengeſchlechts, die erwählten Lieblinge Gottes, ja den Chriſtus ſelbſt, als Vorgänger, als Erſter, himmliſcher König-Prieſter genießet, zu dem er die Seinigen berufen und erkauft hat, in deſſen Symbolen er ſich das ganze Buch hin zeiget; ſo ſehn wir, es iſt hier von keinem tauſendjährigen Reich, nach der gemeinen ſo gemißbrauchten Sage, von keinem irdiſchen Gaſtmahlen, noch weniger von Hurerei und Schande, irrdiſcher Gewalt und Unterdrückung h), (der Drache iſt im Gefängniß, der Urhe-

---

f) 1 Corinth. 6, 2. 3.

g) Matth. 19, 28.

h) Matth. 19, 28. vergl. L. 20, 23-25.

Urheber ſolcher Herrſchaft und ſolcher Freude;) ſondern vom entſchiednen Gegenbild des Alten die Rede, **von himmliſcher Freude und Unſchuld, von Chriſtusähnlicher Thätigkeit und Würde.** Die Hure iſt dahin mit ihrem Putz, mit ihrem berauſchenden Unzuchtweine; die Braut iſt in Unſchuld gekleidet und hält mit einem Bräutigam von Lammesunſchuld Mahl der Freude. Ja um dem Vorurtheil des Müßigganges und einer weichen Ueppigkeit zuvorzukommen, wird ſelbſt das Bild der Braut und Hochzeit hier nicht gebraucht, und kömmt nur am Ende des Buchs wieder, wenn andere Ideen feſtgeſtellt ſind; und dieſe ſollen eben durch das Bild **der Regenten, der Richter, prieſterlicher Könige** feſtgeſtellt werden i). Sie thronen mit Chriſto und ſind mit ihm, dem Allgewaltigen, **thätig.** Er richtet in Gerechtigkeit und beglücket mit Königsmilde: ſein Name iſt Wort Gottes und ſein Amt, zu ſeyn ein **Helfer.** Dies ſoll auch das Amt und die erſte, gleichſam vorausgenoſſene Seligkeit ſeiner Erwählten werden.

---

i) Eſ. 61, 6. Zachar. 12. 13. 14.

Sie, die das Leben hingaben, erhalten es früher: ſie ſind vorangerückt auf ihrer Stuffe der Seligkeit und des Lohnes: ſie würken ſchon, wenn andere noch ſchlafen. Sie regieren mit Chriſto: ſie bringen als ſeine ehemalige Genoſſen und Mithelfer auch jetzt die verwirrte Erde in Ordnung, die Mistöne des Vaterlandes, das ſie gebar und erwürgte, in Harmonie und Ruhe: alle ſie werden von Gott und Chriſto, dem Herzoge und Führer ihres Heils, zu ſeinem ewigen Werk, zu Vollendung der Abſichten ſeines Reichs herrlich und würkſam gebrauchet. Dazu iſt der Drache gebunden, daß er ſich ihnen nicht widerſetze und ihr Gotteswerk hindre: dazu werden, im fortgehenden Bilde des Buchs, die wilden Völker, (Gog und Magog) an den Ecken und Winkeln der Erde feſtgehalten. Die Hütte der Heiligen und ihr Werk ſoll erſt vollendet werden, und auch noch im letzten Anfall unzerſtört und vollendet bleiben. — Ich frage, was in dieſen Sachen ungöttlich und unchriſtlich wäre? Ringt nicht aller Streit zum Frieden? Strebt nicht alle Verwirrung nach Harmonie und Ordnung? Und unſere Erde, dies in der phyſiſchen Natur ſo ſchöne Reich Gottes, ſoll im Menſchlichen ewig das

Reich des Drachen, ein unentwickelter, unzuentwickelnder Knäuel tödtlicher Verwirrung bleiben? Iſts nicht wahr, daß ſich alle mißbrauchte Kreatur nach Ruhe ſehnet und über die Knechtſchaft, der ſie unterworfen iſt, mit Freiheitruffendem Halſe ächzet? — Und wenn Gott, der Gott der Ordnung, der Vater des Lichts, ders aus der Finſterniß rief und am Ende der Schöpfung ſich ſelbſt ſeiner Werke freuete, wenn ers für gut findet, auch am Ende der Dinge Sabbat zu ſchaffen und ſeiner entwickelten Weltſcenen ſich zu freuen; wird ers nicht thun, wie ers immer that, durch ſeine Knechte, durch Mittelsperſonen? wird er nicht die Edlen daran Theil nehmen laſſen, die hier im Drange der Welt, im Streit der Elemente ſeine Mithelfer und treue Werkzeuge waren? Sie ſäeten mit ihm und ſollen nicht mit ernten? Sie bereiteten Licht vor und nun es anbricht, ollen ſie ſchlafen? Weinend trugen ſie ihren Saamen, und da die Frucht, da das Werk Gottes lebendig wird mit den Jahren, ſollen ſie nicht mit- und in ihm leben? Die beſte Freude iſt nie müßig und eine Himmelsfreude wirds gewiß nicht ſeyn. Ein Geiſt muß würken, richten, regieren; nur leicht würken, und rein würken, und glücklich würken, daß er ſeinen Zweck ſehe; und ſo iſt dieſe Königliche Prieſter- Herrſchaft mit Chriſto. Hier oder da, ſo oder alſo, ſichtbar oder unſichtbar; gnug ſie genießen der Ruhe der Erde, die ſie bewürkt haben und in der ſie würken. — Dies ſagt die Stelle: alle Bilder, in denen ſie ſpricht, ſind nur Symbole und haben, wie Alles in dieſem Buche, ihren geiſtigen Sinn. Wer dieſen überſieht und als ein unreines Geſchöpf an den Hülſen käuet, iſt keines vernünftigen Symbols, keiner Sprache und Allegorie fähig. Gnug, die ſo beſchrieenen und mißbrauchten tauſend Jahre ſind die **unbeſtimmte ſymboliſche Zahl des letzten Sabbats der Erde**, wo das würklich wird, worauf die Guten aller Zeiten würkten, wo das Licht gleichſam zum erſtenmal eine Maſſe macht, und die Finſterniß nur noch an den Ecken und Winkeln ſäumet, wo ſich die Kräfte der Edeln des Menſchengeſchlechts in einem Raum, den Gott ihnen gemacht hat, in Eintracht und Freundſchaft verbinden, und ſehn und genießen ihren Lohn, die Frucht aller Zeiten und Mühe. Selig und heilig, der an dieſer Ausbeute Theil hat, der im Drange der Zeit ſtill auf ſie würket,

ket [k]). — Es iſt die Zeit, da die erweckten Morgenſterne jauchzen und lobſingen alle Kinder Gottes über ſein Werk und über das Werk ihrer Hände. Hier ſind die Kronen, die im Vorſaal des Buches [l]) Jeſus den Ueberwindern vorhält, die mit ihm thronen. Seine Laufbahn iſt die ihre; ihr Lohn der Seine; die Aufſchrift heißt: „dem Ueberwinder!„ Wie Er Gehorſam lernen mußte, um Hoheprieſter zu ſeyn und König, um zu erhören und ſelig zu machen und wohlzuthun, allem, was nach ſeinem Reiche dürſtet; nicht minder ſie, in Pflichten und im Lohne. Ihre Pflicht iſt Lohn, ihr Lohn höhere Pflichten. —

Ich wünſchte alſo auch nicht, daß jemand das Hauptſymbol dieſes Buchs, den Ausdruck: „Königlich Prieſterthum„ mißverſtünde: er iſt die Summe deſſen, was Gott an ſeinem Volk im A. T. ſuchte und nicht fand, wollte und nicht erreichte [m]). Bei uns, nachdem Pfaffen ſo lange Zeit haben Könige ſeyn wollen, und alle Prieſter jetzt als Pfaffen gelten, iſt der Ausdruck leider! unwürdig; bei dem prieſterlichen Königreich der

Juden

---

[k]) Dan. 12, 2. 3.

[l]) Kap. 2. 3.

[m]) 2 Moſ. 19, 6.

Juden war ers nicht. Ihnen war das Regiment der Könige, die nicht Tyrannen ſeyn wollten, ein Prieſterliches = ein Hirtenkönigreich, wie jenes Königes der Ruhe, Melchiſedecks [n]. Das Regiment des letzten Königs ſollte alſo werden, und ſein Volk im Schmuck Gottes um ihn thronen [o]. — Es ſollte das Sprüchwort eintreffen, daß zur Glückſeligkeit der Welt die Weiſen Könige und die Könige Weiſe ſeyn müßten; Chriſtus und die Seinigen ſind hier mehr als beides, Prieſter Gottes, Retter der Erde. —

Und wenn die tauſend Jahr vollendet ſind, wird der Satan los werden aus ſeinem Gefängniß und ausgehn zu verführen die Völker in den vier Ecken der Erde, den Gog und den Magog, ſie zu verſammlen zum Kriege, deren Zahl iſt, wie der Sand des Meeres. Hinauf zogen ſie auf die Breite der Erde und umſchloſſen die Schutzwehr der Heiligen, die geliebte Stadt. Da fiel Feuer von Gott aus dem Himmel und

---

n) Pſ. 110. Ezech. 34, 23. 24. Jeſ. 44, 28.

o) Jeſ. 60 — 66. Zachar. 9 — 14.

und verzehrte ſie. Und der Teufel, der ſie verführt hatte, ward geworfen in den Feuer- und Schwefelpful, wo auch das Thier und der falſche Prophet iſt. Sie werden gequälet werden Tag und Nacht in die Ewigkeiten der Ewigkeiten. —

Offenbar iſts der letzte Verſuch des Böſen gegen das Gute, jenes in ſeiner Ohnmacht zu zeigen und es gleichſam durch ſich ſelbſt, durch ſeine vergebliche Anſtrebung, auf immer zu enden. In Mitte der Erde iſt das Reich Gottes, die beſſere Zeit und Weltverfaſſung, wie eine Sonnenſtadt angerichtet: es iſt Würklichkeit daſelbſt, was ſonſt ein geliebter Traum war, nemlich edle Würkſamkeit guter Seelen zum Beſten der Welt in belohnender Eintracht. Ihr Werk gedeihet und krönt ſich. Schon hat Licht die Breite der Erde erfaſſet und die Finſterniß in die äuſſerſten Winkel verdränget; nun kommt Satan los und die Finſterniß der Erdecken wapnet ſich zum letztenmale. Gog und Magog, (die Namen der Propheten für die äußerſten barbariſchen Völker p)

---

p) Ezech. 38. 39. Zu dieſen Zeiten regten ſich die Alanen hinter den Tauriſchen Bergen, eben wo Heſeziehn, wie dicke Wolken, aus ihrer Tiefe herauf, ſie ziehn heran die Breite der Erde: ſchon haben ſie die geliebte friedliche Stadt umſchloſſen, ſchon wähnen ſie das Gezelt der Heiligen in ihrer Hand: Keine Mühe! Keine Sorge! der Himmel ſchützt ſeine Erwählten: Feuer Gottes verzehrt die Feinde: (das Bild der ſichtbarſten, ſchnellſten und ſo außerordentlichen, unvermutheten Hülfe!) Auf immer iſt nun das Gute frei, die Erde rein; und auch ihr Verführer, der Urheber alles Böſen der Erde kommt dahin, wo ſeine Stellvertreter ſchon ſeiner warten. Der Schwefelſee Sodoms und Gomorrha's, (ein furchtbares Bild aus der Geſchichte des Jüdiſchen Landes,) iſt ſeine Strafe.

Ich ſah einen hellen hohen Thron, und der drauf ſaß — vor ſeinem Antlitz floh die Erde und der Himmel, und ihnen ward keine Stäte funden. (Sie waren nicht mehr! Keine Spur von ihnen! Sie konnten ſeinen Anblick nicht ertragen.) Und ich ſah die Todten, Klein und Groß, ſtehend vor dem Thron[q]):

Bü=

Heſekiel den Gog und Mogog hinſetzet. Joſeph. L. 7. c. 29.

[q] Dan. 7. 10. 22.

Bücher wurden eröfnet und ein ander Buch eröfnet, das Buch des Lebens. Die Todten wurden gerichtet aus dem, was geſchrieben war in den Büchern, nach ihren Werken." Welch ein Bild! welch ein Anblick! Der entflohne Himmel, die entflohne Erde, und in der großen Leere den Richter und das Gericht. Zahlloſe Schaaren, groß und klein, erwarten den Ausſpruch: die Bücher ſprechen: ihre Werke ſteigen herauf und zeugen. Der Richter entſcheidet, unwiderſprechlich, unwiderſtehlich. Das Meer gab ſeine Todten: der Tod und das Reich der Schatten gaben ihre Todten: jeder ward gerichtet nach ſeinen Werken. Alle Orte alſo, Elemente und Gräber ließen ihren Raub von ſich: das ganze Reich der Abgeſchiednen ſtieg zur Entſcheidung herauf. Und der Tod und die Hölle ward in das Feuermeer geworfen: (dieſer iſt der zweite Tod!) Und ſo jemand nicht ward erfunden, geſchrieben im Buch des Lebens, er ward in das Feuermeer geworfen. Bei Vorſtellungen dieſer Größe erliegen gleichſam die Bilder: es gebricht der Sprache an Denkmalen und Symbolen. Tod hieß bei den

Morgenländer Der, ſo über das Reich der Abgeſchiednen und Abſcheidenden herrſchte: **Hölle,** (αδης) das Reich der Schatten, ſein Gebiet; er und ſein Reich traten alſo vor den Thron. Nun ſollen beide abgethan, Er und ſein Reich aus der Schöpfung verbannet werden, daß hinfort kein Tod mehr ſey; wie kann dies ſymboliſirt werden? Der Tod kann nicht ſterben, das Vernichtetwerden hat kein Bild; hier tritt alſo das vorige zu Hülfe, der Feuerſee, der alles Böſe verſchlang und ſchon im gemeinen Ausdruck das **todte** Meer heißt r): hier ſoll der Tod des **zweiten** langen **Todes** ſterben. Alles kommt in dieſen, das nicht **ins Leben** einzugehen werth iſt; daher auch im Anfange des Buchs dieſer und jener Name (dem **zweiten Tode** entrinnen und angezeichnet ſeyn im **Buch des Lebens**) Einerlei iſt. Kurz, Tod, alles Böſe, alles Uebel iſt aus dieſer Schöpfung verſchwunden — —

VII.

---

r) Auch in der Geſchichte iſt das todte Meer und Sodoms Früchte, nach dem Eindruck, den ſie dem Titus gaben, gleichſam das Ende, der Fluch aller lebendigen Schöpfung. Er meynt, daß er in der Hölle ſtreite, wo auch die Elemente ſterben. Egeſipp. L. V. c. 41.

VII.

Ich ſah neuen Himmel und neue Erde: der erſte Himmel und die erſte Erde waren vergangen, das Meer iſt nicht mehr. Ich, Johannes, ſah die heilige Stadt, das neue Jeruſalem herabſteigend von Gott aus dem Himmel, zubereitet, wie eine Braut für ihren Bräutigam geſchmückt iſt. (Babel iſt dahin: das wahre Jeruſalem erſcheinet *). Jenes lag in der Tiefe und ſank in den Abgrund, dies iſt, (wie es die Propheten ſahen,) auf einem hohen Berge und ſteigt dahin von Gott hernieder. Jenes die Unzüchtige; dies iſt die reine geſchmückte Braut. Dort der alte Himmel, die alte Erde; jetzt wie es die Propheten ſahen, eine neue verjüngte Welt, eine reine glückſelige Schöpfung.) Ich hörte eine große Stimme vom Himmel, die ſprach: ſiehe, die Hütte Gottes bei den Menſchen: er wird bei ihnen wohnen, und ſie werden ſein Volk ſeyn und Er, der Gott

bei

---

*) Jeſ. 65, 17. 60, 14.

bei ihnen wird ihr Gott ſeyn [t]. (Bilder aus jener alten Zeit, da Gott ſich ſein Volk erwählte, da er in der Stiftshütte bei ihnen wohnen, ſie nie verlaſſen, immer ihr Gott ſeyn wollte.) **Er wird abwiſchen jede Thräne von ihren Augen: der Tod wird nicht mehr ſeyn, noch Trauer, Klage und Schmerz wird mehr ſeyn; denn das Erſte iſt vergangen.** (Hier auf Erde und auch dort auf jener Wallfahrt wars noch immer das Erſte: da war noch Strafe, Tod, Trennung, mancherlei Klage und Plage; ſie Alle ſind vorüber [u]). **Der auf dem Thron ſaß, ſprach: ſiehe! ich mache alles neu** [v]. **Und ſprach zu mir: ſchreibe! denn dies ſind wahrhafte und gewiſſe Worte.** (Als ob er vorausſehe: wie ſchwer dem Menſchen ſeyn würde, dies zu glauben! welchen Zweifeln, welchem Widerſpruch jegliches Worts ausgeſetzt ſeyn dürfte!) **Und ſprach zu mir: es iſt geſchehen! Ich bin das A und O, der Anfang und das Ende.**

---

[t] 2 Moſ. 19, 6. Ezech. 48, 35.

[u] 2 Moſ. 15, 26.

[v] Jeſ. 43, 19.

Ende [x]). (Vor ihm iſt Alles ſchon vollbracht: die fernſte Zukunft iſt ihm Vergangenheit und Daſeyn. Er, der anfing, muß und kann und wird vollführen). Dem Dürſtenden werde ich geben von der Quelle des Waſſers des Lebens umſonſt. Wer überwindet, wird dies Alles ererben: ich werde ihm Gott ſeyn und Er wird mir Sohn ſeyn [y]). Wir ſehen, zu welchem Zweck alles geſagt und ſo oft bekräftiget werde? den müden Waller in der Wüſte hienieden mit Duft der Hoffnung jener Höhe anzufriſchen; den matten Kämpfer zu ſtärken, daß er überwinde. Alles droben wartet auf ihn, ſeinen Herrn und Eigenthümer, und was iſt dies Alles? Er wird ihm Gott, und er wird ihm Sohn ſeyn: kann ein reineres Ziel geſetzt, uns ein edlerer Lohn vorgehalten werden, als dieſe heilige Nähe, dieſe Verwandſchaft und Freundſchaft mit dem ſeligſten, väterlichſten Weſen? Alle Bilder vom Volk Gottes, der Stadt, der Hütte Gottes, der Braut, dem Abtrocknen

der

---

[x] Jeſ. 41, 4. 43, 6.

[y] Jeſ. 49, 8. Zachar. 8, 8.

der Zähre, dem freundlichen Tränken aus dem Strome des Lebens, wenn der matte Erdwandrer ankommt, löſen ſich hierinn auf: Gott wird uns Alles und wir werden Alles durch und bei ihm werden. Nur aber der Reine, der Ueberwinder!) Den Verzagten und Ungläubigen, den Sündern und Gräuelhaften, den Todſchlägern und Hurern, Zauberern und Abgöttiſchen und allen Lügnern: ihr Theil wird ſeyn in dem Pful, der mit Feuer und Schwefel brennet, das iſt der andre Tod. (Wer iſt, der ſagen wollte, daß dies Buch fleiſchliche Bilder gebe? oder ſinnliche Lüſte nähre? Welche Ausſonderung foderts, zum Thron des Weſens zu gelangen, das unſer A und O, Ziel und Zweck iſt! Wer auch nur aus verzagtem Herzen, aus Unglauben und Zweifelmuth nicht überwindet, wer zu den Gräueln gehört, von denen das hier geſtrafte Land voll war, ein Todſchläger, Hurer, Zauberer, Abgöttiſcher, Betrüger, Lügner; er kann nicht zu Gott nahen: ſein Erbtheil iſt bei ſeinen Vätern z) — Dies iſt der kurze

---

z) Dan. 12, 2. Malach. 3, 5.

kurze Inbegriff des künftigen Lohns; der künftigen Strafe; und da unſer Auge das Geiſtige und Unſichtbare der Zukunft ohne Bilder nicht faſſen kann, wie unſer Herz es verlanget: ſo wird die Trefflichkeit derſelben noch in andern Symbolen enthüllet, dem Wandrer das glorreichſte Ende ſeines Laufs zu zeigen.) Es kam Einer der ſieben Engel, die die ſieben Schalen gehabt hatten, voll der letzten Plagen, und redete mit mir und ſprach: komm ich will dir zeigen das Weib, die Braut des Lammes a). (Einer von dieſen Engeln wars, der dem Seher das gräuliche Weib gezeigt hatte; Er ſoll ihm auch die Unſchuldige zeigen, die jetzt ſtatt Jener da iſt.) Er führte mich im Geiſt auf einen großen und hohen Berg, und zeigete mir die heilige Stadt, das Jeruſalem, das von Gott vom Himmel herabſteigt b). Sie hatte die Herrlichkeit Gottes: ihr Licht iſt wie der köſtliche Edelſtein, wie Kryſtall-Jaſpis. Ihre Mauer iſt groß und hoch und hat

---

a) Jeſ. 61. 62.

b) Ezech. 40, 2. Jeſ. 11, 2.

hat zwölf Thore, auf den Thoren zwölf Engel, und eingegrabne Namen, die Namen der zwölf Stämme der Kinder Iſrael. Die Deutung iſt ſogleich in den Bildern. Es iſt die Stadt des erwählten Volks Gottes, des himmliſchen Iſraels; erbauet nach dem Grundriß dieſes Volks, nach ſeinen zwölf Urgeſchlechten c). Wie dort das Bruſtſchild des Hoheprieſters zwölf Edelgeſteine trug nach der Zahl der Stämme Iſraels und in jedem Edelſtein den Namen ſeines Stammes; ſo hier mit Gaſſen und Thoren. Die ganze Stadt iſt gleichſam Ein Bruſtſchild, ein Edelgeſtein, voll Licht und Recht, voll Glanz der Herrlichkeit Gottes d). **Von Morgen, und von Abend, von Mittag und Mitternacht drei Thore.** (Die regelmäßigſte Geſtalt alſo, nach allen Weltſeiten: gleichſam der Schatz, das Kleinod der Welt.) **Die Mauer der Stadt hat zwölf Grundſteine: auf ihnen die Namen der zwölf Apoſtel des Lammes.** (Wie dort der auszeichnende Engel aus allen Stämmen ein Chriſtliches Iſrael ſammlete,

---

c) Ezech. 48, 31. d) Kap. 4.

lete, wie dies unter allen Plagen bewahrt ward, und da alles den Gräueln folgte, ein Zion rings um das Lamm war: ſo iſt auch dieſe Stadt, das himmliſche Jeruſalem, eigentlich die Stadt Chriſti. Seine Boten (nach dem Geiſt des Buchs, die Grundſäulen des Chriſtenthums hienieden) ſie ſollen auch oben Grundſäulen der Stadt Gottes ſeyn und bleiben. Auf ihr Bekenntniß ward die Kirche gebauet: ihr Name ſoll auch auf den Grundveſten des ewigen Jeruſalems glänzen e). Der mit mir ſprach, hatte einen goldnen Maasſtab, daß er die Stadt und ihre Thore und ihre Mauer mäſſe f). Die Stadt liegt viereckt g): ihre Länge iſt wie ihre Breite. Er maß die Stadt mit dem Rohr, zwölftauſend Stadien. Länge, Breite und Höhe ſind gleich. (Abermals die geliebte ſymboliſche Zahl der Zwölftauſend,

die

---

e) Jeſ. 58, 12.

f) Ezech. 40, 3.

g) Ezech. 48, 16. 17. Ueber den Tempel zu Jeruſalem war die Prophezeiung: er würde untergehen, wenn er viereckt würde; er wards durch die Beveſtigungswerke aus Noth und ging unter. Dieſe Stadt liegt in ewig ſicherm und veſten Viereck.

die auch dort aus jedem Stamm erwählet ward, und hier die regelmäßigſte veſteſte Weite und Höhe im Maas anzeigt.) Er maß die Mauer: 144000 Ellen; es iſt Menſchenmaas, das der Engel hatte. (Abermals ein Wink auf die 144000 Erwählte; und der Zuſatz ſagt: daß niemand etwas anders verſtehen ſollte, als was daſteht.) Das Gebäu ihrer Mauer war Jaſpis [h]), und die Stadt das klare Gold, gleich reinem Kryſtall. Die Grundſäulen der Mauer waren von allerlei Edelgeſteinen gelegt [i]): Der erſte Grund ein Jaſpis; der zweite ein Sapphir; der dritte ein Chalcedonier; der vierte ein Smaragd; der fünfte ein Sardonix; der ſechſte ein Sardis; der ſiebende ein Chryſolith; der achte ein Beryll; der neunte ein Topas; der zehnte ein Chryſopras, der eilfte ein Hyacinth; der zwölfte ein Amethyſt. (Wir dörfen nicht fragen, was Jedes für ein Stein ſey? und welchen Apoſtel er bedeute? Der Urſprung des Bildes

---

h) Zachar. 2, 5.

i) Jeſ. 28, 7. 54, 11. 12.

des aus dem Bruſtſchilde des Hoheprieſters und den Stellen bei Jeſaia iſt klar; nicht minder ſeine allgemeine geiſtige Deutung. Gott der Herr, der im Anfange des Buchs, wie der Stein Jaſpis erſchien, iſt ſelbſt die flammende eherne Mauer um ſie her: ſie hat die Herrlichkeit Gottes, und ihr Licht alſo iſt wie Kryſtal-Jaſpis: feurigglänzend. Alles iſt in der Stadt Gold, Edelgeſtein, ihre Gründe die ausgeſuchteſten, bewährteſten von allen; köſtliche Grundſteine, theuer, ſchön, reich, vielfach, und der ferneſten Zeit trotzend. Eine Mauer von Jaſpis, wer kann ſie überwinden? Grundſäulen von Edelſteinen, wer kann ſie zertrümmern? Eine Stadt von Golde, Straſſen von Kryſtall, was kann ſie Unreines in ſich halten? **Die zwölf Thore ſind zwölf Perlen[k]: jedes Thor aus einer Perle; die Straſſen der Stadt reines Gold, wie durchſcheinender Kryſtall.** (Perlen bedeuten hier nicht Edelgeſteine überhaupt, von denen ſie ausdrücklich unterſchieden werden, ſondern was der Ausdruck ſagt: Perlen; gleichſam als Wunder heißts: jedes Thor aus Einer Perle.

---

[k] Jeſ. 54, 12.

Der Dauerhaftigkeit wegen ſtehen ſie auch nicht da; ſondern der Unſchuld, Schönheit und einförmigen Geſtalt wegen. Durch dieſe Perlen ſoll nichts Unreines gehen: alle gleiche Unſchuld-Schweſtern ſtehn ſie da und glänzen und dörfen nie geſchloſſen werden.) Einen Tempel ſah ich nicht in ihr: Gott, der Herr, der Allbeherrſcher, iſt ſelbſt ihr Tempel und das Lamm. Die Stadt bedarf nicht der Sonne, noch des Mondes, daß ſie ihr ſcheinen; die Herrlichkeit Gottes hat ſie erleuchtet und ihr Licht iſt das Lamm. Die Völker der Erretteten werden in ihrem Licht wandeln: die Könige der Erde werden ihren Glanz und ihre Ehre in ſie bringen. (Das irrdiſche Jeruſalem hatte am Tempel ſein gröſtes Kleinod;) dies Jeruſalem bedarf keines Tempels [l]. Seine Einwohner haben das Licht Gottes in ihren Seelen, und brennen in ſeiner Liebe. Der Prophet [m] erhöhte für ſein Jeruſalem den Schein der Sonne und des Mondes; dies Je-

---

[l] Jer. 31, 33. 34.

[m] Jeſ. 60, 19. 20. 24, 23.

ruſalem bedarf keines von beiden: ſie hat ihre Sonne in ſich. Sie glänzt, daß auch ferne Völker ihr Licht ſehen; und was herrlich und ſchön und glänzend war auf der Erde, iſt Alles in ihr n). Ihre Thore werden am Tage nicht verſchloſſen o): denn Nacht iſt nicht daſelbſt; der Glanz und die Herrlichkeit der Völker zieht in ſie p). (Für allem Feinde ſicher iſt ſie immer voll von neuem Zuſtrom edler Bewohner.) In ſie wird nicht eingehen etwas Gemeines, oder was Gräuel thut und Lüge q); nur die geſchrieben ſind ins Lebensbuch des Lammes. —

Wenn ich alle dieſe Bilder zuſammen nehme; wie kann ich ausdrücken, was ſie ſagen? Himmliſch, edel, veſt, ſicher, dauerhaft iſt die Stadt, weit, groß und hoch, rein, glänzend, helle, reich, prächtig: auf Gottes Wort und das Zeugniß Jeſu gegründet: unmittelbar unter Gottes Schutz,

---

n) Jeſ. 60, 10. 11. 49, 22. 25.

o) Jeſ. 60, 10. 11. Zach. 14, 13.

p) Jeſ. 60, 10. 11.

q) Jeſ. 52, 1. 60, 18.

Liebe und Freundſchaft: in ihr alles Gute und Edle; alles Unedle unzugänglich von ihr geſondert. Wie Iſraels Lager dort herzog mit ſeinem Panier: ſo ruhet ihr dies himmliſche Iſrael, unbewegbar, ewig in ſeinem großen und ſimpeln Maas von Vier und Zwölf da. Nicht in der Tiefe, nicht an den Fluthen veränderlicher Meere; auf ihrem heiligen Berge, in ihrer überall zugänglichen heitern Höhe liegt die Stadt und der Strom Lebenswaſſers iſt in ihr. Er zeigte mir einen Strom Waſſers des Lebens, glänzend wie Kryſtall, der floß von dem Thron Gottes [r] und des Lammes. In Mitte der Straſſen von beiden Seiten des Stroms war der Baum des Lebens, der zwölferlei Früchte trug, jeden Monat Eine: die Blätter des Baumes dienten zur Geneſung der Völker. (Die Bilder vom Anfange dieſes Buchs und der ganzen Menſchengeſchichte kommen hier wieder und beleben ſich immer mehr: das Paradies, der Lebens-Baum erſcheinet. Auch er nach der Zahl der Stämme und Monate, mit zwölferlei Früchten geſegnet; heilſam, daß ſelbſt ſeine Blätter geſund

---

[r] Ezech. 47, 8.

geſund machen könnten, wenn etwas Krankes daſelbſt wäre): **Doch kein Verbanntes wird mehr ſeyn**[s]: (alſo nichts Krankes, nichts Heidniſches, das nicht brüderlich die Früchte genieſſen könnte; keine Verbannung aus dem Paradieſe. Den Strom des Lebens, in deſſen Mitte, an deſſen Seiten überall der Baum blüht, fließt für alle: Kryſtallrein kommt er vom Thron Gottes und des Lammes, das alle beſeligt. **Der Thron Gottes und des Lammes iſt in ihr: ſeine Knechte werden ihm dienen und ſein Angeſicht ſehen und ſein Name wird an ihren Stirnen ſeyn. Nacht wird daſelbſt nicht ſeyn. Sie bedürfen nicht einer Leuchte, noch des Lichts der Sonne**[t]: **denn Gott der Herr wird über ihnen leuchten und ſie werden regieren in die Ewigkeiten der Ewigkeiten.** (Würkſam alſo werden ſie ſeyn als Knechte Gottes in ſeinem Dienſt, in ſeiner Vertraulichkeit und Liebe; über allen Wechſel, alle Veränderung erhaben, erquickt werden für die kurze

---

[s] Zachar. 14, 11.

[t] Jeſ. 60, 1. Zachar. 14, 7.

Mühe des Lebens: dies iſts, was alle Bilder, Anfang und Ende ſagen. Man ruffe ſich vom Anfange des Buchs die Stimmen des Geiſtes zurück: wers ſeyn ſoll, der vom Baum des Lebens eſſe, vom Quell des Lebens trinke; womit es errungen, erkämpft, erſtrebt werde? mich dünkt, ſo werde uns aus allen dieſen Bildern bleiben, was bleiben ſoll, Geiſt für den Geiſt, fürs Herz erquickende Wahrheit. — Er ſprach zu mir: das ſind treue und wahrhafte Worte! Gott, der Herr aller Geiſter der Propheten, hat ſeinen Engel geſandt, ſeinen Knechten zu zeigen, was ſchnell geſchehn ſoll. Siehe, ich komme bald. Selig, der die Worte der Weißagung dieſes Buchs bewahret. Das Ende des Buchs ſchließt ſich alſo an ſeinen Anfang: Alles wird Ein Wort Gottes, ein bald zu erfüllendes Ja und Amen.

Ich Johannes bins, der dies hörte und ſah. Als ich gehört und geſehn hatte, fiel ich nieder, anzubeten vor den Füßen des Engels, der mir ſolches zeigte. Er ſprach zu mir: nicht alſo! Ich bin dein Mitknecht, und deiner Brüder, der Propheten und derer, die die Worte dieſes Buchs halten. Bete Gott an. Die Worte ſind wie ein Siegel des Sehers zum Schluß der Geſichte. Im Gefühl der Dankbarkeit vergißt er, was der Engel ihm ſchon unterſagte u), und fällt abermal nieder. Die Antwort des Engels iſt verändert und auf eine unvermerkte Weiſe ehrend. Er nennt die Propheten des A. T. ſeine, des Sehers Brüder, und bekennet ſich ſelbſt zum Mitknecht auch derer, die die Worte dieſes Buchs halten, die, wie er dort ſagte, mit dem Zeugniſſe Jeſu Eins ſind.) Verſiegle nicht die Worte der Weißagung dieſes Buchs: die Zeit iſt nah. Wer Unrecht thut, thue fernerhin Unrecht; wer unrein iſt, ſey fernerhin unrein; wer aber gerecht iſt, übe Gerechtigkeit weiter, und der Heilige ſey forthin heilig. Siehe, ich komme ſchnell, und mein Lohn mit mir, zu geben jeglichem, wie ſein Werk ſeyn wird.

Ich

---

u) Offenb. 19, 9.

Ich bin das A und das O, Anfang und Ende, der Erſte und der Letzte. Selig, die ſeine Gebote thun, daß ſie Macht erhalten zum Baum des Lebens, einzugehen in die Thore dieſer Stadt. Draußen ſind die Hunde und die Zauberer, die Hurer und Mörder, die Abgöttiſchen und jeder, wer liebt und thut Lüge.

Ich Jeſus ſandte meinen Engel, euch, den Gemeinen, dieſes zu bezeugen. Ich bin die Wurzel und der Stamm David, der glänzende Morgenſtern.

Der Geiſt und die Braut ſprechen: komm! Und wers höret, ſpreche: komm! Und wer dürſtet, komme! und wer will, nehme Waſſer des Lebens umſonſt.

Siegel auf Siegel! Jedes Wort, ein Gepräge des Herzens und der Wahrheit. Der Zweck des Buchs wird gezeigt über gerechte und ungerechte, unreine und heilige Seelen: jene mögen fortſündigen, ihr Ende kommt bald; dieſe ſollen in der letzten Zeit nicht ablaſſen, nicht müde werden: denn auch ihr Lohn kommt ſchnell. Lauter Bekräftigungen und Amen Jeſu, wie er auch im Evan-

Evangelium Johannes ſie bezeuget! Er iſt Wurzel und Stamm David: der Morgenſtern, der zuerſt aus der Nacht erwachte und jetzt aus der andern Welt herleuchtet. Er ruft den Seinen zu, daß ſie ihm nachfolgen und mit ihm glänzen: ſein Geiſt in ihnen antwortet. Er ruft: ich komme! und ſie, das Bild ſeiner Braut, ſprechen: komm! Er rufft: ſchon jetzt komme ein jeder: es flieſſen für ihn, ſchon hier zur Erquickung, Waſſer des Lebens. Er ſoll, was Himmel ſey, nicht nur glauben, ſondern auch vorahnden, ſchmecken und empfinden. Ich bezeuge jedem, der die Worte der Weißagung dieſes Buchs höret: ſo jemand zu ihnen hinzuthut, auf den wird Gott hinzuthun, die in dieſem Buch geſchriebenen Plagen. So jemand von den Worten der Weißagung dieſes Buchs hinwegthut, deß Theil wird Gott hinwegthun vom Baum des Lebens und von der heiligen Stadt, in dieſem Buche beſchrieben. In Drohungen und Verheiſſungen ſoll dieſe Schrift unverfälſcht bleiben: denn keine konnte leichter und dorfte weniger verfälſcht werden, als ſie. Keine konnte leichter: denn da ſie in Bildern ſpricht, ſo konnte dies manchen reitzen, hinzuzuthun, oder, da ſie ſo ſchreckliche Dinge enthält, hinwegzuthun; mithin Alles ungewiß zu machen und zu verderben. Keine dorfte weniger verderbt werden, als dieſe: eben, weil ſie eine Bilderſchrift iſt, und ſolch ein Ganzes. Zerrüttete Bilder ſind unverſtändlich, ſie ſagen nichts, oder was unrechtes und falſches. Das Buch iſt vom wichtigſten Inhalt und nächſter Erfüllung: hier ſollte und dorfte nichts verändert werden. **Der dieſes zeuget, ſpricht: Ja, ich komme ſchnell! — Amen! Komm, Herr Jeſu! — Die Gnade des Herrn Jeſu Chriſti ſey mit euch allen! —**

* * *

Wir ſind bisher den Bildern des Buchs nachgegangen, um zuerſt ihre Verſtändlichkeit und Bedeutung durch ſich ſelbſt und aus den Schriften der Propheten, zuſammt dem Zeugniß Chriſti und der Geſchichte ſprechen zu laſſen: das erſte und Hauptwerk. Denn da es bisher ein allgemeines Vorurtheil geweſen, das Buch ſey an ſich unverſtändlich, es habe einen Schlüſſel, der verloren gegangen ſey, nöthig, ſeine Deutung beruhe auf lauter Wahn und Willkühr: ſo mußte dies Vorurtheil durch That und Probe widerlegt werden, ehe man etwas weiter ſagte. Und mich dünkt, es iſt widerlegt worden. Die Bilder, in denen dies Buch ſpricht, ſprechen, wie alle vernünftige Bilder d. i. ſie bedeuten. Iſt uns eine Metapher, eine Allegorie, eine Münze, eine Statue, ja eine ganze Mythologie von Bildern in Gedichten, Reden, Philoſophie, Kunſtwerken verſtändlich, ſobald ſie nur bedeutend ſpricht, und wir gnug Data ihrer Verſtändlichkeit haben: iſt dies bei Griechen und Römern wahr, und wird ohne Widerſpruch angenommen und ausgeübet; wie denn nicht bei der verſtänd-

lichſten

lichſten Bilderſprache, der Sprache der hebräiſchen Propheten? Dieſe hatten alle Einen Geiſt, Einen Zweck: einer bauet auf den andern, einer erklärt den andern und wie Gold hat man alle erhalten. Keine Bilderſprache iſt reiner blieben und bewährter worden, als ihre: keine Bilderſprache iſt auch, wie ſie, ſo tief im Genius des Volks, ſeiner Schrift und Sprache gebildet. Die Ebräiſche Poeſie iſt gleichſam ganz Symbol, Bild, heilige, erhabne Rede a): ſelbſt die Proſaiſten und Geſchichtſchreiber müſſen in Bildern reden, weil ihre Sprache es ſo fodert; die Lehrer und Propheten noch mehr. Keine Sprache liebt und giebt Bilder, wie dieſe; in Einem Flammenblick, in Einem Hauch voll Geiſtes des Herrn. So ſpricht das alte und neue Teſtament; ſo ſpricht dies Buch, der Inhalt beider. Es iſt Weibermähre, daß ein beſonderer Schlüſſel dazu gehöre oder verlohren gegangen ſey; wer ſchreibt ein Buch ohne Schlüſſel? Wer ſchreibts für ſieben Gemeinen? Oder hängte Johannes, als ers verſandte, den Schlüſſel hinan? Und wie ſah er aus? Wer hat ihn geſehen? Und wo

wo

---

a) משל S. Lowth de poeſi Hebr. prael. IV.

wo ging er verlohren? Im Meer bei Pathmos oder dem Mäander? — Johannes ſchreibt ein Buch für andre, für viele: ein Buch, an deſſen Inhalt ihm ſo äußerſt gelegen war, daß er Flüche auf Flüche ſetzt, wers verſtümmeln, Segen auf Segen giebt, wers leſen, hören, befolgen würde; und dies Buch ſoll ein unverſtändliches Räthſel, ein durch ſich verſiegelter Unſinn ſeyn, den niemand ohne ſeinen Urheber verſtehe und auch Er vielleicht nicht verſtanden habe — kann man ſich etwas Ungereimteres denken? — Wars aber jenen Chriſten verſtändlich, warum nicht uns, die wir eben die Schriften des A. T., und noch mehr, das geſchriebene Zeugniß Jeſu und der Geſchichte, haben, auf die dies Buch weiſet. Sie lebten im Drange der Zeiten, ſollten erſt auf Erfüllung warten, ſahn alſo den Inhalt des Buchs nicht anders, als im Nebel der Zukunft; wir leben ſiebenzehn Jahrhunderte nach ihnen, den klärſten Zeitraum der Geſchichte. Iſt das Buch erfüllt, (wie es denn **bald, ſchnell, in Eil** erfüllt werden ſollte) ſo muß uns die Geſchichte Aufſchluß geben. Iſts im Kreiſe Johannes an Judäa oder der Chriſtenheit erfüllt; wohlan! die Geſchichte beider iſt nicht dunkel: über den Ausgang Judäas haben wir einen ſo genauen, unpartheiiſchen Augenzeugen und Geſchichtſchreiber, wie über wenige Vorfälle der Welt: dem Chriſtenthum gebrichts auch nicht an Nachrichten; kurz, dies Buch muß, wenns erfüllt iſt, klärer erfüllt ſeyn, als irgend ein Prophet des A. T. in ſeinen ſo ungleich dunklern Zeiten. Und was wäre es für eine Prophezeiung, die nach ihrer klarbeſchriebenen Erfüllung noch unverſtändlich wäre?

Dies Buchs iſts nicht und ich weis kaum, wie es je jemand dafür habe halten können? Ich bitte jeden, daß er nicht mir, ſondern ſich ſelbſt glaube und mit ſeinen Augen ſehen. Was ſollte es helfen, die Bedeutung Eines Bildes durch das Anſehen einer willkührlichen Auslegung geltend machen zu wollen, wie ſo viele gethan haben; die Zeit kommt doch mit unpartheiiſcher Hand und wiſcht die Schminke von Deutung weg, die man ſich und ſeinen Zeitgenoſſen aufdrang. Nur das Gold der Wahrheit iſt ewig: nur ſie kanns ſeyn, die auch in Auslegung dieſes Buchs eine Gewißheit und Eintracht giebt, die allen Partheigeiſt überwindet. So lange man an einem ſymboliſchen Buch deutelt, es eigenſüchtig, willkührlich, enge und grundlos erkläret: ſo lange wird nie Eintracht

tracht der Meinungen zu hoffen ſeyn: denn des Irrthums, der Grübelei, der Partheilichkeit und des Wahnſinns giebts unendlich viele Wege. Jeder wählet ſich den ſeinen, weil er ſein iſt; den er ſodenn gegen alle und oft gegen ſich ſelbſt vertheidigt. Nur der Irrthum machte ihn blind, nur der Dünkel herbe und empfindlich. Das Licht der Wahrheit, wenns rein iſt und angenommen werden will, ſcheint für alle, und allen gleich ſchön, helle und ruhig. Die gerade Linie iſt die kürzeſte und nur Eine; der krummen und gebrochnen giebts unzählich viele, aus allen und auf alle Seiten — —

Indem ich mich alſo auf dieſen geſunden Sinn, aufs beſte und ewige Zeugniß der Wahrheit verlaſſe, kann ich über das Innre meiner Deutung ſehr ruhig ſeyn: ſie bedeute und würke durch ſich ſelbſt, wie die Bilder, die ſie erkläret. Ich habe mich hie und da mit einigen großen und guten Auslegern, **Grotius**, **Wetſtein**, **Abauzit**, **Harenberg**, begegnet; aber nur begegnet, hie und da, auf Einen oder zwei Schritte und den größten Theil des Buchs mußte ich ſie ihre Wege gehn laſſen und ging allein. Der Leſer gehe mit mir, oder vielmehr, er folge ſich ſelbſt und dem geſunden ſchlichten Sinne der Wahrheit. Wo dieſe zu ihm ſpricht, nehme er mein Wort an; wo nicht, beßre ers und nutze meinen Fehler. Mein Hauptgeſetz wars, kein Bild willkührlich anzunehmen, es nichts bedeuten zu laſſen, was es nicht, wie jede Allegorie, jede Statue und Münze, offenbar bedeutet. Ich weiß von keinem myſtiſchen und typiſchen Wort (nach dem fatalen Mißbrauch dieſes Ausdrucks) im ganzen Buche und doch iſt das ganze Buch im geſunden Sinne typiſch und myſtiſch. Ich verliere kein Wort, mir Zuſtimmung und Beyfall zu erbetteln; meine Deutung ſpreche für ſich, wie des Buchs Bedeutung.

Worüber ich Nachſicht nöthig habe, iſt die Art, wie ich die Bilder vorführe und zergliedere; nichts iſt ſchwerer, als dieſes. Ein Bild muß ſelbſt ſprechen, wenn es bedeuten ſoll; alſo auch in allen ſeinen Zügen beiſammen ſeyn und auf einmal daſtehn — zumal ein Bild im Morgenländiſchen Geiſte. Auch hier heißts: „Jehovah ſpricht und es geſchieht! er gebeut, ſo ſtehts da!„ Die Kürze iſt ſein Maas, der Augenblick ſeine Würkung. Wie nun? wenn der Ausleger auslegen ſoll und alſo einzeln vorführen,

ren, zergliedern, zerſtücken muß? Im Buche der Offenbahrung iſt Alles ſchnell: alles treibt und drängt zum Ziele: ein Bote des ſchnellkommenden Herrn, des Blitzes, des Richters. Jetzt iſt das Bild, wie ein ſchneidender Schwerthauch, jetzt wie die Schneeflocke auf dem Haupt des Ueberwinders, hier ein Flammenblick Jehovahs, dort ein Rauſchen ſeines kommenden Fußtritts, ein Ruf, ein Athem, eine Stimme des Geiſtes — wie ſoll ich dieſe vorführen? wie zergliedern und erklären? Im ganzen Buch iſt Eile, Gegenwart, Ankunft: ein brechendes Siegel, ein fliegender Trommetenhall, ein durch den Himmel fahrendes Zeichen, Boten, Geſichte, die ſich drängen und faſt auf einmal ſind — wäre es möglich, daß die vier Lebendigen zugleich riefen, und vier Siegel ſchnell auseinander brächen, und die vier erſten Trommeten faſt auf einmal die Elemente zerwühlten, und ich die Geſichte zuſammen ſetzen könnte, daß ſieben Gemeinen um einen Menſchenſohn flammen; auf Einmal das Lamm der ſeligen Höhe und die Thiere der Verwüſtung unten erſcheinen, und Babel als Weib, als Stadt, als Thier, als Ungeheuer dem Geiſt auf Einmal ſich eindrückte; dies und noch unſäglich mehr — wäre es möglich, wäre mirs möglich geweſen; ſo könnte ich vielleicht auf einen ganzen Eindruck der Deutung und Bedeutung dieſes Buchs rechnen. Aber es war mir nicht möglich. Der Sinn fliegt und die Worte kriechen; das Bild ſteht da und lebt und athmet; die Worte müſſen es zertheilen und oft ſo vielfach zertheilen, daß vielleicht nur für den begeiſterten Liebhaber noch das ganze Bild daſteht. Ich arbeitete dagegen, ließ ſchnell folgen, ſetzte Bilder, die ich zertheilen mußte, wieder zuſammen, winkte nur, hier auf das Zeugniß Chriſti, dort auf das Wort eines Propheten; Rabbinen und den Sprachgebrauch lies ich ganz aus, weil ich ſie vorausſetze, und vielleicht „ein eignes Wörterbuch „dieſe Bilder aus ihrem Urſprunge und nach „ihrem Sprachgebrauch, zuſammt einer Geſchichte der Erklärungen und Würkungen dieſes „Buchs„ zu andrer Zeit gebe; gnug, hier war zu alle dieſem nicht Zeit. In der Folge, im Ganzen der Bilder liegt Alles, auch Alles, was dem Ausleger und Leſer Licht giebt, was ihn auf rechter Bahn erhält und zum letzten Eindruck des Buchs hinreiſſet; an dieſer Kette mußte ich eilen. Ich eilte, drängte mich durch durchs große Gefolge des kommenden Herrn; beſchämt ſtehe ich hier. Habe ich vermocht, **Ein** Bild zu geben, wie es daſteht? Ein Bild zu deuten, wie es ſchwebt zwiſchen Himmel und Erde? Habe ich vermocht, die heilige Kette zu regen, die ſich ſiebenfach ſchlingt und windet, und überall A und O iſt, Anfang und Ende des kommenden Weltbeherrſchers? Ich that was ich konnte; der Leſer thue mehr. Er ſchwimme hin auf dem reiſſenden Strom des Blicks, der Gedanken, wo Zunge und Feder nicht nachfolgt: er rücke zuſammen und ordne und ſehe; ich komme ihm noch mit einigen Ideen zu Hülfe:

1. Der Plan des Buchs iſt die **ſiebende Zahl**: die Zahl der **Vollendung**, des Sabbats, der Ruhe. Der erſte **Tag des Herrn** war der ſiebende nach der Schöpfung: ſo ordnete man die Zeiten der Welt: ſo ſoll auch dieſer letzte **Tag des Herren**, das **Frei**- und **Hall**- und **Jubeljahr**, das Ende der Angſtwoche, **Sabbat** kommen. Das Buch zerfällt in dieſe Theile und liebt die Zahl ſieben von Anfang bis zu Ende. Gleich bei der erſten Erſcheinung tritt Chriſtus mit ſieben Leuchtern und Sternen auf: der erſte Eindruck ſoll Haupteindruck, **Typus des ganzen**

Buchs werden. Nach ihm richten ſich die ſieben Briefe, Siegel, Trommeten, Plagen, die immer wiederkommende halbe Jahrwoche der Noth und ſoviel einzelne Stimmen und Lobwünſche; nach ihnen richtet ſich das Ganze des Buchs. Hier iſt, wenn man auch hier und da anders abtheilen möchte, ſein Haupttypus:

1.
Chriſtus.
Die ſieben Briefe.

2.	3.
Das Buch Gottes.	Stilles Gebet.
Die ſieben Siegel.	Die ſieben Trommeten.

4.
Geburt des Königs.
Zeichen des Drachen, des Weibes, der Thiere.

5.	6.
Boten des Unterganges.	Untergang
Die ſieben letzten Plagen.	des Weibes, der Thiere.

7.
Untergang des Drachen.
Die neue Welt.

An

An der Figur, in die ich die Eintheilung ſtelle, liegt uns noch nichts. Die ſieben Leuchter, der erſte Typus, ſtanden im Kreiſe, ſo vielleicht auch die Sterne; die Briefe ſind durch die Verſetzung der Worte: **wer Ohr hat, höre!** alſo geordnet:

1.
2.
3.
4. 5.
6. 7.

Die ſieben Siegel, Trommeten, Plagen, wo immer das erſte Vier und letzte Drei ſich auf einander beziehet, ohngefähr alſo:

1. 2.
3. 4.
5.
6.
7.

Aber aus alle dieſem ſoll hier noch nichts folgen. Lamm und Drache, Lamm und die Thiere beziehn ſich auch auf einander: die Drei ruffenden Engel, die zwei Symbole der Ernte und Weinleſe; die jedesmalige Erſcheinung vor dem letzten der Siegel und der Trommeten ebenfalls: Babel und Jeruſalem, das unzüchtige Weib und die himmliſche Braut deßgleichen. Das ganze Buch iſt von der überdachteſten Anordnung und Beziehung im Großen und Kleinen, bis auf jede Stimme, jedes Bild, jeden Wink, ſo daß ich ihm hierinn nichts Aehnliches kenne b). Es iſt das heilige Labyrinth Gottes mit ſieben Pforten: das lebende Bild ſeiner Ankunft mit ſieben Sternen und Flammenzügen.

2. Die ſiebenfache Anordnung hilft dem Buch zu einer **wunderbaren Einheit**. Es iſt nur Eine Stimme in ihm durch alle Briefe, Siegel, Trommeten, Zeichen und Plagen: **der Herr kommt**: Nur Ein Gepräge durch alle Erſcheinungen und Wunder: **A und O, Anfang und Ende, iſt Gott der Herr, der iſt und war und ſeyn wird, der Allbeherrſcher.** So kündigt Johannes an: ſo verſiegelt er; und durch alle Bilder und Zeichen des Buchs iſt jedes hier-

---

b) Nullus umquam erat liber, qui maiori cum artificio ſcriptus, quam hic liber: tamquam ſi vnumquodque verbum penſitatum antea fuerit in bilance, quam in chartam conſcriptum. *H. Morus.*

hierauf, durch ſich ſelbſt, und nach den Worten Chriſti und der Propheten, natürlich deutend. — Der Herr ſprach: „ich komme!“ und er kam. Der letzte Prophet rief d): **Wer wird den Tag ſeiner Zukunft erleiden? Er wird ſitzen und ſchmelzen und das Silber reinigen** u. f. Und ſiehe, er ſitzt und ſchmelzt und läutert ſeine Kinder Levi wie Gold und Silber. Es iſt das erſte Zeichen ſeiner Ankunft, **daß er ſtraft und ein ſchneller Zeuge iſt wider die Zauberer, Ehebrecher und Unreinen;** die Seinen aber auch an ſeinem Tage mit hohem Unterſchiede auszeichnet. — Nach dieſer Läuterung, **dem Bilde ſeiner immer- und innignahen Gegenwart und Zukunft** geht das erſte Geſicht an: das verſchloßne Buch öfnet ſich; gebrochne Siegel werden **Ahndungen, Zeichen ſeiner Zukunft,** lauter **bedeutende Zeichen.** Wie oft hatten die Propheten geſagt e): **des Herren Tag kommt blutig, fürchterlich, ſchrecklich: ſeine vier Plagen** ſind die vier Roſſe vor ſeinem

---

d) Malach. 3, 2 — 5. 17. 18. vergl. Offenb. 2. 3.

e) Eſ. 2, 12. 10, 3. 13, 6. 22, 5. Ezech. 30, 1. 2.

nem Wagen. Seine Ankunft harret, bis die Blutſchulden erfüllt ſind; wenn er aber kommt, flieht ahndend vor ſeinem Blick Himmel und Erde. — Die Ahndungen ſind erfüllt: die Trommeten ruffen. Sie zerſchmettern Himmel und Erde; nicht Mauren fallen, ſondern Stücke des Firmaments, Hagelſteine Gottes, Berge, Klüfte. Ruffet mit der Trommete: der Herr kommt! Vor ihm geht Blut, Feuer und Rauchdampf: die Sonne wird Finſterniß und der Mond Blut, ehe denn da kommt der ſchreckliche Tag des Herrn. Heuſchrecken gehn vor ihm her: vor ihm ſprengen Roſſe und Reuter f) — Er kommt näher: die letzten Zeugen erſcheinen; ſiehe, ich will euch ſenden den Propheten Elia, ehe denn da kommt der große und ſchreckliche Tag des Herrn g). Er kommt: die Siegsſtimmen ruffen ihn im Himmel aus; auf Erden müſſen noch hinweggethan werden die Gräuel und Unthiere der Liſt und Bosheit h).

Die

---

f) Joel 1. 2. Amos 5. 18. Zephanj. 1, 14. 15.
g) Malach. 4, 5. 6.
h) Jer. 50, 17.

Die Engel ruffen Babels Fall, der Verwirrung Untergang, daß Ruhe werde: die Sichel mäht, der Weinſtock blutet zur Weinleſe, zur frölichen Ernte: hebet eure Augen auf: das Feld iſt weiß zur Ernte [i]). Die letzten Plagen des Ausgangs kommen: der Tag des Herrn glühend, wie ein Ofen und die Verräther ſind Stroh [k]). Der Euphrat trocknet: die Schlachtopfer ſind verſammlet: er kommt als Rächer [l]): er kommt als Richter. Das Gericht wird gehalten: die Gerechten erwachen als frühzeitige Sterne [m]) und ihnen nach das ganze Heer. Babel iſt verſunken, Jeruſalem glänzet: der Drache verſunken: der Herr iſt König [n]). — So iſt in Allem nur Eine Stimme, Ein Inhalt: was die Bilder nicht ſagen können, ſagen die mächtigen Zwiſchenruffe und Stimmen, und Chöre. Vor jedem Siebenden [o]) erſcheint ein Bote, der an den Anfang erinnert

---

i) Joel 3, 18. Eſ. 17, 5. 11.
k) Malach. 4, 1. l) Jeſ. 61. 63. f.
m) Dan. 7, 10. 12, 3.
n) Zachar, 13. 14. Obadj. 5. 21.
o) Kap. 7, 10.

erinnert und auf das Ende weiſet: die Ringe greifen in einander und laſſen nicht los, bis am Ziele. Das Chor des Himmels wechſelt mit dem Echo des Geiſtes auf Erden p): dies fleht, ruffet, warnet, tröſtet: es erhält durch alle drückende Geſichte die Ahndung beſſerer Zukunft. Der heilige Name iſt auf dem Buch und ſeinen Erwählten q); immer ſchwebt die Stadt Gottes, das Lamm, das himmliſche Prieſterthum vor Augen, ihr letztes Theil und Erbe. —

Wer leiht mir Kräfte, dieſe wunderbare Einfalt mit der Höhe, Mannigfaltigkeit, Stärke und Schnelle der Bilder zu paaren, unter deren manchem die Seele faſt erliegt. Sie ſtehn wie zwiſchen Himmel und Erde: ſie faſſen die Ewigkeit in den Ring eines kleinen Zeitanblicks: Er iſt und war und kommt, der Allbeherrſcher. Seine Briefe zu Anfange des Buchs, ſind Funken ſeines Feueranblicks, wie und wo er in verborgnen Flecken des Herzens, in glühenden Denkmalen der Erinnerung an ihn gefühlt wird; ſein Hauch iſt ein zweiſchneidiges Schwert, das als

---

p) Kap. 2. 3. 5. 7. 14. 16. 22.

q) Kap. 1 — 3. 7. 8. 10. 12. 14. 15. 18 — 22.

als ein Richter der Gedanken, Seele und Leib, Mark und Bein ſcheidet.

Dein Buch der Rathſchläge, du Unanſchaubarer, iſt verſchloſſen, oft auch unſerm Andenken verſchloſſen mit ſieben Siegeln; wenn ahnden wir deine Gegenwart? wenn merken wirs, daß unſer Verhängniß in deiner Hand ſchwebet? Wenn Siegel wie dieſe brechen und deine Reuter hervorgehn, und die Lebendigen an deinem Thron ruffen: komm und ſieh! Auf dem Leichenfelde röchelnder Todten, über den Trümmern einer Königsſtädt, in den Straßen des Hungers und Häuſern verweſender Kranken; auch der Gottesläugner fühlt ſchauernd da Gegenwart des Rächers, des Richters, ahndet ein verſiegelt Buch des Schickſals. — Alter der Tage, ſo enthülleſt du dich; durch wunderbare Zeitzeichen wird dein unerforſchliches Regiment geſpürt. Was hat ſie gethan, die unſchuldige Heerde, die unter dem Schwert des Kriegers, unter den Zähnen des Hungers, der Thiere ſtirbt? Wie Schlachtopfer liegen ſie da, daß die entſchlafne Welt den Fußtritt deines Ganges merke: vom leichten edlen Sieger mit dem Ehrenkranze fängts an und endet mit Tod und dem Höllenreiche. —

Und doch, wie wenige die bei einer ſolchen Zeiterſcheinung dich kommen ſehen, und das ſtille Blut der erwürgten Unſchuld nach Rache ſchreien, um Erlöſung wimmern hören?

Große Begebenheiten des Krieges ſind dem Seher nur ein Trommetenhall zur Warnung: große Anführer nur ſchuppige Sterne; das berühmteſte Kriegsheer der Welt eine Schaar ziehender Schlangen und Amphisbänen. Der Mittelpunkt des Weltlaufs, der Kampf des Guten und des Böſen iſt ihm als eine Schlacht am Himmel, da Feuerrothe und dunkelſchwarze Wolken mit Sonne, Mond und allem angenehmen, frölichen Licht ſtreiten; Gott iſt des Lichtes Vater und Licht muß Licht bleiben. —

Alle Erdenmacht und Liſt, welche Kronen ſie auch trage, mit welchen berühmten Namen ſie ſich ſchmücke, welche Anbetung ſie erlange, welche Künſte ſie auch befördere: wenn ſie mit Gott und dem Lamm ſtreitet, iſt ihm Belial, Ungeheuer, Unthier des Abgrundes, Gräuel der Sünde und Kind des Verderbens. Der Drache iſt ſein Vater, der Abgrund ſein Ende. Babel ſinkt und welche Welt Reichthums, Nutzens, Wollüſte und ſchöner Künſte ſinkt mit ihr! Alle Wehklage

klage um ſie iſt vergeblich; da die, ſo **Wort Gottes halten und die Treue Jeſu bewahren**, mit ihrer edlen Einfalt des Buches Kern und Stern, **aufgehen** und **ewiglich** bleiben.

3. Die Offenbarung iſt alſo, auch wenn man die erſte und nächſte Geſchichte ihrer Deutung nicht verſtände, **ein Buch für alle Herzen und alle Zeiten:** denn ſie enthält das Weſen des Chriſtenthums und der Weltgeſchichte, ſie hat durch alle Veränderungen und Zeitumſtände das Gepräge auf ſich: **der Herr iſt nahe! ſein Reich kommt!**

Wie manchen Propheten im A. T. haben wir, deſſen nächſte hiſtoriſchen Umſtände wir bei ſo mancher Stelle nicht wiſſen; da dieſe Stelle doch ſobald ſie göttliche Wahrheit, Lehre und Troſt enthält, Manna iſt für alle Herzen und alle Zeiten. Sollts bei dem Buch, das Auszug beinahe aller Propheten und Apoſtel iſt, nicht eben ſo ſeyn? Es iſt, (und wenn auch mancher Einfältige ſeine gelehrte Deutung nicht wüßte) ein Lehr- und Troſtbuch, für alle Gemeinen, wo Chriſtus wandelt.

Bei den Briefen habe ichs, (ohne daß ſie deßwegen myſtiſche Zeiträume enthalten dörften,) gezeigt; beim Uebrigen nicht anders. Der Glaube, daß der geſtorbene Chriſtus noch lebe, daß der verborgne Chriſtus regiere, daß der einſt niedrige Chriſtus izt im Glanz der Herrlichkeit Gottes ſchwebe; dieſer Glaube, kann er beſſer beſtärkt werden, als durch die erſte Erſcheinung des herrlichen Auferſtandnen? Wie Sonne iſt ſein Angeſicht: ſein Hauch Allmacht: die Schlüſſel der Hölle und des Todes ſind ſein: er vollendete und wird vollenden. Was ſind zehn Tage der Trübſal gegen ſeinen ewigen Lohn? Was ſind die dreißig Jahre der Niedrigkeit ſeines Lebens gegen ſeine ewige Hoheit? Darum ſey treu bis an den Tod; dein wartet die Krone des Lebens. —

Du lebſt in einer drückenden Zeit: das Buch des Schickſals hängt verſchloſſen über dir und deinem Volke; **weine nicht! Es hat überwunden der Löwe vom Stamm Juda:** das Buch iſt in ſeiner Hand; er vollendet und wird vollenden. —

Ueber dir brechen furchtbare Siegel: du hörſt im Rauſchen des langſamen Fußes der Zeit ſchauer-

ſchauerliche Ahndung: Himmel und Erde droht, am meiſten die wachſende Bosheit der Menſchen: der Krieg rafft weg, die Peſt, der Hunger tödtet: edle Menſchen ſterben, gute Menſchen gehn ſeufzend unter: das Land bebt, ſeine Pfeiler wanken; **Fürchte dich nicht, der Herr iſt dein Gott, und ſein Name iſt auf dir. So du durchs Waſſer geheſt, will er bei dir ſeyn, daß dich die Ströme nicht ſollen erſäufen; und ſo du durchs Feuer geheſt, ſollt du nicht brennen und dich die Flamme nicht anzünden.** Die Zahl der Seinen iſt, wie ein Bündlein der Lebendigen in ſeinen Schoos geworfen, und verſiegelt. —

Die letzte Ahndung kommt: Todesſchwangre Stille, Warten der Dinge: die Trommeten ſind gegeben; „**Gedenke meiner, mein Gott, im Beſten!**„ ſpricht jetzt das ſtille Räuchopfer der Gebete und die ſtille Antwort Gottes: **in meine Hände habe ich dich gezeichnet.** Für die Zaubrer, Mörder, Abgötter, Hurer, (die leider! ſich auch durch ſie nicht beſſern, wie die Erfahrung der Welt zeigt,) ſind die Plagen. Sie quälen lange; mitten unter ihnen erſcheint der Friedensengel, den ſchönen Regenbogen um ſein Haupt und ſchwört den Eid des älteſten Bundes. Laß Berg und Hügel ſinken: das Verſprechen Gottes ſinkt nicht, es geht hinter Stürmen der Sündfluth, wie die Schranken des Gnaden-Thrones, der Regenbogen, ſchöner hervor. Um der Auserwählten willen werden die Tage verkürzet: Kurz iſt der Weg durchs Meer der Trübſal; ewig die Freude, unverwelklich die Palmen und Kronen. —

Der Tempel Gottes wird Preis gegeben; es iſt nur der äußere, entweihete Heidenvorhof, der wahre Tempel Gottes, mit allen, die in ihm anbeten, iſt längſt zum ſchönern Bau gerettet.

Die beiden letzten Zeugen erſcheinen; wie ehret Gott dieſe Zeugen! wie edel kleidet er ſie lebend und ſterbend in Bilder und Lohn ein! Wer iſt, der, wenn er die Stelle lieſt, nicht ihren Tod begehrte? Fackeln vor dem Herrn, Oelbäume vor dem Gott des Vaterlandes, Moſes und Elias an Lohne!

Der Himmel geht auf: Gottes Tempel, die Bundeslade wird geſehen; auf Erden kann ſie noch nicht erſcheinen. Da ſtehn noch Scheinbilder der Liſt und Gewalt — wanke nicht; die

Stim-

Stimmen des Himmels ſangen: **Vollbracht!** und auf Erden wirds vollbracht werden. Wie hier, wird allemal das Gute gebohren im großen Reiche Allvaters: die Mutter wird verfolgt, das Kind geſichert, denn Gott iſt ſein Vater. Der irrdiſchen Mutter iſt auch ihr Ort beſtimmt, die Wüſte des Kummers, mit Brod und Waſſer des Trübſals, hinter ihr ſchießt der unſchädliche Strom der Verfolgung; aber die Erde hilft der Armen und verſchlingt den vergeblichen Strom; auch in der Wüſte der Verbannung iſt ihr Elend bis auf Zeiten, Zeit und halbe Zeit berechnet. Man ſieht zwar itzt deine Geſtalt nicht, Edle Sonnen- und Sterngezierte! aber dein Sohn iſt, was er ſeyn ſoll, ewiger König, Erbe der Nachwelt; und dem verworfnen Drachen wartet ſein Schickſal, **durch Lammesgeduld und Löwenmuth bis zum Tode** überwunden zu werden.

Noch ſtehn in ſeinem Namen da Phantome der Tyrannei und Liſt, ſchreckliche Phänomene! Die Erde bebt unter den Füßen des Thiers, Nationen und Menſchenheere laſſen ſich Religion, Geſetze, Gott, Freiheit rauben und mit Bärenfuß zertreten. Es brüllt gegen Gott und ſeine

Hütte und alles ächzt und winſelt: „wer iſt ihm gleich? wer vermag mit ihm zu ſtreiten?„ und läßt ſich bezeichnen und verliert Gewiſſen und Seele und geht als Schlachtvieh in Sklavenſtricken. — Sein iſt das andre Thier, der Drache in Schafskleidern, der feine, falſche, politiſche Prophet. Wunder ſtehn ihm zu Gebot; Feuer vom Himmel und alle Menſchenkünſte zu Händen; und das Alles, damit dem Thier ein Bildniß werde, und alles trage ſeines Namens Zug und Zahl, ſein Abgötter, Sklave und Schlachtvieh — Freuet euch, ihr Ungeheuer eures kurzen nichtigen Reichs, eurer Höllenliſt und Höllengewalt hienieden; in jener Höhe ſteht das Lamm und um ihn ſeine erwählte Schaar in andrer Hoheit, in andrer Weisheit. —

Welche Bilder des Troſts und der Lehre ſind nicht die Ernte und Weinleſe, der Geſang des Himmels vor den letzten Plagen, endlich das grauſe Trauer- und Todtenlied über das geſtürzte, ſinkende Babel. Wie ein Stein gehts unter, und alle Stimmen in ihm verſtummen und alle ſeine Liebhaber heulen und klagen; und der Geiſt ſpricht: ſo wird aller Schein verſchwinden! ſo wird in kurzem alle Hurerei und Pracht und

Unterdrückung der Welt hinſeyn, denn das Anſehn dieſer Welt vergehet.

— melted into air, into thin air
and like the baſeleſs fabrik of the air-viſions
the cloud-capt tow'rs, the gorgeous palaces,
the ſolemn temples, the great globe itſelf,
yea all which it inherit, ſhall diſſolve
and like this inſubſtantial pageant faded
leave not a rack behind. We are ſuch ſtuff
as dreams are made on —

Nur Gottes Wort bleibt: Wahrheit, Treue Gerechtigkeit ziehn auf weißen Triumphroſſen gekrönt einher. Das ſtillgeſäete Gute der Zeugen Jeſu kommt hervor: ſie gehen als Morgenſterne aus dem Schoos der Nacht und leuchten mit Himmelsglanze. Ihr Blut, das lange zertreten ward und ungehört rief, iſt jetzt Schmuck ihres Kleides: ihr Werk, die edelſte Sache der Welt, kommt, wie eine verſunkne Atlantis, hervor und blühet. — Die Erde erwacht, die Thaten der Menſchen ſteigen ans Licht, das Böſe wird verbannet, das ewige Ziel unſrer Wünſche, Gottes Stadt und Braut erſcheinet. Wie viel Seelen haben ſich am Geiſte dieſer Bilder gelabet! Wie viel Herzen hat die Stimme erquicket: „wen dürſtet,

dürſtet, der komme! Wer da will, ſchöpfe Waſſer des Lebens.„ Ihr brechendes Auge ſah die Gottesſtadt, auch ohne Bilder, ihre lechzende Zunge fühlte Erquickung; ſie entſchliefen und gingen hinüber. Siehe da, die Wohnung Gottes mit den Menſchen: Er ſelbſt Gott bei ihnen iſt nun ihr Gott und ſie ſind ſein Volk. Selig ſind die Todten, die im Herren ſterben: ſie ruhn und ihre Werke ſind mit ihnen. Gott hat getrocknet alle Thränen von ihren Augen, Schmerz und Trauer ſind nicht mehr: das Erſte iſt vergangen —

Ueberhaupt dünkts mich Unehrbarkeit und Thorheit, einen Spruch, vielleicht den herrlichſten, zärteſten, ſtärkſten Zug der Wahrheit deßwegen zu verſpotten und zu verachten, weil er in der verſchrieenen Apokalypſe ſteht. Siehe, der Herr kommt und ſein Lohn mit ihm, zu geben einem jeglichen nach ſeinen Werken; iſt das Wort nicht eine ewige Gotteswahrheit? ſagt es ſie nicht ſo ſtark und zart, als ſie geſagt werden kann? ſagt ſie nicht auch Jeſaias? hat ein guter, ehrbarer Heide an ihr gezweifelt? Und was iſt nun verächtliches und lächerliches in dem Spruch, wenn ihn die Apokalypſe, wie ein Siegel auf ihrer Stelle, brauchet? Wäre es nicht unbillig und unehrbar, wenn man mit der Schrift eines Heiden und Ketzers alſo verführe und ihre Roſen nicht Roſen ſeyn ließe, wenn ſie gleich unter Dornen wüchſen? Und bei dieſem Buch, das ſeine mehr als tauſend Jahr durchlebt, und ſeine Würkung auf Menſchliche Herzen gnugſam erprobt hat, bei ihm verzeiht man ſich dergleichen. Halte mans, wofür man wolle; nur laſſe man ihm das Gute, das es in ſich hat, und das gewiß göttlich iſt, wer und wozu er es auch geſchrieben habe? Eure Bücher, ihr Verächter, werden ſie die Würkung und das Leben dieſes Buchs haben? und wo Würkung iſt, muß Urſach ſeyn, die würken kann. Wo ein Buch, Jahrtauſende durch, Herzen regt und Seelen weckt und Freund und Feind nicht gleichgültig läßt und beinah nie einen laulichen Freund oder Feind gehabt hat; in ſolchem Buche muß Inhalt ſeyn, was man auch davon ſage. Um ein Nichts ſtreitet man nicht; ein Nichts vergißt man: über das Merkwürdige dieſes Buchs hat alſo die Zeit, der ſchärfſte Richter, ſchon gerichtet, und es iſt Thorheit,

heit, durch Wahn zu verfolgen; was ſich durch That ſo lange geſtützt hat.

4. Aber warum hatte denn dies Buch zu allen Zeiten und vor allen andern ſo viel Feinde? Feinde, denen der ſtumpfeſte Witz, der blödeſte Einfall, den ſie in jeder andern Sache, in jedes Andern Munde ſelbſt verachten würden, noch lieb iſt, wenn er nur dieſem Buche wehthut? Die Urſachen laſſen ſich leicht errathen: ſie liegen in der Natur deſſelben: es trägt wie Alles, ſein Schickſal mit ſich. **Zuerſt.** Das Buch iſt in Bildern; und Bilder können die Philoſophen nicht leiden. Die Wahrheit ſoll ſich ihnen rein, nackt, abſtrakt, Philoſophiſch zeigen, und hat ſich ihnen längſt alſo gewieſen. Keine Frage alſo: wo? wenn? warum? wozu? von wem dies Buch in Bildern geſchrieben ſey? obs nicht ſo habe geſchrieben werden müſſen? und vom Philoſophen für Philoſophen habe geſchrieben ſeyn wollen? Keine Frage: ob die Bilder Zweckvoll, wahr, klar, würkſam, verſtändlich oder im ganzen Buche denn nichts als Bilder ſey? gnug, in ihm ſind **Bilder!** und mit Bildern haben wir nichts zu ſchaffen, ſie ſind höchſtens Deſcriptionen der Wahrheit, und wir

wollen Demonſtrationen. Deduktion, Theoreme, Akroame lieben wir, Wahrheit, die keiner Sinne nöthig hat (ob ſie gleich voller Sinne iſt und man nur durch Sinne zu ihr gelangte:) Erfahrung, Verſuch, Sinne, Bilder ſind unter uns, wie Nebel unter dem reinen Sonnenlichte. — Daß dies kein Spott ſey, ſetze ich gleich hinzu: **Zweitens.** Die Natur ſelbſt miſchet die Seelenkräfte verſchieden, ſie giebt dem Einen mehr Abſtraktions- dem andern mehr Concretionskräfte und ſelten werden beide gleich geübet. In unſrer gelehrten Erziehung ſind ungleich mehr Anläſſe, Uebungen und Lehrmeiſter für jene als für dieſe: man wird mehr zur Abſtraktion, als zur Anſchauung; mehr zum Zergliedern, als zum reinen Erfaſſen, als zu Erfahrung und That gebildet; mithin gehn in weniger Zeit die ungeübten Anſchauungskräfte ganz verlohren. Komme nun ein Gelehrter, der über Abſtraktionen grau ward, über die Offenbarung; was kann er an ihr ſehen? Bilder nicht, er ſieht Farben: ihm bedeutet nicht, was am klärſten bedeutet, was jederman beim erſten Blick ſiehet. Will er nun, weil er Gelehrter iſt, doch auch ſprechen und deuten; wie anders, als

daß

daß er Wahnſinn deute? Er zerreißt und zerſtückt, kratzt an Farben, hat weder Auge, noch Geſichtspunkt, noch Begriff vom Zweck des Werks, ſchüttet drüber aus, was er eben im Hirn hat, faule Kirchen- und Ketzer- oder lügenhafte, kranke, kleinkreiſige politiſche Geſchichte. Nun iſt ſein ſchönes Exemplum da, dem folgen andre; Klügere warnen, an ſeinem Exemplo und ſagen: wenn der große Mann irrte, wer ſollte nicht irren? Wer wollte ſich mit dem Buch einlaſſen, das ſelbſt ihm, dem gelehrten Mann, die Sinne geraubt hat! Le grand Newton fit ſon Apocalypſe, weil es die Apokalypſe war; da man gerad umgekehrt ſchließen ſollte: le grand Newton fit ſon Apocalypſe, vielleicht eben weil er der große Newton war. Er kam zu ihr, nicht wie er kommen ſollte, ohne Vorurtheil, ohne Syſtem: er kam als Rechner, als Chronolog, ſie ſollte ihm Anhang zum Daniel werden, damit ſein Syſtem ſich ergänzte; er war alſo kein reiner Leſer der Offenbarung. Ein Weib, ein Kind, ein ſinnlicher Menſch kann Bilder oft beſſer ſetzen, ihre Bedeutung beſſer treffen, als der große Gelehrte, der ſeinen Kopf mit andern Sachen gefüllt hat. Bei jedem Bilde und Symbol im ge-

meinen

meinen Leben iſt dies zugeſtanden; wie denn nicht bei dem Bilde der Bilder, der Offenbahrung? Sie hat und iſt eine eigne Welt; wem Sinn und Geſichtspunkt zu ihr fehlt, geht im Finſtern und tappt an ihr nach Farben umher. Selbſt zum Leſen eines Buchs, das ſie deutet, gehört Sinn, Muße, Geſichtspunkt. Wers verſchmäht, als Kind zu ſehen, als unbefangener, ſinnlicher Menſch die Bedeutung auf ſich ſprechen zu laſſen; der iſt kein Leſer weder des Buchs, noch ſeiner Deutung. Voll Syſtems, Gelehrſamkeit, Vorurtheile und ſtreitiger Hypotheſen, leſe er etwas, was dahin gehöret; nur er urtheile auch nicht hievon; noch weniger meſſe er die Verſtändlichkeit der Bilder bei andern nach ſich ſelbſt. Für einen Tauben ſpricht man nicht und der Mahler mahlt nicht für Blinde. — Drittens. Sehr oft hat auch bei Auslegern das Herz den Verſtand verführt und Haß und Liebe dieſes Buchs gepflanzet. Meiſtens warens Leute von Herz, nicht blos, wie gezeigt worden, von trocknen Abſtraktionsgaben, (dieſe verachteten das Buch und ließens liegen!) die ſich an dies Buch machten: oft goſſen ſie alſo auch darauf aus, was in ihrem Herzen war, ſie mahltens mit Blut und

Saft ihres Lebens. Dies gefiel, dies rührte. Sie fanden ihre Zeit, und die beßre Zeit darinn, die ſie ſich dachten; jenes Gemählde war an ſich wahr, (obgleich keine Sylbe vielleicht im Buch ſtand,) dazu wards ſtark gezeichnet, in den zarten Zügen dieſes Buchs erſchiens noch ſtärker; ſie machten Parthei. Ein Mann von warmen Herzen und vielleicht großen Talenten, ein Savonarola, Joachim, Peterſen, Bengel u. a. würden auch ohne Offenbarung Parthei gemacht haben; jetzt ward ſie nur das Vehikulum ihrer Lieblingsideen, ihrer Bewunderung, ihrer Verehrung. Man nahm an, weil es von ihnen kam, vertheidigte, auch was ſich nicht vertheidigen läßt, der Name des Auslegers vergüldete alles, man las mit gefalteten Händen. Das war nun den Feinden des Buchs und der Parthei ein gewonnen Spiel. Sie haßten ſo kälter, was jene ſo warm und oft unvorſichtig prieſen. Nun ſollte nichts Gutes oder Verſtändliches im Buch ſtehn, weil jene es nicht verſtanden und etwa ein falſches Gute in ihm gefunden hatten, — dies iſt die Geſchichte des Buchs durch alle Zeiten. Montaniſtiſche Schwärmer, Cerinthiſche Träumer erweckten einen Cajus, der um ihnen zu widerſprechen, das unſchuldige Buch, das weder Montaniſtiſch noch Cerinthiſch lehret, mit verwarf. Unverſchämte Deutler veranlaßten einen prüfenden Dionyſius, der furchtſam ſagte: „ich verſtehe es nicht; es mag übrigens ein gutes „Buch ſeyn.„ Wenn man Jahrhunderte durch das heidniſche Rom im Bilde des Antichriſts gefunden, und Euſebius nun ein chriſtliches Rom erlebte, das eben kein himmliſches Jeruſalem war; natürlich ward er kühl und fand aus Verzweiflung das himmliſche Jeruſalem gar in dem, das Konſtantin baute. — So bis auf die letzte Zeiten. Die Geſchichte des Buchs, ſeines Haſſes und ſeiner Liebe, iſt ſehr natürlich; nur eben deßwegen iſts Thorheit, an ihr und an einzelnen, Zeugnißen einzelner Männer zu hängen, als ob die entſchieden. Ey lieber! laß die abgetragnen Lappen liegen und ſiehe die Perſon, ſiehe das Buch an. Haſſe es nicht voraus und du wirſts, recht verſtanden, gewiß lieben lernen. —

5. „Aber wie? ſollte Johannes das Buch geſchrieben haben? es wird ja ſo ſehr bezweifelt!„ laſſet uns ſehen, aus und mit welchem Grunde es bezweifelt wird?

Einen

Einen Miſſethäter ſelbſt hört man, ehe man ihn verdammt, und was ſagt dies Buch von ſich? Es nennet ſich Johannes Schrift und zwar nachdrücklicher, als die Schrift eines Apoſtels oder Evangeliſten ſich von ihrem Urheber nennet. Johannes iſt in ihr durchhin, und als Siegel zu Anfange und am Ende, Avthentiſcher, Avtoptiſcher Zeuge. Sein Buch iſt Zeugniß, ſein Name darauf bürgendes Gepräge. Er will ihn alſo auch nicht unbeſtimmt gelaſſen haben: es iſt der Johannes auf Pathmos, der die Offenbarung ſah; kein andrer, kein Betrüger. Die Mähre, daß ein Johannes Presbyter ſie geſchrieben haben könne, iſt eine Vermuthung Euſebius, die er ganz ohne Grund thut und ehe er ſie gethan hat, zurücknimmt [r]. Er führt nur an, daß ein Johannes Presbyter in Epheſus begraben liege, der (vermuthlich weil er in Epheſus begraben liegt,) „auch vielleicht „die Offenbarung geſehen habe, wenn man ſie „nicht vielleicht dem Erſten Johannes zuſchreiben „woll=

---

[r] K. G. 3, 39. Εικος τον δευτερον (Ιωαννην) ει μη τις εθελοι τον πρωτον, την επ᾽ ονοματος φερομενην Ιωαννου αποκαλυψιν εωρακεναι.

„wollte.„ Und dem will ſie Jeder zuſchreiben, dem ſchreibt ſie ſich ſelbſt zu. Das ganze Mährchen vom Johannes Presbyter iſt, wie alle Mährchen aus Papias Munde, dunkel *): man weiß nicht, was er geſagt hat? noch wie mans verſtanden? Es können viel Presbyters Johannes, wie überall, ſo auch in Epheſus geweſen ſeyn; es könnte auch eben ſowohl ſeyn, daß Papias gar unſern Johannes Presbyter genannt habe. Er, der Aelteſte unter den Apoſteln, galt als Presbyter der Chriſtenheit: vielleicht machte man ihn auch gar zu Einem der 24 Presbytern der Offenbarung, wie man ihn ja, vielleicht aus eben dieſem Buch, zum Hohenprieſter machte. der das Stirnblatt getragen. Wie dem aber ſey; daß ein anderer, als Johannes der Apoſtel, die Offenbarung geſchrieben habe, iſt unerwieſen und unerweislich. Das Buch ſelbſt zeugt in voller Maaße für ihn, nicht blos dem Namen, ſondern auch der

---

*) Es iſt auch dem Euſebius ſelbſt dunkel, denn er muß die Erzählung andrer und die beiden Grüfte zu Hülfe nehmen, um auszumachen, daß zwei Johannes geweſen, und der Eine kein Apoſtel müſſe geweſen ſeyn, weil Papias ihm den Ariſtion vorſetze u. ſ.

Zeit, den Umſtänden, dem Geiſt, der Sprache nach, die alle für Johannes reden.

Die Zeit, in der das Buch geſchrieben iſt, wird ſelbſt darinn genannt und iſt als Geſichtspunkt einiger Bilder deutlich bezeichnet. Es war, „da unter Nero fünf Hoheprieſter ſchon abgeſetzt, „Einer damals war, Einer noch kommen und „den Achten der Aufruhr einſchieben würde.„ Wie gezeigt, trift dies ins Jahr 63. oder 64., ſechs oder ſieben Jahr vor Jeruſalems Zerſtörung; gerade in das Jahr, da Ananus Weh zu ruffen anfing und Nero die Chriſten verfolgte. Iſt Johannes unter Nero nach Pathmos verbannt geweſen: ſo muß es in dieſer Zeit geweſen ſeyn; in keiner andern. In Jeruſalem war er nicht mehr; auch ſchon, da Paulus im Tempel ergriffen ward, zeigte ſich kein Johannes, als Vermittler, ihm zur Seite; ſondern Jacobus t). Nach der Geſchichte iſt er früh und lange in Epheſus geweſen, hat vom Proconſul Drangſal erlitten, iſt nach Pathmos verbannt geweſen; die Wahrſcheinlichkeit fällt auf dieſe Zeit. Die ſyriſche Ueberſetzung, die ohne Zweifel auf ältere Nachrichten

---

t) Apoſt. 21, 18.

richten baut, ſagt unzweifelhaft: „Offenbarung, „die Gott dem Evangeliſten Johannes auf der „Inſel Pathmos ertheilt hat, wohin er vom Kai„ſer Nero verbannt war.„ Ohne Zweifel will Epiphanius auch nichts weiter ſagen, da er ſeine Verbannung bis zu Claudius hinauf rücket [u].

Clau-

---

[u] Epiphanius Ausſpruch mit dem Datum, das die Offenbarung K. 17. 9 ; 11. angiebt, zu vereinigen, wäre der Weg, wenn man die Könige, blos Könige, d. i. die Heroden ſeyn ließe, deren ſieben geweſen: Herodes der Große, Archelaus, Philippus, Antipas, und die drei Agrippen: Der Aufruhr, das Thier aus dem Abgrunde war der Achte d. i. ein rebelliſcher Vicekönig. Sonach käme die Offenbarung unter den verletzten Agrippa, der unter Claudius geſetzt wurde und auch unter ihm ſtarb: alſo in die Jahre 43 — 46. Jeder aber, der die oben gegebne Erklärung der Häupter des Thiers, d. i. der Stadt Jeruſalem, die ſich ſchon zum Aufruhr regte, mit dieſer vergleicht, wird, dünkt mich, leichte Wahl haben. Dies ſieben der Könige iſt theils zuſammengerafft, theils haben ſie mit Jeruſalem, dem Weibe und dem Thier, nichts zu ſchaffen gehabt, theils gehören ſie gar nicht in den Umkreis dieſes Buchs, oder in den Faden ſeiner Geſchichte; da hingegen dort Alles ſpricht, Alles aus der Sache ſelbſt erwächſt und in ihr würket.

Claudius verfolgte nicht; und es iſt vielleicht nur Epiphanius Meinung, zu ſagen: die Offenbarung ſey **vor** der Zerſtörung Jeruſalems geſchrieben. Dahin ſetzt ſie auch **Arethas**, der hier gilt, weil er aus Aeltern geſammlet: dahin auch **Tertullian, Theophylaktus, Pſevdoprochorus** auch aus einer alten Sage. Selbſt Euſebius ſetzt Johannes Verbannung Einmal mit Petrus und Paulus Tode zuſammen und alſo in dieſe Jahre: Hieronymus desgleichen. Kurz es ſcheint die allgemeinſte Nachricht zu ſeyn, die Johannes und die Offenbarung **unter Nero** nach Pathmos ſetzet; die auch das Buch durchhin bekräftigt. Der ganze Ton deſſelben iſt **Weißagung**; Weiſſagung, die ja einem Theil nach ſo deutlich in Judäas Kriege und Sturz erfüllt iſt, daß ich die Verfechter jeder andern Meynung bitte, mir eine andre Begebenheit zu zeigen, in der ſie ſo klar und deutlich erfüllt worden. Und **bald** ſollte ſie ja erfüllt werden! Iſt ſie nicht in Judäa erfüllt, ſo iſt ſie falſch; denn wo iſt ſie ſonſt erfüllt worden? Iſt aber das Buch hinter der Erfüllung, unter Domitian, Trajan, Hadrian geſchrieben; ſo iſts keine Weißagung, wie ja doch die annehmen, die ſie dahinſetzen! — Kurz, wir wol-

wollen ihr ſelbſt glauben. Sie ſagt von ſich, daß ſie geſchrieben ſey, da nur noch Ein rechtmäſſiger Hoheprieſter, Matthias, ſeyn würde, und Einer damals war, Jeſus Gamaliels Sohn, und 5. gefallen waren. Genau dies Jahr zu bemerken, zerbricht ſie die Zahl 7. in 5. und 2.; beſtimmt ſie noch genauer, daß ſie ſagt, die 10. Hörner, d. i. Toparchen, ſeyn noch nicht; Johannes kenne noch nichts ihnen ähnliches (denn ſie entſtanden erſt im Jüdiſchen Kriege); kurz, ſie webt die Zeit und den Ort, da ſie gegeben worden, als Standpunkt ihrer Geſichte und ihres Verſtandes ſich ſelbſt ein.

Nur in der Folge, als man ſchon Syſtem hatte, und den Antichriſt, als λατεινος, als Titan in Rom ſuchte und Wunderdinge im Buch fand, wovon es nichts weiß: da verlegte man ſie, wie es ſcheint, unter Domitian, ließ den Johannes noch einmal nach Pathmos verbannt werden, damit er ſie nur nicht früher geſehn habe. Der Name Domitius, den Nero hatte, und Domitian unterſtützte vielleicht dieſe Verwirrung, und da nun gar Irenäus geſagt haben ſoll, „daß unter Domitian etwas geſehen ſey,“ ob man gleich nicht eigentlich weiß, was geſehen worden? ob

Antichriſt oder Offenbarung? ſo hat man dieſen zweiten, ganz unbewieſenen, dem Buch und der Geſchichte völlig widerſprechenden Zeitpunkt angenommen v), nur damit man aus der Offenbarung machen könnte, was man wollte. Von Domitians Zeit an, ſey **alles bald** und wenns das achtzehnde Jahrhundert wäre; da hat man, Troß dem Bekänntniß des Buchs und ſeines Inhalts, Spielraum des Wahnſinns in allen Zeiten, unter allen Nationen — Ich ſage, Irenäus Zeugniß iſt kein Zeugniß: denn man verſtehts nicht; man weiß nicht, was geſehen ſeyn ſoll. Er dünkte ſich viel, daß er die authentiſche Zahl 666 wiſſe und ſie auch im Namen λατεινος berechnen könne; da konnte er wohl **meynen**, daß von dieſem Latinus und Titan die wahre Beſtie **unter Diokletian**

---

v) Auch Euſebius weiß, da er die Offenbarung unter Domitian ſetzt, von keinem andern Gewährsmanne als Irenäus ὡς δηλοι Ειρηναιος. Chron. edit. Scalig. p. 208. Und mit dieſem Irenäus iſt man überhaupt auch auf den Urſprung dieſer Sage übel dran. Vom Papias konnte ers nicht erfahren haben, daß der Antichriſt zu Rom ſey, denn der ſoll ja das Reich zu Jeruſalem erwartet haben. Wer offenbarte es ihm alſo zu Lion in Frankreich?

tian erſchienen ſey; auf die Johannes mit Fingern gezeigt haben würde, wenn ſie gezeigt werden ſollte; das iſt aber **Meynung** und kein Zeugniß. Ja Meynung, die ſich ſelbſt der Wahrſcheinlichkeit beraubet. Johannes muß vor Domitian geſchrieben haben; denn ſonſt wäre es keine prophetiſche Kunſt geweſen, den Tyrann zu bezeichnen, der **da war**; alſo iſt Irenäus, wenn er ſich treu ſeyn will, eher auch auf unſrer Seite. Nach ihm ward die Offenbarung an dem Römiſchen Tyrannen, inſonderheit Domitian, **erfüllt**; ſo mußte ſie ja eher geſehen werden. Kurz, alle dies iſt ſchon Träumerei, Sage, dem Sinn und Inhalt des Buchs, der uns über alles gelten muß, offenbar widerſprechende Hypotheſe; kein Zeugniß — —

Setzen wir uns in den Zuſammenhang des N. T., der Perſonen und Sachen, von denen dieſe Bücher reden, worauf werden wir verwieſen? Von der Zerſtörung welcher Stadt, welches Landes ſprach Chriſtus? Von dem Untergange Babylons, Roms, Conſtantinopels, Liſſabons, Quito? oder vom Fall Jeruſalems? vom Sturz Judäa's? Dies war der Kreis ſeines Lebens.

bens und des Lebens der Apoſtel: in dieſen Ideen redete er von der Ankunſt ſeines Reichs: in ihnen ſprach er zu Johannes: „warte bis ich komme.“ Und als er kam, als Johannes ihn ſah, mußte es nicht abermals im Kreiſe dieſer Ideen, mußte es nicht der Johannes ſeyn, dem ers geſagt, der dies Zeugniß gehört hatte? Gerade hierinn liegt ja der Zuſammenhang, die genetiſche Art (vis nativa) des Buchs; außer ihr weiß ich keine. Von Judäa muß alſo die Weiſſagung, es muß Weiſſagung von Chriſti Reich nach Chriſti Ideen, wie ſie Johannes gehört hatte, ſeyn; oder ich verſtehe nichts vom Buche. Politiſche Weiſſager über Domitians, Ludwigs und Tamerlans Reich waren weder Johannes noch Chriſtus. —

So genau ſchließt ſich alſo dies Buch, ſeinem unſtreitigen Inhalt nach, an Johannes und Chriſtus Leben. Es bewährt und erklärt die Worte Chriſtus: es bindet den Anfang der Offenbarung an das Ende des Evangelium Johannes und füllt den Zeitraum, der zwiſchen beiden liegt. Das Zeugniß Jeſu iſt Geiſt der Weiſſagung; ſie löſet gleichſam das Pfand, das er auf Erden nachließ.

6. „Da

6. „Da biſt du, wird man ſagen, auf rechtem Wege. Denn nun zugeſtanden, daß das Buch würklich Prophezeiung ſey über Jeruſalem, Commentar der Worte Chriſti, dazu ein fürchterlich pünktlich erfüllter Commentar ſey; zugegeben, daß das Buch denn und von dem geſchrieben ſey, den er als Schreiber und wenn es ſich geſchrieben nennet; auch zugegeben, daß nun Alles treffe, daß 6 oder 7 Jahre vor Jeruſalems Untergange würklich die Schnelle, das bald ſey, von denen das Buch redet: zugegeben, daß es nicht früher, nicht ſpäter gegeben werden konnte, um ſo zu rechter Zeit zu kommen, als itzt, und doch noch völlige Weiſſagung bliebe: (König Agrippa bauete in dieſem Jahr noch am Tempel, daß alſo an ſeinen Untergang gewiß nicht gedacht ward.) Aber nun, was ſoll dieſe Enthüllung des Schickſals Judäa's den ſieben Aſiatiſchen Gemeinen? die ſo fern lebten, die dieſer Sturz nicht traf! Nach Jeruſalem gehörte ſie, nach Judäa, wo ſie Leute belehren, warnen konnte,, u. ſ. — So viel aus dieſem Einwurf gemacht iſt, daß man ſogar myſtiſche Namen von Schulen Jeruſalems herbeigezwungen, an die das Buch geſandt ſey; ſo

wenig hat er auf ſich. Die Ueberſendung dieſer Geſchichte nach Jeruſalem wär nicht nur unnöthig, ſie wäre von allen Seiten ſchädlich worden; wie jeder bei einer kleinen Ueberlegung ſiehet. Unnöthig war ſie: denn die Chriſten in Judäa hatten Chriſti Prophezeiung vor ſich, die gerade in dem Grad von Klarheit war, der für ſie gehörte. Daß Stadt und Tempel untergehen würde, war ihnen kein Geheimniß: ſie wußtens und litten ja auch eben deßwegen Verfolgung von den Juden, denen dieſe Weiſſagung zu Ohren kam. Es iſt allgemein bekannt und auch von denen zugeſtanden, die in der Apokalypſe kein Wort von Jeruſalems Untergange finden wollen, daß die Chriſten, eingedenk der Worte Chriſti, ſich aus Judäa und Jeruſalem bald zu Anfange des Kriegs gerettet und jenſeit des Jordans Sicherheit gefunden haben. Der Erfolg ſelbſt alſo, der gewiſſeſte Beweis, zeigt, daß ihnen die Offenbarung „als Rettungsmittel„ gar nicht nöthig geweſen ſey: ſie wurden ja ohne ſie gerettet. Und wäre ſie ihnen blos unnöthig; nicht auch ſchädlich geweſen? Allerdings ſchädlich. Laſſet uns ſetzen, das Buch wäre in dem Jahre, worinn es geſchrieben war, an ſie gekommen;

men; was ſahen ſie in ihm, als ein übertäubendes Meer der Trübſal, wo ihnen Woge für Woge fürchterlich ins Ohr rauſchte, und wo ſie doch keinen Tropfen abwenden konnten: ſie ſollten, ſie mußten, ſofern das Buch ſie anging, dies Meer hindurch. Wäre dies Troſt oder Quaal? und nicht unnöthige, fürchterliche Quaal geweſen? gewiß das Letzte. Die Vorſehung hatte ſie an den Ort geſtellt, wo ſie **ausdauren**, als Knechte Gottes erwieſen werden **ſollten**: um dies zu ſeyn, mußten ſie nicht zu helle vorausſehen, ſie mußten, als Streiter Chriſti, gleichſam im Schatten fechten. Weichen, das Gewehr hinwerfen, ſollten ſie nicht; ſie mußten alſo auch nicht zu genau, zu fürchterlich deutlich das Elend ſehen, daß ſie durchleben mußten. Der Soldat, der ins Feld zieht, muß ſtreiten; nicht die Charte des Sieges, auf der auch Er gezeichnet iſt, ſtudiren; ſonſt ſtreitet er nicht und die Weiſſagung vernichtet ſich ſelbſt. So giebt Gott keine Aufſchlüſſe des Schickſals. Er läßt dem Glauben, der Tugend, der Tapferkeit, ſo wie der Sünde und dem Laſter, ihr Spiel, ihren Schauplatz. Gut zu wirken, muß man nicht zu hell vorausſehen; wer zu fürchterlich weiß, erſchrickt

und

und hindert ſich ſelbſt. Judäa ſollte durch natürliche Mittel und Triebe untergehen; die Römer brauchten keiner Weiſſagung. Die Chriſten durchs Wort Chriſti und ihre Geduld und Ausdaurung gerettet werden; ſie mußten kein helleres Licht haben. Sollte die Offenbarung erfüllt werden, ſo mußte ſie nicht nach Judäa kommen, eh ſie erfüllt war.

Dies von Einer Seite; von der andern Seite, **dem Inhalt des Buchs nach**, gehörte ſie für Judäa gar nicht. Ihr Zweck war nicht, eine kleine politiſche Revolution, als ſolche zu bezeichnen; jene iſt ihr nur Kataſtrophe zu freier, höherer Ausſicht. **Zukunft des Reichs Chriſti** iſt ihr Inhalt; kein Nationalunglück, und ſo mußte ſie auch ins freie Feld, in einen **Geſichtspunkt** geſtellt werden, **wo man dieſen Sinn überſehen konnte und wollte.** Die unterdrückten Chriſten zur Zeit der Noth konntens nicht; das Uebel war ihnen zu nah: ſie hingen menſchlich an dem Partikularen **ihrer** Begebenheit, **ihres** Schickſals. Das ſollte nicht ſeyn, dagegen ſpricht das Buch von Anfang bis zu Ende. Der Leuchter geht nicht unter; er iſt nur weggerückt von ſeiner Stäte; nicht in Jeruſalem mehr, ſondern hier und überall, wo Chriſtus wandelt. Chriſtus kommt! Nicht zum Untergange einer Königsſtadt; er kommt ihnen, den Aſiatiſchen Gemeinen, er kommt der Erde. Die Stimmen des Himmels verkünden ein allgemeines Reich: alle Siegel, alle Trommeten, alle Plagen winken auf Allvollendung; wars Judäa oder Aſien, das dieſen freien, geiſtigen, allgemeinen Geſichtspunkt, (die Hauptſache des Buchs), beſſer faſſen, freier beherzigen konnte? Ohne Zweifel dieſes. Jede Bildſäule muß ihren Stand, jedes Gemälde ſeinen Geſichtspunkt haben, außer dem es Licht und Anſicht verlieret: wie denn nicht dieſer Koloſſus, eine Welt voll Bildern, aus allen und über alle Zeiten? Man drucke es in die Höhle eines Landes, einer Noth zuſammen, und es iſt, von Anfang bis zum Ende, in keinem Zuge mehr, was es ſeyn ſoll. Mit Judäa ging die Welt nicht unter: auf den Trümmern Jeruſalems ſollte kein irrdiſches Reich Gottes erſcheinen; ſein Umfang iſt die Welt, ſeine Entwicklung das Ende der Zeiten. — Das Buch der Offenbarung ward alſo an Gemeinen geſandt, denen Judäa fernlag, die an ſeinem

Schickſal, nur als Zuſchauer; am Reich Chriſti aber als Bürger, als Hoffende Antheil nahmen. In ihrer innerſten Nähe iſts, wo Chriſtus wandelt. —

Endlich bedenke man, was das Buch an Gültigkeit und Verſtändlichkeit gewann, wenn es Johannes ſandte, wohin es Chriſtus ihn ſenden ließ. Jeder Prophet ſprach zu den Seinen: Johannes Seele lebte im Kreiſe ſeiner Bekanntſchaft. Hier kannte, hier verſtand man ihn: hier war er als Zeuge Jeſu bewährt, hier dorfte er nicht erſt, als Prophet, bewährt werden. Ja er wards durch eben die Briefe, die das Buch eröfnen: ſie ſind die Kreditive ſeiner Geſandſchaft. Mußte der Lehrer der Gemeine nicht einem Chriſtus glauben, der ſo tief ſein Herz kannte, der die kleinſten, gewiß verborgenſten Flecken ſeiner Gemeine mit Feuerblick durchſah? Ohne Zweifel waren die Briefe im höchſten Grad treffend und Charakteriſtiſch; jeder Lehrer, jede Gemeine ſtand gleichſam enträthſelt da und es iſt, als ob Chriſtus ſpräche: „du glaubeſt, weil ich dir dieſes geſagt habe, du ſollt noch viel größere Sachen ſehen und glauben.„ Nahmen alſo dieſe Gemeinen das Buch an, ſo wars, wie durch Hausgenoſſen

noſſen und Augenzeugen Johannes bekräftigt. Zudem war Pathmos ihnen nah: unter ihren Leuchtern das Buch ſicher, da es in den Trümmern Jeruſalems von Feinden verfolgt, von falſchen Freunden verſtümmelt, in der Folge vielleicht als eine Träumerei des Elends und leeren Troſtes angeſehn, angeſtritten wäre; hier bliebs in Johannes ruhigem Siß, in den Händen ſeiner langdaurenden, ſich weit verbreitenden Schule —

Gerade ſind auch die erſten Liebhaber und Vertheidiger deſſelben aus dieſer Gegend und dieſem Kreiſe Johannes geweſen. Irenäus war Polykarps, dieſer Johannes Schüler; der erſte bezieht ſich in Abſicht dieſes Buchs auf Johannes Lebensgenoſſen und Freunde. Papias war Johannes Schüler und in der Nähe zu Hierapolis Biſchof, Melito zu Sarden ſelbſt Biſchof, Juſtinus Martyr war lange zu Ephefus geweſen, und dieſe nehmen ſich alle des Buchs an. Die Briefe, die unter Ignatius und Polykarps Namen umhergehn, halten ſich, gleichfalls als Nachbilder der Briefe der Offenbarung, an den Kreis dieſer Gemeinen; und daß aus dieſen Gegenden das erſte Chriſtenthum vorzüglich mit Lehrern beſetzt werworden, iſt auch kein Zweifel x). Es iſt alſo thöricht, gegen das Alter oder die Aechtheit des Buchs daher einzuwenden, weil in ſo frühen Zeiten das Chriſtenthum noch nicht ſo ſchlecht beſchaffen ſeyn können, als dieſe Briefe klagen — die elendeſte Einwendung, die je geſagt ward. Woher wiſſen wir, daß es nicht ſo habe ſeyn können? etwa weil neuere Schwärmer einen Roman vom erſten Chriſtenthum erdichtet haben, der durch die Natur der Sache und die Briefe der Apoſtel ſelbſt gnug widerlegt wird? Und wer weiß beſſer, was Chriſtenthum ſey? wir oder Chriſtus? wer kennt dieſe Gemeinen beſſer, wir oder Johannes, ihr Augenzeuge? Und was ſteht denn in dieſen Briefen, was nicht bei der jüngſtgebohrnen Kirche des Chriſtenthums hätte ſeyn können; und gewiß auch geweſen iſt, weils Chriſtus und Johannes ſagen. Nur freylich hatten dieſe einen andern Blick und ein andres Maas des Chriſtenthums, als wir vielleicht haben mögen. —

7. Viel-

---

x) S. Hering von der Schule Johannes zu Epheſus S. 87. Daß der 60. Canon des Laodiceniſchen Concilii, der die Offenbarung ausläßt, unächt ſei, hat Spittler in ſeiner critiſchen Unterſuchung bewieſen. Bremen 77.

7. Vielleicht ſagt man: „wohlan, auch das geben wir dir zu, daß die Offenbarung an dieſe Gemeinen geſchrieben ſey und gar an ſie habe geſchrieben werden **müſſen**, damit ihr Umfang und Zweck Platz habe; nun aber, wenn iſt dieſer Umfang erfüllet? wenn hat ſich auf den Trümmern Jeruſalems, oder wo es ſey, das Reich gezeigt, das dieſe Geſichte verkündigen und mit dem Sturze Jeruſalems genau verknüpfen? Die Hälfte des Buchs iſt alſo von der Zeit Lüge geſtraft, zugegeben, daß die erſte Hälfte aufs genaueſte und ſchrecklichſte erfüllt wäre. Johannes ſchläft, die ſieben Gemeinen ſchlafen; und wo iſt das: ich komme **bald**! wo iſt Auferſtehung, Gericht, Reich, und was mit der letzten Trommete des Sturzes Jeruſalems erfolgen ſollte? Achtzehn Jahrhunderte warten wir — vergebens.„

„Wäre dies Buch, kann man fortfahren, nach der Zerſtörung, aus Zügen einer erlebten Geſchichte, als frommer Wunſch, als chriſtlicher Roman geſchrieben: ſo ließe ſich alles erklären. Es wäre ein Buch, wie ſo viel Träume der Rabbinen von den Zeichen der Ankunft des Meſſias; Roman, wie das vierte Buch

„Esra, mit dem es auch viel Aehnlichkeit hat. Alles, was dies Buch ſagt, ſagen die Rabbinen; nur dies Buch ſagts Chriſtlich; jene Jüdiſch. Der Verfaſſer nahm die Begebenheit Judäa's, fand in ihr alle Zeichen, wie das letzte Reich kommen ſollte, oder vielmehr trug ſie hinein; und ſiehe, da ward ſein Buch. Ein Jüdiſchchriſtliches Poëm, aber keine Weiſſagung, noch weniger erfüllte Weiſſagung. Die Zeit hat ſie Lüge geſtraft, wie alle Träume. —“

„Ja, wird man ferner ſagen, ich will dir zeigen, warum eben Johannes und vielleicht auch in Pathmos den ſchönen Roman ſchrieb? Sein Herr und Meiſter hatte, da ihm bei Lebesleben die Sache nicht gerieth und er das Kreuz vor ſich ſah, ſie weiſe bis auf einandermal verſchoben. Nach ſeinem Tode wolle er in den Wolken des Himmels wiederkommen, noch dieſelbe Generation ſolle ihn ſehen, Stadt und Tempel ſeiner Mörder ſolle fallen und auf ihren Trümmern ſein neues, ihm jetzt mißrathnes Reich werden. Die Fiſcher am See Genezareth ſollten Stühle bekommen, ganz Iſrael zu richten; ſie zankten ſich ſchon um die Stelle, ihm zur Rechten und Linken; er ließ ſie bei ihrem Glau-

„ben

„den und ward gekreuzigt. Wie es mit ſeiner „Auferſtehung gegangen ſey, geht uns hier nicht „an; gnug, er mußte auferſtanden ſeyn, denn er „ſollte wiederkommen in den Wolken. Er kam „nicht. Ein Apoſtel ſagte nach dem andern: „er „kommt! er kommt! Kindlein, es iſt die letzte „Stunde! bei Gott ſind tauſend Jahr, wie ein „Tag! Er kann nicht kommen, der Abfall muß „erſt daſeyn!„ Mit ſolchen Ausflüchten und Judenmährgen half man ſich; indeß ſtarben Petrus, Paulus, Jacobus; Johannes allein blieb „übrig. Wie nun ſich, wie ſeinen Brüdern, wie „ſeinem Meiſter zu helfen? Judäa ging unter: „des Herren Reich kam nicht! Weder Titus, noch „Domitian hatten Luſt es aufzurichten. Wie „nun? faiſons l'Apocalypſe! Aus den Worten „Chriſti, den Träumen der Rabbinen, mißdeuteten Stellen der Propheten, ſie alle in die Geſchichte des Untergangs Judäa gewebt; ſie als „Zeichen des kommenden Reichs betrachtet, in „der myſtiſchen Sprache der Bilder, mit Ausruffen, Briefen, Geſängen, Liedern geſchmückt, „ſiehe, es wird! Und da klingt hinter ihm die „Trommete. So ward die Offenbarung! So „wurden die Offenbarungen Petri, Pauli, die

„Orakel der Sibyllen, die Teſtamente der Patri„archen, die Conſtitutionen der Apoſtel; — es „war erſtes chriſtliches Handwerk.„

Daß in unſrer Zeit dieſe Sprache nicht unerhört ſey, weiß jedermann. Bei der Apocalypſe erlaubt man ſichs, laut zu ſagen, was andere bei andern Schriften laut denken; und warum ſollten ſies nicht? was dort geſchehen iſt, kann hier geſchehen ſeyn —

Ich hätte meine Sache halb verlohren, wenn ich in klagendem oder ſcheltendem Ton anhübe, und dieſe Zweifel, ſtatt mit Gründen wegzuweiſen, mit Pochen wegeiſerte oder mit Seufzen wegſcheuchte. Sie kämen gewiß, und ſiebenmal ärger, wieder. — Auch habe ich nicht Luſt, im Ton der neueſten Langmuth auch dieſe Hypotheſe zu toleriren, und ſehr erbaulich, dogmatiſch-praktiſch zu zeigen: „was doch noch auch dabei „dies Buch für Gutes behalte, wenn es ſolch pro„phetiſches Tröſtexercitium hinter der Zerſtörung „Jeruſalems wäre!„ Gräuel und Abſcheu auf den hinkenden Baalsdienſt! die neueſte chriſtliche Toleranz und praktiſch-dogmatiſche Bettelngroßmuth!

Zuerſt antworte ich kurz und offenbar. Wenn dies Buch in Anſehung des Reichs Chriſti, ſeines Hauptinhalts, lügt und von der Zeit des Betrugs geſtraft iſt: ſo iſts auch Chriſtus, ſo ſinds Evangeliſten und Apoſtel. Sie reden, ſie verbinden alle, wie die Offenbarung.

Chriſtus ſagt ſo deutlich, als dies Buch es nicht ſagt y): Jeruſalem ſoll untergehn: der Gräuel der Verwüſtung ſteht an der heiligen Stäte; wo ein Aas iſt, ſammlen ſich die Adler; und **bald, ſchnell nach dem Trübſal derſelben Zeit** werden Sonn' und Mond den Schein verlieren, des Menſchen Sohn kommen, ſichtbar kommen in den Wolken und ſeine Engel ausſenden u. f. Er ſpricht dies nicht bei Einem Evangeliſten, ſondern bei dreien, nicht an Einer, ſondern in vielen Stellen. Er ſagt an der Einen klärer, was er in der andern dunkler ſagte; gnug aber, er verbindet beide Begebenheiten und ſpricht davon, als von Zeichen und Sache, Vergang und Folge. Was Matthäus nennt: **bald nach derſelben Zeit,** nennt Markus **in denſelben Tagen,** und Lukas ſpricht davon, als von Ein- und derſelben Geſchichte.

---

y) Matth. 24. Marc. 13. Luc. 21.

Wir ſehen, Chriſtus bauet darauf ſeine Gleichniſſe, Troſtreden, Anmunterungen zur Wachſamkeit und Treue: der Herr ziehe weg und komme wieder: Zerſtörung und Aufbau ſollen auf einander folgen: ſo gewiß, ſo klar das Eine, ſoll auch das andre erfüllt werden.

Die Ausleger, z. E. **Whitby** und andere Engländer, denen **unſre** Engliſchen Theologen ſo gern folgen, wiſſen hierinn Rath: ſie ſehn mit klaren Augen, daß alles längſt erfüllt ſey z). Des Menſchen Sohn iſt gekommen, ſichtbar ge-

kom-

---

z) *It being* here foretold that this ſhould happen immediately after the waſting of the Jews by Veſpaſian's Army etc. this cannot be taken literally, becauſe no ſuch thing then happined either to the ſun, moon or ſtars. It muſt be therefore a metaphorical expreſſion etc. *Whitby* on Cap. XXIV. Matth. v. 29. V. 30. *And then ſhall appear the Sign of the Son of Men in Heaven etc.* Our Savior's coming here ſeems to import his coming by the Roman Army etc. *And then will he ſend fort his Angels with the Trumpet etc.* God's Prophets and Miniſters are ſtiled his Angels: their preaching is repreſented as the Voice of a Trompet etc. !!! *Whitby* Comment. Vol. I. p. 244. 245.

kommen auf den Wolken, die zwölf Geſchlechte haben ihn geſehn und geheulet, das Gericht iſt gehalten, die Todten ſind auferſtanden, Sonne, Mond und Sterne vom Himmel gefallen; alles, alles iſt klar geſchehen; nur daß zum Unglück niemand recht weis, wie? oder wenn?

Soll Chriſti letztes Wort, das er als Pfand der Treue den Seinen auf Erden nachließ, keine Waſſerblaſe ſeyn; wahrlich, ſo muß es auch nicht als metaphoriſcher Dunſt angeſehn und gedeutet werden: oder wir ehren das Wort und die Perſon Jeſu ſchlecht. Was er über Jeruſalem ausſprach, iſt ſo eigentlich, ſo furchtbar deutlich erfüllt worden; eben ſo muß auch das erfüllt werden, was er in demſelben Athem, in derſelben Verbindung auf die Kataſtrophe Jeruſalems, als Entwicklung, als Zweck ſeiner Rede bauet.

Die Apoſtel ſehn wir alle in der nahen Erwartung des Reichs Jeſu. Es iſt ihre letzte Frage an ihn a): Herr, wirſt du bald dein Reich aufrichten? und Chriſtus verweiſet ihnen die Erwartung nicht; nur die Beſtimmung der Zeit

---

a) Apoſtelg. 1, 6. vergl. v. 3. Matth. 10, 23. c. 16. 27. 28. coll. 19, 28. c. 26, 64.

entnimmt er ihnen. In allen ihren Schriften iſt das Gefühl dieſes nahen Reichs, der nahen Zukunft des Herren; ihre dringendſten Warnungen und Bewegungsgründe hangen davon ab b). Paulus erklärt ſich über die Nähe des ſchnellen Tages; aber nicht alſo, daß er ihn ins Endloſe fortſchiebt c). Erſt muß der Feindſelige hinweggethan werden; niemand aber kann ihn hinwegthun, als der ſchnelle Richter. Petrus entſchuldigt gleichſam d), warum der Tag des Herrn noch nicht gekommen ſey? und daß er doch deßhalb bald und ſchnell und unvermuthet kommen werde. Die Nähe des Tages des Herrn iſt alſo das Siegel, ſo wie des letzten Buchs, ſo des ganzen N. T., der Reden Chriſti und der Apoſtoliſchen Schriften.

Nicht minder Glaube der erſten Chriſten. Man weiß es aus ſo viel Stellen und Nachrichten, daß ſie alle in Hoffnung dieſer nahen Erſcheinung gelebt und eben darauf, wie es

---

b) 1 Cor. 1, 7. 8. Philipp. 1, 6. coll. 4, 5. Tit. 2, 13. Ebr. 10, 37.

c) 2 Theſſ. 2. conſ. Koppii N. T. excurſ. II. ad h. l.

d) 2 Petr. 3. coll. 1 Petr. 1, 6. 7. 13. Kap. 4, 13.

es auch Chriſtus will, ihre Wachſamkeit, Treue und Ueberwindung der Welt gebauet haben. Nur erſt, da der Geiſt des Chriſtenthums ſank, machte man aus dieſem Glauben, dieſer nachgefühlten Gegenwart und Hoffnung, kalte Theorie; ſchob die Zukunft des Herrn, weil ſie ihnen noch ungelegen gekommen wäre, immer weiter, endlich bis ans Ende der Welt, in den Abgrund der Zeiten, die wir nicht erleben. Man dichtete ſich immer einen neuen Antichriſt, der erſt untergehn müſſe, eh der Herr komme; ſolange ſey man ſicher. Rom, Mahomet, der Pabſt, Lojola, die Lilien — und was weiß ich mehr für Träume? Der Erfolg zeigte, wie Chriſtlich die Lehre war; man vergaß Chriſtum, ob man ihn gleich nicht leugnen wollte: mit dem Gefühl ſeiner Nähe und dem Glauben an ſeine Ankunft ging auch das Chriſtenthum unter. —

Man ſiehet, wie nah dieſer Glaube mit dem Geiſt des Chriſtenthums verwandt ſey; ja was ſage ich, verwandt? es iſt der Geiſt Chriſti, es iſt das **Pfand ſeiner letzten Worte.** Wie dort Lykurgus (man verzeihe mir die unvollkommene Vergleichung) da er ſeinen Staat angerichtet, wegging und den Schwur mit ſich nahm, ſeine Geſetze zu erfüllen, bis er wiederkäme: er kam nicht wieder, es ſollten ewige Geſetze werden; ſo ließ Chriſtus, nicht hinterliſtig, als Sohn Gottes und der Wahrheit ließ er den Seinen das Wort nach: „ich gehe und komme mit „meinem Reich wieder. Wachet! überwindet! „liebet mich und wartet meiner.„ Dies Wort ſollte Siegel ſeiner Gegenwart auf Erden, Pfand und letzter Eindruck, bleibendes Gefühl, Seele des Chriſtenthums ſeyn; ſie mochten ihn als Knechte fürchten oder als Brüder lieben; gnug, ſie ſollten ihn, als ihren Herrn, Richter und Lohner, bald, augenblicklich ſtündlich erwarten. Solang dieſer Glaube da war, wär Chriſtenthum auf Erde; wenn er nicht mehr iſt, iſts kein Chriſtenthum mehr, welche Theorie man auch habe. Um den abweſenden, fernen, ungewiſſen Chriſtus thut man nichts; viel weniger wird man um ſeinetwillen leiden. Der Baum ſeiner Worte iſt verdorret: ihr Funke, der immer leben ſollte, zu Aſche verglimmt. —

Auch ſehen wir, daß in allen Zeiten, hie und da bei einzelnen Perſonen, in denen der erſte Ernſt und Eifer des Chriſtenthums wiederkehrte, immer auch dies Gefühl der Nähe Gottes und Chriſti

Chriſti zurückkam. Sie ſahen die Zeichen der Erlöſung, den ſteigenden Saft in den Bäumen und erhoben das Haupt und waren freudig und würkſam. An den äußerlichen Veranlaſſungen, Zeichen und Hüllen konnten ſie irren; ihr inneres Gefühl aber war Wahrheit, und in ihm überwanden ſie die Welt. Nicht anders. Eine Welt zu überwinden, muß man in ſich haben, was ſtärker als ſie ſey. Die Raupe, die auflebt, fühlt den kommenden Frühling: der Vogel, der hinwegzieht, wird von innen hinweggetrieben; ſonſt bliebe er, wo er iſt, und erfröre. Das Holz, das brennen ſoll, muß Funken empfangen, ſonſt bleibts träges, naſſes, faulendes Holz.

Welche Wahrheit iſts, die Nähe des Tages Chriſti, welche fürchterlichliebliche Wahrheit! Wer wird den Tag ſeiner Ankunft erleiden? und wer wird beſtehen, wenn er erſcheinet? In ſein Reich gehet nichts Unreines, noch Gemeines, noch Heuchleriſches, was Gräuel thut, und Lüge; nur der treue, ſtille Zeuge, der ausdaurende Ueberwinder, wer wachet und durch Geduld in guten Werken unendlichen Lohn erwartet. —

Nothwendig gehörts zu dieſem Siegel des Chriſtenthums, zweitens, daß man keine Zeit

und

und Stunde wiſſe, daß man nach ihr auch nicht einmal frage. Chriſtus ſelbſt wußte ſie nicht, und bekannte offenherzig, daß ſie kein Engel im Himmel, auch des Menſchen Sohn, der ſelbſt kommen werde, nicht wiſſe. Er ſagt: es gebühret euch nicht zu wiſſen, Zeit oder Stunde. — So Chriſtus; und Chriſten hats gebührt, ſie zu wiſſen, ſie zu berechnen? es als Hauptzweck der Offenbarung anzuſehen, daß die Stunde, dem Wort Chriſti und allem Hauptzweck des Chriſtenthums zuwider, berechnet werde? Ich bekenne, daß wenn dies der Zweck der Offenbarung wäre, wenn ſie hieran auch nur von fern dächte, ich ſie ſogleich als ein unchriſtliches Buch zu verwerfen geneigt wäre. Seele des Chriſtenthums iſt, daß Niemand des Herrn Zukunft wiſſe, daß jeder ſie ſtündlich erwarte, mit guten Werken auf ſie würke; und dies Buch wollte uns dieſe Seele wegnehmen? dieſen Geiſt einſchläfern? den Menſchen, ſtatt daß er Guts würke, damit beſchäftigen, daß er grüble und das Ende der Welt berechne? Kann etwas eines Chriſten, der Chriſti Wort weiß, unwürdiger ſeyn? Es wäre einer der ſchimpflichſten Flecken des Buchs, wenn es ſich deſſen ſchuldig gäbe: an nichts iſts aber unſchul-

diger:

diger: ſein Zweck iſt gerade das Gegentheil, alle Rechnung des Tags des Herrn auf ewig zu unterſagen.

Und wie thuts dies? Wie Chriſtus es thut, wie die Apoſtel es thun, dadurch daß in ihm alles nur Ein kommen iſt, Ein Augenblick ſeiner Nähe und Zukunft. Wie Chriſtus kein Wort weiß, als bald, ſchnell, in denſelben Tagen: wie die Apoſtel kein anderes Wort wiſſen; ſo auch dies Buch. Siehe ich komme ſchnell! Er kommt! er iſt da! es iſt geſchehen! A. und O, Anfang und Ende! Das iſt ſein Calcul. Alle Scenen eilen, alle Geſichte ruffen: er kommt! Der Engel nimmt allen Aufſchub, (Χρονον) alle zögernde Friſt mit einem Schwur beim Allebenden weg; die *συντελεια αιωνος* iſt Παρουσια und dieſe letzte ſchon dem Wort nach, Gegenwart und Zukunft. Wo aus dem Jüdiſchen Kriege die Zeitmaaße ſeyn müſſen; da werden ſie, im höhern Geſichtspunkt dieſes Buchs, wie vernichtet. Zeiten, Zeit, eine halbe Zeit, d. i. eine kleine Friſt, ein unbedeutender Aufſchub, die Hälfte einer letzten Woche; ſonſt fliegt alles, wie Sonnenſtral, im Sturme ſeiner

Allumfaſſenden Zukunft. Des Buchs Summe heißt: „er iſt da!„

Und iſt dies nicht auch, wenn wir von Gott reden wollen, die Einzige Antwort? Fällt auf Gott ein Maas, das Maas eines Menſchen? Und iſt nicht die höchſte Philoſophie, was Petrus ſagt: „tauſend Jahre ſind ihm, wie ein „Tag.„ Die Begebenheiten der Erde kriechen; vor ihm iſt Alles vollendet. Er iſt allitzt, wir allenthalben; kurz, er iſts gar.

Schon deßwegen knüpfte Gott die Weiſſagung vom Weltende, und der Ankunft ſeines Reichs **an ein Faktum, das ſobald erfolgen, in der erſten Generation vorbei ſeyn ſollte;** und denn ſey alle Bedingung vorüber, ſein Reich ſey jeden Augenblick zu erwarten. Das erſte Faktum mußte ſehr ſicher geſtellt ſeyn: denn es ſollte Pfand des zweiten werden. Daher verkündigts Chriſtus ſo deutlich, beſtimmt in ihm die Zeit, läßts die erleben, die ſeine Worte ſelbſt gehört hatten, daß kein Betrug, keine Sage der Zeit zwiſchenliefe; aber nun **das Zweite beruht blos auf dem Erſten.** Da wird keine Zeit beſtimmt, da weiß Chriſtus kein Wort, als **bald, in denſelben Tagen,** und wenn er deutlicher

licher reden ſoll: **Himmel und Erde werden vergehen; mein Wort wird nicht vergehen; aber von dem Tage und von der Stunde weiß niemand.** Kurz, dies Wort ſollte auf der augenſcheinlichen Erfüllung eines andern Worts Chriſti ruhn, der, wenn jenes erfüllt ward, auch dies erfüllen könne, erfüllen werde.

Die Zögerung des Tages des Herrn iſt alſo kein Einwand gegen die Gewißheit deſſelben; vielmehr hat **drittens** Chriſtus eigentlich auf ſie **bereitet.** Wir dörfen nur ſeine letzten Reden, ſeine Gleichniſſe merken, ſo finden wir tief gnug dieſen Eindruck. Er ſpricht von Knechten, denen ihr Herr **lang** ausblieb, die an ſeiner Rückkunft **zweifelten** und ſie zuletzt **verhönten.** Er ſpricht von Jungfrauen, die bis zu **Mitternacht** wachten, und endlich doch einſchlieſen. Er redet vom Diebe in der Nacht, der als Dieb eben zur ſpäten, unerwarteten Stunde kommen **müſſe;** von Zeiten, wo des Menſchen Sohn **keinen Glauben** auf Erden finden ſollte, wo's ſeyn würde, wie in den Zeiten Loths und Noahs. Ja endlich, was konnte er für ein fürchterlichbeſſeres Symbol ſeiner **ſäumenden,** noch im letzten

letzten Augenblick ungeglaubten Ankunft geben, als eben den Ausgang Judäa's. Wie lange zögerte er! ſo lange, daß man zuletzt nicht glaubte, als man ihn ſah. Der Tempel flammte und noch erwartete man in den Flammen göttliche Hülfe — fürchterliches Säumen! wie ſehr iſts auch in dies Buch geprägt! der Herr iſt da und unbemerkt. Die Siegel brechen: das Blut ſchreiet: die Trommeten ruffen: der Engel nimmt Friſt weg: ein Bote nach dem andern verkündigt Babels Fall; noch prangt die Hure, noch ſtehn ſie da die Ungeheuer des Drachen. Der Herr iſt da und noch nicht da! er kommt und ſäumet!

So wirds ſeyn, ſagt Chriſtus, ehe des Menſchen Sohn kommt. Die Lichter werden ausgebrannt, der Glaube an ihn erloſchen ſeyn und nach dem Calcul höchſte Thorheit ſcheinen. Der freche Knecht, der die Zukunft des Herrn läugnet und ſchmähet, wird alle Wahrſcheinlichkeit für ſich; der treue Gehorſame alles gegen ſich haben. „Er hält ſich ja an das Wort eines Menſchen, „den die Zeit Lüge geſtraft hat, der ſo lange nicht „gekommen iſt, nie kommen wird;„ und ſiehe, er glaubt ihm doch! und eben dies iſt der Sieg ſeiner Treue. Auch unſer Buch weiß kein anderes

Chri-

Chriſtenthumsſiegel; als „Wort Gottes halten, „und Treue Jeſu bewahren. Wer überwindet!„ Geduld und Ausdaurung der Heiligen, das iſt ſein Wahlſpruch, an den es Alles knüpft. Das Chriſtenthum ſoll ſchwere Probe, Ausdaurung des Kampfs der Treue ſeyn: das Wort Chriſti ſoll lange Zeit erſt ein Ball des Spotts, ein Zeichen des Widerſpruchs werden, ehe es in Erfüllung gehet. Im langen Winter iſt alles erſtorben, und denn kommt der ſchöne Frühling —

Ich gebe es alſo immer zu, daß das Chriſtenthum, ſofern es auf Factis der Auferſtehung und Zukunft beruhet, an äußerer Wahrſcheinlichkeit, für berechnende Weltkluge Leute mit der Zeit ſehr abnehmen, ſo ſehr abnehmen könne, daß auch ſeine Lehrer ſich deſſelben ſchämen und es zum vernünftigen Heidenthum zu machen ſtreben. Nach den Worten Chriſti und der Natur der Sache iſt dies nichts Unerwartetes, nichts Neues; der ganze Einwurf war ſchon zu Petrus Zeiten da. Es iſt auch wahr, daß falſche Erklärungen der Schrift den Unglauben ſehr befördern, wovon ich in dieſem Fall leider! die Offenbarung als das traurigſte Beiſpiel anzuführen habe. Was hats im Chriſtenthum geſchafft, daß man mit ſo mancherlei

Wahnſinn ſie angefüllt, ſie als einen Politiſch-Kirchlichen Zeitkalender durch alle Perioden der Welt bis zur Zukunft Chriſti angeſehen und berechnet hat? Was hats geholfen, daß man den Antichriſt bald im heidniſchen, bald chriſtlichen Rom, jetzt in Caligula und jetzt in Mahomed fand, und immer nach ihnen den jüngſten Tag anſetzte? Man wartete eine Zeitlang, der Tag kam nicht; endlich verwarf man Buch und Tag. Unnütz erhitzt und unangenehm abgekühlt kam man endlich in die edle Gleichmüthigkeit, nichts mehr zu glauben — Alle dies iſt wahr und traurig; nichts alſo auch ſo ſehr zu wünſchen, als eine richtige Erklärung der Schrift und dieſes Buches; indeſſen bleibts eben ſo wahr, daß Chriſtenthum nicht von Vernunft und einem Calcul der Wahrſcheinlichkeit abhangt. Sein Geiſt iſt Unſchuld und Wahrheit, Treue und Einfalt. Es wohnt bey einer Zahl Erwählten, die es nicht berechnen, wie vernünftiger es ſey, dem Lamm als den Thieren zu dienen; ſonſt dienten ſie ihm nimmer. Der heilige Name Gottes iſt auf ihnen, den niemand kennet, denn der ihn empfängt.

8. Laſſet uns deutlicher ſehen, warum dies Siegel des Chriſtenthums die immer ſchnell und ungewiß bleibenſollende Zukunft Chriſti, eben **an dies Faktum des Unterganges Jeruſalems geknüpft**, und wie von Chriſto und den Apoſteln, ſo auch in dieſem Buch **mit einander verwebt ſey**? Die Sache ſelbſt, der Standort Judäa's und dieſer Weiſſager giebt, dünkt mich, gnugſam Antwort.

Zuerſt: Chriſtus und die Apoſtel waren Juden: die Gegenſtände ihres Landes, ihres Tempels, ihrer Zeit waren der Kreis ihres menſchlichen Daſeyns, auch gleichſam der Geſichts- und Bilderkreis ihrer Seele. Chriſtus wußte für ſich, als er auf Erden wandelte, keinen ſchönern Namen, als des **Menſchen Sohn:** Menſchlich dachte, fühlte, ſprach, handelte er zu Menſchen. Nun ſah er Alles itzo mit ſcheidenden Augen zum letztenmal an, die Stadt, den Tempel, und ſah in ihnen ihr baldiges und ſo elendes letztes Schickſal. Er weinte, da ers ſah; er betrübte ſich über den Tempel, den er entweiht fand, und nun fragten die Jünger ihn nach dem Ende dieſer Dinge und zugleich nach ſeines Reichs Ankunft.

Sie verbanden beides, auch Er verbands. Er ſprach im Geſichtskreiſe aller Propheten, denen dies Volk **des Herren Volk**, dieſe Stadt und Land und Tempel **des Herren Stadt, Land und Tempel** war. Sie ſollten vernichtet werden, kein Stein auf dem andern bleiben, die Wohnung, das Volk Gottes ſo ſchrecklich untergehen: es war τελος κοσμȣ, συντελεια αιωνος. Da ſprach Chriſtus die klagenden Parabeln von der verſchmäheten Hochzeit, dem verachteten Sohn des Königs, den trotzenden Weingärtnern, dem zerſchmetternden Eckſtein, dem wegziehenden und niederkommenden Herrn. Jedes Gleichniß war ein Stich in ihr Herz, trauriges Nationalweh, ſchmerzlicher Abſchied an ſein Volk, mit einer Ausſicht freierer Zukunft.

So ſchied Chriſtus: unter den Gegenſtänden und Bildern lebten die Apoſtel und pflanzten das Chriſtenthum. Es war ihnen ſchwer zu ertragen geweſen, daß das Heiligthum untergehn ſollte: indeß da Chriſtus es geſagt, mit ſo viel deutlichen Umſtänden geſagt, die Zukunft ſeines Reichs daran geknüpft hatte: ſo glaubten ſie dies bitterſüße Evangelium und lehrtens. Die Ankunft des Herrn war ihnen nah, die Stunde zu wiſſen unterſagt; ſie bereiteten ſich, als ob jede die letzte wäre, und thaten darinn den Befehl Chriſti. Wenn Paulus vom Aufruhr und Abfall, der erſt kommen müſſe, prophezeit f), ſo iſts gerade das Unthier unſers Buchs, nach allen Zügen und gewiß auch in ſeiner Meinung. Er ſprach als Paulus, für Chriſten, die meiſtens Jüden waren: das Heiligthum Gottes würde entweiht werden, es rege ſich ſchon der Aufruhr, der es entweihen ſollte, nur noch halte ihn Etwas: bald werde er ausbrechen und denn komme der Herr. In Theſſalonich konnte dieſer Aufruhr nicht ſeyn, wo kein ſolch Heiligthum war; noch weniger in jeder Stadt der Welt. Rom kannte der Apoſtel nicht, da war auch kein Jüdiſcher Tempel — es konnte kein Ort, als Jeruſalem ſeyn, die Hauptſtadt ihres Gottesdienſtes auf der Erde. Die Offenbarung redet eben in dieſen Bildern, obgleich Aſien kein Judäa und Chriſten keine Jüden waren. Kurz, auf den Stamm des Judenthums ward das Chriſtenthum gepropfet, die Sprache ſeines Heiligthums ward des erſten Chriſtenthums Sprache. Jede Menſchliche Seele, jede Zeit,

---

f) 2 Theſſ. 3. vergl. Apoſt. 17, 1. 2.

Nation, jede neue Religion und Sekte hat ihren Kreis von Bildern, Symbolen, Worten und Zeichen, der ihr ſo eigen iſt, wie dem Auge ſein Geſichtskreis, wie der Zunge die angebohrne Sprache. Selbſt bei Propheten bequemte ſich Gott dieſen Lieblings- oft Jugendbegriffen ihrer Seele: ſie waren das zärteſte Saitenſpiel, das in ihnen bereit lag, darauf itzo **ſein** Finger ſpielte. Ungeformten, nur fertigen Leim in ihnen bildete er zu **ſeinem** Gebilde; andern Begriff habe ich auch nicht von der **Faſſungsgabe** der Menſchen, ſie mögen lehren ſollen oder lernen — —

Zweitens. Der Kreis von Bildern und Symbolen, in dem Chriſtus und die Apoſtel ſprachen, war alſo nicht ihr Erfindung; ſondern **heilige Sprache des Volks, Idiotismus aller Propheten.** Das Jüdiſche Volk, gens odii humani generis convicta, exſiſtirte in ſich, in ſeinem Lande, Gottesdienſt, Geſetz und Sitten, als ob es das Einzige der Erde wäre. Sie nannten ſich auch alſo: es war dies die Wurzel, auf der der Stamm ihrer Nation geblüht hatte und verdorrte. Was wir in der alten Welt bei allen eingeſchloſſenen Nationen finden, daß ihnen

nem-

nemlich ihr Land, ihre Verfaſſung, ihre Glückſeligkeit Alles, daß hiernach ihre Sprache geformt, ihre Dichtkunſt und Wiſſenſchaft gebildet, ihre Patriotiſche Geſinnung und Handlungsweiſe abgezweckt war; das fand ſich im gröſten Grade bei dem abgezirkten Volk Gottes. Sie waren aus dem Felſen gehauen, der Jacobs Stein, der Moſes Fels war; der Herr, ihr Gott, war die lebendige Mauer um ſie her.

Was dies zur Schönheit, Kürze, Verſtändlichkeit und Würde des hohen prophetiſchen, inſonderheit ſymboliſchen Styls beitrage, iſt klar. Jedes Bild will ſeinen Kreis, ſeinen Geſichtspunkt, und den hats hier auf die beſtimmteſte Weiſe. Der Prophet ſpricht zu ſeinem Volk, als dem Einzigen der Erde: ihr Umkreis iſt ſeine Welt: ihr Land, Gottes Heiligthum; jedes ſeiner Worte iſt Kohle dieſes Heiligthums, Wort Jehovahs an ſeine Kinder; die erhabenſte, feurigſte Nationalſprache, die je gefunden ward. Welch Volk ſah je ſeinen Tempel mit religiöſerm Blick und Stolz an, als dies? welch Volk bildete ſich in ſeiner einfachen engen Sphäre eine Nationalſprache und Dichtkunſt, wie dieſe? — Sprache und Dichtkunſt wollen dieſen Kreis der Bilder.

Wer für alle ſpricht, ſpricht für niemand; wer unbeſtimmt bildet, bildet für keinen.

Nun war der Inhalt aller Propheten gerade dieſes Buchs Inhalt: Strafe und Segen, Schrecken und Troſt, Zerſtörung und Wiederbringung, Untergang des alten und ein neues ſchöneres Reich Gottes. Da die meiſten in zerfallenden Zeiten des Jüdiſchen Staats lebten, wo Gefangenſchaft, und Rückkehr ihnen bevorſtand; ſo war ſolcher Inhalt ſowohl ihrer als der Folgezeit nöthig, und ſo ward dies gleichſam der Stamm Jüdiſcher Weiſſagung. Allen Propheten iſt das alte und neue Jeruſalem, Babel und Gottes Stadt, eine verſinkende alte, und wiederkehrende beßre Welt vor Augen; auf dieſe zwo große Tafeln der Laſt und des Troſts, des Leides und der Freude ſchreiben ſie ihre göttliche Sprüche, allen Wunſch und Lehre ihres überfließenden Herzens. In dieſen Geiſt kleidet ſich auch unſer Buch und wird ein Inbegriff aller Propheten. Auch ihm iſt Judäa und die Welt, die zwölf Geſchlechte und das erwählte Volk Einerlei: nur in einem höhern, als Jüdiſchen Nationalſinne. Judäa mit den vier Ecken ſeiner Erde

Erde geht hier unter, daß eine neue Welt, neuer Himmel und neue Erde werde. Die Abgötter des Thiers ſtürzen, damit das wahre Volk Gottes aus allen Völkern und Sprachen erſcheine. —

Für ſo Jüdiſch man alſo die Offenbarung in Bildern und der Schreibart halte: ſo antijüdiſch iſt ſie; ſie iſt, wie jener ſchlichte Stab Moſes, bezeichnet mit dem heiligen Namen, der alle Schlangenſtäbe der Zauberer verſchlinget. Gleich im Anfange unterſcheidet Gott Juden, die ſich ſo nennen und es nicht ſind: der Schaugetragne Leuchter ſteht ſchon an fremder Stäte, und das ganze Buch hat ja die ſchreckliche Wahrheit zum Zweck: „nur auf den Trümmern eines „ſo verfallenen Landes, eines ſo entweihten Hei„ligthums könne das wahre Reich Gottes kom„men.„ So bitter dieſe Wahrheit damals engen Nationaljuden ſeyn mußte; mich dünkt, ſo recht und wahrſcheinlich müſſe ſie jetzt dieſem Volk und allen Völkern der Erde ſeyn, da das zerfallene Heiligthum, zu enge für das Wohl aller Menſchheit, ſo viel Jahrhunderte daliegt. Armes Volk, willt du noch immer vergebens alte Trümmern beweinen, die nie, wie ſie waren, aufgebaut wer=

werden können, noch dürfen, daß durch ſie etwa höheres Reich, Glückſeligkeit der Menſchen würde? Willt du nicht lieber ſelbſt am höhern Zion, der Stadt Gottes über alle Völker und Reiche bauen? Das Alte iſt zerſtört, damit das Neue werde: die enge Mauer iſt zerriſſen, damit die Hütte Gottes, ſein Erkenntniß und ſeine Seligkeit allweit wohne; alle Menſchen ſein Volk, die ganze Erde ſein Erbe.

In dieſem Betracht, dünkt mich, muß die Offenbarung jedem rechtſchaffenen Iſraeliten nicht ärgerlich, ſondern werth ſeyn. Sie iſt in ſeinen Bildern und ihr Geiſt iſt das wahre Ziel ſeiner eignen Hoffnung, der Hoffnung jedes erwählten Knechts Gottes auf der Erde. Bilderdienſt iſt verſchwunden: er hat ſich auf die ſchnödeſte Art mit dem Zeichen des Thiers geendet. Das Land Gottes iſt den Heiden gegeben, daß ſie es zertreten; denn die letzten Eingebohrnen des Landes waren ja ärger als die Heiden. Das von ihnen ſelbſt entweihete Heiligthum iſt hin; laſſet uns auf ein Heiligthum hoffen, das nicht mit Händen gemacht iſt, laſſet uns auf eine Stadt Gottes würken, die allgemein, wie Gott iſt, und ewig bleibet. Dies iſt der Geiſt des N. T., freilich ver-

verkannt, ſo oft mißverſtanden! Dies iſt auch der Inhalt der Offenbahrung. Hier geben ſich Juden und Chriſten die Hände, und gehn von Babel aus und ſagen einander: „laſſet uns Geduld und Treue der Heiligen bewahren, ſo ſind wir Gottes Volk, die erwählten Knechte, mit Jehovahs Namen verſiegelt. Der uns ausführte, war das Lamm: er ſteckte die höhere, freiere Religion auf. Wie Geiſt durchs Feuer wurde ſie aus jener gezogen; nichts als die Schlacken blieben im Schutt Judäas liegen.„ Joſephus ſagt: wenn auch die Römer nicht Ende gemacht hätten; wie Sodom hätte Gott ſein Volk vertilgen müſſen. Gott machte es beſſer; aus Sodom-Judäa, dem todten Meere, zog er Ströme von Waſſern des Lebens, und das Meer ward Wüſte. —

Ich wünſchte nicht, daß man mich mißverſtände und nach Allem, was ich geſagt, nur ein fleiſchliches Chriſtenthum, einen Chriſtenſtolz, der gewiß ärger, als Judenſtolz iſt, Schuld gäbe. Mit Conſtantin iſt wahrlich das neue Jeruſalem nicht erſchienen; unter ihm ging vielmehr manches Gerüſt zum Bau deſſelben unter. Als Biſchofsmützen die Krone der Aelteſten, Concilien ihr

Kreis

Kreis um den Thron, Rauchgefäße die Gebete der Heiligen, und Unthiere von Kaiſern und Fürſten ſummi epiſcopi, die Götter wurden, die im Tempel ſaßen, und falſche Propheten dungen, die ihren Namen und ſeinen Zug und ſeine Zahl jedermann aufpredigen ſollten: freilich, da war wenig Reich Gottes, im Sinn dieſes Buchs zu erwarten. Aber was halten wir uns mit elendem Wahnſinn auf? Wer Chriſtus Reich, das mit dem Sturz Jeruſalems kommen ſollte, dreihundert Jahr nachher in Conſtantins Reich fand, kann es auch einige Jahrhunderte weiter in Mahomeds, Hildebrands, Tamerlans, Ignatius und Heraklius Reich finden; mit nicht wenigerm Scheingrunde. — Ich fahre fort, von dem Verhalt zu reden, mit dem die Zukunft des Reichs Chriſti an die Begebenheit des Jüdiſchen Untergangs geknüpft ward.

Es wäre ſchlimm, wenn es blos Judaismus oder Chriſtianismus hätte ſeyn ſollen; es war **drittens das ausgezeichnetſte Bild, das nächſte Unterpfand einer gewiſſen Verheißung.** Nenne man in aller Geſchichte einer Begebenheit, die ſo unerwartet ſchrecklich, ſo furch-

terlich

terlich-milde, ſo natürlich-unnatürlich war, als dieſe! Die Römer wollten nicht zerſtören und zerſtörten ſo ſchrecklich, ſo einzig: Titus wollte ſchonen, und mußte mit Bitten und Flehen ſo grauſam werden. Ein Volk Gottes und gerieth dahin! ging alſo unter! Konnte, was Chriſtus vom Ende der Welt anführt, ein ſchrecklicher Symbol finden, als dieſe Geſchichte? Wie es zu den Zeiten Loths, Noah war. — Das alles reicht noch nicht hin; wie es am Ende Jeruſalems war, ſo wirds am Ende der Welt ſeyn, in aller Geſchichte das grauſendſte Gleichniß. — Wir wollen keine Zeichen deuten und Zeiten berechnen, (jeden Augenblick iſt der Herr nah!) wir können aber dem Wort Chriſti glauben, daß beim Ausgange der Dinge fürchterlich die Zeit ſeyn wird, die hier war. Der Herr kommt, den Weinberg zu befreien, wenn die Gärtner ſeiner aufs unwertheſte wurden: er kommt, die Creatur zu erlöſen, wenn ſie faſt nicht mehr ächzen kann nach Freiheit. Und doch wirds ſo ungeglaubt, ſo unerwartet, bei allem Säumen der Rache ſo ſchnell ſeyn, als damals. Die ſonderbarſte, ausgezeichnetſte, ſchrecklichſte, und doch ſo natürlich-erzwungne Begebenheit

ward

ward alſo **Zeichen und Unterpfand der letzten Zukunft.**

Ein Unterpfand, wie es ſeyn mußte. Es erlebtens die, die Chriſtum hörten, ſie hattens nicht durch Tradition her: ſie konnten Wort und That, Prophezeiung und Erfolg vergleichen; und da die erſte Erfüllung ſo furchtbar erfolgt war, wer konnte, wer wollte an der andern zweifeln? Die erſte mußte bald geſchehen, damit das Wort Chriſti noch bei Lebenszeiten ſeiner Hörer bewieſen, das Unterpfand durch die Hand der erſten Augenzeugen ſicher geſtellt würde; weil in Anſehung der zweiten Verheiſſung ſich lange ſäumende Jahrhunderte daran halten ſollten. Eben hiezu wurden nun auch dieſe Geſichte geoffenbaret: ein Commentar über die Worte Chriſti, der beide Facta, Drohung und Verheiſſung, Zerſtörung und Aufſchluß zu Einem macht, und Jenes nur als Grundlage, als Kataſtrophe zu dieſem betrachtet.

Wir ſehen, warum Johannes bei dieſem Buche ſo ſehr auf Zeugniß, ſein und Chriſti Zeugniß beſteht und jedes Wort gleichſam, als ſolches, verſiegelt. Dies Buch ſollte werden, was

das

das letzte Wort Chriſti war, Unterpfand ſeiner Treue: **der Herr kommt!** Siegel Gottes auf ſeinen Gemeinen: **Ja komm Herr Jeſu.** — In dieſem Betracht iſts würklich Ausgang der **Dinge, Summe der Propheten, des neuen Teſtaments Siegel.**

9. Nun ſollte ich noch viel vom **kanoniſchen Anſehen des Buchs,** von ſeiner **Schreibart und Sprache** reden; allein dies wenige mag gnug ſeyn. Ueber den **Kanon** ſtreite ich nicht: denn nach den neueſt angenommenen **Grundſätzen** könnte ich nicht ſtreiten; die Waſſerwaage, den Grad der Göttlichkeit heiliger Schriften nach ihrem **moraliſchen** Innhalt und etwa dem verſchiednen **Rang** ihrer Urheber zu wägen, iſt mir nicht gegeben. Iſt die Offenbarung **das,** was ich gezeigt habe: iſt ſie von **dem** und **in der Zeit** gegeben, wie ſie ſich angibt; ſo iſt an ihrem Anſehen nicht zu zweifeln; ſie ſpricht ganz für ſich. Wäre dies aber nicht, oder hätte ich jemond nicht überzeugt: ſo bleibe ſie, was ſie iſt, **deutero-kanoniſch:** denn nach den älteſten Zeugniſſen der Kirche wird und muß ſie dieſes bleiben. „Ich „laſſe, wie Luther ſagt, Jedermann ſeines Sinnes „wal-

„walten, will niemand an meinen Dünkel oder „Urtheil verbunden haben: ich ſage, was ich „fühle: halte jeder davon, was ihm ſein Geiſt „giebt.„ Wäre ich ſo glücklich, die Erklärung, den Zweck und Aufſchluß dieſes Buchs leicht gemacht zu haben; ſo folgte das Uebrige von ſelbſt — —

Was die Sprache des Buchs betrift, ſo mag ſie immer Ungriechiſch ſeyn; ſie iſts nur etwas mehr, als die übrigen neuen Teſtaments Schriften. Der arme Galiläiſche Chriſtus wollte an den Schriftſtellern ſeiner Ankunft und ſeines Reichs keine Attiſche Bienen, keine klaſſiſche Geſchichtſchreiber aufſtellen, an denen man Formeln ſauge; ſie tragen, wie Er, ihren Schatz in armen Gefäßen. Indeſſen iſt Niemand, der bei dieſem Buche ſich nicht das Ungriechiſche erklären und davon die Urſach finden könne. Oft ſind die Solöciſmen eigentlich und mit Fleiß gewählt: oft die Conſtruction mit Fleiß ungriechiſch gemacht worden. Die Seele des Schriftſtellers arbeitet nehmlich unter der Laſt der Ebräiſchen Prophetenſprache: er will, was ſie ſagt, auch eigenthümlich, wie ſie, ſagen: er kämpft, er bricht mit

mit der Sprache. So ſiehet z. E. gleich im Anfange im Gruß der Name Jehovah umſchrieben, allein und unverbunden da: offenbar mit Fleiß. Er ſoll, wie der heilige Ebräiſche Name, gleichſam nicht flectirt, nicht verändert werden, ſondern einzeln als Fels daſtehn, wie er iſt. Ein gleiches iſts mit dem Namen des **treuen Zeugen**, der Amen iſt und nicht verändert werden ſoll. Ein gleiches mit andern Energieen: ſie ſollen Geſetzlos ſeyn und wunderbar in der Rede daher treten. Der Prophet will ſprechen, wie ſeine Brüder, die Propheten: der Seher Gottes will ausdrücken, was und wie er ſah.

Ueberdem ſo war, nach dem eigen angegebnen Datum der Offenbarung, ſie die früheſte unter Johannes Schriften: (ſein Evangelium hat er, wie auch Epiphanius anführt, zuletzt und im hohen Alter geſchrieben) mich dünkt, die Schreibart nimmt an dieſer **männlichen Jugendkraft** ſeiner Seele Theil. Es war junger Moſt in alten Schläuchen: die Sprache ward hie und da zerriſſen, wenn der ſtarke, königliche Wein brauſet. Wer weiß nicht, daß alle Sprache der Prophezeiung dieſer kühnen Stärke, dieſer erhabnen Unregelmäßigkeit voll iſt? die Götter ſprechen nicht, wie die Menſchen; auch Heiden haben durch Kunſt nachgeahmt, was in der Seele der Propheten höhere Natur war, Eingebung — —

10. Ueber die Grammatik hinweggeſehen, die ja, zumal bey dieſem Buch von ſo wenigen Abſchriften abhängt: wer iſt, der das Feuer der Sprache nicht fühle? der auch hierinn das Buch nicht einzig finde? Ich kannte mehr als Einen, der ſeinen nähern Inhalt nicht verſtand und gewiß kein Märtrer dafür werden wollte, der aber, was er verſtand, ſchön fand, die ganze Einkleidung und Reihe der Bilder, groß und herrlich. Die Blumen der Dichtung aus den Propheten, kleiden den Inhalt des Buchs, wie der zarte Byſſus die Braut, wie die himmliſche Wolke den Engel kleidet. Sollte ich mich aufs Spielwerk paralleler Stellen in heidniſchen Dichtern einlaſſen; die ſtärkſten Bilder der Griechen und Römer g), wenn ſie von Luſtrationen, Einweihungen, Geheimniſſen, Göttererſcheinungen und Orakeln reden, hätten hier ſiegprangen können im großen

---

g) S. Lomeier. de luſtration. Gentilium. Eſchenbachs Epigenes. Meurs. de myſter. etc.

großen Gefolge. Hier, kann ich sagen, wird ein Land, eine Stadt, ein Heiligthum durch Feuer gereinigt und über ihr, in den Geheimnissen des Himmels, geht **Lade, Manna, Tempel, weiße Kleider**, der **goldne Zweig** vom **Baume des Lebens**, die **gevierte Zahl**, das **neue Loos**, der **neue Geheimnißvolle Name**, der **Morgenstern** — alle Symbole der Geheimnisse und Mysterien gehen über ihr auf. Die Eingeweihten sind durch ein **Meer der Prüfung** gegangen, und tragen **Palmen** in ihren Händen und singen das **neue, jedem andern unlernbare Lied** im Allerheiligsten seines Tempels — Das Ganze ist in der heiligen Zahl, es windet sich durch lauter Stufen von mystischen Gängen hinauf zum **ewigen Viereck** — Was für ein Raubaufzug fremder Dichterstellen könnte hier auftreten, dem Buch eine Geschmackvolle Ansicht zu geben! Es verschmäht diesen Aufzug. Der Diamant borgt seinen Glanz nicht von falschen Steinen: die Braut im Byssus darf keiner Purpurlappen des geschmückten Weibes —

Auch kann ich mich nicht darauf einlassen: auf welche Ketzereien und Sekten seiner Zeit und Gegend Johannes in Bildern hie und da angeſpielet habe? Die Sache ſelbſt iſt wahrſcheinlich: ſie iſt auch dem Geiſt der andern Schriften Johannes, inſonderheit ſeines Evangelii gemäß. Die Gnoſis, die gewiß älter als die chriſtliche Kirche und weiter verbreitet, als Judäa und Aegypten war, hat viel Ausdrücke und Bilder, die Johannes zu widerlegen oder wie mit Feuer zu reinigen ſcheint. So iſts mit der Geſtalt des Weibes, mit dem Drachen-Kampfe: ſo mit den Thieren, den Namen und Sternen. Viele Steine und Amulete, die aus dieſen Zeiten übrig ſind h), haben die 7 Sterne, den Namen ιαω, und Schlangen- und Drachengeſtalten, welche letztere Johannes vielleicht eben deßwegen ſo auszeichnend zum Bilde des Teufels macht, weil ſie Götzen des Aberglaubens jener falſchberühmten Kunſt enthielten i) — Ich habe mich von alle dieſem enthalten: denn es gehörte nicht zum

---

h) Macarii Abrax. Gor. de gemmis aſtrifer. etc.

i) S. Mosheim Geſch. der Ophiten im Verſ. der Ketzergeſchichte Th. 1. Auch die Kirchengeſchichte der erſtern Jahrhunderte hin und wieder. Beauſobre hiſt. des Manicheens etc.

zum Buch; auch iſt in dieſen Abwegen und Teufelshölen, wie ſie dem Seher Johannes ſind, lauter Treug und Irrweg — —

Angenehmer wäre mirs geweſen, die **Geſchichte der Würkungen dieſes Buchs**, (gut oder böſe) zu verfolgen, und wie es in verſchiednen Zeiten und Ländern ſo verſchieden gebraucht ſey — eine wahre Geſchichte der Stärke und Schwäche des Menſchlichen Geiſtes. Man hat mit ihm getröſtet und ermordet, Aufruhr erregt und geſtillet, ſich zum Grübler geträumt und zum Narren berechnet; aber auch an ihm Himmelsfrüchte geſchmeckt und Lebensmanna gekoſtet. Jeder Chriſtliche Dichter, der Einen Funken wahrer Poeſie hatte, hat dies Buch genoſſen. Die beſten Lobgeſänge der mittlern Zeiten auf Jeſum, Maria, die Kirche, das Reich Gottes ſind, wie ich auch mit ungedruckten Stellen und Stücken beweiſen könnte, geſchmückt mit Blumen aus ihm. Auch in den neuern Sprachen weiß Jedermann, wie ſehr Dante und Petraka, Milton und Peterſen das Buch gebraucht haben. Im Letzten war eine große Poetiſche Gabe; ſeine **Stimmen aus Zion** ſind nichts als Nachhall der

der Offenbarung, ſeine Uranias aber blieb ihrem Ziele weit ab. —

11. Statt alle deſſen, wozu mir Zeit und Raum fehlt, laſſet uns Ein Wort von der Ungleichheit ſagen, die zwiſchen dem Evangelium und der Offenbarung Johannes ſeyn ſoll; ich ſehe ſie nicht, ich ſehe Gleichheit, wie bei ſo verſchiednen Schriften nur Gleichheit ſeyn kann. —

Wer in der Welt wills fodern, daß eine Prophezeiung die höchſte Poeſie, wie die einfachſte Geſchichte, die Lebensbeſchreibung eines Lehrers geſchrieben ſeyn ſoll? Virgils Pollio und Daphnis ſind beides Gedichte, Eklogen, Eklogen Eines, des ſanfteſten Dichters und ſind ſie im Tone gleich? Iſt die Aeneis geſchrieben, wie die Georgika? dazu die Aeneis, wo ſie das Todtenreich ſinget? Und was würde man von dem ſagen, der Catulls Berecynthia und Peleus mit einer Lebensbeſchreibung des Nepos vergleichen wollte? Bei weltlichen Schriftſtellern ſchämet man ſich ſolcher Unwiſſenheit; nur bei heiligen nicht: da ſoll Johannes ſein Evangelium, wo

Milch und Honig fließt, wie eine Prophezeiung mit Feuer, ſeine Prophezeiung im Gegentheil, wie einen vertrauten Brief ſchreiben; damit die ſtumpfen Richter ſeiner Schreibart doch ja in beiden **Einen** Urheber erkennen mögen! Im neunzigſten Jahr, bei einer Geſchichte, in der Ruhe ſeines Alters ſoll er brauſen; im Feuer ſeiner Jahre, bei der erhabenſten, ſchrecklichſten Weiſſagung, in Pathmos, da alle Bilder vor ihm ſtanden und ihn die nahe Noth, das kommende Elend zu ſchreiben zwang, ſoll er ruhig und gefeilt, wie Iſokrates ſchreiben! So wollen es die Richter ſeiner Schreibart!

Wer Augen hat, zu ſehn, und eine Seele, was Geiſt, was Charakter in einer Schrift iſt, zu fuhlen; wird Zug für Zug Johannes Geiſt und Herz in ſeiner Offenbarung finden, oder auch ſeine andern Schriften wären nicht von ihm. An Formeln, Redarten, Wendungen, Lieblingsideen und Lieblingsbildern könnte ein großes Verzeichniß, wozu **Wetſtein** einen kleinen Anfang gemacht hat, gegeben werden; das allein aber entſcheidet nichts; der Geiſt, der im Ganzen, inſonderheit in unvermerkt kleinen Zügen herrſcht, entſcheidet Alles. Dieſelbe ſtarke und zarte

Seele, der liebliche Deutungsgeiſt, die Gabe fein zu verſtecken und vorzubereiten, nur durch Winke anzudeuten, und Licht und Schatten in groſſe Maſſen zu theilen; am meiſten der Reichthum und doch die Sparſamkeit in Bildern, das Wiederkommen derſelben Machtſprüche und Lieblingszüge, die Art, daß alles an wenigen, einfachen Fäden hängt, auf wenige Hauptformen zurückkommt, die er mit zarten Namen benennt und mit Feuer in die Seele ſchreibet; dies und viel anderes, das eher empfunden als geſagt werden kann, iſt die Seele Johannes in ſeinen dreierlei Schriften. Sein Evangelium iſt nach einem ſo dichteriſchen Plan angelegt und mit ſo reicher Sparſamkeit ausgeführet, als die Offenbarung. Der Sonnenadler voll Schwung und die Taube voll lieblicher Einfalt iſt dort und hier ſichtbar. Wenn die Offenbarung wie eine königliche Aloe daſteht, ſo iſt ſein Evangelium eine Lilie und Roſe, mit Blut der Liebe bezeichnet, ſein kleinſter Brief ein Vergiß mein nicht! eine Blume lieblicher Erinnerung. —

12. Schon

12. Schon dadurch iſt jedes Symboliſche Buch der Sprache ſeines Urhebers halb entnommen, daß es in angenommenen, bekannten Symbolen des Zeitlaufs reden muß, und nicht, wie er will, reden kann. Dies Buch iſt z. E. in einer Römiſch-Griechiſch-Jüdiſchen Welt geſchrieben und es enthält von allen dreien Spuren. Vom Griechiſchen iſt geſprochen. Römiſch ſind offenbar die Bilder vom Sieger [k]), (der auf Römiſchen Münzen ſelbſt nicht anders vorgeſtellt wird und werden konnte) vom Triumphe [l]): (die weißen Roſſe, wie die goldnen Kronen, das Purpurkleid wie der elfenbeinene Scepter, die Geſchenke und Gaſtmale, die Idee inſonderheit, daß der Triumphirer die Perſon Jupiters vorſtelle, ſind bekannte Römiſche Zeichen) vom Namenszuge und Namenszahl an Stirn und Hand [m]) (d. i. auf Helm und Schilden) u. ſ. w.

k) Kap. 6, 2. cf. Spanhem. de vſu numism. T. II. p. 634. et al.

l) Kap. 19, 11. cf. Onuphr. Panvin. de triumph. c. comment. Mater. et al.

m) Kap. 13, 16. cf. Vrſin. Anal. p. 89. ſeq.

Galiläa heißt das Meer [n]): auf Münzen des Herodes Tetrarcha hats trirerem zum Bilde — **Grotius** und **Wetſtein** haben einen guten Anfang gemacht zum Belege dieſer Bilder, der ſehr vermehrt werden könnte.

Von der Jüdiſchen Bilderſprache will ich nicht daſſelbe Lied zweimal ſingen und verſparte nur bis hieher anzuführen, daß, was auch die **gelehrte Sprache der Juden damaliger Zeit** betrift, dies Buch den Ueberbleibſeln älteſter Rabbinen zu Folge **aufs klarſte** geſchrieben geweſen ſeyn müſſe. Die meiſten Ausdrücke, die uns fremde dünken, ſind ihnen gewöhnlich: die Bilder, die bei uns einer weitläuftigen Auslegung nöthig haben, ſind ihnen **angenommene** Symbole aus den Propheten, wie bei uns Poſtulate und Kunſtwörter aus angebauten Wiſſenſchaften, die nicht erklärt werden dörfen; endlich gar die Anwendung und Deutung dieſer Bilder iſt hie und da ſo fein, neu, und eben oft im Geiſt dieſer Zeit und Deutungsweiſe. Welch ein Feld hätte

---

n) Kap. 8, 8. cf. Harduin. de nummis Herod. p. 16.

hätte ich hier, wenn ich die Ausdrücke der älteſten Juden vom Paradieſe, den Ordnungen und Kränzen deſſelben, den Leuchtern, dem Wagenthron Gottes, den Zeichen vor Ankunft des letzten Tages, dem Siegel Gottes auf ſeinen Erwählten, den letzten Trommeten, dem ewigen Evangelium, von Moſes und Elias Stimme vor des Meſſias Ankunft, dem Drachen, den Ungeheuern, die Meſſias zu überwinden, dem Siege, den er zu erſtreiten, dem Reich, das er zu zerſtören, dem ewigen Reiche, das er zu errichten hat, hier anführen wollte! Auch die zärteſten und ſchönſten wären zu lang, hinderten den Eindruck dieſes Buchs, das ſie auf ſeine Weiſe anwendet; zudem ſind ſie von jedem, der ſuchen will, auch geſammlet leicht zu finden o). Inſonderheit nimmt das ſo-

viel

---

o) S. inſonderheit Schöttgens horae Hebr. in N. T. T. I. p. 1081. T. II. ganz und gar. Deſſelben Jeſus der wahre Meſſias. Leipz. 48. faſt ganz und gar. Er hat ſich meiſtens an die ältern Rabbinen, inſonderheit das Buch Sohar gehalten. Sonſt außer Wetſtein in Apocalypſ. und Ligtfoot hin und wieder, Eiſenmenger, Bodenſchatz u. ſ. ſo-

fern

viel beſtrittene **erſte Auferſtehn und Gericht der Heiligen**, ſo wie des **neuen Jeruſalems** und der letzten **Schmerzen** des Meſſias (חבלי המשיח) aus ihnen große Erläuterung. Auch die Berechnung der Zahl des Thiers, (Daniels Gräuel der Verwüſtung), iſt nach der Gematria weiter kein Räthſel. Viele Umſtände und Lobgeſänge ſind bekannte **Gebräuche** und **Gebete** der Juden: z. E. das ſiebenfache Lob der Engel, die Feier des himmliſchen Laubhüttenfeſts, wo ſie das große Hoſanna ſingen, Waſſer ſchöpfen aus dem Heilbrunnen, und den Palmzweig (לולב) in Händen tragen. So iſts mit dem Liede Moſes, ſo mit dem **Trauergeſange** über das untergehende Babel, da ganze Stellen des Segens über die Braut (ברכת נשיאין) die bekanntermaaßen mit dem Becher und dem Ringe verlobt wird, in Fluch verwandelt ſind, weil Gott ſich von dieſer Unreinen, die Becher und Ring entweiht hat, auf ewig ſcheidet. Alle ſolche Stellen trugen theils zur höchſten Verſtänd-

---

fern ſie Stellen geſammlet: Harenbergs Offenbarung u. ſ.

ſtändlichkeit, theils zur feineſten Zierde der Bilder bei und ſind freilich, ohne weitläuftige Erläuterung, für uns verlohren. Die **Geſtalt** und das **Amt** aller **Engel** und **Geſandſchaften** dieſes Buchs ſind völlig Jüdiſch: und es wäre nicht möglich geweſen, ſo alberne Deutungen derſelben auf Irrlehren oder Perſonen zu machen, wenn man das Geringſte von dieſer „**obern** „**Haushaltung Gottes**„ und dem Dienſt ſeiner Unſichtbaren nach Jüdiſchen Begriffen gewußt hätte. Der Engel, der die Gebete vor Gott bringt oder gar den heiligen Gebenedeiten mit der Krone der Gebete krönet, der **Engel des Angeſichts**, der trommetet, ſo wie die **Mittelſäule** zwiſchen Himmel und Erde, die Frieden verkündigt, der **Feuer- und Waſſerengel**, die **Prieſter** mit den ſieben letzten Schmerzen ſind ſo zarte ſymboliſche Vorſtellungen, daß es wehe thut, ſie von ſo grober Deutung entweiht zu ſehen. Endlich das **große Ganze** des Buchs — ich habe lange darauf bereitet, ich habe es um damit nicht zu ſtören, bis ans Ende verſparet, und vielleicht kommts unſern Anti-Jüdiſchen Vorurtheilen noch zu früh. —

Das **Ganze** des Buchs, ſage ich, die Anlage, aus der ich alles bis auf jede Erſcheinung, jeden Engel, jedes Zeichen, faſt jedes Wort möchte ich ſagen, auf ſeiner Stelle erklären kann, und ohne ſie im Plane vieles ein Wald bleibt; ſie iſt — **die Geſtalt Chriſti im Anfange des Buchs, in den Glanz der Sephiroth gekleidet**). Aergere dich nicht, Leſer, ſondern komm und ſieh!

Er

---

p) Ich laſſe mich nicht aufs Alter dieſer Sephiroth, des Grundes der Kabbala der Juden, ein, noch weniger aufs Alter ihrer Zeugen. Spuren davon ſind in den älteſten Ueberbleibſeln Rabbiniſcher Weisheit, ſo wie ihr Grund in der Schrift (1 Chron. 29, 11.) und ihr offenbarer Erweis in vielen Stellen der Offenbarung, die doch, von wem ſie auch ſeyn möge, gewiß vom erſten Jahrhundert her iſt. Es folgt hieraus nicht, daß Johannes die Sephiroth betrachtet wie ſie neuere Rabbinen betrachtet haben; noch daß er an ſie gehangen, was dieſe an ſie hängen. Offenbar iſt ſie ihm nur ein Bild vom Namen der Herrlichkeit Gottes (1 Chron. 29, 11.) in die Geſtalt des Menſchenſohns (Jeſ. 11, 1 — 9.) verkleidet. Alſo gehörte auch zu ihrer Anwendung keine Rabbiniſche Gelehrſamkeit, ſo wenig als ſie dazu gehört, ſeinen Ver-

Er kam, der da kommen ſollte, von ſeinem, des Herren Tage. Als Menſchenſohn ſtand er da und zugleich als der Alte der Tage (עתיק יומין) Sein Haar wie weiße Wolle, wie Schnee; unendlich, unanſchaubar, die höchſte Krone: (כתר, אין כוף) Seine Augen, wie Feuerflammen des Verſtandes (בינה) ſein Othem ein Schwert des richtenden Geiſtes der Weisheit (חכמה) ſein ganzes Antlitz, wie die helle Sonne. Macht und Gnade (גבורה, גודלה) ſind ſein Arm, der belebt und tödtet, die Schlüſſel der Hölle hat und die ſieben Sterne. Der goldne Gurt um die Bruſt iſt die Zierde ſeiner Mittelſäule (תפארת) Er hat, (wie das Buch eigentlich ſagt) einen Namen geſchrieben auf ſeiner Hüfte, (נצח) der Sieg: und Einen

Vortrag nach den 6 Hauptſtücken des Katechiſmus Lutheri, oder eine Predigt nach dem mancherlei gewöhnlichen Vſu einzurichten. Auf die Art der Anwendung, nicht auf die Form des Urbildes kommt Alles an; und die iſt bei ihm leicht und natürlich. Zum Gebrauch eines allbekannten Typus braucht es kein Studium vieler Jahre. — —

nen auf ſeinem Kleide, auf dem langen Talar ſeiner Ehre. (הוד) Sein Fuß iſt Silbererz, das **Fundament** der Welten. (יסוד): das Reich (מלכות) iſt ſeiner Füſſe Schemel. Dies iſt, nach den Zügen des Buchs und eigentlichen Winken deſſelben ſeine Geſtalt; ſie iſt der **Glanz der Sephiroth** in Himmel und auf Erden:

1.
Hauptes-Krone.
Verſtand.
Weisheit.

2.
Stärke des Arms.

3.
Arm der Gnade.

4.
Gürtel der Zierde.

5.
Hüfte des Siegs.

6.
Kleid der Ehre.

7.
Fuß der Ruhe.
Schemel des Reichs.

So erſcheinet Er, der iſt und war und kommt, (ג״ר: die drei erſten Namen, unendlich, unergründlich, unzertrennbar, das Urlicht der Gedanken und Kräfte ſind in ihm): und die ſieben Geiſter (ז״ת: Fackeln ſeines Ausfluſſes, Strahlen ſeiner Würkung, die ſieben untern Hülſen und Namen) brennen in ewiger Flamme vor ihm, (אדם קדמון) dem Urquell der Schöpfung Aller t). Er ſtehet da, der Ewiglebende, die

---

t) Schon Vitringa (Obſ. ſacr. T. I. p. 142.) iſt auf die Gedanken gekommen, den Baum der Sephiroth auf die menſchliche Geſtalt zu deuten und dabei die Aehnlichkeit der Erſcheinung Chriſti in der Offenbarung hin und wieder zu bemerken. Das Erſte iſt nicht ſo neu, als er glaubte: Denn die Schriften der älteſten Rabbinen (Idra Rabba, Sota, Sohar u. ſ.) ſind davon voll, leiten Alles daher, und wiſſen von keiner primogenern Vergleichung. Außerdem iſt er mit ſeiner Deutung nicht weit gekommen, wie bei יסוד und מלכות offenbar iſt. Die Anwendung der Geſtalt auf das Ganze des Buchs der Offenbarung, die doch ſo ſichtbar iſt, hat weder Er, noch Rhenferd (de ſtylo Apocalyp. Cabbaliſt.) vermuthet. Lezterer (v. Opp. p. 1. und Meuſchen ad N. T. p. 1090.) iſt nur beim Gruße Kap. 1, 4. 5. und einzelnen Ausdie Feuer- und Flammenſäule aus jener Welt, ein unergründlicher und doch ſichtbarer Baum der Weisheit. Es wird eine Ruthe aufgehn aus dem Stamm Iſai und ein Zweig aus ſeiner Wurzel Frucht bringen; auf welchem wird ruhen der Geiſt des Herrn, der Geiſt der Weisheit und des Verſtandes, des Raths und der Stärke, der Erkenntniß und Furcht des Herrn. Sein Riechen wird ſeyn in der Furcht des Herrn. Er wird mit Gerechtigkeit richten die Armen und mit Ge-

---

Ausdecken des Buchs ſtehen geblieben, ohne zu bemerken, daß das Ganze des Buchs die angewandten hellen Sephiroth ſind. Was ſich aus dieſem großen und ſchönen Plan am meiſten ergiebt, iſt, wie unrecht die haben, die durch χρονας und συγχρονας das Buch nach Willkühr und Belieben zerſtücken, durch einander werfen, und alſo zur Schau tragen, nachdem es ihrer Hypotheſe gelüſtet. Und die gerühmten, ja verehrten und angebeteten Entdeckungen des Medi. H. Mori, ja auch einem Theil nach Bengels u. a. beruhen auf dieſem Kunſtſtück. Das Buch iſt ein unzertrennliches, lebendiges Ganze von Anfang bis zu Ende, wie offenbar dieſer Plan giebt.

Gericht rächen die Elenden im Lande. Mit dem Stabe ſeines Mundes wird er die Erde ſchlagen und mit dem Othem ſeiner Lippen den Gottloſen tödten. Gerechtigkeit der Gurt ſeiner Lenden und Treue der Gurt ſeiner Nieren — ſo richtet er hier: regt mit dem Othem ſeines Mundes die Stimmen des Geiſts auf der Erde und zeigt den Seinen die ſieben Wohnungen, Ordnungen und Schätze des Paradieſes. (שבע שמות, בתים, בתוה.)

Da iſt

1.

Der Baum des Lebens.

2.	3.
Das Bündlein der Lebendigen.	Das geheime Manna.

4.

Der Morgenſtern erſter Auferſtehung.

5.	6.
Die Prieſterwürde.	Die Fürſtenwürde.

7.

Der Thron.

Und Er zeigt ſich in Charakteren jedesmal hierzu gehörig. Sein Haupt träuft Thau des Lebens

Lebens aus der obern in die untere Welt: jene und dieſe ſein Reich, ſein Tempel, wo Er ihr Prieſter, Er ihr König, nur erkannter und unerkannter, näher und ferner wandelt. — Dieſe ſeine himmliſche Geſtalt, der Inbegriff aller Vollkommenheiten, die die Schöpfung und das himmliſche Heer ſinget, iſt ſo wie das Urbild der Geſtalt ſeines Volks, ſeiner Erſtgebohrnen, Erſterkauften (בכורים, כהנים ממלכת) die ihre Krone der Gedanken vor ihm niederwerfen, und um ihn thronen und mit ihm herrſchen und würken: ſo auch die ganze Geſtalt und Anlage des Buchs, das ſich hiernach zertheilet, die Geſtalt und Anlage des Reichs, das ſich nur alſo, nach ſolchen Eigenſchaften, Charaktern und Gliedern allmählich hervorarbeiten und ſichtbar machen kann. Kronen beginnen das Buch und die ihre Stelle vertretende Sterne: ſie glänzen aus der obern Welt in die untere nieder; Chriſtus iſt, der ſie niederbringt, der beide Welten verbindet (Kap. 1 — 3.) Der Himmel öfnet ſich, Jehovahs Tempel. Da thront der Unendliche, der Unanſchaubare, das Buch verſchloſſener Weisheit iſt in ſeiner Hand;

der

der vor dem Thron iſt, מנחם und צמח, Lamm und Löwe, der Mittelbaum des Lebens und der Kräfte machts zur offnen Weisheit. (Kap. 4. 5.) Aus dieſem Heiligthum der Namen, die kein Engel verwalten kann, die Gott allein verwaltet (י"ה) entſpringen alle Scenen des Buchs, in denen das Unſichtbare immer ſichtbarer, der Rathſchluß Würkung wird durch den Arm der Stärke und Gnade. So wie das entſiegelte Buch ſelbſt unter dieſen beiden Charakteren erſcheint: (Kap. 6. 7.) ſo erſcheinen nun die Arme ſeiner Ausrichtung, die Engel. Die Engel der Macht mit der Trommete des Krieges; der Engel der Gnade mit dem Evangelium des Friedens, in alle Pracht himmliſcher und Erdenherrlichkeit gekleidet. (Kap. 8 — 10.) Wir ſind alſo die Hälfte des Buchs durch, (כתר, בינה, חכמה, גבורה, גדולה oder חסד) und man wird zu Darſtellung derſelben in dieſer Verbindung keine beſſere Charaktere finden können in Himmel und Erde. Jetzt beginnet der Mittelpunkt, die Mittelſäule des Buches und der Geſtalt (תפארת) das ſchöne Zeichen des Himmels geht auf, das Weib in ihrer Zierde.

Mit Sonne, Mond und Sternen geſtickt, erſcheint der Gurt ſeines Reichs, die Gebährerin am Himmel, vom Drachen verfolgt, von Gott beſchützet. Schönheit und Häßlichkeit, Licht und Nacht ſtreiten um die Welt, und es wird Sieg im Himmel und auf Erden. (Kap. 12.) Der Drache und ſeine Unthiere, der Liſt und Macht, Gegenbilder der Gerechtigkeit und Güte des Herrn, werden aufgerieben; (Kap 13 — 18.) Und ſiehe, da geht die ſchöne ſiegeriſche Hüfte und der lange Talar des Triumphs hervor mit ſeinem blutigen Purpurſtreiſe. Auf ihnen ſtehn die Namen des Siegs und der Ehre (נצח, הוד) daß Friede werde und Gottes Veſtung. Es wird Friede und Gottesveſtung (שלום, יסוד) ſein Silberfuß erſcheinet. Satan wird gebunden: die Morgenſterne gehn hervor: es wird das erſte Reich, das Reich des Friedens, das Fundament ſeiner Herrſchaft. (Kap. 20.) Das ewige Reich kommt: der Fuß ſeines Throns wird ſichtbar: alles verſchlinget ſich in Herrlichkeit und Freude. Die Schechinah iſt bei den Menſchen; der Glanz aller Sephiroth iſt anſchaubar — Hier ſind ſie, Inhalt des Buchs im Bilde:

1. כתר

1.

כתר

Die Krone.

Die ſieben Briefe.

Kap. 1—3.

בינה	חכמה
Der Verſtand.	Die Weisheit.
Das verſchloßne Buch.	Das eröfnete Buch.
Kap. 4	Kap. 5—7.

2.	3.
גדולה	הכד oder גבורה
Die Stärke.	Hoheit und Gnade.
Engel der Trommeten.	Engel des Evangelii.
K. 8. 9.	Kap. 10. 11.

4.

תפארת

Die Zierde.

Die Gebärerin.

K. 12.

5.	6.
נצח	ה ד
Der Sieg.	Die Ehre.
Vertilgung der Ungeheuer.	Der Triumph.
K. 13—18.	K. 19.

7.

יסד oder שלום

Veſtigkeit, Friede.

Das erſte Reich.

Kap. 20.

מלכות

Das ewige Reich.

Kap. 21. 22.

Das iſt der Plan des Buchs, einfach und groß, wahr und menſchlich. Die Schöpfung muß langſam bereitet, allmälich gereinigt, und mit Feuer geläutert ſeyn, die Wohnung Gottes zu werden: durch vielen Kampf, Geburtsſchmerzen und Siegsmühe ringet die Nacht zum Licht, das Unvollkommene zur Vollendung, der Tod zum Leben. Wie in einzelnen Gliedern, ſo im großen Bau der Zeiten und Völker kommt das **Reich Gottes**, die Geſtalt des himmliſchen **Königs**, erſt am Ende der Tage: **Namen und Vollkommenheiten** der Herrlichkeit Gottes blitzen durch die Nacht, machen ſich immer mehr Raum, ſtreben vom Gedanken zum Wort, zur That, zur ſchönen That, zum Siege, zum Triumph, zur Ruhe, zum Reiche. Allmälich kamen die **Glieder** im Drange, im Sturm der Zeiten hervor, und ſind jetzt in ſchöner, ganzer Geſtalt, vom Silberhaar bis zum Silberfuße beiſammen: ein Stralenbild der Herrlichkeit Gottes, Schmuck der Edelgeſteine andrer Welt, die **Geſtalt Chriſtus**, des Menſchenſohnes. Wie edel iſt Alles an ſie gebunden! mit wie ſchönen, treffenden Namen, Glieder und Würkungen bezeich-

bezeichnet? Wer kann ſich den Hocherhabenen in ſchönerer, edlerer Geſtalt denken? Wer darf ein Gebilde entweihen, das Er, unſer Vorgänger und Bruder alſo geziert, alſo geadelt hat? Und wer ſollte nicht, wie Er, mit Kräften Leibes und der Seele an ſeinem Theil beitragen, den großen Bau zu bearbeiten und mitzuvollenden, der da iſt ſein Leib, nehmlich die Fülle deß, der alles in allem erfüllet. Der da iſt das Bild Gottes des Unſichtbaren, der Erſtgebohrne aller Schöpfung: denn in ihm ſind Alle geſchaffen, die im Himmel und die auf Erden, die Sichtbaren und die Unſichtbaren, es ſeyn Thronen oder Herrſchaften oder Fürſtenthüme oder Machten; alle ſind durch ihn und zu ihm geſchaffen. Und er iſt vor Allen und Alle beſtehen in ihm: Er das Haupt des Leibes, der Gemeine, Er, der Fürſt, der Erſtgebohrne von den Todten, damit er in Allem dem Vorgang habe. Denn es war das Wohlgefallen, daß in ihm alle Fülle wohne, und alles durch ihn vereinigt würde zu Ihm ſelbſt, der Friede ge-

gemacht hat durch das Blut ſeines Creuzes, daß durch ihn Eins würde Alles, es ſei auf Erden oder im Himmel. Heilig, heilig, heilig iſt Gott der Herr Zebaoth: alle Welt wird voll werden ſeiner Ehre. Amen.

Apocalypſis Ioannis tot habet ſacramenta, quot verba. Parum dixi pro merito voluminis: laus omnis inferior eſt.

Hieronym.

Weimar,
gedruckt bei C. J. L. Glüſing.

De

De

⁂

A

Vom

Einfluß

r Regierung auf die Wiſſenſchaften,

und

r Wiſſenſchaften auf die Regierung.

Von

Herrn Herder.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Berlin,
ey Georg Jakob Decker. 1781.

In magnis voluiſſe ſat eſt.

Erſte Frage.

In wie fern, und auf welche Art hat die Regierung auf Wiſſenſchaften gewirkt, bey den Völkern, wo dieſe blühten?

Es iſt ausgemacht, daß nicht alle Wiſſenſchaften zu jeder Zeit, unter jedem Volk und Clima geblühet haben: nur hie und da, und jetzt und dann, und meiſtens immer nur auf kurze Zeit ward ihr edelſter Geiſt ſichtbar. Das Licht der Wiſſenſchaften hat nur einen ſchmalen Streif der Erde, und auch ihn nur Farben- und Periodenweiſe berühret.

Woher nun dieſe Seltenheit und ſchnelle Abwechslung? Durchs Clima? Die Länder, wo die Wiſſenſchaften blühten und verblühten, veränderten ihr Clima nicht, oder wenig: Aegypten, Rom, Griechenland lie-

liegen, wo ſie lagen, und wie anders iſt ihre Verfaſſung an Literatur, Wiſſenſchaften und Künſten, als ſie ehemals war! Frankreich, England, Deutſchland, Schweden haben ſich ſeit Cäſars und Tacitus Zeiten durch Anbau und Aushauung der Wälder gewiß nicht dahin verändern können, wohin ſie verändert ſind. Auch der Stammkarakter eines Volks kann nicht die Urſache ſolcher Veränderungen ſeyn, denn jener bleibt: er iſt an Griechen, Römern, Galliern und Deutſchen noch nach alten Zeiten kenntlich; Fähigkeiten und Geiſt ſind dieſelbe, und ihre Productionen und Früchte doch ſo verſchieden — — Kurz, warum wollen wir theilen, was die Natur verband? Clima mag immer das Erdreich ſeyn, in dem der Same der Wiſſenſchaft wächſt, wo er hie und da beſſer gedeihet: Nationalkarakter mag die Art des Samens näher beſtimmen, der in ſolcher und ſolcher Geſtalt hie und da fort komt; die politiſche Verfaſſung eines Volks im weiteſten Verſtande, ſeine Geſetze, Regierung, Sitten, bürgerliche Schickſale ſind ohne Zweifel die nähere Bearbeitung des Ackers, die Ausſaat des Samens und zugleich die Himmelswitterung im weiteſten Sinne des Worts; ohne die nichts aufgehn, nichts gedeihen kann. Gerade mit ihr, wie die Geſchichte der Welt zeigt, hat ſich der Geiſt und die Blüthe der Wiſſenſchaften verändert.

So allgemein geſagt, iſt das Factum ziemlich bekannt und unläugbar; aber nun näher betrachtet, was wars eigentlich in der politiſchen Verfaſſung eines Volks, in ſeiner Geſetzgebung und Regierung, das die Wiſſenſchaften förderte und zum Flor brachte? Wars in allen Regierungen, unter allen Völkern, zu allen Zeiten daſſelbe? für alle Wiſſenſchaften daſſelbe? oder hat jede Wiſſenſchaft etwa ihre Regierung, ihre Zeit, ihre Lieblingsſtelle, wo ſie am ſchönſten gedeihet? Kommen in der Geſchichte dieſe Fälle wieder, oder iſt alles nur einzeln geweſen, und jede Wiſſenſchaft, wie jeder ſonderbare Zeitpunkt der Regierung hat nur einmal exſiſtiret? Laſſen ſich allgemeine Grundſätze finden, wie gewiſſe Arten der Regierung ſich zu Arten der Wiſſenſchaft, und Zeitpunkte der Regierung zu Zeitpunkten der Wiſſenſchaft verhalten? oder iſt in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes und Volks alles ein Wald, ein Chaos? Da dies nicht zu vermuthen iſt; laſſen ſich obige Geſetze und Bemerkungen auch anwenden? Kann man Zeiten, Wiſſenſchaften, Künſte wiederbringen, die nicht mehr ſind? und welche Wiſſenſchaften werden von unſerm Zeitgeiſt der Regierung und Bedürfniſſe des Staats genähret? Wie ſtehn wir darinn gegen die Alten? haben wir gewonnen oder verlohren? und was haben wir für die Zukunft, nachdem ſich jetzt die politiſchen

Räder des Schickſals drehn, für die Wiſſenſchaften zu hoffen oder zu fürchten? — Ich fühle innig die Verflochtenheit, Feinheit, Tiefe und Umfang dieſer Fragen: ſie ſind der Knote, der die politiſche Geſchichte mit der Geſchichte der Wiſſenſchaften, das Reich des Unſichtbaren menſchlicher Kräfte mit der ganzen Sichtbarkeit ſeiner Anläſſe, Triebfedern, Hinderniſſe, Veränderungen u. dgl. aufs ſonderbarſte und in jedem Zeitraum auf eine ſo eigne Art verwebt, daß vielleicht nirgend die Allmacht und Ohnmacht menſchlicher Bemühungen ſichtbarer wird, als in dieſem ſo mühſamen, weiten und verflochtnen Gange. Indeſſen in magnis voluiſſe ſat eſt! iſt der Wahlſpruch ſo meiner Geſchichte, als meiner Betrachtung. Die königliche Akademie kennet die Schwierigkeiten der Aufgabe beſſer, als ich ſie kenne; und doch gab ſie die Frage auf. Sie erwartet die Antwort eines Menſchen, nicht den Aufſchluß des Genius der Wiſſenſchaften und der mancherley Regierungen der Völker.

1. Vom Einfluß des väterlichen Regiments auf den Keim der Wiſſenſchaften.

Wo keine Regierung iſt; findet auch keine Wiſſenſchaft ſtatt: wir können den Satz kühnlich annehmen,

men, ob es gleich keine Beweiſe davon in der Geſchichte giebt.. Das Menſchengeſchlecht iſt nie ohne Regierung geweſen; dieſe iſt ihm ſo natürlich, als ſein Urſprung, als die Zuſammenkettung ſeiner Glieder in Geſchlechter; wo Geſchlecht iſt, iſt ſogleich Regierung da. Auch Völker, die eigentliche Wiſſenſchaft nicht haben; Regierung haben ſie immer, obwohl unvollkommene Regierung: ſelbſt Menſchen, die unter die Thiere gerathen, lernen die Künſte, Sitten, und Lebensweiſe der Thierart, deren Mitbürger ſie wurden, die ſie ernährte und auferzog.

Von Utopiſchen Träumen alſo hinweg, ſehen wir auf die Geſchichte der Regierung des menſchlichen Geſchlechts, wie ſie iſt, wie ſie ſeyn mußte. Der Menſch wird von Vater und Mutter, alſo im Schoos der Geſellſchaft, unter der mildeſten Regierung gebohren, die ihm ſeine Schwachheit nothwendig macht, und von der er den Keim der Wiſſenſchaft auf die leichteſte, natürlichſte Weiſe ererbt bekommt. Er lernt Sprache von ſeinen Aeltern, und mit der Sprache empfängt er Kenntniſſe, Nachrichten, Geſetze, Rechte. Die Begriffe ſeines Vaters, die Lehren ſeiner Mutter gehn in ihn mit der Milch, mit dem Anblick täglicher Gewohnheit, mit Uebungen und Jugendſpielen über: und da kein Anſehen über väterliches Anſehen, keine

Weisheit über Vaterweisheit, keine Güte über Aelterngüte gehet, mithin dieſe kleine Regierung die vollkommenſte iſt, die gefunden werden kann; ſo ſind auch die Eindrücke davon ſehr tief in den Herzen der Kinder und Kindeskinder, zumal in den Zeiten der Unſchuld und frühen Einfalt. Sage der Väter war immer der Urquell aller Weisheit: ihr Urtheil, ihre Sprüche waren der höchſte Beweis, über den nichts hinausgieng, wie das alte Buch Hiob in treflichen Exempeln weiſet. Der Vater erbte ſeinen Schatz von Erfahrung, Naturkenntniſſen, Unterricht, Lehre durch Tradition hinunter; dieſer ward wie ein Heiligthum angenommen, vermehrt oder verfälſchet. Die älteſten Proben und Keime menſchlicher Wiſſenſchaft ſind Worte, bedeutende mächtige Sprüche und Sprüchwörter, ſittliche Gebräuche, Weisheit- und Lebensregeln, meiſtens auf eine künſtliche Weiſe dem Gedächtniß zur ewigen Erinnerung geſagt; ſodann Fabeln, Geſchlechtsregiſter, Lieder von Thaten, von Tugenden, Sitten der Väter, ihr Segen, ihre letzte Worte, Weißagungen, die über dem Geſchlecht ſchweben, die ihm ſein Glück, ſeine Zukunft prophezeien — lauter Abdrücke der erſten, väterlichen Regierung. Selbſt die Religion nahm dieſe Geſtalt an. Der Vater der Menſchen ward dieſes Geſchlechts Vater: der Gott ihrer Väter erſchien gleichſam in der erſten, freundlichen Geſtalt derſelben, ihre Hütte ward Tempel, ihr Tiſch Altar, Vater und Erſtgebohrner die Prieſter deſſelben; alle älteſte Religionen ſind voll ſolcher **Geſchlechts- Vater- und Kindeszüge**; und wie konnte den Menſchen, was ihnen ſo nöthig war, Wiſſenſchaft, Weisheit, Sitte, Religion, Tugend, ſanfter empfohlen und angebildet werden, als durch dieſe zarten Bande der väterlichen Regierung! hier bildete, hier lehrte Alles. Die erſte Geſetzgebung war Natur, der erſte Gehorſam zu lernen Erbtheil, Erziehung, Wohlthat.

Nachdem dieſe väterliche Hütte Stand, Gegend, Lebensweiſe, Geſchäfte, Erfahrung hatte: nachdem war auch der Keim der Wiſſenſchaft, den ſie gab und forterbte. Iſt die Gegend um ſie her ein Garte der Natur, auf der ihre Kinder, wie Lämmer auf der Aue umherſpielen: iſt ihr Clima, ihr Geſchäft, ihr Blut leicht, ihr Leben angenehm, ihre Sitten gefällig; die erſten Sproſſen ihres Geiſtes werden Blumen, werden Früchte hiernach zeigen. Eine Schäferaue giebt **Schäferlieder**: ein Tempe, ein Arkadien lockt einen Apollo vom Himmel herunter. Geſchwiſter, die ſich lieben, Braut und Bräutigam, die liebend um einander dienen, ſchöne Scenen der Natur, ſchönre Scenen des Herzens und der ungekünſtelten Empfindung, geben Idyllen, Liebesgeſänge, Unſchuldserzählungen, Schäferpſalmen, eine Mythologie voll Hirtenweisheit. Ueberall in der Welt, wo es Flecken und Winkel von ſo glücklicher Verfaſſung giebt, ſieht man auch die Blumen derſelben, oft nahe dem Scepter des ärgſten Deſpotismus gedeihen. Sicilien war von jeher das Land der Idylle, was auch in den Städten für eine Regierung herrſchte: Irrland bis auf die Zeiten der Eroberung das Land der Schäferlieder, das beynahe keine andere Denkmale ſeiner Vorfahren kannte: der Hirt in Spanien, mit Armuth und ſeiner ſchönen Wüſte vergnügt, ſinget und weiß nichts vom Druck und dem Gewühl der Städte: ſelbſt in der Türkey und dem heiſſen Afrika giebts viele ſolcher ſchönen Flecken, die dem Deſpotismus der Baſſen fern, in ihrer Wüſte, wie glückliche Inſeln im Meer liegen, und wo nicht Früchte, ſo doch Blumen ſolcher Art tragen — Blumen, die bey ihnen Natur ſind, in den Schulen aber und im Nebel der Städte Kunſt, oft ſehr entweihete, gemißbrauchte Kunſt werden. Der Blumenſtrauß ſolcher Empfindungen und Sprache entfärbt ſich und verwelkt, wo ihn nicht mehr Athem der Natur anwehet; zuletzt ſchiebt man bunte Papierblumen, wohlgeätzet und wohlgebunden, an ſeine Stelle, aber ohne alle Kraft und Wirkung. Alles mag die Kunſt ſchaffen können, nur nicht Natur;

die

die Naturſtücke dieſer Art aus dem erſten frühen Alter der Welt voll Kindereinfalt, und Hirtenunſchuld, und Jungfrauenſchöne werden die Einzigen ſolcher Art bleiben, bis etwa wieder ſolche Zeit kommt —

Steht die väterliche Hütte nicht auf ſo glücklichem Grunde, der Lebensunterhalt wird ihr ſchwer, das Clima iſt rauh und wüſte, ſie iſt mit Gefahren umringt, muß ſtreiten, muß jagen, muß wandern; ſofort nehmen ihre Kenntniſſe, ihre Geſinnungen andern Weg, der Ausdruck derſelben bekommt andere Farbe. Treten viele Geſchlechter und Stämme zuſammen, ſo wird ein Chan, ein Sultan, ein Anführer, der zuerſt gemeinſchaftlicher Vater iſt, und wo es nicht Umſtände hindern, mit der Zeit ein eigenmächtiger Beherrſcher wird. Wir betrachten ihn jetzt nur im erſten Falle, ſo lange Noth die Seinen wachend erhält, daß er nur Vater, nur Anführer bleibe. Mithin iſt ſeine Horde entweder im Kriege oder in Friede; hiernach und nach dem Zuſtande, den Geſinnungen, der Verfaſſung und Lebensweiſe, in beyden formen ſich auch ihre **Ideen** und **Lieder**. Die Araber, die ihre Wüſte zwingt, ein Volk in Stämmen und frey zu bleiben, haben Jahrtauſende durch ihren Karakter, ihre Sprache, ihre Religion und Dichtkunſt erhalten. Letztere iſt gerade das, was ihre Verfaſſung will und ihr zu ſeyn gebiethet: **Geſchlechtregiſter**, **Ruhm** des **Stammes**, **Sage** der **Väter**, **Lehre** der **Weisheit** in Bildern, in Räthſeln, im Sprüchwort, **Geſang** der Tapferkeit, der Rache, und Stammesfreundſchaft, Abentheuer in Muth und Liebe, wunderbare **Erzählungen**, die ihre Wüſte und Einſamkeit, ihr Hin- und Herziehen, ihre Entfernung von einander, ihr Geſchäfft, ihre Lebensart ſo ſehr begünſtigt. Es iſt wunderbar und fremde, wenn ein gelehrtes ſitzendes Volk aus lieber Muſe und langer Weile ihnen hierinn nachahmen oder zuvorkommen will, da weder von außen noch von innen etwas in ihm dieſe „**Stammeswiſſenſchaft** und **Dichtkunſt**" will oder fördert —

Die Sprache der **nordiſchen Jagdnationen**, die ebenfalls ihr Clima in ſolchem Zuſtande feſt hält, iſt bekannt genug in ihren Geſängen und Reden; und nicht minder mit ihrer Verfaſſung einig. Was kann in ihr gedeihen, als **Kriegestanz** und **Blutgeſang**, **Wort** des **Führers** und **Heldenlied** der **Väter**? Vielleicht waren die Geſänge der alten Deutſchen ihnen ähnlich: ſo wie die Seele aller ziehenden Streitnationen in ſolchen Liedern gelebt hat. Die nordiſchen Völker, zu Lande oder auf Schiffen kämpfend, wußten von keiner andern Literatur, als von Abentheuern

theuern des Muths und der Liebe. Sie mögen viel oder wenig von Ausländern angenommen haben, der Stamm ihrer Dichtkunſt und Mythologie liegt in ihrer Verfaſſung, in ihren Sitten, in ihrer Regierung. Selbſt die Celtiſche Poeſie, ſo zart und fein ſie iſt, (vielleicht durch Mac-pherſon geworden) iſt hievon Zeuge: ſie iſt **Poeſie der Stämme, der Geſchlechter.** Ihr Fingal iſt Held und Anführer, aber auch Liebhaber, Bräutigam, Gemahl, Freund, Vater: Oßian iſt Krieger, aber auch Sohn des edlen Fingals, und in dieſer Beziehung eben der Lobſänger ſeines Vaters, ſeiner Freunde, ſeiner Brüder, ſeiner Söhne. Die Poeſie des Stammes, und zwar ſolcher kleinen ſchottiſchen Stämme, kann kaum in ein ſchöneres Licht geſetzt, und die Situationen derſelben ungeſchmückter, natürlicher, reicher behandelt werden, als in dieſen Geſängen (ſie mögen alt oder neu ſeyn) geſchehen iſt. Sie ſind die Blüthe ſolcher Verfaſſung, ſolches Lebens von ſeiner ſchönen Seite, und es iſt elendes Nachgeſinge, wenn wir in unſern Städten und Häuſern Oßiane ſeyn und Fingals, Schilricks und Vinvela's ſingen wollen, wie ſie dort waren und — nicht mehr ſind.

Wo in der Verfaſſung die Zeit ſolcher **Abentheuer, Stamm- und Ritterzüge** wiederkehrte, kehrte ihr

Abdruck

Abdruck in den Wiſſenſchaften, zumal den Geſängen, wieder; ich darf nur an die Zeiten der Troubadors, der Provenzalen und andrer Sänger ihrer Art erinnern. Einzelne Feldzüge, Fehden, Abentheuer lebten damals in Waffen und in der Liebe; der Abdruck davon war auch ihr Geſang, und die erſten Heldendichter Italiens haben aus dieſer Quelle geſchöpfet. Würde Dante ſeinen Himmel, Hölle und Fegfeuer wohl durchwandert haben; wenn er darinn nicht ſeine Geliebte, ſeine Freunde und Feinde, die Feinde ſeines Geſchlechts, die Familien ſeiner Vaterſtadt hätte finden wollen? Jo mi ſon vn, konnte er ſagen,

— — che quando
amore (odio) ſpira, noto e a quel modo
che detta dentro, vo ſignificando —

In ſolchem Geiſt der Zeit und der Verfaſſung ward Virgil ſein Führer. Liebte Petrarca ſeine Laura, ſein Vaucluſe nicht, wie ein ziehender Araber ſeine Selima und ſeine ſchöne Wüſte? Pulci, Arioſt, Scandiano nährten die Reſte des Abentheuer- und Rittergeiſtes, ſchöpften aus Novellen und Sagen, die damals noch im Munde des Volks oder im Andenken der Erinnerung waren: ſie lebten im Lande kleiner Staaten, berühmter Familien, Häuſer und Perſonen, die einſt ſo viel Zwiſte gehabt, ſo viel Abentheuer und Wunder verübt hatten: der Geiſt dieſer Verfaſſung war ihre Muſe. — — Ja, was ſäume ich an dieſen ſpäten, ſchwächern Nachbildern der Stammes- der Geſchlechts- der Helden- und Väterſage? Der erſte und größte Heldendichter der Welt, Homer, ſang er nicht den Geiſt ſeiner Väter und ihrer Verfaſſung, und Stämme und Thaten? Homer, hätte er in einem deſpotiſchen Lande gelebt, wo Alles Sultan oder Sklave, wunderbar oder verhüllt iſt, hätte er ſingen können, wie er ſang? Jetzt ſingt er ein verſammletes Griechenland, eine Ariſtokratie von Königen und Helden, zu Einem gemeinſchaftlichen Abentheuer verſammlet. Der Ruhm ſeines Stammes, ſeiner Helden, ihrer Völker und Geſchlechte iſt vor ihm, und er zeichnet jeden und jedes frey, und rein, und unverhüllt, nach dem Maaße, wie es wirken ſoll: hiernach iſt Wind und Welle, Roß und Mann, Gott und Göttinn, gewählt und geordnet. Sein Ulyſſes iſt ein Abentheurer zu Schiff, wie ſein Agamemnon und Achilles, Hector und Paris zu Lande. Die griechiſchen Dichter vor ihm haben alle aus dieſem Quell des Nationalruhms, der Geſchlechts- und Stammesſage geſchöpft: ihre beſte, auch ſpätere Dichtkunſt iſt daraus erwachſen, ihre Mythologie darnach verkleidet. Die älteſten Proben griechiſcher Weisheit waren, wie überall, Geſänge der Vorwelt, Thaten und Sprüche der Väter; auch in ſpätern

Zeiten

Zeiten bedienten ihre Geſetzgeber ſich dieſes Mittels zur Bildung, und wurden gleichſam ihrer Vaterſtadt Väter; — kurz, die erſten Keime der Wiſſenſchaft (die wir jetzt ſchon in ſehr verwickelte Zuſtände verfolgt haben) wurden überall auf gleiche Weiſe gebauet und fortgepflanzet, nämlich durch **Geſchlechtsbildung, Stammeslehre** und **väterliche Regierung.** Hier durfte noch kein Gold, kein Zwang, keine Belohnung wecken: die Luft, worin man lebte, das ganze Medium der Verfaſſung, Erziehung, der Begriffe und Zwecke, in denen, für die man lebte — ſie weckte den natürlichen Ausdruck, der an ihr hieng, das **Geſchlechtslied**, die **Lehre**, die **Helden-** und **Liebesſage**. Dieſe waren nichts, als der Schall, der aus ſolchem Zuſammentreffen entſtand, der elektriſche Funke, der ſichtbar wurde.

2. Vom Einfluß der deſpotiſchen Regierung in die Wiſſenſchaften.

Es ſcheinet, die Natur habe den Zuſtand väterlicher Regierung nur als Einleitung ins menſchliche Leben, als ſanfte Vorbereitung verordnet, den Menſchen zu härtern Zuſtänden und mehrerer Wirkſamkeit zu gewöhnen. Bald fallen Stämme zuſammen; ſo wird durch Stolz oder Güte ein Allgemeinvater, ein Allgemeinherrſcher. Es wird ein Ehrgeiziger gebohren, der unbewehrte Hirten jetzt ſelbſt als Schafe vor ſich treibt, und Kinder allmählich als Sklaven behandelt. Verblendet von ſeinen Talenten, ſeiner Uebermacht und Größe, gewöhnt man ſich, ſein Joch zu tragen, mit der Zeit auch es zu küſſen und mit Blumen zu umwinden; aus dem Menſchen wird ein Gott, aus dem Vater ein Sultan.

Aller **Deſpotismus** des Orients, (wo er aus vielen Urſachen recht zu Hauſe iſt) hat darinn etwas Göttliches, daß ſein Wille, als Geboth des Schickſals, verehrt wird, und dem Sultan immer ein Mufti zur Seite ſtehet. Die Hauptwiſſenſchaft eines ſolchen Staats muß alſo gewiſſermaßen immer Theologie, ſein Hauptbuch ein Koran werden, neben dem eigentlich kein andres aufkommen darf und ſoll. Der Iman deutets, und zwar mündlich; der Kadi führts mit ſchneller Gewalt aus; zu diſputiren gilt hier nicht, noch weniger zu philoſophiren; es ſind Ausſprüche Gottes und ſeiner Geſandten. Was ſoll Staatskunſt, Philoſophie der Geſetzgebung unter einem Sultan? Die zarte Pflanze kann unter dem drückenden ſchwarzen Baum nicht gedeihen: der Sultan iſt Gott, ſein Wille Geſetz, ſein Wort Tod und Leben. Was ſoll feine, neue, ergrübelte Kriegskunſt, die nicht etwa von den Vätern geerbt iſt? Glück und

Unglück kommt aus den Händen des Schickſals, und rauſcht in der Fahne des Propheten. Selbſt die Arzneykunſt, wo ſie nicht väterliches Geboth war, iſt ohnmächtig: Leben und Tod kommt aus der Hand Gottes und **Islamiſmus**, Ergebung in ſeinen Willen, iſt Hauptwiſſenſchaft und Weisheit. Iſt dieſe mit Muth, Entſchluß, Klugheit, Kühnheit, Glück verbunden, wie weit kann ſie führen! zu welchem Reichthum! zu welcher Höhe! aber auch zu eben ſo ſchnellem Fall. Alles Aeußerſte gränzt hier zuſammen, Höhe und Tiefe, Muth und Feigheit, Alles und Nichts. Kein Mittelſtand, keine Dauer; und alſo auch nichts von den Pflanzen, die dieſen Stand, dieſe Dauer, dieſe ruhige Pflege und Wartung fodern, wie's doch die meiſten Wiſſenſchaften ſind. Was nicht **lauteſter Hymnus** iſt, wird die verſteckteſte **Räthſelweisheit**: was nicht als Gottes- und Königspflanze blühet, muß ſich ein ruhiges Thal ſuchen, wo es für ſich verborgen lebe, und weder von drückendem Schatten, noch brennender Sonnenhitze verzehrt werde.

Ich kenne unter ſpätern Schriften des Orients kein ſchöner Buch, als das **Perſiſche Roſenthal von Schich-Sadi**; es enthält, dünkt mich, die feinſte Blüthe, die im Garten eines Sultans gedei-

hen

hen kann. Seine Moral iſt wahr, einfach, edel, fein eingekleidet, und wenn ich ſo ſagen darf, mit göttlichem Ton menſchlich. Sein Inhalt iſt: „der Könige Gemüther und Sitten, der Derwiſche Art und „Sitten, Reſignation, Verſchwiegenheit, Liebe und „Jugend, Schwachheit und Alter, Kinderzucht und „gute Sitten, Höflichkeit und Sprüchwörter" — mich dünkt, dieſe acht Kapitel ſind Hauptüberſchriften von dem, was unter der Sultaniſchen Regierung an Philoſophie und Moral in Betracht kommt. Seine Vorrede fängt mit dem ſchönſten Hymnus auf Gott und mit Fabeln an, in denen ſeit den älteſten Zeiten die Morgenländer ſo einzig waren; ſie endigt aber mit einer Dedication „an Abubekr, den Sohn Sadi, „den König, der in der Welt der Schatte Gottes, „König aller Könige, der Gewaltigſte unter den Völkern, Beherrſcher der Erde und des Meers, Erbe „vom Reich Salomo" — und noch viel mehr iſt; welche Dedication mit dem, was er ſonſt von ſeinen Lebensumſtänden anführt, vieles in ſeinem Buche aufſchließt. Wer in aller Welt den **Hymnus**, die **Fabel**, das **Bild**, das **Sprüchwort**, die feinſte **Räthſelweisheit** u. d. gl. ſuchen will, wird ſie unter ſolcher Regierung finden. Hier blühen die gewürzreichſten Blumen unter den dickeſten, breiteſten Blättern: hier ſtrebt die Ceder und der Palmbaum

In den Zeiten des Verfalls konnten noch immer Propheten ſeyn, die nach dem Geſetzbuch der Nation gegen ihren Deſpoten ſprachen: wie Iſraels König ſeyn ſollte. Aus dem Munde Gottes nahmen ſie Segen und Fluch, und hielten wenigſtens die Augen des Volks wachſam über das, was recht und gut, und erlaubt ſey. Ihre Prophezeyung vertrat die Stelle der Staatsweisheit, wo in einigen verwickelten Fällen der Erfolg es genugſam zeigte, wie übel es gieng, wenn man davon wich. Kurz, der großen Seele des Moſes, ſeiner Geſetzgebung und ſeinem Bunde haben wir eine Reihe der folgenden trefflichen Schriften in Dichtkunſt, Geſchichte, Lehre und Weisheit zu danken, die kein anderes Volk beſaß. Propheten, Weiſe, Lehrer des Volks, Prieſter, ſelbſt die guten Könige giengen auf ſeiner Spur; ſein theokratiſches Geſetzbuch ward die erſte Vormauer gegen Gräuel der Abgötterey, Unmenſchlichkeit und Unterdrückung, ſo wie eine Pflanzſchule reiner Begriffe von Gott, edler Hymnen, Pſalmen, Anmahnungen und Lehren — wie glücklich, wenns ganz in Erfüllung gegangen wäre! Nun waren viele ihrer Könige, trotz des Geſetzbuchs, ſchwache Deſpoten, kleine Tyrannen, und der Staat gieng durch den Contraſt ſolcher Grundſätze und Verfaſſung nothwendig um ſo eher unter — —

Von der Regierung ſowohl, als den Wiſſenſchaften der **Chaldäer**, Aegypter und andrer alten monarchiſchen Völker wiſſen wir zu wenig, als daß wir davon urtheilen könnten. Bey beyden Nationen waren Wiſſenſchaften und Künſte **erblich**: ihr Gutes ſcheint ſich alſo **nach Vaterart** herabgeerbt zu haben, (wovon wir im vorigen Abſchnitt geredet) und ſofern hiengs nicht vom Monarchen ab. Zudem ſtand bey den Aegyptern der **Prieſterſtand**, der die Wiſſenſchaften beſaß und verwahrte, dem Könige nah zur Seite, ſchränkte ihn zuweilen ſelbſt ein, und hieng wenigſtens nicht von ihm ab; wenn alſo auch hinter ſeinen heiligen Wiſſenſchaften viel geweſen ſeyn ſollte, ſo wäre altes Prieſter-Erbtheil, und der Thron war daran unſchuldig. So auch mit der Polizey der Aegypter und ihrer geprieſenen Eintheilung des Landes. War ſie, wie man ſie preiſet, ſo iſt ſie kein Werk des Deſpoten, ſondern des **Vaters**, der jedem ſeiner Kinder das Seine giebt, und dafür wacht, daß es ihm erhalten werde; die Künſte alſo, die hieraus entſtanden, wurden abermals aus einer gerechten, väterlichen Regierung. Drittens endlich: wozu man den Deſpotismus braucht, Städte zu bauen, Pyramiden, Obelisken, Coloſſe, Labyrinthe zu errichten; wahrlich, dieß trägt auch ſein Gepräge an ſich. Wozu dieſe ungeheuren Maſſen? zu welchem Nutzen des Landes?

Landes? Ihr ſprecht: „zum Ruhm der Monarchen;“ aber welcher Monarchen? wer nennt ſie? wer kennt ihre Namen? wer nennt ſie anders, als Namen der Unterdrücker, die ihre Unterthanen zu nichts beſſerm zu brauchen wußten, und ſelbſt dabey nichts thaten. Oder „baueten ſie daran ihre Gräber?“ und wer liegt darunter? und kann ein Ellenlanger Deſpot nirgend als unter einer Pyramide liegen? — Kurz, die älteſte Geſchichte Aegyptens iſt zu ungewiß, als daß ich mir darüber etwas zu ſagen getraue. Mit den Mauern der Semiramis, dem Schutt Perſepolis, den Rieſenwerken Indiens und Sina iſts desgleichen. So viel man Sina rühmt, ſo ſichtbar wirds aus allem, was man ſagt: das gerühmte Gute kommt nur von den Geſetzen und der Vorſicht älteſter **väterlicher Regierung**; wo dieſe aufhört, und der Deſpotismus anfängt, ſtockt alles Gute. Sprache, Geſetze, Wiſſenſchaften, Künſte bleiben Jahrtauſende dieſelbe: ſie können und wollen nicht fort: ſie ſind eingemauert und einbalſamirt in — alte Gewohnheit.

Ueberhaupt iſt wohl der entſchiedenſte Einfluß, mit dem ſich Deſpotismus auf die Wiſſenſchaften äußert, **Pracht, Uebermaaß, koloſſaliſche Größe, Willkühr.** Was dieſe nährt, in Gedanken, wie in der Baukunſt, in Anordnungen, wie in Feſten,

das

das wird beliebt, das hat Beyfall. Alles ſoll ungemein, wunderbar, übernatürlich ſeyn, und verliert daher meiſtens ſein Maaß zum Staat und zur Glückſeligkeit der Menſchen. Auch wie in ſpätern Zeiten in Occident der Deſpotismus theilweiſe und in ſeinen Larven wiedergekehrt iſt, hat er eben dieſe Wirkung bewieſen. Pabſt oder Sultan, Schach oder Kaiſer — die **Hymnen** finden ſich immer wieder, nur nach dem Geſchmack des Zeitalters gekleidet. Die Legenden und Chroniken der Mönche unter dem Joch des Aberglaubens haben ſo viel **Wunderbares**, als die Geſchichte Tamerlans, Afraſiabs, Ruſtems. Die Zeiten des Lehnrechts, da alles Herr und Sklave war, kleiden ſich natürlich in die **Zaubereyen** der Ritter und Rieſen, die mit Lindwürmern und Drachen ſtritten. Ludwigs Deſpotismus liebte die **Pracht** und alles, was dieſe nährte, in Wiſſenſchaften und Künſten. Der Karakter einzelner Menſchen, die die Wiſſenſchaften bauen, beweiſet ſelbſt dieß Verhältniß: es giebt einen **Deſpotismus des Geſchmacks**, wie der Regierung, der **Gedanken** ſowohl als der Geſetze und Sitten; und meiſtens iſt derſelbe mit Pracht, koloſſaliſcher Größe und Uebermaaß begleitet — Die Regierung, unter der allein Natur, rechtes Maaß und Verhältniß Statt findet, iſt — Freyheit.

8. Vom Einfluß freyer Geſetzgebungen auf Wiſſenſchaften und Künſte.

So ſehr Homer die Monarchie preiſet, ſo ſehr zeigt er ſich zugleich als Sänger und Bothen der Freyheit. Nichts iſt in ihm verhüllt, unbegreiflich und rieſenförmig, als was ſo ſeyn mußte: alles hat Maaß, Stelle, Kenntlichkeit und Karakter: ſelbſt ſein Wunderbares iſt menſchlich, ſeine Wiederholungen ſüß und kindlich. Der ſchöne Umriß, der glückliche griechiſche Blick in Bezeichnung ſeiner Helden, die Weisheit und Menſchlichkeit, mit der er auch rohe Leidenſchaften und Scenen mildert; ſie karakteriſiren nicht den Sklavendiener, ſondern den Sänger der Natur, der Menſchlichkeit und Freyheit — Griechenland war das erſte Land der Welt, das ſich von ſeinen kleinen Tyrannen allmählig losriß, und mit einer neuen Regierung auch neue Wiſſenſchaften und Künſte ſichtbar machte.

Lykurgus zog die Seinen zu Einem ſtrengen Grundſatz, der Aufopferung und Liebe zum Vaterlande zuſammen: in dieſem Raum mußten auch die Wiſſenſchaften bleiben; hiernach formte ſich ſelbſt die Sprache des Lakonismus. Reichthum, Schauſpiele, üppige Verſe waren verſchwunden: unnütze Redner, Sophiſten und Schwätzer verbanneten ſich ſelbſt; ſie fanden keine Luſt in Sparta. Kriegskunſt war ihre Wiſſenſchaft und Uebung, die Flöte war ihr Inſtrument, und Tyrtäus ihr Dichter — Sparta iſt das ſtärkſte Beyſpiel, wie ſehr ein Staat die Wiſſenſchaften **wählen, modeln** und **im Zaum halten** muß; ja auch im Zaum halten **kann**: denn welch ein Gegenbild gegen Athen war Sparta! Und doch wars vielleicht Lykurgus, der in Aſien Homers Rhapſodien geſammelt, und den Griechen gegeben; ſeinem Sparta gab er ihn nicht, wenigſtens nicht als Muſter —

Ganz einen andern Weg gieng Solon, der **Reichthümer** mit **Freyheit, Ueppigkeit** mit **Vaterlandsliebe** zu paaren ſuchte, den Vornehmen die Berathſchlagung, dem Volk die Entſcheidung überließ, und ſeine Republik alſo, wie Ariſtophanes ſagt, zu einem Greiſe machte, der zu Hauſe klug, öffentlich kindiſch war; oder, wie wir ſagen wollen, der für ſich weiſe ſeyn konnte, öffentlich aber anſtändig, ſchön, beredt ſeyn mußte. Nothwendig weckte Solon mit dieſer Verfaſſung Alles auf, was man **Volkswiſſenſchaft** nennen konnte, Rednerey, Poeſie, Philoſophie, Künſte. **Rednerey**: denn der Redner war Demagog, und der Staat ſelbſt unterhielt Redner. Ueber alle öffentliche Geſchäffte, die fürs Volk kamen, ward geredet, und nach dem Moment des

Ein=

Eindrucks die Sache entſchieden. Welch ein Feld war dieß für die Beredtſamkeit! welche Schule! Ueber Geſchäffte, Expeditionen, Wohl und Weh des Staats ward geredet; nicht über Worte. Zur jetzigen Entſcheidung, nicht zum Vergeſſen und Ueberhören: im Ernſt, nicht aus alter Gewohnheit und im Scherze. Der Redner ſprach an ſein Volk, einen Kreis, den er kannte; nicht für Fremdlinge und Deſpoten: ans Athenienſiſche Volk, eine Menge, die durch Poeſie, Lieder, Künſte, Schauſpiele in der feinſten Sprache der Welt gebildet ward; nicht für Scythen und Longobarden. Iſts möglich, daß man Eine Beredtſamkeit, Einen Rednerkreis, eine politiſche Verfaſſung zu reden (die römiſche einigermaßen ausgenommen) mit dieſer vergleiche? und inſonderheit Dinge mit ihr vergleiche, die von der der diſparatſten Art ſind? Reden und Komplimente vor Deſpoten, Geſchwätz an ein Volk, das kein Volk iſt, über Materien, die keine Materien ſind, ohne Zweck, ohne Abſicht. Schaffet uns ein Athen her; die Demoſthenes und Perikles werden von ſelbſt werden — —

Eben ſo wars mit dem Theater der Griechen: es diente der Demokratie, wie die Rede. Das Volk ſollte über Freyheit geſchmeichelt werden, und ſo ward die Tragödie Tyrannenwürgerinn, Rednerinn der

Frey-

Freyheit. Es ſollte an alten Helden, und ihren Thaten und Schickſalen genährt, gebildet, ſeine griechiſchen Vorzüge und Stammesherrlichkeit fühlen: darum lebten dieſe ihre Geſchlechtsſagen ſo prächtig auf der Bühne. Als Religionsfeyerlichkeit war ſie entſtanden; in kurzem ward ſie Bedürfniß des müßigen, nach Ergötzung dürſtenden Staats. Handel und Wohlſtand blühten in Athen, und ſollten nach dem Plan des Stifters darinn blühen; mithin zogen alle **Luſtbarkeiten**, **Muſen** und **Grazien** ein, die gebohrnen Liebhaber der Muſik, des Tanzes, des Geſangs, der Freude zu vergnügen. Ob Solon gleich, der ſelbſt ein Dichter war, ſich über das erſte Schauſpiel, das er ſah, unwillig bezeigte, und ſeine übeln Folgen prophezeyte: ſo lag doch der Grund davon in ſeiner **Verfaſſung** und in der **Natur** des Volks. Ein Athenienſiſches Theater kann eher nicht, als unter ähnlichen Umſtänden wieder werden — —

Die **Philoſophie** der Griechen ſproßte im Umgange, in Kreiſen Attiſcher Geſellſchaft, und hieng mit ihrer Rednerey, Sophiſtik, Staatskunſt, Poeſie und Deklamation nahe zuſammen. Bekanntermaßen führte inſonderheit Sokrates die Weisheit der Redner, Poeten und Sophiſten ſeiner Zeit von ihrer Höhe herunter: ſein Genius der Ironie und guten Geſprächslaune entkleidete die Bühne von ihrem Panzerſchmuck, die Redner von ihrem Geſchwätz, die Sophiſten von ihrer falſchen Staatsweisheit, um das Volk, (die Kreiſe von Jünglingen, die Häuſer, in denen er ſprach) wahre Volks- und Lebensweisheit finden zu lehren. Solch ein Sokrates gehörte freylich nur für Athen, wo das Volk auf ſo etwas zubereitet, und ſolcher Geſpräche empfängig war. Unſere Geſellſchaften hieße es beſchimpfen, wenn man in ihnen und über ſolche Materien ſokratiſch fragte. Darum glückt uns auch der Ton ſolcher Geſpräche in Büchern ſelten, weil er uns im gemeinen Leben ſo fremd iſt. So viel Sokratiſche Vernunft, in ſo weniger Zeit, unter ſo wenigen Perſonen, auf eine ſo leichte natürliche Weiſe! Dafür wollen wir lieber Beweiſe, freche Urtheile, Deklamationen; da, glaubt man, habe man doch etwas! — Freylich machte die Griechiſche, zumal Athenienſiſche Leichtigkeit auch, daß alles zubald in leeres Geſchwätz von Syſtem und Wortkram übergieng. Die Philoſophen wurden Worttrödler, Sophiſten leerer Syſteme, und es iſt Eigenſinn des Schickſals und der unglücklichen Andacht gegen Griechen und Alterthümer, daß wir in manchen ihrer Worte unendlich mehr gefunden haben, als ſie wahrſcheinlich ſelbſt hineinlegten. Vieles von ihrer Philoſophie war **Hypotheſe des Geſprächs**, Griechenweisheit —

Da die Geſchichte eines Volks Abdruck ſeiner Sinnesart und Regierung iſt: ſo iſts auch die Beſchreibung dieſer Geſchichte; Athens Verfaſſung konnte alſo gewiß die beſten Geſchichtſchreiber liefern. Xenophon und Thucydides waren ſelbſt Feldherren, Männer von Geſchäfften; nur ſolche können vom Kriege und von Staatsgeſchäfften ſchreiben. In Athen lag alles nahe zuſammen, Philoſophie und öffentliche Wirkſamkeit, Redekunſt und Grammatik; Ein Geiſt wars alſo, Ein und derſelbe Atticismus, der ihnen die ſilberhelle Klarheit, oder die goldene Würde ihres Styls, ihrer Reden, ihrer Reflexionen verlieh, und die verſchiedenſten Talente mit größeſter Einfalt zu einigen wußte. Auch in den ſpätern Zeiten warens Staats- oder Kriegsleute, kurz, Männer von Geſchäfften, die die Geſchichte wiederherſtellten, und den Xenophontiſchen Geiſt, Staat und Geſchichte zu betrachten, hie und da erneuten. Glückliche Republik für die Wiſſenſchaften, wo der Schüler Sokrates zugleich Feldherr und Staatsmann war!

Ohne mich auf die übrigen Staaten Griechenlands einzulaſſen, kann ich nicht übergehen, was überhaupt die Menge und Verſchiedenheit der wetteifernden Städte und Staaten Griechenlands auf die Wiſſenſchaften wirkte. So viel Städte und Republiken, die einander nah, durch Sprache, Ehre des griechiſchen Namens, zum Theil durch Stammesart und Verfaſſung miteinander verbunden waren, mußten nothwendig mehr oder minder wetteifern, in dem, was Ruhm ihres Geſchlechts hieß; und da dieß (nebſt der Kriegeskunſt und Macht im Kriege) Freyheit des Vaterlandes, Liebe zu den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten hieß; ſo blieb wenigſtens kein Staat den Muſen völlig fremde. Man wetteiferte mit Statuen und Gebäuden, Schauſpielen und Dichtern. Da die gemeinſchaftliche Spiele Griechenlands gewiſſer Maaße alles Blühende und Edle zu ſich verſammelten: ſo ſtritt man daſelbſt in mehrerm, als den eigentlichen Kampfſpielen. Da las Herodot ſeine Geſchichte, und erwarb ſich einen Nacheifrer: da ſtellten Künſtler ihre Werke der Bewundrung des ganzen Griechenlandes aus. Die Spiele ſelbſt gaben Gelegenheit zu Geſang und Künſten: den ſchönſten Lyriſchen Kranz, den ein Grieche getragen, hat gleichſam die geſammte Hand Griechenlands geflochten. So viel Städte, ſo viel Völker, ſo viel Sieger und ihre ewig ruhmwürdige Geſchlechter, ſo viel Götter und Helden, die mit dieſen Geſchlechtern verwebt waren, ſind Blätter und Blumen dieſes Kranzes. Wer giebt uns ein Olympia und ſeine Spiele, und ſeine Siege, und das dabey ver-

verſammelte Griechenland und ſein Intereſſe, ſeinen Ruhm, ſeine Sprache wieder? ſelbſt ein dickes Thebe wird alsdenn einen Pindar nicht verſagen.

Aus allem, was geſagt iſt, erhellet, daß Griechenlands eigenſte Wiſſenſchaften und Künſte, in denen keine Zeit ſie übertroffen hat, in denen ſie jetzt über zweytauſend Jahr alle Zeiten und Völker übertroffen haben, **Töchter ihrer Geſetzgebung, ihrer politiſchen Verfaſſung**, inſonderheit der **Freyheit**, der **Wirkſamkeit zum gemeinen Beſten**, des **allgemeinen Strebens und Mitteifers** geweſen. Ich ſchließe Nationalkarakter, Sprache, Clima, Lage, Zufälle der Geſchichte und manches Andre nicht aus; alles dieß ward ſchon erfodert, die griechiſche Verfaſſung zu gründen, es floß mit ihr zuſammen, und ſtand ihr treulich bey. Indeß zeigt die Geſchichte, daß, ſobald Freyheit dahin war, (Sprache, Clima, Genius des Volks, Fähigkeiten, Karakter blieben!) ſo war der Geiſt der Wiſſenſchaften, wie verſchwunden. Ihre Poeſie war hin; das Theater ward leere Zeitkürzung, des überwundenen, müßigen Volks. Demoſthenes war ihre letzt Stimme der Freyheit: Ariſtoteles und Theophraſt ihre letzte Philoſophen. Jener wurde verbannet, nach dieſes Tode gar ein Geſetz gegeben, daß niemand

öffent-

öffentlich mehr Philoſophie lehren ſollte, ohne des Senats Erlaubniß, und ſonach gewiſſer Maaße alle Philoſophie auf eine Zeit verbannet. Die Lehrer ihrer Wiſſenſchaften wurden nun bald Grammatiker, Sophiſten, Literatoren, und was an Wiſſenſchaften itzt nach Aſien, nach Aegypten übergieng, kam dahin wie in fremdes Land eine verpflanzte Blume, der ihr Naturboden mangelt. Unter den Römern erhielt Athen ſeine Wiſſenſchaften; aber nicht lebendig: es handelte mit ihnen, wie mit Samenkörnern, zu denen der Verkäufer etwa das Recept des Gedeihens und Gebrauchs hat. Die wohlmeynendſten römiſchen Kaiſer konnten in Griechenland kein Griechenland ſchaffen: die Freyheit, die ſie Athen gaben, war Schatte, und die Wiſſenſchaft und Rednerey, die daraus erwuchs, war Schatte des Schattens, nichts, als der Nachhall beſſerer Zeiten. Der Berg Athos hat jetzo Mönche genug; aber keine Redner, Dichter und Philoſophen; die ſchönſten Trümmer aller Provinzen erwecken keinen Künſtler im Geiſt der Alten. Warum nicht mehr? Die Luft, das Clima, die Bildung, der Karakter der Griechen iſt derſelbe, aber Verfaſſung, Regierung fehlt ihnen, ohne die ſie nie ſeyn können, was ſie geweſen. Der Geiſt iſt weg, der ihre Talente und Glieder belebte; Talente und Glieder ſind todt.

Und wie belebte er dieſe? was war eigentlich die Art, wie griechiſche Regierungsform auf Talente, Wiſſenſchaften, Künſte wirkte? Ich kann nicht anders ſagen, als durch ſich ſelbſt, dadurch, daß ſolche Regierungsform, ſolche Verfaſſung, zu einer ſolchen Zeit exiſtirte. Sehet dieſe Pflanze an, wie wächſt ſie? woher ihre Blüthe, ihr Gedeihen? Sie ſteht auf ihrem Boden, auf ihrer Naturſtelle: Luft, Witterung, Jahrszeit iſt ihr günſtig, dieß iſt genug. Was ſie werden ſoll, liegt in ihr, und wird ſich ſchon durch innere Kraft hervortreiben. Boden und Luft reichen ihr Nahrung und Säfte, die Sonne Wärme, der Wind Bewegung; nun wird ſie, was ſie ſeyn ſoll. Der Pflug macht die Erde nicht fett; wohlriechendes Waſſer die Blume nicht blühend. Was wachſen ſoll, muß natürlich wachſen, und ſo die feinſte Blume der Welt, Wiſſenſchaft, Seelenfreyheit. Was Athen that, war, daß es ſeinen Poeten, Rednern, Philoſophen Saft zuführte, durch ſeine Bewegung und Einrichtung ihr elektriſches Feuer in Bewegung ſetzte. Seine Akademie hieß Ruhm, Griechenname, Vaterland, Freyheit. So ſang der Dichter, ſo ſprach der Redner, ſo ſchrieb der Geſchichtſchreiber und Weiſe. Sie waren Griechen, ſie waren Bürger, ſpotteten des Satrapen, verachteten den Barbaren, glaubten durch

ihre

ihre Wiſſenſchaft und derſelben Ausübung ſich immer zum Beſten des Staats wirkſam. War Demoſthenes einige Zeit nicht größer als Philippus? war Pericles in ſeinem Kreiſe nicht mehr als ein Sklaven-König? Die Kränze, die Statuen, die den Dichtern wurden, was gieng über die Kränze? hatte Alexander eine andere Belohnung ſeiner Thaten, als daß die Athenienſer ihn loben ſollten? Und wer nun über den gemeinen Ruhm, über das Urtheil des Volks hinaus, ſein Vaterland wirklich liebte und ihm diente: ein Theſeus, Thales, Lykurgus, Solon, ein Sokrates und Ariſtides, Phocion und Plato — ſo viel andere ruhmvolle Männer, jeder in ſeiner Kunſt, in ſeinem Geſchäfft, in ſeiner Wiſſenſchaft groß, und meiſtens dicht aufeinander, oder nebeneinander, ſich durch ihr Beyſpiel, ihr Vorbild weckend, miteinander wetteifernd, einander übertreffend, durch Rede und That, Geſang und Wiſſenſchaft das Zepter der Freyheit Griechenlands wechſelsweiſe in Händen führend, und damit als die Einzigen in der Welt, weit über den groſſen König hinaus, bis zur Reihe der Unſterblichen hinan ſiegprangend — was konnten Seelen der Art liefern! was konnten ſie werden! Brauchten ſie Stimmen der Aufmunterung, wo Alles ſie rief, wo die ganze Verfaſſung ihres Vaterlandes das Medium ihrer Wiſſenſchaft, ihrer Kunſt war?

Brauchten ſie Sold, wo Alles ſie beſoldete, wo Ruhm, Anſehen, Unſterblichkeit, Ehre der ſchönſte Sold war; wo endlich, wenn es auf Zahlung ankam, eine Ode Pindars, eine Bildſäule Phidias, eine Rede Demoſthenes, ja mehr bringen konnte, als jetzt — doch ich mag nicht vergleichen, die Verſchiedenheit der Zeiten erlaubt auch keine Vergleichung. Athen verarmte durchs Schauſpiel, und die gemeinſchaftliche Kaſſe Griechenlandes beynahe mit ihm —

Wir kommen zu einer andern Gattung von Republik, den **Römern.**

„Rom ward zu kriegeriſchem Stolz ſchon von der Wölfinn geſäuget“ — und es iſt bekannt, daß in den erſten fünf Jahrhunderten die Wiſſenſchaften in ihm wenig Platz fanden. Was Numa hineinbrachte, was aus der Nachbarſchaft Etruriens ſich etwa hinüber modificirte, war äußerſtes Bedürfniß ihres ſtrengen Gottesdienſtes und Kriegesgeiſtes: dahin denn auch ihre etwanigen Geſetze, Rechte, Tagbücher und Lieder von Thaten ihrer Vorfahren gehören möchten. Rom war als ein kriegeriſcher Stamm, als eine Kriegsſtadt anzuſehen, die nicht, wie Sparta, ſich blos ſchützen, vertheidigen, keine Eroberung machen, und ſelbſt den Feind nicht verfolgen wollte; Roms Grundſatz war, keinen unüber-

berwundnen Feind zu haben, ſelbſt überwunden ihn
uch im Frieden zu verfolgen, und ſich zur Herrſchaft
r Welt zu rüſten. Hiernach richtete ſich auch die
inführung der Wiſſenſchaften bey ihnen. Sie
mmen, als Ueberwundne, und flohen gleichſam
ur Sicherheit in den Schoos der Mutter aller Erobe-
ung. Die erſten Dichter Roms waren Fremdlinge,
reygelaſſene, Knechte: ihre Schauſpiele rohe Er-
ötzlichkeiten oder Lohnwerk. Im Senat wards als
n Problem zu Ja oder Nein behandelt, ob man den
riechiſchen Rednern und Philoſophen in Rom Zutritt
eſtatten ſollte? und Cato, der ſelbſt kein Barbar
ar, entſchied geradezu für Nein! So lange und ſo
ut konnte ſich Rom ohne Griechenlandes Wiſſen-
haften behelfen; ja, es gehörte dazu, daß es ſich
hne dieſe Wiſſenſchaften zu einem Rom, der Erobe-
inn der Welt, bildete. Es drängte und ward ge-
rängt, hatte alſo nicht Zeit zu ſchreiben, zu philo-
ophiren, zu ſtudiren — —

Auch da Rom die Wiſſenſchaften aufnahm, fan-
en eigentlich die allein glücklichen Boden, die mit
hrer Staats- und Kriegsverfaſſung zuſammen-
iengen, und dieſe nährten und ſtützten. Die Poe-
en des Schauſpiels wurden, wie Knechte, mit Lohn
ezahlt, und aus vielen Urſachen, die im Staat und

Karakter der Römer lagen, iſt ihr Schauſpiel nie das Erſte der Welt worden. Zur Größe des Römers gehörte es nicht, ein großer Schauſpieler zu ſeyn; geraume Zeit auch nicht einmal, den Geiſt des Schauſpiels zu fühlen. Wir wiſſen, wie ſehr es noch zu Cäſars Zeiten jenem Ritter ſchmerzte, den er auf der Bühne zu erſcheinen zwang, und daß er gleichſam die Schmach nicht verwinden konnte. — — Aber **Geſchichte, Rednerkunſt, thätige Philoſophie, männliche, inſonderheit lehrende Poeſie, Kriegskunſt, Wiſſenſchaft der Rechte**; ſie waren die Zweige der Literatur, deren ſich mit der Zeit auch der edelſte Römer nicht ſchämte, ja, die eben dadurch, weil ſo berühmte und thatenvolle Männer ſie trieben, eine Würde, eine Veſtigkeit, eine Größe erlangt haben, die wirklich die unſchuldigſte römiſche Größe iſt. Ich gönne den Scipionen immer die Zerſtörung der unglücklichen Nebenbuhlerinn Roms, der Stadt und Republik Carthago; daß edle Scipionen aber auch die erſten waren, die ihren blutigen Lorbeer mit dem Oelzweige der Muſen miſchten, daß Scipio, der Africaner, den Vater der römiſchen Dichtkunſt an ſeiner Seite hatte, den Lucilius ſeiner Freundſchaft, den Terentius ſeiner Mitarbeit werth hielt; daß Fabius und Publius Scipio ſich des trefflichen Polybius nicht ſchämten, und durch ihr Beyſpiel auch in an-

dern

dem edeln edeln Jünglingen, einem Lälius, Furius, Tubero, Scävola, Liebe zu römiſcher Wiſſenſchaft weckten; mich dünkt, hierinn und in ihren perſönlichen Tugenden glänzt ihr Name ſchöner. Nie ſind die Zeiten wiedergekommen, da in ſo wenig Jahren ſo viel große Männer auf dem Gipfel der Welt einander kannten, folgten und drängten, ja, da die meiſten von ihnen, auf mehr als Eine Weiſe, in Rede und That, in Geſchäfften des Kriegs und Berathſchlagungen des Friedens, in thätiger Liebe der Wiſſenſchaften und ihrer Kenntniß groß und wahre Römer waren. Cato und Scävola, Lälius und Scipio, Cornelia und die Gracchen, Craſſus und Antonius, Hortenſius und Cicero, Atticus und Nepos, Salluſtius und Varro, Sylla und Cäſar, Hirtius und Brutus — ſie gaben der römiſchen Sprache die Majeſtät, Fülle und Nachdruck (jeder auf ſeine Weiſe) daß gleichſam auch ihr Wort That, ihr Gedanke Kraft und Anſtand wurde. Die Ueberwinder der Welt, die Richter über das Schickſal aller Nationen, krönten ſich mit einem ſchönen Kranze, dem Kranz der Wiſſenſchaft und thätigen Weisheit.

Es erhellet hieraus, was eigentlich in der römiſchen Verfaſſung es war, das zwar eine ſo kurze, aber eine ſo lichte und würdige Periode der Wiſſenſchaft machte: es war nämlich theils Bedürfniß des Staats auf ſeiner jetzigen Höhe von Geſchäfften, theils das hinreiſſende Beyſpiel der edelſten Männer und Geſchlechter. Der römiſche Redner, über wie wichtige Sachen ſprach er! Für den großen Pompejus, gegen einen Cäſar, Sylla, Antonius zu reden, welch ein Geſchäfft! Ueber Kriegesbedürfniſſe und Friedensanſchläge zu rathſchlagen, um welche Könige bettelten, von denen das Wohl und Weh eines Reichs, eines halben Welttheils abhieng, welch ein Geſchäfft! Im Drang der Begebenheiten, und gleichſam im Wettkampf menſchlicher Kräfte zu ſprechen, zu ſchreiben, Meynung oder Geſchichte zu ſchreiben, welche Höhe, welcher Zeitpunkt! — Der Gefährte Scipios, der Geſchichtſchreiber ſein ſelbſt zu ſeyn, wenn man ein Sylla, Cäſar, Lucullus, Brutus geweſen, der Geſchichtſchreiber Roms zu ſeyn, das ſolche Männer gehabt hat, in deren Anblick man gleichſam noch lebet — mich dünkt, da mußte der Geiſt der Thaten in den Geiſt der Worte übergehen, und ſich Majeſtät und Macht, Kürze und Ernſt römiſcher Verfaſſung auch ihrer Schreibart mittheilen. „Wie einer iſt, ſo thut er: wie einer thut, ſo ſchreibt er.“ Cäſars Leichtigkeit zu ſiegen iſt auch an ſeiner Schreibart kenntlich: der Geiſt Lucullus und Sylla würde eben ſo kenntlich ſeyn, wenn

wir

wir ihre Denkwürdigkeiten noch beſäßen. Ach aber, wie ſehr hat uns das Schickſal mit Werken der Griechen und Römer beneidet! Stücke, um die wir Bibliotheken neuer Maculatur geben würden, die meiſten Werke Aeſchylus, Sophokles, Pindarus, Menanders, ſo viel von den Schriften Polybius, Diodors, Ennius, Cato, die Aufſätze eines Lälius und Scipio, Hortenſius und Atticus, Sylla und Luculls, Varro und Cäſars — ſo viel anderer edler Römer Schriften, die gewiß von ihrer Seele zeugen würden, ſind verlohren! Wenn ein Varro, Cicero, Cäſar ſelbſt über Sprache und Grammatik ſchreibt, konnten ſie nicht anders, als Varro, Cicero, Cäſar ſchreiben; und dieſe Leute haben nur Einmal in der Welt gelebet. Auch nur ihr Freund, ihr Begleiter, ja was noch mehr iſt, ihr Wetteiferer, ihr Nebenbuhler zu ſeyn; — die Idee verſchlingt beynahe alle Vergleichung. Scipio und ein deutſcher Reichsfürſt! Cäſar und eines Fleckens Bürgermeiſter! Jene ſelbſt Geſchichtſchreiber, Redner, Miteifrer in den Wiſſenſchaften, die in ihnen nicht nach andern Geſetzen gerichtet werden konnten, gerichtet werden wollten, als jeder andere, der mit ihnen in die Schranken tritt; die neuern, ſo oft untüchtige Mecänaten, zu loben, was ſie nicht verſtehen, und mit Pfennigen zu belohnen, worüber ſich der Kluge ſchämet — Ueberhaupt hat der kurze Zeitpunkt der Blüthe römiſcher Wiſſenſchaft an Veranlaſſungen und Folgen beynahe nichts Gleiches in der Geſchichte. Als Ueberwinder der Welt ſchmückten ſie ſich mit der Beute der Wiſſenſchaft; thätig und miteifernd giengen ſie ſchnell zur größeſten Höhe, denn ſie ſtanden gleichſam auf dem Gipfel der Zeiten. Eben ſo ſchnell aber wich auch der Geiſt der Wiſſenſchaft von ihnen: ſie war ihnen nur Schmuck, nur Triumphkleid, oder wo ſie zur Freyheit und Verfaſſung des Staats gehörte, ſank ſie mit dieſer.

Wo in andern Zeitpunkten auch nur Nachbilder römiſcher Größe, Schatten ihrer Verfaſſung und Handlungsweiſe erſchienen; fanden ſich auch Spuren römiſcher Denk- und Schreibart wieder. Frankreichs und Englands Parlamente reichen nicht ans römiſche Forum; in beyden ſind indeß treffliche Stücke der Redner- und Staatskunſt über Geſetze und Begebenheiten erſchienen. Die beſte Geſchichte zu allen Zeiten war die, die Helden und Staatsmänner ſelbſt ſchrieben: nur durch die Denkwürdigkeiten ſolcher Männer iſt in den neuern Zeiten die wahre Geſchichte wieder erweckt worden: Comines, Sulli, Clarendon, Retz, Thuanus, Turenne, Montecuculi u. ſ. ſind Zeugen. Durch Betrachtung der römiſchen Geſchichte iſt nach Wiederherſtellung der Wiſſenſchaf-

ten

ten der Geiſt der wahren Geſchichte wieder erweckt worden, wie Machiavells Betrachtungen über Livius, und ſo viel andere über Salluſtius, Cäſar und Tacitus zeigen. Nichts in aller Welt iſt aber vom Geiſt römiſcher Wiſſenſchaft entfernter, als unſere neuere Schulſprache in lateiniſchen müßigen Phraſen. Ein gedankenloſer Grammatikus, ein von den Knaben ſelbſt, geſchweige von den Regierungen verachteter Declamator — was iſt er gegen Cicero, Varro, Cäſar? Wo iſt da römiſcher Geiſt in der angeblichen römiſchen Sprache?

Es iſt mir lieb, daß ich mich über die Zeiten des Verfalls der Wiſſenſchaften nicht ausführlich und eigentlich einzulaſſen habe: was auch zu ihm die Regierungen beygetragen? Das meiſte trugen ſie dadurch bey, daß ſie die Freyheit und den Gemeinwerth (common-wealth) einzelner Republiken zerſtörten, und ein Gebäude aufrichten wollten, das in ſich ſelbſt zerfiel. Was trieb den griechiſchen Alexander nach Aſien? was ſucht' er dort? was konnt' er finden? Beſchwerde, Mühe, Ueppigkeit, Tod, Auflöſung ſeiner Kräfte und ſeines Reiches. — Nun bringt freylich die Vorſehung ein Gutes hin, auch wo Menſchen nicht darauf dachten: Alexanders Züge, die griechiſches Blut bis am Indus zerſpritzten, breiteten auch griechiſche Sprache und Wiſſenſchaft umher, errichteten hie und dort griechiſche Städte und Colonien. Die Reiche ſeiner Nachfolger machten neue Sitze der Wiſſenſchaften in Syrien, Aſien, inſonderheit Aegypten: das Muſeum, die Bibliothek, das Siebengeſtirn der Dichter, die Grammatiker, die Philoſophen zu Alexandria ſind ſo berühmt: auch kann man ihnen nicht abſprechen, daß ſie zur Erhaltung und Vermehrung der Wiſſenſchaften in ſpätern Zeiten das Ihrige beygetragen haben. Indeſſen iſts wahr, dieſe Nachblüthe unter den griechiſchen Königen war nur ein ſchöner Herbſttag: ſeine Blumen hatten viel Farbe, aber wenig Geruch; der Frühling und Sommer war vorüber. Es iſt meiſtens das Schickſal ſolcher Monarchien, wenn die Aernte vorbey iſt, die Nachläſſe prächtig zu ſammeln, und man ſucht durch Menge der Bücher, durch Bibliotheken und Gelehrſamkeit zu erſetzen, was der Wiſſenſchaft an Werth und Kraft abgeht. Indeß hat alles ſeine Zeit. Auch die Grammatiker zu Alexandria, und die Bibliothek daſelbſt wäre ein Schatz geweſen, den man allein der Monarchie würde zu verdanken gehabt haben, wenn er bis auf die Zeiten der Buchdruckerey gereicht, und ihn nicht eine ſtrengere Monarchie zerſtört hätte — —

Bey der römiſchen Monarchie iſts vielleicht äuſſerſt zu bedauern, daß Cäſar, ihr wahrer Stifter, ſie nicht auch einrichten, Senat und Kriegsmacht gegeneinander ordnen, und wirklich erſter Monarch, Cäſar, ſeyn konnte. Die zwey und dreyßig Wunden, mit denen er ſtarb, öffneten dem römiſchen Staat unendlich mehrere; und da der ſchwache Auguſtus nichts als Privatmann zu ſeyn wußte, und alſo alles nur ſchwebend erhielt: ſo konnte er freylich auch auf die Wiſſenſchaften nicht anders als Privatmann wirken. Er gönnte Dichtern ſeine Freundſchaft, den Zutritt in ſeinem Hauſe: er ſelbſt und ſein Mäcenas, und ſein Agrippa waren Dichter; dieß konnte den Wiſſenſchaften nicht anders, als einen ſchönen Nachmittag geben. Schöne Stunden, auf die bald ein neidiger Abend, eine ſtürmiſche Nacht folgten! Als Tiberius den, der ihn übertraf, mit dem Tode beſtrafte, als Cajus Caligula den Homer, Virgil, Livius, ja die ganze Rechtsgelehrſamkeit vertilgen wollte, als Nero ſeine ſchlechten Verſe durch alle Straßen ſingen, in allen Schulen ableſen ließ, als ſelbſt der beſſere Hadrian klein genug war, den Cicero, Homer und Virgil gegen ſich zu verkleinern, und der Erſte in jeder Art ſeyn wollte — allerdings wirkte da **die römiſche Regierung ſchlecht** auf **Wiſſenſchaften und Künſte.** Und wiewohl ſie

noch

noch immer nicht alles verderben konnte, da das römiſche Reich ſo groß, und die guten Muſter und wahren Römerſeelen ihnen noch ſo nahe waren, ja inſonderheit, da auch unter guten Kaiſern die Welt mit unter einen ſchönen Sonnenblick bekam; deſſen ohngeachtet waren Roms Wiſſenſchaften nicht mehr, was ſie zur Zeit der Republik geweſen, denn jetzo waren ſie — **im Staat müßig.** Die Redekunſt ſchwieg oder declamirte. Die Geſchichte ward bitter oder log Schmeicheleyen und tiefe Räthſel. Die Poeſie machte Epigramme oder Satyren: die Sprache verfiel mit jedem neuen Jahrhundert. Cajus hatte **Wettſtreite der Beredtſamkeit,** Nero **Wettſtreite der Poeſie** errichtet, die Domitian erneute; allein, das konnte die Natur der Sache und das Weſen des Staats nicht ändern. Selbſt die **beſſern Anſtalten,** die Veſpaſian, Titus, Trajan, Hadrian, Antonin, Marc-Aurel, Severus u. a. zur Aufnahme der Wiſſenſchaft trafen, die **Schulen, Bibliotheken,** öffentliche **Belohnungen,** die ſie anordneten: ſo gut, ſo nothwendig ſie waren, der mit Gewalt einbrechenden Barbarey zu ſteuern, und wenigſtens das Andenken guter Muſter zu erhalten; ſo wenig konnten ſie doch jene Welt wiederbringen, in der dieſe Muſter wirkten und lebten. Nur was unentbehrlich, was jetzt nützlich und wirkſam iſt, das lebet. Und

das

das waren damals (wenige beſſere Menſchen ausgenommen,) meiſtens nur die **Handwerks- und Brodſtudien**: Grammatik, Rechtsgelehrſamkeit, Aſtrologie, Sophiſterey, Arzneykunſt; die edlern Wiſſenſchaften waren mit der römiſchen Luft verflogen.

Noch weniger will ich mich darauf einlaſſen, was nicht die Regenten, ſondern die **Regierung** an ſich ſelbſt und im Ganzen zum **Verfall** der Wiſſenſchaften beygetragen habe; die **Unruhe** derſelben nämlich, das **herrſchende Soldatenregiment**, die **Schwachheit** des Reichs, ſich gegen die andringenden Barbaren nicht ſchützen zu können, ſondern ſie ſelbſt in ſich zu locken; das aller Welt gegebne **Bürgerrecht** endlich, wodurch ſelbſt die römiſche Sprache verfiel, und ſo manche andere Dinge. Ein Reich, das ſich nicht ſchützen kann, wie ſollts die Wiſſenſchaften, ſeine Sproſſen ſeiner Blüthe, vor dem Verfall bewahren? Ein in allen Gliedern verderbter Körper, wie ſollte an ihm Haupt- und Lebensſaft geſund ſeyn? Eine neue, ſchon ſehr verderbte **Religion** kam dazu, die ein Orientaliſches in Geſetze und Schreibart, Befehle und Redekunſt brachte, das dem römiſchen Staat wenig anſtand. Die Schwachheit der Kaiſer nährte Verfolgung der Ketzereyen, elende Sophiſtereyen und Diſputirkünſte, die zu nichts dienten, aber äußerſt verderbten — Kurz, womit konnte die Disharmonie einer ſo ſchwachen, unruhigen, ſich ſelbſt widerſprechenden Regierung, als mit Barbarey und dem Tode aller vernünftigen, nützlichen Literatur endigen? Hier war kein Griechenland, kein Rom mehr; Europa war ein dunkles Getümmel ziehender Barbaren.

4. Vom Einfluß der Regierung in die Wiſſenſchaften gegen die Barbarey und den Aberglauben.

Wir ſind auf einer Stelle, wo ſchon nicht eigentlich die Frage iſt: was gethan ſey? ſondern was habe gethan werden **wollen**? Folgende ſind Urſachen, warum auch **beſſern Regenten** und **Regierungen** mit allem guten Willen oft **ſo wenig gelang. Zuerſt.** Europa war ein Gemiſch von **Barbaren**, das in einer Fluth gekommen, und hie und da, wie erſtarrte Wellen, ſitzen blieben war; dieſe hatten **Sitten, Geſetze** und **Rechte**, die den Wiſſenſchaften nicht hold waren, und für deren Erhaltung ſie doch, eben im Gefühl ihres Glücks und Werths, glühten. **Zweytens.** Wiſſenſchaften ſollten ſie von Völkern annehmen, die **überwunden, ſchwach**, ihnen **verächtlich**, und wirklich zum Theil ſelbſt durch Mißbrauch der Wiſſenſchaften ſo verächtlich werden

werden waren. Das nähere Medium dieſer Mittheilung waren **Pfaffen**, die mit ihnen, den Kriegern, den Wilden im härteſten Contraſt ſtanden, die ſie theils ihrer ſitzenden Lebensart wegen gering hielten, theils fürchteten wegen des Bandes mit Rom, und der ſo oft entdeckten Spitzfindigkeiten und Betrügereyen. **Drittens.** Die **Wiſſenſchaften ſelbſt** waren von der ſchlechteſten Art, Hülſen vom Kern alter Zeiten oder Kloſterſtudien, das *bivium* und *quadrivium* der Gelehrſamkeit, das ihnen wenig nütz war, und auf dem ſie auch Pfaffen und Müßige zu werden glaubten — Dieſe und ſo viel andere Urſachen, die im Detail einzelner Zeiten und Umſtände lagen, machten die Aufklärung ſchwer. Ein hartes Land mußte gepflügt werden, das noch niemals Samen angenommen hatte, und lange erſt, umgekehrt, an der Luft liegen, ja oft umgekehrt werden mußte, ehe es nur den feinern Geiſt der Fruchtbarkeit einſaugen lernte. Wie verſchieden war dieſe Zeit von der Bildung Roms und Griechenlandes! Dort **einzelne Städte**, ein **Nationalkarakter**, eine **Verfaſſung**, die dem Geiſt der Wiſſenſchaft **offen** war, und ihn zu ſeinen Zwecken, als Bedürfniß **verlangte**. Hier von allem das Gegentheil, rohe, diſparate Medien, die ineinander brauſten, den Wiſſenſchaften eher feind, als Freund, wenigſtens gleichgültig und fremde waren.

zen, ein rauher Kriegsgeiſt, der den Geiſt der Wiſſenſchaft vertrieb oder unnütz machte. Dort warens Geſetzgeber, edle Männer des Stammes ſelbſt, die aus eignem Triebe die nächſten Anlagen ihres Staats weckten, und als ſchwangere Keime gleichſam nur zur Reife beförderten, die dem Volk Schritt für Schritt die Blüthen und Früchte davon in lebendiger Wirkſamkeit wieſen; hier warens todte Körner, mit denen man handelte, die von den Händen der Verkäufer nicht eben die größte Empfehlung erhielten. Die Wiſſenſchaft ſollte erleuchten; aber nicht zu viel: ſie ſollte bilden, aber ja nicht aus dem Joch des heiligen Gehorſams. Die Regierungen, die bilden wollten, hatten meiſtens an denen, die bilden ſollten, das größte Hinderniß — nothwendig gieng die Sache langſam, und kam nicht weit.

Um ſo ruhmwürdiger aber ſind die Namen der Regenten und Regierungen, die auch unter der Wolke ſtrebten, auch an dem harten Boden nicht verzagten. Sie thaten, was ſie konnten: ſtifteten gegen die herrſchende Unwiſſenheit Schulen, kauften Bücher, beförderten ihre Abſchrift, ſuchten und ehrten die Gelehrten, ſetzten ſich den Hinderniſſen des Lichts, dem Aberglauben und der Barbarey entgegen. Ihr Werk war nicht verlohren: Caſſiodor brachte

brachte es mit ſeinen Anſtalten weiter, als manche Zeiten vor ihm, es ward wenigſtens eine lichte Dämmerung am dunkeln Abend. **Karl der Große** zog aus allen Ländern, was er konnte, Lichtes und Guts zuſammen, er machte Anſtalten für die Wiſſenſchaften, die ſeinen Namen bis jetzt erhalten. Der liebenswürdige, wirklich große **Alfred** that, was er konnte, machte Ordnung, ſtiftete Oxford, ſchrieb und überſetzte ſelbſt. Er ſahe ſich nach Händen um, die ihm helfen ſollten, und fand ſo wenig, er rüſtete ſie ſich gewiſſer Maaße ſelbſt zu: von Noth gedrungen, that er in ſeinem dunkeln Jahrhundert mehr, als in lichten Jahrhunderten der eifrigſte Prinz mit fremder Beyhülfe thun mag oder darf, und ob gleich vieles in der Unruhe folgender Zeiten verlohren gieng, gieng drum nicht alles verlohren. Fürſten ſolcher Art ſind wirs ſchuldig, daß noch etwas von den Wiſſenſchaften übrig geblieben iſt, daß ſie wenigſtens hinter dicken Kloſter- und Schulmauern Zuflucht fanden —

Ich will dem **päbſtlichen Regiment** ſein Verdienſt um die Wiſſenſchaften nicht abſprechen; wenigſtens erhielts die **lateiniſche Sprache** und die dürftigſten **Kenntniſſe der Alten.** **Klöſter** blieben die Trümmer heiliger Literatur, und auch das ſchlechteſte **Abſchreiben alter Bücher** bleibt noch Verdienſt der Mönche. Indeſſen iſts eine andere Frage, ob dieß erzwungene Verdienſt Schadloshaltung gegen den größern Schaden iſt, den der Aberglaube, die Streitſucht, der Verfolgungsgeiſt, der unruhige Deſpotismus des Pabſtthums über Völker und Reiche, auch den Wiſſenſchaften gebracht hat. Alles verdarb, und ward eine trübe Quelle: die heiligſten ſchönſten Wiſſenſchaften wurden ein Zankapfel, der zuletzt Eckel und Furcht erweckte. Der Streit um den Primat, die Trennung der lateiniſchen von der griechiſchen Kirche trug allein ſchon ſo viel zur Barbarey Occidents bey, als die Verlegung des Kaiſerſitzes nach Konſtantinopel zu ihrer Zeit thun mochte. Roms Bannſtralen erleuchteten nicht, ſondern machten auch die ſchwachen Schimmer des wahren Lichts feindlich. Immer ward mehr erfunden, die Finſterniß feſtzuhalten und ehrwürdig zu machen auf der Erde, inſonderheit um den Thron. Auch in Klöſtern verfielen mit der Zeit Schulen, Fleiß, Ordnung; die Bücher giengen unter, und zuletzt geriethe dahin, daß ſelbſt an Päbſten, Gelehrſamkeit Zauberey und Gotteslästerung hieß. Der römiſche Stuhl ſcheint ſelten, und nur in rühmlichen Ausnahmen eigentliches Intereſſe gehabt zu haben, die Wiſſenſchaft, als Wiſſenſchaft zu befördern — —

Faſt möchte ich hierinn dem Pabſt den Mahomed, und Mönchen die Saracenen verziehen. Sie haben wirklich die Wiſſenſchaften, aus Liebe zu ihnen ſelbſt, geſucht und getrieben: einige gelehrte Kalifen ſie aus Liebe zu ihnen geſchützt und befördert; auch ſind die nützlichſten Wiſſenſchaften, Chymie, Medicin, Aſtronomie, Naturlehre mit Erfindungen und Tritten dieſes Volks bezeichnet. Ein Kalif, ein Saracen hatte gewiß mehr zu überwinden, wenn er die Wiſſenſchaft lieben wollte, als ein Chriſt, ein Päbſtler haben durfte; und doch, wie ſehr haben ſie dieſe übertroffen, in allem, was ſie getrieben haben! Sie traten wirklich auf den Weg der Erfahrung: Al Manſor, Harun Al Raſchid, Al Mainon u. a. begünſtigten dieſe; aus ihren Händen haben wir Bücher, und zum Theil Methoden erhalten, die zur Erweckung der nützlichſten Wiſſenſchaften den Weg bahnten. Hier war die Macht und Wirkſamkeit des Deſpoten an rechter Stelle: ſonſt würde Europa vielleicht länger in ſeiner Nacht geblieben ſeyn.

Auch die Herrſchaft der Kaiſer in Orient hat zur Erhaltung der Wiſſenſchaft beygetragen. Unruhig, ſchwach und zankſüchtig, wie ſie war; Conſtantin hatte doch Einmal den Wiſſenſchaften einen Mittelpunkt bereitet, wo ſie, geſchützt vor der Zerſtörung wilder Völker, und wenigſtens durch die Sprache dem feinen Griechenland nahe, Jahrhunderte durch erhalten wurden. Daß es gelehrte Kaiſer und Prinzeſſinnen in Orient gegeben, iſt bekannt, und die Namen eines Baſilius, Porphyrogenneta, einer Anna Commnena ſind durch Aufmunterungen und eigne Schriften unvergeßlich. Wiewohl nun ihre Wiſſenſchaften nicht eigentlich dem Reich ſelbſt zu Nutz kamen, da die gelehrteſten Kaiſer meiſtens die unglücklichſten waren, und alles unter Prieſtergezänk und Weiberherrſchaft begraben wurde; Europa kamen ſie ſehr zu Statten. Die Eroberung Konſtantinopels jagte gleichſam die Muſen, als Flüchtlinge, nach Italien; mit ihnen bekam es griechiſche **Bücher**, griechiſche **Sprache**, auch hie und da griechiſchen **Geiſt** wieder. Der ſchwächſte Verſuch alſo des ſchwächſten Liebhabers der Wiſſenſchaften war im Verfolg der Dinge nicht verlohren — —

Aber laſſet uns näher ſehen, was die **Regierungen Occidents** thaten und thun mußten, das Joch des Aberglaubens und der Barbarey, das ihnen ſelbſt mit der Zeit ſo hart fiel, zu brechen oder zu mildern! Sie ſahen, daß aus der Finſterniß nichts ward, daß Knechtſchaft, Unruhe, Elend in ihrem Gefolge war. Von welchen Stürmen ward damals Europa erſchüttert!

tert! welche Wirbel einheimiſcher und auswärtiger Zerrüttung verwüſteten die Welt! keine Krone war auf dem Haupt des Regenten, kein Geſchlecht deſſelben auf ſeinem Thron ſicher: mächtige Vaſallen, Geiſtliche und Päbſte, die ſolche aufhetzten, machten eine ewige Verwirrung. Heller oder dunkler fühlten es die Regenten, daß ſie nur **durch Licht Ruhe gewännen, nur durch Wiſſenſchaft ihren Ländern Ruhe gäben.** Die Exempel ſo mancher unglücklichen Kaiſer und Fürſten mußten endlich Gedanken wecken, und ewig werde der Name der ſchwäbiſchen Kaiſer, inſonderheit eines Friedrichs II. mit Ehrfurcht genannt, der ſelbſt ein Märtrer der Aufklärung wurde, die er Europa zu geben geneigt war. Gelehrt, und klug, und tapfer gieng er den Feinden des Lichts und der Ruhe unermüdet zu Leibe, nahm aus den Händen der Araber die beſten Schriften verſchiedener Art, und ließ ſie überſetzen und lehren; errichtete die Univerſität zu Neapel, Wien, vielleicht auch Padua, verbeſſerte die zu Bologna, zu Salerno, die wie Morgenſterne die erſten Stralen geworfen hatten. Sein unglücklicher Petrus de Vineis ſtand ihm treulich bey; es ward Dämmerung im Reich der Schatten. **Streit alſo gegen drückende Mißbräuche** hat überall das erſte Licht befördert, und die Finſterniß hat ſich mit ihrer übermachten Rohheit ſelbſt geſchadet. In mehr als Einem Lande ſtand ein Ketzer auf, den die Regierung nicht zuerſt, und meiſtens nur denn verfolgte, wenn ſeine Meynungen ſchon verbreitet waren. Ueberall drang man auf **Kirchenverbeſſerung**, auf **Reformation der Schulen** und **Klöſter.** Die **Rechte der Fürſten** ſollten vertheidigt werden; dieß brachte die Rechtsgelehrſamkeit hervor. Einzelne Gelehrten wagtens, ſie ſelbſt gegen den Pabſt in Schutz zu nehmen; dazu ward überlegne Wiſſenſchaft erfodert, dieſe alſo geſucht und belohnet. Eine Reihe äußerer Umſtände der Regierungen kam dazu, die entſchlafne Wiſſenſchaft von den Todten zu erwecken; unter denen öffentliche **Züge, Expeditionen** die vornehmſten waren. Man lernte ſich, lernte fremde Reiche, Völker, Länder und Regierungen kennen, lernte fremde Sprachen, ſah fremde Dinge, nutzte fremde Erfindungen, die Reiche bewegten ſich in großen Maſſen aufeinander, bis in ihrem Innern auch heilſame Gährung ward. In Amalfi fand Kaiſer Lothar, wenn die Sage wahr iſt, das Exemplar der Pandecten, das die Rechtswiſſenſchaft in Gang brachte. Der Kompaß ward eben daſelbſt erfunden. Chymie, Medicin, Mathematik zogen ſich theils aus Neapel, theils aus Spanien heraus, und im letztern wars Alphonſus der Weiſe, der mit eines Kaliphen Großmuth die Mathematik unterſtützte, und mit dem Fleiß eines Privatmanns ſie ſelbſt vermehrte. Aus **Reibungen an den Gränzen der Saracenen** ſprangen die erſten Funken des Lichts; Raimundus Lullius, Arnoldus de Villa nova, Roger Baco, kurz, die größeſten Erfinder damaliger Zeit ſind der arabiſchen Wiſſenſchaften Schüler — —

Zwey Hülfsmittel inſonderheit nutzten die Fürſten, den Geſchmack an Wiſſenſchaft zu verbreiten, die **Akademien der Liebe** und **Univerſitäten für die Gelehrten**. Jene, die unter dem Namen der Corte oder Parlamento d'amore bekannt genug ſind, verbreiteten ſich von den Höfen der Berengaren und anderer Fürſten, aus Spanien und der Provence nach Frankreich, Italien, und endlich nach Deutſchland. Sie brachten die **Mutterſprache** dieſer Länder allgemach empor, und zwar durch **Gegenſtände**, und auf eine **Art**, die den allgemeinſten Eingang finden, Geſang und Liebe. Die Fürſten ſelbſt waren von ihrem Kreiſe und in allen dieſen Ländern, England eingeſchloſſen, ſind Namen bekannt, die ſich ſowohl durch Geſänge, als Thaten, verewigt. Kaiſer Friedrich I. und II., Heinrich VI., König Richard I. Alphons II., Wenzel, Conrad, und ſo viel Herzoge und Grafen in ihrem Gefolge. Der Geiſt des Abentheuers und der Feldzüge hatte Lieder und Liebe erweckt; der Kriegsgeiſt ſchmolz in einige Milde, die der Sprache und auch andern Wiſſenſchaften wohlthat. — **Univerſitäten** waren damals die Lieblingsſtiftungen der Fürſten, durch ſie wurden die Gelehrten, **Glieder des Staats**, von den Kaiſern ſelbſt auf ehrwürdige Weiſe eingeführet. Sie genoſſen Rechte des Adels; hiedurch ward der rohe Kriegsgeiſt und die ſtolze Unwiſſenheit des letzten etwas geſchwächt. Allmählig ſonderten ſie ſich von Klöſtern und wurden eine Art literariſcher **Ariſtokratien**, alſo ein **Freiſtaat im Staate.** Die Wiſſenſchaften fanden eine Ehre und Sicherheit, die ſie ſonſt nicht gehabt hatten; auch die ſogenannten Ketzer zogen ſich lange hinter den Schild literariſcher Privilegien zurück, und konnten ſchwerer angetaſtet werden. **Disputationsweiſe** ward manches behandelt, wovon poſitiv reden zu können, noch keine Zeit war; einzelne Lehrer traten oft auf die Seite der Fürſten, und zuletzt wurden die Univerſitäten ſelbſt Rüſtkammern gegen den Pabſt. Rechtsgelehrte wurden Orakel der Fürſten und ihre Räthe; die Fakultäten ſtanden als **geſchloſſene Zünfte und Phalangen der Literatur** im Staate da. Allerdings iſt alſo durch ſie die Wiſſenſchaft ſehr befeſtigt und ausgebreitet worden. Die Scholaſtik und andere Scienzen wur-

den,

den, wo nicht ſogleich nützlich, ſo doch ſehr fleißig, formell, pünktlich getrieben: die Lernenden wallten Schaarenweiſe dahin, meiſtens in ziemlich reifen Jahren, hielten ſich auch länger darauf auf, als jetzo nur gedacht wird; das Studium ward überhaupt, wie die Ritterwiſſenſchaft, Gradweiſe und mit anhaltendem Fleiße getrieben — —

So damals; aber was ſind jetzt ſolche **Univerſitäten**, als **Mittel der Wiſſenſchaft** in **den Händen der Regierung** betrachtet? Die Ritterzeiten ſind vorbey, ſie haben ſich aus Schlöſſern, Schlachten, Häuſern verlohren; und im ſtillen Reich der Wiſſenſchaften, im Felde, wo die Jugend zur Wahrheit, Weisheit und Glückſeligkeit gebildet werden ſoll, müßten ſie noch Zuſchnitt und Form erhalten? Die erſte Einrichtung der Univerſitäten war kloſtermäßig; der Rittergeiſt und die Rittergrade ſchlugen ſich hinzu; und ſo entſtand mit der Zeit das gothiſche Gebäu von Geſetzen, Rechten, Fakultäten, Würden, Uebungen der Univerſitäten; wahrlich ein ſeltſam Gebäu **zum Beſten des Staats in unſern Tagen**! Was ſollen Schwüre auf den H. Ariſtoteles, und auf ihm gleiche Abſtraktionen, wie der Ritter auf Mutter Gottes, Dame und Lindwurm ſchwur? — Braucht die Regierung ſich des Geiſtes ihrer Unter-

Unterthanen ſo zu verſichern? darf und ſoll ſies im Reich der Wiſſenſchaften, wo ſie ſelbſt Parthey iſt, im Reich der freyen allgebietenden Wahrheit? Können Rechte der Akademien die Wiſſenſchaft, als einen Schuh behandeln, der ſo und nicht anders, von dem und ja von keinem andern gemacht werden ſoll? — Und wenn ſie hierüber nun gegeneinander zu Felde ziehen, wenn Univerſitäten gegen Univerſitäten, Fakultäten gegen Fakultäten als geſchloſſene Corpora kriegen, und die Wahrheit in ihrem Phalanx gefangen führen; wenn zum Aergerniß unakademiſcher Layen oft Rechthaberey, akademiſcher Stolz, und Anmaßung die Inſignien der Wiſſenſchaften ſind, mit denen ſie Kaiſerliche Majeſtät begnadet, was ſoll das in unſern Zeiten? Damals war manches Streitgerüſt und Gepränge ſolcher Art nützlich, wenigſtens nothwendig, der barbariſchen Zeit wegen; aber jetzt? und für junge Leute? oft nur für Kinder, (ſo haben ſich die Zeiten verändert!) die auf ſolchen Tummelplätzen der Gelehrſamkeit und Aemulation erſte Eindrücke der Wahrheit und ſtillen Brauchbarkeit aufs ganze Leben erlangen ſollen? Die Fakultäten und Handwerksgebräuche, nach denen der Knappe lernen, von Magiſtris noſtris freygeſprochen, und wenn er ihres Geiſtes und ihrer Hand iſt, d. i. eine Diſputation, ein Rittergefecht gegen drey oder vier waffenloſe

Schätzen beſtanden hat, nun facultatem bekommt, die ihm oft die Natur nicht gegeben, einen Trauring des Gehorſams gegen die alma mater, den Ehrenhut erhält, der ſein Gehirn überſchattet, und von nun an mit allen Muſen, die Grazien oft ausgeſchloſſen, zu Gaſt iſt; ich begreiſe wohl, wie das alles habe entſtehen können, nicht aber, wie es ſich als **Hülfsmittel der Wiſſenſchaft in den Händen unſrer Regierung** forterbe. Daß außer den Fakultäten keine facultas, außer den Univerſitäten kein Heil ſey, daß ſie Vniverſitates literariæ d. i. die gelehrten Weltalle ſeyn, aus denen alles kommt, durch die alles muß, auf denen alles wohnet, was zum Licht und Frommen des Staats wohnet; daß der Weg, zu dieſer Weisheit zu kommen, **Prälectionen**, ewige **Prälectionen**, daß ihr Meiſterſtück **Diſputation**, daß ihre Friſt ein **Triennium**, Quadriennium ſey, in welches alle Weisheit und Wiſſenſchaft gezwängt, zerſchnitten, eingeſtopft werde; daß die meiſten Lehrer von aller Uebung der Wiſſenſchaft ſein, ohne Anſicht des Staats, der Stände, der Nutzbarkeit des gemeinen Lebens, oft des geſunden Verſtandes und Geſchmacks, in Abſtractionen und Generalibus, in ewiger Wiederholung derſelben Logik, Metaphyſik, Dogmatik, oder vielmehr ihres Schatten Compendii veralten, und weil ſie in weniger Zeit alle eigne Wiſ-

ſen-

ſenſchaft wegſenden, zuletzt dürre Skelette fremder Kenntniſſe ſeyn müſſen, und ſich alſo aus lieber Noth in den Dunſt akademiſcher **Polyhiſtorie und Panſophie** hüllen, ihren Zöglingen auf dieſen Tummelplätzen aller Wiſſenſchaften und Künſte ſo viel davon mitgeben, als in ſo kurzer Zeit, in der größten Verwirrung von Ideen, ohne alles Gefühl von Anwendung, Würde und Weisheit in ihren Kopf will, und ſie ſodenn zur glücklichen Vergeſſenheit deſſelben, und von friſch auf im Leben etwas beſſeres zu lernen, entlaſſen müſſen — ſollten Einrichtungen der Art in den Händen unſerer Regierung den Nutzen bringen, den ſie bringen ſollen? Ich habe nicht im Sinn, einen einzigen würdigen Mann, Lehrer oder Schüler, auf Univerſitäten mit meinen Zweifeln zu beleidigen; vielmehr, glaube ich, wird ein jeder, der über den gemeinen Haufen denkt, und nicht blos auf ſeinen Schritt vor ſich ſiehet, ſelbſt genug die Bürde ſeines Standes, das Unbequemliche ſeiner Situation (wer fühlt nicht in ſeinem Stande dergleichen?) gefühlt, und wenn ers mit der Wiſſenſchaft wohl will, dagegen geſtrebt, Aenderung der Mißbräuche gewünſcht haben. Auch rede ich nur ganz allgemein von Univerſitäten, als **Mittel der Wiſſenſchaft in den Händen der Regierung**, nicht von einzelnen Exiſtenzen und Ausnahmen der Studenten oder Pro-

ſeſſofeſſoren — — Ich gehe auf dieſem allgemeinen Wege weiter:

Und komme auf die ſchöne Zeit, da die Wiſſenſchaften wieder kamen, da Päbſte, Kaiſer, Fürſten, Städte, reiche Kaufleute, Prieſter, Kardinäle ſo viel thaten, ſie **aufzunehmen, zu lieben, zu verpflegen.** Die Familie der Medici, der Pabſt Nikolaus und Leo, die Kaiſer Friedrich und Maximilian, die Könige Alphonſus von Neapel, Franz I., Heinrich VIII., ſo viel andere Fürſten, Republiken, Städte haben ſich dadurch unſterbliches Verdienſt erworben. Es war ein **Wetteifer**, der beynahe ein Jahrhundert dauerte, und noch jetzt, wenn man von ihm lieſet, Muth macht. Die Berühmten in den Wiſſenſchaften gelangten zu Ehrenſtellen, oder zur angenehmſten Ruhe des Privatlebens: es ſchien, als ob Kaiſer und Fürſten kein milderes Verdienſt kennten, als Lorbern des Geiſtes zu verleihen oder ſelbſt zu tragen. Ein oder zwey Gelehrte eines Landes wurden wie eine Akademie angeſehen, geſchätzt, geliebet, und die Gelehrten aller Länder machten gleichſam nur Eine freundſchaftliche oder wetteifernde Akademie aus. Vielleicht iſt niemals ſchärfer gerichtet, und das Urtheil, die Mitarbeit der Gelehrten näher aneinander geweſen, als damals; und doch gabs noch keine erdungne kritiſche Journale.

Die Briefe und Werke der Gelehrten an- oder übereinander war das größte Journal der Zeiten. Buchhändler herrſchten noch nicht, die Bücher **beſtellten**; ſondern Fürſten, die Werke **belohnten**, und man hat eben keine Urkunden darüber, daß ſie deswegen verarmt, oder die Sachen ihrer Regierung ſchlechter gegangen wären, weil ſie gelehrte und tüchtige Männer dazu brauchten. Die Fürſten ſelbſt hatten von Erneurung der Wiſſenſchaften den größeſten Vortheil; mit ihnen, und auch zum Theil durch ſie fieng ſich in Krieg und Frieden, Herrſchaft und Sitten eine ganz neue Periode Europa's, **Reformation**, an.

Allerdings trat damals eine Menge **Urſachen** zuſammen, die die Regenten zu thätigen Freunden und Beförderern der Wiſſenſchaft machten. Nach langen Zeiten der Unruhe und Unterdrückung genoſſen große und kleine Regenten das erſte Gefühl von Ruhe, Sicherheit und Herrſchaft: ſie ſahen, was ſie den Wiſſenſchaften in vorigen Zeiten ſchuldig waren, und kränzten ſie darum mit dem Laube der Dankbarkeit, und pflegten ſie darum mit Wohlthaten, um durch ſie auch die **Reſte der Barbarey** zu überwinden, und gleichſam mit Blumenkränzen zur Ruhe zu feſſeln. Alle Wiſſenſchaften und Erfindungen machten **Ordnung**, mehrere **Leichtigkeit** im Handeln, **Mechaniſ-**

nismus, Friede. Die Gemüther wurden beſänftigt, und kämpften nicht mehr; ſondern ſtudirten, laſen: eine Ruhe, die den Regenten ſehr zu gut kam. Die Reformation machte ſie vom Joche des Pabſts los, und ſetzte ſie gewiſſermaßen an ſeine Stelle. Viele Univerſitäten, Stipendien und Wohlthaten wurden von Klöſtergütern geſpendet, und fielen ihnen alſo nicht ſchwer; andere zogen ſie gar an ſich, und bereicherten ihre Kammern. Der neue Zirkel, in dem alles gieng, die entdeckten Welttheile, die veränderte, blühende Handlung brachten Pracht, Ueppigkeit, Geſchmack an Künſten des Großen und Schönen, mehr Geld und mehrere Reize nach Europa; den ſchönen Künſten alſo konnten die Wiſſenſchaften nicht zurückbleiben. Wer beſſer baute, mußte auch beſſer ſchreiben: der Fürſt, der Gemälde und Statuen liebte, lernte auch Schilderungen und Gedichte lieben. Mit einer feinern Pracht, einem ausgeſuchtern Wohlſtande kam auch Witz und Schlüpfrigkeit an die Tafeln der Fürſten; viele von ihnen ſind des Einen und des Andern wegen bekannt. Jetzt lernten ſich nicht neue Länder einander kennen, ſondern neue Welttheile; aus ihnen kam Gold, Silber, Gewürze, Arzneyen, ſo viel Wunderbares, ſo viel Fremdes. Dieß nährte Wiſſenſchaften, dieß nährte Künſte. Man brauchte die Mathematik zum Schiffbau, zur Seefahrt, zu Maſchinen, zur Zeitrechnung: ſie ward belohnet, und nahm zu. Das einzige **Pulver**, die Nothwendigkeit der neuen Beſeſtigung, des neuen Krieges, erfand wie viel andere Künſte! Die **veränderte Art, miteinander umzugehen, zu tractiren, zu handeln**, machte neue Wiſſenſchaften und Ausbildung nöthig. Die erfundene **Buchdruckerey** gab ſo viel mehr Reize, Manuſcripte aufzuſuchen, Bücher zu ſchreiben, ſeinen Namen zu verbreiten. Die unendlich mehrere **Bekanntſchaft** und **Concurrenz der Reiche** band alle Regierungen an Eine Kette, trieb ſie in ein Gefolge des Wetteifers, wie vieler andern Sachen, ſo auch der Wiſſenſchaften und Künſte. Auch in die dunkelſten Winkel Europa's kamen Lichtſtralen; der Wetteifer ward allgemein. Das ſchönſte bey der Sache iſt, daß es viele Fürſten gab, die nicht als ſatte Mäcenaten, ſondern als Liebhaber und Haushälter ihres Reichs die Sache trieben. Es war nicht dummer Stolz, ſondern wahre Bewunderung, oder gar Kenntniß und Gefühl des Nutzens, der Wahrheit, die ſie zu Liebhabern machten — —

Es iſt nicht zu läugnen, daß auch aus dieſer Zeit manches ſich überlebt habe, und jetzt als leeres Gerüſt da ſtehe. Wenn Maximilian I. alle Reichs-

fürſten

Fürſten antrieb, Univerſitäten anzulegen; ſo würde er ihnen jetzt vielleicht rathen, ſie zu vermindern, ſie in gute **Schulen** und **Seminarien** der mancherley Klaſſen von Menſchen und Wiſſenſchaften zu verwandeln. Wenn damals zu Vertreibung der Unwiſſenheit, zu Ausbreitung beſſerer Kenntniſſe und Meynungen, das viele **Reden**, das tägliche **Predigen** über dieſelbe Sache, dieſelbe Materien, auf eine und dieſelbe Weiſe gut und nöthig war; ſo würden dieſelbe Reformatoren von Fürſten, Städten und Ständen, wenn ſie jetzt lebten, es gewiß ſeltner anordnen, und dafür den geiſtlichen oder Lehrſtand mehr mit **Schulen-Aufſicht, praktiſcher Unterweiſung** und beſtimmten **Nutzbarkeit** für Menſchen und mancherley Stände verbinden. Wenn damals der Sektengeiſt, daß jeder ſich zu ſeiner Parthey hielt, und auf ſeinen Mittelpunkt drängte, arme Noth war, und darnach auch Geſetze, Einrichtungen gemacht werden mußten: wie anders jetzo, da ſolche Bande erſchlafft, ſolche Abzirkungen minder nöthig ſind, und **Freyheit, Nutzbarkeit, Wahrheit** allein die Grazien ſeyn dürfen, deren Reihen die Wiſſenſchaft einſchließt. Beſſerten wir jetzt mit dem Eifer, dem Feuer, mit dem man damals allenthalben beſſerte: wir wären weiter, ſtatt daß jetzt uns oft das Ruhmwürdige jener Zeiten Hinderniß am Ruhm und am Verdienſt wird.

3. Vom Einfluß der Regierung in die Wiſſenſchaften nach Wiederauflebung der Literatur.

Wie alle Fermente abgähren, und alles unter dem Monde wechſelt: ſo auch die ſtarken Antriebe für die Wiſſenſchaften von Seiten der Regierung. Mit der Zeit fand man, daß man hie und da im Uebermaaß bewundert hatte, daß Ciceronianer deswegen noch keine Ciceronen, Commentatoren der Griechen und Römer deswegen noch keine Griechen und Römer waren. Die Kritik artete mehr und mehr in Streitigkeiten, die Kunſt in Nachahmung, nutzbare Wiſſenſchaften in bloße Gelehrſamkeit, ſogenannte Reformationen in ſchädliche Sektirereyen, in Unruhen und Wortkriege aus; die Gelehrten machten ſich alſo unter dem Namen ungeſitteter **Pedanten** den Regierungen ſelbſt verächtlich. Es verſteht ſich, daß dieß nicht allgemein und ohne Ausnahmen geſagt ſey. Jedes Feld der Wiſſenſchaften behielt ſeine würdigen Männer, und in den Ländern, wo das erneuerte Licht ſpäter hindrang, behielten ſie auch länger ihr Anſehen, ihre Wirkung. In Republiken länger als in Monarchien, in Ländern, wo man eben nicht das Feine liebte, länger als in Sitzen üppiger Cultur. In dieſen, ſobald man merkte, daß man der Gelehrten nicht nöthig habe, ſetzte man auch die

Gelehrſamkeit herunter: ſobald man inne ward, daß man ohne Religion witzig ſeyn könnte, ward der Prieſter wiederum als Pfaffe behandelt. Unglücklicher Weiſe war die Reformation (ich will nicht unterſuchen: durch weſſen Schuld?) nur auf halbem Wege ſtehen geblieben: man hatte reformirt, aber nicht ganz, und wirklich hie und da zu keinem Endzweck. Die Mängel mußten bald ins Auge fallen, und da die Regierungen das Ihre gethan und gezogen hatten, überhaupt auch der erſte Stoß vorbey war: ſo vergalt man die vorige Hitze jetzt mit Kälte. Man ließ die Gelehrten zanken, die Pfaffen diſputiren, die Pedanten leſen und ſchreiben; man dünkte ſich weiſe und klug ohne ſie, ja man verachtete ſie in Geſchäfften, und verlachte ſie in der Geſellſchaft. Da ſie aus obangeführten Urſachen einmal ſo tief im Staat geſetzt, und ſo unwirkſam gemacht waren, ſo ſanken ſie immer tiefer, zu mehrerer Unwirkſamkeit herunter. Unglückliche Kriege, (angeblich der Pfaffen und Religion wegen, mit der doch viele Wiſſenſchaften verwebt waren,) kamen dazu, und ſo entſtand das Jahrhundert der Pedanterey, der Zänkereyen, der politiſchen Verachtung. Glücklich, daß eine andere Quelle ſich für Muſen und Staat aufthat: es war Philoſophie, Wiſſenſchaft des Verſuchs, Mathematik, Naturlehre, Staatskunſt.

Die Unterhaltung zwiſchen Reichen und Ländern konnte, wenn alle Wiſſenſchaften, ſo doch nicht die Staatswiſſenſchaft ſinken laſſen; das Recht der Völker bildete ſich immer mehr. Aus ihm, aus mancherley Behandlungen einzelner Geſchäffte iſt eine neuere Philoſophie erwachſen, wie thätlich erwieſen werden kann. Baco, Grotius, Hobbes, Thuanus, und ſo viel andere ſind Zeugen darüber. Glückliche Verſuche fanden am Himmel eine neue Welt, alſo Raum der Wiſſenſchaften unter den Sternen, als man ihnen auf der Erde einen Ehrenplatz verſagte, und ſie in ſtaubige Kerker zwang. Von Geſchäfften des Staats ausgeſchloſſen, erfanden die Muſen Geſetze der Welt, gruben in die Geheimniſſe der Natur, machten die frappantſten Erfindungen, und ordneten gleichſam das Weltall. Auf Copernikus Tritten, Tycho, Carteſius und Baco, Kepler und Galiläi, Harvei und Boile, Tſirnhaußen, Hevelke, Huygens, Newton und Leibnitz, wenn ſolche Namen, und ihre Erfindungen und Verſuche die Regenten Europa's nicht zu neuer Liebe der reelſten, erhabenſten Wiſſenſchaften hätte reizen können, was hätte ſie reizen ſollen?

Sobald alſo die Religionsſtreitigkeiten und Wortkritik abgährte, kam der phyſiſchmathematiſche

Geiſt empor. Die erſten Erfindungen und Verſuche waren Unternehmungen von Privatperſonen: denn das Genie iſt beſtimmt, ſich immer ſelbſt ſeinen Weg zu bahnen. Baco's Atlantis fand beym Sophiſtiſchen Könige Jacob kein Gehör; er ſelbſt ſtand als Kanzler, und nicht als Philoſoph in Betrachtung. Carteſius war aus ſeinem Vaterlande verbannet: Copernikus entdeckte ſein Himmelsſyſtem erſt am Tage ſeines Todes, und Galiläi mußte wegen ſeiner Himmelsentdeckungen Ketten tragen. Es iſt bekannt, daß Harvei wegen ſeiner Erfindung verklagt ward, und wie lange hat Newtons Syſtem kämpfen müſſen, ehe es Zutritt in Gallien fand! Ueberhaupt iſts der Regierung vielleicht nicht zuzumuthen, daß ſie ſich der Wiſſenſchaft in ihrer Empfängniß und Geburt annehme; genug, daß ſie das geſunde, durch Mutterkraft gebohrne Kind nur aufnehme, erziehe, und zu ihrem Dienſt verwende. Als die Erfindungen vollbracht waren, entſtanden Akademien und Societäten: und auch von dieſen waren die erſten beynahe das Werk von Privatperſonen.

Nichts iſt rühmlicher für die Fürſten, als dieſe edle Unterſtützung, die ſie den koſtbarſten, nützlichſten, daurendſten Wiſſenſchaften gaben. Wenn der menſchliche Geiſt in Etwas den Funken ſeiner Göttlichkeit währt, ſo iſts in Gedanken, womit er Himmel und Erde umfaſſet, die Sterne wägt, den Sonnenſtral ſpaltet, ſich in die Geheimniſſe der Tiefe wagt, die Körper theilt, die Geſetze der Natur erräth, und die Unendlichkeit berechnet. Es iſt edel, eine Verſammlung und Verbrüderung der Geiſter zu ſtiften, die ſo etwas unternehmen, ſie in ihrem Werk zu unterſtützen, und zu gemeinſchaftlichen Zwecken zu leiten. Wenn aller Geſchwätz des Wahns und der Sophiſtik zerfreſſenes Holz ſeyn wird: ſo werden wahre Verſuche und Beobachtungen der Natur dauren, und vielleicht in andern Theorien ſich bewähren. Wenn Ludwig in Nichts großen Geiſt zeigte, ſo wars in dem großen Geſichtspunkt, indem er ſeine Akademie der Wiſſenſchaften anlegen ließ, in dem ihm auch die meiſten der folgenden Akademien gefolgt ſind. Kamen die Unterſuchungen ihrer Mieglieder nicht gleich ſeinem Lande und ſeiner Regierung, ſo kamen ſie doch der Welt zu Statten, und was nicht iſt, wird werden. Alle große Akademien laufen jetzt offenbar in Einer Rennbahn: ihre Werke ſind Denkmäler der Zeit, und es braucht nicht, wie ein Witzling geſagt, einer neuen Akademie, ihre Werke zu nutzen und anzuwenden. Die Zeit wird ſie anwenden, die Lieblinge jeder Wiſſenſchaft werden weiterbauen und ordnen; genug, der Weg, den ſie nahmen,

men, ſo abgeriſſen und Stückwerk er iſt, dünkt mich in ſeiner Art der ſicherſte und beſte.

Darf ich, der mit dieſer Schrift vor der berühmteſten Akademie Deutſchlands erſcheinet, beſcheiden einige Gedanken äußern, wie auch den Einwendungen, die man dieſen Areopagen der Wiſſenſchaft macht, vielleicht zu begegnen wäre? — Man rückt ihnen zuweilen Mangel an Erfindung, hie und da eingeſchloſſenen Geſichtskreis in Aufgaben, vielleicht Partheylichkeit in Beurtheilung der Antworten vor u. ſ. Entweder Unvollkommenheiten, die von jedem menſchlichen Inſtitut unabtrennlich ſind, oder gewöhnliche Vorwürfe, die ſich ſelbſt widerlegen, die die Mißbräuche treffen, und nicht die Sache ſelbſt. Jeder Menſch hat ſeinen Geſichtskreis, folglich auch jede Verſammlung ſelbſt der erleuchtetſten Menſchen. Aus ihm geben ſie Fragen; nach ihm entſcheiden ſie Auflöſungen: hiemit werden ſie ſelbſt Parthey, und das Publikum, Welt und Nachwelt, iſt Richter. Kein Gott auf der Erde hat noch jemals Köpfe uniſon ſtellen können; der Gott der Wiſſenſchaften wills und ſolls nicht. Er ſpielt auf einer Leyer von vielen Saiten, von vielen Tönen. Mehr als einmal haben Akademien ſich ſelbſt widerlegt, theils in kurzer Zeit, theils im Verfolg ihrer Geſchichte: die Akademie der Inſcriptionen liefert davon frappante Beyſpiele, und die Wahrheit kömmt vielleicht damit frey und vielſeitig an den Tag. Zudem ſind die meiſten der Wiſſenſchaften, denen die Akademien zum Heiligthum beſtimmt ſind, der Partheylichkeit minder fähig: Mathematik, Phyſik, Geſchichte, Bemerkung; Meynung bleibt Meynung, und jedermann ſieht wiederum die ſeine darüber frey. Jede Preisaufgabe der Akademie erzeugt ja meiſtens eine Menge Schriften, die der Preisſchrift als Nebenbuhlerinnen nach, oder neben, oder vorfliegen: das Publikum kann ſie alle genießen und wählen; die Akademie veranlaßte ſie.

Allerdings wäre Eine Akademie nicht unnützlich, die ohne beſtimmte Fragen allgemein die Klaſſe benennte, in der ſie Schriften, Werke, Erfindungen, Beobachtungen anzunehmen, und nach Befinden zu krönen, bereit wäre. Vielleicht käme manches ſtille Genie mit einem Meiſterſtücke hervor, dadurch der Saal der Akademie nicht verunehrt würde. Alle Erfindungen nämlich müſſen erfunden, alle Meiſterſtücke frey und im Stillen vollendet werden. Die beſte Preisfrage ſtöret ſie vielleicht, berührt das Land nicht, wo die Erfindung liegt, oder trifft nur ſeitwärts auf ſie. Die herrlichſten Gedanken des menſchlichen Geiſtes wurden je im Stillen vollendet.

Es wäre ſchön, wenn das verborgene Genie ein ſolches Olympia wüßte, wo es ſein Werk, die Arbeit ſeiner beſten Kräfte und ſchönſten Stunden einem verſammelten Griechenlande darſtellen, ſein Urtheil hören, namenlos und verborgen, wenigſtens keiner Schande der Entdeckung ausgeſetzt, den Kranz ſeines Verdienſts empfangen könnte? Und wie, wenn die Akademie eine Reihe ſolcher wetteifernden Meiſterſtücke, alle frey, alle aus eigner Erfindung, in Wiſſenſchaften, wie im Saale der Kunſt, anträfe, und von ihnen überraſcht, nicht Preiſe der Belohnung genug hätte, und einen Wetteifer, eine freye Concurrenz errichtete, die von der rühmlichſten, beſten Art wäre? Jetzt hat vielleicht der beſte Kopf eben zu dieſer Frage nicht Luſt, nicht Zeit: ſie wird mittelmäßig beantwortet, und die Akademie muß unter dem Schlechtern das Beſſere krönen. Oder er zwängt ſich in die Frage, geht in Lieblingsgeſichtspunkte ein, frappirt, bezaubert — und denn welch ein böſes Richteramt, funfzig Beantwortungen Einer Frage zu leſen, und nun zu richten, zu wählen! Viele andere Mißfolgen des Neides, der Mißgunſt ungerechnet. Dort arbeitet ein jeder frey: das ſtille Nein der Akademie läßt ihm ſein Werk eigen, als obs nicht eingeſandt wäre. Mich dünkt, ſo würde eine Akademie die edle Mutter aller Wiſſenſchaften, die vor ihr erſchienen,

ein

ein trefflisches Mittel der Regierung, allerley Erfindungen zu wecken, zu prüfen, ans Licht zu ziehen, zu belohnen. Irre ich nicht, ſo würde eine freye Concurrenz der Art von den rühmlichſten und nützlichſten Folgen werden — —

Ich fahre fort, von den Mitteln des Einfluſſes zu reden, dadurch in den neuern Zeiten die Regierungen auf Wiſſenſchaften zu wirken geſucht haben, und da muß ich zuerſt die Erziehungsmethoden nennen, um welche ſich endlich die Geſetzgebung näher zu bekümmern gelernt hat. Bey den Alten war Erziehung Alles. Sie wurde als das erſte Mittel zur Bildung des Staats angeſehen: die kleinſten Dinge, ſelbſt Ergötzlichkeiten, Muſik, Lebensweiſe blieben nicht unbemerkt; der Aenderung von ihnen wurde das Aeußerſte, das Größte zugeſchrieben. Noch im Pabſtthum wiſſen wir, was theils überhaupt, theils von einigen Orden durch die Erziehung bewirkt iſt; wie? und beſſere Grundſätze ſollten nicht Wurzel ſchlagen? Grundſätze und Methoden eines Rouſſeau, Locke, Fenelon, Chaletais ſollten unwirkſam bleiben? — Nur freylich iſt die Einrichtung davon ein Werk der Regierung. So lange die Beſtellung der Lehrer und Form der Schulen ſchlechten Unterobrigkeiten überlaſſen iſt, die zu Vorſtellungen der Art weder

Sinn noch Luſt haben, und dem ſchnöden, ſchändlichen Gott Herkommen (Hercomannus) dienen; ſo lange bleiben unſere Schulen elend Lateiniſch, wo man für lauter Latein Nichts, und das Latein am wenigſten lernet. Die beſſern Anſtalten, die hier erleuchtete Regenten und Regierungen gemacht haben, (und ſie ſind, Gott Lob! an mehr als Einem Orte gemacht worden!) ſind wahre Ausbeuten für die Wiſſenſchaften, wie für den Staat und die Glückſeligkeit der Bürger, Menſchen, Geſchlechter — —

Die höhern Schulen erwarten vielleicht eben die Sorge der Regierung. Wenn vieles von ihnen wirklich altes barbariſches Gerüſt iſt, das in unſern Zeiten fremde da ſteht; wenn ſo manche ſchreyende Verlegenheit des Lehrers, ſo manche rufende Mängel und Unbeſtimmtheiten ihrer unpraktiſchen Lehrart, ſo manche fehlgeſchlagene Hoffnung beſcheidener Jünglinge, die, überfüllt mit Kenntniſſen und Univerſitätswahn, erſt eine neue Laufbahn anfangen müſſen, wenn ihnen zu rathen ſeyn ſoll; wenn dieß Alles, oder nur Einiges davon wahr iſt, ſollten wir nicht darauf geſtoßen werden, den innern Geiſt dieſer Anſtalten zu verändern? ſie mit Schulen, Akademien, Seminarien, Geſchäfften, Aemtern anders zu verbinden, oder vielmehr ſie ſelbſt ganz in Schulen und **Seminarien wirklicher Geſchäffte**, und zwar Klaſſenweiſe (und nicht in einem wüſten Tumult aller Fakultäten), jede Klaſſe den Edelſten ihres Geſchäffts unterweiſen, zu verwandeln. So dauerte eine Univerſität nicht zwey Jahre, ſondern ſo lange, bis wir zum Geſchäffte reif ſind: ſo wären die Lehrer derſelben nicht müßige Orakel, ſondern Väter und Meiſter, jeder in ſeinem Stand' und Amte: ganze Provinzen würden in Wiſſenſchaften, wie in Brauchbarkeit miteinander verbunden, und gleichſam lehrend und lernend nur **Eine Akademie der Bildung**. — Ich beſcheide mich, daß dieſe wenige Linien, ſo unbeſtimmt angegeben, dunkel und vielleicht unpraktiſch ſcheinen müſſen; ſobald ich ſie erläutern könnte, blieben ſies nicht, und dünken mich im höchſten Grade leicht und praktiſch. Nur das Unnatürliche iſt ſchwer; nur eine falſche Zuſammenordnung macht Verwirrung. Jede Fakultät zu einer **praktiſchen Akademie** an ihrer Stelle, an ihrem Ort geſchaffen, und hiernach die Wiſſenſchaften der Provinz, des Landes geordnet — wo iſt der Lykurg und Solon, der dieſe neue Atlantis wirklich mache?

Endlich haben die Regierungen in neuern Zeiten vorzüglich auf die Wiſſenſchaften gewirkt, daß ſie den **praktiſchen, mechaniſchen Theil** derſelben auf-

gemun-

gemuntert, nützliche Naturlehre und Oekonomie, Schiffahrt, Mechanik, Handel, Waffen und Künſte. Die Kriegskunſt hat durch ihre Anführer die eigentliche Geſtalt der Wiſſenſchaft erhalten, und ſcheint ſich dem Punkt zu nahen, mit der wenigſten Bewegung durch wenig enſcheidende Schritte, gleichſam als Duell zweyer Armeen, als zwey Körper, in dem der Gedanke ihrer Führer wohnt, Vortheile zu gewinnen und zu enden. Die Künſte des Friedens ſind inſonderheit von der Seite des Nützlichen befördert worden. Akademien der Oekonomie wetteifern; die reichſten und ärmſten Länder auf ihre Weiſe. Wo Akademien fehlen, treten die Regierungen ſelbſt zu, durch Ausſetzung der Preiſe auf dieſe oder jene Erfindung; ſo daß man das Jahrhundert in der Theorie beynahe das ökonomiſche nennen möchte. Die Cultur einzelner Länder und Provinzen wird befördert, und inſonderheit in Deutſchland wird, durch das Vorbild eines großen Monarchen aufgemuntert, hie und da geſucht, was ſonſt begraben lag, bekannt gemacht, was ſonſt verachtet geblieben wäre. Die vaterländiſche Geſchichte einzelner Provinzen, die Quellen des Nützlichen und des Reichthums derſelben, Handelsvorſchläge, Plane zur Aufweckung der Induſtrie, Berechnung der Einwohner und ihrer Kräfte u. dgl. treten häufig ans Licht.

Licht, von der Regierung theils veranlaſſet, theils geduldet. Auch der unthätigſte Fürſt will durch Aufmunterung der Wiſſenſchaften, der nützlichen oder ſchönen, berühmt ſeyn, und obgleich bey dieſer Aufmunterung vieles ins Flittergold, in Eitelkeit und leere Nachahmung übergeht; obgleich ſo vieles Nutzbare vergeblich gedacht und erfunden iſt, weil mans nicht anwendet, und an dieſer Seite der meiſte Mangel zu liegen ſcheinet; ſo muß man doch jede gute Gabe auch der Wiſſenſchaft annehmen, wie ſie uns die Vorſicht verleihet. Ganze Zeitalter wetteifern in Gedanken; andere werden im Thun wetteifern: jene in der Erfindung, dieſe in der Ausübung, und es iſt unläugbar, daß ſchon vieles Nützlicherfundene, insonderheit zur Bequemlichkeit des Gebrauchs, ausgeübt werde. Der Handel aller Nationen, das Intereſſe der Völker gegeneinander iſt eine Wiſſenſchaft worden, die zum feinſten Calcul reichet. Die Polizey ſucht alles Licht, ruhig, ſicher zu machen, und die Geſetzgebung ſelbſt ſucht im Ton der Menſchlichkeit und Ueberzeugung zu reden. Grobe Eingriffe ins Recht der Völker fallen offenbar ins Auge, und müſſen von den Regierungen gegeneinander ſelbſt (was ſonſt unerhört war und nicht erfordert wurde) mit Wahrheit, Recht und Menſchlichkeit beſchöniget werden. Schiffe werden ausgerüſtet, der

Ent-

Entdeckung der Welt wegen; nicht zur tyranniſchen Unterjochung der entdeckten Länder: man hat zwo Nationen Europa's in einem erröthenden Vertheidigungs-Streit geſehen, auch nur eine neue Krankheit wider Willen dem entdeckten Volk gebracht zu haben. Kurz, je mehr die Weisheit, Güte und wahre Menſchenliebe der Regierungen gewinnt, deſtomehr werden auch die Wiſſenſchaften von ſolchem Genius beſeelt, zu ſolchen Zwecken geleitet werden. Man wird ganze Wiſſenſchaften und Stände nutzbarer machen, ſie mehr verbinden, als ſie verbunden ſind, alte Vorurtheile ausrotten, und was Licht iſt, auch zur Güte und Glückſeligkeit gebrauchen. Ich ſetze, nachdem wir die Zeiten durchwandert ſind, und das Gebäude gleichſam ringsum von außen gezeichnet haben, einige Reſultate hinzu, die es im Innern, im Aufriß zeigen ſollen.

6. Allgemeine Beobachtungen, wie die Regierung in die Wiſſenſchaften einfließt.

Sie kann nicht anders in ſie einfließen, als durch Erlaubniß, Gelegenheit, Erziehung, Vorbilder, Uebung und Belohnung. Wir wollen die Stücke durchgehen, und ſie inſonderheit mit Exempeln der Geſchichte belegen.

1. Das leichteſte Mittel iſt die Nicht-Hinderniß, die Erlaubniß, eine gute Sache zu treiben, die Gedankenfreyheit. Alle Inquiſition iſt dem Reich der Wiſſenſchaften ſchädlich: ſie macht die Luft erſtickend, und benimmt den Athem. Ein Buch, das erſt durch zehn Cenſuren gelangen muß, ehe es das Licht der Welt ſieht, iſt kein Buch mehr, ſondern ein Machwerk der heiligen Inquiſition, ſehr oft ein Verſtümmelter, ein mit Ruthen gegeißelter, im Munde geknebelter Unglückliche; immer aber ein Sklave. Es iſt weltkundig, wie ſehr die Reiche der Inquiſition an Wiſſenſchaften zurück ſind; deſto reicher ſind ſie an Aberglauben, Dunkelheit und Erbauungsſchriften. Im Gebiet der Wahrheit, im Reiche der Gedanken und Geiſter ſoll und kann keine irdiſche Macht entſcheiden; die Regierung kanns nicht, geſchweige ihr bekutteter Cenſor. Im Reich der Wahrheit iſt er nicht Richter, ſondern Parthey, wie der Autor: er muß über ſein Ausſtreichen, über ſein Nein ſo gut und ſchärfere Rechenſchaft geben, als der Verfaſſer über ſein Ja; denn er fängt hochmüthig den Streit an, er iſt Unterdrücker. Und zwar Unterdrücker des edelſten Safts der Menſchheit, des beſten Geſchöpfs der Schöpfung, des Lichts, der Gedanken, der Seelenfreyheit. Alle Beſſerung kann nur durch Erleuchtung werden, ohne Kopf und Hirn regt ſich weder Hand noch Fuß.

Ich bin ferne davon, eine zügelloſe Frechheit oder Gleichgültigkeit der Gedanken zu empfehlen, inſonderheit, wo ſie offenbar die Räder des Staats inne hält, ſein Principium unwirkſam macht, und alſo gerade ſeine Zwecke und Glückſeligkeit ſtöret. Wohlſeyn gehet dem Menſchen über Spekulation, das Wohlſeyn vieler über die Spekulationsglückſeligkeit Eines. Ich glaube alſo, es ſey dem Staat freygelaſſen, ja nothwendig, gewiſſe Wiſſenſchaften, ſo wie Ergötzlichkeiten und Beſchäftigungen gerade auszuſchließen, wenn er ſie mit ſeinem Principium der Wirkſamkeit nicht binden zu können, ſich getrauet. Alles darf nicht überall wachſen. So wie es ſelbſt nicht allenthalben ſtehen will, ſo hat auch der Gärtner Freyheit, es nicht überall ſtehen zu laſſen, wo es ſich hindrängt: nur durch dieſe Einſchränkung und Ausſchließung wird Richtigkeit, Zweck, Ordnung, Schönheit und Nutzen, d. i. Feld und Garte. Wer Unkraut ungeſtört wachſen laſſen will, weil es zuweilen ſchön ausſiehet, und doch auch in ſeiner Art gut iſt, der darf nicht ſäen und ärnten. Durch Ausſchließung der Uebel fiengen alle alte Geſetzgeber an, auf das Gute zu wirken. Moſes verboth ſeinem Volk die Abgötterey; die Bildnerey mußte er alſo mit unterſagen, und alle ſchöne Künſte der Götterfeſte. Wie ſtrenge war Lykurg! nur durch Ausſchließung der Ueppigkeit, wie in Wiſſenſchaften, ſo in Sitten, gelang es ihm, ſein Volk auf den Mittelpunkt ſeiner Stärke, ſpartaniſche Tugend und Vaterlandsliebe zu drängen, und darauf feſtzuhalten. Sobald Sparta aus ſich ſelbſt gieng, und alles, was zu ihm wollte, hineinließ, verfiel es. Auch dem mildern Solon war nicht alles gleichgültig. Er ſagte zu Theſpis, als er bey ſeiner Wiederkunft nach Athen das erſte Trauerſpiel ſah: „Ich wundere mich, daß „du dich nicht ſchämeſt, vor einer ſo großen Verſammlung zu lügen;“ und als Theſpis ſich mit angenehmer poetiſcher Erdichtung entſchuldigen wollte, ſchlug er mit dem Stock auf die Erde, und ſagte: „Finden wir Einmal an der Lüge zu unſerer Beluſtigung Geſchmack, ſo werden ſie ſich bald auch in „unſere ernſtlichſten Geſchäffte einſchleichen.“ Die Geſchichte Athens hat Solons Weiſſagung offenbar bekräftigt. Ich entſcheide es nicht, ob Cato ganz unrecht gehabt habe, da er der Aufnahme jedes müßigen griechiſchen Schwätzers ſo ſcharf entgegen ſprach. Mich dünkt, der Erfolg hat ſein Wort bekräftigt, und wenigſtens wäre Beurtheilung und Unterſcheidung deſſen, was aufgenommen werden ſollte, Rom nicht ſchädlich geweſen; zuletzt wars zu ſpät, da der Willkühr und dem Geſchmack der Luculle alles frey ſtand. Gleicher Weiſe kanns auch noch Republiken

und

und Städte geben, wo z. E. die Einführung eines Schauſpiels nicht vom beſten Erfolg iſt, und die Regierung ſich derſelben, Trotz aller Declamationen und Paſquille der Schöngeiſter und Aufklärer der Welt, ernſtlich widerſetzen darf und muß. Jeder Staat hat ſeine Zwecke, ſein Principium, ſeine Gränzen; je mehr die Regierung dieſe in Allem, alſo auch in den Geſetzen über Literatur und Künſte, im Auge hat, deſtomehr wird der Staat gedeihen, und mit Hinwegräumung des fremden Unkrauts gleichſam auf ſeiner Wurzel leben — —

Aus dieſer Weisheit einſchränkender Geſetze folgt aber nichts minder, als blinde Dummheit in Verwerfung alles Neuen und Nützlichen, was nicht nach unſerm Hirn iſt, kurz, Inquiſition. Dieſe nimmt nicht den Staat, ſondern ganz etwas anders zur Meiſterinn ihrer Cenſur, zur Regel ihrer Unterdrückung an; und meiſtens iſt ſolches Popens dullneſs, die bleyerne Göttinn mit verſchloßnen Augen. Auch iſts ein groſſer Unterſchied, fremde Wiſſenſchaften nicht einzulaſſen, und die ſchon im Staat ſind, wohl zu regieren. Dieſe ſind einmal da, ſie ſind Triebfedern, Mittel zu Gutem oder zum Böſen. Schläft da das Auge der Regierung, und nimmt zum Grundſatz: „daß nur nichts anders werde! daß alles, wie

„es iſt, bleibe!“ (und meiſtens iſt dieß der löbliche Grundſatz!) ſo iſt das nicht Weisheit, ſondern Schlaf, nicht Ruhe, ſondern Grauſamkeit und Schwachheit. Einmal iſts gewiß, daß nichts in der Welt, was es iſt, bleibe. Es nutzt ſich immer ab: ſeine Bande und Triebfedern werden ſchlaff und matt, und wenn nicht nachgeſehen, nicht nachgeholfen wird: ſo ſtehet unvermuthet das ſchönſte Werk, zumal von vielfacher Compoſition, ſtill. Gewiß iſt dieß der Fall mit den Wiſſenſchaften im Staat, in Verhältniß zu ſeinem Aufkommen oder Sinken. Die Waage iſt hier ſo fein, die Grade des Verhältniſſes ſo mancherley und vielfach, daß gewiß kein ſchläfriger Cenſor, oder ſtolzdummer und dummſtolzer Inquiſitor zur Entſcheidung gehöret. Und immer dünkt michs, eben dieſer Verflochtenheit und der Schwachheit menſchlicher Entſcheidung wegen, beſſer frey, als ſklaviſch, mild, als enge und grauſam zu ſeyn, zumal, wo es die äußerſten Bedürfniſſe des Staats gar nicht berühret. Jener König von Frankreich iſt lächerlich, der in der mittlern Zeit zwiſchen den Nominalien und Realien der Scholaſtik, zwiſchen quisquis und kiskis entſcheiden wollte, und dazu lettres de cachet brauchte. Der Pabſt iſt lächerlich, der den Biſchof Vergerius in den Bann that, weil er Gegenfüßler annahm. Das Gericht zu Rom iſt unvernünftig und grauſam,

das

das den Galiläi ins Gefängniß warf, weil er unter den Sternen anders fand, als ſie es finden wollten; (über die Sterne gieng ihr Gerichtskreis nicht, weder ſie noch Galiläi konnte von dorther Advokaten holen.) Es iſt lächerlich, wenn Harvei ſich über den Umlauf des Bluts vor Gericht vertheidigen mußte, und abſcheulich, wenn in den mittlern Zeiten die beſten Leute über die wahreſten Entdeckungen, Meynungen und Hypotheſen als Zauberer und Gottesläugner verfolgt, verſchrieen und verbrannt wurden. So dünkt es uns jetzt; ihnen damals nicht alſo, und ſo ſollen dergleichen häßliche und ſchreckliche Fehltritte der Nachwelt wenigſtens Warnung ſeyn. Vieles wird entdeckt werden, was noch nicht entdeckt iſt: viele Vorurtheile zernichtet werden, die jetzt noch als Wahrheit gelten. Können wir ſie ſelbſt nicht wegräumen, ſo laſſet uns wenigſtens beſſere, mächtigere Hände daran nicht hindern; dem Licht und der freyen Luft wenigſtens nicht Fenſter und Löcher verſchlieſſen, wenn ſie mit Gewalt zu uns wollen. Je gegründeter ein Staat in ſeinen Principien, je geordneter, und heller, und ſtärker er in ſich ſelbſt iſt; deſto weniger läuft er Gefahr, vom Winde jeder Meynung, von jedem Pasquill eines aufgebrachten Schriftſtellers bewegt und erſchüttert zu werden; um ſo mehr wird derſelbe auch **Freyheit der Gedanken** und (mit eniger Einſchränkung nach ſeiner Situation und Lage) **Freyheit der Schriften** gönnen, bey der die Wahrheit am Ende doch gewinnet. Nur Tyrannen ſind argwöhniſch; nur geheime Böſewichter furchtſam. Ein offener Menſch, der Recht thut, und auf ſeinen Grundſätzen feſt iſt, läßt alles über ſich ſagen. Er wandelt am Tage, und nutzt ſelbſt die ärgſten Lügen ſeiner Feinde. So auch eine **Regierung**, auf **Geſetze, Freyheit und Wohl der Menſchen** gegründet: ſo auch eine **Religion des Staats**, die wahr iſt, und durch jede Beleuchtung nicht anders als endlich gewinnen kann. Alle Monopolien der Gedanken ſind ſchädlich: alle drückende Zünfte und Societäten derſelben ſind — hie und da noch, nirgend aber müſſen ſie letzter Zweck werden. Nicht ihnen ſoll die Wahrheit; ſie ſollen der Wahrheit dienen, oder ſie ſind ihrer Stelle nicht werth. — Ueberhaupt iſt Freyheit der Gedanken die friſche Himmelsluft, in der alle Pflanzen der Regierung, zumal die Wiſſenſchaften, am beſten gedeihen. Der Regent eines Staats muß beynahe ohne Lieblingsmeynungen ſeyn, damit er die Meynungen aller in ſeinem Staate umfaſſen, dulden, läutern, und zum allgemeinen Beſten lenken könne: daher ſind große Regenten auch ſo ſelten.

2. Näher wirkt die Regierung auf die Wiſſenſchaften durch **Gelegenheiten**, die ſie zu ihnen

ver-

veranlaßt und fördert, und dieſe werden inſonderheit durchs Band der Länder und Religionen, durch Kriege, Bündniſſe, Handel. Griechenland bekam ſeine Buchſtaben aus Phönicien, ſeine erſten Keime der Einrichtung aus Aegypten: Etrurien aus Aegypten und Griechenland, aus Griechenland Rom, aus Rom die Völker. Die Saracenen holten aus Konſtantinopel Bücher, Wiſſenſchaften, Künſte; von Saracenen bekamen ſie die Chriſten. Unter dieſen hat Ein Land vom andern gelernt und geerbet: oft ziehen Regierungen die Kette der Wiſſenſchaften von Land zu Lande, und die Verſehung gebraucht dazu zuweilen die blutigſten, ſchrecklichſten Wege. Alexanders Zug in Aſien ließ Wiſſenſchaften und griechiſche Sprache daſelbſt: die Römer überwanden die Welt, und pflanzten überall ihre Geſetze und Denkart: die Barbaren ſtürzten über Europa, und wurden endlich von Religion und Wiſſenſchaft gebändigt. Die Saracenen überſchwemmten Spanien und Italien, und lieſſen Reſte und Spuren ihrer Kenntniß. Die Kreuzzüge erweiterten Europa's Begriffe, und zerbrachen ſeine harte Bande; die mancherley Kriege der Mächte Europa's unter ſich ſchleppten Länder in Länder, und theilten einander (ſchlechter Erſatz ſo großer Uebel!) wenigſtens hie und da Bücher, Kenntniſſe, Meynungen mit. Es iſt bekannt, was Spanier und Franzoſen lange Zeit nur auf Deutſchlands Sprache gewirkt haben; in Wiſſenſchaften, wie mit den Familien unſerer Regenten, und unſerm armen Blut haben wir ja beynahe allen Völkern Europa's gedienet. Woher kömmts, daß unſere Literatur ein ſolches Gemiſch iſt, das für großer Fruchtbarkeit zu keiner Beſtandheit kommen kann? wir ſind in ewigem Conflict mit uns ſelbſt und andern Nationen, die uns brauchen und verachten, denen wir dienen und ſie verehren — Wie Deutſchlands Verfaſſung und Geſchichte iſt, iſt auch ſeine Literatur — —

Es ergiebt ſich von ſelbſt, daß nicht alle Mittel ſolcher Mittheilung und Gemeinſchaft der Völker gleich gut ſind: der Weg des Kriegs und der Dienſtbarkeit iſt der härteſte und ſchlechtſte. Sich in die Dienſtbarkeit zu ſtürzen, iſt leicht; nicht immer aber kömmt ein Moſes, der ſein Volk befreye, und es dafür auch mit dem Raube ägyptiſcher Geſetzgebung lohne. Die wilden Kriege pflanzen Haß, und nicht Liebe der Völker; die Liebe und beſſere Bekanntſchaft, die ſie ſtiften, war wenigſtens nicht der Kriegenden Zweck. Welch ein ſchöneres Mittel der Ausbreitung guter Kenntniſſe waren die Kolonien der Alten! Phönicier und Griechen haben ſich dadurch verewigt.

ewigt. Sie veranlaßten neue Sitze der Wiſſenſchaften, ſo wie der Handlung, und beſchämten die Etabliſſemens der Chriſten in den mittlern Zeiten ſehr. Marſeille bekam ſeinen Pytheas, wie Batavia und Goa noch keinen gehabt hat, und vielleicht nie haben wird. Die einzigen Kolonien der Engländer machen eine ewigrühmliche Ausnahme. Vielleicht wenn die Wiſſenſchaften in Europa verfallen ſeyn werden, werden ſie dort aufgehen, mit neuer Blüthe mit neuen Früchten. Die Bemühung eines Staats unkultivirte Striche zu kultiviren, und mit glücklichen Einwohnern zu bepflanzen, iſt, wie auch das Rad des Schickſals laufe, das reineſte Verdienſt für die Nachwelt. Die ſchönſten Striche der Welt, ſelbſt in Europa, liegen jetzo noch öde. Griechenland und Nationen, die ihm gleichen, ſind traurigſchöne Wüſten; vielleicht wird ſich das Rad des Schickſals kehren, die Länder am ſchwarzen Meer, und weit umher, und tief hinunter, werden aufleben, und in neuen griechiſchen Wiſſenſchaften und Tänzen vergnügt ſeyn. Glücklich möge die Regierung ſeyn, die den Strom einer gerechten und ſchönen Bildung dahin leitet.

Oft waren Reiſen, zumal veranlaſſet von der Regierung, oder von Staatsmännern und Philoſophen ſelbſt angeſtellt, das **Mittel der Verpflanzung der Wiſſenſchaften** aus **Gegend in Gegend.** In Griechenland reiſeten die Philoſophen und Geſetzgeber ſelbſt: Lykurgus, Solon, Pythagoras, Plato. Mit Reiſen fieng ſich die Aufklärung Europa's an, inſonderheit waren Wallfahrten, Kreuzzüge, Seeabentheuer dergleichen. Viele Sagen der Normänner, die meiſten Fabeln und herrſchenden Gedichte, zuletzt hellere Nachrichten und Meynungen von fremden Völkern kamen daher. Die damalige Art des Handels war perſönlicher, die Bekanntſchaften förmlicher und enger. Die Jahrhunderte der **Negotiationen** kamen (ſo viel ihrer bekannt ſind, eine bündige Quelle der Geſchichte!) endlich kam die Zeit der wirklichen **gelehrten Reiſen.** Ludwig XIV. ſandte ſolche zum Nutzen der Wiſſenſchaften, und zum Ruhme ſeines Reichs aus; andere ſind ihm gefolget. Die Reiſen Tourneforts, Vaillants, Caſſini; die ſpätern Reiſen der Akademiſten für Aſtronomie und die Geſtalt der Erde, die Reiſen der ruſſiſchen Miſſionarien nach Siberien für Naturlehre und Geſchichte der Länder, die neueſten engliſchen Reiſen zu Entdeckung des Meers und neuer Länder, ſind anſehnliche Mittel der Regierungen zu Erweiterung der Wiſſenſchaften und Kenntniſſe unſerer Erde. Europa hat jetzt einen Vorzug vor allen Zeiten, daß es die Länder der Welt durch

durch Macht und Schiffahrt bindet, mithin Gelegenheit hat, auch nach Kenntniſſen zu reichen, wohin es will. Engländer und Franzoſen haben gewetteifert, uns Denkmale des älteſten Aſiens zu geben, und Anquetil (*) hat in ſeinem Entdeckungseifer gar eine wandernde Akademie für alle Welttheile vorgeſchlagen, der nichts als ein Ludwig XIV. fehlet —

Zu eben ſolchen Veranlaſſungen gehört noch, daß eine Regierung **die Schätze der Literatur ihres Landes** nicht verheimlicht, wo ſie nicht zu verheimlichen ſind: denn auch darinn ſind die Wiſſenſchaften Licht, das ſich an ihnen anzünden läßt, und ſie damit nichts verlieren. Es iſt Zeichen der Schwachheit, Barbarey und Trägheit, wenn eingeſchloſſen wird, was gemein ſeyn ſoll, wenn was gebraucht werden ſoll, vermodert. Eingeſchloſſene Bibliotheken, vergitterte Urkunden und Manuſcripte, unzugängliche modernde Archive — wie viel ſind nicht noch ihrer! Welch ein Vortheil wäre es für die allgemeine Literatur Europa's, wenn eine gütige Regierung ſich um die literariſchen Schätze **Konſtantinopels**, **Eſcurials**, **Aegyptens**, ſo vieler undurchſuchten Bibliotheken und Klöſter in Europa, (ſelbſt in Deutſchland) Afrika und Aſien bekümmerte, und das

---

(*) Zendavesta: préface.

das ohne Zweifel unzählig-Merkwürdige ans Licht brächte! — Noch ſind ſolche Veranlaſſungen und Gelegenheiten in Menge; ſie können aber hier nicht aufgezählt werden, weil ſie einzeln ſind, und meiſtens ein glücklicher Zufall ſie dem Wachenden giebt.

3. **Erziehung** war das groſſe Triebwerk der alten Regierungen, mit dem ſie auf Sitten und Wiſſenſchaften wirkten. In Republiken ſiehet man mehr auf ſie, als in Monarchien; in kleinen, einfachen Staaten mehr, als in unendlich zuſammengeſetzten Länder. Unter dem Joch des Deſpotismus verſchwindet die Erziehung, und die öffentliche Sorge für ſie; der hat andere Bande, die Menſchen zu lenken, als früheingeprägte edle Begriffe. Und was ſollen auch dieſe? wie ſind ſie möglich, wo ein Volk ſie in lebendigen Beyſpielen nicht um ſich ſiehet, wo es ſelbſt das ſchrecklichſte Gegentheil iſt, von dem was die Erziehung gut heißet? Die grünſten Blätter der Lorbern römiſcher und griechiſcher Geſchichte verwelken in ſolchen Händen zu elenden Phraſen; man lernt, und ſieht ewig Worte, weil man die Sachen nicht anwenden kann, weil der Inhalt ſelbſt für uns zu groß iſt. Regierungen geben alſo den Wiſſenſchaften den tödtlichſten Streich, wenn ſie den Menſchen die Sinne nehmen, was gut und ſchön iſt, in ihnen zu ſehen, was häßlich und

ſchlecht iſt, zu verdammen, und wie die Hölle ſelbſt zu fliehen. Ein freyes Herz erzeugt auch eine freye Seele; ein edler Geiſt kann nicht würdig denken und unwürdig leben. Tyrannen erzeugen Sklaven, Wortkrämer, Pedanten, Schmeichler, kriechende, niederträchtige Seelen — das zeigt die ganze Geſchichte. Mit der Regierung verfällt die Erziehung, mit ihr Wiſſenſchaft, Freyheit, Muth eines Volks, Alles.

So wars mit der Erziehung der mittlern Zeiten. Der geiſtliche Deſpotismus ſetzte Wiſſenſchaften, die zu lehren ſeyn ſollten, in Form und Methode; alles gerieth darnach. Ein gleiches iſts mit der Erziehung noch jetzt in ſchlecht beſtellten Staaten, ſo daß man ſie und die öffentliche Bildung gewiſſermaßen einen Spiegel von jener nennen kann in Mängeln und Fehlern. In Ländern, wo keine Religion gilt, wird ſie auch in Schulen nicht gelten: wo Altfranken am Ruder des Staats ſind, werden auch Altfranken lehren. Einem vernünftigen Regenten kanns gewiß nicht gleichgültig ſeyn, welche Wiſſenſchaften, und wie ſie auf Schulen gelehrt werden? welche erſten Eindrücke ſein künftiger Bürger und Unterthan bekommt? mit welchen Jünglingen die Aemter ſeines Staats beſetzt werden? Alle beſſere Bildung fängt hier von Jugend auf an, im Stillen, im Kleinen.

4. Die Erziehung dauert durchs ganze Leben, und das wirkſamſte Mittel, wie der Staat auf Wiſſenſchaften wirkt, iſt ihre öffentliche **Anwendung und Uebung.** Jeder Kunſt iſts die ſchönſte Belohnung, wenn ihr ein Kreis der Uebung wird, indem ſie ſich als Kraft fühlen darf und ſtrebet; eine müßige Kraft drückt nur, ein unnützes Korn vermodert. Dieß war das groſe Mittel, wodurch, nebſt der Erziehung, Griechen und Römer wirkten; die Wiſſenſchaften wurden ihnen lebendige Pflanzen, bürgerliche Kräfte. Benimmt eine Regierungsform ihnen dieß, den Kreis ihrer Anwendung, ihres wahren Lebens, ſperret ſie ſie in unfruchtbare Wüſten, oder macht ſie zum Schemel der Unwiſſenheit aller Stände; ſo ſind ſie, wenn ihre Natur Anwendung will, verdorben. Nun kann freylich jede Regierung nicht Alle gleich brauchen; die ſie aber brauchen kann, brauche ſie recht, und laſſe andere andern Regierungen und Zeiten. Ein Staat, der gegen alle Wiſſenſchaften gleichgültig iſt, iſt eine läßige Regierung, ein Staat, der auch die verſchiedenſten gleich anwendet, hat ſeine Vernunft verlohren. Wenn der Schreiber Miniſter, der Prieſter Luſtigmacher, der Juriſt ein Witzling ſeyn ſoll, und alle, eben weil ſie dieß ſind, befördert, und an ihre Stellen geſetzt werden; wahrlich, ſo wird die Austheilung gelehrter Aemter

ein Kartenſpiel; man nimmt die Karte, wie ſie fällt, inſonderheit wie ſie bunt iſt, und wer nicht hungern will, muß nicht die Wiſſenſchaft lernen, die zum Amt gehöret, ſondern die zu ihm führet. Prieſter zu werden, lernt er tanzen; Richter zu werden, ſpielt er die Geige. Schändliche Verachtung der Wiſſenſchaften und des Staates ſelbſt im Staate! Wer wird ſich Mühe geben, wenn Mühe verlacht wird? wer Wiſſenſchaften der Anwendung treiben, wo ihnen der Unwiſſendſte, anderer Talente wegen, vorſpringt?

Und doch geſchieht dieß öfter, als man glaubt; ja man iſt in einigen Fällen ſchon gewohnt, daß es geſchehen könne und dürfe. Manche Prüfungen, ehe man zu Aemtern gelangt, ſind wahre Pasquille auf Wiſſenſchaften und Aemter. Man fragt Sachen, wo es eine Schande iſt, zuweilen ſie zu wiſſen, zuweilen ſie zu fragen: man fragt ſie auf eine Art, wo es ein Unglück wäre, wenn der Geprüfte ſie in ſeinem Stande alſo anwenden wollte; ja was bedeutet endlich dieſe ganze Prüfung? Sie entſcheidet, wegen zukommender Nebenumſtände nichts; ſie taſtet, wenn ſie auch am beſten geriethe, das Weſentliche des Amts, das Innere dieſer Perſon, wenig an; ſie iſt ein gutes „hilfts nicht, ſo kanns nicht ſchaden." Und ſie ſchadet wirklich; wie alles, was nicht nutzt, wo

Bayeriſche
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

man Hülfe will, ſchadet. Weiß man, wie ſchlecht die Pforten zu den Aemtern im Staat beſetzt ſind, ſo rüſtet ſich jeder aufs elende Compendium der Formeln, die von den Thürhütern gefragt werden, lacht ſelbſt darüber und paßiret. „Ey, wenn ich nur meinen **Stryk**, meinen **Hutter** und **Bayer** kann, „rechtlehrig und kriechend, oder ſchieflehrig und galant; wer fordert mehr?“ So ſind manche Stände zum Pöbel hinabgeſunken, und ganze Wiſſenſchaften mit ihrer Anwendung unter die Schlaftrunkenheit, Unwiſſenheit, den Geiz oder andere Leidenſchaften ihrer Brabeuten verkauft; in weniger Zeit wird ſodenn das wahre Verdienſt der Aemter Austheilenden und Empfangenden ſelbſt zum Geſpött und Eckel. Erſtere ſind ſich bewußt, ein halb Jahrhundert ſo ausgetheilt zu haben; warum ſollten ſie jetzt anders? mithin iſt die Wiſſenſchaft der Art verbannet, wenn gleich das Formular ihrer Würde ſich auf unnütze Art forterbt. Die wirkliche Anwendung derſelben widerſpricht ja dem Formular, und der öffentliche Contraſt macht oft nur die Sache ärger. Seyn wollen und nicht ſeyn, iſt ſchlimm; ſeyn ſollen und doch auch nicht ſeyn ſollen, iſt das Aergſte vom Argen, und ſolcher Widerſprüche ſind, in Abſicht auf die Anwendung mancher Wiſſenſchaften, viele Länder und Staaten voll, worunter ich inſonderheit den geiſtlichen

und

und den Erziehungsſtand rechne — anderer zu geſchweigen. Was würden die Alten, was würde Numa, Lykurg und Solon ſagen, wenn ſie dieſe Einrichtungen (die Anwendung und Triebfedern der Wiſſenſchaft ſeyn ſollen) ſähen?

Das wahre Auge und der göttlichſte Blick eines Regenten iſt, in jedem Stande, in jeder Wiſſenſchaft den Werth zu entdecken, der in ihnen liegt, und ſie zu dieſem Werthe mit wohlthätiger Hand gleichſam zu zwingen: genau die Zugänge zu bewachen, wie Wiſſenſchaft Belohnung ſucht, und ſie auf den Platz im Staate zu führen, wo Wirkſamkeit ihre Belohnung iſt, und wo ihr Gutes ſich auf alle benachbarte Stände fortbreitet. So werden Kräfte geweckt, ſo werden Wiſſenſchaften und Gaben aufs neue gewürdet. Trajan und Guſtav Adolph waren nicht gelehrt: ſie trugen aber mehr zur Aufnahme wahrer Wiſſenſchaft bey, als vielleicht Hadrian und Chriſtine: ſie wußten ſie anzuwenden, zu ſchätzen, zu gebrauchen.

5. Groß iſt der Einfluß, den dergleichen Anwendung auf die Wiſſenſchaften hat, nicht nur an ſich, ſondern auch als Vorbild anderer betrachtet. Der Literatur eines ganzen Landes iſts Ehre und Freude, wenn ihre Lieblinge geehrt, gebraucht, ge-

ſchäfftig ſind: ſie ſind die Aufmunterung der Jünglinge, ihre thätige Beyhülfe, und treiben junge Knoſpen hervor. Alle goldene Zeitalter der Wiſſenſchaften beweiſens, daß in ihnen nichts ſo wirkend und hinreiſſend war, als das **Beyſpiel**, und das lauteſte Beyſpiel giebt: immer die **Regierung**. Wenn in jedem **Stande** nur einige geſchickte Männer am Werk ſind, ſo wecken, ſo bilden ſie bald ihres gleichen: unvermerkt wird Unwiſſenheit und Finſterniß in den Winkel verdrungen, und muß knirſchen und ſich ſchämen. Jede **Wiſſenſchaft**, wenn ſie nur von einigen Beyſpielen würdig behandelt ward, breitet auch auf andere, inſonderheit nachbarliche Wiſſenſchaften, Würde und Licht aus; zuletzt werden auch, wenn auch nur dem Contraſt zu entgehen, die Ecken lichter. Der ganzen **Schriftſtellerey** eines Landes iſts Vortheil, wenn ſie Schriftſteller von anerkannten Verdienſten auch im thätigen Leben gehabt, und inſonderheit frühe gehabt hat: ſie haben ihren Geiſt den Schriften eingepräget, und dieſe werden **Muſter**. Engländern, Italiänern und Franzoſen, noch mehr aber Griechen und Römern hats gewiß nicht geſchadet, daß die würdigſten Männer ihrer Regierung auch geſchrieben, und zum Theil die Handlungen ihres Lebens ſelbſt verfaßt haben. Ich weiß es wohl, daß vorzüglicher **Geiſt** nicht eben an vorzüglichen

Stand gebunden ſey, und oft mit demſelben wunderbar contraſtire; an vorzügliche Geſchäffte aber ſollte er gebunden ſeyn, und dieſe ſollten im Staat und in der Wiſſenſchaft vorzüglichen Stand geben. Es iſt nicht das beſte Zeichen, wie in Deutſchland Wiſſenſchaft und Regierung miteinander ſtehen, daß jene dieſer ſo verächtlich iſt, und ſich für Hochachtung nicht zu laſſen weiß, wenn der Mäcenat ſich herunter läßt, ein Blat oder ein Buch — zu ſchreiben. In andern Ländern iſt eine Sklavenmine der Art unerhört; wenn ein Miniſter und Kardinal ſchlecht ſchreibt, ſo hat ein Miniſter und Kardinal — ſchlecht geſchrieben.

6. Ohne Zweifel iſts noch eine größere Aufmunterung der Wiſſenſchaften, wenn der Fürſt ſelbſt Beyſpiel giebt; allein, faſt iſt das Beyſpiel zu hoch, zu theuer. Freylich, wenn der Himmel, wie in Cäſar, Marc-Antonin, Friedrich und wenigen andern Regenten, die ſeltnen Gaben, glücklich zu denken und zu handeln, vereinigt, daß die Feder weder dem Zepter, noch Kriegesſtabe ſchadet: ſo ſind eben ſo außerordentlich vereinte Gaben an ihrer Stelle doppelt ehrwürdig und ſchätzbar. Meiſtens iſt aber der Name eigentlich gelehrter Prinzen der Geſchichte nach unglücklich. Nicht an ſich ſelbſt: denn Wiſſenſchaften und die Gabe zu herrſchen, die ſelbſt die

höchſte Wiſſenſchaft iſt, ſtehen in keinem Streite; nur freylich des ſo leicht zu befürchtenden Mißbrauchs wegen. Der gelehrte Fürſt liebt vielleicht Muſen, und nicht Geſchäfte: er ſammelt Gelehrte um ſich, und vergißt die Männer des Staats: Feinde dringen ihm auf den Hals, er liebt die Ruhe, und erkauft vielleicht einen ſchimpflichen Frieden. — Zu theures Opfer für die Wiſſenſchaften, Ehre und Glückſeligkeit des Staats, die ſich auf Wirken, und nicht auf Denken allein gründet. So übereilte Chriſtine unwürdig den Frieden, und vernachläßigte die Regierung, und verſchwendete die Güter des Staats. So war Alphonſus in Caſtilien, Erich in Dännemark, Kaiſer Friedrich III. in Deutſchland, ſo viele Kaiſer in Orient, ſo manche Deſpoten in Rom gelehrte, aber läßige oder unglückliche Kaiſer, die ſelbſt durch ihr Beyſpiel und ihre Regierung der Wiſſenſchaft mehr verderbten als nützten. Am meiſten iſt aber auch der Geſchmack der Monarchen der freyen Wiſſenſchaft furchtbar. Iſt er gut: ſo iſt nichts wirkſamer, als dieß Vorbild; wo nicht, nichts ſchädlicher, als daſſelbe. Der Geſchmack Mäcenas und Caligula, die Verſe Nero's und Hadrians, die ſophiſtiſche Spitzfindigkeit Jakobs I. und andere Beyſpiele, nebſt den übeln Folgen, die ſie gaben, ſind Warnungen in der Geſchichte — —

7. Am beſten ſpricht der Regent durch allgemeine Schätzung und Belohnung. Zu ihnen gehört, daß er die Wiſſenſchaften kenne und liebe, daß er auch durch eignen Verſuch, wenigſtens in der Jugend, ihre Mühe kenne, und zur Aufmunterung ſeines Geiſtes miteifere; der thätigſte Einfluß aber bleibt ihre Anwendung im Staate. Je edler, wahrer, zweckmäßiger dieſe iſt; deſto höher ſteigt der Ruhm und das Verdienſt des Fürſten, oft durch Vergleichungen von Jahrhundert zu Jahrhundert höher. Zehn Fürſten in zehn Zeitaltern können Eine Wiſſenſchaft ſchätzen und lieben; aber in ſehr verſchiedenem Grade der Würde, des Verſtandes, des Glücks, des Verdienſtes. Schöne Wiſſenſchaften, Philoſophie, Religion, Beredtſamkeit, Dichtkunſt — zu allen Zeiten Eine und dieſelbe Sache; aber in verſchiedenen Zeiten und Regierungen wie anders angeſehen, angewandt, belohnt, behandelt! Auf dieſer Laufbahn liegt der Ruhm des Fürſten: er wetteifert mit allen guten Regierungen, die vor ihm waren, um die Talente ſeines Zeitalters, ſeines Reichs noch beſſer, als jene, noch nutzbarer und edler zu brauchen. Ein Fürſt, der Wiſſenſchaften liebt, aber ſchlechte Wiſſenſchaften, dazu enge, kleinkreiſig, unedel; wird den beſſern durch ſeinen Einfluß auf dieſe gewiß ſchaden. Der Geſchmack des Herzogs von

Orleans, als Regenten von Frankreich, Karls II. von England, Kaiſer Julians u. a. breiteten ſich bald umher; alles ſuchte Gold, liebte Rothmalereyen und üppige Gedichte, Theurgie u. dgl. hinter dem Grabe des Regenten erſcheint bald ſeine wahre Geſtalt; auch mit welcher **Kenntniß** und **Neigung** er Wiſſenſchaft liebte und belohnte. Die Flittern der Eitelkeit bleiben im Strom Lethe: leerer Dunſt, den man ſeinen Zeitgenoſſen machte, kommt nicht hinüber. Auch wird ſodenn meiſtens die **Diſproportion** vom **Wollen** und der **That**, vom leeren **Streben** zu **nichtigen Endzwecken** ſichtbar. Der Fürſt, der durch die Ehre ſeiner Geſellſchaft dämoniſch machen, durch Gold Genie inſpiriren will, berührt meiſtens mit heiliger Hand — Kröpfe. Der Einfluß der Regierung iſt, wie die Witterung, wie Gott und die Natur wirken, nicht willkührlich und wörtlich, ſondern im höchſten Grad **ſtille, fortgehend, thätig.**

7. Allgemeine Beobachtungen von Veränderung der Wiſſenſchaften, nachdem ſich die Regierungen verändert.

Alles iſt auf der Erde im Wechſel, ſo Wiſſenſchaften, ſo Staaten. Die Wiſſenſchaft, wie die Regierung in abſtracto, iſt auf unſerm ſich immer dre-

drehenden Balle noch nicht erſchienen, auch vielleicht nirgend erſcheinbar. Sie ſich alſo zu gedenken, nach dieſem Ideal, einem ſchönen Trugbilde zu haſchen, iſt ſchön und nützlich; (man findet vieles auf dem Wege) der Welt indeſſen iſt ſie immer nur in einzelnen Zügen, nach ſolchen und ſolchen Veranlaſſungen die Entwicklung gewiſſer Localumſtände geweſen. Je vortheilhafter dieſe waren, je länger, thätiger und beſſer ſie entwickelt wurden, deſto ſchönere Ausbeuten gabs in Wiſſenſchaften und der Regierung. Der glänzendſte Monarch iſt nicht immer der größeſte: die Zeit der Blüthe einer Wiſſenſchaft nicht immer die verdienſtreichſte. Wer geſäet, wer den Acker durchgebrochen, und die Frucht hergeſchafft hat, that mehr, als der da ärntet.

Es wird leicht, den Faden dieſer Veränderungen auf unſerer Erde zu verfolgen, aber ſchwer, ſie mit deutlichen Karakteren zu bezeichnen, und noch ſchwerer, ſie mit den Regierungen ihrer Zeit zu berechnen. Man nennt über Wiſſenſchaft und Staatsform allgemeine Worte, z. E. Republik, Monarchie, Deſpotismus, Poeſie, Beredtſamkeit, Philoſophie, Künſte, deren Geiſt ſich doch ſo ſehr verändert hat, die oft nach weniger Zeit an derſelben Stelle nicht mehr daſſelbe waren. Keine zwo Republiken und Monarchien ſind ſich noch einander gleich geweſen, ſo wenig als zwo Wiſſenſchaften, die Triebfedern ihrer Regierung. Die Zeit ſelbſt verändert eine jede mit ihren Momenten, und der philoſophiſchen Geſchichte bleibt nichts übrig, als dieſe Einzelnheiten ſcharf zu bemerken und anzuwenden. Ich wünſchte, wir hätten eine ſolche philoſophiſche Geſchichte ſowohl der Wiſſenſchaften als der Regierungen und ihres Einfluſſes ineinander! Schöne Bruchſtücke haben wir inſonderheit in der politiſchen Geſchichte, in Bearbeitung einzelner Perioden derſelben; der Baum des Ganzen, „wie Wiſ„ſenſchaft in ihren Zweigen und Früchten, all„mählig, hie und da, und durch welche Ver„anlaſſungen ſichtbar geworden,“ fehlet.

Die väterliche Regierung ſcheint zuerſt die nothwendigſten menſchlichen Kenntniſſe, inſonderheit Religion gegründet zu haben, welche letztere unter dem Deſpotiſmus zur größeſten Pracht gerieth, und ſich ihm gleichſam zur Seite ſetzte. Deſpotiſmus ſcheint die Kenntniſſe, unter dem väterlichen Regiment erfunden, zu Geſetzen des Landes fixirt, hiemit zuerſt genützt, nachher aber inſonderheit durch ſein Uebermaaß, ſeine Gewaltthätigkeit und Willkühr unendlich geſchadet zu haben. Der Baum der Wiſſenſchaft ſtund ſtill, und wuchs nicht weiter. Die Freyſtaaten brachten **Maaß** und **Verhältniß** wieder, ſowohl der Bürger zueinander als der Wiſſenſchaften zum Staat: ſie unterſcheiden ſich alſo überall durch **Natur**, durch menſchliche oder politiſche **Wahrheit**, durch gemeine **Nutzbarkeit** und **Verhältniß**. War die Republik Demokratie, ſo warens **Volkswiſſenſchaften**, die da blühten, Poeſie, Redekunſt, Popularphiloſophie, Künſte, die ins Auge oder Ohr fielen. War ſie Ariſtokratie, ſo warens mehr **Wiſſenſchaften ſtiller Ueberlegung**, Staatskunſt, Philoſophie, Geſchichte; waren beyde Formen vermiſcht, ſo liefen auch die Wiſſenſchaften beyder durcheinander. Iſt eine Republik auf Fleiß, eingeſchloſſene Aemſigkeit, Ackerbau u. dgl. gebauet: ſo werden die **Künſte** des **Nützlichen** und der **Sparſamkeit** gelten. Iſt ſie eine Republik des Handels, ſo wird ſie die Kenntniſſe treiben, die ihn begünſtigen, oder die er hervorbringt, nachdem er iſt. Genießet ſie ſelbſt die Ausbeute davon, ſo werdens **Künſte der Ueppigkeit** ſeyn; iſt ſie nur Unterhändlerinn, die ſich durch Sparſamkeit erhält, ſo wird ſich dieſer Karakter auch ihrer Wiſſenſchaft und Lebensart mittheilen. Ueber alle dieſe Bemerkungen ſind die Freyſtaaten Griechenlandes, und in neuern Zeiten Venedig, Florenz, Schweiz, England (ſofern es Republik

iſt)

iſt) Holland Zeuge. Iſt ein Freyſtaat auf Krieg gegründet: ſo iſt dieſer Grundſatz entweder **Vertheidigung** deſſelben, wie Sparta; mithin halten ſich auch alle Wiſſenſchaften und Künſte in dem Kreiſe. Oder er will **angreifen, überwinden, ſich ausbreiten**; ſo hat er das Schickſal Roms durch ſeine Größe unterzugehen in Wiſſenſchaften wie im Staatswerthe. Iſt eine Monarchie auf Untergang der Freyſtaaten gegründet, ſo ſind dieſe entweder bloße **Eroberungen**, wie die Republiken Griechenlands unter der Monarchie waren: mithin kann ſich der **Flor ihrer Wiſſenſchaften** noch eine Zeitlang erhalten, nachdem ihr Zuſtand minder verändert wird, und die Monarchie, ihre Eroberinn, ihres Weges gehet. Iſt die Monarchie durch ſchreckliche Mißbräuche der Freyheit **aus dem Freyſtaat ſelbſt** entſtanden, wie zu Rom; ſo verdient ſie ſelten dieſen Namen, ſie iſt meiſtens Tyranney, Deſpotiſmus. Die **Blüthen des Freyſtaats** gehen alſo ſchnell zu Grunde, nachdem ſie vielleicht eben im höchſten Triebe ihres Flors waren. Kommen Umſtände zuſammen, dieſe Tyranney bey Zeiten einzuſchränken, dem Staat, wo nicht wieder die Freyheit, ſo doch eine feſte, geſetzmäßige **Monarchie** zu geben: ſo kann er ſich wieder erholen, und **Früchte anderer Art** bringen. Wo nicht, und bleibt er ſchwankend, ohne Scheidewand zwiſchen

Geſetz und Willkühr, ſo geht alles (einige ſchöne Ausnahmen der Willkühr beyſeite geſtellt) verlohren, wie die Geſchichte Roms zeiget. Die Laſt war zu groß, als daß ſie ſich ordnen; der Staat war zu mächtig, als daß ihn ein Andrer, ein Fremder vorm Fall bewahren konnte; es blieb nichts anders, als daß Barbaren, denen die Schwächen gezeigt waren, ihn und die Wiſſenſchaft in ihm, das nichtige Spinnengewebe, zerſtörten. — Eine **Monarchie auf chriſtlichen Deſpotismus** gegründet, iſt ein ſchwaches Ding, in ewigem Widerſpruche mit ſich ſelbſt und ſeinen Wiſſenſchaften, wie die Geſchichte Konſtantinopels zeiget. Das Chriſtenthum will keinen Deſpotismus, und Pfaffen- und Weibergeſchwätz kann keine Kräfte verleihen, auszurichten, was es will; alſo bleibt **Staat** und **Wiſſenſchaft** in Schwachheit, Gezänk und Abſtraktion liegen. Die **barbariſche Lehnsmonarchie** war ein ſchwaches Weſen für ſich und die Kenntniſſe, die ſie nährte. Nur für den Krieg erfunden, muß ſie in ewigen Zügen, in beſtändiger Wirkſamkeit ſeyn, oder ſie wird Unruhe und zernichtet ſich ſelbſt. Wiſſenſchaften hat ſie gar nicht in ſich; der geiſtliche Stand ward zwiſchengeſchoben, dieß Hülfsmittel zu vertreten. Aus Monarchien dieſer Art entſtand Deſpotismus oder Freyheit, nachdem die Würfel des Schickſals fielen; aber auch der

Deſpo-

Deſpotismus rieb ſich ab, und mußte, gleichſam wider ſeinen Willen, Monarchie werden, auf Geſetze des Staats gegründet. Wenn aus keinem andern Grunde, ſo geſchahe dieß daher, weil zwiſchen Staaten von beſſerer Verfaſſung der Deſpotismus keine Stelle, keine Sicherheit findet, und gleichſam ſich ſelbſt vernichtigt. Dieß iſt die Geſchichte der Monarchien Europa's in den letzten Zeiten, mithin auch ihrer Wiſſenſchaften und Künſte. Sie mußten erſt dem Lehnregiment dienen, ſodenn kam auf kurze Zeit ein ſubtiler Deſpotismus, der ſich immer mehr in geſetzmäßige Monarchie auflöſet. Die klappernden Räder reiben ſich ab, und gehen ſanfter: die Monarchie wird eine Oligarchie, wo aus Schwachheit oder aus Größe der Regenten, endlich Geſetze regieren müſſen, und nicht Fürſten. Auch die Wiſſenſchaften werden alſo den Geſetzen dienen, nachdem das Wohl des Staats ſie fodert: dieſer wird Schulen, Akademien, Seminarien, Stände anlegen, ihnen Materie und Lehrart verzeichnen, und ſie unter ſich und zum Ganzen ordnen. Die Monarchie wird eine Pyramide werden, wo Geſetze die Baſis, Wirkſamkeit die Steine. Wiſſenſchaften der Kütt derſelben, der Fürſt der Gipfel iſt, der auf allem ruhet, und ihre Weltſeiten ordnet. Die Wiſſenſchaften des Wahren und Nützlichen müſſen alſo wahrſcheinlich einmal obſiegen —

Jeder Staat hat ſeine Periode des Werdens, des Bleibens, und des Verfalls, darnach richten ſich ſeine Wiſſenſchaften und Künſte. Im väterlichen Regiment ſind ſie im Anfange vom reinſten Geiſte; nachher gehets ſchon in Stämme, Tradition, Verfälſchung, Zank, oder Vergeſſenheit und Deſpotismus. Der Deſpotismus iſt meiſtens am glänzendſten unter ſeinem Stifter. Eben die Umſtände und überwiegenden Talente, die ihn zum Deſpoten machten, beförderten auch die ſchnelleſte Aeußerung in Pracht, Uebermaaß, Hoheit. Die Pyramiden in Aegypten, die Gebäude der Semiramis ſind aus den älteſten Zeiten; die Ruinen Perſepolis geben gleichſam über alles Datum der Geſchichte, und verlieren ſich im Abgrunde der Zeit. Von Geſchlecht zu Geſchlecht fällt der Deſpotismus, und wird Schwachheit, Verwirrung und Unordnung. — Republiken ſind wie Pflanzen, die aus Saamenkörnern gezogen werden; ihre Blüthe kommt nicht am Tage der Saat. Aber ſie wachſen, ſie dauren, ſo lang ihre Lebenskraft dauret; dann nehmen ſie ab, und ſterben. Nachdem die Wiſſenſchaft enger oder weiter mit ihrem Zweck zuſammenhängt, kommt ſie auch früher oder ſpäter zum Vorſchein; meiſtens aber folgt auf die Zeit der Macht, des Glücks, der größten Anſtrengung die Zeit des Anſehens, der

Ruhe,

Ruhe, der meiſtens kurzen *Blüthe.* Denn blühen die Wiſſenſchaften mit, mit allem, was in ihnen blühet. Kann eine glückliche Ariſtokratie der Geſetzgebung dieſen Zeitpunkt *verlängern*, oder geht der Freyſtaat gar in eine ſanfte Monarchie feſtgeſtellter Geſetze über: ſo dauert der Flor länger, wie die neuern Republiken, Florenz, Venedig, Holland, die Schweiz, England, Schweden zeigen; wo nicht, ſo iſt alle Blüthe auch der Wiſſenſchaften ſchnell vorüber. Ueberhaupt ſcheinets, daß die neuern Staaten an *Stärke* und *Dauer* gewinnen, was ihnen an *ſchneller Blüthe* abgeht. Keiner derſelben hats in kurzer Zeit ſo hoch in Künſten und Literatur gebracht, als Rom und Athen, keiner in ſo kurzer Zeit ſolche Meiſterſtücke vollendet; vielleicht aber haben ſie Platz gewonnen, in einer größern, ſtillen Folge, in einförmigem Gange mehr zu thun, und ihr Gutes ungleich mehr verbreitet. Auch das Licht der Wiederauflebung der Wiſſenſchaften wäre nur eine kurze, wegbrennende Flamme geweſen, wenn nicht *Monarchien* ihre Lichter daran angezündet, und, wiewohl in ſchwächerm Glanz, die Flammen erhalten hätten. Allerdings aber ſind Republiken in ſo glücklichem Zeitraume der rechte *Zunder der Flamme;* die kühnſten, göttlichſten Gedanken des menſchlichen Geiſtes ſind in Freyſtaaten empfangen, die ſchönſten Entwürfe und Werke in Freyſtaaten vollendet werden. Auch in mittlern und neuen Zeiten iſt die beſte Geſchichte, die beſte Philoſophie der Menſchlichkeit und Staatskunſt immer republikaniſch. Die Monarchie bringt ſie unter Geſetze, und bewahret ſie auf.

Vielleicht könnten unſere Betrachtungen bisher etwas Gewiſſes in dem Rang-Streit ausmachen, der über die Wiſſenſchaften der Alten und Neuen, vielleicht mit mehrerer Wärme als Philoſophie geführt iſt. Daß die Natur nie erſterbe, kann man ſicher annehmen. Daß ſie zu allen Zeiten, auch unter verſchiedenen Völkern und Nationalkarakteren, edle Keime wecke, iſt eben ſo gewiß, und oft in den größeſten Mißbräuchen bewieſen. Nur daß dieſe Keime oft keine gute Stelle finden, daß es an Zuſtänden fehlt: jetzt dieſes, jetzt ein anderes Talent zu üben, ihm Wirkſamkeit und Wettſtreit zu verſchaffen — nur das, dünkt mich, (Clima und Nationalkarakter nicht ausgeſchloſſen) macht den größeſten Unterſchied der Wiſſenſchaften und Zeiten. So wie man nun nicht dem Strom der Jahre und Weltverfaſſung gebiethen kann, daß er rückwärts fließe; wie kein Geſetzgeber durch eine Zauberruthe ein Rom, Athen, Griechenland hervorrufen kann, wo es nicht iſt, und in nächſten Anlagen auf

Reiſe wartet; ſo wäre es unvernünftig, aus Liebhaberey alter Zeiten die ſeine zu verkennen und zu verſäumen, Rom anzuzünden, damit man ein brennendes Troja ſehe, und neue homeriſche Verſe leſe. Das Volksregiment Athens, die Verfaſſung Roms, da die Wiſſenſchaften in ihm am meiſten blühten, hatten Zeiten, die wir uns, ihrer Redner und Poeten wegen, nicht eben zurückwünſchen möchten, und die unruhigen Zeiten Italiens, die Dante und Petrarch hervorbrachten, ſind auch nicht neidenswerth. Manche Wiſſenſchaften ſind ſchöne Blüthen ſtachlichter Pflanzen, herrliche Trauben eines ſchwachen Gewächſes von Weinſtock; ein reiches Aehrenfeld iſt uns nöthiger und beſſer, wenns gleich nicht ſo ſchön ausſieht. Wir ſind ein Gemiſch von Völkern und Sprachen, haben ein Gemiſch von Verhältniſſen und Zwecken: der reine griechiſche Nationalkarakter, ihre Einfalt in Wiſſenſchaft und Bildung kann uns nie werden; alſo laſſet uns werden, was wir ſeyn können, ihnen nachſtreben, ſofern es unſere Verfaſſung erlaubt, und in dieſer werden, was jene nicht ſeyn konnten. Vielleicht erſetzen wir an Frucht, was uns, gegen ſie betrachtet, an ſchöner Blüthe, an Dauer und Ausbreitung, was uns an Leben und Innigkeit abgeht.

* * *

Zweyte Frage.

Was und wie haben die Wiſſenſchaften auf die Regierungen gewirkt, in den Zeiten, da ſie geblühet?

Ich werde hier kürzer ſeyn können, denn das meiſte läßt ſich aus vorſtehender Abhandlung leicht herleiten, und mit denſelben Beyſpielen belegen. Ein allgemeines Lob der Wiſſenſchaften in ihrem Verhältniſſe zum Staat iſt hier mein Zweck nicht: der große Baco, der gelehrte Barbeirac und andere, zumal die gegen Rouſſeau's Preisſchrift ſchrieben, und wie er ſie ſelbſt rechtfertigt, haben dieſen Gegenſtand ziemlich erſchöpfet. Hier kommts auf beſtimmte Fälle und Thatſachen an. Ich folge den Schritten meiner vorigen Abhandlung.

1. Die Keime der Wiſſenſchaften in der väterlichen Regierung tragen ihr Gutes ſelbſt in ſich. Sie waren ſanfte Mittel, Kinder zu einem Stamme zu bilden, und den Geiſt des Vaters auf ſie zu prägen. Die erſten Sprüche und Wörter, Prophezeyungen, Segen und Lieder eines Stammes, ſeine

Verſuche und Erfahrungen in Sprüchwörter geprägt, in Mythologie und Tradition gedichtet, ſind von **größter Wirkung**, oft Jahrhunderte, zuweilen ein Jahrtauſend hinab geweſen. Sie floſſen auch in die **ſpätern Zuſtände der Bildung** ein, und dienten dieſen zu **Hülfsmitteln**, zu **Muſtern**.

Nun kommts darauf an, **wie** dieſe erſten Eindrücke der Wiſſenſchaft **beſchaffen** ſeyn, ob **wahr** oder **falſch**? **gut** oder **böſe**? Wahre Erfahrungen aus dem Leben des Vaters, wahre Lehren aus ſeinem Munde, und mit ſeinem Anſehen bekräftigt, können nicht anders, als die beſte Wirkung auf Bildung des Stammes, auf Erleichterung und Verſchönerung ſeines Lebens haben. So wirkten die Sprüche der ſterbenden Väter, ihre Lieder, ihre Gebräuche: man hielt ſich an ſie, wie an einen ererbten heiligen Stab, durch ſie ward der **Karakter des Stammes** gebildet. — Waren die Eindrücke hingegen **falſch** und **böſe**, ſtolz, grauſam, unterdrückend, anmaßend; verwiſchte das Wahre in ihnen die Tradition, und eine Reihe böſer Anwendungen machte das Beſte in ihnen zum Gifte: allerdings wurden ſie ſodann die **Werkzeuge politiſchen Uebels**. Ein ſtolzer Stamm, der ſich mit Liedern der Weiſſagung ſeiner Größe, mit Geſängen vom Vorrecht ſeiner Väter, mit An-

maßun-

maßungen auf Länder, Siege, die Unterdrückung und Sklaverey anderer Stämme trug, hatte damit eine feindliche Flamme in der Hand, zu brennen, zu verwüſten. Die Lieder der Araber, die unverſöhntes Unrecht, ungetilgte Schmach, Wuth und Rache athmen, ſind glühende Funken in ihrem Buſen, die nur durch Blut und Aſche verlöſcht werden. Die Geſänge der alten nordiſchen Völker, die nichts als Krieg, Blutgefecht, Geſchrey der Adler, Klirren der Schwerter und Helme, kurz, *Bardit* tönten, erhielten den *Kriegsgeiſt* in ihnen, nicht eben zur Ruhe und zum Beſten der Welt. Wir wiſſen, daß Gothen und Hunnen durch ſolche Lieder belebt wurden, Europa zu durchſtreifen und zu verwüſten, daß Normänner und Saracenen zu Land und zu Schiffe mit Geſängen und Weißagungen Fahnen und Segel in Schwung brachten, daß ein Seeräuber Lodbrog, ſo wie ein rechtgläubiger Muſelmann unter Geſang und Geſicht ſtarb, daß ſein Heldentod ihm Paradies und Valhalla öffne. Kurz, wir ſehen, alles komme auf *Anwendung*, auf *Gebrauch* an, und den kann ſich die Sache ſelbſt nicht geben. Regner Lodbrogs Geſang bleibt ein ſchöner Geſang, der freudige Tod des Helden bleibt ein ſchöner Tod, Muth und Tapferkeit eines Volks *durch Vorbilder und Lieder* erhalten, iſt an ſich eine ſchöne Tugend; alles beruhet darauf, wie ſie vom Stande, der Situation eines Volks, von der Weisheit und Güte ſeiner Anführer gebraucht wird. Sind Traditionen der Art Waffen der Freyheit gegen die Unterdrücker, wie es die Geſänge der Deutſchen und Celten gegen die andringenden Römer waren: werden ſie Stimme der Väter, ihre Söhne vor ſchändlicher Ueppigkeit, vor Müßiggang und Trägheit zu bewahren, bey ihrer alten Lebensart, Strenge, Gerechtigkeit und Kriegsarbeit ſie feſtzuhalten, — was geht ſodann an politiſchen Hülfsmitteln über die Nutzbarkeit ihrer Wirkung? So befahl Theoderich ſeinen Gothen, daß ſie, von den Wiſſenſchaften der Ueberwundenen fern, bey ihren Liedern und Kampfſpielen blieben. So haben alle Völker im Zuſtande des Heroismus und der Freyheit dieſe Geſänge als Seele derſelben angeſehen, und ſie unter dem Namen Heldenlieder, Geſänge der Vorzeit, Stimmen der Väter u. dgl. lange fortgeerbet. So rauh und fabelhaft, wie ſie waren, haben ſie mehr gewirkt, als Eine Gattung neuerfundener Literatur und Künſte: denn ſie waren dem Genius des Volks angemeſſen, der Athem ſeines männlichſten Lebens, mit ihnen und durch ſie lebte und ſtarb man, nach Begriffen des Volks, edel. So ſtirbt der Eskimaux an ſeinem Marterpfahl unter den grauſamſten Schmerzen vergnügt und heiter; er ruft in Geſängen ſeinen Freund, ihn zu rächen, und mit dem Hirnſchädel ſeiner Feinde ihm dort zu begegnen; der Ruhm ſeiner Vorfahren, und die Ehre ſeines Stamms, und das Wiederſehen ſeines Freundes ſchließt ihm die Augen. So mußte, wenn die Lieder ächt ſind, die Seele Fingals unter ſeinen Kindern noch fortleben: ſein Beyſpiel der Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Güte, Verſchonung des Ueberwundnen, Bereitwilligkeit, dem Unterdrückten zu helfen, ſtand vor ihnen, wie der Geiſt ſeiner Tapferkeit und ſeines Muthes. Je reiner Traditionen ſolcher Art ſind, entfernt von Blutgier, Aberglauben, Zauberey und Schadenfreude, deſto ſchöner ſind ſie, und oft hat der Karakter des Volks, unter dem ſie leben, ihr Gepräge beſtätigt —

So auch in friedlichen Zuſtänden einer Nation. Wer wollte es ihr nicht gönnen, daß ſie ihre ſanftern Beſchäftigungen, Stunden der Muſe und Freude, ihre Tänze und Spiele mit Liedern, gar mit Religionsgebräuchen und Glücksſagen würze und kröne? Wenn ſie dadurch zuletzt in Weichheit, Ueppigkeit, Unwiſſenheit, Dienſtbarkeit geräth, ſo liegts an ihrer Geſetzgebung, nicht an den Werkzeugen derſelben, die von ihr abhangen, recht gebraucht, und zu rechter Zeit verändert werden ſollten.

2. Ein gleiches iſts mit Wirkung der Literatur **auf den Despotismus.** Sie wirkt auf ihn wenig: ſie will aber wirken, darum erſcheint ſie unter ihm in ſolcher Geſtalt. **Die Religion** ſetzt ſich neben den Thron des Deſpoten, damit er doch Etwas, ein Höheres als Er iſt, ſich zur Seite habe: und da nichts auf Erden ihn einſchränken kann, ihn wenigſtens der Himmel einſchränke und ordne. Gelingts der Religion, was ſie ſeyn ſoll, zu **werden**; ſo iſt nichts menſchlicher und nützlicher als dieſelbe. Da ſie den Deſpoten zum **Diener Gottes** macht, ſo wird er in ihrer Hand vielleicht auch ein **Nachbild** Gottes, zu beglücken, zu ſegnen. Die Titel der orientaliſchen Monarchen ſagen immer, daß dieß der Zweck ihrer Würde ſey; es liegt alſo nur an ihnen ſelbſt, an der Unwirkſamkeit und Verderbniß ſolcher religiöſen Namen, daß ſie es nicht ſind. Gott läßt Gras wachſen auf der Erde, und ſie machen um ſich Wüſte. Er hilft Menſchen und Vieh, und hat für Alles geſorget, Alles geordnet; ſie laſſen untergehen, und ſorgen für nichts. Er, der allgegenwärtige, allwirkſame, überall rege Geiſt; ſie verſchloſſen in üppige Gemächer, ſchwach und elend. — Die älteſten **Geſetzbücher** deſpotiſcher Nationen zeigen, daß hierauf der Zweck ihrer Religion gieng. Wenn **d'Anquetils** Zendaveſta auch nur, wie es offenbar iſt,

ſpätre

ſpäte Liturgie der Perſer, alſo Nachhall vom Nachhall Zoroaſters ſeyn ſollte; ſo iſt noch unter der Decke der abergläubigſten Formeln und Gebothe der Geiſt und Zweck ſeines Urhebers ſichtbar. „die Könige zu „Bildern ſeines ſegnenden Gottes Ormuzd, alle Stände zu ihren Kindern, das Land zum belebten Garten, alle Geſchäffte zu Ordnungen ſegnender Geiſter „zu machen, die das Böſe vertreiben, das Gute fördern und bauen ſollen.“ Confucius Geſetzgebung iſt die gerechteſte Moral aller Stände: ſie fängt vom Fürſten an, und endet beym geringſten Manne. In den deſpotiſchen Gegenden Indiens, bis nach Siam hinunter, iſt das alte religiöſe Vorbild ihrer Geſetze und Regierung groß und edel; am Vorbilde liegts nicht, daß die Länder ſo tief ſanken. Die älteſte Ordnung Aegyptens iſt durch dieſe theologiſch-politiſche Geſetzgebung entſtanden; in den gebildeten Staaten der erſten Welt war der Monarch, mit prieſterlichem Anſehen bekleidet, immer der erſte Ordner.

Nur freylich, wo Religion gemißbraucht ward, wie ſie es denn bald ward, da ſtiftete ſie in deſpotiſchen Reichen um ſo mehr Schaden. Ihr Gift hatte kein Gegengift, und war ſo fein, und drang allenthalben durch. Ward der Prieſter ſelbſt Schmeichler des Monarchen, und räucherte dem Gott, und frohnte ſeinen ſchwärzeſten Leidenſchaften; blies er dem Tyrannen Stolz ein, und Rache und Wuth der Verfolgung, zu der ihn der Himmel ſelbſt erſehen hätte, erfand er Weißagung in ſeines Gottes Namen, Aberglauben der Nation, ungerechte Kriege zu befördern — was geht über die Gräuel? Nichts widerſteht ſolcher Wuth, ſolchem Eifer, der vielleicht auf etlichen geweihten Worten und Sprüchen ruhet? er führt mit allem Krieg, was nicht Er ſelbſt iſt, ſogar mit Büchern, Weibern, Wiſſenſchaften und Künſten. „Entweder ſteht in dieſen Büchern, was „im Koran ſtehet, oder nicht; in beyderley Fällen „weg mit ihnen!“

Indeſſen auch in dieſen gefährlichen Zuſtänden, wo die heilſamſte Arzney Gift wird, erſetzt ſie ſich ſelbſt, eben weil ſie ein einziges Mittel iſt, und ihrer Natur nach wohlthun ſoll, bald zum **ſtillen Gegengifte**. **Religion** iſts, die unter dem härteſten Joch des Deſpotismus den Unterdrückten allein **tröſtet**: aus Ergebung in den Willen Gottes ergiebt er ſich in die Hand des Deſpoten, und wird ſtill und ruhig. Wir ſehen die wunderbaren Wirkungen des Islamismus bey den Morgenländern; er iſt Opium, wo er nicht mehr geſunde Speiſe ſeyn darf. Auch in den Zeiten der Unterdrückung Europa's hatte Religion dieſe Wirkung.

kung. Das erſte Chriſtenthum fand eben auch ſo vielen Eingang, weil es als Tröſterinn kam in elenden Zeiten, und den Menſchen Unſterblichkeit der Seele und anderes Leben nicht als Problem, ſondern Factum, als eine gewiſſe, thätige Wahrheit zeigte. Bald wurden Gräber der Märtyrer, Wüſten, Klöſter die Zuflucht der Unglücklichen, ihre traurigſchöne Ruheſtätten; wenn nirgend Hülfe kam, ſo ward Religion das feyerliche Lied, das die gedrückte Seele von hinnen zog in ewige Auen des Friedens. — Auch die verſteckte Räthſelweisheit der Morgenländer war vielleicht Hülle gegen ihre Tyrannen; ſie ſagten ſich einander Troſt und Lehre insgeheim, wo ſie laut nicht geſagt werden durfte. Gewiß zogen die ägyptiſchen Prieſter den Schirm der Dunkelheit und Tiefe um ſich, damit ſie nicht verderbt, nicht beraubt werden könnten, ob ſie wohl in der Folge durch ſich ſelbſt verderbt wurden. Ueberhaupt ſprach das orientaliſche Gleichniß immer den Klugen des Volks: „Wer Ohr hat, höre!“ und zu allen Zeiten ſind leider! die Klugen immer die wenigſten und ſchwächſten geweſen. Die beſſere Wiſſenſchaft bleibt alſo in ſolchem Zuſtande meiſtens unkräftig fürs Ganze; nur eine verborgene Perle für den, der ſie beſaß — nicht durch ihre Schuld ſo verborgen und unkräftig.

3. In Freyſtaaten entwickelt ſich mehr die Wirkung der Wiſſenſchaften, da in ihnen alles offen und frey iſt: auch ihr Gebrauch und Mißbrauch alſo, ihre Wirkungen ins Gute und Böſe.

Zuerſt muß und darf man ſagen: Freyſtaaten ſind ſich ſelbſt der Aufklärung, der Wiſſenſchaft ſchuldig. Woher kams, daß edle Gemüther ſich über die gewöhnliche Denkart erhuben, das Joch des Deſpotismus abzuwerfen, und ein Volk nach neuen, unerhörten Begriffen der Freyheit und der Verbindung einzurichten unternahmen? Woher anders, als weil ſie durch Erfahrung gelehrt, durch Verſuche gewitzigt, durch mancherley Reiſen, die Verfaſſung verſchiedener Nationen unterrichtet waren, und jetzt Herz genug hatten, ihrem Vaterlande, zum Theil mit Entſagung eigner Vortheile und Anſprüche dieß beſſere Gepräge, ein Ideal der Nationalglückſeligkeit, das in ihrer Seele lag, aufzuprägen. Irrten ſie oder nicht, bauten ſie glücklich oder unglücklich, dauerten ihre Staaten länger oder kürzer; der Werth ihres Werks, als Wiſſenſchaft, als Thätigkeit der Seele, bleibt und wird immerdar die edelſte Thätigkeit heißen. Einen Staat zu gründen, iſt doch mehr als ein Gedicht; eine Republik zu errichten, mehr als eine Komödie. Der edle Moſes,

Moſes, in aller Wiſſenſchaft der Aegypter gelehrt, und von Jugend auf fürs Beſte ſeines Volks brennend — der Gott ſeiner Väter würdigte ihn, ihn zur Befreyung deſſelben gleichſam zu zwingen, und es mit einer Geſetzgebung und Einrichtung zu begaben, die für ſeinen Zuſtand die Einzige war, und große Ausſichten hatte. Alle ſeine Kenntniß ägyptiſcher Geſetze ſtand ihm bey; und doch drang er ſo ſehr dahin, ägyptiſche Vielgötterey, politiſche Knechtſchaft unter den Aberglauben, Handel und Ueppigkeit zu vermeiden, ja, ſo viel es an ihm lag, auf ewig zu unterſagen. Er machte die Idee des Einen wahren Gottes zum Grunde ſeiner Geſetzgebung, und hat ſchon dadurch unendliches Gute auf die Welt gewirket. Es war ein großer Dienſt, den ſeine aufgeklärte Denkart der Geſetzgebung leiſtete, daß er alles Zeichendeuten, Fragen der Todten, Menſchenopfer, Kriege zur Fortpflanzung der Religion, Unterdrückung der Armen u. dgl. ausſchloß, und ein brüderliches Volk reiner Gottesanbether durch politiſche Geſetze gründen wollte. Treffliche Wirkung ſeiner Wiſſenſchaft auf ſeine Geſetzgebung.

An die fabelhaften Namen Orpheus u. a. nicht zu gedenken, wiſſen wir, daß Weiſe die erſten Stifter der Freyheit Griechenlandes waren, bis

Ein

ein Staat hierinn dem Andern folgte. Ueberlegen dem Volk an **Einſicht** und **Tugend**, gewannen ſie Macht über die Gemüther, endlich auch über ihre Lebensweiſe. Die Zeit war vorüber, da es eine Ehre war, deswegen für eine Gottheit angeſehen zu werden; ſie wollten Menſchen bleiben, und wurden würdige Menſchen, Geſetzgeber. Wenn **Pythagoras Schule** nichts erfunden, und nichts gewußt hätte, (weil ſie es etwa nicht nach unſerer Weiſe demonſtriren mochte) wie unendlich mehr hat ſie durch ihre **Geſetzgebung**, durch die **Staaten**, die ſie eingerichtet hat, zum Wohl der Welt gewirkt, als lahme Demonſtranten tauber Abſtraktionen und Hypotheſen! Solons **Verſe**, wären ſie auch keiner tauben Nuß werth für unſere Zeiten; durch die Wirkung, die ſie damals thaten, ſind ſie ungleich werther geworden, als was jetzt beynahe geſchrieben werden mag. Sie eroberten Salamin, ſie verbreiteten ſeine Geſetze, ſie tröſteten ihn endlich, da ſeine Arbeit halb mißrathen war, und Piſiſtratus in Athen herrſchte. War nicht zu Rom, dem kriegeriſchen Rom ſelbſt, auf einen kriegeriſchen Romulus ein **weiſer, denkender** Numa nöthig? da Rom ihn nicht ſebſt hatte, wurde er aus einem andern Volk geholet. Seine Religion und ſtille Weisheit gab dem Staate Dauer und Einrichtung, die er ſonſt nicht gehabt hätte;

ſelbſt

ſelbſt die Wilden erwählen ja den verſchlagenſten, erfahrendſten, klügſten zu ihrem Caciquen — —

Es will daher nichts ſagen, wenn es heißt: Rom habe im Anfange Wiſſenſchaften verachtet, und ſey dadurch ſo groß geworden. Durch die Verachtung der Wiſſenſchaften wards nicht groß, ſondern durch ganz andere Dinge. Auch iſts nicht wahr, daß es ſchlechthin die Wiſſenſchaften verachtet. Es hatte ihrer, ſo viel es damals brauchte: und daß es nicht mehr brauchte, daß es von Anfange an auf den räuberiſchen Plan der Eroberung ausgieng, und dabey faſt niemals, inſonderheit Anfangs nicht zu Athen kommen konnte; mich dünkt, das war weder Vorzug, noch Weisheit, noch Menſchenliebe, es war ruhmſüchtige, drückende Noth. Genug, was auch von ſeiner Einrichtung an Gutes in den Staat kam, war nicht durch Wild- und Tollheit hineingekommen; Klugheit ihrer Regenten, Erfahrung und Nachbarſchaft hatte es hineingepflanzet.

Zweytens. Die Wiſſenſchaften, die im Staat waren, haben zum Böſen oder Guten beygetragen, nachdem die Zeit war, nachdem der Staat ſie duldete oder lenkte; an ſich aber war jede Wiſſenſchaft gut, und jede konnte nützlich werden. Lykurgus, als er die Wiſſenſchaften in Sparta theils ausſchloß, theils einſchränkte, hatte die Waage des Gemeinwerths der Republik in den Händen; hiernach ordnete er, und ſchloß aus. Seine Erziehung war nicht roh, ſondern praktiſch; Geſänge für Freyheit und Vaterland litte und liebte er, und vielleicht hat (außer Geſängen der Wilden) keine Poeſie mehr Wirkung aufs Volk und den Staat gehabt, als ἐμβατήρια, Kriegsgeſänge eines Tyrtäus. — Als Solon Athen ordnete, war ihm nicht jede Wiſſenſchaft gleichgültig; das Schauſpiel ſahe er nicht vorher, es mißfiel ihm, wenigſtens in ſeinem Alter. Dem Beyſitzer des Areopagus war verbothen, ein Luſtſpiel zu ſchreiben, oder an öffentlichen rauſchenden Ergötzlichkeiten Theil zu nehmen. Er ordnete öffentliche Gaſtmahle an, verhinderte aber, daß ſie geſchloſſene Kreiſe würden; erlaubte dem Volk, auf dem Markt zu reden, geboth aber, die Aelteſten ſollten reden, und ſetzte überhaupt Senat und Areopagus in das Anſehen, in welches er ſie ſetzen konnte. Auch gegen die Redner aus dem Volk waren Redner des Staats geordnet; und wenn in der Folge die öffentliche Redekunſt zum Verderben der Republik ward, ſo lag die Schuld weder an ihm, noch an der Wiſſenſchaft, ſondern an ihrem Mißbrauch und der Schwachheit des Staats, ſich gegen die Schmeichler des Volks zu ſchützen. Es iſt bekannt, daß nach dem glücklichen Perſiſchen Kriege die Macht des Volkes ſehr erweitert, das Anſehen des Areopagus ſehr eingeſchränkt wurde, und daß hievon, wie vornehmlich durch den Reichthum, Luxus und Uebermuth deſſelben, (die nicht von Wiſſenſchaften, ſondern von Siegen und vom Handel kamen) ſich der Verfall des Staats anfieng. Auch die Wiſſenſchaften giengen freylich mit in denſelben; ihr Verfall aber war nicht Quelle, ſondern Abfluß, nicht Urſache, ſondern Folge.

Und ſo darf und mag ich nichts von dem Allen läugnen, was mit Recht **wider den Mißbrauch der Wiſſenſchaften Athens, in Anſehung ſeines Staats,** geſagt wird. Daß auf Volk und Redner Alles ankam, daß der würdigſte Mann vertrieben, ſelbſt mit dem Tode beſtraft wurde, wenn ein Schwätzer die Sinne des Volks bezauberte, daß Miltiades im Gefängniß ſtarb, Themiſtokles, Ariſtides, Cimon und ſo viel andre verdiente Männer verbannet, Sokrates und Phocion, die edelſten Athenienſer, getödtet, die Redekunſt Demoſthenes über die Staats- und Kriegsklugheit Phocions ſiegen konnte, und ſo viel andre Dinge mehr, veredeln die Redekunſt der Athenienſer nicht. Ariſtophanes Schauſpiele, ihre ältere Komödie, viele Ausſchweifungen ihrer Liebe und Feſte, zuletzt ihre niederträchtigen Schmeicheleyen und öftere Treuloſigkeit gegen die wohlthätigſten Ueberwinder veredeln ihre Bühne, ihre Lieder, ihre Satyren und Lobſprüche nicht. Wie das Schiff des Staats gieng, mußte auch alles gehen, was es mit ſich führte: vielleicht hat Niemand über die guten und böſen Seiten der Athenienſiſchen Demokratie beſſer geurtheilt, als Xenophon, der Athenienſer ſelbſt. Indeſſen iſt, aller dieſer Mißbräuche wegen, keine einzige Wiſſenſchaft derſelben an ſich verwerflich; **alles kam auf Umſtände der Anwendung an.** Die größeſten Dichter ihrer Bühne ſowohl, als ihre größeſten Redner und Philoſophen ſind in Behandlung der Gegenſtände ewig denkwürdige Muſter — allenfalls zu beſſerm Gebrauch. Ueber das Moraliſche ihrer Sitten und Karaktere mag ich gar nicht urtheilen; es gehöret nicht in meine Frage.

Ein gleiches wars mit der **Blühte und dem Verfall der Römer.** Jene ward nicht durch Wiſſenſchaften, ſondern durch Tugenden, Thaten und Glück befördert; dieſer ward ebenfalls eigentlich nicht durch Wiſſenſchaften, ſondern durch Laſter, übermächtige Siege und Partheyen des Staats bewirket; **die Wiſſenſchaften folgten beyden auf ihrem Schritte.** Sie kleideten ſich mit der Strenge Cato's, mit der Würde Scipio's, mit der Vorſichtigkeit

keit Cicero's, mit der Sanftheit Atticus, mit der edeln Freyheitsliebe Brutus; ſie folgten auf der andern Seite dem Glücke und der Leichtigkeit Cäſars, dem deſpotiſchen Geiſt Sylla's, der Ueppigkeit Lucull's, der Schwachheit Auguſtus. Sie waren der bildſame Ton, der von jeder Zeit, von jedem Karakter Geſtalt annahm. Mich dünkt, es ſey unbeſtimmt geredet, daß Wiſſenſchaft an ſich, der rohen Unwiſſenheit entgegen geſtellet, Sitten oder Staat verderbe; ſie verdirbt ſolche ſo wenig, als rohe Unwiſſenheit ſie hebt und beſſert: alles kommt darauf an, wie die Wiſſenſchaft ſey? wie ſie gepflegt und gehandhabet werde? Hätte Rom auch keine Wiſſenſchaften gehabt, und es wäre auf dem Gipfel der Siege, mithin des Stolzes, der Ueppigkeit und Macht einzelner Partheyen geweſen; ſein Fall wäre befördert worden, wie er befördert iſt, dazu auf rohere, ſchrecklichere Weiſe.

Denn nun, waren es nicht Wiſſenſchaften allein, die Roms Strenge etwas milderten und ihr Joch ſanfter machten? In den erſten Zeiten der Republik, gar unter den letzten Königen, welche harte Sitten! welche eiſerne Zeiten! Sogar für das Volk unter den Patricien, nachher gegen die verdienteſten Männer des Staats unter den Tribunen; und was heißts endlich, wenn man von der Gerechtigkeit der Kriege Roms, von ihrem Adel und Völkerrecht redet? Hätte Rom die leichteſte, größeſte Wiſſenſchaft eines Menſchen, Menſchlichkeit, früher gehabt; würde es ſeine Nebenbuhler alſo ausgerottet haben? **Milderung der Sitten** war alſo dieſem Wolfe der Nationen ſehr zu wünſchen, wodurch ſie auch bewirkt würde, und was davon die Folge wäre. - Mich dünkt, an den Scipionen, einer Cornelia und ihren Gracchen verdarben die Wiſſenſchaften nichts, und das Lob dieſer wird gegen den ungerechten Senat von allen Rechtſchaffenen erkannt werden. Kam Brutus nicht eben durch ſeinen zu edlen Platonismus zu ſeiner unerhörten That? und wird man, wenn man die Reden Cicero gegen Verres, Clodius, Catilina lieſet, wohl ſeine Wiſſenſchaft verdammen? Selbſt in Sylla, Luculls, Cäſars Kranze iſt ſie ja die unſchuldigſte Blühte, und hätte Cäſar die Monarchie einrichten ſollen, würde ihm ſeine überlegne Wiſſenſchaft gewiß nicht geſchadet haben.

Selbſt da der Staat fiel, waren **Wiſſenſchaften beynahe die einzigen Mittel, die Wuth der Tyrannen zu zähmen, und ſie wenigſtens zum Schein der Menſchlichkeit zu gewöhnen.** Ich weiß nicht, wie viel daran iſt, daß Mäcenas ſeine Dichter inſonderheit gebraucht haben ſoll, die

Blut-

Blutgier Auguſtus zu lindern; wenigſtens ſchadeten ſie ihm nicht, wenn ſie ihm nicht viel nützten. Die Ode des Horaz, da er alle Muſen vom Himmel zaubert, dem Kaiſer ſanften Entſchluß und Lohn darüber zu verleihen, iſt Eine ſeiner ſchönſten: die Werke des unſchuldigen Virgils (ſeinen pium Aeneam nicht ausgeſchloſſen) mußten ihn gewiß, wenn er Geſchmack daran fand, zur Ruhe und Güte einwiegen. Tiberius, wenn er las und ſchrieb, that doch beſſer, als wenn er Schandthaten übte, ſeine unwürdigen Nachfolger desgleichen. Ich bin ſehr entfernt davon, daß ich den Wiſſenſchaften in dieſem Zeitpunkt die Wirkung zuſchreibe, die ſie, zumal als Erzieherinnen dieſer Unthiere, billig hätten haben ſollen. Rechtfertige Diderot (*) ſeinen Seneka, wie er wolle; mein Herz wird ihn nie rechtfertigen, ich höre immer nur, wie ein Sophiſt den andern vertheidigt. Vermochte Burrhus nicht mehr über Nero, als ſein ſtoiſcher Philoſoph? ſcheuete er ſich nun vor jenem, warum nicht vor dieſem, den er, wenns mit ſeiner Tugend und Erziehung recht beſtellt geweſen wäre, über alles hätte ſcheuen müſſen? Ueberdem warum blieb der ſtrenge Weiſe bey Hofe, und ließ ſich beſchenken, und ſah die ärgſten Laſter-

---

(*) Eſſai ſur la vie & les écrits de Séneque Par. 1779.

thaten mit an? ſchrieb im Namen des Muttermörders an den Senat, die kalte Schandthat durch Erzählung der Fehler der Zerfleiſchten zu verkleinern, und klatſchte dem kaiſerlichen Gaukler mit zu. Der ſtoiſche Philoſoph wandelte, des Lebens unſicher, in ſeinen prächtigen Paläſten und Gärten, aß Kräuter, und ſchund die Britten mit Zinſen ſeiner Millionen, hatte kein Blut mehr, und verließ noch ungern das Leben, da es das Wort ſeines edlen Erzognen ihm endlich nahm. — — Wenn ſtoiſche Philoſophie ſchöner Worte, erhabner Sprüche und eines unwürdigen Lebens, wenn philoſophiſche Erziehung eines Regenten, und die Regierung deſſelben unter den Augen ſeines ſo reich beſoldeten zufriednen Lehrmeiſters je ein Brandmaal in der Geſchichte haben können, haben ſies hier. Und doch war die Philoſophie ſelbſt nicht ſchuld, wozu Nero und Seneka ſie mißbrauchten. Hatte das Ungeheuer nicht fünf Jahre löblich regiert? hätte er nicht immer ſo regieren **können**? Am Wiſſen lags ihm nicht.

Sowohl Athens als Roms Beyſpiel zeigt alſo, daß, **wo ein Staat verdorben iſt, nothwendig auch ſeine Wiſſenſchaften mit verderben müſſen**; ſie werden theils **unwirkſam**, theils wirklich **mißbraucht**. **Unwirkſam**: denn die Ueppig-

keit

keit der Sitten und das herrſchende Verderben giebt ihnen kein Gehör, und ſo rufen ſie ſich heiſer, und werden des verachteten Guten müde, und wenden ſich ſelbſt auf den Weg des Verderbens. **Mißbraucht:** denn die ſie treiben, ſind Menſchen, ſind Glieder im Staate. Sind einmal die Reize zum **Mißbrauch** derſelben da, wählet und treibt man ſie nicht mehr zum Beſten, ſondern zur Ueppigkeit, zum ſüßen Verderben, müſſen ſie jetzt, ſtatt der ſtrengen Tugend, ſchnöden Leidenſchaften derer, die ſie üben, und denen zu gut ſie geübt werden, dienen; ſo wehe ihnen! wehe dem Staat durch ſie! Theile ſeines Lebensſaftes gehn ſie mit in ſeine Geſchwüre, in ſeine Krankheit über, und helfen den Tod des Verweſenden befördern. Das zeigt Rom, das zeigt Athen. Vellejus ſchmeichelt einem Sejan; ſogar Quintilian erhebt einen Domitian zum Himmel — wo war da Roms unpartheyiſche Geſchichte? Auch ſchlechte Kaiſer bekamen Lobreden; wo war die ſtrenge Redekunſt Cato's? Sophiſten ſchmeichelten, der Senat kroch, die Wahrheit ſchwieg oder ward getödtet, die Dichtkunſt ergieng ſich an Epigrammen und unzüchtigen Verſen — — Indeſſen, wie dem auch ſey, ich muß es wiederholen, **daß es nicht an der Wiſſenſchaft, ſondern an der Zeit und am Mißbrauch lag.** Der unzüchtige Catull hat auch herrliche Stücke gedichtet, und hätte lauter ſolche dichten können. Lucan und Salluſt ſchrieben edel und lebten ſchlecht; es gehörte nicht zu ihrer edlen Schreibart, daß ſie alſo lebten. Gegen Schmeichler und Epigrammatiſten gab es auch tugendhafte Perſius und kühne Juvenale, ſelbſt die Laſter der Großen zu geiſeln, und ſo bald ein Augenblick Freyheit kam, ſtand der volle, gedrängte Tacitus da, die Sitten der Tyrannen zu ſchildern. Die Wiſſenſchaften fühlen es alſo ſelbſt am empfindlichſten, wenn ſie gemißbraucht werden, oder unwirkſam bleiben; ihre Natur iſts, wie aller Elemente, zum Nutzen zu dienen und nicht zum Verderben. Die beſten Kaiſer waren auch Freunde der Wiſſenſchaften und des guten Geſchmacks in denſelben; Titus und Nerva, Trajan und Antonin, Marc-Aurel und Alexander Severus. Der Genius der Wiſſenſchaften muß dem Staat gewiß kein feindlicher Genius ſeyn, da er über den zarteſten Liebhabern deſſelben als ihr Liebhaber ſchwebte. Wer in aller Welt wird Titus Liebe gegen den Joſephus, und Trajans Achtung für Plinius und Marc-Aurels dankbare Betrachtungen: „was auch die Wiſſenſchaften an ihm gebildet:“ dem Staat feindlich finden? Wer in der Welt wünſchte nicht, daß alle Regenten ſolche Titus, Trajane und Marc-Aurele wären? Auch in Athen hats, ſelbſt in den verderbteſten Zeiten des Staats, noch immer edle und reine Liebhaber der Wiſſenſchaften, ſelbſt der mißbrauchteſten Wiſſenſchaften gegeben; die Flamme brannte um ſo lichter, wo ſie in der unreinen Finſterniß einen reinen Tocht fand. Lebte Sokrates nicht zur Zeit der Tyrannen und Sophiſten? ſeine Schüler lebten noch näher dem Abhange des Staats, und endlich, der gerechteſte und beredteſte Mann Phocion und Demoſthenes begruben ſich mit ihm — —

So ſehe ich auch die **ſtoiſche Philoſophie** an, die in den ſpätern Zeiten Roms ſo geliebt ward; ſie dünkt mich ein **unglücklicher, doch verzeihlicher Troſt gegen das Tyrannenübel.** Freylich iſts ein Zeichen, daß der Menſch nichts beſſers mehr zu thun weiß, wenn er ſich hinſetzt, zu ſterben. Brutus wählte lieber des Tyrannen Tod, als ſeinen; ſo lang er dachte, daß Roms Freyheit noch zu erwecken war. Da an dieſer zuletzt alles verzweifelte, da kam, ſtatt der Epikuriſchen Philoſophie in den beglücktern Zeiten, der leidige Stoiciſmus mit gebundnen Händen und Füßen, unglückliche Menſchen dadurch zu tröſten, daß Schmerz kein Schmerz, das Uebel kein Uebel ſey — Ein wahrer kalter Brand der Freyheit, ſowohl in Wiſſenſchaften, als in der Regierung.

4. **Als die Barbaren Europa überſchwemmt und verdunkelt hatten, wars nichts, als Wiſſenſchaft, die dem ganzen unruhigen Meer Licht und Stille geben konnte.** Das Licht war zuerſt ſchwach und trübe; es vertrieb aber die Wolken, machte Tag, bis es zuletzt auch, vom Mißbrauch ergriffen, hie und da in verderbliche Flammen ausſchlug.

Wir haben das Chriſtenthum hier nur als **Wiſſenſchaft** zu betrachten, als das Schimmerlicht, das damals die Nacht durchſtralte, und ihr, auch nur zu **einiger Ruhe und Sicherheit und Ordnung ſo nöthig war.** Nur auf den Schleichwegen des Betrugs ward es Irrlicht, nur in den Händen der Räuber eine verderbliche Fackel. Wenn Theoderich durch ſeinen **Caſſiodor** die Wiſſenſchaften befördern ließ, ſo gieng darum ſein Reich nicht unter; durch die Beförderung der Wiſſenſchaften blühte es ſo mehr. Wenn **Karl der Große** ſich der Wiſſenſchaften annahm, ſo gieng darum ſein Reich nicht unter; es gelangte eben auch durch ſie, wie durch Geſetze, Handel und Siege, zu mehrerer Aufnahme, zu mehrerem Ruhme. Endlich das ſchönſte Exempel **Alfreds** — wer iſt, der auf ſein Land, ſeine Regierung, in Krieg und Frieden weiſer, edler, beſſer gewirkt hat, als Er? und er wirkte mit durch Wiſſenſchaften und Künſte.

Gegen

Gegen die Nacht läßt ſich nur durch Licht ſtreiten, Unordnung und Trägheit allein durch Fleiß und Ordnung überwinden, Unwiſſenheit, Aberglaube und falſcher Eifer wird nur durch Aufklärung, Wiſſenſchaft und beſſere Einſicht allmählig verdrungen. Ich ſehe kein anderes Mittel, ſo wie damals und in allen Zeiten es keinen edleren Zweck giebt. Er theilte ſein Reich ein, wie ſeine Zeit und Einkünfte; er ordnete die Verſammlung des Volks, wie Schulen und Klöſter, gab gute Geſetze, wie belehrende Schriften, und Eins half dem andern. Wozu Geſetze, wenn ſie niemand las? wozu eine Religion, wenn ſie niemand wußte?

Nicht nur, daß die glücklichſten Regierungen ſich auch immer der Wiſſenſchaften annahmen; das **Unglück der andern fieng immer auch von Barbarey, Unwiſſenheit, Schwachheit, Aberglauben an.** Hätte Ludwig der Fromme beſſere Einſichten gehabt, von dem, was er als Fürſt, was gegen ihn Pfaffe und Biſchof ſeyn ſollte; hätte er ſich von ihnen ſo richten, ſo behandeln laſſen? Er und ſeine Nachfolger mußtens gnug büßen, daß er in frommern Eifer ſelbſt ſeine wenige und elende Jugendwiſſenſchaft verwünſchte. Ein Ball in der Hand der Vaſallen, ward er in den Koth getreten; ſein Haus und ſein Reich giengen durch Zerrüttungen

und

und Pfaffenregiment unter. — Hätte Karl der Große mehr wahre Wiſſenſchaft der Religion gehabt; mit Blut und Schwert würde er nicht die Sachſen bekehrt, ſie nicht nach Norden gedrängt haben zu unverſöhnlichen Feinden ſeines Stammes. Allein durch Licht kamen die Rechte der Prinzen, was Religion und Regierung ſey, an den Tag; allein durch Licht kam der Fürſt aus der Gewalt der Pfaffen, und ihres Banns, und des ſchändlichen Bekehrungs- und Verfolgungsgeiſtes.

Die meiſten Unruhen der mittlern Zeiten entſtunden von den Anſprüchen des Pabſts, der Macht der Vaſallen, der Herrſchſucht der Biſchöfe, die die Regenten auferzogen, und alles für ſie thun wollten, von der Rohheit des weltlichen und der Hinterliſt des geiſtlichen Standes; ein Uebel vermehrte das andre. Das Fauſtrecht und der Bann wetteiferten; Regierung und Unterthan litt durch beydes. Eher kein Friede, keine Ruhe und Ordnung, bis Occident ſeine übermäßigen Kräfte in Orient verblutet hatte, und ſtatt des rauhen Kriegsgeiſtes der ſanftere Geiſt der Wiſſenſchaften erſchien. Ich weiß wohl, daß er nicht allein kam, daß Weichheit der Sitten, Ueppigkeit und Entvölkerung ihm bald folgte; mich dünkt aber, die Wiſſenſchaften an ſich ſind hier ſo unſchuldig, als ſie es in der alten Welt waren.

Kreuzzüge und Handel hatten Europa bereichert. Italien ſüdlich, ſpäterhin die Hanſeeſtädte in Norden hatten einen groben Luxus verbreitet, der auch ohne Wiſſenſchaften bey den roheſten Sitten ſchon da war. Nur es war ein grober Luxus: er erſetzte durch Fülle, Pracht, Uebermaaß, was ihm an Geſchmack abgieng. Nun wurden Welttheile erfunden, und die Reize der Ueppigkeit ſo ungleich vermehret; — mich dünkt, der Verfall der Sitten wäre fortgegangen, wenn auch kein Konſtantinopel erobert, keine Griechen weſtwärts gekommen wären. Ich ſehe nicht, was in der griechiſchen Grammatik, im Leſen und Aufſuchen alter Manuſcripte für erſter Reiz zum Verfall der Sitten und Staaten liege? Die Ankunft dieſer Studien traf in Länder und Zeiten, wo alles Verderben ſchon da war, ja, wo es auf grobe Art ſich ſchon mehr als Einmal ſelbſt abgegährt hatte. Was die Wiſſenſchaften thun konnten, war — beſſern, was ſich beſſern ließ, oder ſich mit verderben laſſen; und es geſchah beydes.

Liebe war immer geſungen und geübt; in groben Zeiten gröber, in feinen feiner; wenn jetzo Petrarch kam, und ſie himmliſch machte, ſo dünkt mich, that er den Sitten keinen Schaden. Er verfeinte ein grobes Medium, und wenn er den Rittergalante lanterien etwas vom Solde der Minne nahm, ſo gab er ſolches dem Geiſt und der Empfindung wieder. Er mag den Thatengeiſt der Ritterſchaft um Liebe dadurch geſchwächt haben; dieſer Geiſt aber ſollte geſchwächt werden, es kam vielerley mehr dazu, das ihn ſchwächte, und es war alſo wirkliches Verdienſt ſeiner neuen ſchönen Wiſſenſchaft, daß ſie ihn höher zog, und auf etwas beſſeres lenkte? Wenn Jahrhunderte nachher in Liebesgedichten, Petrarchiſchen und Platoniſchen Geiſtesſeufzern hinwelkten und erſtarben; ſo waren weder Petrarch noch Plato daran ſchuld, ſondern die Sitten, Anläſſe und Zeiten, die ihre feine Süßigkeit ſo übel brauchten. Poſſen und Lächerlichkeiten waren immer geweſen, auch immer geſungen und beſchrieben worden, wie die groben Faſtnachtsſpiele, Narren- und Eſelsfeſte (*) und ſo viel andre Schändlichkeiten der mittlern Zeiten zeugen. Wenn jetzt Facetiæ daraus wurden, Boccaziſche Mährchen und feinere Obſcenitäten: ſo war es Unrath der Zeit, dem die Wiſſenſchaften nicht hätten dienen ſollen, den ſie aber wenigſtens nicht brachten. Es waren immer gottloſe Päbſte, liederliche

---

(*) S. l'Origine de la Fête des Foux & de l'inſtitution de la Compagnie de la mere folle in den Variétés hiſtoriques T. III. p. 341. Par. 1752.

liche Reiche, tyranniſche Fürſten geweſen; wenn jetzt Philoſophie, ſchöne Künſte, alte Geſchichte der Staaten und Politik dazu mißbraucht wurden, ſo waren freylich Hülfsmittel mehr, aber doch auch feinere Hülfsmittel da, die den Geiſt der Krankheit ſelbſt verfeinten, und immer in ſich ſelbſt auch das Gegengift der Krankheit hielten, denn die Wiſſenſchaft an ſich ſelbſt iſt gut, iſt löblich. — Es war Ein und daſſelbe Concilium, das für die Wiſſenſchaften gute Geſetze und für den Orden der Tempelherren Scheiterhaufen beſchloß; ja vielleicht brauchten Pabſt und König, die beydes beſchloſſen, die Güter der Verbrannten, um, wie ihre Ueppigkeit ſo auch die Künſte zu verpflegen. — Schreckliche Schandthat, die der beſten Sache nichts Gutes bringen konnte! Wenn indeß die Sitten auch nur als Vorwand des Gräuels, und die Wiſſenſchaften auch nur als Beſchönigung deſſelben angegeben wurden: ſo ſieht man, ſie mußten an ſich etwas Gutes ſeyn, aus ihnen mußte wirklich Gutes kommen, weil ſie ſelbſt ſolche Frevelthaten beſchönigen ſollten. Atheiſterey, wenn ſie aus bloßer Grobheit entſprang, und keine Gründe hatte, konnte auch durch keine Gründe widerlegt werden; ſo bald ſie ſich in eine falſche Philoſophie hüllte, ſtand ſie doch einer wahrern Philoſophie, ſie abzuleiten und zu verbeſſern, blos.

Sobald

Sobald erſt einige, auch nur **falſche Politik** ward, mußte mit der Zeit immer eine **beſſere** aus ihr, und ſelbſt durch ſie veranlaſſet, werden. Ein gleiches iſt mit den ſchlecht zuſammengerafften **Geſetzen dieſer Zeiten** und einer beſſern Geſetzgebung.

Freylich wäre es zu wünſchen, daß die Wiſſenſchaften bey ihrer Wiederkunft in die Abendländer **eine beſſere Zeit, beſſere Regenten und Verfaſſungen** gefunden hätten, die ſie anwandten, denen ſie dienten. Wenn Machiavell Sekretair eines Lykurgus und Numa, ſtatt eines Borgia geweſen wäre; er hätte ſeinen Prinzen nicht alſo geſchrieben. Plato und Cicero in den Händen andrer Menſchen, als **müßiger Privatleute, untüchtiger Schullehrer oder üppiger Kardinäle, Fürſten und Päbſte,** würden andre Folgen gehabt, auch auf die Regierungen andern Einfluß gehabt haben; allein wer kann wider das Schickſal? Laſſet jetzt die Künſte eine Peterskirche bauen, laſſet die Raphaels und Angelo's jüdiſche Perſonen, Geſchichte der Heiligen bilden und malen; laßt in den Gedichten damaliger Zeit Mythologie und Bibel, Wahrheit und Lüge wechſelsweiſe wirken; es war kein andrer Weg, **wie Wiſſenſchaften und Künſte nach dem, was vorhergegangen war, angewandt werden konn-**

ten.

ſen. Keine andere Materie war da, und kurz, ſie gaben dieſer doch eine beſſere Form. Schnell kam die Reformation hinter ihnen, ſie durch ſich ſelbſt zu reinigen und zu bewähren. Wenn Leo die ſchöne Peterskirche von Sünden der Deutſchen baute, ſo wurde dieſe Sünde ihm hart geſtraft.

Es iſt wohl noch niemand geweſen, der **das Wohlthätige der Reformation in ſeinen Einflüſſen auf die Regierung** bezweifelt hätte, ohne damit zu läugnen, daß ſolche nicht noch viel wohlthätiger hätte werden können. Einmal iſts gewiß: die brauſenden Medien kamen auseinander, es ſollte **Ruhe**; man fieng an, mit eignen Augen zu ſehen, es ſollte **Licht**; Geiſtliches und Weltliches ward geſondert, es ſollte **Eintracht** werden. Daß nicht alles geworden iſt, lag nicht an den Wiſſenſchaften, ſondern an denen, die ſie brauchten, an Umſtänden und Zeiten. Die erſten Gerichte, die man anſetzte, die erſte Ordnung, die man traf, waren meiſtens aus Noth, in höchſter Eil gemacht; es war kein Uebel, daß ſie **gemacht**, ſondern nur, daß ſie in ſo unvollkommenem Zuſtande, als unwandelbar, **verewigt** wurden. So iſts mit manchem Codex der Geſetze und ſymboliſcher Bücher, mit politiſchen Einrichtungen und Kirchengebräuchen. Die Schritte waren zu ſchnell, und ſo mußte man zu bald ermüden. Die Reformation pro und contra brauchte der Regenten; dieſe ließen ihr bald ihre Hand fühlen: ſie ſchlugen, da ihr Zweck erreicht war, ihr Gepräge der Vollendung auf Dinge, die nichts weniger, als vollendet waren. Sie ſelbſt haben den Schaden davon geſpüret. Ein Licht, das durch Gährungen bewirkt, durch Geſetze aufgedrungen, durch einen politiſchen Stempel verewigt wird, iſt kein reines Licht mehr. Es wirkt Gährung gegen Gährung, Geſetze gegen Geſetze. Die nur politiſche Form unterdrückt und hindert den Stempel der innern Wahrheit, den die Wiſſenſchaft allein verlangt, der auch allein in ihr nützt, und ſich immer fördert. Dieß iſt die Geſchichte der Unruhen und Kriege, in welche die Regierungen fielen. Religion und Politik waren ſo lange voneinander mißbraucht und übel zuſammen verwachſen, daß ſie ſich auch jetzt nicht voneinander zu finden wußten. Licht macht keine Verwirrung, und geiſtliches Licht ſollte keine weltlichen Kriege geben dürfen. Republiken und Städte beſſerten meiſtens in Friede, ſo weit ihre Einſicht reichte: Monarchien und der Deſpotiſmus unterdrückten, betrogen, zerfleiſchten einander aus betrogener Schwachheit oder teufliſcher Blutgier. Religion und Wiſſenſchaften waren daran unſchuldig; und hinter allen Stürmen, nach manchem Märtrerthum

eins

einzelner Regierungen und Länder gieng fürs Ganze. (das iſt unläugbar!) Wahrheit, Ordnung und Freyheit ſchöner hervor. Wo nicht poſitiv, ſo wenigſtens verneinend; in erkämpfter Wegräumung alter Vorurtheile und Feſſeln der Geſetze, die keine Geſetze der Sitten, die keine Sitten waren.

5. Alles ſcheint in der Welt durch Extreme zu gehen und zu werden: man ſprach ſo lange von der Freyheit zu denken, bis man ins Joch zu handeln fiel. Die Regenten ſträubten ſich gegen fremde Bande ſo ſtark, bis ihre Unterthanen gebunden wurden, und ſich in dieſen der Trieb zur Freyheit abermals regte. Mißbrauch der Wiſſenſchaften hat jenen Deſpotiſmus, Gebrauch und Mißbrauch derſelben hat dieſe Freyheitsliebe befördert; der Erfolg von beyden kann, aller Gährungen ungeachtet, nicht anders als gut ſeyn. Mich dünkt, dies iſt die jetzige Lage der Wiſſenſchaften gegen die Regierung.

Den meiſten cultivirten Ländern Europa's iſt ihre Form der Wiſſenſchaften (zum Theil auch der Verfaſſung) im Jahrhundert der Reformation, oder doch nach ſeinen Grundſätzen angebildet worden; in jedem Lande zu Folge ſeiner Regierung. Auch Länder, die bey der alten Religion blieben, ſuchten ſich ſelbſtwirkend zu machen in ihren Gränzen: für eigentliche Demokratie war, nach geſtilltem Bauernkriege, nicht mehr Raum. Man ließ Ariſtokratien und Monarchien wurzeln; und in der That ſind dieſes auch die beſten Regierungsformen, wie an ſich, ſo inſonderheit unter Nationen, wo Gräuel des Bauernkrieges nur werden konnten. Es konnte kaum anders ſeyn, als daß nicht Ariſtokratie und Monarchie ſich der neuen, noch ſo unvollkommenen Einrichtung zuweilen auch im Uebermaße bedienten, und da keine Aufruhre, der getroffenen Ordnung wegen, ſo leicht mehr möglich waren, die auch kaum einen Nutzen ſchaffen konnten; ſo ſann man auf feinere Mittel, dem Deſpotiſmus zu entweichen: die Wiſſenſchaften leiſteten abermals Vortheil. Es verbreitete ſich Philoſophie, Freyheit zu denken, zu der die Regierungen zuweilen ihre Unterthanen gewöhnten, und die oft Frechheit wurde. An Veranlaſſungen hatte ſie meiſtens Recht, an Folgen meiſtentheils Unrecht; ſie wollte die Regierungen untergraben, und hat ſie oft beleidigt. Im Ganzen aber den Deſpotiſmus doch geſchwächet, und einer beſſern Geſetzgebung, wenn auch gegen ſich ſelbſt, den Weg gebahnet. Laſſet uns einige frappante Beyſpiele davon merken.

Sobald Frankreich von auswärtigen und inwendigen Unruhen frey war, eilte es mit groſsen Schritten zum Deſpotiſmus, zur Unterdrückung der Hugenotten und Stände. Es verſtopfte ſein Ohr zu den Klagen, den Vorſtellungen alter Rechte, und Richelieu war der glückliche Uſurpateur, der die Sorbonne zu diſputiren, die Akademie zu complimentiren anlegte, und was er auch von Religion und Wiſſenſchaft, (ſollte es auch nur Aſtrologie und Narrenandacht ſeyn) zu ſeinen Planen brauchen konnte, brauchte. Er hinterließ das Reich einem jungen Fürſten, der in Grundſätzen der Art gebildet, ſeiner Macht Glanz gab, dem Deſpotiſmus Anſtand. Er führte Kriege und ſtiftete Akademien, des Ruhms wegen; er lohnte Alles, was zu ſeiner Ehre gereichte, haßte Alles, was ihm bittre Wahrheit brachte, erſchöpfte ſein Reich, und ſtarb. Nach mancherley Ausſchweifung und Schwachheit, nach leeren Planen falſcher Politik und ihrer mißrathenen Täuſchung hat das verbreitete Licht, die eben durch ſolche Schwachheiten und Täuſchungen erweckte beſſere Politik nicht unterlaſſen, ihren Weg zu gehen, alte Vorurtheile zu zerſtören, Menſchenliebe und Ideen von beſſerer Regierung zu verbreiten. Das Reich hat glückliche Augenblicke gehabt, da die Theorie auch That werden ſollte, und wiewohl nun manche gutgemeynte, aber zu weit geſpannte Entwürfe ſcheitern mußten; ſollte darum Alles erkannte Wahre und Gute vergebens ſeyn? Sollte das milde Land, wenn auswärtige Kriege und inwendige Unglücksfälle es nicht ſich ſelbſt entreiſſen, nicht Einmal, unter Einem Regenten und Miniſter, davon die glücklichen Folgen ſpüren? Der Deſpotiſmus nutzt ſich ab: prächtige Ehre ermüdet, und eitler Glanz wird eckel. Es müſſen Zeiten kommen, da Regenten es durch ſich einſehen lernen, daß ihr Beſtes auf das Beſte der Unterthanen trift, und beydes Eins iſt; ächte Wiſſenſchaft iſts, die auf beyden Seiten die Zeit fordert.

England, die Inſel der Nationen, gieng einen einen andern Weg. Sobald es, in ſich gedrängt, ſich mit ſich ſelbſt beſchäfftigte, ſtiegs ſchnell empor; der Eine Heinrich der Achte, und die Eine Eliſabeth thaten mehr, als Jahrhunderte ihrer Vorfahren thun konnten, jener als Tyrann, dieſe als Monarchinn. Durch eine Reihe der ſonderbarſten Contraſte von Regenten und Regierungen, nach denen ſich immer auch die Wiſſenſchaften bequemten, kams zum jetzigen Zuſtande des Reichs, zu dem auch gewiß mehr als in einem andern Lande die Wiſſenſchaft mitgeholfen. Sie ward unter Jakob I. eine ſpitzfündige Rednerinn, und half die Göttlichkeit der Königsmacht, unter Cromwell eine Schwärmerinn, und half

half den Königsmord vertheidigen; unter Karl II. eine Ueppige, verlachte ſie die Schwärmerey, und wollte unter der Königin Anna durch abſtrakte Philoſophie die Welt beſſern. Jede Periode hat ihre Wirkung gethan, das Zeitalter der Gelehrſamkeit und Rechte unter Heinrich, wie Spenſer, Shakeſpear u. ſ. unter der Eliſabeth: Baco unter Jakob, die Schwärmer unter Cromwell, Buttler und die üppigen Schriftſteller unter Karl, das Triumvirat der Philoſophen unter dem Regiment der Anna, Swift, Addiſon, Bollingbrocke, und wenn man will, auch Pope. Ich will nicht unterſuchen, wozu oder was jedes gewirket? Miltons Paradies und Buttlers Hudibras, Addiſons Cato und Churchills Satyren — was jede Produktion der freyen Seele Gutes hat, bleibt und geht ſpät oder früh in die Maſſe der Nation über; der Zeitgeiſt verlieret ſich mit den Jahren. Aus Monarchie wird Freyheit, aus Freyheit (wenn erkaufte, gedungne Parlamente und eine ſchädliche, unkräftige, ſich ſelbſt zernichtende Parteylichkeit Freyheit iſt) ſpäter oder früher Monarchie; da alsdann zulezt alle Schwäzer der Freyheit das Ihrige beygetragen, dieſen Punkt zu erreichen. — —

In Deutſchland dauret das ſechszehnte Jahrhundert noch fort, oder ſoll wenigſtens noch fortdauern.

Eine Trümmer dieſer alten Verfaſſung nähret Wiſſenſchaften, die mit ſich ſelbſt und dieſer Verfaſſung im ſonderbaren Gegenſatz ſind, und ſich, ihr ungeachtet, doch fortbreiten, fortleben. Vielleicht werden wir erſetzen, was wir im obgenannten Jahrhunderte zu raſch thaten. Die letzten darum, Wiſſenſchaft und Regierung, auf Einerley Grundſätze zu bauen und in Ein Werk zu einigen, werden wirs vielleicht deſto reifer vollenden. — Angränzende Reiche und Provinzen gehen uns ſtark vor; wir ſind aber vielleicht zu reich, um unſern Reichthum zu überſehen, zu nützen, zu ordnen.

6. Nach ſo vielen Beyſpielen der Geſchichte laßt uns allgemeine Summen ziehen, und fragen: wie Wiſſenſchaft auf die Regierung wirke? Ich kann ſimpel antworten: durch ſich ſelbſt. Durch die Art, wie ſie iſt, und im Staat iſt, durch die Ideen, die ſie verleibet, die Urtheile, die ſie verbreitet, die Anwendung, in der ſie ſtehet, inſonderheit durch Erziehung, Umgang und tägliche Lebensweiſe.

Daß Alles, was ſich Wiſſenſchaft nennet, ohne Aufſicht und Lenkung im Staate ſeyn ſoll und ſeyn darf; ich glaube, kein alter Geſetzgeber würde von dieſer Freyheit Begriff haben. Unläugbar iſts doch,

daß

daß es **Mißbräuche** der Wiſſenſchaften giebt, die ſich nur nichts, als **Frechheit, Ueppigkeit, Zügelloſigkeit** beſchönigen **können**, und alſo gewiß den Sitten oder der Denkart einer Geſellſchaft ſchaden. Wer offenbare Gottesläſterungen, oder welches eben ſo viel iſt, Läſterungen der geſunden Vernunft, Ehrbarkeit und Tugend entſchuldigen will, entſchuldige, ja preiſe ſie ſogar; dem Staat ſtehets nicht nur frey, ſondern er iſt dazu gezwungen, ſeine Glieder dagegen zu ſchützen und zu verwahren. **Ueber gewiſſe Punkte der Geſundheit und Glückſeligkeit im Denken ſind alle Menſchen Eins:** von ihnen muß ſich die Regierung nicht verdrängen laſſen, oder ſie geht ſelbſt unter. Und das um ſo vielmehr, da der Saame ſolcher Inſekten ſchon **Fäulniß** zeigt, die darnach begierig iſt, und oft nicht anders, als mit der Verweſung des Ganzen endigt. Ein Körper, aus dem der ordnende Geiſt weicht, in dem der Puls ſtill ſteht, und die Empfindung ſein ſelbſt aufhören, iſt ohnfehlbar der Raub der Verweſung.

Laſſet uns ſetzen, daß gottesläſterliche, üppige, ſchändliche Schriften in einem Staat **erlaubt** ſind; auf **wen** werden ſie **wirken**? Auf niemand, als die ſchwachen, kranken, unbewachten Theile deſſelben. und gerade da iſt ihre Wirkung am meiſten **ſchädlich**. Der geſetzte Mann, der denkende, ehrbare, arbeitſame

Mitbürger wirft dergleichen Dinge verächtlich weg, für ihn iſt nichts zu beſorgen. Aber der müßige Weichling, das ſchwache Weib, der unerfahrne Jüngling, ja, vielleicht gar das unſchuldige Kind lieſt ſie; je feiner, ſchöner, einnehmender ſie ſind, um ſo mehr, um ſo lieber leſen ſie ſolche, und eben durch dieſe zarten Theile des Staats wird am meiſten verderbet. Ein vertändeltes, gottloſes, unehrbares Weib, die nun Gattinn, nun Mutter wird, deren Leibes- und Seelenſaft verdorben iſt, und die nun andre erziehen ſoll, nach ihrem Bilde; ein Jüngling, der ſeine beſten Jahre verliert, und wenn er ſchwach iſt, ſeine Ideen vielleicht auf Lebenslang verwirret — alle dieß gedacht, alle dieß menſchlich in Folgen durch empfunden, wer iſt, der nicht ſchauert? Auch ſehe ich nicht, was man je dafür ſagen kann, oder dafür geſagt habe. Man gebe die Schriften eines Verführers nur ſeinem Weibe, nur ſeinen eignen Kindern in die Hand, und laſſe ihn die Folgen empfinden. **Der Staat iſt die Mutter aller Kinder**; ſie ſoll für die Geſundheit, Stärke und Unſchuld aller ſorgen. Sind Schriften der Art einmal in ihrem Schooße; ſie ſind nicht mehr zu vertilgen, die Wirkung iſt fortgehend und ewig.

Man wird mich nicht beſchuldigen, daß ich der Freyheit des menſchlichen Geiſtes, für die ich ſo laut gere-

geredet habe. Ketten anlege: Geſchmack iſt etwas anders, als Wahrheit, Sitten ſind etwas anders, als zollfreye Gedanken. Sage jeder, was ihm Wahrheit dünkt; nur er ſage es als Wahrheit, nicht ſpottend, nicht ſchimpfend, nicht läſternd. Mache ein jeder, was er für gut, ſchön und ehrbar hält, reizend, Laſter und Schande wird kein Menſch, auch der Dichter ſelbſt nicht, für ehrbar halten. Giebt er alſo dem Fieber ſeiner Phantaſie oder dem Ausbruch ſeiner Unvernunft, Raum; ſo muß es immer dem Staat frey ſtehen, ihn als einen Kranken und Irren zu behandeln. Ich habe in der vorhergehenden Geſchichte die ſchlüpfrigſten Productionen der Wiſſenſchaften auf ihrer Stelle erklärt, gar entſchuldigt; nie aber gerechtfertigt, und immer ihren Mißbrauch, ihre ſchnöde Veranlaſſungen und Wirkungen gewieſen. Nun leben wir hinter einer Reihe von Zeiten nicht dazu, daß wir, ohne Unterſchied, den Unrath derſelben verſchlingen, und was auf uns gekommen iſt, verzehren müßten; gerade umgekehrt, ſind deswegen ſo manche Zeiten, Staaten und Länder vor uns, daß wir uns an ihnen ſpiegeln, von ihnen das Beſte lernen, und aufs Beſte anwenden ſollen. Aretin und Grecourt, Boccaz und die Priapeen zu übertreffen, ſollte zu unſrer Zeit weder Verdienſt noch Ehre heißen. Heißts alſo, ſo iſts ein

Kenn=

Kennzeichen, daß Koth im hohen Geſchmack uns Honig, oder uns alles gleichgiltig, kurz, daß an uns nichts mehr zu verderben iſt.

Eine jede Wiſſenſchaft hat ihren Mißbrauch, nicht blos Theorie der Religion und Gedichte. Die Philoſophie kann ſo deraiſonniren, die Kritik ſo ungeſittet, frech und bübiſch, die Geſchichte ſo falſch und ſchief in der Anwendung, die Schriftſtellerey ſo verachtet, ſchlecht und taglöhneriſch werden, daß es der Regierung nicht immer gleichgiltig bleiben darf, ſo viel Talente mißbraucht, die wahre Wiſſenſchaft ſo abnehmend, die falſche ſo wachſend, jener ſo viel Hinderniſſe gelegt, dieſer ſo viel Schlupfwinkel eröffnet, zuletzt alle gute Wirkung der Literatur verderbt zu ſehen. Sie wird dagegen ſteuren, wie ſie kann, nicht etwa nur durch kahle Verbothe, die, wenn ein Uebel eingeriſſen iſt, oft nur lächerlich werden, und das Anſehen des Uebels vermehren; ſondern dadurch, daß ſie den Wirkungen der guten Literatur an und durch ſich ſelbſt aufhilft. Stünden junge Leute auf Akademien, und ehe ſie zu Aemtern gelangen, und wenn ſie in Aemtern ſind, unter Aufſicht; käme in Betracht, nicht blos, wie ſie ausſehen, und was ſie etwa wiſſen, ſondern auch, womit ſie ſich beſchäftigen, was ſie ſchreiben;

wäre jedweder gehalten, ein Verzeichniß deſſen, was er gethan, womit er ſich und dem Publikum die Zeit gekürzt, denen, die ihm die Regierung vorſetzt, zu liefern, und ergienge hiernach Zurückſetzung und Beförderung, Lohn und Strafe; wäre jeder Verleger angehalten, im Fall es erfordert würde, ſeinen Autor und Kritikus zu nennen, oder für das Geſchriebene ſelbſt zu haften; müßte inſonderheit die Kritik, das eigentliche Aſterreden hinter Werken, dabey man ſelbſt nichts wirket, nie namenlos erſcheinen; geſchähe ſo manchen Uebervortheilungen im Handel der Literatur Einhalt — mich dünkt, es würden Mißbräuche der Wiſſenſchaft aufhören, die jetzt den übelſten Erfolg auf die Köpfe der Leſer und Schriftſteller, ja ganzer Stände und Aemter haben. Es kann einem Staat nicht gleichgiltig ſeyn, ob er junge Polygraphen in ſeine Aemter, Anakreontiker auf ſeine Kanzeln, Kritiker in ſeine Gerichtsſtüle, und Romanſchreiber in ſeine Laufgräben bekommt. Solche Verdienſte, ſo geſtellet, ſind meiſtens von ſehr übler Wirkung auf Stand und Geſchäfte; wiewohl meiſtens alles, was, und wie es von Akademien kommt, zumal wenn es Autor iſt, gelehrt heißt, ſey es dem Staate nachher, was es will — —

Soll Wiſſenſchaft auf den Staat wirken, ſo müſſen **Stände gebildet werden**, und nicht Gelehrte, **Männer von Geſchäften**, und nicht Polygraphen, Miniſter und Kriegsmann, Arzt und Richter, Handwerker und Prieſter; jeder hat **ſeine** Wiſſenſchaft, **ſeine Erziehung** und **Bildung** nöthig. Je mehr er dieſe in einem Staat erlangen, eigen für ſich erlangen kann, ja, je mehr er **gedrungen** wird, ſich ſolche zu verſchaffen und ſie anzunehmen, **deſtomehr wirkt Wiſſenſchaft im Staate.** In Ländern, wo Prieſter und Lateiner allein gebildet werden, ſtehts mit der Wiſſenſchaft ſchlecht.

Am nothwendigſten iſt die **Bildung derer, die andern vorſtehen**, die hoch oder niedrig in ihrem Stande **die Erſten** ſeyn ſollen, inſonderheit alſo der **Regenten.** Was hier die Wiſſenſchaft einem Staate nutzen oder ſchaden kann, iſt unſäglich. Bey Alexandern ſchreibt mans dem Leſen Homers zu, daß er Aſien erobert; ich glaube von dem Mährchen wenig. Ariſtoteles wird ihm in ſeinem Homer gewiß nicht die Verwüſtung Aſiens erkläret haben, und wo hat denn auch Achilles Indien erobert? Der Ehrgeiz des Knaben, der den Bucephalus zähmte, ſuchte **überall** ſeiner Leidenſchaft Nahrung, und fand ſie alſo im Homer **auch.** Nun wäre es freylich ein großer Sieg der Philoſophen geweſen, wenn er dieſe Flamme gelöſcht, loſcht, und frühzeitig durch wahre Begriſſe der Ehre Größe eines Regenten wohlthätig gemacht hätte; ſodenn wäre es wahr worden, deſſen Alexander ſich jetzt, auch nur aus Stolz, rühmte, daß er dem Ariſtoteles mehr als dem Philippus zu danken habe; ganz Aſien hätte ſich der Wiſſenſchaft Ariſtoteles erfreuet — Wie ſchwer wirds aber, einen Löwen zu bändigen, zumal wenn der Raub ſo nahe und die Reizung ſo groß iſt. Wollte ihn doch nur Calliſthenes nicht anbethen, und ward dafür gekreuzigt!

Ohne Zweifel iſts die größeſte Wirkung der Wiſſenſchaft auf das Herz eines Monarchen, eben weil ſie die ſchwerſte iſt, und ſich in Folgen ſo weit verbreitet. Sie hat die größeſten Hinderniſſe, und nachher den größeſten Einfluß. Alles um einen gebohrnen Regenten ſtrebt der wahren Wiſſenſchaft und ſtrengen Weisheit, ſowohl zu leben, als zu regieren, entgegen; Alles will ſie verleiten, und ſeine angebohrne Meinung, der Titel, den er trägt, am meiſten. Dieß zu überwinden, iſt mehr als Chirons, eines Helden und Halbgotts, Arbeit; überwunden aber, giebts auch großen Ruhm des Herzens und ſchöne Siege. Ich ſetze Fenelon mit dem Plan und der Art ſeiner Erziehung den alten Weiſen zur Seite; er, und Xenophon, und wenig andere werden immer

Heili-

Heilige der Wiſſenſchaft und Menſchheit bleiben, wenn die Machiavells junger Fürſten Satane ſind, in den Wirkungen, die ſie ſtiften. Oft kann Ein Wort, Ein gegebnes oder nicht ausgerottetes Vorurtheil, Ein Buch, das man zur Unzeit lieſet, eine Methode, die man zur Unzeit wählet, Funken im Zunder ſeyn, das Beſte wegzubrennen und zu verwüſten. Ein elender Lehrer macht dem Jünglinge die ganze Wiſſenſchaft, eine elende Methode die treflichſte Wahrheit ekel; Unbeſtändigkeit in Meynung endlich, ſchwacher Scepticiſmus, verdirbt Alles. Das fehlt einem Regenten nur, zu wiſſen, „daß nichts „wahr, daß alles wahr und falſch, gut und „böſe ſey, nachdem mans anſieht, und daß es eigentlich keinen Zweck menſchlicher Handlungen und „menſchlichen Daſeyns in der Welt gebe, über alles „laſſe ſich diſputiren, alles laſſe ſich malen.“ — Das fehlt ihm und der Wiſſenſchaft zum ſchönſten Siege über die Regierung! — Da iſts beſſer, daß der Regent nicht ſchreiben gelernt habe, und nur tüchtige, veſte Hand behalte, einmal ſchreiben, oder allenfalls fechten zu lernen, als daß ihm jetzt durch ſeine Wiſſenſchaft Verſtand, Hand und Auge gelähmt ſey, nichts mehr im rechten Lichte zu ſehen, zu wollen und zu begreifen. Verderbte Wiſſenſchaft iſt tauſendmal ärger, als Unwiſſenheit; wahres und das feinſte Gift der Seele —

Was

Was Wiſſenſchaft durch Lehre anfängt, hilft ſie durch That, durch tägliche Aeußerungen des Umgangs vollenden. Wir wiſſen, wie ſchädlich der Königinn Chriſtine Bourdelot war, und ſelten fehlts einem Regenten und einer Regierung an Sophiſten ihrer Rathſchläge und Neigung. Die Geſinnungen, die ſich in einem Stande, einem Collegium, einem Lande und Reiche thätig äußern, ſind gleichſam die praktiſche Wiſſenſchaft, der ſtille Lebensgeiſt, der ſich von einzelnen, wenigen Subjekten oft einer Menge, einem Heer mittheilt. Wir werfen ab, und empfangen Bilder, handeln ſeltner nach deutlicher Wiſſenſchaft, als nach dunkeln Begriffen, Maximen, Muſtern und gewohnter Lebensweiſe. Hierinn liegt gut oder böſe der größte Einfluß, die größeſte Wirkung, die ſich nur bey ſehr wenigen Perſonen in deutliches Erkennen auflöſet. Die wahre Wiſſenſchaft iſt immer ſo gern und ſo vielſeitig praktiſch, als ſies ſeyn kann; ſie betrachtet ſich ſelbſt dem Staat und Vaterlande ſchuldig — ſie will aber auch durch Zufälle lieber nicht nützen, als wirklich ſchaden.

Man hat ſehr viel vom Einfluß der Wiſſenſchaften auf den Staat geredet, auch durch die mehrere Umgänglichkeit der Gelehrten, die leichtere Faßlichkeit und Popularität ihrer Schriften, die Art, alles ad modum & captum der **Geſellſchaft, des ſchönen Geſchlechts** zu machen u. dgl. Ich geſtehe Alles ſehr gern ein, falls nur nicht der zu leicht geſchnitzte Bogen bricht, und die übermachte Höflichkeit ſich ſelbſt ſchadet. Ich ſehe es nicht ein, warum eben die Wiſſenſchaft der Optik, Carteſianiſche Wirbel, Theorien der Politik und dergleichen Abſtraktionen **dem** Theil der menſchlichen Geſellſchaft zu gut aus ihrem Weſen gehoben werden müſſen, der ſie nicht ihrer Natur nach, in ihrem Zuſammenhange, begreifen kann oder **will**; mit Verkleidungen der Art hat er doch nichts, und was ärger iſt, er dünkt ſich jetzt etwas zu haben, und mißbrauchts. Eben ſo iſts oft mit dem **Umgange der Gelehrten.** Er unterrichtet weniger, als er Geſchwätz ausbreitet; er klärt weniger auf, als er ſich ſelbſt vergiebt. — Gewiſſe Ideen kommen ins Publikum; es iſt aber eine andre Frage, **wie** ſie dahin kommen? was ſie daſelbſt **thun**? und was für eine Verachtung und Geringſchätzigkeit ſie ſich nun bey den Halbgelehrten ſelbſt zuziehn? So iſts mit vielen Lehren der Philoſophie, ja mit ganzen Wiſſenſchaften und Künſten gegangen; ihre innere Würdigkeit verlohr nichts, aber ihr Mißbrauch ward allgemeiner, und auf eine Zeit kamen ſie ſelbſt ſo in Abnahme, daß ſie ſich einen andern Namen ſuchen mußten, um wieder nützlich zu

wer-

werden. Ueberhaupt gehts mit den Blühten menſchlicher Erkenntniß, wie mit den Bäumen und der Flur; ſie haben ihre Jahrszeiten im Staate. Geſäet und geärntet, gepflückt und abgeſtreift, müſſen ſie erſterben, und kommen als neue Weſen wieder. Ohne Zweifel ſind die Wiſſenſchaften und Uebungen die beſten, die nicht vom Wahn der Menſchen abhangen, ſondern ihre Nutzbarkeit in ſich haben, wie z. E. die nothwendigen und mechaniſchen Wiſſenſchaften. Sie ſind der Wald, der immer grünet; zwar weniger luſtbar, aber gewiß und daurend.

7. Soll ich endlich, wie ich bey der erſten Abhandlung gethan, einige kurze Sätze vom Verfolg der Regierungen in Beziehung auf die Wiſſenſchaften aus unſern Begebenheiten der Geſchichte herausziehen, ſo wären es ohngefähr dieſe:

1) Die Regierung ſcheint am glücklichſten, in der jede Wiſſenſchaft einfache, praktiſche Weisheit iſt, und in welcher Ueppigkeiten des Geiſtes, wie des Lebens, keinen Raum finden. So ſind die Republiken im Anfange; auf den Punkt müſſen ſie und ächte Monarchien wieder zu kommen ſtreben. Alle nichtige, müßige, zweckloſe Kenntniſſe entkräften: ſie nehmen der wahren Wiſſenſchaft, wie dem nützlichen Geſchäft, Zeit und Raum weg, und

der

der Staat wird nicht glücklich durch Spekuliren, Tändeln, Schwätzen, **Leſen**; ſondern durch Arbeit und Ruhe, Aemſigkeit und Weisheit. Es iſt eine feine Waage, die die Regierung hier in Händen haben muß, ſowohl in Betracht auf ſich, als in Beziehung auf andre Völker, mit denen ſie zu thun hat.

2) Die Wiſſenſchaften, die einem Staat **natürlich** ſind, die **in ihm ſelbſt** entſtehen oder ſich ausbilden, haben **homogenere Natur** mit ihm, als die unter andern Völkern und Himmelsſtrichen gebildet, **zu ihm kommen**, oder ſich **einſchleichen**; in dieſen hat die Regierung noch mehrere **Vorſicht** nöthig. Iſt ihr die Einführung fremder Waaren nicht gleichgiltig; ſollten es ihr die feinſten Gifte oder Arzneyen menſchlicher Seelen ſeyn? Jene abzuwenden, dieſe aufzunehmen, auszubreiten, ja andern Nationen hierinn vorzukommen, und ſich mit ihrer Beute zu bereichern, iſt ſo ſehr Klugheit, als irgend eine andere. Schon das, daß ſolche Sachen **fremd** ſind, daß der Staat ſich lange ohne ſie behalf, macht Erwägung; Exempel der übeln Folgen, wenn die beſte Sache **ſchlecht** eingeführt ward, macht ſie noch mehr; endlich, die **beſte** Einführung der beſten neuen Sache iſt ja immer das Meiſterſtück der Regierung. Da nun die wirkſamſten Kenntniſſe im Guten und Böſen ſich **durch Reiſen** einführen; ſollten dieſe der Regierung,

gierung, zumal bey jungen Leuten, gleichgiltig ſeyn? ſollte es gleichgiltig ſeyn, welche Schriften überſetzt, welche fremde Muſter, inſonderheit auf der Schaubühne, nachgeahmt werden? Da Schauſpiele und dergleichen neue, fremde Gemeinſchriften doch immer die öffentlichſten und wirkſamſten Ausbreitungen neuer Ideen und Maximen ſind. —

3) In unſerm Zuſtande von Europa, bey der ſo großen, in einander greifenden Concurrenz der Staaten, bey ihren ſo mancherley Verhältniſſen, Zwecken und Hülfsmitteln, die ſie auch in Wiſſenſchaften aus allerley Zeiten haben, bey dem Grad von Verfeinerung endlich, der in der Erziehung und Denkart ganzer Stände und Gegenden herrſchet, wird beynah aller Calcul der Einwirkung ſo geiſtiger feiner Medien unmöglich. Alles fließt durch und in einander, Geſetze und Sitten, Wiſſenſchaften und Gewohnheit; Eins beſtimmt und vermindert das Andere, und in der Geſetzgebung wird zuweilen auf die größte Contraſte nebeneinander gerechnet. Hier geradezu zu tadeln, eine Sache aus ihrer Verbindung zu reißen und zu verdammen, iſt unnütz; plötzlich zur ſpartaniſchen Strenge mit ganzen Ländern zurückkehren wollen, iſt thöricht und unmöglich. Die Aenderung fängt hier, wie überall,

vom

vom Einzelnen, vom Kleinen an. Wenn einzelne würdige Perſonen und Familien ſich der Enthaltſamkeit auch in Wiſſenſchaften befleißen, die wahre Geſundheit der Seele und praktiſche Weisheit iſt: wenn ſie dies Gepräge ſodann allmählig ihrem Geſchäft, Stand und Amte eindrücken, unvermerkt Muſter werden, und ihnen der Staat nur beyhilft, nur nicht eigenſinnig widerſtrebet: ſo geht mit der Zeit ihr Gutes in ſeine ganze Geſtalt über. So iſt die Rechtsgelehrſamkeit, die Verwaltung öffentlicher Geſchäfte, das Prieſterthum, die gemeine Erziehung bisweilen von wenigen beſſern Menſchen im Staat umgebildet worden, wenn die Regierung ſie nur machen ließ, und zu rechter Zeit ſchweigend unterſtützte. Das Auge dieſer muß bey Einwirkung der Wiſſenſchaft inſonderheit auf dem Ganzen ruhen. Wenn z. B. niedre Stände das Land verlaſſen, und vornehmlich der Wiſſenſchaft und Künſte wegen, in die Städte ſchleichen; wenn hie und da es faſt gewöhnlich wird, daß der Bauer ſein krankes Kind, das nicht zum Pfluge taugt, der Wiſſenſchaft opfert; ſo verdienen Vorurtheile der Art die ſteurende Hand der Regierung: denn ſie werden der Wiſſenſchaft und dem Lande ſchädlich. Dem Lande: denn es braucht nicht nur Buchſtaben, ſondern auch Brod; und Italien, das Land der Kunſt und Literatur iſt ein lehrendes Beyſpiel, was aus dem Ackerbau und aus der Gegenwehr werde, wenn die Flur in die Städte ziehet, und Künſte und Wiſſenſchaft treibet. Der Wiſſenſchaft: denn ſie wird durch rohen Gebrauch und bäuriſche Anwendung, zumal als Stand betrachtet, ſelbſt verächtlich. Armuth, die ſonſt die Erfindung ſchärft, kann auch die ärgſten Brodſtudien machen, und Rohheit der Sitten, die zuweilen den Fleiß befördert, macht mit der Zeit einen ganzen Stand der Wiſſenſchaft bäuriſch. Der Adel fängt ſodann abermals an, ſich ihrer zu ſchämen, und genießt der Ehren des Staats ohne Wiſſenſchaft und Weisheit, was der Regierung ebenfalls nicht vortheilt. — Jedoch zum Ende! Anwendungen der Art gäbe es zahllos, nachdem man auf dem Ocean meiner Materie hie oder da an Land ſteigt. Mein Beſtreben war, nicht leeren Wetteifer der Gelehrſamkeit, ſondern eine Gelegenheit zu ſuchen, wo ich nach mancherley Nachforſchung und Erfahrung zur Blühte und Frucht der Wiſſenſchaft auch in unſern Staaten etwas Nützliches ſagen könnte.

MÜNCHEN

Vom Geiſt
der
Ebräiſchen Poeſie.

Eine Anleitung
für die Liebhaber derſelben, und der älteſten
Geſchichte des menſchlichen Geiſtes.

---

von
J. G. Herder.

Erſter Theil.

Laden-Preiß 20 Groſchen.

Deßau, 1782.
Auf Koſten der Verlags-Kaſſe, und zu finden in der
Buchhandlung der Gelehrten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Entwurf des Buchs,

nach ſeiner erſten Ankündigung in den Berichten der Buchhandlung der Gelehrten.

Jedermann iſt des Biſchof Lowths ſchönes und allgeprieſenes Buch de ſacra poeſi Hebraeorum bekannt; man wird aber aus dem nähern Inhalt der obengenannten Schrift ſehen, daß dieſelbe weder eine Ueberſetzung noch Nachahmung deſſelben ſey, und neben oder hinter ihm für Liebhaber der älteſten, ſimpelſten und erhabenſten Poeſie überhaupt, vielleicht auch für alle, die dem Gang göttlicher und menſchlicher Kenntniſſe in unſerm Geſchlechte nachforſchen, nicht unangenehm oder unnützlich ſeyn dürfte.

In einer vorläufigen Einleitung werden die drey Hauptſtücke unterſucht, auf die ſich die Poeſie der Ebräer in ihrem Urſprunge gründet. Zuförderſt das Poetiſche im Bau und Reichthum ihrer Sprache: ſodann die Urideen, die ſie von den älteſten Zeiten empfangen hatten, und die gleichſam eine ſo erhabne als ſimple poetiſche Kosmologie ſind:

Drittens die Geſchichte ihrer Väter bis auf ihren Geſetzgeber, und was in ihr Grund zur Aufzeichnung ſowohl des ganzen Volks, als beſonders der Schriften und Poeſien derſelben geweſen.

Das Werk ſelbſt fängt vom groſſen Geſetzgeber des Volks an: was er durch ſeine Thaten, durch ſeine Geſetzgebung, und drittens durch die Darſtellung beyder in Geſchichte und eigner Poeſie auf den Geiſt des Volks und ſeiner Nachkommenſchaft gewirkt oder nicht gewirkt hat? Welche Ideen der Vorwelt er weiter geführt oder verändert? welchen Anblick des Landes, der Nationen rings umher er ihnen einprägen wollte? und endlich wodurch er die Poeſie dieſer Nation zu einer Hirten- und Landespoeſie, zu einer Stimme des Heiligthums und der Propheten gebildet? Die Urſachen dieſer Dinge werden aus der Geſchichte entwickelt und ihre Wirkungen in den lebhafteſten Beyſpielen der folgenden Zeiten gezeiget.

Es wird ſodann die Geſchichte ſelbſt vom Geſetzgeber bis zum blühendſten und mächtigſten König des Volks fortgeleitet, unter welchem und deſſen Sohne auch die zweyte Blüthe der Poeſie eintritt. Die ſchönſten Erſcheinungen derſelben werden aus den Urſachen ihrer Entſtehung erklärt, in ihr morgenländiſches Licht geſetzt, und was ſie auch, im Fortgang der Zeiten gewirkt haben, entwickelt. Es verſteht ſich, daß die angenehmſten und lehrreichſten Stücke in einer lesbaren, ihrem Geiſt angemeßnen Ueberſetzung dem Werk eingeſchaltet werden.

So gehts zur dritten Periode der Dichtkunſt hinab; längſt vor dem Verfalle des Volks, nämlich zur Stimme der Propheten. Die Charaktere dieſer patriotiſchen und göttlichen Demagogen werden entwickelt, Aufſchluß und Einleitung zu ihren Schriften gegeben, und die erhabenſten, ſchönſten und rührendſten Stücke derſelben abermals dem Werk einverleibet,

Es kommen jetzt die klagenden Stimmen bey und nach dem Verfall der Nation, die hoffenden und aufmunternden zu Wiederaufrichtung derſelben: die Wirkungen der geſammten Schriften des Volks, da ſie ſich jetzt mit andern Sprachen, inſonderheit der Griechiſchen vermiſchten: Die Wirkungen derſelben durch die Schriften und Lehrer des Chriſtenthums bis zu unſern Zeiten.

Einige Abhandlungen zum Ende des Buchs unterſuchen die Geſchichte der Behandlung dieſer Poeſien von Juden und andern Völkern: das verſchiedene Glück der Nachahmungen derſelben zu verſchiednen Zeiten und in verſchiedenen Sprachen; endlich was das Phänomenen und das Reſultat dieſer Schriften und ihres Geiſtes in der ganzen uns bekannten Geſchichte der Kultur und ihrer Weltveränderungen ſeyn möchte?

Man ſehe dieſe Ankündigung nicht für Ruhm oder Großſprecherey, ſondern für das Ziel an, das ſich der Verfaſſer des Buchs vorſetzte. In magnis voluiſſe ſat eſt, iſt auch hier ſein Wahlſpruch.

der Verfaſſer.

Vorrede.

Die vorgeſetzte Ankündigung überhebet mich der Mühe, über den Zweck und Plan dieſes Buchs weitläuftig zu werden; ich zeige alſo nur im kurzen an, wie er im erſten Theil ausgeführt ſei.

Es ſollte dieſer erſte Theil die allgemeinen und characteriſtiſchen Grundzüge der Ebräiſchen Poeſie faſſen, ihre Cosmologie, die älteſten Begriffe von Gott, der Schöpfung, der Vorſehung, von Engeln und Elohim, den Cherubim, einzelnen Gegenſtänden und Dichtungen der Natur u. ſ.; zuſammt inſonderheit den Sagen der Väter, die, wie überall, ſo vorzüglich bei dieſem Volk, die Anlage zum Gebäude ſeiner ganzen Denkart, mithin auch der Genius ſeiner Poeſie ſind. Dieſe recht darzuſtellen und zu entwickeln, war hier um ſo viel nöthiger, da die

die meiſten Sagen dieſer Art ſelbſt poetiſche Farbe haben, und leider! oft ſehr verkannt ſind. Ich habe mich hiebei der mühſamſten Kürze befliſſen, nicht etwa unnöthig zum hundertſten mal zu ſagen, was ſchon neun und neunzig mal geſagt war, und wo ichs der Verbindung wegen thun mußte, ging ich ſo ſchnell drüber, als möglich: denn wo bei alltäglichen Sachen das Leſen ſchwer wird, wird das Schreiben noch viel ſchwerer.

Dafür ſuchte ich lieber dunkle oder misdeutete Geſchichten, des Paradieſes, des Falls, des Thurmbaus, des Kampfs mit Elohim u. ſ. nebſt einzelnen mythologiſchen Dichtungen und Perſonificationen ins Licht zu ſetzen, die ſowohl den Charakter der Ebräiſchen Poeſie aufs deutlichſte in Proben zeigen, als auch künftighin uns vom nutzbarſten Gebrauch ſeyn werden: denn ehe man viel von Schönheit oder Häßlichkeit einer Sache ſpricht, muß man ſie erſt verſtehen

ſtehen lernen. Rechter Verſtand der Worte, Bilder und Sachen giebt denen, die Gefühl haben, ohne viele Rede und Anpreiſung, Begrif der Schönheit. Wers nicht hat, dem kann es durch Ausruffungen, durch Herbeiholung vieler ähnlichen Stellen aus andern Dichtern, geſchweige durch allgemeine Betrachtungen über die Poeſie und ihre mancherlei Arten ſchwerlich gegeben werden. Von dieſem allen hielt ich alſo mein Buch frei.

Und überſetzte lieber ſchöne Stellen, ſo viel ich konnte; dieſe mögen keinem zu viel dünken, denn ſie ſind der Zweck meines Buchs. Sie ſind die Sterne dieſes ſonſt öden Raums: ſie ſind die Frucht und mein Buch nur Schale. Wäre mirs gelungen, die Proben, die ich hier gab, in ihrer alten Würde und Einfalt ſchön und gut darzuſtellen, ſo hätte ich mein Ziel wenigſtens nicht ganz verfehlet: denn ich bin auch hierin von Luthers Meinung, „daß wir die

Propheten müſſen laſſen auf dem Pult ſitzen, und wir hienieden zu ihren Füßen hören, was ſie ſagen, und nicht ſagen, was ſie hören müſſen.„ In dieſer frühen Zeit kam mir vorzüglich das Buch Hiob zu Hülfe, und ich wünſchte, daß ich nur etwas von dem ausgedruckt hätte, was meine Seele bei dieſer hohen, einfältigen, vielleicht älteſten Kunſtcompoſition empfindet. Ardua res eſt, vetuſtis novitatem dare, novis auctoritatem, obſoletis nitorem, obſcuris lucem, faſtiditis gratiam, dubiis fidem, omnibus vero naturam et naturae ſuae omnia — wie wünſchte ich, etwas davon bei meinen Patriarchen, bei meinem Hiob und Moſes erreicht zu haben! Mit Gelehrſamkeit und fremden Buchſtaben habe ich meinen Text nicht überſchwemmen mögen; für den Ungelehrten ſind ſie nicht, und der Gelehrte, der die Urſprache und die alten Ueberſetzungen zur Hand nimmt, kann ſie ſich leicht ſuppliren; ja es iſt eine Freude für ihn, inſonderheit den jungen

Gelehrten, wenn er ſich die Gründe suppliren darf, wenn ihm auch etwas übergelaſſen iſt, aufzuſuchen, zu vergleichen, zu denken. Daher habe ich auch die reiche Beihülfe neuerer Philologen — gebraucht, wo ich konnte, ohne damit zu prangen oder ſie widerlegend Schau zu führen. Denen, die ich genutzt, wird mein ſtiller Gebrauch Dank ſeyn; wo ich nicht ihrer Meinung ſeyn konnte; — da war ich meiner eignen Meinung.

Und um auch dieſe jedesmal im mildeſten Licht vorzutragen, habe ich den bei Materien dieſer Art ſonſt ungewöhnlichen Weg der Geſpräche gewählet. Wie ſchwer es mir ward, weiß ich ſelbſt, und um die Grazien des Platoniſch- Shaftesburi- oder Diderotſchen und Leßingſchen Geſprächs zu buhlen, wäre bei Sachen dieſes Zwecks und Inhalts Thorheit der Thorheiten geweſen. Hier waren weder ausgeſuchte Situationen anzulegen, noch neue Charaktere zu entwickeln, noch endlich Ideen

Ideen aus der Seele des Antwortenden hervorzuſpinnen; worin die größeſte Kunſt inſonderheit des lehrenden Geſprächs beſtehet. Zu erfinden war hier überhaupt nichts, ſondern zu erklären, zu zeigen, zu finden: alſo Demonſtrator und dem demonſtrirt wird, Freund mit Freund, Lehrer mit Schüler muſte und konnte hier allein ſprechen. Mein Vorbild in großen Stellen der Geſpräche war nicht Plato, ſondern das Buch **Cosri** oder gar der Katechismus.

Aber warum wählte ich denn die Form der Geſpräche? Aus mehr als einer Urſache. Zuerſt und zuförderſt der lieben Kürze wegen. Im Geſpräch drückt ein Buchſtab, der Abſatz einer neuen Reihe, ein kurzes Wie? oder Woher? aus, wozu man im dogmatiſchen Vortrag Perioden und halbe Seiten noth hat. Von jenen breiten Formeln und Uebergängen: „dagegen könnte man ſagen, hiewider iſt geſagt worden u. ſ. f. „ blieb ich verſchonet. **Zweitens.** Auch vom einförmigen, ſteifbehauptenden oder gar wider-

widerlich deklamirenden Katheder- und Kanzelton konnte ich verſchont bleiben, dem ſonſt der dogmatiſche Vortrag über Sachen dieſer Art, ein ganzes Buch durch, ſchwerlich entgehen möchte. Auch der ſchlechteſte Dialog macht die Sache lebendig, vielſeitig, menſchlich, wenn er nur nicht (wie hier manchmal der Fall war) zu trockne Dinge betrift und zu lange währet. **Drittens** entkam ich mit ihm, wofür ich Gott herzlich danke, der Nothwendigkeit, widerſprechen, ſtreiten, citiren zu müſſen; und damit entkam ich einem großen Uebel. Hier ſprechen **Alciphron** und **Eutyphron**: jener ſpricht manchmal wie das Publicum von hundert Köpfen; aber ſie ſprechen unter einander, ſie belehren und widerlegen niemand in der Welt außer ihnen. **Wer nicht** von Eutyphrons Meinung ſeyn will, bleibe von Alciphrons oder von — ſeiner eignen Meinung. — Darf ichs endlich bekennen: je älter ich werde, je ſchwerer wird mir der Ton der Lehre. Wen

lehrt

lehrt man, wenn man ein geſammtes Publikum lehret? wo wohnt dies? und in welchem Ton ſoll man zu ihm reden, daß man nicht zu hoch, nicht zu niedrig rede? Alſo ſprechen hier zwei einzelne Menſchen; wer will, höre ſie an, beſſere ſie, lerne oder lehre.

Darf ich ſagen, wen ich mir am liebſten zu Leſern wünſche? Alciphron iſt ein Jüngling; er ſtudirt dieſe Poeſie nicht aus Zwang, nicht des leidigen Berufs und Brots wegen, ſondern aus Liebe; alſo Jünglinge und Liebhaber der Schrift, Liebhaber der älteſten, einfältigſten, vielleicht herzlichſten Poeſie der Erde, Liebhaber endlich der älteſten Geſchichte des menſchlichen Geiſtes und Herzens — unbefangne, friſche, muntre Menſchen der Art wünſchte ich mir vorzüglich zu Leſern. Von der Kindheit und Jugend des menſchlichen Geſchlechts läßt ſich mit Kindern, mit Jünglingen am beſten ſprechen; Zeiten vor dem Moſaiſchen Knechtsdienſt fühlen die am beſten, die noch kein Joch der Regeln erdrückt hat, denen die Morgenröthe der Welt Morgenröthe der Seele ſeyn ſoll. Wenn etwas an meinem Buch iſt, ſo iſt der mein Freund, der es ohne Lob und Tadel Leſern ſolcher Art in die Hände ſpielet. Jeder kann ja auslaſſen, was ihm nicht gefällt, dazu iſt der Inhalt der Geſpräche vorgezeichnet.

Und wenn, wie ich wünſche, unter dieſen Jünglingen Theologen ſind, darf ich ſie mit Einem Wort beſonders anreden? Der Grund der Theologie iſt Bibel, und der Grund des N. T. iſt das alte. Unmöglich verſtehn wir jenes recht, wenn wir dieſes nicht verſtehen: denn Chriſtenthum iſt aus dem Judenthum hervorgegangen, der Genius der Sprache iſt in beiderlei Büchern derſelbe. Und den Genius der Sprache können wir nie beſſer, d. i. wahrer, tiefer, vielſeitiger, angenehmer ſtudiren, als in Poeſie, und zwar ſo viel möglich in den älteſten Poeſien derſelben. Es iſt falſch und verführend, wenn man jungen Theologen das

N. T. mit Ausſchlieſſung des alten anpreiſet; ohne dieſes iſt jenes auf eine gelehrte Weiſe nicht einmal verſtändlich. Dazu iſt in ihm, dem A. T., eine ſo reiche Abwechslung von Geſchichten, Bildern, Characteren, Scenen: in ihm ſehen wir die vielfarbige Dämmerung, der ſchönen Sonne Aufgang; im N. T. ſteht ſie am höchſten Himmel, und jedermann weiß, welche Tageszeit dem ſinnlichen Auge die erquickendſte, die ſtärkendſte iſt. Studire man alſo das A. T., auch nur als ein menſchliches Buch voll alter Poeſien, mit Luſt und Liebe; ſo wird uns das Neue in ſeiner Reinheit, ſeinem hohen Glanz, ſeiner überirrdiſchen Schönheit von ſelbſt aufgehn. Sammle man den Reichthum jenes in ſich; und man wird auch in dieſem kein leerer, Geſchmackloſer oder gar entweihender Schwätzer werden. Weimar, den 9. April 1782.

Herder.

I.

Inhalt des Geſprächs.

Vorurtheile gegen die Ebräiſche Poeſie und Sprache. Urſachen derſelben. Vom Handlungsvollen in ihren Verben; durch dieſe wird eine Sprache poetiſch. Auch die Nomina ſtellen Handlung dar. Ihr Reichthum an Namen: in welchen Gattungen er zu ſuchen ſei? Reichthum an Naturnamen, Synonymen, Zahlwörtern, Wörtern des Schmucks und der Ueppigkeit aus benachbarten Völkern. Warum ſich das Ebräiſche nicht wie das Arabiſche fortgebildet? Von Wurzeln der Verben: ſie vereinigen Bild und Empfindung. Namenbildung der Nord- und Südländer. Unterſchied der Ausſprache beider. Von Ableitung der Wurzelwörter. Wunſch eines philoſophiſchen Wörterbuchs. Von den Zeiten der Verben, und dem poetiſchen Genius derſelben. Zuſammenſetzung vieler Begriffe in Ein Wort. Buchſtabengemählde. Wie man ſich an ihre Entziffrung zu gewöhnen habe? Vom Parallelismus. Grund deſſelben im Ebenmaaſſe, das auch das Ohr liebet. Vom Parallelismus in Griechiſchen Sylbenmaaſſen. Wie fern er in der Natur der Rede und des Affekts liegt? nach mancherlei Inhalt. Aehnlichkeit deſſelben auch bei nordiſchen Völkern. Warum ihn inſonderheit die Ebräiſche Sprache ausgebildet? Wirkung und Nutzen deſſelben. Ob ſie von Anfange an ſo viel regelmäſſige Conjugationen gehabt? Studium derſelben, als einer poetiſchen Sprache. Studium ihrer Gedichte. Beilage eines Gedichts über Schrift und Sprache.

Alciphron.

Finde ich Sie doch wieder bei dieſer armen barbariſchen Sprache! Da ſieht man, was Jugendeindrücke thun und wie unumgänglich nöthig es ſei, daß wir von früh auf mit dem alten Unrath der Zeiten verſchont bleiben: man wird ſeiner nachher im Leben nicht los.

Eutyphron. Sie ſprechen ja wie einer der neuen Aufklärer, die die Menſchen von allen Vorurtheilen der Kindheit und wo möglich von der Kindheit ſelbſt frei machen wollen. Kennen Sie dieſe arme barbariſche Sprache? und warum dünkt ſie Ihnen alſo?

A. Leider kenne ich ſie gnug, bin in der Kindheit mit ihr gequält worden und werde noch gequält, wenn ich in der Theologie, Philoſophie, Geſchichte und wo weiß ich mehr? den Nachhall ihres hohen Unſinns höre. Das Geklapper der alten Cymbeln und Pauken, kurz die ganze Janitſcharenmuſik wilder Völker, die man den orientaliſchen Parallelismus zu nennen beliebt hat, iſt mir dabei im Ohr und ich ſehe noch immer den David vor der Bundeslade tanzen, oder den Propheten einen Spielmann ruffen, daß er ihn begeiſtre.

E. Es ſcheint, Sie haben ſich mit der Sprache bekannt gemacht, aber nicht aus Liebe.

A. Dafür kann ich nicht; gnug, recht nach der Methode, mit allen Danziſchen Regeln. Ich habe gar die Regeln citiren können, ohne daſs ich ihren Inhalt wuſte.

E. Deſto ſchlimmer! und ich begreife, warum Sie ihr ſo abgeneigt ſind. Aber, m. Fr., muß man einer übeln Methode wegen die Wiſſenſchaft haſſen, die wir das Unglück hatten, zuerſt in ſolcher Form zu ſehen? Schätzen Sie den Mann blos nach ſeinem Kleide? zumal wenn es ein fremdes ihm aufgezwungenes Kleid war?

A. Das nicht! und ich bin geneigt, alle Vorurtheile fahren zu laſſen, ſobald Sie ſie mir als ſolche zeigen. Mich dünkt aber, es wird ſchwer halten: denn ich habe beides, Sprache und Inhalt, ziemlich geprüft.

E. Wir wollen verſuchen, und Einer von uns ſoll den andern lehren. Es wäre traurig mit der Wahrheit, wenn Menſchen ſich nicht über ſie vereinigen könnten; und ich verwünſchte alle Eindrücke meiner Jugend, wenn ſie mir Zeitlebens nichts als Sklavenfeſſeln ſeyn müßten. Wiſſen Sie aber, es ſind bei mir keine Jugendeindrücke, was ich vom poetiſchen Geiſt dieſer Sprache halte. Auch ich habe ſie gelernt, wie Sie; es daurete lange, ehe ich wiederum Geſchmack an ihr gewann, bis ich allmählich in den Geiſt kam, in dem ſie mir jezt eine heilige Sprache, die Mutter unſder edelſten Kenntniſſe und jener frühen Menſchenbildung iſt, die ſich nur auf einem ſchmalen Strich der Erde fortgebreitet, und ohn unſer Verdienſt auch zu uns kam.

A. Das geht ſtark auf eine Vergötterung los.

E. Auf keine Vergötterung. Wir wollen ſie als menſchliche Sprache, auch ihren Inhalt nur menſchlich betrachten; ja, damit Sie noch gewiſſer werden, daß ich Sie nicht überſchleiche, wir wollen nur von ihr als einem Werkzeuge alter Poeſie reden. Gefällt Ihnen dieſe Materie? ſie iſt gar nicht verfänglich.

A. Vielmehr, ſie iſt mir in hohem Grad erfreulich. Ich rede gern von alten Sprachen, wenn man von ihnen nur menſchlich redet. Sie ſind die Form, in der ſich menſchliche Gedanken, gut oder ſchlecht, gebildet haben: ſie geben die unterſcheidendſten Züge vom Charakter und der Sehart einzelner Völker, wo man aus der Vergleichung mit andern immer lernet. Heben Sie alſo an, auch von dieſer Mundart morgenländiſcher Huronen zu reden; wenigſtens wird uns ihre Armuth bereichern und auf eigne Begriffe führen.

E. Was halten Sie einer poetiſchen Sprache, ſie möge Huronen oder Otahiten zugehören, am nothwendigſten? Nicht wahr, Handlung, Darſtellung, Leidenſchaft, Geſang, Rhythmus?

A. Aller-

A. Allerdings.

E. Und welche Sprache dieſe Stücke vorzüglich ausgebildet hat, die iſt eine vorzüglich poetiſche Sprache. Sie wiſſen, m. Fr., daß die Sprachen ziemlich ungebildeter Völker dies im hohen Grad ſeyn können, ja daß ſies vor manchen neuern zu fein gebildeten wirklich ſind. Ich darf Sie nicht daran erinnern, unter welchem Volk Oßian, ja zu welchen Zeiten ſelbſt der Griechiſche Homer ſang?

A. Daraus folgt noch nicht, daß jede barbariſche Nation ihren Homer und Oßian habe.

E. Vielleicht hat manche mehr als dies; nur freilich für ſich und nicht für andre Sprachen. Um von einer Nation zu urtheilen, muß man in ihre Zeit, ihr Land, ihren Kreis der Denkart und Empfindung treten, ſehen, wie ſie lebt? wie ſie erzogen wird? was für Gegenſtände ſie ſieht? was für Dinge ſie mit Leidenſchaft liebt? wie ihre Luft, ihr Himmel, der Bau ihrer Organe, ihr Tanz, ihre Muſik ſei? Dies alles muß man nicht als Fremdling oder Feind, ſondern als ihr Bruder und Mitgebohrner kennen lernen; und denn fragen, ob ſie einen Homer oder Oßian in ihrer Art, für ihre Bedürfniſſe habe? Sie ſehen, bei wie wenigen Völkern der Erde wir dieſe Unterſuchung angeſtellt haben, oder jetzt erſt anſtellen können?

Bei den Hebräern können wirs gewiß; ihre Poeſien ſind vor uns.

A. Aber welche Poeſien! und in welcher Sprache! Wie unvollkommen iſt ſie! wie arm an eigentlichen Namen und beſtimmten Beziehungen der Dinge auf einander! Wie unſtät und ungewiß ſind die Zeiten ihrer Verborum, daß man ja niemals weiß, ob von heut oder geſtern oder von tauſend Jahren rück- und vorwärts die Rede ſei! Adjektiven, die doch ſo ſehr mahlen, hat ſie beinah gar nicht, und muß ſich mit Zuſammenſetzung einiger Betteleien behelfen. Wie ungewiß und weit hergeholt iſt die Bedeutung ihrer Wurzelwörter, und wie gezwungen die Ableitung von denſelben! Daher denn die ſchrecklichen Katachreſen, die weit hergeſuchten Bilder, die ungeheuern Verbindungen der entfernteſten Begriffe. Ihr Parallelismus iſt eintönig; eine ewige Tavtologie, dazu ohne Maas der Worte und Sylben, das ſich nur einigermaaſſen dem Ohr empföhle. Aures perpetuis tavtologiis laedunt, ſagt Einer der größten Kenner derſelben, Orienti iucundis, Europae inviſis, prudentioribus ſtomachaturis, dormitaturis reliquis und das iſt wahr! Das ſehn Sie bei allen Geſängen und Vorträgen, die den Geiſt dieſer Sprache athmen. Endlich ſie hatte ja gar keine Vokalen; denn dieſe ſind ein neueres Machwerk: ſie ſteht als eine todte Hiero-

Hieroglyphe, ſehr oft gar ohne Schlüſſel und Gewißheit ihrer Bedeutung, wenigſtens ohne ſichere Ausſprache und Känntniß ihres alten Rhythmus da. Was iſt da von Homer und Oßian zu reden? Es wäre, als ob Sie dieſe in Mexico oder auf den beſchriebenen Felſen Arabiens ſuchen wollten.

E. Ich danke Ihnen für den ſchönen Faden, den Sie unſerm Geſpräch geben. Sie haben eine ſo reiche Materie hervorgelangt, und wirklich auch ſo überdacht und ſchön geordnet, wie mans von einem Kenner mehrerer Sprachen erwarten konnte. Laſſen Sie uns zuerſt vom Bau der Sprache reden.

Nicht wahr, Sie ſagten, daß Handlung und Darſtellung das Weſen der Poeſie ſei, und welcher Theil der Sprache mahlt Handlung, oder vielmehr ſtellt ſie ſelbſt dar, das Nomen oder Verbum?

A. Das Verbum.

E. Alſo die Sprache, die viel ausdrückende, mahlende Verba hat, iſt eine Poetiſche Sprache: je mehr ſie auch die Nomina zu Verbis machen kann, deſto poetiſcher iſt ſie. Ein Nomen ſtellt immer nur die Sache todt dar: das Verbum ſezt ſie in Handlung, dieſe erregt Empfindung, denn ſie iſt ſelbſt gleichſam mit Geiſt beſeelet. Erinnern Sie ſich, was Leßing*) über

---

*) Leßings Laokoon: Berlin 1768.

Homer gezeigt hat, daß bei ihm alles Gang, Bewegung, Handlung ſei, und daß darinn eben ſein Leben, ſeine Wirkung, ja das Weſen aller Poeſie beſtehe. Nun iſt bei den Ebräern beinahe alles Verbum: d. i. alles lebt und handelt. Die Nomina ſind von Verbis hergeleitet und gleichſam noch Verba: ſie ſind wie lebendige Weſen, in der Wirkung ihres Wurzelurſprungs ſelbſt aufgenommen und geformt. Bemerken Sie in neuern Sprachen, was für Wirkung es in der Poeſie thut, wenn Verba und Nomina noch nicht weit getrennt, und jene zu dieſen werden können. Denken Sie an das Engliſche, das Deutſche; die Sprache, von der wir reden, iſt gleichſam ein Abgrund der Verborum, ein Meer von Wellen, wo Handlung in Handlung rauſchet.

A. Mich dünkt aber, dieſer Reichthum müße doch immer im Verhältniſſe mit andern Theilen der Rede bleiben: denn wenn alles Handlung wird, ſo iſt ja zulezt nichts, das da handelt. Subjectum, praedicatum, copula — ſo heißts in der Logik.

E. Für die Logik iſt dieſe Ordnung gut, und für das Meiſterwerk derſelben, den Syllogismus, iſt ſie nothwendig; für die Poeſie nicht alſo, und ein Gedicht in Syllogismen könnte niemand leſen. In ihr iſt die Copula das Hauptwerk, die andern Theile ſind nur Bedürfniß oder Beihülfe. Wenn ich alſo

zugebe,

zugebe, daß für einen abſtrakten Denker die Ebräiſche Sprache nicht eben die beſte wäre; ſo iſt ſies dieſer handelnden Geſtalt nach deſto mehr für den Dichter. Alles in ihr ruft: „ich lebe, bewege mich, wirke. „Mich erſchuffen Sinne und Leidenſchaften, nicht abſtrakte Denker und Philoſophen: ich bin alſo für den „Dichter, ja ich ſelbſt bin ganz Dichtung.“

A. Aber wenn Sie Nomina, zumal Adjektiven brauchen?

E. So haben Sie ſie auch: denn jede Sprache hat, was ſie brauchet; nur müſſen Sie nicht jede nach unſerm Bedürfniß beurtheilen. Hundert Namen von Sachen hat dieſe Sprache nicht, weil das Volk die Sachen ſelbſt nicht hatte und kannte; ſo wie ſie hundert andre hat, die wir nicht haben. An Abſtraktionen iſt ſie arm, aber an ſinnlichen Darſtellungen reich, und ſie hat eben deßwegen ſo viel Synonymen von Einer und derſelben Sache, weil dieſe jedesmal in ihrer ganzen Beziehung mit allen begleitenden ſinnlichen Umſtänden genannt und gleichſam gemahlt wurde. Der Löwe, das Schwert, die Schlange, das Kameel haben in den morgenländiſchen, zumal der gebildetſten derſelben, der Arabiſchen Sprache ſo viel Namen, weil jeder die Sache urſprünglich in eigner Anſicht ſchilderte, und dieſe Bäche nachher zuſammen kamen. Auch im Ebräiſchen iſt dieſer Ueberfluß an ſinnlichen Bezeichnungen ſehr merkbar, und doch wie wenig haben wir von ihr übrig. Mehr als 250 botaniſche Namen in einem ſo kleinen Buch als unſre Reſte der Ebräiſchen Schriften ſind; Schriften ſo einförmigen Gegenſtandes, meiſtens Geſchichte oder Poeſie des Tempels; denken Sie, wie reich die Sprache wäre, wenn wir ſie in Poeſien über das gemeine Leben und alle Scenen deſſelben, ja wenn wir nur das noch hätten, was in dem übrig gebliebenen genannt wird. Vielleicht gings hier, wie faſt bei allen alten Völkern; aus der Sündfluth der Zeiten iſt nur ſoviel, als Noah im Kaſten retten konnte, gerettet worden.

A. Mich dünkt, wir haben gnug, da in dieſen wenigen Büchern ſelbſt Einerlei mehrmal vorkommt. Aber wir kommen von unſrer Rede. Ich glaube es wohl, daß die Sprache, von der wir reden, in Händen andrer Völker reich werden konnte: wie hat ſich die Arabiſche vorgebildet! und auch die Phönicier mögen Waaren- und Zahlausdrücke gnug gehabt haben; dies arme Hirten- und Bettlervolk aber? Wohin konnte das die Sprache bilden?

E. Wohin ſie ihr Geiſt rief und ihr Bedürfniß wandte. Es wäre ungerecht, von ihnen ein phöniciſches Waarenverzeichniß oder Arabiſche Spekulation zu fodern, da ſie weder handelten noch ſpekulirten; indeß in der Sprache muß dieſer Reichthum da geweſen ſeyn, denn phöniciſch, arabiſch, chaldäiſch, hebräiſch iſt im Grunde nur Eine Sprache. Das Hebräiſche hat große Zahlwörter, die es uns kurz auszudrücken ſchwer wird: es hat eine Menge Namen zu Bezeichnung der Naturprodukte, ja ſelbſt der Arten des Schmucks und der Ueppigkeit, mit denen ſie zeitig gnug bekannt wurden. Den Phöniciern, Iſmaeliten, Aegyptern, Babyloniern, kurz den gebildetſten Völkern der alten Welt nahe, und gleichſam im Mittelpunkt der damaligen Kultur, ward die Sprache geredet, ſie nahm alſo von allen Umliegenheiten gnug an. Hätte ſie fortgelebt; es hätte alles an ſie gereihet werden können, was an die Arabiſche gereihet iſt, die ſich mit Recht rühmen kann, eine der reichſten und gebildetſten Sprachen der Welt zu ſeyn.

A. Die Rabbinen haben ja an ſie gereihet.

E. Nicht eben Perlen, auch leider nicht nach dem Genius ihrer uralten Bildung. Das arme Volk war in die Welt zerſtreuet: Die meiſten bildeten alſo ihren Ausdruck nach dem Genius der Sprachen, unter denen ſie lebten, und es ward ein trauriges Gemiſch, an das wir hier nicht denken mögen. Wir reden vom Ebräiſchen, da es die lebendige Sprache Kanaans war, und auch hier nur von ihren ſchönſten reineſten Zeiten, ehe ſie mit der Chaldäiſchen, Griechiſchen u. and. vermiſcht ward. Da laſſen Sie ſie doch wenigſtens

nigſtens als ein armes, aber ſchönes und reines Landmädchen, als eine Land- und Hirtenſprache gelten: Den Putz, den ſie von ihren Nachbarinnen annahm, hätte ich ihr gern verziehen.

A. So mag ſie gelten! Die einzelnen Züge ihrer Einfalt, inſonderheit bei Naturſcenen, habe ich als Kind mit Freude gefühlt. Aber, m. Fr., mich dünkt, dieſer Züge iſt doch ſo wenig: es kommt alles ſo eintönig wieder: nichts hat Umriß: ſchildern endlich, fein ausmahlen können ihre Dichter gar nicht —

E. Mich dünkt, ſie ſchildern, wie wenige unſrer Dichter, nicht fein und überfein, aber ſtark, ganz, lebendig. Von ihren Verbis haben wir geredet: ſie ſind ganz Handlung und Bewegung: die Wurzeln derſelben ſind Bild und Empfindung. Die Nomina, noch halb Verba, ſind oft handelnde Weſen, und erſcheinen in einer ewigen Perſonendichtung. Ihre Pronomina ſtehen hoch hervor, wie in jeder Sprache der Leidenſchaften. Den Mangel der Adjektiven erſetzen ſie ſich durch Zuſammenſetzung andrer Wörter, daß abermals die Beſchaffenheit ſelbſt Sache, gleichſam ein eignes handelndes Weſen wird; mich dünkt, durch alle das wird die Sprache ſo poetiſch, als irgend Eine auf der Erde.

A. Es wird am beſten ſeyn, wir reden durch einzelne Beiſpiele: fangen ſie von den Wurzeln, den Verbis an.

E. Die Wurzeln ihrer Verben, ſagte ich, ſind Bild und Empfindung, und ich weiß keine Sprache, wo die einfache und leichte Verknüpfung beider ſo ſinnlich und merkbar wäre. Freilich beſcheide ich mich: nicht ſinnlich und merkbar für ein Ohr, das nur an Töne Nordiſcher Sprachen gewöhnt iſt, aber Ihnen, m. Fr., die Sie die Namenbildung der Griechen kennen, Ihnen wird es kaum ſchwer werden, einige Schritte weiter zu gehen, und die freilich ſtärkere, aber deßhalb nicht gröbere Wortſchöpfung des Orients mitzufühlen. Ich wiederhole es nochmals, bei ihren prägnantſten Worten iſt Bild und Empfindung: die Sprache iſt mit voller Bruſt, mit noch unausgebrauchten ſtarken Organen, aber unter einem reinen und leichten Himmel, mit ſcharfem Blick, immer gleichſam die Sache ſelbſt erfaſſend, und faſt nie ohne Spur der Leidenſchaft gebildet worden.

A. Bild und Empfindung? Stille und Leidenſchaft? ſtarke und doch leichte Töne? Sie verbinden ſeltſam.

E. Wir wollen alſo theilen. Alle Nordiſchen Sprachen ahmen den Schall der Natur nach; aber rauh, gleichſam nur von außen. Sie knarren, rauſchen, ziſchen, krachen wie die Gegenſtände ſelbſt; weiſe Dichter benutzen dies mit großer Sparſamkeit; ſchlechte übertreibens. Der Grund hievon liegt offenbar

im

im Clima und im Organ, wo und von wem die Sprache urſprünglich gebildet worden? Je ſüdlicher, deſto feiner wird die Naturnachahmung. Homers klingendſte Verſe knarren und ziſchen nicht: ſie tönen. Die Worte ſind ſchon durch ein feineres Medium, die Empfindung, gegangen, und gleichſam in der Region des Herzens gebildet. Sie geben alſo nicht grobe Bilder des Schalles, ſondern Bilder, auf die das Gefühl ſein ſanfteres Siegel drückte, die es im Innern modificirte. Von dieſer Verbindung des Gefühls von innen, und des Bildes von auſſen im Ton, in der Wurzel der Verben, ſagte ich, ſind die morgenländiſchen Sprachen ein Muſter.

A. Um des Himmels willen, die barbariſchen rauhen Kehlen- und Gurgeltöne! Und Sie wagen ſie mit dem Griechiſchen Silberlaut zu vergleichen?

E. Ich vergleiche nicht: jede Sprache leidet bei ſolcher Vergleichung. Nichts iſt nationeller und individueller als das Vergnügen des Ohrs, ſo wie die charakteriſtiſchen Biegungen der Sprachorgane. Wir z. E. ſetzen eine Feinheit darinn, nur vorn zwiſchen Zung- und Lippe zu reden, und den Mund, als ob wir im Rauch und Nebel lebten, wenig zu öfnen: Clima, Sitten und Gewohnheit fodern es, die Sprache ſelbſt iſt dazu allmälich gebildet. Der Italiäner, noch mehr der Grieche, denkt nicht ſo: die Sprache Jenes iſt voll

runder

runder Vokalen, Dieſes voll Diphthongen, beide ſprechen ore rotundo und beißen die Lippen nicht an einander. Der Orient holt die Töne tiefer aus der Bruſt, aus dem Herzen hervor, er ſpricht gleichſam, wie Elihu anhebt:

Der Rede bin ich voll!
mich ängſtiget der Othem meiner Bruſt!
Er gährt in mir, wie der zugeſtopfte Moſt,
wie der neue Schlauch zerreißt.
Reden will ich und Luft mir machen,
meine Lippen will ich öfnen und antworten:

Wenn dieſe Lippen ſich öfneten, ward es gewiß lebendiger Laut, Bild der Sache im Athem der Empfindung; und das iſt, dünkt mich, der Geiſt der Ebräiſchen Sprache. Sie iſt voll Athems der Seele: ſie tönt nicht wie die Griechiſche, aber ſie haucht, ſie lebet. Das iſt ſie uns, die wir ihre Ausſprache zum Theil nicht kennen, und ihre tiefſten Kehlbuchſtaben als unausſprechlich daſtehn laſſen; in den ältern wildern Zeiten welche Fülle der Seele, welcher Hauch des lebendigen Worts muß ſie begeiſtert haben! Es war, wie ſies nennen

— Geiſt Gottes, der in ihnen ſprach,
Des Allmächtgen Othem, der ſie belebete.

A. Abermals fehlt nicht viel zur Apotheoſe; doch es mag ſo ſeyn mit dem Laut der Empfindung im An-

ſchaun

ſchaun und Gefühl der Sache ſelbſt gebildet. Aber wie ſtehts nun mit der Ableitung aus dieſen Wurzelwörtern? Sind ſie nicht ein verwachſenes Dorngebüſch, wie auf einer Inſel, die noch kein menſchlicher Fußtritt berührte?

E. In ſchlechten Wörterbüchern freilich, und manche der gelehrteſten holländiſchen Philologen haben uns auch den Weg, mit Beil und Axt in der Hand, ziemlich erſchweret; es wird aber eine Zeit kommen, da das verwachſene Gebüſch ein angenehmer Palmenhain ſeyn wird.

A. Das Gleichniß iſt morgenländiſch.

E. Die Sache auch. Die Wurzel des Mutterworts wird in der Mitte daſtehn, und um ſie her der Hain ihrer Kinder. Man wird in den Wörterbüchern durch Geſchmack, Fleiß, geſunden Verſtand und die Zuſammenhaltung mehrerer Dialekte dahin kommen, das Weſentliche und Zufällige in der Bedeutung zu unterſcheiden, die ſanften Uebergänge zu finden, und auch in Ableitung der Wörter, in Anwendung der Metaphern eine wahre Erfindungskunſt des menſchlichen Geiſtes, die Logik der Bilderſprache früherer Zeiten inne werden. Ich freue mich auf die Zeit, und auf das erſte Wörterbuch, das dies in vorzüglichem Grade thun wird; jezt ſtudire ich die beſten, die wir haben, Caſtelli, Simonis, Cocceji und auch

ihre

ihre reichen Beihelfer, Schultens, Schröder, Storr, Scheid und wer ſonſt einzeln oder mit andern dazu beiträgt.

A. Es wird alſo wohl noch Zeit bedörfen, ehe man in Ihrem Palmenhain eines Morgenländiſchen Wörterbuchs luſtwandle. Wollen Sie indeß nicht eine Probe der Ableitung geben?

E. Die finden Sie, auch wie die Wörterbücher jetzt ſind, überall. Schlagen Sie die erſte Wurzel nach, und ſehen, wie ſich das Wurzelwort, „er iſt hingegangen,„ ſanft ableitet. Eine Reihe Ausdrücke des Verluſts, des Verſchwindens, des Todes, des eitlen Raths, leerer Mühe und Arbeit gehet in ſanften Uebergängen daher: und wenn Sie ſich in die Zeit des Wanderns, des Wegziehens, in alle Situationen des Hirtenlebens verſetzen: ſo tönet auch noch in der entfernteſten Bedeutung etwas vom Urklange des Worts, dem Bilde der erſten Empfindung. Das macht denn die Sprache ſo ſinnlich, den Ausdruck der Poeſie ſo gegenwärtig und rührend! Solcher Wurzeln iſt dieſe Sprache voll, und unſre Commentatoren, die eher zu hart, als zu leiſe treten, zeigen ſie gnugſam. Sie können nicht umhin, ſie müßen wo möglich alle Wurzeln und Adern jedes Baums entblößen, ſelbſt wo man nur ſeine Blüthe und Früchte ſehen wollte.

A. Das ſind alſo die Schwarzen Ihrer Palmenplantage.

E. Sehr nothwendige und nützliche Leute! Wir wollen ſie linde halten, denn auch, wenn ſie zuviel thun, thun ſies in guter Abſicht. Haben Sie noch etwas gegen die Ebräiſchen Verba?

A. Ziemlich viel. Was iſts für eine Handlung, die gar keine Zeiten unterſcheidet? Denn im Grunde ſind doch beide tempora der Ebräer Aoriſten, d. i. unbeſtimmte Zeiten, die zwiſchen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ſchweben; alſo haben ſie ſo gut als nur Ein tempus.

E. Braucht die Poeſie mehrere? Ihr iſt alles Gegenwart, Darſtellung einer Handlung, ſie möge vorbei oder zukünftig ſeyn, oder fortdauern. Für die Geſchichte kann der Mangel, den Sie bemerken, ziemlich weſentlich werden; auch haben die Sprachen, die feine Zeitbeſtimmungen lieben, dieſe am meiſten im Styl der Geſchichte ausgebildet. Bei den Ebräern iſt die Geſchichte ſelbſt eigentlich Poeſie, d. i. Tradition einer Erzählung, die auch als gegenwärtig gemacht wird: alſo hilft dieſe Unbeſtimmtheit oder Verſchwebung der Zeiten ausdrücklich der Evidenz, der hellen und klaren Gegenwart deſſen, was beſchrieben, erzählt oder verkündigt wird. Iſt dies nicht im hohen Grad poetiſch? Haben Sie nie, m. Fr., im Styl der Dichker oder Propheten gefühlt, wie ſchön die Zeiten wechſeln? wie, was Ein Hemiſtichium in der vergangnen Zeit ſagt, das andre in Futuro ausſpricht? Es iſt, als ob das letzte die Gegenwart der Sache daurend und ewig machte, indeß das Erſte der Rede eine Gewißheit voriger Zeiten giebt, als ob alles ſchon vollendet wäre. Das Eine tempus vermehrt das Wort vor, das andre rückwärts; alſo wird eine Art ſchöner Abwechſlung auch dem Ohr bereitet, und die Gegenwart der Darſtellung auch ihm ſinnlich. Setzen Sie hinzu, daß die Ebräer wie die Kinder alles auf einmal ſagen wollen, daß ſie in Einem Schall Perſon, Zahl, Zeit, Handlung und noch mehr ausdrucken: wie ungeheuer viel trägt dies zur plötzlichen Darſtellung Eines ganzen Bildes bei! Sie ſagen mit Einem Wort, was wir oft mit fünf oder mehr Worten ſagen müßen. Bei uns hinken dieſe in kleinen oft unaccentuirten Sylben vor oder nach; bei ihnen ſchließt ſich alles als Anklang oder als ſonore Endung dem Hauptbegrif an. Er ſteht in der Mitte, wie ein König; ſeine Diener und Knechte, dicht an ihm, ja mit ihm Eins, ſteigen wie eine kleine metriſche Region vollſtimmig auf einmal hervor — dünkt Ihnen das nichts zur poetiſchen Sprache? Tönende Verba, die ſo viele Begriffe auf einmal geben, ſind die ſchönſte Gewalt des Rhythmus und der Bilder. Wenn ich die Worte „wie er mir gegeben hat,„ in Einem ſchönen Laut hervortreten laſſen kann, iſts nicht poetiſcher und ſchöner, als wenn ich ſie ſo einzeln und zerſtückt herzähle?

A. Fürs Auge habe ich dieſe Sprache bisweilen als eine Sammlung von Buchſtabengemälden angeſehen, die gleichſam entziffert werden müſſen, halb wie eine Sineſiſche Schrift. Ich beklagte oft, daß Kinder oder Jünglinge, die ſie lernen ſollen, nicht frühe zu dieſer Entzifferung, einer Analyſe mit den Augen, gewöhnt werden, die ihnen beßer thun würde, als manche ſchwerfällige Regeln. Ich habe Exempel geleſen, daß junge Leute, inſonderheit von ſinnlicher Anſchauungskraft, in kurzer Zeit ſehr weit gekommen ſeyn auf dieſem Wege; uns beiden iſt dies Glück nicht geworden —

E. Es wird uns allmählich, wenn wir Auge und Ohr zuſammen noch dazu gewöhnen. Sie werden ſodenn merken, wie wohlklingend Vocalen und Conſonanten vertheilt, wie anpaſſend manche Partikeln und vorklingende Schälle zu ihrer Bedeutung ſelbſt ſind. Inſonderheit werden auch mit dieſen wenigen vieltönigen Wörtern die metriſchen Regionen zu einander beſtimmt: beide Hemiſtichien kommen in eine Art Symmetrie, wo Wort dem Wort, Begrif dem Begrif gegenüber ſtehet; in einer Abwechſlung, die zugleich Parallele

rallele iſt, und einen zwar freien, aber ſehr einfachen und wohlklingenden Rhythmus giebt.

A. Da kommen Sie zu dem geprieſnen Parallelismus, wo ich ſchwerlich Ihrer Meinung ſeyn werde. Wer etwas zu ſagen hat, ſage es auf einmal oder führe das Bild regelmäßig fort; wiederhole ſich aber nicht ewig. Wer jede Sache zweimal ſagen muß, zeigt damit nur, daß er ſie zum erſtenmal halb und unvollkommen ſagte.

E. Haben Sie noch nie einen Tanz geſehen? und nichts vom Chorgeſange der Griechen, der Strophe und Antiſtrophe, gehört? Wie, wenn die Poeſie der Ebräer ein ſolcher Tanz, ein kurzer und einfacher Chorgeſang wäre?

A. Thun Sie die Siſtern, die Pauken und Cymbeln hinzu, ſo wird der Tanz der Wilden vollſtändig.

E. Und wenn ers würde? Der Name muß uns nie abſchrecken, wenn die Sache ſelbſt gut iſt. Antworten Sie. Beruht nicht aller Rhythmus, Tanz und Wohlklang, ja ich möchte ſagen alle Anmuth, ſo wohl in Geſtalten als Tönen auf Symmetrie? und zwar auf einer leicht zu faſſenden Symmetrie, auf Simplicität im Ebenmaaſſe?

A. Ich will das nicht leugnen.

E. Und iſt nicht der Ebräiſche Parallelismus das ſimpelſte Ebenmaas in Gliedern der Gedichte, Bildern und Tönen? Die Sylben wurden noch nicht genau ſkandirt und gemeſſen, auch nicht einmal überall gezählt; aber Symmetrie in ihnen iſt dem blödeſten Ohr vernehmbar.

A. Muß ſies aber auf Koſten des Verſtandes ſeyn?

E. Wir wollen noch beim Vergnügen des Ohrs bleiben. Alle Sylbenmaaſſe der Griechen, die künſtlichſten und feinſten die je eine Sprache hervorbrachte, beruhen auf Ebenmaas und Harmonie. Der Hexameter, in dem die älteſten Gedichte geſungen wurden, iſt den Tönen nach ein fortgehender, nur immer abwechſelnder Parallelismus. Dieſen noch genauer zu machen, ſetzte man inſonderheit bei der Elegie den Pentameter hinzu, der in ſeinen zwei Hemiſtichien offenbar wieder Parallelismus iſt: Die ſchönſten und natürlichſten Odengattungen ſinds, durch den Parallelismus, ſo, daß man beinah ſagen kann: je mehr in einer Strophe nebſt einer wohlklingenden Abwechslung leichter Parallelismus hörbar wird, deſto angenehmer iſt die Strophe. Ich darf Ihnen nur den Sapphiſchen und Alcäiſchen Versbau oder den Choriamb zum Beiſpiel anführen. Alle dieſe Sylbenmaaße ſind künſtliche Ründungen, ſchöngeflochtne Kränze von Worten und Tönen; in Orient ſind die beiden Perlenſchnuren noch nicht zu Einem Kranze gewunden, ſie hangen einander einfach gegenüber. Von einem Chor Hirten erwar-

erwartet man keine Dädaliſche oder Theſeiſche Labyrinthtänze: ſie antworten oder jauchzen einander zu: ſie tanzen einander entgegen. Mich dünkt, auch dieſe Einfalt hat ihre Schönheit.

A. Für den Sinn des Parallelismus, welche Schönheit?

E. Die beiden Glieder beſtärken, erheben, bekräftigen einander in ihrer Lehre oder Freude. Bei Jubelgeſängen iſts offenbar: bei Klagetönen will es die Natur des Seufzers und der Klage. Das Othemholen ſtärkt gleichſam und tröſtet die Seele: der andre Theil des Chors nimmt an unſerm Schmerz Theil, und iſt das Echo, oder wie die Ebräer ſagen, die Tochter der Stimme unſres Schmerzes. Bei Lehroden bekräftigt Ein Spruch den andern: es iſt als ob der Vater zu ſeinem Sohn ſpräche und die Mutter es wiederholte. Die Rede wird dadurch ſo wahr, herzlich und vertraulich. Bei Amöbäiſchen Geſängen der Liebe giebts die Sache ſelbſt: die Liebe will ſüßes Geſchwätz: Wechſel der Herzen und der Gedanken. Kurz, es iſt ſo ein einfältiges ſchweſterliches Band zwiſchen dieſen beiden Gliedern der Empfindung, daß ich auch auf ſie die ſanfte Ebräiſche Ode anwenden möchte:

Wie lieblich iſts und angenehm,
daß Brüder mit einander wohnen!
Wie ſanftes Oel aufs Haupt hinab,

wie es hinab die Wange fließt,
hinunter fließt die Wange Aarons —
und rinnt zu ſeines Kleides Saum,
wie Hermons Thau hernieder rinnt
die Berge Iſraels zu ſegnen,
zu ſegnen ewiglich —

A. Großer Vertheidiger des Parallelismus! aber, wenn ſich auch das Ohr daran gewöhnte, wie der Verſtand? Er wird immer zurückgehalten und kommt nicht weiter.

E. Für den Verſtand allein dichtet die Poeſie nicht, ſondern zuerſt und zunächſt für die Empfindung. Und ob dieſe den Parallelismus nicht liebet? Sobald ſich das Herz ergießt, ſtrömt Welle auf Welle, das iſt Parallelismus. Es hat nie ausgeredt, hat immer etwas neues zu ſagen. Sobald die erſte Welle ſanft verfließt, oder ſich prächtig bricht am Felſen, kommt die zweite Welle wieder. Der Pulsſchlag der Natur, dies Othemholen der Empfindung iſt in allen Reden des Affekts, und Sie wolltens in der Poeſie nicht, die doch eigentlich Rede des Affekts ſeyn ſoll?

A. Und wenn ſie Rede des Verſtandes ſeyn wollte und ſeyn müßte?

E. So wendet ſie das Bild und zeigts von der Gegenſeite. Sie wendet den Spruch und erklärt ihn, oder druckt ihn ins Herz: abermals Parallelismus. Wel-

Welchen Vers halten Sie im Deutſchen zum Lehrgedicht für den beſten?

A. Ohnſtreitig den Alexandriner.

E. Und er iſt ganz Parallelismus; ja forſchen Sie genau, warum er zu Einprägung der Lehre ſo kräftig ſei, Sie werden finden, er iſts gerade des Parallelismus wegen. Alle ſimplen Geſänge und Kirchenlieder ſind ſeiner voll, und der Reim, das groſſe Vergnügen nordiſcher Ohren, iſt ja ein fortgehender Parallelismus.

A. Den Reim haben uns die Morgenländer zugebracht, und den einförmigen Gang der Kirchenlieder nicht minder. Jenen haben die Saracenen, dieſen die Doxologien eingeführt: ſonſt würden und könnten wir beider entbehren.

E. Glauben Sie das? Lange vor den Saracenen ſind Reime in Europa geweſen, Aſſonanzen vor oder hinter den Wörtern, nachdem ſich das Ohr eines Volks gewöhnt hatte, und ſeine Sprache es ertrug. Auch die Griechen haben ſo ſimple Hymnen und Chorgeſänge, als unſre Kirchenlieder eben ſeyn könnten. Nur freilich hat der Ebräiſche Parallelismus vor unſern Nordiſchen Sprachen das voraus, daß er mit ſeinen wenigen Worten die Region ſchön ordnet, und zuletzt prächtig in der Luft verhallen läßet; für uns alſo iſt er beinah unüberſetzbar. Wir brauchen oft zehn

Worte, wo jene drei brauchen, die kleinen Worte ſchleppen oder verwirren ſich, und das Ende vom Liede iſt Härte oder Ermattung. Man muß ihn alſo nicht ſowohl nachahmen, als ſtudieren. In unſrer Sprache müßen wir die Bilder mehr fortleiten und ihren Wortbau ründen. Denn wir ſind an den Numerus der Griechen und Römer gewöhnet. Bei Ueberſetzungen aus Orient aber laße man ihn: mit ihm verlöre ſich ein groſſer Theil der urſprünglichen Einfalt, Würde und Hoheit der Sprache.' Es heißt auch hier:

Er ſpricht, ſo geſchiehts
er gebeut, ſo ſtehets da!

A. Die einſylbige Kürze dünkt mich aber doch auch erhaben.

E. Der einſylbige Lakonismus iſt weder freundſchaftlich, noch poetiſch. Auch bei einem Monarchenbefehl wollen wir Wirkung des Befehls ſehen, und ſo iſt wieder Parallelismus da, Befehl und Folge. Ja endlich der kurze Bau der Ebräiſchen Sprache macht ja den Parallelismus ſelbſt beinah immer zum Monarchen-Befehle. Sie wuſten nichts vom oratoriſchen Numerus einer griechiſchen oder lateiniſchen Redperiode. Wenige Worte ſtieß der Hauch ihres Geiſtes hervor; dieſe bezogen ſich auf einander, und weil die Sprache ſo einförmige Beugungen hat, wurden ſie einander ähnlich, machten ſich durch ihren Schall, jedes Wort durch ſeine Stelle und das Ganze durch die gleiche Empfindung ſelbſt zum Rhythmus. Die beiden Hemiſtichien wurden Wort und That, Herz und Hand, oder wie es die Ebräer nennen, Eingang und Ausgang, und ſo ſtand das leichte Tongebäude fertig. Haben Sie noch etwas gegen den Parallelismus?

A. Ich habe ſogar noch etwas für ihn. Denn von Seite des Verſtändnißes habe ich dem Himmel oft gedankt, daß er da war. Wo blieben wir mit unſrer Erklärung ſo mancher dunkeln Wörter und Stellen, wenn eben Er uns nicht auf die Bahn brächte? Er iſt wie die Stimme eines Freundes, der im wüſten Walde von weiten ruft: „hieher! hier wohnen Menſchen!„ aber freilich die alten Ohren ſind gegen dieſe Stimme taub. Sie gehn, die Echo ſelbſt als Perſon aufzuſuchen, und wollen im zweiten Gliede der Rede immer einen neuen Wunderſinn finden.

E. Laßen Sie ſie gehn und uns nur auf dem rechten Wege halten. Was den wüſten Wald anbetrift, denk' ich, Sie übertreiben die Sache, da Sie, wenn Sie ſich erinnern, Anfangs unſers Geſprächs, die Ebräiſche Sprache eine todte Hieroglyphe ohne Vokalen, ja gar ohne Schlüßel der Bedeutung nannten. Glauben Sie wirklich, daß die Morgenländer ganz ohne Vokalen geſchrieben haben?

A. Viele

A. Viele ſagens.

E. So ſagen ſie etwas widerſprechendes. Wer wird Buchſtaben ſchreiben, ohne Hauch, der ſie beſeelet? da auf den letzten alles ankommt, und er im Grunde auf eine allgemeine Art eher zu bezeichnen iſt, als die mancherlei Schälle der Organe. War man über das Schwerere weg: ſo ließ man gewiß das Leichtere nicht nach, an dem doch der ganze Zweck der Arbeit hing.

A. Wo ſind denn dieſe Vokalen?

E. Leſen Sie hierüber eine Schrift,*) die dieſen, wie mehrere Punkte des hebräiſchen Alterthums, in ein trefliches Licht ſetzt. Es iſt die erſte Einleitung über dieſe Sprache und Schriften, wo ſich Geſchmack und Gelehrſamkeit in gleichem Grade vereinigt. Einige, wiewohl wenige Vokalen (denn die unſern ſind allerdings ein junges Machwerk der Rabbinen) werden ſehr wahrſcheinlich; und die matres lectionis ſind, dünkt mich, von ihnen noch Reſte. Freilich auf grammatiſche Pünktlichkeit wars in ſo alten Zeiten nicht angeſehen: die Ausſprache war vielleicht ſo undiſciplinirt, wie Otfried von der alten Deutſchen Sprache ſagte. Wer hat noch ein Alphabet für jeden Vokal jedes Dialekts unſrer Rede erfunden? und wer b[illegible]ts?

---

*) Eichhorns Einleitung ins A. T. Leipz. 1780. Th. I. S. 126.

brauchts? Sie ſtehen als allgemeine Merkzeichen da, und jeder modificirt den Schall nach ſeinen Organen. Eine Reihe feiner grammatiſchen Regeln über die Veränderung der Vokale, die Ableitung der Conjugationen u. ſ. ſind, fürchte ich, Wind.

A. Und doch wird die Jugend damit gequälet. Ich habe mir nie einbilden können, daß eine ſo rohe Sprache wie die Ebräiſche ſo viel regelmäßige, auch in der Bedeutung von einander unterſchiedne Conjugationen haben ſollte, als man den Jünglingen bei jedem Wort zu finden einbläuet. Die vielen Anomalien und Defectiven zeigens. Der große Troß ſolcher Eintheilungen iſt aus andern Morgenländiſchen Sprachen her, nach denen die Rabbinen auch dieſe zu modificiren beliebten. Ins kleine Ebräiſche Zelt trug man, was nur hinein konnte.

E. Auch hier muß man nicht übertreiben. Die künſtliche Form der Sprache gefaßt haben, iſt gut, und für uns jetzt nöthig, ob es gleich unwahrſcheinlich iſt, daß ſie von den früheſten Zeiten dageweſen, und auch von jedem Ebräer ſo gedacht worden ſei. Wie wenige ſelbſt unſrer Schriftſteller haben die ganze Form ihrer Sprache bis auf jede feine Biegung im Kopf, daß keine Abweichung ſtatt fände? Und denn, wie verändert ſich der Bau der Sprache mit den Zeiten! Es

iſt

iſt gut, daß wir endlich Männer bekommen, die auch über die Grammatik dieſer Sprache denken.

A. Und mich dünkt, jeder müße ſich ſeine philoſophiſche Grammatik ſelbſt machen. Er laße bisweilen die Vokalen und andere Leſezeichen weg, ſo gehn die Conjugationen viel näher an einander; er braucht nicht erſt dem Wort ſiebenmal den Hals umzukehren, bis es in eine Form will.

E. Er kann aber auch ein zweiter Masklef oder Hutchinſon auf dieſem Wege werden. Am beſten iſt, daß man das Auge fleißig durch Paradigmen, ſo wie das Ohr durch lebendige Schälle übe, und beide an einander gewöhne. So kommt man in den Genius der Sprache, und verkürzt ſich den Weg der Regeln. Die Sprache wird uns nicht mehr Schulmäßig und Rabbiniſch, ſondern alt Ebräiſch, d. i. eine Dichterſprache werden. Mit Gedichten in ihr müßte der Knabe aufgeweckt, der Jüngling belohnt werden, und ich bin gewiß, nicht nur Knaben, ſondern auch Alte würden ihre Bibel wie einen Homer oder Oßian liebhaben, wenn ſie wüßten, was in ihr ſteht.

A. Ich vielleicht auch, wenn Sie mit mir fortgingen, wie jetzt.

E. Wir wollen die Sache auf unſern Spaziergängen, am liebſten in der Morgenſtunde treiben. Die

Poeſie der Ebräer gehört unter den freien Himmel, und wo möglich, vors Auge der Morgenröthe.

A. Warum eben dahin?

E. Weil ſie die Morgenröthe der Aufklärung der Welt geweſen, und wirklich noch jetzt der Kindheit unſres Geſchlechts iſt. Man ſieht in ihr die früheſten Anſchauungen, die ſimpelſten Vorſtellungsarten der menſchlichen Seele, ihre einfachſte Bindung und Leitung. Wenn ein Menſch nichts von ihrem wunderbaren Inhalt glaubte, die Naturſprache in ihr müſte er glauben, denn er würde ſie fühlen; die erſten Anſchauungen der Dinge müſten ihm lieb werden: denn er würde an ihnen lernen. Ihm rückte in ihr die früheſte Logik der Sinne, die einfachſte Analytik und Moral, kurz die älteſte Geſchichte des menſchlichen Geiſtes und Herzens vor Augen; — wenn es Poeſie der Kannibalen wäre, hielten Sie ſie zu dieſem Zweck nicht Aufmerkens werth?

A. Wir ſehen uns alſo morgen.

E. Und voraus leſen Sie etwa dies Gedicht: was es für Wunder und Wohlthat ſei, daß uns eine Sprache aus ſo fernen frühen Zeiten her töne.

Sprache und Schrift. *)

Heil dir! unſichtbar Kind des Menſchenhauchs,
der Engel Schweſter, ſüße Sprache Du!
Ohn' deren treuen Dienſt das volle Herz
erläge unter der Empfindung Laſt.
Kein Lied von Alters her beſuchte je
ein menſchlich Ohr: die Vorwelt wäre ſtumm:
verhallte des Menſchen wie des Thieres Tritt:
des Weiſen Herz auch ſeiner Lieder Grab.

Allmächtiger, der Herz und Zunge band,
der einem ſchwachen Hauch, dem leeren Schall
Gedanken, Herzensregung, Allmacht lieh,
zu tönen über ferne Zeiten hin,
der dem Gedanken Flügel gab und Kraft
auch ſeines Gleichen zu erſchaffen, Kraft
des Bruders Seele mit der Worte Licht
zu überſtrömen, zu erquicken ſie
mit ſüßer Tön' unſterblichem Geſang.

Verborgner Gott! in deiner kleinſten That
ſo tief verborgen! Meine Zunge harrt,
die Seele fortzuſtrömen, weiß nicht wie?
Mein Herz verlangt ſich auszugieſſen, ſich
zu bilden in des Hörers Ohr; das Ohr
empfängt den Laut und ſagts der Seele an;
und unerſchöpft bleibt meines Herzens Quell.

---

*) Zum Theil nach einem Engliſchen Gedicht, der Introduction zu den Works of the Caledonian Bards Vol. 1. Edinb. 1778

Ja höher wallt er auf! Der Worte Licht
entflammet meinen Geiſt, der Töne Kraft
erhebt mein Herz und o ein leerer Hauch
giebt flüchtigen Gedanken Ewigkeit!

Denn Du, o Schöpfer, gabſt dem Menſchenſinn
dein zweites Kunſtgeheimniß, auch dem Schall
Geſtalt zu geben, ihn zu feſſeln neu
mit ſchwacher leiſer Züge Engelsſchrift.
Sie leſend weißagt, ſpricht der ſtille Geiſt
mit fremdem, fernem Geiſte, weckt aus ſich
Gedanken, die ihm Zug und Bild nicht gab,
fliegt in entfernte Zonen, ahndet tief
ſich in der Vorwelt Herz: die göttlichſten
Geſtalten ſteigen vor ihm auf: er blickt
in aller Weiſen Buſen, höret noch
dein hohes Lied, Homer und Oſſian.

Und ſeyd denn ihr verſcharret, heilige
Urväter unſrer Lieder, Sprach' und Schrift?
Ihr frühen Weiſen, denen Gott zuerſt
den Mund beſeelt' und aufthat ihren Blick,
zu ſehn den Unſichtbaren überall,
den Unnennbaren, Tiefverborgenen
zu nennen, ihn zu bilden ſeinem Volk
nicht in Geſtalten, in der Töne Kraft.
Seyd ihr vergeſſen, denen Gott zuerſt
die Hand gelenket, der Vergeſſenheit
Reich zu zerſtören? zu vertrauen uns
was ſie erblickten, was Gott ihnen ſprach.

Hat eure Harfe keinen Ton für uns?
und euer Morgenroth für uns kein Licht?

Ich ſeh, ich ſehe ſie. Sie ſchlummern da
in ihren heilgen Gräbern. Wag' ich es
den dunkeln Schleier anzurühren nur,
der auf den Todten liegt? Ich tret' hinzu:
es glänzt ihr Angeſicht: ſie ſchlummern ſchön.
Und o ein hoher Harfenlobgeſang
umringt mein Ohr! — Sie gehn daher vor mir
in glänzendſchöner Pracht und Majeſtät.
Jeſaias, Hiob, Moſes und der Hirt,
lieblich gekrönt mit Pſalmen Iſraels.
Die Harfen in der Hand lobſingen ſie
wie Morgenſtern' um ihres Schöpfers Thron,
und Erd' und Himmel ſtaunen, fühlen neu
die Hand, die ſie, auch ſie, zu Liedern ſchuf.

Erzengel des Geſanges, ſchwebet ihr
hinweg? hinauf? und laßet, laßet mir
aus eurer Harfe keinen leiſen Laut,
aus eures Buſens Fülle keinen Ton,
kein Lüftchen von der Gottesflamme Sturm?
Soll der Geſang der Allmacht lange noch
in ſtarren Bildern ſchlafen? ſoll der Kranz
vom Lebensbaum der Schöpfung, Moder ſeyn,
verzehrt und dumpfbenebelnd Aug' und Geiſt?

Kommt, heilge Schatten, kommt und heiliget
mir Lipp und Sprache! Keine Sprache je

kann eures Liedes Gott unheilig ſeyn,
den alle Zungen loben! Steht mir bei,
daß ich von eurem Fußtritt nur die Spur,
von euren Bildern, euren Tönen nur
den Schatten, nur den Nachhall gebe, treu
enträthſelnd alter Züge Gottesſchrift
und eures Herzens hocheinfältigen Sinn.
Andeuten will ich, was mein Mund verſchweigt,
und eure Kraft verſenken in mein Herz.

II.

Inhalt des Geſprächs.

Anfang der Morgenröthe. Bild der Weltſchöpfung in ihr. Früheſter Anblick der Natur. Erſtes Gefühl des groſſen Geiſtes als eines mächtigen Weſens. Ob dies Gefühl ſklaviſche Furcht oder viehiſche Stupidität geweſen? Wahrſcheinlicher Urſprung der Ideen des Schrecklichen in den alten Religionen. Probe reiner Begriffe von Gott dem Mächtigen: von ihm dem Uebermächtigen auch in Gedanken der Weisheit. Von den Elohim. Wahrſcheinlicher Urſprung des Begrifs derſelben. Ob er zur Abgötterei Anlaß gegeben? Wie nothwendig und nützlich der Begrif von Einem Gott der menſchlichen Vernunft geweſen? Verdienſt der Poeſie, die ihn beveſtigt und ausgebreitet. Einfaches Mittel dazu, der Parallelismus Himmels und der Erde. Was die morgenländiſche Poeſie aus der Verbindung beider Begriffe gewonnen? Wie ſie Gott ſchildere, in Ruhe und in That. Sein Wort. Frühere Begriffe von den Engeln. Bilder von Gott, als dem immer wirkſamen Haushalter der Schöpfung. Beilage eines morgenländiſchen Lobgeſanges.

Die Morgenröthe war noch nicht angebrochen, als die beiden Freunde ſich am beſtimmten Ort, einer angenehmen Höhe von ſchöner Ausſicht, zuſammenfanden. Noch ſahen ſie alles Formlos und in den Schleier der Nacht gehüllt, vor ſich liegen: da regte ſich der Hauch der Nacht, und es erſchien die liebliche

Morgenröthe. Sie ging hervor, wie der Blick Gottes auf eine zu erneuende Erde: um ſie ſchwebte die Herrlichkeit des Herrn und weihte den Himmel zu ſeinem prächtigen ſtillen Tempel. Je mehr ſie ſich erhob, je mehr hob und läuterte ſich das goldne Blau: es ſonderte ſich von den Waſſern, Nebel und Dünſten, die zur Erde fielen, bis es wie ein himmliſcher Ocean, wie ein Sapphier mit Golde durchwebt, daſtand. Je mehr ſie ſich erhob, deſto mehr hob ſich die Erde: es theilten ſich auf ihr die dunkle Maſſen, bis auch ſie wie eine Braut daſtand, geſchmückt mit Kräutern und Blumen, und wartend auf den Segen Jehovens. Die Seele des Menſchen heitert ſich wie der Morgenhimmel: ſie hebt ſich aus dem Schlaf, wie die jungfräuliche Erde; keiner aber dieſer angenehmen Augenblicke iſt heiliger, als das Werden des Lichts, der Anbruch der Dämmerung, wenn, wie die Ebräer ſagen, die Hindin der Morgenröthe mit den Schatten kämpft und mit zuſammengebognem Haupt und Knien den Augenblick erwartet, der ſie von der Angſt erlöſe. Es iſt wie eine Geburt des Tages: ſanfter Schauer bebt durch alle Weſen, als ob ſie die Gegenwart Jehovahs fühlten. Die älteſten Völker trennten das Licht der Morgenröthe vom Sonnenlichte, und hieltens für ein unerſchaffnes Weſen, für einen Glanz, der vom Throne Jehovahs herſchimmre, aber zurückgenommen werde, ſobald die irrdiſche Sonne erwacht. Sie iſt der Statthalter der Gottheit, nachdem ſich Jehovah ſelbſt verborgen.

Eutyphron. Feiern Sie, Freund, dieſen einzigen ſchönen Anblick. Er iſt die Morgenröthe des menſchlichen Wißens geweſen, und war vielleicht die Wiege der erſten Poeſie und Religion der Erde.

Alciphron. Sie ſind der Meinung des Verfaſſers der älteſten Urkunde; denken Sie aber, was man ihm entgegengeſetzt hat.

E. Zu unſerm Zweck nichts, und wird Ihm nichts entgegenſetzen können, ſo lange Morgenröthe, Morgenröthe ſeyn wird. Haben wir nicht eben jetzt alle Scenen dieſer groſſen Weltſchöpfung geſehen und gefeiert? Vom ſchwarzen regen Nachtgemählde bis zum prächtigen Emporſteigen der Sonne, mit der alle Weſen, in Luft und Waſſer, Meer und Erde zu erwachen ſcheinen. Iſts Einwurf, daß mit der Sonne nicht zugleich Mond und Sterne aufgehen? und fehlte etwas, als daß man noch den zweiten Einwurf machte: jeden Tag ſei ja ein ganzer Morgen und hier ſei er in ſechs Tage und Tagwerke vertheilt: — Doch was ſtören wir uns die koſtbare Stunde? Nicht nur der erſte kurze Bericht von der Schöpfung, ſondern auch alle Ebräiſche Loblieder auf dieſelbe, ja die meiſten Namen der ſchönen Gegenſtände, die wir jetzt vor und um uns ſehen, ſind wie im Anblick dieſer Dinge ſelbſt gebildet worden: dies gab alſo die älteſte Naturpoeſie der Schöpfung.

A. Wenn? und von wem gebildet?

E. Das weiß ich nicht: in die Wiege des menſchlichen Geiſtes mag und kann mein Verſtand nicht dringen. Gnug, die ſo poetiſche Wurzeln der Sprache ſind da, die Lobgeſänge und glücklicher Weiſe auch der erſte Umriß des Gemähldes iſt da,*) nach oder mit dem ſich beide gebildet zu haben ſcheinen. Wie? wenn wir hier die erſten Ideen von Anſchauung der Natur, von Bindung und Fortleitung ihrer ſo mancherlei Scenen aufſuchten, die in dieſer kindlichen ſchönen Naturpoeſie liegen? Wir könnten unſre Morgenſtunde kaum würdiger feiern.

A. Sehr gern: und ich bin überzeugt, daß dem groſſen Weſen, das uns umgiebt und erfüllet, nichts angenehmer ſei, als ein Lobgeſang unſrer unterſuchenden Gedanken. Der Morgen des Tages wird uns an die Morgenröthe der Welt erinnern, und auch unſrer Seele Jugend und Morgenröthe geben. — Ueberhaupt habe ichs bemerkt, daß die Poeſie jedes Volks ſich nach dem Clima richtet, in dem ſie iſt gebildet worden. Ein niedriger, kalter, neblichter Himmel giebt auch Bilder und Empfindungen der Art; wo er rein, frei, weit iſt, bekommt auch die Seele Umkreis und Flügel.

---

*) 1 Moſ. 1.

E. Ich hätte dagegen manches; laſſen Sie's indeſſen gut ſeyn. Wir wollen weder auf Sinai noch Tabor, ſondern, wo möglich, auf den Berg der Berge, die erſte Höhe irrdiſcher Schöpfung treten und wahrnehmen, wie ſich da Morgen gebar, wie da die erſte Poeſie der Welt ward? Dünkt Ihnen aber der Flug zu hoch, die Gegend zu fürchterlich und einſam; nun ſo laſſen wir uns, wo wir wollen, nieder, und am liebſten, dünkt mich, hier. Nacht iſt überall Nacht, und Morgen Morgen; überall iſt Himmel und Erde, und der Geiſt Gottes, der ſie erfüllet, der den Menſchen anhauchte und erhob, der ihm mit dem Anblick Himmels und der Erde Naturpoeſie des Herzens und des Verſtandes eingoß.

A. Fangen Sie alſo vom erſten der menſchlichen Urbegriffe an.

E. Von wem könnte ich anfangen, als vom Namen Deß, der in dieſer alten Poeſie alles belebt und bindet. Sie nannte ihn den Gewaltigen, den Starken, deſſen Uebermacht ſie allenthalben ſahen, deſſen Gegenwart ſie ungeſehn mit Schauer der Ehrfurcht fühlten, den ſie alſo, wie das Wort eigentlich ſagt, verehrten, bei dem ſie ſchwuren, den ſie vorzüglich Er, den groſſen Geiſt nannten, den alle wilde und kindliche Nationen der Erde noch ſuchen, fühlen und anbeten. O Freund, auch bei den wildeſten Völkern, wie erhaden wird Poeſie und Empfindung durch das allgegenwärtige Gefühl dieſes groſſen, unſichtbaren Geiſtes. Haben Sie in einer der neuern Reiſen *) die Geſchichte jenes Amerikaners geleſen, der den groſſen Waſſerfall zu ſehen reiſte? Von fern ſchon, da er das erhabne Geräuſch hörte, ſprach er mit dem groſſen Geiſt: als er näher hinzu kam, fiel er nieder und betete an. Nicht aus knechtiſcher Furcht oder dummer Stupidität, ſondern im Gefühl, daß in einem ſo wunderbaren, groſſen Werk der groſſe Geiſt ihm gleichſam näher ſei, dem er alſo auch das Beſte, was er an ſich hatte, auf eine kindliche Weiſe mit furchtloſen Bitten verehrte. Sein Gefühl iſt die Geſchichte aller alten Völker, Sprachen, Hymnen, Namen Gottes und Religionsgebräuche, wo aus Trümmern der Vorwelt Ihnen eine Schaar von Denkmalen und Beweiſen bekannt ſeyn wird.

A. Sie ſind mirs; aber die Philoſophen haben dieſen Schauer der Ehrfurcht ganz anders erkläret. Furcht und Unwiſſenheit, ſagen ſie, haben Götter erſonnen: knechtiſches Entſetzen, brutale Stupidität habe ihnen zuerſt, als mächtigen, aber Schadenfrohen Weſen, kurz als unſichtbaren Teufeln geopfert. In allen Sprachen habe die Religion von Furcht den Namen, und im Ebräiſchen führen ſie eine Reihe der älteſten Gottes-Namen zum Beweiſe an.

---

*) Carver's Reiſen.

E. Die Hypotheſe iſt alt, wie das meiſte, was in dieſer Art vorgebracht wird; ich fürchte aber, ſie iſt ſo falſch als alt: denn nichts wird vom kalten, zumal ſchiefen Denker leichter mißverſtanden, als das ſchlichte Menſchengefühl. So viel ich Reſte des Alterthums kenne, ſo viel Zeugen, dünkts mich, vor mir zu ſehen, daß dies Gefühl der Anbetung blos und zuerſt nicht ſklaviſcher Knechtsdienſt, noch weniger viehiſche Stupidität geweſen. Dadurch, daß alle Völker Götter verehren, unterſcheiden ſie ſich eben vom Thier und faſt überall in der Welt iſt die Empfindung übermächtig geweſen: unſer Daſeyn ſei Wohlthat, nicht Strafe; das groſſe Weſen ſei gut, und der Dienſt, den man ihm zu bringen habe, dörfe kein Entſetzen ſeyn, das ihm wie dem Teufel opfre.

A. Sind Ihnen aber nicht ſo viel ſchreckliche Gebräuche bekannt, und haben Sie die Bücher des Mannes *) nicht geleſen, der alle Religion aus Verwüſtung der Welt, Sündfluth, ſchrecklichen Ahndungen neuer Umſtürze herleitet?

E. Laſſen Sie ihn ſchlafen. Er war Aufſeher über Brücken und Deiche, und mußte alſo Amtshalber eine Waſſerphiloſophie haben. Seine Bücher ſind ſo ſchlecht, ſeine Gelehrſamkeit ſo unſicher, ſeine Einbildungskraft ſo verworren, daß ſie alle ziemlich den Waſ-

---

*) Boulanger.

Waſſern der Sündfluth gleichen. Wir wollen auf veſten Boden treten und ſagen: allerdings miſchte ſich die Religion vieler alten Völker mit Schrecken und Furcht, zumal der Völker, die in rauhen Gegenden, unter Felſen und brennenden Bergen, an einem wilden Meer, in Hölen und Klüften wohnten, oder das Andenken fürchterlicher Begebenheiten, groſſer Verwüſtungen u. ſ. erhalten wollten. Das ſind aber offenbar Ausnahmen; denn die ganze Erde iſt keine ewige Sündfluth, kein brennender Veſuv. Die Religion der Völker in ſanften Erdſtrichen finden wir ſanft, und auch bei den ſchrecklichſten Nationen iſt das Daſeyn eines mächtigen guten Geiſtes nie ganz ausgetilget, ja beinahe noch immer herrſchend geweſen. Endlich ſcheinen alle dieſe Zuſätze, das Werk des Schreckens, des Aberglaubens und Pfaffendienſts, wirklich ſpätern Zeiten anzugehören: die Begriffe der älteſten Religion ſind groß und edel. Das menſchliche Geſchlecht ſcheint mit einem ſchönen Schatz einfacher, reiner Känntniſſe ausgeſtattet zu ſeyn; nur die Abartungen, die Wanderungen, die Unglücksfälle haben ihn mit falſchem Metall vermehrt und vertauſchet, bis denn die Vernunft allmälich ihr Geſchäft angetreten, den Schatz zu muſtern und zu ſäubern. Laſſen Sie indeſſen dieſen Tumult von Völkern; wir reden ja nur von Einem Volk, Einer Sprache. —

A. In der doch auch die älteſten Namen Gottes nicht von Güte und Liebe, ſondern von Stärke und Verehrung ſagen.

E. Das müſſen ſie ſagen: das iſt das erſte Gefühl der Menſchen von dieſem unbegreiflichen Urheber. Macht, unendliche Uebermacht Seiner, iſt was ein ſchwaches Erdengeſchöpf zuerſt von ihm empfindet. Es fühlt ſich ſo tief unter ihm, da ja ſein Othem in Gottes Hand, da ſein Daſeyn ſelbſt nur eine Folge ſeines Willens, ſeiner uns unbegreiflichen Kraft iſt. Das alte Buch Hiob iſt hier der lauteſte Beweis auf allen Blättern:

Wohl weiß ich, daß das alſo iſt: *)
was iſt ein Menſch, entgegen Gott?
Im Herzen weiſe, ſtark von Kraft;
wer widerſtünde ihm; und hätte Ruh?
Der Berge weghebt und ſie wiſſens nicht,
der ſie umkehrt in ſeinem Grimm.
Er bebt die Erd' aus ihren Gründen auf:
da zittern ihre Säulen.
Er ſpricht der Sonne und ſie geht nicht auf:
die Sterne ſiegelt er in ihre Wohnungen:
und ſpannt die Himmel aus allein,
und wandelt auf des Meeres Höh.
Den Wagen und das Nordgeſtirn,
die Siebenſtern, des tiefen Südes Kammern
hat Er gemacht. —

Macht

---

*) Hiob 9.

Macht groſſe Dinge, unerforſchlich groß,
thut Wunderdinge, unauszählbar viel.
Schau! mir vorüber geht er; ich ſeh ihn nicht:
vorüber mir; ich werd' ihn nicht gewahr.
Er reißt hinweg, und wer mag wiederbringen?
wer zu ihm ſagen: was machſt du?

Glauben Sie nicht, daß dies hohe Gefühl, Gefühl der Natur ſei? und daß je heller, je umfaſſender ein Volk überall Kraft Gottes ſiehet, auch der Ausdruck davon regſamer ſeyn werde? Selbſt die Weisheit dieſes Gottes, womit er alles, womit er das empfindende Geſchöpf gebildet hat, iſt ihm nur Uebermacht, ein ungeheures Meer von Verſtandes-Kräften, in deſſen Abgrunde es verſinket. Wiſſen Sie davon in der Ebräiſchen Poeſie keine Probe?

A. Sie meynen meinen Lieblingspſalm; *) er mag auch jetzt mein Morgengebet ſeyn:

Jehovah du erforſcheſt mich
und kenneſt mich.
Ich ſitze oder ſtehe auf, ſo weißt du es,
ſiehſt meine Gedanken weit von fern.

Geh' oder lieg' ich, Herr, du biſt um mich; **)
all meinen Wegen biſt du tiefvertraut.

---

*) Pſ. 139.

**) Eigentlich: du ſichteſt mich: Das im Deutſchen ungewohnte Bild ſchadet indeſſen auf dieſer Stelle der Empfindung, die durch den ganzen Pſalm herrſchet.

Ich hege nichts auf meiner Zunge;
ſieh, Herr, du weißt es ganz.

Denn um und um haſt du mich ja gebildet,
haſt ringsum deine Hand auf mir gehabt:
Ein Wunder iſt dies dein Erkenntniß mir,
iſt mir zu hoch; ich reiche nicht daran.

Wo ſoll ich hingehn, Herr, vor deinem Geiſt?
Wo ſoll ich hinfliehn, Herr, vor deinem Anblick?
Stieg' ich gen Himmel; du biſt da!
macht' ich mein Bett im Abgrund'; da biſt du!
ſchwäng' ich mich auf der Morgenröthe Flügel,
und wohnt' am letzten Meer;
auch da muß deine Hand mich führen
auch da mich deine Rechte leiten.
Und ſpräch' ich: Finſterniß ſoll um mich lauren.*)
Die Nacht ſoll Licht mir ſeyn;
Auch Finſterniß verfinſtert mich nicht dir!
Die Nacht iſt hell dir wie der Tag:
Licht und das Dunkel iſt dir gleich.

Denn du haſt inne mich im Innerſten:
in meiner Mutterleib' umgabſt du mich.
Dich preis' ich, daß ich ward! ein hohes Wunder!
Wunder ſind deine Werke alle:
das fühlet meine Seele tief.

Nicht

---

*) Wenn שוף hier dieſe Bedeutung hat, ſo wird der ſinnliche Eindruck der Finſterniß lebhaft geſchildert. Der 11. u. 12. V. ſoll dem Bau der Verſe nach offenbar Gegenſatz ſeyn.

Nicht war dir mein Gebein verhüllt,
als in der Hülle ich gebildet ward:
als ich in tiefer Erdennacht
ein Kunſtgeweb', geſtickt ward.
Umwickelt noch, ſah ſchon dein Auge mich,
auf deinem Buch war alles ſchon geſchrieben,
die Tage meines Lebens ſchon bezeichnet.

Wie ſchwer ſind, Gott! mir deine Gedanken!
es überwältgen ihre Summen mich.
Sollt' ich ſie überzählen;
mehr als der Sand am Meer wär' ihre Zahl.
Aufwachend wie vom Traum, bin ich noch ganz bei dir.

E. Sie haben mit dem Ausdruck des Originals tapfer gekämpft; wiſſen Sie aber, daß die herzliche Einfalt Luthers, ſelbſt wo ſie minder treu iſt, mir zum Gebet der Empfindung rührender dünkt? vielleicht weil ſich mein Ohr frühe daran gewöhnt hat. Nennen Sie mir einen ſolchen Hymnus voll der ſchönſten Naturtheologie bei andern ſo alten Nationen? Hier ſind die reinſten Begriffe von Gott, ſeine Allwiſſenheit und Vorwißenſchaft, ſeine innige Känntniß der menſchlichen Seele, ſeine Allgegenwart, die Uebermacht ſeiner Gedanken in Bildung unſrer, wie in aller Dinge Bildung und Leitung mit Innigkeit geſchildert. Selbſt der Gedanke, mit dem manche der neuen Philoſophen ſo groß thun, daß Gott keinem Dinge auf der Welt zu vergleichen, daß Nacht ihm hell wie der Tag ſei, iſt in vielen Stellen Hiobs und der Propheten, ja endlich in dem bloßen Wort heilig! d. i. völlig unvergleichbar, ſo eigentlich dargeſtellet, daß ich keinen reinern Deismus wüßte, als der in dieſen Lobgeſängen des A. T. herrſchet.

A. Erinnern Sie ſich aber auch, wie jung dieſe ſchöne Stellen ſind, und daß in dem älteſten Lobgeſange der Schöpfung *) noch die Elohim herrſchen.

E. Ohne Zweifel fand Moſes ſie in dieſem alten Schöpfungsbilde; denn er, der groſſe Verfolger der Vielgötterei und alles deſſen, was zu ihr führet, würde ſie gewiß nicht hineingeſetzt haben.

A. Das glaube ich auch: und er ſetzte vielleicht zu ihnen das Wort **ſchuf** im Singulari, um der Vielgötterei vorzubeugen; deßwegen bleibt doch der erſte Begrif der Elohim polytheiſtiſch. Es ſind die Elohim, nach deren Weisheit die Schlange die erſten Menſchen lüſtern machte, **) und die wahrſcheinlich nach der Meinung Eva's eben von dieſem Baum ihre Weisheit aſſen. Sie wiſſen, wie der Orient alles mit unſichtbaren Weſen bevölkert, wie er inſonderheit Ein Geſchlecht von ſeinen Geiſtern hat, die von den Düften der Bäume leben, Kriege mit böſen Rieſengeiſtern führen, und ſich der Pflanzen, Bäume, Blumen, Berge, ja der Elemente, Sterne u. ſ. annehmen. Der Polytheismus

dieſer

---

*) 1 Moſ. 1.

**) 1 Moſ. 3.

dieſer Art iſt allen ungebildeten Nationen eigen, und ſo konnte die reiche Einbildungskraft der Morgenländer unmöglich davon frei bleiben. Sie ſahen alles als lebend an, und begabten alſo auch alles mit lebendigen Weſen; das ſind die Elohim, Adonim, Schadim der Ebräer, die Izeds der Parſen, die Lahen der Tibetaner, (ein Name, der mit Elohim ſelbſt Aehnlichkeit zu haben ſcheint) die Dämonen der Orphiſchen Hymnen, kurz die älteſten Geiſter und Götter der ungebildeten Welt.

E. Geſetzt, daß das Alles ſo wäre! Finden Sie etwas niedriges darinn, daß ein ſchwaches Geſchöpf von geſtern, wie der Menſch iſt, das die Schönheit der Welt bewundert, und den Urheber derſelben nicht ſichtbar antrift, das überall Macht und Weisheit, eine ſich wiedergebährende Schöpfungskraft ſiehet, und an einzelnen ſchönen Dingen hangt, daß es dieſen Dingen auch einzelne unſichtbare Schöpfer, Erhalter und Erneurer gebe? Dem ſinnlichen Auge iſt der Schauplatz der Welt leer von Urſachen und doch ſo überſchwänglich voll von Wirkung; wie leicht alſo, daß man ſich einzelne Urheber dachte, wo Einer dies, der andre jenes ſchöne Geſchöpf, einen Baum, eine Pflanze, ein Thier, gleichſam mit Liebhaberei am Werke, mit einem tiefen Gefühl deſſen, was jedes brauchte, und in ſeiner Natur genieſſen könnte, ausgebildet. Dieſe Schöpfer ſetzten ſich in jedes Theilchen ihres Geſchöpfs mit Theilnehmung und Liebe; und die gemeinere Vorſtellung verwandelte alſo bald die Pflanze in ſie, oder ſie in die Pflanze. Man glaubte, daß der Genius jedes lebendigen Werks mit ihm untergehe und ſich in ihm verjünge — kurz, dieſe Elohim wären ſodenn Genien der Schöpfung geweſen, denen die ſpätere Mythologie eine Reihe Mährchen anſchuf, wovon der ältere Glaube wahrſcheinlich nicht wuſte. Als die eigentlichen Engel aufkamen, von denen wir bald reden werden, kamen dieſe Elohim und Naturgenien herunter: jene ſtanden um Gottes Thron und waren Himmelsfürſten; dieſe nur Schutzgeiſter der Geſchöpfe, alſo ſubalterne Geiſter. Die ſpätere Mythologie Orients hat viele Fabeln über die Verhältniſſe und den Streit beider gegen einander, wie gern die Genien der Natur hinter den Vorhang des groſſen Königs, in den Rath der Engel lauſchen, wie ſie bewacht und geſtraft worden u. ſ. w. Wenn die Geneſis der Vorſtellung von den Elohim völlig ſo geweſen wäre, als ich Sie jetzt geſchildert, war ſie nicht unſchuldig? und könnten Sie etwas dagegen haben?

A. Menſchlich und poetiſch nichts: vielmehr thut ſie der Einbildungskraft wohl. Man iſt gern in einer Welt, die ringsum belebt iſt, wo ſich jede Blume, jeder Baum, jeder Stern mit uns freuet, ſeinen eignen Geiſt hat, und ſein Leben fühlet. Was indeſſen der

Ein-

Einbildungskraft wohl thut, dörfte dem Verſtande nicht ſo gar gefällig ſeyn.

E. Warum nicht? Zum Polytheismus iſt dieſer Begrif auch in den älteſten Zeiten bei dieſen Völkern nicht geworden. Aus einem Pſalm Davids ſehen wir, daß man ſich die Elohim als Geiſter gedacht, an deren Vortreflichkeit beinahe der Menſch reiche, und im erſten Schöpfungsbilde iſt der Begrif der Einheit Gottes, des Schöpfers unverkennbar. Dies, dünkt mich, hat der Poeſie dieſer Morgenländer eine Erhabenheit und Wahrheit, eine Einfalt und Weisheit gegeben, die glücklicher Weiſe die Leiterin der Welt ward. Es iſt unſäglich, was für Schätze der Erkenntniß und Moralität des Menſchengeſchlechts am Begrif der Einheit Gottes zu hangen beſtimmt waren. Er wandte vom Aberglauben, mithin auch von Abgötterei, Laſtern und Scheuſalen privilegirter göttlicher Unordnung weg: er gewöhnte daran, überall Einheit des Zwecks der Dinge, mithin allmälich Naturgeſetze der Weisheit, Liebe und Güte zu bemerken, alſo auch in jedes Mannichfaltige Einheit, in die Unordnung Ordnung, ins Dunkel Licht zu bringen. Indem die Welt durch den Begrif Eines Schöpfers zu Einer Welt (κοσμος) ward, machte ſich auch der Abglanz derſelben, das Gemüth der Menſchen dazu, und lernte Weisheit, Ordnung und Schönheit. Welche Lehre und Poeſie der Erde hiezu beigetragen hat,

hat die nützlichſten Dinge bewirket; unſre Poeſie hats vorzüglich. Sie iſt der älteſte Damm gegen die Abgötterei geweſen, den wir kennen: ſie goß den erſten ſchönen Lichtſtral der Einheit und Ordnung ins Chaos der Weltſchöpfung. Und wiſſen Sie, wodurch ſie dies alles bewirket?

A. Wodurch?

E. Durch ein ſehr einfaches Ding, den Parallelismus Himmels und der Erde. Auf Eine Weiſe muſten die Geſchöpfe abgetrennt und gereihet werden; je leichter, wahrer, ſchöner, und vielfaſſender die Abtheilung, deſto mehr konnte ſie ewige Form werden, und dieſe wards.

A. Wo?

E. In dieſer ganzen Poeſie, die ich deßhalb beinah eine Poeſie Himmels und der Erde nennen möchte. Das älteſte Schöpfungsbild iſt ganz auf ſie eingerichtet; die ſogenannten Tagewerke ſind darnach eingetheilt. Wenn der Himmel erhöhet iſt, wird die Erde aufgeführt und gezieret: wenn Luft und Waſſer bevölkert ſind, wird die Erde bevölkert. Der Parallelismus Himmels und der Erde geht nachher durch alle Lobgeſänge, die ſich auf dies Bild von der Schöpfung gründen, durch die Pſalmen, wo die ganze Natur aufgeruffen wird, den Schöpfer zu preiſen, durch die feierlichſten Anreden

reden Moſes und der Propheten, kurz, ſie macht den gröſſeſten Ueberblick der Poeſie und Sprache.

A. Die Eintheilung dünkt mich aber ohne Verhältniß. Was iſt die Erde gegen den Himmel, und der Himmel gegen die Erde!

E. Der Zweck dieſer Poeſie iſt auch, das Unermäßliche des Himmels gegen das Staubkorn der Erde, Himmelshöhe gegen unſre Niedrigkeit zu ſchildern. Hierauf weiſen die Wurzeln der Sprache, alle ihre Beſchreibungen und Bilder. Sind Ihnen davon keine Beiſpiele im Gedächtniß?

A. Beiſpiele über Beiſpiele:

Der Himmel iſt mein Thron:
Die Erde meiner Füße Schemel.

E. Ein ſo groſſes Bild, daß ich hinzuſetzen möchte:
mein Saum iſt die Unendlichkeit. —

Oder bei Hiob: *)

Willt du Eloahs Weisheit finden?
Willt du Schaddai Urkraft gründen?
Höhen der Himmel ſinds, was willt du thun?
Tiefen der Tiefe ſinds, was weißeſt du?
Ihr Maas iſt länger als die Erde,
iſt breiter als das Meer! —

Da ſehen Sie den Begrif der Unendlichkeit einer ſinnlichen Welt. Das, was wir Univerſum nennen, kannten dieſe älteſten Völker nicht. Der Name Welt oder

---

*) Hiob 11.

Aeon führte ihnen in ſpätern Zeiten den Begrif alles Verächtlichen, Kleinen, Verſchwindenden mit ſich. Die Himmel alterten und wechſelten wie ein Kleid: die Erde iſt ein Schauplatz der Phantome, leerer Erſcheinungen, und eine Grabesſtäte; aber der Gott Himmels und der Erde iſts, der vor den Bergen war, und mit den ewigen Himmeln bleibet. Er iſt, der beide ſchuf und erneuet, vor dem die Himmel fliehn, und die Erde ins Unermeßliche verſtäubet.

A. Ich ſehe nicht, was die Poeſie mit dieſem verhältnißloſen Parallelismus gewonnen habe?

E. Mich dünkt viel. Sie ward damit auf den Weg geführt, das Unendliche und Endliche zu vergleichen, das Unermeßliche und das Nichts zu paaren. Alles Schöne, Groſſe, Erhabne iſt bei den Morgenländern himmliſch; das Niedrige, Schwache, Kleine bleibt am Staube der Erde. Alle Kräfte ſteigen vom Himmel; was unten iſt wird von obenher durch unſichtbare aber mächtige Bande regiert, geleitet, geordnet. Oben glänzen die ewigen Sterne, da fließt der reine Himmel, da wölbt ſich das heilige Blau; hienieden iſt alles Wandelbarkeit, Erdenform, Staub und Verweſung. Je mehr die menſchliche Seele beides verband und in Einen Blick zu bringen lernte: deſto mehr ward ihr Blick groß, richtig, weiſe. Sie lernte das Niedre durch das Obere beſtimmen, meßen und

zählen:

zählen: ſie bekam einen Punkt über dieſer Welt, die Welt ſelbſt zu lenken und zu regieren. Glauben Sie nicht, daß eine bloße Erdenpoeſie ein ſehr kleines Inſekt ſeyn müßte, ſo fein ſie wäre? Alle erhabne und erhebende Poeſie iſt himmliſch.

A. Mich dünkt, die Mutter Erde iſts, die allen Geſtalten Umriß, mithin auch Schönheit verleihet.

E. Die Morgenländer paaren alſo auch Himmel und Erde. Von jenem holt ihre Poeſie Erhabenheit, Umfang, Licht, Kräfte, ſo wie unſre Seele ſchon den Eindruck des Erhabnen bekommt, wenn wir die Augen gen Himmel richten. Die Erde wird des Himmels Braut; das Werkzeug und der Schauplatz ſeiner Wirkungen; nur nicht ſein ewiger Schauplatz. Auch im Bau des Menſchen vereinen ſich Himmel und Erde; aus dieſer iſt ſein Leib, von jenem weht ſein lebendiger Athem. Wie das Staubkorn, auf dem wir wandeln, vom Himmel umgeben iſt: ſo ſchwimmt unſre enge Sichtbarkeit im unermeßlichen Ewigen, voll Glanzes, voll Kräfte und Reinheit. Mich dünkt, die Poeſie iſt groß, die uns im groſſen Anblick deſſen, was wir ſind und nicht ſind, des Hohen und Niedrigen, der Schwachheit und Stärke feſthält; ſie wäre trügeriſch und täuſchend, wenn ſie uns nur Ein Glied dieſes Verhältniſſes gäbe, und das andre verſtümmelte oder verſchwiege. Alles Erhabens will etwas Unendliches und Unermeßliches, kurz Himmels-Höhe, ſo wie alles Schöne und Wahre beſtimmte Schranken will, das iſt Erde.

A. Sie rechtfertigen ihren Parallelismus ſehr, und ich bin begierig, ihn für mich durch die Poeſien Hiobs, der Pſalmen und der Propheten zu verfolgen: ob auch, wie Sie ſagen, ſo viel Groſſes und Schönes daran geknüpft ſei? daß es des öftern Zurufs lohne:

Vernehmt ihr Himmel, meinen Geſang!
Und Erde, höre die Worte meines Mundes!

Laſſen Sie mich jetzt ſehen, wie der Eine Gott Himmels und der Erde auch in der Poeſie beide zuſammenfaſſe und binde?

E. Er bindet ſie, Theils in Ruhe, Theils in Handlung. In Ruhe, wenn er als ein König des Morgenlandes im Himmel thronet, und mit Einem Wort Schöpfung gebietet. Auch hier iſt abermals der erſte und erhabenſte Parallelismus die Grundform der Vorſtellungsart künftiger Zeiten geworden:

Gott ſprach: ſei Licht!
und es ward Licht.

Auf vielfache Weiſe wird dies erhabne Sprechen Gottes in der Poeſie der Ebräer die Form zu den kürzeſten und ſtärkſten Bildern, in denen es immer heißt:

Er ſpricht, ſo geſchichts,
er gebeut, ſo ſtehets da:

Je-

Je fremder und unerklärter die Sache war, die Gott gebietet, und die auf ſeinen Befehl wird, deſto wunderbarer, deſto ſchöner:

Er ſpricht dem Schnee: ſei da auf Erden!
Dem Regenguß; der Regen ſtrömt mit Macht.

Ein Pſalm, *) der oft nur zu geiſtlich gedeutet worden, mahlt dies Bild aus:

Er ſendet aus ſein Wort auf Erden;
ſein Wort lauft ſchnell.
Wie Wolle ſendet er den Schnee,
wie Aſche ſtreuet er den Reif.
Er wirft ſein Eis wie Biſſen:
vor ſeinem Froſt, wer kann beſtehn?
Ausſendet er ſein Wort aufs neu:
da ſchmelzen ſie:
ſein Othem weht; die Waſſer rinnen wieder.

Hier wird das Wort Gottes als Bote perſonificiret, und das thun die Ebräer oft.

A. Sie thun wohl daran: denn wenn der Befehl und die Wirkung nur immer wiederholt wird: ſo müßte die erhabne Poeſie in kurzem ſehr eintönig und einförmig werden.

E. Es fehlt ihr nicht an Perſonificationen: eben hiezu iſt der ganze Dienſt der Engel in ihr regſam. Die älteſte Idee war nicht, daß ſie um den Thron Gottes als müßige Geſchöpfe ſtehn und ſingen; die ganze

---

*) Pſ. 147.

Natur war vielmehr auf ſein Wort Engel und belebtes Weſen:

> Die Winde ſendet er als ſeine Boten:
> ſein Diener iſt der flammende Bliz.

Das Buch Hiob iſt voll dieſer Perſonifikationen. Inſonderheit gaben die Sterne einen der frühſten und ſchönſten Begriffe von den Boten Gottes, den Engeln. Ihre Erhabenheit und Schönheit; ihr untrübbarer Glanz und ewiger Gang erregte bald die Idee des Jubelganges, der Muſik, des Tanzes. Die Sterne wurden Töchter Gottes, die frohlocken und um ſeinen Thron jauchzen: ſie wurden bald das Heer ſeiner Streiter, eine glänzende Schlachtordnung, bald auch das Sinnbild ſeiner Boten und Diener. In Hiob werden wir herrliche Beiſpiele davon ſehen, auch wiederum in Gegenſaz ſeiner armen niedrigen Erden-Knechte. So ward der Gott aller Elohim d. i. der Genien und Regenten der Schöpfung noch in einem höhern Verſtande der König der Engel und Himmelsheere, Jehovah Zebaoth; obgleich dies ein ziemlich ſpäter Begrif war.

A. Warum ſpät?

E. Weil man ſich in frühern Zeiten Gott nicht ſowohl als einen müßigen Himmels-König, ſondern als einen überall wirkſamen Hausvater und Haushalter dachte, der, ſo wie im erſten Schöpfungsbilde ihm nichts zu ſchaffen zu klein geweſen war, auch täglich alles neu ſchaft und ordnet. Täglich ſpannet er den Himmel allein aus, wie er ihn zum erſtenmal ſpannte, und geht deßhalb auf den Wogen des Meers an die äuſſerſte Grenze des Horizonts, wo er ſein Zelt aufrichtet. Täglich ruft er die Morgenröthe, wie er ſie zum erſtenmal hervor rief und theilt den Regen aus, und öfnet die Schätze ſeiner Haushaltung. Er knüpft die Wolken wie Schläuche, und zieht Kanäle im Himmel und giebt den Blitzen Befehle, kleidet die Blumen und nährt die Pflanzen, erzeugt den Thau, und ſorgt für Alles unter dem Himmel. Hiob und die Pſalmen ſind voll von Bildern, wo dem immer thätigen Hausvater kein Geſchäft, keine Kreatur zu klein iſt. Was dies der Ebräiſchen Poeſie für eine Herzlichkeit, für ein wachendes, immer neugeſtärktes Zutrauen auf Gott gebe, läßt ſich beſſer empfinden als ſagen. Und nicht der Ebräiſchen Poeſie allein; alle Poeſie Morgenlandes iſt von Lobpreiſungen Gottes voll, die ſchwerlich zu übertreffen ſeyn möchten, ſo wie kindliches Vertrauen auf ihn und Ergebung in ſeinen Willen der Grund ihrer Religion iſt.

A. Iſts ein guter Grund? Werden die Menſchen nicht träge und unwirkſam, wenn Gott überall, auch im kleinſten Dinge der Natur allein wirket? Lagern

gern Gottes Heere ſich überall und verkürzen uns die Arbeit, was brauchts menſchlicher Mühe, menſchlicher Klugheit?

E. Auch hievon wird Zeit ſeyn, zu reden: jetzt iſt die Sonne ziemlich hoch und damit es nicht auf uns treffe, was Sie eben dieſer Poeſie vorrückten; ſo auf! Wir gehen jetzt zu unſrer Arbeit und ſehen uns morgen wieder. Hier iſt die Probe eines Lobgeſanges, deren der Orient unzählige hat: er beſingt den großen Hausvater der Natur, den Schöpfer aller Weſen.

Lobgeſang
aus dem Perſiſchen. *)

Im Namen Deßen, Deßen Name Zuflucht,
Deß Lob die Zier iſt hochberedter Zungen,
Der Höchſte, Einige, Allwißend, Ewig,
Der Macht verleiht dem Schwachen, dem Verlaßnen.

Die Himmel zierte er mit Sternenſchaaren,
und ſchmückt die Erd' mit Menſchen, wie mit Sternen.
Er wölbte das Gewölb' der rollenden Sphäre,
und hob empor das Vier der Elemente.

Der Roſenknoſpe Buſen giebt er Düfte
und kränzt den Mutterbuſch mit Blumenkindern.
Er webt das Brautkleid für des Frühlings Bräute
und lehret die Cypreß' am Seesufer
ihr reizendes, ihr ſchönes Haupt zu heben,

Mit Fortgang krönet er die gute Abſicht
und niedriget den Stolz der Selbſtanmaaſſung.
Er wachet Mitternachts bei des Einſamen Lampe,
und bringt den Tag hin mit den Kindern der Betrübniß.

Aus ſeinem Meer entſpringt die Frühlingswolke,
die Roſen und den Dorn zugleich bewäßert.
Aus ſeinem Garten weht des Herbſtes Lüftchen,
das wie mit Gold beſtreut den grünen Raſen.

Wenn

---

*) Aus dem Specimen of the inſtituts of Timour by Hunter and White.

Wenn Er erſcheint, ſo flammt der Kreis des Tages,
ein jedes Stäubchen holet von ihm Kräfte;
Verbürg' er ſein Geſicht; die mächtigen Sphären
der groſſen Lichter ſänken ſchnell ins Nichts hin.

Vom himmliſchen Gewölbe tief zum Abgrund,
weß Weges wir Sinn und Gedanken richten:
wir eilen aufwärts oder ſteigen nieder,
kein Staub iſt, den nicht ſeine Macht erfüllte.

Weisheit verwirrt ſich über ſeinem Weſen:
Das Forſchen ſeiner Weg' iſt übermenſchlich,
Die Engel erröthen, daß ſie ihn nicht faſſen,
Die Himmel ſtaunen, daß ſie ſich bewegen. *)

---

*) Es ſollten hier noch ein paar Lobgeſänge dieſer Art ſtehn; ſie ſind aber aus Mangel des Raums und wegen Aehnlichkeit der Züge weggelaſſen worden.

III.

Inhalt des Geſprächs.

Nacht und Dämmerung: das Reich der Ungebohrnen. Hiobs Beſchreibung der alten Nacht. Ob die Morgenländer ſich ein Chaos gedacht? Ihre Bilder vom älteſten Zuſtande der Erde. Der Nachtgeiſt über den Waßern. Urſprung des ſinnlichen Begriffs vom Geiſte. Stimme eines Nachtgeiſtes bei Hiob. Aufgang des Lichts. Seine Freuden-Erſcheinung. Reiche Bilder deſſelben in der Poeſie der Morgenländer. Perſonificationen des Lichts und der Morgenröthe. Poetiſche Bilder des Himmels, als einer Wölbung aus Waßern, als eines Vorrathshauſes der Erquickung, als eines Sapphirs und hausväterlichen Zeltes. Poetiſche Geogonie der Morgenländer. Wie angemeſſen ſie der Naturgeſchichte unſrer Erde ſei? Belebung der Pflanzen. Was ſie der Poeſie für zarten Geiſt und umfaſſende Empfindung gebe? Warum die Ebräer keine Hymnen auf die Sonne oder andre Geſtirne haben? Perſonificationen. Schöner und wahrer Gebrauch derſelben in der Ebräiſchen Dichtkunſt. Bilder der Sterne als Engel, als Töchter Gottes, als eines Kriegsheers, als einer Heerde Schaafe des oberſten Hirten. Einzelne Dichtungen über dieſelbe. Vom lebendigen Mitgefühl der morgenländiſchen Poeſie mit Thieren. Von Gott, als ihrem allgemeinen Hausvater. Warum in ihr Thiere zuweilen dem Menſchen vorgezogen werden? Vom Menſchen. Davids Loblied auf die Schöpfung. Miltons Hymnus aufs Licht.

Den folgenden Tag verfehlte Alciphron ſeine poetiſche Morgenſtunde nicht. Ich werde Sie heut, ſagte Eutyphron, vor ein reicheres Gemälde führen, als Cebes Tafel war, denn wir werden uns bei einzelnen Begriffen nicht, wie geſtern, verweilen dörfen. Fällt Ihnen nichts bei dieſer grauſen Hülle ein, in welche ſie jetzt alle Weſen, als ob ſie des Lichtes warteten, eingehüllt ſehen?

Alciphron. Sie meinen den Zuſtand der Verſtorbnen bei den Morgenländern?

Eutyphron. Davon wollen wir unſer Geſpräch nicht beginnen; ich dachte an einen Scheol, aber an den Zuſtand der Ungebohrnen, die aufs Licht warten, und mit demſelben nicht Unglück, ſondern Freude hoffen. Erinnern Sie ſich an die Nacht, in die Hiob ſeine Geburtsſtunde verwünſcht. In ihr ſchlafen ungebohrne Nächte und Tage: Gott blickt von ſeiner Höh auf ſie und ruft, wie es ihm gefällt: dieſe oder jene: ſie freut ſich, wenn ſie ſich ans Chor ihrer Mitſchweſtern, in den Reihentanz des Jahrs anſchließen kann:

Es vergeh der Tag, da ich gebohren bin!
Die Nacht, in der man ſprach: es iſt ein Sohn gebohren!
Der Tag ſei Finſterniß!
Gott frage von oben nie nach ihm,
kein Licht glänz' über ihm auf.

Es ergreif' ihn Dunkel und Todesnacht!
die Wolken wohnen über ihm!
es erſchreck' ihn alles Unglück.

Die Nacht! ſie nehme Dunkel hinweg,
daß ſie ſich nie anſchließe den Tagen des Jahrs,
in die Zahl der Monden komme ſie nie!

Die Nacht! ſie ſei einſame Nacht,
kein Freudegeſang tön' in ihr auf!
Es verfluchen ſie, die den Tag verfluchen,
die das Ungeheur zu erregen fertig ſtehn.

Und finſter werden ihrer Dämmrung Sterne!
Sie hoffe des Lichts; es komme kein Licht;
ſie ſchaue nie die Wimper des Morgenroths.
Daß ſie nicht zuſchloß meiner Mutter Leib
und meinen Augen all mein Leid verbarg —

Haben Sie die alte Nacht, in die der Unglückliche ſeinen Tag zurückwünſcht, oder überhaupt das Dunkel einer Sternloſen, einſamen, traurigen Finſterniß, die vergebens auf den Morgen wartet, ſchrecklicher geſchildert geleſen? Kein Freudegeſang kommt in ſie; nur das Zaubermurmeln derer, wird in ihr gehört, die den Tag verwünſchen, daß er nicht aufgehen ſoll, damit er ſie in ihrem finſtern Geſchäft nicht ſtöre. Sie wiſſen, wenn Shakeſpear ſolche Nächte beſchreibt! —

A. Er giebt dem Morgenländer nicht nach; aber, m. Fr., mich dünkt, vom Zuſtande der ungebohrnen Kinder handelt die Stelle nicht.

E. Das Reich der Ungebohrnen iſt ſtill und Formlos, wie die Nacht: ſie werden in der Dunkelheit, im Mittelpunkt der Erde gebildet, wie geſtern der ſchöne Pſalm ſagte. Da warten ſie des Lichts, wie jetzt alle Geſchöpfe der Morgenröthe warten — denn ſchlägt ihre Geburtsſtunde: Gott ruft ſie.

A. Die Vorſtellung iſt ſo ſinnlich.

E. Wie überhaupt alle Dichtungen der Ebräer. Sie kennen z. E. kein Chaos, in dem ſich vor unſrer Welt die Atomen im Tanz umhergetrieben hätten; eine Fiktion, die wir den Griechen ſchuldig ſind. Aber ein finſtres Meer kennen ſie, auf dem der regende Wind Gottes ſchwebet; und mich dünkt, das Bild iſt um ſo viel ſchöner, als es wahr iſt. So war wirklich der erſte Zuſtand unſrer Erde, wie der Bau derſelben lehrt: ſo muß ſie Aeonen hin unter Waſſer geſtanden haben, bis ſie durchs Wunder der Schöpfung neu bewohnbar ward. Das Bild hat Natur und Schranken; jenes Ungeheur vom Chaos hat beides nicht.

A. Mich hat inſonderheit immer der Geiſt durchſchauert, der auf dieſem öden und tiefen Nachtmeer ſchwebete.

E. Er iſt den Morgenländern das erſte und natürlichſte Bild von dem, was Leben, Kraft, Bewegung in der Schöpfung iſt, geweſen: denn der Begrif des Geiſtes ſcheint urſprünglich aus dem Gefühl des Windes, zumal in der Nacht, vermiſcht mit Kraft und Stimme, gebildet.

A. Sie erinnern mich an jene Erſcheinung eines Nachtgeiſtes bei Hiob — es iſt Bild und doch kein Bild: ein vorüber liſpelnder Hauch, ein Murmeln wie die Sprache des Windes; aber auch Kraft des Windes, Geiſteskraft: er richtet die Haare empor: er erregt alle Schrecken der Seele; he harrows up the ſoul with fear and wonder:

> Es ſtal ſich zu mir hin ein flüſternd Wort,
> mein Ohr vernahm: es ſprach ein leiſer Laut.
> In der Nachtgeſichte Schrecknißſtunden,
> zur Zeit, wenn tiefer Schlaf auf Menſchen fällt;
> da ergrif mich Furcht und Zittern;
> all' mein Gebein fuhr Schauer durch.
> Ein Geiſt ging vor mir über,
> all meine Haare ſträubten ſich empor.
> Er ſtand: ich kannt' ihn nicht!
> Ein Schattenbild war mir vor Augen,
> da flüſtert es mir leiſe zu:
> „Wie kann ein Menſch u. ſ.

E. Es iſt, wie Sie ſagen, Bild und kein Bild, Stille und Stimme; und mächtige Wirkung allein muß die formloſe Geſtalt bezeichnen. Je gebundener, deſto ſchwächer wären die Züge. Man greift gleichſam nach dem Geiſt und fühlt, daß er Geſtalt, alſo auch Schranken habe, und das muß nicht ſeyn. Er iſt ein Sohn des Windes, und muß mit dem Winde verſauſen. Aber ſehen Sie, da iſt der ſchöne Morgen! wir wollen die Nachtgeſichte ruhen laſſen und den Vater des Lichts anbeten:

> Jehovah, du mein Gott, biſt ſchön und herrlich,
> biſt prächtig ſchön geſchmückt.
> Er kleidet ſich in ſein Gewand, das Licht,
> Er breitet aus die Himmel, wie ein Zelt.

Als der erſte Morgenſtral aufging, nannteſt du ſelbſt, Schöpfer, das Licht gut, und weiheteſt es ein, daß es uns ewig ein Sinnbild deiner Gegenwart und Gottesſchöne, aller Freude und Reinigkeit, aller Weisheit, Güte und Seligkeit würde. Gott wohnt im Licht, und ſein Antlitz lacht Vatergüte, Vaterfreude. Er läßts in allen Guten, und um ſie her leuchten: in ihre Dunkelheit ſandte Er den erſten Stral: in ihre Nacht des Todes und der Trübſal ſendet Er den Stral ewiger Freude und Hoffnung. Sein Gottes-Ruhm iſt, daß er das Licht ſchuf: ſein Vaterruhm, daß ers auch in menſchlichen Seelen ſchaffet, und uns aus dieſer Dämmerung in lichtere Wohnungen hinüber leitet. Gibts in der Schöpfung ein Geſchöpf, das würdiger wäre das Kleid Jehovahs zu ſeyn, der ſeinem Weſen nach ewig im Dunkel wohnet? Licht iſt ſein ſchnelleſter Bote, beinah mit Schwingen ſeiner Allgegenwart, ſo wie mit den Bildern ſeiner Gedanken, ſeiner Freuden, beflügelt.

A. Die Poeſie der Ebräer wird ſchöne Lichtbilder haben.

E. Keine Poeſie in der Welt hat vielleicht ſchönere: der Name des Lichtes ſelbſt tönt in ihr hoch und edel, ein Sinnbild aller Freude, aller Entzückung. Wie ſie die Finſterniß grauſend und fürchterlich mahlt: ſo reizend ſtellt ſie ihr das ſchöne Auge des Tages, die Wimper der aufbrechenden Morgenröthe entgegen. Alle Bilder der Dämmerung haben in ihr die Nebenidee des Wartens, der Hoffnung, des Verlangens und die Morgenröthe erfüllt, dieſe Freude. Der Morgenſtern, den wir da vor uns ſehen, iſt ihr ein ſchöner Sohn der Dämmerung, denn wie Alles, ſo hat auch Licht und Finſterniß ihren Pallaſt, ihre eigne, unzugangbare Wohnung. Die Morgenröthe erſcheint bei Hiob als ein Held, der die Miſſethäter aus einander treibt; den Räubern ihren Schutz und Arm, die Decke des Dunkels nimmt, allen Dingen Geſtalt giebt, und wie mit neuaufgeprägtem Siegel ſie verwandelt. Aus dem Leibe der Morgenröthe wird der Thau gebohren, ein zahlreiches Heer ihrer glänzenden Kinder. Sehen Sie die ſchöne Mutter da vor ſich, die Licht und Dunkel ſo lieblich miſcht; und wie das Zelt des Himmels ſich über uns allgemach wölbet!

Er ſitzet überm Erdenkreiſe:
Die Welteinwohner ſind Heuſchrecken vor ihm!
Er dehnt die Himmel wie ein Fell:
Er ſpannt ſie wie ein Zelt zur Wohnung aus —

Wollen Sie auch etwas von der Himmelsmythologie hören?

A. Es ſoll ja eine groſſe Streitigkeit zwiſchen den Orientaliſten obwalten, was Moſes mit ſeiner Ausbreitung zwiſchen Waſſern und Waſſern gemeint habe? Ob ſie ein Zelt, eine Decke, oder gar ein gläſerner Fußboden ſey, in dem die Vögel des Himmels fliegen?

E. Es brauchte keines Streits, denn die Bilder ſind alle gewöhnlich; recht verſtanden, auch alle paſſend und edel. Die älteſte Idee iſt wohl nicht von einem gläſernen Fußboden; da man ja das Glas ſelbſt ſo ſpät kennen lernte, und noch viel ſpäter damit pflaſtern konnte. Die älteſte Mythologie wölbt den Himmel aus Waſſern; ja ſelbſt den Thron Gottes beveſtigt ſie mit Dunkel zwiſchen ihnen. Noch im berühmten Lobgeſange Davids heiſts:

Er breitet aus den Himmel, wie ein Zelt,
Aus Waſſern wölbt' er ſeine Säle ſich,
Die Wolken ſind ſein Wagen,
Der Winde Flügel tragen ihn —

Sie ſehen, auch in ſo ſpäten Zeiten iſt noch von keinem Glasboden die Rede; ſondern von einem Zelt, von überhimmliſchen Sälen, aus Waſſern gewölbet. Und das iſt auch die Tradition der Araber. Aus Waſſern ruft Gott die Himmel hervor, und hat dieſelben wie einen Rauch gebildet. Bewundern Sie die ſchöne Wahrheit dieſer Vorſtellungen auch als Bilder der Naturgeſchichte.

A. Ich habe ſie immer geliebt, und auch die Beſchreibungen der Wolken, der Blitze, des Regens ſind mir ſchön geweſen. Es ſcheint, die lechzenden Morgenländer ſuchten am Himmel nichts als ein Vorrathshaus ihrer Erquickung, eine Fülle des Segens, den ihnen ſo oft ihr Land, ihre Erde verſagte.

E. Und ſie haben die ſchöne Idee in eine Mannichfaltigkeit von Bildern gekleidet. Bald knüpft der obere Hausvater die Wolken wie Schläuche, und das dünne Luftgewebe zerreißt ihm nicht: in ihnen iſt Waſſer des Lebens für Menſchen und Vieh. Bald treibt er ſie gefüllet hiehin und dorthin, wo er ein Land erquicken will; und er erquickts mit einer Freigebigkeit, daß auch die Wüſte überfließt, in der kein Menſch iſt, in der kein Gräschen wächſet. Sein wunderbarer Gang in dieſen Waſſern wird oft beſchrieben, wie er hie und dort einem Lande zu Hülf eilet, und auf die ſchwellenden Himmelsfluthen tritt. Er hat Vorrathsgewölbe von Waſſern droben und zieht Furchen am Himmel, und ſpaltet Kanäle, damit er ſie leite. Bald zerreißt er ſein Zelt und läßt regnen, bald ſpaltet er den Himmel oder öfnet die Fenſter ſeiner Burg, und ſättiget mit Strömen. Das lezte ſind wahrſcheinlich ſchon ſpäte Bilder, da man ſich Gott als einen König des Himmels dachte.

A. Mich dünkt, daß man ſich ihn frühe ſo gedacht habe.

E. Noch früher aber als Hausvater, der Menſchen und Vieh hilft. Sehen Sie ſo viele Pſalmen und Stellen der Propheten: was für herzliche Gebete nach Regen, nach Waſſern der Erquickung ſteigen gen Himmel empor! Wie warten aller Augen! wie dankt ihm die verlechzte, nun neu beſeelte Zunge! Die ſchönſten Bilder der Freigebigkeit, der allgemeinen Güte und Verſorge Gottes ſind von Regen und Thau hergenommen; ſo wie auch das herzlichſte Gebet und Zutrauen zu ihm immer als Durſt, als brennender, ſchmachtender Durſt gemahlt wird:

Wie der Hirſch ſich ſehnet nach friſchen Quellen
ſo ſehnet meine Seele ſich zu dir.
Meine Seele dürſtet hin zu Gott,
zu dem lebendgen Gott!
Wenn werd' ich zu ihm kommen
und ſchaun ſein Angeſicht! —

Bilder der Art geben der Poeſie ein gemeinſchaftliches Mitgefühl zwiſchen Thieren, Menſchen, Pflanzen und allem, was da lebt; der oberſte Hausvater iſt ihr Aller Vater.

A. Aber wie ward denn der Himmel eine Veſte?

E. Er wards wegen ſeiner ſapphiernen Geſtalt, wegen ſeines Glanzes, ſeiner Veſtigkeit und Schönheit. Vielleicht war Eine der älteſten Ideen die, daß dieſe Veſte Eis ſei, aus der ſich auch der Hagel herabſchlage. Die Araber haben Bilder, nach denen der Bliz aus dieſem himmliſchen Sapphier in Funken ſprühet. Endlich, da man ſich den Himmel als einen Tempel und Pallaſt Gottes dachte, ſo ward dieſer heilige Azur gleichſam der Fußboden ſeiner, die Decke unſrer Wohnung. Doch ſcheint mirs, war den Zeltbewohnern immer das himmliſche Zelt am liebſten. Täglich laſſen ſies Gott aufſpannen, und es am Ende des Horizonts an die Säulen des Himmels, die Berge, beveſtigen; es iſt ihnen ein Zelt der Sicherheit, der Ruhe, einer väterlichen Gaſtfreundſchaft, in der Gott mit ſeinen Geſchöpfen lebet.

A. Und wie betrachteten ſie die Erde?

E. Sie können ſichs ſelbſt ſagen, wenn Sie in dem Lobgeſange*) fortfahren, in den David die Bilder der Schöpfung verfaßt hat.

---

*) Pſ. 104.

A. Die Erd' hat er auf ihr Gewicht gegründet,
ſie wanket nun und nimmermehr.
Mit Fluthen, wie mit einem Kleid' umhüllt' er ſie.
Ueber den Bergen ſtanden die Waſſer;
vor deinem Schelten flohen ſie.
Vor deiner drohnden Stimme ſtürzten ſie hinab.

Da ſtiegen die Berg' empor,
da lieſſen Thale ſich nieder,
nieder an ihren Ort, wo du ſie gründeteſt.

Da ſetzeſt du den Fluthen Grenze,
daß ſie nicht überſchritten und kämen wieder,
und überdeckten das Land.

Du ließeſt Brunnen quellen in den Thalen;
zwiſchen den Bergen rannen ſie hin.
Sie geben Trank dem Thier des Feldes,
löſchen dem Wilde ſeinen Durſt:
Ueber ihnen ſitzen die Vögel,
ſie ſingen unter den Zweigen hervor:

Die Berge wäſſerſt du aus deinen Waſſerſälen;
mit deiner Arbeit Frucht*) erſättigſt du die Welt,
machſt Gras aufſprieſſen für das Vieh;
und Saat, den Menſchen zum Gebrauch.
Daß ſie das Brot ſich aus der Erd' erziehn,**)

---

*) Mit der Frucht deiner Arbeit d. i. mit dem, was deine Schöpfung gutes hervorbringt. Gott wird als ein Hausvater vorgeſtellt, der immerdar für die Erde ſchaffet und waltet.

**) Die Erziehung des Brots aus der Erde geht nicht auf Gott.

und ihr Geſicht von fetter Speiſ' aufglänze:
auch Wein ſich pflanzen, der des Menſchen Herz erfreut,
Brot, das da ſtärkt des Menſchen Herz.

Es ſaugen Gottes Bäume ſich voll Saft:
die Cedern Libanons, die Er gepflanzt:
damit darauf die Vögel niſten,
die Geier, deren Haus die Tannen ſind.
Dem Steinbock ſchuf er jene hohen Berge;
der Bergmaus ſchuf er in dem Felſen Zuflucht. —

E. Mit wie frölichem Blick überſchauet der Dichter die Erde! Sie iſt ein grüner Berg Jehovahs, den er aus den Waſſern hob, ein Luſtgefilde, das er zur Wohnung ſo vieler Lebendigen über die Meere beveſtigte. Die Reihe von Bildern, die hier der Dichter fortführt, iſt gerade die Naturgeſchichte der Erde. Erſt ſtehen Waſſer über den Bergen: Gottes Befehl ſchreckt ſie hinunter. Nun ſteigen die Berge hervor; nun laſſen Thale ſich nieder, die die Waſſer durchbrechen und ebnen. Endlich ſetzt Gott den Fluthen Grenze, und beveſtigt das Land. Nun quillen Brunnen in den Thälern: nun rinnen Ströme zwiſchen den Bergen, ſie haben ſich ſchon ihr Bette gegraben. An ihnen verſamm-

---

Gott, ſondern auf den Menſchen. Gott hat Saat für ihn wachſen laſſen, damit er ſie nun ſäe und ſich Brot verſchaffe. Ich habe die Diſticha des 14. u. 15. Verſes verſetzt. Sie bekommen dadurch mehr Symmetrie, und ſelbſt in Worten eine Art von Zuſammenklang und Ordnung.

len ſich Thiere, an ihnen ſingen die Vögel; denn das Ufer der Flüße bedeckte ſich zuerſt mit Bäumen. Wir werden in Hiob erhabnere Bilder vom Bau der Erde ſehen; wahrere und ſchönere ſind ſchwerlich möglich.

A. Und freilich die Naturwahrheit vollendet ihre Schönheit. Was wollen alle Mythologien, wenn ſie mich nichts lehren? Was hilfts mir, wenn die Nordiſche Edda von Himmel als dem Hirnſchädel eines erſchlagenen Rieſen redet, und daß die Erde aus ſeinem Gebein, die Ströme aus ſeinem Blut entſtanden? Die Poeſie vereinige Schönheit mit Wahrheit, und belebe beide mit theilnehmender Empfindung: ſo iſt ſie Poeſie des Herzens und des Verſtandes.

E. Die Naturpoeſie der Morgenländer ſcheint mir alle drei Stücke zu vereinigen. Welche Theilnehmung z. E. giebts in ihr mit Blumen, Pflanzen und Kräutern! Weil ſie allem gewiſſermaaſſe ein Leben zuſchrieben, alles ſo gern perſonificirten, ſo ward Gott auch Vater der Pflanzen, der ſeinen Segen in ſie gelegt hatte, daß Jede ſich nach ihrer Art fortpflanze und beſaame: Vater der Pflanzen, der ſie mit Regen erquickt, mit ſeinem Frülingsothem neu beſeelet. Ihr Auferſtehn und Wiedergrünen ward das ſchöne Sinnbild der Auferſtehung der Todten, ſo wie die Erhaltung derſelben das offenbarſte Denkbild einer allgemeinen Vorſorge. Ihre Ehe und Liebe ſcheint frühe bemerkt zu ſeyn, und der Palmbaum, die Ceder, der Weinſtock, der Oelbaum haben der Poeſie der Ebräer erhabne und ſchöne Bilder geliehen. Schade nur Bilder! Hätten wir mehrere von ihren Hirtenfabeln, wie Jothams, oder von ihren Landpoeſien, wie das Lied der Lieder, welche ſchöne Dichtungen und Perſonifikationen würden wir in ihnen finden! Vielleicht ſchöner und mannichfaltiger, als das Geſpräch unſrer Dichter zwiſchen der Roſe und dem Zephyr, oder bei den Perſern zwiſchen der Roſe und Nachtigall, oder dem Wandrer und der Turteltaube. Jetzt müſſen wir uns mit Einer einzigen Sammlung ſolcher Lieder begnügen, die Roſenduft athmen und Turteltaubengeſang tönen: es ſind die Lieder Salomoniſcher Liebe — — Aber, m. Fr., die Sonne ſteigt hoch.

A. Eilen Sie nicht. Geben Sie mir lieber einige ſchöne Perſonendichtungen oder Hymnen auf die Sonne. Mich dünkt, die Ebräer haben ſie nicht.

E. Hymnen auf ſie oder auf irgend einige Naturgegenſtände kann dieſe Poeſie nicht haben; das wäre Abgötterei, und Sie wiſſen, mit welcher Gewiſſenhaftigkeit ſie dieſe vermeiden mußte. Hiob ſagt:

Sah ich die Sonn' an, wie ſie glänzete,
den Mond, wie er ſo prächtig geht,
daß im Verborgenen mein Herz entbrannt
den Kuß des Mundes ihnen zugeworfen hätte;

ſo wär' auch dies verruchte Miſſethat,
denn damit hätte ich des Himmels Gott gelogen! —

Bei ſo ernſtlicher Geſinnung waren keine Hymnen aufs Heer der Himmelslichter möglich. Dieſer Abgötterei arbeitete die Ebräiſche Poeſie vielmehr aufs äußerſte entgegen, weil die Morgenländer durch keine niedrigere Götzen ſo gereizt wurden, als durch den König und die Königin des Himmels, und ſehr ihr Herz nach ihnen hing. Da ging dieſe Poeſie gerade darauf aus, Sonne und Mond zu Knechten Gottes zu machen, und alſo Glanz und Wahrheit, Richtigkeit und Schönheit auch hier zu verbinden.

Gott ſprach: zwei groſſe Lichter ſollen am Himmel ſeyn
zu Königen der Zeiten!
Er ſatzte ſie hin an die groſſe Veſte,
zu Königen der Zeiten! —

Könige der Welt ſind ſie; aber nur unter Gott; ſeine Statthalter, ſeine Geſchöpfe und Boten. So hat ſie dieſe Poeſie genutzet.

A. Das wird nicht viel genutzt heißen.

E. Viel und richtig. Auch Sonne, Mond, Sterne wurden belebt: ſie bekamen am Himmel Wohnungen und Zelte, die ſie bei den Arabern und andern Völkern noch haben. Sie wiſſen die ſchöne Stelle, der ſie eine ähnliche unter den Griechen ſuchen mögen:

Der Sonn' hat er am Himmel ihr Zelt gebaut;
aus dem ſie geht wie ein Bräutigam

aus ſeinem Brautgemach:
und freut ſich, wie ein ſtarker Held
auf ſeine Siegesbahn.
Vom Ende der Himmel geht ſie aus,
geht bis ans Ende derſelben hin,
und füllt die Welt mit Glut.

Mond und Sterne haben eben ſowohl ihre Wohnungen, in denen ſie Gott, wenn ſie verfinſtert werden ſollen, verſiegelt, oder in die ſie blöde zurückweichen und ſich verbergen, wenn der Glanz Jehovahs erſcheint. So kommt z. E. bei Habakuk Gott auf ſeinem Streitwagen, das Land zu erobern und auszutheilen. Sonne und Mond treten ſtaunend in die Thür ihrer Gezelte; ſeine Blitze ſchieſſen, ſeine Pfeile fliegen und ſie verbergen ſich beſchämt vor ſeinem gröſſern Glanz:

Es ſahen dich und zitterten die Berge;
die Waſſer fuhren dahin.
Die Tiefe ächzete,
die Höh' erhub die Hände.
Sonn' und Mond ſie ſtanden in ihren Gezelten ſtill
und als ſie ſahn wie deine Pfeile glänzten,
wie deine lichten Spieſſe ſchoſſen,
eilten ſie weg.

Eine erhabnere Perſonifikation halte ich kaum für möglich. Die ganze Natur horcht, die ſchnellſte Natur ſteht ſtill, die glänzendſte wird verdunkelt. Und ſo ſind Sterne die Kriegsheere, die jauchzenden Kinder Got-

Gottes: was rein, ſchön und unſterblich iſt, wird mit den Sternen verglichen, und die Engel ſind oft in ſie perſonificirt.

A. Wozu aber werden dieſe glänzenden Heere geſandt und gebraucht?

E. Wozu Gott ſeine Diener ſendet. Die Sonne iſt ſchon ihrem Namen nach Bote; als Urquell des Segens und der Schönheit wird ſie nie verehrt. Auch die Erziehung der Pflanzen wird nicht ihr, ſondern dem oberſten Vater zugeſchrieben, der ſie durch Luft, Thau und Regen erquickt und tränket. Sie führt nur die Zeiten herbei: ein König der Erde, aber unter Gott. Die Sterne, als ſeine Kriegsſchaar, zieht aus und ſtreitet. Ihnen ſchrieb man die Waſſergüſſe, die Ueberſchwemmungen zu, und im Liede der Deborah iſt eine ſchöne Perſonification hierüber. Erſcheinen ſie als Engel, ſo können dieſe Boten auch fehlen: auch ſie ergreift er auf Irrbahnen, auch ihnen vertraut er nicht ganz: in ihrem Glanze findet er Flecken, die Himmel ſind nicht rein vor ihm. Endlich wenn zukünftige Tage der eigentlichen Regierung Gottes erſcheinen ſollen: denn wird die Sonne ſiebenmal heller leuchten, denn wird des Mondes Licht wie der Sonne Glanz ſeyn. Jede Poeſie, die die Natur der Dinge ſo hoch zuſammenfaßt, die alles in Regeln und einen groſſen Chorgeſang bindet, die Gott, als den groſſen Hirten des Himmels vorſtellt,

ſtellt, der die Sterne als ſeine Schaafe kennet und hervorruft, und ſie in mancherlei Bildern auf der blauen Flur des Himmels weidet, der den Orion gürtet, und die Nachtwandrerin über den Verluſt ihrer Kinder tröſtet, der das ſchweſterliche Band des Siebengeſtirns band, und ſeine geheimen Schätze in Süden verhüllt hat: eine ſolche Poeſie iſt die Tochter Himmels und der Erde. Wenn wir zum Buche Hiobs kommen, welche hohe Sternenausſicht wird es uns geben! —

A. Ich freue mich darauf, und werde immer mehr mit der älteſten Poeſie der Welt verſöhnet. Mit Thieren und lebendigen Geſchöpfen iſt ſie ganz ſympathetiſch. Mich freute es in meiner Kindheit, wenn ich fand, daß ſie die Thiere, (vom Stummſeyn benannt,) als Brüder der Menſchen betrachtet, denen nur die Sprache fehlet. Lebendige nennen ſie die Thiere des Feldes, weil die Hausthiere gleichſam ſtill und tode leben. Mich freute es, wenn ich die Ausdrücke vom Laut und den Sprachen der Thiere ſo energiſch in dieſer Sprache fand: wenn der Prophet mit dem Kranich oder der Turteltaube girret, mit dem Strauß in der Wüſte ächzt. Ich freute mich, wenn ich die Geſtalt des Hirſches, des Löwen, des Stiers; bei andern ihre Stärke, Pracht, Geſchwindigkeit; bei andern ihre ſcharfen Sinne, ihre Lebensart, ihren Charakter, auch in Worten geſchildert fand, und wünſchte, daß wir ſtatt mancher heiligen Geſänge mehr Fabeln, Gleichniſſe, Räthſel von Thieren, kurz mehr Naturpoeſie hätten: denn ſie dünkte mich bei dieſen Völkern die glücklichſte und reinſte.

E. Der Name Gottes gehört immer mit dazu: denn er iſt der Hausvater dieſer ganzen lebendigen Schöpfung. Er giebt jedem Speiſe: er erfreut alle Augen, die auf ihn warten. Die jungen, häßlichen Raben erhört er, und er wird ſogar der Gemſe Hausvater, der die Zeit ihrer Schwangerſchaft bemerkt, und ihr in ihrer einſamen, ſchweren Geburt aushilft. Er lebt mit jedem Thier in ſeinem Kreiſe, fühlt ſeine Noth, erfüllt ſeine Wünſche, weil er allen ihre Natur gegeben. Ihm iſt nichts wild, nichts dumm und verachtet. Er brüllet mit dem Löwen nach Raub und blickt im Auge des Adlers von ſeinem Bergſchloß hinunter. Der Waldeſel lebt auf ſeiner Weide und der Habicht fleucht durch ſeinen Verſtand. Sein iſt das Reich der Ungeheuer, die große Tiefe: das häßliche Crokodill liebt Er und Behemoth iſt gar der Anfang der Wege Gottes, d. i. ſein herrlichſtes Meiſterſtück auf Erden. Kurz, dieſe Poeſie iſt voll Naturgefühl, voll allgemeiner Ordnung und Güte Gottes in ſeinem weiten Reiche. Sie iſt am Buſen der Natur geſäugt, im Schoos der groſſen Mutter erzogen.

A. Jezt merke ich (worüber ich mich ſonſt nicht ohne Anſtoß gewundert habe) woher in ihr den Thieren ſo gar bisweilen über den Menſchen der Vorzug gegeben wird, und Bileams Eſelin dem Engel mehr gilt als der Prophet auf ihr? Im Buch Hiob erfreut ſich Gott über Roß und Löwen, er iſt ſtolz über Behemoth und den Leviathan, und ſchweigt vom Menſchen —

E. Auch der Menſch wird in ihr nicht übergangen: er iſt ja das Ebenbild Gottes, das Meiſterſtück ſeiner Werke, einer der ſichtbaren Elohim hier auf Erden. Davon ein andermal. Vollführen Sie jezt Ihren Lobgeſang *) ich will mit dem Meinigen ſchlieſſen:

A. Er ſchuf den Mond zur Theilerin der Zeiten,
die Sonne kennet ihren Niedergang.

Du ſchaffeſt Finſterniß, da wird es Nacht.
Da regen ſich des Waldes Thiere:
Die jungen Löwen brüllen nach Raub,
ſie fodern ihre Speiſe auch von Gott.
Nun geht die Sonn' auf und ſie eilen fort,
ſie lagern ſich in ihre Hölen wieder.
Dann geht der Menſch aus an ſein Werk;
er geht zum Ackerbau bis an den Abend.

Wie viel ſind deiner Werke, Gott!
und alle ſie haſt weislich Du geſchaffen:
Die Erd' iſt deines Haushalts voll.

---

*) Pſ. 104.

Das große Meer! ſo weit, ſo breit!
Da wimmelts! da iſt keine Zahl!
Da iſt lebendges, klein und groß!
Da gehen Schiffe!
Da ſcherzt der Leviathan,
von dir gebildet, daß er im Weltmeer ſpiele.

Zu dir hofft alles auf!
Daß du ihm Speiſe gebſt zu ſeiner Zeit.
Du giebſt: ſo ſammlen ſie.
Du öfneſt deine Hand: ſie werden ſatt des Guten.

Du wendeſt weg dein Angeſicht;
die Kreatur erſchrickt.
Du nimmſt den Othem ihnen weg: ſie ſterben,
ſie kehren wieder in ihren Staub.
Du haucheſt deinen Othem aus:
ſie werden neugeſchaffen.
Das Angeſicht der Erde formt ſich neu.

Jehovahs Ruhm, er bleibt in Ewigkeit!
In ſeinen Werken freut Jehovah ſich.
Er blickt die Erd' an und ſie bebt:
Er rührt die Berg' an und ſie rauchen.
Ich will Jehovah ſingen mein Lebenlang,
will meinen Gott lobpreiſen, ſo lang' ich bin.
Und ſüß wird tönen mein Geſang von ihm.
Ich werde frölich in Jehovah ſeyn.
Preiſ' ihn, den Herren, meine Seele,
Hallelujah!

E. Meinen Gegengeſang bleibe ich ſchuldig. Da Sie doch aber Hymnen wollten; hier iſt einer, ganz

in

in morgenländiſchen Bildern. Meines Wiſſens giebts nur Einen Ton des Lobgeſanges in allen jezt lebenden Europäiſchen Sprachen; und der iſt der Ton Hiobs, der Propheten und Pſalmen. Milton hat ihn inſonderheit in ſein unſterblich Gedicht eingewebet; mit ſchwächern Tritten betrat Thomſon ſeine Spur und bei uns hat ihn Kleiſt ſehr philoſophiſch verſchönert. Dieſen Ton, dieſe Bilder ſind wir der Ebräiſchen Einfalt ſchuldig. *)

---

*) Es ſollte hier Miltons Hymnus auf alle Geſchöpfe der Natur oder Adams Morgengeſang (Paradiſe loſt B. VI.) ſtehn; er mußte aber wegbleiben, weil er zu lang iſt und im Ganzen doch nur die Bilder des 104. und 148. Pſalms wiederholet.

Miltons Anrede ans Licht. *)

Heil, heilig Licht, dir! Himmels erſtes Kind,
oder des Ewigen mitewger Stral!
(Dürft' ich ſo nennen dich:) denn Gott iſt Licht
und unzugangbar wohnt' er ewiglich
im Lichte; wohnet ewig da in dir,
du Ausfluß=Glanz vom unerſchaffnen Glanze.

Oder hörſt du lieber reinen Aether=Strom
dich nennen? deßen Quell — wer zeigt ihn an?
Eh dieſe Sonn', eh dieſer Himmel ward
warſt Du und kleideteſt auf Schöpfers Wort,
die Welt, die aus der dunkeln Tiefe ſtieg
dem Unding' abgewonnen, feſtlich an.

Dich ſeh' ich wieder nun, mit kühnerm Flug',
entronnen jenem Höllenpfule, der
mich lang' in ſeinen dunkeln Gründen, lang'
in äußerſter und mittler Finſterniß
aufhielt, als ich von Nacht und Chaos ſang
mit anderer als Orpheus Leier: denn
des Himmels Muſe hatte mich gelehrt
hinab: und wieder aufzuſchwingen mich
ans Tagslicht. (Schwer' und ſeltne Rückkehr!) Dich
beſuch' ich wieder unverſehrt und fühle
die groſſe Lebenslampe. Du beſuchſt
nicht dieſe Augen, die vergebens rollen
zu finden deinen ſcharfen Stral; ſie finden

kein

---

*) Paradiſe loſt B. III.

kein Dämmerlicht. So hat ein dicker Tropfe
verfinſtert ſie, verſchleirt mit Dunkelheit.

Und dennoch hör' ich nicht zu wandeln auf
da wo die Muſen ihren Silberquell,
den Sonnenhügel und den Schattenhain
beſuchen; immer noch getroffen von
dem Liebespfeil des heiligen Geſangs.

Dich, Sion, ſonderlich und jene Blumenſtröme,
die unten deine heilgen Wurzeln ſpülen,
und ſingend flieſſen, Euch beſuch' ich nächtlich.
Und denn vergeß' ich auch zuweilen nicht
die andern Zwei, die mir an Schickſal glichen,
(o glich ich ihnen auch an Ruhme ſo!)
den blinden Thamyris, den blinden Mäoniden,
auch den Tireſias und Phineus, die Propheten
der Vorwelt. Und genährt dann mit Gedanken,
die wie von ſelbſt in Harmonien flieſſen,
ſing' ich, ſo wie die wache Nachtigall
im Schatten ſingt und in dem dickſten Laube
ihr Nachtlied flötet.

Mit dem Jahre kehren
Jahreszeiten wieder, aber mir nur kehrt
der Tag nicht wieder, noch der ſüße Morgen,
der ſchöne Abend; nicht der Frühlingsanblick
mit jungen Blüthen; nicht die Sommer-Roſe;
die Heerden; oder gar du göttlich Menſchen-Antlitz!
An deren ſtatt umringt mich eine Wolk',
ein immerwährend Dunkel. Abgeſchnitten

bin ich von den liebvollen Menſchenpfaden,
und ſtatt des Buchs der ſchönen Wiſſenſchaft
iſt vor mir nur ein großes leeres Blatt,
auf dem die Werke der Natur für mich
verlöſcht und ausgetilget ſind. Der Weisheit
iſt dieſer Eingang zu mir hart verſagt.

Um ſo viel mehr, o du des Himmels Licht,
ſchein' inwärts in mir und durchſtrale mir
den Geiſt in allen Kräften. Pflanze da
mir Augen und treib' allen Nebel weg
von innen, daß ich Dinge ſchau und ſage,
die nie ein ſterblich Auge ſehen wird.

IV.

Inhalt des Geſprächs.

Uebergang zum Buch Hiob. Beſte Art es zu leſen. Schilderungen von Gott dem Richter über Sternen, dem Schöpfer der Welt, dem Stiller des Ungewitters auf dem Meer. Charakter Elihu's in ſeinen Schilderungen. Proben davon. Rede Gottes aus dem Ungewitter. Erläuterung ihrer hohen Naturbilder. Von der Naturpoeſie überhaupt. Ob ſie keine oder eine todte Dichtkunſt ſei? Zweck der Naturpoeſie. Erſtes Werkzeug derſelben, Perſonification, Belebung. Proben aus Hiob. Ob und warum die älteſten Zeiten hierinn ſo großen Vorzug vor unſern Schilderungen haben? Zweites Werkzeug der Naturpoeſie, daß ſie Auslegerinn der Natur werde. Probe aus Hiob. Einfluß der Naturpoeſie auf die Empfindung. Drittes Mittel, daß ſie Entwurf und Abſicht habe. Probe aus Hiob. Beilage einiger Perſonificationen aus Oßian.

Als Eutyphron ſeinen Freund beſuchte, fand er ihn beym Leſen des Buchs Hiob.

Alciphron. Sie ſehen Ihren Schüler, und ich leſe dies Buch mit Vergnügen. Zwar kann ich mich noch nicht an die langen Reden, an die einförmigen Klagen und Rechtfertigungen, noch weniger an die Rettungen der Vorſehung, die wenig retten möchten, gewöhnen: vom Faden des Geſprächs im Buch weiß ich noch nichts. Aber die Naturbeſchreibungen in ihm, die hohen und doch ſo einfachen Reden von Gottes Eigenſchaften und ſeiner Weltregierung erheben die Seele. Wollen Sie mir zuhören; ſo will ich, (wie dieſe Leute ſagen,) die Schätze meines Herzens eröfnen und Ihnen einige Stellen leſen. Sie müßen mich nachher in Anſehung des Plans, Alters und Urhebers des Buchs auf den rechten Weg führen: das habe ich für Sie verſparet.

Eutyphron. Es iſt nicht uneben, daß Sie Stücke heraus heben; das Buch in Einem Athem fortzuleſen, iſt für uns vielleicht zu ſtarke Speiſe. Wir lieben Kürze im Geſpräch, deutliche Fortleitung der Ideen, die hier nach unſrer Manier nicht fortgeleitet werden. Die Morgenländer hören ſich in ihren Zuſammenkünften geruhig aus; ja ſie lieben lange Reden, zumal in ſolchen Verſen. Es ſind Perlen aus der Tiefe des Meers; leicht gereihet, aber köſtlich: Schätze der Wiſſenſchaft und Weisheit in Sprüchen älteſter Zeit —

A. Welcher Zeit? Man muß ſich wundern, hier ſo viel Erfahrungen voll reiner Naturideen zu finden; und doch ſind auf der andern Seite andre Begriffe noch ſo kindlich, ſo arm —

E. Laſſen Sie Zeit und Urheber; und halten ſich an das Werk in ſeiner Dürftigkeit und in ſeinem Reichthum. Ohn' alle Widerrede iſt das Buch aus ſehr alten Zeiten, und ſo nehme ichs mit einer Art von Ehrfurcht in die Hand, wenn ich mir ſeine Begriffe zu entziffern wage. Ueber Länder und Zeiten denke ich, über die Ruinen groſſer Revolutionen des Geſchmacks, ja vielleicht dreier oder vier Jahrtauſende tönt mir eine Stimme entgegen, und da ſage ich, ſtatt das Buch zu richten oder es gar nach meiner Zeit zu bequemen:

Wir ſind von geſtern her und wiſſen nichts;
Ein Schatte nur iſt unſer Erdeleben.
Die Väter lehren uns und ſagens uns;
aus ihrem Herzen gehen ihre Reden. —

Fangen Sie alſo mit ſchönen Stellen von Gott, und der Natur an: mein Ohr iſt frei, die Begriffe der älteſten, kindlichen Welt zu hören:

A. Gewalt und Schrecken iſt um ihn; *)
Entſcheider iſt er in der Himmel Höhn!
Sind ſeine Heere nicht ohn alle Zahl?
Und alle übermag ſein Licht.
Und ſoll der Menſch rechtfertig ſeyn vor Gott?
Und rein vor ihm beſtehn ein Weibesſohn?
Sieh, ſelbſt der Mond iſt weg mit ſeinem Zelt:
Die Sterne ſind nicht rein vor ſeinem Blick.
Und ſollt der Menſch es ſeyn, der Wurm?
Ein Erdenkind, die Made! —

E. Große Vorſtellung von Gott, dem oberſten Himmelsrichter! — Unter Sternen und Engeln entſcheidet er. Zahllos ſind ſeine glänzenden Heere; er über-

---

*) Hiob 25.

überglänzt ſie alle: d. i. ſein Licht, ſeine Reinigkeit, die Wahrheit ſeines Urtheilsſpruchs überwindet ſie. Der Mond mit ſeinem Gezelt iſt verſchwunden: die Sterne ſind nicht rein vor ſeinen Augen. Und nun von dieſen lichten Himmelshöhen ein Blick auf den Menſchen, der ihn vors Gericht fodern will —

ſollt' der Menſch es ſeyn, der Wurm?
Ein Erdenkind, die Made? —

A. Ihre Erklärung der dunkeln Worte: „er machet Frieden zwiſchen ſeinen Hohen: über wem ſteht „nicht ſein Licht? Der Mond zeltet nicht vor ihm,“ gefällt mir. Ich ſehe den Richter Morgenlandes, der zwiſchen Engeln und Geſtirnen richtet. Wie ſchön iſt der finſtre Mond in die Dichtung gefaßt: ſein Zelt iſt abgethan vom Himmel; er hat ſich vor des Richters Blick verborgen.

E. Fahren Sie fort mit Hiobs Spruche;*) er übertrift jenen.

A. Wem hilfſt du? Dem, der keine Stärke hat?
Wen retteſt du? der ſich nicht retten kann?
Wem giebſt du Rath? der ohne Weisheit iſt?
Und haſt ihn wahrlich reich und tief berathen!
Wen lehren deine Reden?
und weſſen Othem weht aus dir? —

E. Auf wen, meinen Sie, geht die Stelle?

A. Mich

---

*) Hiob 26.

A. Mich dünkt: auf Gott. Hiob will ſagen: Gott bedörfe ſeiner Vertheidigung nicht; es ſei ja Gottes Othem ſelbſt, der aus ihm wehe, und das ſchwache Geſchöpf könne ſeinen Schöpfer nicht vertreten.

E. Ich unterbreche Sie nicht weiter.

A. Die Schatten regen ſich,
der Abgrund und was ihn bewohnt.
Entdeckt iſt vor ihm die Verweſung!
Enthüllt ſteht die Vernichtung vor ihm da!
Ausbreitet er den Nord nun übers Leere,
er hängt die Erd' auf übers Nichts:
knüpft Waſſer ein in ſeine Wolken,
und ihnen reißt die Wolke nicht:
beveſtigt ringsum ſeinen Thron,
legt ringsum ſeine Wolk' um ihn umher:
und zirket ab der Waſſerflächen Grenze,
bis wo das Licht ins Dunkel ſich verliert! —
Des Himmels Säulen zittern:
ſie beben, wenn er ſchilt.
Mit ſeiner Macht peitſcht er das Meer:
mit ſeiner Weisheit bändigt er
der Wellen Stolz.
Denn macht ſein Hauch den Himmel wieder ſchön:
den fliehnden Drachen nur traf ſeine Hand.

Sieh das iſt nur Ein Theil von ſeinen Wegen;
ein flüſternd Wort, das wir von ihm gehört.
Den Donner ſeiner Kräfte,
wer faſſet den?

E. Sie

E. Sie ſind Dichter geweſen, ich will Ihr Ausleger ſeyn. Hiob übertrift dieſen Gegner, wie er ſie alle überwindet: er ſchildert nur Eine Scene von Gottes Macht und Größe, aber er holt ſie aus der tiefſten Tiefe, und führt ſie zur ſchönſten Höhe. Das Reich des Undings tritt vor Gott: die Abgründe des Nichts und der Verweſung ſind vor ihm. Da dieſe nun, wie wir ſahen, als eine wilde Meerestiefe gedacht wurden: ſo ſteht dieſe, das groſſe Reich des Ungebohrnen, in wilder Tiefe, mit gräßlichem Tumult vor ihm. Die Schatten zittern: die formloſen Geſtalten regen ſich und warten: der Abgrund, der nie das Licht ſah, ſteht enthüllt. Nun beginnt die Schöpfung; abermals mit Himmel und Erde. Den Himmel breitet er über dieſe ungeheure Tiefe; die Erde beveſtigt er über ihr, daß ſie darauf ruhe und gleichſam über dem Nichts ſchwebe: (denn dieſe Reiche der Nacht und des Schattens wurden unterirrdiſch gedacht.) Nun ordnet er den Himmel, knüpft Waſſer in Wolken, und ſchafft ſich Raum: er baut und zimmert ſeinen Thron mitten unter Waſſern: er umklammert ihn von auſſen, und legt den Teppich der dicken Wolk' um ihn her. Jetzt mißt er die Grenzen des Waſſerhimmels und zirkt ihn ab, bis wo Licht und Dunkel ſich miſchen, das iſt, am Ende des Horizonts. Jetzt wird ſeine Macht im Donner geſchildert, und zwar zur Erhebung der Scene im Wetter

auf

auf dem Meer. Die Wellen ſind hier die Rebellen, die er vor ſich treibt, und plötzlich zu bändigen weiß. Ein Hauch von ihm — und das Meer iſt ſtill, der Himmel ſchön, ſeine Hand traf nur die fliehnde Schlange; (entweder zu Folge gewohnter Bilder in andern Stellen, *) das Meerungeheuer dieſer Gegenden, der Crokodill, oder vielleicht die flüchtigen krauſen Wellen ſelbſt, die ſeine Hand glättet und ebnet;) Eins oder das andre, das Bild endet mit ſo erhabner ſchöner Stille, als es mit fürchterlichem Tumult anfing. Und das, ſagt Hiob, iſt nur Ein Laut von ſeinen Wundern;

> den Donner ſeiner Kräfte — wer faſſet den?

Jeden Morgen, da aus Nacht Tag wird, jedes Ungewitter, zumal auf dem Meer, bringt das prächtige Bild vor uns. Haben Sie eine andre Stelle?

A. Es mag der Lobpreis des begeiſterten Elihu ſeyn, unmittelbar vor dem letzten und prächtigen Gottes-Orakel.

E. Bemerken Sie aber, daß er nur als Schatte daſteht, dies Gottes-Orakel zu erheben. So viel ſich Elihu dünkt, ſo ſchön er ſpricht: ſo iſt er, wie er auch ſelbſt ſagt, noch junger brauſender Wein, der die Schläuche zerreißt und ausbricht. Er macht herrliche Bilder; weiß aber kein Ende, und die ſchönſten ſind Erweiterungen derer, die Hiob und ſeine Freunde kür-

zer

---

*) Pſ. 74, 13. Eſ. 27, 1.

zer ſagten. Daher antwortet ihm auch niemand; er bereitet die Zukunft Gottes vor, und kündigt ſie an, ohne daß ers ſelbſt weiß. Indem Elihu ein aufſteigendes Wetter in allen ſeinen Phänomenen beſchreibt, ſchildert er, ohne daß ers weiß, des Richters Ankunft.

A. Ich habe dieſen zubereitenden Fortgang der Bilder nie bemerket.

E. Er iſt, dünkt mich, die Seele der ganzen Scene; ohne welche Elihu durchhin Tavtologie reden würde. Fangen Sie, weil ſeine Rede zu lang iſt, nur von dieſer Stelle an: Sieh, Gott iſt groß! *) — ich will Sie zuweilen ablöſen.

A. Sieh, Gott iſt groß in ſeiner Macht!
Wo iſt ein Weiſer, gleichwie Er?
Wer mag ihm prüfen ſeine Wege?
Wer ſagen: hier haſt du gefehlt!
Daran gedenk und preiſe ſeine Thaten,
denn alle Menſchen ſingen ſie
und alle Menſchen ſehen ſie;
nur ſieht der ſchwache Menſch ſie nur von fern.

Sieh, Gott iſt groß; wir wiſſens nicht:
und ſeiner Jahre Zahl, die forſcht niemand.
Er zieht die Waſſertropfen,
die Regen träufeln, im Dampf empor;
die flöſſen nun die Wolken nieder,
ſie träufeln ſie auf Menſchen weit und breit.

Und

---

*) Hiob 36, 22.

Und wer begreifts, wie er die Wolk' ausbreitet
und kracht in ſeinem Zelt?
Sieh, er umdeckt es rings mit ſeinem Bliz,
und deckt des Meeres Wurzeln mit der Fluth.
So ſtrafet er die Völker,
und giebet Speiſ' im Ueberfluß.

Mit ſeinen Händen faſſet er den Bliz
und giebt Befehl ihm, wen er treffen ſoll?
Er zeigt ihm an den Böſewicht:
des Zornes Raub iſt der Boshaftige.

E. Alle dieſe Bilder werden in der Rede Gottes kürzer und ſchöner vorkommen. Jetzt erhebet ſich das Ungewitter, und Elihu fährt fort:

Darob erbebt mein Herz,
es zittert auf in meiner Bruſt!
Hört, höret bebend ſeine Stimme,
die Rede, die aus ſeinem Munde geht.
Den ganzen Himmel umziehet ſie,
die Fittige der Erd' ergreiſt ſein Licht.
Und hinter ihm brüllt laut ſein Donner:
es tönt die Stimme ſeiner Macht:
wir ſpähns nicht aus, wie ſeine Stimme tönt:
Gott tönt mit ſeiner Stimme Wunderlaut,
thut Wunderdinge; und wir wiſſens nicht.
Er ſpricht zum Schnee: ſei da auf Erden:
zum Regenguß, den Strömen ſeiner Macht;
und alle Menſchen können nichts dawider,
daß alle Menſchen ſehn, es ſei ſein Werk.

A. Mir gefällt die Erklärung der Worte: auf die Hand aller Menſchen drucket er das Siegel, d. i. ſie ſtehn erſtaunt und erſtarrt da; fühlend, daß ſie nichts vermögen. Eine Empfindung, die jedes Donnerwetter in uns erreget —

E. Die Schrecken des Ungewitters werden weiter geſchildert:

Es geht das Wild in ſeine Hölen,
es hält in ſeinen Wohnungen ſich ſtill.
Nun kommt aus Süden her der Sturm,
von Nord her kommt der Froſt.
Hauch Gottes weht, ſo wird es Eis,
das weite Meer wird dichtes Land.
Und jetzt zertreibt der Glanz die Wolke:
ſein Licht zerſtreut die Wolke weit umher:
ſie wirbelt ſich in Gängen, wie er will,
geht auszurichten, was ſein Wink gebeut,
auf dieſes Reis, auf jenes Land,
das er Erquickung finden laſſen will.

Wir müſſen Morgenländer ſeyn, um die Wohlthaten des Regens zu ſchätzen, und die Züge der Wolken, ob ſie hier oder dahin reichen? mit ſolcher Aufmerkſamkeit zu mahlen. Es iſt lauter Gegenwart, die Elihu ſchildert.

A. Hör' an, o Hiob dies.
Steh' und begreife Gottes Wunderthaten.
Weißt du, was Gott mit ihnen ſchafft?
Wie er anzündet ſeiner Wolke Licht?

Und weißt es, wie die Wolke ſchwebt?
Die Wunderdinge des Allweiſeſten!
Daß deine Kleider heiß dir werden,
wenn er von Süden aus die Erde wärmt?
Du wirſt wohl mit ihm jenen Aether breiten,
der veſt da ſteht wie ein gegoßnes Erz!
Zeig' an uns, was wir zu ihm ſagen ſollen?
Wir finden keine Wort' vor Dunkelheit.
Wird ihm erzählet werden, wenn ich rede?
und ſpräche jemand — ſieh! ſo iſt er weg!
Unſichtbar iſt ſein Licht!
Sein Glanz iſt hinter Wolken dort!
Jetzt weht der Wind und läutert ſie.
Nun kommt von Norden Gold,
Eloahs furchtbar ſchöner Schmuck.
Der Mächtige: wir können ihn nicht finden.
Der groſſe, ſtarke Richter, unausſprechlich
in ſeiner Allgerechtigkeit.
Darum verehrt ihn Menſchen
kein Weiſer ſchaute ihn. —

E. Sie ſehen, wohin der junge Weiſe kommt, daß er für unmöglich erklärt, was eben jetzt geſchehn ſoll. Eben da er glaubt, daß die dunkle Wolke Menſchen und Gott ewig trenne, und ein Sterblicher des Unendlichen Stimme nie vernehmen werde, erſcheint Gott und redet. O wie verſchieden iſt Jehovahs von Elihus Rede. Schwaches, weitläuftiges Knabenwort iſt dieſe gegen die kurze, majeſtätiſche Donnerſprache

des

des Schöpfers. Er diſputirt nicht: eine Reihe lebendiger Bilder führet er vor, und umringt, betäubt, überwältigt Hiob mit ſeiner todten und lebendigen Schöpfung. *)

A. Jehovah ſprach zu Hiob vom Ungewitter hinaus:
er ſprach zu ihm:
Wer iſt der Mann, der Gottes Rath verdunkelt,
mit Worten ohne Wiſſenſchaft?
Umgürte deine Lenden wie ein Mann.
Ich will dich fragen, lehre mich.
Wo wareſt du,
als ich die Erde gründete?
Sag' an mir, wenn du's weißt!
Wer hat ihr Maas beſtimmet, weißt du es?
Wer zog die Meßſchnur über ſie?
Worauf ſtehn ihre Grundveſt' eingeſenket?
wer hat den Eckſtein ihr gelegt?
Im Chorgeſang der Morgenſterne,
und alle Kinder Gottes jauchzten drein.

E. Wir vergeſſen alle Phyſik und Erdmeſſung neuerer Zeiten, und betrachten die Bilder als alte Naturpoeſie der Erde. Wie ein Haus wird ſie gegründet, gemeſſen, das Richtmaas über ihr gezogen, und da ihre Grundveſte eingeſenkt, da ihr Eckſtein gelegt iſt, ſtimmen alle Kinder Gottes, ihre Schweſtern, die Morgenſterne einen Freudengeſang an, zur Ehre des Werk-

---

*) Hiob 38.

Werkmeiſters, zu Bewillkommung ihrer jungen Schweſter. Nun wird das Meer gebohren:

A. Wer ſchloß mit Schleuſen ein das Meer,
als es hervorbrach aus der Mutter Schoos?
Ich legt' die Wolk' ihm zum Gewande an:
in Dunkel windelt' ich es ein,
und richtet' meinen Rathſchluß drüber aus,
und ſatzt' ihm Thor und Riegel für:
und ſprach: „bis hieher komm' und weiter nicht.'
„Hier ſoll'n ſich brechen deine ſtürm'gen Wellen!„

E. Ich glaube nicht, daß je ein gröſſeres Bild von dieſem Element gegeben ſei, als da es hier Kind wird, und es der Schöpfer der Welt mit Windeln kleidet. Es bricht aus den Klüften der Erde, wie aus Mutterleibe, der Ordner aller Dinge redets als ein belebtes Weſen, als einen ſtolzen Erdbezwinger mit wenigen Worten an; und das Meer ſchweigt und gehorcht ihm ewig.

A. Geboteſt du in deinen Tagen
dem Morgenroth:
und wieſeſt ihren Ort an der Aurora,
daß ſie die Zipfel der Erd ergreif'
und ſchüttele die Räuber von ihr fort.
Wie Thon verwandelt ſich der Dinge Bild:
ſie ſtehen, wie mit Schmuck bekleidet, da.
Und den Verruchten wird ihr Licht entzogen;
zerbrochen wird ihr ſtolzer Arm.

E. Es iſt übel, daß man das Morgenroth nicht deutlicher, als Wächter, als einen Boten des Himmelsfürſten ausdrücken kann, der geſandt wird, die Rotte der Böſen zu verjagen. Welch ein andres Geſchäft, als das die Abendländer der Aurora geben! Es zeigt alte Zeiten der Furcht und des Raubes an, vorm Aufgange der Morgenröthe. *)

A. Biſt du gegangen in des Meeres Klüften?
Haſt in des Abgrunds Tiefen du gewandelt?
Und thaten ſich dir auf des Todes Thore?
Die Pforten der Vernichtung ſaheſt du?
Und deine Wiſſenſchaft reicht bis zur Erdenbreite?
Sag' an mir und du kennſt ſie ganz! —

Wo wohnt das Licht? wo iſt der Weg zu ihm?
Die Finſterniß? wo iſt ihr Ort?
Daß du ſie bis zu ihrer Grenz' ertappeſt:
Denn du weißt ja den Richtpfad' in ihr Haus!
Du weißt es, denn du wareſt damals ſchon gebohren,
und deiner Tage Zahl iſt groß! —

E. Alles wird hier perſonificirt: das Licht, die Nacht, der Tod, die Vernichtung. Dieſe haben ihren verriegelten Pallaſt: jene ihre Häuſer, ihre Reiche und Grenzen. Eine ganze poetiſche Welt und Weltbeſchreibung!

A. Biſt

---

*) Es iſt dies noch die Gewohnheit der Araber, vor der Morgenröthe auf den Raub auszugehn.

A. Biſt du gekommen in des Schnees Vorrathskammern?
und haſt des Hagels Schätze da geſehn?
die ich mir auf die Zeit des Drangs erſpare,
zum Kriegestage und zur Schlacht! —

E. Ironie gehet durchs ganze Gedicht. Gott fürchtet den Angrif ſeiner Feinde, und hat ſich droben Hagelgewölbe, als Rüſtkammern, gefüllt und bewahret. In den Wolken, wie in der Tieſe, wird Alles voll Dichtung —

A. Auf welchem Wege theilet ſich das Licht?
wenn es der Oſtwind auf die Länder ſtreut?
Wer ſpaltete des Himmels Waſſergänge?
und zog den Weg den Ungewitterwolken?
daß ſie auf Länder regnen, wo kein Menſch iſt,
auf Wüſten regnen, die Niemand bewohnt.
und ſättigen die Einöd' und die Wüſte,
und ſproſſen machen zartes junges Gras.

Wer iſt des Regens Vater?
Des Thaues Tropfen, wer hat ſie erzeugt?
Aus weſſen Mutterleibe ging das Eis?
Den Reif des Himmels wer hat ihn gebohren?
Die Waſſer bergen ſich und werden Stein,
Der Wellen Fläche legt in Feſſeln ſich. —

E. Reiche Poeſie über Himmel und Erde! Droben, wo ſich die Bäche des Lichts ergießen und ſie der Oſtwind über die Länder hinführet, wo der himmliſche Vater dem Regen Kanäle zieht und den Wolken ihre

Bahnen zeichnet. Unten wo das Waſſer Fels wird, und die Wellen des Meers in Eisfeſſeln gelegt werden. Selbſt der Regen, der Thau, der Reif bekommen Mutter und Vater. — Und jetzt kommt eine der ſchönſten erhabenſten Ausſichten der Welt.

A. Haſt du das ſchöne Siebenſtern gebunden?
Oder kannſt die Bande des Orions löſen?
Und führeſt zu ihrer Zeit des Thierkreis Stern' empor?
und führſt die Bärin auf mit ihren Jungen?
Weißt die Geſetze dort am Himmel droben?
und haſt ſie unten auf der Erd' entworfen? —
Kannſt bis zur Wolk' erheben deine Stimme?
und zu ihr gehn, bedeckt mit Waſſerfluthen?
Die Blitz' ausſenden und ſie gehn!
ſie ſagen dir: „hier ſind wir!„

Wer hat den Wolkenſchichten Sinn gegeben?
den Luft-Erſcheinungen Verſtand?
und zählt die Regentropfen weislich ab,
und läßt des Himmels Güſſe ſanft hernieder
und übergießt den Staub, daß er zuſammenläuft,
den Kloß, daß er zuſammenhängt. —

E. Die Beſchreibung der ſogenannten todten Schöpfung iſt hiemit geendet; aber hier iſt nichts todte Schöpfung. Schweſterlich zuſammen gebunden ſind die lieblichen Frühlingbringenden Sterne. Orion (oder wer das Geſtirn Cheſil ſei,) iſt der gegürtete Mann, und bringt Winter: die Zeichen des Thierkreiſes werden wie ein Kranz der Erde allmälich emporgeführt: der Vater des Himmels läßt am Nordpol die Bärin mit ihren Jungen weiden, oder (nach einer andern Mythologie und Leſart) die Nachtwandererin, eine Sternenmutter, die ihre verlohrne Kinder, untergangne Sterne ſucht, wird von ihm getröſtet: (vermuthlich indem er ihr neue Sterne, ſtatt der verlohrnen, herauſführt.) Wer in der Nacht den Bär ſich wenden ſieht, als ob er am Himmel weide mit ſeinen Jungen: oder wie der Gurt des Thierkreiſes mit ſeinen ſchöngeſtickten Bildern mit den Jahrszeiten allmälich heraufrückt, und alsdenn an die Zeiten denkt, da die nächtlichen Schäfer unter dem morgenländiſchen Himmel dieſe Bilder immer vor ſich hatten, und nach ihrer Hirten- und Vaterphantaſie belebten; dem, m. Fr., wird die Schönheit dieſer Stelle im Sternenglanz aufgehen, die überdem, ihrer kurzen Symmetrie nach, mit dem Binden und Löſen kaum überſetzt werden kann. So gehts auch mit der Stelle, daß Gott den tiefen Dunkelheiten, den irren Wolkenzügen und leeren Luftgeſichten Verſtand gebe; die perſonificirte Sinn- und Bilddichtung verſchwindet in einer andern Sprache. Alle dieſe Bilder, die Ausſendung der Blitze und ihre Antwort, der Gang Gottes in den Wolken, ſein Abzählen der Tropfen im Regen, die ſanfte und reichliche Herablaſſung derſelben, ſind ſo ſchöne Naturpoeſie —

A. Sie ſcheinen überhaupt ein Liebhaber dieſer Gattung; und unſre Kunſtrichter halten ſie doch für die todteſte Dichtkunſt. Man will ihr ſogar den Namen Dichtkunſt nicht gönnen, und nennt ſie eine kalte Beſchreibung unbeſchreibbarer Dinge und Geſtalten.

E. Wenn ſie das iſt, bin ich völlig der Meinung, daß ſie den Namen Poeſie nicht verdiene. Die elenden Beſchreiber, die den Frühling, die Roſe, den Donner, das Eis, den Winter mit den gemeinſten Zügen langweilig und kalt ſchildern, ſind weder gute Dichter, noch gute Proſaiſten. Die Naturpoeſie hat etwas anders als eine matte Beſchreibung einzelner Züge, auf die ſie ſich überhaupt gar nicht einläßt —

A. Und was hätte ſie ſtatt ihrer?

E. Dichtung. Sie belebt die Sache, ſie ſtellt ſie handelnd dar. Sehen Sie Hiob. Die Erde war ein Pallaſt, der ihr Hausvater den Eckſtein legte, und alle Kinder Gottes jauchzten drein. Der Ocean ward, wie ein Kind, gebohren und gewindelt: Das Morgenroth handelte, die Blitze ſprachen. Bild für Bild iſt eine neue Perſonendichtung: das macht nun die Poeſie ſo lebendig. Die Seele wird fortgeriſſen und denkt ſich die Gegenſtände ſelbſt mit, weil ſie ihre Wirkungen gewahr wird; lange Beſchreibungen brächten ſie eher davon ab und erſchlafften ihre Kräfte. Sie zeigten ihr elende

elende Wortlumpen, abgezogne, halbirte Schatten der Geſtalten, da ſie jetzt wirkliche Weſen vor ſich ſiehet.

A. Ja, Freund, wer kann und mag aber auch wie die Morgenländer dichten? Den Ocean als ein gewindeltes Kind, Zeughäuſer des Schnees und Hagels, im Himmel Waſſerkanäle — wer mag das?

E. Niemand ſolls: denn jede Sprache, jede Nation, jedes Klima hat ein eignes Maas und eigne Quellen ſeiner Lieblingsdichtung. Es zeigte elende Armuth an, wenn man von ſo entlegnen Völkern borgen wollte; aber denſelben Weg gehen, müſſen wir! und aus eben den Quellen ſchöpfen. Vor weſſen Auge und Empfindung ſich die Natur nicht belebt, zu wem ſie nicht ſpricht, wem ſie nicht handelt; der iſt nicht zu ihrem Dichter gebohren. Todt ſteht ſie vor ihm; und ſie wird auch in ſeinen Beſchreibungen todt ſeyn.

A. So hätten alsdenn die Zeiten der Unwiſſenheit groſſe Vorzüge vor denen, in denen man die Natur kennet und ſtudiret. Jene dichteten, dieſe beſchreiben.

E. Was Sie Zeiten der Unwiſſenheit nennen! — Alle ſinnliche Völker kennen die Natur, von der ſie dichten; ja ſie kennen ſie lebendiger und zu ihrem Zweck beſſer, als der Linneiſche Claßifikator aus ſeinem Bücherregiſter. Zum Ueberblick der Gattungen iſt dies unentbehrlich; es zur Fundgrube der Poeſie zu machen, und

aus

aus Hübners Reimregiſter zu dichten, wäre gleich viel. — Ich lobe mir jene Zeiten, da man die Natur, vielleicht in kleinerm Umfange, aber lebendig kannte, ſie mit dem geſchärften Auge der Empfindung, der Menſchenanalogie anſah und meiſtens anſtaunte.

A. Alſo kämen die Zeiten der Unwiſſenheit, in denen man anſtaunte, wieder.

E. Jede Zeit kann und muß ihren Begriffen von dem Syſtem der Weſen anſtändig dichten; oder wenn ſies nicht thut, muß ſie ſich wenigſtens getrauen, größere Wirkung durch ihre poetiſche Naturlüge hervorzubringen, als ihr die ſyſtematiſche Wahrheit gewähren könnte. Und ſollte, m. Fr., dies nicht oft der Fall ſeyn? Ich zweifle nicht, daß aus Copernikus und Newtons, aus Buffons und Prieſtlei Syſtemen ſich eben ſo hohe Naturdichtungen machen lieſſen, als aus den ſimpelſten Anſichten; aber warum hat man ſie nicht? Warum reizen uns die einfachen, rührenden Fabeldichtungen alter oder unwiſſender Völker immer noch mehr, als dieſe mathematiſch- phyſiſch- und metaphyſiſche Genauigkeiten? Nicht wahr, weil jene Völker in lebendiger Anſicht dichteten, weil ſie Alles, Gott ſelbſt, ſich gleichförmig dachten, die Welt zu einem Hauſe verengten, und in ihr alles mit Haß und Liebe beſeelten. Der erſte Dichter, der das auch in der Welt Buffons und Newtons kann, der wird, wenn Sie wollen, mit wah-

rern

rern oder wenigſtens umfaſſendern Begriffen die Wirkung thun, die jene mit ihren engen menſchlichen Fabeldichtungen thaten. Wir wollen wünſchen, daß ſo ein Dichter bald gebohren werde: und ſo lang er nicht da iſt, wollen wir bei den alten Völkern die hohen Schönheiten ihrer Dichtkunſt deßwegen nicht lächerlich machen, weil ſie unſre Phyſik und Metaphyſik nicht kannten. Manche ihrer Allegorieen und Perſonendichtungen enthalten mehr Einbildungskraft und ſinnliche Wahrheit, als dicke Syſteme; und Regung des Herzens verſtehet ſich von ſelbſt —

A. Die Naturpoeſie dünkt mich aber nicht ſo gar rührend?

E. Sanft und daurend rührt ſie allerdings, ja mehr als eine andre. Kann es eine ſchönere Dichtung geben, als die uns Gott ſelbſt in der Schöpfung dargeſtellt hat? die er uns durch alle Tags- und Jahrszeiten neu vorführet? Kann es eine wirkſamere geben, ſobald die Sprache uns nur einigermaaſſen an das, was wir ſind und genießen, wenn auch nur kurz und einſylbig, erinnert? Wir leben ja in dieſem groſſen Hauſe Gottes: unſre Empfindungen und Begriffe, Leiden und Freuden ſind alle daher. Eine Poeſie, die mir Augen giebt, die Schöpfung und mich zu ſehen, ſie in rechter Ordnung und Beziehung zu betrachten, überall höchſte Liebe, Weisheit und Allmacht zu erblicken, auch mit dem Auge meiner Phantaſie und in Worten, die dazu recht geſchaffen ſcheinen — eine ſolche Poeſie iſt heilig und edel. Welcher Unglückliche, der mit dem gröſten Tumult ſeines Herzens unter den Sternenhimmel tritt, wird nicht durch den hohen Anblick dieſer ſtillen, veſten, ewigen Lichter gleichſam wider Willen und unvermerkt beſänftiget! Fallen ihm nun die ſimpeln Worte Gottes ein: „Kannſt du die Bande der „ſieben Sterne zuſammenbinden?„ u. ſ. iſts nicht, als ob vom Sternenhimmel ihm Gott ſelbſt die Worte zuſpräche? Dieſe Wirkung hat jede wahre Naturpoeſie, die ſchöne Auslegerin der Natur Gottes. Ein Zug, ein Wort aus ihr erinnert oft an groſſe Scenen, und bringt uns ihre rührenden Gemälde nicht nur leibhaft vor Augen; ſondern führt ſolche unmittelbar zum Herzen, zumal wenn das Herz des Naturdichters ſelbſt ſanft und gut war: wie es denn beinah nicht anders ſeyn konnte.

A. Das Herz der Naturdichter wäre alſo immer ſanft und gut geweſen?

E. Der groſſen und wahren gewiß: ſonſt würden ſie die feinen Bemerker, die hellen und mächtigen Ausleger der Natur nicht geworden ſeyn. Eine Poeſie, die ſich allein mit menſchlichen, oft ſehr niedrigen und ſchlechten Handlungen beſchäftigt, die in unreinen Grüften des Herzens oft zu unreinen Zwecken, indeß lebhaft und

wirk-

wirkſam arbeitet, kann ihren Urheber wie ihre Leſer verderben: die Poeſie Gottes thut das nie. Sie erweitert das Herz, wie den Blick, macht dieſen ruhig und aufmerkſam, jenes wirkſam, frei und frölich. Sie ſchafft Liebe, Theilnehmung und Mitgefühl mit allem, was lebt; ja ſie übt den Verſtand, überall Naturgeſetze zu bemerken, und hat die Vernunft auf die rechte Bahn geleitet. Von der Naturpoeſie der Morgenländer gilt dies vorzüglich —

A. Auch von unſerm Kapitel Hiobs?

E. Allerdings. Es wäre thöricht, der Phyſik einzelner poetiſchen Vorſtellungen nachgraben oder ſie mit dem Syſtem unſres Tages vereinigen zu wollen, damit doch auch Hiob ſchon ſo gedacht habe, wie unſre Naturphiloſophen; aber die Hauptidee, daß Alles Ein Haus Gottes ſei, wo Er ſelbſt walte, wo alles nach ewigen Regeln, mit jedesmaliger Vorſicht im kleinſten Moment, mit Güte und Sinn geſchehe — der Hauptgedanke iſt unverkennbar groß und edel. Er iſt in Beiſpielen dargeſtellt, wo Alles zu Einem Zweck, dem Ganzen eilet. Die wunderbarſten Phänomene treten uns als Werke des immer ſchaffenden Hausvaters vor — geben Sie mir ein Gedicht, das unſre Phyſik, unſre Entdeckungen und Meinungen vom Weltbau, von den Veränderungen des Univerſum in ſo kurzen Bildern, mit ſo lebendigen Perſonificationen, mit ſo treffender

Ausle-

Auslegung, in ſo hinreißendem Plan der Einheit und Mannichfaltigkeit darſtelle, als dies ſchlichte Kapitel Hiobs; ich laſſe Ihnen dafür eine Epopee von Helden und Waffen liegen. Aber vergeſſen Sie nicht meine drei Hauptworte: Belebung der Gegenſtände für den Sinn, Auslegung der Natur fürs Herz, Plan im Gedicht wie in der Schöpfung für unſern Verſtand. Der letzte fehlt vollends gar den meiſten neuen Naturbeſchreibern —

A. Mich dünkt, Sie fodern Unmöglichkeiten. Wie wenig Plan iſt in den Scenen der Natur für uns überſehbar. Das Reich der allgewaltigen Mutter iſt ſo groß, ihr Gang ſo langſam, ihre Ausſichten ſo unendlich —

E. Daß deßwegen auch ein menſchliches Gedicht ſo groß, langſam und unüberſehbar ſeyn müſſe? Wem die groſſe Mutter keinen Plan, keine Einheit ihrer Gedanken weiſet: wer das Gewebe dieſer Penelope nur von der linken Seite anſieht: der ſchweige, der dichte nicht von ihr. Aber wem ſie den Schleier wegzog und ihr Angeſicht zeigte, der rede: der ſiehet überall Zuſammenhang, Ordnung, Güte, Gedanken. Sein Gedicht wird alſo auch wie die Schöpfung κοσμος, ein regelmäßiges Werk mit Plan, Umriß, Sinn, Endzweck ſeyn, und ſich im Ganzen ſo dem Verſtande empfehlen, wie durch einzelne Gedanken und Auslegungen

dem

dem Herzen, und dem Sinn durch der Gegenſtände Belebung. Alles iſt in der Natur gebunden; und für den menſchlichen Blick bindet ſich alles menſchlich. Tags- und Jahrszeiten ſind unſern Lebensaltern ähnlich; Länder und Climata der Erde bindet Ein Menſchengeſchlecht; Zeiten und Welten bindet Eine ewige Urſache, Gott, Schöpfer. Er wird das Auge der Welt in ihrer ſonſt unermeßlichen Leere; und eben dies Auge macht Alles zu Einem Angeſicht. Auch da kommen wir wieder nach Orient: denn ſie brachten in ihre Naturpoeſie, ſo arm oder reich dieſe ſeyn mochte, zuerſt Verſtandes-Einheit. Sie ſahen überall den Gott Himmels und der Erde. Das that kein Grieche, kein Celte, kein Römer: wie weit ſteht hierin Lucrez hinter Hiob und David! —

A. Sie denken ſehr morgenländiſch; inſonderheit mit ihren Perſonificationen. Leſen Sie unſre Kunſtrichter, wie ſparſam die ſolchen Schmuck anrathen.

E. Wenns Schmuck ſeyn ſoll, haben ſie Recht; ich rede aber von Seele, von Belebung. Nicht wahr, Oßian iſt kein Morgenländer, auch nicht einmal ein eigentlicher Naturſchilderer; und — alle Gegenſtände ſind bei ihm perſonificirt, voll Leben, voll Bewegung: ſei's Wind und Welle, oder gar der Bart einer Diſtel. Die Sonne iſt ihm ein raſcher Jüngling, der Mond ein Mädchen, der auch Schweſtern, andre Monden, am Himmel gehabt hat, der Abendſtern ein lieblicher Knabe, der kommt, blickt, und wieder weggeht — Kurz, Oſſian iſt in Perſonificationen Hiobs Bruder. Leſen Sie hier einige ſchöne Proben, und ich hoffe, er wird Sie mit den Perſonendichtungen Orients verſöhnen.

1.

Oßians Anrede an die untergehende Sonne.

Haſt du verlaſſen deinen blauen Lauf? *)
goldhaariger Himmels-Sohn.
Der Weſt hat ſeine Thore aufgethan:
da iſt das Bette deiner Ruh.
Die Wogen kommen zu ſchauen deine Schönheit,
ſie heben ihre zitternden Häupter auf:
ſie ſehen dich in deinem Schlafe lieblich
und zittern weg vor Furcht.
Ruh aus in deiner Schattenhöhl' o Sonne
und laß dein Wiederkommen in Freude ſeyn.

2.

An die Morgenſonne.

O du, die du droben rollſt, rund wie meiner Väter Schild,
woher ſind deine Stralen, o Sonne,
dein immerdaurend Licht?
Du trittſt hervor in deiner erhabnen Schöne;
da bergen die Stern' im Himmel ſich,
der Mond, kalt und blaß, ſinkt in die weſtliche Woge.
Du aber ſchreiteſt allein daher;
wer kann Gefährte ſeyn von deinem Lauf?

Die

---

*) Lauf iſt bei Oßian, wie auch in den Pſalmen, das gewöhnliche Wort für Thaten der Helden.

Die Eichen der Berge fallen:
Die Berge ſelber ſchwinden mit den Jahren:
es ſchrumpft das Meer zuſammen und wächſet wieder:
auch ſelbſt der Mond verliert am Himmel ſich;
nur du biſt immer derſelbe, dich erfreu'nd
im Glanze deines Laufs.

Wenn die Welt in Stürmen dunkel liegt:
wenn Donner rollt und es fliegt der Bliz;
denn blickſt aus Wolken du in deiner Schönheit nieder
und lachſt dem Sturm.

Doch ach! auf Oſſian blickeſt du umſonſt;
er ſieht nicht deine Stralen mehr,
ob jezt dein gelbes Haar auf Oſtes-Wolken flieſſe,
oder ob du zitterſt an des Weſtes Thor?

Vielleicht biſt du auch, gleich wie ich,
für eine Zeit,
und deine Jahre werden ein Ende haben.
Denn wirſt auch du in deinen Wolken ſchlafen,
ſorglos der Stimme des Morgens, die dich weckt.

Erfreu dich Sonne, jezt in deiner Jugend Kraft:
denn dunkel und unlieblich iſt das Alter.
Es iſt wie Mondes Schimmerlicht,
wenns durch gebrochne Wolken ſcheint,
und Nebel auf den Hügeln liegt;
der Hauch des Nords iſt auf der Ebene,
der Wandrer fährt zuſammen in Mitte ſeines Wegs.

3.

An den Mond.

Tochter des Himmels, ſchön biſt du!
Das Schweigen deines Angeſichts iſt freundlich.
Du trittſt hervor in Lieblichkeit.
Die Stern' erwarten deine blauen Tritt' im Oſten.
Die Wolken freun ſich, wenn du kommſt, o Mond
und ihre dunkeln Säume ſtehn vergüldet.

Wer iſt dir gleich am Himmel,
Tochter der Nacht?
Die Sterne ſind beſchämt, wenn du erſcheineſt,
ſie wenden ſchnell ihr funkelnd Auge weg.

Und wohin birgſt du dich von deinem Lauf
wenn Dunkelheit dein Antlitz deckt?
Haſt du auch deine Hall wie Oſſian?
und wohnſt daſelbſt in Grames-Schatten?
weil deine Schweſtern wohl vom Himmel fielen,*)
die ſich mit dir erfreuten einſt zu Nacht
und ſind nicht mehr.

Ja! ſie fielen, ſchönes Licht!
Und darum geheſt du ſo oft zu trauren.
Doch du, du ſelbſt wirſt auch einmal
zu Nacht ausbleiben,
und laſſen deinen blauen Pfad
am Himmel leer.

---

*) Fallen iſt bei Oſſian der gewöhnliche Ausdruck des Todes.

Denn werden ſie ihr dunkles Haupt erheben,
die Sterne, die du nun beſchämſt;
ſie werden denn frohlocken.

Noch biſt du ſchön mit deinem Glanz geſchmückt,
blick' her aus deinem Himmelsthor.
Zerbrich die Wolke, Wind, daß ſie da vor ſich ſchaue,
das Kind der Nacht:
daß Büſch' und Berge wiederglänzen,
und ſeine blauen Wogen roll' im Lichte
der Ocean.

4.

An den Abendſtern.

Stern der niederſteigenden Nacht!
Schön iſt dein Licht im Weſt.
Du hebſt dein ungeſchornes Haupt
aus deiner Wolk' empor
und ſtattlich iſt dein Tritt auf deinem Hügel.

Wornach blickſt du die Ebn' hinan?
Die ſtürmigen Winde haben ſich gelegt:
des Stromes Murmeln kommt von weitem her:
brüllende Wogen klimmen den fernen Felſen hinan;

des Abends Mücken ſind auf ihren ſchwachen Flügeln:
und auf dem Felde iſt das Sumſen ihres Laufs. *)

Wornach blickſt du, ſchönes Licht?
Doch du lächelſt und gehſt davon.
Die Wellen umringen mit Freude dich
und baden dein lieblich Haar.
Leb' wohl, du ſtiller Stral!

---

*) Sie haben auch Uebungen und Schlachten wie Krieger.

V.

Inhalt des Geſprächs.

Lebendige Schöpfung in Hiob. Hauptfarbe ihrer Bilder. Wo Hiob gelebt? Ob im Thal Gutte bei Damaſkus? Gründe für die Sprüche ſeines Buchs, als einer Weisheit der Kinder Edoms. Aegyptiſche Bilder im Buch. Ob der Verfaſſer deſſelben ein Aegypter geweſen? Umfang ſeiner Bilder. Ob Behemoth der Elephant oder das Nilpferd ſei? Ob Moſes das Buch geſchrieben? aus dem Arabiſchen überſetzt? bei Jethro gefunden? Wenn es nach Judäa gekommen? Ob es in der Ebräiſchen Poeſie nachgeahmt worden? Ob die hiſtoriſche Einleitung ſo alt, als das Buch? Ob der Satan dieſes Buchs ein Chaldäiſcher Begrif ſei? Von der gerichtlichen Denkart, die bei Hiob im Himmel und auf Erden herrſchet? Plan des Buchs, als einer Gerichtsverhandlung und eines Kampfs der Weisheit. Ob die Freunde Hiobs charakteriſtiſch gezeichnet? Ob ihre Reden einem Verfolg nach zuſammen geordnet ſind? Daß das Buch kein Drama in Auftritten, ſondern Conſeſſus einiger Weiſen ſei, nach morgenländiſcher Weiſe. Ob es ſich auf eine Geſchichte gründe? Dichteriſche Compoſition in ihm. Beilage, Entwurf derſelben.

Alciphron.

Ich bin auf den zweiten Theil der Anrede Gottes an Hiob begierig, wo alle Thierbilder auch mit Menſchenempfindung beſeelt ſeyn werden. Ich will leſen; legen Sie aus. Der König der Thiere tritt zuerſt auf:

Jagſt du dem Löwen ſeinen Raub?
und ſättigeſt der jungen Löwen Gier?
wenn ſie geſtreckt in Hölen liegen,
und lauren da im Hinterhalt.

Wer ſchafft dem Raben ſeine Speiſe?
wenn ſeine Jungen ſchreyn zu Gott,
und irren umher und finden keine Speiſe.

Bemerkeſt du die Zeit, wenn die Felsgems gebieret?
und nimmſt in Acht der Hirſche Mutterwehn?
und zählſt die Monden nach, da ſie noch tragen muß,
und weißt genau, wenn ſie gebiert?
Sie krümmen ſich und drängen aus die Jungen,
ſie drängen ihre Schmerzenkinder aus;
und es gedeihen ihre Kinder,
ſie mehren in der Wüſte ſich,
ſie gehen weg und kommen nie
zu ihren Müttern wieder. —

Eutyphron. Die Grauſamkeit des Löwen, die Häslichkeit des jungen Raben an Stimme und an Körper, für den Gott auch ſorgt, ſeine hier ſo kurzgemahlte krächzende Angſtſtimme ſprechen für ſich ſelbſt. Auch die Vaterzärtlichkeit Gottes, mit der er ſich der Gemſe des Felſen annimmt, haben wir ſchon bemerkt; ſehen Sie jetzt die Entſchädigung, mit der Gott ihr ihre Schmerzen vergilt: „ihre Jungen gedeihen bald und „machen ihr weiter keine Mühe.„ — Auch bei andern Thieren werden wir dieſen ſchonenden und erſtattenden Vaterſinn Gottes bemerkt finden. Das folgende Bild iſt gleich Zeuge.

A. Wer machte den Waldeſel frei?
und löſete ihm auf, der Knechtſchaft Bande?
Die Wüſte gab ich ihm zum Hauſe ein,
die unfruchtbare Wüſtenei zur Wohnung.
Da lachet er des Lärms der Stadt;
das Dranggeſchrei der Treiber hört er nicht:
Auf grünen Bergen ſucht er ſeine Weide;
wo grünes Gras iſt, ſpäht ers auf.

E. Mit wahrem Freiheitgefühl wird die Natur dieſes ſcheuen Thiers beſchrieben. Die unfruchtbare Wüſte iſt ſeine Wohnung; und es tauſcht nicht mit dem Lärm der Stadt; es darf, wie ſein dienender Bruder, des Treibers Stimme nicht hören. Aber nach den grünen Bergen ſchaut ſein Blick, das kleinſte Gräschen ſpähets auf: es lebt in der Wüſte kümmerlich und frei und frölich.

A. Wird dir der Waldochs dienen wollen?
wird er an deiner Krippe übernachten?
Spann' ihn einmal ins Seil ein, dir zu furchen,
verſuchs, daß er, dir nach, die Thäler ackre.
Verlaſſe dich auf ihn, weil er ſo ſtark iſt,
und trau ihm deine Arbeit an.
Vertrau ihm an, daß er dir deine Frucht zuführe,
daß er dir deine Tenne füllen ſoll.

E. Der wilde und zahme Ochs ſtehn hier gegen einander; jener wird die Arbeit dieſes nicht übernehmen.

Kurz;

Kurz, jedes Geſchöpf iſt für ſich erſchaffen, und lebt in ſeiner Weiſe glücklich. — Die drei ſchönſten Beſchreibungen kommen jetzt, des Straußes, des Roſſes, des Adlers: ſie beſchließen die ſieben Thierbilder prächtig:

A. Mit Luſtgeſchrei erhebt ſich ein froher Fittig dort:
Iſts Storches Flügel und Kiel?
Der Erde vertraut er ſeine Eier an,
legt über den Sand ſie, daß ſie der erwärmt,
und denkt nicht dran, daß ſie ein Fuß zertrümmre,
daß ſie zertret' ein wildes Thier.
Iſt hart auf ſeine Kinder: ſie ſind nicht ſein:
umſonſt iſt ſeine Geburtsmüh': doch er achtets nicht:
denn Gott ließ ihn vergeſſen nachzudenken,
Vorüberlegung theilt' er ihm nicht mit;
aber hebt er ſich und ſpornt ſich an zum Lauf,
verlachet er den Reuter und ſein Roß.

Gabſt Du dem Roß die Kraft?
und ſchmückteſt ihm mit fliegender Mähne den Hals?
Machſt es aufſpringen, wie die Heuſchreck ſpringt?
Sein prächtig Wiehern ſchreckt:
es ſcharrt die Erd' und freut ſich ſeiner Kraft.
Wenn es dem Waffenglanz' entgegen zeucht,
lacht es der Furcht und zittert nicht,
und kehrt nicht um, wenn es das Schwert erblickt.
Ueber ihm ſchwirrt der Köcher,
Lanzen und Spieſſe blitzen umher.
Mit Muth u. Zorn wühlts in den Boden und ſtampft,
und glaubt nicht, daß ſchon die Trommet' ertönt.

Die Trommet' tönt lauter; es ruft: Hui!
und ſchnaubt von fern in die Schlacht,
ins Kriegsgeſchrei der Führer, ins Feldgeſchrei! —

Iſts dein Verſtand, daß ſich der Habicht ſchwingt?
und ſpannt dem Winde ſeine Fittig' aus?
Iſts dein Gebot, daß ſich der Adler hebt
und baut ſein Neſt ſo hoch?
Er bewohnt den Felſen, übernachtet da
hoch auf der Felſenſpitz' in ſeiner Burg.
Von da erſpäht er ſich den Raub:
in weite Fernen blickt ſein Aug'
und ſeine Jungen ſchlurfen Blut,
wo ein Leichnam iſt, iſt Er.

E. Bemerken Sie das Stolze aller drei Beſchreibungen. Der Straus wird in ſeinem Aufſchwunge ſo triumphirend geſchildert, daß er für plötzlicher Bewunderung gar nicht genannt wird, und als ein Rieſe des Flugs mit Lauf und Luſtgeſchrei ſich ſelbſt mahlet. Seine vergeßliche Dummheit wird Weisheit des Schöpfers, mit der er bei ſeinem ſcheuen furchtſamen Leben in der Wüſte ihn gütig überdacht hat. Wäre er nachdenkender und weicher, ſo würden ihm ſeine zurückgelaſſenen Jungen wehthun; darum hat ihm Gott den Verſtand verſagt und ihm das wilde Luſtgeſchrei und ſeinen geflügelten Lauf gegeben. Die Beſchreibung des Roſſes iſt vielleicht die edelſte, die von dieſem Thier gemacht ward; ſo wie auch die Gegend, in der das

Buch

Buch geſchrieben iſt, die edelſten Pferde hatte. Es iſt hier, wofür es auch die Araber anſehn, ein verſtändiges, muthiges, kriegeriſches Weſen, der Theilnehmer des Siegs: ſein Wiehern gehört mit ins Schlachtgeſchrei der Helden. Der Adler endlich in ſeinem aufſteigenden Fluge, mit ſeinem Königsblick, in ſeiner Königsburg, in ſeiner Blutgier, in ſeiner räuberiſchen Allgegenwart beſchließt: ein König des gefiederten Reichs, wie der Löwe als König der Erdenthiere anfieng. Behemoth und Leviathan, die Waſſerungeheuer, folgen.

A. Ich will dieſe für mich leſen; geben Sie mir lieber Aufſchluß vom ganzen Sinn des Vorführens dieſer Bilder, vom Faden der Geſpräche des Buchs, und wo möglich auch von der Zeit und dem Ort, wo der Verfaſſer lebte.

E. Alſo vom Ort, wo der Verfaſſer lebte. Aber wo wiſſen wir den, wenn wir den Verfaſſer nicht kennen? Es muß alſo dabei bleiben, wo etwa die Scene des Buchs liegt? Wo Hiob gewohnet? Iſt die hiſtoriſche Einleitung dieſer Gedichte alt und glaubwürdig, (und ſie iſts doch mehr, als neuerfundne Nachrichten) ſo hat er im Lande Uz gewohnt; wo lag dies Ländchen Uz?

A. Es ſoll das angenehme Thal Gutte um Damaskus geweſen ſeyn.

E. So iſt die Einleitung des Buchs mit dem Buch ſelbſt nicht einſtimmend: denn hier kommen offenbar keine Syriſche, ſondern Arabiſche und Aegyptiſche Scenen vor. An nichts, was Syrien unterſchiede, wird in allen Gedichten gedacht: und doch iſt auch dies Land ſo reich an eignen Naturſcenen. Wir geben alſo dieſen Schauplatz, der ſich überhaupt nur auf eine ſpäte mündliche Benennung gründet, auf und unterſuchen nach eigner Angabe der Ebräiſchen Schriften. — Kennen ſie außer Uz, der Damaskus erbauet haben ſoll, keinen? Leſen Sie 1 Moſ. 36. 28.

A. Alſo auch einer der Kinder Edoms hat dieſen Namen.

E. Und wohin ſezt Jeremias die Tochter Edoms? *)

A. „Tochter Edoms, die du wohneſt im Lande Uz.„

E. Klärer kann nichts ſeyn. Und woher ſind die Freunde, die Hiob beſuchen, die ihm alſo in der Nähe leben? Sowohl Eliphas als Theman ſtehen unter den Eſaus-Söhnen **) ſchon bei Moſes; in vielen andern Stellen der Propheten ***) iſt Theman als ein Land oder eine Stadt Edoms voll klugen Raths und weiſer Gedanken bekannt; gerade wie Eliphas ſich hier zeiget.

Bildad

---

*) Klaglied. 4, 21.

**) 1 Moſ. 36, 11. 12.

***) Jer. 49, 7. Obad. 8, 9.

Bildad von Suah, Zophar von Naemah, Elihu aus Buz ſind alle aus den Gegenden oder der Nachbarſchaft Idumäas. Suah war ein naher Verwandter von Dedan *) und Dedan wohnte nah an Idumäa. Die andern Städte **) werden auch dahin geſezt, und überhaupt ſind die Sitten des Buchs Idumäiſch, Arabiſch.

A. Sollte in Idumäa ſo frühe ſolche Aufklärung geweſen ſeyn?

E. Wäre das nicht, ſo hätte der Dichter ſchlecht eingeleitet, weil er die Scenen des Gedichts dem Ort und der Zeit nicht gemäß darſtellte; mich dünkt aber, das wußte er beſſer als wir. Wenns auf uns ankäme, läugneten wir das Buch ganz ab und ſagten: in ſo alte Zeiten, in ſo rauhe Gegenden har ſo viel Weisheit, ſo viel Naturkenntniß nimmer gehöret. Und doch wären mehrere Propheten offenbar gegen dieſe Abläugnung —

A. Welche Propheten?

E. Die noch zu ihrer Zeit, da Edom ſchon oft unterjocht war, dies Ländchen als einen Winkel Morgenländiſcher, d. i. Arabiſcher Weisheit betrachten: die Klugen von Theman, die Weiſen Edoms ſcheinen ein gewöhnliches Sprüchwort. ***). Nun wiſſen wir, worinn

---

*) 1 Moſ. 25, 2. 3. Jer. 49, 8. Ezech. 25, 13.

**) Joſ. 14, 21. Jer. 25, 23.

***) Jer. 49, 7. Obad. 8. 9.

worinn die morgenländiſche, d. i. Arabiſche Weisheit beſtand? in Poeſien, Sprüchen, erhabnen Bildern und Räthſeln, wie dies Buch ſie darſtellt. Es zeigt ja ſelbſt auch von ſeinem Schauplatz: denn die Scene und Sitten ſind ganz Edomitiſch. Hiob iſt ein Emir, wie wahrſcheinlich auch ſeine Freunde und wie die Edomsfürſten gleich in den Büchern Moſes hergenannt werden. Jordan iſt bei ihm der Name eines Stroms. Endlich die Moſaiſchen Geſetze kennt das Buch gar nicht; es iſt voll gerichtlicher Ideen, aber alle nach der Geſtalt eines morgenländiſchen Emirs-Gerichtes. Dieſe Denkart geht vom erſten bis zum lezten Kapitel und iſt des Buchs Seele —

A. Es hat aber auch ſo viel Aegyptiſche Bilder: vom Nilſtrom, der hier, wie in Aegypten, das Meer genannt wird, vom Papierſchilf, dem Krokodill, den Inſeln der Verſtorbnen —

E. Laſſen Sie mich fortfahren: dem Behemoth, der wahrſcheinlich das Nilpferd und nicht der Elephant iſt, den Gräbern der Könige, (die Elephantiaſis nicht zu vergeſſen;) aber was hindert das? In Aegypten hat Hiob gewiß nicht gelebt, oder mit andern Worten, die Scene und Denkart des Buchs iſt gar nicht Aegyptiſch. Die Mythologie, die durch alle dieſe Gedichte herrſcht, iſt hebräiſch oder orientaliſch, (wenn ich das lezte Wort nehmlich für den Hauptbegrif der mit dem Hebräi-

Hebräiſchen verwandten Sprachen nehme.) Die Ideen von Gott, der Welt, der Weltentſtehung, dem Menſchen, dem Schickſal, der Religion ſind hebräiſch oder orientaliſch, wie ſie ſich in keiner Sprache der Welt, als in dieſer, formen lieſſen. Wenn Sie dies nicht aus unſern bisherigen Geſprächen gefunden hätten: ſo könnten Sies auf allen Blättern des Buchs finden. Alſo bleiben die Aegyptiſchen Bilder blos Aegyptiſche Bilder d. i. ein fernhergeholter Reichthum. Es iſt unverkennbar, daß im ganzen Buch dieſe Art von Aſiatiſcher Pracht auch in Gleichniſſen und Känntniſſen herrſchet. Wir werden zu einer andern Zeit den ganzen Schatz Orientaliſchen Reichthums in einem Gedicht finden, wo wirs am wenigſten erwarten, in einem Lobgedicht auf die Weisheit; und ſo iſts mit einer Reihe andrer Beſchreibungen. Sie ſtehen des Seltnen und der Gelehrſamkeit wegen da; beim Straus, dem Behemoth, Leviathan iſt das unläugbar. Wären die beiden letzten Thiere dem Lande, wo Hiob wohnte, gewöhnlich geweſen, ſo könnten ſie unmöglich ſo rieſenhaft und feierlich beſchrieben werden; eben aber als fremde Ungeheuer und Wunderthiere treten ſie auf: das iſt der Zweck ihrer Erſcheinung.

A. Alſo könnte man ziemlich den Kreis beſtimmen, der dem Verfaſſer dieſes Buchs bekannt, und was ihm in demſelben fremd und nahe war?

E. Ziemlich. Die Lebensart, der Reichthum, das Gerichtſitzen, die Glückſeligkeit der Emirs iſt ihm eigen: darauf iſt alles gebauet. Das Opfern iſt ihm bekannt; aber ein patriarchaliſches Opfern, denn Hiob verrichtets ſelbſt, der Vater des Hauſes. Arabiſche Wüſten, verſiegende Bäche, ziehende Horden und Karavanen ſind im Buch die gewöhnlichſten Bilder. Räuberbanden, Hölenbewohner, Löwen und Waldeſel, die Blutrache, alle Formalitäten des Aſiatiſchen Gerichts — eine Reihe andrer kleiner Umſtände, die ſchwer zu erzählen ſind, zeigen ſämmtlich für die Gegend, in die ſowohl die 70, als der hiſtoriſche Einleiter das Buch ſetzen, Idumäa. Gegentheils, die Schätze Mohrenlandes, die Seltſamkeiten Aegyptens ſtehen offenbar als ein Schmuck ferner Gelehrſamkeit da; Leviathan und Behemoth endlich ſind die Herkuls-Säulen am Ende des Buchs, das non plus vltra einer andern Welt.

A. Sie hielten den Behemoth für das Nilpferd; und die gemeine Meinung hält ihn doch für den Elephanten.

E. Ich mag die neueſte gemeine Meinung nicht ändern; aber die ältere gemeine Meinung hielt ihn für den Rhinoceros, und nicht blos anſehnliche Autoritäten, ſondern offenbare Züge der Beſchreibung ſind für ſie. Ein Flußthier muß es ſeyn, denn es wird als eine Seltenheit angeführt, daß es auch Gras freſſe wie die

Ochſen.

Ochſen, daß auch die Berge ihm Nahrung geben, und die Thiere des Feldes um ihn ſpielen. Im Rohr ſchläft es, in den Sümpfen am Ufer liegts verborgen, welches ſich nicht auf den Elephanten paſſet. Es gehet dem Strom entgegen, als wolle es ihn mit dem Munde austrinken — offenbar alſo ein Thier des Waſſers. Seine Kraft iſt in den Lenden, ſeine Stärke im Nabel ſeines Bauchs, wo eben der Elephant am ſchwächſten iſt. Seine Knochen ſind eherne Röhren: ſein Rückgrad eine eiſerne Stange: der ihn gemacht hat, verſah ihn mit einer Harpune; welches des Nilpferds ſpitzige, hervorgereckte Zähne ſind, und bei dem Elephanten nicht ſtatt finden. Da überdem der Name Behemoth wahrſcheinlich ſelbſt der Aegyptiſche Name des Meerochſen, P-Ehe-Moûth iſt, (hier nur nach Ebräiſcher Art ausgedruckt, wie Ebräer und Griechen alle fremde Namen umbilden:) da er ferner mit dem Krokodill zuſammen, den Landthieren, die in einer eignen Rede vorgeführt worden, gegenüber ſtehet, und als ein fremdes Ungeheuer, wie die Morgenländer alle Waſſergeſchöpfe betrachteten, den Trupp ſchließt: ſo dünkt mich, hat dieſe Meinung überwiegende Wahrſcheinlichkeit, und wird zeitig gnug wieder herrſchende Meinung werden. Leſen Sie **Bochart, Ludolf, Reimarus**; und ich glaube, die Beſchreibung iſt ſo paſſend, als ſie es von einem fremden Wunderthier nur ſeyn könnte.

A. Aber der Rüßel, den er wie eine Ceder von ſich ſtreckt?

E. Von keinem Rüßel iſt hier die Rede, ſondern vom Schwanze; auch nicht die Länge der Ceder iſt der Punkt der Vergleichung; ſondern die Krümmung, wie die Ceder ihre Aeſte krümmet. Dies Krümmen iſts eigentlich, was auch die ältern Verſionen ausdrückten; und dies Bild iſt eben für das plumpe Waſſer-Ungeheuer. Aber gnug: wer, denken Sie, hat das Buch geſchrieben?

A. Man ſagt: Moſes, da er bei Jethro war.

E. Es thut mir leid, daß ich mich abermals von dieſer ziemlich allgemeinen und alten Meinung nicht überzeugen kann. Ich ſchätze Moſen auch als Dichter hoch; aber Dichter dieſer Gedichte iſt er wahrlich nicht, oder Solon hätte die Iliade und die Eumeniden des Aeſchylus geſchrieben. — Ich kann mich rühmen, den Genius der Moſaiſchen und dieſer Poeſie unbefangen ſtudirt zu haben: ich rechne auch alles dazu, was Veränderung der Umſtände, der Jahre, der Geſchäfte thun mögen; immer ſtehen ſie mir aber noch wie Oſt und Weſt aus einander. Hiobs Dichtkunſt iſt ganz משל kurz, ſinnreich, ſtark, heroiſch, immer (möchte ich ſagen) auf dem höchſten Punkt des Ausdrucks und Bildes. Moſes Dichtkunſt iſt auch in den erhabenſten Stellen verfloſſener, ſanfter; ja gerade die Eigenheiten in Moſes Styl und in der Stellung ſeiner Bilder ſind dieſem Buch fremde. Die Stimme, die hier tönt, ſchallt rauh und abgebrochen zwiſchen den Felſen hervor, und kann ſich unmöglich in dem platten, flachen Aegypten gebildet haben: es iſt die Denkart eines Arabers, eines Idumäers, ſowohl im Umkreiſe der Bilder als in jenen kleinen Lieblingszügen, die eben am meiſten charakteriſiren. Die Phantaſie des Dichters bildet ſich in ſeiner Jugend, und wie ſie ſich da gebildet hat, bleibt ſie, zumal in den Grundſtrichen, die frühe Eindrücke bezeichnen. Hiob iſt ſo voll von hausväterlichen und gerichtlichen Bildern morgenländiſcher Emirs, die er auch auf Gott anwendet, daß man ſiehet, in dem Kreiſe war er erzogen und gebildet; davon ſahe Moſes in Aegypten nichts, und keiner ſeiner Vorfahren war auf dieſe Weiſe ein morgenländiſcher Fürſt geweſen. Die ganze Denkart war ihm alſo fremde, und es wäre ein wahres Wunder, wenn er neben ſeinen Gedichten, Geſetzen und Verfaſſungen auch dieſe Samm-ung Gedichte, nach der Seele eines ganz andern Völkerſtamms, einer völlig andern Lebensweiſe, kurz einer hm fremden Welt hätte dichten ſollen. Wenn ich einzelne Stücke durchgehen wollte, hätte ich hierüber lange zu reden; Sie können aber leicht dieſe Punkte der Vergleichung ſelbſt finden.

A. Wie aber? wenn Moſes dies Gedicht, als er bei Jethro war, aus dem Arabiſchen überſetzt hätte?

E. Ich ſähe es gern, wenn es durch ihn unter die Hebräer gekommen wäre; wie beweiſen wirs aber? Nach meiner Meinung iſt das Buch nicht überſetzt, ſondern Ebräiſch geſchrieben; ich wüßte nicht, was für ein Grund da wäre, es für überſetzt zu halten. Es nähert ſich der Dichtkunſt der Araber, ſo wie Idumäa dicht an Arabien lag, und ſich alſo Sitten und der Geiſt der Dichtkunſt natürlich miſchten; weiter finde ich nichts, was dieſe Hypotheſe begünſtigt. Vielmehr die ſtärkſten Originalſtellen des Buchs ſind ihr entgegen.

A. Wenn Moſes es alſo wenigſtens bei Jethro gefunden hätte? —

E. Daß Sie ihn doch bei Jethro's Schafen nicht müßig wollen ſeyn laſſen! Und doch muß ich ſagen, daß auch dieſe Meinung, ſo gern ich ſie hätte, mir unwahrſcheinlich vorkommt. Wäre dies Buch, von Moſes Anſehen bekräftigt, in die Hände der Ebräer gekommen; wir würden, da es eine Sammlung ſo unvergleichlicher Bilder und Gedichte iſt, viel mehrere Spuren der Nachahmung deſſelben in den Ebräiſchen Dichtern entdecken, als jetzt merkbar werden. Wie drängen und drücken ſich die Propheten! wie borgen ſie von einander Bilder in einem ziemlich engen Kreiſe, und führen ſie nur, jeder nach ſeiner Art, aus. Dieſe alte ehrwür-

ehrwürdige Pyramide ſteht im Ganzen unnachgeahmt da, und iſt vielleicht unnachahmbar.

A. Mich dünkt, es gebe Nachahmungen in den Pſalmen —

E. Nachahmungen einzelner Stellen und Bilder vielleicht; ſehen Sie aber auch eben zu Davids Zeiten keinen nähern Weg der Bekanntſchaft Iſraels mit Edom, als zu Zeiten Moſes?

A. David unterjochte Edom.

E. Und dem Moſes verſagten ſie ſogar den Durchzug. Es war auch gar nicht in der Denkart Moſes, von den benachbarten Völkern Kanaans Bücher oder Begriffe der Religion zu borgen, da er vielmehr ſein Volk, wo möglich in allem, abſondern wollte. Zu Davids Zeiten war die Sache anders. Als er ſeinen Schuh Edom als einem Knecht zuwarf: da ſtanden ihm, wie die veſten Städte, ſo noch vielmehr die etwannigen Schätze der Wiſſenſchaft des Landes zu Befehl, und der König, der ſich eine größere Ehre aus ſeinen Liedern als aus ſeiner Krone machte, wird ſich wahrſcheinlich um dieſelbe bekümmert haben. Hier kam alſo auch dies alte Weisheit- und Lobgedicht auf die beharrende Gottesfurcht eines ihrer alten Emirs in ſeine Hände, und vor allen wars werth, von einem Fürſten und Hausvater, wie David, geleſen zu werden. Wenn er alſo in ſpätern Pſalmen (denn in dieſen ſind etwa ähnliche

Ausdrücke merkbar) ihm nacheiferte: ſo bewieſe dies, daß auch Er die hohe Poeſie deſſelben empfunden, und mit ſeiner Idyllenpoeſie vermählt habe. So gar viel eigentlich nachgeahmte Stellen werden mir aber auch in den Pſalmen nicht ſichtbar; noch weniger in den Propheten; und Ezechiel iſt der Erſte, der den Namen Hiob, und zwar hinter Noah und Daniel, nennet. Kurz, m. Fr., ich folge der älteſten Nachricht, die wir von dieſem Buch haben; ſie iſt der Ueberſetzung der 70. beigefügt, und heißt alſo: „Dies Buch iſt aus dem Syriſchen (aus einer Handſchrift mit Syriſchen Buchſtaben) überſetzt. In der Landſchaft Auſitis, an den Grenzen von Idumäa und Arabien, hatte Hiob gelebt: ſein Name war Jobab. Er war von Vaterſeite aus den Kindern Eſaus, der fünfte von Abraham. Die Könige Edoms nehmlich waren Balak, der Sohn Beor, Jobab, der Job heißt u. ſ. Die Freunde, die zu ihm kamen, waren Eliphas, ein Edomit, Fürſt von Theman, Baldad, Emir von Suah, Zophar, König der Minäer.„ Ganz aus der Luft gegriffen mag dieſe Nachricht nicht ſeyn, da ihr auch nichts im Buch widerſtreitet; ob man freilich auch ſagen könnte, ſie ſei aus Aehnlichkeit des Lauts im Namen Job und Jobab entſtanden, und alſo nur auf das Geſchlechtregiſter der Edomiten bei Moſes gegründet. Etwas Gewiſſes wird in Dingen ſo hohen Alterthums nie her-

ausge-

ausgebracht werden; es iſt auch zum Verſtändniß des Buchs nicht nöthig. —

A. Halten Sie denn die hiſtoriſche Einleitung mit den Gedichten gleich alt?

E. Zuweilen habe ich daran gezweifelt; ich fand aber auch meine Zweifel unwichtig. Die erſten Kapitel ſind mit einer patriarchaliſchen Einfalt, mit einer ſo hinreißenden Kürze, einer ſo ſchweigenden Erhabenheit geſchrieben, daß ſie des Verfaſſers der Poeſien ganz werth ſind: ja die Scene des erſten Kapitels iſt offenbar der Grund des ganzen Buches.

A. Aber Satan? ein ſo ſpäter Begrif! —

E. Wie hier Satan erſcheint, halte ich ſeine Vorſtellung für uralt. Auch Er iſt unter den Engeln, d. i. unter dem Hausgeſinde des oberſten Fürſten. Ausgeſandt die Welt zu durchforſchen und Nachricht zu bringen, handelt er ſeinem Amt gemäß, und Gott lenkt ihn ſelbſt auf Hiob. Er geht nicht weiter, als Gottes Wink gebeut, und auch dies thut er nur als Probe. Gott behält Recht, freilich lange auf Hiobs Koſten; und am Ende des Buchs iſt von keinem Satan mehr die Rede. Sie ſehen, dieſer Begrif von ihm, als einem Engel unter Gottes Sendung iſt ſo ganz vom ſpäten Chaldäiſchen Begrif deſſelben unterſchieden, daß ich mich über Heath u. a. wundere, die ſeinetwegen das ganze Buch zu einem Chaldäiſchen Buch haben machen wollen. Das ſchießt ſehr fern vom Ziele. Der Chaldäiſche Satan iſt Ormuzd entgegen, die primitive Urſache alles Böſen. Nicht einmal dem Typhon der Aegypter oder dem, was die Alten den böſen Genius eines Menſchen nennen, möchte ich dieſen Satan vergleichen; er iſt nichts als Gerichts-Engel Gottes, ein Bote zur Ausforſchung, zur Züchtigung, zur Strafe. Ich habe Sie ſchon aufmerkſam gemacht, was für eine gerichtliche Denkart durch dies ganze Buch herrſcht. —

A. Sie wundert mich.

E. Warum? Jede Zeit, jede Nation bringt ihre Sitten in den Himmel und in den Orkus. Wie der Geſichtspunkt im erſten Kapitel angegeben wird, daß Gott im Himmel als Emir ſitzt, und zu gewiſſen Zeiten ſeine Knechte, die Engel um ſich verſammlet, um von der Erde Nachricht zu erhalten: wie Satan als Gerichtsdiener geſandt wird, Hiob zu prüfen, ob er auch ein ächter Anbeter Gottes ſei, und ſich treu zu ſeiner Parthei halte: ſo ſitzt dieſer im ganzen Buch als ein Geſtrafter da, der nicht verhört worden, als ein Gekränkter, dem Unrecht geſchehen ſei. Er wünſchet nur ſeinen Richter zu ſehn, und ſeine Sache ihm ſelbſt vorzulegen: ſeine Freunde ſind Advokaten Gottes, die ſich des oberſten, mächtigen Richters gegen ihn den Verurtheilten annehmen, und Ausflucht ſuchen hie und da. Zuletzt erſcheint der Fürſt ſelbſt, und ſtellt Hiob

maje-

majeſtätiſch zur Rede. Hiob ſchweigt, und ihm geſchieht Erſtattung, reichliche Vergütung des Unrechts. Das iſt der Plan des Buchs.

A. Ich wünſchte ihn ausgeführt zu leſen.

E. Ich habe einige Reihen darüber entworfen; wollen Sie ſie leſen? Sie werden den Faden des Geſprächs und die Charaktere der Redenden mit bemerkt finden.

A. Alſo iſt doch eine Zuſammenordnung unter den Redenden, ein Faden und Fortgang der dargeſtellten Verhandlung merkbar?

E. Allerdings; nur nicht nach unſrer Weiſe. Hiob fängt mit ſeiner Klage an: *) die drei Gegner bringen ihre Rede vor: er antwortet. Dieſes Zuſammentreffen geſchieht dreimal, **) nur daß beim dritten Satz Zophar fehlet. Jetzt bleibt Hiob, der gegen ſie recht behielt, allein auf dem Kampfplatz, und bringt ſeine Sache in Sprüchen vor, die gewiß mit zu den ſchönſten Stellen des Buchs gehören. ***) Er malt ſeinen vorigen Zuſtand der Glückſeligkeit, ſeinen jetzigen Zuſtand des Jammers, und ſeine Unſchuld ſo ſchön und rührend, daß er ſelbſt am Ende der Rede wünſcht:

Ach, daß ich einen hätte, der mich höret!
Ich ſprach itzt mein Vertheidgungswort;

o daß

---

*) Kap. 3.

**) Kap. 4:14. 15:21. 22:26.

***) Kap. 27:31.

o daß der Mächtige antwortete darauf,
und jemand meine Sach' in Schrift verfaßte!
Als Mantel würd' ich ſie auf meine Schulter legen,
als Diadem ſie mir um meinen Turban winden.
Ich wollt' ihm alle meine Schritte ſagen,
vor ihm erſcheinen, als ein Held.

Als ſolcher ſtehet er auch hier wirklich, und läßt den Elihu reden: *) bis Gott erſcheinet, als Fürſt und als Weiſer. **)

A. So wäre das Buch eine Art von Drama?

E. Ein Drama nach unſern Begriffen nicht; wie war auch ein ſolches über dieſen Gegenſtand möglich? Hier ſteht alles ſtill in langen Sprüchen und Reden. Die Geſchichte vorn und hinten iſt offenbar nur Prologus und Epilogus, Eingang und Ausgang. Doch ich will über das Wort nicht ſtreiten. Abtheilung iſt in den Reden; mich dünkt aber auch, bei ihr wird das Wort Scene, Auftritt ganz gemißbraucht. Conſeſſus einiger Weiſen iſts, die pro und contra die Sache der Gerechtigkeit des oberſten Weltmonarchen verhandeln, ein Kampf der Weisheit über Gottes und Hiobs Sache; kein Drama —

A. Sie glauben alſo, daß ſich das Buch auf eine Geſchichte gründe?

E. Das iſt mir gleichgültig. Seine ſtarke und tiefe Poeſie machts zu einer Geſchichte, wie es wenige giebt:

---

*) Kap. 32-37. **) Kap. 38-42.

giebt: es wird die Geſchichte aller leidenden Rechtſchaffenen auf der Erde. Auch iſts mir angenehm zu denken, daß ein Mann wie Hiob gelebt, daß er eine ſo ſtarke Seele, einen ſo erhabnen Geiſt erwieſen habe, als dies Buch zeiget. Es iſt ihm alsdenn das ewige Denkmal, das er ſich wünſchte: ein Denkmal mehr als in Erz gegraben, mehr als in Fels gehauen. Es iſt mit ſtarken Sprüchen in menſchliche Herzen geſchrieben, mit ewigen Bildern auf die Tafel der Nievergeſſenheit verzeichnet. —

A. Aber alle Reden, wie ſie da ſind, Gottes Gericht und Erſcheinung, Satan und der Inhalt der meiſten Bilder ſind doch nicht Geſchichte? Wer könnte ex tempore ſolche Reden halten? dazu ein gequälter? —

E. Die Compoſition iſt Gedicht von Anfang bis zu Ende: daran iſt kein Zweifel: aber ein Gedicht, das ſich überall der Natur nähert. Die Morgenländer lieben ſolche gelehrte Conſeſſus, lange Reden in geflügelten Sprüchen, die ſie geduldig aus- und anhören, und denn in eben der Weiſe beantworten. Dies משל iſt ihre Weisheit, der ſtolze Schmuck ihrer Rede- und Dichtkunſt. In die Neigung derſelben, geflügelte Sprüche zu hören und Weisheitskämpfe zu feiern, ſetzte ſich der Dichter, und ſchrieb dieſen Kampf leidender Tugend, überwindender und überwundner Menſchen-

weis.

weisheit. Wie viel davon Geſchichte ſei d. i. wirklich und auf einmal möge ſeyn geſprochen werden? nutzt uns zu wiſſen gar nicht. Der Dichter hat alles erhöhet und zu Einem Ganzen komponirt, das vielleicht als die älteſte Kunſtcompoſition der Welt daſteht.

A. Ich freue mich darauf; denn auch die Materie ziehet mich an, wie die älteſten Weiſen von der Vorſehung Gottes, und dem Menſchenſchickſal geredet haben.

E. Zum letzten müſſen wir erſt die morgenländiſchen Traditionen, von des Menſchen Schöpfung und ſeiner Beſtimmung, für ſich betrachten. Wir werden dabei in einen Garten ſchöner poetiſcher Ideen kommen, und bemerken, was aus ihm etwa an Blumen und Früchten in den Kranz ſpäterer Poeſie gelangt ſei? Haben Sie Luſt dazu? Den Werth, den die Morgenländer und alle ſinnliche Völker auf ſolche Sagen der Vorwelt, auf Sprüche, Namen und Nachrichten der Väter ſetzen, wiſſen Sie; die älteſte Poeſie, auch die Denkart dieſes Buchs hat ſich ganz darnach gebildet.

A. Ich begleite Sie gern in dieſen Garten hebräiſcher Urwelt.

E. Hier iſt das Blatt über Hiob, an das ich dachte.

Einige Züge des Buchs Hiob, als Compoſition betrachtet.

Im Buch iſt eine zwiefache Scene, im Himmel und auf der Erde. Oben wird gehandelt, unten geſprochen; das Untere weiß den Sinn des Obern nicht, deßwegen räth es hin und wieder — das tägliche Verhältniß aller Philoſophien und Theodiceen der Welt.

Der Gegenſtand des Buchs iſt ein Leidender, ein unſchuldig- und ſogar körperlich Gequälter. Ihm verzeiht man alle Klagen und Seufzer: denn auch ein Held ächzet bei körperlichem Schmerz. Er ſiehet den nahen Tod vor ſich, und wünſcht ihn: ſein Leben iſt verbittert; warum ſollte er nicht ächzen?

Hiob leidet als der Ruhm und Stolz Gottes: ſeine Plagen ſind verhänget, das Ehrenwort des Schöpfers über ihn zu bewähren; kanns einen edlern Geſichtspunkt menſchlicher Leiden geben? Dieſer große Umriß des Buchs iſt Theodicee des Weltmenſchen; nicht die einzelnen Rechtfertigungen aus dem Munde der Weiſen der Erde, obwohl auch von dieſen viel Schönes geſagt wird.

Alles aber, was ſie ſagen, tröſtet nicht; ja es erbittert. Hiob übertrift ſie in Schilderung der Macht und Weisheit Gottes, und bleibt doch elend — ein gewöhnliches Bild des Troſtes der Erde. Ihr Schauplatz iſt zu eng und umhüllet: ſie ſuchen Gründe im Staube, da ſie ſie über den Sternen ſuchen ſollten; und wer von ihnen reichte dahin? Keiner

vermu-

vermuthet nur, daß das der Grund der Leiden Hiobs war, was hier das erſte Kapitel ſagt. *)

Wie wird des Unglücklichen Aſchenhauſe geehret! Er iſt ein Schauſpiel der Engel und des ganzen himmliſchen Heers. Hiob bewährt ſeine Tugend, rechtfertigt das Wort des Schöpfers: Gott hält den Kranz bereit, ihn zu krönen. — Dieſe doppelte Scene, und die unſichtbaren Zuſchauer, wie Hiob ſein Unglück ertrage? machen den Schauplatz des ganzen Buchs heilig.

Der Mann, der ein Muſter menſchlicher Stärke und Treue im Himmel ſeyn ſoll, wird auf der Erde in einen Weisheitskampf verflochten; und hier iſt er auch ein Menſch wie andre. Der Dichter hat ihm einen raſchen Charakter und eine Wärme gegeben, die ihn gleich bei der erſten, wirklich gelinden Zuſprache Eliphas fortreißt. Dieſer Sauerteig iſt das Ferment ſeiner Tugend und auch dieſer Geſpräche: ſie wären langweilig und ununterrichtend, wenn ſeine Freunde nur tröſteten und Hiob nur klagte.

Durch alle geht ein feiner Faden fort. Die drei Weiſen ſprechen charakteriſtiſch, und Hiob überwindet ſie als Weiſer und Dichter. Eliphas iſt der beſcheidenſte, ſogar daß er die erſte Lehre, die er Hiob geben will, nicht ſelbſt ſagt, ſondern einem Orakel in den Mund legt. **) Bildad greift Hiob mehr an, und Zophar übertreibt meiſtens nur, was Bildad ſagte. Er verliert ſich auch zuerſt vom Schauplatz.

Es

---

*) K. 1, 8:12. K. 2, 3:6.

**) Kap. 5, 12.

Es ſind drei Angriffe der Kämpfenden. *) Am Ende des erſten iſt die Sache ſchon ſo weit, daß Hiob von ihnen, ſeinen Beſchuldigern, richterlich an Gott appelliret. **) Im zweiten iſt der Faden am meiſten verworren, und gleichſam des Geſprächs Knote: denn am Ende deſſelben behauptet Hiob gegen Zophar ſogar, daß es eben dem Böſen in der Welt wohlgehe ***) — wozu ihn blos die Hitze des Kampfs verleitet. Eliphas will durch eine feine Wendung einlenken; aber die Sache iſt zu erbittert. Hiob behauptet ſeinen Spruch, †) Bildad weiß wenig, ††) Zophar nichts mehr entgegen zu ſetzen, und Hiob iſt Ueberwinder. Er geht wie ein Löwe zwiſchen niedergelegten Feinden einher, nimmt zurück, was er in der Hitze geſagt hatte, †††) und ſagt in drei Abſätzen Sprüche, die die Krone des Buchs ſind. *†) —

So eintönig für uns alle Reden klingen, ſo ſind ſie mit Licht und Schatten angelegt, und der Faden oder vielmehr die Verwirrung der Materie nimmt zu von Rede zu Rede; bis Hiob ſich ſelbſt faſſet und ſeine Behauptungen lindert. Wer dieſen Faden nicht verfolgt und inſonderheit nicht bemerkt, wie Hiob ſeinem Gegner immer den eignen Pfeil aus der Hand windet; entweder das beſſer ſagt, was jener ſagte, oder die Gründe jenes eben für ſich braucht — der hat das Lebendige, Wachſende, kurz die Seele des Buchs verfehlet.

---

*) Kap. 4-14. Kap. 15-21. Kap. 22-26.

**) Kap. 13.

***) Kap. 21.

†) Kap. 24.

††) Kap. 26.

†††) Kap. 27.

*†) Kap. 28-31.

Mit einer ſchönen Elegie fängt Hiob an*) und er ſchließt meiſtens ſeinen Spruch mit einer dergleichen rührenden Wehklagen. Dieſe ſind wie der Chor des alten Trauerſpiels: ſie machen den Inhalt allgemein und menſchlich.

Da Hiob die Weiſen überwunden hat, wirft ſich ein junger Prophet auf den Schauplatz.**) Er iſt, wie die meiſten Gottbegeiſterten der Art, anmaaſſend, kühn, allein weiſe: er macht groſſe Bilder ohne Ende und Abſicht; daher antwortet ihm auch niemand. Er ſteht wie ein lauter Schatte da, zwiſchen Hiobs und Gottes Rede; dieſer widerlegt ihn nur durch ſeine Ankunft thätlich und — er iſt wie ein Schatte verſchwunden. Sein Auftritt iſt in der Compoſition des Ganzen, weiſe und lehrreich geordnet. —

Gott erſcheint unvermuthet und prächtig. Er unterbricht den Propheten, da dieſer, ohne es zu wiſſen, ſeine Ankunft gemahlt und für unmöglich gehalten hatte; er läßt die Weiſen, ſeine Vertheidiger, ſtehn, und ſpricht mit Hiob. Mit dieſem redet er auch, zuerſt nicht als Richter, ſondern als Weiſer.***) Er legt ihm, der doch alle überwunden, und alle Weisheit Himmels und der Erde erſchöpft habe, Räthſel und Fragen vor. Sie betreffen Geheimniſſe der Schöpfung und Weltregierung; der Erdenweiſe ſteht verſtummt.

Er führt ihm ſieben wilde Thiergeſtalten, zuletzt die Ungeheuer des Waſſers vor,†) die Er, der Vater der Welt, alle erſchaffen; für die alle, als für ſeine Lieblinge, er täglich ſorge. —

---

*) Kap. 3.

**) Kap. 32‑37.

***) Kap. 38.

†) Kap. 39‑41.

ſorge. — „Warum ſind dieſe Geſchöpfe da? ſie ſind nicht für den Menſchen, ja die meiſten dem Menſchen ſchädlich.„ — Der Weiſe der Erde ſteht verſtummt und beſchämet. Unterwerfung alſo unter den unendlichen Verſtand, unter den unüberſehbaren Plan, unter die augenſcheinliche Güte des groſſen Hausvaters, die für den Krokodill und Raben ſorgt — dies iſt die Auflöſung der Fragen über Weltregierung und Schickſal aus dem Munde des Weltregierers ſelbſt, der im Ungewitter und mit Thaten der ganzen Schöpfung redet. Die wahre Theodicee eines Menſchen iſt Studium der Macht, Weisheit, Güte Gottes in der ganzen Natur und demüthiges Erkänntniß, daß ſein Verſtand, ſein Plan über den unſern reiche.

Gott belehrt alſo auch den Hiob nicht: warum er ihn geprüft habe? Er erſtattet, er vergilt ihm ſeinen Schaden, und das iſt, was der Sterbliche fodern konnte. Die Gemein-Oerter der ſogenannten Gottesvertreter werden ſo wenig geehrt und belohnt, daß ſie vielmehr — durch ein Opfer aus Hiobs Hand müſſen verſöhnt werden. —

Hohe Anlage des Buchs, von der ich nur einige ſchwache Züge entworfen! Wenn es kein Fürſt geſchrieben hat, ſo iſt es eines Fürſten werth: denn ſeine Denkart iſt königlich und göttlich. Durchs Ganze des Buchs hin handelt Gott als König, Hausvater und Weiſer der weiten Schöpfung. Engel und Menſch, Rabe und Behemoth ſind in ſeinen Augen gleich. — Die ſchönſten Beſchreibungen von Gottes Eigenſchaften und ſeiner Weltregierung, die beredteſten Troſtgründe, und was man über Providenz und Menſchenſchickſal für und wider ſagen kann, ſind durchs Buch hin zerſtreuet; die höchſte Aufrichtung und Lehre iſt aber die Einfaſſung des Buchs ſelbſt. Epopee der Menſchheit, Theodicee Gottes, nicht in Worten, ſondern im Verhängniß, in ſeiner ſtillen That. Ecce ſpectaculum dignum ad quod reſpiciat intentus operi ſuo Deus. Ecce par Deo dignum vir fortis cum mala fortuna compoſitus.

Und wo iſt dein Grab, du früher Weiſer, der dieſe Theodicee und Epopee ausſann, der ſie in dieſe ſtille That, das Verhängniß eines Leidenden auf ſeinem Aſchenhaufen brachte, und mit geflügelten Sprüchen ſeiner Weisheit, wie mit den Funken ſeiner raſchen Seele befeuerte und kränzte? Wo iſt dein Grab, du hoher Dichter, Vertrauter des göttlichen Raths, der Engel und Menſchenſeelen, der du Himmel und Erde in Einen Blick zuſammen faßteſt, und von der Klage des Gequälten im Schattenreiche bis zu den Sternen, ja über die Sterne hinauf deinen Geiſt, dein Herz, deine Dichtungsgabe, deine Leidenſchaft ſchwangeſt? Blüht eine ewiggrünende Cypreſſe auf deiner Ruheſtäte? oder liegſt du verborgen, wie dein verſchwiegner Name, und läſſeſt dein Buch zeugen, und ſingſt, hoch über unſerm groſſen Aſchenhaufen ſo vieler Gequälten, mit Morgenſternen um deines Weltregierers Thron?

Oder warſt Du der Geſchichtſchreiber deiner Leiden und deines Triumphs, deiner überwindenden und überwundnen Weisheit, Du der glückliche Unglückliche, der Gequälte und Belohnte ſelbſt? So haſt du zum andern mal den Klagen deines Herzens Luft gemacht und deinen Sieg über Jahrtauſende und Welttheile verbreitet. Aus deiner Aſche iſt auch mit dieſem Buch ein Phönix, ein verjüngter Palmbaum her-

vergevorgegangen, deſſen Wurzeln das Waſſer ſaugen. Da du, wie du wünſchteſt, in deinem Neſt erſtarbſt, hat ſich der Weihrauch deſſelben umhergebreitet, hat manche Ohnmacht erquickt, und wird ſie erquicken bis zum Ende der Zeiten. — Du ziehſt den Himmel auf Erden, ſein himmliſches Heer lagerſt du unſichtbar um das Bett des Kranken, ſein Leiden wird Schauſpiel der Engel, Bewährung Gottes in ſeinem Geſchöpf, auf das ſich wie zu Rechtfertigung ſeiner eignen Sache, prüfend ſein Blick heftet. Siehe, wir preiſen ſelig, die erduldet haben. Die Geduld Hiobs habt ihr gehöret, und das Ende des Herren habt ihr geſehen: denn der Herr iſt barmherzig und ein Erbarmer. *)

---

*) Jacob. 5, 11.

VI.

Inhalt des Geſprächs.

Vom Paradieſe. Ideen deſſelben in Jugend- Liebe- und Landſcenen. Ob es je exiſtiret? warum es Moſes in die Ferne des Zauberlandes ſetzet? Woher eben dieſe Gegend der Grund ſo vieler Zaubergeſchichten worden? Vom Baum des Lebens. Schöner Idiotismus deſſelben in der Ebräiſchen Poeſie. Ob Bilder des Paradieſes die Menſchen zu veſt am Sinnlichen halten? ob ſie mit beigetragen, die Morgenländer in Ruhe zu wiegen? Vom Geſpräch Adams mit den Thieren. Schilderungen der goldnen Zeit im friedlichen Umgang aller Thiere mit einander. Von der Liebe des Paradieſes. Ideal deſſelben zu allen Liedern der Liebe. Ob Adam die Eva mit Geſang und Weiſſagung empfangen habe? Zarte Entwicklung der Geſchlechtsempfindungen in dieſen uralten Sagen. Vom Baume der Weisheit. Was Erkenntniß des Guten und Böſen bedeute? Warum die Schlange vom Baum eſſen dorfte; der Menſch nicht? Charakter der Schlange, als eines klugen, liſtigen Thiers und als eines Verführers. Warum die Menſchen wie Elohim ſeyn wollten? Unterſchied der wahren und falſchen Weisheit. Ob die Tradition vom Baum der Erkenntniß eine Aeſopiſche Fabel ſei? Entwicklung derſelben als einer uralten Sage. Wirkungen des verbotnen Baums. Einleitung des Menſchen in einen andern Zuſtand. Analogie dieſer Geſchichte zu uns. Samenkörner von mancherlei Gattungen morgenländiſcher Poeſie in derſelben. — Von den Cherubim. Ob ſie Donnerpferde bedeuten? Vom Streitwagen Gottes bei Habakuk. Von den Cherubim in Moſes, Salomo's und Ezechiels Tempel. Von Ezechiels Cherub auf dem Götterberge. Traditionen vom älteſten Fabelthier der Urwelt, das Schätze des Paradieſes bewachte. Ob Moſes

ſes

ſes Cherubim Sphynxe geweſen? Wie ſie von der Bundeslade in die Wolken kamen und zuletzt prophetiſche Viſion wurden? Compoſition derſelben. Urſprung ihrer Mythologie. Vom Götterberge Orients. Vom Wagen Elias und dem Heerwagen Gottes in der Wüſte. Aelteſte Vorſtellung des Donners. Beilagen: einige bibliſche Gedichte von den Cherubim und dem Donner.

Eutyphron.

Wir begegnen uns heut in einer ſchönen Morgenſtunde.

Alciphron. Ich glaube, ſie iſt ſo ſchön zu unſerm heutigen Geſpräch. Sie wollten mich in die Kindheit unſers Geſchlechts, alſo auch ins Paradies meiner Kindheit zurückführen: denn mich dünkt, das Ganze durchlebt ſeine Lebensalter, wie das Einzelne. Alſo wird heute für mich ein Morgen ſchöner Erinnerungen ſeyn —

E. Erinnerungen aus Ihrer Jugend?

A. Es war meine frühe Luſt, in jenen Auen paradieſiſcher Schönheit und Unſchuld zu wandeln, die Väter unſers Geſchlechts in ihren erſten Begebenheiten zu begleiten, zu lieben oder zu bedauren. Frühe Eindrücke aus Dichtern trugen ohne Zweifel dazu bei; und wir haben über dieſe Gegenſtände ſchöne Dichter —

E. Jedes Volk hat ſie. Bei allen Nationen, die nicht ganz verwildert ſind, tönt wenigſtens ein ſchwacher Nachhall von der Glückſeligkeit erſter goldener Zeiten. Die Dichter, jedesmal die unſchuldigſten und zärteſten unter ihnen, gleichſam die Kinder der Muſe, haben dieſe Sagen aufgefaßt: die Jugend liebt ſie und bildet ſie in eigenen Träumen aus: der Frühling erinnert an ſie und weckt ſie gleichſam jährlich wieder. So ſind Schäfergedichte, poetiſche Schilderungen der älteſten glücklichen Zeiten, paradieſiſche Scenen entſtanden, und werden immer die Lieblingsgedanken junger Jahre bleiben. Was hat auch der Menſch mit allen ſeinen Wünſchen? was kann er haben, als Paradies? Das iſt, Schönheit und Ruhe, Geſundheit und Liebe, Einfalt und Unſchuld.

A. Schade aber, daß das Meiſte davon nur Traum iſt oder ſo bald Traum wird! Das alte Paradies iſt verlohren; das Paradies des Frühlings und der Jugend geht auch ſchnell hin, und wir werden ausgetrieben aufs Feld des Ackers, in den heißen Sommer ängſtlicher Mühe und Sorgen. Auch wo unter Völkern hie und da ein Geſchlecht der Erde Unſchuld, Ruhe und Paradies genießt: da ſchleichet bald die Schlange hinein, da verſcherzet es ſeine Glückſeligkeit durch ſelbſterrungnes Leiden. Neben dem Baum des Lebens blüht dem Menſchen immer gern der Baum über-

überkluger Weisheit, von dem er ſich den Tod koſtet — das iſt der Sterblichen Schickſal.

E. Sie ſind ein beredter Exeget der Sagen, von denen wir zu reden haben: Sie haben den feinen Sinn derſelben bis auf den Grund gefühlt.

A. Und doch habe ich gegen Manches Zweifel. Hat jemals ein Paradies exiſtirt und iſt nicht alles poetiſche Sage? Moſes giebts offenbar als ein weit entlegenes, ihm unbekanntes Feenland an, und ſezts gerade in die fernen Gegenden, dahin die Fabel alles Wunderbare ſezte. An die Goldflüſſe nehmlich, den Phaſis, der Colchis umfließt, den Orus, der Caſchmire umgiebt, den Indus und Euphrat. In dieſem weiten Lande, das er Eden, ein Land des Vergnügens, nennt, läßt er Gott einen Garten pflanzen — Wo lag der Garten in dieſem weiten Erdſtrich? Wo ſind die Wunderbäume, die in ihm wuchſen, der Baum des Lebens und der Baum der Weisheit? Haben dieſe Zaubergewächſe je geblühet? und wo ſtehn die Cherubim? — Das klingt alles als Fabel.

E. So ſolls auch klingen; und wir wollen eben ſehen, wo Fabel und Wahrheit, d. i. Geſchichte und Einkleidung ſich ſcheiden? Sie haben richtig bemerkt, daß Moſes oder die alte Sage das Land des Paradieſes nur weitläuftig angiebt; daß dieſe Gegend eben das

Fabelland ſei, wohin die Nationen der alten Welt ihre ſchönſten Zauberideen, das güldne Vlies, die goldnen Aepfel, das Gewächs der Unſterblichkeit u. ſ. ſetzten. Es war der Garten ihrer ſchönen Götter und Genien, der Dſinns, Peris und Neris, nebſt andern Zauberweſen. — Zeigen aber nicht alle dieſe ſpätere Mährchen, daß urſprünglich eine einfachere Sage, irgend eine wahre Begebenheit der Urwelt ihr Grund geweſen ſeyn muß? Denn die Sagen aller Welt, die ungefähr auf Eine Gegend weiſen, müßen doch durch etwas veranlaßt ſeyn. Irgendwo muß das menſchliche Geſchlecht, das ſich (unſrer Geſchichte und ſeiner ganzen Kultur zu folge,) nur allmälich auf die Erde verbreitet hat — irgendwo muß es angefangen haben; und wo könnte es dies, nach Maasgabe der Geſchichte und des Bau's der Erde füglicher, als in den Gegenden, auf welche eben dieſe Sage weiſet? Hier iſt die höchſte Höhe Aſiens, der Erd-Rücken der alten Welt: ſie ſind die fruchtbarſten unter unſrer Sonne, wo die freiwillige Natur den Menſchen gleichſam in die Hand arbeitet und ihrer Mühe zuvorkommt. Ueberdem iſt eben das Unbeſtimmte, wie Moſes dieſe Urgegend angiebt, Zeuge von ſeiner Wahrheit: er wollte nicht mehr behaupten, als die Sage wußte, und da er die Gegend weder bereiſet hatte, noch wenn ſolches geſchehen wäre, ein Archiv des Paradieſes in ihr angetroffen hätte; ſo

war

war das, was er that, alles, was er thun konnte — Doch, m. Fr., wir ſind hier keine Retter der Geſchichte; wir laſſen die Tradition als eine Sage der Urwelt ſchweben, und betrachten blos, was ſie als Wurzel der Poeſie hervorgebracht habe?

A. Freilich einen Baum mit vielen Aeſten und Blüthen: denn die Tradition des Paradieſes zieht ſich in die kühnſten Ahndungen der Propheten und der Baum des Lebens blüht noch im lezten Buch der Schrift. Er iſt alſo Anfang und Ende der Ebräiſchen Dichtkunſt.

E. Ein ſchöner Anfang! ein ſchönes Ende! Wie iſt das Paradies Adams von den Propheten veredelt worden! Sie hobens in die Zeiten des Meſſias; die Schriften des N. T. haben es gar in den Himmel gehoben. Da blühet der Baum des Lebens! Da ſchiffen wir alle hin, und ſuchen jenſeit der Flüße und Weltmeere das alte Goldland, die ewig glücklichen Inſeln. In der ganzen morgenländiſchen Dichtkunſt, auch bei Arabern und Perſern ſind die Ideen des Paradieſes das Ideal menſchlicher Glückſeligkeit und Freude: es iſt der Traum ihrer Liebe, ihrer Jugend, ihrer Hoffnungen und endlich gar der zukünftigen Welt —

wo nichts vom Eitlen mehr gehöret wird,
und kein Andenken iſt erſtickender Angſt:
wo alles bleibend iſt und angenehm,
ein ewig Brautbett, ewge Morgenröthe,

und

und Waßer ſüßer Düfte rinnen,
und Bäume treuen Schatten geben;
der nimmer weichet, nie verwelkt. —

A. Ob aber dieſe Ideen die Menſchen nicht zu ſehr am Sinnlichen veſt gehalten hätten? —

E. Und was wollen Sie Unſinnliches von dieſer oder der zukünftigen Welt dichten? Außer der ſchönen Sinnlichkeit unſrer Welt kennen wir ja keine andre; und die Urwelt der Zeiten dachte ſinnlich. Wenn Wohlluſt-trunkne Leute daran hangen blieben: wenn Mahomed endlich das Paradies der Freuden nach ſeinen Neigungen grob-ſinnlich dachte; ſo iſt dies die Schuld des Misbrauchs, nicht der Sache. Und doch iſt auch den Mahomedanern in dieſem Punkt bisweilen Unrecht geſchehen; ihre Dichter und Philoſophen haben über ihr zukünftiges Paradies ſo metaphyſicirt, als eine der nordiſchen Nationen. Ueberhaupt, dünkt mich, müſſe man dem Geiſt der morgenländiſchen Völker wenigſtens im Ausdruck hier etwas zu gut halten. Sie empfinden und genieſſen feiner; warum ſollten alſo auch ihre Gedichte der Liebe, des Vergnügens, der Sehnſucht und Hoffnung nicht dieſen feinern Genuß und Wohlluſtgeiſt athmen?

A. Meinetwegen, und ich habe ihn in Gedichten der Unſchuld und des Frühlings gern; nur fürchte ich,

daß

daß paradieſiſche Gemählde der Art gar zu leicht in eine Ruhe wiegen, zu der die Morgenländer überhaupt geneigt ſind —

E. Wären ſies nun auch! ich wüßte nicht, warum, da wir ſo viel bürgerliche Frohnvögte haben, auch die ländliche Poeſie ein Frohnvogt ſeyn müßte? Mir thut es wohl, wenn ſie in ihren verbrannten Gegenden beinah überall, wo ſchattigte Bäume ſtehen, wo lebendige Quellen und kühlende Ströme rauſchen, Reſte des Paradieſes erblicken, und dieſes Land Eden, jenes den Sitz der Ruhe, das Schloß des Vergnügens, u. ſ. benannten. Wäre es beſſer, wenn ſie wie die nordiſchen Helden, ihr Paradies zu einem goldnen Schmauſeſaal voll Meet und Bier umgeſchaffen oder ſich den Hobbeſiſchen wilden Krieg, als den urſprünglichen Stand der Natur gedacht hätten? Mich dünkt, die Poeſie müſſe den Menſchen mild, nicht wild machen. Alle Ideen, die dazu beitrugen, trugen zu ſeiner Beſſerung bei; die Bilder des Paradieſes von Unſchuld, Liebe und Vergnügen im Schooſſe der Natur haben dies unſtreitig gethan; alſo —

A. Auch die beiden Zauberbäume?

E. Der Baum des Lebens gewiß. Er iſt in der Poeſie der Morgenländer, auch nur als Idiotismus betrachtet, das angenehmſte Bild. Wüſten wir, wo er blühete; würden wir nicht alle zu ihm wallfahrten? und nun, wenn Furcht Gottes, Mäßigkeit, Weisheit als ein Baum des Lebens vorgeſtellt wird, der uns allen blühet; ſollte er weniger Reize haben? Der Baum der Unſterblichkeit, wie er im letzten Buch des neuen Teſtaments vorkommt, wie er am Ende der Laufbahn und des Kampfs unſrer Wallfahrt im Paradieſe Gottes daſteht, den angekommenen matten Streiter zu erquicken, und alle Nationen geſund zu machen mit ſeinen unverwelklichen Blättern, mit ſeinen immer jungen und wiederkehrenden Früchten — laſſen Sie mich, wenn meine Zunge durch keine Erdenfrucht mehr erquickt wird, mit der geiſtigen Idee dieſer Hoffnung ſterben.

A. Und der Baum der Weisheit?

E. Wir wollen ſpäter von ihm reden. Dünkts Ihnen nicht gleichfalls ein ſchöner Zug des Paradieſes, wenn Gott die Thiere zu Adam führt, daß er ſähe, wie er ſie nennete? Durch dies lebendige Anerkennen bildete der Menſch ſeine Anſchauungskraft, ſeine Vergleichung- und Abziehungsgabe, ſeine Vernunft und Sprache. Die erſten Namen ſeines Wörterbuchs waren lebendige Thierlaute, nach ſeinen Organen und mit ſeiner Empfindung modificiret. Die erſte Intuition von beſondern Gemüthsarten und Charakteren hatte der Menſch in Thieren: denn auf ihrem Geſicht, in ihrem

Gange

Gange und ganzer Lebensweiſe iſt ihr Individuelles eigenthümlich, perſönlich, beſtehend und unveränderlich gebildet. Die Gottheit ſpielte alſo vor dem Menſchen eine fortwährende Aeſopiſche Fabel. Auch hat keine poetiſche Sage des Paradieſes vergeſſen, ihn im Geſpräch mit Thieren zu ſchildern. Er ihr König, Herr und älteſter Bruder; ſie alle unter ſich in Friede und alle dem Menſchen zugethan und unterthänig. —

A. Eine Fabelzeit in zwiefachem Verſtande.

E. Wenigſtens eine güldne Zeit; hören Sie davon ein einziges Gemählde Jeſaias:

Der Wolf wird mit dem Lamme wohnen,
der Leopard ſich mit dem Widder lagern.
In zahmer Heerde gehen Kalb und Löwe mit einander;
ein kleiner Knabe leitet ſie.

Kuh und die Bärin weiden mit einander,
und ihre Jungen liegen mit einander,
auf Stoppeln weidet Löw' und Stier.

Der Säugling ſpielt am Loch der Natterſchlange,
der kaum Entwöhnte ſtreckt die Hand in Baſiliskens Höhle;
und Nichts beſchädigt, Nichts verletzt
im Lande meiner Heiligkeit.
Das Land iſt voll von Wiſſenſchaft Jehovens,
wie Waſſer füllen den Ocean —

Solcher Bilder ſind die Propheten voll, in der geiſtigſten reichſten Anwendung. —

A. Und die Liebe des Paradieſes; wie werden Sie die loben! Es iſt wahr, Milton und andre haben davon ſchöne Beſchreibungen gegeben. —

E. Nicht Milton allein: Liebe des Paradieſes iſt die einfache erſte Beſchreibung aller Liebe. Die neue geheime Sehnſucht des Mannes, der ſich allein findet und ſein Verlangen nicht ausdrücken kann; (es tönt gleichſam mir aus dem Herzen ſeines Vaters wieder) ſein Schlaf, vielleicht auch ſein Traum, die Bildung ſeines Weibes aus ſeiner Bruſt, aus ſeines Herzens Stäte; wie Gott ſie zu ihm führt und beide ſegnet; wie Adam ſie umarmt und lobjauchzet; wie beide nackt ſind und ſchämen ſich nicht, und fühlen noch keine Regung — das alles iſt ſo zart empfunden, ſo kurz und ſchön dargeſtellt, daß, wäre es auch nur Dichtung, es paradieſiſche Dichtung zu ſeyn verdiente. Liebe der Art gehört ins Paradies: ſie iſt das erſte Erwachen unſres Herzens im ſchönen Morgentraum unſrer Jugend: und ich bin gewiß, daß ſich über ſie nichts dichten und ſagen läßt, das nicht ſeine ſtillſten Reize aus dieſem Gefilde Edens, und dieſen Empfindungen voll Einfalt und Unſchuld hernähme. Auch ſind die Dichter Morgenlandes gewohnt, ihre Liebe und Jugend in dieſem Geiſt zu ſchildern; das Hohelied iſt wie im Paradieſe geſchrieben; Adams Lobgeſang: „du biſt mein „zweites Ich! du biſt die Meine!„ tönt in ihm in

Stim-

Stimmen und Wechſelgeſängen von Einem Ende zum Andern.

A. Sie glauben doch nicht, daß Adam die Worte,*) die ihm beigelegt werden, zumal die Weißagung in ihnen ſelbſt geſprochen habe?

E. Habe ers oder nicht; die Empfindung, die ſie belebt, war ſeine Empfindung: ſonſt hätte ſie ihm weder die Sage, noch der Schriftſteller, der ſie aufſchrieb, in den Mund gegeben. Möge er ſie nun geäußert haben, wie er wollte und konnte, durch Töne oder Gebehrden, oder wahrſcheinlich durch beides; ſie iſt die einfachſte, volleſte Empfindung, die geſellet mit Unſchuld und weiſſagender Ahndung das ganze Paradies des Herzens wird. Die Entwicklung andrer Triebe iſt dieſer Sage nach ſchon eine Frucht des verbotnen Baums, gleichſam die Schwelle des Ausganges aus Eden; und Sie wiſſen, wie das, was folgt, der Mutter unſres Geſchlechts aufgelegt wurde? —

A. Sie analyſiren die Geſchichte des Paradieſes fein; ſollte es aber Zweck dieſer alten Sagen ſeyn, ſie uns ſo darzuſtellen und zu zergliedern?

E. Wenigſtens iſts einer der Nebenzwecke dieſer Empfindungsreichen Sage: denn die Erzählung iſt offenbar darauf gerichtet. „Erſt waren ſie nackt und

„ſchä-

---

*) 1 Moſe 2, 23.

„ſchämten ſich nicht;" ſie genieſſen vom Baum und ſehen ihre Nacktheit; der väterliche Richter erſcheint und kündigt ihnen ihr nunmehriges Loos an, offenbar das eigentliche Ehe- und Hüttenleben, und die Gottheit giebt ihnen ſelbſt Kleider. Die Zeit des Paradieſes ihrer Empfindungen iſt alſo vorüber: das Blatt wendet ſich und ſie koſten die Mühe des Lebens.

A. Das nähert ſich ja gar —

E. Daß Sie nur keiner ſchlechten Hypotheſe erwähnen! *) Auch der Sprache und Allegorie der Morgenländer iſt nichts fremder, als ſie, und manche neuere, die ſich ihr, nur um ein gut Theil ſchlechter und gezwungener nähern. Die Morgenländer wiſſen nichts von Einkleidungen der Art, daß der Baum der Weisheit das wäre, was dieſe Hypotheſe will: eine Fiction der Art iſt eines unzüchtigen Mährchens unſrer Zeit, nicht aber einer ſo alten, kindlichen, reinen, Erzählung würdig. Wenn Adam ſein Weib erkennet, wird es gerade geſagt; gegentheils die Empfindungen, die aus dem Genuß des Baums entſpringen, werden auch treu und einfältig angegeben. Es waren neue, aber ſie verwirrende, unangenehme Empfindungen: ſie flohen und verſteckten ſich hinter die Bäume. Des Vaters Stimme unterbrach den Taumel ihrer bangen Erwartung; und was nun folgt, wiſſen Sie. Das alles war keine Schäfer-

---

*) Vermuthlich iſt die Beverlandiſche hier gemeint.

Schäferſtunde; oder man könnte überall das Schwärzeſte im Weißeſten finden.

A. Ich wünſchte, daß Sie ſich alſo deutlicher über den Baum und das Werkzeug der Verführung erklärten; Sie enthüllen mir damit vielleicht die älteſte Fabel und Hieroglyphe der Welt, und das liegt doch eigentlich in unſerm Wege.

E. Ob dieſe Erzählung Fabel und Hieroglyphe ſei? wird ſich finden; jetzt laſſen Sie uns dieſelbe blos als das, was ſie iſt, als alte kindliche Sage betrachten. Was, halten Sie, war der Baum der Weisheit? was bedeutet das Wort?

A. Erkenntniß des Guten und Böſen heißt bei den Morgenländern, ſo viel ich weiß, Klugheit. Es wird gewöhnlich von den Jahren gebraucht, da ein Menſch zu Verſtande kommt; oder es bedeutet das moraliſche Urtheil eines Menſchen, ſeine Fähigkeit dazu, kurz, ſeinen praktiſchen Verſtand.

E. Alſo wenn ein Menſch zu Jahren des Verſtandes kommt, ſo weiß er Gutes und Böſes zu unterſcheiden, das er bisher zu unterſcheiden gelehrt wurde. Wenn er ſeiner Pflicht treu bleibt, und der Verſuchung zum Gegentheil widerſtehet, unterſcheidet er Gutes und Böſes. Endlich wenn er durch einen Fehltritt gewizzigt wird, daß ihm nun die Strafe ſeines Nicht-Unterſcheidens nacheilet, ſo lernt er Böſes und Gutes kennen; aber nicht eben auf die angenehmſte Weiſe. Da ſehen Sie die ganze Geſchichte dieſes Baums und ſeiner Bedeutung. Gott verbot dem Menſchen denſelben; er bekam alſo eine Pflicht auf ſich; dies war die erſte leichte Uebung im Unterſchiede des Guten und Böſen. Alle Bäume waren gut, denn ſie waren ihm erlaubt; dieſer war böſe, denn er war ihm verboten. Die Schlange legte das anders aus, und ſagte: „euch „iſt der Baum, weil er Erkänntniß des Guten und „Böſen, d. i. höhere Weisheit giebt, verboten. Eſ„ſet, ihr werdet aus Kindern Männer, aus Menſchen „Elohim werden;„ das war die zweite Bedeutung. — Endlich ſie aßen von demſelben und wurden wirklich gewitzigt: ſie ſahen ein, daß ſie unrecht gethan hatten, ja es entwickelten ſich bei ihnen Empfindungen und Blicke, die ſie wohl hätten entbehren mögen. Die machte ihnen der Schöpfer zu einer Pforte neuer Erfahrungen und Pflichten: er wies ſie in einen andern Stand, und half ihnen ſelbſt mit der erſten nothdürftigen Erfindung; das war die dritte Bedeutung. Gott konnte nun, im Spott oder Ernſt, ſagen: „der Menſch iſt „wie einer der Elohim worden; er hat Gutes und Bö„ſes kennen und unterſcheiden gelernt.„ So drehet ſich die ganze Erzählung; Eine und dieſelbe Idee ſteht von einer andern Seite da, und iſt noch immer dieſelbe.

Halten Sie eine Entwicklung der Art nicht ſchön? ſie iſt ſo rund und einfach.

A. In einer Fabel wohl; ich weiß aber nicht, ob ſie es in einer Geſchichte wäre, von der ſo viel abhing. Millionen Menſchen ſollen ſich den Tod an dieſem Apfel gegeſſen haben, und ſein Genuß hing von einem Mißverſtande ab?

E. Die Dogmatiſchen Folgen bleiben ganz an ihrem Ort; wir betrachten hier eine Sage aus den Zeiten der Kindheit unſres Geſchlechts, die auch im Geiſt dieſer Zeiten betrachtet werden ſollte. Wollen wir ſie nicht näher aus einander ſetzen? ſie enthält Grundideen aller moraliſchen Dichtkunſt im Morgenlande.

A. Wenn ſo viel darauf beruhet, gern.

E. Zuerſt alſo. Der Menſch hatte eine Pflicht auf ſich; das Thier, das vom Baum wahrſcheinlich aß, und den Menſchen mit ſeinem Beiſpiel (der mächtigſten Sprache) reizte, hatte keine. Jenem zu eſſen, wars keine; dieſem wars Sünde. Bemerken Sie den Unterſchied?

A. Mir fällts eben bei, daß die Morgenländer die Geſchöpfe in freie und verpflichtete eintheilen. Das erſte ſind die Thiere, ſie haben kein Gebot auf ſich: der Menſch allein iſt durch Gebot und Pflicht verbunden. —

E. Dieſe Unterſcheidung ſetzt unſre ganze Sache ins Licht. Die Schlange handelte in ihrer Natur, da ſie vom Baum aß; der Menſch handelte ſeiner Pflicht entgegen, da er davon eſſen wollte, und einem Thier auf unvernünftige Weiſe folgte. Erinnern Sie ſich noch, was wir eben vom Umgange Adams mit den Thieren ſprachen? —

A. Er lernte von und an ihnen; diesmal alſo lernte er übel.

E. Und was brauchte Gott für ein Thier, das die zufällige Urſache der erſten Verirrung ſeiner Vernunft, ſeiner Anſchauungs- und Nachahmungsgabe werden muſte? Konnte er ein gelegeners brauchen? Der Charakter der Schlange iſt Klugheit und Argliſt: ſo handelt, ſo ſpricht ſie hier; in dem Charakter wird ſie auch nachher dargeſtellt: ſie wird das Sinnbild und bekommt den Lohn eines Verführers. —

A. Die Wendung der Geſchichte geht mir neu auf; o daß es eine Fabel wäre! es wäre eine ſchöne Fabel.

E. In Abſicht der Einkleidung betrachten Sie ſie immer als ſolche; es war eine Fabel, die thätig geſpielt ward. Ohne Zweifel werden Ihnen in der Aeſopiſchen oder Lockmanniſchen Fabel eine Reihe Züge, ähnlich mit unſrer Geſchichte vom Schlangen-Charakter und Schlangenfluch, bekannt ſeyn. —

A. In

A. Im Morgenlande ſind Fabeln und Sagen davon voll. Man ſchreibt der Schlange vielerlei Kunſt und Weisheit zu, daß ſie ſich z. E. (wornach der Menſch ſo ſehr ſtrebt) zu verjüngen, ſich im Alter das Geſicht wieder zu geben wiſſe: daß ſie ſich in Gefahren ſehr ſchlau, zumal mit dem Kopf, in dem ihre Stärke und Leben liegt, verberge. Man ſagt: ſie beſitze Geheimniſſe der Natur, und werde von einem Geiſt beſeelet. Ich habe eine Reihe Mährchen geleſen, wie Schlangen Kranke geſund machen, des Zauberers Stimme vernehmen, ihr Ohr gegen widrige Zauberworte verſtopfen, wie ſie auf Muſik horchen, der Stimme ihrer Prieſter folgen — eine Menge Sagen, wo man oft nicht weiß, was man denken ſoll, wenn man ſie lieſet.

E. Viele mögen Naturgeſchichte des Thiers ſeyn, das wir zu wenig kennen; andre ſind Bruchſtücke der älteſten Tradition, an die immer mehr und mehr Wunderbares und Unglaubliches gereihet worden. Dies iſt endlich Meinung des Volks geworden, deren ſich die Liſt und der Betrug der Dichter, Zauberer und Prieſter treflich bedient hat. Gnug für uns: in ganz Orient iſt die Schlange als ein weiſes, liſtiges Thier bekannt; und daß ſie ein niedriges, ſchädliches Thier ſei, brauchen wir nicht erſt zu erweiſen. Bemerken Sie nun, wie genau alle dieſe Züge in unſrer Erzählung gebraucht ſind. Zuerſt erſcheint ſie als ein weiſer, glänzender;

nachher

nachher als ein ſchleichender, den Ferſen nachſtellender, niedriger Betrüger. Erſt ißt ſie Götterſpeiſe, kennt die geheimen Kräfte der Natur, und hat mit den Elohim Gemeinſchaft; nachher kriecht ſie auf dem Bauch und iſt verdammt, Staub zu freſſen. Sie iſt ſo wenig eine Unſterbliche, daß ihr der Menſch vielmehr den Kopf zerknicken kann, und ſie mag ihn nur mit dem Ferſenſtich lohnen. Erſt eine Freundin der Eva, die ſie zur Göttin machen will; nachher eine Feindin ihrer und ihrer Kinder, ſo daß die Schlangenmutter gleichſam als Gegnerin ihres ganzen Geſchlechts betrachtet wird; können Sie ſich lehrendere Kontraſte in Einem Thier denken? Ein niedriger Wurm; und ſollte die Gottesgeſtalt des Menſchen Weisheit lehren? Die Thorheit der Menſchen bei ſolcher Nachahmung kam in ihr gröſſeſtes Licht.

A. Und gerade ſieht der Menſch ſeinen Verführer nach der That an, wie der Fluch hier die Schlange entwickelt. Die Erzählung iſt ſchön gewandt, und wenn die Geſchichte ſich zutrug, konnte den Menſchen kein lehrenderer Apologus gehalten werden. Hier lehrt Baum, Schlange, Handlung, und die Worte entwickeln nur, was leider! die Erfahrung lehrte. Ich ſehe, auf welcher Irre die ſind, die ſich den Kopf zerbrechen, ob die Schlange auch voraus Füße gehabt? Menſchenverſtand gehabt, den Fluch zu empfinden? u.ſ.f.

E. Die

E. Die Rabbinen haben noch ärgere Einfälle; aber laſſen Sie alle dieſe Leute, denn wir haben noch eine Reihe Züge unſres lehrreichen Gemäldes zu entwickeln. Die Schlange wollte dem Menſchen am Baume offne Augen, Weisheit der Elohim geben; woher dieſes? warum betrog ſie den Menſchen gerade mit dieſer Hoffnung? — Erinnern Sie ſich, was wir von den Elohim ſprachen?

A. Ihre Meinung wird mir faſt augenſcheinlich. Es mußten Elohim ſeyn, die, weiſer als Menſchen, mit offnen Augen die Geheimniſſe der Natur ſahen, und gleichſam hinter den Vorhang verborgner Kräfte lauſchten. —

E. Ein verbreiteter Glaube der Morgenländer, die nach dieſer verborgenen Naturwiſſenſchaft, wie wir etwa nach dem Stein der Weiſen ſtreben. Es iſt unglaublich, was für Sagen und Fabeln über dieſe geheime Weisheit ſich aus den älteſten Zeiten hinunter geerbt haben. Hier blüht ſie auf einem Baume; bald iſt ſie in einer Figur, einem Siegel, einem Talismann verborgen; bald ſprechen von ihr die Vögel des Himmels, am meiſten aber ſinds Geiſter, Genien, die von dem Duft der Blumen leben, mit dieſer Götterſpeiſe, auch Götterweisheit genießen, und hie und da, zumal gezwungen, einzelnen Menſchen ſie mittheilen. Die Moral der Morgenländer hat in Lehrſprüchen und Dichtungen durch dieſe Sagen einen ganz eignen Weg genommen. —

A. Auch die Lehrſprüche?

E. Daß immer vor verbotnen Künſten gewarnt, daß dieſe falſche verderbende Weisheit von der wahren, einzigen, einfältigen Weisheit ſorgfältig unterſchieden wird. Ich könnte Ihnen eine Reihe Sentenzen hierüber anführen, in denen Furcht Gottes und Furcht der Dämonen, Gehorſam gegen Gott und Flucht vor den Bezauberungen der falſchen Wiſſenſchaft einander entgegen ſtehen. Jene iſt der Baum des Lebens; dieſe der verbotene Baum der falſchen verderblichen Götterweisheit. Doch zu unſerer Geſchichte! Nicht wahr? Sie hielten ſie gern für eine Fabel?

A. Ich läugne es nicht.

E. So möchte ich ſehen, wie Sie in ihr Folgen und Urſach auch nur mit einiger Conſequenz binden werden? Denn das iſt doch das Weſen der Fabel, daß ihre Theile zuſammen ſtimmen, und was in Handlung vorgeſtellt werden ſoll, anſchauend vorgeſtellt werde. Nehmen Sie den Baum in irgend Einer der Bedeutungen, die er der Sprache gemäß haben muß: immer bleiben überflüßige und inconſequente Züge. Iſt er ein Baum entweder des Gehorſams oder des Todes, wie Gott ſagt; der Tod erfolgt nicht; vielmehr erfolgen andre Effekte, die in jenem Verbot nicht liegen.

Setzen

Setzen Sie die Weisheit bei ihm in dem Begrif, den die Schlange vorgiebt; ſo hat Gott unwahr geredet: denn einigermaaſſen ſcheint das Verſprechen der Schlange doch wirklich einzutreffen. Sie bekommen eröfnete Augen, ſie werden, wie Gott ſelbſt ſagt, den Elohim gleich; warum hatte er ihnen alſo den Baum verboten? Und wie kommen nun zu dieſer neuerlangten Elohims-Weisheit Dorn und Diſteln, Ackerbau und Geburtsſchmerzen? ja warum müſſen die neuen Elohim das Paradies räumen? Sie hätten bei ihren Brüdern, den Elohim, bleiben ſollen; es ſei denn, daß ſich Gott im Ernſt fürchtet, ſie möchten ihm, wie vom Baum der Weisheit, auch vom Baum des Lebens koſten und unſterbliche Elohim werden, wie ſie wider ſeinen Willen weiſe Elohim wurden. Retten Sie ihre Fabel.

A. Das bleibt Ihnen.

E. Ich kanns nicht, ſo lange ſie Fabel ſeyn ſoll. Setzen Sie ſie aber als Sage, als Erzählung einer mit den Kindern und Vätern des menſchlichen Geſchlechts wirklich vorgegangenen belehrenden Geſchichte; ſo ſoll alles natürlich folgen. Fangen Sie die Entwicklung an, wo wir ſie ließen: „ſie waren nackt und ſchämeten „ſich nicht,„ konnten die Menſchen wohl in dieſem Zuſtande bleiben?

A. Die Schwärmer ſagens. Sie ſagen: „Eva „hätte nicht empfangen und gebohren, wie jetzt die Wei-

„ber

„der gebähren, das ſei der Sünden Sold, ein Aequivalent für die Todesſtrafe.„

E. So war auch Eva nicht gebauet wie unſre Weiber: denn ihrem Bau nach ſollen dieſe Mütter werden, und der erſte Segen erklärt ausdrücklich den Menſchen dazu geſchaffen, daß er die Erde bevölkre. Die Erde iſt dazu geſchaffen, daß ſie bewohnt werde, und in jedem rauhen Clima konnte doch dies Paradies am Quell dieſer vier Flüſſe nicht ſtatt finden? — Auch Schweis des Angeſichts gehörte zum Bau der Erde, wie Schmerzen zur Geburt; kurz, ſo lange uns die Schwärmer nicht eine andre Erde, eine andre Menſchheit zeigen, als die wir kennen, und auf die ſich der Segen bei Schöpfung unſres Geſchlechts offenbar bezieht: ſo wollen wir ſie vom gläſernen Leibe Adams und vom Paradieſe unter dem Nordpol träumen laſſen; wir haben zu lange von ihnen geredet. —

A. Sie meinen alſo, Gott habe den Menſchen wirklich zu dem Zuſtande geſchaffen, in dem er ſich jetzt befindet?

E. Und wer ſollte ihn ſonſt dazu geſchaffen haben? Der Teufel doch nicht; und Gott, der ihn aus Staube bildete, ſah nothwendig auch dieſe Entwicklung vorher. Er wog den Staub in der Hand, und wußte, was aus ihm werden würde: er maas die Kräfte ſeiner Seele, und kannte jeden Irrthum, deſſen er fähig wäre.

Wahr-

Wahrlich, wenn wir das leugnen wollen, machen wir uns unſrer Vernunft, unſrer Menſchheit, und unſrer Erde unwerth. Keine Philoſophie iſt mir verhaßter, als dieſe, die alle Kunſt aufbietet, dem Menſchen die Augen auszuſtechen, damit er ſich ſelbſt nicht ſehen möge. Die Poeſie der Ebräer, ja die Philoſophie beider Teſtamente weiß von dieſem erhabnen Unſinn nichts. In keinem Pſalm, in keinem Propheten iſt dieſe Geſchichte ſo angeführt, und daraus erwieſen, was dieſe Afterphiloſophie will, daß daraus erwieſen werden ſoll. Adam, ſagt die Schrift, ſündigte zuerſt, und wir alle ſündigen, wie er; müſſen alſo auch, wie er, ſterben. Wie die Eva berückt ward, werden wir auch berückt und entfremdet von der Einfalt — das ſagt die Schrift: nicht aber, „wir ſehen vom Nabel an bis unten zu anders aus, als Adam.„ Nicht, daß, ſobald er ſündigte, er ſeine Menſchheit verlohren, zehntauſend Actus und Raptus im Verſtand und Willen, Sinnen und allen Gliedern für ſich und ſeine Nachkommen erlitten habe. Was er erlitt, wird hier deutlich beſchrieben. —

A. Was erlitt er? und wie folgt es aus dem Verbot und dem Baume?

E. Setzen Sie, daß es ein ſchädlicher, aber kein tödtlicher Baum war, für dem ihn Gott gewarnt hatte. Tod nannte Gott ſeine Wirkung, theils im Gegenſatz vom Baum des Lebens, theils weil dies die ſchärfſte

Bedro-

Bedrohung war, die den Menſchen vom Baum abſchrecken konnte. Indeſſen ſah Er, der die Grenzen aller Dinge kennet, auch dieſe Verirrung voraus; und da es thöricht geweſen wäre, ein Menſchengeſchlecht zu ſchaffen, damit es im erſten Moment des Daſeyns unterginge: ſo ſtellte er auf den Weg ſeiner Verirrungen ein Gewächs hin, das im Plan der Menſchheit auch jetzt ſeinen Zwecken entſprach, und einen folgenden Zuſtand auf eine Art einleiten mußte. —

A. Ich verſtehe Sie nicht.

E. Die Frucht erregte Lüſte, empörte ihr Geblüt, ſetzte ſie in Furcht, Unruhe, Schrecken und Erſtaunen. Dieſen Zuſtand ihrer Empfindungen nutzte der Vater, und zeigte ſeinen Kindern die Folgen ihres erſten Vergehens an ihnen ſelbſt und ihrem Verführer. Dieſen machte er ihnen abſcheulich: ihnen ſelbſt prophezeite er eben aus ihren neuen Empfindungen nun andre Lebensſcenen. Die Jungfrau des Paradieſes müßte künftig Mutter werden: ſie, die bisher Braut Adams, Männin, geweſen war, müſſe Eva, das Weib der Hütte, die Dienerin der Lebendigen ſeyn, die durch ſie das Licht der Welt erblicken ſollten. Dem ruhigen Bewohner des Paradieſes, der in dieſem Garten früheſter Bildung nur die erſte Zeit ſeiner Jugend durchleben ſollte, ſtehen itzt mühſamere Arbeiten vor, die indeß auch zu ſeiner Beſtimmung gehörten: endlich ward ihm ſelbſt das

das harte Wort, Tod, angekündigt, und er auch zu dieſem Schickſal auf die lindeſte Weiſe bereitet. Kurz: ſein erſtes Verſehen ward väterliche Fortleitung ſeines Zuſtandes, die Strafe Gottes ward (wie kann der Allgütige auch anders ſtrafen?) ein neuer, nur härter zu fühlender Segen. Dem Menſchen ſollte die Thür zu ſeiner Hütte geöfnet werden; und ſein eignes Verſehen mußte ſie ihm öfnen. —

A. Welch einen andern Anblick bekommt ſo die Geſchichte! Nun entwickelt ſich freilich alles; nun iſt kein Zug vergebens: auch im Ton der Strafe iſt alles väterlich und ſchonend: denn es iſt fortgeſetzte Naturgeſchichte der Menſchheit. Der Vater läßt ſein Kind auf der weichſten Stelle fallen: es bricht ſich ſelbſt den Apfel ſeiner künftigen Schmerzen und Beſchwerden: ſich hats zuzuſchreiben, daß es nicht mehr im Paradieſe iſt, in dem es ewig — nicht ſeyn konnte und ſeyn ſollte. Dem väterlichen Hauſe hatte ſich der Menſch durch ſein eigenmächtiges Betragen ſelbſt entwunden; nun mochte er ſein eigner Herr und Verſorger werden.

E. Sehen Sie nichts mehr in dieſer Geſchichte? keine Analogie mit unſerm Zuſtande?

A. Fortgehend: auch wir durchleben die Zuſtände: auch wir ſündigen wie Adam; auch wir werden wie er geſtraft, d. i. zum härtern, aber auch Nothwendigen geführt.

E. Und

E. Und keinen Aufſchluß: was eigentlich das Böſe ſei?

A. Verrückung von der Einfalt, durch fremde, unſtatthafte, täuſchende Beweggründe. Ein Gebot iſt immer da, in uns oder auſſer uns; in unſerm Bewußtſeyn oder in poſitiven Pflichten. Eine Schlange iſt immer da, die uns verführet: Lüſternheit unſrer Sinne, falſche Vorſpiegelungen unſrer Vernunft, oder beide. Die Folgen des Vergehens ſind immer dieſelbe; ja ich traue es dem väterlichen Gott zu, daß auch die Strafen, die er jedem ſeiner irrenden Geſchöpfe zuerkennet, väterliche Wohlthaten, Fügungen zum Beſten ſeyn werden, nur freilich auf härterem Wege.

E. Hier, m. Fr., ſehen Sie alſo den Kreislauf der Menſchheit von allen Seiten, gerade wie ihn auch nachher die morgenländiſche Poeſie bearbeitet hat. Zuerſt Natur, Paradies, Liebe, Unſchuld, ein Königreich der Thiere, kurz alles, womit ſich die Phantaſie der Jugend ſo gern beſchäftigt: in der Mitte ſteht der Baum des Gehorſams, auf den die moraliſche Poeſie der Morgenländer alles zurückführet; vom Genuß des Baums fängt das an, worüber ſo manche rührende Elegie in Hiob und den Pſalmen weinet, Mühe, Knechtsdienſt, Krankheit, Tod. Ich möchte die kurzen Kapitel eine Encyklopädie der Menſchheit nennen, und wünſchte mir jede Situation derſelben in Poeſie oder

Proſa

Proſe ſo leicht und natürlich darſtellen zu können, wie ſie in dieſer ſimpeln Erzählung entwickelt iſt; die Fabel vom Prometheus und der Pandora ſind arm dagegen. — Aber noch Eins iſt in dieſer Geſchichte, etwas ſehr Poetiſches —

A. Die Cherubim mit dem flammenden Schwert? Nun, das ſind Donnerpferde!

E. Donnerpferde? in ſo frühen Zeiten? wie unwahrſcheinlich hätte die Tradition gedichtet! Sie, die doch alles Andre ſo ganz den Zeiten angemeſſen vorſtellt. Kannte Adam Donnerpferde? und was ſtellte er ſich in ihnen vor? wie kam er zum Bilde? — Und was ſollen ſie hier? Donnerpferde mit der Flamme des Schwerts, zu bewahren den Weg zum Lebensbaume?

A. Sie machen mich wirklich verlegen: aber Cherubim ſind ja in der ganzen Ebräiſchen Poeſie Donnerpferde —

E. Ich wüßte keine einzige Stelle, die auch nur den Schein dazu gebe. Bei einem ſpätern Propheten*) werden Gott Roſſe zugeſchrieben; aber das ſind nicht Cherubim. Da erſcheinet er auf einem Streitwagen, vor den freilich Roſſe gehören; in dieſem Bilde donnert er nicht einmal. Er ſteht auf ſeinem Wagen und mißt das

---

*) Habakuk 4, 8.

das Land den Iſraeliten zu: vor ihm geht die Peſt, Raubvögel fliegen ihm zu Füßen. Er ſchaut und zertrennet die Völker: Paniſcher Schrecken fällt auf die Midianitiſchen Gezelte. Nun zieht er den Bogen und ſchießt: er ſchlägt und zerſchmettert; kurz er braucht alles Streitgewehr der alten Schlacht — majeſtätiſch zieht er wieder zurück und ſeine Roſſe vor dem ſiegeriſchen Streitwagen gehen, wie ſie kamen, durchs Meer, durch den Schlamm groſſer Waſſer. Iſt hier von Donnerpferden oder von Cherubim nur die Rede?

A. Aber die Griechen gaben ja ihrem Jupiter Donnerpferde: Virgil hat davon ſo ſchöne Bilder —

E. Iſt Jupiter Jehovah? ſind die Griechen Ebräer? iſt Virgil ein Ebräiſcher Dichter? Die Peruaner ſtellen ſich den Donner als das Zerſchmettern eines Gefäſſes vor, das die ſchöne Regengöttin in der Hand hat: ihr Bruder kommt und zerſchlägts; nun donnerts, nun fließt der Regen. Das iſt Mythologie der Peruaner: wie aber, wenn jemand darnach Ebräiſche Poeſie auslegen wollte? Wiſſen wir denn von den Cherubim aus Ebräiſchen Dichtern ſelbſt nichts? werden ſie uns nicht gar als Kunſtwerke deutlich beſchrieben?

A. Laſſen Sie uns die Stellen durchgehn. Zuerſt wie ſie über der Bundeslade ſtehen. *)

E. Da

---

*) 2 Moſ. 25, 17. 18. Kap. 36, 8. 35.

E. Da haben ſie Flügel und Angeſichte, ſehen auf den Deckel der Bundeslade nieder, und überſchatten den Gnadenſtuhl; das iſt weder die Geſtalt noch Stellung der Donnerpferde. Und wahrſcheinlich wie ſie hier ſtanden, wurden ſie auch auf die Teppiche gewirket; in Salomo's Tempel ſtanden ſie eben ſo, nur prächtiger, größer: die Beſchreibung wird ganz wiederholet. *)

A. Mit ihr iſt aber noch nicht viel beſchrieben: denn wie manche Geſtalten können nicht Antlitz und Flügel haben?

E. Alſo zum Tempel Ezechiels! **) In ſeiner Beſchreibung haben die Cherubim ein Menſchen- und Löwenhaupt; an die Geſtalt des Pferdes wird nicht gedacht. Eben dieſem Propheten erſcheinen die Cherubim in den Wolken: ***) Ein Cherub ſtreckt ſeine Hand hervor: es iſt eine Menſchenhand, die Feuer ergreift. Das Geſicht erſcheint zweymal und durch Zuſammenhaltung wirds offenbar: jedes Thier hat vier Angeſichte, des Stiers, des Menſchen, des Löwen, des Adlers, nachdem ſie von ſolcher oder ſolcher Seite geſehen werden. Dieſe vier Angeſichte ſieht auch Johannes, nur nicht alle an Einem Thier. Alſo —

---

*) 1 Kön. 6, 23. 2 Chron. 3, 7.

**) Ezech. 41, 18.

***) Ezech. 10, 14. Kap. 1, 10. f.

A. Was wird alſo aus der Geſtalt?

E. Zweierlei folgt daraus unwiderſprechlich. Daß Cherubim eine Compoſition mehrerer Thiergeſtalten; zweitens, daß unter dieſen Figuren keine Pferdsgeſtalt geweſen.

A. Giebts keine Stelle mehr?

E. Eine, die für unſern Ort entſcheidet. Der ſtolze König von Tyrus wird von Ezechiel *) ein Cherub genannt, der eben in Eden, im Garten der Elohim, auf dem heiligen Berge wohnt und daſelbſt zwiſchen feurigen Steinen wandelt. Es wird dies Bild als das höchſte ſeiner Macht, und ſeines ſtolzen Anſehns gebraucht: alle Pracht der Edelſteine iſt ſein Schmuck: ſeine Schöpfung ein Tag der Freuden. Er erſcheint als ein ſtolzes vollkommenes Geſchöpf in ſeinen Werken. — Nun wiſſen wir, was in der älteſten Welt, inſonderheit bei den Morgenländern dieſer Gegenden für Thiergeſtalten die Sinnbilder der Pracht, des Stolzes waren? Genau die vier, die die Compoſition der Cherubim zuſammenfaßte: Löwe, Stier, Menſch, Adler. Ihnen wird das Sprüchwort der Ebräer bekannt ſeyn: „Vier ſind die Stolzen der „Welt: der Löwe unter den wilden, der Stier unter den „zahmen Thieren, der Adler unter dem Geflügel, der „Menſch über alle.“

A. Mich

---

*) Ezech. 28, 14. ſ. Beilage 2.

A. Mich dünkt aber für die frühesten Zeiten entſchiede dies Sprüchwort nicht gewiß: denn die Stücke der Compoſition in den Cherubim ſcheinen doch zu wechſeln —

E. Wie alles Kunſtgebilde, zumal als Zierrath mit den Zeiten etwa wechſelt; der Geiſt der Compoſition iſt indeß unverkennbar. Ezechiel ſezt ſeinen König zu Tyrus dahin, wo die älteſten Cherubim ſtanden, auf den Berg Gottes im Paradieſe und macht ihn zu einer glänzenden, weiſen, furchtbaren Prachtgeſtalt. Er nahm dieſen Eindruck wahrſcheinlich von ſeiner Erſcheinung und den Cherubim her, die eben als furchtbare Schreckgeſtalten daſtehn, den Weg zu bewahren zum Baum des Lebens. Mich dünkt, dieſe Beſchreibung Ezechiels, ſamt den andern Traditionen der Morgenländer, geben uns einen ſo genauen Begrif von dieſen Wundergeſtalten, daß wir die Donnerpferde ganz aus dem Geſicht verlieren dörfen.

A. Andre Traditionen?

E. Kennen Sie kein fabelhaftes Thier, das auf den Bergen der älteſten Welt, eben in der Gegend, wohin unſre Sage das Paradies ſezet, wohnt, und Schätze der Vorzeit bewachet?

A. Jene Drachen, jener Greif, der Gold oder güldne Aepfel bewahret?

E. Das war die Tradition ſpäterer oder nordiſcher Völker. Die Morgenländer haben ein geflügeltes Thier, das auf dem Berge Kaf wohnt, und mit den Rieſen der Urwelt viel Krieg gehabt hat. Es hat, ſagen ſie, Vernunft und Religion, ſpricht alle Sprachen der Welt, hat die Weisheit der Sphinxe, die Liſt der Greiſe und bewahrt den Weg zu den Schätzen des Paradieſes. Eine Wundergeſtalt der Werke Gottes, weder mit Liſt zu hintergehen, noch mit Gewalt zu überwinden. — Der Sphinx der Aegypter, die Drachen der Griechen, der Greif der Nordländer ſind alle Ein und dieſelbe Compoſition, nur nach Ländern und Zeiten anders modificirt. Sehen Sie da die ſpätern Fabeln und Mährchen von jenen Wächtern des Baums der Unſterblichkeit an der Pforte des Paradieſes, den glänzenden Schreckgeſtalten auf dem heiligen Berge mit der Flamme des hin und her ſich wendenden Schwerts, genau wie Ezechiel ſeinen Cherub beſchreibet. — Die hat nun jede Nation in Poeſie und Tradition von Zeit zu Zeit vermehrt und verfabelt. *) Für uns iſts gnug, daß wir die Geſchichte der Cherubim im Verfolg der Ebräiſchen Poeſie betrachten. — Anfangs erſcheinen ſie hier als Hüter mit dem feurigen

Schwert,

---

*) S. die Fabeln vom Simorg-Anka, Soham u. a. Fabelthieren in Bochart, Herbelot und hundert Morgenländiſchen Gedichten.

Schwert, (nicht als Verwüſter des Paradieſes, wie man wider den klaren Buchſtab hat erdichten müſſen.) In Moſes Stiftshütte kommen ſie wieder, der, vielleicht weil er die Aehnlichkeit zwiſchen ihnen und den Sphinxen ſah, ſie nach Aegyptiſcher Art auf die Bundeslade ſezte. Von der Bundeslade kamen ſie in die Wolken, denn da ſich dort auf ihnen die Herrlichkeit Gottes niederließ: ſo mußten ſie auch hier die Herrlichkeit Gottes tragen. Jezt wurden ſie alſo eigentlich ein Ebräiſches Dichterbild und zulezt gar ein Geſicht der Propheten. Der Uebergang, daß Cherub, ein Kunſtwerk auf der Bundeslade, jezt Cherub in den Wolken, ein tragendes Geſchöpf des Throns Jehovah wurde, lag offenbar in dem Ausdruck: „Gott, der über den Cherub thronet,„ ein Ehrenname der Herrlichkeit Gottes, der in den Büchern Samuels*) ſchon vorkommt. Sobald die Anwendung davon auf den Gott in den Wolken gemacht war, hatte die Einbildungskraft der Dichter einen freien Raum, ſie bei Gemählden des Himmels zu brauchen, und David ſcheint der erſte geweſen zu ſeyn, der dies Bild componirt hat.**) Indeſſen iſt auch bei ſeinem Cherub ſo wenig an ein Donnerpferd zu denken, daß er vielmehr dieſen Begrif hätte entfernen müſſen, wenn einiger Grund

---

*) 1 Sam. 4, 4. 2 Sam. 6, 2.

**) Pſ. 18, 11. ſ. Beilage 3.

dazu in irgend einer andern Stelle geweſen wäre. Sein Cherub iſt ein geflügeltes Geſchöpf, auf dem Gott fliegt, er ſtehet im Parallelismus den Fittigen des Windes gegenüber, und Donner und Blitz werden in eignen Bildern beſchrieben. Noch zu Jeſaias Zeiten *) war der Gott, der über den Cherubim ſitzet, nichts als jener alte Moſaiſche Ausdruck, der in den Büchern Samuels und den Pſalmen vorkommt; als Gott ihm erſchien, **) waren keine Cherubim im Bilde der Erſcheinung. Erſt in ſpätern Zeiten, außerhalb Judäa, unter den Gefangnen am Waſſer Chebar ward das alte dichteriſche Bild prophetiſche Viſion; ***) und die Cherubim erſchienen hier in vollem Glanze. Es war aber kein Donnerwagen, den ſie trugen, vielweniger zogen; ſie trugen den Stuhl der Herrlichkeit des Herrn und über ihnen wars wie Sapphier, d. i. heller und klarer Himmel. Wie der Regenbogen in den Wolken, alſo glänzte es um und um; der ſtilleſte, herrlichſte, prächtigſte Anblick; kein Donnergemählde —

A. Alſo haben Ihre Cherubim dreierlei Zeiten: als Kunſtwerke im Tempel: als Gemählde in den Wolken, und als prophetiſche Viſion.

E. Setzen Sie noch dazu, als Mythologie in der Tradition des Paradieſes; denn die war der Grund

von

---

*) Jeſ. 37, 16.

**) Jeſ. 6, 1 ; 8.

***) Ezech. 1. und 10.

von allem. Hätten ſie in dieſer Sage nicht gelebt, ſo hätte ſie Moſes nicht auf die Bundeslade geſetzt, ſo wären ſie von da nicht in die Wolken gekommen, noch zuletzt prophetiſche Viſion geworden. Uebrigens ſehen Sie ſelbſt, wie ſich im Curſus dieſes Gebrauchs auch das Bild ſelbſt verändern mußte. In der älteſten Sage war es ein ehrwürdiges Wundergeſchöpf: in der Stiftshütte ward es todtes Kunſtwerk, in Pſalmen und Gedichten Bild, in der prophetiſchen Viſion endlich ζωον, himmliſches Geſchöpf, Träger der Herrlichkeit Gottes. — Den Unterſchied dieſes Gebrauchs und ſeiner Sphäre giebt Ezechiel ſelbſt an. Am Himmel beſchreibt er die Geſtalten mit ihren vier Wunderantlitzen lebendig und herrlich; in ſeinem Tempel läßt er ihnen nur zwei derſelben, entweder weil er kein Menſchenantlitz im Tempel haben wollte, um Abgötterei zu vermeiden, oder weil er an der Kunſt des Arbeiters verzweifelte. In Moſes Stiftshütte trafen beide Umſtände zuſammen, und die Abbildung der Cherubim war gewiß ſehr ſimpel.

A. Der bleibende Hauptbegrif der Cherubim war alſo ein Wundergeſchöpf, eine Compoſition aus vielerley Thieren?

E. Das iſt unwiderſprechlich. Noch Joſephus beſchreibt ihre Geſtalt aus der Tradition ſo, daß Cherubim geflügelte lebendige (ζωα) waren, mit einer Geſtalt, der nichts von Menſchen Geſehenes gliche; eine fabelhafte Compoſition des Herrlichen, Schrecklichen, Mächtigen, Wunderbaren. Ohne Zweifel ſchwebte ſie, mehr oder weniger, immer zwiſchen den vier Stolzen des Himmels und der Erde, dem Adler, Stier, Menſchen und Löwen; nachdem der Dichter ein Bild brauchte, oder die Kunſt es bilden konnte. Auch die Arabiſche Tradition weiß von den Cherubim der Arche, daß ſie ein geflügeltes Weſen im Menſchengeſtalt mit Blicken geweſen, die wie eine Flamme glänzten, und die zu Kriegszeit auf die Feinde einen ungeſtümen Wind geſandt haben — eine Fabel, deren Grund man in der bibliſchen Geſchichte ſiehet.

A. Wie glauben Sie aber, daß die erſte und älteſte Mythologie von den Cherubim an der Pforte des Paradieſes entſtanden ſei? —

E. Auch hierüber giebt die überall verbreitete Tradition ziemlich wahrſcheinliche Auskunft. Daß dieſe Cherubim Bewahrer des Weges zum Baum des Lebens zu den Gärten der Heſperiden geweſen; iſt einmüthige Sage. Daß der Cherub der Morgenländer auf einem Berge gelagert, unter feurigen Steinen wandle, ſagt Ezechiel, und die durchgängige morgenländiſche Sage beſtätigts. Sie lagern ihn alle auf ein Gebürge des fernen Aſiens, hinter welchem das Paradies ruhe; ohngefähr in die Gegend, wohin auch Moſes das ſeinige ſetzet.

ſetzet. Iſt ihnen nun keine andre Mythologie bekannt, die von einem glänzenden Götterberge redet? —

A. Ich wüſte nicht.

E. Sie iſt allen morgenländiſchen Nationen von Tibet an bis zum rothen Meer hin geläufig; ein Berg, worauf die Götter, Lahen, Elohim, Dämonen, ſeligen Menſchen wohnen, den einige, in der Ebräiſchen Poeſie eingerückte Traditionen, Nordwärts ſetzten — Wer war jener König, der im Spottliede Jeſaias ſagte:

— Zum Himmel will ich hinan!
Ueber die Sterne Gottes erhöh' ich meinen Thron!
Ich werde mit auf dem Berge des Götterrathes thronen,
im höchſten Nord.

Bei den Ebräern konnte dieſe Mythologie nicht aufkommen, die Sinai und Zion zu Gottesbergen hatten, und Sie wiſſen, mit welchem Eifer Jeſaias ſeinen heiligen Berg Zion über alle Berge der Welt erhöhet. Aber in der Rede Elihu's kommt Gott auch von Mitternacht her, im Goldglanz: er bricht auf aus ſeiner heiligen Götterverſammlung, wie er den Ebräern von Sinai aufbricht. Vielleicht war dieſer Mitternachtsberg eben auch das Gebürge der Cherubim, auf dem der König zu Tyrus beim Ezechiel vor dem Garten Gottes unter feurigen Steinen wandelt.

A. Und die Entſtehungsart des Begrifs der Cherubim auf dieſem glänzenden Berge? —

E. Sie war ohne Zweifel Anfangs ſo ſimpel, als die Tradition vom Paradieſe ſelbſt. Die Menſchen wurden aus ihm verbannet, und ein hohes Gebürge lag wahrſcheinlich zwiſchen ihnen und dem ſeligen Wohnſitz ihrer Kindheit. Das Gebürge war vielleicht voll Thiergeſtalten, von denen etwa die kühnen Wandrer, die einen Weg dahin verſucht haben wollten, fürchterliche Nachrichten brachten. Oben auf dem Gebürge lagen Donnerwolken, oder vielleicht flammete der Berg gar; das war die Flamme des Schwerts, die ſich hin und her wandte, und die mit den Erzählungen der Wandrer vermiſcht, endlich ein Fabelthier ward, eine Compoſition dieſer mancherlei Phantome. Oder daß gar, als die Menſchen das Paradies verlaſſen mußten und hinter ſich ſahen, ſie hin und her fahrende Flammen, nebſt andern glänzenden Luftgeſichten und wilden Thiergeſtalten, erblickten: ein Eindruck, den ſie mitnahmen, und der ſich nachher durch den Anblick des Berges und die Nachrichten der Wandrer, der Helden, der Dichter und der gemeinen Sage zum Wundergeſchöpf ausbildete. Seys dies oder das; wenigſtens iſt das ohne Grund, daß der Cherub die Menſchen aus dem Paradieſe geführt habe, wie Bilder und Dichter ſingen und mahlen; Gott führte ſie aus dem Paradieſe, und die Cherubim kamen als Wächter davor.

A. Ward aber nicht Elias mit feurigen Wagen und Roßen gen Himmel geholet?

E. Auch das war Streit- Triumph-; kein Mythologiſcher Donnerwagen: noch weniger ein Cherub. So verſtehts Eliſa, der die Erſcheinung ſah. Er rief aus: „du biſt Iſraels Kriegsmacht, ſeine Reuter und „Wagen geweſen, darum wird dir auch die heroiſche, „kriegriſche Auffahrt. Als Sieger erſcheinſt du in den „Himmelsgefilden.„ So wenn der Wagen Gottes tauſendmal tauſend genannt wird: *) das Bild iſt vom Streit- und Triumphswagen hergenommen, wie der ganze Pſalm zeiget. Von Sinai bricht Gott auf, vor Iſrael herzuziehn und das Land zu erobern: die Berge beben, die Könige fliehn. Er theilt Beute aus und ſchwingt ſeinen Wagen in die Höhe, führt die Gefangnen im Triumph daher und giebt Gaben. Es iſt dieſelbe Vorſtellung, die wir bei Habakuks Bilde ſahen, und die wir, wenn von Erobrung des Landes Iſrael die Rede ſeyn wird, in den ſchönſten Triumphliedern mehr ins Licht ſetzen werden.

A. Was geben Sie mir aber für ein andres Bild des Donners, da ſie mir die Donnerpferde geraubt haben?

E. Die Stimme des ſcheltenden Vaters. Dies Bild verſtehen noch alle Kinder, und es ſteht in der ſimpeln

---

*) Pſ. 68, 18.

ſimpeln Geſchichte ſelbſt, in der man die Donnerpferde hat finden wollen. „Sie hörten die Stimme Jehovahs, der im Garten wandelte, zur Zeit, da ſich der „Tag kühlte;„ nichts iſt wahrſcheinlicher, als daß dies der Donner ſei, und daß eben durch dieſen Ausdruck das Bild in die Ebräiſche Poeſie fortwährend eingeführt worden. Wenigſtens wüßte ich nicht, wie in Eine und dieſelbe ganz kindliche Erzählung ein ſo früher, einfacher, kindlicher und ein ſo zuſammengeſetzter, ſpäter und künſtlicher Ausdruck von Ein und derſelben Sache kämen. Mich dünkt, ich habe Ihnen die Geſchichte der Cherubim genetiſch und mit Erweiſen dargelegt; das iſt Alles, was man vom mythologiſchen Begrif einer ſo fernen Poeſie erwartet. Leſen Sie *) und vergleichen; es werden Ihnen keine Zweifel mehr bleiben. Die herrlichen weiſen Räthſelgeſchöpfe tragen den Himmel, auf dem Gottes Thron ruht; und von wem könnte dieſer beſſer getragen werden, als von Sinnbildern alles Hohen und Schrecklichen auf der Erde, verbunden mit der Idee des Unbegreiflichen, des Unzugangbaren, geheimer Wiſſenſchaft und Weisheit.

---

*) Beilage I.

1. Erſcheinung Gottes über den Cherubim.

Ich ſah und ſieh! ein Wirbelwind kam her
von Norden: a) eine groſſe Wolke, rings
im Feur ſich wälzend, glänzend rings umher.
Und mitten in ihr wars wie Silbererz
im Feuer glühend: mitten in ihr wars
geſtaltet wie ein vierfach-Lebendes;
(doch Menſchenähnlichkeit war unter ihnen.)
Vier Angeſichte hatte jedes: vier
Geflügel: ihre Beine ſtanden grad'
und wie des Kalbes waren ihre Füße. b)
Sie glänzten wie ein hellpolirtes Erz,
und Menſchenhände bargen ihre Flügel.
Vierſeitig war ein jegliches; und vier
Antlitz' und Flügel hatte jegliches.
An Flügel Flügel, alſo ſchloßen ſie
ſich an einander: keines kehrte um:
ein jedes ging, wohin's ſein Antlitz trug. c)

Und

---

a) Auch hier kommt von Norden die Gotteserſcheinung, wie im Buch Hiob (Kap. 37, 22.) vermuthlich alſo bricht Gott vom Götterberge auf. (Jeſ. 14, 14. Ezech. 28, 14.) Auch im Geſicht Zacharias (Kap. 6, 1-8.) gehen die Roße, die die Welt umzogen haben, gen Norden zur Ruhe, da iſt der Ort ihres Bleibens. (V. 8.)

b) Die Aehnlichkeit der Cherubim mit der Geſtalt der Sphinxe iſt unverkennbar; nur dieſe waren nach Aegyptiſcher Mythologie und Kunſt modificirt.

c) Ein Sinnbild der Allgegenwart des Throns Gottes,

der

Und ihre Antlitze, zur Rechten waren
ſie eines Menſchen, eines Löwen Antlitz;
zur Linken eines Stiers d) und eines Aars.
Ihr Angeſicht und ihre Flügel theilten
ſich oben; zweene Flügel ſchwangen ſie
und zween deckten ihre Leiber. e) Jedes
ging ſtracks nach ſeinem Angeſicht: es ging
wohin ſein Geiſt es trieb und kehrte nimmer um.

Wie glühnde Kohlen waren anzuſchaun
die vier Geſtalten. Feuerfackelglanz
flog zwiſchen ihnen her und Feuerlicht,
und aus dem Feuer gingen Blitze. Wie
die Blitze funkelten, ſo gingen ſie
dorthin und hieher, waren hie und da. f)

Und

---

des nie wiederkehrenden Laufs ſeiner Wirkung in alle Welt.

d) Was hier der Prophet Stieres-Antlitz nennt, nennt er (K. 10, 14.) Cherubs-Antlitz; vermuthlich iſt jener dem gemeinen Ausdruck nach eine der herrſchenden Geſtalten dieſer Compoſition geweſen, wie abermals der Anblick der Sphinxe zeigt.

e) Dies Verhüllen der Leiber iſt aus Jeſaias Geſicht (Kap. 6, 2.) ein Sinnbild ihrer Unwürdigkeit dem Herrn der Schöpfung zu dienen.

f) Ich habe die Beſchreibung der Räder unter dem Wagenthron ausgelaſſen, wie ſie auch Johannes (Offenb. 4.) nicht ſchildert. Auch ſie zeigen indeß, daß die Cherubim den Thron der Herrlichkeit nicht als Roſſe ziehn, ſondern als Flügelgeſchöpfe tragen. Cherubim und lebendige Räder ſtehn ſowohl der Zahl, als dem Schwunge und Gange nach, völlig parallel.

Und über ihren Häuptern breitete
ein Himmel ſich, wie ſchrecklicher Kryſtall:
dicht an dem Himmel ſtanden ihre Flügel
gerad empor, an Flügel Flügel: zween
der Flügel trugen ihn: mit zween bargen
ſie ihre Leiber. Und ich hörte Schall
des Rauſchens ihrer Flügel: alſo rauſchen
viel Waſſerſtröme: alſo rauſcht der Donner,
Schaddai's Stimme. g) Wenn ſie gingen, klangs
wie wenn ein Kriegsheer zieht. Und ſtanden ſie,
ſo ſenkten ſie die Flügel nieder. Denn
tönt's über ihnen in dem Himmel droben;
ſie ſtanden mit geſenkten Flügeln da.

Und über ihnen, überm Himmel droben
wars anzuſchauen, wie ſapphierner Glanz.
Es war ein Thron, und auf dem Throne ſaß

---

g) Offenbar iſt der Donner alſo vom Schall und noch mehr von der Exſiſtenz der Cherubim unterſchieden. Er iſt hier blos ein Bild der Vergleichung, wie Waſſerſtröme und das Ziehn des Kriegsheers; er heißt auch hier Stimme Schaddais, wie überall in den Ebräiſchen Gedichten. Eben wenn die Cherubim ſtill ſtehen und ihre Flügel niederſenken, donnerts über ihnen im Himmel. Auch im Geſicht Johannes (Offenb. 4, 5.) donnerts vom Thron her: ſie tragen dazu nichts bei. Sie ſind die Träger der Herrlichkeit Gottes, das Sinnbild alles Herrlichen ſeiner Schöpfung, die ihm dient und ihn unaufhörlich lobet: Symbole verborgner Weisheit. Wenn die Siegel des geheimen Buchs eröfnet werden, ruffen den Seher dieſe Geſtalten. (Offenb. Joh. 6.)

Geſtalt wie eines Menſchen. Der da ſaß,
war anzuſchaun wie glühend Silbererz,
ein Feueranblick drinnen und umher,
von ſeinen Lenden auf: und niederwärts
Ein Feueranblick, und ein Glanz umher,
ſo wie der Bogen in den Wolken glänzt
am Regentage; ſo war ringsum Glanz.

Den Anblick von Jehovahs Majeſtät
ſah ich und fiel hin auf mein Angeſicht,
und hörte Stimme eines Redenden,
der ſprach zu mir: u. ſ.

2.

Klaglied über den Fall des Königs von Tyrus, unter dem Bilde eines Cherubs. a)

Du Kunſtgebilde, Weisheitvoll und ſchön! b)
In Eden, in dem Garten der Elohim
warſt du: dich ſchmückte jeder Edelſtein,
Rubin, Smaragd, Demant und Hyacinth

und

---

a) Ezech. 28, 12. Das Lied iſt eine Nachahmung des Trauergeſanges Jeſaias über den König zu Babel, (Jeſ. 14, 2.) das wir in Einem der folgenden Geſpräche überſetzt leſen werden. Es ſtehet hier wegen der Beſchreibung des Cherubs, die Ezechiel, nach ſeiner Gewohnheit Bilder zu mahlen, weitläuftig ausgeführt hat.

b) Tyrus war die reichſte Handelſtadt der damaligen Zeit, und ſo wie Phöniciſche oder Sidoniſche Arbeit im Al-

terthum

und Jaſpis, Onyx und Sapphier und Gold.
Am Tage deiner Bildung prieſen dich
willkommend ſchon Trommet- und Paukenſchall. c)
Zum Cherub, der ſich ſtreckt und Eden deckt
ſetzt' ich dich auf den Berg der Herrlichkeit
der Elohim: da unter glühnden Steinen d)
wandelteſt du. In allen deinen Wegen
Ruhmvoll vom Tage deines Werdens an,
bis deine Miſſethat jetzt funden iſt.
Jetzt hat man dich in alle deinem Handel
voll Uebertretung funden und voll Trug.
Drum will ich dich vom Berge der Elohim
verſtoßen! Dich den Cherub, der ſich ſtreckt,
vertilg' ich von dem Berg der glühnden Steine.
Dein Herz erhob ſich über deiner Zier:

---

terthum der Name der künſtlichſten Arbeit war, ſo konnte, der hier beſungen wird, nicht ſchöner als unter der Geſtalt eines reichen Kunſtgebildes ſelbſt beklagt werden.

c) Vermuthlich geht dies nach der Sache ſelbſt auf die ſchöne Lage des Orts, Tyrus, der zum Handel und zur Pracht recht geſchaffen ſchien; im Bilde iſts ein bekannter Gebrauch Morgenlandes, daß Ehrendenkmale ſolcher Art mit Muſik und Paukenſchall aufgerichtet werden. (Dan. 3, 5. 7.)

d) Ich weiß nicht, ob dieſe glühnden Steine Edelſteine ſind, oder ob ſie mit jener Flamme des ſich hin und her wendenden Schwerts etwa zuſammen gehören; ich wünſchte, daß die Mythologie von dieſem Götterberge aus mehreren Traditionen aufgehellt würde, und ich hoffe, ſie wirds werden.

ob deinem Glanz verlohrſt du deine Weisheit.
Drum will ich auf die Erd' hinwerfen dich,
den Königen dich geben anzuſchaun: e)
denn viel iſt deines Frevels; und dein Trug
hat deine Götterzier mit Schimpf befleckt.
Aus deinem Buſen ſoll ein Feuer ausgehn, f)
das dich verzehret. Du wirſt Aſche ſeyn
in aller Völker Augen rings umher:
und wer dich kennt aus allen Völkern, wird
erſtaunen über dir. Du warſt der Stolz
der Erd' und biſts in Ewigkeit nicht mehr.

3. Gemählde des Donners. a)

Es umgaben mich die Fluthen des Todes,
an Belials Strömen erbebt' ich ſchon.
Es umfingen mich die Stricke des Grabes,
des Todes Netze ſah ich vor mir.

In

---

e) Nach Jeſ. 14, 16.

f) Vielleicht liegt auch dieſer Zug im Bilde des Cherubs mit der ſich hin und her wendenden, verzehrenden Flamme. Es iſt Ezechiels Art, ſeine Gemählde bis zum kleinſten Zuge auszumahlen. Des Cherubs Feuer verzehrt ihn jetzt ſelbſt.

a) Pſ. 18. Er wird hier beigerückt der Mythologie des Donners und des Cherubs wegen. Der ganze Gang des Pſalms iſt ſchön. David in Todesgefahr will nur zu Gott ruffen und Gott höret ihn ſchon; er rettet ihn

In meiner Angſt, ſprach ich, will ich zum Herren ruffen,
hinauf zu meinem Gotte will ich ſchreyn.
Er wird mich hören aus ſeiner Burg,
mein Angſtgeſchrei wird dringen in ſein Ohr.

Da regte ſich die Erde, ſie zitterte!
die Gründe der Berge bewegten ſich,
ſie regten ſich, weil er ſo zornig war.

Auf ſtieg Dampf aus ſeiner Naſe; [b]
das Feur aus ſeinem Munde fraß umher,
Kohlen erglühten vor ihm hin.

---

ihn durch ein Donnerwetter, vermuthlich in der Schlacht, vom Tode und ſeinen Feinden. Daß der Tod hier als Jäger mit Netz nnd Strick vorgeſtelle werde, iſt bekannt: die andern Bilder von Belials Strömen und dem Reich der Todten werden im folgenden Geſpräch entwickelt werden.

[b] Das Ungewitter, vielleicht mit Erdbeben begleitet, wird hier nach allen Erſcheinungen geſchildert. Die Erde regt ſich: jetzt geht Dampf aus ſeiner Naſe, das iſt (nach V. 16.) der Sturm, der dem Ungewitter vorhergeht: nun fangen Blitze an: der Himmel wird dunkler und niedriger, er ſcheint ſich zur Erde herabzuſenken: nun wehet, nun fleucht der Sturm: die Nacht verdoppelt ſich und nur Blitze zertheilen dieſelbe: endlich fängt der große Donner an, die Blitze verdoppeln und beflügeln ſich u. ſ. — Dies alles iſt Zug für Zug in eine fortgehende Mythologie gekleidet, da der Zornige bald ans ſeiner Naſe Dampf, bald aus ſeinem Munde Feuer wirft, daß die himmliſchen Eisgewölbe zu Kohlen erglühen: bald die Wölbung des Him-

Er neigte die Himmel und fuhr hinab,
Dunkel unter ſeinen Füßen:
er ſaß auf dem Cherub und flog daher,
er flog daher auf den Flügeln des Sturms.

Jetzt hüllet' er Nacht um ſich,
Wolkendunkel auf Wolkendunkel ſchloſſen ihn ein;
vom Glanz vor ihm entwich die Wolke,
glühende Kohlen und Hagel fiel.

Im Himmel donnerte der Herr,
der Mächtige ließ hören ſeine Stimme,
glühende Kohlen und Hagel fiel.

Da ſchoß er Pfeil' umher,
verdoppelte die Blitz' und beflügelte ſie:
des Waſſers Schlund war aufgethan,
der Erden Gründe ſtanden enthüllt,
vor der ſcheltenden Stimme des Herrn,
vom Hauch des Sturms aus ſeiner Naſe Dampf.

Da

Himmels neigt und gleichſam zur Erde will, bald die Nacht um ſich hüllet und Pfeile ſchießt, Blitze ſchwingt und beflügelt. — In dieſem Reichthum von Donnerbildern ſteht der geflügelte Cherub blos den Flügeln des Sturms gegen über, wie der Parallelismus zeigt: Gott ſchwebt auf ihm hinweg; wie es ſo oft heißt, daß er auf den Fittigen des Windes gehe. Auch in dieſem Pſalm iſt das Hauptbild des Donners, daß er die Stimme des ſcheltenden Gottes ſei; ein Ausdruck, der im folgenden 29. Pſalm allein ſiebenmal vorkommt.

Er reicht' hinab aus ſeiner Höh'
und faßte mich.
Aus tiefen Waſſern zog er mich hervor,
von meinem ſtarken Feinde rettete er mich:
von Häßern, die mir viel zu mächtig waren u. ſ.

4. Die Stimme Jehovahs. a)

Gebet Jehovah, ihr Götzendiener,
gebet Jehovah Preis und Macht.
Gebet Jehovah Ruhmpreis ſeiner Hoheit.
Bückt euch Jehovah, dem Könige herrlich geſchmückt.

Die Stimme Jehovahs iſt über den Waſſern: b)
Der Gott der Ehre donnert hoch!
Jehovah donnert auf groſſen Waſſern:
die Stimme Jehovahs tönt mit Macht,
die Stimme Jehovahs tönt mit Pracht.

Die Stimme Jehovahs zerbricht die Cedern,
Jehovah bricht die Cedern des Libanon.

---

a) Pſ. 29.

b) Der Parallelismus giebts, daß dieſe Waſſer nicht das mittelländiſche Meer, ſondern die Waſſer des Himmels, die dicken Regenwolken ſeyn. Im Verfolg wird entwickelt werden, warum Jehovah vorzüglich als Donnergott geſchildert werde. Daß dieſer Pſalm ein fortgehendes Gemälde des Ungewitters ſei, iſt augenſcheinlich.

Er macht ſie hüpfen wie das Kalb,
den Libanon, den Sirion
wie den jungen wilden Stier.

Die Stimme Jehovahs ſtreuet Flammen,
die Stimme Jehovahs macht die Wüſt' erbeben,
Jehovah macht gebähren die Wüſte Kades,
die Stimme Jehovahs macht gebähren die Hindin,
ſie entblättert den Hain.

Jehovah ſitzt nun und gießt Waſſerſtröme;
Jehovah thront, ein König in Ewigkeit.

VII.

Inhalt des Geſprächs.

Sage vom Urſprunge des Menſchen. Wurzeln ſeiner Benennung von Hinfälligkeit, Schwachheit, Erde. Elegie Hiobs über des Menſchen Schickſal. Vom Othem Gottes, dem Sinnbilde der Kraft in Gedanken, Worten, That. Hymnus über die Stärke und Gottähnlichkeit der Menſchennatur. Hohe Vorführung deſſelben in der Schöpfung. Von welchem Begriff eine Epopee der Menſchennatur im Phyſiſchen und Geiſtigen allein ausgehn könne? Was hievon die Bibliſche Poeſie entwickelt habe? Ob dieſe Geneſis zu rein, zu göttlich ſei? Warum die früheſte Moral und Moralpoeſie des Menſchen habe göttlich ſeyn müſſen? was dies Göttliche genutzt habe? Urſprung des Begrifs vom Reiche der Todten. Elegie von demſelben. Ob es der Unſterblichkeit der Seele entgegen ſei? oder dieſelbe nicht vielmehr vorausſetze? Poetiſche Anſicht der Gräber, des Lebens der Todten in denſelben; Dichtung des Reichs der Schatten bei Ebräern, Celten und andern Nationen. Woher das Rieſenhafte im Todtenreich der Morgenländer wahrſcheinlich ſeinen Urſprung genommen? warum ganze Reiche und Städte in ihm ſchlafen? Von Belial, dem Könige der Schatten, vom Scheol, ſeinem Pallaſt oder Reich. Welche Bilder dieſe Vorſtellung auch noch dem N. T. gegeben? Von Wirkung dieſer Begriffe auf die Seele des Menſchen. Sprache Gottes von der Unſterblichkeit in der Natur: in der Offenbarung. Aufnahme Henochs. Ob ſie Fragment eines Gedichts? Nachhall vom frühen Tode deſſelben ſei? Aufnahme der Väter, als ächter Gottesfreunde. Eindruck des Begrifs vom Reich der Väter. Zwei Pſalmen nebſt ihrer Erklärung. Daß der ſechzehnde Pſalm von David ſei, und Begriffe einer ewigen Wohnung bei Gott enthalte. Ob die Iſraeliten von den

Aegyptern die Inſeln der Glückſeligen nach dem Tode geborgt oder gehabt haben? Urſprung des Begrifs der Auferſtehung der Todten. Beilage einer Beſchreibung von Hiobs Todtenreich, eines Arabiſchen Troſtgedichtes über eine Verſtorbene und einer Zeichnung des Ganges, wie ſich ohngefähr die Ebräiſchen Begriffe vom Zuſtande nach dem Tode entwickelt haben.

Es verſtrich eine ziemliche Zeit, ehe dieſe Unterredungen fortgeſetzt wurden. Alciphron hatte ſeinen beſten Freund durch den Tod verlohren; und es lag ſtumme Dämmerung auf ſeiner Seele. Einmal bei einem Abendſpatziergange, da das tägliche Bild unſers Abſchiedes die untergehende Sonne ſich ſchön mahlte, begann er nach andern Unterredungen voll ſanfter Schwermuth alſo:

Alciphron. Sie haben, Eutyphron, die ſchöne Sage vom Urſprunge des Menſchen vergeſſen, an die ſeine ganze Erdenbeſtimmung geknüpft iſt, Erde zu Erde! Da ging Adam hervor, dahin ging er, in den Schoos der Mutter, die ihn gebohren. Erde zu Erde! iſt der Nachhall des ganzen Menſchenlebens. Er tönet mir noch vom letzten dumpfen Wurf der Grabſchaufel meines Freundes wieder, und ich habe mich in dieſen Tagen an mancher Poeſie der Morgenländer, an der ich ſonſt keinen Geſchmack fand, melancholiſch erfreuet. Alle Namen des Menſchen ſagen in ihr von Nichtig-

keit,

keit, von Verfall. Er iſt eine Leimhütte, an der unaufhörlich die Motte frißt und der Wurm naget; eine Blume, die abfällt, wenn der Wind wehet, oder die vom Stral der Sonne vertrocknet. Vielleicht hat keine Poeſie die Bilder dieſer Hinfälligkeit, dieſer Schattengeſtalt ſo rührend dargeſtellt, und alle gehen aus den Wurzeln der Sprache ſelbſt hervor: gleichſam als Urbegriffe der Beſtimmung des Menſchen.

Iſts eine Luſt dir zu bedrängen, *)
ſo zu verſchmähen deiner Hände Werk?
Gedenke doch, ich flehe dir!
daß du wie Thon mich bildeteſt
und daß ich bald muß wieder in den Staub! —

laſſen Sie mich in dieſer ſtillen Abenddämmerung, da der Treiber unſrer Erdenmühe, die Sonne untergeht, und alle Kreaturen ſich ihrer Entlaſſung vom Dienſt der ſchweren Eitelkeit zu freuen ſcheinen, laſſen Sie mich eine Elegie **) leſen, die ich ſonſt nie, wie jetzt beherzigt habe. Hiob war ein groſſer philoſophiſcher Dichter; er verſtands, was das Menſchenleben ſei und nicht ſei? und was wir am Ende zu hoffen haben.

Hat Sklavenleben nicht der Menſch auf Erden?
Sind nicht wie Tagelöhners ſeine Tage?
Wie ſich der Sklave nach dem Schatten ſehnet,
der Tagelöhner ſeinen Lohn erwartet:
ſo ſind mir zugefallen böſe Monden,

---

*) Hiob 10.

**) Hiob 7.

viel Kummernächte ſind mir zugezählet.
Wenn ich mich niederlege, ſeufz' ich:
wenn ſteh' ich wieder auf?
Und lange dehnt ſich mir die Nacht,
und werde banger Träume ſatt
bis wieder Morgen dämmert.

Mit Wurm und Moder iſt ringsum mein Fleiſch bekleidet:
Es ſchließt ſich meine Haut, und bricht
in neuen Beulen wieder auf.
Hinweggeflohn ſind meine Tage,
geſchwinder, wie ein Weberſpul:
ſie ſanken unter an der Hoffnung Ende.

Gedenke, daß ein Hauch mein Leben iſt;
Nie wird mein Auge wiederkehren,
zu ſehn der Erde Glück.
Das Auge, das mich ſuchet, wird mich nicht finden mehr.
Dein Auge wird mich ſuchen; ich bin nicht mehr!

Wie eine Wolke ſchwindet und vergeht:
ſo geht der Menſch ins Schattenreich hernieder,
und kommt nicht wieder hinauf.
Er kehrt nicht wieder in ſein Haus;
die Stäte, wo er wohnte, ſieht
ihn nimmermehr.

So will ich auch nicht wehren meinem Munde,
will in den Aengſten meines Geiſtes reden,
will ſprechen in Betrübniß meiner Seele:
Bin ich der Nilſtrom und ſein Krokodill,
daß du mir Wache ſetzeſt rings umher?

Sperch' ich: mein Bette ſoll mich tröſten,
mein Lager mir Erquickung ſeyn:
o ſo zermalmſt du mich mit Träumen,
mit Nachtgeſichten ſchreckeſt du mich auf;
daß meine Seele lieber Tod ſich wünſchte,
den Tod für dies Gebein.

Des Lebens bin ich ſatt: und leb' auch nicht mehr lange;
laß ab von mir: denn Nichts ſind meine Tage.
Was iſt ein Menſch, daß du ſo groß ihn hältſt,
und ſetzeſt gegen ihn dein Herz?
beſuchſt ihn jeden Morgen neu,
und prüfſt ihn jeden Augenblick.
Wie lange willt du denn nicht von mir blicken?
mir Ruhe laſſen, bis ich Athem hole?
Hab' ich geſündiget; was that ich Dir entgegen?
o du, der auf die Menſchen blickt!
Warum, daß du mich dir zum Anlauf ſetzeſt?
und mir zur Laſt.
Warum vergiſſeſt du nicht mein Vergehn,
und läßt verſchwinden meine Schuld?
denn augenblicklich leg' ich mich zum Staube,
am Morgen ſuchſt du mich; ich bin nicht mehr.

Das iſt das Schickſal der Menſchen; Erde zu Erde! das erſte und einzige Orakel Gottes über unſre Beſtimmung. Was will die ſtolze Leimhütte, in der ein flüchtiger Hauch wehet, mehr?

Eutyphron. Sie vergeſſen aber, m. Fr., daß dieſe Leimhütte mit einem Hauch Jehovahs beſeelt ward; in

Get-

Gottes Othem weht der Geiſt der Unſterblichkeit und aller Kräfte. Haben Sie die eben ſo rührenden Bilder nicht bemerkt, daß in Gottes Hauch alle Stärke, Wunder der Gedanken und eines wie Gott mächtigen Willens, ja, was das Wort ſagt, Gottesbegeiſterung und göttlicher Troſt ruhe? Ihre Traurigkeit hat Sie nur die Eine Seite des Menſchenſchickſals bemerken machen; die andre iſt in dieſer Poeſie eben ſo ſtark bezeichnet.

A. Eben ſo ſtark? was iſt ein Hauch? Sie werden doch nicht die metaphyſiſche Seele unſrer Philoſophen darinn finden wollen?

E. Gottlob nicht; auch keine Zergliederung ihrer Kräfte nach unſrer Weiſe. Aber das Weſentliche, Ewige ihrer Subſtanz, daß ſie von Gott kam und wieder zu ihm gehet, daß ſie in ihrer zerfallenden Leimhütte göttliche Kräfte äußert, und inſonderheit vom Wort, vom Hauch des Mundes Gottes abhängt; das iſt in dieſer Sprache und Poeſie reich entwickelt.

A. Kaum! wie ſpät wird nur daran gedacht! In einem Buch aus der Chaldäiſchen Gefangenſchaft ſtehts erſt,*) daß der Hauch wieder zu Gott kehre, der ihn gegeben; und da iſts offenbar ſchon chaldäiſche Philoſophie, dieſer alten einfachen Sage angeheftet; bei Adam, in Hiob, in den Pſalmen iſt davon Nichts.

E. Wol-

---

*) Predig. 12, 7.

E. Wollen wir nicht etwa dieſe Begriffe von des Menſchen Unſterblichkeit, von ſeiner Schwachheit und Stärke, inſonderheit nach dem Idiotismus, daß ſeine Seele ein Hauch Gottes ſei, durchgehen? Mich dünkt, Sie haben Manches überſehen oder ſich von neuern Meinungen hinreißen laſſen; und die Materie iſt doch ſo wichtig, ſo menſchlich!

Geiſt Gottes weht mich an!
Hauch des Allmächtigen belebet mich.
Mein Antlitz iſt wie deins vor Gott;
aus Leimen bin ich auch geformt, wie du —
— So lang' ein Othem in mir iſt:
ſo lang' in mir Hauch Gottes weht:
ſoll meine Lippe nichts unrechtes reden,
ſoll meine Zunge keine Läſtrung ſagen —

iſt dies Schwachheit oder Stärke?

A. Höchſtens Stärke in Worten.

E. Und bei den Morgenländern iſt Wort der Ausdruck der Gedanken, des Willens, aller Seelenkräfte. Man bemerkte früh, was für ein Wunder darinn liege, daß unſre Seele denkt, die Zunge ſpricht und die Hand thut; daß unſre Seele denkt, und andre verſtehn ſie und gehorchen ihr, blos durch einen Hauch ihres Mundes. Gott ſelbſt wußte man nichts Mächtigers zuzuſchreiben, als Wort, Othem. Man verglich ihn der Feuerflamme, dem Hammer, der Felſen zerſchmeißt;

ſchmeißt; wenn Alles vergehe, ſei der Hauch Gottes daurend und wirkſam — wirkſam, wie der Wind, erquickend, wie der Regen herabrauſcht und belebt und befruchtet. —

A. Das iſt Hauch Gottes in der Natur, unmittelbarer Wille ſeiner Allmacht; aber Hauch Gottes im Menſchen?

E. Auch der iſt mächtig, weil er göttlicher Hauch iſt; ſo daß es bald fortgehender Gegenſatz wurde, Fleiſch und Geiſt, d. i. Menſchenſchwachheit und Gottesſtärke. — Erinnern Sie ſich des Ausdrucks ſchon vor der Sündfluth und im Munde Gottes ſelbſt:

Mein Geiſt ſoll nicht mehr eine Ewigkeit
in Menſchen wohnen;
denn ſie ſind Fleiſch,

und wie das letzte durch ein allgemeines Verderben inſonderheit in Ueppigkeit und Schwachheit erklärt wird. Ja gehen Sie auf die erſte Vorſtellung zurück, mit der Gott den Menſchen in die Welt einführt: Bild der Elohim ſollte er ſeyn, ein ſichtbarer Abdruck ihrer unſichtbaren Kräfte, wie ſie und an ihrer Stelle ſchaffend und waltend. Laſſen Sie mich, da Sie ſich an einer Elegie über des Menſchen Schwachheit freuten, einen Pſalm über ſeine Herrſchaft und Stärke ſagen: einen Pſalm, der im Lallen der Unmündigen Gott eine Burg des Lobgeſangs beveſtigt, an der jeder Feind erliegt, einen Pſalm, der den Menſchen wie einen Gott der Erde, wie einen Triumphator über alle Werke Jehovahs, die ihm zu Füßen gelegt ſind, mit Würde und Herrlichkeit der Engel krönet;*) er iſt gleichſam gemacht, daß er unter dem freien, weiten Sternenhimmel, der auch jetzt über uns aufgeht, töne:

Jehovah, unſer Gott, wie herrlich iſt dein Name
in aller Welt!
Dein Lob ſchallt über die Himmel empor!

Vom Munde der Kinder und Säuglinge
haſt du dir eine Burg des Lobs bereitet,
deinem Feind' entgegen, an der er erliegt.

Denn ſchau ich deine Himmel an,
ſie, deiner Finger feingebildet Werk,
den Mond, die Sterne, die du Herr bereitet;

Was iſt der Menſch, daß du an ihn gedenkſt?
des Menſchen Kind, daß du ihn ſo bedacht?
Zunächſt den Elohim geſtellt
haſt du mit Ehr' und Hoheit ihn gekrönt:
haſt ihn zum Herrn gemacht von allen deinen Werken,
haſt Alles ihm zu Füßen dargelegt.

Sein ſind die Heerden groß und kleiner Thiere,
des Feldes Wild iſt ſein.
Des Himmels Vögel und die Fiſch' im Meer
und was die Bahn der Fluthen geht.
Herr, unſer Gott, wie herrlich iſt dein Name
in aller Welt! —

Füh-

---

*) Pſalm 8.

Führen Sie dies pindariſche Loblied in die Geſchichte der Schöpfung*) zurück, aus der es genommen iſt; mit welcher Majeſtät erſcheinet der Menſch! — Da alles geſchaffen iſt, hält Gott inne, rathſchlaget mit ſich und holt das Bild Seiner, gleichſam aus ſeinem Herzen hervor. Die noch ohne Krone gelaſſene Schöpfung harrt, und erwartet ihren ſichtbaren Gott und Schöpfer. Eine Epopee über den Menſchen könnte ſie von einer höhern vielfaſſendern Idee ausgehn?

A. Die Ebräiſche Poeſie hat dieſe Epopee nicht geliefert.

E. Sie in einem irrdiſchen Sinne zu liefern, war nicht ihr Zweck; da hat der Menſch ſie, im Guten und Böſen, ſich ſelbſt geliefert. Was haben Menſchen nicht auf der Erde geſchaffen und gewaltet? wohin ſind ſie nicht kommen? was haben ſie nicht angeſtrebet? Ein Dichter, der dies in den vornehmſten factis nur hiſtoriſch beſingen wollte; welch ein glorreiches Thema hätte er! er beſänge nun Erfindungen des Geiſtes, oder Wirkungen ihrer Hand, ihres beinah allmächtigen Willens — Aber, wie geſagt, der Zweck dieſer Poeſie war nicht, das Ideal des Menſchen phyſiſch, ſondern geiſtlich auszuführen; wie hohe und ſchöne Begriffe hat ſie durchs A. und N. T. aus dem Bilde Gottes in der Menſchengeſtalt entwickelt! Sohn Gottes war

---

*) 1 Moſ. 1.

Adam, Freund Gottes war Henoch, Abraham und die geliebteſten der Väter. Ein zweiter Adam erſchien, ſeinen Brüdern die Geſtalt eines Sohns Jehovah zu zeigen und zu gewähren: das Menſchengeſchlecht zu dieſer Idee in aller Würde und Schönheit emporzubilden; mich dünkt, es gebe keinen reinern und höhern Begrif des Zwecks der Menſchheit in Poeſie und Proſe der geſammten Welt.

A. Wenn er nur nicht zu rein, zu hoch für uns wäre! Was wiſſen wir von Gott? und wie kann ein Menſch Gott nachahmen? ohne daß er unter ſeinen eignen Kräften erliege. Menſchlich muß der Geſichtskreis unſrer Beſtimmung und Moral ſeyn, nicht göttlich. —

E. Dieſe Moral paart beides: denn Sie ſagten ja eben, daß Schwachheit und Niedrigkeit des Menſchen in ihr ſo wahr geſchildert werde. Unſerm Körper nach konnten wir keine Gottesſöhne nach den reinen Begriffen Morgenlandes ſeyn: denn Gott hat keine Geſtalt und wir ſind Erde. Aber ſein Finger bildete uns; und auf unſrem Munde und Angeſicht hat die Lippe Jehovahs wie in einem Anhauch der Liebe geſchwebet. Da ſchwebt er noch: Geiſt Gottes iſt in unſerm belebten Angeſicht ſichtbar. Eine Poeſie, die die Schwachheit des Menſchen nicht vergißt, um ihm etwa Selbſtgnügſamkeit der Götter anzulügen, die ſich aber auch von ſeiner Schwachheit nicht beſiegen läßt,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51185-X
HERDER,J.G. FN. 07550/008

um etwa ſeinen Adel, ſeine große Beſtimmung zu verkennen. In ihr erſcheint ein Kind Gottes, zur Ewigkeit geſchaffen; aber noch ein ſchwaches, ſterbliches Kind —

A. Ja wohl Kind! denn die Poeſie und Moral dieſer Völker iſt ſehr kindlich. Alle Begriffe werden auf Gott zurückgeführt, alles vom Willen Gottes hergeleitet; das erſchlafft endlich den Willen des Menſchen, wie ſeine unterſuchenden Kräfte. Es wird blinde oder trunkne Ergebung an Gott, kurz Iſlamismus.

E. Wächſt die Papierſtaud' ohne Saft empor? *)
Die Waßerlilie erwächſt ſie ohne Naß?
Noch grünt ſie, und ſie wird nicht abgeſchnitten werden,
wenn alles Gras noch blühet, welkt ſie ſchon.
So iſt das Streben aller Gottvergeßnen,
des Gottverläugners Hofnung ſtirbt dahin.
Sie liegt am Boden, des Gottloſen Hofnung,
der Spinne Pallaſt iſt, worauf er ſich verläßt.
Sie ſtützt ſich auf ihr Haus; es ſtehet nicht,
ſie hält ſich veſt daran; es kann nicht dauern.
So ſteht auch Er, voll Saft am frühen Morgen,
weit übern Garten ziehn ſich ſeine Ranken hin:
er ſchlingt die Wurzeln um den Fels
ein ganz Gemäur umfaßet er —
ſchnell iſt er weg von ſeinem Ort,
der ſpricht zu ihm „ich ſah dich nie!„

A. Sie geben mir ein langes Bild; aber keine Antwort.

E. Das

---

*) Hiob 8, 11.

E. Das Bild ſelbſt iſt Antwort. Jede Poeſie ohne Gott iſt eine ſtolze Papierſtaude ohne Naß; jede Moral ohne ihn, iſt eine Paraſiten-Pflanze. Sie blühet ſchön in Worten, und zieht ihre Ranken hie und dort hin, ja ſie umſchlingt jede Ritze einer Menſchenſeele; die Sonne geht auf, und ſie iſt nicht mehr! Der Menſch, der ſie erfand, verläugnet ſie ſelbſt, und kein Ort kennt ihre Stäte. — Doch ich will damit pſychologiſchen Unterſuchungen, auch ſogar Schilderungen nichts von ihrer Würde rauben; nur die erſte, älteſte, kindliche Poeſie und Moral, konnte nicht Pſychologie ſeyn, oder ſie wäre ewig ein Labyrinth von Satzungen geblieben. Was wir bei der Naturpoeſie ſahen, gilt bei der älteſten moraliſchen Dichtkunſt noch mehr: der Begrif von Gott mußte ihr Faßlichkeit und Einfalt, Zartheit und Würde geben. Das Kind ward ans Wort des Vaters geknüpft; der Sohn nach der Denkart ſeines Urhebers gebildet. Furcht Gottes, bei der ſich nicht raiſonniren ließ, war auch hier der Menſchenweisheit Anfang —

A. Anfang wohl: ſie half ihm auf den Weg; nur, warum wollte ſie ihn unabtrennlich begleiten? ſie hielt ihn immer am Leitbande, und das Kind gewöhnte ſich nie, ſelbſt gehen zu lernen. Sollte dies im Orient nicht der Fall ſeyn? Aus der kindlichen Folge der Urwelt ward bald ein knechtiſcher moſaiſcher Dienſt;

ſtatt, daß ſich der menſchliche Geiſt hätte heben ſollen, ſank er. Warum? weil er nur immer auf Gott ſah und ſich ſelbſt nicht kennen lernte —

E. Was den moſaiſchen Knechtsdienſt veranlaßte, wollen wir zu ſeiner Zeit kennen lernen, und keine ſpätere Begriffe in eine Urzeit, wo Milch und Honig auch in der Moral floß, übertragen. Einem Kinde iſts gut, wenn es ſeinem Vater folgt: in der Moralpoeſie der Morgenländer iſt die Idee Gottes Sonne am Himmel, die den ganzen Horizont des menſchlichen Daſeyns erleuchtet, und auch ſpäterhin ſeine Schattenuhr einzelner Beziehungen und Pflichten mit der Schärfe eines Strals bemerkt und bezeichnet. Uns dünkt dieſe Sonne jetzt zu brennend; damals war ihr Licht nöthig, denn dieſe einfache, kindliche Moral mit dem Anſehn Gottes bekräftigt, und ganz von ihm hergeleitet, ſollte die Völker der Erde auf den Weg lenken, und mußte alſo ſo kindlich, einfältig, ſtrenge und hoch angegeben werden. In dieſer und jener Welt war Gott der Menſchen Leiter und Vater. —

A. Auch in jener Welt? Da kommen wir auf die Materie, von der wir zuerſt reden wollten. Wie ſpät und allmälich hat ſich die Hoffnung des Menſchen zur Unſterblichkeit, und aus welchen kleinen Beſtandtheilen, meiſtentheils Schlüßen, die zu weit ſchließen, aus Beweiſen, die zu viel beweiſen, ja gar aus blinden

den Wünſchen und Ahndungen erzeuget! Adam ward Erde, und wußte von keiner Unſterblichkeit: er ſah Abel im Blut liegen, der erſte Todte ward betrauert, wie wohl kein Todter betrauert ward, — und kein Engel kam, die Weinenden durch Eine kleine Hofnung der Unſterblichkeit zu tröſten. Seine Seele lag im Blut, und war verſchüttet auf die Erde: von da rief ſie gen Himmel, und ward verſcharrt mit dem Blute; das war der Glaube der erſten Welt auch nach der Sündfluth. *) Die Väter entſchlafen, und haben ausgelebt. Ihre Tage werden genannt, und nichts weiter; oder ſie gehn in die Verſammlung der Väter, d. i. ins Grab. Dies ward mit der Zeit zum Schattenreich ausgebildet; leſen Sie aber durchs ganze A. T. die dunkeln, ſanften, Troſtloſen Poeſien dieſes Schattenreiches — oder erlauben Sie mir nur Eine derſelben, dem Andenken meines Freundes zu opfern. Wenn er um uns ſeyn könnte, ſchwebte er jetzt gewiß hier; aber eben dies wahre Trauerlied ſagt, daß es unmöglich, daß keine Rückkehr ſei aus dem Todtenreiche:

Der Menſch vom Weibe gebohren,
iſt kurzer Lebenszeit
und reich an Müh.
Wie eine Blume geht er auf und welket,
er fliehet wie ein Schatten
und bleibet nicht.

---

*) 1 Moſ. 9, 4:6.

Und über ſolchem öfneſt du dein Auge
und fährſt mich ins Gericht mit dir?
Iſt unter den Unreinen Einer rein?
Nicht Einer!

Sind ſeine Tage ſo beſtimmt,
haſt du ihm ſeiner Monden Zahl gezählt,
haſt du ihm veſt geſezt ſein Ziel,
das nie er übergeht;
ſo wende dich von ihm, daß er nur ruhe,
daß er ſich ſeines Tages nur
wie ein Taglöhner freue.

Der Baum hat Hofnung, wenn er abgehauen wird:
er grünet wieder auf
und ſeine Sproßen kommen wieder.
Wenn auch die Wurzel in der Erd' ihm altert,
wenn in dem Staube gleich ſein Stamm erſtirbt;
vom Duft des Waßers wird er wieder keimen,
und Zweige ſproſſen, als wär' er neugepflanzt.

Der Menſch erſtirbt und lieget Kraftlos da:
er wird hinweggethan; wo iſt er nun?

Die Waßer ſchwinden aus dem Meer:
der Strom verſieget und iſt dürres Land;
noch lieget er und ſtand nicht wieder auf,
die Himmel altern, er erwacht nicht wieder,
ihn wecket keiner mehr aus ſeinem Schlaf.

Ja! wollteſt du mich in das Schattenreich verbergen,
verbergen mich, bis ſich dein Grimm gelegt:
und denn ein neues Lebensziel mir ſtellen,
und an mich denken wieder!

Ach aber, iſt der Menſch geſtorben,
er lebt nicht wieder auf!

So will ich denn, ſo lang mein Müheleben dauert,
noch hoffen, bis mein Glückeswechſel kommt.
Du wirſt mich rufen, und ich werd' antworten,
wirſt wieder liebgewinnen dein Geſchöpf.
Du, der jetzt alle meine Schritte zählet,
wirſt, wo ich fehltrat, denn nicht achten mehr.
Verſiegelt wird denn meine Sünde liegen,
zuſammenwickeln wirſt du mein Vergehn und abthun.

Doch ach! der Berg verfällt und ſinket ein,
der Fels wird weggerückt von ſeinem Ort:
das Waßer hölet Steine aus;
es ſchwemmet ſein Gebild, den Staub der Erde weg;
ſo machſt du Menſchenhofnungen zunicht.
Du kämpfſt mit ihm, bis daß er ſich verliert,
entſtellſt ſein Antlitz ihm und ſchickſt ihn fort.
Ob ſeine Söhne denn auch groß und glücklich werden;
Er weiß es nicht —
und käme Schmach und Unfall über ſie;
Er nimmt davon nicht Kunde —

Können ſtärkere Ausdrücke gefunden werden, daß keine Rückkehr aus dem Todtenreiche ſei, daß keine Nachricht vom Glück und Unglück der Unſrigen dahingelange, daß nichts als Dunkelheit, Stille, ewige Vergeſſenheit in ihm wohne?

E. Sie haben Recht, m. Fr., aber von welcher Rückkehr, glauben Sie, iſt hier die Rede? Offenbar von der Rückkehr in dieſes Leben, das Gute dieſer Erde wiederum zu ſchmecken, das Hiob ſo wenig ausgenießen konnte. Und dies, dünkt mich, thäte der ſtrengſten Unſterblichkeit keinen Eintrag. Welche Seele eines Geſtorbenen iſt je zurückgekehrt, zu ſehn das Gute der Erde? Daß Hiob gewiß ein Ueberbleibendes im Reich der Todten geglaubt habe, ſehen wir eben hier aus dem Wunſch, daß Gott ihn verberge im Reich der Todten, bis ſich ſein Grimm gelegt hat, und ihn ſo denn wiederbrächte; er ſieht aber das zu kühne dieſer Hofnung, und ſteht ſelbſt davon ab. Alſo laſſen Sie uns die Meinung vom Schattenreich der Morgenländer näher beherzigen, und von früh auf unterſuchen, was etwa der erſte Anlaß dazu geweſen? was man ſich urſprünglich dabei gedacht habe?

A. Ohne Zweifel das Grab, die bleibende ewige Wohnung der Todten; nur daß ſie ſie nicht als todt betrachteten; ſie ſchilderten ſie (ſüßer Wahn!) als noch lebend in ihren Gräbern. Dieſe nannten ſie daher Häuſer der Ruhe, bleibende Wohnungen des Friedens. Ich habe einige Gedichte der Araber geleſen, da ſie die Gräber ihrer Freunde als Wohnungen beſuchen, mit ſolchen noch im Grabe ſprechen, den Staub ihres Hauſes befeuchten oder bepflanzen: Kurz, im Orient iſt dies ein alter und verbreiteter Wahn geweſen, der ſich bei den Ebräern noch ſpät hinabziehet, und zu mancherlei

Traditionen, auch von Geſprächen, Geſichten, Schmerzen, Reiſen in den Gräbern Anlaß gegeben. Weil man ſich nun die Seele als einen Schatten, als einen belebten Hauch dachte: ſo ſetzte man ſie wohin? als in unterirrdiſche Gegenden, in einen Ort der Ruhe und der völligen Gleichheit. Dies iſts, was die Klage Hiobs ſo rührend ſinget, daß Könige und Sklaven, Knechte und ihre Dränger da alle frei, alle ſich gleich, ruhig aber kraftlos ſeyn, wie es ein Gliederloſe Schatte, ein Nervenloſer Hauch iſt. Sie ſehen, daß dies alles nur Wahn war. Man hatte die Todten ſo lieb, daß man ſie ſich auch im Grabe noch nicht als todt denken konnte, denken mochte; man belebte alſo auch ihren Schatten im Grabe. Das Leben der Macht, der Wirkſamkeit war verſtrichen; nun irren ſie, wie Kraft- wie Gliederloſe Weſen unten im Todtenreiche. Da rauſchen ſtille traurige Ströme, da wohnt der König nichtiger Schatten: da ſpielen Erdebezwinger noch ihre Scenen, ſie können ſich von den Träumen der Erde nicht loswinden; es ſind aber nichtige Schatten-Scenen. So oft bittet David, Gott ſolle ihm hier noch Freuden- und Siegslieder geben. Denn im Reich der Todten ſei alles ſtumm: da ſinge man keine Dankgeſänge über bezwunge Feinde. Und der philoſophiſche Verfaſſer des Predigerbuchs, den Sie mir als einen Zeugen der Unſterblichkeit anführten, ſagt kurz und gut:

Was deine Hand zu wirken findet,
das thue friſch, ſo lang' du Kräfte haſt:
denn keine Geſchäft, und keine Kunſt,
auch keine Wiſſenſchaft und keine Klugheit
iſt in dem Schattenreich, wohin du einſt mußt wandern.

Erinnern Sie ſich Ihres Oßians und ſeiner Celten. Seine Heldenväter, die ihr Todtenreich in den Wolken haben, greifen nach dem Schwert, aber es iſt Wind, es iſt eine röthliche Wolke: denn ihr Arm iſt ſelbſt Schatte, ein Hauch, der mit der Luft verflieget — Und wie ſie, wie die Ebräer haben alle alte Völker ein Reich der Väter und Seelen gehabt, wo jedes das Geſchäft forttrieb, das es hier auf Erden zu treiben gewohnt war. Dieſe verſammleten ſich auf einer grünen Aue, jene in Wolken, und ſahn den Thaten ihrer Enkel zu; die Morgenländer, die dem erſten Begrif des Grabes treu blieben, ſetzten es unter die Erde. Das alles iſt nur geliebter Wahn; kein ſichrer Begrif von der Unſterblichkeit der Seele. Er iſt Schatte, wie die Materie ſelbſt, davon er dichtet.

E. Jeder Schatte ſetzt ein Weſen voraus: der Wahn ſelbſt iſt ein Schatte der Wahrheit. Würde der Wahn der Unſterblichkeit, wie Sie bekennen, wohl ſo allgemein geweſen oder geworden ſeyn, wenn er nicht einen allgemeinen Grund im Herzen oder in der Tradition des Menſchengeſchlechts gehabt hätte?

A. Im Herzen wars Wunſch, Freundſchaft, Hofnung, die den ſüßen oder bittern Traum gebar, die ihn auch wahrſcheinlich zur allgemeinen Tradition machte. Sollte der Menſch umkommen wie das Vieh? wollte man nicht gern mit den entſchlafnen Seinigen, den Vätern, den frühgeſtorbnen Kindern leben? Bei den Morgenländern gab ohne Zweifel die Sündfluth den erſten großen Anlaß zur dichteriſchen Fortbildung des Reichs der Todten. — Bedenken Sie, was für Eindruck auf die künftige Sage dieſe ungeheure Begebenheit, das Herabſinken einer ganzen lebenden Welt machen mußte.

In dieſen Tagen lebten die Weltbezwinger,
die von den Söhnen der Götter mit Menſchentöchtern erzeugt,
Gewaltige waren,
die berühmten Helden der alten Zeit. *)

Das waren nun die Rephaim, Rieſen, die unter dem Waßer ächzen, deren Stimme man vielleicht in

---

*) 1 Moſ. 6, 4. Der Name שאול ſelbſt hat von dem, was unterſinkt, vom tiefen Grunde und Meeresgrunde den Namen. In mehrern Bildern kommt der Scheol als Grund einer untergeſunknen Welt vor, und die Rephaim die Schattengeſtalten haben in Hiob, und den Propheten immer etwas Gigantiſches mit ſich. Die Stellen vom Scheol hat Scheid (diſſ. ad cantic. Hiskiae) mit Critik geſammlet.

den brüllenden Meereswogen, deren Bewegung man im Erdbeben oder im Sturm der See zu bemerken glaubte. Das ſind die älteſten gigantiſchen Bewohner des Todtenreichs; mit der Zeit milderte ſich dieſe Sage, und es ward — eben die ſtille Verſammlung der Todten, die Hiob, die die Ebräer ſchildern. Noch wandelten immer auch Heldenſchatten drunten; Schattenkönige ſaßen auf Schattenthronen; ja ganze Königreiche, Städte und Heere der Erſchlagnen waren unten: (weil ja bei den Morgenländern alles ſeinen Geiſt hatte, nicht blos Perſonen, ſondern auch Dinge, Werkzeuge der Macht und des Stolzes.) Da bekam nun dies unterirrdiſche Reich mit der Zeit auch einen König, Belial, den König Kraft- und Weſenloſer Schatten drunten: der Scheol wurde ein Pallaſt, ein unbezwingbares Reich, mit ehernen Pforten und Riegeln. Den Raub, den er einmal bekam, lies er nie los, und keine gefangene Seele konnte ihm abgekauft werden. Noch im N. T. hat dieſe Mythologie viele Begriffe gegeben, vom Könige, vom Bezwinger der Hölle und Todes, der Pforten aufthat, die niemand aufthun, der Mächte bezwang und Seelen entließ, die niemand bezwingen und retten konnte. Es giebt ſehr ungeſchickte Deutungen, wenn man dies jedesmal auf unſern Begrif der Hölle und des Todes anwendet; das Bild des Helden und Weltregenten wird aber ſehr groß, wenn man im

rechten

rechten Umfange der alten Dichtung bleibet. Der Machthaber über Menſchenſeelen, (Er, der des Todes Gewalt hatte,) ward jetzt ein ungerechter Uſurpator, und der Geſalbte Gottes drang ihm ſeinen Raub ab. — Sie ſehen, m. Fr., ganze vier Jahrtauſende waren die Menſchen ohne Beiſtand gegen dieſe furchtbare Schatten-Mächte, Sklaven, die ihr Lebenlang in Banden und Furcht des Todes zittern mußten. Daher rühren denn auch ſolche betrübte Hiskias-Klagen! ſolche Muthloſigkeit beim Anblick des Todes, dem andre Nationen als Helden entgegengingen. Das Ebräiſche Volk iſt noch hierin Eins der ſchwächſten der Erde. Die traurigen Bilder ihres Schattenreichs quälten ſie mehr, als daß ſie ſie hätten tröſten können: ſie waren vielleicht ärger als der Glaube einer völligen Vernichtung. —

E. Ich habe Sie ausreden laſſen, m. Fr., und ihre hiſtoriſche Deduktion des Todtenreiches iſt mir wie die Klage eines Betrübten, der gern unter Schatten irret, geweſen: Sie haben dieſe Reiche, wie es ſcheint, ſehr durchſtudirt. Sehen Sie aber zu den Sternen hinauf: das iſt das Buch der Unſterblichkeit, das Gott uns, das er allen Völkern jede Nacht aufſchläget. Denken Sie an den erquickenden Morgen, der jeden neuen Tag das Symbol unſrer Auferſtehung, ſo wie der Schlaf das Bild des Todes iſt — lauter redende, überall verſtandne Symbole! Wißen Sie aber auch keine andre Hofnung, die frühe gnug den Menſchen offenbaret wurde, um ſie gegen die Schrecken des Grabes zu ſichern? Von wem heißts ſchon? *)

Er lebete vertraut mit Gott
und weil er mit Gott lebete,
war er nicht mehr;
Gott hatt' ihn aufgenommen. —

A. Sie halten dieſe Sage, wahrſcheinlich das Fragment eines alten Liedes, doch nicht gar für eine Erzählung von der Himmelfahrt Henochs? Sie iſt der ſanfte Nachhall eines Frühverſtorbnen, der nicht zu den Jahren ſeiner Väter und Brüder gelangte. Wenn Kinder noch keine Begriffe von der andern Welt haben, ſo ſagt man ihnen: „dein Bruder iſt bei Gott! Gott „hat ihn ſo früh weggenommen, weil er ihn liebte, „weil dein Bruder ſo fromm war.„ Die erſte Welt war noch in ſolcher Kindheit —

E. Ich gebe es gern zu, und allerdings ſollte die frühe Wegnahme eben den kindlichen Eindruck machen, den Sie bemerkten: ſo wie mehrere Völker es ſagten und glaubten: „Dieſen frommen und ſchönen „Jüngling haben die Götter entführt, dies ſanfte unſchuldige Mädchen hat Aurora geraubet.„ Erlauben Sie mir aber zu ſagen, daß ich dieſe Milderung der Worte kaum gnugſam dieſer Erzählung glaube. Die durch-

---

*) 1 Moſ. 5, 24.

durchgängige Tradition auch ſo gar andrer Völker hat einen reichern Begrif damit verbunden, und die Poeſie der Ebräer hat augenſcheinlich darauf fortgebauet. „Gott nahm ihn zu ſich, Gott nahm ihn in ſeine Herberge,„ iſt nachher mehrmals das ausgezeichnete Wort des Schickſals der Lieblinge Gottes in jener Welt geworden; und ohne Zweifel ſtammte der Begrif von dieſem älteſten Freunde Gottes Henoch her. Er lebte in böſen Zeiten und war ein Eifrer um Gottes Ehre: vermuthlich ward er verſpottet, verfolgt, wie nachher der Bruder ſeines glorreichen Schickſals, Elias; Gott wollte ihn alſo auch, wie dieſen, noch zuletzt auszeichnen. Vielleicht nicht ſo glänzend wie Elias, aber gewiß eben ſo herrlich führte Gott ſeinen Freund in ſeine unſterbliche Wohnung ein. So verſteht Paulus den Ausdruck: ſo nimmt ihn das letzte Buch der Schrift im Bilde der beiden Zeugen auf der Wolke: ſo hat ihn auch der verwandte Orient verſtanden. Die Araber haben eine Menge Fabeln von dem weiſen, frommen, einſamen, eifrigen, weiſſagenden, verfolgten, verſpotteten Idris, (ſo nennen ſie Henoch) den Gott in den Himmel aufnahm, und der im Paradieſe wohnet. Andre Völker ſetzten ihn auf Albordj, den glänzenden Berg der Götterverſammlung, ſo wie auch die Tradition von ſeinem Umgange nicht mit Jehovah, ſondern Elohim redet. Dieſe lehrende Wegnahme ward alſo bald ein

Hoffnungsreicher Idiotismus, ein Vorbild der Aufnahme andrer Gottesfreunde. —

A. Welcher? auſſer Elias erinnre ich mich keines Beiſpiels.

E. Abraham war ein Freund Gottes, wie Henoch, und Sie wiſſen, wie ausgezeichnet es bald hieß, der Gott Abrahams, Iſaak und Jakobs; Gott aber iſt nicht der Todten, ſondern der Lebendigen Gott, ihm leben ſie alle. *) Für dieſe Welt ſtarben dieſe Väter, ohne Genuß der Verheiſſung, die Gott ihnen gegeben; ſie gingen in die Wohnung ihres himmliſchen Freundes, in ein beßres Kanaan über; und die Verſammlung der Väter ward alſo der ſchöne Familien- und Volksausdruck der Hebräer, ihr Reich der Todten, oder der Beſſerlebenden. Sie waren, wie Abraham, wie Henoch im Paradieſe ihres Freundes.

A. Ich hielt den Ausdruck für nichts, als das Beiſetzen der Leiche in die Familiengrüfte.

E. Allerdings hielt dieſe äuſſerliche Sitte, die jedem auf ſeinen Stamm eingeſchloſſenen Volk, das ſei-

ne

---

*) Es wird hier aus Worten des N. T. nichts erwieſen; der Erweis des N. T. (Matth. 22, 32. Ebr. 11,13⸗16.) nimmt vielmehr ſelbſt daher noch mehr Evidenz, da im A. T. auf dieſe Begriffe fortgebauet worden.

ne Vorfahren liebt, mit Recht werth iſt — allerdings hielt ſie dieſen Glauben veſt, und machte ihn dem Auge ſinnlich; mit nichten aber erſchöpft ſie ihn. Abraham ward verſammlet zu ſeinen Vätern, ob er gleich nicht bei ihnen begraben ward, und Jakob wollte ins Schattenreich zu ſeinem geliebten Sohn fahren, ob er ihn gleich für zerriſſen von einem Thier hielt. Sie erzählten eben ſelbſt, wie alle Völker der Erde; auch die wir Wilde nennen, eine ſolche Verſammlung der Väter im Reich der Seelen glauben, und es iſt wunderbar rührend, mit welcher Freude der Vater geht, daſelbſt ſeinen Sohn, der Sohn den Vater, die Mutter das Kind, der Freund den Freund zu empfangen. Ich will ihnen eine rührende Todtenklage als Probe hievon mittheilen; in Reiſebeſchreibungen giebts eine Menge ſolcher Zeugniſſe und Proben. Das waren nun Völker, die im Schatten gingen, und allein auf die alte Tradition fortbauen muſten; da bildete ſich jedes ſein Todtenreich, ſeine Verſammlung der Väter nach ſeinen Begriffen, nach ſeiner Lebensart aus. Der Ebräiſche Stamm blieb an den Begriffen ſeiner Väter und da es Hauptruhm des Stammes war, daß Abraham, daß ſeine Väter Freunde Gottes geweſen, ſollte der Gott, der ſeinen Freund hier geliebt, der ihn mit Vertröſtungen bis an den Rand ſeines Grabes geführt hatte, ſollte er ihn im Grabe verlaſſen? ihn der dunklen Nacht des tyranniſchen, gierigen Schattenreichs geben? Eben jetzt, ſagte ihr Glaube, zeige er ſich als Freund, und öfne ihnen gaſtfreundlich ſeine lichte glänzende Wohnung. **Er nahm ihn zu ſich** — iſt der ſchöne Ausdruck auch der Pſalmen.

A. Mir fällt Einer bei; er iſt mir aber ſehr dunkel.

E. Wir ſind eben jetzt zu Hauſe, und wollen ein paar derſelben, ehe wir uns trennen, leſen. Der Eine klingt faſt wie ein Abendgebet, und einige haben ihn ſogar für ein Grabmal des Dichters ſelbſt gehalten:

Hörts alle Völker!
horcht alle Bewohner der Welt!
Ihr Menſchenſöhne, ihr Heldenſöhne,
der Reiche und der Arme höre zu.

Mein Mund ſoll Weisheit reden,
auf kluge Lehren ſinnt mein Herz;
mein Ohr ſoll hohe Weisheitſprüch' auflauſchen, *)
verſchlangne Räthſel löſ' ich ſingend auf.

Was fürcht' ich mich in unglückſeelgen Tagen,
wenn mich das Unrecht meiner Feinde drängt.

Die

---

*) Der Dichter bei der Citter horcht auf ein Lied, als ob es ihm aus den Saiten zutöne. Lyriſche Poeſie, Geſang und Inſtrumentalmuſik waren damals vereinigt. Das Räthſel, das er auflöſen will, iſt das Glück der Gottloſen, wie der folgende Vers ſaget.

Die ſich auf ihre Kraft verlaſſen,
und ihres groſſen Reichthums rühmen ſich.

Kann ihrer Einer denn auch ſeinen Bruder
vom Tode kaufen los?
Kann er für ihn auch Gott ein Lösgeld geben?
Nein, viel zu theur iſt eine Menſchenſeele,
in Ewigkeit bringt er kein Lösgeld auf.

Damit er etwa immerwährend lebe?
Daß er nie ſchaue ſeine Gruft?
Er muß ſie ſchaun: denn auch die Weiſen ſterben,
ſo wie der Thor, wie der Sinnloſe ſtirbt *)
und laſſen Fremden denn ihr Gut.
Das Grab iſt nun ihr ewig Haus,
iſt ihr Gezelt von Zeit auf Zeiten hin.

Und trügen Länder ihren Namen;
der Mann im Ruhm **) bleibt auch nicht ewig hier,
er wird im Tode gleich dem Thier geachtet,
er muß hinweg.

Dies iſt ihr Schickſal; alſo fallen ſie:
und ihre Nachwelt — die ſingt auf ſie Lieder! ***)
Wie Heerden wurden ſie ins Schattenreich getrieben,

---

*) Thor und Sinnlos ſind Synonymen, wie ſie der letzte Vers des Pſalms erklärt.

**) Mann im Ruhm) iſt der Berühmten Einer, die Länder ihren Namen gaben.

***) Ich entſcheide es nicht, ob hier Ruhm- oder Spottlieder verſtanden werden? Von beiden indeß wiſſen ſie im Schattenreiche nichts.

da naget ſie der Tod; und die Gerechten werden
am Morgen herrſchen über ſie.
Ihr Bild iſt bei den nichtgen Schatten drunten,
da wohnen ſie. *)

Und meine Seel wird Gott dem Todtenreich entkaufen;
Er nimmt in ſeine Wohnungen mich auf.

Drum zage nicht, wenn jemand mächtig reich wird,
wenn ſeines Hauſes Pracht ſich hoch vermehrt;
er wird das Alles nicht im Tode mit ſich nehmen,
und ſeine Pracht geht nicht mit ihm hinab.
Solang er lebete, that er ſich wohl,
und lobt auch dich, wenn du dir wohl zu thun weißt;
Bald geht er ein in ſeiner Väter Wohnung,
ſein ewig Haus und ſieht das Licht nicht mehr.
Jetzt ſtolz im Glück und ohne Sinn;
bald gleich dem Vieh und iſt dahin.

A. Ich habe den Pſalm nie in dem hellen Zuſammenhange wahrgenommen.

E. Und er iſt dem Wortverſtande gemäß; auch die Unterſcheidung, davon wir redeten, iſt unverkennbar. Die blos ſinnlichen Seelen, die ſich brüſten und praſſen, nur wohlzuleben wiſſen und ohne Verſtand ſind, werden wie Schaafe herabgetrieben, da (gräßliches

---

*) Den Worten מזבל לו wünſchte ich eine glückliche Erläuterung.

ches Bild!) der Tod an ihnen naget; die Seelen der Gerechten entkauft Gott dem Orkus, und nimmt ſie in ſeine Wohnungen auf. Jene verweſen, ein Raub des Todes; und die Gerechten herrſchen über ſie am Morgen, d. i. bald, frühe, wie nach der Nacht des Schlafs ein lichter Morgen hervorgeht. Der andre Pſalm ſetzt dieſen Unterſchied noch mehr hervor; da Gott ſelbſt den Leichnam ſeiner Heiligen auch im Grabe in Schutz nimmt, und ihnen aus der Nacht des Grabes einen verborgnen Richtweg in die Wohnungen ſeines Lichtes zeiget.

A. Ich verſtehe den Pſalm eben ſo wenig, wie den vorigen; er ſoll ja das Gebet eines kranken Prieſters ſeyn, den Gott mit Speiſe und Trank reichlich nähret; der alſo um ſeine baldige Wiedergeneſung bittet. —

E. Er iſt ſo ſehr das Gebet Davids, als einer ſeiner eigenſten Pſalmen: ſein Ausdruck und perſönlicher Charakter ſind von Vers zu Vers kennbar.

Beſchütze mich Gott: denn ich vertrau auf dich.
Ich ſprach zu Jehovah: mein Gott biſt du!
Mein Glück hangt ganz an dir. *)

---

*) Statt בל iſt vielleicht כל zu leſen; wenn man die gewöhnliche kühne Rettung בַל בְּלעָדֶיךָ nicht vorzuziehen Luſt hat.

Die Heiligthümer ſeines Landes
die halt' ich hoch; *)
an ihnen hangt mein Herz.

Laß andre vielen Götzen dienen,
und fremde Gaben ihnen ſchenken.
Blutopfer ſinds; ich will damit nicht opfern,
will ihre Namen nicht auf meine Lippen nehmen.

Jehovah iſt mein Erbtheil und mein Becher.
Du haſt mein Loos mir reich beſtimmt.
Mir fielen ſchöne Fluren zu:
mir ward ein glänzend Theil.

Drum will ich den Jehovah preiſen,
der mich ſo wohl berieth;
Auch Nächte durch wallt nach ihm meine Bruſt.

Stets iſt Jehovah mir vor Augen:
Er iſt mein Schutz: drum wank' ich nicht.
Und darum iſt mein Herz erfreut;
mein Innerſtes jauchzt auf in mir.

Ja auch mein Leichnam wird einſt ſicher wohnen:
denn meine Seele läſſeſt du
dem Schattenreiche nicht:
du läſſeſt deinen treuen Diener nicht
die Grube der Verweſung ſchaun;

da

---

*) Ich leſe: לִקְדוֹשִׁים אֲשֶׁר־בְּאַרְצוֹ הֵמָּה אַדִּירִי׃
Das einzige ו iſt nur verſetzt; und die Stelle iſt ganz im Zuſammenhange.

du wirſt mir Weg zum Leben zeigen
der Freuden viel vor deinem Angeſicht,
Vergnügen viel bei dir in Ewigkeit.

Mich dünkt, der Pſalm iſt nach ſeinem Inhalt ſowohl, als nach dem Charakter Davids Sonnenklar. Die Ausdrücke: „Gott iſt mir zur Rechten„ (d. i. er ſtreitet als Freund mit mir und für mich) Gott habe ihm ein ſchönes Erbtheil gegeben, das ihm ſein Vater nicht angeerbt hatte (in Jehovahs Lande die Krone) dies ſei ihm durch Gottes Rath und Loos zugefallen (wie einſt den Stämmen das ihre und Gott ihn in ſeinen Drangſalen oft berieth) deßwegen hange er auch ſo veſt an Gott, verlange nach ihm, halte das Heiligthum Jehovahs hoch, und walle nach ihm zu Tag und Nächten, wolle mit ausländiſchen Götzen-Königen und ihren Opfern nichts zu ſchaffen haben, Jehovah ſei ſein Erbtheil und ſein Becher d. i. ein geerbter goldner Freudenbecher, die Ehre und Zierde des Hauſes, ſein köſtliches Erbtheil, das er gegen nichts umtauſche — dünkt Ihnen das alles nicht augenſcheinlich und für David charakteriſtiſch? *) Es iſt Zug für Zug aus ſeinem Leben und aus andern Pſalmen erweislich.

---

*) Daß David in dieſem Pſalm ein Vorbild des Meßias habe ſeyn ſollen, iſt aus dem N. T. erſichtlich; gehört aber nicht hieher. Hier iſt vom Charakter der damals redenden Perſon, und dem Inhalt des Pſalms nach ſeinem Zuſammenhange die Rede.

A. Und weiter. —

E. Der Gott, der ihm hier Freund, Vater und Erbtheil war, wird ihn auch in der Nacht des Grabes nicht verlaſſen: (da ruhe ſein Leichnam eigentlich unter Gottes Schutz;) ſeinen treuen Chaſid werde er nicht dem furchtbarn Todtenreich geben; ihm aus dem Dunkel des Grabes einen Weg in ſeinen lichten Pallaſt zeigen, ihn da Gaſtfreundlich als Vater und Freund aufnehmen. — Sie ſehen völlig den Begrif, den die Wegnahme Henochs gab, den die Verſammlung der Chaſidim, der Gottesfreunde, Abrahams, Moſes u. ſ. feſter prägte, den ſpäter die Wegnahme Elias beſtärkte, und der endlich das Paradies, die Wohnung der Väter, das ewige Gaſtmahl am Buſen Abrahams ward — Begriffe, die wir noch im N. T. finden, und die in ihm eben vergeiſtigt, aufgeklärt, ſchön beveſtigt werden, wie inſonderheit das letzte poetiſche Buch der Bibel zeiget.

A. Man ſagt aber, die Ebräer haben die Aegyptiſche Mythologie von den Inſeln der Verſtorbnen gehabt. —

E. Zwei Dichter, die Aegyptiſche Bilder lieben, Moſes und Hiob haben einmal den Ausdruck vom ſchnellen Ueberſchiffen in jene Welt; das iſt aber auch alles. Platz gegriffen hat dieſe Mythologie bei den Ebräern gar nicht, und konnte auch nicht; denn ſie hatten viel

beſſere

beſſere Geſchlechts- und Nationalbilder ihrer eignen Sage. Von keinen Höllenrichtern, von keinem Charon wiſſen ſie; und ihr Belial iſt nichts weniger, als einer dieſer Geſtalten. Ein König kraftloſer Schatten iſt er, wie Sie bemerkten, und Scheol, die Hölle iſt ſein Reich, ſeine Wohnung. Ihr Reich der Väter bei Gott iſt wahrlich nicht aus Aegypten.

A. Und die Auferſtehung der Todten?

E. Die iſt ein Begrif, zum Reiche des Meßias gehörig, da dieſes durch die Bilder der Propheten ſchon beveſtigt war; davon wollen wir künftig reden. Für heute gute Nacht! wir gehn beide dem Bilde des Todes in die Arme, und nach der ſpätern analogiſchen Dichtung iſt der Guten Seele auch im Schlaf in Gottes Paradieſe.

1. Hiobs Beſchreibung vom Todtenreiche. a)

Warum doch ſtarb ich nicht im Mutterſchoos?
Warum zur Welt gekommen entſchlief ich nicht?
Warum daß Kniee mir entgegen kamen?
Warum daß ich an Brüſten ſaugen lernte?

So läg' ich nun und raſtete,
ich ſchlief' und hätte Ruh.
Mit jenen Königen und Herrn der Erde,
die Wüſteneien ſich zu Gräbern baun:
mit Goldesreichen Fürſten,
die noch ihr Todtenhaus mit Schätzen fülleten.
Wie eine Frühgeburt wär' ich verſcharrt,
wie Kinder, die nie ſahn der Sonne Licht. —

Da hören die Boshaften auf zu drängen,
da ruhen die Ermüdeten.
Da ſingen die Gefangnen Freiheitlieder,
Sie hören nicht des Treibers Stimme mehr.
Der Kleine und der Große ſind da gleich:
der Knecht iſt frei von ſeinem Herrn.

Iſt meine Lebenszeit nicht kurz und nichtig?
Er laſſe ab von mir, daß ich nur Ruhe ſchöpfe!
Eh ich hingeh' und nicht mehr wiederkehre,
ins Land der Finſterniß und Todesnacht:
ins Land der Dunkelheit und öden Schatten,
wo Wirrung herrſcht, wo ſelbſt der Morgen Nacht iſt.

---

a) Hiob 3, 11. Kap. 10, 20.

2. Züge aus einem Arabiſchen Troſtgedicht über die verſtorbene Mutter eines Helden. b)

Wir halten Schwerter und Lanzen bereit;
und dennoch tödtet, ohne Angrif, uns das Schickſal.
Wir halten ſchnelle Roße auf den Beinen;
und doch entreißen ſie uns nicht
des ſchnellen Unfalls Tücke.

Wer wars, der je die Welt nicht liebgewann?
Und doch iſt kein Genuß der Liebe möglich.
Dein Antheil am Geliebten dieſes Lebens
iſt Theil am Traumgeſicht der Phantaſie.

Erbarmen Gottes ſei das Hanuth c)
des Angeſichts, deß Schleier Schönheit iſt.
Verweſt ihr Körper gleich im Bauch der Erde,
unſrem Andenken bleibt er friſch und neu.

Der

---

b) Es wird hiehergeſetzt, um die Armuth des Troſtes der Völker zu erproben, die ohne Hoffnung der Unſterblichkeit ſind. Der Hauptgedanke der Arabiſchen Gedichte dieſer Art iſt: „Das Grab iſt unſre ewige Wohnung, die Todten ſind Bewohner des Staubes, der auf uns alle wartet. Ihre Stimme daſelbſt iſt ein dumpfer Todtenlaut„ u. ſ. — Wie ungemein ſchönere Ideen ſind dagegen im Verfolg der Ebräiſchen Poeſie und Lehre langſam aber fortſchreitend entwikkelt, davon das folgende Gedicht eine ſimple Probe geben ſoll. —

c) Das wohlriechende Streupulver, das die Araber aufs Angeſicht des Todten ſtreuen: der Schleier iſt hier Leichenſchleier der Verſtorbnen.

Der Ehre Teppich iſt auf dich gebreitet,
denn deines Sohnes Herrſchaft blüht.

Es tränke deine Lagerſtäte d)
ein Regen aus den Morgenwolken,
milde wie deine Hand einſt war.

Du haſt an einen Ort dich hinbegeben,
wo weder Süd- noch Nordenwind
den ſüßen Duft des Rauchwerks zu dir bringet,
mit keiner ſanften Kühle dich beſprengt,

In eine Wohnung, wo jedweder Wohner Fremdling,
ewig verbannt von ſeiner Heimath iſt
und ſeine Stricke ſind zerſtückt.

Da wohnt die Züchtige, die Wohlverwahrte,
rein wie das Waſſer in der Himmelswolke,
verſchwiegen, wahrhaft im Geſpräch;
der Arzt der Schmerzen hat ſie nun geheilt.

Unſer Einer begräbt den andern,
die Nachwelt wandelt auf der Vorwelt Haupt.
Wie manches Auge, einſt geküßt,
iſt nun mit Kieſelſtein und Sand erfüllt! e)

Wie

---

d) Ein gewöhnlicher Wunſch auf das Grab bei den Arabern. Sie glaubten, auch die Todten würden dadurch erquickt. Sie bepflanzen ihre Gräber mit immer grünenden Bäumen, und mit Blumen, welche ihre Weiber alle Freitage mit Waſſer beſprengen. S. Reiske zum Motanabbi, aus deſſen Ueberſetzung die Züge dieſes Gedichts genommen ſind.

e) Eine Anſpielung auf das Augenpulver, ein bekannter Putz im Morgenlande.

Wie mancher hat die Augen jetzt verſchloſſen,
der keinem Unfall je zublinzete.
Nimm Zuflucht, Saiphoddaulah, zur Geduld!
und kämen Berge deiner Gleichmuth bei?
Abwechſelung der Zeit erfuhrſt du viel;
bei allem Wechſel blieb dir ſtets Ein Muth.

3.

Das Land der Väter, nach Iſraelitiſchen Begriffen und Begebenheiten.

Er iſt hinweg! Wohin iſt er gekommen?
  Elohims Freund — wir finden ihn nicht mehr.
Elohims Freund — Gott hat ihn weggenommen,
  bei ſeinem Gott iſt Er. f)

Hinunter ſinken wird der Böſen Rotte! g)
  Verſinken in des Meeres tiefen Schlund,
Da toben, Schatten ſie, ſich ſelbſt zum Spotte:
  ein öder Höllengrund.

Ihm aber nach ziehn die gerechten Schaaren
  der Väter ein in Gottes Paradies;
zum Kanaan, wo ſie hier Fremde waren,
  das ihnen Gott verhieß. h)

Da

---

f) 1 Moſ. 5, 24. Henochs Aufnahme.

g) 1 Moſ. 6, 17. Die Sündfluth: wahrſcheinlicher Urſprung der Nephaim des Todtenreiches, Hiob 26, 5. 6.

h) 1 Moſ. 25, 8. Verſammlung der Väter: vergl. Matth. 22, 32. Ebr. 11, 13: 16.

Da wird dein Freund, Elias, einſt erſcheinen i)
ein raſcher Sieger, vor des Himmels Thor:
Ihn tragen Feuerroße, gleich den Deinen
Jehovah, hoch empor.

Auch ſeine ſtillen Treuen läßt dem Staube
des Grabes Er, ihr Freund, ihr Schutzgott nicht: k)
Er giebt ſie nicht dem Schattenreich zum Raube,
er führt ſie an das Licht.

An deiner Hand, Jehovah, will ich ſchreiten
durchs neblichte, durchs dunkle Todesthal. l)
Sie hält mich veſt, ſie wird hinauf mich leiten
in deinen Ehrenſaal.

Ob Erd' und Himmel meinem Blick verſchwinden,
ob Seel' und Leib verſchmachtend untergehn;
dich hab' ich, Herr, dich werd' ich wiederfinden
in ſchönern Himmelshöhn. m)

Und Höll' und Schatten führt einſt der gefangen,
der ſelbſt hinab zu dunkeln Schatten ſtieg.
Sie folgen ihm: ich ſeh im Licht ſie prangen!
O Tod wo iſt dein Sieg? n)

i) 2 Kön. 2, 11. 12. vergl. Pſ. 68, 18. Habak. 3, 8.
k) Pſ. 16, 10. 11.
l) Pſ. 23, 4. 6. Pſ. 73, 23. 24.
m) Pſ. 73, 25. 26.
n) 1 Cor. 13, 55-57.

VIII.

Inhalt des Geſprächs.

Von der Poeſie über die Vorſehung. Ob ſie die Begebenheiten der Welt zu einem Schachſpiel mache, mit welchem Gott ſpiele? ob ihre Contraſte Schellenklang und Opium für die menſchliche Seele ſeyn? Entwicklung einiger Sagen, aus der die ſpätern Gemälde der Vorſehung hervorgehn. Gott als Rächer verborgner Sünden in Kains Geſchichte. Rührende und poetiſche Züge ihrer Erzählung. Gerechtigkeit und Milde der Ahndung Gottes. Uebergang einiger lebhaften Perſonificationen in die Poeſie ſpäterer Zeiten. Vom ſchreienden Blut, klagenden Sünden, dem Vogel der Blutrache u. ſ. Erklärung der Worte Gottes zu Kain. Vom Gericht der Sündfluth. Wie über Begebenheiten der Art zu urtheilen ſei? in welchem Ton die Sagen von dieſer Begebenheit abgefaßt ſeyn? Neue Geſtalt der Erde nach der Sündfluth. Von Rieſenſagen, den Götterſöhnen, dem Tageregiſter im Kaſten, dem Oelblatt, dem Regenbogen, dem Duft des erſten Opfers auf der verjüngten Erde. Warum der Regenbogen das Zeichen der neuen Huld ward? Vom Regenbogen der nordiſchen Poeſie, als einer Brücke der Rieſen. Vom Thurm zu Babel. Zweck und Ton der ganzen Erzählung. Was der gewaltige Jäger vor dem Herrn bedeute? Stiller Spott dieſer Sage. Charakter ſämmtlicher Babelspoeſien der Schrift. Jeſaias Todtenlied auf den König zu Babel. Von Gott, dem Unterdrücker der Tyrannen. Rechtfertigung der kurzen Gegenſätze in den poetiſchen Schilderungen der Vorſehung. Eindruck dieſer Poeſien aufs menſchliche Herz. Vergleichung der morgenländiſchen mit andern Dichtungsarten in dieſer Lehre. Gemählde der Vorſehung aus Hiob. Verdienſt dieſer Poeſie für die Menſchheit. Beilage einiger Pſalmen und des älteſten Pindariſchen Lobſpruchs über die einzige wahre Menſchenweisheit.

In einem geſellſchaftlichen Geſpräch wurden rührende Proben der Vorſehung erzählt, wie ſonderbar manche Menſchen fürm Unglück gewarnt, ja ihm aus dem Rachen geriſſen, wie liebreich die Kinder der Armen und Guten oft verſorgt, wie unvermuthet Thaten der Bosheit ans Licht gekommen, durch das Geſetz der ſtrengſten Wiedervergeltung beſtraft, und das Gebet der Redlichen oft auf recht wunderbare Weiſe erhört worden u. ſ. Jeder der Geſellſchaft hatte aus ſeiner Erfahrung ein Scherflein dazu zu geben, und man ging ſanft gerührt auseinander. Unſre beiden orientaliſchen Freunde blieben zuſammen, und Alciphron fing nach ſeiner Denkart alſo an:

Alciphron. Dünkte Ihnen, m. Fr., das Geſpräch, womit wir uns unterhielten, nicht hie und da zu menſchlich? Es wird ſo klein und enge, wenn wir jeden Zufall als eine göttliche Vorſehung betrachten, alles moraliſch anſehen wollen, und jede Handlung, die wir ſelbſt thun ſollen, mit ihrem Glück und Unglück auf Gott zurückſchieben? Sie haben mir zwar in unſern Geſprächen hierüber ſehr die Gegenparthei gehalten; ſie beſänftigten mich aber eher, als daß ſie mich überzeugten. Auch in der Poeſie der Morgenländer ſind Menſchen die Steine des Schachbretts Gottes, die der unſichtbare Spieler, wie er will, nicht wie ſie wollen, ziehet und lenket. Das kann allerdings, wie Sie neulich bemerkten, ihrer Poeſie eine Art Würde und Einfalt geben; ich fürchte aber nur in Worten; oder es wird eine Art benebelnder ſchädlicher Einfalt. Sie macht den Menſchen ſtumpf und ſchwach, daß er ſich zuletzt in den Willen Gottes ergiebt und nicht handelt; er ſingt, preiſet Gott in Hymnen, kurz er feiert. Die Poeſie, von der wir reden, mit ihren erhabnen Contraſten, wie Gott wirkt und regieret, iſt eine Art von Schellenklang, der unſre Wirkung endet, ein ſanftes Opium der Seele. Sie preiſet Gottes Thaten, und unterläßt, menſchliche Charaktere auf ihrem Gange nach Glück und Unglück auszeichnend und treffend zu ſchildern. Sie überglänzt den Menſchen mit Gottes Licht, und verblendet ihn über ſich ſelbſt. Oder wenn der Menſch gar ein Richter über Gottes Wege nach ſeinem engen moraliſchen Maasſtabe ſeyn will: welch ein kurzſichtiger, harter, eigenliebender, ſtolzer Richter wird er! Die Poeſie der Morgenländer, wenn man ſie mit ihrer Geſchichte zuſammenhält, zeigt dies gnugſam. Jene fliegt, dieſe kriecht: dieſe ruhet oder thut böſes; jene tröſtet ſich und ſchreibt es Gott zu — damit iſt die Sache geendet. Mich dünkt, von dieſer Seite hätte ſie dem Verſtande und Herzen des Menſchen gewiß nicht aufgeholfen; ſie hat ihn vielmehr zurückgehalten, und in einen Talar göttlicher Beſchreibungen verhüllet, oder ihn auf Stelzen einiger Contraſte der göttlichen Regierung geſetzt, wo er entweder fällt oder ſchwerlich gehen lernet. —

Eutyphron. Ich ſehe, m. Fr., die Wurzel Ihrer Vorurtheile iſt immer noch in Ihnen; und ohne ſie auszureuten, iſt alle Rede über das Schöne irgend einer Poeſie der Erde vergeblich. Was nützte die erhabenſte Dichtung, wenn ſie Opium für die Seele oder ein Schleier fürs Auge wäre, die wahren Geſtalten und den Gang der Dinge nie kennen zu lernen? — — Aber, wie meinen Sie, wollen wir die Sache betrachten? Nicht wahr, aus einzelnen Sagen und Begebenheiten hat ſich doch auch dieſer Begrif und dieſe Darſtellung der Vorſicht Gottes erzeuget? ſie hat ſich an alten Begebenheiten veſtgehalten und geht noch bei ſpäten Anwendungen aus ihnen hervor; wollen wir nicht alſo den Strom in ſeine Quelle verfolgen? Denn ich bekenne Ihnen, ich mag nicht gern über allgemeine Sachen ins Blaue des Himmels hineinreden.

A. Ich auch nicht; und die Geſchichte Kains, Abels, der Sündfluth, der Himmelsſtürmer, Sodoms und Gomorrhas, der Erzväter ſind da gleich vor uns; aus denen ſich wahrſcheinlich alle ſolche Begriffe erzeugt haben. —

E. Alſo zuerſt Abels Geſchichte. Sie ſteht wie eine traurige Blume mit Blut bezeichnet da, und iſt

in

in ihrer Einfalt ſo poetiſch, als ſie der laute Erweis der ſtrafenden Gerechtigkeit und Vorſehung Gottes ſeyn ſollte:

Wo iſt dein Bruder Abel? *)
was haſt du gethan?
Die Stimme der Blutſtröme deines Bruders
ſchreien zu mir von der Erd' empor.

Und nun verflucht ſeyſt du, verbannet von der Erde,
die ihren Rachen aufgethan,
Blutſtröme deines Bruders
von deiner Hand zu trinken.

Wenn du ſie bauen wirſt,
wird ſie dir ihre Jugendkraft nicht geben;
verbannt und flüchtig wirſt du ſeyn auf Erden.

Was bewundern Sie mehr in dieſer Stimme, Richterſtrenge oder Vatermilde? Wer ſollte hier rächen, wenn Gott nicht rächte? Der Vater? Sohnes Blut an ſeinem erſten Sohne? Und ſollte es ungeſtraft bleiben? Bruderblut ſollte wie das Blut eines Thiers vergoſſen ſeyn, und Menſchen in Härtigkeit und Bosheit verwildern? Und wie, wenn der Mörder ſeine That verſchwiegen? wenn er ſich verzweifelnd gegen den Vater ſelbſt empört hätte? Die ſtumme Erde konnte dem Stammvater das Verbrechen nicht ſagen; aber ſie ſagte es Gott, das Blut rief und foderte Strafe. Bemerken

---

*) 1 Moſ. 4, 9.

merken Sie, wie natürlich und ſtark hier alles dargeſtellt ſei: das ſchreiende Blut, (in das man lange die lebendige Seele des Menſchen ſetzte,) der hallende Boden, die Mutter Erde, die das Blut ihres Sohnes von der Hand ihres Sohnes empfangen, es gleichſam mit Abſcheu eintrank, und dem Mörder künftig das willige Vermögen ihrer Jugendkraft verſaget. Bemerken Sie, wie gerecht Gott ſtraft: denn ſein Fluch — entwickelt nur die Folgen der Sünde. Im Hauſe des Vaters konnte der Mörder nicht mehr bleiben; da war er ſich ſelbſt und allem ein Gräuel. In der Gegend des Mordes konnte er nicht bleiben: das Blut rief, der hallende Boden ſchrie; er ſagt ſelbſt: „alles wird mich „erſchlagen, was mich findet: verbannt und flüchtig „muß ich ſeyn auf Erden.„ Da thut nun der ſchonende Richter, was der Verzweifelnde nicht zu thun wußte. Er entfernt ihn aus der Familie, von den Gegenſtänden der Erinnerung und des Abſcheus: er giebt ihm ein andres, vermuthlich unfruchtbares, bergigtes, aber ihn ſicherndes Land; ja er verbürgt ſelbſt ſein Leben. Das Blut des Bruders iſt alſo ohne Blutrache ausgeſöhnt: der Lebendige iſt geſchont und geſtrafet. Halten Sie dieſe Geſchichte nicht für ein Muſter des väterlichen Gerichts? und die Sage davon, war ſie nicht Zug vor Zug ſchreckend, warnend, milde, nützlich? —

A. Hätte ſie auch dieſe Wirkung gethan?

E. Allerdings. Erinnern Sie ſich des ſchreienden Bluts noch in den letzten Büchern der Bibel. Die Seelen, die unter dem Altar liegen,*) ſind vergoſſenes Blut, wie Abel hier (dem Bilde nach) gleichſam als Opfer am Altar lag. Sie ruffen Rache; aber ihnen wird ein weiß Gewand gegeben: ſie werden aus dem Blut gezogen, und auf den Tag der Rache Gottes vertröſtet. So ruft durchs ganze A. T. hin das Blut der Propheten und Zeugen; Gott hat ſich ihre Rache vorbehalten: Er iſt der Richter aller Gewaltthätigkeiten, inſonderheit aller verborgnen Sünden und Laſter. Worüber kein Menſch klagt, das klagt zu ihm; was niemand auf Erden ſtrafen will und kann, muß er Kraft ſeines Vater- und Richteramts über das Menſchengeſchlecht ſtrafen. —

Verborgne Sünden ſtellet er vor ſich,
ruft unerkannte Sünden in die Schranken
vor ſein Gericht. **) —

Das iſt der fortgehende Idiotismus der bibliſchen Poeſie; und wahrlich eine hohe lehrende Idee fürs Menſchengeſchlecht. — Damit weckte Gott das Gewiſſen der Menſchen, und machte es wenigſtens durch Schrecken und Furcht milde: er wollte ihre Hände vom Blut, auch

---

*) Offenb. 6, 9.

**) Pſ. 90, 8.

auch vom Blut der Rache rein erhalten; und ließ deßhalb die Stimme der Miſſethaten ſo laut reden. —

A. Dieſer Endzweck iſt aber nicht erreicht: wie ſtark wütet die Blutrache bei den Arabern noch jetzt, und auch bei den Ebräern muſten ja Noah und Moſes ſogar lindernde Geſetze geben.

E. Daraus folgt nichts, als daß ihre Flamme im Herzen dieſer Völker ſchwarz und tief glühete: mithin alles heilſam war, was ſie nur einigermaaſſen milderte und ſchwächte. Gift des Baſilisken quillt in den Gedichten der Araber aus dem Leichnam des Erſchlagnen: es quillt ſolang, bis er gerächt d. i. mit neuem Blut befleckt iſt. *) Ein Vogel des Bluts ſchwingt ſich von ihm auf und verfolgt den Mörder: ſo erbt ſich die Blutrache von Geſchlecht zu Geſchlecht hinunter, und der Rächer wird wieder des Rächers Beute. Jeder Ton, jede Stimme, die in dieſer wütenden Leidenſchaft das Herz der Menſchen mild macht und ihre Gedanken aufwärts richtet, iſt eine Gabe des Himmels; und es liegt nicht an der Lehre und Sage dieſer Dichtkunſt, ſondern am Rachgeiſt der Morgenländer ſelbſt, wenn ſie ſie nicht mehr angewandt haben. Indeſſen ſind

---

*) Man ſehe eine gute Anzahl Arabiſcher Gedichte dieſes Inhalts in der Hamaſa, und viele Proben dieſer Geſinnung in ihrer Geſchichte.

ſind auch ſchöne Proben der Mäßigung in Pſalmen und Propheten unverkennbar. Wie ſtark und gefaßt klagt Hiob:

Mein Aug' iſt trübe von Weinen,
auf meinen Augenliedern ruhet ſchon
des Todes Nacht:
und Raub iſt nicht in meinen Händen
und mein Gebet iſt rein.
Erde, verdecke nicht mein Blut!
Ohn' Aufhalt töne mein Geſchrei!
Denn ſieh fürwahr im Himmel iſt mein Zeuge,
mein Zeuge wohnet in der Höh.
Gleißredner nur ſind meine Freunde;
mein Auge thränt zu Gott! —

Sanfte Empfindungen der Art ſind der ſchönſte Zweck der Poeſie, ſo wie die Ehre der Menſchheit.

A. Wäre es aber nicht beſſer geweſen, wenn der Richter als Vater, der Frevelthat Kains lieber zuvorgekommen wäre? und jeder Frevelthat lieber zuvorkäme, als daß er ſie ſtrafte?

E. Er thats, wie ers thun konnte: er thuts noch jedesmal, wie ers thun kann: er kommt wahrlich zuvor.

Jehovah blickte nicht auf Kains Opfer
und Kain zürnte ſehr und ſchlug ſein Antlitz nieder.
Da ſprach Jehovah: warum zürneſt du?
warum ſchlägſt du dein Antlitz nieder?
Nicht alſo; thuſt du gut, ſo blickſt du auf,
und thuſt du böſes; ſieh, ſo lauret Sünde

(wie ein Blutdürſtiger) *) vor deiner Thür.
Er will an dich und du ſollt ihn bezwingen —

Das war alles, was dem Kain geſagt werden konnte. Gott ſpricht mit ihm, wie mit einem unwilligen Kinde, enträthſelt ihm, was in ſeinem Herzen ſchlafe und vor ſeiner Thür, wie ein Löwe, wie ein wildes Thier laure. Die nahe Sünde konnte nicht wahrer und ſchrecklicher geſchildert werden. Und was Gott an Kain that, thut er an jedem, wenn man auf ſein Herz und auf die Stimme Gottes Acht hat —

A. Wie wollen Sie aber den Richter der Sündfluth rechtfertigen, der, einiger Ritter und Rieſen wegen, die ganze Welt ſtraft, alles Lebendige, auch die

Thiere

---

*) רבץ ſteht im maſculino, mit dem alſo חטאת im maſculino conſtruirt werden muß, wie denn auch im folgenden Vers zwei maſculina folgen. Da רבץ im Arabiſchen vom Auflauren der Thiere gebraucht wird (ſ. Lette obſerv. ad quaed. loc. V. T. in ſymbol. liter. Bremenſ. P. III. p. 563.) ſo iſt kein Zweifel, daß Sünde hier als ein blutdürſtiges Thier, etwa ein Löwe oder Tiger perſonificirt wird, das mit Hunger und Blutgier vor Kains Thür laure. Lette führt zwei Verſe aus dem Tograi an, die ſich hieher ſehr paſſen: „Meine „Freundin iſt, wo Feinde lauren, wie Löwen lauren um „das Lager der jungen Rehe.„ Auch die Ueberwindung der Sünde konnte Kain unter keinem füglichern zeitmäßigern Bilde vorgeſtellt werden. Das Bild einer unzüchtigen Weibsperſon gehört gar nicht hieher: denn wo gab es damals ſolche? —

Thiere untergehn läßt, weil „auch die Thiere ihren Weg verderbet hätten„, und acht Perſonen mit dem, was ein Kaſten beherbergen kann, als allein Unſchuldige rettet? Gab die Sage nicht eben den engſten und partheilichſten Eindruck, der ſeyn konnte?

E. Den Richter der Welt rechtfertigt keine Kreatur: Schickſale, die über die ganze Erde gehn, ſind Naturgeſetze, denen ſich jedes Einzelne unterwerfen muß; auf den Ruinen einer verſunknen Königsſtadt oder eines untergegangnen Welttheils läßt ſich übel philoſophiren. Was vollends die Thiere anbetrift, folgen ſie nicht immer dem Menſchen-Schickſal? und könnte man, wenns aufs Philoſophiren ankäme, ſie ihres täglichen Mißbrauchs wegen nicht gar aus der Welt hinaus vernünfteln? Alſo müſſen wir dieſe Begebenheit und Sage nicht metaphyſiſch, ſondern phyſiſch und moraliſch beurtheilen und ſehen, was ſie damahls für Eindruck machen ſollte. Alle Relationen vom Verderben des Menſchengeſchlechts klingen in ihr ſo heftig und traurig. —

A. Weil ſie aus Rieſenſagen hergenommen ſind und eben durch die Erretteten zu uns kamen —

E. Deſto urſprünglicher ſind ſie. Das Aengſtliche in ihnen und im ganzen Tageregiſter des Kaſtens bürgt für ihr Alter. Vergleichen Sie nun unſre Jahre, unſre Kräfte mit den Jahren und Kräften jener Titanen, der Erſtgebohrnen der alten Welt, die das

Mark

Mark der Schöpfung noch in ſich fühlten und es allein auf Unterdrückung, Ueppigkeit, Wohlluſt und Bosheit anwandten. Was kann jezt noch Ein böſer Menſch von Kraft und Anſehn thun, in ſeiner Minute von Lebensjahren; und jene dort in einem Jahrtauſend? Vielleicht mit vieler Cultur und mit allem Uebergewicht des Vermögens zur Bosheit. Da glaube ich der alten Tradition gern:

Jehovah ſah, der Menſchen Bosheit war
groß auf der Erde:
worauf ſie tichteten, worauf ſie ſannen,
war Bosheit jeden Tag.
Ihn reute, daß er Menſchen je geſchaffen —

Menſchen nehmlich, die ſo frühe und ſo weit verwildern könnten in Bosheit. Er handelte alſo auch hier als Richter und Vater: er gab der Erde eine andre Einrichtung —

A. Eine andre Einrichtung?

E. Offenbar. Nach der Sündfluth nimmt das Leben der Menſchen augenſcheinlich ab, und wie man dieſe groſe Ueberſchwemmung auch erklären mag, ſo gehörte ſie gewiß zu den Naturgeſetzen der ſich bildenden Erde. Aus Waſſern hat ſich dieſe langſam gebildet: Waſſer haben lange und in verſchiednen Perioden über ihr geſtanden; in den erſten Zeiten ihrer Bewohnung waren Ueberſchwemmungen überall häufig. Vermuthlich

lich alſo war damals nur noch die Höhe der Erde bewohnbar: alles andre lag noch unter den Waſſern. Irgend ein Stoß, ein weſentlicher Zufall konnte die Waſſer nochmals über das bewohnte Land zurückbringen: vielleicht veränderte ſich gar die Axe der Erde; kurz, alles kam in die Bahn, in der es noch jezt ſchreitet und das erſte heroiſche Zeitalter ſollte wahrſcheinlich nur der Zuſtand eines ſich bildenden (und mißbildenden) Menſchengeſchlechts ſeyn, der auch zu dieſer Veränderung der Erde vom Schöpfer berechnet worden war. Zum Anfange der Bildung unſres Geſchlechts gehörte ein langes Leben, wie es jezt zu unſerm Zuſtande kaum mehr gehöret: ohne Zweifel gehörte auch dazu die damalige Beſchaffenheit der Erde, wie ſie für uns nicht mehr iſt. Nach der Sündfluth machte Gott einen neuen Bund, eine neue Ordnung der Jahrszeiten, der Sitten, Geſetze, Lebensalter; von hier geht eigentlich, obwohl auch noch im ſchwachen Dämmerlicht, unſre Geſchichte an. Jene tönt uns nur wie eine Helden- und Rieſenfabel über die Fluthen einer verſunknen Welt hinüber —

A. Ich wollte, daß wir mehr von dieſer Rieſenfabel wüßten.

E. Wir ſolltens nicht; und auch die wenigen Reihen, die wir daher haben, hat man übel gemißbraucht. Was hat man nicht aus den Götterſöhnen, die bei den

Menſchen-

Menſchentöchtern ſchlieſen, gefabelt? und doch iſt der Ausdruck „Götterſöhne„ d. i. Helden, Heroen, Leute von überwiegender Macht, Schönheit, Stärke, in allen Heldenſagen gäng und gäbe — aber wir kommen vom Ziel.

A. Ich glaube nicht. Daß dies traurige Erdenſchickſal, wenn es Naturgeſetz war, nun als eine Strafe der Rieſen und ihres Beiſchlafs mit den Menſchentöchtern betrachtet wurde, daß Noah ſich als den einzig Erretteten, den Liebling Gottes, den einzig Würdigen der Erde anſehn lernte —

E. Er wars und ſollte ſich ſo anſehn lernen. Wie ſein Name ſagt, verſchaffte Gott durch ihn der Erde Ruhe wider die Tyrannen. Er war gequält worden und ſah ſich, wiewohl auf eine beſchwerliche ängſtliche Weiſe, allein errettet. Wie enge und eingeſchloſſen iſt ſeine Haushaltung im Kaſten! wie ſehnlich öfnet er das Fenſter und läßt Vögel fliegen! wie lieblich und ſtärkend iſt das erſte gefundne Oelblatt der Taube! — Die ganze Erzählung enthält kein Wort des Spottes oder der Schadenfreude über die untergegangene Welt; vielmehr das Angſtgefühl einer kleinen Schaar von Erretteten, die den erſten lieblichen Regenbogen als ein Zeichen der wiederkehrenden Sonne und Gottes Gnade anſehn, die auf den Schlamm der alten Mutter beinah mit einer träumenden Freude treten. „Jehovah roch den lieblichen Geruch ihres erſten „Opfers, und ſegnet die Erde und will ſie nicht mehr „verderben„ kann das eigne Gefühl der Menſchen ſtärker ausgedrückt werden, als da Gott ſelbſt gleichſam für ſie fühlt? Er ſieht den wiederkehrenden Regenbogen ſelbſt mit Vaterfreude; und macht ihn, den Abglanz ſeiner Güte, den erſten Blick des fröhlichen Weltauges auf die dunkeln Wolken, zum Zeichen ſeines ewigen Bundes. Er umgiebt die Erde neu mit einem jungen, untrennbaren Reihentanz fröhlicher Stunden, und in dem ſchreitet ſie noch ——

A. Ich habe die Geſchichte nie ſo betrachtet und mich oft gewundert, wie ein flüchtiges Wolkenphänomen das Denkmal eines ewigen Bundes werden mochte? —

E. Eines ſo veſten Bundes, daß, wie Jeſaias*) dieſe Geſchichte ſchön deutet, ehe Berge und Hügel hinfallen könnten, ehe dies Verſprechen Gottes wanke. Die Nordiſche Tradition hat daher nach ihrer Weiſe den Regenbogen ſo gar zu einer Brücke gemacht, die bis ans Ende der Welt feſtſtehe und nur von den letzten Himmelsſtürmern zerſprengt werden könne — freilich eine gefrorne harte Ableitung dieſer alten kindlichen Sage, die indeſſen den Sinn derſelben zeigt. Auch die andre ſehr verbreitete Gloſſe ſcheint daher, daß da

die

---

*) Jeſ. 54, 7: 10.

die Welt nicht mehr durch Waſſer untergehn ſolle, ſie durch Feuer untergehn werde — Kurz, m. Fr., der Menſch iſt ein moraliſch Geſchöpf und ſoll Alles moraliſch anſehen lernen. Reingeſpült ſollte die Erde werden durch die Waſſer der Sündfluth, und die Erretteten ſollten in ihre neue Welt den Eindruck bringen: wie furchtbar Gott übermächtigen Frevel ſtrafe. Noahs Geſetze ſind daher ſcharf und beſtimmt: ſie zeigen von der Höhe des Verderbens voriger Zeiten, und ſind gleichſam das erſte Völker- ja ich möchte ſagen, Thier- und Menſchenrecht auf der verjüngten Erde. Sobald im Thurmbau zu Babel nur wieder der Schatte einer ähnlichen Helden- und Rieſenthat vorkommt, erwacht auch der himmliſche Richter wieder ——

A. Da ſind wir bei einer ſchönen Fabel! Alle Menſchen ſind von Einer Zung' und Sprache; und als ob ſie ſie ewig hätten haben können, als ob ſolch ein Wunder der Verwirrung nur im mindeſten nöthig geweſen wäre, müſſen ſie einen Thurm bauen, deſſen Spitze bis in den Himmel reiche, Gott muß es nöthig finden, den Bau zu beſehen und ſich im Ernſt dafür zu fürchten. Er meint, ſie würden anders nicht ablaſſen, als bis er — ich weiß nicht welches Wunder an ihrer Lipp' und Sprache thut, damit es geſchehe, was ja immer geſchehen wäre, ſie zogen in die Welt.

Verzeihen Sie, daß ich die Erzählung an ſich und als Probe des himmliſchen Richteramts — einfältig finde.

E. Wenn Sie ſie ſo betrachten, iſt ſies; ſehen Sie aber, wo ſteht die Sage?

A. Zwiſchen lauter Geſchlechtregiſtern. *)

E. Und hinter Geſchlechtregiſtern, die ſich ſchon nach Sprachen, Ländern und Völkern theilen. Der Sammler dieſer Sagen war alſo ſo klug als wir, und wuſte, daß ſich mit Völkern, Stämmen und Wanderungen auch Sprachen theilen; eben deßwegen aber ſchob er dieſe einzelne Sage hinzu, um etwa zu zeigen, durch welchen Zufall die Menſchen in die härtere Nothwendigkeit gekommen ſeyn, aus einander zu ziehn und ſich zu theilen. —

A. Und dies war der kindiſche Bau in den Himmel?

E. Er wird hier auch kindiſch vorgeſtellt, und hat einen kindiſchen Ausgang. Weil ſie von Einer Lipp' und Sprache ſind, wollen ſie gen Himmel bauen, und eben da ſie gen Himmel bauen, werden ſie verſchiedner Lipp' und Sprache. Sie wollen ein Zeichen haben, daß ſie ſich nie zerſtreuen, und werden zerſtreuet — Der Zweck der Erzählung ſpringt ins Auge.

A. Und Gottes Niederfahren und Furcht dabei?

E. Iſt

---

*) 1 Moſ. 11.

E. Iſt offenbar Spott, wie denn die ganze Erzählung eine Spottſage iſt. Haben Sie nie den Pſalm geleſen? *)

Warum denn toben die Völker?
und denken auf nichtig Ding?
Der Erden Könige ſtehn zuſammen,
die Fürſten berathen zuſammen wider Jehovah —
Der im Himmel wohnet, lacht,
Jehovah ſpottet ihrer —

Da haben Sie den beſten Commentar der ganzen Erzählung. Sehen Sie ins vorige Kapitel: wer herrſchte in Babel, wer erbaute Babel?

A. „Der gewaltige Jäger vor dem Herrn, Nimrod.„

E. Und warum heißt er ſo? Doch nicht der platten Urſache wegen, daß er Füchſe und Haſen auf der Ebne Sinear, die gar kein bergiges, waldiges Land iſt, jagte? und Füchſe und Haſen jagt man ja auch nicht vor dem Herrn. Das einfältigſte Sprüchwort alſo, das je auf der Erde geſagt ward, wenn es dies ſagen wollte! — Was heißt im Ebräiſchen Jäger?

A. Ein Auflaurer.

E. „Ein gewaltiger Jäger„ heißt alſo ein gewaltſamer Auflaurer, ein **Berücker der Menſchen** durch Liſt und Macht. Das war Nimrod, das iſt er nach

---

*) Pſ. 2.

der geſammten Tradition in Orient, die von ihm ſehr reich iſt, und eben das beurkundet die Erzählung, über die Sie ſpotten wollten. Er fand eine ſchöne Ebne, er fand Materialien und willige Hände, ſeine Reſidenz und Königsthurm hoch hinauf zu bauen. Dem zahmen Wilde, das er zuſammen jagte, bildete er ein, es ſei ein Zeichen ihrer Sicherheit, ihrer dauernden Vereinigung; ſeiner Abſicht nach wars das Denkmal ſeines Stolzes und ihrer Sklaverei. Nun wiſſen Sie, daß die älteſte Zeit den Himmel als eine Wohnung Gottes betrachtete; was ſich ihm nahete, erhob ſich alſo zur Region Gottes, und beeinträchtigte ihn gleichſam auf ſeinem Throne. Gerade ſo redet dieſe Erzählung:

> Wohlauf wir wollen Stadt und Thurm uns baun,
> deß Haupt bis in den Himmel reiche:

Und Gott ahmt ihren hohen Entſchluß demüthig nach:

> Wohlauf! wir wollen niederſteigen
> und ihre Lippen da verwirren —
> ſie habens angefangen zu vollführen
> und werden nichts ſich hindern laſſen
> bis ſie ihr Werk vollführt —

Bemerken Sie den fortgehenden Spott nicht offenbar?

A. Mich wundert, daß ich ihn ſonſt nicht bemerkt habe.

E. Und der gröſſeſte Spott liegt im Ausgange der groſſen That. Sie wollen in den Himmel ſteigen:

Gott fürchtet ſich, traut ihnen zu, daß ſie von ihrem Rieſenprojekt nie ablaſſen werden und — legt nur den Finger an ihre Lippe, darf nur den Hauch ihrer Zunge verändern, und da ſteht die Trümmer; ſie heißt Verwirrung, Babel, ein ewiges Denkmal ihres durch ein Nichts geſtürzten Stolzes. Dem Geiſt der Begebenheit folgt nun auch die Erzählung nach: ſie iſt die ſchönſte Probe eines mit kalter Einfalt durch die That ſelbſt geſchilderten Spottes, da Größe und Kleinheit, der Menſchen Hinaufſteigen, Gottes Herabſteigen, die Sicherheit und Kühnheit jener, die Unſicherheit und Furchtſamkeit dieſes nebſt dem einzigen Mittel, wie er ſich zu retten weiß, ſtill und ſchweigend neben einander geſetzt werden. Das verwirrte Lüftchen des Mundes iſt mehr als Blitz und Donner: der Uſurpator des Throns Gottes ſteht beſchimpft da: Er und ſein Königsſitz ſind — Spottnamen. „Das war der gewaltige Menſchenjäger vor dem Angeſicht Jehovahs,“ der ſich gleichſam mit ihm maas, der ihm vor Augen auf den Schultern einer betrognen und unterjochten Menſchenheerde in den Himmel ſteigen wollte. — Daß meine Erklärung wahr ſei, bezeugen alle Poeſien der Ebräiſchen Dichter auf Babel, die genau den Ton und Charakter dieſer erſten Sage haben.

A. Dieſen Ton und Charakter?

E. Alle ſind Spottlieder auf Babel, genau im Umriß und in den Zügen dieſer Sage. Wie hier, ſo iſt Babel fortgehend der Name des Stolzes, der Pracht, der Kühnheit, der Völkerunterjochung, der Berückung und Tyrannei der Erde. Wie hier, ſo iſts immer das Sinnbild der Frechheit gegen Gott, des Baus oder Aufſchwingens zum Himmel, des Thronens unter den Sternen; zugleich aber auch der Verwirrung, der Verwüſtung, des Spottes Gottes über menſchliche Rieſenprojekte. Die ſtolze Königin hat jedesmal den Taumelbecher in der Hand, aus der ſie, wie hier, zuerſt den Völkern der Erde einſchenkt, zuletzt ſelbſt trinken muß; ihre Herrlichkeit liegt denn als Trümmer da, und heißt — Babel.

A. Sie geben mir eine Ausſicht über alle Propheten: denn wirklich die Poeſien über Babel ſind in dieſem Charakter.

E. Die Poeſien über andere Völker ſind eben ſo beſtimmt und charakteriſtiſch, wie wir zu andrer Zeit ſehen werden. Noch im letzten Buche der Schrift ſteht Babel in dem Bilde da, in dem ich es Ihnen hier zeige: ſie hat den Taumelbecher in der Hand, womit ſie die Völker trunken gemacht: auf ihrer Stirn iſt der Name der Läſterung, der Kühnheit gegen Gott: ſie geht endlich wie ein Mühlſtein unter, und über ſie ſchallt ein Spott- und Trauerlied, genau in dem Ton dieſer ſpottenden Sage. Die groſſe Treiberin der Welt, die Menſchenjägerin vorm Angeſicht Jehovahs, wird immer zu Schanden.

A. Mir fällt aus Jeſaias ein ſchönes Trauerlied bei, das ich mir des Todtenreichs wegen bekannt gemacht hatte. *) Es iſt eben der ſtille Spott, der dumpfe Flötenton darinn, deſſen Sie erwähnten. In langem Elegiſchen Sylbenmaaſſe gehts daher, wie der Klagegeſang um einen Todten, und iſt voll Hohn von Anfange bis zu Ende.

E. Wollen Sies leſen?

A. Am Tage, da Jehovah Ruhe wird geben dir
von deiner Drangſal, Angſt und harten Sklaverei,
denn wirſt du ſingen ein Lied von Babels Könige,
und alſo ſingen:

Wie ruht der Treiber jetzt!
Die Golderpreſſerin feiert nun!
Zerbrochen hat Jehovah der Unterdrücker Stab,
die Ruthe der Tyrannen,

Die die Völker ſchlug in heißem Zorn,
mit Streichen, denen keiner entwich,
und herrſchte grimmig über ſie,
und niemand hielt den Dränger ein.

Nun ruht, nun raſtet alle Welt,
die Länder ſingen ein Feierlied.
Die Tannen ſelbſt erfreun ſich über dir,
die Zedern Libanons:

„Seit

---

*) Jeſ. 14, 2.

„Seit du gefallen, kommt niemand hinauf,
„uns niederzuhaun.„

Das Todtenreich da drunten zitterte auf vor dir,
Es ging entgegen dir, da du kamſt an.
Die Schatten regt' es auf und alle Erdehelden,
der Völker Könige, alle ſtanden
von ihren Thronen auf,
willkommten alle dich und ſprachen:
„Auch du biſt Schatte geworden, gleich wie wir,
„auch du uns gleich gemacht.

Hinabgebeugt zu den Todten iſt dein Stolz,
hinunter deiner Harfen Siegeston:
Dein Bett iſt unter dir der Wurm,
der Moder deine Decke.

Wie biſt du gefallen vom Himmel, du Morgenſtern!
Aurorens Sohn!
biſt hin zur Erd' geworfen,
der Völker niederwarf.

Du ſprachſt in deinem Herzen: „ich will zum Himmel hinan!
„Ueber die Sterne Gottes erhöh' ich meinen Thron!
„ich werd' hoch auf dem Berge der Götter thronen
„im höchſten Nord.

„Ueber der Wolken Höhen ſteig' ich auf!
„ich werde gleich ſeyn dem Erhabenſten!„ — —
Zur Hölle nieder wirſt du geſtürzt
ins tiefe Grab.

Und die dich ſehen, blicken hin auf dich,
ſchaun auf dich nieder: „Iſt das der Mann,

der zittern machte die Erde,
der Königreiche erſchütterte?

Ringsum hat er die Welt zur Wüſte gemacht,
hat ihre Städte zerſtört,
hat ihren Gefangenen nimmer eröfnet das Kerkerthor.

Der Völker Könige alle ſchlafen in Ruhm,
jeder in ſeinem Hauſe, dem Grabesmaal;
nur du liegſt hingeworfen aus deiner Gruft,
wie eine Mißgeburt. *)

Bedeckt mit Leichen, die das Schwert erwürgt,
die in die Grube fahren mit Schutt bedeckt,
ſo liegſt du da wie ein zertreten Aas:
Du ſollteſt nicht mit jenen ein Grabmahl haben,
denn ſelbſt haſt du dein eigen Land verderbt,
dein eigen Volk erſchlagen.

Der Uebelthäter Geſchlecht werd' nicht genannt in Ewigkeit!
Gebt ihren Söhnen den Tod um ihrer Väter willen!
daß ſie nicht wieder kommen empor und erben das Land,
und füllen mit Städten umher die Welt.„

Aufſtehen will ich ihnen entgegen, ſpricht Jehovah Zebaoth.
Ausrotten will ich Babels Namen und Geſchlecht,
und Sohn und Enkel, ſpricht Jehovah.

Will

---

*) Es iſt Jeſaias gewöhnlich, das Geſchlecht mit einem Baum und ein Glied deſſelben mit einem Zweige zu vergleichen. Ein abſcheulicher, verworfner Zweig heißt alſo hier ohne Zweifel eine Misgeburt.

Will ſie zur Igelwohnung machen, zum Waſſerſumpf,
ſie fegen in den Schutt der Verwüſtung, ſpricht
Jehovah Zebaoth.

E. Hier ſehen Sie die ſtolze Treiberin der Völker, die Himmelsſtürmerin, die Erbauerin ihres Throns über den Sternen; und hinten nach — den Spott Gottes über ſie, ihre Demüthigung zur Hölle: ſie liegt im Schutt der Verwüſtung. „Die verſtörte Tochter Babels„ iſt der Name und das Sinnbild aller bibliſchen Poeſien über Babel und manche Züge der Elegie, die Sie laſen, ſind, als ob ſie auf Nimrod und den erſten Thurmbau gemacht wären. Aber wir zerſtreuen uns auch, wie die Völker, von denen wir reden. Der Hauptzug, den wir jetzo zu bemerken hatten, war der, daß die Poeſie Morgenlandes inſonderheit darauf aufmerkſam mache, wie die Vorſehung des himmliſchen Richters den Stolz der Tyrannen breche, wie ſie, was zum Himmel ſteigen will, zur Hölle erniedrigt. —

A. Und das Niedrige erhebt; da ſind wir bei den hohen Contraſten im Gebiet der Vorſehung, von denen ich Anfangs ſagte. Sie dünken mir ſo eintönig, ſo wiederholt. —

E. Wie Ihnen der Parallelismus überhaupt Anfangs dünkte. Dieſe Contraſte ſind Parallelismus:

das höchſte und ſtärkſte משל, das dergleichen Gemälde ganzer Weltſcenen erlauben; ſind ſie nicht aber auch Natur der Sache, Anblick der Weltbegebenheiten ſelbſt? Was ſiehet man überall in der Welt als Ebbe und Fluth, Erhebung und Erniedrigung? nichts bleibt, nichts kann auf Einer Höhe bleiben. Alles iſt Welle hienieden und vor Gott, was iſt dieſer Welt-Tropfe mit allen ſeinen Rieſen und Himmelsſtürmern, als eine aufſteigende und zerſpringende Waſſerblaſe? Heſiodus und Homer, Aeſchylus und Pindar können die Wogen der Weltbegebenheiten gegen den einzigbleibenden Gott des Schickſals nicht anders mahlen. Sie machen eben die Gegenſätze des Niedrigen und Hohen, Starken und Schwachen, als ob ſies aus Orient hätten. Nun glaube ich freilich, daß dergleichen Revolutionen des Schickſals im deſpotiſchen Orient häufiger, ſchneller, frappanter ſeyn mögen; im Grunde aber ſind ſie überall Ende des Liedes, das Reſultat aller Menſchen-Geſchichte. Wem bei dieſen Contraſten nichts beifällt, dem ſtehen ſie leer da: wen ſie an Thatſachen und Erfahrungen erinnern, dem ſind ſie ein poetiſcher Auszug aller Geſchichte, und ich ſchätze auch deßhalb Hiob, die Propheten und Pſalmen hoch. —

A. Unſere Kirchenlieder wohl nicht minder, wo dergleichen Contraſte vom Gange der Vorſehung den Pſalmen nachlallen. —

E. Auch. Freilich klingen ſie hier kälter, matter, fremder; im Grunde aber ſind manche Lieder und Pſalmen auf die Vorſehung, beinah die ſchönſten unſrer Lieder. Einige ſind ſchön verſificirt; ihr Inhalt iſt allgemein verſtändlich, ja ich möchte ſagen, alltäglich. Auch haben genau dieſe Lieder ihre Wirkung aufs menſchliche Herz gnug erwieſen: ſie ſind des Unglücklichen Troſt und die Stärke des Armen: ſie kommen ihm als Stimmen des Himmels in ſeine Wüſte, und beruhigen ſeine Seele. Hiob und die Pſalmen ſind ein Schatz von Bemerkungen und Moral über das menſchliche Leben, über Glück und Unglück, Stolz und Demuth, wahres und falſches Selbſtvertrauen und Zutrauen auf Gott. Und da überall das Auge Gottes, über den Gang der Menſchen wachend, dargeſtellt wird, ſo kann man ſagen, dieſe Poeſie habe eben die Einheit und Einfalt in die Begebenheiten der Welt gebracht, die ſie, wie wir bemerkt, in die Auftritte der Natur brachte. Die künſtliche Poeſie der Griechen iſt bunter Schmuck gegen dieſe kindliche reine Einfalt, und bei der Celtiſchen Poeſie, ſo ſehr ich ſie liebe, iſts mir immer als ob ich unter einem bewölkten Abendhimmel wandle. Schöne Scenen zeigt ſie in Wolken und auf der Erde; aber ohne Sonne, ohne Gott, ohne Zweck, der irgend ein Ende zeigte. Man verfliegt zuletzt mit dem Lüft-

chen

chen der Wolke, da man in Orient auf dem Fels des ewigen Gottes veſt ſtehet.

Zu Gott will ich mich wenden, *)
zu Gott erheben meine Rede,
der groſſe Dinge thut, die unerforſchlich,
der Wunderdinge thut, ſie ſind unzählich.

Er gießet Regen auf die weite Erde,
und ſendet Ströme auf die dürre Wüſte,
damit die Niedrigen er hoch erhöhe,
daß er den Traurigen zum Glück erhebe.

Er macht umſonſt der Liſtigen Gedanken,
ſie werdens nicht mit ihrer Hand vollführen.
Die Weiſen fänget er in ihrer Klugheit
und übereilt den Rath der Ränkerfinder.
daß ſie am Tage Finſterniß begegnen,
und tappen, wie zu Mitternacht, am Mittag.

So rettet er von ihrem Schwert den Armen,
hilft dem Verlaßnen von der Hand des Starken;
und ward des Armen Hoffnung,
die Bosheit ſtand verſtummt.

Glückſelig iſt der Menſch, den Gott zurecht weiſt,
die Züchtigung des Höchſten halte hoch,
denn er macht Schmerzen und verbindet,
Er ſchlägt und heilt mit ſeiner Hand.

In

---

*) Hiob 5, 8.

In ſechs Drangſalen wird er dich erretten,
auch in der ſiebenden berühret dich kein Uebel.
In Hungersnoth entreißt er dich dem Tode,
im Kriege von der Hand des Schwerts.

Vorm Geißelſchlag' der Zunge *) wirſt du dich verbergen,
nicht fürchten dich, wenn der Verwüſter einbricht.
Entgegen lacheſt du dem Hunger, dem Verwüſter,
und fürchteſt dich vor wilden Thieren nicht.

Der Stein des Feldes iſt dein ſichrer Gaſtfreund,
des Feldes Thier iſt friedlich gegen dich;
und biſt gewiß, daß dein Zelt ſicher liege,
du kehreſt heim und findeſt es in Ruh.

Und biſt gewiß, daß zahlreich wird dein Same,
daß dein Geſchlecht wird ſeyn, wie Gras der Erde.
An Jahren reif gehſt du denn in die Grube,
ſo wie die Garbe reif zur Scheuer eingeht.

Laſſen Sie uns ſolche Lieblinge der Vorſehung ſeyn, und es wäre unſre Schuld, wenn wir dabei fahrläßig

---

*) Geißelſchlag der Zunge) iſt nach dem Parallelismus der gierige Fraß Blutſaugender Thiere. Der Verwüſter iſt der Löwe, der im folgenden Vers mit dem Hunger zuſammen geſetzt wird, alſo ein hungriger gieriger Verwüſter. Der letzte Vers erklärt die drei vorigen deutlich.

und müßig ſeyn wollten. Ich laſſe einem jeden ſeinen Geſchmack; mir kommts aber vor, daß eben dieſe leichten Gegenſätze (die kindlichen reinen Bemerkungen über den Lauf der Welt aus dem Munde hochbejahrter Weiſen) dazu gehört haben, die zarte Pflanze einer Poeſie des Zutrauens auf Gott und ſeiner ſpeciellſten Vorſehung fürs menſchliche Geſchlecht zu erziehen. Die Morgenländer haben ſie erzogen, das iſt unläugbar, und die älteſten Poeſien der Griechen ſind hierinn ganz morgenländiſch. Nur in dieſer einfältigen Form kann ſie auch der ſimpelſte Menſchenverſtand und das gedrückteſte, ihrer am meiſten benöthigte Menſchenherz faſſen. Sie ſind der Spiegel der Welt und das Reſultat des Lebens weiſer Altväter. Wie Berge veraltern, verfallen Reiche: wie neues Laub wächſt, ſproßt neues Glück des Menſchen — ſo binden ſich Jahrs- und Lebenszeiten, Natur- und Menſchenſcenen, und von allem wird Gott der Führer. Noch jetzt hört man, wenn der brauſende Moſt des Lebens ausgegährt hat, erfahrne Weiſe ſo ſprechen, wie Hiob, die Pſalmen, die Propheten ſprachen; und der ungläubige, zu raſche Jüngling erfährt am Ende, daß ſie wahr geredet haben. Am meiſten gehen auch die Lobſprüche der Vorſehung aus denen Bildern und Geſchichten hervor, die wir betrachtet haben und betrachten werden, aus Sündfluth- und groſſen Strafzeichen, aus Verwirrung menſch-

menſchlicher Entwürfe und Entdeckung geheimer Uebelthaten; da gehen ſie hervor und endigen ſich überall in ſtille Gottesfurcht und Menſchenweisheit — ohne Zweifel der gröſſeſte Schatz, die nützlichſte Poeſie und Lehre unſres wie ein Schatte vorübergehenden Lebens. Ich wünſchte, daß ich ein Gedicht kennte, das die frappantſten und rührendſten Scenen der Verſehung aus unſrer Geſchichte vereinigte; je ſimpler, deſto morgenländiſcher würde es in ſeinen Hauptzügen werden.

1. Lobgeſang auf die Hülſe Gottes.

Gott iſt uns Zuverſicht und Macht!
Eine Hülf, in Nöthen ſtark und treu erfunden.
Drum fürchten wir uns nicht; und wankte gleich die Welt,
und ſänken Berge in des Meeres Grund.
Laß ſeine Fluthen ſchallen, laß ſie brauſen!
Laß Berge zittern ſeiner Majeſtät;
noch werden ſeine Ströme,
erfreuen Gottes Stadt,
des Hocherhabnen Wohnung.

Gott iſt in ihr! ſie wanket nicht!
Gott hilft ihr, blickend auf ſie nieder
zu rechter Zeit.
Es ſtürzen Völker, Königreiche ſinken,
Er donnert und die Erde ſchmilzt:
Der Heere Gott, Jehovah, iſt mit uns!
Er iſt uns Schutz, Iſraels Gott! —
Seht! ſchauet an die Werke
des Hocherhabenen!
Der Länder jetzt zu Wüſteneien macht,
und jetzt den Kriegen, hin bis an den Rand der Welt
Ruhe gebeut!
zerbricht den Bogen und zerſchlägt den Spieß
und brennt mit Feur die Kriegeswagen auf.
„Laßt ab und wiſſet, ich bin Gott!
„Der Völker König, König aller Welt!„

Der Heere Gott, Jehovah, iſt mit uns!
Er iſt uns Schutz, Iſraels Gott!

2. Lobgeſang auf die Vorſehung.

Hallelujah!
Lobſinge den Jehovah meine Seele!
Lobſingen will ich Jehovah mein Lebenlang,
lobſingen meinen Gott, ſo lang' ich bin!

Vertrauet nicht auf Mächtige,
auf keines Menſchen Sohn; er iſt zu ſchwach!
Sein Geiſt entfleucht und Er kehrt in die Erde,
und all ſein Anſchlag iſt dahin.

Wohl ihm, deß Hülfe der Gott Jakobs iſt!
der auf Jehovah ſeinen Schutzgott traut,
der Himmel, Erde, Meer,
und was in ihnen iſt, erſchuf,
und ewig Glauben hält.

Den Unterdrückten ſchaft er Recht,
und ſchaffet Brot den Hungernden.
Jehovah thut der Blinden Auge auf,
Jehovah richtet den Gekrümmeten empor;
Jehovah liebet den Rechtſchaffenen,
Jehovah ſchützt die Fremdlinge,
Waiſen und Wittwen überzählet er,
und macht zunicht der Unterdrücker Rath.

Jehovah wird regieren in Ewigkeit!
Dein Gott o Zion von Geſchlechte zu Geſchlecht!
Hallelujah.

3. Hiobs Lobgedicht auf die Weisheit.

Dem Silber hat der Menſch den Ausgang funden,
den Ort des Goldes, das er gießt:
hat Eiſen aus dem Staub genommen
und Stein zu Erz geſchmelzt.

Hat Grenzen auch der Finſterniß geſetzet;
hat jedes Aeußerſte erſpäht,
den Stein der Todesſchatten,
der Todesnacht. *)

Ein Strom geht auf vom Reiche der Vergeßnen: **)
vom Fuß des Berges ziehn ſie ihn empor;
von Menſchen leiten ſie ihn weg.

Die Erd', aus ihr geht oben Brot hervor,
tiefunten wird ſie wie vom Feuer umgewühlt:
da liegt in ihren Felſen der Sapphier
mit Goldesſtaub durchſprengt.

Den Weg erſah kein Bergesvogel je;
des Geiers Auge hat ihn nie erſpäht:

Kein

---

*) Vermuthlich der letzte Stein in Hiobs Bergwerkskunde: gleichſam der Eck- und Grenzſtein des Reichs der Finſterniß, der alten ewigen Nacht.

**) Nach dieſer Abtheilung und Lesart, wäre die Wohnung der Vergeßnen das Todtenreich, tiefer als wohin die tiefſte Bergarbeit reicht. Ströme vom untern Strom der ewigen Vergeſſenheit brechen hervor, und doch werden ſie von Menſchen überwunden, herausgepumpt und weggeleitet. Doch bekenne ich, das mir die Stelle dunkel bleibe.

Kein ſtolzes Hölenthier hat ihn betreten;
kein Löwe ging je dieſen Gang.

An Felſen legt der Menſch die Hand,
und kehret Berge von der Wurzel um;
Aus Felſen ſpaltet er die Ström' hervor
und was nur köſtlich iſt, erſah ſein Blick;
ſpäht auf der Flüſſe tiefverſteckten Quell
und bringet die Verborgenheit ans Licht.

Wo aber aus ſoll man die Weisheit finden?
und wo iſt des Verſtandes Ort?
Der Menſch, er weiß nicht ihren Sitz,
im Lande der Lebendgen iſt ſie nicht.
Das Meer ſpricht: nicht in mir iſt ſie!
Die Tiefe: nicht in mir!

Auch nicht um Gold wird man ſie ſich erkaufen;
kein Silber wäget ihren Werth.
Kein Gold aus Ophir wird ihr gleichgeachtet
Kein edler Onyx und Sapphier.

Kryſtall und Gold iſt nimmer ihr zu gleichen:
Kein Prachtgefäß tauſcht je ſie ein.
Ramoth und Gabiſch iſt nicht gegen ſie zu nennen:
Schöner als Perlen reizet ſie.
Topas aus Mohrenland iſt nichts zu ihr;
das reinſte Gold reicht an ſie nicht. *)

---

*) Alle dieſer Reichthum zeigt abermal vom Idumäiſchen Urſprunge des Buchs Hiob. Die Idumäer hatten frühe

Woher denn aus ſoll man die Weisheit finden?
Und wo iſt des Verſtandes Ort?
Verborgen hat ſie ſich dem Auge der Lebendgen;
dem Vogel unterm Himmel tief verſteckt.
Vernichtung und der Tod, ſie ſprachen:
wir hörten fernher ihr Gerücht.

Gott kennt den Weg zu ihr,
nur er weiß ihren Ort.
Er blicket bis zum End' der Erd' hinaus,
ſchaut unter allen Himmeln weit umher.

Und als dem Wind' er zuwog ſein Gewicht,
und er den Waſſern gab ihr Maas,
und ordnete dem Regen ſein Geſetz,

und

---

frühe den Handel über Ezion Geber und Elath auf dem Arabiſchen Meerbuſen, den die Iſraeliten erſt unter Salomo bekamen. Daher alſo die Bekanntſchaft mit Ophir, Aethiopien und den hier genannten Koſtbarkeiten. Man hat aus den Stellen von der Bergwerkskunde, die in dieſem Buch vorkommen, Zweifel gegen ſein Alter machen wollen; völlig ohne Gewicht. Sobald man Gold und Edelſteine aus den Bergen grub, mußte man auch Bergbau haben, und dieſer iſt nach vielen Beweiſen ſehr alt. — Nur die Stelle im Buch Hiob: „von Norden her kommt Gold!„ legt man ganz falſch aus, wenn man ſie auf den Goldhandel deutet. Der Handel, den Hiob kannte, war ſüdlich über das Arabiſche Meer; und der Parallelismus jener Stelle redet vom Goldglanze, in dem Gott von Norden her erſcheinet, wie es die vorigen Geſpräche deutlich entwickelt haben.

und zog den Ungewittern ihre Bahn:
Da ſah er ſie und rechnete ſie aus, *)
beſtimmte ſie, durchforſchete ſie tief,
und ſprach zum Menſchen: „dir iſt Furcht des Herren Weisheit!
„Das Böſe meiden, das ſei dir Verſtand.

) Die Weisheit iſt hier noch nicht, wie in den Sprüchen Salomo's, eigentlich perſonificirt; die Poeſie in Hiob iſt ungleich älter, als die in den Salomoniſchen Schriften. Dieſe iſt glänzend, jene erhaben; dieſe ſinnreich und wohlgerundet, hat aber im mindeſten nicht den Schwung und die Felſenſtärke, die den Genius des alten Idumäiſchen Buchs bezeichnen. Daher ich mich wundere, wie man den Verfaſſer des Hohenliedes zum Dichter des Buchs Hiob habe machen können — zwei Extreme der Poeſie und Denkart.

IX.

Inhalt des Geſprächs.

Vorwürfe, die den Iſraeliten gemacht werden, und auch auf den Geiſt ihrer Poeſie wirken ſollen: ein enger, anmaaſſender, ausſchlieſſender Geſichtskreis, müſſige oder laſterhafte Stammväter, Fluch und Menſchenfeindſchaft gegen alle Völker der Erde, ſo wie gegen die Stämme, die ihnen am nächſten verwandt waren. Standpunkt zu Erörterung dieſer Vorwürfe. Von Chams Verbrechen und Strafe. Was dieſe war? wiefern ſie auf Kanaan fallen mußte? Von der Trunkenheit Noah's, den Zügen Abrahams und dem Recht, das ihm die Kananiter ſelbſt zugeſtanden. Von ſeinem Betragen in Aegypten, ſeinem großmüthigen, edeln Charakter. Von ſeiner Freundſchaft mit Gott. Schilderung derſelben als des ſtilleſten Ideals der Menſchheit, des edelſten Zwecks der Erwählung eines Volks, d. i. einer Nationalbildung. Erſter Charakter der Ebräiſchen Poeſie, als einer Freundſchaftspoeſie mit dem höchſten Weſen. Stellen aus Jeſaias vom Vorbilde Abrahams. Von den Fehlern der Patriarchen, inſonderheit Jakobs. Ob er den Ehrennamen Iſrael im Traum erhalten? Erläuterung der Geſchichte ſeines Kampfs mit Elohim. Von Kämpfen der Sterblichen mit Göttern unter andern Nationen. Weſentlicher Unterſchied und ſymboliſcher Sinn dieſer Geſchichte. Jakobs Traum von der Himmelsleiter, ſeine Begriffe von den Engeln. Ob die Segensſprüche auf die Söhne partheilich geweſen? Segen Iſmaels. Gemählde vom Irren der Hagar in der Wüſte. Segen Eſaus, Jacobs. Blick auf Kanaan. Zweiter Charakter der Poeſie deſſelben, Poeſie eines Landes Gottes und der Väter. Beilage: einige Poeſien Hiobs zu Bezeichnung ſeines Charakters, als eines Ideals der Glückſeligkeit, Moral, Tugend eines morgenländiſchen Fürſten.

Alciphron.

Der Glaube an die Vorſehung, den Sie mir aus den Schriften und der Geſchichte des Ebräiſchen Volks neulich entwickelten, und als eine Blüthe fürs Menſchengeſchlecht anprieſen, hat an mir keinen Gegner; ich wünſchte vielmehr, daß ihn die Schriften dieſes Volks wirklich auf eine reine und fürs menſchliche Geſchlecht theilnehmende Art entwickelt hätten; ſollte aber das letzte geſchehen ſeyn? War bei ihnen dieſer Glaube nicht ein ſo enger, ausſchließender Nationalglaube, daß man ihn eher menſchenfeindlich als menſchenfreundlich nennen möchte? Es war das einziggeliebte Volk Gottes, ſchon in ſeinen Vorfahren erwählt: kein Segen kommt auf irgend eine neue Sproſſe deſſelben, wo nicht zugleich Fluch auf die benachbarten Stämme, ſollten es auch Brüder und nahe Verwandten ſeyn, fiele. Noah kann den Sem nicht ſegnen, er muß zugleich den Cham verfluchen: Iſaak kann nicht geſegnet werden, ohne daß Iſmael aus dem Hauſe verſtoßen; Jakob nicht geſegnet werden, ohne daß Eſau beleidigend zurückgeſetzt würde. So geht es fort. Moſes und Joſua ſchlachten die alten rechtmäßigen Bewohner, um dem geliebten Volk Gottes ein Land zuzuwenden, das ihnen nach menſchlichen Geſetzen nicht gehörte. Sie wiſſen, wie viel Spott, wie manche Läſterungen über dieſe Geſchichte geſagt ſeyn, an denen ich keinen Theil neh-

nehmen will, weil ſie oft unſchuldigen Perſonen ohne Känntniß der Sache und der Zeiten wehe thun; die Hauptidee indeſſen wird ſchwer zu widerlegen ſeyn, daß dies Volk ſchon von ſeinem Urſprunge an einen engen, ausſchlieſſenden, anmaaſſenden Geſichtskreis gehabt habe, der ſich auch allen ſeinen Poeſien eindrückte, der die beſten Zweige dieſes Baums mit Flüchen, mit Haß andrer Völker verdarb; und doch ſehe ich in der Geſchichte ihrer Stammväter keinen Anſchein vorzüglicher Verdienſte. Was für Heldenthaten haben ſie aufzuweiſen, die nicht von andern Nationen weit übertroffen würden? Was für groſſe Namen, auf die ſich der Ruhm ihres Stammes nur einigermaaſſen ſtützte? Den trunknen Noah, Abraham, der ſein Weib in Aegypten verläugnet, einen furchtſamen Iſaak, einen Jakob, der Vater, Bruder, Vetter und die ganze Welt hintergeht, einen Blutſchänderiſchen Judah, einen rachgierigen Simeon und Levi, endlich gar den harten Völkervertilgenden Moſes? Und ſolche Leute ſollten ein Volk Gottes gründen, das einzige Volk Gottes auf der Erde? In ihm ſollen alle Geſchlechte der Welt geſegnet werden; und ſie fluchen allen Geſchlechten der Erde, die ſie nur dem Namen nach kennen, und freuen ſich ſchwach und menſchenfeindlich in ſo vielen Geſängen ihrer Propheten, daß ihr künftiger König ſie alle einmal würgen werde. Sie haben kein erfreulicher

Bild,

Bild, als wenn er vom Gebürge Seir, wie ein Keltertreter kommt, und ſich mit dem Blut eines ihnen ſo nahe verwandten Volks über und über befleckt hat. Die ganze Erde muß verwüſtet ſeyn, damit ihr armes Land, ihr von allen Völkern verachteter Stamm allein herrſche. Antworten Sie mir hierauf, m. Fr.; aber ich bitte Sie, nicht myſtiſch und theologiſch — an dergleichen Rettungen habe ich mich überſatt geleſen. Warum blieb Abraham nicht, wo er war? Was hatte der unſchuldige Kanaan dafür zu büßen, daß ſein Vater einen Leichtſinn oder ein Bubenſtück begangen? Der arme Eſau, daß ſeine Mutter fertiger ihr Böcklein kochen, als er ſein Wild auftreiben konnte? Und doch hangt an dieſen weibiſchen Erzählungen der ganze Vorzug dieſes Volks, ſein Ahnenruhm, der hohe Triumph ihrer Weiſſagungen und Pſalmen. Die ſchönſte Poeſie der Welt wird arm und verächtlich, wenn ſie ſich ausſchlieſſend und menſchenfeindlich auf ſolche Sagen gründet. —

Eutyphron. Sie haben mich überſchwemmet, m. Fr., mit Vorwürfen, die Gottlob! nicht meinen Stamm treffen. Ich bin kein Ebräer und nehme mich dieſes Volks, als Volks, gar nicht an: ſeiner Würdigkeit wegen iſts nicht erwählt, und niemand hat ihm ſeine Blößen und Schändlichkeiten mehr aufgedeckt, als ſeine eigne Propheten. Ich gebe Ihnen gern zu, daß es den Zweck ſeiner Vorzüge und freien Erwählung ſehr verkannt, und das Palladium, auf das es ſich ſo viel zu gut that, ſeinen Glauben an Einen, den wahren Gott, Jehovah, mit Aberglauben und Abgötterei, mit dummem Stolz, kriechender Anmaaſſung und andern Laſtern ſehr entweiht habe. Wir ſind aber auch hier, dünkt mich, nicht zuſammen, das Volk als Volk, noch weniger ſeine Nationalvorurtheile und Laſter, ſondern den Zweck Gottes bei ſeiner Geſchichte, die Blüthe der Poeſie zu retten, die in der Folge doch wirklich (dies iſt Faktum und kein theologiſcher Myſticismus) ſo viel andern Völkern Früchte gebracht hat. Laſſen wir uns, da wir von einem Hirtenvolk reden, unter dieſem Baum nieder! Wir wollen denken, daß es Abrahams Terebinthe zu Mamre ſei, und auch, wie die Hirtenväter thaten, ſanft ſprechen; nicht mit Voltärſchem Witz, nicht mit Bolingbrocks und Morgans hämiſcher Bosheit. Die ſtille Natur um uns ladet uns zum Frieden ein; wir wollen auch mit dieſen alten einfältigen Geſtalten Friede haben. —

Zuerſt alſo Noah. Sie nannten das Betragen Chams gegen ihn Leichtſinn oder ein Bubenſtück; ſei es jenes oder dieſes, ſo müſſen Sies ja dem Vater verzeihen oder erlauben, daß ers ſtrafte.

A. Strafte?

E. Nicht anders, und ich weiß nicht, warum, wenn man ſich an mißverſtandenen Worten ſtößt, man nicht lieber verſtändliche an ihre Stelle ſetzet. Der Vater war König des Hauſes, Herr ſogar über das Leben ſeiner Söhne: Noah war der zweite Adam, Stammvater einer neuen Welt. Er mußte ſeiner Familie als ein Gott erſcheinen: denn nur durch ihn und um ſeinetwillen waren ſie vom allgemeinen Gericht errettet worden. Nun konnte gegen ihn kein gröſſeres Bubenſtück begangen werden, als der erwachſene Cham, der ſelbſt Söhne hatte, beging. Sie wiſſen, wie ſtrenge die Geſetze kindlicher Ehrfurcht und häuslicher Schaam im Morgenlande bewahrt werden, und in ſo frühen Zeiten mit doppeltem Recht heilig bewahrt wurden. Die Glieder, die Cham verſpottete, wurden vor heilig gehalten: er ärgerte ſeine Brüder, und beging, wenn Sie mir den Ausdruck erlauben, ein Verbrechen der beleidigten väterlichen Majeſtät. Häuslich war ſein Verbrechen, häuslich die Strafe; den Stammvater hatte er verſpottet, am Sohne und ſeinem Geſchlecht geſchieht die Strafe: kurz, er wird des Kindesrechts beraubt, und unter ſeinen Bruder zum Knecht des Hauſes erniedrigt.

A. Heiſſen das die Worte?

E. Sehen Sie nach:

Verflucht ſei Kanaan,
ein Knecht der Knechte ſei er ſeinen Brüdern.
Gelobet ſei Jehovah, der Gott Sems,
und Kanaan ſei ſein Knecht.
Elohim breite Japhet aus:
er wohne in den Hütten Sems
und Kanaan ſei ſein Knecht.

Möge Kanaan am Verbrechen ſeines Vaters Theil genommen haben, oder nicht; an der Strafe nahm er natürlicher Weiſe Theil, denn wenn dem Vater das Kindesrecht geraubt war, entgalten es die Kinder. So gehts noch jetzt bei allen Unglücksfällen der Familien; und mich dünkt, Noah ſtrafte, nach damaliger Sitte und Denkart, wo nicht gelinde, ſo doch nicht unrecht: Schande mit Schande, Verachtung mit Verachtung, Hohn mit Hohn.

A. Warum wurde aber Kanaan, der jüngſte Sohn Chams, allein genannt? und Cham hatte ältere Söhne. Ein kleiner Blick auf das Ländchen Kanaan ſcheint da doch obzuwalten —

E. Wäre dies, ſo wars Anwendung der Sage auf einen den Iſraeliten nähern Fall. Sie wiſſen, auf ſolchen Traditionen und Verhältniſſen der Stämme zu einander beruhete das Völkerrecht alter Völker. In Orient, Indien, ja ich möchte ſagen, bei allen kleinen Nationen, die ſich in ihrem Stamm erhalten, herrſcht es noch. Indeſſen glaube ich wirklich, daß Kanaan, der jüngſte Sohn, am Verbrechen Theil gehabt habe, und vielleicht deutet der ſonderbare Ausdruck: „Noah erfuhr, was ihm ſein kleiner Sohn gethan hatte,“ eben hierauf. Die Erzählung iſt zu kurz, um hierüber zu entſcheiden; und Menſchenfeindſchaft, das Würgen der Kananiter, wo man ſie fände, privilegirt ja dieſe Weiſſagung nicht. Jakob verfluchte zween ſeiner Söhne, Simeon und Levi noch auf dem Sterbebette, daß ſie den größeſten Schimpf ſeines Hauſes mit dem Blut einer Kananitiſchen Familie gerächt hatten.

A. Und Joſua würgte doch? —

E. Wir werden davon ſpäter reden: laſſen Sie uns jetzt bei der Geſchichte der Stammväter bleiben. Sie nannten Noah den Trunknen; Sie nehmen ohne Zweifel das Wort zurück, wenn ſie die Geſchichte im Zuſammenhange leſen. Es war der erſte Verſuch des Baus einer unbekannten Pflanze, der dem Dionyſus ſelbſt ſo hätte gerathen können.

A. Vergeſſen Sie das Wort. — Warum blieb Abraham nicht, wo er war: Das legte den Grund aller folgenden Uebel.

E. Weil er ein Nomade war und alle Nomaden ziehen: ſie ziehn bis auf dieſen Tag, und drei tauſend

Jahr,

Jahr, dünkt mich, ſollten in Anſehung der Bevölkerung dieſer Länder doch einen beträchtlichen Unterſchied gemacht haben. Nicht Er, ſondern ſein Vater zog bereits mit ſeiner Familie: deſſen Väter zogen: Pelegs Bruder hatte ſich mit ſeinen Stämmen bis nach Arabien hinunter gewandt, Abrahams Brüder und Brudersſöhne die beſten Länder der Nachbarſchaft, Meſopotamien, Syrien, Chaldäa bepflanzet; im leiblichen bekam Abraham ja bei weitem nicht die beſte Gegend, und Gott verſpricht, ihn deßhalb mit einem andern Segen ſchadlos zu halten. Ja endlich. In Kanaan beeinträchtigt den Abraham niemand, ſo wie er auch niemanden beeinträchtigt. Wie ein Fürſt Gottes ziehet er umher, iſt großmüthig gegen Lot, gegen die Könige, die er errettet, gerecht gegen die Kananiter, von denen er ſein Grabmaal kaufte. Dieſe geſtehn es ihm freywillig zu; er wills umſonſt nicht annehmen; und wiſſen Sie, was ſie ihm damit zugeſtanden? Offenbar den Mitbeſitz ihres Landes für ſich und ſeine ſpäteſten Geſchlechter. Wo die Väter ſchlieſen, müſſen auch die Nachkommen ſchlafen: Das war der erſte Grundſatz des Völkerrechts aller alten Nationen. „Bei den Gräbern der Väter wollen wir euch finden,„ war der gewöhnliche Ausdruck, ſein Recht gegen andringende Feinde zu vertheidigen. Wahrlich, wer dem edeln Abraham Menſchenfeindſchaft,

ſchaft, Unterdrückung, Eigennutz, Kleinheit des Herzens Schuld geben wollte, der müßte eine neue Geſchichte von ihm finden.

A. Er verläugnete aber doch ſein Weib in Aegypten?

E. Das gereicht nicht ihm: ſondern dem policirten Aegypten zur Schande, in dem ein Fremdling, wenn auch aus einer halb ungegründeten Furcht, thun mußte, was er that: denn ganz ungegründet war die Furcht nicht, wie der Erfolg zeiget. Uebrigens, m. Fr., müſſen wir einen Hirtenvater nicht als einen galanten Schäfer oder als einen Ritter von Profeßion betrachten, der zehntauſendmal für ſeine Geliebte zu ſterben weiß. Abraham verging ſich, und mir gefällts, daß von dem groſſen Manne auch dieſe Schwachheit, eine zu groſſe Behutſamkeit aufgezeichnet ſtehet; indeſſen ſagt die Erzählung durchaus nicht, was die der alten Sitten Morgenlandes ſo gar unkundigen Läſterer ſagen. Wir wollen dem Hirten, der ſich am Hofe nicht zu führen weiß, ſeinen Fehler überſehen und dafür bemerken, mit welcher Aufrichtigkeit, Würde, Güte und Einfalt er in ſeinem Zelt, in ſeiner Hütte handelt. Kann etwas edler ſeyn, als wie er für Sodom bittet, wie er ſich gegen den König zu Salem über den Raub, wie er ſich gegen Loth erkläret! Kann etwas Idyllenmäßiger ſeyn, als wie er die Engel aufnimmt

nimmt und ſie unter dem Baum bewirthet! Man glaubt, die Dichtung von Philemon und Baucis zu leſen, und möchte vor ſeinem gaſtfreundlichen, einfältigen Zelt ſelbſt Engel erwarten. Endlich ſein Umgang mit Gott, wie er ihm das Liebſte, das er hat, daran alle ſeine Hoffnung hing, darauf er als auf den Gewinn ſeines Lebens ſo lange, ſo ſehnlich gewartet hatte, wie er, da ſein Freund es fodert, ihm ſeinen Sohn Iſaak ſtill, und willig aufopfert. — Vergönnen Sie mir, m. Fr., zu ſagen, daß ich über dieſen ſchweigenden Heldenglauben, über die zärtliche Vertraulichkeit zwiſchen einem Hirten und — Gott beinah nichts zu ſetzen weiß. Die Poeſie keines Volks der Erde hat etwas dergleichen. Mit Göttern, Genien, abgeſchiednen Helden geſellten ſie etwa die Menſchen; nicht aber mit Gott, dem Einigen Gott Himmels und der Erde, auf eine ſo ſtille, vertrauliche Weiſe. Der Fremdling hat keinen andern Freund, als den Gott, der ihn in dieſe Ferne ſandte; ihn aber beſitzt er auch als den Freund der Freunde. Wie zarte Stellen giebts im Geſpräch und Umgange Gottes mit ihm, da er ihn tröſtet, aufrichtet, ihm guten Muth macht für die Zukunft, ihm jetzt ein Bundes- ein Freundſchaftszeichen, jetzt einen neuen Namen, jetzt Bilder der Erinnerung giebt, und bald dieſe, bald jene Gegenliebe von ihm fodert.

— „Fürchte dich nicht, Abram,
ich bin dein Schild und groſſer, groſſer Lohn.
Und führete ihn hinaus und ſprach:
„Blick auf gen Himmel! zähle die Sterne,
kannſt du ſie zählen?
ſo ſoll dein Saame ſeyn!„
Er glaubte dem Jehovah
und der nahm dieſen Glauben an
für Würdigkeit. —

So lange ein menſchliches Herz Einfalt fühlt, wird man die Schönheit ſolcher Stellen fühlen. So auch, da Gott mit Abraham einen Bund macht, und ſich herabläßt, in Geſtalt des Rauchs mitten durch die Opferſtücke durch zu gehen, und den Bund, wie ein Sterblicher, zu beſchwören. Es war ein Bund der Freundſchaft für Abraham und ſein Geſchlecht, der ihn zum Vorbilde der ſchwerſten Tugend, der ſein Volk zum ausgezeichneten Volk ſchwerer Tugend machen, der es zu nichts anderm auszeichnen ſollte, als zum Geſchlecht, in dem alle Geſchlechter der Welt geſegnet würden. Halten Sie dieſen Zweck Gottes, dies Ideal einer Volksbildung nicht für groß? und wo finden Sies, nur als vorgeſetzten Zweck, als Ideal betrachtet, bei einer andern Nation der Erde? Ihre gerühmteſten Zwecke waren enge politiſche Bildung für ſich oder Macht und Unterjochung anderer Nationen.

A. Wo zeigt ſich denn aber der Erfolg auch bei dieſem Volke?

E. Bei ſeinem Stammvater gewiß: er ſteht gleichſam als Symbol des ganzen Bundes da. In die Fremde muß er, ſein väterlich Haus verlaſſen, und mit der Pilgrimſchaft in einem ſchlechtern Lande vorlieb nehmen. Lange wartet er auf die Verheiſſung und ſiehet ſie nie; da er in Iſaak endlich die Erſtlinge davon empfängt, muß er dieſe aufopfern. Sehen Sie das alles als Symbol an, wie es mit ſeinem Gott-verbündeten Volk-ſeyn ſollte. Freundſchaft Gottes ſollte der Zweck ihrer Erwählung ſeyn, aber eine aufopfernde, ſchwere Freundſchaft. Die Tugend, zu der Abraham erzogen ward, iſt eine nicht in die Augen fallende, eine verkannte und verſchwiegene, aber deſto edlere und ſchönere Tugend. Sie heißt — Vertrauen zu ihm auch über die widrigſte und ferneſte Zukunft, Glaube. Ein Held im Glauben, d. i. in einfältiger Gröſſe der Seele, in Vertraulichkeit des Herzens mit dem reinſten Weſen — das war Abraham! das ſollte ſein Volk ſeyn; und ein Held der Art iſt eine höhere Stuffe des menſchlichen Geiſtes, als ein Held mit der Fauſt oder mit dem Wurfſpieß, oder mit politiſcher Liſt und Ränken.

A. Alſo wird auch wohl die Poeſie dieſes Volks eine Bundespoeſie heiſſen ſollen?

E. Sie treffen den rechten Namen; nur wollen wir ihn nicht theoſophiſch und myſtiſch deuten. Eine Freundſchaftspoeſie der Menſchen mit Gott ſollte ſie ſeyn: eine Kindespoeſie ſchwacher Menſchen vom väterlichen höchſten Weſen, die ſich an ſeinen Bund erinnern, auf ſein gegebnes Wort beziehen, und ihr Herz durch Thaten Gottes ſtärken. Daher auch die Wirkung dieſer Poeſie auf alle zarten Kindesherzen oder reinen Heldenſeelen, inſonderheit zur Zeit der Noth und bei dem Gebet in Stunden der Kränkung. Sie knüpft ein Band zwiſchen Menſchen und — (nicht Göttern, nicht Genien, nicht abgeſchiednen Helden, ſondern) Gott, dem Vater des Menſchenſchickſals. Wie angenehm iſt in dieſem Betracht die ſimple Erzählung von den Stammvätern! Ihr äuſſeres Glück iſt nicht glänzend; wenig und böſe, ſagt der letzte, iſt die Zeit ihres Lebens: ſie ſind auf einer Wanderſchaft ohne Ruhe und Unglücksfälle der Familie fehlen auch nicht. Aber immer iſt ihnen Gott nahe: ſein Engel begleitet ſie, Elohim ſind um ſie her, das Land wird gleichſam durch ihren Fußtritt geheiligt. Und in ihrer Hütte wird Reinigkeit alter Sitten, Glaube an Gott, kindliche Einfalt und Ergebung wie ein Schatz der Urwelt bewahret. — Hierinn waren ſie auch für die Poeſie künftiger Zeiten ſchöne redende Denkbilder:

Hört an mich, die ihr der Rechtſchaffenheit nachſtrebet,*)
die ihr Jehovah treu verklebt.
Schaut an den Fels, aus dem ihr ſeyd gehaun,**)
ſchaut an die Kluſt, aus der ihr ſend gegraben.
Schaut euren Vater Abraham an,
und Sarah, welche euch gebar.
Ich rief den Einzigen ***)
und ſegnet' ihn und mehret' ihn.
So wird Jehovah jetzt auch Zion tröſten,
wird tröſten, was in ihm verwüſtet liegt,
wird ſeine Einöden zu Eden machen,
Jehovahs Garte wird die Wüſte ſeyn,
und Freud' und Jubel werden in ihr wohnen,
und Dank und Lobgeſang.

Bemer-

*) Jeſ. 51, 1:3.

**) Ohne Zweifel bezieht ſich hierauf auch die Anrede Matth. 3, 9. Iſrael trotzte darauf, daß ſie Kinder Abrahams ſeyn, und der Prophet der Wüſte ſagt: Gott könne ſich aus einem neuen Felſen Kinder hauen. Wenigſtens war durch Jeſaias Ausdruck das Bild bekannt.

***) Hieraus erklärt ſich die dunkle Stelle: Malach. 2, 14. 15., die gegen die Verſtoßung der Weiber eifert:

Der Herr iſt Zeuge zwiſchen dir
und deiner Jugend Weibe,
die du verachteſt und verſtößeſt,
und ſie iſt deine Genoßin doch,
iſt deines Bundes Weib.
So that der Ein'ge nicht;
und wünſchte ſehnlich Kinder.
Was that der Ein'ge denn?
Er hoffte ſie von Gott.

Au-

Bemerken Sie hier den Ehrennamen Abrahams: der Einzige! ein Fels, der ſich auf Gott verläßt, und aus em Gott ſich ſein Volk hauet — was für zarte An-endungen des Zutrauens konnten immer davon ge-acht werden!

Schau her vom Himmel, ſchau aus deiner heilgen
Wohnung,
dem Sitze deiner Pracht und Majeſtät.
Wo iſt dein Eifer? wo iſt deine Kraft?
Dein wallend, dein mitleidig Vaterherz
iſt gegen uns nun hart!

Und du biſt unſer Vater doch;
denn Abraham weiß von uns nicht,
Iſrael kennt uns nicht.
Du, Herr, biſt unſer Vater, unſer Retter,
das iſt dein Name von Alters her.

Und warum läſſeſt du von deinen Wegen
uns denn ſo irregehn?
Warum verhärtet ſich Jehovah unſer Herz
von deiner Furcht?

Auf das Wort der Einige, das ſchon durch Jeſaias als ein Ehrenname Abrahams bekannt war, wird hier ein beſondrer Nachdruck geſetzt. Er war der Einzige, von dem das Geſchlecht abſtammen konnte und ſollte: er war alt, Sarah alt; und doch verſtieß er ſie nicht, doch wütete er nicht gegen ſie:

So wacht auch Ihr auf eure heiſſen Wünſche;
und thut nicht Unrecht eurer Jugend Weibe.

O wende dich zurück zu deinen Knechten!
Wir ſind dein Erbtheil ja.

Gott hat alſo Abrahams Vaterrecht auf ſich genommen, der Freund hat ihm ſeine Kinder übergeben, und mit ihm ſein Herz gewechſelt. —

A. Alles ſchön und gut, m. Fr.; was ſagen Sie aber zu den Fehlern der Patriarchen?

E. Sie ſind menſchliche Fehler, und eben daß ſie erzählt werden, daß in ihrer Geſchichte nichts verſchwiegen und bemäntelt wird, — eben das macht mir ihre Hirtengeſchichte, wie eine Idyllenerzählung unſchätzbar. Der furchtſame Iſaak, der liſtige Jakob ſtehen in Thaten da; läugnen Sie aber auch nicht, daß dieſem ſeine Liſt allemal übel vergolten wurde, und er in ſeinem Alter, wie der Ulyßes unter dieſen Hirtenvätern einen ſehr geprüften Charakter zeiget. Seine Geſchichte iſt ein lehrreicher Spiegel des menſchlichen Herzens,*) und Gott hat dem männlichen Jakob ſelbſt den Flecken abgewiſcht, den der jugendliche Jakob mit ſeinem Namen umher trug. „Du ſollt nicht mehr Jakob, (Berücker) heiſſen: Held Gottes, Iſrael, ſoll „dein Name ſeyn„ ein Ehrenname, den auch die Poeſie

dieſes

---

*) Sterne hat eine lehrreiche, nur etwas zu witzige Predigt über das Schickſal Jakobs, die das Recht der Wiedervergeltung, ſo ihm wiederfahren, ins Licht ſetzt.

dieſes Volks billig träget. Nicht körperliche Stärke wird in ihr beſungen; ſondern Heldenthum Gottes, Gebet, Glaube. —

A. Sie hat ſich doch nicht auch dieſen Ehrennamen, wie Jacob den Seinigen, erworben, durch einen Kampf im Traume? —

E. Im Traume? Da höre ich etwas — zwar nicht Neues, aber das, ſo oft es geſagt und wiederholt würde, dem Zuſammenhange der Erzählung entgegen ſeyn wird. Jakob hat Läger und Gezelte abgetheilt, aus Furcht für dem nächtlichen Ueberfall ſeines Bruders. Nun entfernt er ſich vom Zelte, wahrlich nicht um zu ſchlafen, ſondern eben um nicht zu ſchlafen.

A. Und was that er denn?

E. Was vorhergeht, läßt es deutlich ſchlieſſen:*) er betete, er rang mit Gott im Gebet; und da ſollte ihm ein ſichtbares Symbol werden, daß ſein Heldenglaube Gott überwunden. **Elohim** erſchien, nicht Jehovah; und Sie wiſſen, daß das Wort in Jakobs Geſchichte ſowohl als in den frühern Sagen immer mit Grund unterſchieden werde. Heere Gottes ſtellten ſich dem Jakob als zwey Flügel eines gelagerten Kriegsheers dar: der Begriff von den Engeln war alſo in Jakobs Seele. Und ſiehe, da erſcheint ein ſolcher Held,

---

*) 1 Moſ. 32, 10: 12.

Held, die Göttergeſtalt eines himmliſchen Kriegsmanns und ringt mit Jakob. Sie erſcheint, ſie verſchwindet mit den Schatten der Dämmrung; kurz, leſen Sie das ſchöne Nachtgeſicht ſelbſt, das auch dem Ton und der Farbe ſeiner Erzählung nach in den Ahndungsvollen Schatten der Nacht ſchwebet. *)

A. Und Jakob blieb allein die Nacht:
da rang ein Mann mit ihm, bis daß der Morgen anbrach
und übermocht' ihn nicht.
Und ſehend, daß er ihn nicht übermochte,
rührt' er ihm das Gelenk der Hüfte an.
Es regt ſich das Gelenk der Hüfte Jakobs,
dieweil er mit ihm rang.
Es ſprach der Mann: laß mich! die Morgenröthe
bricht an.
Er ſprach: ich laß dich nicht! Erſt ſegne mich!
Da ſprach der Mann: „wie heißeſt du?„
„Ich heiße Jakob!„ „Jakob ſollt du nicht mehr heißen!
Held Gottes ſoll dein Name ſeyn!
Mit Göttern und mit Menſchen zeigteſt du dich Held
und überwandſt.„
Und Jakob fragt und ſprach: ſo ſage mir
auch deinen Namen an.
Er ſprach: „warum fragſt du nach meinem Namen?„
Und ſegnet' ihn daſelbſt.
Und Jakob hieß die Stäte Pniel: denn, ſprach er,
ich ſah Elohim hier von An: zu Angeſicht
und rettete mein Leben! „Da ging eben

die

---

*) 1 Moſ. 32, 24.

die Sonn' auf, als er weg von Pniel ging,
und Jakob hinkete —

E. Steht hier ein Wort vom Traum? Iſt nicht alles ſo ſchlicht hiſtoriſch erzählt, als wie Jakob die Schaafe theilet? Ja denken Sie, was es für ein Ehrenname wäre, der dem Stammvater, der dem ganzen Geſchlecht gegeben ward: der Träumer hätte ſich im Schlaf die Hüfte verrenkt, und deswegen heißt er Held Gottes, deßwegen heißt ſein ganzes Geſchlecht ſo, deßwegen ſteigt Jehovah ein andermal ſelbſt hernieder, um ihm den wirklichen Schimpf- und Spottnamen eines Helden im Traum zu beſtätigen? Und das erzählte alles eine Familienſage? — Fühlen Sie nicht das Ungereimte der Behauptung in jedem Zuge?

A. Ganz. Und der Name Elohim, wie Sie ihn mir in einem andern Geſpräch gezeiget, entnimmt mir allen Zweifel. Ein Kampf mit Göttern, Geiſtern, Heldengeſtalten war in den alten Zeiten nichts Unerhörtes, ja nach dem Begrif, den uns die Dichter davon geben, die gewöhnliche höchſte Probe menſchlicher Heldenkräfte. Bei Homer ſind Götter und Helden in fortgehendem Streit und auch Fingal kämpft, einmal zu Nacht mit einem Rieſengeiſte; in Orient müſſen Begriffe der Art gemein geweſen ſeyn —

E. Nach Dichtern und Geſchichte waren ſie das Coſtume ihrer älteſten Helden, die ſo oft mit Geiſtern und Rieſen ſollen gekämpft haben. Laſſen Sie uns indeß dieſe einfältige Erzählung mit ſolchen Fabeln ſpäterer Tradition und ungeheurer Aufſchraubung nicht vermengen: wie ſtille und hirtenmäßig geht hier Alles zu! Der Kämpfer wird nicht genannt, er nennt ſich ſelbſt nicht, und läßt, wer er geweſen? nur aus dem Namen muthmaſſen. Jakob triumphirt nicht, erzählt die Geſchichte niemanden, wundert ſich als ein einfältiger Hirt, wie Er mit Elohim, Geſicht gegen Geſicht, habe kämpfen und ſein Leben davon bringen können? — Das Schönſte bey der Begebenheit iſt aber ihr innerer Sinn: dem ängſtlichen Stammvater ſollte gezeigt werden, wie unnütz es ſei, daß er ſich vor Eſau fürchte, da er Jehovah mit ſeinem Gebet und Elohim mit ſeinem Arm überwunden. So legt es der Prophet aus *) und der bildliche Sinn erhellet aus dem Ort, der Zeit, dem Zuſammenhange der Erzählung.

A. Alſo ſollte dieſe Geſchichte dem fürchtenden Mann das ſagen, was einmal das Geſicht der Himmelsleiter dem furchtſamen Jüngling ſagte?

E. Eben das; nur auf eine dem Mann anſtändige Weiſe: er mußte ſich ſeinen Heldennamen erringen, nicht erträumen. Indeſſen iſts eine treffende Parallele, die ſie anführen. Das Geſicht zeigt die kindlichen Vorſtellungen des Hirtenjünglings von Gott

und

---

*) Hoſ. 12, 4. 5.

und den Engeln: man kann den Traum immer als eine Idylle leſen. Wollen Sies? Der Abend bricht allgemach ein und die Sonne gehet dort ſo ſchön nieder —

A. Er kam an einen Ort und nachtet' da;
denn die Sonne war ſchon nieder.
Da nahm er einen Stein des Orts
und legt' ihn zum Hauptkiſſen ſich,
und ſchlief da ein.
Und träumte: ſiehe, eine Leiter ſtand
hoch aufgerichtet über der Erde,
zum Himmel reichte ſie:
Und Boten Gottes ſtiegen an ihr auf und nieder.
Und ſieh, Jehovah ſtand auf ihr und ſprach:
Ich bin Jehovah deines Vaters Gott u. ſ. —

Erwacht von ſeinem Traum, ſprach Jakob:
„Fürwahr! Jehovah iſt an dieſem Ort,
„das wußt' ich nicht!„ Und furchte ſich und ſprach:
„Wie ſchauerlich iſt dieſer Ort!
Elohim wohnet hier!
Hier iſt des Himmels Pforte.„

Und nahm den Stein, alsbald der Morgen anbrach,
und richtet' ihn zum Denkmal auf,
goß Oel darauf und nannt' den Ort: Haus Gottes!
gelobete und ſprach:
Iſt Gott forthin mit mir,
behütet mich des Weges, den ich gehe,
und gibt mir Brot und Kleid:
kehr' ich denn friedlich heim zum Hauſe meines Vaters,
ſo

ſo ſoll Jehovah Gott mir ſeyn!
und dieſer Stein, den ich zum Denkmal aufgerichtet,
Haus Gottes werden! —

E. Sie ſehn die einfachen Begriffe des Hirtenjünglings. Er glaubt nicht, daß ſeines Vaters Gott auch außer der väterlichen Hütte ſei: er erſchrickt, daß er hier, ohne daß ers wuſte, auf heiligem Lande, gleichſam im Vorhofe der Wohnung Gottes ſchlafe. Er hat die ofne Pforte derſelben im Traum geſehn, und gelobt alſo auch dieſem Ort, — was anders, als ein Haus Gottes? weil Gott hier ſo eigentlich wohne. Steigen Engel hier auf einer Leiter auf und nieder: ſo kann auch Einer derſelben, ein Elohim an Stärke und Würde mit Jakob kämpfen. — Haben Sie noch etwas gegen dieſe Hirtengeſchichten? —

A. Die groſſe Partheilichkeit der Väter im Segen ihrer Söhne, da doch, nach der Meinung des Stammes, an dieſer letzten weißagenden Stimme das ganze Schickſal der Nachkommenſchaft lag.

E. Wie? lag dieſes am Willen der Väter? war Iſaak nicht eben für Eſau partheilich? und wollte Abraham ſich nicht mit Iſmael begnügen? Wie ſchmerzte es Jakob, da er ſeine drei erſten Söhne übergehen muſte! und wurde denn Einer von denen, die wir genannt haben, mit leiblichem Segen übergangen? Eſau zog Jacob als ein Fürſt entgegen; Jacob war und blieb ein Fremdling, ein Zeltbewohner. Iſmael lebte in ſeiner Wüſte, wie das Thier, mit dem er verglichen wird, frei und frölich. Seine Nachkommen rühmen ſich derſelben, als des ihnen von Gott gegebnen Landes, in dem ſie ihren Beruf treiben und wollen nichts beſſeres auf der Welt. Die Weißagung:

Er wird ein Wild*) vom Menſchen ſeyn,
entgegen allen ſeine Hand!
Und aller Hand entgegen ihm.
Er wohnt im Angeſicht all ſeiner Brüder —

iſt erfüllt an den Iſmaeliten und ganz in ihrem Sinn. — Laſſen Sie uns die rührende, wirklich theilnehmende Geſchichte von der ausgeſtoßnen Hagar, die in der Wüſte irret, leſen: Sie werden finden, daß unſre Erzählung nicht menſchenfeindlich, nicht hart erzähle:

Das Waſſer in dem Schlauche war verſieget,
ſie warf den Knaben unter einen Baum,
und ging hinweg und ſaß ihm gegenüber,
fern einen Bogenſchuß:
„denn, ſagte ich, ich mag nicht ſehn
den Knaben ſterben.„ Sie ſaß gegenüber,
erhob die Stimm und weinete.
Da hörte Gott des Knaben Weinen:
Der Engel Gottes rief ihr zu vom Himmel:
„was iſt dir Hagar? fürchte dich nicht!

Gott

---

*) Waldeſel.

Gott hat erhört des Knaben Stimme
wo er da liegt — —
Steh auf und nimm' ihn auf
und ſtärke deine Hand an ihm:
Ich will ihn einſt zum großen Volke machen„ — —
Da öfnete Gott ihre Augen
und ſie ſah eine Quelle,
ging hin und füllete den Schlauch
und tränkete den Knaben.
Und Gott war mit ihm: er erwuchs
und wohnte in der Wüſte,
und ward ein Bogenſchütze.

Eben ſo theilnehmend wird die Geſchichte des weinenden Eſau erzählt, da er den Segen nicht erhalten kann, weil ihn das Schickſal auf Jakob lenket. Wir wollen beide Segensſprüche zuſammenſetzen, um den Unterſchied zu bemerken:

Iſaaks Segen auf Eſau.

Auch deine Wohnung wird im Saft der Erde ſeyn,
vom Himmel droben auch bethaut.
Von deinem Schwerte wirſt du leben,
und deinem Bruder dienſtbar ſeyn.
Doch wird die Zeit auch deiner Herrſchaft kommen
da du zerbrichſt ſein Joch.

Iſaaks Weißagung auf Jakob.

„Komm her und küſſe mich, mein Sohn!„
Er kam und küßte ihn.

Da roch er den Geruch von ſeinen Kleidern
und ſegnet' ihn und ſprach:
„Sieh meines Sohns Geruch iſt wie Geruch des Feldes,
das Gott geſegnet hat.
Gott gebe dir vom Thau des Himmels
und von der Erde Saft und Korns und Moſtes viel.
Es dienen dir die Völker!
ſie beugen ſich vor dir!
Sei Herr auch deiner Brüder!
Es bücken ſich dir deiner Mutter Söhne!
Verflucht ſei, wer dir fluchet!
Geſegnet, wer dich ſegnet.

Hören Sie nicht in beiden Sprüchen die Stimme des Schickſals eben wider Willen des Vaters? Unter der Geſtalt des Eſau muß er eben den andern ſegnen, muß Worte, die er gegen dieſen ausſpricht, für ihn ausſprechen u. ſ. Alle Ihre Zweifel gegen dieſe ausſchließſende Sprüche, fallen weg, wenn Sie bedenken, daß es nicht zeitlicher Segen war, wozu der erwählte Sohn vom Schickſal ausgezeichnet wurde. Seine Nachkommenſchaft ſollte den Namen des Jehovah bewahren, und von Moſe an das Joch des Geſetzes tragen — ein Segen, deſſen manche Nation gern überhoben war.

A. Auf Kanaan wars doch aber auch wohl angeſehen! —

E. Und was war an dem Ländchen? irgendwo in der Welt mußte doch dies Volk wohnen. Die Poeſie deſſel-

deſſelben hat freilich dieſen Winkel der Erde ſehr erhoben: beinah jeder Berg, jeder Bach, jedes Thal iſt in ihr geprieſen; merken Sie aber immer, als Gottes Land, als Land der Verheiſſung preiſet ſies, nicht anders. Das gelobte Land hat nicht vom Lobe, ſondern von Angelobung, von Gelübde den Namen, und Sie werden finden, daß die Poeſie Kanaans auch alles in dieſem Licht Gottes und ihrer Väter betrachte. Zion, Libanon, Karmel ſind Gottes Berge: die Ströme, wo Thaten geſchahen, Gottes Ströme: das Land iſt das heilige Land, Fußboden Gottes und der Väter, Pfand der Erwählung. In der Geſchichte andrer Völker ſind auch Spuren, daß ſie hie und da Striche ihres Landes durch die Gegenwart ihrer Götter heiligten; mir iſt aber keine Poeſie bekannt, die ſo ganz ihre Armuth zum Reichthum Gottes gemacht, und den Winkel ihres Erdſtrichs zum Schauplatz der Majeſtät Jehovahs eingeweiht hätte. Noch jetzt täuſcht ſich der groſſe Haufe der zerſtreuten Stämme mit Hoffnungen dahin, weil Stammesſage, Geſetz, Poeſie, Alles ſich darauf beziehet, und gleichſam ohne das Land der Baum in der Luft ſchwebet. —

A. Schlimm gnug alſo für uns, da wir nicht in dem Lande ſind, und die Flüche der Propheten auf andre Länder nicht mit dem Enthuſiasmus leſen können, mit dem das Volk ſie hörte. Alle ihre goldnen Träune vom Glanz dieſes engen Landes, unter dem ſo lang erwarteten und noch zu erwartenden Könige dünken uns Thorheit: ein groſſer Theil ihrer Poeſie wird uns alſo leere blendende Tirade. —

E. Wir wollen davon bei Gelegenheit der Propheten ſprechen. Surgamus, ſolent eſſe graues ſedentibus vmbrae. Mich ſollte es freuen, wenn ich Ihnen einige Ihrer Zweifel gegen die Stammesgeſchichte dieſes Volks entnommen, und die Charakterzüge ſeiner Poeſie eben aus dieſen Geſchlechtsſagen ins Licht geſtellt hätte. Eine Hirtenpoeſie iſt ſie: eine Poeſie des Bundes d. i. eines Familienvertrages und einer väterlichen Freundſchaft mit Gott, endlich Poeſie Kanaans, als eines Landes der Verheiſſung. So leſen Sie ſie; wollen Sie aber ein ander Ideal eines Helden Morgenlandes an Weisheit, Glückſeligkeit, ſtiller und groſſer Tugend ſehen; ſo ſey es Hiob. Ich zeichne Ihnen die Stellen aus, die ſeinen Charakter am ſchönſten ins Licht ſetzen; o daß alle chriſtliche Emirs ſo dächten, ſo glaubten, ſo lebten!

1. Bild des Glückes, der Thätigkeit und Würde eines morgenländiſchen Fürſten. a)

O wäre mirs, wie in den alten Zeiten,
in jenen Tagen, da noch Gott mein Schutzgott war!
Da ſein Licht helle ſchien mir überm Haupt, b)
und ich an ſeinem Stral durchs Dunkel ging.

Wie ich einſt war in meinen Jugendtagen,
da Gott in meinem Zelte ſaß zu Rath:
da der Allmächtige bei mir war,
und ringsher um mich meine Sklaven ſtanden.

Und wo ich ging, da floßen Ströme Milch,
der Fels ergoß ſich mir in Bächen Oels.
Ging ich aus meinem Hauſ' in die Verſammlung,
ließ auf dem Marktplatz meinen Teppich breiten;
die Jüngling' ſahn mich und verſteckten ſich,
die Alten ſtanden auf und blieben ſtehn:
die Fürſten hielten ein in ihrer Rede,
ſie legeten die Hand auf ihren Mund:
die Stimme der Rathführer war verſtummt,
die Zunge hing an ihrem Gaum.

Und welches Ohr mich hörte, pries mich glücklich
und welches Aug' mich ſahe, ſprach mir bei:

denn

---

a) Hiob 29.

b) Im Zelt des Morgenländers hing eine Lampe: die Glorie des Schutzgottes vertritt hier die Stelle. Ja Gott leuchtet ihm in der Dunkelheit vor, ſitzt in ſeinem Zelt mit ihm zu Rath, und was er vornimmt, geht glücklich.

denn ich errettete den Armen, der da ſchrie,
das Waiſenkind, das keinen Helfer fand.
Auf mich kam Segen deß, der untergehen wollte.
Der Wittwen Herz macht' ich Geſanges voll.
Zog an Gerechtigkeit, ſie zierte mich:
wie Kleid und Turban legt' ich an das Recht.
Ich war des Blinden Auge,
des Lahmen Fuß war ich;
Ich war den Armen Vater,
nahm mich der Rechtsſach' auch des Fremden an,
und brach dem Ungerechten aus die Zähne,
riß aus dem Rachen ihm den Raub.

Und ſprach: mit meinem Neſte will ich ſterben, c)
des Phönix Alter wird mein Alter ſeyn.
Und meine Wurzel wird das Waſſer ſaugen,
der Thau auf meinen Zweigen übernachten.
Es wird ſich meine Kraft mit mir verjüngen,
mein Bogen ſich in meiner Hand erneun. —

Sie horcheten mir zu und warteten,
ſie ſchwiegen meinem Rath.
Nach meinem Wort ſprach keiner mehr,
denn meine Rede traf auf ſie, wie Thau.

Wie auf den Regen harreten ſie mein,
eröfneten den Mund, wie auf den Frühlings-Regen.

---

c) Offenbar wird hier der Phönix gemeint; nur durch einen ſchönen Doppelſinn des Worts wird das Bild des Vogels nachher in das Bild des Palmbaums verwandelt: ein Zeichen, daß die Analogie beider auch in Morgenlande bemerkt und ausgedrückt war.

Lacht' ich zu ihnen; ſie mißbrauchtens nicht:
mein fröhlich Angeſicht mocht keiner je betrüben.

Ich wählete für ſie und ſaß als Haupt,
als König wohnt' ich unter meiner Schaar,
wie unter Traurigen der Tröſter wohnt.

---

2. Bild der Großmuth und einer Felſenveſten Hoffnung im Unglück.

(Nachdem in ſtürmender Eile alle Trauerbothſchaften von Hiobs Unglück, von ſeinem Verluſt an Gütern und Kindern ihm überbracht ſind, fährt das Buch in ſanftem Ton fort:)

Da ſtund Hiob auf,
zerriß ſein Kleid,
und ſchor ſein Haupt, d)
und warf ſich hin zur Erde
und betet an und ſprach:
Nackt bin ich kommen aus meiner Mutter Schoos
nackt werd' ich wieder zu ihr kehren. e)
Jehovah hats gegeben!
Jehovah hats genommen!
Die Majeſtät Jehovahs ſey geprieſen!

(D

---

d) Nicht Zeichen der Ungeduld, ſondern der Trauer im Morgenlande.

e) Der Schoos der Mutter und die Erde werden in Orient anſpielend oft verwechſelt.

(Da ihn ſeine Freunde hart drängen, und ihm geheimer Frevelthaten wegen mit einem noch gröſſern Gericht Gottes drohen: da Hausgenoſſen und Verwandte ihn verlaſſen, verkennen und verachten, ſpricht er rührend alſo: f)

Ein Abſcheu bin ich meinen Herzvertrauten:
ich liebte ſie; ſie wenden ſich von mir.
An meiner Haut, an meinem Fleiſch
hangt mein Gebein;
die Haut hab' ich in meinen Zähnen kaum
als Raub davon getragen. g)
Erbarmt, erbarmt euch mein, ihr Freunde,
denn Gottes Hand traf auf mich hart:
Warum verfolgt ihr mich, wie Gott mich ſchon verfolgt,
und werdet ſatt von meinem Fleiſche nicht?
Ach! daß mein Wort jetzt aufgeſchrieben würde,
daß es gezeichnet würde in ein Buch!
daß es in Eiſenſchrift, in Blei,
daß zum Andenken es in Fels gegraben würde:

„Ich weiß, daß mein Bluträcher lebt! h)
Zuletzt wird Er noch auf den Kampfplatz treten.

---

f) Hiob 19, 19.

g) Das Bild iſt vom Raube hergenommen, den Thiere in Zähnen forttragen; ſeine Haut iſt der arme elende Körper, den er allein davon gebracht hat, (nicht aber die Haut an ſeinen Zähnen u. dergl.) Seine Freunde werden als Fleiſchfreſſende Thiere geſchildert, die an ſeiner Haut, am armen Reſt ſeines Lebens nagen.

h) Dieſe Worte ſind im Zuſammenhange ſo deutlich, daß es ſchwer wird, die Urſache anzugeben, warum man ſie

Laß dieſe meine Haut zernagen ſie;
noch werd' ich Leibeslebend ſchauen Gott!
Ihn werd' ich ſchauen und als Retter mir.
Mein Auge wird ihn ſehn, den Meinigen,
nach dem ſo lange meine Bruſt geſchmachtet.„

Da werdet ihr denn ſprechen:
warum verfolgeten wir ihn?
Die Wurzel meiner Sache
wird denn erfunden werden.
Scheut euch vor ſeinem hellen Schwert:
es iſt ein Schwert des Zorns, das Unrecht rächt!
das euch es zeigen wird, es ſei Gericht!

ſie ſo oft verſtümmelt und verkannt hat. Seine Freunde haben ſich von ihm gewandt; er hat noch Einen Freund, Einen Verwandten, der ſein — Bluträcher ſeyn wird (dies war die Pflicht des beſten Freundes, des nächſten Verwandten:) und dies iſt, wie der Verfolg lehret, Gott. Der wird auf dem Staube ſtehn und für ihn das Schwert zücken, das Schwert des Rächers und Richters. Für ihn wird er ſeyn und nicht für die Freunde: Hiobs Bruſt kennet ihn als den Seinigen, (ſeinen Freund, ſeinen Verwandten,) da auf Erden ihn alles verlaſſe. Da wird die Wurzel ſeiner Sache, ſein Recht erfunden werden — ich kenne nichts, das über dies herrliche Felſenbekänntniß gehe, das auch, wiewohl nicht ganz in Hiobs Meinung, erfüllt ward. Ich wünſchte, daß man ſich über dieſe Deutung vereinigte und nicht weiter ſubtiliſirte.

3. Sittenlehre eines Idumäiſchen Fürſten. i)

Mit meinen Augen hatt' ich einen Bund gemacht;
denn was ſäh' ich an einer Jungfrau?
und was für Theil behielt ich denn an Gott?
welch Erbe bei dem Gott im Himmel droben?

Denn folgt nicht Untergang dem Frevler nach?
und dem, der Unrecht ausübt, offne Schmach?
Drum dacht ich: er ſieht meine Wege ja!
und alle meine Schritte zählet Er!

Hab' ich des Heuchlers Pfade je gewandelt,
und eilete zum Truge je mein Fuß:
(Er wäge mich auf ſtrenger Rechtes Waage,
und Gott wird ſelbſt denn meine Unſchuld ſehn!)
Wich je mein Tritt ab von der Bahn,
ſchlich meinen Augen je mein Herze nach,
und blieb an meiner Hand je etwas kleben;
ſo mög' ich ſäen und ein andrer eſſe,
ſo wurzle, was ich pflanz', ein andrer aus!

Ward je mein Herz bei einem Weibe lüſtern,
und lauert' ich an meines Freundes Thür;
ſo ſei mein Weib auch eines Fremden Sklavinn,
ſo werde ſie von andern mir entehrt:
denn das wär' Laſter auch vor menſchlichem Gericht.
Es wär' ein Feuer, das bis zur Verzehrung brennt,
das all mein Glück mir ſengte Wurzel aus.

---

i) Hiob 31.

Hab' meinem Sklaven ich ſein Recht je abgeleugnet,
und meiner Magd, in Rechtsſach' auch mit mir;
was ſollt ich thun, wenn Gott nun gegen mich aufſtünde,
wenn er es unterſuchte, was antwortet' ich?
Hat nicht, der mich gemacht, auch ihn gemacht?
ſind wir nicht gleich in Mutterleib' gebildet?

Verweigert' ich dem Dürftgen ſeinen Wunſch,
und lies der Wittwen Aug' nach Speiſe ſchmachten;
und aß mein Mahl allein,
und ließ den Waiſen nicht davon genoſſen,
der mit mir von Kind auf erwachſen war,
daß ich ſein Vater würde,
den ich von Mutterleib' an leitete:

Sah den Unglücklichen ich ohne Kleid,
und unbedecket den Elenden gehn;
daß ſeine Glieder ſich nicht mein erfreuten,
daß meiner Schaafe Wolle ihn nicht wärmte:

Erhob ich gegen Waiſen meine Hand,
weil vor Gericht ich mir ſchon Beiſtand ſah;
ſo falle von der Achſel mir die Schulter,
ſo breche ſtracks der Knoche meines Arms!
Erzittern müßt' ich jetzt vor Gottes Strafe,
denn gegen ſeine Hoheit könnt' ich nichts!

Setzt' ich auf Reichthum mein Vertraun;
und ſprach zum Golde: du biſt meine Zuverſicht!
und freuete mich meiner vielen Güter,
daß meine Hand ſo vieles vor ſich fand;

Sah ich die Sonn' an, wie ſie glänzete,
den Mond, wie er ſo prächtig geht,
und im Verborgnen nur verirrete mein Herz,
daß mein Mund ihnen nur den Handkuß zugeworfen;
auch das wär ſchon gerichtlich Miſſethat,
denn ich hätt' damit Gott im Himmel abgeſagt.

Erfreuet' ich mich je bei meines Feindes Unglück,
frohlockte, wenns ihm übel ging;
nein! meiner Zung' entfuhr kein böſes Wort,
nie ließ' ich ihr Verwünſchung Seiner zu:
auch wenn die Männer meines Zeltes ſprachen:
„o hätten wir ſein Fleiſch, es ſollt' uns ſättigen!„ k) —

Kein Fremdling dorfte drauſſen übernachten;
dem Wandrer that ich meine Thüren auf! —

Verheelt' ich, wie ein ſchlechter Menſch, mein Fehlen,
und wollt' im Winkel meinen Frevel bergen,
weil etwa ich die Menge fürchtete,
weil die Verachtung der Familien mich ſchreckte
und ſchwieg alſo und blieb daheim —

O wo find' ich den Richter, der mich hört!
Sieh meine Rechtsſchrift; o antwortete mir Gott!
o ſchriebe jemand ganz mir meine Sache auf:
auf meine Schulter wollt' ichs prangend legen, l)

---

k) D. i. auch wenn er der ärgſte Feind meines Hauſes, und alles gegen ihn bis zur Wuth aufgebracht war.

l) Wie ein Ehrenkleid, einen Kaſtan.

als Diadem die Schrift um meinen Turban binden.
Ich wollt' ihm alle meine Tritte ſagen:
ihm, wie ein Held, mich nahn!

Schreyt wider mich mein Land,
und weinen ſeine Furchen,
weil ſeine Frucht ich unbezahlt genoß,
und quälete des Landmanns Seele aus;
ſo trag' er mir ſtatt Weizen künftig Dornen,
und Unkraut ſtatt der Frucht.

X.

Inhalt des Geſprächs.

Ob die Sprache der Ebräer urſprünglich kananitiſch ſei? und die Ebräer ſie von den Kananitern gelernt haben? Unwahrſcheinlichkeit dieſer Meinung: wie ſehr ſie von der Geſchichte und den Sprachen verwandter Semiten widerlegt werde. Daß die Phönicier auch Ankömmlinge in Kanaan geweſen. Worauf ſich das Recht der Semiten auf dies Land und Aſien überhaupt gründe? Wiefern die Religion hier ins Spiel kam? Unterſchied der Chamiten und Semiten an Lebensweiſe, Religion, Sitten und Sprache. Auf welche Weiſe ſich dieſe Sagen unter Semiten erhalten konnten? Die Geſchichte Joſephs, der Väter bis zu Abraham hinauf. Was wir vor Abraham bis zur Sündfluth haben? Verhältniß der Glieder dieſes Geſchlechtregiſters. Ob Moſes es erfunden? wie es zur Geſchlechtscharte gemacht worden? ob man an ihm eine vollſtändige Charte der Wanderungen habe? Anſicht derſelben, was ſie urſprünglich ſeyn ſollte? Ob die Nachrichten von der Sündfluth aus der Arche her ſeyn? ob die Sündfluth allgemein geweſen? Daß ſich die Geſchichte vor der Sündfluth an wenigen bedeutenden Namen feſthalte. Beiſpiele. Woher dieſe bedeutenden Namen? ob aus Prophezeiung, Ueberſetzung oder Umbildung? Daß an dieſen bedeutenden Namen wahrſcheinlich die Buchſtabenſchrift entſtanden. Wie ſie entſtanden? Wie etwa die erſten Sagen aufbehalten worden? Wer der Erfinder der Buchſtabenſchrift geweſen? Daß nur Ein Buchſtabenalphabet in der Welt und dies Semitiſch ſei. Ob das Bild von der Schöpfung aus Aegyptiſchen Hieroglyphen genommen worden? Daß die älteſten Sagen vom Paradieſe aus dem höhern Aſien allmälig heruntergeſtiegen. Was in dieſen Sagen Fiction ſei? ob der Thurm zu Babel, die Salzſäule, Jacobs Kampf

mit

mit Gott? Von Lamechs Liede, dem Sinn und der Form deſſelben. Vom Styl der andern Erzählung. Unterſchied der Sagen mit Elohim und Jehovah. Beilage: die Stimme der Vorzeit.

Alciphron.

Ans wichtigſte kommen wir zuletzt; und vielleicht haben wir uns bei unſern Geſprächen ſehr vergebliche Mühe gegeben, die Poeſie der Ebräer aus ihren Vaterſagen herzuleiten: denn eben dieſe Väterſagen ſind ſie nicht neu? Hat nicht das Volk die Sprache, in der ſie geſchrieben ſind, erſt von ſeinen Erbfeinden, den Kananitern, erlernt? Alſo ſind ſie ſpäter zuſammengeflickt oder Moſes hat ſie gar ſelbſt erfunden.

Eutyphron. Alſo, ehe das Volk nach Kanaan kam, war es ſtumm, es hatte keine Sprache?

A. Das nicht: wer weiß, was für ein Gemiſch von Worten es geredet. Aber die Sprache, in der dieſe Stücke verfaßt ſind, iſt unläugbar die Sprache Kanaans, die Phöniciſche Sprache.

E. Und von wem mögen die Phönicier ſie haben? Kennen Sie keine verwandten Dialekte derſelben? und wurden dieſe nicht von lauter Semiten geredet? Syrien, Arabien, Chaldäa — lauter Semitiſche Stämme, Verwandte Abrahams und ſeiner Väter; nothwendig mußten auch die Sprachen ihrer Nachkommen verwandt ſeyn. Es iſt Eine der Fabeln unſrer Zeit, deren Sinn ich nicht einmal begreiſe, daß man die Ebräiſche Sprache ausſchließend und urſprünglich für die Sprache der Kananiter hält. Auch nach der weltlichen Geſchichte haben ſich die Phönicier, die erſt am rothen Meer wohnten, allmälig nur höher hinauf gezogen und ihre Küſten des mittelländiſchen Meers bepflanzet. Nun will ichs nicht entſcheiden, ob ſie voraus, ehe ſie ſich zwiſchen lauter Semitiſche Völkerſtämme drängten, nicht gar eine andre Sprache geſprochen, ſo wie es auch noch völlig unbewieſen iſt, was man in neuern Zeiten als Hypotheſe gewagt hat, daß die älteſte Aegyptiſche Sprache eine Schweſter der Ebräiſchen geweſen. Mir leuchtet das letzte nicht ein; die Chamitiſchen und Semitiſchen Stämme ſcheinen ſich ſo wie in Sitten, der Religion, der Denkart, der politiſchen Einrichtung; ſo auch in der Sprache völlig von einander zu ſondern. — Aber ſei das letzte, wie ihm wolle, alle verwandten Stämme aus der Geſchlechtstafel Abrahams ſprachen dem Ebräiſchen verwandte Dialekte; und ſo muß auch ſein Stamm eine ſolche, ja warum nicht eigentlich das Ebräiſche, von ſeinem Vater Eber her geſprochen haben. Alle dieſe Sagen, alle Religionsideen in derſelben von der älteſten Zeit her, ſind in einer dem Arabiſchen, Chaldäiſchen, Syriſchen verwandten Mundart urſprünglich gedacht und verfaßt

worden;

werden; das beweiſet das ihnen ſo ähnliche Idumäiſche Buch Hiob, das beweiſen die Wurzeln aller genannten Dialekte. Es iſt ſo fremde zu ſagen, das Kapitel von der Schöpfung ſei Aegyptiſch gedacht; als daß es urſprünglich Mexicaniſch verfaßt ſei. Mit den herabfolgenden Sagen iſts nicht anders. Semiten warens, die den Namen Jehovah aus der Urwelt brachten, und in ihre Sprache feſtprägten; nicht Chamiten, nicht Mizraimen. Auch das Alphabet der Phönicier iſt nicht von dieſem Volk erfunden: ſeine Namen ſind Chaldäiſch, nicht Afrikaniſch. Das Ebräiſche iſt alſo die dem Stamme Ebers eigne Sprache, keine erbettelte, keine erborgte; die Phönicier uſurpirten die ihre, wie ihr Land, ihre Gegend: beides wahrſcheinlich des Handels wegen.

A. Warum ſollten ſie das Land uſurpiren? Stand ihnen nicht die Welt offen, und haben ſich die Semiten, die Hirtenvölker, je auf die Schiffart geleget? Die Küſte gehörte alſo dem, der ſie zu brauchen wußte.

E. Von der Küſte wollte ſie auch niemand verdrängen. Indeſſen iſt aus der Art von Scheidung und Theilung der Völker offenbar, daß ſie gewiſſe Richtungen ihrer Züge nahmen, und ſich, woher es nun auch ſei, gewiſſe Gegenden und Striche gegeben glaubten. Japhets Stämme gingen Nordwärts über die Gebürge: da zogen ſie weitläuftig in Zelten umher, wie auch der Name ſagt: kein Semit zog ihnen nach. Cham zog ſich nach den heißen Ländern, nach Süden, nach Afrika hin, wie abermals theils Moſes Geſchlechtscharte, theils ſein Name ſagt. Blieben Stämme von ihm, wie wirklich geſchah, hie und da in Aſien ſitzen, oder drängten ſie ſich ſpäter unter die Semiten; ſo ſetzten ſie ſich der Austreibung aus: das älteſte Völkerrecht, das auf ſolchen Sagen des Urſprungs und urſprünglichen Vorrechts beruhte, wollte es einmal nicht anders. Sie ſehen, warum die Iſraeliten ein ſo gegründetes Recht auf Kanaan zu haben glaubten: denn daß ſie dies veſt glaubten, iſt aus den Schriften Moſes offenbar. Ihr Geſetzgeber denkt mit einem Eifer daran, der ihm nicht nur keinen Zweifel möglich machte, weil alle Sagen, der ganze Urſprung ſeines Volks davon ausgingen und darauf gebauet waren; ſondern, es konnte ihm auch kein Gedanke einmal einfallen, daß beide Stämme etwa gemeinſchaftlich das Land bewohnen könnten. Semiten ſahen die Chamiten als einen Knechtsſtamm an; mit dem auch der gefällige Abraham durchaus keine Vermengung zugab. Elieſer mußte nach Aram, Jacob nach Aram hin, um dem Geſchlecht Nachkommen zu verſchaffen; die Heirath mit einer Kananiterin wurde als eine Verletzung der Stammes-Ehre angeſehen — kurz, dieſe Völker theilten ſich ſo wie an Religion, ſo auch an Gegenden, Sitten und

Denk

Denkart; und an eine Verbrüderung zwiſchen ihnen war nicht zu gedenken.

A. Das thut mir leid; inſonderheit, daß ſo frühe ſchon die Religion daran Schuld geweſen. Quantum relligio — ſagt Lukrez mit Recht.

C. Auch das war die Schuld der Chamiten. Woher es gekommen ſei, ſo ſehen wir offenbar, daß von den früheſten Zeiten an in Chams Stämmen ſchwarzer Aberglaube, dunkle Abgötterey geherrſcht hat. Die Tradition ſchreibt den Urſprung derſelben dem Cham ſelbſt zu; ſei's oder nicht, bei ſeinen Nachkommen iſt dieſer dunkle Zug einer finſtern oder gar grauſamen Religion unverkennbar. Denken Sie an die Aegypter, Phönicier, Karthaginenſer, die gebildetſten Völker dieſer Stämme: wie ſchwarz oder grauſam waren ihre Religionsgebräuche! und bei andern Afrikaniſchen Völkern iſt der elendſte Fetiſch-Dienſt daraus geworden. Thun Sie nun einen Blick in die Sprache und Religion der Semiten (denn im Grunde haben alle dieſe Stämme vom Euphrat bis zum rothen Meer nur Eine Sprache) wie hell und einfach iſt ihre Religion! wie ſehr von Sinnlichkeit abgezogen iſt ihr Name Gottes! wie menſchlich und rein ſind ihre Begriffe vom Menſchen und ſeinen Pflichten! Es iſt, als ob man aus der Knechtshütte ins freie Zelt der Kinder und Freunde Gottes träte: denn bedenken Sie: eben dieſe Semi-

tiſchen

tiſchen Stämme, die Araber mit eingeſchloſſen, haben das Verdienſt um die Welt, daß ſie die Einheit Gottes und die reinſten Ideen von Religion und Schöpfung mit einem Eifer erhalten und fortgebreitet haben, die ihnen die höchſte Stammesehre ſchien. Die Chamiten hingegen kamen ihnen an dem, was wir jetzt Cultur nennen, zuvor: ſie ſtifteten Reiche und Polizeien: ſie trieben Handel, baueten Städte. Die meiſten der Semiten blieben lange Hirtenvölker, oder erhielten ſich wenigſtens, auch bei andern Einrichtungen der Einfalt nahe: und Sie ſehen, wie gut das für die Sprache und Sage der Urwelt war. Sie wurde nicht verkünſtelt, nicht verſchwemmt und verdorben; einfältig und abgeſondert wie das Zelt, blieb ſie auch Väterheiligthum im Zelte.

A. Da kommen Sie eben auf einen neuen Knoten. Wie iſts möglich, daß ſo alte Sagen und Nachrichten, bei einem ſo unwiſſenden Volk, bei ſeiner wandernden Lebensart ſich ſo lange, ſich Jahrtauſende hinab erhalten konnten, daß ſie nur einigermaaſſen Glauben verdienten? Meine Zweifel dagegen ſind beinah unauflöslich.

E. Wir wollen vom Ende anfangen, ſie zu löſen; von der Geſchichte Joſephs. Sie mußte ſich, dünkt mich, erhalten, weil ſie auf eine große Thatſache, auf die Verpflanzung des ganzen Volks nach Aegypten gebauet war und dieſe erklärte. Solang ein Iſraelit in Aegypten lebte, konnte Joſeph nicht vergeſſen werden; wenn nicht aus Dankbarkeit und Liebe, ſo aus Noth, aus Drangſal. Alſo konnte und mußte dieſe Geſchichte zu Moſes kommen, geſetzt, daß ſie auch vorher nicht aufgeſchrieben wäre. Und ſie iſt ſo urkundlich, ſo Aegyptiſch! —

A. Das iſt wahr. Sie beurkundet Aegypten gewiſſermaaſſen ſelbſt aus ſo frühen Zeiten, ob ſie gleich ſehr Iſraelitiſch gedacht iſt.

E. Weil ſie von Iſraeliten, nicht von Aegyptern gedacht und erzählt wurde; das eben bürgt für ſie. Mit ihr hängt Jakobs Geſchichte unauflöslich zuſammen; ſie iſt auch, nebſt der Geſchichte Joſephs die ausführlichſte der Sagen, a) theils, weil ſie dem Sammler die nächſte war, theils, weil ſich von ihr durch zwölf Söhne und ihre Geſchlechter viel erhalten muſte. Einzelne Traditionen ſind in ihr unverkennbar; aber von Einer Begebenheit zweierlei Traditionen, wie bey den ältern Sagen, finden wir nicht. Alles iſt, ſo viel möglich, durch Namen, Ort, Denkmal, Geſchlechtregiſter bewieſen, und da die letzten auch von benachbarten Stämmen fleißig und ausführlich zwiſchengeſchoben ſind, b) ſo beurkunden ſie auch

---

a) 1 Moſ. 27: 50.
b) 1 Moſ. 36.

die Geſchichte dieſer. Geſchlechtregiſter ſind das Archiv der Morgenländer und die hiſtoriſche Sagen ihr Commentar. Auch klingt in der Geſchichte Jakobs, ſeiner Züge, Kinder und Weiber, alles ſo hirtenmäſſig, hausmäſſig, weiblich —

A. Und weiter hinauf?

E. Wird die Geſchichte, wie es ſeyn muß, ärmer; bei Abrahams Zuge in Aegypten iſt eine zwiefache Tradition kenntlich. c) Alles aber bleibt auch hier ſo treu der Sache, ſo Zeit- und Ortmäßig, daß ſich jede Sage beinah von der andern unterſcheidet. Bemerken Sie z. B. den Nachhall der Arabiſchen Wüſte in Ismaels Geſchichte. d) Daher ſind auch die Segens- und Heirathsgeſchichten ſo lang, denn aus ihnen gehet der Stammbaum des Geſchlechts hervor, an den ſich nachher alles Andre reihet.

A. Und die Abſicht auf Kanaan iſt auch immer merkbar.

E. Sie muß es ſeyn, weil Kanaan der Zweck der Züge Abrahams, der Inhalt aller Verheißungen, auch Schauplatz der ganzen Scene war. Oerter und Familien waren die Zeugen einzelner Begebenheiten, und das lange Leben der Stammväter ein Zaun um die Aufbewahrung der ganzen Geſchichte. Der Stamm

---

c) 1 Moſ. 12. 20. 16. 21.

d) c. 16. 21.

war abgeſchloſſen, genoß einer ruhigen Lebensart und die Vaterſagen, nebſt den Segensſprüchen und Verheiſſungen waren gleichſam die Seele deſſelben, ſeine geiſtige Speiſe. Ein kriegeriſches Volk hat Kriegslieder, ein Hirtenvolk Hirtengeſchichte. —

A. Und über Abraham hinauf?

E. Verſchwindet die Geſchichte bis zur Sündfluth; blos eine Geſchlechtstafel ſteht da. e) Und bemerken Sie, eben die Dürftigkeit der Nachrichten in dieſem Zeitraum bürgt für ihre Wahrheit. Jetzt waren die Stämme auf ihren Wandrungen, drängten ſich dorthin und hieher; ſie muſten erſt Conſiſtenz und Ruhe bekommen, bis ſie mehreres von ſich hören lieſſen. Alſo von Abraham bis Noah füllen bloſe Namen den Zeitraum; indeß wichtige Namen, weil ſie die Genealogie der Völker dieſes Orients ſind.

A. Wenn ſie nur auch beurkundet wären!

E. Sie müſſen ſich ſelbſt beurkunden und das Verhältniß ihrer Glieder, der Stämme und Gegenden, dazu ſie gehören, beurkundet ſie ziemlich. Von Japhets Nachkommen iſt nur wenig, zwei Geſchlechter: f) ſie ſtehn wie terra incognita, eine eherne Mauer jenſeit der Gebürge da. Chams Nachkommen ſind

---

e) 1 Moſ. 10. 11.

f) 1 Moſ. 10, 2 : 4.

ſind zahlreicher; g) die Nachrichten von ihnen erſtrekken ſich aber auch genau nur auf den Erdſtrich, der im Gebiet dieſer Sage lag, von Aegypten, bis zum Euphrat; die übrigen Namen hängen ihm ebenfalls nur als terra incognita an. Auch bei ihnen geht offenbar das Ausführlichere immer aus beſtimmten Anläſſen und Sagen hervor z. E. die nähere Nachricht von Nimrod und den Kananitern. h) Das Regiſter der Kinder Sems hat noch deutlicher dieſes Verhältniß. Hebers Linie gehet hinunter ſowohl in Peleg als Joktan; i) von Aram wird nur Ein Geſchlecht angeführt; k) die übrigen Brüder gehen leer aus, weil ſie zu entfernt waren und keine Nachrichten ſich von ihnen, wie von den näher anliegenden fanden. Das Verhältniß der Glieder des Geſchlechtregiſters bürgt für ſeine Wahrheit.

A. Alſo glauben Sie nicht, daß Moſes dieſe Charte aufgenommen habe?

E. Wie konnte ers? Es iſt ja eigentlich keine Charte; ſondern, wie eben geſagt iſt, ein Geſchlechtregiſter. Hätte ers erfunden, gölte es nichts; und aus dem Verhältniß der Glieder wird ja auch eben ſo augenſcheinlich, aus welcher Zeit und Gegend es ſeyn möchte?

---

g) 1 Moſ. 10, 6: 14.

h) V. 9: 12. 14: 19.

i) 1 Moſ. 10, 24: 29. Kap. 11, 10: 29.

k) 1 Moſ. 10, 23.

A. Aus welcher? ich bin begierig.

E. Ohngefähr aus Pelegs Zeit und Gegend. Zu deſſen Zeit wanderten die Völker, und wie die Wanderung nun verabredet wurde, oder mit viel Gliedern die Hauptſtämme ausgegangen waren; das ſcheint der Grund dieſer Geſchlechtscharte. Daher ſteht von Japhets und Sems ältern Söhnen ſo wenig; daher zieht ſich die Sage in einem ſchmalen Erdſtrich beinah zwiſchen dem Nil und Euphrat oder Tigris herunter. Da waren die Unternehmungen Nimrods, da zog das Geſchlecht Pelegs und Joktans, da pflanzte ſich Aram an, da zogen ſich die Kananiter hin; das ſind alſo die Grenzen dieſer Geſchlechtregiſter.

A. Und hätte Moſes nichts dabei gethan?

E. Er machte vielleicht das Geſchlechtregiſter, das er vorfand, ſo viel er konnte, zur Landcharte: d. i. er ſetzte hinzu, wo und wohin ſich ohngefähr dieſe alten Familienſtämme der aus einander gehenden Welt nach der alten Tradition gewandt hatten? Von Japhet wuſte er gar nichts Näheres, und ſetzte alſo (V. 5.) ſeine allgemeine Bezeichnung gleichſam in die dunkle ſchwarze Welt der unbekannten Nordländer hin. Bei Nimrod, Aſſur und den Kananitern (V. 8 - 12. 18. 19.) ſetzte er geographiſch hinzu, was er von ihnen wußte; von den Kananitern das meiſte, weil ſie die nächſten

ſten waren; doch ſcheinen auch einzelne geographiſche Beſtimmungen theils früher, theils ſpäter. Von Joktans Kindern that er nur ein kurzes Wort hinzu,[1]) weil ſie ihm, (geſchweige die andern Semiten) unbekannt waren. Sie ſehen, die Armuth dieſer Charte und Nachrichten ſelbſt iſt ihre Bewährung.

A. Es ſcheint mir alſo, daß man ſich viel unnütze Mühe gegeben, da man dies Kapitel auch in den Namen als eine eigentliche vollſtändige Charte der alten Völkerwandrung betrachtet, und jeden Namen als ein Land, als eine Stadt auffinden wollen.

E. Das ſcheint mir auch; indeß jede Mühe iſt zu loben, wenn ſie nur nicht ganz auf unrechten Weg kommt. Wer bürgt uns dafür, daß nicht einige dieſer Geſchlechter, die damals aus einander gingen, bald verſchwunden, verſchlungen, mit andern vermiſcht ſeyn? und wer ſagt uns, daß man noch aller Familien Namen in Ländern finden müſſe? Schon Moſes oder ein früherer Erzvater wuſte von Japhets, ja ſelbſt Sems und Joktans Wohnungen ſo wenig, als hier (V. 5. 22. 30.) vorkommt, und wir ſolltens wiſſen? Andre Glieder und Städte werden wieder mit einer Ausführlichkeit genannt, die bei der älteſten Länderbezeichnung überall gewöhnlich iſt, als ob ein kleiner Strich die ganze Welt wäre? (V. 10. 11. 19. 26-29.) wer ſagt uns

---

[1]) K. 10, 30.

uns nun, daß von dieſen Flecken und Städten ſich Nachricht erhalten, daß nur z. E. alle Joktans-Söhne (V. 26-29.) ſich in der (V. 30.) benannten Gegend namentlich angebauet haben? Der Grund aller dieſer Irrungen iſt, daß man das Kapitel als eine eigentliche Charte und zwar als eine Charte Moſes anſieht, da es urſprünglich nur Geſchlechtsregiſter der aus einander ziehenden Stämme und Söhne war, denen ſpätere Gloſſen, die für uns indeſſen auch uralt ſind, nur ſo ohngefähr ihre Sitze und Wohnungen bezeichneten, ohne doch dafür, daß und ob jeder Name geblieben? und in der Reihe geblieben ſei? zu haften. — Gnug indeß für uns, das Geſchlechtregiſter ziehet ſich ſogar mit Chronologie der Lebensjahre, wie wirs von keinem andern Volk haben, bis zur Sündfluth hinauf —

A. Und ſo halten Sie auch das Tageregiſter aus der Arche für ächt und urkundlich?

E. Ich wüſte ſonſt nicht, wie es zu dieſer Geſtalt, der Ausmeſſung der Waſſer über den Gebürgen nach Tagen ſeiner Zu- und Abnahme käme? Alles iſt in wirklicher enger Anſicht der Sache ſelbſt aufgezeichnet: ſein Ton, das Fragmentariſche dieſer Nachrichten vor, in und nach der Sündfluth bürgt für ihr hohes Alter.

A. Und die Sündfluth wäre ſo allgemein geweſen, wie ſie dieſer Aufzeichner hielt?

E. Zu

E. Zu unſerm Zweck ſchadete es nicht, wenn ſie auch nicht allgemein geweſen wäre. Gnug, der Aufzeichner hielt ſie dafür, und kannte kein Land, das ihren Waſſern entronnen ſei. Geſetzt, daß im fernſten Oſt ſich hohe Berge, und hinter ihnen ganze Reiche erhalten hätten; er kannte ſie nicht und ſollte ſie nicht kennen. Die Rieſen, ſeine Verfolger und mit ihnen alles Lebendige des öſtlichen Süd-Aſiens ſollten untergehen, und er ſich ſeine Haushaltung auch an Thieren in eine weſtlichere Gegend, von welcher nun die Bevölkerung der Welt durch ihn anfangen ſollte, mitnehmen. Giebts im fernſten Oſt ſolche Völker, ſo werden wir ſie zeitig gnug kennen lernen. —

A. Wie aber? und wodurch?

E. Durch Zuſammenhaltung ihrer Sprachen, Verfaſſungen und älteſten Sagen mit dem, was ſich vom Ararat nachher fortgebreitet. Es verſteht ſich, daß dies lange Zeit nur Muthmaaſſungen ſeyn können, aber ich hoffe, nicht immer bleiben werden.

A. Und die Geſchichte vor der Sündfluth?

E. Geht offenbar an einige bedeutende Namen, Geſchlechtregiſter und Geſchlechtsſagen zuſammen; auch hier bürgt alſo ihre Armuth. Sie will nicht mehr ſagen, als ſie weiß, und ſich auf dieſem ſchmalen Wege erhalten konnte. Ein dürftiges Geſchlechtregiſter, m)

---

m) 1 Moſ. 5.

und die bedeutenden Namen deſſelben ſind die ganze Brücke ihres Ueberganges aus jener in unſre Welt.

A. Sie ſagten: bedeutende Namen ——

E. Jeder Name faßt die ganze Geſchichte des Stammvaters in ſich. Bemerken Sies von Adam an. Erdenmann heißt er, das iſt ſeine Geſchichte. Aus Erde gemacht, zum Bau der Erde beſtimmt, zur Erde werdend; weiter wiſſen wir nichts von ihm. Abel ein Trauernder, oder um den getrauret wird; da iſt ſeine Geſchichte. Kain, der erſte Beſitzthümer; auch ſeines Sohns Hanoch Namen ſtimmet dahin. Noah, unter dem die Erde Ruhe finden würde vom Frevel der Tyrannen, ſo ferner.

A. Alſo können das nicht die Namen ſeyn, die jeder derſelben im Leben führte: denn alle, die ihren Kindern Namen gaben, waren doch nicht Propheten über ihr ganzes Leben. Wußte Eva Abels Schickſal voraus, da ſie ihn Abel nannte?

E. Das glaube ich nicht; bei einigen werden indeß ihre Namen, als ſie ihnen gegeben wurden, anders gedeutet. So z. E. bei Kain, bei Noah; andre ließen vielleicht, da die Sage ausgebildet ward, eine Biegung zu, wie wir ſie in ſpätern Traditionen gebräuchlich finden. Denken Sie an Abram und Abraham, Sarai und Sarah, Eſau und Edom, Jakob,

Iſrael

Iſrael und ferner. Der Mann nahm aus ſpätern Begegniſſen ſeines Lebens entweder einen andern Namen an, oder bog den ſeinigen unvermerkt über, daß er der bedeutende Name ſeines Lebens wurde. Bei einigen Namen ſcheint mir dies leicht geweſen zu ſeyn, wie die verwandten Wurzeln, die um das Hauptwort, wie Zweige um den Aſt ſtehn, zeigen. Der Kainit Hanoch führte ſeinen Namen der Weihung in einem andern Verſtande, als der geweihete Sethite Henoch: Kain, Methuſalem u. ſ. kann ſo oder ſo gedeutet werden; doch zu unſrer Sache thut das Nichts. Mögen alle Namengebende Eltern vor der Sündfluth Propheten geweſen ſeyn oder nicht; die Namen ihrer Kinder ſind bedeutende Namen. An vielen derſelben, wie auch nach der Sündfluth der Name Sems, Japhets, Chams zeigt, hangt die Geſchichte ihres Lebens, ſo gar ihres Stammes. Aus Namen ging alſo die älteſte Geſchichte hervor, an Namen wurde ſie gehängt, durch ſie erhalten; die allgemeine Sitte der Morgenländer mit ihren Geſchlechtregiſtern beweiſet dies unwiderſprechlich.

A. Wo aber im Namen die Lebensgeſchichte nicht lag?

E. Da wurde ſie durch ein Lied, eine Sage beigeſchoben. Sie ſehens bei Lamechs Schwert, bei Henochs Wegnahme. Von Kainiten ſind keine Namen überblieben, als das Geſchlecht der Erfinder, und ſo

zieht

zieht ſich dieſer ſchmale, ziemlich ſichre Familienpfad zum höchſten Alterthum hinauf.

A. Und wir ſollten dieſe Namen noch in der Urſprache haben?

E. Das kümmert mich nicht. Wars eine andre Sprache, und ſie wurden überſetzt, wie z. E. der Name Moſes: deſto beſſer, ſo konntens wirklich bedeutende Namen werden.

A. Sie ſetzen damit aber wenigſtens die Erfindung der Buchſtabenſchrift ſehr hoch hinauf: denn ſonſt war die Erhaltung ſolcher Namen in Geſchlechtregiſtern kaum möglich.

E. Zuerſt wurden vielleicht nur Zahlen etwa mit einem Zeichen der Bedeutung des Namens angeſchrieben; und bei dem Zeichen erhielt ſich der bedeutende Name, mithin auch des Mannes Geſchichte. So machens noch jetzt alle ſinnlichen Völker, und ohne Sachbedeutung waren Namen neben den Strichen und Zahlen kaum aufzuſchreiben oder zu behalten möglich. Bei Abels Namen kam etwa das Bild eines Erſchlagnen, bei Hanochs das Symbol einer Stadt u. ſ. So wäre es gegangen, wenn keine Buchſtabenſchrift da war; mich dünkt aber, ſie war frühe da, und eben auf dieſem Wege durch Namen und Geſchlechtregiſter muſte ſie bald erfunden werden.

A. Bald?

A. Bald? jedermann hälts für die ſpäteſte und ſchwerſte Erfindung.

E. Nach drei tauſend Jahren war ſie ſo ſchwer, als im erſten Jahrtauſend; ja ſchwerer. Hatte die Bilder- auch nur die Hieroglyphenſchrift einmal Wurzel gefaßt und ſich nur ſo weit ausgebildet, daß man das Nothdürftigſte mit ihr ſchreiben konnte, ſo dachte man gewiß an keine Buchſtabenſchrift, wie das Exempel der Aegypter und Sineſen zeiget. Aus Bildern können Hieroglyphen werden; aber aus Hieroglyphen nie Buchſtaben, und wenn ſie zehntauſend Jahr lang modificirt würden. Aus der Sache ſelbſt, die man mahlt, wird nie der artikulirte Theil eines Schalles, vielmehr kommt man durch jene unendlich von dieſen ab; und es iſt wahrſcheinlich die Buchſtabenſchrift frühe erfunden worden, oder ſie wäre noch nicht da —

A. Der allgemeinen Meinung iſt das ziemlich zuwider.

E. Mich dünkt, die allgemeine Meinung hat ſich in dieſem Punkt nicht gnug auseinander geſetzt: denn, wenn die Buchſtabenſchrift je erfunden werden ſollte, ſo mußte ſie bei ſimplen, ſehr beſtimmten und den nöthigſten Anläſſen, die nicht durch Bilder ausgedrückt werden konnten, erfunden werden; das ſind Namen. Und daß Namen und Geſchlechtregiſter die erſte Tradition

tion der älteſten Welt ſind, das iſt That. Sie muſte zweitens bei Gegenſtänden erfunden werden, die allgemein bekannt waren, wo ein Wort, oder wo allenfalls ein dabei geſetztes Zeichen alles in Erinnerung brachte; und das waren offenbar bedeutende Namen, wo das Wort die Idee vom Leben des ganzen Mannes weckte. Drittens gehörten dazu beihelfende Umſtände der Erfindung und Erinnerung, z. E. das lange Leben der Patriarchen, ihre Einfalt, ihre Flucht für Bildern und Symbolen der Gottheit, die Verehrung, in der ſie bei einem ganzen Geſchlecht von Nachkommen ſtanden, die hohe Idee, in der ſie durch dieſe ſimple myſtiſche Zeichen den ganzen Urſprung des Menſchengeſchlechts, ja die ganze urſprüngliche Gottes-Offenbarung auf eine von ihnen entſprieſſende Nachwelt brachten. Das reinſte, früheſte, ſtärkſte Bedürfniß weckte alles, oder es ward nichts geweckt; dünkt Ihnen das nicht alſo?

A. Beinah. Wer hätte alſo die Buchſtabenſchrift erfunden?

E. Das weiß ich nicht; wer weiß es? Die Tradition mehrerer Völker nennet ihn Seth, Thet, Theut, Thoit, alles Ein Name; vielleicht iſts eben der, der, ſeinem bedeutenden Namen ſelbſt nach, ein Denkmal ſetzte; Schrift war gewiß ein ewiges Denkmal. Und die Erfindung war ſo ſchwer nicht, ſobald

bald man einmal darauf gerieth. Er zergliederte etwa den Schall des Mundes bei einigen Namen, die auf die Stammtafel kommen ſollten, und ſich etwa nicht in bedeutenden Bildern darauf ſetzen lieſſen: ſo war die Erfindung geſchehen. Kinder und Enkel verſammleten ſich daran inſonderheit an Religionstagen: denn dies Vaterdenkmal war ihnen Religion ſelbſt. Sie lernten die Namen ihrer Väter mit dieſen Zeichen der Schälle verbinden, und ſo wurde die Erfindung beveſtigt, wie etwas beveſtigt werden konnte. Sonach wäre das fünfte Kapitel unſers erſten Buchs Moſes in ſeinen Namen und Zahlen die erſte Denktafel in artikulirten Schällen geweſen, die ſich wahrſcheinlich durch Noah auf Sem fortgeerbet, wie der bedeutende Name des letzten abermals anzeigt.

A. Und die frühern Sagen?

E. Die erbten ſich wahrſcheinlich in Bildern oder als Sage fort, bis die Buchſtabenſchrift tiefere Wurzel gefaßt hatte. Die Geſchichte der Schöpfung iſt ganz Bild nach Tagwerken und Zahlen; in ſieben Bildniſſen der Sache ſelbſt; etwa nach dem Parallelismus ihrer Beziehungen geſtellt, konnte ſie aufbehalten und anerkannt werden, weil das Inſtitut des Sabbats ſie erneute und aufbewahrte. Mit ihr aber war der Grund nur zur Hieroglyphenſchrift geleget. Ein gleiches wars mit der Geſchichte des Paradieſes.

Wenn

Wenn man Baum, Weib, Schlange mahlte, hatte man Erinnerungszeichen gnug; und die Sache ſelbſt, die Entfernung aus Eden, die veränderte Lebensweiſe erhielt ſie leider! thätlich. Sehen Sie von dieſer Art der Erhaltung keine Spuren in dieſer Erzählung ſelbſt?

A. Ich wünſchte ſie zu ſehen: denn ſonſt bliebe alles Meinung.

E. Zu Enos Zeiten fing man an ſich beim Namen Jehovah zu nennen; was die Worte auch heißen mögen, ſo ſetzte das ſchon eine Art von Bekänntniß und Angelobung etwa bei einem öffentlichen Denkmal der Religion voraus: denn daß hiemit auf die Kinder Gottes, die bei den Töchtern der Menſchen ſchliefen, geſehen werde, iſt eine unſtatthafte Erklärung. Jene heißen Söhne der Elohim, kommen in einem Fragment von Heldenſage vor, und heißen offenbar Helden, Mächtige, wie ſie auch deutlich erklärt werden. Hier nennte man ſich beim Namen Jehovah, d. i. man gab ſich als einen Verehrer deſſelben an; vermuthlich war dies die Zeit, wo Seth ein ſolches Denkmal des Namens und Worts Gottes errichtet hat, und die alten Fabeln von Seths Säulen wären ebenfalls daher. — Doch iſt und bleibt das alles nur Muthmaaſſung: mag die Erfindung der Schrift auch ſpäter geſchehen ſeyn, gnug, in der Familie Seths oder Sems iſt ſie erfunden worden. Alle öſtliche Völker, die einſylbige Sprachen

chen haben, kennen nur Hieroglyphen: Ein einziges Buchſtabenalphabeth exiſtirt nur auf der Erde und die Namen deſſelben, auch wie die Griechen nachher ſie durch die Phönicier überkamen, ſind offenbar Chaldäiſch, d. i. in der Semitenſprache. Die Phönicier hatten ſie nicht erfunden: denn, wie geſagt, auch ihre Sprache hatten ſie wahrſcheinlich von Semiten angenommen, weil ſie mitten unter ihnen wohnten, und die andern Chamiten haben keine Buchſtaben. Selbſt die Aegypter hatten nur Hieroglyphen; als ſie Buchſtaben annahmen, wars eben dieſe dem Vorurtheil nach Phöniciſche Schrift.

A. Sie halten alſo die Erzählung vom Baum der Erkänntniß und das Bild der Schöpfung nicht für Aegyptiſchen Urſprungs? Etwa aus Hieroglyphen geſchöpft, die Moſes vorgefunden —

E. Freund, was iſt hier Aegyptiſch? oder nur einer Aegyptiſchen Hieroglyphe ähnlich? Es iſt ja alles verlacht, was dieſe Geſchichte in Kunſtdenkmalen aufzeigen wollte, und iſt als ſpäter Betrug mit Recht verlacht worden. Worauf gründet man nun die Meinung? wo exiſtirt die Hieroglyphe, aus der Moſes geſchöpfet? wo iſt auch nur etwas Aehnliches von dieſer Geſchichte in der Aegyptiſchen Mythologie und Sprache? Daß ſich einige Begriffe von Nacht, Geiſt, Licht, Aether mit einigen Aegyptiſchen Göttern begegnen, thut zur Sache nichts: denn auch Mizraim hatte ſeine Urbegriffe von den Vätern, alſo von Noah her; wie dunkel und ſchwarz ſind ſie aber in dieſer Götterlehre mizraimiſiret! Ich möchte den Esra kennen, der aus dem Schlamm des Aegyptiſchen Nils das heilige Feuer der erſten Schöpfungsbegriffe rein auffinden könnte, und den Jeremias kennen, der es dahinein verborgen. In den Sprachen der Nachkommen Sems, die wir gewöhnlich die morgenländiſchen nennen, liegt alles augenſcheinlich: die Wurzeln, die Grundbegriffe, der Parallelismus Himmels und der Erde, Gottes und des Menſchen, Geſchöpfe der todten und lebendigen Schöpfung ſind nach ihnen geſtellt und geordnet. Kann ein größerer Beweis ſeyn, als dieſer? die Bildung einer ganzen Reihe von Stammesſprachen nach Bildern, Wurzeln und in ſolcher Denkart. Erinnern Sie ſich überdem, aus welchen Gegenden dieſe Sagen offenbar ſeyn? Paradies, Baum des Lebens, die Cherubim, die Sündfluth — wohin ſie der Sammler ſelbſt ſetzet? bemerken Sie den fortgehenden Gang der Cultur von Oſten nach Weſten, vom Ganges zum Ararat, von dieſen Höhen Aſiens den Zug der Völker in die Thäler der Welt, endlich auch in das ſpäte, aus dem Schlamme des Nils zum Theil erwachſne Aegypten; wie natürlicher, wie einſtimſtimmender iſt das Alles zur Geſchichte der Erde und des Menſchengeſchlechts! Oſtwärts um die größeſte Höhe von Aſien finden ſich wahrſcheinlich noch die älteſten Mythologien, Sprachen und Verfaſſungen der Völker: da iſt noch ein großer Strich ganz einſylbiger Sprachen (denn alle Kinder ſprechen zuerſt einſylbig) und was ſonderbar iſt, hangen dieſe Völker auch noch an den Hieroglyphen, kennen keine Buchſtaben und haben ihre alte Verfaſſung, die offenbar aus dem Vater Deſpotismus entſtanden iſt, Jahrtauſende durch, gleichſam zum ewigen Denkmal der Kindheit der Welt erhalten. Werden wir die Mythologien und Sprachen dieſer Gegenden einmal mehr kennen lernen: ſo werden wir manches aus der Urgeſchichte unſres Geſchlechts und aus der Fortleitung der früheſten Ideen in hellerm Licht ſehen. So viel aber ſehen wir Sonnenklar, daß Aegypten nun und nimmermehr das Vaterland dieſer Traditionen ſeyn kann; von der Höhe Aſiens ſtammen ſie herunter: ſie haben ſich mit den Semiten fortgebreitet; zuletzt ward Kanaan der Winkel ihrer Aufbewahrung, und alle Umſtände des Volks ſo eingerichtet, daß ſie rein aufbewahrt werden konnten.

A. Die Ebräiſche Sprache halten Sie alſo doch nicht für die älteſte Sprache unter der Sonne, die Sprache des Paradieſes, die Mutter aller Sprachen der Erde —

E. Wie könnte ſie das, wenigſtens in ihrem jezigen Zuſtande ſeyn? Ihre Wurzeln ſind alle geregelt und zweiſylbig; in ihren Grundfäden iſt ſie ſchon eine ſehr gebildete Sprache. Menſchen, die Jahrtauſende leben, müſſen einen andern Bau, andre Organe, mithin auch eine andre Sprache gehabt haben; offenbar iſt das niedre Aſien, wo dieſe Völkerſtämme wohnen, (nicht Kaſchmire oder der Ganges) Clima zu dieſer Mundart. Indeſſen halte ich ſie für eine Tochter der Urſprache, und zwar für eine der älteſten Töchter. Ihre Regelmäßigkeit auch in den Wurzeln hindert ſie daran nicht: dieſe iſt eben aus dem frühen Gebrauch der Buchſtabenſchrift entſtanden, denn es iſt aus der Geſchichte aller Sprachen und Völker zu erweiſen: „Buchſtaben und Schrift haben alle Sprachen geregelt, bei Hieroglyphen bleiben ſie in einer ewigen Kindheit und unüberſehbaren Wildheit.„ —

A. Sie geben mir einen hellern Ueberblick dieſer Dinge, als ich ſonſt hatte. Je mehr man Alles in Allem finden will; deſto mehr findet man nichts. Ich will mich gewöhnen, dieſe Echo älteſter Zeiten auf die Simplicität ihres Urſprungs zurückzuführen und von ihr nicht mehr hören zu wollen, als ſie ſagen kann und ſaget. Sollte aber nicht manches in ihr blos ſpätere poetiſche Fiktion ſeyn, z. E. der Thurmbau zu Babel, die Geſchichte der Verwüſtung Sodoms, Jakobs Kampf mit dem Engel u. ſ.

Bei dem erſten haben Sie mir gezeigt, daß es ein Spottgedicht auf die Unternehmungen des erſten Uſurpators ſey. Vermuthlich fiel etwas bei dem Bau vor, daß die Stämme uneinig machte: ſie lieſſen das Werk liegen und giengen aus einander. Sobald einige zogen, zogen mehrere; wie ſich der Schnee wälzt und ein Haufe den andern drängt. Es gieng hier ſo, wie bei der Völkerwanderung im Anfange der chriſtlichen Epoche; und dieſe war nur die erſte ſolcher Art. Sie kam auch aus eben der Gegend, von der alle Wanderungen ſeitdem gekommen ſind, vom Ararat aus der Tatarei, der ewigen Gebährmutter wilder Völker. — Die Geſchichte der Zerſtörung Sodoms iſt wahrſcheinlich ſpätere poetiſche Einkleidung eines Ebräers, wie die Salzſäule, vermuthlich ein ſpätes Monument, zeiget. Und endlich der ganze Kampf Jakobs mit dem Engel, auch wie Sie ihn erkläret, iſt vielleicht nichts als eine poetiſche Umſchreibung ſeines ringenden Gebets mit Gott, daß er ihn vor Eſau bewahren möchte. Wir finden dies Gebet vorher erzählt, und der nächtliche Kampf war vielleicht blos Fiktion einer andern Sage, die den Namen Elohim hat, und alles poetiſcher erzählet. Der Iſraelitiſche Prophet, den Sie anführten, hats eben ſo verſtanden: „Er kämpfte mit dem Engel und ſiegete: denn er weinte und bat ihn,, weinend und betend kämpſt man körperlich eben nicht am beſten. Solcher Einkleidungen kann es noch viel mehr geben, die wir treuherzig für Geſchichte halten —

E. Es wäre nichts daran, wenn das Alles ſo wäre; Sie befriedigen mich indeſſen mit dieſer Deutung nicht. Die Verſchiedenheit der Sprachen auf der Erde iſt ein Problem, das ſich durch die ruhigen Wandrungen der Völker nicht erklären läßt, auch wenn ich Clima, Land, Lebensart, Sitten des Stamms als genetiſche Urſachen derſelben dazu rechne. Oft wohnen Völker dicht an einander, die von Einem Stamm d. i. von Einer Bildung und den verſchiedenſten Sprachen ſind. Eine Inſel, ein kleiner Welttheil faßt deren oft viel in einem engen Kreiſe, und die kleinſten, wildeſten Völker ſind die reichſten an Verſchiedenheit der Sprachen. Wenn wir Einmal die Liſten aller Völker nach den drei Haupt-Rubriken, die hierher gehören, ihren Bildungen, Sprachen und Stammesmythologien neben einander haben werden, wird ſich davon beſſer urtheilen laſſen; ſo viel ich jetzt weiß, iſt mir aus dem Begrif der Wandrung nicht alles erklärbar. Nicht Verſchiedenheit, d. i. Mundarten Einer Sprache nach verſchiednen Dimenſionen und Urſachen der allmäligen Veränderung iſt hier das Problem; ſondern totale Verſchiedenheit, Verwirrung, Babel.

Da muß was Poſitives vorgegangen ſeyn, das dieſe Köpfe auseinander warf; philoſophiſche Deductionen thun kein Gnüge. — Ich nehme alſo die wunderbare Erklärung unſrer Sage an, weil ich keine natürliche weiß. —

Ein gleiches iſts mit der Verwüſtung Sodoms. Sie hat ſtarke poetiſche Züge, wie z. E.

Auf ging die Sonne über der Erde
und Loth erreichte Zoar.
Da ließ Jehovah regnen über Sodom und Gomorra,
Schwefel und Feuer von Jehovah vom Himmel herab.
Er kehrte dieſe Städte um:
die ganze Ebne ward verderbt
und alle Bewohner der Städte, und was die Erde ſproßt.
Und als Loths Weib umſchaute hinter ihm her
erſtarrte ſie zu Salz —

d. i. ſie verbrannte, und ward auch in ihrer Geſtalt ein Denkmal der Verwüſtung; wovon im Morgenlande das Salz immer ein Denkmal war. Mags ſeyn, daß nachher auf der Stäte, da ſie ſtarb, ein Denkmal von Harzſtücken zuſammengeworfen wurde, wie die Morgenländer zu thun gewohnt ſind; mags ſeyn, daß ſich eben dieſer Ausdruck der Salzſäule an ihm fortgeerbt hat: ſo iſt ſo wohl dies Wort als der doppelte Name Jehovah, der regnen ließ, und von dem es regnete, eine ſehr natürliche Energie des Ausdrucks, weil jede Sage ſich ihrer Materie anſchließt; die Räthſeleien über beides ſind unnöthig oder Mährchen. — Endlich die Geſchichte Jakobs mit dem Engel wird ganz hiſtoriſch erzählt; ſie ſteht neben und nach dem Gebet, nicht als ſeine Paraphraſe da, und mich dünkt, wir haben gnug über ſie geredet. —

A. Sie finden alſo keine eigentliche Poeſie in allen dieſen Sagen?

E. Wie Sie das Wort Poeſie nehmen. Lied iſt nur ein Einziges darinn, Lamechs Lied auf die Erfindung des Schwerts (denn das iſts dem Zuſammenhange und dem geſunden Verſtande nach, kein unſinniges Frohlockungslied über Kains Ermordung.) Es hat Maas der Glieder, und ſogar Aſſonanzen: der Parallelismus iſt in ihm, und Sie ſehen, wie alt dieſer iſt. Lyriſche Poeſie und Muſik, ſind zu Einer Zeit, in Einer Familie erfunden: jene war die Tochter dieſer, und immer ſind ſie vereinigt geweſen. Kurz, hier iſt das kleine Triumphslied, ich kanns Ihnen aber nur ohne Aſſonanzen, ohne Reime geben:

Ihr Weiber Lamechs, höret meine Rede!
hört meine Sage:
Ich tödte jetzt den Mann, der mich verwundet,
den Jüngling, der mir eine Beule ſchlägt.
Soll Kain ſiebenmal gerächet werden,
ſo wirds ihr Lamech ſiebzig ſiebenmal. —

Er fühlte nehmlich die Uebermacht des Eiſens und Schwerts gegen die Angriffe andrer Mordinſtrumente. — Ei-

— Eigentliche Lieder wie dieſe finden wir weiter in dieſen Sagen nicht; aber viel Poeſie in der Erzählung, in Anſicht der Dinge überhaupt, inſonderheit in Sprüchen und Lehren. Dem kurzen, abgemeſſenen majeſtätiſchen Inhalt nach iſt das Bild der Schöpfung hohe Poeſie, obwohl nicht zum Geſange. Die Segensſprüche der Väter ſind alle משל in Sprüchen voll Parallelismus; obwohl nicht zum Geſange. Die ganze Erzählung iſt bald Idylle, bald eine Art Heldenſage, voll Einfalt des Ausdrucks. Ihre Materie und Ton ward Grund der folgenden Poeſie und Geſchichte, wie die Sagen der Väter bei allen Völkern. — Kurz, m. Fr., wir ſind jetzt die Zugänge durch, und werden künftig das Gebäude ſelbſt ſehen.

A. Sie müſſen mir noch Eine Frage erlauben. Sind Sie mit der Hypotheſe vom Unterſchiede dieſer Sagen, die theils Jehovah, theils Elohim haben, auf etwas Gewiſſes gekommen?

E. Der Unterſchied inſonderheit in den älteſten Stücken fällt in die Augen, und er iſt von einem neuern Schriftſteller *) mit einer Genauigkeit durchgeführt worden, die kaum etwas übrig läßt; wenn nicht allenfalls die zu groſſe Genauigkeit der Hypotheſe ſelbſt ſcha-

---

*) Eichhorns Einleitung ins A. T. Th. 2. S. 301-383.

det. Es werden durch ſie Stücke zerriſſen, die offenbar zuſammen gehören, auch wahrſcheinlich aus Einer Zeit und vielleicht von Einer Hand ſind. Wahrſcheinlich hatte man Rückſichten, wo man Elohim und wo man Jehovah ſetzte; die älteſten Stücke hatten Elohim, auch die, wo man den älteſten Stücken folgte, oder etwas erzählte, das der Würde Jehovahs nicht eigentlich gemäß war. Andre Stücke, aus dem Munde der Tradition vielleicht ſpäter aufgenommen, haben durchhin Jehovah; doch auch jenen ward dieſer Name wahrſcheinlich vom Sammler oft eingeſchoben. Zur höchſten Gewißheit wird man in Dingen der Art nie kommen, und bei allen Sagen, dieſes oder jenes Namens, iſt ihr Urſprung aus Einer Quelle, der Tradition des Stammes der Semiten, unverkennbar.

Stimme der Vorzeit.

Wo kommſt du her, du Stimme alter Zeiten?
wo gehſt du hin?
Und wie erhielt im Sturm der Wetter und der Jahre
ſich dein gelinder Hauch?

Kommſt du vom Lebensbaum der heilgen Quelle
in Edens Hain?
Daß du von Schöpfung uns und von der erſten Liebe
weiſſagendem Gefühl,

Vom Trugesbaum und von der Vaterhütte
voll Müh und Schmerz,
von Fluthen, Rieſen, von den Himmelsſtürmern,
nicht ſingeſt, ſondern ſagſt?

Sprich, wie entkameſt du den ſchweren Wogen
des Weltgerichts?
Und leiſe, wie du biſt, entranneſt der Zerſtreuung
der Völker in die Welt?

Verbarg dein Vater dich vor Sturm und Wettern
ins Paradies?
Und ſandte mit dem Blatt der holden Friedenstaube
dich ſeinem neuen Sohn?

Ja Tochter Gottes und der Menſchenſtimme,
du ſtiegſt mit ihm

(ſein Pfand, ſein Heiligthum, die Echo ſeelger Väter!)
ein in ſein Fluthenſchif.

Und hielteſt dich am Stamme der Geſchlechter
im Namen veſt,
und kamſt hinab, beſchützt vom heilgen Gottes-Namen
hinab auch bis zu uns.

Gebrochne Züge der Gedächtnißtafel
uralter Welt,
ſind heilig mir! Ihr gabt welch einer weiten Erde!
Religion und Schrift.

Moſes.

Unſre Entfernung, m. Fr., ſoll uns nicht hindern, den großen Mann zu betrachten, der, ſo wie zur ganzen Iſraelitiſchen Verfaſſung, ſo auch zum Gebrauch und Genius ihrer Poeſie den näheren Grund gelegt hat. Wir ſind jetzt die Zugänge zum Gebäude durchgegangen, und haben, ſo wie in der Coſmologie und älteſten Tradition dieſes Volks, ſo auch in den Grundbegriffen ihrer Poeſie und Religion aus den Sagen der Väter Materie zuſammengetragen, auf die wir uns künftig oft beziehen werden. Jetzt ändert ſich die ganze Scene: kein Hirtenvolk, keine Hirtenbegriffe von Gott und dem Kreiſe des Lebens umher finden wir mehr; ein in Aegypten gebohrner und erzogner Mann, dem Arabien ſein zweites Vaterland, der Schauplatz ſeiner Einrichtungen, Thaten, Züge und Wunder iſt, ſtehet vor uns. Auch der Geiſt der Poeſie ſeines Volks wird alſo daher Geſtalt und Bildung nehmen.

Ich nahe mich dir, ernſter, heiliger Schatte! Einer der älteſten Geſetzgeber und Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts! Dein Antlitz glänze nicht zu ſehr, daß ich deine Züge erkenne, und ſie meinem Freunde mit Licht und Wahrheit, die du dem Fürſten deines Volks als Heiligthum auf die Bruſt legteſt, zeige.

Das frühe Schickſal Moſes war ſo wunderbar, wie wirs im ſpätern Alterthum bei mehrern Geſetzgebern und großen Männern entweder als Geſchichte, oder als Fabel nachgeahmt finden. Ein Cyrus, ein Romulus, u. a. wurden wie Er errettet, und ſein Name erinnerte ihn daran, daß ihn die Gottheit durch die Hand einer Fürſtentochter eben des Volks, das die Seinigen unterdrückte, nicht umſonſt aus dem Waſſer gezogen habe. Es ſcheint, die Vorſehung habe ihr weiſes Spiel darinn, die größeſten Dinge an einem ſeidnen, oft widerwärtig geflochtnen Faden aus dem Schlamme des Nichts hervorzuziehen, und die Hand der Feinde ihres Raths zu ihren tiefverborgenen Zwecken zu gebrauchen.

Am Hofe Pharaons ward Moſes erzogen. Gelehrt in aller Weisheit der Aegypter ward er auch mit den Geheimniſſen ihrer Prieſter und der Staatsverfaſſung des Landes bekannt, das die Wiege der politiſchen Einrichtung mehrerer Völker geworden. Die Sage macht ihn auch zum Kriegshelden; wovon aber die Geſchichte ſeines Volks ſchweiget.

Es iſt dem Gange der Vorſehung durchaus nicht ſchimpflich, daß ſie ihr Werk durch Werkzeuge treibt und göttliche Zwecke durch menſchliche Mittel befördert. Ein Volk ſollte zu den Sitten und dem Gott

ſeiner

ſeiner Väter, wie es ſeyn konnte, zurückgebildet werden, das dieſe Sitten in Aegypten verlohren hatte, dem, nahe am Götzen- und Prieſterdienſt der Mizraimen, der Gott ſeiner Väter fremde geworden war. Ein Aegyptiſcher Weiſer mußte es ſeyn, der es von ſeiner Verwilderung zurückbrachte, der ſelbſt Aegyptiſche Einrichtungen dazu nutzte, ihm die Religion ſeiner Väter wiederzugeben, wie es ſie jetzt faſſen konnte, und um ſie daran veſt zu halten, um auch ihre Sinne und Gewohnheiten zu beſchäftigen, aus den Geräthen und Kleinodien eines abergläubiſchen Volks ihnen einen Gottesdienſt, eine Hütte aufzurichten, die Trotz alles Sinnlichen und Bildlichen das erſte politiſche Heiligthum der reinen Erkenntniß auf der Erde war. Es iſt thöricht, leugnen zu wollen, daß Moſes bei der Einrichtung ſeines Prieſterſtammes, ſeines Tempels, ſeiner Gebräuche nicht auf das Aegypten Rückſicht gehabt hätte, in dem er ſelbſt gebildet war und von dem er ſein Volk wegbilden wollte; die Spuren der Aehnlichkeit ſind unverkennbar. Daß er auf Prieſterthum Alles bauete, daß er dazu einen eignen Stamm wählte, Opfer, Reinigungen, Kleider, das Bruſtſchild des Hoheprieſters, viele einzelne Gebräuche, die es hier aufzuzählen und mit Aegypten zu vergleichen, zu lang wäre, zeigen es gnugſam. Der Geiſt ſeiner Religion aber war nicht Aegyptiſch. Sein Gott war Jehovah,

hovah, der Gott ſeiner Väter; und auch in Cerimonien zog er ſeine Einrichtung wie Geiſt aus der groben Materie, ja wo etwas abergläubig war, wo es nur von fern zur Abgötterei führen konnte, arbeitete er dem ſchwarzen Geiſt des knechtiſchen Aegyptens ſtracks entgegen. Keine Götzenbilder lernte ſein Volk kennen: das güldne Kalb, das Nachbild Aegyptiſcher Kunſt und Weisheit, verbrannte er mit Feuer, und gabs, voll Zorn und Eifer ſeinen Abgöttiſchen, als einen Gräuel in der Aſche, zu trinken. Keine Figuren hatte und litt ſein Tempel; die Cherubim ſelbſt nahm er nicht als Aegyptiſche Sphynxe auf, ſondern als bedeutungsvolle ſchreckliche Wundergeſchöpfe der Sage ſeiner Väter. Weder Hieroglyphen, noch Götzenbilder trug ſein Hoheprieſter an Stirn und Bruſt; ſondern Buchſtaben, heilige Schrift. Er weihete ihn Gott und den zwölf Stämmen ſeines Volks durch Licht und Rechtſchaffenheit, d. i. durch erleuchtete Wahrheit. Das Heiligthum, das er angab, war der dunkle, nach morgenländiſcher Art geſchmückte Pallaſt eines unſichtbaren, nicht nachzubildenden Königs, deſſen Diener die Prieſter waren, ſein Heer das ziehende Hoflager Gottes. In Opfern und Reinigungen entfernte er ſich vom Aberglauben der Aegypter ganz und in der Wahl der Speiſen arbeitete er ebenfalls dem an Waſſerthieren und Ungeheuern reichen Aegypten entgegen.

Seine Geſetzgebung iſt das älteſte Muſter, das wir, zumal in Schrift verfaßt, haben, wie Geſundheit, Sitten, politiſche Ordnung und Gottesdienſt nur Ein Werk ſind.

Indeſſen iſts nicht zu läugnen, daß dieſe ganze Einrichtung ein Zeitmäßiges Aegyptiſches Joch war, den damaligen Iſraeliten und überhaupt als ein groſſer Schritt auf dem Wege der Volksbildungen unentbehrlich; unglücklich aber, wenn dies Joch, auf gut Aegyptiſch und Sineſiſch, ein ewiges Joch, ein ewiger Rückhalt der Menſchheit hätte ſeyn ſollen, oder ſeyn wollen. Das war die Abſicht Moſes nicht, ſo oft ers einen ewigen Bund nannte, und ſeinem barbariſchen widerſetzlichen Volk es, wie Lykurg ſeine Geſetze, nennen muſte. Er verſprach ſeiner Nation in ſeinen letzten Reden, Propheten, d. i. weiſe, von Gott geſandte und erleuchtete Männer, wie er geweſen: er beſſerte ſelbſt an ſeinen Geſetzen und that nach Beſchaffenheit der Umſtände hinzu; er ſagte ſelbſt zuletzt, daß Liebe Gottes von ganzem Herzen, nicht ſklaviſche Furcht und Aegyptiſcher Knechtsdienſt das Wort im Herzen und das gröſſeſte aller Gebote bleibe. Seine harte Strafen waren alleſammt nur traurige Bedürfniſſe der Zeit und des Volks; in ſeiner letzten herzlichen Rede, und immer vorher erinnerte er an die väterlichen Wohlthaten Gottes, und ſetzt Fluch und Segen, harten Knechtsdienſt und freiwillige Kindesliebe gegen einander. Sein Gott iſt der Langmüthige, Gütige; erſt nach langem Schonen, und auch denn nur auf kurze Zeit ein eifriger Rächer, bis er wieder die Hände frei hat, wohl zu thun, zu ſegnen. Wäreſt du in Zeiten erſchienen, göttlicher Mann, da man deine Gebote zum Netz machte, menſchliche Seelen zu fangen, und ewig in ihrer Kindheit feſtzuhalten; in Zeiten, da deine einſt in allen Gliedern lebendige Geſetzgebung ein todter Körper war, an deſſen Würmern man zehrte, da die kleinſte deiner Vorſchriften ein güldenes Kalb war, um welches man im Taumel der heuchelnden Abgötterei hüpfte und frohlockte; tauſendmal hätteſt du es zerſchlagen, und deinen Entweihern, deinen Abgöttern in gräuelnder Aſche zu trinken gegeben.

Doch ich kehre zurück zu ſeiner Lebensgeſchichte. Eine jugendliche Heldenthat trieb den künftigen Retter ſeines Volks aus Aegypten, da Aegypten ihm nicht mehr noth und die Zeit der Errettung noch nicht da war. Die Wüſte Arabiens muſte der ſtille Aufenthalt ſeiner reifern männlichen Jahre werden, und Völker, die mit Iſrael in Sprache und Stammesart verwandt waren, waren jetzt 40 Jahr ſeine Nachbarn. Die Fabel hat den Arabiſchen Emir oder Scheik, Jethro zu ſeinem Aufwiegler, zum Urheber ſeiner politiſchen Plane machen wollen; nichts in der Welt iſt der Anſicht dieſer

Geſchichte, wenn etwas in ihr wahr iſt, mehr entgegen. Ein kluger Mann war Jethro, nicht aber der Geiſt, der den Moſes zu ſeinem beſchwerlichen, einem Menſchenauge unüberſehbaren Werk zwang: denn gezwungen mußte er dazu werden, wie man aus ſeiner ihm ſelbſt unerwarteten, ungelegnen, nach ſeiner Meinung unauszuführenden Sendung ſiehet. — Welch eine rechtfertigende Epopee iſt dieſe einfältige, ſtille Geſchichte der Sendung Moſes, ſeines Werks in Aegypten, ſeiner Ausführung, Wunder und Züge! Ohne Geſchwätz und Aufruf, mit Fehlern und Schwachheiten ſogar, ſtellet es uns den Mann dar, der nie von ſich ſelbſt ſpricht, der nie gerühmt wird, der nur in ſeinem Werk, ſeinen Anſtalten, ſeinen harten Sorgen und Thaten lebet. —

Die Erſcheinung Gottes im flammenden Buſch iſt ganz Arabiſch, ſo wie die Wunder und Zeichen, die er in ſeine Hand bekommt, ganz Aegyptiſch. Jene Wüſte, die gleichſam ganz Feuer und Fels iſt, muß einen dürren Strauch tragen, in dem ihn die Gegenwart des Ewigen wecket und ſich ihm offenbaret. Die Wunder in ſeiner Hand ſollen ihm Waffen ſeyn gegen die Aegyptiſchen Zauberer und Wunderthäter. Sie ſinds auch ihrer Art nach, ſo wie alle Plagen, mit denen er ſein Volk frei macht. Schlangen, Inſekten, der Nilſtrom, garſtige und ſchädliche Waſſerthiere, Finſterniß, der Würgengel ſinds, mit denen ſich auch hier Aegypten gleichſam genetiſch und geographiſch malet.

Gott führt ſein Volk aus Aegypten mit hohem Arm: er erkauft ſich ſeinen Knecht aus der Dienſtbarkeit und taucht ihn gleichſam in den Fluthen des rothen Meers, daß er nun ſein erkaufter, leibeigener Knecht ſei. Auch die Erſtgeburt iſt ſein: denn ſie iſt einſt errettet, verſchont werden, und ein ewiges Feſt des Ausgangs mit dem Blut des geſchlachteten Lammes an der Thür muß dies Anrecht Gottes auf jedes Haus, auf jedes Geſchlecht bezeichnen. Hinter dem rothen Meer, im Angeſicht ihrer untergegangnen Feinde ertönt in zwei Chören der Lobgeſang Moſes und der Mirjam, der nachher das Vorbild ſo vieler Errettungspſalmen und Siegeslieder dieſes Volkes ward.

Auf Adlersflügeln trägt Gott ſein errettetes Volk weiter: eine unfruchtbare Wüſte ſoll das Haus ſeiner Bildung werden, wo ers als ſeinen Erſtgebohrnen ſelbſt ſpeiſet, ſelbſt tränket. Ewig werden nachher dieſe Wohlthaten beſungen und wiederholt; wenn ſie nur aber auch den Zweck erreicht hätten, den der Vater dieſes Volks ſich vorſetzte, es abgeſondert von allen Völkern in einer Wüſte, wo ſie von der Milde ſeiner Hand lebten, auch im Sinn der Geſetze und Gebräuche zu ſeinem Volk zu bilden.

Fürch-

Fürchterlich ward das Geſetz gegeben, in einer fürchterlichen Wüſte: unter Schauer und Entſetzen ward der Bund gemacht, der ſo oft durch ſchauerliche Strafen, durch feurige Schlangen, Verſchlingung der Erde eingeſchärft werden mußte. Wo warſt du jetzt, ſanfter freundlicher Eindruck des Gottes Abrahams und ſeiner Hirtenſöhne? Als er mit dem Vater dieſes Volks, Freund zu Freunde, brüderlich ſprach, durch einen Engel mit Iſrael rang, und ihn als Jüngling auf ſeiner träumenden Lagerſtäte ſegnete? Wo wareſt du jetzt, unſchuldige ſelige Zeit, da das Zelt der Patriarchen Engel bewirthete, und ſich um einen Hirtenzug zwei Heere Gottes lagern? Jetzt flammt der Berg von Engeln Gottes, jetzt zittert die Erde von ſeinen zum Kriege ziehenden Heeren! — Niemand in der Welt kann die veränderte Sprache verkennen, die jetzt, verglichen mit jener Patriarchengeſchichte, in der Beſchreibung dieſer Züge herrſchet. Ueberall tönt die Wüſte Arabiens durch: ein Fels iſt Gott: ein brennendes, verzehrendes Feuer. Horniſſen gehen vor ihm her, die er auf die Völker Kanaans ſendet. Er wetzt den Blitz ſeines Schwerts; er zieht Pfeile, die nach Blut dürſten. Seine Rachengel ſind Seraphim, feurige Schlangen, die er ſelbſt auf ſein Volk ſendet; und immerdar erhebt er ſeine Hand durch die Himmel und ſchwört: ich bin Jehovah! der Eine! dein Gott, abtrünniges

Iſrael und lebe ewig. — Die größten Poeſien und Bilder in Pſalmen und den Propheten ſind aus dieſem Zuge Moſes durch die Wüſte, aus ſeinen Wundern, Reden, inſonderheit aus ſeinem letzten Liede genommen: denn dies Lied iſt, wie man offenbar ſiehet, gleichſam die Urweiſſagung, das Vorbild und der Kanon aller Propheten. Wie dies ſich in Fluch und Segen, väterliche Vermahnung und Warnung theilt: ſo alle Propheten. Ja ſelbſt im Schwunge des Liedes, wie dies mit Himmel und Erde anfängt: ſo fängt auch Jeſaias, ſo fangen mehrere Weiſſagungen und Geſänge an, und wahrſcheinlich ward unſer erſtes Kapitel Jeſaias eben das Erſte und der Eingang zu allen Propheten, dieſes Moſaiſchen Anfangs wegen. Nach dem Moſaiſchen Geſetz wurden die Propheten gerichtet, nach ihm muſten ſie ſich bilden.

Auf dreierlei Weiſe hat alſo Moſes in die Poeſie ſeines ganzen Volks gewirkt und auch dieſelbe, wie alles in ſeinem Staat umſchränket. Zuerſt durch ſeine Thaten: die Ausführung aus Aegypten, die Reiſe durch die Wüſte, die Eroberung des Landes, da Gott vor ihnen geht und ſtreitet, ward der ewige Stof ihrer Bilder und Lieder, wovon ich jetzt nur, (vielleicht die beiden gröſſeſten,) den Trauergeſang Habakuks und den 68ten Pſalm, die ich Ihnen beide zuſenden werde, beſonders nenne. Dieſer Zug ward in ſpätern Zeiten das

Vorbild aller Wunder Gottes mit dieſem Volk, das Urbild ihrer Kriege und Siege, ihrer Wohlthaten und Strafen. Die Einrichtung des Gottesdienſtes und Prieſterthums rechne ich auch zu den Thaten Moſes, dadurch er forthin auf die Poeſie ſeines Volks wirkte. Sie ward hiedurch Tempelgeſang, ſie ſchloß alle Götter und Hymnen auf Geſchöpfe oder fabelhafte Weſen aus, ſie brachte den Namen Jehovahs in die kleinſte der bürgerlichen und häuslichen Pflichten, kurz ſie machte die Poeſie der Ebräer in allem heilig. Wie Moſes und Mirjam am rothen Meer geſungen hatten: ſo beſang man nachher alles als Gottes That. Da der ganze Staat prieſterlich, da auf Opfer und Heiligthum alles gegründet war: ſo kleidete ſich auch die Dichtkunſt in allen Schmuck der Prieſter, des Tempels, der Gottesgebräuche; zumal da David, der Wiedererwecker des Jüdiſchen Geſanges auch viel auf die Pracht des Heiligthums hielt, und in ſeinen Geſängen ſogar Gott in dieſelbe kleidet. Erſt ſpätere Propheten wagtens, wieder zum reinen Bunde Gottes mit Abraham zurückzukehren, und weil ſie den Misbrauch der Opfer, den Verfall der Prieſter, die Abgötterei der Tempelgebräuche mit allen ſchädlichen Folgen vor ſich ſahen, über das alles hinweg zu ſehn, und Iſrael wieder an Abraham zu erinnern. Vorzüglich that dieſes der groſſe Jeſaias, der Adler mit dem Flammenblick und dem ätheriſchen Sonnenſchwunge unter den Propheten. Auch hier hatte alſo die Einrichtung Moſes das Schickſal aller Einrichtungen auf dieſer Erde: zuerſt heben ſie, zuletzt ſchränken ſie ein. Die Poeſie der Ebräer bekam einen unverkennbaren Vorzug vor allen Nationalpoeſien der Erde, daß ſie Gottes- daß ſie reine Tempelpoeſie ward; zuletzt ward ſie auch als ſolche gemißbraucht: der Baum blieb ſtehen und wuchs nicht weiter, er erſtickte im Tempelgewölbe. Der erhabenſte Vorhall alter Zeiten ward öder Nachhall im Ohr der ſchlummernden, abgöttiſchen Nachwelt.

Das zweite Mittel, wie Moſes unſterblich auf die Poeſie ſeines Volks wirkte, war, die Beſchreibung ſeiner Thaten, ſeine eigne Poeſien und Lieder. Sein letztes Lied ward, wie geſagt, das Vorbild der Propheten: Iſrael muſte es auswendig lernen, und ſie haltens, ſo hart es für ſie iſt, noch ſehr hoch. Sein Lied am rothen Meer ward das Vorbild der Lob- Sieges- und Errettungspſalmen, ſo wie der erhabne neunzigſte Pſalm das ſchöne Vorbild lehrender Lieder. Ueberhaupt iſt die Poeſie Moſes, wie es auch ſein Leben und Charakter war, viel umfaſſend, aber hart, ernſt und einſam. Sie glänzt, wie ſein Angeſicht; aber eine Decke hangt vor ihr. Der Geiſt in ihr, in ſeinen Anſtalten und Schriften, iſt vom Geiſt Hiobs, Davids, Salomo's ſehr verſchieden. — Die eigne Beſchreibung

ſeiner

ſeiner Anſtalten und Reiſen gehört ebenfalls zu dem Werkzeuge, von dem ich rede. Daß er ſeine Geſetze und Züge aufſchrieb, und jene zum Kanon der Prieſter, dieſe, inſonderheit die letzte Wiederholung des Geſetzes zur Lehre des Volks machte, daß er einen eignen Stamm von Menſchen wählte, die, befreiet von andern Geſchäften, ſich dem Leſen, Abſchreiben und Ausüben ſeiner Geſetze und Rechte widmen muſten, daß er Denkzeichen, Figuren, Hieroglyphen ausſchloß, und Schrift, Buchſtabenſchrift ſowohl zum Schmuck des Hoheprieſters, als zum Geſchäft der Prieſter, und damals gewiß zum Vorzuge ſeines Volks machte, daß wahrſcheinlich Er die alten Geſchichten und Sagen ſeines Volks ſammlete, und ſie als ein Heiligthum der Vorwelt, ja als den Grund ſeines Geſetzes, ſeiner Lehre, der Rechte Jſraels auf Kanaan u. ſ. der Geſchichte vorſchob: dadurch machte oder wollte er ein barbariſches Volk, wenigſtens einem Theil nach und in Grundgeſetzen der Verfaſſung, zu einem literaten Volk machen. Die Arche ſeiner Hütte, ſo fern ſie Buchſtabenſchrift enthielt, verwahrte einen Schatz der Vorwelt und das groſſe Mittel der Völkerbildung bis auf die ſpäteſten Zeiten. Wären ſeine rauhen Geſetztafeln noch da, fänden ſich die Felſen, die er vor ſeinem Ende mit Buchſtabenſchrift beſchreiben ließ, noch auf: wir hätten an ihnen das verdienteſte Denkmal der Urwelt.

Das dritte Mittel endlich, wodurch Moſes auch die Wiedererweckung des heiligen Geſanges in Zeiten des Verfalls beſorgte, war das Recht, das er den Propheten gab und vorſchrieb. Der weiſe Mann ahndete ſowohl mit ſeinem Recht der Könige als dieſem Propheten-Recht Zeiten vorher, da man von ſeiner Vorſchrift wiche; öffentlichen Gräueln der Art ſetzte er alſo eine Stimme entgegen, die das Volk, die den König ſelbſt zu ſeiner Beſtimmung zurückrief, und ſich mit dem Anſehen Moſes, des Stifters der Nation ſchützen konnte. Das waren alſo die Wächter, die Weiſe des Volks, die aufmunterten, wenn alles ſchlief, die, wenn die Prieſter ſchwiegen und die Großen drückten, im Namen Jehovahs ſprachen, unterweiſend, tröſtend, warnend. Dieſe Befugniß Moſes hat uns einen Elias und Eliſa, einen Jeſaias und Habakuk gegeben: ſie hat ſeine Geſtalt und Stimme wenigſtens im Schatten, im Nachhall erneuert. Man lieſet die Propheten nie recht, wenn man ſie als Weiſſager, als Träumer, als Marktſchreier anſieht; Nachfolger Moſes waren ſie, Anwender und Erneurer ſeines Geſetzes in verfallnen Zeiten; und einige unter ihnen waren ſehr weltkluge Männer, große Redner, lehrreiche Dichter. Im Jeſaias iſt vielleicht mehr als eine Republik Platons. — Uebrigens halte ich Moſes für den Verfaſſer der Sprüche und Weiſſagungen Bileams nicht: in ihnen athmet ein andrer, und darf ich ſagen poetiſcherer Geiſt als in den Poeſien Moſes. Dieſer, ſo großer Dichter er war, war mehr Geſetzgeber als Dichter," und inſonderheit zeigt ſein letzter Segen, zumal wenn man ihn mit dem Spruch Jacobs vergleicht, ſein mattes Alter, ſeine das Grab ſuchende Seele.

Er ſtarb, ſagt die ſchöne Sage ſeines Volks, am Munde Gottes und Gott begrub ihn ſelber. Er ſtarb auf einem Berge, das Land überſchauend, für das er alles gethan und gelitten hatte, was Menſchenkräfte leiden und tragen mögen: ſein Auge ſollte es ſehen, ſein Fuß aber nicht berühren. Auch den Fels im Dulden, Thun und Tragen hatte Unglaube und Ungeduld wankend gemacht; er kam alſo nicht zur Ruhe, erlebte nicht das Ziel ſeiner Reiſe. Weiſe und gut, daß ers nicht erlebte! Nicht mit Blut der Kananiter mußten die Hände befleckt werden, die den Stab übers rothe Meer ſtreckten, die in der Wolke das Geſetz empfingen, die Gottes Heiligthum bauten. Auch in der Schlacht mit den Amalekitern erhoben ſie ſich nur betend.

Welch ein Unterſchied, wenn man die beiden Brüder, Moſes und Aaron, zuſammen betrachtet. Dieſer Körper, jener die Seele: „Er ſoll dein Mund ſeyn, du ſollt ſein Gott ſeyn!„ ſo iſts auch zwiſchen Prieſtern und Propheten immer geblieben. Wie wenige Prie-

ſter

ſter ſtellten ſich auch in einem Volk, wo ſie der lehrende, der richtende, der die Geſetze der Nation bewahrende, gewiſſermaaſſe der königliche Stand waren, dem Verderben entgegen? ja fing bei ihnen unter Richtern und Königen nicht immer das Verderben zuerſt an? Eben wie Aaron das goldne Kalb machte, indeß ſein Bruder auf Sinai mit Gott ſprach und Geſetze überdachte: ſo waren, als Moſes Nachfolger, Elias, am Berge Horeb oder auf dem Karmel trauerte, hunderte von Prieſtern, gemäſtete Baalspfaffen. Unter allen Propheten ſind nur zween, nicht eben die muthigſten, nicht eben die größeſten, Prieſter.

Empfangen Sie hier die harte, eifrige, bis zum Tode gequälte Seele Moſes noch in ſeinem letzten Flammen-Liede. Was ſeine Thaten, Anſtalten, Beſchreibungen und andre Lieder für Stimmen der Poeſie hervorgebracht haben, wollen wir im Verfolg ſehen; aber in dieſem Gedicht erſcheint Ihnen ganz der flammende Berg, die Feuer- und Wolkenſäule, die vor Iſrael zog, und in ihr der Engel des Angeſichts Jehovah.

Lied Moſes vor ſeinem Ende ans verſammlete Jſrael.

Vernehmt ihr Himmel meine Rede;
die Erde höre meines Mundes Wort. a)
Wie Regen fließe meine Lehre ſanft,
es träufele mein Wort wie Thau,
wie Regen auf das junge Grün,
wie Thau auf Pflanzen träuft:
denn Gottes Namen will ich laut verkünden,
Gebt ihm den Ruhm, Jehovah unſerm Gott.

Ein Fels b) iſt er: untadelich ſein Werk c)
und alle ſeine Führungen gerecht:

Gott

---

a) Himmel und Erde nimmt Moſes zu Zeugen (5 Moſ. 31, 28.) wie nachher oft die Propheten. Der ganze ſanfte Eingang zu einem Lehrgedicht, das ſo flammend endigt, iſt nachher mehrmals Eingang der Lieder und Lehre geworden.

b) Ohne Zweifel iſt das Bild des Felſen, das in dieſem Liede ſo oft und faſt als eine gemeine Redart vorkommt (V. 15. 30. 31. 37.) vom Sinai und den Felſen Arabiens hergenommen, zwiſchen denen Jſrael ſo lange gewandelt hatte. Auf Sinai war der Bund gemacht, und von Gottes Seiten war der Bund, wie ein Fels ewig.

c) Jſrael tadelte oft die Führungen Gottes auf ihrem Wege in der Wüſte; Moſes nimmt des Erhabnen Parthei, und zeigt, daß von denen Verheiſſungen, die er ihnen ſeit Abraham gegeben, noch kein Wort auf die Erde gefallen ſei.

Gott iſt die Wahrheit, ſonder Trug,
redlich und treu iſt er.
Nur ſie, nicht ſeine Kinder mehr, d)
ihr Schandfleck hat ſie von ihm abgeführt
die untreu-böſe Art.

Giebſt du Jehovah das zum Dank,
du unerkänntlich-thöricht Volk?
Iſt er dein Vater, dein Beſitzer nicht?
der dich bereitet, der dich ihm erkauft hat? e)
Denk an die alten Tage!
hör' an, die Jahre von Geſchlechte zu Geſchlecht,
frag' deinen Vater drum, er wird dirs ſagen
und deine Greiſe, daß ſie dirs erzählen. f)

Da

d) Dieſe etwas harte Wortfügung iſt gewiß ächt, weil ſie mehrmals vorkommt (V. 17. 21.) und gleichſam die Seele des ganzen Liedes iſt. Gott bleibt der ewigtreue Vater; nur ſie verlaſſen ihn und werden erſt durch Unart, alsdenn im Schickſal nicht mehr ſeine Kinder. Sie verkennen ihn; er verkennet ſie.

e) Schon Moſes hat den Ausdruck, den die Propheten oft brauchen: daß Gott in Abraham Iſrael als ein Kind angenommen und ſich daſſelbe als Volk zubereitet, gebohren, erzeugt hat. Unter Moſes kaufte ers ſich aus Aegypten als einen leibeigen geweſnen Knecht zu; alſo hat er Herren- und Vaterrecht an ihm, wie Moſes hier deutlich unterſcheidet. Wie wahr iſt die Unterſcheidung auch im Geiſt und in der Begegnung beider Zeiten!

f) Im Folgenden wird ſoglei angeführt, was die Väter erzählen ſollen. Moſes ſteigt bis zur Völkerſcheidung und Ländertheilung hinauf, da der Allmächtige,

indem

Da der Erhabene den Völkern Länder gab,
da er die Menſchenkinder ſchied,
umſchränkte er der Völker Grenze,
daß wohnen könnte die Zahl Iſraels. g)
Denn Gottes Erbtheil iſt ſein Volk,
Jakob der Umfang ſeines Eigenthums.

Er fand ihn in der Wüſtenei h)
in Einöden, wo Thiergeheul erſchallt;
und nahm ihn unterweiſend in den Arm,
wie ſeines Auges Apfel hütete er ihn.

Gleich=

---

indem er aller Nationen Wohnſitze beſtimmt, die Grenzen derſelben gleichſam enger abzirkt, damit die Meßſchnur ſeines Erbes, Kanaan, den 12. Stämmen bleibe. Dies Land wird hiemit gleichſam das meditullium, der Mittelpunkt der Erde, wofür jede Nation des Alterthums ihr Heiligthum hielt; davon wir ein andermal ſprechen werden.

g) d. i. das zahlreiche Iſrael: ſo groß es iſt, ſo viel Raum die zwölf Stämme brauchten. Die Worte haben zu viel Fabeln Anlaß gegeben, und ſind ſo deutlich.

h) Der Zug Iſraels durch die Wüſte. Am Ufer des rothen Meers findet Gott den Knaben und führt ihn bis auf die Gebürge Baſans, deren Früchte und Vorzüge beſchrieben werden. Die Worte: kein fremder Gott war mit ihm, beziehen ſich drauf, daß Iſrael unter keinem andern Schutzgott, als dem Jehovah, aus Aegypten ausgezogen, errettet und fortgezogen. Ihre Abgötterei und Schändlichkeiten mit Baal-Peor geſchahen nur an der Kananitiſchen Grenze.

Gleichwie der Adler rings umdeckt ſein Neſt
und über ſeinen Jungen ſchwebt:
Aus ſpreitet er die Flügel, nimmt ſie drauf,
und trägt ſie hoch auf ſeinem Fittigen;
ſo führte ihn Jehovah, Er allein,
kein fremder Götze war mit ihm.
Er führt' ihn hin auf der Berge Höhn,
und ließ ihn koſten da der Erde Frucht,
ließ aus dem Fels ihn Honig ſaugen,
gab Oel ihm aus dem harten Stein,
Butter der Kühe und der Schaafe Milch,
das Fett der Lämmer und der Widder Baſans,
das Nierenfett der Böcke, Weizenbrot i)
und Blut der Traube, Wein.
Da ward Jiſchirun k) muthig und ſchlug aus,
du warſt zu fett, zu ſatt, zu voll,
entließſt dem Gott, der dich zum Volk gemacht,
hielteſt geringe deiner Rettung Fels. l)

Ja

---

i) Ich bin hier von der Interpunktion abgegangen, weil mir das Nierenfett des Weizens nicht gefällt und der natürlichere Sinn daliegt. Daß alle dieſe Früchte und Speiſen hier ſo detaillirt werden, zeigt, ſo wie alles, von der genetiſchen Wahrheit dieſes Gedichts. Da das Volk ſo lang' in der Wüſte geweſen war, muſten ihm dieſe Gebürge Elyſium und ſeine Früchte Speiſen des Paradieſes dünken.

k) Das Wort iſt ein Lieblingsname, der Iſrael als einem Knaben gegeben wird, welche Perſonifikation den gröſſeſten Theil dieſes Gedichts durchgehet. Auch in Moſes Segen und bei Jeſaias kommt der Name ſo vor.

l) Abermals der Unterſchied, daß Iſrael unter Abraham

als

Ja ſie ereiferten ihn über Fremdlingen, m)
mit Scheuſalsgötzen reizeten ſie ihn:
ſie opferten Dämonen und nicht Gott,
Göttern und kannten ſie auch nicht,
Neulingen, kaum erfundnen Götzen, n)
vor denen euren Vätern nie gegraut o) —
Und ihn, der dich gezeugt, den Fels vergaßeſt du p)
vergaßeſt Gott, der dich zur Welt gebohren.

---

* als Sohn erwählet, unter Moſes vom Schutzgott als Knecht erkauft ſei.

m) Hier ſehen wir die ſtrengen und wahren Begriffe Moſes von der Abgötterei, die der Grund ſeiner Geſetzgebung waren. Die Götzen waren ein Nichts, ſie waren Scheuſale, ſie waren Iſrael fremde: die erſte Urſache war philoſophiſch, die andre moraliſch, die dritte national. Ihr Jehovah war ihnen der einzig wahre, der reine, gute, der alte Stammes- und Schutzgott, dem ſie ſich am Sinai aufs neue verpflichtet hatten.

n) Man ſieht, wie Moſes an den Gott ſeines Volks und der Väter als an einen alten Gott denkt: ihre Nachrichten von ihm und den Vätern mußten alſo auch alt und früher als von Moſes ſeyn. Vielmehr veränderte er ihre alte Hirtenreligion und machte das Kind zum Knechte.

o) Der Ausdruck wird gebraucht, nicht weil es den Vätern vor dem rechten Gott, ſondern weils dieſen vor den Nichtigkeiten, den Dämonen graute.

p) Das Wort Fels wird hier nicht als Bild gebraucht: es heißt Bundes- und Schutzgott; und dieſer Schutzgott war Vater.

Das ſah Jehovah und verwarf im Zorn
die ſeine Söhne, ſeine Töchter waren.
Abwenden, ſprach er, will ich mein Geſicht,
und ihren Ausgang ſehn: q)
denn ein verkehrt Geſchlecht ſind ſie,
Kinder von böſer Art.

An ihrem Ungott machten ſie mich eifern,
ſie reizten mich durch ihrer Götzen Dunſt;
auch ſie will ich durch ein Unvolk erzürnen,
ein Dunſt der Nation ſoll reizen ſie. r)

Denn meines Grimmes Glut iſt angebrannt,
und brennen ſoll ſie bis zur Unterwelt,
ſoll zehren auf, die Erd' und ihre Frucht,
ſoll der Gebürge Gründe flammen an.

Aufhäufen will ich auf ſie Noth auf Noth,
will meine Pfeil' auf ſie verſenden all'.
Verzehrt vom Hunger und verzehrt von Geiern,
verzehrt von bittrer Peſt —
will ich auf ſie den Zahn der Thiere ſenden,
das Gift der Schlange, die im Staube ſchleicht.
Von außen ſoll das Schwert ſie Waiſen machen,
von innen s) Angſt,

---

q) Wie es mit ihnen abläuft.

r) Der Idiotismus Kinder, Nicht: Kinder, Gott, Nicht: Gott, Volk, Nicht: Volk gehet durchs ganze Stück und iſt völlig aus des Geſetzgebers Seele. Die Einrichtung, die Er gemacht, war ihm die Einzige: alle andere Nationen waren ihm nicht Völker, nicht eingerichtete Staaten, ſondern uncivilisirte Herden.

s) Auſſerhalb und innerhalb der Städte und Häuſer.

ſeis Jüngling oder Jungfrau,
ſeis Säugling oder Greis.

Faſt ſpräch' ich: t) ich vertilge ſie,
löſch' unter Menſchen ihr Gedächtniß aus;
wenn ich des Feindes Hohn nicht ſcheuete,
daß ihre Dränger das verkenneten
und ſprächen: „unſre hohe Hand
und nicht Jehovah hat das Werk gethan!„
Denn ein im Rath heilloſes Volk iſt dies,
Verſtand iſt nicht in ihm.

O wären weiſe ſie, dies zu verſtehn,
bedächten ſie, was ihnen einſt geſchieht.
Wie kommts, daß dort ein Ein'ger Tauſend jagt? u)
daß ihrer zwei Zehntauſend vor ſich treiben?
Iſts nicht, weil ſie ihr Schutz verlaſſen?
weil ſie Jehovah Preisgegeben hat?
Denn ſonſt war Jener nicht und unſer Schutzgott gleich,
deß mögen ſelbſt die Feinde Richter ſeyn.

Von Sodoms Weinſtock iſt ihr Weinſtock her,
aus dem Gefild' Gomorrha's ihre Trauben,

---

t) Daß Gott hier mit menſchlicher Eiferſucht als Schutzgott gegen andre Nationalgötter redend eingeführt werde, iſt offenbar.

u) Auf einmal ſetzt ſich der Dichter in den Anblick des traurigen Ausganges dieſes Volks; und o wie genau, wie lange und ſchrecklich iſt die Weiſſagung erfüllet worden! Und der Geſetzgeber des Volks muſte ſie ſelbſt thun! mußte mit ſolcher prophetiſchen Ausſicht ſein mürbe gemachtes Leben ſchließen! ein Schickſal, das nur ein Fels, wie Moſes war, ertragen konnte.

Gifttrauben; ihre Beeren bittre Gall',
ihr Saft der Drachen Gift,
der Schlangen tödtend Gift.

Liegt nicht bei mir geheimer Rathſchluß ſchon?
Verſiegelt liegt er ſchon in meinem innern Schatz:
„Mein iſt die Rach' und der Vergeltung Zeit!
ſchon wankt ihr Fuß:
es naht ihr Unglückstag:
ihr Schickſal eilt herbei.„

Jehovah wird nun Richter ſeines Volks, x)
ihn reuets, daß ſie ſeine Kinder ſind:
er ſiehet: matt iſt ihre Hand,
nichts! nichts iſt ihnen übrig mehr!
Da fragt er: „wo ſind ihre Götter nun?
der Schutzgott, dem ſie ſich vertraueten?
die ihre fetten Opfer aßen
und ſoffen ihrer Götzenopfer Wein.
Laß ſie nun aufſtehn und euch Hülfe leiſten,
laß ſie euch Decke ſeyn!

Nun ſehet ihr, daß Ich, daß Ich es bin
und keine Götter ſind mit mir.
Ich bins, der tödtet und belebt,

ich

---

x) Die Ueberſetzungen, die dieſe Reihen als gutes Schickſal darſtellen, haben die Verbindung offenbar wider ſich. Der Fluch auf das Volk geht fort und bis zu des Gedichts Ende; im folgenden Kapitel folgt erſt der Segen. Es iſt ſchauerlich, wie Gott nun als Richter den Vater vergeſſen muß, und noch fühlt, daß ſie ſeine Kinder waren.

ich bin es, der zerſchlägt und heilt,
von mir errettet Nichts.

Zum Himmel heb' ich meine Hand
und ſpreche: Ich, der Lebende
in Ewigkeit!
Wenn ich den Blitzſtral meines Schwertes ſchärfe
und meine Hand greift zum Gericht,
ſo will ich Rach' an meinen Feinden üben
und meinen Haſſern es vergelten reich. y)
Will Blutes trunken machen meine Pfeile,
mein Schwert ſoll ſätt'gen ſich an Leichnamen,
am Blute des Erſchlagnen, des Gefangnen,
an der Vornehmſten meines Feindes Haupt."

Jauchzt auf ihr Heiden, ihr ſein Volk!
Er rächet ſeiner Knechte Blut,
und übt an ſeinen Feinden Rache
und reiniget ſein Land und Volk. z)

---

y) Ich kann dieſe Worte nicht anders, als noch immer vom Jüdiſchen Volk verſtehen. Einſt ſeine Kinder, jetzt ſeine offenbaren Feinde, an denen er Rache übet. Er verwirft ſie und nimmt die Heiden zu ſeinem Volk an.

z) Die letzte Reihe iſt mir dunkel, weil vor dem Volk im Ebräiſchen die Verbindungspartikel fehlet. Es ſcheinet, man habe das, was Fluch ſeyn ſollte, vielleicht gern als Segen leſen wollen; da doch der Zegen eigentlich in einem abgetrennten Kapitel folget. Die Heiden, jetzt das Volk Gottes, werden herzugerufen, das Gericht Gottes über Iſrael zu ſehen: er rächt das Blut ſeiner Knechte an dieſem Volk und entſündigt das Land, daß ers von ſeinen Einwohnern reinigt. (Ich entſcheide nicht, ob die Partikel vor dem letzten Wort ו oder ט ſeyn müßte. Der Segen Moſes, ſo wie Jakobs iſt in den Briefen, das Studium der Theologie betreffend, überſetzt; die alſo beide hier nicht wiederholt werden.) Gnug, der Erſte endigt, wie der letzte der Propheten: das Volk wird hinausgeworfen und verbannt.

Ende des erſten Theils.

Ver-

Verzeichniß
der überſetzten und erläuterten Schriftſtellen.

1 Moſ. 1, 1. S. 46:48.
2. S. 64:67.
3. S. 56. 57.
4. S. 68. 69.
6. S. 70:73.
11. 12. S. 76. 77.
14. S. 78.
20 f. S. 82.
26. S. 208. 210.
1 Moſ. 2, 7. S. 202. 211.
8 f. S. 153:155.
9. S. 155. 162 f.
17. S. 164. 165. 173.
18:22. S. 160.
23:24. S. 161.
25. S. 162.
1 Moſ. 3, 1. S. 167.
5. S. 169.
7. S. 174.
10. S. 190.
14. 15. S. 168.
16:23. S. 174 f.
24. S. 177. 186. 188.
1 Moſ. 4, 5:8. S. 249. 250.
10:12. S. 245 f.
21:24. S. 344.
25. 26. S. 336.
1 Moſ. 5, 1. f. S. 335.
1 Moſ. 5, 22. 24. S. 224. 234.
29. S. 254.
1 Moſ. 6, 2. S. 254.
3. S. 208. 251.
4. S. 221.
5. S. 252.
6. f. S. 254.
9, 12. f. S. 255.
20:27. S. 283. 284.
10, 1. f. S. 324:328.
9. S. 258.
11, 1:9. S. 256:260.
10. f. S. 324.
12, 1. f. S. 285. f.
11. S. 287.
13, 8. f. S. 287.
14, 22. f. S. 287.
15, 1. 5 8 f. S. 289.
16, 11. S. 301.
18, 1. 17. S. 288.
19, 24. S. 343.
21, 15. f. S. 301.
22, 1. S. 288.
27, 26:29. S. 302. 303.
39. 40. S. 302.
28, 11. f. S. 296. 297.

Verzeichniß der überſetzt. u. erläut. Schriftſtellen.

1 Moſ. 32, 1. 2. S. 295.
24:31. S. 296.
35, 10. S. 297.
37:50. S. 321. f.
2 Moſ. 25, 17. 18. S. 178.
5 Moſ. 32. S. 365.
1 Sam. 4, 4. S. 183.
1 Kön. 6, 23. S. 179.
2 Kön. 2, 11. 12. S. 189.
Hiob 1, 6. 7. f. S. 138.
20. 21. S. 308.
2, 11. 12. S. 126. f.
3, 1:10. S. 64. 65.
11:19. S. 236.
4, 12. f. S. 67.
5, 8:26. S. 268. 269.
7, 1:21. S. 203:205.
8, 11:18. S. 212.
9, 1:12. S. 44. 45.
10, 3. 9. S. 203.
11, 7:9. S. 53.
14, 1:21. S. 215:217.
16, 16:20. S. 249.
19, 19:21. S. 309.
25, 1:6. S. 91.
26, 1:14. S. 92. 93.
28, 1:28. S. 274:277.
29, 1:25. S. 306:308.
31, 1:40. S. 311:314.
32, 1. f. S. 146.
19. 20. S. 15.
Hiob 33, 4. 6. S. 207.
36, 22:33. S. 96.
37, 1:24. S. 97:99.
38, 1:38. S. 100:104.
39:41. S. 121.
39, 1:30. S. 121:124.
40, 10:19. S. 130:132.
Pſ. 2, 1:4. S. 258.
8. S. 209.
16. S. 231. 232.
18, 1:18. S. 196:199.
19, 1:7. S. 78. 79.
29. S. 199. 200.
46. S. 272.
49. S. 228:230.
73, 23:26. S. 240.
104. S. 68:84.
133. S. 23. 24.
139. S. 45. 46.
146. S. 273.
Jeſ. 14, 3:23. S. 262:265.
51, 1:3. S. 292.
54, 9. 10. S. 255.
64, 15. 16. S. 293.
Ezech. 1, 4:28. S. 191:194.
28, 12:19. S. 194:196.
Habak. 4, 1:15. S. 177. 178.
10. 11. S. 79.
Malea chi 2, 14. 15. S. 292.

Verzeichniß des Inhalts.

Abel: Rache ſeines Todes S. 245. 246. Sein ſchreiendes Blut in der Poeſie der Morgenländer 247. 248.

Abendſtern: Oßians Anrede an ihn S. 118.

Abgrund des Ungebohrnen S. 64. 65. Des Ungeſchaffenen S. 95. Thore und Tieſen deſſelben S. 102.

Abraham: warum er gezogen? S. 286. ſein Mitbeſitz Kanaans 286. Verläugnung ſeines Weibes in Aegypten 287. Seine Freundſchaft mit Gott 288. 289. Symbol des Bundes ſeines Volks 290.

Adler: Schilderung deſſelben S. 124. 125.

Aegyptiſche Bilder im Buch Hiob S. 128. 129. im Todtenreiche 234. was in der Moſaiſchen Verfaſſung Aegyptiſch und Anti-Aegyptiſch geweſen 351. 352.

Babel: Fortgehendes Bild deſſelben in der Ebräiſchen Poeſie S. 261-265.

Baum der Weisheit: ob er Einkleidung ſei? S. 162. was ſein Name bedeute? 163. 164. Pflicht an ihm S. 165. Entwicklung der Sage deſſelben 172 ⸗ 177.

Baum des Lebens S. 158.

Behemoth: was er ſei? S. 130 ⸗ 131.

Belial S. 221.

Berg der Götter in Norden S. 187.

Blut: ruffet S. 247. 248.

Buchſtabenſchrift: wenn und wie ſie erfunden S. 332. 333. bei wem und womit ſie ſich fortgeerbet 335.

Chaos: ob es die Morgenländer gekannt? S. 66.

Charte: ob das Geſchlechtregiſter der Söhne Noahs Charte der Welt ſei? S. 324. 325. wer es zur Charte gemacht? 326 ⸗ 328.

Cherubim: obs Donnerpferde waren? S. 177. 178. Geſtalt derſelben bei der Bundeslade und im Tempel 179. 180. Urſprung der Compoſition 181. 182. Geſchichte derſelben in der Poeſie der Ebräer 183. 184. Hauptbegriff derſelben 186. Cherubim an der Pforte des Paradieſes 186 ⸗ 188. Erſcheinung Gottes über ihnen 191 ⸗ 194. König von Tyrus ein Cherub 194 ⸗ 196.

Verzeichniß des Inhalts.

David unterjochte Edom S. 135.

Donner: Größe Gottes in demſelben S. 96-99. Stimme Gottes 189. 190. 199. Gemählde des Donners 196.

Donnerpferde ſ. Cherubim.

Eis: Bilder deſſelben S. 57. 103.

Elihu: Charakter der Poeſie deſſelben S. 95. Gemählde des Donners S. 96-99.

Elohim wahrſcheinlicher Urſprung ihres Begrifs S. 48-50. Kampf Jacobs mit Elohim 295-298. Unterſchied der Sagen mit Elohim und Jehovah 345. 346. Elohim auf dem Berge der Götterverſammlung 187. im Paradieſe 169.

Engel: Verhältniß derſelben gegen die Elohim S. 50. Perſonificationen des Worts Gottes S. 58.

Erde: poetiſches Bild ihrer Schöpfung S. 74-76. Perſonification derſelben S. 100.

Eſau: ſein Segen S. 301.

Fabel: aus Bemerkung der Thiere entſtanden 158. 159. Ob die Sage vom Erkenntnißbaum eine Aeſopiſche Fabel ſei? S. 170. 171. ob der Thurmbau zu Babel Fabel ſei? 340-343.

Gedich-

Verzeichniß des Inhalts.

Gedichte: Sprache und Schrift S. 35. Lobgeſang auf Gott S. 61. 62. Gedichte von Oſſian 115-120. Arabiſches Troſtgedicht S. 237. 238. Das Land der Väter 239. 240. Stimme der Vorzeit 347. 348.

Geiſt: Urſprung des ſinnlichen Begriffs deſſelben S. 67.

Gemſe: Schilderung derſelben S. 121.

Geſchlechtregiſter der Patriarchen S. 322. von Abraham bis Noah 324. der Söhne Noahs 326-329. vor der Sündfluth 329-331.

Gott: Empfindung deſſelben in der Natur S. 40. 41. Ob der Schauer für demſelben in der älteſten Religion Stupidität oder Verehrung des Teufels geweſen? S. 42. Die erſten Begriffe von Gott ſcheinen rein und edel geweſen zu ſeyn S. 43-48. ob ſie polytheiſtiſch waren? S. 48. 50. Wie wichtig der Begriff der Einheit Gottes dem menſchlichen Geſchlecht geweſen S. 51. Gott Himmels und der Erde, S. 52-56. als König S. 56. 57. als Hausvater S. 58. 59. Lobgeſang auf Gott S. 61-62. Rein. Naturideen von Gott im Buch Hiob S. 91-104. Bild deſſelben als eines Richters unter Sternen S. 91. als Gebieters über das wilde Meer und den Abgrund des Ungebohrnen S. 93-95.

93-95. Gottes Anrede an Hiob S. 99-104. S. 121-124. Sein Umgang mit den Patriarchen S. 288. 289. Glaube an ihn, die ſtillſte Tugend und edelſte Nationalbildung S. 290. 291. Moſes Begriffe von Gott S. 351. 352. Seine Vorſehung ſ. Vorſehung.

Götterſöhne S. 254.

Grab: Urſprung des Todtenreichs S. 218. 219. Arabiſche Bilder deſſelben 237. 238.

Hauch Gottes in der Natur und im Menſchen S. 205. 208.

Henoch giebt den Begrif der Aufnahme zu Gott S. 224-234.

Hieroglyphen helfen der Buchſtabenſchrift bei den bedeutenden Namen 332. ob aus ihnen je Buchſtabenſchrift werde? 333. Hieroglyphe der Schöpfung und des Falles 335. 336. ob ſie Aegyptiſchen Urſprungs 337-339.

Himmel: wie ihn ſich die Morgenländer urſprünglich dachten S. 70. ob als Waſſergewölbe? Zelt? Saphier? gläſerner Fußboden? Vorrathshaus der Erquickung? S. 71-73.

Himmel und Erde: älteſter Paralleliſmus derſelben S. 51.

S. 52. ob in ihm Verhältniß ſei? S. 53. was die Poeſie der Morgenländer mit ihm gewonnen? S. 54-56.

Hiob: Buch Hiobs, wie es zu leſen? S. 89. 90. wo ſein Verfaſſer lebte? S. 125-127. Arabiſche Weisheit in demſelben S. 127. 128. Aegyptiſche Bilder in ihm S. 128. 129. Kreis der Känntniſſe in demſelben S. 130. Ob Moſes es geſchrieben? S. 132. 133. ob ers überſezt habe? 134. Wenn und durch wen es nach Judäa gekommen? S. 136. von der hiſtoriſchen Einleitung deſſelben S. 137. Gerichtliche Bilder deſſelben S. 138. Entwurf deſſelben S. 139. Ob es ein Drama ſei? S. 140. 141. Compoſition deſſelben als Kunſt betrachtet S. 143-149. Bild Hiobs im Glück, in Thätigkeit und Würde 306. im Unglück 308. in Felſenfeſter Hofnung 309. 310. ſeine Sittenlehre 311-314.

Hymnen: ob die Ebräiſche Poeſie ſie auf Gegenſtände der Natur leide? S. 77. 78.

Jacob ringt mit Gott 295-298. ſiehet die Himmelsleiter 298. 299. Segen auf ihn 302. 303. ſein Kampf mit Elohim, ob er eine Fabel? 341. 344.

Idumäa, daß es früh gebildet geweſen S. 127. 128. ſein Handel 276.

Josephs Geſchichte, wie ſie ſich erhalten S. 321. 322.

Iſmael: Weiſſagung über denſelben 301. 302. Von ſeiner Geſchichte 323.

Kanaan: Abſichten darauf von frühen Zeiten S. 284. 323. Poeſie Kanaans 304. Sprache Kanaans 316. 317. Unrecht der Kananiter aufs Land 318. werden von den Semiten wie ein Knechtsſtamm betrachtet S. 319. ihr Gottesdienſt und Geiſt 320.

Klagegeſang über den König zu Tyrus S. 194-196. Hiobs über das Menſchenſchickſal 203-205. daß keine Rückkehr ſei aus dem Todtenreiche 215-217. Jeſaias über den König zu Babel 262-265.

Lehrpoeſie muß die Menſchen mild, nicht wild machen S. 248. über die Vorſehung ſ. Vorſehung. Letztes lehrendes Lied Moſes. S. 365.

Licht: morgenländiſche Begriffe deſſelben S. 68. 69. Miltons Anrede ans Licht S. 86-88. Wohnung deſſelben S. 102.

Lied Lamechs: das älteſte Lied, ſeine Bedeutung S. 344. 345.

Lobgeſang auf Gott S. 61. 62. auf die Schöpfung S. 68. 74. 83. 84. woher der Ton deſſelben ſei? S. 85.

85. Miltons Lobgeſang ans Licht S. 86-88. Davids über die Majeſtät des Menſchen 209. auf die Hülfe Gottes 272. auf die Vorſehung 273. Lobgedicht Hiobs auf die Weisheit 274-277.

Löwe: Schilderung deſſelben S. 121.

Menſch: Urſprung deſſelben S. 202-205. Schwachheit und Stärke 205-209. Begrif der Epopee ſeiner 210. Der Menſch ein Gottesgebilde 211. ein Kind Gottes auch in der älteſten Moral 212-214. Weiſe Abnahme ſeiner Jahre und Kräfte 251-253. ſoll alles moraliſch anſehn lernen 256.

Meer Perſonification deſſelben S. 101.

Miltons Anrede ans Licht S. 86-88.

Mond: Perſonification deſſelben S. 79. Oſians Anrede an denſelben 117. 118.

Morgenröthe: Bild derſelben S. 36. 37. erſtes und natürliches Bild der Schöpfung S. 38-40. Perſonification derſelben S. 69. 101.

Morgenſtern: Perſonification deſſelben S. 69.

Moſes; ob er das Buch Hiob geſchrieben oder überſetzt habe S. 122-134. Sein Leben und Character 349. f. was er aus Aegypten genommen? 351. ob der Geiſt ſeiner Geſetzgebung Aegyptiſch ſei? 352. wie er auf die Ebräiſche Dichtkunſt nach ihm gewirket. 358.

Moſes und Aaron gegen einander S. 363. Sein Tod S. 363. Daß er nicht Verfaſſer der Weißagungen Bileams ſei S. 364. Sein leztes Lied S. 365.

Nacht: älteſte Nacht der Morgenländer, in der auch die Stunden und Tage ſchlafen S. 64. 65. Nachtgeiſt S. 67. Reich der Schatten S. 94.

Namen der Ebräiſchen Sprache ſ. Sprache: bedeutende Namen der Patriarchen S. 330. 331. geben Anlaß zur Schrift 332-334.

Naturpoeſie der Morgenländer verbindet Wahrheit mit Empfindung u. Dichtung S. 67. Schönheit derſelben im Buch Hiob S. 90. 91. Gottes bei Hiob über die Erde S. 100. Das Meer S. 101. Die Morgenröthe S. 101. 102. Licht, Nacht, Thau, Eis, Regen S. 102. 103. über Sterne und Wolken S. 104. 105. Ob Naturpoeſie den Namen der Poeſie verdiene? S. 106. Schönheit und Maas der Dichtungen in ihr S. 106-108. ob ſie rührend und nützlich ſei? S. 109-111. Daß ſie Zweck und Plan haben müße S. 111-113. Naturpoeſie in Oßian S. 114-119.

Nimrod: was der gewaltige Jäger vor dem Herrn bedeute? S. 258. 259.

Noahs Fluch auf Cham iſt Strafe des Königs und Hausvaters S. 283. 284. warum er auch Kanaan ſtrafet? S. 285.

Oßians Anrede an die Sonne S. 115. 116. den Mond S. 117. 118. Abendſtern S. 119. 120.

Paradies: Kindliche Begriffe deſſelben S. 151. 152. wo es gelegen? S. 153. 154. was es der Ebräiſchen Poeſie für Bilder gegeben? S. 155. ob die ſinnliche Vorſtellung deſſelben geſchadet S. 156. 157. Güldne Zeit S. 159. Liebe des Paradieſes S. 160. 161.

Parallelismus der Ebräer iſt das ſimpelſte Ebenmaas der Poeſie in Gliedern und Tönen S. 22. Was die beiden Glieder zu einander ſind? S. 23. Wie der Parallelismus der Empfindung und dem Verſtande diene? S. 24. 25. Ob er nachzuahmen ſei in andern Sprachen S. 26. 27. Parallelismus Himmels und der Erde S. 52-56. Daß im älteſten Liede ſchon Parallelismus und Reim ſei S. 344. 345.

Patriarchen: Fehler derſelben S. 294. wie ſich ihre Geſchichte erhalten 322. 323.

Perſonendichtung: wie nothwendig ſie der Naturpoeſie ſei S. 106-109. Perſonendichtungen Oßians S. 113.

S. 113. 114. auf die Sonne S. 115. 116. Mond S. 117. 118. Abendſtern S. 119. 120. Perſonendichtung in Thieren S. 120-125. des Todtenreichs S. 222. 223. der Sünde S. 250.

Pflanzen und Blumen: Belebung derſelben in der Ebräiſchen Dichtkunſt S. 76. Ehe und Liebe, Perſonification und Fabeln derſelben S. 77. Erziehung derſelben wem ſie zugeſchrieben werde? S. 80.

Poeſie: Ebräiſche iſt eine Poeſie des Bundes d. i. der Freundſchaft mit Gott S. 291. Kanaans 304. was im erſten Buch Moſe Poeſie ſei? 344. 345.

Propheten: was ihnen Moſes für Rechte gegeben? S. 361.

Rabe: Schilderungen deſſelben S. 121.

Regen: Bilder deſſelben S. 72. 98. 103. 104.

Regenbogen: ein verſchiedenes Symbol in Orient und Norden S. 255. 256.

Reich der Ungebohrnen S. 65. 66. der Vernichtung S. 102.

Roß: Schilderung deſſelben S. 123. 124. 125. Roſſe Gottes S. 177. Roſſe Elias S. 189.

Salzſäule des Weibes Loths, ob ſie eine Fabel? S. 343.

Satan: Begrif deſſelben in Hiob S. 137. 138.

Semiten: ihre Sprachen S. 316. 317. Ihr Recht auf Aſien S. 319. ihr Gottesdienſt und Geiſt S. 320. 321.

Schlange: Character derſelben in der Poeſie S. 166. bis 169.

Schnee: Schöpfung deſſelben S. 57. 97. ſeine Vorrathskammern S. 103.

Sonne: warum die Ebräiſche Poeſie ſie nicht in Hymnen beſinge? S. 77. Perſonification derſelben S. 78-80. Oßians Anrede an dieſelbe S. 115. 116.

Sprache: wie ſie ſich der Menſch gebildet? S. 158.

Sprache, Ebräiſche, wie ſie gemeiniglich gelernt werde S. 2. 3. Vorwürfe gegen ſie S. 4-6. daß ſie eine poetiſche Sprache ſei in Anſehung der Verben S. 7. 8. der Nominum S. 9-11. der Wurzeln ihrer Bedeutung S. 13-15. der Ableitung aus den Wurzeln S. 16. 17. der Temporum S. 18. 19. der Partikeln S. 20. des Parallelismus S. 21-27. von ihren Buchſtaben und grammatiſchen Form S. 28. 29. wie ſie zu treiben? S. 30. ob ſie die älteſte Sprache der Welt ſei? S. 340. daß ſie ſich durch Buchſtabenſchrift frühe gebildet S. 340.

Sprache und Schrift: ein Gedicht über das Wunder-

bare

bare und Göttliche beider S. 35. wie ſich beide durch einander bilden S. 340.

Sprechen Gottes S. 56. 57.

Stammesſagen des Ebräiſchen Volks ob ſie menſchenliebend und edel? S. 279⸗282. wie ſie ſich erhalten S. 321. bis zu Abraham hinauf S. 322⸗324. über Abraham bis zur Sündfluth S. 325⸗328. vor der Sündfluth S. 329⸗339.

Sterne: Perſonificationen derſelben S. 78⸗81. 105. Oßians Anrede an den Abendſtern S. 118. 119.

Straus: Schilderung deſſelben S. 123. 124.

Sünde perſonificirt S. 250.

Sündfluth, ächte Erzählung derſelben S. 254. 255. 328. Ob ſie allgemein geweſen? 329.

Thiere: poetiſche Schilderung und Belebung derſelben S. 81. 82. wie viel ſie der Ebräiſchen Poeſie gelten? S. 83. Perſonendichtung in ihnen S. 120⸗125. ihr beſtimmter Character iſt Anlaß der Fabel S. 158. 159. folgen dem Menſchenſchickſal 251.

Thurmbau zu Babel: Sage von ihm, wo ſie ſtehe? S. 257. ihr Ton und Zweck S. 258⸗260. ob ſie eine Fabel ſei? S. 340⸗342.

Todtenreich: Urſprung deſſelben in den Gräbern S. 218⸗220. Urſprung der Rieſenform deſſelben S. 221. Perſonificationen und Mythologie deſſelben S. 222. Beſchreibungen deſſelben S. 228 bis 230. 236. ob es aus Aegypten ſei? S. 234.

nſterblichkeit der Seele S. 206. 214-217. Todtenreich 218-222. Aufnahme zu Gott S. 224 bis 228. Danklied darüber S. 231-234. Auferſtehung S. 235. das Land der Väter S. 239-240.

, wo es gelegen? S. 125-127.

orſehung: Poeſie der Morgenländer darauf, ob ſie nützlich oder ſchädlich geweſen? S. 242-244. Contraſte in Schilderungen derſelben ſind allgemein 266. wahr und nützlich 267. 268. Lehrſpruch auf die Vorſehung 268. 269. Was dieſe Poeſien für Gutes gewirket 270. 271. Pſalmen 272. 273. Glaube des Ebräiſchen Volks an dieſelbe, ob er rechter Art geweſen? 279-281.

aldeſel: Schilderung deſſelben S. 122.

aldochs: Schilderung deſſelben S. 122.

eisheit: wahre und falſche der Morgenländer S. 169. 170. Lobgedicht auf die Weisheit S. 274-277. perſonificirt S. 277.

Rudolſtadt,
gedruckt mit Löwiſcher Erben Schriften, unter
Schirachiſcher Addreſſe.

Vom Geiſt
der
Ebräiſchen Poeſie.

Eine Anleitung
für die Liebhaber derſelben, und der älteſten
Geſchichte des menſchlichen Geiſtes.

von

J. G. Herder.

Zweiter Theil.

Laden-Preiß 1 Thaler 2 Groſchen.

Deßau, 1783.
Auf Koſten der Verlags-Kaſſe, und zu finden in der
Buchhandlung der Gelehrten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorerinnerung.

Ich wiederhole bei dieſem zweiten Theil die Bitten, die ich in der Vorrede des erſten Theils that, und füge nur einiges hinzu, das dieſen beſonders angeht.

Die Einkleidung in Geſpräche iſt weggefallen, weil ſie in ſo einzelnen Materien nur läſtig geweſen wäre und den Eindruck der Unterſuchung geſchwächt haben würde. Der Leſer ſetze ſich leſend mit dem Verfaſſer oder mit ſich ſelbſt in ein Geſpräch, und der Fortgang in Entwicklung eigner Ideen wird ihm um ſo angenehmer werden. Wo ihm die Abſchnitte zu lang ſind, findet er kleinere Ruhepunkte angegeben, da er ſich niederlaſſen und das Geleſene ſammlen kann.

Nicht bei allen Materien kann ich auf eine allgemeine Zuſtimmung rechnen; die Reſultate einiger Unterſuchungen ſind vielleicht zu fremde, als daß ſie ſogleich Platz gewinnen könnten. Was indeß nicht heut geſchieht, geſchieht morgen; und wem über Manches in dieſem Theil noch nicht Gnüge gethan iſt, den bitte ich etwa noch den dritten und letzten Theil zu erwarten. —

Vorerinnerung.

Wiſſentlich habe ich niemand beleidigt; auch mit keinem Worte über jemanden abgeurtheilt. Alſo erweiſe man mir auch dieſe Billigkeit; man urtheile, aber ſpreche nicht ab. Ich laſſe jedem ſeinen Kranz von Verdienſten; ich ſammle nur Aehren zum Nutzen und etwa Blumen zum Vergnügen. Welche Freude wäre es für mich, die Anſicht der heiligen Schriften von der Seite, von welcher ich ſie bearbeite, leichter, natürlicher, angenehmer gemacht zu haben! Die Wirkung dieſes Eindrucks erſtreckte ſich damit ſo weit! viel weiter, als ich ſie auch nur mit Winken angeben mag.

Die Anmerkungen, die manchen Leſern zu gelehrt vorkommen dörften, wünſchte ich dieſen ungeleſen; ſie ſind für andre da, denen die Gründe meiner Ueberſetzung dargelegt werden mußten.

mußten. Kein Wort iſt in ihnen umſonſt oder der Gelehrſamkeit wegen: denn mein Beruf iſts nicht, ein Wortkritiker der Ebräiſchen Sprache zu ſeyn, ſondern die Bücher derſelben verſtändlich zu machen und zum Nutzen anzuwenden.

Weimar, den 24. April 1783.

Herder.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

I.

Vom Urſprung und Weſen der Ebräiſchen Poeſie.

Inhalt.

Ihr Urſprung iſt

1. **Bild und Empfindung.** Wiefern er alſo göttlich und menſchlich ſei? Erſte Proben der Dichtkunſt bei den Ebräern. Die älteſte Bildertafel. Sprache und Poeſie wird Nachahmung der nennenden, ſchaffenden Gottheit. Ob man die poetiſchen Bilder und Empfindungen eines, zumal alten Volks nach andern Völkern beurtheilen müſſe? Character der älteſten Dichtkunſt. Ob man einzelne Bilder herausreiſſen und vergleichen könne? Beiſpiel an Hiobs Beſchreibung des Roſſes.

2. **Perſonification.** Urſprung derſelben in der menſchlichen Seele. Ihre Wirkung für Moral und Dichtkunſt. Beiſpiele derſelben aus der Natur, der Geſchichte und dem Begrif der Gottheit.

3. **Fabel.** Ihr Urſprung, ihr Nutze zur Bildung der früheſten Vernunft, Sitten- und Klugheitslehre. Achtung derſelben in Orient, Einfluß auf ihre Dichtkunſt.

4. **Sage.** Ihr Unterſchied von der Geſchichte. Proben der poetiſchen Geſchlechtsſage.

5. **Dichtung.** Ihre Beſtimmung. Beiſpiele am Cherub und andern Dichtungen, am Reich der Todten u. ſ. —

Sammlung dieſer Gattungen zum Hauptbegrif des משל in ſeinen verſchiednen Arten.

Zweite Gattung der Dichtkunſt, Geſang. Unterſchied deſſelben von der Bilderrede. Er bezeichnet höhere Empfindung, bringt Fortgang und Entwurf in das Ganze eines Liedes, will Wohlklang und war Chorgeſang in den älteſten Zeiten.

Zuſammenſtellung der Bilderrede und des Geſanges. Genius der Ebräiſchen Dichtkunſt aus ihrem Urſprunge. Stelle aus Opitz. Urſprung und Amt der Dichtkunſt, ein Pſalm.

Anhang. Einige Gründe des ſubjectiven Urſprungs der Ebräiſchen Dichtkunſt.

Wir hielten uns bisher bei den älteſten Höhen der Ebräiſchen Poeſie nur am Fuß des Berges, und nahmen die Gegenſtände wahr, wie ſie ins Auge fielen. Wir wollen jezt niederſitzen, und das Wahrgenommene ordnen. Den beſten Begrif einer Sache giebt ihr Urſprung; wir betrachten alſo jetzt den Urſprung der Ebräiſchen Dichtkunſt.

I. Dieſer iſt, wie ich bei den prägnanten Wurzeln ihrer Sprache zeigte, Bild und Empfindung. Von auſſen ſtrömen Bilder in die Seele: die Empfindung prägt ihr Siegel drauf, und ſucht ſie auszudrukken durch Geberden, Töne und Zeichen. Das ganze Weltall mit ſeinen Bewegungen und Formen, iſt für den anſchauenden Menſchen eine groſſe Bildertafel, auf der alle Geſtalten leben. Er ſtehet in einem Meer lebendiger Wellen, und die Lebensquelle in ihm ſtrömt und wirkt jenen entgegen. Was alſo auf ihn ſtrömet, wie ers empfindet und mit Empfindung bezeichnet, das macht den Genius der Poeſie in ihrem Urſprung.

Man kann dieſen alſo menſchlich und göttlich nennen, denn er iſt beides. Gott wars, der die Quelle der Empfindung im Menſchen ſchuf, der das Weltall mit ſeinen Strömen rings um ihn her ſezte, der dieſe Ströme auf ihn leitete, und mit den innern Empfindungen ſeiner Bruſt miſchte. Er gab ihm alſo dichteriſche Kräfte und Sprache: und ſo fern iſt der Urſprung der Poeſie göttlich. Er iſt aber menſchlich nach dem Maas, nach der Eigenheit dieſer Empfindung und ihres Ausdrucks: denn nur menſchliche Organe genoſſen und ſprachen. Die Poeſie iſt eine Rede der Götter, aber nicht, daß wir durch ſie wüßten, wie wirklich die Elohim unter ſich ſprachen und empfanden; was ſie dem göttlichſten Menſchen, auch durch höhere Einflüſſe zu empfinden gaben, war menſchlich. Wüßten wir von dieſen Einflüſſen, von ihrem Umgange mit den erſten Kindern der Schöpfung, mehr pſychologiſche und hiſtoriſche Umſtände: ſo könnten wir vielleicht auch genauern Aufſchluß vom göttlichen Urſprunge ihrer Sprache und Vorſtellungsart geben. Da aber die älteſte Geſchichte des menſchlichen Geiſtes uns dies verſagt hat, ſo müſſen wir nur vom Erfolg auf die Urſache, von der äußern Wirkung auf die innere Art der Empfindung ſchlieſſen, und ſo betrachten wir den Urſprung der Poeſie nur menſchlich.

Die erſte Dichtkunſt war alſo ein Wörterbuch prägnanter Namen und Ausdrücke voll Bilder und voll Empfindung; ich wüßte nicht, bei welcher Poeſie der Erde dieſer Urſprung reiner ins Auge fiele, als bei dieſer. Das erſte Stück, das wir in ihr haben, a) iſt eine groſſe Bildertafel, der Anblick des Univerſum, nach menſchlicher Empfindung geordnet. Licht iſt das erſte Wort des Schöpfers, es iſt auch das Organ der Gottheit in der empfindenden menſchlichen Seele: hiedurch eröfnet und weitet ſich die Schöpfung. Himmel und Erde, Nacht und Tag, Tages- und Nachtgeſtirne, Geſchöpfe auf Meer und Land ſind Ausmeſſungen des menſchlichen Auges, der Bedürfniſſe, der Empfindung- und Ordnungsgabe des Menſchen. Das Rad der Schöpfung läuft umher, ſo weit es ſein Blick verfolgen kann, und ſteht bei ihm, dem Mittelpunkt dieſes Umkreiſes, dem ſichtbaren Gott auf Erden, ſtill. Indem er alles nennt, und mit ſeiner Empfindung auf ſich ordnet, wird er Nachahmer der Gottheit, der zweite Schöpfer, alſo auch ποιητης, Dichter. Hat man das Weſen der Dichtkunſt in eine Nachahmung der

Natur

---

a) 1 Moſ 1.

Natur geſetzt, ſo dörfte man dieſem Urſprunge zufolge, es noch kühner in eine Nachahmung der ſchaffenden, nennenden Gottheit ſetzen. Nur ſind die Gedanken Gottes auch in ihrem Ausdruck thätig: ſie ſtehen in Geſchöpfen da und leben. Der Menſch kann dieſe Geſchöpfe nur nennen, nur ordnen und etwa lenken; ſonſt aber bleiben ſeine Gedanken todtes Bild, ſeine Worte und Empfindungen ſind an ſich nicht lebendige Werke. Mit je reinerm Blick wir indeß die Gegenſtände der Schöpfung ſehen und ordnen, je unverdorbner und voller unſer Gefühl iſt, Alles mit dem reinſten Maas der Menſchheit, unſrer Analogie mit Gott zu bezeichnen: deſto ſchöner, vollkommener und (laſſet uns nicht zweifeln!) auch deſto kräftiger wird unſre Dichtkunſt. In dieſer Empfindung natürlicher Schönheit und Größe thut es oft ein Kind einem entſtellten Greiſe zuvor, und die einfachſten Nationen haben an Naturbildern und Naturempfindung die erhabenſte, rührendſte Dichtkunſt. Ich zweifle, ob dieſer Urſprung der Poeſie ſchöner, als durch das Ebräiſche משל ausgedruckt werden könnte? Das Wort heißt drücken, prägen: ein Bild, ein Gleichniß prägen: ſodenn in Sprüchen reden, und משלים dieſer Poeſie ſind die höchſten Sprüche: ſodenn entſcheiden, ordnen, ſprechen wie König oder Richter: endlich regieren, herrſchen, mächtig ſeyn durch das Wort des Mundes. Siehe da die Geſchichte des Urſprungs und des kräftigſten Theils der Dichtkunſt.

Es verdiente faſt nicht bemerkt zu werden, wenn es nicht des häufigen Misbrauchs wegen geſchehen müßte, daß man die poetiſchen Bilder und Empfindungen keines Volks und keiner Zeit nach dem Regelmaas eines andern Volks, einer andern Zeit zu beurtheilen, zu tadeln, zu verwerfen habe. Hätte der Schöpfer es geordnet, daß wir alle auf Einem Fleck der Erde, auf einmal, mit völlig Einerlei Empfindungen und Organen, unter Einerley Gegenſtänden gebohren würden: ſo wäre nichts gegen die ſo gerühmte Einheit des Geſchmacks zu ſagen. Da aber nichts zarter und vielfacher iſt, als das menſchliche Herz, da es nichts feineres und verflochtneres giebt, als den Faden ſeiner Empfindungen und Leidenſchaften, ja da es eben zur Vollkommenheit der menſchlichen Natur gehört, daß ſie unter jedem Himmel, nach jeder Zeit und Lebensweiſe ſich neu organiſire und geſtalte, da endlich das leichte Lüftchen des Mundes, das wir Sprache nennen, und das doch den ganzen Schatz poetiſcher Bilder und Empfindungen auf ſeinem Schmetterlingsflügel trägt — da dieſer Hauch des Mundes nach Völkern und Zeiten ein wahrer Proteus iſt: ſo dünkt mich, zeigte es eher eine Art ſtarrer oder ſtolzer Anmaaſſung an, wenn jede Nation auch der früheſten Zeiten ſo denken, reden, empfin-

empfinden und dichten ſoll, wie wirs begehren. Es iſt längſt bemerkt, daß das menſchliche Geſchlecht in ſeinen Zeitaltern und Revolutionen den Abwechslungen unſres Menſchenlebens nachzugehen ſcheint; (wenigſtens dichtet ſichs der Menſch alſo) und wie die Empfindungs- Sprach- und Sehart eines Kindes nicht die Art des erwachſnen Mannes iſt; wer wollte von Nationen im Kindheitszuſtande der Welt unſre erfahrne Geläufigkeit und Flüchtigkeit in Bildern, den Eckel und die Feinheit unſres abgebrauchten Herzens fodern? Laſſet ſie ſich an einfachen Bildern lange verweilen, dieſe wiederholen, anſtaunen und ins Gigantiſche mahlen: ſo ſehen, ſo ſprechen und empfinden Kinder. Sie ſtaunen an, ehe ſie anſchauen lernen: alles erſcheint ihnen im blendenden Glanz der Neuheit: unbekannte und alſo größere Weſen wirken auf ihre noch ungeübten, alſo lebhaft empfindenden Organe: ſie wiſſen noch nicht zu vergleichen, und alſo durch die Vergleichung zu verkleinern: ihre Zunge ſtrebt ſich auszudrücken und drückt ſich ſtark aus, weil ihre Sprache noch nicht durch hundert leere Worte und gemein gewordne Aehnlichkeiten ſchwach und geläufig gemacht iſt: ſie ſprechen alſo oft, wie Morgenländer, wie Wilde ſprechen, bis ſie endlich mit dem Gange der Natur und Kunſt wie geſchliffene und abgeſchliffene Menſchen ſprechen lernen. Laſſet ſie ihre Jahre genieſſen und auch jene Morgenländer in der Kindheit der Welt, wie Kinder dichten, ſprechen und froh ſeyn. — —

Noch fremder wäre es, wenn man ein Bild aus ſeinem Zuſammenhange reiſſen, und ſein Kolorit, den Schatten einer zerpflückten Blume, mit dem Kolorit eines Bildes, in einem Dichter ganz anderer Zeit, Nation, Sprache und Dichtung vergleichen wollte. Keine zwey Dinge auf der Welt ſind ſich gleich: keins iſt gemacht, daß es mit dem andern verglichen werde; und das zarteſte Gewächs, ſeiner Stelle entriſſen, verdorret am erſten. Ein Bild exiſtirt nur im Zuſammenhange der Empfindung: mit ihm verlierts Alles, und wird eine Gedankenloſe Farbenmiſchung, die nur ein Kind nach der Helle des Anſtrichs ſchätzet. Vielleicht verlieren keine Dichter ſo viel durch Vergleichung herausgeriſſener Stellen und Bilder, als die Dichter Orients: denn ſie ſind die entfernteſten von uns: ſie ſangen in einer andern Welt, zum Theil drey, vier Jahrtauſende früher, als wir von ihnen reden. Wollte man z. E. das Bild des Roſſes bei Hiob mit Virgils Beſchreibung davon vergleichen, und bemerkte nicht: wer bei Hiob und wozu er ſpreche? was zu Virgils Zeiten in Rom, und zu Hiobs Zeiten in Idumäa ein Pferd war? wozu es dort und hier erſcheine? (Sprache, Metrum, Nation, Gedichtart, Alles noch ungerechnet) würde man wohl richtig gegen einander ſtellen? richtig ſchätzen und vergleichen? b) Doch wir gehen weiter.

II. Das Bild mit Empfindung begleitet, wird dem Empfindenden gar leicht zum lebendigen Weſen; Perſonendichtung iſt alſo der zweite höhere Grad des Urſprunges der Dichtkunſt.

Es iſt die Natur der menſchlichen Seele, alles auf ſich zu beziehen, alſo auch ſich ähnlich zu denken. Was uns angenehm iſt, muß uns lieben; was uns zuwider iſt, haſſet uns, wie wirs haſſen: mit dem wir gern ſprechen möchten, das ſpricht auch mit uns, und der geringſte Schall, die kleinſte Aeußerung deſſelben wird alſo zur Sprache, zum Angeſicht gedichtet. Hierinn ſind alle alte Nationen einander gleich; ihr Wörterbuch konnte nicht anders geſammlet, ihre Grammatik

---

b) Aikin hat in ſeinem Eſſay on the application of natural Hiſtory to Poetry eine ſolche Vergleichung angeſtellt, und auch über Hiobs Behemoth und Leviathan ziemlich fremde geurtheilt. Kein Dichter will und mag mit ſeinen Beſchreibungen zu Pennant's Zoologie oder zu Linneus Animaliſchem Reich Beiträge liefern; wer auf die Dichtkunſt arbeitet, ſind nicht einzelne deutlich angegebene Züge, ſondern Kraft, Wirkung in Compoſition derſelben zum Ganzen. Dieſer Zweck muß auch bei Hiob erforſcht werden; alsdenn gehört das Gigantiſche, das Räthſelvolle, Wunderbare dieſer Bilder zum Zweck der Compoſition ſeines Buchs auf dieſer Stelle. Die Entfernung Idumäa's von Aegypten, in deren Erſtem nicht anders geordnet werden, als daß Namen in beiderlei Geſchlechtern, daß Begebenheiten als Wirkungen, und Handlungen lebendiger Weſen nach der Analogie des Menſchen gedichtet wurden. Die Ebräiſche Sprache iſt ſolcher Perſonendichtungen voll, und es iſt unleugbar, daß dieſe Theilnehmung, dieſe Verſezzung in fremde Gefühle nicht nur das Rührende aller Rede, ſondern gewiſſermaaſſe auch das erſte Weſen der Moral gebildet habe. Beziehungen und Pflichten hören auf, wo ich im lebendigen Geſchöpf nichts ähnliches mit mir denke; je inniger ich dies fühle und ohne Skrupel glaube, deſto angenehmer wird mir die Theilnehmung, alſo auch die Behandlung deſſelben nach meiner Empfindung. Die älteſte Dichtkunſt, die die Bildnerin des rohen Menſchen war, nutzte dieſen Quell überflieſſender Gefühle, um ihm Erbarmen und Güte anzubilden. In Abels Blute ruffet die Seele deſſelben: alle Thiere um Adam ſcheinen ihm mit ſeiner Empfindung belebt: er ſucht unter Allen ſeine Gehülfin.

Sonne

Erſtem wahrſcheinlich das Roß noch ein fremdes ſeltnes Wundergeſchöpf war, ließ dieſe Ausmalung dem Zweck des Buchs gemäß zu; ja es foderte dieſelbe. Freilich ſo bald man den Verfaſſer des Gedichts zu einem Aegypter machte: ſo wären alle Verhältniſſe ſeiner Bilder verfehlt und übertrieben, weil jeder in ſeinem Lande das Roß und den Crokodil, den Straus und das Nilpferd kennen konnte.

Sonne und Mond waren Könige des Himmels, Knechte Gottes, Regierer der Welt. Die webende Luft ward eine erwärmende Muttertaube und Gott ſelbſt, der Schöpfer von Allem, ward Werkmeiſter nach Menſchenweiſe, der ſein Werk anſieht, ſich in ihm freut und es ſegnet. Ja was noch kühner als dies iſt, er ward des Menſchen Vater, deſſen Stelle dieſer vertreten ſollte auf Erden. — So übertrieben dieſe Dichtung einem kalten Deiſten ſcheinen mag, ſo natürlich und nothwendig war ſie der Menſchenempfindung. Ohne Gott iſt uns die Schöpfung Chaos, und ohne einen menſchlichen Gott, der wie wir denkt und empfindet, iſt keine freundſchaftliche oder kindliche Liebe, keine Vertraulichkeit mit dieſem uns ſo unbekannten und doch ſo innigſt nahen Weſen möglich. Der Unendliche lies ſich alſo herab, die erſten Ideen von ihm dem Menſchen ſo nahe zu machen, als es ſeyn konnte; und ſowohl im erſten Schöpfungsbilde, als in der Geſchichte der Altväter iſt dieſe freundſchaftliche Vertraulichkeit der Grund aller Beziehungen des Menſchen zu Gott und Gottes zum Menſchen. Im Zelte des Hirten iſt Gott Hirt, im Kreiſe der Familie Vater. Er beſucht ſie als Freund, und läßt ſich zu häuslichen Opfermahlen laden. Der Sohn Abel gefiel ihm mehr als der Sohn Kain: und mit Noah roch er den lieblichen Geruch der verjüngten Erde; gegentheils zürnt er gegen die Tyrannen und ziehet gegen Nimrod, den Unterdrücker der Erde, als ob er auch Himmelsſtürmer ſeyn wollte, zu Felde. Von Abraham läßt er ſich, als einen Nebenbuhler väterlicher Liebe, das Liebſte ſeines Herzens, ſeinen Sohn ſchenken, und ringt mit dem Hirten Jacob, um ihm einen Heldennamen zu gewähren. Im Buch Hiob haben wir einige Perſonendichtungen entwickelt, auf denen das Andringende der rührendſten Reden ruhete: und ſo iſts mit Erregung der Sympathie in allen Arten der Gefühle. Wenn die älteſte Poeſie etwas aufs menſchliche Herz gewirkt hat (und ſie hat ſo viel darauf gewirket!) ſo konnte ſie es nur durch dieſes Mittel thun: daher wenn auch zu unſrer Zeit dieſe Biegſamkeit des Herzens fehlet, wer Perſonificationen mit kalter Vernunft oder nach geometriſchen Regeln ausmißt, der wird in Hebräern und Griechen Ungeheuer der Dichtung finden. Im Hebräiſchen iſt die ganze Sprache auf ſie geſtellt: in Namen, Verben, ja in Verbindungswörtern ſogar auf ſie geordnet. Alles hat bei ihnen Stimme, Mund, Hand, Angeſicht und was macht die Conſtruction mit Sohn und Tochter, die ihnen, wie andern Morgenländern, zum Bedürfniß geworden iſt, für kraftvolle oder ſchöne Idiotismen! c) Idiotismen, die meiſtens

zu

---

c) Proben davon ſind in Jones commentar. poeſ. Aſiaticae zu den ärgſten Misdeutungen Anlaß gegeben haben: denn man kann beinah allgemein die Regel ſetzen: „je kühner und originaler eine Dichtung, eine Figur iſt, deſto mehr iſt ſie mißverſtanden und mißgebraucht worden.„

III. Ein perſonificirter Gegenſtand, ſobald er in Handlung tritt, die einen allgemeinen Satz anſchaulich macht, wird Fabel. Von jener Figur zu dieſer Dichtung iſt alſo nur Ein Schritt, und Morgenland iſt ſo wie an Perſonificationen ſo auch an Fabeln fruchtbar.

Als Gott die Thiere zu Adam führte, daß er ſähe wie er ſie nennete, ſetzte er den Menſchen in eine Schule der Fabel. Ein Thier mit einem Namen bezeichnen zu können, muſte er deſſen Charakter und Inſtinkt erkennen: beides lernte er aus Handlungen des Thiers und ſeiner Lebensweiſe. Die mindeſte Reflexion, die er mit dieſer Thierhandlung verband, da er dieſelbe gleichſam in Zuſammenhang brachte und auf ſich bezog, erfand einen allgemeinen Satz aus der Handlung, und ſo war, auch unausgeſprochen, in der Seele des Menſchen die Fabel gedichtet. Das erſte Geſpräch mit der

Schlange,

---

eae zahlreich geſammlet; im Ebräiſchen ſchlage man: Mann, Sohn, Tochter, Angeſicht u. ſ. f. in den Wörterbüchern auf.

Die erſten Namen menſchlicher Charaktere ſind alle von Thieren, ſo wie die erſten allgemeinen Sitten- und Klugheitsſprüche größtentheils ihren Urſprung, die Fabel, noch bei ſich führen: wir wollen das letzte näher bemerken.

Eine allgemeine Sentenz iſt eine Abſtraktion aus einzelnen Begebenheiten; viele Sentenzen der Morgenländer tragen dieſe noch in ſich und ſind mit ihren Bildern, mit ihrer zuſammengedrängten Allegorie gleichſam nur eine verkürzte Fabel. So iſts mit vielen Sprüchen Salomons, z. E. der Moral, die die Ameiſe dem Faulen giebt, dem gewafneten Mann, der den Trägen übereilet u. ſ.; ſo iſts auch mit den ſchönſten Sprüchwörtern aller Völker. Bei einem lebendigen Vorfall ward die Fabel gemacht; aus ihr die Lehre gezogen und des Gedächtniſſes, des kurzen Scharfſinns wegen in eine Metapher, ein Sprüchwort oder gar in ein Räthſel zuſammengedränget. Alle dieſe Dichtungsarten ſind im Grunde Eins; ihr Vaterland iſt Orient, der ſie auch ſehr liebet. Dort iſt die Fabel erfunden, dort ſind die Sprüchwörter, Sinnſprüche, Räthſel, ſelbſt die Wurzeln der Sprache voll Fabel; die ganze Poeſie hat bei ihnen eine Art gnomologiſchen Fabelgewandes, das von unſrer periodiſchen Gedankentracht weit abweicht. Dort ſind auch dieſe Gedichtarten die reichſten, die ſchönſten. Für Eine ſimple morgenländiſche Fabel aus dem Reich der Thiere und Bäume gebe ich zehn künſtliche Erzählungen mancher neueren Sprachen, die oft weder Fabel noch Geſchichte enthalten; jene enthält oft die reichſte Dichtung. Die Perlenſchnüre morgenländiſcher Sentenzen ſind aller Welt bekannt, und der ſchöne Teppich ihrer lehrenden höheren Dichtkunſt, der ſeine reichgeſtickten Blumen mit ſo vieler Pracht ausbreitet, dünkt ihnen königlich und göttlich. Wir werden von dieſen Dichtungsarten zu ſeiner Zeit mehr reden; jetzt bemerke ich

IV. Daß auch die Geſchichte in Orient, zumal wenn ſie alte Vatertradition iſt, gern den Umriß der Fabel annimmt, und wird gleichſam poetiſche Geſchlechtsſage. Wer die hiſtoriſchen Schriften des A. Teſt. aus den früheſten Zeiten lieſet, wird dies kaum läugnen; wer den hiſtoriſchen Styl der Morgenländer auch in andern Geſchichten kennet, wird es noch weniger zu läugnen begehren. Nicht nur, daß hie und da auch in die ſimpelſte Erzählung poetiſche Redensarten einfließen, weil dieſe vielleicht aus Liedern, oder des ſtärkern Eindrucks wegen, der Mund der Tradition ſo gab: nicht nur, daß die Erzählung ſelbſt alle Simplicität des poetiſchen Styls in Bindewörtern und Wiederholungen liebet; am meiſten auch, daß die Rundung, der Umriß der ganzen Erzählung poetiſch iſt, und ſo

wie

wie die Fabel auf die Sentenz, dieſe etwa auf einen Namen, ein Denkmal, einen Geſchlechts- und Familienzweck zuſammengehet. Der Wahrheit thut dies keinen Eintrag; es beſtimmt und bekräftigt dieſelbe vielmehr dadurch, daß die Erzählung auch in ihrem Ton und Umriß gleichſam ihre Urkunde mit ſich führet: nur muß der Ausleger dieſen Geſichtspunkt treffen und feſthalten, oder er verkennet den Ton des Stücks, den Zweck und Umriß ſolcher Erzählung. Die Geſchichte des Paradieſes, der erſten Eltern, der darauf folgenden Stammväter, der Sündfluth, des Thurms zu Babel u. ſ. erſcheinen offenbar im Licht einer Stammes- einer Nationalſage; und ſo gehts hinunter zu den Geſchichten der Stammväter. Die Tradition hat ſie zu einer heiligen Erzählung, zu einer Art fabula morata gemacht, wo in jedem Zuge die Gunſt Jehovahs ihren Vätern erwieſen, die Urſprünge, aus denen ſie die Herrlichkeit ihres Stammes herleiten, das Recht, das ſie auf dieſes Land, der Vorzug, den ſie vor jenen Völkern hatten, hervorleuchtet. Was bei andern Stämmen wunderbare Helden- und Abentheuerſagen waren, ſind bei dieſem Stamm durch Geſchlechtregiſter und Denkmale dokumentirte Gottes- und Väterſagen, die hie und da in ſo einfachem Schmuck erſcheinen, daß die künſtlichſte Erdichtung ihnen nicht beikommt. Bei allen Völkern iſt die Geſchichte aus Sagen erwachſen;

bei den Hebräern iſt ſie bis zu den Zeiten der Könige hinauf, dem Styl nach, faſt immer Sage geblieben, wozu die Sprache, die Denkart des Volks und der heiligen Schreiber, am meiſten das hohe Alterthum der Zeit beitrug.

V. Ich komme zu der eigentlichen Fiction oder Dichtung, die in Zuſammenſetzung bekannter, charakteriſtiſcher Bilder zu einem unbekannten charakteriſtiſchen Geſchöpf beſtehet; von welcher Dichtung der Cherub die beſte Probe ſeyn kann. Löwe, Stier, Menſch und Adler ſind bekannte Weſen; die Zuſammenſetzung derſelben zu Einem Symbol war Dichtung. Man ſiehet, ich brauche Dichtung hier nicht für Lüge: denn im Reich des Verſtandes iſt die Bedeutung des Symbols, das dichteriſch zuſammengeſetzt ward, Wahrheit. Selbſt die Stücke der Zuſammenſetzung ſind aus der Natur, und ich kenne kein Figment der Welt, das nicht ſeine Theile daher nähme: daher auch die Erfindung neuer, ganz neuer Figmente ſo ſchwer iſt, daß die größten Dichter einander wiederholen, und die entfernteſten Nationen in erdichteten Weſen auf wenige Hauptformen zuſammentreffen müſſen. Eine dieſer Hauptformen aller Nationen, die Poeſie haben, iſt der Cherub; vielleicht die älteſte Fiction der Welt. Er ſteht auf den Ruinen von Perſepolis, die mit ihrer Schrift und Bauart über die uns bekannte Geſchichte hinaus.

hinausreichen, und liegt als Sphynx vor ſo vielen Aegyptiſchen Tempeltrümmern. Von ihm reden Indianiſche, Tibetaniſche, Sineſiſche, Perſiſche, Arabiſche Mährchen, und er kommt in den alten Griechiſchen, ſo wie ſelbſt Nordiſchen Sagen, nur bei jeder Nation auf ihre Weiſe, wieder. Auch die Dichtkunſt der mittleren Zeiten hat ihn gebraucht: faſt keine Poeſie iſt ohne ein ſolches geflügeltes Weſen. Die Ebräer, dünkt mich, haben die älteſte reineſte Sage von ihm, und den ſo natürlichen Urſprung der wunderbaren Zuſammenſetzung erhalten. Er iſt ihnen ein Hüter des Paradieſes, ſonach ward er ein Symbol der Geheimniſſe, d. i. heiliger, unzugangbarer Oerter, durch einen leichten Uebergang ward er in ſeinen Theilen ſelbſt Geheimniß, Zuſammenſetzung des edelſten Lebendigen der Welt. Er kam auf die Bundeslade, als Hüter der Geheimniſſe des Geſetzes: mithin ward er Träger der Herrlichkeit des Herrn, der darüber wachte. Er kam in die Wolken und ward erſt dichteriſche, denn prophetiſche Viſion; doch ſind dieſe letzten Anwendungen der Ebräiſchen Poeſie allein eigen. Den Cherub vor Moſes Zeiten, das Wundergeſchöpf, das Geheimniſſe oder alte Schätze der Vorwelt bewahrt, kennt die ganze Welt; den Cherub nach Moſes Zeiten, den Träger der Herrlichkeit Gottes, kennt Judäa allein durch Uebergänge, die ich entwickelt habe. d)

---

d) Poeſ. der Ebr. Th. I. Geſpr. 6.

Von dieſem Cherub auf den Weg gebracht, nahm die Bilderreiche Phantaſie der Morgenländer Anlaß, ähnliche Dichtungen zu erfinden: ſie ſchwang ſich auf ſeinen Flügeln in das Land groſſer Fictionen. Man leſe bei Bochart c) ſein ſechstes Buch von erdichteten Thieren, und erinnere ſich der vielen Fabelgeſchöpfe in den Erzählungen Orients. Der Grund jeder Dichtung iſt meiſtens eine Naturwahrheit: man hat nicht ſo wohl erdichtet, als wahren Dingen angedichtet, und das Seltne, Einzige, Wunderbare zum Unbegreiflichen, zum völlig Fabelhaften erhöhet. Eine Probe ſei der Baum des Lebens und der Weisheit im Paradieſe; dieſe einfache, bei Moſes ſo verſtändliche und natürliche Sage ward durch die ſpätere Tradition zum wunderbarſten Geheimniß ausgebildet. Dort war er ein vorzüglich geſunder Baum, der dem Baum des Verbots und Todes nahe ſtand; bald ward er ein Gewächs phyſiſcher Unſterblichkeit, und der Baum, an dem Gott den Gehorſam des Menſchen erkennen wollte, war ſchon in der Dichtung der Schlange ein Baum der Elohimweisheit. Denſelben Gang der Phantaſie wird man bei andern Dichtungen der Morgenländer finden. Hiobs Behemoth und Leviathan, die wirkliche Thiere ſind, werden, weil ſie entfernt, groß, ſchrecklich, wunderbar

---

c) Bocharti Hierozoic.

bar waren, in Zügen geſchildert, denen nur der kleinſte Zuſatz zu völligen Fabel- und Wundergeſchöpfen fehlet.

In den Propheten kommen einige erdichtete Thiere vor, die damals die allgemeine Sage glaubte; ſonſt aber hat ſich die Ebräiſche Poeſie von Ungeheuern der Einbildungskraft rein erhalten. Da ſie mit Jehovah alles erfüllte: ſo gingen die kühnſten Zuſammenſetzungen ihrer Bilder dahin. Der Donner ward Gottes Stimme, eine Stimme, die von den heiligen Dichtern verſtanden wird: Licht iſt ſein Kleid, das er wie einen Mantel um ſich ſchlägt, und in der Morgenröthe auf die finſtre Nacht ausbreitet: der Himmel ſein Zelt, ſein Pallaſt, ſein Tempel: die ganze Natur ein Heer von Lebendigen, die er als ſeine Diener gebrauchet. Mit Engeln ward alſo alles erfüllet; aber auf eine ſchöne, Gottes nicht unwürdige Weiſe: denn Dinge der Natur waren dieſe Boten, und der Engel ſeines Angeſichts, das oft perſonificirte Wort Gottes, iſt ſein ausgehender Befehl und Anblick. Wenn in den frühern Büchern f) die Götter der Heiden als Dämonen erſcheinen: ſo war dies dem Wahn der Völker, die ſie anbeteten, ſelbſt zu Folge: denn die meiſten Heiden glaubten das angebetete Bild von einem Geiſt belebet.

---

f) 5 Moſ. 32, 16. 17.

Die Propheten Iſraels ergriffen dieſen Glauben, und beugten die Dämonen als Schadenfrohe, ſchwache, unreine Weſen unter Gott; bis der groſſe Jeſaias dieſen Glauben auch verwarf, und ein nichtiges Idol als Idol zeigte. Satan ſelbſt war in den frühern Zeiten nur ein Engel Gottes, den Gott ſandte; ihm ſteht bei Hiob ein andrer Engel entgegen, g) der für den unſchuldig Beklagten vor Gott das Wort nimmt: das Bild iſt alſo in dieſem Buch ganz dichteriſch und gerichtlich.

Das Reich der Todten war eine ſo natürliche Zuſammenſetzung, daß ich mich nicht wundere, wenn es, wie bei vielen alten Nationen, auch bei den Ebräern vorkommt. Man kannte noch keine metaphyſiſche Trennung des Leibes und der Seele, und dachte ſich alſo den Todten, den ſo ſichtbar Ermatteten, auch im Grabe noch lebend; aber in einem ſchwächern, dunkeln, kraftloſen Zuſtande. Die Stimme des Ermordeten rief in ſeinem Blut, und die leiſe Stimme der Todten unter der Erde, das Flüſtern derer, die in Gräbern wohnen, iſt ein allgemeiner Glaube der Ebräer, Araber h) und andrer alten Völker. Da nun die Gräber Orients weite Hölen waren, in denen viele mit einander ſchlieſen, ſo war die Idee von einem unterirrdiſchen, unter die

Schatten

---

g) Hiob 33, 23.

h) S. Schultens Noten zur Hamaſa S. 558. u. f.

Schatten herabgeſunkenen Reich gleichſam dem Auge ſelbſt gegeben. Da gingen alſo ganze Familien zu ihren Vätern: Helden, Königreiche und alle Siegszeichen, mit denen jene begraben wurden, ſtiegen nieder. Die Helden, die ſchon unten waren, empfingen ſie: als kraftloſe Schatten trieben ſie, was ſie im Leben getrieben hatten, den Dunſt ihrer Herrlichkeit weiter. Da ward alſo alle dieſem Heer ein König, dem Könige eine Burg, der Burg Riegel und Thor gegeben, die niemand erbrechen konnte: denn keine Gewalt führt einen Verſtorbnen zurück ins Leben. Da rauſchten dunkle Todesſtröme, weil man bei Grüften in der Erde ſo oft auf Ströme kommt, und in Hölen ihr dunkles unterirrdiſches Weinen höret; der Sterbende hörte dieſe Ströme, weil, nach einer oft bemerkten Erfahrung, die Sinnen des Ohnmächtigen ihm wie rauſchende Wellen ſchwinden. Nun ward der Tod, der immer auf Beute lauert, ein Jäger mit Netz und Strick; zugleich aber auch, da der Körper in der Erde grauerlich verweſet, ein Ungeheuer, das an den Todten naget u. ſ. f. — So natürlich waren alle dieſe Uebergänge, die mit den gewöhnlichen Veränderungen, die Land und Clima geben, faſt allen alten Nationen der Erde gemein ſind.

Doch gnug der Proben. Wir haben jezt Stuffenweiſe eine Reihe Gattungen der Dichtkunſt betrachtet, die alle vom משל, der Rede voll Bild und Empfindung ausgingen: denn das ſiehet ein jeder, daß auch die Perſonendichtungen, die Fabelzüge, Räthſel, Sinnſprüche, endlich die eigentlichen Dichtungen nicht nur ſelbſt zum משל gehören, ſondern auch ſo verſchieden vorkommen können, als dies ſich modificiren läßt. In den älteſten Zeiten war die Spruchrede kurz, erhaben, kräftig, wie wirs aus den Segensſprüchen der Altväter, den Reden Hiobs, und den Orakelſprüchen Bileams wahrnehmen. Von dieſen ſind die Sprüche der Propheten eigentlich nicht anders, als wie das Schwächere vom Stärkern, das Spätere, oft Nachgeahmte von der alten Urkraft verſchieden: denn auch unter den Propheten und bei Einem Propheten, giebt es ſehr verſchiedene Grade der Stärke und Kürze ihrer Bilderrede. Die Sprache war zu ihrer Zeit ſchon gebrauchter: Bilder und Lehren waren gemeiner: der Geiſt der Poeſie reichte nicht an die erſten Zeiten. Es findet alſo gar keine Urſache ſtatt, mit den Propheten eine eigne Art der Poeſie zu machen: es war freilich oft poetiſche Proſe, die aber völlig den Gang der frühern paraboliſchen Poeſie hielt. Wenn dieſe in abgetrennten Sentenzen erſcheint, muß ſie Kürze und Würde mehr zuſammennehmen: eine Sammlung ſolcher Sentenzen haben wir an den Sprüchen Salomons. Ihnen zum Anhange ſtehen auch Räthſel, ähnlich dem, das wir von Sim-

ſon

ſen haben, in dem der Ton und Parallelismus des völligen משל merkbar iſt; alſo gehört dies alles zu Einer Klaſſe, und das Ebräiſche חידה die verſchlungene Rede, enthält mehr als das bloße Räthſel. Jeder ſcharfſinnige, ſchwer aufzulöſende Spruch gehörte dazu, und ein großer Theil der mergenländiſchen Bilderrede arbeitete hierauf als auf ſeine Hauptſchönheit.

Auf welchen Inhalt dieſe übrigens angewandt werde? ob die erhabne oder gar verſchlungne Bilderrede Lob oder Tadel, Liebe oder Haß, Glück oder Unglück töne? ob ſie lang oder kurz ſei? u. ſ. reicht nicht zu, um eigne Nebengattungen der Poeſie daraus zu machen. Sie ſtehen alle unter einer Hauptgattung, dem Bilderſpruche mit ſeinem einförmigen erhabnen Parallelismus.

Aber jezt beginnet eine zweite Gattung der Dichtkunſt, Geſang. Sobald Muſik erfunden war, bekam die Poeſie neuen Schwung, Gang und Wohllaut. Die Bilderrede hatte nur die natürlichſte Dimenſion, die Syſtole und Diaſtole des Herzens und des Athems, den Parallelismus; mit der Muſik bekam ſie höhere Töne, abgemeßnere Kadenzen, ja ſelbſt, wie wir aus dem Liede Lamechs ſehen, Reime. Was voraus Athem war, ward jezt klingender Laut, Tanz, Chorgeſang, ein Saitenſpiel der Empfindung. Da Muſik erfunden war, war auch das Lied, ohne Zweifel auch der Tanz da; laſſet uns ſehen, was die Dichtkunſt hiedurch gewonnen oder verlohren?

1. Alle muſikaliſche Poeſie will eine Art höherer Empfindung: wenn ſie Bilder ſinget, wollen dieſe mit Affekt belebt ſeyn; hiedurch ward alſo der ſtolze Gang der Bilderrede gebändigt, und in eine Gattung höherer Harmonie gezogen. Welcher Art nun der Affekt iſt, der im Liede herrſchet; darnach wird ſich auch ſein Gang, ſeine Harmonie fügen: ein ſtaunender Hymnus und eine feurige Ode, ein ſanftes Lied der Freude, oder eine Elegie der Betrübniß, werden nicht gleich moduliren. Das giebt nun Untereintheilungen des Geſanges, die aber den Hauptbegrif nicht ändern. Die Elegie (קינה) das ſanfte Lied der Freude oder der Liebe (שיר) der Lobgeſang (תהלה) und wie die Geſangweiſen weiter ſogar nach den Inſtrumenten abgetheilt wurden; alle ſtehen unter dem Geſange (מזמור) der ſeinen Namen eben von den Kadenzen und Einſchnitten hat, die ihm die Muſik anſchuf. Das Lied nach äußern Gegenſtänden einzutheilen, und z. E. eine beſondre Gattung Idyll zu nennen, iſt unebräiſch, ſelbſt unpoetiſch. Auch bey den Griechen war nicht jedes Idyll und alles in ihm Geſang; in dem vortreflichen Liede der Lieder iſt nicht alles Idyll, obgleich alles שיר ſanfter

Geſang

Geſang iſt. Auch die Bilderrede, (משל) ſelbſt die künſtlichſte Gattung derſelben, die verſchlungene Aufgabe (חידה) iſt nicht ſchlechthin dem Geſange entgegen, wie wir aus mehrern Pſalmen ſehen i); kurz, Inhalt und Gegenſtand machen zur Gattung nichts, ſondern die Art der Behandlung.

2. Sogleich ergiebt ſichs, daß dieſer Geſang eine Art Melodie, mithin **Fortgang, Plan, Entwurf** in das Ganze des Liedes bringe, von dem die Bilderrede, außer ſo fern es der Inhalt ſelbſt gab, weniger wußte. Nicht daß ich aus Horaz oder Pindar ein Regelnmaas vorſchlagen wollte, nach welchem man Davidiſche Pſalmen meſſen müßte; jede Empfindung hat dies Maas, mithin auch dieſen Entwurf in ihr ſelbſt, daher es den eigentlichen Affektpſalmen nie daran fehlet. Die lehrenden Geſänge haben ihn weniger, daher ſie ihre Sprüche oft ſogar an Buchſtaben des Alphabets reihen; allein auch dies zeigt, daß das Lied als ſolches eine Art von Maas und Umriß haben müſſe, ſollte dieſer auch ſelbſt aus dem A. B. C. genommen ſeyn.

3. Die Muſik will **Wohlklang**, und da die Ebräiſche Muſik wahrſcheinlich noch ohne ermattende Kunſt war, ſo konnte ſie ſich deſto mehr dem Schwunge des Herzens

---

i) Pſ. 49. 78. f.

Herzens nähern. Nichts iſt ſchwerer zu überſetzen, als ein Ebräiſcher Pſalm, zumal ein Tanz- und Chorgeſang der frühern Zeiten: die Töne in ihm fliegen im freieſten Rhythmus; die ſchweren Füſſe unſrer Sprache, ihre langen harten Sylben ſchleppen ſich im Staube. Dort macht Ein luſtiges klingendes Wort eine ganze Region; hier hat man zehn nöthig, die zwar alles deutlicher, aber auch viel ſchwerer ſagen.

4. Die meiſte Inſtrumentalpoeſie der Morgenländer war Chorgeſang, oft Geſang in mehrern Chören, zuweilen ſelbſt mit Tanz begleitet. Welche begeiſternde Fülle dies in ſo frühen Zeiten, da der Affekt noch wenig geregelt war, dem Geſange gegeben habe, wenn ihn, um Gottes oder einer allgemeinen Wohlthat willen, voll Nationalſtolz und Nationalfreude ein verſammletes Volk ſang, überlaſſe ich der Empfindung eines jeden; zu unſrer Zeit, in unſerm Gemenge von Nationen, in denen wir kaum einen Gott, wenig allgemeines Intereße und kein Vaterland haben, ſehn wir nichts dergleichen. Dort kam es nicht auf künſtliche, ſondern auf begeiſternde Muſik und Sprache an; kein kalter Wohlſtand feßelte, kein nordiſcher Himmel ſchlug Seelen und Töne zu Boden. Der Geſang Moſes und der Mirjam, Chorgeſang eines erretteten Heers vieler Tauſend, die mit Paukenſchall unter Arabiſchem Himmel ihren Jehovah preiſen; wo iſt ein emporflie-

gender Geſang wie dieſer? und er ward Vorbild der Geſänge Iſraels in ſpätern Zeiten.

Bilderrede und Geſang alſo ſind die beiden Hauptpforten der Poeſie der Ebräer; und dörfte, könnte es mehrere geben? Sie ſind Poeſie fürs Auge und Ohr, durch welche beide ſie das Herz beſänftigen oder beſtürmen. In der Bilderrede ſpricht Einer; er lehret, ſtraft, tröſtet, unterrichtet, lobpreiſet, ſieht die Vergangenheit und enthüllet die Zukunft. Im Geſange ſingen Einer oder Viele: ſie ſingen aus dem Herzen und zerſchmelzen das Herz, oder ſie flößen Lehre ein, durch den ſüßen Trank der Töne. Beide Gattungen der Poeſie waren bei den Ebräern heilig: die größeſten Bilderredner waren Propheten, die erhabenſten Lieder Geſänge des Tempels. Ob beide Gattungen, Bilderrede und Geſang, in gröſſere Formen z. E. Dramata, Epopeen u. ſ. gebracht ſeyn? wird die Zukunft zeigen.

Zum Schluß erinnere ich noch Eins, daß eben der genannte Genius, der erhabne Spruch, die Bilderrede, ſie bald zu einem geheimen myſtiſchen Sinne führte. Dieſe Art zu erklären iſt nicht nur den Ebräern; auch Arabern, Perſern eigen, und die verliebteſte Ode des Hafiz wird, wenn es darauf ankommt, manchmal den feinſten ſpirituellſten Sinn geben, in dem ſich oft alle Schätze der Erkenntniß finden laſſen, von dem, der ſie darinn finden wollte. Der Grund davon liegt im Genius, im Urſprunge, in den Wurzeln der morgenländiſchen Poeſie ſelbſt. Ein erhabnes aber dunkles Bild, eine mit Scharfſinn verzogne Gleichnißrede, ein Götterſpruch, den ein räthſelhafter Parallelismus gleichſam nur von fern hertönet; dieſe Arten des Ausdrucks wollen Erläuterung, Auflöſung. Und wenn ein Gottvoller begeiſterter Menſch ſpricht, wenn er im Namen der Götter von Schickſalen der Zukunft redet; wer wird nicht gern mehr erwarten, als Er vielleicht ſagen wollte? Und wer wird es nachher nicht auch in ſeinen Götterſprüchen gern finden, geſetzt, daß man auch kein ſtaunender, auf den höchſten Sinn geſpannter Morgenländer wäre? So iſts der Ebräiſchen Poeſie Jahrhunderte durch ergangen; und wenn unſre Zeit und Nation Ein Lob verdient, ſo iſts über ihr kaltes Beſtreben, ſich unberauſcht von Gloſſen und geheimer Bedeutung dem ſimpeln Urſinn jener Dichter nahen zu wollen, und die Götterſprüche derſelben im Geſichtskreiſe der älteſten Zeit zu hören.

Opitz von der älteſten, inſonderheit Griechiſchen Poeſie.

Die Poeterei iſt Anfangs nichts anders geweſen, als eine verborgene Theologie und Unterricht von göttlichen Sachen. Denn weil die erſte und rauhe Welt gröber und ungeſchlachter war, als daß ſie hätte die Lehren von Weisheit und himmliſchen Dingen recht faſſen und verſtehen können: ſo haben weiſe Männer, was ſie zu Erbauung der Gottesfurcht, guter Sitten und Wandels erfunden, in Reime und Fabeln, welche ſonderlich der gemeine Pöbel zu hören geneigt iſt, verſtecken und verbergen müſſen. Indem ſie alſo ſo viel herrliche Sprüche erzählten, und die Worte in gewiſſe Reimen und Maas verbunden, ſo daß ſie weder zu weit ausſchritten, noch zu wenig in ſich hatten, ſondern wie eine gleiche Waage im Reden hielten, und viel Sachen verbrachten, welche einen Schein ſonderlicher Prophezeiungen und Geheimniſſe von ſich gaben, vermeinten die Einfältigen, es müſſe etwas Göttliches in ihnen ſtecken, und ließen ſich durch die Annehmlichkeit der ſchönen Gedichte zu aller Tugend und gutem Wandel anführen. Die Alten haben geſagt: die Poeterei ſei die erſte Philoſophie, eine Erzieherin des Lebens von Jugend auf, welche die Art der Sitten, der Bewegungen des Gemüths, und alles Thuns und Laſſens lehre u. ſ.

Urſprung und Amt der Poeſie.

Ein Pſalm. *)

Der Vorſänger.

Hochgelobet ſei Gott! Er gab dem ſterblichen Menſchen
Seiner unſterblichen Kunſt ein kleines leuchtendes Abbild,
Dichtkunſt. Singt, ihr Männer der Saiten, beſinget des Ewgen
Tochter, die himmliſche Muſe, die Völker und Welten gelehrt hat.

Erſter Sänger.

„Mich beſaß Jehovah! Eh ſeine Wege begannen,
war ich und ordnete da der Schöpfung leuchtende Wege.
Eh die Tiefen noch waren und eh die Quellen noch quollen,
war ich der Weisheit Quell, die Tiefe der Dichtung Jehovahs.„
Alſo ſprach die Muſe! Wir ſingen die Muſe, wie ſie ſprach.

Zweiter Sänger.

„Mich beſaß Jehovah! Eh noch die Erde gebaut war,
Eh er die Berge geſenkt, eh er den Himmel beveſtet,
da er dem Meere ſein Ziel, den Waſſern ihre Geſilde gab;

---

*) Wem dieſe und andre Poeſien zu Ende der Abhandlung überſpannt oder fremde vorkommen, den bitte ich, ſie zu überſchlagen. Sie ſind jedenn nicht für ihn, ſondern für andre geſchrieben, die wohl wiſſen werden, wozu ſie hier beigerückt ſind? Die wenigſten ſind von mir.

gab; da war ich und ſpielte vor ihm und zeichnet' den Riß ihm.„
Alſo ſprach die Muſe! Wir ſingen die Muſe, wie ſie ſprach.

Erſter Sänger.

„Und ich ſpielte vor ihm. Die Ewigkeiten hinunter
hatt' er Gefallen an mir, an mir der holdeſten Tochter
ſeines Thrones: ich führt' im Reigen die Söhne des Lichtes,
führte die Chöre der Morgenſtern' um des Ewigen Thron her.
Ewig ſingen die Engel und ewig jubeln die Sterne,
Tanz und Geſang, den ich, die Tochter Gottes, ſie lehrte.„

Zweiter Sänger.

„Und ich ſpielte vor ihm. Die neugeſchaffene Erde
war mein Eden; da ging ich als Braut zu ſeinen Geliebten,
lallte mit ihnen und huldigte ſie: ich pflückte der Schöpfung
ſchönſte Blumen und krönte die Lieben am Tage der Hochzeit,
krönt' am Tage der Freuden ſie mit geſellender Dichtkunſt.
Ewig blühen die Blumen, und ewig geſellen die Lieder.„

Erſter Sänger.

Oefne mir, Muſe, den Blick: du gabſt dem Auge des Menſchen
Götterblicke, die flogen hinauf, wo Ströme des Lichtes
ſich ergieſſen vom ewigen Quell, wo Sonnen und Monde
Gottes Saitengeſang, in frölichen Tönen einhergehn.

Und er ſtimmte die Leyer zum Gang der Sonnen und Monden,
nahm vom ewigen Quell helleuchtende Stralen und goß ſie

auf die Saiten. Wie Pfeile des Lichts erklangen die Töne,
eilten in goldenem Flug' hinauf zum Ohre des Schöpfers.

Zweiter Sänger.

Oefne mir, Muſe, das Herz. Du gabſt dem menſchlichen Herzen
Mitempfindung. Es blüht' in der Blum' und mit der Cypreſſe
wuchs es Himmel-hinan! ſtieg mit der Lüfte Gefieder
auf und ſang; vom fröhlichen Schall frohlockten die Wälder.

Und er ſtimmte die Laute zu ſeiner fühlenden Brüder
Mitgefühlen; da ächzte der Schmerz auf wimmernder Saite,
und wie rannen die Bäche der ſüßen Thränen hinunter!
leiſ' hinunter: es ſchmolz das Herz, zerfloſſen in Tönen.

Erſter Sänger.

Hochgelobet ſei Gott! Er gab der Zunge des Weiſen
ſeinen ſchnelleſten Bliz, das Wort vom Munde Jehovahs.
Sieh es zertrümmert das Herz und ſchüttet hoch von dem Altar
Gottes, feurige Glut dem Sünder durch alle Gebeine.
Fleuch ins Dunkel, Verruchter! umhülle die Seele mit Dunkel,
dennoch findet es dich das Schwert vom Munde Jehovahs.

Zweiter Sänger.

Dank dem gütigen Gott! Er gab der Lippe des Weiſen
ſeines roſigen Thaus den erſten holdeſten Tropfen:
Balſam flößet er ein ins Herz verwundeter Unſchuld,
haucht mit Athem der Liebe ſie an, die ſinkende Ohnmacht.
Trankſt du vom bittern Becher der Welt, o trinke des Him̃els
ſüßen Trank in Tönen, die ewig, ewig erlaben.

Der

Der Vorſänger.

Auf! verſammlet euch Brüder und gieſt die Ströme der Lieder
milde zuſammen, vereint den Geſang, der über des Lebens
letztem Ufer von allen Entronnenen freudig emporſteigt.

Beide.

Dank dem Ewigen! Heil! Des Lebens düſtere Fabel
iſt gelöſet: wir löſen ſie auf am Klange der Saiten,
ſingen in fröliche Saiten den Spruch des Räthſels: der hohe
Spruch iſt: „Ehre Jehovah! und Heil uns glücklichen Weſen!„

Ehre Jehovah und Heil uns glücklichen Weſen! Er gab uns
drunten des Himmels Sprache: wir übten lallend in Tönen
uns in Gottesgeſängen der Seel'-erhebenden Weisheit
und zerfloſſen in Tönen der Balſam-träufelnden Wehmuth.

Ehre Jehovah und Heil uns glücklichen Weſen! Die Wehmuth
iſt Brüder, ihr letzter Geſang zerfloſſen in Freude,
hohe mächtige Freude: denn unſre Geſänge ſind That nun,
ewige Chöre voll Jubel harmoniſch-wirkender Eintracht.

Der Vorſänger.

Schweigt ihr Brüder, und ſinget dem Herrn durch menſchliche Tugend.

Anhang.

Einige Gründe des ſubjectiven Urſprungs der Ebräiſchen Dichtkunſt.

Die vorſtehende Abhandlung betrachtete den Urſprung und das Weſen der Ebräiſchen Poeſie objectiv: ſie war beſtimmt, die Aeſte und Zweige des Baums aus Stamm und Wurzel zu zeigen. Vielleicht wünſchte mancher auch den Boden zu ſehen, der den Baum trug, d. i. einige Umſtände bemerkt zu finden, unter denen die Sprache ſolcher Bilder und Empfindungen fähig ward, und ſich in Perſonificationen, Dichtungen, Sagen, Lieder und Weisheitſprüche ſolcher Art verbreiten konnte. Auch hiebei will ich, wie ichs bei der Abhandlung ſelbſt gethan habe, mehr erinnern, als ausführen.

1. Solche Bilder und Ideen, als uns auch nur die erſten Kapitel Moſes gewähren, ſind keinem wilden Volk möglich. So lange es als ein Erdklos auf dem Boden liegt und den drückendſten Bedürfniſſen dient, wird es nicht zu Abſtractionen und Benennungen gelangen, wie ſie uns das erſte Gemählde der Schöpfung in einer dem ſinnlichen Menſchen angemeſſenen Ordnung und Symmetrie vorführt. Von wem auch dies Stück ſei: ſo iſts in Bildern und dem Zweck ihrer Darſtel-

Darſtellung das Werk eines weiſen Meiſters. Kein Orpheus macht hier Tiger und Löwen zahm: kein Silen ſingt das gröſte Poem der Welt, die Kosmogonie, in Fabeln verwandelt; alle dies waren Geburten oder Mißgeburten eines ſpätern Witzes, einer verhüllenden Einkleidung. Hier iſt als ob Einer der Elohim ſelbſt, der Genius der Menſchheit, unſichtbar lehrte. Die leichteſten Ausmeſſungen und Claſſificationen der Gegenſtände hat er zuſammengeknüpft und ſinget den Menſchen, ſeinem unſichtbaren Vater und Schöpfer gleich; er hebet ihn durch eine Nachahmung deſſelben in Ruhe und Arbeit, zu einem Herrn der Schöpfung.

2. Und dieſe feine Ideen ſind, ſelbſt dem Verhältniß nach, in dem ſie hier erſcheinen, ſchon in den Wurzeln der Sprache da: es iſt als ob dieſe auf ſie gepflanzt, in ihnen erwachſen wäre. Alſo iſt dieſe Sprache, ſo viel Zeichen ſie von der Kindheit des Menſchengeſchlechts in Ideen und Articulationen an ſich trägt, durchaus ſchon gebildet geweſen, da dies erſte Stück, ich will nicht ſagen componirt, ſondern nur gedacht wurde. So ſpricht weder in Schällen noch im Bau der Wörter kein Karibe. Hier ſind keine langen Laute, die kleinſte Sache zu bedeuten, hier iſt kein wilder Wald von Benennungen neben einander; vielmehr hängt alles an Einem Faden, und ſo iſt die ganze Sprache an

die leichteſten Wurzeln gereihet. Was Etymologie und Grammatik betrift (ich ſage nicht Syntax und Schreibart) iſt die alte Ebräiſche Sprache ein Meiſterwerk ſinnlicher Kürze und Ordnung. Man möchte ſagen: ein Gott habe ſie für kindliche Menſchen erfunden, um mit ihnen wie ein Spiel der früheſten Logik zu ſpielen.

3. Eine ſo früh gebildete Sprache alſo, war ein wahrer Schatz in den Händen des Geſchlechts, das ſie beſaß. Sie hatte ſchon viel vorgedachte Bilder und Empfindungen in ſich, die man als Erbtheil bekam, die man nur anwenden dorfte. Wir wiſſen nichts von der alten Aegyptiſchen Sprachherrlichkeit und Weisheit; aber das wiſſen wir, daß ein Phönicier die Buchſtaben nach Griechenland brachte, daß Pelasger und Jonier urſprünglich Aſiatiſche Völker waren, wahrſcheinlich Verwandte dieſer Sprache. Sie hat ſich, wie die Moſaiſche Urkunde ſagt, aus dem höhern Aſien am Euphrat hinabgezogen, und athmet ganz das Aſiatiſche Klima. Ihre Ideen ſind voll ſtarker Contraſte, voll Licht und Dunkel, voll Ruhe und Arbeit: dies iſt der Character des morgenländiſchen Himmels, und des Genius ſeiner Nationen. In Grönland würde ſich nichts ſo frühe gebildet haben. Wo die Natur angeſtrengt iſt und der Menſch unter ihrer Laſt leidet, iſt er vielleicht

leicht zu ſchweren Künſten, zu harten Geſchicklichkeiten und Leibesübungen geſchickt, nicht aber freier Ideen, weiter Ausſichten, umfaſſender Empfindungen fähig.

4. Und dieſe alte unter einem weiten Himmel gebildete Sprache pflanzte ſich in einem Hirtenſtamm fort; eine Lebensart, die ſowohl zur Erhaltung als Geſtalt ihrer älteſten Ideen und Nachrichten viel beitrug. Der Hirtenſtand iſt einer der früheſten Stände der Menſchheit, von einer noch eingeſchränkten Kultur; er ſetzt aber Kultur ſchon voraus, und kann ohne mancherlei Künſte und Einrichtungen nicht beſtehen. Dieſe ſind alle von der ſanfteſten Art. Er entwickelt Familienbande, und hat das häusliche Vaterregiment beveſtigt: er gewöhnte Thiere an Menſchen, und gebot ſanfte Empfindungen gegen die Thiere: er gab Gefühl der freien Natur, das noch jezt bei allen Beduinen unauslöſchlich iſt, indem ſie die Städte als Kerker meiden. Wenn alſo in einem ſolchen Hirtenſtamm alte Eindrücke vom Gott der Natur, von Vätern, die ihm lieb geweſen, von Sittlichkeit und Unſchuld herrſchten, ſo wurzelten ſie tief in dieſe häusliche freie Lebensart, und fanden da ihre Stäte. Daher ſind die Sagen, die wir vom Paradieſe, den Vätern, den älteſten Schickſalen unſres Geſchlechts haben, Hirtenſagen: ſie erhielten ſo viel, als der Hirt faſſen und in ſeinem Kreiſe bewah-

ren konnte, ſoviel ſich an ſeine Denkart und Lebensweiſe anſchlang. Eben dieſe Lebensweiſe gab alſo auch den ſanften Empfindungen Raum, mit denen wir dieſe Sagen bezeichnet finden: dahin gehört die Freundſchaft Gottes, die Vertraulichkeit der Engel mit den Patriarchen. Man verwandle die Aufopferung Iſaaks in eine Allegorie von ſeiner Todeskrankheit und Wiedergeneſung, (welches ſie nicht war, wodurch ſie aber unſern Sitten näher käme) welche ſchöne Standhaftigkeit des ſtillen Helden, dem ſein Sohn drei Tage im Herzen todt iſt, und der ihn ohne Widerrede aufopfert! Man verwandle den Thurm zu Babel in die Allegorie eines unterjochenden, drückenden Reiches, das tyranniſch auf der Erde herrſcht, und Gott jezt ſelbſt in den Himmel will: welche ſchöne Fabel! — Jacob, der bei ſeiner erſten Nachtruhe außer dem väterlichen Hauſe den eröfneten Himmel ſieht, und in einer drohenden Lebensgefahr zuvor mit dem Schutzengel ſeiner Sicherheit kämpft und ihn überwindet; dieſe und andre Geſchichten, auch nur als Dichtungen betrachtet, wie ſchöne Hirtenſagen ſind ſie! — Sie bringen ihrem nacherzählenden Geſchlecht ihren Gott ſo nahe, und bringen mit ihm Zutrauen, Unſchuld und Menſchlichkeit in die Familie. Kein kriegender Irokeſe, kein jagender Hurone dichtete ſo.

5. Noch mehr wirkte dieſe Lebensart in einem abgeſchloſſenen Stamm, der ſich mit fremden zu vermiſchen, viel zu vornehm achtete. Und was machte ihn ſo vornehm? Eben was wir bisher betrachteten, ſeine Sprache und Abkunft, ſeine Sagen und Vorzüge aus der alten Zeit, die Sprüche und Segnungen ſeiner Väter. Warum verachteten die Semiten den Cham und Kanaan? Weil ihr Stammvater ihn herabſetzte, weil die Schande eines Bubenſtücks in der Familie auf ihnen lag. Warum wurde Ammon und Moab von Moſe ſo weit zurückgeſetzt, ob er ſie gleich als Anverwandte zu beleidigen verbot? Weil ſie Hölenkinder, das Geſchlecht einer Blutſchande waren, die nach der damaligen Lebensweiſe in Familien ſich nie verlöſchen ließ. Woher kams, daß Iſrael in Aegypten noch ein Volk blieb, daß ein Aegyptiſcher Fürſt, der angeſehene Joſeph ſeine Söhne mit einer vornehmen Aegypterin erzeugt, zu den armen Hirten und nicht zu den Aegyptern zählte? Wenn hier nicht Geſchlechtsſtolz ſichtbar iſt, iſt ers nirgend. Dieſe armen Hirten hatten große Väter, Verheißungen Gottes über ein weites Land, Genealogien bis zu Adam hinauf, über die ſie auch im größten Druck ihre שטרים (Schreiber) nie verlohren. Warum erwählte Moſes lieber mit ſeinem Volk Schmach zu leiden, als Aegyptenlands Ehre zu genieſſen, ſobald er ſeine Abkunft erfuhr? Er ſah die alten

Vorzüge und Anſprüche ſeines Geſchlechts, und wollte lieber Retter deſſelben, obwohl mit der gröſſeſten Gefahr, als in Ruhe und Anſehen ſein Unterdrücker werden. Dieſe Genealogien alſo, dieſer Ahnenſtolz eines unvermiſchten Hirtengeſchlechts, hat uns nebſt jener uralten Sprache auch jene alten Sagen, frei von fremder Mythologie (welche ihnen Abgötterei und Aberglaube war) frei von zugemiſchter Gelehrſamkeit, die ſie verachteten, erhalten und ihrer Poeſie den Gang eingedrückt, der aus den Segensſprüchen weißagender Väter ausging. Im Europäiſchen Gemiſch der Völker waren keine ſo alte Denkmale, keine ſo reine Familienpoeſie möglich. In Idumäa, wo Familienfürſten in einer härtern Lebensart herrſchten, hat auch bei urſprünglich derſelben Sprache die Poeſie, wie das Buch Hiob zeigt, einen ſtärkern, veſtern Character.

6. Zu Fortleitung der Genealogien gehörte Schrift, und ich habe wahrſcheinlich gemacht, daß die Buchſtabenſchrift eben an dieſen ſehr frühe entſtanden. Man ſollte ſich Namen merken, auf die man alles baute; man ſuchte alſo, da das Bild einer Hauptmerkwürdigkeit aus dem Leben des Mannes nicht hinreichte, Bild und Schall zu paaren. So entſtanden die Charactere des älteſten Alphabets der Erde, und zugleich die Namen derſelben. Beth heißt ein Haus: es wird wie ein

Haus

Haus gemahlt, und zugleich ungefähr die Artikulation des Mundes mitgemahlet: ſo weiter. Das Alphabet muß ſehr alt ſeyn: denn es ſcheint uns mit der Sprache gebildet. Ich gebe dem Ebräiſchen damit kein Lob, das ihm nicht gebühret: es iſt eine Kindheitſprache, die ſich nicht fortgebildet hat, wie die Griechiſche und Lateiniſche; aber ihre Anlage war groß, beſtimmt und weiſe. Ihre Buchſtaben, (obwohl unvollkommene Zeichen mehr zum Wiedererinnern als zum Lernen) haben ihre Wurzeln, ihre Beugungen und Regionen geregelt; und da alle alte Völker mit ſtarken Accenten ſprachen: ſo war damit, ſobald dieſe über die Buchſtaben, der Nothdurft wegen, nur in einigen Zeichen bemerkt wurden, die älteſte Proſodie fertig. Daß die Accente der älteſten Sprachen nicht Accente unſrer Art, ſondern höhere, Notenähnliche Unterſcheidungen waren, iſt ausgemacht; mithin war durch dieſelbe bei den kurzen Regionen des Parallelismus die ſimpelſte Art eines künſtlichen Rhythmus geboren.

7. Alle dieſe Eigenheiten und frühen Vortheile bringen uns darauf, zu glauben, daß der Anfang der menſchlichen Bildung nicht durch ein Ungefähr oder durch den Wurf der Zufälle bei einer blöckenden Heerde, ſondern väterlich, göttlich entſtanden ſei; und ſo wenig ich die Art dieſer Beihülfe zu bezeichnen wage, ſo wage ichs

noch weniger, ſie zu bezweifeln oder zu läugnen. Hätten wir von andern Völkern mehrere ſo alte Schriftdenkmale, oder fänden ſie ſich noch: ſo würde dieſer Urſprung von mehrern Seiten evident werden. Wie hier Nachrichten im kindlichen Hirtenton ſind: ſo würden ſie bei andern Nationen, obgleich durch das Veh-kulum ihrer Denkart verändert, immer noch dieſelbe Sache bezeugen. Alſo gehet hier vom erſten frühen Anſtoß alles aus, und das Geſchlecht hat kein Verdienſt, als daß es, ſeiner Sprache, ſeinem Clima, ſeiner Lebensweiſe nach, dieſe Eindrücke unvermiſcht und unverfeinert fortfrug. Dies dünken mich die ſubjektiven Gründe, die die Origines dieſes Volks bilden: das Auge der Vorſehung iſt dabei unverkennbar.

◆

II.

Beruf und Amt der Propheten.

Inhalt.

Vom Beruf Moſes.

1. Die Erſcheinung Gottes. Feuer blieb das Symbol der göttlichen Erſcheinung. Was Engel Gottes, Engel des Angeſichts heiße? Erſcheinung Gottes an Moſes, an die Aelteſten Iſraels, an Elias, an Jeſaias, an Ezechiel und Daniel. Vergleichung dieſer Erſcheinungen mit den älteſten Zeiten. Stuffengang der Poeſie in Entwicklung der Bilder. Was es auf die Ebräiſche Poeſie für Einfluß hatte, daß keine Göttergeſtalten zu beſchreiben waren?

2. Wort Gottes an Moſes, an ſpätere Propheten. Propheten des Worts und der That nach Beſchaffenheit der Zeiten. Kraft des Prophetenworts. Ob ſie nach eigner Phantaſie ſprechen konnten? Geſtalt der Ebräiſchen Poeſie durch dieſe ernſte, gewiſſe Begeiſterung. Ihre Verſchiedenheit nach den Zeiten.

3. Zeichen Moſes. Wozu ſie waren? wofür ſie galten? Zeichen der ſpätern Propheten in Sachen außer ihnen und an ihnen ſelbſt. Beiſpiele aus Jeſaias.

Was der Name Prophet urſprünglich bedeutet? Wie er auf Götterſprüche in Poeſie und Muſik übergegangen. Ob die Propheten Wahnſinnige geweſen? Stelle aus Jeſaias. Die Propheten, ein Gedicht.

Anhang. Warum waren aber Propheten ſo vorzüglich dieſem Volk eigen?

Die meiſten Ebräiſchen Dichter waren heilige Perſonen, Weiſe des Volks, Propheten; laſſet uns einige Züge dieſes Berufs und Characters von fernher entwickeln.

Als der vertriebene Moſes in der Arabiſchen Wüſte ſeine Heerde weidete, kam er an den Berg Gottes Horeb. a) Und der Engel des Herrn erſchien ihm in einer feurigen Flamme aus dem Buſch; da rief ihm Gott aus der Feuerflamme, und offenbarte ſich ihm als den Gott ſeiner Väter. Er gab ihm ein Wort des Auftrags zur Errettung des Volks; und da Moſes Zweifel machte, gab er ihm Zeichen. **Geſichte, Wort und Zeichen** ſind alſo, wie bei dieſem erſten und gröſſeſten Propheten, nachher einzeln oder beiſammen auch die Creditive des Berufs ſeiner Nachfolger, mithin auch die Seele ihrer Poeſie; vor Allem alſo müſſen wir hievon reden.

1. Die Erſcheinung, die den Moſes aufmerkſam machte, war eine Feuerflamme im Buſch. Möge nun dies Symbol in ſeiner nähern Beziehung bedeutet haben, was es wolle: ſo wars hier Symbol der erſcheinenden Gottheit, die ſich zu dieſer Zeit, an dieſem Ort nicht einfacher offenbaren konnte. Was war in der

Arabi-

---

a) 2 Moſ. 3.

Arabiſchen Wüſte als etwa ein Baum, ein dürrer Buſch? zudem war das Feuer von den älteſten Zeiten her in Orient und faſt bei allen Nationen Symbol der Gottheit, das es auch ſeines Glanzes und ſeiner Eigenſchaften wegen, ſo vorzüglich ſeyn kann. Es ward alſo in der Poeſie und den Anſtalten Moſes, doch ohne Bilderdienſt und Abgötterei, Symbol Jehovahs. So oft heißt Gott bei ihm ein verzehrend Feuer, deſſen Zorn bis in die unterſte Tiefe brennet. Auf Sinai erſchien er alſo: in einer Feuerwolke zog er vor Iſrael her: heiliges Feuer fiel vom Himmel und verzehrte das Opfer: eine Wolke wie Feuer bedeckte die Wohnung. In Propheten und Pſalmen ſind dieſe Bilder gewöhnlich.

Der Gott, der ſich hier offenbarte, nennt ſich Jehovah, und heißt auch der Engel Jehovahs. b) So ziehet in der Wolke Jehovah vor Iſrael her, und doch iſts auch der Engel Gottes, der vor Iſrael hergeht, und abermals wieder Gottes Angeſicht ſelbſt; — nur Unkunde des Geiſtes Moſes in dieſem Idiotismus hat hier Zweifel machen, oder gar eigne Gattungen der „Engel des Angeſichts„ ſchaffen können. Moſes Jehovah iſt unanſchaubar; ſo bald er im Symbol irgend einer Naturſache erſcheint: ſo iſt dieſe ſein Engel, d. i. ſein

---

b) 2 Moſ. 3. 2. 4. 6. 2 Moſ. 14. 19. 24. 2 Moſ. 33. 34. u. f.

ſein ſichtbarer Bote, oder nach Moſes ſchönem Ausdruck: Gottes Name iſt in ihm. Da es in den Moſaiſchen Büchern ſo oft und ſtark ausgedrückt wird: das Antlitz Gottes könne niemand ſchauen oder nachbilden: ſo werden mit groſſem Bedacht die Namen unterſchieden. Alſo auch ſelbſt dem Ausdruck nach heißt das Angeſicht Gottes „die ſpeciellſte Vorſehung und Aufſicht,„ die vor Iſrael herzieht und ſo fern von dieſer Gegenwart ein Zeichen erſcheint, iſt dies Zeichen der Bote ſeines Anblicks, ſein Geſandter.

Dem Moſes war die göttliche Erſcheinung alſo nur ein Symbol; wir wiſſen aus ſeiner ſpätern Geſchichte, wie Gott es ihm weigert, ihm ſich ſelbſt ſehen zu laſſen, ob er wohl vertraulich mit ihm ſprach, wie ein Freund zum Freunde. Er gehet nur, vermuthlich in Wetter und Glanz, ihm vorüber, und eine Stimme muß ſeine Thaten, ſeine eines Geiſtes Eigenſchaften preiſen. c) Ich glaube, es giebt in allem, was die Menſchheit dichten kann, wenig ſo erhabne Situationen, als dieſe einfach erzählte Gottesgeſchichte.

Kam Moſes zu dem heiligen Gezelt:
ſo ſtieg die hohe Wolke nieder,
und ſtand am Zeltesthor und ſprach mit ihm.
Es ſah das ganze Volk die Wolke ſtehn

an

---

c) 2 Moſ. 33, 9-23. Kap. 34, 1-8.

an Zeltes Thor und alles Volk ſtand auf,
und jeder bückte ſich vorm Thor des Zelts.
Jehovah ſprach mit Moſe, Mund zu Mund,
ſo wie ein Mann mit ſeinem Freunde ſpricht.

Und Moſe ſprach zu Gott: „ſieh, du geboteſt mir:
„Laß ausziehn dieſes Volk!„ und zeigteſt mir nicht an,
wen du zur Hülfe mit mir ſenden würdeſt?
Du ſpracheſt nur: ich kenne dich beim Namen:
Du haſt vor meinem Antlitz Gnade funden.

Jehovah ſprach: „mein Angeſicht
„ſoll mit dir gehn und Ruhe dir gewähren.„

Er ſprach: „geht nicht dein Angeſicht
mit uns; ſo führe nicht uns weiter fort.
Woran ſoll man erkennen,
daß ich und dies dein Volk vor dir in Gnaden ſei?
Nicht darinn, daß du mit uns zeuchſt?
und ich und dies dein Volk geſchieden ſind
vor allem Volk der Erde?„

Jehovah ſprach: auch dies will ich dir thun,
weil du mir werth biſt und ich dich
beim Namen kenne (meinen treuen Knecht:)

„So laß mich ſehen deine Herrlichkeit!„

Ich will vor deinem Angeſicht
all meine Schöne zeigen, ruffen aus
Jehovahs Majeſtät vor dir:
Denn ich begnad'ge hoch, den ich begnadige,
bin ſehr voll Liebe, dem ich liebreich bin.

Nur ſehen kannſt du nicht mein Angeſicht:
denn kein Menſch ſiehet es und lebt.

Und ſprach: hier iſt ein Ort bei mir:
da auf dem Felſen ſollt du ſtehn!
Da wird vorübergehen meine Zier
und du ſollt ſtehen in des Felſen Thor
und meine Hand dich decken, wenn ich geh vorüber.
Denn will ich abziehn meine Hand
und meinen Rücken ſollt du ſehn:
denn mein Antlitz kann nicht geſehen werden. — —

Am Morgen früh ſtand Moſes auf,
ſtieg auf den Berg, wie ihm der Herr geboten,
und nahm die Tafeln Stein in ſeine Hand.

Da ſtieg Jehovah in der Wolke nieder
und ſtand vor ihm daſelbſt:
rief aus Jehovahs Majeſtät,
und ging, Jehovah ging vor ſeinem Antlitz über
und rief: „Jehovah, Jehovah, Gott!
barmherzig, gütig, ein langmüthiger,
ein ſehr barmherziger und treuer Gott!
der Treu' und Güte hält auf tauſend der Geſchlechter,
und Unrecht trägt, und Sünd und Miſſethat,
vor dem der Reine ſelbſt auch nicht iſt rein.
Die Miſſethat der Väter ſucht er auf
an Kindern und an Kindeskindern
ins dritt' und vierte Glied.„ — —
Und Moſes eilete und bückte ſich,
und ſank zur Erde nieder.

Eben

Eben ſo unanſchaubar zeigte er ſich den Aelteſten Iſraels:

Sie ſahen den Gott Iſraels,
zu ſeinen Füßen wars wie glänzender Sapphier,
wie reiner Himmel anzuſchaun.

Ob alſo gleich die Erſcheinung des unſichtbaren Gottes in der älteſten Jüdiſchen Theologie nicht lag: ob es gleich, ſobald er im Symbol erſchien, nur Engel Jehovahs heißt, das dies Symbol darſtellte: ſo bequemte ſich doch die Gottheit der Faſſung mancher ſpätern Propheten; ſie ſahen und beſchreiben Gottes Erſcheinung. In dieſer ſehen wir ſodenn Züge aus Moſes, der die Grundlage der ganzen Oekonomie blieb; nur jedesmal nach den Zeiten und der Faſſung des Propheten verändert. In der ſchönen Erſcheinung, die dem zweiten Moſes, Elia eben auch auf dem Berge Gottes Horeb, und vielleicht in derſelben Höle ward, in ihr iſt die Aehnlichkeit mit jener Geſchichte unverkennbar. d) Vierzig Tage und Nächte wandert er zum Berge Gottes und kommt in die Höle und übernachtet. Siehe, da rufft die Stimme Gottes: „was thuſt du hier, Elia?„ Er antwortet und die Stimme ſpricht: „gehe hinaus und ſtelle dich auf den Berg vor das Angeſicht Jehovah:„

---

d) 1 Kön. 19, 8-13.

Und ſieh, Jehovah ging vorüber!
Ein großer, harter Sturm,
der Berge zerriß und Felſen ſpaltete,
ging vor Jehovah her;
doch Er, Jehovah war im Sturme nicht.

Und hinterm Sturme kam ein Erdbeben;
Jehovah war im Erdbeben nicht.

Und hinterm Erdbeben Feuer;
im Feuer war Jehovah nicht.

Und hinterm Feuer kam gelindes, ſanftes Sauſen —
Da das Elias Ohr vernahm;
verhüllte er ſein Angeſicht im Kleide
und ging hinaus, trat an das Thor der Höle,
und eine Stimme ſprach:
„was thuſt du hier, Elia? u. ſ.„

Das Geſicht ſollte dem Feuereifer des Propheten, der alles im Sturm verbeſſern wollte, Gottes linden Gang zeigen, und ſeine langmüthige ſanfte Natur predigen, wie dort die Stimme es Moſi that; darum ward die Erſcheinung ſo ſchön verändert. — Dem königlichen Propheten Jeſaias erſchien Gott als thronender König in ſeinem Tempelpallaſt: die Erſten ſeines Hofes ſtehen um ihn: Cherubim, über denen er nach dem alten ſimpeln Bilde wohnte, ſind in Seraphim verwandelt, die theils von Dienern des Throns, theils von Prieſtern des Tempels ihre Züge nehmen. Das ganze Bild iſt in Jeſaias Königspracht und Würde. e)

Im Jahr, als König Uſia ſtarb,
ſah ich Jehovah thronen auf hohem erhabnen Thron,
die Säume ſeines Glanzes
füllten den Tempelpallaſt:
des Thrones Diener ſtanden um ihn her.

Sechs Flügel hatte jeglicher: f)
mit zween verbargen ſie ihr Angeſicht,
mit zween verbargen ihre Füße ſie,
mit zween flogen ſie.
Und Einer rief und ſprach dem andern zu:
„Heilig, heilig, heilig,
„Jehovah, der Götter Gott,
„voll iſt die Erde ſeiner Majeſtät.
Die Veſten der Tempelſäulen zitterten
vor der Stimme der Ruffenden,
der ganze Pallaſt war voll Rauch.

---

e) Jeſ. 6, 1-4.

f) Die Flügel der Seraphim ſind von den Cherubim genommen; nur hier vermehrt, und ſonſt iſt ihre Geſtalt, ſo gar ihr Name verändert. Seraphim, nach dem Arabiſchen שרף heißen erhabne Geſtalten, Vornehme, Fürſten: nur alſo die Menſchengeſtalt iſt an ihnen ſichtbar: Die vier verhüllenden Flügel ſind Zeichen der Ehrerbietung gegen ihren König; die zwei Flügel zum Schwunge zeigen ſie als ſchnelle Boten. Die Compoſition des Gemäldes iſt nach Jeſaias Geiſt: die Züge derſelben ſind alle aus Moſes und den Pſalmen.

Voll Opferrauches nehmlich, zu dem auch die glühende Kohle des Altars und der Lobgeſang der Prieſter gehöret: Königs- und Tempelpracht ſind hier zuſammen verbunden. — Dem Ezechiel erſcheint Gott auf einem Wagenthron in den Wolken: der ſapphierne Boden unter ſeinen Füſſen iſt aus dem Geſicht der Aelteſten bei Moſes; die Feuergeſtalt, in der er ſich zeigte, aus Moſe ſelbſt; nur daß dieſer alte Seher Gott nicht in Menſchengeſtalt ſah. Der ſpäte Daniel iſt der Erſte der Propheten, der eine Menſchengeſtalt Gottes ausführlich zu ſchildern waget; aber auch bei ihm iſt die Erſcheinung nur Nachtgeſicht, nicht Anſchauung; ſie iſt Figur unter andern ſymboliſchen Traumfiguren:

> Das alles ſah' ich, bis ſich Thron' erhoben
> der Alte der Tage thronete:
> ſein Kleid war weiß wie Schnee,
> wie reine Wolle ſeines Hauptes Haar,
> ſein Thron war Feuerflamme,
> die Räder ſeines Thrones brennend Feuer.
> Ein wälzender Feuerſtrom ging aus
> von ſeinem Angeſicht:
> Tauſendmal tauſend dienten ihm,
> zehntauſendmal zehntauſend ſtanden vor ihm,
> Er ſaß Gericht,
> die Bücher wurden aufgethan — u. ſ.

Auch dieſes Bildes Züge ſind vom Berge Sinai, wie ſie Moſes Segen, mehrere Pſalmen, auch das Geſicht

Jeſaias

Jeſaias entwickelt hatten, und wie ſchon Ezechiel die Menſchengeſtalt des Thronenden von fern anzudeuten wagte. So enthüllete ſich die Erſcheinung Gottes mit den Zeiten immer mehr in Bildern; das höchſte Alterthum nannte dieſe Züge nicht. Bei Hiob iſt Gott der hohe Unbegreifliche, der im Sturmwetter ſpricht und auf den rollenden Himmelskreiſen wandelt. Bei Moſes iſt er nur im Rücken anzuſchaun: er zeigt ſich in ſeinen Eigenſchaften und in glänzenden Symbolen. Zur Zeit der Altväter iſt er mit ihnen Hirt: dem ſchlafenden Jacob ſteht er wie der Hausvater im höhern Gemach des Hauſes, von dem ſogar auf einer Leiter ſeine Diener niederſteigen. Dem Abraham iſt er ein beſuchender Freund, der auch, da er in einer Geſtalt erſchien, nur Engel heißt. Je höher hinauf, deſto mehr verſchwinden die Symbole, und mich dünkt, die ſchweigende Ehrfurcht gegen den Unendlichen, Unnennbaren wächſet. —— Auch bei den Propheten war Erſcheinung Gottes in einem Geſicht kein nothwendiges Stück ihres Prophetenrufs: den nächſten nach Moſes, Samuel, rief Gott nur durch eine Stimme von ſeinem Geſtaltloſen Sitz über den Cherubim und die meiſten andern hatten Wort Gottes ohne Erſcheinung. Was dies der Ebräiſchen Poeſie für Auszeichnung von den Dichtarten aller mythologiſchen Völker gebe, zeigt ſich von ſelbſt. Sie ward Poeſie der Weiſen, nicht mythologiſcher Götterſeher. Hymnen und Epopeen voll kämpfender Göttergeſtalten waren nicht ihr Werk: die Lieder und Lobgeſänge, die Gott beſingen, preiſen ihn in ſeinen Thaten, in den Vollkommenheiten ſeiner Werke; mit den Symbolen ſeiner Erſcheinung ſchmücken ſie ſich nur ſparſam, und die Ausführlichkeit dieſer Züge nimmt zu, je mehr die uralte Erhabenheit der Poeſie abnimmt.

II Mehr als die Erſcheinung war das Wort Gottes an Moſen, die Offenbarung ſeines Namens und der Auftrag zu Befreiung ſeines Volks. Von jenem wollen wir bei der Geſetzgebung reden; dies, das Wort Gottes, war gleichſam die Seele des Amts und der Poeſie der heiligen Dichter. Hier wars ein deutlicher Auftrag, den wir auch noch bei den frühern Propheten finden: That wird ihnen anbefohlen, nicht blos Rede. So ſpricht Samuel: ſo ſprechen die Seher zu Davids Zeiten: ſo Elias und Eliſa; ſie wollen Ausrichtung eines beſtimmten Befehls, daher ich ſie Propheten der That nennen möchte, zum Unterſchiede der ſpätern, die ſchon mehr allgemeine Lehre, Troſt, Strafe und Hoffnungen ſagten. Auch dieſer Unterſchied lag in den Zeiten. Der älteſte und größeſte Prophet, Moſes, konnte ſprechen und thun: ſein ganzes Leben war Wort Gottes, Handlung. Samuel, als Richter des Volks, dergleichen. In den folgenden Zeiten war die Gewalt in der Könige Händen und den Propheten blieb nur Wort: ein Wort indeß, das ſie auch als That, als die lebendigſte Erfüllung mahlen. Daher ſo viel Bilder von der Kraft des Prophetenworts, die nur durch eine ferne Analogie auf die geiſtliche Kraft des Worts Gottes überhaupt angewandt werden: es heißt ihnen ein Feuer, ein Hammer, der Felſen zerſchlägt; wiederum ein erquickender Thau und Regen, wovon das liebliche Bild bei Jeſaias redet:

> Ich denke nicht, wie ihr gedenkt,
> ich handle nicht, wie ihr wohl handelt.
> Wie hoch der Himmel über der Erde iſt,
> ſo handle ich, ſo denk' ich höher als ihr.
> Denn wie der Regen und Schnee vom Himmel niederſteigt,
> und kehrt nicht wieder zurück, bis er getränkt die Erde,
> und hat ſie ſproſſen gemacht Laub und Kraut,
> daß ſie dem Säenden Samen giebt und Brot.
> So iſt mein Wort, das je aus meinem Munde ging,
> es kehrt zu mir nie leer zurück,
> es thut was ich gewollt,
> es richtet aus, wozu ichs ausgeſandt.
> So ſollt auch ihr in Freude von mir gehn u. ſ.

Der Name „Wort Gottes„ ſelbſt heißt bei den Ebräern oft Führung, Leitung, Rath und That.

So wie nun Moſes unglücklicher Weiſe ein doppeltes Wort bekam, ſein Volk zu befreien und ein hartes Aegypten zuvor mit mancherlei Plagen zu demüthigen:

ſo iſts auch mit den Sprüchen der Propheten. In Plage und Troſt, in Rettung und Züchtigung theilt ſich der Inhalt ihrer Orakel, und bei beiden liegen die Thaten Moſes oft wörtlich zum Grunde. Sie ſchlagen die Widerſpenſtigen mit aller Plage Aegyptens und retten, tröſten, rächen ihr Volk mit allen Bildern der Führung Gottes in der Wüſte, eines ſchönern Kanaans, einer gewiſſen goldenen Zeit. Dies hat den Dichtern Iſraels bei ſo vielen den Namen der Menſchenfeinde, der Flucher auf alle Welt gegeben; und ich will nicht läugnen, daß die harten Ausſprüche mancher von manchem Stolzen der Nation mißverſtanden und mißgebraucht ſeyn mögen. Das iſt indeß nicht wahr, daß jeder Prophet und Dichter etwa nach ſeinem Sinn und Temperament, aus Privatrache und Schadenfroher Laune Fluch und Segen ausſpenden dorfte. Wie Moſe ſein Amt ungern übernahm: ſo ungern übernahmens die meiſten Weiſen, die faſt dazu gezwungen werden mußten, wie Jeremia, Ezechiel u. a. Da niemand gern Leid verkündigt, wo er Freude verkündigen wollte: ſo ſehen wir, daß das, was manche Propheten zu ſagen haben, was ſie ſchon als Erfüllung, als That betrachten, ſie ſelbſt am meiſten quält. Niemand iſt hier beklagenswürdiger als Jeremias: die weichſte Seele muß die ſchlechteſten Zeiten erleben, und noch traurigere vorausſehn.

Mein Eingeweide, mein Eingeweide, wie quält michs!
wie bebt mein Herz! wie ängſtigt ſichs!
und doch kann ich nicht ſchweigen:

Denn meine Seele hört Trompetenklang,
Kriegsgeſchrei!
Jammer, Jammer ruffen ſie aus!
verwüſtet wird das ganze Land,
ſchnell verwüſtet meine Gezelte,
meine Bedeckungen ſchnell hinweg! — —

Wie lange ſoll ich noch die Fahne ſehn!
wie lang' Trommeten hören!
Mein närriſch Volk verſtehet doch mich nicht;
Unweiſe Kinder, unverſtändige ſind ſie,
zum Böſen weiſe und zum Guten nie. — —

Ich ſchau das Land: verwüſtet iſts und leer!
ich ſchau zum Himmel; da iſt kein Licht!
Ich ſeh die Berge: ſie erzittern,
und alle Hügel taumeln ſchon.

Ich ſeh, da iſt kein Menſch nicht mehr!
Der Vogel unterm Himmel flog hinweg.
Ich ſeh und Karmel iſt Wüſtenei:
all ſeine Städte ſind zerſtört,
vorm Anblick des Jehovah,
vor ſeines ſchnaubenden Zornes Blick;
denn alſo ſpricht der Ewige —

Ein Prophet, der ſolchen Eingang macht zu ſeiner Trauerbothſchaft, verkündigt ſie wahrlich nicht mit

Schadenfreude; und der herzlichen mitfühlenden Empfindung ſind alle Propheten voll. Ihre Seele blühe auf wie eine Roſe, wenn die Stürme vorüber ſind; ihre geängſtigte, vom Nebel erwachte Empfindung verkündigt ſodann ſiebenfaches Gute!

Daß dies „thatvolle Wort„, dieſe Ausſprache Gottes durch den Mund eines Propheten der Ebräiſchen Poeſie eine eigene Geſtalt gebe, entwickelt ſich von ſelbſt. Ihnen waren ihre Ausſprüche von der größeſten Gewißheit, von der lebhafteſten Wahrheit; ſie ſahen die Sachen, die ſie verkündigten, ſchon werdend; und ſo werden ſie als Seher, ja als Schöpfer des Guten und des Unglücks betrachtet. Sie ſchlagen das Land mit dem Stabe ihres Mundes, und ihr mächtiges Wort befreiets wieder. Gott legt auf ihre Lippen die Bothſchaft und haucht ſie mit göttlichem Feuer an. Voll unwiderſtehlichen Triebes reden ſie alſo, oft wider ihren Willen und mit ſchlechtem Lohn, durch eine höhere Kraft gezwungen und getrieben. Dieſe Gattung Ausſprüche hat in der Poeſie andrer Völker wenig oder nichts Gleiches. Hier ward nichts zur Zeitkürzung gedichtet: der Poet entwarf keine Zerſtörung Jeruſalems oder Babels als Schauſpiel. Hätte ſich in Griechenland die Poeſie der Weiſen und Dichter reiner erhalten: hätten wir von ihren alten Theologen und Propheten mehr unverdäch-

verdäch-

verdächtige Reſte; ſo würden wir mehrere Aehnlichkeit ſehen, die jetzt im Munde Calchas, der Caſſandra bei Aeſchylus und derer, die etwa in Erſcheinungen oder ſterbend weiſſagten, unverkennbar bleibet. Die ſpätern Propheten, die ihre Ausſprüche nur in Figuren, in Räthſelbildern und dieſe gar etwa nur in Träumen empfingen, ſprechen daher weit ſchwächer: Gott ſelbſt ſetzt jene klare Stimme, in der er mit Moſes ſprach, den Offenbarungen durch Geſichte, Figuren, Räthſelbilder und Träume vor, und die Reihe der Propheten, die wir haben, beſtätigt gnugſam dieſe Unterſcheidung. Was alſo verglichen mit andern Völkern die Ausſprüche der Dichter Iſraels an Abwechſlung, Einkleidung, an Spielen der Willkühr verlieren, gewinnen ſie an inniggeglaubter Wahrheit, an göttlicher Würde, an heiligem Eifer, und werden hierinn immer einzige Merkwürdigkeiten der Welt bleiben.

III. Der furchtſame Moſes bekommt Zeichen: Zeichen, die für die abergläubigen, Weisheitſtolzen Aegypter eingerichtet ſind, und ihre Wunderthätigen Naturweiſen beſchämen ſollten; einen abſolutern Zweck haben dieſe Wunder nicht, ſie gehören alſo auch nicht unabtrennlich zum Amt eines Propheten. Der gröſſeſte Wunderthäter ward nach dem Geſetz Moſes geprüfet, und konnte zum Tode verdammet werden, wenn er etwas wider den Jehovah lehrte. Die frühern Nachfolger Moſes, Elias und Eliſa thaten Wunder, weil die Zeiten des ſchwachen, abgöttiſchen Iſraels dieſe Kräfte der alten Welt, gleichſam einen lauten Sieg Gottes über die Baalsdiener, wie zu Moſes Zeit über die Aegyptiſchen Weiſen zu erfodern ſchienen; bei den folgenden und alſo den eigentlichen Dichter-Propheten, waren die Zeichen, die ſie gaben, von andrer Art. Statt Wunder, die die Geſetze der Natur aufheben, gibt der Prophet manchmal ſonderbare, merkwürdige Dinge, die eben damals ſich zutrugen, zu Zeichen, d. i. zu Zeugen ſeines Worts, mit denen er aufmerkſam macht, oder durch die er die Wahrheit ſeiner Ausſprüche bewähret. So iſt die Geburt des Kindes, von dem Jeſaias redet, ein Unterpfand der Befreiung des Königreichs Judah, die er nach Jahren dieſes Kindes beſtimmet; nur der Zuſammenhang beider Begebenheiten war das Wunderbare, weil er über die Kräfte menſchlicher Ausſicht reichte. Mags mit dem Schatten am Sonnenzeiger Ahas geweſen ſeyn, wie ihm wolle; ſo war ſein Rückgang im Munde des Propheten, jetzt ein gegenwärtiges Zeichen des Rückganges der Lebensjahre Hiskias, und alſo in dieſer Verbindung, als Unterpfand einer zukünftigen Sache, ein „Zeichen.“ Andern Sinn und andre Würde hat dies Wort bei den Ebräern nicht. Portente und Zeichendeutung wurden

frem-

fremden Götzen und falſchen Propheten zugeſchrieben; ihr Umlauf war verboten, Gott ſparte ſich ſeine Zeichen, als Unterpfande und Bewährungen, oder als Erweckungen zur Aufmerkſamkeit auf ein Wort Jehovahs auf; und auch da nur des Unglaubens wegen.

Oft ward der Prophet ſelbſt Zeichen; durch ſonderbare Sachen, die er als Symbole darſtellen mußte oder durch Schickſale, die er litt. Vom erſten ſind bei Jeſaia, Jeremia, Hoſea Proben; vom zweiten ſind Ezechiel, der die Luſt ſeiner Augen, ſein Weib verlor, und am meiſten Jeſaias Zeugen. Da bei dieſem durch die lezte Hälfte ſeines Buchs das Volk Iſrael, als Knecht und Kind Gottes in Leid, und Freude perſonificirt wird: ſo ſcheint der Prophet wiederum die ganze Laſt und das Schickſal ſeines Volks als Knecht Gottes, als eine hiezu auserwählte ſymboliſche Perſon ſelbſt zu tragen. An ihm zeigt Gott, was er mit der ganzen Nation durch alle Uebel, die ſie in der Gefangenſchaft dulden mußte, auf alle Völker vorhabe; und da der Prophet ſich in dieſem oft als „Zeichen„ geſetzt fühlet, ſo werden hiedurch ſo rührende, ihm ſelbſt ſo nahe Entwicklungen der Zukunft veranlaſſet, daß ich dieſe Kapitel für das Evangelium des alten Teſtaments halte. Man hat die Verbindung einiger derſelben ſo ſchwer gefunden, daß man zuletzt nicht wußte, von wem die Rede ſey?

ſey? mit dem jetzt gegebenen Mittelbegrif, der Perſonification Iſraels in der Theilnehmenden Perſon des Propheten werden wir, wenn von Jeſaia die Rede ſeyn wird, einen ſchönen Zuſammenhang und eine leuchtende Ausſicht in die Zukunft finden. — Kurz, Viſion, unmittelbare Begeiſterung, und ſymboliſche Handlung characteriſiren dieſe heiligen Dichter, und werden uns künftig dem Geiſt ihrer Poeſie näher führen.

Aber was bedeutet das Wort Prophet? Iſts ſo viel als Vates, Dichter? oder war Prophet urſprünglich ein Leiermann, ein herumziehender Improviſatore? oder endlich waren die Propheten Unſinnige, nackte Derwiſche, um die die Weiber tanzten? Laſſet uns den Begrif des Worts (נביא) aufſuchen; nicht aus Etymologien, die allemal unſicher ſind, ſondern nach dem klaren Gebrauch des Namens in ſeinen verſchiedenen Zeiten.

Am früheſten kommt das Wort Prophet vor, da Gott zu Abimelech ſagt: g) „gib dem Mann ſein Weib wieder, er iſt ein Prophet.„ Das Wort muß alſo auch dem Abimelech bekannt geweſen ſeyn, und da das Volk, darüber er herrſchte, Aegyptiſchen Urſprungs war,

---

g) 1 Moſ. 20, 7.

war, iſt darüber kein Zweifel. Propheten hieſſen bei den Aegyptern die Oberſten ihrer Prieſter, die Vertraute der Gottheit, Theilnehmer ihrer Geheimniſſe, Ausleger der Natur, kurz die der Mund der Götter waren. Offenbar iſt dies der Begrif, in dem das Wort Prophet in den älteſten Schriften der Ebräer vorkommt. Abraham ward dem Könige als ein weiſer heiliger Mann, als ein Vertrauter der Gottheit vorgeſtellt, der auch in der Fremde unverletzlich ſeyn müßte. „Du ſollt „ſein Gott ſeyn; Aaron ſoll dein Prophet ſeyn,, ſagt Gott zu Moſes, h) und zeigt damit unwiderſprechlich, daß Prophet den Mund Gottes, den Redner ſeiner Worte, den Verkündiger ſeiner Geheimniſſe bedeute. In dieſer, der erſten und eigentlichſten Bedeutung kommt es in Moſe und den Propheten oft vor, ja das ganze Prophetenrecht Moſes war darauf gebauet. i) Einen Propheten würde Gott erwecken, der wie Moſes im Namen Gottes ſpräche: Gott thue nichts, er offenbare denn ſein Geheimniß den Propheten. k)

Offenbar ſchloß dieſe Bedeutung den Begriff des Muſikers und Dichters nicht in ſich. Weder Abraham noch Aaron waren Dichter: von Samuels, Gads,

---

h) Vergl. 2 Moſ. 7, 1. mit Kap. 3, 16.

i) Vergl 4 Moſ. 12, 6. 5 Moſ. 18, 15-20. Kap. 34, 10.

k) Amos 3, 7. 1 Kön. 22, 22. 23. Jer. 5, 13. u. f.

Nathans, Ahia, Elias, Eliſa Poeſie weiß man nichts; obgleich einige von dieſen große Propheten waren: die Orakelſprüche, die ſie gaben, waren ſehr deutliche Proſe. Hingegen David, Salomo waren Dichter, aber keine Propheten. Das Beiſpiel deſſen, der einen Saitenſpieler kommen ließ,1) um wie man ſagt die Gabe der Weißagung bei ſich zu erwecken, wird ſehr gemißbraucht. Er ließ ihn kommen, ſeinen Zorn zu beſänftigen, in dem er keines Ausſpruches der Vernunft, vielweniger eines göttlichen Ausſpruchs mächtig war. Wenn zu Samuels und Davids Zeiten die Propheten Seher hieſſen, ſo werden ſie deutlich damit von Spielleuten unterſchieden: ſie ſahen verborgne Sachen, ſie ſahen die Zukunft: ſie waren das, was wir nennen „Weiſe.„

Aber zweitens: weil dieſe weiſe Männer, ſie mochten über Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft reden, der Mund der Gottheit waren: ſo redeten ſie auch oft die Sprache der Gottheit, d. i. Götterſprüche, geflügelte Bilderreden, und ſo ward dieſe auch dem Namen nach Sprache der Weiſſagung, welches die höchſte Dichtkunſt war. Wer wird im Namen Gottes, ſeiner Majeſtät unwürdig reden? welcher Begeiſterte ſpricht kalt und gemein? Glaubte nicht Pythia ſelbſt in Verſen

antworten

---

1) 2 Kön. 3, 15.

antworten zu müſſen, wenn es auch ſchlechte Verſe waren? — Der Urſprung dieſes Begrifs ergiebt ſich alſo aus dem vorigen; aber nur als Ableitung. In allen Sprachen heißen die Dichter Vates; ſie heißen aber nur ſo, weil man ſie urſprünglich wirklich für Gottbegeiſterte Seher und Sprecher der Zukunft hielt, und weil einige edle Männer unter ihnen auch wirklich Werkzeuge der Gottheit waren. —

Nichts iſt daher natürlicher, als daß „Götterſprüche reden,„ mit der Zeit „weißagen,„ hieß, wie wir z. B. noch täglich das Wort „predigen,„ brauchen, wenn von ähnlichen Tönen und Handlungen die Rede iſt. Auf Saul kam der böſe Geiſt und er weißagte, d. i. er ſprach in ſeinem zornigen Wahnſinn zwar erhabne, aber tolle Reden. Aus mehrern Proben ſehen wir, daß Poeſie und Muſik auf ihn viel Gewalt hatten: dieſe Gewalt äußerte ſich jetzt in ſeiner Krankheit. Die Schüler der Propheten, jene Aelteſten Iſraels kamen in Begeiſterung und weißagten, d. i. ſie ſprachen erhabne Sprüche, wie die Propheten zu ſprechen pflegten. Mirjam, Deborah u. a. heißen Prophetinnen, weil ſie begeiſterte Dichterinnen waren, und begeiſterte, inſonderheit heilige Dichtkunſt immer als Sprache der Götter galt.

Und weil drittens in dem damaligen Weltalter Muſik und Poeſie verbunden, ja Dichter und Tonkünſtler bisweilen Eins waren: ſo iſt nichts natürlicher, als daß das Reden in Götterſprüchen auch auf dieſe Kunſt überging. Aſſaph und Heman weißagten auf Saiten, d. i. ſie trugen in Liedern heilige, erhabne Sprüche vor: ſie löſeten, wie ſie ſelbſt ſagen, Räthſel der Weisheit auf beim Klange der Saiten. Die Poeſie wirkt nie ſo mächtig, als wenn ſie von der Muſik unterſtützt wird; der heilige Affekt alſo, den beide Künſte vereint verbreiteten, war Enthuſiasmus. Daraus folgt aber nichts minder, als daß jeder Prophet ſein Inſtrument bei ſich hatte, oder daß ſein Name und Amt ihn als einen Leiermann bezeichnen ſollte. Der Weißager Bileam mit ſeiner erhabnen Götterrede ſprach ohne Inſtrument, und der weit ſchwächere Vortrag mancher ſpätern Propheten, der beinah zur Proſe hinabſinkt, war kaum eines Geſanges fähig. Sie unterſcheiden ſorgfältig Lied und ihre prophetiſche Sage.

Endlich Prophet und toller Menſch iſt nie einerlei: man muß den erhabnen politiſchen Geiſt eines Jeſaias u. a. ſehr verkennen, wenn man ſie zu Narren zählt. Daß manche ihrer ſymboliſchen Handlungen ſonderbar ins Auge fallen muſten, geſtehen ſie ſelbſt; es war dies der Zweck ihrer Handlung. Hinter der anſcheinenden Thorheit lag ein weiſer Sinn, und wenn man je das inſanire cum ſapientia ſagen kann, ſo wars hier. Allerdings

lerdings wurden ſie zuweilen dem Gelächter des rohen Pöbels und dem Hohn gottloſer Könige ausgeſetzt: ſo bald Jehovah ein Spott ward, muſte auch ein hartes Orakel in ſeinem Namen geſagt, Thorheit dünken; leider aber! der Erfolg bewährte es kräftig. ——

Jehovah Gott gab mir die Zunge der Gelehrten, m)
daß ich zu reden wiſſe mit dem Müden
ein Wort zu rechter Zeit.
Er weckt mich Tag für Tage früh
und rühret mein Ohr zu horchen,
wie der Weiſen Schüler horcht.

Jehovah Gott ſprach leiſe mir ins Ohr;
und ich wich nicht; ich widerſtrebte nicht;
bot meinen Leib vielmehr den Schlägern dar,
und meine Wangen denen, die mich höhnten,
verbarg mein Angeſicht für Schmach und Speichel nicht.
Mein Gott, Jehovah, ſtand mir bei;
drum ward ich Schaamroth nicht,
drum macht' ich hart mein Angeſicht
wie einen Kieſelſtein und wuſte,
ich würde nicht beſchämt.
Der mich gerecht ſpricht, iſt mir nah;
wer haderte mit mir?
Laßt uns zuſammen ſtehen vor Gericht!
wer etwas an mich hat, er trete her!
Sieh, Gott Jehovah ſteht mir bei,

---

m) Jeſ. 50, 3.

wer ſchuldigte mich an als einen Böſewicht?
Sie werden alle, wie ein Kleid veralten,
verzehren wird die Motte ſie!

Wer unter euch iſt, der Jehovah ſcheut,
und merket auf die Stimme ſeines Knechts;
gehe er in Finſterniſſen
und ſiehe kein Licht;
er hoffe auf Jehovah,
verlaſſe ſich auf ſeinen Gott.

Sieh! alle ihr, die ihr euch Feuer ſchlagt
und Fackeln euch anzündet,
gehe hin bei Eures Feuers Glanz,
beim Fackellicht, das ihr euch zündet an —
Ein Weben meiner Hand auf euch, n)
und ihr liegt ſchmerzhaft nieder. —

n) Welch ein ſchweigender, erhabner Zug! Der Prophet erhebt die Hand und ihre Fackeln verlöſchen: ſie liegen, ſchmerzhaft gefallen, im Finſtern zu Boden.

Die Propheten.

Gegrüßet ſeyd ihr mir, o ihr Vertraute
der Gottheit! habt ihr Ruhe nun gefunden
in eurem Palmenhain? gefunden Ruhe,
die Horeb, Zion, Karmel euch nicht gaben.

Viel ſchenktet ihr ſchon euren frühen Zeiten!
Geſetze, Gottesdienſt, und Troſt und Pflichten,
der Staaten Wohlſtand und der Sitten Weisheit —
wie Bäche floſſen ſie von eurem Munde.

Denn groſſe Herzen wart ihr, die ſich über
das träge Jetzt, des Volkes ſüße Knechtſchaft,
ſich über Zeitvertreib und Blendwerk huben
und rück- und vorwärts ſahn das Licht der Zeiten.

Das Licht der Zeiten weit zurück und vorwärts
ging auf als Gottesflamm' in ihren Seelen:
die Flamme brannte lang im ſtillen Dunkel
und ging hervor, ein Licht vielleicht der Nachwelt.

Denn nahtet ihr in euren heilgen Hölen
vertraulich euer Ohr dem ſanften Liſpel
der Stimme, die euch Mitternacht und Morgens
und eures Herzens ſchönſte Saiten weckte.

Wie Regenſchauer Gottes floſſen leiſe
die Töne, weckten, wie Gewitter Gottes,
die Schlummerwelt, als wärens ſpäte Zeiten,
als wärens frühe Zeiten, die da ſprachen.

Gegrüßet ſeyd ihr mir, ihr reinen Seelen,
die Saitenſpiel' in Gottes mächtgen Händen,

Ausleger ſeines Sinns, der Zeitenkunde
Enträthsler und Geiſt der Geſetze wurden:

Du, der auf Sinai ſich über Zeiten
und Völker hob, a) der im verdickten Rauche
das Licht ſah, das ringsum der Welt jetzt leuchtet,
und alle Weisheit ausgeſchmückt mit Farben;

Du, deſſen Flammengeiſt dem Himmel Blitze,
dem Todtenreich den Sohn der Wittwe raubte: b)
Du, der Jehovah ſah im Königsglanze
und Geiſtespracht mit Königsglanz geſchildert; c)

Ihr Weinenden, die tief in Jammertönen,
in Thränen nur ihr zartes Herz ergoſſen; d)
und Ihr, die ſpät am Abend der Propheten
in Dämmerung, in Schatten ſahn die Zukunft: e)

Ihr alle, die ihr jetzt in höherm Lichte,
(entkommen eurem Drang' von inn- und außen)
in Palmenhainen wandelnd, athmet Ruhe,
die Horeb, Zion, Karmel euch nicht gaben;

Was ſeh ich? miſchen ſich mit euch auch freundlich
die Weiſen andrer Völker? die Vertrauten
der Gottheit aller Erde, der Druiden
erwählte Zahl, Pythagoras und Orpheus,

Und Plato, und wer ſonſt des Volkes Vater
ein Weiſer der Geſetze ward, wer traulich
und rein ſein Ohr zu Gottes Stimme neigte,
und rein ſein Herz zur Gottesflamme weihte.

---

a) Moſes. b) Elias. c) Jeſaias.
d) Jeremias u. a. e) Daniel u. a.

Anhang.

Anhang.

Warum waren aber Propheten ſo vorzüglich dieſem Volk eigen?

Mich dünkt, auch dieſes erhellet aus der Geſchichte deſſelben. Da es ſein Ahnenſtolz war, Origines zu haben, die mit Gunſtbezeigungen des Schöpfers der Welt bezeichnet, bis zum Anfange der Welt ſtiegen, ſo mußte dies Heiligthum der Familie ſich auch in der Denkart ihrer erleſenſten Väter zeigen. Seth, Noah, Sem gehören dahin, und bei Abraham ward dieſe Beſtimmung auszeichnend. Er verließ ſein Land, um in einer Gegend, wo noch ein Melchiſedek lebte, dem Gott ſeiner Väter zu dienen.

Nun war 1. der Hausvater damals ein Prieſter des Hauſes, alſo auch ein Bewahrer des Gottesdienſtes und Heiligthums der Familie. Bei Characteren, wie Abraham war, bezeichnete alſo die Benennung eines Propheten d. i. eines Gottvertrauten und welches noch mehr ſagen wollte, eines Fürſten Gottes gewiß nichts Ueberſpanntes. Auch im Buch Hiob kommt ein Prophet vor, und es herrſcht in demſelben durchaus eine religiöſe Denkart, das heilige Siegel der erſten Welt. Alle Weisheit ging in Orient von Gott aus; alle Frömmigkeit führte auf ihn zurück.

2. Iſrael kam nach Aegypten, und hier, wiſſen wir, war alle Religion ſchon politiſche Kunſt geworden: ihre Propheten waren eine geregelte Zunſt der Prieſter. Da Moſes in ihrer Weisheit erzogen war, und die ächtern Quellen der Vertraulichkeit Gottes mit ſeinen Vätern jezt vor ſich fand: ſo war, da ihm Gott erſchien und ihn zu ſeinem Werk brauchte, kein edler Wort, ſeinen Beruf zu bezeichnen, als: „Prophet.„ Aus Weiſſagen ward bei ihm ſo wenig, als bei Abraham gedacht; das Wort bedeutete einen Menſchen, durch den Gott ſpricht und handelt; konnte es zum würdigſten Geſchäft einen würdigern Namen geben? Hat die Gottheit ein edleres Werk unter den Menſchen, als ihre Bildung? und wer dieſe in ſo frühen Zeiten bei unabſehlichen Hinderniſſen ohne Unterſtützung menſchlicher Hülfsmittel, lehrend oder handelnd, zu befördern ſuchte, war das nicht ein Mann Gottes, ein Genius der Menſchheit? Man ſehe die zurückgebliebenen oder verwilderten Völker an: man bemerke, zu welchen Abſcheulichkeiten die Menſchheit herabſinkt, wenn ſie nicht mit Gewalt emporgetrieben, und aus ihrer düſtern Trägheit erweckt wird; ſo wird man das Verdienſt jener frühen Schutzengel unſers Geſchlechts erkennen, die mit ihrem Geiſt Jahrhunderten vorleuchteten, mit ihrem Herzen Nationen umfaßten, und ſie mit ihrer Rieſenkraft wider Willen heraufhuben. — Die Gottheit

ſäet

ſäet ſolche Menſchen nur ſparſam: menſchliche Einrichtungen erſchaffen ſie nicht; aber menſchliche Bedürfniſſe fodern ſie, und der Himmel läßt ſie, wie Sterne in der Nacht, hoch über andern glänzen. Sie opfern ihr Leben auf, um nur **das** Wort, die That auszuführen, die ſie als Beruf Gottes in ſich tragen — animae magnae prodigi. Daß Moſes unter dieſe Genien der Menſchheit gehöre, iſt ohne alle Frage.

3. Alſo auch die, die ihm zu ſeinem Werk halfen, wurden „mit einem Theil des Geiſts erfüllet, der auf „ihm ruhte: Gott nahm vom Geiſt Moſes und legte „ihn auf ſie,„ wie die Urkunde naiv ſaget. Und der große Mann beneidete ſie darum nicht; ſondern wünſchte, daß alles Volk voll deſſelben Geiſtes wäre. — So wurden jene verſtändige Männer mit dem Geiſt Gottes erfüllet, die über Iſrael richten ſollten: ſo jene Werkmeiſter des Heiligthums, weil ſie durch ihre Kunſt zu ſeinem Werk beitrugen: ſo hoffte er, da ſeine Geſetzgebung unausgeführt blieb, einen Propheten wie ihn, der ſeine Abſicht vollenden ſollte. Alles, was zum Wohlſtande, zur Aufklärung, Freiheit und Sicherheit des Volks Jehovah beitrug, ward vom Geiſt Jehovah erweckt und gerüſtet, wie die Beiſpiele der Richter zeigen. Ein ſchöner National-Idiotismus.

4. Wie nun auch das Edelſte der Welt gemißbraucht wird: ſo wards auch der Prophetenname. Oratores

tores legis, aduocati patriae ſollten ſie ſeyn, und ſie wurden mit der Zeit Prieſter Baals, falſche Propheten, ſo daß jener Micha, jener Elias ſich zu ihrer Zeit als Zeugen des Gottes der Wahrheit allein fanden und Amos gar kein Prophet genannt zu werden begehrte. Es war mit dieſem Amt, wie mit allen Aemtern, ſobald ſie Handwerk werden.

5. Alſo ſtoße man ſich nicht, weder an prophetiſche Viſionen noch an Wunder und Zeichen; beide waren zum Beruf eines Weiſen nicht unumgänglich nöthig. Die Abhandlung hat gezeigt, daß die Ausmalung der Züge von der Erſcheinung Gottes um ſo mehr zunahm, je ſchwächer die Zeiten wurden, je mehr der menſchliche Geiſt es nöthig hatte, durch große Gemälde gerührt zu werden. Das Wort Gottes nahm zu, je mehr ſeine Kraft und That abnahm. Wunder und Zeichen endlich müſſen wir nach dem Sprachgebrauch Morgenlands erklären. Alles Auſſerordentliche und Treffende hieß Zeichen: auch ein Buch, eine Schrift, ein Gedicht, ein künſtlicher Ausdruck; wie vielmehr denn eine auſſerordentliche Begebenheit, ein auffoderndes Phänomenon der Zeit! Auf dieſe merkten die Weiſen, und da ſie ans Volk ſprachen, ſtellten ſie dieſelbe ins größeſte Licht. Sie waren der Mund der Providenz, und ſo ſahen ſie auch auf das, was ihnen die Providenz zeigte.

6. Uebrigens iſts unnütze Kunſt, ſich in den innern Zuſtand der Propheten hineintaumeln oder hineingrübeln zu wollen, nachdem ſich die Zeiten ſo ſehr geändert. Bei ihnen ſelbſt war die Weiſe der Gottbegeiſterung nach Zeiten und Gemüthern verſchieden; was wollen, was können wir nun durch Diſtinctionen ausmachen, wie es mit der Seele Moſes, Elias, Jeſaias beſchaffen geweſen? Wir, die eben ſo wenig wiſſen, wie es mit der Seele Pythagoras, Kalchas, Homers beſchaffen war. Wüßten wir dies, warum geſtalteten wir unſre Seelen nicht ſo, und brächten Werke hervor, die, was das Göttliche anbetrift, einen Homer, Aeſchylus und Pindar beſchämen? Welche Ehrfurcht gegen die Götter iſt in ihnen! hie und da welche beinah prophetiſche Würde! — Es erklärt nicht nur nichts, wenn wir dies auf Aberglauben, jenes auf warme Einbildungskraft u. dergl. zurückführen, ſondern es hindert auch, ihre Werke mit rechtem Geiſt zu ſehen und zu gebrauchen: denn bei alle der ſogenannten Einbildungskraft iſt in ihnen viel Weisheit. Laſſet uns jedem Propheten und Weiſen ſeine individuelle Vorſtellungs- und Schreibart gönnen, wie wir ihm ja ſeine Zeit und Zeitabſicht laſſen müſſen; wir wollen die Früchte ihres Geiſtes nur für unſre Zeit gebrauchen.

III.

Züge Gottes in der Wüſte.

Inhalt.

Die Geſchichte Moſes als Materie zur Epopee betrachtet. Einfluß derſelben in die Ebräiſche Poeſie. Idiotismen von der Errettung aus großen Waſſern, von blühenden Wüſten, von der Schechinah. Der 114. Pſalm. Das Siegslied Moſes am Meer. Erſcheinung Gottes auf Sinai. Perſonification der Feuerflammen auf demſelben, als Reihen der Engel, Kriegsheere, Heerwagen. Gott Zebaoth. Urſprung dieſes Namens. Seine ſpäterhin erweiterte Bedeutung. Die Siegszüge Gottes, der 68. Pſalm. Was die Feuer- und Wolkenſäule, was der rauchende, glänzende Sinai geweſen? Ob der Durchgang der Iſraeliten durchs Meer eine Fabel ſei? Wie er von den Ebräern angewendet werde? Geſang Habakuks in Klagetönen, mit Anmerkungen begleitet.

Mich wunderts, daß wir bei ſo manchen Ebräiſchen Heldengedichten unſerer Sprache noch keine Epopee über Moſes haben. Die Errettung eines Volks aus der Knechtſchaft und die Bildung deſſelben zum reinſten Gottesdienſt und freieſten Staat ſo alter Zeiten, wäre, dünkt mich, ein edleres Thema als Abentheuer in Schlachten und Reiſen. Der älteſte Geſetzgeber, den wir kennen, richtete Ideen ins Werk, die uns in manchem noch iezt zu neu und zu hoch ſind. Die Geſchichte ſeines Lebens iſt voll wunderbarer Abwechslung. In Aegypten gebohren und erzogen, verbannete er ſich ſelbſt patriotiſch: ſein Beruf in der Wüſte, der Wettſtreit des Gottes ſeiner Väter mit Pharao und den Weiſen Aegyptenlands, die Ausreiſe durchs Meer, Feuer- und Wolkenſäule, die Geſetzgebung, die Wunder in Arabien ſammt der Ausſicht nach Kanaan hinüber, alle dies gäbe einen Stof an die Hand, der an Reichthum und Abwechslung von Natur- Kunſt- Religions- Sitten- und Völkermaterien, mit dem Naturvollſten Wunderbaren begleitet von ſelbſt zur Epopee, d. i. zu einer alten Sitten- und Heldenerzählung würde. Doch möchte ich mit dieſer kleinen Expoſition keinen Deutſchen, ſondern einen Deutſchen Ebräer geweckt haben! Ihm iſt der Gegenſtand national: ſeine unbefangenere, frühere Bekanntſchaft mit den Dichtern ſeiner Nation müßte ihm eine ältere Naivetät geben, als man von einem Deutſchen Gelehrten fodern könnte. Wir haben die Bücher Moſes, und wenn wir da Geſchlechtregiſter und Nebenumſtände weglaſſen und die urkundlichſten, mit poetiſcher Fülle und Einfalt geſchriebenen Sachen nur zuſammenſchieben: ſo haben wir ja die älteſte und ächteſte Epopee der Thaten und Geſetze Moſes.

Da

Da wir von ſeinem Beruf ſchon geredet haben: ſo betrachten wir jezt nur Eins ſeiner Werke, die Ausführung aus Aegypten, die Reiſe durchs Meer und Arabien. Offenbar iſt dies die Periode der Heldenzeit Ebräiſcher Dichtkunſt. Wenn Pſalmen die ganze Liturgie der Thaten Gottes mit ſeinem Volk beſingen, fangen ſie nach dem allgemeinen Werk der Schöpfung mit den Nationalwohlthaten Iſraels an, unter denen die Befreiung aus Aegypten, die Reiſe durch Arabien und die Eroberung Kanaans die wichtigſte Stelle nehmen. Der 104-107. Pſalm machen hierüber Ein Ganzes; ihre Abtheilungen ſind nur der Abtheilung und des Geſangs wegen da. Im 135. 136ten, (die ich für älter als jene halte,) iſt dieſe Vorliebe zu der Geſchichte Moſes noch kennbarer; ſie ſind ohne Zweifel aus den Zeiten Aſſaphs und Davids, wie der ähnliche 78. und 68te Pſalm zeiget. In den Propheten ſind die liebſten und faſt fortgehend alle Bilder aus den Zeiten dieſer Wundergeſchichte.

Da Iſrael ein Knabe war, a)
liebt' ich ihn, und rief aus Aegypten ihn
als meinen Sohn.
Ich gängelte den Ephraim,
und nahm an ſeinen Armen ihn,
und gängelte am Leitband' ihn;
an Kindes-Banden leitete ich ſie,

---

a) Hoſ. 11.

und zog das Knechtsjoch über ihnen weg.
Dein Gott war ich ſchon von Aegypten her:
Du kannteſt außer mir ja keinen Gott
und keinen Retter außer mir.
Ich weidete dich in der Wüſtenei,
da wurden ſie auf ihrer Weide ſatt,
ſie wurden ſatt; und ihr Herz hob ſich hoch
und ſie vergaßen mein. —

Die Bilder alle ſind aus dem Liede Moſes, ſo wie auch der Lieblings-Name des Erſtgebohrnen aus ſeiner Geſchichte. Daß Iſrael Gottes Kind, Gottes Erwählter unter allen Völkern ſei, iſt Jeſaias Lieblingsname vom 42ten Kapitel bis zu des Buchs Ende. Das Zärtlichſte dieſer Stellen entgehet uns, wenn wir nicht jene Ur- und Wundergeſchichte des Volks im Sinne haben. Oft hat es mich gewundert, wie in Pſalmen und Propheten ſo viel Bilder von Meerestiefen, aus denen Gott errettet, von Strömen die er durchwaten heißt, vorkommen, da Kanaan nicht unmittelbar ans Meer gränzte; offenbar iſts, daß die Bilder alle vom rothen Meer und vom Jordan her ſind, durch die Gott ſein Volk wunderbar führte: daher wurde das Bild ein gewöhnlicher Idiotismus. „Er errettete mich: er zog „mich aus großen Waſſern„ iſt bei David das Sinnbild aller Gefahren, zu denen er ſodenn das Ungewitter und Gottes helfende Hand aus den Wolken mahlet.

Mich dünkt, die Ausleger thun nicht wohl, wenn ſie dieſe Bilder immer auf einzelne Umſtände ſeiner Lebensgeſchichte deuten; es war ein angenommenes National-Bild der Errettung, der wunderbarſten Siegsgeſchichte. Auch ſtammen alle die Redarten daher, in denen Gott Völker für Iſrael giebt, Nationen für ſie aufopfert; wenn der Prophet ſich erklärt, iſts immer Aegypten, das für Iſrael hingegeben wird, welche Aufopferung er auf andre Fälle zärtlich anwendet. Ein gleiches iſts mit den Wüſteneien, die Gott zu Ebnen, zu fruchtbaren Gefilden macht; Bilder, in die auch die Rükkehr aus der Gefangenſchaft, ja die ſchönſten goldnen Zeiten der Zukunft eingekleidet werden. Ich müßte einen groſſen, obwohl vielleicht den angenehmſten Theil von Jeſaias und andern durchgehn, wenn ich reiche Belege hievon geben wollte. Bis in jene Welt erſtrecken ſich die Bilder von der Befreiung aus Aegypten, vom Durchgange durchs Meer, vom Laubhüttenfeſt, von der Schechina, die über ihnen wohnte, von Kanaan, das ſie erlangten: und in der Offenbarung Johannes, dem feinſten Auszuge aller Propheten, ſind ſie aufs höchſte veredelt. Ich möchte alſo einem Jünglinge, der die Pſalmen und Propheten genetiſch verſtehen will, ſtatt aller andern dieſe Hauptregel geben: „lies Moſen! lies die Moſaiſche Geſchichte!„ Oft giebt Ein Wort, das darinn vorkommt, zur ſchönſten

poetiſchen

poetiſchen Entwicklung in ganzen Kapiteln Anlaß: was bei den Griechen Homer iſt, iſt bei den Ebräern Moſes.

Von den Plagen über Aegypten werden wir ſpäter reden; jezt merken wir uns nur einige Siegslieder über dieſe Befreiung und Wundergeſchichte.

Ein Lied aus der Heldengeſchichte Iſraels.

Der 114. Pſalm.

Da Iſrael aus Aegypten zog,
Jakobs Geſchlecht aus einem fremden Volk:
ward Judah ihm zum Heiligthum,
Iſrael ihm zum Reich.

Es ſah's das Meer und floh:
Der Jordan wich zurück.
Die Berge hüpften wie Böcke,
Die Hügel ſprangen wie Lämmer.

Was war dir, Meer, daß du flohſt?
Du Jordan, daß du zurücke wichſt?
Ihr Berge, daß ihr hüpfet, wie Böcke?
Ihr Hügel, daß ihr ſpranget, wie die Lämmer?

Vorm Blick des Herrn erbebete die Erde!
Vorm Blick des Gottes Iſrael!
Der den Fels verwandelt in See,
Den Stein zum Waſſerquell. —

Der Pſalm iſt Eine der ſchönſten Oden in allen Sprachen. Die abgebrochene Kürze, mit der Alles dargeſtellt, die ſtaunende Verwundrung, die dem Meer, dem Jordan, den Bergen und Hügeln mitgetheilt und in Fragen an ſie verdoppelt wird, der hohe Aufſchluß, daß das alles von Einem Blick des Gottes kam, der aus der Wolke blickte; ein Blick, der Fels und Stein in Ströme, in lebendge Quellen verwandelt — durch Alles dies wird die kleine Ode zum Inbegrif der ganzen Reiſegeſchichte.

Der Durchgang durchs Meer hat das älteſte und klingendſte Siegslied hervorgebracht, das wir in dieſer Sprache haben. Es iſt Chorgeſang: eine einzelne Stimme mahlte vielleicht die Thaten ſelbſt, die der Chor auffing und gleichſam verhallte. Sein Bau iſt einfach, voll Aſſonanzen und Reime, die ich in unſrer Sprache ohne Wortzwang nicht zu geben wüßte: denn die Ebräiſche iſt wegen ihres einförmigen Baues ſolcher klingenden Aſſonanzen voll. Leichte, lange aber wenige Worte verſchweben in der Luft und meiſtens endigt ein dunkler, einſilbiger Schall, der vielleicht den Bardit des Chors machte. Hier iſt eine ſchwache Nachahmung des unüberſetzbaren älteſten Siegsgeſanges der Erde: b)

---

b) 2 Moſ. 15.

Geſang Moſes am rothen Meer.

Da ſangen Moſes und die Kinder Iſrael
Dies Lied dem Herrn,
ſo ſangen ſie:

Ich ſinge dem Herrn: denn groß iſt Er!
Roß und Wagen ſtürzte er
nieder ins Meer!

Mein Macht; mein Lobgeſang iſt Er!
Mir zur Hülfe kam der Herr!
Er mein Gott, ich ſing' ihm Lob,
Gott meiner Väter, ich preiſ' ihn hoch.

Jehovah iſt ein Kriegesheld,
Jehovah heißet er!
Pharo's Wagen und ſein Heer
warf er ins Meer.
Seiner Führer Erleſenſte
ſanken ins ſchilfge Meer.

Die Fluthen deckten ſie,
ſie ſanken zum Grund' hinab
wie ein Stein.

Deine Rechte, Jehovah, hat ſich hochherrlich erzeiget!
Deine Rechte, Jehovah, zerbrach den Feind!
Durch deine hohe Kraft
zertrümmerſt du, die wider dich ſtehn:

Du ſchnaubeſt Rache aus,
ſie müſſen verwehn,
wie Spreu.

Vorm Hauche deines Athems thürmten die Waſſer ſich,
Wie Fluthenhaufen ſtelleten ſie ſich,
Es ſtarrten die Wellen
im tiefen Meer —

Der Feind ſprach: ſie verfolgen, ergreifen, zur Beute ſie theilen
will ich; an ihnen kühlen den Muth!
mein Schwert ausziehn,
vertilgen ſie!

Da hauchte dein Wind:
ſie deckt das Meer!
Sie gingen hinab wie Blei
in der gewaltigen Fluth.

Wer gleicht dir, Herr!
Unter den Göttern, wer?
Wer iſt wie du hochherrlich in Gottes-Pracht?
ſchrecklich im Lobe, voll Wundermacht!

Aus reckteſt du die Hand;
die Erde ſchlang ſie auf.
Und führeſt nun mit ſanfter Hand
dein auserkauftes Volk.
Du führſt es tapfer fort
zu deinem heilgen Ort.

Es hören es die Völker und zittern ſchon!
Angſt ergreift die Bewohner Philiſterlands.
Die Fürſten Edoms beben ſchon!
Die Tapfern Moabs faſſet Todesangſt:
Zerſchmolzen ſtehn die Bewohner Kanaans.

Laß fallen auf ſie Furcht!
Todes-Schrecken vor deinem mächtgen Arm!
Erſtarren laß ſie zu Stein,
bis daß durchhin gegangen dein Volk, Jehovah!
bis daß durchhin gegangen dein dir erkauftes Volk.

Führe ſie,
pflanze ſie
auf deinem Erbgebirge,
dem Orte deiner Wohnung,
die du dir ſelbſt bereitet haſt, Jehova,
zum Heiligthum, das deine Hände bauten.
Jehovah herrſcht ein König in Ewigkeit,
in Ewigkeit! —

Vielleicht endet hier der Geſang und das folgende wäre nur eine kurze Wiederholung des Inhalts:

Aus zog Roß und Wagen Pharao,
mit ſeinen Reutern zog er in das Meer;
Da ließ Jehovah über ſie kommen
Fluthen im Meer;
Iſraels Stämme gingen trocken hindurch
mitten im Meer:

ſo daß dieſe Zeilen gleichſam der Denkſpruch waren, den von der ganzen Begebenheit jeder im Gedächtniß behalten mußte. Wenn Stellen in dieſem Liede ſind, von denen es ſchiene, ſie konnten damals noch nicht geſungen werden: ſo denke man, daß Tempel, Heiligthum und das Land, wohin ſie ziehen ſollten, in Gottes und Moſes Geiſt ſchon da war, und daß dieſer dadurch auf die Anſtalten und Züge, die gemacht werden ſollten, im Triumph gleichſam vorbereitete.

Dies Lied nun, von dem ich einen ſchwachen Nachhall gegeben, gab den Ton der Ebräiſchen Siegslieder an, wie der Geſang der Deborah und der 68. Pſalm zeigen. Eben dieſelbe Einſchnitte und Abſätze, eben der aſſonirende Freudenklang beleben den Rhythmus. Die öftern Ausruffungen, das wiederkommende

Preis dem Jehovah!
Lobſinget dem Jehovah!

die Anmunterungen an die Zuhörer und den Sänger ſelbſt, die bisweilen die Rede zertheilen oder vielmehr neu beleben, ſind gleichſam die Stäbe, an denen ſich der hiſtoriſche Geſang aufrichtet. In den Pſalmen ſind die Hallelujah daraus geworden, ein belebendes Freudengeſchrei des Chors, das viele Nationen beinah in dieſen Tönen kennen, und das die Ebräer ihrem Jah oder Jehovah weiheten.

* * *

Die Erſcheinung Gottes auf Sinai iſt in der ſimpeln Moſaiſchen Beſchreibung ſchon fürchterlich erhaben;

ben; c) ſehr natürlich alſo, daß ſie ein Gegenſtand der prächtigſten Poeſie ward. Moſes denkt an ſie in ſeinem Segensſpruch d) ſehr geſezt; er ſpricht auch hier als Gottes Vertrauter, dem die fürchterlichſte Sache lieblich und lehrend war. Der Hochherrliche mit Blizzen in den Händen wird ihm ein Vater und Lehrer ſeiner verſammleten Kinder. Die Folge wird dies weiter entwickeln; hier bemerken wir nur, daß die Erſcheinung Gottes auf Sinai zu Perſonificationen Anlaß gegeben, die die ganze Ebräiſche Poeſie ſchmücken: der Glanz, die Feuerſtralen Gottes wurden Engel, Ordnungen und Reihen, in deren Mitte das Geſetz gegeben war. Schon David e) bildet ſie zu einem feurigen Heerlager Gottes, und Daniel f) macht ſodann dieſe zehntauſend mal tauſend um Gott völlig zu ſeiner Befehle Dienern; eine Reihe Rabbiniſcher Verfeinerungen, daß durch Engel das Geſetz gegeben und ausgeſprochen ſei, iſt darauf gegründet.

Da Jehovah als Kriegsgott von Sinai aufbricht, für Iſrael zu ſtreiten, begleiteten ihn alſo dieſe Heere: ſo erſcheint er im Lobgeſange der Deborah, wo ſo gar Schlachtordnungen der Sterne für Iſrael ſtreiten, g) und

---

c) 2 Moſ. 19, 20.

d) 5 Moſ. 33. 2.

e) Pſalm 68, 18.

f) Dan. 7, 10.

g) Richter 5, 4. 20.

und ich zweifle nicht, daß daher auch der hohe Name Gottes, Jehovah Zebaoth, den Ebräern eigen worden. David braucht ihn zuerſt gegen den Philiſter h) und erklärt ihn als den Namen eines Gottes der Schlachtordnungen Iſraels d. i. als einen, der für Iſrael ſtreitet. Er muß alſo aus der alten Geſchichte des Volks, aus ſeinen Triumphliedern ſeyn; und da geben Moſes, Deborah, und ſo viele Pſalmen die beſtimmteſte Auskunft. Er iſt wirklich der Name des Kriegsgottes Iſraels; nur weil er in ältern Zeiten von jenem Glanz auf Sinai, von Blitzen und Donnerwagen, ja ſelbſt vom Kriegsheer mitſtreitender Sterne ausging: ſo konnte ſeine Bedeutung ſehr erweitert werden, bis er zulezt, wie alle ſolche vielgebrauchte poetiſche Götternamen, die ganze Fülle der Pracht und Schöne Gottes (צביות) in ſich faßte. In den ſpätern Schriften der Propheten kann er alſo nicht eigentlich mehr durch Kriegsgott überſezt werden, obgleich dies ſeine urſprüngliche Bedeutung war: er iſt ihnen ein Begrif aller Hoheit und Würde: dem Gott Zebaoth dient alles im Himmel und auf Erde. Dies iſt der einheimiſche Urſprung des Namens; mit den Götzen der Sabäer hatte er urſprünglich nichts zu ſchaffen. Wenn die Propheten auch Sterne als das Heer Gottes ſchildern: ſo thun ſies, weil ſeiner Majeſtät Alles voll iſt. Moſes, Deborah, David

h) 1 Sam. 17, 45.

vid und die Pſalmen ſind die Stuffen, auf denen ſie zu ihrem hohen Begrif ſtiegen. Laſſet uns eine Probe ſehen, wie David die Züge Gottes in der Wüſte auf einen Gegenſtand anwendet, wo mans eben nicht erwarten ſollte, den Einzug der Bundeslade auf den Berg Zion. Er geht die ganze Reiſe Gottes von Berg zu Berge, von Siege zu Siege durch, und der Triumphgeſang der Deborah iſt offenbar des Liedes Vorbild. Man könnte den Pſalm הליכות יהוה die Züge Gottes nennen, welchen Ausdruck auch Habakuk daraus brauchet.

Die Siegszüge Gottes.

Der 68te Pſalm.

Es erhebe ſich Gott!
und ſeine Feinde zerfliehn!
Es fliehn, die ihn haſſen, vor ſeinem Blick!

(Der Siegsanruf Moſes, mit dem er die Wolke anredete, wenn der Zug fortging.)

Wie Rauch verweht, verwehe ſie!
Wie Wachs zerſchmilzt vor Feuers Blick;
ſo müſſen vergehn die Böſen vor Gottes Blick.

(Rauch und Feuer waren die Symbole der Gegenwart Gottes bei dem Zuge.)

Die Gerechten aber freuen ſich!
Sie hüpfen auf vor Gottes Blick,
ſie freun ſich hoch!

(weil er nemlich mit ihnen ziehet. Hier iſt der Eingang des Liedes vollendet, und es beginnt vielleicht ein zweiter Chor.)

Lobſinget Gott! ſingt ſeiner Majeſtät!
Macht Bahn ihm, der in der Wüſte zeucht.
Singt ſeinen Wundernamen Jah!
und tanzet vor ihm her.

Ein Vater der Waiſen, der Wittwen Rächer
iſt der hochheilge Gott!

Gott! den Verlaſſenen
gab er ein Land:
er führte aus die Gebundenen zum Glück,
und die Rebellen bewohnen den nackten Fels.

(Seyn dieſe Rebellen Amalekiter oder Aegypter, die ſich dem Zuge Gottes widerſetzten; die Verlaßenen, die Gebundenen ſind Iſrael, die er auf dieſem Zuge aus der Knechtſchaft führet und das reiche Kanaan für ſie im Sinn hat. Der andre Chor fängt an: der Zug ſelbſt wird geſchildert, ganz mit den Worten der Deborah:)

Gott, da du auszogſt
vor deinem Volk her,
da du einherzogſt
in Wüſtenein;

Da bebete die Erde!
Die Himmel troffen vor Gottes Blick!
Der Sinai dort vor Gottes Blick,
dem Gotte Iſraels.

Milden Regen ließeſt du nieder,
dein lechzendes Erb' erquickteſt du:
auch in der Wüſte konnt' dein Häuflein wohnen,
die du dem armen Volk bereiteteſt
durch deine Milde, Gott! —

(Auf den lezten Zug kommt der Dichter eben auch durch die Beſchreibung der Deborah. Sie mahlte den trieſenden Himmel, den zerſchmelzenden Sinai, um ſich einen Uebergang zu den trieſenden Wolken zu machen, die den Kiſon und die Kedumim aufgeſchwellt, und ihr den Sieg verſchafft hatten. Der ſanfte Hirt wendet das heroiſche Bild vom trieſenden Himmel und Sinai um, daß die Wüſte zum Garten, zur angenehmen Wohnung der Stämme werde. Dieſe ziehen alſo fort und ſogleich folgen Kriege und Siege:

Kriegswort gab der Herr!
Bothſchafterinnen des Siegs ein groſſes Heer.

„Der Heere Könige flohn! ſie flohn!
Die Bewohnerin des Hauſes theilet Beut' aus.

Was ruht ihr zwiſchen den Tränkrinnen da?
Der Taube Federn ſind gar Silberhell!
und ihre Flügel funkeln gelbes Gold!

Als

Als der Allmächtge Könige zerſtreute,
fiel Schnee auf dem Zalmon.„

Vermuthlich Worte aus einem alten Siegsliede, die gemeiniglich auch Spottlieder waren; offenbar hergenommen vom Siege der Deborah. Im nordlichen, waldigen Theil des Jüdiſchen Landes ging damals Freiheit über Iſrael auf: i) die Regenzeit beförderte den Sieg, alſo geſchieht des Schnees Erwähnung. k) Weibern wird die Siegsbotſchaft in den Mund gegeben, weil Deborah und Jael die Entſcheiderinnen waren, und dies Geſchlecht nachher es nicht wird haben fehlen laſſen, das Andenken ihrer Mutter Deborah zu erhalten. Der Spott über die Zurückbleibenden iſt offenbar aus ihrem Siegsliede, hier nur feiner. Sie rückte den trägen Stämmen auf, daß ſie lieber das Blöcken der Heerde als das Geſchrei der Schlacht hätten hören wollen;

---

i) Jeſ. 9, 1-3. iſt wahrſcheinlich eine Anſpielung auf dieſe Stelle.

k) Die Worte: „es fiel Schnee auf dem Zalmon„ gehören zur Spott-Anrede des Siegsgeſanges und bedürfen alſo keiner Aenderung. Die zurückbleibenden Stämme ſcheuen ſich vor dem ungeſtümen Winterwetter, das eben die Heldin Deberah zu ihrem Angrif und Siege bequem fand. Wenn ſelbſt der niedrige Berg Zalmon, der im ſüdlichen Judäa lag, mit Schnee bedeckt war; wie viel mehr mußten es die nordlichen höhern Berge ſeyn, wohin der Kriegszug geſchehen ſollte. Dieſen weiſen len; hier wird ihnen vorgerückt, daß ſie furchtſam und Kriegesſcheu in dieſen rauhen Tagen lieber die Silberflügel und Goldſchwingen ihrer Tauben hätten bewundern wollen, indeß ein Weib, die Bewohnerin eines Hauſes Deborah (eine Biene) Beute austheilte. „Kriegswort gab der Herr„ heißt: er gab zum Kriege Befehl, er erweckte Helden und ſofort auch Siegesbothſchaft.

— Jetzt iſt der Zug Jehovahs an den Bergen. Auf dem kleinen Zion läßt er ſich nieder, und wie viel ſchönere, fruchtbarere Gebürge waren da, die dieſe Ehre wünſchten! Den reichen Baſan war er vorbeigezogen; hier wendet ſich alſo der Geſang an einen der größten Iſraelitiſchen Berge:

Berg Gottes, Berg Baſan,
du hüglicht Gebürge, Berg Baſan,

was

---

weiſen Schluß machten die ſüdlichen Stämme, und blieben bei ihren Tauben ruhig ſitzen. Es iſt als ſänge der Geſang:

Die ihr da zwiſchen Hürden ruht,
  was ſäumt ihr Träge da?
Bewundernd eurer Tauben Glanz
  und ihrer Flügel Gold.

Als Gott der Herr die Völker ſchlug,
  die Helden Kanaans;
da, freilich war es Wintertag,
  auf Zalmon ſelbſt fiel Schnee.

was ſchaut ihr verachtend herab, ihr hüglichten Berge,
auf dieſen, den Gott ſich zur Wohnung erwählt?
Es wird ihn bewohnen Jehovah
auf immerdar.

(Die Abfindung iſt halb Lob, halb Tadel: Baſan wird genannt, weil er jenſeit des Jordans lag, und Gott daſelbſt am wenigſten wohnen konnte; denn er gehörte nicht zum verheißenen Lande. — Zion war neu erobert, und in Jeruſalem vielleicht noch Reſte der Jebuſiter: Gott wohnte alſo ſeinen überwundenen Feinden in der Nähe — ein Umſtand, der zum folgenden hohen Gemälde der Siegszüge Gottes Anlaß giebt, ſeitdem er vom Sinai aufbrach:

Kriegswagen Gottes, tauſendmal tauſend
und zehenmal zehntauſend noch:
Der Herr in ihrer Mitte
bricht auf vom Pracht-erfüllten Sinai.

Du ſchwangſt den Wagen hoch!
Du führeteſt Gefangne mit dir fort,
nahmſt Menſchen an zum Siegsgeſchenk,
nimmſt auch Rebellen jetzt zu Mitbewohnern an,
Jehovah, Gott.

Gelobt ſei Gott! von Tag' zu Tage gelobt!
Er legt uns Bürden auf und hilft uns auch,
iſt Hülfgott uns, ein Gott zu unſerm Heil,
Jehovah Gottes ſind auch die Ausgäng' zum Tode.

Fürwahr! Gott wird das Haupt aller ſeiner Feinde
ſpalten
den Haaresſchädel deß, der ihm zuwider lebt:
Und ſollt' ich, ſpricht der Herr, von Baſans Höh' ihn
holen,
ihn holen aus des Meeres Grund' hinauf:
Dein Fuß ſoll noch in ihrem Blute waten,
auch deine Hunde lecken Feindes Blut! —

Gnug! und zu unſerm Zweck beynahe zu viel. Man ſiehet deutlich, was der harte Pſalm voll ſtolzer Kriegsgeſinnung an Siegsgeſchenken Gottes unter Menſchen verſtehe, und was der Landesgott auf dem neueroberten Berge auch noch ferner thun ſoll? Das Land von Feinden reinigen, die ihm wie zum Sündopfer leben. — Wir kommen zurück zu unſerer Materie.

Und fragen:

„was war der rauchende Sinai?
„was war die Wolken- und Feuerſäule?„

die zu ſo glänzenden Bildern Anlaß gaben.

Ueber die Feuer- und Wolkenſäule dörften wir beynah nicht ungewiß ſeyn. Sie war das heilige Feuer, das nach Gewohnheit aller Züge in dieſen Gegenden dem Heer vorangetragen ward, und ſowohl zum Zeichen des Aufbruchs, als zum Wegweiſer diente. Als die Iſraeliten aus Aegypten zogen, folgte es und ſtand zwiſchen ihnen und den Aegyptern: ich erinnere mich, ſelbſt bey irgend einem heidniſchen Schriftſteller den verſtellten Umſtand geleſen zu haben, daß das entfliehende Volk Heiligthümer, mich dünkt, heilige Thiere zwiſchengeſtellt, die die Aegypter nicht hätten angreifen dörfen. Bei dieſem Auszuge kommt zuerſt die Wolken- und Feuerſäule, nur ſogleich mit wunderbaren Wirkungen vor, die ihr auch weiter folgen. l) Wenn das Heer ruhte, ſtand ſie vor der Thür des Heiligthums, vor dem Zelt des Heerführers, und bei ihr wurden Antworten gegeben. Brach das Heer auf, ſo ging ſie als Wegweiſer voran. So lange ſie in der Wüſte waren, wird an ſie gedacht; als ſie in Kanaan ankamen, ging die Lade des Bundes voran und zeigte den Weg, der Feuerſäule geſchieht nicht mehr Erwähnung. m) Kurz, es war das Symbol der Gottheit das bei Iſrael aber nicht blos Symbol war, ſondern wunderbare, zuweilen ſchreckliche Wirkungen übte. Beide Stücke laſſen ſich ſo füglich vereinen, daß ich nicht ſehe, warum man ſie trennen dörfte. In einem Symbol wollte Gott mit Iſrael ziehen, und ihr Wegweiſer ſeyn: dies hieß der Engel ſeines Angeſichts, d. i. der Bote und das Zeichen ſeiner beſondern Aufſicht; und

---

l) 2. Moſe 14. 19. 20. Kap. 33, 9:11. 4 Moſ. 9, 15:23. Kap. 10, 34:36. Kap. 12, 10. 4 Moſ. 14, 10:14. Kap. 16, 19. 35. 42:46 5 Moſ. 31, 15.

m) Joſua 3, 3.

und alle dies war die genannte Feuerſäule. Tag über erſchien ſie als Rauch; in der Nacht als Flamme. Vor ihr war die heiligſte Gerichtsſtäte, das höchſte Tribunal: wenn Moſes und Aaron nirgend ſicher waren, waren ſie hier ſicher, und das Feuer Gottes rächte ſie empfindlich. Als der Zug geendigt war, ward vermuthlich das Andenken davon ins Allerheiligſte geſezt und vielleicht noch einige Zeit erhalten; daher die Fabel der Juden von der ewigen Rauchwolke zwiſchen den Cherubim. —— Nichts iſt natürlicher und der Geſchichte gemäßer, als dieſe Erklärung: ſie hebt kein Wunder auf, ſie zeigt nur das Mittel, durch welches Gott Wunder wirkte, weil es der Engel ſeines Angeſichts, oder wie Habakuk ſagt, die Hülle ſeiner Gegenwart ſeyn ſollte.

Die glänzenden Erſcheinungen auf Sinai haben wahrſcheinlich eben ſolche Zeit- und Ortmäßige Naturmittel gehabt: denn auch kein Wunder wirkt Gott auſſer durch Naturmittel und Kräfte. Der außerordentliche Glanz, in dem zuweilen die Sandwüſten Arabiens erſcheinen, der Rauch, in den ſich die Berge hüllen, die Donner, die in dieſen gethürmten Felsgebürgen vervielfacht und ſchrecklich wiederhallen; dieſe und vielleicht andre fürchterlich prächtige Phänomene der Natur vereinigte Gott hier zu Symbolen ſeiner Erſcheinung. Wer das Wunderbare dabei läugnen wollte, müßte die Beſchreibung Moſes zur Fabel machen; an ſchauerlichen Phänomenen iſt ia aber auch dieſe fürchterlich-öde Gegend ſo reich!

Der Zug durchs rothe Meer endlich war mit den beſchriebenen Umſtänden allerdings eine wunderbare, nicht aber unmögliche Errettung. Wahrſcheinlich wollte Moſes den Iſthmus hinüber, als er Befehl bekam, ſich zu wenden; tief drunten konnte alſo Iſrael nicht ſeyn, und wahrſcheinlich gingen ſie bei Suez herüber, etwas ſüdlicher, als der Zug geht, den die Karavanen nehmen. Wenn nun der Meerbuſen nach hinterbliebnen Spuren damals höher ging, als jetzo: ſo war er breit gnug, daß bei verfehlter Straſſe, in dunkler Nacht, unter Ungewitter, Sturmwinden und paniſchem Schrekken, im ganzen Aegypterheer Unordnung entſtehen und ſie ſich ſelbſt in die tiefern Tiefen des Meers, in die hereinbrechende Fluth Rettungslos verirren konnten; er iſt aber auch noch keine zwanzig oder dreißig Meilen breit, daß der Durchzug der Iſraeliten in Einer Nacht unmöglich wäre. Alle Zweifel, die man neuerlichſt über dieſe Begebenheit, wie Fluthen über Fluthen gethürmt hat, ſind übertrieben; und die alten Denkmäler der Iſraeliten, das Feſt, das ſogleich zum Andenken dieſes Durchganges geſtiftet ward, das Siegeslied

Moſes und ſo viel Anreden, die er an das verſammlete Iſrael darauf bauet, zeigen gnugſam, daß ihre Errettung allerdings mit wunderbaren und fürchterlichen Umſtänden begleitet geweſen, die Moſes auch ſehr Naturvoll und local beſchreibet. — Möchten nur unſre Geſänge, die von dieſer Begebenheit reden, auch den Ebräiſchen ähnlich ſeyn! Dieſe erzählen ſie nicht, ob es ihnen gleich Nationalwohlthat und der Grund ihres ganzen Staats war, in ewigen Litaneien her, wie wir oft zu thun gewohnt ſind; ſondern ſie wenden die alte Begebenheit auf neue Vorfälle an, ſchmelzen ſie in den Inhalt ihres Gegenſtandes um, und ſingen ſie, wenn ich ſo ſagen darf, pragmatiſch. So Deborah, ſo einige ſchöne Pſalmen und Propheten; laſſet uns jezt eins der rührendſten Gedichte der Ebräer leſen, in dem das kühnſte Siegsgemälde der alten Welt zur wehmüthigſten Elegie wird.

Gebet Habakuks des Propheten,

in Klagetönen.

Jehovah, deine Gerüchte hörte ich
und bebe noch: a)
Dein Werk, Jehovah, zeig' es mit den Jahren, b)
mach mit den Jahren es bekannt und denke
im Zorne an Barmherzigkeit.

Als Gott von Theman kam,
als der Hochherrliche vom Berge Paran zog:

da

---

a) Die Gerüchte, die der Prophet hört, ſind Sagen von den Wunderbegebenheiten alter Zeit und was jezt geſchehn ſoll. Einſt ſtritt Gott für das Volk; jezt wird ers verlaſſen und Feinden hingeben. Beiderlei Gerüchte wird der Geſang ausführen, und der Prophet verlangt Abſicht, Ende Gottes bei dieſer traurigen Kataſtrophe zu ſehen. Nichts anders will die Bitte ſagen: „zeige dein Werk, mache mit den Jahren all„mälich bekannt, was du vorhaſt, und erinnere dich „bei deinen jezigen harten Rathſchlüſſen an deine alte „für dieſes Volk gütige Wunderthaten.„

b) Daß man ſtatt חייהו „belebe dein Werk„ הודיעהו „mache es bekannt„ leſe, ſcheint der Parallelismus zu wollen; vielleicht iſt aber auch Pſ. 90, 13:17. dem Dichter vor Augen geweſen, und denn iſt das Eilen, das Fördern des Werks dem Zuſammenhange nicht entgegen. Der Dichter wollte gern den baldigen Ausgang der Schickſale ſehen, und ward K. 2, 3. 4. zum Harren verwieſen; hier bittet er alſo wie Moſes, Gott wolle ſein Werk beleben, fördern.

da füllete die Himmel ſeine Zier
und ſeines Lobes war die Erde voll.

Wie Sonne war ſein Glanz,
Stralen ſchoſſen aus ſeiner Hand!
und das war nur die Hülle ſeiner Macht.

Vor ſeinem Angeſicht ging Peſt,
Raubvögel flogen zu Füßen ihm hervor.
Er ſtand; die Erde wankete: c)
Er ſah; und Völker fuhren empor.
Ewge Berge zerſtoben unter ſeinem Tritt,
es krümmten ſich die Höhn der alten Welt,
wo er vor Alters zog. d)

Die Hütten Kuſans ſah ich in reger Angſt: e)
es wichen hinweg die Gezelte Midians.

---

c) Mehrere Ueberſetzungen haben ſo geleſen: Der Parallelismus foderts offenbar: wenn man ſtatt דד den ähnlichen Schall ט lieſet, iſt die paſſende Lesart da. וימט in ſenſu tranſitivo nemlich, wie auch das zweite Glied des Verſes die Folge davon mahlet. Die Völker fliegen empor, ſo ſtark iſt die Erde beweget.

d) Die הליכות עלם ſind aus dem 68. Pſalm, der dieſem mißverſtandnen Wort den leichteſten Sinn giebt. Es ſind die Züge Gottes in der alten Zeit, ſeine Schritte von Berg zu Berge, (Sinai, Seir, Paran, Baſan,) die ſo viel alte Siegslieder ſangen, und auch dieſe Elegie mahlet.

e) Sie arbeiten gleichſam unter Angſt: ſie reißen ab die Decken der Gezelte, ſo daß ein ganzes Zelten-Volk in wenigen Augenblicken weg iſt.

Iſt auf die Ström' ergrimmet Jehovah?
geht auf die Wellen ſeiner Naſe Hauch?
zürnt er aufs Meer? f)

Denn du beſteigſt den Kriegeswagen, Gott!
Du zeuchſt mit Roſſen einher, du Helfersgott!
Du zieheſt deinen Bogen hervor
vervielfachend die Pfeile ſiebenfach. — g)
Und die Ströme zerreißen das Land.

Es

---

f) Die ſonderbare Wendung dieſer Frage zeigt den Schrecken des Sehenden an, und giebt der Ode einen hohen Fortgang. Mehrere Pſalmen unterbrechen die Erzählung mit ſolchen unvermutheten Fragen, wie Pſ. 114. 5. 6. u. a.; ein eigner erhabner Gang der morgenländiſchen Dichtkunſt.

g) Dieſer Vers, der ein Kreuz der Kritiker iſt, bekommt meines Erachtens allein Sinn, entweder wenn man dem Luther folget und שׁבעות von שָׂבַע herleitet; was ſoll aber alsdenn das אמר? Wenn ich auch überſetzte:

Du zogſt den Bogen hervor,
Blutgeſättigt waren des Feldherrn Pfeile;

ſo wird jedem feinen Gefühl die Verbindung hart bleiben. Daß Gott hier plötzlich אמר genannt werde, da er durchs ganze Gedicht nicht als ein müßiger Feldherr ſpricht, ſondern als Krieger handelt; daß die Pfeile hier ſchon Blutgeſättiget ſind, da ſie erſt im langſamen Fortgange der Beſchreibung V. 13. gebraucht werden — das alles macht dieſe Conſtruction hier unerwartet. Ich habe alſo ganz ſimpel שְׁבֻעוֹת als das Zahlwort und אמר als das Participium geleſen. Daß אמר häufig „vervielfachen„ heiße, iſt bekannt, und ſo ließe ſich dieſe ſchwere Stelle, dünkt mich, auf die

leichter

Es ſahen dich die Berg' und zitterten:
die Waſſer rannen überſchwemmend dahin.
Die Wogen tönten,
die Höhen fleheten.

Sonn' und Mond, ſie ſtanden in ihrem Laufe
ſtill, h)
bei'm Glanzlichte deiner Pfeile, der fliegenden,
bei'm Blitzglanz deiner Spieſſe.

---

leichteſte Weiſe, dem Fortgange des Bildes aufs ſchönſte gemäß, erklären. Die Vervielfachung der Blitze, als glänzender Pfeile, iſt aus dem 18. Pſalm bekannt gnug; welchem Bilde hier der Prophet folget.

Aber wie kommts, daß jetzt, da Gott Pfeil und Bogen hervorzieht, die Flüſſe durchs Land reißen? Man leſe weiter fort: es wird ein allgemeiner Schauer der Natur geſchildert, den wir vor dem Ungewitter bemerken. Es iſt als ob alles die Gegenwart, die Nähe des Schöpfers fühle: Der Fluß rollt ſchneller, und wie hier ſteht, die Fluthen tönen lauter, die Höhn heben erwartend die Hände. Es iſt kein Zweifel, daß alle dieſe Bilder vom rothen Meer, dem Jordan, dem Sinai, den Zeiten des Joſua und der Deborah, da die Ströme zurückwichen oder aufſchwellen, hergenommen ſeyn; alle aber ſind zu einem Bilde zuſammengeſetzt, daher man unrecht thut, wenn man jeden kleinen Zug hiſtoriſch und gar chronologiſch verfolgt. Offenbar iſts das fortgehende Gemälde eines kommenden Streithelden und ſeiner Schlacht. Das Bild von der Angſt der Waſſer, die den nahen Gott ahnen, iſt aus dem herrlichen 77. Pſalm V. 17 : 21. deſſen Bilder Habakuk in mehreren Stellen erweitert hat.

h) Das Bild von Sonne und Mond ſind abermals aus

Und zornig ſchreiteſt du auf dem Lande fort: i)
Im Grimm zertrateſt Nationen du:
Denn du zogſt aus zu helfen deinem Volk,
zu helfen deinem Geſalbeten.

Zerſchlugſt den Gipfel vom Hauſe des Böſewichts; k)
entblöß-

Joſua Geſchichte und aus dem Liede der Deborah zuſammen geſetzt. Dort ſtanden ſie verwundernd ſtille, als Gott ſtritt; hier werden ihnen מסלות zugeſchrieben. Sollte nicht daſſelbe Wort auch hier geſtanden haben, das die Deborah braucht; nur hier im Singulari (במסלות), da es der gewöhnlichen Lesart זבולה vorn und hinten fehlet? Der Grieche ſcheint ſo geleſen zu haben, der εν τῃ ταξει αυτης überſetzt, gerade wie er Richter 5, 20. überſetzte und das Bild wird damit ſchön, rund, und voll Bewegung. Sie ſtehen verwundernd ſtill auf ihrem Wege, auf ihrer gepflaſterten Bahn, die ſie ewig wandeln; ſie ſehn den Glanz der Blitze, und ſind gleichſam beſchämt und verdämmert.

i) Das Gemälde iſt fortſchreitend. Hier tritt Gott nicht erſt aufs Land: der erſte Tritt Gottes wurde ſchon im 6ten Vers gemahlt; ſondern er ſchreitet auf dem Lande fort, und jeder Tritt zertritt Völker. Der Dichter ſchreitet alſo auch in der alten Geſchichte fort, und kommt auf der Könige, inſonderheit Davids Zeiten, wie er V. 13. deutlich ſaget. Daher ſind auch die Bilder dieſer folgenden Verſe aus Davids Siegsliedern. Der 13te und 14te iſt deutlich aus Pſ. 68, 22. Pſ. 110, 6. und andern Stellen, weil David dieſen Idiotismus „das Haupt zerſchmeiſſen oder zerſpalten" oft hat.

k) Das Bild iſt von einem Hauſe oder, Pallaſt hergenommen,

entblößteſt deſſen Veſte bis zum Grundfelſen hinab:
Durchſtachſt das Haupt der Führer ihrer Kriegsreihn. l)
Sie ſtürmeten hinan, mich zu zerſtreun,
frohlockten ſchon, wie ſie den Bedrängten freſſen wollten
wie ein Hölenthier den Raub.

Da

---

men, deſſen Gipfel zerſchlagen, das bis auf den Grundſtein, der auf einen Fels gelegt iſt, entblößt und zertrümmert wird. Daß ראש häufig, inſonderheit in den Pſalmen ſo gebraucht werde, darf ich nicht erinnern; die Zertrümmerung des Hauſes heißt nach den Sitten Orients der Untergang der ganzen Familie. Auf welche Feinde Davids hier geſehen werde? muß man nicht fragen: die Bilder werden hier in allgemeinem Sinn ins Gemälde geſtellet. Die partikular-Umſtände alter Zeiten gehören nicht zum Zweck des Dichters.

l) Ueber das Wort פרז, פרזים iſt mancherlei gemuthmaßt worden; mich dünkt, ſein erſter Sinn iſt Reihen, abgetheilte Häuſer oder Glieder, wie ſein Stammwort ſagt. Im Liede der Deborah (Richt. 5, 7.) ſinds entweder Flecken ſelbſt oder Verſammlungen aus Flecken aus Diſtrikten, kurz Stände. Hier wärens geordnete Reihen der Feinde, die nach dem folgenden Vers im Sturm hinanziehn, ein wehrloſes Volk zu zerſtreuen, und ſich zum Raube zu theilen. Der Griechiſche überſetzt aber gleich collective, Anführer ſolcher Ordnungen und Glieder (κεφαλας δυναστων) wie Ehrennamen in allen Sprachen collective gebraucht werden. Ich habe das Wort in der Ueberſetzung umſchrieben, weil dadurch ſogleich das folgende Bild Licht erhält, das, verglichen mit Kap. 1, 9., wie mich dünkt, keiner weitern Erläuterung Noth hat.

Da ſtampften deine Roſſe das Meer hinan:
ſie kamen auf ſchwellender Flut. — m)

Das hört' ich, und mein Herz erbebete der Stimme, n)

und meine Lippen zitterten: o)
Schauder drang durch mein Gebein,
die Füße wankten;
der ich doch ruhen ſoll dem Drangſalstage, p)
wenn auf uns kommet das Verwüſtervolk.

Da

---

m) Hülfebringend nemlich, wie der 8te und 12te Vers deutlich ſagten. Das Gemälde ſchließt, wie es anfing; welches eine ſonderbare Schönheit iſt, weil es den ganzen Anblick vereinet. Sowohl in dieſem Theil, als in der ganzen Oekonomie der Ode iſt das Gedicht ſchön vollendet.

n) Jezt fängt ein neuer Theil der Ode an, der abermals zum Anfange V. 1. zurückkehret. Der Dichter hat alle Wunder Gottes für Jſrael aus der alten Zeit gehört, und ſieht jezt ſo ſchreckliche andre Zeiten herannahn. Dies Unbegreifliche, Widerſprechende, macht den Knoten der Ode, ſo wie ſeiner Empfindung; die vorhergehenden Kapitel ſind der rührendſte Commentar darüber. Jnſonderheit Kap. 1, 1. 2. 12:14. Kap. 2, 1:4.

o) Wir haben kein edles Wort für den Schall der Lippen eines Zitternden, wie ihn צָלְלוּ ausdruckt. Jm folgenden leſe ich ſtatt רקב, רגז mit vielen Ueberſetzungen und einigen Handſchriften.

p) Das אנוח erklärt ſich aus der Geſchichte des Propheten Kap. 2, 1:4. Er ward von Gott zur Ruhe gewieſen: er ſollte die Zeit erwarten. Das nennt er

nun:

Da wird der Feigenbaum nicht blühn,
da wird der Weinſtock keine Früchte geben:
Der Oelbaum täuſcht den Hoffenden,
die Aecker bringen nichts zum Brot.
Das Schaaf iſt weggeriſſen aus den Hürden,
kein Rind iſt in den Ställen mehr. —

Und doch will ich mich in Jehovah freun, q)
will jauchzen über meinen Rettergott.

Jeho-

---

nun: „ruhen und harren auf den Tag der Drangſal,„ wenn das Volk einbrach, das er Kap. 1. ſchildert. Es iſt alſo hier nicht von einem Aufſteigen nach Chaldäa, ſondern von einem Kommen der Chaldäer die Rede, wie der folgende Vers deutlich zeiget, und das ל vor לעם iſt offenbar nur ein ל reſpectivum, wenn es nicht aus einem ה entſtanden. Der folgende Vers ſchildert die völlige Verwüſtung des Landes durch die Chaldäer; eine Verwüſtung, die das גוד auf einmal darſtellt.

q) Hier wendet ſich die Ode zum Ausgang. So dunkel es um ihn her iſt, bleibt der Prophet dem Wort ſeines Gottes treu; (Kap. 2, 1:4.) verläßt ſich auf ihn und hüpft im Namen ſeines ganzen Volks fröhlich. Es muß, es wird mit ihm einen guten Ausgang nehmen, ob ihn gleich der Prophet noch nicht ſiehet, ob er ihn gleich als den Hauptinhalt ſeiner Weißagung zu ſehen ſo ſehr begehrte. (Vgl. Kap. 1, 2. 3. 12:17. Kap. 2, 1:4. Kap. 3, 2.) Der Umriß des Buchs iſt eben ſolch ein ſchönes Ganze, wie dieſe Ode; die ich deshalb den Kranz lyriſcher Geſänge der Ebräer nennen möchte. Daß im lezten Verſe Anſpielungen auf Pſ. 18, 34. und 5 Moſ. 33, 29. ſind, darf ich

nicht

Jehovah Gott iſt meine Kraft,
Er wird mich ſpringen machen wie ein Reh,
auf meinen Höhn tret' ich noch hoch einher!

nicht erinnern. David hatte den lezten Ort auf ſich angewandt, und der Prophet wendet ihn aufs ganze Volk an. Noch wird es einſt ſeine alten Siegshöhen wieder beſteigen, und auf denſelben wie ein Hirſch hüpfen. Judäa war ein Bergland; daher auch von den Chaldäern (V. 16.) das עלות gebraucht wird: der Ausgang des Gedichtes iſt patriotiſch, ſchön und edel. Alle Empfindungen und Schickſale des Volks in Glück und Unglück trägt der Dichter in ſeiner Bruſt. —

IV.

Einrichtungen Moſes.

Inhalt.

Vom Namen Jehovah: was er in ſich hielt? und was daraus entwickelt werden? Der 90. und 102te Pſalm. Reine Gottes-Ideen der iſraelitiſchen Poeſie, reine Ideen der Sittenlehre und Lebensweisheit. Moſes Geſetzgebung.

1. Die Nationalfreiheit und Gleichheit, die ſie gründete. Nationalverſammlungen an den Feſten. Lieder, die ſie ſingen, mit Stolz und Freude.

2. Nur auf Geſetzen thronte Jehovah. Nationallieder darüber, auch gegen Unterdrücker und böſe Richter. Iſraelitiſche Geſetze werden mit der Ordnung Gottes in der Natur verglichen. Ein Lied darüber.

3. Zweck und Würde des Stammes, der ihm diente. Vom Licht und Recht auf der Bruſt des oberſten Prieſters. Bilder vom Schmuck der Prieſter in der Ebräiſchen Poeſie. Sie ſind Symbole des blühenden Staats. Anwendung derſelben auf Könige und himmliſche Diener.

4. Urſprung und Zweck der Opfer. Moraliſcher Gebrauch derſelben in der Poeſie. Einige Pſalmen.

Allgemeine Anmerkungen über die Sprache aus der Geſetzgebung Moſes über Krankheiten und Laſter, über einzelne Stücke des Gottesdienſtes und ſymboliſche Gebräuche. Das Inſtitut des Sabbaths hat alle alte Nachrichten und Lieder erhalten. Bilder aus demſelben vom ewigen Sabbats- und Jubeljahr. Moſes Stiftshütte, ein ſymboliſches Gemälde.

Jehovah war der Name, den Moſes ſeinem Volk als den Namen des Gottes ſeiner Väter einprägte; ein reiner hoher Begriff, der Gottes Beſtandheit und Treue, ſeine alte Dauer, ſeine Unveränderlichkeit und ewige Würde mit ſich führte. a) Dieſer Grundbegriff der Moſaiſchen Geſetzgebung heißt die Heiligkeit des Herrn, b) ein Ausdruck, dem ich in unſrer Sprache kein Synonymum wüßte. Nicht nur alle Bilder und Gleichniſſe Gottes von Geſchöpfen Himmels und der Erde wurden unterſagt; mit dieſem Namen ward auch der Weg eröfnet, die höchſten Eigenſchaften und Vollkommenheiten Gottes zu entwickeln, die der Vernunft und Religion der Menſchheit zu ewigen Grundſtützen dienen werden. Es wird damit nicht geſagt, daß Moſes ſie alle entwickelt habe: ihm, dem Geſetzgeber mußte Gott vorzüglich ein Iſraelitiſcher Schutzgott ſeyn, worauf ſich ſtarke Stellen ſeiner Ermahnungen und Geſänge gründen. Was Er indeß als Geſetzgeber nicht konnte, thaten nachher die Weiſen und Dichter Iſraels. War Jehovah der Einige, der Schöpfer der Welt: ſo war er auch der Gott aller Menſchen,

---

a) Bekanntermaaſſen hält er die drey Zeiten in ſich: „ich war, ich bin, ich werde ſeyn!„ oder wie Gott ſelbſt ſagt: „ich werde ſeyn, der ich ſeyn werde!„

b) Heiligkeit des Herrn iſt ſeine höchſte Einzigkeit, da er nichts Gleiches hat.

ſchen, aller Geſchlechter, und es gehörte nur Zeit, unbefangene Denkart und ruhiger Geiſt Gottes dazu, dieſen reichen Keim zu entwickeln. Es iſt hier nicht die Frage, ob ihn auch andre Nationen entwickelt haben? Denn warum ſollte man neidig ſeyn und Perſern, Indianern, Celten, ja wem es ſei? die Schritte nicht gönnen, die ſie in Aufbewahrung und Fortleitung der älteſten Religion der Erde, jede in ihrem Maaß thaten. Gnug, in der damaligen Zeit und in jenem Winkel der Erde, zwiſchen Aegyptern, Kananitern und den Arabiſchen wilden Völkern war Moſes Schritt einzig. Er ſuchte die Religion der Patriarchen, ſeiner Väter hervor; auch was ihm aus Aegypten zur Hülle ſeiner Einrichtungen und Geſetze diente, mußte das reine Licht nicht verdämmern, das ihm die Offenbarung im Arabiſchen Feuerbuſch gab, und ſo wurden mit der Zeit die hohen Ideen gebildet, die wir in Pſalmen und Propheten finden.

Das Lied, das Moſes zugeſchrieben wird, c) mache den Anfang: es entwickelt den Namen Jehovah, d. i. die Felſentreue und ewige Beſtandheit des Schöpfers der Welt:

Geſang

---

c) Pſ. 90.

Geſang Moſe, des Mannes Gottes.

Der 90. Pſalm.

Herr! unſer Bleiben biſt nur du
von Geſchlechte zu Geſchlecht! d)
Eh' Berg' erzeuget wurden,
eh ſie die Erd', den Erdenkreis gebahr,
von Urwelt bis zu Urwelt biſt du Gott! e)

Den Menſchen läßt du kehren in den Staub,
und ſprichſt: kehr wieder, neu Geſchlecht der Menſchen!
Denn tauſend Jahre ſind in deinen Augen,
wie der vergangene geſtrige Tag,
wie ein Theil der Nacht.

Du läſſeſt ſie erſtarren:
Da ſchlafen ſie.
Am Morgen waren ſie wie grünes Gras,
Frühmorgens grünt' und blühte es;
am Abend wars verſenget und verdorrt.

So zehreſt du uns auf mit deinem Hauch;
dein Zornhauch ſchrecket uns hinweg.

ſtellſt

---

d) Welche hohe Idee! Wir ſind nur Phänomene, flüchtige Schatten auf der Erde; nur in dem Gott iſt unſre Beſtandheit, unſer Daſeyn, den Moſes ſo oft einen Fels nennet.

e) In allen Seklen der Vergangenheit biſt du, Herr, geweſen.

ſtellſt unſre Miſſethaten vor dich hin,
unſer Verborgnes kam ins Licht
vor deinem Blick;
drum haben abgenommen unſre Tage
durch deinen Urtheilsſpruch; f)
wir ſchwätzen unſre Jahre hin,
wie ein Geſpräch.

Des Menſchenlebens Tage ſind ſiebzig Jahr,
in ſeiner Stärke, achtzig Jahr
und all ſein Umfang Müh und Schmerz,
ſchnell fährts vorüber; und wir ſind hinweg. —

Wenn der Name Jehovah nichts als die erhabnen Expoſitionen im Jeſaias vom 40. Kapitel an hervorgebracht hätte, müßte man nicht Moſes Andenken und Religion ſegnen?

Es iſt keine Eigenſchaft, keine Vollkommenheit Gottes, die nicht in Pſalmen und Propheten den ſimpelſten, kräftigſten Ausdruck fände, und meiſtens ſind dieſe erhabnen Entwicklungen aus dem Namen Jehovah gezogen, der in der That der Grund der ganzen natürlichen Theologie iſt. Nie kann ich ohne Rührung den Pſalm jenes Bittenden leſen, g) der wegen hohen Alters die Erfüllung ſeiner Wünſche über Jeruſalem und ſein Volk nicht zu erleben glaubet. Er erſinkt mit-

---

f) 1 Moſ. 6, 3. oder der Schluß Gottes, daß alle Iſraeliten in der Wüſte ſterben ſollten.

g) Pſalm 102.

ten auf dem Wege der Verheiſſung; aber der Gott der Verheiſſung bleibt ja, und ein anderes Geſchlecht wird ſie erleben: denn Gott iſt Jehovah!

Meine Tage gehn wie ein Schatte nieder,
wie ein Hälmlein Gras verdorre ich;
aber du Jehovah, du regiereſt ewig,
dein Name währet von Geſchlechte zu Geſchlecht.
Drum für die ſpätſte Nachwelt ſeys geſchrieben!
ein ungebohrnes Volk lobt einſt den Herrn!
Von ſeiner heilgen Höhe wird er ſchauen,
Jehovah auf die Erd' aus ſeinen Himmeln ſehn,
und hören das Geächze des Gebundnen
und machen den zum Tod' Verdammten frei.
Zu Zion preiſ't man denn die Macht Jehovahs,
ſein Lob erſchallt denn in Jeruſalem;
wenn ſich da Völker werden rings verſammeln
und Königreiche zu Jehovahs Dienſt.
Zwar meine Kraft erliegt, eh ich dahin gelange
und meine Tage kürzen ſich.
Und ſpräch' ich auch: mein Gott, nimm mich nicht weg
in Mitte meines Lebens. —
Doch deine Jahre gehn ja von Geſchlechte zu Geſchlecht.
Du biſts, der ehedem die Welt gegründet:
Die Himmel ſelbſt ſind deiner Hände Werk.
Auch ſie vergehn, du aber bleibſt!
Sie alle werden alten wie ein Kleid,
denn legſt du ſie ab, wie ein Kleid,
alsdenn ſind neue Himmel da.
Du aber biſt derſelbe,
und deine Jahre enden nie.

Auch deiner Knechte Kinder werden dauren
und ihr Geſchlecht wird vor dir Herr gedeihn! —

So ſind jederzeit die erhabenſten Eigenſchaften Gottes mit den rührendſten menſchlichen Empfindungen verwebt. Die Allwiſſenheit, Allweisheit, Allgegenwart, die einzelne Vorſorge und Aufſicht Gottes ſind in Propheten und Pſalmen mit einer Innigkeit geſchildert, daß man ſich in ſich ſelbſt gleichſam vor dem Auge Gottes nicht zu verbergen weiß. h) — Wenn die Lehren des reinſten Deismus auf die kräftigſte Art ausgedrückt werden ſollen: ſo nehmen ſie aus dem A. T. ihre Sprache.

Der das Auge gemacht hat, ſollte der nicht ſehen?
Der das Ohr gepflanzt hat, ſollte der nicht hören?
Bedenkets doch, ihr Narren im Volk,
Wahnſinnige, wenn wollt ihr klüger werden?

Kann etwas treffenders auch zu unſrer Zeit gegen die Gattung von Philoſophen geſagt werden, die, daß Abſicht in der Natur ſei, läugnen? Alles, was ſie von dem todten Abſtractum, Natur verbringen, ſchrieben die Heiden ihren Götzen zu; und was die Propheten gegen dieſe ſagen, gilt auch gegen iene. Je reinere Philoſophie und Theologie irgend eine Dichtkunſt der Erde enthält, deſto mehr wird ſie ſich nicht nur in allgemei-

---

h) Einige derſelben ſind im erſten Theil gegeben; andere werden folgen.

nen Sätzen, ſondern auch oft in Ausdrücken der Poeſie des A. T. nähern.

Mit der Sittenlehre iſts faſt ein gleiches; nur muß man dieſe nicht betrachten, wie ſie vom Volk ausgeübt ward, ſondern wie ſie ausgeübt werden ſollte. Auch muß man ſie nicht in Stellen aufſuchen, wo der eingeſchränkte politiſche Geſetzgeber oder gar Klugheitslehrer, ſondern der reine Weiſe und Dichter ſprechen. In poſitiven Anordnungen konnte Moſes nur für ſeine Zeit, für ſein Volk, nach der Faſſung deſſelben reden; und es iſt Thorheit, mehr von ihm zu fodern. War doch noch dies Geſetz zu geiſtig und gut für die Iſraeliten: denn ſie konntens und mochtens nicht halten. Wo Moſes aber als Weiſer, als Lehrer des Volks ſpricht, inſonderheit in ſeiner lezten Anrede: wie erhabnere Rede mengt er ein!

Vernimm o Iſrael!
Jehovah, dein Gott, Jehovah iſt nur Einer!
und du ſollt lieben Jehovah deinen Gott
mit deinem ganzen Herzen,
mit deiner ganzen Seele,
mit aller deiner Kraft! —
— Das Wort, das ich dir jezt gebot,
iſt nicht ein Räthſel, das dir ferne läge;
iſt nicht im Himmel, daß du etwa ſagteſt:
„wer will hinauf gen Himmel und es uns holen?
iſt nicht jenſeits des Meeres, daß du ſagteſt:

„wer

„Wer will hinüberſchiffen übers Meer?
und es uns bringen und es uns verſtänd'gen,
daß wir es etwa thun!“
Gar nah iſt dir das Wort in deinem Mund und Herzen,
daß du es könneſt thun! —

David mag handeln wie er will: er mag auch in manchen Pſalmen eigen- und ruhmſüchtig, grauſam und menſchenfeindlich ſcheinen; vor Jehovah darf er ſich doch nie eines andern als guter Eigenſchaften rühmen, einer geraden Redlichkeit und Offenheit des Herzens. Alle allgemeine Lehrpſalmen, von ihm, noch mehr von Aſſaph und einigen Anonymen ſind voll der reinſten Lehren. Salomons Sprüche enthalten viel morgenländiſche Hofmoral; denn es ſind eigentlich Klugheits- nicht abſtrakte Tugendlehren. Indeſſen iſt auch in ihnen ſo viel reines Gold, und alle Lebensweisheit gründen auch ſie auf die Furcht Jehovahs. Die Propheten treten an Fülle und Lauterkeit den meiſten Gnomologen der Griechen weit vor und das Buch Sirachs iſt ein blühender Garte voll Zucht und Lehre, auch in Bildern, auch in Gleichniſſen und Gemälden. Kurz, man kann vom Geſetz Moſes ſagen, was dies Buch ſagt: „Weisheit „iſt draus gefloſſen, wie Piſon, wie Tigris, wie der „Euphrat und Nilſtrom, wenn er übergehet und das „Land befeuchtet.“

Moſes Geſetzgebung hatte die Idee, ein freyes Volk zu bilden, das keinem als dem Geſetz unterworfen wäre, und damit niemand ihnen die Freyheit nähme, ward Gott ſelbſt Geſetzgeber, Geſetzbewahrer, König. Er wohnte unter ſeinem Volk, und das ſo mißbrauchte Wort „Tempel„ war eigentlich Haus des Geſetzbuchs, über dem Gott wachte. Das ganze Volk war ein Prieſterlich Reich: jeder alſo dieſes Königes und ſeines Geſetzes Diener: „du ſollt mir ein prieſterlich Königreich ſeyn!„ war das Principium, in welches Moſes ſeine Geſetzgebung faßte. Wollen wir dieſe nicht Theokratie, ſo laßt ſie uns Nomokratie nennen; nur für die Poeſie, die daraus entſprang, nach der Wahrheit jener alten Zeit und Geſchichte iſt das Wort Theokratie viel ausdrückender und ſchöner. Alle bürgerliche und gottesdienſtliche Poeſie ward theokratiſch: laſſet uns ſehen, was in der Gattung lag:

Zuerſt: **Stammesehre, gleiche Nationalrechte, Freyheit.** Kein König lag eigentlich in der Geſetzgebung Moſes; Gott und das Geſetz war König. Alle Stämme waren Ein Volk, Nachkommen der Väter, von denen ſie zum Erbtheil ihren Gott und mit dieſem Gott brüderliche, ja Prieſter-Rechte erhalten hatten, welches nach Aegyptiſchen Begriffen der höchſte Stand war. Hiezu war die Beſchneidung eingeführt, ein Unterſchied, den in Aegypten nur der Prieſterſtand hatte;

hier ſollte er, (da er durch Römer und Heiden zum Schimpf geworden iſt,) Nationalehre werden. Alle Stämme ſtunden unter ihren Fürſten, jede Familie unter ihrem Haupt: ſo hingen ſie alle in brüderlichen Gliedern bis zu dem Gericht zuſammen, das im Namen Jehovahs über alle richtete. Dreimal im Jahr an den hohen Nationalfeſten war allgemeine Zuſammenkunft des Volkes. Es kam nicht zuſammen, ſieben Tage Predigten oder Meſſe zu hören, ſondern ſich gemeinſchaftlich zu freun und ſich als Ein Gottesvolk zu fühlen; alle drei waren Freiheit- und Nationalfeſte. Oſtern erinnerte ſie an den Tag, der ſie zum freien Volk gemacht: Pfingſten an das Geſetz, das dieſe Freiheit beveſtigt: das Laubhüttenfeſt an den Genuß derſelben in den erſten Hütten der Unſchuld und Familieneintracht. Alle Feſte waren voll Opfermahlzeiten, voll Muſik, Lieder und Tänze: das Volk Gottes ſollte vor ſeinem unſichtbaren Herrn und dem Zelt ſeines Geſetzes ein fröliches Volk ſeyn. Durch dieſe Zuſammenkünfte ſollte der Nationalſtolz d. i. die Freude in Jehovah, Brudereintracht unter den Stämmen, die alle nur Einen, einen unſichtbaren König, Ein Geſetz, Einen Tempel hatten, erweckt, und durch gemeinſchaftliche Mahlzeiten und Lieder, der Urſprung des Volks, die Geſchichte und das Andenken der Altväter erhalten werden. Wir denken uns meiſtens bei den Worten heilige Mahlzeiten, Tempel, Feſte, Pſalmen gar nichts, oder etwas kaltes, trauriges und todtes, weil Wir keine Nationalfeſte und Lieder öffentlicher Freude, keinen Tempel des Väterruhms, kein Geſetz allgemeiner Nationalfreiheit haben: daher ſehen wir auch die Pſalmen, die von dieſem Geiſt beſeelt ſind, oft ſo traurig und ſchief an. Kein Volk hat Nationalpoeſie, das nicht allgemeine Gegenſtände des Stolzes und der Freude hat; ja wenn es unter entgegen geſetzten Ideen erzogen, inſonderheit mit dem Wort „Gottesdienſt, heilig„ widrige Begriffe verbindet, mag es ſich nicht einmal in andre Zeiten fühlen. Daher der traurige, myſtiſche Ton der Pſalmenausleger, der, wenn man das Wort Pſalm vergißt und ſtatt deſſen Nationalgeſang ſetzt, von ſelbſt wegfällt. Man denke an Bundeslieder der Freundſchaft, an Volksgeſänge, wenn Stände einer freien Nation zuſammen kommen, ſich einander im Glück, in Freude und Tugend zu ermuntern, oder über National-Unglücksfälle zu tröſten: ſo wird ein großer Theil der Pſalmen uns ſchöner dünken.

Einige z. E. ſind offenbar Aufmunterungs- und Freudengeſänge, daß ſie jetzt nach Jeruſalem ziehn, ſich als Nation zu freuen:

Kommet! laſſet uns jauchzen dem Jehovah, i)
Jubellieder ſingen dem Felſen unſres Glücks!

Treten

---

i) Pſ. 95.

Treten vor ſein Angeſicht mit Danken,
Lieder jauchzen ihm!

Denn groß iſt unſer Gott Jehovah,
ein großer König über alle Götter!
In deſſen Hand die Gänge der Erde ſind,
die Höhn der Berge ſind ſein.
Sein iſt das Meer, das Er erſchuf;
das veſte Land hat ſeine Hand gemacht.

Kommt, laſſet uns anbeten, vor ihm uns beugen
und knieen vor Jehovah, der uns zum Volk gemacht.
Denn Er iſt unſer Gott, wir ſeines Landes Volk,
die Heerde, die er weidet mit Hirtenhand.
Heut, wenn ihr ſeine (des Hirten) Stimme hört;
verſtocket nicht eur Herz, wie einſt zu Meriba
zu Maſſa in der Wüſte u. ſ. —

Sowohl die Anwendung der lezten Geſchichte, als das Heut, das oft mit übler Anwendung gequält wird, nehmen ihr Leben aus ſolcher Stimme der National-Zuſammenberufung und Ankündigung des Feſts, von dem niemand zurückbleiben ſoll; und ſo wird jedes Wort voll beziehender Deutung. Ein gleiches iſts mit dem 100ſten und andern Pſalmen. In andern wird die Freude derer ausgedrückt, die zu ſolchen Nationalverſammlungen nach dem Tempel hinaufziehn, und hie und da die ganze Reiſe beſchrieben: k)

Wie ſchön ſind deine Zelte, Jehovah Zebaoth!
mein Herz verlangt und lechzt nach deinem Hofe,
Jehovah.

Mein

---

k) Pſ. 84.

Mein Herz und Leib jauchzt auf, hin zum lebendgen Gott.
So wie der Vogel, der ſeine Wohnung fand,
die Schwalb' ihr Neſt, wo ſie die Jungen ließ;
ſo ſeh' ich deinen Altar an, Jehovah Zebaoth,
mein König und mein Gott.

Glückſelige, die ſtets in deinem Pallaſt ſind!
ſie loben dich immerdar.
Glückſelig auch, der auf dich faſſet Muth,
und gern zu dir die gebahnte Straſſe zieht. l)
Sie ziehn durchs Thal Bakah, das dürre Thal
und findens Waſſerreich. m)
Auch Segen über den, der ihnen zieht voran. n)
Sie gehn und immer kräftger wird ihr Schritt, o)
bis ſie den Gott der Götter in Zion ſehn.

Jeho-

---

l) Offenbar die Heerſtraſſe nach Jeruſalem, die ſodenn voller Reiſenden war. „Die gebahnten Straſſen ſind in ihrem Herzen,„ heißt nach einem bekannten Idiotismus: ſie freun ſich drauf, ſie ziehn gern dahin.

m) Ich leſe: ישתו הו von שתה trinken; wodurch auch im Gegenſatz des dürren הבכא ein ſchöner ungezwungener Sinn wird. Sie vergeſſen den Durſt, ſie werden durch die Nähe Jeruſalems erquickt: denn ſie ſehn das Heiligthum, das Ende der Reiſe. Daß ſie noch wandern, zeigt der folgende 8. Vers.

n) Offenbar iſt dieſes der מורה, der Wegweiſer, der Karwanbaſchi oder Ghafir, wie ihn die Pilgrimme nach Mecca nennen.

o) Ob ſie gleich ermattet ſind und in den dürren Thälern um Jeruſalem lechzen.

Jehovah, Gott der Götter, Zebaoth!
erhöre mein Gebet!
erhör' es, Jakobs Gott!
Du unſer Schutzgott ſchau, ſchau deinen Geſalbten an.

Ein Tag an deinem Hofe
iſt frölicher als tauſend ſonſt.
An meines Gottes Schwelle mag ich lieber ſtehn
als in den Zelten des Verſchwenders wohnen. p)

Denn Gott Jehovah giebt uns Licht und Schutz,
Anſehn und Huld gewähret uns Jehovah,
kein Gutes weigert er dem Redlichen.
Glückſelig iſt, Jehovah Zebaoth!
Der Menſch, der dir vertraut. q)

Der erſte ſehr mißdeutete Theil dieſes Geſanges kann nicht beſſer erläutert werden (abſit invidia dicto!) als durch das Beiſpiel derer, die nach Mecca wallfahrten. Wie bei ihnen die Jnbrunſt zunimmt, je mehr ſie in der Wüſte ſich dem heiligen Ort nähern; wie ſie Entzückung überfallen ſoll, wenn ſie die glänzenden Thürme der Kaaba ſehen: ſo ſehnend und immer geſtärkter und freudiger geht hier der Zug nach Jeruſalem

---

p) Das רשע hat eine weite Bedeutung: Feind, Böſewicht, Unterdrücker, Räuber, Verſchwender.

q) D. i. der dir hold und treu iſt, wie unſre Geſetzbücher ſagen. Es faßt dies Wort in den Pſalmen die Pflichten des Unterthans gegen Gott, ſo wie die vorigen Verſe die Wohlthaten des Schutzgotts preiſen.

lem durch die verbrannten Thäler. Sie werden ihnen gleichſam ganz Quellbrunn, denn ſie ſehn in Baka ſchon das Antlitz Jehovahs. — Auch der zweite Theil des Pſalms iſt Wort für Wort aus den eigentlichen und wahren Umſtänden der Nationalanbetung zu Jeruſalem; es ſind keine gezwungne myſtiſche Bilder. Wie hier zur Zeit Davids für den König gebetet wird: wird in andern Geſängen dem ganzen Lande Glück gewünſcht, abermals im Ton einer Nationalverſammlung:

Ich freue mich drauf, ſie ſagen mir an: r)
zum Hauſe Jehovahs werden wir ziehn.
Mein Fuß ſtand ſchon in deinem Thor,
Jeruſalem!
Jeruſalem, du dichtgebaute Stadt!
Wohnung an Wohnung iſt in dir! s)

Da, dahin ziehn die Stämme nun,
die Stämme Jehovahs, zum Gedächtnißfeſt
für Iſrael:
zu preiſen da Jehovahs Majeſtät.

Da

---

r) Pſ. 122.

s) „Dich kann man doch eine Stadt nennen! Haus bei Haus ſtehet in dir!„ gerade, wie bei uns ein Landmann, der nichts als zerſtreute Flecken geſehen hat, bei der Hauptſtadt reden würde:

> Vrbem, quam dicunt Romam, Meliboee, putaui
> Stultus ego huic noſtrae ſimilem etc.

Da ſtehn die hohen Richterſtühle, da
die Stühle, die der König hat beſtellt. t)
Wünſcht Glück Jeruſalem!
es gehe deinen Freunden wohl!
In deinen Mauren wohne Sicherheit,
in deinen prächtgen Häuſern wohne Ruh!
Um meiner Brüder, meiner Freunde willen
wünſch' ich dir Segen zu!
Um unſers Gottes Tempels willen
ſegn' ich dir Gutes zu!

Der junge Landeinwohner, der Jeruſalem Einmal geſehen hat, und es gern wieder ſehen will, kann nicht naiver davon reden, als dies Lied redet. Andre Geſänge glückwünſchen allgemein: andre preiſen Eintracht der Familien und Stämme: andre die Herrlichkeit der Prieſter und die Pracht des Gottesdienſtes. In elenden Zeiten tönen die Lieder flehend und weinend; in glücklichen fröhlich; kurz dieſe Nationalverſammlungen haben den Theil der Pſalmen hervorgebracht, in dem wahrer Allgemeingeiſt herrſchet. Alle die anfangen: „der Herr iſt König!„ ſind von dieſer Art: die meiſten anonymiſchen Dank- und Hallelujahpſalmen gleichfalls: einige der Familie Korah, einige von Aſſaph: und der rührendſte Pſalm Davids: „Wie der Hirſch ſchreiet!„

---

t) Und die, wie wir wiſſen, zum Theil mit des Königs Familie beſetzt waren, 2 Sam. 8, 18.

ſchreiet!„ iſt auch ein Sehnen nach dem Tempel Gottes, offenbar zur Zeit ſolcher Nationalfeſte. Es iſt Nerve des Pſalms, daß er eben jezt nicht mitſeyn könne —

in der Stimme des Jubels und Freudengeſangs,
im Hauſen derer, die tanzen zu Gottes Pallaſt. —

Moſes richtete dieſe Nationalverſammlungen ein; er iſt alſo auch dieſer Lieder Vater.

Zweitens. Der Gott Iſraels war ohne Bild. Im heiligſten Ort ſeines Gezelts lag das Geſetzbuch in einer Lade und die Symbole des Wunderbaren und Heiligen, die Cherubim, ſtanden darauf. Der Raum zwiſchen ihnen ward als die Wohnung Jehovahs angeſehen und es heißt ſo oft: „Jehovah, der über den Cherubim wohnet.„ Alſo hatte Gott für ſich keinen Thron im Tempel: das Geſetzbuch war ſein Thron; er war der Bewahrer und Ausrichter deſſelben: er bedeckte es mit der Macht ſeines Anſehens. —— Die ſchönſte Vorſtellung, die einen Nationalgottesdienſt mit der Conſtitution des Volks Eins machen, und das Geſetz ſelbſt nur als Bund, als Vertrag, als eine Capitulation Gottes mit der Nation heiligen ſollte. Nun konnte ihre Poeſie keine Götzenbilder ſchaffen, ſo wenig ſie der Tempel und das Geſetz litt; deſto mehr aber konnte ſie den Gott des Volks in ſeinen Landes-Ge-

ſetzen

ſetzen preiſen. Und das that ſie. So viele Nationalgeſänge ſingen den König, um den es dunkel iſt (ſo wars im Allerheiligſten) der aber auf Gerechtigkeit und Gericht ſeinen Thron gebauet hat. Sie muntern alle Obrigkeiten des Landes an, in Gottes Namen zu richten: denn nur durch Geſetze ſei Gott in ſeinem Volk gegenwärtig und wirkend: u)

Jehovah regiert! es beben vor ihm die Völker!
Er thront auf Cherubim; es zittre die Welt!
In Zion iſt der große Jehovah!
Der Erhabne aller Völker, Er!

Die Macht des Königs iſt, daß er Geſetze liebt;
Du haſt Geſetz und Recht und Ordnungen
in Jakob veſtgeſtellt.
Erhebt Jehovah unſern Gott!
und bückt euch tief, wo ſeine Füße ruhn,
vorm Heiligthum.

Moſes und Ahron unter ſeinen Prieſtern
und Samuel in der Anbeter Schaar: x)
Sie rufften den Jehovah an:
er hörte ſie.
Er ſprach zu ihnen aus der Wolk hinaus,
und ſie bewahrten was er ihnen ſprach,

---

u) Pſalm 97.

x) Der kein Prieſter war. Offenbar iſt hier die Abtheilung nach dem ſinnlichen Anblick des Tempeldienſtes: Prieſter und Layen, Dienende und Anbeter.

Geſetze und Verfaſſung, die er gab. y)
Jehovah, unſer Gott, du hörteſt ſie,
warſt ihnen mild' und rächeteſt ihr Werk. z)

Erhebt Jehovah unſern Gott,
und werft euch nieder vor dem heilgen Berge,
wo unſer Gott, der Hocherhabne thront.

Wie matt werden alle dieſe Dinge, wenn man ſie aus ihrer urſprünglichen Verfaſſung reißt! wie treffend ſind die Lobſprüche, wenn man ſie als den Jubel eines freien, nur nach beſtimmten Geſetzen Gottes zu regierenden Volks betrachtet.

Gott ſteht in der Verſammlung ſeines Volks; a)
in Mitte der Erdengötter hält Er Gericht.
Wie lange richtet unrecht ihr?
und ſehet die Perſon der Unterdrücker an?
Schafft Recht dem Armen und dem Waiſen,
dem Unterdrückten, auch dem Bettler Recht!
Errettet den Entkräfteten, den Armen,
errettet aus der Hand der Böſewichter ihn. —

Sie

---

y) Von lauter Nationalgeſetzen und Landesconſtitutionen iſt hier die Rede; Triumph darüber iſt des Liedes Geiſt und Nerv.

z) Du ſtandeſt ihnen bei, ſchützteſt ihre Einrichtungen, halfſt ihnen gegen Feinde durch u. ſ.

a) Pſ. 82. Gott ſaß Gericht im Mittelpunkt des Landes, dem Allerheiligſten, wo ihn in zweifelhaften Fällen der erſte Richter befragte: er ſaß auch in allen Collegien

Sie wiſſen, ſie verſtehens nicht!
in ihrem dunkeln Sinne gehn ſie hin;
Drum wanken auch die Veſten unſres Landes.

Ich nannte Götter euch!
des Hocherhabnen Söhn' Euch alleſammt;
allein wie ſchwache Menſchen müßt' ihr ſterben
und alleſammt wie Einer zu Grunde gehn. b)
Erhebe dich Gott und richte das Land:
denn alle Stämme ſind dein Erbreich ja.

So dorfte der patriotiſche Geſang die Tyrannen ſchelten und ihnen plötzlich in ihren Divan den König ſtellen, in deſſen Namen ſie allein Richter und Fürſten ſeines Volks waren. Der Dichter erinnerte ſie nur an die poſitive Conſtitution ihres Landes. Feuriger ſchilt der 94. Pſalm, eben dieſes Inhalts. Alle Geſänge, die Gott als König beſingen, (politiſche Lobgeſänge über die Grundverfaſſung Judäas) ſind ſo ſtolz auf dieſe, daß ſie Meer und Erde, Nationen und Völker aufruffen, es einzugeſtehen, daß ihr Gott allein ein recht-

mäßi-

---

gien des Landes, die nur in ſeinem Namen gehalten wurden. Nur Gott war König und Richter: auch da Könige waren, konnten und ſollten ſie nur als Statthalter Gottes angeſehen werden, über die die Landesverfaſſung das Geſetz war.

b) Der 7. Vers iſt dem 6ten in beiden Gliedern entgegen geſezt. Stellt man ſie recht gegen einander: Götter und Menſchen, alleſammt und Einer; ſo iſt die Dunkelheit verſchwunden.

mäßiger billiger König ſei, daß Judah allein ſolche Verfaſſungen habe, die ewig, wie Gott, ſtark und unüberwindlich wie die Natur ſind: denn beide ſeyn das Werk Eines Gottes. Es iſt die Art mehrerer Pſalmen, Wunder Gottes im Reich der Natur und Verfaſſungen unter ihnen, die ſie auch als Wunder darſtellen, zu paaren und wie es ſcheinen möchte, durch einander zu werfen. Wahrſcheinlich haben die Chöre in dieſen Enumerationen abgewechſelt: ſie machen aber auch den Gang des Liedes, das das Große und Kleine wie Eins betrachtet, ſtolz und prächtig.

1. 2. Lobet Jehovah!
1. Denn es iſt ſchön, zu ſingen unſerm Gott!
2. Denn es tönt lieblich ein wohlklingend Lob!

1. Jehovah baut Jeruſalem, c)
und ſammlet die Zerſtreuten Iſraels,
Er heilt die Herz-Verwundeten,
verbindet ihren Schmerz.

2. Er zählt die Zahl der Sterne,
und nennet alle bei Namen ſie.
Groß und ſehr ſtark iſt unſer Herr;
ſeines Verſtandes iſt gar keine Zahl.

1. Dem

---

c) Ich ſchlieſſe bei der Vertheilung dieſes Geſanges nicht aus, daß die zwei Glieder des Parallelismus auch von verſchiednen Chören geſungen ſind; der Zahlen wären aber zu viel geworden, und ich wollte nur die Hauptökonomie des Geſanges bemerken.

1. Dem Unterdrückten hilft Jehovah auf!
2. Und beugt den Unterdrücker tief hinab.
1. Singt dem Jehovah, ſingt im Wechſelchor.
2. Und auf der Harfe ſpielet ihm darein.

1. Er, der den Himmel mit Gewölken deckt,
der Erde Regen giebt,
die Berge ſproſſen machet zartes Gras,
den Thieren Speiſe giebt,
den jungen Raben, wenn ſie ſchreyn. —

2. Nicht an dem ſtarken Roß iſt ſeine Luſt;
nicht an dem ſchnellen Läufer ſeine Zier.
Jehovah liebet den, der ihn verehrt,
und ſeiner Güte traut.

1. 2. Lobe, Jeruſalem, den Jehovah,
lobe, Zion, deinen Gott!
denn er beveſtigt deiner Thore Riegel,
und ſegnet in dir dein Geſchlecht.
Den Frieden ſezt er dir zur Grenze
und ſättigt mit dem Mark des Weizens dich.

1. Er ſpricht zur Erde aus ſein Wort,
ſchnell läuft das Wort;
da fällt, wie Wolle der Schnee:
er ſtreut, wie Aſche den Reif:
in groſſen Schloſſen wirft er Eis herab;
und wer kann ſtehn vor ſeinem Froſt?

2. Er ſpricht ſein Wort aus und da ſchmelzen ſie,
ſein Athem haucht, die Waſſer rinnen wieder.

1. 2. Jakobs Geſchlecht hat er ſein Wort vertraut,
ſeine Gericht' und Sprüche Iſrael!
So that er keinem andern Volk,
Die Einrichtungen wußte keins.
Lobet Jehovah! —

So entfernt ich von allem Gezier dramatiſcher Aufzüge in den Pſalmen bin; ſo dünkt mich hier die Abwechslung ziemlich offenbar, wenn man ſie auch anders vertheilen wollte. Die kühne Vermiſchung der Natur- und Staatswunder iſt Seele des Liedes.

Drittens. Jehovah, der nur durch Geſetze herrſchte, hatte Diener, die in jeder guten Einrichtung die Seele ſeines Reichs ſeyn ſollten: Erklärer und Aufbewahrer der Landesconſtitution, ſelbſt die oberſten Vollſtrecker derſelben, denn ſie waren das höchſte Gericht im Lande. Außerdem Berechner der Zeit, Bewahrer des rechten Gewichts und Maaßes im Handel und Wandel, Urtheiler über anſteckende Krankheiten, Aerzte. Sie fertigten Contracte des Eigenthums aus, ordneten die Feſte, nach denen alles geordnet ward, riefen das Volk zu Nationalverſammlungen, und zogen mit dem Heiligthum der Nation in den Krieg, dem Heer Muth zu machen durch Lieder, Trommeten und die Gegenwart ihres Gottes. Der erſte Diener Gottes, der Hoheprieſter, war der Gerechtigkeit erſter Diener. Sein Bruſtſchmuck hieß der Schmuck des Gerichts, wie bei

den

den Aegyptern der oberſte Prieſter und Richter das Bild der Gerechtigkeit vor ſich trug. Dieſer trug kein Bild; aber die Namen der zwölf Stämme ſeiner Brüder, auf Edelgeſteine gegraben, ſollten auf ſeinem Herzen ruhn, und mit ihnen Licht und Recht, d. i d) das vollkommenſte Licht, der entſcheidendſte Ausſpruch in ſeiner Bruſt wohnen.

---

d) Daß Urim und Thummim das völligſte wahreſte Licht bedeute, leidet keinen Zweifel; und eben ſo wenig dörfte es Zweifel leiden, daß der Ausdruck: „du ſollt den Gerichtsſchmuck zum Urim und Thummim machen, (ſetzen, geben„) im Ebräiſchen nichts anders bedeute, als: „du ſollt es zum Kleinod und Inſigne des höchſten, wahreſten Richterſpruchs ſetzen, bei dem keine Ausflucht, kein Zweifel mehr gelte. — Ich entſcheide nicht, wie das Orakel Gottes im Allerheiligſten dem Hoheprieſter geantwortet habe? Ob durch eine vernehmliche Stimme, wie dem Moſes oder durch eine innre Lenkung ſeiner Gedanken, daß wenn er mit ſeiner Frage dieſen unzugangbaren heiligen Ort betrat, er ſich wie von der Gottheit ergriffen und mit der Wahrheit begeiſtert fühlte; gnug aber der Hoheprieſter antwortete im Namen Gottes und Gott durchs Urim und Thummim fragen, heißt nichts anders als ihn durch die Perſon fragen, die das Urim und Thummim trug, die ihn alſo eben dieſes Kleinods wegen zu fragen berechtigt war, alſo legitimo modo, durch den oberſten Richter. Siehe die deutliche Stelle 4 Moſ. 27. V. 21. Seinem Ausſpruch wurde alſo als einem Orakelſpruch getraut, und man findet ſpäterhin auch von menſchlichen Rathſchlägen den Ausdruck: „wenn man ihn etwas fragte, wars als

In der Poeſie der Ebräer werden die Bilder der edelſten Würde vom Schmuck des Prieſters, inſonderheit des oberſten Prieſters genommen, weil dieſer der Erſte der Nation und ein geweiheter Fürſt vor Gott war: daher auch alle koſtbare Pracht der damaligen Zeit und Gegend an ihn verwandt wurde. In Gerechtigkeit und Heil wurden die Prieſter gekleidet: e) d. i. weil

---

„als ob man Gott gefragt hätte.„ Kurz Urim und Thummim war Weisheit und Wahrheit, wie eines Orakels Gottes, die klärſte und veſteſte Entſcheidung. Dieſe ſollte Moſes zum Gerichtsſchmuck thun d. i. das prächtige Kleinod hiezu anordnen, einweihen und es eben dazu alſo geſtalten. Es hatte hiemit eben die Bewandniß, wie mit dem Kopfſchmuck des Hoheprieſters und der Inſchrift ſeiner Stirn: „Heiligkeit dem Jehovah!„ Dies bezeichnete ſeine Königswürde, da er Gottes Stelle vertrat; jenes ſein Amt und ſeine Pflichten, als oberſter Richter das geſammte Volk auf ſeinem Herzen zu tragen, ſie vor Gott in gute Erinnerung zu bringen, und gleichſam Mittelsperſon zu ſeyn zwiſchen Gott und dem Volke. Dies war er eben durch ſein Amt, durch ſeine Fragen an Gott in ſtreitigen Fällen, und durch Entſcheidung nach der Stimme Gottes in deſſen Namen. So lange Moſes lebte, fragte Er den Jehovah; als Moſes nicht mehr war, wer ſollte ihn fragen, als der oberſte Richter? Er thats vermöge ſeines Amts, daher er auch ohne dieſen Gerichtsſchmuck nie vor Jehovah erſcheinen dorfte. Weiter war Urim und Thummim erweislich nichts, und zwei Würfel konnten es nicht ſeyn, weil oft ſolch eine beſtimmte, umſtändliche Antwort gegeben wurde, als Würfel nie geben konnten.

e) Pſ. 132, 9. 16.

weil ſie Richter und heilige Perſonen, Bewahrer und Ausüber der Einrichtung des Landes waren, auf der die Glückſeligkeit der Nation beruhete: ſo war ihr Amtsſchmuck auch das Symbol beider, der Gerechtigkeit und allgemeinen Ordnung, des Wohlſtandes der Nation und der Freude Jehovahs an derſelben. Aus dieſer Idee entſpringen Bilder in Moſe, den Propheten und Pſalmen, die uns fremd und Spöttern gar lächerlich vorkommen, weil wir nichts von ſolchen heiligen Symbolen, die ein Gegenſtand der Hochachtung des ganzen Volks wären, mehr haben oder fühlen. Unſre Prieſter ſind mit Verachtung bekleidet: ihr Schmuck iſt der Sack der Armuth. Das Wort „öffentliche Religion,, iſt in vielen Ländern ſo verächtlich, daß, wo wir auch aus ganz andern Verfaſſungen und Zeiten nur das Wort „Prieſter,, leſen, auch das edelſte Bild uns widrig und klein vorkommt. Dort konnte der Verfall des Landes dem Volk nicht rührender und ſinnlicher gemacht werden, als wenn es hieß: „Das Heiligthum iſt entweihet: die Krone der Herrlichkeit Gottes iſt von des oberſten Prieſters Haupt gefallen: die Prieſter gehn in Säcken und trauren.,, Ihre Entweihung war die Entweihung der Nation: ihre Zier das Sinnbild allgemeiner Ordnung und Freude.

Ich freue mich hoher Freuden in Jehovah, f)
mein Herz iſt fröhlich über meinem Gott!

---

f) Jeſ. 61, 10. 11.

In Glückskleider kleidet er mich wieder,
den Fürſtenmantel legt er mir um!
Wie ein Bräutigam ſteh ich da in Prieſterpracht gekleidet,
wie eine Braut in ihrem Hochzeitſchmuck:
Denn wie die Erde ſproſſet ihr Gewächs,
ſo wie der Garte aufſproßt ſeine Saat;
ſo läßt Jehovah uns Gerechtigkeit aufſprieſſen,
und Volkesruhm vor aller Welt.

Solche waren bei dieſer Nation des Heiligthums Bilder: Die Einigkeit der Familien konnte nicht ſchöner vorgeſtellt werden, als durch den Wohlgeruch der reinſten, überfließendſten Salbe auf des Hoheprieſters Haupt. g) Wie dieſer, der ſchönſte Geruch dem Jehovah, eine ſonſt ungenoſſene Anmuth ringsum verbreitete (denn keine Privatperſon dorfte dieſe heilige Salbe bereiten oder ſie gebrauchen:) ſo duftet Einigkeit der Brüder Anmuth und Wohlgeruch im reichſten Maas vor Jehovah und Menſchen umher. — Fürſten und Prieſter waren von den älteſten Zeiten durch den Begrif verbunden, daß ſie beide die Stelle Gottes vertreten, und in dieſen Sprachen waren ſie dem Urſprunge des Worts nach, als Diener, die ſich der Gottheit nahen dörfen, Synonyme. In den Familienregierungen der erſten Welt war der Hausvater Fürſt und Prieſter ſeines Hauſes, Melchiſedek König der Gerechtigkeit und Prieſter Gottes des Allerhöchſten. Der Pſalm, der

---

g) Pſ. 133.

die Königliche Würde aufs höchſte mahlet, der ſeinen Herrn neben Jehovah, ihm zur Rechten thronen läſt, erhöhet ihn nur durch den Begrif des Prieſterthums zu dieſer Würde: h)

> Jehovah ſchwur den heilgen Schwur:
> ein Prieſterfürſt biſt du auf ewge Zeiten hin,
> ich ordne dich mir zum Melchiſedek.

In den ſpätern Zeiten der Ebräiſchen Poeſie wurden gar Prieſter und Engel verbunden. i) Da jene Boten Jehovahs, d. i. Ausrichter ſeiner Landesgeſetze waren: da ſie den Vorzug hatten, ſich dem Thron Gottes nahen zu dörfen, und in ſeinem Palaſt vor ihm zu dienen: ſo ging natürlich, ſobald der Himmel Gottes Gezelt und Tempel wurde, auch das Bild der Prieſter dahin über. Schon bei Jeſaia ſind die Seraphim Fürſten und Prieſter, d. i. eines im Tempel thronenden Königs Diener. k) In Ezechiels Geſicht iſt der Engel, der die Rechtſchaffenen zur Schonung bezeichnet, ein Prieſter: l) ſo wie auch die herrliche Geſtalt bei Daniel, die ihm die Geſichte deutet. m) In dieſen Zeiten wurden alle Bilder der Reinigkeit, Würde und Zierde jener alten Zeiten vergeiſtigt und auf dieſe Himmelsfürſten verwandt;

---

h) Pſ. 110.
i) Malach. 2, 7. Kap. 3, 1.
k) Jeſ. 6, 2.
l) Ezech. 9, 3.
m) Dan. 10, 5.

wandt; in welchen Geſtalten auch die Engel des N. T. erſcheinen. In der Offenbarung Johannes ſind Engel und himmliſche Prieſter Eins: in ihr und im Briefe an die Ebräer iſt Chriſtus, wenn ſeine höchſte königliche Würde angezeigt werden ſoll, der himmliſche Hoheprieſter.

Viertens. Vor die Fürſten Orients dorfte niemand ohne Geſchenke kommen; dieſe Sitte wandte Moſes an, theils um den Gebrauch der alten Patriarchen-Opfer in ſeinen Staat einzuflechten und den Sinn des Volks ganz abzulenken von Aegypten: theils andre Zwecke zu erreichen, die bald ſollen gemeldet werden. Bei den Aegyptern wurden lebendige Thiere nur dem böſen Gott, Typhon, geopfert, und dazu ſchädliche, häßliche und unglückliche gewählt; die guten Götter bekamen lebloſe und meiſtens Rauchgeſchenke. Da Moſes, der eifrigſte Feind der Sklaverei, unaustilgbare Freiheit zum Grundgeſetz ſeines Volks machte: ſo weihete er ſeine ganze Nation, vorzüglich die Erſtgeburt, die in der lezten Aegyptiſchen Plage verſchont war, als Eigenthum dem Jehovah. Da ließ Gott nun von ſeinem Rechte nach: er ſchenkte dem Vater ſeinen Sohn und nahm von ihm ſtatt deſſen ein Thier zum Geſchenk an; nothwendig ein reines Thier, weil dem heiligen Gott ſich nichts unreines nahen, vielweniger ihm zum Geſchenk dargebracht werden dorfte. So auch

mit

mit den Früchten des Landes, das Gott zugehörte, und davon er ſich die Erſtlinge als ein Dankgeſchenk und als ein Zeichen der Lehnbarkeit ausdung. Erſtlinge und die ganzen Opfer waren alſo die erſten eigentliche Opfer der Lehns-Pflicht und Gerechtigkeit; wie der Pſalm ſinget:

> Thu wohl an Zion, wie du es gerne thuſt:
> denn werden dir gefallen die Opfer der Pflicht,
> die Opfer, die im Rauche zu dir ſteigen,
> die jungen Stiere auf deinem Altar.

Die Sünden- und Schuldopfer hatten einen eben ſo guten Zweck; ſie brachten auch verborgne Sünden, die das Geſetz nicht beſtrafen konnte, ſelbſt Unterlaſſungsfehler vor Jehovah d. i. vor ſeine Richter, und waren alſo beſſer als Ohrenbeicht, als Policeiwärter und geheime grauſame Fehmgerichte. Hier trat man als Mann vor Gott, das Geſchenk der Entſündigung in ſeiner Hand; nicht als ein erzählendes büßendes Weib. Man brachte ſeine Strafe ſelbſt dar, die das Geſetz beſtimmt hatte, und dorfte ſie nicht von der Willkühr des Prieſters erwarten; auch gebot die Unbequemlichkeit dieſer Darbringung, die vor dem Heiligthum allein geſchehen konnte, ſelbſt Vorſicht. — Die beſte Anwendung, die die Poeſie alſo von dieſen Darbringungen machte, war geiſtig:

Erbarme

Erbarme dich mein, Barmherziger!
Du Vielbarmherziger, vertilge meine Schuld!
Denn ſieh, ein ſündger Menſch bin ich,
ſündhaft die Mutter, welche mich empfing:
Du aber liebſt die innere Wahrheit nur, o)
du lehreſt mich des Geſetzes verborgnen Sinn:
Du mußt mich prieſterlich entſündigen, p)
ſo bin ich rein;
wenn Du mich wäſcheſt, bin ich weiß wie Schnee.
Sieh alſo nicht auf meine Miſſethat,
all meine Uebertretung tilge aus;
ein reines Herz ſchaff' in mir, Gott!
Rechtſchaffenheit erneue du in mir! — —
Ich will auch Sünder lehren deinen Sinn,
Verirrte ſollen wenden ſich zu dir.
Erretteſt du mich Gott von meiner blutgen Schuld,
ſo will ich laut von deinen Pflichten ſingen.
Denn Opfer willſt du nicht; ich gäbe ſie!
Brandopfer nimmſt du nicht. q)
Die Opfer Gottes ſind ein reuig Herz,
demüthig und zerſchlagnen Geiſt
verſchmähſt du nicht. — —

Und

---

o) „Das Außenwerk bei Opfern iſt nicht dein Zweck: ſie haben einen geiſtigen Sinn, den der Pöbel nicht weiß, den du mich aber gelehrt haſt.„

p) Dies iſt alſo der geheime Sinn der Opfer nach Davids Lehre. Gott muß den Menſchen entſündigen und die Entſündigung des Prieſters ſoll ihm das nur vorbilden.

q) Für Mord und Ehebruch nehmlich konnten keine Opfer gebracht werden.

Und in einem andern Gebet, da er für Wohlthaten danket:

Jehovah, viel haſt du an uns gethan!
Deiner Wundergedanken über uns iſt keine Zahl!
Doch will ich ſie verkünden und ausſprechen,
wiewohl ſie nicht zu zählen ſind.

Die Opfergabe magſt du nicht;
mir ſagteſt du es insgeheim ins Ohr: r)
Brand- und Sündopfer willt du nicht.
Da ſprach ich: ſieh, ich komme gern! rr)
Das iſt für mich ja im Geſetz geſchrieben;
das, was du willt, mein Gott, das will auch ich:
was du von mir begehrſt, wallt ſchon in meiner
Bruſt.

Verkündgen will ich was dein Wille ſei,
vor allem Volk.

Nicht

---

r) Der Ausdruck: „Du öfneteſt mir das Ohr„ bedeutet offenbar nichts anders, als was die Folge klar ſagt: „Du lieſſeſt mich deinen Willen, deine eigentliche Abſicht bei allen Opfergaben leiſe vernehmen: Du ſagteſt mir ins Ohr, was der Pöbel nicht weiß, den Sinn deines geſchriebenen alten Geſetzes und unſerer darinn gefoderten Pflichten.„

rr) D. i. „Der geheimen Stimme bin ich als Knecht „gern gehorſam. Wenn das der geheime und eigentliche Sinn des Geſetzes iſt, ſo wohnt er auch in meiner Bruſt. Eben das iſts, was mein Herz als Pflicht verlanget und gerne thut.„ [illegible] 5 Moſ. 30, 11. 12.

Nicht wehren will ich meinen Lippen!
Jehovah, das weiſeſt du! —

Ein öffentliches Bekänntniß, öffentliche Reue- und Danklieder ſezt David hier an die Stelle der Opfer und rühmt beidemal, daß er damit den geheimen eigentlichen Sinn des Geſetzes vollſtrecke. Die Propheten ſind ſolcher Ausſprüche voll: wir haben keine Opfergeſänge in der Schrift, wie die Heiden ſie hatten; die Geſänge, die von den Opfern handeln, ſind alle moraliſch und geiſtig.

So auch bei den älteſten und ſchönſten, den unblutigen Dank- und Weihrauchopfern. Wir haben Einen Geſang über ſie, deſſen ſich die aufgeklärteſte Zeit nicht ſchämen darf: es iſt

Der funfzigſte Pſalm, Aſſaphs:

Der Gott der Götter, Jehovah, ſpricht,
und ruft die Erd' herbei
von Sonnen-Aufgang bis zum Untergang.

Vom Zion, der Landeskrone, glänzt Gott auf! s)
Es kommet unſer Gott und ſchweiget nicht,

verzeh-

---

s) Wie jedesmal von den Bergen; die Wohnungen der Götter waren. Jezt nicht mehr von Sinai, Seir; ſondern von Zion, der glänzenden Krone, dem Hauptſchmuck des ganzen Landes, weil Gott darauf wohnte.

verzehrend Feuer gehet vor ihm her,
um ihn iſt mächtger Sturm.

Er ruft den Himmeln oben und der Erd', t)
zu richten itzt ſein Volk.
„Verſammlet, ſpricht er, meine Treuen mir,
„die über Opfern meinen Bund beſchwuren.„
Und alle Himmel ruffen ihn als Richter,
Jehovah als gerechten Richter aus:

„Hör' an, mein Volk, ſpricht er, ich rede:
ich zeuge gegen dich! ich ſelbſt dein Gott! —
Nicht zeih' ich über deine Opfer dich, u)
über den Rauch, der immer zu mir ſteigt;
Doch ſind es nicht die Stiere, die ich mag,
die Böcke, die du mir aus deinen Heerden giebſt:
Denn alles Waldes Thier iſt mein,
die Thiere auf den tauſend Bergen dort!
Auch jeden Vogel kenn' ich unterm Himmel, x)
das ſtolze Wild iſt mein.
Hungerte michs; ich dörfte dirs nicht ſagen,
denn mein iſt ja die volle Welt.

Und

---

t) Vor Himmel und Erde hatte Jſrael ſeinen Bund beſchworen (5 Moſ. 31, 28.) ſie müſſen alſo auch jezt Zeugen werden, wie Jſrael den Bund verſtanden und gehalten? Erhaben aber nimmt der Allwiſſende (V. 7.) in ihrem Namen das Wort: der Richter wird ſelbſt Zeuge.

u) D. i. Der äußern Opfer wegen ziehe ich dich nicht zur Rede; die bringſt du mir genug dar.

x) Nach einigen Ueberſetzungen und codicibus.

Und meineſt du denn, daß ich Stierfleiſch eſſe?
und trink' der Böcke Blut?
Dank opfre Gott!
Was du gelobt haſt, bring' dem Höchſten dar.
Ruf mich an in der Zeit der Angſt,
und wenn ich dich errette, ehre mich! —

Wer Dank mir opfert, ehret mich:
Er geht den Weg, da ich ihm zeigen kann
der Gottregierung Glück. y)

Es wäre zu weitläuftig, mehrere Stücke der Moſaiſchen Geſetzgebung zu durchgehen und auch in einzelnen Ausdrücken zu zeigen, wie ſie die Sprache der Poeſie in Propheten und Pſalmen gebildet; es ſey gnug, hier noch einige Samenkörner hinzuwerfen, da zu einer Ernte einzelner Bemerkungen nicht Raum iſt:

1. Im Iſraelitiſchen Staat war alles urſprünglich ans Heiligthum gebunden, auch körperliche Krankheiten, ſo wie Verfall in Sitten, Laſter. Alſo nicht nur, daß jene ſehr natürlich Bilder von dieſen wurden; ſondern daß auch von dieſen die Propheten und Dichter in der Sprache des Heiligthums ſprachen, d. i. frei, of-

ſen

---

y) Das Glück der Theokratie. Im ganzen Pſalm ſpricht Gott als theokratiſcher Richter, als Rächer ſeiner Landesconſtitution und Ordnung.

ſen und ungeziert. Sie regelten ſich nicht nach den Geſetzen unſres Wohlſtandes, von denen ſie nichts wußten; ſie ſprachen, wie das Geſetz Moſes ſprach, wie der Vater des Volks dachte. Dem Arzt ſind Ausdrücke erlaubt, die ein feiner Bube, nicht eben aus Sittlichkeit, umſchreibet; und ein Arzt, der als Prieſter urtheilet, darf ſich nicht nach der Mode eines fremden, ſpäten Jahrtauſends richten. Große Thorheit iſts alſo, dies ganze Fach der Sprache und Bilder der Ebräer nach den Willkührlichkeiten unſrer Sitten zu beurtheilen und für einem Pſalm, der böſe Sünden im Bilde des böſen Ausſatzes mahlt oder für Kapiteln eines Propheten, der die verderbten Sitten ſeiner Zeit mit Wahrheit und Energie ſchildert, zurück zu ſchaudern. — Auch hierinn indeſſen richtet ſich die Poeſie nach Zeiten und dem Character des Dichters. Am Hofe Salomo's ward nicht gehört, was Ezechiel, der Sohn eines Prieſters, der ſich am Geſetzbuch Moſes, an ſeinem Tempel und alten Sitten müde ſtudiert hatte und der in allem ausführliche Expoſitionen liebet, zu ſagen wagte. Daß ſolche Dinge im Morgenlande genannt wurden, hatte den Zweck, eben durch die Schande der Expoſition Grauen und Eckel zu erwecken: denn es iſt bekannt, daß jene Nationen in allen dieſen Punkten eckler als wir ſind. Im Jüdiſchen Geſetz wurden Unreinigkeiten ſchwer unterſagt, die bey uns im Schwange gehen; und ein Araber erröthete oft, worüber ihn ein Europäer fragen ſollte.

2. Im Heiligthum hatte jedes kleine Geräth, jedes Stück der Wand oder des Gezelts ſeinen Namen; und da alle dieſe Dinge, als ein Riß Gottes auf Sinai betrachtet, und im Geſetzbuch ſo ausführlich beſchrieben, auf die Nachwelt kamen, ſo konnte es nicht fehlen, daß dieſe Nachwelt nicht darüber ſann und dichtete. Indeſſen iſts eben ſo gewiß, daß die ſchönſten Zeiten der Ebräiſchen Dichtkunſt von allen den Fabeln nichts wiſſen, die der ſpäte Allegoriengeiſt ausſann. Was David vom geheimen Sinn des Geſetzes ſingt, iſt ganz in Moſe enthalten, und die Entwicklungen der Propheten bleiben immer dem Ganzen der Inſtitution treu, ohne jeden Nagel des Gerüſts zu theilen. Nach der Gefangenſchaft, als der zweite Tempel gebaut werden ſollte, fingen einzelne Expoſitionen an; aber noch mit ſparſamer Weisheit, wie Haggai und Zacharias zeigen. Aus Aegypten zuerſt verbreitete ſich der Deutungsgeiſt in gar ſpätern Zeiten. —

Damit ſage ich nicht, daß Moſes Bau und Gottesdienſt auch in kleinen Stücken nicht Bedeutungsvoll geweſen; er wars, nur im Umfange ſeiner Geſetzgebung und im Verhältniß einzelner Stücke zum Ganzen. Moſes war aus Aegypten, und wir wiſſen, wie

Aegypten die Hieroglyphe auch in heiligen Gebäuden, im Gottesdienſt liebte. Von Einigen erklärt er ſelbſt die Bedeutung z) und bringt uns dadurch auf den Weg; nie aber muß man aus Moſes Zeit, aus ſeinem Geſichtskreiſe weichen, oder man kehrt das unterſte zu oberſt. — Einiges hievon wird bei Veranlaſſungen der Propheten vorkommen: einiges iſt in nachſtehendem Gedicht angedeutet; den Umriß des Ganzen zu zeigen gehöret nicht hieher.

3. Der Zweck der Geſetzgebung Moſes war weder Opfern, noch Sünde-vergeben; ſondern Glückſeligkeit ſeines Staats, politiſche Wohlfarth des Volkes Jehovah. Die erleuchtetſten Propheten, inſonderheit Samuel und Jeſaias, gingen auf dieſer Bahn fort; und keiner iſt, dem dies nicht Hauptgeſichtspunkt ſeiner Reden und Ausſichten wäre. Wenn daher weit ſpätere Zeiten einzelne Sprüche, einzelne Gebräuche herausgeriſſen und mehr Werth darauf gelegt haben, als Moſes oder ſeine Nachfolger im Zuſammenhange mit andern darauf legen konnten: wenn über einen ſogenannten Bußpſalm, über einen Bock, der in die

---

z) So redet Moſes vom Beſchneiden der Herzen, daß der Prieſter, wenn er ins Heiligthum gehe, die Sünden des Volks trage u. ſ. Das lezte Symbol hat wahrſcheinlich zum ſchönen 53ten Kapitel Jeſaias Anlaß gegeben, wie der 11te Vers zeiget.

Wüſte geſandt ward, Syſteme erſonnen wurden, an die weder David noch Moſes dachten: ſo iſt das ein gewöhnliches Schickſal der rollenden Zeit, die nicht anders fort kann, als daß ſie das Unterſte zum Oberſten kehret. Man denke daran, daß die ſpätere Zeit eine Anzahl verſchiedner Bücher hatte, deren verſchiedne Ideen ſie nicht nur vermiſchte, ſondern deren Sprache ſie auch zur Hülle eigner Ideen brauchte. Da kam es nun darauf an, welche Menſchen ſie brauchten? auf welche Ideen ſie geriethen? welche bei ihnen vorzüglich Gunſt fanden? endlich welches Anſehen ſie ſelbſt bei der Nachwelt hatten und welche Form der Einkleidung dieſer am beſten gefiel? Jezt wars die dichteriſche, jezt die philoſophiſche; am beſten aber, man laſſe jede ihrer Zeit und ihrem Erfinder und gehe zur urſprünglichen Form des alten Aegypter-Iſraeliten, Moſes.

4. Wenn Ein Inſtitut zu Aufbewahrung der Lieder und Geſetze Moſes diente, wars der Sabbat: ihm ſind wir die lebendige Erhaltung dieſes ganzen Schazzes der Dichtkunſt ſchuldig. Nicht nur, daß das Andenken des Weltſchöpfers, (die fruchtbarſte Idee des Menſchengeſchlechts!) aufbehalten und verbunden mit Nationalwohlthaten, wenigſtens in einigen Gebeten und Liedern gefeiert ward: nicht nur, daß man in etwas erleuchteten und ruhigen Zeiten, mit oder ohne

Sinn, Stücke des Geſetzbuchs las und auslegte: Zeitrechnung, Leſen, Schreiben, Geſchichte, politiſche Einrichtung, alte Ideen und neue Hoffnungen, kurz Geiſt und Cultur des Volks erhielt ſich an dieſem einfachen Inſtitut wenigſtens in Reſten und richtete ſich in beſſern Zeiten an demſelben wieder auf. An Sabbat und Feſte war die Ordnung des Staats und der Zeiten, an jenen das Freiheit- und Jubeljahr gebunden; kann mans alſo den Propheten verdenken, wenn ſie in dieſe Bilder ſo manchen güldenen Traum künftiger Glückſeligkeit hüllen, und von ewiger Freiheit, von ewgem Jubel nach lauter Sabbats-Ideen frohlockend ſingen? Wer iſt der Menſch, der ohne Hoffnung ſich nur reget? und iſts nicht eben die größeſte, ſchönſte, ſtandhafteſte Seele, die ſich mitten im Verfall der Zeit aus den Trümmern alter minderer Glückſeligkeit eine neue und größere dichtet?

Moſes Stiftshütte.

Ein ſymboliſches Gemälde.

Arme Wüſte, wie reich biſt du!
Wie kommſt du zu der ſchönen Kleinode Pracht?
Dein Rauch-umkränzter Sinai
wird Gottes bleibend Licht:
Dein dürrer Fels ein reiner Waſſerquell,
Dein Thau der Engel Speiſe? — —

— Der heilgen Muſe Liederkraft
iſts, die auf alles Honig gießt.
Entflohne Sklaven wandelt ihr Geſang
dieſſeit des Meeres in ein freies Volk.
Die bittern Salſen und den Wanderſtab,
das ungeſäuert-dürre Brot,
Laubhütten in dem Sandmeer trockner Glut,
und Durſt und Plage, Noth und Ungemach,
weihet ſie um zu ewgem Freiheitfeſt. — —

— Die kleine Hütte ſteht vor mir,
des Ewigen Orakelzelt:
wohnt da der Ewige?
In welchem engen Raum!
Und vor ihm ſtehen Brodte da!
Da brennt die Lampe! Rauchwerk ſteiget auf!
Und vor dem Zelte fließt der Opfer Blut! —
Und ſeine Diener, Prieſter nahn
wartend der Hut, dieſſeit des Teppiches!
Und Einer geht, zu fragen ihn

ins heilge Zelt,
klingend im Gange, ſeine Hand voll Blut. — —

— Empfang' mich, heilges Licht, in welches Moſes trat,
das ewig wiederglänzt von ſeinem Angeſicht.
Sprich zu mir, Wolke, die vertraulich zu ihm ſprach,
ſo wie ein Mann mit ſeinem Freunde ſpricht,
und lehre mich, was nicht Bezaleel,
nicht Nadab und Abihu wuſten.

Dort
ſeh ich dich, du einſamer Mann!
An Horebs Fuß bei deinen Schafen, ſeh
ich in dein tiefes Herz;
es weint für ſeine Brüder. Da
flammt auf der dürre Buſch!
Ihn ruft der Väter Gott.
Sie kämpfte lang' die Flamme mit
dem Zweifelnden und überwand.
Sie gab ihm Wunderzeichen in die Hand
und in den Mund die Worte Aarons.
Sie gingen hin, ſie riſſen aus der Nacht
des Todes ihre Brüder.

Ewiger Preis dir, Retter deines Volks!
ders mit Gewalt aus ſeinen Feſſeln zwang,
durch Wellen hin zu Gottes Berg' es riß,
der zu ihm ſprach mit der Poſaune Klang,
mit Donnerworten und doch ungehört,
mit Gottes Finger und doch nicht verſtanden!
Du ſprachſt den Fels an und dich hört der Fels:
er öfnete ſein kaltes, hartes Herz;

doch alſo nicht dein Volk! Es tanzet dort
ums güldne Kalb. Wirf deine Tafeln hin,
heiliger Eifrer! doch ermatte nicht.

Jehovahs Engel geht voran
und rächet dich. Die Hölle frißt
und Schlangen ſtechen, langſam frißt der Tod
in vierzig Jahren deine Feinde weg.
Sprich aus, was dir Jehovahs Mund gebot,
führ' aus, was du auf Berges Höhe ſahſt,
zermartre dich und ſtirb, im Blicke traurig-froh
an deines Landes Rande — —

Stirb, daß du alle Gräuel nicht
der Könige, der Landverwüſter ſehſt,
daß um dein heilig-weiſes Gottgeſetz,
mißbraucht von Aberglaub' und Heuchelei,
verkannt von Dummheit, und vom Affenſtolz
verhöhnt, ja gar zernagt vom Letternzahn —
daß um das Alles dich der Eifer nicht
verzehre! — Deine Hütte muß
traurig zerfallen! Deines Gottes Thron,
(er thronte nur auf Recht und Wiſſenſchaft!)
geraubt muß er, entweiht, vergeſſen werden!
Veraltern mit der Jahre Flucht
nicht auch die Himmel? Altert nicht
dein Sinai? Wo liegen ſie
die Tafeln, die dein Gott dir ſchrieb?
Begraben ſind ſie, wie dich Gott begrub! —

Seh ich nicht da ein ander weiter Zeit?
Der Unſichtbare wohnt nicht mehr in Dunkelheit:

er glänzt auf des erhabenſten
Propheten Angeſicht.
Und vor ihm flammt das ſiebenarmige Licht,
des Geiſtes Blick, geſandt in alle Welt.
Und vor ihm duftet ſüßer Rauch
(Gebet der Heiligen!) und draußen fließt
unreiner Sünder Tod-Entſündigung,
Verſöhnungsblut.

Wer iſts, wer wagt hinzuzugehn
ins Heilige? ins Allerheiligſte?
bekleidet mit der Unſchuld Schmuck,
geziert auf ſeiner Stirn mit Heiligkeit
Jehovahs? Wem flammt auf der Bruſt
in zwölf der Edelſteinen Licht und Recht?
Wem klingt ſein Tritt, wenn ihn Jehovah hört,
daß er hinabſchau und begnadige?
Er tret hinzu und frage Gott!

V.

Fernere Einrichtungen Moſes.

Inhalt.

1.

Wie Moſes das Väter-Regiment geſchont und geehret. Wirkungen davon in den Idiotismen, dem Ton der Geſchichte, den Sittenſprüchen und der moraliſchen Poeſie der Ebräer.

2. Verhältniß des Weibes zum Mann, zum Hauſe. Proben davon in Stellen der Poeſie und Moſaiſchen Geſetze. Bilder über Zucht, Ehe, Fruchtbarkeit, Liebe, Weisheit. Sittenlehre der Mutter Lemuels an ihren Sohn: Lob einer ländlichen Ebräiſchen Hausfrau.

3. Verknüpfung der Familien zu einem Stamm. Unabhängige Freiheit einzelner Stämme. Ob Moſes auf Würden in der Hauptſtadt, auf Ueppigkeit und Kriegsruhm ſeiner Nation gerechnet? Geſtalt der Ebräiſchen Poeſie aus ihrer ländlichen Einfalt.

4. Warum die Propheten gegen Ueppigkeit und Unterdrückung ſo ſcharf geeifert? Ihre Abſicht in Moſes Verfaſſung, ihr Recht und ihre Vollmacht.

5. Verknüpfung aller Stämme durch Ein Land Gottes und der Väter. Schöne Eingeſchloſſenheit deſſelben. Wie das Geſetz Moſes zu ihm gehörte. Localgeiſt aller Ebräiſchen Schriften, Hofnungen und Lieder. Von der beſondern Providenz Gottes über Kanaan. Urſprung dieſer Vorſtellungsart: Gebrauch derſelben in Moſe und den Dichtern.

6. Zweites Band der Stämme durch Theokratie. Principium dieſer Regierung. Würde und Schönheit deſſelben für

für vernünftige Weſen. Proben davon an Gerichten, Straſen, Abgaben, Zuſammenkünſten u. ſ. Die meiſte Poeſie der Ebräer iſt politiſch.

7. Einwürfe gegen Levi, daß Er die Stütze der Theokratie ſeyn ſollte. Wie dieſer Stamm dazu kam? Erſter Entwurf Moſes. Wie der Geſetzgeber dieſen Stamm eingeſchränket, was er ihm aufgelegt, wiefern Levi der ganzen Einrichtung geſchadet.

8. Von dem Propheten, auf den Moſes hofte. Trauriges Schickſal, daß Moſes ſeine Geſetze in Kanaan nicht ſelbſt einrichten konnte. Urſachen, Folgen, ſein Schmerz darüber. Das Ende des 90ten Pſalms. Moſes Hofnung.

9. Vom Gottes-Anſehen der Geſetze Moſes. Nothwendigkeit und Nutze deſſelben. Ob es nur vorgegeben wäre? ob wir hierüber entſcheiden können und dürfen? —— Das Geſetz Gottes und Moſes, eine Jüdiſche Dichtung.

Es wird nöthig ſeyn, über die Sitten der Nation, von deren Poeſie wir reden, über ihre Bildung durch die Geſetze Moſes und überhaupt über den politiſchen Zweck dieſer noch einige Worte zu ſagen: Denn man kann die Frucht nicht anders als durch den Baum kennen lernen, auf dem ſie entſproß.

1. **Vater- und Kindesverhältniſſe**, waren die erſte Regierung der Welt, und bei einem Hirtenvolk, wie dieſes war, blieben ſie lange die ſtärkſten Bande. Da Iſrael kein andres als ein Vaterregiment in ſeinen Stammvätern vor ſich hatte, ſo waren dieſe Rechte der Menſchheit auch dem Geſetz Moſes heilig. Es

ſchreibe

ſchreibt den Kindern Ehrerbietung gegen die Eltern als eine Bedingung vor, wie ſie das Land des Segens genießen könnten, und daſſelbe Gepräge tragen die moraliſche Poeſien dieſes Volkes. Ihre Sprache hat keine ſchönere Ausdrücke, auch den König, den Prieſter, den Propheten, den Vorſteher und Erfinder einer Sache zu benennen, als das Wort Vater. So wie ihre Geſchichte ſchon eine Art kindlichen Vortrages hat, weil die früheſte aus Hirtenzeiten war, und der ſpätern zum Vorbilde gereichte: ſo ſind inſonderheit ihre Lehrſprüche und Sentenzen mit einer Vaterliebe und kindlichen Einfalt bezeichnet, dergleichen ſchwerlich ein anderes Volk aufzuzeigen hätte, weil keine Poeſie bis in ſo frühe Zeiten des Menſchengeſchlechts hinaufreicht. Die erſten Kapitel der Sprüche Salomo's, die dem Buch zur Einleitung dienen, ſind mit einer Anmuth geſchrieben, da von den Lippen des Lehrenden, der ſeinen Sohn zur Weisheit locket, gleichſam Milch und Honig fleußt. Selbſt die harten, ſo beſtimmten Geſetze Moſes verläugnen dieſen Ton nicht, ſo bald ſie menſchliche Verbindungen einſchärfen, und das fünfte Buch hat die Würde und Andringlichkeit eines väterlichen Weiſen. Man ſammle ſich, was über das Verhältniß der Kinder zu ihren Eltern, ſo wie von häuslicher und Familien-Glückſeligkeit in den Sprüchwörtern, Pſalmen und Propheten geſagt iſt, und man

wird

wird einen Ausbund der früheſten, ſüßeſten Moral finden. Die Sittenpoeſie der Perſer iſt fein, der Araber ſcharfſinnig, der Ebräer einfältig und kindlich; die zarte Speiſe fürs erſte Alter der Menſchheit.

2. Das Weib war nach morgenländiſchen Begriffen dem Mann unterworfen. Man hatte keine Idee von einer gebietenden, müßigen Hoheit dieſes Geſchlechts; man rühmte an ihm nur Keuſchheit, Fleiß, verſchleierte, häusliche, mütterliche Tugend. Sitten, wie ſie die üppige Poeſie ſpäterer Zeiten beſingt, wären in dieſem Zeitalter der Welt Thorheit oder Schande geweſen. Es iſt daher ungereimt, galante Poeſie der Converſation bey einem Volk zu ſuchen, wo das weibliche Geſchlecht eingeſchloßen, entweder wie eine Blume des Gartens blühen, oder wie ein Weinſtock Früchte tragen ſollte.

> Glückſelig, wer Jehovah ehrt a)
> und wandelt ſeinen Weg;
> genießen wirſt du deiner Hände Arbeit,
> Glückſeligkeit und Gutes iſt mit dir!
> Dein Weib blüht wie ein Weinſtock,
> der fruchtbar deines Hauſes Wänd' umzieht.
> Wie Pflanzungen von jungen Oelbaumſproßen
> ſind deine Söhne rings um deinen Tiſch.
> Und ſehen wirſt du deiner Kinder Kinder,
> Ruh über Iſrael.

Das

---

a) Pſ. 128.

Das war die Glückſeligkeit einer ländlichen Einfalt, die die Poeſie ſang. Die ruhvollen Zeiten der Zukunft konnten einem verwirrten Reich nicht beſſer vorgebildet werden, als: b)

Ein Neues wird Jehovah ſchaffen im Lande,
Das Weib umgiebt den Mann:

(D. i. es iſt ſo ſicher umher, daß das Weib ihn ſchützen und nach dem Zuſtande der alten Welt in häuslicher Glückſeligkeit ihn als Krone umgeben kann.) . Moſes Geſetze ſchätzen dieſe Familienfreude ſehr hoch. Selbſt vom Kriege ſprach der menſchliche Geſetzgeber jeden Mann frei, der ein Haus gebauet und noch nicht eingeweiht, der einen Weinberg gepflanzt und noch nicht von ſeiner Frucht genoſſen, der ihm ein Weib vertrauet und ſie noch nicht heimgeholet hatte. „Er gehe hin, ſprach der edelfühlende Weiſe, und bleibe daheim, damit er nicht im Kriege ſterbe und ein andrer weihe das Haus, und ein andrer genieße des Weinſtocks und ein andrer hole ſeine Vertraute heim!„ Segen auf den Geſetzgeber, der alſo dachte!

Die Geſetze Moſes ſorgen daher auch ſo angelegentlich für die Zucht und Keuſchheit der Töchter Iſraels, für die Grade der Verbindung und für einen öffentlichen Wohlſtand der Sitten zwiſchen beiden Geſchlechtern. Keine

---

b) Jer. 31, 22.

Keine Unzüchtige ſollte in Jſrael ſeyn: der Geſetzgeber kam allem zuvor, was die Menſchheit frühe entehren, den Umgang zwiſchen Verwandten gefährlich oder das Weib in den Augen des Mannes verächtlich machen könnte; von allen dieſen Seiten ſind die Geſetze Moſes die ſittſamſten und bedächtigſten, die unter einem ſolchen Clima gemacht wurden. Man ſammle die Sittenſprüche Salomons und Sirachs, die von den Tugenden und Reizen der Weiber handeln; alle Zier der Unſchuld, der Anmuth, der Verträglichkeit und des Fleißes ſind in ſie wie in einen Blumenkranz geflochten. Das Glück einer guten, das Unglück einer mißrathnen Ehe wird in treffenden Bildern geſchildert: nicht umſonſt ſollte der Bräutigam mit Oel der Freude geſalbet, mit einer Hochzeitkrone gekrönt, und mit glückwünſchenden Liedern gefeiert werden. Die Fruchtbarkeit der Ehe galt über allen irrdiſchen Segen, und ſo manche Ausdrücke der Pſalmen c) über ein unerwartetes Glück unter dem Bilde, „daß Gott die Unfruchtbare zur Kinderreichen Mutter macht,„ waren im Geiſt der Nation vom ſtärkſten Nachdruck. So iſts das Lied der Mutter Samuels, d) die als eine Siegerin von ihrem häuslichen Glück zum höchſten Glück des

Landes

---

c) Pſalm 113, 9. u. f.

d) 1 Sam. 2, 1.

Landes und der Welt aufſteigt: ſo ſinds die öſtern Verheißungen, daß Gott den Gerechten vorzüglich mit dieſem Glück ehrte:

Siehe! Jehovahs Erbgeſchenk ſind Söhne, c) —
Sein Gunſtgeſchenk iſt blühendes Geſchlecht.
Wie Pfeile in des Helden Hand,
ſind Söhne in der Jugend Stolz.
Wohl dem, der ſeinen Köcher
voll ſolcher Pfeile hat.
Sie werden nicht erröthen,
wenn ſie mit Feinden reden vor Gericht.

Der Platonismus der Liebe, ſo wie eine Kloſterheiligkeit der Ehe iſt den Poeſien dieſes Volks fremde; wie zart und feingefühlt aber ſind dafür alle Scenen im Garten der Liebe des Hohenliedes! Die ſüßeſten Reize blühen da wie Blumen, die zarteſten Früchte werden mit einer Unſchuld der Bruder- und Schweſterliebe gekoſtet. In den Sprüchen Salomons ſind Weisheit und Thorheit Weiber. Dieſe konnte unter keinem warnendern Bilde als der Perſonification einer verführenden Ehebrecherin vorgeſtellt werden; jene, die belehrende und erquickende Weisheit wird dem Jünglinge Braut, Mutter, Geliebte, ja die geliebte Tochter Gottes von Ewigkeit her. Die vielleicht ſtärkſte Stelle in Salomons Sprüchen iſt eine Lehre, die ihn ſeine

Mutter

---

c) Pſalm 127.

Mutter lehrte —— ich glaube meinen Vortrag angenehm zu unterbrechen, wenn ich ſie ſammt dem ihm zugefügten Lobe der Weiber hieher ſetze; ſie beſtätigt, was ich ſagte, durch eine Probe: f)

Worte des Königs Lemuels, die Gottesrede, die ihn ſeine Mutter lehrte.

Ach du mein Sohn! du meines Herzens Sohn!
Du aller meiner Wünſche Sohn!
gib nicht den Weibern deine Macht,
vertraue deine Wege nicht
Den Könige-Verderberinnen an.

Auch Wein nicht, Lemuel! den Königen,
den Königen gebührt nicht ſtark Getränk;
Den Machtbeherrſchern nichts Berauſchendes.
Sie tränken und vergäßen der Geſetze
und krümmeten die Rechtsſach' aller Armen.
Dem Hoffnungsloſen reichet Wein;
dem Bitterlichbetrübten ſüßen Trank.
Er trinke und vergeſſe ſeines Jammers,
und denke ſeiner Noth nicht mehr.

* * *

Thu für den Stummen auf den Mund!
und nimm dich vor Gericht der Waiſen an.
Thu auf den Mund und richte recht
und ſchaffe Recht dem unterdrückten Armen.

Ein

---

f) Spr. Sal. Kap. 31.

* * *

Ein Weib von Tugendkraft, wie ſelten iſts zu finden!
Der Perlen Koſtbarkeit reicht nicht an ihren Werth.
Auf ſie kann ſich des Mannes Herz verlaſſen;
ſo hat er Beute gnug.
Nur Lieb' und Gutes wird ſie ihm erzeigen,
kein Leides thut ſie ihm ihr Leben lang.

Bewerbſam ſucht ſie ſich Baumwoll' und Wolle,
und wirkt daran mit raſcher froher Hand;
iſt wie ein Kaufmannsſchif, das Waaren bringet,
von ferne ſchaft ſie Nahrung ſich herbei.

Sie ſtehet auf, noch iſt es Nacht,
giebt ihrem Hauſe Brot und ihren Mägden Arbeit;
denkt auf ein Ackerfeld und kaufet es,
von ihrer Hände Frucht pflanzt ſie ſich einen Weinberg.

Und gürtet ſich mit neuer Kraft,
ſtärkt ihre Arme ſtets zu neuem Fleiß:
denn ſie ſchmeckt ihres Fleißes ſüße Frucht;
auch in der Nacht verlöſcht nun ihre Lampe nicht.

Sie greifet nach dem Rocken hin,
die Spindel iſt in ihrer Hand;
und öfnet ihre Hand dem Armen,
beut ſie dem Jammervollen dar.

Sie fürchtet ihrem Hauſe nicht
für harten Winters Zeit:
denn all' ihr Haus hat doppelt Kleid.

Uns

Und ſchöne Decken wirkt ſie ſich,
Byſſus und Purpur iſt ihr Feſtgewand:
denn öffentlich wird ſchon ihr Mann genannt,
er ſitzet mit den Aelt'ſten zu Gericht.

Sie webet Schleier und verkaufet ſie:
dem Kaufmann giebt ſie Gürtel zum Verkauf.
Und Würd' und Ehr' iſt ihr Gewand:
entgegen lacht ſie jedem neuen Tage.

Mit weiſer Rede öfnet ſie den Mund,
auf ihrer Zunge iſt nur ſanft Gebot.
Sie merkt, was überall geſchieht in ihrem Hauſe;
Die Trägheit ißt bei ihr kein Brot.

Es treten ihre Söhn' auf, ſie lobpreiſend,
es tritt ihr Mann auf und lobpreiſet ſie:
„Viel Landestöchter thaten edle Thaten,
doch du biſt über alle, alle ſie!
Anmuth iſt trügeriſch; Schönheit vergänglich;
ein Gottesfürchtig-Weib iſt Ruhmes werth.
Gebet ihr Ruhm, die Frucht von ihrem Fleiße,
lobt öffentlich die Werke, die ſie that.

Das war der Ruhm einer fleißigen ländlichen Frau im Ebräerlande, denn die ganze Verfaſſung deſſelben war ländlich.

3. Alle einzelnen Familien knüpfte Moſes zu ihrem Stamm zuſammen, dem er ſein autonomiſches Eigenthum, das Recht eigener Anordnungen und Gerichte,

ja ſo gar die Freiheit gab, für ſich Krieg zu führen; ans oberſte Gericht dorfte keine Streitigkeit gelangen, die nicht dahin gelangen wollte. Der Vater war Fürſt in ſeinem Hauſe, der Aelteſte über ſeine Familie und jeder Stamm hatte aus ihnen ſeine Fürſten. Die Geſchlechter waren alſo durch natürliche Bande, durch Geſeze des Eigenthums, der Ehrerbietung, der mehrern Erfahrung und der Blutfreundſchaft verbunden. Der Richter konnte ſein Land und die Geſchäfte deſſelben kennen: es konnte Lohn ſeyn, Greis in ſeiner Familie zu werden; die grauen Haare waren der Alten Schmuck und des Stammes Krone. Ich will keine Vergleichung anſtellen, was in zu policirten, zu raſchen Staaten das Schickſal der Alten ſei? ſondern nur anführen, daß auch in der Poeſie dieſes Volks die Ehre der Aelteſten, der Haus- und Stammesväter überall durchblickt. Auf goldnen Deſpotismus, auf ſklaviſche Würden in einer Königsſtadt hatte Moſes die Ehre der Geſchlechter nicht geſezt; noch weniger den Preis ſeines ganzen Volks auf Ueppigkeit oder Kriegsruhm gegründet. Gewerbſamkeit und Fleiß ſollte der Nerve des Staats; Ruhe und Familien-Ehre ſollte des Fleißes und der Weisheit ſüßer Lohn werden. In dieſem Licht ſchildern Pſalmen und Propheten die Glückſeligkeit ihres Volkes „daß jedermann ſeiner Hände Frucht genieſſe und unter ſeinem Oel- und Feigenbaum ſicher

„woh-

„wohne.“ Die ſchönſten Weisheitſprüche der Ebräer ſind daher Lehren aus dem Munde erfahrner Greiſe, Rathſchläge gütiger Familienväter. Auch ihre feinſten philoſophiſchen Bemerkungen nehmen dieſe Geſtalt an, wie Salomons Prediger und einige neuere Lehrgedichte der Ebräer zeigen. Eben daher iſt die Schrift für Kinder und einfache, thätige, redliche Leute von ſo großem Reiz; ſie finden die Sprache ihres Herzens, die Lehre oder die Beute ihres Lebens in ihr; alles kommt und geht von Uebung zur Uebung. In Tyrus, Sidon oder Karthago, in einem kriegeriſchen Staat der Cyklopen und Kannibalen ſind nie Gedichte geſungen, nie ſolche einfach-erhabene Göttergedanken erzeugt worden, als in dieſem Acker- und Hirten-Lande, zwiſchen mühſelig aber fleißig bearbeiteten Bergen. Die Sängerin Deborah war eine Zeltbewohnerin unter den Palmen: der Sänger David war ein Hirt: Amos desgleichen, und in allen Propheten iſt die Einfalt der ländlichen Natur in Sprache und Bildern unverkennbar. Wähle ſich daher, wer da will, Gedichte der Ueppigkeit und des Glanzreichſten Uebermuthes; was die Menſchheit in ihren engſten Bedürfniſſen braucht, was ſie zum daurendſten Troſt oder zur früheſten Bildung nöthig hat, ſind alte reife Vatergedanken voll Herzlichkeit, Einfalt und Würde.

4. Man wird hieraus beurtheilen, warum nicht nur Samuel ſo ungern an die Wahl eines Königs ging; ſondern die Propheten auch gegen die Ueppigkeit des Landes, zumal der Hauptſtadt ſo ſehr eifern? Ueppigkeit ſowohl als ein König lag nicht in der Moſaiſchen Geſetzgebung. Ihr Land hatte die ſchönſte Lage, die Früchte ihres Fleißes zu genießen oder abzuſetzen; nie aber ſollte Iſrael, ſeinem Hauptcharacter nach, ein in die Welt umlaufendes Handelsvolk oder eine Kriegführende monarchiſche Macht werden. Ueber beide Punkte dachte der Geſetzgeber zu menſchlich, zu erleuchtet. Er zog Geſundheit dem Ueberfluß, und eine arbeitſame mäßige Glückſeligkeit einem entkräftenden, tyranniſchen Weltruhm vor; wer alſo an Nationalgedichten nur dieſe bunte oder blutige Farbe liebt, muß ſie bei andern Völkern ſuchen. Ein fleißiges und redliches Bergvolk ſollte Jeſchurun ſeyn, das nach ſeiner erſten Eroberung in Ruhe wohnte. Und ob es gleich dieſe Ruhe ſelten ſchmeckte, weil das Land von Anfange an nicht vollkommen erobert ward und meiſtens ſehr antimoſaiſch regiert wurde: ſo waren doch die Grundſäulen ſeiner Verfaſſung zu kenntlich, als daß nicht jeder Patriot, dem Landesgeſetz nach, darauf hätte hinweiſen ſollen. Wie edel handelte Moſes, da er vermöge ſeines Propheten-Rechts jedem Weiſen erlaubte, dies zu thun und an das Landesgeſetz zu erinnern! Ob der König oder die

Aelte-

Aelteſten ihm folgen wollten, ſtand bei ihnen; der Prophet indeſſen ſprach im Namen Jehovahs d. i. in Vollmacht des Nationalgottes und der urſprünglichen Verfaſſung des Landes. Dieſer hohe Beruf und Name erinnerte ihn, ohne Partheylichkeit und Lieblingsneigung, Genius des Volks, Sprecher der öffentlichen Freiheit und Tugend zu werden — ein Zaum gegen Tyrannei und Laſter. Bei allen Propheten, die wir haben, iſt deutlich zu zeigen, daß auch in politiſchen Angelegenheiten das Geſetz Moſes jedesmal der Grund ihres Urtheils geweſen, daß ſie in ihren Rathſchlägen dem Principium der Verfaſſung ihres Landes treu blieben und daher nicht als Schwärmer, ſondern als Iſraeliten, als dazu berechtigte Bürger ſprachen. Ueber manche ihrer ſo genannten Weißagungen wird uns dieſer Grundſatz ein neues Licht geben; und wem der mißgedeutete Name „Geiſt Jehovahs„ anſtößig wäre, dürfte ſich ſtatt ſeiner nur das modiſche Wort „Allgemeingeiſt„ (public ſpirit) denken.

5. Wie knüpfte aber Moſes zwölf freie, unabhängige Republiken zuſammen, da ſie doch Ein Volk ſeyn mußten? Zuerſt durch ihr Land; ſodenn durch das lindeſte Band, das vernünftige, freie Weſen zuſammen knüpfen kann, durchs Geſetz einer Gottesregierung. Ich wünſchte, daß jeder ſeine Zweifel, die er etwa noch

gegen dies verſchrieene Wort hätte, ſo lange aufgäbe, bis er einige Seiten weiter geleſen.

Moſes knüpfte ſeine Stämme zuſammen durch ihr Land: es war Jehovahs Land, das Land ihrer gemeinſchaftlichen Väter, das ihnen ausſchließend auf ewige Zeiten gegeben war. Jehovah gehörte es; und nur die Nutznießung war ihr; zum Lande gehörte alſo das Geſetz, und zum Geſetze das Land Jehovahs. Gott wollte das Volk austreiben, ſobald es davon wich; wie er die Kananiter vor ihnen ausgetrieben habe, und da auſſerhalb Judäa das Geſetz, das ſie zum Volk des Gottes ihrer Väter machte, nicht befolgt werden konnte: ſo hörten ſie eben damit auf, Gottes Volk zu ſeyn. Damit band Moſes die Herzen ſeines Volks an dieſen Boden; er machte ihnen ihr Land lieb und unentbehrlich, weil außer ihm Iſrael nicht mehr Iſrael war. Mit vereinter Hand ſollten ſie es einnehmen, brüderlich unter ſich theilen, und ſodann alle wie Einer und Einer wie alle, ruhig bewohnen. Oben ſchützte es der Libanus, zur Rechten der Jordan (die Stämme jenſeit gehörten eigentlich nicht mit zum Lande) unten die Wüſte und zur Linken das Meer; wir werden auch finden, daß nach Jakobs Entwurf die Stämme ſo geſetzt wurden, daß ſie ſich ewig hätten ſchützen mögen. Ob nun gleich dieſer Zweck nicht erreicht, und der Wille des Stammvaters

vaters nicht befolgt wurde: ſo verfehlte doch Moſes ſeine Abſicht nicht, Land und Volk von einander unabtrennlich zu machen. Daher der enge Localgeiſt in allen Propheten! Daher in den Pſalmen und in allen Werken der Gefangenſchaft die Seufzer zu dieſem Lande! Nach zweitauſend Jahren, voll leerer Hoffnung, ſehnt Iſrael ſich noch dahin: denn nur dort kann Gott regieren! nur dort ſein Geſetz geübt werden! nur dort ſollen aufwachen, die unter der Erde ſchlafen. — Was alle alte Geſetzgeber zu erreichen ſuchten, daß ihr Volk ſich an ſein Vaterland geheftet fühlte, hat Moſes durch ſein Localgeſetz, durch den Nationalgott ſeiner Väter aufs kräftigſte erreichet. Er pflanzte den wilden Weinſtock auf die Berge Jehovahs, und legte das Volk in der ſpeciellſten Local-Providenz Arme.

Da über das letzte Wort ſo viel Widriges geſprochen iſt, und alle Lieder, die ſich darauf gründen, ſo ſonderbar beurtheilt ſind: ſo wird mir ein näheres Wort hierüber erlaubt ſeyn.

Offenbar war der erſte ſinnliche Begrif, den Moſes ſeinem Volk über die Providenz ſeines Landes einprägte, der: g)

— Ein Land iſt es, nicht wie Aegypten,
das ſich vom Strome tränkt:
Ein Land voll Berg' und Thäler,

---

g) 5 Moſ. 11, 12-17.

vom Himmel ſelbſt genährt.
Dein Gott beſucht es immer;
Jehovahs Augen ſehn
vom Anfange des Jahres,
zum Ende hin, darauf! —

und wer die Beſchaffenheit Judäas in Vergleichung mit Aegypten kennet, ſiehet die genaue Wahrheit dieſer Beſchreibung. Die Fruchtbarkeit des Landes hing von der Gunſt der Witterung ab; es lag alſo gleichſam unmittelbar unter den Augen des Gottes der Himmel und wie an den Brüſten der Vorſehung; Früh- und Spatregen, der Wind von dieſer oder jener Seite her entſchied alles; und ſo wars natürlich, daß Moſes Himmel und Erde zu Zeugen ſeines Bundes nahm, und zu Rächern deſſelben bei jeder Uebertretung aufrief. Der Himmel ſollte eiſern, die Erde ehern werden, Früh- und Spatregen ſollte mangeln, der Oſtwind ſie aufreiben u. ſ. w. wenn ſie nicht das Geſetz des Gottes befolgten, der von dieſem Himmel auf ſie blickte, der ihnen dieſe Erde, als ſein Eigenthum gebe. Jedermann begreife: wie andringend, Ort- und Zeitmäßig dieſe Stimme vom Garizim und Ebal geweſen: ſie umfaſſet die ganze Denkart des alſo erretteten, hieher verpflanzten Volks und alle Zuſtände des Landes. Alles mußte ſie an ihr Geſetz erinnern, jede Witterung im Jahr, jeder Fruchtort, jede Aue und Plage; der Gottesdienſt mit ſeinen

Feſten

Feſten und Pflichten erinnerte ſie daran noch mehr. Und darauf baute, das erklärte nun jener ächte Nationalgeiſt der Pſalmen und Propheten. Kein alberner Aber- oder Wunderglauben wars, was er foderte, ſondern der Glaube einer ſpeciellen Aufſicht und Vorſehung, (den wir alle haben ſollten) nur für ihr Vätergeſetz und Land localiſiret.

6. Und das Gottesregiment, das ſo oft verſpottet worden? Ich wollte, daß nach der Stuffe unſrer Cultur wir es alle haben könnten; denn es iſt gerade, was alle Menſchen wünſchen, worauf alle Weiſe gearbeitet haben, und was Moſes allein und ſo frühe ſchon auszuführen das Herz hatte, nehmlich — daß das Geſetz herrſche und kein Geſetzgeber, daß eine freye Nation es frei annehme und willig befolge, daß eine unſichtbare, vernünftige, wohlthätige Macht uns lenke, und nicht Ketten und Bande. Dies war die Idee Moſes; und ich wüßte nicht, ob es eine reinere, höhere gäbe? Leider aber kam er mit ihr und mit allen Anſtalten, die er darauf gründete, drei vier Jahrtauſende zu früh; ja vielleicht wird auch nach ſechs Jahrtauſenden ein andrer Moſes noch zu früh erſcheinen.

Alle Regierung iſt Bedürfniß, und jede zu körperliche, zu ſichtbare Regierung wird Joch, ja oft eine Schande der Menſchheit. Je leiſer und unſichtbarer die Bande ſind, die eine Geſellſchaft zuſammenknüpfen, je mehr das Principium der Beherrſchung auf ihr Gemüth wirken darf, und zwar auch im Verborgnen, ohne Zeugen, als ein Motiv innerer Handlungen darauf wirken kann; endlich je mehr alle Eigenmächtigkeit, Willkühr, die Alleinbeherrſchung eines oder einiger Menſchen, die allemal hart fällt, dabei ausgeſchloſſen iſt, und ein freies Nationalgeſetz gleichſam auf einem ſichtbaren Thron herrſchet: deſto edler, deſto Menſchenwürdiger iſt die Verfaſſung. Siehe! das war Moſes Gottesregierung. Das Geſetz herrſchte, von innen mit Gottes- von außen mit der einmüthigen Stimme des Volks bekleidet: es thronte im Nationaltempel. Dieſer war ein Zelt des Landesgottes, das allen 12 Stämmen angehörte, das ſie alle zur Familie eines Gottes knüpfen ſollte; daher die goldnen Kälber zu Dan und Bethel, die das Band der Nation zerriſſen, den Propheten ſo verhaßt waren! An Jehovah alſo war man mit Pflicht und Treue gebunden; an keinen willkührlich herrſchenden Menſchen. Vor jenem ſtand man mit Gedanken und Thaten; man ſtand aber nicht als Knecht vor ihm, ſondern als Kind, als auserwähltes Erbe; und die Wohlthaten Gottes, die er dem Volk erwieſen, wurden dem Andenken vernünftiger Menſchen immer hergenannt und neu erzählt in Geſängen und Götterreden. — Welche feinere Art, die Bedürfniſſe des Landes zu beſtreiten, wenn man ſie dem Heiligthum der Nation,

Nation, keinem ſchwelgenden Thron gab, wenn man auch mit ſeinem Verſehen vor Jehovah ſtand und vor keinem vielleicht ſündigern Menſchen! Wer fühlt das Drückende nicht, daß Menſchen über das Leben der Menſchen Macht haben? daß die Willkühr Eines verdammen und begnadigen kann? daß die Gerichte nicht von erwählten Richtern des Volks vor den Augen Gottes und der Nation, ſondern von beſoldeten Dienern des Fürſten, an verſchloſſenen Oertern, in einem Labyrinth von Rechtsgängen und Formeln gehalten werden u. ſ. — Moſes dachte die Sache höher und reiner. Oeffentlich wurden die Gerichte gehalten: das Geſetz des Landesgottes diktirte Strafen, und kein Richter konnte diſpenſiren: Gottes waren die Richterſtühle und keines erſchaffenen Menſchen. Seine Geſetze, die Anmahnungen der Propheten hierüber ſind wie die Stimmen höherer Genien der Gerechtigkeit und der Gottesurtheile. — Freude, Stolz und Ehre im Namen Jehovahs ſollten die Triebfedern aller öffentlichen Handlungen werden: dieſe Freude, dieſe Ehre hieß Religion, und die Verfaſſung, die den Grund dazu legte, die das Geſetz des Landesgottes zu einem ewig-unverbrüchlichen Coder machte, nennen wir Theokratie. Ihres Enthuſiasmus ſind die Geſänge und Propheten-Reden der Ebräer voll: der größte Theil ihrer Poeſie, den man oft nur für geiſtlich hält, iſt politiſch.

7. „Mag dies alles ſeyn, wird man ſagen, wenn nur nicht Levi Bewahrer des Geſetzes, mithin Aufrechthalter der öffentlichen Freiheit hätte ſeyn ſollen. Das abergläubige, müßige Prieſterregiment, das den andern Stämmen vortrat, ihre beſten Einkünfte verzehrte und ihnen im Fall der Bedrängniß doch nicht helfen konnte, hat alle dieſe ſchönen Ideen vernichtet — —„

Einiges iſt in dieſem Einwurf allerdings wahr, und dies Wahre, wer ſah es beſſer voraus als Moſes? Sein erſter Entwurf war, daß die Erſtgeburt aller Familien und Stämme dem Herrn heilig ſeyn, h) mithin auch am Altar des Nationalgottes dienen ſollte; und welche Krone der Nation, welche Ehre der Familien wäre dies geweſen! Alle Häupter ihrer Familien, die oberſten Richter, Fürſten des Volks, Diener am Pallaſt Jehovahs. — Aufs innigſte wären dadurch die Stämme verbunden geweſen, und keine Eiferſucht hätte ſie trennen mögen.

Als aber Iſrael ums goldne Kalb tanzte, als Moſes ſah, daß er ſich aufs rohe Volk im Ganzen nicht zu verlaſſen habe, ja daß dies noch viel zu weit zurück ſei, um durch ſeine, Eines Mannes Hände zum Dienſt der geſammten Nation im Namen Jehovahs zubereitet zu werden;

---

h) 2 Moſ. 13, 2. Kap. 19, 6. Kap. 20, 24.

werden; was blieb dem Geſetzgeber übrig, als daß er Einen Stamm wählte, und durch denſelben auf die übrigen wirkte? Dieſe Idee kam der Aegyptiſchen Verfaſſung näher, und war allerdings auszuführen leichter; ſie warf aber auch nothwendig den Zankapfel der Eiferſucht zwiſchen die Stämme, die alle ſich dieſem Einen erwählten Stamm nachgeſetzt glaubten. Natürlich wählte Moſes den, i) der ihm der nächſte und treuſte war, der ſich bei Gelegenheit des goldnen Kalbes d. i. der Rebellion gegen Jehovah treu erwieſen, überdem Aaron an der Spitze hatte. Moſes Bruder, der angeſehene zweite Befreier Iſraels ward alſo der Fürſt Gottes, das ſchön gezierte Bild eines Königes und oberſten Richters, das aber nur Bild war. Moſes ſchonte die Freiheit ſeiner Nation, wie er ſie ſchonen konnte. Der Stamm Levi hatte kein Erbtheil, keine ausführende, noch weniger Geſetzgebende und am wenigſten eine deſpotiſche Gewalt. Von den Aelteſten der Stämme des geſammten Volks hing jede politiſche Ausführung ab; Levi war nur der gelehrte, nicht aber der herrſchende Stamm, und da auf ſeinen Schultern Auslegung des Geſetzes, Heiligthum, Rechte, Arzneikunſt und alles andre Wiſſenſchaftliche damaliger Zeit ruhte: ſo wurden wenigſtens dieſe Dinge durch eine weit aus

einan-

---

i) 2 Moſ. 32, 29.

einander gelegte Theilung dem Volk nicht beſchwerlich — — In allem aber waren die Prieſter nur Conſultoren, nur Diener. Auch bei der oberſten Conſultation durchs Urim und Thummim, das königliche Schild der Wahrheit, verſchwand die Perſon des Hoheprieſters: denn Gott ſprach, und wenn der Prieſter ein Mann von einigem Gefühl war, konnte er im Schauer des Allerheiligſten, im Namen der ewigen Wahrheit, gewiß nicht anders als Licht und Recht ſagen — —

Indeſſen bleibt es unläugbar, daß die prieſterliche Stütze der Moſaiſchen Geſetzgebung leider am erſten brüchig geworden, und Moſes ſcheint es in ſeinem letzten Segen, wenn er auf Levi kommt, k) ſelbſt zu fühlen. Bei der Eroberung und Austheilung des Landes finden wir das Bruſtſchild ziemlich müßig. Es drang nicht auf die Erfüllung der Geſetze Moſes, und ſo ward der Grund zu allen Uebeln gelegt, die unter Eli beinah zur völligen Anarchie ſtiegen. Das Volk wollte alſo einen König haben, und mit den Königen hatte groſſentheils die ächte Moſaiſche Verfaſſung ein Ende. Das Regiment der Prieſter nach der Gefangenſchaft war auch nichts weniger, als die alte Conſtitution Moſes; kurz, der Sinn des Geſetzgebers iſt beinah nie ganz erreicht, und alſo noch weniger genoſſen worden — das war die ewige Klage der Propheten.

8. „Mo-

---

k) 5 Moſ. 33, 8.

8. „Moſes hoffete ja aber auf einen Propheten, „wie Er war, dem Iſrael wie Ihm gehorchen ſollte; „warum kam dieſer Prophet nicht? und wie wenn er das „Werk Moſes gerade zertrümmert hätte?„ Großer Mann, wie wirſt du verkannt! und in deinen edelſten Grundſätzen verläumdet! Das Werk Moſes blieb leider! unvollendet, denn die Härtigkeit ſeines Volks und ein trauriges Schickſal ſeiner eignen Schwachheit hatte ihm den beneidenswürdigen Kranz entzogen, ſelbſt Einrichter ſeiner Geſetze in Kanaan zu werden. In wenigen Monaten nach dem Ausgange war der ganze Entwurf ſeiner Geſetzgebung ausgerichtet: nun wurden Kundſchafter ausgeſandt, und er rückte ſcharf an die Grenze. Aber das feige Volk ward aufrühriſch: er mußte zurück und lange 38 Jahr in der traurigen Wüſte der kleinen Halbinſel im Buſen des rothen Meers campiren. Nichts als ein unrühmliches Verzeichniß der Reiſeläger haben wir aus dieſem Zeitraum, in dem er zu Gründung ſeiner Geſetze ſo viel hätte ausrichten können und alles ausrichten wollte. Jetzt ſang er den traurigen 90ten Pſalm, in dem er Geſchlechter hinwelken, in dem er ſein Leben wie ein Geſchwätz vorbeiſtreichen ſieht, und ſich nur an ſeinem Einzigen bleibenden Gott aufrichtet. — Wir haben die Eine Hälfte des erhabenen Liedes ſchon gehabt: laſſet uns die zweite hören:

Wer ſiehets ein, daß dies o Gott dein Grimm iſt?
daß man auch fürchte Den, der alſo furchtbar zürnt!
Lehr' es uns Herr! damit wir unſre Tage zählend,
uns Weisheit ſchaffen in das Herz.
Kehr' um, Jehovah! wie ſo lange zürnſt du!
Gib Troſt uns wieder; wir ſind ja dein Volk.
Erfreu uns bald mit deiner alten Huld,
ſo jauchzen wir, ſo freuen wir uns noch
in unſern Lebens-Tagen.
In unſern Lebens-Tagen, Herr! erfreu uns wieder,
die du ſo lang betrübt,
die ſo viel Jahre lang nur Unglück ſahn.
Laß ſehn uns Herr! was du
fürhaſt mit deinen Knechten,
zeig' ihnen, ihren Kindern zeige deine Gunſt.
Der ſanfte Blick Jehovah unſers Gottes
ſei mit uns wieder! Herr, beveſtige
die Arbeit unſrer Hände;
das Werk von unſern Händen veſtge du! —

Umſonſt! Der Bittende ſollte die Beveſtigung ſeines Werks in Kanaan nicht erleben, und da er als ein Greis von 120 Jahren ſeinen Tod vor ſich ſah, da er ſein Volk kannte und niemand gewahr ward, der ſeine Stelle ganz vertreten könnte; was blieb dem Armen übrig? womit konnte er ſich aufrichten, als mit der Hoffnung, daß Gott ſelbſt einen andern Mann wie ihn erwecken würde, der ſein Werk ausführte? und dem ſollte Jſrael gehorchen. Zerſtören konnte und wollte

ein

ein Solcher Moſes Werk nicht: denn es war einmal Nationalverfaſſung, nach welcher auch die Propheten ſprechen und handeln muſten; nur leider! fand ſich kein Solcher in den entſcheidenden erſten Zeiten. Joſua war nur Held, Eleaſar nur Prieſter: Die Gewalt war getheilt, und die rohen Stämme verließen die Grund-Ideen Moſes. Ob es in ſpätern Zeiten, obs nach der Gefangenſchaft einen Propheten, wie Moſes gegeben habe? wollen wir ſpäterhin ſehen; gnug, wer ein menſchlich Herz in der Bruſt hat, wer es fühlt, was das unausgeführte, halb verlohrne Werk Eines Jahrs, geſchweige eines ganzen Lebens, der Seele für Schmerzen und Wünſche gewähre, wird er dem ſterbenden Nomokrator eine ſo patriotiſche Hoffnung nicht wenigſtens als letzten Troſt gönnen wollen? Es war ja der einzige Lohn ſeines mühſamen ſauren Lebens.

9. „Daß aber Moſes ſeine Geſetzgebung für Gottes Werk, ſeine Tafeln für Handſchrift Jehovahs ausgab, und in ſein Volk jenen menſchenfeindlichen, religiöſen Hochmuth pflanzte? —„

Und wenn er ſie blos dafür ausgegeben hätte: that er nicht wohl daran? Hatte er ein ander Mittel, ſeine Abſicht zu erreichen? Man leſe, was der Mann die 40 Jahr über litt, was er bei allen Wundern, Wohlthaten und Gerichten im Namen Gottes litt; wie wenn er mit dem kalten Lichtlein politiſcher Vernunft aufgetreten wäre, ſeine 600,000 Rebellen zu bändigen und zu überreden!

Geſetze müſſen heilig ſeyn, und für ein rohes Volk, wie dies war, konnten ſie nicht anders als durch göttliches Anſehen heilig werden. Noch jetzt fehlt unſern beſten Geſetzen Heiligkeit und Nachdruck. Der übertretende Theil ſieht ſie als Conventionen an, die er auch überſpringen dörfe, und der Geſetzgeber übertritt ſie zuerſt. So ſollte Moſes Verfaſſung nicht ſeyn. Wie Naturordnung Gottes ſollte ſie angeſehen werden: ſo ſingen ſie auch die Propheten und Pſalmen.

Nehmts alſo wenigſtens für Nothwendigkeit, nehmts für Geſetzgeber-Klugheit und Demuth an, daß Moſes Geſetze mit dem Glanz der Göttlichkeit geprägt erſchienen. Zum Beſten ſeines Volks errichtete er eine ewige Denkſäule, und ſein Name ſollte dabei nicht geprieſen werden; der Genius des Volks hat das Werk errichtet.

Das würde ich antworten, wenn ſeine Geſetze auch nur vorgegeben-göttlich wären; warum müßten ſie aber nur vorgegeben-göttlich ſeyn? Hat die Vorſehung ein anderes Werk unter den Menſchen, als Geſetze und Ordnung, Licht und Wahrheit unter den Völkern zu ſchaffen und auszubreiten? und iſt je durch Eine Anſtalt ſo viel dieſer göttlichen Gaben befördert worden, als durch die reine, weiſe, ſittliche Geſetzgebung Moſes?

Und giebt es, nach dem Begrif aller Völker, ein edleres Werk Gottes in menſchlichen Seelen, als göttliche Gedanken, höhere Regungen, Zwecke und Kräfte, die er zur Bildung Tauſender Einem erleſenen Mann mittheilt? Jene alten Geſetzgeber, die früheſten und größten Wohlthäter der Menſchheit, ſind ſie nicht alleſamt von ihren Zeitgenoſſen oder Nachkommen für Genoſſen der Gottheit gehalten worden? und welcher derſelben in ſo frühen Zeiten reicht an Moſes?

Wer wird es nun ausmachen, wo in der Seele eines ſolchen Mannes, gelehrt in aller Weisheit der Aegypter und vom Gott ſeiner Väter belebt, das Menſchliche und das Göttliche ſich ſcheide? wo in der Handſchrift der Tafeln ſein Finger und der Finger Gottes grenze? Grammatiſch wiſſen wir alle, was Geiſt, Finger Gottes bedeute; hier kam es aber hiſtoriſch auf Ausrichtung, auf That an.

Und aus unſerer Zeit iſt dieſe nicht zu beurtheilen. Wir leben unter Zerſtreuung, Kunſt und Hülfsmitteln: alles wird uns vorgedacht, vorgeſchwätzt, eingeleſen; unſre eigenſten Gedanken ſind nicht unſer. In jene tiefere Stille, in die heilige ernſte Einſamkeit jener Zeit, jener Wüſte — wer iſt von uns, der ſich in ſie ſetze? der über die göttliche Einwirkung in eine ſo reinere, ſtärkere Seele zu urtheilen, zu entſcheiden wagte?

Und warum müßten wir entſcheiden? Laß jene, die am Berge ſtanden und das Geſetz annahmen, ſich jeden Saum der wunderbaren Glorie erklären wollen, die dieſen Prachthimmel ſchmückte; was dörfen wirs? Gnug, der Inhalt und die Wirkungen des Geſetzes Moſes ſind göttlich, göttlich iſt auch die Dichtkunſt, die es hervorgebracht hat: Das Werk und die Wirkung zeugen alſo von ihrem Meiſter.

— — Ερχευ επ' εργον
Θεοισιν επευξαμενος τελεσαι, τουτων δε κρατησας
γνωσεαι αθανατων τε θεων, θνητων τ' ανθρωπων
συστασιν, ητε εκαστα διερχεται ητε κρατειται.

Das Geſetz Gottes und Moſes.
Eine Jüdiſche Dichtung.

Der Feind alles Guten, Satan, erfuhr, daß Gott der Erde ein Geſetz gegeben, darinn alle Weisheit des Himmels verborgen liege und das allen Satans-Dienſt zerſtören ſollte auf Erden. Schnell eilte er alſo zur Erde: „Erde, wo haſt du das Geſetz, das dir Gott gegeben?„ Die Erde ſprach: „der Herr weiß ſeiner Weisheit Wege; ich kenne ſie nicht. Er ging zum Meer, zum Abgrunde; das Meer und der Abgrund ſprachen: „ſie iſt nicht in mir!„ Er ging zum Reich der Todten und die Verlohrnen ſprachen: „wir hörten von fernher ihre Gerüchte.„

Nachdem er die Welt durchzogen und alle Völker, die ihm dienten, durchwandert, kam er in die Arabiſche Wüſte und ſahe einen Mann mit glänzendem Angeſicht, Moſes. Heuchleriſch trat er zu ihm, als ein Engel des Lichts gekleidet, und ſchmeichelte ihm und bot ſich ihm an zum Schüler. „Mann Gottes, ſprach er, der du Jehovahs Weisheit beſitzeſt und allen Verſtand der Elohim haſt und alle Geheimniſſe der Schöpfung in dein Geſetz verborgen —„

„Schweige, fiel ihm Moſes ins Wort mit einem Anblick, der ihn ſogleich in ſeine Satans-Geſtalt zurückſezte, ſchweige! Jehovahs iſt das Geſetz und nicht das Meine: bei ihm iſt Weisheit und Verſtand, Rath und Gewalt;

dem Menſchen iſt Furcht des Herrn Weisheit, das Böſe meiden iſt ihm Verſtand.„ —

Beſchämt wich Satan zurück und die Engel Gottes traten hinzu, dem hohen Demüthigen zu dienen. Sie lehreten ihn und er lehrete ſie; der Fürſt des Geſetzes ward ſein Schutzgeiſt und Gott ſelbſt antwortete aus der Wolke: „Bewahret das Geſetz Moſe, meines Knechtes: weil er demüthig war und mir die Ehre gab, habe ichs ihm zum Eigenthum geſchenket.„

VI. Se

VI.

Segensſprüche über Iſrael.

Inhalt.

Ob Jakob gedacht, daß Iſrael mit gewafneter Hand Kanaan würde erobern müſſen? Warum es zu Moſes Zeiten traurige Nothwendigkeit war? Was ein Krieg Jehovahs heiße? Ob die Anſprüche des Jüdiſchen Volks auf Kanaan nach unſerm Völkerrecht ausgemacht werden können und dörfen? Poetiſcher Schenkungsbrief dieſes Landes. Jakobs Segen auf die Söhne. Was er bei ihnen wahrſcheinlich gewirkt? wie er befolgt worden? Erklärung der Stelle: „er fuhr wie Waſſer dahin„ im Spruch auf Ruben. Erklärung des Segens Judah: eine kurze Geſchichte ſeiner Deutung. Beſtimmung Iſaſchars für ſeine Gegend. Wo Dan wahrſcheinlich hätte wohnen ſollen? Erläuterung des Segens über Joſeph aus Localumſtänden. Ganze Idee des Teſtaments Jacobs.

Moſes Segen. Unterſchied deſſelben von jenem. Einzelne Erläuterungen. Ausgezeichnete Lage des Jüdiſchen Landes. Sein poetiſcher Ruhm.

Anhang. Thabor, der Berg des Heiligthums, eine weiſe Idee Moſes.

Als Jakob ſeinen Söhnen ihr Schickſal prophezeite, a) dachte er ſchwerlich, daß ſie das Land, das er ihnen verſprach, mit Schwertes Schärfe würden einnehmen dörfen. Er hatte es ruhig durchzogen und ſahe es als

---

a) 1 Moſ. 49.

als ſein Vaterland an, wohin noch im Tode ſeine Gebeine lechzten. So theilte ers ſeinen Söhnen, nach Zügen ihres Characters, als ein Hirtenland aus. Von blutigen Eroberungen iſt in ſeinem Segen keine Spur; mit Entſetzen ſahe er die That Simeons und Levi an, b) gegen eine Kananitiſche Stadt und Familie, die doch ſein Geſchlecht beſchimpft hatte. Er dachte alſo wahrſcheinlich, daß ſeine Söhne bald wieder hinüberziehen, und ſich hier und dort niederlaſſen würden, wie ers ihnen vorzeigte. Das Schickſal wollte es anders. Vierhundert Jahr weilte das Volk in Aegypten und hatte keinen Anführer. Es gerieth in Unterdrückung, bis ihm, durch Noth geweckt, endlich ein Erretter wurde, dem es noch mit Mühe folgte. Welche Hinderniſſe fand nun dieſer! In Kanaan hatte ſich alles verändert: ſogleich bei ſeinem Austritt aus Aegypten, trat Amaleks Horde ihm entgegen: kein Volk wollte ihm ſogar den Durchgang zugeſtehn; er muſte ſich den Weg mit gewaffneter Hand bahnen. Daß Moſes dies ungern that, ſehen wir aus ſeinem ganzen Zuge. Er wählte nicht die kürzeſte Straſſe nach Kanaan, weil er ſich durch ein Volk Aegyptiſchen Urſprungs hätte durchſchlagen müſſen, und er alſo die Rückkehr ſeines unkriegeriſchen Heers beſorgte; durch irgend eine verwandte Nation, die Edomiter etwa, glaubte er durchkommen

---

b) 1 Moſ. 49, 5. 6.

kommen zu können, und ſagte ihnen gut für den mindeſten Schaden. Alles vergebens! und ſo mußte ſein Volk erſt einige dreißig Jahr in der Wüſte umherziehn, die Alten mußten ſterben und das junge Volk etwa zum Kriegesvolk gebildet werden, ſo gut es ſeyn konnte. Denn das iſt einmal gewiß: unter den Kananitiſchen Völkern konnte Iſrael der Geſetzgebung Moſes zu Folge nicht wohnen. Dieſe Völker waren ſtreifende Horden; und Iſrael ſollte ein ruhiges Ackervolk werden. Ein Theil derſelben waren Troglodyten, Hölenbewohner; und wir wiſſen, wie niedrig und abſcheulich dieſe in den Augen ziehender Stämme von alter Herkunft waren.

Söhne der Niedrigen, Namloſe Kinder ſind ſie,
die man aus dem Lande vertreibt,

ſagt Hiob, c) und Moſes: d) daß das Land ſie ausſpeien müſſe wegen ihrer unnatürlichen Lebensart, ihres vermiſchten Beiſchlafs und anderer Laſter. Der chamitiſche Aberglaube war der ſchwärzeſte von allen: ſogar Menſchenopfer waren unter ihnen; und wie konnte dieſes mit Moſes Einrichtung und Staatsverfaſſung beſtehen?

---

c) Hiob 30, 1:8.

d) S. 3 Moſ. 18, 24:30. 4 Moſ. 13, 23. 29. 34. 5 Moſ. 2, 10:12. Kap. 1, 28. Kap. 9, 2. u. f. S. auch Weish. 12. 3:6.

beſtehen? Alſo blieb nur Ein Mittel, das traurige gemeine Kriegsrecht damaliger Zeiten: das Volk weiche oder gehe unter!! Daß Moſes die Härte dieſes Mittels eben ſowohl gefühlt habe, als wir ſie fühlen, ſehen wir aus dem milden Kriegsrecht, das er auf künftige Zeiten ſeinen Iſraeliten vorſchrieb. c) Er gebot ſo gar der Bäume in einem bekriegten Lande zu ſchonen. — Alſo war dieſer Krieg jezt traurige Nothwendigkeit, oder wie ers nannte, ein Krieg Jehovahs d. i. ein bedrängter Feldzug um des Vaterlandes, der Religion, der Gräber und uralten Anſprüche der Väter willen. Welcher heilige Krieg neuerer Zeiten darf ſich damit vergleichen? und doch wie entſetzlich iſt dieſer Feldzug im Namen Jehovahs, d. i. um alter Beſitzthümer und Familienrechte willen gemißbraucht worden! — Iſrael ſtritt pro aris et focis patrum: denn aus dieſem Lande wars her: da lagen die Gebeine ſeiner Väter: da war ſo mancher Hain, ſo mancher Altar dem Gott ſeines Geſchlechts heilig; Alles alſo, was jene alte Nationen Familien-Heiligthum nennen, war in ihm. In der Wüſte konnte doch das Volk nicht bleiben: in kurzen 40 Jahren waren 600,000 weggeſtorben und zu einer Iſmaelitiſchen Räuberhorde war Iſrael nicht gebildet. Ein Hirtenvolk mußte einen Ort der Ruhe haben und wohin ſollten ſie ziehen, als ins Land ihrer Väter? Dies

---

*) 5 Moſ. 20.

Dies iſt das Erbrecht aller Zeltbewohner Orients: ſie weiden, wo ihre Väter geweidet haben, und ſelbſt die Heerden wiſſen auf ſolchen Zügen den Weg. —— Es iſt ſonderbar, ſo alte in der Lebens- und Stammesdenkart von uns ganz verſchiedne Völker nach unſern Begriffen des Eigenthums rechtfertigen, oder nach unſerm neueſten Völkerrecht beurtheilen zu wollen; beides findet bei ihnen nicht ſtatt. Die Teſtamente und Rechte ihrer Vorfahren werden nicht aufgeſchrieben, ſondern in Traditionen, in Liedern, in Segensſprüchen erhalten, und ſie ſtreiten für dieſe als für ihr heiligſtes Eigenthum, als für ihre Gottes- und Stammesehre. Statt juriſtiſcher Documente laſſet uns alſo jetzt einen poetiſchen Schenkungsbrief durchgehn, den wir bis hieher verſparten: es iſt der Segen Jacobs, dem Kanaan wie eine Landcharte vorliegt, und der es als ſein Eigenthum vertheilet. Wir wollen bemerken, wie er die Stämme pflanzet? wie er den Eingang dahin angiebt? und nachher als ein Gegenbild den Segen Moſes betrachten, wie anders ſchon die Einnahme damals geſchehen mußte. Sofern der Segensſpruch perſonelle Züge der Söhne entwickelt, habe ich ihn anderswo erläutert: f) hier liege er uns nur als ein Nationalſtück, als die älteſte poetiſche Landcharte Kanaans vor, bei der wir

zugleich

---

f) Briefe, das Studium der Theologie betreffend, Th. I.

zugleich ſehen wollen, was der Spruch im Geiſt ſeines Volks gewirkt habe:

Jakobs Teſtament für ſeine Stämme und Geſchlechter.

Verſammlet euch, ich will euch verkündigen,
was euch begegnen wird in ſpätern Tagen.
Verſammlet euch und hört ihr Söhne Jakobs,
hört euren Vater Iſrael.

(Jacob giebt alſo nicht an, wenn die Prophezeiung in Erfüllung gehen werde? Vielleicht wünſchte er, bald nach Joſephs Tode, weil er ſich aus Aegypten wegſehnte; es ſtanden aber dem Wunſch die 400 Jahre in jenem Traume Abrahams entgegen, in dem gar Dienſtbarkeit und Plagen ſeinem Geſchlecht verkündiget waren. Der ſterbende Schwan ahnet alſo ſpäte Zeiten: dafür aber ſoll ſeine lezte Stimme das Andenken Kanaans, als eines Erblandes, in das Herz ſeiner Söhne ſingen, daß ſie Aegypten immer als Fremdlinge anſähen, weil auf jenen Gebürgen ihre Hoffnung lebte. Ohne Zweifel trug dies Lied, ſo wie die ältern Traditionen von ihren Vätern, viel bei, ihren Iſraelitiſchen Geiſt auch in Aegypten rein zu erhalten und ſich als einen mit dieſer Nation nie zu vermengenden Stamm zu fühlen.)

Ruben, Du! mein Erſtgebohrner,
du meine Jugendkraft, der Erſtling meiner Stärke!

Dein Vorzugsrecht an Würde, dein Vorzugsrecht an Macht —
geht, wie die ſtolze Welle, dir vorüber: g)
du biſt der Erſte nicht mehr:
denn du beſtiegſt das Bette deines Vaters,
mein Bett' haſt du entweiht da du's beſtiegſt. —

(Trauriger Anfang! ſchmerzhaft für Vater und Sohn. Dieſer hat ſein Geſchlecht entweiht; ihm wird auch die Krone des Geſchlechts, die Stammesehre der Erſtgeburt vom Haupt genommen und, wie wir ſehen werden, zween andern gegeben. Judah bekommt den Vorzug der Würde, den Befehlsſtab: Joſeph bekommt das doppelte Erbtheil; und das Prieſterthum, (von dem indeß Jacob noch nicht wußte) bekam ſpäterhin Levi. Wie ein gemeiner Stamm ſollte Ruben erben und — der Befehl ward befolgt. Der Vater wies ihm keine Gren-

---

g) Ich gebe zu überlegen, ob nicht dieſe leichte wörtliche Erklärung dem Zuſammenhange ſo gemäß ſei, als ihn die gewöhnliche widernatürlich zerreißet? Was ſolls heißen? er fuhr leicht oder gar ſtolz wie Waſſer dahin; und wie gezwungen ſtehts hier? Macht ein ſterbender Vater Tiraden? macht er ſie bei Unglücksfällen ſeiner Kinder, deren Erinnerung ihm das Herz freſſen mußte? Und die lezte Reihe des vorigen Verſes ſtünde allein da? Offenbar gehört ſie zum folgenden Verſe: יתר und פחז paſſen auch im Bilde auf einander, und der ſonſt geſtörte Parallelismus iſt jezt vollſtändig da.

Grenzen an und er erbte nachher auſſerhalb dem eigentlichen heiligen Lande. Welch ein traurigſchönes Bild, daß der Ueberfluß, der ihm an Würde und Macht gebühre, ihm jezt wie eine ſtolze Welle vorüberrauſche! ſeine Hoffnungen ſind durch ſeine Schuld vereitelt.

Simeon und Levi! Brüder ſind ſie,
Mörderwaffen waren ihre Schwerter!
In ihren Blutanſchlag kam meine Seele nicht,
mein Herz verband ſich nicht mit ihrer Mordverſammlung,
als ſie im Grimm den tapfern Mann erſchlugen,
als ſie von Rachſucht voll den edlen Stier entnervten. h)

Verflucht ſei ihr Rachſüchtger Grimm!
verflucht ihr hart verhaltner Zorn!
Zertheilen will ich ſie in Jacob,
Zerſtreun in Iſrael.

(Der Befehl des Vaters ward erfüllt: die Söhne mußten die Laſt ihres Stammvaters tragen. Simeon war in weni-

---

h) Stier und Mann ſind hier Synonyme. Das zeigt der Parallelismus, und wir wiſſen auch aus der Poeſie der Griechen, daß ein prächtiger Stier das Bild des tapfern Mannes war. Vermuthlich führte das Entſehnen des Stiers den Jacob auf dies Bild: denn konnte die niedrige Mordgeſchichte 1 Moſ. 34. durch einen treffendern Zug ausgedrückt werden? Sie beſchnitten Sichem und Hemer und tödteten ſie, wie entſehnte, wehrloſe Thiere in ihren Schmerzen.

wenigem Anſehn, und Moſes läßt ihn ſo gar bei ſeinem Segen aus, vermuthlich weil er ihm nach dieſem ältern Orakel keine Grenze beſtimmen konnte. Der Stamm bekam nachher einige zerſtreuete Städte in Judah und mußte ſich außerhalb Judäa nach Wohnplätzen umſehn. Für Levi ſorgte Moſes durch 48 auch zerſtreuete Städte. — Die traurigen Befehle ſind jezt vorüber; mit dem edlen Judah geht der Segen und ſogleich der Zug nach dem Lande an:)

Jehudah, Du!
Dich werden deine Brüder (als Führer) preiſen: i)
Deine Fauſt wird ſeyn am Nacken deiner Feinde,
ſie bücken ſich dir deines Vaters Söhne.

Ein junger Löw' iſt Judah!
Vom Raube, mein Sohn, biſt du ſo hoch geworden! —
Er wirft ſich, ſtreckt ſich nieder wie ein Löwe,
wie ein ſtarker Löwe, wer reizt ihn auf?

Nie wird der Führerſtab von Judah weichen:
nie weicht der Heldenſtab von ſeinen Zügen, k)

---

i) Das ſchöne Wortſpiel mit dem Nahmen Judah kann im Deutſchen nicht ausgedruckt werden. „Sie werden dich als ihren Erſten anerkennen und gegen Feinde wirſt du immer der Vorderſte und Tapferſte ſeyn: die Hand zunächſt am Nacken der fliehenden Feinde.„ Der Parallelismus erklärt das Bild; ganz aber in der Einfalt damaliger Zeiten.

k) Ich wage es, das רגליו zu laſſen, ſo ſehr einige für das

bis er zur Ruhſtatt kommt,
und Völker ihm gehorchen.

Denn

das דגליו der Samaritiſchen Abſchrift ſind. Dachte wohl der alte Hirtenvater an Kriegsfahnen, da ſeine Söhne als Hirten vor ihm ſtanden und da alle andre Bilder in dieſer Einfalt ſind? Judahs Fauſt iſt am Nacken ſeiner Feinde, er raubt wie ein Löwe, er zieht auf dem Eſel als Ueberwinder und ſättigt ſich übermüthig-ſtolz mit Wein und Milch. — Das malen die Bilder; und wie taugen unter ſie Kriegsfahnen? Zu dem: geht der Commandoſtab zwiſchen dieſen? oder geht er vor ihnen her? Auch der Parallelismus will etwas anders: denn dieſer heißt:

Nie wird wegkommen | der Stammesſtab | vom Judah:
Nie wird wegkommen | der Befehlſtab | von zwiſchen ſeinen Füßen;

alſo natürlich: er wird ihn immer behalten, und da hier vom Ziehen nach Kanaan, nach Siloh die Rede iſt, ſo wird der Sinn klar: „Judah ſoll auf ſeinem Zuge, auf ſeinen Angriffen gegen die Feinde nicht eher den Commandoſtab niederlegen, bis Ruhe da iſt, bis die Völker unterjocht ſind.„ Daß מחקק nicht nur den Befehlshaber, ſondern auch und zwar zunächſt den Befehlſtab bedeute, iſt aus 4 Moſ. 21, 18. ſo wie hier aus dem Parallelismus deutlich. Das Wort correſpondirt mit שבט, ſo wie das רגליו mit יהודה correſpondiren muß, welches alſo nach dem Verfolg des Bildes nichts anders ſeyn kann, als der Gang, der Tritt, der Zug Judah. Daß רגל dieß heiße, und daß der Name des Fußes im Ebräiſchen nur aus der Bewegung, dem Schritt entſtanden ſei, bedarf keines Erweiſes.

Denn bindet er ſein Füllen an den Weinſtock, 1)
an edle Reben ſeiner Eſlin Sohn;
und wäſcht ſein Kleid in Wein,
wäſcht ſeinen Mantel in der Trauben Blut:
ſeine Augen funkeln Wein,
ſeine Zähne glänzen Milch.

Jeder fühlt, daß das ganze Bild nur Ein Zug ſei. Judah wird zum Erſtgebohrnen an Anſehen und Macht ernannt, damit er allen voranziehe, daß ſeine Fauſt zuerſt am Nacken ſeiner Feinde, daß er ein tapfrer Löwe ſei, damit er ſich in Kanaan in ſtolzer Ruhe lagre. Der Zug geht nach Silo, und Jacob mochte den Ort nennen, weil er in ſeiner eigentlichen Gegend, zwiſchen Sichem und Bethel gelegen war; womit er alſo Judah aufgab, nicht eher den Führerſtab niederzulegen, bis er in ſein väterlich Erbtheil angelangt ſei. Indeſſen zeigt der Parallelismus, daß es dem Weißager

---

1) In ſo erweitertem Sinn ſpäter dieſe Bilder genommen ſind, ſo ſollen ſie urſprünglich nichts als den Uebermuth des Helden in ſeinem reichen, neuen Lande bezeichnen. Deshalb ſteigt er ab und bindet den Eſel an die edle Rebe, wäſcht ſeinen Mantel in Wein, ſpült den Mund mit Milch: ſein Auge röthelt vom Wein u. ſ. — An moraliſche Deutungen dachte der Altvater ſchwerlich; deſto mehr aber daran, daß er mit Vorhaltung der ſtolzen übermüthigen Ruhe den Stamm Judah zum erſten Zuge nach Kanaan zu wecken und aufzumuntern ſtrebte.

hier mehr als ein Name, daß es ihm eine Ruhe und Friedensſtadt ſei: denn eher bindet der Sieger nicht ſeinen Eſel an den Weinſtock und wäſcht ſeinen Mantel im Blut der Trauben, bis die Völker ihm ruhig gehorchen. — Judah hat dieſe Pflichten einigermaaſſen, nicht aber ganz erfüllet. Er trieb ſeine Brüder nicht aus Aegypten, er ließ ſich unterdrücken wie jene, bis ein Levit kam und das Volk befreite. In der Wüſte zog Judah (wahrſcheinlich mit dem Panier des Löwen aus dieſem Segensſpruch) ſeinen Brüdern voran; aber ſobald ſie nach Siloh kamen, nahm er auch (ebenfalls geſtützt auf dieſen Segen) den erſten Theil des eroberten Landes weg, obwohl, wie doch eben auch der Vater wollte, die Völker ihm noch nicht alle gehorchten. Nun hatte er freilich ein Land, reich an Weinbergen und Weiden; allein viele ſeine Brüder darbten, und als nachher die Frage ans heilige Orakel geſchah: „wer ſoll den Krieg führen?„ konnte keine andere Antwort, (auch nach dieſem Segensſpruch,) erwartet werden, als: „Judah ſoll ihn führen!„ denn das war ja ſeines Vorranges Pflicht, nach welchem er ſich zuerſt das halbe Kanaan zugeeignet hatte. — Seitdem der glorreichſte König, David, aus dieſem Stamme war, konnte es nicht fehlen, daß nicht alle Bilder des alten Geſchlechtsſegens vorzüglich auf ihn übertragen wurden: und ſo lagerte ſich der Löwe aus Judah ſchon in einer

höhern

höhern Bedeutung. Jeruſalem heißt beym Propheten Ariel, Gottes Löwe: der Ueberwinder tunkte ſeinen Mantel jezt ins Blut der Feinde, wie ihn der Stammvater vorher ins unſchuldige Blut der Trauben getunkt hatte. Auch auf das Geſchlecht Davids gingen mit der Zeit dieſe Bilder über und auf den zukünftigen König der Ruhe und Glückſeligkeit wurden ſie zulezt alle angewandt, ſo gar bis auf den Eſel und der Eſelin Sohn in einem der lezten Propheten. Offenbar entſprangen alle aus dem Quell dieſer frühen Weißagung. — Judah erhielt ſich alſo immer im Anſehen der erſten Hoheit. Auch in der Gefangenſchaft war der erſte des Volks ein Fürſt aus Judah, Serubabel aus Judah zog mit dem Volke zurück: ſo kettete ſich alles nach Zeitumſtänden an einander, und eben mit dieſen Zeitumſtänden ging der Sinn der Weißagung immer mehr ins Große, wie wir bald ausführlicher ſehen werden. m)

---

m) Noch merke ich nur an, daß auf dieſe Weiſe auch die buchſtäbliche Deutung des Segens immer einen weitern Umfang annahm. Das עד, das wahrſcheinlich zur zweiten Reihe gehört, rückte man an die erſte: „in Ewigkeit ſollte der Scepter nicht von Judah weichen„ und ſo bekam die zweite Reihe eine ganz andre Bedeutung. Nun ward das urſprüngliche שלה bald in שילה bald gar in שלמה verwandelt, oder als שֶׁלֹה punktirt u. f. Man könnte eine lange kritiſche Geſchichte dieſer Stelle ſchreiben; der urſprüngliche

Sebulon wird am Ufer des Meeres wohnen,
wo die Schiffe landen, wohnet er,
und reicht bis Sidon hinauf.

(Vermuthlich war Jacobs Meinung, daß wenn Judah bis Siloh, als das Erbtheil ſeines Vaters, ihnen vorangegangen wäre, Sebulon ſich zur weſtlichen Seite halten und ſich am Meer Wohnungen ſuchen ſollte. Da ſie nun unter ganz andern Umſtänden nach Siloh kamen und das Land vertheilten, war der Befehl zu deutlich, als daß man Sebulon nicht am Meerbuſen Acco, den die Natur ſelbſt zum Seehafen längs der ganzen Küſte ausgezeichnet, ſein Land anweiſen ſollte. Bis Sidon aber ſtreckte er ſich nicht hinauf, weil man oberhalb die Einnahme des Landes nicht vollendete, obwohl auch Joſ. 13, 6 dieſer Strich wirklich als Iſraels Erbtheil benannt wird.)

Iſaſchar, ein ſtolzes, ſtarkes Laſtthier,
das zwiſchen zwo Höhen ſich niederlegt.
Er ſieht, die Ruh iſt angenehm,
das Land umher iſt ſchön;
und neigt die Schulter zu tragen
und fröhnt dem Waſſerſchlauch. — n)

(Er

Sinn aber und die natürliche Fortleitung der Ideen wird aus dem Geſagten ziemlich klar.

n) Vom Tribut iſt hier auf keine Weiſe die Rede: denn wie hängt dieſer mit dem Bilde des Laſtthiers zuſammen?

(Er ſollte nehmlich das ſchöne Thal zwiſchen den zwo Höhen Thabor und Hermon für ſich wählen und ſich da in Ruhe hinlagern: da ſei, ſeinem Friedeliebenden Character gemäß, ſchönes Land, ſchöne Ausſicht. Da könne er zwiſchen den Quellen und Strömen Waſſer austheilen und ſeiner geduldigen fleißigen Art nach andern Hirten-Stämmen und ſich ſelbſt nützlich werden. Offenbar iſt dies der erſte einfache Sinn der Stelle, und wir werden bei Moſes Segen ſehen, wie er das Geſchäft dieſes Stammes für den Ort ſeines Heiligthums anwenden und nützen wollte. Sein Wort ward nicht erfüllt; aber in Jakobs Teſtament war die Stelle zu deutlich, als daß Iſaſchar nicht ſeinen Theil zwiſchen

men? deſſen Gleichniß doch mit dem Tragen auf den Schultern offenbar fortgeſetzt wird. Daß מס urſprünglich einen Schlauch bedeute, leidet wohl keinen Zweifel; die Bedeutung des Tributs ſelbſt iſt nur daher entſtanden, daß man dieſen in Schläuchen und Säcken brachte. Auch das ähnliche משך hat dieſen Sinn. Iſaſchar kam an die Kedumim, an die kleinen Ströme und Gießbäche zu wohnen, die bei der Regenzeit ſehr aufſchwollen; hier ſollte er, ſeiner geduldigen Natur nach, ſeinen Brüdern, andern ziehenden Hirtenſtämmen das Waſſer vertheilen, und davon ſeinen eignen Vortheil ziehn. Daß in dieſen Gegenden eine Verſammlung der Hirten beym Waſſer-Austheilen war, ſehn wir noch aus dem Liede der Deborah (Richter 5, 11.) Welchen natürlichſchönen Local-Zuſammenhang bekommt hiemit Iſaſchars Segen?

Thabor und Hermon bekommen ſollte, wo alſo alles, was Jacob vom ſchönen Lande ſagt, eintraf. Es iſt voll ſchöner Ausſichten und fruchtbarer Weiden: auch der Character Iſaſchars hat ſich dem Wort des Stammvaters gemäß erzeiget. Viel Helden hat er nicht gegeben, ob ſein langes ſchönes Thal gleich oft das Kriegstheater ward; aber ſtark auch an Mannſchaft war dieſer Stamm: ſchon in Aegypten hatte er ſich ſehr gemehrt. o)

Auch Dan wird ſeines Stammes Fürſt,
wie Einer der andern Stämme Iſraels.
Eine Schlange wird Dan am Wege ſeyn,
eine Wurfſchlang' an dem Fußſteg,
die dem Roß die Ferſe beißt,
daß der Reuter rückwärts ſtürzt.

(Mit den erſten Worten nimmt Jacob den Dan, der der Erſte ſeiner Söhne von Kebsweibern war, unter die Zahl ſeiner andern Söhne auf; er ſollte mit dieſen gleich erben. Das konnte man nun bei der Einnahme des Landes nicht ändern, aber man ſetzte ihn, da er der ſiebende war, weit zurück und betheilte ihn am letzten und am ſchlechteſten. Nach Jacobs Meinung ſollte er eine Gegend bewohnen, wo er feindlich einbrechen-

de

---

o) Wahrſcheinlich iſt im Original auch ein verſtecktes Wortſpiel zwiſchen חמר Hauſe und Eſel; jener Begriff führte vielleicht auf dieſen.

de Reuterei aus engen Gebürgwegen von hinten anfallen und ihre Reuter rückwärts werfen ſollte. Ein kleiner Theil vom Stamm Dan ſuchte ſich alſo die nördlichſte Gegend des Landes, wahrſcheinlich [illegible] ein nach den Worten Jacobs ihm zugeſtandenes Erbtheil. Alle Einbrüche in Judäa kamen aus Syrien durch die Thäler des Libanus: das war der Weg der Völker und dahin ſchickte ſich Dan, falls man ihn nach dem Berühmteſten ſeines Stammes, Simſon, beurtheilen dörfte, vortreflich. War dieſer nicht immer den Philiſtern eine Schlange am Wege, ein kühner Ceraſt, der ſich der Ferſe des Roßes von hinten anwirft? Durch Liſt und wohlgewählte Oerter wehrte er ſich gegen mächtige Haufen und that Schaden, wo er nicht überwinden konnte. — Auch an der Seite der Philiſter hatte Dan ein Land voll Hölen und enger Wege, wo er ſich, wenigſtens durch Simſon, in Kriegsliſten berühmt machte. —

Auf deine Hülfe hoffe ich, Jehovah.

Mich dünkt, dieſe Räthſelworte, die man ſo ungleich gedeutet hat, nehmen aus dem Ort, wo ſie ſtehen, ihren ziemlich klaren Sinn. Nordwärts war das Jüdiſche Land den mächtigſten und drohendſten Ueberfällen ausgeſetzt, wie auch die Geſchichte aller Eroberungen und Zerrüttungen deſſelben gezeigt hat. Und da ſollte

Dan wohnen! da mußte Jehovah dem Volk helfen oder es ging unter: und auf die Hülfe hoffte der väterliche Weiſſager, der mit dieſem Seufzer in die Bedürfniſſe des Landes ſeiner Söhne tief hineinſah. p)

Gad! (Haufe) Haufen drängen auf ihn
und Er drängt hinten auf ſie.

(Ein vierfaches Wortſpiel. Wir wiſſen nicht, bei welchem Zudrange der Völker Gad wohnen ſollte; denn auf das Land, das er nachher jenſeit des Jordans bekam, das eigentlich nicht zu Kanaan gehörte, hatte der Erzvater ſchwerlich gerechnet. Auch in dieſem Hordenlande indeſſen auf den Gebirgen Baſans hatte Gad Gelegenheit, die Kraft ſeines Namens zu zeigen. Er war ein tapfrer Stamm und Moſes ſahs ungern, daß er jenſeit des Jordans ſein Erbtheil foderte.)

Von Aſſer kommt Oelreiches Brot:
er iſts, der Kön'gen Leckerbiſſen reicht.

(Die Stelle war zu deutlich, daß ſie, zumal nachdem ſie Moſes nochmals erklärt hatte, r) nicht hätte befolgt werden

---

p) ישועה heißt Hülfe, Beiſtand, Errettung. Dieſe hatte Jacob, wenn er in Engen ſeines Lebens war, immer von Gott gehofft und erhalten; er hofft ſie auch für die Sicherheit ſeiner Söhne, da er eben jetzt von gefährlichen Ueberfällen reden mußte. Mich dünkt, dies iſt die leichteſte, natürlichſte Erklärung, die hier der Zuſammenhang giebt; jede andre ſteht weither geſucht und ohne Verbindung da.

r) 5 Moſ. 33, 24. 25.

werden müſſen. Aſſer bekam ein Oel- und Fruchtreiches Land zwiſchen Bergen an der Küſte.)

Maphthali iſt eine ſchießende Terebinthe,
die ſchöne Wipfel wirft.

Er bekam ein waldigtes Bergland auf der Nordhöhe Kanaans, wo er wie eine Wipfelreiche Terebinthe grünte. — Und nun blickt Jacob auf den Wohlthäter ſeines Hauſes Joſeph, der als ein Gekrönter unter ſeinen Brüdern daſtand. Er krönt ihn auch unter ſeinen Brüdern, giebt ihm in ſeinen beyden Sproßen den zweiten Vorzug, den er Ruben genommen hatte, ein doppeltes Erbtheil; ja weil er ſein Wohlthäter geweſen war, giebt er ihm ſeinen eigenſten väterlichen Segen, den Genius und Hülfgott ſeiner Jugend.

Der Zweig einer fruchtbarn Mutter iſt Joſeph,
der Zweig eines Fruchtbaums über der Quelle:
ſeine jungen Sproſſen ſchieſſen die Mauer hinauf.

Erbittert waren auf ihn und ſchoſſen auf ihn
und haſſeten ihn, die die Pfeile zu richten wußten:
dennoch blieb ihm ſein Bogen veſt:
ſeine Arm' und Hände wurden gelenk.

Von den Händen des mächtgen Gottes Jacobs,
Vom Namen des, der mich auf meinem Stein bewachte, s)

von

---

s) Auch dieſe Stelle erklärt uns Moſes (5 Moſ. 33, 16.), der ſtatt des Aufſehers über dem Stein Iſrael, den Gott

von deines Vaters Gott. — Er ſtand dir bei:
von dem Allmächtigen — Er wird dich fürder ſegnen,
Segen des Himmels von oben,
Segen des Meers, das drunten liegt,
Segen an Mutterbrüſten, an Mutterleibern. —

Die Segen deines Vaters ſteigen mächtig
über die Segen meiner Gebürge
zum Reiz der ewigen Höhen hinan. t)
Sie werden kommen auf Josephs Haupt,
auf die Scheitel des Gekrönten ſeiner Brüder. —

Soſern

Gott ſetzt, der ihm im Buſch erſchien, alſo den Schutzgott ſeines Lebens in der früheſten Erſcheinung, wie Jacob hier den Beſchützer und Genius ſeiner Jugend in der früheſten Erſcheinung nennet. Die Conſtruction hat nichts Hartes, ſobald man dies als den gewöhnlich-verkürzten Namen des Gottes dieſer Begebenheit anſieht, wie es auch andere ſolche Lokalnamen Gottes gab, z. E. 1 Moſ. 22, 14. u. f. Es heißt alſo ſoviel als der Gott Bethels. Man leſe 1 Moſ. 28, 15. 20. 21. wo man das רעה אבן erklärt findet, und ſage, ob man einen bequemern Ausdruck von dieſer Begebenheit im Munde eines Hirten wüßte?

t) Der älteſte und ächteſte Ausleger dieſer Stelle, Moſes, hat das הורי für Berge geleſen, ſo commentirt ers in ſeinem letzten Segen (5 Moſ. 33, 15.) und das will auch der Parallelismus. Das עד ziehe ich nicht zu הורי und leſe alſo הורי „meine Berge„: die kleinern Berge Kanaans nehmlich, die Jacob als ſein umzognes Land anſieht und über welche ſich der Libanen als eine Höhe der Urwelt hebt. Die Spezereien und Balſamdüfte, Josephs Haupt zu krönen, ſind nach der

Sprache

Sofern der vortrefliche Segensſpruch Anſpielungen auf Rahel und auf das frühe Schickſal Joſephs enthält, will ich die Erläuterungen darüber nicht wiederholen; u) hier ſei er uns Charte deſſen, was Joſeph in Kanaan für ſeine beiden Stämme erhalten ſollte. Der Vater mahlt es ganz in die Geſchichte des Lebens Joſephs: ſein Zweig blüht über einem Quell, wo ſeine Sproſſen die Mauer hinüber ſchieſſen. Ein unüberwindlicher Bogenſchütze iſt er, deſſen Arm und Hände durch den Anfall der kühnſten Feinde nur deſto gelenker werden. Er wird mit dem ſonderbaren Segen hoher Berge gekrönt, wo der Himmel oben, das Meer drunten liegt, in welchem Bilde ſich der Wunſch ſeines Vaters bis zu den Höhen der Urwelt hebet. — Was wären alſo dieſe Höhen der Urwelt? Moſes erklärt ſich drüber in ſeinem Segen: er wird die Völker zerſtoßen, bis an die Ende des Landes; Ephraim alſo, das mächtige Einhorn, ſollte mit ſeinem Bruderſtamm wahrſcheinlich an der nördlichen höchſten Höhe des Landes, hinan den Libanon wohnen. Hier war die Quelle des ſchönen Fruchtbaums, Phiala, wo der Jordan entſprang, hier konnte er die Mauer hinan, ja über die Mauer des Landes ſchieſſen,

---

Sprache der Poeſie der Segen der Berge, der koſtbare Reiz derſelben; wie Moſes (5 Moſ. 33, 15.) es abermals deutlich umſchreibet.

u) S. Briefe das Studium der Theol. betreffend, Th. I.

ſchieſſen, und die gelenke, unermüdliche Tapferkeit beweiſen, über die ſein Stammvater gerühmt wird. Hier war der Himmel oben und drunten das Meer: hier ſind die Segnungen der ewigen Berge, der Berge der Urwelt, von denen ihm Specereien und Köſtlichkeiten wie Diadem und Salbung auf eines Gekrönten Haupt kommen ſollen. Auf ſolche Weiſe wird in dieſem überſchwänglichen Segen nicht nur alles zuſammenhangend, ſondern ſelbſt darſtellend, örtlich. Wie Libanon über Kanaan als ein Berg der Urwelt hinausblickt, oben weiß gekrönt und hebt ſich zu den Wolken: die ewgen Cedern Gottes ſtehn auf ihm, x) Bäume, die der Herr gepflanzt hat; wie tiefer hinab er voll Weinſtöcke iſt, die über den vielen Quellen ſtehn, die von ihm hinab rinnen: ſo ſoll auch dieſer Stamm blühn, erquickend wie der Wein am Libanon, y) wie ein Fruchtbaum über der Quelle. Seine zwo Sproſſen ſchieſſen die Mauer hinüber: denn der Libanon theilt ſich in zwei Arme. Er trägt Weihrauchbäume, (von denen er im Griechiſchen auch den Namen hat,) Specereien auf Josephs Haupt, Balſame auf den Scheitel des Gekrönten. Geruch des Libanons iſt im Hohenliede und den Propheten z) poetiſcher

---

x) Pſ. 104, 16.

y) Hoſ. 14, 8.

z) Hoſea 14, 7. Hohel. 4, 11. Die Blumen, die Weiden, die Quellen, die Ausſichten des Libanon ſind eben ſo ſcher Ausdruck der Wohlgerüche und Specereien —— Der Paß gen Hamath, in den hier Joſeph als der ſtärkſte, gelenkſte Bogenſchütze geſtellt wird, iſt der entſcheidendſte über das Land, den nach Moſes Bilde Ephraim und Manaſſe decken ſollen, mit der Gewalt eines wilden Stieres. Weiſer Gedanke Jacobs! Die Kinder ſeines Aegyptiſchen Sohns entfernt er am weiteſten von Aegypten: Die den ſchwerſten Paß inne hatten, fodert er auf mit allen Segnungen der Königswürde, mit allem Lobe der Tapferkeit, ja mit allen Wünſchen vom ſtarken, mächtigen Gott, dem Hüter Jacobs auf ſeinem Steine: denn hier ſetzt er den Eckſtein der Hut des Landes. Jn Süden unten ſollte ein Löwe Wache halten, der tapfre Judah; nördlich ſollte der wilde Stier ſtehn in den Päſſen der Berge. — Und Benjamin, auch ein Bruderſtamm, ihm zur Seite.

Benjamin wird rauben wie ein Wolf,
am Morgen Raub verzehren,
am Abend Beute theilen.

weil die Streifpartheien in den Morgenländern Morgens und Abends auf Beute ausgehn. Auch Er ſollte alſo in dieſen Berggegenden wohnen.

Wir wiſſen, daß auch dies nicht befolgt ward. Da Juda ſeinen Theil genommen, wollte Ephraim, der zweite

---

ſo geprieſen: Nahum 1, 4. Jeſ. 40, 16. Hohel. 4, 15. u. ſ. f.

zweite mächtige Stamm, auch das Seine haben, und nahm, was ihm nicht beſtimmt, womit er auch ſelbſt nicht zufrieden war. Benjamin blieb ihm zur Seite. Das Lob des Vaters, das er ſeinem Wohlthäter gab, ward alſo Urſache, daß die Söhne deſſelben ihr Lob nicht erfüllten. — Indeſſen ſcheints, daß ein Andenken ihrer urſprünglichen Beſtimmung noch in Iſrael geblieben. Der Prophet, der am eigentlichſten dem Stamm Ephraim weißagte, Hoſeas, braucht die ſchönſten Bilder vom Libanon. Seine Wurzeln ſollen ausſchlagen, ſeine Zweige ſich ausbreiten und Geruch geben wie Libanon. Er ſoll blühen wie Libanons Weinſtock, ſein Andenken erquickend ſeyn, wie der Wein auf ihm u. ſ. Auch die Berge Ephraims werden mit dem nördlichen Dan zuſammengeſetzt, welches an den Wurzeln des Libanons lag (Jer. 4, 15. 16.) und ſo wird Joſeph recht eigentlich des Landes Krone.

So dachte ſich der alte Hirtenvater ſeiner Stämme Wohnung, und unüberwindlich wäre das Land geweſen, wenn es der Libanon, der Jordan, das Meer und die Wüſte wohlverwahrt umſchloſſen hätten. Sein Segen ſteigt wie ein Palmbaum, deſſen Aeſte ſich mehr und mehr ausbreiten, und wird zuletzt zur Ceder Gottes auf den Gebürgen. Wäre Iſrael früher dahingezogen, hätte es ſich allmälich; oder da es ſo ſpät hinkam, hätte

es

es ſich wenigſtens mit einträchtiger unabläßiger Macht verbreitet: denn wäre das wohnende Heerlager daraus geworden, das mit den vier Panieren in der Wüſte zog, die die ſpätere Tradition zu Bildern des Wolkenwagens Gottes zuſammenſetzte: ein ewiger Phalanx und in der Mitte deſſelben das Zelt Jehovahs.

Wir kommen auf den traurigen Contraſt von Jakobs zu Moſes Segen. Hier ſprach kein Vater mehr, der das Land mit friedlichem Blick überſehen, und es als das Seine unter Hirtenſöhne theilen konnte; es ſprach der matte Geſetzgeber, der ſein Grab vor ſich ſah und ſein Leben bei einem unwürdigen Volk verlebt hatte. Drittehalb Stämme hatten ſchon den Entwurf Jakobs zerriſſen, und von den übrigen ließ ſich auch nicht zu viel Gutes hoffen. Er kleidet alſo ſeine letzten Wünſche in ein Gebet, ſeine anmunternden Vorſchläge in einen linden Segen; der aber eben ſo wohl ernſter Befehl ſeyn ſollte, als der letzte Wille Jakobs. Es ſind ſehr beſtimmte überdachte Worte, das politiſche Teſtament eines abſcheidenden Weiſen.

Segen Moſes, des Mannes Gottes, über Iſrael, vorm Antlitz des Todes.

Er ſprach:

Jehovah kam vom Sinai,
ging ihnen vom Seir auf,

glänzt' auf vom Berge Paran:
Er kam von Kadeſch Bergen a)
und um ihn wallte Feur. b)

Wie liebet er die Stämme!
All' ſeines Glanzes Pracht iſt um ihn her;
und Jene dir zu Füßen, c)
empfangen Dein Gebot.

Moſes gebot uns das Geſetz,
ein Erbtheil der Verſammlung Jakobs:
denn Er war König Iſraels,
beiſammen waren alle Volkeshäupter
und Stämme Iſraels (da er es gab.)

Es

---

a) Lies מרבבת קדש, wie der Parallelismus fodert.

b) Daß das gewöhnliche אש דת als „Feuergeſetz„ eine harte Conſtruction ſei, fühlt ein jeder; es iſt hier auch dem Context zuwider. Gott kommt V. 2. 3. als Lehrer des Volks: die Stämme ſitzen ihm zu Füßen und lernen. Moſes wird ihr Lehrer, und ſein Geſetz iſt Ausſpruch des Mundes Gottes; ein weit würdiger Bild als wenn Gott es in der Hand mitbrächte. Vielmehr wird auch im 3ten Vers die ſtralende Herrlichkeit der Rechte dem Ausſpruch des Mundes Gottes entgegengeſetzt, und Pracht von Gnade unterſchieden. Habakuk erklärt uns das Bild, der das אש דת durch wallendes Feuer, ſchießende Stralen giebt. Mit der Zeit ſind die διαταγαὶ ἀγγέλων, die Reihen der Engel daraus entſtanden, die dieſen Ausdruck genau erklären.

c) Welch ein ſchöner Contraſt der furchtbaren Herrlichkeit und der lehrenden Gnade! Nur Moſes konnte und mochte von der Geſetzgebung ſo reden! Die דת des

3ten

So ſollte Iſrael das Geſetz anſehen lernen, als eine freiangenommene Gottesverfaſſung, als eine unterrichtende Gotteslehre. Moſes war ihr König, aber nur unter verſammleten Volkshäuptern, alſo in einem freien Staat. In dieſer Qualität ſpricht er auch ſeine letzten Worte, und giebt ihnen damit das Anſehen, das er ſeinem Gott gab, Würde und Liebe.

Ruben lebe! ſterbe nicht aus!
Seine Mannſchaft werde zahlreich wieder. —

Noch immer ein armer Segen, den der Erſte Stamm bekam; indeſſen doch ein Segen! Simeon wird übergangen, weil Moſes ihm nach Jakobs Teſtament kein Land zuzutheilen wußte.

Zu Judah ſprach er:

Höre, Jehovah, die Stimme Judah!
Führ' ihn hinein zu ſeinem Volk: d)

3ten Verſes ſind offenbar nicht Engel, ſondern die verſammleten Stämme, die eben genannt ſind, und V. 5. nochmals genannt werden: ſie ſitzen zu des lehrenden Vaters Füßen und lernen als Schüler. Die lernenden Engel ſind ſpätere Rabbiniſche Deutung.

d) Das Volk, zu welchem Judah eingeführet werden ſoll, iſt wahrſcheinlich das, was ihm auch Jacob zugeſichert hatte (1 Moſ. 49, 10.) ſein vorzügliches, erſtes Erbtheil. In dieſem lagen die Gebeine der Väter: er ſollte dem Volk den Namen geben, und dies ſich zu ihm als dem Anführer halten; daher der Ausdruck.

ſein Arm wird tapfer ſtreiten
und wenn ihn Feinde drängen,
wirſt du ihm Hülfe ſeyn.

Auch Judahs Segen iſt klein, gegen das, was Jacob von ihm ſprach. Unrühmlich iſt er indeſſen nicht: Judah wird an ſeine Pflicht erinnert, allen voran zu ſtreiten.

Zu Levi ſprach er:

Dein Licht und Recht vertrauteſt du
dem treuen, dir ergebnen Mann,
den du hart prüfeteſt am Prüfungsort,
mit dem du haderteſt am Haderquell.

Er ſprach zu ſeinem Vater, ſeiner Mutter:
„ich kenn' euch nicht!„
Und kannte ſeine Brüder nicht,
und kannte ſeine Söhne nicht! — e)

So werden ſie auch treu dein Wort bewahren
und halten über deinen Bund.
Und deine Richterſprüche Jakob ſagen,
Iſrael dein Geſetz:
Sie werden Weihrauch dir zum Wohlgeruch anzünden,
Brandopfer legen auf deinen Altar.

Jehovah

---

e) Die Conſtruction, in der ich den Vers überſetzt habe, giebt ihm, dünkt mich, Licht und Würde. Der Singularis חסידך geht auf Aaron; der folgende Pluralis auf die Leviten, die ſeinem edeln Beiſpiel der Unpartheilichkeit in Rechtsſprüchen, und der treuen Anhänglichkeit an Gott, ihren Landesherrn, folgen ſollten.

Jehovah ſegne ihre Kraft!
Nimm wohlgefällig an das Werk von ihrer Hand;
Wer aufſteht gegen ſie, den ſchlage nieder,
und wer ſie haſſet, müß' aufkommen nie!

Hier hören wir den Leviten, der ſeinen Stamm von Herzensgrunde ſegnet. Er ſpricht als Bruder Aarons und ehrt ſein Andenken nicht nur dadurch, daß Gott ihm das höchſte Gericht aufgetragen, ſondern daß der, der das Bruſtſchild zuerſt trug, von großer Redlichkeit, von einem unbeſtechbaren Character geweſen. Faſt beklagt er ſich gegen Gott, daß dieſer über einen kleinen Fehler ſo ſcharf mit ihm gehadert habe. Er nennet es einen Unglücksort, deſſen Schuld der redliche, verdiente Mann mit ſeinem Leben habe büſſen müſſen — und hiemit entſchuldigt er verborgner Weiſe ſich ſelbſt. Sein war dieſelbe Schuld, um deretwillen auch er jezt vorm Antliz des Todes ſtehet. (S. 4 Moſ. 20, 1-8 und kurz vorher 5 Moſ. 32, 50. 51.) Ein ſchöner Uebergang iſts vom Tode Aarons auf die Pflichten des Stammes: das Denkmal deſſen, der zuerſt das Gerichtsſchild trug, ſoll ihr ewiges Vorbild werden. Ihre Pflichten werden als Hoffnungen geſagt und Gott angefleht, für einen Stamm Parthei zu nehmen, der zu Aufrechthaltung der Landesconſtitution ſo unentbehrlich ſei und ſo viele Feinde habe. Ein feingedachter Segen des Geſetzgebers, über welchen wir ſchon ein mehreres geſagt haben.

Zu Benjamin ſprach er:

> Der Geliebte Jehovahs, er wird ſicher wohnen!
> Es ſchwebet über ihm der Hocherhabne täglich,
> und läßt ihn ruhen zwiſchen ſeinen Flügeln.

Dieſer Segen iſt zart empfunden, und nach Jacobs Spruch ganz verändert. Der räuberiſche Wolf iſt hier der Benjamin wieder, den dort ſein Vater nicht auf die Reiſe laſſen wollte, f) den er der Obhut ſeiner Brüder angelegentlich empfal. So empfielt ihn Moſes der Obhut Jehovahs unter ſeinem öfter gebrauchten Lieblingsbilde; eines Adlers. g) Dieſer ſchwebt über ſeinen Jungen, fängt, wenn ſie fallen wollen, ſie auf, und läßt ſie ſich auf dem Rücken zwiſchen den Fittigen ausruhn. — Dies alles wendet der väterliche Geſetzgeber auf Benjamin an. h)

Zu Joſeph ſprach er:

> Geſegnet von Jehovah iſt dein Land
> mit Köſtlichkeiten, die der Himmel oben,

und

---

f) 1 Moſ. 43.

g) S. 5 Moſ. 32, 11. 2 Moſ. 19, 4.

h) Es iſt unerwieſen, daß Schultern (Gottes oder Benjamins) Berge bedeuten; und von Bergen Benjamins, zwiſchen denen Gott wohnen ſollte, iſt hier nirgend die Rede. Zwiſchen den Bergen Moriah und Zion, wenn ſie auch zu Benjamin gehört hätten, wohnte Jehovah nie. Zwiſchen ihnen war eine Kluft, und der Tempel Gottes ſtand auf den Bergen. Das letzte עליו muß einmal עליון geleſen werden, wie auch die 70. geleſen haben.

das Meer', das drunten liegt, aus ſeinem Schooße giebt,
mit Köſtlichkeiten, die die Sonn' erzeugt,
mit Köſtlichkeiten, die die Monde geben.
Was auf den Oſtes-Bergen Gutes ſproßt,
und was der Urwelt Höhen Schönes tragen,
was Köſtliches die Erd' aus ihrer Fülle bringt:
ſammt deſſen ſondrer Huld, der mir im Buſch erſchien,
das alles komm' auf Joſephs Haupt,
komm' auf die Scheitel des Gekrönten ſeiner Brüder! —

Wie erſtgebohrnen Stiers iſt ſeine Heldenzier,
wie wilden Stieres Hörner ſeine Hörner,
mit ihnen ſtößet er die Völker
bis zum Ende des Landes hin.
Das werden thun die Zehntauſend' Ephraims,
die Tauſende Manaſſe's.

Moſes Segen über dieſe Stämme iſt reich und gelehrt: er umſchreibt den Segen Jacobs nach ſeiner Zeit, nach ſeiner Ausſicht. Den Segen vom Himmel erklärt er durch den Thau und durch Ausflüſſe des untern Meers, das die Mutter der Fruchtbarkeit in der alten Phyſik war; ſodenn durch Einwirkungen der Sonne und des Mondes zu den köſtlichſten Gewächſen im Jahrs- und Monden-Umlauf. Die ewgen Berge Jacobs lagert er in den Oſt, weil daher die Koſtbarkeiten der Gewürze, des Goldes u. ſ. damals kamen. Das Wort שור in Jacobs Segen nimmt er in der Bedeutung des Stiers und kleidet Ephraim in die tapfre Schönheit eines Erſtgebohrnen deſſelben, ſo wie er auch mit den Zehntauſenden Ephraims und den Tauſenden Manaſſe auf den Ausſpruch des Altvaters zielt, der den Ephraim zum Erſtgebohrnen der Söhne Joſephs machte; der Segensſpruch iſt alſo gelehrt ausgemalet. — Er ward kaum erfüllet, da Ephraim ſich nicht die Ecken des Landes zum Beſitz nahm; und vielleicht trug eben die Stelle, die Moſes ihm und Benjamin gegeben hatte, dazu bei, daß er nicht ganz erfüllt wurde. Benjamin lagerte ſich zwiſchen zwo ſtarke Schultern, die mächtigſten Stämme Ephraim und Judah. Jenes wählte ſich frühzeitig auch ſeinen Theil in der Mitte des Landes, der zwar fruchtbar war, nicht aber an dieſe Fülle von Segnungen reichte.

Zu Sebulon ſprach er:

Freue dich, Sebulon, deines Handels
und deiner Hütten, Iſaſchar.
Die Stämme werden euren Berg ausruffen, 1)

und

---

1) Ich habe hier nur die Ueberſetzung grammatiſch zu rechtfertigen: und ſie iſt wörtlich. Daß עמים die Stämme ſind, zeigt der 3. und 21. Vers, daß הר ein Berg den genannten Stämmen nicht weit entfernt ſeyn müſſe, zeigen die folgenden Localurſachen, die aus-

wo ſie rechtmäßge Opfer opfern werden:
denn daſelbſt können ſie der Meere Zufluß ſaugen
und des Sandes verborgnen Schatz.

Da ich zuviel über dieſe Worte zu ſagen habe, verſpare ichs zu einem eigenen Anhange dieſes Abſchnitts, und werfe die Erklärung des folgenden Segens in eine Note: k)

Zu Gad ſprach er:

Gelobt ſei Gott, der Raum für Gad gemacht!
Wie ein Löwe wohnet er und raubte Arm und
Scheitel.

Der

---

ausdrücklich mit ב angeführt werden, und ſich auf den Hafen bei Acco, ſo wie auf die Geburtsgegend des Glaſes beziehen. Fremde Völker zum Berge, zu einem Berge im Stamm Judah zu rufen, um daſelbſt Schätze des Meers zu ſaugen; von dieſem Allen ſagt der Text kein Wort.

k) Der Segen auf Gad enthält Lob und Tadel. Lob der Tapferkeit, da Gad der Erſte der drei Stämme war, die zu ſeinem Trupp gehörten. Deſwegen nennt er ihn מחקק, den Führer, und ſagt, daß er ſich ſein ſchönes Erbtheil wie ein Löwe geraubt; tadelt ihn aber, daß er ſich die erſte Beute geraubt habe, und da ſchon wohlbedeckt (ספון) in ſtolzer Ruhe wohne, indeß ſeine Brüder noch unter Zelten umherzögen. Doch rühmt er ſein gegebnes Verſprechen, auch künftig noch mit und dem Heere voran zu ziehn, bis alle Kriege (die Gerichte Gottes über Kanaan) vollendet ſeyn. Beim erſten Feldzuge that dieſes Gad (Joſua 4, 12.) und zog voran dem Heer.

Der Eroberung erſte Beut' erſah er ſich;
weil da ſein Fürſten-Erbtheil ſicher liegt;
doch wird er mit noch ziehn, dem Heer voran,
Jehovahs Kriege zu vollenden,
und auszuführen die Gerichte Gottes
mit Iſrael. —

Zu Dan ſprach er:

Auch Dan, ein junger Löwe
ſpringt mit aus Baſan auf —

(wo er vermuthlich damals gelagert lag. Moſes Abſicht iſts alſo, die Stämme aufzufodern und anzufeuren zur Erobrung des Landes.)

Zu Naphthali ſprach er:

Geſättiget mit Huld, voll Segens von Jehovah,
beſitze Meer und Mittagsland.

(d. i. am See Genezareth die Mittagsſeite, gleichfalls nach dem Befehl Jacobs.)

Zu Aſſer ſprach er:

Geſegnet unter den Stämmen wird Aſſer ſeyn
und wohlgefällig ſeinen Brüdern werden:
und tauchen ſeinen Fuß in Oel.

Erz und Eiſen werden deine Riegel!
und wie dein Leben wächſt auch deine Kraft. —

(Es mehret ſich ſein Reichthum, ſeine Stärke, je mehr er die Producte ſeines Landes nutzt, und auch wohlge-

fällig.

fällig ſeinen Brüdern damit dienet. Der Segen Jacobs iſt abermals ſehr politiſch und national verändert. Fremden Königen (wie der Hirtenvater noch meinte) ſollte Aſſer mit ſeinem Eiſen, mit ſeinem ſchönen Oel nicht dienen; ſondern ſeinen Brüdern. — So ſchlang Moſes die Stämme zuſammen! ſo wollte er, daß bei den Verſchiedenheiten ihres Bodens, in allen Ein Brudertrieb, ein in ſich gekehrter Fleiß und Nationalgeiſt lebte.)

Niemand, o Iſrael, iſt wie der Gott,
der auf den Himmeln dir
wie auf Kriegeswagen zur Hülfe zieht,
auf hohen Wolken zieht in ſeiner Majeſtät.

Dein Schutzgott iſt der alte Gott, 1)
und du biſt unter ſeinem ewgen Arm.
Er ſtieß vor deinen Augen dir
hinweg den Feind,
und ſprach: Vergeh!

Ja! Iſrael wird wohnen
geſichert und allein.
Das Auge Jacobs ſiehet

ein

---

1) Daß מעון das ſtärkſte Wort Moſes ſei, Gottes Dauer und unverbrüchliche Treue anzuzeigen, wiſſen wir aus Pſ. 90, 1. Er erinnert ſie mit dem Wort קדם und עולם, mit den Kriegeswagen und Siegszügen Gottes in den Wolken an deſſen alte Wunder.

ein Land vor ſich voll Korn und Wein,
dem ſeine Himmel träufeln Thau.

Beglücktes Iſrael!
Wo iſt ein Volk wie du?
das ſein Jehovah ſchützt —
Er deiner Hülfe Schild!
Er deiner Hoheit Schwert!
Laß auf dich Ränke ſuchen deine Feinde;
Du wirſt auf ihren Höhn,
ein Sieger gehn.

Mit ſo güldnen Worten nimmt Moſes Abſchied. Er bauet ſein Volk auf Gott, macht ihm ſein Land beliebt, auf welches er von den Höhen Baſans und Gileads blickte. Hier würde Iſrael abgeſchloſſen, ſicher, allein wohnen; genährt nicht wie Aegypten vom Strom, ſondern unmittelbar vom Thau aus der Hand Jehovahs. Ein tapfres Bergvolk ſollte Jeſchirun ſeyn, und ohngeachtet der Ränke ſeiner Feinde nicht ablaſſen, bis es auf alle ihre Höhen als Sieger trete! — Wäre der Wille Moſes erfüllt worden! Das Land liegt abgeſondert, umkränzt von Bergen, Meeren, Strom und Wüſtenein: ein kleiner Gotteswinkel, der durch Fleiß gebauet, durch Eintracht der Stämme beſchützt und blühend werden konnte. Allen drei Welttheilen liegt er wie in der Mitte, dem unabſehlichen Aſien, dieſen reichen Bergen der Urwelt liegt er zu Füßen, und iſt ſein Ausgang, ſein Hafen. Ober- und unterhalb Judäa ging der Handel der alten Welt weg: es hätte, blos ſeiner Lage nach, das glücklichſte Volk der Erde ſeyn können, wenn es dieſe genutzt, und dem Geiſt ſeines Geſetzes treu geblieben wäre. Armes, jetzt kahles Land! in dem man, zum Theil durch heilige Gedichte und Lieder, noch mehr aber durch Unglücksfälle und Thorheit faſt jeden Bach und kleinen Berg, jedes Thal und Dorf kennet, du kleines Land, das in der Geſchichte der Menſchen Jahrtauſende hin durch Aberglauben, Blut und Kriege ſo berühmt worden; wirſt du es einſt noch auf andre beſſere Weiſe werden? oder ſind deine einſt ſo fruchtbaren Prophetenberge auf ewig öde?

Thabor, der Berg des Heiligthums: eine weiſe Idee Moſes.

Zu Sebulon ſprach er:

Freue dich, Sebulon, deines Handels
und deiner Hütten, Iſaſchar.
Die Stämme werden Euren Berg ausruffen,
wo ſie rechtmäßge Opfer opfern werden:
Da werden ſie der Meere Zufluß ſaugen
und des Sandes verborgenen Schatz.

Warum nimmt hier Moſes zwei und zwar contraſtirende Stämme zuſammen? er erklärt ſich ſelbſt, daß er es wegen eines Berges thue, den die Stämme zum Ort des Heiligthums und der rechtmäßigen Opfer ausruffen würden: denn hier, fährt er fort, würden ſie den Zufluß der Meere genießen und ſchöne Seltenheiten, des Sandes verborgene Schätze, das Glas, zu ſehen bekommen und einhandeln können. Er lockt ſie alſo, wie Kinder, zum Ort ihrer Nationalverſammlung, durch Gewinn und Neugier.

Was war dies für ein Berg, den er ihnen als einem freien Volk, zwar nicht anbefahl, aber mit Gründen vorſchlug? Kein anderer als Thabor.

Thabor liegt in der Mitte zwiſchen Sebulon und Iſaſchar und iſt beiden Stämmen die Grenze. Er liegt dem

dem Meerbuſen Acco gerad gegen über, dem natürlichſten Hafen der ganzen Küſte. Der See Cendevia, die natürliche und älteſte Mutter des Glaſes liegt unweit von ihm und der Bach Belus, der wegen dieſer Erfindung ſo bekannt iſt, wird durch Gewäſſer von Thabor her verſtärkt. Die angegebnen Urſachen paſſen alſo auf keinen, als dieſen Berg; ja die Worte ſagen es wörtlich und deutlich. Es iſt nehmlich gar nicht davon die Rede, daß fremde Völker zu einem Berge, (in der Wüſte etwa und dieſen zwei Stämmen fern) geruffen werden ſollten (oder der Text litte Gewalt;) ſondern die Stämme ſollten einen Berg zum Ort des Heiligthums ausruffen, bei dem ſie die angezeigten Vortheile und Vergnügen haben könnten; und das war Thabor.

Weiſe Idee Moſes! von allen Seiten betrachtet, weiſe! Thabor hieß ſeinem Namen nach der Nabel des Landes; er ſollte alſo auch ſeiner Beſtimmung nach Mittelpunkt der Stämme wie das Delphiſche Orakel werden. Als Zion im unterſten Theil des Landes dazu erwählt ward, welch' ein Weg wars zu ihm für die oberſten Stämme! Sie beſuchten ihn alſo ſeltner oder mit großer Mühe; und bei der erſten Veranlaſſung fielen zehn Stämme von dieſem Heiligthum ab und erwählten ſich bequemere Oerter zu Dan und Bethel.

Wäre nun gar die Einnahme des Landes ſo weit getrieben, als Jacob und Moſes ſie wollten, bis in die Engen des Libanus hinauf, ſo war kein ſo bequemer Mittelpunct des Landes als Thabor.

Und der Berg war, ſeiner Natur und Lage nach, zum Ort der Nationalverſammlung recht ausgezeichnet. Auf der fruchtbarſten Ebene erhebt er ſich und alle Reiſende ſind über ſeinen wunderbaren Anblick einig. Abgeſondert von allen Bergen liegt er auf ſeiner ſchönen Fläche allein da: vollkommen rund, als ob er durch die Hand der Kunſt gebildet wäre. Er iſt ſchwer zu erſteigen und alſo eine natürliche Veſtung, wie er denn auch zu den Zeiten der Römer gegen ſie beveſtigt worden. Unten Stein, ſodenn bis an den Gipfel mit dickem Gebüſch, mit Weinſtöcken, Oel- und Fruchtbäumen bedeckt, wie wenn er mit einem grünen Kranz umſchlungen wäre; und alle Gebüſche ſind voll Geſanges der Vögel. Er blickt weit umher und Jeremias ſagt von einem Helden: er wird hoch einherziehn, wie Thabor unter den Bergen. Sein Gipfel iſt eine runde Fläche, Ein Stadium breit, zwei Stadien lang — welch ein Platz für das heilige Zelt eines Bergvolks! Wie andre Naturſcenen würden auf ihm beſungen ſeyn, als dort beym kleinen, dürren Zion! Scenen, in denen die Fruchtbarkeit des Landes, die Ausſicht auf einträchtige, glücklich verbundne Stämme, aufs Meer und den See und den Jordan geſchildert wären. Der Kiſon und die Kedumim, die von dieſem Berge fließen, hätten prächtig gerauſcht in dieſe Lieder, ſtatt jenes kleinen Brünnleins der Pſalmen beim dürren Berge Zion.

Das war der Berg nach ſeiner natürlichen Geſtalt, und wie erwählt war er nach ſeiner politiſchen Lage! Er lag zwiſchen zwei Stämmen, die nicht die ehrſüchtigſten, aber die fleißigſten, bewerbſamſten waren, und deren keinem er ausſchließend zugehörte; vor allen andern waren dieſe zu Herbergern der Nationalverſammlung tüchtig. Von ſeinen fruchtbaren Ebnen konnte Iſaſchar Opfer liefern und damit die Einkünfte ſeines Landes geltend machen. Sebulon lag am Meer und konnte ſich ſeines Gewerbs mit den benachbarten Handelsſtädten freuen, wie der Geſetzgeber deutlich ſaget. Keine Rivalität der Stämme war hier zu beſorgen: denn beide, die Söhne einer rechtmäßigen Mutter, gaben keinem andern an Würde nach; ſie ſtritten aber auch mit keinem um den Vorrang. Sie nutzten ihre Lage durch ſtillen Fleiß und darauf hatte Moſes gerechnet. Wenn wir ſeinen mit Jakobs Segen vergleichen: ſo finden wirs deutlich. Der Hirtenvater hatte Iſaſchar mit einem geduldigen Laſtthier verglichen und ihn deßhalb in dieſe ſchöne Gegend zum Austheilen des Waſſers an die Heerden gelagert. Moſes, der auf keine Kananitiſche Sklaven, auf keine Gibeoniten, die zum Heiligthum Holz und Waſſer tragen ſollten, rechnen wollte und konnte, ſezte alſo ſein Heiligthum in eine Gegend, welcher das Laſtthier auf der Einen, der Unterhändler fremder Waaren auf der andern Seite lag; alſo Bequemlichkeit und Reiz von beiden Seiten. Wo fand dieſes in der Wüſten Judah ſtatt? und doch wiſſen wir, die Feſte waren beſtimmt zur Nationalergötzlichkeit, zum Handel, zur Freude. Ein dem ſchönſten Hafen der Küſte ſo naher Ort zog zur Zeit der Verſammlung auch die Fremden dahin und weckte den Fleiß, beförderte den Vertrieb der Waaren des ganzen Landes: denn hier lag Acco, dort Genezareth, alle blühende Geſchlechter lagen rings umher und in der Mitte ſtand Thabor, die Krone des Landes.

Schöne Krone, du wurdeſt nicht gewählt! weiſe Idee des Geſetzgebers, du wurdeſt nicht befolget. Läſſig ließ das rohe Volk die Lade des gemeinſchaftlichen Bundes, wo ſie zuerſt hinſank, und beſuchte ſie ſelten. Jeder ſchnappte nach ſeinem Beſitz und bekümmerte ſich nicht um die Einrichtung des Ganzen: denn Moſes war todt, Joſua alt, Eleaſar ſchwach oder ohne Nachdruck. Bald gerieth das Heiligthum gar den Philiſtern in die Hände, herbergte hie und da, bis David es —— auf ſeinen Zion holte.

Nun iſts unläugbar, daß ſeine Regierung dadurch ſehr beveſtigt und geziert ward, wenn Er und der Nationalgott neben einander auf Einem und zwar von ihm neu eroberten Berge wohnten. Auch machten Privatumſtände ſeines Lebens und des Stammes, aus dem er war, auf den er ſich am meiſten verlaſſen konnte, dieſe Wahl für ihn nothwendig. Indeſſen iſts eben ſo gewiß und der Erfolg bekräftigte es deutlich, daß Moſes großer Plan, alle Stämme durch einen freien Ort der Nationalverſammlung als Brüder zu verbinden, auf immer zerriſſen war und mit der Wahl Jeruſalems zur Reſidenz Gottes und des Königs der Zankapfel zur völligen Trennung der Stämme ausgeworfen wurde. Ephraim und Judah wetteiferten um den Hauptrang, weil ſie im Segen ihres Stammvaters beide mit einer Krone gekrönt waren. Und da Judah unter Davids Geſchlecht zu viel Ehre, zu viel Uebermacht bekam, trat Ephraim mit andern Stämmen zuſammen, und wählte ſich ſo wie einen eignen König, ſo auch eigne Oerter der heiligen Verſammlung. Nur Judah und Benjamin blieben vereint; offenbar weil der Tempel ſie band, der auf ihren gemeinſchaftlichen Bergen gebaut war — ein Erweis, daß, wäre dieſer anders wohin geſtellt geweſen, er die ſchöne Wirkung auf alle verbreitet hätte, die er jezt nur auf zwei Stämme verbreiten konnte. Das Volk hatte ſein Gleichgewicht verlohren; der Mittelpunct einer freiverbündeten Nation lag beinah an der Ecke des Landes.

Forſchen wir nach dem Grunde dieſer Uebel, ſo finden wir ihn in der beſten Quelle, dem Segen Jakobs. Aus Dankbarkeit gegen Joſeph, aus Achtung für die Tapferkeit Judahs hatte er dieſen beiden Söhnen Vorzüge eingeräumt, die ihre ſchwächere Abkunft mißbrauchte. Moſes Befehl wars: das Land ſollte nicht eher vertheilt werden, bis es ganz eingenommen wäre, und ſodenn ſollte die Austheilung nach der Volksmenge einzelner Stämme erfolgen. Der Befehl war billig und nothwendig: denn, wenn die ſtärkern Stämme zuvor ihr Theil wegnahmen, wer ſtand den ſchwächern bei? wer half ihnen zum Beſitz? und wie war nun Ueberſicht und rechtmäßige Austheilung des Ganzen möglich? Indeſſen ward der Befehl nicht ins Werk gerichtet. Schon Moſes ward gezwungen, einigen Stämmen jenſeit des Jordans ihr Theil zu geben. Wir wiſſen, wie ungern ers that und daß er ſie mit einem Eidſchwur verband, künftig voran zu ziehen und ihren Brüdern die Eroberung vollenden zu helfen. Das lezte geſchahe nie. Sobald Joſua ein paar glückliche Feldzüge

züge gethan hatte, griffen die zwei mächtigſten Stämme, Judah und Ephraim zu und nahmen für ſich mehr als die Hälfte des Landes. Indeß zogen die andern ſchwächern Stämme umher, fanden ſich mit den Kananitern ab, ſo gut ſie konnten: die Theilung mußte dreimal wiederholt werden, damit jeder nur allenfalls ein Beſitzthum fände. Einigen reichte das ihre gar nicht hin und ſie mußten ſich neue Wohnungen ſuchen. Die von Jakob zurückgeſetzten litten dabei augenſcheinlich und es iſt nicht umſonſt, daß Moſes es dem Volk ſo oft einzuſchärfen ſucht: „Daß Gott nur bis ins dritte „und vierte Glied die Sünden der Väter ſtrafe, bis „ins tauſendſte Glied hingegen ſegne.„ Denn was hatten Simeon und Levi Schuld daran, daß ihre Väter ein Bubenſtück gethan? was hatte Dan geſündigt, daß er von einem Kebsweibe geboren war und in der Theilung faſt leer ausging? Kurz, das Land ward unordentlich und ungleich vertheilt, nördlich nicht ganz erobert und was das Aergſte war, die ſtreitbarſten Stämme ſaßen da, wo der wenigſte Angrif ſeyn konnte, in der Mitte des Landes; das Gefährlichere hingegen war den ſchwächern, kleinern zu Theil worden. Von Aegypten hatte Kanaan nichts zu befürchten: den Arabiſchen Horden war jeder Stamm gewachſen; aber nördlich gegen Syrien, Aſſyrien, Babel — da hatten Jacob und Moſes den Ephraim, Manaſſe, Benjamin hinunbeſtimmt und da war jezt das Land blos. Daher kamen nun alle Ueberfälle, in denen zuerſt Iſrael, dann Judah verlohren ging; ja das Volk war auch gegen die Kananiter ſchon von Anfang an verlohren, da es ſich trennte und nicht mit gewafneter Hand ſtritt, bis alle Siege vollendet waren. Jezt war keine Ueberſicht, keine weiſe Eintheilung des Ganzen möglich. Ans Heiligthum, das Moſes mit ganzem Fleiß mehr nordwärts, als ſüdlich gelegt hatte, ward nicht gedacht; kein Knote der Stämme ward alſo geknüpft und ſie wurden einzeln die Beute der ſchlechteſten Feinde.

Indeſſen blieb der ſchöne Thabor, was er war, und pries auch in ſeiner Naturpracht, wie jener Pſalm ſingt, die Ehre des Schöpfers. Ja auch politiſch ward er (eben ſeiner einzigen Geſtalt und Lage wegen) das erſte Siegstheater einer allgemeinen National-Errettung;*) daher er wenigſtens als ein Berg der Tapferkeit und Freiheit im Liede der Deborah ewig grünet.

---

*) Richter 4. 5.

VII.

Siegesgeſänge der Iſraeliten.

Inhalt.

Geſchichte Bileams im Licht ihrer Zeit betrachtet. Neigung der alten rohen Völker, zumal in Orient, zum Segenſprechen und Weißager-Künſten. Verdienſte Moſes dagegen. Zweck des Brunnen-Liedes, das er anführt. Träume, Entzückungen, Viſionen der Segenſprecher und Weißager. Viſion Bileams. Zweck derſelben. Ihre Wahrſcheinlichkeit in der Seele eines Schamanen. Die Segens- und Siegesſprüche ſelbſt. Von wem ſie gemacht ſind? wie ſie an Iſrael gekommen? wie ſie wahrſcheinlich erhalten worden.

Buch der Kriege Jehovah. Stücke daraus. Poetiſche Erklärung des Altars Moſe. Wer ſeine Hände zum Thron Gottes erhoben, ob Amalek oder Moſes? Siegslied über die Amoriter. Poetiſche Stellen im Buch Joſua und der Richter. Vom Stillſtande der Sonne und des Mondes aus dem Heldenbuch. Vom Hall der Trommeten zu Jericho. Poetiſche Zeiten im Buch der Richter. Unterſchied derſelben von unſern bürgerlich-geordneten, glücklichern Zeiten. Ton der Erzählung in dieſen Helden-Sagen. Lebendig geſchilderte Charactere der Abentheurer und Helden. Probe an der Erzählung von Simſon. Siegsgeſang der Deborah, mit Anmerkungen und einem Anhang begleitet.

Da wir im vorigen Abſchnitt zween Segensſprüche über Iſrael aus verſchiedener Zeit und in verſchiednem Colorit betrachtet haben: ſo füge ich den ſtärkſten, wie eine Siegeskrone hinzu. Es ſind die Sprüche Bileams, da er das gelagerte Volk ſah. Nur da die Geſchichte, die vorhergeht, ſo vielen Widerſprüchen und Meinungen ausgeſezt iſt, wird es nöthig ſeyn, ſie in dem Lichte zu zeigen, das mir für Zeit und Ort das natürlichſte dünket.

Als Iſrael gegen Moab rückte und der König dieſes Volks ſich zum Widerſtande zu ſchwach fühlte: ſchickte er a) nach einem berühmten Weißager, der durch Verwünſchungen thun ſollte, was Er ſelbſt durch Heerskraft nicht vermochte. — Der Umſtand kann uns nicht ſonderbar dünken, wenn wir die Denkart alter und noch jezt ſinnlich roher Völker aus Reiſen und der Geſchichte kennen. Sie halten auf Verwünſchungen und Segensſprüche ihrer Weißager viel: ſie glauben, ihnen ſtehe Unglück bevor, wenn ſie Einen derſelben erzürnt haben, ſo gar daß ſie gewiſſen Worten und Figuren des Fluchs und Segens eine unwiderſtehliche Kraft zuſchreiben. Die Geſchichte des Aberglaubens unter allen Nationen, ſelbſt die klugen Griechen und Römer nicht

---

a) 4 Moſ. 22, 1.

nicht ausgenommen, b) iſt hierüber Zeugin; und Morgenland, dazu hier ein wildes Volk auf den Gebürgen, zumal in ſo alten Zeiten, ſagt damit nichts Beſonderes. Es war eins von den unſterblichen Verdienſten Moſes, daß Er, von lauter abergläubiſchen Völkern umgeben, bei ſeiner Geſetzgebung dem Aberglauben am meiſten entgegen trat und Zaubereien, Verwünſchungen, Segensſprüche durchaus nicht dulden wollte. Das Lied beim Brunnen, das eben in dieſe Zeit fällt, c) war vermuthlich auch dazu, um Aberglauben des Volks zu verhüten. d)

Komm herauf, Brunn!
Singet ihm entgegen!
Dieſen Brunn entdeckten uns die Fürſten!
Ihn bezeichneten des Volkes Edlen,
mit ihren Sceptern!
mit ihren Stäben! —

Wahrſcheinlich ließ Moſes den Ort durch die Stäbe der Stammesfürſten bezeichnen, damit kein Zauber-

ſtab

---

b) Die letzten hielten bekanntermaaſſen incantatores.

c) 4 Moſ. 21, 16.

d) Noch jezt glauben die Araber, Fiſche beſchwören zu können, daß ſie Haufenweiſe herankommen, wenn ſie ihnen Tal! Tal! (komm! komm!) zuruffen, und gerade iſt dies das erſte Wort des Liedes. (S. Niebuhrs Reiſen Th. 2.) Auch bei andern Völkern habe ich von ſolchen Zaubertönen geleſen, dadurch ſie Waſſer aus der Erde hervorzulocken glauben.

ſtab dazu käme. — Bileam mußte ſelbſt von dieſem Volk ſagen: „Zauberei hilft nicht gegen Iſrael, kein Segenſprechen gilt gegen Jakob.„ Alſo auch in dieſem Betracht wird die Geſchichte ein Lob Iſraels: Moſes zeigt am Beiſpiel des berühmteſten Segenſprechers, wie leer und Gott-untergeordnet dieſe von ihm verbotene Kunſt ſei.

Die Geſandten Balaks kamen mit Geſchenken und Bileam hatte Luſt zu folgen; als der Schutzgott des Volkes, das er verfluchen ſollte, in einem nächtlichen Geſicht ihm die Reiſe unterſagte. — Auch hier ſehe ich nichts Fremdes. Waren nicht Träume in dieſer alten Zeit bei allen Nationen ſo verehrt, ſo wirkſam? War nicht die Seele eines Weißagers, der wie er ſelbſt ſagt,

mit eröfnetem Aug' Orakel ſpricht,
und Götterſprüche hört,
der Erſcheinungen mächtiger Geiſter ſieht,
und niederſtürzt und ſieht mit offnem Blick —

war nicht die Seele eines Menſchen, der ſich wachend ſolcher Entzückungen fähig glaubte, noch mehr im ruhigen Schlaf zu Göttergeſichten tauglich? Und warum ſollte ſich Gott des leichteſten Weges zu ihm nicht bedienen, da er dem Abimelech, Nebukadnezar und andern Heiden im Traum Befehle gab oder Gedanken erweckte?

weckte? Kurz, Bileam vom Schutzgott dieſes Volks geſchreckt, will nicht mitreiſen.

Andre Geſandten kommen mit größern Geſchenken. Das Herz des Weiſſagers wird lüſtern und — Gott erlaubt ihm die Reiſe. Aber mit dem ausdrücklichen Verbot, nichts zu ſagen, als was Er ihm in den Mund legen würde. Ja um den Segensſprecher noch mehr zu ſchrecken, muß ihm auf dem Wege das furchtbare Geſicht erſcheinen, über welches ſo viel geſagt iſt. Stuffenweiſe erſcheint es ihm: die Eſelin tritt aus, ſie drängt ihn an die Wand, ſie fällt auf die Knie nieder; und jetzt fängt in der Seele des Weißagers die Viſion an. Er hört die Eſelin ſprechen, er ſieht den Boten Jehovahs mit dem blanken Schwert (vermuthlich eine glänzende, vor ihm auflodernde Feuerflamme): er hört endlich Stimme. Der Geſandte von Jehovah, der ihm den Weg vertrat, ſchilt ihn, daß er ſinnloſer als ſeine Eſelin, auf die leiſern Ahndungen nicht gemerkt habe: er drohet, ihn zu erwürgen und dieſe zu verſchonen; giebt ihm endlich nochmals den geſchärften Befehl, nichts zu reden, als was ihm dieſes Volkes Gott in die Seele legte. Alſo geſchreckt ziehet er fort: ſein Mund iſt mit einem furchtbaren Zaum gezäumet. —

Auch in dieſem Ereigniß ſehe ich nichts, was nicht der Seele eines Schamanen ähnlich wäre. Man leſe

Reiſe-

Reiſebeſchreibungen aller Länder, wo es noch dergleichen giebt: e) mit Erſtaunen ſieht man, welcher gewaltſamen Zuſtände der Einbildung ſie fähig ſind. Ihre Seele wandert aus dem Körper, der leblos daliegt, bringt Nachrichten, was ſie an dem, an jenem Ort, wo ſie jetzt geweſen, geſehen habe? Das ſind ſodenn ihre Weißagungen, die das Volk verehrt, und bei denen oft die klügſten Reiſenden ſtaunten. Alle nehmlich bewunderten die Anſtrengung dieſer Menſchen, einen gewaltſamen Zuſtand, gegen den dieſe Viſion Bileams ein Kinderſpiel iſt. Warum ſollte alſo die Gottheit, die ſich jetzt der Stimme dieſes ſchlauen Weißagers bemächtigen wollte, der wirklich nicht zu fluchen hinzog, nicht eben des Weges gehen, der ihm der gewöhnlichſte, der auf ihn der wirkſamſte war? Ein fürchterliches Phänomen mußte ihm unterwegs aufſtoßen: er hörte und ſah in wachender Viſion wirklich, was hier erzählt wird; wie klein iſts aber für uns zu fragen: Ob die Eſelin wirklich geſprochen? und wie ſie geſprochen? ob und auf welche Art ihr Gott Vernunft, menſchliche Red-Organe gegeben? u. ſ. Dem Schamanen ſprach die Eſelin in der Viſion, d. i. er hörte Stimme und ſah Erſcheinung; uns darf und ſoll ſie nicht ſprechen, wenn wir nicht auch Schamanen werden wollen.

Von

---

e) S. Pallas, Gmelins, Carver's, Lafiteaus, Leems u. ſ. f. Reiſen.

Von einem Mann von dieſer Einbildungskraft wird man hohe Sprüche erwarten: und ſie ſinds auch. Sie haben das höchſte משל, Würde, Kürze, Lebendigkeit, Fülle der Bilder; in den ſpätern Propheten iſt wenig, in Moſes Reden nichts ihres Gleichen. Sie ſtehen etwa dem Buch Hiob zur Seite, und die Geſchichte, die zu ihnen führt, mit allen dieſen Träumen und Viſionen, mit dem furchtbar zunehmenden Warnen, den verſchiednen Höhen und ſieben Altären auf jeder derſelben — alles iſt ſo einfach, wiederholend und ſymmetriſch erzählt, daß man auf lauter Zauberſproſſen zu dem, was folgt, zu ſteigen glaubet:

Bileams Segensſprüche über die gelagerten Iſraelitiſchen Zelte.

Aus Aram zog mich Balak her,
vom Oſtgebürge rief mich Moabs König:
„komm her! verfluche mir Jakob!
„komm her! verwünſche Iſrael!„
Wie kann ich fluchen, den Gott nicht verflucht?
wie kann ich verwünſchen, den Jehovah nicht verwünſcht?

Vom Felſengipfel ſchau ich an das Volk,
ich überſeh' es von der Berge Höhn.
Sieh an! ein Volk, das wohnen wird allein,
das andern Völkern ſich nicht rechnet zu.
Wer zählet Jakobs Staub?
wer nennt die Zahl des Viertheil-Iſraels?

O wär mein Schickſal einſt, wie dieſer Tapfern [f] Schickſal!
o daß mein Letztes, wie das Ihre ſei! —

Der König erſchrickt, daß Bileam ſtatt zu fluchen, ſegne: er führt ihn, als ob dies ein unglücklicher Ort ſei, wo vielleicht kein Opfer gelte oder er nur böſe Geſichte empfange, an eine andre Stelle, auf welcher er das ganze Volk bis zum letzten Zelt überſehen könne, auf den Gipfel des Berges Pisga. Sieben Altäre werden gebaut, ſieben Opfer gebracht, Balak mit den Fürſten Moabs bleibt bei dem Opfer; der Weißager geht wieder in die Einſamkeit, daß ihm Gott begegne. Er kommt zurück und ſpricht:

Steh auf, o Balak, und höre zu!
Vernimm mich, Zippors Sohn.
Gott iſt kein Menſch, der Lügen ſpricht,
kein Menſchenſohn, daß ihn ſein Wort gereu'.
Er ſpräch' etwas und thät' es nicht?
Er redete und ſollt' es nicht bewähren?
Sieh! Segen hab' ich empfangen!
Er ſegnete! ich kann es wenden nicht.

Kein Unglück iſt zu ſchauen über Jacob!
Kein Mißgeſchick ſchwebt über Iſrael.

Sein

---

[f] ישרים ſcheint der Ehrenname Iſraels zu ſeyn, ohngefähr in dem Sinn wie αγαθος in den älteſten Zeiten. Das Jeſchirun kommt oft als Iſraels Name vor und noch im Hohenliede ſinds alle καλοι κ' αγαθοι (ישרים), die den Salomo lieben. (Hohel. 1, 4.)

Sein Gott Jehovah iſt mit ihm,
Triumphgeſang des Königs iſt in ihm.
Gott hat ihn aus Aegypten ausgeführt,
wie wilden Stieres iſt ſein ſtarker Lauf.
Wahrſagungskunſt gilt gegen Jacob nicht:
kein Zukunft-Ahnden gegen Iſrael.
Nach Zeitumſtänden wird es ihm geſagt,
geſagt: was Gott zu thun beſchloſſen hat. g)

Sieh an dies Volk! Wie ein Löwe ſteht es auf!
wie ein junger Löwe hebt es ſich,
und legt nicht nieder ſich, bis daß es Raub gezehrt,
bis es Erſchlagner Blut getrunken hat.

Jetzt bittet Balak: er ſolle nur nicht ſegnen, wenn er auch ſchon nicht fluchen wolle; und führt' ihn an einen dritten Ort, auf die Höhe des Peors, die gegen die Wüſte hinausblickt. Nach gebauten Altären, und nach geopferten Opfern geht der Weißager nicht ferner, Augurien zu ſuchen: er erhebt ſeine Augen, ſieht Iſrael nach ſeinen Stämmen gelagert: Begeiſtrung faſſet ihn, er erhebt den Spruch und ſagt:

So ſpricht Bileam, Beors Sohn!
ſo ſpricht der Mann, deß Aug' offen iſt,
es ſprichts der Hörer göttlicher Ausſprüche,
der das Geſicht des Mächtgen ſieht,
und niederfällt und ſieht mit offnem Blick.

Wie

---

g) Schöne Beſtimmung des Unterſchiedes zwiſchen Wahrſagern und Propheten.

Wie ſchön ſind deine Zelte, Jacob!
und deine Wohnungen Iſrael.
Wie Ströme ſich ausbreiten,
wie Gärten an dem Fluß,
wie Aloen, von Gott gepflanzt,
wie Cedern am Gewäſſer:
Waſſer rinnen aus ſeinen Quellen hervor:
und viele Ströme werden ihm Söhne ſeyn.
Höher als Agag wird ſein König werden
und hochberühmt ſein Reich.
Gott hat ihn aus Aegypten hergeführt,
wie wilden Stieres iſt ſein ſtarker Lauf.
Er frißt die Völker, ſeine Beängſtiger,
zehrt ihre Pfeil-durchbohrten Knochen aus,
und wirft ſich dann und ſtreckt ſich wie ein Löwe,
wie ein junger Löwe; wer reizt ihn auf?
Geſegnet wer dir ſegnet!
verflucht iſt, wer dir flucht!

Erzürnt ſchlägt Balak die Hände zuſammen und ſagt: er ſoll hinziehen an ſeinen Ort; Bileam zum Abſchiede belehret ihn noch, was dies Volk in ſpätern Zeiten ſeinem eignen Volk thun werde. Hier iſt die Weiſſagung auf ihrem Gipfel:

So ſpricht Bileam, Beors Sohn:
ſo ſpricht der Mann, deß Auge offen iſt.
Es ſprichts der Hörer göttlicher Ausſprüche,
der des Erhabnen Weisheit weiß.
Er ſah des Mächtigen Geſicht
und fiel danieder und offen ward ſein Blick!

Ich ſehe ihn: noch iſt er nicht!
ich ſchaue ihn: er iſt noch fern!
Da geht ein Stern von Jacob auf! h)
ein Herrſcherſtab ſteigt auf aus Iſrael:
Der ſchlägt die Ecken Moabs nieder,
zertrümmert alle ſeine veſten Höhn. i)
Edom iſt ſein Beſitz,
das feindliche Seir erobert er.
Iſrael thut tapfre Thaten,
ein Ueberwinder kommt aus Jacob auf;
den Reſt der Wohnungen vertilget er.

Er blickte über Amalek hinaus, erhub ſeine Gleichnißrede und ſprach:

Erſtes unter den Völkern, Amalek,
ſein Ende wird ſeyn — Untergang.

Er blickte über die Keniter, erhub ſeine Gleichnißrede und ſprach:

Veſt iſt deine Wohnung,
in Felſen legeſt du dein Neſt,
als wär das Felſenneſt nur zum Verheeren da —
bis Aſſur dich auch wegführt.

---

h) David, de. Ueberwinder der Moabiter, 2 Sam. 8, 2.

i) Die בני־שת ſtehen offenbar mit den פאתי מואב im Parallelismus. Sind dies die beveſtigten Spitzen und Winkel zwiſchen den Gebürgen: ſo ſind jene's, man möge שת oder שׁת leſen, etwa die Thürme drauf oder di. Leute, die ſie vertheidigen. Kinder Seths als Geſchlechtsname gehören nicht hieher.

Er nahm wieder ſeinen Spruch und ſprach:

Ach! wer erlebts, wenn Gott auch dies noch ausführt?
Schiffe von Italiens Küſten!
demüthgen Aſſur,
demüthgen Eber,
auch Er iſt Untergang.

Und Bileam ſtand auf und ging fort, daß er hinginge an ſeinen Ort. Auch Balak ſtand auf und ging ſeines Weges.

Welcher Siegskranz für Iſrael! eine immer reichere Lorbeerkrone. Und dies wäre ein Betrug der Moabiter? ſich zum Schaden? Iſrael zum Ruhm? Iſts Betrug, ſo iſts Betrug Moſes oder eines ſpätern Iſraelitiſchen Dichters. Und weſſen? welches ſpätern Dichters Bilderrede gleicht dieſer? —

„Was lag aber daran, ob ein fremder Weiſſager Segen oder Fluch über Iſrael ausſprach?„ laſſet uns bedenken, daß er ſie nicht für uns ſprach, ſondern für Iſrael und Moab. Dem Kriegesſcheuen Iſrael hätte es wahrſcheinlich ſeinen Muth noch mehr herabgeſetzt, wenn ein ſo berühmter Segenſprecher, wie dieſer, ihm Unglück zugewünſcht hätte; ſo wie es jetzt Moabs Muth nicht hob, da es ſolche Schickſale hörte. Alſo bequemte ſich auch hier Jehovah der Schwachheit des Heers: er ergrif den Anſchlag ſeiner Feinde, der es muthlos machen ſollte, ihm Muth zu geben.

„Wie erfuhrs aber Iſrael?„ Erfuhr mans nicht in Moab und lag nicht Iſrael vor ihm? Lebte nicht Bileam auf dem öſtlichen Gebürge? Kam er nicht ſelbſt durch die Hände Iſraels um? Wahrſcheinlich war Geſchichte und Segen in das Buch der Kriege Jehovahs verzeichnet, aus dem mehrere poetiſche Stellen und Lieder eben an dieſem Ort angeführt werden. k) Alſo können wir ſogar die Quelle errathen, aus der es iſt, und die Art, wie es erhalten worden. Laſſet uns dieſe andre Lieder ſehen! —

Als Moſes Nothgedrungen den Amalek ſchlug, fing er ein Buch der Kriege Jehovahs an, das auch ſpäterhin fortgeſetzt wurde; nur wenige poetiſche Stellen ſind uns daraus übergeblieben.

Zuerſt Eine vom Siege Moſes gegen Amalek: l)

> Vertilgen will ich; völlig vertilgen
> das Gedächtniß Amaleks unter dem Himmel!

Der Altar, den Moſes baute, und den er „Jehovah, „mein Siegspanier„ nannte, hat ebenfalls eine poetiſche Erklärung:

> Denn meine Hand war erhoben zum Thron Jehovahs!

---

k) 4 Moſ. 21, 14-30.

l) 2 Moſ. 17, 14.

Jehovahs Krieg wird gegen Amalek ſeyn
von Geſchlecht hin zu Geſchlecht. —

Nicht Amaleks ſondern Moſes Hand war während der Schlacht zum Jehovah erhoben: ſie ward durch einen Stein unterſtützt: dies gab alſo die Idee des Altars, der „Siegspanier„ genannt wurde. Als Sieger hatte Moſes ſeine Hände erhaben auf den Thron Jehovahs.

Späterhin finden wir andre Lieder aus dieſem Buch: m) das Lied beim Brunnen iſt angeführt, ein Siegslied über die Amoriter folget.

Siegslied über die Amoriter, die Moabs Sieger geweſen waren.

Kommet hinein nach Chesbon!
Baut und beveſtet Sichon!
Ein Feuer ging aus Chesbon,
Eine Flamme ging aus Sichon.
Sie fraß die Gebürge Moabs,
die Bewohner der Höhn des Arnon.

Weh dir, Moab!
Du biſt hin, du Volk des Chemos!
Flüchtig mußten ſeine Söhne werden,
ſeine Töchter Gefangene werden
dem Amoriter Könige Sichon.

Ihr Joch iſt nun dahin!
Von Chesbon bis gen Dibon,

wie

---

m) 4 Moſ. 21. 14.

wir verödeten bis gen Nophach,
wir verödeten bis gen Medbah.

Die Iſraeliten laden ins eroberte Cheſbon und Sichon ein: ſie prangen damit, daß ſie die Eroberer Moabs jetzt auch beſiegt haben, und rühmen ſpottweiſe die Thaten ihrer überwundenen Feinde. Solches Spottes waren die alten Siegslieder voll, die für uns wenig Reize mehr haben dörften.

* * *

Im Buch Joſua finden wir dergleichen nicht; einige kühne Züge der Erzählung ſcheinen indeß aus Siegsliedern herzuſeyn und beim kühnſten derſelben, dem Stillſtande der Sonne und des Mondes wird ausdrücklich das Buch der alten Heldengeſänge n) angeführt; daher es zu verwundern iſt, wie man dieſe wirklich ſchöne Stelle ſo lange habe mißdeuten können. Joſua greift die Amoriter frühmorgens an und ſchlägt ſie bis

---

n) Entweder hat dies Buch ישר von שיר (Geſang) den Namen, und wenn es ein Buch Iſraelitiſcher Heldenlieder war: ſo fing es wahrſcheinlich mit dem Liede am rothen Meer, alſo mit dem Wort אשירה an, und bekam vielleicht davon den Namen. Oder ישר heißt ſo viel als das Heldenbuch, weil es der Name des Heldenruhms dieſes Volks war, daß ſie ישרים (αγαθοι) waren, wie wir bei dem Lobe Bileams und ſonſt geſehen haben. Beides geht auf Eins hinaus, wenn man ישר das Buch der Heldenlieder überſetzet: daß es ein ſolches geweſen, zeigt ſein Inhalt.

in die Nacht; einen langen Tag alſo und der Tag ſchien ſich zu Vollführung ſeines Siegs zu verlängern. Sonne und Mond, (denn bis in die Nacht hin verfolgte er den Feind) waren alſo Zeugen ſeiner Thaten: verwundernd ſcheinen ſie am Himmel zu verweilen, bis er den Sieg vollendet. Die ganze Natur ſchien diesmal unter des Helden Befehl zu ſtehn und ſeiner Feldherrn-Stimme zu gehorchen: denn Jehovah ſelbſt gehorchte ihr, nicht nur daß er ein göttliches, d. i. paniſches Schrecken auf die Feinde ſandte, ſondern da ſie flohen, ſie auch mit einem Hagelwetter verfolgte, gleichſam als Joſuas verbündeter Mitſtreiter. Dergleichen Vorſtellungen aus der Geſchichte des Tages lagen zum Grunde, und nun heißts in der Erzählung:

Und als ſie flohn vor Iſrael,
den Weg hin, nach Bethhoren zu:
da warf Jehovah große Steine
vom Himmel über ſie,
den Weg hin, bis gen Azekah. Sie fielen —
Mehr fielen von den großen Hagelſteinen,
als gefallen waren von der Iſraeliten Schwert.
Da wars als Joſuah zu Jehovah ſprach,
am Tage, da ihm Jehovah den Amoriter gab
vor allem Iſrael;
er ſprach vor allem Iſrael:

„Steh Sonne ſtill zu Gibeon!
verweile Mond im Thal!

Es ſtand die Sonn', es weilete
der Mond in Ajalons Thal.
Bis daß vollendet war der Sieg,
der Sieg für Jſrael.„
Denn ſtehts nicht aufgeſchrieben im Heldenliederbuch?
„Jn Mitte der Himmel ſtand die Sonne ſtill:
ging nicht zur Ruh, obſchon der Tag vollendet war.
Wie dieſes Sieges Tag war nie ein Tag
vor ihm und nach ihm her,
darinn Gott ſelbſt des Helden Wort gehorchte,
denn Er Jehovah ſelbſt ſtritt mit vor Jſrael.„

Wer ſiehet nicht, daß dies Poeſie ſei, wenn auch kein Heldenliederbuch angeführt wäre? Der Sprache Jſraels waren ſolche Ausdrücke weder kühn noch fremde. Wie oft heißts im gemeinen Styl der Geſchichte: „Gott ſtritt für Jſrael.„ Jm Liede der Deborah ſtreiten ſogar die Sterne. Sonne und Mond und eilf Sterne neigen ſich dort im Traum vor einem Hirtenjünglinge: die Sonne hat ihre Schlafkammer und weiß die Zeit, wenn ſie zur Ruhe eingehen kann u. ſ. o)

---

o) Es kann ſeyn, daß Joſua den Wunſch laut geäußert, daß ſich der Tag verlängern möchte (haben wir nicht ſolche Wünſche der Helden im Homer? liegen ſie nicht ſo ganz im Feuer des Schlachtgeiſtes?) und als ſich dieſer beſtätigte, als es ungewöhnlich lang licht blieb und der Himmel ſelbſt noch zuletzt durch ein Hagelwetter

* * *

So iſts mit mehreren Stellen des Buchs Joſua und der Richter. Wenn dort vom heiligen Trommetenhall die Mauren niederſtürzen: ſo leſe man die Beſchreibung im Geiſt damaliger Zeit und man wird zu lachen aufhören. Mit dem Hall der Poſaunen war das Feldgeſchrei, mithin der ſtürmende Angrif verbunden, und jener war nur ein Zeichen zu dieſem. Sechs Tage hatte ihnen der Feldherr den Angrif unterſagt, am ſiebenden, da die Feinde durch das müßige Umherziehn eingeſchläfert und die Mauren in der Morgenfrühe wehrlos waren, lies er das Zeichen zum Feldgeſchrei d. i. zum ſtürmenden Angrif geben, und ſie eroberten die Stadt.

Das ganze Buch der Richter lebt in ſolchen poetiſchen Heldenzügen: es athmet den Geiſt ſeiner Zeit, den jugendlichen Muth einer neugepflanzten Bergnation, die zwar oft unterdrückt wird, weil keine Ordnung, kein Regiment unter ihr herrſcht, deren Flamme der

Tapfer-

---

ter Iſrael zu Hülfe zu kommen ſchien; was war natürlicher, als daß der Siegsgeſang dies Prachtgemälde eines Tages ohne Seines gleichen zuſammenſtellte, den Helden redend einführte, Jehovah ſelbſt unter ſeinen Befehl gab, Sonn' und Mond zu Theilnehmerinnen des Siegs, zu Bewunderern ſeiner Tapferkeit machte, u. ſ. f.

Tapferkeit und Freiheit aber hie und da in einzelnen Heldenſeelen auflodert. Ich möchte dieſe Zeit das poetiſche Zeitalter Iſraels nennen und will mich darüber erklären.

* * *

Eine Zeit bürgerlicher und politiſcher Ordnung, friedlicher Sicherheit und moraliſcher Sitten iſt allerdings die glücklichere für eine Nation, nicht aber eben für die Thatenvolle lebendige Poeſie, für den Geſang, der kühne Begebenheiten, Leidenſchaften, Abentheuer und Freiheit liebet. „Zu der Zeit war kein König in Iſrael und jedermann thät, was ihm recht dünchte „ — alſo ſehr oft das roheſte, grauſamſte Unrecht, wie wir aus vielen Zügen dieſer Geſchichte ſehen; er thats indeß mit feuriger uneingeſchränkter Neigung, und bei allen kleinen Heldenthaten heißts: „der Geiſt des Herrn „d. i. Iſraelitiſcher Nationalgeiſt zog ihn an, der Lan„desgott weckte ihn auf und rüſtete ihn, der Geiſt Je„hovahs fing an ihn zu treiben, dort und da; „ auch wenn er nichts weniger, als ein moraliſchguter Menſch war. Es iſt arm zu leſen, was dieſem Buch und ſeinen Abentheuern für Einwürfe entgegengeſetzt werden, ganz ohne Rückſicht auf die damaligen Zeiten. Jedermann weiß, daß alle alte Nationen in ihren Kriegen ſich Liſt erlaubten: alle wilden Völker thuns noch jezt und ziehn, bei übrigens groſſem Muth, die Liſt der

Gewalt

Gewalt vor. Ein ungeordnetes, unterdrücktes Volk, deſſen Nationalkraft nur in einzelnen Männern aufgeht, hat dieſer Waffen noch mehr nöthig: denn wie kann, wenn man Eiſen reden will, ein einzelner auch der ſtärkſte und muthigſte Mann gegen eine ganze Horde beſtehen, da er über ſie auch durch keine Kriegskünſte Herr iſt? Und ſind dieſe Kriegskünſte nicht auch Liſten? und giebts wohl eine dummere Liſt, eine Tapferkeitloſere Tapferkeit als die aus dem Schlunde einer Kanone? Da laſſet doch den Ehud hingehen und mit ſeinem Dolch, von Jehovah erweckt, den fremden Tyrannen durchſtoßen; es war National-Wort, das er ihm zu ſagen hatte, entſcheidender, als bei uns mit vielen blutenden Menſchen ein unentſcheidender Sieg. Auf einzelnen Heroismus im Muth und mit der Fauſt kam damals alles an und ſo wenig die wilde Zeltbewohnerin Jael, das Weib Hebers, die, verbündet mit Iſrael, den Tyrannenfeldherrn eines fremden ſtreifenden Volks in ihrer Hütte durchborte, ſo wenig ſie auf unſern Orden des militariſchen Verdienſtes Anſprüche machte: ſo ſehr gebührte ihr damals das Nationallob im Geſange der Deborah. Erſt müßten wir die Horden, die gegen Iſrael zogen, zu regelmäßigen Völkern und ihre Zeiten zu den unſern umſchaffen, wenn wir die Moral unſrer Kriege auf ſie anwenden wollten.

Qualem

Qualem miniſtrum fulminis alitem,
Cui Rex Deorum regnum in aves vagas
permiſit, expertus fidelem
Iupiter in Ganymede flavo,

Olim iuuentas et patrius vigor
Nido laborum propulit inſcium:
vernique iam nimbis remotis
inſolitos docuere niſus

Venti pauentem: mox in ovilia
demiſit hoſtem vividus impetus:
nunc in reluctantes dracones
egit amor dapis atque pugnae —

ſo male ich mir die Thaten der Deborah, Gideons, Jephthah, Simſons, und ich habe weiter keine langen Rettungen einzelner Umſtände aus der Moral oder Naturlehre nöthig. Alles ſteht auch dem Ton der Erzählung nach in wunderbarem poetiſchen Lichte, ja einige Geſchichten, z. E. die Gefangennehmung Simſons auf der Delilah Schoos, ſind ſelbſt mit poetiſcher Symmetrie geordnet. Einzelne Ausdrücke ſind wunderbarkräftig, die Sprache der Helden iſt voll Geiſtes Jehovah, d. i. enthuſiaſtiſch, muthig und kühn. Die Ankündigungen einiger derſelben vor ihrer Geburt, die Erſcheinungen der Engel oder eines Namenloſen Propheten, die ſonderbaren Proben theils des Rufs, theils des Muths der Männer, die Räthſel, Wortſpiele, der jugendliche Uebermuth z. B., der alle Unternehmungen

Simſons

Simſons bezeichnet — das alles giebt dieſen Erzählungen mehr Poeſie, als manche Heldengedichte mit dem wunderbarſten Mythus haben möchten. In den kleinſten Zügen iſt jedem dieſer Helden ſeine Geſchichte ſo charakteriſtiſch-ähnlich, daß er in ſeinen paar Kapiteln daſteht und lebet. p)

* * *

In dieſe poetiſche Zeit alſo gehört der ſchönſte Heldengeſang der Ebräer, das Lied der Deborah. Der

68.

---

p) Ich wills in wenigen Zügen an Simſon zeigen. Jovialität und leichtſinniger Uebermuth geht durch ſein ganzes Leben. Wein und ſtark Getränk war ihm verſagt; deſto mehr hielt er ſich an die Liebe, die ihn mehr als einmal ins Netz, und zuletzt um ſeinen Muth, ſeine Freiheit und Augen brachte. Toller Gedanke: „ich will ein Weib unter den Feinden ſuchen, damit ich eine Urſache zu ihnen finde„ und doch wie ganz iſt er in der Seele eines kecken Jünglings, der ſeiner Uebermacht ſich bewußt, nicht weiß, wie er ſie anbringen ſoll, und ſein Herz zwiſchen Abentheuer und Liebe theilet. Die Räthſel auf der Hochzeit und ihr Erfolg ſagen daſſelbe. Gegen Männer war er Mann, und ein Weib gegen Weiber, wie mehrere dergleichen Helden in der Geſchichte geweſen. Leichtſinnig antwortet er denen, die ſein Räthſel durch ihn ſelbſt errathen hatten, geht hin, ſchlägt dreiſſig Philiſter todt, damit ſeine dreiſſig Hochzeitfreunde die Räthſelbeute bekamen, verläßt ſein Weib, kommt wieder mit einem Ziegenböcklein zum Geſchenk, als ob nichts vorgefallen ſei, will gerade in ihre Kammer; und da er hört, daß

ſie.

68. Pſalm will ihm folgen; aber weit von fern. Bei der Deborah iſt alles gegenwärtige, lebendige Handlung;

ſie eines andern Weib geworden, ſagt er: „nun habe ich einmal eine gerechte Sache gegen die Philiſter: ich will euch Schaden thun, „als ob er darauf eben gewartet habe. Die Geſchichte mit den 300 Schakals und den Bränden zwiſchen ihren Schwänzen, iſt ganz in ſeiner Weiſe; was man dagegen geſagt hat, iſt nicht werth der Rede. Die Schakals gehn dort in Haufen, ſind leicht zu fangen, und einem müßigen, frölichen Abentheurer, wie dieſer war, wird es gewiß nicht an luſtigen Geſellen gefehlt haben, dieſen Streich auf ſeine Rechnung zu vollführen. Sie hatten den Spaas; Er ſtand vor die Folgen. So iſts mit dem Thor in Gaſa, das er zum Spott der Gaſiter auf den Berg ſchleppte: ſo mit dem Eſelskinnbacken, deſſen Wortſpiel dem Simſon ganz recht kam. Der Ort hieß Lechi, Kinnbacke, wo er ſie angrif, und wie aus Kap. 15, 13. 14. 19. offenbar erhellet, war dies ein enger Paß, etwa eine Höle, wie ein Kinnbacke geſtaltet. Mit ſeinen Landsleuten hatte er Abrede genommen, daß wenn ſie die Pflicht ihrer Feigheit erfüllt hätten, ihn zu binden und den Feinden zu übergeben: ſo ſollten ſie ſich ruhig halten, weiter hätten ſie ſich zu nichts anheiſchig gemacht. Und da er nun an dieſe krumme Hölung, gen Lehi, kam, durch welche er mußte: ſo erſah er ſich ſeine Zeit, er ergrif den Eſelskinnbacken, der eben da lag: er that ſeine That, und erfreute ſich derſelben in einem doppelten Wortſpiel, worauf ſogleich ein drittes folgt, daß Gott dem ſchmachtenden Streiter, der nach der hitzigen Abentheuerthat einen kühlen Trunk Waſſers begehrte, in eben dem krummen Felſen, Lehi,

wo

lung; bei David ſoll eine alte Helden-Geſchichte der Schmuck eines Staats-Einzugs werden, der immer doch nur Staats-Einzug bleibet. Vergönne mir du

Heldin

---

wo der Kampf war, eine Quelle zeigte, die, wie der Erzähler ſagt; noch heutiges Tages Anrufers-Quelle heißt: (und ja alſo nicht aus dem Backenzahn des Kinnbeins in der Hand, ſondern aus einem Dinge flieſſen mußte, das der Nachwelt blieb; welches hier offenbar der krumme Fels, Lehi, war, der ſchon V. 14. alſo genannt wird.) Alle dies wird mit einer lebendigen Kürze erzählt, die Simſons Genius zeiget. — Ein gleiches iſts mit ſeiner traurig-ſchönen Geſchichte auf der Delilah Schoos. Seine Hauptfehler, Liebe und Leichtſinn, brachten ihn um ſein Geheimniß: Denn Er wußte nicht anders, als daß er ein Gelobter des Nationalgottes ſei, dem nur mit der Bedingung eines ewig zu haltenden Gelübdes ſeine Stärke beiwohne. Dies wußte er aus ſeinem Namen, ſeiner Erziehung und Lebensweiſe, die ihm beſchwerlich gnug ſeyn mochte. Plötzlich verließ ihn alſo ſein Muth, da ſein Gelübde gebrochen war: den Beiſtand ſeines Gottes fühlte er ſich entzogen. Indeſſen fand ſich mit dem Haar auch ſeine Frölichkeit und guter Muth wieder. Seine Feinde kannten dieſen, und da er ſie, vermuthlich in einem alten, weiten, leichtgebauten Götzenhauſe beluſtigen ſollte, beluſtigte er ſich, ſeine verjüngte Kraft an den Säulen zu erproben, und mit einem Wortſpiel, leichtſinnig und froh zu ſterben. Er ſtarb, wie er gelebt hatte, ein unverſöhnlicher Feind der Philiſter, und erfreute ſich bei ſeinem an ihrem Tode. — Ich will nicht fragen: ob eine ſo charakteriſtiſche, mit ſich ſelbſt beſtehende Erzählung erdichtet

ſeyn

Heldin unter den Palmen, daß ich mich in den Jubeltanz deines Volks miſche, und deinen Geſang nachhalle in ſchwachen Tönen:

ſeyn könne? ich ſage nur: ſie iſt den Zeiten aufs höchſte gemäß und ſchön erzählet. Gerade das, worüber man ſpottet, oder was man aufs gezwungenſte rettet, iſt das ſchönſte. Und ſo ſind die ſämmtlichen Geſchichten des Buchs der Richter.

Siegesgeſang
der Deborah und Baraks. a)

Da ſang Deborah und Barak, Abinoams Sohn, am Tage des Sieges ſangen ſie ſo.

Daß Rache geübt hat Iſrael, b)
daß willig ſich zum Streite bot das Volk,
preiſet darüber den Herrn!

Hört an, ihr Könige! Fürſten, neigt das Ohr!
Ich will Jehovah, Jehovah will ich ſingen,
will ſpielen dem Jehovah, Iſraels Gott!

Jehovah, als du zogſt von Seir aus, c)
als du einherzogſt von Edoms Gebürg':
da bebete die Erd', der Himmel troff!

die

a) Ich habe dieſen Geſang in den Briefen das Studium der Theologie betreffend Th. I. S. III. überſetzt und mit Anmerkungen erläutert, die ich hier nicht wiederhole. Spätere Prüfungen haben mich über einige Stellen mehr belehrt; doch verweiſe ich auf die Anmerkungen daſelbſt über die Folge des Geſanges. Ob Chöre in ihm ſind? wird ſich bald zeigen.

b) Nach dem Syrer, Araber und Einiger Handſchriften, die ישראל haben.

c) Der Geſang hebt an mit dem Bilde Moſes, 5 Moſ. 33, 2. mit dem auch David Pſ. 68. und Habakuk Kap. 3. anheben. Es ſcheint ein gewöhnlicher Anfang Ebräiſcher Siegslieder geweſen zu ſeyn, weil ſie alle dem Moſes wie ihrem Homer folgten.

die Wolken troffen Waſſerſtrom.
Berge zerfloſſen vor Jehovahs Antlitz,
der Sinai vor Jehovahs Antlitz,
des Gottes Iſrael.

In Tagen Samgars, Anath-Sohns,
In Tagen Jaels feierten die Straſſen,
die Straßengänger gingen krumme Pfade,
es feierten die Verſammlungen Iſraels, d)
ſie feierten, bis ich aufſtand Deborah,
bis ich aufſtand, die Mutter Iſraels.

Sie hatten neue Götter gewählt, e)
da ſtürmt' an den Thoren der Krieg!
Und war nicht Schild, nicht Lanze zu ſehn, f)
unter den vierzigtauſenden Iſraels —
Euch dankt mein Herz, ihr Führer Iſraels,
und ihr, Freiwilligen unter dem Volk,
preiſet Jehovah mit mir! g)

---

d) Ueber die פרזון ſiehe die Anmerkungen zu Habakuk 3, 14. im dritten Abſchnitt.

e) Das ganze Buch der Richter geht von dieſem Begrif aus und ſchreibt dieſer Urſache, völlig nach dem Geſetz Moſes, allen Verfall des Landes zu. Die Haupterzählungen des Buchs ſind alſo ſo urſprünglich, wie dieſer Geſang ſelbſt.

f) Nicht, daß kein Schild oder Speer in Iſrael geweſen wäre; ſondern, es war keiner, der ſie erhob, d. i. der zum Kriege alle 40,000 tapfre Iſraeliten aufbot.

g) Die geführt haben und die ſich führen lieſſen, ſollen alle mitpreiſen: ſie haben alle Theil am Siege und

Die ihr auf ſchimmernden Eſelinnen reitet, h)
auf köſtlichen Decken ſitzt,
und die zu Fuß die Straßen wandeln —
denkt auf ein Lied.

Ein Lied zum Geſange der Hirten, i) die zwiſchen
den Schöpfebrunnen
Waſſer den Heerden theilen aus:
daß man allda Jehovahs Güte preiſe!

Jeho-

Siegsgeſänge. Es iſt eine Feinheit im Anfange und in den Wendungen des Liedes, die man von jenen Zeiten nicht erwarten ſollte.

h) Vornehme. Die auf köſtlichen Decken ſitzen, Richter oder Fürſten: die auf den Straßen wandeln, gemeine Leute. Sie haben alle Theil an den Früchten des Siegs, der öffentlichen Sicherheit und Freiheit.

i) Das מ nehme ich hier als augmentativum, wie es oft, inſonderheit bei Geſangwörtern vorkommt. Dieſe Deutung des dunkeln Verſes empfielt ſich, dünkt mich, ſehr durch ihre Leichtigkeit und den Zuſammenhang des Ganzen. Zwiſchen Strömen und Gießbächen am Thabor (vergl. V. 21 und Kap. 4, 6. 7. war die Schlacht vorgefallen: da ſoll auch das Theater des Siegs ewig gefeiert werden. Der Sieg war zur Regenzeit erfochten, da die Quellen und Bäche aufgeſchwollen waren und nach dem 21. V. die Kananiter wegſchwemmten. Deswegen machte Deborah den Eingang vom triefenden Himmel und führt die Regenbringenden Sterne als Streiter mit ein. — Sogleich wird auch der Engen des Thabors gedacht, in die ſich das Volk ſtellte; alſo iſt das Siegs-Theater genau beſtimmt.

Jehovahs Güte preiſe das Landvolk Iſraels: k)
denn da zog hinab in die Engen Jehovahs Volk!

Wohlauf! wohlauf Deborah! l)
erwecke den Geiſt und ſinge den Sieg!
„Auf, Barak! hole Gefangne dir!
Abinoams Sohn!„
Da zog mit ihm ein Häuflein Starken entgegen,
Jehovahs Volk zog mit mir, entgegen den Mächtigen!
Von Ephraim kam ihr Anfang auf Amalek;
nach dir, kamſt, Benjamin du mit deinen Völkern.
Von Machir kamen Kriegesführer über:
von Zebulon, die den Stab der Muſtrung trugen. m)
Auch Iſaſchars Fürſten waren mit Deborah:

---

k) Die Landbewohnerin iſt inſonderheit darauf bedacht, daß das Landvolk ihren Sieg und die Errettung Iſraels nie vergeſſe: wahrſcheinlich wurde er dadurch auch erhalten.

l) Eigentlich: „walle auf! walle auf!„ befeure dich, daß du ein Gemälde des ganzen Feldzugs lieferſt, das auch V. 11 : 15 in Schlachtordnung fortgeht. Ihre Ermunterung an Barak (Kap. 4, 6. 14.) fängt an und der Zug folgt, wie ſich die Stämme ſammleten und ihr nachzogen. Sie war vom Gebürge Ephraim (Kap. 4, 5.) da war alſo die Wurzel des Heers und des Sieges. Wahrſcheinlich hieß der Berg Amalek, auf dem ſie wohnte, wie damals noch viele Berge aus alten Zeiten ihre Namen hatten.

m) Lauter Beſchreibungen, daß auch die Vornehmſten und Aelteſten des Stammes mitgezogen, die andre aufboten.

an Kriegesmuth dem Barak gleich n)
ſprang Iſaſchar ins Thal. o)

An Rubens Bächen nur war viel Berathung; p)
was ſitzeſt du da, Ruben, zwiſchen Hürden?
zu hören etwa das Geblöcke deiner Heerden?
An Rubens Bächen iſt gar viel Berathung!

Gilead über dem Jordan blieb ja ruhig.
Auch Dan, warum ſollt er ſonſt in Schiffen wohnen?
Aſſer an Meeresufer bleibt ja ſicher!
an ſeinen Buchten weilet er.
Nur Sebulons Volk, es wagt dem Tode ſein Leben,
und Naphthali, auf der Berge Höhn! q)

Dagegen

---

n) Eine beſondre Ehre, daß dieſer Stamm der Tapferkeit des Feldherrn gleichgeſezt wird. Zwiſchen Sebulon und Iſaſchar lag der Thabor.

o) Das Springen ins Thal erläutert ſich aus Kap. 4, 6. 12. 14. 15. Sie hielten auf der breiten Fläche des Thabor.

p) Hier fängt der Spott an über die Zurückgebliebenen bis V. 17.

q) Sie waren die Erſten, die Deborah dem Barak antrug, (Kap. 4, 6.) auf deren Tapferkeit ſie ſich verließ, die alſo auch hier das lezte, ſchönſte Lob zieret. Sie waren mit die nördlichſten Stämme Judäas, tapfre Bergvölker. Sebulon, ſcheints, wird auch deßwegen dem Aſſer und Dan entgegen geſezt, weil es wie ſie an der See wohnte und doch mit erſchien.

Dagegen kamen die Könige nun und ſtritten! r)
Die Könige Kanaans ſtritten
zu Tanach über den Waſſern Megiddo's!
Was ſie begehrten, Silber empfingen ſie nicht.

Vom Himmel ſtritten (entgegen ihnen) die Sterne!
Aus ihren Bahnen ſtritten ſie mit Sißra:
der Kiſon ſchwemmte ſie weg,
die geſchlängelten Ströme, der Kiſon —
Tritt, Seele, mächtig einher! s)

Da ſtampften die Hufe der Roße
beim Fliehn, beim Fliehen der Helden! —
Flucht Meros, ſpricht der Bote Jehovahs t)
ſprecht Flüche über ihre Bewohner!
Sie kamen nicht mit zur Hülfe Jehovahs,
zur Hülfe Jehovahs in ſeinem Heldenheer! —

---

r) In jedem Wort dieſer Beſchreibung iſt ſpottende Verachtung. Die Siegerin ehrt ſie mit Titeln, daß ſie ſie zunicht mache; dieſer Ton geht auch auf die Mut' Sißra's und ihre vornehme Kammerfrauen über.

s) Sie muntert ſich auf, im Feuer der Schlacht das übrige zu ſingen und ſingt Flucht, Sieg, Spott, Verachtung.

t) Im ganzen Buch der Richter heißt die Stimme Gottes Engel Jehovahs; (S. Kap. 2, 1:4. Kap. 6, 12:22. Kap. 13, 3:21.) aus der erſten Stelle iſt wahrſcheinlich dieſe Benennung hier, denn der Engel des Herrn, der da erſchien, hatte Eroberung des Landes geboten. Der Geſang ſpricht hier alſo im Namen Gottes, d. i. als Stimme der Nation.

Geſegnet vor den Weibern ſey Jael!
des Keniten Hebers Weib!
Vor allen Zeltbewohnerinnen ſei ſie geſegnet!
Er foderte Waſſer: ſie gab ihm Milch, u)
in prächtiger Schale geronnene ſchöne Milch —
und grif mit der Hand zum Nagel,
grif mit der Rechte zum ſchweren Hammer hin —

Und erſchlug den Siſſra: durchſchlug ihm das Haupt
und durchbohrt', durchbohrt' ihm die Schläfe!
Da lag er ihr unter den Füßen gekrümmt,
er fiel und lag!
Unter den Füßen ihr krümmt' er ſich, und ſank —
wo er ſich krümmte, da ſank er nieder — erblaßt.

Durchs Fenſter aber ſchauete, x)
es rief die Mutter Siſſra das Gitter hindurch;
„warum ſäumt ſein Wagen zu kommen?
„warum zögern denn die Räder ſeines Geſpanns?„

Die Weiſen ihrer Frauen antworteten ihr;
auch ſie kehrt ſchnell das Wort um zu ſich ſelbſt:
„Und ſollen ſie denn nicht Beute finden und theilen?
Ein

---

w) Auch hier iſt Spott und nachahmende Schilderung bis zum lezten Odem des erſchlagnen Siſſras. Das Gemälde iſt in der Poeſie ſchön und characteriſirt ſeine Zeit lebhaft. Daß es berauſchende Milch war, wiſſen wir aus einer Menge morgenländiſcher Reiſebeſchreibungen; er hatte ſich in das Innere, in das Gynecäum des Zelts verborgen, wo er im Schlummer der Ermattung den Tod fand.

x) Der Contraſt dieſer Schilderungen vollendet den bitterſten Spott.

Ein Mädchen, zwo der Mädchen für jeden Mann,
und bunte Kleider für Sißra! y)
Raub der bunten, geſtickten Kleider,
doppeltgeſtickter, bunter Schmuck zum Siegsaufzuge
des Raubs.„

So müſſen untergehn all' deine Feinde, Jehovah!
und die dich lieben, ſeyn wie die Sonn' hervorgehe
in voller Pracht. z)

y) Daß Er Mädchen bekommen ſollte, wollen dieſe weiſe Frauen ſeines Harems nicht: ſie wünſchen bunte Kleider und etwa prächtige Decken zum Siegsaufzuge ihres Herrn und Liebhabers.

z) Dieſer kurze Spruch iſt wie ein Siegel des Geſanges und zeiget, daß er eben ſo ſchön geordnet ſei, als er Zeitmäßig, national und local iſt.

Verbindung der Muſik und des Tanzes zum Nationalgeſange.

Ein Anhang zum Liede der Deborah.

Der Engländer **Brown** hat die Hypotheſe gewagt,*) daß Poeſie, Muſik und Tanzkunſt nie ſtärker als in Vereinigung wirken, daß ſie bei allen Naturvölkern noch in dieſem Bande ſtehen, und daher bei ihnen ſo viele Gewalt äußern. Hätte er ſich mit wahren Thatſachen begnügt und ſeine Meinung nicht auch auf Zeiten und Gegenſtände ausgebreitet, wo ſie nicht mehr ſtatt findet, hätte er inſonderheit die Geſetzgeber aus dem Spiel gelaſſen, und nicht Alles in jeder Art der Dichtkunſt aus ihr erklären wollen: ſo wüßte ich nicht, was man ihm entgegen ſetzen könnte? Die Verbindung dieſer Künſte bei allen rohen Völkern iſt ziemlich erwieſen: ſelbſt bei den Griechen iſt das Drama nur aus dem Chor, d. i. aus Poeſie mit Muſik und Tanz begleitet, entſtanden. Daß in einem ſchmalen erſten Umfange alle drei natürlich zuſammen gehören, iſt unläugbar; denn eine gewiſſe Poeſie iſt todt ohne Töne, und die natürlichſte Muſik iſt todt ohne Dichtkunſt. Jene giebt nur eine Reihe dunkler, unbeſtimmter Empfindungen, die aufgehellt, die durch Worte beſtimmt werden wollen; oder ſie machen zuletzt, wenn ſie nicht mit einem bloßen Künſtlerohr gehört werden, überdrüßig, ſchläfrig, traurig. Daß beide Künſte zum Tanz führen,

---

*) *Brown's* Diſſertation on the Riſe, Union and Power, the Progreſſions, Separations and Corruptions of Poetry and Muſic: Lond. 1763.

führen, ſieht man an allen Kindern. Muſik will Tanz; lebhafte Empfindungen in Worten ausgedrückt, wollen Ausdruck der Gebehrden. Alſo iſts wahr, was Milton ſagt:

> Glücklich Syrenen-Paar, Muſik und Wort!
> himmelgebohrne Schweſtern, Zwillinge
> der reinſten Freude, tanzend Hand in Hand,
> wird Euer Gang und Klang und Götterwort
> dreifach-belebender —

In unſrer Natur ſind die mancherlei Sinne vereint und wirken auf Eine Seele; warum müßten ſie außer uns getrennt ſeyn? Warum ſollte nicht das innere Auge, das Himmelsgeſichte ſieht, von dem innern Ohr, das Himmelstöne hört, unterſtützt werden? und warum ſollten beide zu ihrem lebendigſten Ausdruck, ſich nicht der Gebehrden für die Bilder, des Tanzes für den Rhythmus der Töne bedienen dörfen? Sowohl in Poeſie als Muſik iſt der Rhythmus nichts als Tanz; Die Bilder der Erſten ſind nichts anders als Gebehrden der großen, allgemein belebten Natur, die ſich im Antlitz und in der Seele des Menſchen ſpiegeln. Alſo ſind alle drei Künſte ſo verſchlungen in einander, daß ſelbſt eine philoſophiſche Auseinanderſetzung ihrer Begriffe nicht möglich iſt, ohne daß Eine im Felde der andern ſammle.

Und ſobald dies nicht geläugnet werden kann, muß es einen Punkt der Zuſammentreffung zwiſchen ihnen geben, der, wenn er meiſterhaft erreicht wird, nothwendig von der größeſten Gewalt ſeyn dörfte. Er wirkt nehmlich auf alle ſinnliche Kräfte, er ſchleicht zur Seele oder beſtürmt ſie durch alle Organe; er trift das ſenſorium commune, in dem Bilder, Töne, Empfindungen und Bewegungen ſchlafen, und rührt daſſelbe als eine Harmonie überirrdiſcher Naturen.

Eben hieraus ergiebt ſichs aber auch, daß der Punkt der Vereinigung dieſer mächtigen Künſte ſparſam und zart ſei. Nicht alle Bilder der Poeſie erzeugen Gebehrden, nicht alle Töne der Muſik erwecken den Tanz der Empfindung. Geht Eine weit vor ſich: ſie bleiben die andern zurück, und das harmoniſche Dreieck, das nur durch eine täuſchende Uebereinſtimmung ſeiner Seiten ſchön ward, kann auf vielfache Weiſe ein Ungeheuer werden; in welchem Fall es ungleich beſſer iſt, daß jede Kunſt für ſich ihren Gang verfolge. Dies war der Augenblick, da jede dieſer Schweſtern für ſich Kunſt ward. Was ſie durch Trennung von ihren Geſpielinnen verlohr, mußte ſie ſich nun durch eignen Schmuck erſetzen: ſie ſtudirte alſo ſich ſelbſt, bildete ſich aus aufs beſte da ſie konnte, und wirkte jetzt eigenmächtig, da ſie voraus immer auf andre, die doch nicht ganz ihr Weſen waren, hatte Rückſicht nehmen müſſen. Unläugbar iſts alſo, daß jede dieſer Künſte, als Kunſt, (obiective) durch die Trennung gewonnen; ob ſie wohl eben ſo unzweifelhaft, (ſubiective) als Organ der Natur verlohren.

Alſo wird es auch nur gewiſſe Zeiten geben, da dieſe Künſte mit Gleichgewicht vereinigt werden können, wenn nehmlich keine derſelben noch eigentliche, verfeinte Kunſt iſt. Alsdenn hat die Poeſie noch keine Luftſchlöſſer gemahlt, wo ihr weder Tanz noch Ton nachkann: alsdenn iſt die Muſik noch nicht ſo kunſtreich, daß es einer Vögelſprache bedörfte, ihre Gänge und Töne mit Worten zu bezeichnen: auch der Tanz iſt in dieſem Zuſtande weniger Kunſtlabyrinth als ein

natür-

natürlicher, von der Muſik geführter Ausdruck der Leidenſchaft und Handlung, eine lebhafte Gebehrdenſprache. Iſt aber einmal die Trennung geſchehen, iſt Jahrhunderte durch jede Kunſt auf ihrem einſamen Gange fortgeſchritten und hat das menſchliche Organ zu ihrer Feine mit fortgebildet: ſo iſt die Wiedervereinigung ſchwer und auf Einmal unmöglich. Setzt den künſtlichſten Tanz ſinnlicher Völker, ſetzt ſelbſt den griechiſchen Dithyrambus vor unſer Auge; unſer Ohr iſt entwöhnt, ſo vielerlei Dinge zu Einer augenblicklichen Empfindung zu binden, es will jedes auf ſeinem Wege verfolgen. Alſo verfehlt es das Moment des Eindrucks, die ſchnelle Aſſociation von Ideen, von ſinnlichen Regungen und keimenden Gefühlen, in der allein der mächtige Zauber liegt.

Alſo wird das Zeitalter dieſer Verbindung auf Nationen treffen, die noch lebhaftes Gefühls in wenigen aber ſtarken Empfindungen leben, und ſich von Kindheit auf gewöhnten, mehrere in Vereinigung zu genießen. Bei Völkern, deren Poeſie dem engen Kreiſe ihres Geſchlechts, des Vaterlandes, der Thaten ihrer Väter, der Wünſche und Handlungen ihres beſchränkten Lebens treu geblieben, und die dieſe einfachen Gegenſtände von Kindheit auf mit aller Wahrheit der Geberden, allen Lieblingsgängen ihres Ohrs, ihrer Muſik zu verbinden gewöhnt wurden: bei Völkern, deren Muſik alſo frühzeitig Chorgeſang war, und ſich wenig aus dieſem Kreiſe wagte, deren Geberden endlich von keinen Regeln einer Scienz, ſondern vom Wohlſtande der Leidenſchaft und gewiſſen Conventionen der Verſtändlichkeit beſtimmt ſind; bei ihnen, bei ihnen allein iſt der Platz dreier zuſammenkommender Wege, auf dem die Zauberſchweſtern ihre Chöre feiren.

feiren. Sobald die Nation in ihrer Bildung fortrückt, fliehet das ſchöne Phantom von ſelbſt.

Auch die Ebräiſche, wie alle poetiſch-muſikaliſche Nationen hatte ein ſolches Zeitalter, das nothwendig nicht der Zeitpunkt der größeſten Aufklärung ſeyn konnte. Im Liede am rothen Meer iſt keine genaue Sylbenzahl; aber viel Klang, Chorgeſang und hie und da mimiſche Nachahmung. Die Aduſe war das Inſtrument der tanzenden Weiber, und die dunkeln einſylbigen Endworte ſind wahrſcheinlich der Männer Nachhall: denn ſo ſehen wir, fängt bei Kindern die Bildung zum Geſang an. Sie ſtimmen in den haltenden Ton, ins letzte Wort der Reihe, ſelbſt wenn ſie dieſes auszuſprechen noch zu zart ſind. Die Zeiten der Richter waren vielleicht der eigentliche Zeitpunkt des Zuſammentreffens dieſer ſimpeln Künſte, und der Deborah Geſang ſcheint unter den Ebräern davon das eigentliche Muſter. Statt pindariſcher Strophen zeichnen ſich drei Haupttheile in ihm aus: V. 1 — 11. der Eingang, vermuthlich mit öfterm Zuruf des Volks unterbrochen: V. 12 — 27. das Gemälde der Schlacht, die Hernennung der Stämme mit Lobe und Tadel, hin und wieder ganz mimiſch; endlich vom 28 — 30. der Spott auf den Triumph des Siſſra, ebenfalls nachahmend, bis der letzte Vers, wahrſcheinlich als Hauptchor, alles ſchließet. Da alle wilde Nationen bei ihren Siegsfeſten die vornehmſten Begebenheiten in nachahmendem Geſange feiren: ſo iſt das Aehnliche bei dieſem Geſange unverkennbar.

Hiedurch dörfen wir uns auch die Wirkung der Poeſie in dieſem Zeitpunkt erklären, ohne auf große Kunſt derſelben zu rechnen: ſie war muſikaliſcher Geſang lebendiger Thaten,

ten, Leidenſchaftvolle nachahmende Dichtkunſt. So wirkten jene Prophetenchöre auf Saul: ſo wirkte mit ſeiner leiſern Harfe David. Auch in unſern Zeiten ſind Exempel dieſer Art zwar ſelten, aber nicht unmöglich. Es wird ſo leicht kein Menſch von Empfindung ſeyn, auf den nicht einzelne Gänge der Muſik, Lieblingslieder ſeiner Kindheit und Jugend auch im Alter noch wunderbar wirken. In Zeiten der Traurigkeit, der Krankheit wirken ſie lebhafter, oft unaushaltbar. Wie manche ſonderbare Erſcheinungen könnten hierüber angeführt werden! *) Wenn überhaupt Tonkünſtler die Lieblingstöne und Gänge einzelner Menſchen ſtudirten und nachher zur höchſten Wirkung auf dieſelbe anwendeten; welche Wunder könnten ſie auf dieſe einzelne Men-

ſchen

---

*) Noch in unſern Tagen iſt mir ein Beyſpiel glaubwürdig erzählt, das völlig ein Pendant iſt zur Geſchichte Sauls und Davids. Vom hitzigen Fieber waren einer jungen Perſon Verirrungen nachgeblieben, die durch keine Arznei weggebannet werden konnten: die Kranke war geſund, nur ſie war nicht bei ſich, ſie träumte in ihrer Welt fort. Da nichts helfen wollte, ſchlug der verſtändige Arzt vor, der verirrten Tochter die Lieder vorzuſingen, die ſie in ihrer Kindheit am meiſten geliebt hatte. Die Mutter thats: die Tochter ward aufmerkſam, zuletzt gerührt. Jetzt kam man auf den Gedanken, durch einen ſanften Tonkünſtler dieſelben Gänge der Muſik, die Lieblingsaccente dieſer Seele ſimpel zu verändern und ſo rührend zu machen, als es ſeyn könnte. Das Mittel gelang. Die Kranke brach in Thränen aus und fragte: wo ſie ſo lange geweſen? Sie wuſte nichts von ihrem bisherigen Zuſtande: ihr Dämon war durch Muſik verjaget.

ſchen wirken! — Bei einfachen Nationen ſind dieſe Töne durch Nationalgeſänge gegeben, die mit gewiſſen Lieblingsgegenſtänden des Stolzes und Väterruhms ſich von Kindheit an des Herzens und Gehirns jedes Individuum bemächtigten, und wenn ſie nachher unter ſolchen und andern feierlichen Anläſſen wiederkommen, jeden gleichſam verjüngen und die angenehmen Krämpfe des früheſten Enthuſiasmus bei ihm erneuren. Jedermann weiß, was die Zuſammenkunft, noch mehr die Zuſammenſtimmung einer groſſen Verſammlung für magiſche Kraft hat. Nicht etwa nur daß die conſon vereinten Luftwellen auch die Empfindung verſtärkt angreifen, und die Seele, die ſich nur als Tropfe in dieſem Strom fühlt, in denſelben fortreißen; der allgemeine Enthuſiasmus verwandter Ideen ergreift ſie, und ſo werden die ſüßen Raſereien daraus, über die der Weltmann ſpottet und die ſich der kalte Philoſoph ſo wenig erkläret.

Man nehme die meiſten Begebenheiten dieſer frühen Ebräiſchen Zeiten, welch ein Thema ſind ſie für die einfachſte Poeſie mit der einfachſten Muſik verbunden, kurz fürs lyriſche Gemälde! Die Tochter Jephtha wie ſie zum Tode geht und Chöre der Jungfrauen um ſie klagen! Sie geht als Opfer zum Altar, als Braut in die Schatten des Todes: ſie beweint ihre Jugend, nimmt Abſchied von allem, was ihr lieb war im Leben, ſie weißagt vielleicht am Altar — welch ein rührendes Gemälde in Worten, Tönen, Geberden! — David vor Saul: mehr als Ein Dichter hat die ſchöne Situation genutzt; mir iſt aber niemand bekannt, der David ſeine Harfe entwandt und eine Poeſie hervor gebracht hätte, wie auch nur Drydens Ode in Händels Compoſition

iſt,

iſt, da Timotheus vor Alexander ſpielet. Dem Tonvollen Milton hat Simſon zu einem ſehr muſikaliſchen Drama Anlaß gegeben und die Iſraeliten in der Wüſte ſind uns allen bekannt. Ehuds Schwert könnte wenigſtens eben ein ſolches Lied erſchaffen haben, als in Griechenland am Panathenäiſchen Feſt ſchallte: der Gegenſtand iſt derſelbe. Harmodius und Ariſtogiton hatten ihr Schwert bedeckt getragen, da ſie den Tyrannen Hipparchus erlegten und Athen wieder zum Freiſtaat machten. Ihr Lied iſt noch übrig und ihr Andenken lebt in Accenten des Ruhms. Schade, daß wir Deutſchen bei dieſen alten Wunderbegebenheiten nur auf die Epopee verfielen, die doch für die meiſten Gegenſtände ein zu langes kraftloſes Mährchen wird; andre Nationen haben ſie zu lyriſchen Gemälden erhoben, wo ſie kürzer, andringender, rührender tönen. — Selbſt die Meinungen dieſes Zeitalters halten viel poetiſchen Stof. Wer die Auffoderung des Geiſtes Darius in Aeſchylus Perſern geleſen, da der verſtorbne glorreiche König mitten unter Chorgeſängen erſcheint, daß er über das Schickſal des unglücklichen Reichs weißage, der wird bei Sauls Todtenbefragung zu Endor an etwas anders denken, als an bloße Spekulationen über den Betrug der Hexe. Der aus dem Todtenreich aufſteigende Prophetenſchatte weißagt, wie Darius, über das Schickſal des zerrütteten Reichs, über den nahen Tod Sauls und ſeiner Söhne. So manche Altväter, die ſterbend weißagten, erinnern ſie uns nicht an Hektor, an Patroklus, an Caſſandra, die Aeſchylus und Homer auch weißagen laſſen in den letzten Augenblicken des Lebens? Endlich Jonathans Freundſchaft, Davids frühe Begebenheiten — welche Gemälde für die Empfindungsreiche Dicht- und Tonkunſt! Kurz in dieſem

ſem Zeitalter blüht die Jugend der Ebräiſchen Muſe. Die Wunder der Wüſte waren ſo weit fortgerückt, daß ſie nicht mehr drücken, wohl aber ſtolz machen, erfreuen konnten. Sie waren noch keine verlebten Mähren, wie ſie in den ſpätern Zeiten wurden; es war gerade der Zeitpunkt, da ſie Nationalbegeiſtrung weckten: denn jeder Held ward ergriffen vom Geiſt Jehovah. Dieſer Name und die alten Wunder, deren Früchte ſie genoſſen, verbreitet Einheit und Anmuth auch auf manche ſonſt nicht reizende Thaten. Wenn Kindern alle Geſchichten erzählt werden könnten, wie das Buch der Richter und Samuels die ihrigen beſchreiben; ſie würden ſie alle als Poeſie lernen. —

VIII.

Fernere Reſte aus den poetiſchen Jugendzeiten Iſraels.

Inhalt.

Jothams Fabel. Vom Geiſt der Fabeln Orients überhaupt. Simſens Räthſel. Räthſel Agurs. Liebe der Kinder und ſinnlicher Völker zu dieſer Dichtungsart. Simſons Wortſpiele. Von Namen- und Wort-Anſpielungen der Ebräer überhaupt. Urſachen des häufigen Gebrauchs derſelben bei dieſem Volk und in ſeiner Sprache. Vom Zweck und Werth derſelben fürs Ohr und Gedächtniß. Liebhaberei der Ebräer, neue Ideen in alte geweihte Ausdrücke zu kleiden. Ob die Zeiten der Richter glückliche Zeiten waren? Geſang der Hanna: Ankündigung einer andern Zeit. Samuels Verdienſt. Prophetenſchulen. Was ſie geweſen? Wirkung ihrer Geſänge auf Saul. Davids und Jonathans Freundſchaft. Klagegeſang Davids um Jonathan.

In die poetiſche Zeiten der Freyheit Iſraels gehört auch die ſchöne Fabel Jothams. Sie ward, wie Aeſop und Menenius Agrippa ihre Fabeln machten, über eine lebendige Begebenheit als Lehre ans Volk geſagt; und das iſt der Fabel beſter Urſprung und beſter Endzweck. Bäume reden und handeln in ihr: denn Iſrael lebte damals unter Bäumen, in einem Hirten- oder Ackerleben. Der jüngſte Sohn eines verdienten Vaters, der von allen ſeinen ermordeten Brüdern allein übrig iſt, tritt auf die Höhe des Berges, erhebt ſeine Stimme und ſpricht zum Volk, das den Unterdrücker ſeines Geſchlechts, den Mörder aller ſeiner Brüder zum Könige gemacht hat, alſo: a)

Ihr Männer! ihr Herren zu Sichem, höret mich!
und Gott wird euch auch hören!

Es gingen die Bäum' einmal,
zu ſalben einen König über ſich.
Sie kamen zum Oelbaum:
„ſei König über uns.„
Da ſprach zu ihnen der Oelbaum:
„Soll ich aufgeben meinen fetten Saft,
„ob dem mich Götter und Menſchen ehren;
„und hingehn, daß ich über den Bäumen ſchwebe?

Da ſprachen die Bäume zum Feigenbaum:
„komm du, ſei unſer König!„
Da ſprach zu ihnen der Feigenbaum:
„Soll ich aufgeben meine Süßigkeit
„und ſchöne Jahresfrucht,
„und hingehn, daß ich über den Bäumen ſchwebe? —

Da ſprachen die Bäume zum Weinſtock:
komm du, ſei unſer König.„
Da ſprach zu ihnen der Weinſtock:
„Soll ich aufgeben meinen ſüßen Moſt,
„der Götter und Menſchen frölich macht
„und hingehn, daß ich über den Bäumen ſchwebe?

Da

---

a) Richter 9, 7.

Da ſprachen alle Bäume zum Dornbuſch:
„komm du, ſei unſer König!„
Der Dornbuſch ſprach zu den Bäumen:
„Wenn es denn wahr iſt, daß ihr mich
zu eurem König ſalbt:
ſo kommet und vertraut euch meinem Schatten.
Wo aber nicht!
ſo gehe Feur vom Dornbuſch aus
und freſſe die Cedern Libanons.

Die Fabel lebt ganz in den wilden Zeiten autonomiſcher Freiheit. Im Geiſt und Gefühl dieſer ſtellt ſie die ruhige Glückſeligkeit einzelner Frucht- und Saftvoller Bäume dar, die alle keine Königshöhe begehren. Sie ſtellt die Göttergaben ins Licht, durch die eben der Dornbuſch zur Königswürde gelangt und die er beim erſten Antrage in ſich fühlet. Sie zeigt die innre Art der Königswürde, nehmlich kalt und dürr, ohne Oel und Freude über blühenden Bäumen zu ſchweben. Endlich erzählt ſie auch die erſten Gnadenbezeugungen des Dornbuſches, ſeine Capitulation mit den Cedern auf Libanon, daß ſie ſich entweder unter ſeinen, des Dornbuſches Schatten begeben oder von ihm, dem Dornbuſch, mit Feuer gefreſſen werden ſollten. Schöne Fabel! voll trauriger Wahrheit in mehr als Einer Zeit!

Orient iſt voll ſolcher moraliſch-politiſchen Fabeln. Was die Geſchichtſchreiber Europäiſcher Völker in Aphorismen vortragen, kleideten ſie in das Gewand der Dichtung oder des Mährchens. Der Tyrann, der ihnen die freie Stimme nahm, mußte ihnen wenigſtens die Fabel, das Sprüchwort, das alberne Geſchichtchen laſſen; das ſich denn nicht nur der Seele des Volks empfal, ſondern ſich gar zuweilen dem Ohr des Monarchen in demüthiger Verkleidung zu nähern wagte. So erzählte Nathan dem Könige nach dem Herzen Gottes, eine kleine Parabel vom einzigen Schaaf des armen Mannes: b) ſo ſang Jeſaias ſeinem geliebten Freunde, dem Volk, ein Fabellied von einem andern geliebten Freunde, c) das nichts anders enthielt, als wie jenes ein unfruchtbarer, unnützer Weinberg ſei, dem dieſer, der Herr des Weinberges, die ſchnelleſte Verwüſtung drohe. Die Propheten mahlen Symbole an die Wand, oder werden ſelbſt zum Symbol, zu einer lebendigen Fabel; und wenn denn die Neugier fragte: was iſt das? was will die alberne Figur ſagen? ſo erzählte ihnen der Prophet liebreich die Bedeutung. Oft giebt er ihnen dieſe auch im Wortſpiel.

Was ſiehſt du Jeremia?
„Den Stab von einem Mandelbaum!„ (שָׁקֵד)
Du ſaheſt recht!
denn wachen will ich auf mein Wort (שֹׁקֵד)
daß ichs erfülle —

---

b) 2 Sam. 12, 1. c) Jeſ. 5, 1.

Welcher Anſpielungen auch auf Namen, Denkmale und Begebenheiten die hiſtoriſchen und poetiſchen Schriften der Ebräer voll ſind. —

Und weil nun eben auch die Räthſel- und Wortſpiele Simſons in dieſe Zeit gehören: ſo wird es vielleicht am beſten Ort ſeyn, ſich über beide Dinge, die der morgenländiſchen Poeſie ſo beliebt ſind, näher zu erklären.

* * *

Als Simſon ſeine Hochzeit feierte, wußte er ſeine Gäſte nicht beſſer zu unterhalten als durch ein Räthſel, das er ihnen in Verſen vortrug: d)

Simſon. Ich will mit euch nun Räthſel ſprechen:
errathet ihr.

Antwort. So ſage an dein Räthſel!
wir hören an.

Simſon. Vom Freſſenden kam Speiſe,
vom Stark-Grauſamen Süßigkeit.

Antwort. Süßer iſt nichts als Honig!
Stärker iſt nichts als der Leu!

Simſon. Hättet ihr nicht gepflügt mit meinem Kalbe,
ſo hättet ihr nicht gelöſet auf mein Räthſel.

Alle dieſe Sprüche ſind im Original Parallelismus oder gar Reim. Feierlich wird ihnen die Frage vorgelegt und

---

d) Richt. 14, 12-18.

und feierlich die Antwort ertheilet. Sieben Tage war ihnen Bedenkzeit gegeben und ein groſſer Preis auf die Auflöſung geſetzt — lauter Beweiſe der Achtung, die man auf dieſe Spiele des Witzes in damaligen Zeiten ſetzte.

Wir finden dieſe Achtung und Liebhaberei für Räthſel noch in ſpätern Büchern. Die Königin von Saba kommt, Salomons Weisheit auch in ihnen zu erproben, und das vorletzte Kapitel ſeiner Sprüche enthält beinahe nichts als Räthſel e) — freilich in einem andern höhern Tone.

Worte Agurs, des Sohns Jakeh.

Zu Ithiel ſprach der Mann erhabne Sprüche,
Zu Ithiel und Uchal ſprach er alſo:

Von Männern ich der Unverſtändigſte,
was Menſchen Klugheit nennen, hab' ich nicht,
ich habe nicht gelernt (der Menſchen) Weisheit
und ſollte wiſſen der Heiligen Wiſſenſchaft?

Wer ſtieg gen Himmel und ſtieg hinab?
wer faſſete den Wind in ſeine Fauſt?
wer band die Waſſer in ein Kleid?
wer ſetzt' der Erd' all' ihre Grenzen?
Wie heißt der Mann? und wie ſein Sohn? (ſein Schüler)
ſag' mir es, wenn du's weißt! —

Ich

---

e) Sprüche Sal. 30.

Ich habe mich ſchon einmal f) an dieſe Räthſelſprüche gewagt, und wie ich befürchte, ihre Auflöſung damals nicht getroffen; ſie iſt vielleicht ſimpler als man glaubt, und man findet ſie nicht, eben weil man zu tief ſuchte. Der weiſe Agur will zu ſeinen Schülern erhabne Sprüche reden; beſcheiden aber fängt er an, daß man bei ihm nicht zu hohe Weisheit ſuche. Er, der den Männern ſeines Geſchlechts an Verſtande und Wiſſenſchaft nachſtehe, der es bekennt, Menſchen-Weisheit nicht gelernt zu haben; wie ſollte er der „Gottvertrauten„ g) Wiſſenſchaft wiſſen? Offenbar ſteht hier die Weisheit der Menſchen dieſer als einer höhern Wiſſenſchaft entgegen; die Gottvertrauten ſind alſo ſolche, die ſich eines höhern Lichts, einer Berathung der Götter rühmen dörfen, wie ers ſelbſt ſogleich in Fragen erklärt. Der wahre Weiſe muß gen Himmel geſtiegen und von da wiedergekommen ſeyn, er muß die Tiefen der Schöpfung kennen und den Verſtand des ganzen Weltkreiſes haben: ſonſt verdient er dieſe Namen nicht. h) „Und wie

---

f) Briefe das Studium der Theologie betreffend Th. I. S. 184.

g) קדושים ſind Heilige, Himmliſche, mit Gott Vertraute. Von Gott ſelbſt kommt der Name bisweilen vor; (S. Schröders obſſ. I. Hebr. p. 12.) und er führet immer den Begrif des Abgeſonderten, Geweiheten mit ſich.

h) Daß dies das Ideal der Weisheit bei den Morgenländern wie heißt, fragt Agur, der Mann, der dies von ſich rühmen dörfe? wo lebt er und wie heißt der Schüler, den er erzogen? Nenne mir ihn!„ D. i. Es giebt keinen ſolchen auf der Erde. — Augenſcheinlich iſt dieſer Anfang ein Nachhall jenes Weisheitſpruches bei Hiob, da mit eben den Worten und Gründen geſagt wird, daß Gott allein der Weiſe ſei, weil Er allein die weite Schöpfung kenne, den Wind gewogen, die Grenzen der Erde berechnet habe. Dem Menſchen gebühre eine andre Weisheit und ſie iſt genau die, die auch Agur angiebt. Er fährt fort:

> Was Gott uns anbefahl, das iſt Goldlautre Weisheit;
> ſein Ausſpruch iſt ein veſter Schild
> für den, der ſich ihm traut.
> Zu Gottes Worten füge nichts hinzu,
> daß nicht, wenn er dich ſcharf durchfrägt,
> er dich unwahr und einen Lügner finde.

Genau, was auch Hiob ſagt: „Furcht Gottes ſei dem Menſchen die einzige Gottesweisheit.„ — Alſo in dieſer Einleitung Agurs iſt kein Räthſel; einige andre Sprüche nähern ſich ihm mehr.

Zwei Wünſche fürs menſchliche Leben.

> Zweierlei begehr' ich nur von dir:
> verſage mir es nicht, ſo lang' ich lebe.

Abgöt

---

dern ſei, ſieht man ſchon aus 1 Moſ. 3, 5. Hiob 28. Sprichw. 3, 19. 20. Kap. 8, 22:31. u. f.

Abgötterei und Heuchelei
entferne weit von mir,
Armuth und Reichthum gib mir nicht;
nur meines Brodes beſcheiden Theil
gib mir als Raub des Lebens.
Ich möchte ſonſt, zu ſatt, ein Lügner werden
und ſagen: wer iſt Jehovah?
oder zu arm, möcht ich zum Diebſtal greifen,
vergreifen mich an meines Gottes Namen
(durch falſchen Schwur.)

Wie ſchön iſt die Aufgabe des Zweierlei im Leben gewandt! vielfach gewandt, und jedesmal ſo wahr und beſcheiden!

Die böſe Art.

Eine Art iſt, die ihrem Vater flucht,
ihre Mutter ſelbſt nicht ſegnet!
Eine Art, die immer rein in ihren Augen iſt,
und nie gewaſchen wird von ihrem Koth!
Eine Art, die hoch die Augen trägt,
und ſtolz die Augenlieder hebt.
Eine Art, die Dolche zu Zähnen hat,
deren Vorzähne Meſſer ſind —
die Dürftigen des Landes freſſen ſie weg,
die Armen unter den Menſchen. —

Die beiden letzten Zeilen ſind die Auflöſung des Räthſels; es möge ſie der Dichter ſelbſt oder ein andrer ſetzen.

Das Unerſättliche.

Ein Räthſel.

Die Halukah hat zwo Töchter:
„Bring' her! bring' her!„
Drei Dinge ſind nicht zu ſättigen
vier ſprechen nie: „Genug!„
Das Todtenreich,
und das unfruchtbare Weib:
Die Erde, nimmer des Waſſers ſatt,
und die Flamme, die nie gnug Nahrung hat.

Die Halukah iſt die Parze der morgenländiſchen Fabel; wahrſcheinlich die Mutter des Todtenreichs und des Abgrunds (שאול ואבדון) die nach Sprüchw. 27, 28. nimmer geſättigt werden. i) Sie iſt hier die Einleitung und das Gleichniß zu den vier Dingen, die unerſättlich wie ſie ſind; in dem eben genannten Spruch ſinds auch die Augen der Menſchen:

Höll und der Abgrund ſättigen ſich nie
und Augen der Menſchen, wer ſättigt die?

Vier verborgne Dinge.

Drei Dinge mag ich ausſpähn nicht
und auch das Vierte weiß ich nicht.

Des

---

i) Auch in mehrern Poetiſchen Stellen ſtehn ſie als perſonificirte Weſen zuſammen, z. B. Sprüchw. 15, 11. Hiob 26, 6. Kap. 28, 22. Ueber die Halukah als
Schick

Des Adlers Weg in den Wolken,
der Schlange Weg an dem Felſen,
des Schiffes Weg in den Wellen,
des Mannes Weg bei der Jungfrau. —

Die drei Erſten ſtehen wahrſcheinlich nur des Letzten wegen da; es iſt die Manier des morgenländiſchen Räthſels, ſo vorzubereiten. Da aber das Vierte in unſrer Sprache eine Zweideutigkeit giebt, k) von der das Ebräiſche nichts weiß: ſo ſetze ich nur eine ähnliche Stelle her l) und die Zweideutigkeit verſchwindet:

Wie du nicht weißt des Windes Weg
noch wie ſich Gebeine bilden im Mutterleibe:
ſo kannſt du auch nicht einſehn Gottes Werk,
das er thut überall.

Die Art der Bildung des Menſchen im Mutterleibe war den Morgenländern das unerforſchbarſte Wunder, das tiefſte Räthſel; und iſt ſie es nicht allen Naturwei-

ſen

Schickſal der Morgenländer ſ. Bochart. Hierozoic. T. 2. p. 800.

k) Sie entſteht aus dem Wort „Weg“, das bei den Morgenländern ganz gewöhnlich Art und Weiſe bedeutet: Das Räthſel der Generation konnte in dieſem vierfachen Wortſpiel nicht eigentlicher geſagt werden. Sollte das Schleichen eines Mannes zur Jungfrau Punkt der Vergleichung ſeyn, ſo möchte wohl ſtatt לעלמה בעלמה ſtehen.

l) Predig. 11, 5.

ſen noch bis auf dieſe Stunde? Dahin zielte alſo die Aufgabe mit ihren weit ausholenden Bildern. — Wahrſcheinlich iſts jetzt ein andrer, der zu den genannten vier unerforſchbaren Dingen noch ein fünftes antwortend hinzuſetzt.

Gleich unausſpähbar iſt die Ehebrecherin;
ſie iſt, und wiſcht den Mund und ſpricht:
„ich habe nichts gethan!„

Man ſiehet das Spiel der Zuſammenreihung verſchiedner Sachen, die unter Einem Hauptbegrif einander ähnlich werden. Je verſchiedener, (ſchiens den Morgenländern,) deſto ſcharfſinniger, deſto beſſer; inſonderheit paarten ſie gern Analogie aus dem Reich der Natur und der Sitten.

Aeußerſt beſchwerliche und unerträgliche Dinge.

Drey Dinge ſind der Erde ſelbſt beſchwerlich
und auch ein Viertes iſt ihr unerträglich.

Der Sklave, wenn er König,
der Narr, wenn er zu ſatt iſt;
die Gehaßte, die nun Frau wird,
und die Magd, die ihre Frau erbt.

Vier kleine und ſehr geſchäftige Weſen.

Vier Thierchen ſind die kleineſten der Erde
und ſind doch weiſer, als die größten Weiſen.

Das Ameis-Völkchen ohne Heldenkräfte,
und ſammlet ſich im Sommer ſeine Speiſe.
Berg-Mäuſe, auch ein Volk von keiner Stärke,
und legen doch ihr Haus hin in den Felſen.
Heuſchrecken; über ſie regiert kein König,
und ziehen aus und theilen Pfeilſchnell Alles.
Die Eidechs; man kann ſie mit Händen greifen
und wohnet dennoch in des Königs Häuſern. —

Vielleicht ward des letzten wegen die ganze Vergleichung gemacht, da ein dergleichen Geſchöpf, (die den wärmern Gegenden beſchwerlich fallen und in den Mauern wohnen,) ſelbſt in des Königs Pallaſt zum Vorſchein kam: denn die Morgenländer lieben dergleichen Spiele und Aufgaben vorzüglich in der Geſellſchaft; wie ſie ſich denn auch eigentlich bisweilen dazu verſammeln.

Dinge von prächtigem Gange.

Drei Dinge haben ſtolzen Gang
und auch des Vierten Tritt fällt ſchön ins Auge.

Der Löw', ein Heldenkönig unter den Thieren;
nie kehrt' er um vor Feindes Blick.
Der Hahn, der ſtolz auf ſeine Sporen tritt, m)
der Widder, der vor ſeiner Heerde zieht,
Ein König, der aufbricht mit ſeinem Volk.

Gnug

---

m) Das zweite und dritte habe ich aus den alten Ueberſetzungen ſupplirt, da im Hebräiſchen Text beim zweiten das Subjekt, beim dritten das Prädikat fehlet.

Gnug der Räthſel. Man ſiehet, wohin ihr Blick gehet? Aehnlichkeiten der Dinge aufzufaſſen, und ſie unter einen moraliſchen oder künſtlichen Geſichtspunkt zu vereinen. Alle Völker auf den erſten Stuffen der Bildung ſind Liebhaber von Räthſeln; die Kinder ſind es auch und aus eben demſelben Grunde. Ihr Witz und Scharfſinn, ihre Bemerkungs- und Dichtungsgabe äußert ſich damit über einzelne Gegenſtände auf die leichteſte Weiſe; und der Preis, den der Erfinder ſowohl als der Errather eines guten Räthſels in ſeinem Kreiſe davon trägt, iſt ihnen gleichſam Kampfpreis, die unſchädlichſte Siegeskrone. Ich wünſchte, daß wir von mehreren ſinnlichen Völkern, ſtatt Beſchreibungen über den Geiſt derſelben, Proben ihres kindlichen Witzes, ihres ſich übenden Scharfſinns in Sprüchwörtern, Scherzen und Räthſeln hätten; wir hätten damit die eigenſten Gänge ihres Geiſtes; denn jeder alte Völkerſtamm, den ich kenne, hat in Auffindung ſolcher Aehnlichkeiten bei ſeinen Lieblingsgegenſtänden und Lieblingsideen ganz ſeine eigne Weiſe. Wir haben ſie aber bei wenigen, weil gerade dieſe Dinge zum Heiligthum jeder einzelnen Sprache gehören, und oft ſo ſchwer zu verſtehen als unüberſetzbar ſind.

Wir kommen von Räthſeln auf Wortſpiele. Der jovialiſche Simſon ſcheint ſie ſehr geliebt zu haben;

er macht bei Einem Vorfall ihrer drei oder mehrere: mm)

Beim Kinnbein vom Eſel (חמוֹר) ein ganzer Hauſe!
(חמוֹר)
Ich zerſchmiß ſie mit dem Kinnbein vom Eſel
(בלחי החמוֹר חמרתים)
die tauſend Helden da.

Welche vergebliche Mühe machen wir uns, jeden Punkt eines ſolchen Wortſpiels im Munde eines Siegstrunknen frölichen Helden zu retten und zu zergliedern! Auch die Tauſend (אֶלֶף) gehören dahin. Das Wort heißt Tauſend und ein Trupp; wer wird nun die Erſchlagnen Mann für Mann nachzählen, ob der ſcherzende Wortſpieler auch zu viel ſagte?

Als der arme Blinde mit ſeinen Feinden zuſammen ſterben wollte, ergrif er die Säulen des Hauſes und ſprach: n)

Jehovah Gott! denk' Einmal noch an mich
Ich bitte dich und ſtärke mich noch diesmal!
Ich bitte dich, daß ich mich rächen kann
mit Einer Rach' um meine beiden Augen! —

Der bitterſte Affekt gab ihm hier das ein, was ihm ſonſt Scherz und Spott eingab, ein Wortſpiel. —

---

mm) Richter 15, 16.

n) Richter 16, 28.

Da dieſe in der Poeſie der Ebräer ſo häufig als verſchieden ſind, und man über ſie, des Namens „Wortſpiel„ wegen, ſo verſchieden geurtheilt hat: ſo laſſet uns etwas mehr hievon reden. Wortanſpielungen durchgehen alle Schriften der Ebräer; Jeſaias inſonderheit liebt ſie ſehr, und die Dichter, die ihm nachfolgen, folgen ihm auch hierinn nach; eben deßhalb werden manche ihrer kräftigſten und ſchönſten Stellen ganz unüberſetzbar.

Zuförderſt bitte ich, daß man das Wort „Wortſpiel„ weglaſſe, und lieber Namen-Anſpielung, Schalles-Aehnlichkeit ſage. Unter dem Erſten denkt man ſich meiſtens nur die ſchlechte Kunſt, die der Engländer the art of punning nennt, und von deren Uebermuth der alte Ebräer nichts wußte. Seine Anſpielungen beziehen ſich auf Namen, Denkmale, Sachen, oder ſie liegen im Bedürfniß und im Bau der Sprache; aus allen dieſen Quellen gingen ſie ſehr natürlich ins Reich der Poeſie über.

1. Von den älteſten Zeiten an war bei den Ebräern Alles an Namen geheftet; dieſe waren ihnen Geſchichte, Denkmale der Erinnerung, Ueberlieferungen des Segens. Wenn nun einem Mann, aus Umſtänden ſeiner Geburt oder aus Begebenheiten ſeines Lebens, ein Name gegeben war, ſo folgte draus, wenn man will, ein Wortſpiel; ein ſehr bedeutendes Wortſpiel

aber für die Geſchichte. Von Adam an findet dieſes ſtatt: alle Stammväter bekamen alſo ihre Namen.

2. Wenn dieſer Name nach Begebenheiten des Lebens verändert oder modificirt ward: ſo entſtand ein neues Wortſpiel, eben ſo angenehm fürs Ohr und das Gedächtniß. So ward der Name Abraham, Sara, Jacob verändert: o) ſo kann Kain, Noah und ſo viel andre verändert werden. In Erzählung ihres Lebens wird darauf Rückſicht genommen: ſo ſcherzte Iſaak mit ſeinem **Weibe Rebekka**: p) ſo wird Ephraim ſeinem Namen nach bald ein Fruchtreis, bald ein Wilder, q) durch eine leichte Abbiegung des Namens.

3. Inſonderheit wurden die Segensſprüche aus Namen der Söhne genommen: Seth, Sem, Japhet, Judah, Gad, Ephraim, Dan r) u. ſ. empfingen alſo ihren Segen. Beim Namen des Stammvaters erinnerte ſich ſein Geſchlecht, was über ihn geſagt war; wenn das Geſchlecht abwich, verwandte der ſtrafende Prophet durch eine kleine Beugung ſeinen Glückbringenden Namen. Das Alles war kein Spiel des Witzes, ſondern ein Pfeil der Erinnerung für die, die es anging.

---

o) 1 Moſ. 17, 5. 15. Kap. 32, 28.

p) 1 Moſ. 26, 28.

q) 1 Moſ. 41, 52. Hoſ. 13, 15.

r) 1 Moſ. 4, 25. K. 9, 26. 27. 1 Moſ. 49, 8. 16. 19. 22.

4. Was von Namen gilt, gilt auch von Denkmalen, von Städten. Merkwürdige Begebenheiten benannten ſie; neue Begebenheiten veränderten ſo und ſo ihre Namen. Beth-El, das Gotteshaus, wo Jacob ſchlief, ward Beth-Aven; s) jener große Stein (1 Sam. 6, 18.) ein Trauerſtein, durch eine leichte Inflexion des Namens. So wars mit jenem Haufen, der Zeuge ſeyn ſollte: (1 Moſ. 31, 52.) Laban und Jacob nannten ihn anders aus Einem Grunde. Wie verſchieden werden die Namen der Städte und Völker von den Propheten angewandt, die über ſie weiſſagen! Babel, Edom, Cananiter, Keniter, Ekron, Gaza u. ſ.

5. Ein Gleiches geſchah mit Begebenheiten, entweder ſpottend oder zum Lobe. Jene, die auf 30 Eſeln ritten, bekamen 30 Städte. t) Nabal war ein Narr, wie ſein Name ſagte. Samuel ward Gott geſchenkt, weil er von ihm erbeten war, u) durch eine leichte Umbildung des Namens. Zu alle dieſem half auſſerordentlich die Sprache, die an ſo wenige und einander ſo ähnliche Wurzelwörter zuſammen geht und mit ihren einförmigen Veränderungen ſo viel verändert.

Eine

---

s) Amos 5, 5.

t) Richt. 10, 4.

u) 1 Sam. 1, 27. 28.

Eine ſehr fleißige Abhandlung, die ich unten citire, x) hat nach Buchſtaben des Alphabets und nach Hauptvariationen die Namen- und Wortſpiele der Ebräer ſorgfältig geſammlet.

6. Durch Namen alſo und durch den Bau der Sprache auf den Weg gebracht, durch Segensſprüche der Väter und den Namenruhm ganzer Geſchlechter auf dieſem Wege fortgeführet; was konnten die Dichter anders und beſſers thun, als auch ihre Lehrſprüche und Sentenzen dieſem Genius des Volks und der Sprache anfügen, und was ſie dem Verſtande ſagen wollten, auch dem Gedächtniß und dem Ohr ſagen? Von den älteſten Zeiten an findet man daher, ſo wie die Segensſprüche, ſo auch Geſetze und Pflichten in ähnliche Worte gefaßt. Wer Menſchen erſchlug, des Blut ſollte durch Menſchen vergoſſen werden: die Götter der Heiden heißen Nichtigkeiten, ſtumme Götzen u. ſ. Der glücklichſte in Prägung ſolcher Sentenzen iſt Jeſaias. Fürſten ſind Widerſpenſtige, das Geſetz Licht: wer glaubt, der bleibt: der Traurige bekommt Schmuck

---

x) Chriſt. Bened. Michaelis diſſ. de paronomaſia ſacra. Es wäre zu wünſchen, daß die gelehrten und fleißigen Diſſertationen dieſes Mannes zuſammen gedruckt würden. S. auch Verſchuir diſſ. de paronomaſia in der Sammlung ſeiner Diſſertationen.

für Aſche: im Volk iſt ſtatt Gerechtigkeit Schinderei, ſtatt Rechts Wehklage u. ſ. — lauter treffende Gegenſätze, die, was der Prophet ſagen will, in Mark und Bein ſchreiben. Ein Theil der Sprüchwörter Salomons ſind ähnliche Schälle, die die Bedeutung gleichſam zuſpitzen oder ründen.

7. Inſonderheit bei Symbolen, die die Propheten ſehen oder dem Volk zeigen, bei Worten, die ſie ihm aus dem Munde nehmen und gegen daſſelbe ſelbſt deuten; — die natürlichſten, die treffendſten Wortſpiele hiebei ſind meiſtens unüberſetzbar. So iſts mit jenem Stabe Sanft und Wehe, mit dem Hammer und der Zerſtreuung, mit der Laſt Jehovahs und der Vergeſſenheit y) u. ſ. f. Luther, der große Meiſter unſrer Sprache, hat Anſpielungen der Art bisweilen ſehr glücklich ausgedrückt; zu wünſchen wäre es, ſie könnten, inſonderheit in Sinnſprüchen, überall ausgedrückt werden.

Mich dünkt, aus dem, was geſagt iſt, erhelle deutlich, daß es mit der Paronomaſie der Hebräer nicht eine ſo verächtliche Sache ſei, als man ſie ſich aus dem Gebrauch der Wortſpiele in neuern Sprachen denkt; jene war von einem ganz andern Bau und die Anſpielungen hatten in ihr eine andre Abſicht. Sie hatten keine Reime; aber Aſſonanzen, Alliterationen liebten ſie ſehr, auf

---

y) Jer. 51, 20:23. Kap. 21, 33:39.

auf die ſie der Parallelismus natürlich führte. Was iſt nun geiſtiger, was verſtändiger? der Reim, der ein Wortſpiel blos fürs Ohr iſt; oder die veränderte Aehnlichkeit eines Schalles mit dem Sinn, da das neue Wort, wie Pope ſagt, echo to the ſenſe wird? Wie ſchöne Wirkung machts, wenn auch in unſern Reimen oder bei Sprüchwörtern, Gegenſätzen, Gleichniſſen, Bildern die Aehnlichkeit oder Verſchiedenheit der Begriffe ſich auch in einem ungeſuchten, ähnlichen Wort findet! Selbſt in der Philoſophie ſind dergleichen glückliche Ausdrücke von groſſem Nachdruck: ſie heften den bemerkten Unterſchied oder die Aehnlichkeit auch durchs Wort in die Seele. Im Vortrage des Witzes oder des Scharfſinns ſind ſie noch mehr an ihrem Ort; und ſo lang eine Nation ſinnlich denkt, ſo lange ſie die Sprache in Mund' und Ohr, nicht in Buchſtaben und Augen mit ſich trägt, ſind ihr dergleichen Schälle, als Stimmen der Erinnerung ſo angenehm als unentbehrlich. Daher bei allen Völkern, die keine oder wenige Bücher haben, jene Liebhaberei an Aſſonanzen und Wortwitz: daher bei ihnen inſonderheit jene nachdrückliche, richtige Kürze, jener ſchnelle, unvergeßliche Ausdruck, den die Mahler der Buchſtaben nie erreichen. So thöricht und lächerlich es ſeyn würde, den Geſchmack der Ebräiſchen Sprache in der unſern nachzuahmen, die von einem andern Bau iſt und auf einer andern Stufe der Cultur ſtehet; eben ſo lächerlich wäre es, jenes Volk nach uns zu beurtheilen und ihnen auch hierinn die Kindheit ihrer Zeit, die Einfalt ihrer Sprache, die Uebereinſtimmung ihres Ohrs und ihrer Seele nicht zu gönnen. Kinder machen gern Wortſpiele, und wenn ſie Sinn haben, höre ich ſie gern: ſie zeigen, daß der, der ſie macht, in und mit der Sprache denket. Poetiſche Nationen denken nie anders; ſo daß ich auch hier durch ein Wortſpiel jene Rede Moſes (die ſelbſt Wortſpiel iſt) anwenden möchte:

> Eine Stimme der Antwortenden höre ich;
> ſie ruffen nicht Sieg einander ſich zu;
> ſie ruffen nicht Schlacht einander ſich zu;
> ſie ſingen entgegen einander im Jubelreihn.

Bei den Ebräern beruht Geſchichte und Dichtkunſt groſſen Theils auf Paronomaſien, wie auf originibus der Sprache; nur durch den Geſchmack an jenen kommt unſer Ohr in die innere Bekanntſchaft mit dem Geiſt dieſer.

Und um ſo nöthiger iſt dieſe Bekanntſchaft, da auch in ganzen Phraſen ihre Schriftſteller gern auf einander baun und ſolche, jeder in ſeinem, gern einem neuen Sinn entwickeln. Wenn man will, ſo ſind dies auch Wortſpiele; Wortſpiele aber, die ſelbſt die feinen Griechen liebten. Es gefiel ihnen ſehr, aus Homers und andrer

Weiſen Munde ihre eignen Gedanken zu ſagen; und wem würde dies nicht gefallen? Sowohl der Sprechende als der Hörende freut ſich; jener weil er erfindet, dieſer weil er in einem geliebten Gewande einen neuen Freund bekommt d. i. in einem alten bekannten Ausdruck einen neuen Gedanken. So brauchen die Propheten alte Bilder der Väterſprüche und Pſalmen: ſo brauchen neuere Ebräer die Worte Aller in einem neuen Sinn, aber im ſchönen Nebel deſſelben Ausdrucks. Ihre poetiſche Sprache, die mit Ausdrücken der Bibel redet, iſt, wenn man will, nichts als Wortſpiel; aber oft wie fein! wie reizend für den, der für die Einfalt älteſter Zeit, die auf ſolche Weiſe in einem feineren Schmuck erſcheint, Sinn hat! Ich wünſchte, daß mehrere ihrer Poeſien unſrer Sprache bekannt würden, als bisher bekannt ſind; meine Meinung würde ſich bei vielen beſtätigt finden. — Doch gnug hievon; ich komme wieder zum Text der Simſoniſchen Zeiten.

* * *

Sie waren nichts minder als glückliche Zeiten. Oeftere Streifereien benachbarter Völker beunruhigten das Land; ja zuletzt rottete eine ſcheußliche Unthat z) in einem

---

z) Richter 19. 20. Rouſſeau hat die ſchauerliche Unthat in ein Poem gebracht: der Levit von Ephraim; auch eine der darſtellendſten Predigten von Sterne iſt über dieſe Geſchichte.

einem Bürger-Kriege beinah einen ganzen Stamm aus. Oft drückte Hunger das Land; und eine dergleichen Theurung hat uns die ſchön-erzählte Familiengeſchichte der Ruth geſchenket. Zu Eli Zeiten kam der Verfall des Volks, das ohne wirkſames Haupt war, zur tiefſten Tiefe. Das Heiligthum ſelbſt, die Lade des Geſetzes ward von den Feinden geraubt, und die Familie dieſes Hoheprieſters ging auf eine traurige Weiſe zu Ende. — Auch hier indeß ging die Stimme der Poeſie nicht aus; ſie nahm vielmehr bald eine andre Geſtalt an. Heldenlieder ſchwiegen; aber die prophetiſche Stimme kam wieder. Jehovah erfüllte ſein Wort, und gab dem unterdrückten Volk einen Mann —— einigermaßen im Geiſt Moſes. Samuels Ruf im Tempel, ſo wie ſeine Geſchichte iſt mit ſtiller Einfalt erzählet, und das Dankſagungslied ſeiner Mutter bringt uns eine neue friedliche, häusliche **Deborah** wieder:

Mein Herz erjauchzet über Jehovah!
Denn hocherhaben iſt mein Glückshorn durch Jehovah!
Weit öfnet ſich mein Mund in Siegsgeſang:
denn ſeine Hülfe macht mich hocherfreut. a)

Nein! niemand iſt hochherrlich als unſer Gott!
Kein Gott iſt außer dir! Kein Schutz wie unſer Gott! —

Was

---

a) Ein Gegenſatz gegen die alten Siegsgeſänge: ſie ſingt ihn über eine ſtille, häusliche Wohlthat.

Was redet ihr ſo viel von Höhen! Höhn! b)
Laßt weg aus eurem Munde das ſtolze Wort;
Gott weiß es; alle Thaten wäget Er!

Des Helden Bogen liegt zerbrochen da, c)
und die da wankten, gürtet' er mit Kraft;
Die Satten betteln Brot,
die Hungrigen, ſie feiren jetzt!
Die ſtets unfruchtbar war, gebieret ſiebenmal
und die viel Söhne hatt', iſt Hülfberaubt.

Jehovah tödtet und belebt,
führt tief ins Todtenreich und führt hinauf.
Jehovah machet arm und machet reich,
läßt fallen und richtet auf.

Er richtet auf vom Staube den Niedrigen,
den Darbenden hebt er vom Feldſtein auf,
daß er ihn ſitzen laſſe mit den Edeln,
ihn erben laſſe einen Fürſtenſtuhl. d)

Denn die Grundveſt' der Erde ſind Jehovahs,
das Erdenrund hat er darauf geſenkt.

Die

---

b) Mit denen man ſich beveſtigte, auf die man ſtolz that. Aſſaph hat Pſ. 75, 6. ſo wie den ganzen Geſang, ſo auch dieſen Ausdruck nachgeahmt und ſchön verändert.

c) Neue friedliche Zeiten fangen an, wo auch Schwache und Arme Glückſeligkeit genieſſen. Sie erläutert es aus ihrer eignen Geſchichte.

d) Wie Samuel, da er Richter des Volks war. Auf ihn und die Familie Eli paſſen die folgenden Strophen ſehr; ob ich ihnen gleich damit ihren allgemeinern Sinn nicht nehme.

Die Tritte ſeiner Treuen ſichert er,
der Böſewicht verſchwindet im Dunkel ſtumm:
denn nicht durch Stärke ſiegt der Held.

Jehovah! Seine Feinde werden beben,
wenn er im Himmel donnert über ihnen!
Jehovah wird des Landes Grenzen richten
und ſeinem König' Heldenſtärke geben,
ſeines Geſalbten Macht gar hoch erhöhn.

Habe Hannah dieſen Geſang geſprochen oder werde er ihr in den Mund gelegt; gnug! ſie kündigt andre Zeiten an, als die bisher waren. Die Krieges-Gewitter ſind vorüber. Das Pochen auf einzelne Höhen des Landes ſind ein verlebtes Wort; Gott giebt jetzt andern Siegsgeſang in ihren Mund! — Aus der Schmach der Unfruchtbarkeit errettet, ſieht ſie aus der Niedrigkeit ihren Sohn aufſteigen, daß er neben den Edeln ſitze, als Landesfürſt, als Richter des Volks. Eli's Geſchlecht verlieret ſich im Dunkel: Er kommt dagegen hinauf: durch ihn richtet Jehovah das weite Land bis an die Grenzen, ja durch ihn ſalbt Gott Iſrael einen tapfern, glücklichen König. — Dies ſingt das Lied, und ward Vorbild vieler im Ton und Inhalt ihm ähnlichen Pſalmen: denn es war die Ankündigung der Lieblingsmaterie dieſes Volks, eines neuen glücklichern Zeitraums.

Samuel hat ihn wenigſtens vorbereitend geſtiftet: er war der erſte Prophet für die Staats-Einrichtung,

nach

nach Moſes. Gott rief ihn durch kein Geſicht, ſondern durch eine deutliche Stimme, in der er ihm den Untergang des bisher regierenden laſterhaften und trägen Prieſterhauſes anzeigte. Deutlich und beſtimmt waren jederzeit ſeine Antworten: daher man ihn auch ſtatt Prophet, d. i. eines der Götterſprüche redet, Seher nannte. Der Ausdruck blieb auf einige Zeit im Gebrauche, und auch David hielt ſich ſeine Seher, bis es wieder Propheten gab.

Es iſt unläugbar, daß Samuel die erſten friedlichen Zeiten der Staatsverfaſſung genutzt habe, wie er ſie nutzen konnte, auch zum Anfange der Cultur des Landes am Geiſt: er ſtiftete Prophetenſchulen. [e] So ungereimte Dinge man ſich an ihnen zuweilen gedacht hat, ſo war ihre Einrichtung von Samuel ein guter Gedanke. Er ſuchte die Literatur, die damals in Muſik und Dichtkunſt vorzüglich beſtand, aus den Händen eines Stammes weg, ins Freie, ins Allgemeine zu bringen. „Hügel Gottes„ frohlockten vom Geſange der Propheten, d. i. der Schüler einer freien Nationalweisheit: ſie wohnten in einfachen Hütten (נוית) die man ſehr unrecht Schulen überſetzt, und ſich bei ihnen gar unſre

---

[e] נוית S. 2 Sam. 7, 8. Zeph. 2, 6. u. f. ſind Hirten-Häuſer und Hürden. Man weiß, daß die Propheten die älteſte und einfachſte Lebensart liebten.

„unſre Collegia denket. Eine Verſammlung junger oder erwachſner Menſchen war es, die ſich unter Samuels Anweiſung, der ein Richter und Vater des Staats war, in dem übten, was damals zur Nationalklugheit gehörte; alſo nicht in Raſereien über die Zukunft, noch weniger in bloßen Litaneien des Tempels. Als ſie dem Saul begegneten, gaben ſie ihm durch den Inhalt und Flug ihrer Geſänge zuerſt ein königliches Herz: [f] (das aber leider! nur, bis er auf die Höhe kam, bei ihm verweilte.) Der kleinfügige Eſelſucher fühlte zuerſt in ihren Liedern, die wahrſcheinlich ſein Königsglück, ſeine Königswürde ſangen, erhabnere Gedanken, freiern Muth; und auch noch ſpäter, als er David verfolgte, vergaß er ſelbſt ſeines Todfeindes und ſetzte ſich nackt, d. i. in der einfachen Prophetenkleidung, von ſeinem Königsſchmuck entladen, unter ſie, und begeiſterte ſeine Saiten. — Wären uns von dieſen Hügeln Gottes, von dieſen freien Höhen voll National- und Naturdichtung noch einige Proben übrig! — Aber ſie ſind nicht mehr. Die Reſidenz-, die Hof- und Tempeldichtkunſt des Königes Davids machte bald dieſe Hügel

---

[f] Man hat die Stelle lächerlich gemacht, weil man ſie mißgedeutet. Nicht durch den Schall der Inſtrumente gaben ſie Saul ein Königsherz, ſondern durch den Inhalt ihrer Geſänge mit jenem Schall begleitet.

gel öde, zog alles in einen engen Kreis um ſich her; und jene alten Kriegs- und Siegslieder, jene Fabeln, jene freien Geſänge der Propheten Samuels — gingen verlohren.

Doch auch von Davids Dichtkunſt gehört ſowohl der Keim, als die erſte Blüthe in dieſe Zeiten. Die Auen ſeiner Heerde ertönten von Geſängen ſeiner jugendlichen Muſe: er fand durch ſie den Zugang zum Könige und Jonathans Freundſchaft. Mehr als alle Lieder charakteriſirt dieſe Zeit Davids und Jonathans Freundſchaft. Ein Jüngling erſcheint vor ihm, nach einer raſchen Jünglingsthat, die er ſelbſt nicht vollführen konnte; und ſtatt ihn zu neiden, gefällt er ihm: g) „er verband ſein Herz mit dem Herzen Davids und gewann ihn lieb,„ und vertrat ihn (ſelbſt durch Unwahrheiten, die auf ſeinen Kopf hätten kommen dörfen) bei ſeinem Vater. Ehre und Leben ſetzte er in Gefahr: er machte ſich nichts draus, daß man glaubte, er gebe aus Schlaffheit den Thron auf, und daß ihn ſein Vater einen Niederträchtigen nannte, da er doch wahrlich ein Held war! — Noch ſehe ich ſie, wie ſie unter dem Angeſicht des Himmels, unter Küßen und Thränen ihren ewigen Bund beſchwören: h) ich ſehe Jonathan, wie

---

g) 1 Sam. 18, 3. 4. h) 1 Sam. 20, 41.

wie er nach langer Entfernung zu ſeinem Freunde in die Wüſte kommt und ihm Muth zuſpricht und ſagt: i) „fürchte dich nicht, David: meines Vaters Hand wird „dich nicht finden. Du wirſt König werden über Iſrael, „ſo will ich alsdenn der Nächſte nach dir ſeyn.„ — Heroiſche Freundſchaft! Er opfert ſeinem Geliebten den Thron auf, um als Freund, der nächſte um ihn zu bleiben! Nur poetiſche Zeiten und ſeltne, wie Jonathans Seelen, ſind eines ſolchen Bundes der Liebe und Treue fähig. Als Jonathan ſtarb und ſeinem Freunde den Thron ließ; was konnte ihm dieſer für alles, was er Ihm erwieſen hatte, geben, als —, eine Elegie auf ſein Grab: eine Elegie, in der, ſo ſchön ſie iſt, Sauls und Jonathans Andenken ſo vereint leben, als ob ſie beide gleiches Recht auf ſein Herz gehabt hätten! Ich weiß wohl, ſie war fürs Volk geſchrieben; k) aber ich für mich wünſchte, daß ſie für David allein, für Jonathan allein, und nicht für Saul und das Volk geſchrieben wäre. Auch Mephiboſeth — iſt dirs zu verzeihen, edler König, daß du den einzigen Sohn deines Jugendfreundes der falſchen Anklage ſeines Verräthers ſchnell aufopferteſt und ihm ſeine Güter nahmſt, und ihm, auch da die Anklage ſich falſch fand, ſie nicht dreifach

---

i) 1 Sam. 23, 16.

k) 2 Sam. 1, 17. 18.

ſach erſtatteteſt, ſondern nur halb wiedergabeſt? l) Und wie traurig wars, daß du die Kinder Sauls, die alle doch Brüder Jonathans waren, der grauſamen Bitte einer Stadt zu ſo ſchändlichem Tode aufopfern mußteſt? m) — Hier iſt Davids ſchöne Elegie; mir bleibt das Herz Jonathans heilig: ſein Name ziere ewig den Altar der Freundſchaft!

---

l) 2 Sam. 16, 4. 2 Sam. 19, 29.

m) 2 Sam. 21, 8:10. wo eine ſchöne That der Rizpa, einer Mutter von zween dieſer Söhne erzählt wird. Jedermann fällt dabei natürlich die Antigone des Sophokles bei.

Klagegeſang Davids
um Jonathan, ſeinen Freund.

Iſraels Reh! ſo biſt du auf deinen Höhen verwundet!

Chor. Ach gefallen die Helden! wie ſind die Helden gefallen?

Sagts nicht an zu Gath! Verkündigets nicht auf den Straſſen
Asklons! daß ſich nicht freuen die Töchter der Philiſter,
daß nicht hüpfen vor Freude der Unbeſchnittenen Töchter!

Berge Gilboa! auf euch fall fürder Regen und Thau nicht
mehr! Nicht mehr auf euch, ihr Fluchverbanneten Berge!
denn auf ihnen ward Helden ihr Schild zu Boden geſchlagen,
Königes Schild, als wär' er nimmer mit Oele geheiligt! —

Jonathans Bogen, er wandte ſich nie vom Blut der Erſchlagnen
Nie vom Fette des Starken zurück. Auch Königes Schwert kam
Müßig nimmer zurück! (Vom Blut der Erſchlagnen trof es!)

Saul und Jonathan, lieblich und hold einander im Leben,
gingen auch ungetrennt liebend dem Schattenreich zu.
Schneller als Adler, tapfrer als Löwen waren die Helden!

Töchter Iſrael, weinet um Saul! Er wird euch nun nicht mehr
kleiden in Purpurgewand, kleiden in goldenen Schmuck.

Chor. Ach! wie ſind die Helden gefallen! In Mitte des Schlachtfelds
Jonathan, liebliches Reh, auf deinen Höhen verwundet!
Leid iſts mir um dich, mein Bruder Jonathan, leid mir!
lieblich wareſt du mir! ja ich liebte dich ſehr!
Sonderbar liebt' ich dich, weit über Liebe der Frauen —

hor. Ach, wie fielen die Helden! und ihre Waffen des Krieges
liegen zerſchlagen umher —

IX.
Pſalmen.

Inhalt.

Geſchichte Davids als Pſalmendichters. Wie dieſe Dichtungsart durch ihn in Aufnahme gekommen? wie ſie ſich zur ältern Poeſie verhalte? Was der gemeine Gebrauch den Pſalmen ſchade? Eigentlicher und natürlicher Anblick derſelben. Regeln zu ſolchem Gebrauch. Was von der gewöhnlichen Eintheilung der Pſalmen in hohe, mittlere und niedre zu halten? Eintheilung derſelben nach ihrer lyriſchen Weiſe. Pſalmen von Einem Satz oder Gemälde. Proben. Lieder von lyriſcher Darſtellung und Handlung. Proben. Pſalmen mehrerer Gegenſätze und Glieder. Proben. Pſalmen der Empfindung und Lehre. Proben. Verdienſte eines deutſchen Dichters um den Ton der Pſalmen in unſrer Sprache. Nachahmung der alten Ebräiſchen Dichtkunſt. Eine Erſcheinung.

Zu Davids Zeiten gelangte die lyriſche Poeſie der Ebräer zu ihrem Glanz: die zerſtreuete wilde Landblume ward jezt als eine Königsblume auf den Berg Zion gepflanzet. Von Jugend auf war Davids Geiſt muſikaliſch und dichteriſch geweſen. Er hatte ſeine ſchönſten Jahre als ein Hirt der Heerde auf Auen durchlebt und daſelbſt Blumen der Idylle in ſich geſammlet, die oft auch ſeine heroiſchen, auch ſeine traurig bekümmerten Pſalmen ſchmücken. Durch Muſik, mit der da-

mals

mals nicht nur Geſang, ſondern auch die Cultur der Zeit verbunden war, hatte er zuerſt zur Perſon des Königs Zutritt gefunden; ohne Zweifel trug dieſer Umſtand bei, daß er die Gaben ſeiner Muſe noch mehr anbauete und ſtärkte. Bald ward er, als ob ihm Glück und Unglück durch Geſang kommen ſollte, durch den Triumph der Weiber, die ihn einholten, für Sauls Nebenbuhler angeſehen und einigemal entrann er kaum, die Harfe in der Hand, des Königes Wurfſpieß. Er gerieth auf die Flucht, zog Jahre lang, einſam oder begleitet, in der Wüſte Judah umher und war wie ein Vogel auf den Bergen. Hier ward ſeine Harfe ihm Tröſterin und Freundin: ihr klagte er was er keinem klagen konnte: ſie beſänftigte ſeine Furcht, machte ihn ſein Elend vergeſſen, wie ſie einſt bei Saul den böſen Dämon beſänftigt und ihn Neid und Gram vergeſſen gemacht hatte. Aus ihr lockte er jezt Töne hervor, die ein Wiederhall ſeiner Empfindungen in Leid und Freude waren, und die zärteſten unter ihnen wurden Gebete: Gebete, mit denen ſich ſein Muth beflügelte, ſeine Hoffnung ſtärkte, bis er durch Schickſale Gottes über Alles ſiegte. Jezt ward die Harfe in Königshänden öffentliches Dankgelübde. Nicht nur, daß er ſelbſt, wie ers oft gelobt hatte, die Gebete ſeiner Angſt und Errettung öffentlich machte; er ordnete auch in weit höherm Maas als ſie es vorher geweſen war, Muſik und Dichtkunſt zur Feier des Gottesdienſtes, zur Pracht des Tempels. Vier tauſend Leviten, mit beſondern Kleidungen ausgezeichnet, wurden unter Geſangmeiſtern (מנצח) in Claſſen und Chöre geordnet; deren berühmteſte drei, Aſſaph, Heman und Jedithun, wir auch in Proben ihrer Kunſt kennen: denn die Kinder Korah gehörten wahrſcheinlich zur mittleren Claſſe. David ſelbſt fuhr fort, auch als König, die Schätze dieſer Tempelmuſik zu vermehren. Gefahren und Siege, zumal die größeſte Gefahr, als Abſalom ſich empörte, weckten die entſchlafne poetiſche Stimme ſeiner Jugend wieder: auch Königsſorgen und Königsgram ſang ſeine Harfe. Jede gute Anſtalt, die er machte, inſonderheit die Heiligung des Berges Zion, ward durch ſeine und ſeiner Dichter Lieder in ein allgemeines Licht geſtellt: ſein ganzes Reich lebt noch in den Pſalmen. Dieſe wurden an den öffentlichen Feſten geſungen; geblendet von der Pracht des Königes und der Hauptſtadt ſang das Volk ſie mit Begeiſterung nach: als königliche Pſalmen wurden ſie aufbewahrt und erhalten: man reihete daran, was man an ſie reihen konnte: man ahmte nach, was irgend nachzuahmen war. Die Dichter Davids folgten dem glänzenden Beiſpiel ihres Königs, nicht nur, daß ſie ſangen, ſondern daß ſie auch wie Er ſangen; und warum ſollten die folgenden Zeiten, in denen David ſchon ein heiliger Name, Vater des ganzen

Königs-

Königsgeſchlechts und ewiger Hoffnungen war — warum ſollten ſie einem ſo glorreichen Vorbilde nicht folgen? Selbſt die Propheten folgen ihm, weil David der Lieblingsname des Volks, weil ſeine Pſalmen das Liederbuch der Nation waren, ſo fern dieſe irgend an Gottesdienſt, Muſik und Poeſie Theil nahm. — So iſt alſo die Sammlung Pſalmen entſtanden, die wir unter dem Namen Davids haben. Nicht alle ſind von ihm und aus ſeinen Zeiten; aus frühern aber iſt nur der einzige Geſang Moſes und die ſpätern folgen offenbar ſeinem Vorbilde, wenn ſie nicht gar ihre Geſänge ihm ſelbſt zuſchreiben. Die Ueberſchrift לדויד wo ſie ohne weitere deutlichere Beſtimmung ſtehet, ſcheint ſo allgemein zu ſeyn, als man in Weisheitſprüchen und ſüßen Liedern alles auf Salomo ſchrieb, was einigermaaſſe in ſeine Zeit und auf ſeinen Character paßte. Kurz, dem glorreichſten Könige in Iſrael gelang es, den lyriſchen Dichterkranz mit der Siegs- und Königskrone zu vermählen. Wo bei den Ebräern von ſchönem Geſange die Rede iſt, nennet man David.

Nun iſts unläugbar, daß David den lyriſchen Geſang der Ebräer ſehr verfeinet und verſchönt hat. Lehrreiche Entwicklungen der Eigenſchaften Gottes, der menſchlichen Natur, einzelner Tugenden und Laſter, des Glücks und Unglücks der Frommen und Böſen ſangen mit den Pſalmen an, da ſie im Geſetz Moſes und in den wilden Zeiten der Richter noch nicht Platz fanden. Die kriegeriſche Tuba ward durch den Geſang der Hirtenflöte und ſanftern Trauerharfe zu einem mildern Ton geſtimmt: denn ſo harte Geſinnungen auch noch in einigen kriegeriſchen Pſalmen vorkommen mögen, ſo iſt doch der allgemeine Uebergang ins Sanftere unläugbar. Es wird ſchon die Pracht eines Königs und einer bürgerlichen Regierung beſungen: das milderte und regelte die heilige Wuth der alten Muſe. Auch die Geſchichte andrer Völker ſagt uns, daß zur Glanzreichen Poeſie der Glanz eines Königs gehöre, deſſen Regierung zwar Thatenreichen Stof zu Liedern giebt; deſſen Regierung aber auch Ordnung und Ruhe gewähret, dieſe erbeuteten Schätze zu gebrauchen und zu ordnen. Davids Regierung macht dieſe Periode der klaßiſchen Poeſie der Ebräer, welcher Salomo und die Propheten folgten. —

Indeſſen iſt es auch unverkennbar, daß damit die rohe Stärke, der lebendige Tanz und Wohllaut der alten Poeſie kaum erreicht ward: Geſänge wie Moſes und der Deborah, eine Bilderſprache wie Hiobs, Bileams und Jothams ſucht man vergebens in den Pſalmen. Offenbar herrſcht Einförmigkeit in denſelben, weil alles um den Berg Zion verſammlet war und Alles ſich in den Kreis der Geſänge und Denkart Davids ein-

einſchränkte. Jene Hügel der Propheten voll freier Naturpoeſie wurden leer: die Seher Davids waren keine Dichter; ſein verordneter Aſſaph nur weiſſagte auf Saiten und erſt nach Jahrhunderten fand ſich die Poeſie der Propheten wieder. So hat alles in der Welt ſeinen Gang und jede menſchliche Einrichtung ihre verſchiedne Seiten. Was die Poeſie an gottesdienſtlicher, politiſcher, lyriſcher Cultur gewann, verlor ſie vielleicht an natürlicher Stärke.

Kein Buch der Schrift, außer dem Hohenliede, hat das Schickſal ſo vieler Mißdeutungen und Ablenkungen von ſeinem urſprünglichen Sinn gehabt, als das Pſalmbuch. Wie David zu ſeiner Zeit ſeine Empfindungen allgemein und ſeine Geſangweiſe zur herrſchenden im Tempel machte: ſo ſollte das Buch auch ein Geſangbuch aller Zeiten, aller Völker und Herzen ſeyn, die weder mit dem Geiſt noch mit den Geſchäften Davids Zuſammenhang hatten; und wie nun anders, als daß es einem großen Theil nach im Sinn erweitert, in Gegenſtänden und Empfindungen von ſeinem Urſprunge weggeleitet wurde? Jeder Commentator, jeder neue Reimer fand ſeine Zeit, die Bedürfniſſe ſeiner Seele, ſein Haus- und Familienweſen darinn und ſo gab ers wohl gar ſeiner Kirche zu ſingen und zu leſen. Dieſe ſang alle Pſalmen Davids, als ob jedes ihrer Mitglieder auf den Bergen Judahs herumirrte, und von Saul verfolgt würde. Sie ſang gegen Doeg und Ahitopfel, fluchte den Edomitern und Moabitern; ja wo man nicht weiter konnte, legte man die Verwünſchungen dem in den Mund, der nie ſchalt, da er geſcholten ward, nie dräuete, da er litte. Man leſe die individuellſten, die characteriſtiſch-ſchönſten Lieder von David, Aſſaph, Korah in manchen Reimgebeten; kehre alsdenn zur erſten Situation und Quelle zurück: iſt oft noch ein Schatte der alten Geſtalt zu finden? —

Um alſo einigen Anblick der Pſalmen als lyriſcher Poeſie aus Davids Zeit zu geben, ſind folgende Stücke durchaus nöthig:

1. Man vergeſſe alle neuere Nachbildungen und Commentatoren; auch wenn es die geprieſenſten, die beſten für ihre Zeit wären. Sie laſen ihrem Zweck gemäß für ihre Zeit; mit Anwendung des Pſalms in Sprache, Troſt und Lehre auf ihre Zeiten; hier aber wollen wir die Urzeit ſehen und in ihr das Herz, den Verſtand Davids und ſeiner Dichter.

2. Sonach ſuche man zuerſt die Gegenſtände und Situationen, auf welche gedichtet ward. Vor vielen Pſalmen ſind ſie bemerkt; in andern giebts der ähnliche Inhalt; noch in andern laſſe mans unentſchieden. Für zweierlei aber hüte man ſich hiebei. Zuförderſt daß man

nicht

nicht über jeden kleinen Umſtand im Leben Davids einen Pſalm fodre; noch daß man aus jedem kleinen Tropus im Pſalm eine Situation ſeines Lebens dichte. Das erſte hat man bei David gethan, wie bei jedem lyriſchen Dichter: man wollte alles belegen, man wollte über jeden kleinen Umſtand einen Denkpfoſten (מכתם) haben. Beim zweiten, aus jedem Pſalmwort eine Situation zu finden, hat man gar Gräuel, (Pocken-Pſalmen und andre Dinge) gebohren, von denen zwar der Ausleger, nicht aber der Dichter wußte.

3. Man ſtudire die eigne Sprache Davids und ſeiner Sänger durch Vergleichung verſchiedner Pſalmen unter ſich und mit der Geſchichte. Daß der königliche Dichter ſeine Lieblingsausdrücke habe, bedarf keines Erweiſes; ſie laſſen ſich alle aus ſeinen Situationen erklären. „Der Herr iſt mein Schild, er iſt mir zur „Rechten, er macht mir Raum, er führt mich auf Hö„hen„ u. ſ. ſind dergleichen; und eine Reihe andrer, die zum Theil mit ziemlich weggebogner Bedeutung Jahrhunderte durch der Kirchenſprache geläufig worden ſind. Ein poetiſches Idiotikon über dieſe Lieder wäre alſo ein nützliches Buch; billig ſolltens wir über alle Hauptſchriftſteller des A. T. haben.

4. Den Empfindungen, die in den Pſalmen herrſchen, trete man weder als Feind entgegen, noch als

blinder

blinder Vertheidiger vor: ſie ſind Charakterzüge einzelner Menſchen, und müſſen als ſolche erklärt werden, ohne daß man ſie ſogleich als Muſter heiliger Empfindungen in alle Welt verſchwemmen dörfte. David hatte ſeine Affekten und Sorgen als Flüchtling und als König: wir ſind keins von beiden, dörfen alſo weder Feinde verwünſchen, die wir nicht haben, noch gegen ſie als Sieger großthun; aber verſtehen und ſchätzen müſſen wir dieſe Empfindungen lernen. Die Schrift giebt uns einen reichen Aufſchluß darüber: denn ſie verheelt Davids Character auch in ſeinen Fehlern nicht. Der Mann, der gegen Urias und Bathſeba ſündigte, kann ſich auch in Worten übereilen: er war raſch, bedrängt und ein Krieger: er ſprach oft nicht in ſeinem, ſondern in ſeines Volks Namen, als Landesvater. Immer aber war er ein Menſch: die Lieder ſind ein Document ſeiner Geſchichte, die Geſchichte ein Document ſeiner Lieder; wer Alles in überirrdiſchem Glanz ſehen will, ſieht zuletzt gar nichts.

5. Auch in Abſicht der Kunſt nehme man kein Beiſpiel einer andern Nation und Sprache zum Muſter; denn die Compoſition eines Geſanges will aus der eignen Natur der Empfindungen, Geſinnungen und Sprache geſchätzt werden, in der ſie erwachſen iſt. Was will es ſagen, wenn man dieſen oder jenen Pſalm pin-

dariſch nennet? Daß in ihm kühne Uebergänge, große Sentenzen, Züge aus der Geſchichte ſind? in welchem Lobgeſange müßte daſſelbe nicht ſtatt finden? Mehreres aber hat David mit Pindar, in Abſicht auf Kunſtcompoſition, nichts gemein. Pindars lyriſche Sprache, ſeine Perioden und Sylbenmaaße, die Behandlung der Materie aus Mythologie und alter Geſchichte, die Materie ſelbſt leidet wenig Vergleichung; und es iſt Trugſchluß, wenn man ſich durch das Wort Chöre blenden läßt. Ein Ebräiſcher und Griechiſcher Chor ſind gar nicht einerlei Sache.

6. Noch weniger alſo beurtheile man David nach dem Gerüſt lyriſcher Regeln, das unſre Zeit aufgebaut hat und das nicht einmal auf alle Oden Horaz paſſet, von dem doch dieſe Regeln abgezogen ſeyn wollen. Meiſtens wars enger Blick des Kunſtrichters, der mit den lyriſchen Schätzen mehrerer Sprachen bei weitem nichts bekannt, ſich an einige ſeiner Lieblingsſtücke hielt, und nach ihnen dies Gerüſt aufſchlug. Was ſolls nun für eine ganz andre Zeit? für eine viel einfachere Situation und Sprache? Wo die Regeln wahr ſind, fließen ſie aus der Natur der Empfindung und Beherzigung des beſungenen Gegenſtandes; jedesmal aber fließen Characterzüge des Sängers, der Situation und Sprache mit ein. Sie wollen alſo immer lebendige und doch nur

Theil-

Theil-Anwendung; kurz, wo ſie wahr ſind, wer wird ſie nicht lieber ſelbſt in einem Geſange originell empfinden und ſich entwickeln, als ſie von fremden Muſtern und Poetiken betteln, und die Ureinfalt des alten Geſanges durch die erkünſtelte Spitzfündigkeit eines neuern lyriſchen Machwerks zerſtören? Wer nicht fähig iſt, die Schönheit einer muſikaliſchen Poeſie durch ſich zu fühlen, wird ſie durch allen Regelnzwang nicht fühlen lernen.

7. Alſo entwickle man die Lieder der Ebräer in ihrer urſprünglichen Natur und Schönheit. Der Lehrer mache den Schüler aufmerkſam: welcher Gegenſtand? mit welchem Intereſſe? wie er beſungen werde? welche Empfindung durch den Geſang herrſche? welchen Gang ſie halte? in welche Geſinnungen ſie ſich ausbreite? wie ſie anfange, fortgehe und ende? Je einfacher und eindringender dies dem Jünglinge gezeigt wird; ohne ſcholaſtiſche Kunſt und ohne enthuſiaſtiſche Wärme: deſto mehr wird der Geſang in ſein Herz übergehen, was in ihm ſchön iſt, wird er ohne ſchreiendes Lob lieben, originale Gänge der Leidenſchaft werden ſich ihm von ſelbſt eindrucken, und wenn ein Funke lyriſchen Gefühls in ihm iſt, wird ihn Jehovah begeiſtern. Bei den Ebräiſchen Liedern iſt Einfalt der Entwicklung vor andern nöthig, da die wenigſten als Kunſtwerke gemacht wurden: aber dafür als wahre Empfindungen aus einem errege-

erregten Herzen quollen. Hätten wir eine Ausgabe der Pſalmen, wo David nur wie Horaz behandelt wäre! wo fern von Caſuiſtereien der Dichter als Dichter gezeigt, ſeine Schönheit nicht ins Ohr geſchrieen, aber auch nicht mit Lappen einer fremden Sprache und Redeart entſtellt würde. In der höhern Critik über die Poeſie der Ebräer ſind wir noch Kinder: entweder würgen wir uns mit Lesarten, oder wir verſchönern mit modiſchem Putz neuerer Sprachen.

Ich gehe die Pſalmen durch, um einige Hauptarten ihrer lyriſchen Weiſe zu bemerken. Vollkommenes gebe ich hiemit nicht, und niemand wird es erwarten, daß ich in wenigen Zügen einen Ocean von 150 Liedern ausſchöpfe. —

* * *

Man pflegt die Pſalmen in hohe, mittlere und niedere einzutheilen — recht gut, wenn die Eintheilung nur etwas beſtimmtes lehrte. Jede Sache von einigem Umfang kann man alſo eintheilen; es bleibt aber immer die Frage, wohin jedes einzelne Stück gehöre? Da ordnet nun jeder wie er will, und bei manchen Stücken wird er doch in Verlegenheit bleiben, wohin ſie gehören. Die Leiter lyriſcher Höhe iſt von ſo vielen Sproſſen, von ſo dicht an einander liegenden, ja in einander fließenden Zwiſchentönen, daß es unter 150 Pſalmen

ſchwer

ſchwer wäre, zu ordnen; und wozu diente das ganze Fachwerk? Alſo verſuchen wirs auf einem andern Wege.

1. Einige Pſalmen ſind kurz; ſie entwickeln nur Ein Bild in Einem Ton der Empfindung, und enden es mit ſchöner Rundung. Ich möchte ſie Lieder des einfachen Satzes, ωδη nennen, wenn das letzte Wort nicht fremde Ideen anknüpfte. Solcher Art iſt der ſchöne 133. Pſalm, der wie eine liebliche Roſe duftet:

Brüder-Eintracht.

Siehe wie lieblich iſts und ſchön,
wenn Brüder friedlich mit einander wohnen! —
So duftet Wohlgeruch die reiche Salbe
auf Hohenprieſters Haupt:
und rinnt hinab zu ſeinem Bart,
und rinnt zu ſeines Kleides Saum.
So ſteigt Hermons Thau hernieder
befruchtend Zions Berge, a)
denn da gebot Jehovah
wohn' ewig ewig Glück.

---

a) Wie kann Hermons Thau auf Zions Berge niederfließen, da beide von einander ſo entfernt lagen? Der Text ſagt nichts vom Niederfließen, ſondern vom Herabſteigen über Zion, alſo im Thau und Regen. Der waldichte Libanus und Hermon dunſtete am meiſten: von da und vom Meer kam alſo der Regen über die dürren Berge Judäas, und ſo ſtieg der Thau Hermons auch auf Zion befruchtend nieder. Es ſcheint

Die Eintracht der Brüder, der Stämme und Familien wird mit der heiligſten ſchönſten Sache verglichen, die ringsum Erquickung duftet. So duftet einträchtiger Familien guter Name umher, ihnen ſelbſt Würde und Zier. So rinnet der Thau Hermons nieder, die dürren Berge Zions zu wäſſern, daß überall Segen blühe. — Das Nationallied zum Feſt, (wie der Schluß offenbar zeigt) ründet ſich ſchön; vom herabflieſſenden Salböl kommts auf den herabſtrömenden Thau; von dieſem auf die Glückwünſchung Zions — der wahre Kreis einer Ode. Aarons Name ſelbſt ſtellt einen ſchönen friedlichen Bruder dar, den ſein Bruder mit allem Wohlgefallen Gottes und aller Herrlichkeit Iſraels ſalbte.

Ein Hirtengeſang.

Der 23te Pſalm.

Jehovah weidet mich;
nichts fehlt mir je!

Auf

---

ein angenommenes Requiſitum der National- und Feſtgeſänge geweſen zu ſeyn, daß Jeruſalem oder Zion geprieſen würde: Dahin alſo wendet ſich der Geſang, und paart, auch einträchtig, die beiden Ecken des Landes, weil Hermon mit zur größten Höhe gehörte. Den Text zu verändern hat man alſo, dünkt mich, gar nicht nöthig.

Auf grünenden Auen
lagert er mich,
zu ſtillen Bächen
leitet er mich,
erquickend da mein Leben.

Er führt auf ſanftem Pfade mich,
der gute treue Gott.
Und müßt' ich denn auch wandern,
durchs dunkle, dunkle Thal;
noch fürcht' ich mir kein Unglück,
denn du biſt ja bei mir.
Dein Hutenſtab, dein ſtarker Stab
iſt Tröſtung mir und Ruh.

Schon ſeh ich mir vor Augen,
entgegen meinen Feinden,
bereit mein Ehren-Mahl:
du ſalbſt mein Haupt mit Freuden,
mein Becher überfließt! —

Ja Glück und Gutes folgen mir
all' meine Lebenszeit!
Ich kehre bald zu Gottes Hauſe wieder,
auf lange Lebenszeit.

Daß das ſchöne Lied auf einer Flucht gemacht ſei, zeigt das Ende. Der Anfang war ruhige Idylle: ihre Empfindung zerriß aber und verließ das Bild des Schafes. Ein Freudenmal wird angerichtet, ein königlich Mahl, ſeinen Drängern vor Augen. Die frohe Empfindung ſteigt bis zu der Cäſariſchen Ueberzeugung, daß Lebenslang ihn das Glück verfolge. — Daß das erſte Bild ſo ſchnell in ein anderes übergeht, verträgt die morgenländiſche Ode: im Ganzen herrſcht doch nur Eine Empfindung.

Wer mehrere Oden dieſes einfachen Ganges leſen will, leſe den 15. 29. 61. 67. 87. 101. 150. und andre Pſalmen. Ich wünſchte, ſie alle herſetzen zu können, weil mich ihre ſimple Schönheit ſehr reizet.

2. Sobald ſich das lyriſche Gemälde, entweder dem Umfange ſeines Gegenſtandes oder der Fülle der Empfindung nach, erweitert; fodert es Abwechslung, Gegenſätze, eine Mannichfaltigkeit der Glieder, die wir dort nur in der Knoſpe, in einer kleinen Wendung des Bildes gewahr wurden. Hier thun nach morgenländiſcher Weiſe die veränderten Perſonen, Fragen und Antworten, ſchnelle Anreden an todte oder abweſende Gegenſtände eine groſſe Wirkung, und wenn in dies alſo erweiterte Bild eine Art lyriſcher Darſtellung und Handlung kommen kann, ſo iſt die Ode auf ihrem Gipfel. Sie hat nehmlich ſodenn Anfang, Mittel und Ende, deren das letzte ſich zum erſten kehrt, und das Ganze zu einem lyriſchen Kranz macht. Das iſt, wie es die Kunſtrichter nennen, die ſchöne Unordnung, der ambitus der Ode, der Flug, der ſich irrt, doch nie

verwirret; und was noch ſchöner iſt, ſie ſteht als ein Handlungsvolles Gemälde da. Kein Wort kann weggenommen, keine Strophe verrückt werden: Anfang und Ende dient der ſchönen Mitte, und dieſe Mitte bleibt im Gedächtniß. Vollkommene Oden dieſer Art giebts in allen Sprachen nur wenige, weil nicht jeder Gegenſtand eine ſolche Behandlung zuläßt; wo ſie aber ſind, verdienen ſie unvergeßlich zu werden. Zur Gattung der Lieder mit mehreren Gliedern zähle ich unter den Pſalmen den 8. 20. 21. 48. 50. 76. 96–99. 108. 111–113. 120–129; unter den vollendeten, die nicht nur Abwechslung und Gegenſätze, ſondern auch fortgehende lyriſche Handlung haben, wage ichs den 2. 24. 45–47. 80. 110. 114. 137. Pſalm zu nennen. Einige rechnen den 29. und 68. Pſalm auch hieher, weil ſie dort bei der Stimme Gottes, hier bei dem Tragen der Bundeslade einen Localfortgang des Bildes annehmen; wozu ich aber keinen Grund ſehe. Aus dem Innern muß die Fortleitung des Geſanges folgen, aus der lebendigen Quelle erregter Empfindung; von außen durch Geographie kann ſie nicht hineingebracht werden. — Wer giebt mir Raum, aus dieſer Fülle ſchöner lyriſcher Kränze nur einige empor zu heben? und welche, wähl' ich?

Einzug Gottes auf Zion.

Der 24te Pſalm.

Alle. Jehovahs iſt die Erd' und ihre Fülle!
Der Weltkreis und was ihn bewohnt:
denn Er iſts, der ihn über Meere gegründet,
ihn über Fluthen beveſtiget hat.

1. Doch wer darf gehen auf Jehovahs Berg?
wer darf da ſtehn, wo er hochheilig wohnt?

2. Wer rein von Hand und rein von Herzen iſt;
wer ſeine Seele nicht treulos verbürgt,
und nie ſchwur liſtgen Eid.
Der wird empfangen Segen von Jehovah,
der darf hinzunahn ſeinem Helfersgott. b)

1. Hier iſt ein Volk, das nach ihm fragt,
das vor dein Antlitz gern, Gott Jakobs, will —
(Veränderung der Tonart.)

Chor. Erhebt ihr Thore das Haupt! —
erhebt euch, Thüren der Urwelt!
denn der König der Ehre will einziehn.

---

b) Sehr treffend wurden lauter politiſche Laſter genannt, von denen der frei ſeyn ſollte, der ſich zum Landesgott nahete; das Gute, das er empfangen ſoll, iſt eben ſo wohl bürgerlich. צדק heißt eigentlich Gerechtigkeit d. i. bürgerliche Gerechtſame, und weil ſolche das Geſetz Jehovahs enthielt, weil man ſolche beim Zutritt zu ihm genoß, ſo wird es in den Pſalmen das Synonymum der Glückſeligkeit, der Gnade.

1. Wer iſt der König der Ehre?

2. Der ſtarke, tapfre Jehovah,
Jehovah, der Kriegesgott! —

Chor. Erhebt ihr Thore das Haupt!
erhebt euch Thüren der Urwelt!
denn der König der Ehre will einziehn!

1. Wer iſt der König der Ehre?

Chor. Jehovah, der Götter Gott! Er iſt der König der Ehre.

Daß Abwechslung der Stimmen in dieſem Pſalm ſind, hört ein jeder; daß aber auch ein Handlungsvoller Fortgang der Ideen in ſeiner Oekonomie herrſche, iſt eben ſo unverkennbar. Prächtig fängt die Gnome an: „daß Jehovahs die Erde ſei!„ Er ſoll hier auf dem kleinen Zion wohnen, und ſo wird zuerſt die ganze Erde vor ihm geweitet. Schön iſt der Uebergang zu dieſem kleinen Berge. Es wird ein heilger Berg, weil Jehovah darauf wohnet, moraliſch und bürgerlich heilig: denn ſo wie ſich nichts unreines in Opfern zu Gott nahen dorfte, ſo ſoll auch kein unreiner Anbeter vor ihm erſcheinen. Sehr ſchön werden nur Laſter gerügt, die die Wohlfart des gemeinen Weſens ſtören: denn Jehovah wohnt hier als Nationalgott, als Schutzherr und Urheber des Jüdiſchen Staats. c) —— Handlungsvoll ſchreitet der

feſt-

---

c) Dieſer Theil des Geſanges, weil er mit dem Uebrigen, blos Caſuellen, nicht immer in Verbindung ge-

ſungen

feſtliche Pſalm weiter. Eine Schaar iſt da, die an die Pforten klopft, die das Angeſicht des Monarchen zu ſehen wünſchet; und ſiehe! es iſt Jehovah ſelbſt, die Lade des Geſetzes, auf der der alte Kriegsgott wohnet. Er, der vor Zeiten ſo viel Siege erfochten: ein glorreicher König, voll Kriegsruhm und erprobter Heldenſtärke — ſo kündigt ihn der antwortende Chor an: ſo wird er auch auf dieſem neueroberten Berge einem Heldenkönige zur Seite wohnen. Die alten Thüren ſeines Gezelts ſollten alſo ihr Haupt heben, daß ein ſolcher Monarch einziehn könne! wie maleriſch und darſtellend! Gott zog in ein kleines Zelt, und wollte ſich von David keinen Pallaſt erbaut haben: die alten engen Thüren machten hier alſo eine kleine Anſicht. Um dem Geſang Ründe und Majeſtät zu geben, wird alles übergangen, was ſonſt bei dem Einzuge vorfiel, und was der 68te Pſalm hiſtoriſch ſchildert. Man vergleiche beide; und man wird den Unterſchied zweener Geſänge inne werden, deren Eins ein Handlungsvolles Gemälde, das andre eine lyriſch-erzählte Geſchichte iſt. — Laſſet uns jetzt einen Pſalm dieſer Gattung von ſanfter Art betrachten: das ſchönſte Epithalamium aus ſo frühen Zeiten.

ſungen werden konnte, iſt ein eigner Nationalgeſang worden (Pſ. 15.) welches zu ſeyn er auch ſehr verdiente.

Königes Braut.

Ein Lied der Liebenden. d)

Mein Herz, es wallt Glückwünſchungsworte auf!
Dem Könige weih' ich mein künſtlich Werk:
Meine Zunge ſpricht, wie ein leichter Griffel ſchreibt.

Schön biſt du! vor den Söhnen der Menſchen ſchön!
Auf deinen Lippen iſt ausgegoſſen die Huld:
darum beglückt dich Gott mit ewgem Glück.

Gürt' an um deine Hüfte dein Heldenſchwert,
leg' an es, Mächtger, deinen Ruhm und Schmuck;
dein Schmuck beglückt! Zeuch hin ins Feld
um Wahrheit willen, um der Unterdrückten Recht.

Und deine Rechte wird furchtbare Thaten thun!
Die ſcharfen Pfeile deines Köchers — (ſchon
ſeh' ich die Völker fallen dir zu Fuß! —)
ſie dringen, König, in der Feinde Herz.

Dein Thron, Herr, iſt ein ewger, ewger Thron!
dein Königs-Scepter ein gerader Stab!
du liebeſt Recht, das Unrecht haſſeſt du.
Drum hat dein Gott, o König, dich geſalbt

Vor deinen Brüdern mit dem Freuden-Oel
des Königreichs. Von Myrrhen, Aloe
und Caſia duftet all dein Gewand.

Aus

---

d) Pſ. 45.

Aus Elfenbein-Palläſten Armeniens
erfreuen dich in deinem prächtgen Schmuck
viel Königstöchter.
Aber dein Gemahl
ſteht dir zur Seite, ganz in Ophirs Gold.

Hör' an, o Jungfrau, ſchau, neig' her dein Ohr!
vergiß itzt deines Volks und Vaterlands:
ſo wird der König ſich nach deinen Reizen ſehnen,
denn Er iſt jetzt dein Herr, neig' dich vor ihm! —

Und Tyrus Töchter werden mit Geſchenk
vor dir erſcheinen: flehen werden dir
die Reichen ihres Volks. —
Des Königs Braut
iſt Schönheit ganz! iſt im Verborgenen
viel glänzender, als ihrer Kleider Gold,
als alle Edelſtein' auf ihrem Schmuck.

Die Reichgeſchmückte, jetzt wird ſie geführt
zum Könige! die Jungfraun folgen ihr,
Begleiterinnen ihr, Geſpielinnen.
Sie werden eingeführt mit Freudenſchall,
mit Jubeltanz: ſie gehen jetzt hinein
in Königes Pallaſt —
Statt deiner Väter werden
o Königin, dir deine Söhne ſeyn!
Zu Fürſten wirſt du ſetzen ſie
im weiten Land' umher.
Ich aber breite
dein Lob hin von Geſchlechte zu Geſchlecht,

durch meine Lieder ſingen dich die Völker
in Ewigkeit! in Ewigkeit!

Ich habe dem Geſange die liebliche Einfalt ſeiner Zeit durch neuern Putz nicht zerſtören mögen: auf ihr beruhet, nach Sitten Orients, der Fortgang und die ganze darſtellende Handlung der Ode. Mit einer Ankündigung des Inhalts, gleichſam einer Dedication an den König beginnet das Lied, das ſodenn zuerſt den Bräutigam in allen Schmuck der Schönheit, Grazie, Helden- und Königstracht kleidet und ihn alſo zuförderſt Ehrfurchts- und liebenswerth macht, ehe es ihm die Braut zur Seite ſtellet. Aus Salomoniſchen Zeiten iſt das Lied, wie die geſchilderte Pracht des Pallaſts, der fremden Königstöchter, am meiſten das Bild des Königes ſelbſt zeiget, auf den alle Segnungen, die Gott Davids Geſchlecht verſprach, in vollem Maas gelegt werden. Als Held und König wird er in ſeine Waffen, den goldnen Scepter in der Hand, das reiche Salböl auf dem Haupt, ſeine Kleider von Wohlgerüchen duftend gekleidet; und alle dieſe Blumen ſprieſſen, theils aus der Geſchichte Salomons, der vor ſeinen Brüdern zur Krone kam, theils aus dem Segen über ihn, daß ſein Reich ein friedliches ewiges Reich der Gerechtigkeit und des Beiſtandes der Unterdrückten ſeyn ſollte. — Jezt wendet ſich der Geſang zu ſeiner Geliebten. Viel Königstöchter erfreuen ihn in ſeinem Pallaſt:

Pallaſt; aber Eine iſt ſeine Liebe, ſeine Schöne: als Braut und Gemalin ſtehet ſie ihm zur Seite, gekleidet ins feinſte Gold. Kindlich-ſchön wendet ſich der Geſang an die beſchämte furchtſame Braut, daß ſie aus ihrem Schleier blicke und auf ihn merke. Vergeſſen müſſe ſie jezt ihres Vaterlands und ſich ihrem Könige neigen; er werde ſie dafür lieben und ſich nach ihren Reizen ſehnen — alles in morgenländiſcher Sitte, wo die Braut beinahe noch ein Kind und die Uebermacht des Mannes über ſie ſo groß war. Bald ſollen ihr die Töchter Tyrus, der Handelſtadt aller Koſtbarkeiten, mit ſchönen Braut-Geſchenken aufwarten, reiche Fürſten würden bald um ihre Vorſprache bitten. Schmeichelnd tritt der Geſang näher, daß ſie nicht nur im Puz ſchön, daß ihre gröſte Lieblichkeit ihr verborgenes Selbſt ſei, mit dem ſie alle ihre Edelſteine überglänze; der Dichter aber läßt, (das wollte die keuſche Sitte Orients) dem Bilde keinen Zügel. Sogleich wieder reich bekleidet, wird ſie in den Pallaſt geführt: der Zug geht mit Jubel und Geſang ihm aus dem Blick, und er wünſcht ihr nur, ebenfalls verſchwiegen und ſittſam angedeutet, er wünſcht ihr den ehelichen Segen nach. Der Geſang ſchließt prächtig, wie er fein und künſtlich anfing: ganz Beſcheidenheit, Pracht und Anmuth. Ungenannter Korahite, der du ihn ſangſt, eine Roſe der Liebe blühe auf deinem Grabe!

Wir

Wir ſteigen zu andern Pſalmen nieder, die zwar nicht von einem ſo weiten Umfange einer ausgezeichneten Handlung, doch aber von einem ſchönen Ganzen mehrerer Abſätze und Glieder ſind:

Befreiung aus Gefahren.

Ein Nationalgeſang. e)

Wäre Jehovah nicht mit uns geweſen,
(ſage nun Iſrael!)
Wäre Jehovah nicht mit uns geweſen,
als Menſchen ſtunden gegen uns auf:
verſchlungen hätten ſie uns lebendig
in ihrem wütenden Grimm auf uns.
Ueberſchwemmet hätten uns die Waſſer,
hinüber wären gegangen die Wellen über unſer Leben:
über unſer Leben hin gegangen die ſchwellende Flut! —

Gelobt ſei Gott! er gab uns nicht
zur Beute ihrem Zahn.
Entkommen iſt unſer Leben,
wie ein Vogel des Voglers Strick.
Der Strick iſt zerriſſen, und wir ſind los.

Unſre Hülfe iſt im Namen Jehovah,
der Himmel und Erde ſchuf.

Offenbar nach eben der ſchönen lyriſchen Weiſe iſt der 129. Pſalm, der mit einem hohen Gleichniß der Ode ausgeht:

---

e) Pſalm 124.

Befreiung aus Gefahren.

Ein Nationalgeſang.

Oft haben ſie mich gedrängt von meiner Jugend an,
(ſage nun Iſrael.)
Oft haben ſie mich gedrängt von meiner Jugend an,
und doch nicht übermocht!
Auf meinem Rücken pflügten die Ackerleute
und zogen ihre Furchen lang.
Der gerechte Gott zerhieb die Seile der Böſewichter:
Beſchämt zurücke weichen müſſen die Häſſer Zions.
Wie Gras auf Dächern müſſen ſie ſeyn,
das eh es reift, verdorrt;
mit dem kein Schnitter ſeinen Arm,
kein Garbenbinder ſeine Hände füllt,
wo kein Vorübergehender ſpricht:
„Segen Gottes auf Euch!
Im Namen Jehovah ſegnen wir Gutes euch zu!„

Und das ſchöne Lied der Rückkehr aus der Gefangenſchaft, wo die erſte Befreiung, die durch Moſes geſchah, mit der zweiten, die ſie hoffeten, in Vergleichung geſtellt wird, dadurch ſich alſo der Zunder ihres Vertrauens anfacht:

Befreiung aus der Gefangenſchaft.

Ein Nationalgeſang.

Als Gott die Gefangnen Zions zurücke kehren
ließ: f)

wie

---

f) Aus Aegypten.

wie Träumende waren wir da:
da war voll Lachen unſer Mund,
und unſre Zunge voll Freudegeſang. g)
Da ſprach man unter den Völkern:
„Der Herr hat Groſſes an ihnen gethan!„ h)
Der Herr hat Großes an uns gethan,
deß freun wir uns! —

So wende denn auch jezt, Herr, unſre Gefangenſchaft
wie du die Waſſer dort in Süden wandteſt. i)

Der Säemann ſäet in Thränen;
und erntet mit Freudegeſang.
Er geht dahin und weint und trägt hinweg den Samen,
er kommt zurück und ſingt und bringet volle Garben.

Könnte man ein Volk barbariſch nennen, das nur einige ſolcher Nationalgeſänge hatte? und wie viele dergleichen hatte dies? — Ich kann nicht umhin, dieſe ſchöne Claſſe der Pſalmen mit einer Elegie zu beſchließen, die offenbar aus ſpäten Zeiten, deßhalb aber nicht minder ſchön iſt:

---

g) 2 Moſ. 15.

h) 2 Moſ. 15, 14. Die Worte nehmen einen ſchönen und deutlichen Sinn, wenn man ſie von der erſten Befreiung auslegt; die Anwendung davon macht eben das ſchöne Ganze des Liedes.

i) Im Schilfmeer nehmlich 2 Moſ. 14.

Gefangenſchaft in Babel.

Der 137. Pſalm.

An Babels Strömen ſaßen wir
und weineten, wenn wir an Zion dachten;
An ihren Weiden hingen unſre Harfen.

Zwar foderten daſelbſt, die uns gefangen hielten,
Lieder von uns;
unſre Dränger heiſchten von uns Freude:
„Der Zions-Lieder ſinget uns doch Eins!„ —
Wie ſollen wir ſingen Jehovahs Lied
in einem fremden Lande! —

Vergäß' ich dein, o Jeruſalem;
ſo vergeſſe meiner die Rechte!
Es hange meine Zung' an meinem Gaum,
wenn ich nicht dein gedenke! —
wenn nicht Jeruſalem allein
meine höchſte Freude bleibe!

Gedenk' o Herr, gedenk der Töchter Edoms
am Unglücks-Tage Jeruſalems,
da ſie ausriefen: Reißet ein!
reißt ein bis auf den Grund!

Tochter Babels! Verwüſtete! k)
Heil ihm, der dir vergilt!

der

---

k) (Verwüſtete) die gleichſam nur um verwüſtet zu werden da iſt. Wir haben im erſten Theile geſehen, daß vom Urſprunge und Namen Babels her es den Ebräern

der dir vergilt, was du an uns gethan.
Heil ihm, der deine Säuglinge ergreift,
und wirft ſie an den Fels.

Ich nehme am letzten Fluche keinen Theil; das Lied ſei aber in oder unmittelbar nach der Gefangenſchaft gemacht: ſo iſt der Gang deſſelben in ſeinen rührenden Accenten ſehr ſchön. Sein liebes Vaterland wird dem Sänger über alles heilig.

3. Jede Empfindung hat ihr Ganzes. Die Trauer, die ſich zur Freude hebt, der Schmerz, der ſich zur Ruhe ſenket, die Ruhe, die freudiges Zutraun wird, die Betrachtung, die ſich zuletzt in Entzücken verlieret, das Entzücken, das ſich zur ruhigen Betrachtung mildert — jeder Affect hat ſeinen eignen Gang, er giebt mithin einen ambitum des lyriſchen Geſanges, wobei man am Ende Vollendung fühlet. Ich müßte den gröſseſten Theil der übrigen Pſalmen durchgehen, wenn ich hier ordnen wollte, denn alle ſind von Empfindung belebet: hier ſtehen einige wenige Proben:

Pſalmen, die von der Klage zum Troſt ſich heben: Pſ. 6. 22. 60. 62. 85. 143. und viel andre.

Pſalmen, in denen der Eifer- und Heldengeiſt anhebt, bis er ſich im Andenken Gottes zur Ruhe ſenket:

Pſ.

---

ern beinah Synonymum blieb, ſie als eine Verwüſterin und Verwüſtete, als eine Verwirrerin und Verwirrte zu bezeichnen. S. Th. I. S. 258-265.

Pſ. 7. 10. 13. 17. 26. 35. 36. 52—59. 61. 64. 69 — 71. 86. 88. 94. 109. 140—142. auch dieſer ſind viele.

Pſalmen, in denen ruhiges Zutrauen ſpricht von Anfang bis zu Ende: Pſ. 3 — 5. 11. 17. 21. 25. 27. 28. 30. 37. 41. 44. 63. 65. 131. 132. u. ſ.

Andre, ganz Triumphgeſang; von denen ich außer den vorangeführten hohen Oden nur Pſ. 9. 18. 33. 34. 66. 116 — 118. 138. und die letzten Hallelujah-Pſalmen nenne. — Es wäre zu weitläuftig, von jeder Art eine Probe zu durchgehen: der Lehrer bemerke ſie ſeinen Zuhörern, und auch die einförmigſten Lieder werden, pſychologiſch betrachtet, ſchön werden. Hier ſtehe von allen angeführten nur Einer:

Trauer und Hoffnung.

Der 6te Pſalm.

Jehovah! in deinem Zorne ſchilt mich nicht!
in deinem wallenden Grimme ſtraf mich nicht:
Erbarme dich mein, Jehovah, denn ich bin ſchwach,
heile, Jehovah, mich, denn meine Gebeine zittern.
Mein ganzes Leben zittert ſehr —
Und du Jehovah? — o wie ſo lange!

Kehr um, Jehovah, rette mein Leben
erhalt' mich noch, Barmherziger!

denn in dem Tode denkt man dein ja nicht!
im Schattenreich; wer ſingt dir Lieder da?

Matt hab' ich mich geſeufzet,
die lange Nacht mein Bett mit Thränen überſchwemmt,
mein Lager floß von Thränen.
Mein Auge dunkelt ſchon vor Gram;
es blicket alt und matt auf alle meine Dränger —

Hinweg von mir, ihr Böſewichter alle!
denn Gott erhört die Stimme meines Weinens,
Jehovah hört mein klagendes Gebet,
und nimmt es an.
Beſchämt, beſtürzt muß, wer mein Feind iſt, werden,
zurücke weichen, erröthen, in Einem Nu! —

So unpaſſend das Lied als ein gemeines Bußgebet ſeyn möchte: ſo ausgezeichnet ſchön iſt der Gang ſeiner Empfindung, als individuelles Lied Davids betrachtet. Der abgehärmte, alternde, kranke König, der ſein Unglück als Strafe Gottes fühlet, ſeufzet ſich bis ans dunkle Todesthor hinab, und da ihm das Wort ,,Feinde,, nur auf die Lippen kommt, faſſet er Muth und Hoffnung wieder. Da die meiſten Pſalmen eine ungekünſtelte Darſtellung individueller wahrer Situationen ſind: ſo iſt von ihnen für den lyriſchen Gang einer Empfindungs-Ode oder Elegie noch viel zu lernen.

4. Auch in vielen Geſängen moraliſchen Inhalts herrſcht eine ſchöne Oekonomie der Lehre, wovon ich den

den 14. 19. 32. 39. 49. 91. 103. 115. 139. und ſämmtliche Lehrpſalmen Aſſaphs mit groſſer Hochachtung nenne. Im 19. Pſalm haben einige ein doppeltes Thema finden wollen; ich ſehe es nicht. Von der groſſen allgemeinen Haushaltung Gottes in der Natur, da Alles ihn preiſet, Alles ſeine Befehle ausrichtet, kommt der Sänger auf die vertraulichere mit ſeinem Volk, die er in eben dem Maas ſichrer und liebenswerth ſchildert, als ſie eingeſchränkter und vertraulicher wird. Der Gang des Liedes iſt alſo Contraſt. Das erſte Bild wird zur gröſteſten Pracht geführet: ſodenn brichts und die ſanfte Rede geht enger und enger bis zur genaueſten Freundſchaft Gottes, zu ſeiner Vertraulichkeit mit einer Menſchenſeele. Auch die geheimſten verborgenſten Fehler ſeines Freundes merkt Gott und läßt ſich den ſtillen Zuſpruch des Herzens als ein Freundesgeſpräch gefallen. Schöne Oekonomie des Pſalms! l) ſchöner Inhalt! Ueberhaupt muß man bei Lehrgeſängen keinen fortreißenden Schwung, wie bei Siegs- oder Kriegsliedern erwarten. Die Lehre liebt ebnen Boden und geht deſto unverrückter zum Ziel. In den alphabeti-

ſchen

---

l) Der Grund von vielen Mißdeutungen in den Pſalmen iſt, daß man Geſetz, Wort, Recht, Zeugniß in einem neuern und nicht dem alten politiſchen Sinn nimmt, den dieſe Worte in der Verfaſſung der Juden hatten. Auf dieſe beziehen ſich Pflichten und Wohlthaten, die die Geſänge preiſen.

ſchen Pſalmen endlich muß man gar keinen künſtlichen Odenplan ſuchen. Sie ſind eine Blumenleſe ausgeſuchter Sentenzen und des Gedächtniſſes, des Auswendiglernens wegen alſo geordnet. Der lange 119. Pſalm bearbeitet meiſtens nur Einen Hauptſatz, und iſt alſo eine Sammlung moraliſcher Variationen. Ich darf hier nicht viel Proben geben: da einige ſchon angeführt und die meiſten derſelben in Sprüchen und Stellen jedem Kinde im Gedächtniß ſind. Es iſt das ſchönſte Kennzeichen einer Lehre, wenn ſie auch ein Kind unterrichtet.

Ein lyriſches Geſpräch von der göttlichen Fürſorge.

Der 91. Pſalm.

1. Wer unter dem Schutz des Höchſten ſitzt,
wer unter dem Schatten des Mächtigen wohnt:
der ſpricht zu Jehovah: „dir trau ich mich! — m)
meine Zuflucht und mein Gott biſt du!„

2. Er wird dich erretten von Todes Strick,
befrein von der mordenden Peſt.
Mit ſeinen Flügeln decket er dich:
du trauſt dich ſeinen Fittigen an,
und ſeine Treu iſt dir ein doppelt Schild.

Du

---

m) Im Original heißts: „Ich ſprach zu Jehovah:„ wie auch V. 9. wiederholt wird, welches nicht wohl ausgedrückt werden konnte.

Du darfſt nicht beben vorm Graun der Nacht,
nicht vor dem Pfeil, der am Tage fliegt,
nicht vor der Peſt, die im Finſtern ſchleicht,
nicht vor der Seuche, die den Mittag ſchwärzt.

Und fielen tauſend zur Seite dir,
zehn tauſend dir zur Rechten noch;
an dich gelangets nicht.
Mit deinen Augen wirſt du ſchaun,
wirſt Strafe der Böſen ſehn.

1. „Auf dich, Jehovah, hoffe ich!„

2. So wohnſt du ſicher und hoch!
Da reicht an dich kein Unfall nicht:
da nahet keine Plag' hin an dein Zelt.

Er ſtellt an ſeine Diener Befehl für dich,
dich zu bewahren wo du gehſt.
Auf Flügeln tragen ſie dich fort,
daß ja kein Stein beſchädge deinen Fuß.

Auf Löwen und Schlangen trittſt du kühn,
zertrittſt den Löwen und Drachen unter dir.
„Weil er auf mich vertraut, errett' ich ihn:
„weil er mich ehrte, ehr' ich ihn gar hoch.

„Er rief mich an, ich erhöre ihn.
„Iſt er in Engen; auch ich bin da! —
„Ich rett' ihn, bringe zu Ehren ihn,
„mit langem Leben ſättig' ich ihn
„und laß ihn ſehn, was ich für Glück verleih!„

Kann die Vorſehung Gottes zutraulicher, zärtlicher gelehrt werden? Chöre ſind in dem Geſange nicht; aber die Veränderung der Sprechenden thut die ſchönſte Wirkung. Sie macht die Lehre zum fortgehenden bis ans Ende wachſenden Vatergeſpräch, wo zuletzt der höchſte Vater ſelbſt drein ſpricht und ſeine Treue bewähret.

Gnug der Proben! Das Schöne der ſchönſten Pſalmen zu fühlen, wird Verſetzung in die damalige Zeit erfordert, alſo Einfalt. Da die meiſten derſelben Gebete ſind: ſo gehört jene kindliche ſanfte Ergebung des Herzens zu ihrem Gebrauch, die die Morgenländer bei ihren Religionsübungen und Gebeten fodern: jenes ſtille Anſtaunen Gottes und ſeiner Werke, das ſich bald zur Entzückung hebt, bald zur tiefſten Unterwerfung herabſenket. Der Geſang eilt von Spruch zu Spruch, wie von Gebürge zu Gebürge: er berührt ſchnell, aber tief, und wiederholt die Berührung lieber: er mahlt ſeine Gegenſtände im Fluge. Alle Lieder voll Hirtenunſchuld und Schäfer-Empfindung wollen eine ſtille und ruhige Seele; auf ein verkünſteltes, ſpottendes Gemüth kann keine ſeiner Schönheiten wirken. So mahlt der Himmel ſich nur im hellen Meer: ſo ſieht man jede kleine Welle der Empfindung im ruhigen See ſich kreiſen.

Es wäre unbillig, hier den Namen des Mannes zu verſchweigen, der uns Deutſchen zuerſt den wahren Ton des Ebräiſchen Pſalms näher gebracht hat, Klopſtock. Die ſimpelſten ſeiner Oden, inſonderheit in aufgelöſten Zeilen, ſind Töne aus Davids Harfe: viele ſeiner Lieder und die kunſtloſeſten Geſänge der Empfindung in ſeinem Meßias haben unſrer Sprache eine Einfalt und Wahrheit des lyriſchen Geſanges eigen gemacht, die wir bei unſern glänzenden Nachbarn vergeblich ſuchen dörften. Dein Geſang erfreue dich ſelbſt, du Aſſaph unſers Volks! Dein lyriſcher Genius überlebe dich und bringe für unſre Nation, wenn es ſeyn kann, bald einen königlichen Sänger voll That und Anſtalt Davids aus alten Gräbern wieder!

Nachahmung der alten Ebräiſchen Dichtkunſt.

Eine Erſcheinung.

Ich ſaß im alten Deutſchen Barden-Hain
und lauſchte der Vorwelt Lied.
Der Druiden Chöre waren verhallt:
die Eichen ſtanden ſtumm.

Ich rief dem Nachhall: „haſt du keinen Geſang?„
Der Nachhall murmelte: „verſtummt!
In Klüften und auf Höhen verſtummet iſt
das unſchreibbar-heilige Wort. a)

O Schickſal, warſt du immer, immer ſchon
unhold auf Deutſchlands Geiſt?
Am Hekla, auf den wilden Hebriden tönts, b)
und unſre Haine ſind ſtumm!

Der Deutſchen Oſſian, Orpheus, (ſeyd ihr geweſen) kommt!
Erſcheint ihr Geiſter der Vorwelt mir.
Laßt tönen die Harfen im Nebelgewand',
einfältig-ſtark und ſchön.

Sie ſchwebten um mich! ſie gingen daher,
die Geiſter der alten Zeit!
Mit Harfegetön' und Hornesklang
und kriegeriſchem Schall.

Die

---

a) Die Verſe der Druiden derften nicht aufgeſchrieben, ſondern nur gelernt werden.

b) Der Skalder und der Caledoniſchen Barden Reſte.

Die Tön' erſtarben! ſie ſtarben um mich
in leiſem weinenden Laut. —
Und ein Engel des Aufgangs ſtand vor mir,
gekleidet in Morgenroth.

Mit der Harfe des Aufgangs ſprach er mir:
„Laß ſterben die Töne! laß ſie verwehn!
Iſt nicht zu höherm heiligen Geſang'
gebildet die Sprache dir?„

Er ſchwand im Schimmer des Abendroths,
und neue Stimmen erwachten um mich,
von Ottfrieds rauhen Tönen an, c)
bis der mächtige Luther kam. d)

Und Kleiſt! und wer den Gottesgeſang
aus Davids Harf' ergrif:
Ich hörte ſingen Allvaters Lied
in Klopſtocks Herzenston.

Und ſingen: „wie bei Sternenklang
„Gott wog der Heere Sieg:
„Er wog und Eine Schaale ſank
„und eine Schaale ſtieg.„ e)

---

c) Die älteſten Gedichte der Deutſchen, die wir haben, ſind Commentare der Bibel. Auch der älteſte Hexameter unſerer Sprache iſt der 104te Pſalm: eine Umſchreibung voll kräftiger Ausdrücke, von der wir vielleicht zu andrer Zeit eine Probe geben.

d) Luthers Liederſprache und Bibel-Ueberſetzung hat mehr auf die Bildung unſrer Sprache gewirkt, als ähnliche Werke bei andern Nationen.

e) Gleim.

Es tönten der Lieder noch viel mehr,
Voll Aſſaphs Geiſt und Korahs Pracht;
die ſtille Thräne floß im Chriſtenlied'
erquickend wie der Thau, wie die Unſchuld ſchön!

O Engel des Aufgangs, hätten wir
ein heiliges Geſetz und Vaterland!
der Freiheit Tempel und des unſterblichen Väterruhms
und unſern alten Gott! —

Der Wurm, der kriechend im Staube ſchleicht,
flög' er des Adlers Flug?
Singet der Fiſch, der im Netze keucht,
wie Lerch' und Nachtigall?

Der Schwan noch etwa ſinget im goldnen Traum
von alter Jugendkraft, ſein ſäkulariſch Lied:
Die Geiſter der Schwän' empfangen ihn —
Er ſtirbt im ſüßen Geſang'!

X.

Charactere der Pſalmendichter.

Inhalt.

I. Vom Character Davids. Seine zart empfindende Seele in Leid und Freude. Sein Zutrauen auf Gott, woher es entſtanden? Wem daher inſonderheit ſeine Pſalmen ſehr lieb geweſen? Die Aufrichtigkeit und Herzensſprache in denſelben. Lob Davids auf Abner bei deſſen Grabe. **Sein heftiges Gefühl bei Verfolgungen der Feinde.** Stellen von der Wiedervergeltung in den Pſalmen. Eigenheit Davids, daß er Gott Geſänge verſpricht, als das Beſte, was er ihm zu geben habe. Ueber die Stellen, da er vom Geſetz Gottes als einer Landes-Conſtitution redet. Wie wir das Charakteriſtiſche dieſer Pſalmen anzuwenden haben?

II. Aſſaphs Character. Eine Theodicee über das Glück der Böſen. Wettgeſang über dieſelbe Materie von David und den Korahiten.

III. Geſänge der Kinder Korah. Sehnſucht nach Jeruſalem, eine rührende Elegie.

IV. Geſänge einiger Ungenannten. Was die Stuffen- oder Aufſteige-Pſalmen wahrſcheinlich geweſen? Proben und Beweiſe davon aus ihrem Inhalt. — Ueberblick des ganzen Pſalmbuchs.

V. Von der Muſik der Hebräer. Ihre mancherlei herrſchende und begleitende Inſtrumente. Einfluß des Inſtruments auf die mancherlei Lieder. Was das Wort Selah bedeute? — Ueber die Muſik: ein Anhang.

Wir gingen bisher nur am Rande der Pſalmen umher; laſſet uns jetzt dem Charakter ihrer Sänger näher treten.

I. Charakter Davids, als Pſalmendichters.

Der Hauptzug ſeines Charakters iſt Wahrheit; ſeine Geſänge ſind ein treuer Spiegel ſeines Lebens, ſeiner Empfindungen, ſeiner Zeit. Daher nannte ſie Luther a) einen Garten, wo alle ſchönen Blumen und Früchte blühen, wo aber auch zu andrer Zeit die ſtürmendſten Winde raſen. Wäre ſeine Sprache nicht aufrichtig, ſondern nur poetiſche Schminke: ſo hätte man nichts zu thun, als die ſchöne Farbe zu loben. Jetzt können wir in Gutem und Böſem von und an ihm lernen. b)

1. Ueberall zeigt ſich bei David ein zartes Herz, eine äuſſerſt empfindbare Seele. Leid und Freude ſchöpft er aus; und es ſind Zuſtände des Schmerzes in ſeinen Pſalmen, für die wir faſt keine Worte haben. Der 22. 38. 39. und viele andre zeigens. Er werde von Gott oder von ſeinen Feinden geängſtigt: (die ſpätern Unglücksfälle ſeines Reichs ſah er auch als Strafgerichte Jehovahs an) wie krümmet ſich ſein Geiſt! wie wim-

---

a) S. Vorrede zu den Pſalmen.

b) S. die ſtarken Bezeugungen ſeiner Wahrheit Pſ. 5. 17. 26. 32. 34. 36. 63. u. f.

wimmert ſeine Harfe! Er ſchmilzt unter Schmerz und Thränen —

2. Zu Gott wurden dieſe Thränen aber bald Zutrauen, Muth oder kindliche Ergebung. Gott hatte ihn vom Hirten der Schaafe zum Hirten der Völker geſalbet, aus ſo viel Gefahren ihn errettet, in ſo vielen Nöthen ihm beigeſtanden; das alles mußte ihm individuelles Zutrauen auf ſeinen treueſten, beſten Freund geben, und dies Zutrauen ſingen ſeine Pſalmen. Sie ſind Stimme einer perſönlichen Gottes-Freundſchaft: c) daher ſie auch allen Seelen von großer Gemüthsart und individuellem Gottvertrauen ſo werth waren: denn alle fanden ihre eigenſte Sprache des Herzens darinnen, und wußten ſich nicht beſſer auszureden als mit des alten Helden Worten. Vielleicht übertrift niemand hierinn unſern Luther, der im Pſalmbuch ſein ganzes Herz fand und es daher auf ſeine Zeit wandte, wie und wo er nur konnte. Es iſt ein großes und gutes Zeichen von einem Menſchen, wenn er individuelle Providenz glaubt: alle vielgeprüfte, wohlbeſtandene Männer glaubten ſie: ſie kannten Gott nicht nur aus Buchſtaben, ſondern aus Wahrheiten ihres Herzens, aus Erfahrungen ihres Lebens. Kein Locus von Gott wird in den Pſalmen der Scienz wegen entwickelt: Gott iſts, der den Sänger allgegenwärtig durchblickt, der die Wahr-

---

c) S. Pſ. 11. 18. 21. 27. 31. 40. u. f.

Wahrheit und Unſchuld ſeines Herzens, ſo wie ſeine geheime Wunden und Noth kennet: das macht ihm Leid und Freude! das macht ihn Troſtreich und betrübt —

3. Alſo werden ſeine Lieder auch Ausdrücke der innerſten, der individuelſten Herzensſprache. Was bei uns ruhmredig ſcheint, wenn wirs kalt und allgemein ſingen, war bei ihm Gefühl der Wahrheit in einzelnen Situationen. Seine Feinde verläumdeten und verfolgten ihn; er dagegen wuſch ſeine Hände in Unſchuld: kein Blut ſeiner Verfolger entweihete dieſelbe; dies hält er Gott vor in ſeinen Liedern. d) Wenn wir aufrichtig ſeyn wollten, müßten wir dieſelbe Gelindigkeit und Biederherzigkeit Davids auch in ſeiner Regierung finden. Sein Joab war wilder und ſtrenger als er: denn ſelbſt gegen Ueberwundne handelte er ſo großmüthig als es die Zeit zuließ, und gegen ſeine häusliche Feinde wünſchte er nie grauſam ſeyn zu dörfen. Wie weh that ihm Abſaloms Tod! wie ſchonte er den Simei! Den durch Hinterliſt ermordeten Anführer ſeiner Gegenpartei, Abner, ehrte er auch nach ſeinem Tode mit dem Trauerliede über einen biedern Helden: e)

Und David ſprach zu Joab
und allem Volk bei ihm:
„Zerreißet eure Kleider;

umhül-

---

d) Pſ. 7. 26. u. ſ.

e) 2 Sam. 3, 33. u. ſ.

umhüllet euch mit Säcken
und weinet Abnern nach.„
Der König ſelbſt ging hinterm Todtenbett.
Und da ſie ihn begruben,
erhob er ſeine Stimme
und weinete an Abners Grabe
und alles Volk mit ihm.
Laut klagete der König über Abnern
und ſprach:
„Nicht wie ein feiger Mann fiel Abner!
Nicht gebunden wurden deine Hände,
nicht gefeſſelt waren deine Füße;
wie man vor Böſewichtern fällt,
ſo fieleſt du! —„
Und alles Volk, es weinte lauter noch —

Die Regierung des friedſeligen Salomo war in Manchem viel härter und deſpotiſcher, als des kriegenden und ſiegenden Davids.

4. Nothwendig alſo, da er unſchuldig und ein Menſch war, that ihm die Verfolgung ſeiner Feinde um ſo weher. Dieſe fraßen ſich mit Gram in ſeine Seele und kommen, auch wo es nicht ſeyn ſollte, ſelbſt in allgemeinen Lob- und Dankgebeten wieder. Jedermann weiß, was frühe Unfälle und Schickſale der Seele für eine Farbe geben! Frühzeitiges Unglück, treuloſe Freunde, unverſchuldete Nachſtellungen machen endlich düſter, wo nicht bitter. Die meiſten ſolcher Geſänge Da-

vids ſind in der Noth gemacht, da ſein Herz an der Harfe Tröſtung ſuchte; und wir wiſſen alle, wie freier die Seele in der erſten lebhaften Stunde des erlittenen Unrechts ſich ausgießt! Ob ich alſo gleich die Erinnerung an ſeine Feinde aus Pſalmen, wie der 8. 19. 23. 104. 139te ſind, für mich und den heutigen Gebrauch wegwünſche; ſo gehören ſie doch auch da zum Spiegel der Denkart Davids. Er hätte ſeine Seele verfälſchen müſſen, wenn er ſie nicht auch in dieſem Zuge Gott dargeſtellt hätte; dadurch aber verband er uns nicht, daß wir dieſe Wünſche zur Unzeit, gar ohne Veranlaſſung ihm nachſingen ſollten. Vollends im Geiſt der chriſtlichen Religion liegt das Fluchen über die Feinde gar nicht.

Eben dieſe harten Zuſtände geben David Gelegenheit, Züge der Wiedervergeltung und der Gerechtigkeit Gottes zu entwickeln, wie es jetzt der Drang ſeines Herzens foderte, und in frühern Zeiten ſo ausführlich nicht geſchehen dorfte. Dem Geſetzgeber Moſes war Gott ein Nationalgott, der über das ganze Volk in allgemeinen Schickſalen Vergeltung übte; David und ſeine Mitgenoſſen entwickeln ſchon feinere Züge der Regierung Gottes über einzelne Menſchen und über die Welt. Aſſaph thuts als Weiſer: David als ein vielerfahrener Held; viele Ausdrücke von ihnen ſind noch ſetzt, dreitauſend Jahr ſpäter, die treffendſten, um eine moraliſche Aufſicht Gottes über den Zuſammenhang der Dinge zu bezeichnen. In manchen Pſalmen ſcheints, als ob Hiob ihr Vorbild geweſen; überall aber geht alles von eignen kleinen Veranlaſſungen aus — —

5. Merkwürdig iſts von David, daß er Gott ſo oft Geſänge verſpricht, und in ſie, ſtatt Opfer und Brandopfer, die gröſteſte Pracht, das Gott-wohlgefälligſte Gelübde des Heiligthums ſetzet. Das waren die ,,Farren der Lippen,, die auch die Propheten rühmen; ſie laſſen ſich aus dem Character Davids und aus ſeiner Zeit erklären; auf unſern Lippen aber ſind ſie ſehr oft gemißbrauchte Worte. Bei David war das Eigenſte und Beſte, was Er Gott zu geben wußte, Lieder: ſie waren die Blüthe ſeiner Kräfte, der Pſalter war ſeine Ehre. Ochſen aus den Ställen zu geben, war dem Könige viel leichter, er verſchmähete aber dieſe geringere Gabe, und wollte Gott mit dem eignen, ſchönſten Bekenntniß ſeiner Muſe ehren. Auf wen von uns paſſen nun dieſe Stellen der Pſalmen? Ochſen ſollen wir Gott nicht geben: neue, eigne Geſänge wie David können wir ihm nicht geben; von wem fodert Gott auch ſolche poetiſche Bußen? alſo ſind dieſe Worte bei uns todt und erfroren — —

6. David regierte in einem theokratiſchen Staat, in dem er eigentlich Gottes Stelle vertrat, und ſich alſo

auch nach deſſen alten Verfügungen, der veſtgeſtellten Landesconſtitutionen richten mußte; dies giebt ſeinen Liedern durchaus eine geiſtliche Sprache, auch wo er von lauter weltlichen Geſetzen und Verfaſſungen redet. Er ſaß als Gottes Fürſt auf dem Zion: in Gerechtigkeit und Gericht ſein Prieſter, in Siegen ſein Werkzeug, in der Beobachtung der National-Geſetze ſein Diener, wie der geringſte Iſraelit. Wenn alſo alle Thaten und Siege Davids Gott zugeſchrieben werden, wenn ſich der König in ſeinem Gott freuet, auf deſſen Stärke ſtolz iſt, deſſen Geſetzen neue Treue ſchwöret: ſo ſind alle dieſe Ausdrücke reelle eigentliche Landes-Sprache. Wenn er die Wunder d. i. die treffende Schönheit und Vortreflichkeit der Moſaiſchen Geſetze rühmet, und ſich ſo oft anheiſchig macht, nach ihnen zu regieren: ſo war er damit kein müßiger Frömmling, der nur mit ſeiner Harfe knien wollte, wie er gemahlt wird; eben in denen Pſalmen, wo er von ſeiner Liebe zum Geſetz Gottes redet, redet er von ſeinem Fleiß in Geſchäften, von der Bewahrung ſeines Herzens, ſich nicht für eigenmächtig und zügellos zu halten, kurz von ſeiner Hochachtung gegen Landesrechte und Landesgebräuche. Daß er dies zu thun ſchuldig war, fühlte er ſehr gut; am meiſten wenn er abwich und ihn Gott ſtrafte. „Ich „habe geſündiget gegen Jehovah, den Landesgott; „was haben aber dieſe Schaafe gethan„?

Mögen

Mögen dieſe wenigen Züge zeigen, mit welchem freien und verſtändigen Geiſt die Pſalmen Davids gebraucht werden müſſen, wenn ſie für uns ſeyn ſollen, was ſie für ihren Urheber waren. Auch hier iſt Hermas Regel anzuwenden, daß man den Alten oft am nächſten komme, wenn man ſich am weitſten von ihnen zu entfernen ſcheinet. Die Blüthe allgemeiner Lehre und Zierde ſoll in uns übergehen: alle ſüßen Worte und Geſangweiſen können, wenn unſer Herz ihnen zuſpricht, auch die unſrigen werden; jede blinde Nachahmung iſt aber auch hier Baalsdienſt, Farren und Kälber der Lippen, d. i. unvernünftige Worte. — Nur denn werden uns einzelne Pſalmen lieb, wenn wir ſie in einzelnen Fällen des Lebens als die eigenſte Sprache unſres Herzens, ſchön, edel und uns treu finden; alſo die alte Davidsharfe nur als den Vor- oder Nachklang unſrer Seele abgewinnen lernen. —

II. Aſſaphs Character, als Pſalmendichters.

In Lehrpſalmen übertrift Aſſaph den David: ſeine Seele war nicht ſo zart, aber leidenſchaftloſer, freier. Die beſten ſeiner Pſalmen ſind nach einem ſchönen Entwurf angelegt und auch ſeine Nationallieder ſind vortreflich; kurz er verdient den Namen eines Weiſſagers d. i. eines Gottesweiſen auf der Harfe. Eine einzige Probe ſeines Lehrgeſanges möge hier gnug ſeyn:

Der 73. Pſalm,
eine Theodicee über das Glück der Böſen.

Dennoch iſt dem Rechtſchaffnen, Gott f)
ein guter Gott!
wer reines Herzens nur veſt an ihm bleibt.

Zwar hätt' ich faſt geglitten,
mein Fußtritt wich ſchon aus:
denn eifernd zürnt' ich auf die ſtolzen Thoren, g)
mit Neid ſah ich der Böſewichter Glück.

Kein Todesnetz iſt für ſie da; h)
fett und geſund ſind ſie:
ſie wiſſen nichts von Menſchenlebens Müh:
des Unglücks Geiſſel trifft ſie nicht,
wie andre Sterbliche.

Drum brüſten ſie ſich in Halsketten ſtolz,
ihr Unrecht ſchmückt mit prächtigen Kleidern ſie. i)

Aus

---

f) In mehrern Stellen wird das Wort Iſrael bedeutungsvoll genommen und das ישר in ihm entwickelt.

g) Die הוללים, רשעים machen oft ſolche Nebenbedeutungen zur Hauptbedeutung.

h) Der Tod wird hier als Jäger vorgeſtellt, wie er immer auf die Schritte der Sterblichen lauret. Dieſe haben mit ihm einen Bund und mit dem Grabe einen Vertrag gemacht: ihnen ſtellt er keine Netze —

i) Nicht nur, daß ſie reich und ſtolz ſind; ihren Reichthum hat ihnen auch die Unterdrückung anderer gegeben.

Aus fetter Wange geht hervor ihr Blick, k)
was ſie ſich dichten, ſtrömt ihr Herz hinaus!

Sie ſpotten, reden Böſes auf den Freund, l)
redens mit hoher Bruſt.
Als Himmelsgötter ſprechen ſie,
und was ſie ſprechen, muß die Erde thun. m)

Sie trinken ſatt ſich aus dem harten Stein, n)
ſie preſſen reiche Waſſer ſich hervor;
Und ſagen: wie? das merkte Gott?
von uns hätt' der Erhabne Wiſſenſchaft?

---

k) Will man mit den 70. עונמו leſen, ſo habe ich nichts dagegen, aber auch עינמו giebt ein treffendes Bild. Was ihr Auge hervorblickt, muß gethan werden; ſo wie was ihr Herz dichtet.

l) ברע: S. den andern Pſalm Aſaphs Pſ. 50, 20.

m) Himmel und Erde werden hier entgegen geſetzt. Bis zu jenem recken ſie ihr Haupt, als ob ſie Götter des Olymps wären; auf der Erde wandelt ihr Wort d. i. es wird überall ſchnell vollführet. Vgl. Pſ. 147, 15.

n) Daß nach den gewöhnlichen Ueberſetzungen und Conjekturen die beiden Glieder des Parallelismus mit einander nicht beſtehen, ſiehet ein jeder. Der zweite Satz iſt klar; alſo muß es am erſten liegen. Ich ſetze die Buchſtaben nur anders ab: ישבע מסלם und es wird nicht nur Sinn und Parallelismus, ſondern jeder bemerkt auch das Wortſpiel mit dem gleich folgenden ומי מלא, ſo daß dies wohl die wahre Leſeart geweſen ſeyn dörfte. Es iſt ein Bild der größten und glücklichſten Unterdrückung, das die Folge ſchön einleitet. Auch der maſorethiſche Text hat ſchon die Stelle als mangelhaft bezeichnet.

So denken die Verruchten
und ſind die Glücklichen der Zeit o)
und nehmen zu an Gut.

Umſonſt iſts alſo, daß ich rein mein Herz
und meine Hände rein bewahrt!
Tagtäglich trift mich neuer Geißelſtreich,
und jeden Morgen ſchilt das Glück mich aus. p)

Wohl, ſprach ich, ich will ſagen, wie dem iſt?
„das ſind Sie, deine Lieblinge!„ —
Treuloſes Wort! —
Ich glaubt' es zu verſtehen,
und war in eitlem Wahn.

Bis ich eintrat in Gottes heilgen Rath,
und da ihr End' erfuhr.
Wie haſt du ſie aufs Schlüpfrige geſtellt!
Zu Fallen fallen ſie.

Erſchrocken wird man ſtaunen über ſie:
„Ein Augenblick! ſie ſind nicht mehr!
ſind wie hinweggeſchreckt! q)
Wie ein Traum, wenn man erwacht:

---

o) Die שַׁלְוֵי עוֹלָם ſind Leute, die glücklich und ruhig leben, die Seligen des Zeitalters, beati.

p) Das Glück fährt ihn jeden Morgen neu an: tagtäglich ein neuer Unfall.

q) Die Worte des Originals mahlen das Bild ſehr lebhaft.

ſo haſt du Herr erwachend r)
ihr Bildniß weggeſcheucht.

Wie ſtach es nun mein Herz!
wie ſchmerzte michs im Innerſten,
daß ich ſo thöricht das nicht erſt erkannt,
daß ich vor dir geurtheilt wie ein Thier. s)

Nun halt' ich immer mich an dich,
der, da ich wankte, bei der Rechte mich ergrif;
führ' immer mich, wie du nur willt,
zuletzt nimmſt du mich Ehrenvoll doch auf. t)

Denn wen in allen Himmeln? wen auf Erden
hätt' ich mir ohne dich?
Verlangend zehret ſich mein Leib ab und mein Herz. —
Du meines Herzens Fels, mein Theil biſt du
o Gott auf ewig hin. —

---

r) Daß בעיר im Erwachen, nicht in der Stadt heiße, zeigt die ganze Compoſition des Bildes.

s) Die Folge zeigt gnugſam, was das עמך hier bedeute. Er war zuerſt in Abſicht Gottes wie ein Thier d. i. er verſtand nichts von ſeiner Abſicht, urtheilte unvernünftig, und wollte ſchon ausſchlagen und abweichen. (Vgl. Pſ. 32, 8.) Nun denkt er auf eine andre Weiſe an Gott, und bleibt bei ihm, wie der folgende Vers mit Wiederholung des Worts ſinget.

t) Vielleicht könnte man auch grammatiſcher leſen:

Nach Müh und Laſten bin ich doch bei dir.

Die Umſchreibung des Worts עמך geht nemlich immer fort.

Die ſich von dir entfernen, gehn zu Grunde:
wer Fremden nachbuhlt, den vertilgeſt du!
Ich aber! — nah bei Gott, wie wohl iſt mir!
Auf Gott Jehovah ſetz' ich mein Vertraun,
noch will ich ſingen alle deine Thaten —

Wie ſchön iſt der Pſalm! Eine kurze Gnome fängt an, u) das Reſultat vieler Betrachtungen, womit er auch endigt. Schnell und unmerklich kommt er x) auf ſeine ſchwere Situation, ſchildert woran er ſich irrte, und da er dies Gemählde zum volleſten Licht gebracht hat, wendet ſich der Geſang. y) Er wird in den Rath der Schickſale eingeführt und kommt ſich ſelbſt als Thier vor in ſeinem vorigen Urtheil. Neue Gelübde an Gott (immer noch dem erſten Bilde des Wankens angemeſſen) ſteigen zur wärmſten Empfindung, z) bis wieder eine Gnome ſchließt. a) Schöner Lehrpſalm in Materie und Ordnung.

Nur erweitre man jene nicht über ihre Grenzen. Aſſaph ſieht das Glück der Böſewichter und ſieht es verſchwinden: das Glück der Guten bleibt treu und veſt: — ſo weit geht ſein Blick. Weder die Rache an jenen, noch eine Expoſition des ewigen Glücks dieſer war der Zweck ſeines Liedes.

Im

---

u) V. 1. x) V. 2. 3.
y) V. 12 — 16. z) V. 23 — 26.
a) V. 27 — 28.

Irre ich nicht, ſo iſt über dieſe Materie in mehrern Pſalmen ein löblicher Wettſtreit. Einen Geſang dieſes Inhalts hatten wir ſchon; b) er behandelte die Aufgabe als ein Räthſel der Weisheit, lyriſch und ſchön, wie alle Pſalmen der Kinder Korah. Hier iſt der Wettgeſang Davids über eben dieſen Inhalt:

Das Glück der Böſen.

Der 39. Pſalm.

Ich ſprach: ich will mich hüten Lebenslang,
daß meine Zunge ſich nicht übereile,
gebieten will ich meinem Munde, daß er ſchweige,
ſo lang ein Böſer vor mir lebt.

Ich ſchwieg der Rede; und ſchwieg auch der Freude, c)
der Schmerz empörte ſich in mir:
Mein Herz erglühte mir im Innerſten:
Wenn ich nachdacht', entbrannte Feur in mir;
und — meine Zunge ſprach. d)

Jehovah, lehr bedenken mich mein Ende,
wie kurz mein Leben ſei!

---

b) S. Theil I. S. 228. u. f.

c) Eine feine Empfindung und wie wahr! — Das iſt kein Mittel, Gedanken abzubrechen, daß man ſie in ſich verbirgt. Sie müſſen heraus, ſie müſſen entwikkelt werden oder ſie nagen das Herz um ſo mehr.

d) Murrend nehmlich. Es iſt fein und ſchön, daß er die Worte des Murrens nicht anführet; der Geſang wendet ſich ſogleich weiter.

wie bald ich muß davon.
Ach, eine Spanne iſt mein Leben nur,
all' meine Zeit iſt wie ein Nichts vor dir,
ein leerer Schatte nur iſt Menſchenleben,
das ſich ſo bleibend dünkt. e)

Ja wohl! im Schattenbilde geht
der Menſch, als wär' er Held, daher!
ereifert ſich und giebt ſich Müh' umſonſt,
ſammlet und weiß doch nicht für wen?

Worauf denn hoffe ich?

Du, Herr, biſt meine Hoffnung!
Befreie du mich nur von meinem Fehlen
und mach mich nur dem Narren nicht zum Spott;
So ſchweig' ich, und will meinen Mund nicht öffnen,
du Herr wirſt alles thun! f)

Nimm deine Plage nur von mir!
In Ohnmacht lieg' ich Herr! weil deine Hand mich traf:
denn ſprichſt du auch dem Stärkſten
Ein hartes Wort nur über ſein Vergehen zu:
ſo ſchwindet er, als zehrten ihn die Motten;
nichts iſt, was Menſch nur heißt.

Hör' alſo mein Gebet, Jehovah,
vernimm mein Angſtgeſchrei,
und ſchweige, wenn ich weine, nicht.

Ein

---

e) Das נצב im Original iſt kurz und ſchön.

f) Du wirſts beſſer ausführen, als ich dir vorzeichnen könnte.

Ein Fremdling bin ich hier vor dir,
ein Wanderer, wie alle meine Väter.
Sieh ab von mir, daß ich mich wieder ſtärke,
eh ich hingeh' und bin nicht mehr. —

Ein zartes Lied, vermuthlich in Krankheit gemacht, und ganz in Davids Weiſe, voll feiner individueller Empfindung. Wer dieſe liebt, wird Davids Geſang, wer Lehre liebt, Aſſaphs Pſalm, wer lyriſche Fiktion liebt, wird das Gedicht der Kinder Korah vorziehen, das ſich über das Schickſal der Böſen bis ins Todtenreich wagte. Noch einen andern lehrenden Pſalm (Pſ. 37.) hat David über dieſelbe Materie: es giebt mehrere ſolcher lyriſcher Wettſtreite in den Pſalmen, inſonderheit in Nationalliedern. (Vergl. Pſ. 46. und 76. 80. 85. 44. 78. u. ſ.) Sie gegen einander zu halten, iſt eine angenehme Mühe, die ſowohl den Charakter des Dichters, als ſeine Geſangweiſe erläutert.

III. Geſänge der Kinder Korah.

Wären dieſe Geſänge von David? warum ſollte er bei ihnen nicht genannt ſeyn? da ihm und auch Aſſaph vielleicht Geſänge zugeſchrieben ſind, die wahrſcheinlich in ſpätere Zeiten gehören. Wahrſcheinlich ſind ſie von einem aus Hemans Chor — und ihr Verfaſſer iſt vielleicht der prächtigſte Liederdichter dieſer Sammlung. Seine Nationalgeſänge ſind kurz, rund, feurig: Der

45ſte Pſalm iſt Eins der ſchönſten Epithalamien, der 42ſte eine der ſchönſten Elegien — wir merken uns den letzten zum Beiſpiel:

Sehnſucht nach Jeruſalem.

Der 42. 43. Pſalm.

Wie der Hirſch ſich ſehnet nach Waſſerquellen,
ſo ſchmachtet meine Seele, Gott, nach dir:
es durſtet meine Seele hin nach Gott,
nach dem lebendgen Gott: [g]
wenn werd' ich wieder kommen
und Gottes Antlitz ſchaun!

Längſt waren meine Thränen mir
Morgen- und Abendbrot;
da Tag für Tag man zu mir ſprach:
wo hilft dir nun dein Gott?
Da dacht ich denn: (und floß in Thränen über)
wie ich einſt auch zu Gottes Tempel ging,
mitging im Haufen Jubelnder,
Dankſingender, im lauten tanzenden Chor.

Was grämſt du dich, mein Herz, in mir,
und pochſt unruhig auf!
Erwarte Gott! auch ich werd' ihm noch danken,
ihm meinem Retter, meinem Gott!

— Und

[g] Der lebendige Gott wird ſonſt todten Götzenbildern entgegen geſetzt; hier wird der Ausdruck ſchön verwandt auf die lebendige Quelle, nach der von dieſen Quellen der Sänger ſich ſehnet.

— Und dennoch grämt ſich meine Seele noch! —
So will ich denn auch hier an dich gedenken,
hier zwiſchen Berg und Strom,
am Jordan und den Hügeln Libanus! —

— Wie Woge dort in Woge rauſcht! —
ſie rauſchen mir wie deine Ströme zu! —
Denn alle deine Wogen, deine Ströme
gingen über mich hin! — —

Und doch hält mich am Tage noch
aufrecht Jehovah's Huld
und in der Nacht iſt noch ſein Lied mit mir,
Gebet zu meinem, dem lebendgen Gott: —

Ich ſinge zu Gott, meinem Schutz:
„warum vergiſſeſt du mein?
„warum muß ich ſo traurig gehn,
„bedrängt vor meinem Feind'?„

Es ſchmettert mir durch mein Gebein,
wenn mich mein Feind verhöhnt,
wenn Tag für Tag' er zu mir ſpricht:
wo hilft dir nun dein Gott?

Was grämſt du dich, mein Herz, in mir,
und pochſt unruhig auf?
Erwarte Gott! ich werd' ihm doch noch danken,
ihm meinem Retter, meinem Gott!

Ja richte mich, Gott, führe aus mein Recht! —
Von einem unbarmherzgen Volk,
von einem Mann voll Trug und Bosheit rette mich!

Denn du biſt ja der Gott, dem ich vertrau;
warum entfern'ſt du mich?
warum muß ich ſo traurig gehn,
bedrängt von meinem Feind'? —

O ſende mir, Herr, deinen ſichern Rath, h)
daß er mich leite, daß er mich hinführe
zum Berge deiner Majeſtät,
zu deinem Zelt.

Hinein will ich denn gehn zum Altar Gottes,
zum Gott, der meine Freud', mein Jubel iſt!
will mit Geſang der Harfe dir denn danken,
o Gott, mein Gott! —

Was grämſt du dich in mir, mein Herz,
und pochſt unruhig auf?
Erwarte Gott! ich werd' ihm doch noch danken,
Ihm meinem Retter, meinem Gott.

Zergliedern mag ich das vortrefliche lyriſche Gemälde nicht: denn wer die ſchöne Abwechſlung, den ſanften Gang und Traum der ſich beruhigenden Gedanken, inſonderheit das Bild der Gegenden am Libanus und Jordan nicht ſelbſt fühlt, wird ſie durch die weitläuftigſte Expoſition nicht fühlen lernen. Wie jemand, der Troſt ſucht, den erſten Gegenſtand zu Hülfe nimmt: ſo fällt das Auge des Betrübten eben auf die rauſchenden Wogen der Ströme, die aus dem Phiala ſtürzen. Sie

rau-

---

h) Dein Urimm und Thummim: Die Stelle zeigt, wofür es David anſah.

rauſchen ihm traurigen Schall, ſie bringen ihm das Bild der Trübſal, die Jehovah auf ihn goß, in die Seele; i) bis er daran denkt, daß ihm noch ſeine Freundin, die Harfe, treu geblieben ſei, und er ſich mit ihr voll von Vertrauen, das ſchon zur ſichern Gegenwart wird, in die frohlockenden Chöre Jeruſalems wieder zurückzaubert. — k)

IV. Geſänge einiger Ungenannten.

Wir haben eine ziemliche Anzahl ungenannter Pſalmen, deren viele wahrſcheinlich aus ſpätern Zeiten und darum nicht ſchlechter ſind. In einigen ſiehet man ſchon eine verfeintere Lehre als ſie zu Davids Zeit ſeyn mochte; wir werden mit manchen von dieſen unſern dritten Theil zieren; hier ſtehe nur noch ein Wort über die ſogenannten Stuffen- oder Aufſteige-Pſalmen.

Man hat die Aufſteigepſalmen für Reiſelieder bei der Rückkehr aus Babel gehalten, weil dieſe Eſra 7, 9. das Aufſteigen heißt; der Inhalt der Meiſten beſtätigt kaum dieſe Meinung. Viele ſind allerdings aus ſpätern

---

i) Es iſt nicht nur gewohnte Ideen-Verbindung der Ebräiſchen Sprache, ſondern auch eine gemeine Bemerkung, daß ein rauſchender Strom den Betrübten zuerſt anlockt, als ob er ſeinen Schmerz auf den Wogen mitnehmen wolle, bald aber ihn nur trauriger mache.

k) Th. 1. S. 272. Th. 2. S. 122. 123.

tern Zelten, und der 137. Pſalm beſingt die Gefangenſchaft in Babel deutlich; gerade aber auf die Reiſe nach Judäa ſcheinen ſich die wenigſten zu beziehen. Bedeutet das Aufſteigen im Ebräiſchen nichts anders? wars nicht der gewöhnliche Ausdruck von denen, die nach Jeruſalem inſonderheit zu den Nationalfeſten zogen? Wie alſo, wenn dieſe Pſalmen nichts als dies? wenn ſie ſolche Reiſe- Feſt- und Nationalgeſänge wären, wie wir von David, Aſſaph, den Kindern Korah ſchon eine Menge ſahen? Und offenbar ſind ſies! mit dieſem erweiterten Begrif erklärt ſich in ihnen das meiſte.

Nur fange ich ungern vom 124. Pſalm an; er hat gerade das wenigſte, das die Situation bezeichnet, in der er gemacht iſt, und iſt vielleicht eine ganz individuelle Klage:

Klage über unfriedliche Mitwohner.

Der 120. Pſalm.

Zu Jehovah ruffe ich in meiner Bedrängniß:
ich ruff' und Er erhöret mich.
Errette mich, Jehovah, von den Verläumder-Lippen,
von der Betrüger-Zung' errette mich!

„Was thut ſie dir, die trügeriſche Zunge?
„was thut ſie dir?„

Sie ſticht wie ſcharfe Pfeile des Kriegers:
ſie brennt wie brennende Kohlen von ſpitzem Holz.

O

O daß ich hier herberg' in Räuber-Zelten! 1)
es iſt als ob ich mit Arabiſchen Mördern reiſte.
Lang' hab' ichs ſatt, mit Menſchen zuſammen zu wohnen,
die Frieden haſſen und Verträglichkeit.
Ich bin ſo ruhig; und ſprech' ich ein Wort,
ſo wird es Krieg.

Ein Reiſender iſts, der über die Unverträglichkeit ſeiner Mitwohner klagt: in Zelten wohnt er und vergleicht ſie alſo mit den Arabiſchen Räubern: kurz iſt die Zeit, die er mit ihnen wohnen darf; er wünſcht alſo, daß ſie zu Ende gehe. Weiter ſagt uns der Text nichts —

Und ich mag auch nichts weiter behaupten. Zogen dieſe Zelte nach Jeruſalem? campirten ſie außer Jeruſalem, wie es ſo oft, während des Feſts, der Volksmenge wegen ſeyn mußte? Ich weiß nicht.

Der 121. Pſalm erklärt ſich deutlicher. Von Babel kein Wort: es iſt ein Zug nach Jeruſalem, nach den heiligen Bergen:

Glück-

---

1) משך heißt ein Fell, eine grobe Zeltdecke, von der das wilde Zeltenvolk wahrſcheinlich den Namen hatte. Der Klagende ſagt alſo: „es ſei ihm, als ob er mit rohen Wilden zuſammenlebe.„ In Meſech und Kedar ſind die Iſraeliten nie gefangen geweſen, auch lagen dieſe Gegenden weit auseinander, und ſind in dieſem Pſalm offenbar nur tropiſch, wie der Parallelismus deutlich zeiget.

Glückwünſchungs-Lied zum Zuge nach Jeruſalem.

Der 121. Pſalm.

Ich ſchau, ich ſchau hinaus nach jenen Bergen,
von denen Hülfe mir kommt:
meine Hülfe kommt mir vom Jehovah,
der Himmel und Erde ſchuf.

„Er wird deinen Fuß nicht laſſen gleiten!
Er wird nicht ſchlummern, der dein Hüter iſt:
denn ſieh, es ſchläft und ſchlummert nie
der Hüter Iſraels.

Jehovah wird dein Hüter ſeyn,
Jehovah wird dein Schatte ſeyn,
der mit dir zieht (als Freund) zur Seite dir:
Daß Tages dir der Stral der Sonne,
daß Nachts des Mondes Stral nie ſchade dir.
Der Herr behüte dich vor allem Unglück:
er nehme deines Lebens wahr!
Der Herr wird dich behüten, wenn du ausziehſt,
und wenn du einziehſt, jetzt und künftig hin —„

Man denke ſich einen jungen Iſraeliten, der wie ein zarter Vogel aus ſeinem Neſt nach den Hülfebringenden Bergen hinausblickt: er will auf die Reiſe, will Jeruſalem ſehn, und ſein alter Vater etwa giebt ihm dieſen Segen auf den Weg: ſo iſt Wort für Wort erklärt. Es iſt kein Auszug aus Babel: denn wer ſollte da ſo ſegnen?

ſegnen? es iſt die Stimme eines zärtlichen Abſchiedes, die ſich nicht ſatt reden, nicht ſatt ſegnen kann. Auch auf der Reiſe konnte der Pſalm einzeln und in Chören geſungen werden: man wünſchte einander zur Reiſe Glück — —

Daß der folgende 122. Pſalm ein Lied des Verlangens eines jungen Iſraeliten ſei, der ſchon Einmal in Jeruſalem geweſen und ſich jezt wieder auf den angekündigten Zug freuet, haben wir ſchon bemerkt: m) der 123. 125. 134. zeigen ihren hieher gehörigen ähnlichen Inhalt offenbar. Der 124. 129. ſind Danklieder über die Errettung Iſraels, wie man ſie etwa bei Nationalfeſten ſang, und wie wir andre unter den Geſängen Aſſaphs und der Kinder Korah finden. n) Der 126. iſt dergleichen, wahrſcheinlich in der Gefangenſchaft gemacht und nachher zum Andenken des Zutrauens und der Freude als Nationalgeſang beibehalten. Der 133. preiſet Eintracht der Stämme und Familien, der 128. das Glück des häuslichen Lebens, der 127. das Glück einer zahlreichen Familie, wenn gleich ihre Erziehung Mühe und Sorgen koſtet — die ſchönſten Materien für ein verſammletes Volk. Hätten wir viele derſelben auch für unſre Sitten und Lebensweiſe! ſo rein, ſo kurz, ſo voll Geſanges wie dieſe für Iſrael waren. Der 130. iſt ein Bekänntnißpſalm der Sünden, eine Zuberei-

tung

---

m) S. 126.

n) Pſ. 46. 48. 74. 85.

tung etwa zu Opfern, wenn jemand ſich derſelben ſchuldig fühlte. Der 132. empfielt Gott des Königs Haus, den Zion, die Prieſter; alſo genau dieſelbe Beſtimmung. Endlich werden dieſe 15 kleine ſchöne Lieder von Lobgeſängen beſchloſſen, die offenbar Tempel- und Feſtpſalmen waren. o)

Wenn man auf dieſe Weiſe das Pſalmbuch überblickt, ſo wird man ſich daſſelbe leicht ordnen können, zumal wenn man die Jüdiſche Eintheilung in 5 Bücher zu Hülf nimmt. Die Nationalpſalmen ſtehen meiſtens auch zwiſchen andern, nicht einzeln, ſondern in Sammlungen bei einander. Hier iſt ein kurzer Anblick:

Pſ. 1. Vorrede des Buchs:

Pſ. 2. Ein Königspſalm, des Buchs Krone.

Pſ. 3-40. meiſtens individuelle Pſalmen Davids. Hier ſchließt das erſte Buch der Jüdiſchen Sammlung.

Pſ. 41-49. Lieder der Kinder Korah, mancherlei Inhalts: die meiſten ſind National-Lieder und der 50., der ſchöne Lehrpſalm Aſſaphs beſchließet dieſe erſte Sammlung der Korahiten.

Pſ. 51-64. Individuelle Lebensgeſänge Davids.

Pſ. 65-68. Nationalpſalmen: vielleicht die folgenden

---

o) Wahrſcheinlich iſt das Pſalmbuch aus einzelnen kleinen Sammlungen erwachſen, und dieſe wäre denn von einem, der ſein Reiſegeſangbuch Lieder des Aufſteigens genannt hätte.

en auch, bis der 72. Pſalm aufs Salomoniſche Reich as zweite Buch ſchließt.

Pſ. 73-83. folgen Pſalmen Aſſaphs, und der chönſte derſelben fängt das neue Buch an.

Pſ. 84-89. Lieder der Korahiten und andrer Geangmeiſter: ein großer Theil abermals Nationalpſalnen. Hier ſchließt das dritte Buch, das ganz von Dichtern der Tempelmuſik iſt und wahrſcheinlich denen nit dem zweiten Buch geſchloſſenen Davids-Pſalmen ſpäter hinzugefügt ward.

Pſ. 90. Der Geſang Moſes. Pſ. 91-107. und alſo bis zu Ende des Buchs lauter allgemeine Pſalmen: offenbar eine Zugabe aus dem Tempel und zu Nationalfeſten. Das fünfte Buch endlich hält die vermiſchteſte, ſpäteſte Sammlung:

Pſ. 108-110. Lieder Davids oder auf David. Pſalm 111-118. Tempel- und Feſtpſalmen. Der 119. ein Spruchbuch. Pſ. 120-134. die Aufſteigepſalmen, die mit Lobgeſängen, und Pſ. 138-145. Davidiſche Pſalmen, die abermals mit Lobgeſängen beſchloſſen werden. Man ſiehet, wie ſich alles in Gruppen ſammlet und ein Herausgeber, der die Pſalmen nur als Lieder betrachtete, könnte unſerm Blick und Gedächtniß durch Anordnung hiernach ſehr helfen.

* * *

V. Von der Muſik der Pſalmen.

Ohngeachtet der fleißigen Abhandlungen, p) die wir über ſie haben, gewinnt man aus ihnen wenig Reſultate für die Dichtkunſt und Oekonomie der Pſalmen. Nichts folgt ſo ſehr den Zeiten und Sitten, als Sprache und Tonkunſt: ſie ſchwebt auf den Lüften und fliegt auch mit den Lüften vorüber. Die alte und neue Muſik, die Muſik Orients und Occidents ſcheidet ſich ſo ſehr, daß, wenn wir auch mehr wüßten, wenig davon für unſer Ohr wäre. Ich bemerke nur Weniges:

1. Die Inſtrumente, die in den Pſalmen genannt werden, ſind entweder herrſchend oder blos begleitend. Begleitende ſind offenbar die lauten, die daher in keiner Ueberſchrift vorkommen: ſie gehörten zur vollſtimmigen Muſik der Freudenrüffe und Tempelpſalmen. Da das Volk nur im Vorhofe blieb und die Muſik ihm aus dem Heiligthum oder gar unter freiem Himmel zuſchallte: ſo wird damit die Menge der Sänger und lauten Inſtrumente begreiflich. Hieher gehören z. B. die Caſtagnetten, die Adufe, manche Arten der Poſaune und Pfeiffen: es war eine Art kriegeriſcher Muſik, weil der Gott Zions, ein Herr der Zebaoth, d. i. der Schlacht-

---

p) Die beſte iſt Pfeifers über die Muſik der Ebräer, Erlangen 1779.

Schlachtheere war; wozu auch der Inhalt vieler Pſalmen augenſcheinlich eingerichtet worden. Wenn es heißt, daß Aſſaph die Caſtagnetten geſchlagen: ſo werden dieſe damit nicht als ſein einziges Inſtrument genannt, ſondern er lenkte mit ihnen das Chor, er ſchlug den Takt; bei einzelnen Geſängen aber weißagte d. i. dichtete auch er auf Saiten.

2. Die ſanftere Muſik der Dichtkunſt waren einzelne Inſtrumente; daher wird dieſer Geſang der Flöte, jener der Citter und Harfe, ein andrer dem Horn zugeſchriebeñ. Es ſcheint, daß die Alten, bei denen Ton- und Dichtkunſt inniger verbunden waren, ſich mehr darauf gelegt, jedem Inſtrument ſeinen eigentlichen Affekt abzugewinnen und eben damit auch die Poeſie zu bezeichnen: denn es braucht keines Erweiſes, daß Jedes Inſtrument mit ſeinem eignen Ton auch gleichſam eine eigne Region der Empfindungen habe: daher man frappante Beiſpiele hat, was gewiſſe Töne auf dieſem oder jenem Inſtrument, die eben dieſes Hörenden Lieblingsgänge waren, auf ihn wirkten. Da alle Kraft der Muſik auf Simplicität beruhet: ſo hat mit einfachen Tönen Eines geliebten Inſtruments der Tonkünſtler das Herz des Liebhabers in ſeiner Gewalt und ſpielt gleichſam unmittelbar auf demſelben; indeß das harmoniſche Geſchrei aller Inſtrumente, der künſtlichſte

Luftbau, der je die Wolken berührte, zwar das Ohr des Kenners ergözt, aber ein wahres Babel in den Empfindungen deſſen wird, der nur gerührt zu werden wünſchet. Sollten die durch Kunſt getrennten Schweſtern, Muſik und Dichtkunſt, ſich einmal wieder inniger lieben lernen, ſo wirds abermals heißen: „ein Lied zur Harfe, ein Lied zur Flöthe:„ wie bei den Geſängen Aſſaphs und Davids. Durch das Studium eines einzelnen Inſtruments lernt man die Gattung der Leidenſchaft, die es weckt, den Ton des Herzens, den es regt, tiefer kennen; und wer dies in der lyriſchen Poeſie glücklich ausdrücken könnte, käme damit weiter als durch alle kritiſche Regeln —

3. Da die alte Zeit und noch jetzt der Orient nichts vom Lehrgebäu unſrer Harmonie weiß, da die Poeſie der Pſalmen offenbar nur freie Sylbenmaaſſe hat und wenig oder keine eigentliche Scanſion nach unſrer Weiſe kennet: ſo ſind wohl alle Verſuche vergebens, unſre Sprache nach jener, oder jene nach unſrer zu modeln. Freie metriſche Regionen ſchweben in der Luft: Melodie und Affekt beſtimmen das Gleichmaas oder die Abwechſelung derſelben nur im Allgemeinen. Das ſagen in den Pſalmen die ſo oft vorkommenden „Sela.„ Wenn man die entſcheidendſten Stellen vergleicht, ſo wollen ſie offenbar weder Pauſe, noch da Capo, noch

Inter-

Intermezzo; ſondern Verändrung der Tonart ſagen, die ſich entweder wachſend oder durch Uebergang in einen andern Takt und modum äußern konnte. q) Der Inhalt des Liedes, ſein Affekt veränderte ſich nehmlich, und da die Melodie für Sänger und Tonkünſtler noch nicht ſo genau bezeichnet war: ſo ſtand im Liederbuch bei den Hauptſtellen dies Nota bene. Affektvolle Lieder haben es am meiſten, inſonderheit wo der Inhalt des Geſangs ſich ſehr verändert: einförmiglehrende und eintönige Prachtpſalmen haben es gar nicht. Wo es am Ende des Geſanges ſteht, zeigt es etwa an, daß man dem Pſalm noch einen andern beizufügen gewohnt geweſen, wie es denn unläugbar iſt, daß man ſolche Verkettungen und Ineinanderfügungen mehrerer Pſalmen geliebt habe. r) Der Grieche überſetzt Sela durch διαψαλμα, das Svidas u. a. durch μελωδιας εναλλαγη, concentus mutatio erklären. Es zeigt alſo an,

---

q) Aus allen Reiſebeſchreibungen weiß man, daß die Morgenländer eine ſehr einförmige, und wie es den Europäern vorkomme, traurige Muſik lieben; daß ſie aber bei gewiſſen Stellen plötzlich den Takt verändern und in eine andre Melodie übergehen. Da wars nun wahrſcheinlich, wo in den Pſalmen ſteht, Sela.

r) 1 Chron. 16. ſind Theile aus vier Pſalmen zuſammengeſetzt. Pſ. 32. 33. ſind wahrſcheinlich auch zuſammengeſungen worden. So mehrere.

an, daß dergleichen Lieder ganz durchcomponirt gew
ſen; nur freilich auf die den Morgenländern gewöhn
che ſehr ſimple Weiſe, die ſich dem veränderten Geſa
ge hier neu anſchloß. —— Mit allem ſehen wir, d
wir zwar das Wort dieſer alten Lieder haben, d
uns aber, zumal in unſern Nachahmungen, der l
bendige Geiſt, der vom Vortrage abhängt, zie
lich fern iſt.

Ueber die Muſik. *)

Ein Anhang.

Der Mann, der zuerſt beym Gottesdienſt Muſik hören ließ, hatte wohl nicht die Abſicht, ſich dem Publiko als Komponiſten zu empfehlen; ſo wenig der Prophet Nathan durch ſeine Fiktion von dem einzigen Schaaf des armen Mannes, den Namen eines guten Fabeldichters verdienen wollte. Er war ohne Zweifel ein Mann von hoher Einſicht und Geſinnung, und ein Freund und Vater ſeines Volks.

Die erſten Dichter jeder Nation ſollen ihre Prieſter geweſen ſeyn; vielleicht geriethen dieſe auch zuerſt auf die Erfindung, ihren Geſängen durch Saitenſpiel mehr Eingang und Kraft zu geben. Die Muſik mag indeß am Altar entſprungen, oder in die Tempel eingeführt worden ſeyn; ſo muß man hier den Zeitpunkt annehmen, darin ſie ohne alle eigne Gerechtigkeit war, und in Knechtsgeſtalt Wunder that.

Im Tempel zu Jeruſalem ward nicht allein des Herrn Gnade des Morgens und des Nachts ſeine Wahrheit verkündigt auf den zehen Saiten, und mit Spielen auf der Harfe; es ward nicht allein nach einem Sieg wider die Philiſter Gott hoch geprieſen mit Poſaunen, Pſalter und Harfen, mit Pauken und Reigen, mit Pfeifen und Saiten, mit hellen Cymbeln und mit wohlklingenden Cymbeln; ſondern der König David ließ auch ſein Angſtgebet in ſehr traurigen und kritiſchen Situationen, und auch die Bußſoliloquia ſeiner ſehr erſchrockenen Seele, die er glaubte, auf acht Saiten

vor-

---

*) Asmus ſämtliche Werke, Th. 1. S. 87.

verſungen. Wie ſolche Nachrichten uns über die Endzwecke der Muſik überhaupt klug machen können, ſo laſſen ſie uns zugleich auf ihre Geſtalt in den Morgenländern, und auf die Idee ſchlieſſen, die man von ihr hatte.

Der Anekdote zufolge, daß die Muſik anfänglich in Griechenland allein beym Lobe der Götter und Helden, und bey Erziehung der Jugend gebraucht worden, iſt ſie vermuthlich in dieſer göttlichen Einfalt und unerkannten Schönheit aus Orient zu den Griechen gekommen, die auch in dieſem Stück ἀεὶ παῖδες waren, und ſo lange daran feinerten und feilten, bis ſie eine ſchöne Kunſt daraus gemacht hatten.

In dem Lande, wo die Dichter in Nachahmer und Schmeichler der herrſchenden Neigungen, und Weiſe in Profeſſores der Dialectik ausarteten, ward die Muſik, aus einer heiligen Nonne, eine verzärtelte Dirne, welche die Vermahnungen Plato's und anderer verſtändigen Männer in den Wind ſchlug, ſich bey aller Gelegenheit ſehen ließ, und nun öffentliche Preiſe und den Beifall des wollüſtigen griechiſchen Ohres buhlte. Sie war nun gar nicht mehr, was ſie geweſen war, der ſchlechte Zauberſtab in der Hand des Götterboten:

— — hac animas ille euocat Orco
Pallentes, alias ſub triſtia Tartara mittit,
Dat ſomnos adimitque et lumina morte reſignat.

Die Muſik eines griechiſchen Virtuoſen, der in den Pythiſchen und andern Spielen mehr als einmal den Preis erhalten hatte, verhält ſich zu einem Pſalm Davids ohngefähr

wie

ie ein Solo eines leichtfüßigen Gecken, der aber ein groſſer
änzer iſt, zu dem Tanz des Mannes Gottes vor der Bun-
lade her. **Plutarch** ſagt, daß man ſich zu ſeiner Zeit gar
cht einmal einen Begrif mehr von der alten Muſik machen
nnte, die Jünglinge zu guten Bürgern bildete, und ſchiebt
e Schuld aufs Theater. Zwar gab es auch Muſiker, die
Delphis nicht zur Wette mitſpielen wollten, weil ſie beſ-
Abſichten hatten; und gemeiniglich waren dieſe Dichter
nd Muſikus zugleich. In Lycurgs Leben wird von einem
hales, (einem Lyriſchen Dichter und Muſikus aus Creta)
zählt, wie folget: „Seine Geſänge waren durch ihren
ſanftgeordneten wohlklingenden Gang ſehr einnehmend, und
munterten auf zum herzlichen Gehorſam und zur Eintracht.
„Wer ſie hörte, ward wider ſein Wiſſen und Willen gerührt
„und ſanfter gemacht; ſein Herz ward ihm warm für die Tu-
„gend, und vergaß des Neides ſchier, der es bisher beſeſſen
„hatte; daß man auf gewiſſe Weiſe ſagen kann, dieſer Tha-
„les habe dem Lycurg vorgearbeitet, und die Bahn gebro-
„chen, die Spartaner auf beſſern Weg zu bringen.„

Die Römer ſind in Abſicht auf die Muſik weniger an-
zklagen als die Griechen; zu ihnen kam ſie aus Griechen-
land, und die Griechen hatten ſie aus Oriente.

Bey den übrigen Abendländern und nordiſchen Völkern
gieng die Muſik noch lange nach Chriſti Geburt, unter Auf-
ſicht der Prieſter, mit in den Krieg, und gewann Schlach-
ten fürs Vaterland. In den folgenden Jahrhunderten nach
Chriſti Geburt muß ſie auch als Tonkunſt verfallen ſeyn.
Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie in den unruhigen Zeiten,
wie die Gelehrſamkeit, in die Klöſter geflüchtet ſey, wo ſie

auch

auch itzo noch vielleicht die beſten Dienſte thut, wenn ſie da einen unzufriedenen traurigen Mönch, der lange mit ſeinem Gram heimlich kämpfte, und auf dem Wege war, ſeinen Vater und den Tag ſeiner Geburt zu verſluchen, wenn ſie den beſänftigen, und ſeine Seele zu dem groſſen Entſchluß: ſich ſelbſt zu überwinden, empor ſtreben hilft.

Beym Gottesdienſt in Rom verſuchte die Muſik von Zeit zu Zeit muthwillig zu werden, daß auch verſchiedene Päbſte ſich genöthigt fanden, ihrem Muthwillen Schranken zu ſetzen. Pabſt Marcellus II. wollte ſie aus der Urſache gar vom Altar verbannen, aber Paleſtrina verſöhnte ihn noch durch eine Meſſe wieder, die ohne allen Muthwillen langſam und andächtig einher geht, ihr Auge unbeweglich gen Himmel richtet, und in jedem Schritt das Herz trift.

Heut zu Tage empfehlen ſich beſonders die Deutſche und Italieniſche Muſik durch hervorragende Eigenſchaften. In beyden haben wir trefliche Meiſterſtücke, und große Meiſter, die den Ruhm verdienen, daß ſie durch ihre Harmonie und Melodie den Vogel auf der Spitze des Scepters in der hohen Hand Jupiters einſchläfern können. Wem es aber von den Göttern aufbehalten iſt, die Muſik in Einfalt und Kraft wieder einzuführen, der bedarf eines ſolchen Ruhmes nicht u. ſ.

XI.

Königs = Pſalmen.

Inhalt.

Einige Nationalgeſichtspunkte der Pſalmen. Von Gott, als dem Richter und Nationalgott im Tempel. Eingänge und Ausdrücke der Pſalmen hierüber. Von Siegsliedern gegen andre Völker in religiöſem Ton. Proben. Friedliche und religiöſe Scenen in kriegeriſchen Pſalmen. Proben. Vom Könige, als dem Stellvertreter Jehovahs in einem theokratiſchen Staat. Der zweite Pſalm mit Anmerkungen begleitet. — Vom Könige als einem Verbündeten Jehovahs, der ihm zur Seite wohnet. Der 110te Pſalm mit Anmerkungen begleitet. Von den Verheiſſungen über das Geſchlecht Davids. Einfluß derſelben in die Pſalmen. Davids letzter Geſang. Salomoniſche Zeiten, ein Pſalm. Feier des Berges Zion in den Pſalmen und Propheten. Der Krieg, ein heiliger Geſang: Anthologie aus Ausdrücken der Pſalmen.

Ich fühle es wohl, daß ich die innre Art der Pſalmen noch wenig erſchöpft habe; hiezu aber würde eine ausführliche Durchſicht ihres Inhalts gehören, und zu ſolcher fehlet mir Raum. Die ſchönſten Sprüche über Gott, ſeine Eigenſchaften und Werke, ſeine Regierung und Vergeltung, über den Beiſtand, den er den Guten leiſtet und den Werth des Gebets und der Aufrichtigkeit in ſeinen Augen, ſind uns durch Lieder und Anwendungen ſo bekannt, daß die ſchönſte Anthologie hierüber unnöthig ſcheinen würde. Ich darf alſo abermals nichts, als einige Hauptgeſichtspunkte auszeichnen, die den Inhalt einiger Lieder Zeitmäßig zeigen.

1. So erhabne Ausſprüche von Gott in den Pſalmen vorkommen: ſo ſiehet man doch, daß inſonderheit in denen aus Davids Zeiten Jehovah noch eigentlich als Nationalgott dargeſtellt werde, den man als den König und Richter des Landes im Tempel anbete. Dies giebt den Geſängen im Ganzen ſo viel Kraft, als einzelnen Ausdrücken poſitive Bedeutung. David ſah Gott als den Privatfreund ſeiner Perſon und ſeines individuellen Schickſals an; in den Tempel aber tritt er mit ſeinen Bekenntniſſen und Liedern als vor das Angeſicht des Richters. Daher erklären ſich die Herzählungen ſeiner Sünden als Krankheiten oder als Verbrechen, weil über beides im Tempel geſprochen ward: daher darf er ſich ſeiner Unſchuld gegen Feinde ſo laut rühmen, weil er hier vor Gericht ſtand. So manche Eingänge der Lieder: a)

Hör' an Jehovah! Gerechter! merk' auf mein Geſchrei!
Hör' mein Gebet an, das von reinen Lippen geht!
Vor deinem Angeſicht ſuch' ich mein Recht!
dein Auge ſiehet auf Rechtſchaffenheit.

Du

---

a) Pſ. 17.

Du prüfeteſt mein Herz, durchſuchſt es in der Nacht
und läuterſt mich und findeſt nicht Schlacken in mir;
denn ich ſann drauf, daß nie mein Mund abwiche.
Wenn ich an deiner Stelle redete:
In jeder Sache, hütete ich mich
für ſchnell durchfahrendem Wort b) —
Ich rief dich an; und du erhörteſt mich;
ſo neig' auch jetzt dein Ohr und hör mich an —

Ja ich Unſchuldiger, ich werde
des Richters Antlitz ſchaun;
geſättigt werd' ich meiner Wünſche werden,
ſo bald ſein Bild erwacht c) —

d. i. ſo bald er ſich als Richter zeiget; alle dieſe Ausdrücke und Eingänge ſind gerichtlich. Im Orient kam man vor den Richter mit lautem Wort und Geſchrei; und

---

b) Das, dünkt mich, heißen die Worte: Zu Geſchäften der Menſchen (meiner Unterthanen) beim Wort deiner Lippen (den Urtheilen und Verordnungen, die ich als König im Namen Gottes gab) hütete ich mich vor den Pfaden des Gewaltthätigen (des eigenmächtigen Tyrannen.) Der Betende erwartet von Gott Recht, da er nie Einem wiſſentlich Unrecht geſprochen oder gethan habe.

c) Der Zuſammenhang und Parallelismus fodert, daß das בהקיץ תמונתך auf Gott gehe, und dem פניך correſpondire. Geſtalt, Bild, Erſcheinungszeichen heißt תמונה, auch wenn es von Gott gebraucht wird. 5 Moſ. 4, 15. 16.

und wenn er ſich zeigte, wenn ſein Bild öffentlich, dazu leutſelig, (glänzend) erwachte, half er dem Bedrängten. Das hieß nun:

Laß auf uns nur dein Antlitz wieder glänzen,
ſo iſt geholfen uns!
— Du ſprachſt ja, Herr: ihr ſollt mein Antlitz ſuchen.
Ich ſuch' es, Herr! Verberg' es nicht vor mir.

und ſo viel andre Redarten dieſer öffentlichen Landesbitten und Klagen vor ihrem Gott.

2. Wenn daher auch in den Siegs- und Nationalpſalmen Jehovah den Göttern andrer Völker entgegen geſetzt wird: iſts meiſtens in dieſem ſpeciellen, andringenden National-Sinn: d)

Nicht uns, Jehovah, nicht uns! Nur deinem
Namen ſei Ehre!
der Gnade, der Treue wegen, die du an uns gethan.
Laß jetzt die Völker ſagen: „wo iſt denn nun ihr Gott?„
Im Himmel iſt unſer Gott! und was er will, geſchieht.
Aber ihre Götzen, Silber und Gold,
ſind Menſchen-Hände-Werk.
Sie haben einen Mund und reden nicht,
ſie haben Augen und ſehen nicht,
ſie haben Ohren und hören nicht,
ſie haben Naſen und riechen nicht,
ſie haben Händ' und greifen nicht,
ſie haben Füß' und gehen nicht —
Nicht murmeln können ſie in ihrer Kehle.

---

d) Pſ. 115.

Wie ſie, ſind die, die ſie gemacht,
und jeder, der auf ſie traut!

Iſrael trau auf Gott! er iſt dir Hülf und Schild!
Haus Arons trau auf Gott! er iſt dir Hülf' und Schild!
Ihr Frommen, traut auf Gott! er iſt euch Hülf und Schild! —

Nimmt man dieſen Pſalmen ihr enges Volks-Gefühl, ſogar nach Ständen geordnet, ſo entgeht ihnen ein groſſer Theil ihrer Kraft und erſten Bedeutung.

Gott iſt in Judah hoch bekannt! e)
In Iſrael iſt ſein Name groß.
Denn in Salem iſt ſein Zelt,
in Zion ſeine Wohnung.
Daſelbſt zerbrach er Pfeile des Bogens,
Schild und Schwert und Krieg. — (Veränderung der Tonart.)

Berühmt biſt du o Berg,
mächtiger als die Gebirge des Raubs. f)
Sie ſtanden ihrer ſelbſt beraubt,
die Muthigen! und ſchliefen ihren Schlaf.
Sie fanden ihre Hände nicht,
die Mächtigen von Hand.
Von deinem Schelten, Jakobs Gott,
entſchlummerte der Reuter auf ſeinem Roß.

---

e) Pſ. 76.

f) Worauf ſich die Feinde rotteten und das Land umher beraubten.

Furchtbarer du!
Wer kann vor dir beſtehn?
wenn dein mächtiger Zornhauch ſchnaubt.
Vom Himmel donnerſt du Gericht!
die Erd' erſchrickt und ſchweigt,
wenn du aufſtehſt zu richten, Gott,
zu retten die Bedrängeten der Erde. (Aendrung der
Tonart.)

Der Menſchen Grimm giebt dir nur Siegespreis,
den Reſt von ihrem Grimme gürteſt du
als Siegsgewand dir um.
Gelobt und bringet [illegible]
Jehovah, eurem Gott!
Bringt Siegsgeſchenk dem Schrecklichen,
ihr ſeines Landes Grenzen.
Er bändigte der Helden Stolz,
den Erde-Kön'gen war er fürchterlich. —

Wir wiſſen nicht, welche Begebenheit dies Siegslied feiert; Zug für Zug iſts aber ſo national, als den Ebräern Salem, Zion, Jehovah, und dieſem ſein Land, ſeine Grenze eigen war. In unſern Kriegs- und Siegsliedern ſind die treffendſten Pſalmausdrücke dieſer Art welke Lorbeern.

Der 108te, ein Morgengeſang Davids.

Bereitet iſt mein Herz, o Gott
zum Spiel und Siegsgeſang!
Erwache meine Seel', erwach'
Cither und Saitenſpiel.

Erwe-

Erwecken will ich mit Geſang'
die Morgenröthe früh,
will preiſen, will dir ſingen, Gott,
vor Volk und Nation.

Denn deine Güte ſteiget hoch, g)
hoch übern Himmel hin!
Es reicht, ſo weit die Wolken gehn,
Herr, deine Bundestreu.

Erhebe dich über die Himmel, Gott!
Laß leuchten deinen Glanz über die weite Welt. h)
Rette deine Geliebten! hilf
mit deiner rechten Hand und höre mich.

Gott hört! Gott ſprach im Heiligthum: i)
drum bin ich frohen Muths.
Denn Sichem theil' ich ſchon, als mein;
und meſſe Succoths Thal. k)

---

g) Anſpielungen auf den ſich erhebenden, entwölkenden Morgenhimmel.

h) Anſpielung auf den Morgen.

i) In mehrern Pſalmen iſt dies ein gewöhnlicher Ausdruck der Gnade und zuſtimmenden Huld Jehovahs. (S. Pſ. 85, 9.) Die folgenden Worte ſind alſo nicht eine Stimme Gottes, ſondern Davids Worte.

k) Dies ſind nicht eroberte Länder, ſondern Davids Eigenthum im Jüdiſchen Lande, ſo fern er König war. Er fängt mit frohem Herzen das ganze Erbtheil zu erzählen an, das ihm Gott gegeben. Sichem und das

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51185-X
HERDER,J.G. FN. 07551/009

Mein iſt Gilead, mein iſt Manaſſe,
Ephraim iſt mein Helm! Judah führt mein Heer! —
Moab iſt mein Waſchgefäß: 1)
auf Edom werf' ich meinen Schuh,
die Philiſter ziſch' ich aus.

Wer führt' uns in die veſte Stadt?
Wer leitet' uns nach Edom?
Warſt du es nicht, o Gott? der uns auch einſt verſtieß,
der einſt auch nicht mit unſern Heeren zog.

Hilf ferner uns in Dranges Noth,
denn Menſchenhülf' iſt Trug!

Mit Gott noch wollen wir Thaten thun! —
er tritt die Feind' uns unter'n Fuß.

Ich wüßte kein Volk, bei dem der Kriegsgeſang mi ſo ſanften Ideen vermiſcht wäre, als dies; die zärteſt Bitte und Klage kann an die tapferſte, auch wohl härteſte Geſinnung grenzen. Offenbar wars die feiner moraliſche Volksverfaſſung Moſes, die ſelbſt den Kriegsgeſängen ſo früher Zeiten dieſen ſanften Ton gab; das Harte in ihnen iſt Schuld der Zeit: das Zärtere, Feinere, Religionswirkung.

3. Da

Thal Succoth nennt er zuerſt, weil dies die Wohnung und der Aufenthalt Jakobs war, alſo das älteſte Erbtheil des Jüdiſchen Volks in ſeinem Stammvater.

1) Jetzt fängt die Erzählung der Eroberungen und Siege an.

3. Daher ſehen wir auch, daß die ſanfteſten Stellen vom häuslichen Wohl mit kriegeriſchen Beſchreibungen wechſeln, und oft die tapferſten Geſinnungen zur Elegie werden. Jenes kommt bisweilen daher, weil mehrere Pſalmen zuſammen geſchoben ſind, wie z. B. der 144. zeiget. V. 1-8. iſt ein eigner Geſang; mit dem 9ten V. geht ein neues Lied an, das ſich plötzlich von den Feinden auf die Wohlfart Judäa's alſo wendet:

Daß unſre Söhne blühn wie junge Bäume,
aufwachſend in der Jugend Zier:
und unſre Töchter seyn wie ſchöne Säulen,
Bildſäulen im Pallaſt.
Und unſre Vorrathskammern voll von Vorrath
in jeder Art:
Und unſre Heerden tauſende gebährend,
zehntauſende gebährend auf unſern Aun.
Und unſre Stiere ſtark; und keine Wehklag',
kein Schade, kein Verluſt auf unſern Auen ſei.
Wohl iſt dem Volk, dems alſo geht!
Wohl iſt dem Volk, das ſein Jehovah ſegnet! —

Mit dem 65ten Pſalm iſts ein gleiches; von kriegeriſchen geht er zu ländlichen Wünſchen über. Welch ein ſchönes Bild iſts, wie der Hirte Iſraels, der zu Kriegen aufgeruſen wird, ſein Volk weidet:

Iſraels Hirt! vernimm! m)
der Joſeph leitet, wie ein Hirt die Heerde.

---

m) Pſ. 80.

du Gott, der über den Cherubim throne,
glänz' auf dein Angeſicht vor Ephraim
und Benjamin und Manaſſe:
Erwecke deine Macht und komm zu Hülfe uns.
O Gott! erquick' uns wieder,
glänz' auf dein Angeſicht: ſo iſt uns Hülfe da.

Jehovah, Herr der Zebaoth!
wie lange raucht dein Grimm bei deines Volkes Flehn?
Du haſt uns eſſen laſſen Thränenbrodt;
von Thränen uns den Becher voll gereicht:
Haſt unſern Nachbarn uns zur Schmach geſetzt,
zum Hohn der Feinde, um uns her.
Gott Zebaoth, erquick' uns wieder,
glänz' auf dein Angeſicht: ſo iſt uns Hülfe da.

Aus Aegypten holteſt du den Weinſtock dir,
und triebſt die Völker aus und pflanzteſt ihn:
Räumteſt aus vor ihm und wurzelteſt ihn ein,
daß er das Land erfüllte —
Sein Schatte deckte rings die Berg' umher;
und Cedern Gottes waren ſeine Zweige.
Du ſenkteſt ſeine Reben bis ans Meer,
bis an den Euphrat ſeine Reiſerchen;
warum zerreiſſeſt du nun ſeine Mauer?
daß ihn beraubet, wer vorübergeht.
Zerwühlt hat ihn die wilde Sau,
das wilde Thier ihn abgemäht.
Gott Zebaoth, o kehre zu uns wieder,
ſchau von den Himmeln her und ſieh;
beſuche deinen Weinſtock wieder,

ſchütz'

ſchütz' ihn, den du gepflanzt mit eigner Hand. mm)
Verzehrt vom Feuer, abgemäht
vom Hauche deines Zorns vergehet er ſonſt gar. n)

Halt deine Hand auf unſerm Helden,
die Rechte überm Mann, den du mit Kraft geſtärkt;
ſo weichen nimmer wir von dir,
und neubelebt frohlocken wir vor dir.

Jehovah, Gott der Zebaoth,
erquick' uns wieder,
glänz' auf dein Angeſicht: ſo iſt uns Hülfe da! —

Die ſchöne Elegie mit ihrem wiederkommenden ſanften Chor iſt ganz theokratiſch: ſie beruhet auf der Geſchichte des Volks, und gegen das Ende erſt (V. 18.) wird die fortgeſetzte Allegorie auf den Mann und Helden gedeutet, der jetzt in Jehovahs Namen wirken ſollte.

---

mm) Die Worte על־בן אמצתה לך laſſe ich aus, weil ſie hier keinen Sinn geben: ſo mühſam und fein man ihn auch darinn geſucht hat. Offenbar ſind ſie aus dem 18. V. herüber gekommen, da bei dem Wort ימינך, das dort und hier ſteht, das Auge des Abſchreibers ſich verirrte. Auch der Parallelismus will, daß ſie wegbleiben: denn dieſer hat zuſammengezwungen werden müſſen, damit ſie nur Raum fänden. Das erſte Glied des 15. Verſes hört mit נא auf: das zweite mit וראה. Der 16. V. fängt mit ופקד an, und endigt mit ימינך.

n) Ich leſe יאבד: das ו gehört wahrſcheinlich zum folgenden Vers.

4. Da Iſrael ein theokratiſcher Staat war, und jeder Held und Regent alſo die Stelle Jehovahs vertrat: ſo nimmt die Sprache, wenn von ihnen geredet wird, einen beſondern Flug und feierliche Würde. Schon im hiſtoriſchen Styl konnte es von David heiſſen, o) daß er **auf dem Thron Jehovahs** ſitze; in der Poeſie kann er alſo gar ein Sohn Gottes d. i. der Vertreter ſeiner Stelle auf Erden, heißen. Jedermann kennet den vielfachen Gebrauch des Wortes Sohn in der Ebräiſchen Sprache: die alte Familien-Einfalt ihres Baues machte ihn zu einem Lieblingsausdruck. Von Königen als Götterſöhnen p) iſt er allen alten Sprachen gemein, und andre morgenländiſche Völker haben ihn in tauſend Titeln und Namen ſehr übertrieben. q) Es findet alſo kein Zweifeln ſtatt, wenn wir folgende Stelle leſen: r)

Ich fand den David, meinen Knecht
und ſalbte ihn mit meiner Hoheit Oel;
und meine Hand ſoll mächtig mit ihm ſeyn,
mein Arm ſoll ſtärken ihn, daß ihn kein Feind anſcheuche,
daß kein Muthwilliger beleidig' ihn.

Zer-

---

o) 1 Chron. 30, 23. Sein Königreich heißt: das Reich des Jehovah 1 Chron. 29, 5.

p) Die διογενεῖς des Homer ſind jedem bekannt.

q) Sie nennen ſich Söhne des Himmels, der Sonne und des Mondes u. ſ.

r) Pſ. 89.

Zerſtoßen will ich die Feinde vor ihm her,
und die ihn haſſen, ſchlage ich.
Mein treues Wort und meine Huld
ſoll mit ihm ſeyn:
von meinetwegen ſoll ſein Horn ſich heben hoch,
daß ſeine Hand ſich ſtrecke bis ans Meer,
und ſeine Rechte bis zum Euphrat hin.
Er wird mich nennen: Du mein Vater! du
mein Gott biſt du und meines Glückes Fels.
Auch ſetz' ich ihn zu meinem Erſtgebohrnen,
erhaben über alle Könige u. ſ.

Die letzten Worte erklären den Ausdruck: Sohn Jehovahs, Jehovahs Erſtgebohrner ſo deutlich, daß ich ſogleich den 2ten Pſalm hinzufügen darf, und er iſt durch dieſes Lied Hemans authentiſch erläutert:

Der zweite, ein Königspſalm.

Welch wild Geräuſch der Völker ertönt! —
Was brauſen ſie leeren Schall? [s]
Die Könige der Erde ſtehen auf! —

die

---

[s] Ich bleibe in dieſem Vers bei der Simplicität aller alten Ausleger, die ריק für „eitel, vergeblich„ genommen haben, welches auch ſeine gewöhnliche Bedeutung iſt. Das הגה, das Murmeln, Brauſen, Keuchen, Seufzen bedeutet, ſchicket ſich ſehr wohl dazu; es iſt nehmlich ohnmächtiger, leerer Schall, den die wilde brauſende Menge murmelt. Mit dem Einen Wort hat der Dichter den Inhalt der ganzen Ode geſchildert; die Oekonomie derſelben entwickelt

nichts

die Fürſten baun Anſchläge mit einander t)
entgegen Jehovah,
entgegen dem, den Er geſalbt. u)

„Brechen laßt uns ihre Bande,
„von uns werfen ihre Feſſeln!„

Der im Himmel thronet, lacht.
Jehovah ſpottet ihrer.

Schon ſpricht er ſie an in ſeinem Grimm,
in ſeinem Zorn ſcheucht er ſie aus einander: x)

„Ich

---

nichts als dieſe prächtige Gnome des Anfangs. Eine ſonderbare Schönheit der kühnen morgenländiſchen Ode.

> Semper ad eventum feſtinat et in medias res
> — — auditorem rapit.

t) Ich habe dem Wort ſeine urſprüngliche Metapher, die hier freilich nur Nebenbedeutung iſt, gelaſſen, weil die Idee des ſchönen Ganzen dieſer Ode mit der Geſchichte 1 Moſ. 11. Aehnlichkeit hat; hier freilich den Zeiten und dem Gegenſtande gemäß. Wie dort, lacht auch hier Jehovah und treibt ſie durch ein Wort aus einander.

u) Jehovah und ſein irrdiſcher Stellvertreter ſtehn im ganzen Gedicht neben einander und gleichſam als Eine Perſon da. Dieſer iſt nur im Namen jenes da, und hat von ihm ſeine Hoheit.

x) Im Donner ſpricht er zu ihnen; im Blitz ſcheucht er ſie aus einander. Jener iſt bei den Ebräern Symbol der Zornſprache Gottes, ſo wie dieſer ſeines ſchnaubenden Othems. Der Parallelismus ſetzt alſo das

Bild

„Ich habe meinen König eingeſetzt y)
auf Zions Berge, meiner Hoheit Sitz!„ z)

Aus-

Bild ſchön fort, und die Worte des folgenden Verſes ſind eben die kurze, erhabne Donnerſprache Jehovahs.

y) Ich bleibe hier beim Ebräiſchen Text und glaube, daß der Grieche, nur um die Sprache fortgehender zu machen, die erſte in die dritte Perſon verwandelt habe. Nicht nur giebt die Einführung der Rede Gottes dem ganzen Spruch einen hohen Gang, da er im Munde Davids eher pralend als erhaben wäre; ſondern 1) auch in den übrigen, dieſer ähnlichen, Stellen wird immer Rede Gottes angeführt, und David bezeigt ſich gegen dieſelbe ſehr demüthig. S. Pſ. 89, 4. 20. u. f. Pſ. 110, 1. Pſ. 132, 11. 12. 2) Abgebrochen kann uns dieſe Rede nicht ſcheinen, da im vorigen Vers ausdrücklich ein Wort Gottes angeführt wird, das er zu den Feinden ſpricht und das man hier erwartet. Der vorige Vers bliebe alſo unvollſtändig und dieſer eben ſo unvollſtändig ohne jenen. Ja wenn die Rede Gottes auch gar nicht vorbereitet wäre, ſo weiß man aus ſo vielen Stellen der Ebräiſchen Poeſie (z. B. Pſ. 89, 4. u. a.) daß ſchnelle Anführungen ihr gar nicht fremde ſind und die lyriſche Würde ſehr vermehren. 3) Auch der folgende Vers bezeugt ein Gleiches, da David nun das Götterwort mehr ausredet, und was Gott, ſeiner Hoheit gemäß, nur kurz und erhaben ſprach, erkläret. Das אספרה oder מספרה hätte einen ſchlaffen Sinn, wenn David in der Rede fortführe; da es jetzt offenbar heißt: „was der König des Himmels kurz ſprach, will ich weiter entwickeln.„ 4) Im ganzen Pſalm ſind Gott und der König gleichſam Parallelismus.

(S.

Ausſprechen will ich alſo den Gottesſpruch: b)
Jehovah ſprach zu mir:
„mein Sohn biſt du!
„ſei es von heute an! c)

Fodre von mir!
Und Völker ſollen dein Erbtheil ſeyn:

der

(S. V. 2. 3. 4. 11. 12.) Dieſer Oekonemie würde ihre ſchönſte Mitte, die eigentliche Handlung der Ode, genommen, wenn hier nicht Gott ſpräche. Setzt man ſie aber hin, wie ſie V. 5. angekündigt war, V. 6. folgt, V. 7:9. erklärt, V. 10:12. angewandt wird: ſo bekommt der Pſalm ſeine beneidenswürdige Diſpoſition und Ründe. Kein Glied fehlt: der Ober= und Unterkönig ſtehn immer in gemeinſchaftlicher Wirkung. Man verzeihe die Länge dieſer Anmerkung, weil ich dem ſchönen Gange dieſer Ode nicht gern ſeine ſchönſte Wendung geraubt ſehen möchte.

a) Auch dieſer Vers zeigt, daß Gott der Sprechende ſei. „Ich ſelbſt, ſagt Gott, habe ihn eingeſetzt und zwar auf meinem Berge, dem Sitz meiner königlichen Hoheit. Was wollet ihr ihm entgegen?„

b) Eigentlich das Reichsgeſetz, die neue Landesconſtitution. Im theokratiſchen Staat will Gott von jetzt an nur durch dieſen König herrſchen. Dies iſt חק, wie es oft vorkommt.

c) Das בני אתה und ילדתיך ſind Parallelismus. In welchem Verſtande jenes vorkommt: ſo auch dieſes: d. i. heute ſtelle ich dich als König, als meinen Sohn und Stellvertreter dar. Jeſ. 9, 6. iſt derſelbe Parallelismus, und Apoſt. 13, 34. wird die Stelle auch als Darſtellung eines neuen Königs angeführt.

der Erde Grenzen dein Beſitz. d)
Zerſchlagen ſollt du ſie mit eiſerm Scepter,
wie die Töpferſcherbe zerſchmettern ſie:

Und nun, ihr Könige, vernehmts!
laßt weiſen euch, ihr Richter der Erde!
Gehorcht Jehovah fürchtend,
verehret zitternd ihn: e)

und

---

d) Ich laſſe dem Pſalm ſeinen Pracht-Umfang und verändere die Erden-Könige, die Grenzen und Richter der Erde nicht; er gehört zur Vorſtellung damaliger Zeiten. Der Sänger dieſes Pſalms wollte geographiſch nicht beſtimmen, wie klein oder groß Judäa war? es iſt ihm hier Mittelpunkt der Erde, wo Gott und der König regieret. Pſ. 89. wo die Grenze vom Meer bis an den Strom angegeben wird, ſetzt Gott dennoch den König zum Erſtgebohrnen über alle Könige der Erde. Jede Poeſie der Alten muß uns in dem Licht erſcheinen, in welchem ihre Zeit ſie anſah.

e) Das גילו oder גילו לו nehme ich ganz wörtlich für circuire. Die Vaſallen und Diener der morgenländiſchen Könige ſtanden im Kreiſe um den Thron: die Religionsverehrungen waren gewöhnlich Umgänge um den Altar oder die heiligen Oerter, wie ſie die Araber noch feiren. Daß גיל oder גול einen Rund- und Freudentanz bedeute, kommt eben hievon nur her. Das Wort macht alſo eigentlichen Parallelismus. Die Vaſallen kommen heran und unterwerfen ſich Jehovah und ſeinem Sohn. Sie bezeugen ihm Ehrerbietung durch das gewöhnliche προσκυνειν (עבד) die Anbetung zur Erde: ſie ſtellen ſich ſodenn als Vaſallen im

Kreiſe

und huldiget dem Sohn, daß er nicht zürne
und raff' euch auf dem Wege weg: f)
denn augenblicklich wird ſein Zorn entbrennen;
und wohl denn allen, die ihm hold und treu ſind. — g)

Den ſchönen lyriſchen Fortgang des Pſalms bemerkt ein jeder. h) Kühn und abgebrochen fängt er mit einem quo? quo ſceleſti ruitis? an, und entwirft in wenig Worten das ganze Gemählde ihres Geräuſches, ihres Zuſammentretens, ihrer vergeblichen Unternehmung.

Ein

Kreiſe um ſeinen Thron: (גיל) er läßt ſie zur Huldigung und ſie küſſen ſein Knie. (נשק) Das Bild gehet fort und kein Wort iſt vergebens.

f) Der Zweck des Gedichts iſt, ihnen zu ſagen: „hier gelte keine lange Bedenkzeit. Sie ſollten eilen oder mitten auf dem Wege könnten ſie weggerafft werden.„ Das Bild iſt genommen von einer Carawane, die mitten auf dem Wege der erſtickende Samum tödtet. (Vergl. V. 5. und die unmittelbare folgende Reihe.)

g) Es iſt mehrmals geſagt, daß das trauen, glauben in den Pſalmen ſo viel heiße, als hold und treu ſeyn; kurz die Pflicht der Unterthanen gegen ihren Oberherrn.

h) Chöre finde ich in dieſem Pſalm nicht: es ſpricht auch nur Eine Perſon, der königliche Dichter. Wenn er Gott redend einführt, citirt er jedesmal ſeine Worte. Das angebliche Dramatiſche dreier Perſonen fällt alſo weg; mit ihm würde der Fortgang der Ode zerſtöret. Man vergleiche ſie mit der ähnlichen Ode des Horaz: quo, quo ſceleſti? mich dünkt, die Ebräiſche iſt reicher, kürzer und wohlgeordneter in ihren Gliedern.

Ein Blick vom Himmel, Ein Lächeln des Himmelsköniges vereitelt ihre Rathſchlüſſe: denn dies furchtbare Lächeln wird im Angeſicht des Dichters ſchon mächtiger Donner. Er ſpricht zu ihnen und Ein Blitzſtral treibt ſie aus einander. Der Dichter hört die Sprache des Donners und erklärt ſie: ſie war kurz und majeſtätiſch, wie der Himmelskönig nur ſprechen dorfte; der König auf Erden erklärt ſeine Verordnung deutlich. Er giebt ihnen Rath und Lehre, aber auch kurze Bedenkzeit und ſchließt mit einer Gnome auf die Treuen des Landes. — Schönes Gemählde! in jedem Wort treffend und fortſchreitend! —

Aber auf wen trifts? für wen iſt das Gemählde in ſeiner erſten Entſtehung ſo lebendig und fortſchreitend? Ich wüſte nicht, wenn man ohne fremde Eindrücke urtheilen wollte, auf wen es urſprünglich verfaßt ſeyn könnte, als — auf David. Wer wohnte zur Zeit der Pſalmendichtung auf dem Berge Zion? wen ſetzte Gott zu ſeinem Sohn und Statthalter auf dieſem Berge ein, nach andern deutlichen Pſalmen? wer hatte ſo viel Feinde in- und außerhalb Judäa als er? und wer ſiegte über alle dieſe Feinde ſo ausgezeichnet herrlich? Gewiß die Hälfte der Pſalmen iſt von dieſer Materie voll und wir thäten jetzt, als ob wir nichts davon geleſen! Alle Ausdrücke, die hier vorkommen, kommen auch ſonſt von David vor, und die ganze Abſicht des Liedes, der Zweck, wozu es damals verfaſſet worden, iſt offenbar local- und Zeitmäßig. Nationen rüſten ſich zum Kriege: ſie werden geſchreckt und geruffen: ihnen wird kurze Bedenkzeit gegeben — wer ſiehet nicht, daß der Nerv des Bogens geſpannt ſei, damit der Pfeil nach einem gegenwärtigen Ziel fliege? Setzt dies ohne veranlaſſende Zeitumſtände über Jahrtauſende hinaus und der Bogen iſt ſchlaff, der Pfeil verfliegt in die Lüfte. Die ſchönſte lyriſche Conſtruction des andringendſten Geſanges iſt verlohren, wenn ſeine Züge über Welten und Zeiten aus einander geſchwemmt werden, und man ihm ſeinen Local-Urſprung, ſeine erſte eigenthümliche Zwecke und Bedeutung raubt.

„Aber der Pſalm iſt im N. T. angeführt worden?„ Wohl! als Königspſalm, von Dem, der auf dem Thron Davids ſaß und in Ewigkeit darauf ſitzen ſollte. Müſſen wir alſo nicht wiſſen, wie David darauf gethront habe? und können wir dies anders als aus Umſtänden ſeiner Zeit, aus Zügen ſeiner Geſänge kennen lernen? Die letzte Anwendung ſchließt jene erſte frühere Bedeutung ſo wenig aus, daß ſie ſie vielmehr vorausſetzt und neu beſtätigt.

5. Da David alſo mit Gott auf Einem heiligen Berge d. i. einem Berge königlicher Hoheit, an ſeiner

Stelle

Stelle und auf ſeinem Thron thronte, ſo wurden daher Ausdrücke der Pſalmen, die ihn als einen Verbündeten und Gaſtfreund Gottes feiern. Er hatte Jehovah auf den Zion geholt und dem Mächtigen Jakobs geſchworen: i)

Ich will nicht gehn in in eines Hauſes Zelt,
nicht ſteigen auf mein Ruhebett,
nicht geben meinen Augen Schlaf,
nicht ſchlummern laſſen meine Augenlieder,
bis ich Jehovah eine Stäte finde,
dem Mächtgen Jakobs einen Wohnungsort.
Wir höreten von ihr in Ephratah:
wir fanden ſie in Jaars wilden Gefilden.
Laßt uns hineingehn, (ſprach ich) in ſein Zelt,
anbeten laſſet uns vor ſeiner Füſſe Schemel.
Steh auf, Jehovah! komm zu deiner Ruh,
du und die Lade deiner Tapferkeit.
Deine Prieſter ſollen neu ſich in Gerichtsſchmuck kleiden;
deine Treuen froh um deinen Tempel jauchzen.

David erfüllte dies Gelübde und wir wiſſen, wie reich es ihm Gott vergalt. Er gab ihm Ruhe von ſeinen Feinden, verſprach ihm ein bleibendes Haus und fortdaurenden Segen. Der König ſetzte ſich nieder vor das Angeſicht Gottes und dankte ihm reichlich: ſo wie er zur Seite Gottes Siegsgekrönter ſaß in ſeinem Hauſe auf dem heiligen Berge. Das alles ſind Aus-

---

i) Pſ. 132.

drücke der hiſtoriſchen Erzählung; k) und dörften wir nun wohl am erſten Local-Inhalt des folgenden Pſalms zweifeln?

Der 110. ein Königspſalm.

Jehovah ſpricht zum Könige:
laß nieder dich zu meiner rechten Hand, l)
bis deine Feind' ich dir danieder gelegt
zu deiner Füße Tritt.

Vom Zion reckt Jehovah nun
den Scepter deiner Macht umher: m)
„ſei König in der Mitte deiner Feinde!„ n)

Freu

---

k) 2 Sam. 7, 1. 18. 1 Chron. 17, 16.

l) Zur Rechten Gottes iſt ein gewöhnlicher Ausdruck Davids für: ihm zur Seite. S. Pſ. 91, 7. Pſ. 16, 11. (Gott iſt ihm, er iſt dem Armen zur Rechten.) Pſ. 16, 8. Pſ. 109, 31. Pſ. 121, 5. — Der Spruch Gottes an David giebt ihm alſo eine Ruhe- und Ehrenſtelle auf dem heiligen Berge, dem Tempel Gottes zur Seite, bis Jehovah für ihn alle Feinde überwunden. Der folgende Vers erklärts gleich deutlicher: denn mit ihm geht ſofort die Ausrichtung des göttlichen Spruches an.

m) Das Königsſcepter. Jehovah reckte es jetzt ſelbſt in ſeinem Namen aus, als ſein Mitgehülfe der Regierung auf dieſem Berge. Nichts ſoll ihn beunruhigen: alles ſoll ihn ehren.

n) Die meiſten Feinde Davids waren noch nicht beſiegt, da David auf den Zion zog und die Lade dahin holte. Ihre Ueberwindung gieng aber bald darauf an (ſ. 2 Sam. 6: 8.) wie hier ſogleich V. 5. im Pſalm.

Freiwill'ge Gaben ſind mit dir
am Tage deiner Siegespracht
auf meinen heilgen Bergen;
Vom Schoos der Morgenröthe, wie den Thau
hab' ich dich mir erzeugt.„ o)

---

o) Vielleicht wundert ſich mancher beim erſten Anblick der Ueberſetzung dieſes Verſes; er gehe aber mit mir den Text durch, und ich wünſche, daß er mir beiſtimmen möge. Daß es der gewöhnlichen Leſart beinah Wort für Wort am Sinn fehle, weiß ein jeder; es bekenen's auch ſo viel Verſuche zu Aufklärung dieſer Stelle, ohne daß doch, wie mich dünkt, der Parallelismus bisher auf einige Weiſe befriedigt wäre. Wir fangen vom letzten Wort an. Da das יַלְדֻתֶךָ ſchwerlich zu rechtfertigen ſtehet: ſo bringt uns der zweite Pſalm, der dieſem im Inhalt ſo ähnlich iſt, leicht auf die Spur, daß es יְלִדְתִּיךָ ſeyn dörfte, und das Bild des Thaues aus dem Schoos der Morgenröthe ſtimmt ihm offenbar zu. Welch ein ſchönes Bild! Kann es ein ſanfteres in der Natur geben, als: **ich habe dich mir erzeugt, wie den Thau aus der Morgenröthe**: und kann ein prägnanteres zu dem Zweck ſeyn, was eine Königliche Regierung ſeyn ſoll? — Aber das böſe Wort: לְךָ טַל! Wird mans auswerfen müſſen? iſts eine Randgloſſe geweſen? Ich glaube nicht. Man theile und ſetze das כ vor טל wie mehrere alte Ueberſetzungen geleſen haben: ſo wird der ſchönſte Sinn, und dem übrigbleibenden ל fehlt wahrſcheinlich nur ſein י. Das ם vor שחר iſt entweder die Form des Nomen oder vom vorigen Wort hingekommen; es kann uns alſo nicht hindern. Das zweite Hemiſtichium wäre alſo in einem leichten paſ:

Geſchworen hat Jehovah; p)
nie reuet ihn der Schwur:

„Du

ſenden Sinne da. — Aber nun das Erſte? und daß Parallelismus würde? daß der Parallelismus laut rieſe: dies iſt die Bedeutung! — Laßt uns verſuchen. Die gewöhnlichen Lesarten: „dein Volk der Freiwilligkeiten! in dem Glänzen der Heiligkeit„ geben durchaus keinen Sinn, und ich will mich insonderheit bei dem הַדְרֵי־קֹדֶשׁ nicht aufhalten. Wem fällt nicht ſogleich aus dem ähnlichen zweiten Pſalm der הר־קדש und aus ſo viel andern Pſalmen die הַרְרֵי־קֹדֶשׁ ein, die auch Symmachus hat; und ſogleich geht uns ein Stral auf, daß etwa Parallelismus mit dem Thau aus der Morgenröthe werden könne. Und er wirds. נדבת heißen, wie jedermann weiß, Gütigkeiten, freiwillige Gaben; ſie haben im Ebräiſchen, ihrem Urſprunge zu Folge, das Bild des triefenden Thaues, des ſanft erquickenden Regens mit ſich; ein Ausdruck, der zu den dürren Bergen Zions ſowohl paſſet, als zum Thau aus der Morgenröthe: zumal wir finden, daß gewöhnlich im Ebräiſchen Thau und Regen einander paralleliſirt, und die Milde eines glücklichen Königs damit verglichen werde. (S. 2 Sam. 23, 3. 4. Pſ. 72, 6. 7.) Und nun ſind beide Verſe im ungezwungenſten Sinn und Parallelismus da: denn daß עִמְּךָ geleſen werden müſſe, verſtehet ſich ſelbſt. (Die Conſtruction mit [illegible] iſt ein Lieblingsausdruck der Pſalmen, und mehrere alte Ueberſetzungen haben ſo geleſen.) Hier ſind alſo die Verſe:

עִמְּךָ נְדָבֹת בְּיוֹם חֵילֶךָ בְּהַרְרֵי־קֹדֶשׁ (קֹדֶשׁ)
מֵרֶחֶם מִשְׁחָר לִי כְּטַל יְלִדְתִּךָ

Soll

„Du ſollt mein Prieſter ſeyn auf ewig hin!
ich ordne dich mir zum Melchiſedek!„ q)

Soll ich poetiſch paraphraſiren, ſo hieße es:

Der Milde ſanfter Regen fließt
rings auf mein heilig Land,
Da, König, du zur Seite mir
den Herrſcher-Scepter führſt.

Wie aus der Morgenröthe Schoos
ich der Erquickung Thau
erzeuge: ſo erzeug' ich dich,
Bild meines Segens mir.

Indeſſen iſt damit die Erklärung noch nicht vollendet: denn wie käme das Diſtichon hieher? In einen Pſalm, der mit blutigen Kriegsbildern endigt? — Das letzte hindert nicht: denn im folgenden Vers ſind eben noch friedliche Bilder vom Könige der Gerechtigkeit und dem Prieſter an Gottes Seite; erſt im 5ten V. gehen die Bilder der Schlacht an. Sollte alſo dem Könige etwa blos geſagt werden wollen, daß er jetzt an der Seite Gottes mildthätig, gerecht, ruhig wohne? Ich glaube es nicht: denn aus Streitſucht führte David nicht Krieg, ſondern aus Noth; von Härte und Ungerechtigkeit haben wir in ſeinem Leben keine Proben. Laſſet uns die Geſchichte aufſchlagen, und ſie giebt uns Auskunft. Als David den Jehovah auf den Berg Zion brachte, erſchien er nicht leer: Opfer und Gaben waren mit ihm: Opfer an Gott; Gaben für das verſammlete Volk (ſ. 2 Sam. 6, 17:19.) und nun erklärt ſich der Vers für dieſen Ort von ſelbſt.

Freiwill'ge milde Gaben ſind mit dir
am Tage deiner Siegespracht
auf meinen heilgen Bergen:

Jehovah dir zur Rechten r)
zermalmt, wenn er ergrimmen wird

die

(In einem Siegsaufzuge nehmlich holte David den Jehovah ein, und wollte nicht eher die Früchte deſſelben ſeine neue Reſidenz genieſſen, bis auch ſein Gott mit ihm wäre; und wie ſchön iſt nun das Gleichniß!)

Vom Schoos der Morgenröthe, wie den Thau
hab' ich dich mir erzeugt!

So fruchtbar nehmlich, ſo reich an Gaben und Güte fürs Volk; da bei den Morgenländern der Thau das gewöhnliche Bild der Freigebigkeit war. Auch die folgenden Verſprechungen Gottes werden hiemit ſchön eingeleitet. Er ſoll Prieſter hier ſeyn in der Nähe Gottes; ein königlicher Prieſter auf ewige Zeiten. Als David die Bundeslade auf den Berg Zion holte, war er wirklich als Prieſter gekleidet, und tanzte im Tanz der religiöſen Proceßion ſelbſt mit. Das alles wird hier auf die Menſchenfreundlichſte und ſehr moraliſche Weiſe gefeiret.

p) Der unverbrüchliche Bund, den Gott mit David machte, ſieht 2 Sam. 7. wo das עד־עולם oft wiederholt wird. David ſelbſt ſiehts als ein ordentliches treuverbündetes Geſchlechtspactum (תורת־האדם) an (2 Sam. 7, 19.) und rechnet darauf noch in ſeinen letzten Worten. (2 Sam. 23, 5.)

q) Daß כהן einer ſei, der ſich zu Gott nahen dörfe, iſt bekannt; ſofern leitete alſo jetzt ſchon die Nähe bei Gott zu dieſem Ausdruck. Der Parallelismus aber „König der Gerechtigkeit„ zeigt den Sinn gnugſam. Das ſollten urſprünglich die Prieſter ſeyn: Da David die Lade auf den Zion holte, wollte er ſie dazu wieder einkleiden. (S. Pſ. 132, 9.) Wie weit es damit

die Könige:
wird unter Völkern ſitzen zu Gericht —
dann liegt das Land voll Leichen,
zerquetſchte Häupter liegen weit umher.

---

mit gekommen, wiſſen wir nicht; gnug aber, 2 Sam. 8, 18. waren die Söhne Davids כהנים, Prieſter d. i. Richter, David alſo der oberſte Prieſter der Gerechtigkeit, der hier in einer ſchönen Anſpielung Melchiſedek heißt. An eben dem Ort, wohin David die Reſidenz legte, war dieſer ehrwürdige Patriarch einſt Prieſter der Gerechtigkeit, König des Friedens geweſen. Offenbar iſts der Zweck des Pſalms, dem Könige zu ſagen, daß er jetzt in einer Ruheſtadt, zu Salem prächtig und ſicher wohne; Gott werde für ihn fürder, als ſein Mitwohner jetzt, was noch nicht vollendet ſei, vollenden. Er ſolle als König der Gerechtigkeit und des Friedens ausruhn; Gott werde weiter für ihn kriegen.

Aber, was iſt das על־דברתי? Der Parallelismus zeigt deutlich, daß es eben der Schwur, das Familienpactum ſey, durch welches Davids Familie auf ſpäte Zeiten hin zur Königs- und alſo der verbenannten Prieſterwürde erhöht ward. Es iſt genau das, was im 2ten Pſalm חק heißt, Gottes unverbrüchliches Wort und Pactum. — Das Wort Melchiſedek „mein König der Gerechtigkeit„ iſt hier ſehr zu gelegener Zeit gebrauchet.

r) Offenbar iſts, daß wenn V. 1. Gott den König ſich zur Rechten ſitzen läßt, und jetzt V. 5. ihm zur Rechten ſitzt, hier von keiner Rangordnung die Rede ſeyn könne. Der Ausdruck wird vermiſcht genommen, wie Pſ. 16, 8. 11. Pſ. 91, 7. und heißt zur Seiten. Mit dieſem Vers gehen die Kriegsbilder an.

Vom Bach am Wege trinket nun
der Siegesmatte Held,
und hebt ſein Haupt aufs neue ſtolz empor. s)

Schöne Ode! deren Plan für uns nicht verſteckt ſeyn dörfte. Sie wollte David bei ſeinem religiöſen Siegseinzuge auf Zion ſagen, daß er jetzt auf Zion zur Seite Gottes ruhen, und ob er gleich noch von Feinden umringt ſei, ſicher herrſchen könne: denn Gott ſei ihm jetzt als ſein Verbündeter und Mitregent zur Seite: der werde, wenn er will, ſchon das Blutgericht halten unter den Völkern. Mit neuem Anſehen bekleidet, wohnet er jetzt Gott zur Seite: der ſtrecke für ihn einen Befehlſtab aus, dem Alles gehorche. Er ſei jetzt König der Gerechtigkeit, ein Prieſter Gottes in Salem. — Was dem Horaz die Muſen ſind, ſind dem Ebräiſchen Dichter heilige Gottesworte;

Vos Caeſarem altum, militia ſimul
feſſas cohortes abdidit oppidis
finire quaerentem labores
Pierio recreatis antro.

Vos lene conſilium et datis et dato
gaudetis almae — — t)

Auch

---

s) Das Bild iſt aus der Geſchichte Simſons, und zeigt ſehr fein, daß auch der ſtärkſte und kühnſte Held im Siege matt werden könne; daß ihm aber alsdenn ein Bach am Wege fließe, ſich neu zu ſtärken.

t) L. III. Od. IV.

Auch im N. T. wird dieſer Pſalm genau in dem Sinn angeführt, daß ein höherer König nach mancher Mühe zur Rechte ſeines Himmelsvaters jetzt ausruhen ſoll, bis dieſer die Zeit erſiehet, unter den Völkern Gericht zu halten und ihm Alles zu Füßen zu legen.

6. Dem Geſchlecht Davids war die Verheißung gegeben, daß es ewiglich beſtehen, daß Gott ihm den Thron ſeines Vaters Davids beſtätigen und ſein Glück noch weiter verbreiten wolle. Wir finden dieſen Gottesſpruch und die Gelegenheit dazu hiſtoriſch erzählt; u) und eben ſogleich bemerkt, wie hoch David dieſe Verheißung aufnahm. x) Er ſiehet ſie als einen Familienvertrag, als ein Pactum nach Menſchenweiſe an, y) dankt Gott ſehr ehrerbietig dafür, und feiert ſie noch als eine von Gott geſicherte Capitulation über ſein Reich in ſeinem letzten Liede. z) Dieſe ſchöne und ſichre Ausſicht ging auch in die Pſalmen über. Gott wird oft an ſein Verſprechen erinnert, David über dieſen ewigen Gottesbund glücklich geprieſen und endlich die künftige Regierung ſeines Geſchlechts mit allen Farben einer glücklichen Zeit geſchildert. a) Laſſet uns Proben davon ſehen:

Davids

---

u) 2 Sam. 7.
x) V. 18.
y) 2 Sam. 7, 19.
z) 2 Sam. 23, 1.
a) Pſ. 89. 132. u. f.

Davids letzter Geſang.

So ſprach David, Iſai-Sohn:
ſo ſprach der Mann, den Gott ſo hoch erhöhte,
den Jakobs Gott zum König ſalbete,
der lieb ihm war durch Pſalmen Iſraels.

Geiſt Gottes ſpricht in mir,
auf meiner Zunge iſt ſein Wort:
denn alſo ſprach Iſraels Gott,
ſo redete zu mir Iſraels Fels:

„Ein Menſchenherrſcher, ein gerechter Fürſt, b)
ein König in Gottes Furcht:
wie Morgenröthe wird er aufgehn,
wie die frühe Sonn':
ſie glänzet alle Nebel weg,
und von dem reichen Thau geht aus der Erde
zartes Gewächs hervor.„

Mein Haus ſteht alſo veſt mit Gott: c)
ein Bündniß ſchloß er auf die Zukunft mir,
in allem veſtgeſtellt und wohlverwahrt:
denn Er iſt ja mein Glück und meines Herzens Liebe! —

So

---

b) S. über den verrückten Parallelismus dieſer Worte die Briefe das Studium der Theologie betreffend Th. 1. S. 127.

c) Das לכן leſe man nicht als Partikel, ſondern als Nomen oder als Verbum: recte ergo diſpoſita, pacto confirmata ſtat domus mea. Mit Gott: iſt Davids öfterer und Lieblingsausdruck.

So werden alſo auch die Belials nicht wurzeln: d)
wie ausgerißne Dornen ſind ſie alle,
die man nicht angreift mit der Hand;
der Mann, der ſie anrühren will,
muß ſeine Fauſt mit Schwert und Speer bewaffnen,
im Feuer gehn ſie auf mit ihrer Wohnung! — —

So wandte der alte König den Gottesſpruch auf die Rebellen und Mißvergnügten ſeines Reichs an, die Salomo auch ziemlich wegſchmelzte. Aber nicht blos rächend ſollte das Regiment ſeines Stammes ſeyn, ſondern mit jungen Stralen neuerwärmend, wie dies der 72. Pſalm, eben auch im Bilde dieſer letzten Worte vom Thau und der Morgenſonne, idyllenmäßig ſinget. e)

Salo-

---

d) Belials ſind die Treuloſen, Nichtswürdigen, die Verräther, das Gegentheil derer, die nach ſo vielen Pſalmen ihm feſt und treu ſind. Sie kommen dem ſterbenden Könige ſchon als ausgeriſſene Dornen vor, an denen man ſich weiter die Hände nicht verſehren dörfe, da alle ſeine Güte an ihnen umſonſt geweſen. Sie ſind nur zum Verbrennen da, und dies Ende erwartet ſie, daß man auch nicht den Ort ſehe, wo ſie geſtanden. Auch dies Bild, ſo charakteriſtiſch im Munde des alten Königes, iſt aus der Gottesverheißung 2 Sam. 7, 10. Iſrael wird darinn als ein Weinberg vorgeſtellt, ſein Geſchlecht ſolle der Hüter deſſelben ſeyn, die Rebellen ſind alſo unnütze, ſchädliche, treuloſe Dornen.

e) Da David ausdrücklich hier das Bild vom befruchten-

den

Salomoniſche Zeiten.

Der 72. Pſalm.

Gott! gib dem Könige dein Gericht,
gib deinen Richterſtul des König's Sohn: f)
Er wird dein Volk regieren recht,
und deine Bedrängten ſchützen im Gericht.

Die Berge werden dem Volk anſagen Glück,
die Hügel ihm ankünden Gerechtigkeit: g)
daß Er des Volks Bedrängten ſtehet bei,
die Söhne des Armen rettet er,
den Unterdrücker zermalmend.

So lange die Sonne glänzt, ſo lange das Mondlicht ſcheint,
wird man Dich ehren von Geſchlechte zu Geſchlecht. h)

---

den Thau als ein Wort des Gottes-Orakels über die Regierung ſeines Geſchlechts anführt, ſo iſt damit unſre Erklärung von Pſ. 110, 3. authentiſch beſtätigt.

f) Der Parallelismus zeigt, daß der Pſalm eine Glückwünſchung auf den Erſten ſei, dem 2 Sam. 7. ſo viele Segnungen zugedacht wurden.

g) Auch hier ſind die Berge und Thäler genannt, wie Pſ. 2. 110. In der zweiten Reihe fehlt das Verbum.

h) Dieſe Strophe ſcheint Chor einer andern Stimme zu ſeyn; im Ebräiſchen iſt indeß die Verwechslung der Perſonen gewöhnlich. Das Gemälde iſt eine ſchöne Umſchreibung des עַד־עוֹלָם, das 2 Sam. 7. ſo oft vorkommt.

Wie Regen wird er flieſſen
auf die gemähte Flur:
Wie Wolken niederſteigen
und träufeln auf das Land.
Wenn Er regiert, wird der Gerechte blühen,
viel iſt des Glücks, bis daß kein Mond mehr iſt. i)

Und ſeine Herrſchaft geht von Meer zu Meere, k)
vom Strom zum Erdenufer geht ſein Land.
Es bücken ſich vor ihm die Wüſtenei-Bewohner, l)
und ſeine Feinde lecken Staub.
Die Kön'ge Tarſis und der fernen Küſten
bringen Geſchenk herbei, m)
die Könige aus Saba und aus Seba
huld'gen mit Gaben ihm. n)

Sie

i) Nochmals Wiederholungen des עד־עולם 2 Sam. 7. Es werden Bilder von Sonne und Mond genommen, weil im Bilde der Sonne die Verheißung gegeben war: (2 Sam. 23.)

k) Der Parallelismus erklärt, daß das Eine Meer der Euphrat, das andre das mittelländiſche iſt.

l) Arabiſche und andre Völker, die David bezwungen hatte.

m) Handelnde Mächte. Spanien und die Europäiſchen Küſten. Unterworfen ſind dieſe Salomo nie geweſen; ſie bringen ihm Freundſchaftsgeſchenke, des Handels wegen an ſeinen Küſten.

n) Saba und Seba: wahrſcheinlich Arabien und Aethiopien. Die Geſchichte der Königin von Saba bei Salomo iſt bekannt, und beide Ufer des rothen Meers ſtreiten um dieſer Königin Ehre.

Sie fallen alle vor ihm nieder
und alle Völker dienen ihm.

Weil er dem Armen aufhilft, der da ruffet,
dem Unterdrückten hilft, dem Niemand half:
und ſchont des Schwachen und des Armen,
der Nothgedrückten Leben rettet er,
errettet es von Liſt und von Bedrückung,
denn koſtbar iſt ihm auch des Aermſten Blut.

So leb' er! Saba's Gold wird man ihm bringen,
und für ihn beten immerdar
und täglich ſegnen ihn.

In Haufen wird die Erde Korn aufſproſſen;
es rauſchet ihre Frucht auf aller Berge Gipfeln,
wie's rauſcht auf Libanon.
Und volkreich blühn die Städte,
wie die Grasreiche Flur.

Auf ewge Zeiten währt ſein Ruhm,
ſo lang' die Sonne währet, nennt man ihn,
und alle Völker wünſchen ſich
mit ſeinem Namen Glück o)
und ſegnen ihn.

Mit dieſem Liede ſchließen die erſten Pſalmen Davids, und ſie konnten mit keinem beſſern ſchließen: in ihm kommen

---

o) D. i. wenn ſie glückliche Zeiten nennen wollen, nennen ſie die Salomoniſche Regierung. Bei vielen Nationen iſt der Name ein Sprüchwort worden.

kommen die Segnungen Abrahams, Judahs, Davids zuſammen, und die Ideale der Propheten über eine künftige Salomoniſche Regierung gingen von ihnen, wie von Urbildern aus. Auch wenn in Pſalmen ſtille Glückſeligkeit gefeiert wird, ſteht Salomons Name davor: und jenes goldene Brautlied p) ſingt den geraden Königsſcepter, das friedliche Regiment, die Milde und Güte gegen die Unterdrückten, völlig mit Worten dieſer Verheißung.

Auch der Berg Zion, der Sitz des ewigblühenden Reichs Davids, ging alſo mit auf die Nachwelt. So klein er war, ſollte er ein Haupt der Völker werden: ſo dürre er war, ſollen lebendge Ströme von ihm flieſſen: vom Zion ſollte das Geſetz ausgehn, die Lehre der Glückſeligkeit aller Völker. Alles aus dem Grunde, weil der König dieſes Berges der Erde Ruhe, Freude, Licht, Wohlfahrt gewähren ſollte:

> Auf heilgen Bergen iſt ſie gegründet: q)
> Jehovah liebt die Thore Zions
> vor allen Wohnungen Iſraels.
>
> Glorreiche Worte ſind von dir verkündet,
> du Gottes-Stadt: r) (Veränderung der Tonart.)
> „Aegyptenland und Babel wird man zählen
> zum Volke, das mich anerkennt.
> Philiſterland, Aethiopien und Tyrus
> ſollen daſelbſt wie Eingebohrne ſeyn.

---

p) Pſ. 45. q) Pſ. 87.

r) Das Orakel wird hier angeführt, darum ändert ſich die Tonart.

Zu Zion wird man ſagen:
„Auch der, auch der hat in ihr Bürgerrecht.“

Der Höchſte ſelbſt hat alſo ſie gegründet!
Jehovah ſelbſt zählt ihr die Völker zu.
„Auch der, auch der hat in ihr Bürgerrecht!“

Und Fürſten, wie Geringe,
alles frohlockt in ihr! — *)

Welch ein Lob, womit dieſe Gottes- und Königsſtadt in lyriſchen Kränzen geſchmückt wird! Alles ſoll ſich hier als ein freier Eingebohrner verſammeln: in ihr ſind heilige Geſänge und Jubeltänze, in welchen Arme und Reiche Ein antwortendes Chor werden. Man erinnere ſich ſo viel andrer Lieder, in denen Salem als die Stadt Gottes und eines ewigen Königreiches, als das Haupt der Völker der Erde geſchildert wird; und ohne darüber die reiche Entwicklung der Propheten.

Ich füge ein Gedicht bei, das ich als eine wahre Anthologie aus Propheten und Pſalmen gebe, bei dem ich aber wünſchte, daß niemand dabei an eine einzelne perſönliche Anwendung in unſrer Zeit dächte. Es wäre mir lieb, den Dichter deſſelben zu wiſſen: denn ſeine Sprache iſt ſo rein, ſchön und edel als der lyriſche Gang des Stücks geſetzt und erhaben fortſchreitet. Ich kenne nur wenige Stücke dieſer Gattung in unſrer Sprache. — —

Der

---

*) Die Lesart der letzten Reihe iſt zweifelhaft; dieſe dünkt mich die leichteſte und ſchönſte.

Der Krieg,

ein heiliger Geſang.

Den, der da iſt und war und ſeyn wird, will ich ſingen.
Ihr Himmel jauchzet in mein Lied;
den herrlichen und ſtarken Gott der Chriſten,
ihr Völker hört mir zu.

Der meinem Fürſten hilft, dem Herren will ich danken,
ihr Helden danket ihm mit mir;
für Königs Schwert und Leben will ich beten,
ihr Feinde flucht und flieht.

Von Sion, wo dein Geiſt in Davids fromme Harfe
des Lobes Silbertöne goß,
begeiſtre du mich ſelbſt, von dir, Jehovah,
und merke auf mein Flehn.

Denn du allein biſt groß und höher als der Himmel,
der ſich zu deinen Füßen neigt.
Dein iſt die Macht. Wer ſollte dich nicht fürchten?
du höchſte Majeſtät.

Du biſt der Könige und aller Fürſten König,
und bleibeſt ewig der du biſt,
der Götter Gott; denn deines Stules Veſtung
iſt die Unendlichkeit.

Als noch kein Diadem um Staub auf Thronen flammte,
Stralt ſchon dein Scepter um dich her;
die alte Nacht ſcheint von den Stralen wieder,
und rollt in Sonnen fort.

Und wenn kein Diadem um keinen Staub mehr flammet,
ſtralt noch dein Scepter um dich her;
die alte Nacht ſcheint von den Stralen wieder,
und rollt in Sonnen fort.

Du herrſcheſt unumſchränkt, ſo weit die Myriade
den Raum verklärt und ihn beſeelt;
dein iſt das Reich im Himmel und auf Erden
und in der Hölle dein.

Der Himmel jauchzet dir und machet neuen Himmeln
die Ehre deines Namens kund,
ein Seraph ruft ihn aus und nach ihm tönet
der Sphären Harmonie.

Die Hölle winſelt dir aus ihren öden Tiefen,
und ſchleppt die Ketten deines Grimms
in Flammen fort, von Abgrund bis zu Abgrund,
durch die dein Fuß ſie drückt.

Die Erde feiert dir, der Staub, auf dem ich wohne,
ein Staub und etwas mehr als Nichts;
und mehr als Alles, Gott, dein größtes Wunder,
ein Menſch und auch ein Chriſt.

2. *)

Heil mir, daß mein Geſang dich groſſer König nennen
und deine Herrſchaft rühmen darf;
denn ſie iſt wunderbar, in allen Landen,
und voll Gerechtigkeit.

Wenn Menſchen wider dich und deinen Heiland wüten,
legſt du die höchſte Ehre ein;
und wüten ſie noch mehr, ſo biſt du auch noch
gerüſtet, wie ein Held.

Verſammlet euch und tobt, wie Oceane toben;
ihr Völker, die der Sturm empört;
und ſtürmet und empört euch dem entgegen,
der in der Höhe wohnt.

Der in der Höhe wohnt, lacht wenn die Völker toben,
und richtet eine Sündfluth an,
die über ſie am Tage ſeines Eifers,
in Flammen ſtrömen ſoll.

Sein Bliß ſpielt vor Ihm her und hüllt die bange Erde
in Stralen, wie in Windeln ein;

) Die Unterſcheidungen habe ich nur zugeſetzt, als Ruheplätze für einige Leſer. Der Plan des Geſanges geht ununterbrochen fort. Ich habe indeß, der Länge wegen, beinah die Hälfte der ſchönſten Strophen auslaſſen müſſen.

die Felſen glühn und ihre Spitzen träufeln
wie Schnee in Thäler hin.

Sein Donner redet laut die Schrecken naher Rache,
in Sünder, die ſein Auge fliehn;
und wirft ſie, wenn ſie fliehn, im tiefen Staube
vor Ihm, aufs Angeſicht.

Er rührt die Erde an und ihre Säulen beben,
wie Eichen, die der Nordwind peitſcht;
ſein Hekla brüllt und ſchüttet ſeine Schmerzen
am fernen Tagus aus.

Im Wetter iſt Sein Gang und in den großen Tiefen
Sein Pfad; noch ſieht man Seinen Gang
im Wetter nicht, noch in den großen Tiefen,
wo Er gewandelt hat.

Mit Finſterniß und Nacht verfolgt Er Seine Feinde
und ſchüttet Stralen über ſie;
und ſchlägt ſie, tief, mit Feuer in die Erde,
von der Er ſie vertilgt.

* * *

3.

Der König freuet ſich, mein Gott, in deiner Stärke,
und fürchtet ſich für eine Welt
voll Feinde nicht: denn deine hohe Rechte
hilft ihm von Alters her.

Da deine Herrlichkeit in ſeinen goldnen Waffen
zum erſtenmal die Feinde ſahn;

da bebten ſie und fühlten höhre Schrecken
und flohen wie vor dir.

Sie ziehen wild herauf und Ruh und Friede fliehen,
wie ſie vor meinem Fürſten fliehn;
die Grauſamkeit und traurende Verheerung
folgt ihren Schritten nach.

Da ſoll kein Frühling blühn, da ſoll mit ſtarrem Blicke
der Todes-Engel einſam ſtehn,
wo Jünglinge, entzückt in Menſchenfreude,
die Fluren ſegneten.

Vergebens winſelt der, aus deſſen mattem Schweiße
die milde Aehre langſam ſprießt;
ihr lauter Gang im ehernen Getöſe
macht ſeine Seufzer ſtumm.

Sie donnern und die Welt ſoll ihren Donner fürchten
und fühlen, wenn ſie ſich empört,
und untergehn, wenn ſie nicht alle Kronen
zu ihren Füßen legt.

O laß ſie donnern Gott! eh aus der Erde Trümmern
ihr Blitz in deinen Himmel fährt:
denn in der Finſterniß ſehn ſie den Himmel
und deinen König nicht.

* * *

4.

Er kommt und nahet ſich, wie du in ſtillen Wettern
dich Fluch beladnen Städten nahſt,

den Tauſenden, die wider ihn der Störer
ins Feld des Krieges rief.

Er kommt und ſchaut und ſtürzt mit Feuervollem Muthe
dem ſtarren Heere ins Geſicht,
und würgt ſich ein und haut und ſtürzt und ſchmettert
die tiefen Reihen durch.

Da fallen tauſend hin zur Rechten und da tauſend
zur Linken, wo ſein Schwert noch knirſcht,
und um ſich her mit Namenloſen Rümpfen
die Felder überdeckt.

So fällt die reife Saat in welke Haufen nieder,
wenn durch ſie hin der Schnitter rauſcht,
und hinter ihm der Herbſt, mit kahlen Stoppeln
die Gegend öde macht.

Von Helden weit entblößt, die über halbe Waffen
und Menſchen, die ihr Stahl geführt,
dem Tod' entflohn; liegt nun der Kampfplatz einſam
und niemand ſteht als Er.

So ſteht noch, wenn um ihn die Trümmervolle Flute
und dein Orion gnug gekämpft,
ein Fels; und ſchaut, wie nun in ſtillen Wellen
die glatte Tiefe rollt.

Auf Höhen, die vom Blut erſchlagner Feinde rauchen,
um die des Todes Bild ſich ſtreckt.

geht Er einher und weint und hebt ſein Auge
denn über den Triumph,

den wimmernden Triumph der Helden, die der Erde
Jahrhunderte erſchrecklich ſind,
zu dir empor, zu dir, der du im Himmel
ihm beßre Kronen zeigſt.

Auf ſie muß alles Blut der edlen Söhne kommen,
um die noch ſpät die Mutter weint;
um die noch ſpät, wenn er den König ſegnet,
der graue Vater weint.

* * *

5.

Sie fahren hoch daher auf unzählbaren Wagen
und halten Fleiſch für ihren Arm,
und rühmen ſich, daß über ihre Schwerter
die Menge fallen ſoll.

Wir aber ruffen an den Namen unſers Gottes,
der es den Starken fehlen läßt
vor ihrer Macht, die Alles niederpralet
und ſtehen aufgericht.

Nicht uns, o Herr, nicht uns; nein! dir allein
ſei Ehre
und deinem Namen für und für:
denn du allein thuſt ſolche große Thaten
mit deiner rechten Hand.

Du reißeſt vor uns her, die Feinde von einander
wie Waſſer, die der Sturm zerreißt:
denn deckt ihr Blut den Sand, wie lange Ufer
gewaſchner Schädel Staub.

Verkündigt ſeinen Ruhm, ihr Helden ſeiner Stärke,
die ihr vor ſeinem Thron euch bückt,
und jauchzet ihm und ſagt nun allen Landen,
daß er ſo herrlich iſt.

Verkündigt ſeinen Ruhm, ihr Völker ſeines Namens,
bei denen ſeine Ehre wohnt,
und preiſet ihn und ſagt nun allen Landen,
daß er ſo freundlich iſt.

Ja, Herr der Zebaoth! von deinem groſſen Ruhm
iſt meine ganze Seele voll:
In lautem Dank und Freudevollen Jubel
zerfließet ſie vor dir: u. ſ.

XII.

Ausſicht.

Inhalt.

Allgemeiner Anblick des Zeitalters unter David und Salomo. Was wir aus demſelben nur übrig haben? Wirkung dieſer Stücke auf die Stimme der Propheten. Wodurch der Geiſt der Propheten geweckt und belebt ward? Proben an Hoſea und Jeſaias. Der neue David-Stamm, der neue Götter-Sohn: Königsbilder. Urſprung derſelben und Entwicklung ihrer Züge aus alten Weiſſagungen und Pſalmen. Wie die Schickſale Davids von den Propheten angewandt wurden? Wie Jeruſalem und Zion in ihre Bilder übergingen? Probe. Grundſatz ihrer Entwicklung alter Verheißungen und Geſchichte. Unterſchied der obern und untern Haushaltung. Vergleichung Moſes mit einigen andern groſſen Characteren der bibliſchen Geſchichte. Anhang: die künftige goldne Zeit, eine Ausſicht der Propheten.

Unter Davids und Salomo's Regierung war Judäa, als Reich betrachtet, in der größeſten Blüthe, die es erlebt hat. Es erſtreckte ſich vom mittelländiſchen Meer bis zum Euphrat, von der Wüſte bis den Libanus hinüber: ſeine Könige waren in Anſehen und das Land genoß ſeine ſchöne Lage auch durch den Handel. Die natürliche Folge war, daß der Name dieſer Könige auch in der Geſchichte und Poeſie für alle folgende

Zeiten

Zeiten claßiſch ward: ihre Zeit war die einzig berühmte, ſo lange Könige herrſchten. Dieſen wars jezt ſchon ein groſſer Ruhm auf dem Thron Davids zu ſitzen, ſich ſeine Söhne und Nachfolger nennen zu dörfen; ſie warens, aber nicht in ſeinem Glück. Den einigen Salomo ausgenommen (und auch deſſen Regierung reichte ſchwerlich an die Hoffnungen, die man ſich von ihm machte, und am wenigſten an das Ideal des 72. Pſalms) kam das ganze Reich Davids bald ſehr hinunter. Es theilte ſich nach Salomo's Tode und der kleinſte Theil blieb an der Familie Davids. Beide Reiche wurden der Schauplatz der Verwirrung und des öftern Ueberfalls ihrer Nachbarn, bis ſich alles in die Gefangenſchaft verlor. Die Gattung von Poeſie alſo, die eine Tochter des Sieges, der Ruhe, des Wohlſtandes iſt, hat nie mehr eine ſo glänzende Zeit gefunden, als ſie unter David und Salomo erlebte.

Schade, daß uns aus ihr nur Tempel = Königs- und Reichsſtücke übrig geblieben ſind! denn es iſt offenbar, daß die Pſalmen und Salomoniſchen Schriften zu Einem dieſer Zwecke gehören. Das Brautlied des 45. Pſalms iſt uns nicht anders aufbehalten worden, als weil es einen König und die Hoffnungen ſeines Reichs aus Orakelſprüchen Gottes feierte, und alſo als Religion galt. Das Hohelied und die Sprüche

wären

wären nicht aufbehalten worden, wenn ſie nicht der Name Salomo geziert und die ſpätere ſammelnde Zeit nicht ſchon im erſten einen lieblichen myſtiſchen Sinn, die Beſchreibung künftiger Salomoniſcher Zeiten gefunden hätte! Als Braut- und Liebeslieder eines andern Dichters hätte man ſie nicht aufbewahrt. — Wir haben alſo aus den blühendſten Zeiten der Ebräiſchen Dichtkunſt nur wenig; ſo viel ſich im Schiffbruch der Gefangenſchaft am Namen der Könige, der Religion und Reichsgeſchichte etwa retten konnte. Die Stimme des Bräutigams und der Braut, a) jene Freudengeſänge der Ernte und Weinleſe, b) an die ſo oft gedacht wird, ſind weggenommen. Die Stimme der Müllerin c) und andrer Geſchäfte iſt verſtummet; und alle Töchter des Geſanges ſind im Staube entſchlafen. Wie ein Rubin im Golde glänzt: ſo zierten Geſänge das Mahl beim frölichen Wein: d) ſie ſind nicht mehr. Freude und Wonne der ländlichen Feſte ſind aus dem Felde hinweg; man hört nicht mehr das Hedad! das Jubelgeſchrei der Keltertreter in ihrem Geſang. e) — Wie unbillig iſts daher, die Poeſie dieſes Volks im Ganzen mit andern Völkern zu vergleichen, da man von ihr nur Einen oder zwo Aeſte, Religions- und Königspoeſie

---

a) Jer. 7, 34. b) Jeſ. 9, 3. Jer 25, 10.
c) Predig. 12, 4. d) Sirach 32, 7. 9.
e) Jer. 48, 33.

poeſie hat, oder was man dafür anſah. Das andre ward nicht geſammlet oder ging verlohren. —

Gnug! wie die Lieder Moſes, ſo wirkten auch die Pſalmen, als Erläuterungen jener gar ſehr auf die folgenden Zeiten: ſie waren, (wahrſcheinlich zuerſt nur bis zum 72. Pſalm) das Liederbuch der Nation oder wenigſtens des Tempels und der Propheten. Wir werden bei einzelnen Characteren der letzten finden, wie ſehr ſie ſich an die Sprache des Heiligthums gehalten und ſie in ihren Anreden reich paraphraſirt haben. — Jetzt ſei es allein unſer Zweck, im Allgemeinen den Einfluß zu zeigen, den die ſogenannten Meßias- oder Königspſalmen auf die Stimme der Propheten gehabt haben; und da ſage ich kurz: ſie, nebſt den ältern Weißagungen, haben die Stimme der Propheten nicht nur erweckt, ſondern die reichen Ausſichten dieſer ſind augenſcheinlich Entwicklungen jener.

1. Auf Davids Geſchlecht waren ſo große Verheißungen durch Götterſprüche gelegt, von einem ewigen Reich, von neuer Beveſtigung deſſelben, von glücklichen Salomoniſchen Zeiten. Als das Reich nun durch Salomo's, Rehabeams und ſo vieler andern Könige Schuld, ſo tief herabſank, und Gott endlich Propheten weckte: was konnten dieſe anders ſagen, als:

„ihr ſeyd gefallen! ihr ſeyd geſunken!„ Was konnte Hoſeas zum Reich Jſrael ſagen, als: „Kehrt wieder zum rechten Jehovah; ihr ſeyd verirrt. Geht ſtatt zu den Kälbern in die Wüſte Judah, zum Tempel, wohin ihr gehört: er wird euch annehmen und freundlich euch begegnen.„ f)

> Jch will mich mit dir verloben auf ewge Zeit; g)
> ich will mich mit dir vertraun in Gericht und Recht,
> in Gnad' und Huld:
> mit Treue will ich mich mit dir verloben
> und du wirſt wieder erkennen Jehovah, deinen Gott!

Der Prophet wünſchte, daß Jſrael und Juda wieder Ein Reich würden, und ſtellt die neue Verbindung unter dem Bilde der Verlobung dar. Dieſer Sinn geht durch ſeine ganze Prophezeiung und iſt alſo politiſch. Er lockt ſie freundlich wieder in die Wüſte Judah, zum Hauſe Gottes und des Geſchlechts David, h) damit ihnen auch der Segen werden könne, der auf dies Geſchlecht gelegt war: denn alle ältere Segnungen Abrahams, Judahs, Moſes waren durch die Gottesſprüche und Pſalmen auf dieſem Geſchlecht beveſtigt. Er ſieht alſo künftige glückliche Zeiten voraus, da —

---

f) Hoſea 2, 11. 14. Kap. 14, 2.

g) Hoſ. 2, 19.

h) Hoſ. 2, 14. Kap. 6, 1.

die verirrten Kinder Iſraels zurücke kehren
und ſuchen Jehovah, ihren Gott; und David, ihren König,
und ehren Jehovah und ſeine Landesvater-Huld,
in ſpäter Zeit i) —

So ſprach ein Prophet Iſraels; und die Weiſen im Reich Judah mußten ſich über dieſe alte Segensſprüche und Reichsconſtitutionen noch ausführlicher erklären. Da Iſrael mehrmals verwüſtet und jezt eben auf dem Punkt war, gefangen weggeführt zu werden, erweckte Gott in dem wenig glücklichern Judah eine Stimme vieler Propheten auf einmal, die wahrſcheinlich der Geiſt Jeſaias wo nicht aufrief, ſo wenigſtens anfachte. Sie ſahen das Schickſal ihres Bruder-Reichs, des gröſten Theiles der Nation: ſie fühlten ihr eignes Elend und — kehrten zu jenen Weiſſagungen zurück, die Gott auf Davids Geſchlecht gelegt hatte. Der Stamm Davids ſtand verachtet, klein und faſt verdorret da; geſtärkt im Vertrauen auf das unverbrüchliche Wort Gottes, auf den Eid, den er David geſchworen, ſahen ſie aus ſeiner Wurzel ein neues Reis aufſprießen, und legten darauf allen Segen der alten Zeit aus Gottes Munde; dies iſt der Schlüſſel zu Jeſaias ſchönſten Bildern.

Der

---

i) Hoſea 3, 5.

Der neue Davids-Stamm,
ein Königsbild. k)

— Schaut auf! Jehovah Zebaoth
ſchlägt ab den Blüthenaſt mit furchtbarem Gekrach;
die hohen Stämme ſind gefällt,
die Erhabnen ſind gebeuget.
Der dicke Wald iſt mit der Axt verhaun,
der Hain auf Libanon durch ſtarken Arm geſunken. —

Aber ein neuer Zweig ſprießt aus Iſai Stamm!
ein Reislein wird aus ſeinen Wurzeln wachſen.
Und ruhen wird auf ihm Jehovahs Geiſt,
der Weisheit, des Verſtandes Geiſt,
der Geiſt der Klugheit und der Tapferkeit,
der Geiſt der Kenntniß und der Furcht Jehovahs.
Sein Athmen ſelbſt iſt in der Furcht Jehovahs.

Nicht, wie ſein Auge ſiehet, richtet er,
entſcheidet nicht, wie es ſein Ohr vernimmt;
gerecht ſpricht er den Armen Recht,
gerade rächet er den Unterdrückten
und ſchreckt das Land mit ſeinem Königswort,
tödtet den Böſewicht mit ſeiner Lippen Hauch,
gürtet ſich mit Gerechtigkeit,
wapnet ſich feſt mit Treu. — —

— Alsdenn wird, was jetzt Wurzel Iſai's iſt,
ſtehn wie der Stämme (altes) Heerpanier,
nach dem die Völker fragen,
und Ruhm ſichs ſchätzen, daß ſie an ihm ruhn. —

---

k) Jeſ. 10, 33. Kap. 11, 1-10.

Es wäre ſonderbar, wenn nicht jeder, dem die alten Weiſſagungen auf Judah und Davids Geſchlecht bekannt ſind, hier nicht Zug für Zug die Entwicklung ihrer Ausdrücke und Bilder erkennte. Der Stab Judah iſt aus Jakobs Worten bekannt, und blühete im Königsſcepter Davids; jetzt iſt er bis zur Wurzel verdorrt, und der Prophet ſieht einen neuen Zweig aufſprießen, der wieder Anführer und Heerpanier wird, wie es einſt Judah ſeyn ſollte. Die Völker fragen nach ihm, und halten ſeinen Schutz für Ehre, Sicherheit und Ruhe; wie dort dem Judah die Völker anhangen ſollten. —— Alle Eigenſchaften des künftigen Monarchen ſind aus Salomos Geſchichte und Segensſprüchen. Dieſer wird gerühmt über ſeine Weisheit; der künftige Salomo ſoll ihn ſiebenfach übertreffen mit Weisheit und Göttergaben. Die Züge von der Gerechtigkeit ſeiner Regierung ſind aus den Salomoniſchen Pſalmen: ſo wie das ſchöne Gemählde der goldnen Zeit unter ihm, das unmittelbar drauf folgt und ich nicht überſetzt habe. Selbſt der Idiotismus vom „Riechen in der Furcht Jehovahs„ ſcheint durch das Gottesorakel in Davids letzten Worten veranlaßt. 1) Der Prophet entwickelte die alten Gottesausſprüche, und ſetzte ſie

---

1) Nach ihm ward ein Herrſcher in Gottesfurcht verheiſſen: Jeſaias, der Wortanſpielungen ſehr liebt, häuft alſo ähnliche Worte (רוח הריחו יראה u. f.)

ie zuſammen zu einem Glauben-erweckenden Bilde. Ich ſetze ſogleich eine andre Stelle her, die man viel-eicht nur deßwegen mißdeutete oder dunkel fand, weil nan die Entwicklung alter Pſalmen und Geſchichten icht bemerkte —

Der neue Götterſohn.

Ein Königsbild. m)

— Voll Hunger und Kummer durchirrt itzt jeder das Land,
und zürnt voll Hunger und flucht
ſeinem König' und ſeinem Gott.
Er ſchaut hinauf und ſchaut zur Erd' hinab —
Ueberall Dunkel und Noth
dickes Dunkel, gehäufte Nacht. n)

— Nicht! iſt es dunkel mehr; wo's ſo dickdunkel war!
Gleich jener alten Zeit, da er in Zabulon
und Naphthali zuerſt abwarf das Joch;
beglänzet er auch in der ſpätern Zeit
den Weg am Meere, über den Jordan hin,
das dunkle Völkergewühl. o)

---

m) Jeſ. 8, 21. bis Kap. 9, 7.

n) Es iſt Jeſaias Art, die Gemälde des jetzigen traurigen und des künftigen frölichen Zuſtandes zu contraſtiren; man muß alſo dieſe Contraſte zuſammen nehmen, wenn ſie auch durch Kapitel getrennt ſind.

o) Die erſte und letzte Zeit, das הקל und הכביר ſtehen mit

Das Volk, die Wandler im Dunkel,
ſie ſehen ein groß Licht!
die Wohner im Lande der ſchwarzen Nacht,
über ihnen glänzet das Licht auf! —

Viel ſind der Völker da; und groß auch ihre Freude! p)
ſie freun ſich, Herr, vor dir, wie man in der Ernte ſich freut;
wie ſie tanzten im Freudenchor, da ſie einſt Raub austheilten:

Denn ſeiner Bürde Joch,
den Stab, der ſeine Schulter ſchlug,
den Scepter ſeines Drängers
zerbrichſt du, wie in den Zeiten Midians —

Es konnte vom Propheten nicht deutlicher geſagt werden, worauf er mit dem Allen ziele? woher er die Bilder genommen habe? Aus den Zeiten Midians und alſo den Siegszeiten der Richter. Da war Nordwärts im Lande die groſſe Befreiung geſchehen, q) da war in den dunkeln

---

mit einander im Parallelismus. Dieſe beiden letzten Ausdrücke ſind Contraſt gegen die gehäufte, ſchwere Dunkelheit und dicke Nacht der vorigen Verſe.

p) Das לא halte ich für die Interjection des Wunſches und der Freude, wie ſie mehrmals für vtinam, o ſi! vorkommt!

q) Richt. 4. 5. In Haroſeth d. i. im Walde der Völker, wie jetzt im Galil, im Völkerhauſen, der ſich oben umher drängte.

dunkeln Wäldern Naphthali und Sebulens über das ganze Land Licht der Freiheit aufgegangen. So ſoll auch jetzt in dieſem nordlichen Völkergedräng', am Wege zum Galiläer-Meer, wo ſich jetzt auch die feindlichen Syrer umherdrängten, Licht der Freiheit aufgehn, und Freuden des Jubeltanzes werden, wie einſt im Liede der ländlichen Deborah:

Und alle Waffen der rauſchenden Kriegesſchlacht
und alles Kriegsgewand, getunkt in Blut,
wird, hin zum Feur getragen,
der Flammen Speiſe nun — —

Denn ein König wird uns gebohren,
ein Himmelsſohn gegeben uns,
auf deſſen Schulter der Stab der Herrſchaft liegt:
ſein Nam' iſt: Wunderbar!
Rathgeber! ſtarker Held!
mein Vater auf ewig hin,
des Friedens Fürſt!

Konnte der Prophet abermals deutlicher zu erkennen geben, worauf er ziele? Wahrlich auf keinen Hiskia oder Hiskias-Sohn, als ob er ein Geburtscarmen ſchriebe; er redet von einem Könige, der alle Namen und Segen des Geſchlechts Davids auf ſich trüge, und die verheißene glückliche goldne Zeit brächte. Er heißt deshalb: Sohn und Erzeugter, d. i. der Gottgebohrne, welcher Ausdruck in mehrern Pſalmen ſchon geweihet war; den Scepter, den Judah vor ſeinen Füßen trug, legt er auf die Schulter, — alſo der alte Stammesfürſt Judah kommt in ihm wieder. Sein Name heißt: **Wunderbar!** ſo nannte ſich oft David, wenn er als der verworfene Stein jetzt Eckſtein wurde: r) ſo nannte ſich der ankündigende Engel bei der Geburt des Befreier Simſons. s) **Rath und ſtarker Held** heißt er: denn Jeſaias pflegt beides zuſammen zu fügen, um zu ſagen, daß er klug von Rath, mächtig von That ſeyn ſolle; wie wirs bei der vorigen Weiſſagung ſchon betrachtet haben. **Mein Vater auf ewig hin** nennt er ihn; und wagt ſogar nicht die grammatiſche Perſon zu ändern, die in den Pſalmen und Segensſprüchen mehrmals ſteht: „er wird mich nennen, mein Vater! auf ewig will ich ihm ſein Reich beſtätigen!„ t) **Friedefürſt** endlich, wie der Name Salomo ſagt und ſeine Pſalmen es erklären. — Der Prophet drückt alles in die Namen zuſammen, was er vom Segen und der Herrlichkeit des Geſchlechts Davids zuſammenfaſſen konnte.

Und groß wird ſeine Herrſchaft ſeyn,
des Friedens wird kein Ende ſeyn,

---

r) Pſ. 118, 22. 23.

s) Richter 13, 18.

t) Pſ. 89, 27. 2 Sam. 7, 14.

auf Davids Thron, in ſeinem Königreich,
daß ers anrichte, neu beveſtige
mit Recht und mit Gerechtigkeit
von jetzt an, bis auf ewge Zeiten hin —
Der Eifergeiſt Jehovah-Zebaoths
wird ſolches thun —

Der Eifergeiſt nehmlich für ſeine Ehre: denn alle dieſe Worte waren Verheißungen Gottes über Davids Geſchlecht, die hier namentlich wiederholt werden.

Ich kann mich nicht auf die Beſchreibung der güldnen Zeit einlaſſen, die die Propheten mit der Regierung dieſes neuen Königs verknüpfen (die Folge wird dies bei jedem derſelben characteriſtiſch zeigen:) alle aber kommen darauf hinaus, daß er ein Hirte ſeyn ſoll wie David, ein Friedefürſt wie Salomo, ein gerechter Richter, ein ſtarker Held und Wiederbringer der Furcht Jehovahs. Jehovah's Gegenwart, ſeine Gerechtigkeit, Huld und Heilbringende Thätigkeit ſollte in ihm ſichtbar werden; der Zuruf an ihn ſollte ſeyn: Jehovah, unſre Gerechtigkeit! Jehovah unſre Hülfe! Bei den Propheten werden wir den Urſprung dieſer Benennungen aufſuchen, und es wird ſich ergeben, daß bei deren vor und in der Gefangenſchaft immer der Name des Königs, eines neuen Davids, vorangeklungen habe. Nachher, da das Regiment zwiſchen den Für-

ſten

ſten und Hoheprieſter getheilt war, ſahe Zacharias die beiden Oelkinder vor dem Thron Jehovahs ſtehen; u) jetzt ward alſo auch die Beſchreibung des Zemah, d. i. des Sprößlings aus dem Stamme David, zwogeſtaltig; aber auch nach Umſtänden der Zeit. Den Tempel des Herrn ſollte er bauen wie Salomo; und in dem Tempel den Schmuck tragen, wie der Hoheprieſter. Auf dem Thron Jehovahs ſollte er herrſchen, aber auch Prieſter ſeyn auf ſeinem Thron und Friede ſeyn zwiſchen den beiden. x) Maleachi endlich kehrt zur älteſten Verfaſſung zurück, und bringt Moſes und Elias, die alten Boten Gottes, die den Bund geſtiftet hatten, in ihrem reinigenden Flammengeiſt wieder. — So kleidete ſich die Weiſſagung jedesmal ins Gewand der Zeiten; ſo lange Könige waren, blieb es meiſtens bei der Königs-Verheißung, die jener Pſalm ſang:

> Ich ſinge Jehovahs Gnaden auf ewge Zeiten hin,
> von Geſchlechte zu Geſchlecht will ich mit meinem Munde
> verkündigen dein treues Wort:
>
> Und ſage: ewge Huld ſoll uns beveſtigt werden:
> ſo lange der Himmel währt, ſoll währen Gottes Spruch:
> „denn ich ſchloß einen Bund mit meinem Erleſenen,
> ich ſchwur dem David, meinem Knecht:

auf

---

u) Zachar. 4, 14.

x) Zachar. 6, 12. 13.

auf ewige Zeiten will ich dein Geſchlecht feſtſtellen,
will bauen deinen Thron von Geſchlechte zu Geſchlecht!„

Die Himmel alſo ſind des Wunderbundes Zeugen;
der Heiligen Verſammlung preiſet deine Treu u. ſ. —

Dies thaten die Propheten: ſie nennen den künftigen König gerade zu den Knecht Gottes, David.

2. Ja noch mehr: ſie entwickeln in ihm ſelbſt die Schickſale Davids, und des Samens, der ihm verheißen war. Jener hatte viel leiden müſſen, ehe er ſein weites Reich gründen konnte: dieſer ſollte mit Menſchenruthen gezüchtigt werden, y) ohne daß doch die Gnade Jehovah ſeines Vaters von ihm wiche; beides wird bei alle den Trübſeligkeiten, davon die Propheten Zeugen waren, auch auf den künftigen König und die Entſtehung ſeines Reichs angewandt, — Dies iſt der Schlüſſel zu den ſo wunderbaren und dem Schein nach einander widerſprechenden Schilderungen der Propheten. Der 22. und alle Leidenspſalmen Davids wurden entwickelt, und dem bedrückten Iſrael damit Troſt zugeſprochen, daß, da es das Schickſal ihres glorreichen Stammvaters geweſen, auf dieſe Weiſe zu ſeiner Höhe zu gelangen, es auch ihr Schickſal und das Schickſal ihres

---

y) 2 Sam. 7, 14.

ihres künftigen Königes ſeyn müſſe, ſich durch dieſen Druck zur Würde zu erheben. Bei den Propheten werden wir alſo häufige Anwendungen der Leidenspſalmen Davids finden.

3. Auch Zion und Jeruſalem gingen ſolcher Geſtalt aus Pſalmen in die Propheten mit über. Die Reſidenz der glorreichſten Könige ſollte der noch viel prächtigere Siz des künftigen glorreichern Königs ſeyn, der eigentlich in Jehovahs Namen auf Zion herrſchte:

Geh auf, ſei Licht! denn dein Licht kommt! z)
Jehovahs Glanz geht auf, auf dir.
Sieh Finſterniß bedeckt die Welt,
die Nationen Dunkel!

Und über dir geht Gott Jehovah auf,
ſein Glanz iſt über dir zu ſchaun.
Und alle Völker gehn zu deinem Licht
und Könige zum Glanz, der dir aufgeht.

Erhebe deine Augen rings und ſieh!
Sie ſammlen alle ſich, kommend zu dir.
Von fernher kommen deine Söhne!
der Erden Rand erzog dir deine Töchter. a)

Denn

---

z) Jeſ. 60.

a) על־צד zur Seite d. i. dir fern, wie der Parallelismus zeigt.

Denn wirſt du ſchaun und glänzen:
es pocht und hebet ſich dein Herz,
wenn ſich zu dir das Meergetümmel wendet,
wenn ſich zu dir der Völker Reichthum naht.

Kameele-Karawanen decken dich,
die Dromedare Midians und Epha
aus Saba kommen alle ſie:
ſie bringen Gold und Weihrauch,
preiſend Jehovahs Ruhm.

Der Kedarener Heerden ſammlen ſich zu dir,
der Nabatäer Böcke dienen dir:
ſie werden meines Altars ſüßes Opfer,
mein herrlich Haus will ich verherrlichen.

Wer ſind die, die wie Wolken fliegen her?
wie Tauben, die in ihre Häuſer ziehn?
Denn meinen Wink erwarten nur die Küſten
und Tharſis Schiffe ſind am erſten da,

zu bringen deine Söhn' aus weiter Ferne,
ihr Gold und Silber kommt mit ihnen her
geweiht dem Ruhm Jehovah deines Gottes,
dem Prachtgott Iſraels, der dich verherrlichet.

Der Fremden Söhne bauen deine Mauern
und ihre Kön'ge dienen dir.
In meinem Zorne ſchlug ich dich,
in meiner Huld erbarm' ich dein mich wieder.

Und immer werden deine Thore offen ſtehn
und Nachts und Tages nicht verſchloſſen werden,
zu dir zu führen aller Völker Reichthum,
zu dir zu führen ihre Könige u. ſ. —

Man leſe den 22. 72. 87. 102. u. a. Pſalmen; konnten ihre Ausſprüche, daß fremde Völker nach Jeruſalem kommen, daſelbſt anbeten und für Eingebohrne geachtet werden ſollen, reicher entwickelt werden? Gerade ſind auch die Nationen und Gegenden, die der Prophet nennet, dieſelben im Salomoniſchen Pſalm. b)

So iſts mit Zion, der Wohnung Gottes und des Landes Krone. Was die Feſt- und Nationalpſalmen vom gegenwärtigen Zuſtande ſangen, damit ſchmückten die Propheten ihre Ausſichten in die künftige Zeit der Regierung Jehovahs. Da wird der kleine Berg ſich heben, ſein kleiner Brunn ein Strom lebendiger Waſſer werden, der die dürre Wüſte tränket — — Es iſt Thorheit zu denken, daß die Propheten alles dies ſinnlich gemeint haben, als ob der Berg Zion plötzlich ein Rieſengebürge, und alles Erz und Eiſen des Tempels Silber und Gold werden ſollte. — So bald wir wiſſen: woher dieſe Farben ſind? daß ſie ſie nicht ſelbſt erfanden und zur Luſt dichteten, ſondern in einer alten bekannten

---

b) Vergl. Jeſ. 60, 6. 7. 13. mit Pſ. 72, 10. 15. 16.

kannten Sprache der Nationalwünſche und Lieder ihre Gedanken ſchilderten, und ihre Hoffnungen entwarfen: ſo werden uns dergleichen zum Theil ſich ſelbſt widerſprechende fleiſchliche Auslegungen nicht in den Sinn kommen; und jhr Gegenſatz, die grübelnde Myſtik wird uns noch entfernter bleiben. Wir werden ſehen, wie ſie als Männer von geſundem Verſtande und als die Gottesweiſen ihrer Nation das thaten, was alle ächten Weltweiſen mit den Werken Gottes in der Natur thaten. Sie bemerken ſie, zergliedern ſie, ſuchen ihre Geſetze, den Gang und Zweck ihrer Einrichtung: ſo hielten jene am Bunde ihres ewigtreuen Gottes Jehovah, bemerkten ſeine Sprüche, entwickelten ſeine Worte, ſtudirten alte Sitten und Perſonen, wandten die Begebenheiten der Vorwelt auf ihre Zeit an, und ſahen in jener und dieſer den Keim der entſprießenden Nachwelt. Der Geiſt Jehovahs leitete ſie: denn ihre Geſichte waren nicht Taumel, ſondern ruhige Weiſſagungen, Geſetze und Ausſichten nach einer gegebnen höhern Ordnung.

Dies iſt, dünkt mich, die wahre Kette der Propheten und zugleich ihr leichteſter Aufſchluß. Indem wir betrachten: woher ſie ihre Bilder nahmen? wozu ſie ſie brauchten? auf welche Zeit und in welcher neuen Geſtalt jeder die ſeinigen anwandte? ſo werden wir gleich-

ſam

ſam mitſchöpfen aus den geweihten Quellen, aus denen ſie ſchöpften: wir werden, wie ſie flogen, als Bienen umher fliegen und ſaugen aus jeder Blume der Vorwelt. Die reichen Gärten der alten Gottesorakel in Geſchichte, Segensſprüchen und Pſalmen liegen jetzt hinter uns; die geſammlete und verarbeitete Blüthe der Propheten vor uns — ſchöne, belehrende Ausſicht!

Und wenn wir denn Schritt für Schritt bemerken werden, wie höher jederzeit die Gedanken Gottes waren, als aller, auch ſeiner weiſeſten Lieblinge Menſchengedanken: wie dieſe alle nur in ihrem Kreiſe ſahen und auch im Licht der Gottbegeiſterung, von der Zukunft nur nach dieſem Geſichtskreiſe Begrif haben konnten; wie Er aber ſeinen großen Weg ging, und aus ihren Worten und Geſichten oft Dinge entwickelte, an die ſie wahrſcheinlich ſelbſt nicht dachten: in welch hellem Licht wird uns der Unterſchied zwiſchen dem, was obere und untere Haushaltung Gottes iſt, erſcheinen!

* * *

Ueberhaupt iſts wahr, was jener Lobſpruch auf Moſen hinter ſeiner Geſchichte ſagt: „es ſtund hinfort kein Prophet in Iſrael auf wie Moſes, den „der Herr erkennet hätte von Angeſicht zu Angeſicht:„ denn in dem ganzen Zeitraum, den wir durchgangen

gangen ſind, reicht nichts an ſeine Größe. Samuel hatte einen Stral von ſeinem Licht, aber nicht ſeine Kraft: er konnte den verfallenen Staat nicht emporheben, noch weniger ihn zu den ungenützten Ideen Moſes zurückführen. David war weich und zart, gerecht und tapfer; aber ein König. In die Stelle des Wohls vom Ganzen trat ſchon das umſchränktere Wohl ſeiner Familie. Er umwand das moſaiſche Geſetz mit lyriſchen Kränzen; konnte es aber nicht dauerhaft ſtützen, noch weniger tiefer gründen. Salomo's Weisheit ging in wollüſtige Feinheit, in Glanz und Pracht des Hofes über; die Verfaſſung des Staats ſchwamm damit auseinander. In der Folge der Zeit hatte Elias einen Arm von Moſes Kraft; ſein Zeitalter aber war zu tief geſunken: er reinigte wie Feuer und Wind, er konnte aber nicht ſtiften, nicht beleben. Jeſaias und andre Propheten waren der Mund Moſes: ſein Geiſt und reiner Blick erfüllte ſie; wo iſt aber die That, die ſie ſchuffen? das Gebäude, das ſie dahinſtellten? Er ſtellte es dahin, ganz durchdacht und mit unermüdetem Arm vollendet. Sein erſter Entwurf, dem Ewigen einen Altar von Feldſteinen aufzurichten, und ihm von der Erſtgeburt des Landes als dem Familiengott dienen zu laſſen, war das Reinſte und Erhabenſte, das bei einem Nationalgottesdienſt ſtatt fand; und das die Propheten mit geiſtigerm Glanz für die künftige Zeit nur ausmalen. Als er dem ſinnlichen, rebelliſchen Volk, das durchaus ein Kalb wollte, nachgeben mußte: wie rein durchdacht war ſeine Stiftshütte, das Zelt des Geſetzgebers unter ziehenden Zelten! — Die Idee des Allerheiligſten, mit ſeinem unzugangbaren Dunkel, mit der bloſſen Geſetztafel, die es unter den Flügeln des Symbols der Geheimniſſe verwahrte, iſt ſo ſimpel-erhaben, daß nichts geändert, nichts hinzugethan werden kann, ohne daß ſie entweihet und erniedrigt würde. Sein Heiliges hatte nichts, als die Schaubrote, das Symbol der älteſten Familienopfer, die nur Gaſtmale waren; hier ſtand das einfachſte Gaſtmal vor den Augen des Jehovah. Und vor ihm brannte der ſiebenarmige Leuchter, ſein Blick in alle Welt: und vor ihm duftete der goldne Rauchaltar die ſüſſen Opfer der Specereien, Symbol der Gebete aus den früheſten Zeiten — weiter enthielt ſein eigentlicher Tempel nichts. Nur im Vorhofe floß das Blut der Entſündigung und der Lehnspflichten; und wie weiſe waren auch alle dieſe nothdürftige Gebäude zum Wohl des Staats eingeleitet! Wie genau beſtimmt waren ſeine Geſetze! und wie unermüdet beſſerte er daran! hielt über ſie und verließ, ohngeachtet aller Hinderniſſe, die auch den ſtärkſten Mann ermüden könnten, nie den Plan ſeines Lebens. Er faßte noch zuletzt ſeinen Geiſt zuſammen, wiederholte ſeine Anordnung und ſtarb als

Nemo-

Nomokrator, der ſein Land kannte und ſeine Einrichtungen genau auf daſſelbe bezogen. — Wie weiſe war ſein Zug! ſelbſt das Meer machte ihm Bahn, damit er an ihm ſogleich eine Mauer hätte und das Volk nicht zurückkönnte. Endlich welch ein Muth, welch ein Geiſt gehört dazu, eine rebelliſche Menge von 600,000 in einer dürren Wüſte zu regieren, zu bilden, zu zähmen! — Es ſtund hinfort kein Prophet auf in Iſrael, wie Moſes: die ſtärkſten derſelben wirkten nur durch den Finger ſeines Arms: die aufgeklärteſten glänzten nur im Wiederſchein ſeines Antlitzes mit deſſelben zurückgeworfenen Stralen.

Nur vor dir beuge ich mich, du himmliſche Geſtalt, erhabner als Moſes, um ſo ſchöner, je holder du warſt: um ſo kräftiger, je mehr du deine Kraft verbargeſt. Mit zwölf armen, rohen und unwiſſenden Schülern richteteſt du mehr aus, als jener mit ſeinen 600,000 Iſraeliten, und gründeteſt ein Reich der Himmel, das einzige, das ſeiner Natur nach ewig ſeyn kann. Du gründeteſt es über die Welt; aber nur vom kleinſten Anfange an — du begnügteſt dich das Samenkorn in die Erde zu pflanzen, was noch immer wächſt und am Ende der Tage gewiß der erquickende Schatte ſeyn wird, auf den alle Seher der Zukunft wieſen. Mit himmliſcher Kraft kamſt du hernieder und fandſt alle Ausſprüche der Propheten in dir; fandſt Muth gnug in dir, auch die entgegengeſetzteſten derſelben durch Armuth, Noth und den ſchmählichſten Tod zu erfüllen, weil ſie nur auf dieſem Wege erfüllt und vereint werden konnten. Moſes und Elias, die ſtärkſten Gotteshelden der Vorwelt beſprachen ſich mit dir auf dem heiligen Berge; mit dir dem dritten, größeſten und ſanfteſten unter ihnen. Du haſt deinen Ausgang erfüllt, haſt und wirſt alle Propheten erfüllen in deinem unſichtbar-fortgehenden Werke. Es iſt das Einzige ſeiner Art, was je in der Welt geſchah: was kein Weiſer, kein Mächtiger hatte bewirken können; und deſſen Folgen ſich bis in die Ewigkeit breiten. — Wir gehen jetzt dem Könige dieſes Reichs entgegen; und die ſchöne Aue der Propheten führet uns zu ihm.

Die künftige goldne Zeit,
eine Ausſicht der Propheten.

Ja du blühſt vor mir, du ſchöne Aue
der Propheten! o wer giebt mir Flügel,
ganz dich zu durchſchweben! jeder Blüthe
Balſamthau und ſüßen Keim zu koſten,
mich zu wiegen auf der Morgenroſe
Blättern, und auf ihr ſanft einzuſchlummern.

Goldne Zeit! erquickend ſchon im Bilde! —
wenn die Wüſte blühet wie der Karmel!
Lilien entſprießen aus der Dürre,
Stachelloſe Roſen aus den Dornen,
Milch und Honig rinnt! — Des Menſchen Leben
und des Freundes Lipp' iſt Milch und Honig.

Goldne Zeit! Ich ſeh den Baum aufſprießen,
der ein Lebensbaum wird allen Völkern!
Seine Früchte Labſal für den Matten,
ſeine Blätter Arzenei dem Kranken,
und ſein Schatte Zuflucht; und ſein Athem
Himmelsgeiſt, ein Hauch des Paradieſes.

Goldne Zeit! Jehovah kommt hernieder,
wie ein guter Hirt ſein Volk zu weiden.
Das Verirrte ſucht er und das matte,
kranke Lamm erquickt er ſich am Buſen.
Freue Menſchheit dich! Der Menſchen Vater
wird ihr Bruder, wird ihr Freund und Heiland.

Einer iſt Jehovah und ſein Name
iſt nur Einer! Keiner wird den andern
kennen lehren ſeinen Gott und Vater,
den ſie alle kennen. Gottes Weisheit
deckt das Land umher und Gottes Friede,
wie der Meergrund, iſt bedeckt mit Wellen.

Kein Verführen, Höhnen und Verderben
iſt da mehr auf Gottes heilgem Berge.
Wolf und Lamm, ſie weiden mit einander;
Löw' und Tiger gehn in zahmer Heerde:
Und das ſüße Kind ſtreckt in der Otter
Neſt die Hand, liebkoſend mit der Schlange.

Kriegen lernen denn nicht mehr die Völker!
Ihre Schwerter werden Sicheln wieder,
ihre Spieße Pflugſchaar: denn des Vaters

Oelbaum grünet für den Sohn und Enkel,
und das zarte Weib beſchützt den Helden;
ſie der Kinder, ſie des Hauſes Krone.

Kommt Jehovah? Oefnet ſich der Himmel
ſchon mit Nektarſtrömen? O er käme!
daß die Wolken Balſam niederthauten
und die Erde neu Gewächs aufſproßte!
Daß der Blinde ſäh', der Taube hörte
und des Stummen Zunge ſänge Lieder! —

Ja er kommt! Frohlockt ihr blöden Armen!
Wie die Rehe hüpft, ihr zarten Lämmer!
Euer Gott kommt! Schaut den Friedenskönig!
Euer Gott kommt! und er wird euch helfen.
Salem ſteigt hervor, die Stadt des Friedens,
Gottes und der Ruhe ewge Wohnung.

Wo der Unſchuld Specereien duften,
wo nur Dankgebet gen Himmel ſteiget;
Tod iſt nicht mehr, noch Wehklag' und Trennung! —
denn die letzte Thräne von den Wangen
trocknet Gott! — Er ihre Sonn' und Kühlung! —
Er ihr Lamm auf ewig grünen Auen.

Sohn der Jungfrau! heilger ſchöner Palmbaum!
Unter deinem Schatten will ich ruhen:
denn er weht dem Matten ſüße Kühlung,
iſt dem Schwachen neue Himmelsſtärke.
Deiner Lippen Frucht iſt ewges Leben
und dein Athem Hauch des Paradieſes.

Ende des zweiten Theils.

Verzeichniß

der überſetzten und erläuterten Schriftſtellen.

1 Moſ. 1. S. 4. 11.
2, 19. S. 13.
3, 1. S. 14.
5. 6. S. 20.
24. S. 18. 19.
4, 5. S. 11.
10. S. 10.
8, 21. S. 11.
22, 2. S. 12.
49. S. 192.
2 Moſ. 3, 1:6. S. 46.
15. S. 85.
17, 14. S. 245.
33, 9. S. 48.
34, 1. S. 50.
4 Moſ. 21, 14. S. 246.
16. S. 235.
22:24. S. 237:244.
5 Moſ. 6, 7. S. 111.
11, 12:17. S. 172.
33. S. 211.
33, 18. 19. S. 224.
Joſua 10, 11:14. S. 248.
Richter 5. S. 258.
9, 7. S. 276.
14, 12:18. S. 279.
15, 16. S. 289.
16, 28. S. 289.
1 Sam. 2, 1. S. 298.
2 Sam. 1, 17. S. 305.
3, 33. S. 350.
32, 1. S. 412.
1 König. 19, 8:13. S. 52.
Pſalm 2. S. 395.
6. S. 337.
17. S. 384.
23. S. 321.
24. S. 325.
39. S. 361.
40, 6:10. S. 143.
42. 43. S. 364.
45. S. 328.
50. S. 144.
51. S. 142.

Verzeichniß der überſetzt. u. erläut. Schriftſtellen.

Pſalm 68. S. 91.
72. S. 414.
73. S. 356.
76. S. 387.
80. S. 391.
82. S. 130.
84. S. 123.
90. S. 114. 180.
91. S. 340.
95. S. 122.
97. S. 129.
102. S. 116.
108. S. 388.
110. S. 404.
114. S. 83.
115. S. 386.
120. S. 368.
121. S. 370.
122. S. 126.
124. S. 332.
Pſalm 127. S. 162.
128. S. 159.
129. S. 333.
132. S. 403.
133. S. 320.
137. S. 335.
147. S. 132.
Sprüche Salom. 30. S. 280. u. f.
31. S. 163.
Jeſaia 6, 1:4. S. 53.
8, 21. S. 435.
10, 33. S. 433.
50, 3. S. 69.
55, 8:10. S. 57.
60. S. 442.
61, 10. 11. S. 137.
Jer. 31, 22. S. 160.
Dan. 7, 9. 10. S. 54.
Habak. 3. S. 102.

Verzeichniß des Inhalts.

Agurs Räthſel: S. 280-287.
Aſſaph: ſein Charakter als Pſalmen-Dichter S. 355 bis 363.
Aſſer: Weiſſagung über ihn S. 204. 220.

Baum der Weisheit und des Lebens, als Dichtung betrachtet S. 20.
Behemoth und Leviathan, als Dichtung betrachtet S. 20.
Benjamin: Weiſſagung über ihn S. 210. 216.
Bileam: ſeine Geſchichte S. 234-238. ſein Segen S. 239-244.

Canaan: Ausſicht Jakobs auf daſſelbe S. 187. 188. Rechte Iſraels auf das Land S. 189-191. wird übel eingenommen und ausgetheilet S. 198. 200-211. 230-232.

Cherub: Sein Urſprung; Veränderungen ſeines Gebrauchs beim Ebräiſchen und andern Völkern S. 18. 19.

Dan: Weiſſagung über ihn S. 203. 204. 220.

David vor Saul: S. 272. ſeine Elegie um Jonathan S. 306. Seine Geſchichte als Pſalmendichters S. 308-314. Sein Charakter als Pſalmendichter S. 348-355. Er thront auf dem Thron Jehovah S. 394. Verheiſſungen auf ſeinem Geſchlecht S. 433. Seine Schickſale werden Vorbild S. 441. Sein Zion und Jeruſalem Ideal der künftigen Zeit S. 442.

Deborah: Geſang derſelben S. 258-265.

Durchgang durchs Meer: Bilder deſſelben S. 82. 83. Siegslied auf denſelben S. 85-87. Seine Möglichkeit und Wahrheit S. 100. 101.

Erſcheinung Gottes an Moſes S. 47-50. an die Aelteſten Iſraels S. 51. an Elias S. 51. 52. an Jeſaias S. 53. an Ezechiel und Daniel S. 54. Züge der Erſcheinung Gottes nach Zeitaltern und Charakteren S. 55. Erſcheinung auf Sinai S. 89.

Fabel: ihr Urſprung, ihr Zweck S. 13-16. Jothams Fabel S. 275-276. Geiſt der Morgenländiſchen Fabel S. 277.

Fiction: ihr Urſprung, ihr Zweck S. 18-23.

Gad: Weiſſagung über ihn S. 204. 219.
Geſetzgebung Gottes und Moſes: S. 185. 186.
Geſchlechtsſage poetiſche: ihr Charakter S. 16⸗18.
Gottesregierung. Was ſie war? und worauf ſie beruhete? S. 170⸗175.

Habakuks Elegie S. 102⸗110.
Hanna: Geſang derſelben S. 298. 299.
Heldenzeit des Buchs der Richter S. 250⸗257.
Hoheprieſter: ſeine Würde, ſein Schmuck S. 133⸗136.

Jehovah: Erhabenheit und Wirkung des Namens S. 112⸗118.
Jonathan: ſeine Freundſchaft mit David S. 303⸗305.
  Klagegeſang Davids um denſelben S. 306.
Joſeph: Weiſſagung über ihn S. 205⸗209. 216⸗218.
Jothams Fabel S. 275⸗277.
Iſaſchar: Weiſſagung über ihn S. 201. 202. 224.
Judah: Weiſſagung über ihn S. 195⸗200. 213. 214.

Korah: des Korahiten Charakter, als Pſalmendichters S. 363⸗367.

Levi: Weiſſagung über ihm S. 194. 214. 215.
Leviten, Bewahrer des Geſetzes: woher ſie es worden? S. 176.

S. 176-179. ihre Einſchränkung und was ſie zuletzt der Verfaſſung geſchadet? S. 178-181.
Lied beim Brunnen S. 235. ſ. Siegslied: Pſalmen: Nationalpſalmen: Geſang:

Moſes: Sein Ruf S. 46-64. ſeine Geſchichte als Epopee betrachtet S. 78. 79. ſein Lied am Meer S. 85-88. Grundidee ſeiner Einrichtungen S. 112. 113. ſein Pſalm S. 114. 115. 180. ſeine Sittenlehre S. 118. 119. ſeine Geſetzgebung S. 120-152. ſeine Stiftshütte S. 152-155. ſeine Theokratie S. 158-184. ſeine Hoffnung auf einen Propheten S. 179-181. Wiefern ſeine Geſetzgebung göttlich oder menſchlich geweſen? S. 181-186. Vergleichung ſeines mit andern Charackteren S. 446.
Muſik: Verbindung derſelben mit dem Nationalgeſange S. 266-272. ihre Kraft auf Saul S. 302. Ueber die Muſik S. 379-382.
Muſik der Ebräer S. 374-378.

Naphthali, Weiſſagung über ihn S. 205. 220.
Nationalgeſang: Verbindung der Muſik und des Tanzes in demſelben S. 260-274. Nationalgeſänge S. 122-128. 332-336.
Nationalgott Iſraels im Tempel S. 128-134. in den Pſalmen S. 384.

Nationalfeſte der Ebräer S. 121.
Nationalpſalmen S. 122 ⸗ 128.
Nationalverſammlung, wo ſie gehalten werden ſollte? S. 224.

Opfer: der politiſchen Pflicht S. 140. der Schuld und des Danks S. 141 ⸗ 146.

Perſonendichtung: ihr Urſprung und ihre Wirkung S. 9 ⸗ 13.
Poeſie: Ihr Urſprung, Bild und Empfindung S. 2 ⸗ 5. wiefern er göttlich oder menſchlich ſei? S. 3. Ob man die Bilder Einer Nation mit der andern vergleichen müſſe? S. 6 ⸗ 8. Was der Geſang in ihr verändert? S. 25 ⸗ 30. Amt der Poeſie: ein Pſalm S. 32 ⸗ 35.
Poeſie, Ebräiſche: ihr Urſprung und Charakter S. 4. 5. 24. ihre Gattungen S. 24 ⸗ 30. Gründe ihres ſubjectiven Urſprungs S. 36 ⸗ 44. Das Symboliſche und Räthſelhafte in ihr S. 29. 30. Nachahmung derſelben S. 344 ⸗ 346.
Prieſter: die Diener der Landesconſtitution S. 134. Bilder von ihrem Schmuck und Stande S. 137. Uebergang ihrer Begriffe auf Engel und Fürſten S. 138. 139.
Propheten: ihr Name und Charakter S. 64 ⸗ 69. warum ſie inſonderheit dem Ebräiſchen Volk eigen gewe-

ſen S. 73⸗77. ihre Viſionen S. 46⸗56. ihr Thatvolles Wort S. 56⸗61. ihre Zeichen S. 61 bis 64. Ob ſie immer Muſiker und Dichter geweſen S. 65⸗68. Die Propheten: Anrede an ſie S. 71⸗72. ſie ſprachen nach der Landesconſtitution im Namen Jehovah S. 168. 169. Schulen derſelben S. 301. 302.

Pſalmen: Ihr Urſprung S. 308⸗314. Ihr Anblick S. 314⸗319. Eintheilung derſelben S. 319⸗343. einiger Ungenannten S. 367. Stuffenpſalmen S. 368. Königspſalmen S. 383. u. f.

Räthſel: Liebe der Morgenländer zu denſelben. S. 288. Agurs Räthſel S. 280⸗287.

Reich der Todten, als Dichtung betrachtet S. 22. 23.

Ruben: Weiſſagung über ihn S. 192. 193. 213.

Sauls Todtenbefragung S. 273.

Sebulon: Weiſſagung über ihn S. 200. 218. 224.

Segen Jakobs: was er im Sinn hatte und wie er iſt erfüllet worden S. 192⸗211.

Segen Moſes S. 211⸗223.

Segen Bileams S. 239⸗244.

Selah: Bedeutung des Worts S. 376.

Siegslied über die Amoriter S. 240. über Joſua Sieg S. 248. 249. der Deborah S. 258⸗265. über Amalek S. 245.

Simeon: Weiſſagung über ihn S. 194.

Simſons Charakter S. 254-257. Seine Räthſel S. 279. 280. Wortſpiele S. 289.

Sinai: ſeine glänzende Erſcheinungen S. 99.

Sprache des Heiligthums über Krankheiten S. 147. heilige Geräthe S. 148.

Sprache der Poeſie, aus Vater- und Kindes-Verhältniſſen S. 157-159. aus Verhältniſſen des Weibes zum Mann S. 160-165. in National- und Kriegsliedern S. 386-393.

Stammesehre der Iſraeliten S. 120.

Stammesväter und Rechte S. 165-167.

Stiftshütte: ein ſymboliſches Gemälde S. 152.

Teſtament Jakobs S. 192-211.

Theokratie ſ. Gottesregierung.

Thabor, der Berg des Heiligthums, eine weiſe Idee Moſes S. 224-232.

Tochter Jephthah: Aufopferung derſelben S. 272.

Urim und Thummim, was es geweſen? S. 135.

Weib: ihre Ehre und Beſtimmung bei den Ebräern S. 159-165.

Wolken- und Feuerſäule, was ſie geweſen? S. 97 bis 99.

Wort Gottes an die Propheten S. 56-60. was es der Poeſie dieſes Volks für eine Geſtalt gebe? S. 60. 61.

Wortſpiele der Morgenländer: ihr Urſprung und ihre Anwendung S. 290-296.

Zalmon: Schnee auf demſelben S. 94. 95.

Zebaoth: Urſprung und Veränderung des Namens S. 89. 90.

Zeichen Moſes, Elias, Eliſa, Jeſaias und andrer Propheten S. 62. der Prophet ſelbſt Zeichen S. 63.

Züge Gottes in der Wüſte: poetiſche Bilder derſelben S. 78-81. Pſalm, der ſie feiret S. 91-97.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Zerſtreute Blätter

von

J. G. Herder.

Erſte Sammlung.

Gotha 1785,
bey Carl Wilhelm Ettinger.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Statt der Vorrede ein Geſpräch.

Theano. Hier bin ich wie eine Sibylle mit Ihren zerſtreuten Blättern.

Demodor. In denen Sie auch vielleicht nicht mehr als in den Sibylliniſchen gefunden haben. Ich bin ſelbſt begierig, zu ſehen was Sie fanden und darüber Ihren Spruch zu hören.

Theano. Den ſollen Sie hören, mit dem Beding, daß Sie mich auch die Geſchichte der Blätter ſelbſt hören laſſen: denn Sie wiſſen, Weißagung wird nur aus Geſchichte. Hier ſind zuerſt — Blumen, aus der Griechiſchen Anthologie geſammlet.

Demodor. Alſo fielen Sie auf dieſe zuerſt. Ihre Geſchichte iſt die: ſie wurden frühe geſammlet.

Theano. Deſto beſſer, da ſind uns die Blumen noch Knoſpen. Ich habe mich an der Griechiſchen Einfalt ſehr ergötzt und mir that es wohl, ohne alle Kritik, ob dies kleine Geſchöpf ein Epigramm oder eine Elegie oder gar nur ein Sittenſpruch ſei, den Ausdruck des Witzes, der Wahrheit und der Empfindung in ihnen zu genießen. In Ueberſetzungen kannte ich nur ſehr wenige davon; und mich dünkt, vor manchen andern, was überſetzt iſt, wären dieſe Kinder der Flora einer Verpflanzung werth. Wie ſind Sie zu ihnen gerathen?

Demodor. Wie ich ſage, unter ſo manchem Andern fiel mir auch die griechiſche Anthologie frühe in die Hände und gerade fiel ich auf Stücke, die mich, den Jüngling, ſehr vergnügten. Ich kleidete verſchiedne davon zuerſt in gereimte Verſe —

Theano. Die ich doch nicht gefunden habe.

Demodor. Sie ſind längſt vertilgt, weil ich fand, daß das Griechiſche Epigramm ſich in den gereimten Vers ſelten ſo glücklich kleiden laſſe, daß es nicht das Meiſte von ſeiner Einfalt, von ſeiner Ründe oder von ſeinem naiven Witz verliere. Indeſſen verfolgte mich die Anthologie und fiel mir in andern Zeiträumen wieder in die Hände.

Theano. Ich begreiſe das wohl. Eine Blume zu pflücken iſt man gerade in den Stunden der Erholung aufgelegt, wenn man langer gelehrten Arbeiten ſatt iſt —

Demodor. Und ſich aufs neue zu ihnen ſtärket. Eben dies war mein Fall. Zwiſchen Arbeiten, auf Spatziergängen gefiel mir dieſe griechiſche Aue ſo wohl, daß ich, was mir gefiel, meiner Sprache eigen zu machen ſuchte und nur immer bedauerte, es nicht beſſer thun zu können. Manches der kleinen Dinge ward zweidreimal verſucht —

Theano. Und zum drittenmal gerieth es gewiß am mindſten. Die Kleinigkeit eines Epigramms zu überſetzen iſt oft eine ſchwere Kleinigkeit, zumal muß ſie es ſeyn bei ſo verſchiednen Sprachen.

Ich muß Ihnen ſagen, Demodor, daß ich einige derſelben in Proſe überſetzt geleſen habe und oft nicht wußte, was man damit wollte.

Demodor. Machen Sie es mit dem Epigramm jeder Sprache ſo, zumal mit dem, was auf naiver Empfindung oder gar einer Wortſtellung beruhet; es wird derſelbe Fall ſeyn. Oft mußte ich den ganzen Gedanken umkehren oder wenigſtens für unſre Zeit anders wenden und ſo löslich ich dies that: ſo fürchte ich doch manchmal zur reinen Milch etwas Zucker hinzugethan zu haben, nur damit es in unſre Sprache paßte.

Theano. Immerhin. Wir ſind leider keine Griechen: o die Griechen! —

Demodor. Und doch ſind die meiſten dieſer geretteten kleinen Stücke nur aus ſehr ſpäten Zeiten. Geſchmack und Sitten waren in ihnen ſchon ſehr verfallen; indeß, die Sprache und ältere gute Vorbilder halfen auch dem Armſeligen auf. Die Form war gleichſam gegeben.

Theano. In den Anmerkungen über das Epigramm haben Sie mich darüber belehret.

Demodor. Alſo ſind auch dieſe Ihnen in die Hand gefallen. Laſſen Sie ſehen . . Die Abhandlung iſt nicht ganz; der zweite Theil muß ſich anderswo finden.

Theano. Und gerade ſetzen Sie uns bei der Stelle nieder, wo man das Meiſte, die Theorie des Epigramms ſelbſt, erwartet.

Demodor. Die Theorie einer Blume? was iſt Ihrem Geſchlecht daran gelegen?

Theano. Wenn's mir indeß daran gelegen wäre —

Demodor. So werden Sie ſie bei einem andern Blumenſtrauß finden, der zu ihrer Entwicklung noch fehlte.

Theano. Ich freue mich darauf; lieber aber wäre mirs, dieſe einzelnen Stückchen geheftet und —

Demodor. Nur ja nicht, gedruckt zu ſehen. Sie wiſſen, was ich von dieſer ſchwarzen Kunſt des ehrlichen D. Fauſts halte. Denken Sie! eine gedruckte Blume.

Theano. Und woher haben Sie ſie denn? haben Sie ſie nicht auch vom

Druck her? und ſähen Sie es nicht gern, wenn Ihnen unvermuthet Meleagers vollſtändige Anthologie gedruckt zugeſandt würde? Denken Sie alſo, daß es mehrern ungriechiſchen Seelen bei dieſer verpflanzten kleinen Anthologie ſeyn kann, wie es Ihnen bei der urſprünglichen Anthologie wäre.

Demodor. Der Seelen, glaub' ich, giebts nicht viel.

Theano. Rechnen Sie denn auf die Viele? Ei doch, ein Blumenſtrauß für die Menge; der müſte ſehr bunt und vollwichtig ſeyn. Ich dächte, Sie ſähen von der Seite ganz weg und hingen das Kränzchen für mich und meinesgleichen auf; was ſoll es da noch etwa zehn oder zwanzig Jahre in Ihren Papieren? Auch ſuchen Sie mir fein den Verfolg derſelben auf, damit

damit ich das Chaos zerſprenge und die armen Gefangenen aus dem Kerker erlöſe.

Demodor. Worinn ſie ſich doch ſo wohl befinden. Aber weiter. Sie haben ja noch ein ganzes Archiv im Vorrath.

Theano. "Ob die Muſik oder die Malerei eine größere Wirkung gewähre? ein Göttergeſpräch." Davon die Geſchichte.

Demodor. Sie wird diesmal wie ein Mährchen lauten. Es war einmal eine Blumengeſellſchaft —

Theano. Ein Mährchen alſo aus den Zeiten der Provenzalen.

Demodor. Vielleicht. — In dieſer Blumengeſellſchaft alſo wurden allerlei Spiele des Geiſtes getrieben und unter

andern

andern auch Fragen aufgegeben. Dieſe Frage war Eine der ausgeſtellten und ich buhlte um den Preis —

Theano. Den Sie kaum werden erhalten haben.

Demodor. Alſo wenn Sie Blumenkönigin wären, würden Sie ihn mir nicht geben.

Theano. Höchſtens drei Viertheile des Preiſes; vorausgeſetzt nämlich, daß jeder Richter in der Welt nach Vourtheilen urtheilt und dies den Richterinnen noch viel mehr erlaubt ſeyn muß. Offenbar haben Sie, lieber Demodor, der Muſik zu viel eingeräumet.

Demodor. Das ich nicht wüßte.

Theano. So etwas weiß der Liebhaber nie, aber der Philoſoph ſollte es wiſſen.

wiſſen. Sagen Sie mir: empfinden die Thiere Muſik.

Demodor. Allerdings manche, ob ſie ſie gleich nicht menſchlich empfinden.

Theano. Menſchlich oder nicht: ſie werden durch ſie zu Gemüthszuſtänden aufgeregt, in die die Menſchen vollkommner verſetzt werden. Empfinden aber auch die Thiere etwas von dem Schönen nachgeahmter Formen?

Demodor. Nein.

Theano. Sie ſehen alſo, daß die Muſik einen Grad niedriger ſei.

Demodor. Darum wirkt ſie aber auch um ſo ſtärker.

Theano. Und wie wirkt ſie? Sie regt das innre Organ der Empfindung auf;

aber ſie giebt der Seele durchaus keinen beſtimmten Gedanken. Vielmehr läßt ſie ihr, ſo lange ſie ohne Worte iſt, frei, was ſie will, aus dem Schatz der Erinnerung zu holen und macht alſo in verſchiednen Gemüthszuſtänden auch ſehr verſchiedne Effekte. Die zeichnende Kunſt beſtimmt ihren Gegenſtand aufs genaueſte; alſo iſt die Wirkung, die ſie macht, viel mehr die ihre, eine beſtimmtere, menſchliche Wirkung.

Demodor. Mich dünkt, das habe ich geſagt.

Theano. Angedeutet wohl; aber nicht ſo ſcharf bezeichnet, wie ichs wünſchte. Im Grunde aber freilich bleiben beide Künſte in den meiſten Stücken gegen einander ganz unausmeßbar.

Demo:

Demodor. Auſſer ſofern ſie eine gemeinſchaftliche Seele berühren und eben deßhalb halte ich, ſo wenig man mit allen Gegeneinanderſtellungen je auf den Grund kommen wird, die Vergleichung ſelbſt immer nützlich.

Theano. Ich auch; und ich wünſchte, daß Sie ſolche zwiſchen mehreren Sinnen und Seelenkräften nach einigen ſonderbaren Erfahrungen, auf die ich Sie zu einer andern Zeit bringen will, anſtellten. Jetzt laſſen Sie das Geſpräch gut ſeyn und ich wollte auch nicht, daß ſie meine Anmerkung einſchalteten: ſie würde das Gemählde des Geſprächs vielleicht zerſtören und Geſichtspunkte zum weitern Nachdenken haben Sie gnug angeleget.

Demodor. In dieſem andern Geſpräch alſo werden Sie ſelbſt, Theano, die

Schiedsrichterin ſeyn, wie es hier die Muſe mit den ſchönen Haarlocken auf dem Schoos Apolls war. Was haben Sie weiter?

Theano. Etwas, was mich nebſt den Blumen am meiſten vergnügt hat, Paramythien. Was bedeutet das Wort?

Demodor. Paramythion heißt eine Erholung; und wie Guys erzählt, nennen noch die heutigen Griechinnen, die Erzählungen und Dichtungen, womit ſie ſich die Zeit kürzen, Paramythien. Ich konnte den Meinen noch aus einem dritten Grunde den Namen geben, weil ſie auf die alte griechiſche Fabel, die Mythos heißt, gebauet ſind und in den Gang dieſer nur einen neuen Sinn legen.

Theano. Ein ſchöner Name zu einer ſchönen Sache: denn Demodor, ich

wünſch=

wünſchte, daß ich alle abgetragne, zu oft gebrauchte Mährchen der Mythologie wenigſtens in einer neuen Abſicht wieder kommen ſähe. Ja mir wäre es lieb, wenn ich jeden ſchönen Gegenſtand um mich her mit einer Dichtung aus alten Zeiten gleichſam zu verwandeln und neu zu beleben wüßte.

Demodor. Verſuchen Sie es, Theano, und Sie werden unvergleichbar ſchönere hervorbringen, als hier verſucht ſind. Wiſſen Sie, wie dieſe entſtanden? Durch das Spiel eines Wettſtreites auf einigen Spatziergängen.

Theano. Es ſcheint, Sie ſetzen die Geſchichte Ihrer Blumengeſellſchaft fort.

Demodor. Ungefähr. Zwei Einſiedler gaben ſich auf einigen ihren Spatziergängen Gegenſtände auf, darüber eine Fabel, eine Dichtung oder was ihnen ſonſt einfiele zu ſagen., Ich war einer derſelben, ſetzte auf, was geſagt wurde und ſo ſind dieſe Erzählungen worden. In einigen werden ſie noch Spuren des Wettſtreites finden.

Theano. Ein Spiel, das nicht jedem glücken wird.

Demodor. Ihnen gewiß und ich ſehe ſchon ſchöneren Paramythien über einige Ihnen geliebten Gegenſtände entgegen. Niemals dichtet die Seele angenehmer als in ſolchen Spielen und ich wollte, wie ſchon Leßing bei der Aeſopiſchen Fabel geſagt hat, daß man auch Kinder darinn übte. Die alte Mythologie würde ihnen durch dieſe Verwandlung lieb werden, ihre Erfindungskraft wird geſchärft und ich habe Proben, wie naive Gedanken zuweilen aus der Seele eines Schooskindes der Natur, das alle Gegenſtände

noch

noch mit neuer friſcher Liebe anſieht, lieblichen Knöſpchen gleich, hervorkeimen. Da Sie dieſe kindliche Einfalt lieben, Theano, will ich Ihnen zu einer andern Zeit einige derſelben mittheilen.

Theano. Und ich will verſuchen, ob ich auch noch Kind ſeyn kann und mir einige Gegenſtände jugendlich mahlen. Wenn nicht ſo Blumenreich —

Demodor. Das Blumenreiche gehörte hier zu den Gegenſtänden; ſonſt wäre es ein Fehler. Je ſchöner Ihre Dichtung ſeyn wird, deſto weniger hat ſie des Schmuks nöthig. Sie kennen das griechiſche Epigramm:

Schön biſt du, Aglaja, die ringsum Alles verſchönet,
Schön im Schmucke; doch nackt biſt du die Schönheit ſelbſt.

Theano. Hier ſind Geſpräche über die Seelenwandrung, die ich im deutſchen Merkur ſchon geleſen habe.

Demodor. Sie ſind hier ſehr verändert. Ich habe weggethan, was auch nur von fern dem Widerſpruch einer neuern Meinung gleich ſähe; Theages und Charikles ſprechen für ſich, unbekümmert, ob jemand der Jetztlebenden oder Todten mit ihnen gleich denke. Auch erinnere ich mich nicht, die Gründe, die Charikles anführt, in irgend einer Schrift beiſammen angetroffen zu haben. Auf weſſen Seite ſind Sie, Theano?

Theano. Sie wiſſen, daß ich mich gern der Unterdrückten annehme. So gern ich alſo mit Theages ſchwärme und ſeinen Gründen Gerechtigkeit widerfahren laſſe: ſo, dünkt mich, läßt der warme

Mann ſeinen Gegner doch viel zu wenig ausreden, Ich will mich alſo an ihm rächen und Charikles Parthei verſtärken.

Demodor. Durch ein viertes Geſpräch, Theano? Das wäre recht in meinem Plan. Bemerken Sie, daß bis zu Ende hin Charikles mehr übertäubt als überzeugt iſt und daß er nur ſo zu guter Letze d. i. zum freundſchaftlichen Abſchiede einen Ausweg findet. Setzen Sie alſo das Geſpräch fort, Theano —

Theano. Kein Geſpräch; Sie ſollen aber von meiner Rache nichts wiſſen, bis Sie ſie ſehen. Hier iſt Liebe und Selbſtheit. Das Stück hat abermals einige Saiten meines Herzens getroffen, die ſich ſo gern berühren laſſen; ich habe Ihnen dafür ſchon gedanket. Aber Demodor, Sie werden plötzlich ſo nachdenkend —

Demodor. Nichts, Theano.

Theano. Hat mein Geſpräch Sie auf einen dunkeln Weg gebracht?

Demodor. Nicht Ihr Geſpräch, aber die Sache ſelbſt; und die Einöde iſt angenehm-traurig. Ich dachte den verſchiednen Zeiten, Gemüthsfaſſungen und Situationen nach, in denen ich dieſe einzelnen, viele Jahre hin von einander entfernte Stücke aufgeſetzt habe. Wo ſind ſie? ſie ſind wie ein Traum verſchwunden. Wie Licht und Schatten ſtreifen Phantaſieen über den Weg unſres Lebens und wir —

Theano. Wir bleiben.

Leid und Freude, ſie gehn oder wir
gehn ſie vorbei.

ſagt das griechiſche Epigramm. Ich will mirs merken und das, was in mir bleibt, immer mehr von dem Vorübergehenden zu unterſcheiden ſuchen. So habe ich mir noch verſchiedne ausgezeichnet, die mir hie und da gute Wegweiſerinnen ſeyn werden. Sehen Sie dieſe Arbeiten auch ſo an, als Denkmale und Erinnerungen aus frühern Zeiten und überlaſſen Sie ſie nun dem Shaftesburi'ſchen Amanuenſis *): ſie werden manchem wohlthun.

Demodor. Meinen Sie, Theano?

---

*) —his Amanuenſis (for ſo he calls his Bookſeller or Printer. Characteriſticks Vol. II. Miſc. 2. I.

Inhalt.

I. Blumen, aus der Griechiſchen Anthologie geſammlet, S. 1—98

II. Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, beſonders über das Griechiſche Epigramm, 99—132

III. Ob Malerey oder Tonkunſt eine größere Wirkung gewähre? Ein Göttergeſpräch, 133—164

IV. Paramythien. Dichtungen aus der Griechiſchen Fabel, 165—214

V. Ueber die Seelenwandrung. Drey Geſpräche, 215—308

VI. Liebe und Selbſtheit. Ein Nachtrag zum Briefe des Hr. Hemſterhuis über das Verlangen. 309—346

I.

Blumen

aus der griechiſchen Anthologie geſammlet.

Erſtes Buch.

Die Biene.

Blumenkoſtende Biene, warum verläſſeſt du deine
ſüſſe Blumen und ſtörſt ſumſend der Liebenden Kuß?
Oder willt du mir ſagen: o Freund, die Biene der Liebe,
auch ihr ſüſſeſter Kuß drücket den Stachel ins Herz.
Ja das willt du mir ſagen; geh hin zu deinem Geſchäfte,
gute Biene, das ſprach lange die Liebe mir ſelbſt.

Die Roſe.

Wenige Tage, ſo ſtirbt die Roſe. Vorübergegangen
iſt ſie; du ſucheſt nun Roſen und findeſt den Dorn.

An eine Schwalbe,

die auf dem Bilde der Medea niſtete.

Gute Schwalbe, du flogſt durch weite Länder und Inſeln;
Und nun niſteſt du hier auf der Medea Gebild?
Trauſt ihr deine Kinder noch unbefiedert, und hoffeſt,
Daß ſie den Fremdlingen ſei, was ſie den Ihren nicht war?

Die Nachtigall.

Fliehend den wütenden Nord, der mir die Zunge geraubet,
flog ich über das Meer, Boreas ſtürmte mir nach
Und ſchon ſank ich; ſiehe, da nahm ein frommer Delphin mich
auf den Rücken und trug mich ohne Ruder davon.
Guter Schiffer, du trugſt Philomelen und Philomele
ſang vom Ufer dir nun ein Arioniſches Lied.

Die Nymphe des Quells.

Schöpfe ſchweigend. "Warum?" So ſchöpfe nicht. "Und warum nicht?"
Nur dem ſtillen Genuß ſtröm' ich erquickenden Trank.

Warnung.

Niemals öfne das Herz der Liebe. Findet es Amor
veſt verſchloſſen; er fleucht leicht wie ein Vogel davon.
Aber öfnete ſichs, und zog des brennenden Pfeiles
kleinſte Spitze nur an, dränget er ganz ſich hinein.
Fächle dir nicht die Seele mit Liebesträumen. Sie nähren
Gliederzehrendes Feuer, Seelenberaubende Glut.

Amor und Pſyche.

Amor, quäle mich nicht! mir ſchwimmt in Flammen die Seele;
Oder ſie hat ja wie du Flügel und flieget davon.

Der Schlaf.

Schläfſt du Zenophila? ſüßes Geſchöpf! o würd' ich, auf deinen
holden Augen anjetzt ſelbſt der Ambroſiſche Schlaf.
Ab legt' ich die Flügel und auch nicht Jupiters ſchönſter
Traum ſollt' lieblicher ſich Dir o Zenophila nahn.

Der Kranz.

Heliodora, die Blume verwelkt, womit ich dich kränzte;
Heliodora du blühſt, Blume der Blumen im Kranz.

Die Feſſel.

Von ihrem Haupt zog Doris
ein einges goldnes Haar
und band mich an den Händen
ihr zum Gefangenen.
Ich lacht' der ſchönen Bande,
die, ſprach ich, reiß' ich leicht;
doch ach! als ich verſuchte,
war Eiſen nie ſo hart.
Nun hab' ich aufgegeben
zu reißen ſie, den Muth;
Unglücklicher, ich folge
wohin ihr Haar mich zieht.

Verkauf des Amors.

Man verkauf' ihn! Und ob er ſo ſüß im Schooße der Mutter
wie ein unſchuldiges Kind ſchlummre; verkaufet ihn doch.
Er iſt ungezogen, ein loſer Bube, geſchwätzig,
wild und böſe, der ja ſelber die Mutter nicht ſchont.
Leichtgeflügelt und keck: er kratzt mit den Nägeln; er weinet
kläglich und wenn er dir weint, lacht er im Herzen dich aus.
Kurz, ein Ungeheuer. Verkauft ihn. Wo nur ein Schiffer
ſein begehret, er nehm immer den Böſewicht hin.
Aber ſehet, er weint! er fleht! Sei ruhig, o Lieber,
Glaub's, ich laſſe dich nicht! Dich und Zenophila nie.

Das verſchonte Kind.

Sehet, da ſtürzte nieder des Hauſes Gipfel und traf doch
nicht das liebliche Kind, flog wie ein Weſt ihm vorbei.
Wilder Fels, du empfandſt der Mutter Schmerzen; und o du
glückliche Mutter, der auch ſelber der Fels ſich erbarmt.

Die Freundſchaft.

Heliodorus, ja! Des Lebens gröſſeſter Schatz iſt
Freundſchaft; aber nur dem, der zu bewahren ihn weiß.

Die Grille.

Liebliche Grille, du wirſt nun bey dem Hauſe des Acis
nicht mehr ſingen, du wirſt nimmer die Sonne mehr ſehn.
Denn du biſt hinunter zu Pluto's Wieſe geflogen,
trinkſt auf Blumen daſelbſt zarten elyſiſchen Thau.

Die Ungewißheit des Lebens.

Menſch, genieße dein Leben, als müſſeſt morgen du weggehn;
Schone dein Leben, als ob ewig du weileteſt hier.

Milch und Honig.

Göttin Svada und Paphia nehmt, o nehmet des reinſten
Dankes ſüßes Geſchenk, das euch ein Bräutigam weiht,
Milch und Honig: den Honig für ihn, mit Blumen der Liebe
rings umkränzet; die Milch, für die unſchuldige Braut.

Jupiter und Amor.

Jupiter ſchalt den Amor: "ich will die Pfeile dir nehmen!" —
"Donnrer, ſprach er und ich mache dich wieder zum Schwan."

Das einzige Ziel der Hofnung.

Arm an Reizen iſt unſer Leben und dürftig an Freuden,
wenn wir die Sorgen nicht reißen aus unſerer Bruſt.
Graue Haare pflanzen ſie auf, dem grünenden Scheitel;
zehren der Menſchen Gemüth wütend und wütender aus,
Daß oft Sterben ſeliger iſt als jammernd zu leben,
daß der Arme beinah immer ſich glücklicher fühlt.
Darum richte dein Herz zu Einem Ziele der Hofnung,
Andren gönne nicht Raum; Mäßigung heißet dies Ziel.

Anakreons Grab.

Um dich müſſe mit vollen Beeren der friſcheſte Epheu
grünen! Es müſſen um dich ſchönere Blumen erziehn
Dieſe Purpurwieſen! Es ſtrömen Ströme von Milch dir:
Ströme von ſüßem Wein duftet die Erde dir zu,
Daß noch deine Aſche, daß deine Gebeine ſich laben,
O Anakreon, wann Aſche der Todten genießt.

Der Tod.

Saon, Dikons Sohn, der Akanthier, ſchlummert den heilgen
Schlaf hier; nenne ja nicht Sterben des Redlichen Schlaf.

Heſiodus Grab.

Als im Lokriſchen Hain der Hirt Heſiodus abſchied,
wuſchen im klaren Quell Nymphen den heiligen Leib
Und errichteten ihm ſein Grabmal. Schäfer und Hirten
goſſen zum Opfer ihm Milch und Honig hinan:
Denn das athmeten einſt des Lebenden ſüſſe Geſänge;
Muſen, es trank der Greis euren reineſten Quell.

Leicht ſey dir die Erde.

Gütige Mutter Erde, wer dir im Leben nicht Laſt war,
o den birgeſt du ſanft: birg den Auſigenes ſo.

Der vertrocknete Quell am Grabe.

Nymphen, wo flohet ihr hin? Wo ſind die rieſelnden Wellen,
die hier floſſen, die nie tilgte der brennende Strahl.
"Hin ſind wir geflohen zum Grab' Agrikola's; weinend
kühlen wir da den Krug, der ſeine Aſche bewahrt.

Sohn und Mutter.

Ach, was frommet es Kinder mit Mutterſchmerzen dem Licht zu
geben? Was hilft es uns, ſorgend ſie aufzuerziehn?
Meinem Sohn Bianor muß ich die Mutter ein Grab baun;
und ich hoffete, Er würde das Meine mir baun.

Der ſpielende Knabe.

Unbarmherziger Tod! Du haſt dem Schooſſe der Mutter
ihren Knaben geraubt, mitten im fröhlichen Spiel.
Zwar es ſpielet auch dort das Kind auf blumigen Auen;
aber der Mutter Herz haſt du ſo bitter durchbort.

Der neue Stern.

Unter den Sternen wohnt mein Lieber; o daß ich der ganze
Himmel wäre, mit viel Augen dich anzuſchaun.

Auf das Grab Hipponax, eines ſatyriſchen Dichters.

Dies iſt das Grab des Hipponax. Hinweg!
Wenn du ein Böſer biſt; doch biſt du gut,
und guter Eltern Sohn; ſo ſetze dich
getroſt darauf und willt du, ſchlummre auch *).

Der Neid.

Als der gekreuzigte Thrax an einem höheren Kreuze
hangen den Nachbar ſah, biß er zuſammen und ſtarb.

---

*) Nach der Meynung der Griechen war es gefährlich auf einem Grabe zu ſchlafen.

Heraklitus und Demokritus.

Heraklit, wie würdeſt du jetzt das Leben beweinen,
kämſt du wieder zurück in die geplagtere Welt!
Und Demokritus du, wie würdeſt jetzo du lachen,
kämſt du wieder zurück in die bethörtere Welt!
Ich ſteh vor euch beyden und ſinne, wie ich mit Weisheit
jetzt bedauren und jetzt könne belachen die Welt.

Das Schickſal.

Träget das Schickſal dich; ſo trage du wieder das Schickſal.
Folg ihm willig und froh; willt du nicht folgen, du mußt.

Die ſterbende Tochter.

Weinend ſchlang die letzte der Töchter, die ſterbende Myrtho
um die Mutter den Arm: "liebende Mutter, o bleib'
"bleib' bey meinem Vater und gieb mit beſſerem Schickſal
ihm eine Tochter, die euch ſpät noch im Alter erfreu."

Der Morgen- und Abendſtern.

Wie der glänzende Stern des Morgens, wareſt du Jüngling
uns; den Todten anjetzt gehſt du, ein Heſperus, auf.

Stimme eines Sohnes.

Grauſam waret ihr Parzen, die mir die goldene Sonne
nur ſo wenige Zeit gönnten auf Erden zu ſehn!
Ward ich darum gebohren, daß ich der Mutter für ihre
Schmerzen mit Kummer und Gram füllte das liebende Herz?
Denn mein Vater verließ mich einen Waiſen in ſeinem
Hauſe; die Mutter zog, zwiefach an Sorge, mich auf.
Aber ſie hat mir nicht die Hochzeitfackel getragen,
ſah vom fröhlichen Sproß keine belohnende Frucht.
Unglückſelige Mutter, dein Schmerz betrübt mich im Grabe,
daß ich im Leben dir keine der Sorgen vergalt.

Der Adler auf dem Grabe.

Göttlicher Adler, warum biſt du dem Himmel entflogen
auf dies Grab und ſchauſt kühn zu den Sternen hinauf?
"Plato's Seele bild' ich dir vor: ſie flog zu den Sternen;
nur den heiligen Leib decket das Attiſche Grab."

Auf das Bild Sokrates,
der die Unſterblichkeit der Seele lehrte.

Weiſer Künſtler, du gabſt dem Bilde Sokrates Alles,
nur kein Leben; das hat Sokrates Seele allein.

Der Hauch des Lebens.

Was iſt unſer Leben? Ein Hauch der nährenden Lüfte,
die mit dem Athem uns Dauer und Seele verleihn.
Weigert uns die Mutter nur einen nichtigen Lufthauch;
o ſo flieget der Geiſt ſchnell wie ein Schatte davon.
Und wir Arme prangen mit uns und bilden uns hoch ein,
die ein Athem der Luft nähret und wieder verweht.

Die vergebliche Furcht.

Warum müheſt du dich und fürchteſt immer die Armuth?
Lebe mit der Vernunft und du biſt nimmer arm.

Vergeſſenheit und Erinnrung.

Holde Vergeſſenheit und du des Guten Erinnrung,
Liebliche Schweſtern, o macht beyde das Leben mir ſüß.
Du verdunkle das Böſe mit deinem umhüllenden Schleier,
Du erneue das Glück mir mit verdoppelter Luſt.

Der gute Ausgang.

Sey gegrüſſet o Göttin, die alle Gerechten und Weiſen
hoch verehren und weihn alle Beſtrebungen Dir!
Ausgang heiſſeſt du, des Guten frohe Vollendung,
Tochter der Mäſſigung, ich weihe mein Leben dir auch.

Zweytes Buch.

Das wilde Waſſer.

Aufgeſchwollener Strom, woher? Wie kommeſt du hieher?
und verſchwemmeſt ſo ſtolz brauſend dem Wandrer den Weg?
Regentrunken taumelſt du hin mit ſchlammiger, trüber
undurchſchaulicher Flut, die du den Wolken entſtahlſt:
Brauſe, Stolzer! Es wird dich bald die Sonne verzehren;
O ſie kennet, was Strom oder was Regen nur iſt.

Abſchiedwunſch an einen jungen Helden.

Adraſtea begleite dich Jüngling, es trete dir immer
auf der leuchtenden Bahn Recht und die Billigkeit nach:
Denn ich fürcht' o Druſus, ich fürchte deines Gebildes
Schöne, deines Gemüths feſten und göttlichen Muth,
Deine Klugheit und Glück. O Jüngling, Söhne der Götter,
die dir gleichen; zu bald neiden die Götter ſie uns.

Hofnung und Furcht.

Zwo Göttinnen verehr' ich, die Hofnung und Wiedervergeltung:
Jene beflügelt den Wunſch, dieſe beſchränket ihn mir.

Ein häuslicher Altar.

Nicht die Göttin des Volks; es iſt die himmliſche Venus
hier im Bilde, das ihr dankend Chryſogone weiht
in Amphikles Hauſe, mit dem ſie Leben und Liebe
manche Jahre getheilt, täglich mit ſüßerer Luſt:
Denn ſie begannen mit dir, o Mächtige! Segen der Götter
wohnet immer um den, der der Unſterblichen denkt.

Die Seele.

Seele meiner Seele! Das biſt du, Geliebte. Die Liebe
ſchuf zur Seele dich mir, bildete dich in mein Herz.

Das Schaaf, das einen Wolf nähret.

Wozu zwingeſt du mich? mit meinen friedlichen Brüſten,
ſtatt des blöckenden Lamms, muß ich ernähren den Wolf.
Hirte, du wirſts erfahren, wenn du, wenn ich ihn erzogen:
keine Wohlthat und Gunſt ändert des Böſen Natur.

Das Kind am Ufer.

Hier verſank ein liebliches Kind. Dem Schooſſe der Mutter
ſpielend entronnen, o Meer, zog es der trügende Glanz
Deines Schooſſes hinunter: es trank die Welle des Todes
ſtatt der zärtlichen Milch. Weh dir, Verführerin, Meer!

Die belohnte Wohlthat.

Hier zog einſt ein Fiſcher mit ſeinem Hamen ein Haupt auf,
ſchon der Haare beraubt, eines Ertrunkenen Haupt:
Und mitleidig grub er mit eignen Händen ein Grab ihm
ohne Grabſcheit. Tief gräbt er dem Armen das Grab.
Siehe da glänzet Gold, ein vergrabner Schatz, ihm entgegen —
Sey mitleidig o Menſch! Güte wird immer belohnt.

Das Gold.

Gold, du Vater der Schmeichler, du Sohn der Schmerzen und Sorgen:
Wer dich entbehret, hat Müh; wer dich beſitzet, hat Leid.

Ariſtodice.

Alle prieſen dich einſt, Ariſtodice, ſo glücklich:
denn du gebareſt ſechs blühende Söhne der Welt.
Aber es war dir Meer, es war dir Erde zuwider:
Drey erkranketen; drey liegen im Grunde der See.
Weine Mutter! es weint Philomele mit dir am Grabe,
und in der Tiefe des Meers weint Halcyone mit dir.

Die Beweinenswerthen.

Die beweine nicht mehr, die ſchon zur Ruhe gegangen,
die beweine, die ſtets fürchten den kommenden Tod.

Grabesſtimme eines Kindes, das nach der Geburt ſtarb.

Mutter Erd' und Mutter Lucina, ich grüß' euch beyde!
Dieſe half mir ans Licht: Jene bedecket mich ſanft.
Und ſonſt kenn' ich keinen; unwiſſend, woher ich gekommen?
weſſen ich war? und wer? Alles verſchloß mir die Nacht.

Der Liebling.

Süſſer Vogel, o du, den alle Grazien liebten,
der mit zaubernder Kraft wie Halcyone mir ſang,
Hin biſt du; dein lieblicher Geiſt gefälliger Sitte
wohnt nun Freudeberaubt in der verſtummenden Nacht.

Die Wolken.

Arme Seele, wie lang', wie lange willſt du den leeren
Hofnungen fliegen nach, unter die Wolken hinauf?
Kalte Wolken und leere Träume jagen einander,
geben den Sterblichen Nichts, Nichts Beglückendes hier.
Komm' hinunter und ſuche der Weisheit Gaben. Der Eitle
ſauge den leeren Wind, der nur die Leeren beglückt.

Die Wünſche.

Sterbliche ſind wir und ſterblich ſind all' unſere Wünſche:
Leid und Freude, ſie gehn oder wir gehen vorbey.

Der vergebliche Geiz.

Häufſt du Schätze? was iſts? Du wirſt die Schätze nicht mit dir
nehmen ins öde Grab, das ſich des Nackenden freut.
Und du verlierſt das Beſte; des Lebens Tage. Die kannſt du
Dir nicht häufen; ſie ſind dir von der Parze gezählt.

Der junge Schiffer.

Auch ich habe beſchifft des Lebens Wellen; Aganax
iſt mein Name; doch ich ſchiffet' auf ihnen nicht lang'.
Wütender Sturm entſtand; ich wollte trotzen dem Sturme,
Unglückſeliger! da riſſen die Wellen mich hin.

Hoffnungen.

Menſchen-Hoffnungen, ach ihr leichte Göttinnen! Da liegt nun
Euer Lesbus, da liegt Euer begünſteter Mann,
Der mit Königen ſtets und Huldgöttinnen gewandelt —
O ihr Hoffnungen, lebt, leichte Göttinnen, lebt wohl.
Schweigt ihr Flöten! er höret euch nicht und was ihr ihm ſinget,
iſt: "er liege!" Der Tod kennet nicht Reigen und Tanz.

Das enge Grab.

Menſch, du ſieheſt mich hier im ſchmalen Grabe begraben,
[illegible]; es hat Cröſus ja ſelber nicht mehr.

Die ſterbende Tochter.

Liebend blickte die ſterbende Tochter den ſtummen Vater
an und drückt' ihm die Hand: „Vater ich bin nicht mehr!“
ſprach ſie, zarte Thränen bedeckten ihr brechendes Auge
und den weinenden Blick ſchloß die umhüllende Nacht.

Grab der Schweſter.

Wanderer, ſieh das Grab der frommen Schweſter, die traurend
um den Bruder erblich. Ach, da verdoppelten ſich
Ihrer Mutter Thränen und alle Jünglinge weinten,
denen ſie, unvermählt, allein [illegible] Hoffnung war.

Die Luſt zu leben.

Wer dem Jammer geweiht ſein Leben träget, der kann nicht
ſterben; er lebete ja, da er noch lebete, nie.
Nur dem Glücklichen, nur dem Reichen fället der Tod ſchwer
und zu frühe. Mit Luſt gehet der Arme zur Ruh.

Der Hafen.

Falſche Göttin des Glücks und du ſüßtäuſchende Hoffnung,
lebet wohl und betrügt, wen und wie lang' ihr ihn wollt.
Ich bin jetzt in dem Hafen, ein armer Mann; aber Freyheit
wohnet mit mir und Muth, reiche Bedrücker zu fliehn.

Die täuſchende Hoffnung.

Wenn des Glückes Gefährtin, die ſüſſe Hoffnung, zuweilen
auch die Sterblichen täuſcht, oder mit Zögern gewährt,
Was ſie gewähret; wohl! ich bin ein Sterblicher, zögernd
nähre ſie lang' mein Herz, täuſche mich lange ſo ſüß.
Gerne laß ich mich täuſchen, und bin kein murrender Weiſer;
"flieht ihr Sorgen!" ſo ſingt täglich Anakreon mir.

Die Zeiten des Lebens.

Eine Zeit iſt zu ſpielen, die andre zu lieben, die dritte
auszuruhen; ein Thor, der nicht die Zeiten genießt.

Die Vertraute.

Liebe, getreue Flaſche, du langgehälſete, gute,
runde Seele, die mir öfters das Leben erfriſcht,
Bacchus und aller Muſen, auch ſelbſt der Liebe Vertraute,
flüſternde Dienerin, mir ſonſt gar gefällig und hold —
Aber wie kommt es, Freündin? wenn ich mich fülle, ſo wirſt du
nüchtern; und umgekehrt — heißt das geſellig gelebt?

An den irrdenen Becher.

Tränke mich, lieber Becher! Was du biſt, war ich und werd' ich,
Erde; ſo tränke denn den noch genießenden Staub.

Ein Räthſel.

Wer iſt die Göttin, die den Armen haßt
und lieber bey dem Reichen wohnet? denn
ſie weiß zu leben, ſitzet gerne weich,
geht ſonderlich auf fremden Füßen gern,
und liebet Salben, Kränze, ſüßen Wein,
was alles ihr kein Armer reichen kann:
Drum flieht ſie auch des Armen harten Tritt
und wohnt am liebſten — in des Reichen Fuß.

Antwort.

Des Glieder-löſenden Bacchus, der Glieder-löſenden Venus
Glieder-löſendes Kind — Podagra nennen ſie mich.

Das Bild der Liebe.

Immer tönet mir noch im Ohr die liebliche Stimme,
immer ſchwebet da noch vor mir ihr weinendes Bild.
Weder Nacht noch Tag kann Ruhe ſchaffen dem Herzen,
dem die Liebe ſich ſelbſt ein in das Innerſte grub.
Amors Boten, ihr Vögel, ihr könnt uns bringen die Liebe;
ach kein Fünkchen von ihr könnt ihr uns nehmen hinweg.

Die Geſchenke.

Schönheit gab ihr Amor, die Huldgöttinnen den Liebreiz,
Mutter der Liebe, du gabſt Gürtel und Alles ihr hin.

Ein Wunſch.

O daß ich wär' ein Lüftchen und du in Schwüle des Tages
würfſt den Schleyer zurück, nähmſt in den Buſen mich auf.
Oder ich wär' ein Röschen und du mit niedlichem Finger
brächſt vom Zweige mich ab, nähmſt in den Buſen mich auf.
Oder ich würd' der Lilie Duft, mit ſüſſer Erquickung
überſtrömet' ich dich, athmete mich in dich ein.

Das Bad.

Cypris badete hier mit den Huldgöttinnen und Amor;
Dankbar ließ ſie dem Quell Eine der Grazien hier.

Der zweyte Paris.

Rhodoklea, Melite und Rhodope ſtehen da vor mir,
Drey Göttinnen; es fehlt ihnen Unſterblichkeit nur.
Schweres Amt des Paris! Ich ſoll die Schönſte der Schönen
krönen; ſo krön' ich denn — Schönſte der Schönen, euch drey.

Venus und die Muſen.

Cypris ſprach zu den Muſen: "verehrt o Mädchen, die große,
Cypris oder ich — rüſte den Amor auf euch."
Und die Muſen ſprachen: o Schwätzerin, drohe dem wilden
Mars ſo; uns thut dein flüchtiger Bube kein Leid.

Die Verwandlung.

Jupiter ward zum Schwan, Neptun zum Roſſe, zur Schlange
ward Gott Ammon; Apoll ließ ſich zum Hirten hinab
Alles nur um Weiber, und oft, du Räuber des ſchönen
Ganymedes, ſo oft brauchtet ihr wilde Gewalt.
Schöner Evagoras, Du, Du ſonder Trug und Verwandlung
feſſelſt, wer dich erblickt; Männer und Weiber ſind dein.

Das Spiel.

Spiel iſt unſer Leben und Schauſpiel. Murrender, lerne
ſpielen oder du trägſt Schmerzen und Schaden davon.

Der Neider.

Der Neider haſſet den, den Gott geliebt;
O Thor! er ſtreitet mit den Göttern ſelbſt
und ſauget aus den ſchönſten Blumen Gift.
Den Gottgeliebten lieb' ich willig auch.

Der Neid.

Neid, du großes Uebel! Doch iſt das Gute noch in dir,
daß du mit eignem Pfeil ſelber das Herz dir durchbohrſt.

Drittes Buch.

Das Sinngedicht.

Nimm dies kleine Geſchenk, o Piſo, nimm es mit Huld an;
kleiner Weihrauch ergötzt auch den erhabenſten Gott.

Der Lorbeerbaum.

Schonet meiner, ihr Trunknen, ihr brauſenden Sänger der Liebe,
ſchonet meiner, denn ich bin ein jungfräulicher Baum.
Daphne hieß ich im Leben; des keuſcheſten Jünglinges Armen
wand ich ergrünend mich los; ſchonet mein heiliges Laub.

Sophokles Grab.

Schleiche dich ſanft ums Grab, du immergrünender Epheu,
ſanft um Sophokles Grab ſchlinge die Locken umher:
Roſenbüſche, pflanzet euch hin: mit glühenden Trauben
ziehe der Weinſtock ſchlankgleitende Reben hinan:
Denn der weiſe Dichter, der hier ſchläft, hatte der ſüßen
Anmuth viel: ihm war Muſe und Grazie hold.

Die Roſe.

Liebliche Roſe, du willt den Knaben kränzen? Er kränzet
dich o Blume; du bleibſt immer dem Lieblichen nach.

Der kleine Geſang.

Wenig ſprachſt du Erinna und deine kleinen Geſänge
ſind unſterblich: es deckt nie ſie der Fittig der Nacht.
Indeß Myriaden unendlichſchwätzender Sänger
ſchon der Moder benagt und die Vergeſſenheit drückt.
O ein kleiner Geſang des Schwans, wem tönet er nicht vor
allem Kranichgeſchrey, das in den Wolken verhallt.

Auf ein Bild der Sappho.

Sinnend ſitzeſt du da, du Biene ſüſſer Geſänge;
Sehet im Bilde noch trägt ſie zuſammen ein Lied?

Aeſkulap und Plato.

Zween Aerzte gab den kranken Menſchen Apollo,
Einen dem ſterblichen Leib', Einen dem ewigen Geiſt,
Aeſkulap und Plato. Du lebſt o Stifter des höchſten
Staates *) nun in ihm ſelbſt, oben im Reiche des Zeus.

Epiktet.

Ich war Epiktetus, ein Knecht und hinkend am Fuße;
arm wie Irus und doch waren die Götter mir hold.

---

*) Anſpielung auf die idealiſche Republik des Plato.

Erinna.

Seht, die emſige Biene, die auf den Auen der Muſen
jegliche Blüthe beſucht, unſre jungfräuliche Braut
Raubt der Tod ſich zur Gattin. Das weiſe, liebliche Mädchen
ſeufzte: "muß ich hinab? O du beneidendes Grab.

Die Ungetrennten.

Heil euch, tapfre Männer, ihr glücklichen Freunde! Patroklus
und Achilles, die noch liebend die Aſche vereint.

Anakreons Grab.

Mutter des allerquickenden Weins, jungfräulicher Weinſtock
und der Rebe, die ſich kräuſelnd in Ranken erhebt,
Winde dich, zart Gewächs, rings um Anakreons Grabmal
reich an Trauben und klimm' oben zur Säule hinan,
Daß der trunkene Sänger des Weins auch unten die lange
Nacht ſich kürze mit nie ſchweigendem Cithergeſang
Von der Liebe Bathylls, daß der zur Erde geſunkne
Greis zum Haupte ſich noch glänzende Trauben erſeh
Und mit dem labenden Thau ſich netze, der von der Lipp' ihm
einſt ſo holden Geruch ſüſſer Geſänge verlieh.

Das Todtenopfer.

Thränen bring' ich dir dar zum traurigen Todtenopfer
unter der Erde, wo du, Heliodora, nun wohnſt;
Bittre, rinnende Thränen, das letzte, was Liebe dir geben,
was im Grabe dir kann geben ein trauriges Herz:
Denn ich klage dich ſchwer, o ſchwer betrübet, da du nun,
ſüſſe Schattengeſtalt, unter den Todten wohnſt,
Mir entriſſen. Wo biſt du, ſchöne Sproſſe? wer hat mir
deine Blume geraubt? ach, der entſtellende Staub.
Nun ſo fleh ich dich an, du allerbarmende Mutter
Erde, die ſanfteſte Ruh gönn' ihr in deinem Schoos.

Die Inſel der Liebe.

Manche der Inſeln nahm, ſtatt ihres, den Namen der Menſchen
an und pflanzte damit ſich in des Ruhmes Gerücht.
Inſel, nenne du dich fortan die Inſel der Liebe,
Nemeſis zürnt dir nicht, daß du den Namen erwählſt:
Denn den du verbirgſt, an deinem heiligen Ufer,
Ihm gab die Liebe Geſtalt, wie ſie den Namen ihm gab.
Deck' ihn ſanft o Erde, den holden Knaben der Liebe,
und ihr Wellen, berühret leiſe ſein ruhiges Grab.

Das Grab eines Landmanns.

Gütige Mutter Erde, nimm leicht und freundlich den alten
guten Amyntichus auf, der dich im Leben geliebt:
Denn er ſchmückte dich unverdroſſen mit emſigen Händen;
Fluren von Oel und Wein kränzten ſein friedliches Haus,
Reiche Saaten der Ceres und milde Gewächſe belebten
ſeinen Boden, den Er tränkte mit frohem Genuß.
Darum decke nun ſanft den grauen Scheitel und laß ihm
dankbar über dem Haupt Kräuter und Blumen blühn.

Die Grille.

Süſſe Grille, die mich um meine liebenden Sorgen
oft ſchon täuſchte, mir oft brachte den tröſtenden Schlaf.
Ländliche Sängerin auf! mit deinen ſchallenden Flügeln
dir ſelbſt Leier und Ton, ſinge was liebliches mir,
Daß ſich meine Sorgen zur Ruhe ſenken, o ſinge
fröliche Sängerin, mir deinen fröhlichen Sinn
In die Seele. Ich will dich mit Thau, mit grünenden Knoſpen
dich beſchenken; es ſoll ewiger Sommer dir blühn.

Erklärung der Liebe.

Und wie lange denn fliehn ſich unſre Blicke? Wie lange
ſenden wir immer ſie nur trunken verſtohlen uns zu?
Laß uns ſprechen! Die Liebe will offne Seelen. Und ſtört uns
ein hartherziger Mann, der uns die Sprache verbeut;
O ſo bleibet uns ja Ein Mittel. Laß uns vereinet
ſterben. Liebe-vereint leben und ſterben wir ſüß.

Die Ungenannten.

Wißt! Ich lieb' und werde geliebt und küß' und genieße —
Aber wer? und wen? wiſſe die Göttin allein.

Die Sängerin.

Beym Arkadiſchen Pan! Zenophila, lieblich entzückend
klingt dein goldenes Spiel, ſinget dein zarter Geſang.
Wohin ſoll ich? Von Grazien rings und Muſen umgeben,
weiß ich nirgend zu fliehn, weiß ich zu athmen nicht mehr.
Und dann blick' ich dich an: der Blick wird Feuer: ihr Amors,
Muſen, Grazien, rings-ringsum verzehret mich Glut.

Alles und Nichts.

Schau ich den Theron an, ſo ſeh' ich, was ich nur wünſchte;
Schau ich ihn nicht; o wie iſt mir denn Alles ein Nichts.

Die weinende Roſe.

Schenke mir ein und ruf, ruf nochmals: Heliodora!
Miſche den Namen ſüß klingend zum fröhlichen Wein.
Setze mir auf den Kranz, der noch von geſtrigen Salben
duftet; es gab ihn mir ihre holdſelige Hand.
Doch ſieh da! es weinet an ihm die Roſe der Liebe —
Gute Roſe, du weinſt, daß mir die Liebliche fehlt.

Das Auge.

Alles lieb' ich an dir; nur nicht dein lachendes Auge:
Warum freuet es ſich, Chloe, nicht einzig an mir?

Die badende Venus.

Götter, ich wußt' es nicht, daß hier die reizende Venus
badet. Siehe, da fließt nieder ihr ſeidenes Haar
Längs den Rücken. Verzeih o Göttin, zürne dem Auge
des Unſchuldigen nicht, der dich hier nakket geſehn.
Aber es iſt nicht Venus; es iſt Rhodoklea; wie reizend
biſt du Mädchen! Du haſt Venus die Schöne geraubt.

Das Bad der Grazien.

Grazien badeten hier; hinzu ſchlich Amor und haſchte
ihnen die Kleider; beſchämt baden ſie immer noch hier.

Die Göttergeſtalt.

O Praxiteles, o Polykletus, ſeyd ihr geſtorben?
lebet denn nirgend mehr Eure belebende Kunſt?
Dieſes duftende Haar der Melite, die ſtralenden Augen,
ihre Göttergeſtalt Einem Altare zu weihn —
Bildner, Künſtler, wo ſeyd ihr? Das ſchönſte Menſchengebilde
kam vom Himmel, um uns Paphia ſelber zu ſeyn.

Auf das Bild der Venus von Praxiteles.

Nicht Praxiteles hat dich, Aphrodite, gebildet;
Wie du hier ſteheſt, ſo ſtandſt Du vor dem Paris einſt ſelbſt.

Das Meer der Liebe.

Wohin ziehest du mich, du ſanft hinſchwimmendes Auge?
Ach du ziehest mich hin auf ein gefährliches Meer!
Wild ſind die Wellen der Liebe: die Stürme der Eiferſucht brauſen
ſchrecklich; es wälzet das Herz Wogen auf Wogen hinan.
Und doch muß ich! Sie ziehen mich hin, die fliehenden Schimmer;
Gute Götter, ich ſoll Scyll' und Charybdis noch ſehn.

Polythea.

Drey ſind Huldgöttinnen und zwo Göttinnen der Liebe,
zehen Muſen; in dir, Myrtho, ſind alle vereint.

Auf ein Bild des Amors.

Sehet den mächtigen Gott, den unentweichlichen Amor
hier im Siegel; er hält wütende Löwen im Zaum:
Und mit der andern Hand ſchwenkt er ſtatt Geiſſel die Fackel
und viel Grazie lacht rings um das ſchöne Gebild'.
Menſchentödtender Gott, mich ſchauert! Wenn du die Löwen
alſo zähmeſt; wie wirds menſchlichen Herzen ergehn?

Das verſchwiegene Lob.

Schön biſt du o Jüngling, der ſchönſte! Aber warum dies
ſagen? Ich wiſſ' es allein, daß du der ſchönſte ſeyſt.

Das Grabmahl der Brüder.

Zween Brüder, Letous und Paulus lebeten beyde
nur Ein Leben; ſie deckt nun auch Ein brüderlich Grab.
Leid und Freude trugen ſie gleich: ſie giengen zuſammen
ins Boſporiſche Meer und der Proſerpina Reich.
Lebet wohl, ihr ſüßen einträchtigen Seelen! das beſte
Denkmal auf eurer Gruſt wäre der Eintracht Altar.

Die Thränen.

Unter den Todten beweint ein jeder die Seinen; um Dich weint
Kleon, die Stadt und das Land; aber die Freunde noch mehr.

Mutter und Kind.

Meine Theonoe beweint' ich herbe; doch ließ ſie
Ihrer Grazie Bild mir noch zum lindernden Troſt,
Unſern Sohn; nun hat auch ihn die Parze geraubet:
Auch du haſt mich getäuſcht, freundliches, tröſtendes Kind.
Göttin des Todtenreichs, o hör' die Thräne des Vaters,
lege der Mutter das Kind ſanft in den zärtlichen Schoos,

Das Bild der Geliebten.

Meine Theodote; ſie iſt es lebend. O Mahler,
hättſt du geirret! Ihr Bild täuſcht mich nun immer mit Schmerz.

Die Ungetrennten.

Heliodorus ſtarb und ſeine treue Geliebte
Diogenia gieng Eine Stunde nach ihm
liebend hinab, wo jetzt den Hymenäus ſie ſingen
und hier beyde vereint zieren das bräutliche
Bett.

Das Grab der Ehegatten.

Wanderer, dieſes Grab hat ſich Agenor erbauet,
daß er in ihm einſt ſanft ruhe vom Leben aus:
Er und ſeine treue Kallipodia; das Grab wird
ihnen im Tode noch heiliges Ehebett ſeyn.

Das Gute des Lebens.

Wer könnt' ohne den Tod dich fliehn o Leben? Du haſt zwar
Tauſend Uebel und ſie meiden und tragen iſt ſchwer.
Aber du ſchenkſt uns auch viel ſchöne Gaben, die Sonne,
Meer und Erde, den Mond und die Geſtirne der Nacht.
Freylich iſt Alles ſonſt voll Furcht und Schmerzen. Es ſchleichet
Jedes Glückes Genuß immer die Nemeſis nach.

Todesfreude.

Freueſt du dich des Todes von deinem Geſellen; ein andrer
wird des Deinen ſich freun; alle gehören wir ihm.

Das Alter.

Schwer zu tragen iſts, das greiſe Alter; indeß gehts
leiſe vorüber und löſcht leiſe die Sinnen uns aus:
Kommt unſichtbar und macht, was jetzt wir ſehen, unſichtbar;
Ungeſehenes kommt, Morgen für Morgen, ans Licht.
O des Menſchenlebens in Wogen zerfließende Wogen!
Tage nach Tagen, ſie gehn ſanft in das Bette der Nacht.

Der frühe Tod.

Weine nicht o Mutter, daß ich zu frühe geſtorben;
kurzes Leben iſt ja kurzes verſchwundenes Leid.

Die Schiffarth.

Eine gefährliche Schiffarth iſt der Sterblichen Leben:
Oft ergreifet der Sturm unſer gebrechliches Schiff,
Und das Glück am Ruder, es lenkt uns hieher und dorthin:
Zwiſchen Hoffen und Furcht ſchweben wir wechſelnd umher.
Der hat glückliche Fahrt; unglückliche dieſer und alle
nimmt Ein Hafen zuletzt unter der Erde uns auf.

Die Guten.

Suchſt du Timarchus unter den Todten? Wo immer er ſeyn mag;
Unter den Glücklichen dort iſt der Rechtſchaffne gewiß.

Der Oelbaum.

Pallas Staude bin ich: was ſchlingt ihr, trunkene Trauben,
Euch um die Jungfrau? Ich flieh auch im Bilde den Rauſch.

Der erſtorbene Ulmbaum.

Mich den erſtorbnen Ulm umkleidet jetzo die grüne
Rebe, die ich erzog, als ich noch grünte wie ſie;
Jetzt leiht ſie mir Blätter. O Wandrer, thue dem Freunde
Gutes; es lohnet dich einſt noch in dem Grabe mit Dank.

Viertes Buch.

Hellas.

Wie die Blumen die Erd' und wie die Sterne den Himmel
zieren, ſo zieret Athen Hellas und Hellas die Welt.

Homer.

Zeiten hinab und Zeiten hinan, tönt ewig Homerus
Einiges Lied; ihn krönt jeder Uraniſche Kranz.
Lange ſann die Natur und ſchuf; und als ſie geſchaffen:
ruhete ſie und ſprach: "Einen Homerus der Welt!"

Sappho.

Sappho iſt mein Name: ich habe die Weiber beſieget
mit Geſange, wie euch Männer Homerus beſiegt.

Pindar.

Wie die Tuba den Klang der kleinen ländlichen Flöte
übertönet: ſo tönt, Pindar, dein hoher Geſang
Ueber alle Geſänge. Vergebens trugen die Bienen
dir, dem Kinde, nicht ſchon Honig im Schlummer herbey:
Selbſt der Mänaliſche Pan vergiſſet ſeine Geſänge,
ſingt ſtatt ihrer anjetzt, Pindar, dein heiliges Lied.

Auf Jupiters Bildſäule von Phidias.

Eins von beyden! Entweder iſt Zevs Dir nieder geſtiegen;
oder du ſtiegeſt hinauf, Künſtler, und ſaheſt den Gott.

Plato.

Süſſer Attiſcher Mund! Von allen Griechen die ſchönſte
Rednerblume; wie Du blüht keine ſchönere mehr.
Denn du erhobſt o Plato, den Blick zum Himmel und lehrteſt
Gott uns, lehreteſt uns Tugend und Sitten und Recht,
Miſchteſt Samiſche Weisheit zum holden Sokratiſchen Becher,
gabſt der erhabenſten Muſe die ſchönſte Geſtalt.

Der Sternſeher Ptolomäus.

Sterblich bin ich und kurzes Lebens; doch wenn ich der Sterne
Bahnen meſſ' und zähl' ihre gedrängete Zahl,
Dann berühret die Erde mein Fuß nur; unter den Göttern
reichet mir Jupiter ſelbſt ſeinen unſterblichen Trank.

Pythagoras.

Lernt o Menſchen die ſchwerſte Klugheit, ſtille zu ſchweigen,
lernt vom weiſeſten Mann, dieſem Pythagoras ſie,
Der wohl wußte zu reden und doch im Schweigen die größte
ſtärkendſte Arzeney zur Zufriedenheit fand.

Die Spartanerin.

Als die Spartiſche Mutter den Sohn, entflohen dem Treffen,
Waffenberaubet ſah, ſtieß ſie das Schwerd ihm ins Herz,
Sprach: "Ich habe dich nicht, dich hat nicht Sparta gebohren!
Lieber Söhne beraubt, als den Entflohnen zum Sohn."

Aeneas.

Als aus Ilions Brande der Held Aeneas den alten
Vater rettete, ſich eine heilige Laſt;
Rief er den Griechen: "ſchont! Dem Kriegesgott iſt der Greis hier,
ſchlechte Beute; dem Sohn iſt er das reichſte Geſchenk."

Das Grab Kallimachus.

Vater und Sohn Kallimachus ruhn im rühmchen Grab' hier;
der durch Waffen und der durch Geſänge berühmt.
Nemeſis zürne nicht. Wen Einmal die Muſen erſahen,
iſt bis zum weiſſen Haar ihnen ein zärtlicher Freund.

Bias Tod.

Hier hab' ich der Enkel den Vater Bias begraben,
dem der Jahre Schnee lange ſchon deckte das Haupt.
Feurig redet er noch für den Freund und legte ſein Haupt mir
in den Schoos und entſchlief, ſchlummernd den ewigen Schlaf.

Ajax im Grabe.

Als an Aeas Grabe der feige Phrygier pralend
ſtand und hönete; trugs Aeas im Grab' auch nicht.
Schrecklich rief er herauf vom Todtenreiche. Der Feige
bebte zitternd dem Ruf eines Erſchlagnen und floh.

Das Grab der Familie.

Sich und ſeiner Gattin und ſeinen Kindern erbaute
mich Androtion; noch ſteh ich ein wartendes Grab.
Mög' ich es lange ſeyn; doch ſchlägt die Stunde des Abſchieds,
wünſch' ich den Aelteren mir ſtets vor dem Jüngern voran.

Die ſchöne Fichte.

Wanderer, laß dich nieder an dieſer Fichte. Du höreſt
hoch im Wipfel des Baums ſpielen der Lüfte Geſang;
Und dort rauſcht die Quelle, wo Pan gern flötet; er wird dir
bald mit ruhigem Schlaf ſchließen die Augen zu.

Auf eine ſteile Höhe.

Von der grauſen Höh' hing unvorſichtig ein Kind einſt
faſt ſchon fallend hinab; ſiehe da ſchlich ihm nach
Seine Mutter und bot ihm die Bruſt und lockt es zurücke.
Gute Mutter, die ihm zweymal das Leben geſchenkt.

Der Markt des Lebens.

Staune nicht an den glänzenden Markt des Lebens; doch geh auch
nicht vorüber; tritt an! Kaufe, was kaufen du kannſt.
Und erharre der Zeit: ſie iſt die Göttin des Armen,
Was man heut theuer erkauft, giebt ſie dir morgen umſonſt.

Das Gebet.

Jupiter, Gutes gieb mir und wenn ich auch nicht darum bäte;
Böſes wende von mir; fleh't ich auch ſehnlich darum.

Das Grabmal der Ehegatten.

Wanderer, eile nicht! geh nicht unwillig vorüber:
denn nichts Trauriges ſchwebt um dies ruhige Grab.
Kindeskinder ſah ich: mein liebes einziges Weib ward
alt mit mir und ſchläft hier an der Seite bey mir.
Dreyen Söhnen gaben wir Bräute und wiegeten fröhlich
ihr aufblühend Geſchlecht auf dem verjüngeten Schoos,
Keines Tod beweinend, und keines Thräne bedauernd,
bis wir des Lebens Genuß tauſchten mit ruhigem Schlaf.

Das mittlere Loos.

Nicht im Sturme beſuch' ich das Meer; auch ſollen mich ſeine
Spiegelwellen nicht mehr locken in Todesgefahr.
Allenthalben iſt mittleres Loos dem Menſchen beſchieden,
Maas in Freuden und Leid lieb' ich als einziges Glück.
Lieb' auch Du es, o Lampis, und fleuch den Sturm wie die todte
Meeresſtille; der Weſt hauche dein Schiff in den Port.

Jugend und Alter.

Ach der fröhlichen Jugend! und ach des traurigen Alters!
Jener, daß ſie ſo flieht; dieſes, daß es ſo eilt.

Die Spartaner.

Im Lethäiſchen Kahn ſah Pluto kommen dreyhundert
Krieger auf Einmal: ſtill landeten alle ſie an.
„Das ſind Sparter, ſprach er: ſie tragen die blutenden Wunden
keiner im Rücken, all' in der beherzten Bruſt.
Naht nun, Tapfere; ſatt des Krieges! Ruhet in meinem
Schlaf aus, Männer des Mars, unüberwundenes Volk.“

Timokritus Grab.

Dieſes Grab bedecket den tapfern Timokritus: o daß
Mars der Böſen und nie, nie doch der Guten verſchont.

Demokritus.

Wer iſt dieſer Weiſe? Demokritus iſt es, der Alles-
Wiſſer, der die Natur forſchte und forſchend bezwang.
Selbſt den dringenden Tod — drey Tage hielte der Greis ihn
bey ſich auf und ernährt' ihn mit gaſtfreundlicher Koſt *).

Natur des Menſchen.

Wäre Menſchen-Natur der Unſterblichkeit fähig; du ſäheſt
hier den edlen Kleanth nicht in dem Grabe verſcharrt.

---

* Demokritus, der den Tag ſeines Endes vorausgeſagt hatte und noch gern ſeiner entfernten Schweſter, die nicht eher zu ihm kommen konnte, die Freude, ihn zu ſprechen, gönnen wollte, erhielt ſich noch drey Tage durch den Geruch des Brodtes und ſtarb ſodann in ihren Armen.

Die Henne.

Liebe Henne, du triefſt von Schnee und himmliſcher Kälte,
da du mit Muttertreu wärmeſt das ſchlafende Neſt.
Seht, ſie iſt ſchon erſtarrt und deckt mit ſchützenden Flügeln
noch im Tode die ihr zärtlichgeliebete Brut.
O ihr Menſchenmütter im Schattenreiche, Medea,
Procne, erröthet ihr nicht, wenn euch der Vogel erſcheint?

Haus und Vaterland.

Haus und Vaterland ſind Lebens-Reize; die andern
Sorgen der Sterblichen ſind Mühe, nicht Leben mehr.

Grab einer Tochter.

Meine Tochter, ſo muß ich dir denn mit traurigen Händen
ſtatt des bräutlichen Betts zieren ein dunkeles Grab.
Zwar du biſt dem Leben und ſeinen Schmerzen entronnen,
da du als Jungfrau ſtarbſt; aber uns läſſeſt du Schmerz.
Unſere Tochter! die holde, zwölfjährige, zärtlich an Reizen
wie ein unſchuldiges Kind, aber an Tugenden alt.

Der Ausgang und Eingang des Lebens.

Nacket kam ich und nackt geh' ich einſt unter die Erde;
nackt von hinnen zu gehn, braucht es wohl Kummer und Leid?

Auf eine Schöne, die im Nilſtrom badete.

Als der Schönheit Göttin dich in den Wellen des Nilſtroms
ſchwimmen ſahe; "wer giebt, rief ſie vom Himmel herab,
Wer giebt ohne Saamen der Himmliſchen dort eine neue
Venus der Erde? Du, kühner Egyptiſcher Strom?"

Auf einen pantomimiſchen Tänzer, der die Rolle des Bacchus tanzte.

O Dionyſus, wäreſt du einſt im Olympus erſchienen,
wie mit zaubernder Kunſt Pylades heut dich getanzt;
Juno hätte gerufen, den Haß in Liebe verwandelt:
"Ich bin Mutter, nicht du Semele! Bacchus iſt mein!"

Das Bild der Gerechtigkeit im Gerichtsſaale.

Gute Gerechtigkeit, warum denn ſtehſt du ſo traurig
hier? ″Weil eben ich hier unter den Raubenden ſteh.„

Myrons Kuh.

Kalb, was ſucheſt du hier an meinen Brüſten und blöckeſt?
Milch verlieh ſie mir nicht, Myrons erſchaffende Hand.

Auf eine Quelle, die Olympias hieß.

Alexander der Held trank meine Welle. Sie dünkt ihm
Milch der Mutter. Zum Lohn nannt er Olympias mich.

Die Jungfrau auf Sophokles Grabe.

"Wanderer, dieß iſt Sophokles Grab; ihm ſetzten die Muſen
deren Prieſter er war, ſeiner Unſterblichkeit Bild,
Eine heilige Jungfrau. — Mir, die ſonſt nur auf grünen
Sträuchen tanzete, mir gab er die goldne Geſtalt,
Zog den leichten Purpur mir an; und ſeit er geſtorben,
feyert dem Tanze nun mein ſonſt hüpfender Fuß."
Der Wandrer. Glückliches Loos des Mannes! Was will denn aber die Locke,
Die in der Hand du hältſt? Welcher Bedeutung iſt ſie?
Die Jungfrau. Laß ſie, wenn du Antigone liebſt, der Antigone Locke,
oder Elektra's ſeyn. Beyde ſind Gipfel der Kunſt.

Auf die Bildſäule
des Damoſtratus.

Wenn den Sinopiſchen Damoſtratus
Du kenneſt durch das rühmende Gerücht,
wie ſechsmal er am Iſthmus Kränze trug,
ſo ſchau ihn hier im Bilde. Nie hat fallend
der ſchöne Rücken je den Sand berührt.
In ſeinem Löwenantlitz ſich wie noch
die tapfre Streitgier kämpft. Es iſt als ſpräche
Das Erz: o ließe dieſer Platz mich loß;
den ſiebenden der Kränz' erräng' ich mir.

Der Spieß des Achilles.

Dieſen Spieß, den Achill mit Hektors Blute geröthet,
ſtahl Ulyſſes. Umſonſt! Ithaka ſollt' ihn nicht ſehn.
Wellen riſſen ihn fort im Schiffbruch, trugen ihn hin zu
Ajas Grabe; das Grab klang von den Wellen und ſprach:
„Schläfſt du, Telamons Sohn? Hier iſt der Spieß des Peliden!
Was dir die Griechen geraubt, giebt dir Poſidon zurück.“

Die Vergeltung.

Tapfrer Löw' ertrage! Du haſt ſchon vieles ertragen,
Glaub's, kein Frevel geſchieht, den nicht die Rache vergilt.

Leonidas.

Als der große Leonidas nun, ein williges Opfer,
unter den Todten lag, ſah ihn der Perſermonarch:
Eilig warf er auf ihn den Purpurmantel. Der Todte
hub ſich murrend und ſprach: "Fleuch und entehre mich nicht
Mit dem Lohn, der Verräthern gebührt. Mich zieret im Grabe
Dieſer Schild: ich geh wie ein Spartaner hinab."

Auf das Bild eines Richters.

Bild von Holze, wer biſt du? Ich bin der nimmer beſtochne
Ptolomäus; ich mag auch im Gebilde kein Gold.

II.

Anmerkungen
über
die Anthologie der Griechen,
beſonders
über das griechiſche Epigramm.

Beinah ſollte man ſagen, daß die griechiſche Blumenleſe das Schickſal natürlicher Blumen gehabt habe: ſie blühen, ſie werden geſammlet und verwelken im Kranz. Könnte man nur auch hinzuſetzen, daß ſo wie die unerſchöpfliche Erde ſtatt der verwelkten, einen neuen Frühling blühender Kinder gebiert, auch die Hora der griechiſchen Sprache ſo freygebig geweſen wäre; faſt aber iſt nach dem Lauf des Schickſals auf unſrer Erde das Letzte unmöglich. Jede Sprache der gebildeten Völker genoß nur Einmal ihre ſchöne Zeit; war dieſe vorbey, ſo konnte zwar das Treibhaus erſetzen wollen, was die Natur erſt gutwillig gab; immer aber waren dieſe ſpätern Kinder der Mühe auch vom höhern Alter ihrer Mutter Zeuge. Sie ſtanden nur da, um die kräftigere und blühendere Schönheit ihrer frühern Geſchwiſter entweder zu erheben — oder zu verdrängen; nachdem es das Schickſal wollte. Beydes iſt der Fall der griechiſchen Anthologie geweſen und ſo iſt aus dem Blumengarten der alten Welt mit der Zeit ein wilder, überſchwemmter Boden worden, auf dem das Beſte neben dem Schlechteſten blühet.

Es iſt Zeit, mein langes Bild zu enden und es in Geſchichte zu verwandeln.

Anderthalb hundert Jahr vor Chriſti Geburt ſammlete ein Aſiatiſcher Grieche, **Meleager** von Tyrus einen **Kranz von Blumen** d. i. von den niedlichſten kleinen Gedichten ſeiner Sprache. Daß er ihn mit Wahl geſammlet habe, zeigen theils die Namen der Dichter und Dichterinnen, aus denen er zuſammenlas, theils der zärtliche und feine Geſchmack, der in ſeinen eignen Gedichten herrſcht. Wenn man in der Zuſchrift ſeines Blumenkranzes an ſeinen Freund Diokles die vier

und

und vierzig Namen lieſet, deren Blüthen er brach, wenn man die Liebhaberey des Sammlers betrachtet, wie er die Art eines Jeden mit einer Blume vergleicht und wie eine Biene umherfliegt, das Süſſeſte aus allen zu koſten; und nun höret, "dieſer Schatz ſey nicht mehr da! er ſey wahrſcheinlich auf immer verlohren, ſo daß wir eine Reihe von Dichtern nur aus eben dieſem Namenverzeichniß kennen; Dichter, die doch neben einer Sappho und Erinna, neben Anakreon, Plato, Alcäus, Simonides, Archilochus, Bacchylides, Theokrit u. a. ſtehen konnten, deren gröſter Theil uns abermals nur aus einigen kleinen Bruchſtücken bekannt iſt" — nimmt man dieſe Umſtände zuſammen und überdenkt, daß nur Einmal Griechen in unſrer Welt lebten; wer wollte nicht der **Korona** des Meleagers einen bedaurenden Seufzer ſchenken?

Hundert und funfzig Jahr nachher fieng **Philippus** aus Theſſalonich an, einen ähnlichen Fleiß auf die Dichter zu wenden, die nach Meleager geblühet hatten. Die Namen einiger derſelben

ben, von denen noch Stücke zu uns gekommen, laſſen uns abermals den Verluſt der andern bedauren; um ſo mehr, da Meleager und Philippus auch Blumen **ungenannter Dichter** laſen, und wir alſo an beiden mehr verlohren haben, als ſelbſt ihr Namenverzeichniß ſaget. Wahrſcheinlich hatten ſie **Alles** aufbehalten, was ihnen an kleinen Gedichten der Aufmerkſamkeit eines guten Geſchmacks werth ſchien.

Aber das Schickſal! Es richtete Anthologie gerade durch Anthologie zu Grunde. In der barbariſchen Zeit Juſtinians lebte **Agathias** ein dritter Sammler. In ſieben Büchern brachte er ſeine und andrer Dichter Gedichte zuſammen, die ſpäter als Philippus, folglich ſeiner Zeit und ihrem Geſchmack näher waren; was anders konnte erfolgen, als daß dieſe ſchlechtere Sammlung, deren Gegenſtände und Vorſtellungsart im Kreiſe des Jahrhunderts lagen, mit der Zeit die beſſere ältere Reliquie in Vergeſſenheit brachte. Beide Sammlungen, Meleagers und Philippus würden vielleicht ganz untergegangen ſeyn, wenn nicht ein

ein neuer Sammler wenigſtens Reſte von ihnen gerettet hätte.

Conſtantinus Kephalas im zehnten Jahrhundert war dieſer vierte Sammler. Er hatte die Arbeiten ſeiner dreyen Vorgänger noch vor ſich und — wählte. Wie er gewählt? wollen wir nicht entſcheiden, und ihm Dank wiſſen, daß er nur Das und So viel gerettet hat, als wir haben. Freylich war Ers, der durch eine Anthologie aus Anthologien am meiſten beytrug, dieſe zu vernichten: denn ſein Vorgänger Agathias hatte doch wenigſtens die Kränze ſeiner Vorfahren nicht aufgelöſet und geplündert; gnug aber! auch ſeine Sammlung war uns beynah noch zu fern und kam erſt durch den Dienſt eines fünften Sammlers, wenigſtens einem Theil nach, in unſre Hände.

Im vierzehnten Jahrhundert nämlich gab **Planudes** der Anthologie des Kephalas eine neue Geſtalt: er ließ aus, er theilte ein, er ſetzte zwiſchen, wie es ihm beliebte; und dieſe Planudiſche Compilation, die in den Händen der Zeit war, ward die erſte, die den Druck erlebte. Ein einziges Exemplar der Anthologie des Kephalas hatte ſich in die Heidelbergiſche Bibliothek gerettet, und fiel glücklicher Weiſe, noch ehe dieſer Schatz nach Rom gieng, dem Salmaſius in die Hände. Er nahm davon Abſchrift; ſeine Abſchrift vervielfältigte ſich; man trug zu ihr allmählich hinzu, was man an einzelnen Stücken ſonſt entdeckte: man verſprach, herauszugeben, man theilte einzelne Epigramme mit; bis endlich der, der es mit der wenigſten Bequemlichkeit thun konnte, am erſten zur That ſchritt, Reiske. a) Er gab einige Bücher der übrigen Anthologie des Kephalas heraus, bis ſich endlich ein zweyter Meleager gefunden, b) der aus dem meiſten, was

uns

---

a) Antholog. graec. Lipſ. 1754. Leich hatte die carmina ſepulcralia herausgegeben, und die Erotiſchen Epigramme mußte Reiske in die miſcellanea Lipſ. noua zerſtreuen, ſo daß wir alſo durch ihn, wiewohl ohne ſeine Schuld, nichts Vollſtändiges bekommen konnten.

b) Brunk Analecta veterum poetar. graecor. T. I—III. Argentor. 1777.

was die Zeit gegönnet, und ihm ſein glücklicher Fleiß zuſammengebracht hat, einen reichern Kranz binden konnte. Wie Meleager hat er die Stücke wiederum nach Namen und Zeiten geordnet und da er ſo viel Verdienſte um die Ausgabe Griechiſcher Dichter hat: ſo möge ihm das Glück auch noch die Handſchriften der Anthologie, die in Rom und ſonſt in Italien liegen, beſcheeren, bis endlich eine glückliche Hand vielleicht in Konſtantinopel oder einem griechiſchen Kloſter die wahre Anthologie Meleagers, Philippus, Agathias finde. Blumen wollen wir dem Reiſenden ſtreuen, dem dieß kaum zu hoffende Glück würde!

Zu meinem Zweck mag es an dieſer kurzen Geſchichte der Anthologie gnug ſeyn; laſſet uns ſehen, was wir an dem, was noch da iſt, haben.

Man iſt gewohnt, ſich unter der Griechiſchen Anthologie eine Sammlung von Epigrammen nach franzöſiſcher Art zu denken, und wundert ſich, wenn man die wenigſten Stücke eigentlich von dieſer Gattung findet. Die Erwartung ſelbſt aber iſt offenbar der Entſtehung des

Buchs entgegen. Meleager ſammlete Blumen, d. i. kleine Gedichte allerley Art; nicht Epigramme allein, noch weniger Epigramme von einer, der witzigen, ſatyriſchen Gattung. Viele Dichter, die er nennet, und die Art, wie er ſolche charakteriſiret, laſſen uns daran keinen Zweifel. Wahrſcheinlich gieng Philippus auf dieſer freyen Bahn fort, da bey den Griechen ſo wenig, als bey den Lateinern die kleinen Gedichte genau von einander getheilt waren. Epigramme, Idyllen, Sentenzen, Sinnſprüche, zum Theil kleine lyriſche Stücke, Elegieen, Fabeln und Mährchen lagen unter oder wenigſtens ſo nahe neben einander, daß man bey einer Blumenſammlung zum Vergnügen nicht eben kunſtrichteriſch unterſchied. Fände man alſo auch in dieſer Anthologie nicht, was man in ihr nach einer willkührlich gefaßten Idee allein ſuchte; vielleicht läßt ſich unter alle dem Unrath ſpäterer Zeiten, der in ihr zuſammengeſetzt iſt, noch etwas anderes und beſſeres finden, als man ſuchte. Und dieß andere Beſſere wäre das urſprüngliche, das griechiſche Epigramm

gramm ſelbſt, von dem ich zu ſagen wage, daß ſeine Theorie auch von Leſſing noch nicht eigentlich entwickelt ſeyn dürfte. Laſſet uns unſern Weg ſo ruhig anfangen, als ob in Griechenland alle die ſchönen und rührenden Inſchriften ſelbſt uns zu ſich lüden.

Sprache iſt das Vorrecht des Menſchen, und auch das Siegel, mit dem er ſogern alles in der Natur bezeichnet. Wir genießen eine Sache nur halb, wenn wir unſern Genuß nicht ausdrücken, und entweder durch Sprache oder Schrift andern mittheilen können. Wenn auch niemand da wäre, der uns leſe oder höre; wir ſprechen, wir ſchreiben, gleichſam nur um Beſitz von der Sache zu nehmen, und uns unſers Genußes zu vergewiſſern.

Ich genieße z. B. einen ſchönen Baum, eine reizende Gegend; warum ſpreche ich mit dieſem Baum? was zwingt meine Hand, es auch denen, die nicht mit mir ſind, zu melden? Der Baum hört mich nicht: den Abweſenden, dem ich den Reiz der Gegend beſchreibe, intereſſirt ſie nur ſehr von fern; und doch iſt in uns die Neigung da, unſer Vergnügen zur Sprache zu bringen, und dieß klare Bild andern mitzutheilen. Woher dieſer Trieb? und wozu legte ihn die Natur in das Herz des Menſchen? Sein Urſprung zeigt ſeinen Zweck und der Zweck ſeinen Urſprung. Durch die Worte nämlich gewinnet unſere Empfindung gleichſam Form und Geſtalt: unſer Gefühl wird durch ſie ein helleres Bild; dieß vermehrt und verfeint, ja gewiſſermaßen es verewigt unſer Vergnügen, weil nur durch dieſe hellere Zeichen eine Erneuung und Reproduction deſſelben ſtatt findet. Dieß, dünkt mich, ſind die Zwecke dieſes Triebes für uns ſelbſt; die Zwecke für andere fallen mehr ins Auge. Bald iſt es Geſelligkeit und Freundſchaft, bald die ſüße Luſt des Ruhmes, bald iſts die Abſicht, durch eine angenehme Idee des andern Weisheit oder Freude zu vermehren. — lauter Empfindungen, die ſich zuletzt in das ſanfte, aber ſehr mannichfaltige Gefühl der Sympathie und Philanthropie verliehren. Zween alſo und zwar den tiefſten und edelſten Trieben im Menſchen, der Neigung nämlich ſeine Ideen zu **erhellen** und zu **erweitern**, ſodann ſeine Gedanken und Empfindungen andern **mitzutheilen**, verdankt wie jede Zuſchrift, ſo auch inſonderheit die kürzeſte und künſtlichſte der Zuſchriften, das **Epigramm** ſein Daſeyn.

Ich habe mein Beyſpiel von einer fröhlichen Empfindung gewählt; bey traurigen Gefühlen wirkt daſſelbe Bedürfniß, nur etwa noch reger und ſtärker. Ein Weinender will ſeinem Schmerz Luft machen; und ſo bald er ihn in Worte bringen kann, wird das drückende Weh ſeines Herzens ihm leichter. Sollte auch niemand ſeine Seufzer hören, oder ſeine Klagen leſen; gnug, ſie zerrannen in Thränen, ſie athmeten in Worte aus: dadurch erhellete und beruhigte ſich die Seele. In Abſicht auf andere iſt ebenfalls die Neigung des Betrübten, Mitleiden eines gleichgeſtimmten Herzens zu erregen, ſtärker, wenigſtens wirkſamer, als ſelbſt der Trieb der ſich mittheiſenden Freude und Ruhmbegierde. Die Empfindung des Betrübten, der ſeine Seufzer mir zuhaucht, weckt menſchliche Mitempfindung. Ich gehe einem Grabe vorüber, und nehme Theil an dem Unglücklichen, der dieſe Grabſchrift ſetzte. Er vertraute ſich dabey auch meinem Herzen an, und wie ſollte ich mit ihm nicht gern wenigſtens die Bürde eines Seufzers theilen?

Es erhellet von ſelbſt, daß jeder Gegenſtand der freudigen oder traurigen Empfindung ſeine eigne Art des Ausdrucks ſowohl nach dem Gefühl des Empfindenden, als dem Standpunkt deſſen habe, an den der Ausdruck gelangen ſoll. Allenthalben wird eine Expoſition des Gegenſtandes oder des Gefühls erfordert, mit welcher der Empfindende ſich oder einen andern zu beruhigen gedenkt; nachdem nun aber der Gegenſtand zuſammengeſetzt oder einfach, ſeltner oder gemeiner iſt, nachdem er mehr den Verſtand oder das Herz intereſſiret, u. ſ. nach dem allen wird ſich die Inſchrift richten, die der Seele des Empfindenden ein Bild geben, oder ſeinem Herzen Luſt

Luft machen, die dem Geiſt des andern das Object gegenwärtig, oder es ſeinem Herzen lebendig machen ſoll. Und ſo, dünkt mich, näherten wir uns unvermerkt einer Erklärung des Epigramms ſo fern es noch ohne alle conventionelle Kunſt iſt. Es wäre nämlich, pſychologiſch betrachtet:

Die Expoſition eines Bildes oder einer Empfindung
über einen einzelnen Gegenſtand, der dem
  Anſchauenden intereſſant war,
und durch dieſe Darſtellung in Worten auch
  einem andern, gleichgeſtimmten oder
  gleichgeſinnten Weſen intereſſant werden
  ſoll.

Ein weiteres wird der Verfolg lehren; wir verfolgen noch unſern Weg unter den griechiſchen Inſchriften.

Wenn ein Volk auf der Erde ſowohl Gegenſtände und Gelegenheiten, als jene ſchöne Redſeligkeit, jene Humanität der Empfindung beſaß, die zum Epigramm gehöret: ſo wären es die Griechen, ſie in allem Artigen und Schönen Lieblinge der Muſen.

An Gegenſtänden und Anläſſen zum Epigramm fehlte es keinem Volk weniger als ihnen. Sie genoſſen ein ſchönes Klima: ſie hatten Verfaſſungen der Ehre und Freyheit: ſie beſaßen eine ſchöne Mythologie und eine Kunſt, die ſich um alles ſchlang, die alles verſchönte; lauter Stücke, die das Epigramm inſonderheit in ſeiner ſchlichteſten Geſtalt vorzüglich liebet. Es liebt, ſage ich, ſchöne Kunſt in allen ihren Arten; eine einnehmende, biegſame Mythologie, die ſich um Gegenſtände der Natur mit angenehmer Dichtung windet, eine Verfaſſung der Ehre und Freyheit, ohne welche öffentliche Aufſchriften nichts ſind oder häßliche Lügen werden, endlich ein Klima, das nicht nur reizende Gegenſtände inſonderheit in der menſchlichen Natur ſchaft, ſondern auch, indem es auf die ganze Lebensart wirkt, jene leichte Empfindung giebt, die ſich jedem gegenwärtigen Object durch laute Gedanken gern mittheilet.

theilet. Ich müßte einen großen Theil der Anthologie ausſchreiben, wenn ich dieſe Stücke mit Exempeln belegen wollte.

Man ſehe ein ſchönes Kunſtbild, ſey es Statue, Gemme oder Gemählde: ſcheint es nicht zu uns zu ſprechen und zum Lohn für das Vergnügen, das es uns giebt, eine kleine Expoſition dieſes Vergnügens, ein Epigramm zu fodern? Wenn ich die Vorſtellung des Ganzen in ſeinen Theilen verfolgt und alle Schönheiten der Theile in die Idee des Ganzen vereinigt habe; welches iſt der natürlichſte Ausdruck meiner Empfindung, als eine Aufſchrift, die dieß ſchöne auf mich wirkende Ganze auch in Worten darſtellt, und etwa zugleich eine kleine Spur der Empfindung nachläßt, wie ich daſſelbe genoſſen habe. Ein ſchöner Theil der griechiſchen Anthologie hat alſo Epigramme auf Kunſtwerke, c) deren viele ſo aus-

---

c) Die ſchönſten derſelben wird der Verfolg liefern, wiewohl auch ſchon einigen Epigrammen dieſes Theiles offenbar Gemählde, Gemmen oder Statuen vorliegen.

ausdrückend, fein und zart ſind, daß Künſtler und Dichter oft zu wetteifern ſcheinen. Sie wetteifern nicht; der Dichter geht nur dem Künſtler nach, indem er ſein Werk entweder mit einem ſcharfſinnigen Gedanken ins Licht ſtellet, oder genau mit der Empfindung zu bezeichnen ſucht, die der Künſtler erregen wollte. Alle Epigrammen auf Statuen der Götter, der Helden, der Dichter, der Weiſen gehören zu dieſer Art; inſonderheit ſcheint die zarte einfache Vorſtellung der Gemme das Epigramm zu lieben. Es iſt ein und derſelbe Sinn, der dieſe Kunſtwerke und ihre Expoſition in Worten hervorbrachte, beyde alſo auch mit einem Siegel anmuthiger Einfalt bezeichnet. Ohne das ſchöne Symbol der Jungfrau auf Sophokles Grabe d) wäre das Geſpräch nicht entſtanden, das den Ruhm und die Kunſt des Dichters ſo fein lobet, ſo treflich ſchildert. Der

---

d) S. 95. Die Ausleger haben einen Bacchus ſtatt der Jungfrau dahin gebracht, wodurch die Schönheit des Epigramms verlohren geht, und wovon der Text nichts ſaget.

Der Jupiter des Phidias, die Bildſäule der Niobe und Venus, die Kuh des Myrons, und ſo viele andere Kunſtwerke, brachten jene zahlreichen Wendungen hervor, mit denen ſie in der Anthologie faſt bis zum Uebermaaß gelobt ſind. Was von der bildenden Kunſt gilt, gilt auch von den Grabmälern, den Tempeln und andern Gebäuden der Griechiſchen Einfalt. Wie viel Epigramme ſind allein auf Bäder gemacht! wie oft iſt der eine Gedanke von badenden Nymphen und Gratien gekehrt und verändert! Das Lob ſchöner Tänzer und Tänzerinnen, ſchöner Flötenſpieler und Harfenſchläger iſt eben ſo wenig geſchonet. Kurz, alle Muſen und Gratien der griechiſchen Kunſt ſchmücken ſich mit dieſen Blumen, ſo daß, wer für jene ein Gefühl hat, auch die Niedlichkeiten nicht verſchmähen wird, die ihre Hände berührten.

Ich nannte die griechiſche Mythologie unter den Materialien des Epigramms und der Inhalt ſo vieler kleinen Spiele des Witzes beſtätigt was ich ſage. Sie war kein abſtractes oder unveränderliches Syſtem, das allen Gattungen der handelnden und malenden Poeſie wenig Stof geben könnte; ſondern eine Reihe von Volksſagen, die durch Poeſie und Kunſt jedermann bekannt, mit allen Gegenſtänden der Natur und Geſellſchaft verwebt und jeder neuen Wendung des Künſtlers und Dichters fähig waren. Die Orphiſche Mythologie z. B. iſt zu Hymnen vortreflich, in der Epopee und auf dem Theater, im Idyll oder Epigramm wäre ſie unerträglich; da hingegen die Homeriſche, die Dichter- und Künſtlerfabel alle ſchöne Geſtalten annimmt, die ihr der Witz oder die Empfindung geben wollten. Was iſt aus Amor und den Muſen, aus Nymphen und Grazien nicht Alles gemacht worden! und wie nahe lag dieſe Mythologie dem gemeinen Leben, da beynah jeder Baum, jede Quelle, jede Gegend einem Gott oder einer Göttin verwandt war. Die Sagen von alten Verwandlungen kamen dazu und die Klagen der Progne, der Philomele; die Stimme der Echo, die grünende Daphne, der flötende Pan ließen ſich auch im Epigramm ſehen und hören.

ren. Dadurch bekam nicht nur jeder ſonſt todte Gegenſtand Stimme und Leben; ſondern es war auch die nächſte Gelegenheit zu angenehmen Dichtungen gleichſam gegeben. Die alte Fiction dorfte nur fortgeſetzt, gewandt, angewandt werden: ſo ward aus dem alten Mährchen ein neuer Gedanke, ein anmuthiges Lob, eine ſich einſchmeichelnde Lehre. Ein Volk, das keine alten Sagen hat, oder dem ſie nicht gegenwärtig, oder bey dem ſie barbariſch und häßlich ſind, wird keine dergleichen National-Dichtungen über Gegenſtände der Natur, Blumen, Bäume, Spiele, Künſte, Geſchäfte, in welche alle ſich Götter gemiſcht hatten, haben. Setze man nun noch den regen Aberglauben hinzu, der dieſe Götter gegenwärtig glaubte und jeden Gott in ſeinen Beruf zog: dieſer alte Hirt hieng ſeine Flöte dem Pan auf; jener alte Krieger ſeinen Helm dem Mars oder der Minerva: alle Geſchenke, alle Dankopfer foderten wenigſtens einige Worte einer erklärenden Zuſchrift; abermals eine Menge Stof zu Epigrammen der ſchönſten Art. Die Anthologie hat viele dieſer

Gattung: einige ſehr ſimpel; aber in ihrer Simplicität auch noch jetzo reizend. Die Vorſtellungen endlich, die man vom Todenreich hatte, welche ſchauerlich-anſchauliche Bilder, welche traurigſüße Empfindungen erregen ſie in jenen Grabſchriften und Leichencerimonien, mit denen man die Verſtorbenen ſchmückte! Gerade das Dunkle, in welches ſich ihr Blick einſchloß, trägt zu dem wehmüthigen Gefühl bey, das ihre Todenmahle für jeden ſanftfühlenden Menſchen umſchwebet. Ein hellerer Blick, eine deutlichere Vorſtellung vom Zuſtande nach dem Tode würde offenbar die Dämmerung vertreiben, die uns jetzt mit dem Wohnen im Todenreich oder unter den Sternen ſo wehe und wohlthut. —

6 Von der Verfaſſung der Griechen, die auf perſönliche Ehre und Freyheit gebauet war, mithin öffentliche Denkmäler und Siegeskränze, mithin auch Loblieder und Aufſchriften auf dieſelbe erweckte und werth hielt, darf ich nur kurz reden. Wo ſind jetzt die Tempel und Bildſäulen unſerer Helden? wo ſind die Aufſchriften zu ihrem Lobe?

Lobe? Die ſchönſten Gegenden Griechenlands bezeichneten Altäre der Götter und Heroen; auf den ſchönſten Höhen unſerer Länder ſteht das einzige öffentliche Denkmal, darum ſich der Geiſt unſrer Geſetzgebung bekümmert, Galgen und Räder.

Endlich ein Klima, das allen dieſen Gebäuden und Kunſtdenkmalen, ſo wie ihren belehrenden Inſchriften Dauer und Raum gab: ein Himmel, der die ſchönen Menſchenbildungen weckte, die in leichten und regen Empfindungen des Tanzes, der Freude, des Witzes und der Geſellſchaft lebten. — Doch da komme ich unvermerkt zu meinem andern Stück über.

II. Alle äuſere Gelegenheiten ſind unwirkſam, wenn in uns nicht ein Trieb iſt, ſie zu nutzen und anzuwenden; glücklich, wenn das Aeuſere dem Innern aufhilft, und das Innere ſich dem Aeußern mittheilet.

Sowohl alte als neue Schriftſteller haben der leichten Geſchwätzigkeit der Griechen erwähnt, die ſie bey allen Empfindungen des Leides und der Freude zeigten; und ſo waren ſie eben ſowohl in Schrift als in Sprache. Lucian redet von einem, der in die knidiſche Venus bis zur Verzweiflung verliebt, keine Mauer, keinen Baum vorbey ließ, der nicht mit ihm hätte ausrufen müſſen: **die ſchöne Aphrodite.** Mehrere Dichter ſpielen auf die allgemeine Gewohnheit der Liebhaber an, den Namen ihrer Schöne auf Blätter und Bäume zu ſchreiben, ihre Thür mit Kränzen und Blumen zu ſchmücken, ſie mit Lobliedern und Verſen zu beehren. Ein Theil der Anthologie enthält dergleichen ſüßes Geſchwätz der Liebe. Da ſind feine Lobſprüche und Schmeicheleyen, Erklärungen und Geſchenke in mancherley Geſtalt: bald Wendungen aus der Mythologie, bald kleine Umſtände aus dem Umgange oder von der Perſon des Geliebten. a) Schlaf

und

---

a) Daß ich Strato's Muſe und einen guten Theil der Kephaliſchen Sammlung unter dieſem Lobe

nicht

und Fliege, Licht und Salbe, Kranz und Saitenſpiel geben dem verliebten Meleager Anlaß zu Tändeleyen, voll Witz und Empfindung. Der Schmerz der Griechen war eben ſo geſchwätzig, als ihre Liebe und Freude. Konnten ſie einen Geliebten der Aſche geben, ohne noch im Grabe mit ihm zu ſprechen oder ihn ſprechen zu laſſen, aus dem Grabe? Manches Todendenkmal iſt daher eine kleine Elegie, der die Aufſchrift und Kürze, Ründe und endlich den ſanften Schluß giebt, den man von Gräbern ſo gerne mitnimmt. Ihre Vaterlandsliebe und Ruhmſucht war nicht weniger arm an Denkmalen voll dichteriſcher Sprache. Sollten ſie auch die Geſchichte verändern — wenn die Veränderung nur ein ſchönes Bild,

nicht begreiſe, wird jeder mir ohne Erinnerung glauben. Die erſte hätte gar nicht dürfen gedruckt werden; und überhaupt iſt aus jeder, ſelbſt der Planudiſchen Anthologie für junge Leute, ja für jeden Verſtändigen ein Auszug nothwendig. Die Auszüge, die man bisher hat, wenigſtens ſo viel ich deren kenne, ſind ohne Geſchmak und Wahl, ohne Zweck und Reize.

Bild, eine glückliche Schmeicheley dem Ruhm ihrer Nation gab. Den Körper des Leonidas, z. B. hat Xerxes nie mit ſeinem Purpurmantel bedeckt; der Geſchichtſchreiber erzählt uns vielmehr von einer grauſamen Behandlung, die der deſpotiſche Aſiat dem Leichnam ſeines Feindes bewieſen, was thut das aber dem Dichter? a) Leonidas iſt ſein Held und der griechiſche Stolz wünſchte den Perſermonarchen auch vom nackten todten Helden mit ſeiner Anerbietung verſchmäht zu ſehen. — Aehnliche Züge des dichtenden Nationalruhms zeigen ſich nicht nur in Inſchriften und auf dem Theater der Griechen, ſondern ſelbſt in ihrer Geſchichte.

Dieſer Liebe zu reden, auch auf öffentlichen Denkmälern zu reden, kam nun ihre Sprache ſo ſehr zu ſtatten, daß Muſen und Grazien ſie gleichſam ausgedacht zu haben ſcheinen. Ich ſchweige

---

a) S. 97.

ſchweige der einfachen Buchſtaben und der ſanften Miſchung von Vokalen und Conſonanten, die auch auf Denkmälern eine Aufſchrift ſo lesbarer macht, als es die Unſre nie werden kann; ich will hier nur vom poetiſchen Wohlklange derſelben zur Inſchrift reden. Wie biegſam iſt ſie zu jedem Bilde, zu jeder Empfindung! wie biegſam inſonderheit zu dem ſchönen Maaß, das ſich das Epigramm gewählt hat! Hexameter und Pentameter winden einen Kranz in Worten, wie ſie dem Ohr in Sylben einen vollendeten Rundtanz geben. Welche Sprache kann ſich ſolcher Sylbenmaaße rühmen? Selbſt die Römiſche nicht; und in der Deutſchen verſuche man es, wie manche Mühe die Ueberſetzung eines Epigramms, inſonderheit in ſeinem Pentameter koſte. Unſre Proſodie ſtarrt von einſylbigen unbeſtimmten Worten: Hiatus ſind in ihr faſt unvermeidlich, und wenn der Vers ſeine Flügel mit fröhlichem Spiel auf- und zuſchlagen ſoll: ſo ſchleppt ſie ſich oft in mühſamem Gange daher, treu dem Himmel, unter dem ſie ertönet. Den Griechen hatte die Muſe gegeben, mit offenem Munde zu reden; Geſang floß von ihren Lippen: Geſang ſpricht auch von ihren Steinen. Und wie das Epigramm, ſo hatte jede Gattung der Gedichte ihr Sylbenmaaß, dem die Nachfolger älterer Dichter gern treu blieben. Die Epopee tönte im prächtigen Hexameter daher: das Theater gieng den Tritt des Kothurns auch in Sylbenmaaßen der Geſpräche und Chöre: das Lied Anakreons hatte ſeine liebliche Weiſe; wer könnte eine ſchönere zu ihm erfinden? Lehrgedichte und Idyllen ſprachen in einem ernſthaften oder ſanftern Hexameter: die Elegie weinte in einem ſüßgebrochenen Fall der Töne und das Epigramm ſchloß ſich an dieſe, wahrſcheinlich weil ſeine erſte und gemeinſte Materie traurigen oder zärtlichen Innhalts, Schrift auf Gräbern oder Seufzer der Liebe waren. Indeß auch dem freyeſten Inhalt kann ſich das Sylbenmaaß des Epigramms anſchmiegen: Der Hexameter giebt ihm Aufflug, Fülle und Würde, der ſodann der Pentameter zwiſchen tritt, und ſie zu einer ſanften Ründe, zu einer vollendenden Kürze umbiegt, oder

oder wie ein Pfeil in die Lüfte verſauſet. Glückliche Sprache, die ſo vollkommene, ihr zur Natur gewordne Gedankenformen in ſich hat! der wilde Dichter wird von ihnen in Schranken gehalten, und auch der mittelmäßige auf ihren Schwingen gehoben. Die Anthologie iſt Zeuge, wie ſehr ſich die witzigen Griechen an dieſer Form übten, wie oft ſie Einen und denſelben Gedanken mit einer neuen Wendung zu ſagen verſuchten.

Endlich das ſanfte Maaß der Menſchlichkeit, das dieſer wohlgebildeten Nation in ihrem gemäßigten Himmelsſtrich zu Theil worden war; es wirkte auf ihre Poeſie im Größten und Kleinſten. Die Seele des griechiſchen Epigramms iſt Mitempfindung. Man muß einen Gegenſtand genießen, ihn mit Liebe oder Ruhe anſchauen, ihn gleichſam mit- und durchempfinden können, damit er in und aus uns rede; auch hierinn, wie in manchen andern, iſt die Poeſie eine Schweſter der griechiſchen Kunſt. Sowohl zur Her-

vor-

vorbringung als zum Genuß beyder iſt jene Ruhe, jenes ſtille Mitgefühl, kurz eine ſanft umſchriebene heitere Exiſtenz nöthig: denn es iſt der unerreichte Vorzug der griechiſchen Kunſt und Dichtkunſt, daß beyde gleichſam nur für ſich daſtehn, und wie die Werke der Natur ſich in ihrem Innern genießen. Die Sprache der Kunſt, das Epigramm, konnte von keiner andern Art ſeyn: in ſeinen ſchönſten Stücken ſtehet es eben ſo beſcheiden da, in ſich vollendet und glücklich.

Auch bey der Wahl der Gegenſtände zeigt ſich dieß ſanfte Gefühl der Menſchlichkeit, das ein gleiches Mitgefühl fordert. Wie ſchöne Epigramme hat die Kindes- und Mutterliebe gedichtet! wie zart empfunden iſt das Schickſal des Menſchen in ſeinem kurzen und wandelbaren Leben, endlich in ſeinem Abſchiede von allem, was ihn liebte! Selbſt wo dieſe einzelnen Stimmen nur Sentenzen ſind, rühren ſie durch ihre traurige Wahrheit, wie die Stimme der Nachtigal auf einem Grabe. Allem theilt ſich dieß Gefühl der Humanität mit, allem, was den Menſchen umgiebt, was ihn erfreuet oder quält, was ihn lehrt, oder was ihm dienet. Der Vogel und der Delphin, die Henne und die Cicada, die Biene und ihre Roſe empfangen den Gruß des Epigramms; ſelbſt unbelebte Weſen werden mit Liebe belebet. Für den ſanftern Menſchen ſind alſo dieſe kleinen Gedichte eine Schule geſelliger Empfindung, und wie manches hätten wir auch ſonſt in den Beſten derſelben zu lernen! —

Ich würde mir ſelbſt viel zu lange über das griechiſche Epigramm geſchrieben haben, wenn das, was ich ſage, nur dieſe einzige Dichtungsart gölte. Nun aber ſind mehrere mit ihr ſo enge vergeſchwiſtert, daß ich auch über ſie noch ein Wort hinzufügen muß, zumal die alte Anthologie ſie gemeinſchaftlich in ihren Schooß aufnahm.

Die Griechen hatten zwo Arten kleiner Gedichte, deren eines ſie εἶδος, das andere εἰδύλλιον, Bild und Bildchen nannten: von beyden hat die Planudiſche Sammlung einige

Stücke; die Anthologieen Meleagers und Philippus werden ohne Zweifel mehrere gehabt haben. Vom erſten Namen, ſofern er kleine Gedichte gilt, ſind die Lieder Anakreons die bekannteſten: ſind ſie Epigramme oder nicht? und was ſcheidet beyde Arten?

Wenn ein kleines angenehmes Gedicht auf einen einzelnen Gegenſtand mit einem naiven oder witzigen Ausgang ein Epigramm wäre; welche ſchönere Sinngedichte gäbe es, als manche Anakreontiſche Lieder? Ein Theil von ihnen liebt die Antitheſe und ſchließt ſogar mit ihr: ein anderer enthält Dichtungen mit einem unerwarteten Ausgange; ein dritter giebt ſogar eigentliche Gemählde des Bechers, des ſchwimmenden Stiers, fröhlicher Städte, des Bathylls, der Freundin; und doch fühlt jedermann, daß keins von dieſen Stücken ein Epigramm ſey, ſelbſt nicht in der naivſten griechiſchen Weiſe. Das Sylbenmaaß macht den Unterſchied nicht allein; ſondern — was denn? der ganz andre Ton des Stücks ſowohl in Schilderung des Gegenſtandes, als im

Gange

Gange der Empfindung. Hier iſt kein ſo einfacher Gedanke, keine ſo ſimple Darſtellung mehr; auch bey den einfachſten iſt außer dem fröhlichen, lauten Aufruf offenbar eine mehrere Auflöſung der Züge, kurz ein lyriſches Gemälde, das zwar in ein Epigramm verwandelt werden kann, aber ſelbſt kein Epigramm iſt.

Das Idyll der Griechen erſcheint bey Bion, Moſchus und Theokrit, inſonderheit bey den beyden erſten, in einer Vielfachheit, die manchen Geſetzen neuerer Kunſtrichter Trotz bietet. Bald iſts ein Todtengeſang voll heiliger Gebräuche, voll heftiger, trauriger, ſchmerzlicher Affekten; bald wiederum eine ruhige Empfindung; jetzt ein Seufzer, jetzt ein Gebet, jetzt eine Dichtung mit einem ſo witzigen Ausgange, daß zum Epigramm ihm nur Sylbenmaas und Kürze zu fehlen ſcheinen. Indeſſen iſt keins derſelben ein Epigramm wie z. B. der pflügende Amor von Moſchus es offenbar iſt und ſeyn ſollte.

Auch Fabeln giebts in der Anthologie, die ſich in ihr nicht nur der Kürze und des Sylbenmääſſes, ſondern auch ihrer ans Epigramm grenzenden innern Art wegen erhalten haben: denn wie leicht und bald kann eine Geſchichte oder Fabel, die die Ründe und Kürze des Epigramms hat, auch der Geſtalt nach ein ſolches werden! Man darf die Geſchichte nur etwa als Inſchrift auf den Ort ihrer Begebenheit beziehen und in ihr eine allgemeine Lehre anſchaulich machen: ſo iſt die Fabel Epigramm und das Epigramm eine Fabel.

Die moraliſchen Sinnſprüche endlich, deren auch in der Anthologie eine reiche Sammlung iſt — aber gnug! Der Unterſchied dieſer kleinen Gattungen und die Theorie des Epigramms ſelbſt erfodert Manches, das dem Leſer angenehmer ſeyn wird, wenn ers mit der fortgeſetzten Blumenleſe ſelbſt im folgenden Theil beyſammen findet.

III.

Ob
Malerei oder Tonkunſt
eine größere Wirkung gewähre?

Ein Göttergeſpräch.

* * *

Die Muſen wußten nicht immer, wovon ſie ſprechen ſollten und ſo kamen ſie auf Streit über ihre gegenſeitigen Vorzüge und auf den Werth ihrer Künſte. Einsmals gabs eine dergleichen Confabulationen zwiſchen der Muſe der Malerey und Tonkunſt, von der ich durch geheime Nachrichten ein Wörtchen vernommen habe und die ich wieder erzählen will, weil Vater Apollo dabey das Präſidium führte. Der alte Jüngling ſaß unter ſeinem geliebten Lorbeerbaum und hatte die jüngſte und liebſte ſeiner Töchter, die Poeſie, im Schooße. Ihre beyde ältern Schweſtern ſaßen zur Rechten und Linken vor ihr und ſtritten über die Frage: welche von ihren Künſten, ob Malerey oder Tonkunſt die meiſte Wirkung auf menſchliche Seelen habe?

Ohne Zweifel die Meine, ſagte die Muſe der Malerey, denn das Reich meiner Wirkung ſo weit und umfaſſend als Himmel und Erde. Alle Gegenſtände der Welt ſind mein. Ich kan die Seele mit dem Blitz des Himmels ſchrecken, und mit den ſchönſten Ausſichten der Erde aufheitern. Ich erſchüttere ſie mit drohenden Felsklippen und erweitere ſie durch den Blick des unendlichen Meeres. Alle Leidenſchaften ſtelle ich dar: ich bilde ſie in ſprechenden Geſtalten, ich grabe ihren Ausdruck in die Seele — giebts eine weitere größere Wirkung?

Obs eine weitere und umfaſſendere gebe? weiß ich nicht, antwortete die Tonkunſt, aber, daß es eine tiefere, innigere, ſtärkere gebe, davon, glaube ich, iſt meine Kunſt Probe. Du haſt ein großes Reich, Schweſter, aber in dem großen Reich wenige Kraft, denn du biſt überall nur über die Oberflächen der Dinge verbreitet. Viel Gegenſtände haſt du, das iſt unläugbar; du kanſt aber von allen nichts als die äuſſere Anſicht, die Geſtalt des Spiegels geben. Auch von den tiefſten, unergründlichſten Gegenſtänden giebſt du nicht mehr, und wirkeſt alſo mit ſehr vielen Ma-

terialien

terialien nur ſehr wenig. Ich hingegen (erlaube, daß ich mich meiner Armuth rühme und über meinen Mangel ſtolz bin) ich mit meinen ſieben armen unſcheinbaren Tönen, die nirgend pralen, die allenthalben nur ſtille verborgen liegen, mit ihnen bewege ich jedes fühlbare Herz; ja mit ihnen bauete und erhalte ich die Welt. Auf den Klang meiner Leier ordneten ſich alle Dinge, auch deine ſchönſten Geſtalten: nur das Verhältniß meiner Töne machte ſie zu dem, was ſie ſind, und wodurch ſie wirken. Ich gebe alſo mit wenigem viel; durch einige unſichtbare Wellen umringe ich das Herz unmittelbar, dringe zu ihm und reiſſe es fort: denn alle Saiten der Empfindungen ſind meine Saiten; auf ihnen ſpiele ich, nicht auf dieſen erzitternden Fäden des armen Inſtrumentes. Sieheſt du, daß unſer Vater Apollo den Pinſel führe? aber die Citter führt er, denn Muſik iſt die Kunſt aller Künſte —

Der Vater Apollo wollte, daß ſie ihn aus dem Streit ließen: denn, ſagte er, ihr ſeyd beyde meine Töchter, und ich führe auſſer der Citter ja auch die Sonnenpfeile, in denen alle Stralen der Farben und Schönheit liegen. Alſo, meine Tochter Malerey, vertheidige dich beſſer; jetzt ſcheineſt du noch überwunden. Von Wirkung, nicht vom Umfange der Kunſt, war die Rede.

Die Malerey that alſo den zweyten Lauf. Eben meine Wirkung, Vater, iſt über allen Widerſpruch die reinſte und klärſte, die erhabenſte und daurendſte Wirkung. Meine Schweſter hatte Urſach zu ſagen, daß ihre Töne unſcheinbar, d. i. dunkel in einander liegen: ſie und ihre Wirkung ſind allerdings ſehr dunkel. Kann jemand wohl, was Töne ſagen wollen, ſagen? reden ſie nicht die verworrenſte Sprache von Halbempfindungen, die ſich unſrer Seele immer zu nähern ſcheinen und ſie nie faſſen; die immer wie Sand oder Wellen des Meers uns umſpühlen, uns umrauſchen und nie ihre Wirkung in uns nur halb vollenden. Vorüber ſind ſie, wie der Bach, wie das Lüftchen und wo iſt nun ihr Bild? wo ihre Stimme und Sprache? Ich hingegen darfs rühmend wiederhohlen, mache die beſtimmteſte, klärſte, dauerndſte Wirkung. Meine Formen ſind auf eine reine Weiſe da; man weiß doch und behält, was man an mir ſiehet. Man behälts nicht bloß im Gedächtniß, ſondern im Blick, vor den Augen der Phantaſie und der ſpäteſten Erinnerung. Ich ſchreibe und zeichne mit dem Sonnenſtral; meine Wirkung iſt auch wie das Licht der Sonne ewig. Hat jemand Eine der himmliſchen Erſcheinungen Raphaels und ſeiner Geſellen auch nur wenige Augenblicke geſehen; die Formen die Geſtalten bleiben in ihm. Er iſt in unſerm Himmel geweſen, hat Göttinnen und Götter erblickt, hat das Ambroſia ihrer Lippen, den Duft ihres Schleiers, den Glanz ihres Antlitzes genoſſen und gekoſtet; die Bilder, die Eindrücke und Gedanken vergehen ihm nie! — Dahingegen du arme, auf drey Saiten umherirrende Muſe — —

Meine Schweſter, fiel die beſcheidene Tonkunſt ein und that einige linde Griffe auf ihrem Saitenſpiel, meine Schweſter malt wieder reich, ſtatt daß ſie (wovon hier die Rede war) tief und bewegend ihre Wirkung andeuten ſollte. Niemand

mand läugnet dir, daß Linie, Linie, und Farbe, Farbe ſey, daß man ſie mit Augen ſehen und wenn man Zeit hat, ſie ſo lang ſehen könne, als man will; aber ſehen iſt keine Rührung, das klärſte und daurendſte Erkennen iſt noch keine Empfindung: vielmehr iſt bekannt, daß jenes dieſe immer in einem gewiſſen Grad hindre; denn eben die Kälte, mit der man betrachtet, macht klaren Begriff. Du ſchreibſt mit dem Sonnenſtrahl, aber auch nur ins kalte Gedächtniß. Selbſt die Begeiſterung, mit der du, glänzende Schweſter, von Göttern und Göttinnen, von Duft und Ambroſia ſprachſt, iſt nur Feuer der Phantaſie, nicht des Herzens und der Empfindung. Keiner deiner Lieblinge iſt bey uns im Himmel geweſen; er mahlte immer nur Menſchen, und es iſt gar nicht denkbar, daß nicht immer noch tauſend ſchönere Menſchen auf Erden gelebt haben und leben werden, als einer deiner Mahler ſie mahlte. Dieſe kopirten ſich unaufhörlich, ſetzten oft, wo ſie am meiſten ideal ſeyn wollten, Ungeheuer auf einander und wurden bey allen ſogenannten Göttern und Heldenformen, zuletzt ſo enge und armſelig, daß das, was du mir unrecht vorwirfſt, vielmehr von ihnen gölte: ſie klimperten auf einem Inſtrument von anderthalb zerriſſenen Saiten, die ſie die Antike nannten, da das volle Saitenſpiel aller Geſtalten und Seelen der Natur, in ihrer Hand war. Glaubſt du, meine Schweſter, der Klumpe von Farben, der auf der Palette liegt, könne mit der Natur wetteifern? geſchweige daß er ihre allmächtige Fülle und Wahrheit übertreffen ſollte? Das Feuer, das auf dem Brettlein gerieben und entzündet wird, wird nicht leicht ein menſchliches Herz durchbrennen, noch weniger die Schöpfung in die Aſche legen, daß man neue Geſtalten vom Himmel nöthig habe. —

Du wirſt zu ſcharf, meine Tochter, fiel ihr der Präſident der Verſammlung in die Rede: du tadelſt an der Kunſt, was bloß Fehler der Künſtler oder gar ihrer thörigten Lobredner iſt, gnug davon und vertheidige deine Sache. Die Malerey beſchuldigte dich, daß deine Wirkungen dun-

kel

kel und verworren, dazu immer unvollendet, vorübergehend und kurz ſeyn; antworte darüber.

Mich dünkt, ſprach ſie, darauf iſt leicht geantwortet: wer weiß dieß beſſer, als du, der Vater der ewigen Tonkunſt. Meine Schweſter will, daß meine Töne Geſtalten und Farben ſeyn ſollen, und das iſt nicht möglich. Sie will daß ich ſie an die Wand hefte, damit ſie, wie Memnons Statue, wenn die Sonne auf ſie ſcheint, tönen, und wie ein Glockenſpiel ewig tönen ſollen; auch das iſt unmöglich, und wärs in kurzer Zeit ſehr widrig. Meine Wirkung iſt alſo kurz und vorübergehend; aber wem iſt ſies alſo? den armen, unter jeder Empfindung ſo bald erliegenden Menſchen. - Und ihnen mußte ſie dieß ſeyn, eben weil ſie ſo ſtark, ſo mächtig fortreiſſend und überſchwemmend für ſie wäre, hätte ſie nur etwas längere Dauer für ſie erhalten. Nein! ſie ſind noch nicht zur ewigen Harmonie der Götter gebildet; ſie verſinken, ſie gehn im Ocean meiner Kunſt unter; darum wurden ihnen nur wenige Töne eines unendlichen Saitenſpiels, in wenigen

Sai=

Gattungen, nach ſehr leichten Modulationen zugemeſſen, zugezählt, zugetröpfelt. Ich liſple nur auf ihrem Saitenſpiel, und ſchwebe wie ein harmoniſch Lüftchen bey ihnen vorüber. Daher ſcheint meine Wirkung ihnen auch immer unvollendet; denn in ihrer Natur kann ſie nicht vollendet werden, oder ſie würden ſelbſt zu Harmonie und Wohllaut. Das Dunkle und Verworrene ihrer Empfindungen liegt an ihrem Organ, nicht an meinen Tönen: dieſe ſind rein und helle, das höchſte Muſter einer zuſammenſtimmenden Ordnung. Sie ſind, wie ſchon ein von mir begeiſterter ſterblicher Weiſe geſagt hat, die Verhältniſſe und Zahlen des Weltalls im angenehmſten, leichteſten, wirkendſten aller Symbole. Du haſt mich alſo, Schweſter, gelobt, indem du mich tadelſt. Du haſt das Unendliche meiner Kunſt und ihrer innigſten Wirkung geprieſen; indem du gezeiget haſt, wie eine ſo edle Natur, als die Natur des Menſchen iſt, ſo wenig von meiner allmächtigen Wirkung faſſen, ſie nur noch ſo kurze Zeit, in ſo einfachen Anfängen und Gän-

gen

gen ertragen könne. Im Gewühl deiner Farben und Geſtalten hingegen verwirret ſie ſich nie, und hat gar, wie du ſelbſt geſagt haſt, noch etwas nöthig, was über alle Erdgeſtalten hinausgehet, um ſich nur einigermaßen gegen das leere Wiederkommen derſelben zu ſichern. Bey mir hat ſie dieß nicht nöthig: meinen Empfindungen bleibt jede Erdenatur unendlich nach, und ſie wird lange von Stufe zu Stufe ſteigen, ehe ſie das Tongebäude der allgemeinen Vollkommenheit nur in einigem Umfange, mit einiger Fortdauer ſeiner ewig ſteigenden Melodie empfindet —

Indem die Tonkunſt dieſes ſprach, und das ganze Gefühl der Begeiſterung davon in ihrem Geſichte, in ihrer Gebehrde zeigte, hatte ſich die Muſe Urania zu ihr geſetzt, und ſie umfaſſet mit ihren Armen. Auch die Augen der jungen Poeſie waren auf ſie geheftet, und faſt wären ihre Worte ſelbſt zu Tönen geworden, die Wirkungen ihrer Kunſt dem ganzen Olympus zu zeigen. Aber Vater Apollo fiel ihr zu rechter Zeit ins Wort, und gab ihr zu verſtehen, daß hier nur von Erde-

Muſik

Muſik die Rede ſey, und was die Tonkunſt für Würkung auf menſchliche Gemüther habe. Du haſt dich genug gerechtfertiget, meine Tochter, und deine Kunſt bis zum Olymp erhoben; es iſt Zeit, daß deine Schweſter rede.

Wohl, ſagte die Mahlerey, hat ſie ihre Kunſt bis zum Olymp erhoben, ſie, die es ſo fremde fand, daß meine Lieblinge nur den Traum einiger Göttergeſtalten hegten —

Laſſet, ſagte Apollo, den Olymp unverworren, meine Töchter. Ihr ſeyd beyde himmliſche Weſen, und eure Künſte müſſens auch ſeyn, wenn ſie einige Wirkung haben ſollen auf der Erde. Auch die menſchliche Seele iſt unſre Schweſter, und alles, was auf ſie wirken ſoll, muß was Unermeßliches in ſich haben, und alſo von himmliſcher Art ſeyn. So nennen es die Menſchen, und ſie haben Recht. Alle Formen und Geſtalten, ſo rein und ausſtudirt ſie ſeyn mögen, thun nichts bey der Malerey, wenn keine Seele, kein himmliſcher Geiſt ſie belebt. Auch in jede Deiner Compoſitionen muß dieſer Geiſt gehaucht ſeyn, und das Ganze zu Einem bilden; ſonſt ſtehet alles, ſo treu und künſtlich es nachgeahmt ſeyn möge, nur arm und todt da. Auch in dir, Tonkunſt, muß Rührung der Seele alle Töne binden und begleiten, ſonſt werden ſie nicht nur das, was du von den kalten Nachahmungen der Malerey ſagteſt; ſondern ſie ſind vielleicht noch widriger, da deine Kunſt blos vom Hauche dieſes himmliſchen Geiſtes lebet. Alſo laſſet allen Wortſtreit, und haltet euch an die beſtimmten Wirkungen eurer Künſte. Wollet ihr, ſo will ich den alten Ariſtoteles herbey rufen laſſen; er ſoll ein ausnehmender Meiſter in Unterſcheidungen und beſtimmten Worterklärungen ſeyn, er wird euch ohne Mühe rectificiren —

Beyde Damen verbaten den Entſcheider, ſie wählten dafür, wenn ſich Apollo nicht ſelbſt bemühen wollte, ihre jüngere Schweſter, die Poeſie zur Schiedsrichterin. Sie hat von uns beyden gelernt, ſprachen ſie, und liebt uns beyde.

Sie

Sie iſt Weib, und kann von Künſten und Würkungen der Weiber am beſten urtheilen; dazu iſt ſie unſere Schweſter. Kommt her, ſagten ſie, und rücke vom Schooß Apollo's, wo du ihn mit deinen ſchönen Haarlocken nur verwirreſt, näher zu uns herüber. Die Poeſie thats gerne, und der Streit begann zum dritten und letztenmale.

Mich dünkt, ſprach die Poeſie, meine Schweſtern, wenn ihr zu einigem Vertrage kommen wollt, müſſet ihr, wie Vater Apoll eben geſagt hat, ſorgfaltiger die Wirkungen unterſcheiden, auf die ihr arbeitet, alſo auch mehr den Sinn der Seele beſtimmen, auf den ihr wirket. Du Malerey, wirkſt mehr auf Phantaſie, als auf das Herz; aber die Phantaſie kann auch zum Herzen kommen, und wenn ſie nicht dahin reicht, iſt ſie gemeiniglich deſto näher dem Verſtande. Alſo ſind alle deine Darſtellungen klärer, aber wie du Tonkunſt willt, auch kälter. Das iſt der Malerey keine Schande, ſondern mag eben ihr Vortheil werden: denn Richtigkeit und

Wahrheit ſind die Hauptmittel ihrer Wirkung, die ſie mit Schönheit und Annehmlichkeit nur bekleidet. Jeder ihrer Künſtler thäte alſo übel, wenn er dieſe Hauptveſtung verließe und ſich in das Nebenwerk einer unmittelbaren Wirkung aufs Herz ohne Richtigkeit und ſtrenge Wahrheit würfe. Immer iſt Zeichnung und ein Geiſt der Zeichnung, der das Ganze belebt, bey dir, Malerey, die Hauptſache; an der auch ich lange gelernt habe, und noch täglich lerne. Das Rührende einzelner Geſichtszüge, das Täuſchende der Carnation und der Farben, ſo, wie fern herbey geſuchte tiefe Gedanken ſind gut und vortreflich, wenn das Hauptwerk zur Seele ſpricht — ſpricht, wie es durch dieſe Mittel zu ihr ſprechen kann, helle, klar, reich, deutlich. Je weniger die Malerey dem Schein nach wirken will, je mehr ſie die ſcheußliche Repräſentation vermeidet, deſto mehr wird ſie wirken; deſto mehr wird ſie aus der bloßen Nachahmerin, eine reine und demüthige Darſtellerin der unergründlich-tiefen, immer neuen und ſchönen Wahrheit. — Du hingegen, Tonkunſt, auch mir biſt du mehr, als mir die Mahlerey ſeyn kann: denn wie du recht geſagt haſt, biſt du der harmoniſche Grund und die melodiſche Begleiterin aller, ſelbſt der maleriſchen Schönheit. Du wirſt mir aber zugeben, daß ohne meine Worte, ohne Geſang, Tanz und andere Handlung, für Menſchen deine Empfindungen immer im Dunkeln bleiben. Du ſprichſt zum Herzen; aber bey wie wenigen zum Verſtande! ja auch, wo du zum Herzen ſprichſt, wie oft iſt ſeine Regung blos eigentlich ſinnliche Empfindung! Giebts nicht auch Thiere, die ſich nach gewiſſen Tönen oder Gängen von Tönen freuen oder betrüben? Ja als man den grauſamen Verſuch machte, lebendigen Geſchöpfen das Gehirn zu öfnen, und durch gewiſſe Druckungen bey ihnen bald Schmerz, bald Freude erregte; möchten dieſe Empfindungen, auf eine grobe Weiſe bewirkt, etwas anders ſeyn, als was du auf eine unendliche feinere Weiſe bewirkeſt? Freylich iſt das ganze Herz des Menſchen dein Saitenſpiel; aber ſiehe auch, wozu du es ſpieleſt? Und nun, meine Schweſtern, vergleichet euch ſelbſt über beſtimmte Fälle und Zwecke, in und zu denen eure Kunſt ſich äußert.

Die Malerey fieng an und ſchilderte die hohen Eindrücke, die ſie manchmal durch die Darſtellung eines Gemäldes gemacht habe. Sie ſprach von Brutus Gemahlin, die nicht zu Thränen zu bringen war, bis plötzlich ihr das Bild der Andromache ins Geſicht fiel, und den friſchen Damm ihrer Empfindungen aufriß. Sie führte eine Reihe anderer Gemälde an, die plötzliche Bekehrungen, Tröſtungen, Ermunterungen bewirkt, und die Seele, wie durch Erſcheinungen aus einer andern Welt umgekehrt und umgeſchaffen haben. — —

Verzeihe, Schweſter, ſprach die Poeſie, und bemerke auch hier, was von dieſen Wirkungen eigentlich nur dir zugehöret. Das meiſte hiervon liegt in den Gegenſtänden, die du nachahmeſt, und du kannſt nicht leugnen, daß, wenn ſtatt des Gemäldes der Andromache oder anderer edlen Geſtalten, ihre Gegenwart ſelbſt erſchienen wäre, die du oder ich nur ſchwach ſchildern konnten, die Wirkungen derſelben wahrſcheinlich größer geweſen wären. Denke dir eine erſcheinende Mutter Gottes, wie ſie die Sterblichen nennen, oder eine Magdalene, in jeden idealiſchen Reiz gekleidet, den wir beyde ihnen ſchenkten; du wirſt zugeben, daß du, wie ich, hierinn nur ferne, ſchwache Nachahmerinnen waren, und was Wirkung anbetrift, ſey oft ein ſchlechter, ſehr unidealiſcher Auftritt der Natur, eben ſeiner individuellen Wahrheit und Wirklichkeit wegen, unendlich reicher an groſen und guten Folgen, als die künſtlichſte Nachahmung deſſelben mit Farben je ſeyn würde. Du hingegen, Muſik, ſprach ſie, biſt immer Schöpferin, da du kein eigentliches Vorbild deiner Kunſt haſt, weder im Himmel noch auf der Erde. —

Eben deswegen, fuhr die Tonkunſt fort, iſt auch meine Wirkung immer neu, urſprünglich und herrlich. Schöpferin bin ich, und ahme nie nach; ich rufe die Töne hervor, wie die Seele Gedanken hervorruft, wie Jupiter Welten hervorrief, aus dem Nichts, aus dem Unſichtbaren; und ſo dringen ſie auch, wie die Zauberſprache aus einer andern Welt, zur Seele, daß dieſe, ergriffen vom Strom des Geſangs ſich ſelbſt vergißt ſich ſelbſt verliehret. Alle habt ihr von den Wirkungen der Muſik in alten und neuen Zeiten gehört, und nie habt ihr gnug davon gehöret. Laßt mich nicht die alten Geſchichten Amphions, Orpheus, Linus, Timotheus, Phemius, u. a. wiederholen; an jedem Feſt der heiligen Cäcilia werden ſie auf der Erde immer noch beſungen und geprieſen. —

Aber auch noch erreicht? fiel ihr die Poeſie in die Rede; und eben das, daß ſie jetzt nicht mehr erreicht werden, zeigte es nicht, daß ſie auch vor Alters nicht ganz dein, nicht immer das

Werk

Werk der Kunſt waren, auf die du es insonderheit in ſpätern Zeiten ganz ohne mich, anzulegen ſcheineſt? Damals half ich dir. Ich unterſtützte deine Töne, und du dienteſt nur meinem Geſange, ihn zu beleben. Ich hingegen klärte deine Sprache auf, verſtärkte ſie mit der Macht aller Empfindungen und Situationen der Seele; dadurch thaten wir vereint die Wirkung. Seitdem wir uns von einander getrennt haben, ſind unſre Künſte tauſendmal feiner geworden, die Grenzen von Allem in ihnen ſind ſorgfältiger geſchieden, die Regeln ſtehn beſtimmt da, wie Scylla und Charybdis; oder wie die Säulen Herkuls, über die nicht hinauszuſchiffen war; wo iſt aber anjetzt unſre Wirkung auf der Erde, in dem Raum, wie ſie die Alten prieſen? Ich werde geleſen, du wirſt gehört; bey mir tadelt und gähnt man, bey dir ſpielt oder plaudert man, und zuletzt ſchläft man ein bey uns beyden. —

Das liegt nicht an uns, antwortete die Harmonie unerſchrocken, es liegt am Mißbrauch unſrer Namen. Die Geiger und Pfeiffer, die Quäler und Tändler der Saiten habe ich nie für Söhne meiner Kunſt erkannt: denn wo ſind die Wirkungen ihrer Töne? haſt du je in der Werkſtatt **Vulkans** den Bratenwender daſelbſt mit der ſchönen **Hebe** verwechſelt, die uns den Nektar miſcht und die ambroſiſche Götterkoſt bereitet? und was ſind ſo manche Quartette und Sonaten, manche Trio's und Symphonien, insonderheit jene unſelige Menge einförmiger Liedermelodieen anders, als der lebendige Bratenwender des hinkenden Vulkanus. Man hat, wie ſie ſagen, eine Kunſt erfunden, vermöge welcher man nach ewigen Regeln eine Melodie hervordrehen könne, ja hervordrehen müſſe, gerade wie jenes Küchenwerkzeug umläuft, nach ſeinen Gewichten. Mich dünkt, wir drey Schweſtern haben uns mit dem Heer unſerer Pfuſcher und Freyer nichts vorzuwerfen. —

Aber dennoch, fiel ihr die Poeſie ein, erinnere dich an die Zeiten deines einfachen Urſprun-

ges

ges und deiner damaligen Wirkung; deine Orpheus und Amphions, wenn auch nur die Hälfte der Sagen wahr wäre, die uns unſre Mutter Mnemoſyne erzählt hat, wo ſchaffen, wo wirken ſie jetzt?

Freylich, antwortete die Tonkunſt, ſind dieſe Jahre meiner Jugend in manchen Ländern vorüber; aber nicht ich, ſondern ſie, dieſe ſogenannte gebildete Welt iſt alt und grau gewordene und will zum Theil jetzt ſtatt Töne zu genieſſen, mit Tönen bauen oder Seiltanzen und ſpielen. Sie bauen auch wirklich wunderhohe harmoniſche Gebäude; die raſch zum Himmel, zum Verſtande hinauf ſtreben, da ſie ins Heiligthum, zum Herzen nicht mehr kommen können. Das Leichte iſt ihnen zu leicht; mit überſtandenen Unmöglichkeiten ſuchen ſie zu überraſchen, zu prangen, zu glänzen. Glaubt ihr, Schweſtern, daß mirs gefalle, wenn man um eine neue Tonkunſt zu geben, keinem Ton mehr ſeine Wirkung läßt, ſondern mit Tönen mahlt und poetiſiret? Meiner

Kunſt

Kunſt iſt dieß ſo fremde, als da jemand auf den Gedanken kam, ein Farbenclavier zu erfinden, und ſich wunderte, daß der Kinderpopanz kein Vergnügen, wie das Clavier der Töne machte. Indeſſen ſind die ächten Wirkungen meiner Kunſt gewiß nicht ausgeſtorben auf der Erde. Unter allen Völkern, ſelbſt unter Türken und Barbaren, lebt ſie, und jedes genießt an ihr, was ihm zu genieſſen vergönnt iſt, wohin und wie weit ſein Organ gebildet worden. Die feinern Völker bedürfen auch feinere Speiſe; meine Wirkungen äuſſern ſich alſo bey ihnen auch geiſtiger, und ſie würdens für einen ſchlechten Erfolg meiner Kunſt halten, wenn je ein Menſch durch ſie raſend geworden, einer Lais in den Schooß ſänke, oder Perſepolis in Brand ſteckte. Ich wirke auf feinere Endzwecke und Vergnügen; glaubt nicht, daß ich deshalb auch ſchwächer oder unſichrer wirke. Wie oft hat der Ton eines Geſanges, der ſimple Gang einiger himmliſchen Töne einen Menſchen aus dem tiefſten Abgrunde der Trau-

rigkeit

tigkeit bis in den Himmel erhoben! Wie oft geſchiehets, daß eine einfache Melodie zarte, wehmüthige Thränen rinnen macht, die Menſchen plötzlich in alte Empfindungen und Gegenden der Jugend, oder in unbekannte Auen eines ſeligen Paradieſes verſetzt, und völlig den Zaubertönen der erſten Welt, nur auf feinere Art, gleich kommt. Gewiß, meine Schweſtern, ein Liebling meiner Kunſt kann Wunderdinge auf einen Menſchen wirken, ſo bald er nur die Töne ſtudirt, bey denen dieſer am meiſten gerührt wird, die Gänge der Melodie, nämlich, die ſein ganzes Empfindungsſyſtem bewegen. Hielte er ſich ſodann an ſolche, und ſuchte ihre größte Wirkung; er hätte das Herz des Menſchen in ſeiner Gewalt, wenn dieſer auch ſonſt von Stahl und Eiſen wäre.

Und käme man nicht wieder zu dieſer alten und groſſen Wirkung, meine Schweſter, wenn deine Kunſt ſich mit der meinigen näher zuſammen fände? ſprach die Poeſie. Ich zeichne dir Empfindungen vor; du darfſt nur folgen und dich an dieſe halten. —

Die Tonkunſt lächelte: „das wäre gut, es iſt auch zuweilen nothwendig, ſchwerlich iſts aber hinreichend. Wie oft verführen mich deine Dichter, ſtatt mich zu führen? ja vielleicht haben ſie meine Kunſt unter den Menſchen am meiſten mit verderbet. Zudem erinnere dich, Schweſter, an das, was du ſelbſt ſagteſt: der Tonkünſtler ſchöpfe aus ſich ſelbſt, er müſſe jedesmal die Sprache ſeiner Empfindungen neu bilden. Kann er dieß nun nicht; fühlt er die Empfindungen nicht, die ja der Dichter nur bezeichnet, nur unvollkommen ſchildert, wie will er ſie ausdrücken? wie könnte ſie ihm der Dichter mit ſeinen Worten beybringen und einflößen? Mit Worten jemanden Töne, gar ein Tongebäude von Empfindungen einflößen, das er nicht in ſich hat, iſt unmöglich, alſo liegt die Sündenmaterie im Misbrauch der Tonkunſt ſelbſt, und muß von innen geheilt werden. Uebrigens bleibts dabey, Schweſter, daß wir beyde, Poeſie und Muſik, zuſammen gehören, und vereint auch die größte

Wirk

Wirkung hervorbringen; nur daß ich nicht ganz deine Dienerin ſeyn wollte, denn ich bin deine Lehrerin geweſen, und habe auch für mich ſelbſt einen Kreis der Wirkung. Mir dient der Tanz wie die Worte; Gebehrden und Bewegungen, wie deine Verſe; und eigentlich ſchließe ich alles dieß, Modulation, Tanz, Rhythmus in mich. Der Tonkünſtler dichtet, wenn er ſpielt, ſo wie der ächte Dichter ſingt, wenn er dichtet. —

Der Malerey ſowohl als dem Vater Apollo ward bey dieſem Geſpräche die Zeit lang. Jene hatte ſo lang eine ſchöne ruhige Landſchaft gezeichnet, und allen Streit darüber vergeſſen. Das iſt, ſprach ſie, die groſe Wirkung meiner Kunſt, ſie macht die Seele ruhig und heiter. Ein Menſch, der ſie liebet, genießt jeden Sonnenſtrahl fröhlich; wo andere nichts ſehen, ſiehet er ein tauſendfaches Spiel deſſelben. Ueberall im Schooſe der Natur, ſtudirt er ihre ſtilleſten freundlichſten Wirkungen, und genießt ſie auf unendliche Weiſe. —

Das möchte vom Natur- und Landſchaftsmalen gelten, antwortete die Poeſie, was aber deine hiſtoriſche Mahler anbetrift, höre ich, daß auch du ſo leidenſchaftliche Leute haſt, wie ich und die Tonkunſt ſchwerlich haben. Und beyden wirft man vor, daß wir unſere Günſtlinge ſtatt der Begeiſterung oft mit Launen beſchenken; und mich dünkt, auch wenn du Leidenſchaften ſtudirſt und ausdrückſt, mußt du doch ſelbſt dieſe Leidenſchaft fühlen. —

Hier fiel ihr Apoll in die Rede, und gab zu verſtehen, wie dieß alles nicht hergehöre und mit Erlaubniß zu ſagen, zum Theil nicht wahr ſey. Wenn man einen Wütenden ſchildert, ſprach er, darf man nicht ſelbſt wüten, und wenn man von einem Raſenden dichtet, nicht ſelbſt raſen. Eben das iſt das Vorrecht der Himmelgebohrnen Kunſt, ſprach er, daß ſie durch eine Art von Allwiſſenheit und geheimer Vorahndung auch die Falten und Schlupfwinkel des menſchlichen Herzens kennt, die der Künſtler ſelbſt nicht gefühlt haben darf, jetzt aber im Licht ſeiner Muſe gewahr wird, und wie durch reflektirte Stralen dichtet. Glaubt mir, der Trunkene ſingt von der Trunkenheit nicht am ſchönſten; der Dichter, der alle Leidenſchaften ſchildert, der ſie oft auf einmal im ſtärkſten Contraſt ſchildert, kann ſie ja nicht alle als perſönliches Eigenthum beſitzen; gnug, wenn er ſie als ein ruhiger Spiegel treu aufnimmt und wieder abglänzet. So iſts auch mit der Malerey und Tonkunſt. Die größten Künſtler jeder Art waren immer die Leidenſchaftloſeſten, heiterſten Charactere; ſie waren Jünglinge wie ich, und lebten in meinem Sonnenglanze. Aber machet, daß des Streits ein Ende werde. —

Du, Malerey machſt mit deiner Kunſt die helleſte, ſchönſte, klärſte, daurendſte Vorſtellung; du ſprichſt durch deine Geſtalten zur Phantaſie und durch ſie zum Verſtande und Herzen; du verfeinſt den Blick, öfneſt die Thore der Schöpfung und machſt deine Lieblinge ruhig und heiter; biſt du zufrieden? Du Tonkunſt hingegen haſt den Zauberſtab der eigentlichen Wirkung auf menſchliche Herzen unmittelbar; du regſt die Empfindungen und Leidenſchaften, aber in dunkler Weiſe, und haſt einen Führer, einen Erklärer nöthig, der dich wenigſtens zur beſtimmtern Wirkung dem Verſtande des Menſchen nähere, und mit dem phyſiſchen auch ſeinen moraliſchen Sinn vergnüge; biſt auch du zufrieden? Ihr ſtreitet beyde über das Wort Wirkung, und das iſt dem Sprachgebrauch nach mehr für die Tonkunſt, als für die Malerey, weil wir bey Wirkung immer nur auf Stärke des Eindrucks zu ſehen gewohnt ſind, ohne zu bedenken, daß dieſe in Sachen des Geiſterreichs und der menſchlichen Seele zuweilen auch mit Umfang, Klarheit, Dauer compenſirt werde. Ihr ſtreitet alſo immer nur, ob das Ohr Auge und das Auge Ohr ſeyn ſoll? Beruhigt euch. Je verſchiedener ihr von einander wirkt, deſto eigner und beſſer wirkt ihr. Ihr bewegt eine menſchliche Seele, nur auf eine ganz incom-

incommenſurable Weiſe. Wollt ihr die Wirkungen eurer Kunſt aufs reinſte und ohne allen Wortſtreit ſehen: ſo betrachtet einen Blinden und Tauben, und ſeht, was beyden verſagt ſey? Der Taube mag unendlich feiner ſehen und unterſcheiden; für die Geſellſchaft iſt er immer dumm, und in ſeinem Innern freudenloſer: ihm fehlt der Sinn und die Kunſt, die unmittelbar zu ſeinem Herzen reden. Der Blinde iſt ein armer Mann, vielleicht auch arm, an gewiſſen feinen Unterſchieden, Geſtalten und Abmeſſungen, die nur der Sinn und die Kunſt des Geſichts gewähren; er hat indeſſen das Saitenſpiel aller Empfindungen und Leidenſchaften in ſich, er kanns tönen laſſen, wenns ihm gefällt, und ſich in ſeiner dunkeln Einſamkeit eine Welt voll Harmonie und Freuden ſchaffen. Oft waren Blinde große Tonkünſtler, große Dichter; ob aber Taube bey aller genauen Nachahmung eben ſo geiſtvolle Zeichner geweſen? möget ihr ſelbſt wiſſen. Gnug, ihr ſeyd beyde meine Töchter; du Malerey, die

Zeichnerin für den Verſtand, du Tonkunſt die Sprecherin zum Herzen, und du, meine liebe jugendliche Dichtkunſt, du, die Schülerin und Lehrerin Beyder.

Sie umarmten ſich alle: Apollo krönte ſie mit ſeinen unſterblichen Lorbeerkränzen, und Hebe bot ihnen auf ihr langes Geſpräch die erquickende Nektarſchaale.

IV.

Paramythien.

Dichtungen aus der griechiſchen Fabel.

[illegible]

[illegible]

Die Morgenröthe.

Eine Schaar frölicher Mädchen begieng mit Tänzen und Lobgeſängen das Feſt der Aurora. „Schönſte, ſeligſte Göttin, ſangen ſie, du in Roſengeſtalt, in ewiger Jugendſchönheit. Täglich erwacheſt du neu, gebadet im Quell des Genuſſes und der erquickenden Blüthe!“ — Als eben, da die Sonne aufgieng, Aurora ihr Geſpann zu ihnen lenkte und vor ihnen ſtand, die ſchönſte, aber nicht die glücklichſte aller Göttinnen. Thränen waren in ihren Augen, und der Duft des Schleiers, den ſie von der Erde gezogen hatte, lag wie eine feuchte Wolke vor ihrem leuchtenden Roſenantlitz.

Kinder, ſprach ſie, die ihr mich mit Lobgeſängen ehret, eure jugendliche Unſchuld hat mich hergezogen, euch mich wie ich bin zu zeigen. Ob ich ſchön ſey? ſehet ihr ſelbſt; ob ich glücklich ſey? mögen euch die Thränen ſagen, die ich täglich in den Schooß meiner Schweſter Flora weine.

Unbedachtſam in meiner Jugend, vermählte ich mich jenem alten Titon, aus deſſen Armen ihr mich täglich ſo früh emporeilen ſehet. Ihm und mir zur Strafe ward ihm ſeine graue Unſterblichkeit ohne Jugend, die auch mir ſo lange ich bey ihm bin, Glanz und Schönheit raubet. Deswegen eile ich ſo früh an mein kurzes Geſchäft die Schatten zu verjagen, und verberge mich Tagüber im Stral der Sonne, bis ich von ihm, ſo bald er mich wieder erblickt, mit Thränen und Schaamröthe in ſein graues Bette hinuntergezogen werde. Spiegelt euch, ihr Mädchen, an meinem Beyſpiel, und glaubt nicht, daß die ſchönſte von euch auch die glücklichſte ſeyn müſſe, wenn ſie nicht auch ſo weiſe als ſchön iſt und ſich einen ihr gleichen Gatten zur Glückſeligkeit wählet.

Aurora verſchwand; aber ihr Bild glänzte fortan den Mädchen in jeder Thräne des Thaues wieder. Sie prieſen ſie nicht mehr als die glücklichſte der Göttinnen, weil ſie die ſchönſte ſey, und wurden weiſe durch ihr Exempel.

Der Schlaf.

In jener Schaar unzählbarer Genien, die Jupiter für ſeine Menſchen erſchaffen hatte, um durch ſie die kurze Zeit ihres mühſeligen Lebens zu beglücken und zu vergnügen, war auch der dunkle Schlaf. „Was ſoll ich, ſprach er, da er ſeine Geſtalt anſah, unter meinen glänzenden gefälligen Brüdern? welches traurige Anſehen habe ich im Chor der Scherze, der Freuden und aller Gaukeleyen des Amors? Mag es ſeyn, daß ich den Unglücklichen erwünſcht bin, denen ich die Laſt ihrer Sorgen entnehme, und ſie mit milder Vergeſſenheit tränke. Mag es ſeyn, daß ich dem Müden gefällig komme, den ich doch auch nur zu mühſeliger neuer Arbeit ſtärke. Aber denen, die nie ermüden, die von keiner Sorge des Elendes wiſſen, denen ich immer nur den Kreis ihrer Freuden ſtöre.“ —

Du irreſt, ſprach der Vater der Genien und Menſchen, in deiner dunklen Geſtalt wirſt du aller Welt der liebſte Genius werden. Denn glaubſt du nicht, daß auch Scherze und Freuden ermüden? Wahrlich, ſie ermüden früher als Sorg' und Elend, und verwandeln ſich dem ſatten Glücklichen in die langweiligſte Trägheit.

Aber auch du, fuhr er fort, ſollt nicht ohne Vergnügungen ſeyn; ja in ihnen oft das ganze Heer deiner Brüder übertreffen." Mit dieſen Worten reichte er ihm das Silbergraue Horn anmuthiger Träume. Aus ihm, ſprach er, ſchütte deine Schlummerkörner, und die glückliche Welt ſowohl, als die unglückliche, wird dich über alle deine Brüder wünſchen und lieben. Die Hoffnungen, Scherze und Freuden, die in ihm liegen, ſind von deinen Schweſtern, den Grazien, mit zauberiſcher Hand von unſern ſeligſten Fluren geſammlet. Der ätheriſche Thau, der auf ihnen glänzet, wird einen jeden, den du zu beglücken denkſt, mit ſeinem Wunſch erquicken, und da ſie die Göttin der Liebe mit unſerm unſterblichen Nektar beſprengt hat: ſo wird die Kraft ihrer Wolluſt viel anmuthiger und feiner den Sterblichen

chen ſeyn, als alles, was ihnen die arme Wirklichkeit der Erde gewähret. Aus dem Chor der blühendſten Scherze und Freuden wird man fröhlich in deine Arme eilen: Dichter werden dich beſingen, und in ihren Geſängen dem Zauber deiner Kunſt nachbuhlen: ſelbſt das unſchuldige Mädchen wird dich wünſchen und du wirſt auf ihren Augen hangen, ein ſüßer beſeligender Gott. —

Die Klage des Schlafs verwandelte ſich in triumphirenden Dank, und ihm ward die ſchönſte der Grazien, Paſithea, vermählet.

Der Tod.

Ein Geſpräch an Leſſings Grabe.

Himmliſcher Knabe, was ſteheſt du hier? die verglimmende Fackel
nieder zur Erde geſenkt; aber die andere flammt
Dir auf deiner ambroſiſchen Schulter an Lichte ſo herrlich!
Schöneren Purpurglanz ſah ja mein Auge nie!
Biſt du Amor? —

„Ich bins! doch unter dieſer Umhüllung
ob ich gleich Amor bin, heiß' ich den Sterblichen Tod.
Unter allen Genien ſahn die gütigen Götter
keinen, der ſanft wie ich löſe das menſchliche Herz.

Und ſie tauchten die Pfeile, womit ich die Armen erlöſe,
ihnen ein bitter Geſchoß, ſelbſt in den Becher der Luſt.
Dann geleit' ich im lieblichen Kuß die ſcheidende Seele
auf zum wahren Genuß bräutlicher Freuden hinauf."
„Aber wo iſt dein Bogen und Pfeil?" Dem tapferen Weiſen,
Der ſich ſelber den Geiſt längſt von der Hülle getrennt,
Brauch' ich keiner Pfeile. Ich löſche die glänzende Fackel
ſanft ihm aus; da erglimmt eilig vom purpurnen Licht
Dieſe andre. Des Schlafes Bruder, gieß' ich ihm Schlummer
um den ruhigen Blick, bis er dort oben erwacht.

„Und wer iſt der Weiſe, dem du die Fackel der Erde
hier gelöſchet und dem jetzo die Schönere flammt?“
Der iſts, dem Minerva, wie dort dem tapfren Tydides
ſelber ſchärfte den Blick, daß er die Götter erſah. *)
Mich erkannte Leſſing an meiner ſinkenden Fackel,
und da zündet' ich ihm glänzend die andere an.

---

*) Anſpielung auf die Schrift: Wie die Alten den Tod gebildet.

Die Wahl der Flora.

Als Jupiter die Schöpfung, die er zu ſchaffen gedachte, in idealiſchen Geſtalten vor ſich rief, winkte er, und es erſchien unter andern die blumige Flora. Wer mag ihre Reize beſchreiben? wer ihre Schönheit ſchildern? Was je die Erde aus ihrem jungfräulichen Schooße gebar, war in ihrer Geſtalt, in ihrem Wuchs, in ihren Farben, in ihrem Gewande verſammlet. Alle Götter ſchauten ſie an; alle Göttinnen beneideten ihre Schönheit.

Wähle dir, ſprach Jupiter, aus dieſer zahlreichen Schaar von Göttern und Genien einen Liebling; doch ſiehe zu, eitles Kind, daß dich deine Wahl nicht trüge!

Leichtſinnig blickte Flora umher: und o hätte ſie den ſchönen, den in Liebe für ſie entbrannten Phöbus gewählet! Aber ſeine Schönheit war dem Mädchen zu hoch: ſeine Liebe für ſie zu verſchwiegen. Flüchtig lief ihr Blick umher, und ſie erwählte — wer hätte es gedacht? — einen der letzten aus der Zahl der Götter, den leichtſinnigen Zephyr.

Sinnloſe! ſprach der Vater; daß dein Geſchlecht auch in ſeinen geiſtigen Geſtalten ſchon jeden buhleriſchen, leicht auffallenden Reiz einer höhern ſtillern Liebe vorziehet! Hätteſt du dieſen gewählt (er winkte auf Phöbus) du und dein ganzes Geſchlecht hätte mit ihm die Unſterblichkeit getheilet. Aber jetzt, genieße deines Gatten!"

Zephyr umarmte ſie, und ſie verſchwand. Sie verflog als Blumenſtaub ins Gebiet des Gottes der Lüfte.

Als Jupiter die idealiſchen Geſtalten ſeiner Welt zur Wirklichkeit brachte, und der Schooß der Erde daſtand, die verſtobnen Blumenkeime ins Leben zu gebähren, rief er dem über der Aſche ſeiner Geliebten entſchlummerten Zephyr: "wohlauf! o Jüngling, wohlauf! Bring' deine Geliebte her, und ſiehe ihre irrdiſche Erſcheinung." Zephyr kam mit dem Blumenſtaube: Der Blumenſtaub

menſtaub flog hin über die Weite der Erde. Phöbus aus alter Liebe belebte ihn: die Göttinnen der Quellen und Ströme, aus ſchweſterlicher Neigung, durchdrangen ihn: Zephyr umfieng ihn, und Flora erſchien in tauſend vielfältigen ſprießenden Blumen.

Wie freute ſich jede derſelben, da ſie ihren himmliſchen Buhler wieder fand! ſie überließen ſich alle ſeinem tändelnden Kuß, ſeinen ſanft wiegenden Armen. Kurze Freude! Sobald die Schöne ihren Buſen geöfnet, und das hochzeitliche Bett in allen Reizen des Wohlgeruchs und der Farben bereitet hatte, verließ ſie der ſatte Zephyr; und Phöbus, voll Mitleid über ihre zu gutwillig betrogene Liebe ſchafte mit ſeinem zehrenden Stral ihrem Gram ein früheres Ende.

Jeden Frühling, ihr Mädchen, beginnet aufs neu dieſelbe Geſchichte. Ihr blühet wie Flora; wählt euch einen andern Geliebten als Zephyr.

Die Schöpfung der Turteltaube.

Zwey Liebende ſaßen zuſammen im erſten holdſeligen Traum ihrer Wünſche; aber ach! ihre Wünſche ſollten ein Traum bleiben. Neidend ſchnitt die unerbittliche Parze und ihre Seelen ſchieden in einem Kuß, in einem Seufzer unzertrennt mit einander.

Das Erſte, was ſie von ihrem Körper getrennt erblickten, war die um ſie ſchwebende Göttin der Liebe. Traurig und klagend flohen ſie in ihren Schooß. — „Du ſtandeſt uns nicht bey, gute Göttin! Du ſaheſt unſre Wünſche und ließeſt ſie uns nicht genießen im Menſchenleben. Aber wir wollen uns auch als Schatten noch ungetrennt lieben.“

Die Liebe der Schatten, ſprach die bewegte Göttin, iſt immer eine traurige Liebe. Nun ſtehets zwar nicht in meiner Macht, euch das Leben der Menſchen wieder zu geben; aber das vergönnt mir das Schickſal, euch in eine Geſtalt

meines

meines Reichs zu verwandeln. Wollt ihr die Tauben ſeyn, die triumphirend meinen Wagen ziehen, und im Chor der Buhlereyen und Scherze von Ambroſiſcher Speiſe leben? Eure Treue, eure Liebe verdient dieſe Belohnung.“

„Verzeih, o gütige Mutter, ſprachen die Liebende mit einem Munde, verzeihe uns die zu gefahrvolle, zu glänzende Belohnung. Im Chor der Scherze und Buhlereyen, im ewigen Geräuſch und Glanz deines Siegreichen Hofes, wer iſt uns Bürge für unſre Treue, für unſre Liebe? Sollen wir Tauben ſeyn, ſo ſende uns in die Einſamkeit, damit wir in unſerm armen Neſt einander alles werden, alles bleiben.“

Die Göttin ſprach das Wort der Verwandlung; ſiehe, da flog das erſte Paar girrender Turteltauben. Sie girreten Dank der Göttin, und flogen ihrem Grabe zu, wo ſie mit ihrer Treue, mit ihrer rührenden Klage die alte Parze bewegen wollen, daß ſie ihnen ihr ungenoſſenes Menſchenleben wiedergebe. Aber auch ihre gemeinſchaftliche Klage iſt ihnen Troſt; die zarte, treue Liebe, die ſie in ihrer Wüſte genießen, iſt ihnen mehr als alle Scherze und Freuden an Venus Throne.

Iſts Neid oder Güte, daß ihnen die Parze noch immer ihre Taubengeſtalt läßt, und ſie vor dem gefährlichern Looſe eines wandelbaren Menſchenherzens bewahret?

Die Lilie und die Roſe.

Sagt mir, ihr holden Töchter der rauhen, ſchwarzen Erde, wer gab euch eure ſchöne Geſtalt? denn wahrlich von niedlichen Fingern ſeyd ihr gebildet. Welche kleine Geiſter ſtiegen aus euren Kelchen empor? und welch Vergnügen fühletet ihr, da ſich Göttinnen auf euren Blättern wiegten? Sagt mir, friedliche Blumen, wie theilten ſie ſich in ihr erfreuend Geſchäft? und winkten einander zu, wenn ſie ihr feines Gewebe ſo vielfach ſpannen, ſo vielfach zierten und ſtickten. —

Aber ihr ſchweigt, holdſelige Kinder, und genießet eures Daſeyns. Wohlan! mir ſoll die lehrende Fabel erzählen, was euer Mund mir verſchweiget.

Als einſt, ein nackter Fels, die Erde daſtand: ſiehe, da trug eine freundliche Schaar von Nymphen den jungfräulichen Boden hinan, und gefällige Genien waren bereit, den nackten

Fels zu beblümen. Vielfach theilten ſie ſich in ihr Geſchäft. Schon unter Schnee und im kalten kleinen Graſe fieng die beſcheidne Demuth an, und webte das ſich verbergende Veilchen. Die Hofnung trat hinter ihr her, und füllte mit kühlenden Düften die kleinen Kelche der erquickenden Hyacinthe. Jetzt kam, da es jenen ſo wohl gelang, ein ſtolzender, prangender Chor vielfarbiger Schönen. Die Tulpe erhob ihr Haupt: die Narciſſe blickte umher mit vergeblich ſchmachtendem Auge.

Viel andre Göttinnen und Nymphen beſchäftigten ſich auf mancherley Art, und ſchmückten die Erde, frohlockend über ihr ſchönes Gebilde.

Und ſiehe, da ein großer Theil von ihren Werken mit ſeinem Ruhm und ihrer Freude daran verblühet war, ſprach Venus zu ihren Grazien alſo: „was ſäumt ihr, Schweſtern der Anmuth? Auf! und webet von euren Reizen auch eine ſterbliche, ſichtbare Blüthe.“ Sie giengen zur Erd' hinab und Aglaja, die Grazie der Unſchuld,

ſchuld, bildete die Lilie: Thalia und Euphroſyne webten mit ſchweſterlicher Hand die Blume der Freude und Liebe, die jungfräuliche Roſe.

Manche Blumen des Feldes und Gartens neideten einander; die Lilie und Roſe neideten keine, und wurden von allen beneidet. Schweſterlich blühn ſie zuſammen auf einem Gefilde der Hora, und zieren einander: die Blume der Unſchuld erhebt die Braut der Liebe und Freude: denn ſchweſterliche Grazien haben ſie ungetrennt gewebet.

Auch auf euren Wangen, o Mädchen, blühn Lilien und Roſen; mögen auch ihre Huldinnen, die Unſchuld, Freude und Liebe, vereint und unzertrennlich auf ihnen wohnen.

Aurora.

Aurora beklagte ſich unter den Göttern, daß ſie, die von den Menſchen ſo viel gelobt, von ihnen ſo wenig geliebt und beſucht werde; am wenigſten aber von denen, die ſie am meiſten beſängen und prieſen. „Gräme dich nicht über dein Schickſal, ſprach die Göttin der Weisheit, gehets mir anders?

Und dann, fuhr ſie fort, ſiehe die an, die dich verſäumen, und mit welcher Nebenbuhlerin ſie dich vertauſchen. Blick auf ſie, wenn du vorbeyfährſt, wie ſie in den Armen der Schlaftrunkenheit liegen und modern an Leib und Seele.

Ja haſt du nicht Freunde, haſt du nicht Anbeter gnug? Die ganze Schöpfung feyert dir: alle Blumen erwachen, und kleiden ſich mit deinem Purpurglanz in neue bräutliche Schönheit. Das Chor der Vögel bewillkommt dich: jedes ſinnet auf neue Weiſen, deine flüchtige Gegenwart

wart zu vergnügen. Der fleißige Landmann, der arbeitſame Weiſe verſäumen dich nie: ſie trinken aus dem Kelch, den du ihnen darbeutſt, Geſundheit und Stärke, Ruhe und Leben; doppelt vergnügt, daß ſie dich ungeſtört genießen, ununterbrochen von jener geſchwätzigen Schaar ſchlafender Thoren. Hältſt du es für kein Glück, unentweiht genoſſen und geliebt zu werden? Es iſt das höchſte Glück der Liebe bey Göttern und Menſchen.

Aurora erröthete über ihre unbedachte Klage; und jede Schöne wünſche ſich ihr Glück, die ihr gleich iſt an Reinigkeit und Unſchuld.

Nacht und Tag.

Nacht und Tag ſtritten mit einander um den Vorzug; der feurige, glänzende Knabe, Tag, fieng an zu ſtreiten.

Arme, dunkle Mutter, ſprach er, was haſt du wie meine Sonne, wie meinen Himmel, wie meine Fluren, wie mein geſchäftiges, raſtloſes Leben? Ich erwecke, was du getödtet haſt, zum Gefühl eines neuen Daſeyns; was du erſchlaffteſt, rege ich auf —

Dankt man dir aber auch immer für deine Aufregung? ſprach die beſcheidne, verſchleierte Nacht. Muß ich nicht erquicken, was du ermatteſt? und wie kann ichs anders, als meiſtens durch die Vergeſſenheit deiner? — Ich hingegen, die Mutter der Götter und Menſchen, nehme alles was ich erzeugte, mit ſeiner Zufriedenheit in meinen Schoos: ſo bald es den Saum meines Kleides berührt, vergißt es alle dein Blendwerk und neiget ſein Haupt ſanft nieder. Und dann erhebe, dann nähre ich die ruhig gewordne Seele mit himm-

himmliſchem Thau. Dem Auge, das unter deinem Sonnenſtral nie gen Himmel zu ſehen wagte, enthülle ich die verhüllete Nacht, ein Heer unzählicher Sonnen, unzählicher Bilder, neue Hoffnungen, neue Sterne.

Eben berührte der ſchwatzende Tag den Saum ihres Gewandes, und ſchweigend und matt ſank er ſelbſt in ihren umhüllenden Schoos. Sie aber ſaß in ihrem Sternenmantel, in ihrer Sternenkrone mit ewig ruhigem Antlitz.

Die Roſe.

"Alle Blumen rings um mich her, ſehe ich welken und ſterben; und doch nennet man nur immer mich die verwelkliche, die leicht vergängliche Roſe. Undankbare Menſchen! mache ich euch mein kurzes Daſeyn nicht angenehm gnug? ja auch ſelbſt nach meinem Tode bereite ich euch ein Grabmal ſüſſer Gerüche, Arzneyen und Salben voll Erquickung und Stärkung. Und doch hör' ich euch immer ſingen und ſagen: ach, die verwelkliche, die leicht zerfallende Roſe."

So klagte die Königin der Blumen auf ihrem Thron, vielleicht ſchon in der erſten Empfindung ihrer auch hinſinkenden Schönheit. Das vor ihr ſtehende Mädchen hörte ſie und ſprach: erzürne dich nicht über uns, ſüſſe Kleine und nenne nicht Undankbarkeit, was nur höhere Liebe iſt, der Wunſch einer zärtlichen Neigung. Alle Blumen um uns ſehen wir ſterben und haltens für Schickſal der Blumen; aber dich, ihre Königin,

dich

dich allein wünſchen und halten wir der Unſterblichkeit werth. Wenn wir uns alſo in unſerm Wunſche getäuſcht ſehen: ſo laß uns die Klage, mit der wir uns ſelbſt in dir bedauren. Alle Schönheit, Jugend und Freude unſres Lebens vergleichen wir dir und da ſie wie du verblühen, ſo ſingen und ſagen wir immer: ach die verwelkliche, die leicht zerfallende Roſe.

Die Echo.

Glaubet es nicht, gutherzige Kinder, glaubt nicht der Fabel des Dichters, daß die beſcheidne Echo je eine anſprechende Bulerin des eitlen Narciſſus oder eine ſchwatzhafte Verrätherin ihrer Göttin geweſen: denn nie zeigte ſie ſich ja einem Sterblichen, nie kam ein Laut zuerſt aus ihrem Munde. Aber höret zu, daß ich euch die wahre Geſchichte der Echo erzähle.

Harmonia, die Tochter der Liebe, war eine thätige Mitgehülfin Jupiters bey ſeiner Schöpfung. Mütterlich gab ſie aus ihrem Herzen jedem werdenden Weſen einen Ton, einen Klang, der ſein Innres durchdringet, ſein ganzes Daſeyn zuſammenhält und es mit allen vergeſchwiſterten Weſen vereinet. Endlich hatte ſie ſich erſchöpft, die gute Mutter und weil ſie ihrer Geburt nach nur halb eine Unſterbliche war, ſollte ſie ſich jetzt mit dem Leben von ihren Kindern ſcheiden. Wie gieng ihr der Abſchied ſo nah! Bittend fiel ſie vor

dem

dem Thron Jupiters nieder und ſprach: gewaltiger Gott, laß meine Geſtalt verſchwinden unter den Göttern; aber mein Herz, meine Empfindung tilge nicht aus und trenne mich nicht von denen, denen ich aus meinem Herzen das Daſeyn gegeben habe. Wenigſtens unſichtbar will ich um ſie ſeyn, damit ich jeden Hall des Schmerzes und der Freude, mit dem ich ſie glücklich oder unglücklich begabte, mit ihnen fühle, mit ihnen theile.

Und was würde es dir helfen, ſprach der Gott, wenn du ihr Elend unſichtbar mit ihnen fühlteſt und ihnen nicht beyzuſtehen, ihnen auf keine Art ſichtbar zu werden vermöchteſt? denn das letzte verſaget dir doch der unwiderrufliche Spruch des Schickſals.

"So laß mich ihnen nur antworten dürfen; unſichtbar nur die Laute ihres Herzens wiederholen können und mein Mutterherz iſt getröſtet."

Jupiter berührete ſie ſanft und ſie verſchwand ſie ward zur Geſtaltloſen, allverbreiteten Echo. Wo eine Stimme ihres Kindes tönet, tönet das Herz der Mutter nach: ſie ſpricht aus jedem Geſchöpf,

ſchöpf, aus jedem brüderlichen Weſen den Laut des Schmerzes und der Freude mit dem Gleichlaut einer harmoniſchen Saite. Auch der harte Fels wird von ihr durchdrungen, auch der einſame Wald wird von ihr belebet; und o wie oft haſt du mich, zärtliche Mutter, du ſcheue Bewohnerin der Einſamkeit und der ſtummen Haine mehr in ihnen erquickt als in dem öden Kreiſe Tonloſer Menſchenherzen und Menſchenſeelen. Mit ſanftem Mitleid giebſt du mir meine Seufzer zurück; ſo verlaſſen und unverſtanden ich ſeyn mag, fühle ich doch aus jedem deiner gebrochenen Töne, daß eine alles durchdringende, alles verbindende Mutter mich erkennt, mich höret.

Der ſterbende Schwan.

"Muß ich allein denn ſtumm und Geſanglos ſeyn? ſprach ſeufzend der ſtille Schwan zu ſich und badete ſich im Glanz der ſchönſten Abendröthe; beinah ich allein im ganzen Reich der gefiederten Schaaren. Zwar der ſchnatternden Gans und der gluckenden Henne und dem krächzenden Pfau beneide ich ihre Stimmen nicht; aber dir o ſanfte Philomele beneide ich ſie, wenn ich wie feſtgehalten durch dieſelbe langſamer meine Wellen ziehe und mich im Abglanz des Himmels trunken verweile. Wie wollte ich dich ſingen, goldne Abendſonne! dein ſchönes Licht und meine Seligkeit ſingen, mich in den Spiegel deines Roſenantlitzes niedertauchen und ſterben."

Stillentzücket, tauchte der Schwan nieder und kaum hob er ſich aus den Wellen wieder empor; als eine leuchtende Geſtalt, die am Ufer ſtand, ihn freundlich zu ſich lockte. Es war der Gott der Abend- und Morgenſonne, der ſchöne

Phöbus. „Keuſches, liebliches Weſen, ſprach er, die Bitte iſt dir gewährt, die du ſo oft in deiner verſchwiegenen Bruſt nährteſt und ſie konnte dir nicht eher gewährt werden.“ Kaum hatte er das Wort geſagt, ſo berührte er den Schwan mit ſeiner Leier und ſtimmte auf ihr den Ton der Unſterblichen an. Entzückend durchdrang der Ton den Vogel Apollo's und aufgelöſt und ergoſſen ſang er in die Saiten des Gottes der Schönheit, dankbar froh beſingend die ſchöne Sonne, den glänzenden See und ſein unſchuldiges, ſeliges Leben. Sanft, wie ſeine Geſtalt war das harmoniſche Lied: lange Wellen zog er daher in ſüßen entſchlummernden Tönen, bis er ſich — im Elyſium wieder fand, am Fuß des Apollo in ſeiner wahren, himmliſchen Schönheit. Der Geſang, der ihm im Leben verſagt war, war ſein Schwanengeſang geworden, der ſanft ſeine Glieder auflöſen mußte: denn er hatte den Ton der Unſterblichen gehört und das Antlitz eines Gottes geſehen. Dankbar ſchmiegte er ſich an den Fuß Apollo's und horchte ſeinen göttlichen Tönen, als eben auch

ſein

treues Weib ankam, die ſich in ſüſſem Geſange ihm nach zu Tode geklaget. Die Göttin der Unſchuld nahm beyde zu ihren Lieblingen an; das ſchöne Geſpann ihres Muſchelwagens, wenn ſie im See der Jugend badet.

Gedulde dich, ſtilles hoffendes Herz! was dir im Leben verſagt iſt, weil du es nicht ertragen könnteſt, giebt dir der Augenblick deines Todes.

Der Sphinx.

Eine Erd- und Menſchengeſchichte.

1.

Sehet ihr jene dunkle Wolke? ſprach Jupiter an einem Tage, da die Götter in Freude lebten: helldunkel und verwirrt ſchwebt ſie tief unter unſerm Fuß in den Lüften; was gilts, wenn wir ſie zu einem Wohnplatz belebter Weſen und zu einem neuen Spiel unſerer Freuden machten? Er ſprachs, und alle Götter ſtimmten ihm bey.

Sogleich ſandte Rhea, die Mutter der Götter, den künſtlichen Vulkan hernieder, und gab ihm von ihrem ewig brennenden Altar das himmliſche Feuer in ſeine Hände. Ungeſtüm fuhr er hernieder und zerſtieß am Felſen, dem Kern der Wolke, ſeinen Fuß, daß er noch davon hinket. Er gieng in die Klüfte des Felſen mit ſeiner Flamme, und bereitete ſie zum Heiligthum der Veſta: er bildete Gänge in denſelben, wo er noch ſeine Metalle ſchmiedet.

Juno, ſeine unſterbliche Mutter, ſah ihm nach, und erheiterte mit dem Lächeln ihres Blicks die oberſte trübe Luft. Neptun goß ſeine Waſſer auf die Erde: da wurden Meere und Ströme; Pallas warf ihren Schleier hinab: da ward die ſchöne Bläue der Luft, geſchmückt mit goldenen Sternen. Apollo fuhr rings um ſie her, und goß auf ſie ſeine Strahlen. Seine keuſche Schweſter fuhr langſam ihm nach, und ließ den Kopfſchmuck ihres Hauptes den Mond, über ihrer Atmoſphäre. Ceres leerte ihr Fruchthorn aus, voll Saamen und Kräuter; und die himmliſche Venus ließ ſich nieder, alles erfüllend mit Leben und Liebe. Der neue Schauplatz grünte und blühete; und alle Götter vereinigten ſich, ein Geſchöpf zu ſchaffen, das dies neue Tempe genöſſe und fühlte.

Der Vater der Götter winkte, und Leben quoll in den Staub: es regte ſich ein Gebilde in Göttergeſtalt und die Göttinnen eilten hinzu, es aufzurichten von der Erde. Pallas berührte ſeine Stirn, und der Funke der Weisheit zündete an in ſeinem Haupte. Juno berührte ſeine Augen, und ſie blickten majeſtätiſch umher. Venus berührte ſeine Lippe, und die ſchönſte Gabe ihres Schatzes, Ueberredung der Liebe floß auf dieſelbe. So bildeten ſie einen Mann: ſo bildeten ſie ein Weib: Göttinnen und Götter freuten ſich ihres Gebildes.

Als plötzlich der Bote der Götter ankam, der eben ausgeſandt geweſen war, das Schickſal um einen Spruch zu befragen, und erſchrocken die Nachricht brachte, daß die mächtigen Götter des Tartarus über ihr neues Gebilde zürnten. „Ohne ſie zu befragen, ſprach er, habt ihr ihnen ein ſo weites Gebiet ihrer dunkeln Herrſchaft entriſſen; darum iſt Pluto ergrimmt, die alten Parzen, die wütenden Erynnien zürnen: Nemeſis hat euch beym Schickſal verklagt, und die unerbittliche Mutter hat ihren Klagen Gehör gegeben. Vernehmt ihre ſtrenge Entſcheidung:

„Ein kurzes Leben ſey den Lebendigen auf ihrer neuen Erde beſtimmt; und da ſie aus dem Felſen hervorgebracht iſt, ſo ſey der Sterblichen

Leben ein hartes Leben. Das Metall in ihrem Schooß ſey ihnen ewige Mühe, ein immer wachſender Hader und Vielen der mordende Tod. Brüder werden Brüder erwürgen, und Hirten der Menſchen ihre Völker ſchlachten. Der Freund ſtellt ſeinem Freunde nach Leben und Ruh; und ſelbſt die ſüßen Gaben der Himmliſchen, Verſtand und Ueberredung und Liebe werden ihnen ein immerfließender Quell des Irrthums und des Truges und des Jammers. Alſo will es das Schickſal!"

Erblaſſet ſtanden alle Götter da, als Merkur ſprach; denn eben als er noch ſprach, ſtieg ſchon die Dienerin des Schickſals die ehrwürdige Nemeſis herauf, ſie, die immer die Erde durchwandert, zu vergelten das Gute, zu ſtrafen das Böſe. Ungeſehen geht ſie umher und zeichnet die Thaten an und wie ſie ihr Buch der Unerbittlichen vorlegt: ſo wägt das Schickſal.

2.

Die Götter waren beſtürzt; doch nicht ohne Rath und Hülfe. Sie wußten, das Schickſal ſey unerbittlich, aber auch gerecht; widerrufen läßt ſich ſein Ausſpruch nicht, aber er läßt ſich anwenden und mildern. Im Urtheil, das Merkur gebracht hatte, war nicht beſtimmt, daß die Neuerſchaffnen ein Eigenthum der Unterirrdiſchen ſeyn ſollten; noch weniger war die Linderung der Leiden, die ihnen das Schickſal auflegte, einem mitleidigen Weſen verſagt. Aufs neue alſo ſandten ſie den Merkur ans hohe Fatum hinauf, mit einer zwiefachen Vorſtellung zu lindern den Spruch des Schickſals.

Gerechte Göttin, ſprach Merkur und trat vor die ewigen Tafeln, der Menſch iſt unſchuldig an ſeinem Daſeyn: er hat ſich nicht ſelbſt geſchaffen. Vergönne alſo, daß die, die ihn ins Leben riefen, ihm auch ſein kurzes gefährliches Leben verſüßen und lindern.

Die ewige Tochter der Nothwendigkeit neigte bejahend ihr Haupt und Merkur ſprach weiter.

Gerechte Göttin! Der Boden der Erde iſt den Unterirrdiſchen abgewonnen und ſo bleibe er

das

das Gebiet ihrer Herrſchaft, aus dem ſie Gift und Quaalen den Sterblichen ſenden. Aber alles Lebendige auf und über der Erde iſt der himmliſchen Götter Werk: vergönne, daß es in ihrer Herrſchaft bleibe. Wenn die Parze ſchneidet: ſo werde der Leib des Menſchen zu Staub; aber mir erlaube, daß ich den himmliſchen Athem ins Reich der Himmliſchen führe, aus dem er entſprang.

Du bitteſt zu viel, ſprach das Schickſal und Nemeſis rede.

Nemeſis trat heran und ſprach: die ewigen Geſetze fodern Wiedervergeltung. Wer Böſes auf der Erde verübt und es nicht büßet: der büße es im Tartarus ab, bis ſeine Seele rein iſt: dann führe ſie, wohin du willt. Die Reinen und Guten kannſt du mitten durch den Orkus führen; ich wehre dir nicht den Weg.

Das Schickſal winkte Ja, und Merkur verließ den gerechteſten der Throne.

3.

Welch eine andre Scene begann nun auf der Erde! Die Himmliſchen und Unterirrdiſchen waren im friedlichen Kampf mit einander um die glücklich-unglückliche Menſchenheerde: denn ihre Grenzen waren vom Schickſal geſchieden, und die gerechte Nemeſis war Bewahrerin dieſer Grenzen. Der Schlund des Tartarus brachte Unheil ans Licht: Krankheiten und Seuchen, Erdbeben und Feuerſtröme ſtiegen hervor; das verführende Gold und das mordende Eiſen. Die Parzen webten und ſchnitten ab: die Erynnien ſchwangen ihre Fackeln in die Herzen der Menſchen; doch nicht anders, als ihnen die Thatenverzeichnende Nemeſis Erlaubniß gab und winkte.

Gegentheils thaten die Götter aus helfendem Mitleid mehr für die Menſchen, als ſie zur bloßen Zeitkürzung würden gethan haben: denn die Elenden waren ihr Werk. Merkur gieng hernieder und gab ihnen das Geſchenk der Sprache. Apollo gieng hernieder, und ward ein jugendlicher Hirt: er lockte ſie in ein friedliches Thal und erweichte die Herzen der Jugend durch Geſang und Liebe. Bacchus gieng hernieder und zeigte den Menſchen die erquickende Traube:

er preßte ſie in den Becher des Gaſtrechts, den er mit Roſen der Freundſchaft und mit dem Lotos milder Vergeſſenheit kränzte. So miſchten ſich tauſendfach, unerkannt und in vielen Geſtalten die Götter unter die Menſchen: ſie beſuchten die Hütten der Armen, und waren inſonderheit beym Spiel der unſchuldigen Jugend. Grazien und Tugenden aus dem Gefolge der Venus beſchäftigten ſich mit der ſchönſten Zeit des Menſchen, wenn er im Liebreiz blühet, und allen ſanften Eindrücken gern Raum giebt. Ja endlich bekam zu noch größerer Sicherung jeder Menſch am Tage ſeiner Geburt einen hülfreichen Genius, der ihn unſichtbar begleite, der aber, um ſeine Vernunft zu eigner Thätigkeit zu gewöhnen, ihn minder lehre als warne, ihn kräftiger rette als führe.

4.

Was ſollten die Götter mehr thun, als ſie thaten? und dennoch ſahen ſie viel vergebliche Mühe vom Werk ihrer Hände. Gern hätten ſie den Menſchen den kleinen Stolz gegönnet, daß

ſie

ſie alle das erfunden haben, was eigentlich die Genien und die verkleideten Götter für ſie erfanden; wenn nur auch die Geſchenke ihrer ſchönſten Erfindungen dem kindiſchen Geſchlecht Nutzen gebracht hätten. Aber nach dem Spruch des Schickſals ward ihnen das Beſte zum Aergſten. Bacchus mit ſeiner gekelterten Traube, Apoll mit ſeinem Geſang und Tanz, Merkur mit ſeiner Citter und ſeiner überredenden Sprache, am meiſten endlich Venus mit ihrem Zauberkelch der Freude und Liebe ſahen Folgen, an die ſie nicht gedacht hatten, und für die ſie keine Mittel mehr wußten. Die Thörichten und Verkehrten! ſie fingen an, den Gott auch in ſeiner tiefſten Verkleidung zu erkennen und zu fliehen. Tugenden und Grazien wurden aus allen Spielen verbannt: der Liebreiz und die erröthende Schaam flohen die Wangen der Jugend und für die Stimme des Genius war jedes Ohr taub, jedes Herz eiſern. „Wir ſind keine Götter, ſprachen ſie, und wollen unter uns leben. Vernunft iſt uns gegeben, und ſo bedürfen wir keiner einhauchenden Stimme beſchwerlicher Lehrer.“ Die

Die Parzen ſchnitten und die Erinnien ſtreuten Funken. Nemeſis zeichnete an: die Erde war voll unglücklicher, und der Tartarus voll büßender Menſchen. Voll Traurigkeit und Zorn über den Undank der Menſchen zogen die Götter in den Olymp, und ließen ihnen ihre thieriſche Behauſung.

5.

Bis Pallas einſt vor Jupiter erſchien, und ihn mit einem Andenken ans verſunkne Menſchengeſchlecht ſtörte. Ruheſt du, Vater? ſprach ſie: kannſt du ruhen und dir verzeihen, daß du Unglückliche gemacht haſt?

Ich habe ſie nicht zum Unglück erſchaffen wollen, ſprach er, und ſchwieg.

Das beruhigt dich, Vater, fuhr die fürſprechende Göttin fort; aber auch dich nicht ganz: noch weniger jene Unglückliche ſelbſt, und am wenigſten das hohe Schickſal, das dir alle Mittel der Linderung und Verbeſſerung ihres Zuſtandes in deine Hand geſtellt hat

Und welche wären übrig? antwortete er im Unmuth. Sind ſie nicht alle verſucht worden, um Undankbare zu verbinden, und Unglücklichen durch ihre eigne Schuld das Unglück zu mehren? Laß mich, Tochter.

Zürne nicht, Vater, ſondern höre mich gütig an, wie du mich ſonſt hörteſt. Die Mittel, die wir bisher an den Sterblichen verſucht haben, waren ihnen auswärtige, fremde Mittel. Ein Gott mußte ihnen beyſtehen, ein Genius ſollte ſie warnen, ein höherer Geiſt für ſie erfinden; was Wunder, daß ſie dieſe fremden Wohlthaten ſich zur Beute gemacht und gemißbraucht haben? was Wunder, daß ſie endlich dieſes ganzen ſtöhrenden Götterumgangs müde geworden ſind? Das Gute quoll nicht aus ihrem Herzen: es ward nicht in ihrer eignen Seele gebohren. —

Und was folgte draus, meine Tochter?

Daß es ihnen auch nicht die Freude der Selbſtempfängniß gab, den Grund der daurendſten mütterlichen Freude. Offenbar, o Vater, verſahen wirs in unſrer Menſchenbildung, daß wir

wir den Thon zu ſchwach und zu fein nahmen, daß der Hauch unſers Mundes ſich ihnen in zu geringem Maas mittheilte, als daß ſie die Gefahren beſtehen könnten, die ihnen das Schickſal auflegte. Wir müſſen alſo uns ihnen noch enger zu verknüpfen, ihre innere Kräfte zu ſtärken und das Menſchengeſchlecht durchs Menſchengeſchlecht zu erheben ſuchen. —

Die dunkle Philoſophin hätte vielleicht noch lange ſo fortgeredet; aber die ſchalkhafte Venus unterbrach ſie, und warf dem Jupiter zu den Apfel der Liebe.

Pallas ſchwieg und ſchlug den Schleyer nieder: denn das hatte ihr dunkler Rath nicht gemeinet; die Auslegung der Venus aber gefiel, und Jupiter gieng den Göttern vor am Beyſpiel. Er ſchlüpfte hinunter, bald als goldner Regen, bald als Schwan, bald in andern Geſtalten, wo irgend er nur eine Schönheit fand, in der ein Funke von Götterſeele gedeihen konnte. Einige Götter und ſelbſt Göttinnen folgten nicht ungern; inſonderheit ließ ſich die zärtliche Mutter des

Menſchengeſchlechts, die den Rath mit de
Apfel gegeben hatte, auch die Ausrichtung d
Rathes ſehr angelegen ſeyn, ſo daß zuletzt jed
entzückte Liebhaber in ſeiner Chloris eine Ven
oder Grazie zu umarmen glaubte. Selbſt d
keuſche Diana ward von der großmüthigen B
gierde, Menſchen zu veredeln, ergriffen, un
hieng, da ſie ſich ihrem Endymion leibhaft
Weiſe zu nahen nicht wagte, mit zärtlich bege
ſterndem Blick über ſeinem ſchlummernden Aug
Nur zwo Göttinnen, Juno und Pallas, bliebe
keuſch: jene aus Stolz und Eiferſucht; dieſ
deren Rath gänzlich verfehlt war, aus ſchamha
ter Weisheit.

6.

Die Scene des Menſchengeſchlechts wa
nun in ihrem Innern verändert. Halbgöt
und Heroen erſchienen; nicht durch fremde, ſo
dern durch eigene Kräfte: der Saame der Gö
lichkeit war in ſterbliche Leiber gepflanzet. W
che größere Thaten geſchahen jetzt! welchen w

tern Begierden gab die enge menſchliche Bruſt Raum! Aeskulapius, Jupiters Sohn, erweckte Todten und verminderte dem Tartarus ſein Reich. Herkules und ſo manche andre ſeiner Art befreyten die Erde von Ungeheuern, und drangen als Sieger ſelbſt in der Unterirrdiſchen Wohnung. Sanftere Götterſöhne kamen auf ſanftere Art den Unterdrückten zu Hülfe: manchen frühern Simonides erretteten Caſtor und Pollux, ohne daß die Geſchichte ihre Sagen erhalten. Als eine hülfreiche Flamme ſchwebten ſie über den Maſten der Schiffe, als glänzende Sterne über dem Schlachtfelde, und ſtanden den Streitenden bey. Der Sohn Apollo's und der Muſe zähmte abermals thieriſche Menſchen mit ſeinem Saitenſpiel, und drang ſeiner geliebten Euridice bis ins Reich der Schatten nach. So ſtifteten Götterſöhne den Bund der Freundſchaft und Treue bis über das Grab: Heroen warens, die Königreiche gründeten, Geſetze gaben, Staaten ſtifteten, und noch in ewigem Nachruhm leben. Sie warteten nicht auf den Stab Merkurs, ſie durch die

Thäler der Unterirrdiſchen zu führen; in Flammen gereinigt ſtiegen ſie ſelbſt zum Himmel empor, und die Götter bewillkommten ſie als ihre Söhne und Brüder. Im Himmel und auf der Erde ſiegprangten die Götterſöhne und Venus lächelte über ihren Apfel der Liebe.

Aber wie bald gieng auch dieſe Scene vorüber! Die alten Götter wurden ihres Werkes müde, und allmählich fieng ihr Geiſt an unter den Sterblichen zu verhauchen. Die Abkömmlinge der Heroen waren zwar auf ihren Urſprung ſtolz; allein es war nur ein fremder, ererbter Vorzug, den ſie jetzt zur Unterdrückung anderer Sterblichen misbrauchten. Träge floß das Götterblut in ihren Adern, und dafür ſchmückten ſie ſich mit Wappen und Ahnen. Schon wollte Jupiter der Pallas Vorwürfe machen, wie ſehr ihre Weisheit ſie dieſmal bey ſolchem Puppenſpiel betrogen; als ſie, ohne ſich über einen Rath zu rechtfertigen, den ſie niemals gegeben hatte, ſtillſchweigend zur Erde hinabſtieg, und ihr Werk ſelbſt vollbrachte.

7. Un

7.

Unter allen Göttern und Göttinnen hatte nemlich Pallas allein den Vorzug, daß ſie ohne äußere Berührung im Haupt Jupiters erzeugt war, und alſo auch unmittelbar auf menſchliche Seelen wirken konnte. Keiner Verkleidung bedurfte ſie daher, um die Sterblichen zu unterrichten, noch weniger einer täuſchenden Verführung. Sie warf die Flöte weg, die ihr Merkur leihen wollte, und die doch immer mehr auf die Ohren als auf die Gemüther der Menſchen wirkte; dagegen theilte ſie ſich unmittelbar lehrbegierigen Seelen mit, die ihren Werth erkannten, und ihre ſchweigende Geſtalt liebten. Sie lehrte den Pythagoras ſchweigen und denken: ohne wachende Träume enthüllte ſie ihm die Geſetze des Weltalls, und öfnete ſein Ohr der Harmonie der Sphären. Den begeiſterten Plato führte ſie ins Reich der Seelen, ſie zeigte ihm den Staat der Götter, und ſelbſt die himmliſche Liebe. Den Brutus und Scipio bewafnete ſie, mit ihrem undurchdringlichen Schilde, und flößte das

Gefühl in ſie nicht nur das Vaterland, ſondern auch die Tugend zu lieben, den Neid zu verachten, und ſich durch ſein Schlangenhaar nur anreizen zu laſſen zu größerer Tugend. Deshalb ſetzte ſie das Haupt Meduſens auf ihre Bruſt, und gab der Furie daſelbſt eine himmliſche Schönheit. Mit ihrer ſchlichten Lanze, die einſt die Rieſen niedergeworfen hatte, ſchlug ſie den Fels und es gieng aus ihm hervor der wohlthätige Oelbaum. Nicht Sieger der Feinde, ſondern Wohlthäter der Menſchen krönte ſie mit ſeinem friedlichen Laube; am liebſten aber den, der ſich ſelbſt überwunden, und mit ſich in Friede lebet. Auch ſah ſie bey dieſer Belohnung auf keinen Stand, auf kein Geſchlecht, auf kein Alter. Sie brachte ſie dem Sklaven Epiktet ſowohl, als dem geplagten Marc-Aurel auf ſeinem beſtürmten Throne; inwendig in ihrer Seele goß ſie aus das Oel des himmliſchen Friedens. Auch das weibliche Geſchlecht entgieng nicht ihrer ſchweſterlichen Aufſicht: ſie erfand, nicht für ſie ſondern in ihnen, alle Künſte der Arbeitſamkeit und des ſtillen häuslichen

lichen Fleißes. Mit der Penelope webte ſie ihr frommes Gewand, und erquickte die Harrende durch Thränen ihrer geduldigen Hoffnung. Selbſt den Tod lehrte ſie einige Edle ihres Geſchlechts verachten. Sie gab der Arria den Dolch in die Hand; und verwandelte die Kohle der Porcia in glühenden Nektar. Ihren beſten Lieblingen aber, Männern und Weibern, gab ſie ihr Bild, das Palladium der Unſchuld. Als Siegerin erſchien ſie jetzt im Olympus, ohne Stolz, in ihrer beſcheidenen ſchweigenden Größe. Jupiter gab ihr das menſchliche Geſchlecht, um welches ſie die größeſten Verdienſte hatte zu eigen, und ſie erwählte ſich ſtatt aller Luſtbarkeiten des Himmels, die Erde zu ihrer ſtillen und vertraulichen Wohnung. Am liebſten wohnet ſie bey dem überlegenden und geſchäftigen Weiſen; und freuet ſich des ſtillen Glücks einer guten Erziehung, eines häuslichen, arbeitſamen Lebens. Dafür hönte nun freylich die umſchweifende Venus ſie mit dem Namen einer dunkeln Nachteule; das Schickſal ſelbſt aber ſandte ihr als der einzigen und beſten Ausführerin ſeiner Rathſchlüſſe ein Symbol von der älteſten Art, den Sphynx, das Bild verborgner Weisheit.

Noch iſt dein Reich, o große Göttin, hie und da nur im Dunkeln auf der Erde; möge es bald ein allgemeines lichtes Reich werden!

V.

Ueber die Seelenwandrung

Drey Geſpräche.

Ueber die Seelenwandrung.

Erſtes Geſpräch.

Charikles.

Sie kommen mir recht erwünſcht, Theages und werden ſich wundern, daß ſie mich in einer ſo gelehrten Werkſtäte antreffen.

Theages. Welche Bücher! Griechiſch, Latein, Engliſch, gar Ebräiſch; und wovon handeln ſie alle? . . . Von der Seelenwanderung. Darüber läßt ſich nun freylich viel ſprechen und ſchreiben.

Ch. Laſſen Sie uns alſo ſprechen.

Th. Ich bins zufrieden: denn ich bin müſſig. Eine Hypotheſe, die ſo reich iſt, die ſo fern von uns liegt, für die und wider die ſich alſo ſo viel, viel ſagen läßt, verdient ja wohl einige Worte für und gegen. Aber wir müſſen uns erſt erklären, was die Seelenwandrung ſei? Es giebt eine **von unten herauf**; Eine andre **von oben hinab, rückwärts**, eine dritte geht **in die Runde umher**. Verſtehen wir uns?

Ch. Vollkommen. Die **von unten hinauf** iſt, wenn etwa niedrigere Keime von Leben zu höhern verfeinert werden, wenn z. E. die Seele der Pflanze Thier, die Seele des Thiers Menſch würde u. ſ. f. **Von oben hinab rückwärts**, iſt die Braminen-Hypotheſe: daß gute Menſchen zur Belohnung, Kühe, Schaafe und weiße Elephanten, die Böſen zur Strafe Tiger und Schweine werden. Die dritte **in die Runde umher**, iſt — die in die Runde. Von welcher wollen wir zuerſt reden?

Th. Von welcher es Ihnen gefällt. Die erſte hinaufwärts iſt ſehr wahrſcheinlich, und wenn ſies iſt, ſo zerſtört ſie die zweite und dritte. Iſt der

der Weg **hinaufwärts** bei allem Lebenden Geſetz der Natur: nun, ſo kann nichts zurück oder ewig im Kreiſe umhergehn: ſo muß auch der Menſch vorwärts. Bei ihm, als dem oberſten Gliede der Kette, die wir kennen, kann die Schnur nicht abreiſſen: er iſt ein Weſen wie alle Weſen und muß, wenn alles fortgeht, nach dem allgemeinen Geſetz der Natur, mit fortgehen. —

Ch. Da nehmen wir aber ſchon dies Geſetz der Natur als bewieſen an? —

Th. So wollen wirs nicht annehmen und von der **erſten Art** der Seelenwandrung, ob z. E. der Menſch erſt Thier, vorher Pflanze geweſen und auf ſeinen jetzigen Platz **fortgerückt** ſey, noch gar nichts wiſſen. Wir reden alſo nur von der zweiten und dritten Reiſe, **rückwärts** oder in die **Runde** und fragen: ob dazu **Data in der Natur, Erfahrungen aus dem Menſchengeſchlecht, Ahndungen in unſrer Seele, Begriffe in Gott**, ſo fern wir ihn kennen

kennen oder im geſamten Weltlauf liegen? Getrauen Sie ſich zu antworten?

Ch Beynahe. Und ich fange vom Klärſten, von den **Erfahrungen aus dem Menſchengeſchlecht**, an. Kennen Sie keine groſſe ſeltne Leute, die, was ſie ſind, ohnmöglich auf Einmal in Einer Menſchenexiſtenz geworden ſeyn können? Die ſchon oft da geweſen ſeyn müſſen, um zu der Reinheit von Gefühl, zu dem Inſtinktmäßigen Triebe für alles Wahre, Gute und Schöne, kurz, zu der Eminenz und natürlichen Oberherrſchaft über Alles, was um ſie iſt, gelange zu ſeyn. Kennen Sie ſolche Menſchen nicht?

Th. Ich wüſte keinen.

Ch. Haben Sie alſo auch von keinen ſolchen ſeltnen, groſſen, eminenten Menſchen geleſen?

Th. O Freund, was ſoll das Spiel, groſſe Männer nach Uniformen zu rangiren? Ich kenne groſſe Männer im Leben und in der

Ge

Geſchichte; aber keinen, der, um der Mann zu ſeyn, der er iſt, nothwendig etlichemal in Menſchen Mutterleibe geweſen ſeyn müßte. Die größten Männer, fand ich immer, waren die beſcheidenſten und aufrichtigſten. Sie verſchwiegen nie, was ſie in ihren Augen ſind? was ſie waren? was und wie ſies wurden? Sie ſtürzten ſich nicht in den Aetna um Götter zu werden *), weil die Eiſenpantoffeln doch immer zu rechter Zeit ans Tagslicht kommen. Vielmehr gaben ſie Confeßionen für Welt und Nachwelt heraus und beichteten.

Ch. Und was beichteten ſie? Erinnern Sie ſich nicht des Pythagoras der Euphorbus geweſen war, des Apollonius von Tyana —

Th. Laſſen wir die fabelhaften Schatten und kommen lieber auf Perſonen, die uns im Licht ſtehn.

(*) — Deus immortalis haberi,
- dum cupit Empedocles, ardentem frigidus Aetnam insiluit —

Horat.

ſtehn. **Petrarchs, Cardans, Montagne, Luthers, Rouſſeaus** Confeſſionen, ſagen ſie wohl eine Sylbe davon, daß dieſe gewiß groſſen wenigſtens ſonderbaren Männer ſonſt ſchon in der Welt waren? daß ſie fühlten, ſie hätten ohne das nicht die werden können, die ſie ſich zu ſeyn beſtrebten? Bekennen ſie nicht gegentheils aufrichtig, wie ſie ſich empor gearbeitet, mit Mühe aus dem Nichts gezogen, alle Fehler und Schwachheiten noch in ſich gefühlt, ja von ſolchen hingeriſſen unzweifelhaft ganz ſchlechte Menſchen hätten werden können, wenn ſie ihnen den Ziegel ſchieſſen lieſſen? Erinnern Sie ſich des **Sokrates** vor jenem Geſichtsdeuter, und Sokrates war doch auch Pythagoräiſcher Träume ſehr fähig. —

Ch. Vielleicht auch dieſes Pythagoräiſchen Traums; überhaupt aber wiſſen wir von Sokrates, aus ſeinem eignen Munde zu wenig: er ſpricht nur durch den Mund andrer. Laſſen Sie alſo die Exempel und ſagen: glauben Sie nicht, daß der recht großen Leute nur wenig in der Welt geweſen?

Th.

Th. Sie hieſſen nicht groß, wenn ihrer nicht wenige wären.

Ch. Meynen Sie, daß dieſe in allen Jahrhunderten ſeltnen groſſen Leute durch Fleiß, durch eine Mühe, zu der jeder Handwerksgeiſt fähig iſt, oder durch Natur, durch eine Art angebohrnen Sinnes, durch eine Inſpiration, die ſie ſich nicht gegeben hatten, die ſie nie verließ, die niemand ihnen nachmachen konnte und jedermann unglücklich nachahmte, allein dadurch das waren was ſie waren und in aller Zeit ſeyn werden? Sie erſchienen wie Genien, ſie verſchwanden wie Genien, und man konnte nur ſagen: "da war er, da "ſtand er, und iſt nicht mehr: wo iſt wie Er ein andrer?" Meynen Sie das nicht?

Th. Ich darfs nicht meynen, denn es beſtätigts die ganze Geſchichte; aber was thut dies zur Seelenwandrung?

Ch. Hören Sie weiter. Erſchienen nicht meiſtens die großen Leute auf Einmal? Wie eine Wolke himmliſcher Geiſter lieſſen ſie ſich nieder,

der, wie Auferſtandne und Wiedergebohrne, die nach einer langen Nacht des Schlafs eine alte Zeit wiederbrachten, und als Jünglinge da ſtanden in neuer Himmelsſchönheit. Iſts nicht, als ob das Rad der Zeiten umlaufen müßte, um das menſchliche Geſchlecht wiederzugebähren, den Verſtand aufzuwecken und die Tugend zu erneuern? Wie, wenn ſolche Revolutionen in der ſichtbaren Welt gerade das wären, was der Name ſagt, Revolutionen auch in der unſichtbaren, der Geiſter-Welt, ein Wiederkommen alter edler Geiſter und Menſchen-Geſchlechter?

Th. Das klingt artig. Laſſen Sie uns ſehen, was an dem glänzenden Traum ſey. Daß große Geiſter ſelten ſind, läugne ich nicht; auch das gebe ich zu, daß ſie das, was ſie waren, durch Natur, und nicht durch den improbus labor allein, ſeyn konnten. Aber zur Seelenwanderung thut dies nichts. Auch unter den Thieren giebts in jedem Geſchlecht große Stuffen und Unterſchiede von Fähigkeiten, die nur diejenigen näher bemerken, die mit einem ſolchen Geſchlecht gleich-

ſam

ſam vertraulich leben: ſind deßhalb dieſe Thiere öfter gewandert? Hat der geſcheutere Hund oftmals Hund ſeyn müſſen, um, was er iſt, zu werden? Oder kommt nicht offenbar alles auf glücklichere Organiſation, fröhlichere Erzeugung, edlern Stamm, gute Umſtände des Landes, des Klima, der Geburt, Erziehung und des hundertarmigen Zufalls an, der ſich ſo ſchlimm in allen ſeinen Gelenken herziehen und ummodeln läßt? Nun vergleichen Sie Thiere und Menſchen, ein Hackbrett von zwey Saiten mit der Laute, der Orgel! Welche unendliche Verſchiedenheit muß im Menſchengeſchlecht herrſchen, eben weil der Umfang ſeiner Kräfte ſo groß, ſeine Bildung ſo zart, ſeine Fähigkeiten ſo vielfach, das Klima in dem er lebt, die Welt von Umſtänden, die auf ihn wirken, ſo ungeheuer mancherley, kurz, die Glieder ſeiner Kette ſo commenſurabel und ſo incommenſurabel ſind, wie Sie ſichs nur denken wollen. Was kann aus einem Menſchen werden! Wer hat noch je das Ziel geſetzt, wie viel und nicht mehr aus einem derſelben werden könnte?

Und aus ſo vielen? in dem Strome der immer fortfließenden Welt und Menſchenbildung? Wärs da nicht ein größeres Wunder, wenn lauter Plattköpfe gebohren würden, als jetzt, da ſich noch manchmal geſcheute Leute zeigen? Wollten Sie denn, daß der elektriſche Funke nie rein und hell ſchlage? daß die reine Menſchenform nicht unter einem Heer von Larven wenigſtens hie und da zum Vorſchein komme? Was brauchen wir Poltergeiſter und Revenants, da ja dieſe edlere Form wahre eigenthümliche Menſchenform iſt, von der wir eben nur durch Abartungen, die ſich leider ſo natürlich erklären laſſen, unglücklicher Weiſe abgekommen ſind, und uns vielleicht immer mehr entfernen? Mit eben ſo vielem Recht könnten Sie ſagen, daß Engel ſich in ſolche höhere Menſchen verkörpern: oder daß, wenn ihr Genie inſtinktmäßig wirkt, Thiere mit Kunſttrieben in ihnen wiedergebohren würden. Ich ſehe nicht, warum wir eben die Todten ſtöhren, und den Propheten Samuel im Schlafrock hervorbringen müßten, nur damit wir ausrufen könn-

können: Ich ſehe Götter aufſteigen aus der Erde! — Sehen Sie die Menſchheit menſchlich an, und ſie wird Ihnen menſchlich erſcheinen. Betrachten Sie die einzelnen groſſen Leute in ihrer Organiſation, nach ihrer Geburt, Erziehung, Ort und Stelle: ſie werden nicht übers Meer fahren dürfen, um Schatten herbey zu holen.

Ch. Aber, daß dieſe ſeltnen Leute meiſtens zu **Einer Zeit** leben? —

Th. Iſt das Ihr Beweis, guter Seelenwandrer? Als ob der Haufe Seelen wie in **Dante's Hölle** durch einen Windſtoß herbeygetrieben, oder ein Trupp Rieſen wie in **Bodmers** Noah auf einem Luftſchiff herangeſegelt käme, und nun hier abzuſteigen beliebte? Schlagen Sie in der Geſchichte nach, Sie werden immer finden, daß äußere Urſachen die Leute **weckten**; daß Umſtände, Erfoderniſſe, Noth, Belohnung ſie **auffoderten**, Nacheifrung ſie **anreizte**, daß eine Reihe Fehler ſich erſchöpft hatte, daß eine Nacht von Zeiten vorbey war, und endlich doch wieder einmal Morgen anbrechen mußte.

Meiſtens hatte man ſo viel vorgearbeitet, daß dieſe glücklichern Leute nur die Fehler und Bemühungen ihrer Vorfahren nutzen durften, um Ruhm zu erlangen. Nach Diſſonanzen trafen ſie auf conſone Punkte der Saite — und das iſt alles, was durch Vergleichung der Zeiträume und Menſchen unſer Auge erreicht. Weiter hin ins Unſichtbare dem Finger der Gottheit nachtappen wollen, wenn und wie er Menſchen gebohren werden läßt? halte ich über unſrer Sphäre. Ich kann, wenn es aufs Dichten ankommt, ſie ſodann eben ſowohl aus dem Monde, bey gewiſſen glücklichen Viertein, als aus der Vorwelt, durch eine Palingeneſie herleiten, die nicht eben ſo regelmäßig wie der Mond wechſelt.

Ch. Das letzte thut nichts. Wir ſind noch viel zu jung in der Geſchichte: wir haben noch viel zu wenig dergleichen periodiſche Revolutionen erlebet, als daß wir ſie wie den Mondswechſel berechnen könnten.

Th. So ſind wir auch viel zu jung, Fictionen zu hegen, die wir nicht beweiſen können, zu

denen

denen wir aus aller Geſchichte keine feſten Data haben. Jung oder alt — das Wiederkommen des menſchlichen Geſchlechts müßte **merklich** geworden, die Ebbe und Fluth der Geiſter müßte, wenn auch nur muthmaßend, bemerkt ſeyn. Ja wenn mit dem Wiederkommen der menſchliche Verſtand und der moraliſch-feine Sinn, die innere Thätigkeit und Elaſticität des Menſchen, gar **wüchſe**: Himmel, wie vortrefliche Menſchen müßten wir haben, an denen, die ſchon **zehnmal** dageweſen wären! Und wo ſind dieſe? Wo, mein Freund, ſind ſie? Die weiſern, beſſern, ſtärkern Menſchen — haben ſie in der neuen Zeit oder im **Alterthum** gelebet? und wie oft ſind denn die **Homere, Sokrates, Pythagoras, Epaminondas, Scipionen** wieder erſchienen? geſchweige, daß ſie von Jahr zu Jahrhunderten **gewachſen** wären! Immer waren die menſchlichen Phönixe ſelten, und werdens bleiben. Wir dürfen nicht beſorgen, daß mit dem Jahr 1800 plötzlich Götter auf der Erde ſtatt der Menſchen wandeln werden, weil das Kreisrad nun den naſſen Leim getrocknet, und die Figuren zur Form gebracht habe. Laſſen wir alſo dieſe Wahrſagungen an Ort und Stelle, und begnügen uns Menſchen zu ſeyn wie unſre **Vorfahren** geweſen, Einmal gebackne Menſchen, noch nicht zum zweytenmal in Jupiters Hüfte genähet. — Oder wiſſen Sie etwa, lieber Wandrer, ein Geſchichtchen aus Ihrer Urwelt, deſſen ich mich auch erinnere? ſo bringen Sie es vor.

Ch. Sie ſollen es haben; nur bitte ich Sie aufrichtig zu ſeyn, und die Gedanken und Zurückerinnerungen Ihrer Jugend, inſonderheit Ihrer erſten unbefangenen Kindheit, nicht zu verläugnen. Haben Sie nicht oft Erinnerungen eines vorigen Zuſtandes gehabt, den Sie in dieſes Leben nirgend hinzuſetzen wußten? In den ſchönen Zeiten, da unſre Seele noch eine halbgeſchloßne Knoſpe iſt, haben ſie nicht Perſonen geſehen, ſind an Oerter gekommen, wo Sie hätten ſchwören mögen, Sie ſeyn ſchon da geweſen, Sie haben die Perſonen ſchon geſehen? Und doch wars in dieſem Leben nie (wie Sie ſich beym Ueberdenken völlig vergewiſſern können) — woher ſind alſo dieſe Erinnerungen? Woher können ſie ſeyn, als aus einem **vorigen** Zuſtande? Daher ſind ſie auch ſo ſüß, ſo erhebend! Die ſeligſten Augenblicke, die größeſten Gedanken eines Menſchen, rühren daher; in gemeinern Stunden ſtaunen wir uns ſelbſt an, und begreifen uns nicht. Und das ſind **wir**! wir, die aus hundert Urſachen ſo tief hinabgeſunken, und in die Materie verkleibt ſind, daß uns wenige Erinnerungen ſo reiner Art übrig bleiben. Die höhere Menſchen, die, von Wein und Blut geſondert, ganz in Einfalt, in Mäßigkeit, in der Ordnung der Natur lebten, brachtens ohne Zweifel höher: wie das Beyſpiel **Pythagoras**, **Jarchas**, **Apollonius**, und anderer lehrt, die ſich **deutlich** erinnerten, was und wie vielmal ſie in der Welt geweſen waren. Wenn Wir blind ſind, oder kaum zwey Schritte vor uns ſehen, dürfen wir deshalb läugnen, daß Andre hundert und tauſend weiter, ja bis auf den Boden der Zeit hinab, in den tiefen, dunkeln Brunnen der Vorwelt ſehen können,

nen, und daſelbſt alles rein, deutlich, hell und klar gewahr werden?

Th. Sie ſind ein wahrer Pythagoräer, mein Freund, und würdig, daß Sie bis zum tiefſten Brunnen der Vorzeit, ja bis zum Urquell der Wahrheit kämen, wenn Menſchen dahin kommen können. Ich geſtehe Ihnen frey; auch mir ſind dergleichen ſüße Träume der Rückerinnerung aus meiner Kindheit und Jugend bekannt. Ich kam in Oerter und Umſtände, wo ich hätte ſchwören mögen, ſchon geweſen zu ſeyn; ich ſah Perſonen, wo es mich dünkte, mit ihnen gelebt zu haben, gegen die ich gleichſam auf alte Bekanntſchaft fußte. Sollte es aber davon keine andere Urſache geben?

Ch. Ich wüßte keine, als die Rückerinnerung eines vorigen Zuſtandes!

Th. Allerdings eines vorigen Zuſtandes; nur nicht auſſer unſrer Lebenszeit und in einem andern Körper. Wäre die Erfahrung in dieſem geſchehen, ſo wäre die Erinnerung körperlicher Gegenſtände, auch wahrlich in einer Welle des Stroms

Lethe

Lethe geblieben, und käme uns jetzt nicht in einem andern Körper wieder. Haben ſie aber nicht auf ſich Acht gegeben, wie ſich die Seele immer ingeheim beſchäftigt: wie ſie inſonderheit in der Kindheit und Jugend Plane macht, Gedanken vereinigt, Brücken baut, Romane ausſinnet, und im Traum alles mit Zauberfarben des Traums wiederholet? Sehen Sie jenes Kind ſtille ſpielen und ſich mit ſich unterhalten. Es ſpricht mit ſich ſelbſt: es iſt in einem Traum lebhafter Bilder. Dieſe Bilder und Gedanken werden ihm einſt wiederkommen, zu einer Zeit, wenn es ſie nicht vermuthet, und nicht mehr weiß, woher ſie ſind. Sie werden ihm mit der Dekoration der ganzen Scene erſcheinen, in der es ſie dachte, oder die ihm gar ein jugendlicher Traum anſchuf. Die Situation wird die Seele angenehm täuſchen, wie jede leichte und Ideenbringende Zurückerinnerung täuſcht: man wird ſie für eine Eingebung anſehen, weil ſie wirklich wie Eingebung aus einer andern Welt, d. i. reich an Bildern und ohne Mühe kommt. Ein einziger Zug des jetzigen

Gemähldes bringt ſie: ein einziger Klang, der jetzt die Seele berührt, erweckt alle ſchlafende Töne aus ältern Zeiten. Das ſind alſo Augenblicke der ſüßeſten Schwärmerey, inſonderheit bey ſchönen, wilden Luſtörtern, bey angenehmen Augenblicken des Umgangs mit Perſonen, die wir unvermuthet und ſanftgetäuſcht in uns oder uns in ihnen gleichſam aus einer frühern Bekanntſchaft fühlen: Erinnerungen aus dem Paradieſe, aber nicht eines ſchon einmal genoſſenen Menſchenlebens, ſondern aus dem **Paradieſe** der **Jugend**, der **Kindheit**, angenehmer **Träume**, die wir ſchlafend oder wachend träumten, und die ja eigentlich das wahre Paradies ſind. Die Palingeneſie iſt alſo richtig, nur nicht ſo wunderbar, wie Sie meynten, ſondern ſehr natürlich.

Ch. Ihre Erklärung iſt reizend, aber —

Th. Ich meyne, ſie könne auch überzeugend werden, wenn wir auf uns ſelbſt merken. Glauben Sie nicht, daß ein Menſch die höchſte Freude, ja eine Art von Entzücken ſpüret, wenn er einen Traum, den ſich die Seele aus ihren liebſten Bildern ſchuf, nun unerwartet und plötzlich, wenn auch nur Stückweiſe, realiſirt ſieht? Muß ſie einem ſolchen Traum nicht zujauchzen und ihn umarmen, wie Adam die Eva umarmte: da ſie in ihm das Gebilde **ihrer ſelbſt**, das Geſchöpf ihrer ſüſſeſten Augenblicke, die Frucht ihrer geheimen Liebe gewahr wird? Sehen Sie, m. Fr., daher kommen die **Anſtaunungen**, die plötzlichen und oft ſo angenehmen, ſo tiefahndenden, ſo gewaltigen **Sympathien**, daher kommt das weiſſagende Göttliche des erſten **Eindrucks**. Kein zweyter Eindruck kann es uns geben: er ſchwächt nur die Wolluſt des Erſten und decomponirt das Gemälde. So lange die Seele ſich den erſten Traum wahrmacht, ſchwebt ſie gleichſam im Elyſium der Kindheit; iſt der Traum aufgelöſt, ſo ſind leider! die Götter — Menſchen worden, ſie baut den Acker und nährt ſich mit Kummer und Schweiß des Angeſichts. Merken ſie inſonderheit, daß bey wohlorganiſirten Menſchen dergleichen Erinnerungen meiſtens ſchön, aber wild, romantiſch, oft überſpannt ſind — gerade wie

die

die Eindrücke und Gefühle der Jugend. Kranke Leute behalten Ideen des Schmerzes, ſchwache Leute Gefühle der Mühe und der Läſtigkeit aus frühen Gefühlen der Art, die ſich ihnen eindrückten. Vielleicht wurden manche begeiſterte Helden und Schwärmer durch ein hitziges Fieber dazu in der Kindheit gebildet, davon ihnen Ideen blieben. Dieſe kommen zu gewiſſen Zeiten in Stunden der Schwachheit, des plötzlichen Ueberfalls, wenn die Seele nicht auf ihrer Hut iſt und ihre Gedanken gleichviel womit combinirt, wieder, ſie kommen oft wieder und werden herrſchende Gefühle. Ich könnte ihnen frappante Exempel davon erzählen; mit denen wir aber zu weit abkämen. Bemerken ſie Verliebte und Wahnſinnige, inſonderheit traurig Verliebte und ſanft-Wahnſinnige, ſie werden die Macht erſter Eindrücke, die ganze Jugend ihrer Seele in allen Zügen ihrer Gemälde ſehn, in allen Klagen ihrer Verirrung hören. Ja bemerken Sie nur Ihre eigne Seele in Träumen. Da ſind wir alle dergleichen Verirrte. Nach gewiſſen Jahren decoriren wir alle unſer Träume nur mit Scenen aus der Jugend: ſelbſt die Perſonen, die in ihnen ſpielen, wenn es uns die nächſten und liebſten wären, nehmen andre, gleichſam ſüßere romantiſche Geſtalten an. Bei allen Phantaſien der Liebe iſt der erſte Eindruck der ſüßeſte und unauslöſchlich: kurz wir buchſtabieren, wo wir können, ein Alphabeth aus der Jugend wieder, deſſen Züge uns die angenehmſten, eindrücklichſten, geläufigſten ſind. Habe ich Ihnen mit meiner Auflöſung ein Gnüge geleiſtet?

Ch. Noch nicht völlig. Einige Erinnerungen ſind doch ſo ſonderbar, ſo fremde, und gleichſam (um mit Ihrer Sprache zu reden) ſo gar nicht zu buchſtabieren mit den Eindrücken der Kindheit und Jugend dieſes Lebens, daß —

Th. Daß man zu Ihnen nothwendig eine andre Welt, ein früheres Leben brauchte? Nun warum bleiben Sie denn nicht Ihrer Hypotheſe ganz treu, und nehmen wirklich eine andre Welt, ein früheres Zuſammenſeyn im Reiche der Geiſter und Seelen an, wie es Plato dichtete, wie

wie die alten Rabbinen und viele Völker der Welt es ſich dachten? Mich dünkt, wenn geträumt ſeyn muß, ſo träumt man lieber im freyeſten der Träume. Denken Sie ſich z. E. wie ſie einſt mit Ihren Geliebten im Lande der Geiſter ſo

— Klein, wie Theilchen des Lichts ungeſehn
ſchwärmeten,
wie ſie auf einem Orange Blatt
ſich zum Scherzen verſammleten,
Im wollüſtigen Schoos junger Aurikelchen
Oft die zaudernde Zeit ſchwatzend beflügelten—

Warum müſſen Sie ſich die Scene ſo eng machen und die Seele in unſerer dürftigen Menſchheit geiſtige Allmoſen oft und mühſam betteln laſſen: da ſie ſie doch wohlfeiler und alle auf Einmal haben kann, wenn Sie ſie ins Reich der Geiſter ſenden und ſie ihrer körperlichen Klauſur entladen. Haben Sie keine Briefe der Verſtorbnen an die Lebendigen geleſen?

Ch. Viele.

Th.

Th. Nun ſo wiſſen Sie, wie frey und zwanglos es im Reich der Geiſter zugeht. Darum liebt auch die Kindheit Träume der Art ſehr, weil ſie ſich mit ihren Träumen miſchen, und dieſelbe wie durch Urkunden aus einer andern Welt zu bekräftigen ſcheinen. Für mich, der ich in Gedichten ſo was gelten laſſe und es früher gerne las; in den Jahren, wo ich jetzt bin, begnüge ich mich, die Träume der Vorexiſtenz aufzugeben und meine Seele in ihren jetzigen Banden, in ihrer armen Wirklichkeit zu ſtudieren —

Ch. Und was ſtudieren Sie an ihr aus?

Th. Aus? Das weiß ich nicht. Aber an ihr zu ſtudieren, dünkt mich, nutzet viel; und ich wollte, daß wirs auch zu dieſem Zweck an unſern Kindern thäten.

Ch. Zu dieſem Zweck?

Th. Dazu, daß wir auf ihre erſten Eindrücke, auf die Art und Würkung derſelben in ihren Seelen, auf die geheimen Ideen und Bilder merken, mit denen ſie ſich in der Stille tragen,

gen, die ſie wie ein feines unſichtbares Gewebe ſpinnen und fortſpinnen nach eigner Luſt und Liebe. Haben Sies bemerkt, Charikles, daß Kinder plötzlich Ideen äuſſern, über die man ſich wundert, wie ſie zu ihnen gekommen ſeyn? die eine lange Reihe andrer Ideen und geheimer Unterhaltungen vorausſetzen, die wie ein voller Strom aus der Erde brechen — zum untrüglichen Wahrzeichen, daß er nicht erſt den Augenblick aus ein paar Regentropfen zuſammengefloſſen, ſondern lange, lange ſchon als Strom verdeckt unter der Erde gefloſſen ſey, vielleicht manche Höhlen durchbrochen, manche Klippen mit ſich geriſſen, manchen Unrath an ſich geſetzt habe —

Ch. Und wenn wir das bemerken, wer kann wider die Natur? Können wir den Lauf dieſer Ströme hemmen oder ans Licht graben, oder gar den Bau der Erde und der Menſchenſeelen nach unſerm Gefallen ändern?

Th. Wir könnens, und könnens auch nicht. Wir könnens nemlich ſo weit wirs ſollen, und ſollens ſoweit wirs können. Wenn wir die Seelen

unſrer

unſrer Kinder liebhaben und von der Macht erſter Eindrücke ſo überzeugt ſind, wie ich davon überzeugt bin, ſollten wir nicht dieſe erſten Eindrücke, ſofern ſie in unſrer Gewalt ſind, unvermerkt lenken und wählen? Unvermerkt ſage ich: denn ſonſt iſt alles vergebens. Die Seele will bey ihren geheimſten Operationen keinen Zwang, keine mechaniſche Vorſchrift: ſie wirkt frey aus ſich heraus, und in dieſen erſten Arbeiten liegt das Emblem der Wirkungen ihres ganzen Lebens. Sie alſo belauſchen, ſie, wenn ſie in holden Wüſten, in anmuthigen Labyrinthen irrt und ſich zu weit verirret, in der Geſtalt eines hellen Sterns, oder wie Minerva bey Homer in der Geſtalt eines fremden Wandrers, (nicht Lehrers, nicht Zuchtmeiſters) zurechtweiſen, kurz, wie jener Philoſoph ſich täglich wünſchte, ihnen **fröliche Morgen- und Jugendbilder** gewähren, damit ſie einſt am Abend und im Alter fröliche Zurückerinnerungen aus dem Platoniſchen Reiche der Geiſter haben mögen, und keine erniedrigende, entſetzliche Ideen der Seelenwandrung bedürfen: das meyne ich, können und ſollen wir; doch freylich unter den Händen des Schickſals.

Ch. Ja wohl unter den Händen des Schickſals! —

Th. Denn da wir über alle Ideen und Eindrücke unſrer ſelbſt nicht Herren ſind, viel weniger ſind wirs über die Eindrücke unſrer Freunde und Kinder. Wir haben unſre Seelen nicht ſelbſt hieher geſetzt; noch weniger ſind wirs, die ihre Kräfte gegen das von allen Seiten auf ſie zuſtrömende Weltall ausgerüſtet haben. Es giebt alſo wirklich Perſonen, die zum Leiden, zum Unglück geſetzt ſind; denen frühe Eindrücke und Ideen, Bekümmerniſſe und Krankheiten die Luſt am Leben ziemlich gemindert und geraubt haben. Der Trank, den ſie trinken ſollen, iſt ihnen bitter oder trübe und unſchmackhaft gemacht: denn es giebt Uebel, die für dieſes Leben nicht mehr ganz ausgethan werden können. Auch dieſe Perſonen müſſen ſich indeſſen begnügen, die Bürde die ihnen aufgelegt iſt, eine von ihnen unabtrennliche Lebensbensbürde, mit Fröhlichkeit, wenigſtens mit gelaſſenem Muth zu tragen, und auf ein andres, freyeres, beſſeres Daſeyn zu hoffen.

Ch. Sehen Sie, wie Sie auf meine Seelenwandrung kommen! Wer weiß, was dieſe Leute in ihrem vorigen Zuſtande verübten, daß ſie jetzt durch die Hand des Schickſals und nicht durch eigne Schuld ſo elend ſind? — Aber Sie bereiten ſich zum Weggehn —

Th. Es iſt ſpät, und ein andermal wollen wir anfangen, wo wirs lieſſen, eben wie es bey der Seelenwandrung zu gehen pflegt. Schlafen ſie wohl, **Charikles**, und träumen vom urſprünglichen Reich der Liebe, nicht, daß Sie voraus einmal Sejan oder Ravaillac geweſen.

Ch. Gut, daß ichs ſodann nicht mehr bin und mein böſes Schickſal ſchon weghabe. Schlafen Sie wohl.

Ueber die Seelenwandrung.

Zweytes Geſpräch.

Charikles. Ich hoffe, mein Freund, Sie heut billiger über unſern Gegenſtand ſprechen zu hören, geſtern waren Sie ziemlich warm.

Theages. Nachdem Sie das Wort Wärme und Billigkeit nehmen. Iſts Gleichmuth zu prüfen, ſo hatte ich ſie, dünkt mich, auch geſtern; ſolls aber jene ſchlaffe Kälte ſeyn, der alles gleichgültig iſt.

Ch. Nicht eben gleichgültig. Wer könnte gleichgültig darüber ſeyn, wenn das arme geplagte Menſchengeſchlecht wenigſtens durch einen ſchönen Traum der Hofnung, Erſatz für ſeine gegenwärtigen, drückenden Uebel fände? wenn es einige Aufſchlüſſe über Gott, die Welt, den Lauf des Schickſals bekäme? Wo Seneka's Gründe aufhören, ſelbſt wo die Religion nicht auflöſet, ſondern neue Knoten ſchlägt; da —

Th. Charikles, laſſen Sie uns die Religion, dazu auf eine ſo zurückſetzende Art nicht ins Spiel miſchen. Die weiß wahrlich von der Seelenwandrung in dieſem Verſtande nichts; und iſt mit allen Verheiſſungen, Drohungen, Befehlen, Beyſpielen, die ſie giebt, auf einem andern Wege. Das Rad Ixions, der Stein des Siſyphus, das Schöpfen der Danaiden — ſo etwas mag der ewige Kreisgang des Menſchenſchickſals ſeyn; nicht eine tröſtende, himmliſche Belohnung. In Dante's Hölle gehen die Heuchler, in bleyernen Mänteln, mit verkehrtem zurückgebognem Geſicht im Kreiſe einher: ſie gehn ewig und kommen nicht von der Stelle, und ſehn immer rückwärts mit ihrem verrenkten Halſe.

Ch. Aber mein Freund, ſehen doch auch Sie nur einige Augenblicke mit Gelaſſenheit rückwärts. Wie viel Unglückliche ſind hinter Ihnen, die es nicht verſchuldet haben ſo tief zu ſeyn, die alſo in dieſem Leben erſt höher hinan müſſen, um uns nur einigermaßen mit der Gerechtigkeit und Milde Gottes zu verſöhnen.

Th. Zu verſöhnen? Sie wären alſo ein Feind Gottes, wenn keine Seelenwandrung im Kreislauf der Menſchheit wäre? Sie müßten ſeine Gerechtigkeit und Vatermilde läugnen, wenn er ſie nicht auf dieſer Erde einigemal wiedergeboren werden lieſſe? Für mich geſtehe ich, ich habe herzlich gnug, Einmal auf der Erde als Menſch geweſen zu ſeyn und mein Leben durchlebt zu haben: denn wenns köſtlich geweſen iſt, ſagt einer der älteſten Weiſen, **wars Mühe und Arbeit,** und das iſt ſein ewiger Cirkel. **Der Menſch vom Weibe gebohren lebt kurze Zeit und iſt voll Unruh: geht auf wie eine Blume und fället ab, fleucht wie ein Schatten und bleibt nicht.** — Das iſt ſein Schickſal.

Ch. Trauriges Schickſal!

Th. Traurig und tröſtlich, gnug es iſt ſein Schickſal. Sehen Sie das menſchliche Leben in ſeiner ganzen Zuſammenordnung an, iſts nicht, als ob Ihnen alles in ihm zurieſe: "Gottlob! ich muß nur Einmal gelebt werden." Der

Morgen unſrer Tage, die Knoſpe unſers Erdedaſeyns, wie bald verwelkt die Knoſpe, wie bald iſt der Morgen vorüber! Nun wird der Tag ſchwül, es folgt die Zeit der Mühe des Lebens; allmählich naht der Abend, und die Sonne neigt ſich. Der Menſch blüht ab, wie er aufblühte; er vergißt ſeine eigne Gedanken, er verzagt an ſeinen eignen Kräften, er ſtirbt eh er ſtirbt, und freut ſich daß er ſein Grab findet. Dies iſt der unwandelbare Kreis der Tages- der Jahreszeiten, der Lebens- und Menſchenalter auf unſrer Erde. Und Sie wollten den Unglücklichen tauſendmal den Kreisgang gehen laſſen, wenn er ſich freuet, ihn nur Einmal durchgekommen zu ſeyn? Sie wollten die Natur ewig, wie Penelope, ihr Gewebe weben und neu weben laſſen, damit ſies nur wieder zerſtöre? Unglückliche Menſchheit mit allen ihren Anlagen, Hoffnungen und Kräften! Schwachſinnige Penelope, um deren Verſtand ich wenigſtens nicht buhlen möchte!

Ch. Aber mein Freund, der Baum, die Blume, der Tag, hat nicht alles einerley und

zwar

zwar ein wiederkommendes Schickſal? Es ſcheinet Geſetz der Natur zu ſeyn: warum wollte ihm allein der ſchwache und ſtolze Menſch widerſtreben?

Th. Freylich wäre er ſchwach und ſtolz, wenn er ihm als Baum, als Blume, als Tag widerſtrebte; aber er iſt keins von Dreyen und auch dieſe Drey kommen nicht wieder. Der Baum ſteht eingewurzelt in der Erde, und hat er, wie ich nicht zweifle, ein Leben, ſo iſts doch immer nur der erſte Keim eines niedrigen Lebens. Dies muß er lange auswirken und lange auf ſeinem Ort ſtehn. Jedes Jahr iſt ihm nur Ein Tag, der Frühling ſein Morgen, ſein Schlaf der Winter. Er muß ausdauren, viele Blätter, Blüthen und Früchte zeugen, die der Luft, den Thieren, dem Menſchen, der ganzen höhern Schöpfung dienen. Nun wird er allmählich alt und ſtirbt: was jetzt um ihn hervorgrünt, iſt nicht **Er ſelbſt**, ſondern ſeine Kinder. Wo ſeine Lebenskraft und ſein Lebenshauch, in Duft, Blüthen, Blättern, Früchten hin ſey? wiſſen wir, oder wir wiſſen es nicht;

ins Reich verarbeitender Kräfte kann und ſoll unſer Blick nicht reichen. Der Baum gehört alſo nicht in Ihre Palingeneſie: er wandert nicht, ſondern verlebt ſich, und ſtrebt etwa unſichtbar weiter. Die Blume eben alſo, und das Gleichniß des Tages, der ja nie wiederkehret, war Ihnen ohne Zweifel nur Gleichniß. Sie ſind alſo im Lauf der Natur ganz **ohne Exempel**: und denken Sie, der Menſch, der Menſch allein ſollte dies Exempel eines Irioniſch-Tantaliſchen Danaiden-Schickſals ſeyn? Ein Exempel ohne Exempel, ja beynah ohne Abſicht.

Ch. Ohne Abſicht nicht. Er lernte die Wiſſenſchaft des Lebens, wie ſie ſich allein lernen läßt; durch die **vielſeitigſte Anſicht** und **lebendigſte Erfahrung**. Er würde alſo immer geprüft, geläutert, verfeint, beveſtigt: der Faden ſeines Ich gienge fort, und er rückte weiter, ſo ſehr er im Kreiſe zu gehen ſchiene.

Th. Ein langſames Fortrücken, auf dem uns das Schickſal als Phrygier behandelte, die immer nur **hintennach** klug werden, und nicht eher

eher wiſſen, wie es dem Knaben zu Muth ſey, der die Schläge empfängt, bis ſie ſie ſelbſt empfangen haben. Und ſolche Schläge zeitlebens!

Ch. Ohne Noth wird ſie uns das Schickſal nicht geben, und da es doch einmal gewiß iſt, und bleibet, daß wir nur das recht und wahr und einzig wiſſen, was wir ſelbſt verſucht und erfahren haben —

Th. Mich dünkt, Lieber, Sie mißbrauchen den wahreſten Satz, wenn Sie ihn alſo anwenden. Alles in der Welt brauche ich nicht zu erfahren, oder wehe der armen Menſchheit! Welcher Kluge wird ſich die Peſt wollen einimpfen laſſen, damit er doch auch wiſſe, wie es mit ihr ſtehe? Welcher Menſch wird Vater- und Muttermörder ſeyn wollen, um zu fühlen, wie es dem Nero oder einem andern Ungeheuer geweſen? Und was für ein Schickſal wäre es, das eine Freude daran hätte, mich alle abſcheuliche Rollen ſpielen zu laſſen, um mir nur das Gefühl zu geben, daß ich ſie geſpielt habe! Sie ſehen, was es für ein Syſtem ſey, das zu allen

Frechheiten Anlaß geben kann, indem es die Lüſte, die der Böſewicht in ſich fühlt, zu ſeiner jetzigen Beſtimmung macht, und ihm, wenn er zuletzt am Galgen ſtirbt, den ſüßen Troſt giebt: er habe nun eine ſeiner Schulden gebüßet! Es ſey ſeine Beſtimmung geweſen, jetzt ſolchen Weg zu gehen: was er noch nicht gelernt und erfahren habe, das habe er Zeit auf andern Stationen zu lernen.

Ch. Von ſolchen Mißbräuchen wollen wir nicht reden; das Beſte kann vom dummen Böſewicht aufs ärgſte gemißbraucht werden. Ich komme zu meiner Frage zurück: wie wollen Sie ſich mit dem Gott verſöhnen, der das Schickſal der Menſchen ſo ungleich machte? Entweder müſſen ihm die Ideen von böſe und gut, vollkommen oder unvollkommen, glücklich oder unglücklich, ſehr gleichgültig ſeyn; oder —

Th. Oder wir ſollen ihn nur nicht nach unſerm kleinen, engen, armſeligen Maaßſtaabe meſſen. Wer iſt glücklich, wer unglücklich? Iſts der Policirte mehr als der Wilde? Der

Sklav

Sklav in goldnen, minder, als der in eiſernen Ketten? Wo wohnt die Vollkommenheit auf unſrer Erde? und wo hat ſie ſich ein Haus erbauet? Hat ſie uns über ſich zu Richtern geſetzt? uns, die wir ſelbſt nur von den Allmoſen ihrer Milde und Huld leben? Gott ſchuf uns nicht, das menſchliche Geſchlecht zu richten, ſondern in ihm zu leben, uns unſrer Stelle zu freun, und es ſelig zu machen, wo und wie weit wir können. Er ſelbſt that nicht mehr, als er nach ſeiner Weisheit thun konnte und nach ſeiner Güte thun mußte. Mit Beyden gieng er zu Rath, und ſo ſchuf er unſer Geſchlecht. Wer kann fragen, warum nicht höher? Warum nicht tiefer? Gnug, es iſt da, und jeder mag ſich freuen, daß er da ſey; ſeines Lebens genießen, und dem, der ihn hiehergebracht hat, auch zutrauen, daß er ihn hinaus und weiter zu führen wiſſen werde.

Ch. Die Ungleichheiten der Menſchen auf unſrer Erde finden alſo keine Erläuterung?

Th. Keine als die: ſie lagen im Plan der Schöpfung. Unſer Planet, wie er jetzt einmal iſt, ſollte tragen, was er tragen, hervorbringen, was er hervorbringen konnte. Dazu iſt er eine Kugel mit allen Abwechſlungen des Klima, der Länder, der Pflanzen- Thier- und Menſchenarten: die Leiter ſteht auf ſeinen beyden Hemiſphären, ihre Sproſſen ſind unzählbar; und wo reichen ſie hin? Durch hundert Thore dringt Alles ins Reich Gottes, und durch hundert tauſend auf allen Stufen wieder hinaus, aufwärts, vorwärts. Wo nun Gott die armen verkauften Neger beſeligen wolle, ob in einem Paradieſe zwiſchen den Bergen? *) oder unter einer faulen Biſchofsmütze, weil ſie ſich einmal müde geraſpelt haben? — das entſcheide, wers entſcheiden kann. So verſchieden dieſe Welt iſt, ſo verſchieden wird auch die zukünftige ſeyn; und wenn ſies nicht wäre, wenn alles an einfachere Ende und beſtimmtere Größen, wie es ſehr wahrſcheinlich iſt, zuſammen gienge, deſto beſſer! Gnug, ich finde hier Glückſeligkeit, wo ich ſie oft nicht ge-

---

*) — Simple Nature to his hope has giv'n
behind the cloud-topt hill an humbler heav'n,
ſome ſafer world in depth of woods embrac'd
ſome happiar Island in the watry waſte &c. *Pope.*

geſucht, Schönheit unter einer Hülle, die zu ihr die fremdſte ſchien, Weisheit und Tugend meiſtens in rauhen, verachteten und unkenntlichen Geſtalten. Gerade wo Schminke und Putz anfängt, hört Wahrheit, Rechtſchaffenheit, Glückſeligkeit auf; und nach dieſen vergoldeten Pagoden wollten wir unſre armen Reiſenden wandern laſſen, um das Wahre zu verliehren, das ſie haben, und für innern Werth und Reichthum ſchlechten äußern Tand zu erbeuten? Jemehr ich die Menſchheit anders als nach dem Mantel kennen lerne, deſto mehr finde ich Urſache, die Vorſehung auch auf dieſem Schauplatz knieend zu verehren. Wo wir das meiſte Unglück vermuthen, wohnt oft das größte Glück. Einfalt iſt nicht Dummheit, und Schlauigkeit weder Glückſeligkeit noch Weisheit. Ich halte es alſo immer mit dem Dichter:

Das Schickſal theilt die Gaben weislich aus:
Für jeden giebt es Brod und Deck' und Haus,
Den Armen Kraft, den Schwachen Ehrenplätze.

Ch. Aber, mein Lieber, Sie wiſſen doch das Geſetz der Sparſamkeit ſowohl in Anſehung der Kraft als des Raumes? Es herrſchet in der ganzen Natur; iſts denn nicht ſehr wahrſcheinlich, daß die Gottheit auch bey Verpflanzung und Fortrückung menſchlicher Seelen darnach handle? Wer in einer Form der Menſchheit noch nicht reif geworden iſt, wird noch einmal in den Ofen gethan, und muß endlich ausgebrannt werden. —

Th. Aber wie, wenn er verbrannt würde? Die Form der Menſchheit iſt ſo enge: der Platz, ob man hie oder da, in Purpur oder in Lumpen, ſtehe, thut ſo wenig zur Sache, und wer in der einen Tracht nicht rechtſchaffen werden will, wirds in der andern ſchwerlich werden. Wenigſtens muß ers nicht werden **dürfen**: ſonſt iſt alle Moralität freyer Handlungen hin, und der Menſch wird geworfen wie ein Stein, geſtoßen wie ein Erdklos. Sehen Sie, wohin abermals die Hypotheſe führe? zu einer fatalen Nothwendigkeit, die alles Streben und Ringen nach Glückſeligkeit,

ſeligkeit, Schönheit, Tugend in jeder Geſtalt, unter jeglicher Larve ermattet, und uns in Ketten des blinden Gehorſams an den Wandelgang des Schickſals bindet. — Aber, wir haben im engen Zimmer gnug geſchwatzt, und deswegen hat unſer Geſpräch auch ſo enge und metaphyſiſch werden müſſen. Sehen Sie die ſchöne beſtirnte Nacht! und dort geht der Mond auf — mich dünkt, wir wandern mit Seel und Körper aus der metaphyſiſchen Luft in die freye Natur hinaus. — —

Sie giengen hinaus, und in kurzen veränderte ſich der Ton des Geſpräches! Die heilige Stille, die die Nacht um ſie verbreitete, die hellen Himmelslichter, die als Lampen über ihnen aufgehängt ſchienen, auf der einen Seite einige zurückgebliebne Schimmer der Abendröthe, und auf der andern der hinter den Schatten des Waldes ſich ſanft erhebende Mond — wie erhebt dieſer prächtige Tempel, wie erweitert und vergröſſert er die Seele! Man fühlt in dieſen Augenblicken ſo ganz die Schönheit und das Nichts der

Erde; welche Erholung uns Gott auf einem Stern bereitet hat, auf dem uns Mond und Sonne, die beyden ſchönen Himmelslichter, abwechſelnd durchs Leben leiten! Und wie niedrig, klein und verſchwindend der Punkt unſers Erdenthals ſey, gegen die unermeßliche Pracht und Herrlichkeit aller Sterne, Sonnen und Welten.

Was denken Sie, ſagte **Theages**, anjetzo von ihrem principio Minimi, nach welchem Sie ſich immer auf der Erde umhertummeln wollen und an dies Staubkorn geheftet ſind? Sehen Sie gen Himmel, Gottes Sternenſchrift, die Urkunde unſerer Unſterblichkeit, die glänzende Charte unſrer weitern Wallfahrt! Wo endet das Weltall? Und warum kommen von dorther vom fernſten Stern zu uns Stralen hinunter? Warum ſind dem Menſchen die Blicke und der flammende Flug unſterblicher Hofnungen gegeben? Warum deckt uns Gott, wenn wir Tagüber vom Stral der Sonne ermattet und an unſern Staubklump gefeſſelt waren, Nachts dieſes hohe Gefilde unendlicher ewigen Ausſichten auf? Verlohren ſtehen wir im Heer der Welten Gottes, im Abgrund ſeiner Unendlichkeit ringsum verlohren! —

Und was ſollte meinen Geiſt an dieß träge Staubkorn feſſeln, ſobald mein Leib, dieſe Hülle, herabſinkt? Alle Geſetze, die mich hier feſt halten, gehen offenbar nur meinen Leib an: er iſt aus dieſer Erde gebildet, und er muß wieder zu dieſer Erde werden. Geſetze der Bewegung, Druck der Atmoſphäre, alles feſſelt ihn, nur ihn hienieden. Der Geiſt, einmal entronnen, einmal der zarten und ſo feſten Bande los, die ihn durch Sinne, Triebe, Neigungen, Pflicht und Gewohnheit an dieſen kleinen Kreis der Sichtbarkeit knüpften: welche irrdiſche Macht könnte ihn feſthalten? welch ein Naturgeſetz iſt entdeckt, das Seelen, in dieſer engen Rennbahn ſich umherzudrehen, zwänge? Sogar über die Schranken der Zeit iſt der Geiſt weg: er verachtet Raum und die träge Erdenbewegung: entkörpert iſt er ſogleich an ſeinem Ort, in ſeinem Kreiſe, in dem neuen Staat, dazu er gehöret. Vielleicht iſt dieſer um uns, und wir kennen ihn nicht:

vielleicht iſt er uns nahe, und wir wiſſen nichts von ihm, außer etwa in einigen Augenblicken ſeliger Ahndung, da ihn die Seele oder er die Seele gleichſam herbeyzieht. Vielleicht ſind uns auch Ruheörter, Gegenden der Zubereitung, andre Welten beſtimmt, auf denen wir, wie auf einer güldenen Himmelsleiter, immer leichter, thätiger, glückſeliger, zum Quell alles Lichts emporklimmen, und den Mittelpunkt der Wallfahrt, den Schooß der Gottheit, immer ſuchen und nie erreichen: denn wir ſind und bleiben eingeſchränkte, unvollkommene, endliche Weſen. Wo ich indeſſen ſey, und durch welche Welten ich geführt werde, bin und bleibe ich immer an der Hand des Vaters der mich hieher brachte und weiter ruffet: immer alſo in Gottes unendlichem Schooße.

Es thut mir leid, ſprach Charikles, daß ich Sie in Betrachtungen unterbrechen muß, die Sie ſo weit von unſrer Erde entfernen; aber laſſen Sie mich nicht zurück. Ueberall, wo Sie frey, weiſe und thätig leben, iſt Himmel: und warum ſcheuen und fliehen Sie denn die Erde? Wenn Sie in einer andern Menſchengeſtalt freyer, weiſer, glücklicher leben können, und ſo immer weiter im innern Zuſtande hinaufgehn: was kümmert Sie Ort und Scene? Seys dort oder hier — Welt Gottes iſt Gottes Welt, Schauplatz iſt Schauplatz. Auch unſre Erde iſt ja ein Stern unter Sternen.

Th. Wohl! mein Freund; aber wie weit läßt ſich denn in unſrer Menſchheit hinaufklimmen? Iſt nicht ihre Sphäre ſo enge begränzt, ſo kothig und ſtaubig wie dieſer Stern ſelbſt iſt? Auch das beſte Herz iſt und bleibt immer ein Menſchenherz, Körper bleibt Körper, und Erdenleben ein Erdenleben. Die Armſeligkeiten der Geſchäfte, der ſo unnützen und doch ſo nöthigen Lebensmühe, kommen wieder. Die Lebensalter mit ihren wechſelnden Unvollkommenheiten kommen wieder. Auch in guten Eigenſchaften bleibt der Menſchenſtamm hienieden immer in ſeine beyden Geſchlechter vertheilt, die einander gegenüber auf einer Wurzel ſtehn, ſich einander um-

ſchlingen

ſchlingen und kränzen, nie aber eine und dieſelbe Vollkommenheit werden können im Menſchenleben. Was das eine hat, fehlt dem andern, was ein Menſch hat, fehlt dem andern. Geburt, Stand, Klima, Erziehung, Amt, Lebensweiſe, hindern und ſchränken unaufhörlich ein. Nur wenige Jahre wächſt ein Menſch, dann ſteht er ſtill, oder nimmt ab und geht rückwärts; will er im Alter Jüngling ſeyn, und andre nachahmen, ſo wird er lächerlich, ſo wird er kindiſch. Kurz, es iſt eine enge Sphäre, dieß Erdenleben, und wir mögens machen, wie wir wollen, ſo lange wir hier ſind, iſt ohne größern Schaden, und den völligen Verluſt unſrer, der Enge nicht zu entweichen. Aber einſt, wenn der Tod den Kerker bricht, wenn uns Gott wie Blumen in ganz andere Gefilde pflanzt, mit ganz neuen Situationen umgiebt — haben Sie nie, mein Fr. erfahren, was eine neue Situation der Seele für neue Schwungkraft giebt, die ſie oft in ihrem alten Winkel, im erſtickenden Dampf ihrer Gegenſtände und Geſchäfte, ſich nie zugetraut, ſich nie derſelben fähig gehalten hätte: haben Sie dergleichen nie erfahren?

Ch. Wer wollte das nicht erfahren haben? Eben daher ſchöpfte ich ja den erquickenden Trank des Stroms Lethe, mit dem mich auch ſchon auf dieſer Erde meine Palingeneſie wieder verjüngte. Ich fühle es wie Sie, daß Trotz alles Strebens und Bemühens der Kreis der Menſchheit unüberſteiglich, und ihre Natur in veſte Grenzen geſchloſſen bleibe. Hier auf der Erde wächſt kein Baum in den Himmel: gewiſſe Flecken, die man einmal angenommen, laſſen ſich mit allen Strömen der Welt nicht mehr abwaſchen, manche Schwächen und Unvollkommenheiten in gewiſſen Jahren kaum mehr kennen, geſchweige denn ablegen. Oft verwechſelt man nur die gröbern mit den gefährlichen feinern: das iſt alles wahr. Ich ſehe es auch ein, daß in dem engen, ſich immer wiederholenden Rundlauf des Erdelebens nicht eben ſo gar viel heraus kommt: es iſt ſo viel unnütze Mühe, und aus der erneuerten Mühe ſo wenig neue Beute. Die

Schrau

Schranken, die Sie eröfnen, ſind allerdings gröſſer: das Feld zu dem Sie einladen, iſt unendlich — die Schaar aller Welten, die auf meinem ewigen Wege zur Gottheit liegen. Aber, mein Freund, wer giebt mir dahin Flügel? Es iſt immer, als wenn mich etwas zurückwürfe auf meine Erde. Es iſt, als ob ich ſie noch nicht ausgebraucht, mich noch nicht leicht genug gemacht hätte, höher hinaufzuſtreben; wer giebt mir Flügel?

Th. Wollen Sie ſie nicht aus der Hand der Religion annehmen, die ganz und gar dahin verweiſet, ſo nehmen Sie wenigſtens einige Fittige dazu aus — Ihres Freunds Newtons Händen.

Ch. Aus Newtons Händen?

Th. Nicht anders: das Syſtem, das er aus Sternen und Sonnen baute, ſey Ihnen ein Gebäude Ihrer Unſterblichkeit, Ihres immerwährenden Fortganges und Aufflugs. Nicht wahr? alle Planeten unſers Sonnenſyſtems ſind durch Kräfte der Anziehung mit einander und mit ihrem Mittelpunkt oder Brennpunkt, der Sonne, verbunden?

Ch. Allerdings.

Th. Sie machen alſo ein ſo veſtes, unzerſtörliches Ganze aus, daß nichts verrückt, nichts geändert werden kann, oder das Ganze fiele und gienge mit ſeiner großen Harmonie unter?

Ch. Nicht anders. Alles beziehet ſich auf die Sonne und die Sonne mit ihren Kräften, ihrer Maſſe, ihrem Licht, ihrer Wärme und Entfernung auf die Planeten.

Th. Und doch ſind die Planeten nur Gerüſt des Schauſpiels, Wohnpläze der Geſchöpfe, die auf ihnen ſich um die unendlich ſchönere Sonne der ewigen Güte und Wahrheit in mancherley Entfernungen, mit manchen Ellipſen, in Perihelien und Aphelien bewegen. Wären die Scenen ſo genau, ſo unzertrennlich verbunden, und der Inhalt der Scenen, das Spiel ſelbſt, ſollte es nicht ſeyn? Die Planeten wären ſo genau auf ſich und auf die Sonne geordnet,

und

und das Schickſal derer, die darauf leben, auf die ſie eigentlich nur zubereitet ſind, ſollte nicht eben ſo genau und um ſo genauer zuſammenhangen, als ja das Weſen mehr als die **Einkleidung**, **Sache** mehr als **Ort**, **Leben** und **Inhalt** mehr als **Theater** und **Schaubühne** iſt? In der Natur iſt alles verbunden. Moral und Phyſik, wie Geiſt und Körper. Moral iſt nur eine höhere Phyſik des Geiſtes, ſo wie unſere künftige Beſtimmung ein neues Glied der Kette unſers Daſeyns, das ſich aufs genaueſte, in der ſubtilſten Progreſſion, an das jetzige Glied unſers Daſeyns anſchließt, wie etwa unſre Erde an die Sonne, wie der Mond an unſre Erde.

Ch. Ich ahnde Sie, Beſter, aber —

Th. Hier, mein Freund, läßt ſich auch nur muthmaßen, nur ahnden. Unterm ſtillen Blick der Sterne, vorm Angeſicht des vertraulichen Mondes, ſind auch Ahndungen in jene für uns unüberſehbare Ferne ſo groß, ſo erhebend! Denken Sie einen Augenblick, daß unſer Sternengebäude, dem moraliſchen Zuſtande ſeiner

Bewohner nach, ſo zuſammen verbunden wäre, wie es ſeinem phyſiſchen Zuſtande nach unſtreitig zuſammen verbunden, und nur ein ſchweſterlicher Chor iſt, der in verſchiedenen Tönen und Proportionen, aber in der Harmonie einer Kraft, ſeinen Schöpfer lebet: Denken Sie, daß vom letzten Planeten bis zur Sonne hinauf es Gradationen der Geſchöpfe, wie des Lichts, der Entfernung, der Maſſen, der Kräfte gebe (und nichts iſt wahrſcheinlicher als dieſes,) ſehen Sie die Sonne nun als den großen **Verſammlungsort** aller Weſen des Syſtems, das ſie beherrſchet, ſo wie ſie ja auch die Königin alles Lichts und aller Wärme, aller Schönheit und Wahrheit iſt, die ſie überall den Geſchöpfen gradweiſe mittheilet: ſehen Sie die große Leiter, die alles hinaufſtimmt, und den weiten Weg, den wir noch zu machen haben, ehe wir zum Mittelpunkt und Vaterlande deſſen kommen, was wir nur in unſerm Sternenſyſtem **Wahrheit, Licht, Liebe** nennen.

Ch. Es läßt ſich hören: Je entfernter von unſrer Sonne, deſto dunkler, deſto gröber; je näher, deſto heller, leichter, wärmer, geſchwinder. Die Geſchöpfe des Merkur, der immer in den Strahlen der Sonne verborgen iſt, müſſen freylich von andrer Art ſeyn, als jene trägen Saturnusbewohner, die dunkeln Patagoniſchen Rieſen, die in 30 Jahren kaum einmal um die Sonne kommen, und denen 5 Monde noch kaum ihre Nacht erhellen. Unſre Erde ſtände denn freylich da ſo in der Mitte —

Th. Und vielleicht ſind wir eben deswegen auch ſolche *Mittelgeſchöpfe*, zwiſchen der groben Saturnusart und dem leichten Sonnenlichte, dem Quell aller Wahrheit und Schönheit. Unſre Vernunft iſt hier wirklich nur noch im erſten Anbruch; und mit unſrer Willensfreyheit und moraliſchen Energie iſts auch nicht weit her; gut alſo, daß wir nicht ewig auf dem Erdplaneten zuweilen haben, wo wahrſcheinlich nicht viel aus uns würde.

Ch.

Ch. Alſo meynen Sie, wir müßten durch alle Planeten reiſen?

Th. Das weiß ich nicht. Jeder Planet kann ſeine Einwohner, die alle in verſchiednen Graden zu einer Sonne ſtreben, auf dem Wege, der ihm der kürzeſte iſt, auf den Stufen und Gradationen, die ihm der Schöpfer nothwendig erkennet, dahin ſenden. Wie, wenn unſer Mond z. E. (mich dünkt, auch Milton ſchildert ihn ſo (*) und viele morgenländiſche Sekten haben ihn dafür gehalten) das Paradies der Erholung wäre, wo die matten Wandrer dem Nebel dieſes Erdethals entkommen, ohne Dünſte und Dunſtkreis in Auen des Friedens und der Geſelligkeit leben, und ſich zu dem Anſchaun des höhern Lichts bereiteten, zu dem auch die Einwohner andrer Planeten hinaufwallen? Mich dünkt, das Angeſicht des Mondes ſpräche uns dieſes mit ſeinem ruhigen, tröſtenden Licht zu.

(*) Thoſe argent fields more likely habitants
translated Saints or middle Spirits hold
betwixt th' angelical and human kind.

Es iſt als ob es ſchiene, um uns den Glanz einer andern Welt zu zeigen, und uns von amaranthinen Lauben der Ruhe und einer unauflöslichen ſeligen Freundſchaft, Träume voll ſanften Thaues einflößen zu wollen.

Ch. Sie träumen treflich, mein Freund, vorm Angeſicht des Mondes, und ich träume gern mit Ihnen. Mir wars oft ſo, daß, inſonderheit wenn Trauer, ſanfte Schwermuth, oder das Andenken an Verſtorbne inniggeliebte Todten mich erfüllte, mir beynahe der Mondesſtrahl ihre Sprache zu ſeyn ſchien, und es mich dünkte, es fehle nicht viel, ihren glänzenden Schatten vor mir zu ſehn, oder den Kuß ihrer reinen Lippe auf meine Seele in einem Strahl hinabfließend zu fühlen. Aber gnug davon, wir werden ja hier beyde beynah Schwärmer. Erzählen Sie weiter.

Th. Ich mag nicht; denn auch mir fehlen die blauen ſmaragdenen Goldſchwingen, Sie von Stern zu Stern zu tragen, Ihnen zu zeigen, wie auch unſre Sonne um eine größere Sonne eilet,

eilet, wie in der Schöpfung alles in einer Harmonie jauchzet, zu welcher Sonnen und Erden wie ein Klang gemeſſen, gezählt, gewogen ſind, und es alſo gewiß auch das Schickſal, das Leben ihrer Bewohner in weit höherm Grad ſeyn muß. O wie groß iſt das Haus, in dem mich mein Schöpfer erſchuf, und o wie ſchön iſts! ſchön zu Nacht und zu Tage; dort und hier Sonne-Mond-Sternenausſicht! Mein Gang iſt die Bahn des Weltalls: dazu leuchtet mir auch jener letzte Stern, dazu klingt mir, in geiſtigen Begriffen und Verhältniſſen, die Harmonie aller Sterne. — Aber ach, mein Freund, alles iſt nur Dämmerung, Wahn und Vermuthung gegen das ungleich reinere und höhere Licht der Religion unſers Geiſtes und Herzens. Auf dieſer Erde iſt alles mit Bedürfniß umringt, und wir ſehnen uns mit aller Kreatur, davon frey zu werden. Wir haben Begriffe der Freundſchaft, der Liebe, der Wahrheit, der Schönheit in uns, die wir hier auf der Erde in lauter Schatten und Traumgeſtalten, ſo unvollkommen, ſo oft geſtört, getäuſcht,

täuſcht, betrogen, und immer unvollendet erblicken. Wir dürſten nach einem Strom reinerer Freuden, und mich dünkt, die Hofnung, das Verlangen ſelbſt ſey eine ſichere Vorahndung des Genuſſes. Nehmen Sie die reinſten Verhältniſſe auf dieſer Welt, die Vater- die Mutterfreuden: mit welchen Sorgen ſind ſie vermiſcht, von welchen Schmerzen und Unbequemlichkeiten werden ſie unterbrochen, und wie dienen ſie doch im Ganzen nur immer dem Bedürfniß, einem fremden höheren Verhältniß! In jener Welt, ſagt die Schrift, **wird man weder freyen, noch ſich freyen laſſen, ſondern ſie ſind wie die Engel Gottes im Himmel.** Da iſt Liebe befreyt von gröbern Trieben, reinere Freundſchaft ohne die Abtrennungen und Bürden dieſer Erde, wirkſamere Thätigkeit mit glücklicher ſchöner Eintracht, und einem wahrern und ewigen Endzweck, kurz überall mehr **Wahrheit, Güte, Schönheit,** als uns dieſe Erde auch bey hundertmaligem Wiederkommen geben könnte. —

— Den.

— Den, Parmeno, den nenne ich
den Glücklichſten, der, wenn er ohne Leid
die hohen Dinge ſah, die wir nun ſehn.
die Sonne, dieſe Sterne, Wolken, Mond
und Feuer, wieder geht, woher er kam.
Denn lebteſt du auch hundert, oder lebſt
du wenig Jahre nur, du ſieheſt ſie;
und ſchöneres als ſie, ſah keiner je.
Halt dieſe Lebenszeit, von der ich rede
für einen Marktort, eine Wanderſchaft,
wo es Gedränge, Diebe, Spiel und Müh
die Menge giebt. Je früher du weggehſt,
je früher findeſt du die beßre Herberg,
wenn du den Reiſepfenning **Wahrheit** haſt,
und läſſeſt keinen Feind. Wer lange weilt,
geht matt von dannen; und ereilet ihn
das böſe Alter, ach da hat er Mangel
und Plage, findet Feinde hie und da,
der ſtirbt nicht glücklich, der zu lange lebt (*) —

(*) Worte aus einem Fragment Menanders.

Und wie denn der, der ewig hier weilen und immer wieder kommen wollte auf dieſem Marktplatz? —

Wars, daß die Stille der Nacht und die hohe Harmonie der Sterne das Syſtem beyder Freunde verſöhnt hatte, oder hatte Charikles zu viel zu ſagen: ſie umarmten ſich und giengen ſchweigend auseinander. Theages ſchien verlohren im unendlichen Blau des Himmels, auf der glänzenden Sternenleiter, die ſo manche Völker, Wilde und Weiſe, **den Weg der Seelen** nannten: freylich eine höhere Laufbahn, eine reichere und ſchönere Palingeneſie, als uns hier auch in den glücklichſten Geſtalten die dürftige enge Erde gewähren könnte.

O pater, anne aliquas ad coelum hinc ire putandum eſt
ſublimes animas? iterumque ad tarda reverti
corpora? quae lucis miſeris tam dira cupido?

Virgil.

Ueber die Seelenwandrung.

Drittes Geſpräch.

Als ob ſie ſich einander das Wort gegeben, trafen ſich Theages und Charikles des Morgens auf einem Spatziergange, den ſie beyde liebten, und auf welchem ſie oft in den Strahlen der aufgehenden Sonne ihre Seele rein zu waſchen ſich beſtrebten. Noch waren beyde in die Stille verhüllt, die die Dämmerung und das Erwachen vom Schlaf mit ſich führet: eine heilige Stille, aus der die Morgenröthe nur ſanft und allmählich wecket. Sie ſtörten ſich darinn nicht. Die Morgenröthe vor ihnen, und um ſie her das fröhliche Chor aller erwachenden Weſen, ſaßen ſie eine Zeitlang ſtumm da; bis endlich, nach Aufgang der Sonne, da die Scene gewühlvoller wurde, Charikles einen Spatziergang in den nahen Wald vorſchlug, auf dem ſie ſich durch einen kleinen Umweg nach Hauſe finden könnten; und nun bog er im Gange ſein Geſpräch auf den geſtrigen Gegenſtand unvermerkt über.

Cha=

Charikles. Wovon haben Sie dieſe Nacht geträumt, Theages? Sie müſſen angenehm geträumt haben: denn Sie waren geſtern im Raum der Sterne und Welten wie verlohren.

Theages. Wenn die Sonne am Himmel ſteht, muß man keine Träume erzählen, Charikles; ſie haben ihre Scene und Dekoration verlohren; alles hat ſeine Zeit und Stunde. Sehen Sie nicht, wie die Sonne mit ihrem Glanz das ganze Heer unſrer geſtrigen Welten uns verdeckt hat, und wie traurig ſteht dort der Mond am Himmel — ein blaſſes Wölkchen! Wahrſcheinlich würde unſer Geſpräch auch ein ſolches werden, wenn es unſre geſtrigen Ahndungen wiederholte. Alſo Charikles, löſchen Sie die Nachtlampe aus, und bringen etwas Jugendlicheres vor, wodurch wir uns zur Munterkeit auf den Tag hin ſtärken.

Ch. Mich dünkt, wir können in unſerm geſtrigen Geſpräch fortgehn, und doch dieſen Zweck erreichen: Denn m. Fr. ich fühle es jetzt augenſcheinlich, nicht die Nacht ſondern der Morgen iſt zu Geſprächen gut, die uns in die Kindheit des Menſchengeſchlechts, in den frühen Morgen menſchlicher Begriffe und Bilder zurück führen. Unſre ſtudierte Nachtweisheit hat uns verblendet: wo wir muthmaßen ſollten, behaupten wir: wo wir menſchlich denken ſollen, wollen wir göttlich denken.

Th. Gilt das mir?

Ch. Nicht ſo ganz ohne: denn auch Sie, fürchte ich, hat Philoſophie und Theologie, Newton und Chriſtenthum, zu hoch geſpannt. Sie wollen zu den Sternen empor, und unſer Weg iſt vor der Hand doch auf Erden. Sie ſchämen ſich Ihrer Stiefbrüder, der Thiere, und klimmen zu Geſchöpfen hinauf, die Sie nicht geſehen haben, und vielleicht auch nicht ſehen werden, zu Einwohnern Merkurs, der Sonne und des Mondes.

Th. Ich, mein Freund, ſchäme mich meiner Halbbrüder, der Thiere nicht; vielmehr bin ich in Abſicht ihrer ein großer Seelenwanderer. Ich glaube gewiß, daß ſie zur Stufe höherer

rer Weſen hinaufklimmen, und kann gar nicht begreifen, wie man dieſer Hypotheſe, die den Zuſammenhang der ganzen Schöpfung vor ſich hat, noch etwas in den Weg legt.

Ch. Nun ſind Sie auf rechtem Wege.

Th. Ich bin, was dieſen Punkt betrift, immer darauf geweſen; erinnern Sie ſich, daß Sie ſelbſt Anfangs davon ablenkten. Können Sie die Aeſopiſche Fabel leiden, Charikles?

Ch. Sehr, aber wie kommt die hieher?

Th. Weil ich ſie ordentlich wie den Kompaß anſehe, der uns zeigt, wie wir zu den Thieren ſtehen. Sämmtlich und ſonders ſpielen die Thiere noch ihre Fabel, und Aeſop, der größte Philoſoph und Sittendichter, hat uns ihr Spiel nur vernehmlich, nur ſprechend für uns gemacht: denn für ſich ſprechen und handeln ſie unaufhörlich. Und wiſſen Sie, was der Menſch bey dieſer fortgehenden Thierfabel iſt? Nichts, als der **allgemeine Satz, die Moral der Fabel,** die Zunge in der Waage. Er nutzt die Schöpfung, und alſo auch alle Charaktere der Thiere.

Sie handeln vor ihm: er läßt ſie handeln und — denket. Sein, „die **Fabel lehrt**“ muß er alle Augenblicke wiederholen.

Ch. Und dieß thäte etwas zur Seelenwanderung der Thiere?

Th. Mich dünkt viel. Der Thierfabel fehlt zur Menſchenfabel nichts, als die **Sentenz**, der allgemeine **Satz**, die **Lehre**. Der ſo beſtimmte, ſichere, lehr- und kunſtreiche Thiercharakter bekommt das Fünklein Licht, das wir **Vernunft** nennen, und der Menſch iſt da. Er iſt da, um aus ſeinem vorigen Thiercharakter ſich nun **Lehre, Unterricht, Kunſt** zu ſammlen, ſich ſeine vorige Lebensweiſe mehr oder minder zur **Anſchauung** zu bringen, und wenn er will, daraus klug zu werden. Er ſoll als Menſch das weiſe und gut ordnen lernen, was er als Thier kann, mag und will. Mich dünkt, das iſt die Anthropogeneſie und Palingeneſie der Thiere zu Menſchen.

Ch. Das Bild iſt artig: aber die Sache? Sollte es ſo gewiß ſeyn, Theages, daß jeder Menſch einen Thiercharakter habe?

Th. Zweifeln Sie daran, ſo ſehen Sie Menſchen, zumal Menſchen in Leidenſchaft oder mit ſtarker Leidenſchaft, ins Antlitz; betrachten Sie, wenn dieſe nicht bemerkt werden, ihre Lebensweiſe und die ſcharfunterſcheidenden Striche ihres Charakters; es wäre ſonderbar, wenn Sie nicht ſchon der Bildung, der Mine, den Gebehrden nach, noch mehr in der fortgehenden Handlung ihres Lebens, den Fuchs, den Wolf, die Katze, den Tyger, den Hund, den Hamſter, den Geyer, den Papagey, und wie das ehrliche Gefolg aus der Arche Noah weiter heißt, bemerkten. —

Ch. Sie ſcherzen. Bisher habe ich die ganze Hypotheſe nur als ein Spiel beym Nachtiſch angeſehen, da man ſich mit der Serviette bis excluſive zur Naſe den Mund verhüllet und frägt: „wer war ich? was für ein Thier bin ich geweſen?“

Th. Wie das Spiel getrieben wird, iſts Spiel und muß es bleiben. Wer kennt ſich ſelbſt bis auf den Grund ſeines Charakters? Und wie ſollte uns ein andrer auf Einen Blick kennen, ſobald wir den Mund unter die Serviette hüllen? Was käme auch heraus, wenn der Menſch ſich ſeinen Lebensalmanach mit den Bildern der Thiere ſchmückte, mit denen er jeden Tag umzugehen hat, und ſich gegen ſie wieder in ſeinem Thiercharakter betrüge? Menſchen ſollen wir ſeyn, nicht Thiere. Die Zunge an der Waage ſoll uns leiten; nicht ein blindes Gewicht von Charakter und Thierinſtinkten, das auf die Waagſchaale gelegt iſt. Das thieriſche Menſchengeſicht iſt menſchlich und aufgeklärt: Die Züge ſind aus einander geſetzt, inſonderheit die am meiſten charakteriſtiſchen Züge. Stirn, Naſe, Augen und Wangen, ſind beym Menſchen gegen die Thiere unendlich erhoben, veredelt und verſchönet.

Ch. Alſo wäre die Thierbildung nur eine Grundlage des menſchlichen Charakters, der vom Lichte der Vernunft erhellet, und von der ſittlichen Empfindung des Menſchenherzens geordnet, verſchönt und erhoben werden ſoll. Der Fond unſrer ſinnlichen Kräfte und Charakterzüge, unſre etwanigen Reſte von blos ſinnlichen

Ge-

Geſchicklichkeiten, Neigungen und Trieben, wären thieriſch, die nachher von unſrer Vernunft nur überglänzt, nur geregelt werden müßten.

Th. Studieren Sie die Menſchen, und Sie werden häufige Proben davon finden: denn in Urtheilen über Züge und Charaktere, ſobald wir nur das ſtolze Moraliſche abſondern, ſind wir alle ziemlich einig. In der Natur und der Aeſopiſchen Fabel nennen wir einen Fuchs, Fuchs und nicht Löwen. Im menſchlichen Leben verwirrt ſich das Urtheil, wie aus hundert Urſachen ſo auch daher, weil es wirklich **Abſicht** der Menſchenbildung und Menſchenbeſtimmung iſt, den Thiercharakter und die Thierſitten bis zu einem gewiſſen Grad **auszulöſchen**, und Menſchen, oder wenn ichs ſagen darf, **Engel** in der Menſchheit aus uns zu bilden. Das will nun jeder ſchon geworden ſeyn. Der Neid und die hämiſche Schadenfreude will am andern ſo gern noch das ganze rohe Thier und keine Spur vom Menſchen oder Engel finden. Daher kommts denn, daß man dieſe Hypotheſe ſo mißbraucht, und ſie zuletzt verachtet, entweder weil man ſie mißverſtehet, oder weil man ſich vor ihr fürchtet. Ohne ſie aber wüßte ich nicht, was aus dem zahlreichen Heer der Geſchöpfe unter uns, unſern ſo charakteriſtiſchen und fein empfindenden Halbbrüdern im Feld und Walde, werden ſollte.

Ch. Was aus ihnen werden ſollte? Sie wandern in neue Formen **ihrer Gattung**; ſie werden feinere Rehe, feinere Vögel.

Th. Alſo auch feinere Tieger, Affen und Wölfe, und am jüngſten Tage ſtehen dieſe mit auf, uns zu begleiten? Es iſt doch nicht Ihr Ernſt, mein Freund, ſich die innerſte Schöpfung, die immer fortgehende neue Schöpfung, nach des ſeligen Ritter **Linne Klaſſenbüchern** zu denken?

Ch. Mein Ernſt nicht, aber unſer Freund **Harmodius** ließe ſich über dieſe Meynung tödten.

Th. Nun, da ſtürbe er ſehr unſchuldig: denn mit unſern Klaſſificationen reicht es nicht weit. Sie ſind für unſre Sinnen, für unſre

Kräfte,

Kräfte, nicht aber Muſterrollen nach denen Gott ordnet, Clauſuren, die er ſich ſelbſt geſetzt hätte, um jedes Geſchöpf ſein in ebner Bahn zu erhalten. Ey! wie verliehren ſich die Klaſſen aller Geſchöpfe in einander! Wie ſteigen und erhöhen ſich die Organiſationen aus allen Punkten, auf allen Seiten! Und wie ſind ſie ſich einander wieder ſo ähnlich! Gerade, als ob auf unſrer ganzen Erde die formenreiche Natur nur Einen Typus, Ein Protoplasma vor ſich gehabt hätte, nach dem und zu dem ſie alles bildete. — Wiſſen Sie, was dieß für eine Form iſt? Die Menſchenbildung.

Ch. Es iſt wahr: auch in dem unvollkommenſten Thier iſt einige Aehnlichkeit mit dieſer Form unverkennbar.

Th. Im Innern iſt ſie es noch mehr, als von außen betrachtet. Selbſt bey Inſekten hat man ein Analogon des menſchlichen Gliederbaues gefunden; nur freylich gegen uns betrachtet, noch eingehüllt und in Mißverhältniß. Die Glieder, mithin auch die ihnen einwirkenden Kräfte, ſind

noch

noch unentwickelt, noch nicht organiſirt zu unſerer Menge von Leben. Mich dünkt, in der ganzen Schöpfung ſey dieſer Fingerzeig der Natur, ein Faden der Ariadne durchs Labyrinth der Thiergeſtalten hinauf und hinunter. Aber, mein Freund, wir haben uns müde gegangen und müde geſchwatzt; wie, wenn wir uns unter dieſe angenehmen Bäume niederließen, und dem Schwan zuſähen, der ſich dort in der hellen Fläche beſpiegelt und auf ihr rudert.

Sie ſetzten ſich und ruheten eine Weile. Das Rauſchen der Wellen und das Liſpeln der Bäume betäubt angenehm die Gedanken — bis endlich Charikles den Faden des Geſprächs aufnahm.

Char. Sie kamen, Theages, durch die Hypotheſe, daß das Thier ewig Thier bleibe, um die Schranken der Natur nicht zu durchbrechen, von der freyern und ſeelerhebenden ab, daß in ihr alles Ein Zuſammenhang ſey; und in der größten Vielfachheit, in einer unzählbaren Veränderung von Formen das Reich der

See-

Seelen und Kräfte unaufhaltſam weiter ſtrebe: ſagen Sie mir, Geliebter, etwas von Ihren Tagesträumen hierüber, wie Sie mir geſtern von Ihren Nachtträumen ſagten. Im Anblick dieſes ſchönen Stroms, in der erhabnen Stille dieſes Haines, laſſen ſich, dünkt mich, Phantaſieen denken, wie unter dem beſtirnten Dache des Himmels: Hier ſind wir wenigſtens ſelbſt mit im Chor. —

Th. Und waren wirs dort nicht auch? oder ſind wir hier nicht auch mitten im Strom des Himmels, im Chor irrdiſcher Sterne? Alles Leben der Natur, alle Arten und Gattungen der beſeelten Schöpfung, was ſind ſie, als Funken der Gottheit, eine Ausſaat von verkörperten Sternen, unter denen die beyden Menſchengeſchlechter, wie Sonne und Mond daſtehn. Wir überglänzen, wir verdunkeln die andern Geſtalten, führen ſie aber in einem für uns ſelbſt unüberſehbaren Chor gewiß weiter. O Freund, würde uns ein Auge gegeben, den glänzenden Gang dieſer Gottesfunken, zu ſehen! wie Leben zu Leben flieſt, und immer geläutert, in allen Adern der Schöpfung umher getrieben, zu höherm, reinern Leben hinaufquillt — welch eine neue Stadt Gottes, welche Schöpfung in der Schöpfung würden wir gewahr werden! Von dem erſten Atem, dem unfruchtbarſten Staube, der kaum noch dem Nichts entrann, durch alle Arten der Organiſation hinauf bis zum kleinen Univerſum von allerley Leben, dem Menſchen, welch ein glänzendes Labyrinth! Aber der menſchliche Verſtand erblickts nicht, er ſiehet nur die Dinge von außen: er ſiehet Geſtalten, nicht wandernde, ſich emporarbeitende Seelen. Das innere Triebwerk der Natur, ihre lebendigen Räder und athmenden Kräfte — für zu großem Glanze iſt es ihm ἀδης, das Reich der Nacht, die verſchleyerte Hülle ungebohrner, ewig ſich fortgebährender Leben.

Alas! our Sight's ſo ill
that things which ſwifteſt move, ſeem to ſtand
ſtill.

— Ich darf mich alſo nicht verhüllen vor dir, großer Pan, ewige Quelle des Lebens, du haſt mich in mich ſelbſt verhüllet. Kenne ich doch die Welt von Leben nicht, die ich meinen Körper nenne. Ohne Zweifel würde meine zu ſchwache Seele, wenn ſie das unzählbare Heer ſähe, das ihr in allen Graden und Klaſſen der Belebung dienet — ſie würde ihren Herrſcherſtab fallen laſſen, und ihrem Thron entſinken. In meinen Adern, in den feinſten, mir zugetheilten Gefäßen, wallen dieſe zu höherm Leben hinauf, wie ſie durch ſo mancherley Gänge und Zubereitungen getrieben, aus der ganzen Schöpfung in mich wallten. Ich bereite ſie weiter, wie alles ſie zu mir bereitete: keine Zerſtöhrung, kein Tod iſt in der Schöpfung, ſondern Auflöſung, Entbindung, Läuterung. So arbeitet der Baum mit ſeinen Aeſten und Gliedern den Saft der Erde und der Luft, das Feuer des Bodens und des Himmels, zu ſeiner Natur, zum edlern Safte ſein ſelbſt und ſeiner Kinder. Seine Blätter ſaugen und machen fruchtbar. Jedes Blatt iſt

ein

ein formirter Baum auf einer grünen Fläche, in einem dünnen Gewebe, weil die Schöpfung nicht Raum hatte, ſie alle als völlige Bäume hervorzubringen. Aus jeder Knoſpe, an jedem Zweige dränget ſie alſo Baumesgeiſter hervor: die vielgebährende Mutter Erde bekleidet ſich mit grünem Leben: jede Blume, die ſich aufſchließt, iſt eine Braut, jeder blühende Baum eine große Familie von Leben. Das Reich der Thiere, unſrer ſtummen Mitbewohner, zerſtört tauſend Formen niedrigerer Art, um ſeine höhere Formen zu beſeelen: der Menſch endlich, der größte Ausarbeiter und Zerſtöhrer der Schöpfung, er giebt und nimmt Leben, er iſt, ohne daß ers weis, das Ziel ſeiner niedrigen Mitbrüder, nach dem ſie vielleicht alle unvermerkt geführt werden. — Schöner rudernder Schwan! in welch glänzendes Element hat dich dein Schöpfer geſetzt, dich ſelbſt zu lieben und zu bewundern! Mit deinem ſchöngebognen Halſe, in der reinen, friſchen Unſchuldsweiſſe, ſchwimmſt du wie eine Königin daher, eine ſanfte Prachtgeſtalt auf der klaren Fläche der Wogen. Deine

Welt iſt ein Spiegel, dein Leben ein Schmuck, ein Künſtlerleben; was wird dein Geſchäft ſeyn, wenn du einmal in Menſchengeſtalt Schönheitslinien entwirfſt, und Reize an dir oder in der Natur ſtudiereſt? —

Ch. Apropos, mein Freund, haben Sie den Roman des Biſchofs Berkeley, **Gaudentio von Lucca**, geleſen?

Th. Ich kenne ihn nicht.

Ch. Er hat eine hübſche Idee der Seelenwandrung, die er ſeinen Mezzoraniern beylegt. Er läßt ſie glauben, daß die Seelen der Thiere nach den Wohnungen menſchlicher Körper geitzen, und ſich auf alle Weiſe dahinein zu ſtehlen ſuchen. Es gelinge ihnen, ſobald der Menſch die Fackel ſeiner Vernunft fallen läßt, und alſo die Uebermacht verliehrt, ſich ſelbſt zu leiten. Nun werde er rachſüchtig, grauſam, wollüſtig, geitzig, nachdem dieſes oder jenes Thier ihn verfolge und den Platz ſeiner vernünftigen Seele einnehme. Mich dünkt, die Allegorie iſt artig. —

Th. Wie es überhaupt ein ſeltner, feiner Mann war. Ich liebe dergleichen Einkleidungen, ſie umkränzen eine Wahrheit ſo niedlich!

Ch. Und was halten Sie von der Seelenwandrung der Juden, die die Rabbinen Ibbur nennen? Sie ſagen, daß ſich zu einem Menſchen mehrere, auch Menſchenſeelen, geſellen können, die ihm inſonderheit zu gewiſſen Zeiten, (wenn nämlich, ein freundſchaftlicher Geiſt ſiehet, daß ers bedarf, und Gott es ihm erlaubet) beyſtehen, ihn ſtärken, begeiſtern, mit und in ihm wohnen. Sie verlaſſen ihn aber, wenn das Geſchäft zu Ende iſt, dazu ſie ihm helfen ſollen: es ſey denn, daß Gott einen Menſchen mit dieſem Beyſtande eines fremden Geiſtes bis an ſein Ende begünſtige.

Th. Die Dichtung iſt lieblich. Sie erklärt, warum ſich ein Menſch oft ſo ungleich handle? warum er inſonderheit in ſpätern Jahren bisweilen ſo ſehr unter ſich ſinke? Der fremde, hülfreiche Geiſt hat ihn verlaſſen, und er

ſitzt

ſitzt mit dem Seinen nackt da. Auch ehrt die Einkleidung außerordentliche Menſchen, auf eine ſchöne Weiſe: denn welch ein Lob iſts, daß einen Weiſen die Seele eines alten Weiſen, oder gar mehrere derſelben auf einmal beleben! Sie halten doch aber die ſchöne poetiſche Einkleidung nicht für phyſiſche und hiſtoriſche Wahrheit?

Ch. Wer weiß? Die Revolution menſchlicher Seelen iſt bey vielen Völkern allgemein geglaubt worden. Sie haben doch die Frage an Johannes geleſen: „biſt du Elias? biſt du ein Prophet?“ Sie wiſſen, wers ſogar beſtätigte und gerad heraus ſagte: „Er iſt Elias!“

Th. Und Sie haben doch den jüngern Helmont de revolutione animarum geleſen? Er hat in 200 Problemen alle Sprüche und Gründe angebracht, die ſich je auf das Wiederkommen der Seelen in menſchliche Leiber nach Jüdiſchen Begriffen deuten ließen.

Ch. Ich muß Ihnen ſagen, daß mir die Jüdiſche Revolution der Seelen immer gefallen hat: kennen Sie ſie genau?

Th. Ziemlich. Sie ſagen, daß die Seelen 2 oder 3 mal (bey außerordentlichen Fällen ſetzen ſie mehrere) ins Leben wiederkehren, und das vollenden, was ſie noch nicht vollendet haben. Sie ſetzen, daß Gott die Perioden der Welt nach dieſen Revolutionen der Seelen eingerichtet; daß er die Grade des Lichts und der Dämmerung, des Unglücks und der Freuden, ja endlich das Schickſal und die ganze Dauer der Welt darnach beſtimmt habe. Die erſte Auferſtehung iſt nichts als eine Revolution ſolcher Vollendeten, ins Leben wiederkehrenden Seelen. —

Ch. Und was ſagen Sie dagegen?

Th. Nichts, als daß ich nichts dafür ſagen kann: weil alles entweder poetiſche Fiktion iſt, oder im Rathe Gottes ruhet. Die Sprüche wenigſtens, die man dafür anführt, beweiſen alle nichts.

Ch. Aber auch die Vernunftgründe nicht, die man dafür anführt? daß Gott z. E. der ohne Anſehen der Perſon iſt, bey Einem Daſeyn der Seelen auf der Welt ſo viel Anſehn der Perſon beweiſe: daß der Langmüthige, Gerechte jedem Zeit und Raum zur Buſe gebe. Daß manchem Menſchen ja unſchuldiger Weiſe der Genuß des Lebens ſo bitter gemacht, ſo abgekürzt werde — Sie ſind, mein Freund, über dieſe Gründe hingegangen, weil Sie ſie, wie ich wohl ſagen darf, mit Vorurtheil betrachtet haben. Denken Sie ſich die Sachen menſchlich; nehmen Sie ſich das Schickſal der Mißgebohrnen, der Ungeſtalten, der Armen, der Dummen, der Krüppel, der entſetzlich Zurückgeſetzten und Beleidigten, der jungen Kinder, die das Licht kaum ſahen, und fort mußten, nehmen Sie dieß alles zu Herzen, und entweder müſſen Sie von ihrer Fortrückung in jene Welt ſchwache Begriffe haben: oder dieſen Perſonen müſſen hier erſt Fittige gemacht werden, damit ſie nur von fern nachſchweben lernen, damit ſie einigermaßen nur Erſatz für fatale oder fatalverkürzte Zeiträume in dieſer Welt erlangen können. An Fortrückung zu einem höhern Daſeyn iſt bey ihnen ſchwerlich zu gedenken.

Th. Warum nicht? Niemand giebt wie Gott giebt, und niemand kann auch wie Gott erſetzen und vergelten. Allen Geſchöpfen gab er das Daſeyn aus freyer Liebe: wenn einige zurückgeſetzt ſcheinen, hat er nicht Oerter, Einrichtungen, Welten gnug, wo er durch **Eine** Verpflanzung tauſendfach erſetzt und belohnet? Ein zu früh geſtorbnes Kind, ein Jüngling, der für dieß rauhe Erdenklima gleichſam zu zart war — alle Nationen habens gefühlt, daß ihn die Götter geliebet (*) und die werthgeachtete Pflanze in einen ſchönern Garten verſetzt haben. Oder hat Gott etwa kein anderes Räumchen als dieſe Erde? Muß er ausjäten, um Platz zu gewinnen, und die

---

(*) Ὃν οἱ θεοὶ φιλοῦσιν, ἀποθνήσκει νέος. Wen die Götter lieben, der ſtirbt jung.

die ausgerißne Pflanze ſo lange im Reich der Vorrathskammer ungebohrner Seelen welken und warten laſſen, bis er wieder ein Stellchen erjage? Wie viele Menſchen ſind in jener Welt gewiß dadurch glücklich, daß ſie hier unglücklich waren. Kennen Sie, mein Freund, die Kleiſtiſche Fabel vom gelähmten Kranich?

Ch. Ich kenne ſie nicht.

Th. Sie iſt eine der ſchönſten, die je gemacht ward. Wollen Sie ſie leſen?

Theages gab ihm das Buch, und Charikles las:

Der Herbſt entlaubte ſchon den bunten Hain,
Und ſtreut' aus kalter Luft Reif auf die Flur:
Als am Geſtad' ein Heer von Kranichen
Zuſammen kam, um in ein wirthbar Land
Jenſeit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, ſaß
Allein, betrübt und ſtumm, und mehrte nicht
Das wilde Luſtgeſchrey der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.

„Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er,
In ſich gekehrt, ich half ſo viel als ihr,
Zum Wohl von unſerm Staat. Mich trift mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wirds
Mir auf der Reiſ' ergehn! Mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug!
Ich Unglückſeliger! das Waſſer wird
Bald mein gewiſſes Grab. Warum erſchoß
Der Grauſame mich nicht?“ — Indeſſen weht
Gewogner Wind vom Land' ins Meer. Die Schaar
Beginnt, geordnet, jetzt die Reiſ' und eilt
Mit ſchnellen Flügeln fort, und ſchreyt vor Luſt.
Der Kranke nur blieb weit zurück, und ruht'

Auf

Auf Lotosblättern oft, womit die See
Beſtreuet war, und ſeufzt' vor Gram und
Schmerz.

Nach vielem Nahn, ſah er das beßre
Land,
Den gütgern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorſicht leitet ihn beglückt dahin;
Und vielen Spöttern ward die Flut zum
Grab'.

* * *

Ihr, die die ſchwere Hand des Unglücks
drückt,
Ihr Redlichen, die ihr, mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünſcht, verzaget nicht,
Und wagt die Reiſe durch das Leben nur;
Jenſeit des Ufers giebts ein beſſer Land;
Gefilde voller Luſt erwarten euch.

Ch. Eine ſchöne Fabel auch für meine Meynung! Wir wollen aufſtehen, mein Freund,

und im Gehen müſſen Sie mir noch einige Fragen erlauben. Wie kommts, daß im Alterthum die weiſeſten und ſo weit von einander entlegnen Nationen an der Lehre der Seelenwanderung, und zwar an der ſchlechteſten Lehre des Rückganges der Weſen, daß der Menſch wieder Thier werde, gehangen haben?

Th. Sie haben ſich ſelbſt ſchon die Frage beantwortet, Charikles: es war Kindheit der Welt und ihrer Weisheit über das Menſchenſchickſal. Bey Aegyptern, Braminen und im Munde Pythagoras war die Seelenwandrung Kirchenbuße in einer anſchaulichen moraliſchen Dichtung.

Ch. Sonderbare Kirchenbuße in einer Dichtung —

Th. Gewiſſermaßen konnten beyde damals nicht ohne einander beſtehen. Sie wiſſen, die Weisheit der älteſten Nationen war bey den Prieſtern. Wenn dieſe dem rohen Volk keine rechten Ideen von der zukünftigen Welt geben konn-

konnten, oder ſelbſt keine hatten: wars nicht gut, daß ſie ſie auch über die Zukunft nach dieſem Leben mit ſinnlichen Strafen ſchreckten? „Du Grauſamer wirſt zum Tiger, ſo wie du auch jetzt ſchon eine Tigerſeele äußerſt: Du Unreiner zur Sau, du Hoffärtige zum Pfauen — da mußt du lange büßen, bis du deiner entweiheten Menſchheit wieder würdig geachtet werdeſt.“ Solche Anſchaulichkeiten mit allem Anſehn der Religion geſagt, wirken ohne Zweifel mehr als metaphyſiſche Subtilitäten. Jeder ſah die Natur des Thieres und das Schickſal deſſelben vor ſich: der Laſterhafte fühlte den Thiercharakter in ſich, und nichts natürlicher, als daß er nun auch das Schickſal des Thieres, das iſt, den reellen Uebergang in daſſelbe befürchtete. Wenn dieſe Lehre alſo einmal etablirt war, ſo konnte ſie vielleicht von manchen Laſtern abziehen, zu manchen Tugenden gewöhnen. Wer wollte nicht lieber ein weiſſer Elephant als eine Sau ſeyn? zumal wenn man die Natur und das Schickſal der Thiere mit

Augen

Augen der Indier und Aegypter, mit jener ſtillen Vertraulichkeit anſieht, in der die Kindheit der Welt mit den Thieren lebte. Sie glauben doch aber wohl nicht, daß uns noch dieſe Lehre nöthig oder angemeſſen ſeyn ſollte?

Ch. Manchmal wäre ſie nicht ſo übel. Wenn der Grauſame, der einen armen Hirſch zu Tode quält, in dem Augenblick von einer lymphatiſchen Ahndung ergriffen würde: „ſo wirds Dir gehen! Deine Seele ſoll in den Hirſch fahren, und auch ſo zu Tode gequält werden!“ Vielleicht erſtickte er die Freudenloſe Brutalität in ſich.

Th. Ich zweifle, mein Freund, da der unmittelbare Anblick des leidenden Geſchöpfs ſie nicht zu erſticken vermag. Für uns dünkt mich, hat dieſe ganze Seelenwanderung ihren Stachel verlohren. Wenn ich als Menſch nicht gut bin, werde ichs als Tiger werden? da es ſodann meine Natur iſt, zu ſeyn worinn ich verwandelt wurde. Bin ich verdammt, Gras zu freſſen, wie ein unvernünftiger Ochs: wie werde ich in dieſem

Zuſtan-

Zuſtande anfangen, meine Vernunft beſſer zu gebrauchen, als ich ſie, da ich Menſch war, brauchte? Gott hat mir ſelbſt die Augen verbunden, und das Licht des Verſtandes von mir genommen. Soll meine Degradation Büßung ſeyn in den Augen des grauſamen willkührlichen Richters, ſo ſey ſie es! Beſſerung aber, vernünftigmoraliſche Beſſerung in mir wird ſie nie, weil mir ja bey ſolcher Degradation das genommen iſt, was mich allein beſſern könnte. Man wird gegen den Gott erbittert, der, weil man die Augen nicht recht gebraucht hat, ſie uns nun ausſticht, und weil man ſein Herz nicht zu rechten Empfindungen gewöhnt hat, es in der Geſtalt des Unglücklichen und Laſterhaften nun ganz brutaliſiert und verhärtet.

Ch. Auch dagegen ließe ſich noch manches ſagen; aber als Einkleidung fürs Volk mag wenigſtens die Dichtung gegolten haben.

Th. Auch als Einkleidung fürs Volk iſt das Mährchen nicht für unſere Zeiten. Der

Menſch

Menſch ſoll ſich, wie mich dünkt, auf der oberſten Stufe anſehn lernen, und ſein jetziges Daſeyn **peremtoriſch** brauchen. Keine Schleichwege und Schlupfwinkel **ſoll** er wiſſen, in denen er noch etwa nachholen kann, was er verſäumt hat; wenigſtens hat ihn die Gottheit gar nicht darauf verwieſen. Aut Caeſar aut nihil: aut nunc aut nunquam! Auch im Alterthum haben alle wirkende edle Nationen, die nicht von der Fabelweisheit und den dummen Büßungen ihrer Prieſter bethört wurden, ſich edlere Zuſtände nach dem Tode zum Ziel ihrer Nacheiferung geſetzet. Die **Verſammlung der Väter** bey den Morgenländern, das Elyſium der Griechen, die **Walhalla** der Nordländer, ſind doch ſchönere Gedanken im Tode, als der Ochs und die Kuh, die auf den Sterbenden, der den Kuhſchwanz in der Hand hält, wartet — oder der Leib einer fremden Mutter, in den er ſchlüpfen muß, um wieder als Kind zu wimmern.

Ch. Ich fühle die niedrigen Ideen, die rings um dieſe Hypotheſe liegen; mich wundert nur,

nur, daß der weiſe Pythagoras eine ſolche Lehre aus den Pfaffenländern nach Europa zu bringen werth hielt.

Th. Was bringt man nicht aus der Fremde mit? Nicht nur Gold und Schätze; ſondern auch Affen und andere Seltenheiten. Ueberdem iſts unwahrſcheinlich, daß Pythagoras von dieſer Lehre den Gebrauch gemacht, den die ſpäten unächten Pythagoräer machten. Auch Er redete von einem Tartarus und Elyſium, wie andere Weiſen und Dichter der Griechen; und überhaupt weiß man von dem wahrhaftig groſſen Mann zu wenig, als daß man inſonderheit über ſeine Einkleidungen und Symbole urtheilen könnte: man ſieht ihn nur durch das Gewand der Fabel. —

Und ach! Freund, — Pythagoras oder nicht Pythagoras — Was brauchte es ſo vieler Widerlegungen und Gründe, mit denen auch Wir die Zeit verſchwendet haben? Fragen Sie Ihr Herz, die Wahrheit, die in Ihnen wohnet. Wenn Sie vor die Statue eines hochherzigen

Apollo treten, fühlen Sie nicht, was Ihnen zu der Geſtalt fehlet? Können Sie ſie je hier erlangen, und kann ſich Ihr Herz in derſelben freuen, wenn Sie auch zehnmal wieder kämen? Und das war nur die Idee eines Künſtlers, der glückliche Traum eines Sterblichen, den auch unſre enge Bruſt umſchließ! Wie? der allmächtige Vater ſollte keine edleren Geſtalten für uns haben, als in welchen hier unſer Herz wallt und ächzet? — Unſre Sprache, alle Mittheilung unſrer Gedanken, was iſts mit ihr für ein Flickwerk! Auf der Spitze unſrer Zunge, zwiſchen Gaum und Lippen, in einigen buchſtabierlichen Tönen, ſoll unſer Herz, unſere innigſte Seele ſchweben, und ſich einem andern von daher ſo mittheilen, daß er uns faſſe, daß er den Grund unſers Innerſten fühle? Leeres Streben! armſelige Pantomime in einigen Luftſchwingungen und Gebehrden! Die Seele liegt wie ein ſiebenfach Gefeſſelter im Kerker, und kann nur durch ein feſtes Gegitter, durch ein paar Licht- und Luftlöcher, hinausſehen, hinausathmen. Und immer ſieht ſie die Welt nur von einer Seite, da Millionen andre da ſeyn müſſen, die, ſobald wir mehrere und andre Sinne hätten, ſobald die enge Hütte unſers Körpers mit einer freyern Ausſicht wechſelte, auch vor uns, auch in uns lägen. Und wir wollten ewig zufrieden ſeyn mit dieſem Winkel, mit dieſem Kerker? Welcher Unglückliche, ders ſchon zeitlebens hier ſeyn muß, ſchränkte ſeine Wünſche dahin ein, nur ſeiner Bürde los zu werden, ohne Gefühl und Hofnung eines Erſatzes, daß er hier ſo zurückgehalten und getäuſcht ward? Wenn wir hier, ſelbſt an den ſeligſten Quellen der Freundſchaft und Liebe, oft durſtig und krank lechzen, ſuchen Vereinigung und finden ſie nie, betteln Allmoſen von allen Gegenſtänden der Erde, und ſind immer arm, immer unbefriedigt, — finden endlich, daß alle Erdenzwecke und Erdenplane nichts ſind — eitel! eitel! — fühlen das und fühlens täglich: welche edle freye Menſchenſeele hebt ſich nicht empor, und verachtet ewige Hütten und Wanderplätze im Kreiſe der Wüſten hienieden!

The Soul longs from his priſon to come
and we would ſeal and ſow up, if we could,
the womb!
We ſeek to cloſe and plaiſter up by Art
the Craks and Breaches of th' extended Shell,
and in that narrow Cell
would rudely force to dwell
the noble vigorous Bird, already wing'd to
part.

Unter dieſen Geſprächen hatten ſie beynahe den Wald geendiget. Am letzten Baume ſtand Charikles ſtill: ehe wir dieſen Wald verlaſſen, Theages, ſprach er, muß ich Ihnen das Reſultat unſerer Geſpräche ſagen. In allen Geſtalten und Ständen der Menſchheit, dünkt mich, kommt es viel weniger auf Ausbildung unſers Witzes, Scharfſinnes, oder anderer Sproſſen menſchlicher

Seelenkräfte, als auf **Erziehung des Herzens** an; und dieß iſt bey allen Menſchen ein **Menſchenherz.** Es kann auch in allen Formen und Situationen der Menſchheit bis auf einen gewiſſen Grad gebildet werden. Wie weit es nun in dieſer Situation ausgebildet worden — und wie die Vorſehung den Verunglückten und Leidenden nachhilſt — das überlaſſe ich ihr, und wage es nicht, ihre geheimen Wege zur Rennbahn oder zur geſchlagnen Landſtraße einer Hypotheſe zu machen, auf der entweder der Menſch erſchreckt würde, oder der Faule und Freche ſeine Lehnen bereit fände. Mir iſt der Ausſpruch des Evangeliums heilig: „ſelig ſind die Armen, denn das „Himmelreich iſt ihr. Selig ſind, die Leidtragenden, denn ſie ſollen getröſtet werden. Selig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen.“ **Reinigung des Herzens, Veredlung der Seele mit allen ihren Trieben und Begierden,** das dünkt mich, iſt die wahre **Palingeneſie dieſes Lebens,**

bens, nach der uns gewiß eine froͤliche, hoͤhere, aber uns unbekannte Metempſychoſe bevorſteht. Hiermit bin ich zufrieden, und danke Ihnen, daß Sie mir meine Gedanken entwickelt haben. Sie umarmten ſich und ſchieden auseinander.

VI.

Liebe und Selbſtheit.

Ein Nachtrag zum Briefe des Hr. Hemſterhuis über das Verlangen. *)

(*) S. Hemſterhuis vermiſchte Philoſophiſche Schriften, Leipzig 1782. Th. 1. S. 71.

Es iſt eine ſchöne Sage der älteſten Dichtung, daß Liebe die Welt aus dem Chaos gezogen, und die Geſchöpfe mit Banden des Verlangens und der Sehnſucht wechſelſeitig an einander geknüpft habe: daß mit dieſen zarten Banden ſie alles in Ordnung erhalte, und zu dem Einen leite, der Quell alles Lichts iſt, wie aller Liebe. Unter wie mancherley Namen und Einkleidungen dieß dichteriſche Syſtem vorgetragen ward, ſo iſt in ihm überall dieß Allgemeine kenntlich: „daß Liebe die Weſen vereinige, wie Haß ſie ſcheide; in Liebe und Vereinigung gleichartiger Dinge beſtehe aller Genuß der Götter und Menſchen: Sehnſucht und Verlangen endlich ſeyn gleichſam die Brautführerinnen der Liebe, die ſtarken und doch zarten Arme, die allen Genuß herbey ziehn, vorbereiten, ja die ſelbſt das größeſte Vergnügen vorahndend gewähren.“

Indeſſen ward auch bald die andere Seite des Syſtems ſichtbar, daß dieſe Liebe Grenzen habe, und eine völlige Vereinigung der Weſen in unſerm Weltall ſelten oder gar nicht ſtatt finde, daß alſo auch die Bande dieſer Vereinigung, Verlangen und Sehnſucht, eben in der größten Anſtrengung nachlaſſen müſſen, und leider! oft, ſtatt des Genuſſes, Ueberdruß und Sättigung gewähren. Man bemerkte bald, daß auch in dieſem Geſetz Weisheit liege, weil der Schöpfer hierdurch eben ſo ſehr für den **feſten Beſtand** einzelner **Weſen** geſorgt hat, wie er durch Liebe und Sehnſucht für die **Vereinigung** und das **milde Beyſammenſeyn** mehrerer Geſchöpfe ſorgte. Man ſahe, daß dieſe **beyden** Kräfte, die in der geiſtigen Welt das ſind, was in der körperlichen **Anziehung** und **Zurückſtoßung** ſeyn möchten, zur Erhaltung und Feſthaltung des Weltalls gehören; und ich glaube, es war ſchon **Empedokles**, der Haß und Liebe zu Zeichnerinnen des Umriſſes aller Geſchöpfe machte: (*) durch

---

(*) Εν δε κοτω διαμορφα και ανδιχα παντα πελονται
Συν δ' εβη εν φιλοτητι και αλληλοισι ποθειται
Εκ των γαρ παντ' οσ' ην, οσα τε εστι και εσται

„durch Haß, ſagte er, werden die Dinge getrennt, und jedes Einzelne bleibt was es iſt; durch Liebe werden ſie verbunden und geſellen ſich zu einander,“ — ſo fern ſie ſich nämlich ihrer Natur nach, geſellen können: denn freylich auch über die Liebe, ſagten die Griechen, herrſcht das Schickſal; und Nothwendigkeit, die älteſte der Gottheiten, iſt mächtiger, als die Liebe. Nach Platons Ideen ward dieſe von der Dürftigkeit und dem Ueberfluß in den Gärten Jupiters gebohren: ſie hat alſo die Natur beyder, und iſt immer abhängig von ihren Eltern.

Ich glaube, es wird nicht unangenehm ſeyn, dieſen doppelten Spatziergang zu verfolgen, zumal uns Herr Hemſterhuis nur auf die eine Seite geführt hat. Er hat ſich die andre für eine andre Abhandlung aufgeſpart, (*) die er noch nicht geſchrieben, oder ich noch nicht geſehen habe.

(*) Hemſterhuis vermiſchte Philoſophiſche Schriften Th. 1. S. 108.

Daß Liebe die Weſen **vereinige**, und daß alle Sehnſucht, alles **Verlangen** nur nach dieſer **Vereinigung** als nach dem einzigmöglichen **Genuß abgetrennter Weſen** ſtrebe, dieß hat unſer Autor mit ſo ausgeſuchten Beyſpielen erwieſen, daß eine zu reiche Nachleſe hierüber nur unnützer Ueberfluß wäre. Jede Begierde nach ſinnlichem und geiſtigem Genuß, alles Verlangen der Freundſchaft und Liebe dürſtet nach Vereinigung mit dem Begehrten, weil es in ihm einen neuen ſüßen Genuß ſeiner eignen Wirklichkeit vorempfindet. Die Gottheit hat es weiſe und gut gemacht, daß wir unſer Daſeyn nicht in **uns**, ſondern nur durch **Reaction** gleichſam in einem Gegenſtande außer uns fühlen ſollen, nach dem wir alſo ſtreben, für den wir leben, in dem wir doppelt und vielfach ſind. Die **Menge** anziehender Gegenſtände, die die Natur um uns legte, ſind alſo von ihr in ſo mancherley **Entfernungen** geſetzt, und mit ſo verſchiedenen **Graden** und **Arten** der Anziehungskraft begabet, daß eben hierdurch ein reiches und zartes

Sai

Saitenſpiel der Empfindungen von vielerley Tönen und Modis in uns möglich ward, und unſer Herz und Leben gleichſam eine **Harmonie** des Verlangens, das Kunſtgebilde einer immer **reinern, unerſättlichen, ewigen Sehnſucht** würde.

Der grobe ſinnliche Genuß **verwandelt** in ſich und zerſtört den Gegenſtand, nach dem wir begehrten. Er iſt alſo **lebhaft**: denn hier findet völlige Vereinigung ſtatt; allein er iſt auch **grob** und **vorübergehend**. Es giebt Menſchen, die den Genuß nur auf der Zunge haben, (daher auch im gemeinen Leben das Wort Genießen, meiſtens von dieſem Sinn gebraucht wird;) der Genuß iſt hier **Vereinigung**, d. i. Auflöſung der feinſten Säfte, er iſt aber auch eben damit geendet: denn nun iſt der Gegenſtand verſchlungen, zerſtöret. Gewiſſermaßen iſt alſo auch hier der feinſte Genuß vor dem Genuſſe; der Appetit nach einer ſchönen Frucht iſt angenehmer als die Frucht ſelbſt; das Auge macht

die

die Zunge am lieblichſten lüſtern, oder wie Lukrez von einem andern Sinn ſagt:

voluptatem praeſagit multa cupido.

So iſts mit dem Genuß der Düfte, ja ſelbſt der Töne. Wir ziehen ſie in uns, wir trinken den Strom ihrer Wolluſt mit langen Zügen: und nur dann ſagen wir, daß wir Muſik genießen, wenn ſie unſer Herz zerſchmelzt, wenn ſie mit dem innern Saitenſpiel unſrer Empfindungen Eins wird. Der Strom des Wohllauts, ſo fein er ſey, wird indeß auch **verſchlungen**; er dauert etwa nur in den harmoniſchen Wirkungen, in den angenehmen Vibrationen fort, die er auf uns machte. —

Je geiſtiger der Genuß iſt, deſto **daurender** wird er; deſto mehr iſt auch ſein Gegenſtand **außer uns daurend**. Laſſet uns aber auch immer dazu ſetzen, deſto **ſchwächer** iſt er: denn ein Gegenſtand iſt und **bleibt** außer uns und kann eigentlich nur im Bilde d. i. wenig oder gar nicht mit uns **Eins** werden. Das Auge

wird

wird zu ſehen nimmer ſatt: denn wie wenig erhält das Herz im ſehen! wie wenig kann uns zum innigſten Genuß der bloße Lichtſtrahl geben! Was der lateiniſche Dichter vom unvollkommenen Genuß der Liebenden ſagt, gilt auch hier:

> Nil datur præter ſimulacra fruendum!
> Vt bibere in ſomnis ſitiens cum quaerit et humor
> non datur, ardorem in membris qui ſtingere poſſit
> ſed laticum ſimulacra petit fruſtraque laborat
> in medioque ſitit torrenti flumine potans.

Und in der That ſcheinen dieſes auch die Virtuoſen dieſes Organs, die das Geſicht bis zur Wolluſt, bis zum Genuß ausgebildet haben, zu fühlen. Wie ſuchen ſie das Bild vor ihnen zu beleben! Einem jeden Druck des Lichts und des Schattens, der Farbe, der Bildung, der Gebehrde tappen ſie nach, daß, wenn ſie Künſtler ſind, ſie den Geiſt des Urhebers, und wenn ſie in den Gegenſtänden ſelbſt leben, dieſe, ob es gleich nur Erſcheinungen ſind, etwa hervorfühlen, heraustappen möchten; wo abermals alſo der Genuß nur durch einen Wahn von Vereinigung ſtatt hat. Schwacher, aber glücklicher Wahn! Das Auge zerſtört das Weſen des geliebten Gegenſtandes nicht, eben weil es demſelben nicht in ſich hinüber zu ziehen vermag. Dünkt dieſer alſo dem Getäuſchten ein Quell unerſchöpflicher Reize: wohl ihm und dem Glücklichbetrognen, der ſein genießet! Er ſchöpft immer, und ſchöpft nie aus, weil er nie ganz und innig ſchöpfen konnte: die geliebten Bilder fliehn vor ihm und bleiben ihm doch gegenwärtig: er lebt vom ſüßen Traum des ſichtbaren, geiſtigen Wahnes.

Unvermerkt kommen wir auf die dem Schein nach dauerndſte, aber auch für unſre Sterblichkeit am wenigſten befriedigende Art des Genuſſes, den **Ideengenuß** körperlicher Schönheit, oder wie es die Schwärmer nennen, den Genuß **platoniſcher Liebe.** Plato giebt zu ihr ſeinen Namen unrecht her: denn er redet von geiſtigen Eigenſchaften, die mit dem Geiſt genoſſen wer-

den

den müſſen (und ja auch nicht anders genoſſen werden können;) nicht aber von einer wahnſinnigen **Vergeiſtung** der Körper, aus der oft nur zu grobe Verkörperung wird. Daß dieſer Genuß nicht geiſtig ſey, ſehen wir daraus, weil er den Körper zerſtört, und den Geiſt nicht befriedigt: er ſündigt am Nervenſaft, wie die zu grobe Liebe an Fleiſch und Blut ſündigt; und zeigt alſo eben damit, daß er kein wahrer **Genuß**, keine glückliche Beſchauung der Art ſey, wo der geliebte Gegenſtand mit uns Eins wird. Wie kann, was Körper iſt, mit dem reinen Geiſt Eins werden? zwo Dinge, die eigentlich nichts mit einander gemein haben, und nur durch eine Art freywilliger Trunkenheit, wie die Griechen dichteten, urſprünglich vermiſcht werden konnten. Geiſtige Eigenſchaften und Gegenſtände kann der Geiſt genießen; ihre Vereinigung mit ihm iſt rein und ſo ruhig, als jener alte Hymnus Gott ſprechen läßt: **Alles iſt mein: denn ich habe es in mir!** — ein Beſitzthum und ein Genuß, deſſen die Seele nur bey den reinſten Gegenſtänden fä-

hig

hig iſt. Da fliegt und koſtet ſie als ein ſchöner Schmetterling, der bey ſeinem Genuß der Blume nicht ſchadet: wo ſie als Raupe genießt, zerfrißt ſie leider! Blätter und Blumen. *)

Wir fangen alſo von den wahreren Gattungen des geiſtigen Verlangens, der **Freundſchaft** und **Liebe** zu reden an, und ich hole, nachdem was **Hemſterhuis** von ihnen geſagt hat, nur wenige Züge nach.

Das Bild der Alten von der **Freundſchaft**, „**die beyden in einander geſchlungenen Hände**“ ſcheinen mir das beſte Sinnbild ihrer Vereinigung, ihres Zweckes und Genuſſes zu ſeyn; bedeutender, als die zwey „**gleichgeſtimmten Saitenſpiele.**“ Dieſe drücken nichts aus, als **Geſelligkeit**, die lange noch nicht **Freundſchaft** iſt. Ein geſelliger Menſch iſt leicht, und wohlgeſtimmt, er ſtimmt ſich ſelbſt leicht zu jeder Geſellſchaft, und ſo ſtimmt ſich auch dieſe leicht zu ihm. Er drückt niemand mit ſeinem Daſeyn, er verengt keinen; und ſo iſt jedermann gern um ihn: man iſt auch auf einen gewiſſen Grad mit ihm vertraut, weil man fühlt, der Menſch habe nichts Arges. Charaktere der Art ſind zum täglichen Umgange gut; aber **Freundſchaft** — welch ein anderes, heiliges Band iſt dieſe! Herzen und Hände knüpft ſie zu **Einem gemeinſchaftlichen Zweck** zuſammen, und wo dieſer **Zweck augenſcheinlich**, wo er **fortwährend, anſtrengend**, ſelbſt **unter** oder **hinter Gefahren** vorliegt: da iſt das Band der Freundſchaft oft ſo genau, feſt und herzlich, daß nichts als der Tod es zu trennen vermochte. Der Phalanx griechiſcher Freunde im Kriege, die alle wie Einer ſiegten oder ſtarben; jene hellen **Zwillingsgeſtirne** der Freundſchaft, die unter allen Nationen, Hebräern und Griechen, Scythen und Wilden aus der Nacht der Zeiten hervorglänzen und dem menſchlichen Herzen ſo wohl thun, wodurch waren ſie Freunde? Gemeinſchaftlicher Zweck verband ſie: Gefahr zog den Knoten zuſammen: erprobte Treue, fortgehender wachſender Eifer, glorreiche Mühe, gemeinſchaftlicher Genuß der Mühe, Noth und Tod endlich machten den Knoten unauflöslich. Wie wahr iſts, was jener Freund von ſeinem Freunde ſinget: **deine Liebe war mir mehr als Frauenliebe!** Die Schöpfung kennt nichts Edleres, als zwey freywillig und unauflöslich zuſammengeſchlungene Hände, zwey freywillig Einsgewordne Herzen und Leben. Gleichviel ob dieſe beyden Hände männlich oder weiblich oder beyderley Geſchlechts ſind: es iſt ein ſtolzes aber ungereimtes Vorurtheil der Männer, daß nur ſie zur Freundſchaft taugen. Oft iſt ein Weib darzu zarter, treuer, feſter und goldreiner, als eine Reihe ſchwacher, fühlloſer, unreiner männlicher Seelen; und wo Untreue, Eitelkeit, Rivalität, Leichtſinn ſtatt findet, da iſt Freundſchaft für beyderley Geſchlecht unmöglich. Auch **Ehe** ſoll Freundſchaft ſeyn: und wehe, wo ſies nicht iſt, wo ſie nur Liebe und Appetit ſeyn wollte! Es iſt einem edeln Weibe ſüß, auch um ihres Mannes willen zu leiden, geſchweige ſich mit ihm zu freuen, und Er ſich in Ihr, Sie ſich in Ihm wirkſam, fröhlich, honett, geſchätzt und glücklich zu fühlen.

Die

Die gemeinſchaftliche Erziehung der Kinder iſt der ſchöne leitende Zweck ihrer Freundſchaft, der noch im grauen Alter beyde ſüß belohnet. Als zwey verſchlungene Bäume ſtehn ſie da, und werden daſtehn, umringt vom Kranz jugendlichgrünender Bäume. — Ueberhaupt iſt **gemeinſchaftliches Leben** das Mark der wahren Freundſchaft; Aufſchluß und Theilung der Herzen, innige **Freude** an einander, gemeinſchaftliches **Leid** miteinander, **Rath, Troſt, Bemühung, Hülfe** für einander ſind ihre Kennzeichen, ihre Süßigkeiten und Belohnung. Was für zarte Geheimniſſe giebts in der Freundſchaft! Delikateſſen, als ob die Seele ſich in des Andern Seele unmittelbar fühlte, und vorahnend ſeine Gedanken ſo richtig erkenne, als obs ihre eignen Gedanken wären. Und gewiß, die Seele hat zuweilen Macht, ſie ſo zu erkennen, ſo in des andern Herz unmittelbar und innig zu wohnen. Es giebt Augenblicke der Sympathie auch in Gedanken, ohne die mindſte äußere Veranlaſſung, die zwar die Pſychologie nicht erklärt, aber die Erfahrung lehrt und bekräftigt. Es giebt Erinnerungen, auch ferne Erinnerungen abweſender Freunde an einander, die oft von der wunderbarſten, mächtigſten Art ſind: Wenn überhaupt die Seele je die geheime Kraft hätte, ohne Organ unmittelbar in eine andre Seele zu wirken: wo könnte es natürlicher ſeyn, als bey der Freundſchaft? Dieſe iſt reiner und alſo gewiß auch mächtiger als die Liebe: wenn dieſe ſich zur Stärke und Dauer der Ewigkeit erheben will, muß ſie erſt, von der groben Sinnlichkeit geläutert, ächte und wahre Freundſchaft werden. Wie ſelten gelangt ſie dahin! Sie zerſtört ſich ſelbſt, oder zerſtört ihren Gegenſtand mit durchdringenden freſſenden Flammen, und Beyde, das Liebende und das Geliebte, liegen ſodann wie ein Häufchen Aſche da. Aber die Glut der Freundſchaft iſt reine erquickende Menſchenwärme. Die beyden Flammen auf Einem Altar ſpielen in einander, heben und tragen frohlockend einander, und oft noch in der Stunde der traurigen Scheidung ſchweben ſie fröhlich und einig ins Land der reinſten

reinſten Vereinigung, der treueſten, untrennbaren Freundſchaft.

Der Leſer verzeihe die Ausführlichkeit, womit ich dieſen Punkt behandle. Da ich ihn für die wahre, einzige und ſchönſte Seelenvereinigung, alſo auch für den edelſten und ſüßeſten Genuß halte, deſſen die Menſchheit fähig iſt, dem auch ſelbſt die Liebe dienet: da es ſo verſchiedne Grade der Freundſchaft giebt von der leichten Geſelligkeit bis zur erhabenſten ſtillſten dauerndſten Aufopferung, die freylich nur ſehr auserleſenen Seelen unter ſehr ſeltnen Umſtänden und Verbindungen, aber auch ſolchen als das höchſte Privilegium, als der ächte Vorſchmack einer künftigen höhern Exiſtenz zu Theil ward: kurz, da in der Freundſchaft eine Vereinigung, faſt ohne Organe, rein, ganz, thätig und immerwachſend ſtatt hat: ſo iſt ſie, dünkt mich, auch der höchſte Punkt alles Verlangens und gerade in der größeſten Anſtrengung und Bedrückung wird ſie das reinſte Glück der Erde. Hier wirkt der wahre Magnetismus menſchlicher Seelen, und wir wiſſen, der Magnet zieht am meiſten, wenn er geübt wird. Ungeübt liegt er todt da; ohne Zuverſicht und ſchwer erprobte Treue iſt keine Freundſchaft, keine Verwechslung der Herzen möglich.

Aber die Natur ſah daß dieſe reine himmliſche Flamme für uns auf Erden meiſtens zu fein wäre: ſie kleidete ſie alſo in irrdiſche, ſinnliche Reize, und nun erſchien Venus Urania als — Aphrodite. Liebe ſoll uns zur Freundſchaft laden, Liebe ſoll ſelbſt die innigſte Freundſchaft werden.

Den höchſten Grad ihrer Entzückung ſuche ich nicht da, wo, wie Herr Hemſterhuis ſagt, uns die Natur mit einem Augenblick irrdiſcher Vereinigung täuſcht (ein Augenblick der ſich ringsum in lauter Bedürfniß verliehret) ſondern in das erſte glückliche Finden, in den über alle Beſchreibung ſüßen Augenblick, da beyde Geliebte gewahr werden, daß ſie ſich lieben, und es nun, wie unvollkommen und unwillkührlich es ſey, ſo gewiß, ſüß und übereinſtimmend einander ſagen. Warum muß ich das Wort ſchreiben: ſagen?

Das

Das arme Wort! Was kann in dieſem Augenblick die todte Zunge, die lechzende Sprache ſagen, wo ſelbſt der ſeelenvolle feurige Blick ſeine Flügel niederſchlägt und ſeinen Glanz verhüllet. Wenn es einen Augenblick himmliſcher Wolluſt und reiner Vereinigung verkörperter Weſen hier auf Erden giebt, ſo iſts dieſer; alles ganz andrer Art, als was uns nachher der darbende Genuß erlaubet. Ich weiß nicht, welche Mythologie irgend eines Aſiatiſchen Volks ihre Zeiträume des höchſten Alterthums ſo eintheilt, daß die Menſchen (damals noch paradieſiſche Geiſter) ſich Jahrtauſende zuerſt durch Blicke, nachher durch einen Kuß, durch eine bloße Berührung geliebt hätten, bis ſie in langen Zeiträumen endlich zu den niedrigern Arten des Genuſſes allmählich hinabgeſunken wären. Der Augenblick jenes geiſtigen Erkennens, jenes Verraths der Seele durch einen Blick ſetzt uns gleichſam in dieſe Zeit zurück, und mit ihr in die Freuden des Paradieſes. In ihm genießen wir zurückempfindend, was wir ſo lange ſuchten, und uns ſelbſt nicht zu ſagen wagten:

ten: in ihm genießen wir vorempfindend alle Freuden der Zukunft, nicht ahndend, ſondern habend, ja wenn man ſo ſagen darf, mehr als habend. Die Zukunft kann immer nur entwickeln, ſelten hinzuthun; und oft thut ſie ab, ſie vermindert den Wahn des Genuſſes bey jedem Genuſſe. Jener Augenblick iſt der, da Pſyche den Gott der Liebe erblickt, den ſie ſo lang verſchleiert liebte; ach warum, Unglückliche, ließeſt du die Fackel fallen? und endeteſt damit auf ſo lange alle deine Freuden! —

Es iſt gewiß, daß die Seelen, die zur treuſten, reinſten, edelſten Liebe geſchaffen ſind, ſich für dieſem Augenblick des Verraths, als für ihrem ärgſten Feinde fürchten, und mit ihm aufs blödeſte zögern. Das weibliche Geſchlecht, das die Liebe überhaupt zarter, als das unſre, behandelt, fühlt, wie viel die Flamme derſelben mit jedem Genuß verliehre, wie ſie, der Natur aller andern Flammen zuwider, erſtickt, wenn ſie ausbricht, und durch jede Aeußerung ihre innere Kraft und Süßigkeit ſchwächet. Keuſch und hei-

lig

lig ſuchts alſo das Geheimniß ſelbſt im Herzen des Liebenden zu bewahren, ſobald es deſſelben gewiß iſt; und nichts macht ſich gewiſſer als dieſes. Das Geheimniß wird gleichſam entweiht, wenn es nur die Lippen berührt: es erſtirbt auf gewiſſe Weiſe ſchon im erſten Kuſſe, im erſten Seufzer. Aber da wir einmal Körper ſind, ſo verliehrt Pſyche freylich, wie die alte Fabel lautet, ihre himmliſche Fittige, ſobald ſie zur Materie herabſinkt. Iſt es Wunder, daß ſie ſich ſo lange, und mit ſo vieler Mühe noch täuſchen will, daß ſie nicht den Körper, ſondern nur das, was ihrer Natur iſt, die Seele des Geliebten liebe? gleich als ob ſie ſich ihrer Erniedrigung ſchämte, und die kurze Dauer des Genuſſes, den ſie ſucht, prophezeihte. Wie verhüllet ſie ſich alſo dieſen! ſie ſuchet auch im Kuß nur Vereinigung der Seele, wie es das untenangezogene unüberſetzbare Gedicht (*) gleichſam ganz lie-

---

(*) Dum ſemihulco ſuavio
meam puellam ſuavior etc. Aul. Gell. l. XIX. c. IX. Siehe auch das vortrefliche Lydia, puella

beathmend ſinget. Groſe Stellen im vierten Buch Lukrez ſchildern dieß Streben, dieß eitle, immer unbefriedigte Streben nach Vereinigung der Weſen ſo ſtark, ſo philoſophiſch und kräftig, als ob Lukrez fürs Syſtem unſers Autors, oder dieſer ſein Syſtem des Genuſſes und der Liebe aus ihm geſchrieben hätte. — Glücklich, daß die Natur dieſen kurzen trügenden Wahn der innigſten Vereinigung von Seiten des Geiſtes mit Freundſchaft paarte, und von Seiten des Körpers mit dem elektriſchen Funken ſeiner Allmacht beglückte, durch den aus einer uns unbegreiflichen Verbindung Zweyer Weſen ein Drittes wird, gleichſam ein Geſchöpf der Liebe, des Verlangens und der unvollendeten Sehnſucht. Die feurige Kette ſchlingt ſich alſo weiter: zwiſchen der Dürftigkeit und dem Ueberfluß wird an ihr ein neues Glied geknüpft, in dem der Funke des Verlangens weiter zünde. Ueberhaupt bemerke ich allgemein, daß der Schöpfer keinen Grad von

Ver-

---

candida, das dem Cornelius Gallus zugeſchrieben wird, inſonderheit in der letzten Strophe.

Vereinigung der Weſen in ſeiner Natur ohne Frucht ließ. Der erſte Grad von ſinnlichem Genuß, nach dem auch ſchon das Kind ſauget, giebt uns **Lebensſaft**: er bereitet uns ein **Edleres** aus einer ſchlechtern Materie. Je **feiner** das Organ wird, deſto **geiſtiger** ſind die Kinder ſeines Empfängniſſes: **Düfte** ſtärken und erquicken die Seele: **Muſik** tröſtet und labt das Herz mit himmliſchem Tranke. Die **Bilder**,

— — Simulacra, pabula amoris

führen dem Geiſt zärtere **Gedanken** zu, als ihr Materielles ſelbſt iſt; und endlich **Freundſchaft** und **Liebe**, jene die Ehe der Geiſter, dieſe der Körper, bringen uns einen Becher des Genuſſes mit den ſchönſten Früchten bekränzet. **Freundſchaft** erweckt edle Empfindungen, Beſtrebungen, Thaten; **Liebe**, wie die göttliche Frühlingsſonne, belebt den zarten mütterlichen Weinſtock mit Laub und Früchten. Die **Schöpfungskraft** des erſten Urhebers iſt in ſie geleget.

Auch ſcheinets, daß der Schöpfer Sorgfalt getragen habe, den kurzen flüchtigen Genuß der Liebe mit einer Gabe zu erſetzen und zu belohnen, die er unmittelbar aus ſeinem Schatz nahm, und in der auch das geringſte lebendige Geſchöpf eines Funkens der Gottheit gewürdigt werden ſollte; es iſt die Elternzärtlichkeit, die väterliche und mütterliche Liebe. Sie iſt göttlich, denn ſie iſt uneigennützig und ſehr oft ohne Dank. Sie iſt himmliſch, denn ſie kann ſich auch in viele zertheilen, und bleibt immer ganz, immer ungetheilt und neidlos. Endlich iſt ſie auch ewig und unendlich, denn ſie überwindet Liebe und Tod. Abſcheulich iſt die Mutter, die ihrem Kinde den Liebhaber vorzieht: ſelbſt Thiere beſchämen ſie, die freudig für ihre Jungen ſtarben. Unter allen Schmerzen des Todes ſchmeichelten und liebkoſeten ſie denen, die man grauſam aus ihrem Leibe riß, und für jede thieriſche Mutter giebts kein ſüßeres Geſchäft, als ihre Jungen zu ſäugen. Mütterliche Zärtlichkeit war das Pfand der Liebe, womit die Natur, gleichſam aus ih-

rem

vom Herzen, die Schmerzen der Mutter belohnte. Nichts geht über die Angſt, womit die Mutter ein verlohrnes Kind ſucht, und nichts über die Freude, womit ſie's nach langem Suchen, nach vieljähriger Entfernung wieder findet, und wie neugebohren umarmet. Das Verlangen der Mutter nach Kindern iſt die ſchönſte Sehnſucht, die im Gürtel der Liebe lag, ja aus der, bey allen reinen Weibesherzen, er eigentlich ganz gewebt ſcheinet. Sie ſind die Prieſterinnen am heiligen Feuer der Veſta; und wehe dem verachteten Geſchöpf, das ſtatt dieſer Flamme von einer andern glühet! Nur die Spitze ſeines Pfeils hat Amor mit Verlangen geſalbet; (*) unglücklich, wenn der ganze Pfeil davon glühet.

Zu wem kann ich von der zärtlichen, göttlichen, ewigen Elternzärtlichkeit hinaufſteigen, als zu Dir, groſe allgemeine Mutter, zärtlichſter höchſter Vater! Meine Sprache hat kein Wort die Empfindung zu nennen, mit der Du dich in jedes Geſchöpf, in jede Nerve und Winkel eines

ſchla-

(*) [illegible] Euripid.

ſchlagenden Herzens ſetzteſt, und jedem derſelben ſeinen für andre unüberſehbaren, unerklärlichen, unfühlbaren Genuß gabeſt. Deine ganze Schöpfung iſt ein Gewebe, das die **Macht** aus dem Nichts hervorzog, die **Weisheit** einſchlug, und dem die **Liebe** ihre tauſendgeſtaltige ſinn- und liebreiche Figuren einwebte. Wer ſollte Dich alſo nicht lieben, da jedes Geſchöpf nur zu Dir ziehet, zu Dir weiſet? und wer kanns, wie er ſollte: da er im Meer deiner Gedanken und vorgefühlten Empfindungen untergeht, und auch nur über ſich ſelbſt in die tiefſte Tiefe ſinket? Du haſt das Schickſal aller Eltern, daß ſie mehr lieben, als geliebt werden; aber du haſt vor allen das voraus, daß Du die Sehnſucht nach Dir in mir ſelbſt erſchaffen haſt, und mich an Banden des Erkenntniſſes und der Liebe Dir immer näher zuführen kannſt. Mein ganzes Herz ſagt mirs, Du werdeſt und müſſeſt es thun: denn das kleine Fünkchen Erkenntniß und Liebe in mir iſt ja nur ein Abglanz der unendlichen Flamme deines Herzens. Du mußt mich alſo tauſendſach inniger erkennen,

nen

nennen, ſuchen und lieben, als ich Dich nennen und ſuchen kann; und dieſer ewige Zug Deines Herzens zu dem Meinen iſt mir ein eingepflanzter Bürge meiner unſterblichen Neigung zu Dir, und des immer wachſenden Genuſſes Deiner.

Aber wie wird der Ewige genoſſen? durch Anſchauung? oder durch Empfindung? Unſer Autor hat eine harte Bemerkung über die Schwärmer gemacht, (*) die, recht geprüft, leider nur zu wahr ſeyn möchte. Es iſt die allgemeine Erfahrung, daß in alle Schwärmereyen Weiber verwickelt geweſen; oft wurden die Männer nur angeſteckt durch Weiber, die ſie, wie es hieß, neu gebahren. Den Männern waren ſie alſo gleichſam Mittlerinnen der Gottheit; und wie ſie ſich die Gottheit, inſonderheit den menſchlichen Gott dachten, und ihn empfanden; davon liegen ja ſo viele Schriften und Briefe der Welt vor Augen. Die Ohnmacht, die die heilige Thereſia vor dem Altar fühlte, als der himmliſche Amor ihr Herz berührte, konnte, wenn ſie in dieſem

Augen-

(*) Hemſterhuis philoſ. Schriften, Th. 1. S. 88.

Augenblick nur körperlich betrachtet würde, ſchwerlich von einer andern Art ſeyn, als den jede liebende Ohnmacht hat: denn in den Säften des Körpers iſt Liebe und Liebe an Wirkungen gleich, wer auch der Gegenſtand ſeyn möge. Bey allen Gefühlen dieſer Gattung iſt alſo auch dem unſchuldigſten Herzen die größeſte Behutſamkeit nöthig; ſelbſt im Strom der göttlichſten Liebe bleibt's immer nur ein menſchliches Herz. Alle Mittlerinnen, und wenn es die Mutter Gottes ſelbſt wäre, ſind gefährlich: ſo wie dem weiblichen Herzen alle irrdiſche, und (zu ſinnlich empfunden) ſelbſt der himmliſche Mittler ſeyn kann. Von ganzer Seele, von allen ihren Kräften will Gott geliebet ſeyn, nicht aber vom gährenden Nervenſaft in einem kranken epileptiſchen Körper.

Wir kommen von ſelbſt auf die Grenzen, die Gott unſerer Liebe und Sehnſucht hienieden bey jedem Genuß geſetzt hat; und es ſind nicht blos, wie Herr Hemſterhuis zu meynen ſcheint, unſre Organe, ſondern, wie er zuletzt ſelbſt findet, unſer iſolirtes einzelnes Daſeyn. Er vergleicht

gleicht die Eigenſchaft der Seele, die ſich dem Zuſammenſtrömen mit andern Weſen widerſetzt, **der Kraft der Trägheit** in der Materie; und allerdings muß dieſe Kraft der Trägheit viel was anders und mehr ſeyn, als der groſſe Trupp mechaniſcher Philoſophen von ihr weis oder ausſagt. Schon die beyden Worte, **Kraft** und **Trägheit** paſſen ſich ſo zuſammen, als **Bewegung** und liegender **Grund** in dem Wort „**Bewegungsgründe.**“ Auch Leibnitz und alle beſſere Denker haben über den innern Zuſtand der Materie Vermuthungen gewagt, denen ich in den verſprochenen Anmerkungen des Herrn Hemſterhuis gern einen angenehmen Zuwachs wünſche. Voritzt laſſen wir dieſe Aehnlichkeit auf ſich beruhen, und ſehen die Grenzen, die Gott dem Verlangen unſerer Seele geſetzt hat **durch ihre Natur ſelbſt.**

Wir ſind einzelne Weſen, und müſſen es ſeyn, wenn wir nicht den **Grund** alles Genuſſes, unſer eigenes **Bewußtſeyn**, über dem Genuß aufgeben, und **uns ſelbſt** verliehren wollen, um uns in einem andern Weſen, das doch nie wir ſelbſt ſind, wieder zu finden. Sebſt wenn ich mich, wie es der Myſticismus will, in Gott verlöhre, und ich verlöhre mich in ihm, ohne weiteres Gefühl und Bewußtſeyn meiner: ſo genöſſe Ich nicht mehr; die Gottheit hätte mich verſchlungen, und genöſſe ſtatt meiner. Wie gut hat es alſo die Vorſehung gemacht, daß ſie das Saitenſpiel unſrer Empfindungen nur nach und nach, in ſehr verſchiedenen Klängen und Arten wecket: daß ſie unſere Sehnſucht jetzt auffodert, jetzt einſchränkt, unſer Verlangen hier thätig dort leidend übet, überall aber, auch nach dem ſüßeſten Genuß, uns auf unſer armes Ich zurückſtößet, ſagend gleichſam: „Du biſt doch ein eingeſchränktes, einzelnes Geſchöpf! Du dürſteſt nach Vollkommenheit, aber du haſt ſie nicht! Verſchmachte nicht am Brunnen dieſes einzelnen Genuſſes, ſondern raffe dich auf und ſtrebe weiter.“ Laſſet uns dieſes in einigen auffallenden Proben und Beyſpielen ſehen.

Aller räuberiſche Genuß, der den Gegenſtand verwüſtet, iſt uns blos als **Bedürfniß** von der Hand der **Nothwendigkeit** gegeben; er reibet ſich ſelbſt auf und erſtirbt in ſich. Der Menſch iſt ein Tyrann des Weltalls; aber wie bald iſt auch dieſer kleine Tyrann, wenn er in den Grenzen der Natur bleiben will, vom Raube geſättigt! Jeder ſinnliche Genuß iſt eigentlich nur ein **mildgemachtes Bedürfniß**; wo die Zerſtörung des Gegenſeitigen aufhört, fängt erſt ein freyerer, ſchönerer Genuß, ein fröhliches **Nebeneinanderſeyn** vieler Geſchöpfe an, die ſich **wechſelſeitig** einander ſuchen und lieben. Ein Tyrann, der alles allein ſeyn, der alles verſchlingen will, wie Saturn ſeine Kinder, iſt weder zur Freundſchaft, noch zur Liebe, ſelbſt nicht einmal zur Vaterzärtlichkeit fähig. Er drückt und unterdrückt: neben ihm kann nichts wachſen, geſchweige, daß es mit ihm zuſammen wachſe zu Einer gemeinſchaftlichen Krone.

Sobald mehrere Geſchöpfe milde neben einander ſind, und ſich einander wechſelſeitig genießen wollen: ſo folgt, daß keins auf den alleinigen, alſo auch nicht auf den höchſten Genuß ausgehn müſſe, oder es zerſtört um ſich her. Es muß geben und nehmen, leiden und thun, an ſich ziehn und ſanft aus ſich mittheilen. Dieß macht zwar allen Genuß unvollſtändig, es iſt aber der wahre Takt und Pulsſchlag des Lebens, die **Modulation** und **Haushaltung** des Verlangens, der Liebe und aller Süßigkeiten der Sehnſucht. Hier gebe ich die ſchöne Weisheit der Natur zu bemerken, die alles in dieſen Pulsſchlag leidender und thätiger, gebender und empfangender Weſen, auch nach Geſchlechtern, Augenblicken, Zeitumſtänden, Lebensaltern, Situationen, u. ſ. theilte, und gleichſam einwiegte. Wie dort Zwey Lichter am Himmel, ſo hat Gott auf der Erde Zwey Geſchlechter geſchaffen, die im Schwunge der Empfindungen ſich einander das Gegengewicht leiſten ſollen. Eins erſetzt dem andern, was dem an Zartheit, dieſem an Stärke abgeht, und im Reich der Liebe iſt Zartheit mächtiger als Stärke. Die Schwachheit des Weibes

erſtat-

erſtattete und umhüllete Gott mit Reizen. Wo er des Bedürfniſſes wegen von den Regeln der Wohlgeſtalt abgehen mußte: da ſchlang er den Gürtel der Liebe um ſie, begabt mit dem Verlangen, das, wie jene Göttin ſaget, alle Stärke überwindet. Auch in der Freundſchaft iſt ein Theil immer der thätige, der andre mehr beyhelfend und leidend: jener männlich, dieſer weiblich; oft umgekehrt nach Geſchlechtern. Einklang iſt in dieſer Ehe der Seelen weder angenehm noch nützlich, noch möglich. Conſone Töne müſſen es ſeyn, die die Melodie des Lebens und des Genuſſes geben, nicht uniſone; ſonſt verliert ſich die Freundſchaft bald in bloße Geſellſchaft.

Auch das wird hieraus offenbar, daß die Anziehungskraft einer einzelnen menſchlichen Seele ſich ins Unendliche weder ausbreiten könne, noch ausbreiten dürfe. Die Natur hat ſchmale Grenzen um jedes Einzelne gezogen; und es iſt der gefährlichſte Traum, ſich unumſchränkt zu denken, wenn man eingeſchränkt iſt, ſich Deſpot des Weltalls zu glauben, wenn man von nichts als einzelnen Almoſen lebet. Die ganze Schöpfung mit Liebe zu umfaſſen, klingt ſchön; aber vom Einzelnen, dem Nächſten, fängt man an: und wer dieß nicht tief, innig, ganz liebet: wie ſollte er, was entfernt iſt, was aus einem fremden Geſtirn nur ſchwache Stralen auf ihn herabwirft, lieben können? — ſo, daß es auch nur den Namen der Liebe verdiente. Die allgemeinſten Kosmopoliten ſind meiſtens die dürftigſten Bettler: ſie, die das ganze Weltall mit Liebe umfaſſen, lieben meiſtens nichts, als ihr enges Selbſt.

Ich komme auf den Umſtand, da Hr. H. die griechiſchen Staaten mit den unſern vergleicht (*) und der Chriſtlichen Religion den Vorwurf zu machen ſcheint: daß ſie durch gar zu viele Sorge fürs ewige Wohl des Individuum ſeine Anhänglichkeit ans flüchtige Wohl eines zeitlichen Staates mindere. Der Vorwurf ſchiene nur dann gegründet, wenn die Sorge für die Ewigkeit der

---

(*) S. 96. 97.

Sorge für die Zeit entgegengeſetzt wäre, und ein glücklicher Staat anders als aus lauter **glücklichen Individuen** beſtehen könnte. Das erſte wird nur eine ſehr übel verſtandne Pfaffenreligion behaupten; im zweyten Fall kann ja das Individuum für nichts als ſeine Wohlfarth ſorgen, und überläßts dem, der die Maſchine (wie Hr. Hemſterhuis ſelbſt einen Staat nennt) eingerichtet hat, oder aufzieht, wie Er fürs Ganze derſelben zu ſorgen Luſt und Kraft habe. Daß die Geſetzgeber die chriſtliche Religion faſt von jeher gemißbraucht, und mit ihren barbariſchen Feudal- und Ritterverfaſſungen übel gemiſcht haben, iſt in der ganzen chriſtlichen Geſchichte ſchreyend; daran hat aber die Religion nicht Schuld, ſondern die groben Hände, die ſie in dieſen heterogenen politiſchen Teig kneten wollten. Religion iſt, wie Hemſterhuis recht geſagt hat, (*) **die freye Beziehung jedes Individuums aufs höchſte Weſen**; die ihr mit dem Namen einer politiſchen Maſchine Ehre erzeigen

---

(*) S. 112.

zeigen wollten, haben ſie am meiſten entſtellt und erniedrigt.

Doch wieder zu unſerm Gegenſtande! (denn auch bey Herrn Hemſterhuis war dieſes nur Parentheſe.) Die Natur fängt immer vom Einzelnen an; und nur, wenn ſie die Neigungen deſſelben in ſeinem kleinen Kreiſe geordnet und befriedigt hat, kettet ſie mehrere an einander, und ordnet ihre Empfindungen zur gemeinſchaftlichen Glückſeligkeit. Aus glücklichen Familien beſteht das Wohl des Staats; oder ſeine Glückſeligkeit iſt eine Scheingröße. Nachdem in einem Menſchen ſinnliche und geiſtige Freuden, Freundſchaft und Liebe, Vaterzärtlichkeit und eigne Tugend wohlgeordnet und wohlgepaart ſind, nachdem iſt er für ſich und andre glücklich. Unmöglich kann er alſo wie Meeresſchleim mit allem zuſammenfließen: unmöglich alles in gleichem Grade lieben, loben und gutheißen, oder jeden Staub in einen Sonnenſtrahl verwandeln wollen, damit er doch auch das Staubkorn als einen Sonnenſtral liebe. Er ſchadet damit dem Guten ſo ſehr als dem Böſen, und verliehrt zuletzt ganz ſein Urtheil und ſeinen Standpunkt. Wer nicht zurückſtoßen kann, kann auch nicht anziehn: Beyde Kräfte ſind nur **Ein Pulsſchlag** der Seele.

So ſind wir in dieſem Weltall; und wie gehts auf unſrer ewigen Reiſe weiter hinauf? Schwerlich anders. Nur auf unſerm eignen Daſeyn und Bewußtſeyn ruht die Exiſtenz andrer, ſo fern ſie durch Liebe und Sehnſucht mit uns verknüpft ſind; verlöhren wir jene, ſo hätten wir auch von dieſen keinen Genuß mehr. Nothwendig wird unſre Exiſtenz von Stufe zu Stufe immer freyer und wirkender werden: unſer Genuß wird weniger verderben und zerſtören: wir werden immer mehr Freuden ſchmecken lernen, indem wir geben und thun, als indem wir nehmen und leiden. Indeſſen ſcheint das gegenſeitige Verhältniß nie ganz aufhören zu können, das die Summe dieſes ganzen Glücks macht. Um zu geben, müſſen immer Gegenſtände ſeyn, die da nehmen; um zu thun, andre, für die man thue; Freundſchaft und Liebe ſind nie möglich, als zwiſchen gegenſeitigen freyen, conſonen, aber nicht uniſonen, geſchweige identificirten Geſchöpfen. Und was endlich den Genuß des höchſten Weſens anbetrift; da bleibts immer „**Hyperbel mit ihrer Aſymptote,**“ wie unſer Autor ſagt, (*) und muß es bleiben. Die Hyperbel nähert ſich der Aſymptote, aber ſie erreicht ſie nie: zu **unſrer** Seligkeit können wir nie den Begrif unſers Daſeyns **verliehren**, und den unendlichen Begrif, daß wir **Gott** ſind, erlangen. Wir bleiben immer Geſchöpfe, wenn wir auch die Schöpfer großer Welten würden. Wir nahen uns der Vollkommenheit, unendlich vollkommen aber werden wir nie. Das höchſte Gut, was Gott allen Geſchöpfen geben konnte, war und bleibt eignes Daſeyn, in welchem eben Er ihnen iſt und von Stufe zu Stufe mehr ſeyn wird **Alles in Allem.**

(*) S. 108.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Verbeſſerungen.

S. 51. Z. 7. Trunknen l. trunknen.
— 80. Z. 1. Ptolomäus l. Ptolemäus.
— 82. Z. 2. rümchen l. rühmlichen.
— 96. Z. 8. Anas l. Aeas.
— 123. Z. 9. und l. nur
— 126. Z. 7. Kothurus l. Kothurns
— 154. Z. 4. paſt l. haſt.
— 175. Z. 9. Gewandte l. Gewan̄de.
— 179. Z. 7. einem l. Einem
— 182. Z. 8. ſtolzender l. ſtolzer
— 187. Z. 3. ich die l. ich, die

Zerſtreute Blätter

von

J. G. Herder.

Zweite Sammlung.

Gotha 1786,
bey Carl Wilhelm Ettinger.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Hier haben Sie, m. Fr. die erſten gedruckten Bogen eines zweiten Theils der zerſtreuten Blätter. Nehmen Sie ihn ſo gütig auf, wie Sie den erſten Theil aufnahmen und ſeyn im Namen des Publikums ſein Erſter Richter.

Die Blumen aus der griechiſchen Anthologie haben nach der Einleitung vor dem erſten Theil der Blätter keine weitere Vorrede nöthig. Theano und ich theilten dieſe kleinen Geſchenke der griechiſchen Hora; und im Drucke fand ſichs, daß wir beinah zu reichlich getheilt hatten. Ein Buch voll Sinngedichte iſt wie ein Gaſtmahl von Näſchereien, wo jede einzelne Süßigkeit durch die Menge ihrer Nachbarinnen leidet. Ich habe alſo auch bei dieſen vier Büchern ſorgfältig gewählt und eine ziemliche Anzahl ausgelaſſen, die ihre ſammlende Hand ſchon finden werden. Auch Sie, m. Fr. bitte ich, auf dieſen Blumenbeeten mit ſparendem Blick zu verweilen; leſen Sie auf Einmal nur Weniges und wenn Ihnen hie und da ein Stück vorzüglich gefällt, nur dies Eine: denn jedes kleinſte Stück iſt ein Ganzes.

Ich wünſchte, daß hiezu und überhaupt zum Begrif von der ganzen Gattung die Abhandlung über das griechiſche Epigramm dienen möchte, die darauf folget. Daß ich von Leßing ausgegangen bin, gehört zur Geſchichte dieſes Aufſatzes: denn als 1771. der erſte Theil

von

von Leßings vermiſchten Schriften erſchien, bekam ich eine äußere Veranlaſſung, dem Inhalt ſeiner Anmerkungen weiter nachzugehen und wenn mir meine Arbeit gelungen iſt, werden Sie in ihr die Theorie des Epigramms Theils genauer beſtimmt, Theils mehr erweitert finden. Es wäre gut, wenn wir andere Gedichtarten eben ſo unterſuchten: denn die Beſtimmung derſelben blos aus dem Namen, oder nach einem engen Kreiſe von Beiſpielen hat unſre ſogenannte Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften mit manchen willkührlichen Begriffen und einer guten Anzahl geltender Halbwahrheiten angefüllet, die keine beſſre Folge haben können, als den arbeitenden oder den betrachtenden Geiſt bald einzuſchränken, bald zu verführen. Nächſtens theile ich Ihnen eine kleine Hyle mit, bei der ich nicht läugnen will, es auf eine ähnliche Abſicht angelegt zu haben.

2.

Hier iſt das kleine Wäldchen griechiſcher Gedichte, das ich neulich anmeldete. In ihm ſind Fabeln, Idyllen, lyriſche Stücke, Fragmente von Lehrgedichten, Hymnen u. ſ. Was ich damit im Sinn habe, wird die Folge zeigen; genießen Sie ſie jetzt als eine Namenloſe Sammlung, in der Ihnen hie und da ein Stück, wenigſtens der Ueberſetzung nach, neu ſeyn wird. Was für Sie nicht iſt, laſſen Sie einem Nachbar — —

Aber es kommt zugleich eine Göttin mit, der ich gern einen Platz unter Ihren Lieblings- und Hausgöttern erbäte. *) Ihr Name klingt furchtbar; aber nur durch Mißverſtand iſt er furchtbar geworden und eben um dieſen Mißverſtand zu heben und die ernſte Göttin in ihrer wohlthätigen, ſchönen Geſtalt zu zeigen, iſt die kleine Abhandlung geſchrieben. Wenn Ihnen ein paar Seiten und einige Anmerkungen zu gelehrt vorkommen: ſo überfliegen Sie dieſelbe und eilen zum Ende; aber die Göttin ſelbſt, als ein moraliſches Sinnbild betrachtet, bitte ich nicht zu überfliegen. Räumen Sie ihr eine Stelle im Lararium Ihres Herzens ein und grüßen Sie ſie jeden Abend.

---

*) Nemeſis, ein lehrendes Sinnbild.

Ungemein freuete es mich, als ich im Leben des großen Linné fand, daß er die Nemeſis auch geehrt und zu ſtiller Erbauung gar eine Geſchichte derſelben, (hiſtoriam Nemeſeos divinae) geſchrieben habe. Er nahm ihren Namen nur nach dem gemeinen Begrif; nach dem Feineren, den ich entwickle, werden Sie dieſelbe nicht nur fürchten und ehren, ſondern auch lieben lernen und wenn Linné an ſeine Thür geſchrieben hatte: Innocui vivite, Numen adeſt! ſo wollen wir vor das Tagebuch unſrer kleinſten Handlungen das Motto ſetzen: ne quid nimis! Nemeſis adeſt. — Es thut mir leid, daß ich meine Abhandlung nicht mit einem Bilde dieſer Göttin gezieret habe. Leben Sie wohl und erwarten nächſtens eine noch ernſtere Geſtalt,

ſtalt, der dieſe nur zur Vorläuferin dienen ſollte.

3.

Die ernſte Geſtalt, mit der ich heut erſcheine, iſt der Tod; aber es iſt weder der dürre Knochenmann, noch allein jener Jüngling mit der geſenkten Fackel. Ein ganzes Reich ſchattiger Weſen und dunkler Träume wird vor Ihnen aufſteigen und ſich zuletzt in eine Dämmerung verlieren, in welcher uns auch der erſte und ſchwächſte Stral der Aurora eines andern Lebens wohlthut. Laſſen Sie ſich die Geſchichte dieſer Todesbriefe erzählen.

Wenn über Einen Punct des Alterthums uns Denkmahle zur Belehrung übrig geblieben ſind, ſo iſts über die Materie des Todes. Tempel und Bildſäulen wurden als Werkzeuge der Abgötterei zerſtöret; aber Grabmähler und Sarkophagen blieben. Theils blieben jene über der Erde, weil ein Reſt der Menſchlichkeit oder der erdichtete Name eines Heiligen ſie ſchützte; Theils hatte dieſe die all-aufnehmende Mutter Erde dem zerſtörenden Blick der Barbaren verborgen. Wenn alſo über irgend einen ſtreitigen Punct der alten Kunſtgeſchichte Gewißheit erwartet werden kann, ſo iſts über dieſen.

Und dieſe Gewißheit beut ſich uns ſehr angenehm dar. Wer iſt, der nicht bei den Grabmählern der Etrusker und

Römer

Römer (denn von den Griechen iſt uns ſo gut als nichts übrig) mit der ruhigen, ſtillen Aufmerkſamkeit verweile, die ſelbſt einen Vorgeſchmack des betäubenden letzten Schlummers mit ſich führet? Mir wenigſtens waren dieſe Monumente des allgemeinen Schickſals in ihrer ſchönen Einfalt, in ihrer friedlichen Größe ſchon in jungen Jahren ſehr angenehm und ich blätterte gern in den Sammlungen, die ſie beſchreiben. — —

Als Leßings Abhandlung erſchien: wie die Alten den Tod gebildet, freuete ſie mich, nicht nur durch das, was ſie gab, ſondern auch, was ſie in mir weckte. In ihr war meiner, der ich damals faſt noch ein Jüngling war, über Arbeiten, die ich bald ſelbſt nicht mehr für die Meinigen

nigen erkannte, auf eine ſo edle Weiſe gedacht, daß mir dieſe Schrift für Leßings Charakter eben die Hochachtung gab, die ich für die Gaben ſeines Geiſtes längſt gehabt hatte. Nicht lange darauf lernte ich ihn perſönlich kennen; unſer Geſpräch fiel aber nicht auf Materien dieſes Inhalts und da ich in einem Provinzialblatt den erſten Entwurf deſſen bekannt machte, was jetzt in dieſen Briefen ausführlicher vorkommt, war Leßing in Italien. Als er zurückkam, war mir die Kleinigkeit nicht mehr im Gedächtniß; ich weiß alſo auch nicht, ob er jenen unreifen erſten Entwurf geleſen habe.

„Warum ich aber jetzt, nach ſeinem Tode, dieſen Aufſatz berichtigt und vermehrt, herausgebe?“ Dies geſchieht

ſchieht aus einer ſehr reinen, patriotiſchen Abſicht. Leßing hat ſeine Manier und wenn bei irgend Einer ſeiner Unterſuchungen dieſe Manier kenntlich wird, iſts bei der kurzen, genialiſchen Abhandlung vom Tode. Sein Scharfſinn durchſchneidet: er durchſchneidet meiſtentheils glücklich; es kann aber nicht fehlen, daß nicht zu beiden Seiten manches unbemerkt bleibe, worauf ſein gerade durchdringender Blick nicht fiel. Soll dieſes nun von andern nicht bemerkt werden? ſoll und muß jeder den Weg gehen, den Er ging, ohne einen Blick zur Rechten oder zur Linken? Keines Menſchen Denkart war dies weniger, als Leßings. Er haßte das Nachtreten auf ſeinen Ferſen, wie er ſelbſt Niemanden nachtrat und die unglücklichen Verſuche, die man gar in ſeiner Manier machte, waren ihm in der Seele zuwider. Je einen eignern Geſichtspunkt ſein Gegner nahm, deſto lieber war ihm dieſer: denn nur durch das vielſeitige Betrachten Eines und deſſelben Gegenſtandes wird die Wahrheit gefördert. Ich werde mich alſo nicht hindern laſſen, über mehrere ſeiner Arbeiten meine zerſtreuten Anmerkungen zu ſammlen, wie ichs über dieſe gethan habe; ich wüßte kein beſſeres Opfer, das ich dem edlen Schatten bringen könnte.

Und ſo gönnen Sie, m. Fr., auch hier zum Schluſſe des Buchs, dem kleinen Denkmahl eine Stelle, das ich in der erſten ſchmerzlichen Empfindung ſeines Verluſtes Ihm damals im deutſchen Merkur ſetzte. Es hat den Beifall vieler gehabt,

gehabt, die Leſſings Werth kannten; auſſer der Schreibart habe ich alſo an ihm nichts ändern mögen. Die wenigen Anmerkungen, die eine unangenehme Nothwendigkeit mir abgezwungen hat, werden, wie ich weiß, wahre und wie ich hoffe, friedliche Anmerkungen bleiben.

Zwar hätte ich noch von Leſſings Geſpräch über den Spinoziſmus einige Worte hinzuſetzen mögen. Aber was ſollen über eine Materie der Art einige Worte? Sie verdient wohl, daß wir ihr eine eigne Erwägung gönnen und auch dieſe wird ihre Zeit finden.

Inhalt.

I. Blumen aus der griechiſchen Anthologie geſammlet. S. 1
II. Anmerkungen über das griechiſche Epigramm, zweiter Theil der Abhandlung. — 103
III. Hyle. Kleiner griechiſchen Gedichte, erſte und zweite Sammlung. — 171
IV. Nemeſis, ein lehrendes Sinnbild. — 213
V. Wie die Alten den Tod gebildet: ein Nachtrag zu Leſſings Abhandlung deſſelben Inhalts. — 273
VI. Gotthold Ephraim Leſſing. — 377

I.

Blumen

aus der griechiſchen Anthologie

geſammlet.

Fünftes Buch.

An die Nachtigal,
die eine Cicada davonträgt.

Attiſches Mädchen, wie? Philomele, du Honiggenährte,
Eine Cicada trägſt du für die Jungen ins Neſt?
Raubt die Geflügelte, raubt der ſingende Bote des Frühlings
Eine Geflügelte, die mit ihr den Frühling beſang?
Nachtigal, laß die Arme! Sie iſt eine Fremde, wie du biſt:
Keinem Sänger Apolls ziemet des Anderen Mord.

Das Opfer der Jugend.

Dieſe Locke der Jugend und dieſe frohe Cicada
hat Kalliſthenes euch, glänzende Horen, geweiht.
Friſch wie der Morgen leuchtet der Jüngling. Schöne Göttinnen,
Wie die Jugend ihn jezt, ſei auch das Alter ihm ſüß.

Der Tanz.

Kommt, ihr Lesbiſchen Mädchen, zum Hain der prangenden Juno,
fliegt mit fröhlichem Fuß, ſchlinget die Hände zum Tanz.
Sappho tanzet euch vor mit goldner Leier; es wird euch
wie der Kalliope Lied dünken ihr ſüſſer Geſang.

Der Kranz von Lilien und Amaranth.

Dieſen grünenden Kranz von unverwelklichem Laube,
Dieſe Lilien, weiß wie der gefallene Schnee,
Mutter der Liebe, weihen wir Dir, die mit Lilien-Unſchuld
und mit unſterblicher Treu unſere Herzen geknüpft.

Das ſüſſe Finden.

Süß wie dem durſtenden Wandrer in Mittagshitze der Quell iſt;
ſüß wie nach Wintergefahr Schiffern das blumige Land;
Alſo und ſüſſer noch iſts, wenn nach langer Entfernung
glückliche Liebe zwei ſehnende Seelen vereint.

Der Fruchtbaum.

Beneidet mir, ihr ſchönbelaubeten
Fruchtloſen Bäume, meine Früchte nicht.
Seht wie zerriſſen ich an Zweigen bin!
Nicht meiner Kinder nur beraubet, auch
an Gliedern krank: denn ach wie ſelten weiß,
Der welcher Früchte ſucht, zu brechen ſie!

Der Bock und der Weinſtock.

Nagender Bock, benage mich bis zur Wurzel.
Es bleibt mir
in der Wurzel noch Saft, der dich einſt
opfern wird.

Die unreif⸗abgeriſſene Traube.

Welche verwegne Fauſt, du Wein⸗ernährende Traube?
Evius junges Kind, riß von der Rebe dich ab?
Und da du ihm die Lippe zuſammenzogeſt, ſo warf er
Dich als Gräuel dem Fuß irrender Wanderer hin.
Nie ſei Bacchus ihm hold! dem Frevler, der wie Lykurgus
Wachſende Fröhlichkeit mitten im Reifen erſtickt,
Der es dir nicht vergönnte, den Kelch der Freude zu füllen,
und bei Freundes⸗Geſang' Herzen zu tröſten im Gram.

Die Hirtenflöte
im Tempel der Venus.

Ländliche Flöte, was thuſt du hier in der goldenen Cypris
Pallaſt, wo du verſtummt, eine Verachtete, hängſt?
Hier ſind keine Gebürge, noch wiederhallende Thale,
Amor und Wohlluſt nur tanzen und buhlen umher.
Kehre zurück, Verirrte, zurück zur Aue des Hirten:
Töne der Unſchuld freun nur ein unſchuldiges Herz.

Der reiche Arme.

Willſt du reich in der Armuth ſeyn: ſo zähle dein Schaaf dir
für eine Heerde; genug, wenn es dich frölich ernährt.

Der neue Ankömmling.

Freunde, gen Rom iſt neulich ein fremdes Mädchen gekommen,
Cypris Tochter, von ihr, ſeit ſie gebohren ward,
Zart in Windeln erzogen, in Purpurwindeln. Es blickt ihr
ſehnendes Auge ſüß, ſüſſer als Schlummer umher.
Aermchen hat ſie wie Milch, ſo weich, ſo weiß und ſo niedlich;
auch kein Knöchelchen fühlt ſich an der Zärtlichen durch.
Wie Alcyone kommt, des Meeres Stürme zu ſtillen,
kommt nach Schlachten, o Rom, dir — die verzärtelnde Ruh.

Die Erfindung der Waſſermühle.

Laßt die Hände nun ruhn, ihr mahlenden Mädchen und ſchlafet
lange; der Morgenhahn ſtöre den Schlummer euch nicht.
Ceres hat Eure Mühe den Nymphen künftig empfohlen,
hüpfend ſtürzen ſie ſich über das rollende Rad,
Das mit vielen Speichen um ſeine Achſe ſich wälzend,
Mahlender Steine vier, ſchwere, zermalmende treibt. —
Jetzt genieſſen wir wieder der alten goldenen Zeiten,
eſſen der Göttin Frucht ohne belaſtende Müh.

Der warme Quell.

Unter dieſen Platanen lag einſt in lieblichem Schlummer
Amor: die Fackel lag neben die Quelle geſenkt.
Und da ſprachen die Nymphen: „was ſollen wir thun mit der Fackel?
„Löſchen wollen wir ſie! kühlen der Sterblichen Herz!„
Und ſie tauchten ſie nieder; da miſchten ſich Wellen und Liebe;
Liebende Nymphen, ihr ſtrömt ſelber nun zärtliche Glut.

Das Bad der Götter.

Nymphen, Apoll und Bacchus, die Grazien, Amor und Cypris
ſchwuren einander: dies Bad ſei uns auf immer gemein.

Wein und Waſſer.

Als Dionyſus einſt aus Jupiters Flammen ans Licht ſprang,
Wuſchen die Nymphen ihn freundlich am kühlenden Quell;
Und noch liebt er die Nymphen und wird mit ihnen ſo milde;
ohne der Kühlenden Bad iſt er ein brennender Gott.

Die ſchüchterne Baccha.

Sehet die ſchüchterne Baccha! Wie wenn den Cymbel zu ſchlagen
ſie noch Schülerin ſei, ſenket ſie nieder den Blick.
Gleich als ſpräche ſie uns: verlaßt, ihr Freunde, den Tempel,
wenn ich allein bin nur, üb' ich mein klingendes Spiel.

Der beſiegte Herkules.

Herkules, ſprich: wo haſt du die Haut des Nemeiſchen Löwen?
Wo den goldenen Zweig? wo den ertödtenden Pfeil?
Wo iſt deine Geſtalt? Du ſitzeſt niedergeſchlagen:
Kummer und Leiden ſcheint dir in das Auge gemiſcht.
Sage, biſt du bezwungen und deiner Waffen beraubet?
Wer vermochte die That? „Paphia's liſtiger Sohn.„

Ariſtophanes.

Einen Tempel, der nimmer zerfiele, ſuchten der Anmuth
Schweſtern und fanden ihn in Ariſtophanes Geiſt.

Sappho.

Ob du anjetzt o Sappho den liebenden Jünglingen Liebe
ſingſt und zärtliche Glut hauchſt in der Horchenden Herz;
Oder am Helikon nun mit den Muſen höhere Lieder
dichteſt, Aeoliens ſterbliche Muſe du einſt.
Oder daß du mit Hymen anjetzt beim fröhlichen Brautbett
ſteheſt und ſchwingſt mit ihm glänzend die Fackel empor;
Oder daß mit der Paphia du den holden Adonis
klageſt, den ſchönen ach! frühe verblüheten Zweig.
Wo du auch ſeyſt, Unſterbliche, ſei mir gegrüſſet. Du haſt uns
Töchter gegeben, die auch wie die Unſterblichen blühn.

Anakreons Grab.

Der von Smerdias Liebe zum tiefſten Herzen geſchmelzt war,
Du einſt König und Freund jeder geſelligen Luſt,
Muſengeliebter Anakreon, der um ſeinen Bathyllus
oft mit dem fröhlichen Wein ſehnende Thränen gemiſcht;
Quellen müſſen Dir noch im Todtenreiche von ſüſſem
Nektar ſtrömen und Dir bringen der Seligen Trank.
Veilchen müſſen Dich dort und Zephyrliebende Blumen
kränzen, ein Myrthenkranz, wachſend im zarteſten Thau;
Daß du auch bei Proſerpinen noch im trunkenen Tanze
Frölich die liebende Hand um die Eurypyle ſchlingſt.

Amors Abkunſt.

Wundert ihr euch, daß Amor den Herzen brennende Pfeile
ſendet und auf euch ſtürmt und der Verwundeten lacht?
War nicht ſeine Mutter des Kriegesgottes Geliebte?
Nicht des Vulkanus Weib? Alſo mit Flammen und Schwert
Gleich vertraulich. Und ihre Mutter, das ſtürmende Meer, brüllte
wilde; den Vater kennt keiner der Sterblichen ja:
Alſo Vulkanus Weib, des Meeres Tochter, des Mavors
Buhle, ſie liebt auch im Sohn Flammen und Wunden und Sturm.

Der bekränzte Amor.

Knabe, wo iſt dein Bogen? wo deine traurige Fackel?
wo das böſe Geſchoß, das uns die Herzen durchbohrt?
Wo die Flügel? Du ſtehſt mit zween Kränzen in Händen
und am Haupte bekränzt; Knabe, wer ſchmückte dich ſo?
„Wiß' o Sterblicher dann: kein Sohn der irrdiſchen Venus
bin ich: ich bin nicht der, der euch mit Qualen ereilt
Und dann fliehet; ein Kind der reinen himmliſchen Liebe
werf' ich Flammen in euch die euch zum Himmel erhöhn.
Darum trag' ich die Kränze, der Tugend Blüthen, in Händen
und ihr heiligſtes Laub, Weisheit umkränzet mein Haupt.„

Die ſtillen Zeugen.

Heilige Nacht und du, du unſrer Liebe Vertraute,
ſtille Lampe! ich ruf beide zu Zeugen euch an,
Euch zu Zeugen des Schwurs, den wir einander geſchworen,
Er mir ewig getreu, ich es ihm ewig zu ſeyn.
Ach und er brach ſein Wort. O heilige Nacht und du leuchteſt
Lampe, du leuchteſt ihm jetzt in der Bulerin Arm?

Der doppelte Pfeil.

Amor, ein Gott biſt du, wenn du mit doppeltem Pfeile
Zwei verwundeſt; ein Schalk, wenn du mit Einem nur triffſt.

Der ſchlummernde Amor.

Schläfſt du Amor? o du, der ſterblichen Menſchen den Schlummer
raubt und ihnen ſo oft Nächte voll Sorgen gewährt;
Schläfſt du? Nein! ich rühre nicht an die brennende Fackel,
rühre den Bogen nicht an und den geſiederten Pfeil.
Wag' es ein andrer; ich ſcheu' auch den ſchlummernden Amor,
wenn er im Traum auch nur meiner unfreundlich gedenkt.

Der brennende Stral.

Schöner leuchtender Jüngling! doch ach, ich fürchte die Stralen
Deines Lichtes; zu bald werden ſie Flammen in uns.

Die Morgenröthe.

Freund, was ſollen die Thränen, die von der Wange dir ſchleichen?
Was ſoll ſchweigender Gram hier an dem Becher der Luſt?
Biſt du der Ein'ge dann, den trügende Liebe gekränkt hat?
Du der Einige, den Amor mit Quaalen belohnt?
Trink und vergiß des Grams. Blick auf! Dort ſteiget Aurora
aus den Wellen; wer weiß, ob wir den Heſperus ſchaun.

Die einſeitige Liebe.

Konnteſt mit Einer Flamme du nicht zwe Herzen entzünden,
Liebe, ſo nimm ſie auch mir oder verbrenne mich ganz.

Die Nachtigal.

Weinſt du noch immer o Freundin um deine
vergangenen Leiden?
Oefneſt immer du neu deine verwundete
Bruſt?
Nachtigal, laß die Klage. Wir Sterblichen
ſelber vergeſſen
gerne des alten Grams, bis uns ein
neuer berückt.

Liebe und Hoffnung.

Süſſe Liebe, der Hoffnung Schweſter;
aber verzeih mir
Holde, daß Hoffnung mir dennoch die
ſüſſere ſei.

Der Acker

Achämenides hatte mich einſt; jetzt bin ich Menippus
Acker; in kurzer Zeit bin ich in anderer Hand.
Jeder nennet mich ſein und glaubt, daß ihm ich gehöre
und ich gehöre doch nur Einem, dem wechſelnden Glück.

Das Gold und der Strick.

Gold lag hier begraben: ein Dürftiger, der mit dem Strick ſchon
bange zum Tode ging, fand das begrabene Gold.
Freudig nahm er und ließ den Strick. Du, der es begraben,
find' ihn, finde mit ihm, was du verdieneſt, den Tod.

Der Kaiſer und der flehende Arme.

Der Arme.

Halbgeſtorben und halb noch hungernd fleh' ich o Kaiſer,
rette des Sängers ach! lezten verklingenden Ton.

Der Kaiſer.

Stirb Elender! der zwei Monarchen, die Sonn' und den Pluto
Schmäht, daß jene zu ſchaun er noch wagt und dieſem entfliehn will.

Der Arme.

Großer Monarch, verzeih! So lang ich lebe, veracht' ich
Pluto; bin ich hinab, acht' ich die Sonne, wie dich.

Das Vaterland und ſeine Söhne.

Ilion ſank mit Hektor; mit ihm, dem Helden, erlag auch
Priamus altes Reich und der Belagerten Glück.
So iſt Pella mit dir o Alexander geſunken:
Männer zieren die Stadt; aber nicht Städte den Mann.

An Themiſtokles und Epikur, beide Söhne Neokles.

Heil euch, Neokliden, ihr Tapfern beide. Von Knechtſchaft
hat der Eine ſein Land, Einer von Thorheit befreit.

Kaiſer Hadrian an Hektors Grabe.

Sei gegrüſſet o Hektor und wenn du unter der Erde
hôreſt: ſo athme neu über dein Vaterland auf.
Ilion lebet wieder, die Mutter tapferer Sôhne,
zwar nicht Helden wie du, aber doch bieder und kühn.
Geh und ſag' es Achill: „Die Myrmidonen ſind nicht mehr;
„Ueber Theſſalien herrſcht jetzt ein Aeneas-Geſchlecht.„

Alexander.

O Kalliope, ſchau den neuen Achilles auf Erden;
ſend' o Gôttin ihm auch einen Homerus hinab.

Das zerſtörte Korinth.

Doriſche Schöne, wo biſt du hin, du hohe Korinthus?
Wo iſt dein Thurmhaupt jetzt? wo deine reiche Geſtalt?
Wo die Tempel der Götter und deine ſtolzen Paläſte?
Myriaden von Volk, Siſyphus altes Geſchlecht.
Keine Spuren, o Arme, ſind von dir übergeblieben;
Alle vertilgete ſie wütend der grauſame Krieg.
Nur uns Nereiden verſchont' er, Oceanus Töchter,
Und mit der Welle Geräuſch klagen wir immer um dich.

Orpheus Tod.

Nicht mehr wirſt du die Eichen, nicht mehr die Felſen, o Orpheus,
nicht das horchende Wild lenken mit ſüſſem Geſang;
Nicht beſänſtigen mehr der Winde Brauſen, des Hagels
ſchwarzen, wolkigen Zug und das erzürnete Meer.
Denn du biſt todt! Es weinen um dich des Gedächtniſſes Töchter
alle; doch bitterer weint um dich Kalliope nun
Deine Mutter. O wir, wir Sterbliche klagen der Unſern
Tod, der ſelber ja auch Söhne der Götter nicht ſchont.

Die Schiffahrt des Lebens.

Willſt o Sterblicher du das Meer des gefährlichen Lebens
froh durchſchiffen und froh landen im Hafen dereinſt,
Laß, wenn Winde dir heucheln, dich nicht vom Stolze beſiegen,
Laß, wenn Sturm dich ergreift, nimmer dir rauben den Muth.
Männliche Tugend ſei dein Ruder, der Anker die Hoffnung;
Wechſelnd bringen ſie dich durch die Gefahren ans Land.

Sechſtes Buch.

Die Bienen.

Säuſelt hinaus ihr Bienen, ihr Kinder des honigen Frühlings,
Schwärmt auf Blumen und bringt euren geſammleten Thau
Uns. Den Sterblichen ſtrömt aus ihren niedlichen Cellen
goldener Strom, ein Quell aus der verlebeten Zeit,
Wo nicht Hacke noch Karſt, wo Pflug und Stiere nicht gruben,
wo die Natur uns ſelbſt Nektar in Strömen verlieh.
Fliegt denn, Schwärme der Luft, ihr Nektarbereitende Bienen,
Die ihr die goldene Zeit ſelbſt noch genießet und ſchafft.

Das Geſchenk der Liebe.

Als Praxiteles einſt auch unter die Liebe den Nacken
beugt'; erſchuf er von ihr ſeiner Empfindungen Bild,
Dieſen Amor. Er nahm aus ſeinem Herzen die Züge
und gab Phrynen ihn hin, gab ihr zum Lohne den Gott.
Dafür lohnte ſie ihn mit neuen Flammen. Die Liebe
kennt kein ſchöner Geſchenk, keines als Liebe ſelbſt.

Das ſchönſte Geſchenk.

Holde Göttin, ich weih' dir aller ſchönen Geſtalten
Schönſte, dein eigenes Bild. Fänd' ich ein ſchöner Geſchenk?

Der Spiegel der Lais.

Als mit den Jahren Lais nun ihre Reize verblühn ſah,
als ſie das Alter ſah kommen auf ihrem Geſicht,
Haſſete ſie den Spiegel, den Zeugen des kommenden Alters;
„kehre zurück, ſprach ſie, kehre zur Göttin zurück,
Die mich lange geliebt hat! — Nimm den Spiegel, o holde
Paphia; Dir nur ſind ewige Reize verliehn.„

Die Würfelſpielerin.

Reizendes Kind, du ſpielſt in der Mutter Schooſſe mit Würfeln;
Dreizehn Jahre, ſo ſind Herzen der Männer dein Spiel.

Geſpräch mit dem Herzen.

„Fliehe, ſprichſt du mein Herz, flieh der Zenophila Liebe!
Denk', Unglücklicher, denk' an die vergangene Qual,
An die vorigen Thränen.„ So ſprichſt du, weiſe Prophetin;
Aber wohin denn fliehn? liebſt du, Prophetin, nicht ſelbſt?

Die gewaffnete Venus.

Als die kriegende Pallas die Liebesgöttin in Waffen
ſahe: „wohlan, ſprach ſie, laß uns verſuchen den Kampf.„
Lächelnd erwiederte dieſe: „bedarfs gewaffneter Kämpfe?
trug ich nicht über dich nackt ſchon die Krone davon?„

Das betrogene Herz.

„Ach ihr ſchöner Geſang! und ihre bezaubernde Sprache
und ihr glänzender Blick!„ Armes betrogenes Herz.
Du ſaugſt Feuer. „Von wem? ich weiß nichts!„ O du wirſt's wiſſen,
wenn dich, unglückliches Kind, Feuer und Flamme verzehrt.

Die gewaffnete Venus.

Mutter der Liebe, warum haſt du die Waffen des Mavors
angeleget? wozu trägſt du die eherne Laſt?
Haſt du den Gott nicht ſelbſt in nackter Schöne beſieget?
Und uns Sterblichen bringt eine Gewaffnete Krieg?

Kalliſtium.

Ob du in ſchwarzem Haar, wie oder in goldenem auftrittſt,
ſchöne Kalliſtium, ſtets trittſt du als Königin auf.
Alles an dir wird Reiz und wenn dich die Jahre mit Silber
ſchmücken werden: du biſt reizend im ſilbernen Haar.

Der Spiegel der Lais.

Ich, deren Vorſaal ſonſt von ſchmachtenden Jünglingen voll war,
die mit der Griechen Herz wie mit dem Balle geſpielt;
Lais weihet der Paphia jetzt den Spiegel. Er zeigt ihr
nicht was ſie war; was ſie iſt, mag ſie nicht ſehen in ihm.

Das Alter.

Laß es kommen, das Alter; und fürchte die traurige Hand nicht,
die von der Wange dir Roſen und Lilien raubt;
Grazien altern nie: nie welkt die Roſe der Anmuth,
die die Unſterblichen ſelbſt dir in die Seele gepflanzt.

Der trügende Spiegel.

Traue dem Spiegel nicht, du gemahlte Chloe; was Er dir
zeiget, biſt du nicht ſelbſt, iſt ein erheucheltes Bild.
Aber gehe zum Quell und waſch' in der Welle das Antlitz;
Was du in ihr denn ſiehſt, Täuſchende, das biſt du ſelbſt.

Der diebiſche Schauſpieler.

Viele reden viel; doch können mit alle den Worten
ſie nicht ſagen, was du nur in Gebehrden uns ſagſt.
Thöricht iſt es und faſt unglaublich, was wir bewundern
in dir, Lügner, du lügſt ſelber die Thränen uns vor.
Süßer, weinender Dieb, mit deinen erheuchelten Thränen
ſtieleſt du Gold nicht nur, ſtielſt uns die Herzen hinweg.

Der diebiſche Mahler.

Seht den diebiſchen Mahler! Er ſtielt mit dem Blick die Geſtalt weg;
ſprächen Farben; er nähm' uns von der Lippe das Wort.

Das Bild der Venus von Praxiteles.

Als ſich Paphia ſelbſt in ihrem Bilde zu Knidus
nackt anſchauete; „wie? ſprach ſie erröthend zu ſich,
Drei der Sterblichen ſahen mich nackt, Adonis und Paris
und Anchiſes; doch wo ſahe Praxiteles mich?„

Myrons Kuh.

Warum ſäumeteſt du, dein Bild ſogleich zu beleben?
Als du es wollteſt, war, Myron, das Erz dir erſtarrt.

Die bethränte Erde.

Halt ein, o Pflügender, halt ein den Pflug
und wühle nicht des Grabes Aſch' hinauf.
Mit Thränen iſt die Erde hier bethaut,
und aus bethränter Erde wächſet dir
kein glücklicher, kein ährenvoller Halm.

Der Weg zum Orkus.

Allenthalben führet der Weg zu den Schatten hinunter,
gleich, ob du von Athen oder von Meroe kommſt.
Alſo gräme dich nicht, wenn du in der Fremde davon mußt;
auch in der Fremde gehts g'rade zum Orkus hinab.

Das ſtille Grab.

Die Bahn des Mühevollen Lebens geh'
o Wandrer ſchweigend hin; die Zeit verſtreicht
auch ſchweigend. Geh' du ihren leiſen Gang
und lebe ſtill verborgen. Thuſt du's nicht;
im Tode birgt dich doch das ſtille Grab.

Der Tod.

Menſch, du fürchteſt den Tod; und biſt ja lebend im Tode;
fliehſt die Schatten und trägſt mit dir der Schatten Gebiet,
Deinen Körper. Entflohn dem Kerker quälender Schatten
lebet erſt auf dein Geiſt, mit den Unſterblichen frei.

Die verblüheten Blumen.

Roſen blühen anjetzt; es duften ſprieſſende Blumen;
Wieſen und Auen ziehn fröliche Kinder ſich auf.
Aber o Freundin wir ſehn nicht der blühenden Auen
ſchöne Kinder, wir gehn nicht in das fröliche Thal.
Denn ach unſere Blumen, Kleanth und Rhodion, blühten
geſtern und heute ſind beide zerfallender Staub.

Das Antlitz der Todten.

Schau das holde Geſicht der entſchlafnen Chloe; der Seele
Schönheit glänzet auch noch in der Entſchlafenen ſüß.

Das Grab der Tochter.

Oft liegt über dem Grabe der Tochter die klagende Mutter,
weint und rufet den Geiſt ihrer Philänis hinauf:
„Liebe Tochter, du gingſt ſo früh und eh' ich dein Brautbett
ſchmückte, zum gelben Strom unter die Schatten hinab.“

Das umſchränkte Leben.

Jeglicher Morgen gebieret uns neu; die vorigen Tage
ſind vorüber; du haſt heute das Geſtern nicht mehr,
Morgen nicht mehr das Heute. Was rühmſt du, prahlender Greis, dann
Dich der Jahre? Du lebſt eben nur jetzo wie ich.

Die Schiffahrt.

Kühnheit, Du der Jünglinge Führerin, die du den Weg uns
auf dem trüglichen Brett hin in die Wellen gebahnt:
Kühnheit, Du, die die Menſchen mit ſüſſer Speiſe gelockt hat,
mit des Goldes Gewinn in den gewiſſeten Tod!
Ach du haſt von der Erde die güldnen Zeiten vertrieben,
Da der Oceanus uns fern wie der Orkus erſchien.

Der gleiche Tod.

Ein Schifbrüchiger ruht hier neben dem emſigen Landmann:
Ach! auf Erden und Meer findet uns alle der Tod.

Der Räuber des Todten.

Mich Schifbrüchigen trug des Meeres Welle zum Ufer
todt; doch ließ ſie das Kleid ihrem Entſeelten und floh.
Siehe da kam ein Räuber und was die Welle nicht wagte,
that er; er nahm das Kleid einem Entſeelten und floh.
Wohl dann! Trag' es o Räuber und trag's hinab in den Orkus,
daß dich Aeakus gleich, Räuber des Todten, erkenn'.

Das Auge der Götter.

Glaubſt du, Frevler, du könnſt mit Thaten dem Auge der Menſchen
fliehn? Den Gedanken an ſie ſchauen die Götter in dir.

Aeſopus im Bilde.

Löblich haſt du gethan, Leſippus, da du vor alle
ſieben Weiſen das Bild unſres Aeſopus geſetzt.
Jene lehren die Pflicht in ſchweren, zwingenden Sprüchen;
dieſer fabelt mit uns, ſpielet uns Weisheit ins Herz.

Pythagoras im Bilde.

Schaut den weiſen Pythagoras hier, nicht wie er der Dinge
heilge Zahlen erklärt; (wenn er auch konnte, ſo wollt'
Ihn der Künſtler nicht alſo bilden.) Den ſchweigenden Weiſen
ſetzt' er hieher und nahm künſtlich dem Bilde das Wort.

Plutarch im Bilde.

Chäroneniſcher Weiſe, dir ſetzten Auſoniens Söhne
dieſes lebende Bild, ihnen zum bleibenden Ruhm,
Dir zum Danke: denn du verglichſt mit Griechiſchen Seelen
Römerſeelen und haſt Gleiche zu Gleichen geſellt.
Aber du ſteheſt allein: denn ſchriebſt du ſelber dein Leben,
wen vergleicheſt du dir, da dir ein Aehnlicher fehlt?

Pyrrho.

Biſt du geſtorben, Pyrrho? „Ich weiß nicht.„ Zweifelſt am Tode
todt du? „Schweige! der Tod endet uns Zweifel und Zwiſt.

Diogenes.

Als der weiſe Diogenes nun im Reiche der Schatten
landete, ſah er zuerſt Jenen am Ufer ſtehn,
Der des Goldes ſo viel vom Paktolſtrome geſchöpfet,
Cröſus. „Weiche mir aus! rief er und reckte den Stab,
„Hier bin ich der Erſte: denn ich bring' alle das Meine
mit mir; und Armer Du haſt von dem Deinen ja nichts.„

Der arme Reiche.

Schätze des Reichen haſt du von außen; von innen des Armen
Kleinmuth; biſt du dir ſelbſt oder den Erben nur reich?

Das leichte Grab.

Wenig genoß ich im Leben, doch auch kein Uebel beging ich.
Hielte von Unrecht mich, hielte von Neide mich frei.
Darum decke mich ſanft o gütige Mutter; und hab' ich
je Ein Böſes gelobt, Erde, ſo drücke mich hart.

Das Spiel.

Spiele ſpielend. Es herrſcht im Spiel und Leben das Glück nur,
wie der Würfel gelingt, fället Gewinn und Verluſt.
Rühmlich lebet und ſpielt, wer im Spiel und Leben der Freude
und dem Grame das Ziel heiter und weiſe beſtimmt.

Die Grammatiker.

Emſig-müßiges Volk der Grammatiker, ſtechende Weſpen,
Raupen, die ihr kein Blatt fremder Gewächſe verſchont,
Es zernaget und dann wie auf Dornen häßlich umherkriecht,
Jedem Gemeineſten hold, jedem Vortreflichern feind.
Schmach der Weiſen! dem lernenden Knaben die erſte Verfinſtrung!
In den Orkus hinab, Cerberus-Hunde mit euch!

Der Grammatiker.

Ach des weiſen Grammatikers! wenn ſein Name mir einfällt;
Schnell iſt die Zunge mir in Solöcismen erſtarrt.

Der dunkle Heraklit.

Herakletus bin ich; ihr Ungelehrten, was reißt ihr
mich zu Boden; ich ſchrieb wahrlich für keinen von euch.
Für Verſtändige ſchrieb ich und Ein Verſtändiger gilt mir
Dreizehntauſend von Euch; ſchweiget ihr Nullen von mir.

Der häßliche Neid.

Neider haß' ich und wäre da droben die glänzende Sonne
eine Neiderin; ich flöh' der Abſcheulichen Glanz.

Die unſterbliche Ehre.

Ehrenſäulen und Bilder und laute Tafeln des Ruhmes
geben dem Lebenden zwar hohe belohnende Luſt;
Doch nur ſo lang' er lebet. Ins Reich der Schatten begleitet
ihn kein ehrendes Bild, keine lobpreiſende Schrift.
Tugend nur und der Weisheit Grazie folgen auch dort uns
unabtrennlich und hier laſſen ſie blühende Frucht.
So lebt Plato, ſo lebt Homerus. Sie nahmen der Weisheit
Quelle mit ſich und uns labt der Erquickenden Strom.

Siebentes Buch.

Der Griffel.

Schöne Leontium, nimm mich an den ſilbernen Griffel,
nimm mich; in deiner Hand werd' ich ein güldener ſeyn;
Denn dir gaben die Götter, was ſie ſo wenigen gaben,
Cypris die ſchönſte Geſtalt, Pallas die weiſeſte Kunſt.

Herodot,

deſſen neun Bücher nach den Muſen genannt ſind.

Als Herodotus einſt die Muſen freundlich bewirthet,
ſchenkten zum Danke ſie ihm, jede derſelben ein Buch.

Ein Räthſel der Sappho.

Kennet ihr eine Mutter? Sie trägt viel Kinder im Schooße,
ſtumme Kinder und doch ſprechen ſie tönenden Schall
Ueber das Weltmeer hin und über die Weite der Erde
Wem ſie wollen; es hört auch der Entfernete ſie.
Selbſt der Taube vernimmt der Kinder ſchweigende Sprache,
und erzählet es laut, was ihm die Stummen geſagt.

Ein Brief iſt dieſe Mutter. Trägt ſie nicht
in ihrem Schooſſe viel der Kinder, die
weit über Länder, über Meere weit
Abweſenden zuſprechen: ſelber ſtumm;
doch wer ſie lieſet, hört er nicht ihr Wort?

Die Schrift.

Auch getrennete Freunde mit ſüſſen Banden zu knüpfen,
fand die gute Natur uns eine Sprache, die Schrift.
Sie bringt Seelen zuſammen, die fern an einander gedenken,
führt den Seufzer herbei, der in den Lüften verhallt.

Das ſüſſe Geheimniß.

Süſſer iſt nichts als Liebe; von allem Schönen der Erde
iſt ſie das ſchönſte Glück; Honig iſt Galle zu ihr.
Das ſpricht Noßis; aber nur dem, den die Göttin geliebt hat,
Andre verſtehn es nicht; und auch die Roſe verblüht.

Die Quelle.

Amor und Cypris badeten hier in der lieblichen Quelle:
Amor ſpielte darinn, tauchte die Fackel in ſie,
Siehe da miſchten ſich Funken der Liebe zur glänzenden Welle
und von der Göttin floß ſüſſer Ambroſiſcher Duft.
Immer noch blinkt und duftet die Quelle von roſiger Liebe:
Amor und Paphia baden noch immer in ihr.

Das Bild Pans an einem ſchleichenden Strome.

Unglückſeliger Pan! wie Tonlos rinnet der Strom hier;
Auch in den Wellen iſt Echo dem Lauſchenden ſtumm.

Der horchende Satyr.

Warum neigeſt du ſo dein Ohr zur Flöte,
du Satyr?
Als gelüſtete dich innig ihr lieblicher
Schall.
Seht er lächelt und ſchweigt! Der Horcher
ſchweiget aus Vorſatz;
Sinn und Gedank' iſt ihm tief in die
Töne verſenkt.

Auf das Bild eines lachenden Satyrs, das aus vielen Steinen zuſammengeſetzt war.

Alles, was Satyr heißt, iſt Spötter;
aber warum doch,
ſage mir Satyr, warum lachſt du auch
immer für dich?
„Wandrer, ich ſtaune mich an, wie aus der
Menge von Steinen
ich zum Bilde gedieh und nun ein Satyr bin.„

Die Liebesgötter im Bilde.

Siehe die Liebesgötter! Verwegne, hüpfende Knaben,
rüſten mit Waffen ſie ſich, zieren mit Beute ſich aus.
Und es iſt Götterbeute. Der ſchwingt den Bacchiſchen Thyrſus;
Dieſer hat Mavors Schild und den gefiederten Helm:
Der trägt Jupiters Blitz und der den Köcher Apollo's;
Dieſer Alcides Schmuck, jener den hohen Trident.
Zittert, Menſchen, der Liebe; ſie hat den Himmel bezwungen:
Allen Unſterblichen hat Cypris die Waffen geraubt.

Amor.

Schauet den Amor hier; er ſteht in lieblicher Schöne
nacket und zeigt euch nicht Köcher und Bogen und Pfeil.
Eine Blume nur hält die Rechte, die Linke den Delphin;
Zeichen, daß ſeine Hand Meer und die Erde regiert.

Der gefeſſelte Amor.

Amor, wer hat dich hier an dieſe Säule gebunden?
Wer überliſtete dich, flüchtiger Liſtige ſo?
Und nun weineſt du Knabe: vergebens rinnet die Thräne;
waren dir ſonſt nicht ſtets unſere Thränen ein Spott?

Der bethauete Kranz.

Blumenkränze, die ich hier über die Thür ihr hefte,
hangt und ſchüttelt noch nicht traurig die Blätter hinab,
Die ich mit meinen Thränen bethaute; (des Liebenden Auge
thauet Thränen.) Wohlan! Kränze, ſo bald ihr ſie ſchaut,
Träufelt nieder die Tropfen auf ihre goldenen Haare,
daß ihr Morgengeſicht trinke den weinenden Thau.

Der Abſchied.

Lebe wohl, o Geliebte, du meine ſüſſeſte Hoffnung;
Wenn du es kannſt; ich kanns ohne Zenophila nie.

An den Mond.

Leucht' o freundliche Göttin, o du die Wachen der Nacht liebt,
mit vergüldendem Stral leuchte zum Fenſter hinein,
Meine goldne Kalliſtium mir in den Armen umglänzend;
ſelige Liebe zu ſehn ziemet den Seligen wohl.
Und o Holde, du nennſt gewiß uns Liebende glücklich:
denn auch du liebteſt ja deinen Endymion einſt.

Das Bild der Berenice.

Dies iſt wohl eine Cypris? Doch nein, es ſcheint Berenicen
ähnlich; ich weiß nicht, wem beider es ähnlicher ſei.

Die Flügel der Seele.

Unglückſeliges Leben, das ohne Liebe gelebt wird;
Wort und That; es gelingt ohne die Liebe mir nichts.
Träge bin ich und ſchleiche dahin; bei Zenophila's Anblick
flieg' ich, glücklich und leicht wie der geflügelte Blitz.
Alſo rath' ich es allen, der ſüſſen Liebe zu folgen,
nicht zu entfliehn. Sie giebt Fittig' und Flügel dem Geiſt.

Meleager.

Dies iſt das Grab Meleagers, der mit den Muſen und Amor
auch die ſüßſprechenden Grazien lieblich verband.

Die weibliche Liebe.

Ach wir Arme! Die Jünglinge lieben nicht wie wir lieben:
wenn Verlangen ſie quält, tröſten einander ſie ſich,
Suchen Freunde, vertraun dem Freunde den Kummer der Seele,
ſuchen Zerſtreuung, ſehn Auen und Menſchen und Kunſt;
Und wir eingeſchloſſene, wir kleinmüthige Seelen,
einſam zehren wir uns liebend und ſehnend ins Grab.

Haß und Liebe.

Haß macht Schmerz und Liebe macht Schmerz; ſo will ich von beiden,
wenn ich ja wählen muß, wählen die ſüſſere Quaal.

Das Land- und Seeleben.

Als Archippus, ein frommer Landmann, nun zu den Todten
ging und den Abſchied nahm, rief er die Söhne zu ſich:
Sprach: „ihr lieben Söhne! da habt den Pflug und die Hacke,
nehmts und liebet mir ſtets, was ich geliebet, das Land.
Trauet dem ſtürmigen Meer und ſeiner trügenden Stille
und dem Gewinne nicht, den euch die Welle verſpricht.
Wie viel ſüſſer den Kindern die eigne liebende Mutter
vor der Fremden; ſo iſt uns vor dem Meere das Land.„

Die Grazien des Todtenreichs.

Die ihr auf dieſen Bergen umhertreibt, weidende Hirten,
hört Klitagoras Wunſch, eines Begrabenen Wunſch.
Laßt mir blöcken die Schaafe, laßt ſanft ſie weiden. Der Schäfer
ſetze ſich auf den Stein, ſpiele den Weidenden ſüß,
Und bekränze mein Grab mit den erſten Kindern des Frühlings
und erquicke den Staub mir mit erfriſchender Milch.
Thut es, Hirten, dem Hirten. Auch bei den Verſtorbenen wohnen
Grazien und auch hier lohnen ſie Liebe mit Dank.

Denkmale des Lebens.

Warum o Leichenſtein ſind dieſe Züge gegraben?
Hier ein Zügel, ein Korb, dorten ein rüſtiger Hahn?
Sind dies Bilder am Grabe der Frauen? „Treffende Bilder,
denn ſie bezeichnen dir unſrer Lyſidice Sinn:
Mäßigung war der Zügel, der Sie und die Ihrigen lenkte,
gebend und ſparend der Korb, weckend zum Fleiße der Hahn.„

Der Schatz.

Was du nicht reden darfſt, laß auf der Zunge verſiegelt;
Beſſer, ein Wort bewahrt, als einen güldenen Schatz.

Pandora.

Dir nicht, gute Pandora; dem böſen Schickſale zürn' ich,
das uns Irrdiſchen nur Güter mit Fittigen gab.
Warum erhoben ſie ſich und ſanken nicht nieder zur Erde?
warum entflog das Glück? Weil es für Menſchen nicht war.
Ach da erblaßten auch dir die Wangen, arme Pandora;
ſeit dir der Deckel entfuhr, welket die Schöne ſo früh.

Die Entſchließung.

Langſam gehe dir, Freund, die Freundin Entſchließung zur Seite;
eilt ſie voran: ſo holt ſchnellere Reue ſie ein.

Euphorions Grab.

Am Piräeum hier ruh ſanft, o Prieſter der Muſen,
ruh, **Euphorion**, ſanft, Dichter von hohem Geſang!
Und o Wanderer weih ihm auch den Apfel der Liebe,
weih' ihm die Myrthe: denn Er war auch ein liebendes Herz.

Grabſchrift eines Knechtes.

Lebend war ich ein Knecht; doch meine Gebieterin gönnet
mir dies beſſere Grab, weil ich ihr gerne gedient.
Lebe denn wohl, du edle Timanthe. Kommſt du im Alter
einſt zu den Todten hinab, dien' ich auch unten dir gern.

Grabſchrift eines Hirten.

Furchtſam eilte die Heerde mit kalter Flocke beſchneiet
von den Bergen; der Hirt folgte der Heerde nicht mehr.
Ach Therimachus ſchläft hier ſeinen ewigen Schlummer,
unter der Eiche, wo ihn Feuer des Himmels traf.

Aſtacides.

Den Kretenſiſchen Hirt Aſtacides haben die Nymphen
dieſen Bergen entführt; heilger Aſtacides, du
Wohnſt nun unter den Eichen in Jovis Hainen. Ihr Hirten
ſinget nicht Daphnis *) mehr, ſinget Aſtacides nun.

---

*) Ein liebenswürdiger Hirt, deſſen Tod viele griechiſche Schäferlieder beſangen.

Der göttliche Weiſe.

Ein Weiſer iſt mir der und ſelbſt ein Gott,
Der Schmach ertragen kann und zürnt nicht gleich.
Die Zeit allein ſchon häuft des Frevlers Schuld.
Die Götter-Rache langſam trift, doch hart.

Auf einen Spieltiſch.

Setze dich ruhig her und ſpiel'; auch wenn du verliereſt,
laß es ein Spiel dir ſeyn, keine verbitternde Quaal.
Wer mit Geſchäften ſpielt und aus dem Spiele Geſchäft macht,
wirret die Zeiten und giebt keiner derſelben ihr Theil.

Das graue Haar.

Ich kenn' ein Silber, das ſich jeder wünſcht,
Und wenn ers hat, es lieber nicht beſäſſe
Und dennoch gäb' ers nicht für alles Geld.

Neſtors Jahre.

„Dreimal-dreiſſig Jahre (ſo ſagt der Himmelsprophet mir)
ſollt du die Sonne ſchaun!„ Dreiſſige ſind mir genug:
Denn da blühet die Blume des Lebens; weiter hinan kommt
Neſtors Alter und liegt Neſtor im Grabe nicht auch?

Die Echo.

Wanderer, ſäume! Du gehſt die ſchlafende Echo vorüber;
wecke ſie auf: ſie ſpricht; freundlich antwortet ſie dir.
Aber ſchweigſt du, ſchweiget ſie auch. Die beſcheidene Jungfrau
ſpricht nicht, aber ſie giebt liebliche Worte zurück.

Die Laute.

Deine Laute, Maria, ſie iſt die Laute der Liebe,
wenn du ſie rühreſt, rühreſt du uns das innerſte Herz.
Aber o Harte Du wirſt nicht von Liebe beweget;
ſpieleſt du andern nur? höreſt du nicht, was du ſpielſt?

Auf eine ſchöne Gegend.

„Schäfer o ſprich, weß ſind die lieblichen Bäume?„ Der Oelbaum
iſt der Pallas: der Wein blühet dem Bacchus empor.
„Und die Aehren?„ Der Ceres. „Und dieſe Blumen?„ Der Juno
und der Cypris und deß, den ſie in Blumen gebahr.
„O Freund Pan, ſo flöte; laß nicht von den Lippen die Flöte;
hier in der roſigen Au' findſt du die Echo gewiß.„

Auf das Bild. eines ſchlummernden Satyrs.

Diodorus ſenkte den Sator hier in den Schlummer;
rühr' ihn an, er erwacht; laß ihn, er ſchlummert ſo ſanft.

Sappho im Bilde.

Keiner als ſelbſt die Natur, die Bildnerin ſüſſer Geſtalten,
gab dem Mahler ein Bild, wie er die Sappho gemahlt.
Seht das glänzende Auge, die klare blinkende Quelle,
immer mit Phantaſeyn reger Gedanken erfüllt:
Und die reine Geſtalt von allem Fremden geſondert,
wie ein ſprieſſender Zweig, wie ein umſchriebener Zug;
Und auf ihrem Geſicht die Lieb' in ruhiger Freude,
Eine Muſe, die ſanft in die Cythere zerfloß.

Ariſtoteles Bild.

Der reine Sinn und Ariſtoteles
ſind Eins; ſie ſind auch Eins im Bildniß hier.

Anakreon im Bilde.

Du haſt, Lyäus, deinen Anakreon,
Den Tejer-Schwan, den Geſpiel der zarten Luſt,
Mit deines Nektars ſüſſeſtem Trank berauſcht.
Denn ſehet, wie ſein trunkenes Auge lacht!
Sein Kleid entſchüpfet: der Eine Fuß iſt bloß;
Er ſtimmt die Citter zu Amors Lobgeſang'
Halt ein den Alten, Bacchus! Er ſinket ſonſt.

Platons Bild.

Der Weiſe, der den Geiſt zum Himmel hob,
und ihn da wandeln lehrte, Plato ſpricht
auch hier im Bilde; aber nur dem Geiſt.

Auf eine ſchöne Gegend, in der Pans Bildniß ſtand.

Schweige du Eichenhain! Ihr Quellen unter den Felſen,
murmelt leiſer und ihr Hirten und Heerden ſchweigt
Vor der Säule des Pans, der hier aus künſtlicher Flöte
ſüſſe Geſänge lockt, locket den Schlummer herbei.
Und rings um ihn ſchwebt der Nymphen und Hamadryaden
und der Najaden Chor in den frohlockenden Tanz.

Achtes Buch.

Der Tempel Jupiters.

Dem Cekropiſchen Zevs harrt dieſer goldene Tempel:
wenn er den Himmel verläßt, findet den Himmel er hier.

Die Pforte des Tempels.

Tempel der Götter ſind den Guten immer geöfnet,
Weihung iſt ihnen nicht noth, da ſie kein Laſter entſtellt;
Nur der Böſewicht flieh! Wird auch ſein Körper entſündigt,
ſein beflecketes Herz weihet kein Opferaltar.

Juno
von Polyklet gebildet.

Polyklet, der Argiver: mit Augen ſah er die Juno;
Er nur; und bildete ſie, wie er die Göttliche ſah.
Was von ihrer Schöne dem Auge zu ſchauen vergönnt war,
zeigt' er; den anderen Reiz birget ihr Buſen dem Zevs.

Die Göttin am Helleſpont.

Cypris wohnet allhier. Vom hohen Geſtade gefällt ihre,
auf die Wellen zu ſchaun, auf das beglänzete Meer,
Schiffern euch zur glücklichen Fahrt. Das ſtürmende Meer ſchweigt
ringsum, wenn es ihr Bild, wenn es ihr Antlitz ſchaut.

Auf das Bild der Polyxena, von Polykletus gemahlet.

Dieſe Polyxena iſt Polykletens. Keiner als Er hat
dieſe Tafel berührt; welch ein Junoniſches Werk!
Seiner Juno die Schweſter. Sie zieht den zerriſſenen Schleier
vor die Blöße, beſchämt und mit verachtendem Stolz.
Ach und die Arme raſ't in der Seele; alle die Leiden
Troja's, den ganzen Krieg lieſeſt im Auge du ihr.

Auf die Bildſäule der Niobe.

Lebend war ich, da wandelten mich die Götter zum Stein um;
und Praxiteles ſchuf wieder zum Leben den Stein.

Auf das Bild der Medea,

von Timomachus gemahlet.

Als Timomachus Hand Dich, grauſe Medea, dem Bilde
gab: wie kämpfete ſie deiner Empfindungen Kampf!
Und ſie vollendet' ihn weiſe. Im zornigen funkelnden Auge
hangen Thränen; die Wuth ſchmilzet in Muttergefühl —
Weiter mahlte ſie nicht. „Der Kinder Blut zu vergießen,
ſprach der Künſtler, geziemt nur der Medea, nicht mir.„

Die hüpfende Baccha.

Haltet ſie ein, die Thrade, damit nicht ob ſie gleich Stein iſt,
ſie von der Schwelle des Thors hüpfe den Tempel hinaus.

Auf das Bild der Medea,

von Timomachus gemahlet.

Eiferſucht und Muttergefühl, grauſame Medea,
ſind von Timomachus Hand dir in das Auge gemiſcht.
Wütend lächelt ſie an, den blinkenden Dolch; und Erbarmen
hält ſie zurück; ſie will tödten und retten das Kind.

Iphigenia im Bilde.

Schaut Iphigenia hier! Wie der wütenden Prieſterin plötzlich
ahnend das ſüſſe Bild ihres Oreſtes erſcheint
In der Erinnrung. Wuth und Staunen und Freud und Erbarmen
fließen zuſammen im Blick, der auf dem Fremdlinge weilt.

Herkules in der Wiege.

Tapfrer Knabe, du übeſt dich früh zu deinen Gefahren,
giebſt in der Wiege ſchon tödtenden Drachen den Tod;
Lernſt vom Kinde ſchon an den Zorn der Juno verſöhnen,
lernſt vom Kinde ſchon an laufen die mühende Bahn:
Denn kein Becher von Erz, kein Keſſel glänzet am Ziel dir;
Knabe, dein Ehrenweg geht zum Olympus hinauf.

Der Läufer.

Edler Läufer! Man ſiehet ihn nur an der Pforte der Rennbahn
rüſtig ſtehen zum Lauf oder als Sieger am Ziel.

Alexander,
im Bilde Lyſippus.

Alexanders edle Geſtalt, ſein wagender Muth lebt
ganz im Bilde Lyſipps. Königlich-mächtiges Erz!
Auf blickt er gen Himmel, als ſpräch' er zum Gotte des Himmels:
„Mein iſt die Erd' o Zevs! habe du deinen Olymp!„

Germanikus.

Pförtner des Todtenreichs, hört alle die Stimme des Pluto,
ſchließt die Thore, verſchließt alle mit Riegel und Schloß.
Denn Germanikus dort gehört den Sternen, nicht mir zu;
Charon, dein alter Kahn ziemt dem Eroberer nicht.

Rom.

Träte das Weltmeer auch aus jedem Ufer hinüber,
tränken den ganzen Rhein wilde Germanier aus;
Rom beſtehet und wird beſtehn, ſo lang' es die Rechte
Cäſars ſchützet; es trotzt jeder verjüngten Gefahr.
Alſo trotzet dem Sturm die veſtgewurzelte Eiche;
dürre Blätter allein riſſen die Winde von ihr.

Alexanders Grab.

Suchſt du des Macedoniers Grab? Das Grab Alexanders
ſind die Theile der Welt, die der Eroberer bezwang.

Auf einen Lorbeerbaum,

der am Altar des Kaiſers hervorgeſproßt war.

Daphne floh den Apoll; ſie kommt zum größeren Gotte
Jupiter jetzt und ſtreckt liebend die Arme nach ihm.
Nicht aus der Erd' entſproß der Lorbeer; unſerm geliebten
Cäſar ſprießet der Fels ſeinen unſterblichen Ruhm.

Auf die Bildſäule der Göttin Roma,

als ein Blitzſtral der Victoria, die ſie in der Hand hält, die Flügel getroffen hatte.

Weltbeherrſcherin Rom! Die Siegesgöttin entfliegt dir
nie mehr; Jupiter ſelbſt hat ihr die Flügel verbrannt.

Ajax Tod.

Wanderer, dies iſt die Gruft des Telamoniſchen Aeas,
der mit eigenem Schwert ſelber das Leben ſich nahm;
Denn es kam die Stunde, die ihm die Parze beſtimmte
und da fand ſie für ihn keines Beſiegenden Hand.

Die Tugend auf Aeas Grabe.

Traurig ſitz' ich allhier und mit zerſtreueten Haaren
über des Aeas Grab; bitter im Herzen gekränkt,
Daß die Griechen in ihm mir ſelbſt der tapferen Tugend
zogen die Trugliſt vor; Aeas, ich traure mit dir.

Achilles Grab.

Dies iſt Achilles Grab: dem künftigen Troja zum Schrecken
ſetzten die Griechen es hier an den Trojaniſchen Strand.
Sohn der Meeres-Göttin, du liegſt am Ufer begraben,
daß dir die Welle des Meeres rauſche dein ewiges Lob.

Hektors Grab.

Dieſes iſt Hektors Grab; doch Wandrer miß den Begrabnen
nicht nach dem engen Mahl, das die Gebeine bedeckt.
Hektors Grab iſt die Ilias; alle die Hügel der Griechen,
die ich hier rings begrub, ſind mir ein größeres Mahl.

Die getrennten Zwillinge.

Eingeſunken iſt hier die Todtenaſche; der Wind treibt
einzelne Blätter umher in dem zerfallenden Kranz.
Laß uns leſen die Schrift; laß uns die Säule befragen:
wer hier ſchlummere? wen ziere der traurige Kranz?
„Wandrer, ich war Arete, des Euphrons glückliche Gattin,
dem ich der Liebe Frucht, Zwillings-Söhne gebar.
Einen ließ ich ihm droben, der einſt im Alter ihn leite;
zum Andenken an ihn nahm ich den Andern hinab.„

Die Getrennten.

Biſt du vorangegangen o Päta? Neidende Parzen,
die mir den letzten Weg mit der Geliebten verſagt;
Wohl! ich folge dir bald und finde dich wieder im Nachtreich:
denn mir träget auch dort Liebe die Fackel voran.

Die dreifach-Glückliche.

Mutter der Liebe, Dir weiht Kallirhoe den Kranz hier
Pallas, die Locke dir; Dir o Diana den Gurt:
Denn ihr gabet ihr, Gute, den Mann den ſie wünſchte, die Jahre
kluger Vernunft und dann Kinder, ein männlich Geſchlecht.

Haß der Brüder.

Söhne des Oedipus, ſeyd auch in der Aſche getrennet:
fern von einander ruh' euer begrabene Reſt.
Charon, ſchiffe ſie nicht in Einem Kahne zum Ufer:
auch in der Todten Bruſt lebet der Lebenden Haß.
Schaue, wie kämpfend dort vom Holz das Feuer emporſteigt!
wie ſich da rechts und links ſtreitend die Flamme vertheilt.

Ajax.

Hier liegt Aeas; er klagte nach tauſend rühmlichen Siegen
über die Feinde nicht, über die Freunde ſo mehr.

Philoktetes.

Ja ich kenne dich Armer, dem erſten Blicke verräthſt du,
leidender Philoklet, deinen inwendigen Schmerz.
Wie ſich das Haar ihm ſträubt! Wie von der Scheitel die Locke
wilde-verwirret fällt! auch in der Farbe noch wild.
Und voll Furchen des Grams umkleidet dürre die Haut ihn,
trocken, als fühleteſt du ſelber im Blicke ſie hart.
Sieh und im trocknen Auge, da hangen geronnene Thränen
ſtarrend, ſie zeigen ach! ſeinen unendlichen Schmerz.

Herkules und Antäus.

Heulendes Erz, wer bildete dich? Wer konnte dem todten
Werke die Kraft verleihn und den erkühnenden Muth?
Denn es lebet. Ich fühle des veſtgedrücketen Rieſen
pochende Angſt, ich fühl', Herkules, Deine Gewalt,
Die ihn ergrif und hält und drückt den Erhobenen todt ſchon —
Siehe, wie krümmt er ſich! wie ihm der Athem entfleucht!

Hippokrates.

Zitternd ſah Gott Pluto den Koer kommen im Orkus:
„Daß er mir nur nicht gar, rief er, die Todten erweckt!„

Herkules und der Hirſch.

Was zuerſt, was ſoll ich zuletzt für Augen und Seele
wundernd nennen, den Mann oder den fliehenden Hirſch?
Siehe, wie jener dort deß Flüchtigen haſcht und hinaufſpringt,
und mit dem Knie ihn beugt und mit den Händen ergreift
Sein ſchönäſtig Geweih. Doch ſieh, wie dieſer hier ächzet!
Athem und Zunge verräth ſeine zerquälete Bruſt.
Herkules freue dich: dein Hirſch lebt ewig im Bilde,
nicht am Horne nur Gold, ewig in goldener Kunſt.

Der Läufer am Ziel.

Wie du zum Ziel' hinfliegſt mit ſchwebendem Fuß in den Lüften,
wie mit athmender Bruſt auf zum Piſaiſchen Kranz
Du dich hobeſt: ſo hat dich, Ladas, Myron gebildet:
ſo ſchwingt, leicht wie die Luft, deine Geſtalt ſich empor
Voll von Hoffnung. Es ſchwebt auf äußerſter Lippe der Hauch ihm:
Seine gehölte Bruſt wölbet Verlangen hinauf.
Faſt ſchon hüpfet das Bild von dem Fußgeſtelle zum Kranz auf:
O der lebenden Kunſt, leicht wie der athmende Geiſt.

Die Gelegenheit,
von Lyſippus gebildet.

„Bild, wer biſt du?„ Die mächtige Göttin Gelegenheit bin ich.
„Mit geflügeltem Fuß?„ Der wie ein Zephyr entfliegt.
„Auf den Zeen?„ Denn leiſe komm ich und ſchwebe vorüber
nur an der Locke der Stirn faſſet der Emſige mich.
„Hinten am Haupte kahl?„ Bin ich dir einmal entwichen,
haſcheſt umſonſt du nur; nimmer ereileſt du mich.
„Aber das ſchneidende Meſſer in deiner Rechte?„ So ſchneidend
iſt auch der Augenblick meiner entſcheidenden Macht.
„Weiſes, lehrendes Bild!„ Für dich o Sterblicher lehrend
ſatzte Lyſippus mich hier an die Pforte des Glücks.

Die Cicada.

Nicht auf den hohen Bäumen weiß ich nur
Ein Lied zu ſingen in der Mittagsglut.
Dem Wanderer ein ſüſſer Dieb der Zeit:
Auch auf der ſchönbehelmten Pallas Speer
Wirſt du mich ſehn o Mann: denn ſo wie mich
Die Muſen lieben, lieb' ich Pallas auch,
Die weiſe Jungfrau, die Geſang erzeugt.

Geſchenke an die Nymphen.

Nymphen, ambroſiſche Töchter des Flußes, ihr Hamadryaden,
die ihr mit roſigem Fuß über den Wellen hier ſchwebt,
Lebet wohl und erhaltet geſund den Kleonymus, der Euch
dieſe Bilder zum Dank unter die Fichte geſetzt.

II.

Anmerkungen über das griechiſche Epigramm.

Zweiter Theil der Abhandlung.

1. Einleitung.

Als Leßing ſeine Sinngedichte neu herausgab, a) begleitete er ſie mit zerſtreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmſten Epigrammatiſten, unter denen die griechiſche Anthologie den letzten Platz einnimmt. Er geht in dieſer Abhandlung, wie auch **Vavaßor** und andre vor ihm gethan hatten, b) vom wirklichen Denkmal und ſeiner Auf-

---

a) Leßings vermiſchte Schiften, Th. 1. Berlin 1771.

b) *Thom. Correas* de toto eo poëmatis genere, quod Epigramma dicitur. 4. Venet. 1569.

Io. Cottunius de conficiendo Epigrammate. 4. Bonon. 1632.

Vincent. Galli opuſculum de epigrammate. 12 Mediol. 1641.

Nicol. Mercerius de conſcribendo epigrammate. 8. Pariſ. 1653.

Franc.

Aufſchrift aus, welche letzte er als einen Aufſchluß zu jenem betrachtet. Hieraus entwickelt er die beiden nothwendigen Theile des Epigramms, die einige ſeiner Vorgänger zwar bemerkt, aber nicht ſcharf genug unterſchieden hatten und nennt ſie **Erwartung** und **Aufſchluß**. Mit philoſophiſchem Scharfſinn ſetzt er beide ins Licht und zeigt inſonderheit die Fehler dieſer Art von Gedichten, ſobald ihnen das eine oder das andre Stück mangelt. Seine Abhandlung verräth auf allen Blättern den feinen Geiſt, der ihn auch bei der kleinſten Materie nicht verließ und über die einzelnen Dichter ſind gelehrte Anmerkungen eingeſtreuet, die auf manche weitere nützliche Unterſuchung führen. Indeſſen wirds vielleicht mehreren

---

Franc. Vavaſſor de epigrammate liber. 12. Pariſ. 1669. 1672. und in ſeinen Opp. Fol. Amſt. 1709. p. 85. Es iſt alſo ſonderbar, daß **Vavaſſor** Cap. 2. ſeiner Abhandlung ſagen können: es habe vor ihm, außer den Schriftſtellern über die Poetik überhaupt, noch niemand beſonders vom Epigramm geſchrieben.

reren Leſern wie mir gegangen ſeyn, daß ſie nemlich dieſe Entwicklung des Epigramms nicht ſo umfaſſend und genetiſch gefunden haben, als manche andere vortrefliche Theorieen dieſes philoſophiſchen Dichters.

Denn **zuerſt**: wenn **Leßing** das Epigramm für ein Gedicht erklärt, in welchem „**nach Art der eigentlichen Aufſchrift**" unſre Aufmerkſamkeit erregt, gehalten und befriedigt werden ſoll und er die Worte **nach Art der Aufſchrift** dahin erläutert, daß wie bei der wirklichen Inſcription das Denkmal ſelbſt Aufmerkſamkeit gebietet und die Aufſchrift dieſe erregte Neugierde nur befriedigt: ſo müßte, dünkt mich, in der Erklärung des künſtlichen Epigramms, das beide Theile, **Erwartung und Aufſchluß** vereinen ſoll, auch des Denkmals ſelbſt Erwähnung geſchehen. Mithin hieße es, dieſer Theorie zu Folge: **nach Art des Denkmals und ſeiner Aufſchrift.**

Aber warum nach Art der Aufſchrift? Sind manche, zumal die älteſten Epigramme

nicht

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51185-X
HERDER,J.G. FN. 07552/010

nicht wirkliche Aufſchriften geweſen? ſind nicht viele der ſchönſten in der Anthologie als Aufſchriften gedacht und verfertigt worden? Gleichviel ob ſie auf Gräbern und Bildſäulen, auf Bädern und Tempeln wirklich ſtanden oder nicht ſtanden; wurden ſie als Inſcriptionen erfunden: ſo blieben ſie ſolche auch in der Schreibtafel des Dichters.

Zweitens. Das Epigramm ſoll wie ein **Denkmal** Aufmerkſamkeit erregen und wie die **Aufſchrift deſſelben** dieſe erregte Erwartung befriedigen; von welcher Art iſt aber die Aufmerkſamkeit, die ein Denkmal erregt und ſeine Aufſchrift befriedigt? Es wäre übel, wenn dies bloße **Neugierde** ſeyn ſollte: denn dieſe Neugierde, die flüchtigſte und flachſte aller Bewegungen unſrer Seele wird oft durch ein Nichts gereizt und durch ein Nichts befriedigt. Jedes edlere Denkmal, jedes Kunſtwerk inſonderheit, will auf tiefere, ſchönere Empfindungen wirken und warum ſollte das Epigramm, das, dieſer Theorie zufolge, dem Denkmal nachbuhlet, ſich alſo mit jenem

jenem Flüchtlinge, der Neugierde begnügen? Die ſchönſten Gedichte **Martials**, **Catulls**, der griechiſchen Anthologie und der neuern Epigrammatiſten ſetzen ſich oft ein edleres Ziel; mithin werden die Worte **Erwartung** und **Aufſchluß**, die ſich überdem nicht völlig entſprechen, auch in ſolche verwandelt werden müſſen, die mehrere Empfindungen in ſich faſſen und ihre Befriedigung ausdrücken. Oder das Epigramm würde zu einem ermüdenden Spiel, zu einer verfliegenden Seifenblaſe.

Und welches wären etwa dieſe mehrfaſſenden Worte? Mich dünkt, auch wenn ich dieſe Theorie annehme, keine andere, als **Darſtellung** (Expoſition) und **Befriedigung**. c) Das Denkmal ſelbſt würde uns vorgeführt, es wirkte

auf

---

c) **Vavaſſor** nennt ſie expoſitionem et clauſulam: die ältern Theoriſten des Epigramms nennen ſie indicationem oder narrationem et concluſionem. Der Verf. der Gedanken von Deutſchen Epigrammatibus Leipz. 1698. nennt ſie protaſin und apodoſin, welches alles auf Eins hinausläuft.

auf alle Empfindungen, auf die es ſeiner Natur nach wirken konnte, bis es den Umfang derſelben erfüllet hätte und dies wäre das Ziel der Aufſchrift. Ueberdem ſind Erwartung und Aufſchluß dem Epigramm nicht ausſchließend eigen; ſie müſſen bei einem jeden Werk, das die menſchliche Seele unterhalten ſoll, ſtatt finden. Wehe der Epopee, dem Drama, ja ſelbſt wehe der Geſchichte, der philoſophiſchen Abhandlung, ſogar dem mathematiſchen Lehrſatz, der keine Erwartung zu erregen weiß oder dieſe nicht durch einen völligen Aufſchluß befriedigt! Wehe aber auch einem jeden Werk der Kunſt und Dichtkunſt, oder des Unterrichts und der Lehre, das nur Erwartung erregen und in ihr die Neugierde befriedigen wollte: denn überall müſſen dieſe Empfindungen nur Ingredientien ſeyn und bleiben. Sie ſind das weiche, lockere Band, das bald länger bald kürzer gehalten, das mehr oder minder angeſtrengt, ſowohl die Theile des Werks, als unſre Empfindungen zwar verbindet, nicht aber ſie ausmacht.

Endlich. Warum müßte es blos ein Denkmal ſeyn, das mit ſeiner Inſchrift zuſammengenommen, die natürlichen Theile des Epigramms gäbe? Mich dünkt, ein Denkmal, zumal der Kunſt, ſpreche am vollkommenſten durch ſich ſelbſt und bedürfe keiner Inſchrift als einer nothwendigen Hälfte ſeiner Hauptwirkung. Der Künſtler, der eine Bildſäule, einen Tempel, einen Schild dahin ſtellt, redet durch dieſe in natürlichen Zeichen und er hätte ſeine beſte Wirkung verfehlt, wenn dieſe Zeichen nicht ſchon durch ſich befriedigend auf den lebendigen Menſchen genugthuend wirkten. Was die Schrift dem Kunſtdenkmal hinzuthun kann, gehöret nicht eigentlich zur Kunſt, die durch ſich ſpricht und in willkührlichen Zeichen der Rede ſehr unvollkommen dargeſtellt würde. Meiſtens iſts alſo nur ein hiſtoriſcher Umſtand, der zwar zum äußern, nicht aber eigentlich zum innern Verſtändniß des Denkmals gehöret, indem er ſein Weſen nicht aufſchließt, ſondern nur ſeine Geſchichte erläutert. Kurz, warum wollen wir des Denkmals erwähnen,

nen, da jeder Gegenſtand in der Welt, lebendig oder todt, gegenwärtig oder abweſend, ein Werk der Kunſt oder der Natur, mir angenehm oder widrig, ein Object der Inſchrift werden kann, ſobald ich mir ſolchen als gegenwärtig denke und ihn für mich oder für andre bezeichne. Als Aufſchrift betrachtet, wird alſo das Epigramm nichts als die **poetiſche Expoſition eines gegenwärtigen oder als gegenwärtig gedachten Gegenſtandes zu irgend einem genommenen Ziel der Lehre oder der Empfindung.**

O daß Leſſing lebte! Er ſollte der Erſte ſeyn, der dieſen Abſchnitt läſe und der unpartheiiſche Forſcher des Wahren, der gegen ſich ſelbſt am ſtrengſten war, würde auch in dieſer Kleinigkeit unpartheiiſch entſcheiden.

2. Urſprung und erſte Geſtalt des Epigramms.

Wenn wir der Geſchichte nachgehen und das Epigramm als Aufſchrift bis zu ſeinem Urſprunge verfolgen, wie erſcheints in dieſem Urſprunge? **Rein hiſtoriſch.** Die Alten, d. i. Griechen und Römer ſchmückten ihre Gebäude und Denkmale, ja ſelbſt ihre Waffen, Tafeln, Gefäße und Hausrath mit Inſchriften; die Inſchrift bemerkte aber nichts, als etwa wer dieſen Tempel, wer dies Denkmal errichtet habe? wem und worzu es errichtet ſei? u. f. alſo lauter Dinge, die der Gegenſtand durch ſeine natürlichen Zeichen ſelbſt nicht ſagen konnte. Dies war der Natur der Sache gemäß: denn ſobald jener rohe Mahler ein Schaaf känntlich zu zeichnen wußte, ſo durfte er nicht mehr hinzuſchreiben, daß es ein Schaaf ſei; wollte er aber noch einen Nebenzweck erreichen, z. B. ſeinen Namen verewigen oder den Zweck angeben, wozu er ſein Ge-

Gemählde aufgeſtellt habe: ſo bedurfte es freilich dazu einiger beigeſchriebenen Worte. Hiſtoriſche Aufſchriften dieſer Art hat man eine unzähliche Menge: a) Nachrichten von ihnen reichen nicht nur in die älteſten Zeiten, in denen man Buchſtaben kannte; ſondern der älteſte Gebrauch der Buchſtaben ſelbſt war Epigramm d. i. eine Auf- oder Denkſchrift für zukünftige Zeiten. Man ſchrieb ſie auf Stein, Metall, Holz, Waffen, Geräthe u. ſ. und die Alten nannten ſolche Aufſchriften, der Bedeutung des Worts nach, wirklich Epigramme, wie Petron ſogar das Brand-

---

a) Außer denen, die die alten Schriftſteller ſelbſt, z. E. Pauſanias, Strabo u. a. anführen, ſ. das Verzeichniß ihrer Sammlungen in Chriſts Abhandlung über die Litteratur und Kunſtwerke des Alterthums. Leipz. 1776. Abſchn. 3. — Maffei ars critica lapidaria Luc. 1765. ſollte eine kritiſche Geſchichte derſelben werden, iſt aber, auch nicht als opus poſthumum betrachtet, ein äußerſt unvollkommener Anfang; ſo daß uns ein Werk dieſer Art noch ganz fehlet.

Brandmal auf der Stirn des entlaufnen Knechts ein Epigramma nannte. Jedermann ſiehet aber, daß Epigramme dieſer Art das Epigramm, wovon wir reden, nur noch in ſeiner roheſten Geſtalt enthalten; daher man jene lieber mit einem eignen Namen (επιγραφαι, τιτλοι) Bei- In- Auf-Ueberſchriften benennen und dem Epigramm dieſen Namen nicht geben ſollte.

Indeſſen iſts unläugbar, daß jene Epigraphen nicht nur Vorgänger, ſondern auch wirkliche Vorbilder der älteſten poetiſchen Epigramme wurden: denn auch dieſe enthielten zuförderſt nur hiſtoriſche Umſtände, die das Denkmal ſelbſt in ſeiner ſtummen Sprache nicht ſagen konnte. a) Bald aber ward die Poeſie auch hier ihres Vorzugs inne. Indem ſie den Gegenſtand

---

a) Die älteſten nicht erdichteten Vorbilder des hiſtoriſch-poetiſchen Epigramms ſind wohl die, die Heraklides Ponticus aus Homer ſelbſt anführt; de vita Homeri p. 401. in Gale opuſc. mythol.

oder denjenigen, der ihn geſetzt hatte, nur mit einiger Empfindung nannte: ſo entſtand unvermerkt hieraus eine ſchönere **Expoſition**, die der Grund und gleichſam die Urform des griechiſchen Epigramms iſt, ob ſie gleich lange mit aller hiſtoriſchen Einfalt vorgetragen wurde. So ſind die kleinen Epigramme, die man einer **Sappho** und **Erinna**, einer **Myro**, **Noſſis** und **Anyte**, oder dem **Anakreon**, **Simonides** und andern alten Epigrammatiſten zuſchreibt: meiſtens nichts als eine ſimple **Expoſition** des Gegenſtandes. Den griechiſchen Grabſchriften, den Weihgeſchenken an die Götter, in allen andern Gelegenheiten, wo das Denkmal ſelbſt gleichſam zu reden hatte, blieb dieſe Form noch bis auf ſpäte Zeiten eigen, ſo daß ich das Epigramm, das eine bloße Expoſition enthält, die **Urform des griechiſchen Epigramms** zu nennen wage. Ueber Geſchmack und Gefühl läßt ſich nicht ſtreiten; ich bekenne aber, daß manche dieſer ſimpeln Expoſitionen für mich viel mehr Hohes, Rührendes und Reizendes haben, als die geſchraubte epigrammatiſche Spitzfündigkeit ſpäterer Zeiten. Dort ſprechen Sachen ſtatt der Worte; die Worte ſind nur da, jene vorzuzeigen und mit dem Siegel einer ſtummen Empfindung, wie mit dem Finger der Andacht oder der Liebe zu bezeichnen.

Beiſpiele werden auch hier das Beſte thun und die Anthologie iſt voll derſelben. Wenn **Sappho** einem armen Fiſcher die Grabſchrift ſetzt: a)

„Dem Fiſcher Pelagon hat hier ſein Vater
„Meniskus Ruder und Reiſig hingeſetzt, ein
„Denkmal ſeines mühſeligen Lebens."

welches ſinnreichern Schluſſes bedürfte das Epigramm weiter? Das arme Denkmal auf dem Grabe ſpricht ſtatt aller Worte, ſo daß die Zunge der Dichterin nur eine Dollmetſcherin deſſen ſeyn darf, was das Symbol ſelbſt zum Gedächtniß des Todten und ſeines mühſeligen Lebens und der Empfindungen ſeines ihn überlebenden armen

---

a) Brunk analect. T. I. p. 55.

Vaters ſagen wollte. — Wenn eben dieſe Sappho einer verſterbnen Braut die Grabſchrift ſetzt: b)

„Dies iſt der Timas Aſche. Vor der Hochzeit geſtorben, ging ſie ins dunkle Brautbett der Proſerpina hinunter. Alle Mädchen von gleichem Alter ſchnitten, da ſie todt war, ſich die liebliche Locke des Hauptes ab mit neugeſchliffenem Stahl.“

ſo wird, dünkt mich, das Grab der Braut durch dieſe ſimple Expoſition mehr gefeiret, als durch lange Lobſprüche von Sentenzen. Das Brautbett der Jungfrau hat ſich eben vor ihrer Hochzeitfreude ins dunkle Bett der Proſerpina verwandelt; d. i. ſie ward wie jene die Braut des Orkus. Alle ihre Geſpielinnen fühlen das Traurige dieſes Falles und weihn voll mitleidigen Schreckens ihrer todten Freundin den Schmuck ihrer jungfäulichen Jugend. Statt ſich zu ihrem Feſte zu krönen, liegt jetzt die Locke auf ihrem Grabe.

b) ib.

Grabe. — Jeder kennet die Grabſchrift des edlen **Simonides** auf die bei **Thermopyle** erſchlagenen Spartaner: c)

„Geh o Wandrer und ſag's den Lacedämo-
„niern, daß ihren Geſetzen gehorchend wir
„hier liegen.“

und welch ein ſcharfſinniger Schluß, welch ein ausſchmückendes Beiwort könnte hinzugeſetzt werden, das nicht ſogleich die einſylbige ſpartaniſche Heldenbotſchaft entnervte? **Cicero** in ſeiner Ueberſetzung fügt nur die **heiligen** Geſetze **des Vaterlandes** hinzu und der rauhe Spartaner ſpricht ſogleich weicher. So ſind die Epigramme, die Geſchenke an die Götter begleiten; meiſtens ſimple Darſtellungen deſſen, was man dem Gott weiht, etwa mit einer Urſache, warum man's ihm weihte oder mit einem Wort des Danks, des Wunſches, der Bitte, der Freude, und war dies nicht alles, was der Sterbliche dem Unſterblichen ſagen konnte?

---

c) ib. p. 131.

„Dieſen krummen Bogen und dieſen Köcher „hängt Promachus dem Phöbus zum Geſchenk auf; des Köchers Pfeile flogen in der „Schlacht umher und trafen die Herzen der „Krieger, ihnen ein bittres Geſchenk.“

„Dem Glaukus und Nereus, der Ino und „dem Melicertes, dem Zevs der Fluthen und „den Samothraciſchen Göttern weihet Lucilius, im Meere gerettet, ſein Haupthaar „hier. Weiteres hat er nichts mehr.“

„Dieſe jugendlich-blühende Locke ſeines „Haupts und dies Milchhaar, den Zeugen „kommender männlicher Jahre weiht Lykon „dem Phöbus; ſein erſtes Geſchenk. Möge „er ihm auch einſt ſein graues Haar ſo „weihen.“

Was fehlt dieſen Zuſchriften an Kürze, Würde und rührender Einfalt? Wem ſie mit ihrer ſimpeln Expoſition nichts ſagen; was werden ſie ihm durch vieles Wortgepränge zu ſagen vermögen?

Indem

Indem ich alſo dieſe erſte Form des griechiſchen Epigramms, die nur Expoſition iſt, für die Grundform der ganzen Gattung halte; ſo wünſchte ich, daß wir noch viele der ſchönſten Epigramme dieſer Art machen könnten oder machen wollten. Sie ſetzen nämlich rührende Denkmale, merkwürdige Perſonen, Geſchichten und Sachen voraus, denen man nur Sprache geben darf und ſie werden dem Geiſt oder dem Herzen vernehmlich. Die Expoſition derſelben darf nur rein und klar, natürlich und menſchlich gefühlt ſeyn, ſo wird ſie, ſelbſt in Proſe, eine Poeſie für alle Gemüther.

Auch dünkt mich iſts gerade dieſe Gattung, die ſich, ihrer natürlichen Form nach, dem Dichter von ſelbſt aufdringt, ja die ihn ſogar abhält, eine künſtlichere zu erwählen: denn wenn er von der Empfindung einer Geſchichte, wenn er vom Leben oder der Anmuth und Würde einer Perſon und Sache durchdrungen iſt, was wird, was kann er thun, als uns dieſen Gegenſtand mit ſeiner Leidenſchaft — vorführen und ſchweigen. Der wahre Affect iſt allemal ſtumm; er verſchmäht die Worte, weil er fühlt, daß dieſe doch alle unter der Fülle ſeiner Empfindung bleiben und ſpricht lieber durch Sachen und Thaten. Es thut uns daher wehe, wenn in manchen Sinngedichten einiger Neuern gerade die Gegenſtände, die nur vorgezeigt werden dürften, damit ſie durch eine ihnen einwohnende Erhabenheit und Würde rühren, mit Worten gleichſam erniedrigt und vernichtiget werden; denn der Eindruck, den ſie durch ſich ſelbſt machen könnten, gehet damit halb oder ganz verlohren. Man leſe z. B. in unſerm Wernike, den ich übrigens wegen ſeines Scharfſinns und poetiſchen Fleißes ſehr hochſchätze, den größeſten Theil ſeiner Ueberſchriften über Gegenſtände der alten Geſchichte; wer irgend in Grichen und Römern ſelbſt dieſe erhabenen Bilder kennen gelernt und bewundert hat, wird er die gezwungene Art, mit der ſie hier aufgeführt werden, lieben? Welche undeutliche Expoſition! welche überladne Anwendung! Der edle Römer kriecht unter einer

Bürde

Bürde ſcharfſinniger Antitheſen wie ein Gefangener einher und je blendender der Raub iſt, mit dem ihn der Dichter beſchwerte, deſto mehr wird er ſelbſt unter dieſem drückenden Gepäck gleichſam unſichtbar. Es war nicht unſers fleißigen Dichters ſondern ſeiner Zeit Fehler: denn man weiß, wohin durch einen falſchen Geſchmack im vorigen und im Anfange unſres Jahrhunderts die epigrammatiſche Kunſt geſetzt wurde. Glücklicher Weiſe hat der Strom der Zeit auch hier vielen Schlamm abgeſetzt und dadurch ſeine Welle geläutert. Die ſcharfſinnigſten ältern Epigrammatiſten unſrer Sprache ſind beinah vergeſſen oder für uns ſchwer zu leſen; gerade nur die, die in der klaren leichten Expoſition dem griechiſchen Geſchmack nahe ſind, **Opitz** und **Logau** ſind und zwar in eben den Stücken am gefälligſten, in denen ſie ſich der griechiſchen Einfalt nähern. Auch die ſchönſten Sinngedichte **Kleiſts**, **Ewalds**, **Gleims**, **Käſtners**, **Leßings** ſind von dieſer Art. Sobald ihr Gegenſtand in Einfalt vortreten und gleichſam durch

ſich

ſich ſelbſt wirken konnte, ließen ſie ihn wirken und waren entfernt, ſeinen reinen Stral durch ihr Prisma in ein unkräftiges Farbenſpiel aufzulöſen. Wenn Kleiſt z. B. ſeine Arria vorführt: ſo thut er zu ihrem edelen Worte kein Wort hinzu:

— Mit heiterm Angeſicht
gab ſie den Dolch dem Mann und ſprach: „es
ſchmerzet nicht."

denn was ließe ſich hinter dieſem Wort der Arria ſagen? Wenn Gleim ſeine Niobe als ein Vorbild hoher Mäßigung aufführt, leitet er zwar durch eine edle Anwendung ein, ſchließt aber ganz einfach:

— Sieh ihre ſtillen Leiden,
ſie duldet, aber weinet nicht.

So jenes Käſtnerſche Sinngedicht auf Guſtav Adolph:

Und thränend rächete den Märterer der Sieg.

Für mich haben gerade dieſe Gedichte, die nichts als Expoſition ſind, in ihrer ungeſchminkten Schönheit die größeſten Reize.

3. Meh-

3. Mehrere Gattungen des Epigramms.

Aber nicht alle Gegenſtände ſind von der Art, daß ſie nur vorgezeigt werden dürfen, um auf den Verſtand oder auf das Herz zu wirken; bei andern müſſen erklärende oder anwendende Worte hinzukommen, die der Sache eine Richtung geben oder ihren Sinn entwickeln. Und ſo nähern wir uns allmälich den künſtlichern epigrammatiſchen Formen, wenn wir die, die wir bisher betrachteten, die einfache oder darſtellende nennen möchten.

Die nächſte nach ihr iſt ohne Zweifel die, die ohne weitere Bindung, der Expoſition des Gegenſtandes ſeine Anwendung platt und plan hinzufügt; ſie iſt wenig künſtlich, aber auch wenig reizend.

Auf die Erſchlagnen bei Thermopylä.

Die das Vaterland einſt vom Joch der traurigen Knechtſchaft
retteten; dunkel zwar liegen im Staube ſie hier;

Aber

Aber ſie glänzen an Ruhm. Wer unter den Bürgern ſie anſchaut.
lern' an ihnen, mit Muth ſterben fürs Vaterland.

Man vergleiche dieſe Aufſchrift mit jener dumpfen Stimme der Todten:

Wanderer, ſag's zu Sparta, daß, ſeinen Geſetzen gehorchend,
wir erſchlagen hier liegen. —

und es wird keine Frage ſeyn, welchem Epigramm mehrere Würde und Wirkung gebühre. Muß es dem Wanderer erſt zugeruffen werden, daß er Liebe fürs Vaterland lerne? und wie lernte er ſie hier am Grabe? an einem Grabe, deſſen Expoſition ihm nichts ſagt, als daß die hier Verſcharreten anderswo im glänzenden Ruhm leben. — Ueberdem läuft ein Epigramm dieſer Art immer Gefahr, in zwei Theile, die Expoſition und Nutzanwendung zu zerfallen und alſo, wenn beide Stücke nicht außerordentlich neu und ſchön ſind, ein moraliſcher Gemeinplatz oder gar eine Fabel, ein Emblem, ein Geſchichtchen, mit

mit einer nützlichen Lehre beſetzt, zu werden; Dinge, die von den wahren Eigenſchaften des Epigramms, von ſeiner lebendigen Gegenwart, Einheit und Energie fern abführen.

Alſo hat man wenigſten einige Hülfsmittel dazu genommen, dem Epigramm auch in dieſer Gattung ſeine beſſern Eigenſchaften zu erhalten. Man giebt z. B. die Lehre, auf die es angelegt iſt, dem Gegenſtande ſelbſt in den Mund und macht ihn dadurch gleichſam zu einem ſprechenden Emblem, zu einem durch ſich ſelbſt unterrichtenden Weſen. a) Oder es wird ein Geſpräch zwiſchen dem Wandrer und ihm gedichtet. b) Oder man zog wenigſtens die Lehre aus einem ſeltnern Fall, den man epigrammatiſch erzählte; die Lehre ſelbſt aber war kurz, ausgeſucht, annehmlich vorgetragen und mit dem Gepräg' einer menſchlichen Empfin-

---

a) Beiſpiele ſiehe zerſtreute Blätter Th. 1. S. 74. 32. Th. 2. S. 8. 24.

b) Zerſtr. Blätt. Th. 1. S. 18. 24. Th. 2. S. 61

Empfindung bezeichnet. a) Finden ſich eins oder mehrere dieſer Stücke in einer glücklichen Anwendung; warum ſolte man nicht eine kleine epigrammatiſche Fabel, eine lehrende Geſchichte, ein niedliches Emblem, das uns in wenigen Reihen mit ſeinem Sinnſpruch gegenwärtig gemacht wird, gern leſen? Ich hätte alſo Luſt, dieſe Gattung das **paradigmatiſche** oder **Exempel-Epigramm** zu nennen: denn ein Beiſpiel mit ſeiner Lehre iſts doch immer, worauf es hinausläuft. Nur muß dies Beiſpiel d. i. der erzählte Fall oder das lehrende Bild uns **gegenwärtig** gemacht werden: denn heißt es blos: „es war einmal" ſo iſts eigentlich kein Epigramm mehr, ſondern eine Fabel und wenn die Erzählung gar keine Lehre in ſich faßt, ein müßiges Mährchen. So iſts auch mit dem Emblem, dem Bilde und Gleichniß. Wird dies blos erzählt, z. B. „wie die Schiffahrt auf dem Meer, ſo das Leben der Menſchen" ſo iſts, Troz aller epigrammatiſchen

Wen

---

a) Zerſtr. Blätt. Th. 1. S. 33. 67. Th. 2. S. 24. 26.

Wendung nur ein Gleichniß; ſtehet das Bild aber vor uns und ſpricht zu uns mit ſeiner Lehre oder Empfindung, ſo fort iſt das Gleichniß oder Emblem Epigramm worden.

* * *

Da jeder das Unvollkommene dieſer Gattung fühlt, indem ſie ihren Gegenſtand ſelten zu der lichten Spitze zu bringen weiß, auf welcher Er mit ſeiner Anwendung gleichſam Eins wird und ſich in ſie verlieret: ſo hatte der menſchliche Geiſt allerdings noch ein Feld ſchönerer Epigramme vor ſich und ich zweifle nicht, daß Kunſtwerke ihn auf dies ſchönere Feld führten. Im Kunſtwerk nemlich hatte der Künſtler ſelbſt ſchon auf Einen Geſichtspunct gearbeitet und dieſer galt nicht nur dem Auge, ſondern auch der Seele. Das Moment Eines Affects, Einer Situation wollte er lebendig machen; dies durfte der empfindende Dichter nur bemerken, es zum lichten Punct ſeiner Beſchreibung auszeichnen und das ſchildernde Epigramm war ihm vom Künſtler ſelbſt gegeben. Siehe da die ſchönen Sinngedichte der Griechen auf ihre vortreflichen Kunſtwerke. Bei dem leidenden **Philoktet** a) z. B. ſteigt der Dichter von Zuge zu Zuge, von Stuffe zu Stuffe, um endlich im volleſten Anblick geiſtiger Gegenwart von allen Zügen ſagen zu können:

— ſie zeigen ach! ſeinen unendlichen Schmerz. Ja hätte er dieſes auch nicht geſagt, hätte er blos wie bei **Herkules und Antäus Bilde** b) Zug auf Zug geſchildert, um uns die Gewalt und Macht beider Ringenden des Siegers und des Beſiegten, bis zum höchſten Punkt des Ausganges in die Seele zu prägen: ſo hätte damit das Epigramm nichts verlohren. Aus dem **ſchildernden** wäre ein **darſtellendes** worden, in welchem der Eindruck des Ganzen immer der letzte Punct blieb, auf den es der Dichter anlegte. So die Epigramme auf das Gemählde

der

---

a) Zerſtr. Blätt. Th. 2. S. 97.

b) Th. 2. S. 98.

der Iphigenia, der Polyxena, der Medea. c) Der Epigrammatiſt bemerkte den helleſten oder rührendſten Punct des Moments, den uns der Künſtler gegenwärtig machen wollte und zeichnet ihn, nachahmend ſeiner Weisheit und Wahrheit, aus der ganzen Maſſe von Zügen, ja gleichſam aus des Künſtlers Seele aus. Dieſe ſchildernde Epigramme ſind alſo ſehr belehrend: ſie zeigen, worauf der Grieche arbeitete und wie er fühlte; mithin ſchärfen ſie unſer Auge für die Kunſt und unſre Seele für die wahre Kunſtempfindung: denn meiſtens iſt der Geſichtspunct des Dichters wie des Künſtlers menſchlich und zart oder erhaben und edel.

* * *

Von dieſem Kunſtanblick ging das Sinngedicht auch auf Gegenſtände der Natur aus, um ſie mit eben der Schärfe eines goldnen Lichtſtrals dem Geiſt oder dem Herzen zu zeigen. Ich will

---

c) Th. 2. S. 85. 86. 87.

von den Epigrammen nicht reden, die die Liebe eingab und in denen ſie auch ſelbſt den zeichnenden Griffel führte. Sie ſtellte die Züge des geliebten Objects auf den Punct zuſammen, der dem Herzen genug thun ſollte und der zuletzt oft in eine lichte Flamme auflodert. Ob es mir gleich nicht geziemte, viele Stücke dieſer Art, an welchen die ſinnlichen Griechen ſehr reich ſind, in meine Sammlung aufzunehmen: ſo werden doch auch unter den Geſammleten einige Proben Meleagers u. a. d) die oft bis zum Liebetrunknen Wahnſinn hinaufſteigen, dieſe Gattung genugſam erklären. — Gleichergeſtalt ergießet ſich das griechiſche Epigramm oft beim Anſchauen ſchöner Gegenden in eine Art von Göttergenuß, in welchem der Dichter alle Gegenſtände der Natur zuletzt belebt fühlet und rings um ihn her Göttinnen und Nymphen, Dryaden und Hamadryaden in entzückendem Tanz ſchweben. e) Auf den

---

d) Th. 1. S. 62. 65. Th. 2. S. 66.
e) Th. 1. S. 84. Th. 2. S. 13. 60. 80.

den größten Theil unſrer Leſer mögen dieſe Epigramme weniger Wirkung haben, theils weil uns ſolche belebende Perſoniſicationen bloße Namen ſind, theils weil uns die Lebhaftigkeit des griechiſchen Organs in manchen Empfindungen zu fehlen ſcheinet.

* * *

Künſtlicher wird das Epigramm bei Gegenſtänden, in denen ſich eine Art von **Zwiefachem** darbeut, das, unter Einen Geſichtspunkt gebracht, dem Gedicht **Wendung** giebt und gleichſam eine Art von **Handlung** verleihet. Eine Biene z. B. ſtört den Kuß des Liebenden; a) warum ſtört ſie ihn? was will ſie ſumſend dem Küſſenden ſagen? Der Dichter erklärt es uns und ſein Epigramm wird eben dadurch um ſo ſchöner, je unerwarteter der Gedanke iſt, der aus zwei diſparaten Dingen gleichſam vor unſern Augen entſprießet. Und noch war das eben ge-

---

a) Th. 1. S. 5.

genannte Epigramm den Griechen ſchöner als uns, weil ihnen der Mittelbegrif „Amor als Biene“ geläufiger war und ihnen alſo auch die Entwicklung natürlicher als uns ſcheinen mußte. So die **weinende Roſe**. b) Der Sänger jauchzet in ſeinem Freudenkranze; ſiehe da weint unter den Blumen deſſelben die Blume der Liebe: der Affect wendet ſich und der Ausgang des Epigramms überraſcht uns lieblich. Bei den meiſten Epigrammen von der ſchönſten Wendung wird man dies Zwiefache im Object nicht verkennen, entweder daß zwei wirklich getrennte Gegenſtände im Geſichtspunct des Dichters verbunden werden oder in dem Einen Gegenſtande etwa eine neue Eigenſchaft, alſo ein Doppeltes erſcheint, das dem Ganzen eine unerwartete Wendung verſchaffet. Von jener Art ſind z. B. die Schwalbe, die auf dem Bilde der Medea niſtet; die Nachtigal, die eine Cicada ins Neſt trägt; c)

von

---

b) Th. 1. S. 63.

c) Th. 1. S. 6. Th. 2. S. 5.

von dieſer die Vertraute, die weinende Roſe d) u. ſ. Ohne Zweifel iſt die letzte Art, die in Einem und demſelben Gegenſtande ein Zwiefaches entwickelt, feiner als die andre, bei der das Epigramm gleich von Anfange an auf den doppelten Gegenſtand gerichtet werden mußte, denn da ſich hier die neue Eigenſchaft nur in der Mitte oder gegen das Ende entwickelt, ſo tritt ſie ungeſuchter hervor und führet einen Ausgang herbei, der eben ſo unerwartet, lieblich befriedigt. Die Pointe dieſer Art wird kein reizender Stachel, kein Funke, der aus hartem Stahl ſpringt, wie **Wernecke** die Pointe ſeiner Ueberſchriften nannte; vielmehr windet ſich das Epigramm wie ein Kränzchen umher, in dem uns der Dichter zuletzt eine vor unſern Augen hervorſprießende Roſe zeiget; oder es nähert ſich ſogar, wenn es Empfindung zu ſagen hat, dem erquickenden Ton eines Liedes.

* * *

Wird

---

d) Th. 1. S. 42. 63.

Wird die Wendung des Sinngedicht's, von der wir reden, weit fortgeführt: ſo entſteht die Art Epigramme daraus, die man die Täuſchenden nennen könnte. Sie ſind um ſo angenehmer, je ungeſuchter die Täuſchung war, je ſchöner die letzte Zeile, vielleicht nur das letzte Wort uns entzaubert. Hier z. B. ſcheint Venus zu baden und es iſt Rhodoklea: a) hier ſteht ein zweiter Paris vor drei Göttinen, um die Schönſte derſelben zu krönen und er krönt ſie alle drei: b) dort fliegt Amor einer Sterblichen in den Schoos und glaubt, ſie ſei ſeine Mutter u. f. Dergleichen Spiele, die auch von den Neuern mit vieler Anmuth nachgeahmt ſind, waren bei den Griechen zu Hauſe und ihre Mythologie bot ihnen darinn den ſchönſten Vorrath verhüllender oder verwandelnder Zierrathen dar. Im Spott und im Ernſt, beim Lobe und Tadel, überhaupt bei jeder unerwarteten Lehre und Bemerkung giebt

---

a) Zerſtr. Bl. Th. 1. S. 64.
b) Th. 1. S. 46.

giebt eine dergleichen fein-fortgeführte und ſchöne aufgelöſete Täuſchung treffende Epigramme, ja manche derſelben werden beim erſten Leſen unvergeßlich.

* * *

Die letzte Gattung des Sinngedichts endlich mag die **raſche** oder **flüchtige** heiſſen. Unerwartet treffen zwei Gedanken zuſammen und löſen einander auf; zwo Materien brauſen in einander und es ſprühet ein Funke. Dieſe Gattung liebt Kürze und einen leichten Vortrag; hier Frag' und Antwort, dort einen Spott und lachenden Ausruf. Auch die Griechen haben ſchöne Stücke dieſer Art, die Neuern noch mehr und unter unſern Epigrammatiſten ſind, dünkt mich, **Leßing** und **Käſtner** in dieſer wie in der vorigen Art, Meiſter. Hier iſt der Ausgang des Epigramms eigentliche Spitze oder **Pointe**; welchen Namen die Franzoſen, deren Sprache und geſellſchaftlichen Witz dieſe Gattung vorzüglich liebet, meiſtens auch für ſie erfanden, da ſie die vorhergehenden Arten lieber in ein Lied, in eine Stanze, in ein Sonnet oder Madrigal kleiden wollten. Nichts iſt der Wirkung dieſer leichten und loſen Schaar von Einfällen mehr zuwider, als wenn ſie langweilig vorgetragen werden: denn wer wird eine Alpenreiſe unternehmen, um den Schwärmer zu ſehen, der einem Zuſchauer leichtfertig vor die Stirn fährt? oder wer wird die Biene artig finden, die ſtatt des Stachels mit einem Feuerhacken auf uns zukommt? Die griechiſchen Epigramme dieſer Art ſind alſo auch die kürzeſten und leichteſten und es iſt angenehm wahrzunehmen, wie mancher Neuere griechiſchen Witz ſagte, ohne daß er die Griechen kannte. Der wahre Witz nämlich iſt überall derſelbe; auch die Art, wie er am beſten geſagt wird, wiederholt ſich in allen Zeiten und unter allen Völkern. Da überdem ein großer Theil dieſer Gattung die Narren und Thoren unſres Geſchlechts angeht; ſo iſts ja gut, daß dieſe in allen Jahrhunderten ſo ziemlich dieſelben bleiben und das älteſte ſowohl als das neueſte Epigramm ihnen denſelben Helleborus bereitet.

4. Vereinigung der Gattungen zum Hauptbegrif des Epigramms.

Sieben Gattungen des Sinngedichts nahmen wir bisher wahr; wir wollen ſie jetzt unter einander ordnen und ſehen, was wir in ihnen zu Einem gemeinſchaftlichen Hauptbegrif ſanden.

Die erſte war die einfache **darſtellende** Gattung. Sie iſt nur Expoſition des Gegenſtandes und trauet es dieſem zu, daß er durch ſich ſelbſt belehre oder rühre. Erreicht ſie dieſe Wirkung nicht: ſo iſt ſie blos eine **hiſtoriſche Anzeige, Epigraphe**.

Die zweite fügte der Expoſition eine ſchlichte Anwendung hinzu, die wir alſo das **Exempel-Epigramm** nannten. Ihr Werth beruhte auf der Merkwürdigkeit des Objects und ſeiner glücklichen Anwendung.

Die dritte mahlte ein Kunſtbild in und zu einem lichten Sehepunct aus, die wir alſo die **ſchildernde** nannten und als eine Schweſter ßer der vierten, der leidenſchaftlichen betrachteten, die gleichfalls Einen Gegenſtand der Empfindung bis zu Einem höchſten Punct des anſchauenden Genußes oder der gegenwärtigen Situation erhöhen wollte.

Die fünfte bemerkte in dem Einen ein Mehreres und wendete alſo den Gegenſtand, bis ſie mit einer Art von Befriedigung ſchloß; die wir alſo die künſtlich-gewandte nennen möchten. Sie war die Schweſter einer andern Gattung, die dieſe Wendung bis zu einer Art Täuſchung trieb, von der ſie uns nachher meiſtens ſchnell und in einem Augenblick entzaubert.

Die ſiebende endlich ging raſch und kurz. Sie vereinigt Contraſte oder bemerkt, lehrt und ſtrafet mit der Schnelle des Pfeils, oft in einem einzigen Worte.

Ich bilde mir nicht ein, jede epigrammatiſche Schönheit mit dieſen Abtheilungen gefeſſelt zu haben: denn ſelbſt die ſieben Farben des Lichtſtrals haben ihre vielen Schattierungen und Zwiſchenfarben. Wer mag die unzähliche Menge der Gegenſtände claßificiren, die eine Beute des Epigramms ſeyn können? und wer die unzähligen Wendungen beſtimmen, mit der ein neuer Gegenſtand von einem neuen Dichter erbeutet werden mag? Indeſſen dünkt michs, daß die ſchönſten Stücke der berühmteſten Meiſter ſich ziemlich hiernach ordnen ließen, ja daß man auch nach dieſer Claßification die Urſachen angeben könne, warum einige Gegenſtände mehr in die Eine als in die andre Claße gehören. Die Grabſchriften der Griechen z. B. die von ſo verſchiedner Art ſind, erzählen entweder blos das rührende Factum ſelbſt und ſo ſind ſie von der erſten Gattung. Oder ſie machen zugleich eine Anwendung davon und ſo gehören ſie zur zweiten. Oder ſie ſind Klage, ein Elegie auf dem Leichenſtein, eine Einſegnung des Grabes u. ſ. mithin gehören ſie zur vierten Gattung. Oder ſie ſchildern das Leichen-Monument und ſeine bedeutenden Bilder; ſo ſind ſie aus der dritten Claße. Oder es ſteht ein kurzer fliegender Sinnſpruch auf dem Grabe: dieſer mag ſich in die letzte Ordnung fügen. Künſtlich gewendete aber, oder gar täuſchende Epigramme wird man auf der Stein nicht ſuchen, auf welche ein ſolches Spiel nicht gehöret.

Ein gleiches iſts mit den moraliſchen Sinnſprüchen, die ſo oft unter die Epigramme laufen. Führen ſie ihre Veranlaßung mit ſich: ſo gehören ſie zur zweiten Gattung. Stehn ſie allein da und zeichnen ſich blos durch die epigrammatiſche Wendung aus: ſo mögen ſie ſich unter die fünfte oder ſiebende ordnen: denn warum ſollte nicht auch eine allgemeine Wahrheit als ein gegenwärtiges Object behandelt und epigrammatiſch gewandt werden können? Oder endlich es iſt ein mangelhaftes Epigramm, dem ſeine Veranlaſſung fehlet. Und da laſſen ſich hiſtoriſch die Urſachen leicht angeben, warum ſo viel Sinn- und Denkſprüche unter die Epigramme kamen? Alle Völker im Jugendalter der Aufklärung liebten Sprüche: Griechen und Morgenländer ſchrieben ſie an Tempel und Wände, an Landhäuſer und öffentliche Plätze. Zuerſt kurz; nachher bil-

bildeten die Dichter ſie aus, ſtreueten ſie ihren Werken ein; oder man nahm ſie aus den Werken der Dichter und die Sammler trugen ganze Gnomologieen zuſammen, die zuletzt mit andern kleinen Gedichten in Einen Kranz kamen. Da nun bei den Griechen die elegiſchen und gnomiſchen Dichter mit den epigrammatiſchen gar Einerlei Sylbenmaas hatten; wie konnte es anders ſeyn, als daß alle drei ſich einander halfen, ſich auf einander bezogen und endlich auch ziemlich mit einander vermiſcht wurden. Bei den Sinnſprüchen kam viel darauf an, wer ſie geſagt hatte? und wenn er ſie ſagte? Die Umſtände ihrer Veranlaßung vertraten gleichſam die Stelle der Expoſition; dieſe ward vergeſſen und nur der Spruch, gleichſam der Ausgang des Epigramms, blieb im Gedächtniß. So auch mit dem Ort, der ſie darſtellte. Oft war dieſes ein Grab und auf berühmte Gräber z. E. Sardanapals, Cyrus, Alexanders u. a. wurden ſpäterhin Sprüche zu Inſchriften gedichtet, die nie darauf geweſen waren; das Grab vertrat die Stelle der Expoſi-

tion.

tion, der Spruch ſelbſt war die Anwendung. Bei welchem Volk der Erde iſt es anders geweſen? Wir Deutſchen ſind vorzüglich reich an Sinnſprüchen, die uns ſtatt wahrer Epigramme gelten: unter den 3000 Sinngedichten, die Logau gedichtet hat, werden ſich wahrſcheinlich drittehalb tauſend Sinnſprüche finden, die vom wahren Epigramm wohl nichts als etwa die Kürze und den ſcharfſinnigen Ausdruck haben dörften.

Rücken wir alſo die angeführten Gattungen zuſammen: mich dünkt, ſo breitet ſich das Epigramm mit ſeinen känntlichſten Farben auseinander. Von der hiſtoriſchen Expoſition erhebt es ſich zum Sinngedicht mit Schilderung, Wendung und Täuſchung; neiget ſich endlich auf der andern Seite zum ſinnreichen Spruch hinunter. Die Eintheilung der alten Theoriſten, da ſie die Epigramme in einfache und zuſammengeſetzte claſſificirten, bekommt hiemit Beſtimmung und Wahrheit: Denn die erſte, oft auch die zweite, dritte und vierte Gattung wird ſich zum Namen des einfachen, die fünfte, ſechste, mei-

meiſtens auch die ſiebende zur Claſſe zuſammengeſetzter Epigramme fügen, weil jenes einfach fortgeht, dieſe ſich durch das Zwieſache, das in ihnen anſchaubar gemacht wird, mehr oder minder entfalten und ſondern. Durch alle Claſſen und Gattungen aber wird der Eine Hauptbegrif merkbar, daß das Epigramm ein **gegenwärtiges Object zu einem einzelnen feſtbeſtimmten Punct der Lehre oder der Empfindung poetiſch darſtelle oder wende und deute**, mithin iſt der Name **Sinngedicht** zumal für die ſchönſten Gattungen ſehr glücklich. Dem gegenwärtigen Object wird gleichſam Sinn gegeben, Sinn angedichtet und dieſer in der kürzeſten, angenehmſten, lebendigſten Sprache uns zum Sinne gemacht d. i. in unſre Seele geſchrieben. Die gewöhnlichen Regeln des Epigramms laſſen ſich aus dieſer Erklärung nicht nur finden; ſondern ſie nehmen auch aus ihr Grund und Urſache her.

Man pflegt z. B. vom Epigramm **Kürze, Anmuth**, und **Scharfſinn** (brevitatem, venuſtalem, acumen) zu fodern und giebt zuweilen ſehr unbefriedigende Urſachen an, warum man ſie fodre? Ueber die Kürze ſagt man: „Die Aufſchrift ſei für den Wandrer gemacht und ein Wandrer müſſe kurz abgefertigt werden.“ Wie aber, wenn der Wandrer ein müßiger Spatziergänger wäre und gern verweilte? Zudem ſind ja die wenigſten Epigramme Aufſchriften für die Landſtraßen und wenn ſie es wären, ſo müßte wer ſie leſen wollte, ſich Zeit nehmen, ſie zu leſen, ſobald ihre innere Natur Weitläuftigkeit foderte. Dieſe aber ſelbſt fodert Kürze und das iſt der Grund der Regel. Ein Gegenſtand nämlich ſoll zu einem einzigen Punct der Wirkung vorgezeigt werden; wie kann dies anders geſchehen, als mit ſtrenge gehaltner Einheit, mit Sparſamkeit ſowohl als mit weiſem Verhältniß der Züge gegen einander und auf den letzten Punct des Ausgangs? Da Worte nicht wie Farben ſchildern, da ſie nur nach einander uns die Züge, wie Tropfen, zuzählen und der Vorige vorbei iſt, wenn der folgende erſcheinet: ſo

muß

muß das kleine Gedicht, das uns den ganzen Anblick, den Sinn eines Objects geben will, nothwendig das Hinderniß des Mediums, wodurch es wirkt, d. i. die Unvollkommenheit der ſucceſſiven Sprache, ſo viel möglich, zu überwinden ſuchen und das Meiſte im Wenigſten, das Ganze im kleinſten Maas, mit der beſtimmteſten Abſicht auf ſeine Wirkung geben. Die Regel über die Kürze des Epigramms löſet ſich alſo in den Begrif ſeiner **Einheit** auf: denn ſobald Kürze die Klarheit der Expoſition oder gar die Wirkung des Ausgangs hindern würde: ſo iſt ſie kein Erforderniß mehr. Eine Reihe zu wenig kann dem Epigramm eben ſo wohl, als eine Reihe zu viel, ſchaden, wie ſo manche Beiſpiele unſrer ältern dunkeln Epigrammatiſten zeigen.

Eben ſo iſt es mit der **Anmuth** (venuſtas:) ſie iſt keine allgemeine erſte Eigenſchaft des Epigramms und kommt ihm nicht mehr zu, als jedem andern Gedichte. Nicht alle Gegenſtände wollen anmuthig vorgetragen ſeyn: einige machen auf etwas Höheres, auf Würde und Rührung Anſpruch; andre wollen ſtechen, nicht ſtreicheln und ſalben. Was aber jedes Epigramm haben muß, iſt **lebendige Gegenwart** und **fortgehende Darſtellung derſelben, Energie auf den letzten Punct der Wirkung.** Das ſchöne Kleiſtiſche Epigramm: z. B. **Arria und Pätus** verliert ſogleich etwas von ſeiner Wirkung, da es nicht mit lebendiger Gegenwart auftritt, ſondern aus alten Zeiten anhebt:

„Als Pätus auf Befehl des Kaiſers ſterben ſollte"

Der Ausgang iſt hohes Epigramm; der Anfang eine verſificirte Geſchichte.

Endlich nimmt aus unſrer Erklärung das am meiſten Aufſchluß, was man die **Pointe** (acumen) des Epigramms nennt und meiſtens als ein tiefes Geheimniß behandelt hat. Aus dem Begrif der Aufſchrift folget ſie nicht: denn will jeder geſtochen ſeyn, der eine Aufſchrift lieſet? leiden alle Gegenſtände einen ſolchen Stachel? und wäre überhaupt der grobe Begrif eines Stichs der Sinn dieſes Worts und aller

Epi-

Epigramme Wirkung? Mit nichten; der Ausdruck ſelbſt will etwas viel Edleres ſagen. Jeder Gegenſtand nämlich, der vorgezeigt werden ſoll, bedarf Licht damit er geſehen werde; der Künſtler alſo, der fürs Auge arbeitet, muß auf Einen Geſichtspunct arbeiten und für ihn das Moment ſeines Subjects wählen. Was dem Künſtler dieſer Geſichtspunct von außen oder das Moment dieſes Gegenſtandes von innen iſt; das iſt dem Epigramm die Pointe. Der **lichte Geſichtspunct** nämlich, aus dem der Gegenſtand geſehen werden ſoll, auf welchen alſo das Epigramm vom Anfange bis zum Ende arbeitet oder wenn es Epigramm für die Empfindung iſt, das **Moment ſeiner Energie**, der letzte ſcharfgenommene Punct ſeiner Wirkung (ογκος.)

Aus dieſem leichten und natürlichen Begrif, den die erſte Idee eines darſtellenden kurzen Gedichts ſelbſt mit ſich führet, läßt ſich ſogleich beurtheilen, wiefern ein' oder die andre Gattung des Epigramms auch einen ſchärfern oder linderen Ausgang haben könne und haben werde: denn nicht jede Kunſt arbeitet für ein gleich ſcharſes Licht und noch weniger iſt jeder Gegenſtand für daſſelbe tauglich. Die Statue des Bildhauers ſoll von allen Seiten geſehen werden; er arbeitet alſo für alle dieſe und beſtimmt durch die Stellung und Wendung, die er dem Bilde giebt, nur leiſe, aus welchem Punct er am liebſten geſehen zu werden wünſchet. So iſts mit den Epigrammen, die blos Geſchichte oder Expoſition ſind; die Erzählung ſelbſt muß den Punct beſtimmen, aus dem ſie geſehen, ſammt dem Moment, das in ihr gefühlt werden ſoll; jede hinzugeſetzte Pointe vernichtet des Werks Wirkung. Das edle Wort der Arria; **Pätus, es ſchmerzet nicht!** das Wort der ſterbenden Tochter: **Vater, ich bin nicht mehr!** a) Der verachtende Ausruf Leonidas: **ich geh wie ein Spartaner hinab!** b) ſie ſind, in welcher Zeile des Epigramms ſie auch ſtehen mögen, der Punct, darauf gearbeitet wird, das Moment ſeiner Wirkung. Wer ein ſcharfſinnigeres

---

a) Zerſtr. Blätt. Th. 1. S. 39.
b) Th. 1. S. 97.

geres und feineres begehrt, für den iſt dieſe Gattung der Sinngedichte, **voll großen Sinnes**, nicht da. So wenig die Bildſäule bekleidet und mit Farben geſchmückt werden kann, ſo wenig paßt für erhabne, durch ihre Einfalt rührende Expoſitionen ein zugeſpitzter Witz oder etwa gar in jedem neuen Diſtichon eine neue Pointe. Anders iſts mit den gewandten Gattungen und mit jeder nach dem Maas ihrer Wendung; in ihnen wird nothwendig auch der Lichtpunct ſchneidender und feiner, der das Object erhellet und ordnet, der ſeine Theile ſondert und ſie aufs ſchönſte zu Einem Ganzen verbindet. Man entkäme alſo dem meiſten Mißverſtande dieſer Regeln, wenn man ſtatt Kürze, **Einheit**, ſtatt Anmuth **lebendige Gegenwart** und ſtatt der Pointe den **Punkt der Wirkung** verlangte, der das Ganze energiſch vollendet.

Leicht abzuſehen iſts, daß nach der gegebnen Erklärung das Epigramm ſich von allen kleinen Gedichten unterſcheiden laſſe, die ihm am nächſten zu liegen ſcheinen. Wenn z. B. Anakreon ſingt:

Dieſer Stier o Knabe ſcheinet
mir ein Jupiter zu ſeyn:
denn er trägt auf ſeinem Rücken
freundlich die Sidonerinn
und durchſchwimmt das weite Weltmeer,
das er mit den Hufen theilt;
wohl kein andrer Stier der Heerde,
ſchiffete, wie dieſer Stier.

Sind dieſe Verſe ein Epigramm? Und doch ſind ſie Expoſition eines gegenwärtigen Objects, Beſchreibung eines Kunſtgemähldes, in Verſen; was fehlt ihnen alſo? Die Richtung auf einen epigrammatiſchen Punct der Lehre oder der Empfindung fehlt ihnen von Anfange bis zu Ende; die Verſe ſind nichts als eine hiſtoriſche Epigraphe. Nun aber ſetze man den Endpunct feſt; es ſei daß dieſer auf Jupiter oder die Europa angelegt werde, ſogleich rücken ſich alle Züge anders:

Siehe den ſchwimmenden Stier, o Knabe. Mit glänzenden Augen
blickt er umher und küßt ſeiner Getragenen Fuß,

Eilt durchs wogige Meer, das mit den Hufen er theilet,
trägt voll ſehnender Glut hin zum Geſtade den Raub.
Ach es iſt Jupiter ſelbſt! Die Liebe wandelt der Götter
Gott zum Thiere; wie oft hat ſie es Menſchen gethan!

Der Geſichtspunct möge noch feiner und unerwarteter angelegt werden; für dieſen Ort fällt der Unterſchied ins Auge. — Ein Lied der Anthologie heißt:

Ich flocht ein Roſenkränzchen
und fand im Röschen Amor.
Schnell faßt' ich ſeine Flügel
und warf ihn in den Becher
und trank im Wein ihn nieder.
Nun ſitzt er mir im Herzen
und ſchwirret mit den Flügeln.

Das Lied iſt kein Epigramm, ob es ſich ihm gleich ſehr nahet. Wie aber? wenn die kleine Reihe der Begebenheiten, die hier auseinander fallend erzählt wird, auf Einen Geſichtspunct gerichtet und aus ſolchem das ganze kindiſche Bild behandelt würde? — Wir wollen den Gegenſatz zur Spitze nehmen:

Find' ich in Blumen dich hier, du goldgeflügelter Amor?
In der Roſe, die heut kränzen den Becher mir ſoll;
Böſer, du haſt ſie gewiß mit ſüßem Gifte durchhauchet
und ich tränke das Gift mir in mein ruhiges Herz?
Nein o Liſtiger nein! ich flieh' auch in Roſen den Amor?
könnteſt, Roſe, du mir heilen mein brennendes Herz?

So verhält ſichs mit mehreren Idyllen, die beinah Epigramme ſcheinen, auch mit mehreren anakreontiſchen Liedern. Zu einigen derſelben liefert die Anthologie ſelbſt ſchöne Gegenſtücke und mehr als Ein Ausleger hat die Parallele bemerket a) Ich füge dieſer Abhandlung eine Sammlung kleiner griechiſcher Gedichte hinzu und überlaſſe dem Leſer, ſich ſelbſt den Unterſchied, zu entwickeln. Denn welcher Verſtändige wollte, daß ihm alles vorgeſagt werde?

5. Schluß der Abhandlung.

Aber warum, wird man ſagen, warum ſo viel über die Beſtimmung des kleinſten der Gedichte? Iſt an der Theorie des Epigramms oder gar an der ganzen Dichtungsart ſo viel gelegen? „Wer iſt ſo ſtumpf, daß er nicht ein Epigramm machen

---

a) Longepierre z. B. in ſeinen Noten zum Anakreon und der Sappho, Paris 1692. Schneider in ſeinen Anmerkungen über den Anakreon, Leipz. 1770. ein Gelehrter, der ſich auf mehr als Eine Weiſe um die griechiſche Anthologie verdient gemacht hat.

chen könnte und wer ſo thöricht, daß er mehr als Eins machen wollte? „wie halb albern jener witzige Spanier ſagte.

Zuerſt iſts eine ausgemachte Sache, daß die Beſtimmung eines Begrifs, wer dieſer auch ſeyn möge, für ſich ſelbſt, als Erkenntniß, einen Werth habe und ihren Nutzen mit ſich führe. Im Reich der Wahrheit kommt es nicht auf Größe und Kleinheit des Objects, ſondern auf die Art an, wie es uns bekannt gemacht wird und der Zergliederer einer Weidenraupe kann mehr Verdienſt haben, als der unbeſtimmte Lobredner des Elephanten. Alle Begriffe hangen in der Kette der Wahrheiten an einander und die kleinſte kann oft der größeſten nicht nur dienen, ſondern ſelbſt unentbehrlich werden. Da es nun bekannt iſt, daß die Theoriſten des Epigramms bisher meiſtens nur von Martial ausgingen und auf die Anthologie höchſtens einen Seitenblick warfen; mich dünkt, ſo lohnte es einmal der kleinen Mühe, die Ausſicht bis dahin zu erweitern. Die Griechen ſind Meiſter

und

und Lehrer in allem Schönen geweſen; und nur in dieſer kleinen Dichtungsart ſollte ſie das Unglück ſo verfolgt haben, daß ihre zahlreichen Arbeiten darinn gar keine Aufmerkſamkeit verdienten? Nur von ihnen bekamen ja die Römer dieſe wie alle Gattungen der Dichtkunſt und wenn auch wir das Epigramm aus den Händen neuerer Nationen haben: ſo ſind dieſe ja ſämmtlich und ſonders es den Griechen und Römern ſchuldig. Wollen wir alſo je eine philoſophiſche Poetik oder eine wahre Geſchichte der Dichtkunſt erhalten: ſo müſſen wir über einzelne Gedichtarten vorzuarbeiten ſuchen und jede derſelben bis auf ihren Urſprung verfolgen.

Ueberdem kann ichs mir nicht einbilden, daß das Epigramm der griechiſchen Art eine ſo geringſchätzige Sache ſey, als wozu es einige ſeiner Verächter gemacht haben. Ich will den Unrath nicht Gold nennen, der zumal in des Kephalas Anthologie zuſammengehäuft iſt und werde darüber noch einige Worte ſagen; das ächte und ſchöne Gold aber, das aus den ältern Zeiten mitten in dieſem Unrath hervorblickt, iſt gleichfalls unverkennbar. Die edelſten Dichter und Weiſe, **Simonides** und **Plato**, **Ariſtoteles**, **Theokrit** u. a. ſtehen als Epigrammatiſten da und nach Wiederauflebung der Wiſſenſchaften iſt beinah keiner Dichtungsart fleißiger und ſchöner nachgeifert worden, als der Anthologie der Griechen. Die größeſten Namen, die dem menſchlichen Geiſt ewig zum Ruhm gereichen werden und eine Reihe andrer Männer, denen es gewiß an Geſchmack nicht fehlte, waren Ueberſetzer oder Nachahmer der Anthologie, a) ſo daß ein fleißiger Deutſcher, b) der eine Sammlung dieſer Ueberſetzungen anfing, ſchon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aus 331 Ueberſetzern ſammlen konnte. Ich ſchäme mich alſo gar nicht, einer Reihe von Männern nachzutreten, unter denen ein **Erasmus** und **Grotius**, **Thomas**

---

a) S. Fab. biblioth. grau. L. III. p. 701-702.

b) Andr. Rivinus (Bachmann) florileg. graeco-lat-Gothae 1651.

mas **Morus** und **Melanchthon**, **Sleidan** und **Scaliger**, **Buchanan**, **Douſa** und ſo viel andre hervorglänzen, und wage es geradezu, das griechiſche Epigramm auch als ein ſchönes Vorbild jugendlicher Uebungen zu empfehlen.

Meine Gründe hiezu ſind dieſe. Zuerſt kenne ich keine Dichtungsart, die ein ſo unmittelbarer Uebergang von allem Anſchaulichen, was den menſchlichen Geiſt oder das Herz intereſſiren kann, zu einer reinen Expoſition und zu einer beſtimmten energiſchen Sprache wäre, als das Epigramm der Griechen. In ihm lernt der Jüngling eine ſchöne Ründe, eine liebliche Klarheit, ein Eilen zum Ziel auf dem kürzeſten, treffendſten Wege. Eine ſogenannte begeiſternde Ode läßt ſich leicht herſchwärmen, eine läßige Idylle leicht herſchlentern; manches müßige Wort in ihnen wird überſehen, ja in manchem Ganzen weiß der Autor ſelbſt nicht was er wollte. Bei dem Epigramm nicht alſo. Hier iſt der Gegenſtand, das Ziel, die Form ſehr beſtimmt gegeben; kein Wort darf müßig ſtehn, kein Zug

darf

darf fehlen; oder beides fällt ſogleich auf und der Zweck des Gedichts wird nicht erreichet. Daher finden wir, daß manche große Männer in größeren Gedichten leidlich waren; ſo bald ſie ſich an ein kleines Epigramm verſuchten, wurde ihr lahmer Gang ſofort ſichtbar: denn hier galts keinen Spatzierweg, ſondern den kürzeſten Lauf zum Ziele. In dieſem Betracht halte ich das Epigramm wirklich nicht nur für einen Probierſtein des Witzes, ſondern auch des ſcharfſinnigen Verſtandes, der leichteſten Ordnung, des zweckmäßigſten Ausdrucks. Ein treffendes Epigramm ſagt oft mehr, als eine langweilige Abhandlung voll unnöthiger Vorbereitungen, Seitenſprünge und Declamationen.

Damit ich nicht mißverſtanden werde, ſetze ich ſogleich dieſes hinzu. So ſehr die Griechen den Witz liebten: ſo war das Epigramm des Spotts bei ihnen weder das Einzige noch das Erſte. Zwar hat uns die Anthologie auch in dieſer Gattung eine ziemliche Menge ſchlechter und guter Sinngedichte aufbehalten; und da ich mich

mich in meiner Sammlung lieber an mildere Gegenſtände, die man öfter gern lieſet, als an flüchtige Einfälle des Spottes gehalten habe: ſo mögen zum Behuf der Theorie wenigſtens hier einige Proben, als eine lange Parentheſe ſtehen:

Fragſt du, Meneſtratus, mich, was dein Deukalion werth ſei?
und dein Phaethon dort, den du in Flammen gemahlt?
Beide ſind werth des Schickſals, zu dem ſie die Götter erſchufen,
Dieſer der Flammen und der ſeiner erſäufenden Flut.

Nein Kleopatra nein! Dein Spiegel, glaube mir, trüget;
Säheſt du dich, wie du biſt; ſäheſt du nimmer hinein.

Wenn ich nicht da bin, Thrax, ſo tadl' und ſchelte mich immer;
Nur verbitt' ich mir auch, bin ich zugegen, dein Lob.

Der du den ſtygiſchen Pful beſchiffſt mit rudernden Armen,
ſchwarzer Charon, o nimm leiſe den Coniras auf.
Reiche die Hand ihm hin, wenn er vom Kahne der Schatten
ausſteigt, daß er ſich ja ſchone den zärtlichen Fuß,
Den im Leben der lindeſte Schuh mit Wunden verletzte:
„Wehe!“ ruft er gewiß, wenn er das Ufer betritt.

Großen Aufwand machte der geizige Hermon im Traum einſt;
Aengſtig ſprang er empor, lief und erhenkte ſich ſelbſt.

Gegen den Amor bin ich in meinem Buſen gewaffnet
durch die Vernunft; ich ſteh Einer dem Einen zu Wehr.
Ich ein Sterblicher ihm dem Unſterblichen. Aber iſt Bacchus
ihm zur Seite, wer mag gegen zwei Götter beſtehn?

Seliger Pluto, nimm, nimm an den lachenden Weiſen
Unter der traurigen Schaar haſt du jetzt Einen, der lacht.

Wanderer, ſieh, hier liegen in Einem Grabe begraben
ſieben Todte. „Wer hat ſieben der Menſchen erlegt?"
Fragſt du; kenneſt du nicht den Stab des mächtigen Hermes,
der in des Arztes Hand Menſchen zu Schatten geſellt?

Bauch, du Unverſchämter! Der Freiheit heilige Rechte
giebt der Schmeichler hinweg um eine Suppe für dich.

„Tanzt' ich die Niobe nicht und die Daphne recht nach dem Leben?"
Wahrlich! Jene wie Stein, dieſe wie ſtarrendes Holz.

Mich verachteſt du nicht; die Armuth ſchmäheſt du in mir;
wäre Jupiter arm, wär' er geachtet wie ich.

Haſt du noch mehr des Weins, mit dem du mich geſtern bewirthet?
Kränze mit Epheu nicht, kränz' ihn mit grünem Salat.

Damon und Pythias, der Todtengräber und Doctor,
helfen in ihrer Kunſt treulich einander ſich aus:
Damon ſtielt dem Begrabnen die Leichenhemde zu Pflaſtern
für den Doctor und Er ſchafft ihm die Kranken ins Grab.

Auch die Griechen alſo ſchloſſen den Spott vom Epigramm nicht aus: denn warum ſollten unter allen Gegenſtänden der Welt gerade Narren die einzigen ſeyn, die keine auszeichnende Aufſchrift verdienten? da ſie ſich doch ſelbſt ſo oft mühſam vordrängen, um ausgezeichnet zu werden. Leider bietet ſich uns daher dieſe Gattung der Epigramme am meiſten dar: Die Pointe ſpringt uns gleichſam fertig ins Geſicht, und man hat oft Mühe, den Stein der uns aus einer plumpen Hand zuflog, wie jener Derwiſch, ruhig bei ſich zu ſtecken, wenn man fühlt, daß vom Bogen zurückgeſchnellt, er eine viel treffendere Wirkung thäte. Die Großmuth des Derwiſch iſt indeſſen doch das Beſte und mich dünckt, es war **Metaſtaſio**, der auch aufs bitterſte gereizt, zwar ſein Sinngedicht machte, es einem Freunde vorlas, aber ſodann gleich verbrannte: denn wie oft hat ein nicht übel gemeinter loſer Einfall Feindſchaften erweckt und Nachtheile befördert, die nachher lange Jahre nicht wegbannen konnten. Je treffender der Pfeil war, deſto un-

unvergeßlicher ſchmerzt er. Zudem giebt es Gattungen von Spott, die ſich ein billiger Mann nie erlauben ſollte z. B. über körperliche Gebrechen, über unverſchuldete Unglücksfälle u. dgl. Die Anthologie geht auch an ſolchen nicht leer aus; ſie ſind aber auch die, die ich ihr am wenigſten beneide. Sie tadeln und brandmarken meiſtens durch ein plumpes Werkzeug, die Hyperbel; oder ſie bereiten eine Speiſe, die nicht mit Salz ſondern mit Galle gewürzt, keine geſunde Zunge reizet. Ein Gleiches iſts mit den Obſcenitäten, in welche ſich die griechiſche Anmuth ſo oft verlohr. Freilich wars beſſer, daß dieſe unreine Ader ſich lieber in ein kurzes Epigramm, als wie es in ſpätern Zeiten geſchehen iſt, in lange Erzählungen und Romane ergoß; indeſſen auch ſie wollen wir den Griechen laſſen und uns dagegen an die edlern Arten des Epigramms halten, an denen ſich auch nach Jahrtauſenden Menſchen freuen und laben.

Dies ſind z. B. Epigramme auf Gegenſtände der Natur, auf Helden und berühmte

Perſonen, auf treffliche Seelen und ihre edle Geſchichte: oder die Stimmen der Dankbarkeit und Freundſchaft, der Eltern- und Kindesliebe. Hier ſteht nun einem Jünglinge, der dieſer Bahn folgen will, die Geſchichte der ganzen Welt vor Augen. Er zeichne den edeln Geiſt, die ſchöne That, die ihn rührte, mit Einfalt und Würde aus und das kleine Epigramm, das er dem Helden, dem Schutzgeiſt der Menſchheit an den Fuß ſeiner Bildſäule ſchrieb, hat er damit auch lebendiger in ſein Herz geſchrieben. Die klare, kurze Expoſition war für ſeinen Verſtand, der Stachel derſelben für ſein innerſtes Gefühl, gleichſam ein Samenkorn in ſeine Seele. Die würdigſten Männer der vorigen Jahrhunderte liebten dergleichen Auszeichnungen und ich weiß nicht, warum wir an ihnen erſchöpft ſind: denn die edelſten Wohlthäter unſres Vaterlandes liegen auch in dieſem Verſtande ohne Kränze und Stela, unbegraben.

Inſonderheit ſind Gegenſtände der Kunſt des ſchönſten griechiſchen Epigramms würdig;

und

und wie viele ſchöne Stücke des Alterthums ſind da, die, wenn man ſie mit einigem Gefühl anſieht, die zarteſte Inſchrift uns gleichſam zuhauchen! Glücklich iſt der Jüngling, dem das Schickſal einen Lehrer ſchenkt, der hier ſein Auge und ſeinen Verſtand leitet. Er zeigt ihm, worauf es der Künſtler eigentlich anlegte? wie und worinn ſeine Seele, die längſt im Schattenreich iſt, noch jetzt aus ſeinen Werken zu uns ſpreche? Der Funke alſo, der in des Meiſters Gemüth glühete, wird auch der helle Punct, der im Lehrlinge zündet, ja mit dem er die Weisheit des ganzen daſtehenden Werks beleuchtet. Kleine Inſchriften dieſer Art mit klaren, beſtimmten Zügen ſind mehr werth, als lange Abhandlungen voll allegoriſcher Gelehrſamkeit oder als Lobjauchzungen voll Wolken, Blitze und Nebel. Mit einer ſolchen Inſchrift nehmen wir gleichſam Beſitz von dem geliebten Gegenſtande, den wir damit aus uns und für uns anzeichnen: wir fühlen das Glück, daß wenn wir ihn gleich nicht ſchaffen konnten, ſo können wir ihn dennoch, was ſo wenigen gegeben ward, beſtimmt denken und ausdrücken, genießen und fühlen. So iſts mit manchen Gegenſtänden des Leides und der Freude in unſerm Leben: wir genießen doppelt, wenn wir uns den Genuß ſagen; die Wolke des Schmerzes entweicht, wenn wir uns ihre Urſache und Wirkung klar und beſtimmt entziffern. — —

Indeſſen bei alle dieſem Ruhm und Nutzen ſehe man das Epigramm für nicht mehr an als es ſeyn kann und ſeyn will: es iſt ein vorübergehender, entwickelnder, treffender Gedanke, deſſen Einkleidung zwar ein Kunſtwerk, aber nicht die höchſte Kunſt iſt. Es gehört auf den Fuß der Bildſäule; die Bildſäule ſelbſt aber iſt doch etwas Anders.

III.

Hyle.

Kleiner griechiſchen Gedichte

Erſte Sammlung.

Das Glück und die Liebe.

Ein armer Fiſcher lebte kummervoll;
Ein reiches Mädchen warf ihr Aug' auf ihn,
Heirathet' ihn und gab ihm all ihr Gut.
Was folgete? Der Arme ward nun reich,
Der Reiche ſtolz, der Stolze ihr Tyrann.
Sieh, ſprach das Glück zur Liebesgöttin, wer
Auf Erden ſtärker ſei, ich oder du?

Serapis.

Ein Räuber ſchlief an einer alten Wand; *)
Da ſtand der Gott Serapis ihm im Traum

vor

---

*) Vermuthlich eines verfallenen Serapis-Tempels.

Vor Augen und weiſſagend ſprach der Gott:
„Elender, ſchläfſt du hier? Erwach' und flieh
Von dieſer Mauer." Er erwacht und floh:
Die Mauer ſtürzt' herab mit ſchnellem Sturz.
Wie dankt nun der Errettete dem Gott!
Frühmorgens bringt er ſchon ſein Opfer dar
Und wähnt — Der Bube wähnt, den Göttern ſei
Sein Leben lieb. Doch kaum entſchlief er wieder,
Als abermals Serapis vor ihm ſtand
Weiſſagend: „Wie? Elender glaubeſt du,
Daß ich der Mörder pflege? Wenn ich dich
Von dieſem Tod' errettete, der ſchnell
Und Schmerzenlos auch den Unſchuldgen trifft:
So wiß': ich that es, daß ich dich damit
Dem rechten Tod' aufſparete — dem Kreuz.

Der Rabe und der Skorpion.

Ein frecher Rabe ſchoß aus hoher Luft
Auf einen Skorpion und führt' ihn weg:
Der Skorpion, ergriffen, ſäumte nicht
Und ſtach den Stachel in des Räubers Herz.

So findet oft der ſchnelle Böſewicht
Noch einen ſchnelleren, ders ihm vergilt.

Der Verſchwender.

Theron, Menippus Sohn, hatt' all ſein Gut
Des väterlichen Erbtheils durchgebracht.
Des Vaters Freund, Euktemon, ſah ihn arm,
Und nahm ihn zu ſich, gab die Tochter ihm
Und mit der Tochter ihm ein großes Gut.
Der ſchwelgeriſche Theron war nun reich

Und ſchwelgte wieder, bis gar bald darauf
Der Armuth Welle wieder fort ihn riß.
Euktemon ſah es und beweinete
Nicht ihn; nur ſeine Tochter und ſich ſelbſt.
Zu ſpät erkannt' er, daß wer eignes Gut
Mißbrauchte, fremdes auch mißbrauchen wird.

Der Geizhals und die Maus.

Der Hungerleider Asklepiades
Sah eine Maus in ſeinem Hauſe. „Was?
Was bringſt du mir, mein Mäuschen?" ſprach er ſüß.
„Sey ruhig, lieber Freund, antwortet ſie:
In deinem Hauſe ſucht ein Mäuschen ſelbſt
Zwar etwa Wohnung, aber keinen Tiſch.

Der Landmann und der Sterndeuter.

Calligenes, ein Landmann, als er froh
Den Samen in der Erde hatte, ging
Zum Sternendeuter Ariſtophanes,
Zu fragen ſeine Weisheit: ob die Saat
Auch wohl gedeihen und die Ernte wohl
Gerathen werde? Stracks befragete
Der Weiſe ſeine Kunſt: er zeichnete
Figuren, Kreiſe, Zahlen auf den Tiſch,
Hob ſeinen Finger auf und ſprach alſo:

„Bekommt dein Acker Regen wie er ſoll,
Und ſchieſſet er nicht wildes Unkraut auf,
Trift deine junge Saat nicht böſer Froſt
Und Hagel; äſ't ſie auch das Wild nicht ab
Und bleibt ſie ſonſt von Wetterſchaden frei;
So ſag ich dir, daß Saat und Ernte gut
Gerathen werde. Doch noch Eins, mein Freund,
Noch Eins! — Nimm vor Heuſchrecken dich
in Acht."

Die beiden Krebſe.

„Gehe doch vor dich hin!“ ſo ſprach die Mutter des Krebſes,
Warum ſchleichet dein Gang rückwärts in Krümmen daher?“
„Gehe voran vor mir! ich will dir folgen, o Mutter;
Kinder folgen der Bahn älterer Tritte ſo gern.“
Und da gingen ſie beide, wie ihre Väter gegangen,
Krebſestritte; Kritik ändert noch nicht die Natur.

Die beſte Wahl.

Ein fremder Gaſtfreund trat zum Pittakus
Aus Mitylene. „Schenke lieber Greis,

Mir guten Rath. Ein zwiefach Ehebett
Winkt mir zu einer Wahl: die Eine Braut
Iſt weit an Stand' und Reichthum über mir;
Die Andre iſt mir gleich; wen ſoll ich wählen?“

Der Alte hob den Stab und zeigte: „Dort
Sind Knaben bei dem raſchen Kräuſelſpiel:
Tritt hin zu ihnen und ſie werden dir
Es ſagen. — “*) Als der Fremdling näher trat,
Erſcholl nur eine Stimme: „Den paſſenden nimm!
Den paſſenden nimm!“ Der gute Fremdling zog
Belehrt zurück und folgt des Knaben Wort:
Er führte, die ihm gleich war, in ſein Haus
Und lebte glücklich.
Folg' auch, Dion, du
Des Knaben Wort: ſo wirſt du glücklich leben.

---

*) Die Griechen hatten, wenigſtens im Spiel und in der Noth, den Glauben daß Worte der Kinder nicht ohne Bedeutung wären.

Das Rohr und die Eiche.

Niedergeworfen im Sturm, ſchwamm auf dem Strome der Eichbaum
Rohrgebüſche vorbei. „Was thut ihr? ſprach der Erlegte
Daß ihr ſo aufrecht ſteht und trotzt dem Sturme?“ „Wir trotzen
Keinem Sturme; wir beugen uns ihm: drum ſtehen wir aufrecht.„

Der Weg der Liebe.

Wo ſich hinter Piſa der Alpheusſtrom in das Meer gießt,
Eilt er zur Arethuſa. *) Er führet Zweige des Oelbaums,

Schöne

---

*) Der Alpheus iſt ein Strom in Griechenland; Arethuſa eine Quelle in Sicilien.

Schöne Blätter und Blumen und heiligen Staub von der Rennbahn
Als Geſchenke mit ſich und taucht ſich unter die Wellen
Tief und eilt da drunten, mit keiner Welle ſich miſchend,
Leiſ' hinweg; es ſpüret das Meer den gleitenden Strom nicht.
Alſo hat der Knabe, der tief verwundet und vieles
Leidige auserſann und ſchwere Dinge gelehrt hat,
Auch aus Macht der Liebe den Strom zu ſchwimmen gelehret.

An den Abendſtern.

Abendſtern, du goldenes Licht der lieblichen Cypris!
Abendſtern, der dunkelen Nacht ein heiliger Glanzſchmuck;

Wie vom Mond' überglänzt, ſo überglänzend die Sterne.
Heil dir, Lieber! Und da ich anjetzt zum Schmauſe des Hirten
Geh: ſo leuchte du mir an ſtatt des freundlichen Mondes,
Der, heut neu, gar zeitig hinabſteigt. Geh' ich zum Diebſtal
Ja doch nicht, noch daß ich den nächtlichen Wandrer beraube;
Sondern ich lieb'; und Liebende mitzulieben, iſt artig.

An die Göttin der Liebe.

Tochter Jupiters und des Meeres holdſeelige Cypris,
Sage, warum du ſo auf Menſchen und Götter erzürnt biſt?

Und was reizete dich zu der feindſeligen Rache,
Daß du den Amor gebahrſt? Den Amor, allen ein Uebel,
Wild und unbarmherzig, ſein Sinn iſt nicht der Geſtalt gleich.
Und noch gabſt du ihm Flügel und fernhintreffende Pfeile,
Daß wir den bittern Wunden auch nicht zu entrinnen vermögen.

Amor und die Muſen.

Nein! es fürchten ihn nicht die Muſen, den grauſamen Amor
Vielmehr lieben ſie ihn und gehn ihm nach, wo er hingeht

Fliehen den, der ihnen mit Liebentfremdeter Seele
Folgt, ſie fliehen und weigern es, ihn Geſänge zu lehren.
Aber hat dir Amor das Herz getroffen und ſingſt du
Dann dein liebliches Lied; auf einmal eilen ſie zu dir
Alle. Wie mir geſchieht; der Wahrheit bin ich ein Zeuge.
Preiſ' ich irgend jemand, der Menſchen und ſeligen Götter
Einen; die Zunge ſtockt, ſie ſinget nicht, wie ſie ſonſt ſang:
Bis ich wieder den Amor und meinen Lycidas ſinge,
Freudig fließet ſodann der Geſang die Lippen hinunter.

Das Glück der Freundſchaft.

Glücklich ſind die da lieben und werden wieder geliebet.
Glücklich wareſt du Theſeus; es war Pirithous mit dir,
Selbſt da du zum Hauſe des harten Pluto hinabſtiegſt.
Glücklich war Oreſt auch unter unwirthlichen Wilden:
Denn ſein Pylades ging mit ihm an die grauſame Küſte.
Glücklich war Achilles, als ſein Patroklus noch lebte;
Auch der Sterbende glücklich; er hatte gerettet vom Tode. *)

---

*) Ich laſſe dieſen Vers in ſeiner Zweideutigkeit und deute ihn auf den Patroklus, der durch die Beihülfe ſeines Freundes den rühmlichſten Tod, als ein Erretter des ganzen griechiſchen Heers ſterben konnte.

Liebe und Gegenliebe.

Sehnend liebete Pan die nahe Echo; die Echo
Liebte den tanzenden Satyr; der Satyr glühte für Lyda.
Aber ſo wenig die Echo für Pan, ſo wenig entbrannte
Für die Echo der Satyr und für den Satyr die Lyda.
Jegliches liebt' ein Andres; ſo viel es den Liebenden haßte,
Ward es gehaßet und litt' die Strafe der Wiedervergeltung.
Dieſe Lehren erzähl' ich den Liebentfremdeten. Liebet
Die euch lieben: ſo werdet ihr liebend wieder geliebet.

Das Land- und Seeleben.

Wenn das bläuliche Meer im ſanften Winde ſich kräuſelt,
Reget mich auf mein ſchüchterner Muth. Die ländliche Muſe
Reizt mich nicht, es reizet mich mehr die Stille des Meeres.
Aber ertönt dann wieder die grauſe Tiefe: das Meer ſchlägt
Hohle Wellen und ſchäumt; auf Wogen ſtürzen ſich Wogen:
Schnell wend ich die Augen zu Erd' und Bäumen und fliehe
Den gefährlichen Grund: des Landes Boden allein ſcheint
Mir denn ſicher, allein gefällig der ſchattige Hain dann,
Wo auch mitten im Sturm melodiſch ſäuſelt die Fichte.
Wahrlich ein Fiſcher lebt ein armes Leben; ein Nache

Iſt ſein Haus, er ackert im Meer, er jagt in den Wellen
Trüglich. Indeß ich unter dem breitbeblätterten Ahorn
Schlummere ſüſſen Schlaf und höre die murmelnde Quelle,
Die uns Ländliche ſanft ergötzt und nimmer erſchrecket.

Die unnütze Mühe.

Sind die Geſänge ſchön, die ich ſinge, wie ſie die Muſe
Mir verleihet: ſo werden auch ſie ſchon Ehre mir bringen.
Und gefallen ſie nicht, wozu die weitere Mühe?
Hätte Jupiter uns, hätt' uns die windende Parze
Zwo Lebzeiten zu leben gegönnt, die Eine voll Arbeit
Eine andre voll Freuden und Luſt, daß man ſich der Mühe.
Nun begeben könnt' und ihre Früchte genieſſen.

Aber da uns die Götter nur Einen flüchtigen Kreislauf
Senden, ihn durchzuleben, der ſchnell und allen ungnügſam
Wegrollt; ach wir Arme! wie lange wollen wir mühend
Uns abmatten? wie lange den Geiſt auf Wucher und Künſte
Wenden, immer begehrend mehr und reichere Güter.
Wahrlich, wir vergeſſen, daß uns zum Tode gebohrnen
Eine kurze Zeit die Parze zu leben beſtimmt hat.

Der ruhige Weiſe.

Glücklich bin ich o Schickſal, du haſt mit ſeliger Ruhe
Meine Seele, du haſt mit Muſſe mein Leben beſchenket:
Denn was ſollte mir auch des Getümmels quälende Sorge?

Reichthum begehr' ich nicht, den blinden Freund, der von Einem
Flieht zum Andern; ich mag der Ehre, des ſchwätzenden Traums nicht:
Ferne mit ihm zur Höle der Circe. Göttlichen Urſprungs
Halt' ich es Schande für mich, wie ein Thier zu freſſen die Eichel.
Auch den zärtlichen Lotos, der ſüſſe Vergeſſenheit einhaucht,
Vaterlandes-Vergeſſenheit, auch der Sirenen Geſänge
Flieh ich; ſie locken mich ab von der richtigen Straſſe der Wahrheit.
Aber was ich mir wünſche, das biſt du, göttliche Pflanze,
Die das Gemüth mir ſtärkt und den Wahn der Meinungen wegtreibt,
Die mir das Ohr verſtopft und das Herz von Leidenſchaft reinigt.
Alſo lehrend und lebend erwart' ich ruhig das Ende.

Zweite Sammlung.

An ſein Herz.

Mein Herz, mein Herz, das in Stürmen des Unglücks kämpfſt,
Ertrage! trage! beut dem unfreundlichen
Geſchick die Bruſt; den Waffen der Feinde ſteh'
Entgegen und ſtreite beherzt.

Und ſiegſt du, rühme dich nicht des Sieges frech;
Und ſinkſt du, ſeufze daheim nicht krank und ſchwach.
Der Freuden freue dich und im Misgeſchick
Betrübe dich nie zu hart.

Erwäge, wie wechſelnd Menſchenſchickſal ſei. — — *)

---

*) Leider ein Fragment, wie mehrere der folgenden Stücke, die am Ende mit Strichen bezeichnet ſind.

Der Letzte Muth.

An nichts verzweifle. Alles iſt möglich; nichts
Iſt ohne Hofnung; aber auch nichts der Bewundrung werth.
Der Vater der Götter macht aus Mittag' oft
Die Nacht; das Licht verſchwand bei der Sonne [illegible]
Und traurige Furcht befällt der Menſchen Herz.

Nichts iſt unglaublich; nichts ohne Hofnung ganz
Für Männer; aber auch nichts der Bewundrung werth.
Und ſähſt du mit Delphinen des Waldes Wild
Im Meere weiden und ſähſt, daß jenem dort
Der tobenden Wellen Sturm erfreulicher ſei
Als veſtes Land und jenem ein nackter Fels. — —

Die Wünſche des Lebens.

Geſundheit iſt dem ſterblichen Mann
Das Erſte; das Zweite Wohlgeſtalt;
Das Dritte Reichthum ohne Betrug;
Das Vierte, mit ſeinen Geliebten ſich jung erfreun.

Ein Rath.

Ich will dir ſagen, mein liebſter Freund,
Ich weiß, du hörſt es gern:
Den Traurigen muß man lieben und bei ihm ſeyn;
Doch mit ihm ſprechen nicht.

Der Prüfeſtein.

Der lydiſche Stein erprobt das Gold;
Der Männer Weisheit und Tugend erprobt
Die allbeherrſchende Wahrheit.

Das Alter.

Ein unſterbliches Uebel beſchied dem armen Tithonus
Jupiter; ſchrecklicher iſts als der gefürchtete Tod.
Greiſes Alter. Sie ſollt' uns länger währen, die ſchöne
Liebliche Jugend und flieht, wie ein wegeilender Traum.
Und dann hanget uns gleich das traurige häßliche Alter
Ueber dem Haupt und gießt böſe Verachtung auf uns,
Selbſt gehaßt und verachtet. Es macht unkänntlich den Tapfern,
Löſcht die Augen, es löſcht Muth und Gedanken ihm aus.
Er, der ſchönſte voreinſt; nun iſt die Hora vorüber
Und der Vater gefällt, Kindern und Freunden nicht mehr.

Das daurende Vergnügen.

Alle die Kränze der Luſt, womit ich die Schläfe mir ſchmückte,
Jede Salbe, die einſt zierte mein lockiges Haar
Iſt verflogen, o Freund; die Kränze ſind alle verwelket:
Auch der Zunge Genuß, jegliche niedliche Koſt
Ging mit der Stunde dahin. Nur was die Seele mir ſchmückte,
Was durchs Ohr ich dem Geiſt ſchenkte das hab' ich, o Freund.

Zeit und Ewigkeit.

Ein langes oder kurzes Leben iſt
Verſchwindend zur Endloſen Ewigkeit:
Zehntauſend Jahre ſind ein Punct zu ihr,
Ja lieber nur des Punctes kleinſter Theil,

Die Lebensalter.

Wie die Blätter, die ſich die Blumenliebende Hora
Auf den Zweigen erzieht, wenn ſie die Sonne beglänzt,
So blühn wenige Zeit wir in der Blüthe der Jugend
Frölich und kannten da Böſes und Gutes noch nicht.
Aber es ſtehn die Parzen uns ſchwarz zur Seite, die Eine
Spinnet den Faden zum Ziel grämlichen Alters hinan,
Bis die andere ſchneidet, den Tod uns. Wenige Jahre
Glänzet der Jugend Frucht, unter der Sonne Glanz;

Und iſt dieſe vorbei, die Zeit der genieſſenden Tage,
Ach da wünſchen wir uns lieber als Leben den Tod
Denn da treffen die Seele gar viel Beſchwerden; den Einen
Häuslicher Kummer, ihm müht Armuth den traurenden Geiſt.
Jener wünſchet ſich Kinder und wenn er am meiſten ſie wünſchet
Muß er zur Erd hinab in der Geſchiedenen Reich;
Dieſem quälet den Leib die Muth-auszehrende Krankheit
Keiner der Sterblichen iſt, der nicht viel Böſes erlebt. — —

An die Geſundheit.

Geſundheit, Aelteſte der Seligen,
Möcht ich wohnen mit dir mein übriges Leben hindurch
Und möchteſt du auch huldreich mit mir wohnen!
Denn wenn der Reichthum Grazie hat,
Wenn Kinder erfreuen, wenn der glücklichen Herrſchaft Glanz,
Wenn Lieb' ergötzet, die wir mit der Cypris heimlichen Netz
Erjagen und wenn noch andere Freuden mehr
Von Gott uns blühn, nach Mühe
Der erquickenden Ruhe Genuß;
O ſelige Göttin!
Geſundheit, ſo entſproſſeten ſie mit Dir;
Denn mit dir blüht der Grazien Lenz
Und ohne dich giebts keinen Glücklichen je.

Der Wein.

Süſſe Gewalt, die aus den Bechern ſtürmt
Und ſtreichelt unſer Gemüth mit der Cypris Hand.
Auch Hoffnung iſt in Dionyſus Trank gemiſcht.
Die das Herz ergreift, daß ſchnell es der Sorgen Laſt
In die weiteſte Ferne wirft.
Der Trinker erobert Städte, zerſtört
Mauern und dünkt ſich ſchon ein Monarch der Welt.
Von Elfenbein und Marmor glänzt ſein Haus:
Ihm führen ſchwerbeladene Schiffe von Aegypten her
Großen glänzenden Reichthum zu,
Wie des Trinkers Herz es wünſcht. — —

An die Sonne,
ein Morgengeſang.

Feyre ringsum, hoher Aether!
Und ihr Thäler und ihr Berge,
Erd' und Meer und Lüfte ſchweiget!
Schweigt ihr Vögel, ſchweig' o Echo,
Denn zu uns will Phöbus nahn,
Der lockige Sänger mit hellem Geſang.

O du der holden Aurora
Vater, Du, der die roſige Bahn
Mit dem Flügeltritt der Roße verfolgt,
Frohlockend im goldenen Haar
Den unendlichen weiten Himmel hinan.

Um dich windend den vielgelenkigen Strahl
Wirfſt du Glanz, wie ein güterreiches Netz,
Um die Weite der Erd' hinaus

Und

Und Ströme himmliſchen Feuers
Bringen von dir uns her den erwünſchten Tag.

Der ſtille Chor der Sterne tanzt
Am Olympus dir dem Könige, Reihentanz,
Anſtimmend dir ſein ewiges, heiliges Lied
Nach deiner Leier Klang.

Indeß dort gegenüber die blaſſe Luna führt
Den nächtlichen Chor hinweg,
Beſpannt den Wagen mit weißer Stiere Geſpan.

Er aber freut in ſeinem Gemüth ſich hoch
Der Gütige und ſendet der Erde reichen Schmuck.

An den Frieden.

Die große Göttin Irene gebiert
Den Sterblichen Reichthum und Blumen ſüſſen Geſangs

Auf

Auf künſtlich ſchönen Altären flammt,
Den Göttern die gelbe Flamme voll Opferduft
Von Stiereſchenkeln und Wollenheerden empor.
Die Jünglinge denken auf Spiel' und Flötengeſang
Und Luſtbarkeiten; indeß den Eiſenbeſchlagenen Schild
Der ſchwarzen Spinne Geweb' umſpinnt
Und den ſpitzigen Speer und das zweiſchneidige Schwert
Der Roſt benaget. Es tönt nicht mehr
Der ehernen Tuba Klang; er ſcheucht nicht mehr
Uns von der Augenwimper den ſüſſen Schlaf,
Der unſer Herz erquickt.
Flecken und Dörfer ſind voll frölicher Gaſtereyn,
Und Geſänge der Liebe glänzen auf ihnen umher.

Das Schickſal.

Das Endeziel von Allem iſt o Sohn,
Beim hohen Zevs, der ſtellts wohin er will.
Der Menſch iſt Sinnlos. Immer leben wir
Nur Einen Tag und wiſſen nicht, wie Gott
Mit Einem Sterblichen es enden werde.
Indeſſen nährt die ſüſſe Trügerin,
Die Hofnung uns, auch wenn zum Nichtigen
Wir ſtreben. Dieſer hofft den nächſten Tag;
Der andre künftger Sommer Ernten; da
Iſt keiner, der ſich nicht beim neuen Jahr
Ein freundliches, ein Segenreiches Glück
Verheiße. Jenen rafft indeß das Alter weg
Eh' er zum Ziel gelangte; dieſen zehrt
Die Krankheit auf. Die zähmt der wilde Mars
Und ſendet ſie zur Todtenſchaar hinab
In Pluto's unterirrdiſch-ſchwarzes Haus.

Die ſterben auf dem Meer: der Sturm ergriff,
Die ſchwarze Welle riß ſie fort mit ſich;
Hin iſt ihr Leben, ihre Hoffnung hin.
Der greift, unglücklich Schickſal! ſelbſt zum Strick
Und raubt ſich ſelbſt der ſchönen Sonne Licht.
Nichts iſt von Plagen frei: zehntauſende
Der Tode ſtehn, ein unabwendbar Heer
Von Schmerz und Plagen ſtehn dem Sterblichen
Ringsum. O glaubten meinem Rathe ſie;
So liebte keiner doch ſein Unglück ſelbſt
Und zehrte ſich das Herz in Unmuth ab.

Der unglückliche Arme und Reiche.

Alſo irren wir Menſchen mit unſern Seelen, wir alle
Tragen die Gaben, die uns der Götter prüfende Waage
Zuwog,

Zuwog, in unverſtändiger Bruſt. Der Dürftige klaget
Traurig und mißt den Göttern von ſeinem Uebel die Schuld bei,
Achtet ſich ſelbſt nicht mehr, nicht mehr die männliche Tugend,
Wagt zu ſprechen nicht mehr, nicht mehr zu beginnen was Edles,
Sondern ſchaudert und bebt, wenn die reichen Mächtigen daſtehn;
Kummer und Elend nagen ihm ſtets das welkende Herz ab.
Jener im Gegentheil, dem über viele zu herrſchen
Gott gab und ihm Güter und Glück gewährete, denkt nicht,
Wem zu gut er die Erde mit ſeinen Füſſen betrete;
Er vergiſſet, daß die ihn erzeugten, Sterbliche waren,

Donnert in ſeinem Stolze dem Zevs gleich, hebet das Haupt hoch,
Ob er ein Zwerg gleich iſt und buhlt um die ſchöne Minerva,
Oder ſpähet ſich gar einen Schleichweg aus zum Olympus,
Daß an der Göttertafel er mit Unſterblichen ſpeiſe.
Aber es ſchleicht auch ihm mit leiſen Tritten die Ate *)
Ungeſehen heran und unerwartet: ſie wandelt
Auf dem Scheitel der Menſchen; den Alten erſcheinet ſie Jungfrau,
Jünglingen alt; doch bringt ſie jedem Verbrechen die Strafe
Und vollführet Jupiters Amt und der ſtrengen Vergeltung.

---

*) Die Göttin des Uebels und Schadens.

Dem höchſten Gott.

Du der Unſterblichen Höchſter, du Vielbenamter, der ewig
Nach Geſetzen beherrſcht die Natur, ihr mächtiger Führer,
Sei mir gegrüſſet, o Zevs: denn alle Sterbliche dürfen
Dich anreden o Vater, da wir ja deines Geſchlechts ſind,
Deines Weſens ein Bild, was irgend auf Erde nur lebet.
Alſo will ich dich preiſen und ewig rühmen die Herrſchaft
Deiner Macht, der, rings um die Erde, die Kreiſe der Welten
Willig folgen, wohin du ſie lenkſt und dienen dir willig.
Denn du faſſeſt in deine nie zu bezwingende Rechte
Deinen Boten, den flammenden, zweigezackten, den ewig-

Lebenden Blitz: es erbebet die Welt dem
ſchmetternden Schlage.
Alſo lenkſt du den Geiſt der Natur, der dem
Großen und Kleinen
Eingepflanzet, ſich miſcht in alle Weſen und
Körper.
Höchſter König des Alls, ohn den auf Erden,
im Meere,
Nichts geſchiehet, noch am ätheriſchen, himm-
liſchen Pole;
Außer was Sinnen-beraubt der Frevler Böſes
beginnet.
Aber du weißt auch da das Wilde zu fügen
in Ordnung,
Machſt aus der Unform Form und geſellſt Un-
freundliches freundlich.
Alſo ſtimmteſt du Alles zu Einem, das Böſe
zum Guten,
Daß in der weiten Natur Ein ewigherrſchend
Geſetz ſei,
Eins, dem unter den Sterblichen nur der
Frevler entfliehn will.

Ach des Thoren! der immer Beſitz des Guten begehret
Und verkennet des Herrn der Natur allwaltende Richtſchnur,
Will nicht hören, was, wenn er gehorcht', ihm glückliches Leben
Und Verſtand gewährte. Nun ſtürmen ſie alle dem Guten
Grade vorbei, hieher, dorthin. Der kämpfet um Ehre
Fährlichen Kampf: der läuft nach Gewinn mit niedriger Habſucht:
Jener buhlet um Ruh und ſüße Werke der Wohlluſt,
Alle mit Eifer bemüht, dem nichtigen Wunſch zu begegnen.
Aber o Zevs, du Wolkenumhüllter, der Blitze Gebieter,
Du, der du alles giebſt, befreie die Menſchen vom ſchweren
Unſinn, nimm die Wolken von ihren Seelen o Vater,

Daß ſie die Regel ergreifen, nach der du billig und ſicher
Alles regierſt; damit Wir, denen du Ehre gegönnt haſt,
Wieder dich ehren und deine Thaten ewig beſingen,
Wie's dem Sterblichen ziemt: denn weder Menſchen noch Göttern
Bleibt ein höheres Loos, als ewig und ewig des Weltalls
Herrſchende Regel gerecht in Wort und Thaten zu preiſen.

IV.

Nemeſis.

Ein lehrendes Sinnbild.

Eine der Bedeutungsvolleſten und feinſten Dichtungen der Griechen war die **Nemeſis**; eine ſo vielgewandte Idee, daß ſie im Deutſchen ſchwerlich durch ein Wort ausgedrückt werden könnte. Bei **Homer** kommt ſie als eine perſonificirte Göttin noch nicht vor, obwohl der häufige Gebrauch des Ausdrucks: ȣ νεμεσις, „Darinn iſt kein Tadel, das wird oder das wolle niemand mit Unwillen anſehn“ nebſt andern, die ihm verwandt ſind, gnugſam zeigen wie tief die Empfindung deſſen was durch die Göttin bedeutet ward, in der Seele des Dichters gelegen habe. Allegoriſche Begriffe führt überhaupt **Homer** nur ſelten und kurz auf; auch gab ihm der Inhalt ſeiner Gedichte, die meiſtens um kriegeriſche Thaten ſich ſchlingen, zur epiſchen Aufführung dieſer Göttin keinen Anlaß. In den alten Gedichten aber, die **Heſioduus** Namen tragen, kommt Nemeſis ſchon als ein perſonificirtes Weſen und zwar in der zwiefachen Bedeutung vor, die ſich nachher beſtändig bei den Griechen erhalten. a) Sie und die Schaam verlaſſen die Welt, nachdem die Bosheit der Menſchen aufs höchſte geſtiegen war; mit weißem Gewande die ſchönen Glieder bedeckt, ſteigen ſie zu den Göttern hinauf und hinterlaſſen den Sterblichen nichts als ſchwere Sorgen und ein Ret-

tungs

---

a) Dieſe doppelte Bedeutung hangt nicht ſowohl davon ab, daß Nemeſis von νεμειν und νεμεσαν abgeleitet werden kann oder mit beiden Begriffen, dem rechtmäſſigen Vertheilen und dem Misfallen über Unrecht in Verwandſchaft ſtehet; ſondern vom Gebrauch des Worts ſelbſt, das in gutem oder böſen Verſtande genommen, auch einen ſehr verſchiednen Sinn geben muß. Sein Grundbegrif iſt Misfalle, geheimer Tadel und zwar über Glück, Ruhm u. ſ. Da dieſer an den Neid grenzet, ſo konnte jener mit ihm verwechſelt werden, bis eine feinere Denkart ihn davon ſonderte und die Philoſophie und Kunſt endlich ihn zu einem ſtrengen, aber edeln Weſen umſchuf.

tungsloſes Elend. So dichtet **Heſiodus** in ſeinem reinſten Gedicht; a) in der Theogonie hingegen, die aus mancherlei Sagen zuſammengefloſſen zu ſeyn ſcheinet, wird Nemeſis als eine Plaggöttinn der Menſchen beſchrieben, die nebſt dem Zank, dem Betruge, dem grauen Alter und andern häßlichen Weſen, die Mutter Nacht gebohren. b)

Nun ſcheinen zwar dieſe beiden Vorſtellungen einander gerade zu widerſprechen, wir werden ſie aber beide natürlich finden und die ſpätern, ſowohl lyriſche als tragiſche Dichter haben ſich daher an keine ausſchließend gehalten. Wenn **Pindar** ſeinem Helden wünſcht, daß Zevs ihm zu ſeinem Glück nie eine **anders-geſinnete Nemeſis** ſenden möge, c) wenn er die Glückſeligkeit der Hyperboreer auch darinn ſetzt, daß

---

a) Ἐργ. v. 198.

b) Θεογ. v. 223.

c) Ολυμπ. η. δ. επ. v. 9. Νέμεσιν διχόβουλον.

weder Krankheiten noch das verderbende Alter ſich dem heiligen Volke nahen dürfe,

Das fern von Müh' und Kriegen wohnt
Und ſcheut die richtende **Nemeſis**. d)

ſo hat der Begriff offenbar eine ernſte furchtbare Bedeutung. Wenn im **Euripides** dagegen der Chor ſingt: e)

Adraſtea, du Tochter Jupiters,
Bewahre vor Neide meinen Mund,
Da ich jetzt ſingen will, was meinem Herzen gefällt:

ſo iſt der Ausdruck von milderer Art, indem er die Göttin, die allen Stolz und Uebermuth haſſet, mit dieſem Anruf zu verſöhnen trachtet. Sie muß ſelbſt nicht mißgünſtig und neidiſch ſeyn, da ſie angeruffen wird, die Bittenden vor dem Neide d. i. vor der Scheelſucht über ihr Glück und deſſen laute Freude zu bewahren.

Doch

---

d) Pyth. X. v. 68. ὑπέρδικον Νέμεσιν.
e) Rehſ. v. 342.

Doch was dörfen wir mehrere Stellen häufen, da wir eine Beſtimmung dieſes Begrifs, wie er im gemeinen Gebrauch der Rede vorkam, vom ſtrengſten der griechiſchen Philoſophen, dem Ariſtoteles haben. a) An mehr als einem Ort erklärt er die Nemeſis für den **Unwillen, den Menſchen am Glück der Unwürdigen oder an deſſen unwürdigem Gebrauch haben** und da er nach ſeinem Syſtem die Tugend immer als ein Mittleres zwiſchen zwei entgegenſtehenden Laſtern betrachtet: ſo ſtehet auch ſeine Nemeſis zwiſchen dem Neide und der Schadenfreude als eine Mitte der Tugend. Mit dieſem philoſophiſchen Richtmaas, können wir uns ſicher durch alle jene Bedeutungen wagen, welche der Sprachgebrauch oder die Dichtkunſt der Griechen dem Wort beilegte; wir werden wahrnehmen, daß ſie ſich auch in ihren Abweichungen um Eine und dieſelbe Idee winden. Wenn z. B. die laſterhafte, die freche Klytemneſtra ihres eignen Sohnes,

---

a) Ηθικ. l. 2. c. 7. Ηθικ. μεγαλ. l. 1. c. 28.

des todten Oreſtes ſpottet, an wen konnte ſich ſeine liebende, traurende Schweſter wenden, als an die Göttin, der jeder freche Stolz gegen Lebendige und Todte gräuelt: b)

„Hör' o Nemeſis, höre den Jüngſtverſtorbenen!“ und da die ausſchweifende Mutter darauf zu ſagen wagt:

„Sie hörte, wen ſie ſollt' und entſchied gerecht:“ ſo bleibt Elektra bei ihrem Sinne: „Schmähe nur: denn du biſt glücklich.“ Auf gleiche Weiſe warnen Herodot c) und nach ihm Philoſophen und Dichter den Glücklichen für Uebermuth, indem ſie ihn dabei an die Nemeſis oder an den Neid des Schickſals erinnern. Dergleichen Empfindungen lagen und liegen im Herzen aller Menſchen; bei den Griechen gingen ſie aus der Sprache in die perſonificirende Dichtkunſt, aus dieſer in die bilderſchaffende Kunſt über, die den

---

b) Ἠλεκτ. v. 793.

c) Weſſeling. ad Herodot. p. 216. 59. Svidas in voce Nemeſis &c.

den Begrif zuletzt durch erleſene Attribute veredelte und wie ihn Ariſtoteles unter den Menſchen, ihn unter den Göttern ſelbſt zur feinſten moraliſchen Geſtalt ausſchuf.

* * *

Das ſchönſte Bild der Nemeſis war zu Rhamnus bei Athen und zwar beſaß ſie es durch eine Reihe von Zufällen, die ihrem Amt und Namen ſehr gemäß waren, Zwei der berühmteſten Schüler des Phidias, Alkamenes und Agorakritus hatten wetteifernd an einer Bildſäule der Venus gearbeitet: a) jener war aus Athen, dieſer aus Paros und da die Athenienſer das Werk ihres Landsmannes, vielleicht parteiiſch, vorzogen, verwandelte dieſer ſeine Bildſäule in eine Nemeſis. Phidias half ſeinem vor allen andern geliebten Schüler die Arbeit vollenden; daher die Statue für ſein Werk galt und da Venus der Inbegrif der Schönheit weiblicher Formen war, empfing

---

a) Plin. l. 36. ſect. 4. n. 3. p. 725. Vol. 2. Ed. Harduin.

empfing Nemeſis von ihr nicht nur ihre holde Geſtalt, ſondern auch ſehr liebliche Attribute. b) Auf dem Haupt hatte ſie eine Krone, an welcher Hirſche und andre Siegszeichen gebildet waren; in der linken Hand trug ſie den Zweig von einem Apfelbaum, in der rechten eine Schale, auf welcher Aethiopier abgebildet ſtanden: offenbar Reſte von den Attributen einer Venus, die jetzt als eine Nemeſis daſtand. c) Das war die berühmte **Rhamnuſiſche Jungfrau**, eine Statue

zehn

---

b) Pauſan. Attic. c. 33.

c) Manche ſubtile Deutungen dieſer Symbole (z. E. Winkelmann. Allegor. S. 54. u. a.) ſind vergeblich, ſo bald man bedenkt, daß ſie eigentlich Symbole der Venus ſeyn ſollten. Daß dieſe Göttin mit einem Zweige, einer Blume, einem Apfel oder ſonſt etwas Lieblichem vorgeſtellt wurde, iſt bekannt und wir werden bald ſehen, warum ſie auch als Nemeſis hier einen Zweig tragen konnte? Die Schaale hatte Venus vielleicht als die Tochter des Meers (wenn wir die Deutung Pauſanias dabei nutzen wollen) vielleicht auch in einer andern Bedeutung; wenn der

Künſtzehn Ellen hoch und in ihrer Geſtalt eine liebliche Nemeſis-Cypris. a)

Viel-

Künſtler, etwa jetzt, Aethiopier darauf bildete, ſo veränderte er das Symbol ſo gut er konnte. Es iſt bekannt, daß die Götter gern bei den unſchuldigen Aethiopiern als Gäſte waren, ſo wie Pindar es auch von den Schuldloſen Hyperboreern anführt, daß ſie, die immer in Freudenmahlen lebten, dabei die Nemeſis ſcheuten. Vielleicht waren alſo an dieſer Schaale, die ſelbſt ans Gaſtmahl erinnerte, ſolche unſchuldige Freudenfeſte der Aethiopier abgebildet. Aus dem angeführten Urſprunge der Bildſäule läßt ſich auch die Sage erklären, warum dieſe Nemeſis für eine Tochter des Oceans galt, ohne das wir uns dabei wie Pauſanias den Kopf zerbrechen dürfen: denn war Venus nicht die Tochter des Oceans? und daß auch dieſe Nemeſis vom Meere herkam, folglich ſich als eine oder Nemesis marina in der gemiſchten Sage erhalten konnte, davon wird ſich der Grund ſogleich zeigen.

a) Aus dieſer Verwandlung einer Venus in die Nemeſis erklären ſich einige griechiſche Epigramme, deren Feinheit ſonſt ziemlich überſehen werden mußte. Wenn Lais ſagt:

Ich,

Vielleicht wundern wir uns über eine Verwandlung, die eine nach unſern Begriffen leichtſinni-

> Ich, die einſt allen Pfeil im Herzen war;
> Ich Lais einſt, bin jetzt nicht Lais mehr,
> Bin jedermann als Nemiſis bekannt
> In meinen hohen Jahren. Cypris? — nein!
> Nein bei der Cypris ſelbſt! ſie kennet mich
> Nicht mehr, wie Lais ſich ja ſelbſt nicht kennt.

ſo iſt man geneigt, dies als eine beſchwerende Klage anzuſehen, in der ſie ſich für eine Häßliche halte. Nichts weniger: denn auch die Nemeſis war ſchön, aber ernſt und keine Freundin der Bulerei. Die ehemalige Venus alſo iſt jetzt in eine tugendhafte, keuſche Nemeſis verwandelt und ſpricht, ja ſchwört darüber mit eben demſelben Leichtſinn, mit dem ſie in andern Epigrammen ihren Spiegel als eine Trophäe der Venus ſelbſt zu ſchenken wagte. — Weit ernſtlicher meinte es ein andrer, der in ihrem Namen dies Sinngedicht machte:

> Ich, die Stolze voreinſt, als goldne Herren mich liebten,
> Ich, die der Nemeſis nie Einen der Küſſe geſchenkt;

Lohnes

ſinnige Göttin zur ernſteſten von allen umſchuf; allein die Denkart der Griechen fand hierinn keinen Skrupel. Nicht jede Venus war eine Buhlerin und da dieſe gewiß bekleidet war, ſo hätte ſchon der ſanftgebogene Arm, mit dem die ſchamhafte Göttin ihr Gewand faßte, dem Künſtler die Idee einer Nemeſis geben können, die auch, wie wohl zu andrer Abſicht eine dergleichen Stellung liebte. Allein auch dieſe Aehnlichkeit war nicht nöthig; a) vielmehr fanden ſich ſowohl

Lohnes wegen, weh' ich anjetzt mühſelige Arbeit:
Pallas, ſo haſt du doch endlich die Cypris beſiegt.

Das Epigramm iſt eines ehedem verſchmäheten Liebhabers würdig. — Uebrigens iſt die Nemesis formosa Tibulli aus Martial und dieſem Dichter ſelbſt ſo lieblich bekannt, daß man wohl ſiehet, wie auch bei den Römern der Name nichts minder als einen widrigen Begrif erweckt habe.

a) Sie fand auch bei dieſer Venus nicht ſtatt: denn da ſie nach Pauſanias Beſchreibung den Zweig in der ſowohl in der alten Mythologie als in den Zeitumſtänden, in welchen der Künſtler lebte, andre Jdeen, die nicht nur ſeine Verwandlung rechtfertigen, ſondern die neue Nemeſis auch berühmter machen konnten, als ſeine Venus geweſen wäre.

Denn zuerſt gab es wirklich ſchon eine irdiſche Venus, die unter den Himmliſchen Nemeſis worden war, die Mutter der Helena und der Dioskuren, Leda. So verſchieden von ihr die Sagen ſprachen, ſo ſtimmeten ſie darinn überein, daß ſie im Olymp dieſen Namen trage und ſie trug ihn mit Recht, da die vergötterte Mutter ja nicht **ohne Unwillen** es anſehen konnte, wenn ein frecher Barbar, deſſen Hauptcharakter auch im Homer leichtſinniger Uebermuth iſt, ihre ſchöne Tochter zur Schmach der Griechen entführte.

der Einen, die Schaale in der andern Hand hielt, ſo hätte ſie das Gewand ihres Kleides nur mit einer ſehr gezwungenen Stellung faſſen können, wovon Pauſanias auch nichts ſagt.

führte. Mit dieſem moraliſchen Namen war alſo die Kunſtgeſtalt der Nemeſis als einer ſchönen Göttin gegeben: denn die, die als eine Sterbliche dem Jupiter ſelbſt Liebe eingeflößt hatte und durch ihn die Mutter der ſchönen und tapfern Dioskuren, ja des ſchönſten Weibes auf Erden worden war, konnte auch unter den Unſterblichen nicht anders als ſchön gebildet werden. So erſcheint Leda-Nemeſis in ihren Abbildungen: b) Sie, deren Unſchuld auf Erden man auf mancherlei Weiſe zu rechtfertigen ſuchte. Das Bild der ernſteſten Göttin miſchte ſich alſo auch ſchon nach dieſer Tradition mit aller Liebreizenden Schönheit.

Noch aber fand ſich ein beneidenswerther Umſtand, der dem umbildenden Künſtler nicht nur dieſe Idee gab, ſondern ſie auch über ſeinen Nebenbuhler triumphirend machte; es war die Materie, aus der dieſe Bildſäule genommen war. Die Perſer nämlich, führt Pauſanias bei dieſer

---

b) Pittur. d' Ercolan. T. III. tab. 9. &c.

Statue an, a) waren bei ihrem erſten Einfall in Griechenland ihres Sieges ſo gewiß geweſen, daß ſie ein Stück Pariſchen Marmors zum Trophäum ſchon mit ſich ſchleppten. Sie wurden bei Marathon geſchlagen und flüchteten mit vielem Verluſt in die Sümpfe oder ins blutige Meer; ihren Marmor mußten ſie zurücklaſſen und glücklicher Weiſe war dieſe Statue eben aus ihm gemacht. Mit beſcheidenem Triumph konnte ſie nun der Künſtler zu der Göttin umbilden, die allen ſtolzen Uebermuth, alle kecke Siegsfreude vor dem Siege, ja jedes pralende Wort, jeden unterdrückenden Hochmuth haſſet Durch die Unternehmung der Perſer aufs höchſte beleidigt, war ſie es geweſen, die das Rad des Glückes gewandt und den für nichts geachteten Athenienſern den glänzendſten Sieg, die ſtolzeſte Freiheit verſchafft hatte. Ihrem Bilde gebührte alſo auch das vereitelte Siegesdenkmal der Perſer. In Rhamnus ſtand es, das vom Siegesfelde Marathon

---

a) Attic. c 33.

rathon nicht weit entfernt lag: die Attribute der Venus waren liebliche Sieges- und Friedensbilder oder konnten zu ihnen gemacht werden; b) kurz dieſe Bildſäule, die nach Plinius Zeugniß der gelehrteſte Römer, M. Varro, allen andern Bildern Griechenlandes vorzog, ward durch den glücklichſten Witz eines unrecht-beleidigten Künſt-

b) Daher erklären ſich nun die Hirſche, die der Schüler Phidias, wahrſcheinlich als fliehende, der Krone der Göttin anbildete; ein ſchimpfliches Denkmal der Flucht der Perſer: daher erklärt ſich auch die Sage, daß dieſe Nemeſis, wie die Venus eine Tochter des Meers hieß. Denn waren die Feinde und mit ihnen die Nemeſis nicht vom Meer hergekommen? mußten ſie nicht dahin blutig zurückfliehn? Auch wird hiemit deutlich, warum Agorakritus ſeinem Bilde den Zweig und die Schaale laſſen konnte; es war nicht eine Nemeſis überhaupt, ſondern eine ſiegende Nemeſis der Athenienſer, die alſo auch Symbole haben konnte, die auf einen glücklichen Ausgang deuteten und die in ſpätern Denkmalen der Sieg, die Freude oder der gute Ausgang auch wirklich bekam.

lers zu einem Heiligthum Griechenlandes, auf welches Athen jetzt auch außer ſeinen Mauern ſtolz ſeyn mußte. Mehr als Ein Epigramm ward auf die berühmte Bildſäule gemacht und die ſchöne Idee, die Nemeſis ſelbſt dem Schüler Phidias eingehaucht zu haben ſcheint, ward als die Idee des ganzen Athens geprieſen: a)

Mich,

---

a) Gewöhnlicher Weiſe redet man von der Nemeſis zu Rhamnus nach Plinius und Pauſanias Beſchreibung als von zwei Statuen; da es doch augenſcheinlich nur Eine war und beide Sagen ſich gar wohl vereinigen laſſen. Daß des Pauſanias Bildſäule ihren Attributen nach ganz Venus ſei, iſt offenbar und ohne Plinius Erzählung könnte man gar nicht begreifen, warum eine Nemeſis ſo ganz außer dem Coſtume der Nemeſis gebildet worden. Mit ſeiner Erzählung erkläret ſich alles und man kann es ihm daher auch glauben, daß weil die Symbole ſelbſt nicht unterſcheidend gnug wären, der Künſtler auf einer Tafel den Namen der Göttin dazu geſchrieben habe. Es war ein kühner Gedanke, den ihm auch für ſeine Perſon betrachtet ein gerechter Unwille d. i. die Nemeſis eingab.

Mich, den glänzenden Stein bracht' einſt zu Schiffe der Perſer
her, ihm über Athen Siegestrophäum zu ſeyn;
Als zu Marathon aber der Wahn der Stolzen gedämpft ward,
als im blutigen Meer ſchimpflich-geſchlagen ſie flohn,
Schuf zur Nemeſis mich Athen, die Mutter der Tapfern,
ſchuf zur Göttin mich um, die den Vermeſſenen haßt.
Alſo halt' ich ſchwebend der Hofnung Waage; den Perſern
ward ich Nemeſis; Dir ward ich Trophäum, Athen!

* * *

Nothwendig hatte die Göttin in andern Gegenden, wo ſie ohne dieſe Zufälle gebildet ward, Zeichen, die ausdrückender waren. Zwar wiſſen wir vom Bilde ihres erſten Tempels, (wenn ſolcher ein Bild hatte) nichts, als folgende Nachricht, die Strabo uns aus dem Antimachus aufbehalten: a)

Auch eine Nemeſis iſt! Die groſſe Göttin, der Alles
Unterwarfen die ſeligen Götter; den Erſten Altar
Hat ihr Adraſtus erbaut am Ufer des ſchnellen Aeſepus,
Wo ſie noch jetzt verehrt und Adraſtea genannt wird,

Aber ſchon die Nemeſes bei Smyrna, wo ſie noch in der mehreren Zahl verehrt und jener älteſten Tradition zu Folge, Töchter der Nacht genannt wurden, b) kennen wir aus Münzen. c) Andre Abbildungen der Göttin haben wir auf Gemmen d) weni-

---

a) Strab. l. 13.

b) Pauſan. l. 7. c. 5.

c) Beger. theſaur. Brandeb. T. I. p. 671. T. II. p. 61. Liebe Gotha nummar. p. 262. et ibi citat.

d) Winkelm. cabin. de Stoſch p. 294-96.

weniger in Bildſäulen, e) vielleicht Eine im Gemählde; f) mehrere Stellen der Dichter beſchrei-

---

e) Winkelmanns Monum. inedit. Fig. 25, bisher die einzige Bildſäule, die von ihr bekannt iſt. Sie hat den Zweig in der Rechten und hält mit der Linken das Gewand erhoben. Die Thurmkrone der Cybele iſt auf ihrem Haupt: ihr Schritt iſt ſanft und gleichſam verſtohlen: das Rad unter ihren Füſſen fehlt, welches auch eigentlich nur auf Anaglyphen gehört und auch auf ihnen nicht allenthalben vorkommt. In der Geſchichte der Kunſt (S. 428. Dresd. Ausg.) hatte Winkelmann eine andre Nemeſis als eine ſitzende Statue mit Geiſſel und Schellen angeführt; allein jedermann ſiehet, daß dies keine Nemeſis ſeyn kann, wie denn der Verf. durch das Bekänntniß, das Jenes die einzige Statue dieſer Göttin ſei, (Monum. p. 30.) ſtillſchweigend ſeine Behauptung zurücknimmt. So wenig das Sitzen, als die Geißel und die Schellen kommen der Nemeſis zu, weder nach ihren ſonſtigen Geſtalten, noch nach ihrem gegebnen Charakter.

f) Pitture d' Ercol. T. III. tab. 10. Sie ſteht mit einem Schwert in der Scheide; daher ich ſie eher ben ſie und ein Hymnus, a) den Johann von Philadelphia einem Meſodemus zuſchreibt, ja von welchem uns ſelbſt ein Theil ſeiner Geſangweiſe übrig geblieben, macht ſie in ihren Attributen, mithin in ihrer Bedeutung ſo känntlich, als ob eine Reihe von Bildſäulen vor uns ſtünde.

Nemeſis

für eine rächende Gerechtigkeit, als für die Nemeſis halte, deren Begrif man überhaupt ſehr verwirrt hat. Wenn Winkelmann (Allegor. S. 54.) den Genius, der bei der verlaſſenen Ariadne ſteht (Pittur. d' Ercol. T. II. tab. 15.) für eine Nemeſis hält, hat er ihre Idee verfehlet. Die Nemeſis iſt keine Wiedervergeltung; ſie gehört hier weder zur Ariadne, noch ſelbſt hinter den Theſeus, der eigentlich nicht ſie durch einen übermäßigen Stolz, ſondern andre Götter durch Undankbarkeit und Treuloſigkeit beleidigt hatte Auch hat der Genius keine die Nemeſis bezeichnende Attribute.

a) Mem. de l' Acad. des Inſcr. T. VII. p. 289. Amſterd. Ausg. Brunk. anal. II. 292.

Nemeſis im Bilde. b)

Warum, o Nemeſis, haſt du das Maas und
den Zügel in Händen?
„Daß du den Handlungen Maas, Worten
den Zügel anlegſt."

Nemeſis bin ich und halt' in meiner Rechte
das Maas hier,
Dir zu deuten: „in Nichts ſchreite je
über das Maas."

Noch mehr aber ſagt uns der angezogne vortreffliche Hymnus, der offenbar aus Sinnbildern der Kunſt zuſammengeſetzt und auch den übergebliebenen Abbildungen von ihr völlig gemäß iſt. Sie erſcheint in dieſen geflügelt, hebt mit der Einen Hand das Gewand der Bruſt in die Höhe und blickt in den Buſen. c) Oder ſie beugt den Arm

---

b) Anthol. gr. l. 4. c. 4. epigr. 72. 73.

c) S. Winkelmann l. c. Die Flügel bedeuten, daß ſie ſich allenthalben und ſchnell einfinde: der ſtille

Arm zur Bruſt zurück als ob ſie vom Finger zum Ellenbogen hinab meſſe. d) Oder es iſt ein Rad unter ihren Füßen und in der Linken hält ſie den Zaum, e) von dem das Epigramm redete. Oder
ſie

ſtille Blick in den Buſen ſagt, daß ſie auch ins Verborgne ſchaue; deßhalb auch die älteſten Nemeſes Kinder der Nacht heißen.

d) Winkelmann ib. Die rohere, aber auch bedeutende Geſtalt der Etruskiſchen Nemeſis ſ. in Gorii Muſ. Etruſc. Tab. 6. fig. 3. compend. Schwebel.

e) Montfaucon comp. antiquit Tab. 35. fig. 8. Beger. theſaur. Brandeb. T. II. p. 61. Hier ſind die beiden Nemeſes. Sie ſtehen gegen einander: die Eine hat das Rad neben den Füßen, die andre den Zaum in den Händen; die Eine hält den Arm als Maas, die andre enthebt das Gewand leiſe dem Buſen. Zuweilen ſtehen ſie auch, den Finger gegen den Mund haltend; ein Zeichen der Verſchwiegenheit. Sie fahren auch auf einem Wagen von zwei geflügelten Greifen gezogen u ſ. Winkelmann (Monum. ined. p. 3.) läugnet, daß ſie je das Maas in der Hand führe; ſie führt
es

ſie hat Rad, Schleuder, a) Zaum und den Zweig vom Baume, kurz ſo viel Symbole bei einander, als ſie zuſammen faſſen kann, daher auch ihr Bild Eins der känntlichſten iſt unter den Allegorieen der Alten. Hier iſt ihr Hymnus,

An

---

es aber bei den wenigen Abbildungen die ich habe nachſehen können, wirklich auf einer Smyrndiſchen Münze bei Liebe (p. 282.) auch kann man hierüber gewiß den deutlichen Epigrammen, wie auch dem Hymnus des Miſodems, der in allem andern ſo treu iſt, glauben. Ihm glaube ichs auch, daß ſie zuweilen mit der Waage in der Hand vorgeſtellt worden, ob mir gleich auch dieſe Abbildung noch nicht vorgekommen iſt: denn was für ein kleiner Reſt des Alterthums hat ſich überhaupt für uns erhalten!

a) S. Winkelmanns Allegor. S. 54. ein Symbol daß ſie auch in der Ferne erreiche. Als Oupis Der Vorausſehung hat ſie die Schaale und einen Spieß; bisweilen liegt auch der Greif zu ihren Füßen. Spanhem. not. in Callimach. p. 318.

An die Nemeſis.

Geflügelte Nemeſis, Du des Lebens Entſcheiderin,
Göttin mit ernſtem Blick, Tochter der Gerechtigkeit,
Du die der Sterblichen leicht hinſchnaubenden Lauf b)
Mit ehrnem Zügel lenkt;
Und haſſet ihren verderbenden Uebermuth
Und bannet hinweg den ſchwarzen Neid.

Ringsum dein Rad, das immer-bewegliche,
Spurloſe, kehrt ſich um der Menſchen lachendes Glück.
Verborgen gehſt du ihrem Fuße nach
Und beugſt der Stolzen Nacken.

Und

---

b) Wahrſcheinlich waren dazu die Greife vor ihrem Wagen.

Und miſſeſt ſtets am Maas der Sterblichen
Leben ab
Und blickſt zum Buſen hinunter mit immer=
ernſtem Blick,
Indeß die Hand die Waage hält.

Sei gnädig, ſelige Rechtvertheilerin,
Geflügelte Nemeſis, Du des Lebens Ent=
ſcheiderin,
Nemeſis, die untrügliche ſingen wir
Und ihre Beiſitzerin, die Gerechtigkeit.

Die Gerechtigkeit, die mit weiten Flügeln
fliegt,
Die Mächtige, die der Sterblichen großes
Herz
Der Nemeſis und dem Tartarus ſelbſt ent=
zeucht.

Welch ein Hymnus! wie veſtgeſtellt und veredelt ſind in ihm alle Begriffe! Keine Tochter der Nacht oder des Oceanus iſt dieſe Göttin; Tochter

Tochter der Gerechtigkeit iſt ſie, a) die ihr als Mutter und Rechtsbeyſitzerin zur Seite iſt, ja die ſo unbetrüglich die Tochter entſcheidet, auch Ausnahmen zu machen weiß und jene edle große Seelen, die ſelbſt über das Maas hin ihr Vortrefliches unternahmen, allem Maas der Nemeſis, ja ſelbſt der Macht des Tartarus entziehet. — Da mit dieſem Geſange der Begrif der Göttin vollendet iſt: ſo wird uns die weitere Entwicklung deſſelben nicht ſchwer werden.

* * *

Zuerſt alſo. Nemeſis iſt keine Rach- und Plagegöttin; die Mythologen drücken ſich unrecht aus

---

a) Bei Plato (de leg. 3.) iſt ſie ein aufſehender Bote der Gerechtigkeit; als eine Tochter des Glücks aber (Monum. ined. p. 30.) iſt ſie mir aus dem Alterthum nicht bekannt, auch wäre dies ihrem Amt und Charakter ganz entgegen. Νεμεσις και Δικη ουκ εωσι, μειζω της φυσεως φρονειν, αλλα ραδιως μικρους εκ μεγαλων ποιουσι, das iſt ihr Charakter.

aus, die ſie mit Einer derſelben verwechſeln. Das Bild der **Ate**, der Schadengöttin, iſt aus Homer bekannt. a) Sie iſt eine Tochter Jupiters, die allen, auch den Unſterblichen gerne ſchadet: dem Jupiter ſelbſt brachte ſie Unglück, daher er ſie bei ihren ſchönen Haaren ergrif und vom Himmel auf die Erde warf, wo ſie jetzt, über dem Scheitel der Menſchen wandelnd, ihnen gerne Böſes räth, damit ſie ſie in Verdruß und Nachtheil verwickle. Eine ſolche Schaden-Freundin iſt Nemeſis nicht; vielmehr iſt ſie das Gegentheil derſelben, da ſie **Unrecht verhütet** und den **Neid zu entfernen** trachtet. Noch weniger iſt ſie mit jenen hohen Rachgöttinnen zu verwechſeln, die vergoßenes Blut, Frevel und Unthaten ahnden, den **Eumeniden**. So fürchterlich oder milde die Griechen ſolche vorſtellten, haben ſie mit dieſer feinen **Bewahrerinn vor dem Uebermaaße** nichts gemein.

Trägt

---

a) Iliad. τ. 91. 130. ι. 501.

Trügt mich mein weiſſagender Geiſt,
Trügt mich ahnende Klugheit nicht,
So kommt ſie ſchon und meldet ſich an,
In den Händen tragend gerechte Gewalt,
Die vergeltende Rache kommt — —
Sie wird kommen die vielfüßige,
Vielhändige, die noch lauſcht in dunklem Hinterhalt
Die Erinnys mit dem ehernen Tritt.

So ſingt der Chor bei Sophokles, b) da über Agamemnons Tod die vergeltende Rache ſich nahet; und in den Eumeniden des Aeſchylus ſind dieſe furchtbaren Unholdinnen ſo genau bezeichnet, daß niemand leicht ſie mit dieſer ſittlichern Göttin verwirren könnte. Näher iſt dieſe mit dem Begrif der Gerechtigkeit (δικη) verwandt, daher ſie der Hymnus für ihre Beiſitzerin und Tochter erkläret; aber auch mit ihr iſt ſie nicht ganz daſſelbe. Die Gerechtigkeit hält die große Waage der Wiedervergeltung in ihrer Hand: ſie merkt

---

b) Electr. v. 474.

merkt und belohnt alles Gute, ſie wägt und ſtraft alles Böſe. Oft ſpät und deſto fürchterlicher, dergleichen Strafen die Griechen zum Ungeheuer der Pöna perſonificirten; a) wie denn auch die Erinnyen und alle Zufälle des Schickſals Dienerinnen der Gerechtigkeit waren. Solch einen weiten Begrif hatte dieſe Tochter der Gerechtigkeit nicht, in deren Gebiet zu greifen die Mutter Recht und Macht hatte. Endlich auch keine Fortuna iſt Nemeſis, ſo nahe ſich abermals die Begriffe beider begränzen. b) So lange ſie den Glückszuſtand freundlich begleitet, iſt freilich das gute Glück (αγαϑη τυχη) da; ſobald ſie finſter hinein blickt, verwandelt es ſich in

---

a) Pauſan. Attic. c. 43.

b) Alle ihre Symbole ſind von den Symbolen des Glücks verſchieden; indeß beging ſchon Heſychius den Irrthum, daß er ſie durch αγαϑη τυχη erklärte und mehrere ſind ihm gefolget. Es thut mir leid, daß ich des Buonaroti oſſervaz. ſopra alc. Med. entbehre und alſo nicht weiß, was er über die Nemeſis geſagt hat.

Unglück. Alſo eine Machthaberin über daſſelbe, ſeine einſchränkende Bewahrerinn und gleichſam die Zunge an der Glückswaage; kurz

Die Göttin des Maaßes und Einhalts,

die ſtrenge Aufſeherin und Bezähmerin der Begierden, eine Feindin alles Übermuths und Uebermaaßes in menſchlichen Dingen iſt ſie, die ſobald ſie dieſes gewahr wird, das Rad kehret und ein Gleichgewicht herſtellt. Wäre mir der Ausdruck erlaubt, ſo würde ich ſie

Die misbilligende Göttin

nennen, die nämlich dem Sterblichen folgt, ſtill in den Buſen blickt und ihm die kleinſte Ueberſchreitung ernſt verdenket. Das war der moraliſch feine und ſehr philoſophiſche Begrif, den die Kunſt der Griechen aus jener rohen Materie von der Veränderlichkeit des Glücks, von ſeinem Unwillen an Uebermuth und Stolz, vom Neide des Schickſals u. ſ. f. geläutert emporzog; wobei ich aber nicht läugne, daß der Name Nemeſis und noch mehr ihr Beiwort Adraſtea, je nachdem man daſſelbe ableitete und herauſ-

hob,

hob, a) auch hie und da in weiterer Bedeutung gebraucht werde, ſogar daß Philoſophen es zur

---

a) Die Nemeſis als Adraſtea bekam nach Strabo vom Tempel des Adraſtus dieſen Namen; da aber das Wort auch eine Unentfliehbare, eine immer-Wirkſame bedeuten konnte und dieſer Sinn ſich zu ihrem Amt ſehr wohl ſchickte: ſo kennte es nicht fehlen, daß der Begrif immer erhöhet wurde, daher ſie Phurnutus (Cap. 13.) als die Macht der hohen Schickſale anſieht und ſie der Verfaſſer des Buchs περ. κοσμ. unter des Ariſtoteles Schriften (c. 7.) eben ſo hoch hinaufrücket. Gleich weit holt Ammianus Marcellinus (l. 14. c. 11.) den Begrif derſelben her, ob er gleich nachher ſelbſt auf die Idee des gemeinen Ausdrucks trift, ſobald er ſich ihrer ſymboliſchen Beſchreibung nahet. So will ſie Makrobius (Saturn l. 22.) gar zur Sonne deuten; er kann aber nicht umhin, dazu zu ſetzen: „daß ſie gegen den Uebermuth verehrt werde" und damit iſt ihr wahrer Begrif gegeben In allen ſolchen Fällen muß man die willkührliche Terminologie abſtrahirender Philoſophen vom gemeinen Gebrauch der Kunſt und Rede unterſcheiden; ſonſt kommt man nie aus dem Chaos.

austheilenden oder gar im ewigen Dunkel rathſchlagenden Gewalt des Schickſals perſonificirten. So wie aber dieſes nur die Metaphyſik eines Lehrgebäudes war, die den gemeinen Gebrauch der Kunſt und Mythologie weder beſtimmen noch ändern konnte: ſo ſind über den letzten, den gemeinen Begrif, aus welchem jener nur entſtand, alle Künſtler, Dichter und Proſaiſten einig. a)

Laßet

---

a) Auch die genauern römiſchen Dichter entfernen ſich nicht von dieſem urſprünglichen Begrif, den alle Kunſtwerke bezeichnen.

> Sed Dea, *quae nimiis obſtat Rhamnuſia votis*
> ingemuit, flexitque rotam.

ſagt **Claudian**. Adſenſit *precibus* Rhamnuſia *iuſtis*, ſagt **Ovid** u. ſ. Es wäre alſo Zeit, die falſchen oder unbeſtimmten Begriffe der gemeinen Mythologie hierinn zu ändern. Wenn **Banier** z. B. die Nemeſis als eine Höllengöttin betrachtet, wenn **Simon** (Mem. de l' Acad. des Inſcr. T. v. p. 351.) ſie als eine blutgierige Kriegsgöttin anſieht, die der ausziehende Feldherr mit dem Blut und Tode der Fechter habe verſöhnen wollen u. ſ. ſo iſt von dem Allen keine Sylbe Wahrheit. Die

Nemeſis

Laßet uns also betrachten, wiefern die Empfindung einer Nemeſis in der menſchlichen Natur

liege

Nemeſis des Volks wollte er durch die Spiele verſöhnen, daß es ihm nichts Böſes nachwünſchte: auch ſeine eigne Nemeſis wollte er ſich zur Freundin machen, damit er ſich dieſer Ehre nicht überhübe; das wollte die Verſöhung der Nemeſis ſagen. Auch **Winkelmann** hat den beſtimmten Begrif dieſer Göttin nicht immer im Auge behalten und ſie bald mit Schickſal, bald mit einer Art Rachgöttinn verwechſelt. Seine vorgeſchlagene Allegorie z. B. von der den Verbrecher ereilenden Rache unter dem Bilde einer Nemeſis, die ihm die Hand auf die Schulter legt (Allegor. S. 145.) iſt daher ganz unbeſtimmt; vielmehr würde dies Bild ſagen, daß die Göttin des Maaſſes den vor ihr Gehenden liebreich einhalte und ihn warne. Der Witz jenes **Leo von Byzanz** verführte unſern Allegoriſten, daß er den ganzen Begrif der Nemeſis aus ihm beſtimmte. Leo ſagte nämlich einem Bucklichten, der ihm die Schwäche ſeiner Augen vorwarf: „Mich tadelſt du über ein menſchliches Unglück, du, der die Nemeſis ſelbſt

auf

liege und was uns ihre geläuterte Idee für Nuzen gewähre.

* * *

Es liegt in der menſchlichen Natur, daß wir eher und ſtärker mit den Unglücklichen, als mit den Glücklichen ſympathiſiren; und das zwar nicht eben aus jener ſtumpfen Selbſtbehaglichkeit,

di

auf dem Rücken trägt'" Allein ſo ſchön dieſe Antwort iſt: ſo kann und will ſie nichts weniger ſagen, als daß Nemeſis Rache oder Wiedervergeltung bedeute. Der Gebrechliche hatte ſie auf dem Rücken getragen, ehe er ſchalt und der Wiz liegt alſo nur darinn, daß Er die Göttin, die dergleichen Vorwürfe haßend bemerkt, vergeßen und verachten könne, die ihm doch gleichſam ſichtbar auf dem Rücken ſitze, da ſie andern nur von fern und verſchwiegen nachtrete. — So nimmt auch Gori (Muſ. Etruſc. p. 48. Tab. 15. Fig. 1. 2. compend. Schwebel.) Figuren für Nemeſes, die es ſchwerlich ſind, weil er ſich gleichfalls keinen beſtimmten Begrif von dieſer Göttin machte.

die ſich gern glücklicher als andre fühlet; ſondern, wie ich glaube, weil unſre Kräfte, wenigſtens unſre Neigungen bei dem Unglück des Andern mehr aufgeboten und auf eine angenehmere Art ins Spiel geſetzt werden, als bei ſeinem ſatten Glücke. Dort nämlich fühlen wir uns in dem ſchmeichelnden Vorzuge ihm helfen zu können; oder wenn wir dunkel empfinden, daß daſſelbe Uebel auch uns hätte treffen mögen, von dem wir jetzt durch die Güte des Schickſals befreiet ſind, ſo miſcht ſich nothwendig der Schmerz des Theilnehmenden mit einer geheimen tröſtenden Freude. Und da aus der Fülle und Mannichfaltigkeit gemiſchter Empfindungen ihr Leben und ihre Anmuth erwächſt, ſo wirkt allerdings das Mitgefühl mit Unglücklichen ſtärker und ſüſſer, als der kalte Blick auf das Glück des Andern Dieſer bedarf unſrer Hülfe nicht: wir können zu ſeinem Zuſtande nichts hinzuthun, wir ſollen nur ſchauen und rühmen; eine Anſchauung, die bald gleichgültig macht, ein Ruhm, der bald ermüdet. Unvermerkt ſchleicht ſich alſo, da unſre

Seele

Seele nicht müſſig ſeyn kann, eine Vergleichung unſres mit dem Zuſtande des Glücklichern ein und ſo wird die leichteſte Art der Nemeſis gebohren, die eigentlich noch kein Neid, keine Mißgunſt, aber eine Art von ſelbſtiſcher Gleichgültigkeit iſt, die uns keine gefällige Zuſammenſchmelzung zuläßt. Bei rohen Gemüthern bricht ſie bald in kalten Unwillen aus und je mehr der andere mit ſeinem Glück groß thut, je weniger er in Worten und Thaten ſich auf eine glückliche Verbergung ſeiner Vorzüge verſtehet; deſto mehr erregt er wo nicht Neid, ſo doch Unwillen gegen ſich: denn auch der, der ihm ſein Glück gönnet, zürnt darüber, daß jener es nicht weiſer zu genieſſen und mit Mäßigung gefällig zu machen wiſſe. Dieſe Nemeſis liegt in allen Herzen: ſie war auch, wie die griechiſchen Redarten zeigen, die Erſte, die die Sprache und Mythologie bemerkte. Sie iſt, wenn ſie wilde hervorbricht, eine Tochter der Nacht, die Geſellin des Zanks, des Haſſes und der Schadenfreude; kurz die Nemeſis, die Heſiodus in ſeiner Theogonie als eine

böſe

böſe Göttin beſchreibt. In edeln Gemüthern gegentheils erhält auch ſelbſt dieß kalte Betrachten der Sitten anderer in ihren glücklichſten Stunden ſeine reine Natur und da es ſich weder mit dem Neide noch dem Mitleiden miſcht: ſo wird es der **ſchärfſte Punkt ihrer Urtheilswaage.** Dies iſt die **gute Nemeſis,** die kalt und gleichgültig blickt; aber auch geſchont und verſöhnt werden kann: denn ſie iſt eine unbeſtochene Richterin der Tugend und Wahrheit.

Und wie verſöhnt man ſie am würdigſten? Nicht anders, als daß man ſie ſelbſt zur Aufſeherin ſeines Glücks und ſeiner Sitten macht; ſiehe da **die Göttin mit Maas und Zaum, die den ſchwarzen Neid hinwegtreibt.** Sie vertreibt ihn dadurch, daß ſie allen beleidigenden Uebermuth haſſet und die Anmaaßungen der Menſchen mit ehernem Zügel bändigt: ſo allein wird die böſe Nemeſis von der guten beſieget.

Weiſes, lehrendes Bild! Denn in unſerm ganzen Leben, was iſt uns ſchwerer zu lernen als Maas im Glück? Den Unglücklichen beugt

die

die Noth oder ſie ſpornt ihn mit ihrem ehernen Sporne: ihm ſetzen ſich ſo viel Umſtände entgegen, daß er eher Aufmunterung bedarf, damit er ſich ſelbſt nicht verliere und im Staube zu Staube werde; den glücklichen aber, dem Alles gelingt, dem Alle Winde ſchmeicheln, was hält ihn ein, damit ſein Muth nicht Uebermuth werde? Keiner, als die innere Nemeſis ſeiner Gedanken; er muß ſich ſelbſt zügeln lernen, auch wenn Hoffnung ſeine Schritte beflügelt. Selbſt in der gerechteſten Freude ſoll man nicht groß thun: auch auf der rühmlichſten Bahn ſoll uns ein Ziel vorſtehn, jenſeit welchem wir den Lauf nicht verfolgen.

Adraſtea begleite dich, Jüngling, es trete dir immer
Sie, die ſo manches Glück täuſchte, die Nemeſis nach,
Dir eine günſtige Beſchützerinn: denn o Druſus, ich fürchte
Deines edlen Geſchlechts tapfere, ſchöne Geſtalt,
Deinen göttlichen Muth und deine Klugheit —

Der Dichter, ſehen wir, fürchtet bei dem jungen Helden, der die Bahn ſeines Ruhms antritt, die Vorzüge ſeiner edeln Natur am meiſten und giebt ihm alſo die ſtrenge Göttin, ohne welche das glänzendſte Glück eben die gefährlichſte Täuſcherin wird, zur Seite. Dahin zielen ſo viel goldne Sittenſprüche der Griechen, die in ihrer Moral immer auf die Sophroſyne, d. i. auf eine weiſe Nüchternheit und Mäſſigung des Gemüths dringen. Da ſie in ihrer ſchönen Sehart menſchlicher Dinge dieſe zum Mittelpunkt machten und die gröſſten ihrer Weiſen das ganze Lehrgebäude der Moral auf Gerechtigkeit, auf Ordnung in den Neigungen oder auf die Mittelſtraſſe zwiſchen zwei äußerſten Enden, welches beide Laſter ſeyn, bauten: ſo konnte es nicht fehlen, daß auch ohne die Nemeſis zu nennen, ſie ihren Zaum und ihr Maas immer im Geſicht behielten, ja nicht oft gnug an die Folgen erinnern konnten, die aus der kleinſten Ueberſchreitung dieſſeit und jenſeit folgen. Ihrem klaren Auge war es nicht entgangen, daß auſſer jenen

großen

großen Abwechſelungen des Schickſals, gegen welche der Menſch, die wahre Ephemere auf Erden, nichts vermag, das Meiſte auf ihm ſelbſt beruhe, und er alſo die kleinere Waage ſeines Schickſals überall mit ſich führe. Nüchterne Maſſigung des Gemüths war ihnen die Zunge dieſer Waage und indem ſie jene nothwendigen Abwechſelungen des Glücks oft und viel bemerkten, unterließen ſie nie, dem Sterblichen das Steuerruder in die Hand zu geben, mit dem er ſein zerbrechliches Schif auch durch die wildeſten Wellen lenken könnte.

Alles nimm von den Göttern an. Gar oft
Erheben im Unglück ſie den Geſunknen, der
Auf ſchwarzer Erde liegt, oft fällen ſie auch
Den Mann, der am veſteſten ſteht und werfen ihn rücklings um:
Dann kommt ihm Böſes auf Böſes: er irrt umher,
Ein Elend=armer; der Muth iſt ihm zerknickt.

Nie ſag' ein Menſch, was werden wird,
Noch den er ſieht, wie lang' er leben werde;
Die Flügelſchwingende Mücke
Verändert ſo ſchnell ſich nicht, wie der Menſchen Glück.

Alles im Menſchenleben hebt und beugt die Zeit;
Doch lieben die Götter ſtets den weiſen, nüchternen Sinn
Und haſſen den Uebermuth.

Offenbar war mit ſolchen Lehrſprüchen, die in die hundert vermehrt werden könnten, der Grund zu allen den Zügen gegeben, die das Bild der Nemeſis vollendeten. Denn wenn dieſe beſcheidene, weiſe Mäßigkeit der Menſchen ſo oft die augenſcheinliche Entſcheiderin ihres Glücks und Lebens war, wenn in hundert Fällen es bemerkt wurde, daß der Glückliche nur dadurch geſtürzt ward, daß er ſich in ſeinem Glück nicht zu mäßigen wußte, indem er entweder den Neid andrer gegen ſich erweckte oder vom guten Fortgange ſeiner Wünſche betäubt, in einer Art von Schwindel auch das Unmögliche wünſchte und über die Linie, die ihm das Schickſal gezogen hatte, die er auch mit nüchternem Auge wohl hätte finden mögen, tollkühn hinausbrach: ſo gaben ja dieſe Erfahrungen ſelbſt unſrer Göttin **das Rad unter die Füſſe**, das immer beweglich, Spurenlos hinläuft, und um welches ſich der Menſchen lachendes Glück wälzet. Mithin ward ſie die **Entſcheiderin**, die Zunge auf der Lebenswaage des Menſchen, (ῥοπα βιου;) keine Rach- und Plagegöttin, ſondern eine hohe Rechtvertheilerin, eine Unbetrügliche, die in den Buſen blickt, wenn ſie nach dem eignen Betragen des Menſchen den Erfolg ſeiner Thaten abwäget. Jedes zu glänzende Glück iſt durch ſich gefährlich, nicht nur, indem es den Neid erweckt und das Rad der Zeit ſich unanfhörlich wälzet; ſondern weit gefährlicher iſts dadurch, weil ſo gern Uebermuth daſſelbe begleitet. Und ſofort ſtürzet es ſich ſelbſt; die Göttin, die dem Tritt der Menſchen verſtohlen

len nachſchleicht, weiß die leichtſinnigen Anmaſſungen des Uebermüthigen zu zügeln und den ſtolzen Nacken zu beugen. Ein Morgenländer würde ihr zu dieſem Zweck den Becher der Verwirrung in die Hand gegeben haben, mit dem ſie die Seele des Anmaſſenden in Taumel oder Schlaftrunkenheit ſenket; der Grieche blieb bei den Symbolen der Gerechtigkeit und des Glücks, dem Rade, dem Zügel, dem Maas, der Waage; und ſo ſtellete er auch in dieſen ernſten Beſchäftigungen Nemeſis als eine Wohlthäterin dar, eine Wohlthäterin fürs Ganze der Menſchheit. Indem ſie den Uebermüthigen einhält und die wilden Roße ſeiner Unternehmungen mit veſter Hand bezügelt, rettet ſie den Unglücklichen, der unter den Fußtritten derſelben als ein zerknicktes Rohr da lag. Indem ſie das Rad des Glücks mit leiſem Fuß, oder die Waage des Schickſals mit leiſem Finger ändert, kommt eine neue Geſtalt der Dinge zur Anſicht, die ein billigeres Gleichgewicht zeiget. Alſo führen auch dieſe Attribute der Nemeſis ſich auf jene ewigen

Wahrheiten zurück, die der Weltlauf beſtätigt:

Des Glückes große Gaben haben am meiſten auch
Das Glück zu fürchten. Ein weithin glänzend Loos
Lockt weite Gefahr auf ſich; im Gebiet der Sterblichen
Iſt nichts, was hoch iſt, ſicher: entweder nagt
Die Zeit es nieder oder der Menſchen Neid,
Sobald es je zum Gipfel der Blüte kam.

Gemäßigt Glück iſt immer das Sicherſte,
Da weder im dunkeln, tiefen Staube du liegſt,
Noch auf der Höh' in den Wolken ſchwindelnd hangſt.
Wer niedrig fället, verbirgt den Schaden leicht,
Was hochher ſtürzet, ſtürzet mit ſchwerem Fall:

An allem Glänzenden nagt der Neid mit Macht,
Und wen das Glück erhoben, dem ſtellet's nach.

Wie alſo jener Glückliche ausdrücklich bat, daß Nemeſis ihm zu rechter Zeit kleine Widerwärtigkeiten auf die Bahn ſeines Lebens lege, damit er nicht zu glücklich, d. i. zu raſch und unternehmend werde: ſo thut es das Schickſal ſeinen Lieblingen auch und je früher es ſolches thut, um ſo viel beſſer. Die kleine bittere Arznei, die es uns zumal in der Jugend gab, ſtärkt des Mannes Geſundheit; dagegen der Ausgelaſſene, der weder ſeinen Wünſchen, noch ſeinem Glück ein Ziel weiß, eine Nemeſis hinter ſich hat, die ſeinen Nacken vielleicht ſpät aber ſodann deſto ungewohnter und furchtbarer beuget. Laſſet uns alſo immer, aus Liebe zu unſerm Glück, uns mit der Göttin verſöhnen, die ſeine Entſcheiderin iſt: denn ſie iſt der Gerechtigkeit Tochter. Vor unſern Augen darf ſie nicht ſtehen, damit ihr ernſter Blick und die Waage in ihrer Hand uns nicht zu ſorgſam und muthlos mache; aber unſerm Fuß möge ſie immer folgen, ja manchmal wollen wir zurückblicken und nicht nur auf ihre Stirn merken, ſondern ſie auch bitten, daß ſie uns nicht zu lange nachſehe und am wenigſten uns in der Jugend verzärtle: a)

Nemeſis, größte Göttin, du Königin, hör', ich ruffe
Dich, die alles ſchauet, die aller Sterblichen Leben
Durchblickt, Vielverehrte, du Ewige, die der Gerechten
Sich erfreuet allein und immer die Regel verändert,
Immer ändert das Maas, das das Glück der Sterblichen abmißt.
Mächtige, deren Zaume die Lebenden alle den Nacken

Fürch-

---

a) Hymn. Orphic. 60.

Fürchtend beugen, ſie alle, die dein entſcheidender Spruch trift:
Denn du kenneſt alles, und höreſt alles und theileſt
Recht und Schickſal; auch iſt dir keine der Seelen verborgen,
Die verachtend die Regel des Rechts, muthwillig hinausſtürmt.
Komm o du Hocherhabne, Du reine, ſelige Göttin,
Komm, den Geweiheten hold, daß richtige Sinne ſie haben
Und beruhig' in ihnen feindſelige, ſtolze Gedanken,
Ungerechte Begierden, die fern der Regel des Glücks ſind.

* * *

Ich kann dieſe Materie nicht verlaſſen, ohne noch mit einigen Worten den ſchönen Geiſt zu bemerken, der in dieſer ſo wie in allen moraliſchen Dichtungen der Griechen herrſchet. Ohne

Zweifel hat es bei allen gebildeten Völkern vortrefliche Lehrſprüche gegeben, die, aus Erfahrungen der Weltgeſchichte und des menſchlichen Lebens abgezogen, Vieles in Einem darſtellen und den geſunden Sinn eines Menſchen für das Wahre und Nützliche ſehr ſchärfen. Vorzüglich zeichnen ſich unter ihnen die Sprüche der Morgenländer aus, die auch den Artikel des Glücks und der praktiſchen Weisheit erhaben und ſcharfſinnig behandeln; indeſſen zweifle ich, ob irgend Eine Nation der Erde das poco più und poco meno der menſchlichen Glückſeligkeit, d. i. den feinen Umriß in der Geſtalt und Kunſt des Lebens ſo klar und ſchön ausgedrückt habe, als es die Griechen thun konnten. Ihnen hatte die Muſe jenen reinen Anblick aller Geſtalten in Kunſt und Dichtkunſt, jenes unübertriebne und nichts übertreibende Gefühl für das Wahre und Schöne aller Art gegeben, das ſich auch in der Philoſophie nicht verläugnen konnte und ihren kürzeſten Lehrſprüchen, ihren leichteſten Symbolen einen ſo klaren Umriß, eine ſo bedeutungs-

volle

volle Grazie anſchuf, als wir bei andern Völkern vergebens ſuchen dürften. Freilich iſt ihr Horizont nicht weit: er erſtreckt ſich wenig hinaus über dieſes Leben, das ihnen der Mittelpunct ihres Daſeyns war; von dieſem Mittelpunct aus aber, wie rein ſahen ſie, wie menſchlich fühlten ſie alle Formen! wie ſchön endlich wußten ſie ſolche in ihre Bilder- und Wortſprache zu kleiden! Keine Nation hat ſie hierin erreicht, geſchweige übertroffen; ſo daß ich es jederzeit als einen wahren Verluſt für die Menſchheit anſehen müßte, wenn ihre Philoſophie und Symbolik, ihre Dichtkunſt und Sprache von der Erde vertrieben und inſonderheit von den Augen der Jugend verbannt würde: denn ich ſehe nicht, womit ſie zu erſetzen wäre.

Eine Probe z. B. ſei der bildliche Begrif, den ich zergliedert habe. Welche Feinheiten liegen in ihm nicht nur zu eigner Lebensführung, ſondern auch zu Bemerkung des ganzen Laufs menſchlicher Geſchichte. Der Abt Gainoz hat es beim älteſten griechiſchen Geſchichtſchreiber **Herodot** bemerkt, a) daß er gewiſſe Maximen zum Grunde lege, auf die er, ſo oft er kann, ſeine Begebenheiten zurückführt; und dieſe Grundſätze ſind: „daß man ſich durch den Schimmer „der Macht und der Reichthümer nicht dürfe „blenden laſſen; daß ein Menſch, der ein mit„telmäßiges Glück genießet, oft glücklicher ſei, „als der König auf dem Throne; daß man ſich „dem Geheiß des Schickſals nicht entziehen „könne; daß hienieden alles dem Eigenſinn ei„ner neidiſchen Gottheit unterworfen ſei, die „ein Vergnügen daran finde, den Stolz und die „Eitelkeit der Menſchen zu hintergehen und ihre „Glückſeligkeit zu trüben; daß man folglich nicht „eher ſagen könne, ein Menſch ſei wahrhaftig „glücklich geweſen, als bis er ſein Leben glück„lich beſchloſſen habe.“ Ich überlaſſe dem Abt die Anwendung, die er davon auf den Plan ſei-

nes

---

a) Memoir. de l'Acad. des Inſcr. T. 19. überſetzt in Gatterers hiſtor. Biblioth. B. 10. S. 99. u. f.

nes Geſchichtſchreibers macht; die Bemerkung ſelbſt aber iſt wahr und Grundſätze der Art waren nicht nur dem Herodot ſondern auch allen Dichtern und Moraliſten der Griechen die Lieblingsgedanken, zu welchen ſie das Gewebe ihrer Erfahrungen oder Dichtungen zu leiten ſuchten. Der größeſte Theil der griechiſchen Tragiker und Gnomologen, den Homer ſelbſt nicht ausgenommen, gehet auf dieſe Sätze hinaus: „weiſes Maas nämlich, Ordnung und Umriß empfalen ſie in allen Begierden und Anſtrebungen, ja ſelbſt in Urtheilen und Wünſchen der Menſchen.“ Nichts Zügelloſes war ihnen Recht und wenn es auch Unterſuchungen über Gott beträfe: denn es ſei der Natur des Menſchen, ſeinem Maas von Kräften und dem Umfange ſeines Lebens völlig entgegen. Keinen, auch nicht den edelſten Wunſch müſſe man übertreiben, ſeine menſchliche Beſtimmung erkennen und ſich, ſelbſt bei dem wirkſamſten Streben, der hohen Haushaltung des Schickſals unterwerfen u. ſ. Es ſcheint, daß wir dieſen ſanften Umriß eines menſchlichen Daſeyns ziemſich aus den Augen verlohren haben, indem wir ſtatt dieſer Schranken ſo gern das Unendliche im Sinn haben und glauben, daß die Vorſehung immer nur dazu mit uns beſchäftigt ſeyn müſſe, um uns aus unſern Grenzen zu rücken, unſre Schranken unendlich zu erweitern und uns die Ewigkeit in der Zeit d. i. den Ocean in der Nußſchaale zu genießen zu geben. Unſre Metaphyſik und Wortphiloſophie, unſer Jagen nach Känntniſſen und Gefühlen, die über die menſchlichen Natur hinaus ſind, kennt keine Schranken und ſo ſinken wir, nachdem wir uns in jungen Jahren vergeblich aufgezehrt haben, im Alter wie Aſche zuſammen, ohne Form des Geiſtes und Herzens, vielmehr alſo ohne jene ſchönere Form der Menſchheit, die wir doch wirklich erreichen konnten. Wie ſelten iſt in manchen Zeitaltern der Geſchichte jene einfältig ſchöne Geſtalt, nach der die beſten Menſchen des Alterthums, nicht im Wiſſen, ſondern in der Lebensweisheit ſtrebten, indem ſie ihr Daſeyn als einen Marmor anſahen, dem ſie zu allen Ver-

hält-

hältniſſen eine ſchöne Geſtalt geben ſollten und ihr Leben als ein Saitenſpiel betrachteten, das mannichfaltig, aber immer harmoniſch klingen müßte. Das Maas der Nemeſis war zu dieſer Stimmung nothwendig: denn der Uebermuth oder die Schlaftrunkenheit iſt eben das, was einen Menſchen am meiſten verderbt und ihn zu ſeinem moraliſchen oder Glücks-Tode entweder fortreißt oder einſchläfert. Eine neidiſche Gottheit darf es alſo nicht ſeyn, die Herodot als eine nachſchleichende Feindin jedes menſchlichen Glücks betrachtet hätte: man muß vielmehr merken, wer bei ihm ſolche ernſte Lehren und wem er ſie ſage? Auch bei den griechiſchen Dichtern äußern dergleichen Klagen nur aufgebrachte oder unglückliche Gemüther; oder es wird zu ihnen nach ihrer Weiſe geredet. Daß aber eine wachſame, ſtrengaufmerkende Gottheit die Menſchen begleite, daß es eine Linie gebe, jenſeit welcher der Sterbliche, wie ein Verrückter, der vom Mittelpunct ſeiner Stärke hinweg iſt, aus Tiefe in Tiefe ſtürzt und aus Ungemach in Ungemach ſich wälzet; dies iſt nicht nur **Herodots** Bemerkung, ſondern die Lehre aller Zeiten und Völker. Denn wie wenige, auch große und berühmte Menſchen giebts in der Geſchichte, die Maas zu halten wußten und alſo auch bis ans Ende ihres Lebens glücklich waren! Die meiſten verkannten jene Stralenfeine Linie, über welche die Nemeſis nicht hinausläßt, und ſo war das Alter die Widerlegung ihrer Jugend, die Jugend ein ſehr übles Gerüſt zum kommenden Alter. Soll alſo die Geſchichte der Menſchheit je lehrend werden: ſo weihe ſie der Geſchichtſchreiber keinem andern als **der Nemeſis und dem Schickſal!** Dieſem in allen Dingen, die über der Macht der Menſchen liegen und dennoch nach ewigen, und ſehr wohl erkennbaren Geſetzen regiert werden; jener in allen menſchlichen Dingen, in denen ſich nur die wachſame, beſcheidene Klugheit ſchützet, Unverſtand und Uebermuth aber jederzeit ſich ſelbſt verderbet.

Auch deßwegen liebe ich dich, du guter alter Homer! daß du bei deinen, dem Anſcheine nach rohen Heldengeſtalten dieſes jedem Sterblichen zuſtändige Maas in Unternehmungen wie im Glück, mit weiſer dämoniſcher Hand zuwogſt. So wie du jeder derſelben ihre Geſtalt, ihre Stuffe an Geiſtes- und Leibesgaben und ſolchen gemäß ſogar ihr Schickſal zutheilteſt: ſo iſt Jedem deiner edlen Männer, auch ohne genannt zu werden, die Nemeſis heilig. Nur einem Paris kommts zu, gleichgültig darüber zu ſeyn, was Menſchen von ihm denken; ſelbſt Helena iſts nicht und ehret die Nemeſis, deren Ahndung ſie über Troja brachte. Von allen griechiſchen Helden aber iſt keiner, der auch im größten Feuer des Glückes und Muths nicht erinnert werde, ſich vor dem Uebermuth zu hüten, damit er den Unwillen der Götter nicht wider ſich reize. Keiner wagts mit einem Gott zu ſtreiten; beſcheiden weicht er zurück, ſobald er deſſen Gegenwart entdeckt: denn auch dem Diomedes und Ajax war ihre Kühnheit gegen die Götter verderblich. Unwillig-ernſt ſieht Jupiter drein, (νεμεσσᾶι) wenn ein Nichtswüwürdiger den Edeln oder der Ungleiche den Ungleichen angreift: jeder ſich ſelbſt rühmende Held beuget vor, daß ihm dieſer Selbſtruhm nicht möge verdacht werden (νεμεσαειν;) ja auch in der ſtärkſten Leidenſchaft iſt einem Achilles ſogar die Warnung der Götter vorm Uebermaaſſe heilig. Voll von gerechtem Zorn jagt er ſein Schwert in die Scheide, da Pallas Athene ihn bei der blonden Locke faßt und ob er es gleich auf ſeines todten Patroklus Bruſt geſchworen hatte, den Leichnam ſeines Mörders und Räubers den Hunden zu geben, ſo läßt er doch alſofort von dieſem Vorſatz ab, da ſeine Mutter ihm andeutet, daß Jupiter an dieſer zu weit getriebenen Rache Misfallen haben möchte. Dieſe beſcheidne Scheu vor dem gerechten Misfallen der Götter und Menſchen iſt die wahre Verehrung der Nemeſis, die uns auch von dem zurückhält, was wir uns allenfalls erlauben könnten und was ſich der Tollkühne ohne Bedenken erlaubte. Eine Schweſter der Schaam, iſt dieſe zarte Empfindung, von der kein Therſites weiß, die aber trotz ſeines jugendlichen Feuers, Achilles mehr als alle, ſelbſt mehr als Hektor, fühlet. Sein Patroklus ſcheuet ſich zwar vor der Nemeſis des Achilles; vergißt aber im Lauf ſeines Ruhmes des Ziels, das dieſer ihm geſetzt hatte und findet ſein letztes Schickſal. Dahin gingen die Lehren des Solons und andrer griechiſchen Weiſen, wenn ſie ſelbſt im Glück und Ruhm vor dem Uebermaas warnten und das μηδεν αγαν „nichts zu viel" bei jener Gelegenheit einſchärften; dahin die Beiſpiele jener edeln Römer, a) die den Neid des großen Glückes ihrer Siege lieber mit dem Unglück ihrer Perſon und Familie als mit dem Sturz des Staates zu verſöhnen wünſchten, wenn er verſöhnt werden müßte. Gegentheils war es eine leere Cerimonie, wenn Auguſtus in aller ſeiner Herrlichkeit der Monarchie Einen Tag im Jahre dazu ausgeſetzt hatte, daß er mit

---

a) Furius Camillus bei Livius l. 5. c. 21. Fabius Maximus l. 10. c. 13.

mit einer Krümmung ſeiner Hand, als ob er Allmoſen empfinge, die Nemeſis ſeiner Hoheit verſöhnte. Durch kein dergleichen Spielwerk, dadurch der Pöbel geäffet wird, läßt ſie ſich verſöhnen; ſie blickt in den Buſen und wie der Göttin des Gedächtniſſes der Ohrzipfel geweihet war, hat ſie den Ort hinter dem Ohr zu ihrer Tafel, wo ſie ſich alle Gedanken und Thaten der Menſchen ſtill aber unauslöſchbar anmerket. Ehrt alſo die Nemeſis, ihr Sterblichen, und in allen Dingen ſei euch das Maas heilig.

V.

Wie die Alten den Tod gebildet?

Ein Nachtrag zu Leßings Abhandlung
deſſelben Titels und Inhalts.

Erſter Brief.

Schon der Gedanke, m. Fr. „Tod ſei den „Griechen in der Vorſtellung ihrer Kunſt nichts „als ein Jüngling geweſen, der in ruhiger Stellung mit geſenktem trübem Blick die Fackel des „Lebens über dem Leichnam auslöſcht" ſchon dieſer Gedanke hat ſo etwas Beruhigendes und Sanftes, daß wir ihm gleichſam gut werden und uns gern dabei verweilen. Sie können alſo glauben, daß ich der Leſſingſchen Abhandlung a) vom Anblick des Titels an, der uns dies anmuthige Bild giebt, mit einer Aufmerkſamkeit und Freude gefolgt bin, die ſich bei der reichen Gelehrſamkeit dieſes Mannes und bei den Grazien ſeiner Schreibart von Blatt zu Blatt vermehrte. Wir leiden unter einer Menge natürlicher und

---

a) Wie die Alten den Tod gebildet? Berlin 1769 nothwendiger Uebel; warum ſollten wir uns noch unnöthige und künſtliche ſchaffen? Die Schale des Todes, ſie ſei bitter oder ſüß, wartet Zeit genug auf uns; warum wollten wir ſie uns, ehe wir ſie kennen müſſen, im Vorgeſchmack verderben und uns mit einem Phantom ſchrecken, das in der Natur vielleicht nicht iſt, in den Händen der Kunſt aber viel weniger ſeyn dürfte.

Nicht aber die Bequemlichkeit blos, um derenwillen der Menſch doch ſchon viel thut, ſondern auch die Wahrheit ſelbſt ſcheint den gräßlichen Bildern zu wiederſprechen, in denen Kinder und Schwache ſich ſo gerne den Tod denken. Wenn unſre Alltagsdichter immer und immer vom Todeskampf, vom Brechen der Augen, vom Röcheln, Starren, Entſetzen und Erbeben als vom Tode ſingen: ſo iſt dies Misbrauch der Sprache: denn nicht Tod iſt dies, ſondern Krankheit. Habe ich nun wohl von der Anmuth des Hafens Begrif gegeben, wenn ich ihn mit den Stürmen des hohen Meers verwirre, aus denen er eben rettet, die ſich in ſeine ſanfte Ruhe enden?

enden? Er wäre ja nicht Hafen, wenn er die Höhe des Sturmmeers wäre und geſetzt, daß wir zu ſeiner Sicherheit auch nur durch Klippen, Strudel und einen engen Pfad gelangten, welcher Feige wollte ſich nicht zum Ziel ſeiner Reiſe auch durch ſie hindurch wagen?

Sehen Sie m. Fr. die natürlichſten Arten des Todes an; treten Sie an die Leiche eines blühenden Roſenkindes, eines Jünglinges, dem ſein letzter Athem hinwegſchwand, einer Geliebten, die faſt ohne es zu wiſſen, hinüber ſchlummert, eines frommen Greiſes endlich, der wie **Simeon** ſich gleichſam ſein Sterbelied ſang und mit dem Kleinode des Himmels in ſeinen Armen das Haupt neiget; wo iſt bei dieſen Todten der dürre Knochenmann? wo das Geſpenſt mit der furchtbaren Hippe oder die Furie, mit welcher der Kranke auf ſeinem Bette ſoll gekämpft haben? Ein ſanfter Augenblick kam, ein Augenblick des Entſchlafens und nicht mehr Erwachens, der Stille, die kein Geräuſch, der Ruhe, die kein irrdiſcher Unfall mehr ſtöret. Auch bei den gewaltſamſten Zerrüttungen der Krankheit gehen meiſtens ſanfte Minuten oder gar helle und heitere Viſionen dem Abſchiede voraus: die Flügel des Todes rauſchen näher und je näher ſie kommen, deſto ſanfter wird ihr Sauſen, bis ſie uns überſchatten und der blaſſe Schleier auf uns ſinkt, der von lebendigen Händen kaum mehr berührt werden ſollte. Heiliger Kreis iſt um einen Entſchlafnen; das ſagt ſein ruhiges Geſicht: das ſagt ſeine befriedigte Todtengebehrde. Auch Geſichtszüge, welche die Leidenſchaft lange verzerrt hatte, werden von der ſanften Hand des Todes geebnet; ſo daß in wenigen Minuten mancher Entſchlafne ſchöner iſt, als er je in ſeinem Leben geweſen. Kein Schreckgeſpenſt alſo iſt unſer letzte Freund; ſondern ein Endiger des Lebens, der ſchöne Jüngling, der die Fackel auslöſcht und dem wogenden Meer Ruhe gebietet. Was darauf folgt, ſind Folgen des Todes, die zu ihm ſelbſt nicht gehören. Das Geripp im Grabe iſt ſo wenig der Tod, als mein fühlendes Ich dies Geripp iſt; es iſt die abgeworfne zerſtörte Maſke, die nichts mehr fühlet und mit der auch wir eigentlich nichts mehr fühlen ſollten: denn es iſt doch nur Wahn, daß es dem Todten im Grabe ſo einſam, ſo dunkel, ſo kalt und wehe ſei, wenn Würmer an ihm nagen.

Doch wo gerathe ich hin und vergeſſe, daß ich nur über eine antiquariſche Abhandlung ſchreibe! Wie aber, m. Fr. wenn ich gegen dieſe ſchöne Abhandlung einige Einwendungen machen müßte? wenn es nicht ſo ganz richtig bliebe, daß der Tod den Alten **nur** dieſer Jüngling, dieſer ſchöne Jüngling mit der umgekehrten Fackel geweſen wäre? wenn es zu beweiſen ſtünde, daß er eigentlich nie **die Gottheit** d. i. **das perſonificirte Abſtractum des Todes** habe bedeuten wollen? Nicht wahr? Sie haſſen mich mit ſo einer widrigen Einwendung? Fürchten Sie nichts. Ich werde Ihnen das liebliche Bild nicht zerſtören, ſondern es nur an ſeinen Ort ſtellen: ich werde dem verdienten Todten, der dies ſchrieb, kein Blatt von ſeinem blühenden Kranz rauben, ſondern mich freuen, wenn ich einige Blumen deſſelben zurechtrücken oder ſie gar mit einigen andern vermehren kann, auf welche mich nur ſeine ſchöne Vorarbeit brachte.

Zweiter Brief.

Wenn ich Ihnen einen Griechen zeigte, der eben auch in einem Kunſtwerk den Jüngling mit der Fackel, faſt auf eben die Weiſe vorgeſtellt, ganz anders genannt, ganz anders charakteriſirt hätte? **Philoſtrat** iſt der Grieche und das Kunſtwerk, von dem ich rede, ſein zweites Gemählde. a) Auf ihm ſtehet „ein Jünling, weich gebildet, ein Kranz von Roſen iſt auf ſeinem Haupt, auf denen noch Thau zu ſtehen ſcheinet. Sein Haupt iſt auf die Bruſt geneigt, der linke Fuß über den rechten geſchlagen; er nimmt die Fackel in die Linke, ſtützt ſie auf das vorgeſetzte Knie, ſo daß durch ihr Herabſinken ſein Körper

auſſer

---

a) Philoſtrati opp. p. 765. 66. edit. Olear.

auſſer dem Geſicht, das in Schatten gehüllt iſt, ſchön beleuchtet wird. Das übrige ganze Gemählde iſt im Schatten: eine Nachtſcene, die nur von einigen Lampen ſparſam erhellet wird u. ſ.“ So beſchreibt **Philoſtrat** und nennet den Jüngling nicht Tod, ſondern den Gott der Gaſtereien, der Luſt und Frölichkeit, **Komus**. Es iſt die Vorſtellung eines ſpäten Schmauſes, wo unter ausgelaſſenen Luſtbarkeiten ſelbſt der ihnen leuchtende Gott einſchläft.

Ich ſchlage weiter zu des jüngeren Philoſtrats ſiebendem Gemählde, **Medea in Kolchis**. b) Nur drei Figuren ſind auf demſelben, Medea, Jaſon und Amor. „Er ſteht auf ſeinen Bogen gelehnt mit übereinandergeſchlagnen Füſſen. Die Fackel hält er gegen die Erde, weil — die Liebe noch nicht gekrönt iſt.“

Wie nun? Sollen wir ſagen, „daß Philoſtrat dieſe Figuren nicht verſtanden, weil er

---

b) ib. p. 872.

kein Kenner der Kunſt war?“ a) Um eine angenommene und allgemein bekannte Figur zu erkennen, darf man ſo etwas nicht ſeyn, wie in manchem Betracht Philoſtrat es nur zu ſehr ſeyn wollte. Oder ſollen wir ſagen: „das Gemählde exiſtirte nicht; er hat alle ſeine Beſchreibungen erdichtet.“ b) Es wird ein andermal Zeit ſeyn, hievon zu reden; geſetzt aber, er hätte alles erfunden, ſo mußte er ja paſſend und im Zuſammenhange erfinden; welchen Zuſammenhang denn auch alle ſeine Beſchreibungen haben.

Und was bedürfte es Philoſtrats Zeugniß, da ſo viele Kunſtwerke, ſelbſt Grabmähler mit dem mannichfaltigſten Gebrauch der Genien da ſind. Fände man keine andre als dieſe, fände man ſie nur in Einer und derſelben Stellung, mit Einerlei Attributen, ja etwa noch hie und da mit Namen bezeichnet: ſo könnte man ihnen den beſtimmten und wenn ich ſo ſagen darf, mytho-

---

a) Caylus Abhandlungen Th. 2. S. 191. Deutſche Ueberſ.

b) Eben daſ. und in der Vorrede dieſer Ueberſetzung.

mythologiſch-hiſtoriſchen Namen nicht verſagen; nun aber ſieht man das mannichfaltigſte, reichſte Spiel mit denſelben. Bald iſt ihre Fackel aufgerichtet, c) bald niedergeſenkt: d) bald ſtehen ſie mit geraden, e) bald mit übereinandergeſchlagenen Füßen: f) bald ſind ihrer zwei, bald einer: g) dieſer ſtehet, oder liegt: h) neben der Fackel haben ſie zuweilen Köcher: i) bald halten ſie ſtatt jener Kränze k) oder umfaſſen das Grabmal: l)

bald

---

c) Gruter. inſcript. edit. Graevii p. 1087. Gorii Inſcript. P. I. p. 186. 349. P. II. p. 316. Bellor. Sepulcr. Fig. 93.

d) Gorii. inſcript. T. I. Tab. XIII. imgleichen p. 229. 428. T. III. tab. IX. XVII. XXX. Paſſerii lucern. T. III. tab. 47.

e) Paſſerii lucern. T. III. tab. 45. Gruter. p. 944.

f) Gorii inſcr. T. I. tab. 5. p. 349. u. f.

g) Paſſerii luc. T. I. tab. 58. Fabretti inſcr. p. 273.

h) Gruter. ed. Graev. p. 676. Boiſſard. topogr. tab. 69.

i) Gruter. p. 744. n. 6.

k) Gorii inſcr. T. I. p. 308. Paſſer. luc. T. III. tab. 46. u. f. Boiſſard. topogr. tab. 84.

l) Leßing Tab. IV.

bald haben ſie Vögel im Buſen, m) fahren mit See-Ungeheuern, oder reiten auf Centauren und Delphinen: n) bald ſind ihrer viele beiſammen, drei, vier, mehrere, o) und doch unter ihnen die beiden Genien kenntlich. Oft ſieht man ſogar ihre Stelle von Knaben, p) von Knechten, die das Horn oder die Fackel tragen q) oder die Flamme des Altars unterhalten, r) auf dem auch ſie zuweilen opfern, s) oder von Cypreßenbäumen, Victorien, t) ja gar von Greifen u) vertreten, die

---

m) Gori inſcr. T. III. p. 34.

n) Boiſſard. topog. tab. 82. Gorii inſcr. T. I. p. 268.

o) Gruter. inſcr. p. 710. n. 5. p. 712. n. 6. p. 693. n. 11. p. 863. n. 14.

p) Paſſer. luc. T. III. tab. 46. Gori inſcr. T. I. p. 307.

q) Paſſer. luc. T. III. tab. 47. Bartoli luc. P. I. Fig. 13.

r) Bartoli luc. p. I. Fig. 14.

s) Paſſer. luc. T. III. Fig. 52.

t) Paſſ. luc. T. III. tab. 55.

u) Gori inſcr. T. I. p. 303.

die wie ſie das Grabmahl beſchützen, die wie ſie Kränze, das Bild des Verſtorbnen oder eine Flamme halten u. ſ. f. Kurz, ſie verlieren ſich in der Anzahl der Genien, aus deren Geſchlecht ſie ſind und der Verzierungen, mit denen die Alten ihre Ruheſtäte ſchmückten.

Und was ſagt ihre Geſtalt, was ſagen ihre Attribute anders? Wie mancherlei Genien gabs, die Fackeln trugen und ſie alſo auch, wenn es die Bedeutung gebot, umkehren konnten! Der Morgen als Genius ſchwingt ſich mit der Fackel hinauf; der Abend läßt ſich mit der geſenkten hinunter. Amor und Hymenäus ſchwingen die glückliche Fackel hoch; bei einer traurigen oder zerſtörten Liebe laſſen ſie ſie, durch eine natürliche Sprache des Symbols, ſinken. Der Gott der Fröhlichkeit leuchtet mit ihr zum Gaſtmal; entſchlummert er, ſo ſinkt die Fackel, wie ſein Haupt ſinkt, ſeine Füße nehmen die Stellung der Ruhe an und ſo wird Komus, wenn ihn nicht ein andres Attribut auszeichnet, beinah das Bild des Schlafes. Beim Opfer des Mithra ſind auf ſo vielen Denkmalen die beiden Figuren gewöhnlich, deren Eine die Fackel erhebt, die andre ſenket und die veränderte Vorſtellung derſelben ſagt uns ziemlich grob, daß ſie die Jugend und das Alter des Jahrs oder des menſchlichen Lebens bedeuten. a) Hier ſchwebt die Nacht und verbirgt ſich mit weggewandtem Haupt in ihrem groſſen weiten Gewande; b) der Genius des Morgens ſchwebt öſtlich weg und hält die Fackel erhoben: der andre liegt hinter ihr und wenn das Denkmal ihn zur Hauptperſon machte, würde er ſie ſenken. Dort ſieht die Ewigkeit c) mit ihren zwei Fackeltragenden Knaben im Arm und ſie ſind Sonne und Mond.

So mancherlei iſt alſo die Sprache dieſer redenden Attribute, die zwar um Einen Hauptbegrif gehn und ihn ſehr verſtändlich ausdrucken, immer aber von der Compoſition, in welche ſie der

---

a) Leon. Auguſtini gemm. ant. die 4. Kupfer hinter der Vorrede, verglichen mit tab. 33. P. II. u. a.

b) Paſſer. Luc. T. I. tab. 8.

c) Murator. inſcr. T. I. p. 28.

der Künſtler ſetzte, ihre nähere Bedeutung nehmen. Dieſe Sprache war ſo bekannt, daß ſtatt der Genien oft nur ihre Fackeln, hängend oder geſenkt, daſtehn. a)

Sie ſehen alſo m. Fr., daß die Grundſätze Leſſings: „keine allegoriſche Figur müße mit ſich ſelbſt im Widerſpruch ſtehen, b) oder der genannte Genius mit der umgekehrten Fackel könne der Genius des Menſchen nicht ſeyn, weil dieſer nach einer mythologiſchen Meinung ſchon vor ſeinem Tode ſich von ihm entferne“ c) in der Anwendung, von der wir reden, ihre allgemeine Wahrheit mildern. Sobald in eine Allegorie Handlung kommt und das Symbol ſolche ausdrücken mag, können auch Gegenſätze dadurch ausgedrückt werden, wie das Umkehren oder Auslöſchen der Fackel, die Entſpannung des Bogens, das Zerbrechen der Pfeile Amors, die er oft

---

a) Boiſſard. topogr. tab. 76. 144. 148.

b) S. 12.

c) S. 16.

ſelbſt zerbricht, das Beſchneiden ſeiner Fittige und andre Symbole beweiſen. Auch kann die mythologiſche Meinung „daß Götter und Genien ſich vom Leichnam eines Todten entfernen, kein Geſetz der bildenden Kunſt werden, weil ſonſt gar keine Götter und Genien auf Grabmählern vorgeſtellt werden könnten, die ſich doch in ziemlicher Anzahl vorgeſtellt finden.

Vielmehr folgt aus allen dieſen Inductionen eine ſowohl für die mythologiſche als Kunſt-Deutung wichtige Lehre; nämlich: **mythologiſche Götter und allegoriſche Weſen, dergleichen dieſe Genien ſind, nicht völlig für Eins zu nehmen:** denn ſie ſind, wenn ich ſo ſagen darf, der Art ihrer Beſtandheit nach verſchieden. Die mythologiſchen Gottheiten ſind veſtbeſtimmte, gegebne Perſonen; in Zuſtänden und Handlungen können ſie mit ihren Attributen Abänderung leiden, ihr Weſen aber bleibt. Jupiter iſt Jupiter; er möge der freundliche oder zornige heiſſen: Venus iſt Venus, ſie möge in einer Geſtalt erſcheinen, in der ſie wolle. Ein Gleiches iſts mit

den

den Halbgöttern und den Perſonen der hiſtoriſchen Fabel; nicht völlig aber alſo mit den allegoriſchen Weſen, den Geſchöpfen der Einbildungskraft der Dichter und Künſtler. Beide, der Künſtler und Dichter haben mit dieſen viel mehr Freiheit, ſie zu ſtellen und zu verwandeln, nachdem es die Handlung des Gedichts oder der Ort und Zweck des Kunſtwerks fodert. Was z. B. haben Dichter und Künſtler aus Amor und dem ganzen Heer ſeiner Brüder gemacht! in welche Geſtalten und Spiele dieſelben geſetzt! welche Genealogieen von ihnen gedichtet! Unglücklich aber wäre der mythologiſche und Kunſt-Erklärer, wenn er dies alles für beſtimmte hiſtoriſche Wahrheit nehmen, und jeden dieſer Wiederſprüche vereinigen müßte! Aus Ueberſprüngen dieſer Art, aus dieſer παραβασει εις αλλο γενος iſt das ungeheure Gewirr von vereinigenden Hypotheſen und Deutungen entſtanden, das unſre Mythologieen und Ikonologieen beſchweret. Man heftete eine Dogmatiſche Gewißheit an Geſchöpfe, die ſolche nicht hatten und haben wollten.

Offenbar m. Fr. ſind auch die beiden Genien, von denen wir reden, von dieſer, ich möchte ſagen, ätheriſchen Art und wir wollen uns hüten, daß wir ihnen keine veſtere Geſtalt geben, als ſie ihrem Urſprunge und ihrer Natur nach haben mögen. Allen Völkern fiel die Aehnlichkeit zwiſchen einem Todten und Schlafenden ins Geſicht; allen Völkern war es daher auch ein ſüßer Gedanke, den Zuſtand des Todten als einen Schlaf zu betrachten. Träume brachten den Menſchen wahrſcheinlich zuerſt darauf, daß er eine Seele habe, die auch ohne Körper wirke: denn wachend fühlte der ſinnliche Menſch ſich nur als Ein lebendiges Ganze und dachte an metaphyſiſche Abtrennungen des ſichtbaren und unſichtbaren Theils ſchwerlich. Träume waren es, die auf ſo wunderbar-lebhafte Art Erinnerungen aus der Vorzeit mit Blicken in die dunkle Zukunft paarten, die das Entfernte dem Menſchen nahe brachten und auch die abgeſchiedenen Geliebten aus ihrem Schattenreich in ſeine Geſellſchaft zurückführten. So erſcheint dem ſchlafenden Achilles ſein Freund Patroklus; er erwacht und glaubt dem Traume und ſo ſind unter allen Nationen der Erde die Begriffe vom Tode und dem Todtenreich vorzüglich aus Bildern der Nacht, des Schlafes und Traums zuſammen gedichtet worden. Wenn man alſo ſo gern vom Todten ſagte: „er ſchläft!" ja wenn dieſes einen jeden der Anblick lehrte: was war natürlicher als daß der Schlaf ein Bild des Todes auch in Ausdrücken der Sprache, Kunſt und Dichtkunſt wurde? Und da weder Kunſt noch Dichtkunſt den Begrif von Aehnlichkeit beider beſſer ſinnlich machen konnte, als daß ſie ſolche zu **Brüdern** ſchuf: wer konnte ihre Mutter ſeyn, als die Nacht? Als Kinder kamen ſie alſo der Mutter Nacht in die Arme: a) denn auch bei den älteſten Dichtern der Tradition waren ſie ſchon leibliche Brüder. b)

---

a) Pauſan. Eliac. c. 18. Montfaucon antiquit. compend. Semleri tab. 132. Fig. 3.

b) Iliad. π. 681. 82. Heſiod. Theogon. 756

Keine andre aber als allegoriſche Brüder und der weiſe Homer iſts, der uns auf dieſe Einſchränkung ſelbſt führet. Welche Reihe von Menſchen ſtirbt in ſeinen Gedichten, die alle eine Beute des Todes, ein Raub des Schickſals und der Verhängniſſe werden: dieſe ſchreckliche Gottheiten ereilen ihre Beute, mit ſchweren Händen fallen ſie auf dieſelbe und gieſſen um die Augen der Menſchen die ſchwarze Wolke; nirgend aber erſcheint in dieſen Augenblicken der Bruder des Schlafs,

---

Orphei hymn. 84. v. 8 Leßing (S. 78.) zweifelt, daß der ſchwarze Genius in den Armen der Nacht den Tod und nicht den Schlaf vorgeſtellet habe; wenn man aber die verſchiedene Beſchreibung Heſiods und andrer Dichter von beiden lieſet und dazu nimmt, daß das Kunſtwerk aus jenen alten Zeiten geweſen ſei, wo man, wie auch die andern Vorſtellungen zeigen, die Bedeutung ſtrenge und oft fürchterlich ausdrückte: ſo iſt daran wohl kein Zweifel. Bei allen Dichtern iſt der Schlaf der ſanfte Genius, dagegen der Tod in unzählichen Stellen der fürchterliche, ſchwarze genannt wird.

Schlafs, weil ſeine Allegorie hier nicht hingehöret. Erinnys und der Tod wüten durch die Glieder der Schlachtordnung; wo gewiß niemand an den Jüngling mit der umgekehrten Fackel denket. Als aber Sarpedon gefallen iſt; lange liegt er todt da, wird blutig umhergezogen und als ein entſeelter Körper ſeiner Waffen beraubet; da, nur da ſpricht der mitleidige Zevs zu Phöbus: „er ſolle ſeinen Todten aufnehmen, ihn waſchen und mit Ambroſia ſalben, mit himmliſchen Kleidern ihn anziehn und ihn ſodann den Zwillingsbrüdern, dem Schlaf und dem Tode, zur Heimführung in ſein Vaterland übergeben.“ Hier ſteht die Allegorie an ihrer Stelle und wird nicht weiter getrieben, als ihr Weſen reicht. Nur dann tritt der Tod als Bruder des Schlafs auf, wenn der entſeelte Körper wirklich zu ſchlummern ſcheint und zu ſeiner Ruheſtäte gebracht wird. Wie hier ſo iſt allenthalben mit ſeinen wenigen allegoriſchen Geſtalten Homer der weiſeſte Dichter. Sie erſcheinen nur ſelten, kurz, unbeſtimmt und gleichſam im Nebel verſchindend;

indeß ſeine Götter- und Heldengeſtalten mit dem beſtimmteſten Daſeyn durch alle Geſänge hin leben und wirken. Auch erſcheinen jene meiſtens nur in Gleichniſſen, in Uebergängen, in Reden; vorüberfliegende Kinder der Phantaſie und der Sprache. Doch es iſt Zeit, daß ich meinen langen Brief ende und Ihnen ein andermal die Folgen entwickle, die der angezeigte Unterſchied auf die Einſchränkung dieſer Begriffe und Bilder hat.

Dritter Brief.

Wie ſchön iſt es, m. Fr., um eine fein- und wohlbeſtimmte Sprache! Begriffe, die in einer dunkeln Mundart verwirrt würden und erſt durch lange Erörterungen aus einander geſetzt werden müſſen, prägen ſich in jener auch dem gemeinen Verſtande durch eigne Worte rein und klar ein. In hundert Fällen verhält ſichs ſo mit der griechiſchen Sprache und auch hier bei dem Begrif des Todes.

Todes. Entweder drückt dieſer das harte nothwendige Schickſal zu ſterben aus und da ſagten die Griechen Schickſal (μοιρα). Oder es ſollen die nähern, oft gewaltſamen und allezeit bittern Veranlaſſungen des Todes angezeigt werden und da ſagten ſie κηρ, κηρες. Ich will ſie die Todesboten, die ereilenden tödtlichen Verhängniſſe nennen, ob ihr Name gleich oft bis zum Begrif des Schickſals der Sterblichkeit ſelbſt gemildert wurde. Oder der Tod kann den Abſchied bedeuten, von dem was uns im Leben lieb war, das Entweichen in eine andre Welt, in eine dunkle, uns unbekannte Gegend; da war es ihnen alſo der Raub des Orkus, der Hingang zum Reich des Unſichtbaren und was ſie weiter für Bilder hatten. Endlich kann Tod den Zuſtand des Todten, die Ruhe des entſeelten Leichnams anzeigen; und da, nur da war er des Schlafes Bruder. Ich hoffe, es wird Ihnen nicht unangenehm ſeyn, wenn ich dieſe Vorſtellungsarten durchgehe und bemerke, wiefern die Kunſt an ihnen Theil genommen habe.

Das hohe nothwendige Geſetz zu ſterben, war, perſonificirt, die Göttin des Schickſals (μοιρα, parca, Fatum, Fatus:) ſie war der Hauptbegrif der Alten, wenn ſie an den Tod dachten und mich dünkt, der philoſophiſch würdigſte Begrif, den Menſchen ſich über eine Beſtimmung, die ihrem Willen ſo widrig und ihrer Natur doch ſo gemäß iſt, machen mögen. Seitdem dieſer Begrif des hohen verhängenden Schickſals aus dem Gemüth der Menſchen vertilgt iſt, ſchleicht ihre Seele mit Blicken kleiner vorſichtigkeit und mit Aengſten einer niedrigen Duldung einher. Um einige Tage mehr zu leben, leben wir oft gar nicht, indem wir weder dem ordnenden Schickſal voll Gerechtigkeit und Güte, noch der eiſernen Nothwendigkeit trauen. Die Griechen nicht alſo. In Homer und allen Tragikern iſt es das Schickſal, welches das Loos wirft, Jupiter welcher wägt und die Parce, die da ſchneidet a) Auch die Kunſt ſcheuete ſich vor die-

ſem

---

a) So läßt Homer ſogar die κηρε zweier Heere vom Jupiſem hohen Begriff nicht. Die Göttinnen des Schickſals hatten ihre Tempel und Bildſäulen, ja ihr reiches Andenken auch auf den Gräbern; nicht nur in Grabſchrieften, wo eine nach der andern an die μοιρα, die Parze, die invida Fata u. ſ. denkt und oft ſehr bitter über ſie klagt, ſondern auch in Denkmählern. In der erſten Leßingſchen Tafel b) in welcher der Schlaf am deutlichſten genannt iſt, ſteht ihm, nicht ſein Bruder, ſondern das ernſte Schickſal gegen über. Ein Rad iſt unter ihrem Fuß und nach

---

Jupiter wägen (V. 70.) denn hier in vielen andern Stellen bedeutet κηρ ſowohl den ſchwarzen Tod ſelbſt, als das Schickſal.

b) S. 26. Sie ſteht in Gruter. inſcript p. 303. Boiſſard. topogr. tab. 48. Oft iſt ſtatt ihrer die Sphynx da und hat den Fuß auf die Urne (Licet. hierogl. p. 357.) Oder ſie ergreift den Menſchen oder zu ihren Füßen ermorden Thiere einander. (ib. p. 343. 345. &c.) Oft ſtehet das Rad des Schickſals unter dem Fuß eines Ungeheuers (Bellor. Luc. p. 2. Fig. 14.) oft ſtehets allein da oder ſtatt ſeiner die Waage des Schickſals (Licet. hierogl. p. 158. 43.)

nach **Pighius** Angabe hatte ſie in ihrer jetzt verſtümmelten Hand eine Rolle, wahrſcheinlich das Buch des Schickſals. So ſtehet die verhüllte Parze bei Zevs; und Merkur, der Führer der Todten, handelt mit beiden, indeß weiterhin Pluto die Proſerpina raubet. a) So ſtehet auf dem Grabbogen, von dem **Leßing** ſein Titelkupfer nahm, b) gleich bei dem Lebensanfange des Menſchen die Parze, die da webt und das Fatum, welches auf eine Kugel ſchreibet; ſo wie bei ſeinem Lebensende eine ſitzende Perſon ſein Leben von einer Rolle lieſet und eine andre verhüllte den Todten betrachtet. Daß die **Moira** nicht häufiger auf Gräbern erſcheint, c) auf denen ſie oft genannt wird, kommt daher, weil das Schickſal des Todten vollendet iſt und ſie bei dem Begrabnen kein eigentliches Geſchäft mehr hat.

Ein

---

a) Admiranda Rom. T. 59.

b) Admir. Rom. tab. 80. 81.

c) Gruter. inſcr. p. 98. n. I. Gorii inſcr. T. I. p. 447.

Ein gleiches iſts mit der Gehülfin des Todes, der ereilenden, grauſamen κηρ. So fürchterlich ſie auf Kypſelus Kaſten gebildet war, f) da ſie dem fürchterlichſten Morde der griechiſchen Geſchichte, dem Tode der beiden Brüder Eteokles und Polynikes beiſtand, durfte ſie nicht immer gebildet ſeyn: denn nicht jeder Tod, zu welchem ſie und ihre Schweſtern Werkzeuge waren, war ſo fürchterlich und es iſt bekannt, daß die griechiſche Kunſt auch die furchtbaren Geſtalten, wo ſie es durfte, milderte, ja ſo gar verſchönte. Den Göttinnen der Rache z. B. gab ſie keine Schlangen ums Haupt; es war an ihnen, wie Pauſanias ſagt, ſo wenig als an den andern Bildern der Unterirrdiſchen was fürchterliches merkbar. g) Die Parzen überdem, für welche die κηρες bei den Dichtern oft als Synonyme gelten, h) waren ernſt aber nicht gräßlich, da die himmliſche Venus ſelbſt unter ihnen die Aelteſte

ſte

---

f) Pauſan. L. 5. c. 19.

g) Pauſan. L. 1. c. 28.

h) Homer. Il. et. Odyſſ. Mimnerm. Eleg. 2. v. 5. u. 8.

ſie war und ſie mit den Horen an Jupiters Haupt gebildet werden konnten. — Nur was ſollten dieſe Todeswählerinnen beim Grabe? Sie waren Dienerinnen des Schickſals und hatten ihr Amt ſchon verwaltet. Dem ohngeachtet aber lieſſen die Griechen oder vielmehr die Römer, von denen bei dieſer Art von Grabmählern mehr die Rede iſt, ihr Andenken nicht ganz weg: denn auch bei den ſchönſten derſelben ſind Spuren der Empfindung eines harten zerſtörenden Schickſals, von welchem die Grabſchrift ſo oft redet. Was wollen nämlich die Bilder der Gewaltſamkeit und tödtlichen Unterdrückung, die in den Beiwerken ſo oft vorkommen, ſagen? woran erinnern ſie, ſofern die Kunſt erinnern kann, als an gewaltſame Zerſtörung? Hier zerhackt ein Vogel dem Knaben die Bruſt; dort frißt eine Katze die Früchte, a) hier zerreißen Vögel eine Schlange, b) eine Leier: c) dort ſtreiten Hähne;

---

a) Gorii. inſcr. T. I. p. 230.
b) ib. p. 288.
c) ib. p. 307.

Hähne; d) hier gehen Greiſe auf einander; e) Ein Bock benagt die Früchte: f) Vögel picken an Blättern, oder Blumen und Trauben: g) der Adler würgt die Schlange, h) der Löwe den Hirſch, der Genius einen Stier i) der Vogel verſchlingt die Eidexe k) u. ſ. f. Was will der Vogel, der der Schlinge entgegen fliegt, l) die Harpyie, die den Kopf des unbewehrten Schaafs zerreißt? m) was will endlich das fürchterliche Haupt der Gorgo, das bei ſo vielen, vielen Leichens

---

d) Gruter. inſcr. p. 702. 924. n. 12. Boiſſard. topogr. tab. 143.

e) Boiſſard. topogr. tab. 155.

f) ib. tab. 80.

g) ib. tab. 81. 84. 86. 108. 145. &c. &c.

h) ib. tab. 84.

i) ib. tab. 91.

k) ib. tab 143. 86. &c.

l) Gori inſcr. T. 2. p. 316.

m) Gruter. inſcr. p. 794.

Leichenmählern daſteht? n) Ich bin weit entfernt, jeden kleinen Umſtand hievon myſtiſch zu deuten: ich gebe ſoviel auf den ausſchmückenden Einfall des Künſtlers, als man nur geben kann, inſonderheit da man auch bei den Auszierungen der herkulaniſchen Gemählde, von denen man leider einzeln nicht genau weiß, wo ſie ſtanden? manche

---

n) S. Gruter, Boiſſard u. a.; am meiſten ſieht man ſie bei Etruſtiſchen Grabmählern. Der Kopf dieſer Gorgo iſt auf Leichenmahlen, Särgen, Grabſchriften über dem Bett der Sterbenden u. ſ. Oft hacken Schwäne und andre Vögel auf ihn oder auf ſeine Schlangen: oft hat er Schlangen und Flügel, deren Bedeutung gleichfalls offenbar iſt. Wenn Aeneas ins Reich der Schatten hinabſteigt, ſind alle dieſe Schreckgeſtalten im Vorgemach des Orkus:

Terribiles viſu Formae; Letumque Labosque:
Tum conſanguineus Leti Sopor et mala mentis
Gaudia, mortiferumque adverſo in limine
Bellum
Ferreique Eumenidum thalami &c. S. Heyne Anmerkungen zu dieſer Stelle Virgil. II. 570. ſeq.

manche Zierrathen dieſer Art ſindet. Indeſſen aus der Zuſammenhaltung und gleichſam aus dem Coſtume der Grabmähler, mit ihren Grabſchriften und der Denkart der Dichter überhaupt, entſpringet das Gefühl von ſelbſt, das im Ganzen dieſe Zeichen angab. Denn iſt in der Welt nicht alles Zerſtörung? Eins lebt vom andern und zehret es auf, damit ein andres von ihm lebe. Die Würgerin des Todes ward alſo hier ihrem Antlitz nach oder in ihrer Wirkung an niedern Geſchlechtern gezeigt und zwiſchen Blumenkränzen, Genien und Früchten der Menſch an das allgemeine Geſetz der Zerſtörung, durch Symbole einer bildlichen Fabel erinnert. Eine ſolche Erinnerung finde ich nicht wild, ſondern für den, der dieſe Denkart hat, wahr: denn nur Kinder wären es, die die Hand vors Auge halten, um die Gorgo nicht zu ſehen, die oft unvermuthet hineinblickt und das Glück der Menſchen ſtöret. Ein weichlicher und nicht ein feiner Geſchmack wäre es, der da Süßigkeit ſuchte wo das Bittre die Haupt. Eſſenz ſeyn mußte. So

ſehe

ſehr die griechiſche Kunſt das Schöne ſuchte, ſo war doch das Bild der **Furcht** in Korinth ſo fürchterlich, als es nur ſeyn konnte.

Auch ſofern der Tod ein Abſchied, eine Hinwegführung war, verſchwieg weder Kunſt noch Sprache, was ſie dabei ausdrücken ſollten. Hier liegt der Kranke auf dem Bett in nackter elender Geſtalt und vor ihm ſieht Pluto mit dem dreiköpfigen Hunde und dem Schwert oder dem Scepter im Arm; a) ich glaube nicht, daß die Idee des herannahenden Todes fürchterlicher ausgedrückt werden könnte. Dort liegt ein bekränztes Paar auf dem hochzeitlichen Bett; der Todtenkranz iſt in der Hand der Braut: ein hereintretender Knecht reicht auch dem Bräutigam denſelben und hält in der andern Hand die Todtenlampe. b) Oder Weib und Kind ſtehen von fern und ſagen dem Kranken das letzte Lebewohl; auf ewig nimmt er Abſchied von den Seinen.

---

a) Spon Miſcell. p. 306. Fig. 2.

b) ib. Fig. 3. Oder ein Genius reicht dem Liegenden den Todtenkranz. Murat. inſcr. p. 793.

Seinen. a) Bald hat er den Todtenkranz in ſeiner Hand und der Genius ſchwingt über ihn die Fackel: b) bald ſegnet er ein Kind oder feiert die letzte Mahlzeit: c) bald liegt er todt da und die Seinen um ihn klagen. d) Oder er wandert ſchon ins Reich des Pluto und da gab die alte Mythologie ſymboliſche Vorſtellungen gnug, an dieſen dunkeln Hingang zu erinnern. Der Kranke liegt auf dem Bett und ſein Weib ſitzt daneben; weiterhin führt Pluto die Seele weg, Merkur geht voran in ein rundes Haus, die Wohnung der Todten, neben welchen ein Skelet liegt; e) das iſt, dünkt mich, alles was man ſagen konnte. Oder man kleidete den Raub des Pluto

---

a) Spon. ib. Fig. 4.

b) Fabretti inſcript. p. 273.

c) Montfaucon antiqu. compend. Semler. tab. 135. n. 1. 2. tab. 134. n. 5. Gorii inſcr. T. II. p. 22. Gruter. p. 954. Boiſſart. tab. 81. und ſonſt häufig.

d) Gorii. inſcr. T. III. tab. XVII.

e) Gor. T. I p. 382.

Pluto in die Geſchichte der Proſerpina ein, die, wie ich glaube, urſprünglich nichts als das Andenken eines unerwarteten frühen Todes geweſen. Die Klagen der Ceres wurden hiebei nicht verſchwiegen: in der ängſtlichſten Stellung fleht ſie den Jupiter an, ſo wie ihre geraubte Tochter als eine von Schrecken Erſtarrte in den Armen des Raubenden lieget. f) Auf vielen Grabmählern kommt dieſe Geſchichte vor: g) denn ſie war gleichſam das kanoniſche Bild zu den mancherlei klagenden Inſchriften vom Raube des Aides oder des Orkus. Von jeder ſterbenden Braut, ſagte man, daß ſie das dunkle Brautbett der Proſerpina beſteige: denn ſie litt ihr Schickſal. Auf jedes Liebliche im Leben, wäre es auch nur ein Vogel, eine Cicada geweſen, hielt man den neidigen Orkus gierig. Bei edlen Jünglingen brachte man die traurigen Geſchichten früh-

---

f) Admiranda Rom. tab. 59. 60.

g) Gorii inscr. T. III. tab. 35. Gruter. p. 590. Bellor. Sepulcr. Fig. 17. und ſonſt häufig.

frühermordeter Helden, eines Achilles und Patroklus, eines Meleagers und Proteſilaus, des Adonis u. a. vor Augen; a) oder man ſcheuete ſich nicht, den dahingeſtürzten Todten ſelbſt in ſchrecklichen Symbolen zu ſchildern. Von Schlangen umwunden ſtürzet er hier hinab: b) dort wird der Geliebte des Herkules von den Nymphen hinuntergezogen: c) hier tragen Drachen einen Todten fort d) u. ſ. Auf andern Särgen hat man gar die Leidenden der Hölle, Ixion und Siſyphus nicht geſcheuet: e) und ſo ſehen Sie m. Fr., daß auch die Gräber der Alten von traurigen und fürchterlichen Vorſtellungen nicht frei geweſen. Sie liebten das Leben wie wir; ja bei ihren ſinnlichern Begriffen von dieſer und jener Welt mußten ſie es noch mehr als wir lieben.

---

a) Bellor. Sepulcr. tab. 55. Gor. T. III. tab. 24. 36. 37. 44.

b) Gruter. p. 788. 910. Montfaucon tab. 131. n. 3.

c) Pitture d'Ercolan. T. IV. p. 31.

d) Gori T. III. tab. XIII.

e) Bellori Fig. 56.

Vierter Brief.

Der Thanatos (Tod) der Griechen war ein fürchterliches Weſen. Bei Homer wird er mit der Erinnys und den Verhängniſſen gepaart, wenn er die Menſchen mit ſchweren Händen ereilet. a) Bei Heſiodus iſt er ſeinem ſanften Bruder Schlaf ſehr unähnlich: er hat ein eiſernes Herz in ſeinem Buſen, hält feſt, wen er ergreift und iſt feindlich auch den unſterblichen Göttern. b) Bei Euripides c) nahet er der ſterbenden Alceſtis als ein Unterirrdiſcher, ein Prieſter des Todtenreichs, ein Bote des Pluto. Er kommt mit ſeinem Stahl, die Locke der Königin abzuſchneiden und ſie damit als ein Opferthier dem Orkus zu weihen; Apollo ſelbſt weicht ihm aus, damit er nicht verunreinigt werde. Als Alceſtis ſtirbt, höret ſie den Charon ruffen, ſie ſieht den nahenden

---

a) Iliad. π. 853. ς. 485. (72. φ. 565. &c.

b) Theog. 762. ſeq.

c) Alceſt. prolog. ſeq.

den Pluto und Nacht bedeckt ihre Augen. Da Herkules ſie befreien will, nimmt er ſich vor, dem ſchwarzgekleideten Könige, dem Tode, aufzulauren, wenn er vom Blut des Todtenopfers tränke, ihn ſodann mit ſeinen ſtarken Armen zu umfaſſen und nicht loszulaſſen; bis er ihm das treue Weib ſeines Gaſtfreundes wieder herauf brächte. Solche Bilder vom Tode hatten die Griechen in ihrer Tradition und Phantaſie, denen die Dichter folgten. Der Tod war ihnen ein ſo fürchterliches gehaßtes Weſen, daß ſie ſeinen Namen nicht gern nannten, a) ja daß ihnen ſogar der erſte Buchſtab deſſelben, als ein unglückliches Zeichen verhaßt war b) und ſie ſtatt θανατος lieber φθονος (Neid) ſprachen. c) War dies, wie konnten ſie ihm Päane ſingen oder ſein gegen

---

a) Meurſ. de Funere Cap. 1. Gronov. theſ. Vol. 11. p. 1086. ſeq.

b) v. citat. ap. Gor. inſcr. T. I. p. 84.

c) Gori inſcr. T. I. p. 157. II. p. 53.

gegenwärtiges Bild lieben? d) Aus Sprache und Kunſt ward er verbannet, und in der letzten ein Genius an die Stelle geſetzt, der — nicht den Tod vorſtellen ſondern ſeine Idee verhindern, d. i. **ihn nicht vorſtellen, vielmehr verhüten ſollte, daß man nicht an ihn dächte.** Sie ſehen, m. Fr., die Abhandlung bekommt hiemit eine andere Wendung. An die Gottheit

---

d) Es iſt ſo manches darüber geſchrieben, wie die Gaditaner, die einzigen der Sterblichen, die dem Tode Päane ſangen, ihn gebildet haben mögen; ohne zu fragen, ob ſie ihn auch gebildet hatten? Ich finde davon keine Spur: er hatte blos eine Ara. Auch aus dem Umſtande, daß ſie ihm Päane ſangen und ihn alſo für eine erbittliche Gottheit gehalten haben müſten, hat man zu viel gefolgert. So wohl dem Pluto als der Proſerpina haben Griechen und Römer geopfert, Gelübde gethan und ihnen Denkmale des Danks nach der Wiedergeneſung errichtet; es ſind derſelben noch bis jetzt übrig. Daß ſie es dem Tode nicht thaten, war blos Euphemismus der Sprache.

oder an den eigentlichen Begrif des Todes ſollen wir bei dieſen Genien gar nicht denken; dieſem Begrif wollte man vermittelſt ihrer eben entweichen. Sie waren nichts als ein Euphemismus der Kunſt, den man über den Tod auch in der Sprache liebte: denn was ſagen dieſe zwei Jünglinge anders als was ſo viele Grabſchriften ſagen: e) ſomno perpetuali, aeternali, quieti aeternae, **dem ewigen Schlaf** oder wie die Griechen auch ſagten: **dem langen, heiligen Schlummer.** Laſſen Sie uns m. Fr., in dieſem Geſichtspunkt bleiben und wir werden nicht nur dieſe beiden Jünglinge im rechten Licht ſehen, ſondern auch Platz gewinnen, eine Reihe andrer ſchöner Vorſtellungsarten zu bemerken, womit Griechen und Römer ſich das Andenken des bittern Todes verſüßten oder verſcheuchten.

Zuerſt bemerken wir, daß unter dieſen beiden Jünglingen der Schlaf eigentlich der Haupt-

---

e) Callimach. epigr. 14. 21. Gori. Inſcr. I. p. 384. Bellori Luc. p. 9. Fig. 8. et ibi cit.

genius ſei: denn da die ganze Vorſtellung auf einer Allegorie beruhet, ſo muß Er ſeinem Bruder Bedeutung geben; ſonſt würde dieſer, der eigentlich nur ein Schatte von ihm iſt, unkenntlich. Vom Tode nämlich kann dieſer zweite Genius durchaus keine Attribute haben, weil er eben ſeine Idee verdrängen ſoll und mit ihm nichts gemein hat; er muß ſie alſo vom erſten borgen d. i. ſich in deſſen Begrif verlieren. Am deutlichſten iſt daher der Schlaf bezeichnet, ſowohl durch Ueberſchrift a) als Symbole; er allein kann auch die ganze Idee, die ausgedrückt werden ſoll, ausdrücken, ſo daß ſein Bruder eigentlich nur der Symmetrie wegen daſteht. Oftmals hat ſogar dieſe ihn nicht herbeiſchaffen mögen und ſtatt ſeiner ſteht die Parze oder gar das Bild der Verſtorbenen da: b) ſie iſt verſchleiert, hält in der einen Hand die Schale des

---

a) Leßings erſte Tafel P. 26. Winkelmans Allegorie S. 76. Callimach. ed. Erneſti. Vol. 2. p. 524.

b) Leßings zweite Tafel P. 29.

Todes, aus der ſie getrunken hat, die andre Hand liegt auf ihrem Haupt, das gewöhnliche Zeichen der Ruhe bei den Alten. Oefters iſt auch der Todte ſelbſt ruhend vorgeſtellt, mit dieſen Genien oder ohne dieſelbe; c) welches alles Einerlei ſaget.

Zweitens. Wenn alſo der zweite Genius nur von dem Erſten ſeine Bedeutung nimmt und ſich gleichſam in die Allegorie ſeines Namens verliert: ſo haben wir, wenn nur Einer derſelben erſcheint, keine Urſache ihn für etwas anders als den Schlaf zu halten, geſetzt daß er hier auch den langen Schlaf bedeuten ſollte: denn von der Gottheit des Todes ſelbſt oder von ſeinem abſtracten Begrif hat er kein Sinnbild. So iſt z. B. der Genius vor Leßings Abhandlung d) mit dem Aſchenkruge im Arm und mit der herabgeſenkten Fackel der Schlaf, ob er gleich hier den

---

c) Gori inſcr. T. III. tab. 17. T. I. p. 384. 139. Boiſſard. tab. 90. et. &c.

d) S. 1.

den Todesſchlaf bedeutet. Daß es der herannahende Tod nicht ſeyn könne, zeigt der Schmetterling, der an der Erde kriecht und der Aſchenkrug ſelbſt: Seele und Körper ſind ſchon getrennt und der Schlaf hält nur den Ueberreſt des letzten in ſeinen Armen. Auch die Stellung des Genius zeigt kaum etwas mehr, als jene ſchwachen Füße, die dem Schlaf gewöhnlich zugeſchrieben wurden,[a] die er alſo auch in andern Bildern,

Theils

---

[a] Allenthalben wo die zwei Genien ohne Verſchränkung der Füße ſtehn, iſt die ſchwache Geſtalt dieſer Glieder känntlich: ſ. Paſſeri Luc. T. III. tab. 45. 52. Gruter. inſcr. p. 944. 1087. Montfaucon comp. Semler. tab. 131. Fig. I. tab. 132. Fig. I. Bellori Sepulcr. Fig. 52. Oder ihre Füße ſind gar verdeckt: Montfaucon tab. 130. Fig. 4. Oder ſie ſitzen, liegen und ſchweben. Fabretti inſcr. p. 273. Montfauc. tab. 130. Fig. 8. tab. 132. Fig. 4. Auch ſtehend ſind ſie immer geſtützt, es ſei nun auf die Fackel, oder an das Todtenhaus oder auf ein anders Inſigne; kurz die incerti pedes ſomni ſind allenthalben känntlich. Auch

iſt

Theils damit die Kunſt keinen Fehler bilden dürfte, Theils zum Zeichen der Ruhe über einander ſchläget. Der Genius auf **Leßings** Titelkupfer iſt der Schlaf, ob er gleich hier den Todesſchlaf bedeutet: das Erſte zeigt ſeine Stellung und Gebehrde, ſeine Flügel und die herabgeſenkte Fackel; nur der Todtenkranz in ſeiner Hand, der Schmetterling auf derſelben und der vor ihm hingeſtreckte Leichnam machen ihn zum Somno aeternali, dem Todesſchlafe. Er endet die

---

iſt ihr Urſprung nicht dunkel. Denn da ſchon auf dem Kaſten des Kypſelus im älteſten Styl der Kunſt die beiden Knaben alſo gebildet waren: ſo muß dieſes Symbel aus der älteſten Mythologie ſeyn; und kennen wir nicht ſchon in Aegypten den Sohn der Nacht, der ſelbſt ſeinem Namen nach an beiden Füßen hinkt und ſchwach iſt? Es iſt der Gott des nächtlichen Stillſchweigens, Harpokrates, ein Sohn der Buto, der von einem Vater im Schattenreiche erzeugt worden und daher dieſen unſichern Tritt hat: (S. Iablonski Panth. L. 2. c. 6. p. 263—65.)

die Allegorie, die damit anfing, daß Pallas dem Gebilde des Prometheus den Schmetterling aufs Haupt ſetzte; jetzt iſt dieſer von ihm geflogen und ruhet auf der Hand des Schlafes. Ein Mehreres vom Tode wollte das Bild nicht ſagen: denn weiterhin führt Merkur die Seele in der Geſtalt der Pſyche weiter.

Drittens. Wenn Einer oder zwei Genien vorkommen: ſo muß man ihre Bedeutung nicht über die Schranken ihrer Allegorie treiben: denn ſie ſind eigentlich blos **Symbole der Ruhe, Bewahrer der Urne oder des Todtenhauſes.** b) Als ſolche ſtehen ſie da, ſie mögen die Fackel

---

b) Sie heiſſen daher auch Dii Manes, von denen man weiß, daß ihnen die Ruhe der Verſtorbnen anempfohlen wurde. Gori inſcr. T. I. p. 382. und verlieren ſich in den Begrif der ſchützenden Genien des Verſtorbnen (S. Gori inſcr. T. I. p. 193. 194. Fabretti inſcr. p. 72—74. Saggi dell' academia di Cortona T. VI. p. 131. u. a.) nach Etruſkiſchen und Römiſchen Begriffen nämlich.

Fackel aufgerichtet oder geſenkt, die Füße geſtellt oder verſchlungen haben, ja geſetzt, ſie hätten auch andre Attribute, oder umfaßten gar die Ecke des Grabmals. Was ſie ſagen wollen, ſagen ſie in jeder Stellung: „ſtöret den Körper nicht; er ſchläft: wir haben ihn zur Erde beſtattet und ſind Hüter ſeiner Ruheſtäte.“ Gerade ſo gab Homer dieſe Allegorie bei dem Leichnam Sarpedons an und ihr folgten die Künſtler. Wir dürfen uns alſo nicht verwundern, wenn dieſe Genien auch ohne Fackel ſtehen oder neben derſelben einen Köcher, Blumenkränze und andre Inſignien tragen. Nur Genien ſind ſie und da ihre Bedeutung bekannt war, durfte der Künſtler ihre Stellung wie bei andern Genien ändern. Ja wenn er ſtatt ihrer auch ein paar andre Figuren, entweder die Fackeln ſelbſt c) oder opfernde Knechte d) oder gar Flußgötter und

---

c) Boiſſard. topogr. tab. 148. 144. Gruter. inſcr. p. 578. 607.

d) Bellori Luc. Fig. 13. 14. P. III. Fig. 2. Paſſeri Luc. T. III. tab. 46. 47. &c.

und Greifen a) ſetzte: ſo war und blieb der Zweck ihrer Gegenwart derſelbe. Sie ſollten das Heiligthum umringen und ehren, für deſſen Schonung ſo manche Flüche und Bitten der Grabſchrift ſprachen.

Viertens. Wir wollen uns alſo auch hüten, die Namen dieſer allegoriſchen Geſtalten auf Figuren anzuwenden, die nicht an ihrer Allegorie Theil nehmen: denn wie reich war auch bei Grabmählern die Kunſt der Alten an ausſchmückenden Genien und Knaben! Wenn z. B. zwei derſelben blaſend auf ſpielenden Centauren reiten: b) ſo gehören ſie offenbar zu einem bacchiſchen Zuge, dergleichen, nebſt vielen andern frölichen Figuren, Etrusker und Römer auf ihren Todtenmahlen liebten. Vom Schlaf und Tode haben ſie kein Attribut

---

a) Gori inſcr. T. III. tab. X. T. I. p. 303. Cypreſſenbäume Paſſ. Luc. T. III. tab 44. 48. Victorien und Lorbeerbäume tab. 55. Der Uebergang wird ſehr kenntlich, ſo bald man mehrere Grabmähler vergleichet.

b) Leſſings Tab. 5.

Attribut mit ſich: c) denn das umgeworfene Horn und Gefäß, über welches die Centaure traben, gehören auch zum bacchiſchen Zuge. Noch ſchwerer iſts, in der bekannten ſchönen Ludoviſiſchen Gruppe der beiden Brüder, die man gemeiniglich **Caſtor und Pollux** nennt, den Schlaf und den Tod zu erkennen. d) Sie ſind als Opfernde bekränzt und vor ihnen ſteht der Altar, auf dem die Eine Fackel das Feuer anzündet; die andre Figur hat eine Opferſchale in der Hand: und nicht beide, ſondern nur Einer hat beide Fackeln. Wo erſcheinen nun ſonſt Schlaf und Tod bekränzet? e) vor welchem Altar

---

c) Nach Smetius Angabe (Gruter. inſcr. p. 606.) iſt der Eine Genius eine Pſyche, von deren Bilde ich weiterhin reden werde.

d) Leßing S. 59.

e) Bei Paſſeri (Luc. T. I. tab. 38.) iſt ein bekränzter Genius, der mit der herabgeſenkten Fackel davon eilt und auf eine Urne rückwärts weiſet; wahrſcheinlich das Bild einer vom Tode geſtörten Hochzeitfreude. Dieſer begränzte Genius iſt aber weder tar opfern beide? a) Ueberdem zeigt die beiſtehende kleine Geſtalt, die offenbar nur als ein Symbol dabei iſt, daß das Opfer eine den Kalathus tragende Göttin gelten ſoll und alſo nenne man irgend welche zwei Heldenfreunde, die ein ſolches Opfer brachten; b) den Schlaf aber und

ſeinen

---

weder der Schlaf noch der Tod, wie ſeine Handlung weiſet, ſondern ein frölicher, glücklicher Gott und wahrſcheinlich der Hymenäus.

a) Bei Paßeri (Luc. T. III. Fig. 52. und ſonſt ſind unter andern Spielen die kleinen Genien auch opfernd vorgeſtellt: ſonſt aber hatte der Genius des Schlafs ſelbſt mit großen Göttern ſeine Aufſchriften und Altäre. Gruter. inſcr. p. 67. Fig. 8. p. 84. Fig I. p. 90. n. 5. Pauſan. Corinth. cap. 31.

b) Ich halte dieſe ſchöne Gruppe für ein Opfer an die Hygiea, die (z. B. Murator. Inſcr. T. I. p. 20. und ſonſt) durch den Kalathus bezeichnet iſt und laſſe den beiden Jünglingen ihren Namen Kaſtor und Pollux, bis ſich ein näherer Aufſchluß findet. Schlaf und Tod können ſie auch nach

der

ſeinen Bruder oder ihre Mutter Nacht nenne man nicht: denn keine Perſon der dreien iſt hier durch ein Symbol kennbar. Freilich wünſchte ich, Pauſanias hätte uns nur in zwo Reihen geſagt, mit welchen Attributen Schlaf und Tod

zu

---

der Proportion und Schönheit der Geſtalten nicht ſeyn: denn in Abſicht jener wäre es völlig gegen das Anſchauliche der Allegorie, die Söhne ſo groß und die Mutter ſo klein vorzuſtellen, welche Proportion bei ähnlichen Allegorieen und ihrem Hauptbegrif die alten Künſtler nie alſo beleidigten. In Anſehung der Schönheit konnten nach allen Beſchreibungen der Dichter beide keine idealiſchen Geſtalten haben; daher ich auch gar nicht anſtehe, mich in der Variante von Abbildung des Schlafs, über die ſich Leſſing (S. 27.) mit Recht beſchweret, mich für die Abbildung des Pighius (Spanhem. in Callimach. p. 524. ed. Erneſt.) zu erklären. Sie iſt viel charakteriſtiſcher für dieſen Gott, als die verſchönete des Boiſſardo; denn auch der Orphiſche Hymnus nennet ihn [illegible], den ſtarken und wohlgenährten.

zu Sparta in ihren Bildſäulen vorgeſtellt waren; c) allein bei Pauſanias wünſcht man ſo etwas oft vergebens.

Endlich m. Fr. ſehen Sie, daß da durch meine vielleicht zu lange Deduction unſre beiden Genien aus der Mythologie ganz wegrücken, ja ſelbſt am Grabe einen engern Platz einnehmen, als **Leßing** ihnen anwies, ſie dagegen, als blos allegoriſche Bezeichnung der Ruhe im Grabe einen viel weitern Umfang bekommen und brauchbare Geſtalten für alle Völker werden. Alle Menſchen ſchlafen: alle Menſchen ſterben; die Bedeutung beider Figuren in ihrer Analogie iſt allen verſtändlich, oder wenigſtens kann in kurzer Zeit allen verſtändlich werden. Auch in chriſtlichen Tempeln können alſo dieſe Bilder ſtehen: denn ſie ſind nicht heidniſch. Von keinem Thanatos, des Pluto Prieſter iſt hier die Rede,

---

c) Vom geſundmachenden Schlaf im Tempel Aeſkulaps hat er die Vorſtellung bezeichnet. (Corinth. c. 10.) Er ſchläfert nämlich einen Löwen ein; welche Handlung ſich ſelbſt deutet.

ſondern vom Schlaf und ſeinem Bruder. Nur hüte man ſich, daß man keine der beiden Figuren über ihre Grenzen rücke: denn ſollen Schlaf und Tod handelnde Perſonen werden: ſo müſſen ſie etwas mehr und anders als die umgekehrte Fackel tragen.

Erlauben Sie mir, m. Fr., daß ich zum Schluß des Briefes mich noch über die Allegorie freue, die der Schöpfer in unſre Natur, mithin in das Gefühl auch der Gedankenloſeſten Menſchen durch dieſen Wechſel von Licht und Dunkel, von Schlaf und Wachen gelegt hat. Mich dünkt, er habe uns dadurch täglich an den Umkreis unſres Schickſals erinnern wollen und ſende uns zu dieſer Erinnerung den Schlaf, des Todes Bruder. Sanft rauſchen ſeine dunkeln Flügel herbei und umſchatten uns mit der nächtlichen Wolke. Der holde Genius ſenkt ſeine Fackel täglich nieder und erquickt uns, wenn der Tag unſre Augen blendete, mit einigen Tropfen der Vergeſſenheit aus ſeinem ambroſiſchen Horne. Müde vom Glanz der jungen Sonne ſehn wir täglich die alte Mutter Nacht kommen mit ihren zwei Knaben auf dem Arm, in einen dunkeln Schleier gehüllt; oder mit einer weithin ſtralenden Sternenkrone. Indem ſie auf der Erde unſern Blick verengt und umdunkelt, weckt ſie die Augen unſres Geiſtes auf zu groſſen Ausſichten weiter Welten. Aber die Blicke dahin ſind für unſern Erdengeiſt nur Träume; mehr kann die Mutter des Schlafs und der Ruhe [illegible] nicht geben. —

Künftig ſehen wir, was die Alten über den künftigen Zuſtand Tröſtendes geträumt haben, ſofern es nehmlich ihre Kunſt auszudrücken vermochte. Und dies wäre denn das weitere Feld, worauf ich Sie verwies, als wir dieſen beiden Genien keine Bedeutung, die alle andre Bilder des Todes ausſchlöſſe, zu geben wagten.

Fünfter Brief.

So ruhig es ſeyn mag, im Grabe zu ſchlummern und von keinem Leide der Erde mehr zu wiſſen: ſo bleibt dies doch immer ein trauriger Troſt und man ſähe ſich in kurzer Zeit an den beiden Schildhaltern der Ruhe ſatt und müde. Sollten die Alten alſo nicht darauf gekommen ſeyn, den Begrif des Todes weiter zu führen und aus ihrer Philoſophie und Tradition auch der Kunſt ſüßere Tröſtungen anzubilden? Kein Zweifel; da auch hierüber ohne alle myſtiſche Deutungen ſo viele Grabmähler Zeugniß geben.

Zuerſt war es angenommene Sache der älteſten Tradition, daß nur der Körper verweſe, der Athem, die Seele aber ins Reich der Schatten gehe und daſelbſt als Schatte, als das Idol und simulacrum eines Menſchen fortlebe. Die Sprache ſchuf hier bald durch eine paßende Zweideutigkeit für die Kunſt ein Bild, das ſchöne Bild eines Schmetterlinges mit der Bedeutung der Seele. Auf wie vielen Denkmahlen iſt

daſ-

daſſelbe ſichtbar! und es zeigt überall, daß man an etwas Ueberbleibendes auſſer der Aſche und den Gebeinen glaubte. Da liegt z. B. die Entſchlafne: a) der Todtenkopf liegt in einiger Entfernung vor ihren Füßen: (ſo etwas wird ihr Körper werden;) aber über ihrem Geſicht, aus ihrem Munde fliegt der Schmetterling, die Seele. — Dort liegt ein Gerippe; b) die Füße über einander geſchlagen, die Eine Hand aufs Haupt gelegt; Zeichen der Ruhe. Aber auf ſeinem Knie ſitzt der Vogel, der den Schmetterling auffängt und ein andrer fliegt wie auf den Rücken des Vogels. — Da ſieht der Schlaf mit ſeiner geſenkten Fackel: c) entſpannt iſt der Bogen, der Köcher liegt an der Erde; aber auf der andern Seite kriecht unter der flammenden Fackel der Schmetterling, die Seele. Es wäre eine Nutzloſe Mühe, eine Menge Schmetter-

---

a) Spon Miſcell. p. 7. Fig. 4.
b) ib. Fig. 5.
c) ib. Fig. 9.

linge dieſer Art hier zu ſammlen, zumal ſie andre ſchon geſammlet haben.

Bald entſtand aus dieſem Bilde ein ſchöneres. Was ſoll der Schmetterling zu den Füßen des Schlafes? wie wenn die Verſtorbene in ihrer Geſtalt ſelbſt erſchiene und der Genius ſie ſtatt einer Paſithea umarmte. Siehe da das ſchöne Bild von der Pſyche mit Schmetterlingsflügeln, die der Schlaf umarmet, auf ſo vielen Grabmählern. d) Daß es der Schlaf und nicht immer Amor ſeyn ſollte, zeigt nicht nur die herabgeſenkte Fackel, e) ſammt dem häufigen Gebrauch dieſer Idee auf Särgen und Grabmahlen, f) ſondern am meiſten die Zuſammenhaltung

---

d) Bellori Luc. Fig. 7. Paſſer. Luc. T. II. tab 20. T. III. tab. 92. Gruter. p. 690. n. 8. Spon Miſc. p. 7. Fig. 7. 8. &c.

e) S. Spon, Bellori l. c. Winkelmann deſcript. du Cabinet de Stoſch p. 156. n. 886. 887.

f) S. Gorii columbar. Liviae Auguſt. Praef. Spon Miſcell. p. 8. Buonaroti Oſſervanz. tab. 28. p. 193. Middleton monim. tab. 4. p. 87.

haltung mit jenen zahlreichen andern Vorſtellungen, g) die den bloſſen Schmetterling neben dem Schlafe zeigten. Sobald Pſyche eine Perſon ward, war ja nichts leichter, nichts natürlicher, als daß ſie in den Armen des Schlafs von ihm geküßt und geliebt werde, zumal da **Homer** ſelbſt die Idee von der Vermählung des Schlafes mit einer Grazie gegeben hatte. Es war ein natürlicher Gedanke, daß diejenigen, die hier von Menſchen geliebt waren, auch von Göttern geliebt und von ſolchen nur als Lieblinge weggeführt würden. Mehrere Dichter hatten dieſe Vorſtellungsart gegeben, a) **Homer** ſelbſt

---

g) Die Idee der Umarmung war ganz in Homers Sprache. Auch die Paſithea hatte der Schlaf lange geliebt und war von jeher in ſie entbrannt geweſen; der Kunſt gab dies kein anderes Bild als die Umarmung.

h) S. Pauſanias 1. Kap. 3. der bei der Entführung des Cephalus von der Aurora den Heſiodus anführt. Eine ähnliche Stelle iſt in der Theogowar in ihr vorangegangen, der z. B. den Clitus, b) den Orion c) als Geliebte von der Aurora entführen läßt; ja ein groſſer Theil der mythologiſchen Tradition ging auf dieſem Wege. d) Mit der Zeit alſo ward es ein gemeiner Ausdruck von einem früh Verſtorbenen: „die Sonne hat ihn entführt, die Götter haben ihn

---

nie v. 985. f. Welche Entführung auch auf des jungen Hyacinths Grabmal ſtand. Fabretti inſcr. p. 188. 193. 194. 702. &c.

b) Odyſſ. ο. v. 250. wo Homer ausdrücklich ſagt, daß Aurora ihn wegen ſeiner Schönheit geraubt habe, damit er bei den Unſterblichen wäre.

c) Odyſſ. ε. v. 121. Er erklärt die Entführung der liebenden Göttin ſogleich durch die Pfeile der Diana, d. i. durch einen unvermutheten Tod. Beide Bilder alſo ſollten ein Gleiches ſagen.

d) Die Fabel der Entführung des Tithonus von der Aurora war eine der älteſten: S. Hymn. in Vener. v. 219. ſeq. Die Entführung der Proſerpina, des Ganymedes u. a. ſind eben ſo bekannt. Auf der Erde iſt die Mythologie voll von Geſchichten, ihn geliebet.“ e) Wenn nun überdem Bruder und Schweſter, Geliebter und Geliebte in kurzer Zeit gleichſam einander nachgeholt hatten: was war natürlicher, als daß die Eltern ſchrieben: Calippo F. Helpidi F. und beide ſich im Bilde dieſer ſchönen Gruppe auch im Todesſchlaf umarmen lieſſen? f) Mit verſchränkten Füßen ſteht Pſyche ruhig da und legt dem brüderlichen Schlaf die Hand auf die Schulter; oder ſie umarmen ſich beide, die Jungfrau beſcheiden verhüllt,

---

ſchichten, da liebende Götter ihre Geliebten entführten: Menſchen thaten es; warum ſollten es die mächtigern Götter nicht noch mehr thun und gethan haben? ohne Zweifel war dieſes der Urſprung dieſer Vorſtellungsart und nicht der kindiſche, den Heraklides Ponticus angiebt (Homer. Allegor. p. 492. Gale.)

e) Gruter. inſcr. p. 928. n. 4. 5. Gori inſcr. II. p. 32. ſo wie man auf der andern Seite ſagte: der böſe Dämon hat ihn entführt, die Parze hat ihn geraubet.

f) Spon Miſcell. p. 7. Fig. 7.

hüllt, nacket der Jüngling. a) Ich geſtehe, daß auch blos als Künſtler-Idee betrachtet, die Gruppe eine der reizendſten iſt, die ich kenne, daher ſie auch ſo gern wiederholt ward.

Und nun war mit ihr der Uebergang zu einer Menge neuer Vorſtellungen gegeben. Der Genius des Schlafs hatte eine große Anzahl Brüder, die, wie allenthalben, ſo auch auf Grabmählern in mancherlei Spielen vorgeſtellt wurden und wer unter dieſen war ihm näher verwandt, als Amor? Die umgekehrte Fackel durfte nur erhoben werden, wie ſie auch bei den Genien oft erhoben war; der erſchlaffte Bogen zu ihren Füßen war ohnedem Amors Werkzeug und ſo kam Pſyche, abermals durch Hülfe einer gegebnen ſchönen Fabel, mit ihm und andern frölichen Genien in Geſellſchaft. Sie wiſſen, m. Fr., welche Fabel ich meyne, die einzige, um die ich den afrikaniſchen Apulejus beneide. b)

O

---

a) ib. Fig. 8.

b) Die Geſchichte von Amor und Pſyche, ſ. Apulejus Verwandlung B. 5. gegen das Ende.

O hätten wir ſie aus einer andern Hand, als aus der Seinigen! wäre der Grieche noch da, c) den Fulgentius anführt, der ſie in ganzen Büchern weitläuftig beſchrieben! Aber wir müſſen nehmen was da iſt und ſo erlauben Sie, daß ich einige Momente dieſer ſchönen Dichtung auszeichne, die, wenn ſie nicht bei veranlaſſenden Todesfällen ſchöner Geliebten entſtanden ſind, doch gewiß, wie es auch geſchehen iſt, den Künſtler reizen muſten, ſie zu Emblemen des Todes zu bilden.

„Pſyche, die ſchönſte ihrer Schweſtern, erregt den Neid der Göttin mit ihrer Schönheit;“ und welchen Ausdruck kennen wir auf Grabſchriften häufiger, als den vom Neide höherer Weſen? d) Die Fabel ging auch hier mit der Geſchichte des Apolls, der Diana u. a. voran, ſo daß die Pfeile der letztern eine gewöhnliche

---

c) Fulgentius nennt ihn Ariſtophontes: ſ. Autor. Mythogr. p. 718. ed. von Staveren.

d) Invida Fata, Φθονος, atra dies abſtulit &c

liche Bezeichnung des ſanften, frühen, unſchuldigen Todes geworden waren. c)

Ferner der unglücklichen Pſyche ſpricht ein böſer Orakelſpruch das Schickſal zu, daß ſie einem Ungeheuer zur Gattin beſtimmt ſei: mit Thränen wird ſie alſo hingeführt, zu ihrem Hochzeit, als zu einem Todtenfeſte. Düſter brennen die Fackeln: die hochzeitliche Flöte ſeufzt klagende Töne: der Hymenäus erſtirbt wie ein Todtengeſang: die weinende Pſyche nimmt wie eine Sterbende Abſchied und ihre Eltern verlaſſen ſie traurend. „Erinnern Sie ſich, m. Fr., an ſo viele Grabſchriften, die daſſelbe ſagen. Der Hymenäus iſt in einem Todtengeſang, die hochzeitliche in eine Leichenfackel verwandelt, das blühende Mädchen iſt eine Braut des Orkus. Selbſt der Name Pſyche kam dem Gebrauch dieſer Geſchichte zu ſtatten und lud zu ihr ein: denn mit welchem Namen iſt

---

c) Odyſſ. ε. 123. λ. 171. 197. 323. ο. 409. 477. υ. 60. 80. &c.

iſt den Verſtorbenen auf ihren Grabmälern mehr geſchmeichelt und geliebkoſet worden, als mit dem Namen Pſyche, Pſycharion, anima, animula, denen ſie die ſüßeſten Beinamen gaben, die ſich in der Sprache fanden.

Weiter. „Die von ihren Eltern verlaßene Pſyche, deren Brautfackeln von Thränen verlöſcht ſind, harret in ihrer bangen Einöde auf dem Gipfel des Berges und plötzlich erhebt ſie ein linder Zephyr: ruhig trägt er ſie in den Abgrund des drunten liegenden Thals und legt ſie ſanft in den blumigen Schoos eines weichen Raſens nieder.“ Abermals ein Moment für die Ueberführung des Todten: denn ſchon der Name ſagte es, daß vom Zephyr geführt oder hinübergeführt zu werden, einen ſanften Uebergang bedeute. So ward der Sohn der Aurora, Memnon, noch von ſeinem Scheiterhaufen von den Winden hinweggeführt:a) die Hinwegführung, durch wen ſie geſchehn mochte, hatte die Sprache

und

---

a) Quint. Smyrnaeus Paralipom. L. 2. v. 549. ſeq.

und Kunſt geheiligt. Hier nun hatte ein Gott die Sterbliche geliebt; der ſchönſte Genius, Amor: denn wenn er Göttern und Genien Liebe eingoß; warum ſollte nicht auch Er lieben?

„Pſyche betrachtet ihren neuen Aufenthalt und ſie iſt wie in einem Elyſiſchen Thale. Auf Blumen tritt ſie daher: ein Pallaſt von Licht glänzt ihr entgegen: eine Göttertafel ſteht für ſie gedeckt: Harmonieen laden ſie ein zur Freude und Liebe.“ Nichts anders hatte das Leben in Elyſium, das die Dichter ſchilderten und die Grabſchriften prieſen. b)

Nein du biſt nicht geſtorben, o Prote! Schönere Fluren
Sieheſt du jetzt und bewohnſt voll Freude der Seligen Inſeln.
Auf den Auen Elyſiums wandelnd in ſprießenden Blumen,
Lebſt vom Leide du fern. Getrübt vom traurigen Winter

Biſt

---

b) Gori Inſcr. II. 119.

Biſt du nicht mehr, nicht mehr von Hitze gequält und der Krankheit,
Nicht von Hunger und Durſt. Der armen Sterblichen Wallfahrt
Reizet dich zum Verlangen nicht mehr; ein untadelich Leben
Lebſt du in reinem Glanz, in der Nähe des Götter-Olympus.

„Aber der Pſyche droheten Unglücksfälle; und der härteſte Knote derſelben führte abermals zu mancherlei Bildern des Todes. Von ihrem Geliebten getrennt, muß ſie den ſteilen Felſen hinauf zum ſtygiſchen Pful, aus dem Cocyt ihre Urne zu füllen; und wer hilft ihr dabei? Ein Bild, das auf Leichenmahlen ſo oft vorkommt, der Adler. Ja endlich ſoll ſie über den Acheron ſelbſt zur Proſerpina hin ins Reich der Todten; ſie bekommt für den Cerberus beſänftigende Speiſe und das Fährgeld für den Charon mit ſich. Glücklich gelangt ſie an die dunklen Orte und kehrt mit der gefährlichen Büchſe zurück, die der Neugierigen den Tod bringt, bis Amor ſie

ſie wieder belebet. Nun ſind ihre Leiden vollbracht; die himmliſche Vermählung folgt und ihr Leben mit den Göttern.“ Sagen Sie, m. Fr., könnte eine Geſchichte erdacht werden, die die Schickſale der abgeſchiedenen Pſyche, deren Name ſchon die Allegorie veſthielt, abwechſelnder, reicher, anſchaulicher ſchilderte? und ſo dürfen wir uns nicht wundern, wenn ſie ſo oft auf Leichendenkmahlen vorkommt. Hier windet Pſyche Blumenkränze, ihren geliebten Genius zu krönen, der ihr einen Kranz von Myrthen darbeut; dort hält ſie betrübt die Fackel nieder, der Genius tröſtet ſie und legt die Hand auf ihre Schulter. a) Bald küſſen ſie einander und erheben ſich umarmend in die Lüfte. Jetzt führt Hymenäus mit erhobner Fackel beide Liebende zum Brautbett: Pſyche iſt tief verſchleiert: der Genius an ihrer Seite minder: einer ſeiner Brüder geht voran, einer folgt b) — u. ſ.

Un

---

a) S. Gori columbar. Liv. Auguſtae, Vorrede und Auszierungen hie und da.

b) Spon, Miſcell, P. 7. fig. 3.

Unglücklicher Weiſe hat man auch bei Särgen und Leichenſteinen ſo manches in dieſer Geſchichte grübelnd gedeutet, das gewiß eine offnere Geſtalt annehme, wenn wir die Fabel von einem ältern Schriftſteller erzählt beſäßen. So glaube ich z. B. nichts davon, daß wenn ein Vogel den Schmetterling aufhaſcht, dies die Seelenwanderung bedeute a) oder daß wenn der Genius ihn mit ſeiner Fackel berührt, er damit die Seele durchs Feuer reinige. b) Viel eher deutet jenes entweder die mancherlei Zufälle an, denen man die abgeſchiedne Seele ausgeſetzt glaubte c) oder daß ein günſtiger Bote der Götter, deren gemeines Sinnbild die Vögel waren, d) ſie hülfreich aufnehme und zum Ort ihrer Beſtimmung

---

a) Spon. Miſcell. p. 8.

b) Winkelmanns Allegorie S. 78.

c) Animula vagula, blandula, quae nunc abibis in loca? &c. Oft ſucht der Genius den Schmetterling auf der Erde mit ſeiner Fackel oder einer Leuchte, wie im Dunkeln.

d) Virgil. Aen. L. VI. nota Heyn. et al. al.

bringe, wie bei Vergötterungen und ſonſt andre Symbole es deutlicher ſagen. Die Qualen mit dem Feuer ſind offenbar nur aus der Fackel entſtanden, die der Genius führte und da die Geſchichte von Schmerzen ſprach, die Amor durch die Fackel der Pſyche gelitten hatte: ſo lag ja der Gegenſatz nahe genug, daß in einem Spiel mit den Symbolen bald der Genius den Schmetterling oder die Pſyche, bald dieſe wiederum den Amor oder gar den Schmetterling, d. i. ſich ſelbſt peinigt. Ueber jedes dieſer Spiele eine neue Moral zu erſinnen, halte ich für ſo leicht als Nutzlos; die Idee im Ganzen aber iſt ſchön; ſo ſchön, daß ich in mehr als Einer Situation für die Grabmähler junger Perſonen faſt keine holdere wüßte. Möge der Genius ein Engel oder Amor oder der Schlaf ſeyn; genug, wenn er die arme Verhüllte ſanft hinüber führt und elyſiſche Jugendfreuden dort auf ſie warten.

Doch es iſt Zeit weiter zu gehen und auch andre anmuthig-tröſtende Vorſtellungen zu betrachten, mit denen die Alten ihre Gräber ſchmückten.

ſchmückten. Der Tradition nach mußten die Verſtorbne über dunkle, furchtbare Ströme oder gar über den Ocean; wie kamen ſie hinüber? Der alte Charon war dem Thanatos zu nahe verwandt und an ſich ein trauriges Bild, das indeſſen auf Leichendenkmahlen doch auch nicht fehlet; a) man wählte alſo frölichere Schiffer und hier ſtanden abermals Vögel, Fiſche, Genien zu Dienſt. Auf Delphinen oder andern Seethieren ſchiffen ſie hinüber, b) wozu die Geſchichte Arions u. a. Gelegenheit gaben: oft ſind blaſende Tritonen um ſie her, c) eine Art von Vergötterung, zu der die Fabel der Ino, des Melicertes u. a. einluden. Jetzt ſitzt der Genius ohne Flügel auf einer Muſchel und hält den Schmetterling in die Höhe: d) jetzt ſitzt Pſyche auf

---

a) Bellori monum. fig. 55. Lucern. fig. 12.

b) Paſſeri luc. III. 53. Gruter. p. 766. Gorii inſcr. III. tab. 12. 14. Boiſſard tab. 82. &c.

c) Gori inſcr. I. p. 344. III. tab. 78. Bellori luc. fig. 5.

d) Ogle tab. 27. Gori inſcr. III. tab. 13. eine Art der Vergötterung auf einer Muſchel der Venus.

auf einem Schiff von Delphinen gezogen und rudert ſelbſt, a) die Vorſtellung ward endlich ſo bekannt und allgemein, daß man den Schmetterling oder die Pſyche weglies und blos die ſchiffenden, fahrenden Genien zur Verzierung brauchte. Auf andern Grabmählern ſind ſie in einer Art von frölichem bacchiſchen Zuge; ſie blaſen, auf ſpielenden Centauren reitend; wie denn dergleichen Züge, theils als Bilder der Fröhlichkeit, theils bisweilen als Anſpielungen auf die Vergötterung der Ariadne, oder auf die Freuden der andern Welt, bei Todtenmahlen ſehr geliebt wurden. b) Es wäre unnütz, die andern Spiele der Genien zu durchgehen, die bald ein Andenken aus dem Leben des Verſtorbnen, zumal eines Jüng-

---

a) Winkelmann deſcript. du cab. de Stoſch p. 158. n. 900. Pſyche mit der Fackel auf einem Wagen von Genien gezogen, in den Lüften Licet. Hierogl. p. 3.

b) Leßings Tab. 5. Gori inſcr. T. III. tab. 17. 29. 30. 35. Bellori monum. ſig. 109. Muratori inſcr. T. III. p. 1468. 1473. u. ſ.

Jünglinges und Kindes, bald überhaupt fröliche Bilder waren, an die ſich in Verzierungen das Auge dieſer Nationen gewöhnt hatte a) und die wenigſtens traurige Vorſtellungen verſcheuchten.

Ferner. Nach der Tradition kam der Todte ins Reich des Pluto; wer wird ſich da ſeiner annehmen? wie können aus dem dunklen Reich tröſtende Bilder werden? Hier kam ihnen die Fabel zu Hülfe. Bald iſt es Merkur, der die ſcheue Seele an der Hand hat und linde führet: b) jetzt ſind es Caſtor und Pollux, rettende Götterſöhne, die den Todten begleiten: c) bald wurden die Arbeiten des Herkules vorgeſtellt, wie er Seelen zurückführt und den Cerberus bändigt. d) Jetzt drohet er einem Löwen: e) jetzt reichen

---

a) S. die Verzierungen der Herkulaniſchen Gemählde und andrer Denkmahle aller Art.

b) Bellori monum. fig. 55. 56.

c) Gori inſcr. III. tab. 10.

d) Gori inſcr. III. tab. 77. 78. Bellori monum. tab. 16. Paſſeri luc. III. tab. 93. 94.

e) Gruter inſcr. p. 924.

reichen Pluto oder Proſerpina dem Höllenhunde Speiſen, daß er den Todten nicht ſchrecke. a) Bald iſts Perſeus, der die Andromeda erlöſet: b) bald ſinds Vergötterungen z. B. des Herkules, der Semele, der Ino, des Hyacinthus c) aus der alten Heldengeſchichte. In dieſer ſchweiften die Künſtler ſo weit umher, daß ſie entweder ähnliche Todesfälle der Helden, oder die Spiele an ihrem Grabe oder gar ohne Beziehung auf den Tod, blos als große und fröliche Kunſtgegenſtände, ihre Thaten ſelbſt vorſtellten; d) wo

---

a) Fabretti inſcript. p. 468.

b) Admiranda Rom. tab. 62.

c) Auf dem Grabmahl des Hyacinthus unter dem Amikläiſchen Thron bei Pauſanias B. 3 C. 18 19.

d) Uebrigens hat Heyne in ſeiner Vorleſung über den Kaſten des Cypſelus (Gött. 1770.) die gegründete Anmerkung gemacht, daß da die Künſtler dergleichen Kunſtwerke, als Sarkophagen u. dgl. wahrſcheinlich im Vorrath gemacht und die Vorſtellungen auf denſelben theils von andern copirt, theils nach ihrer Phantaſie geändert hätten, man wo es denn ſehr ungereimt wäre, wenn man jeden Zug der Vorſtellung deuten wollte.

Oder man verlies ganz die Gegenden des Pluto und ſchilderte die Reiſe nach Elyſium, nach den Gärten der Heſperiden oder das Leben mit den Göttern. a) Auf dieſem Denkmahl reitet ein Jüngling nach dem Baum mit goldnen Aepfeln, zu dem einſt Herkules den Weg nahm: b) auf jenen ſpeiſet und ſtreichelt das Mädchen den Adler, c) daß er ſie wie den Ganymedes hinaufſtrage. Dort wird eine Daphne in den Lorbeer-

---

man nicht überall Zuſammenhang der Figuren oder Deutungen auf den Verſtorbenen ſuchen könne, welches Urtheil die Vergleichung mehrerer Denkmahle offenbar bekräftigt. Selbſt bei den Grabmonument war ein gewiſſes Coſtume in Kunſtvorſtellungen und der Bauart gegeben, dem man alſo im Ganzen folgte.

a) Gori inſcr. II. p. 119. 140. Gruter p. 748. 686.

b) Fabretti inſcript. p. 161-63.

c) Gruter inſcript. p. 830.

baum verwandelt; a) hier ſchläft ein Endymion im Schoos des geflügelten Saturnus; von einem Amor wird Luna zu ihm geführt und hinter ihr wartet der zweibeſpannte Wagen mit dienenden Liebesgöttern. b) Endlich was ſollen auf den Grabmählern alle die Kränze und Blumen, die Trauben und Früchte, die Schwäne und Tauben, die bald trinken, bald ſich küſſen, bald Früchte koſten u. ſ. als fröliche Ideen geben, woher man ſie auch nehme. Ich weiß wohl, daß man auch hier viel zu ſehr gedeutet hat und der Antiquarier gern alles genau nehmen mögte, wozu er irgend eine erläuternde Stelle findet; indeſſen iſts eben ſo gewiß, daß die Kunſt im Alterthum eine Art von veſtgeſetzter Bilderſprache gehabt habe, die nur uns, die wir nicht daran gewöhnt ſind, fremde dünket. Tauben, Vögel, Genien, Kränze, Schwäne u. dgl. waren

---

a) Gori inſcript. I. p. 439. Fabretti inſcr. p. 186 Murat. inſcr. p. 1543.

b) Muſ. Capitol. T. IV. tab. 24.

ren angenommene Bilder bald der Frölichkeit und der Jugend, bald des Flüchtlinges und der Liebe; warum ſollte alſo der Storch nicht bisweilen auch eine Deutung auf die fortwährende Liebe der Eltern zu ihren Kindern oder der Ehegatten unter einander gehabt haben, da ſo manche Grabſchrift und andre Vorſtellungen es deutlicher ſagen. a) Warum ſollte das Neſt von jungen Vögeln, zu dem die Alten fliegen, b) warum ſo oft dieſer ſich aufſchwingende Adler, c) jener Phönix, d) dieſe fliegende Schwäne, e) endlich inſonderheit jene ſo häufigen Göttermahlzeiten f) ohne Gedanken dahin gebildet ſeyn? Aus Münzen

---

a) Gruter. p. 806. 681. n. 8.

b) Bellori monum. fig. 105.

c) Gori inſcr. I. p. 191. 360. bei Boiſſard, Gruter oft. Paſſer luc. T. III. tab. 57. 60. 61. 83. Er war ein gewöhnliches Bild der Vergötterung bei den Römern.

d) Fabreti inſcr. S. 378.

e) Gruter. p. 701. n. 9.

f) Gori inſcript. I. p. 50. 99. II. p. 22. Boiſſard. tab. 81. Murat. inſcr. T. III. p. 1345.

zen ſowohl als aus andern Ehrendenkmahlen der Römer weiß man, daß bei ihnen dieſe Art ſymboliſcher Sprache feſt beſtimmt und gegeben war und von römiſchen Denkmahlen iſt hier meiſtens nur die Rede.

Endlich die Vergötterung der Kaiſer und Kaiſerinnen, wenn hier ein Adler, dort eine Lucifera den neuen Gott, die neue Göttin zum Himmel trägt. a) Verzeihen Sie, m. Fr. der Glanz dieſer gar zu hoch getriebenen römiſchen Pracht, der oft den Auswurf des menſchlichen Geſchlechts mit Götterehren ſchmückte, blendet mein Auge ſo ſehr, daß ich es lieber zu jenen ſtillen Denkmahlen der ehelichen, freundſchaftlichen, elterlichen Zärtlichkeit auf den Gräbern zurückwende und mit dem Bilde der treuen Hände, die ſich auch für jene Welt zuſammenſchlingen, b) dieſen langen Brief ende.

Sechs:

---

a) S. die Admiranda Rom. tab. 9. 37. et. al.

b) Fabretti inſcr. p. 421. 425. Murator inſcr. T. III p. 1321 Andre ſimple Vorſtellung ſ. p. 1324. 1661. 1522.

Sechster Brief.

Was Sie m. Fr. von den tröſtenden Vorſtellungen der Alten über den Tod ſagen, iſt ziemlich auch meine Meinung, die Sie zu ihrer Zeit in der Abhandlung: **Hades und Elyſium** leſen werden. Jetzt laſſen Sie uns bei unſerm Gegenſtande bleiben und da ich es genugſam erwieſen zu haben glaube, daß der Genius mit der Fackel nicht der **ausſchlieſſende**, nicht der **perſonificirte Begrif des Todes** mit allem, was dieſer Name in ſich faßt, ſondern der **perſonificirte Begrif der Ruhe des Körpers im Grabe** geweſen, der keine andre Ideen von dem was vorherging oder folgte, ausſchloß: ſo gehen wir jetzt zum zweiten Theil der **Leßing**ſchen Abhandlung über. Und wie ich ihr im erſten nicht eigentlich widerſprochen, ſondern ſie nur beſtimmt und ihre Hauptidee beſtärkt habe: ſo wird ein Gleiches, auch wo ich von ihrem edlen Verfaſſer abgehn muß, beim zweiten Theile le geſchehen. „Haben die Alten Skelette gebildet? und was wollten ſie damit ſagen?“

Es wäre eine unnütze Mühe, einige mehr aufzublättern, als Leßing angeführt hat; die Hauptfrage iſt ihre Bedeutung. Leßing ſagt: „Dieſe Gerippe ſind Larvae und das nicht ſowohl in ſo fern, als Larva ſelbſt nichts anders als ein Gerippe heißt, ſodern in ſo fern, als unter Larvae eine Art abgeſchiedner Seelen verſtanden wurden.“ Das Erſte glaube ich: denn das ſagt die Sprache; das Letzte ſcheint mir völlig unerwieſen.

Wenn Seneka ſagt: a) „niemand iſt ſo ein Knabe, daß er ſich vor dem Cerberus, vor der Finſterniß und jener grauſen Geſtalt nackter Gerippe fürchte: ſo war ſeine Abſicht wohl nicht, damit die Lemures, d. i. die abgeſchiedenen Seelen zu beſtimmen, die wieder erſchienen und Schrecken

---

a) Epiſt. 24. Opp. Senec. Vol. 3. edit. Bipont p. 79. Larvalem habitum, nudis oſſibus cohaerentium.

Schrecken einjagten. Dem Zuſammenhange nach will Seneka ſeinen Lucilius gegen die Furcht des Todes wapnen und da er ihm nichts als die gewöhnlichen ſtoiſchen Argumente vortragen kann, ſo eröfnet er ihren Auftritt alſo: „ſo ungeſchickt bin ich nicht, daß ich hier das Lied der Epikurer fortſingen und ſagen dürfte: die Furcht vor den Unterirrdiſchen ſei nichts: kein Ixion werde dort am Rade umhergewälzt, keinem Siſyphus gleite der Fels rückwärts, an keines Prometheus Bruſt nage der Geier: denn ſo kindiſch iſt wohl niemand, daß er ſich vor dem Cerberus, vor der Finſterniß, (des Grabes oder Nachtreichs nämlich) und der grauſen Geſtalt nackter Beingerippe fürchte. Entweder reibt uns der Tod auf oder er macht uns frei. Werden wir durch ihn frei: ſo fällt unſre Bürde weg und etwas beſſeres ſteht uns bevor; zerſtört er uns, ſo iſt Glück und Unglück am Ende u. ſ. f.“ Sie ſehen, m. Fr. daß in dieſer Verbindung Seneka keinen Begrif von den Lemure hat feſtſetzen wollen. Furcht eines Knaben nennt ers, wenn jemand ſich vor dem Hunde, der Finſterniß und einer Knochengeſtalt fürchte: (denn wovor fürchten ſich Kinder mehr als hievor?) und ſo dürfen wir auch nicht verlegen ſeyn, wie er zu dieſer Geſtalt komme? Es muß ein Bild ſeyn, welches die Kinder ſahen, wodurch ihnen die erſten Begriffe vom Tode beigebracht wurden und dies kennen wir gnug in dem Gebrauch der Alten, nach welchem ſie ein Todtengerippe oder ein Todtenhaupt, natürlich oder künſtlich, ſelbſt bei der Tafel aufſetzen. Dies gab den Kindern die erſten und nicht die ſchönſten Begriffe vom Tode: dies war der larvalis habitus nudis oſſibus cohaerentium und vor ſolchem, d. i. vor dem Gedanken, daß der Menſch nach dem Tode eine Geſtalt wie dieſe werde, glaubt Seneka, daß Licilius ſich nicht fürchte. Gerade alſo dieſe Stelle führt uns auf die gewiſſe Bedeutung deſſen, was die Alten mit dem Skelet bei Gaſtmählern, oder in der Kunſt wollten.

Heu heu nos miſeros, quam totus homuncio nil eſt!

Sic erimus cuncti, poſtquam nos auferet
Orcus. a)

ſagt jener Schwelger beym Petron und ſobald auf Steinen dem gebildeten Todtenkopf ſeine Bedeutung beygefügt werden konnte, ſagen ſie ein gleiches: b) πινε, λεγει το γλυμμα, και εσθιε και περικεισο ανθεα: τοιουτοι γεινομεθα εξαπινης. An Lemures iſt bei dieſen Geſtalten wohl nicht zu denken.

Die wenigen Denkmahle, wo auch bei Gräbern Skelete vorkommen, ſagen nichts anders. Hier z. B. liegt Eins derſelben; c) es liegt in der ruhigen Stellung des einſt lebendigen Körpers, die Hand aufs Haupt gelegt und auf ſeinem Knie ſitzt der Vogel, der den entflogenen Schmetterling, die Seele, auffängt; was kann es anders bedeuten, als den entſeelten Leichnam? Dort führt Pluto die Seele hinweg: Merkur öfnet das Todten-

---

a) Petron. Satyric. p. 59. edit. Gabbem.
b) Gori Inſcr. III. p. 21.
c) Spon. Miſc. p. 7.

Todtenhaus und ein Skelet liegt daneben; a) was kann es bedeuten als was ſeine Geſtalt zeigt? den entſeelten Leichnam des Hinweggeführten. Hier iſt ein Todtenhaupt: b) der Schmetterling fliegt über demſelben: der Aſchenkrug, die Mohnblume, das Rad des Verhängniſſes ſind daneben; was kann das Haupt bedeuten, als den Ueberreſt des Todten, deſſen Aſche die Urne empfing, der von der Blume des Schlafs eingeſchläfert, in Friede ſchlummert, nachdem ihn das rollende Rad des Schickſals ſtürzte; die Seele ſchwebt über dem todten Leichnam. So auf andern Denkmahlen, ſelbſt den barbariſchen Stein nicht ausgenommen, auf den Leßing ſeine Hypotheſe faſt allein bauete; die geſtreckte Stellung zweier Geſtalten auf ihm zeigt gnugſam, was ſie bedeuten. c)

Die

---

a) Gorii Inſcr. T. I. p. 382.

b) Liceti Hierogl. p. 158. Geſtreckte Skelete ſ. Fabretti inſcr. p. 17.

c) S. Gori Inſcr. I. p. 455. (Paſſeri gemm. aſtrif. P. II. p. 248.) Seiner Kunſt nach iſt der Stein

gar

Die Römer feierten ein Feſt für die Claſſe der Abgeſchiednen, die ſie Lemures nannten und

gar keiner Aufmerkſamkeit werth; einer der ſogenannten magiſchen, gnoſtiſchen oder baſilidianiſchen Steine, voll unzuſammenhangender griechiſcher Buchſtaben und barbariſcher Töne. Ein Gerippe, mit der Peitſche in der Hand, ſteht auf einem Wagen der mit zwo Löwinnen beſpannt iſt; gegen ihm über ſteht und unter den Füſſen der lauſenden Thiere liegt ein geſtrecktes Todtengerippe. Die beiden liegenden Gerippe zeigen, was ſie ſeyn ſollen, ſtarre Leichname: ein Ungeheuer, mit der Peitſche in der Hand, auf einem Wagen von Löwen oder Löwinnen gezogen, iſt uns auch aus ähnlichen Steinen zu ſehr bekannt, als daß wir es für einen Lemur, (der hier ja keine Lebendigen erſchreckt,) oder ſein Fuhrwerk für ein Spiel der Abgeſchiedenen, (die doch mit keinen Löwinnen ihre Spiele treiben,) halten könnten. Den myſtiſchen Sinn des armſeligen Arbeiters zu enträthſeln, lohnet es nicht der Mühe; wie er aber auch ausfalle, kann er unmöglich die angenommene Mythologie der Griechen und Römer über ihre Abgeſchiedenen umſtoſſen, die aus Dichtern und Künſtlern einſtimmig bekannt iſt.

da uns Ovid die Gebräuche deſſelben ausführlich beſchreibt: ſo bleibt kein Zweifel, daß ſelbſt der Pöbel des Volks und der Codex dieſes Feſtes die unruhigen Geiſter nicht als Knochenmänner ſondern als leichte Schatten behandelt habe. a) So war auch das Feſt entſtanden: der erſchlagene Remus, der erſte römiſche Lemur, erſchien als ein blutiger Schatte und gab die Gebräuche ſeiner Ausſöhnung an. b) Auch iſt mir unter Griechen und Römern keine Erſcheinung eines Abgeſchiednen, keine Beſchreibung des Schattenreichs, ja ſelbſt kein grauſendes Schreckgeſpenſt bekannt, das an dieſer Beingeſtalt Antheil habe. Schatten gehen ins Reich des Pluto und Schatten erſcheinen; aber auch in der Wohnung der Unterirrdiſchen haben die Abgeſchiedenen ihre lebendige, ganze Geſtalt, bis auf die Geſichtszüge, Wunden und Kleider, wie die Niederfahrt des Ulyßes, des Aeneas und alle Erſcheinungen bei den Dichtern zeigen. Das Geſpenſt,

das

---

a) Ovid. Faſt. l. 5. v. 422. 425. 434. 439. 442. 443.

b) ib. v. 457. 460.

das den Brutus ſchreckte, ſein böſer Dämon, erſchien fürchterlich, ſchrecklich; aber nicht als Gerippe. So kehrte jene Rieſengeſtalt, als eine Furie Dions Haus; a) weder ſie aber, noch die Mormo, noch die Lamien, noch die Empuſe b) hatten die Knochengeſtalt an ſich. Völker, die ihre Leichen wenigſtens zum Theil verbrannten und nachher die Gebeine zuſammenlaſen, hatten nichts, was ein ſolches Phantom ihrer Einbildungskraft einzwingen durfte.

„Aber die Larvae der Römer? Bedeutete das Wort nicht wirklich Schreckgeſpenſte der Todten und bedeutete es nicht zugleich die Beingeſtalten, von denen wir reden?“ Kein Zweifel; eine kleine Auseinanderſetzung wird aber ſofort zeigen, daß die Kunſt an dieſer Uebertragung der Begriffe keinen Antheil genommen habe. Die älteſte Bedeutung des Worts Larva mochte allerdings

---

a) S. Plutarch in Brutus und Dions Leben.

b) S. Theocr. Idyll. 15. Ariſtoph. Ran. Act. I. Sc. 6. Philoſtr. Apollon. l. 4. c. 25. p. 165. ed. Olear.

dings die ſeyn, daß es einen böſen Lar (Lar-ve) bedeutete. a) Da die Römer nichts erfanden ſondern wie in Gebräuchen und Einrichtungen, ſo auch in Meinungen und im Aberglauben urſprünglich von ihren mehr kultivirten Nachbarn, den Etruskern, geleitet wurden: ſo nahmen ſie auch den Glauben an die umherwandernden Seelen der Abgeſtorbenen auf, zumal es ein ſinnlicher Begrif iſt, daß die Seele von ihrem Körper, der Vater von ſeiner Familie, der Hausherr von ſeinem Hauſe ſich ungern ſcheide. In den älteſten Zeiten wurden die Todten in oder neben ihren Wohnungen begraben und ſo mußte dieſer Glaube um ſo tiefer wurzeln. Nichts kommt daher auf Etruskiſchen Denkmahlen häufiger vor, als Bilder der Laren; nie aber unter allen hundert Vorſtellungen kommen ſie als Skelete vor, welches Bild den Begriffen der Etrusker vom Zuſtande der Seelen nach dem Tode völlig

---

a) Paſſer Pictur. Etruſc. T. I. Diſſ. de laribus: P. II. de Philoſ. Etruſc. p. LXVII. LXVIII.

völlig widerſprochen hätte; vielmehr ſind ſie allenthalben lebendige Geſtalten, Geſtalten von beiderlei Geſchlecht, wie dieſe Nation ſich auch die Maſken und Furien dachte. Kein Todter wird je von den Manen und Furien als ein Skelet in jene Welt geführt; es iſt entweder das Bild des Todten oder eine lebendige, bald nackte, bald bekleidete Geſtalt des Menſchen. a) Nun war es aber ſehr natürlich, daß auf der Einen Seite der Begrif von Larva als von einer grauſen Todtenerſcheinung in der Sprache blieb: denn es war der erſte Begrif, des Worts und viele Ableitungen hatten ſich aus ihm gebildet; gleichergeſtalt aber auch, daß, da die Römer für das griechiſche Skelet keinen Namen hatten, ſie ihm den Namen Larva gaben. Denn wie natürlich iſts dem ſinnlichen Menſchen, ſich auch noch das Todtengerippe belebt zu denken und zu glauben, daß der abgeſchiedene Lar wirklich noch

---

a) S. Paſſer. pict. Etruſc. Paralipom. ad Demſter. Gorii Inſcr. T. III. Muſ. Etruſc. &c.

in dieſem öden Gehäuſe wohne. Indeſſen war dieſes nur eine übergetragene Bedeutung, ſo daß z. B. in Apulejus gerichtlicher Vertheidigung a) das Wort Larva in dieſer Bedeutung durch das griechiſche Wort noch erklärt werden mußte. Und nachdem Apulejus es erklärt und die häßliche Geſtalt, die er bei ſich führen ſollte, in einen ſchönen Merkur verwandelt hat: kommt er ſogleich zur gemeinen Sprache zurück und wünſcht dem Larvato, der ihm ſo etwas Schuld gegeben, alle Schreckbilder der Schatten, Lemurs, Manen und Larven. So wenig nun die drei erſten Namen von der Kunſt als Gerippe vorgeſtellt wurden, ſo wenig durfte es der letzte werden und wenn die Kunſt Larven vorzuſtellen hatte; wie wurden ſie vorgeſtellt? Als Larven, in der Bedeutung des Worts nämlich, die auch bey uns noch gewöhnlich iſt, da Larve eine Maske bedeutet. Hier ſehen Sie, m. F. die Erklärung der wirklichen

---

a) Hiccine eſt ſceleſtus? haeccine eſt larva? &c. Edit. Caſaub. p. 78.

lichen Larven, die ſo oft auf den Grabmählern der Römer erſchienen. Dort fliegt z. B. der Schmetterling einer Larve in den aufgeriſſenen Mund: a) hier führt Merkur die Seele in den Kahn der Todten: Genien begleiten ſie und ſchiffen mit hinüber: die ehrwürdige Geſtalt des Todtenrichters redet ſie an: Charon greift zum Ruder; neben und hinter Charon blicken Larven hervor, Geſtalten aus dem Vorgemach des Orkus, wie auch Aeneas ſie fand, terriculamenta mortuorum. b) Es würde mich zu weit führen,

---

a) Gori nennt eine ſolche Larvengeſtalt die Libitina der Etrusker; ſie iſt kein Gerippe, ſondern eine wirkliche Larve.

b) Licet. Lucern. p. 601. Auf den Grabmählern und Grablampen kommen dieſe Larven, oft aufgeriſſen und ſchrecklich, oft ruhig oder gar zierlich gelockt, ſehr häufig vor. Die ruhigen Larven ſcheinen das abgekürzte Bild der Vorfahren oder das veredelte Bild des Leichnames zu ſeyn, daher bald ein Schmetterling über denſelben ſchwebet (Licet. hierogl. p. 431.) bald eine Perſon ſich den Grund dieſer Vorſtellungsart aufzuſuchen, die ſich auch auf ſehr entfernte Völker erſtreckt und ihnen zu mancherlei ſonderbaren Verkleidungen und Larvenaufzügen beim Grabmahl des Verſtorbnen Anlaß gegeben. Sie hat indeß nichts myſtiſches in ſich; ſondern iſt ein natürliches Phantom der erſchreckten Einbildungskraft, die fürchterliche oder leere Schatten aus dem Reich des Orkus ſich durch einen leichten Uebergang wie anders als Larvengeſichte denket? Die Kunſt ergrif dieſe mildre Vorſtellungsart, eben um Gerippe und Todtenköpfe nicht zu bilden; ſie zeichnete dafür nichtige Phantome, Köpfe, ſchwebende Schreckgeſtalten, wirkliche Larven.

Wie natürlich, m. F. wird hiemit Alles! wie ſchonend und würdig zeigt ſich die Kunſt der Alten,

---

ſich mit der Larve zu beſprechen ſcheint, bald Genien ſolche fortgetragen. Gorii Inſcr. T. III. Tab. 12. Bei den Etruskern ſind ſie ſehr häufig. S. z. B. Demſter, Etrur. regal. T. II. tab. 83. fig. 5. tab. 82. fig. 2. T. I. p. 298. Muſ. Etruſc. comp. Schwebel. tab. 14. fig. 5. tab. 20. fig. 1. et al.

Alten, auch wenn ſie das ſcheußliche Leere abzubilden gezwungen war. Skelet bleibt der Todtenleichnam, Schatte wird Schatte, Larve wird Larve; was die Sprache aus Noth verwirrte, ſonderte die Kunſt und konnte es leicht ſondern, da ſie jeden Begrif nur nach der Art wie man ihn hatte, zur Vorſtellung bringen durfte.

Ueberhaupt würde die ſchöne Abhandlung **Leßings** ſich manche Mühe erſpart und mehrere Beſtimmtheit gewonnen haben, wenn ihr Verfaſſer es genauer feſtgeſetzt hätte, von welchem Volk der Alten und von welcher Zeit er rede. Alle Denkmahle, die er anführt, ſind römiſch und ob ſie gleich von griechiſchen Künſtlern errichtet ſeyn mögen: ſo mußten ſich dieſe doch im Ganzen der römiſchen Denkart bequemen. Selbſt die Genien, von denen wir zuerſt ſprachen, waren urſprünglich Etruskiſche Genien, die mit ihren Fackeln in den Händen etwas ganz anders ſagen wollten, als ſie nachher ſagten, da ſie zur griechiſchen Idee des Schlafes und ſeines Bruders verſchönt wurden: denn urſprünglich begleiteten

teten ſie mit ihren Fackeln den Verſtorbenen in die Unterwelt, wo er durch ſie, als ſeine Manen, ſogar ſeine Verbrechen abbüßte. Bisweilen heißen dieſe Genien alſo auch ausdrücklich Manes, a) denen einige Grabſchriften ſehr ſchmeicheln und ſie ſogar die Allmächtigen nannten; b) es würde aber eine große Verwirrung ſeyn, wenn man jeden dieſer Etruskiſch-Römiſchen Begriffe auf den Homeriſchen Schlaf und Tod anwenden wollte: denn jene Kinder im Arm der Nacht zu Elis, jene Bildſäulen des Schlafs und Todes zu Lacedämon waren aus ganz andern Begriffen erwachſen. Ein Gleiches iſts mit der Structur der Grabmähler und der Anwendung aller dieſer Kunſtbilder. In Griechenland war ein Hügel, eine Stela, eine Inſchrift, eine Bildſäule die höchſte Ehre, die dem Begrabenen wiederfahren konnte und die durch Geſetze mehr oder minder eingeſchränkt war. Der Hügel oder die

Stela

---

a) Gori Inſcr. I. p. 193. 382, et al.

b) ib. p. 286.

Stela konnte einige Symbole vom Leben des Verſtorbenen, die Bildſäule konnte den Lebenden ſelbſt vorſtellen, etwa den Krieger mit ſeinem Roß, den Helden mit ſeinen Waffen u. ſ.; der Schlaf und der Tod aber, oder gar Bilder der Schatten, Lemurs und Laren, ſtanden nie auf eines Griechen Grabe. — Doch genug hievon. Laſſen Sie uns nächſtens unterſuchen, woher die neuere Idee vom Bilde des Todes entſtanden ſei und damit dieſe Materie ſchließen.

Siebenter Brief.

Man iſt gewohnt, allen Unſinn, deſſen Grund man nicht weiß, nach Orient zu ſchieben; unſern Knochenmann, Tod, aber haben wir wenigſtens aus Orient nicht her. Den alten Ebräern war der Tod ein Jäger mit Netz und Pfeil, ein Räuber und Auflaurer im Mantel der Nacht oder einer ſchwarzen tödtlichen Seuche. Späterhin,

hin, da man alles mit Engeln erfüllte, war er ein Engel mit dem feurigen Schwert, der geſandt war, die Seele des Menſchen zu fodern. „Wenn die Zeit des Menſchen herbeikommt, ſagt die Tradition dieſes Volks, daß ſeine Seele von ihm ſcheide, tritt der Engel des Todes vor ihn mit ſeinem brennenden Schwert. Ganz Flamme, ganz Auge ſtehet er da und blickt ihn an: ſeinem Blick kann der Sterbende nicht entfliehen; er ſieht die Wände ſeines Hauſes brennen, windet ſich und in ſeinen Mund trieft vom flammenden Schwert ein Tropfen Galle, der ſchnell ſeinen Leib durchdringt mit dem bittern Geſchmack des Todes. Die Seele des Guten (fährt die Tradition fort,) geht aus dem Körper, wie man den Faden aus der Milch zieht; die Seele des Böſen, wie man Dornen aus der Wolle reißet. Auch wenn im Grabe, (erzählt ſie weiter) der Todes-Engel mit ſeiner Kette, die Feuer und Eis iſt, den Leichnam berührt: ſo fallen die Gebeine des Mildthätigen ſanft auseinander: täglich wird ſeine Aſche erquickt vom

Thau,

Thau, der vom Thron des Ewigen fließet; der Leichnam des Böſewichts dagegen zerſpringt wie die ſteinerne Scherbe: wie an ſeinem Gewiſſen, ſo nagt der Wurm auch an ſeinen Gebeinen."

Alſo die Ebräiſche Volksſage, an welcher mehrere morgenländiſche Völker theilnehmen und es iſt bekannt, zu welchem oft lächerlichen Aberglauben ſie manchen Pöbel dieſes Todesſcheuen Volks gebracht hat. Sie wollen, wie ſie es im Leben den Menſchen thaten, auch noch zuletzt den Todesengel betrügen, geben dem Kranken, deſſen Ende ſie befürchten, einen andern Namen, daß wenn jener ihn ruft, dieſer nicht folgen dürfe u. ſ. f.

Das Idol des Todesengel alſo oder einen böſen Dämon, der Todes Gewalt hat, a) fand das Chriſtenthum vor ſich und ſah ſeine böſe Folgen; der Urheber deſſelben ſuchte den Dämon von ſeiner Herrſchaft zu verdrängen und auch hier den fürchterlichen Thanatos in einen Engel des Schlafs zu verwandeln. „Unſer Freund ſchläft:

wir

---

a) Ebr. 2, 14.

wer mein Wort hält, ſoll den Tod nicht ſehen: die Entſchlafenen ſollen aufwachen: in Kurzem ſollen ſie die Stimme des Erweckenden hören" das waren die Lehren dieſes himmliſchen Genius und die ganze Verheiſſung von der Auferſtehung ſollte die tröſtende Idee von einem kurzen Schlaf im Schoos der Erde gleichſam beſiegeln. Wenn alſo irgendwohin, ſollte man denken, ſo gehört der Engel das Schlafs mit der geſenkten Fackel vor die Grabmähler der Chriſten, da der Stifter ihrer Religion es zu einem Hauptzweck ſeiner Sendung machte, den Tod in einen Schlaf zu verwandeln.

Bald aber verſtanden es die Chriſten nicht alſo und jemehr ihre Religion in vielem Andern Aberglaube ward, mußte ſie es auch in dieſem Stück werden. Statt in der Lehre von der Auferſtehung bei den ſchönen Ideen zu bleiben: „das Saamenkorn, das in die Erde fällt, muß „erſterben: was geſäet wird, iſt nicht die Frucht „die hervorgeht, ſondern Eine der Art, die „Gott aus der Natur des Saamens hervorbringt: „unſer

„unſer Fleiſch und Blut können ins künftige „Reich nicht eingehn u. ſ.“ ſtatt ſolcher klaren Stellen mißbrauchte man andre. Jeder wollte mit der runzlichen Haut umgeben ſeyn, die ins Grab gelegt würde und in dieſem ſeinem Fleiſch Gott ſchauen: das Feld der Gebeine Ezechiels kam alſo vor Augen und ſo ward die Schlafkammer chriſtlicher Gräber ſehr bald zu einem Behältnißort heiliger Cadaver, die, wie ſie da lagen, auf die Auferſtehung harrten. Viele unter ihnen waren Märtyrer geweſen und ſo war der Leichnam, an dem ſie gelitten hatten, noch heiliger und aller Verehrung werth. Er ward beſucht, er ward aufgeſtellt, er that Wunder: Gerippe und Knochen kamen alſo mehr als jemals in die Achtung der Menſchen; a) da bei

---

a) S. die erſten Bücher von Aringhi Roma ſubterranea (Rom. 1651.) wo man ſiehet, wie vieles in der alten Geſchichte des Chriſtenthums um Leichname und Gräber ſich windet und von ihnen auszeht.

bei den Griechen und Römern es kein größeres Unglück, keine empfindlichere Strafe gab, als unbegraben zu ſeyn oder in der Erde keine Ruhe zu haben. Hier wanderten heilige Knochen in der Welt umher und wurden ſehr koſtbar. — Endlich konnte auch das Kreuz des Erhöhten ſelbſt unſchuldiger Weiſe Anlaß geben, Bilder der Skelete ins Heiligthum einzuführen. Auf der Schädelſtäte ſtand es und dies hieß nach der gemeinen Deutung auf einem mit Schädeln überdeckten Ort. Den Tod hatte dies Kreuz beſieget und ſo kamen auch in der Abbildung ein Todtenhaupt und einige Gebeine an den Fuß des Kreuzes; ja bei das Grab des Auferſtandnen wohl gar ein knirſchendes Todtengerippe. Endlich häufte man Tropen mit Tropen: der Ueberwinder habe mit dem Tode gerungen, ihn bezwungen, ihn verſchlungen und wenn dieſen mißverſtandnen Ausdrücken die Kunſt nachging, wohin mußte ſie kommen! wie elend mußte ſie werden!

Sie können leicht denken, m. F. daß alle dieſe Mißbräuche nicht Wurzel gefaßt hätten, wenn die Denkart der Nordländer, in der von Natur keine ſchöne Bilder ſchwebten, ſie nicht begünſtigt und das Schauderhaft-Greßliche dem Wohlgeordneten vorgezogen hätte. In unſerm Todesbilde ſind zwei einander widerſprechende Weſen, die Zeit und das Bild eines Leichnams vereinigt, deren Jedes die Alten kannten, jedes aber für ſich und in ſich ſelbſt beſtehend brauchten. Die Zeit ſchlich mit gefeſſelten Füſſen als ein krummer Greis daher; a) ihr gehörte das Stundenglas und die Senſe. Das Bild vom Mähen brauchten ſie auch als ein Symbol der Vergänglichkeit auf Todtenmahlen; b) da waren es aber Schnitter, die da mäheten, keine Gerippe: denn dieſe können ihrer Natur nach weder mähen noch die Stun-

---

a) Montfaucon comp. Semler. tab 2. fig. 2. aus Maffei. Winkelmanns Allegorie S. 86.

b) Fabretti inſcr. p. 554.

den zählen. Das Skelet und die Larve hatten ſie, wie wir geſehen haben, auch; beide aber in ihrer natürlichen Bedeutung; ohne daß ſie widrige Begriffe ungereimt hätten paaren, den Leichnam zum handelnden Weſen oder den Todten zum Tode umſchaffen wollen. Wie es nun das entſcheidende Kennzeichen des ſtumpfen Sinnes iſt, wenn er die wahren Attribute einer Sache nicht erfaßt, und ein gewiſſes Kennzeichen des falſchen Geſchmacks giebt, wenn er ſie widrig und nicht auf dem rechten Punct vereinet: ſo können wir den Schluß leicht faſſen, was von einem Symbol zu halten ſei, das in ſeinen eignen Gliedern nicht veſt ſteht.

Auch haben ſich die Chriſten der erſten Jahrhunderte, inſonderheit in Rom, lange von dieſem Gerippe freigehalten und es iſt ſonderbar zu ſehen, wie ſie die Symbole auf den Grabmahlen der Heiden allmälich verwandelt haben. So kommen z. B. die beiden Genien mit der Fackel, die Delphine, ja ſelbſt der Vogel mit

dem

dem Schmetterlinge Anfangs noch war, bis nach und nach aus dem Vogel die Taube des Noah mit dem Oelzweige, aus den ſtreitenden Hähnen der Hahn des Petrus, aus den Löwen die Löwen Daniels, aus den Genien Engel, aus den Delphinen weidende Schaafe werden und ſtatt der Götter- und Heldengeſchichte, die Geſchichte der Bibel auftritt. Selbſt die kleinern Symbole der erſten, zumal römiſchen Chriſten, der Anker, die Leier oder gar Orpheus mit derſelben, das ſegelnde Schiff u. ſ. waren alte Symbole; und nur dem Dunkel der nordiſchen Mitternacht blieb es aufbehalten, dem Tode Schloß und Burg, eine Rittergeſtalt vor dem Thor der Hölle und zuletzt die Galanterie zu geben, daß er mit allen Ständen der Erde umhertanze. Zum Chriſtenthum gehört dies eben ſo wenig, als zur Religion des Dalai-Lama in Tibet.

Erlauben Sie mir alſo, m. Fr. daß ich von dieſer Maske wegſehe und mich noch mit

Einem Blick an den beſſern Hoffnungen freue, die uns das Chriſtenthum zur Gewißheit gemacht hat. Nicht Bilder hat es uns gegeben: denn dieſe ſind nur für Kinder; ſondern Wahrheit und Ueberzeugung. Und eben dieſe hellere Wahrheit hat jene Bilder verdrängt, die nur in der Morgenröthe dem menſchlichen Verſtande zureichend ſeyn konnten. Offenbar ſind wir, wie über das Reich des Pluto, ſo über alle jene ſchöne Kinderſpiele von Amor und Pſyche, der Luna und dem Endymion hinweg, wenn wir nicht reinere höhere Wahrheit in ſie kleiden; und dieſer hat das Chriſtenthum gleichſam das Thor geöffnet. Es hat die Hoffnung eines andern Lebens nicht zu einer philoſophiſchen Frage, noch weniger zu einem neuen Kunſtbilde, aber wohl zum Volksglauben gemacht und an ſie die erhabenſten Wahrheiten der Vernunft und Menſchenwürde geknüpfet.

Lebens-

Lebensfunke, vom Himmel entglüht, a)
Der ſich loszuwinden müht!
Zitternd-kühn, vor Sehnen leidend,
Gern und doch mit Schmerzen ſcheidend —
End' o end' den Kampf, Natur!
Sanft ins Leben
Aufwärts ſchweben,
Sanft hinſchwinden laß mich nur.

Horch! mir liſpeln Geiſter zu:
„Schweſter-Seele! komm zur Ruh!"
Ziehet was mich ſanft von hinnen?
Was iſts, das mir meine Sinnen,
Mir den Hauch zu rauben droht?
Seele ſprich, iſt das der Tod?

---

a) Popens ſterbender Chriſt an ſeine Seele.

Die Welt entweicht! Sie iſt nicht mehr!
Harmonieen um mich her!
Ich ſchwimm' im Morgenroth —
Leiht, o leiht mir eure Schwingen,
Ihr Brüder-Geiſter! helft mir ſingen:
„O Grab, wo iſt dein Sieg? wo iſt dein
Pfeil, o Tod?“

VI.

Gotthold Ephraim Leßing.

Gebohren 1729, geſtorben 1781.

Kein neuerer Schriftſteller hat, dünkt mich, in Sachen des Geſchmacks und des feineren, gründlichen Urtheils über litterariſche Gegenſtände, auf Deutſchland mehr gewirkt, als **Leßing.** Was war Deutſcher Geſchmack im Anfang dieſes Jahrhunderts? Wie wenig war er, als **Gottſched** ihn aus den Händen der Talander, Weiſe, Menantes empfing und nach ſeiner Art fortbildete? Er ward gereinigt und gewäſſert, er empfing Körper, aber ohne Geiſt und Seele. **Bodmer** kam dem Mangel zu Hülfe und führte Proviſionen von Gedanken aus Italien, England, den Alten, und woher es ſonſt anging, herbey; Schade aber, es waren fremde, zum Theil einförmige und ſchwere Gedanken, die in Deutſchland nicht ſo leicht allgemeinen Curs finden konnten. Jetzt kam **Leßing.** Sowohl an Witz als in Gelehrſamkeit, an Talenten und im Ausdruck war er beynah Gottſcheds Antipode.

Von den Schweizern nutzte er ihre Beleſenheit und ihr gründlicheres Urtheil; er übertraf ſie bald in Beydem. Am meiſten aber übertraf er ſie und alle ſeine Vorgänger in der **Geſchlankigkeit** des Ausdrucks, in den immer neuen und glänzenden **Wendungen** ſeiner Einkleidung und Sprache, endlich in dem philoſophiſchen **Scharfſinn**, den er mit jedem Eigenſinn ſeines muntern, dialogiſchen Styls zu verbinden und die **durchdachteſten Sachen** mit **Neckerey** und **Leichtigkeit** gleichſam nur **hinzuwerfen** wußte. So lange Deutſch geſchrieben iſt, hat, dünkt mich, niemand, wie Leßing, Deutſch geſchrieben; und komme man und ſage, wo ſeine Wendungen, ſein Eigenſinn nicht Eigenſinn der Sprache ſelbſt wären? Seit Luther, hat niemand die Sprache, von dieſer Seite ſo wohl gebraucht, ſo wohl verſtanden. In beyden Schriftſtellern hat ſie nichts von der plumpen Art, von dem ſteifen Gange, den man ihr zum National-Eigenthum machen will; und doch, wer ſchreibt urſprünglich Deutſcher als Luther oder Leßing? Und überhaupt,

was

was wäre es für eine Sprache, die nicht jedem guten Kopf, nachdem er ſie brauchen **kann**, gern dienen **wollte**?

Ich begnüge mich, **Leßings** Arbeiten mit einigem Urtheil durchzugehen. Lobrede brauchts bey ihm nicht; unbeſtimmte, ſchlechte, übertriebene Lobſprüche haßte er mehr, als den bitterſten, nur einigermaaßen gründlichen Tadel. Noch entfernter bin ich, über alle Leßingſche Arbeiten und Verdienſte mir ein Urtheil anzumaſſen. Ich maſſe mir eigentlich gar kein Urtheil über ihn an; ſage nur über **Einiges** meine **Meynung**, und überlaſſe das andre, inſonderheit ſeine Theaterwerke, andern. Mein Sinn iſt nur, überhaupt die Spur zu verfolgen, wo Leßing ſeinen Weg nahm, wo er anfing, wo er aufhörte, wo andre ihm nachzugehen, oder weiter zu gehn haben.

Leßings erſte Schriften und Lebensumſtände kenne ich nicht; a) das erſte Buch, das ich von

---

[a] In den Analekten für die Litteratur von Leßing (Bern 1785.) Th. 2. S. XII. iſt ein Verzeichniß ſeiner

von ihm habe, iſt seine **Ueberſetzung Huarts.** b) Eine Ueberſetzung aus dem Spaniſchen war in Deutſchland 1752. wieder ein ſeltenes Ding, ſo häufig unſre liebe Vorfahren ein Jahrhundert vorher aus dem Spaniſchen überſetzt hatten. Zumal die Ueberſetzung eines ſo paradoxen Schriftſtellers, als Huart iſt — In der kurzen Vorrede zu ihm iſt Leßing ſchon ganz kenntlich.

Sein eigentlicher Name fängt ziemlich mit den ſogenannten **kleinen Schriften** an, die ſeit 1753. in Berlin erſchienen. In ihnen zeigte er ſich von allen den mancherley Seiten, von denen er nachher mit den Jahren immer reifer und glänzender hervortrat. In dieſen ſechs Bändchen was für ein Reichthum an Inhalt und Einkleidung! welche Abwechslung und Gründlichkeit

in

ſeiner früheren Stücke. Ueber ſeinen Gang zur Litteraturgeſchichte hat ſein Bruder im Vorbericht zum 4. Theil ſeiner vermiſchten Schriften Aufſchluß gegeben.

b) Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften. Zerbſt 1752.

in Materien, die man ſonſt in Duodezbändchen nicht findet! Lieder und Fabeln, Sinn- und Lehrgedichte, Aufſätze in Poeſie und Proſe, ſogar lateiniſche Verſe, treffen hier zuſammen. Es folgen Briefe, faſt ſo mancherley Inhalts, als gelehrte Briefe ſeyn können; Kritik und Philoſophie, Geſchichte und Litteratur, ſelbſt Supplemente zum Jöcherſchen Lexicon nehmen hier Briefgeſtalt an, und man muß geſtehen, ganz auf die Leßing eigne, leichte und glückliche Weiſe. Hierauf ein Theilchen gelehrter Abhandlungen, Rettungen des **Horaz**, **Cardans**, gar des **Cochläus** und des Inepti Religioſi, die man ſchwerlich vor dem, was folgt, vor **Luſt- und Trauerſpielen**, erwartet. Daß dies abwechſelnde Mancherley, in dem ſich Leßing, meiſtens nur Proben, nur Stückweiſe, gleich Anfangs zeigte, nicht Eitelkeit, nicht Pralerey war, beweiſet ſein weiteres literariſches Leben. Alle die Beſchäftigungen, alle die Einkleidungen hat er fortgeſetzt; und gewiß keine mit minderm Glück, als er in dieſen Jugendverſuchen zeigte.

Wenn Ein Schriftſteller mit ſeiner Zeit fortging und Blüthen in Früchte verwandelt hat, – iſts Leßing; ja was ſage ich fortging? bis an ſein Ende ging er ſeiner Zeit vor.

Einige dieſer Jugendſchriften hat er bey reifern Jahren umgearbeitet und ſo wenig er ſich ſeiner Jugend zu ſchämen hatte, ſo ſehr gewannen ſie durch die verbeſſernde Hand des Mannes. Seine Fabeln und Sinngedichte führe ich als Proben an. Zur Verbeſſerung der letzten zwang ihn ein gedroheter Nachdruck ſeiner kleinen jugendlichen Schriften; und man ſehe, was er über ſie in der Vorrede zu dieſen ſogenannten vermiſchten Schriften a) ſelbſt ſagt. Wir machen alſo ſogleich mit dieſen Verbeſſerungen den Anfang: denn hinter ſolchen ihn noch nach ſeinen erſten Verſuchen beurtheilen zu wollen, wäre ja ſo ungerecht, als undankbar.

Mit

---

a) Leßings vermiſchte Schriften. Berlin 1771.

Mit der neuen Ausgabe ſeiner Fabeln a) fing er an. Aus wenigen Proben, die er gegeben hatte, wurden drey Bücher, meiſtens eigner oder fortgeſetzter Aeſopiſcher Erfindung. Die gereimten oder ihre Reime ſind weggefallen; und ſtatt dieſer, der Fabel unnöthigen oder hinderlichen Feſſeln, (wenigſtens wie Leßing es glaubte) ſtehn ſie hier in eine Sprache gekleidet, die in einer jedem Gegenſtande angemeſſenen Proſe die ſchönſte Poeſie iſt. Der blanke männliche Harniſch kleidet Leßing mehr, als das Gängelband der Reime; ſeine Fabeln ſind nicht blos für Kinder ſondern auch Männern, und Männern inſonderheit, lesbar. Noch mehr ſinds die Abhandlungen über das Weſen, den Nutzen, die Einkleidung, das Wunderbare der Fabel, die er ſeinen Proben beyfügte. Unſtreitig iſt dies die bündigſte, gewiß philoſophiſche Theorie, die ſeit Ariſtoteles Zeiten über eine Dichtungsart gemacht iſt, und es wäre zu wünſchen, daß Leßing ſie, wie

---

a) Leßings Fabeln. Berlin 1759.

wie hier über die Fabel, wie nachher übers Sinngedicht, wie in der Dramaturgie übers Trauer- und Luſtſpiel, im Laokoon über die Grenzen der Poeſie und bildenden Kunſt, und in den Litteraturbriefen über kleinere Materien litterariſchen Inhalts, ſo über alle Dichtungsarten und Darſtellungen der Poeſie und Künſte hätte machen können. Es wird vielleicht Jahrhunderte währen, ehe die vielen und leichten Talente, die ausgebreiteten und gründlichen Kenntniſſe ſich mit dem philoſophiſchen Geiſt, mit dem Scharfſinn und ſchönen Ausdruck in einem Manne vereinigen, wie ſie in Leßing vereinigt waren. Die Abhandlungen über die Fabel inſonderheit ſind mit einer ſo glücklichen, leichten, ſokratiſch-platoniſchen Analyſe geſchrieben, daß ich im Geiſt dieſer Methode ihnen in unſrer Sprache Weniges an die Seite zu ſetzen wüßte.

Ob gegen die Theorie ſelbſt nichts einzuwenden wäre? iſt eine andre Frage. Leßings äſopiſchen Fabeln folgten Bodmers unäſopiſche Fabeln a) auf dem Fuß nach, die jene in Fabeln und Abhandlungen über den Haufen werfen ſollten. Sie habens nicht gethan: ſie ſind vergeſſen, und Leßings Fabeln und Abhandlungen werden bleiben; ja mich wunderts immer noch, wie der alte, geſchmackvolle und gründliche Kunſtrichter Leßings Buche ein ſolches entgegenſetzen konnte. — — Indeſſen iſts wahr, Leßings und Aeſops Fabeln ſind einander ſo unähnlich, als die Zeiten beider: und der Hauptgrund des Unterſchieds iſt, wie mich dünkt, augenſcheinlich. Aeſop machte ſeine Fabeln bei wirklichen Vorfällen im gemeinen Leben; alſo konnte auch die Lehre, die er einkleidete, kein fein abſtrahirter oder ſpekulativer Satz ſondern eine praktiſche Lehre und Bemerkung für eben das gemeine Leben ſeyn, aus dem ſie abgeſondert war. Eine ſolche Lehre zeigte ſich alſo auch meiſtens in wirklicher Handlung, (zum wenigſten was man auch

---

a) Leßings unäſopiſche Fabeln. Zürch 1760.

im gemeinen Leben Handlung nennet;) nicht bloß in einer feinen Veränderung von Gedanken: ſo mußte alſo auch die Darſtellung derſelben in der Fabel ſeyn. Beide Stücke machen Aeſops Fabeln ſo **anſchaulich**, ſie machen ſie auch für den **gemeinen Mann** und für **Kinder** ſo lehrreich, als es — Leßings Fabeln nun wohl nicht ſind, auch wohl nicht ſeyn konnten und ſollten. Nichts als die Zeiten haben ſich verändert. Die Leſer, für die Leßing ſchrieb, bedürfen **feinere** Lehren, alſo auch die Darſtellung eines **feinern** Facti, das freylich oft nur eine Gedankenfolge zu ſeyn ſcheint. Das anſchauliche, Populäre der Fabel geht hiemit eines Theils verlohren; der Leſer gewinnt indeß feinern Witz, feinere Belehrung. Will man, ſo nenne man dieſe eine **feinere Gattung äſopiſcher Fabeln**; und bemerke bey der Theorie der Fabel unter den drei Worten „allgemeiner moraliſcher Satz“ „Darſtellung in einem beſondern Falle“ „anſchauendes Erkänntniß jenes in dieſem“ den Unterſchied: ſo iſt der Streit gehoben. —

Vielleicht zu einer andern Zeit hievon ein Mehreres. *)

Mit Leßings Theorie der Sinngedichte gehts beinah eben alſo: ſie iſt ſo fein und ausſchließend, als die Gattung, die er allein für Sinngedichte erkennt, in der ſeine eignen Epigramme ſind und in der Martial allerdings den Meiſterrang behauptet. Die beiden Theile des Sinngedichts, **Erwartung** und **Aufſchluß**, nebſt den falſchen Aftergattungen, wo Eins derſelben fehlt, hat der Theoriſt in ein Licht geſtellt, dem freylich nichts entgegenzuſetzen iſt, ſobald man in den Leßingſchen Geſichtspunct eintritt. Genetiſch und hiſtoriſch indeſſen, wäre ein großer, nicht verwerflicher Theil der griechiſchen Anthologie dagegen — doch auch hievon künftig.

---

*) Der folgende Theil der zerſtreuten Blätter wird eine kleine Abhandlung über die Theorie der Fabel mittheilen, in welcher auch einige Grundſätze Leßings hierüber geprüft ſind.

tig. *) Die Bemerkungen, die Leßing über einzelne Dichter Martial, Catull, die griechiſche Anthologie u. ſ. eingeſtreuet hat, ſind mannichfaltig und ſchätzbar; viele ſeiner Sinngedichte ſelbſt ſind als Proben des glücklichſten Witzes, in Lehrbüchern und ſogar in der Geſellſchaft gäng und gäbe. Das zu Freie, zu Jugendliche ließ er in ſeiner verbeſſerten Ausgabe weg, wie bei den Sinngedichten, ſo bei ſeinen Erzählungen und Liedern.

Leßings **Lieder** ſind bekanntermaſſen von der muntern, nicht zärtlichen und ſchmachtenden Gattung. In häufigen Compoſitionen ſind ſie im Munde der Nation und bedürfen keines Urtheils mehr. Wer blos Eine Gattung von Liedern, die zärtliche, die rührende haben möchte;

habe

---

*) Im erſten und zweiten Theil der zerſtreuten Blätter ſtehen meine Gedanken über dieſe poetiſche Gattung, inſonderheit über die Anthologie der Griechen, von denen ich vielleicht über die Römer und Neuern fortfahren werde.

habe ſie für ſich und laſſe andern ihren Geſchmack, ihr Vergnügen. — Seine **Lehrgedichte** hat er nicht neu herausgeben wollen oder es auf die Zukunft verſpart. Sie haben viel ſcharfſinnige, treffende Gedanken und ſtehn der Art und den Gegenſtänden nach meiſtens den Käſtnerſchen an der Seite. Was Leßing überhaupt von den Grenzen der Philoſophie und des Lehrgedichts gehalten, mag man in ſeiner und Mendelsſohns Schrift: **Pope ein Metaphyſiker!** a) leſen.

Aber es iſt Zeit, von dieſen einzelnen Vorübungen, die für andre wichtiger wären als ſie bei Leßing ſeyn durften, näher zu dem Haupttalent überzugehen, wodurch er auf Deutſchland vorzüglich gewirkt hat; es iſt ſeine **philoſophiſche Kritik**, ſein immer darſtellender und immer zugleich denkender, forſchender Geiſt, den er in mancherlei **Werken** und **Einkleidungen**, überall glücklich gewieſen. Schon unter ſeinen kleinen Schriften waren **Briefe**, gelehrten, philo-

---

a) Danzig 1755.

philoſophiſchen, kritiſchen Inhalts. Die Streitigkeit mit **Lange**, ſeine **Vorrede zu Mylius Schriften**, ſeine **theatraliſche Bibliothek** u. ſ. zeigte dies Talent noch auszeichnender; und mich dünkt, die **Litteraturbriefe**, ſind davon die unzweifelhafteſte Probe. Von dieſen war Er Urheber und Vater: der Ton in ihnen war ſein Ton, wie mans aus den Briefen in ſeinen kleinen Schriften und aus der Vorrede zu Mylius Werken ſonnenklar ſiehet; es iſt falſch und elend, daß man dieſen Briefen den Ton der **Clement'ſchen** Lettres critiques Schuld gab. *) Das Glück führte ihm einen edlen Gehülfen zu, **Moſes Mendelsſohn**, zwey Männer, die

ſich

---

*) Ich laſſe dieſe Stelle unverändert, um zuzeigen, daß in ihr von nichts anderm, als vom innern Geiſt des Werks, inſonderheit ſeines Anfanges die Rede ſei. Was Hr. Nicolai um die Briefe für Verdienſt habe, hat er ſelbſt im Götting. Magazin (Jahrg. 5. St. 3. S. 369.) geſagt, und es iſt mir nie eingefallen, ſolches weder kund zu thun, noch zu läugnen.

ſich, wie aus mehreren Aeußerungen erhellet, als philoſophiſche Freunde ſchätzten und liebten. Man leſe **Mendelsſohns** Brief an **Leßing** hinter **Rouſſeaus** Abhandlung: a) man ſehe die Achtung, mit der **Leßing** bey jeder Gelegenheit an **Mendelsſohn** denket. Zwei ſolcher Menſchen, am Geiſt hell und im Herzen rein, ohne politiſche Hinderniſſe und Nebenumſtände, traten verbunden zu dieſem Werk, das noch manche Zeit hin das Deutſche Journal genannt werden ſollte. Ohne Schwärmerey und Ausgelaſſenheit herrſchet in ihm Freimüthigkeit und Einſicht, inſonderheit im Anfange oder zu zwei Drittheilen der Briefe. **Leßing** (ohne allen Zweifel iſt er der **Fll.**, denn wer ſollte es ſonſt ſeyn? ob er ſich gleich auch anders unterzeichnet) *) gieng

---

a) Rouſſeaus Abhandlung von der Ungleichheit der Menſchen. Berlin 1759.

*) Die Namen der Verfaſſer dieſer Litteraturbriefe waren längſt bekannt, ehe ich dieſes ſchrieb und zum Ueberfluß habe ich in dieſer Stelle, an der ich

ohngefähr bis zum ſiebenden Theil mit: Mendelsſohn behielt ſeinen geprüften Charakter bis zum Ende, Abbt trat, mit mehrerer Kühnheit, aber nicht mit mehrerem Glück in Leßings Tritte; und auch die andern Gehülfen ſind gute, wenigſtens nicht ſchlechte Köpfe geweſen. Leßings Urtheile, (von denen ich hier allein rede) hat größtentheils die Zeit bewähret. Was damals ſcharf hies, nennet man jetzt recht; was hart ſchien, iſt jetzt (wenige Urtheile ausgenommen) billige Wahrheit. Faſt kenne ich niemanden, der auch von ſich, dem Schriftſteller, mit mehr

Be=

ich nichts Andere, blos im Ton der Vermuthung, auch eigentlich von dem überall unverkennbaren Leßing allein geredet. Es gehört wohl kein Oedipus dazu, die Verſchiedenheit der Verfaſſer in den Literaturbriefen wahrzunehmen, die ich bereits im Jahr 1767. (Fragmente über die neuere deutſche Literatur Samml. 2. S. 193.) bemerkt hatte, ehe ich Einen Namen derſelben kannte. Am Aufſatz im deutſchen Muſeum (Jul 1782.) ſo wie an allen andern Notizen hierüber habe ich nicht den mindeſten Antheil.

Beſcheidenheit und Würde reden konnte, als Leßing; und überhaupt iſt wohl unſtreitig Er, an Umfang der Beleſenheit, an Schärfe des Urtheils, und an vielſeitigem männlichem Verſtande in Sachen wovon hier die Rede iſt, der erſte Kunſtrichter Deutſchlands. Wo ſind jetzt Litteraturbriefe, wie er ſie anfing? *)

Um eben dieſe Zeit machte er ſich noch auf zweierlei Art um Deutſchland verdient, durch die Wiederaufweckung **Logau's** a) und durch die Ueberſetzung von **Diderots Theater.** b) Bey dem erſten ſtanden Er und **Rammler** für Einen Mann: wahrſcheinlich rühren von Leßing die Vorrede und einige Anmerkungen über die Sprache des Dichters her, ſo wie von Rammler vielleicht die Auswahl und Veränderung der Stücke

---

*) Ich läugne hiemit nicht, daß es nicht andre gute Journale in einem andern und vielleicht nützlichern Ton gebe.

a) Friedrichs von Logau Sinngedichte. Leipzig 1759.

b) Theater des Herrn Diderot. Berlin 1760. 1761.

cke ſelbſt herrühet. Da ich die alte Ausgabe beſitze: ſo bekenne ich zwar gern, daß es einem alten Dichter Wohlthat ſey, wenn er in Hände fällt, die ihn verändern, wie dieſe Herausgeber ihn verändert haben; im Ganzen aber dürfte es beſſer ſeyn, wenn man ältere und vergeſſene deutſche Dichter uns zwar mit Auswahl der beſten Stücke, aber unverändert gäbe. So machens unſre Nachbarn ſämmtlich und ſonders; ſo hats **Leßing** mit den aufgefundenen Gedichten **Scultetus**, mit der Zugabe zu den **Fabeln der Minneſinger** u. ſ. gemacht, und ſo iſts in der Ordnung. Bey einem alten Dichter muß man wiſſen, daß man wirklich ihn und keinen neuern Dichter leſe. — —

Diderot, ſagt Leßing ſelbſt zur zweiten Ausgabe ſeines Theaters, a) „Diderot ſcheint auf das deutſche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben, als auf das Theater ſeines eigenen Volks;" und er rechtfertigt dieſen Ausſpruch

---

a) Berlin 1781.

ſpruch mit guten Gründen. Er ſiehets ſelbſt für Pflicht der Dankbarkeit an, ſich als den Ueberſetzer eines Mannes zu nennen, „der an der „Bildung ſeines Geſchmacks ſo großen Antheil „gehabt. Denn es mag, fährt er fort, mit dieſem beſchaffen ſeyn wie es will: ſo bin ich mir „doch zuwohl bewußt, daß er, ohne Diderots „Muſter und Lehren, eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine „eignere; aber doch ſchwerlich eine, mit der am „Ende mein Verſtand zufriedner geweſen wäre.“ Mich dünkt, jeder Verſtändige werde es mit ihm ſeyn. Die großen Schritte, die er von ſeinen erſten Schauſpielen, ſo angenehm und nothwendig ſie unſerm Theater noch lange ſeyn werden, zu einem **Philotas**, einer **Emilia Galotti**, einem **Nathan** gethan hat, ſind auch dem ſtumpfſten Auge unverkennbar. Und wenn er von **Diderot** ſagt, „daß ſich, nach dem Ariſtoteles, kein philoſophiſcherer Geiſt mit dem Theater abgegeben habe, als er,“ von wem gälte das reichlicher, von **Diderot** oder **Leßing**?

Jetzt ruhete er einige Zeit, und nach ſolcher Arbeit konnt' er ruhen. In weniger als 10 Jahren hatte er alle dieſe ſo verſchiednen Werke und in den Jahren 59. 60. 61. eine Reihe der beſten geliefert, von denen zuletzt die Rede war. Im Jahr 1766. trat er wieder hervor; mit eben ſo goldnen, glänzenden Waffen, nur in einem andern Felde.

Die meiſten meiner Leſer erinnern ſich noch wohl des Geſchreies von Kunſt, das, nachdem **Winkelmann, Lippert, Heyne, Hagedorn, Mengs**, geſchrieben hatten, in Deutſchland aufkam. Alles ſollte Kunſt lernen, das Kind in den Schulen, der Jüngling auf Univerſitäten, der Mann im Amt. Aus Statuen ſollte der Geiſtliche predigen, aus Münzen der Juriſt Urtheil ſprechen, aus Gemmen und Paſten der Maler malen, der Dichter dichten. — Hier trat nun Leßing mit ſeinem **Laokoon** a) auf, leiſe, aber ſehr gewiß und weitausſehend. Von

einer

---

a) Berlin 1766.

einer Stelle Winkelmanns fing er an, und ging über **Caylus, Spence** und weiter fort, jetzt nur einige Grenzen der **Poeſie** und **Malerey** auszuzeichnen, mit der Zeit aber dieſen Gang über die Grenzen andrer Künſte zu vollenden. Er hat ihn nicht vollendet; und wer wirds an Leſſings Stelle? **Laokoon** ſteht wie ein philoſophiſches Kunſtwerk da, das der Künſtler mit Fleiß unvollführt gelaſſen, damit man ſich erinnere, daß man ihn nicht mehr habe. *)

Er gerieth darüber in einen Streit mit der Klotziſchen Schule; und es iſt nicht Leſſings Schuld, daß der Streit für Deutſchland nicht nutzbarer ausfiel. Er betraf Theils zu armſelige Dinge, Theils zu armſelige Leute. Kein Zeitungsblatt erſchien damals, in dem nicht die muthwilligen Knaben kamen und auch Leſſing! einen Kahlkopf ſchalten; da ſchickte er endlich zwey

---

*) Man hat eine zweite vom Verfaſſer berichtigte Ausgabe dieſes Buchs verſprochen und es iſt zu wünſchen, daß ſie erſcheine.

zwey Bären über ſie, a) die zerriſſen den Hauptknaben und jagten die übrigen in ihre Löcher und Winkel. Jeder Verſtändige ſchämt ſich jetzt dieſer Scene, und des Werths, den man damals manchen Kindereien beylegte. Damals indeſſen wars anders, und Leßing hatte alle Stärke und männliche Dreuſtigkeit deutſcher Sprache nöthig, um zu zeigen, was an manchen Armſeligkeiten ſei; welche Stärke man denn auch im zweiten Theil der vorgenannten Briefe, inſonderheit gegen das Ende b) reichlich antrift. Jetzt iſt jedermann mit ihm einig; und das ſchöne Werkchen „wie die Alten den Tod gebildet“ c) ſo ſchön in ſeinem Inhalt als in ſeiner Entwicklung, iſt faſt das Einzige, was ſich daher gewinnen ließ. Dies gehört aber auch Leßingen zu, und nicht dem öden Kunſtgeſchwätz ſeiner Gegner.

Leßing

---

a) Briefe antiquariſchen Inhalts, zwei Theile. Berlin 1768. 1769.

b) S. 201-267.

c) Berlin 1769.

Leſſing lebte damals in Hamburg, und ſollte einer Bühne vorſtehen, die unter ihm erſt deutſche Nationalbühne werden wollte. Warum ſies nicht werden konnte? oder was überhaupt an dem ganzen Wort ſey? hat er ſelbſt zu Ende ſeiner Dramaturgie a) beſcheiden und aufrichtig geſagt. Wären indeſſen auch nur die zwei Bände Dramaturgie die Frucht ſeines Aufenthalts in dieſer Lage: ſo wäre das deutſche Theater überhaupt für die kleinen Veränderungen, die er dort machen oder nicht machen konnte, reichlich entſchädigt. Sein Urtheil über einzelne Schauſpiele und Schauſpieler, ſo beſcheiden, durchdacht und männlich es allemal iſt, war ihm immer nur Veranlaſſung, ſich über die Quellen der Schauſpielkunſt, über das Weſen des Trauer- und Luſtſpiels, von den Zeiten der Griechen bis zu uns herab, zu verbreiten. Inſonderheit ſind Schakeſpear, Ariſtoteles, Voltaire u. a. hin und wieder in ein Licht geſtellt worden, in das

---

a) Th. 2. S. 385.

das ſie bisher kaum geſtellt waren, und es iſt allemal Licht der Wahrheit. Von keinem Werk des Genies ſchloß Leßing das Denken aus; er war überzeugt, daß jeder Künſtler und Dichter nur durch deutliche Begriffe von ſeiner Kunſt zur Vortreflichkeit in derſelben gelangen könne und dieſen Weg zu deutlichen Begriffen über die Kunſt des Schauſpiels half Leßing in ſeiner Dramaturgie bahnen.

Aber freilich wars nicht Eines Menſchen Beruf, ihn bis ans Ende ſelbſt hinaus zu laufen. Bey ſeinen Fabeln verſprach er einen Phädrus; hier eine **Poetik des Ariſtoteles**, die er für den Codex der ganzen griechiſchen Dramaturgie hielt, und für die er ſeine beſten Schätze von Anmerkungen ſparte. Er kam unter andre Gegenſtände, in andre Geſchäfte; ſollten indeſſen nicht unter ſeinen Papieren **Vorarbeiten** ſeyn, die des Drucks fähig wären? Kaum ſollte ich, nach Leßings mündlichen Aeußerungen, daran zweifeln; *) und ſie ſind ſodann glücklicher Weiſe in den Händen eines Bruders, der nichts vorenthalten und nichts liefern wird, wobey nicht ſeines Bruders Ehre gewönne. Eine **Geſchichte der Aeſopiſchen Fabel** iſt kurz vor Leßings Tode als zum Druck fertig angezeigt;**) und über **Sophokles** dünkt mich etwas Aehnliches geleſen zu haben. ***) Sein Freund **Ariſtoteles**, den er für den Erzvater der beſtimmten Kritik hielt, wird wahrſcheinlich nicht leer ausgegangen ſeyn.

Von Hamburg kam Leßing nach Braunſchweig in ein wie anderes Feld gelehrter Arbeit!

---

*) So ſchrieb ich 1781. Die Herausgabe der nachgelaſſenen Schriften hat dieſe Hofnung nicht beſtätiget.

**) Materialien dazu ſind im 2. Theil ſeiner vermiſchten Schriften, Berlin 1784. erſchienen; ſie ſind aber kein ausgearbeitetes Werk.

***) Der Anfang einer Abhandlung über ihn ſoll im Jahr 1761. ſchon abgedruckt geweſen ſeyn, die ihr Verfaſſer aber nicht geendigt.

Er zeigte ſich aber, nach ſeiner Art, darin gleich ſo bekannt als ob er lange Jahre nur dafür gearbeitet hätte. Sein erſter Griff in die Bibliothek war **Berengarius Turonenſis**, a) eine Entdeckung an die niemand dachte, weil niemand, daß dieſe Schrift des **Berengarius** in der Welt ſey, vermuthen konnte; eine Entdeckung aber auch, die einem Zwiſt, der Jahrhunderte durch unbeſtimmt, wenigſtens unbewieſen geführt war, ein klares Ende machte. Und zwar ſehr zum Vortheil der Lutherſchen Kirche: denn die Entwicklung des Dogma, die Leßing am Ende der Schrift b) angiebt, iſt nicht nur der Natur der Sache gemäß, ſondern läßt ſich auch aus der Geſchichte wirklich beweiſen. — So lange alſo des Berengarius Buch nicht edirt iſt, wird dieſe reiche und entwickelte Anzeige Leßings ſtatt des Buchs ſelbſt dienen.

Die

---

a) Braunſchweig 1770.

b) S. 187. u. f.

Die andern kleinern Entdeckungen, die Leſſing in ſo kurzer Zeit in mehreren Fächern des gelehrten Alterthums oder der Bücherkunde machte, a) ſind hier nicht wohl herzuzählen; ſie können auch nicht jedem gleich intereſſant ſeyn; genug, wenn ſie nur dem Liebhaber des beſondern, einzelnen Faches angenehm ſind, zu dem ſie gehören. Aber das war nur Leßing, der Bibliothekar; **Leßing**, der unter dem Gewühl dieſer Art eine **Emilia Galotti**, einen **Nathan den Weiſen** machte; **Leßing**, der zu eben der Zeit ſich auch jedem ſeiner Freunde anſchlang und ihm half zu ſeinem Geſchäfte! **Leßing**, der an jedem Ort jeden gern ins Licht zog; wem er dienen konnte, dem gern diente — der männliche, thätigfreundſchaftliche, Neidloſe **Leßing**, wird nicht ſo gar oft und viel ſeines Gleichen haben. In Berlin waren die Beſten, auch die in einerley Gattung der Wiſſenſchaften arbeiteten, mit ihm. Von Mendelsſohn, Rammler u. a. iſt

---

a) Zur Geſchichte und Literatur: 4. Beiträge.

ſchon geredet. **Kleiſt** war ſein Freund: der Biedergeſchmack ſeiner Gedichte zeigt ihre ähnliche Denkart. **Gleim**, der Kriegsſänger, desgleichen; **Leßings** iſt die Vorrede zu den Kriegsliedern. *) In Braunſchweig ſchloß er ſeinen **Berengar** an **Schmids** Adelmann an: **Zachariä** gab er den aufgefundnen Skultetus: und die **Urne** des jungen **Jeruſalems** a) umwand er mit immergrünenden Sproſſen eines ſchönen **philoſophiſchen** Laubes. Der große Mann, ſagt ſein **Nathan**:

> Der große Mann braucht überall viel Boden,
> und mehrere zu nah gepflanzt, zerſchlagen
> ſich nur die Aeſte. Mittelgut, wie wir,
> findt ſich hingegen überall in Menge;
> Nur muß der Eine nicht den Andern mäckeln,

Nur

---

*) Ein Brief von ihm an Gleim über des letzten Volkslieder ſteht in den Analekten für die Literatur Th. 2. S. 655.

a) Philoſophiſche Aufſätze von Karl Wilhelm Jeruſalem. Braunſchweig 1776.

Nur muß der Knorr den Knubben hübſch
vertragen.
Nur muß ein Gipfelchen ſich nicht vermeſſen,
daß es allein der Erde nicht entſchoſſen. — a)

Gnug hievon. Die letzten Tage Leßings ſollten durch eine Theologiſche Streitigkeit verbittert werden, bei der, wenn das Publikum noch nicht ſo viel Nutzen draus gezogen hat, als es Leßings Abſicht und Meynung gewiß war, es ſchwerlich ſeine Schuld ſeyn dürfte. Er gab **Fragmente eines Ungenannten** heraus, über die Auferſtehungs- und andre Stücke der bibliſchen Geſchichte; und ich, der ich Leßing perſönlich gekannt, ihn zu einer Zeit gekannt habe, da obgedachte Stücke wahrſcheinlich in ſeine Hände gefallen waren und wie ich aus manchen Aeußerungen jetzt ſchließe, ſeinen Geiſt damals lebhaft beſchäftigten; ich, der über Sachen dieſer Art

---

a) Siehe auch das Gleichniß von der Windmühle, die mit allen 32. Winden in Freundſchaft lebt. Antiquariſche Briefe, Th. 2. S. 250.

ihn auch ſprechen hörte, und ſeinen Charakter über das was männliche Wahrheitsliebe iſt, gnug zu kennen glaube; ich bin für mich überzeugt (für andre mag ichs nicht ſeyn noch werden) daß er auch die Ausgabe dieſer Stücke **allein** und **eigentlich zum Beſten der Wahrheit**, zu einer freyern und männlichen Unterſuchung, **Prüfung und Befeſtigung derſelben von allen Seiten**, veranſtaltet habe. Er hat dies ſelbſt ſo oft, ſo ſtark, ſo deutlich geſagt: die ganze Art, wie er die Fragmente herausgab und, als Laye, ſeine Gedanken allenfalls zur Widerlegung hin und wieder ſagte: überhaupt Leßings Charakter, wie er jedem eingedrückt ſeyn muß der ihn gekannt hat (und andre ſollten doch darüber behutſam urtheilen) alle dies iſt mir Bürge für **ſeine reine philoſophiſche Ueberzeugung**, daß er auch hiemit etwas Gutes veranlaſſe und bewirke; nämlich — ich wiederhole es noch einmal, **freye Unterſuchung der Wahrheit**, und einer ſo wichtigen **Wahrheit, als dieſe Geſchichte für jeden der ſie**

glaubt

glaubt, und der an ſie glaubt, ſeyn muß. Darf unter allen Wahrheiten und Geſchichten nun dieſe Wahrheit, dieſe Geſchichte allein nicht unterſucht, nicht gegen jeden Zweifel und Zweifler unterſucht werden, ſo iſt das Leßings Schuld nicht; aber zu unſern Zeiten wird kein Theolog und kein Religios ſeyn, der ſo etwas zu behaupten wage. Giebt man aber dieſen einzigen Satz zu: „Wahrheit müſſe und könne unterſucht werden: Wahrheit gewinne jedesmal bey jeder „neuen, freyen und ernſten Prüfung, eben in „dem Maas und Verhältniß, als ſie für uns erkennbare, folglich auch nur in ſolchem Maas „für uns zu befolgende Wahrheit iſt" gibt man dieſen Satz zu, den die Geſchichte aller Zeiten, aller Religionen und Völker, inſonderheit die Geſchichte und Wahrheit der Chriſtlichen Religion überall, wo ſie bezweifelt und angefochten iſt, unwiderſprechlich beweiſet: ſo hat Leßing gewonnen; ſo müſſen wir, ſtatt von krummen, hämiſchen, böſen Abſichten zu reden, ihm danken, daß er uns eine neue Gelegenheit zu Unerſuchung und Befeſtigung der wichtigſten Wahrheit, kurz zum **Triumph** gegeben. Je ſchwächer der Feind iſt, je ſtumpfer und elender die Waffen ſind, mit denen er auf uns losgeht, deſto leichter wird uns ja der **Sieg**, deſto ſichrer und geſchwinder können wir triumphiren; und dann verdient Leßing wiederum Dank oder wenigſtens Mitleiden, daß er uns eine Windmühle ſtatt eines Rieſen in den Weg ſtellte. Gnug, wenn wir klar zeigen daß es eine Windmühle und kein Rieſe ſey; der ſie für etwas anders hielt, mag ſeinen Schimpf tragen. Thun wir das aber nicht, laſſen die Windmühle ſtehen, und gehn hauptſächlich auf den los, der uns ſagt: „da iſt ein „Rieſe! der muß erſt erlegt werden, wenn eure „Wohnung ſicher ſeyn ſoll;“ gehn wir auch ihm nicht in Abſicht der **That**, die er gethan hat, (und die ihm, philoſophiſch betrachtet, ohne alle Widerrede erlaubt war) ſondern mit Unterſuchung der **Beweggründe** und Abſichten, aus und zu denen er ſie **unausbleiblich** gethan haben ſoll, auf den Hals; wäre das vernünftig,

billig

billig, theologiſch, chriſtlich? **Beweggründe und Abſichten** der Seele ſtehn allein unter Gott, unter keinem menſchlichen Richter; in philoſophiſche, hiſtoriſche, theologiſche Streitigkeiten gehören ſie ganz und gar nicht. Mag Leßing ſich vor dem Richter, vor dem er jetzt ſteht, rechtfertigen: warum er die Fragmente herausgegeben? gnug, für uns ſind ſie herausgegeben, ſie liegen vor aller Welt da; es kommt jetzt allein auf Uns an, ob wir ſie **Nutzen oder Schaden wollen bringen laſſen**? Alles unnütze Zetergeſchrei, alles verläumderiſche Gekreiſch vermindert ihren Schaden nicht, ſondern muß ihn befördern. Geheul der Weiber vertheidigt die Veſtung nicht; und wenn der Feind hinanſtürmt, ſchaft man die ächzenden Weiber weg. — —

Ich bin auch ein Theolog, und die Sache der Religion liegt mir ſo ſehr am Herzen, als irgend jemanden: manche Stellen und Stiche des Fragmentiſten haben mir weh gethan, weil ich ihn wirklich mit **ſtrenger Wahrheitliebe** las,

las, und bei der Verwirrung, in die er alles zu ſehen weiß, auf manches nicht ſogleich zu antworten wußte, auch auf manches noch jetzt ſehr beſcheiden antworten würde. Keinen Augenblick indeſſen iſt mir ein Gedanke eingefallen, mich deßhalb an **Leßing** zu halten, oder über ihn Rache und Verdammung auszugießen, weil ich Stellen eines Buchs, das er herausgiebt, nicht ſogleich aufhellen und berichtigen kann. Ihm dankte ich immer für die Bekanntmachung von Zweifeln, die mich beſchäftigen und weiter leiten, die mir Gedanken entwickeln, wenn auch nicht auf dem ebenſten Wege. Entwickelt müſſen ſie werden, wenn Sache, Sache, Geſchichte, Geſchichte ſeyn ſoll; und glaube man doch nicht, das alles ſo ſchwer zu entwickeln, daß alle Zweifel ſo neu und unerhört ſeyn, als ſie vielleicht auch Leßing geglaubt hat. Viele ſind längſt geſagt und wiederholt worden, nur nicht von Chriſten, ſondern von Juden; nicht etwa im vorigen und in dieſem Jahrhundert, nicht von Freidenkern in Frankreich und England, (wohin ſich die Polemik mit vieler Retter und Streiter einſchränkt.) ſondern von **Rabbinen früherer Jahrhunderte**, aus denen der Fragmentiſt manches, wenigſtens den ganzen Zuſchnitt der Sehart, genommen zu haben ſcheint. Iſt dies nun alles beantwortet, gut! Iſts nicht beantwortet, was kann Leßing dafür? was darf er dafür haften? Beantwortets jetzt! beantwortets ſtille und geſetzt, klar, rein und deutlich, daß Licht die Finſterniß überwinde und der Schatten elender Lüge die glänzende Wahrheit eben nur erhebe. Leßing gibt euch Gelegenheit zu **neuem Verdienſt.**

„Aber ward er nicht ſelbſt im Streit heftig?“ Laſſet uns davon ſchweigen, meine Brüder, denn wer reitzte ihn? Wer kam ihm, nicht etwa mit Heftigkeit (die hätte ihn wahrſcheinlich nur abgekühlet) ſondern mit Stolz und kalter Verachtung, mit hämiſchen Vermuthungen und unwürdiger Verläumdung, mit langweiligen Armſeligkeiten, als obs Herrlichkeiten der Welt wären, **entgegen?** — Ich will die Geſchichte

des

des Streits nicht durchgehn: ich habe auch nichts weniger als alle Rettungen gegen die Fragmente geleſen. Es iſt manches ſehr Gute, auch Einiges Vortefliche gegen den Fragmentiſten geſchrieben, und was nicht iſt wird werden; wir können aber auch nicht leugnen, viel Schlechtes und manches Gute auf ſchlechte Weiſe. Das Ueble war, daß hier, wie überall, das Schlechte zuerſt kam und die Spreu oben ſchwimmen wollte. DasUeblere war, daß die da ſchwiegen, aus vornehmer Verachtung zu ſchweigen ſchienen, und Leßing, der ſich eines Beſſern werth dünkte, ungeduldig wurde. Das Uebelſte von allen war, daß man verunglimpfte, anſchwärzte, verläumdete, verdammte, wo man unterſuchen und widerlegen ſollte. Das zu ertragen, war Leßing nun wohl nicht gemacht, und ich mögte wiſſen, wer ihn dazu dürfe gemacht glauben?

Wie lange, meine Brüder, werden wir theologiſche und jede andre Wahrheit, theolo-

ſche

ſche und jede andre Wohlanſtändigkeit, Sittlichkeit, Gründlichkeit, Schönheit, immer ſo ſorgfältig unterſcheiden, und was in der Theologie vorkommt, was ſie auch nur von fern angeht, immer nur **Zunftmäßig** cum beneficio Feminae et Cleri, durch uns und von uns und nach uns wollen beurtheilen laſſen? Wir ſind Theologen, aber nicht für uns allein; wir lehren, unterſuchen, predigen, retten, vertheidigen eine Religion, aber auch für andre Stände. Wollen wir unſerm Meiſter nachfolgen, ſo laſſet uns **die neun und neunzig** theologiſche Streit-Böcke **in der Wüſten laſſen** und nach dem **Einen verlohrnen Schaaf** von Layen gehen, das gegen Puncte unſrer Religion Zweifel hat, und ſich, wenn wirs nicht thun, an unſrer Gemächlichkeit, Ruhe und Steifigkeit, wie billig und recht iſt, ärgert. Iſt die Bibel allein für Theologen und **ihre** Zweifel geſchrieben? Soll das Evangelium nicht **aller Kreatur** gepredigt werden, auch dem Fragmentiſten aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel, wenn er allenfalls noch irgendwo unter

den

den Lebenden ſteckte? Und wäre er **ſelbſt** nicht mehr; nun ſo hat er ja ſeine ſiebenhundert ſieben und ſiebenzig Brüder, die auch **Moſen und die Propheten haben**, und leider! keine Luſt bezeugen, ſie **zu hören**. Iſts unſerm Stande, ſelbſt dem Werk, das wir treiben, nützlich oder ſchädlich, wenn, was in allen **Wiſſenſchaften und Künſten** langweilig, ungründlich, abgeſchmackt, oder gar boshaft, hämiſch, albern hieße, auf einmal ſeine Natur ändern und angenehm, gründlich, tief, gelehrt, vortreflich, geiſtig, ja gar wohlanſtändig, fromm, eifrig um Gottes Willen heißen ſoll, ſobald es ſich hinter den Namen einer **Predigt**, einer **theologiſchen** Abhandlung, einer **Rettung der Religion** ſteckt? Größten Theils ſind dieſe ja nicht für **Zunftgenoſſen**, die an unſre Sprache und Schnitt, an unſre veniam, quam petimus damusque viciſſim, gewohnt ſind, ſondern für Leute geſchrieben, die Schönheit, Wohlanſtändigkeit, Gründlichkeit, philoſophiſche und hiſtoriſche Evidenz, doch vielleicht in **andern Sachen**

ſehr

ſehr geprüft und gekoſtet haben. Warum wollten wir uns nicht ſelbſt richten, damit wir nicht von Andern gerichtet, oder gar, trotz unſrer Titel und Namen, mit der Welt ſchlechter Schriftſteller verachtet und verdammt werden?

Uebrigens will ich hier Leßing nur entſchuldigen, weil er ein Menſch, wie wir, war; nicht rechtfertigen, noch rühmen; denn ich kenne weder alle die Gegner, noch alle die Umſtände, die ihn reitzten. Des Mannes Schrift, z. E. gegen den er am heftigſten geſchrieben, kenne ich noch bis jetzt nicht, und bin alſo kein Richter zwiſchen beyden; indeſſen wird eben dieſer eifrige und gelehrte Theolog jetzt, nach Leßings Tode, ſeinem Charakter und Geiſt die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, die er ihm einſt wiederfahren ließ, da er ihn perſönlich kannte, hochſchätzte und ſeinen Freund nannte. Mit dem Ort ändert man ſeinen Charakter nicht, wenigſtens nicht plötzlich; und ein Mann, wie Leßing, der alles unpartheiiſch, **mit Augen der Wahrheit**, anſehn wollte, und ſich ärgerte wenn ihm dagegen was in den Weg kam, ein ſolcher Mann wird mit den Jahren eher beſſer als ſchlechter. Auch bey dem Irrthum iſt Eifer für die Wahrheit ſchätzbar; die Leidenſchaft, die daher entſteht, daß man keiner Leidenſchaft, keinem Truge unterworfen ſeyn will, iſt hochachtenswürdig. Nicht jeder gelangt zu dieſer **warmen Kälte**, zu dieſer Leidenſchaftloſen Leidenſchaft für **Wahrheit** und für Alles was zu ihr führet.

Gut, daß Leßing dieſe ſeine Laufbahn mit einem **Glaubensbekenntniß** und dem Schriftchen von der **Erziehung des Menſchengeſchlechts** a) ſchloß. Das lezte dürfte, ohngeachtet mancher überſpannter Hypotheſe, mancher Theolog wollen geſchrieben haben.

Und,

---

a) Berlin 1780.

Und wo biſt du nun, edler Wahrheitſucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter — was ſieheſt, was erblickſt du jetzt? Dein erſter Blick, da du über die Grenzen dieſer Dunkelheit, dieſes Erdenebels hinwegwarfſt, in welch anderm, höhern Lichte zeigte er dir alles, was du hienieden ſaheſt und ſuchteſt? Wahrheit **forſchen**, nicht erforſcht haben, nach Gutem **ſtreben**, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier dein Blick, dein ſtrenges Geſchäft, dein **Studium**, dein **Leben.** Augen und Herz ſuchteſt du dir immer wach und wacker zu erhalten, und warſt keinem Laſter ſo feind, als der unbeſtimmten, kriechenden Heucheley, unſrer gewohnten täglichen **Halb-Lüge und Halb-Wahrheit**, der falſchen Höflichkeit, die nie dienſtfertig, der gleißenden Menſchenliebe, die nie wohlthätig ſeyn will oder ſeyn kann; am meiſten, (deinem Amt und Beruf nach) der langweiligen, ſchläfrigen Halbwahrheit, die wie Roſt und Krebs in allem **Wiſſen** und **Lernen** von frühauf an menſchlichen Seelen naget. Dies Ungeheuer und ihre ganze fürchterliche Brut gingſt du, wie ein Held, an, und haſt deinen Kampf tapfer gekämpfet. Viele Stellen in deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen, veſten Gefühls, voll goldner ewiger Güte und Schönheit, werden, ſo lange Wahrheit Wahrheit iſt und der menſchliche Geiſt das, wozu er erſchaffen iſt, bleibet — ſie werden aufmuntern, belehren, beveſtigen, und Männer wecken, die auch wie du der Wahrheit durchaus dienen: jeder Wahrheit, ſelbſt wo ſie uns im Anfange fürchterlich und häßlich vorkäme; überzeugt, daß ſie am Ende doch gute, erquickende, ſchöne Wahrheit werde. Wo du irreteſt, wo dich dein Scharfſinn und dein immer thätiger, lebendiger Geiſt auf Abwege lockte, kurz, wo du ein Menſch warſt, warſt du es gewiß nicht gern, und ſtrebteſt immer ein ganzer Menſch, ein fortgehender zunehmender Geiſt zu werden. —

Verzeihe der Leſer meine Apoſtrophe; die letzten Situationen ſeines Lebens riſſen mich hin, und ich wollte eigentlich nichts über ſeinen Charakter ſagen. Den wird und kann ſein näherer Freund beſſer ſchildern. *)

Die Gottheit gab ihm einen guten Ausgang aus dem Leben, ohne langabmattende Krankheit und Leibesſchwachheit.

Ich hoffe, daß wir noch eine ſchöne Erndte ſeiner vollendeten oder unvollendeten Schriften empfangen werden; ein kleiner Erſatz und Troſt für ſein zu frühes Ableben, für ſeinen auf lange Zeit unerſetzten Verluſt für Deutſchland!

Vitis ut arboribus decori eſt, ut vitibus vuae,

Tu

---

*) Auch dieſe Hofnung iſt mit Mendelſohns Tode vereitelt. So weit ich Leßing gekannt habe, mag ich in dieſem Punct nichts Geringeres als Schakeſpears Wort ſagen: „Lobe ihn nicht, ſprich nur: er war ein Mann!“

Tu decus omne tuis: poſtquam te fata tulere,
Ipſa Pales agros atque ipſe reliquit Apollo. —
Spargite humum foliis, inducite fontibus umbras
Et tumulum facite et tumulo ſuperaddite carmen:
„Candidus ignotum miratur lumen Olympi
Sub pedibusque videt nubes et ſidera Daphnis.“

Erfurt,
gedruckt bey Johann Ernſt Schlegel.
1786.

Zerſtreute Blätter

von

J. G. Herder.

Dritte Sammlung.

Gotha 1787,
bey Carl Wilhelm Ettinger.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

„Sage mir, ſpricht Sokrates zu ſeinem geliebten Phädrus, wird ein verſtändiger Landmann wohl den Samen, der ihm werth iſt und von dem er Früchte wünſchet, mitten im Sommer in die Gärten des Adonis ſtreuen und ſich durch die Freude belohnt achten, wenn er ihn nach acht Tagen in ſchönem Grün ſiehet? Oder wenn er dies thut, wird er es nicht blos des Spiels und Feſtes wegen thun? da hingegen er ſeine eigentliche Saat nach aller Kunſt des Ackerbaues in den Boden bringen wird, der für ſie gehöret; zufrieden, wenn er nur in acht Monaten die Frucht ſeines Geſäeten erndtet.

Phädrus. Allerdings, Sokrates, wird es ihm im letzten Fall ein Ernſt, im erſten ein Feſtgebrauch oder ein Spiel ſeyn, wie du ſageſt.

Sokrates. Sollte nun Der, der die Wiſſenſchaft des Gerechten, Guten und Schönen hat, mit ſeinem Samen nicht ſo klug umzugehen wiſſen, als der Landmann mit dem Seinigen?

Phädrus. Nicht anders.

Sokrates. Er wird alſo nicht in vollem Ernſt ſeinen beſten Samen mit ſchwarzer Tinte durch die Feder in Worten ausſäen, da er dieſen weiterhin mit ſeinem lebendigen Wort nicht beiſtehen und die Wahrheit in ihnen niemanden eindringend machen kann.

Phädrus. Wahrſcheinlich nicht.

Sokrates. Gewiß nicht. Aber Gärten des Adonis wird er auch in Buchſtaben, wie es anſtändig iſt, der Uebung wegen pflanzen, und da er durch das was er ſchreibt, ſowohl für ſich als für jeden, der Einerlei Pfad mit ihm gehet, einen Schatz der Erinnerung wider die Vergeſſenheit des künftigen Alters ſammlet, ſo wird er ſich freuen, wenn er ſeine Pflanzungen zart hervorſproſſen ſiehet. Wenn andre an andern Spielen ſich ergötzen, wenn ſie ſich in Schmauſereien und ähnliche

Vergnügungen tauchen: ſo wird Er, ſtatt dieſer aller, mit Spielen die ich eben genannt habe, ſein Leben hinbringen —

Phädrus. Ein ſchönes Spiel, o Sokrates, vor allen andern Spielen, wenn jemand durch Worte ſich die Zeit zu kürzen vermag, indem er über Gerechtigkeit, Güte und Schönheit Einkleidungen dichtet.

Sokrates. Gewiß, mein lieber Phädrus, dem iſt alſo. Noch ſchöner aber, dünkt mich, wird dieſer Fleiß, wenn jemand durch die Kunſt der Rede den Samen der Worte mit Verſtand in den guten Boden einer Seele ſäet und pflanzet, die ihm zur Hand iſt. Da kann denn dieſer Same ſowohl ſich ſelbſt als dem Säenden aufhelfen, und iſt nicht ohne Frucht: denn auch Er hat Samen in ſich. Aus Seelen in Seelen gepflanzt, ſind Worte geſchickt, unſterbliche Frucht zu tragen, und den, der ſie beſitzt, glücklich zu machen, ſofern dies ein Sterblicher ſeyn kann.„

* * *

So dachte Plato, und ich wünſchte dieſen zerſtreuten Blättern, daß ſie nicht ganz als eine Saat am Feſte des Adonis mit ihrem Sommer erſterben, ſondern auch hie und da als die ernſte Pflanzung eines armen Landmannes angeſehen werden möchten. Der Verfaſſer derſelben kann zwar ſeinen ausgeſäeten Worten nicht nachhelfen: er ſtreuet ſie hin, wohin ſie der Wind führte; indeß verläſſet er ſich darauf, daß ſie, Einmal in die weite

Welt geſäet, wenigſtens hie und da den Boden finden werden, von welchem Sokrates redet, und ſo wünſchet er jedem Körnchen ſeinen Platz.

Das erſte Stück dieſer Sammlung heißt **Bilder und Träume**; und ich hätte ihm gern einen noch beſcheidnern Namen geben mögen, wenn ich einen ſolchen gewußt hätte. Es ſind Jugendbilder und Jugendträume, die, ſo wenig ſie Gedichte ſeyn mögen, ihrem Verfaſſer den Namen eines Dichters zu erwerben auch ganz und gar nicht im Sinne haben. Sie wurden nicht zum Druck geſchrieben, ſind zum Theil zwanzig Jahre alt, dazu ſehr nach der alten Weiſe, d. i. äußerſt ſimpel. Von Jugend auf dünkte es mich, daß ſich die Proſe viel mehrern Schmuck des Wort- und Periodenbaues erlauben dürfe, als die Poeſie; der Schmuck der letzten ſei hohe Einfalt und eine äußerſt wahre, tief-eingreifende Bildung der Gedanken, d. i. Dichtung. Ich bitte alſo auch dieſe Kleinigkeiten nicht als Kunſtwerke höherer Art, ſondern als alte Verſe oder gar als Proſe zu leſen. Es wäre mir lieb, wenn einige darunter der Muſik angemeſſen wären: denn durch die Kunſt der Töne wird eine abgemeſſene Sprache dieſer Gattung erſt lebendig. Auf den Wellen der Muſik fortgetragen, träumen wir lebhafter und ſanfter.

Das zweite Stück iſt eine Abhandlung über Bild, Dichtung und Fabel. Die

Materialien derſelben ſind gleichfalls ziemlich alt: denn die Gedanken z. B. über die äſopiſche Fabel ſollten ſchon im zweiten Theil der **Fragmente über die neuere Deutſche Literatur**, d. i. im Jahr 1767. erſcheinen. Damals war dieſe Materie neu; und ſie kann es noch ſeyn, da ſeit **Leßing** die Theorie der Fabel, ſo viel ich weiß, nicht weiter fortgeführt worden. Die nach ihm kamen, ſind ihm entweder gefolgt; oder ſie verließen ihn, ohne die Sache aufs Reine bringen zu wollen. So z. B. iſt **Sulzer** in ſeinem Wörterbuch, was dieſen Artikel betrift, den Schweizer-Kunſtrichtern nachgegangen, ohne auf Leßings Einwendungen Rückſicht zu nehmen: andre haben **Leßing** getadelt, ohne der Theorie ſelbſt ins Klare zu helfen; und doch iſt für einen denkenden Geiſt nichts ſchöner, als eine reine Theorie, worüber es auch ſeyn möge. Es würde mich freuen, wenn ich dieſe befördert hätte; wer aber darüber urtheilen will, muß den Stand der Sache kennen, das iſt, er muß außer den alten, auch die Schriften der Franzöſiſchen und Deutſchen Theoriſten, inſonderheit Breitingers, Bodmers, Leſſings über dieſe Materie geleſen haben. Ein neugebohrnes Kind mag ſprechen, worüber es will; nur über Sachen, die eine Geſchichte menſchlicher Gedanken vorausſetzen, ſollte es nicht ſprechen wollen und ſprechen dürfen. Der Abſchnitt über die Dichtung iſt ſeit der Zeit in einigen Heyniſchen Aufſätzen durch Belege der ſchönſten, d. i. der griechiſchen Mythologie ſehr glücklich erläutert worden; daher bin ich in ihm nur kurz geweſen.

Das dritte Stück enthält **Dichtungen aus der morgenländiſchen Sage**, und über ſie vorzüglich muß ich mich näher erklären. Ich bin zu ihnen gekommen, auf Wegen wo ich ſo etwas nicht ſuchte; meiſtentheils nämlich im Studium morgenländiſcher Sprachen, Sagen und Commentare. Hier war mir oft ein Bild, ein Gleichniß, eine Dichtung, das was jenem müden Propheten der Wachholderbaum in der Wüſte war; an ſich eine arme Geniſte, die ihm indeß Schatten gab und ihn ſtärkte. Oder ohne Bild zu reden, ich traf in den Sagen des Morgenlandes, ſo ungereimt ſie manchmal ſchienen, oft ſo dichteriſche Ideen an, die um eine beſſere Ausbildung gleichſam fleheten, daß es mir ſchwer ward, ſie nicht auszuzeichnen und in müßigen Minuten nach meiner Weiſe zu geſtalten. Niemand alſo vermiſche dieſe Dichtungen mit den Erzählungen der Bibel; ſie ſind völlige Apokryphen, entweder alte Sagen mehrerer morgenländiſchen Völker, oder wenigſtens aus Samenkörnern dieſer Art entſproſſene Gewächſe. In ihrer Ausbildung gehören die meiſten mir völlig zu; wenige nur ſind, wie ſie daſtehen, ganz in der Tradition gegeben.*) Alle andre aber ſtützen ſich ebenfalls, wie jeder Beleſene es wiſſen wird, auf Sagen; und je mehr ſie ſich auf ſolche ſtützen, je ächter ſie den Geiſt des Morgenlandes, der in ſolchen herrſcht, auch in dieſer Nachbildung hauchen, deſto mehr erreichen ſie ihre Wirkung. Man hört in ihnen ſodann eine fortgeſetzte Sage ſeiner Kindheit: die Dichtung ſchlingt ſich an das, was man von Jugend auf lernte, indem ſie den Schatten und Umriß berühmter Gegenden und Namen gleichſam nur ausmalet. Kind muß man alſo auch werden, wenn man dieſe Dichtungen, als morgenländiſche Fabeln oder Idyllen, lieſet; und da einige derſelben bereits im Teutſchen Merkur 1781. den Beifall von Perſonen erhalten haben, deren zwei oder drei mir ſtatt Vieler ſind; ſo bin ich über die jetzt hinzu gekommenen wenig verlegen. Sie ſind aus eben denſelben Quellen geſchöpft und athmen den Geiſt Einer und derſelben Weltgegend. Einige andere Stücke, die in eigentlicherem Verſtande Fabeln oder Parabeln ſind, erwarten eine leere Stelle in einem der folgenden Theile.

---

*) Z. B. die Kindheit Abrahams S. 237. Joſeph und Zulika S. 251. der Wanderſtab des Propheten S. 291. u. a.

Das vierte Stück dieſes Bandes iſt eine **Muthmaaßung über die prächtigen Alterthümer von Perſepolis**, der ich Beifall oder Berichtigung wünſche. Da die Eine Vorſtellung, die ich hier zu enträthſeln gewagt habe, auf mehreren Grabmählern wiederkommt und alſo offenbar ein angenommenes Bild der Perſer-Mythologie geweſen: ſo wird ſie mir Gelegenheit geben, im nächſten Theil von den **Gräbern der Könige** zu reden und einige andre Denkmale der alten Welt, (wenigſtens wünſche ich dies) zu erläutern.

Lebe alſo wohl, dritte Sammlung, und empfiehl dich deinen Leſern, ſo gut du kannſt.

Weimar den 28. Aug. 1787.

Inhalt.

I. Bilder und Träume. S. 1
Die Dämmerung. 5
Das Kind der Sorge. 7
Die Erinnerung. 10
Die Lerche. 12

Das Flüchtigſte. S. 15
Flora und die Blumen. 18
Die Kunſt. 20
Lilie und Roſe. 23
Der Neid. 24
Der Regenbogen. 25
Der Menſch und ſein Schatte. 27
Der verſchiedene Geſang. 29
Die Feldheimen. 32
Die Perle. 36
Liebe und Gegenliebe. 38
An die Freundſchaft. 41
Das Saitenſpiel. 43
Der Nachhall der Freundſchaft. 47
Liebe und Freude. 51
Der Gewinn des Lebens. 54
Lied des Lebens. 57
Der Himmel. 59

Die Mechanik des Herzens. S. 60
Der Mond. 61
Der Nachruhm. 62
Das Glück. 65
In den Schlaf. 68
Die Waſſernymphe. 71
Die Raupe und der Schmetterling. 74
Die Natur. 76
Der Säugling. 80
Die Schweſtern des Schickſals. 85

II. Ueber Bild, Dichtung und Fabel. 87

Ueber Bild. 93
Ueber Dichtung. 109
Ueber die äſopiſche Fabel. 124
Anhang. 174

III. Blätter der Vorzeit . S. 191
Erſte Sammlung. . . . 193
Die Blätter der Vorzeit. ſ ſ ſ 195
Licht und Liebe. ſ ſ ſ ſ 198
Sonne und Mond. ſ ſ ſ 200
Das Kind der Barmherzigkeit. ſ ſ 203
Die Geſtalt des Menſchen. ſ ſ 205
Der Weinſtock. ſ ſ ſ ſ 208
Die Bäume des Paradieſes. ſ ſ 211
Lilith und Eva. ſ ſ ſ ſ 214
Sammaël. ſ ſ ſ ſ ſ 217
Der Vogel unſterblicher Wahrheit. ſ 220
Der himmliſche Schäfer. ſ ſ ſ 223
Adams Tod. ſ ſ ſ . ſ 226
Zweite Sammlung. . . 229
Der Schwan des Paradieſes. ſ ſ 231
Der Rabe Noah's. ſ ſ ſ 235
Die Taube Noah's. ſ ſ ſ 237

Abrahams Kindheit. . . S. 239
Die Stimme der Thränen. . . 244
Das Grab der Rahel. . . . 247
Joſeph und Zulika. . . . 251
Der Streit der heiligen Berge. . 253
Die Worte des Geſetzes. . . . 255
Die Bürgſchaft des Menſchengeſchlechts. 259
Aarons Entkleidung. . . . 261
Der Tod Moſes. 264

Dritte Sammlung. . . 267

Die Opfertaube. 269
Die Geſänge der Nacht. . . . 272
Die Morgenröthe. 276
Der Pſalmenſänger. . . . 278
David und Jonathan. . . . 280
Der Jüngling Salomo. . . . 283
Salomo im Alter. 285
Elias. 288

Der Wunderſtab des Propheten. S. 291

Der Thron der Herrlichkeit. . . 294

Das heilige Feuer. 297

Die Sterne. 300

— IV. Perſepolis, eine Muthmaaſſung. 301

I.

Bilder und Träume

Fliegt, ihr meiner Jugend Träume,
Flattert, leichtbeſchwingte Reime,
In mein frohes Jugendland;
Wo ich unter dichten Bäumen
In der Muſe ſelgen Träumen
Wahrheit ſuchte, Bilder fand.

Gleich den bunten Schmetterlingen
Schlüpften mir auf leichten Schwingen
Manche, manche längſt vorbei:
Andre ſind mir treu geblieben,
Und ſo bleib' ich euch, ihr Lieben,
Auch mit Herz und Seele treu.

Ach, in deinen Schoos verſunken
Sind die Welten, die ich trunken
In dir ſahe, Silberſee.
Schlummert ſanft! denn auch in ſchönen
Luſtgefärbten Wandrerſcenen
Dämmert mir der Wahrheit Höh.

Flieht, ihr meiner Jugend Träume,
Flattert, leichtbeſchwingte Reime,
In die Hand der Jugendzeit.
Träume ſind wir, denen Schatten
Sich mit Licht und Wahrheit gatten,
Und die auch der Traum erfreut.

Die Dämmerung.

Der Aether und die Liebe war
Das älteſte hohe Götterpaar;
Sie zeugten die Unſterblichen,
Den Himmel und die Seligen.

Und tiefer in der Wolken Reich
Ward ihr Geſchlecht der Wolke gleich;
Sie, ewigſchön und ewigjung,
Erzeugten uns die Dämmerung.

Aus Licht und Schatten webten ſie
Der Menſchen trügend Daſeyn hie;
Nur Dämmerung iſt unſer Blick,
Nur Dämmerung iſt unſer Glück.

Der Jugend holdes Morgenroth
Verbirget, was der Tag uns droht;
Der Blume ſchwülen Mittag kühlt
Ein Zephyr, der am Abend ſpielt.

Und Ohr und Auge täuſcht ſich gern;
Das Herz, es pochet in die Fern';
Es wünſcht und hat und glaubets kaum:
Denn ach ſein ſchönſtes Glück iſt Traum.

Die Hoffnung, ewigſchön und jung,
Iſt auch ein Kind der Dämmerung;
Auch ihre Schweſter Sehnſucht liebt
Den Schleier, der die Lieb' umgiebt.

Ich dank' euch, die ihr um mich ſchwebt,
Daß ihr die Hülle mir gewebt;
Doch Lieb' und Aether, leiht o leiht
Mir einſt ein heller Pilgerkleid.

Das Kind der Sorge.

Einſt ſaß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und ſann:
Da bildet' im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes Bild.

„Was haſt du, ſinnende Göttinn?„
Spricht Zevs, der eben ihr naht.
„Ein Bild von Thone gebildet,
Beleb's, ich bitte dich Gott.„

„Wohlan! ich will es! — Es lebet!
Doch mein ſei dieſes Geſchöpf!„ —
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß es, laß es mir, Herr.

Mein Finger hat es gebildet„ —
„Und ich gab Leben dem Thon„
Sprach Jupiter. Als ſie ſo ſprachen,
Da trat auch Tellus *) hinan.

„Mein iſts! Sie hat mir genommen
Von meinem Schooße das Kind.„
„Wohlan, ſprach Jupiter, harret,
Dort kommt ein Entſcheider, Saturn.„ **)

Saturn ſprach: „Habet es alle!
So wills das hohe Geſchick.
Du der das Leben ihm ſchenkte,
Nimm, wenn es ſtirbet, den Geiſt.

---

*) Die Erde. **) Die Zeit.

Du Tellus ſeine Gebeine:
Denn mehr gehöret dir nicht.
Dir, ſeiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geſchenkt.

Du wirſt, ſo lang' es nur athmet,
Es nie verlaſſen, dein Kind.
Dir ähnlich wird es von Tage
Zu Tage ſich mühen ins Grab.„

Des Schickſals Spruch iſt erfüllet
Und Menſch heißt dieſes Geſchöpf.
Im Leben gehört es der Sorge:
Der Erd' im Sterben und Gott.

Die Erinnerung.

Nach dem Spaniſchen.

Gute Zeiten, ſelge Stunden,
Sagt, wo ſeyd ihr hingeſchwunden?
Und zum Unglück oder Glück
Blieb mir euer Bild zurück?

„Hin zu neuer Jugend Stunden
Sind wir Guten hingeſchwunden;
Und zur Labung und zum Glück
Blieb dir unſer Bild zurück.„

Mir zur Labung? Ungenoſſen
Sind der Tage viel verfloſſen.
Trübe kommt dem matten Blick
Reue nur ſtatt Troſt zurück.

„Auch der Reue ſüße Schmerzen
Sind ein Balſam kranker Herzen.
Neuer Muth iſt Lebensglück,
Schaue vor dich, nicht zurück.„ —

Vor mich? Sieh' auf jenem Hügel
In der Abendröthe Spiegel
Seh ich eine Urne ſtehn;
Darf ich, darf ich zu ihr gehn?

„Geh hinan; die guten Stunden
Haben kränzend ſie umwunden.
Lies die Inſchrift, dämmernd-ſchön:
„Auch hier iſt Arkadien.„

Die Lerche.

Gegrüßet ſeyſt du, du Himmelsſchwinge,
Des Frühlings Bote, du Liederfreundinn,
Sey mir gegrüßet, geliebte Lerche,
Die beides lehret, Geſang und Leben.

Der Morgenröthe, des Fleißes Freundinn,
Erweckſt du Felder, belebſt du Hirten;
Sie treiben munter den Schlaf vom Auge:
Denn ihnen ſinget die frühe Lerche.

Du ſtärkſt dem Landmann die Hand am Pfluge,
Und giebſt den Ton ihm zum Morgenliede.
„Wach auf und ſinge, mein Herz voll Freude,
Wach auf und ſinge, mein Herz voll Dankes.“

Und alle Schöpfung, die Braut der Sonne,
Erwacht verjünget vom langen Schlafe,
Die ſtarren Bäume, ſie hören wundernd
Geſang von oben und werden grünend.

Die Zweige ſprießen, die Blätter keimen,
Das Laub entſchlüpfet und horcht dem Liede.
Die Vögel girren im jungen Neſte,
Sie üben zweifelnd die alten Stimmen.

Denn du ermunterſt ſie, kühne Lerche,
Beim erſten Blicke des jungen Frühlings;
Hoch über Beifall und Neid erhoben,
Dem Aug' entflogen, doch ſtets im Ohre.

Inbrünſtig ſchwingſt du dich auf zum Himmel
Und ſchlüpfſt beſcheiden zur Erde nieder.
Demüthig niſteſt du tief am Boden
Und ſteigſt frohlockend gen Himmel wieder.

Drum gab, o fromme, beſcheidne Lerche,
Du über Beifall und Stolz erhobne,
Du muntre Freundinn des frühen Fleißes,
Drum gab der Himmel dir auch zum Lohne,

Die unermüdlich-beherzte Stimme,
Den Ton der Freude, den langen Frühling.
Selbſt Philomele, die Liedergöttinn,
Muß deinem langen Geſange weichen.

Denn ach! der Liebe, der Jugend Klagen
In Philomelens Geſang erſterben;
Das Lied der Andacht, der Ton der Freude,
Das Lied des Fleißes hat ewgen Frühling.

Das Flüchtigſte.

Tadle nicht der Nachtigallen
Bald verhallend ſüßes Lied;
Sieh wie unter allen, allen
Lebensfreuden, die gefallen,
Stets zuerſt die Schönſte flieht.

Siehe wie im Tanz der Horen
Lenz und Morgen ſchnell entweicht;
Wie die Roſe, mit Auroren
Zart im Silberthau gebohren,
Auch Auroren gleich, erbleicht.

Siehe, wie im Chor der Triebe
Bald der Zärteſte verklingt;
Holdes Mitleid, Wahn der Liebe,
Ach daß er uns ewig bliebe!
Aber ach ſein Zauber ſinkt.

Und die Friſche dieſer Wangen,
Und der Jugend rege Glut
Und die ahndenden Verlangen,
Die am Wink der Hoffnung hangen;
Ach ein fliehend, fliehend Gut!

Selbſt die Blüthe unſers Strebens,
Aller Muſen ſchönſte Gunſt,
Jede höchſte Kunſt des Lebens,
Freund, du feſſelſt ſie vergebens;
Sie entſchlüpft, die Zauberkunſt.

Aus dem Meer der Götterfreuden
Ward ein Tröpfchen uns geſchenkt,
Ward gemiſcht mit manchem Leiden,
Leerer Ahnung, falſchen Freuden,
Ward im Nebelmeer ertränkt;

Aber auch im Nebelmeere
Iſt der Tropfe Seligkeit;
Einen Augenblick ihn trinken,
Rein ihn trinken und verſinken,
Iſt Genuß der Ewigkeit.

Flora und die Blumen.

„Kinderchen des holden ſüſſen Frühlings,
Hört o hört der Mutter treue Warnung,
Wenn ein lauer Winterweſt euch heuchelt,
Trauet nicht dem heuchelnd⸗böſen Mörder.

Wartet, bis der goldne Vater rufet,
Bis die treue Mutter euch erſcheinet,
Die euch weckt aus euren Winterbettchen
Und euch Kleider bringt und ſchöne Häubchen.“

Alſo ſprach zu ihren Blumenkindern
Flora ſcheidend und ging auf zum Himmel.
Alle Blumen ſagten ihr Gehorſam
Und Geduld zu, bis ſie wiederkäme.

Als ſie kam; der goldne Vater Frühling
Rief die Kinder aus dem Winterſchlafe,
Und die Mutter brachte ſchöne Kleider,
Lief umher und ſucht' und zählet' alle.

Ach da fand ſie manches ſchöne Knöspchen
Früh hervorgelockt vom böſen Mörder.
Ausgetreten wars aus ſeiner Zelle,
Hatt' hervorgeblickt mit ſeinen Aeuglein;

Und war bald erſtarret, von des böſen
Heuchelnden Verführers Hauch vergiftet:
Denn der Winterweſt war Froſt geworden
Und erſtarret ſtand das arme Blümchen.

Traurig rief die Mutter ihrem Zephyr,
Der es brach; und ſie begrub es weinend.
Ach das ungeduldge, frühe Blümchen
Prangt nun nimmer mehr im Lenz der Flora.

Die Kunſt.

Aus der Schaar der Götterfreuden
Stahl die jüngſte Freude ſich:
Und der Fleiß, ein Sohn der Leiden,
Nahte zu ihr jugendlich.
Unſchuld war in ihren Mienen,
Treue war in ſeinem Blick:
Und die Liebe zwiſchen ihnen
Stiftete der Beiden Glück.

Ich ermatte, ſprach die Schöne,
Gib mir deine ſichre Hand.
Nimm ſie, ſprach er, Eintracht kröne
Unſer Beider treues Band.
Alſo wohnten ſie im Schatten,
Unter aller Götter Gunſt;
Und das Kind, das Beide hatten,
War ein ſchönes Kind, die Kunſt.

Von der Mutter lebte Fülle,
Götterfüll' in ihrer Bruſt;
Und der Vater gab ihr Stille,
Fleiß und Emſigkeit zur Luſt.
Sorgſam hat er ſie erzogen,
Zärtlich hat ſie ſie geſäugt:
Götter waren ihr gewogen,
Menſchen waren ihr geneigt.

Aber als ſie zu vermählen
Nun die frohe Zeit erſchien;
Wer der Götter wird ſie wählen?
Wem der Menſchen wird ſie blühn?
Zwiſchen Erd' und Himmel ſchwebet
Sie der Einſamkeit geweiht:
Denn der Mutter Gottheit lebet
In des Vaters Sterblichkeit.

Mit belohnend-holden Blicken
Schaute Jupiter hinab.
„Unſern Himmel ſoll ſie ſchmücken,
Sie, die nur der Himmel gab.
Wär' aus unſrer Götterjugend
Einſig-ſchöne Kunſt verbannt?
Nein o **Weisheit** und o **Tugend**
Holet ſie in unſer Land.„

Weisheit und die Tugend ſtiegen
In der Schweſter Einſamkeit;
Und aus ihrer beider Zügen
Schuf ſie ſelbſt ſich Göttlichkeit.
Unabtrennlich ſtets von beiden
Ward ſie wie die **Anmuth** ſchön,
Und im Chor der Götterfreuden
Tanzen jezt drei Grazien.

Lilie und Roſe.

Lilie der Unſchuld, und der Liebe Roſe,
Wie zwo ſchöne Schweſtern, ſteht ihr bei einander:
Aber wie verſchieden!

Du der Unſchuld Blume, biſt dir ſelbſt die Krone:
Ohne Schmuck der Blätter, auf dem nackten Zweige,
Schützeſt du dich ſelber.

Du von Amors Blute tief durchdrungne Roſe,
Du von ſeinen Pfeilen vielgetheilter Buſen,
Braucheſt um dich Dornen.

Der Neid.

Neide nicht, o junges Mädchen,
Deiner Schweſter Lieblichkeit.
Ahme nicht mit Feuerzorne
Nach, was die Natur verbeut.

Eine Blume, noch im Werden
Sah die Lilje vor ſich ſtehn
Und vergeſſend ihrer ſelber:
(Denn auch ſie war hold und ſchön;)

Neidet, zürnt ſie, brennet ängſtig
Lilie zu werden; weh!
Was geſchieht? Die arme Blume
Wird zur Feuerlilie.

Der Regenbogen.

Schönes Kind der Sonne,
Holder Regenbogen,
Ueber ſchwarzen Wolken
Mir ein Bild der Hoffnung.

Tauſend muntre Farben
Bricht der Stral der Sonne
In verhüllten Thränen
Ueber grauer Dämmrung.

Und des weiten Bogens
Veſte Säulen ſtehen
Auf des Horizontes
Sichrem Felſenboden.

Ach der Bogen ſchwindet!
Seine Farben blaſſen;
Von den veſten Säulen
Glänzet noch ein Wölkchen.

Aber ſeht, der Himmel
Bläuet ſich; die Sonne
Herrſchet allgewaltig
Und die Auen duften.

Schwindet, holde Kinder
Schöner Jugendträume,
Schwindet! Nur die Sonne
Steig' hinauf und walte.

Hoffnungen ſind Farben,
Sind gebrochner Stralen
Und der Thränen Kinder;
Wahrheit iſt die Sonne.

Der Menſch und ſein Schatte.

„Sage, was hab' ich mit dir?
Du biſt vor und hinter mir,
Oeder Schatte, ſchwarzer Geiſt,
Der mein Nichts mir immer weiſ't.„

„Tadelſt du o Freund ein Bild,
Das dein Weſen dir enthüllt?
Ohne jenes Lichtes Glanz
Biſt du ſelbſt ein Schatte ganz.

Steht die Sonne vor dir hier,
Schleich' ich nur im Rücken dir;
Wird ſie dir im Rücken ſtehn,
Wird dein Schatte vor dir gehn.„

„Alte Fabel! Ruhm und Glück
Wechſeln mit der Sonne Blick;
Aber Ehre, Glück und Ruhm
Sind ſelbſt Schatten um und um.“

„Nein o Freund, des Lebens Licht
Iſt Vernunft; die fliehe nicht.
Wird ſie dir im Rücken ſtehn,
Wird dein Schatte vor dir gehn.“

Der verſchiedene Geſang.

Einſt ſchlug mit wunderſüßem Schall
Die klagenreiche Nachtigall;
Ein muntrer Sperling hörte zu:
„O ſäng' ich, Nachtigall, wie du!
Doch warum ſoll mirs nicht gelingen?
Ich will auch lernen alſo ſingen.„

Die Nachtigall ſpricht: „nun wohlan!
Es ſinge, wer da ſingen kann;
Doch nie war ich um Kunſt bemüht:
Denn aus dem Herzen quillt mein Lied.
Nur meiner Liebe zarte Klagen,
Nur meine Seufzer will ich ſagen.„

„Wenn Liebe den Geſang dir giebt,
Wer iſt mehr als der Spatz verliebt?
Ich ſing' auch Liebe„ — — Was geſchieht?
Er zirpt ein Nachtigallenlied,
Und ſeine Bule war zufrieden;
Ihr war ein Sperlingsohr beſchieden.

Nicht alſo wars die Nachtigall:
„Was quälſt du, ſprach ſie, deinen Schall!
Sing' doch und lieb' in deiner Art,
Die Meine laß mir aufgeſpart.
Du tändelſt froh; ich ſinge Schmerz:
Wie der Geſang, ſo iſt das Herz.„

Die ihr ein Lied der Liebe wagt,
Hört, was die Nachtigall euch ſagt.
Wer tändeln kann und klagen will,
Der ſchweige mit der Klage ſtill.
Gar anders liebt des Sperlings Herz;
Gar anders Philomelens Schmerz.

Die Feldheimen.

Menſchen waren einſt, ſo lehret Plato,
Gute Menſchen waren einſt die Heimchen,
Die ihr Tagewerk mit Fleiße trieben,
Kinder zeugten und den Acker bauten.

Bis mit ihren böſen Zaubertönen
Dreimal drei der Muſen niederſtiegen,
Und die Fluren mit Geſang erfüllten,
Und ſogar die Vögel ſingen lehrten.

Ach da ſtanden ſprachlos und entzücket
Unſre fleißig-guten Ackerſeelen;
Und vergaßen bey den ſüßen Tönen
Arbeit, Kinder, Speiſ' und Trank und Schlummer.

Offnen Ohres, offnen Mundes hingen
Am Geſange der Göttinnen alle,
Wurden Amatoren, Virtuoſen,
Famuli und Famulä der Muſen.

Wenig Tage währete die Freude:
Und das Chor der horchenden Entzückten
Stand von Hunger, Durſt und von Geſängen
Matt und welk und eingeſchrumpft und ſterbend.

Doch die Muſen halfen ihren treuen
Märtyrern noch in den letzten Nöthen;
Süßen Todes führten ſie die armen
Singend-ſterbenden ins Land der Dichter.

Wo ſie jetzt auf allen grünen Bäumen
Wie die Könige der Erde thronen,
Ohne Sorgen, ohne Müh und Arbeit,
Ohne Fleiſch und Blut, den Göttern ähnlich.

Nun und nimmer drücket ſie das Alter,
Nun und nimmer ängſtet ſie die Nahrung;
Trunken, von ein wenig Thaue trunken
Singen ſie gehört und ungehöret.

Wie ſie denn auch, alſo lehret Plato,
Ihren Muſen treue Nachricht bringen,
Was hier dieſer Knabe, jener Schäfer
Singt und ſang und künftig ſingen werde.

* * *

Ach ihr ſüßen Landverwüſterinnen,
Steiget noch einmal vom Himmel nieder
Holde Muſen, ſteigt herab und hemmet
Eurer ewgen Lieder ewge Wirkung.

Seht die Schaar der horchenden Entzückten,
Myriaden Sänger, Virtuoſen,
Kunſtliebhaber, Muſen-Nachrichtgeber,
Reiſende Kundſchafter, Deklamanten.

Seht o ſehet ihre Müh' und Arbeit,
Ihren Hunger, ihre heiße Sangluſt,
Wandelt ſie! — Doch ach wozu die Wandlung?
Sie ſind jezt ſchon wie die Heimchen ſelig.

Die Perle.

Nimm, o Freundinn, dieſer Perlen,
Dieſer Silbertropfen Band:
Denn die Göttinn ſtiller Anmuth
Hat ſie ſelbſt dir zuerkannt.

Als ſie aus des Meeres Wellen,
Wie ein Traum der Liebe ſtieg,
Kam demüthig eine Muſchel,
Die ſie trug und ſittſam ſchwieg.

Wellen hüpften um die Göttinn,
Weſte buhlten um ſie her;
Aber die gefällig gute
Dienerinn gefiel ihr mehr.

„Womit ſoll ich dich belohnen?„
Sprach ſie, und vom Silber⸗Glanz
Ihrer Glieder ſchwamm die Muſchel
Glänzend ſchon und ſilbern ganz.

„Nimm den Tropfen meines Haares,
Künftig nur der Unſchuld Schmuck.„
Und der Tropfen ward zur Perle
In der Muſchel, die ſie trug.

Ewig jetzt ein Schmuck der Unſchuld,
Stiller Anmuth ſelbſt ein Bild,
Ohne Gaukelprunk der Farben
Nur in eignen Reiz gehüllt,

Sehnet ſie ſich aus der Krone
Des Monarchen in das Band,
Das der Unſchuld Haar umſchlinget,
Einer Göttinn Haar entwandt.

Liebe und Gegenliebe.

Als einſt die Mutter der Anmuth
Den Knaben Amor gebar,
Bekränzt' er, ein einziges Söhnchen,
Mit Roſen ſein lockiges Haar.

Er ſchuf nur Quaalen den Herzen;
Die zarte, ſüßere Pflicht,
Mit Liebe Liebe zu lohnen,
Die kannte der Flüchtige nicht.

Und manche beleidigte Göttinn
Und mancher beleidigte Gott,
Sie zürnten alle dem Knaben
Und ſchuffen ihm Flügel zum Spott.

Bis einſt die himmliſche Liebe
Ein ſchöneres Mittel erſann;
Sie ward zur Welle des Meeres
Und blickte den Lieblichen an.

Er ſieht im Meere ſein Bildniß,
Und wird von Liebe beſeelt;
Und fühlt nun ſelber die Schmerzen,
Mit denen er andre gequält.

Umfangen will er das Wahnbild,
Ihm in der Welle ſo nah;
Und ſieh! ſein ſchönerer Bruder
Steht vor dem Liebenden da.

„Wer biſt du?„ ſpricht er verwirret.
„Du ſelbſt, dein Bruder bin ich!
Laß uns verſuchen im Kampfe;
Vielleicht beſiegeſt du mich.„ —

Und ſeitdem ringen die Beide
Der Liebe mächtigen Streit;
Wo Einer Herzen verwundet,
Iſt nie der Andere weit.

Wo reine himmliſche Liebe
Hinſchaut mit ſchaffendem Blick;
Da kommt vom Bilde des Anſchauns
Ihr Gegenliebe zurück.

An die Freundſchaft.

Nach dem Spaniſchen.

Heilge Freundſchaft, die auf Engels-
flügeln
Sich emporſchwang zu den ſel'gen Hügeln,
Unſer Erdenland verließ
Und ging auf ins Väter-Paradies;

Wo ſie noch aus guten Mutterhänden
Uns ihr Kind zuweilen her will ſenden,
Liebe, die auch irre geht
Und für Treue öfters Reu empfäht;

Holde Freundſchaft, kehr' o kehre wieder,
Hand- und Herzen-bindend zu uns nieder!
Ohne dich iſt alles leer,
Auch die Liebe ſelbſt nicht Liebe mehr.

Wenn du uns dein Bild noch lange raubeſt
Und es gar dem ſüßen Trug' erlaubeſt:
O ſo wird dein Menſchenreich
Bald dem alten wüſten Chaos gleich.

Das Saitenſpiel.

Was ſingt in euch, ihr Saiten?
Was tönt in eurem Schall?
Biſt du es, Klagenreiche
Geliebte Nachtigall?
Die, als ſie meinem Herzen
Wehklagete ſo zart,
Vielleicht im lezten Seufzer
Zum Silberlaute ward.

Was ſpricht in euch, ihr Saiten?
Was ſingt in eurem Schall?
Betrügſt du mich, o Liebe,
Mit ſüßem Wiederhall?
Du Täuſcherinn der Herzen,
Geliebter Lippen Tand,
Biſt du vielleicht in Töne,
Du Flüchtige, verbannt?

Es ſpricht mit ſtärkrer Stimme,
Es dringet mir ans Herz;
Es weckt mit Zaubergriffen
Den längſt⸗entſchlafnen Schmerz.
Du bebſt in mir, o Seele,
Wirſt ſelbſt ein Saitenſpiel —
In welches Geiſtes Händen?
Voll zitterndem Gefühl.

Es ſchwebet aus den Saiten;
Es liſpelt mir ins Ohr.
Der Geiſt der Harmonieen,
Der Weltgeiſt tritt hervor.
„Ich bin es, der die Weſen
In ihre Hülle zwang,
Und ſie mit Zaubertönen
Des Wohlgefühls durchdrang.

In rauhen Felſenhöle
Bin ich dir Wiederhall;
Im Ton der kleinen Kehle
Geſang der Nachtigall.
Ich bins, der in der Klage
Dein Herz zum Mitleid rührt,
Und in der Andacht Chören
Es auf zum Himmel führt.

Ich ſtimmete die Welten
In Einen Wunderklang;
Zu Seelen floſſen Seelen,
Ein ewger Chorgeſang.
Vom zarten Ton beweget,
Durchängſtet ſich dein Herz
Und fühlt der Schmerzen Freude,
Der Freude ſüßen Schmerz.„ —

Verhall' o Stimm', ich höre
Der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen feſt an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In Ein Gefühl verſchlungen
Sind wir ein ewig All;
In Einen Ton verklungen
Der Gottheit Wiederhall.

Der Nachhall der Freundſchaft.

Hoher Freundſchaft Sympathieen ſingen
Tönet edel; in den Saiten klingen
Lieblich-ſtolz die Stimmen Sympathie
Hoher Freundſchaft; doch wo athmen ſie?

Ach ſie ſchieden längſt aus unſern Hütten,
Aus dem Taumel unſrer Buhlerſitten,
Grämten ſich zu Luft und wurden Schall
Und ſind jetzt — was noch als Wiederhall?

Wiederhall, den jede Lipp' entweihet,
Wiederhall, auf Sopha's hingeſtreuet,
Sind der Sprache Spiel-Berlocken, ſind
Unſrer ſchönen Kreiſe Fächerwind.

Sympathie, als einſt mit ſüßen Schmerzen
Du den Säugling noch an Mutterherzen
Bandeſt, als er an der Tugend Bruſt
Leben trank, nicht ſieche Laſterluſt;

Als Du mit den Schweſtern noch im Thale
Spielteſt, und beim Heldenväter-Mahle
Jünglinge beſeelteſt, ſich mit Muth
Dir zu weihen, Dich in ſchönem Blut,

Sympathie, in Thaten Dich zu ſingen,
Sich auf Ruhmesflügeln aufzuſchwingen,
Wo der Freund zu harren ihm verhieß,
Hinterm Grab' im Väterparadies.

Und o Liebe konnteſt Herzen binden,
In einander Ewigkeit zu finden,
Sich mit edler, ſchöner Schöpfersmüh
Neu zu bilden, — Herzensſympathie,

Sich in dir zu läutern, zu zerfließen,
Alles, Alles in Dir zu genießen;
Seel-enthüllet ſich zu ſchauen, ſich
Wo der Blick verſtummt, herzinniglich

Dein zu nennen. — Auch die Thränen gießen
Balſam, wenn ſie herzvereinet fließen;
Gram und Noth und Tod und Schickſal band
Seelen veſter als der Diamant,

Unſre Buhlerfeſſel. — Wilde Saiten,
Wohin irrt ihr? — Wohin euch begleiten
Nimmer kann der Zeiten Wahn; für Tand
Hat er, was ihr ſinget, längſt erkannt.

Ach in dieſer treulos-ſchönen Oede,
Armes Herz, verſtummet deine Rede
Und dein Pulsſchlag ſchweiget. Lüfteleer
Iſt es um dich; da ertönt nicht mehr

Herzens Silberklang, den alle Saiten
Nur ſo gern im Nachhall froh verbreiten,
Deſſen Wahnlaut, deſſen ſüßer **Klang**
Täuſchend, täuſchend manches Herz **durchdrang.**

Süßgelockt verließ es ſeine Treuen,
Irrt' umher in goldnen Phantaſeien,
Suchte ſie, die Echo Sympathie,
Rief ſie überall und fand ſie **nie.**

Liebe und Freude.

„Hüte Dich, ſo ſprach die Weisheit
Zu der **Liebe** ſchönem Sohn,
Und Du ſeine Schweſter **Freude**,
Weil **euch beiden** Uebel drohn.

Flieh, o Knabe, jene blinde
Schlangeſinnte **Eiferſucht**;
Und Du Mädchen, flieh den **Reichthum**,
Der, auch **blind**, dir immer flucht.„

Alſo ſprach die gute Weisheit;
Doch vergebens war ihr Wort.
Reichthum riß ſobald die **Freude**,
Eiferſucht den **Amor** fort.

Und ſeitdem ſie zu Geſellen,
Zu Geliebten ſich gewählt;
Ach, wer iſt nun, der die Uebel
Dieſer Trugverbindung zählt?

Umgang wechſelt gern die Gaben;
Liebe theilet gern ſich mit.
Und von Freundſchaft mit den Böſen
Iſt zum Böſen nur ein Schritt.

Eiferſucht betrog den Amor
Und gab Quaalen ihm zu Lohn;
Nahm ihm ſeine holden Augen,
Denen nie ein Herz entflohn.

In des blinden Reichthums Armen
Ward die Freud' ein blindes Glück;
Und an ihrem todten Bilde
Schärft' ſich ihres Mörders Blick —

Drum, wenn Eiferſucht und Reichthum
Jetzt allein ſcharfſehend ſind,
Iſt es Wunder? Die Betrognen
Amor und das Glück ſind blind.

Der Gewinn des Lebens.

Nach dem Engliſchen.

Am kühlen Bach, am luſtgen Baum
Träum' ich nun meines Lebens Traum;
Und mag nicht wiſſen, ob die Welt,
Wie ich mir träume, ſei beſtellt:
Denn ach! iſt der wohl mehr beglückt,
Der, daß ſie nicht ſo ſei, erblickt?

Ich ging einmal der Weisheit nach
Und hörte, was die Weisheit ſprach.
Sie ſprach ſo Viel- und Mancherlei,
Was einſt die Welt geweſen ſei
Und jetzt nicht iſt und ſehr verirrt
Wohl nimmer, nimmer werden wird.

Ich grämte mich und ging im Gram,
Als mir der Ruhm entgegen kam.
Dir, ſprach er, Sohn, dir iſt beſchert,
Zu räumen weg, was dich beſchwert.
Ich räumte, wollte vor mich ſehn;
Allein die Felſen blieben ſtehn.

Ermattet, ohne Gram und Zorn
Sucht' ich nun Roſen unterm Dorn.
Die Roſen, ach! entfärbten ſich
Und ihre Dornen ſtachen mich —
Zwei Knöſpchen unter allen hier
Lieb' und die Freundſchaft blieben mir.

Am kühlen Bach, am luftgen Baum
Träum' ich nun meines Lebens Traum.
Die beiden Knöſpchen pfleg' ich mir
Und weihe ſie, o Sonne, Dir!
Komm, kühler Bach, erquicke ſie!
Komm, ſüßes Lüftchen, ſtärke ſie!

Lied des Lebens.

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit; was hält ſie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen ſchnell im Lauf;
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang iſt unſer Leben,
Laßt uns Roſen auf ihn ſtreun.

Roſen; denn die Tage ſinken
In des Winters Nebelmeer.
Roſen; denn ſie blühn und blinken
Links und rechts noch um uns her.
Roſen ſtehn auf jedem Zweige
Jeder ſchönen Jugendthat.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein gelebt ſein Leben hat.

Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greiſes, Schläf' umzieht
Und um ſie in friſchem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht.
Auch die dunkeln Blumen kühlen
Uns mit Ruhe, doppelt-ſüß;
Und die lauen Lüfte ſpielen
Freundlich uns ins Paradies.

Der Himmel.

Dünſte ſteigen auf und werden
In den Wolken Blitz und Donner
Oder Regentropfen.

Dünſte ſteigen auf und werden
In dem Haupte Zorn und Unmuth
Oder werden Thränen.

Freund bewahre deinen Himmel
Vor dem Dunſt der Leidenſchaften;
Deine Stirn ſei Sonne.

Die Mechanik des Herzens.

Ihr Weiſe mit der Wiſſenſchaft
Die Welten zu bewegen,
Gebt einem matten Herzen Kraft,
Ein Fünkchen neu Vermögen,
Ach Einen Tropfen Lebensſaft,
Sich jugendlich zu regen —
Ich laß' euch eure Wiſſenſchaft
Die Welten zu bewegen.

Der Mond.

Und grämt dich, Edler, noch ein Wort
Der kleinen Neidgeſellen?
Der hohe Mond, er leuchtet dort,
Und läßt die Hunde bellen
Und ſchweigt und wandelt ruhig fort,
Was Nacht iſt, aufzuhellen.

Der Nachruhm.

Mich reizet nicht des Ruhmes Schall,
Der aus Poſaunen tönt,
Den jeder leiſe Wiederhall
Im ſtillen Thal verhöhnt.
Ein Ruhm, der wie der Sturmwind brauſt,
Iſt auch ein Sturm, der bald verſauſt.

Mich reizet nur der Silberton,
Der unbelauſchet klingt
Und meiner Muſe ſchönſten Lohn,
Den Dank des Herzens ſingt,
Die Thräne, die dem Aug' entfließt
Und mich mit Bruderliebe grüßt.

Nicht allen gönnte die Natur
Der Künſtler hohes Glück,
Zu bilden auf des Schöpfers Spur
Ein ewges Meiſterſtück,
Das, ein Vollkommnes ſeiner Art,
Der Nachwelt ſtetes Muſter ward.

An dem, im Anblick noch entzückt,
Der ſpäte Schüler ſteht
Und in des Meiſters Seele blickt
Und ſtumm von dannen geht;
Indeß ſein Herz den ſeltnen Geiſt
Mit lautem Puls glückſelig preiſ't.

Wir ſchwimmen in dem Strom der Zeit
Auf Welle Welle fort.
Das Meer der Allvergeſſenheit
Iſt unſer letzter Ort;
Genug, wenn Welle Welle trieb
Und Wirkung ohne Namen blieb

Wenn dann auch in der Zeiten Bau
Mich bald ihr Schutt begräbt;
Und nur mein Saft auf Gottes Au
In andern Blumen lebt
Und mein Gedanke mir zum Geiſt
Vollendender Gedanken fleußt.

Schön iſts, von allen anerkannt,
Sich allgeliebt zu ſehn;
Doch ſchöner noch, auch ungenannt,
Wohlthätig feſt zu ſtehn.
Verdienſt iſt meines Stolzes Neid
Und bei Verdienſt Unſichtbarkeit.

So nennet Gottes Kreatur
Nur ſchweigend ſeinen Ruhm;
Sie blüht in wirkender Natur,
Ihr ſelbſt ein Eigenthum.
Der Schöpfer zeigt ſich nicht, und kühn
Verkennt der Thor und läugnet ihn.

Das Glück.

Nicht knie ich vor der blinden Göttinn Wagen,
Die Kronen-ſtreuend dort mit ſchwarzen Roſſen fährt;
Auch Jene, die ein Rad und leichte Flügel tragen,
Iſt des zutrauenden Gebets nicht werth.

Mein Glück ſei Sie, die mit der Weisheit thronet,
Das Ruder thätiger Vernunſt in ihrer Hand;
Sie, die dem ſtillen Fleiß, der mit ſich ſelber wohnet,
Die Trefflichſten der Gaben zuerkannt.

Aus reichem Füllhorn ſchenket ſie ihm Früchte,
Die ihm ſein eigener geſunder Muth beſchert;
Die ſchönſte Perle blinkt auf ſeinem Angeſichte,
Der Mühe Lohn; o mehr als Kronen werth.

Sie iſts, die ihm erleſne Blumen ſtreuet,
Und ſeiner Kinder Schaar hüpft ſammlend um den Thron;
Der matte Vater nimmt aus ihrer Hand erfreuet
Der Blumen viel; zuletzt den ſanften Mohn,

Der bringt ihm ruhigen', geſunden Schlummer;
Ach ein Geſchenk, das nie die falſche Göttinn kennt.
Mit Perlen ſtreuet ſie oft Thränen; Neid und Kummer
Sind von dem gelben Golde kaum getrennt.

O Schweſter du der Klugheit und der Treue,
Die rückwärts ſchaut,*) mein gutes Jugend-Glück,
Nur meine Zeit (du ſiehſt, wem ich ſie elend weihe;)
Mich ſelbſt, o Gute gib mir nur zurück.

---

*) Fortuna reſpiciens.

An den Schlaf.

Gott des Schlafes, Freund der Ruh,
Deſſen dunkle Schwingen
Uns in ſanftem, ſüßem Nu
Zu den Auen bringen,
Die ein ſchöner Licht erhellt,
Wo in einer andern Welt
Harmonieen klingen.

Freund der Menſchen, holder Gott!
Unſer halbes Leben
Ward, dem Ungemach zum Spott,
Deiner Hand gegeben.
Und ſie herrſcht im Reich der Ruh;
Purpurblumen läſſeſt du
Auf uns niederſchweben.

Schönbekränzter Jüngling, ſei
Sei auch mir willkommen,
Der ſo oft dem Sklaven treu
Seine Laſt entnommen,
Der die Feſſel ihm zerſchlug
Und durch neuen ſüſſen Trug
Sein Gemüth entglommen.

Meiner Hoffnung Flügel hebt
Sich nur noch in Träumen.
Du der ſie mit Muth belebt,
Warum willt du ſäumen?
Komm mit deiner ſüßen Macht:
Laß, wie in der letzten Nacht,
Mich Verwandlung träumen.

Denn ſeit Pſyche niederſank
Aus des Himmels Auen,
Sehnt ſie ſich Aeonenlang
Wieder aufzuſchauen;
Und dem Flügel, den ſie regt,
Den ſie, ach zerknickt! bewegt,
Mag ſie nimmer trauen.

Holder Schlaf, mit Deinem Thau
Heilſt du ihre Schwingen,
Muthig auf zur Lebensau
In das Land zu dringen,
Wo in reinem ſüßem Ton — —
Augen ſinkt! Ich höre ſchon
Harmonieen klingen.

Die Waſſernymphe.

Flattre, flattr' um deine Quelle,
Kleine farbige Libelle,
Zarter Faden, zartbeſchwingt.
Flieg' auf deinen hellen Flügeln,
Auf der Sonne blauen Spiegeln,
Bis dein Flug auch niederſinkt.

Deine längſten Lebenstage,
Fern der Freude, frei von Plage,
Haſt du, Gute, ſchon gelebt.
Als dich Wellen noch umfloſſen,
Als dich Hüllen noch umſchloſſen,
Waren ſie dir leicht gewebt.

Jetzt nach deinem Nymphenleben
Darfſt du als Sylphide ſchweben,
Wieweit dich der Zephyr trug.
Und du eilſt mit muntern Kräften
Nur zu fröhlichen Geſchäften:
Deine Liebe ſelbſt iſt Flug.

Flattre, flattr' um deine Quelle,
Kleine ſterbliche Libelle,
Um dein Grab und Vaterland.
Eben in dem frohſten Stande
Fliegſt du an des Lebens Rande;
Iſt das meine mehr als Rand?

Einſt wie dir wird deinen Kleinen
Auch die Sommerſonne ſcheinen,
Gib der Quelle ſie als Zoll.
Und erſtirb; die matten Glieder
Seh ich, welken dir danieder:
Schöne Nymphe, lebe wohl.

Die Raupe und der Schmetterling.

Freund, der Unterſchied der Erdendinge
Scheinet groß und iſt ſo oft geringe;
Alter und Geſtalt und Raum und Zeit
Sind ein Traumbild nur der Wirklichkeit.

Träg' und matt, auf abgezehrten Sträuchen
Sah ein Schmetterling die Raupe ſchleichen;
Und erhob ſich fröhlich, Argwohnfrei
Daß er Raupe ſelbſt geweſen ſei.

Traurig ſchlich die Alternde zum Grabe:
„Ach daß ich umſonſt gelebet habe!
Sterbe Kinderlos und wie gering'!
Und da fliegt der ſchöne Schmetterling.„

Aengſtig ſpann ſie ſich in ihre Hülle,
Schlief und als der Mutter Lebensfülle
Sie erweckte, wähnte ſie ſich neu,
Wußte nicht, was ſie geweſen ſei.

Freund, ein Traumreich iſt das Reich der Erden.
Was wir waren? was wir einſt noch werden?
Niemand weiß es; glücklich ſind wir blind;
Laß uns Eins nur wiſſen, was wir ſind.

Die Natur.

Haſt du, haſt du nicht geſehn,
Wie ſich alles drängt zum Leben?
Was nicht Baum kann werden,
Wird doch Blatt;
Was nicht Frucht kann werden,
Wird doch Keim.

Haſt du, haſt du nicht geſehn,
Wie von Leben alles voll iſt?
Schon im Blatt, des Baumes
Hoher Bau;
Schon im Keim, der Früchte
Volle Kraft.

Reiche Fülle der Natur,
Labyrinth zum neuen Leben,
Kürzend tauſend Wege
Tauſendfach,
Ueberall belebend,
Allbelebt.
Lebend Weben der Natur,
Ewger Frühling ewger Keime,
Wenn ſie mir verwelken,
Sterben ſie?
Kann ein Leben ſterben,
Das da lebt?
Nein ihr blühet wo ihr ſeyd,
Hingelangt auf kurzem Wege,
Säuglinge der Mutter,
Zartes Heer.
Ihre liebſten Kinder
Ruft ſie früh.

Selig, ſelig, wo ihr ſeyd,
In des Ewgen Paradieſe.
Hier am Lebensbaume,
Blüthen nur;
Dort am Lebensbaume,
Früchte ſchon.

Großer Abgrund der Natur!
Und der Tod iſt Weg zum Leben.
Dieſer Staub wird Pflanze
Nur durch Tod;
Jenes Kind wird Engel
Nur durch Tod.

Selig, ſelig, der ich bin
In der Welt voll Leben Gottes.
Meine Adern wallen
Seinen Strom;
Meine Seele denket
Gottes Licht.

Hoher Abgrund der Natur,
Worinn Alles ſich belebet!
Alle Kräfte, Gottes
Feuerſtral,
Alle Seelen, Gottes
Lebenslicht.

Der Säugling.

Wer iſt der kleine Sklave, der in Banden
Aus dieſem frühen Sarge Klagen weint?
Ein Menſch? O macht ihn frei, macht frei ihn von den Banden,
Gönnt ſeinen Seufzern Raum; die hemmt kein Feind.
Der Wurm kann ſich im Staube winden;
Das Lamm fleht ſeinen Mörder an;
Und ihn umfeſſeln Binden,
Kaum daß er athmen kann.

O Weltankömmling, deinen zarten Händen
Drückt dieſes Band das Loos des Lebens ein;
Um deinen Pilgrimsweg von Sarg zu Sarg zu enden,
Mußt du der Sklaven ewger Sklave ſeyn,
Dies Trauerlied wars, das im Weben
Die Parze dir zum Schickſal ſang,
Da ſie das Band zum Leben
Als Kette um dich ſchlang.

Wenn du einmal im Chaos von Ideen
Arbeiteſt, Feſſeln fühlſt und aufwärts ringſt,
Wenn du Schiffbrüchig einſt, um Sonn' und Tag zu ſehen,
Vom Abgrund wie mit Erz beladen dringſt;
Und ſchauſt nach neuen Ruhmesbahnen
Kühn wie ein Streitender, und ſchön
Des Ueberwinders Fahnen
Vor deinen Augen wehn.

Dich lockt ein höher Ziel und aus der Seele
Stürmt in die Flügel dir des Adlers Muth;
Du wägſt den ſchweren Leib, entſchwingſt den Staub der Höle
Und immer reiner lockt der Sonne Glut;
Ach nicht vom erſten Morgenſterne
Vom Felſen ſchon blickſt du hinab;
Und ſchauſt in naher Ferne
Den Erdenball, dein Grab.

Dann pocht dein Herz, daß die im Staube wohnen,
Sind Erdenvolk, ſind Staub und Finſterniß.
Vielleicht erdrückte die Gedanken: Millionen
Der erſte Zug, der dich zum Lichte riß;
Bis jetzt der ſanfte Schwung der Wiege
Mit Lethens Wellen dich beſprengt
Und dir zum Thoren-Kriege
Ein glücklich Phlegma ſchenkt.

Ich fühle noch dein offnes Haupt; ich höre
Wie in ihm Uhr und Puls und Seele ſchlägt;
Sprich, du ſein Genius, ob ſich durch eigne
Schwere
Zu ſeinem Unglück einſt dies Rad bewegt?
Ob in den zart ſ verſchloßnen Kammern
Einſt Rache ſelbſt dem Schickſal glüht;
Die endlich doch mit Jammern
Ihr Blut gen Himmel ſprüht.

Nein, Säugling, trink' in deine Adern Säfte,
Ruh' in dein Herz und Licht in dein Gehirn.
Aus deiner Kindheit jetzt entſprießen Manneskräfte,
Doch glänz' im Manne noch des Kindes Stirn.
Kein früher Zug aus Muttterbrüſten
Sei dir ein Quell von künftiger Pein,
Von Trug und Stolz und Lüſten,
Die Gift und Wermuth ſtreun.

Und mußt du dann der Unſchuld Ketten küſſen,
Wehklagen ſelbſt in deinem Feſtgeſang;
Mußt tief das ſtolze Kleid des böſen Thoren grüſſen,
Auf deinem Schädel brennet Fluch ſtatt Dank;
Es nagt dich, ſtatt der Menſchheit Retter,
Ein feiles Klepperthier zu ſeyn,
Dem aller Wahrheit Spötter
Staub in das Auge ſtreun;

Dich quält der Freunde Blick und tummer Weiſen
Markloſer Troſt durchſtachelt deine Bruſt;
Die Welt wird enge dir; erſtickte Seufzer preiſen
Des letzten vor des erſten Tages Luſt;
O Kind, wenn dann im tiefſten Herzen
Der Schwermuth ſchärfſter Pfeil dich traf;
Dann wünſch' ich deinen Schmerzen
Des Säuglings frommen Schlaf.

Die Schweſtern des Schickſals.

Nenne nicht das Schickſal grauſam,
Nenne ſeinen Schluß nicht Neid:
Sein Geſetz iſt ewge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Nothwendigkeit.

Blick' umher o Freund und ſiehe,
Sorgſam wie der Weiſe ſieht.
Was vergehen muß, vergehet:
Was beſtehen kann, beſtehet:
Was geſchehen will, geſchieht.

Heiter ſind des Schickſals Schweſtern,
Keine blaſſen Furien:
Durch der ſanftverſchlungnen Hände
Webt ein Faden ſonder Ende
Sich zum Schmuck der Grazien.

Denn ſeit aus des Vaters Haupte
Pallas jugendlich entſprang,
Wirket ſie den goldnen Schleier,
Der mit aller Sterne Feier
Droben glänzt Aeonenlang.

Und an ihrem Meiſterwerke
Hanget ſtets der Parzen Blick.
Weisheit, Macht und Güte weben
In des Wurms und Engels Leben
Wahrheit, Harmonie und Glück.

Nenne nicht das Schickſal grauſam,
Nenne ſeinen Schluß nicht Neid:
Sein Geſetz iſt ewge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Nothwendigkeit.

II.

Ueber
Bild, Dichtung und Fabel.

Der Menſch iſt ein ſo zuſammengeſetztes, künſtliches Weſen, daß, Trotz aller Anſtrengung, in ihm nie ein ganz einfacher Zuſtand möglich iſt. Zu eben derſelben Zeit, da er ſiehet, höret er auch und genießt unvermerkt durch alle Organe ſeiner vielartigen Maſchiene Einflüſſe von außen, die zwar größtentheils dunkle Empfindungen bleiben, jederzeit aber auf die Summe ſeines ganzen Zuſtandes ingeheim mitwirken. Er ſchwimmt in einem Meer von Eindrücken der Gegenſtände, wo Eine Welle leiſer, die andre fühlbarer ihn berühret, immer aber mancherlei Veränderungen von außen ſein Inneres reizen. Auch in dieſem Betracht iſt er eine **kleine Welt**, wie ihn Protagoras in einer andern Abſicht das **Maas der Dinge** nannte, die ihn umgeben.

Unter ſeinen Sinnen ſind **Geſicht** und **Gehör** diejenigen, die aus dem Ocean dunkler Empfindungen ihm Gegenſtände am nächſten und klärſten vor die Seele bringen; und da er die Kunſt beſitzt, dieſe Gegenſtände durch Worte veſtzuhalten und zu bezeichnen: ſo hat ſich inſonderheit aus dem Geſichte und aus dem Gehör eine Welt menſchlicher Wahrnehmungen und Ideen in ſeiner Sprache geordnet, die auch noch in der fernſten Ableitung die Spuren ihres Urſprunges zeigen. Selbſt die feinſten Wirkungen der Seele hat man daher aus dem Geſicht und Gehör bezeichnet, wie es die Namen, **Anſchauungen** und **Ideen**, **Phantaſieen** und **Bilder**, **Vorſtellungen** und **Gegenſtände** nebſt hundert andern Worten der Art, zeigen. Nach dem Auge hat ſodann Ohr und Gefühl, inſonderheit die taſtende Hand, der Seele die meiſten Ideen gegeben; der Geſchmack und Geruch weniger, inſonderheit in den nordiſchen Regionen.

So viel man gegen den Namen Aeſthetik, als **Philoſophie des Schönen** betrachtet, eingewandt hat; ſo wenig ſollte man ihn jetzt eingehen laſſen, da bereits, und vorzüglich von Philoſophen unſrer Nation, eine Reihe der vortreflichſten Bemerkungen an dieſen Namen geknüpft ſind. Er iſt auch kein unſchicklicher Name, ſobald man eine **Philoſophie der ſinnlichen Empfindungen** darunter meinet, von welcher die **Philoſophie des Angenehmen, des ſinnlich-Vollkommenen und Schönen** zwar nur ein Theil, aber gewiß nicht der verächtlichſte Theil iſt. Jede Empfindung, ſo wie jeder Gegenſtand derſelben hat nämlich ſeine Regeln der Vollkommenheit in ſich, die jeder Philoſoph aufſuchen muß, damit er den Punkt ihrer höchſten Wirkung finde und aus ihm Regeln für ſeine Kunſt ableite. Zu dieſem Zweck muß er nothwendig die Empfindungen mehrerer Sinne vergleichen, was in Jedem derſelben urſprünglich und abgeleitet ſei, bemerken und vorzüglich ein Auge darauf haben, wie Ein Sinn den andern unterſtüzt, berichtiget und aufkläret. Könnte dieſer ſchöne Theil der Philoſophie einen beſſern Namen als Aeſthetik finden, da dieſer Name ja ſowohl den Umfang ſeiner Gegenſtände, als das Subject ihrer Wirkung genau bezeichnet? Eine Philoſophie des **Geſchmacks**, des **Schönen** u. f., die nur von Einem Sinne ausginge, müßte zur Philoſophie der geſammten Empfindungen nothwendig nur unvollkommene Bruchſtücke liefern.

⁂

Wenn alſo das Geſicht der reichſte, feinſte und klärſte Sinn iſt, eine Welt von Empfindungen der Seele zu geben und zu bezeichnen: ſo muß ſich an ihm auch die Philoſophie ſinnlicher Gegenſtände vorzüglich und für alle andre Sinne üben. In der Mathematik hat ſich die Optik nicht nur ſelbſt ſehr ausgebildet, ſondern ſie hat auch die Grundlage faſt aller andern Wiſſenſchaften werden können, eben weil die Natur uns in der Structur des Auges und in den Geſetzen des Lichtſtrals das ſchönſte Muſter einer feinen Genauigkeit vorlegte. Für die Philoſophie der Empfindungen iſt eine **Theorie des Lichts und des Bildes** von gleich mannichfaltigem Nutzen, ſobald man ſie in den Erſcheinungen verſchiedner Kunſtwerke aufzuſuchen und zu den allgemeinſten Regeln zu erheben ſtrebet.

I. Vom Bilde.

1. **Bild** nenne ich jede Vorſtellung eines Gegenſtandes mit einigem Bewußtſeyn der Wahrnehmung verbunden. Steht es vor meinem Auge, ſo iſt es ein körperliches, ſichtliches Bild. Wird es meiner Einbildungskraft dargeſtellt: ſo iſt es eine **Phantaſie**, (Φαντασμα) die aber dennoch von ſichtlichen Gegenſtänden ihre Geſetze

borget. Dort wache, hier träume ich; und man ſiehet, daß die Phantaſie des Menſchen auch wachend beſtändig fortträume.

Alle Gegenſtände unſerer Sinne nämlich werden nur dadurch unſer, daß wir ſie **gewahr werden**, d. i. ſie mit dem Gepräge **unſres Bewußtſeyns**, mehr oder minder hell und lebhaft, bezeichnen. In dem Walde ſinnlicher Gegenſtände, der mich umgiebt, finde ich mich nur dadurch zurecht und werde über das Chaos der auf mich zudringenden Empfindungen Herr und Meiſter, daß ich Gegenſtände von andern trenne, daß ich ihnen Umriß, Maas und Geſtalt gebe, mithin im Mannichfaltigen mir Einheit ſchaffe und ſie mit dem Gepräge meines **inneren Sinnes**, als ob dieſer ein Stempel der Wahrheit wäre, lebhaft und zuverſichtlich bezeichne. Unſer ganzes Leben iſt alſo gewiſſermaaſſen eine **Poëtik**: wir ſehen nicht, ſondern wir erſchaffen uns Bilder. Die

Gottheit hat ſie uns auf einer großen Lichttafel vorgemahlt; wir reiſſen ſie von dieſer ab und mahlen ſie uns durch einen feinern, als den Pinſel der Lichtſtralen in die Seele. Denn das Bild, das ſich auf der Netzhaut deines Auges zeichnet, iſt der Gedanke nicht, den du von ſeinem Gegenſtande dir zueigneſt; dieſer iſt blos ein Werk deines innern Sinnes, ein Kunſtgemählde der Bewerkungskraft deiner Seele.

2. Hieraus ergiebt ſich, **daß unſre Seele, ſo wie unſre Sprache, beſtändig allegoriſire.** Indem ſie nämlich Gegenſtände als Bilder ſieht oder vielmehr nach Regeln, die ihr eingeprägt ſind, ſolche in Gedankenbilder verwandelt; was thut ſie anders, als überſetzen, als **metaſchematiſiren**? Und wenn ſie dieſe Gedankenbilder, die blos ihr Werk ſind, jetzt durch Worte, durch Zeichen fürs Gehör ſich aufzuhellen und andern auszudrücken ſtrebet; was thut ſie aber-

mals **anders**, als überſetzen, als **allegoriſiren**? Der Gegenſtand hat mit dem Bilde, das Bild mit dem Gedanken, der Gedanke mit dem Ausdruck, das Geſicht mit dem Namen ſo wenig gemein, daß ſie gleichſam nur durch unſre Wahrnehmung, durch die Empfindung eines viel-organiſirten Geſchöpfs, das durch mehrere Sinne **Mehreres auf Einmal** empfindet, an einander grenzen. Blos die **Mittheilbarkeit**, die Communicabilität unſrer mehreren Sinne gegen einander und die **Harmonie zwiſchen ihnen**, auf welcher dieſe Mittheilung ruhet; nur ſie macht die innere Form oder die ſogenannte Perfectibilität des Menſchen. Hätten wir nur Einen Sinn und hingen mit der Schöpfung gleichſam nur von Einer Weltſeite zuſammen, wäre kein Umſatz der Sachen in Bilder, der Bilder in Worte oder andre Zeichen für uns möglich: ſo lebe wohl, Vernunft des Menſchen! Mit einer zehnfach größeren Intuition, wenn ſie blos einſeitig und von keinen andern Sinnen unterſtützt wäre, bliebe das anſchauende Weſen ein viel unvollkommneres Geſchöpf, als jetzt, da es ſeinen ſparſamen Reichthum ſo häufig umſetzen kann und dabey ſich immer die Mühe geben muß, ihn friſch zu bearbeiten, ihm eine neue Geſtalt zu geben. Er paſſirt durch das Thor eines andern Sinnes und bekommt nach andrer Landesart und zu anderm Gebrauch auch ein anderes Gepräge.

3. Ungeachtet der verſchiednen Namen, mit welchen man die Seelenkräfte, die mit Bildern und dem Ausdruck derſelben umgehn, bezeichnet; ſo ſind doch allen dieſen Kräften **dieſelben Geſetze der Vollkommenheit eines Bildes** vorgezeichnet; **Wahrheit** nämlich, **Lebhaftigkeit** und **Klarheit.** Zwar hat jeder Sinn und jede Kraft der Seele ihre Art und ihren Grad dieſer Eigenſchaften: Einer der Sinne kann und muß den andern einſchränken; auch die beſondern

Zwecke der Darſtellung jedes Bildes müſſen ſeinen Geſichtspunkt, mithin auch ſeine ganze Zeichnung jedesmal verändern; die innern Regeln ſeiner Vollkommenheit aber bleiben demohngeachtet immer dieſelben. Wäre es unſerm Bau und der harmoniſchen Stimmung unſrer Seelenkräfte nach möglich, daß in Einem Gegenſtande für uns ſich Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit in gleichem Grade verbinden ließen; warum ſollten ſie nicht mit einander dürfen verbunden werden? In Gott iſt die höchſte Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit, ohne daß Eine dieſer Eigenſchaften die andre ſchwächte, ohne daß er ſich Einer derſelben ſchämen dürfte. Es iſt alſo nur ein Bettelſtolz der ſogenannten obern Kräfte der Seele, daß ſie ſich ihrer Schweſtern, die ſie verächtlich die niedern nennen, als unächter Geſchwiſter oder als dienender Mägde ſchämen. Von Sinnen und der Erfahrung gehet unſer Erkänntniß aus und auf ſie kommt alles zurück: ohne Glieder und

Organe, ohne Phantaſie und Gedächtniß hat der Verſtand nichts womit er ſich beſchäftige, die Vernunft nichts worüber ſie brüte, die Symbolik nichts das ſie durch Zeichen ausdrücken möge. Wahrheit und Lebhaftigkeit der Bilder tragen alſo ſelbſt zu ihrer Deutlichkeit und Klarheit bei; ſo daß, ohne jene, alle Abſtraction nur Täuſchung wäre. Das höchſte Geſetz der Vollkommenheit in allen Wiſſenſchaften und Künſten kann alſo nur ſeyn, daß dem Zweck der Vorſtellung gemäß Eine Eigenſchaft der andern, z. B. die Klarheit der Lebhaftigkeit, die Lebhaftigkeit der Wahrheit nicht ſchade, ſondern aufhelfe und ſie zu ihrem Zweck fördere.

4. Es wird hieraus deutlich, daß da eigentlich nur der innere Sinn des Menſchen der Bildner iſt, der durchs Auge und durch jedes andre Organ ſich nach innern Regeln Geſtalten ſchafft, und das Gefundene Eines Sinnes allen andern,

ſo weit er kann, mittheilet; auch dieſer **innere Sinn, d. i. die Regel des Verſtandes und Bewußtſeyns der einzige Maasſtab ſeyn könne,** wie in jedem Werk, in jedem Syſtem der Kunſt oder des Vortrages **ein Bild geſtellet, gewandt, ausgemahlt,** kurz, **zu welchem Grad der Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit es in jedem Zuge gebracht werden dürfe.** Allgemeine mechaniſche Regeln helfen hier nichts: denn, wie geſagt, es liegt nicht in den Dingen auſſer uns allein, was wir in ihnen ſehen, ſondern verzüglich an dem Organ, das da ſiehet und an dem innern Sinne, der gewahr wird. Die Fliege ſieht eine andre Welt, als die Schnecke; der Fiſch eine andre als der Menſch; und doch ſehen ſie alle nach denſelben Regeln der Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit Eine und dieſelbe Schöpfung. So iſts mit jedem veränderten Geſichtspunkt und Tageslichte: ſo zuweilen mit jeder veränderten Diſpoſition unſres Körpers und unſrer Seele. Die Regeln indeß der Vorſtellung und Empfindung bleiben dieſelben; ja durch jeden Fall der Veränderung wird ihre innere Wahrheit bewähret. Alſo iſt es thöricht, der Seele vorzuſchreiben, wie irgend Ein Bild der Natur von ihr gebraucht werden ſoll; nach innern Regeln des Verſtandes und Bewußtſeyns muß ſie es brauchen lernen, wie dieſes Kunſtwerk in ſeinem Zweck, zu ſeiner Zeit, nach ſeinem Ort, nach der Empfindungsart des Künſtlers und Liebhabers das Bild fodert.

Man nehme z. B. Eine und dieſelbe Allegorie, Ein und daſſelbe Gleichniß und wolle ſie in einem mathematiſch-philoſophiſchen Buch, oder in einer Rede, einem Lehrgedicht, einem Liede, einer Ode, einer Epopee, in einem Trauer-Luſtſpiel und wo weiß ich mehr? anwenden. Sagt uns nicht der innere Sinn, daß an keinem dieſer Orte das Bild ausgeführt werden könne, wie am andern? Eine Allegorie im Trinkliede oder in einem philoſophiſchen Geſpräch des Plato, in Aeſchylus Chören oder in Ariſtophanes Scenen, in einem Bilde Lyſippus oder in einem Gemählde Apelles wird ein ganz ander Werk, wenn ſie auch allenthalben denſelben Gegenſtand ſchilderte. Verfolgt man nun dieſe Verſchiedenheit durch alle Situationen des Gedichts und Kunſtwerks, durch alle Leidenſchaften des Dichters und Künſtlers, durch jede Veränderung der National-Denkart, der Zeit, Sprache, der veranlaſſenden Umſtände u. ſ.; ſo ſehe ich nicht, was für allgemeine Regeln jedes beſondern Falles übrig blieben, außer ſofern ſie im **Begriff der Allegorie ſelbſt, und in der Natur des Bilder-dichtenden Verſtandes** durch eine innere Nothwendigkeit gegeben ſind, **Wahrheit, Lebhaftigkeit, Klarheit.** Jedes Sylbenmaas ſogar, jeder Ton des Liedes ſchattiert die Bilder der Phantaſie auf eigne Weiſe, es wird ſich ſelten aus Einem ins andre ein Gemählde vollkommen übertragen laſſen, wenn es nicht von einem neuen Geiſt belebet und gleichſam neu erſchaffen wird. Wie ſchlecht ſieht es alſo mit aller knechtiſchen Nachahmung, mit jedem gelehrten Diebſtal fremder Allegorieen und Bilder, endlich gar mit jenen poetiſchen Blumenleſen und Vorrathsſchränken aus, in denen man ſich fremde Lappen für zukünftigen Gebrauch ſammlet. Unſelige Uebung für Jünglinge, die zu ſolcher Bilderkrämerey gewöhnt werden! Laſſet ſie jedes ſchöne Bild, jedes treffende Gleichniß an ſeinem Ort lieben, ſchätzen und bewundern lernen, ohne daß ihnen ein Gedanke einkomme, Einen Zug deſſelben für ihr etwanniges Gemächte zu entwenden. Je wahrer und vollkommener ihnen das Bild an Stelle und Ort erſcheinet, deſto weniger werden ſie räuberiſche Hände daran legen wollen, vielmehr von Eifer entbrennen, ſelbſt an Stelle und Ort ein dergleichen Naturvolles Bild aus Wahrnehmung ihres Sinnes zu entwerfen.

5. Ungerecht iſt alſo die Klage, **daß das Vorrathshaus der Natur für uns erſchöpft ſei**, und daß wir zu ſpät gebohren worden, um den Löwen oder die Sonne beſſer zu ſchildern, als ſie bereits oft geſchildert ſind. Vom Beſſer-ſchildern iſt hier die Rede nicht: denn die Wahrheit war zu allen Zeiten dieſelbe; daß jeder wahrnehmende Menſch aber ſeinen Gegenſtand **eigen** ſchildern kann, als ob er noch nie geſchildert wäre; darüber, dünkt mich, ſollte kein mißtrauender Zweifel walten. In keinem ſeiner Gleichniſſe iſt Homer zu übertreffen; niemand aber wolle ihn auch übertreffen und Homers Löwen und Eſel, Homers Kraniche und Fliegen beſſer ſchildern, als Er ſelbſt ſie geſchildert hat. Wenn Deine Rede oder Dichtkunſt dieſer Bilder bedarf: ſo ſchildere ſie nach Deiner

Art, wie Du ſolche wahrnahmeſt, wie der Geiſt Deiner Poeſie ſie fodert; nie wirſt du ſodann in Verlegenheit ſeyn, dem alten Dichter Eines ſeiner Gleichniſſe entwenden zu müſſen, ja du würdeſt ſie unverändert kaum gebrauchen können, wenn ſie dir auch alle geſchenkt würden. Der Geiſt dichtet: der bemerkende innere Sinn ſchafft Bilder. Er ſchafft ſich neue Bilder, wenn die Gegenſtände auch tauſendmal angeſchaut und beſungen wären: denn er ſchauet ſie mit ſeinem Auge an, und je treuer er ſich ſelbſt bleibt, deſto eigenthümlicher wird er zuſammenſetzen und ſchildern.

Auch das Uebermahlen fremder Werke iſt daher immer eine mißliche Arbeit. Geſetzt, du fügteſt auch dem Bilde des Andern einen ſchönen Zug, der Allegorie eine neue treffende Bedeutung bei; du zerſtörteſt aber damit die eigenthümliche Harmonie des ganzen Gemäldes; wäre wohl der hereingemahlte blendende Farbenſtreif der Grazie werth, die du eben durch ihn dem ganzen Kunſtwerk raubteſt? Am Materiellen des Bildes liegts eigentlich nirgends; allenthalben aber am ſchaffenden Geiſt, der das Ganze erfand und es noch jetzo hält und belebet.

6. Alſo auch über den Grad der Lebhaftigkeit in den Bildern laſſen ſich eigentlich keine allgemeinen Geſetze geben. Jedes Kunſtwerk hat ſeinen Ton, ſeine fortgehaltene Melodie, in der nichts vorſchreien, nichts verſtummen muß; eine wachſende oder abnehmende Empfindung ſtimmt dieſe Modulation von Anfange bis zu Ende. So iſts mit der Arbeit eines jeden Dichters, Schriftſtellers und Künſtlers: er haucht dem Werk ſeinen Genius ein, daß es ſeinen Ton tönet. Lebhaftigkeit der Bilder iſt nirgend weder der Wahrheit noch Klarheit derſelben entgegen; ſie muß, wenn ſie rechter Art iſt, von jener unterſtützt werden und dieſe befördern. Selbſt die ſogenannte Verwirrung der Ode iſt eine Verwirrung nach Regeln, d. i. eine höhere Ordnung.

Da nämlich in der Natur der Dinge keiner unſrer Sinne für ſich allein wirket und wir immer eine Aeols-Harfe ſind, die von mancherlei Winden und Elementen belebt werden: ſo **beruhet die Lebhaftigkeit der Vorſtellung gerade auf der Mannichfaltigkeit deſſen, was wir beim Genuß dieſes Gegenſtandes damals auf Einmal fühlten.** Der innere poetiſche Sinn weiß dieſes ſo wahr und genau zuſammen zu knüpfen, daß wir in ſeiner Kunſtwelt abermals ſeine ganze lebendige Welt fühlen: denn eben die kleinen Umſtände, die der kalte Verſtand nicht bemerkt hätte, und die der kältere Afterverſtand als Ueberfluß wegſtreichet, ſind gerade die wahreſten Striche des eigenthümlichen Gefühls, alſo auch eben dieſer Wahrheit wegen von der entſchiedenſten Wirkung. Der ſogenannte Ueberfluß in Homers Gleichniſſen macht alle dieſe Gleichniſſe erſt lebendig: er ſetzet ſie nämlich in Handlung und Bewegung, und ſo muß das lebendige Geſchöpf nothwendig ſeine Glieder regen. Schneidet dieſe ab; der todte Rumpf wird weder ſtehen, noch wandeln.

Das Weitere, das ich über dieſe Materie zu ſagen hätte, verſpare ich auf eine Zergliederung der **Allegorie**, ſofern ſolche der **Philoſoph**, der **Dichter** und **Künſtler** und zwar jeder in mancherlei Gattungen ſeiner Werke, zu mancherlei Zwecken brauchet. Hier ſei es gnug für uns, das unerſchütterliche Axiom zu bemerken, daß die ganze Welt für ein fühlloſes Weſen eine todte Maſſe, für einen verworrenen Geiſt ein Chaos von Farben und für ein flaches Gefäß auch eine flache Tafel ſei, ohne innere Zuverläſſigkeit und Wahrheit. Je genauer wir aber

Wahrheit bemerken, je lebhafter und tiefer wir ſie fühlen, deſto mehr ſchildern wir Wahrheit, wir mögen ſie in Bildern oder in Empfindungen und Tönen betrachten. Alle dieſe Dinge fließen zuſammen und beſtimmen ſich zuletzt nach dem Gegenſtande, den das Gemälde der Natur vorſtellt, nach dem Standpunkt in welchem man es ſiehet, nach dem Organ oder Ton der Empfindung, mit welchem man es zeichnet und bemerket. Es wird hievon die Rede ſeyn, wenn wir das ſchönſte Gemählde der menſchlichen Sprache, die **lyriſche Poeſie**, inſonderheit die **Ode** in nähere Betrachtung ziehen werden.

II. Von der Dichtung.

Jetzt gehen wir unſres Weges fort und ſehen, wie aus dem wahrgenommenen Bilde Dichtung werde? Und der Uebergang hiezu iſt bereits gegeben. Liegt nämlich das was wir Bild nennen, nicht im Gegenſtande, ſondern in unſrer Seele, in der Natur unſres Organs und geiſtigen Sinnes, der ſich in jedem Mannichfaltigen immer ein Eins ſchafft, mithin immer, verſtändig oder unverſtändig, träumt und dichtet: ſo dürfen wir nur auf die **innere Geſtalt** und **eigne Art**, oder gleichſam auf den **Habitus unſrer Bilder-ſchaffenden Seelenkraft** merken, ſo wird ſich daraus die Art und Lieblingsmanier aller menſchlichen Dichtung leicht ergeben. Wir dichten nämlich nichts, als was wir in uns fühlen: wir tragen, wie bei einzelnen Bildern **unſern Sinn**, ſo bei Reihen von Bildern **unſre Empfindungs- und Denkart** in die Gegenſtände hinüber und dies Gepräge der Analogie, wenn es Kunſt wird, nennen wir **Dichtung**. Wir wollen nur drei Hauptſtücke des Habitus unſrer Empfindungsweiſe auszeichnen; alle andern werden ſich daraus von ſelbſt ergeben.

1. Alles was da iſt, ſehen wir wirken; und ſchließen mit Recht, **daß der Wirkung eine wirkende Kraft, mithin ein Subject zum Grunde liege**; und da wir Perſonen ſind, ſo dichten wir uns an allem Wirkenden der Naturkräfte, **perſönliche Weſen.** Daher nun jene Belebung der ganzen Natur, jene Geſpräche mit allen Dingen um uns her, jene Verehrungen und Anſchauungen derſelben, als ob ſie auf uns wirkten, jene Proſopopöien und Perſonificationen bei allen Völkern der Erde. Man ſchreibt ſie meiſtentheils der Unwiſſenheit zu; wenn aber Unwiſſenheit ihre Mutter wäre, ſo iſt doch der bemerkende Verſtand ihr Vater. Von den innern Kräften der Natur wiſſen Wir ſo wenig, als eine Negernation weiß. Wir kennen zwar mehrere Wirkungen mehrerer Kräfte und haben ſie nicht nur ſelbſt nachzuahmen oder anzuwenden verſucht, ſondern auch untereinander beſſer geordnet; indeſſen bleibt auch bei uns jede Phyſik ei-

ne Art Poëtik für unſre Sinne, aus unſern Erfahrungen geordnet; und ſobald unſer Geiſt in andern Organen die Natur ſähe, würde er nothwendig anders claſſificiren. Der ſinnliche Menſch kann nun nicht anders, als ſinnlich ordnen; und indem er in alles Wirkende ſeine eigne ganze Wirkungskraft hinüberträgt: ſo erſcheinen ihm Götter in allen Elementen. Im rauſchenden Waſſerfall, im Meer, im Sturm, im Bliß und Donner, in der ſäuſelnden Luft, in allen Bewegungen der Natur ſind lebendige, wirkende, handelnde Weſen. Aus Reiſebeſchreibungen iſt bekannt, daß dieſer Glaube allen ſinnlichen Nationen gemein ſei; ja wie ſollte ers nicht ſeyn, da auch wir ihn unter uns allen ſinnlichen Menſchen, Kindern, Weibern, Menſchen in Leidenſchaft, in Verrückung, im Traum der Gedanken, ſogar in jedem Augenblick, da ſie nicht auf ihrer Hut ſind, gemein finden? Die Furcht, zumal in der Finſterniß, die Traurigkeit, Liebe, Sehnſucht, Verzweiflung und jede andre Leidenſchaft macht in unvermutheten Augenblicken uns alle noch zu Wilden, denen bald dieſer, bald jener Gegenſtand zu leben ſcheint und in ſonderbaren Eindrücken auf ſie wirket. In der Kindheit ſehen wir lange Jahre die Welt ſo an und in Träumen kommen uns ſolche Perſonificationen der Kindheit häufig wieder. Der Zuſtand unſrer kalten Beſonnenheit iſt ein künſtlicher, durch Erfahrung, Lehre, und Gewohnheit allmälich erworbener Zuſtand, deſſen Beſitz uns in völlig unerwarteten Fällen zu erhalten oft ſchwer wird.

Daß nun jede Nation der Erde ſich dieſe Perſonificationen nach eigener Art bilde, bedarf keines Erweiſes; alle Reiſebeſchreibungen, alle Mythologieen ſind davon voll und ich wünſchte, daß wir ein Nymphäum dieſer Phantaſieen unſers Geſchlechts, rein geſammlet und klimatiſch ausgelegt, beſäßen. Es wäre die **Geſchichte eines vernünftigen Wahnſinnes**, in welchem, wie Polonius von Hamlet ſagt, allenthalben **Methode** ſtatt findet; eine ſehr mannichfaltige Blumenleſe, die Probe vom Reichthum und der Armuth aller menſchlichen Erfindung.

2. So natürlich es dem Menſchen ſcheinet, daß alles Wirkende Perſon ſei: ſo kann er ſich auch keine andre Art der Wirkung als die in ſeiner Natur liegt, **Thätigkeit** und **Leiden**, **Empfangen** und **Geben**, **Liebe** und **Haß**, am Ende endlich nichts als die **beiden Geſchlechter** denken, in welche die Natur ihre belebteſten Weſen getheilt hat. Bei Menſchen, bei Thieren, ja ſogar bei Pflanzen und Bäumen ſehen wir dieſelbe; warum ſollten ſie hier aufhören und nicht auch bei den höhern elementariſchen Weſen, bei den Kräften der Natur ſelbſt ſtattfinden, da ja alles in der Schöpfung giebt oder

nimmt, wirkt oder genießt, einander haſſet oder liebet? Und ſo ward der Himmel mit Göttern und Göttinnen, ſo wurden die Elemente mit Weſen erfüllt, die ſich einander fliehen oder anziehen, einander fördern oder zerſtören. Die Natur ward ein Kampfplatz verſchiedner, gegenſeitiger, ſich einander einſchränkender oder einander beiſtehender Kräfte; und iſt ſie etwas anders? Selbſt die Philoſophie der Naturgeſchichte muß nach Verwandtſchaften, nach Aehnlichkeiten und den beiden Geſchlechten ordnen; ſie kann nicht anders. Auch dieſe Sproſſe der Dichtung iſt uns alſo in der Analogie der Natur gegeben; der menſchliche Sinn bemerkte, die Phantaſie mahlte aus. Sogleich floß aus dieſer eine andre Quelle der Dichtung, nämlich:

3. **Die Erzeugungen und Geburten aller Naturerſcheinungen, ihr wechſelnder Zuſtand des Todes und Lebens.** Aus ver-

einigender Liebe ſahe man neue Weſen hervorgehn, im zerſtörenden Kampf andre Geſtalten verſchwinden; was war alſo natürlicher als jene Theogonieen, Kosmogonieen und Genealogieen erſcheinender und verſchwindender Naturformen, von welchen alle Mythologieen der Erde voll ſind.

Dies ſind die drei ſimpeln Ideen, aus welchen ſich alle Dichtung des menſchlichen Geiſtes hervorgeſponnen hat; ja ich zweifle ob es eine vierte gebe. Sie heißen

1. **Perſonification wirkender Kräfte.**
2. **Liebe und Haß, Empfangen und Geben, Thätigkeit und Ruhe, Vereinigung und Trennung, kurz zwei Geſchlechter.**
3. **Aus zwei vereinigten Dingen ein Drittes, aus zwei widerſtrebenden Weſen Untergang des Einen.** So

erklärte man aus dem Seyn das Werden, den Tod aus dem Leben.

Die älteſte Mythologie und Poetik alſo iſt eine **Philoſophie über die Naturgeſetze**; ein Verſuch, ſich die Veränderungen des Weltalls in ſeinem Werden, Beſtehen und Untergehen zu erklären. Dies iſt ſie bei dem tummſten Neger und iſts bei dem klügſten Griechen geweſen; weiter kann, mag und will der menſchliche Geiſt nicht dichten. Denn was ſollte es ſonſt heißen: dichten? Etwa ex profeſſo wie Satanas lügen? In einer menſchlichen Seele begreife ich dies Wort nicht, außer ſofern ſie völlige Abſurditäten zuſammenſetzte und damit ſelbſt ungereimt würde. Der Menſch erfindet nur aus Armuth, weil er nicht hat: er wähnt und dichtet, weil er nicht weiß. Und auch dann iſt der Wahn ſeiner Dichtung eigentlich nichts als **ſinnliche Anſchauung**, von ſeinem bemerkenden innern

Sinn mit dem **Gepräge der Analogie** bezeichnet. Eigentlich und abſolut kann der Menſch weder dichten, noch erfinden; er würde damit der Schöpfer einer neuen Welt. Was er thun kann, iſt, Bilder und Gedanken paaren, ſie mit dem Stempel der **Analogie**, inſonderheit aus ſich ſelbſt, bezeichnen; dieſes kann und darf er. Denn alles was Bild in der Natur heißt, wird ſolches nur durch die Empfängniß und Wirkung ſeiner bemerkenden, abſondernden, zuſammenſetzenden, bezeichnenden Seele.

Es verſtehet ſich von ſelbſt, daß ſolange dieſe Dichtung bei einer Nation blos **Sage** war, ſie Theils ein ungeprägtes Gold blieb, Theils gar bald ſehr verfälſcht werden mußte. Verfälſcht mußte ſie werden, weil beinah jeder Sagende dazuthat oder abnahm, auch ohne daß ers wußte und wollte. Einige klare, kühne, lebhafte Geiſter hatten erfunden und erzählten vor; ſchwächere Köpfe begriffen halb oder gar nicht; ſie erzählten indeß weiter. So wurden endlich Sagen ohne Sinn, Bilder ohne Verſtand und Deutung. Mit den Geſchlechtern kamen hiſtoriſche Umſtände in die Erzählung und mußten hineinkommen, eben weil es Familienſage, Tradition der Kindheit war. Keine Mythologie der Welt hat ſich alſo rein erhalten können, oder ſie wäre keine Mythologie geweſen. Phantaſieen über die Natur und Begegniſſe des Geſchlechts, der Nation, des Lebens webten ſich zuſammen; und ſo wenig jene eine reine Phyſik waren, ſo wenig waren dieſe eine reine Geſchichte. In keiner von beiden aber wollte der menſchliche Geiſt gefliſſentlich weder dichten noch lügen; er ſchauete an, und bemerkte, er druckte ſich, ſo gut er konnte, in einer mit dem Gegenſtande nicht zuſammenhangenden, unvollkommenen, ſymboliſchen Sprache aus und was noch mißlicher iſt, er erzählte. Von Kind zu Kind ging die Sage fort und alle Dichtungen derſelben wuchſen wie der gewälzte Schneeball in Gutem und Böſem. So ſchritt die Sage als eine Tochter des Gedächtniſſes weiter, bis ſie **Kunſt** ward und dieſe Kunſt hieß Dichtkunſt. Das rohe Gold ward gepräget und die Sage ſelbſt wars, die dieſe Prägekunſt aufbrachte.

Jeder Erzähler nämlich will gut erzählen und da Er als Unterrichter der Weiſere iſt, ſo will er auch ſeinen Unterricht angenehm, dauerhaft, lebhaft, kurz auf die vollkommenſte Weiſe einprägen. Hiemit war die Dichtkunſt erfunden. Dieſer Erzähler nämlich erfand ſeinen ererbten oder erworbenen Gedanken neue, ſtärkere, lebhafte, liebliche Bilder und Worte; jener den Worten abgemeſſene Sylbenmaaße, liebliche Töne. Die Geberdenſprache brachte den Accent, die Modulation des Tanzes ausgeſuchte Metra in die Rede und ſo war, ohne daß man beinah wußte durch wen? die Dichtkunſt da. Jede Nation, die ſie nicht aus der Eltern Hauſe mitbrachte, erfand die Ihrige und mit jeder neuen Form nahm Bild, Sage und Dichtung auch eine neue ſchönere Geſtalt an. Bei allen Völkern alſo, die ihre Mythologie nicht durch Geſänge und Lieder, durch Vorſtellung, Kunſt, den Tanz und zuletzt durch die Schrift verfeint haben, iſt ſie ein rohes Chaos geblieben; wie z. B. die meiſten Negervölker und viele Amerikaniſchen Nationen zeigen. Sobald der Peruaner aber ſeine Regengöttinn und ihren Bruder, den Donnerer, in ein Lied brachte, ründete ſich die Dichtung. Jene rohen Schlacken der alten Sage wurden weggeworfen und durch jeden Geſang, durch jedes neue Sylbenmaas im Liede, durch jedes neue Syſtem eines epiſchen Mährchens, einer dramatiſchen Vorſtellung, endlich gar einer ſittlichen, philoſophiſchen Anwendung wurde dies Bild, jene Allegorie feiner geſchlungen, veſter geordnet. Kurz, nachdem ein Volk poetiſch oder nicht poetiſch war, nachdem hat ſich auch ſeine Mythologie und Speculation ausgebildet oder iſt roh geblieben, wie dies alles der große Markt der Völker auf jeder Stuffe ihrer Cultur beweiſet.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir uns nach Angabe dieſes Urſprunges der Dichtkunſt auf jede Gattung derſelben einlaſſen und ihre Entſtehungsart unterſuchen wollten. Wie dieſe Gattungen in unſern Lehrbüchern vorgezählt werden, ſind ſie eigentlich nicht philoſophiſch, ſondern hiſtoriſch geſondert; man iſt der Geſchichte gefolgt, wie hie und da, inſonderheit unter Griechen und Römern, die Eine oder die andre mit einem beſondern Namen bezeichnet worden, damit man, dem Zweck eines Lehrbuchs gemäß, aus ihren Vorbildern Regeln herleiten oder Regeln durch Exempel erweiſen könnte. Ich zweifle alſo nicht, daß neben dieſen Gattungen und Namen nicht noch andre möglich und wirklich ſeyn ſollten, wenn man ſie nämlich philoſophiſch unterſchiede: denn Griechen und Römer haben auch im Reiche der Dichtung nicht alles erſchöpfet. Gegentheils gehen Manche dieſer Claſſen unter Eine Gattung zuſammen und vielleicht lieſſen ſich alle unter drei oder vier Worte, der **epiſchen, lyriſchen, dramatiſchen und ſchlechthin lehrenden** Poeſie begreifen. Die epiſche Poeſie erzählt die Sage einer Handlung, einer Begebenheit oder Geſchichte, es möge ſolche von Göttern oder Helden, von Menſchen oder Thieren, von Bürgern oder Hirten vollführt ſeyn; und die dramatiſche ſtellt dieſe Handlung, ſie ſei traurig oder frölich, unſchuldig oder laſterhaft, wirklich vor, als ob ſie vor uns gehandelt würde. Die lyriſche Poeſie ſingt; es ſei nun Freude oder Leid, Haß oder Liebe, Unterricht für ſich oder für andre, gnug ſie moduliret eine eigne Empfindung. Fällt dieſe Modulation weg und es bleibt blos eine mit poetiſchem Schmuck gezierte Lehre: ſo wäre dies die dogmatiſche Poeſie, die aber immer doch an Einer oder mehrerer der vorigen Gattungen theilnehmen und von ihnen ihren Schmuck borgen mußte, wenn ſie ihres Namens werth ſeyn wollte. Wir laſſen vorjetzt dieſe Gattungen der Dichtkunſt dahingeſtellt ſeyn, um nur Einer derſelben, die mit der älteſten Sage und Dichtung nahe verwandt iſt, eine nähere Aufmerkſamkeit zu ſchenken; es iſt dies die ſogenannte Aeſopiſche Fabel. Jeder kennet dieſelbe aus gemeinen Begriffen und Beiſpielen; daher wir mit keiner Erklärung anfangen dürfen, ſondern dieſe vielmehr aus dem Urſprunge der ganzen Gattung aufſuchen wollen: denn auch hier zeigt die Entſtehung das Weſen der Sache ſelbſt.

III. Von der Aeſopiſchen Fabel.

Wenn es der menſchlichen Seele eine eigene, fortwährende Beſchäftigung iſt, ſich Bilder zu ſchaffen, ſie aus dem Chaos der Naturgeſtalten zu ſondern, ihre Wirkungsart zu bemerken und ſolche mit einem Namen, den ihr der anſchauende Sinn gab, zu bezeichnen: ſo konnte es unmöglich fehlen, daß nicht bald auch die **äſopiſche Fabel** entſtehen mußte. Der Menſch ſiehet nur, wie ein Menſch ſiehet; aus ſeiner Bruſt trägt er Empfindungen und Leidenſchaften in andre Geſchöpfe, aus ſeiner Vorſtellungs- und Handlungsweiſe alſo auch Abſichten und Handlungen zu ihnen hinüber; er ſiehet alles in ſeiner Perſon, nach ſeinem Maaße. Dies nannten wir **Dichtung**; und wenn er dieſe Anſchauungen nun ſo ſtellet und ordnet, daß er in ihnen einen Erfahrungsſatz oder eine praktiſche Lehre für ſich anerkennet und daraus abſondert, ſo iſt die äſopiſche Fabel gegeben. Mögen in ihr Götter, Thiere, Bäume oder Menſchen handeln; gnug wenn die Anſchauungskraft unſrer Seele ſie als Handelnde wähnen und die Abſtraction aus ihrem Betragen eine Lehre fürs menſchliche Leben abſondern mag. Demnach iſt die äſopiſche Fabel ſofern nichts als eine **moraliſirte Dichtung.**

Auf einmal treten wir durch dieſen angegebnen Stand aus einem Netz von Fragen und Widerſprüchen hinaus, welches man ſich in der Theorie der Fabel vielleicht unnöthig vor die Füße knüpfte. Z. B.

1. **Warum handeln Thiere in derſelben? Etwa des Wunderbaren oder der Beſtandheit ihrer Charaktere wegen?**

Thiere handeln in der Fabel, **weil dem ſinnlichen Menſchen alles Wirkende in der Natur zu handeln ſcheinet;** und welche wirkende Weſen wären uns näher als die Thiere? Ein Kind zweifelt niemals, daß die lebendigen Geſchöpfe, mit denen es umgeht, gewiſſermaaße ſeines Gleichen ſind, alſo auch ſeiner Art nach begehren, wollen und wirken. Es hält ſie, ſelbſt wenn es ſie quält, nicht für lebloſe Carteſiſche Maſchienen. Mit allen ſinnlichen Völkern iſts Daſſelbe. Der Araber ſpricht mit ſeinem Roß, der Hirte mit ſeinem Schaaf, der Jäger mit ſeinem Hunde, der Neger mit ſeiner Schlange, ja der arme Gefangene endlich mit ſeiner Spinne und ſeiner Maus. Je mehr der Menſch eine Thiergattung kennen lernt und mit ihr vertraulich umgeht, deſto mehr gewöhnen ſich beide an einander und theilen einander von ihren Eigenſchaften mit. Er glaubt, ſie zu verſtehen und wähnt, daß ſie ihn verſtehe; alſo iſt der Grund der kühnſten äſopiſchen Fabel, dem Wahn der Menſchen nach, beinah als Erfahrung, als hiſtoriſche Wahrheit gegeben. Allerdings ſind die Gattungen der Thiere in ihren Fähigkeiten einander ſehr ungleich: ſie werden uns auch immer unbemerkbarer und unverſtändlicher, je unähnlicher ſie uns ſind oder je entfernter ſie von uns leben; den hochmüthigen Wahn indeſſen, daß das geringſte Thier in ſeinen Wirkungen und Fähigkeiten ein dem Menſchen ganz Ungleichartiges ſei, ſollte endlich die ſtolze Unwiſſende, die Metaphyſik aufgeben; denn er wird durch die Naturgeſchichte reichlich widerlegt. In ihrem ganzen **Habitus des Lebens** ſind Thiere Organiſationen, wie es der Menſch iſt; es fehlt ihnen nur die menſchliche Organiſation, und das große Werkzeug unſrer abſtrahirten, ſymboliſchen Erinnerungen, die Sprache.

Alſo iſts eigentlich nicht des Wunderbaren wegen willkührlich erſonnen, daß Thiere ſprechen; a) es war ein alter Glaube des ſinnlichen Wahns der Menſchen, der durch das Anſehen der Sage bekräftigt, ſich von den älteſten Zeiten

---

a) Breitingers Meinung in ſeiner lehrreichen Critiſchen Dichtkunſt, Abſchnitt 7.

heraberbte. Niemand hatte etwas dagegen, wenn jedes Thier ſprach, wie es in ſeinem Charakter, in der von ihm bekannten Lebensweiſe etwa ſprechen konnte; und dem Ueberklugen, dem daran ein Zweifel ankam, durfte man nur ſagen: „Es war einmal! Es war eine Zeit, da die Thiere ſprachen, da alſo auch der Fuchs und die Schlange ſprach; jetzt ſprechen ſie dir nur in einem erdichteten Mährchen.„ Dem Kinde und dem anſchauenden ſinnlichen Menſchen kam der Zweifel nicht ein; und das um ſo weniger, je mehr er mit ihnen bekannt war und ihre Sitten vor Augen hatte. Für Kinder und das Volk aber ward eigentlich die Fabel erzählet.

Wenn man alſo nicht ſagen kann, daß die Thierfabel blos des Wunderbaren wegen erfunden ſei, wäre ſie etwa blos der allgemein bekannten Beſtandheit des Thiercharakters wegen, erſonnen worden? b) Ausſchlieſſend glaube ich auch dieſes nicht: denn die Beſtandheit im Thiercharakter war zwar Eine, aber nicht eben die Erſte und Einzige der Eigenſchaften, die man im Reich der Thiere bemerkte und in der Fabel dem Menſchen lehrreich zu machen ſuchte.

Viel andre Eigenſchaften des Thiercharakters waren ihm lehrreich, da ja der ganze Habitus der Thiere, eines jeden nach ſeiner Art, der Lebensart des Menſchen zumal in ſeinem früheren Zuſtande ſehr ähnlich war, mithin auch ſeiner Anſchauung ſehr nahe lag. Dieſe Aehnlichkeit, dies durchgängige analogon rationis humanae, das auch der eigenſinnigſte Philoſoph anerkennen muß, drängte ſich dem Menſchen auf und ſo war die fabelnde Dichtung dem anſchauenden Natur-

---

b) Leßings Meynung in ſeinen Abhandlungen über die Fabel S. 191. u. f.

weiſen von der Natur ſelbſt vorgezeichnet. Wollen wir dies Wahrheit oder Wahrſcheinlichkeit nennen: ſo war dieſe **Wahrheit der Analogie**, mit der ihr beiwohnenden **Lebhaftigkeit** und **Klarheit** die Urſache der Fabel: denn eben dadurch gewann ſie alle drei Stücke, die ein Bild oder eine Allegorie haben muß, um ſich der menſchlichen Seele zu empfehlen. Unter dieſer Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit war nun ſowohl die **Beſtandheit** der Thiercharaktere, als ihre **Verſchiedenheit**, mithin der **Reichthum**, die abwechſelnde **Neuheit**, das **Unerwartete der Belehrung**, die anſchaulichſte **Einfalt**, ja Alles enthalten, was man ſonſt von der Thierfabel zu rühmen pfleget; wovon doch das Meiſte ſich auf **anſchauliche Aehnlichkeit** zurückführen ließe. Die Aeſopiſche Fabel nämlich war gleichſam die Grenze zwiſchen Dichtung und Moral. Sie flog durch alle Räume der Natur, ja durch ein „man ſagt„ in die vorige Zeit zurück, und ſog aus allem, was ehemals ſinnliche Anſchauung geweſen war, den Saft einer Lehre. Aus dieſem Standort muß man ſie, wie mich dünkt, nie entfernen: denn von abſtracten Philoſophen für abſtracte Philoſophen ward ſie nicht erfunden. Alſo wird ſich auch ſogleich die zweite Frage beantworten:

2. Wie müſſen die Thiere in der Fabel handeln? Als Thiere oder als Menſchen?

Mich dünkt, als Thiere; aber Menſchenähnlich. Die anſchauliche Wahrheit und ſinnliche Ueberzeugung beruhet ja eben darauf, daß der Fuchs als Fuchs, der Löwe als Löwe ſpreche und handle. Durchbreche ich dieſe Schranken der Anſchauung und erhöhe den Charakter der Thiere ſo hoch über ihre Sphäre, daß die Täuſchung verſchwindet: ſo wird, wie Leſſing ſinnreich ſagt, der witzigſprechende Eſel der

Sittenlehrer, der Fabuliſt hingegen der Eſel ſeyn, der ihn ſo ungereimt metamorphoſirte. Alſo leidet die Behauptung nothwendig eine Einſchränkung, c) „daß wenn man den Thieren einmal Freiheit und Sprache zugeſtanden, man ihnen zugleich alle Modificationen des Willens und alle Erkenntniſſe zugeſtehen müſſe, die aus jenen Eigenſchaften folgen, auf welchen unſer Vorzug vor ihnen einzig und allein beruhet.„ Denn dieſer Ausſpruch könnte nicht anders als alle ſinnliche Anſchauung und gefühlte Wahrheit einer ſo erhöheten Fabel rauben. Iſts allenthalben nur der verkappte Menſch, der geiſtreiche, witzige Sittenlehrer, der unter dem Gewande der Thiere ſpricht: ſo mag dies Maskenſpiel freilich ergötzen, man kann auch in ihm viel Gutes lernen und hören; die eigentliche äſopiſche Fabel aber iſt damit zerſtöret. Nach dieſer ſpricht

---

c) Leßings Abhandlungen S. 208. 209. u. f.

jedes Thier genau nur in ſeinem Kreiſe, nach ſeinem Charakter; d) nicht als Menſch, ſondern nur Menſchenähnlich. Die menſchliche Seele iſt gleichſam unter alle Thiercharaktere vertheilt, und die Fabel ſucht dieſe vertheilte Vernunſt nur hie und da zu einem Ganzen zu bilden. Ihr ſüßeſter Reiz iſt eben dieſe treue Einfalt, dieſe Beurkundung aus kleinen Zügen der Natur und aus der ganzen Sphäre des thieriſchen Lebens. Je genauer der Eſel ſo ſpricht, daß, wenn ihm wie Bileams Eſel der Mund aufgethan würde, er nicht anders, als alſo ſprechen könnte: deſto wahrer und anmuthiger iſt die Fabel. Daher jener unnachahmbare Reiz ſo vieler alten morgenländiſchen, griechiſchen und aller Nationen Fabeln, die im Stande der Natur den Thieren

---

d) Leßing ſelbſt ſchränkt durch dieſe Beſtimmung ſeine eben angeführte Behauptung ein S. 208. 209. In Bodmers Unterſuchung der Leßingſchen Theorie S. 201. iſt dieſe Einſchränkung ausgelaſſen worden.

näher, als wir lebten. Durch ſinnliche Anſchauung nämlich hatten ſie den Habitus der Thiere erfaßt und konnten gleichſam nicht anders als in ihrer Sphäre dichten. So gemein zuweilen die Lehre iſt, die ſie das Geſchöpf ſagen laſſen; ſo mächtig dringt ſie uns ans Herz, als ob der Naturgeiſt ſelbſt aus dieſem Weſen ſpräche. Die feinere Fabel, da das Thier als Philoſoph räſonniret, mag für uns feinere Menſchen ſeyn, deren Gaum von ſtärkern Gewürzen gereizt werden muß, wenn er an dieſer Milchſpeiſe Geſchmack finden ſoll; einfältigere Nationen würden in einer Reihe Fabuliſten dieſer Art ihren alten Aeſop ſchwerlich erkennen, und ſich oft wundern, warum man zu dieſen unthieriſchen feinen Sprüchen die Masken der Thiere brauchte.

3. Wieweit erſtrecket ſich das Gebiet der Fabel auch dies- und jenſeits dem Reich der Thiere?

Mich dünkt, ſoweit als der Fabuliſt ſich getrauet, ſeiner gedichteten Handlung Wahrheit, Lebhaftigkeit und Klarheit, kurz der Lehre, die er im Sinn führet, Anſchauung geben zu können. Weiter laſſen ſich hier keine Grenzen zeichnen. Einer Nation, die unter Bäumen lebt, ſprechen die Bäume: es iſt ihr nicht anſtößig, daß Einer vor dem Andern König ſeyn will, denn wie verſchieden iſt das Anſehen, der Nutzen und Rang der Bäume dem ſinnlichen Menſchen! Es iſt ihr nicht befremdend, daß Ein Baum die Tochter des Andern zur Braut begehret: denn ſie kennet die Geſchlechter der Bäume und hat ſelbſt Bäume durch Bäume einimpfend veredelt. Ihre Sprache iſt dazu eingerichtet, daß Ausdrücke ſolcher Art, z. B. die Tochter des Baumes, der König der Bäume, durchaus nichts Auffallendes mehr haben, weil ſie in andern Dichtungen längſt und kühner gebraucht ſind. So erzählte Jotham, e) ſo ließ Joas eine kühne Baumfabel dem werbenden Könige zur Antwort ſagen f) und in beiden Fällen war der Sinn der Dichtung keinem Zuhörer fremde. Gleichergeſtalt werden bei allen ſinnlichen Völkern Berge, Flüſſe, Quellen, Sonne und Mond, Geſtirne, Wind, Wolken für beſeelt geachtet und es liegt ſodann nicht auſſer der Sphäre ihrer Anſchauung, wenn Geiſter der Berge, der Ströme, der Quellen, der Geſtirne, wenn Wind und Wolke zu einander ſprechen und gegen einander wirken. Alles kommt hier, wie man ſieht, auf den anſchauenden Sinn des Erfinders, auf die Art, wie er die wirkenden Weſen zuſammenſtelle und aus ihnen ſeine Welt dichtet, endlich auf die National- und individuelle Denkart der Zuhörer an, denen er ſeine Fabel vorträgt. Wenn für Leſer eine Fabel geſchrieben wird, ſo iſt dies ſchon zwieſache Kunſt

---

e) Richter 9, 7.

f) 2 Kön. 14, 9.

oder eine Fabel der Fabel: denn auf der lebendigen Situation der Zuhörer, die da hörten und des Redners, der zu ihnen ſprach, beruhete eigentlich der Zweck der erſten Erfindung. Als Menenius Agrippa dem verſammleten Römervolk ſeine Fabel vom Magen und den Gliedern vortrug, dachte er gewiß nicht daran, ob auch Zuhörer ſeyn würden, die philoſophiſche Skrupel darüber faßten, daß weder Magen, noch Hand und Fuß ſprechende Weſen oder Römiſche Bürger wären. Er trug ſeine Fabel vor und ſie gelang; denn der Sinn derſelben war dem aufgebrachten Volk anſchaulich und überzeugend. So iſts mit allen Fabelweſen, ſie mögen auf der Leiter der Dinge über oder unter das Thierreich von uns geſtellt werden. Hat mich der Dichter durch die Anſchauung, die er mir gewähren wollte, nicht ſinnlich überzeugen können, daß dieſe Weſen handeln, daß ſie mir dieſe Lehre, als eine ihrer Natur nothwendige Lehre, ſagen: ſo haſſe ich den Fabuliſten, er möge Götter oder Töpfe, verſtändige Weſen oder, wie Triller, unvernünftige Hemde auf den Schauplatz der Fabel führen. Gleich von Anfange dieſer Abhandlung bemerkten wir, daß ſelbſt bei dem, was wir Bild nennen, für uns alles an der Seele liegt, die ſich das Bild denket; wer alſo auch im Reich der Fabel aus völligen Ruinen oder ſehr baufälligen Materialien mir einen Pallaſt herzuſtellen weiß, daß er bewohnt werde, der iſt für mich dieſes Pallaſtes Dichter und Schöpfer.

Ich berge es daher nicht, daß mir jene mancherlei Eintheilungen der Fabel in die mythiſche und hyperphyſiſche, die mythiſch- und hyperphyſiſch ſittliche, die mythiſch- und hyperphyſiſch vernünftige, die wahrſcheinliche und wunderbare, die wunderbar- göttliche und wunderbar-thieriſche, die kosmiſche und heterokosmiſche u. ſ. eine vergebliche Mühe ihrer ſinnreichen Erfinder dünken. Ob die Weſen, die uns ihre Handlung gegenwärtig machen, Götter, Menſchen oder Thiere ſind? kann dem Zuhörer gleichgültig ſeyn, gnug wenn ſie im lehrreichen Weſen ihrer Handlung nur in ſeine Welt gehören, da eben ihm die Fabel erzählt wird. Weſen außer unſerer Welt kennen wir überhaupt gar nicht, noch minder eine Moral außerhalb dem Kreiſe der Menſchheit; und aus welchem Fach vom Linneiſchen Naturſyſtem die Geſchöpfe der Fabel genommen ſeyn, kann uns nicht intereſſiren, ſobald wir das Hauptgeſetz der Dichtung an ihnen erfüllet ſehen. Auch die Götter Aeſops gehören zu unſrer Welt, zur Welt der Sage nämlich und einer den Menſchen angemeſſenen nutzbaren Lehre; das Mehr und Minder im Analogon ihrer Vernunft, wenn ſolches Charakter-mäßig beobachtet worden, ändert nichts im Weſen der Fabel.

Indeſſen verdient Eine Claſſe der handelnden Perſonen eine nähere Erörterung; es ſind die **allegoriſchen Weſen der Fabel.** Darf der **Verſtand**, kann die **Phantaſie**, der **Neid**, das **Glück**, das **Schickſal** u. ſ. in ihr erſcheinen oder nicht? Mich dünkt, ja! Jedes erſcheine, wenn es erſcheinen **kann**, wenn der Dichter ſich getrauet, ihm Anſchauung und gleichſam handelnde Subſtanzialität zu geben. Kann er dieſes, ſo iſt die Perſon ein Gott, ein Genius oder ein Dämon; kann ers nicht, bleibet ſie in ſeiner Dichtung ein Geſtaltloſes Wort, eine Abſtraction, ein Name: ſo iſt ſie ein Fehler ſeines Werks, nicht weil ſie Allegorie, ſondern weil ſie kein Weſen iſt, dem Er Sprache und Handlung zu geben vermochte. Alſo kommt auch hier alles auf die Kunſt des Dichters und auf den Zuſammenhang an, in welchen er ſein Figment ſetzte. Niemand tadelt es an einem Fabuliſten, wenn er den Tod, den Genius des Schlafs, den

Schutzgeiſt des Menſchen, oder eine Fee, eine Nymphe, eine Najade handelnd einführt; gnug, wenn ſie in ihrem Charakter handelten, und ſich in ihrer Wirklichkeit darſtellten. Denn getraueten ſich die Alten Götter und den Tod, oder Shakeſpear Geſpenſter und Schatten ſogar auf den dramatiſchen Schauplatz zu bringen; wie ſollte es nicht möglich ſeyn, daß der Fabeldichter einen Geiſt oder eine erdichtete Wortgeſtalt auf den viel engeren Schauplatz ſeiner Dichtung zaubre und ihm ſo viel treffende Anſchaulichkeit gebe, daß dieſen Augenblick niemand an ſeinem Daſeyn zweifle? Allerdings aber muß er ſeiner Zauberkunſt gewiß ſeyn: denn ſonſt wird jede ſolcher Erſcheinungen lächerlich, abgeſchmackt oder wenigſtens unkräftig, inſonderheit wenn weder die Natur, noch die Sage den Wahn, den er uns aufdringen will, vorbereitet, unterſtützet und feſthält. Weſen ſolcher Art können nicht vorſichtig gnug, dazu nur an gehörigem Ort mit

Anſtand und Würde erſcheinen; oder ſie zergehen wie Luftblaſen; ſie ſauſen unſerm Ohr wie ein nichtiger Wortſchall vorüber, und die Mühe des Dichters iſt verlohren.

4. Was iſts, das uns in der Fabeldichtung anſchaulich gemacht wird? Iſts ein bloßer Erfahrungsſatz oder eine moraliſche Lehre?

Mit dem einzigen Exempel einer **Holberg**ſchen Fabel, aus welcher erhellet, „daß keine Creatur weniger in der Zucht zu halten iſt, als eine Ziege„ hat **Leſſing** treffend gnug gezeigt,g) daß nicht jeder Erfahrungsſatz, nicht jede nichtige Lehre der Mühe einer Fabeldichtung werth ſei; und woher käme ein großer Theil der ſo unbedeutenden Fabeln, mit denen die Welt überſchwemmet iſt, als eben auch des nichtigen Ziels wegen, das ſie ihrer Mühe zum Zweck ſetzten?

---

g) S. 131.

Sobald ich einen jeden Allgemeinſatz auf einen beſondern Fall zurückführen, ihm in einer erdichteten oder wahren Geſchichte die Wirklichkeit ertheilen und ihn nachher aus derſelben durch eine leichte chymiſche Kunſt wieder abziehen will: ſo iſt nichts leichter, aber auch nichts armſeliger, als die Fabeldichtung.

Alſo, ſagt man gemeiniglich, ſei es ein allgemeiner *moraliſcher* Satz, der in der Fabel erſcheine.

Ein allgemeiner *moraliſcher* Satz? Indeſſen gehe ich der beſten Fabeldichter beſte Fabeln durch und finde in einer beträchtlichen Anzahl derſelben nicht eben einen *moraliſchen* Satz känntlich, oder das Wort müßte in einem eignen Sinne genommen werden. Oft ſind es wirklich nur intereſſante *Erfahrungsſätze*, Regeln der Klugheit u. ſ.; auf welche in ſehr ſchönen Dichtungen der Dichter es anlegte. Ueberdem iſt das

Wort **moraliſcher** Satz an ſich unbeſtimmt und undeutlich. Soll es eine wirkliche Pflicht der Moral ſeyn, die mich Thiere lehren? Wie könnte ich dieſe von einem Thier, einem an ſich unmoraliſchen Weſen, das nur in ſeinem Charakter handelt und nur in ihm handeln muß, lernen? Der Fuchs bleibt immer ein Fuchs, der Wolf ein Wolf, der Löwe ein Löwe; und ich laufe Gefahr, die ungerechtſten, für uns unſittlichſten Allgemeinſätze zu abſtrahiren, wenn ich dem Inſtinktmäßigen Betragen dieſer Thiere blind folgte. Da wäre keine Gewaltſamkeit, keine Liſt, keine Blutdürſtige Frechheit, die ſich nicht aus dem Beiſpiel eines Thiers durch eine Fabel beſchönigen ließe, ſo daß eben aus der durchgängigen **Beſtandheit ihres Charakters** zuletzt kein anderer als der allgemeine Fabelſatz folgte: „jeder gehe ſeinem Inſtinkt mit Thierbeſtandheit nach: denn der Fuchs muß ein Fuchs ſeyn, bis ans En de ſeines Lebens." Eine Fabelmoral, die alle Moral aufhübe.

„Aeſop, ſagt Leßing, machte die meiſten ſeiner Fabeln bei wirklichen Vorfällen. Er mußte alſo die Aehnlichkeit ſeiner erdichteten Geſchichte mit dem gegenwärtigem Vorfall faßlich machen, und zeigen, daß aus beiden ſich eben dieſelbe Wahrheit bereits ergebe oder gewiß ergeben werde. h)" Iſt dies, (und der Umſtand iſt eben ſo bekannt als unläugbar;) ſo wars offenbar weder eine abſtrakte Wahrheit, noch ein allgemeiner moraliſcher Satz, auf welche der Fabeldichter arbeitete; es war ein beſondrer praktiſcher Satz, eine Erfahrungslehre für eine beſtimmte Situation des Lebens, die er in einer ähnlichen Situation anſchaulich und für den gegenwärtigen beſtimmten Vorfall anwendbar machen wollte. Und hiemit iſt unſre Frage aufs deutlichſte beantwortet.

---

h) S. 114.

Nun unterſcheidet man zwar zwiſchen einfachen und zuſammengeſetzten Fabeln; „Jene, ſagt man, ſei die Fabel mit der bloßen Lehre, dieſe mit dem Falle der Anwendung zugleich.„ Allein was iſt eine Lehre ohne Anwendung? Muß, wenn die Fabel von mir gefaßt werden ſoll, ich mir bei dem abſtrakten Satz derſelben nicht ſogleich einen beſtimmten Fall denken, in welchem er mir wieder erſcheine? Und woher káme abermals das Langweilige und Nutzloſe vieler unſrer Fabelbücher, als unter andern auch von jenen wankenden, dürren Todtengeſtalten allgemeiner, unbeſtimmter, vielleicht unanwendbarer Lehren, zu deren Anerkänntniß der Leſer die Mühe ſeiner Fabelreiſe ſchwerlich bedurfte. Das ſchöne Anziehende der Fabeln Aeſops und andrer alten Dichter, entſprang eben daraus, daß die Fabel auf einen gegenwärtigen Fall des Lebens einen äußerſt, paſſenden Fall der Dichtung darſtellte, in welchem kein Umſtand vergeblich war, der nicht eben der gegenwärtigen Situation Licht und Leben geſchenkt hätte. Aus der Fabel mit der abſtrakten Lehre iſt dieſe anziehende Seele der Fabel verſchwunden; ein nackter Körper hängt am Kreuze da und die Aufſchrift deſſen, was er bedeuten ſoll, hängt unter dem Kreuze. Jeder Lehrer, der ſeinem Lehrlinge eine Fabel dieſer Art nur einigermaaßen nützlich machen will, muß zu ihr eine zweite fehlende Hälfte, den Fall der Anwendung nämlich, ſo gut er kann, erfinden; oder er ziert den Kopf des Kindes mit einem trocknen Allgemeinſatz und erntet leere Hülſen.

Es giebt alſo eigentlich keine einfache Fabel; jede iſt zuſammengeſetzt aus dem wirklichen Fall, auf welchen ſie angewandt werden ſoll und aus dem erdichteten, den eben für ihn der Fabellehrer ausſann. Daß die ſchriftlichen Sammler der Fabeln Aeſops die Eine, die wahre und wirkliche Situation nämlich oft ausließen, kam daher, daß ſie ſolche entweder nicht wußten oder daß ſie ſich die Mühe verkürzten. Sie ſetzten dafür eine nackte, bisweilen gar eine falſche und verzogne Lehre hin und überließen jedem Leſenden die Anwendung; oder ſie glaubten den Fall der Anwendung in die Lehre ſelbſt ſchon verborgen zu haben, wie es auch zuweilen wirklich geſchehen war. Die ältern wahren Fabeln indeß, deren Entſtehung man weiß, ſind jederzeit mit dieſem Gegenſtück ihrer Dichtung aufgezeichnet worden, wie die Fabel Jothams und Joas, Nathans Parabel, die Dichtung des Steſichorus, des Menenius Agrippa, ſehr viele die in den Geſchichten und andern Schriften der Morgenländer vorkommen, ja auch ſelbſt als Sammlung das ganze Buch Kelileh und Damne zeiget. Nur den Sammlern haben wirs zuzuſchreiben, daß wir die Lockmanniſchen und Aeſopiſchen Fabeln ſo abgekürzt, gleichſam als Enthymemen der

Fabeldichtung vor uns ſehen; wie ſie denn auch ſonſt der Gnomen, Sprüche und Sprüchwörter gnug zuſammengetragen haben, ohne daß ſie es wußten und ſagen konnten: woher oder wozu jeder Spruch urſprünglich erfunden wäre? Nachahmende Fabuliſten, die für Bücher ſchrieben, fanden dieſe Abkürzung ſehr bequem, da ſie ihnen die Mühe erſparte, einen Fall der Anwendung ſich ſelbſt zu erdenken; und warum hätten ſie damit den Leſer beläſtigen wollen, da ſie zum Zeitvertreib oder zur moraliſchen Proviſion aufs Gerathewohl der Zukunft ſchrieben? Daher nun die unerträgliche Langeweile, wenn wir eine Reihe Fabeln ohne Anwendung auf **beſtimmte Fälle des Lebens** nach einander leſen. Es iſt als ob uns ein Sack voll moraliſcher Lehren und Anſchauungen über das Haupt geſchüttet würde, da, wenn jede dieſer Fabeln in einer [illegible] an Stell' und Ort vorkäme, ſie unſtreitig ihre Wirkung thäte. Das iſt aber einmal das Schickſal aller Sammlungen, ſie mögen Fabeln, Lieder, Epigramme, Sprüche und was es ſei, enthalten: man giebt zerſtreute Blätter; Blumen, die ihrer Wurzel entriſſen ſind und alſo wie auf einem Todtenbett verwelkt trauren. — Wie angenehm iſts im Gegentheil, wenn man bei Aeſop und Phädrus, bei Leßing, Hagedorn, Gleim, Gellert, Lichtwehr u. a. hie und da eine zuſammengeſetzte Fabel lieſet. Man fühlt ſich gleichſam befriedigter und wird gewahr, daß billig eine jede Fabel ſo erfunden ſeyn oder ſo angewandt werden ſollte. Leßing inſonderheit iſt in den zuſammengeſetzten Fabeln ſehr glücklich.

Ferne ſeis von mir, die einfache Fabel aus unſrer jetzigen Bücherwelt zu verbannen oder einen müßigen Kopf aufzufordern, daß er zu jedem Werk jeglichen Meiſters eine zweite Hälfte hinzufüge. Jeder Lehrer indeſſen ſchäme ſich mit ſeinem Lehrlinge dieſer Mühe nicht. Statt die Moral der Dichtung weitläuftig zu erklären und über ſie neu zu moraliſiren, i) ſetze er ſie in einen Fall der Anwendung und je mehr dieſer mit dem erdichteten übereinkommt, deſto eindrücklicher, lebhafter und ſchöner wird dem Lehrlinge die Geſchichte der Fabel. Wie **Leßing** einen hevriſtiſchen Nutzen dieſer Dichtungsart für die Schulen **zur Bildung der Genies** vorſchlug, k) „indem man die Geſchichte derſelben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald dieſen und jenen Umſtand ſo verändert, daß ſich eine andere Moral darinn erkennen läßt„ und von dieſem Spiel der Erfindung ſelbſt ſchöne Beiſpiele gegeben hat: ſo möchte ich **zu Bildung kluger Köpfe** einen andern Gebrauch der Fa-

---

i) Leider iſt dies der Fall in den meiſten Ausgaben Aeſops für Kinder, deren keines doch die ſogenannten moraliſchen Erklärungen, die hinter jeder Fabel ſtehen, liefet. Ein eigentlicher Aeſop für Kinder iſt mir noch nicht bekannt.

k) S. 233.

bel vorſchlagen, der ſowohl auf die Anwendung der Fabel ſelbſt, als auf die Erfindung ähnlicher Fälle zum wirklichen Gebrauch des Lebens wieſe. Es wäre nämlich die **reine** Erzählung der Situation, **auf welche die Dichtung paßt** und zwar eine treffende Erzählung nach allen Umſtänden der Fabel. Hier lernte der Jüngling nicht nur einen allgemeinen Satz aus einer Geſchichte finden und einen neuen aus einer veränderten Geſchichte abſtrahiren; (eine Uebung, der ich ihren Nutzen nicht abſprechen will;) ſondern er gewöhnte ſich in der Fabel ſelbſt das Weſentliche vom Unnöthigen zu unterſcheiden, die ganze Situation derſelben praktiſch anzuſehen und die brauchbarſte ſeiner Seelenkräfte, die **analogiſche Erfindungskraft** zu üben. In jedem Stande des Lebens iſt uns dieſe unentbehrlich. Die Seele fragt ſich unaufhörlich bei jeder neuen Situation, in der ſie ſich findet: „biſt du in ihr oder in einer ähnlichen geweſen? haſt du ſie bei andern bemerkt und wie benahmen ſich dieſe?„ Zu Bildung ſolcher praktiſchen Klugheit erfand Aeſop ſeine Fabeln: nicht zum Behuf der Abſtraktion einer allgemeinen moraliſchen Wahrheit. Er lehrte die Menſchen, ſich durch Erinnerung ähnlicher Fälle zurecht zu finden im Leben und legte ihnen in ſeinen Erfindungen dergleichen ihrer Situation zutreffende Fälle vor. Den Sinn derſelben ließ er ſie ſelbſt abſtrahiren und auf ihre jetzige Lage anwenden; ſo war nicht nur ihr Räthſel enträthſelt, ſondern ihre Seele ward auch gewöhnt, in andern Fällen eben ſo zu denken, ſich ähnlicher Vorfälle zu erinnern und aus ihnen Belehrung, Rath, Troſt herzuholen. Ich kenne keine nützlichere Bildung menſchlicher Seelenkräfte, als dieſe Uebung der Analogie, ähnliche Fälle zu erdenken und in ihnen das Aehnliche auf treffende Art genau zu bezeichnen. Nicht etwa nur die innere Möglichkeit eines gegebnen Falls wird dadurch anſchaulich gemacht und zur

Anwendung ſeiner, als einer Erfahrung, der Weg aufs Gerathewohl gebahnt; man bahnet ſich dadurch zugleich den ſicherern Weg, vielen Situationen allgemeine, veſte Geſetze zu erfinden, und kommt alſo aus dem Lande der Dichtung ins Land der gewiſſeſten Wahrheit. In allen Wiſſenſchaften ſind die größten Erfindungen nur durch **Analogieen gemacht worden**: man dachte ſich mehrere ähnliche Fälle und machte Verſuche; man verglich die Folgen dieſer Verſuche und führte ſie auf allgemeine Begriffe, zuletzt auf ein Hauptprincipium zurück; und wenn dies auf jeden der gegebnen analogiſchen Fälle paßte: **ſo war die Wiſſenſchaft erfunden.** Ein Gleiches iſts auch mit den treflichen Köpfen, die man im gemeinen Leben nicht gnug zu ſchätzen weiß. Sie wiſſen ſich zu helfen; d. i. ſie haben ähnliche Fälle erlebt oder dichten ſich ſolche in der größten Schnelle und treffen den Ausgang. Dieſe praktiſche Klugheit ſowohl für die Wiſſenſchaft als für das Leben zu bilden, iſt das Werk der Erziehung und Aeſops Lehrart iſt dazu eine gute Schule. Die Lehrart des ältern Aeſops nämlich; und ihr zufolge ſehe man bei der Fabel vorzüglich dahin, daß man bei ihr nicht etwa blos die Lehre abſtrahire, d. i. auf halbem Wege ſtehen bleibe; ſondern daß man der ganzen Fabelſituation ſammt ihrer Lehre einen congruenten Fall der Anwendung erſinde: dann erſt iſt das ganze Fabelgebäude fertig. — Hiernach ergiebt ſich auch die fünfte Frage:

5. Wie muß die Handlung der Fabel beſchaffen ſeyn? Iſts gnug, daß das Ganze, das ſie erzählt, blos eine Folge von Veränderungen ſei, deren jede dazu beiträgt, den moraliſchen Lehrſatz der Fabel anſchauend zu zeigen; oder muß ſie auch in der Fabel wirkliche Handlung d. i. eine Verän-

derung der Seele mit Wahl und Abſicht ſeyn? 1)

Es iſt leicht zu ſehen, woher der Unterſchied dieſer Meinungen komme und wie er einzig gehoben werden könne? Erfanden Aeſop und ſeine Brüder ihre Fabel für eine wirkliche Situation des Lebens, in welcher **gehandelt** werden mußte: ſo konnte die Fabel nichts als eine **analoge Handlung** ſchildern, die den Zweifelnden belehrte. Offenbar war hier eine ähnliche **Beſtimmung der Seele mit Wahl und Entſchluß**, in einer ähnlichen Situation vorzuſtellen nöthig. Die meiſten Fabeln der Alten ſind alſo, ihrer Einfalt ungeachtet, ſelten ohne eine **wirkliche Handlung**, da ja eben dieſe zu einer ihr ähnlichen Beſtimmung der Seele als ein Spiegel dienen ſollte. — Der Kürze halben wollen wir die

---

1) Das Erſte iſt Leßings, das Andre Breitingers, Bodmers und andrer Theoriſten Meinung.

ſe **praktiſche** oder um des **Aphthonius** Eintheilung beizubehalten, **ſittliche Fabeln** nennen.

Unläugbar iſts aber auch, daß ſelbſt unter den alten viele Fabeln erſcheinen, die blos einen **Erfahrungsſatz** anſchaulich machen. Ihr Amt iſt alſo nur, eine Situation zu dichten, wo ein ſolcher in ſeinen Veranlaſſungen und Folgen gezeigt wird. Und was hinderte uns, dieſe **theoretiſche** oder nach dem **Aphthonius, vernünftige, logiſche Fabeln** zu nennen? In ihnen kommt auch eine Handlung vor; aber in einem weitern Verſtande. Mehrere wirkende Weſen können an ihr Theil nehmen, da ſie im Grunde nichts als eine **Begebenheit**, ein **Eräugniß** (evenement) ſeyn darf, das uns den **Erfahrungsſatz** klar und vollſtändig vorſtellt.

Die neuern Fabeldichter haben das Feld der Fabel noch mehr erweitert. Da ſie nicht für wirkliche Situationen des Lebens dichteten, und alſo weder eine praktiſche Lehre, noch einen unmittelbaren Erfahrungsſatz anſchaulich machen wollten: ſo begnügten ſie ſich oft mit einer Speculation, einem äſthetiſchen Urtheil, einer feinen Bemerkung, für welche ſie einige veranlaſſende Umſtände herbeiführten und ſie am Ende einem der Fabelweſen in den Mund legten. Ich habe nichts dagegen, daß man dieſe Fabel-Gattung **philoſophiſche** oder **Converſations-fabeln** nennt: ſie können viel Feines und Nützliches enthalten; ſelten aber wird die feine Bemerkung dieſer Art in der gedichteten Situation ſelbſt völlig anſchaubar gemacht worden ſeyn, daß ſie aus ihr durch eine Art innerer Nothwendigkeit folge. Eine Reihe von veranlaſſenden Umſtänden, oft nur eine Gedankenfolge iſt in ihr zuſammengeſtellt worden, damit die Bemerkung Stelle und Ort finde. Ich zweifle, daß Ariſtoteles dieſe Situationen für äſopiſche Fabeln erkennen würde; den Namen **ſinnreicher Dichtungen** aber würde er ihnen gewiß nicht verſagen. Und verlören ſie mit dieſem Namen?

Leicht wird ſich hieraus auch beurtheilen laſſen, wiefern man der Fabel Allegorie zuſchreiben oder von ihr ſagen könne, daß ein allgemeiner Satz in ihre Dichtung **eingekleidet** worden ſei? m) Iſt jede Fabel eigentlich eine **zuſammengeſetzte** Fabel, da für einen gegebnen Fall des wirklichen Lebens ein anderer, ihm congruenter erdichtet wird: ſo kann dieſe Congruenz in der Sprache der Alten allerdings **Allegorie** genannt werden. In jedem von beiden Fällen iſt nämlich

---

m) Leßing war gegen Beides, ſowohl gegen die Allegorie der Fabel, als die Einkleidung der Lehre, für welche er das unſtreitig treffendere Wort der Anſchauung oder der anſchauenden Erkänntniß wählte. S. 118 — 144. In Bodmers unäſopiſchen Fabeln S. 231. iſt der Leßingſchen Theorie zwar widerſprochen; wenige Punkte derſelben aber ſind, wie es mir ſcheint, widerlegt worden, auch wo dieſe die Widerlegung ſelbſt mit ſich führten.

der Erfahrungsſatz oder die praktiſche Lehre anſchaubar, mithin wird wirklich Eine Handlung oder Begebenheit zur Anwendung für eine Andre als Allegorie gedichtet. —— Daß wenn unwichtige Erfahrungsſätze eingekleidet oder alberne Mährchen zu nützlichen Lehren allegoriſirt werden, auch alberne Allegorieen daher entſtehen müſſen, iſt unzweifelhaft; die Schuld dieſes Fehlers aber liegt am Bearbeitenden, der ſo ſchlechte Materialien wählte, nicht aber am Weſen der Kunſt ſeiner Bearbeitung. — Gleichergeſtalt iſt das Wort, **Einkleidung**, der Fabel eigentlich nicht anſtößig; es ſteht auch der **anſchauenden Erkänntniß** nicht entgegen. Von uralten Zeiten an hat man den Ausdruck geliebt, daß die Wahrheit, die ſich ſelten nackt zeigen dürfe, ſich angenehmer und anſtändiger **einkleide**. Die beſten Fabeldichter haben ſich dieſe Idee zum Zweck geſetzt n) und fanden ſich glücklich, wenn ſie der nackt

---

n) Gleims, Lichtwehrs und a. erſte Fabel.

ten Vertriebnen ein etwanniges Gewand verſchaft hatten, in welchem ſie unerwartet, oder unerkannt erſchiene und deſto mehr gefiele. Nur ungeſchickte Hände warens, die ſie unter dieſem Gewande ganz unkänntlich machten, die ihr jene ſchwere gothiſche Drapperie zuſchnitten und mit tauſend Falten, mit einer langen Schleppe von Lehren und einem ganzen Markt von Zierrathen ihre ſchönen Glieder krümmten. Unmöglich aber kann dieſe Galla-Tracht der Wahrheit, wie **Gleim** ſie nennet, jenes durchſichtige Koiſche Gewand verruffen, das alle ihre Glieder und ihren ganzen Wuchs im ſchönſten Ebenmaas zeiget. Selbſt das härtere Wort **Verkleidung** iſt einer gewiſſen Gattung von Fabeln nicht unanſtändig, deren Zweck es eben war, den Sinn der Erdichtung eine Zeitlang aufzuhalten und zu verbergen, damit er am Ende der Erzählung auf einmal deſto größere Wirkung thäte. Oft ging dieſe Verkleidung zweckmäßig ſoweit, daß der Dichter dem

Zuhörer ſelbſt mußte entkleiden helfen und ihm, wie Nathan dem David zurief:

— mutato nomine de te
fabula narratur —

Und wiewohl ich dieſe Verhüllung nicht unbedingt vertheidigen mag: ſo können doch Umſtände eintreten, wo eben ſie durch ihre Täuſchung mehr Herzen gewinnet, als die nacktere Wahrheit je würde gewonnen haben. Hoc amat obſcurum; amat hoc ſub luce videri — —

Endlich wundre ich mich, wie den ſcharfſinnigſten Unterſuchern der Fabeltheorie gerade der Punkt entgangen ſei, auf den es doch, wie mich dünkt, bei dieſer Dichtung am meiſten ankommt —

6. Beiſpiel, Parabel und Fabel, wie ſind ſie von einander unterſchieden? und worauf beruht die vorzügliche Kraft der Fabel vor jenen beiden?

Hat nicht auch das Exempel ſeine Wirklichkeit und ſtellet einen Erfahrungsſatz oder eine Lehre anſchauend vor? Wird nicht auch die Parabel als ein wirklicher Fall erzählet?

Allerdings; und dennoch kann das Beiſpiel der Geſchichte nur zum **Zeugniß der Möglichkeit einer Sache** dienen, ſo lehrreich und aufmunternd es uns übrigens auch ſeyn möge. Immer bleibt bei ihm der Zweifel übrig, ob unter tauſend Fällen der Geſchichte der damalige Fall auch der unſrige ſei und ob wir ihm alſo ſicher folgen mögen. Zween Rednern, die Fälle der Geſchichte anführen, wird es ſelten ſchwer ſeyn, **gegenſeitige** Beiſpiele anzuziehen und die Wirkung des Einen durch das Andre wo nicht zu vernichten, ſo doch zu ſchwächen und zu mindern: denn in der vollen Urne der Geſchichtszufälle, die Alles ausſchüttet, iſt zu rechter Zeit und Stunde alles Mögliche möglich.

Die Parabel geht dem Beiſpiel zur Seite: denn ſie iſt nur ein erdichteter Fall aus der menſchlichen Geſchichte, der ſich alſo zwiſchen Dichtung und Wahrheit in der Mitte verliert. Was fehlet alſo beiden, dem Beiſpiel und der Parabel am Ueberzeugenden der äſopiſchen Fabel? Das Hauptſtück der letztern, **die innere Nothwendigkeit der Sache ſelbſt** fehlt ihnen, durch welche ſich eine Fabel vom Beiſpiel, von der Parabel und von allen andern Dichtungen auszeichnet. Ein Beiſpiel erläutert; aber es zwinget, es überzeugt nicht. Eine Parabel macht wahrſcheinlich; aber auch ihr fehlt der Punkt der innern Gewißheit, der hier entſcheidet. Andre Dichtungen können empfehlen; die Fabel allein bringet unausweichlich, weil ſie uns die innere Nothwendigkeit der zu beginnenden Handlung oder des Erfahrungsſatzes anſchauend zeiget.

Und wodurch zeigt ſie dies? Eben durch den Charakter der Weſen, die ſie handeln läßt;

es mögen Götter und Dämonen, oder Bäume, Thiere, Pflanzen ſeyn und was ſonſt zur Natur gehöret: denn eben ſie führet die Fabel wirkend oder redend ein, damit ſie dem Trüglichen des Beiſpiels, dem Mangelhaften der Parabel entweiche und uns durch dieſe handelnde Naturweſen die **moraliſchen Geſetze der Schöpfung** ſelbſt in ihrer innern Nothwendigkeit zeige. Der Charakter dieſer Weſen nämlich und ihr Verhältniß gegen einander iſt durch die Natur beſtimmt; ſie handeln in dieſem Charakter und müſſen in ihm handeln, nicht aus Willkühr, ſondern aus Nothwendigkeit (ἐξ ἀναγκης.) Er gehet fort durch ihr Leben und kein Geſchlecht kann ihn ändern. Da er nun zugleich ſtark ausgeprägt und nicht wie bei dem Menſchen unbeſtimmt, wandelbar und verſteckt iſt; da ihn jedermann, auch ein Kind, kennet und von Jugend auf mit dem Namen und mit der Geſtalt des Gottes, des Baums und Thieres auch ſein inneres Gepräge, ja mit der Geſchichte deſſelben zugleich ſein unwandelbares Schickſal verbindet: ſo iſts eben die Fabel, die uns jetzt eine Lehre, jetzt einen Erfahrungsſatz aus dieſer Geſchichte als nothwendig darſtellt; mithin von den ewigen Geſetztafeln der Natur uns ein Wort oder eine Sylbe unauslöſchlich ins Gemüth präget. Eine Fabel, die dieſen Zweck nicht erreicht (und viele irren weit von demſelben) kann zwar als ein erläuterndes Beiſpiel, als eine uns zuredende Parabel, als eine Zeitkürzende Erzählung gelten; das hohe Ziel ihrer Gattung aber hat ſie verfehlet. Denn wozu die mühſame Dichtung? wozu der ganze Apparat neugeſchaffner Weſen und [illegible]er Verhältniſſe zu einander, wenn durch ſie nicht etwas gelehrt und mit einer Kraft anſchaulich gemacht werden könnte, wie ſolches uns weder Geſchichte noch Parabel zu lehren vermochte?

Zum Beweiſe meines Satzes liegt das ganze Feld der erleſenſten Fabeln vor mir und ich habe Mühe zu wählen. Wenn es hier auf eine willkührliche, kleinfügige Menſchen-Moral ankäme, welchem Guten könnte nicht ein Uebel, welcher zu befolgenden Pflicht nicht eine andre entgegengeſetzt werden, die ſich eben ſowohl im Reich handelnder Weſen zeigte? So könnte man durch das Beiſpiel des Habichts, des Hechts und andrer königlichen Würger den Würgern der Erde fein-äſopiſch ſchmeicheln, durch das Beiſpiel des Sperlings die Wohlluſt und zwar wie jener Weltweiſe es that, durchs Vorbild des Schweins die unveränderliche Gemüthsruhe des Weiſen empfehlen; ſobald es nämlich auf nichts als auf **herausgeriſſene Beiſpiele** von Thierhandlungen ankäme, die ſich alleſammt ſchon dadurch entkräften, daß der Menſch weder Hecht noch Habicht, noch Sau noch Sperling iſt und ſeyn ſoll. Alſo kommt es hier auf **höhere**, allgemeine Naturgeſetze, auf die unwandelbare Verbindung der Weſen im Reich der Schöpfung an, wo kein Glied der Kette entweichen, wo jedes aber an ſeiner Stelle thun ſoll, was es zu thun vermag. Daß z. B. der Mächtigere den Schwächern drücke und verzehre, iſt eine traurige Bemerkung der Naturgeſchichte; daß aber auch der Schwächere ſich ſchützen könne gegen den Starken, daß Verſtand, Fleiß, Klugheit und Tüchtigkeit oft mehr als die blinde Macht gelte, daß jedes Geſchöpf ſeine Mängel und Vorzüge, ſein Glück und Unglück habe, daß jedes alſo, mit ſeiner Natur zufrieden, die Natur keines andern begehren müſſe und alles glücklich ſey, wenn es ſeinem Looſe auf Erden treu bleibt; welche ſchöne Dichtungen hierüber haben wir in der Fabel! Dichtungen, die als Anſchauungen der Natur, als Beweiſe der höchſten, der innern Nothwendigkeit gelten können und als ſolche von Dichtern ausgemahlt ſind. Das Kind lernet ſie und drückt ſie ſich ein; es empfängt mit dieſer ſimpeln Anſchauung ein Naturgeſetz Gottes in ſeine Seele, nach welchem es in ſeinem Kreiſe gleichfalls handeln ſoll. Wie manche ſchöne Fabel haben wir darüber, daß wer keinen Verſtand braucht, nothwendig zu Grunde gehe; daß wer nach fremden Vorzügen trachtet, die ſeinigen ſchändlich aufopfere; daß wer dem andern eine Grube gräbt, ſie ſich ſelbſt bereite; daß in der ganzen Natur ein Geſetz der Wiedervergeltung herrſche, mithin wer da haſſet, gehaßt, wer verfolget, verfolgt werde; daß Falſchheit, Tücke und Argliſt überall niederträchtig, hingegen Wahrheit, Liebe, Geſelligkeit, Treue und Ordnung, die Beobachtung der väterlichen, mütterlichen, kindlichen, freundſchaftlichen, häuslichen und Geſellſchaftspflichten ein allgemeines, erſprießliches Geſetz der Natur ſei u. ſ. In vielfacher Rückſicht ſind Thiere hierüber die unbefangenſten Lehrer der Menſchheit:

denn ſie reden und handeln ohne Willkühr, gleichſam nur als Organe des Schöpfers. Wenn ſie alſo den Menſchen zur Zufriedenheit auf ſeiner Stelle, zum Fleiß und zu jeder Ausbildung ſeines Daſeyns, zur Klugheit, Billigkeit, Treue, Geſelligkeit, Großmuth antreiben: ſo iſts, als ob ihm der Schöpfer durch alle Stimmen der Natur dies ſelbſt geböte. Daher weilt auch die Fabel ſogern im Kreiſe der Thiere; denn tiefer hinunter werden uns die Naturgeſetze dunkler, unſere Aehnlichkeit und Sympathie mit dieſen niedrigern Claſſen vermindert ſich und höher hinauf verſchwinden die Naturgeſetze in den Wolken. In den Fabeln Aeſops kommen alſo auch die Götter meiſtens nur als Entſcheider des Schickſals vor, wo es bei widerwärtigen Fällen der Natur nicht wohl anders als durch ſie kurz und anſchaulich entſchieden werden konnte. So erſcheint auch der Menſch in ihnen, bald als ein niedrigeres, bald als ein höheres Weſen gegen die Thiere; immer aber, ſeinem ganzen Habitus nach, als ein bloßes Naturweſen. Solche Geſetze des ewigen Syſtems der Dinge macht uns die Fabel anſchaulich und eben in ihnen iſt ſie am glücklichſten. Alles was in der Welt willkührlich iſt, es möge zur geſellſchaftlichen oder politiſchen, zur häuslichen, gelehrten oder artigen Welt gehören, iſt nicht für dieſe Lehrerin reiner Verhältniſſe, die fabelnde Naturmuſe; ſie läßt ſolches ihrer jüngern Schweſter, der Converſationserzählung und läſſets ihr gern.

Wie ich nun wünſchte, daß dieſe reine Naturfabeln, die uns ihren Erfahrungsſatz oder ihre praktiſche Lehre nach einer inneren Nothwendigkeit derſelben anſchaulich machen, aus allen Nationen und Sprachen geſammlet würden: ſo bin ich auch überzeugt, daß dieſe Quelle bei weitem noch nicht erſchöpft, dies Feld bei weitem noch nicht ganz geerntet ſei. Oft ſind ſchöne Erdichtungen ſchlecht vorgetragen, oft die ſchlechteſten Privatvorfälle der Welt aufs zierlichſte und ſchönſte erzählet. Für dieſen Ort iſts genug, den reinen Begriff der äſopiſchen Fabel entwickelt zu haben, nach welchem ſie

eine Dichtung iſt,
die für einen gegebnen Fall des menſchlichen Lebens
in einem andern congruenten Falle
einen allgemeinen Erfahrungsſatz oder eine praktiſche Lehre
nach innerer Nothwendigkeit derſelben
ſo anſchaulich macht,
daß die Seele nicht etwa nur überredet;
ſondern Kraft der vorgeſtellten Wahrheit ſelbſt
ſinnlich überzeugt werde.

Anhang.

Damit es nicht ſcheine, daß ich meine Fabeltheorie nur aufgeſtellt habe, um mich von meinen Vorgängern zu unterſcheiden; ſo will ich [illegible] dem gröſten Theoriſten aller Zeiten, dem Ariſtoteles darthun, daß die Seinige ſchwerlich [illegible] hätte [illegible], wenn er dieſe Dichtungsart ſelbſt zu behandeln werth gefunden hätte.

Er denkt an die äſopiſche Fabel in ſeiner Rhetorik*) und man hat daraus geſchloſſen, daß er ſie eigentlich nicht für Poeſie halte; ein gewagter Schluß, der im griechiſchen Philoſophen keinen Grund findet. In ſeiner Rhetorik konnte er ſie nur als ein rhetoriſches Werkzeug betrachten; er behandelt ſie alſo nur als ein Beiſpiel und begnügt ſich daher, ſie vom eigentlich hiſtoriſchen Exempel blos ſofern zu unterſcheiden, als mit ihnen beiden in einer öffentlichen Berathſchlagung Beweis geführt werden ſollte. Hier mußte er nothwendig dem hiſtoriſchen Beiſpiel den Vorzug geben und zwar nur aus dem Grunde, daß es zur Berathſchlagung brauchbarer ſei, weil das Zukünftige in Vielem dem Vergangenen ähnlich befunden werde und man daher vorzüglich aus der Geſchichte Beiſpiele brauchen müſſe, wo dem Ueberredenden Beweisgründe fehlen. Vorſichtig giebt er alſo den Rath, daß wenn man Beweisgründe habe, man ihnen die Beiſpiele nicht vorſetzen dürfe, als ob man einen Beweis aus der Induction führen wolle; vielmehr müßten ſie nur als Zeugniſſe den Beweiſen folgen. Der Fabel konnte er in dieſem Felde durchaus keinen andern Platz anweiſen, als daß man ſie brauchen, wo Beiſpiele der Geſchichte fehlen und ſetzt ihren Vorzug nur dahin, daß, weil man ſie erfinden könne, ſie uns auch dann nicht verlaſſe, wenn uns die Geſchichte verläßt; ja da ſie ſich auf den gemeinen Glauben gründet, ſie in ſolchem Fall auch beweiſend d. i. zur Ueberredung des Volks brauchbar werde.

---

*) [illegible] L. II. c. 20.

So ſpricht Ariſtoteles von der Fabel in ſeiner Rhetorik, und ich ſehe nicht, wie er von ihr in einer Redekunſt anders ſprechen konnte; ich ſehe ungern aber, daß man entweder aus dieſer Stelle das ganze Weſen der Fabel entwickeln zu können glaubte, oder dem Ariſtoteles Schuld gab, daß er ſie ſchlecht entwickelt habe. Er iſt ja ſo weit davon entfernt, daß er die Fabel nicht einmal erkläret, indem er nur von einem [illegible] dazu außerweſentlichen Gebrauch derſelben redet: denn für öffentliche Staatsreden in Griechenland iſt ſie doch gewiß nicht zuerſt und vorzuglich erfunden worden. Wenn man alſo den griechiſchen Philoſophen auf der Einen Seite tadelt, daß er die Fabel zum blos hiſtoriſchen Beiſpiel erniedrige; und auf der andern ihm nachſpricht, daß die äſopiſche Fabel nur Beiſpiel ſei und als Beiſpiel wirke: ſo thut man ihm, wie mich dünkt, beidemal Unrecht.[h] Er ſpricht hier nur als Rhetoriker, nicht als Philoſoph der Dichtung.

Zu ſeiner Poetik muß man gehen, wenn man ſeine Begriffe vom eigentlichen Weſen der Dichtkunſt erfahren will; und ob er wohl in dieſem uns mangelhaft zugekommenen Werk von der äſopiſchen Fabel ſelbſt nicht redet: ſo redet er doch von der **Dichtung** (μυθος) überhaupt und von ihr in Anſehung des Trauerſpiels ſehr genau und ausführlich. Wir dürfen alſo nur alles, was der Tragödie eigenthümlich iſt, weglaſſen: ſo wird

---

[h] Jenes iſt Leßings, dieſes iſt Bodmers Meinung.

Natur der Dichtung offenbar, worauf sie sich auch beziehen möge.

Allgemein also sagt er: c) „der Geschichtschreiber und der Dichter unterscheiden sich nicht durch das Sylbenmaas, sondern dadurch von einander, daß der Geschichtschreiber erzählt, was geschehen sei, der Dichter, welcher Art Dinge geschehen mögen. Die Dichtkunst sei deßhalb philosophischer und lehrreicher als die Geschichte, weil sie mehr das Allgemeine (τα καθολου) vortrage, da die Geschichte sich an das Einzelne halte. (τα καθ' ἑκαστον.) Allgemein aber nennet er das, wenn anschaulich gemacht wird, wie einem Solchen ein Solches, d. i. einem Jeden das Seine zutreffe, oder wie man nach innerer Wahrscheinlichkeit oder der Nothwendigkeit handle. Dahin ziele die Poesie, auch wenn sie den Personen besondre Namen beilegt; mithin beste

---

Poetik. c. 9.

der Unterſchied des Dichters und des Geſchichtſchreibers darinn, daß dieſer ſagt was geſchehen ſei, jener **wie es geſchehen könne und möge, nach der Wahrſcheinlichkeit oder der Nothwendigkeit ſelbſt.**„ Goldne Worte, die uns auf einmal auch bei der äſopiſchen Fabel nicht nur ihren Unterſchied vom hiſtoriſchen Beiſpiel, ſondern zugleich den reinen höchſten Zweck anzeigen, zu welchem eine Fabel gedichtet werden ſoll. Die innere Wahrſcheinlichkeit oder die Nothwendigkeit ſelbſt ſoll das Gewicht ſeyn, das bei der erdichteten Handlung zeigt, nicht blos **Was**, ſondern auch **Wie** es geſchehen möge. (οια γενοιτο.) Und eben deßwegen iſt die Fabel philoſophiſcher und lehrreicher als alle Beiſpiele der Geſchichte. Sie geht auf das Beſte und Allgemeine, daß wenn **So etwas** gegeben ſei, wahrſcheinlich oder nothwendig **So etwas** folge; das Beiſpiel der Geſchichte ſchildert nur einen einzelnen Fall, dem nicht anders als nach dem zweifelhaften Maas der Aehnlichkeit die Anwendung auf andere Fälle zuſtehet. Für meinen gegenwärtigen Fall aber iſt durch die Fabel das οιον γενοιτο καθα το εικος η το αναγκαιον congruent gedichtet worden, ſo daß ſich, wie in der Geometrie, die beiden Fälle **decken**, mithin **gleich ſind.**

Aus dieſem Hauptbegriff des Ariſtoteles von der Dichtung wird ſich auch alles beſtätigen, was ich von der Natur der Fabel entwickelt habe. „Nachahmung, ſagt er, d) iſt ein dem Menſchen eingepflanzter Trieb, der ſich von Kindheit auf bei ihm zeiget: er unterſcheidet ſich eben dadurch von andern Thieren, daß er nachahmender iſt als ſie. Die erſten Begriffe erwirbt er ſich durch Nachahmung und freuet ſich, wenn er nachgeahmte Dinge ſiehet. Ein Zeichen hievon iſt das Vergnügen, das wir bei Kunſtwerken empfinden.

---

d) Poetic. c. 4.

Dinge, deren Anblick uns in der Natur unangenehm iſt, ſehen wir in der genauſten Kunſtnachahmung mit Freuden. Dies zeigt, daß Lernen nicht für Philoſophen allein das Süßeſte iſt, ſondern auch für andre, obgleich nicht in demſelben Maaße. Denn ſie freuen ſich deshalb, wenn ſie Bilder anſchauen, weil der Anſchauende lernt und ſchließt, was Jedes ſei? wie es ſo ſei und nicht anders? Träfe es ſich aber, daß er den vorgeſtellten Gegenſtand vorher noch nicht geſehen hätte; ſo wird ſeine Freude nicht aus der Nachahmung deſſelben, ſondern aus der Kunſt des Werks, der Farbe oder aus einer ähnlichen Urſache entſpringen."

Auf dieſen ſo oft mißverſtandenen Begriff der Nachahmung d. i. der künſtlichen Darſtellung und der Uebung unſrer Vernunft in Anerkennung der Gegenſtände, in freudiger Anſchauung des Aehnlichen u. ſ. f. bauet der philoſophiſche Grieche ſein Gebäude der Dichtkunſt; und könnte der Urſprung aller menſchlichen Dichtung, jener wirkſame Trieb in uns, **Analogieen zu ſchaffen, mit innerem Vergnügen ſie anzuerkennen und jedesmal dadurch ſeine Begriffe zu erweitern, zu üben, zu ſtärken**, in einer allgemeinern Quelle geſucht werden? Auch der äſopiſchen Fabel iſt alſo Analogie die Mutter; nicht Abſtraction, nicht eine leere Reduction vom Allgemeinen aufs Beſondre. Fabeln, die auf dem letztern Wege erfunden wurden, ſind meiſtens todte Fabeln; dagegen die Dichtungen der Analogie in jedem Gliede leben. Auch die Freude des Zuhörers bei dieſer Dichtung, ſeine Freude beim Anerkennen des ähnlichen Falls und ſein unvermerktes, williges Lernen der eingekleideten Lehre erklärt ſich aus dem Ariſtoteliſchen Grundſatz vortreflich; dagegen die Abſtraction und Reduction nichts erkläret. Der Menſch iſt ein nachahmendes Thier: er freuet ſich alſo über die Fabel nicht nur als über ein nachgeahmtes Kunſtwerk, ſondern als über eine geheime Anleitung, durch welche er theoretiſch oder praktiſch ſelbſt nachahmen lernet. Die Thiere haben ihn alles gelehrt; jetzt lernt er von ihnen auch Weisheit.

Weiter will ich mich nicht ins Einzelne einlaſſen, und was Ariſtoteles von der Handlung, den Sitten, dem Ausdruck, den Meinungen der dramatiſchen Dichtung ſagt, c) auf die Dichtung überhaupt und auf einen kleinen Bezirk derſelben die äſopiſche Fabel anwenden. Auch bei dieſer müſſen die Begebenheiten **verknüpft**, die **Charaktere der Handelnden** beobachtet, die **Meinungen**, die ſie äußern, ihrer Natur gemäß und in den Umſtänden der Handlung gegründet, der **Ausdruck** der Fabel ihrem Zweck angemeſſen ſeyn u. ſ. Gleichergeſtalt hat die Handlung

---

c) Poetic. c. 6. 7. 8.

der äſopiſchen Fabel ihre Größe, ihr Ganzes, ihre Schönheit; auf die Zeichnung derſelben kommt mehr an, als auf jeden andern Schmuck in Worten, in Beſchreibungen, ſelbſt in Ausmahlung des Charakters der Thiere; geſchweige an jenen fehlerhaften Epiſoden, die uns von der Sache ſelbſt abführen und nicht dieſe allein, ſondern jede andre anſchaubare Dichtung verunzieren. Kurz, was Ariſtoteles von ſeiner höchſten, d. i. der dramatiſchen Dichtung ſagt, gilt ſeinem allgemeinen Geiſt nach, Zug vor Zug auch von der niedrigſten regelmäßigen Dichtung; welches eben die beneidenswürdige Genauigkeit ſeiner Theorie zeiget.

* * *

In Anſehung des Sylbenmaaßes bin ich ebenfalls von Ariſtoteles Meinung. f) Das Sylbenmaas allein macht kein Gedicht, ſondern die Nachahmung, ob er wohl auch jenes ſowohl ſei

---

f) Poëtic. c. 1.

dem Urſprunge, als ſeiner Wirkung nach ſehr glücklich erklärt hat. Auch in ungebundener Rede (λογοις ψιλοις) läßt er ſelbſt eine Epopee gelten und, erkennet die Minen des Sophrons und Xenarchus, die Fabeln des Sokrates (Σωκρατικους λογους) und alle übrige Nachahmungen von Gedichten, die jemand z. B. in jambiſche, elegiſche und andere Versarten bringen könnte. Das Sylbenmaas allein entſcheidet ihm nicht; er iſt aber dafür, daß man mit dem Dichten (ποιειν) geſchickte Metra verbinde, und redet von den heroiſchen und jambiſchen Verſen ſehr richtig. Die griechiſche Muſe hatte dieſe Regel gleichfalls in ſich. Man kam bald darauf, auch der äſopiſchen Fabel den Schmuck eines Sylbenmaaßes zu geben, der ihre Wirkung nicht ſchwächete, ſondern erhübe. Das älteſte dieſer Art war, wie wir aus Heſiodus ſehen, das heroiſche; es hat einen abgemeſſenen, ſimpeln, raſtloſen Schritt, und daß mehrere Fabeln

Aeſops von einem Griechen ſelbſt in dieſe Versart eingekleidet geweſen, ſehen wir aus Fragmenten beim Suidas. Noch beſſer aber ſchickte ſich der Choliambe zur Fabel, weil er der ungeſchmückten, ſimpeln Erzählung näher trat, und mit der größten Klarheit den ſchönſten Wohlklang verband. Reſte von den Fabeln des ſogenannten Babrius zeigen dies unwiderſprechlich z) und hätten wir ihn ganz, wer würde die Proſe unſerer griechiſchen Fabel leſen, die nicht Aeſops ſeyn [illegible]

---

z) S. Tyrwhitt. diſſ. de Babrio. edit. Harleſ. Erlang. 1785. Ich glaube übrigens nicht, daß dieſer ſchöne Verſificator Babrias geheißen habe, welches kein Griechiſcher Name iſt; wahrſcheinlich iſt ſein Name Valerius geweſen, und die Fabeln haben Βαλερια λογος oder μυϑοι geheißen. In einem Manuſcript das Tyrwhitt anführt, (p. 86. edit. Harleſ.) ſtehe auch dieſer Name, und es iſt Schade, daß man eben das ſelbſt den wahrſcheinlich lateiniſchen Vornamen dieſes Valerius zu enträthſeln nicht für werth geachtet hat. Gewiß brächte uns dieſe Spur um einen großen Schritt näher, wer dieſer ſeynſollende Babrius geweſen?

dern der Grammatiker Proſe iſt, die größtentheils ungleich ſchönere verſificirte Fabeln in ſie aufgelöſet haben. Der Glückliche, der uns den ächten Babrius fände, hätte der Litteratur ein trefliches Geſchenk gemacht: denn die zwei oder drei ganze Fabeln, die man von ihm hat, z. B. die Nachtigall und Schwalbe, die Ameiſe und Cicada, das Gefäß worinn nichts als die Hofnung blieb, b) und jedes kleine andre Fragment,

---

b) Tyrwhitt de Babr. p. 46. 48. 69. Da die Fabeln kurz ſind, will ich für einige Leſer zur angenehmen Probe zwei derſelben herſetzen.

Ζευς εν πιθω τα χρηςα παντα συλλεξας
Εθηκεν αυτον πωμασας παρ' ανθρωπω·
Ο δ' ακρατης ανθρωπος, ειδεναι σπευδων
Τι ποτ' ην εν αυτω, και το πωμα κινησας,
Διηκ' απελθειν αυτα προς θεων οικους,
Κἀκει πετεσθαι, της δε γης ανω φευγειν.
Μονη δ' εμεινεν Ελπις, ἡν κατειληφε
Τεθεν τε πωμα. τοιγαρ Ελπις ανθρωποις

haben beim ſchönſten Wohlklange eine ſo ſüße Einfalt; daß der ſchöne, aber oft gezwungene Phä

Μονη συνεςι, των πεφευγοτων ἡμας
Αγαθων ἑκαςον εγγυωμενη δωσειν.

* * *

Αηδων και Χελιδων.

Αγρε Χελιδων μακραν εξεποτηθη,
Ευρεν δ' ερημοις εγκαθημενην ὑλαις
Αηδον' οξυφωνον· ἡδ' απεθρηνει
Τον Ιτυν αωρον εκπεσοντα της ωρης.
Χ' ἡ μεν Χελιδων φησι, Φιλτατη, ζωεις.
Πρωτον βλεπω σε σημερον μετα Θρακην.
Αλλ' ελθ' ες αγρον και προς οικον ανθρωπων.
Συσκηνος ἡμιν και Φιλη κατοικησεις,
Ὁπη γεωργοις κ' ουχι θηριοις ασεις.
Την δ' αυτ' Αηδων οξυφωνος ημειφθη.
Εα με πετραις εμμενειν αοικητοις.
Οικος δε μοι πας ἡ τε μιξις ανθρωπων
Μνημην παλαιων συμφορων αναφλεξει.

Eine der ſchönſten Fabeln, die ich in Einer Sprache der Welt kenne. Wahrſcheinlich iſt die Schwalbe Leſſings (S. 104. ſeiner Fabeln) aus ihr entſtanden.

drus ihnen kaum zur Seite treten dürfte. Schade, daß dies griechiſche Sylbenmaas der Fabel für die neueren Sprachen faſt ganz unnachahmbar bleibet: ſeine zarte Abwechſelung verliert ſich bei uns Deutſchen größtentheils in einförmige Jamben.

* * *

Nachſtehende Dichtungen maßen ſich keine Stelle unter Aeſops Fabeln an; vielmehr verbergen ſie ſich unter dem beſcheidnern Namen der **Dichtungen aus Sagen.** Denn aus Sagen oder aus der Geſchichte alter morgenländiſcher Völker ſind ſie geſchöpft; ſie mußten alſo auch in ihrer neuen Geſtalt den Sitten und der Vorſtellungsart dieſer Nationen treu bleiben, ſelbſt wo dieſe von der unſern ſich weit entfernen. Zum kindlichen Ton der Sage gehörte es auch, daß ſie kein poetiſches Sylbenmaas hätten und auf den Schmuck feinerer Völker überhaupt Verzicht thäten. Sie ſtehen als kindliche Fremdlinge hier und erwarten die freundliche Willfährigkeit, die man Ausländern erweiſet, daß man nämlich in ihre Denkart eingehe und ſie nur nach ihren eignen Geſetzen richte.

III.

Blätter der Vorzeit.

Dichtungen aus der morgenländiſchen Sage.

Erſte Sammlung.

Die Blätter der Vorzeit.

Im Hain der älteſten Sage irrte mein jugendlicher Geiſt umher und kam an die Pforte des Paradieſes. „Was willſt du, Sterblicher, hier?„ ſprach jene glänzende Wundergeſtalt, die den heiligen Garten bewachte; aber ihr Glanz war gemildert und ſtatt des feurigen Schwerts hatte ſie einen Palmzweig in ihren menſchlichen Händen. „Die älteſte Wohnung meines Geſchlechts zu ſehen, antwortete ich; den Baum des Lebens und den Baum der Erkänntniß und jene glücklichen Auen, auf welchen der Vater der Menſchen von allem Lebendigen der Erde und von den Elohim ſelbſt kindliche Weisheit lernte.„

„Das Paradies iſt verblühet, ſagte der freundliche Cherub. In einen höheren, unſterblichen Garten iſt der Baum des Lebens verpflanzt und der Baum der Erkänntniß blühet unter allen Völkern der Erde. Aber meine Geſtalt ſollſt du kennen lernen und in ihr die Stimme aller Lebendigen hören.„ Er ſprachs, und berührete mich mit ſeinem Zweige und erhob ſich glänzender in die Luft.

Welche Geſtalt ſah jetzt mein Auge! welche Stimmen der Schöpfung vernahm mein neu-geöfnetes Ohr! Alles Lebendige der Erde und die Könige ſeiner Geſchlechter, Adler und Stier, Menſch und Löwe, ſie trugen des Ewiglebenden Thron: ſie alle Ein Glanz, Ein Lobgeſang, Eine raſtloſe Bewegung. Wohin der Adler flog, dahin keuchte der Stier, dahin wandte ſich der brüllende Löwe; und der Menſch, ihrer aller freundlicher Herr und jüngſtgebohrner Bruder, Er war der Prieſter der Natur, der Aller Stimmen und Opfer vor den Ewiglebenden brachte und den heiligen Wagen der Erdeſchöpfung lenkte. Mein Geiſt zerfloß in die Harmonie des Lobgeſanges aller Weſen —

Und ſiehe da ſtand in gemildertem Glanze der Cherub wieder vor mir. Der Palmzweig in ſeiner Rechte zerfiel: ſeine Blätter waren die unverwelklichen Blätter der älteſten Sage. „Empfange ſie, ſprach der Cherub und lies und deute ſie deinen Brüdern.„ Das Geſicht verſchwand und ich erwachte.

Ich folge dem Befehl des Engels, der alle Geſtalten, alle Stimmen der Schöpfung in ſich vereinet und jedes entſchlafene Menſchengeſchlecht überlebt hat. Auf meiner Lippe ſei die Sprache der alten Zeit; meine kindliche Sage athme den Hauch vom Zweige des Paradieſes.

Licht und Liebe.

In Anfange war alles wüſt' und leer, ein kalter Meeresabgrund; die Elemente der Dinge lagen wild durch einander. Da wehete Lebenshauch vom Munde des Ewigen und brach des Eiſes Ketten und regte wie eine brütende Taube ſanft die erwärmenden Mutterflügel.

In dunkler Tiefe regte ſich alles nun, aufringend zur Geburt. Da erſchien der Erſtgebohrne, der Engel des Angeſichts, das ſanft erfreuende **Licht**.

Das holde **Licht**, vereint mit der **Mutterliebe**, die über den Waſſern ſchwebete; ſie ſchwangen ſich auf zum Himmel und webten das goldene Blau: ſie fuhren hinunter zur Tiefe und füllten mit Leben ſie an: ſie trugen die Erd' empor zu Gottes Altar, beſtreuend ſie mit immerverjüngten Blumen: den kleinſten Staub beſeelten ſie.

Und als ſie Meer und Tiefen und Luft und Erde mit Leben erfüllet hatten, da ſtanden ſie rathſchlagend ſtill und ſprachen zu einander: „Laſſet uns Menſchen ſchaffen, unſer Bild; ein Gleichniß Des, der Himmel und Erde durch Licht und Liebe ſchuf.„ Da fuhr Leben in den Staub: da ſtralte Licht des Menſchen göttliches Antlitz an und die Liebe wählete ſein Herz zu ihrer ſtillen Wohnung.

Der ewige Vater ſahs und nannte die Schöpfung gut: denn alles erfüllte, alles durchdrang ſein immerwirkend Licht und ſeine holde Tochter, die belebende Liebe ſelbſt.

* * *

Was murrſt du, müßiger Weiſer, und ſtaunſt die Welt, wie ein dunkles Chaos an? Das Chaos iſt geordnet; ordne du dich ſelbſt. Im wirkenden Leben nur iſt Menſchenfreude; in Licht und Liebe nur des Schöpfers Seligkeit.

Sonne und Mond.

Tochter der Schönheit, hüte vor Neide dich. Der Neid hat Engel vom Himmel geſtürzt: er hat die holde Geſtalt der Nacht, den ſchönen Mond verdunkelt.

⁂

Vom Rath des Ewigen ging die ſchaffende Stimme aus: „Zwei Lichter ſollen am Firmamente glänzen, als Könige der Erde, Entſcheider der rollenden Zeit.„

Er ſprachs; es ward. Auf ging die Sonne, das erſte Licht. Wie ein Bräutigam am Morgen aus ſeiner Kammer tritt, wie der Held ſich freuet auf ſeine Siegesbahn: ſo ſtand ſie da, gekleidet in Gottes Glanz. Ein Kranz von allen Farben umfloß ihr Haupt: die Erde jauchzete: ihr dufteten die Kräuter: die Blumen ſchmückten ſich —

Neidend ſtand das andre Licht und ſah, daß es die Herrliche nicht zu überglänzen vermochte. „Was ſollen, ſprach ſie murrend bei ſich ſelbſt, zwei Fürſten auf Einem Thron? Warum muß ich die Zweite und nicht die Erſte ſeyn?„—

Und plötzlich ſchwand vom innern Grame verjagt, ihr ſchönes Licht hinweg. Hinweg von ihr floß es weit in die Luft und ward das Heer der Sterne.

Wie eine Todte bleich ſtand Luna da, beſchämt vor allen Himmliſchen und weinte laut. „Erbarme dich, Vater der Weſen, erbarme dich mein!„

Und ein Engel Gottes ſtand vor der Verfinſterten da und ſprach zu ihr des heiligen Schickſals Wort: „Weil du das Licht der Sonne beneidet haſt, Unglückliche, ſo mußt du künftig nur von ihrem Lichte glänzen; und wenn dich jene Erde dort vertritt: ſo ſteheſt du, halb oder ganz verfinſtert da wie jetzt.

Doch Kind des Irrthums, weine nicht. Der Allerbarmende hat dir deinen Fehl verziehn und ihn in Wohl verwandelt. Geh, ſprach er, zu der Reuenden und ſprich ihr tröſtend zu: auch ſie in ihrem Glanze ſei Königinn der Nächte, der Sterne Königinn. Die Thränen ihrer Reue will ich zum Balſam machen, der alles Lechzende erquickt, der das vom Stral der Sonne Ermattete mit neuer Kraft belebet.„

Getröſtet wandte ſich Luna vom Antlitz des Engels weg und als ſie ſich wandte, ſiehe da umfloß ſie jener milde Glanz, in welchem ſie jetzt noch glänzt: ſie trat den ſtillen Gang an, den ſie noch jetzo geht. Beweinend ihre Schuld, ſucht ſie, wen ſie erquicke, ſie ſuchet, wen ſie tröſte.

⁂

Tochter der Schönheit, hüte vor Neide dich. Der Neid hat Engel vom Himmel geſtürzt: er hat die holde Geſtalt der Nacht, den ſchönen Mond verdunkelt.

Das Kind der Barmherzigkeit.

Als der Allmächtige den Menſchen erſchaffen wollte, verſammlete er rathſchlagend die Engel ſeiner Eigenſchaften, die höchſten Wächter ſeines Reiches um ſeinen verborgenen Thron.

„Erſchaffe ihn nicht! ſprach der Engel der Gerechtigkeit; er wird unbillig gegen ſeine Brüder, hart und grauſam gegen den Schwächeren handeln.„

„Erſchaffe ihn nicht! ſprach der Engel des Friedens. Er wird die Erde düngen mit Menſchenblut; der Erſtgebohrne ſeines Geſchlechts wird ſeinen Bruder erwürgen.„

„Dein Heiligthum wird er mit Lügen entweihen, ſo fuhr der Engel der Wahrheit fort, und ob du ihm dein Bildniß ſelbſt, der Treue Siegel, auf ſein Antlitz prägeſt.„

So ſprachen die Engel aller Eigenſchaften Jehovahs, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngſtes und liebſtes Kind zu ſeinem Throne trat und ſeine Kniee umfaßte. „Bilde ihn, ſprach ſie, Vater, zu Deinem Bilde, ein Liebling Deiner Barmherzigkeit und Güte. Wenn alle Deine Boten ihn verlaſſen, will ich ihn ſuchen und ihm beiſtehn und ſeine Fehler ſelbſt zum Guten lenken. Eben weil er ſchwach iſt, will ich ſein Herz mitleidig machen und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und von der Wahrheit irret, wenn er die Billigkeit und Gerechtigkeit beleidigt: ſo ſollen die Folgen ſeines Irrthums ſelbſt ihn ſanft zurückführen und liebreich beſſern.“

Der Vater der Menſchen erhörte ſie und bildete den Menſchen. Ein fehlbar; ſchwaches Geſchöpf; aber in ſeinen Fehlern ſelbſt ein Zögling der Barmherzigkeit, der Sohn einer ihn nie verlaſſenden beſſernden Liebe.

Erinnere dich deines Urſprunges o Menſch, wenn du gegen andre hart und unbillig biſt. Nur Barmherzigkeit hat dich erwählt; nur Liebe und Erbarmung hat dir die mütterliche Bruſt gereichet.

Die Geſtalt des Menſchen.

Der Schaffende ſtieg hernieder und alle niedern Engel, die Fürſten der Elemente, ſahen auf das Werk ſeiner Hände.

Er rief dem Staube. Zuſammenflog der Staub aus allen vier Theilen der Erde; und der Engel der Erde ſprach: „ein ſterbliches Geſchöpf wird dies Gebilde ſeyn, wo irgend auf Erden es lebe. Denn Erde iſt es und muß zur Erde werden.„

Er rief der himmliſchen Wolke, daß ſie den Staub befeuchte. Künſtlich wälzete ſich der Thon und wölbete ſich mit innern Gefäßen und Kammern. Und der Engel des Waſſers ſprach: „Du wirſt der Nahrung bedürfen, künſtliches Geſchöpf; Hunger und Durſt werden die Triebe deines Lebens werden.„

Von innen formten ſich Gänge und Adern; von außen mancherlei Glieder und der Engel der Lebendigen ſprach: „mancherlei Begierden wird dies Gebilde unterworfen ſeyn: die Liebe des Geſchlechts wird ihn ziehen und treiben.„

Da trat Jehovah zu ihm, begleitet von ſeinen Töchtern, der Liebe und Weisheit. Väterlich richtete er ihn auf von der Erde, umarmte ihn und gab ihm im Kuß ſeinen unſterblichen Athem. Erhaben ſtand der Menſch da und blickte freundlich umher: „Siehe, ſprach der Schöpfer, alle Gewächſe der Flur, alle Thiere des Feldes habe ich dir gegeben: dein Vaterland, die ganze Erde iſt dein, daß du auf ihr herrſcheſt und walteſt. Aber du ſelbſt biſt mein und dein Athem iſt mein und ich nehme ihn dir, wenn deine Zeit kommt, wieder.„ —

Da thaten die Töchter Gottes, Weisheit und Liebe zum neuen Gott der Erde. Sie unterrichteten ihn und lehrten ihn kennen Thiere und Kräuter; sie ſprachen mit ihm als ſeine Geſpielinnen und ihre Luſt war bei dem Menſchenkinde.

So lebet der Menſch ſeine kurze Zeit hienieden. Dann ſinkt er zuſammen und giebt ſeinen Leib den Elementen wieder, aus welchen er ward; aber ſein Geiſt kehrt wieder zu Gott, der ſeinen Athem ihm im väterlichen Kuſſe gegeben.

Der Weinſtock.

Am Tage der Schöpfung rühmten die Bäume gegen einander, frohlockend ein jeglicher über ſein eigenes Daſeyn. „Mich hat der Herr gepflanzt, ſprach die erhabene Ceder; Veſtigkeit und Wohlgeruch, Stärke und Dauer hat er in mir vereinigt.„ „Jehovahs Güte hat mich zum Segen geſetzt, ſprach der umſchattende Palmbaum; Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet.„ Der Apfelbaum ſprach: „wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Waldes.„ Und die Myrthe ſprach: „wie unter den Dornen die Roſe, ſtehe ich unter den niedrigen Geſträuchen.„ So rühmten alle, der Oel- und Feigenbaum, ſelbſt die Fichte und Tanne rühmten —

Der einzige Weinſtock ſchwieg und ſank zu Boden. „Mir, ſprach er zu ſich ſelbſt, ſcheint

Alles verſagt zu ſeyn, Stamm und Aeſte, Blüthen und Früchte; aber ſo wie ich bin, will ich hoffen und warten.„ Er ſank danieder, und ſeine Zweige weinten.

Nicht lange wartete und weinte er; ſiehe da trat die Gottheit der Erde, der freundliche Menſch zu ihm. Er ſah ein ſchwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter ſich ſank und Hülfe begehrte. Mitleidig richtete ers auf und ſchlang den zarten Baum an ſeiner Laube hinauf. Froher ſpielten anjetzt die Lüfte mit ſeinen Reben, die Glut der Sonne durchdrang ſeine harten, grünenden Körner, bereitend in ihnen den ſüßen Saft, den Trank für Götter und Menſchen. Mit reichen Trauben geſchmückt neigete bald der Weinſtock ſich zu ſeinem Herren nieder und dieſer koſtete ſeinen erquickenden Saft und nannte ihn ſeinen Freund, ſeinen dankbaren Liebling. Die ſtolzen Bäume beneideten ihn jetzt: denn viele ſtanden entfruchtet da; Er aber freuete ſich voll Dankbarkeit ſeines geringen Wuchſes, ſeiner ausharrenden Demuth.

Darum erfreut ſein Saft noch jetzt des traurigen Menſchen Herz und hebt empor den niedergeſunkenen Muth und erquicket den Betrübten.

* * *

Verzage nicht, Verlaſſener, und harre duldend aus. Im unanſehlichen Rohre quillt der ſüßeſte Saft; die ſchwache Rebe gebiert den erquickendſten Trank der Erde.

Die Bäume des Paradieſes.

Als Gott den Menſchen ins Paradies einführte, neigeten ſich vor ihm die Bäume des Paradieſes mit ihren Wipfeln, und jeder derſelben bot dem Lieblinge Gottes ſeine Früchte, ſeine Zweige, ſeinen erquickenden Schatten dar. „O daß er mich erwählte, ſprach der Palmbaum, ich wollte ihn ſpeiſen mit den Trauben meiner Bruſt und mit dem Weine meines Saftes ihn tränken. Von meinen Blättern wollte ich ihm eine friedliche Hütte baun und ihn überſchatten mit meinen Zweigen.„ „Mit meinen Blüthen wollte ich dich beſtreuen, ſprach der Apfelbaum, und dich mit meinen beſten Früchten laben.„ So ſprachen alle Bäume des Paradieſes und Gott führte Adam zu ihnen, nannte ihm die Namen derſelben und erlaubte ihm den Genuß ihrer aller, außer der Frucht vom einzigen Baum der Erkänntniß des Guten und Böſen.

„Ein Baum der Erkänntniß des Guten und Böſen? ſprach Adam in ſeinem Herzen. Alle andere Bäume geben mir nur irdiſche, leibliche Nahrung; und dieſer, der meinen Geiſt ſtärkt, der die Kräfte meines Gemüths erhebet, wäre mir verboten?„ Noch unterdrückte er den Gedanken; als aber das Beiſpiel und eine Stimme der Verführung zu ihm ſprach, koſtete er von der Frucht, deren Saft noch jetzt in aller Menſchen Herzen gähret. Alle ſchätzen wir geringe, was uns vergönnet iſt und ſehnen uns nach dem Verbotnen: wir wollen nicht glücklich ſeyn durch das, was wir ſind, ſondern haſchen nach Etwas, das über uns iſt und außer unſerm Kreiſe lieget.

* * *

„Du haſt den Menſchen ein hartes Verbot gethan, ſprachen die Engel der Eigenſchaften, als Gott vom Paradieſe zurück kehrte: denn was iſt reizender für ein Geſchöpf, dem du die Gabe der Vernunft gegeben, als daß es Erkänntniß des Guten und Böſen lerne? Und deshalb willt du ihn, wenn er dein Gebot übertritt, mit dem Tode ſtrafen?„ „Wartet, wie ich ihn ſtrafen werde, ſprach Gott: denn ſelbſt im Wege ſeines Irrthums, auf welchem ich ihn mit Schmerzen der Reue durch ſtechende Dornen führe, leite ich ihn zum Baum eines hähern Lebens.„

Lilith und Eva.

Einſam ging Adam im Paradieſe umher: er pflegte der Bäume, benannte die Thiere, freuete ſich überall der fruchtbaren, Segenreichen Schöpfung, fand aber unter allem Lebendigen nichts, das die Wünſche ſeines Herzens mit ihm theilte. Endlich blieb ſein Auge an Einem der ſchönen Luftweſen hangen, die, wie die Sage ſagt, längſt vor dem Menſchen die Bewohner der Erde geweſen waren und die ſein damals hellerer Blick zu ſchauen vermochte. **Lilith** hieß die ſchöne Geſtalt, die wie ihre Schweſtern auf Bäumen und Blumen wohnte und nur von den ſchönſten Gerüchen lebte. „Alle Geſchöpfe, ſprach er bei ſich ſelbſt, leben in Gemeinſchaft unter einander; o daß mir dieſe ſchöne Geſtalt zur Gattinn würde!“

Der Vater der Menſchen hörte ſeinen Wunſch und ſprach zu ihm: „du haſt dein Auge auf eine Geſtalt geworfen, die nicht für dich erſchaffen worden iſt; indeſſen ſei, zur Lehre deines Irrthums, dir dein Verlangen gewähret.„ Er ſprach das Wort der Verwandlung und Lilith ſtand da in menſchlichen Gliedern.

Freudig wallete Adam in ihre Arme; ſchnell aber ſahe er ſeinen Irrthum ein: denn die ſchöne Lilith war ſtolz und wollte ſich nicht zu ſeinem Herzen fügen. „Bin ich, ſprach ſie, deines Urſprunges? Aus Luft des Himmels ward ich gebildet und nicht aus niedriger Erde. Jahrtauſende ſind mein Leben; Stärke der Geiſter iſt meine Kraft und Wohlgeruch meine himmliſche Speiſe. Ich mog dein niedriges Geſchlecht der Staubgebohrnen mit dir nicht vermehren.„ Sie entflog und wollte nicht wieder zu ihrem Manne kehren.

Gott ſprach: „es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei; ich will ihm eine Gattinn geben, die ſich zu ihm füge.„ Da fiel ein tiefer Schlaf auf Adam und ein weiſſagender Traum wies ihm das neue Gebilde, das für ihn erſchafſen ward. Aus ſeiner Seite ſtiegs empor und war mit ihm von Einerlei Weſen. Freudig erwachte er und ſahe ſie und als Gott ſelbſt die Liebliche zu ihm führte, ſiehe da bewegte ſich die Stäte ſeines Herzens, denn ſie war ſeinem Herzen nahe geweſen. „Mein biſt du, rief er aus, und du ſollt Männinn heißen: denn du biſt vom Manne genommen.„

* * *

Darum wenn Gott einen Jüngling liebet: ſo giebt er ihm die Hälfte die ſein iſt, das Gebilde ſeines Herzens zum Weibe. Empfindend, daß ſie für einander geſchaffen worden, werden ſie beide wieder zu Einem Bilde in täglich neuer Zufriedenheit und jugendlicher Schönheit. Wer aber frühe nach fremden Reizen blickt und buhlt nach Weſen, die nicht zu ihm gehören: empfängt zur Strafe eine fremde Hälfte. In Einem Leibe ſind ſie zwo verſchiedne Seelen: ſie haſſen und zerreiſſen ſich und quälen einander zu Tode.

Sammaël.

Als Gott den Menſchen aus Staube geſchaffen und den verweslichen Staub gekrönet hatte mit ſeines Ebenbildes Krone, ſtellete er ihn den Engeln dar und allen Geſchöpfen. Die Schaar der Engel neigete ſich vor ihm als ihrem jüngern Bruder; ſie dienten ihm frölich bei ſeiner paradieſiſchen Hochzeitfreude.

Nur einer derſelben, der ſtolze Sammael, ſpottete ſein und wollte ihm nicht dienen. „Bin ich nicht, ſprach er, aus Licht geſchaffen worden und nicht aus Staube? Der Feuerſtrom, der vom Throne fließt, gab mir das Weſen und nicht die zerfallende Erde.„—

Siehe, da wich von ihm der Strom des Lichtes, der ſein Weſen erhielt; wie Schnee zerſchmolz die glänzende Geſtalt des Kleides, das ihn ſchmückte. Der ſtolzeſte erſchien jetzt als der geringſte unter den Engeln, da ihn die Kraft verließ, die ja nicht ſein war.

* * *

Voll Zorn entwich er der Schaar der Himmliſchen und drohete Rache den unſchuldigen Menſchen. „Da ich durch Euch, ſprach er, unglücklich worden bin, ſo ſollet auch Ihr durch mich unglücklich werden.„ Er hatte das Verbot gehört, das ihnen die Frucht des ſchädlichen Baums unterſagte und wollte ſie jetzt in leuchtender Engelsgeſtalt verführen. Aber der Schnee zerſchmolz, den er zu ſeinem Kleide bilden wollte, und weil er den Weg des Verführers ging, ſo konnte er ihnen nicht anders als in Schlangengeſtalt erſcheinen. Vom glänzenden Seraph blieben ihm nichts als ſchimmernde Farben.

Eva ſah und bewunderte ihn und ließ ſich verführen: Sie aß vom Baume den Tod und gab ihrem Manne denſelben: Krankheit und Elend verbreiteten ſich auf alle Geſchlechter der Erde. Der Vater der Menſchen erſchien und richtete die Verführten mit Erbarmen; aber die verführende Schlange ſtrafte er hart und verfluchte ſie zum verabſcheueten Wurm der Erde. „Weil deine Freude es war, ſprach er zu Sammael, Unglückliche zu machen, so ſei auch künftig die Schadenfreude allein dein unglückſeliges Theil.„ Er verbannete ihn aus der Schaar der Seligen und ſtatt des vorigen ſegnenden Geſchäfts, das er im Himmel geführet hatte, ward Sammael jetzt — der verabſcheuete Engel des Todes.

Der Vogel unſterblicher Wahrheit.

In Mitte des Paradieſes ſtanden die beiden wunderbarſten Bäume der Welt, der Baum der Erkänntniß und der Baum des Lebens. Von dieſem zu eſſen, war den Menſchen erlaubt; von jenem zu koſten war ihnen, um ihrer Kindheit willen, verboten. Der einzige Phönix, damals der König des ganzen gefiederten Reichs, Er nur niſtete in dieſen Zweigen und aß von ihnen unſterbliche Götterſpeiſe.

Lüſtern trat Eva hinzu und wollte koſten; als fürchterlich auf dem Baume der geflügelte Zeuge der Wahrheit ſeine Stimme erhob und alſo weiſſagte: „Betrogne, wo irreſt du hin? was zu erblicken, öfneſt du dir die Augen? Dich nackt zu ſehen, wirſt du weiſe; dich arm zu fühlen, willt du eine Göttinn werden?„ — Aber

Eva's Blick hing an der täuſchenden Frucht und an ihrem liſtigen Verführer; ſie übertrat des Herren Gebot und hörte nicht auf des weiſſagenden Vogels Stimme.

Als über alle Geſchöpfe der Tod kam, ward Phönix ausgeſondert, auf ewge Zeiten der Schuldloſe Zeuge des Paradieſes zu werden. Zwar mußte auch Er mit allen Lebendigen den Sitz der Unſchuld räumen, wie die Verführten: König der jetzt einander feindſeligen Vögel wollte er ſelbſt nicht mehr ſeyn; ſeinen einſt glücklichen, ruhigen Thron nahm jetzt ein Raubvogel ein, der Blutgierige Adler. Auch die Unſterblichkeit konnte ihm fortan in der dickeren vergifteten Luft der Erde nicht anders als durch Verwandlung werden; aber durch eine Verwandelung, die nach Jahrhunderten erſt, und dann ſchnell und herrlich ihn wieder verjüngte. Wenn ſeine Stunde herannahet, iſt ihm vergönnt, ins Paradies zu fliegen: vom Baum des Lebens und vom Baum der Erkänntniß bricht er ſich da die dürren, alten Zweige, in deren Flamme ſich ſeine Glieder löſen. Die Zweige vom Baum der Weisheit bringen ihm Tod, die Flamme vom Baum des Lebens neue Jugend. Dann zieht er wieder in ſeine Wüſte zurück und trauert um das Paradies; der ſchöne, einzige, von unſerer Welt ſelten geſehene und noch ſeltener befolgte Vogel der unſterblichen Wahrheit.

Der himmliſche Schäfer.

In der Nacht vor jenem Frühlingsfeſte, an welchem die beiden erſten Zwillingsſöhne des Menſchengeſchlechts dem Schöpfer ein Dankopfer bringen ſollten, ſah ihre Mutter Eva im Schlaf einen wunderbaren Traum. Die weißen Roſen, die ihr jüngerer Sohn um ſeinen Altar gepflanzet hatte, waren in Blutrothe vollere Roſen verwandelt, die ſie auf der Erde noch nicht kannte. Sie wollte ſie brechen, aber jede Roſe zerfiel unter ihren Händen. Und auf dem Altar, auf welchem ſonſt nur Milch geopfert ward, lag jetzt ein blutiges Lamm. Weinende Stimmen erhuben ſich rings umher und eine Stimme der Verzweiflung war unter ihnen, bis endlich alle ſich in ſüße Töne verlohren, in Töne die ſie noch nie gehöret hatte auf der Erde. Und eine ſchöne Aue lag vor ihr, ſchöner als ſelbſt die Aue des Paradieſes; und auf ihr weidete in ihres Sohnes Geſtalt, ein weißgekleideter Schäfer. Die rothen Roſen waren um ſein Haar und in der Hand hielt er ein Saitenſpiel, aus welchem jene ſüßen Töne kamen. Er kehrte liebreich ſich zu ihr, wollte ſich ihr nahen und verſchwand. Der Traum verſchwand und Eva erwachte. Sie ſah die Morgenröthe blutig aufgehn, und ging mit ſchwerem Herzen zum Opferfeſte.

Die Brüder brachten ihre Opfer und die Eltern gingen heim. Am Abend aber kam Abel nicht wieder. Angſtvoll ſuchte die Mutter ihn rings umher und fand nur ſeine zerſtreute, traurige Heerde. Er ſelbſt lag, wie ein Opferlamm, erſchlagen am Altar: die Roſen um denſelben waren mit ſeinem Blute gefärbet und Kains Aechzen ſchallte laut aus einer nahen Höle.

Ohnmächtig ſank ſie auf ihres Sohnes Leichnam, als ihr zum zweitenmal das Traumgeſicht erſchien. Ihr Sohn war jener ſchöne Schäfer, den ſie in dieſem neuen Paradieſe ſah. Die rothen Roſen waren um ſein Haar und liebliche Töne entfloſſen ſeiner Harfe; alſo ſang er ihr zu: „Schaue hinauf gen Himmel zu den Sternen; weinende Mutter, ſchaue hinauf. Da ſind noch andere Auen, ſchönere Paradieſe, als du in Eden ſahſt; wo die Blutgefärbte Roſe der Unſchuld voller blüht, und alle Seufzer ſich in ſüſſe Töne wandeln.„— Das Geſicht verſchwand; und geſtärkt ſtand Eva vom blaſſen Leichnam ihres Sohnes auf. Und da ſie Morgens ihn mit ihren Thränen gewaſchen und mit den Roſen von ſeinem Altar bekränzet hatte, wie ſie ihn im Traume geſehn, begruben Vater und Mutter ihn an Gottes Altar, vorm Angeſicht einer ſchönen Morgenröthe. Oft aber ſaßen ſie an ſeinem Grabe zu Mitternacht und ſahen gen Himmel und ſuchten ihren Schäfer unter den Sternen.

P

Adams Tod.

Neunhundert und dreißig Jahre war Adam alt, als er das Wort des Richters in ſeinen Gebeinen fühlte: „Du ſollt des Todes ſterben. „Laß alle meine Söhne vor mich kommen„ ſprach er zur ängſtigen Eva, damit ich ſie noch ſehe und ſegne.„ Sie kamen alle auf das Wort des Vaters und ſtunden vor ihm da, viel hunderte der Männer an der Zahl und weineten und flehten um ſein Leben.

„Wer unter euch, ſprach Adam, will zum heiligen Berge gehn? Vielleicht daß er für mich Erbarmung finde und bringe mir eine Frucht vom Baume des Lebens.„ — Alsbald erboten ſich alle Söhne, und Seth, der frömmſte unter ihnen, ward vom Vater ſelbſt zur Botſchaft auserwählet.

Sein Haupt mit Aſche beſtreuet, eilte er und ſäumte nicht, bis er vor der Pforte des Paradieſes ſtand. „Laß ihn Erbarmung finden, Barmherziger (ſo betete er) und ſende meinem Vater eine Frucht vom Baume des Lebens. „— Schnell ſtand ein Engel Gottes, der glänzende Cherub da; nur ſtatt der Frucht vom Lebensbaume hielt er einen dreiblättrigen Zweig in ſeiner Hand. „Bringe deinem Vater ihn, ſo ſprach er freundlich, zu ſeiner letzten Labung: denn ewiges Leben wohnet nicht für ihn auf dieſer Erde. Darum eile: denn ſeine Stunde iſt kommen.„

Schnell wie ein Engel des Troſtes eilte Seth und warf ſich nieder und ſprach: „keine Frucht vom Baume des Lebens bringe ich dir, mein Vater; aber dieſen Zweig hat mir der Engel gegeben, zu deiner letzten Labung.„ Der Sterbende nahm den Zweig und freuete ſich. Er roch an ihm den Geruch des Paradieſes: da erhub ſich ſeine Seele. „Meine Kinder, ſprach er, ewiges Leben wohnet nicht für uns auf dieſer Erde: Ich ſterbe und ihr folgt mir nach. Aber an dieſem Gewächſe athme ich den Hauch einer andern Welt, den Geruch eines höheren Paradieſes.„ Da brach ſein Auge: ſein Geiſt entfloh auf dem Zweige vom Baum des Lebens.

Adams Kinder begruben ihren Vater und weinten um ihn dreißig Tage; Seth aber weinte nicht. Er pflanzete den Zweig auf ſeines Vaters Grab zum Haupt des Todten und nannte ihn den Zweig des neuen Lebens, des Auferwachens aus dem Todesſchlaf.

Der kleine Zweig erwuchs zum hohen Baum und alle Kinder Adams ſtärkten ſich an ihm mit dem Troſt des andern Lebens. So kam er auf die folgenden Geſchlechter. Im Garten Davids blühete er ſchön, bis ſein bethörter Sohn an der Unſterblichkeit zu zweifeln anfing; da verdorrete der Zweig, doch kamen ſeine Blüthen unter andre Völker. Und als an einem Stamm von dieſem Baum der Lehrer der Unſterblichkeit ſein heiliges Leben aufgab, ſiehe da ſtreuete ſich von ihm der Wohlgeruch der Auferſtehung umher unter alle Völker der Erde.

Zweite Sammlung.

Der Schwan des Paradieſes.

Von Jugend an wandelte Henoch mit Gott und war ein ſtiller Betrachter: denn als Kind ſchon hatte ihn ein Engel ins Paradies geführt, wo das Licht wohnet, das Zeitlebens ſein Inneres erleuchtete. Frühe las er in den Büchern, die ihm vom Himmel geſandt und nicht auf irdiſche Blätter geſchrieben waren; er las im Buch der Sterne und aller Geſchöpfe, daher man ihn nur den Betrachter, **Idris**, nannte.

Einſt ſaß er einſam unter der rauſchenden Ceder; da wehete ſtille Begeiſterung ihn an: er ſah das nahe Schickſal der Welt, die in Waſſer untergehen ſollte und den Tag des ſtrafenden Richters. „O daß ich, ſeufzte ſeine Seele, dies meinen Brüdern ſagen und auch der Nachwelt kundthun könnte, was mein weiſſagender Geiſt erblickte.“ Siehe da ließ ſich ein glänzender Schwan vom Himmel herab; dreimal umflog er des Betrachtenden Haupt: eine Feder entfiel ſeiner Schwinge und langſam kehrte er zurück zu den Wolken. Henoch kannte ihn: es war ein Schwan des Paradieſes, den er einſt in ſeiner Kindheit geſehen und geliebet hatte: er nahm die Feder und ſchrieb damit ſeine weiſſagenden Bücher der Zukunft.

Als er nun lange ſeine Brüder vergeblich gewarnet hatte und das göttliche Licht in ihm wieder an ſeinen Ort hinaufzuſteigen begehrte, ſiehe da nahm er ſeinen Sohn zu ſich und ſprach: „die Tage meines Lebens ſind zu Ende, dreihundert fünf und ſechzig kurze Tage. Im Paradieſe ſprach mir einſt ein Engel, daß ich als Jüngling ſchon Dem näher treten ſollte, den ich von Kindheit auf ſo gern in ſeinen Werken las. Vielleicht daß dir, mein Sohn, der Gütige den Reſt von meinen irdiſchen Tagen zu deinen Tagen zählt.“ Er ſprachs und ſegnete ihn und ſiehe da waren um ihn und hoben ihn ſanft empor die Schwäne des Paradieſes. Auf ihren Flügeln trugen ſie ihn hinweg und Henoch war nicht mehr: er ward nicht mehr geſehen.

Und als ſein Sohn Methuſalem ihn mit ſeinem ſpähenden Blick vergebens in den Wolken des heiligen Berges ſuchte; da ſtand ein Mann vor ihm in glänzender Geſtalt. „Ich war der Engel deines Vaters, ſprach er, der ihn als Jüngling auferzog und ſchon als Kind zum Paradieſe führte. Im Paradieſe iſt er jetzt, ein ewger Jüngling. Er hat viel Jahre erfüllet: denn er iſt bald vollkommen worden; darum gefiel er Gott und war ihm lieb und ward weggenommen aus dem Leben unter den Sündern.“ Er ſprachs und berührte die Erde mit dem Stabe des Propheten, der ſeiner Hand entfallen war; ſiehe da ſtand ein blühender Mandelbaum, der früheſte Bote des Frühlings. Noch ehe ſeine Blätter ſproſſen, mit nackten Zweigen treibet er Blüthen und verkündiget die fröhliche Zeit. Der Engel war verſchwunden und als Methuſalem die Jahre ſeines Vaters genoß und das höchſte Alter der Erdgebohrnen erreichte, ſahe er jährlich in dieſem frühblühenden Mandelbaum die Jugend ſeines hinweggeblüheten Vaters.

Der Rabe Noahs.

Aengſtig blickte der Vater Noah aus ſeinem ſchwimmenden Kaſten hinaus und wartete, bis die Waſſer der Sündfluth fielen. Kaum ſahen der Berge Spitzen hervor, als er alles Gefieder um ſich rief, aus ihnen einen Kundſchafter der Welt zu wählen. „Wer, ſprach er, unter euch will mir Bote ſeyn, ob unſre Rettung nah iſt?„ Und ſiehe, da drängte ſich vor allen der Rabe hervor mit ſeinem Geſchrei; nicht aus Treue zu Noah, noch aus Dienſtbegier für ſeine eingeſchloſſenen Brüder: er witterte nur nach ſeiner ſcheußlichen Lieblingsſpeiſe. Kaum war das Fenſter geöfnet: ſo flog er hin und kehrte nicht wieder, der Undankbare vergaß ſeines Retters und ſeines Geſchäfts; er hing am verweſenden Aaſe —

Aber die Rache blieb nicht aus. Noch war die Luft von giftigen Dämpfen voll und ſchwere

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51185-X
HERDER,J.G. FN. 07553/011

Dünſte hingen über den Leichen; die benebelten ihm ſein Geſicht und ſchwärzten noch dunkler ſeine dunkeln Federn. Zur Strafe ſeiner Vergeſſenheit ward ihm, wie ſein Auge, ſo auch ſein Gedächtniß düſter; ſelbſt ſeine neugebohrnen Jungen erkennet er nicht und genießt an ihnen keine Vaterfreude. Erſchrocken über ihre Häßlichkeit flieht er hinweg und verläſſet ſie. Der Undankbare zeugt ein undankbar Geſchlecht und muß des ſchönſten Lohnes entbehren, des Danks ſeiner Kinder.

Die Taube Noahs.

Acht Tage hatte Noah auf die Wiederkunft des Raben gewartet, als er aufs neue ſeine gefiederten Schaaren um ſich rief, aus ihnen einen Kundſchafter der Welt zu wählen. Schüchtern flog die Taube auf ſeinen Arm und bot ſich an zur Sendung. „Tochter der Treue, ſprach er, du wäreſt freilich mir eine Dienerin guter Botſchaft; wie aber willſt du deine Reiſe thun und dein Geſchäft vollenden? Wie, wenn dein Flügel ermattet und dich der Sturm ergreift und wirft dich in die trübe Welle des Todes? Auch ſcheuen deine Füſſe des Ufers Schlamm und deiner Zunge widert unreine Speiſe.„ — „Wer, ſprach die Taube, giebt dem Müden Kraft und Stärke gnug dem Unvermögenden? Laß mich, ich bin dir gewiß eine Dienerin guter Botſchaft.„

Sie entflog und ſchwebete hin und her, und nirgend fand ſie, wo ihr Fuß ruhen könnte; als ſchnell der Berg des Paradieſes ſich vor ihr erhub mit ſeinem grünenden Wipfel. Ueber ihn hatten nichts vermocht die Waſſer der Sündfluth und der reinen Taube war die Zuflucht zu ihm unverboten. Freudig eilete ſie und ließ ſich am Fuß des Berges nieder. Ein ſchöner Oelbaum blühete da: ſie brach ein Blatt des friedlichen Baums und eilte geſtärkt zurück und legete den Zweig auf des ſchlummernden Noah Bruſt. Er erwachte und roch daran den Geruch des Paradieſes: da erquickte ſich ſein Herz: er erquickte die Seinigen, bis ihm ſein Retter ſelbſt erſchien, und bekräftigte bald der Taube gute Botſchaft.

Immer iſt ſeitdem die treue Taube eine Dienerin der Liebe und des Friedens. **Wie Gold und Silber glänzen ihre Flügel**, ſagt das Lied; ein Schimmer noch vom Glanz des Paradieſes, das ſie auf ihrer treuen Wanderſchaft erquickte.

Abrahams Kindheit.

In einer dunkeln Höle ward Abraham erzogen: denn der Tyrann Nimrod ſtellete ihm nach dem Leben. Aber auch in der dunkeln Höle war das Licht Gottes in ihm; er dachte fleißig nach und ſprach zu ſich: „wer iſt mein Schöpfer?„

Als er nach ſechzehn Jahren endlich hinaustrat und zum erſtenmale Himmel und Erde ſah; wie erſtaunte er und freuete ſich! Er fragte alle Geſchöpfe rings umher: „wer iſt Euer Schöpfer?„

Eben ging die Sonne auf und er fiel nieder auf ſein Angeſicht. „Das, ſprach er, iſt der Schöpfer Himmels und der Erde: denn ſeine Geſtalt iſt ſo herrlich!„ —

Die Sonne ſtieg hinauf und ſtieg hinab und ging am Abend unter. Da ging der Mond hinauf, und Abraham ſprach zu ſich: „das untergegangene Licht war nicht der Gott des Himmels;

vielleicht iſts jenes kleinere Licht, dem dieſes große Heer der Sterne dienet.„ Aber auch Mond und Sterne gingen unter und Abraham ſtand allein.

Er ging zu ſeinem Vater und fragte ihn: „wer iſt der Gott des Himmels und der Erde?„ und Tharah zeigete ihm ſeine Götzenbilder. „Ich will ſie prüfen,„ ſprach er bei ſich ſelbſt und als er allein war, legete er ihnen die ſchönſte Speiſe vor. „Wenn ihr lebendge Götter ſeyd: ſo nehmet euer Opfer.„

Aber die Götzenbilder ſtanden da und regeten ſich nicht. „Und dieſe, ſprach der Knabe, kann mein Vater für Götter halten? Wohl! Ich will jetzt als ein Knabe handeln, vielleicht belehre ich ihn.„ Da nahm er ſeinen Stab und zerſchlug die Götzen alle bis auf Einen, und legte ſeinen Stab in dieſes Götzen Hand und lief zum Vater hin und ſagte: „Erſchrick nicht, Vater, dein oberſter Gott hat alle ſeine Brüder getödtet.„ Und als nun Tharah zornig ward und ſprach: „Du ſpotteſt meiner! wie kann er es, da meine Hände ihn gebildet haben?„ ſiehe da nahm Abraham das Wort und redete zu ihm: „zürne nicht, mein Vater, und laß dein Ohr vernehmen, was dein Mund ſagte. Traueſt du deinem Gott nicht zu, daß Er vermöge was ich mit meiner Knabenhand zu thun vermochte, wie wäre Er der Gott, der mich und dich und Himmel und Erde ſchuf?„ — Tharah verſtummte auf des Knaben Wort.

* * *

Bald aber kam die That vor den Tyrannen Nimrod; der foderte ihn vor ſich und ſprach: „Meinen Gott ſollſt du anbeten, Knabe; oder der brennende Ofen ſei dein Lohn.„ Denn alle Weiſen hatten bei Abrahams Geburt dem Könige geweiſſagt, daß Er die Götzen ſtürzen und des Königes Dienſt vernichten würde im ganzen Königreiche. Darum verfolgete der König ihn.

„Wer iſt dein Gott, o König?„ ſprach der unerſchrockne Knabe.

„Das Feuer iſt mein Gott, antwortete er, das Mächtigſte der Weſen.„

„Das Feuer, ſprach der Knabe, wird vom Waſſer ausgelöſcht: das Waſſer wird von der Wolke leicht getragen: der Wind verjagt die Wolken und dem Winde beſteht der Menſch. So iſt der Menſch das Mächtigſte der Weſen —„

„Und ich der Mächtigſte der Menſchen, ſprach der König. So bete mich an; oder der glühende Ofen iſt alſobald dein Lohn.„

Da ſchlug der Knabe ſein beſcheidnes Antlitz auf und ſprach: „ich ſah die Sonne geſtern am Morgen auf: und am Abend' untergehn; befiehl o König, daß ſie heut am Abend' auf und am Morgen untergehe: ſo will ich dich anbeten.„ Und Abraham ward in die Glut geworfen.

Aber des Feuers Kraft beſchädigte den Knaben nicht: ein Engel nahm ihn ſanft in ſeinen Arm und fächelte die Flammen von ihm ab, wie einen Lilienduft. Schöner ging der Knabe vom Feuer hinaus und bald erſchien ihm ſelbſt ſein Gott und rief ihn aus Chaldäa und weihete ihn zu ſeinem Freunde ein. Und Abraham ward Stifter des wahren Gottesdienſtes des Einen Gottes Himmels und der Erde für alle Welt.

Die Stimme der Thränen.

Drei Tage war Iſaak im Herzen ſeines Vaters todt: denn am vierten Tage hatte Gott ſich ihn zum Opfer erkoren. Schweigend zog Abraham gen Moriah hin, im tiefſten Grame verſunken, als ihn die freundliche Stimme des Kindes weckte: „Siehe mein Vater, hier iſt Feuer und Holz; wo iſt aber das Lamm zum Opfer?„— „Mein Sohn, ſprach Abraham, Gott hat ihm ſelbſt erſehen ein Opferlamm!„ So gingen die beide ſchweigend mit einander.

Und als ſie kamen an die Opferſtäte und der Altar gebauet und alles bereitet war: ergriff der Vater ſeinen Sohn und legte ihn auf den Altar und faſſete das Meſſer in die Rechte und ſah gen Himmel hinauf. Der Knabe duldete und ſchwieg und blickte mit weinendem Auge zum Himmel hinauf—

Die ſtumme Thräne im Auge des Vaters und des Kindes durchdrang die Wolken und trat zum Herzen Gottes mit großem Geſchrei. „Abraham! rief der Engel des Herrn vom Himmel herab: Abraham, ſchone des Knaben und thue ihm nichts. Es iſt genug!„

Freudig nahm der Vater den wiedergeſchenkten Sohn, das Opfer Gottes, zurück und hieß die ſchrecklich-frohe Stäte: „Jehovah ſchaut!„ Er ſchaut die ſtumme Thräne im Auge des Leidenden: er ſieht des Herzens Jammer, der ängſtlicher ruft als alles Geſchrei.

* * *

Dreifach iſt das Gebet der Menſchen zu Gott; und kräftiger iſt Eines als das ändre.

Gebet mit ſtiller Stimme gefället ihm wohl: er höret's tief im Herzen, und nimmts auch von der ſtammlenden Lippe gnädig auf.

Das Gebet der Noth mit großem Geſchrei durchdringt die Wolken und häufet glühende Kohlen auf des Unterdrückers Haupt.

Doch mächtig über alles iſt die Thräne des Verlaßnen, der feſt an Gott ſich hält und ſtirbt. Sie ſprenget Pforten und Riegel und dringt zum Herzen Gottes und bringt den Blick des Schauenden hernieder.

Das Grab der Rahel.

Als Jakob von der heiligen Stäte wiederkehrte, auf welcher Gott ſich ihm gaſtfreundlich geoffenbaret hatte, als er in ſeiner Jugend den offenen Himmel ſah; da war ſein Herz voll Freude: denn Jehovah hatte ihm ſeinen Freundesbund aufs neue beſtätiget; bald aber traf ihn ein bittrer Schmerz. Die Liebe ſeiner Jugend, Rahel, ſtarb bei ihrem zweiten Sohne, und da die Seele ihr entging und ſie nun ſahe, daß ſie ſterben mußte, nahm ſie den letzten Athem noch zuſammen und küſſete das Kind und nannte ſeinen Namen: „Benoni, den Sohn der Schmerzen„ und ſtarb.

Und als ſie vor dem Ewigen erſchien, weinete ſie und ſprach: Erfülle mir, o Vater, die erſte Bitte hier an deinem Thron. Laß mich zuweilen noch die Meinigen ſchaun, von denen du mich trennteſt, daß ich in ihrem Leiden ſie noch ſehe und ihre Thränen lindre.„—

Dreimal ſoll dir dein Wunſch gewähret ſeyn, ſprach Gott, daß du auf Erden deine Kinder ſchaueſt; doch lindern kannſt du ihre Thränen nicht.„

Sie ging zum erſtenmal hinab und fand den alten Jakob um ihre beiden Söhne ängſtlich trauren. Des Josephs blutiges Kleid lag neben ihm: „mein graues Haar, rief er, wird in die Grube fahren: mit Leide werd' ich zu den Todten wandern: denn auch Benoni wird mir jetzt geraubt.„

Seufzend ſtieg ſie wieder zum Himmel hinauf: bis ſpäterhin ihr Mann und ihre Söhne, als Abgeſchiedene, ſelbſt zu ihr kamen und freudig ihr erzählten, wie ſchön ſich all ihr Leid in Freude verwandelt habe.

Sie trocknete die Thränen und ſtieg lange nach dieſem zum zweitenmal hernieder auf ihr Grab. Da ſahe ſie ihre Kinder ins Elend treiben, wie man die Heerde treibt. Alles fand ſie verwüſtet und ſelbſt ihr Grab war nicht verſchont. Eine Zeitlang blieb ſie auf dem öden Grabe und lange hörte man auf ihm ein unſichtbares Aechzen.

Sie ſtieg zum drittenmal hernieder; da floß um Bethlehem der unſchuldigen Kinder Blut. Ihre Mütter weinten und auf ihrem Grabe weinete Rahel laut. Untröſtlich ächzte ſie: „ſie ſind, ſie ſind nicht mehr.„ Man hörte lang' am Grabe das weinende Ach: „ſie ſind nicht mehr.„

Und als ſie wiederkehrte, ſprach der Allbarmherzige: „ruhe jetzt, meine Tochter, und quäle dein Herz nicht mehr um deiner Kinder Leiden. Der Weg der Sterblichen führt bald in Thäler, wo nur Klagen tönen; bald, wenn das Thal ſich wendet, wird die Klage ſelbſt Lobgeſang. Vertrau mir deine Kinder an; ſie ſind auch meine Kinder: dein Herz iſt nicht gemacht, der Erdgebohrnen Schickſal zu tragen und zu lindern.„

Beruhigt blieb der ſchönen Rahel Geiſt fortan im Paradieſe. Zwar fragte ſie die Neuankommenden um ihr vollendetes Geſchick auf Erden; doch nimmer kehrte ſie zu ihrem Grabe wieder, auf dem das Aechzen ihres mütterlichen Herzens nun ſchon längſt verhallet iſt. Das Grabmal ſchweigt und Rahel freuet ſich mit ihren Kindern in der ewgen Ruh.

Joſeph und Zulika.

Als Potiphars Weib, die ſchöne Zulika, den Joſeph ergriff und alle ſeine Sinnen reizte: ſiehe da ſtand dem Geiſte des Jünglings die ehrwürdige Geſtalt ſeines Vaters vor Augen. „Die Namen deiner Brüder, ſprach Jakob, werden auf zwölf Steinen des Bruſtſchildes glänzen und in die Wohnung des Allerheiligſten zum Gedächtniß eingehen vor Jehovah. Du ſollteſt auch mit ihnen geſchrieben werden; willt du, daß dein Name vertilget ſei und du ein Hirte der Ehebrecherin heißeſt?„ Alſobald kam Joſeph zu ſich und wand ſich los. Sein Herz blieb veſt in ſeiner Kraft; ſeine Händ' und Arme ſtärketen ſich. Die goldenen Träume ſeiner Kindheit traten ihm vor Augen; und ſtatt Eines kamen nachher Zwei Namen ſeines Geſchlechts auf die glänzenden Steine ins Angeſicht vor Jehovah. Der ſterbende Vater pries ihn und ſprach: **ein blühender Zweig iſt Joſeph; der Sohn einer Blühenden, die über der Quelle ſteht. Seine jungen Zweige ſproſſen, ſie ſproſſen die Mauer hinan** — ein Lohn ſeiner Gottesfurcht und Keuſchheit.

Der Streit der heiligen Berge.

Als Gott ſein Geſetz zu geben auf Sinai ſtieg, traten vor ihn die Geiſter der Berge im Lande der Verheiſſung. „Warum verſchmäheſt du Uns, deine Erkohrnen; und wähleſt den fremden Berg, einen dürren Fels der heidniſchen Wüſtenei zu deines Fußtritts Schemel?„

„Wer ſeyd ihr, ſprach Jehovah, daß ihr es wagt, der Schemel meiner Herrlichkeit zu werden? Schauet umher. Mein Tritt war dort auf jenen erſunknen Bergen, auf den zerfallenen Hügeln der alten Zeit; wo iſt jetzt die Krone ihres Gipfels?„

„Aber auf Euch, fuhr der Gnädige fort, will ich meine Herrlichkeit milder offenbaren: Du lachender Tabor, ſollt das verklärte Antlitz meines Sohnes ſchaun und zu ihm meine ſanftere Stimme hören. Berg Gottes, du fruchtba rer Karmel, auf dir ſoll einſt mein zweiter Knecht, Elias wohnen und meinen Namen mit Feuer vom Himmel den Menſchen kundthun. Du Libanon, ſollt mein Heiligthum baun und du beſcheidner, ſchweigender Zion, auf Dir, dem kleinſten der Berge ſoll einſt mein Heiligthum ruhn, meines Namens ewige Wohnung. Der Berg, da das Haus Jehovahs iſt, wird alsdann höher ſeyn als alle Berge der Erde und über alle Hügel erhaben werden.„

Freudig verließen die Berge das Angeſicht Jehovahs: ſie neideten den Sinai nicht mehr und der kleinſte von allen, der demüthige Zion ward künftig der Größeſte der Berge.

Die Worte des Geſetzes.

Als Gott ſein Geſetz auf Sinai geben wollte, trat Moſes in der heiligen Wolke vor ihn und ſprach: „Allgütiger, du willt jetzt dein Geſetz für Iſrael geben, daß alles Volk es vernehme; wie aber? werden auch die andern Völker und die kommenden Geſchlechter Gottes Stimme hören?„

„Sie haben ſie gehört, ſprach der Allmächtige, und jeder der Propheten und der Weiſen, ſelbſt jedes Kind, wo es es auf Erden lebt, hat ſeinen Theil empfangen: denn ihre Seelen ſind nur Nachklang meiner Stimme, die alle Welten füllt.„ —

Gott ſprachs und winkte dem Engel der Seelen, daß er den Fragenden ins Reich der innern Schöpfung führte. Hier ſahe Moſes, wie durch die Macht des ewigen Worts das Gebilde der

Menſchheit ward: ein jedes Weſen ward die Wurzel eines Baums voll göttlicher Gedanken.

„So viele, ſprach der Engel, hier Menſchenſeelen ſind, ſo viele ſind Auslegungen der Stimme, die dieſes Weltall ſchuff; und viele Seelen faſſen viel der Stimmen und deine Seele, (fuhr der Engel zu Moſes fort,) faßt des Geſetzes Baum mit Wurzeln, Stamm und Zweigen. Jedwede Seele wird gerichtet werden, nach dem was in ihr war, nach jenem Laut der Stimme, der ſie zum Leben rief.„—

Und der Engel nahm ihn bei der Hand und führte ihn ins Reich der ungebohrnen Kinder, in die Vorhöfe des Paradieſes. „Hier, ſprach er, werden ſie erzogen und zu ihrem Leben auf der Erde bereitet. Wie eine Seele Folgſamkeit und Treue erwieſen, ſteiget ſie in dieſes oder jenes Geſchlecht hinab, zu ihrem Lohn oder zu ihrer Strafe. Doch ehe jede derſelben niederſteigt, führet ihr Engel ſie umher und zeigt ihr die

Pforten der Hölle und des Paradieſes. Dort ſiehet ſie die Ungerechten gequält; hier die Gerechten getröſtet. Welchen Eindruck nun das Kind bewahret und behält, nach ſolchem bildet es ſich fürderhin im Leben. Wem nur die Hölle im Gedächtniß ſchwebt, der wird ein Knecht; wer aber die Freuden des Paradieſes ahnend in ſich empfindet, der wird ein Kind Jehovahs und findet auf der Erde ſchon den Troſt des Paradieſes. Wer nichts von beiden erhält, verwildert ohne Gefühl und wird ein Thier des Feldes.„

Siehe, da kam der Engel der Weiſen und nahm den Moſes bei der Hand und führte ihn in die Schule des Himmels. „Hier, ſprach er, ſteigt jedwede Seele in jedem ſtillen Augenblick hinauf, da ſie das Wort des Ewigen in ſich lieſet. Sobald die Sinne ſchweigen und der Leib des Menſchen ſchläft, ſteigt ſie zum Himmel empor und wird gewürdiget, den Sinn des Ewigen zerſtreuungslos zu hören. Die höchſten Engel ſchweigen mit ihren Lobgeſängen, bis alle Seelen der Menſchen verſammlet ſind, wie geſchrieben ſteht:

Die Blumen ſind entſproſſen von der Erde,
Die Zeit des Geſanges iſt da,
Die Turteltaube läſſet ſich hören auf unſrer Flur —

Alsbald empfangen die Engel die Lobgeſänge der Seelen und flechten ſie dem Ewigen ſelbſt zur angenehmen Krone. „

Da fiel Moſes nieder und ſprach:

Wie hat Jehovah die Menſchen lieb
All ſeine Heiligen ſind um ihn her;
Sie ſitzen ihm zu Füßen
Und lernen von ihm ſelbſt ſein heiliges ewiges Wort.

Die Bürgſchaft des Menſchengeſchlechts.

Die Schuld der Eltern iſt durch ihre Kinder bei Gott verbürget. Was der Vater ſündigte, büßet oft der Sohn und der Enkel.

Als Gott ſein Geſetz auf Sinai gab, ſprach er: „ſtellet mir Bürgen, daß ihr es haltet.„

Sie nannten ihm ihre gerechten Väter: allein Jehovah nahm ſie nicht an. „Sie ſind ſelbſt Schuldner geweſen, gleich wie ihr; gebet mir eure Söhne und Enkel zum Unterpfande.„

Die Seelen der Ungebohrnen, die alle um den Berg verſammlet waren, die Säuglinge an den Brüſten, die Kinder auf dem Schooße der Mütter erhuben ihre Stimme und übernahmen die Bürgſchaft. Da ſprach der Ewige: **heimſuchen will ich die Miſſethat der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte**

Glied; aber ſegnen will ich in die Tauſende der Geſchlechter.

Anbetend neigete ſich Moſes zur Erde und als er Gott anſchauen wollte und Gott vorüberging, rief eine Stimme: Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig, der du vergiebſt der Väter Miſſethat und ſtrafſt die Miſſethat der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, aber ſegneſt in die Tauſende der Geſchlechter. —

Aarons Entkleidung.

Mit ſchwerem Herzen entkleidete Moſes ſeinen Bruder Aaron auf Hor am Gebürge. Er zog ihm ſeine heiligen Kleider aus und zog ſie Eleaſar an und Aaron ſammlete ſich und ſtarb: denn er hatte geſündigt gegen den Herren. Und ganz Iſrael beweinete ihn dreißig Tage.

Am dreißigſten Tage ſaß Moſes auf dieſem Gebürge und ſah im Traum ſeinen Bruder. Die Herrlichkeit Jehovahs glänzte auf ſeiner Stirn und ein ſchöneres Prieſtergewand umfloß ſeine neuverjüngten Glieder. Ein güldener Gürtel war um ſeine Bruſt; aber die zwölf Steine des Heiligthums waren nicht auf derſelben. Ein Greis ſtand vor ihm da, und ſegnete ihn ein; der Stab aber, der im irdiſchen Heiligthum geblühet hatte, war nicht mehr in ſeinen Händen.

Und als Aaron ſich gegen ihn wandte und ihm winkte, daß er auch zu ihm käme, fragte Moſes die himmliſche Geſtalt und ſprach: „warum iſt der Stab deines Prieſterthums nicht in deinen Händen, mein Bruder? und warum glänzen auf deiner Bruſt nicht mehr die zwölf Steine zum Andenken vor Jehovah?„

„Sie waren mir ſchwer genug, antwortete Aaron, als ich auf Erden ging; jetzt iſt meine Bruſt weiter und meine Seele erleichtert. Auch der Stab meines Stammes iſt nicht mehr in meinen Händen: denn vor dem Gott aller Welt ſind alle Stämme und Völker. Ein Prieſter zu Salem bin ich anjetzt; der König des Friedens ſegnete mich ein zum Prieſterthum ſeiner Ordnung. Ohne Vater und Mutter iſt er, ohne Geſchlecht und Anfang der Tage und Ende des Lebens, ein Prieſter Gottes des Allerhöchſten in Ewigkeit.„

Das Geſicht verſchwand und Moſes erneuerte die menſchenfreundlichen, tröſtenden Geſetze von der Ruhe des Sabbats nach der Arbeit und dem Sabbatjahr der Befreiung für Unterdrückte und Arme, für Verkaufte und Knechte und Thiere. Er erneute die Geſetze vom Laubhüttenfeſt und dem frölichen ewigen Jubeljahre.

Der Tod Moſes.

Als Moſes, der Vertraute Gottes, ſterben ſollte und ſeine Stunde herannahte, verſammlete Gott die Engel um ſich her. „Es iſt die Zeit, ſprach er, die Seele meines Knechtes zu mir zu ſodern, wer will mein Bote ſeyn?„

Die Edelſten der Engel, Michael, Raphael und Gabriel, ſammt allen die vor Gottes Thron ſtehn, baten und ſprachen: “wir ſind ſeine, Er iſt unſer Lehrer geweſen, laß uns nicht ſodern dieſes Mannes Seele.„

Aber der abgefallene Sammael trat hervor: „Hier bin ich, ſende mich.„

Mit Zorn und Grauſamkeit bekleidet, ſtieg er hinab, das Flammenſchwert in ſeiner Hand und freuete ſich ſchon der Schmerzen des Gerechten. Als er aber näher zu ihm trat, erblickte er das Angeſicht Moſes. **Seine Augen waren nicht dunkel worden und ſeine Kraft war nicht verfallen.** Er ſchrieb die Worte ſeines letzten Liedes und den heiligen Namen;

ſein Antlitz glänzete bewaffnet mit Ruhe und Himmelsklarheit.

Der Feind der Menſchen erſchrack. Sein Schwert entſank ihm und er eilete hinweg. „Ich kann dir die Seele dieſes Mannes nicht bringen, ſprach er zu Jehovah: denn ich habe an ihm nichts Unreines funden.„

Da ſtieg Jehovah ſelbſt hernieder, die Seele ſeines Knechts von ihm zu nehmen und ſeine getreuen Diener, Michael, Raphael und Gabriel, ſammt allen Engeln ſeines Angeſichts, ſtiegen hinab mit ihm. Sie bereiteten Moſes ſein Sterbelager und ſtanden ihm zu Haupt und Füſſen und eine Stimme ſprach: „fürchte dich nicht. Ich ſelbſt will dich begraben.„

Da bereitete Moſes ſich zu ſeinem Tode und heiligte ſich, wie Einer der Seraphim ſich heiligt, und Gott rief ſeine Seele: „Meine Tochter, hundert und zwanzig Jahre hatte ich dir beſtimmt, im Hauſe meines Knechts zu wohnen. Sein Ende iſt gekommen: gehe heraus und ſäume nicht.„

Und Moſes Seele ſprach: „o du Herr aller

Welt! Ich weiß, daß du biſt ein Gott aller Geiſter und aller Seelen und daß in deiner Hand ſind die Lebendigen und die Todten. Aus deiner Hand empfing ich das feurige Geſetz und ſahe dich in den Flammen und ſtieg hinauf und ging den Weg des Himmels. Durch deine Macht trat ich in den Pallaſt des Königes und nahm die Krone von ſeinem Haupt und that viel Wunder und Zeichen in Aegypten. Und führete dein Volk hinaus und ſpaltete das Meer in zwölf Spalten und verwandelte das bittere in ſüßes Waſſer und offenbarte deine Geheimniſſe den Menſchenkindern. Ich wohnte unter dem feurigen Thron und hatte meine Hütte unter der Feuerſäule und redete mit dir von Angeſicht zu Angeſicht, wie der Freund mit ſeinem Freunde redet. Und nun, es iſt genug! nimm mich, ich komme zu dir.„—

Da küſſete der gnädige Gott ſeinen Knecht und nahm ihm im Kuſſe ſeine Seele. **Moſes ſtarb am Munde Gottes und Gott begrub ihn ſelber und niemand weiß die Stäte ſeines Grabes.**

Dritte Sammlung.

Die Opfertaube.

Frölich kam der rohe Krieger Jephthah von ſeinem Siege zurück. Er hatte vor der Schlacht ein unbedachtſames Gelübde gethan, dem Herrn zum Opfer zu bringen, was ihm aus ſeiner Hütte zuerſt entgegenträte; und ſiehe da kam ſeine Tochter ihm entgegen, ſein einziges Kind. Jauchzend trat ſie heraus mit Pauken und Saitenſpiel; doch bald war ihre Freude in Leid verwandelt. „Ach meine Tochter, ſprach er, wie beugeſt du mich? aber ich habe gelobt und kann es nicht widerrufen.„

Vergebens trat der Hoheprieſter hinzu und belehrete ihn, daß Gott ein ſolches Opfer von ſeiner Hand nicht fodre, daß er verabſcheue das

Blut des Kindes, das von der Hand des Vaters auf Gottes Altar vergoſſen werde. Der harte Krieger blieb auf ſeinem Wort und kaum erlaubete er noch ſeiner flehenden Tochter, mit ihren Geſpielinnen hinzugehen auf die Berge, und ihre Jugend daſelbſt zu beweinen.

Und als ſie ſtatt des Jubelgeſangs, mit dem ſie ihren Vater empfangen hatte, den Ton der Klage jetzt begann und ihren Tod bewillkommte: ſiehe, da geſellte eine Turteltaube ſich zu ihr und verließ ſie nicht und girrete in ihre Töne, als ob ſie ſie tröſten wollte. Aber Naëmi vernahm die Stimme der tröſtenden Taube nicht und nach zween Monaten kam ſie zu ihrem Vater und ſprach: „Haſt du gelobet, mein Vater: ſo thue mir wie du geſaget haſt„ und ging wie ein Lamm zum Altare.

Und als der Grauſame das Opfermeſſer faßte und ſeine Rechte erhob: ſiehe da ſtand mit zürnendem Blick Abraham bei dem Altare und griff in ſeine Rechte: „Unbeſonnener, ſprach er, thue der Jungfrau nichts; Gott will kein ſolches Opfer von deinen Händen. Er nahm das Meinige nicht an, das er einſt prüfend ſelbſt von mir verlangte; und du, o harter Mann, ſollt ohne Kinder ſterben.„ Er ſprach es und verſchwand. Und ſiehe da flog die Turteltaube hinzu und ward ſtatt der erretteten Jungfrau durch die Hände des Hoheprieſters für ſie ein Opfer. Freudig zog Naëmi jetzt mit ihren Geſpielinnen wieder auf die Berge und dankte Gott für ihre neugeſchenkte Jugend. Aber ſie ſtarb bald; und auf ihrem Grabe girrete die andere Turteltaube, und alle Töchter Iſraels beweinten ſie und gingen jährlich hin zu klagen die Tochter Jephtha's und ihre Errettung zu feiren.

Die Geſänge der Nacht.

Als David in ſeiner Jugend auf Bethlehems Auen ſaß: da kam der Geiſt Jehovahs über ihn und ſeine Sinne wurden aufgethan, zu hören die Geſänge der Nacht. Alle Himmel erzählten Gottes Ehre und alle Sterne traten in ein Chor: der Klang von ihren Saiten berührete die Erde, zum Ende der Himmel floß ihr ſtilles Lied.

„Licht iſt das Angeſicht Jehovahs,„ ſprach die untergehende Sonne und die Abendröthe antwortete ihr: „ich bin der Saum ſeines Kleides.„

Die Wolken über derſelben thürmeten ſich und ſprachen: „wir ſind ſein Nachtgezelt„ und die Waſſer der Wolken im Abenddonner tönten: „die Stimme Jehovahs gehet auf uns: der Gott der Ehren donnert, der Gott der Ehren donnert hoch.„

„Er ſchwebet auf meinen Fittigen,„ ſprach der ſäuſelnde Wind; und die ſtille Luft antwortete ihm: „ich bin der Othem Gottes, das Schweben ſeiner erquickenden Gegenwart.„

„Wir hören Lobgeſänge, ſprach die Erde, und ich bin ſtill und ſtumm?„ Und der fallende Thau antwortete ihr: „ich will dir Labung ſeyn, daß deine Kinder jauchzen, daß deine Säuglinge blühen, wie die Roſe.„

„Wir blühen und ſind fröhlich,„ ſprach die Au', und die Aehren rauſchten drein: „wir ſind der Segen Gottes, die Heere Gottes gegen des Hungers Noth.„

„Wir ſegnen euch von oben,„ ſprach der Mond: „wir ſegnen euch,„ antworteten die Sterne. Und die Heuſchrecke girrete und ſprach: „er ſegnete auch mich mit einem Tröpfchen Thau.„

„Er tränket meinen Durſt,„ antwortete die Hindin. „Er erquickte mich,„ ſprach das aufſpringende Reh.

„Und giebt uns unſre Speiſe,„ träumete das Wild; „und kleidet unſre Lämmer,„ blöckete die Heerde.

„Er erhörte mich, ſo krächzete der Rabe, als ich verlaſſen war.„ „Er erhörte mich, antwortete die Gemſe, da meine Zeit kam und ich ausriß und gebar.„

Die Turteltaube girrte und die Schwalbe, und alle Vögel girrten ſchlummernd nach: „wir haben unſre Neſter funden, unſre Häuſer; wir wohnen auf Gottes Altar. Und ſchlummern unter dem Schatten ſeiner Flügel, in ſtiller Ruh.„

„In ſtiller Ruh,„ antwortete die Nacht, und hielt den langen Ton; da krähete der Hahn, der Erwecker der Morgenröthe: „Thut auf die Pforten, die Thore der Welt; es zeucht der König der Ehren heran. Erwacht ihr Menſchen und preiſet Gott; der König der Ehren iſt da.„ Da ging die Sonne auf, und David erwachte aus ſeinem Pſalmreichen Traume; ſo lang' er lebete, blieben in ſeiner Seele die Töne dieſer harmoniſchen Schöpfung.

Die Morgenröthe.

Haſt du die ſchöne ſtille Morgenröthe geſehn? Sie leuchtet hervor aus Gottes Gemach, ein Stral des unvergänglichen Lichts, die Tröſterin der Menſchen.

* * *

Als David einſt, verfolgt von ſeinen Feinden, in einer ſchauerlichen Nacht auf dem Berge Hermon ſaß, und den Trauervollſten ſeiner Pſalmen ſeufzte: „Löwen und Tiger brüllen um mein Ohr, der Böſen Rotte hat mich rings umgeben und ich ſeh keinen Helfer!„ ſiehe da ging die Morgenröthe auf. Mit glänzenden Augen ſprang ſie hervor, die frühgejagte Hindin, und hüpfte auf den Bergen und ſprach zu ihm wie ein Engel auf den Hügeln: „Was grämſt du dich, daß du verlaſſen ſeyſt? Ich riß hervor aus dunkler Nacht; aus Grauenvoller Finſterniß ward Morgen.„

Getröſtet hing an ihrem Blick des Traurigen Auge, bis ſie zur Sonne ward und Heil der Welt aufging mit ihren mächtigen Flügeln. Frohlockend änderten ſich die Töne ſeines Geſanges, den er das Lied der Morgenröthe nannte, der frühe gejagten Hindin. Auch ſpäterhin ſang er ihn oft und dankte Gott für die Bedrängungen ſeiner Jugend; und jedesmal kam mit demſelben neues jugendliches Morgenroth in ſeine trüb'umhüllete Seele.

* * *

Tochter Gottes, heilige Morgenröthe, blicke mich täglich an, und weihe wie den Himmel und die Welt, ſo auch mein Herz zu deiner ſtillen Wohnung.

Der Pſalmenſänger.

Der königliche Pſalmenſänger hatte ſeinem Erretter und Wohlthäter eben Eins der ſchönſten Lieder geſungen, und noch rauſchte das heilige Lüftchen, das beim Aufgange der Sonne ihn durch den Klang ſeiner Harfe täglich weckte, nachhallend in ihren Saiten; als Satan gegen ihn ſtund und das Herz des Königes zum Stolz über ſeine Geſänge neigte. „Haſt du, ſprach er, Allmächtiger, unter allen deinen Geſchöpfen Eins, das ſüßer als ich dich lobe?„

Siehe da flog im offnen Fenſter, vor dem er ſeine Hände ausbreitete, eine Heuſchrecke auf den Saum ſeines Kleides und fing ihren hellen Morgengeſang an. Eine Menge Heuſchrecken verſammleten ſich um ſie her: die Nachtigall flog heran und alle Nachtigallen wetteiferten mit einander zum Preiſe des Schöpfers. Das Ohr des

Königes ward aufgethan, und er vernahm den Geſang der Vögel, die Stimme der Heuſchrecke und aller Lebendigen, das Murmeln der Bäche, das Rauſchen der Haine, den Klang des Morgenſterns, den entzückenden Klang der aufgehenden Sonne. Verlohren im hohen Einklange der Stimmen, die unaufhörlich und unermüdet den Schöpfer loben, verſtummete er und fand ſich in ſeinen Geſängen ſelbſt hinter der Heuſchrecke, die noch auf dem Saum ſeines Kleides girrte. Demüthig ergriff er die Harfe und ſang: **lobet den Herrn, ihr alle ſeine Geſchöpfe; lobe den Herrn auch du, mein Innerſtes, du meine verſtummende Seele.**

David und Jonathan.

Als von Sorgen ſeines Reichs und vom Kummer über ſeine Kinder verzehret, der Sohn Iſai auf ſeinem Sterbelager entſchlief; ſiehe da kam im dunkeln Thale des Todes der Freund ſeiner Jugend, Jonathan, ihm zuerſt entgegen. „Unſer Bund iſt ewig, ſprach er zur Geſtalt des alten Königes; aber ich kann dir meine Rechte nicht reichen: denn du biſt mit Blut befleckt, mit dem Blut auch meines väterlichen Hauſes und ſelbſt mit Seufzern meines Sohnes beladen. Folge mir nach.„ Und David folgete dem himmliſchen Jünglinge.

„Ach, ſprach er bei ſich ſelbſt, ein harter Stand iſt das Leben der Menſchen, und ein härterer noch das Leben der Könige. Wäre ich wie du gefallen o Jonathan, mit unſchuldigem Herzen, im Lenz meiner Jahre; oder wäre ich ein ſingender Hirt auf Bethlehems Flur geblieben! Ein ſchönes Leben haſt du indeß im Paradieſe gelebt; warum bin ich nicht mit dir geſtorben?„

„Murre nicht, ſprach Jonathan, gegen Den, der dir die Krone deines Volkes gab und dich zum Vater eines ewigen Königreichs machte. Ich ſah deine Arbeit und deine Leiden; und habe dich hier erwartet.„— Damit führete er ihn zu einem Strom im Paradieſe. „Trinke, ſprach er, aus dieſer Quelle, und alle deine Sorgen werden vergeſſen ſeyn: waſche dich in dieſem Strom und du wirſt jung und ſchöner werden, als du in deiner Jugend warſt, da ich dich liebgewann und wir einander den Bund der Treue ſchwuren. Aber tauche tief in denſelben: er fließt wie Silber und muß dich wie Feuer läutern.„

David trank aus der heiligen Quelle und wuſch ſich im kryſtallenen Strom: der Trank entnahm ihm alle Sorgen der Erde; aber die Welle des Stroms durchdrang ihn tief: wie Feuer glühete ſie in ſeinem Innern, bis er entſündigt daſtand, ſeinem himmliſchen Freunde gleich. Dem neuen Jünglinge reichte Jonathan jetzt die Harfe und ſüßer als hienieden ſang er unter dem Baume des Lebens: „David und Jonathan, lieblich im Leben, ſind auch im Tode nicht geſchieden. Leichter denn die Adler, munterer wie die Rehe auf den Hügeln. Ihr Töchter Iſraels, weinet um uns nicht mehr; wir ſind gekleidet in unſrer Jugend Schmuck. Ich freue mich an dir, mein Bruder Jonathan: ich hatte drunten an dir Freud' und Wonne; doch hier iſt deine Liebe mir mehr als unſrer Jugend Liebe.„ Sie küſſeten einander und beſchwuren, untrennbar jetzt, den Bund der Treue auf ewig.

Der Jüngling Salomo.

Zu ſeinem Lieblinge ſprach einſt ein gütiger König: „Bitte von mir was du willt: es ſoll dir werden.„ Und der Jüngling ſprach bei ſich ſelbſt: „warum ſoll ich bitten, daß es mich meines Wunſches nicht gereuen möge? Ehre und Anſehn habe ich ſchon; Gold und Silber ſind das ungetreueſte Geſchenk der Erde. Um des Königes Tochter will ich bitten: denn ſie liebet mich, wie ich ſie liebe; und mit ihr empfange ich alles andre. Nicht nur Ehre und Reichthum; ſondern auch das Herz meines gütigen Wohlthäters: denn er wird durch dieſes Geſchenk mein Vater.„ Der Liebling bat und die Bitte ward ihm gewähret.

* * *

Als Gott dem Jünglinge Salomo zuerſt im Traume erſchien, ſprach er zu ihm: „bitte was ich dir geben ſoll und ich will dirs geben. „ Und ſiehe der Jüngling bat nicht um Silber und Gold, nicht um Ehre und Ruhm und langes Leben; er bat um die Tochter Gottes, die himmliſche Weisheit und empfing mit ihr, was er je hätte bitten mögen. Ihr alſo weihete er ſeine ſchönſten Geſänge und pries ſie den Sterblichen an, als die einzige Glückſeligkeit der Erde. So lange er ſie liebte, beſaß er das Herz Gottes und die Liebe der Menſchen; ja nur durch ſie lebet er auch nach ſeinem Tode noch dieſſeit des Grabes.

Salomo in ſeinem Alter.

Wohlluſt, Reichthum und Ehre hatten Salomo in ſeinen männlichen Jahren alſo verblendet, daß er die Braut ſeiner Jugend, die Weisheit, vergaß und ſein Herz zu allen Bethörungen lenkte. Einſt als er in ſeinem prächtigen Garten ging, hörte er die Thiere ſprechen, (denn er verſtand die Sprache der Thiere) und neigte ſein Ohr zu hören, was ſie ſagten. „Siehe, ſprach die Lilie, den König; er gehet mich ſtolz vorüber und ich Demüthige bin herrlicher als Er.„ Und der Palmbaum webete ſeine Zweige und ſprach: „Da kommt er, die Bedrückung ſeines Landes, und dennoch ſingen ſie ihm, daß er ein Palmbaum ſei. Wo ſind denn ſeine Früchte, ſeine Zweige, mit denen er Menſchen erquickt?„ Er ging weiter und hörte die Nachtigall ſingen zu ihrer Geliebten: „wie wir uns lieben, ſo liebet Salomo nicht: ſo wird er von keiner ſeiner Buhlerinnen geliebt.„ Und die Turteltaube girrete zu ihrem Gatten: „von ſeinen tauſend Weibern wird keine ihn betrauren, wie ich dich klagen würde, mein Einiger.„ Zürnend beſchleunigte der König ſeinen Schritt und kam zum Neſte des Storchs, der ſeine Jungen erzog und ſie mit ſeinen Schwingen auffing, da er ſie fliegen lehrte. „Das thut, ſprach der Storch zu ſeinen Jungen, der König Salomo ſeinem Sohn Rehabeam nicht: darum wird auch ſein Sohn nicht gedeihen: Fremde werden herrſchen in dem was er bauete.„ Da entwich der König in ſeine innerſte Kammer und war ſtill und traurig.

Und als er alſo im tiefen Nachdenken ſaß, ſiehe da trat die Braut ſeiner Jugend, die Weisheit Gottes, unſichtbar vor ihn und berührete ſein Auge. Er fiel in einen tiefen Schlaf und ſah ein trauriges Geſicht der künftigen Tage. Er ſahe durch die Antwort ſeines unweiſen Sohns ſein Reich zertheilt; in zehn abgefallenen von ihm unterdrückten Stämmen herrſchte ein Fremder. Verfallen ſah er ſeine Häuſer, ſeine Luſt:

gärten durch ein Erdbeben verſunken, die Stadt verwüſtet, das Land verheeret, und den Tempel Gottes im Brande. Erſchrocken fuhr er aus dem Schlaf empor, und ſiehe da ſtand mit weinendem Auge die Freundin ſeiner Jugend ſichtbar vor ihm und ſprach: „Du haſt geſehen, was nach dieſem geſchehen wird, und zu alle dieſem haſt du den Grund geleget. Es ſtehet nicht mehr in deiner Macht, das Vergangene zu ändern: denn du kannſt dem Strome nicht gebieten, daß er ſich wende zu ſeiner Quelle, noch deiner Jugend, daß ſie zurückkehre. Deine Seele iſt ermattet, dein Herz erſchöpft und ich, die Verlaſſene deiner Jugend, kann deine Geſpielin nicht mehr ſeyn im Lande des irdiſchen Lebens.„ Sie verſchwand mit einem mitleidigen Blick, und Salomo, der ſeine Jugend mit Roſen bekränzt hatte, ſchrieb in ſeinem Alter ein trauriges Buch von der Eitelkeit aller menſchlichen Dinge auf Erden.

Elias.

Feurigen Geiſtes war Elias und Feuerflamme war der Geiſt ſeines Prophetenamtes. Oft ließ er dieſelbe niederſteigen vom Himmel und verzehrete im Eifer ſein eigenes Leben.

Einſt als er müd' und matt zum Berge Horeb ging und in der dürren Wüſte unter dem einſamen Wachholderbaum ruhte, da ſeufzete er: „es iſt genug, ſo nimm nun, Herr, meine Seele.„ Und ein Engel Gottes ſtärkte ihn, daß er zum Berge gelangte, wo Gott die Laſt ſeines Prophetenamts von ſeinen Schultern nahm und ihm befahl, einen andern an ſeine Stelle zu ſalben.

Und als mit dem geſalbeten Eliſa, Elias am Jordan ging: ſiehe da kam ein feuriger Wagen mit feurigen Roſſen, und ſcheidete die beiden von einander, und Elias fuhr im Wetter gen Himmel.

Die erſte Geſtalt, die ihm in jener Welt erſchien, war Moſes, ſein Vorbild. „Du haſt geeifert, ſprach er, (indem er in die läuternden Flammen des Feuerwagens ihm ſeine Rechte reichte;) du haſt geeifert mein Bruder, mit Feuereifer und haſt viel erlitten von deinen Brüdern. Ich habe gelitten wie du; aber dennoch bat ich für ihr Leben und opferte meine Seele an ihrer Seelen ſtatt. Indeſſen komm zum Throne des Richters, des Allerbarmers.„ Elias ging mit bebenden Schritten zur Wolke des Thrones.

„Was willt du hier, Elias?„ ſprach die Stimme aus der Wolke; und Elias ſprach: „Ich habe geeifert um Jehovah, den Gott Zebaoth, und war allein überblieben und ſie ſtanden mir nach dem Leben.„ Da ging ein Feuer aus der Wolke; aber der Herr war nicht im Feuer: und ein großer, ſtarker, die Felſen zerreiſſender Wind ging vor Elias her; aber der Herr war nicht im Winde. Und nach dem Feuer und Winde kam ein ſanftes, ſtilles Sauſen, in welchem Jehovah war. Durchdrungen fühlte der Prophet ſein Innerſtes, daß ſchnell die Flamme ſeines Geiſtes wie Morgenröthe ſtralte. „Ruhe, ſprach die Stimme, und erquicke dich hier: denn der Herr iſt barmherzig und freundlich. Oft ſollt du niederſteigen zu den Menſchen und ſie ſanfter belehren, und liebreich erretten und tröſten.„

Seitdem beſucht Elias die Menſchen oft, aber in einem andern, als ſeinem ehemaligen Feuergeiſte. Unſichtbar oder in fremder Geſtalt miſchet er ſich in das Geſpräch derer, die nach Weisheit forſchen und vereinigt ihre Seelen. In häuslichen Geſchäften kehret er das Herz der Väter zu den Kindern und das Herz der Kinder zu den Vätern; er errettet aus Gefahren, antwortet dem Betenden und erquicket und tröſtet. In der Perſon Johannes ging er als Morgenſtern vor der aufgehenden Sonne her und ſtärkete den Sohn der Liebe ſelbſt auf jenem heiligen entzückenden Berge.

Der Wunderſtab des Propheten.

Gürte deine Hüften, ſprach Eliſa zu ſeinem
Diener Gehaſi, als ihn die Sunamitin um
ie Erweckung ihres Sohnes anflehte, und nimm
ieſen Stab in deine Hand. So dir jemand be-
egnet, ſo grüße ihn nicht; und grüßet dich je-
nand, ſo danke ihm nicht und lege meinen Stab
uf des Knaben Antlitz: ſo wird ſeine Seele wie-
er zu ihm kehren.„

Freudig eilte Gehaſi mit dem Wunderſtabe
es Propheten, nach welchem er ſo lange getrach-
t hatte: denn längſt hatte er ein Wunder zu
hun begehret. „Wo eileſt du hin, Gehaſi?„ rief
jehu, der Sohn Nimſi, ihm zu. „Einen Tod-
en zu erwecken, antwortete Gehaſi: denn hier
t der Stab des Propheten.„

Neugierig verſammlete ſich die Menge und
ef hinter ihm her; aus allen Flecken und Dör-

fern, durch welche er zog, eilete das Volk ihm nach, zu ſehn die Erweckung des Todten. Und mit leichten Schritten ging Gehaſi vor ihnen her und als ſie gen Sunem kamen, trat er hinzu und legte den Stab auf des Knaben Antlitz.

Aber da war keine Stimme noch Fühlen.

Er kehrete den Stab um und legete ihn anders, rechts und links, oben und unten; der Knabe aber wachte nicht auf, und Gehaſi ward von der Menge verſpottet. Beſchämt kehrete er zurück zum Propheten und zeigete ihm an und ſprach: „der Knabe iſt nicht aufgewacht.„

Da nahm Eliſa den Stab und eilete gen Sunem; und ging hinein in das Haus und ſchloß die Thür zu vor ihnen allen. Und betete zum Herrn und ſtieg hinauf und legete ſich auf das Kind, ſeinen Mund auf des Kindes Mund, ſeine Augen auf des Kindes Augen und breitete ſich über daſſelbe, bis daß des Kindes Leib warm ward — Womit erwärmete er den Todten? Mit ſeinem ſtillen, demüthigen Gebet, mit dem Athem ſeiner uneigennützigen, ſelbſtloſen Liebe.

„Da nimm hin deinen Sohn,„ ſprach er zur Mutter, und der eitle Gehaſi ſtand beſchämet.

Der Thron der Herrlichkeit.

Zu ſehr vertiefte ſich ein frommer Betrachter in die Anſchauungen des Unerſchaffnen; und vergaß darüber die Geſchäfte ſeines Berufs, die nothwendige Bürde eines Sterblichen der Erde.

Einſt als er in tiefem Nachſinnen vor ſeiner mitternächtlichen Lampe ſaß, entſchlief er und es eröfneten ſich ihm im Traum die Pforten des Himmels: er ſah, was er ſo lange zu ſehen gewünſcht hatte, den ewigen Thron. Um und um mit Feuer umgeben, ſchwebte derſelbe auf ſiebenfach dunkeln Wolken, aus denen Blitze fuhren, in denen Donner krachten; und vor und hinter ihm war Nacht.

Erſchrocken wachte er auf; aber noch nicht belehret. Er ſehnte ſich die Geſtalten des Throns zu ſehn und ſank abermals in ſeinen anſchauenden Schlummer. Die vier Lebendigen trugen den

Thron: mit ihren Angeſichtern blickten ſie und mit ihren Flügeln ſchwebten ſie nach allen vier Seiten der Schöpfung, vollbringend die Befehle Jehovahs. Feuriger Schweiß rann in Strömen von ihnen herunter und von der raſtloſen Bewegung waren ſie ſo betäubt, daß ſie nicht wußten, wie nahe ſie dem Thron ſtänden und welche die Herrlichkeit ſei, die ſie trugen. Eben wollte die menſchliche Geſtalt des heiligen Wagens zu ihm treten, als plötzlich ſein Traumgeſicht verſchwand, ſo daß er noch unruhiger war, als er vorher geweſen.

Er wünſchte die anſchauenden Engel zu ſehen und der prophetiſche Schlaf umfing ihn zum drittenmale. Die Seraphim ſtanden da, zunächſt dem flammenden Throne; aber ihre Angeſichte waren verdeckt, verdeckt ihre Füſſe und ihr Geſang war ihm unvernehmlich; bis Einer derſelben zu ihm trat und ihn mitleidig anredete: „Und du Sterblicher wageſt es, anſchauen zu wollen, was wir nicht anzuſchauen vermögen? Genüge dich an dem Geſicht, das dir die Träger des Thrones gaben: denn auch du biſt mitten unter ihnen.„ Er ſprachs und der Träumende erwachte.

Eben flog eine Mücke vor ſeiner Lampe daher; ſie wagte ſich in die Flamme und ſank mit verſengeten Gliedern nieder. „War ich nicht thöricht, ſprach er zu ſich ſelbſt, daß mich ein Engel belehren mußte, wovon mich dieſe verbrannte Mücke belehret?„— Er entſagte fortan den Betrachtungen der Seraphim und ward das, wozu der Menſch hienieden erſchaffen iſt, ein arbeitendes Lebendiges unter dem Throne.

Das heilige Feuer.

Als Jeremias die Verwüſtung des Tempels betraurete, waren alle dienſtbaren Engel des Heiligthums um ihn und halfen ihm trauren. Auch Davids und Salomo's Seelen ſtärkten ihn und gaben ihm die ſüßen Geſänge, mit welchen er die Verwüſtung ihres Werkes und ihres Volks beweinte. „Die Herrlichkeit Gottes, rief er, iſt von hinnen gegangen; der Herr iſt hingewichen an ſeinen Ort.„

„Willt du nicht, ſprach der Engel des Feuers, die Flamme des Heiligthums bewahren; vielleicht daß ſich Jehovah erbarme und kehre wieder zurück zum Thron ſeines Hauſes.„ Und Jeremias nahm ſieben Prieſter zu ſich und verbarg das heilige Feuer in eine tiefe Grube, darinnen kein Waſſer war.

Nach wenigen Tagen kam er hin[illegible] und ſuchte daſſelbe; er fand aber kein Feuer, ſondern ein dickes Waſſer, und traurete ſehr. Und der Engel des himmliſchen Lichtes ſtand vor ihm und ſprach: „warum traureſt du, Mühſeliger? Nie wird das Feuer des Herren wiederkehren an dieſen Ort. Aber aus dem Schlamm dieſes Waſſers werden lebendige Ströme entſpringen, die die ganze Erde befruchten. Es kommt die Zeit, da man nicht mehr wird zum Berge des Herren gehen, noch zu dem Ort ſeiner irdiſchen Wohnung: denn ſein iſt die Welt. Aller Himmel Himmel mögen ihn nicht verbergen und die Erde iſt ſeines Fußtritts Schemel. Aber ein Licht wird aufgehen vom Herren und alle Völker werden im Glanz deſſelben wandeln, daß niemand ſeinen Bruder frage, wer Gott ſei? ſondern ſie ſollen ihn alle erkennen, klein und groß und alle ſchöpfen aus dem Strome des Lebens."

Der Engel verſchwand und Jeremias ſtarb in der Verbannung; als nach Jahrhunderten der zweite Tempel gebauet ward, da war kein heiliges Feuer mehr in demſelben und keine Lade des Bundes, auch keine Stimme, den Herren zu fragen: das Allerheiligſte ſtand leer. Aber aus der finſtern Leere des Heiligthums entſprang ein Licht und aus der trüben Quelle dieſes Tempels floſſen Ströme der Erquickung für alle Völker der Erde.

Die Sterne.

Müde und matt war Daniel von ſeinen Geſichten der Zukunft, die ihm ſo oft ſeine Kraft genommen und ihn mit Schauder erfüllet hatten; als endlich Einer aus dem Rath der Wächter zu ihm ſprach: „gehe hin, Daniel und ruhe, bis das Ende komme, daß du aufſteheſt in Deinem Theil am Ende der Tage.„

Gelaſſen hörte Daniel das räthſelhafte Wort und ſprach zum Mann im leinenen Kleide, der neben ihm ſtand: „meineſt du Herr, daß dieſe Gebeine werden wieder grünen?„ Und der himmliſche Bote nahm ihn bei der Hand und zeigte ihm den Himmel voll leuchtender Sterne. „Viele, ſprach er, ſo unter der Erde ſchlafen, werden erwachen; die Lehrer aber werden leuchten, wie des Himmels Glanz und die, ſo viel zum Guten gewirkt haben, wie die unvergänglichen Sterne.„ Er ſprachs und berührte ihn mit ſeiner Rechte; und Daniel entſchlief unter dem Anblick des Himmels und ſeiner hellleuchtenden ewigen Sterne.

IV.

Perſepolis.

Eine Muthmaaſſung.

Ich kann es vorausſetzen, daß den meiſten meiner Leſer die prächtigen Alterthümer von Perſepolis bekannt ſind, die in ſo vielen Reiſebeſchreibungen zum Theil mit großer Genauigkeit abgebildet worden. **Kämpfer, Chardin, le Bruyn** und noch neulich **Niebuhr,** ein Reiſender, der an Sorgfalt und Wahrheitliebe wenige ſeines Gleichen hat, a) haben die Abbildung derſelben immer genauer zu machen geſucht und der Letzte inſonderheit hat darauf den treueſten Fleiß verwendet. Wie kommts aber, daß dieſen Be

---

a) *Kaempf.* amoenit. exotic. Faſc. II. Relat. 5. p. 325 — 353. *Chardin* Voyages en Perſe T. II. p. 140 — 197. *le Brun* Voyages T. II. p. 285. ſeq. Niebuhrs Reiſebeſchreibung B. 2. S. 121 — 165. Die übrigen, die von dieſen Alterthümern gehandelt haben, ſ. in Meuſels bibl. hiſt. Vol. I. P. II. p. 41. 42. Heyne's Guthrie Th. 2. S. 255.

ſchreibern noch keine Erklärer nachgefolgt ſind, die über die Bedeutung ſo zahlreicher Figuren in ihrem Zuſammenhange einige nähere Unterſuchung angeſtellt und darüber wenigſtens Vermuthungen geäußert hätten? Mich dünkt, dieſe Alterthümer ſind der Betrachtung nicht weniger werth, als jene Aegyptiſchen und Griechiſchen Reſte, über welche doch beinah eine Bibliothek geſchrieben worden; und die ungeheure Anzahl von 1300 Figuren ſollte doch, wie ich glaube, uns von ihrer Bedeutung mehr errathen laſſen, als eine Hieroglyphenſchrift auf den Aegyptiſchen Obelisken. Ich lege nichts als eine Vermuthung dar, der ich Beſtätigung oder Berichtigung wünſche. Sobald in einer ſchweren Sache nur der Anfang gemacht iſt, werden mehrere gereizt, die Mängel zu verbeſſern und den unbetretenen Weg, auf welchem Einer auch nicht weit kam, weiterhin zu verſuchen.

* * *

Das Erſte, was uns beim Eingange dieſer prächtigen Ruinen aufſtößt, ſind die zweierlei **rieſenhaften Thiere**, die vor der Treppe an den beiden Seitenpfeilern hocherhaben ausgehauen ſind. b) Der Graf Caylus, c) der überhaupt dieſe Denkmale zu ſehr durch ein Aegyptiſches Fernglas ſah, bemerkt in ihnen nur die Aehnlichkeit mit den Aegyptiſchen Sphynxen, mit welchen ſie doch eigentlich wenig gemein haben: denn die beiden Thiere, die auswärts ſehen, d) ſind offenbar das **erdichtete Einhorn**, ein Fabelthier, das in ganz Orient bekannt iſt; die beiden, die auf zwei andern Pilaſtern oſtwärts nach dem Berge hin ſehen, e) hätten zwar mehrere Aehnlichkeit mit dem aegyptiſchen Sphynx; ſie ſind

---

b) Kämpfer S. 336 *Chardin* p. 133. 134. Niebuhr S. 125. *le Brun* tab. 124.

c) Caylus Abhandlungen, Meuſels Ueberſ. Th. 1. S. 67.

d) Niebuhr Tab. XX. a.

e) Niebuhr Tab. XX. b.

aber dennoch, wie wir gleich ſehen werden, gleichfalls von eigenem Aſiatiſchen Gepräge.

Jedermann iſt nämlich bekannt, daß der aſiatiſche Bergrücken oder das Gebürge Kaf der alten Fabeltradition, das große Dſhinniſtan, d. i. der Sitz und das Vaterland tauſend erdichteter Geſchöpfe ſei, die auf ihm wohnen. Hier iſt das Reich der Peris und Divs; hier wohnt der Vogel Kaf, Simurgh oder Anka, der alle Sprachen ſpricht und ſolange gelebt hat, daß er die Erde ſiebenmal mit neuen Geſchöpfen beſetzt geſehen; hier ſind jene unzählichen Wundergeſchichten des Tamuras, Feriduns, Ruſtem, Afraſiab u. a. vorgegangen, durch welche Drachen und Ungeheuer, der Rackſche, Soham, Uranabat, Eſchder, u. ſ. bezähmt worden: f) Sagen die längs dem

---

f) S. *Herbelot* art. Simorganka, Soliman, Tahamurath, Div, Peri etc. Richardſons Abhandlung über die Sprachen der morgenländiſchen Völker Kap. 3. Abſchn. 3. S. 202. Deutſch. Ueberſ. *Bochart.* Hierozoic. P. II. L. VI. de animal. fabuloſ. et al. Wenn Athenäus (B. XI.) von den Zierrathen Perſiſcher Becher redet, vergiſſet er nie dieſer erdichteten Thiere.

aſiatiſchen Gebürge hingehn und mit Farben, die ſich nach dem Charakter der Völker und Gegenden verändern, vom Kaſpiſchen bis zum Weltmeer reichen. Es wird ſich anderswo eine Gelegenheit darbieten, von dieſen alten Geſchöpfen der menſchlichen Einbildungskraft ausführlicher zu reden; hier bemerken wir nur, daß weder das Einhorn, noch das andre geflügelte Fabelthier auf den Ruinen Perſepolis aus Aegypten geholt, ſondern völlig aſiatiſchen Urſprunges ſei; welcher Urſprung uns auch ſeine Bedeutung weiſet.

Aus den Gedichten mehrerer morgenländiſchen Völker nämlich iſt bekannt, daß ſie die Bilder der Thiere vorzüglich zu **Bildern der Menſchen und Völker** wählen, weil in der Sprache der älteſten Welt ſowohl Tugenden als Laſter, und jede vorzügliche Eigenſchaft unſres Geſchlechts nicht beſſer als durch eine Geſtalt der Thiere ausgedruckt werden konnte. Die Thiergeſtalten, unter welchen Jakob ſeine Söhne und Moſes die

Stämme ſeines Volks bezeichneten, g) ſind hievon Eins der älteſten Beiſpiele; und das ſogenannte Einhorn (Reem) iſt ſchon unter dieſen Bildern. Der Moabitiſche Segenſprecher, Bileam, braucht es zweimal, um die Stärke des Volks, das er wider ſeinen Willen ſegnen mußte, zu bezeichnen; h) und in dieſer Bedeutung wird es auch in dem alten Buch Hiob gebraucht, als das Symbol einer unbezwinglichen Stärke. i) Durch alle morgenländiſchen Dichter geht dieſe Bezeichnung; und eben in dem hebräiſch-chaldäiſchen Propheten, der den Gegenden von Perſepolis am nächſten lebte, in Daniel, finden wir nicht nur dieſe Manier erdichteter Thiergeſtalten, als Sinnbilder der Völker, am ausgezeichnetſten; ſondern Er hat ſie auch den künftigen Sehern ſei-

---

g) 1 Moſ. 49, 9. 14. 17. 21. 27. 5 Moſ. 33, 17. 20. 22.

h) 4 Moſ. 23, 22. Kap. 24, 8.

i) Hiob. 39, 9. 10. In den Pſalmen gleichfalls Pſ. 92, 11. 22, 22. 29, 6. Jeſ. 34, 7.

ner Nation gleichſam veſtgeſetzt und zum Muſter gegeben. Ihm iſts ganz gewöhnlich, Reiche als Thiere zu ſehen; und gerade erblickt er Thiere, wie ſie auf dieſen Mauern ſtehen: einen Löwen mit Adlersflügeln, einen Bären mit Elephantenzähnen, einen geflügelten Leoparden, ein gehörntes Thier mit zertretenden Füſſen und zermalmenden Zähnen, Widder, Böcke mit langen Hörnern; und alle dieſe Bilder ſetzt er jedesmal in ſo veränderter, fabelhafter Compoſition zuſammen, als es der Sinn erforderte, der durch ſie angezeigt werden ſollte. k) Da nun Daniel die beſte Zeit ſeines Lebens unter dem Mediſchen Darius bis auf den Cyrus der Perſer gelebt hat, da er außer Paläſtina erzogen war, und in ihm Alles einen ausländiſchen, und zwar gerade den

---

k) Dan. 7. 8. Esra's viertes Buch und Johannes Offenbarung, nebſt einer Reihe andrer Offenbarungen, ſind ſpäterhin ſämtlich in dieſer Art von Compoſition der Bilder.

Geiſt dieſer Gegenden athmet: ſo könnte uns, auch nur aus dieſem einzigen Datum, die Bedeutung ſolcher Compoſitionen nicht fremde bleiben. Wir wüßten alſo, was es ungefähr heißt, wenn in andern Feldern dieſer Ruinen der Löwe das Einhorn hinterwärts anfällt; l) oder wenn Helden und Könige Thiere dieſer Art beym Horn faſſen und durchbohren. m) Es war die gewohnte Staats-Zeichenſprache dieſer Gegenden. Geſchöpfe ſolcher Art bedeuten ſolche Völker, ſolche Königreiche; und der Hauptbegriff des Symbols, von dem wir reden, war unaufhaltſame, fürchterlich-zuſammengewachſene Stärke, welche Nation es auch gelten ſollte.

Wenn alſo das Einhorn, der Natur der Sache und der Bilderſprache in Orient zufolge, Stärke des Staats anzeigt; was wird das, andre, das geflügelte Thier bedeuten? Ohne Zweifel

---

l) Niebuhr tab. 33. unten.

m) Niebuhr tab. 34. Kämpfer S. 334.

Staats-Weisheit. Es hat ein Menſchenangeſicht und außer ſeinen Flügeln ein Diadem auf dem Haupt; wahrſcheinlich alſo nichts als eine Ableitung jenes weiſen, vornehmen Fabelthiers auf dem Gebürge Kaf, das ſo viele Sprachen ſpricht und eine hohe Herrſchaft über die Erde führet. Will man es den Perſiſchen Sphynx nennen, ſo iſt es wenigſtens nicht der Aegyptiſche Sphynx: denn es iſt aus ganz andern Veranlaſſungen, in andern Regionen erwachſen. Es iſt keine weibliche Figur, wie der Sphynx in Aegypten war; ſondern ein bärtiger Mann: das Diadem iſt auf ſeinem Haupt: man ſiehet ihn auf keinem Felde dieſer Ruinen im Streit, daß er irgend von einem Thier angefallen, oder von einem Menſchen getödtet werde u. ſ. Er iſt alſo dem Einhorn in ſeinen Attributen ganz entgegen; und da an ſprechenden Thieren dieſer Art Aſien reich iſt, ſo daß ſich ihre Mährchen bis unter die Mongolen, ja zu den Tunguſen hin verbreiten:

ſo dünkt mich, ſind die Symbole an dieſen beiden Figuren ſo klar gegeben, wie bei irgend Einem Geſicht Daniels, Eſra oder der Apokalypſe. Der Schmuck, den beide Thiere an ſich haben, iſt in der Tradition gegründet und wird in jeder Beſchreibung der Morgenländer von ihnen reichlich wiederholet. Noch jener Al-Borak, auf welchem Mahomed in den Himmel fuhr, war ein Thier dieſer Art, größer als ein Eſel, kleiner als ein Maulthier. Er hatte ein Menſchengeſicht und Pferdesgebiß: die Mähne ſeines Halſes war von feinen Perlen, umſtralt mit Licht, und alle ſeine andern Glieder bis auf ſeinen Schweif waren mit Edelgeſteinen aller Gattung gezieret. Er hatte Adlersflügel und eine menſchliche Seele: er verſtand was man ſprach, er konnte aber nicht ſprechen und antworten: mit Perlen und Edelgeſteinen war er bezäumt und umgürtet. n) — Mahomed und ſeine Nachfolger

---

n) Gagnier Vie de Mahomed T. I. L. II. Cap. II. et al. &c.

erfanden dies Bild nicht; ſondern es war in hundert andern Erzählungen als gemeine Tradition gegeben. In den apokryphiſchen Büchern der Ebräer, z. B. im vierten Buch Esra, o) liegen eben dergleichen ſprechende Thiergeſtalten zum Grunde und auch noch in der Apokalypſe ſind die beiden Symbole des ſtarken und des weiſen oder liſtigen Thiers nach dem Zwecke des Buchs aus der alten Tradition känntlich. p) Wir haben alſo allen Grund, bei unſern Ruinen dieſe beiden Bilder als **Symbole der Macht und königlichen Weisheit**, beide aber als **Staatsbilder**, anzunehmen. Die Stärke bewahrt die äußere, die Weisheit die innere Pforte des Pallaſtes; jene iſt auswärts, dieſe nach innen gekehret — —

Man fodre nicht, daß ich aus andern Schriften, z. B. aus dem Zend-Aveſta alle Stellen

---

o) 4 Eſr. 11. 12.

p) Offenb. Kap. 12.

der Fabelthiere, die hieher gehören, ſammle. Da dieſe letztgenannten Bücher aus einer viel ſpätern Zeit ſind, als in welcher Perſepolis erbauet worden: ſo können ſie nichts als liturgiſche Commentare deſſen ſeyn, was hier in viel ältern einfachern Bildern daſtehet; und das ſind ſie reichlich. Jedermann, der ſie durchlaufen hat, weiß, wie viel z. B. jener vernünftige Stier, der König der Thiere, im Zend-Aveſta gelte; was gleichergeſtalt jener Eſel in Ferackhand, mit ſechs Augen, neun Mäulern, zwei Ohren und Einem Horn, der von himmliſcher Speiſe lebt, und jener Vogel, der die Sprache des Himmels ſpricht, in ihm bedeute. q) Man ſieht, daß dieſe Liturgieen auf alte Landestraditionen gegründet; größtentheils aber, inſonderheit im ſpäteſten Buch Beundeheſch, ſchon ſo zum Syſtem geordnet ſind, daß ſie zwar bekräftigen und erläutern, nicht aber als urſprüngliches Fundament dienen mögen. Und

---

q) S. d'Anquetil Zend-Avesta T. II. im Regiſter Ane, Taureau, Oiseau u. f.

ſo werde ich ſie auch fernerhin in dieſer Erläuterung gebrauchen.

Gnug, weder das Einhorn, noch der perſiſche Sphynx r) ſind Aegyptiſchen Urſprungs; ſie ſind auch nicht auf Aegyptiſche Art gebildet. Sie liegen nicht, wie der Aegyptiſche Sphynx vor einem Tempel, ſondern ſtehen in der Mauer des Pallaſts, nicht einwärts, ſondern erhoben gearbeitet, ſo daß ihre Köpfe, da ſie noch unverletzt waren, und ihr halber Leib aus dem veſten Marmor herausſtand. Auch iſt der Tritt dieſer Thiere belebter, als er bei den Aegyptiſchen Thierbildern, ſelbſt bei denen auf der Iſiſchen Tafel, je gefunden wird. Große Denkmale der alten

---

r) Niebuhr hat Th. 2. tab. 20. n) b. d. e. einige fabelhafte Thiere der alten Perſer aus Münzen und Siegeln gegeben, die meine Gedanken ſehr erläutern. Aus B. mit b. verglichen, ſiehet man, wie Ein und daſſelbe Thier verſchieden vorgeſtellt werden konnte, nachdem es die Bedeutung erfoderte, denn es waren, wie im Buch Daniel und Eſra, ſymboliſche Thiere.

Zeit, auch nur ihrer Geſtalt nach: denn die Entfernung vom vorderſten bis zum hinterſten Fuß eines Thiers beträgt 18 Schuh, und es iſt aus dem härteſten Stein mit großem Fleiß gearbeitet.

* * *

Von den Thieren alſo als Bewahrern dieſes Pallaſts ſteigen wir zu den menſchlichen Figuren, deren ungeheuer viel ſind; indeſſen iſt die Hauptfigur ihrer aller känntlich gnug und oft wiederholet. Es iſt der gehende oder ſtehende Mann, s) mit dem längſten Bart unter allen tauſend Figuren, der offenbar einen Vornehmen, (er ſei nun Prieſter oder König) vorſtellt und zu dem die andern zahlreichen Reihen wallfahrten. Er iſt von anſehnlicher Länge, hervorragend über die, die hinter ihm ſtehen und den Wedel

---

s) Niebuhr tab. 25. c. le Brun tab. 129. ingleichen S. 123. Nach Niebuhr iſt ſein Turban wirklich mit Golde bedeckt geweſen.

und Fächer über ihn halten. Mit einem perſiſchen goldnen Turban iſt er geſchmückt, und über ihm ſchwebt eine himmliſche Geſtalt, die allenthalben mit ihm gehet; t) auch wenn ſie nur mit einer Abkürzung über ihm ſchwebet. u) Die ſchönſte Stellung iſt die, da dieſe Perſon ſteht und mit der himmliſchen Geſtalt ſpricht; auf jenem prächtigen Grabmahl, das zwar nicht mit dieſem Pallaſt zuſammenhangt, offenbar aber dieſelbe herrliche Vorſtellungsart befolget. x) Wir fragen alſo: wer iſt die himmliſche Geſtalt, die über dem Haupt oder vor dem Angeſicht des edlen Sterblichen ſchwebet? wer iſt dieſer erhabene Mann ſelbſt? und wer ſind die zahlreichen Heere, die zu ihm wandern? Sind dieſe drei

---

t) Chardin tab. LXII. I. zu S. 156. le Brun tab. 143.

u) Chardin tab. LXIII. LXIV. le Brun tab. 153.

x) Kämpfer S. 313. le Brun 158. Chardin LXVII. LXVIII.

Fragen aufgelöſet: ſo ſind auch die Ruinen erklärt.

1. Die ſchwebende Geſtalt hält **Hyde** für ein Bild der Seelenunſterblichkeit oder vielmehr für ein Symbol der Auffahrt Guſtaſps auf den Berg Dummavand; y) eine Muthmaaſſung, die von keinem einzigen Umſtande des Symbols unterſtützet wird. Nach **Kämpfer**, **Chardin**, le **Brun** u. ſ. ſchwebt die Figur auf dem Grabmal dem Sprechenden entgegen, nicht von ihm weg, wie **Hyde** ſie abgebildet hat; z) und in allen an-

---

y) Hyde de relig. vett. Perſ. p. 305.

z) Tab. VI. p. 305. Er hat ſie wahrſcheinlich aus Chardin tab. LXVIII. wo die ſchwebende Geſtalt, verglichen mit Kämpfer S. 313. und Chardins eigner Tafel LXVII. offenbar verzeichnet worden. Niebuhr hat dieſe Tafel nicht, und in le Brun iſt ſie unkänntlich; ſie verdiente alſo noch die Berichtigung aus Niebuhrs Papieren. Wenn Hyde Recht hätte: ſo konnte man die ſchwebende Geſtalt eher den Ferouer des Königs in der Sprache des Zend-Aveſts nennen, d. i. ſeine eigne geiſtige himmliſche Geſtalt, die ihn begleitet. Die Vorſtellung auf dem Grabmahl aber iſt dieſer zu feinen Metaphyſik offenbar entgegen.

dern Vorſtellungen auf den Mauern Perſepolis iſt ſie gerade über dem Haupt des lebenden, gehenden, ſitzenden, Gerichthaltenden Königes. Alſo iſt dieſe Geſtalt nothwendig das Sinnbild der perſiſchen Gottheit, ſo daß kein Zweifel darüber ſeyn kann. Auf dem Grabmahl hat ſie die Sonne, ihr irdiſches Sinnbild, am Ende der Wand hinter ſich: der Altar mit dem heiligen Feuer ſtehet in einiger Entfernung vor Dem, der mit der Gottheit ſpricht; aber ſein Auge iſt weder auf die Sonne, noch auf den brennenden Altar gerichtet; er ſpricht mit der Geſtalt, die vor ihm ſchwebet. Daß in der Perſiſchen und in jeder alten Religion Morgenlandes dergleichen Geſpräche zwiſchen heiligen Perſonen und der Gottheit geglaubet wurden, bedarf keines Erweiſes; der halbe Zend-Aveſta iſt voll ſolcher Geſpräche, denen ich, wenn die Redenden in ein Bild geſtellt werden ſollten, kein einfacheres als dieſes zu geben wüßte. a)

---

a) Zend-Aveſta Vol. II. P. I. im Vendidad, im Leben Zoroaſters ſelbſt u. f.

Denn wie wird das höhere Weſen hier vorgeſtellet? **Als eine bekleidete menſchliche Geſtalt, die unter der Bruſt in Flügel und Schwungfedern ſich verlieret,** das Symbol trägt ſeine Bedeutung offenbar mit ſich. Daß die Menſchen für die Gottheit keine edlere als die menſchliche, und die Morgenländer inſonderheit die königliche Geſtalt gekannt haben, beweiſen die Religionen aller Völker; da nun aber der untere Theil unſres Körpers am meiſten den Bedürfniſſen unſres irdiſchen Daſeyns beſtimmt iſt: ſo kam es darauf an, ihn bei höheren Weſen zu verhüllen oder durch Symbole zu verwandeln. In Indien ſteigen einige Götter und Göttinnen aus Blumen hervor und zeigen ſich auf dem Kelch derſelben mit dem Obertheil ihres Körpers. Bei den Ebräern war Gott entweder ganz unanſchaubar, (auch jene Aelteſten auf Sinai ſahn nur Himmel unter ſeinen Füßen, d. i. den glänzenden Schemel ſeines Thrones; b)

---

b) 2 Moſ. 24, 10. Jeſ. 6, 1.

oder als Jeſaias ihn erblickte, war er ein faſt verhüllter König. Der Saum ſeines Kleides füllete den Tempel, ſelbſt die Seraphim, die um ihn ſtehn, bedecken ihre Füße mit Flügeln; und als ſpäterhin Ezechiel, außerhalb Judäa, den Gegenden Perſepolis näher, dieſe Erſcheinung ſah, war ſie der perſiſchen, die wir vor uns haben, ſehr ähnlich. Der Unanſchaubare ſchwebte über vier Thiergeſtalten c) wie hier auf Adlersfittigen der nur Oberhalb-Anſchaubare ſchwebet. Daß dieſe Fittige ein Symbol der Schnelle und Stärke ſind, bedarf keines Erweiſes: d) mit Adlersfluge iſt der Erſcheinende da und übet allenthalben die Macht des Königes der Gefieder. Die Sonne hinter ihm iſt nur ſein Bild; und wo auf dieſen Ruinen die Gottheit ſelbſt nicht erſcheint, da erſcheinen dieſe Schwingen, das

---

c) Ezech. 1. und 10.

d) Auch in den Ebräiſchen Schriften 2 Moſ. 19, 4. u. a.

Symbol ihrer unſichtbaren Gegenwart und leiſen, ſchnellen, mächtigen Wirkung. e)

Und dieſe Geſtalt hat einen Ring in der Hand, ſo wie ſie auch mit **einem Ringe** f) gegürtet iſt; was will dieſer Ring ſagen? Er iſt bei allen morgenländiſchen Nationen das **Bild der Zeit oder der Ewigkeit**, zu deren Symbol man nichts als den Cirkel, Ring, Reif, oder eine in ſich zurückkehrende Schlange oder endlich die Kugel wußte. Nun iſt ſelbſt noch aus Zend-Aveſta bekannt, daß die Zeit ohne Gränzen (le tems ſans bornes) das erſte Principium der ganzen Perſer-Theologie geweſen, und wenn dieſer Idee ein Attribut gegeben werden ſollte, konnte ihr wohl ein anderes ' als dieſes gegeben werden? Er, der mit dem Ringe der Ewigkeit umgürtet iſt, hält den kleinen Ring, die Zeit, in ſeiner Hand; welches letzte Symbol,

---

e) S. Chardin Tab. LXIV.

f) Nach Kämpfer S. 313. iſts eine Schlange.

wie wir bald ſehen werden, noch eine nähere Beziehung auf Den hat, der hier mit der Gottheit redet. So wäre alſo dies Bild erklärt, und ich muß ſagen, daß die Vorſtellung deſſelben auf dieſen Gräbern *) eine Hoheit und einfältige reine Pracht hat, die vielleicht einzig iſt in einem ſo alten Denkmale. Die Vorſtellung iſt ſimpel und erhaben; die Verzierungen ſind im größeſten Geſchmack, gegen welche manches andre hochgefeierte Denkmal nur wie eine Hütte erſcheinen würde. Prächtige Säulen, Reihen von Menſchen und Thieren tragen die einfache Vorſtellung zweier Redenden, die nichts als die Sonne und Altar neben ſich haben, eines ſchwebenden Gottes und eines vor ihm ſtehenden Menſchen.

2. Wir kommen zur **Hauptperſon** dieſer Gebäude, die bald ſtehend, bald ſitzend, immer aber ausgezeichnet, geehrt von Menſchen und von der Gottheit begleitet, vorgeſtellt wird; wer

---

*) Sie iſt auf mehrern derſelben wiederholet S. Kämpfer Fig. IV. V. VI. VII. p. 307.

iſt dieſelbe, ein König oder ein Prieſter? Die ganze Vorſtellung zeigt, daß es kein bloßer Prieſter ſeyn könne. Auf der Façade der Gräber, von welcher wir eben geredet haben, hat er einen Bogen in der Hand, welches Attribut allein ſchon entſcheidend wäre. Außerdem hat er allenthalben einen Turban auf dem Haupt, wie ihn die ſchwebende Geſtalt und nur wenige andre Perſonen, offenbar die Vornehmſten, haben. Er verrichtet kein prieſterliches Geſchäft, ſelbſt da der Altar vor ihm iſt, von welchem er entfernt ſtehet; wohl aber verrichtet er königliche Geſchäfte. Er ſitzet und richtet das Volk: g) der lange Königsſtab iſt in ſeinen Händen: ſein Stuhl iſt königlich geſchmückt und die vor ihm ſtehen, nahen ſich demſelben nur in der Entfernung; h) auch iſt der ganze Zug zu ihm offenbar kein Opferzug mit Opfergeräthe, ſondern ein Zug

---

g) Chardin Tab. LXIII.

h) Chardin Tab. LXIII. LXIV.

der Unterthanen und Diener des Königes, und zwar der Diener aus allen Ständen, der Unterthanen aus allen Provinzen. Edel unterſcheidet ſich die Geſtalt des Königes an Einfalt, Größe und männlichem Anſehen: vom weibiſchen Gepränge der ſpätern Perſerdeſpoten iſt er noch weit entfernt. Seine goldne gerade Tiare iſt wie der Kopfſchmuck ſeiner oberſten Diener; nur die Tiaren niedrerer Diener ſind faltig. Ein Zweig wird, nach der bekannten Sitte Orients, über ſeinem Haupt gehalten; wahrſcheinlich ein heiliger Zweig, mit welchem vielleicht das Barſom in dem ſpätern Feuerdienſt der Perſer i) eine Verwandſchaft haben möchte; denn die Perſon, die ihn hält, iſt auf der Einen Tafel wahrſcheinlich ein Prieſter. k) Die vor ihm ſtehen, beten ihn nicht an, ſondern ſtehen gerade, Mann und

---

i) Zend-Aveſta T. II. p. 532.

k) Er hat das Penom um den Mund und die Prieſtermütze.

Weib, l) lauter Kennzeichen von der Einfalt alter Zeiten. Das Merkwürdigſte in ſeiner Hand iſt eine Art von Gefäß, wie eine Blume geſtaltet mit einem Kelch und zwei Knoſpen; m) der hinter ſeinem Stuhl ſteht, hat auch ein ſolches Gefäß, aber kleiner und ohne Knoſpen. Es muß etwas Weſentliches ſeyn, denn es findet ſich bei allen Vorſtellungen dieſer Perſon, ſie gehe oder ſitze; außer wo ſie auf dem Grabmal mit der ſchwebenden Figur redet. Wahrſcheinlich wird uns alſo dies Gefäß, dieſer Becher in Blumengeſtalt eine Belehrung über Den geben, der hier vorgeſtellt wird; vielleicht auch den Schlüſſel zur Eröfnung des Sinnes aller Figuren. Wir können

---

l) Chardin Tab. LXIII.

m) Daß es ein Gefäß ſei, iſt inſonderheit aus Niebuhr erſichtlich, ob es gleich Chardin beinah zu einer Blume verſchönt hat und auch als ſolche erklären will. Selbſt aber im Zuge tragen mehrere Perſonen dies Attribut, wo man offenbar ſieht, daß es ein Gefäß und keine Blume ſei.

ihn nirgend als in der Tradition der Morgenländer ſelbſt ſuchen, ſo wie wir ja die alten Denkmale der Griechen nicht aus einer fremden, ſondern aus **ihrer eignen Mythologie** erläutern.

Nun iſt die einmüthige Sage der Perſer, n) daß einer ihrer alten und berühmteſten Könige, Dſhemſchid oder Dſhiamſchid dieſe Denkmale gebauet habe, nachdem ſein Vorgänger Tahamurad oder Tehmuras zu ihnen den Grund geleget. Beide Könige gehören in die Fabelzeiten der perſiſchen Geſchichte; die Erzählungen von ihnen müſſen alſo auch als Mythologie behandelt werden, die aber zu unſerm Zweck, zur Erklärung dieſer Ruinen ſelbſt gnug iſt. Als nämlich Dſhemſchid, ſo ſagt die Fabel, den Grund zur Felſenſtadt (Eſtekhar, Perſepolis) legte, fand man ein Gefäß von Türkis, das man ſeiner Koſtbarkeit wegen **Dſhiamſchid, das Gefäß der**

---

n) Herbelot art. Giam und Giamſchid: Niebuhr S. 122

Sonne nannte, (da Schid die Sonne und Dſhiam ein Gefäß heißt.) Alle Perſiſche Dichter, ſagt Herbelot, reden von dieſem Gefäß oder **dem Becher Dſhiam** und allegoriſiren daſſelbe auf tauſend verſchiedene Arten. In Dſhemſchids Händen, deſſen Name eigentlich mit demſelben Einerlei iſt, machen ſie's zu einem Becher der Weisheit, zu einem Spiegel der Welt, in deſſen Glanz er die Natur, alle verborgene, ja auch die zukünftigen Dinge geſehen habe und gaben dieſen Namen ſpäterhin ſogar der Himmelskugel, ja jedem Buch, das die Welt wie in einem Spiegel darſtellen ſollte. Aehnliche Fabeln kennen wir vom Becher Joſephs, Neſtors u. a.; keine aber iſt ſo ausgebildet worden wie dieſe, weil ſie mit dem **Namen des Königes** zugleich den ganzen **Charakter ſeiner Perſon** und **ſeiner Regierung** ausdrückt. Er war nämlich der Perſiſche Salomo dieſer alten Fabelzeiten, dem alle weiſe Einrichtungen des ehemaligen, glücklichen Perſerreichs zugeſchrieben werden. Er theilte ſeine Unterthanen in drei Claſſen, in Krieger, Ackerleute und Künſtler; von den Bienen lernte er Ordnung ſeines Reichs und Vertheilung der Aemter: er ordnete das Hofgeſinde, erfand die Leibwache, zierete den Richterſtul und den Thron. Die Stände unterſchied er durch Kleider und Anzug, führte den Gebrauch der Ringe ein und was das vorzüglichſte iſt, er ordnete das Jahr. Das alte Perſiſche Jahr heißt Dſhemſchids Jahr und hat bis auf die Zeiten Jezdegerds gedauret. Sieben Provinzen ſoll er ſeinem Reich unterworfen haben und ſeine Regierung ſo glücklich geweſen ſeyn, daß ſelbſt der Zend-Aveſta ihn, deſſen Religion er doch eigentlich verdrängen oder verbeſſern wollte, aus Ormuzd Munde als das Muſter eines vortrefflichen, reichen, glücklichen Königes lobet. o) Seinen Einzug zu Iſt-

---

o) Zend-Aveſta T. I. P. II. Farg. II. und im Regiſter des zweiten Bandes, Djemſchid.

hekhar, (Perſepolis) hielt er der Sage nach, als die Sonne in das Zeichen des Widders trat und eben mit dieſem Einzuge begann ſeine Aera. Kurz, **die Vorſtellungen auf den Ruinen Perſepolis ſind die Königsgeſchichte dieſes alten Perſer-Salomo, Dſhemſchid; ſie enthalten die Thaten und Einrichtungen ſeiner Regierung; und die Vorſtellung auf dem Grabmahl iſt zuletzt ſeine beſcheidene Apotheoſe.** Laſſet uns die Hauptſtücke des Denkmals mit unpartheiiſchem Blick durchgehn und wir werden den Grund finden, warum es der alten Sage nach **Tacht-Dſhemſchid**, d. i. Dſhemſchids Stadt heißt. Möge es errichtet haben, wer da wolle; gnug, die Ruinen enthalten **Dſhemſchids Geſchichte.**

Zuerſt alſo müſſen wir das **Gefäß der Sonne** betrachten, das er, der Sage nach, bei der Grundlegung Jſthekhars fand und daher hier ſitzend und ſtehend, ja ſogar im Kampf mit einem

Ungeheuer in der Hand hält; es iſt **das Symbol ſeiner Perſon und ſeines Namens:** denn Dſhemſchid heißt ein Gefäß der Sonne und zwar, wie die Tradition ſagt, hieß er alſo wegen ſeiner Weisheit und Schönheit. Was wiſſen wir nun von dieſem Gefäße? Ich wollte, daß wir aus dem Munde der Morgenländer mehr davon wüßten und daß **Herbelot** von den hundert Allegorieen, Gedichten und Mährchen, die davon reden ſollen, einige angeführt hätte: indeſſen ſind wir doch nicht ganz ohne Berathung; ja da mehrere und ſelbſt ſpäte Griechen uns von dieſem Gefäß, ſogar bis auf den Namen, Nachricht ertheilen: ſo erhellet, wie Weltbekannt es geweſen. **Rondy** war ſein Name, ein heiliger Becher, aus dem die Perſer Opfer goſſen, der auch ſeiner Geſtalt nach Geheimniſſe der Weltſchöpfung und der Befruchtung der Erde vorſtellen ſollte und daher ſowohl dem Namen, als dem Gebrauch nach vom gewöhnlichen Becher unterſchieden wurde. p) Da Xerxes z. B. ſeinen goldnen Becher und ſeinen Säbel in den Helleſpont wirft, warf er zuerſt dies heilige goldne Gefäß (Φιαλην) hinein, aus welchem er bei aufgehender Sonne geopfert hatte; um mit dieſen, den ſchätzbarſten Gaben, die er geben konnte, das Meer zu verſöhnen. q) Alſo war dieſe goldene Phiale das heiligſte Gefäß der Könige, das ſchon als Opfergeräth der Becher der Sonne heißen mußte. Ueberhaupt weiß man, wie viel von der Geſtalt der Becher nach der Sonne, der Welt u. ſ.

---

p) Athenaei Deipnosoph. L. XI. p. 477. 478. edit. Caſaub. Die verdorbene Stelle heißt alſo: το δε Κονδυ εϛι μεν Περσικον, την δε αρχην ην ως ο κοσμος, εξ ȣ των θεων τα θαυματα και τα καρποσιμα γινεσϑαι επι γης. διο εκ τȣτȣ σπενδεσϑαι. Seine Etymologie, nach welcher es cavam collum, oder γλημμα heißt, ſ. in Heſych. edit. Alberti T. II. p. 311.

q) Herod. L. VII. c. 54. p. 536. edit. Weſſeling. Von Herkules Sonnenbecher, den er der Echidna am Pontus geſchenkt und den daher noch die Scythen am Gürtel tragen ſ. Herod. L. IV. c. 10. coll. cum Athenaeo L. XI. et al.

ſelbſt bei den Griechen noch gefabelt worden; bei den Morgenländern und Perſern unſtreitig noch mehr, da ſie viele Benennungen und Bilder vom Himmel borgten, und die ganze Kraft ihrer Talismane von der Sonne und den Sternen abgeleitet ward. Schön wie die Sonne, ein Gefäß der Sonne u. ſ. waren gewöhnliche Beinamen der Könige, ſo wie der Sonnen-Edelgeſtein, Mithrax, bekannt gnug iſt.

Sogleich ſieht man, warum dieſe heilige Phiale auf unſerm alten Denkmal faſt wie ein Kolben und bei dem Könige wie eine Blume geſtaltet iſt: denn da ſie den Becher der Sonne vorſtellen ſollte, ſofern dieſe die Erde befruchtet; welch. ſchöneres Bild konnte dazu gewählt werden, als das Bild der Blume, mit Stengel, Kelch und Knoſpen? Sind ſie nicht alleſammt, dieſe holden Gewächſe der Erde, lebendige Sonnenkelche, in welchen der große König des Him mels tauſendfach-nutzbaren, angenehmen Trank der Fruchtbarkeit für alle Weſen bereitet?

Sofort ergiebt ſich auch, wie dieſes Gefäß, aus welchem man urſprünglich der Sonne opferte, nachher zu ſo Mancherlei gemacht werden konnte, wovon ſeine erſte einfache Bedeutung nichts wußte. Das Horn, woraus man Waſſer goß, ward zu einer Blume, zu einem Becher der Unſterblichkeit, der Weiſſagung, zu einem Gefäß der Chymie, ja gar zum philoſophiſchen Steine; lauter Erweiterungen, die bald ſein Name, bald ſeine Geſtalt und Materie, bald ſein Gebrauch mit ſich führte.[r] Gnug, in der

---

[r] Im Zend-Aveſta iſt vielleicht noch das heilige Gefäß Havan, in welchem die Parſen den Saft der Unſterblichkeit bereiten, ein pfaffenmäßiges trauriges Ueberbleibſel dieſer alten Tradition: denn der Sage nach hat eben jener Hom, der ihnen das Gewächs der Unſterblichkeit gezeigt, unter Dſhemſchid gelebet. S. Zend-Avesta art. Havan, Hom etc. Herbelot ſagt unter dem Namen Mircond, daß er aus Mircoand, Mircavend zuſammengezogen ſei; vielleicht daß dieſer

Hand des Königes ſehen wirs an Stelle und Ort; es bezeichnet ſeine Würde, ſeine Perſon, ſeinen Namen. Er fands, der Sage nach, als er zu dieſer Felſenſtadt den Grund legte und hält es in der Hand, als König daraus der Sonne zu opfern; zugleich alſo iſt es auch ein Ehrenzeichen, das, weniger geziert, andere tragen, bei welchen es ebenfalls Würde oder Amt bezeichnet.

Nach dieſer einfachen Erklärung verbreitet ſich von der Perſon Dſhemſchids ein Licht auf alle Figuren dieſer Säulen und Mauern. Warum z. B. wird der König bald gehend, bald ſitzend auf dem Königsthron, allenthalben aber von der Gottheit begleitet und auf ſeinem Grabmahl ſogar mit der Gottheit redend vorgeſtellt? In der Geſchichte Dſhemſchids iſt dies Alles gegeben. Im Zend-Aveſta iſt Er der Erſte, der Gott gefragt

Name alſo, (da Mihr die Sonne heißt) und Khondemir mit ihm, das Gefäß der Sonne bedeutet, gerade wie es die Griechen im Wort Kondy nannten.

hat und eine große Rede Ormuzd an ihn wird ausführlich beſchrieben. s) Den Thron und Richterſtuhl, die Ordnungen und Stände der Menſchen, ihren Schmuck und Kleidung hat Er, der Sage nach, beſtimmt; darum ſitzt er auf dieſem Stuhle mit ſeinen Ehrenzeichen: darum begleiten ſie ihn nach der von ihm eingerichteten Art: darum kommen zu ihm alle Claſſen und Stände in ihrer Kleidung. Bis auf den Schmuck des Ohrs iſt dieſe ausgedruckt und, den Feldern und Provinzen nach, ſehr verſchieden. Die Ringe, die er angeordnet haben ſoll, ſind auf unſerm Denkmal nicht vergeſſen; ja endlich der größeſte Ring den er angeordnet, **Dſhemſchids Jahr**, wird auf ſeinem Grabe noch das ſchönſte Symbol ſeines Lebens. Die Gottheit, mit dem großen Ringe der Ewigkeit umgürtet, hat den kleinen Ring, die Zeit, den Zodiakus oder das Jahr in ihrer Hand, als ob ſie ihn darüber belehrte. Und die

---

s) Zend-Avesta T. I. P. II. p. 271.

Sonne ſteht hinter der Gottheit: denn Er war
er Spiegel der Sonne, der ihre Zeit maaß und
n ſeiner Regierung ihr Bild darſtellte. Auch
as erſte Geſetz hat Er empfangen: darum ſtehet
or ihm der heilige Altar, auf dem er aber nicht
pfert, ſondern mit der Gottheit über ihm redet.
Kann ein Grabmahl eine Perſon in Bildern charakteriſtiſcher
andeuten? und es iſt die nämliche
Perſon, die dieſe Ruinen feiern. Die Kleidungsſtücke,
die ihm gebracht werden, der Ring mit
zween Schlangenköpfen, der ſo häufig getragen
wird (das bekannte Bild des Jahres) nehmen Aufſchluß
aus ſeinem Leben. Sogar die beiden Räthe,
die hinter ſeinem Stuhl ſtehen, hat die Tradition
nicht vergeſſen und erzählet von ihnen
Mährchen. t)

---

t) Sie macht den Einen zum Juden, den andern gar zum Griechen Pythagoras: denn es giebt keine böſere Chronologiſtin in der Welt, als die morgenländiſche Sage. S. Herbelot, Artik. Giamſchid.

3. Die dritte Frage erledigt ſich damit von ſelbſt: **wer ſind alle dieſe Hunderte von Figuren, die zu ihm ziehen?** und deren kleinſte Zahl noch übrig iſt. Seine Unterthanen und Diener. Er wars der Sage nach, der die Rangordnungen unterſchied, die Leibwachen einführte, die Stände und Kleidungen ſeines Volks beſtimmte u. ſ. hier folgen ſie alſo in dieſer großen Anordnung nach einander. Hier gehen Soldaten mit Spießen in der Hand, den Köcher auf dem Rücken die Treppe hinauf; dort folgen in abgetrennten Feldern die mancherlei Stände aus mancherlei Provinzen nach einander. Ein Königsdiener nimmt den erſten bei der Hand und führt ihn zur Audienz; Künſtler und Ackerleute in den verſchiednen Trachten ihres Landes folgen. Der Handwerker bringt ſeine Kleider, wären es auch nur Strümpfe, der Landmann bringt in Schaaen und Gefäßen die Früchte ſeines Landes: dieſer kommt mit ſeinem Pferde oder Kameel, jener

mit Ziegen, ein andrer mit ſeinem Ochſen und Ochſenkarren, der Schmid mit ſeinen Hämmern, der Beamtete mit ſeines Amts Inſignie daher; allenthalben aber ſind die von Dſhemſchid errichteten **drei Stände** känntlich. Wären die Ruinen ganz: ſo hätten wir die älteſte **politiſche Menſchencharte** auf ihnen, die ſich irgendwo in der Welt findet. Man würde die verſchiedenen, durch Cypreſſenbäume von einander getrennten Felder mit den **Provinzen des damaligen Perſerreichs** zuſammenhalten können und eine Art der älteſten Statiſtik deſſelben, eine **Land- und Königscharte** haben, wie ſie, als Monument betrachtet, auch Sina nicht aufzeigen könnte. Und ſelbſt die **Handlung** des ganzen Zuges, ja die **Zeit** deſſelben iſt unverkennbar. Als Dſhemſchid ſeinen Einzug in Iſtekar hielt, war **das große Feſt Perſiens**, mit welchem die neue Aera anfing, der Anfang des aſtronomiſchen Jahrs, die Tag- und Nachtgleiche des Frühlings; es iſt von ihm auch alle Jahrtauſende hin **das große Feſt Perſiens geblieben:** denn es ward als der Geburtstag der Welt und jetzt auch als der Geburtstag des Reiches angeſehen. An dieſem großen Feſt Norouz, u) dem erſten Tage des Jahrs, an welchem Ormuzd die Welt erſchuf und das Geſetz gegeben worden, an dieſem Feſt der Sonne wars, da auch ihr irdiſcher Sohn ſich ſeines Werks, der Schöpfung des Reichs erfreuen ſollte; an ihm wurden dem Könige Geſchenke gebracht von allen Ständen, aus allen Provinzen. Hier ward alſo wirklich der große Zug gehalten und jährlich wiederholt, der auf dieſen Mauern vorkommt: denn auch die ſechs Gahanbars des Jahrs, die Feſte der Schöpfung, hat Dſhemſchid geordnet, x) und das Erſte dieſer Gahanbars, **den großen Schöpfungs-**

---

u) S. darüber Hyde de relig. vett. Perſ. Cap. XIV. XV. Zend-Aveſta T. II. P. 574. T. I. P. II. p. 357. et al.

x) Zend-Aveſta T. II. P. 575. Hyde et al.

und Sonntag des Reichs ſchildert dies Denkmal. z) Ein offnes Archiv ſeiner älteſten Einrichtung auf ewige Zeiten, dem menſchlichen Geiſt alſo auch noch in jeder Trümmer merkwürdig. —

* * *

Aber wer hat dieſe Mauern erbaut und wozu ſind ſie errichtet? Waren ſie ein Pallaſt oder ein Tempel?

Gehen wir dem Laut der gemeinen Sage nach: ſo war es **Tacht Dſhemſchid** oder die Reſidenz Dſhemſchids; und der Denkart Morgenlandes, ja überhaupt der alten Zeiten wäre es nicht entgegen, daß ſich der König ſelbſt ein ſolches Mo-

---

z) **Chardin**, ein vortreflicher Reiſeerzähler, hier aber eben nicht der beſte Erklärer ſieht das Ganze als einen Opferzug an, wo z. B. jede an der Hand gefaßte Perſon geopfert werden ſoll u. f. — Eine fürchterliche Erklärung, die ſich aber Punkt für Punkt durch den Anblick des Ganzen und ſeiner Theile widerlegt; daher ich keinen Raum verſchwenden mag, es einzeln zu zeigen, wie oft er die Attribute der Perſonen mißgedeutet.

nument ſeines Ruhms hätte errichten wollen. Aegyptens Pharaonen haben noch viel unvernünftigere Werke begonnen und von den Monarchen Aſſyriens, Babels u. ſ. wiſſen wir ein Gleiches. Die älteſte Welt ſetzte überhaupt ihren Ruhm ins Bauen, wie es Kinder noch jetzt zu thun pflegen; und an den Verzierungen dieſer Monumente mit einer ſo ordentlichen Vertheilung iſt immer doch ein politiſch-weiſerer Geiſt ſichtbar, als bei manchen andern bewunderten Trümmern: denn hier hat Alles Zweck, hier iſts nicht ohne bleibende Abſicht. Das ganze Reich ſahe ſich hier mit ſeinem Könige verewigt; und da die alten Geſetzgeber vorzüglich auf Dauer ihrer Einrichtungen rechneten, ſo wurde auch dieſe hiemit ſehr befördert; denn Jeder, der die Treppe hinaufſtieg und die Säále durchwanderte, ſahe das alte Regulativ des Reiches. Der König ſelbſt erſchien darinn als eine heilige und verehrte, aber zugleich als eine ehrwürdige und arbeitſame Geſtalt, als

Richter, Vater und Beſchützer ſeines Volkes denn ohne Zweifel iſts eben auch dieſer König, der mit dem Einhorn kämpfet. Ich zweifle alſo, ob je ein Monarch, der ſeinem Ruhm opfern wollte, ein ſo beſcheiden-prächtiges Denkmal errichtet habe; jene ſtolzen Triumphbogen, jene Statuen mit überwundnen knieenden Nationen, die dem Sieger zu Füſſen liegen u. dgl. ſind gewiß nicht von dieſer beſcheidenen, edlen Würde. Ich weiß alſo nicht, warum man es der Sage nicht glauben könnte, daß Dſhemſchid ſelbſt dies Monument ſeiner Einrichtungen wenigſtens angefangen habe, a) nachdem Themuras ſein Vorgänger dazu den Grund gelegt, ja, daß er in den älteſten Theil der Gebäude ſeinen Einzug, wie

---

a) Es wäre ſehr gut, wenn D'Anquetil eine nähere Nachricht von den ſieben Wunderwerken Dſhemſchids geben wollte, die er bei Gelegenheit des Gedichts Diamaſpi (S. 872. deſſelben) anführet. (Zend-Avesta T. I. P II. Notic. p. XXXI.) Gewiß werden die Tſchilmenar auch darunter ſeyn.

ihn die Sage erzählt, ſelbſt gehalten. b) Alle dieſe alten Könige des erſten Zeitraums werden als Patriarchen in der Länge ihres Lebens angegeben, ſo wie Dſhemſchid z. B. ſiebenhundert Jahre regiert haben ſoll. In einer ſolchen Zeit, wenn man ſie auch nur als eine Familien-Aera, oder als eine Zeit, in welcher Dſhemſchids Geiſt regierte, betrachtet, läſſet ſich ſchon etwas bauen, zumal wenn ein weitläuftiges Reich zu einer allgemeinen Staatsabſicht, die dies Gebäude haben ſollte, mit gemeinſchaftlichen Kräften bauet. Der Marmor war an Ort und Stelle; man brauchte alſo weder die Koſten, noch die Mühe einer beſchwerlichen, verzögernden Ueberfahrt;

---

b) Der älteſte Theil der Gebäude iſt auf Niebuhrs Tab. XVIII. mit dem Buchſtaben I angedeutet und deſſen Ruinen Tab. XXVIII. abgebildet. Sie ſind ſehr beſchädiget; die Figur des Königes aber dennoch auf ihnen kenntlich. Sodann ſind wahrſcheinlich die Gebäude H, G und F. gefolget.

deßwegen eben wurden die Denkmale in dieſen Berggegenden errichtet. Denn wollten wir blos nach unſern Kräften ſchließen, was im Alterthum gebauet oder nicht gebauet werden konnte: ſo ſtünden keine Pyramiden und Obelisken, keine Griechiſchen und Römiſchen Alterthümer.

Auch was ſonſt die Fabelgeſchichte von Dſchemſchid ſagt, widerſpricht dieſem Baue nicht. Themuras Reſidenz war zu Balkh; Dſchemſchid verlegte die Seinige nach Siſton und ſoll außer dem Jſtekhar noch War gebauet haben, welches D'Anquetil für Hamadan hält und deſſen Einrichtung der Zend-Aveſta ſehr rühmet. c) War das Land damals in einem Zuſtande, wie er hier beſchrieben wird: ſo konnte ein Bau wie dieſer unternommen werden; denn das Reich genoß eines glücklichen langen Friedens. Auch in dieſem War ſoll Dſchemſchid ein Bergſchloß mit Mauern er-

c) Zend-Avesta T. I. P. II. p. 271.

richtet haben, in welchem er wohnte: Iſthekar war alſo gleichſam nur das Ziel ſeiner Anlagen, der Kranz, den er ſeinen Einrichtungen und Verdienſten aufſetzte. Auch unterläßt die Sage nicht zu erzählen, daß er in den letzten Jahren ſeines Lebens über das Glück ſeiner Regierung, über die Pracht ſeiner Anlagen ſtolz geworden ſei und ſich für einen Gott gehalten habe, dem nur die Unſterblichkeit fehle, worüber Er und ſein Reich vom Schickſal geſtraft ſeyn u. ſ. d) Sie erzählt dies mit Zügen, die ſie ſonſt auch von Nimrod, Salomo und andern wiederholet; man kann aber nicht läugnen, daß dies alles auf den Erbauer eines ſo prächtigen Monuments ſeiner eignen Regierung wohl zutrift.

Endlich zeigt die Einrichtung der Gebäude ſelbſt, daß ſie aus ſehr alten Zeiten ſeyn müſſen. Eine Bekanntſchaft mit den Griechen, mit denen

---

d) Herbelot, art. Giamſchid.

die Perſer doch unter den Kaianiern, oder wie wir ſagen, von Cyrus an bald bekannt wurden, zeigt ſich auf ihnen nirgend: die ganze Einrichtung der Gebäude, ſelbſt wenn auch der Styl der Baukunſt ägyptiſch wäre, iſt völlig aſiatiſch. Auch die einfache Geſtalt der Figuren, der beſcheidene Schmuck des Königes und ſeiner Diener, die Art, wie die Perſonen vor ihn treten u. ſ. zeigt auf dieſem Gebäude noch nichts von der üppigen Pracht, die bei den Beherrſchern Perſiens und ihrem Hofgeſinde in ſpäterer Zeit herrſchte. Wäre es nun wohl zu denken, daß Könige, die ſelbſt in üppigen Sitten lebten, freiwillig in ältere Zeiten zurückgehn und in der väterlichen Einfalt ihrer Vorfahren, als Richter des Volks, ſich ſelbſt einen ewigen Verweis, ein Straf- und Schandgemählde ihrer Zeiten und Sitten hätten aufſtellen mögen? Lieber würden ſie doch als Erbauer ſich ſelbſt aufgeſtellet und mit aller der Pracht beehrt haben, die dieſe Götter der Erde ſich anmaaßten; ſtatt daß ſie in alte Fabelzeiten hätten zurücktreten wollen, um einen alten König, eine alte Einrichtung des Reichs, die großentheils nicht mehr beſtand, mit Einfalt und Wahrheit in Stein zu bilden. Eben dieſe einfältige Wahrheit zeigt, daß man eine **gegenwärtige, geltende Sache** zu verewigen ſuchte: denn durch eine bloße Willkühr läßt ſich in alte, verlebte Zeiten ſchwerlich zurückgehn, ohne daß in der Zuſammenſetzung allenthalben die Lüge erſcheine. Vor allem aber zeigen die beigegrabenen Sprachcharaktere, daß dieſe Denkmale eines ſehr hohen Urſprunges, wahrſcheinlich alſo aus der Zeit der Piſchdadier ſind. e) Unter den Kaianiern war

---

e) Hyde (de relig. Perſar. p. 527.) hält dieſe Charaktere für ein bloßes Spiel des Baumeiſters zu Verzierung der Wände, bei dem er habe verſuchen wollen, wie oft ſich der ſimple Pfeilſtrich, der dieſe ſchöne Schrift ausmacht, verſetzen und verändern ließe. Er ſtützt ſich darauf, daß Ein und derſelbe Zug nie wiederkomme; welche ſonderbare Behauptung auf allen Wänden des Pallaſtes widerlegt wird.

das Pehlwi die Hofſprache: nun müßte aber von dieſer ſowohl als vom Mediſchen Zend in Anquetil kein Buchſtabe richtig, f) oder die Sprachen und Charaktere, die er angiebt, müßten ein bloßes Gedicht der ſpätern Feueranbeter ſeyn, welches gewiß ein unglaublicher und für ſie ein äußerſt ſchwerer Fall wäre; oder die Perſepolitaniſchen Schriftzüge gehören in ein älteres Zeitalter. Und da ſie mit den Figuren gewiß zu Einer Zeit gebildet worden ſind und mit ihnen Einen Geiſt der Arbeit verrathen: ſo iſt dieſe Zeit nirgend anders hinzuſetzen, als wohin uns der Inhalt der Figuren ſelbſt weiſet. Mit der Religion iſts ein Gleiches. Ob ich gleich einige Züge der Vorſtellung aus dem Zend-Aveſta habe erläutern können, weil auch Zerduſcht auf alte Religionsbegriffe bauete und bauen mußte: ſo ſiehet doch jedweder, der dies Syſtem näher geprüft hat, daß

f) Zend-Aveſta T. II. p. 424.

auf allen dieſen Denkmalen nichts vorkomme, was eigentlich zu Zerduſcht eigenem Syſtem gehöret. Noch auf dem Grabmahl Dſhemſchids ſtehet der ſimple Feueraltar der alten Parſen mit der Sonne da, ohne alle Zoroaſtriſche Apparate. Da nun die Reformation des Zerduſcht unter Guſtaſp geſchehen und mit königlicher Hand im ganzen Reich eingeführt ſeyn ſoll: ſo müſſen dieſe Denkmale aus Zeiten ſeyn, wo man noch von keiner ſolchen Reformation wußte. Denn wären Guſtaſp oder Einer ſeiner Nachfolger die erſten Urheber dieſer Monumente: ſo wäre nothwendig z. B. die Vorſtellung der ſchwebenden Figur als eines Sinnbildes der Gottheit eine ganz andere, als ſie hier erſcheinet. Sie verlöre ſich in die unermeßliche Pracht des Glanzes Ormuzd und ſeiner Amſchaſpands, ſtatt daß dieſe ſich, der Einfalt ihrer Zeiten gemäß, mit einigen Schwingen und Federn begnüget.

Mir iſt gar wohl bekannt, daß man gewöhnlich aus Herodot den Perſern vor Cyrus eine nomadiſche Wildheit und Barbarei zuſchreibet, mit denen kein Perſepolis und Hamadan, wie es Dſhemſchid erbauet haben ſoll, beſtehen könnte; allein verdient Herodot, verdienen die Griechen überhaupt mit ihren Nachrichten von ſo entlegnen Völkern, aus ſo alten Zeiten, **unbedingten** Glauben? g) Verdienen ſie Glauben, wenn die That ſelbſt, wie hier z. B. die Ruinen Perſepolis mit dem Inhalt ihrer Vorſtellungen und den Zügen ihrer Schriftcharaktere, ſie offenbar widerleget? Und ſind nicht auch außer dieſen Ruinen gnugſame Beweiſe, ſelbſt Denkmale vorhanden, daß am Aſiatiſchen Gebürge in Zeiten vor unſrer Geſchichte unzweifelhaft ein hoher Grad

---

g) Und noch glaube ich, daß Herodots Nachrichten mit dem, was man in Aſien findet, ſehr gut vereinigt werden können, ſobald man die Völker und Zeiten bemerkt, von welchen er redet. Hievon; und von der älteſten Cultur Aſiens künftig.

der Cultur geweſen? Gewiß; und ich getraue mir dies zu erweiſen, wie ein Gegenſtand aus ſo alten Zeiten und in ſolcher Entfernung irgend erwieſen werden kann. Nur war die Cultur Aſiatiſch; ſie war, wie jede andre, ihrer Zeit und den Nationen angemeſſen, die daran Theilnahmen, ob ſie gleich dem allem ohngeachtet ſehr weit von Barbarei entfernt war. Ein Beiſpiel ſind dieſe Ruinen. Sie ſind wahrlich keine Griechiſche Tempel, keine Muſter Griechiſcher Bildhauerei und Baukunſt; jedes Auge indeß erkennet Cultur, Aſiatiſche Kunſt in und auf ihnen. Und ſie haben noch manche ihrer Schweſtern. Was ſollte es nun heißen, wenn ich ſagte: „weder vor Cyrus können dieſe Denkmahle gebauet ſeyn: denn damals waren die Perſer Barbaren; nach Cyrus aber noch weniger, aus ſolchen, und ſolchen Gründen.„ Erbauet ſind ſie einmal: denn ſie ſtehen da; alſo ſiehe ſie an und lies den Inhalt ihrer Vorſtellungen, wenn ſie erbauet worden?

Es wäre doch ſchlimm, wenn aus 1300 überbliebenen, zuſammenhangenden Figuren nicht zu erſehen ſeyn ſollte, was ſie bedeuten und in welche Zeit ſie gehören? Alsdann aber ſind ſie eben ſo wohl ein Buch, als Herodot; und in der älteſten Geſchichte, die bei allen Völkern voll Fabel iſt, muß man der Sage jedes Volks zuerſt und am meiſten, aber auch nicht weiter als Sage glauben. Man erklärt Denkmale der griechiſchen Mythologie, ohne daß man genau beſtimmen kann oder mag, wenn jeder ihrer Helden gelebt habe.

Wie unnöthig ſchwer machen wir uns ſo manches in unſerm Wiſſen und Lernen! Wir verbauen uns den Geſichtskreis, verengen uns die Luft durch erdichtete Chronologie und Geſchichte; und klagen nachher über unerklärliche Dinge mit ſchwerem Athem. Laſſet Hebräer und Griechen zeugen, worüber ſie zeugen können; wir ſelbſt aber wollen uns nirgend die Augen verbinden, um nicht ſehen zu wollen, was da iſt.

„Wie aber, wenn dieſe Monumente von jenen Aegyptiſchen Künſtlern errichtet wären, die Kambyſes nach Perſien ſchaffte, da ſie, (nach des Grafen Caylus Meinung) ſo viel Aegyptiſches an ſich haben?„ Zuerſt muß ich bekennen, daß ich das eigentlich-Aegyptiſche bei ihnen in dem Grad nicht finde, wie es der gelehrte und Kunſterfahrne Graf fand. Er ſah z. B. in der ſchwebenden Figur einen Aegyptiſchen Käfer, der ſie doch nicht iſt und führte eine Reihe andrer Aehnlichkeiten hinüber, die ſich aus ganz andern Gründen, inſonderheit aus der innern Analogie der Kunſt auf jeder ihrer Stuffen, wo ſie dieſe auch beſteige, erklären laſſen; h) im Ganzen aber ſind ſowohl die Figuren, als ihr Inhalt ſo wenig Aegyptiſch als die Schriftzüge auf dieſen Mauern Pharao-

---

h) Caylus Abhandlungen, Meuſelſcher Ueberſ. S. 84. f.

nenſchrift ſind. Ueberdem iſts bekannt, daß Kambyſes ſelbſt nach Perſien nicht zurückgelangte und die Schwierigkeiten, warum dieſe Denkmale unter den Nachfolgern des Kambyſes nicht wohl haben errichtet werden mögen, hat Caylus zum Theil, (aus Nachrichten der Griechen nämlich,) ſehr gut erörtert; i) aus eigenen Nachrichten der Perſiſchen Sage ſind ſie oben ſchon vorgetragen worden. Nur muß man auch hier die Schwierigkeiten nicht über ihr Maas aufhäufen. Iſthekhar iſt nicht in einem Tage, die vierzig Säulen, Tſchilmenar, ſind gewiß nicht in Einem Jahr gebauet. Wenn Themuras den Grund zu ihnen legte: ſo hatte Dſhemſchid leichtere Mühe, ſein Königswerk darüber zu vollenden, ſo weit er es brachte, und den Nachfolgern war damit nicht der Weg geſchloſſen. hinzuzuthun, was ihnen gefiele. Der Blick war Einmal auf dies Gebäude als

---

i) Eben daſ. S. 79. u. f.

auf ein Denkmal der Hoheit Perſiens gerichtet, und es hieße der Reihe menſchlicher Gedanken und einer Reihe Thronbeſitzer ganz zuwider gedacht, wenn man annehmen wollte, daß nicht auch ſpätere Beherrſcher ſich in der Nähe von Schiras hätten anbauen wollen. Die Sage nennt z. B. die berühmte Königin, Homai, die nicht nur Iſthekhar erweitert, ſondern auch an Tſchilmenar Theilgenommen habe. k) Was ſie daran gebauet habe? wiſſen wir nicht; gnug der Augenſchein giebts, daß dieſe Denkmale in ihren Nebengebäuden nicht alle zu Einer Zeit errichtet worden; l) und das anmuthige Thal bei Schiras konnte ſchon ſeine Sultane locken, ihren Wohnſitz daſelbſt mit Ekbatana, Suſa oder andern Städten zu theilen. **Niebuhr** ſetzt den Pallaſt der Königin Homai weiterhin in die ſchma-

---

k) Herbelot, Art. Homai.

l) S. Niebuhrs Beſchreibung u. a.

e, fruchtbare Ebne am Fluſſe Polwar; m) und auch dieſes wäre ſodann ein Kennzeichen, daß Dſhemſchids Pallaſt ihr ſchon ein zu altväteriſches Gebäude geweſen, als daß ſie daſelbſt hätte wohnen mögen.

„Aber waren dieſe Gebäude wirklich ein Pallaſt oder waren ſie Tempel?„ Mich dünkt, wer die Erklärung der Bilderſchrift bisher geleſen, und die Denkmale ſelbſt mit dem zuſammenhält, was man von der alten Religion der Perſer weiß, wird keinen Augenblick anſtehen, zu vermuthen, daß ſie **ein Reichspallaſt**, ja **der erſte Reichspallaſt Perſiens** und keine Tempel geweſen. Denn was wäre in denſelben Tempelhaftes, ſowohl ihrer Bauart, als den Bildern nach, die ſie zieren? Nirgend ſind in dieſen gottesdienſtliche Gebräuche bemerkt und der ganze Aufzug, ſo wie die Geſchichte des Königes ſelbſt, ſind nicht

---

m) S. 154.

Prieſter, ſondern Staatsgebräuche. Ueberdem weiß man, daß die alten Perſer keine Tempel liebten, ja daß ſie geſchworne Feinde derſelben waren: ihr Gottesdienſt war unter dem Himmel, ihre Altäre ſtanden auf freien Bergen. Selbſt noch auf dem Grabmahl Dſhemſchids, das doch ſpäter als Tſchilmenar gebaut ſeyn muß, ſteht der brennende Altar noch unbedeckt da, unter dem Himmel, an dem die Sonne und Gott erſcheinet. Die eigentlichen Feuertempel waren nur eine Folge der Reformation Zerduſcht, folglich von weit ſpäterer und ſchlechterer Anordnung.

Damit will ich nicht ſagen, daß dies Gebäude nicht auch heilig, d. i. ein Reichstempel geweſen. Der König war eine heilige Perſon, wie hier ſeine Abbildungen zeigen: die alten Magier waren in Manchem ſeine Räthe, folglich wohnten auch ſie, nebſt andern ſeinen Dienern, in dieſem Pallaſt. Auch unter den Bildern des Pallaſts ſind ſie nicht vergeſſen worden: denn die unbewaffneten Figuren mit langen Kleidern und heiligen Gefäßen in der Hand ſind wahrſcheinlich heilige Perſonen, wenn auch nicht eigentliche Prieſter. n) Sonſt aber, wer nur die große Treppe anſieht und unten, von den Thieren an, die Bilder und Gemächer verfolget, wird kaum auf den Gedanken kommen, daß dies ein Tempel habe ſeyn können oder ſeyn ſollen. Wo betete das Volk an? wo iſt der Tempel? Ein Pallaſt aber, oder vielmehr Palläſte ſinds, gerade wie die alten Perſerkönige ſie brauchten. Piſchdadier hießen dieſe, d. i. Oberrichter, o) wie

---

n) **Niebuhr** Taf. XXI. Merkwürdig iſts, daß in dieſen Vorſtellungen durchaus keine Spuren vom Zoroaſtriſchen Mönchsdienſt vorkommen. Die einzige Perſon, die dem Könige den Wedel über das Haupt hält, hat den Penom vor dem Munde (Niebuhr Taf. XXIX.) und eine andre, die vor ihm ſtehet, da er Gericht hält. Vielleicht iſt dieſes gar ein Weib, jenes ein Verſchnittener oder beide niedrige Prieſter-Diener.

o) Bons juſticiers, wie es Herbelot erkläret. (Art. Piſchdad.) Sie hatten dieſen Namen von Huſchengk, der auch das Bild den König auf dieſem Pallaſt vorſtellt; mithin waren die Diener des Königes Officianten wie Er, die bei ihm wohnten. Daher nun der große Umfang und die ſonderbaren Abtheilungen dieſes Pallaſtes: er war wie eine Arche Noah für alle Reichsbedienten. Ueberhaupt muß man ſich die häusliche Lebensart der Alten nicht wie die unſrige denken. Selbſt wenn wir die Häuſer der Griechen, ja der uns noch näheren alten Römer anſehen: ſo ſchütteln wir den Kopf und wollten nicht alſo wohnen; wie viel mehr müßte man bei einem Pallaſte Dſhemſchids den Kopf ſchütteln, wenn man ihn mit den Paläſten unſrer Könige vergleichen wollte. Aber unſre Könige ſind nicht was jene waren; auch die Verfaſſung unſrer Reiche iſt anders geordnet. Alſo laſſe ich mich auf keine Einwendung ein,

---

durch ſeine Klugheit und Rechtſchaffenheit im Morgenlande ſo berühmt iſt. Dſhemſchid war der vierte dieſes Namens.

die man aus dem Geſchmack unſrer Zeiten in Abſicht auf Bauart, Abtheilung, Ausſicht, Form, Decoration u. ſ. macht, weil das alles nicht hieher gehöret.

* * *

Noch iſt ein Knote übrig, an dem man ſich oft verſucht hat. Iſt dies nämlich der königliche Pallaſt zu Perſepolis, den Alexander in Brand ſteckte, da man doch an ihm keine Spuren des Brandes wahrnimmt?

Zuerſt iſts merkwürdig, daß die Griechen bei der Zerſtörung Perſepolis durchaus keines Tempels, wohl aber einer veſten Königsburg erwähnen, die Diodor auch kurz beſchreibet. p) Wäre es nun wohl glaublich, daß wenn dieſe Wunder der Welt, dergleichen es in Griechenland nicht gab, vom Königspallaſt unterſchieden und ein eigentlicher Tempel geweſen wären, ſie deſſelben

---

p) Diod. Sic. l. 17. 600. p. 215. edit. Weſſeling. T. II.

mit keinem Worte gedacht hätten? da ſie doch der alten Königsburg ſo auszeichnend und einzig gedenken. Den Alexander ſelbſt kränkt es, da er aus Indien zurückkommt, daß er dies herrliche Denkmal zerſtöret; eines Wundertempels dieſer Art aber, der in der Nähe von Perſepolis geſtanden und ſtehen geblieben, wird auf keine Weiſe erwähnet.

Betrachtet man die Beſchreibung Diodors näher, ſo iſt kein Zweifel, daß ſeine Königsburg nicht unſer Tſchilmenar ſeyn ſollte. Sie liegt nicht weit q) von dem Königsberge, in welchem Gräber der Könige ſind, worunter wahrſcheinlich nicht die ſogenannten Ruſtems Gräber, die entfernter liegen, ſondern der Berg Rachmed verſtanden wird, in welchem wir z. B. das prächtige Grab Dſhemſchids fanden. r) Die Burg wird beſchrieben, als mit einer dreifachen Mauer umgeben, die höher und höher ſteiget. Noch jetzt in Trümmern, da von den Außenwerken

---

q) Diodor vergl. mit Niebuhr tab. 18.

r) Niebuhr tab. 18. lit. P.

weggetragen iſt, was weggetragen werden konnte, thut Niebuhr der Mauern Erwähnung, deren Reſte noch ſtehen; s) und es käme nur darauf an, daß ein Reiſender mit Diodors Beſchreibung die Trümmern derſelben zuſammenhielte. Die verſchiedne Höhe der Gebäude hat er gleichfalls ſorgfältig bemerket t) und es trift gerade ein, daß das älteſte und verfallenſte Quadrat, das Diodor als das Innere der Burg anführt, auch am höchſten lieget. Die ehernen Pforten Diodors ſind eben ſo wahrſcheinlich, denn in einem Werk dieſer Art waren gewiß keine hölzernen Thüren; und Niebuhr bemerkt, daß das ganze Gebäude wahrſcheinlich durch drei Pforten habe beſchloſſen werden können. Auch in dieſem Geſichtspunkt werden die Trümmern dieſer Königsburg ſehr merkwürdig: ſie ſind die älteſte Veſtung auf unſrer Erde, die auch als ſolche, ihrer Anlage nach, die älteſte Zeit beweiſet. Und

---

s) S. 123. u. f. t) S. 124. u. f.

ſo wie es thöricht wäre, ſie mit unſern Veſtungen, die für unſre Kriegsart gebaut ſind, zu vergleichen, (anzuführen z. B., daß ſie vom Berge Rachmed konnte beſtrichen werden u. ſ.) ſo klärt ſie vielmehr die älteſte Vertheidigungsart auf. Schon gegen Alexander konnte ſich Perſepolis nicht halten und er hat ſie nicht belagert; ſie enthielt aber den Schatz des Königreichs und war ein **beveſtigtes Königshaus der urälteſten Zeiten.**

Es iſt alſo auch wohl kein Zweifel, daß unſer Perſepolis die Königsſtadt ſei, die Alexander zuerſt beraubte und ſodann im Trunk zu verwüſten eilte. Die Fackel, die er trug, war nichts als die Loſung zu einer freigelaſſenen Verwüſtung: denn daß einige griechiſche Fackeln dieſe ewigen Marmorfelſen zertrümmern oder in die Aſche legen ſollten, davon war nicht die Rede. Er gab ſein königliches Zeichen und man beſchädigte, ſo weit man kommen konnte. Natürlich traf die Flamme nur das Holzwerk, folglich den Obertheil dieſes Gebäudes; ſo wie auch Cyrus Grab, nach Strabo's Beſchreibung, u) unten von maſſiven Steinen, oben von Holz gebauet war. Von alle dieſem x) iſt längſt nichts übrig; die Mauern der Burg aber trotzten nicht nur der ohnmächtigen Flamme einiger griechiſchen Trunkenbolde, ſondern haben gewiß noch viel größere Verwüſtungen überdauret. Wenn man die Ueberfälle, die Perſien Jahrtauſende hin, von den wilden Völkern des Gebürges erlitten und den Haß der Mahomedaner gegen eingegrabne Figuren überdenket: ſo muß man, aller Verſtümmelungen ungeachtet, die ewige Stärke bewundern, mit der dies älteſte Kunſtwerk der Erde der Wuth der Menſchen ſowohl als den Zerſtörungen der Zeit ſelbſt obgeſieget. Ein Erdbeben that wahrſcheinlich mehr, als mit ſeinen Pechbränden der griechiſche Knabe in einer bacchiſchen Nacht thun

---

u) Strabo B. 15.

x) Eigentlich traf die Verwüſtung die Stadt Perſepolis, wie Curtius deutlich erzählet.

konnte und mochte: denn im Grunde war Alexander, ſeiner Geſinnung nach, kein zerſtörender Kambyſes. Es war ein kurzes, tolles Vergnügen des Rauſches, das er ſich erlaubte, und das ihn nachher ſelbſt ſchmerzte; ſtünde alſo die Burg nur noch, wie Alexander ſie ließ, wir hätten gewiß mehr als dieſe bedaurenswerthe Trümmern.

⁂

Gnug für jetzt und ein andermal etwas über die Gräber der Könige, nebſt andern aſiatiſchen Denkmalen. Großer und guter Dſchemſchid, ich habe das Andenken deiner Thaten und Einrichtungen, wie eine Fabel der Vorwelt, aus dieſen ewigen Tafeln menſchlicher Kunſt, zu erwecken geſucht; glücklich, wenn ichs getroffen hätte und ein andrer auf dem verſuchten Wege weiter gelangte. Noch glücklicher, wenn deine ſchöne Schrift entziffert würde: denn dieſe löſete ganz das Räthſel.

Verbeſſerungen.

Seite 16. Zeile 3. leſe man ahnenden ſtatt ahndenden.

— 85. — 12. leſe man Reine ſtatt Kleine.

Zerſtreute Blätter

von

J. G. Herder.

Vierte Sammlung.

Gotha, 1792.
bey Carl Wilhelm Ettinger.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Nach einem langen Aufſchube kann ich Ihnen endlich, m. Fr., eine **vierte Sammlung zerſtreuter Blätter** ſenden, die ſich Ihnen, wie ſie ſind, ſelbſt empfehlen mögen.

Zuerſt finden Sie abermals eine **Blumenleſe aus morgenländiſchen Dichtern.** Der Titel wird Ihnen keine Ziererei ſcheinen, wenn ich bemerke, daß ein großer Theil dieſer Lehrſprüche aus **Sadi's Blumengarten** oder **Roſenthal**, und ähnlichen Sammlungen genommen iſt. Warum ſollten auch Griechenland und Rom allein ihre Anthologieen haben? Sind nicht die ſchönſten Blumen unſrer Gärten morgenländiſcher? iſt unſre Roſe nicht Perſiſcher Abkunft?

Als eigentliche Kunſtwerke verpflanzte ich indeſſen dieſe ſchönen Kinder der Phantaſie und des Verſtandes nicht. Sadi war mir in meinen jungen Jahren ein angenehmer Lehrer der Moral, deſſen Einkleidungen oft die ſchönſten Sprüche der Bibel wie in einem neuen Gewande zeigen. Ich lade Sie alſo auch zu ihm als zu einem Lehrer der Sitten unter die Roſe der ſchönſten Vertraulichkeit ein, der Vertraulichkeit nähmlich, die man mit ſeinem eignen Herzen pfleget. Stücke von ihm ſind zwar oft überſetzt; ſchon 1678. ſoll eine deutſche Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen erſchienen ſeyn, die ich nicht kenne: Olearius gab die ſeine 1697. und aus ihr ſind manche Sentenzen Sadi's in die Sammlung deutſcher Sinngedichte übergegangen. Da indeſſen dieſe Ueberſetzung ſelten iſt, und in Anſehung der Sprache manchen unlesbar ſeyn möchte: ſo konnte ſie mich nicht hindern, daß ich aus **Gentius** Ausgabe nicht einige dieſer Blumen nach meiner Art pflegte. Gentius, dem wir die ebengenannte prächtige Ausgabe des Sadi zu danken haben, war auch ein Deutſcher.

Verzeihen Sie, wenn Sie in den **Rhapſodiſchen Gedanken** des **zweiten Stücks** einigen Enthuſiasmus für dieſe Lehrart finden. Luſt und Liebe zur Sache iſt ſelten ohne Begeiſterung für dieſelbe, die man dem

Liebhaber billig auch verzeihet, ja gar von ihm fodert.

Die **Unſterbliche** des **dritten Stücks** möchte ich des Inhalts wegen empfehlen, weil ich den Glauben an dieſe Unſterblichkeit für wichtig halte. „**Wir ſind nicht**, wie jene Rotte ſagt, **von ungefähr gebohren, und fahren wieder dahin, als wären wir nie geweſen.**„ Wird unſres Namens auch vergeſſen, ſo iſt unſer Leben doch nicht „**wie eine Wolke zergangen und wie ein Nebel verzehret und wie ein Schatte dahingefahren.**„ Es iſt die Selbſtheit eines Wohllüſtlings oder eines Tyrannen, zu glauben, daß mit uns das Weltall untergehe; vielmehr erſtrecket ſich der Geiſt der Humanität in ſeinen Wirkun-

kun-

kungen ſchon auf unſrer Erde über das Grab hinaus, und erzeugt oft alsdann eben die ſüſſeſten Früchte. Selbſt die ungeheure Begierde der Alten nach **namentlicher** Unſterblichkeit oder einer Fortdauer in **Denkmalen** halte ich nur für das Mißverſtändniß einer an ſich wahren Pflicht und Lehre; man nahm nämlich, wie Kinder zu thun pflegen, das Symbol für die Sache, das darſtellende Zeichen für die Kraft der Wirkung. Je mehr das Menſchengeſchlecht aus ſeiner Kindheit herauszugehen gezwungen wird, deſto mehr darf es die Hülſe wegwerfen, es muß aber am Kern haften. Freilich iſts nur eine **menſchliche** Unſterblichkeit, von der ich hier rede. Qua licet, aeternus es, könnte man mit dem Apollo, der ſeinen Liebling in eine Blume verwandelte, ſagen; aber auch dieſe Unſterblichkeit iſt der Menſchheit viel werth, ja die Grundlage ihrer ganzen Zuſammenordnung.

— quotiescunque repellit
ver hiemem, Piſcique Aries ſuccedit aquoſo
tu toties oreris, viridique in ceſpite vernas.

Aus dem Gebiet einer unſichtbaren Unſterblichkeit treten Sie zu Monumenten des ſichtbaren Verfalls menſchlicher Dinge und leſen ein paar Aufſätze über **Denkmale der Vorwelt.** Gerne möchte ich nach den Geſichtspunkten, die ich im erſten Stück angegeben, dieſe Ausſichten über mehrere Völker fort-

fortſetzen, weil bei jedem Volk ſich eigne Reſultate ergeben. Bei den Indiern ſehen Sie z. B., daß und warum eine ſchöne Götterlehre nicht ſogleich eine ſchöne Kunſt gewähre? und im folgenden Stück wird es ſich noch deutlicher zeigen, warum der Geſchmack Oſtaſiens ſo ſonderbar abweiche? Laſſen Sie ſich indeß durch dieſen Mangel das nicht verleiden, was jene Völker wirklich Gutes haben; leſen Sie alſo auch meine **Briefe über die Sakontala** und die Sammlung von **Gedanken einiger Bramanen** ohne Vorurtheil für oder wider. Wo Ihnen in dieſen der Geruch einer zu ſtarken Würze vorkommt, da denken Sie, er iſt von einer Indiſchen Pflanze.

Ueber

Ueber das letzte Stück **Tithon und Aurora** mag ich nichts ſagen. Es iſt das Reſultat vielſacher Lectur und Bemerkung, ſo daß, wenn ich jedem Satz ſeine hiſtoriſchen Beiſpiele hätte zufügen wollen, die Abhandlung gar leicht zu einem Buche gediehen wäre. Gnug, wenn Ihnen mein moraliſcher Blumengarten gefällt, wenn Sie in ihm hie und da Stärkung, Freude, Erholung finden.

Weimar,
den 7. April, 1792.

Herder.

Inhalt.

I. Blumen, aus morgenländiſchen Dichtern geſammlet. S. 1
II. Spruch und Bild, inſonderheit bey den Morgenländern. Einige rhapſodiſche Gedanken. 105
III. Ueber die menſchliche Unſterblichkeit. Eine Vorleſung. 147
IV. Ueber Denkmale der Vorwelt. Erſtes Stück. 185
V. Ueber Denkmale der Vorwelt. Zweites Stück. 221
VI. Ueber ein morgenländiſches Drama. Einige Briefe. 263
VII. Gedanken einiger Bramanen. 313
VIII. Tithon und Aurora. 343

1.

Blumen

aus morgenländiſchen Dichtern

geſammlet.

Erſtes Buch.

Lob der Gottheit.

Lob ſei dem Ewigen Gott! Ihm nahet, wer ihm gehorchet;
wer ihm danket, genießt zwiefach des Gebenden Huld;
Wie der Athem, der in uns zieht, das Leben erweitert,
wie der Athem, den wir wieder verathmen, erquickt.

* * *

Seinem Knechte, dem wärmenden Oſtwind' hat er geboten,
daß er des Hauſes Flur köſtlich belege zum Feſt
Mit ſmaragdnen Tapeten. Er hat der Wolke befohlen,
daß ſie mit Ammenbruſt Kräuter und Pflanzen erzieh',
Zartgebohrene Kinder. Zum neuen Jahre des Frühlings *)
bringt er den Bäumen ein Kleid, Zweigen den blumigen Hut.
Seine Rechte verwandelt den Saft des Schilfes in Zucker,
hebet den Dattelkern ſprießend zur Palme empor.

Wol-

---

*) Bei den Perſern fängt das neue Jahr mit dem Frühlinge an. Die Gewohnheit der morgenländiſchen Könige, ihren Dienern und Lieblingen als Hausgenoſſen Geſchenke und Kleider zu geben, iſt bekannt.

Wolken und Wind und Himmel und Mond und Sonne beeifern
ſich zum Dienſte für Dich; diene mit ihnen, o Menſch.

* * *

Die an der Pforte des Heiligthums anbeten und feiren,
ſprechen: „wir ehren Dich nicht, Höchſter, wie Dir es gebührt.„
Die des Erhabenen Glanz in ſeiner Schöne beſchreiben,
klagen, in Schrecken gehüllt: „Herr, wir erkennen Dich nicht.„
Fragete mich nun Einer nach Seinem Lobe; was ſoll ich,
ich Geiſtloſer von Ihm ſagen, der Zeichenlos iſt?
Liebende geben ſich hin zum Opfer ihres Geliebten,
und das Opfer verſtummt —

* * *

Niedergebeuget das Haupt, ſaß einſt ein Verehrer der Gottheit
tief in den Ocean ſeiner Betrachtung geſenkt;
Als er emporkam wieder vom tiefen Meer der Gedanken,
fragt' ihn traulich ein Freund: bringeſt du uns ein Geſchenk,
Aus dem Garten, in dem du geweſen? „Ich war in dem Garten,
ſprach er, wo glänzend umher Roſen, die volleſten, blühn.
Sehnend nahet' ich mich, mir Schoos und Buſen zu füllen,
meinen Freunden und Dir, Freund, zum erquickenden Gruß.
Aber betäubt und trunken vom Duft der himmliſchen Blumen,
ließ ich ſinken das Kleid, ſank mir die brechende Hand.

* * *

Die du die Liebe ſingſt, o Nachtigall, lerne die Liebe
von der Mücke, die ſich ſtumm in der Flamme verzehrt.

* * *

O Du, höher als jeder Gedank' und jegliche Meinung,
höher als jedes Bild, jegliche Rede von Dir,
Siehe, wir hörten und laſen, was je von den Vätern geſagt war,
ſprachen darüber lang'; aus iſt nun unſer Geſpräch,
Unſer Leben am Ziel und unſre Beſchreibung am Anfang.
Draußen der Pforte zu Dir ſtehen und ſtaunen wir noch.

Der Betende.

Knechte dienen um Lohn; ein Käufer handelt um Waare;
ſei im Gebet vor Gott weder ein Käufer, noch Knecht.
Lege das Haupt zum Boden und ſprich: Erzeige mir, Höchſter,
was dem Erbarmer gebührt, nicht was der Sünder verdient.

Der Spiegel im Dunkeln.

Wer aus Liebe zu Gott der Menſchheit Pflichten entſaget,
ſitzt im Finſtern und hält immer den Spiegel vor ſich.

Das Schweigen.

Lerne ſchweigen, o Freund. Dem Silber gleichet die Rede,
aber zu rechter Zeit Schweigen iſt lauteres Gold.

Die Rede des Weiſen.

Was nützet Ali's Schwert in ſeiner Scheide?
Was nützet Sadi's Zunge, wenn ſie ſchweigt?
Was iſt, o weiſer Mann, die Zung' im Munde?
Ein Schlüſſel iſt ſie zu des Kaufmanns Schatz.
Unaufgeſchloſſen kannſt du nimmer wiſſen,
Ob edle oder ſchlechte Stein' er hegt.
Vor weiſen Männern ſchweigen, iſt oft Tugend;
Oft iſt mit Reden ſich hervorthun, Noth.

Das wahre Lob.

Wer der Sterblichen weiß, was das Herz des Sterblichen einſchließt?
Wer als der Schreiber verſteht eine verſiegelte Schrift?
Schmähe mich alſo nicht mit falſchem Lobe von außen;
Lob, was ich ſelbſt mir gab, dieſes erfreuet mich nur.

Staub und Edelgeſtein.

Edel bleibet der Edelgeſtein, und läg' er im Staube;
flög' er gen Himmel empor, bleibet der Staub, was er iſt.

Das Aeuſſere und Innere.

Gab dem Zucker das äuſſere Rohr die liebliche Süße?
Oder war ſie des Rohrs innrer verborgener Saft?
Duftet der Balſam wohl, weil Dir ein Krämer es ſagte?
Oder erquicket er Dich ſelber in eigner Natur?
So der Weiſe. Der Plauderer gleicht der hallenden Trommel,
draußen ein fremdes Fell, drinnen ein leeres Gefäß.

Die Abkunft.

Rühme dich nicht des Stammes, von deſſen Natur Du nicht mehr biſt;
was von dem glänzenden Feuer ſtammet, wird Aſche genannt.

Vortheile der Schönheit.

Schönheit iſt eine göttliche Kraft; ſie raubet die Seelen,
zieht das Gemüth an ſich, daß es ſo willig ihr dient.
Schönheit iſt eine Salbe dem ſchwer verwundeten Herzen,
ſchließet das Innere auf; nichts iſt verſchloſſen vor ihr.

Wohin ein Schöner tritt; er wird mit Ehr'
und Gunſt empfangen, hätten ihn auch ſelbſt
die eignen Eltern von ſich weggebannt.

* * *

Eine Pfauenfeder lag zwiſchen Blättern des Korans,
Stolze, ſprach ich, zu hoch iſt dieſe Stelle für dich!

„Nicht!

„Nicht! antwortete ſie. Wohin die ſchöne Geſtalt kommt,
iſt ſie an ihrem Platz; jeder vergönnet ihn ihr.„

* * *

Ein ſchöner, artiger, folgſamer Jüngling,
wär' auch ſein Vater widrig und verſchmäht;
Er iſt wie eine Perle, die man gern
aus ihrer Muſchel zieht, und köſtlich ſchätzt.

Gefährliche Schönheit.

Schönheit iſt ein mißlich Geſchenk. Sie machet den Liebling
eitel, und wenn ſie entflieht, läßt ſie ihn traurig und leer.

Die

Die gute Geſellſchaft.

Im Bade reichete mir einſt
in meine Hand des Knaben Hand
ein Stückchen Erde voller Wohlgeruch.
„Biſt Du, ſprach ich, Ambra? biſt du Muſkus?
„Denn trunken entzündet ſich an Dir mein Herz.„

Ich bin, antwortet ſie, nur ſchlechte Erde;
doch war ich einge Zeit der Roſe nah,
und ihre ſüße Kraft ging in mich über;
Für mich bin ich nur Erde, was ich bin.

Lockmanns Weisheit.

Von den Thoren hab' ich, ſprach Lockmann, Weisheit gelernet;
was mir an ihnen mißfiel, hab' ich mir nimmer erlaubt.

Gabe der Vernunft.

Wem das Gehör der Vernunft verſagt iſt, kann er ihr folgen?
Wen fortziehet das Glück, wird er nicht folgen dem Glück?
Lieblingen Gottes allein wird Nacht zum helleſten Tage;
Keines Armes Gewalt ſchaffet die Helle ſich ſelbſt.

Der Weg zur Wiſſenſchaft.

Sag' o Weiſer, wodurch du zu ſolchem Wiſſen gelangteſt?
„Dadurch, daß ich mich nie andre zu fragen geſchämt.“

Der Edelſte.

Als Chatem-Tai, der Freigebige,
geprieſen ward, er ſei der Edelſte
der Menſchen, über ihn ſei keiner mehr!
ſprach er: „Der bin ich nicht. Als Ich einmal
vierzig Kameele meinen Gäſten gab,
fand auf dem Feld' ich einen armen Mann,
der Dorn und Diſteln ſammlete, dafür
ſich Mittagbrot zu kaufen. Unbekannt
ſprach ich ihn an: „Warum, Mühſeliger,
arbeiteſt du, und geheſt lieber nicht
zu Chatem-Tai's Haus, wo jeder jetzt
im Ueberfluße ſpeiſet?„ „Wer das Brot,
antwortet' er, ſich ſelbſt erwerben kann,
hat Chatem-Tai's Haus nicht nöthig.„ Der,
ihr Freunde, war ein Edlerer als ich.

Haus und Hof.

Kleider, die uns ein König verehrt, ſind herrliche Kleider;
aber ein eigen Gewand, auch ein geringeres, ziemt.
Köſtlich ſchmecken Gerichte bei Tafeln prächtiger Herren;
aber ein eigenes Mahl, ſicher und frölich, ernährt.

Unwürdiger Gewinn.

Schmecket die Speiſe dir ſüß, die Du durch Betteln erkauſt haſt?
Zieret das Kleid dich wohl, das dir die Schande gereicht?

Salz.

Nuſchirvan, der Gerechte, ſpeiſt' einmal
auf ſeiner Jagd in freiem Felde. Salz
gebrach ihm. Holet, ſprach er, Salz,
im nächſten Hauſe; doch bezahlt das Salz.
„Wie? ſagten ſeine Diener, großer König,
bekümmert dich die Kleinigkeit, das Salz?„
Aus ſolchen Kleinigkeiten, ſprach Nuſchirvan,
iſt aller Druck entſtanden, der die Welt drückt.„

Alles Uebel der Welt iſt aus dem Kleinſten entſproßen;
Klein war der Anfang ſtets jeder unedlen Gewalt.
Brach der König nur Einen Apfel vom Baume des Armen;
hieben die Knechte ſofort, nieder zur Wurzel, den Baum.

Eignete er fünf Eier ſich zu; ſie nahmen der Hennen
hundert. Der Thäter entwich; aber die Sitte verblieb.

Das Bleibende.

Gleich dem Winde verfliegt das Leben mit ſeinen Geſtalten,
Schmerz und Freude verrauſcht, Bittres und Süßes entflieht;
Aber das Unrecht bleibt, das der Unterdrücker verübte,
Unſere Quaalen entfliehn; ſeine begleiten ihn fort.

Der Heuchler.

Sage dem Heuchler: es iſt der Koran vom Himmel gekommen,
daß er die Menſchen erzieh', nicht um bemahlet zu ſeyn
Mit des Apoſtels Bilde. Der Prieſter ſonder Erkenntniß
gleicht dem niedrigen Fuß, ohne des Sehenden Haupt.
Löblicher iſt der Sünder, der reuig zum Boden die Stirn neigt,
als der Andächtige, der ſtolz in die Wolken ſie hebt.

Der Fromme und der Weiſe.

Werde vom Frommen ein Weiſer. Der Fromme rettet ſich ſelbſt nur;
aber der Weiſe hilft, wem und worinn er es kann.

Das Kleid des Geiſtlichen.

Wiſſe, mein Sohn, ein geiſtliches Kleid iſt das Kleid des Erbarmens
und der Geduld; ihm ziemt Zorn und Gehäſſigkeit nicht.
Kannſt du nicht Unrecht dulden, ſo lege das Prieſtergewand ab;
oder du lügeſt ihm, und es wird Schande für dich.
Würde das Weltmeer trübe von Einem geworfenen Steine?
Trübet ein Steinwurf dich, biſt du ein ſumpfiger Pfuhl.

Der Tapfere.

Der iſt der Tapfere nicht, der den zornigen Löwen hervorlockt;
Der iſts, der auch im Zorn gütig die Worte beherrſcht.

Der Papagai und Rabe.

Ein Papagei und Rabe fanden ſich
in Einem Vogelbauer eingeſperrt.
Der Papagei erſchrack vorm häßlichen
Geſellen, und ſprach voller Unmuth ſo:

„Welch eine widrige Geſtalt! Sein Blick,
und ſeine Art, wie ſie abſcheulich ſind!
O Rabe, wäre zwiſchen mir und dir
ein Raum von Orient zu Occident.

Wer dich am Morgen erblickt, dem wird die Schöne des Morgens
Nacht. Er beginnt mit dir einen unſeligen Tag.
Ein Unholder gehört nur mit Unholden zuſammen;
aber wo fändeſt Du irgend noch Einen, wie Dich?“

Und wie dem Papagei des Raben, war
dem Raben auch des Papagei Geſellſchaft.
Er ſtreicht die Klauen, klagt ſein Schickſal an,
und wünſchet ſich, in Würde zu ſpatziren
mit Seinesgleichen auf der Gartenmau'r.

„Gütiger Himmel, was hab' ich verübt, daß dieſem Unedlen,
dieſem Thoren du mich, Ihm zum Geſellen erkohrſt?
Wäre ſein Bild an der Mauer gemahlt; ich flöge von dannen,
wär' er im Paradies, flög' ich zur Höllen hinab.
Einem geiſtlichen Mann, dem Raben, o ſchändliche Strafe,
die ihn mit Papagei'n, Schwätzern und Buben geſellt!„

* * *

So fand ſich einſt ein ernſter Derwiſch im
Gelag der Luſtigen. Er ſaß betrübt
bei ihren Schwänken, bis ein Freier ſprach:

„Findeſt du dich beleidet von Uns? So beleideſt du uns auch: –
warum kommſt du hieher? da wir nicht kommen zu dir.
Hier biſt du, wie ein dürres Holz im Garten der Anmuth,
wo eine Blume ſich frölich der andern vermählt;
Biſt ein widriger Wind für unſre Segel, der Schnee bringt,
biſt ein unſchmelzbar Eis mitten in ſchmelzender Luſt.

Verſchwendete Mühe.

Und regneten die Wolken Lebensbäche;
Nie wird der Weidenbaum dir Datteln tragen.
Verſchwende nicht die Zeit mit ſchlechten Menſchen;
Gemeines Rohr wird nie dir Zucker geben.

Kannſt du ein gutes Schwert aus weichem Thone dir ſchmieden?
Aendert, von Menſchen gehegt, je ſich des Wolfes Natur?
Iſts nicht Einerlei Regen, der hier auf ſalzigem Boden
Diſtel und Dornen erzieht, Blumen den Gärten verleiht?
Alſo verſchwende du dir nicht Samen und köſtliche Wartung:
Böſes den Guten, und Guts Böſen erzeigen, iſt Eins.

Vergangenheit und Zukunft.

Glücklich, wer das Vergangene ſich vorſetzet zum Lehrbild,
Daß er der Zukunft nicht ſelber ein Warnender ſei.
Alſo ſcheuet der Vogel den Ort, wo Vögel berückt ſind;
Nimm Beiſpiele, damit du ſie nicht anderen giebſt.

Strenge gegen ſich ſelbſt.

Strenge gegen dich ſelbſt, beſchneide die üppige Reben zurück;
deſto fröhlicher wächſt ihnen die Traube dereinſt.

Zweites Buch.

[illegible]

Der Redner und Zuhörer.

Tadle den Redner nicht, für deſſen Rede das Ohr dir
fehlet; der Lehrer giebt Lehre, nicht Herz und Verſtand.
Bring' ihm ein weites Gemüth, ein großes Feld der Begier mit,
daß er mit Blumen und Frucht frölich beſäe das Feld.

Unwiſſenheit.

Unwiſſenheit iſt vor dem Tode Tod.
Lebendge Gräber ſind Unwiſſende;
Wer nicht durch Lehre ſeinen Geiſt erweckt,
weiß nichts von Auferſtehung aus dem Schlaf.

Scherz und Ernſt.

Sage dem Klugen ein Wort; er wirds zur Lehre ſich nehmen;
ſelbſt dein ſpielender Scherz wird ihm ein warnender Ernſt.
Lies dem Thoren dagegen auch tauſend Kapitel der Weisheit;
ſeinem unweiſen Ohr dünken ſie nichtiger Scherz.

Wiſſenſchaft für Andre.

Wer für Andre nur weiß, der trägt wie ein Blinder die Fackel,
leuchtet voran, und geht ſelber in ewiger Nacht.

Die Rüſtung.

Weisheit und Wiſſenſchaft ſind Waffen gegen das Laſter;
Du, ein gewaffneter Mann, willt ſein Gefangener ſeyn?
Irrt der Blinde, ſo zeigt mitleidig jeder den Weg ihm;
ſtürzet der Seher hinab, wird er von Allen verlacht.

Wiſſen ohne That.

Ohne die That iſt Wiſſen, wie ohne Honig die Biene:
ſage der Stolzen: „warum ſchwärmeſt du müßig und ſtichſt?„

Die Schlinge.

Eine Schlinge kenn' ich; ſie fängt den ſchnelleſten Vogel:
Eine Feſſel, ſie zwingt auch den gewaltigſten Mann.
Lieb' iſt dieſe Schlinge; das Haar der Geliebten, die Feſſel,
die uns Gedanken und Muth, Willen und Tugend beſtrickt.

Der Honig.

Der du nach Weisheit fliegſt, bewahre den Fuß und den Flügel
vor dem Honig der Luſt; oder du klebeſt daran.

Unglückliche Krankheit.

Unglückſeliger Kranker, der Honig und Zucker verlanget,
wenn ihm die Aloe nur Rettung und Hülfe verleiht!
Kann das Auge geneſen, das haftend am Auge des Andern
nach dem Pfeile verlangt, der es mit Schmerze durchbohrt.

Das Schwere.

Leichter iſt es der Seele, die ſchwerſten Schmerzen zu dulden,
als dem Auge, ſich ſelbſt ſeinem Geliebten entziehn.

Die Fahne und der Teppich.

Zu Bagdad im Pallaſte redet' einſt
Die Kriegesfahne ſo den Teppich an:
„Wir, Eines Herren Diener, Ich und Du,
wie anders gar iſt unſer Dienſt und Lohn!
Ich, matt von Zügen, und mit Staub bedeckt,
bin ohne Raſt und Ruh, auf Reiſen ſtets,
und allenthalben der Gefahr voran.
Du, fern von Wüſten, Staub, Gefahr und Müh,
von Schlachten fern und von Belagerung,
weilſt hier am Hofe unter Jünglingen
und Jungfraun, ſchöner als der ſchöne Mond,
von Salben duftend, mir an Herrlichkeit
und Ehre weit voran. Ich, in der Hand
der Diener, bin der rauhen Winde Spiel,
ſehr eingeſchnellt und dahin geſtellt. —„

Der weiche Teppich ſprach: dagegen hebſt
du auch dein ſtolzes Haupt zu Sternen auf;
ich liege hier zu meines Herren Fuß
und bin als Sklave nur geehrt und reich.
Wer Ehrſuchtvoll ſein Haupt erhebet, der
ſucht in der Höhe ſelbſt Gefahr und Sturz.“

Königes Dienſt.

Rühme dich nicht des Dienſtes, den du dem König' erzeigeſt,
Gnade hält er es dir, daß er zum Dienſt dich gebrauchet.

Könige und Weiſe

Weiſere Männer bedörfen minder der Könige Freundſchaft,
als der König des Raths weiſerer Männer bedarf.

Der taube König.

Stelleſt du taub dich, König? O zieh aus den Ohren die Wolle;
Uebe Gerechtigkeit; oder dein Richter erſcheint.
Alle des Adams Söhne ſind Glieder unter einander;
leidet ein Einiges Glied, jedes empfindet den Schmerz.
Biſt du allein nicht, der ihn empfindet, ſo nenn', o du Einzger,
dich nicht unſres Geſchlechts, nenne nicht König dich mehr.

Die zertretne Mücke.

Weißt du nicht, wie der Mücke dir unterm Fuße zu Muth ſei?
Eben wie dir, wenn dich ein Elephante zertritt.

Das Kameel und das Kind.

Hundert der Meilen folgt das Kameel dem leitenden Kinde,
daß es den Hals auch nicht gegen den Zügel erhebt.
Aber führet der Weg das Gebürg' hinunter zum Abgrund,
reißet den Zügel es kühn, ſich zu erretten, hinweg.
Löblich iſt es den Menſchen, dem leitenden Zaume zu folgen;
Aber zum Abgrund' hinab, wehe den Folgſamen dann!

Der mächtige Baum.

Ueber den Himmel erhebt der Baum wohlthätiger Milde
ſeinen Gipfel, und weit breitet die Wurzel er aus.
Willt du von ſeinen Zweigen dereinſt die Früchte genießen,
haue den Stamm nicht um, rücke die Milde nicht auf.

Stolz und Güte.

Süß iſt der koloquintene Trank, den Güte dir darreicht;
bitter der Zucker, den uns murrend der Stolze verehrt.

Frohe Milde.

Nicht leichtſinnig eröfne die Thür freigebiger Milde;
aber geöfnet ſchleuß nimmer mit Härte ſie zu.
Nicht zum ſalzigen Pfuhl, es eilt der durſtende Pilger,
Vogel und Ameiſ' eilt hin zum erquickenden Quell.

Gottes Lieblinge.

Wie du des Königes Huld durch ſeinen Liebling erlangeſt,
alſo des Ewigen Huld, wenn du die Menſchen erfreuſt.

Schonung des Namens.

Der große Alexander ward gefragt,
wie er ſo größ're Kön'ge übermocht?

„Durch Gottes Schickung, ſprach er; aber nie
beleidigte ich Einen Ueberwundnen,
daß ich von ſeinem König' übel ſprach.„

Groß zu achten iſt nicht, wer große Namen verkleinert;
Strafe, Befehl und Macht, Reichthum und Hoheit vergeht.
Aber der Name bleibet! Und willſt du, daß deiner geehrt ſei,
ſei der Verſtorbenen Ruhm dir auch im Namen geehrt.

Der Schmeichler.

Gegenwärtig bei dir iſt jeder Schmeichler dem Lamm gleich,
der abweſend dich ſelbſt gleich einem Wolfe zerreißt.
Traue dem Manne nie, der fremde Gebrechen dir aufdeckt;
wiſſe, daß eben ſo gern andern er Deine verräth.

Der Verläumder des Freundes.

Achteſt du werth den Stein, der deinen Spiegel zertrümmert?
Und ein verläumdender Feind machet den Freund dir verhaßt?

Feinde und Freunde.

Freund' und Feinde kommen von Gott; wie rinnende Bäche
hat er in ſeiner Hand ihrer Geſinnungen Lauf.
Trift dich ein böſer Pfeil; den Pfeil ſchnellt freilich der Bogen,
aber bemerke die Hand, welche den Bogen regiert.

Vorwürfe.

Gottes Strafen entgehn kannſt Du durch reuige Beßrung;
aber der Menſchen Schmach tilget auch Beſſerung nicht.
Dulde den Vorwurf ſtill, und danke Gott für die Wohlthat,
daß du dich beſſer fühlſt, als dich ein Sterblicher wähnt.

Gott

Gott und der Menſch.

Gott ſieht Fehler, und decket ſie zu; der menſchliche Nachbar
ſahe ſie nicht, und erzählt, was er nicht ſahe, der Welt.
Wüßten die Menſchen, o ewiger Gott, von Menſchen, was du weißt,
Niemand der Läſternden mehr hätte vor Läſternden Ruh.

Der gute Mann und der Sünder.

Gehet der gütige Mann dem Sünder vorüber; er gehet
ſchonend vorüber, und deckt ſeine Gebrechen nicht auf.
„Hab' ich gefehlet, warum willt Du auch, Heiliger, fehlen?
daß du mich ſtolz und kalt, wie ein Ungütiger, ſchmähſt.„

Die Lüge.

Im Unmuth hieß ein König Augenblicks
den Sklaven tödten, der ihm mißgefiel.
Beraubet aller Hoffnung, ſtieß verzweifelnd
der Arme Läſtrung aus. So greifet Der,
der nicht entfliehn kann, ſelbſt ins ſcharfe Schwert.

„Was ſpricht er?„ fragt der König. „Herr, er ſpricht:
(antwortet ein verſtändger Mann am Thron.)
Das Paradies iſt Derer, die den Zorn
bezähmen, und dem Sterblichen verzeihn!„

„So ſei ihm dann verziehen!„ ſprach der Fürſt.

„Nicht alſo!„ fiel ein Höfling ein.„ Monarchen
muß man die Wahrheit ſagen. Herr! er ſchalt!„

„Und hätt' er auch geſcholten! ſprach der König.
Die Lüge dieſes guten Mannes war
mir nützlicher, als deine Wahrheit. Sie
beſänftigte mein Herz; du bringſt es auf."

* * *

Des Menſchenfreundes Lüge in der Noth
Iſt edler, als des Menſchenhaſſers Wahrheit.

Der langſame Pfeil.

Drücke den Pfeil zu ſchnelle nicht ab, der nimmer zurückkehrt:
Glück zu rauben, iſt leicht; wiederzugeben, ſo ſchwer?

Wirkung des Zornes.

Mäßige deinen Zorn; es fallen die Funken des Zornes
Erſt auf dich; auf den Feind, wenn ſie ja treffen, zuletzt.

Gewalt und Güte.

Weiche Seide zerſchneidet das ſcharf-einhauende Schwert nicht;
Stärker als alle Gewalt iſt ein nachgebender Geiſt.
Güte bezwang die Welt. Mit ſanften freundlichen Worten
magſt du den Elephant leiten am Einzigen Haar.

Die Beleidigung.

Schmettre den Stein nicht gegen die Mauer; er prallet zurück dir;
oder es reißt ſich ein Fels los von der Mauer auf Dich.

Der Beleidigte.

Wen du beleidiget haſt, und hättſt Du ihm, zur Verſöhnung,
tauſend Gutes erzeigt, traue dem Manne nie ganz.
Zogſt du den Pfeil aus der Wunde, ſo bleibt doch lange der Schmerz nach;
und im tiefen Gemüth wohnet am tiefſten ein Groll.

Der Mürriſche.

Menſch von böſer Natur, du biſt in feindlichen Händen;
Wo du auch ſeyſt, du entgehſt deinem Gefängniſſe nicht,
Nicht den Klauen, die feſt dich halten. Und ſtiegſt du gen Himmel,
nimmſt du den quälenden Geiſt, nimmſt du die Hölle mit dir.

Der aufſteigende Seufzer.

Nicht vom Walde der brennt, ſteigt ſo zum Himmel der Rauch auf,
wie des gepreßten Manns Seufzer gen Himmel ſich hebt.

Die

Die Beſtimmung.

Thränen und Seufzer löſchen nicht aus die Tafel des Schickſals;
Bitten und Schmeicheleyn ändern kein Pünktchen auf ihr.
Kümmerte ſich der Engel, der über die Winde geſetzt iſt,
ob ſein brauſender Hauch irgend ein Lichtchen verweh'?

Das Roß und der Eſel.

Hurtiger Reuter, gedenke doch auch des leidenden Laſtthiers,
das, mit Dornen bedeckt, ächzend im Pfuhle verdirbt.

Zufriedenheit.

Willſt du dir Hoheit wünſchen; du kannſt nichts
höheres finden,
als der Zufriedenheit unüberwindliche
Macht.
Habe der Reiche Gold; die Geduld des Armen
iſt mehr werth,
als ſein goldener Schatz, welchen die Sorge
bewacht.
Theile Biram *) den Armen das größte Wild
zum Geſchenk aus;
wieget der Halm doch mehr, welchen die
Ameiſe bringt.

---

*) Ein großer Jäger Orients.

Drittes Buch.

Morgengeſang der Nachtigall.

Weißt du, was die Nachtigall ſingt? An jeglichem Morgen
ſingt ſie: „wer biſt du, Menſch, daß dich die Liebe nicht weckt?
Siehe, das Lüſtchen weht, es ſäuſeln die Blätter der Bäume;
Jegliche Blume fühlt neu ſich geſtärket und jung.
Jegliches Blatt der Roſe wird Zunge, den Schöpfer zu preiſen,
Zunge wird jegliches Laub; und du verſtummeſt, o Menſch?„

Die heitere Stirn.

Suchſt du Hülfe des Freundes, ſo ſuche mit heiterm Geſicht ſie;
leichter gedeihet ein Wort unter der fröhlichen Stirn.
Mußt du des Herzens Kummer auf Erden Einem vertrauen,
gehe zum heitern, er iſt auch der barmherzige Mann.

Der Verſtoßene.

Allenthalben irret umher, wen Gott von der Thür ſtößt;
Wem er ſie öfnet, den nimmt jeder mit Gütigkeit auf.

Die eigene Weiſe.

Jeglichem dünkt ſein Witz und ſeine Weiſe die beſte,
wie ſein eigenes Kind Jedem am ſchönſten gefällt.
Wäre Verſtand und Geiſt von unſrer Erde verſchwunden;
glaubete Jeglicher doch: „Meinen behielt ich zurück.„

Vernunft und Sprache.

Reden erhöhet der Menſchen Geſchlecht hoch über die Thiere;
Sprichſt du ohne Vernunft, ſtehet das Thier dir voran.

Kunſt und Glück.

Nicht durch Streben allein erlangt man Ehren und Reichthum;
Mehr als alle Gewalt fördert ein günſtiges Glück.
Hingen hundert der Künſte dir auch an jeglichem Hauptħaar;
alle hangen umſonſt, kränzet das Schickſal ſie nicht.

Wiſſenſchaft ohne Anwendung.

Wer ſich um Weisheit müht, und nicht anwendet die Weisheit,
gleicht dem Manne, der pflügt, aber zu ſäen vergißt.

Der Lechzende.

Dem Lechzenden, der in den Wüſten irrt,
was hilft ihm Edelſtein und Perle? Nur
Ein Tropfe Waſſers, ihn erquickend, wär'
ihm mehr als alle Perlen Orients.

„Wollte der Himmel mir, noch eh ich ſterbe, nur Eine
Bitte gewähren: (ſo ſprach ächzend ein Durſtiger einſt.)
„Einen rinnenden Strom, der bis an die Knie mir reichte,
daß ich mit Freuden in ihm füllte den trockenen Schlauch.„

Er ſahe nicht den Strom; und als man ihn,
verſchmachtet in der Wüſte liegen fand,

lag

lag vieles Gold vor ihm, und dieſe Schrift:
„Was half dem Tſaſer Edelſtein und Gold?
Verſchmachtet liegt er hier —

Leben und Gut.

Güter ſind uns gegeben, des Lebens Laſt zu erleichtern;
Nicht das Leben, um uns ſchwer zu beladen mit Gut.
Glücklich iſt, wer genießet und ſä't; wer ſtirbt und zurückläßt,
hieß ein reicher, und war nur ein unglücklicher Mann.

Der Handelsmann.

Ein Kaufmann, der zweihundert laſtbare
Kameel' und Knechte, Diener ohne Zahl,
und zahllos Gut beſaß, nahm einſt mich in
ſein Haus und ſprach die ganze Nacht hindurch:

„Hier hab' ich einen Kaufbrief auf ſo viel
Beſitz; hier eine Handſchrift auf ſo viel
an Geld, mit guter Bürgſchaft. Dieſer iſt
mein Handelsfreund in der Türkei; ich denk'
nach Alexandrien anjetzt zu gehn.
Die Luft iſt da geſund; nur fürcht' ich mich
vorm Meer bei Magrib. Immer aber muß,
eh ich zur Ruhe mich begeben kann,
ich doch noch Eine Reiſe thun.„

„Wohin?„
ſprach ich.

„Ich führe Parthiſchen
Schwefel zum Indus: denn da gilt er viel.
Sineſiſche Geſchirre bring' ich dann
zurück nach Griechenland; und Seidenzeug
von da nach Indien. Aus Indien
Stahl nach Aleppo; aus Aleppo Spiegel
nach Yemen in Arabien; von da
Kamlot nach Perſien und andres mehr. — —
Dann geb' ich meinen ſchweren Handel auf
und ſetze mich in Ruh. Nun, Sadi, ſage
auch du mir, was du Guts gehöret haſt.

„Ich hörte, ſprach ich, auf dem Felde Gur,
als einer Karawane Führer vom
Kameele fiel und todt am Boden lag,
Jemanden ſagen: „eines Menſchen Auge,
die enge Höle, füllt nur Zweierlei:
Genügſamkeit, und wo nicht die, das Grab.„

Das

Das Unerſättliche.

Weißt du was nie zu erſättigen iſt? Das Auge der Habſucht;
  Alle Güter der Welt füllen die Höle nicht aus.

Falſcher und wahrer Werth.

Ein verſtändig-nützlicher Mann iſt die güldene Münze;
  wo ſie erſcheinet, kennt Jeder der Köſtlichen Werth.
Stand und Geburt dagegen, ſie ſind geprägetes Leder;
  über der Grenze hinaus gelten ſie das, was ſie ſind.

Der Reiche und Arme.

Siehe den ſtolzen Reichen, den übergüldeten Erdklos;
Siehe das gute Gold, ſchmählich mit Staube bedeckt.
Und doch wundre dich nicht. Einſt ſtand in dürftigen Kleidern
Moſes; es prangte vor ihm Pharao's goldener Bart. *)

Das Gold.

Leichter gewinneſt du Gold tief aus dem Schooſſe der Erde,
als vom Reichen; er läßt eher die Seele von ſich.

---

*) Die Morgenländer erzählen viel von dieſem prächtigen mit Gold und Edelgeſteinen durchflochtenen Königsbarte, der jedermann Entſetzen eingeflößt haben ſoll.

Mäßigkeit.

Liebte der Arme den Fleiß und die Mäßigung: wäre der Reiche
billig; die Erde säh keinen Bedrängeten mehr.
O Mäßigkeit, Du, ohne die kein Reichthum
auf Erden iſt, o mache Du mich reich.
Der Winkel der Geduld war Lockmanns Winkel;
denn nie wird Weisheit ohne durch Geduld.

Wünſche.

Hätte die Katze Flügel, kein Sperling wär' in der Luft mehr.
Hätte, was Jeder wünſcht, Jeder; wer hätte noch Was?

Lied eines Wanderers

Trägt ein Kameel mich nicht; ſo trag' ich auch nicht wie ein Laſtthier;
Glücklich bin ich; ich bin weder ein König, noch Knecht.
Weiß vom Kummer der Noth, weiß nichts von Sorge des Reichthums,
athme den Athem frei, lebe mein Leben mir ſelbſt.

Die Dornen am Wege.

Viel ſind Dornen am Lebenswege; doch keine der Dornen
ritze von Deiner Hand Eines Mitwanderers Herz.

Der König und der Bettler.

„Dann iſt am wohlſten mir, ſo ſprach ein praſſender König,
wann mich auf Erden nichts, Gutes und Böſes nicht kränkt.„
Mächtiger, ſprach ein Bettler, der nackt lag unter dem Fenſter,
Iſt dies Königes Glück, bin ich ſo glücklich wie du.

Joſeph.

Als der Hunger Aegypten drückte, ſpeiſete Joſeph
Wenig, und wußte ſtets, wie es dem Hungrigen ſei.

Gebrauch der Güter.

Aloëholz, das der Kaſten verſchließt, iſt jeglichem Holz gleich;
auf die Kohle gelegt, athmet es ſüßen Geruch.
Reicher, gebrauche das Gut, das zum Gebrauche dir Gott gab;
Wer nicht ſäet, dem wächſt nimmer ein fröhlicher Halm.

Die lieblichſte Traube.

Willſt du wiſſen, o Mann, wem deine ſüßeſte Traube
wohl am ſüßeſten ſchmeckt? Sende dem Lechzenden ſie.

Das offne Auge des Todten.

Ein König ſah im Traum einſt ſeiner
alten
Vorfahren Einen, der vor hundert Jahren
regieret hatte. Aſche war ſein Leib;
doch ſeine Augen, offen in dem Sarge,
ſie blickten hell umher. — Er fragt die
Weiſen,
was das bedeute? Und ein Frommer
ſprach:
„Mit offnen Augen ſiehet er ſein Reich
in fremden Händen, ohne Raſt und Ruh.

O wie viele, wie hochberühmte decket die Erde;
Und ſie verließen auf ihr keine wohlthätige
Spur!
Aber **Nuſchirwan** lebt, noch unvergeſſen im
Tode,
Er, der gerechte Fürſt, Er, der gutthätige
Mann.

Folge Nuſchirwan Du, und gewinne das Leben zum Wohlthun,
ehe die Stimme ruft: „nun iſt auch Dieſer nicht mehr.„

Umſchrift der Krone des Königes Koſru.

Was ſind viele Jahre? was iſt das längeſte Leben?
Sterbliche gehen ſtets über Geſtorbenen hin.
Dieſe Krone, ſie trugen vor uns ſo viele Monarchen,
Auf wie viele nach uns gehet ſie künftig hinab!

Die Nutzloſe Misgunſt.

Niedrige Seelen wünſchen dem Glücklichen Jammer und Unglück,
ſchauen die Sonne mit Gram, die dem Zufriedenen lacht.
Doch wenn Eulen und Fledermäuſ' am Mittag' erblinden
und verwünſchen das Licht; dunkelt die Sonne darum?

Feindes Rath.

Frage den Feind um Rath; doch nicht um dem Rathe zu folgen:
Zeigt er zur Linken dir, gehe zur Rechten den Weg.

Der Lehrer und Schüler.

Lehre den Schüler, o Freund, nicht jede der Künſte, die du kannſt;
Eine behalte dir vor, würde der Schüler dein Feind.
Mancher lernte die Kunſt des Bogens; ſie zu beweiſen
nahm er den Lehrer zuerſt, nahm ihn vor allen zum Ziel.

Verſtand und Gemüth.

Mannes Verſtand zeigt oft auch Eine flüchtige Stunde;
Mannes Gemüth bewähret oft mit den Jahren ſich erſt.

Der Zufall.

Ein ſeltnes Glück macht keine Regel. Einſt
gefiel dem Perſerkönig ſeinen Ring,
den ſchönſten Edelſtein, auf einer Kugel
zum Preiſe Dem zu ſetzen, der ihn traf.
Es ſchoßen alle Kunſterfahrenſte;
und keiner traf den Ring. Ein Knabe traf ihn,
der unerfahren und von ungefähr
vom Dache ſchoß. Das Glück gab ihm den Preis.

Schnell warf er Pfeil und Bogen hin ins Feu'r;
„Daß, ſprach er, ungekränkt mein Ruhm mir bleibe,
ſoll dieſer erſte Schuß mein letzter ſeyn.„.

Langſames Glück.

Langſam-kommendes Glück pflegt auch am längſten zu weilen;
Schnelle Vortreflichkeit ſtehet am eheſten ſtill.
Vögel, entſchlüpfend dem Ei, ſind was ſie ſollen von Anfang;
Langſam wächſet der Menſch, aber zum Herrſcher der Welt.

Freundſchaft der Könige.

Traue des Königes Huld, wie der hellen Stimme des Knaben:
Jene zerſtöret ein Wahn, dieſe verändert ein Traum.

Gelegenheit.

„Wärſt du mit einer Schönen ſtill allein;
verſchloſſen ſind die Thüren; alles ſchläft,
und deine Luſt erwacht. Die Dattel, ſagt
der Araber, iſt reif, und niemand iſt,
der ſie zu brechen wehrt; wie? bliebe dann
noch dein Gewiſſen unbefleckt und rein?„
So fragte man einſt einen frommen Mann.

„Und blieb' es, ſprach er, rein; entging' ich auch
der böſen That; Nachreden und Verdacht
wär' ich doch nicht entgangen. Alſo flieh
die That nicht nur; flieh die Gelegenheit.„

Anfang des Uebels.

Das junge Bäumchen, eh es Wurzel ſchlägt,
Entnimmſt du ſeinem Ort mit leichter Hand;
Gewurzelt wird es kaum ein ſtark Geſpann
Mühſam entreißen ſeinem veſten Platz.

Dieſe Quelle bedecket ein Krug; doch laß ſie ein Strom ſeyn,
Watet der Elephant ſelber mit Mühe durch ſie.

Das Flüchtige.

Geld in des Armen Hand, und Geduld in des Liebenden Seele,
Und das Waſſer im Sieb' eilet und fliehet davon.

Alte Bekanntſchaft.

In einem Blumenkruge hatt' ein Kraut
den Roſenbuſch umſchlungen. „Wie dann? ſprach ich,
kommſt du hieher?„ „O laß mich, ſprach das Kraut,
Ich bin der Roſe Miterzogene
vom Garten her; und alte Freundſchaft pflegt
nach Treue man zu ſchätzen, nicht nach Werth.„

Viertes Buch.

Der Trauerbote.

Sei kein Trauerbote. Die liebliche Nachtigall ſinget
fröhlichen Frühling, und läßt Eulen den Leichengeſang.

Der Geſang der Nachtigall.

Höre, die Nachtigall ſingt: der Frühling iſt wieder gekommen!
Wiedergekommen der Frühling, und deckt in jeglichem Garten
Wohlluſtſitze, beſtreut mit den ſilbernen Blüthen der Mandel.
Jetzt ſei fröhlich und froh; er entflieht, der blühende Frühling.

Gärten und Auen ſchmücken ſich neu zum Feſte der Freude;
Blumige Lauben wölben ſich hold zur Hütte der Freundſchaft.
Wer weiß, ob er noch lebt, ſo lange die Laube nur blühet?
Jetzt ſei fröhlich und froh; er entflieht der blühende Frühling.

Glänzend im Schimmer Aurorens erſcheint die bräutliche Roſe;
Tulpen blühen um ſie, wie Dienerinnen der Fürſtin:
Auf der Lilie Haupt wird Thau zum himmliſchen Glanze;
Jetzt ſei fröhlich und froh; er entflieht der blühende Frühling.

Wie die Wange der Schönen, ſo blühen Liljen und Roſen;
Farbige Tropfen hangen daran wie Edelgeſteine.
Täuſche dich nicht; auch hoffe von keiner ewige Reize.
Jetzt ſei fröhlich und froh; er entflieht der blühende Frühling.

Tulpen und Roſen und Anemonen, es hat ſie der Sonne
Strahl mit Liebe geritzt, Blumreich mit Liebe gefärbet;
Du, wie ein weiſer Mann, genieſſe mit Freunden den Tag heut,
Und ſei fröhlich und froh; er entflieht, der blühende Frühling.

Denke der traurigen Zeit, da alle Blumen erkrankten,
Da der Roſe das welkende Haupt zum Buſen hinabſank;
Jetzo beblümt ſich der Fels; es grünen Hügel und Berge.
Jetzt ſei fröhlich und froh; er entflieht, der blühende Frühling.

Nieder vom Himmel thauen am Morgen glänzende Perlen;
Balſam athmet die Luft; der niederſinkende Thau wird,
Eh er die Roſe berührt, zum duftigen Waſſer der Roſe.
Jetzt ſei fröhlich und froh; er entflieht, der blühende Frühling.

Herbſtwind war, ein Tyrann, in den Garten der Freude gekommen;
Aber der König der Welt iſt wieder erſchienen, und herrſchet,
Und ſein Mundſchenk beut den erquickenden Becher der Luſt uns.
Jetzt ſei fröhlich und froh; er entflieht der blühende Frühling.

Hier im reizenden Thal, hier unter blühenden Schönen
Sang, eine Nachtigall, ich der Roſe. Roſe der Freude,
Biſt du verblühet einſt, ſo verſtummt die Stimme des Dichters.
Drum ſei fröhlich und froh; er entflieht, der blühende Frühling.

Anmuth des Geſanges.

Süßer Geſang, er hält die rollenden Wellen im Lauf auf:
feſſelt der Vögel Flug, zähmet der Thiere Gewalt.
Süßer Geſang, er fängt das Gemüth der Menſchen. Sie haben
gerne den Mann um ſich, der ihre Sinnen erquickt.

Verlohren lauſcht das Ohr dem ſüßen Ton:
„Wer iſt es, der zwo Saiten ihm entlockt?“
Er labet, wie der Wein beim Abendroth,
und Ohr und Seele ſchlürfen ſanft ihn ein.

Mehr als die Schönheit ſelbſt bezaubert die liebliche Stimme;
Jene zieret den Leib; ſie iſt der Seele Gewalt.

Macht des Geſanges.

Felſen hallen zurück den Geſang der Flöte des Hirten,
Horchend des Führers Ton hüpfet das wilde Kameel.
Tulpen entſchließen ſich, es entknoſpt die Roſe dem Dornbuſch,
wenn ſie der Nachtigall zärtliche Stimme vernimmt.
Härter als Dorn und Fels, und wilder als wilde Kameele,
wäre des Menſchen Gemüth, das der Geſang nicht rührt.

Die Liebe.

Sei gegrüßet, o Liebe, die uns ſo lieblich entzündet,
Alle Verlangen uns ſtillt, alle Gebrechen uns heilt,
Unſer Plato und unſer Galen. Der Sterblichen Zuflucht
und Erquickung, ihr Arzt, ſelber auch ihnen Arznei.
Himmel erblicket um ſich das Auge, das Liebe belebet,
Hüpfen ſieht es umher Hügel und Berge für Luſt.
Könnt' ich berühren anjetzt die Lippe meiner Geliebten,
Kläng' ich, ein Saitenſpiel, hellen und fröhlichen Klang.
Aber entfernt von ihr, und hätt' ich tauſend der Stimmen,
Jede ſchweiget in mir; Zung' und Gedanke verſtummt.

Iſt

Iſt die Roſe verblüht, iſt ihre Schöne vorüber,
Hörſt du der Nachtigall lockende Stimme nicht mehr.

Die laute Klage.

Turteltaube, du klageſt ſo laut und raubeſt dem Armen
ſeinen einzigen Troſt, ſüßen vergeſſenden Schlaf.
Turteltaub', ich jammre wie du, und berge den Jammer
ins verwundete Herz, in die verſchloßene Bruſt.
Ach die hartvertheilende Liebe! Sie gab dir die laute
Jammerklage zum Troſt, mir den verſtummenden Gram.

Die Blume des Paradieſes.

Bringſt du den lieblichen Hauch von meiner Geliebten, o Zephyr?
Mir ein ſüßes Geſchenk; ſage, wer gab es dir? Sprich!
Hüte dich, Räuber, entwend' ihr nichts. Was haſt du mit ihrem
aufgelöſeten Haar, was mit der Locke dein Spiel?
Schöne Roſe, was biſt du zu ihr? Du blüheſt in Dornen,
Sie iſt der Freuden Kelch, ferne von Dornen und Weh.
Duftende Knoſpe, was biſt du zu ihrer Lippe? Du welkeſt
morgen; es blüht ihr Kuß ewig in roſigem Thau.
O Narciſſe, was biſt du zu ihrem trunkenen Auge?
Du verſchmachteſt, und ſie blicket den Himmel umher.

O Cypreſſe, was biſt du zu ihrem geſchlankigen Wuchſe?
Strebet in Edens Hain zarter ein Bäumchen empor?
O Verſtand und o Liebe, was wähltet ihr, könntet ihr wählen?
einzig wähltet ihr ſie, einzig und ewig nur ſie.

Die Perle.

Hin iſt unſre Roſami, die edle Perle. Der Himmel
ſchuf ſie aus reineſtem Thau, ſchuf ſie zur Perle der Welt.
Stille glänzete ſie, doch unerkannt von den Menſchen;
Darum leget ſie Gott ſanft in die Muſchel zurück.

Die Labende.

Als ich in meiner Jugend einmal, (noch wohnet das Bild mir
in der Seele,) von Durſt und von der Hitze gedrückt,
Lechzend im Schatten ſaß, und meine Leiden erwägte;
Da ging eine Geſtalt, gegen mir über, hervor,
Wie in der dunkeln Nacht die Morgenröthe. Sie reichte
freundlich dem Lechzenden ſüßen, erquickenden Trank.
War er mit Roſen gemiſcht, wie? oder trof von den Wangen
Ihr die Roſe, die mir jede Erinnerung nahm
Meiner vergangenen Leiden? O, ſprach ich, ſeliges Auge,
das ſolch eine Geſtalt jeglichen Morgen erblickt.

Wärſt

Wärſt du von Weine berauſcht, du wirſt nach Stunden erwachen;
Trunken von dieſem Trank ſchlummerſt du ewigen Schlaf.

Der Abſchied.

Bitter und ſüß iſt der Abſchiedkuß an der Lippe des Freundes,
Süß mit der Gegenwart, bitter mit Trennung gemiſcht.
Alſo röthet der Apfel ſich hier am Strale der Sonne;
weggewendet von ihr, blaſſet und trauret er dort.
Mitten im letzten Kuſſe den Athem ſanft zu verhauchen,
wäre der Liebenden Wunſch, wäre der Scheidenden Troſt.

Das

Das Unerſetzliche.

An nichts Geliebtes mußt du dein Gemüth
alſo verpfänden, daß dich ſein Verluſt
untröſtbar machte.

Innig liebt' ich einſt
in jungen Jahren einen ſchönen Freund.
Sein Antlitz war mir wie das Heiligthum,
zu dem man im Gebet ſich wendet.
Süß
war ſein Geſpräch; und ſeine Freundſchaft ſchien
mir meines Lebens köſtlichſter Gewinn.

Unter den Engeln vielleicht, nicht unter den Menſchen iſt Einer,
Einer an Treue wie Er, Einer an Sitten wie Er!

Er

Er ſtarb. Da lag ich Tag' und Nächte lang
Auf ſeinem Grabe, ſeufzete und ſprach:

„An dem Tage, da Dir des Schickſals Dorn in die Ferſe
ſtach, o wäre mir auch niedergeſchmettert mein Haupt!
Daß mein Auge die Welt, die meinen Geliebten entbehret,
Nicht mehr ſähe, daß ich unter der Erde mit Dir
läge, wie jetzo weinend auf deinem Grabe mein Haupt liegt.
O des unglücklichen Manns! denk' ich der ſeligen Zeit,
Da, auf Roſen gebettet, mir kam der Schlummer: die Roſen
ſind verblühet; ſein Grab iſt mir mit Dornen bedeckt.„

Nun ſchloß ich zu mein Herz, und hielt es Untreu,
nach Ihm mir einen Freund zu wählen: denn
wer unter allen Menſchen wär' ihm gleich.

* * *

Freilich winket das hohe Meer mit reichem Gewinn dir;
aber die Welle des Sturms droht mit dem Tode dir auch.
Mit der Roſe zu leben, iſt ſüß; doch ſtachliche Dornen
ſtehen umher, und Sie welket im ſchönſten Genuß.
Geſtern ging ich einher wie ein Pfau im Garten der Freundſchaft;
heute wind' ich mich ein, wie ein gekrümmeter Wurm.

Der geſellige Schmerz.

Turteltauben im Haine zu Irak, girrende Tauben,
wen betrauret ihr? wen rufet dies ſehnende Ach?
Uns ſind auch die Herzen verwundet, und unſere Augen
weinen; es nahm uns Gott unſre Geliebten dahin.
Täubchen, klaget mit uns; wir wollen mit euch auch klagen;
Süß iſts, werden im Schmerz Einer dem anderen Troſt.

Das Grab.

„Geh zum Grabe der Freundin, ſo ſprachen meine Geſpielen,
„Weine daran, vielleicht findeſt am Grabe du Troſt.„
Laßt mich, ſprach ich zu ihnen, o ihr unſelige Tröſter,
Hier nur in meiner Bruſt hat ſie ihr einziges Grab.

Das Leben der Menſchen.

Süß iſt das Leben, doch ach, das Leben währet nicht ewig;
Wenige Tage, ſo iſts wie ein Gedanke dahin.
Immer wanket die bittere Fichte des menſchlichen Hieſeyns;
glaub' es, und immer trägt Blüthe der Jugend ſie nicht.
Schön iſt die Roſe, ſie duftet mit zart-entknoſpetem Kelche
lieblich; jedoch du weißt, daß ſie in kurzem verblüht.
Alſo auch Du, im zärtlichen Schooße der Mutter Erzogner,
Traue der Mutter Natur ſanften Verzärtelung nicht.
Geh nicht ſicher dahin, wie das Lamm mit hangendem Haupte
Sorglos weidet; es ſind Heere der Wölfe dir nah.

Braucht es, des Weiſen Ohr zu betäuben mit langer Erinnrung?
Wer dann kennet ſie nicht, Wechſel und Fluthen der Welt?
Athme der Frühlingswind; wo irgend auf Erden er wehe,
treibet der Herbſtwind ihn ſtürmend und ſchleunig hinweg.
Hätteſt du alle Reiche der Welt, mit alle den Reichen
kaufteſt nimmer du dir Einen zu lebenden Tag.
Alſo hefte das Herz, Freund Pilger, nicht an die Herberg';
bauet der Reiſende ſich mitten im Reiſen ein Haus?
Haſcheſt du nach Begierden hienieden; o glaube, Geliebter,
nieden iſt nicht der Ort, der die Begierde vergnügt.

Wer Gott liebet, der achtet die Welt nicht über Verdienſt hoch;
denn er weiß es, ſie giebt keinen geſicherten Tritt.
Thue du, was dir gebührt. Vor Allem zähme die Zunge;
glaub' es, auf Erden giebts keinen verderblichern Feind.
Pflege der Wiſſenſchaft; kein Pfad iſt ſichrer dem Menſchen,
als den lange der Fuß weiſerer Menſchen betrat.
Hebe die Hände zum Thron, den Alle betend umringen,
Nichts iſt dem reinen Gemüth ſüßer, als beten zu Gott.
Meide den Schmerz, je Einen der Freunde gekränket zu haben,
Aber vor allen den Freund, welchem kein Anderer gleicht.

* * *

Sadi, du haſt die Welt mit dem Schwert der Rede gewonnen,
Danke; du thatſt es nur zu des Unendlichen Ruhm.
Deiner Geſänge Ruf hat alle Länder erfüllet,
Schnell wie der Tygris ſtrömt, mächtig und ſtürzend wie Er.
Aber nicht Jeder, o Freund, erobert im Sturm, was er wünſchte;
Glück und Gedeihen, es wird ſelten in Kämpfen erlangt.

Troſt des Lebens.

Im Ungemach verzage nicht den Tag zu ſehn,
Der Freude dir für Sorgen bringt, und Luſt für Gram.
Wie oft begann ein giftger Wind, und ſchnell darauf
Erfüllete der lieblichſte Geruch die Luft.
Oft drohte dir ein ſchwarz Gewölk; und ward verweht,
Eh es den Sturm ausſchüttete aus dunkelm Schoos.
Wie mancher Rauch, der ſich erhob, war Feuer nicht!
Sei alſo ſtets, im Unfall auch, voll guten Muths.
Die Zeit bringt Wunder an den Tag; unzählbar ſind
die Güter, die du hoffen kannſt, vom großen Gott.

Dank des Sterbenden.

Unter des Tygers Zahn hört' ich den Leidenden beten:
„Dank dir, Höchſter, im Schmerz ſterb' ich, doch nicht in der Schuld.„

Müh' und Belohnung.

Willt du den Honig koſten, und Bienenſtiche nicht ausſtehn?
Wünſcheſt Kränze des Siegs, ohne Gefahren der Schlacht?
Wird der Taucher die Perle vom Meeresgrunde gewinnen,
wenn er, den Krokodill ſcheuend, am Ufer verzieht?
Alſo wage! Was Gott dir beſchied, wird niemand dir rauben;
Doch er beſchied es Dir, Dir dem beherzten Mann.

Reichthum und Tugend.

Warum wird vor der Rechten die Linke mit Ringen gezieret?
Weil ſich die Rechte mit Kraft und der Behendigkeit ziert.
Der die Schickſale theilte, der ſonderte Tugend und Reichthum.
Wem er das Eine verlieh, wollt' er nicht Alles verleihn.

Die Cypreſſe und der Palmbaum.

Schau die hohe Cypreſſe; ſie trägt nicht goldene Früchte,
Aber ſie ſiehet dafür immer in fröhlichem Grün.
Kannſt du, ſo ſei ein nährender Palmbaum; kannſt du es nicht ſeyn,
ſei ein Cypreſſenbaum, ruhig, erhaben und frei.

II.

Spruch und Bild,

inſonderheit
bei den
Morgenländern.

Einige rhapſodiſche Gedanken.

Gewöhnlich hält man nichts von geringerem Werth, als **Sprüche**; wie bald, denkt man, iſt ein Spruch geſagt! wie bald eine ſogenannte Weisheitlehre vorgetragen! Man verlegt ſie alſo in die Kindheit des menſchlichen Geſchlechts; man läßt ſie höchſtens als erſten Unterricht, als eine Verſtandes- und Sprachübung gelten.

Vieles hievon iſt wahr; und die Zeit iſt allerdings längſt vorüber, in der man durch räthſelhafte oder ſcharfſinnige Sprüche, den Ruhm eines **Salomo**, oder des achten Weiſen Griechenlandes erlangen könnte. Indeſſen hatte auch in den älteſten Zeiten die Sache eine andre Beſchaffenheit, und es laſſen ſich Gründe anführen, warum inſonderheit die Morgenländer ſo viel auf dieſe Spruchweisheit hielten.

Ein Spruch nämlich ſetzt Weisheit, Weisheit ſetzt Erfahrung voraus; und ich wüßte kaum, was das menſchliche Leben dem Verſtande für eine beſſere Ausbeute liefern könnte, als eben dieſe aus Erfahrung gebildete, in eine anziehende Form gekleidete Weisheit. Wenn dieſe nun ein Spruch heißt: ſo ſind Sprüche gleichſam das ganze Reſultat des beobachtenden menſchlichen Verſtandes; nur man muß Verſtand haben, ihren Verſtand zu faſſen, und Gefühl haben, die Schönheit ihres Ausdrucks zu fühlen.

Glaube doch niemand, daß an jedem Gegenſtande Jeder daſſelbe ſehe und wahrnehme; ſonſt würde es keine verſchiedene Meinungen in der Welt geben. Glaube niemand, daß jede verwickelte Aufgabe im menſchlichen Leben Jeder auf gleiche Weiſe ſich auflöſe oder vielleicht nur irgend aufzulöſen, die Beſonnenheit und geläufige Uebung habe: denn wäre dies, ſo würde es keine

Blödſinnige, keine Sklaven der Gewohnheit, keine Gedankenloſe Nachſprecher geben. Jemehr man die Menſchen in ihrer Gedanken- und Handlungsweiſe verfolget, deſto mehr wird man inne, wie wenige unter ihnen ſelbſt denken, und wie ſchwer es auch dieſen Wenigen werde, immer zu denken. Man rechnet ſo gern mit Ziffern; man bringt ſo gern den Traum einer Wahrnehmung unter die Formel einer **allgemeinen Lehre**, einer entweder von uns oder von andern gemachten Beobachtung, wodurch denn mit der leichteſten Mühe der rohen Materie gleichſam Geſtalt und Form wird. Die hellſehenden Geiſter, die ſolche **Geſtalten der Beobachtung** erſchufen und auch der Sprache in glücklichen Formen einprägten; ſie waren, in welcher Zeit und unter welchem Volk ſie lebten, die **Lokmanns**, **Sadi**, **Aeſops**, oder wenn man will, die **Salomonen** und **Solons** ihrer und der folgenden Zeiten. Sie hatten Perlen aus dem Grunde des Meers geholt; ſie hatten aus einer rohen Maſſe geläuterte Goldmünzen gepräget, deren innerer Werth

von

von Verſtändigen anerkannt, deren Summe nachher als ein Reſultat des Verſtandes der Nation, als ein Schatz ihrer Sprache geſchätzt ward; ihre Sprüche blieben.

Und warum hätten ſie nicht alſo geſchätzt werden ſollen? Beſitzt unſer Verſtand eine edlere Gabe, als dieſe **Formenſchöpfung**? Iſt es nicht ein Trug, wenn wir glauben, daß in einer Erfahrung jener allgemeine Satz, dieſe ſittliche oder politiſche Lehre ſchon liege? Sie liegen darinn, aber nur nach der Materie; die Form muß ihnen der menſchliche Geiſt erſt geben; da man dann eben ſo ſicher ſagen kann, daß der menſchliche Geiſt ſie in die Begebenheit hinein- als daß er ſie herausdenke. Wie ſelten ſind nun, (nochmals geſagt,) dieſe eigenthümlichen, urſprünglichen Denker unter den Menſchen! Man folgt ſo gern andrer Rath, ſieht, auch wenn man mit eignen Augen zu ſehen glaubt, ſo oft mit fremden Augen, und geht im Gängelwagen der Sprache. Für Viele iſt es alſo das Höchſte, anzuwenden, was ſie gelernt haben; und das höchſte Verdienſt

um

um ſie beſtehet darinn, daß man ſie nur das Wahre, das Richtige lernen laſſe, und ſie dies wahr und richtig anwenden lehre.

Immer alſo ſind mir die Erfinder feiner Sprüche, die Formenſchöpfer richtiger und feiner Reſultate, in jeder Art der Beobachtung und Erfahrung als die **wahren Geſetzgeber und Autonomen des menſchlichen Geſchlechts** vorgekommen, die, indem ſie ſelbſt dachten und treflich ſprachen, zugleich für andre dachten, und ihrem Geſetz alſo zu denken, als einem **ſchweigenden Imperativ** durch die Form ihres Ausdrucks gleichſam Sanction gaben. Unter den Morgenländern findet ſich eine Menge dieſes geprägten Goldes verſtändiger Beobachtung und Erfahrung; woraus dann auch, wie aus ſo vielem andern erhellet, wie alt die Cultur unſres Geſchlechts in Orient ſei! Ich denke noch der Zeiten mit Anmuth, in denen ich als Kind den Hiob, den Prediger Salomo, oder als Knabe den Aeſop, griechiſche und lateiniſche Gnomologen, und nachher in oder aus mehreren Sprachen ſcharfſinnige Gedanken, ſchöne Einkleidungen einer anziehenden Wahrheit, kurz Beobachtungen, Sinnſprüche, Lehren in einer feingewählten Form des Vortrages las. Es ſchien mir, daß man nicht aus, ſondern mit ihnen denken lernen ſolle, und ich bemerkte mit Freuden, daß unter allen Nationen mehrere der würdigſten Männer dieſelbe Liebhaberei gehabt, und Apophthegmen, Sprüche, Maximen theils aus andern geſammlet, oder überſetzt, theils ihre Gedanken ſelbſt in dergleichen Form zu bringen geſucht haben. Ein Verzeichniß derſelben zu geben, iſt dieſes Orts nicht; mir gnüget es anjetzt, da ich blos meine vorſtehende **Sammlung der Sprüche Sadi's**, und andrer morgenländiſchen Dichter zu rechtfertigen habe, Einiges anzuführen, das den **Urſprung** derſelben, ihren **Werth oder Unwerth**, ſodann auch ihren **Gebrauch** näher erläutert.

* * *

I.

Unter dem Namen der **morgenländiſchen Dichtkunſt** begreift man gewöhnlich die Poeſie ſo verſchiedner Völker und Zeiten Aſiens, als man in Europa ſchwerlich unter Einem dergleichen Hauptnamen begreifen möchte.

Die **Poeſie der Ebräer**, als die älteſte, faßt ſchon einen Zeitraum vielleicht von mehr als einem Jahrtauſende in ſich, und gehet der Literatur der Araber, Griechen und Römer größtentheils ganz vorher. Sie ward in einer Sprache geſchrieben, die ſich zur eigentlich-wiſſenſchaftlichen Cultur nie ausgebildet hat, weil ihr lebendiger Gebrauch als einer Nationalſprache zu ſchnell unterging; man kann alſo dieſe Poeſie nicht anders als ein frühverblühetes Kind, die Tochter der Jugend eines zerſtreueten Volks betrachten, das ſeitdem nie ſeine Sprache hat fortbilden können. Ihr Eindruck aufs menſchliche Gemüth iſt, mit andern verglichen, **kindliche Naivetät, Religioſität, Einfalt.** 1)

Die **Poeſie der Syrer** übergehen wir ganz; ſie waren Versmacher, aber keine Dichter. 2)

Deſto merkwürdiger iſt die **Poeſie der Araber** worden, die Eine der Hauptrollen in der Welt geſpielt hat, ob ſie gleich an Schönheit der Formen im Ganzen jeder Dichtart, an die Poeſie der Griechen ſchwerlich reichet. Aus eigenthümlicher Wurzel entſproſſen, iſt ſie der reine Abdruck des Volkes, das ſie erfand, ſeiner Sprache, Lebensart, Religion, und Empfindungsweiſe. Faſt ein Jahrtauſend hin hat ſie, und zwar eine Zeitlang unter den glücklichſten Umſtänden, geblühet;

---

1) Ich bin hierüber kurz, theils weil die vorſtehende Sammlung nicht aus Ebräern genommen iſt, theils weil ich von der Gnomologie dieſes Volks an einem andern Ort zu reden habe.

2) Eichhorns Vorrede zu ſeiner Ausgabe von Jones commentar. poeſeos Aſiat. Lipſ. 1777. Ingleichen die Syrer, ein Fragment in Meuſels Geſchichtforſcher. B. 5. S. 117.

ja ihre Wurzeln ſind noch nicht ausgeſtorben, ſondern der Sprache nach noch jetzt über zwei große Welttheile lebendig verbreitet. 3) In einem ſo großen Zeitraum, ſo weit umher verbreitet, und mit ſtolzer Hochachtung von den Arabern verehret, konnte und mußte ſie allerdings eine ſo künſtliche Geſtalt gewinnen, daß gegen ſie die Poeſie der Hebräer wie ein Kind daſtehet. Das Volk der Wüſte, nachher Ueberwinder und Beſitzer der Welt, ward auch in ſeinen Bildern ſtolz, reich und heftig; ihre Beſchreibungen ſind Prachtvoll und glänzend, ihre Sentenzen gedrängt, künſtlich, und, dem Islamismus zu Folge, andächtig und erhaben. 4) Oft ward Ein Scharfſinn auf den andern gepfropft, und aus einer feinen

---

3) Citata ſiehe in Wachlers Handbuch der Literaturgeſchichte an den gehörigen Orten. Es wäre ſchön, wenn Eichhorn eine charakteriſtiſche Geſchichte dieſer Poeſie, ſofern ſie in Europa bekannt iſt und in ſeinem Geſichtskreiſe gäbe.

4) Die Sammlung dieſes Theils hat nur wenig Arabiſche Stücke; S. 88. 89. 91. 97.

eine feinere Wendung dergeſtalt ſublimiret, daß für uns Europäer eben der Geiſt ihrer weiſen Sprüche und Reden, auf den ſie es am künſtlichſten anlegten, gewöhnlich zuerſt verrauchet. Da überdem nun dieſe Nation im Ganzen immerhin in einer Art Barbarei blieb, in welche ſie, ſeitdem Türken und andre Völker ihre Eroberungen in Beſitz nahmen, noch tiefer hinab ſank: ſo wird ſelbſt in ihrer Poeſie ein ſonderbarer Contraſt von Rohheit und Feinheit merkbar. Hohe Beſchreibungen, edle Empfindungen wechſeln mit harten Geſinnungen, inſonderheit des Stolzes und der Rache, dergeſtalt ab, daß man oft nicht weiß, ob man einen Räuber oder einen Helden, einen Stolzen oder einen Wahnſinnigen reden höre. Welch ein weites Feld der Verſchiedenheiten in dieſer Dichtkunſt giebt auch ein Erdſtrich von Samarkand bis nach Marokko, ein Zeitraum lange vor Mohammed bis auf unſre Zeiten, ein Abſtand von dem feinſten Hofdichter zur Zeit ſo vieler Chalifen und Fürſten, die der Poeſie huldigten, bis zu einem Beduin der Wüſte, der auch

ſeine

ſeine weiſen Sprüche im Munde führet. Ueber eine Menge ſolcher Verſchiedenheiten iſt ein allgemeines Urtheil ſehr mißlich.

Die Poeſie der Perſer endlich, eine Tochter der Arabiſchen, iſt die jüngſte und feinſte. Als Perſien von den Arabern unter den Khalifen Omar und Osman erobert ward, gewann ihre Poeſie unter dieſem Volk, das von einer leichtern Natur war und Artigkeit, Muſik, Wohlleben liebte, bald eine neue Blüthe; inſonderheit ward **Schiras** in der Zeitfolge der Geburtsort mehrerer ihrer berühmteſten Dichter. **Scheikh Moslaeddin Sadi**, dem die meiſten Blumen unſrer Sammlung zugehören, war unter dieſen; daher es nicht unangenehm ſeyn wird, auch nur Etwas von ſeinem wenig-bekannten Leben zu hören. Im Jahr 1193. gebohren, traf er gerade in die unglücklichen Zeiten der Kreuzzüge von Einer, der Türkenanfälle von der andern Seite. Den Kreuzziehern gerieth er ſogar zum Sklaven in die Hände, und mußte an den Feſtungswerken in Tripoli arbeiten. Ein Kaufmann von Haleb (Aleppo) kaufte ihn für zehn Goldgülden los, gab ihm darüber noch hundert mehr, als Brautſchatz für ſeine Tochter, die er mit ihm vermählte. Wir wollen hören, was der liebliche Dichter ſelbſt davon ſaget;

Aus meines Freundes zu Damaskus Armen
ging Unmuthvoll ich in die Wüſtenei
Jeruſalems, und lebte da mit Thieren;
bis ich den Franken in die Hände fiel.

Sie ſchleppten mich nach Tripolis, wo ich
mit Juden ihren Wall aufführen mußte.
So ſteckt' ich lang' im Koth, bis aus Aleppo
ein Mächtiger, einſt mein Bekannter, mich
anredete: „wohin, o Musladin,
„biſt du gerathen? Lebſt du hier?„

Ich ſprach:

Als

Als ich die Menſchen floh und auf den heiligen Bergen
Gott nur ſuchte, gerieth unter Unmenſchen ich hier.
Leichter, des Freundes Feſſel ertragen, als außer dem Garten
Freiheit ſuchen, die uns ärgere Bande gewährt.
Mitleidig ſah er meine Sklaverei,
und kaufte mich mit zehn Dukaten los,
und führte nach Aleppo mich, und gab
mit ſeiner einz'gen Tochter mir noch hundert
Dukaten.. Ob nun Sadi glücklich war?
.. Die Tochter war herrſchſüchtig, harten Sinns,
von frecher Zunge, meinem Rathe ſtets
zuwider; alſo daß die Ehe mir
all' meines Lebens Süßigkeit verdarb.
Suchſt du die Höll' hier unter dem Himmel: ſo ſuche die Wohnung
Eines friedlichen Manns, dem ſich ein Dämon geſellt.

„Biſt du nicht, ſprach ſie, jener Sklave, den
mein Vater ſich mit zehn Dukaten kaufte?„
Ja, ſprach ich, ja! Mit zehnen kauft' er mich;
mit hundert hat er mich an dich verkauft.

Als der Jäger ein Lamm von Wolfes Schlunde befreite,
und am Abend es ſich ſelber zum Biſſen erkor,
Sprach das Lamm: „o ich dacht' es nicht, daß du, mein Erretter,
der mich vom Wolfe befreit, ſelber mir wäreſt ein Wolf.„

Sonſt wiſſen wir wenig von Sadi's Lebensumſtänden. Er führte das Leben eines Derwiſch, und brachte es größtentheils auf Reiſen zu. Er gedenkt an ſeine Flucht aus Schiras vor den räuberiſchen Türken, an ſeine Wallfahrten nach **Mekka**, an eine Reiſe nach **Kaſchgar** in Indien;

dien, wo er einen ſchönen Jüngling fand, der, als er den Namen **Sadi** hörte, ihn nicht von ſich laſſen wollte. **Sadi** antwortete ihm mit einer Geſchichte und beehrte ſeinen Abſchiedskuß mit einem ſehr zarten Spruch auf den Abſchiedskuß der Freundſchaft. 5) In ſeinem wandernden, freien Zuſtande lernte er, wie ſein Roſen- und Fruchtgarten davon gnugſame Proben giebt, die Sitten aller menſchlichen Stände und Lebensalter ſeiner Gegenden, in Perſien, Syrien, Arabien kennen. Auch an Höfen hat er gelebt, wie ſein erſtes Buch zeiget, in deſſen herzlichen Zueignung an Abu-Bekr, König in Perſien oder in Damaskus, er ſich ſehr demüthig entſchuldigt, warum er ſo ſelten an ſeinem Hofe erſcheine. Kurz, **Sadi** ſcheint die Blüthe der **moraliſchen Poeſie** für ſeine Sprache, in der er außerordentlich rein und lieblich geſchrieben haben ſoll, gebrochen zu haben, wie denn ſeine Poeſie für eine Roſe derſelben Jahrhunderte lang gegolten hat und noch gilt; er trägt alſo mit Recht, Trotz der Unfälle ſeines Lebens,

---

5) S. 23.

den Zunamen des **Glücklichen:** denn dies bedeutet Sadi. Sein erſtes Buch ſchrieb er im fünf und achtzigſten Jahr ſeines Lebens, da gewiß ſeine Erfahrung reif geworden war, und ſoll über hundert Jahre gelebt haben. Seine Landsleute nennen **Ferduſi** ihren erſten heroiſchen, **Enweri**, ihren erſten Elegiſchen, **Sadi** ihren erſten lyriſchen Dichter; und obgleich **Haphyz**, von deſſen Gazellen oder Liebes-Oden wir zu einer anderen Zeit Proben geben werden, 6) hundert Jahre nach ihm in lyriſchen Gedichten den höchſten Ruhm erhalten: ſo iſt doch des Sadi Ruhm und Werth in ſeiner Gattung dabei ungekränkt geblieben. Unweit Schiras liegt er begraben, 7) und er wird als ein Heiliger mit Recht ver-

---

6) Das Stück S. 97. iſt von Haphyz.

7) Es wird nicht unangenehm ſeyn, die Beſchreibung dieſes Grabes aus einer der neueſten Reiſen über Perſien hier zu leſen: Eine engliſche Meile öſtlich vom Garten Til Guſchaie (Erweiterung des Herzens) iſt das Grab des berühmten Sadi. Es liegt am Fuſſe eines Berges, der Schiras gegen Nordoſt begränzt

verehret. Auch in ſeinem Buch von der Liebe und Jugend, bei deſſen Beſchluß er ſelbſt ſagt, daß wenn Leila und Meznun wieder aufſtehen ſollten, ſie aus dieſem die Kunſt zu lieben lernen könnten, überſchreitet er die Grenzen der Ehrbarkeit nie; und faſt jedes Wort, jede artige Wendung ſeines Vortrages iſt, nach dem beliebten Ausdruck der Morgenländer, eine Perle.

Schö=

---

gränzt und iſt ein groſſes viereckiges Gebäude, an deſſen oberem Ende zwei Alkoven in der Mauer angebracht ſind. Der zur rechten Hand iſt das Grab des Dichters, noch ganz in dem Zuſtande, wie damals, da er begraben ward, von Steinen gebauet, ſechs Fuß lang und drittehalb breit. An den Seiten derſelben ſind verſchiedene Sentenzen in den alten Neskhi=Buchſtaben eingegraben, die ſich auf den Dichter und ſeine Werke beziehen. Sadi lebte ungefähr vor fünf hundert und funfzig Jahren, und ſeine Werke ſtehen wegen ihrer Moralität und wegen der darinn enthaltenen vortreflichen Lehren, bei allen Orientaliſchen Nationen in groſſer Achtung. Ueber dem Grabe iſt ein Deckel, von ſchwarzem, mit Gold gemahltem Holz, woran eine von den Oden des Dichters in den modernen Nuſtalyk=Buchſtaben ſteht; und

Schöne Geſinnungen gleichen den Perlen und Edelgeſteinen;
Loſe dahingeſtreut, glänzen ſie köſtlich und ſchön.
Aber verband ſie die Kunſt; ſo werden in Königes Krone
oder im Armband ſie Männern und Frauen zum Schmuck.

* * *

2.

---

und wenn man dieſes Brett wegnimmt, ſo ſieht man den leeren ſteinernen Sarg, worinn er begraben ward. Dieſen beſtreuen Sadis Verehrer, die hieher kommen, ſorgfältig mit Blumen, Roſenkränzen und mancherlei Reliquien. Oben auf dem Grabe liegt zu jedermanns Anſicht eine ſehr ſchöne Abſchrift von Sadis Werken, und an den Mauern ſind verſchiedene Perſiſche Verſe von denen Perſonen angeſchrieben, die von Zeit zu Zeit hier geweſen ſind. Nahe bei dieſem Gebäude ſieht man Gräber verſchiedener frommen Leute, die hier auf ihr eigenes Verlangen beerdigt worden ſind. (Siehe William Franklin's Bemerkungen auf einer Reiſe von Bengalen nach Perſien. Seite 48.)

2.

Ob alſo gleich über die Poeſie der Morgenländer mit mancher Unterſcheidung geſprochen werden muß: ſo hat und behält ſie doch allerdings **ihren allgemeinen Hauptcharakter**, der aus der Sprache dieſer Völker, aus ihrer gemeinſchaftlichen oder verwandten Religion, Regierungsform, Lebensweiſe, zum Theil auch aus ihrer Geſchichte und Abkunft ſehr wohl zu erklären ſtehet. Da wir uns hier blos an ihrem Spruchreichen, paraboliſchen Ausdruck zu halten haben: ſo dünkt uns ein einziges Wort zureichend, den Charakter deſſelben in ſeinem Urſprunge und in ſeiner Natur zu bezeichnen. 8) Im vielartigen Gebrauch dieſes Worts, das **prägen, ein Bild aufdrücken**, vergleichen, d. i., ein **Gleichniß oder Bild durch das Gewicht eines Spruches ausdrücken**, nachmals **herrſchen**, d. i., **ſein Wort aufdrücken**, mit ſeinem Be-

---

8) משל.

Befehl bezeichnen heißt, liegt die ganze Geneſis, Kraft und Anwendung deſſen, was ein Spruch, eine paraboliſche Rede ſeyn ſoll.

„Poeſie, ſagt ein Autor, den der Geiſt des Alterthums, inſonderheit des Morgenlandes, vor vielen andern belebte, 9) „Poeſie iſt die Mutterſprache des menſchlichen Geſchlechts, wie der „Gartenbau älter als der Acker, Malerei als „Schrift, Geſang als Deklamation, Gleichniſſe „als Schlüße, Tauſch als Handel. Ein tieferer „Schlaf war die Ruhe unſerer Urahnen, und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben „Tage im Stillſchweigen des Nachſinns oder Erſtäunens ſaßen ſie; und thaten ihren Mund auf „**zu geflügelten Sprüchen.**„

„Sinne und Leidenſchaften reden und verſtehen nichts als Bilder. In Bildern beſteht der „ganze Schatz menſchlicher Erkenntniß und Glückſeligkeit.„

„**Leidenſchaft** allein giebt Abſtraktionen ſowohl als Hypotheſen Hände, Füße, Flügel; „Bil-

---

9) Kreuzzüge des Philologen. S. 163. f.

„Bildern und Zeichen Geiſt, Leben und Zunge. „Allenthalben in der menſchlichen Geſellſchaft zeigt „ſich die Wirkung der Leidenſchaften, wie alles, „was noch ſo entfernt iſt, ein Gemüth im Affect mit einer beſondern Richtung trift; wie jede einzelne Empfindung ſich über den Umkreis „aller äußern Gegenſtände verbreitet; wie wir die „allgemeinſten Fälle durch eine perſönliche Anwendung uns zuzueignen wiſſen, und jeden einheimiſchen Umſtand zum öffentlichen Schauſpiele „Himmels und der Erde ausbrüten. Kurz, die „Vollkommenheit der Entwürfe, die Stärke ihrer „Ausführung; die Empfängniß und Geburt neuer „Ideen und neuer Ausdrücke; die Arbeit und „Ruhe des Weiſen, ſein Troſt und ſein Eckel „daran, liegen im fruchtbaren Schooße der Leidenſchaften vor unſern Sinnen vergraben.„

Was unſer Autor ſo überſtrömend und ſelbſt paraboliſch ſagt, hat **Bako**, haben andre Philoſophen auf ihre Weiſe behauptet; und es wäre ſchön geweſen, wenn der gelehrte und Sprachenreiche Commentator der aſiatiſchen Dichtkunſt,

Wilhelm Jones, darauf nähere Rückſicht genommen hätte. Er würde uns in ſeiner Gallerie orientaliſcher Bilder 10) jedesmal im Zuſammenhange gezeigt haben, wie nur der **Verſtand** das Bild prägt, **Leidenſchaft** oder **Empfindung** daſſelbe überträgt, ausmalet oder ſchnell verläßt und ſich zu einem andern wendet. Dies geſchieht am Ohio wie am Euphrat, am gelben Strom wie an der Themſe; nur allerdings nicht allenthalben mit gleichem Geſchmack, in gleichem Maas, auf gleiche Weiſe.

Die Sprache des Morgenländers, ſelbſt ihrem Bau und Genius nach, will **Kürze**; dies hilft den Sentenzen, den Machtſprüchen des Verſtandes und der Leidenſchaft, ſehr auf; es macht ſie zu Blitzen, zu Pfeilen. Eben daher aber muß es auch geſchehen, daß Pfeil dem Pfeile, Blitz dem Blitze oft zu ſchnell nachfliegt; da ſich denn

---

10) Von der Roſe und Nachtigall, Nacht und Locke, Morgenröthe und Wangen, Rubin und Lippen u. ſ. f. Cap. V — VIII. Comment. de poeſ. Aſiat.

denn unſre kühlere Phantaſie bald an der Widerwärtigkeit, bald am Uebermaas der Bilder ſtößt, und Gold auf Silber, Silber auf Gold geſetzt findet. Hier ſollten wir bedenken, daß bey allen Völkern, bey denen die Proſe, zumal durch Geſchichte, Redekunſt und Philoſophie, nicht ausgebildet war, immer derſelbe Fall eintrat, und daß ſich überhaupt die leidenſchaftliche Sprache, das os divinum, magna ſonaturum ein viel Mehreres erlaubt hatte, als z. B. der erzählenden oder der ſchildernden Poeſie zuſtehet. Auch bei den Griechen, wie ſchnell läuft Pindar ſelbſt bei ſeinen Sprüchen aus Einem Gleichniß ins andre! wie kühn ſetzt er oft die widerwärtigſten Bilder zuſammen, ſo daß unſre Sprache, die ſich ſehr kühne Zuſammenſetzungen erlauben darf, ihm dennoch nicht nachfolgen kann. So iſts mit mehreren lyriſchen Dichtern der Griechen; ſo mit dem Spruchreichen Chor ihrer Tragödie, wenn man es mit der Sprache der handelnden Perſonen vergleicht; und warum ſollte es in der Poeſie der Morgenländer anders ſeyn müßen, da ſie in Rundung und Compoſition der Bilder **Lehrer unſres Geſchmacks** zu ſeyn nicht begehren? Beim feingebildeten Sadi iſt der Fall ſolcher Bilderhäufung viel ſeltner, als in andern, zumal Arabiſchen Dichtern; und doch zweifle ich, ob er, ganz überſetzt, für uns ein durchhin lesbares Buch ſeyn würde. Eben die Zuſammenreihung ſcharfſinniger Gedanken und Sentenzen die die Morgenländer als eine Perlenſchnur lieben, iſt uns fremde; wir löſen lieber die Schnur auf und gebrauchen ihre Kleinode einzeln.

Ferner. Der Morgenländer liebt, wie in Kleidern, ſo auch in Sprüchen, **helle Farben**: ſein heiterer Himmel verlangt dieſelbe; er kann das Grau und Schwarz nicht ertragen. Auch der Geſchichte webt er alſo **helle Bilder**, z. B. der Nacht, des Morgens, des neuen Jahres, der Pracht, des Aufzuges ein, wie die Geſchichte des Nadir-Schach, des Tamerlan u. a. zeiget. Bei Sadi iſt dies zwar der Fall nicht ſo häufig; er erzählt ſo einfach als Aeſop und Lockmann ſeine Geſchichte; wo er indeſſen die Stimme erhebt,

mahlt

mahlt er ſeine Gleichniße, ſeine Lehren mit eben ſo lebhaften Farben. Ob ich nun dieſe gleich geſchwächet gnug habe, ſo bittet er dennoch jedes ſchwache Auge, das an ſanftere Verflößungen gewöhnt iſt, um Verzeihung; er ſchrieb nicht für uns, ſondern für Perſer. Iſt die Einfaſſung nicht gut: ſo ändere man ſie, und nutze den Edelgeſtein ſeiner Lehre.

Endlich reden die Morgenländer ſo oft und gern über Hinfälligkeit der Welt, über Eitelkeit der Dinge, Kürze des Lebens, Wechſel des Glücks und der Ehre, daß manchem rüſtigen Mann oder Jünglinge dies eine verderbliche Predigt ſcheinen könnte. Hier entſchuldigt ſie ihre Weltgegend, ihre Regierungsform, ihre Religion und ganze Verfaſſung. Gehen ſie nicht auf den Trümmern der größeſten Königreiche, der reichſten Staaten, der prächtigſten Denkmale der Vorwelt? und was predigen ihnen dieſe anders, als Nichtigkeit der Dinge, Eitelkeit aller Pracht und Reichthümer der Weltherrſchaft? Vom Gebürge Kaf an bis zu den Grenzen des Meers, von dieſen bis zu den Wü-

Wüſten Arabiens und der Thebaide ſehen ſie Gräber der Könige, Ruinen von Tempeln und Königsſtädten, bis ſich ihr Blick abermals mit Pyramiden und Gräbern der Könige endet. Der Verſtändige, der dieſe Dinge erblickt, ſiehet Völker um ſich, jenen ſo ungleich, die einſt dieſe herrlichen Werke bauten. Sie ſind hinunter; ein träges Volk bewohnt ihre Gräber, und zerſtört, vom Joch der Armuth, der Unwiſſenheit, und des Deſpotismus gedrückt, täglich mehr an dieſen köſtlichen Trümmern. Mich dünkt, dieſe Anſicht könne uns ſchon Weisheit-Sprüche über die Vergänglichkeit der Dinge lehren. Vollends einem Muhammedaner, der in einer Religion, und unter einer Regierungsform lebt, welche eben beide die größten Zerſtörerinnen dieſer alten Weltherrlichkeit geweſen, der unter einer Regierungsform lebt, in welcher nichts heilig und ſicher, alles der Willkühr, dem ſchnellſten Wechſel, dem albernſten Ungefähr unterworfen iſt, und das Höchſte immer ans Niedrigſte grenzet; einem ſolchen iſt es wohl zu verzeihen, wenn er ſich ſeine Weisheit

zum

zum Ruhekiſſen macht, und ſich über die Vergänglichkeit der Dinge der Welt mit ihrer Vergänglichkeit tröſtet. Gut, daß wir Europäer in einem jüngern Lande und einem jüngern Menſchenalter leben; gut, daß wir uns nicht durch ein Opium ſolcher Lehre, „daß doch Alles Nichts, alles hinfällig, unvollkommen und eitel ſei„ in den gefährlichen Traum wiegen laßen dürfen, bei dem freilich das Hinfällige hinfallen, das Unvollkommene unvollendet bleiben muß, weil niemand Hand daran leget. Gut, daß wir nicht, dem Irrglauben der Morgenländer zu Folge, unſer Schickſal **von oben** erwarten, indeß Verſchmitzte oder Verwegne, Scheinheilige oder Freche die Genien ſind, die unſer Schickſal **hienieden** ſchreiben; vielmehr daß wir es für Würde, Natur und Charakter der Menſchheit halten, durch Vernunft und nach Billigkeit unſer Schickſal uns ſelbſt einzurichten und aufzuzeichnen. Eben hiezu aber wird uns Sadi, ob er gleich ein Derwiſch war, auch gute Winke geben. Und dann, da alles was einen Anfang hat, doch auch ſein Ende finden muß, und nur ein Thor oder ein Kind ſich dieſes verbergen könnte; da vielmehr das Ende eines Schauſpiels, einer Muſik und Handlung uns den Schlüſſel zu ihrer ganzen Aufführung geben muß; wer wollte nicht zuweilen auch die Schrift eines ſchönen Grabmahls leſen? ob man gleich freilich deßhalb nicht immer auf dem Todtenacker wohnen möchte. Auch in dieſem Punkt iſt Sadi kein traur̲iger Rabe, ſondern eine Nachtigall, ſingend der vergänglichen Roſe. Laſſet uns hören, wie er ſein Werk ſchließt:

Vollendet iſt mein Blumengarten nun
mit Gottes Huld. Was ich hineinge-
pflanzt,
gehöret mir; ich ſtahl es andern nicht.

Rühmlicher ſtehet uns an, ein eignes Kleid, das ergänzt iſt,
als ein neues, ſo wir bettelnd von andern erborgt.

Und ob nun Sadi ſeiner Lehre gleich
die holdanziehendſte, die lieblichſte

Einkleidung ſuchte; dennoch wird der Stumpfſinn
mit kecker Zung' ihn brauſend alſo ſchmähn:
„Kein Kluger iſts, der an ſo leere Müh
„des Geiſtes Saft verſchwendet, und den Rauch
„der Lampe, Nächte durch, dafür verſchlingt.„

Ihr Guten und Verſtändigen, ihr kennt
den Werth der Perlen, die ich hier verband,
der Arzenei, die ich mit Honig miſchte.

Guten Rath zu ertheilen, verwandt' ich vom eigenen Leben
Manchen guten Theil; Freund, zur Erinnerung Dir.
Willt du folgen, wohlan! Wo nicht, ſo hab' ich erinnert:
Sadi wünſchet dir Glück; wünſche du Sadi die Ruh.

* * *

3.

Ich kann dieſe rhapſodiſche Abhandlung nicht ſchließen, ohne meine Gedanken, oder wenigſtens meinen Traum über den **Werth vortreflicher Sprüche** geäußert zu haben. Wie wirs auch verbergen mögen, wir müſſen, wenn wir Menſchen ſeyn wollen, nach Grundſätzen handeln. Auch der Pöbel kann ſich ihnen nicht entziehen, ſo verderbt ſie bey ihm auch oft ſeyn mögen; ja wir finden ſolche eben bey der Gattung von Menſchen, die nach bloßen Vorurtheilen handelt, am unverholenſten und ſtärkſten. Von **Sancho-Panſa** an kennen wir eine Claſſe Perſonen, deren ganze Weisheit ein Schatz von Sprüchwörtern iſt; und was ſind Sprüchwörter anders, als kurze, kräftige, oft ſehr ſinnreiche Volksſprüche, die als Grundſätze der Denk- und Lebensart, als unzweifelhafte Axiome des geſunden Verſtandes und der Sittenweisheit gelten. Dieſe, wenn ſie gut ſind, verhönen zu wollen, finde ich ungerecht und

und unmenſchlich; vielmehr ſollte man das Gold in ihnen von den Schlacken läutern, ſie ſodann, wie man kann, zu Ehren bringen, und durch ſie unmerklich die wahre Bildung des größeſten Theils einer Nation fördern. Durch fremde, unverſtändliche, oder zu feine und gelehrte Grundſätze kann dies nicht geſchehen; es geſchieht aber dadurch, wenn man in Reden ans Volk oder in Schriften, die zunächſt für daſſelbe geſchrieben würden, ihm die Lieblingsgedanken ſeiner Seele, die geheimen Freunde ſeines Herzens und ſeiner Handlungsweiſe zu ſeiner Fortbildung gleichſam entwendet. In allen guten Volksſchriften, im **Landprieſter von Wakefield** z. B., und in einer der lehrreichſten Schriften, die unſre Sprache beſitzt, **Lienhard und Gertrud** iſt dieſer natürliche Kunſtgrif ſehr wohl gebraucht. **Benjamin Franklin**, ein hochachtungswürdiger Name, hat ihn in ſeinen periodiſchen Blättern und Kalendern für Nordamerika vortreflich anzuwenden gewußt und ſein einziger Aufſatz „**die Wiſſenſchaft des guten Richards**„ enthält einen ſolchen Schatz von Lebensregeln, daß man in mancher Rückſicht faſt aufs ganze Leben nichts mehr bedürfte. Auch zur Umbildung eines andern Theiles der Nation, der in Vorurtheilen ſeines Standes, mithin oft in ſchlechten Grundſätzen und Lebensregeln erzogen, nach ſolchen am ſchädlichſten handelt, ſehe ich, wenn deſſen Umbildung möglich iſt, kein anderes Mittel als dieſes: „man kehre die ſeinigen gegen ihn ſelbſt, oder bringe ihm beßere Führer ſeiner Gedanken bei, als die ſind, nach denen er ſonſt handelt.„

Niemand, der auf ſich ſelbſt aufmerkſam geweſen, auch der gebildetſte Mann, wird an der Wirkſamkeit dieſer Buſenfreunde ſeiner Denkart zweifeln; vielmehr gehet die ganze Bildung, die Menſchen ſich ſelbſt oder einander gewähren können, dahin, ſolchen innern Rathgebern Sprache, Gehör, Kraft und Nachdruck, vor allen aber jene untrügliche Wahrheit zu verſchaffen, ohne welche ſie ſchädliche Rathgeber werden. Welcher moraliſche Menſch hat nicht bei ſich bemerkt, daß bei mancher Kriſe ſeiner Gedanken ihm ein entſchiedner

ner vortreflicher Grundſatz, der Spruch und das Beyſpiel eines ſtandhaften, gutmüthigen Mannes ausnehmend zu ſtatten kam, und ihm zur ſtärkenden oder heilenden Arznei, zur Geſundheit und Labung diente? Jetzt erhob ſich dadurch ſeine niedergedrückte Seele, ſein Fuß trat feſter an ſolchem Stabe einer guten Erinnerung auf, ſein Schritt ward freudiger und kühner. Jetzt ſtählte ſich die Bruſt gegen die Pfeile des Neides oder der Verführung, wie durch einen dargereichten Schild der Minerva; jetzt ſank die auflodernde Glut des Haſſes, der Ungeduld, der Rache und des Unmuths ſchnell nieder, wenn, wie heilige himmliſche Tropfen, einige Kraftvolle, von uns anerkannte Worte eines Weiſen, als eines Engels in Menſchengeſtalt, ſie berührten. Dies war das Zaubermittel, wodurch jene alten Helden, die Weiſen der Vorwelt auf ihre Schüler und Nachfolger Wunderdinge wirkten; je mehr ſie wirkten, deſto kürzer waren ihre Sprüche und Lehren. Zeugniſſe davon geben die Pythagoräiſche und Stoiſche Schule, von welchen, inſonderheit von

der

der letzten, wir noch einen Reichthum der edelſten Samenkörner beſitzen, deren die menſchliche Seele und Sprache nur fähig ſeyn kann. Epiktets, Seneka's, Mark-Antonin's und ſo vieler Anderer Schriften ſind Schatzkammern dieſer, der vortreflichſten menſchlichen Sprüche und Sentenzen; der Geiſt derſelben theilte ſich der ganzen Literatur der Alten dergeſtalt mit, daß Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber, Kunſtrichter und Rechtsgelehrte daran Theil nahmen, und ſich dadurch jenen **Grundſatzreichen Ausdruck** ſchuffen, ohne welchen alle Kunſt und Gelehrſamkeit ein leerer Schatte bleibet. Man durchgehe die Sprüche, die Stobäus, Erasmus, Lipſius, Grotius, Neander und mehrere aus den Alten geſammlet, und denke an Sokrates, der, auch zu dieſem Zweck des Euripides Schauſpiele als eine Schule des thätigen Unterrichts anempfahl; ja man denke an den **Stifter des Chriſtenthums** ſelbſt, deſſen Evangelien, außer wenigen Begebenheiten und Wundern, faſt ganz aus kurzen Sprüchen und paraboliſchen Einkleidungen beſtehen. wodurch

durch ſie eben aufs menſchliche Gemüth ſo ſonderbar wirkten. Noch jetzt erholen ſich alle Menſchen von religiöſer Erziehung und Bildung an kurzen, kräftigen Sprüchen der Bibel oder geiſtlicher Lieder; dieſe ſind gleichſam die Muskeln und Nerven, durch welche ſich der ganze Bau ihrer Gedanken lebendig reget. Und ſo wird auch ein ächter Schüler der Alten, der mehr als Gelehrter ſeyn will, nach Grundſätzen derſelben, als ein klaſſiſcher Weiſer, handeln. *)

Mich dünkt alſo, wer zur Bildung einer Nation auch auf dieſem Wege beytragen will, der folge den alten Weiſen und bringe Grundſätze in menſchliche Seelen; oder er beßre die darin vorhandenen, und gebe ihnen Anziehung, Kraft, unbeſtechliche Wahrheit: denn ungebildet muß jeder

---

*) S. Heyne's ſchöne Vorrede zu Glandorfs Ausgabe der Pythagoräiſchen Sprüche: Sententioſa vetuſtiſſimorum gnomicorum quorumdam poëtarum opp. Lipſ. 1776.

der Menſch, jedes Volk heißen, dem es entweder an dieſen Grundſätzen fehlet, oder das ſie geringe hält und nicht ausübet. Wie ſehr es nun manchen Zeiten und Völkern an ihnen fehle, zeigt die Erfahrung. Viele in der Jugend gelernte Grundſätze liegen ſo fern ab von unſrer Lebensweiſe, daß, weil wir ſie nirgend geübt ſehen, wir zuerſt ihnen, zuletzt allen Grundſätzen den Glauben entziehen, und uns begnügen nach Neigung und Gewohnheit zu leben. Da wir aber, wie angezeigt iſt, dennoch nie ganz als Thiere leben können, vielmehr insgeheim immer nach Grundſätzen, wenn gleich nach ſchlechten Vorurtheilen handeln; wozu dieſer Unglaube an jede edlere Form der menſchlichen Denkart? Er erniedert die Seele eben ſo ſehr, als er das Herz verenget und lähmet. Laß es ſeyn, daß andern die ſchönſten Sprüche und Maximen blos Worte bleiben; dir bleiben ſie das nicht, wenn du ihren Werth erkenneſt, dich an ihnen freueſt, und in ihnen lebeſt. Nein, ihr habt nicht vergebens geſchrieben, auch ihr Weisheit- und Sittenlehrer neuerer Nationen, **Montagne** und **Charron**, **St Pierre** und **Fenelon**, **Racine** und **Diderot**, **Montesquieu** und **Rouſſeau**; jenſeit des Meeres **Bako**, **Sidnei**, **Shaftesburi**, **Addiſon**, **Pope**, **Fielding**, **Sterne** und ſo viele andre andrer uns näherer Länder. Nicht nur unter euren Völkern habt ihr Ideen, Grundſätze, Maximen ins Licht geſtellet, oder in Gang gebracht; ſondern indem ihr ihrem Ausdruck zugleich klaſſiſche Anmuth und Präciſion gabet, ſeyd ihr damit Vernunft- Sprach- und Sittenlehrer der Menſchheit auf eine Reihe von Geſchlechtern hin geworden. Jemehr eure Denkart die Denkart andrer wird, deſto mehr berichtigen, ſtärken und verfeinen ſich gerechte, gütige, edle Menſchengedanken: das Richtmaaß ihrer Urtheile wird einſtimmiger und gerader, die Bleiwaage ihrer Handlungen ſicherer und feiner. Auch in Geſprächen der Geſellſchaft gebt ihr bei denen, die euch verſtehen und lieben, den Ton an, und bringet dadurch ſtatt eines ſcythiſchen Geſchreies, bey dem jeder Vogel nach ſeiner Weiſe ſinget, melodiſche Harmonie in die Grundſätze und Gedanken der Menſchen. Denn, wie man ſich auch gebehrden möge, Unbilligkeit und Unvernunft, die Kinder des Eigennutzes und der Leidenſchaft, die barbariſchen Feinde unſres Geſchlechtes und Wohlſeyns, ſie beſtehen am Ende doch nicht gegen allgemein anerkannte Grundſätze, den Kanon ächter Menſchlichkeit und Wahrheit.

Doch wohin verſchlägt mein Nachen? Er findet ſich auf der Höhe des Meers, da er doch nur ein niedriges mit einigen kleinen Blumen beſäetes Ufer halten ſollte. Da will ich denn nur, was das Vermögen unſrer Nation in dieſem Felde betrifft, noch dieſes hinzufügen.

Von jeher hat ſich die Denkart der Deutſchen durch moraliſche Sprüche und biedere Grundſätze dergeſtalt ausgezeichnet, daß wir ihnen ſogar manches andre dagegen aufgeopfert haben, und nur neulich von dieſem Wege abgekommen zu ſeyn

ſchei=

ſcheinen. An unſere alten **Renner**, **Freidank**, **Waldis**, **Reineke** u. a., deren Sprache leider veraltet iſt, nicht zu gedenken, ſchlugen **Opitz**, **Logau**, **Hagedorn**, **Haller**, **Gellert**, **Uz**, **Leßing**, **Gleim**, **Cronegk** und andre noch lebende Dichter, die ich nicht zu nennen brauche, dieſelbe philoſophiſch-moraliſche Bahn ein, ſo daß wir gewiß an ſchöngeſagten Lehren keinen Mangel haben; um ſo mehr aber fehlet es uns vielleicht daran, daß die Geſinnungen und Sprüche dieſer Dichter auch in die Erziehung und Denkart, wenigſtens in das Gedächtniß und den Umgang der Nation, wie bei andern Völkern die Sprache ihrer Dichter übergegangen wären: denn ohne allen Zweifel kennen Engländer und Franzoſen ihre vorgenannten Schriftſteller zehnfach beſſer, als wir die unſern kennen, leſen, anführen und gebrauchen. Ueber die Urſachen davon ließe ſich ein langes **Kapitel** ſchreiben; beſſer wäre es, wenn man ſie wegräumen könnte. Dem moraliſchen

Genius unſrer Nation alſo, der die alten Alexandriner ſeines **Opitz, Logau, Hallers, Hagedorns, Käſtner** ziemlich vergeſſen zu haben ſcheint, widme ich, wie einer Indiſchen Gottheit, auch dieſe wenige, vielleicht ſchon welke Hexameterblumen zu gleichem Schickſal, und werfe ſie demüthig in den königlichen Hauptſtrom unſres Vaterlandes, den ehrwürdig=ſchleichenden Lethe.

III.

Ueber die menſchliche Unſterblichkeit.

Eine Vorleſung.

„Alle Blumen der Dichtkunſt haſt du gebrochen, „ſo ſagt ein franzöſiſches Epigramm zu einem „franzöſiſchen Dichter, nur die **Unſterbliche** „nicht.„ Wir wiſſen nämlich, daß im Franzöſiſchen eine Blume wirklich die **Unſterbliche** heißt.

Nicht eben ſo leicht iſt es zu wiſſen, wo die Unſterbliche blühe, und wie ſie von ihren täuſchenden Schweſtern ſich unterſcheide. Es giebt mancherlei Immortalitäten, und die vielfachen Sinne der Menſchen ſuchen ſie auf verſchiednen Wegen.

Von der Unſterblichkeit des Geiſtes oder der Seele reden wir hier nicht; ſie iſt eine Blüthe der Hoffnung, ein Same der Ahndung, der in unſer aller Herzen liegt, und den die Phantaſie, oder das moraliſche Urtheil, oder das innerſte Gemüth der Menſchen auf mancherlei Weiſe erzogen hat; nicht aber iſt ſie ein Werk des Wiſſens oder der noch kälteren Erfahrung.

Es giebt eine andre Unſterblichkeit des Namens und Nachruhms, die ich die **hiſtoriſche** und **dichteriſche**, oder die **Kunſtunſterblichkeit** nennen möchte. Sie ſcheinet von großem Reiz. Edle, jugendliche Seelen opfern gern vor ihrem Altar; manche leidenſchaftliche Menſchen haben ſie gar zum Einzigen Ziel ihrer Gedanken gewählt und ſo zu ſagen, in ihr gelebet. In den Jugendzeiten der Welt nämlich, war allerdings auch **der** ſüße Traum erlaubt, mit ſeinem Namen, in ſeiner Perſon und Geſtalt auf die Nachwelt überzugehen, und ein leibhafter Gott zu werden. Der enge Kreis der Empfindungen und Begriffe, in welchem damals die Menſchen lebten, das Band einer blühenden und ewigen Sprache, das die verſchiednen Stämme Einer gemeinſchaftlichen Abkunft mit einander verknüpfte, der

Name

Name **Vaterland**, der in Hellas und Rom die Gemüther an einander band, und dort die öffentlichen Spiele, ja alle Plätze des heiligen Landes, hier die Hauptſtadt der Welt und was zu ihr gehörte, gleichſam zum ewigen Schauplatz und Tempel der Unſterblichkeit weihte; vor allem aber die Gaben der Muſen, die damals noch unter den Menſchen wandelten, und das Gefühl eines ganzen Volks zu Einer Theilnehmung am Ruhm und der Unſterblichkeit ihrer Mitgenoſſen ſtimmten: dies alles konnte die Seelen der Mächtigſten, Würdigſten, Weiſeſten, Schönſten, gleichſam in ein höheres Element erheben, daß ſie, mit Göttern und Heroen umgeben, ſich auch ihrem Namen, ihrer Geſtalt nach, gleichſam leibhaftig in der Zahl derſelben fühlten, und die Schale der Unſterblichkeit ſchon bei Leibesleben tranken. Ohne dies Gefühl wären die Künſte und Geſänge Griechenlandes und Roms nie ſo geehrt, geliebt, geſucht worden; ohne daſſelbe hätte kein Homer und Pindar, kein Flaccus und Maro gedichtet, kein Apelles gemahlt, kein Phidias und Polyklet gebildet. Mit Thränen beneidete Alexander den glücklichen Achill, daß ihm die Götter zu ſeinem Verewiger einen Homer geſchenkt hätten; und auch Tyrannen ſchonten des **Mundes der Nachwelt**, der Weiſen und Dichter, damit ſie durch ſie nicht in der ſchlimmſten Geſtalt andern Völkern und der Nachkommenſchaft erſchienen.

> Exegi monumentum aere perennius
> regalique ſitu pyramidum altius
> quod nec imber edax aut aquilo impotens
> poſſit diruere, aut innumerabilis
> annorum ſeries et fuga temporum.
> Non omnis moriar; multaque pars mei
> vitabit Libitinam; usque ego poſtera
> creſcam laude recens, dum Capitolium
> ſcandet cum tacita virgine pontifex.

ſo ſinget ein römiſcher Dichter ſelbſt und verheißet in mehrern Oden ſich und ſeinen Freunden einen unſterblichen Nachruhm. a) Auch haben die Götter dem, was in dieſem Streben noch Un-

---

a) Horat. L. II. 20. III. 30. IV. 8. 9.

ſterblichkeit wirklich Ewiges war, ihren Beiſtand nicht verſagen können: die Helden Pindars und Homers, die Mächtigen und Weiſen Griechenlandes und Roms leben Eines Theils noch in Bildſäulen, Bruſtbildern, Aufſchriften und Gedichten; Kunſt und Geſchichte halten vereinigt den unverwelklichen Kranz des Andenkens über ihren Häuptern. Horaz hat ſein Capitolium überlebet; der Venuſiniſche Schwan durchfliegt alle gebildete Völker.

Wie aber, wenn dies der einzige Weg zur Unſterblichkeit, oder die einzige Art einer ewigen Fortdauer wäre, wie wäre es mit uns beſtellt? mit uns, die ſodann ein paar Jahrtauſende zu ſpät gekommen wären, um mit der Jugend der Welt ihre friſchen Morgenkränze zu theilen. Hinter zehn Helden und Dichtern zu ſeyn, iſt ſchon ein geringerer Platz: die Namen der Menſchen, wenn ſie hergezählt werden müſſen, werden ſo bald verwechſelt, ſo blöde unterſchieden; die Perſonen, die ſolche bedeuten, ſtehen ſo oft verunſtaltet und verkannt da, daß in dem großen Labyrinth der Zeiten, in welchem oft das Schlechteſte neben dem Beſten geprieſen wird, das wahre Verdienſt ſich zu verlieren ſcheinet. Die Tafel der Muſe iſt beſchrieben, faſt mehr beſchrieben, als das Gedächtniß der Menſchen davon faſſen kann; was am Rande hinzugethan wird, können nur kleine Buchſtaben ſeyn, oft ſchwer zu leſen und von zweifelhafter Bedeutung. Der Mund der Fama hat ſeinen Credit verlohren; das Lob der Kunſt, Dichtkunſt, ja ſelbſt der Geſchichte hie und da nicht minder. Die Sprachen der Völker ſind zertheilt, und wer kann ſich eine Stimme geben, die von den Säulen Herkules bis zum Indus reiche? Das Feld der Geſchichte, auch der Verdienſte und Känntniſſe ſelbſt, iſt zu groß geworden; dagegen die Aufmerkſamkeit der Menſchen in ihrem Innern geſchwächt, die Theilnahme derſelben an einem einzelnen Gegenſtande, Geſchäft oder Lande, dergeſtalt verwittert, daß es dem fremden Leſer ſchon Mühe koſtet, ſeinen engen Horizont nur zu erweitern, ſich in eine fremde Noth, in ein fremdes Verdienſt, in einen

frem-

fremden Charakter nur einzulaſſen und zu finden. Ein gemeinſchaftliches politiſches Vaterland haben die Völker Europens gar nicht mehr; die wenigſten haben es innerhalb ihrer eignen Grenzen. **Friedrich der Große**, der einen Alexander und Cäſar in Manchem weit übertrift, und dem die Götter ſelbſt in ſeine Geſichtszüge das Gepräge der Unſterblichkeit drückten, wird ſchwerlich je ſo allgemein: ſo klaſſiſchberühmt werden, als Alexander und Cäſar es ſind und waren; er ſtehet, der Zeit nach, hinter zu vielen andern, und muß mit ihnen allen den Wettlauf nach dem Kranze des Ruhms wagen. Und wo ſtehet das Ziel dieſes Wettlaufs? Welche Hellenodiken theilen den Kranz aus? Den Augur an der Tiber wird niemand dafür erkennen; in ſeinen theuren Himmel will niemand Rechtliches mehr. Ueberdem iſt auch **ſein** Kalender voll, ſeine Altäre ſind beſetzt und die Litanei der Heiligen überhaupt iſt eine ſchlechte Pindariſche Ode. Die Heroen der alten Welt, die Götter Griechenlandes und Roms ſind gefallen; Jahrhunderte haben ſich bemüht, die Mittel der Unſterblichkeit zu vernichten, die Wege dahin zu verſchwemmen, den Hügel, auf welchem ſie blüht, den Menſchen ungangbar zu machen und ſie dafür mit dem alltäglichen Looſe eines Tantalus, Ixion oder Siſyphus zu beſchenken.

Facilis deſcenſus Averni
noctes atque dies patet atri janua Ditis
ſed revocare gradum, ſuperasque evadere
ad auras
hoc opus, hic labor eſt. Pauci quos
aequus amavit
Juppiter aut ardens evexit ab aethera
virtus
Dis geniti, potuere.

* * *

Sollte es nicht eine andre Unſterblichkeit geben, die uns nicht geraubt werden kann, ja auf die uns eben jene der Kunſt, Geſchichte und Dichtkunſt als ein jugendlicher Traum ſelbſt hinweiſet?

Es wäre ſonderbar, daß was ſeiner Natur nach wahrhaft unſterblich iſt, uns von Zeiten, Menſchen und Schickſalen geraubt werden könnte; die Götter ſelbſt können es nicht rauben.

Unſterblich nämlich, und **allein unſterblich iſt, was in der Natur und Beſtimmung des Menſchengeſchlechts, in ſeiner fortgehenden Thätigkeit, im unverrückten Gange deſſelben zu ſeinem Ziel, der möglichſtbeſten Ausarbeitung ſeiner Form, weſentlich liegt;** was alſo ſeiner Natur nach fortdauren, auch unterdrückt immer wiederkommen, und durch die fortgeſetzte, vermehrte Thätigkeit der Menſchen immer mehr Umfang, Haltung und Würkſamkeit erlangen muß: das **reine Wahre, Gute und Schöne.** Aus dieſem Samen ſind Göttergeſtalten hervorgegangen, Heroen und Wohlthäter der Menſchheit entſproſſen und entſprießen noch; ſie haben auch auf uns gewirkt; wir haben Beruf und Macht, in ihrem Werk fortzuwirken und dadurch den ſchönſten und edelſten Theil unſrer ſelbſt, in unſerm Geſchlecht zu verewigen. Es ſei mir vergönnt, dieſen Gedanken, der keine Poeſie, ſondern die ſchlichteſte Wahrheit iſt, mit Wenigem zu entwickeln. Ich bin gewiß, daß in jedem edlen Gemüth, das mich höret, ſich auch ein Land der Unſterblichkeit aufthun werde, indem jedem ſein Herz ſaget: hier wohnt wahre menſchliche Unſterblichkeit, hier oder nirgend. Außer ihr iſt Schatten und Orkus.

Das Edelſte, was wir beſitzen, haben wir nicht von uns ſelbſt; unſer Verſtand mit ſeinen Kräften, die Form, in welcher wir denken, handeln und ſind, iſt auf uns gleichſam herabgeerbet. Wir denken in einer **Sprache**, die unſre Vorfahren erfanden, in einer Gedankenweiſe, an der ſo viele Geiſter bildeten und formten, zu der auch in andern Sprachen die ſchönſten Genien des Menſchengeſchlechts beitrugen, und uns damit den edelſten Theil ihres Daſeyns, ihr innerſtes Gemüth, ihre erworbnen Gedankenſchätze huldreich vermachten. Täglich genießen und gebrauchen wir tauſend **Erfindungen**, die aus alten Zeiten, ja zum Theil von den fernſten Gegenden der Erde zu uns gekommen ſind, und ohne die wir ein Freudeloſes, dürftiges Leben führen müßten. **Maximen und Sitten** ſind auf uns geerbt, die nicht nur das Geſetz der Natur, das dunkel in uns liegt, erhellen, ſondern uns auch erwärmen und Kraft geben, uns über Bedrückniß und Gewohnheit hinaufzuſchwingen, Vorurtheile abzuſchütteln, und indem wir andre Gemüther von demſelben Licht des Wahren, Guten und Schönen durchdrungen fühlen, uns mit ihnen in Freundſchaft und Thätigkeit weit inniger zu vereinigen, als Geiſt- und Sinnloſe Körper ſich je vereinigen könnten. Dieſe Kette von Wirkungen iſt zu uns gelangt; ſie hat uns umfaßt und umſchlungen; wider Willen müſſen wir an ihr halten und im Guten oder Böſen, thätig oder hindernd, auf Welt und Nachwelt fortwirken. Dies iſt das unſichtbare, verborgne Medium, das Geiſter durch Gedanken, Herzen durch Neigungen und Triebe, die Sinne durch Eindrücke und Formen, bürgerliche Geſellſchaften durch Geſetze und Anſtalten, Geſchlechter durch Beyſpiele, Lebens-

weiſe

weiſe und Erziehung, Liebende durch Liebe, Freunde durch harmoniſche Freundſchaft knüpft, alſo daß wir in dieſem bindenden Medium auf die Unſern, auf andre, auf die Nakommenſchaft wirken müſſen und fortwirken werden. Dies iſt das Innre der wahren menſchlichen Unſterblichkeit, jedes äußere Bild von ihr, iſt nur ihr Name, ihre Bezeichnung.

Laſſen Sie uns, um dies inne zu werden, nur an die lebendigſten Augenblicke unſres Lebens, inſonderheit unſrer Kindheit und Jugend gedenken; gingen wir nicht, da wir ſie genoſſen, ſtets aus uns heraus, und theilten uns mit? oder wir empfingen von andern, fühlten ſie in uns, uns in ihnen. Da vergaßen wir unſre eingeſchränkte ſterbliche Form; wir waren im Lande ewiger Wahrheiten, einer reinen Güte, eines unſterblichen Genuſſes und Daſeyns. So gingen in uns als Jünglinge die Gedanken derer über, die am meiſten auf uns gewirkt haben; ihre Töne floſſen in uns, wir ſahen ihre Geſtalten, verehrten ihre Schatten, und die Wirkung, die auf uns durch

ihr

ihr innres Wort gemacht ward, gedieh zur Form unſrer Seele. Noch denken wir mit den Gedanken jener Großen und Weiſen, die dem Körper nach längſt verlebt ſind; nicht blos was, ſondern wie ſie es dachten, hat ſich uns mitgetheilet; wir verarbeiten es weiter und ſenden es fort auf andre. Schiene gleich Manches im dunkeln Grunde unſres Gedankenmeeres todt und begraben zu liegen; zu rechter Zeit ſteigets doch hervor und organiſirt ſich zu- und mit andern Gedanken: denn in der menſchlichen Seele iſt nichts todt; alles lebt oder iſt da, daß es zum Leben geweckt werde; und da das Reich menſchlicher Seelen im innigſten Zuſammenhange iſt, ſo belebt, ſo erweckt Eine die andre. Noch in einem höhern Grade wirken ſo auf uns die Leidenſchaften, Lebensweiſen und Sitten der Menſchen, inſonderheit derer, mit denen wir täglich umgehn, die wir haſſen oder lieben, verabſcheuen oder verehren. Gegen jene empört ſich unſer Gemüth, die Eindrücke dieſer gehen ſanft in unſre Natur über. Wir gewöhnen uns an des andern Wort, Mine, Blick, Ausdruck, ſo daß wir ſolche unvermerkt an uns nehmen und auf andre fortpflanzen. Dies iſt das unſichtbare, magiſche Band, das ſogar Geberden der Menſchen verknüpft; eine ewige Mittheilung der Eigenſchaften, eine Palingeneſie und Metempſychoſe ehemals eigner, jetzt fremder, ehemals fremder, jetzt eigner Gedanken, Gemüthsneigungen und Triebe. Wir glauben allein zu ſeyn und ſinds nie: wir ſind mit uns ſelbſt nicht allein; die Geiſter andrer, abgelebter Schatten, alter Dämonen, oder unſrer Erzieher, Freunde, Feinde, Bildner, Misbildner, und tauſend zudringender Geſellen wirken in uns. Wir können nicht umhin, ihre Geſichte zu ſehn, ihre Stimmen zu hören; ſelbſt die Krämpfe ihrer Misgeſtalten gehn in uns über. Wohl ihm, dem das Schickſal ein Elyſium und keinen Tartarus zum Himmel ſeiner Gedanken, zur Region ſeiner Empfindungen, Grundſätze und Handlungsweiſen anwies; ſein Gemüth iſt in einer fröhlichen Unſterblichkeit gegründet.

Um hierüber mit mir Eins zu werden, bemerke man folgendes:

1. **Je reiner und edler etwas in unſrer Natur iſt, deſto mehr gehets aus ſich heraus, entſaget ſeinen engen Schranken, wird mittheilend, unendlich, ewig.** Eine Form, die uns zuſammendrückt, drückt, wenn wir ſie andern auflegen, dieſe um ſo mehr zuſammen, eben weil es nicht ihre Form iſt; dahingegen was andern Luft und Luſt macht, was ihnen freien Athem und ein Elyſium giebt, in welchem freiwillige Blumen blühn, dies iſt reiner unſterblicher Aether. Dahin gehören z. B. helle, wahre Gedanken, jede Erweiterung der Wiſſenſchaft, bei welcher wir uns ſelbſt vergeſſen und nur in den Geſetzen des Gegenſtandes denken; Regeln der Vernunft, Sitten und Rechte, in denen Jeder, auch wider Willen, das Allgemeingeltende, Würdige anerkennt, und in ihnen gleichſam Formeln der Ewigkeit lieſet. Wo Saiten dieſer Art erklingen, tönen alle reine menſchliche Gemüther mit; wir freuen uns ihrer, bis un-

vermerkt ſie das Saitenſpiel unſeres innern Sinnes werden. So haben alle Wohlthäter des Menſchengeſchlechts herabgewirket: ſo wirken Eltern, Lehrer, Geſetzgeber, Freunde auf uns, und wer ſonſt den Gang unſrer Gedanken, den Plan unſres Lebens zur reinſten edelſten Humanität fördert. Und o wie glücklich ſind vor allen andern die Heroën und Genien der Menſchheit, wenn ihnen bei ihrer Macht auch Weisheit, und bei ihrer Weisheit und Macht auch Güte zu Theil ward; welche tauſend Mittel haben ſie in ihrer Hand, auf die ſchönſte und gewiſſeſte Art unſterblich zu werden. Möge der Unterdrückte, der Hülfloſe, der Verwaiſete ihre Namen kennen oder nicht, ſo lange er durch ihre Veranſtaltung Schutz, Hülfe, Aufmunterung, Unterhalt, Freude genießet, ſo lange leben ſie in ihren Anſtalten ſelbſt unſterblich. Die beſſere Bildung, die der Verwahrloſete empfieng, die gute Aufnahme, die der Verlaſſene findet, jede Brauchbarkeit, zu der er gebildet wird, jeder Dank, jede Freude in ihm, ſammt allen guten Wirkungen, die Er aufs neue

fort-

fortſendet, alles iſt ihr Werk, ihre Veranlaſſung und Stiftung. Die Früchte, die ſie zum reinen Ertrage der Menſchheit ſäeten, ſind von unſterblicher Art, von immer wuchernden Zweigen. Dagegen das, was ſich in und mit unſrer ſterblichen Geſtalt verzehrt, das geht hinab in den Orkus.

2. Zum Uebergange dieſes Beitrages in den geſammten ewigen Schatz der Menſchheit gehört nothwendig eine **Ablegung unſeres Ich**, d. i. eine Entäußerung ſein ſelbſt und der Vorurtheile, die an dieſem Selbſt haften. Wollten wir, wenn wirs auch könnten, Welt und Nachwelt mit unſern Schwächen beſchenken? Nein! Der Nektar der Unſterblichkeit, der Lebensſaft, durch welchen das Wahre und Gute keimet, iſt ein reiner Saft; alles mit Perſönlichkeit Vermiſchte muß in den Abgrund; in den Gefäſſen und Triebwerken der großen Weltmaſchiene muß es ſo lange geläutert werden, bis der Bodenſatz ſinket. Die Wahrheit ruhet auf ſich ſelbſt; wenn ihr Würfel auch ſechsmal umgewälzet würde, er iſt und bleibt ein Würfel.

ſel. Dagegen die Pyramide, die auf ihre Spitze geſtellt würde, entweder zertrümmern oder mit ungeheurer Mühe umhergewälzt werden müßte, bis ſie ihre ruhige Grundlage fände. Leicht wird dieſe Selbſtverläugnung, ſobald man Einmal die Luſt der hohen Region genoſſen, und in das Gebiet des Beharrlichen, des Wahren verſetzt ward. Gern leget man die ſterbliche Hülle der Perſönlichkeit ab, wo ſie Welt und Nachwelt nur an unſre Unvollkommenheit erinnern würde. Der erſte Begriff eines allgemeinen Geſetzes ſagt ſchon, daß es von Privatleidenſchaft entfernt ſeyn müſſe: ſo will auch jede reine Form des Guten und Schönen kein Portrait, ſondern ein Ideal ſeyn. Wer über ſich ſelbſt der ſtrengſte Richter zu ſeyn vermag: nur der iſt ein Sohn der Götter, ſeiner Natur nach und in ſeinen Werken unſterblich. Vielleicht habe ich einmal Gelegenheit, etwas über die Dämonen, Heroën und Genien der Alten zu ſagen, deren Göttergeſtalten überhaupt mir wie abgezogene Begriffe und Kategorien erſcheinen, unter welche ſich alles Unſterbliche in Menſchengedanken, Werken und Charakteren gleichſam ſinnlich ordnet.

3. Da aber jedes Ding nur auf Eine Weiſe das Beſte ſeiner Art ſeyn kann: mithin nach ewigen Geſetzen die Formen der Dinge wiederkommen müſſen, und kein Inneres ohne ein Aeuſſeres, kein Gedanke und Wille ohne Bezeichnung ſeyn kann; ſo ſieht man, daß im Garten der Unſterblichkeit auch die **Kunſt** des Ewigwahren, Guten und Schönen unentbehrlich ihre Stelle finde. Zwiſchen allen Abwegen iſt nur Eine Straße die gerade und wahre; und wenn nach vielen Jugendübungen das Meiſterwerk erſcheinet, ſo dörfen wir nicht zweifeln, daß es den Charakter des Beharrlichen und Daurenden an ſich trage. Geweihete Augen erkennen ihn darinn, und wenn der Neid eine Wolke, die Barbarei einen dichten Nebel darüber würfe; die Wolke fällt, der Nebel ſchwindet, und das Licht des ewigen Werks ſtralet Jahrhunderte weiter. Unglaublich iſts, wie wenig eigenthümliche Formen im Reich der Gedanken und Menſchenwirkungen erſcheinen,

wenn man die Geſchichte prüfend hinab verfolgt. Weit weniger Regenten beherrſchen die Welt der Wiſſenſchaften, der Künſte, der Erfindungen, Geſetze, Maximen, als Monarchen Länder beherrſchen; mancher derſelben regierte Jahrhunderte lang in einem ſüßen Irrthum fort. Zuletzt aber fand ſich doch das verſcharrete Gold wieder auf; nach dem langen Winter begann die ewige Kraft der Natur einen neuen ſchönern Frühling. In der Geſchichte aller Zeiten und Völker iſt das Schönſte und Beſte jeder Art mit einem Siegel der Unvergänglichkeit, mit dem Gepräge und Charakter des Immerwiederkehrenden bezeichnet; ein glücklich getroffenes Maximum oder Minimum ſeiner Art, eine aufgelöſte Formel, die einzig ſo aufzulöſen war.

Irre ich nicht, ſo muß, wenn wir geſund ſind, dieſe Betrachtung uns einen neuen Geſchmack am Leben, eine neue Hochſchätzung des Ranges, auf welchem wir ſtehen und den Wunſch einflößen, in ihm ſowohl Ewigkeit zu genieſſen, als für das Fortdaurende in der Menſchheit in der beſten Art zu wirken. Theilnehmen müſſen wir; wir ſtehn im Strom der Zeit, wo eine Welle die andre treibet; nützlich oder ſchädlich müſſen wir alſo auf die Zukunft wirken, wie die Vergangenheit auf uns wirkte; der Kampfpreis des Lebens iſt, daß wir auch in Nacht und Nebel das Ziel treffen, wo der Kranz hängt, daß wir die Saite treffen, wo wohlklingende Conſonanzen ins Unendliche hinauf- und hinuntertönen. Wären dieſe gleich dem gemeinen Ohr unhörbar; ſie ſind dennoch da, ſie tönen weiter und erwecken neue harmoniſche Mitlaute. Nicht durch Schriften wirken wir allein auf die Zukunft; vielmehr können wirs durch Anſtalten, Reden, Thaten, durch Beiſpiel und Lebensweiſe. Dadurch drücken wir unſer Bild lebendig in andre ab; dieſe nehmens an und pflanzen es weiter. So erhob ſich der Baum der Humanität über die Völker; unzählige Hände trugen zu ſeiner Wartung und Pflege bei: wir genieſſen ſeine Früchte und müſſen zu ſeiner weitern Cultur mithelfen. Wie weit dieſe reiche, umfaßt unſer Blick nicht; aber unſre

Hand ſei emſig, unſer kurzes Leben werde durch Theilnehmung und Theilgebung verlängert und ewig. Mich dünkt, in dieſem hohen und richtigen Gefühl werde man leicht des Namens vergeſſen, mit dem unſre Perſon bei Leibesleben genannt ward; nicht unſer Bild wollen wir unſern Mitgenoſſen und der Nachwelt vermachen, ſondern unſern Geiſt, unſer Herz, die beſten Beſtrebungen unſres Daſeyns, die edelſte Form, die wir von andern in uns, auf andre aus uns brachten.

Nachſchrift.

Um dem Verdacht der Declamation zu entgehen, der bei Schriften dieſer Art alle bleibende Wirkung hindert, will ich in ruhigerm Tone die Grundſätze hinzufügen, auf welche ſich die veſte Wahrheit vom **Fortwirken der Menſchen in die Zukunft** gründet. Man vergeſſe das Wort **Unſterblichkeit**; und am wenigſten denke man dabei an eine eitle Fortdauer **im Namen.** „**Fortwirkung auf menſchliche Seelen im Kreiſe der Menſchheit,**" das iſt die Frage.

1. Wenn Ein Geſetz in der Oekonomie der Naturweſen offenbar iſt, ſo iſt es **Reihe, Fortdauer der Geſchlechter und Arten.** Ein Individuum macht dem andern Platz; es bringt den Samen ſeiner Zerſtörung mit ſich, und eben die Geſetze, die ſein Wachsthum, ſeine Blüthe, ſeine Fortpflanzung befördern, befördern auch ſeine Auflöſung. Es gehet von hinnen, und lebt

nur

nur in andern ſeiner Art fort, denen es ſich mit ſeiner ganzen Erſcheinung gleichſam aufopferte und hingab. Dieſe Regel der Natur, die in Pflanzen und Thieren ſichtbar iſt, gründet eine **Verewigung der Arten**, zu welcher denn auch alle Triebe der einzelnen Weſen, ihre Begierde nach Nahrung, Wachsthum, und ſowohl die Geſchlechter- als mütterliche Liebe beitragen.

Der Menſch, als Thier und Pflanze, iſt dieſem Geſetz unterthan; er iſts aber auch, als ein kurzer Inbegrif und Abbild der Natur, in der **eigenſten Einrichtung ſeiner Gattung.** Sein Verſtand und ſeine Vernunft bedörfen zu Aeußerung ihrer Form ſowohl der Vergangenheit als der Zukunft: die Erſcheinungen Jener bewahrt ſein Gedächtniß auf, die Einbildungskraft ſtellet ſie dar, der Verſtand bildet aus ihnen Erfahrungen, die er auch auf die Zukunft anwendet. Seine Seele iſt alſo nicht aufs Jetzt eingeſchränkt; ſie muß, ihrer Art nach, vom Vergangenen für die Zukunft leben, und eben der iſt der verſtändigſte, oder gleichſam der eigentlichſte Menſch, der die Vergangenheit aufs Jetzt, und da dieſes in jedem Augenblick vorüber iſt, aufs fortgeſetzte Jetzt, die Zukunft, richtig anwendet. In jeder ſeiner Wirkungen alſo iſt der Menſch eine **flieſſende Gröſſe.** Darauf beruhen die Geſetze ſeiner Erziehung; ſeine Bildung und Misbildung, ſein Glück und Unglück, der Nutze oder Schade, den er ſtiftet, flieſſen daher; und was der einzelne Menſch iſt, iſt auch ſein Geſchlecht: denn jedes Glied deſſelben griff vorwärts in die Kette der Wirkungen vor ihm und ließ menſchliche Wirkungen nach. Der menſchliche Verſtand iſt, wenn ich das Gleichniß brauchen darf, ein Januskopf mit drei Geſichtern: man kann zuviel in die Vergangenheit, zuviel in die Zukunft ſehen, und darüber das Jetzt verſäumen; wie dem aber auch ſei, keines dieſer Verhältniſſe läſſet ſich vom andern trennen und ſcheiden. Die regſten Neigungen und Triebe unſres Geſchlechts zielen auf dieſe Fortwirkung, das Streben nach Selbſterhaltung, Geſundheit, Macht, Vergnügen, Ruhm und Glück, die Liebe ſein ſelbſt, ſo wie die Geſchlechter-, Eltern-, Vaterlandes- und Menſchenliebe.

So:

Sofort läßt ſich aus dieſer Verbindung dreier Regionen in unſrer Seele das Glück der Sterblichen erläutern, die, mit treflichen Seelenkräften ausgerüſtet, auf vorzügliche Puncte ſolcher Verbindung trafen, und ihr Jetzt ſowohl als ihre Vorzeit auf die Nachkommenſchaft vor andern wohl anzuwenden wußten. Sie traten zu einer Zeit auf, da gnugſame Verſuche, die Präliminarien ihres Geſchäfts ſchon da waren; dieſe gebrauchten ſie aufs beſte, und ſo dorften ſie um die Zukunft unbeſorgt ſeyn, die ihnen früher oder ſpäter mit Bewunderung, Liebe und Nacheiferung freiwillig folgte. Es wäre zu erweiſen, daß bei **Homer, Sophokles, Plato, Ariſtoteles, Archimedes,** bei **Raphael, Bako, Galiläi, Newton** u. a. dies der Fall geweſen; **Herſchel** und mehrere, die zu unſrer Zeit in mancherlei Dingen Epoche machen und machen werden, zeigen, daß es auch noch bei uns derſelbe Fall ſeyn könne. Und allemal waren es die unbefangenſten Gemüther, die die größeſte Epoche machten. Treue Haushälter der Vorwelt nutzten ſie dieſe auch in ihren Schwächen und Fehlern; ſo trafen ſie den Punct der Vollkommenheit, und die Zukunft that ihnen ihre Pforten auf, ohne daß ſie ſolche, wie es andre nutzlos verſuchten, mit Gewalt ſprengen dorften.

2. Wie alſo des Menſchen eigenſtes Vermögen mehr oder minder ein umfaſſender Geiſt iſt, der mit Hülfe der Vorzeit aus ſeinem Jetzt auf die Zukunft wirket: ſo ſind die **Mittel**, die er in Händen hat, oder die er, eben dieſer ſeiner Natur nach, ſich ſelbſt erſchaffet, **offenbare Werkzeuge und Symbole dieſer thätigen Fortwirkung.** Ich rechne hiezu vorzüglich **Sprache, Schrift, Wiſſenſchaft, Kunſt,** und die Kunſt der Künſte, **Geſetzgebung und Staatseinrichtung;** ſie ſind die großen und kleinen Schiffe, mittelſt welcher er den Ocean der Zeiten durchſegelt.

Von der **Sprache** iſt unnoth zu reden, da ſie als das Werkzeug der Fortpflanzung menſchlicher Gedanken, Neigungen und Thaten allgemein anerkannt wird: durch ſie erben ſich die Schätze der Vorwelt auf ſpäte Geſchlechter hinab; durch ſie ſind die Wirkungen der Seele des Stammvaters einer Nation noch mit dem letzten ſeiner Nachkommen verbunden. Durch eine gemeinſchaftliche Sprache nehmen mehr oder minder alle Glieder eines Volks an einander Antheil, Zeiten gießen ihren Geiſt auf Zeiten, Völker auf Völker in immer neuen Miſchungen hinab, und ſowohl durch Vermehrung als Verwandelung der Sprachen ſtrebet das Menſchengeſchlecht weiter. Freilich iſt die Zeit längſt vorüber, da alle Welt nur Eine Zunge und Sprache war, mithin ſich Alles Allem mittheilen konnte im Reiche der Menſchen; ſie wird auch nie wiederkommen auf Erden. Indeſſen ſind ſowohl durch **herrſchende** als durch **gelehrte** Sprachen bereits ſo viele Völker mit einander verknüpfet, auch haben verſchiedene Sprachen ſich einander ſelbſt ſo ſtark mitgetheilet und an einander gebildet, daß auch hier ein großer Fortgang der Dinge unverkennbar bleibet. Schwerlich werden die Griechiſche, Römiſche und Franzöſiſche Sprache als allgemeine Mittel der Bildung je ausgerottet und verdränget werden; die Engliſche Sprache eifert ihnen nach, und die Deutſche wird ſich einſt an ſie fügen.

Es iſt ein hoher Platz in der Geſchichte der Menſchheit, der Sprache nach für alle gebildete Nationen unſers Erdballs zu ſchreiben, auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung, wie in Siberien, in beyden Indien wie in Europa geleſen zu werden; (wäre es auch nur um widerlegt zu ſeyn, wie gegen Pauw's Bemerkungen von beiden Indien aus iſt geſchrieben worden.) Es iſt ein ſchöner Platz in der Geſchichte, gerade auf ein Zeitalter zu treffen, da die Sprache einer Nation zu dem Grade der Bildung gekommen iſt, in welchem ſie wahrſcheinlich fortdauert; in dieſem Garten blühen ſodann unſterbliche Menſchengedanken. Aber auch ohne dieſen Vortheil theilen ſich ächte Erfindungen, Geiſtesformen von der ſchönſten Art, wahre Erläuterungen und Förderungen der Wiſſenſchaft auf mancherlei Wegen mit; wie mit dem

Blumenſtaube entfernter Zonen, fährt Zephyr mit Gedanken der Menſchen weit umher, daß man oft, wo man ſie am wenigſten ſuchte, ihre Blüthen und Früchte findet. Und dann, iſts nicht ſchon Würde und Werth genug, auch nur auf ſeine eigne Nation in einigen Geſchlechtern fortzuwirken? Vielleicht durch die dreiſſigſte und hundertſte Hand gehen die Früchte deiner Bemühungen aus einer veralteten in eine neuere oder fremde Mundart über. Dein Name iſt längſt vergeſſen; dein Eigenthumsrecht war vielleicht ſchon mit dem erſten Viertheiljahre dahin, indem behende, rüſtige Sprecher es ſogleich zu dem Ihrigen machten; aber was iſt Eigenthumsrecht und Name bei einem Gut, das der Menſchheit zugehört? Je reiner du denkeſt, deſto mehr wirſt du dich ſelbſt des Unrechts der Vergeſſenheit freuen, und dich in ihm geehrt finden.

Die Schrift und die Buchdruckerei gehören zum Fortpflanzungsmittel der Sprache; die Vorſehung hat durch ſie bereits Wunderdinge gewirkt,

wirkt, und wird mit beſchleunigter Kraft in den nächſten Jahrhunderten gewiß Wunderdinge befördern. Ein Sprachrohr für menſchliche Seelen, wirkt ſie auf einmal an hundert Orten und Enden jetzt und zukünftig.

Wiſſenſchaften und **Künſte** ſind Formen des menſchlichen Geiſtes, auf denen, je wahrer und nützlicher ſie ſind, deſto veſter das Siegel der Unſterblichkeit haftet. Laß es ſeyn, daß Künſte verlohren gegangen ſind; vielleicht konnte man ſie entbehren; wenn aber auch nicht, ſo ſtrebe der menſchliche Geiſt, ſie wieder zu erfinden und die ſeinigen vor einem gleichen Untergange dauerhaft zu ſichern. Er thut dieſes durch die Kunſt aller Künſte, die **Geſetzgebung** und **Staatskunſt:** denn iſt der Menſch ein politiſches Geſchöpf (ζωον πολιτικον) wie er es gewiß iſt, weil außer dieſem Zuſtande oder im Verderb deſſelben er das Schätzenswürdigſte und Beſte ſeiner Natur verlieret: ſo ſtrebe er, es ganz zu ſeyn, und auf Aeonen hinab zu erreichen, was in ſeinen Kräften ſtehet.

Eine böſe Politik vereinzelt, ſchwächt, unterdrückt, quält und tödtet Menſchen, dem Vieh gleich: ſie hat Welttheile verheert, Völker ausgerottet oder zu Sklaven gemacht, Denkmale zerſtört, Künſte untergehen laſſen, Wiſſenſchaften verachtet, und die Fortwirkung des menſchlichen Geiſtes tauſendfach gehindert. Unter einer guten Geſetzgebung und Staatseinrichtung, die wie Alles auch auf andre, ihr ähnliche Staaten wirkt und ſich mit ihnen vereint, blühet Sicherheit und Friede; Künſte gedeihen, Wiſſenſchaften ſprieſſen empor, Vernunft und Sitten läutern einander, und ſowohl der menſchliche Geiſt als das menſchliche Herz ſenden in kleinen und groſſen Kreiſen, in niedern und höheren Ständen, die ſchönſte Beute ihres Lebens, Erfahrung, Klugheit, Sittlichkeit, Vernunft, Kunſt und Wiſſenſchaft weiter. Unläugbar iſts, daß Europa durch ſeine vereinte Macht, durch Erfindungen, Anſtalten, Emſigkeit und Klugheit ſich Mittel erworben hat, auf alle Völker der Erde, ſo wie auf die fernſte Nachwelt

mächt-

mächtig zu wirken; welch eine Zukunft ſchlöße ſich auf, wenn dieſe ungeheure Macht und Klugheit einſt Weisheit und Güte würde!

3. **Ohngeachtet aller einander entgegen ſtrebenden Kräfte unſers Geſchlechts ſcheint eine allgemeinere, vollere, ſanftere Fortwirkung deſſelben auf die Nachwelt in der Ordnung der Dinge, und im Lauf ſeines Daſeyns zu liegen.** Alles, was Raum und Zeit bindet, iſt Geſetzen unterthan; wie? und die leidenſchaftliche freye Willkühr der Menſchen, ihr Aberwitz, ihre Raſereien ſollten jeder beſchränkenden Ordnung der Natur unbändig ſeyn, und unbändig bleiben? Erröthen ſollte unſer Geſchlecht, wenn es ſo etwas auch nur im Traum behaupten wollte. Geburt, Tod, Heirathen, Fieber, ſelbſt die Witterung hat ihren Calcul gefunden; und die ſchädlichen Thorheiten der Menſchen ſollten ihn nach einer dreitauſendjährigen Erfahrung nicht finden? Nicht blos den Calcul werden ſie finden, ſondern auch Regel und Riegel. Ohnſtreitig tobt jene

jene wilde Perſönlichkeit, die ſich einſt durch Uebermuth und ſinnloſe Zerſtörungen unſterblich machte, nicht mehr mit der Freiheit, wenigſtens nicht mit der Billigung auf der Erde umher, mit welcher ſie ehedem verehrt ward, (es wäre denn in entfernten Ländern und Winkeln;) mancherlei Urſachen tragen dazu bei, jeder zu frechen perſönlichen Anmaaſſung Einhalt zu thun und mit Aufopferung derſelben lieber die Ruhe des Ganzen zu ſichern. Immer mehr verliert ſich alles in gröſſeren Maſſen; es wirkt durch Leidenſchaftloſere, oft ſogar nur durch mechaniſche Mittel, und muß ſich alſo der kältern Vernunft eher fügen. Revolutionen, wie die von Attila, Dſengiskan, oder von unſern Deutſchen Vorfahren bewirkt ward, haben wir in Europa kaum mehr zu beſorgen; und was von Europa aus die Welt drückt, iſt meiſtens der kalte Geiz, die niedrige Habſucht. Eine Geiſel Gottes fürs Menſchengeſchlecht zu ſeyn, nach dieſem einſt rühmlichen Hunnen-Ruhm wird niemand mehr gelüſten; ſelbſt Barbaren hüten

ſich

ſich, ihre zerſtörende Natur zu rauhe zu zeigen. Die Werkzeuge ihrer Macht ſind Eines Theils gelähmt, oder andern Sinnes geworden; kurz, was die helle Vernunft anfing, warum ſollte dies das Geſetz und eine veſtgeſtellte Ordnung Aller mit Allen nicht einſt vollführen? Wer hieran zweifelt, müßte es als erſtes Naturgeſetz annehmen, daß das Menſchengeſchlecht, unter das Schlechtere verkauft, zum Beßeren nie gelangen könne, und daß ſeine klärſten, ſicherſten Grundſätze ewig und immer täuſchende Scheinworte bleiben müßten. Iſt dies aber nicht, hat der allweite Raum ſich zu Sternen und Sonnen aufgeklärt, und was Chaos war nach Naturgeſetzen in daurende Bahnen geregelt; ſo laſſet uns beym jungen Menſchen-Chaos auf unſrer Erde an dieſer wünſchenswerthen Entwiklung auch nicht zweifeln, vielmehr dazu alles was wir können guten Muthes beitragen. Licht iſt das ſtilleſte, aber wirkſamſte Element der Natur; durch ſeinen ſchnellen Stral, durch ſeine ungeſtört fortgeſetzte, geräuſchloſe Wirkung belebet und reiniget es die Na-

Natur, erweckt und färbt die ſchlummernde Blumen, macht andre Farben erſterben; es iſt der ſtille Träger fortwirkender Schöpfungskräfte. So ſei auch unſre Thätigkeit für die Nachwelt, und der ganze Lohn derſelben, daß durch ſie, wie durch verſchlungene Lichtſtralen, eine neue ſchöne Schöpfung lebe.

IV.

Ueber
Denkmale der Vorwelt.

Erſtes Stück.

Wenn Pope ſein Gedicht vom Menſchen mit der Wahrheit anfängt, daß in unſerm umgränzten Leben uns wenig mehr nachgelaſſen ſei, als „umherzuſehn und zu ſterben:„ ſo meint er mit dieſem **Umherſchauen** wohl etwas mehr, als ein bloſſes **Anſtaunen** der Dinge, das manche Thiere mit uns gemein haben würden. Verwunderung iſt das erſte Kind der Neugierde; ſie muß aber auch eine Mutter der Unterſuchung werden. Ein Reiſender, der von ſeiner Wallfahrt unter Trümmern und Denkmalen nichts als die Wahrheit zurück brächte, „daß alles eitel ſei,„ und der ſeine gewonnene Gleichgültigkeit mit dem Namen der Ruhe eines Weiſen beehrte, hätte damit nicht viel gewonnen, ſondern vielleicht an ſeiner ehema-

ligen

ligen Wirkſamkeit in einem eingeſchränkteren Kreiſe verlohren. Schwermüthig auf den Trümmern der Vorwelt zu ſitzen, mag eine maleriſche Stellung ſeyn; ſie iſt aber weder gnügſam noch nützlich.

Auf mehrere Weiſe hat ſich alſo der menſchliche Verſtand ſorgſamer beſchäftigt, wenn er ſowohl die Trümmern alter Revolutionen im innern Bau unſerer Erde, als über derſelben die faſt allenthalben zerſtreuete Denkmale der Vorwelt bemerkte. Dort hat es an Hypotheſen nicht gefehlt, viele dieſer Erſcheinungen zu einem Syſtem zu ordnen, und dadurch die Entſtehung unſers Erdkörpers zu erklären; hier iſt man noch auf dem behutſamern Wege, einzelne Facta zu ſammlen, andere zu erklären und nur wenige kühne Geiſter haben ſich bisher an eine allgemeine Auflöſung gewaget. Wer wollte dieſe auch jetzo ſchon wagen? da ſo viele Denkmäler noch unentziffert, andre kaum angezeigt oder mangelhaft beſchrieben ſind, andre, vielleicht nothwendige Zwiſchenglieder, uns noch

ganz

ganz fehlen. Die Entdeckungen rücken indeß gewaltig fort, und der Trägſte wird gezwungen, an ihnen Theil zu nehmen. Ja was noch ſchätzbarer iſt, der Entdeckungsgeiſt unſrer Zeit gewinnet offenbar an Sicherheit, an unpartheilicher Darſtellung, an gelehrter Genauigkeit, an zuſammenſtellender Wahrheit: denn die Jahrhunderte unwiſſender Mönche, oder täuſchender Bekehrungsgeiſter ſind beinahe vorüber. Ein Reiſender geht auf der Spur des Andern, Einer berichtigt, Einer ſcheuet den Andern; und wenn, wie es zu erwarten ſteht, auch manche geheime Berichte, die einſt eine eigennützige Politik verbarg, werden gemein gemacht werden: ſo wird die **Geſchichte der überirrdiſchen Denkmale** in dieſelbe Combination treten, in welche ſeit einigen Jahrzehnden die Geſchichte der unterirrdiſchen Vorwelt bereits ſehr rüſtig getreten iſt, ohne Zweifel mit mancherlei neuen Reſultaten. Je langſamer wir dabei mit Hypotheſen fürs Ganze zu Werk gehn: deſto veſter wird das Gebäude gerathen.

Es werden alſo auch mir, einem Mitwandrer auf unſrer Trümmervollen Erde, einige Anmerkungen erlaubt ſeyn, die entweder die Gedanken anderer leiten, oder von ihnen verbeſſert werden mögen.

1. Zuförderſt, dünkt mich, müſſe man **die hebräiſchen Sagen über die Urwelt der geſammten Auslegung aller alten und älteſten Völkerdenkmale nicht zum Grunde legen**, ſondern ſie blos für das, was ſie ſind, für Nachrichten eines Hirtenvolks der Gegenden annehmen, in welchen es lebte. So wenig dem Geologen die ſechs Tage der Schöpfung einen Aufſchluß zum Bau der Erde geben werden: ſo wenig können wohl die an ſich ſchätzbaren Familiennachrichten dieſes Volks etwas Genugthuendes für alle Erdvölker gewähren. Die Genalogie der Söhne Noahs ſcheint nichts als eine Landcharte der Gegenden zu ſeyn, die der Sammler dieſer Nachrichten kannte, in einer Projektion entworfen, wie er ſie anſah und mit dem Stammvater

vater ſeines Volks nach Charakteren, die er uns nicht angiebt, in Verbindung brachte. So ſind auch ſpäterhin die rings um Paläſtina wohnenden Völker mit Hebräern blos nach Geſchlechts-Verhältniſſen in Verbindung gebracht und mit Ehre oder Schande bezeichnet. Dem Forſcher allgemeiner Denkmale der Vorwelt iſt dieſe Privatbeziehung eher hinderlich, als nützlich; ſie kann ihn weit verführen, und am Ende gewann er aus ihr doch wenig mehr, als hebräiſche Namen. Nun iſt aber aus allen Welttheilen bekannt, daß Völker ſelten oder faſt nie ſich ſelbſt ſo nennen, wie ſie von Auswärtigen genannt werden; geſchweige daß alle Völker der Erde an Namen, die ihnen ein abgeſchloßenes Volk in einer Verwandtſchaftstabelle gab, känntlich ſeyn ſollten. Was z. B. gewinnt **Bruce** dabei, daß er ſeine Kunſtreichen Troglodyten **Kuſchiten** nennt? als daß er uns den Pfad ſeiner Hypotheſe unſicher macht, und unſern Geſichtskreis unangenehm verenget. Ebenſo wohl hätte er ſie **Kainiten** oder **Kabylen**

nen-

nennen können, und hätte ihnen damit noch eine höhere Abkunft gegeben. So vergeſſe man bei allen Denkmalen die ſogenannte Sündfluth; mögen ſie vor derſelben, oder gar wie die Beduinen von den Pyramiden ſagen, vor Adams Schöpfung gebauet ſeyn; wenn dem Forſcher hierüber nicht andere Merkmale Zweifel oder Aufſchluß geben: ſo darf ihn dieſe Chronologie weder beruhigen, noch gegen andre Facta zu einer gewaltſamen Hypotheſe verleiten. Noch weniger darf er ſich dabei auf die ſpätere Angabe, und ſo genannte Tradition unwiſſender Araber und andrer Mahomedaner verlaßen, da es bekannt iſt, aus wie trüben Quellen ihre ganze Tradition gefloſſen ſei, in welcher Unwiſſenheit ſie ſolche annahmen, und mit tauſend Verwirrungen vermehrten. Wenn ſie ihm hier alſo das Grab Adams und der Eva, dort Hiobs und Abels zeigen: ſo haben dieſe Zeugniſſe eben ſo wenig urkundlichen Werth, als wenn ſie ihm die Grenzen des ehemaligen Paradieſes wieſen. Schon der uralte Sammler der hebräiſchen Nachrichten nahm dieſe nur aus einer Tradition auf, und ſetzte ſein Eden an eine Quelle von vier Strömen, die auf unſerer Erde nirgend aus Einem und demſelben Quell entſpringen. Ein anders iſts mit Denkmalen, die durch alte ſchriftliche Zeugniſſe genau beſtimmt ſind, oder an denen ſich die mündliche Tradition nach gegebenen Umſtänden der Geſchichte wahrſcheinlich hat erhalten mögen. Sonſt iſt in den Sagen Morgenlandes über die Errichtung ihrer Denkmale dem Namen Salomons ſo wenig zu trauen, als in andern Gegenden dem Namen Alexanders oder Julius Cäſars.

2. **Vielmehr rede jedes Denkmal für ſich, und erkläre ſich ſelbſt, wo möglich, auf ſeiner Stelle,** ohne daß wir irgend aus einer Lieblingsgegend die Erklärung holen. Wenn man z. B. in Siberien oder der Mungalei die roheſten Anfänge der Hieroglyphenſchrift in Menſchen- und Thierfiguren oder andern Zeichen, auf Felſen gegraben und mit rother Farbe bezeichnet, an-

triſt;

trift; was ſchließet man natürlicher, als daß auch hier einmal ein Volk den Verſuch machte, den faſt alle ſogenannte Wilden in jeder Weltgegend gemacht haben, und den täglich jedes Kind macht, wenn es ſinnliche Figuren roh entwirft und mit ſolchen irgend ein Andenken bezeichnet? Anmerkenswerth ſind dergleichen Figuren, nicht aber wunderbar: vielmehr müßte man ſich wundern, daß ſolche nicht viel häufiger auf der Erde vorkommen wenn auch hiervon nicht die Urſache am Tage läge. Da nämlich in den meiſten Gegenden der alten Welt die Cultur der Künſte ſehr alt iſt, ſo ſind dergleichen Kindheitverſuche längſt untergegangen, und haben ſich eben nur in denen vom Mittelpunkt der Cultur entfernten Gegenden, in Nordaſien, Amerika, vielleicht im innern Afrika und auf den Inſeln erhalten. Würden ſie einſt zuſammengebracht: ſo würde man auch an ihnen allgemein jene Perioden des Fortganges menſchlicher Geſchicklichkeit und Uebung ſehen, die man im Beſondern bei jeder

der Kunſt, z. B. bei der Sineſiſchen Schrift, bei den Hieroglyphen der Aegypter, ja nach einer vergleichenden Zuſammenhaltung verſchiedener dieſer Nordaſiatiſchen Figuren ſelbſt an ihnen deutlich wahrnimmt. a) Auf undenkliche Zeiten vor unſrer Geſchichte ergiebt ſich aus ſolchen Verſuchen kein Schluß: denn wie leicht war der Verſuch zu machen, und mit wie vielen gebildeten Völkern iſt dieſe Nordſtrecke Aſiens von jeher in Verbindung geweſen!

Wenn im vordern Aſien dagegen Alles ſo verwüſtet iſt, daß man, außer den Trümmern von Balbeck und Palmyra, die ihre Wüſte ſchützte, in Syrien, Paläſtina, Meſopotamien, Aſſyrien und Chaldäa von den alten Wundern der Welt und ihren Hauptſtädten ſogar wenige oder keine Reſte antrift: b) ſo erklärt ſich dies abermals lei-

---

a) Strahlenberg, tab. 16. 15. 14. 4.

b) Als ein ſehr brauchbares Regiſter der Denkmale des Alterthums auf der geſammten Erde können Oberlins order aus der bekannten Geſchichte dieſer Völker, aus den Materialien, von denen ihre Städte und Denkmale aufgeführt waren, endlich aus de Veränderung des Bodens und des Klima dieſe Gegenden ſelbſt. Ein ſteinerner Götzenſitz be Aradus, Todtengrüfte in Felſen, Reſte von Waſſerleitungen in der Wüſte, überbliebene Hau ſen von gebrannten, zum Theil mit Buchſtaben bezeichneten Steinen an Orten, wo einſt die gröſ ſeſte Pracht der Welt blühete, ſind gleichſam das Mindſte, das man erwarten kann; von welchem Mindeſten man alſo auch um ſo mehr Gebrauch machen ſollte. Wo irgend es möglich wäre, ſoll

te

---

orbis antiqui monumentis ſuis illuſtrati primæ literæ, Argent. 1790 dienen **Meiners**, Beſchreibung alter Denkmahle, Nürnb. 1786. erſtrecket ſich nach S. 12. nur auf diejenigen, „deren Urheber gänzlich unbekannt ſind, und die alle auf das Daſeyn gröſ ſeter und geſitteter Völker ſchließen laſſen, als man bey der Entdeckung der neuen Welt in groſſer Entfernung von dieſen Monumenten antraf.„

te kein beſchriebener Stein dieſer Gegenden übergangen, ja nirgend auf der Erde ein unverſtandenes Alphabet geringe geſchätzt werden; es kann mit andern zuſammen gehalten; es kann einſt verſtanden werden. Lobenswürdig iſt alſo die Mühe, die z. B. **Niebuhr** ſich bei ſeiner Nachzeichnung der Inſchriften zu Perſepolis, in Arabien und dem Theil Aegyptens gab, den er bereiſete; hätte **Bruce** bei den viel mehrerern Hieroglyphen, die er ſah, dieſe Mühe verfolgen können: ſo wären wir ſchon weiter, da er ſelbſt nur die Summe aller auf zweihundert und einige zählet. Setzte man dieſe Mühe dann einſt bei den Denkmalen im innern, im ſüd- und öſtlichen Afrika, auf Ceylon, in Indien, im weſtlichen Nordamerika und wo ſich ſonſt Charaktere finden, fort, und machte Europa zur Niederlage derſelben: ſo würde man wenigſtens hie und da, ſie an einander reihen können, und ſich nicht blos an dem dunkeln Namen unbekannter Charaktere begnügen dörfen.

Ein ſprechendes Denkmal kann uns einſt als ein Kapitel der Geneſis, als eine Stimme der Vorwelt gelten.

3. **Der Erklärung der Denkmäler iſt es nicht vortheilhaft, wenn man die Völker, unter denen ſie errichtet worden, abgetrennt, und gleichſam ſo iſolirt betrachtet, als ob keine mehr auf der Erde geweſen wären.** Die gezwungene Vorausſetzung, die uns hierüber anklebt, entſpringet Theils aus den wenigen Nachrichten, die wir vom Zuſammenhange und Handel der alten Welt haben; noch mehr aber aus der gedrückten Vorſtellung, die uns der Zuſtand Europa's während ſeiner barbariſchen Jahrhunderte eingeprägt hat. Glücklicherweiſe aber war dieſer Zuſtand nur ein trauriger Zwiſchenakt in der Geſchichte, der doch auch damals das große Verkehr der Völker in Aſien, Afrika, und Europa nicht ganz aufhob, c) am

wenigſten aber ältern Zeiten zum Nachtheil gereichen darf. Unſre Geneſis ſelbſt in ihrem eingeſchränkten Patriarchen-Kreiſe, verräth einen Zuſtand der Welt, in welchem nothwendig viel Gemeinſchaft der Völker unter einander, Gewerbe, Künſte, ſelbſt Wiſſenſchaften und Luxus waren; d) und doch lag es ja am wenigſten in der Lebensart herumziehender Hirten, Dinge dieſer Art aufzuzeichnen. Da nun die Geſchichte der Griechen ſo jung und entfernt iſt, warum wollten wir nicht **noch gegenwärtige Thatſachen** als Zeugen gelten laſſen, gegen welche ſich doch überhaupt ein auswärtiger, ſpäter Geſchichtſchreiber, wie ein ſchwätzender Hauch verlieret? Konnte Perſepolis, konnten die Gräber der Könige in ſeiner Nähe,

---

c) S. Fiſchers Geſch. des teutſchen Handels Th. 1. Sprengels Geſch. der geogr. Entdeckungen, Anderſon, Bruce, Robertſon u. ſ.

d) Gatterers Kurzer Begriff der Weltgeſch. Th. 1 S. 31. f. hat davon ein kurzes Bild gegeben.

konnten die Indiſchen Tempel in Ilura, auf Salſetta, Elephante, Ceylon, endlich alle berühmten Alterhümer des Ober Aegyptens, bis tief in die Wüſte und Abeſſinien hinein, ohne Künſte und Luxus gebauet werden? Sehr erfreulich war es mir alſo, da ich von einem philoſophiſchen, die Geſchichte weit-umfaſſenden Denker allen ſeinen Mitforſchern die Wahrheit laut zu gerufen fand: c) „das Menſchengeſchlecht iſt nur Eins. „Es hat in allen Zeitaltern in einander gewirkt, „und wird und ſoll in einander wirken.„ Denn ſo ſchwer es wird, bei Behandlung der Geſchichte und ihrer Denkmale dies jeden Augenblick ſichtbar zu machen: ſo iſt es doch der Keim des ganzen lebendigen **Körpers unſrer Geſchichte.** Das menſchliche Geſchlecht iſt Ein Ganzes, ſeit ſeiner Entſtehung hat es angefangen und ſich zu organiſiren, und ſoll dieſe Organiſation vollenden.

Dem

---

c) Schlözers Weltgeſchichte Th. 1. 85. hin und wieder.

Den Denkmalen des Alterthums wird alſo ein großer Aufſchluß, wenn man auf die **Wege des Völker-Vereins und Völker-Verkehrs** merket. Viele Denkmale liegen offenbar ſelbſt auf dem Wege dieſer Gemeinſchaft und ſind wahrſcheinlich durch ihn entſtanden. So die Alterthümer an der Küſte des öſtlichen Afrika; ſo vielleicht jene andre an der weſtlichen Küſte der Indiſchen Halbinſel. So wars mit Babylon, Damaskus, Palmyra, Tyrus: mit einigen Reſten des nördlichen Aſiens ſcheint es nicht anders, und ich halte z. B. die Stadt **Madſchar**, über deren ſonderbaren Urſprung von den wilden Madſcharen ſo manche Verwunderung geäußert worden, f) für

---

f) S. **Büſchings** Magazin Th. 5. S. 533. Schon **Fiſcher**, einer der verdienteſten Männer um die Nordöſtliche Geſchichte muthmaſſte den Perſiſchen Urſprung dieſer Stadt; meine Hypotheſe iſt aber nicht völlig die ſeine. Gefundene Inſchriften würden die beſte Auskunft geben.

nichts als einen **Handelsort**, eine **Niederlage der Perser auf einem allgemeinbekannten Wege des Welthandels.** Wenn ſich, wie ich kaum zweifle, Inſchriften daſelbſt finden, ſo werden dieſe ein Mehreres erklären. Lägen indeß auch manche Denkmale nicht unmittelbar auf dem Handelswege der Völker; ſetzen ſie Reichthum, Handel, mithin Gemeinſchaft der Nationen, ſelbſt Nachahmung in Künſten voraus, und die Geſchichte gäbe kein Licht darüber, ſo müſſen uns Sagen ſtatt der Geſchichte gelten, und da dünkt mich, könnte doch die alte Aegyptiſche, Perſiſche, Indiſche Fabel, wenn ſie von ſo bündigen Zeugen, **den Denkmälern ſelbſt**, unterſtützt wird, uns immer ſtatt eines Homers jener Nationen dienen. Ueberhaupt ſcheinet Aſien von jeher ein vielbelebter Körper geweſen zu ſeyn; und noch jetzo iſts die Mutter und das Grab alles Welthandels.

4. Nur der Zuſtand einer jungen Welt kann uns die Pracht-Denkmale des hohen

hen Alterthums erklären. Ihrer Beſtimmung nach ſinds offenbar **Tempel, Palläſte, Gräber.** Bei Tempeln weiß jedermann, was die Religion, (damals ganz eine Sache des Staats) für alle, die den Bau anordneten und vollführten, bedeutete. Die Könige waren Götter der Erde, die Prieſter ihre Werkzeuge oder Regierer. Das Volk lebte ſparſam, bedurfte im dortigen Himmelsſtrich wenig; milden Geſetzen unterworfen, diente es willig, unter der Zucht der Könige und Prieſter. Den Göttern alſo einen Tempel, den Königen ein Haus oder ein Grabmal bauen, war ihm Eins; für ſich lebte es gern in Hütten, die keine Denkmale ſeyn ſollten. Setzt man nun einen ſo ordentlich eingerichteten Zuſtand des Reichs voraus, wie ihn z. B. die Mauern Perſepolis in Figuren zeigen, und fügt eine Religion hinzu, wie die Religion der Perſer ihrem Weſen nach war, eine Religion, die nichts als Thätigkeit, Ackerbau, Belebung der Welt mit guten Früchten

ten anordnet; denket man dann im erſten jugendlichen Heldenalter der Welt an jene glücklichen Eroberungen, von denen die Perſiſche Fabel redet: ſo werden uns eben auf dieſer Stelle, im Herzen Aſiens, zwiſchen Aegypten und Indien, auf einer Anhöhe, die dem Bau ihre Marmorfelſen ſelbſt anbot, und wo ſich Bergeskraft, Volksmenge, Verehrung gegen ſeinen König, als das Bild der Gottheit, mit Künſten andrer Länder, wie in einen Mittelpunkt vereinigen konnten, Denkmale, wie die zu Perſepolis ſind, ſehr begreiflich. Nicht anders wars mit Indien und Aegypten, wo wahrſcheinlich, am meiſten in Aegypten, die Künſte viel einheimiſcher waren. Die Eintheilung des Volks in Caſten, die ſtrenge Unterwerfung deſſelben unter Geſetze, Ordnungen, und Prieſter, ſeine Beſtimmung zu einzelnen Gewerben, die Genügſamkeit deſſelben und ſein milder Himmel unter einer milddeſpotiſchen Regierung, die Lebensweiſe der Aegypter endlich, bei denen alles von Hölen ausging, und deren Kunſt vorzüglich darinn beſtand,

dieſe

dieſe Hölen zu formen und zu bezeichnen, vorliegende Felſen zu Götterbildern, Sphynxen und Obelisken zu bilden; ein Zuſammentreffen ſolcher Umſtände in einem ſolchen Zeitalter, machte allein dergleichen Denkmale möglich. Wir können und werden jetzt ſo wenig Obelisken als Pyramiden bauen; ſelbſt die Zeit unſrer großen Gothiſchen Kirchen ſcheint in Europa geendet; unſer Fleiß, unſere Staatskunſt wendet ſich auf mehrere, ſchnellere, oft auch nützlichere Gegenſtände. Daß auf die **Gräber der Könige** ſo viel gewandt wurde, bezeigt vollends die Jugend der Welt. Man erfreuete ſich ſeines irrdiſchen Lebens, man wünſchte Unſterblichkeit, und hatte ſich noch nicht getrauet, ſich jenſeit des Grabes derſelben zu verſichern; man ſuchte ſie alſo im Grabe. Dem Mann, dem bei einem kurzen Leben die Welt zu Gebot ſtand, erbauete ſich die prächtigſte **ewige Wohnung**, in welche er als Leichnam, der Sage nach oft mit vielen Schätzen, aber auf einem ver-

verborgnen, nur den Prieſtern bekannten Wege hineinſchlüpfte und da ewige Ruhe oder ein ewiges Leben im Grabe hoffte. Alles dies athmet den Geiſt jugendlicher Weltzeiten; **Er** war der Rieſe, der dieſe Denkmale erbaute.

5. **Bei allen Denkmalen der Vorwelt muß man nicht nur zurück auf die Urſachen ſehen, die ſolche beförderten, ſondern auch auf die Wirkungen, die dadurch befördert wurden: denn kein Kunſtwerk ſteht todt in der Geſchichte der Menſchheit.** Jedermann ſind die neueren Hypotheſen bekannt, durch die man auf Ein Urvolk der Künſte und Erfindungen hinaufzuſteigen verſucht hat; man bemühete ſich um ſie, ſeitdem man den Kaſten Noah als völlig unbrauchbar anſah. Einen unpartheiiſchen Forſcher der älteſten Denkmale darf vorjetzt noch keine ſolche Hypotheſe kümmern; in der **Zuſammenwirkung der Völker**, in lauter **Verſuchen zu ihrer Organiſation** liegt

liegt ihm das erſte Urvolk; und er ſieht in der Kette der Dinge nicht nur zu dem hinauf, was vorherging, ſondern auch zu dem, was daraus erfolgte. Vor allem fällt ihm da die gleichſam **zum zweitenmal geſchaffene Natur des Menſchen,** d. i. die ungeheure Neigung ins Auge, mit der Jedes dieſer älteſten Völker noch nach Jahrtauſenden an ſeinen Erdſtrich, an ſeine Religion und politiſche Satzungen gebunden iſt. Kein Europäiſches Band vermag die Völker zu binden, wie z. B. die Indier an ihren Ganga, an ihre heiligen Oerter und Pagoden gebunden ſind. Die Perſer waren mit ihren Feuertempeln weniger an ein Vaterland geheftet, da der **Pallaſt Dſchemſchids** nur ein Heiligthum ihrer Staatsverfaſſung geweſen zu ſeyn ſcheinet. Und doch, wie ſehr hat auch dies Volk eben in ſeinen Urgegenden auf manche zum Theil noch unerkannte Art fortgewirket! Die **Hölen und Tempel des obern Aegyptens** ſind längſt eine Wohnung der Nachtvögel und Räuber; die Wirkung derſelben aber, ihre ſogenannte Weisheit, ihre Geheimniſſe, ihre Symbole, wie weit umher iſt ſie verpflanzt! in welche Formen iſt ſie metamorphoſirt worden! Endlich die armen **Krypten des Jüdiſchen Landes**, urſprüngliche Hölen der Trogloditen, nachmals Gräber der Könige und der Reichen, zu wie Manchem haben ſie Anlaß gegeben, was ohne ſie ſchwerlich auf ſo viele Völker verbreitet wäre! In dieſen unterirrdiſchen Grüften ward eine Verſammlung der Väter, ein Todtenreich, (Scheol) voll ewigen Schattenlebens. Hier floſſen Bäche Belials; hier nagte der Tod; hier in dieſen Felſenklüften ward Auferſtehung offenbaret. Wäre, wie in Indien, im vordern Aſien der Körper verbrannt worden: ſo wäre wahrſcheinlich die Idee der Seelenwanderung auch hier entſtanden oder fortgepflanzt worden, und die Vorſehung hätte ſich auf einer andern Stelle der Erde einen Geburtsort troſtreicher Hoffnungen, deren das bedrückte Men-

Menſchengeſchlecht bedorfte, erwählet. So allenthalben. Keine Wirkung, die durch ewige Denkmale ins Herz der Menſchen gebauet werden konnte, hat ihres Zweckes verfehlet. Laſſet uns z. B. hören, wie ein armer Iſraelit nach einer 1200jährigen Verbannung ſich nach den nackten Gebürgen, den Gräbern und Denkmalen ſeines alten, von ihm nie geſehenen Vaterlandes ſehnet. g)

Seufzer nach den Denkmalen des heiligen Landes.

Eine Elegie.

Haſt du vergeſſen der Deinen, die jammernd ſchmachten in Feſſeln?
Zion, vergiſſeſt du jener unſchuldigen Schaar,

Eines

---

g) Jehudah Hallevi hieß er, der Ueberſetzer ode Verfaſſer des Buchs Kosri. Er lebte im zwölften Jahrhunderte, einer der größten Bedrückungszeiten ſeines Volks; daher man ihm die heftigen Stellen verzeihen wird, die ihm der Schmerz gegen andre damals lebende Völker auspreßte.

Eines Reſtes der Heerde, die ſonſt in ruhigen Thälern
Vor dir weidete; jetzt fremd, und entfernet von Dir.
Nimmſt du den Frieden nicht an, h) mit dem von jeglicher Seite
Sie dich grüßen, wohin irgend ein Treiber ſie trieb?
Ach den Gruß eines Sklaven, der noch in den Feſſeln zu hoffen
Waget; es rinnen ihm Zähren nach Zähren hinab,
(Wie der Thau vom Hermon in nächtlichen Tropfen hinabrollt;)
Glücklich, könnt' er ſie nur weinen in Deinen Schoos!

Könnte

---

h) Der gewöhnliche Friedensgruß mehrerer morgenländiſcher Völker.

Könnte mit ihrem Bade nur Deine verödeten Hügel,
feuchten! Und dennoch, nein! ſinket die Hoffnung ihm nicht.
Wenn ich dein Elend beweine, ſo gleich' ich der nächtlichen Eule;
Harfe des Dankes wird, Harfe der Freude mein Herz,
Denk' ich deiner Erlöſung. O Beth-El, heilige Stäte, i)
heilige Hallen, wo einſt ſichtbar der Ewige ſprach,
Wo die azurnen Thore des Himmels ſich nimmer verſchloſſen;
Sonne, Mond und Geſtirn wichen dem herrlichen Glanz

Got-

---

i) Ein ſchönes poëtiſches Bild. Sein ganzes verödetes Land redet der Dichter als den nackten Stein an, auf welchen der Stammvater ſeines Volks, Jacob, einſt das Haupt legte, darüber den offnen Himmel ſah, und die Verheißung des Ewigen hörte.

Gottes. Könnt' ich ergießen mein Herz, wo des Ewigen Geiſt ſich
auf der Jünglinge Schaar, Iſraëls Jünglinge goß.
Seliger Ort! dem Höchſten der irrdiſchen Throne zu heilig,
nur dem Schöpfer geweiht, nur des Erhabenſten Thron;
(Ach, und entweihet jetzt von verwegnen Knechten!) O könnt' ich
einſam irren umher, Zion, in Trümmern von dir;
Könnt' in trauriger Stille, auf dunkeln Fittigen ſchwebend,
zu Dir tragen mein Herz, welk und vom Jammer geknirſcht,
Könnte mit meinem Angeſicht dort hinſinken zur Erde,
veſt anſchließen die Stirn an den geſegneten Staub,

Und

Und aufrichten ſie dann zu den Gräbern meiner verweſten
    Väter, anſtaunend jetzt Hebron, der Könige Grab,
Euch, ihr Berge, die ihr die gröſſeſten Lichter der Welt deckt;
    Zion, ſo athmete ich Aether der Geiſter in Dir.
Nackt und entſohlet würd' ich mit Wohlluſt ſuchen den Erdgrund,
    Der, ſich eröfnend, Dich, Lade des Bundes, empfing,
Dich in den dunklen Schoos, du Heilges der Heiligen, aufnahm
    Daß des Verruchten Hand nimmer entweihete dich.
Hingeſtreuet des Hauptes Schmuck auf deine Gefilde,
    wäre Verwünſchung mir, mir dem Verzweifelnden Troſt.

Jede Verwünſchung, womit ich den Tag des Jammers belege,
der dich verödet, o Land, wäre mir einzige Luſt;
Sonſt iſt jede mir ſchnöde, ſo lang' ich von Hunden den Löwen, k)
Fürſten von Sklaven zerfleiſcht, Edle von Raben zerhackt
Sehe gezerret umher. Ich ſcheu und haſſe das Taglicht,
das ſo ſcheußliche mir, ſchreckliche Bilder mir zeigt.

Der

---

k) Bei dieſer Stelle ſoll der Verfaſſer, da er im funfzigſten Jahr ſeines Alters nach Paläſtina gezogen war, und mit zerriſſenem Kleide, mit entblößten Füßen dieſe Elegie ſingend, Jeruſalem betreten hatte, ſein Leben gewaltſam verlohren haben. Vielleicht nur eine ausſchmückende Tradition, um dieſe Stelle recht zu bezeichnen.

Der du den Kelch der Trübſale miſcheſt, halt' o Erbarmer,
halt' ein wenig! Gefüllt iſt er mit bitterem Trank.
Laß mich erholen mich, und allen Jammer noch Einmal
fühlen; und gieße den Reſt völlig dann über mich aus.

Krone der Schönheit, ermuntere dich. Erwach' o Geliebte,
Denke, Zion, der Huld, denke der Liebe zu dir,
Welche die Herzen deiner Geſpielen mit mächtigem Reiz zieht,
Daß dein Wohl ſie entzückt, daß ſie dein Jammer betrübt.
Aus der Gefängniß Kluft ſehnt ihre Seele zu dir ſich;
Knieen ſie nieder; zu dir neiget ſich ſehnend ihr Haupt.

Nimmer vergiſſet die Heerde, von jenen Höhen verſcheuchet,
    Deiner Hürde; ſie denkt ihrer im dunkelſten Thal,
Schmachtet ächzend zurück zum Schatten der heiligen Palmen,
    lenket immer zu dir ſeinen ermatteten Tritt.
Dreimal ſelige Burg! kann, übermüthig im Stolze,
    Pothros gleichen ſich dir, Sinear gleichen ſich dir?
Mag ein unheiliger Spruch ſich deinem Urim und Thummim
    gleichen? Beſitzt ein Volk, was du vom Himmel empfingſt?
Wo ſind ihre Geſalbten des Herrn? wo ihre Propheten?
    wo des Levitenchors, göttlich-entzündetes Lied?

O die Reiche der Götzen, ſie werden im Rauche vergehen;
Du nur, Wohnung des Herrn, du nur, Erkohrene, bleibſt.
Heil dem Manne, dem einſt in deinen Mauern die Ruh wird!
Heil dem Manne, der harrt, bis er mit Jauchzen erblickt,
Daß dein Morgen erſcheint, daß deine Freude nun ausbricht,
Daß ſich Alles erneut, wenn du dich wieder verjüngſt.

Alſo der Iſraelit; und wem gingen nicht ſonderbare Gedanken auf, wenn er einen ſo tiefen Eindruck alter Einrichtungen, verfallener Denkmale, oder Gräber noch nach Jahrhunderten bemerkt, und dies Jammern und Jauchzen höret? So vieles dabei dem Dichter eigen, und in ſeiner inviduellen Lage gegründet geweſen ſeyn mag;

ſo unangenehm es ſeinem ganzen Volk ſeyn würde, wenn man es aus aller Welt Ende ins verödete Paläſtina beſchränkte: ſo iſt es ſchon merkwürdig gnug, daß nach einer ſo langen Verbannung Wünſche und Seufzer dieſer Art von Tauſenden wenigſtens noch in Worten, Bildern und Gebräuchen feſtgehalten werden. Und noch werden wahrſcheinlich manche Jahrhunderte hin die Trümmern Jeruſalems und was dem anhängt, Millionen der Menſchen im Andenken ſeyn und ihnen Bilder des wahren oder falſchen Troſtes, Reize zu Liebe und Haß, Hoffnungen, Ahnungen, Prophezeihungen gewähren. Ihr Bau iſt einmal gleichſam im Herzen der Zeit, im Jugendunterricht und in der Religion gegründet. Laſſet uns dagegen ſehen, wie Muhammedaniſche Prinzen die Ruinen Perſepolis betrachteten, und was ſie auf ihnen anzuzeichnen gut fanden. l)

Gott

---

l) Niebuhrs Reiſebeſchreibung Th. 2. S. 239.

Gott allein bleibt!

Wo ſind die Könige, die Allererhabenſten?
Sie waren nur ſo lange, bis das Schickſal
den Todesbecher ihnen bot.
Wie viele ſtolze Städte blühten einſt!
Sie ſanken, und der Tod begrub mit ihnen
all' ihre Lebenden —

* * *

O wiſſe, Creatur, nur Gott beſteht!
Du wünſcheſt dir das Reich des Solimann;
Wo iſt nun Solimann? Von ſeiner Pracht,
von ſeiner Größe, ſeinen Schätzen nahm
er nichts mit ſich. Was Staub betritt,
wird Staub;
ein Menſchenantlitz decket jede Schichte
der Erde; jeder Tritt vielleicht betritt
hier einen Königsſohn. Von dem Vergangnen
erfreuet uns Ein Ruhm nur, gute That.
Wer Tugend ſucht, begehrt nichts mehr als ſie.

So

So ſammlen ſich die Menſchen Weisheitſprüche aus Trümmern, die ihre Vorfahren ſelbſt veranlaſſet haben. Jeder indeſſen dieſer verſchiedenen Eindrücke, die aus Denkmälern der Vorwelt hervor gingen, iſt dem Forſcher der Menſchheit wichtig.

Und ſo wird es mir denn erlaubt ſeyn, nach den hier geäußerten Grundſätzen, einige Betrachtungen über dieſes und jenes Denkmal der Vorwelt anzuſtellen, und wo die klare Geſchichte nicht hinreicht, einige Muthmaaſſungen zu äußern. Zeitig gnug kommen wir auf unſerm unbefangenen Wege zu Griechenlandes und Italiens Denkmalen, mit denen ſich ohnedies die Einbildung am liebſten beſchäftigt.

V.

Ueber
Denkmale der Vorwelt.

Zweites Stück.

Um aller Rangſucht über das älteſte Alterthum eines Urvolks zu entgehen, fangen wir mit Denkmalen nicht einer Bergnation, ſondern eines Volkes im ſchönſten Klima, an den Ufern des **Ganges** und weiter hinab auf der Indiſchen Halbinſel unſere Betrachtung an. Mögen die Bramanen, der Sage nach, aus Norden gekommen ſeyn: ſo ſoll uns dieſer Norden noch eben ſo wenig als die Chronologie ihres Alterthums bekümmern; einige Denkmale der Indiſchen Religion ſind vor uns; ſie ſollen uns leiten.

Freilich fehlt uns hiebei, noch ungemein vieles. Die alten Denkmale und Tempel des ei-

gent-

gentlichen Indiens ſind uns noch wenig bekannt, geſchweige daß uns über ihre Einrichtung, ihre Figuren und Inſchriften kunſtmäßige Nachricht gegeben wäre; faſt nur vom weſtlichen Rande der Halbinſel kennen wir die Alterthümer auf Elephante, und Salſette, die Hölen zu Canara und weniges mehr, etwas genauer, deren deutlichſte Nachricht und Abbildung wir unſerm Landsmann **Niebuhr** zu danken haben. a) Auf der andern Seite der Halbinſel bei dem berühmten Tempel des **Jagrenat**, den Denkmalen bei Madras, b) und weiter hinan, den Ganges hinauf, bis zu dem groſſen Gebürge ſind wir über Bildſäulen, Tempel, ausgehauene Göttergeſchichten, Inſchriften u. ſ. f. noch in einer tiefen Dämmerung: denn wenn Reiſende hie und da mit kurzen Worten etwas

---

a) Niebuhr Reiſebeſchr. Th. 2. S. 16. u. f.

b) In den Däniſchen Miſſionsberichten ſind hie und da (Th. II. III. IV. VI.) z. B. von der Pagode zu Sidambaram, den Denkmalen bei Madras u. ſ. f. einige gute, obwohl was anzeigen: ſo iſt dies ſelten befriedigend, obgleich immer lehrreich. Das Beſte hoffen wir hierüber von der gelehrten Geſellſchaft zu Calcutta, die in genauerer Beſchreibung einiger Alterthümer, wiewohl meiſtens noch ohne Zeichnungen, bereits einen Anfang gemacht hat. c) Wandelte einen Brit:

---

wohl unzureichende Nachrichten gegeben. In den Sketches chiefly relating to the hiſtory of Indoſtan Lond. 1790. ſind S. 94. u. f. eine Reihe merkwürdiger Denkmale nur angeführt, und in Tieffenthalers Beſchreibung von Hindoſtan ſind ſie als heidniſcher Unrath meiſtens mit großer Verachtung abgefertiget worden. Das Engliſche Werk, a comparative view of the ancient monuments of India 1785. iſt mir noch nicht zu Geſicht gekommen; der Anzeige nach ſoll es auch vorzüglich nur von den Denkmälern auf Salſette handeln. Riem's Monumente Indiſcher Geſchichte und Kunſt (Berl. 1789.) enthalten im erſten Stück die Grabmale der Kaiſer Akbar und Scheriſchach, mithin Proben nicht eigentlich Indiſcher, ſondern Arabiſcher Baukunſt. In Tavernier, Groſe, Anquetil und mehreren Reiſebeſchreibungen ſtehet manches Gute, das aber auch bei weitem nicht zureicht.

c) Vor allen bemerke ich W. Chamber's account of the Sculptures and Ruins of Mavalipuram im erſten Theil der Aſiatic.

Britten die Leidenſchaft an, eine architektoniſch-maleriſche Kunſtreiſe durch Indien zu veranſtalten, oder gefiele es Hrn. **Haſtings**, der ſich um die Indiſche Literatur für Europa bereits ſehr verdient gemacht hat, auch Zeichnungen und Nachrichten von alten Denkmalen, wenn er ſolche, wie wahrſcheinlich, geſammlet, bekannt werden zu laſſen: ſo wären wir auf einmal viel weiter.

Aus Dem indeß, was wir von Indiens Denkmälern bisher wiſſen, ergiebt ſich, daß der in ihnen herrſchende Geſchmack, ſo wie ihr ganzer Zweck **äußerſt local und national ſei**, ſo daß, woher auch die Samenkörner der Kunſt und Religion an den Ganga gekommen ſeyn mögen, ſie an

dem:

Aſiatic Reſearches p. 145. ſeq. Im zweiten Theil ſollen von andern Denkmalen Nachrichten enthalten ſeyn, ſo wie im 7. Bande der Brittiſchen Archäologie Beſchreibungen der Alterthümer bei Bombay; beide Bücher habe ich noch nicht Gelegenheit gehabt zu gebrauchen.

demſelben eine völlig eigne Natur angenommen haben. Laſſet uns dieſe Beſchaffenheit in einigen Stücken nach Vortheilen und Nachtheilen entwickeln.

1.

Die meiſten Denkmäler Indiens hat die Religion geſtiftet: denn wir wiſſen mit welcher Macht dieſe über alle Stämme des Volks noch jetzt herrſchet. Ihr gehören jene wunderſame Tempelhölen, voll ausgehauener Göttergeſchichten, jene zahlreichen Pagoden, in denen ſich auch Statuen des Gottes oder der Götter finden, denen ſie als Wohnungen geweihet ſind. Ihr ſind die Gemählde, die man an Proceſſionen von Göttern und ihren Thaten umherträgt. Ihr endlich ſind jene unzähligen Ruhegebäude und Säulengänge, mit denen die Indier ihre heiligen Teiche gezieret und umfaßt haben, ſo daß in mehr als

Einem Betracht mancher unruhige Europäer dies ſchöne Land als den Sitz uralter Ruhe, Güte und Sanftmuth anſtaunte. Nun ſind viele ihrer Göttergeſchichten ſo zart gedacht, ihre Mythologie iſt ſo ganz eine Metaphyſik des Blumen- und Pflanzenlebens, daß man aus ihr die ſchönſten Abbildungen der Kunſt hoffen müßte. d) **Brama**, das indiſche Symbol der Schöpfung erſcheint auf einem Lotosblatt, ſchwimmend über dem ruhigen Meer; ſein Weib **Saraſſwadi**, die Göttin der Wiſſenſchaft und der Harmonie, hält ein Buch in der Hand, oder ſpielet die Citter. **Wiſtnu**, die erhaltende Kraft der Welt, zeigt ſich in ſeinen ein und zwanzig Verkörperungen zwar mehrmals in fürchterlichen, einigemale aber auch in ſehr annehmlichen Geſtalten. Als die ſchöne

Moſes

---

d) S. Die Mythologie der Indier bei Baldeus, Sonnerat, W. Jones on the Gods of Greece, Italy and India in den Aſiatik Reſearches Vol. I., Forſters Anmerkungen zur Sakontala, dem überſetzten Bagewadam u. ſ.

Mojeni bezauberte er den Gott der Zerſtörung ſelbſt. Als Rama erſchien er wie ein ſchöner Jüngling, Bogen und Pfeile in ſeiner Hand, und befreiete die Welt von Ungeheuern und Rieſen. Als Vakapatrem und Praſſurama lehrte er die Menſchen Fleiß und Tugend; in jener Verwandlung wußte er ſelbſt nicht, daß er **Wiſtnu** ſei und trägt den Pflugſchaar. Als Kriſna kam er auf die Welt, die grauſamen und ſtolzen Könige zu ſtürzen. Alle Götter hielten ſich bereit, ihn anzubeten, ſangen ſein Lob und warfen ihn mit Blumen. Die Harmonien der Engel erklangen und alle Sterne ſahen Glückbringend nieder. Von einer Hirtin erzogen, hütete er als Schäfer die Heerde; die melodiſchen Töne ſeiner Hirtenflöte lockten die wilden Thiere zu ihm, ſie bezauberten Schäferinnen und Schäfer; neun liebende Mädchen ſind in ſeinem Gefolge, mit denen er tanzt und ſcherzet. Er tödtete die ungeheure Schlange Kalija, ſchützte den tugendſamen König Darma-Raja;

ſand allenthalben Anhänger und Freunde, und lebte ein fröhliches Leben bis zu ſeinem ſelbſterwählten Ende. Er iſt der Lieblingsgott der Indiſchen Weiber; in ſeinen Abbildungen erſcheint er vor allen Rama's mit Blumen gekränzt, mit Edelgeſteinen geziert, leicht und fröhlich. Dergleichen Vorſtellungen **Wiſtnu's** giebts noch mehrere, und ſeine Gemahlin ſowohl als Einer ſeiner Söhne ſind Bilder der Schönheit. **Lakſchmi** ſeine Gemahlin, die Göttinn des Reichthums, entſprang mit der Göttinn der Wiſſenſchaft und der Harmonie aus dem Milchmeere; Wiſnu fand ſie in einer Roſe von hundert und acht Blättern, tauſend und acht kleinen Blättern; und erzeugte mit ihr **Kama**, oder **Manmadi**, den Herzensnager, den Gott der Liebe. Dieſer iſt ein Kind; den Köcher trägt er auf dem Rücken, Bogen und Pfeile in ſeiner Hand: ſein Bogen iſt von Zuckerrohr, mit Blumen umkränzet; eine Schnur Bienen iſt ſeine Senne; ſeine Pfeile ſind zugeſpitzte Blumen; er

rei

reitet auf einem Papageien-Weibchen. Sein ſchönes Weib, Radi, die Zärtlichkeit, knieet auf einem Pferde und drückt jagend einen Pfeil ab. Selbſt **Iswara** oder **Siva**, der Gott der Zerſtörung, erſcheint nicht allenthalben ſchrecklich: als ein wunderſchöner Bettler wußte er einſt die tugendhaften Weiber mit Liebe zu bezaubern, daß ihre ſonſt reinen Gelübde und Opfer nicht mehr galten. Dies ſind die Hauptgottheiten der Indier und außer ihnen giebt es auch in der Zahl der Untergötter, der Dichtung nach, ſehr artige Geſtalten. **Indra**, der Gott des Luftkreiſes, der zwar den Donnerkeil führet, nicht aber ein tobender Gott iſt, wohnet als König der Genien und guten Geiſter im überirrdiſchen Paradieſe, dreier Welttheile Beherrſcher. Sanft berühret ſein Wagen die Gebürge der Erde, und außer dem Donnerkeil iſt eine Blume in ſeinen Händen. Der Seegott **Varuna** ſchwimmet auf einem Fiſch; die Göttinn des Fluſſes **Ganga** gehet auf dem ſtillen Strome und trägt zwei Waſſerblumen in ihren Händen. **Arun** iſt der Wagenführer der Sonne; er lenket zwölf oder ſieben Roſſe durch Kraft des Gottes **Surija**, der hinter ihm ſitzt; und zerſtreuet die Schatten der Nacht. **Nareda**, Brama's Sohn, ein Geſetzgeber, groß in Künſten des Krieges und Friedens, trägt die **Wina**, eine äoliſche Laute in ſeiner Hand, die der harmoniſche Geiſt der Luft beweget. Die **Indiſchen Muſen und Nymphen** endlich, Perſonificationen der unſchuldigſten und ſchönſten Weſen der Natur, der Bäume, Pflanzen, Blumen, der Jahrszeiten, ja ſelbſt der muſikaliſchen Töne, ſind beinahe die zarteſte Sproſſe einer menſchlichen Dichtung. Was kann nicht aus Geſchöpfen dieſer Art in Bildern geformet, und in der vorſtellenden Kunſt ſowohl als in tonreichen Worten gedichtet werden?

Fügen wir nun hinzu, daß die Indier, inſonderheit in den obern Stämmen ein ſchöngebildetes muſikaliſches Volk, und das weibliche Geſchlecht unter ihnen, nach der glaubwürdigſten Reiſenden Zeugniß, in der Kindheit und den jüngeren Jahren von ſehr zarter Bildung ſind: fügen wir hinzu, daß die Religion der Bramanen, nordwärts ausgegangen, unweit der Gränzen von Kaſchmire, im Mittelpunkt der Schönheit Aſiens, ihren erſten mythologiſchen Wohnſitz aufgeſchlagen und Kriſna bei ſeiner Erſcheinung ſich die ſchönſten fröhlichſten Stämme gewählt habe; ziehen wir den feinen ſinnlichen Geſchmack der Bramanen in Betracht, der von Wein und Thierſpeiſe geſondert, die Blume und das Waſſer feiner als irgend eine andre Nation koſtet, die Organe des Gefühls, der Sinne und der Einbildungskraft rein erhält, und keine ſtürmiſche Leidenſchaft der Seele von langen Generationen her kennet: bemerken wir, daß unter allen Nationen der Erde die Indier das einzige Volk ſind, das die ſinnliche Wohlluſt zur ſchönen, ja ſogar zur gottesdienſtlichen Kunſt gemacht hat; c) und fügen dann die zarte Genauigkeit, den religiöſen Fleiß, die unermüdliche Aufmerkſamkeit dazu, mit denen vielleicht nur ſie Werke der Kunſt vollführen konnten, wie ſie Werke des mühſamſten Fleißes vollführen; was werden wir von ihren Abbildungen ſo feiner Dichtung nicht auch in Gemälden oder andern Vorſtellungen erwarten. Und wenn wir Gelegenheit hatten, Indiſche Malereien oder andre Kunſtwerke aus den jetzigen Zeiten ihres allgemeinen Bedrucks und Verfalls zu ſehen und die ſchönen Farben, den feinen Fleiß, die zarte Seele in ihnen zu bemerken; wer würde nicht neugierig auf die Denkmale ihrer beſſern und beſten Zeiten! wer wünſchte nicht am Berge Meru ei-

---

c) S. hierüber Grose, de Pages, Makintoſch, die Sketches relating to the manners of the Hindoos, und die Nachricht jedes Reiſenden, der nicht gegen die Nation eingenommen war.

einen Parnaß, auf Agra's Fluren ein Theſſalien, und an den Ufern des Ganga ein Aſiatiſches Athen zu finden?

Ganz betrügt uns vielleicht dieſe Hoffnung nicht; und wenn einſt die Denkmale der Kunſt und Dichtung jener Gegenden uns wie die Griechiſchen dargelegt würden; ſo wird nach manchem ſchon bekannten Winke man wenigſtens Bedenken tragen, die Indier hinfort, in Anſehung der Kunſt und Dichtkunſt, noch hinter die Aegypter zu ſetzen, und ſie, die unter allen Völkern der Erde vielleicht am wenigſten Barbaren ſind, unter rohe Barbaren zu zählen. Niebuhr, f) der viele Aegyptiſche Denkmale geſehen hatte, findet die Basreliefs und Statuen im Tempel auf Elephante viel beſſer in der Zeichnung und Stellung als die Aegyptiſchen Figuren; er bemerkt an mehreren derſelben zornige oder furchtſame Minen und

---

f) Niebuhrs Reiſebeſchreibung Th. 2. S. 32. u. f.

und äuſſert überhaupt von dieſen ungeheuern, in Felſen ausgehölten Tempeln die Meinung, daß ſie nicht weniger Arbeit und weit mehr Kunſt gekoſtet hätten, als die Aegyptiſchen Pyramiden. W. **Hunter** g) rühmt an einigen dieſer Rieſenfiguren „ſehr ſchön gebildete Theile, in denen das Schwellen der Muſkeln und mancherlei Affect, z. B. der tiefe, ſtille Gram, in andern Verachtung und Unwille wohl ausgedruckt ſei; er findet bei den meiſten ein regelmäßiges Verhältniß der Glieder, und bemerkt bei den Hölen zu Canara, daß da in ihnen keine Misgeſtalten, wie auf Elephante und bei Ambola gefunden werden, dieſe Kunſtwerke vielleicht die älteſten von allen und zu einer Zeit gearbeitet ſeyn möchten, da der Geſchmack und die Mythologie des Volks noch nicht verdorben waren.„ Hätten wir nun gnugſame Beſchreibungen, ich will nicht ſagen, Abbildun-

---

g) Ebelings Sammlung von Reiſebeſchreibungen Th. 9. S. 466. u. f. Hamburg 1787.

dungen von Indiſchen Denkmalen des höheren Landes, um nur einigermaaſſen die **Geſchichte der Kunſt** dieſes Volks verfolgen und Urſache angeben zu können, wie, wo und wann die Misgeſtalten der Bilder angefangen oder aufgehört haben? kennten wir die Bilder der Götter und Helden in ihren **verſchiedenen Erdſtrichen, Sekten und Tempeln** mit einiger Genauigkeit: ſo würde es leicht werden, zu unterſcheiden, wo z. B. die dicken Lippen und andre fremde Züge der Geſtalt und Kleidung zu finden oder nicht zu finden ſind, und wie ſie ſich mit der unſtreitigen Geſchichte, Mythologie und Bildung der Indiſchen Nation gemiſcht oder gepaart haben? Nun aber ſind wir hierüber faſt ganz im Dunkel. Wir wiſſen ſelbſt nicht, woher die bekannteſten Abbildungen der indiſchen Götter, die wir in den oben angeführten Büchern ſehen, genommen ſind? h) Noch weniger

---

h) Die in Baldeus, Hollwell, Jones ſcheinen mir die urſprünglichſten, wie denn mit den erſten die Indiſchen, gewiß niger wiſſen wir, wo ſich andere, an die **Jones** in ſeinen Gedichten und Erläuterungen denkt, finden? und eine Geſchichte der Mythologie, Kunſt und Dichtkunſt dieſes Volks liegt noch ganz in der Zukunft. Wie ſollten wir an dieſe jetzt ſchon zu denken wagen, da die Denkmale ohnweit Bombay, Madras, Pondicheri, die Jahrhunderte lang den Europäern ſo nahe lagen, kaum in den neueſten Zeiten bemerkt und beſchrieben ſind, und wir z. B. von den höchſt merkwürdigen ſogenannten ſieben Pagoden zu Mavalipuram erſt neulich einige Nachricht erhalten haben? i) Sagte man uns, daß in Griechenland Denkmale vorhanden ſeyn, auf denen ſich die vornehmſten Götter und Helden Homers in Stein gehauen fänden, welche Aufmerkſamkeit würde dies erregen! Dort ſind die vornehm-

---

gewiß Originalgemälde, im Muſeum des Cardinal Borgia zu Veletri ſehr übereinkommen. Woher mag Jones die ſeinigen haben? hat Er ſie etwa ſimplificirt?

i) Aſiat. Reſearches Vol. I. p. 145.

nehmſten Geſchichten des erſten Indiſchen Heldengedichts, des Mahabarit gebildet: dort iſt das Bett Derma-Raja's, Wiſtnu's u. ſ. wenige Meilen von einer Hauptniederlage der Engländer und Franzoſen, noch ganz unbeſchrieben; wie nun, wenn man die Pagoden, in denen meiſtens jede Gottheit ganz local verehrt wird, durch ganz Indien verfolget? Vieles hat freilich die Zeit zerſtöret; noch mehreres haben die Muhamedaniſchen Fürſten für ihren Gott und Mahomed verwüſtet, oder in Moſcheen verwandelt; was noch da iſt, ſahen die Miſſionare als ſchändliches Götzenwerk an, und der Golddurſt der Europäer verachtete es aufs tiefſte; nur der Wunſch bleibt uns alſo übrig, daß der Sinn reicher Britten auf eine maleriſche Alterthumsreiſe durch Indien, ſo weit die Bramanenreligion reicht, gerichtet würde. Jetzt reden wir, weniges ausgenommen, nur wie über mythologiſche Kalenderbilder und über Nachrichten von Hörenſagen.

* * *

2.

Wenn es über dieſe zu reden erlaubt iſt: ſo müſſen vor allen die Hinderniſſe angeführt werden, die der Kunſt der Indier entgegen zu ſtehen ſcheinen; widerleget die Zeit meine Vermuthungen, ſo will ich gern widerlegt ſeyn.

Das Haupt-Hinderniß nämlich war die Quelle ihrer Kunſt ſelbſt, ihre Religion und die daher geformte Einrichtung. Ihre Götter entſprangen aus ſymboliſchen Begriffen, die man auch in Denkmalen als Symbole beibehielt, die aber deßhalb die Kunſt gewaltig einſchränkten. Die gewöhnliche Stellung derſelben iſt die ſitzende: denn ſie ſind Könige, Herren des Weltalls; dieſe Stellung mit zuſammengeſchlagenen Füßen nach morgenländiſcher Weiſe iſt der bildenden Kunſt nicht förderlich. Eine halbe Figur geht aus dem Teppich,

pich, oder der Blume, auf welchen ſie ſitzet, empor; die Füße ſind wie hinzugefügte, todte Glieder. Keine lebendige Kraft, kein ſtrebender Wuchs kann im Gebilde ſichtbar werden. Wenn nun auf dem Haupt des Gottes noch die Pyramidenkrone ſtehet, wenn ſein Ohr mit Gehängen, ſeine Bruſt mit Perlen, ſein Kleid mit mancherlei Schmuck Orients geziert iſt: ſo wird die Figur zwar reich, für die Kunſt aber minder ſchön werden. k) Ein Gemählde, das dieſen Zierrath mit friſchen, lebendigen Farben ausdrückt, kann mit der Natur wetteifern; das Basrelif aber und die Statue blei-

---

k) Dieſer Putz ſchien ihnen von der Göttergeſtalt ſo unabtrennlich, daß der verkörperte Gott ſich den Menſchen faſt nicht anders offenbaren konnte. Als Kriſna gebohren ward, ſagt der Bagavedam, brachte er vier Hände zur Welt, ein Kleid mit Rubinen beſetzt, und mit prächtigen Perlen gezierte Ohrengehänge. Er erſchien mit einem königlichen Purpur bekleidet, Waffen an ſeiner Seite und eine Krone auf ſeinem Haupt. Himmelblau war ſein Leib; daher kommt auch ſein Name. S. Sammlung Aſiatiſcher Original-Schriften, Zürich 1791, S. 178.

bleiben zurück. Da nun auch stehende Figuren ordentlicher Weiſe mit dieſem Putz, der ſelbſt die Füße umwindet, beladen ſind; ſo wird der Kunſt hiemit ihr Hauptgegenſtand, die Bildung des Körpers entzogen. Zukünftige Nachrichten mögen es einmal zeigen, wie Kriſna mit ſeinen Geſpielen, Kama, der Gott der Liebe, mit Mutter und Weibe ſcherzend vorgeſtellt ſind; ſonſt giebt Wiſtnu, wie er auf der Schlange oder im Schoos ſeines Weibes ſchläft, nach unſern Begriffen kein ſchönes Göttergemälde. Sind vollends fürchterliche Erſcheinungen deſſelben abzubilden geweſen, wie er als Fiſch das Geſetzbuch vom Grunde des Meers heraufholt, als eine Schildkröte die ſinkende Erde unterſtützte, jetzt als ein Eber auf den Rieſen losging, dann als ein Ungeheuer aus der Säule hervorbrach; ſo kommts auf den Geſchmack der Kunſt an, wie ſie dieſe Fabel zu behandeln wußte. Mir ſind ſchöne und häß-

häßliche Abbildungen davon bekannt,1) authentiſche Nachrichten werden erweiſen, welches die beliebteſten, die häufigſten Vorſtellungen waren, und wie ſolche etwa nach Gegenden und Zeiten gewechſelt haben. Eben ſo beſchwerlich ſind der bildenden Kunſt einige Thiere, auf welchen Indiſche Götter reiten. Im Mährchen läſſet es ſich artig hören, wie der Gott der Liebe auf einem Papagei, Siwa auf einer Kuh, dem Bilde der Tugend, Supramanier auf einem Pfau, Sani der Gott der Strafe auf einem Raben, der König der Hölle auf einem Büffel, der König der Geiſter auf einem Elephanten reitend vorgeſtellt wird; das Bedeutende davon läßt ſich nirgend verkennen; dem Auge indeſſen giebt es außer dem Gemälde mit Farben, kein ſo gnügſames und veſtes Kunſtverhältniß, als wenn der Gott des

---

1) Man vergleiche z. B. Baldeus, Dapper, Sonnerat, Jones; im erſten und letzten ſind die leidlichſten Geſtalten.

Feuers auf einem Widder, der Gott des Meers auf einem Krokodill, der Gott der Winde auf einer Gemſe, der Gott des Reichthums auf einem weißen Roß mit Kränzen geziert, die Göttinn der Zwietracht und des Elendes auf einem ſchwarzen Pferde, das Panier des Raben in der Hand haltend, reitet. Allenthalben indeß ſieht man, die **ſymboliſche Allegorie** hatte die Kunſt übermannt; dieſe gehorchte der religiöſen Bezeichnung und Sage.

Noch deutlicher bemerkt man dieſes an den **Attributen, mit welchen die heilige Sage ihre Götter auch in der Kunſt beſchwerte:** um dieſe Attribute nur zeigen zu können, gab ſie ihnen viele Hände, viele Köpfe. Hiemit hatte freilich die Sage reiche Gelegenheit, an dieſer göttlichen Ungeſtalt ſich erhalten und wiederholen zu können; bei jedem Symbol, jedem Arm, jedem Kopf konnte eine Geſchichte, eine Eigenſchaft des Gottes erzählt

zählt werden, und an einer einzigen Figur hatte der Lehrer ſowohl als der Schüler gleichſam die ganze Epopee des Gottes, ein vollſtändiges Inventarium ſeiner Verhältniſſe und Thaten. Alles war an ihm bedeutend; und ich zweifle, ob die Symbolik der Kunſt bei Einem Volk der Erde ausführlicher behandelt ſei, als bey den Indiern. Die Symbolik der Aegypter wenigſtens erſcheint gegen ſie ſo einfach, daß es zu verwundern iſt, wie man beide verwechſeln, oder einander hat gleichſchätzen mögen. Jede von beiden iſt local, es herrſcht auch ein völlig verſchiedener Geiſt der Zuſammenſetzung in dieſer und jener.

Aus Büchern nämlich ſcheint die ganze Kunſt der Indier entſproſſen zu ſeyn, wie auch Wiſtnu bereits in ſeiner erſten Verwandlung die verlornen Wedams hervorholte; daher ich für dieſen Theil der Symboliſchen Kunſt recht viele Indiſche Gedichte, Mährchen und Sagen überſetzt wünſchte. Ganz einen andern Weg nahm die Kunſt der Griechen. Sie diente zu Anfange den Prieſtern; aber nicht lange. Bald warf ſie dem Bacchus die Hörner, andern Göttern ihre drückende Symbole ab, und **ſymboliſirte die Götter ſelbſt zu bleibenden, ewigen Charakteren.** Eine Stirn des Jupiters, Herkules, Apollo und Bacchus iſt für die ganze Figur charakteriſtiſch; ſo ihre andern Glieder. Die Kunſt der Griechen ward gebildet, als Kunſt zu ſprechen, ohne fremde Attribute, ohne Buchſtaben der heiligen Sage; dahin konnte ſie unter der Leitung der Bramanen bei den Indiern ſchwerlich gedeihen. Die Caſte der Künſtler war ein untergeordneter Stamm: der Stamm der Bramanen war ſein Gebieter. Fleiß und Arbeit konnte jener zum Werk bringen; dieſer brachte dazu anordnende Gedanken.

* * *

3.

Wenn alſo auch, wie ich doch nicht glaube, die Kunſt der Indier als Kunſt keinen Werth erhielte; in der Geſchichte der Menſchheit wird ſie ihn je und immer als **Denkmal eines philoſophiſchen Syſtems** behaupten, das vielleicht nur am Ganga entſtehen konnte, an ihm aber auch unvergänglich zu ſeyn ſcheinet. Ich zeichne einige Hauptſätze dieſer merkwürdigen Philoſophie aus, und ſetze ſie mit der Kunſt in Verbindung.

1. **Eine ſchaffende, erhaltende und zerſtörende Kraft** war die Grundlage dieſes Syſtems, das ſich eben ſo ſehr der ſinnlichen Anſchauung, als der tieferen Forſchung empfiehlet. An die Principien der Perſer von **Licht und Finſterniß**, an die Syſteme andrer Nationen von **thätigen und leidenden Kräften der Natur** konnte allerdings viel Wahres und Gutes ge-

knüpft werden; ich zweifle aber, ob Eins derſelben dieſer Trias von Kräften an Allgemeinheit, Leichtigkeit und Anmuth der Ueberſchauung gleich ſei. Jede Blume lehrt uns dieſes Syſtem, (die Indier liebten die Blumen) und was jene lehrten, beſtätigen die Blumen des Himmels, Sonnenſyſteme, Milchſtraſſen, alle Theile des Univerſum: Schöpfung, Erhaltung und Untergang ſind die drei Puncte ihrer großen oder kleinen Epoche. Die ſchaffende Kraft, Brama, ward bei den Indiern bald in den Schatten gedrängt und um den lauteſten Theil ihrer Verehrung gebracht: (denn wie wenig wiſſen wir von der Schöpfung!) indeß Wiſtnu und Siwa, der durchdringende Erhalter und Zerſtörer der Dinge, ſich in den Thron der Weltherrſchaft theilen. Auch das war ſchön bei dieſem Poem des Weltalls, daß die **Fortpflanzung der** Weſen ein Mittelpunkt der Vereinigung aller drei Kräfte ward, die einander begegnen, einander aufzuheben ſcheinen, und eben dadurch die Kette der

Natur weiterhin gliedern. m) Fruchtbarkeit zerſtöret die Blume; und doch ſtreben zu dieſer Blüthe alle ihre Kräfte; was ſie zerſtöret, erhält die Schöpfung. So ſind auch **Wiſtnu's Verwandlungen** gewiſſermaaſſe die Summe aller **Ereigniſſe der Menſchengeſchichte**: Denn was zeiget uns dieſe, als Sinken und Emporholen, gewohnte Unterdrückungen aller Art, und ſodann hie und da etwa einen neuen Altar des verkörperten, hülfreichen Gottes Rama.

2. **Die Seelenwanderung** lag in dieſem Syſtem, wo nicht weſentlich, ſo doch als ein Traum; ein angenehmer oder ſchrecklicher Traum für Weſen, die in die Region unſichtbarer Kräfte durchaus nicht zu dringen vermögen. Das Verbrennen des Leichnams trug wahrſcheinlich zu ihrer

---

m) Iſwara wollte brennend die Welt zerſtören, Wiſtnu ſieg ihn auf, Brama unterſtüzt beide; daher der Lingam. S. Sommerat S. 152. Zürcher Ausg. 4. 1783.

rer Gründung bei, und es iſt unglaublich, wie tief ſie ſich in den weichen Gemüthern der Indier gegründet habe. Sie allein bewieſe, (wenn keine andere Beweiſe da wären,) was durch Wahn und Glaube aus einem Menſchen gemacht werden möge; eben aber auch ſie beweiſet, daß das Bramanenſyſtem ein ſehr durchdachtes Syſtem ſei, welches denn auch ſeine feinen Eintheilungen der Weltelemente, Sinne und Seelenkräfte, der Tugenden und Laſter, ja der feinſten Wirkungen des menſchlichen Geiſtes gnugſam beſtätigen. n) Kennten wir die reiche Literatur der Bramanen im Fortgange ihrer älteren und neueren Geſchichte: ſo würde dieſe uns über Mehreres hievon Licht geben. o)

3.

---

n) S. Hierüber insonderheit den Baghuat-Geeta. Lond. 1785.

o) S. Hierüber den Aufſatz XVIII. on the Literature of the Hindous. Aſiat. Research. Vol. I. p. 340.

3. **Das Erſte und einzige Weſen**, das nicht Brama, Wiſtnu, Iswara, ſondern **Brehm**, die **Selbſtſtändigkeit** iſt, hat die Indiſche Philoſophie in einer ſo entfernten Höhe, zugleich aber auch in einer ſo innigen Nähe mit uns vorzuſtellen geſucht, daß ſie von beiden Seiten ſchwerlich übertroffen werden möchte. „Es war: es iſt, was da „iſt: es bleibet. Außer ihm iſt die Schöpfung „**Maja**, Täuſchung; ſie iſt nur gegenwärtig in un„ſern Sinnen, in unſerm Verſtande. Weit inniger „als die großen Elemente iſt das **Weſen der Weſen** „**in Allem**; das All iſt aber nicht dies Weſen ſelbſt: „kein Ding iſt ein Theil von Ihm, alle Dinge ſind in „ihm; ſie ſind ſein Abdruck. Das Gemüth kann „ihn ſuchen, dieſen **Weſenden**, durch Grundſä„tze, die, wie Er, allenthalben das einzige Ewige ſind.„ Und ſie haben ihn geſucht, dieſe ſonderbare Weiſen, und ſuchen ihn noch auf ſtrengen Wegen der Enthaltſamkeit, Abſonderung und Vereinigung (Concentration) der Gemüthskräfte und

Ge-

Gedanken. Ob ſie ihn gefunden haben? ob er auf dieſem Wege zu finden ſei? wollen wir wenigſtens nicht entſcheiden, die wir in unſerer Lebensart, unter Zerſtreuungen und Begierden, vielleicht von der feineren Maja (Verblendung) nicht einmal einen Begriff haben, die jene von Wein, Blut und Leidenſchaft geſonderten Menſchen unter der Idee des **Weſens der Weſen** täuſchet.

Auf die Kunſt der Indier hatten dieſe hohen Speculationen einen mächtigen Einfluß, indem ſie die Verehrung heiliger Bilder, Orte und Elemente, mithin die ganze Compoſition heiliger Denkmale beſtimmten. „Wie das Auge, ſagen ſie, durch das
„Licht, das Gefäß durchs Feuer, das Eiſen durch
„den Magnet durchdrungen und belebt wird: ſo
„wird auch durch den ewigen Geiſt das Weltall mit
„Kräften begabt, und die Seele des Menſchen
„mit den edelſten Kräften. Heilige Bilder ſind
„nur Erinnerungen der Gottheit, die man am

„eigentlichſten und tiefſten in ſich ſelbſt, in einem reinen Verſtande und Herzen findet.„ Mit dieſem Grundſatz waren die Grenzen ihrer religiöſen Kunſt beſtimmt, und durch die dreifache Perſonification des höchſten Gottes ihr ganzer Weg vorgezeichnet: denn die Idee des höchſten Gottes ſelbſt war keines Bildes fähig.

Dies zu erweiſen laßt uns einige Stellen des Baghat-Geta, in denen **Kriſna** zu **Arjun** über ſich ſelbſt und ſeine Geſtalt ſpricht, hören:

Auf und vernimm der Geheimniſſe Größtes. Alles, was da iſt,
ruhet in mir, wie die Luft im weiten, unendlichen Aether,
und kehrt wieder zurück nach ſeinem vollendeten Zeitlauf,
in die Quelle des Seyns, aus welcher es wieder hervortritt.

Vater und Mutter der Welt, der Erſcheinungen Grund und Erhalter,
ihre Geburt und Wiederauflöſung und endlicher Ruhort,
Regen und Sonnenſchein, Tod und unſterbliches Leben,
Aus- und Einkehr bin ich, der Dinge Seyn und Verſchwinden.

* * *

Nichts iſt größer als Ich. Wie die köſtliche Perl' an der Schnur hängt,
hangen die Weſen an Mir. Ich bin im Waſſer die Feuchte,
Licht in der Sonn' und im Mond', Anbetung bin ich im Wedam,
Schall in dem Firmament, und Menſchennatur in der Menſchheit,
ſüßer Geruch in der Erd' und Glanz in der Quelle des Lichtes.

Le-

Leben und Glut in Allem, des Weltalls ewiger Same.

Wer wollte dies Weſen bilden? wer könnte es mahlen? Um den Menſchen anſchaulich zu werden, muß der ſich offenbarende Gott **Symbole wählen** und ſo wählt er in jeder Gattung und Art das **Edelſte**, das **Erſte**:

Ich bin der Schöpfung Geiſt, ihr Anfang, Mittel und Ende.
In den Naturen das Edelſte ſtets von allen Geſchlechtern.
Unter den himmliſchen Wiſchnu, die Sonne unter den Sternen,
Unter den Lichtern der Mond, von Elementen das Feuer,
Meru unter den Bergen, das Weltmeer unter den Waſſern,
Ganga unter den Strömen, Aswatta unter den Bäumen,

König in jeglicher Art der Menſchen und aller Lebendigen;
Unter den Schlangen bin ich die ewige Schlange, der Weltgrund,
Unter den Roſſen das Roß, das aus den Wellen des Milchmeers
ſprang, und der Elephant, aus eben den Wellen gebohren.
Unter den Waffen der Donner; der Führer himmliſcher Heere
unter den Kriegern; ein Lehrer der Geiſter unter den Lehrern;
unter Gebeten das ſtille Gebet, der himmliſchen Chöre
Führer; von Worten das göttliche Wort, einſylbig und heilig.
Millionen Formen, Geſchlechter, Arten und Farben,
Das iſt meine Geſtalt. Auf! ſiehe mit himmliſchem Auge
Mich, wie ich bin —

Arjun ſahe die hohe Geſtalt in himmliſcher Zierde,
Vielbewafnet, geſchmückt mit Perlen und köſtlichen Kleidern,
Duftend in Wohlgerüchen, bedeckt mit ſeltenen Wundern.
Allenthalben umher der Häupter Blicke gerichtet,
hielt er die Welten in ſich, geſchieden in jede Veränderung.
Uebertäubt von den Wundern, das Haar vor Schrecken erhoben,
ſank der Schauende nieder und betete preiſend den Gott an:

„Ewiger, in Dir ſeh ich die Geiſter alle verſammlet,
Alle Geſtalten der Weſen: ich ſehe den ſchaffenden Brama
in Dir, thronend über dem Lotos; ich ſchaue Dich ſelbſt an,

Dich mit unendlichen Armen und Formen und Gliedern bewafnet,
und doch ſeh ich in Dir nicht Anfang, Mittel und Ende.
Geiſt der Dinge, du Form des Alls! Ich ſchaue die Krone
Deines Haupts, eine ſtralende Glorie, leuchtend in alle
Fernen, mit unermeßlichem Lichte, die Welten ihr Abglanz.
Deine Augen, der Mond und die Sonne; der Athem des Mundes
flammendes Feuer, der Raum des Weltalls Deine Verbreitung.
Geiſter ſeh ich zu Dir ſich nahn, wie zum Orte der Zuflucht;
Geiſter ſeh ich erſchrecken die Hände falten und zittern.
Welten ſchauen Dich an und ſtaunen, Dich die gewaltge

Rie-

Rieſengeſtalt von unzähligen Augen und Gliedern und Häuptern,
Armen und Brüſten. Die Heere der Länderbeherrſchenden Helden
ſiehe, ſie ſtürzen in deinen verſchlingenden, feurigen Athem,
wie ins unermeßliche Meer die rollenden Ströme,
wie in die Flamme des Lichts der Mücken Schwärme ſich ſtürzen.
Aber Du ſteheſt und bleibſt und füllſt mit Stralen das Weltall —

* * *

Ich bin weit entfernt, die Metaphyſik dieſer Vorſtellungen den erſten und älteſten Zeiten zuzuſchreiben; die Idee des höchſten Gottes mag von den **drei groſſen Kräften der Natur** nur ſpät abgezogen ſeyn; eben deßwegen aber lag ſie

ſie vorher ſchon in allen dreien Geſtalten. Der Verehrer des Brama, des Wiſtnu, des Siwa fand den höchſten Gott vorzüglich in ſeinem Verehrten, wie es noch jetzt, nachdem Brama in den Schatten gedrängt iſt, die Sekten des Wiſtnu und Siwa beweiſen. Jede legt ihrem Gott die höchſten Prädikate bei und raubet ſie den andern, ſogar daß ſie die Geſchichten derſelben umkleidet. Aus ſo überſchwenglichen Ideen konnte die Kunſt keinen andern Charakter gewinnen, als den ich zur Unterſcheidung den **vielbedeutenden** (πολυσημάντων) nennen möchte. Er wollte Alles ſagen, er wollte bei den großen Göttern das Weltall im Bilde zeigen. Da entſtanden jene vielarmigen, vielköpfigen Ungeheuer, in einem ganz eigenen Geiſt der Zuſammenſetzung; die Bramanen-Weisheit hatte Speculation und Fabel auf eine ſo ſeltne, eigenthümliche Weiſe verbunden, daß die bildende Kunſt nothwendig darunter erliegen mußte.

Eben

Eben ſo begreiflich wirds, daß die Lehre der **Seelenwanderung** der bildenden Kunſt nicht förderlich ſeyn konnte. Man ſahe den Körper als ein Zuſammengeſetztes von Elementen an, die bei ſeiner Auflöſung zu ihrer Quelle zurückkehrten.

Wie man die alten Kleider hinwegwirft,
neue zu tragen,
läſſet die Seele den Leib und zieht in andere Leiber.

Daher man denn für die Verewigung dieſer flüchtigen Körpergeſtalt nicht ſogar ſorgſam ſeyn konnte. Auch gab das gewöhnlichere Verbrennen der Todten mindere Gelegenheit zu Gräber-Denkmalen, da den Grundſätzen der Indier nach die Seele im Grabe keine Wohnung haben konnte.

Alſo müſſen wir, wenn von **Compoſition der Geſtalten** in Kunſt und Dichtkunſt nach Indiſcher Weiſe die Rede ſeyn ſoll, unſern Geſichtskreis weiter und höher nehmen, wo wir denn in der Vorſtellungsart der öſtlichen Völker jenſeit des Indus bis in die Mongolei, Tſina, Siam, Japan u. ſ. ein Eignes antreffen werden, deſſen Erklärung ſchwer, wie mich dünkt, aber nicht unmöglich iſt. Wie an verſchiednen Orten der Erde die Magnetnadel verſchieden, jedoch unter Hauptgeſetzen, decliniret: ſo declinirt die Einbildungskraft, der Geſchmack, die Art der Compoſition der Völker, und doch iſts und bleibet es allenthalben dieſelbe Menſchheit.

VI.

Ueber ein
morgenländiſches Drama.

Einige Briefe.

Willſt du die Blüthe des frühen, die Früchte des ſpäteren Jahres,
Willſt du was reizt und entzückt, willſt du was ſättigt und nährt,
Willſt du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen —
Nenn' ich Sakontala Dich, und ſo iſt alles geſagt.

Goethe.

Erſter Brief.

Sind Sie auch des Glaubens, daß kein morgenländiſches Volk ein eigentliches Drama gehabt habe; eine Behauptung, der man viele Urſachen unterzulegen wußte, ſo werden Sie wohl dieſem Glauben abſagen müſſen, wenn ich Ihnen ein morgenländiſches Schauſpiel, unter allen Schauſpielen der Welt eins der erſten ſeiner Art, anzeige. „Doch nicht ein Tſineſiſches? etwa eine Schweſter jenes Waiſenkindes, das Voltaire in Franzöſicher Kleidung auf ſeine Bühne brachte? Eins aus jenen vierzig Bänden der Tſineſiſchen beſten Schauſpiele, die **du Halde** anführet und um die ſich von Europa aus Niemand weiter bekümmern mochte? Nichts aus dieſem Lande. **Sakontala** heißt mein Drama: ein Indiſches Schauſpiel, von Kalidas gedichtet, von **W. Jones** herbeigeſchafft, und ins Engliſche, aus dieſer Sprache von G. **Forſter** ins Deutſche ſo gut überſetzt, daß es ſich faſt beſſer als das Engliſche Original lieſet. a) Säumen Sie nicht zum Genuß dieſer unerwarteten Blume zu gelangen; eine ſchwache Zeichnung derſelben, bei der ich mit Bedacht mehr verſchweige als darlege, ſoll nichts als die Luſt dazu in Ihnen vermehren.

Duſchmanta, Kaiſer von Indien, ein Zweig aus dem Geſchlechte des berühmten Puru, verfolgt auf der Jagd eine Gazelle: der Wagenführer redet ihn an und ſchildert ihn wie ein Grieche

---

a) Sakontala oder der entſcheidende Ring, ein Indiſches Schauſpiel von Kalidas, überſetzt von G. Forſter. Mainz und Leipz. 1791.

che den jagenden Apollo ſchildern würde; die Flucht des Wildes, die Schnelle des Wagens ſind in wenigen Zügen ſo anſchaulich gemacht, daß man ſofort vor dem Gemählde des Orts und der Handlung ſtehet. „Sie darf nicht getödtet werden, ruft eine „Stimme; diese Antilope, o König, hat in unſerm Walde ihren Zufluchtsort! „ Alſobald hält der Wagen: ein Einſiedler flehet den König für die Sicherheit des heiligen Waldes an. Edel gehorcht der Fürſt, und der Einſiedler ladet ihn ein in dieſe geweihete Freiſtäte, in der die Pflegetochter eines verehrten Braminen, in deſſen Abweſenheit, Gaſtfreundſchaft übe. Duſchmanta nimmt die Einladung an, bemerkt die Zeichen des Heiligthums rings umher, ſteigt ab vom Wagen, legt ſeinen Königsſchmuck ab, und betritt den ehrwürdigen Hain mit einer glücklichen, ihm ſelbſt wunderſamen Ahndung. Welch ein ſchöner Eingang zur ganzen Begebenheit dieſes Drama! Leiſe, und höchſt natürlich wird nicht nur Sakontala ange=

angekündigt, ſondern ihr auch im Gemüth des Leſers die heilige Sicherheit vorbereitet, die zu allem was folgt, ihr Schirm ſeyn muß: denn wenn in dieſem Haine das gejagte Reh ſeine Freiſtäte findet, wie ſollte Die eines ſolchen Schutzes nicht genießen, die als ein Kind des Himmels in dieſem Haine erzogen, in ihm als eine unerkannte, vom Hofe weit entfernte Blume blühet?

Sakontala mit ihren zwo Geſpielinnen erſcheint, und entzückt des Königs Auge. Die Zarte pflegt der Blumen, nicht nur auf ihres Vaters Geheiß, ſondern aus ſchweſterlicher Neigung. Tief iſt das Gefühl, das, dies ganze Stück hindurch, inſonderheit in weiblichen Seelen ſich gegen die blühende Schöpfung äußert, und Sakontala iſt gleichſam die Königin dieſes Mitgefühles. Liebliche Reden ſinds, die ihre Freundinnen ihr über ihr Geſchäft und über ſie ſelbſt ſagen. Eben finden ſie in ihrer geliebteſten Blume eine Vorbedeutung ihres nahen Glücks, einer frohen Vermählung, und liebkoſen ihr auf die unſchuldigſte Weiſe. Aber eine ſummende Biene fährt aus der Mallika-Blume, und will nicht von ihr laſſen. So wird auch im Kleinſten die zukünftige Handlung nicht nur vorbedeutet, ſondern wirkſam eingeleitet. Denn eben dieſe ganze Scene, in welcher Sakontala ſich unſchuldig und liebenswürdig zeigt, wird von Duſchmanta behorcht. Liebetrunken hangt ſein Auge an ihr, und ſein Gemüth quälet ſich mit dem einzigen Zweifel, ob dies ſüße Geſchöpf als eine Bramanentochter ihm auch verſagt ſeyn möchte. Endlich tritt er hervor, und es beginnt eine Scene der Gaſtfreundſchaft, der beſcheidenſten Wohlanſtändigkeit und einer paradieſiſchen Unſchuld. Immer mehr wird Duſchmanta von Liebe durchdrungen, und da es ſich in der kunſtloſeſten Unterredung gleichſam von ſelbſt entwickelt, daß ſie nicht des Bramanen, ſondern des berühmten Königs Nauſika Tochter, Tochter einer Nymphe des niedern Himmels ſei: ſo findet er den Wunſch ſeines Herzens erfüllet; er entdeckt ſich durch ſeinen Ring, und da ein Geſchrei über die Nähe eines wütenden Elephanten die Unterredung trennet, bleibet er zurück im Seufzen der Liebe. Ferne ſei es von mir, alle Auftritte ſo zu durchgehen; leſen Sie, und Sie werden in dieſen erſten Scenen alle Symptome der Liebe von der leiſeſten Sehnſucht an, durch alle ſchüchterne Zweifel und Hoffnungen, bis zum Zutrauen, bis zur Gewißheit; ja was die Liebe Zartes, ſelbſt Buhlendes und Tändelndes hat, werden Sie in jedem Grade des Lichtes und Schattens, jungfräulich und königlich, bald ausgedrückt, bald nur mit einem Hauche berührt, finden. Duſchmanta und Sakontala ſind nach der älteſten, heiligſten Weiſe Gandarwa durch Wort und Gelübde auf ewig verbunden.

Aber nun ſchlinget ſich der Knote. Bei dem

Abzuge des Königes erſchallen Trauerſtimmen: die Freundinnen der Sakontala werden beſorgt: wir hören, daß ein böſer Gaſt auf ſie, unwiſſend ihr ſelbſt, einen wilden Fluch gelegt habe, der auf der Freundin Bitte zwar gemildert, aber nicht widerrufen worden. Kanna, ihr Pflegevater, iſt wieder gekommen, Er, der wie ein höherer Geiſt aus einer höheren Ordnung der Dinge handelt. Hier hört mein Auszug auf; leſen Sie, wie er Sakontala zu ihrer Abreiſe bereitet, wie er ihren Abſchied den Nymphen kund thut und dieſe antworten; wie ſie ſelbſt Abſchied nimmt von den Pflanzen, von ihrem geliebten Madhawi-Strauch und dem Rehchen. Leſen ſie die Lehren, die Kanna ihr und ihrem Führer ins Gemüth legt; und nun die Kataſtrophe ihrer Aufnahme. Bemerken Sie, durch welche Vorbereitungen das Licht, in dem der König hiebei erſcheinen muß, gemildert und gerichtet werde, wie Sakontala ſich, wie ſich ihr Führer, wie der Prieſter, wie ſich der Kö-

König ſelbſt betragen. Die Kataſtrophe rückt fort; der Knote wird zuſammengezogen. Nach der höchſten Beleidigung, die einem unſchuldigen Weſen zugefügt werden konnte, werden Sie alle Quaalen der Reue, der Liebe, des endloſen Schmerzes, der nahe an die Verzweiflung reicht, geſchildert und ausgedruckt finden. Geben ſie da bei auf jeden Zug acht; keiner iſt müſſig, ſelbſt nicht die der Erinnerung wiederkommende Biene. Und dann ſehen Sie, wie aus der tiefſten Tiefe der Führer des Götterwagens den Leidenden hervorholt, durch angeflammte eigene Thätigkeit ihn wieder zum Mann, zum Könige, zum Gehülfen der Götter macht und ihn königlich und göttlich lohnet. Kein Wort von mir zerſtöre Ihre Freude, ſich mit Duſchmanta auf dem Wagen Matali's, und dann unerwartet an einem Orte zu finden, der das Ziel der menſchlichen Phantaſie zu ſeyn ſcheinet. Werfen Sie alſo mein Blatt weg, und leſen das Buch; aber nicht Europäiſch d. i. um etwa

unr

nur den Ausgang zu wiſſen, mit flüchtiger Neugierde, ſondern Indiſch, mit feinaufmerkender Ueberlegung, Ruhe und Sorgfalt; ſodann wünſche ich darüber Ihre Gedanken.

Zweiter Brief.

Iſt es möglich, daß Sie an der Aechtheit der Sakontala anders zweifeln können, als ſofern man etwa aus Zartheit des Gemüths an einem unerwarteten Gute, das vor uns iſt, gleichſam liebend-ungläubig zweifelt? Der Dichter Kalidas möge gelebt haben, wenn er wolle; ein Europäer war dieſer Dichter Kalidas nicht: darüber dürfen Sie Ihrem Herzen und Ihrer prüfenden Ueberlegung trauen.

Welch ein weiter Geſichtskreis herrſcht in dieſem Werk! ein Geſichtskreis über Himmel und

Erde. Welch eine eigne Art alles anzuſchauen! Götter und Geiſter, Könige und Hofleute, Einſiedler, Bramanen, Pflanzen, Weiber, Kinder, alle Elemente der Erde. Und wie tief iſt alles aus der Philoſophie und Religion, der Lebensweiſe und den Sitten der Indier nach ihrem Klima, ihren Geſchlechterabtheilungen und ſonſtigen Verhältniſſen geſchöpft, ja in dieſe verwebet. So äffet man nicht nach, auch wenn man das Syſtem und die Lebensart der Indier auf allen Fingern herzuſagen wüßte. Ueberdem iſt die Zeit, in welche dies Stück gehört, auch für Indien nicht die heutige Zeit; die Sitten, die darinn herrſchen, ſind nicht die heutigen Sitten. Das Band, das Götter und Menſchen, die ſichtbare und unſichtbare Welt knüpft, iſt ſo ſonderbar geflochten, das wir es der Denkart unſres Zeitalters nach, zwar anſtaunen und erklären, ſchwerlich aber erfinden und als eigne Schöpfung darſtellen könnten. Führen Sie mir nicht den **Mac-Pherſon** mit ſeinem **Oſſian**, oder den unglücklichen **Chat-**

ter-

terton mit ſeinem **Rowley** an; Dinge, die keine Vergleichung leiden. **Mac-Pherſon** hat ſeinen Oſſian nicht erfunden, und dem **Rowley** des kühnen Jünglinges ſahe man ſeinen Urſprung eben ſo leicht an, als man ihn mancher morgenländiſchen Geſchichte anſiehet, die uns die Engliſchen Wochenblätter als Einkleidung vortrugen. Wer aber, mit Indiſcher Genauigkeit und Bedeutungsvoller Zartheit, eine Sakontala erdichten könnte, der wäre mir der groſſe Apollo, oder der Indiſche Kriſtnu ſelbſt in wiedererſcheinender Wunderſchönheit. Das Fremde ſelbſt iſt dem Stück ein Siegel der Aechtheit; „wunderbar, „unglaublich ſogar, ſagte jener Kirchenvater, aber „eben deßhalb iſts wahr.„

Unglaublich, ſchreibe ich; aber nur dem mythiſchen Inhalt nach unglaublich; was die Aechtheit des Stückes betrift, iſt nichts glaubwürdiger, als die Art, wie es zu uns gelanget. Leſen Sie nochmals die Vorrede **Jones**, und bemerken wie unſchuldig er nur zur Nachfrage nach Indiſchen Schau-

Schauſpielen, die er ſelbſt nicht zu finden glaubte, gekommen ſei. Sehen Sie die Rechenſchaft an, die er von ſeiner Ueberſetzung giebt, „wie er „dies Stück zuerſt Wort für Wort ins Lateiniſche „gebracht, wie er es darauf wieder wörtlich ins „Engliſche überſetzt, und zuletzt, ohne irgend einen weſentlichen Ausdruck ab- oder hinzuzuthun, „ſeiner Ueberſetzung nur die fremdartige Steifigkeit benommen und die Arbeit für das Publikum „als ein authentiſches Bild der alten Hinduiſchen „Sitten vollendet habe.„ Nun iſt ja von Herrn **Jones** ſowohl ſeine Geſchicklichkeit, als Treue und Sorgfalt aus andern Ueberſetzungen gnugſam bekannt: ſein Commentar über die morgenländiſche Dichtkunſt enthält derſelben mehrere aus Arabiſchen und Perſiſchen Dichtern, bei denen es noch niemanden eingefallen iſt, an ſeiner Redlichkeit zu zweifeln. Seine Ueberſetzung vom Leben Nadir-Schachs liegt vor uns, und in den Schriften der Bengaliſchen Geſellſchaft hat er als Präſident derſelben für die Treue und Aechtheit der mitge-

theil-

theilten Alterthümer auf eine Art geſorgt, wie mir ſonſt kein Beiſpiel bekannt iſt. Sie dörfen, um ſich hievon zu überzeugen, nur ſeine kurzen Anmerkungen zu einer von **Wilkins** überſetzten Steinſchrift, ſeine Vorleſungen an die Geſellſchaft, ja auch nur die fernere Vorrede zur Sakontala leſen. Unbefangen giebt er Anzeige, was er von dem Drama der Indier weiß, nennt die beſten Stücke, die ihm genannt ſind, und ſpricht von den Schauſpielen der Indier nicht anders, als er von ihren heiligen, juriſtiſchen, mediciniſchen, moraliſchen, philoſophiſchen Büchern ſpricht, in **ſeinem Amt**, als Vorſteher einer Geſellſchaft, die er in Bekanntmachung dieſer Schätze zum Wetteifer mit andern Nationen anmuntert. Jederzeit hat Herr **Jones** ſeine eignen Nachbildungen von dem was er wörtlich überſetzte, treu unterſchieden, wovon Sie in ſeinem Buch über die morgenländiſche Dichtkunſt ſowohl, als in ſeinen eigenen Gedichten den klaren Beweis finden können; nie hat er z. B. ſeine Hymnen auf einige

Indiſche Gottheiten, oder andre Gedichte ſolcher Art für Urkunden der Völker ausgegeben, aus denen er ſeine poetiſche Begriffe zog, welches denn auch ſeine Poeſie ſelbſt, die im höchſten Grade Engliſch iſt, zeiget. Wo finden Sie nun in der Sakontala den Engliſchen Schnitt, den ſonſt dieſe Nation nie verleugnet? Sie führen die Scene der Fiſcher, die den Ring bringen, und den luſtigen Mohawyaan, und nennen ſie Shakeſpeariſch; aber was iſt Shakeſpeariſch? Iſt es die Natur ſelbſt; ſo ſhakeſpeariſiret dieſe in Indien ſowohl, als in England, ſo daß ich gerade im Gegentheil dieſe Scenen im höchſten Grade Indiſch nennen möchte. Nichts überhaupt, m. Fr., verführt mehr als dergleichen Zweifelei, wir mögen ſie bei Griechen, Römern, oder Indiern anbringen; ſie verſtopft den Geiſt und giebt dem Geſchmack zuletzt eine falſche, kleinliche Richtung.

Um hierüber auf einmal in den Glanz des Mittages zu treten, müſſen Sie die anderweit bekanntgemachten urkundlichen Schriften der Indier, oder wenigſtens die unzweifelhaften Nachrichten von dieſen Schriften leſen, worüber ich Ihnen am Rande nur Eine Abhandlung bemerke. b) Wenn Sie dieſen ungeheuren Vorrath Indiſcher Literatur zu Bildung der Sprache ſowohl als zum Anbau der verſchiedenſten Zweige des menſchlichen Wiſſens mit Erſtaunen bemerken, wird es Ihnen unerhört ſcheinen, daß ein ſo Bücherreiches Volk auch Schauſpiele gehabt habe? Werden Sie nicht vielmehr mit mir wünſchen, daß ſtatt ihrer unendlichen Religionsbücher der Weda's, Upaweda's, Upanga's u. ſ. man uns mit nützlichern und angenehmern Schriften der Indier, vor allen mit ihren **beſten Poeſien in jeder Art** beſchenke? Dieſe machen uns den Geiſt und Charakter des Volks am meiſten lebendig, wie ich denn gern bekenne, aus der einzigen Sakontala mehr wah-

---

b) On the Literature of the Hindous: in den Aſiat. Reſearches Vol. I. p. 340. ſeq. Die Däniſchen Miſſionsberichte, und viele Reiſende beſtätigen dieſe Anzeige in einzelnen Datis.

wahre und lebendige Begriffe von der Denkart der Indier erlangt zu haben, als aus allen ihren Upnekats und Bagawedams. Freilich müßten aus ihren ungeheuern Epiſchen Gedichten nur Stücke gezogen werden, aus ihrer Sammlung von Poeſien für die niedern Stämme, (Saitia oder Kawija-Saſtra,) nicht minder: denn warum wollten wir uns nicht gerne zur niedern Claſſe der Sudra's geſellen, wenn die Schriften, die ſie auch über Theile der Naturwiſſenſchaft und das bürgerliche Leben beſitzen, lehrreicher und unterhaltender ſind, als die ewigen Büßungslehren und Göttergeſchichten der Bramanen? Die leichten Poeſien der Indier lobt Herr **Jones** ſehr, gewiß ein gültiger Richter; ſo auch ihr feines Syſtem der Muſik und vieles andre. Die älteſten und ſchönſten Fabeln ſind bekannter Maaſſen Indiſchen Urſprungs, und der feine Mährchengeiſt des Volks zeigt ſich in ſeiner Mythologie gnugſam. Daneben iſt die metaphyſiſche und morali-

ſche

ſche Speculation bei ihnen bis zum höchſten Grade getrieben, ſo daß wenn jedes dieſer Felder mit gehöriger Oekonomie und einer fortgehenden Rückſicht, was für uns Europäer merkwürdig und intereſſant ſei, bearbeitet würde, eine Ernte vielleicht ganz unerwarteter Producte zu hoffen wäre. Sehr ungern las ichs alſo, daß Herr Jones, außer dem Geſetzbuch des Menu, künftigen Ueberſetzungen ſo gut als abſagt; ich hoffe aber dennoch, daß der Genius ſeiner Natur wider ſeinen Willen in ihn zurückkehren, und wenn er mehrere Stücke wie Sakontala findet, ſie jenen Eifer in ihm neu aufwecken werden, der ihn bisher über die Literatur der Araber, Perſer, Indier ſo wirkſam gemacht hat. Wie? einen Mann von ſeinen Talenten, von ſeiner vielumfaſſenden Sprachkunde, ſeiner Luſt und Liebe zur Erweiterung der Wiſſenſchaft und zum Ruhme hätte das Glück dahin geſtellet, wo Er ſtehet, und Er könnte, auch bei andern Rückſichten, ſeiner edeln Natur entſagen? Das Blatt iſt zu Ende. Haben Sie noch mehrere Zweifel: ſo entdecken Sie mir ſolche unverholen.

Dritter Brief.

Worüber, wie Sie glaubten, ich lachen würde, das hatte ich bei der Sakontala ſelbſt gethan; ich hatte ſie nehmlich aus Scherz und im Ernſt mit Ariſtoteles Poëtik verglichen und zu bemerken geſucht, ob Kalidas, der hundert Jahr vor Chriſto gelebt haben ſoll, den Ariſtoteles recht beherzigt, oder Ariſtoteles auf Kalidas gehörige Rückſicht genommen habe. Im Ernſt, m. Fr. halte ich eine ſolche Prüfung nützlich: denn obgleich das Drama aller jetzigen Völker in Europa, ſo gut als völlig ohne den Ariſtoteles entſtanden iſt, mithin wir an ihnen unabhängige Puncte der Vergleichung gnug haben: ſo war es mir, weil doch Eins dieſer

Thea:

Theater vom andern geborgt hat und alle mehr oder minder in Bekanntſchaft mit einander geweſen, ſehr angenehm, ein in ſeiner Art vollkommenes Stück eines **ganz fremden** Theaters zu erblicken, um daſſelbe dem Regelmaas des Ariſtoteles zu nähern. Je mehrere freie Puncte der Vergleichung wir haben, deſto leichter wird uns die Auflöſung der Frage: „was in Ariſtoteles Dichtkunſt blos Lokal-Geſchmack oder allgemeines, ewiges Geſetz ſey?„ ein Problem, das, wie ich glaube, noch nie rein aufgelöſet worden. Denn ob **Leſſing** gleich ſeinen Ariſtoteles gegen die Anmaaſſungen mehrerer Franzöſiſchen Kritiker und Dichter in Schutz genommen, und die Rechtmäſſigkeit ſeiner Foderungen gründlich gerettet hat: ſo iſt ſolches doch, meines Wiſſens, gegen andre Dramatiſche Dichter z. B. der Engländer und Spanier noch nicht geſchehen, und doch bin ich überzeugt, daß bei jeder ſcharfen Zuſammenhaltung und Prüfung die Wahrheit, auf welcher

Seite ſie auch liege, anſehnlich gewinnen würde. Verſuchen wirs alſo mit unſerm Indier!

„Wie aber? Ariſtoteles Regeln betreffen kein Drama überhaupt, ſondern nur ſeine Gattungen, das Trauer- und Luſtſpiel?„ Dies kann uns nicht hindern; laſſen Sie uns das Weſentliche beider Gattungen betrachten, und es wird ſich der Hauptbegriff ſchon finden.

Das **Trauerſpiel** iſt dem griechiſchen Weltweiſen **die Nachahmung einer ernſthaften, vollſtändigen, eine Größe habenden Handlung, die nicht vermittelſt der Erzählung, ſondern vermittelſt des Mitleids und der Furcht, dieſe und dergleichen Leidenſchaften reinigt.**

Alſo **die Nachahmung einer Handlung.** Dieſe nennet Ariſtoteles die **Fabel**, d. i. eine Verknüpfung der Begebenheiten des Drama, vergleicht ſie mit der Zeichnung in den bildenden Kün-

ſten,

ſten, und giebt ihr in der dramatiſchen Kunſt mit allem Recht die oberſte Stelle. Er will, daß dieſe Handlung **ernſthaft**, ſodann **vollſtändig** ſei, d. i. Anfang, Mittel und Ende, zugleich auch **eine Größe** habe, welches letzte Erforderniß er abermals mit vieler Vernunſt erkläret. Ueber alles dies iſt bei der Sakontala kein Streit: in ihr iſt Handlung d. i. Verknüpſung der Begebenheiten zu Einem Endzweck von Anfange bis zu Ende. Die Handlung iſt ernſthaft, vollſtändig, ſie hat eine Größe; und da Ariſtoteles ſelbſt ſagt, daß dieſe ſich nicht durch Regeln beſtimmen laſſe, ſondern nach der Aufmerkſamkeit der Zuſchauer eingerichtet werden müſſe: ſo können wirs dem Dichter Kalidas zutrauen, daß er dieſe für ſeine Zuſchauer werde eingerichtet haben. Denn überhaupt verändert ſich bei Dramatiſchen Stücken dies Maas der Größe nach Umſtänden, Gegenden, Zeiten. Uns dünkt zu lang, was unſern Vorfahren nicht alſo dünkte: ein mittelmäßiges Fran:

Franzöſiſches Trauerſpiel dauert uns Deutſchen länger, als das längſte Stück von Shakeſpear: oft wird uns in der Vorſtellung lang, was uns im Leſen ſehr kurz iſt, oft umgekehrter Weiſe. Kurz, ein Dramatiſches Stück ſei ein Ganzes von Anfange bis zu Ende, belebt in allen ſeinen Theilen und Gliedern zu ſeinem dramatiſchen Endzweck: ſo hat es ſein Maas, ſeine Größe in ſich. Sakontala iſt ein ſolches Ganze, das keinen Theil zu viel oder zu wenig hat, und den Indiern, die daran Intereſſe fanden, gewiß überſehbar, ja im höchſten Grad befriedigend ſeyn mußte. Die Fabel rollet ſich aufs eigenſte ab; höchſt einfach, ohne Epiſoden fortgeführt, läſſet ſie ſich Zeit, und doch eilt ſie mit jedem Wort, mit jedem neuen Begegniß zu Ende.

Nicht andere Bewandniß ſcheints mit dem andern Theil der Ariſtoteliſchen Erklärung des Trauerſpiels zu haben, in Scenen, welche dahin gehören: denn wenn dies Drama **durch Mitleiden**

den und Furcht, wirken ſoll; kann es eine zartere, und zugleich lebhaftere Theilnehmung geben, als die wir gegen Sakontala in allen ihren Begegniſſen fühlen? Aber auch gegen Duſchmanta? Hier, m. Fr. verwirret ſich der Faden der Theorie, den wir nicht zerreiſſen, ſondern gemach entwickeln wollen: denn eben dadurch wird vielleicht der Unterſchied Orients und Griechenlandes ſichtbar.

Duſchmanta hat den Wald, und in ihm ſeine geliebte Sakontala verlaſſen, ohne die er nicht leben zu können glaubt, die er als ſeine Vermählte in wenigen Tagen abzuholen verſprochen. Er holet ſie nicht; ein böſer Fluch iſt auf ſie gefallen, daß ihr Gemahl ſie vergeſſen, daß er ſie nicht anerkennen werde, bis er den ihr zurückgelaſſenen Ring erblickt; und unglücklicher Weiſe mußte ſie auch dieſen verlieren. Sakontola weiß von dieſem Verhängniſſe nichts; Duſchmanta eben ſo wenig; beide leiden alſo unverſchuldet. Glauben wir dieſes nun ganz und rein, wie es der Dichter will

und

und es wahrſcheinlich die Indier glaubten: ſo hat Duſchmanta eben ſo viel Anrecht an unſer Mitleid als Sakontala ſelbſt; und der Dichter hat gewiß nichts verſäumt, ihm dieſes zu erwerben. Aeußerſt hat er den König geſchont und geehret; das Verſprechen, Sakontala abzuholen, iſt nicht vor unſern Augen geſchehen, und ehe ſie ankommt, erblicken wir ihn unter den edelſten Beſchäftigungen ſeines königlichen Amtes. Sie ſteht vor ihm; er kennet ſie nicht: durch Macht des Schickſals iſt Wald und Alles aus ſeinem Gedächtniſſe verſchwunden; alle ſeine Mühe, eine Spur davon in ſeiner Seele aufzufinden, iſt vergeblich. Selbſt da die Götter ſie weggerückt haben, ſchreibt ers der Zauberei zu. Aber der Ring wird gefunden; auf einmal fällt der Nebel von ſeiner Seele, und er iſt im entſetzlichſten Zuſtande. Kein Vergnügen, ſelbſt keine ſeiner edeln Königsverrichtungen, die Götter allein können ihn daraus reiſſen. Der Dichter rechnete darauf, daß wir dies alles, wie er es uns vorſtellt, glauben ſollten; Ariſtoteles aber rechnete darauf nicht. Er will, daß auf der Bühne alles natürlich geſchehen, und ſich in Einem fortgehenden Faden aus der menſchlichen Seele ſelbſt entwickeln ſollte. Die Maſchinen des Wunderbaren erlaubt er nur auſſerhalb der Handlung; ein Theil von dieſer mögen ſie nie werden: denn in ihr müſſe jede Begebenheit aus der andern natürlich folgen. So dachte Ariſtoteles; der Indiſche Dichter konnte nicht ſo denken, oder ſein Held wurde abſcheulich; ſelbſt Sakontala konnte ſodann, auch nach allen ausgeſtandenen Quaalen der Reue, ihm zwar vergeben, nie aber ihn mehr mit ihrer erſten Liebe lieben. Weislich läßt Kalidas alſo die magiſche Decke der Vergeſſenheit über den König fallen, und legt vom Anfange des Stücks alles darauf an, um uns in dieſe Reihe von Begebenheiten einer höheren Ordnung einzuführen. Nicht nur ſind Geiſter allenthalben mit im Spiele; ſondern ehe der König in den Wald tritt, iſt Kanna ſchon abweſend, um ein über ſeiner Pflegetochter Sakontala hangendes böſes Schickſal von ihr zu entfernen. Sein Wunſch wird ihm durch die feierliche Verkündigung gewährt, daß aus ihrem Schoos ein Götterkind, ein Beherrſcher Indiens entſpringen werde; und nun iſt er über jedes zwiſchenliegende Hinderniß, wie ein höherer Geiſt, hinwegſehend ruhig. Dem Ausſpruch der Götter gemäß giebt er an Sakontala und ihren Begleiter Befehle; und läßt das Verhängniß walten. Der Grieche foderte eine in jedem Theil **natürliche** Entwickelung der Begebenheiten; der Indier legte es von Anfange bis zu Ende auf einen **heiligen, göttlichen, wunderbaren** Zuſammenhang derſelben an, weßhalb man, wenn man ſein Werk nicht Drama in griechiſchem Verſtande nennen will, man es ein **dramatiſirtes Epos,** nennen müßte, eine **heilige Götter- und Königsfabel in allen Reiz der Vorſtellung gekleidet.**

Auf welcher Seite die ſchärfere Vernunft ſei, darüber iſt wohl kein Zweifel; eben der ſchär-

fer

ſere Gebrauch der Vernunft iſts, der die Europäer über alle Völker der Welt, die im Reiche der Phantaſie leben, ſo hoch erhoben, und ſie ſo überlegen wirkſam gemacht hat. Der Griechiſche Weiſe legt es auch bei der Poeſie aufs Lernen an, und findet das Grundgeſetz ſeiner vorſtellenden Künſte, die Nachahmung, nur deßhalb ſo angenehm, „weil nicht nur die Weltweiſen ſondern „auch andre Menſchen gerne lernen, gern ihr Erkenntniß vermehren.„ Je zuſammenhängender und natürlicher ſich nun Begebenheiten, Charaktere und Leidenſchaften entwickeln, deſto reicheren und reineren Stoff der Erkenntniß gewähret das Drama; daher er auch ſeinem Trauerſpiel den philoſophiſchen Endzweck geben konnte, „durch Furcht und Mitleid eine Reinigung der Leidenſchaften zu bewirken.„ Ein ſo hohes Ziel hatte das Indiſche Drama nicht. „Wozu eine lange „Rede? ſagt der Theater-Director, als Prologus der Sakontala; „Wenn Sie mit Ihrem Putz fertig ſind, Madame, ſo belieben Sie nur zum

„Vorſchein zu kommen. — In ſofern ein erleuchtetes Publikum von unſern theatraliſchen Talenten **Vergnügen empfängt und ausdrückt**, in ſofern und nicht weiter ſetze ich auf dieſe Talente einen Werth.„ Die Schauſpielerin giebt ihm Recht: ſie ſetzt die Seele der Zuſchauer durch Geſang in die Stimmung, die fürs Theater gehöret, und der **entſcheidende Ring** fängt vor dem Beſchützer aller frohen Künſte und ſeiner erleſenen Verſammlung an zu ſpielen. So unariſtoteliſch dies vom Theaterdirector gedacht ſcheinet: ſo hat es dennoch ſeine wahre Seite. Vergnügen iſt immer der nächſte Zweck aller frohen Künſte, und das unentbehrliche Mittel zu jedem höheren Endzweck. Gefällt ein Stück nicht, unterhält es nicht durchaus unſre Seelenkräfte: ſo mag man in ihm weder lernen, noch ſeine Leidenſchaften reinigen. Nun hat aber inſonderheit das **Wunderbare** bei jedem Volk ſein eigenes Maas als Ingrediens zum Gefallen, zur Täuſchung. Auch die Griechen konnten deſſen nicht

ent-

entbehren, und Ariſtoteles ſelbſt hat deßhalb ausdrücklich ein Gebot geſtellet: „In der Tragödie muß man das Wunderbare gebrauchen: denn das Wunderbare iſt ſüß, obwohl das Unvernünftige (d. i. was nicht klar aus der Vernunft folgt) eigentlich der Epopee gehöret;„ da denn alles zuletzt Theils auf die Materie, Theils auf die Macht des Dichters, Theils auf die Nation und das Zeitalter ankommt, für welche das Drama ſpielet. Was Einem Volk, Einer Zeit unglaublich iſt, iſts der andern nicht, bei welcher ſodann das Wunderbare vielmehr die Seelenkräfte der Zuſchauenden erhöhet, ihre Aufmerkſamkeit ſtärkt und ihr Vergnügen, wie ein berauſchender Göttertrank, bis zum höchſten Grade vollendet. So ſcheint es mir mit dieſem und vielleicht mit mehreren Indiſchen Stücken geweſen zu ſeyn, weil die Hindu's in dieſem Element lebten. Ihr König, der Stammvater aller Könige ihres Reichs, (des erſten Reiches der Erde in ihrer Meinung,) reichte dicht an die Regien der Götter; auch die Stammmutter derſelben mußte alſo daher entſprungen ſeyn, und nur der entſcheidende Ring des Schickſals konnte ſie beide vermählt haben. In dieſer Region ward das Wunderbarſte natürlich.

Wollen Sie ſich, m. Fr., hievon überzeugen, ſo leſen Sie nur wenige Seiten im Bagavadam. Auf allen Blättern deſſelben ſind Geiſter und Menſchen, Götter und Könige nur Ein Reich, Eine Schöpfung; inſonderheit gelten die Gebete, und Verwünſchungen der Einſiedler und Weiſen als unwiderrufliche Ausſprüche des Schickſals. c) Ja findet ſich nicht bei allen Nationen ein früheres Zeitalter der Unſchuld, wo Götter mit Menſchen lebten, Engel Patriarchen beſuchten? Da iſt der Begriff der Ueberirrdiſchen noch nicht ſo hoch erhöhet, daß nicht eine Nymphe ſich zur Um-

ar-

---

c) Die Geſchichte des Königes Pariſchitu, die einen groſſen Theil des Bagavadam ausmacht, iſt, wie Sakontala ganz darauf gebauet. S. Sammlung Aſiatiſcher Originalſchriften, Th. I. Zürich 1790.

ermung eines Helden herablaſſen, daß nicht ein Held dem Könige der Geiſter zu Hülfe kommen, ein Sterblicher auf Indra's Thron ſitzen, auf ſeinem Wagen fahren, die höchſten Götter des Sternenraums ſehen und von ihnen den Segen empfangen könnte. Da miſchen ſich Geiſter ins Glück und Unglück der Menſchen, und Menſchen von der erhabenſten Andacht und Betrachtung wohnen zunächſt am Fuße des höchſten irrdiſchen Paradieſes. Schöner, weiter Raum der Phantaſie! Auſſer ihm würden wir in der Sakontala jene Chöre der Waldnymphen nicht gehört, den Wagen des Luftkreiſes nicht beſtiegen, und das vertrauliche Geſpräch des älteſten Ehepaares der Welt im Paradieſe der ſeligen Geiſter nicht belauſcht haben. Der Idyllengeiſt der erſten, der höchſte Epiſche Geiſt der letzten Scenen dieſes Drama wäre von der Erde verbannt geweſen, und ſie gehören gewiß zum Erſten ihrer Art, was je der menſchliche Geiſt hervorbrachte.

Glauben Sie auch nicht, m. Fr., daß das Wunderbare ſchlechthin die Belehrung aufhebe; es macht dieſelbe nur angenehmer, indem hinter ſeinem Geheimnißreichen Schleier der Verſtand gleichſam verſtohlen und deſto freiwilliger ſich ſelbſt belehret. Fragen Sie ſich, ob nicht, als Sakontala höchſt unſchuldig nach der Weiſe Gandarwa des Königes Vermählte ward, Sie ſich ſelbſt fürchtend geſagt haben: „Blume der Unſchuld, „das ſollteſt Du nicht thun! Du ſollteſt deinen „Vater Kanna erwarten.„ Oder wenn Sie, Zutrauensvoll wie Sakontala, damals noch nicht fürchteten, ob Ihnen nicht wenigſtens in der entſetzlichen Scene, da der König ſie ganz und gar verkennet, mithin ſie und das Kind unter ihrem Herzen aufs höchſte kränket, da ſie, eine Königinn, die rechtmäßige Gemahlin Duſchmanta's, von ihrem Ringe, von jedem andern Beweiſe, von Göttern und Menſchen verlaſſen, in der niedrigſten Geſtalt daſteht, ob Ihnen nicht, damals

wo

wenigſtens, die Lehre fürchterlich ins Ohr geklungen habe: „Traue keinem verliebten Könige, wäre es auch ein edler Duſchmanta; unter dem Zauberſtabe der Zeit und der Entfernung, unter Chören Lobpreiſender Sänger, und im Taumelkreiſe des Hofes verlieren ſie ihr Gedächtniß.„

Gewiß müſſen Sie es auch gefühlt haben, wie eben das Wunderbare der verausgeſetzten Verblendung **die ſtärkſte Wirkung des tragiſchen Schreckens und Mitleidens** hervortreibt, indem der verblendete König aus Unwiſſenheit, ja in der Meinung, daß er auf ſeinem heiligen Sitz ſehr rein und edel handle, da er ſich auch keinen Blick auf die Sakontala erlaubet, ein Verbrechen begeht, das er nachher ſo ſchwer büßen muß, ja ohne Zwiſchenkunft der Götter nie und nimmer abbüßen würde. Leſen Sie, was Ariſtoteles von ſolchen Scenen (Kap. 14.) ſagt, und ſie werden die Wirkung des Wunderbaren hier ſehr dramatiſch finden. Es iſt ein Knote, der Auflöſung eines Gottes werth, weil Götter ihn ſelbſt geknüpft haben: Sakontala wird entrückt, (wir wiſſen nicht wohin?) aber wir ſahen für ſie keinen andern Ausweg. Auch iſts der Götter werth, daß Duſchmanta, nachdem er unter dem Rauſche ihrer Verblendung ſo lange gelitten hat, durch ſie aus der tiefſten Tiefe emporgezogen werde.

Ihnen, m. Fr., hat die Scene unwürdig gedünket, in welcher Matali unſichtbar den Freund des Königs peinigt; aber wer iſt dieſer Freund des Königes, dieſer weiſe Bramane? Doch immer ein halber, nur ein feinerer Hofnarr, als einſt die Hofbeamten dieſer Art in Europa waren. Dem Könige ſagt er zuweilen die Wahrheit, gerade hier aber ſagte er ſie ihm nicht, als dieſer, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, die größeſte Ungerechtigkeit beging, und die Sakontala verläugnete. Mohawya war mit im Walde geweſen, und Er ſtand nicht unter dem Zauber der Verblendung. Hinter dem, was der König gelitten hat, dünkt michs alſo die billigſte Strafe, daß ſein Freund auch etwas leide und für ſein Schweigen jetzt aus den Lüften ſeine Stimme erhebe. Da überdem die Thätigkeit des Königes, der ſeinem Freunde beiſpringt, zuerſt durch dieſen Aufruf geweckt wird, bis ſie ihre höhere Beſtimmung findet: ſo ſteht auch als Uebergang dieſer luſtige Auftritt ſehr an Ort und Stelle. Das Drama verfolgt ſeine Handlung und die darinn verflochtenen Charaktere, wo es ſie findet, und in allen Nüancen: Wald und Hof, Komiſches und Tragiſches iſt in ihm; es erſtreckt ſich über Himmel und Erde.

Unvermerkt ſind wir alſo zur Hauptfrage gelanget: „wie ſich Sakontala **überhaupt als Drama** zu Ariſtoteles Begriffen von der theatraliſchen Poeſie verhalte, und zu welcher Gattung derſelben es gehöre? Iſt es ein Trauer- ein Luſt- oder ein ſogenanntes Miſchſpiel? Ich antworte kurz: **ein Epiſches Drama.**

Alle

Alle ſind wir darüber einig, m. Fr., daß das **eigentliche Local- und Zeitmäßige** der Griechiſchen Schaubühne kein Geſetz für alle Orte und Zeiten der Welt ſeyn möge. Denn da wir wiſſen, daß das Theater der Griechen nur aus dem Chor entſtanden ſei, und ſich daraus gleichſam zergliedert habe, daß eben dieſes Chors wegen die Einheit des Orts, die Kürze der Zeit, das Einfache der Handlung in ihm gegeben und vorausgeſetzt war; (widrigenfalls ſich beide auf ewig hätten ſcheiden müſſen:) ſo darf niemand Zweifel erregen, ob, wo kein Griechiſcher Chor, kein Griechiſcher Markt oder Pallaſt ſtatt findet, irgend Eine der Beſchränkungen ſtatt finden müſſe, an welche unter andern Umſtänden auch bei den Griechen gar nicht gedacht wäre. Zuſammenhang der Theile alſo, Einheit, Fortgang und Intereſſe der Handlung iſt die Seele des Drama; keine kleinliche Rückſicht auf Ort und Zeit, von der auch Ariſtoteles ſehr entfernt war. Selbſt der einfa-

chen

chen Fabel redet dieſer nichts weniger, als das Wort; die zuſammengeſetzte oder verwickelte Handlung nennt er die vorzüglichere, wie ſie es ihm denn auch ihrem Weſen und ihrer Wirkung nach ſeyn mußte.

Den Griechen war, wie bekannt, Ein Theaterſtück gewöhnlich zu kurz; ſie ſpielten mehrere nach einander. Den Römern war die griechiſche Komödie zu einfach; ihre Theater-Dichter, die von den Griechen borgten, mußten alſo aus mehreren Stücken ein Ganzes zuſammenheften. Alle Europäiſchen Nationen endlich brachten ihrer Natur gemäß, Begebenheiten ganz ohne griechiſchen Zuſchnitt auf die Bühne, und geriethen ſogar, wenn ſie an Ariſtoteles dachten oder die Griechen nachahmen wollten, größtentheils auf ſeltſame Misverſtändniſſe, Schein-Abfindungen und Complimente. Woher dies alles? weil der äußere Zuſchnitt des griechiſchen Theaters uns fremd iſt und bleiben wird, indem wir an ſeinem gottesdienſtdienſtlichen oder republikaniſchen Chor durchaus keinen Antheil haben. Alle Begebenheiten der Bühne ſind uns **Begebenheiten der Welt;** unſer Geſichtskreis iſt erweitert, unſere Theilnehmung zwar gewiß nicht Urtheilvoller, feiner, tiefer, als ſie es bei den beſten Griechen geweſen ſeyn mochte, aber Bedingungsloſer und gleichſam unumſchränkter. Daher die Form der alten Spaniſchen und Engliſchen Stücke; daher auch die Form dieſes Indiſchen Drama.

Hat Ariſtoteles dieſe Form nicht gekannt? iſt ſie etwa, wofür man ſie oft hat ausgeben wollen, eine neuere Erfindung? Er kannte ſie wohl; ſteuert aber, wie er kann, dagegen, und ſucht das Drama ſeiner Nation in den **Kunſtſchranken zweier unvermiſchten Gattungen,** des Trauer- und Luſtſpiels zu erhalten. „Nach den „Regeln der Kunſt, ſagt er, ſind Trauerſpiele, „worinn das Glück in Unglück verwandelt wird, „die ſchönſten. Die Fabeln von einer doppelten

„Zu-

„Zuſammenſetzung, die ſich durch einen entgegengeſetzten Glückswechſel der Tugend- und Laſterhaften enden, ſind minder ſchön, und es iſt nur „der Schwachheit der Zuſchauer zuzuſchreiben, „wenn man ihnen den erſten Platz zueignet:„ denn nicht fürs Trauer- ſondern fürs Luſtſpiel, meint er, ſchicke es ſich, daß die ärgſten Feinde zuletzt als Freunde aus einander gehen. Deßgleichen iſt er ſehr dagegen, daß man das Drama zu einer Epopee verlängere, oder eine Epopee mit ihren Epiſoden auf die Bühne bringe, u. ſ.

Die Urſache, warum Ariſtoteles ſo ſtrenge abſchloß, erhellet von ſelbſt: denn mit dieſer Verlängerung und Vermiſchung des Drama ging nothwendig **die Schärfe ſeines ganzen Kunſtbegriffs** verlohren. Die verlängerte Scene erſchlaffte; das zum Epos erweiterte Drama konnte nicht mehr ſo unverwandt auf jene Leidenſchaften der Furcht und des Mitleids, oder beim Luſtſpiel aufs Lächerliche ausgehn, es miſchten ſich viele und vielerlei Empfindungen durch einander, und zuletzt artete alles in jene ſchlaffe philanthropiſche Mitempfindung, oder in jene kalte Paſſivität der Unterhaltung aus, die eigentlich eine Peſt der Dramatiſchen Kunſt iſt. Es wäre viel zu weitläuftig, hier unterſuchen zu wollen, wiefern dieſes bey allen Nationen eingetroffen ſei, die ſtatt der Trauer- und Luſtſpiele Mährchen, Gemählde des bürgerlichen Lebens, oder Abentheuer auf der Bühne geliebt haben, und noch lieben. Ohne Zweifel war die Bühne nur ein Nachklang ihrer Empfindungs- und Denkweiſe auch außer dem Theater; ihre Dichter gingen der Geſchichte, der leichteren Unterhaltung nach, und das wahre dramatiſche Kunſtgefühl der Griechen blieb manchem Volk ganz fremde. Welchen Platz man einſt den Indiern, wenn mehrere ihrer Stücke bekannt ſind, unter den Theaterliebhabern anweiſen werde, mag die Zeit entſcheiden; gnug, daß dies erſte Stück, das wir von ihnen kennen, ob es

gleich

gleich nur ein **dramatiſches Epos** iſt, in allen weſentlichen Theilen aufs nächſte und feinſte an die griechiſche Kunſt grenzet. Um zwei Perſonen, Sakontala und Duſchmanta, windet und ſchlinget ſich alles; die höchſte Mannichfaltigkeit ruhet auf der ſimpelſten Einheit.

Noch hätte ich von den **Charakteren** und **Farben** des Stücks Einiges zu ſagen. Jene ſind, nach Indiſcher Art, nicht ſcharf aber auch nicht unbedeutend, und jeder in ſeinem Grad **idealiſch** gezeichnet. Sakontala iſt alles, was eine Indiſche Blume des Reizes, der Zucht und Tugend ſeyn kann; ſie verdient ihren hohen Rang durch ihre lange Prüfung, ihr ſpätes Glück durch ein lange ertragenes Unglück. Duſchmanta iſt die Summe aller Indiſchen Weltbeherrſcher in geprieſenen Tugenden und den von ihrer Würde unabtrennlichen Fehlern. Kanna iſt das Ideal eines Heiligen und Weiſen, in unmittelbarem Zuſammenhange mit der Gottheit. Die Göttinn

Aditi will ihm von den letzten glücklichen Ereigniſſen Nachricht ſenden; aber ihr Gemahl ſpricht: „durch die Kraft der wahren Gottesfurcht wird „der ganze Auftritt dem Gemüthe Kanna's gegenwärtig ſeyn!„ Er ſinnet nach, und ſendet ihm mit ſeinen Gottes-Gedanken unmittelbare Botſchaft; kann etwas Erhabneres gedacht werden? Der Sohn der Sakontala und des Duſchmanta iſt wunderſchön, kindiſch und prinzlich geſchildert; flos iuuentutis in principe, princeps iuuentutis. Die Anerkennung des Vaters iſt hier ſo rührendſchön, wie dort das Verkennen der Mutter rührend ſchrecklich war; nach der Weiſe Gandarwa (der ſeligen Geiſter,) waren ſie im Haine der Jugend vermählt, ins Paradies der Gandarwa ward die bei Hoſe verkannte Sakontala gerettet, und da finden ſie ſich, Duſchmanta nach vielen Büſſungen und Verdienſten, endlich wieder; das ſeligſte Ehepaar, der Gott des Lichts mit der Göttin des Tages, Eltern der zwölf Sternenbilder

des

des unermeßlichen Himmels, erneuen ihre Verbindung. Höher konnte die Abkunft der Beherrſcher Indiens nicht gefeiert werden, und wie dürftig mag die Tradition geweſen ſeyn, auf die der Dichter baute, die er ſo hoch idealiſirte! d)

Die **Farben** des Drama in der Diction, in Gleichniſſen und Bildern ſind die zarteſten und prächtigſten, wie ſie nur Jenes Klima mit ſeinem Naturreichthum hervorbringen konnte. Selbſt Griechenland ſcheinet arm dagegen, noch mehr

---

d) Der **Bagawadam** ſagt nichts von dieſer Geſchichte, als: „Nelens Sohn war Duſchtanden. Auf der Jagd beſchlief dieſer die Sugundelei; ſie brachte den Sorúdeminen zur Welt, den der Vater auf die Verſicherung des Agaſſatant für den Seinigen erkannte. Dieſes Kind hieß Baraden und von ihm ſtammt eine Familie ab. (Sugen nämlich ſpricht zum Könige Parikſchitu.) „Baraden war einer der berühmteſten Eroberer, er unterwarf ſich alle Könige der Welt.„ Dies iſt das Kind, das in der Sakontala mit dem jungen Löwen ſpielet.

ſinds die nordiſchen Länder. Auch die Reize der Muſik ſind nicht vergeſſen; aber ſie ertönen nur hie und da als zarte Anklänge, nicht überſtrömend. Die Indier haben alſo auch das gekannt, was Ariſtoteles den **gewürzten Ausdruck** (λογον ἡδυσμενον) des Drama nennt, wozu bei den Griechen Rhythums, Harmonie, Geſang gehörte; denn wie ſehr dies Drama im Ausdruck **gewürzt** ſei, werden Sie in der Vorrede zu ihm bemerkt haben. — Doch mein Brief wird ja faſt länger, als Ariſtoteles Poetik ſelbſt iſt. Hielten Sie es nicht auch, m. Fr., in mehreren Rückſichten beinahe nothwendig, daß Sakontala nicht das einzige überſetzte Indiſche Schauſpiel bleibe? Haben Sie eine Stimme, die ſo weit gelangt, ſo wenden Sie das Beſte an, das Sie vermögen —

Noch lege ich meinem langen Briefe ein paar Kleinigkeiten bei, die ſich zur Sakontala zwar nur wie einzelne Blüthen zum vollen Amra-Baum oder zur Madhawi-Pflanze verhalten; indeſſen belebet ſie doch alle der Geiſt Eines Klima.

Kama's Erſcheinung. *)

Ueber den Wolken ſchwebte, von Flügeln der Weſte getragen,
Deſſen Wagen, dem rings Alles auf Erden gehorcht.
Und leichtfertig lachte der Gott des murmelnden Meeres,
Dem er mit Einem Wink Fluthen und Ruhe gebeut.
Ihn zu beſchatten ſtieg aus glänzenden Wellen der Mond auf;
Und die Nachtigall ſang ihm ein willkommendes Lied.
Goldene Bienen flogen voran, die Boten der Liebe;
Jungfraun, ſchmachtenden Blicks, ſcherzten und buhlten um ihn.

---

*) Kama, der Gott der Liebe.

Sei mir gegrüſſet, o Gott! Du haſt die Holde bezwungen,
Die mit dem ſchüchternen Blick einer Gazelle bezwang,
Ihre Schwanengeſtalt, wie die glänzende Sambagomblume
ſeiden; die Lippe zart, wie der Tamarei Kelch,
Süßen Hauches; die Nachtigall ſchweigt der lieblichen Stimme —
Die, o gewaltiger Gott, haſt du im Scherze beſiegt.
Wie die Maligra-Blume der Morgenröthe ſich aufthut,
thun ſich, blickſt du ſie an, zärtere Seelen dir auf.

Tamajandri.

O wer ſchildert Tamajandri's Reize,
Brama's Meiſterwerk! In Millionen Jahren
hatte ſchaffend ſich der Gott geübet,
und aus aller Herzensfeßlerinnen
feinſten Reizen ſchuf er Tamajandri.

Kama und die Anmuth, ſeine Gattinn,
legten, als ſie die Geſtalt erblickten,
Ihre Götterkränz' ihr an den Buſen.
Da erhoben ſich der Wohlluſt Hügel,
rund, wie Wilwamfrüchte, leiſe wallend
wie der Ton der ſeufzendſüßen Laute.

Fünf der Pfeile trägt der Gott der Liebe;
Drei davon verſchoß er in den Himmel,

auf die Erd' und in des Abgrunds Reiche.
Die zwei übrigen, o Tamajandri,
barg der Gott in deine holden Augen.

VII.

Gedanken einiger Bramanen.

Zwo Blüthen.

Auf dem vergifteten Baume der Welt voll bitterer Früchte,
blühn zwo Blüthen, vom Thau himmliſcher Güte bethaut.
Dichtung die Eine, ſie labet den Geiſt mit Waſſer des Lebens;
Freundſchaft die Andre, ſie ſtärkt, heilt und erquicket das Herz.

Wiſſenſchaft und Tugend.

Suche die **Wiſſenſchaft**, als würdeſt ewig du hier ſeyn;
Tugend, als hielte der Tod dich ſchon am ſträubenden Haar.

Ver=

Verſchiedener Umgang.

Sohn, die Freundſchaft mit den Böſen,
mit Gleichgültigen und Guten
ſei dir ja nicht Einerlei!

Ein Tropfe Regenwaſſer
fiel auf ein glühend Eiſen,
und war nicht mehr.

Er fiel auf eine Blume,
und glänzt' als eine Perle.
und blieb ein Tröpfchen Thau.

Er ſank in eine Muſchel
zur Segenreichen Stunde,
und ward zur Perle ſelbſt.

Freundſchaft.

Wie der Schatte früh am Morgen
iſt die Freundſchaft mit den Böſen;
Stund' auf Stunde nimmt ſie ab.
Aber Freundſchaft mit den Guten
wächſet wie der Abendſchatte,
bis des Lebens Sonne ſinkt.

Edle und niedrige Freunde.

Freunde niederer Art, ſie gleichen dem Erdengefäße;
leicht zerbricht es, und ſchwer wird es von neuem ergänzt.
Beſſere Seelen gleichen der goldenen Schaale, die nie bricht;
Nie vom Roſte befleckt, iſt ſie und bleibet ſie Gold.

Der Freund.

O wer erfand den Edelſtein der Sprache,
die kurze Sylbe **Freund**? Er nannt' in ihr
des Lebens Troſt, den Retter von Gefahren,
von Gram, und Furcht, und Selbſtbetrug, und Noth;
den treuen Schatz von unſerm Leid' und Freuden,
der Wunden Balſam, unſrer Augen Salbe,
des Herzens Arzt, von uns das beßre Selbſt.

Die Kohle.

Flieh ein ſchwarzes Gemüth; wirf weg die garſtige Kohle,
Glühend brennet ſie dich; Glutlos beſchmutzt ſie die Hand.

Der treuloſe Freund.

O wie tiefer ſchmerzet uns der Unfall,
wenn uns ſüße Worte ſchlau betrogen,
wenn uns Freundesdienſt in Unglück lockte,
wenn uns Hoffnung, Glaub' und Treue täuſchten!
Mutter Erde, kannſt du Menſchen tragen,
die, wenn Unſchuld ihnen ſich vertraute,
ſie mit ſüßer Freundſchaft Milch vergiften?

Treuloſigkeit.

Hälteſt du es für Witz, den vertrauenden Freund
zu betrügen?
Wer den andern im Schlaf mordete, iſt er
ein Held?

Die Trennung.

Jedes Ding, indem es auf die Welt tritt,
trägt in ſich den Samen der Zerſtörung.
Iſt es Wunder, iſt es zu bedauren,
daß ein Leib, der Elemente Kunſtbau,
wiederkehrt in ſeine Elemente?
Kannſt du nun mit deinem eignen Körper
unzertrennlich nicht beiſammen wohnen;
wie, daß du mit Freunden es verlangteſt?
Wie zwei Bretter, ſchwimmend auf dem Weltmeer,
finden ſich und trennen ſich die Menſchen.
Jede zarte Blume der Bekanntſchaft
pflanzet ſchon der Trennung Dorn ins Herz dir.
Ach! und Trennung von geliebten Freunden
iſt uns, wie des Todes dunkle Blindheit.
Für die Krankheit giebt es keinen Arzt mehr.

Die Verſtorbenen.

Freund, du klageſt um die, die keiner Klage bedürfen;
weder um Lebende klaget der Weiſe, noch um die Geſtorbnen.
Fand in dieſer Umhüllung die Seele Jugend und Alter,
wird ſie es einſt auch finden in jeder andern Umhüllung.
Kält' und Hitze, Vergnügen und Schmerz ſind Körper-Empfindung;
alle das kommt und geht, und hat nicht bleibende Dauer.
Trag' es geduldig, o Bharats Sohn. Der Weiſe, den nichts ſtört,
dem Vergnügen und Schmerz Ein Ding iſt, der iſt unſterblich;
Was die Geſtalten formt, iſt unvergänglich und ewig.

Dreifacher Zuſtand.

Was gebohren ward, muß ſterben;
was da ſtirbt, wird neu gebohren.
Menſch, du weißt nicht, was du wareſt;
was du jetzt biſt, lerne kennen;
und erwarte, was du ſeyn wirſt.

Beſtimmung der Natur.

Was uns die Natur zu ſeyn vergönnt hat,
Mehr und minder kann der Menſch nicht werden.
Auf des Berges Gipfel und im Thale
Bleibt er, was er iſt, und wird nicht größer.
Schöpf er aus dem Brunnen oder Weltmeer,
Dort und hier erfüllt er nur ſein Krüglein.

Vorſehung.

Der dem Schwane, dem Pfauen, dem Papageien das Kleid gab,
Weiß und gefärbet und grün; hätt' er nicht Kleider für dich?
Eher windet ſich nicht vom Mutterherzen der Säugling,
bis in der Mutter Bruſt Fülle der Nahrung ihm quillt.

Zwecke des Lebens.

Zur Arbeit, Lieb' und zur Veredlung ward
das Leben uns gegeben. Fehlen die,
was hat der Menſch am Leben? Hat er ſie,
was fehlte ihm; worüber wollt' er klagen?

Religion.

Als in den alten Tagen der Herr der Schöpfungen Menſchen
bildet' und lehrete ſie, die Götter verehren, da ſprach er:
„Denkt der Götter, o Menſchen, ſo werden ſie Eurer gedenken;
aber gedenkt auch Euer einander, und ſchaffet das Glück euch.
Wer von den Göttern Gaben erhält, und weihet der Gaben
Keine zum Danke zurück, der begeht an den himmliſchen Diebſtal.
Wer nur für ſich das Mahl bereitet, der iſſet
Brot der Sünde. Was lebt, empfing vom Brote das Leben,
Brot erzeugte der Regen, den Regen gaben die Götter,
Huld der Götter erwarben der Menſchen gütige Werke,

gü-

gütige Werke kommen von Gott; ſo lebet die Gottheit
allenthalben in Allem mit ewig=rollendem Kreiſe.
Wer dem göttlichen Kreiſe nicht folgt, der lebet vergeblich.

Unerbetene Wohlthat.

Sieh, wie die goldene Sonne die Blume öffnet am Morgen,
ſieh, wie der ſilberne Mond milde mit Thau ſie erquickt,
Ungebeten; ſo ſtrömt der erfriſchende Regen zur Erde
Ungebeten; ſo thut auch der Gutmüthige Guts.

Die Sache der Menſchheit.

„Dies iſt einer von Uns; dies iſt ein Fremder!„ So ſprechen
niedere Seelen. Die Welt iſt nur ein Einiges Haus.
Wer die Sache des Menſchengeſchlechts als Seine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geſchäft, nimmt am Verhängniſſe Theil.

Der Fruchtbaum.

Wenn die Bäume voll von Früchten hangen,
neigen ſie die Aeſte freundlich nieder.
Wenn ein guter Mann zu Würden aufſteigt;
neigt er ſich, damit er andern helfe.

Die

Die Weihe des Fürſten.

Badeſt im Strome du dich? O König, die innere Seele
wäſcht kein Waſſer; ſie will einen lebendigen Strom.
Treue heißt er, er rollt voll Mitgefühles die Wellen,
zwiſchen Ufern des Rechts, und der wohlthätigen Huld.

Der Welteroberer.

Wer von Weiberliebe nicht zerflieſſet,
und von Zornesfeuer nicht entflammet:
Wen die ſtürmige Begier nicht fortreißt,
wer die karg-verſchloſſne Hand nicht kennet
Drei der Welten möchte Der erobern. —

Der Mann von Werth.

Trägſt du einen Edelſtein am Fuße?
Und der Mann von Werth iſt dir verachtet?
Setze den und dieſen in die Krone
Dir, o Fürſt; nicht ihnen, dir zur Zierde.
Roß, Gewehr, ein Buch und eine Laute,
Wort und Mann wird nach Verdienſt gewürdigt.

Edelſtein und Glas.

Möge der Juweel im Staube liegen,
Schimmre Glas auch in des Königs Krone;
In des Künſtlers, in des Käufers Händen
Wird erkannt, was Glas und was Juweel ſei.

Zierde.

Die Perle zieret nicht das Ohr;
die kluge Rede zierets.
Der Demant zieret nicht die Hand;
ſie zieren gute Thaten.
Der Ambra macht dich nicht beliebt;
Gefälligkeit macht Liebe.

Die Blume.

Ein gütiger und weiſer Mann
iſt immer eine Blume.
Wird ſie erkannt, ſo pranget ſie
im Diadem des Fürſten;
Wo nicht, ſo blüht und duftet ſie
ſich ſelber in der Wildniß.

Verführerinnen.

Reichthum und Jugend und hohe Geburt und Mangel an Kenntniß,
Jede von ihnen allein iſt zum Verderben genug;
Sind ſie nun alle vereint, und jede von ihnen mit Argliſt,
und mit Stolze gepaart; weh dem Beglückten da!

Stand und Umgang.

Nicht der Stand entſcheidet über Gaben;
Aber über Sittlichkeit der Umgang.
Sieh den ſüßen Strom ſich mit dem Meere
miſchen; und er iſt fortan untrinkbar.

Wahre Lebensart.

Wer den Freund aufrichtig empfängt, Verwandte mit Achtung,
Frauen mit Höflichkeit, Arme mit Gaben und Gunſt,
Stolze mit Demuth, irrende Menſchen mit ſanfter Belehrung,
Weiſe nach ihrem Gemüth, der iſt der freundliche Mann.

Die verſtändige Natur des Menſchen.

Auch ein Thier verſtehet Worte;
Roß und Elephant verſtehet
ſeinen Führer; aber Menſchen
finden aus, was nicht geſagt ward,
ſehn Bedeutung in einander,
ſehn Gedanken ohne Wort.

Der Liebling des Glückes.

Die Glückesgöttinn iſt ein junges Weib;
ſie liebet keinen alten Ehgemahl,
der träg' und müßig aufs Verhängniß hofft,
und ſeiner Sünden Schuld entkräftet trägt.
Der Mann von edler Seele, von Entſchluß
und Kraft, der ſeine Thaten richtig wägt,
und fremde gütig richtet; unbefleckt
am Leben, in der Jugend Fülle, Mann
und Freund, Er iſt der Göttinn Liebling.

Das Licht.

So wie die Flamme des Lichts, auch umgewendet hinaufſtralt;
ſo vom Schickſal gebeugt, ſtrebet der Gute empor.

Der geworfene Ball.

Wenn dem guten Menſchen ein Leid unſchuldig begegnet,
Iſt er in Schickſals Hand wie ein geworfener Ball;
Nieder prallt er zu Boden, damit er über ſich ſteige,
Da, wie ein Erdenkloß ſtarrend der Böſe zerfällt.

Sache und Erfolg.

Was Dich reget, ſei die Sache,
die du thuſt, nicht ihre Folgen.
Elend wird, wer ſie berechnet;
Weisheit ruhet in der Handlung.

Betrübniß des Gemüthes.

Bei ſieben Dingen wird mein Herz betrübt,
wenn ich den ſchönen Mond am Tage dunkel ſehe,
und welken-ſehe eines Weibes Schönheit,
und ohne Blumen ſehe See und Wieſen;
und einen ſchönen Mann unweiſe handeln,
und einen Mächtgen nur nach Gelde ſtreben,
und einen Guten immer arm erblicke,
und einen Günſtling nur verläumden höre.

Gedeihen der Menſchheit.

Abgetrennet vom Leibe gedeiht kein lebendes Glied mehr;
Menſchen von Menſchen getrennt, ſind ein entfallenes Haar.

Armuth.

Armuth macht den Mann beſchämet,
Schaam und Unglück macht ihn Muthlos,
Muthlos wird er unterdrücket,
Unterdrücket wird er grämlich;
Gram und Kummer ſchwächt die Seele,
Seelenſchwäche bringt Verderben;
Ach ſo ſenkſt du, böſe Armuth,
endlich in das tiefſte Weh.

Der fallende Tropfe.

Wie ein fallender Tropfe, ſo iſt das Leben der Menſchen;
Kaum einen Augenblick, — hält ihn das Lüftchen empor.

Herrſchende Sinnlichkeit.

Wer den Sinnen wird gefangen,
der gefället ſich in ihnen.
Aus Gefallen wird Begierde,
aus Begierden Angſt und Thorheit.
Er verlieret das Gedächtniß,
die Vernunft, und mit ihr Alles.
Wie der Sturm auf Meeres Wellen
mit dem ſchwachen Kahne ſpielet,
ſpielt Begierde mit Gedanken.
Glück und Ruhe ſind verſchwunden:
denn nur der, o Menſch, iſt glücklich,
dem zuflieſſen die Gefühle,
wie ins ſtille Meer die Ströme.

Wiſſen und Thun.

Kinder ſprechen von Wiſſen und Thun als doppelten Dingen;
Beide werden nur Eins in des übenden Mannes Gemüthe,
Deſſen Seele des Ewigen Sinn, die Seele der Welt iſt.
Hören und Sehen, Gefühl und Bewegung, Eſſen und Trinken,
Schlaf und Wachen, Handeln und Ruhn, und welche Vermögen
Sonſt er übe, ſie trüben ihm nicht die Stille des Geiſtes,
Wie von der Meereswelle der Lotos nimmer befleckt wird.

Verſchwendeter Werth.

Wer auf dieſe Welt gebohren,
nicht nach edeln Werken trachtet,
um dereinſt im weitern Leben
dieſes Lebens Frucht zu ſammeln:
Der durchwühlt mit goldnem Pfluge
Mühſam einen dürren Boden,
nur um Unkraut drein zu ſäen.
Einen Krug von Edelſteinen
ſetzet er zum Sandelfeuer,
ſchlechte Hülſen drein zu kochen.
Einen ſchönen Dattelgarten
haut er ab, daß ſtatt der Palmen
er darinn ſich Neſſeln pflanze.

Vollendung des Werks.

Und ob ein Unerfahrner dich verlachte,
Und ob ſich Unglück dir entgegen ſtellte,
Du ſterbeſt über lang' und kurze Jahre;
verfolge kühn dein klugbegonnen Werk.

Als Geiſter einſt am Berge Meru drehten,
wiewohl ſie Edelſtein' und Koſtbarkeiten fanden,
wiewohl ſie Gift in wilden Strömen ſchreckten,
ſie ruhten nicht, bis daß die Götterſpeiſe
Ambroſia *) in ihren Händen war.

---

*) Amortam bei den Indiern. Die Geſchichte davon, eine Epiſode des Epiſchen Gedichtes Mahabharat ſiehe in Wilkins Anmerkungen zum Bagat = Gita S. 145. u. f.

Milde Geſinnung.

Wer freundlich mit den Menſchen lebt,
dem wird das Feuer Kühlung,
das Salzmeer wird ihm Labung ſeyn,
der Löwe wird ihm dienen,
die Schlange wird ihm Blumenkranz,
das Gift zur Götterſpeiſe.

Die Nachtigall und das Weib.

Schönheit der Nachtigall iſt der Nachtigall liebliche Stimme;
Schönheit des Weibes iſt ſanfte, gefällige Treu'.
Sie iſt das Herz des Mannes, des Hauſes Seele, die Mutter
ihrer Kinder, an ihr hanget die künftige Zeit.

Andacht.

Von Begierden frei und frei von Lohnſucht
thut der Weiſe Guts und weiß es ſelbſt nicht.
Unbefangen vom Erfolg der Thaten
weiht er ſie der Andacht reinem Feuer.
Gott iſt ſeine Gabe, Gott das Opfer,
Gott des Altars Flamme, Gott der Opfrer,
und nur Gott kann ſeines Opfers Lohn ſeyn.

Religion.

Niemand ſchaden, Allem Hülfe leiſten,
Jedermann ein heiliger Altar ſeyn,
iſt Religion. Und dieſe Freundin
Geht mit uns, wenn Alles einſt zurückbleibt.

Abſchied des Einſiedlers.

Erde, du meine Mutter, und du mein Vater, der Lufthauch,
Und du Feuer, mein Freund, du mein Verwandter, der Strom,
Und mein Bruder, der Himmel, ich ſag' euch allen mit Ehrfurcht
freundlichen Dank. Mit euch hab' ich hienieden gelebt,
Und geh jetzt zur anderen Welt, euch gerne verlaſſend;
Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!

VIII.

Tithon und Aurora.

Y 4

Obwohl gewöhnlicher Weiſe keine Grab- und Lobſchrift zu bemerken pflegt, **wie lange ein Menſch ſich ſelbſt überlebt habe**: ſo iſt dies leider doch eine der größeſten und nicht ſeltenen Merkwürdigkeiten menſchlicher Lebensläufe. Je früher das Spiel unſrer Gaben und Leidenſchaften anfängt, je raſcher es fortgeſetzt, und durch äußere Zufälle auf mancherlei Weiſe beſtürmt wird: deſto häufiger wird man Fälle gewahr von jenen frühen Ermattungen der Seele, von Niederlagen der Kämpfer ohne Tod und ſichtbare Wunde, vom männlichen, oft ſchon jugendlichen **höchſten Alter**. Lange kann ein Menſch wie die Geſtalt ſeines Grabmonuments mit lebendigem Leibe umhergehn; ſein Geiſt iſt von ihm gewichen; er iſt der Schatte und das Andenken ſeines vorigen Namens.

Vielerlei Urſachen können zu dieſem frühen Tode beitragen, Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens, zu große Wirkſamkeit und zu träge Geduld, Erſchlaffung ſowohl als Ueberſpannung, zu ſchnelles Glück und zu lange daurendes Unglück. Denn überhaupt iſt ja Geſundheit, Munterkeit, Vergnügen und Tugend allezeit die Mitte zweier Extreme. Sowohl am ſchroffen als am ſeichten Ufer des Stroms können Fahrzeuge ihren Untergang finden; mitten im Strome ſchiffet es ſich leicht und fröhlich. **Mancher** veraltete, weil es ihm an der wahren innern Quelle des Lebens und der Thätigkeit fehlte; er war ein zuſammengefloſſener Bach, der bald verſiegt und ſein trauriges Bett zeiget. Bei **Jenem** ſollte der Schein das Seyn erſetzen; die Finſterniß weicht, und die Johanniswürmchen in ſeinem Haar glänzen nicht mehr als funkelnde Diamanten. **Bei dieſem** ſollte Gedächtniß und Mühe thun, was [illegible] Verſtand und Genius thun konnte; das [illegible]

Ge-

Gedächtniß erlag, die übertriebne Mühe ermattete, und zuletzt kam der Mangel am Weſentlichen zum traurigen Vorſchein Ein **andrer** überſtrengete ſich als Jüngling mit ſeinen edleren Kräften. Er häufte mit tauſend Händen Berge der Phantaſie zum Himmel empor, und fand, auch ohne den Blitz Jupiters, unter ihnen bald ſeine Ruheſtäte. Ein **andrer**, dem es mit ſeinem Bemühen und Lernen nur um Gemächlichkeit zu thun war, entſagte dem Bemühen und Lernen, ſo bald es ihm gemächlich ward; er begrub ſich ſelbſt in einen ſeligen Moder. Jenem **Verdienſtloſen** hat ein unerwartetes Glück, ein zu raſch-erworbener Ruf, eine unverſehens-gelungene Handlung den Verſtand verrückt; außer ihr hat er keine Gedanken mehr; ſeine verführende Göttinn Fortuna hat ihn auf einmal mit Lorbeer, Pappeln und Mohn gekrönet; er ſchläft, oder ſpricht irre in ihrem verzärtelnden Schooße. Dieſem **Verdienſtvollen** hat ein unverdientes, zu lange erdulduldetes Unglück die Schultern gebeugt, die Bruſt zuſammengedrückt, und den Arm gelähmet; er kann nicht aufrecht ſtehn und ſich wieder erholen. Ein Blitzſtral vom Himmel hat bis zur Wurzel hinab die Eiche getroffen und ihrer Lebenskraft beraubet. Dieſem Manne **von vielen Fähigkeiten** fehlte es an einer weiten Bruſt, den Neid zu verachten und beſſere Zeiten zu erwarten; er ließ ſich mit ihm in einen Kampf ein; der fliegende Adler ward von der Otter, die ihn umſchlungen hatte, unwürdig beſieget. Jenem Manne **von redlicher Thätigkeit** fehlte es an Verſtande; ſeine verſchlagenern Feinde machten ihn bald unkräftig und elend. So gings mit zehn andern Charakteren in andern Situationen; ans Theater des bürgerlichen Lebens iſt gewöhnlich ein Hoſpital gebaut, in welches ſich nach und nach die mehreſten der Schauſpieler verlieren.

Zwo Dinge tragen inſonderheit hiezu bei, und auch ſie ſind Extreme. Zuerſt Willkühr der gebie-

ten-

tenden Groſſen; ſodann zu ſeine Zärtlichkeit und Sorgfalt. Bei jenen ſinds bekannte und beliebte Sprüche, daß nichts ſo beſchwerlich ſei, als Dankbarkeit, nichts ſo unerträglich, als fortgeſetzte Hochachtung, und der tägliche Anblick eines anerkannten Verdienſtes. Neue Huld erwirbt ſich alſo neue Dankbarkeit; und Geſchöpfe, die man ſich ſelbſt zuziehet, ja in die man Gaben und Verdienſte legt, die ihnen die Götter nicht zugetheilt hatten, ſind eine reizende eigene Schöpfung. Den alten Bäumen mag alſo ihr Saft entzogen werden, damit die junge Welt blühe und wuchre. Wer nun in ſolchen Fällen nicht gröſſer iſt, als der von dem er abhängt, der ſtirbt in ſich am Unmuth der Selbſtverzehrung. Die majeſtätiſche Stimme Philipps 2. „Yo el Rey„ hat ſchon Manchen ſolcher Art getödtet. Dieſem Morde menſchlicher Verdienſte und Kräfte ſtehet ein andrer entgegen, den man den feinſten Selbſtmord nennen möchte. Er iſt um ſo bedaurenswürdiger, weil er nur bei

den

den erleſenſten Menſchen ſtatt findet, und ihr köſtliches Uhrwerk auf einmal oder nach und nach zertrümmert. Menſchen nämlich von äußerſt zartem Gefühl haben ein Höchſtes, wornach ſie ſtreben, eine Idee, an welcher ſie mit unausſprechlicher Sehnſucht hangen, ein Ideal, auf welches ſie mit unwiderſtehlichem Triebe wirken. Wird ihnen dieſe Idee genommen, wird dies ſchöne Bild vor ihren Augen zertrümmert: ſo iſt das Herzblatt ihrer Pflanze gebrochen, der Reſt ſtehet mit unkräftigen, welken Blättern da. Vielleicht gehen mehrere Erſtorbne dieſer Art in unſrer Geſellſchaft umher, als man es Anfangs glauben möchte, eben weil ſie am meiſten ihren Kummer verbergen, und das Gift ihres langſamen Todes als ein trauriges Geheimniß ihres Herzens ſelbſt ihrem Freunde verhehlen. Da **Shakeſpear** ſo wie alle Zuſtände der Seele, ſo auch dieſe Epoche des Hinſinkens oder der Verwirrung der Kräfte in mancherlei Situationen und Charakteren äußerſt wahr und genaue nau gezeichnet hat: ſo möge ſtatt aller Eine, vielleicht die Krone der Klagen über einen ſolchen Zuſtand daſtehn:

O what a noble mind is here o'erthrown!
The courtier's ſoldier's ſcholâr's eye, tongue, ſword,
The expectancy and roſe of the fair ſtate,
The glaſs of faſhion and the mould of form,
Th' obſerv'd of all obſervers, quite, quite down. —
Now ſee that noble and moſt ſovereign reaſon,
Like ſweet bells jangled out of tune, and harſh,
'That unmatch'd form and ſtature of blown youth,
Blaſted with extaſie —

Nicht

* * *

Nicht nur einzelne Perſonen überleben ſich; ſondern noch viel mehr und länger, ſogenannte politiſch-moraliſche Perſonen, **Einrichtungen, Verfaſſungen, Stände, Corporationen.** Oft ſteht Jahrhunderte lang ihr Körper zur Schau da, wenn die Seele des Körpers längſt entflohn iſt, oder ſie ſchleichen als Schatten umher zwiſchen lebendigen Geſtalten. Um ſich hievon zu überzeugen, gehe man in eine Juden-Synagoge, oder leſe **Anquetils** Zend-Aveſta, und die heiligen Bücher der Bramanen. Es iſt kein Zweifel, daß alle dieſe Religions-Inſtitute einſt ſehr nützlich waren, und daß in jeder dieſer Hülſen Keime zu einer groſſen Entwickelung lagen. Mehr oder minder hat ſie die Zeit entwickelt, den einen Keim glücklicher, ſo daß man in ihm vielleicht mehr ſuchte, als da war; den andern unvollkommen, und Kraftlos, wie es im groſſen Laufe der Natur zu geſchehen pfleget. Alles indeſſen hat ſein Ziel,

und

und der **Rabbi**, der **Deſtur** und **Mobed**, vielleicht auch der **Bramane** hat ſich im groſſen Ganzen ſelbſt überlebet. Aus einigen Gegenden des Mahommedaniſmus erzählt man vom Koran, (ob dieſer gleich das jüngſte Religionsbuch iſt) ſchon etwas Aehnliches; und im Chriſtenthum, ſo wahr ſein reiner Quell Waſſer eines ewigen Lebens ſtrömet, wie manches Gefäß iſt ſchon zerbrochen, das dieſen Quell erſchöpft zu haben glaubte! wie manche Form, die jetzt noch da ſteht, hatte ſich längſt ſelbſt überlebet! Man ſehe die Römiſche Meſſe an, man höre manche ihrer Litaneien und Gebete; in welche Zeiten rufen ſie uns zurück! zu welch einem fremden Geſchmack längſt erblichener Zeiten! Wie in der Religion der Prieſterſtand, ſo folgen in andern Inſtituten die mit ihnen verknüpfte Stände, jeder ſeinem lebenden oder todten Inſtitut nach. Man betrachte ſo manche Einrichtungen, Orden und Kalande der mittleren Zeiten; wenn ſie nicht dem Genius der

der Meinungen zu folgen und ſich mit ihm zu verjüngen wußten, ſo blieben ſie entweder am Ufer liegen, oder der Strom trug ſie Seelenlos fort, bis ſie irgendwo den Ort ihrer Ruhe finden. Schon zu Cervantes Zeiten wollte der Herzog zu Bejar nicht zugeben, daß ihm der Don-Quixote zugeeignet würde, ſo lange er an ihm ein ernſthaftes Ritterbuch glaubte, (weil der Geſchmack daran ſchon damals lächerlich zu werden anfing;) er nahm die Dedication gern an, da er beim Vorleſen ſeine wahre Geſtalt erblickte. Romane dieſer Art hat die Zeit mit mehreren Inſtituten geſpielet. Corneille's Prinzen und Helden ſind uns größtentheils unerträglich, und man wundert ſich, wie andre Zeiten dieſen Gothiſchen Unſinn zuſammenfügen, glauben und anſtaunen konnten; Shakeſpear's Hofſcenen dünken uns Haupt- und Staatsactionen. Die Ritter unſrer Zeit ſind nicht mehr jene alten Ritter; und das königliche Wort Ludwigs 14.: „l' Etat? c' eſt moi!„ wird das treffendſte Epitaphium dieſes groſſen Weltmonarchen bleiben. Was gebohren ward, muß ſterben, ſagt der Bramane; und was etwa durch Kunſtmittel ſeinen Hingang aufhält, hat ſich, indem es hiezu greift, ſchon ſelbſt überlebet. Im Anfange des Frühlinges ſiehet man das erſtorbene Laub und Gras des vorigen Jahres noch häufig; manches davon hält ſich veſt an; in kurzem aber iſt Alles verſchwunden, und ein neues Gewand deckt Bäume ſowohl, als den Schoos der Erde.

* * *

Wenn im Kreiſe der Menſchheit Etwas ſich nicht überleben ſollte, müßte es **Wiſſenſchaft und Kunſt** ſeyn, ſie, die ewiger Natur ſind, der reinſten Wahrheit und einer Erweiterung ins Unermeßliche fähig; auch iſts gewiß, daß das eigentliche Weſen der Kunſt und Wiſſenſchaft nie erſtirbt, und ſich nie ändert. Deſto ſterblicher aber ſind ihre Formen, da dieſe vor allem andern an ihrem Erfinder und Meiſter zu hangen, mit ihm zu entſprieſſen, zu blühen und unterzugehn ſcheinen. So lange der Erfinder lebt, ſo lange der Meiſter lehret und anweiſet, ſchöpfet man aus ſeinem lebendigen Quell lebendige Gedanken; im zweiten, dritten Geſchlecht durchwandert man ſchon nachlallende, oder nachäffende Schulen; Das Bild des Meiſters ſteht todt da; ſeine Wiſſenſchaft und Kunſt hat ſich, nicht in ſeinen, ſondern in ſeiner Nachfahren Werken ſelbſt überlebet.

Ein langes Verzeichniß dieſer Ueberlebungen geben uns Reiſen; Reiſen ſowohl in der Geſchichte, als im Anblick der Gegenden, Länder-Verfaſſungen, Perſonen und Stände ſelbſt. Wer iſts, der in ein altes Schloß, in einen verjährten Ritterſaal, in ein Archiv alter Diplome und Verhandlungen, alter Waffen und Putzwerke, in alte Rathhäuſer, Kirchen, Klöſter, Palläſte und Reichsſtädte eintritt, und ſich nicht in ein abgelebtes Jahrhundert verſetzt fühlte? Bei einer Reiſe durch Deutſchland findet man oft im Bezirk weniger Meilen alte, mittlere, junge und die jüngſte Zeiten bei einander; hier haucht man noch die Luft des zwölften, dort ſingt man Weiſen des ſechzehnten, zehnten, vierten Jahrhunderts; auf einmal ſteigt man in Cabinette, die unter dem üppigen Herzog-Regenten angeordnet, in Galerien, die unter Ludwig 14. geſammlet, und endet mit Anſtalten, die fürs zwanzigſte Jahrhundert erſonnen zu ſeyn ſcheinen. So unterrichtend dies Chaos für einen Reiſenden ſeyn mag: ſo verwirrend und unterdrückend müßte es für den Bewohner ſeyn, wenn ſich die menſchliche Natur nicht an Alles gewöhnte. „Herr, er „ſtinket ſchon, ſagte jene traurige Schweſter, denn „er hat ſchon vier Tage im Grabe gelegen.„ Bei manchen Einrichtungen könnte man vier Jahrhunderte ſagen; und noch riechen ſie ihren Brüdern und Schweſtern nicht übel. Dieſe ſind an den Duft gewöhnt, und er iſt ihnen nahrhaft.

Das lehrreichſte Theater dieſer Lebensepochen und Weltalter ſcheint mir Italien. Auf ihm kannſt du unter Aegyptern, Griechen, Römern, Etruskern, ja wenn du willt, unter Sineſen, Indiern und Madagaſkaren ſeyn; du kannſt im einzigen Rom von Romulus bis auf Diokletian das Heidenthum, von Conſtantin an bis zu Pius das Chriſtenthum verfolgen; in ihm und den Italieniſchen Provinzen kannſt du, wie es dir gefällt, im funfzehn⸗ ſechzehn⸗ oder achtzehnten Jahrhunderte leben; und wenn du den Denkmalen der Natur nachgeheſt, ſo triffſt du Ueberlebungen an, die dich über den Rand der Geſchichte hinausführen. Es gehöret ein weit Gemüth dazu, alle dieſe Scenen zu faſſen, zu unterſcheiden, und zu ordnen; ſodann aber ſcheinen ſie ein Compendium aller Geſchichte, das uns zuletzt, ich weiß nicht mit welcher angenehmen, aber auflöſenden Schwermuth überſtrömet.

The cloud-capt tow'rs, the gorgeous palaces,
the ſolemn temples, the great globe itſelf
yea all who it inherit, ſhall diſſolve
and like an unſubſtantial pageant faded
leave not a rack behind; we are ſuch ſtuff
as dreams are made of, and our little life
is rounded with a ſleep. . .

Genug vom Schlaf und Erſterben; laſſet uns jetzt vom Wachen und der Verjüngung reden. Wie geſchieht dieſe? Durch Revolutionen?

Ich geſtehe, daß mir in der neueren Modeſprache wenige gemißbrauchte Worte ſo zuwider ſind, als dieſes, weil es von ſeinem ehemaligen reinen Sinne ganz abweicht, und die ſchädlichſte Verwirrung der Gedanken mit ſich führet. In der Aſtronomie nennen wir Revolution eine nach Maas und Zahl und Kräften beſtimmte, in ſich zurückkehrende Bewegung der groſſen Weltkörper, die nicht nur in ſich ſelbſt die ſtilleſte Ordnung iſt, ſondern auch im Zuſammenhange mit andern harmoniſchen Kräften das Reich einer ewigen Ordnung gründet. So drehet die Erde ſich um ſich ſelbſt und macht Tage und Nächte; mit ihnen ordnet und regelt ſie der Geſchöpfe Schlaf und Wachen, ihre Ruhezeit und ihren Kreis der Geſchäfte. So wandelt die Erde um die Sonne und erſchaffet das Jahr, mit ihm die Jahreszeiten, mit ihnen den Wechſel der Arbeit und des menſchlichen Vergnügens. Die Revolution des Mondes um unſre Erde giebt dem Meere Ebbe und Fluth, der Witterung, den Krankheiten und vielleicht ſelbſt dem Wachsthum der Pflanzen ihre Perioden. In einem ſolchen Verſtande iſts nützlich, auf Revolutionen zu merken: denn in ihnen bemerken wir einen in ſich ſelbſt wiederkehrenden Lauf der Dinge, und in dieſem die Geſetze einer daurenden Ordnung. Nichts iſt in einem ſolchen Laufe abgebrochen, hingeworfen, Vernunftlos;

kei-

keine Zerrüttung iſt in ihm, ſondern ein leiſe geſchwungener Faden der Erhaltung. Revolutionen dieſer Art ſind der Tanz der Horen um Jupiters Thron, der Siegeskranz des Gottes, nachdem er das Chaos bezwungen, auf ſeinem unſterblichen Haupte.

Auch, wenn wir vom Himmel dieſen Begrif der Revolutionen auf die Erde ziehen wollen, kann er nicht anders als der Begrif eines ſtillen Fortganges der Dinge, einer Wiederkehr gewiſſer Erſcheinungen nach ihrer eigenen Natur, mithin des Entwurfs einer fortwirkenden Weisheit, Ordnung und Güte ſeyn. So ſpricht man von Revolutionen der Künſte und Wiſſenſchaften, d. i. von einem periodiſchen Wiederkommen derſelben, deſſen Urſachen man in der Geſchichte zu erforſchen ſucht, und ſie gleichſam aſtronomiſch berechnet. So ſprachen die Pythagoräer von Revolutionen der menſchlichen Seele, d. i. von einer periodiſchen Rückkehr derſelben in andre Geſtalten. So unterſuchte man die Geſetze der Revolution menſchlicher Gedanken, wenn dieſe aus der Vergeſſenheit ins Gedächtniß wiederkehren, wenn Träume und Begierden, wenn entſchlafene Thätigkeiten und Leidenſchaften zurückkommen, u. ſ. In allem dieſem ſuchte man Geſetze einer verborgenen, ſtillen Naturordnung.

Scheußlich aber hat ſich die Bedeutung dieſes Worts verändert, da man in den barbariſchen Jahrhunderten von keiner andern Revolution als von Eroberungen, von Umwälzungen, Unterdrückungen, Verwirrungen ohne Abſicht, Ziel und Ordnung wußte. Da hieß Revolution, wenn das Unterſte zu Oberſt gekehrt ward, wenn durch das ſogenannte Recht des Krieges ein Volk ſein Eigenthum, ſeine Geſetze und Güter mehr oder minder verlohr, oder durch das Recht der Monarchie alle die ſogenannten Rechte geltend gemacht wurden, die St. Thomas, Machiavel und Naudé aus wirklichen Begebenheiten nachher

auf=

aufnahmen und in Capitel brachten. Da hieß Revolution endlich, wenn Miniſter thaten, was die Fürſten ſelbſt nicht mehr thun mochten; oder wenn hie und da das Volk das unternahm, was es ſelten ſo geſchickt als Könige oder Miniſter ausführete. Das gab nun die zahlreichen histoires des revolutions, ein ſo gangbarer Titel der Bücher, als ſein Inhalt meiſtens unverſtändig, oder abſcheulich iſt. Den Begrif von Zweck und Abſicht verlor man beinahe ganz aus dem Geſicht; die Geſchichte ward ein Gemählde von Verwirrungen ohne Entwicklung: denn hinter dem Ausgange einer jeden ſogenannten Revolution ſahe es bunter aus in den Reichen, als vorher. Revolutionen dieſer Art, ſie entſpringen von wem ſie wollen, ſind Zeichen der Barbarei, einer frechen Macht, einer tollen Willkühr; je mehr die Vernunft und Billigkeit der Menſchen zunimmt, deſto ſeltner müſſen ſie werden, bis ſie ſich zuletzt ganz verlieren. Dann wird das Wort Revolution

tion wieder in ſeinen reinen und wahren Sinn zurückkehren, daß es einen nach Geſetzen geordneten Lauf der Dinge, eine friedliche Rückkehr der Begebenheiten in ſich ſelbſt, auch in der Geſchichte bedeute. In dieſer Abſicht allein iſt dieſe des Studiums werth: denn an den Revolutionen wilder Elephanten, wenn ſie Bäume ausreiſſen und Dörfer verwüſten, iſt nicht viel zu lernen.

Um alſo mit dieſem befleckten Wort nicht zu verführen, und etwa eine tödtende Gewaltſamkeit zur Arznei menſchlicher Uebel zu machen, wollen wir auf dem Wege der heilenden Natur bleiben. Nicht Revolutionen, ſondern **Evolutionen** ſind der ſtille Gang dieſer groſſen Mutter, dadurch ſie ſchlummernde Kräfte erweckt, Keime entwickelt, das zu frühe Alter verjünget, und oft den ſcheinbaren Tod in neues Leben verwandelt. Laſſet uns ſehen, was das Mittel in ſich faſſe, und wie es heile.

Wenn wir der Natur Einen Zweck auf der Erde geben wollen, ſo kann ſolcher nichts ſeyn,

als

als eine Entwickelung ihrer Kräfte in allen Geſtalten, Gattungen und Arten. Dieſe Evolutionen gehen langſam, oft unbemerkt fort, und meiſtens erſcheinen ſie periodiſch. Auf die Nacht des Schlafs folgt der Morgen des Erwachens; unter dem Schatten Jener hatte die Natur Kräfte geſammlet, Dieſem, dem Morgen, munter zu begegnen. In den Lebensaltern der Menſchen dauert die Kindheit lange; langſam wächſet Körper und Geiſt, bis mit zuſammengenommenen Kräften die Blume der Jugend hervorbricht und die Früchte ſpäterer Jahre allmälich reifet. Sehr unrecht hat man dieſe Perioden der Entwicklung Revolutionen genannt: Hier revolvirt ſich nichts, aber entwickelt (evolvirt) werden die Kräfte. Immer kommen verborgenere, tieferliegende zum Vorſchein, die ohne manche Vorhergehende nicht thätig werden konnten. Deßwegen machte die Natur Perioden; ſie ließ dem Geſchöpf Zeit, von einer überſtandenen Anſtrengung ſich zu erholen, um eine andre noch

ſchwe-

ſchwerere freilich anzufangen und zu vollenden: denn ohne Zweifel ſind, wenn das Gewächs die Blume hervortreibt, oder ſich in ihr die Frucht bildet, innigere, feinere Kräfte regſam, als da der Saft in den Stengel trat, und ſich die unterſten Blätter an ihm erzeugten. Nicht eher verläßt die Natur, dem ordentlichen Laufe nach, ihr Geſchöpf, als bis alle phyſiſchen Kräfte deſſelben in Anwendung gebracht, das Innerſte gleichſam herausgekehrt, und die Entwicklung, der bei jedem Schritt eine gütige Epigeneſe beitritt, ſo vollendet iſt, als ſie unter gegebnen Umſtänden vollendet werden konnte.

Man iſt gewohnt, jedes einzelne, zumal lebendige Weſen, als ein iſolirtes Ganze zu betrachten; eine nähere Anſicht aber zeigt, daß es mit Boden, Klima, Witterung, mit dem periodiſchen Athem der ganzen Natur zuſammenhängt, daß es eben hiernach länger oder kürzer dauert, früher alt wird, oder ſich leichter verjünget. Der

Menſch,

Menſch, ein vernünftiges, moraliſches und politiſches Geſchöpf, lebt vermöge dieſer Fähigkeiten und Kräfte in einem eignen, unendlich weiten Elemente. Seine Vernunft hängt mit der Vernunft andrer, ſeine moraliſche Bildung mit dem Betragen andrer, ſeine Anlage ſich als ein freies Weſen ſelbſt und mit andern zu conſtituiren, hangt mit der Denkart, der Billigkeit und der wirkſamen Unternehmung Völker ſo genau zuſammen, daß er außer dieſem Element ein Fiſch auf trocknem Lande, ein Vogel in Luftleerem Raum ſeyn muß. Seine beſten Kräfte erſterben; ſeine Fähigkeit bleibt ein todtes Vermögen, und alle Anſtrebung außer Zeit, Ort und Mithülfe der Elemente iſt wie das Erſcheinen einer Blume mitten im Winter. Die Natur macht Jahrszeiten, ſie fördert Kräfte; ſie fördert ſie auch im Menſchengeſchlechte. Einzelne Menſchen, Stände, Corporationen, ganze Geſellſchaften und Völker können mit dieſem Strome nur fortgehn; ſie haben alles gethan, wenn ſie in ſeinem Laufe klug

ſteu-

ſteuren. Glaube doch niemand, daß wenn alle Regenten auf der Erde vom ſtolzeſten Negerkönige an bis zum mächtigſten Khan der Tatern ſich zuſammen verbänden, das Heute zum Geſtern zu machen, und die fortgehende Entwicklung des gemeinſamen Menſchengeſchlechts, ſie möge zur Jugend oder zum Alter führen, auf immerhin zu hindern, daß ſie damit jemals zum Zweck kämen. Für weiſe Regenten kann dies auch nie ein Zweck werden, eben weil in der ganzen Fruchtloſen Bemühung kein Verſtand iſt.

Ein weiſer Fürſt wird ſich alſo ſtets als einen Haushälter, nicht als einen Gegner der Natur betrachten; vielmehr jeden Umſtand, den ſie ihm darbeut, aufs beſte zum Beſten wenden. Hier fallen Blätter ab, dort liegt ſchon ein ganzer Herbſt von Blättern im Leichengewande; er wird dieſelbe nicht an ihre vorige Stellen auf Zweige und Gipfel ſetzen wollen: denn kann er ihnen ihre vorige Friſche, vermag er ihnen den

Saft

Saft wiederzugeben, der ſie einſt mit dem Baum zu einem lebendigen Ganzen machte? Vermag er dieſes aber nicht, wie? wenn er ſich mit einem falben Kranz verwelkter Blätter kränzen wollte, weil ſie ehedem etwas anders, als ſie jetzt ſind, waren? Was die Natur nicht halten konnte, wollte das der Gärtner halten? und zwar ihren Zwecken nicht gemäß, ſondern gerade zuwider? Unendlich ſchöner iſt das Werk, der Natur nachzugehn und auf ihre Zeiten zu merken, Kräfte zu wecken, woirgend ſie ſchlummern, Gedanken, Thätigkeit, Erfindung, Luſt und Liebe zu befördern, in welchem Felde nützlicher Beſchäftigungen es auch ſeyn möge. Endlich kommt die Nothwendigkeit und treibt mit einem eiſernen Scepter; wer der Vernunft und Billigkeit dient, kommt der Nothwendigkeit zuvor, und darf oft mit Oberons Lilienſtabe nur winken, ſo ſprießen hier ſtatt der verwelkten neue Blumen, ſo reifen dort, wenn die Blüthenzeit vorüber iſt, nährende Früchte.

Der jungen Sproſſe kommt er zu Hülfe, und nimmt ſie in Schutz gegen das unterdrückende Unkraut. Den alten wilden Baum hauet er nicht ab, ſondern impft ihm mildere Früchte ein, und der verjüngte Baum wird ſich ſelbſt ſeines edleren Daſeyns wundern. Ein kleiner Vorſprung ſolcher Art, den Ein Volk vor dem andern nahm, hat ihm oft auf Jahrhunderte unerreichbare Vorzüge gegeben. Daß England in einigen Conſtitutions- Finanz- und Handelspunkten das was in andern Nationen lange vorher keimte, aber aus Thorheit und Leidenſchaft unterdrückt ward, nur etwas früher annahm und zur Anwendung brachte; dies hat ihm die Stelle gegeben, auf welcher es jetzt ſteht. Nach mancherlei gewaltſamen Revolutionen, die wie blutige Gewitter-Regen vorübergingen, gelang es eben der friedſamſten, der ſtillſten Revolution eine neue Wirkſamkeit zu erregen, und dadurch das Glück einer lebendigen Verfaſſung auf Jahrhunderte hin zu gründen. Hätte es zu Wilhelms

helms 3. Zeiten die Feudal-Kriegs- und Forſtgeſetze Wilhelms des Eroberers erneuern wollen, wo wäre es jetzt?

Alle Stände und Einrichtungen der Geſellſchaft ſind Kinder der Zeit; dieſe alte Mutter gebahr, nährte, erzog ſie; ſie ſchmückte, ſtattete ſie aus, und nach einem langen oder kurzen Leben begräbt ſie ſie, wie ſie ſich ſelbſt begräbt und wieder verjünget. Wer alſo ſein Daſeyn mit der Dauer eines Standes oder einer Einrichtung verwechſelt, macht ſich ſelbſt unnöthige Plage; was vor Dir war, wird auch hinter Dir ſeyn, wenn es ſeyn ſoll. Handle, ſo viel an Dir iſt, klug und weiſe; ihren groſſen Gang wird die Zeit gehen und das Ihrige vollenden. Du für Deine Perſon, ſei **mehr als dein Stand iſt**: ſo wirſt du in ihm, er altre wie er wolle, für dich ſelbſt und für andre ſtets jung ſeyn, ja in der dunkleren Nacht wirſt du als ein helleres Geſtirn glänzen. Wer ſich nicht über die Bruſtwehr ſeines Standes erhebt, iſt kein Held in demſelben; hinter ihr mag er kriechen, ſitzen oder liegen. Der Stand als ſolcher macht nur Puppen; Perſönlichkeit macht Werth und Verdienſt. Je mehr jene träge, todte Hülle, die den beſten wie den ſchlechtſten Kern verbirgt, dahin ſinkt; deſto entſchiedner wird der ſchöne, reifere Kern ſichtbar. Gewiß iſts alſo kein Rückgang, vielmehr eine Evolution der Zeiten, wenn der Stand nicht Alles ſeyn kann, ſondern man in jedem Stande Perſonen, Menſchen, wirkende Geſchöpfe zu ſehen begehret. Und da ohne neueinbrechende Barbarei, bei den täglichvermehrten Bedürfniſſen Europa's dies Gefühl nothwendig zunehmen muß: ſo bleibt nur Ein Rath übrig, der Jeden vor der Veraltung ſeines Standes ſichert: „ſei Etwas in deinem Stande; „ſodann wirſt du der Erſte ſeyn, die Fehler deſſelben einzuſehn, zu vermeiden, und zu verbeſſern. „Sein Alter wird in dir verjüngt daſtehn, eben „weil etwas in Dir iſt, das jede Form ſchmücken „würde, und in jeder Form lebet.„

* * *

Der vortrefliche **Paolo Sarpi** hat eine Abhandlung geſchrieben, deren Titel mich ſehr reizte. Er hieß: **„wie Meinungen in uns gebohren werden und ſterben,“** ich war auf ihren Inhalt ſehr begierig. Ob ich nun gleich aus **Foſcarini's** Auszuge bei **Griſelini** ſah, daß ſie, was ich vermuthete, nicht eigentlich enthalten möchte: ſo kam mir dieſe trefliche Aufgabe doch mehrmals in die Gedanken. Viel ſind der Wege, auf denen wir von der früheſten Kindheit an zu Meinungen gelangen, mit denen wir uns Leib und Seele überkleiden; viele davon halten ſehr veſt, und die albernſten haben wir meiſtens hinter unſre innerſte neunte Haut verborgen, wo ſie ja niemand antaſte! Unglücklicher Weiſe taſtet ſie die Zeit dennoch an, oft mit ſehr rauhen Händen; und wer nun, um ſein Leben, d. i. Vernunft, Ruhe und das Selbſtgefühl eines inneren Werthes zu retten, dem

dem antaſtenden Satanas nicht Haut und Haar von Meinungen laſſen kann, der iſt in übeln Händen. Denn was bloße oder gar falſche Meinung iſt, geht im ſcharfen Feuer der Läuterung gewiß unter. Jſts nicht aber etwas Beſſeres, was dagegen empor kommen ſoll? Statt der auf Autorität, oder gar, wie Franklin erzählt, aus Höflichkeit angenommenen Meinungen ſoll Wiſſen aus Ueberzeugung, Vernunft durch eigne Prüfung bewährt, und eine ſelbſt-errungene Glückſeligkeit unſer Theil werden. Der alte Menſch in uns ſoll ſterben, damit eine neue Jugend emporkeime.

„Wie aber ſoll das zugehen? Kann der Menſch „in ſeiner Mutter Leib zurückgehen und gebohren „werden?„ Auf dieſen Zweifel des alten Nikodemus kann keine andre Antwort gegeben werden, als: „Palingeneſie!„ Nicht Revolution, aber eine glückliche **Evolution der in uns ſchlummernden, uns neu-verjüngenden Kräfte.**

Was

Was wir Ueberleben unſrer ſelbſt, alſo Tod nennen, iſt bei beſſern Seelen nur Schlummer zu neuem Erwachen, eine Abſpannung des Bogens zu neuem Gebrauche. So ruhet der Acker, damit er deſto reicher trage: ſo erſtirbt der Baum im Winter, damit er im Frühlinge neu ſproſſe und treibe. Den Guten verläſſet das Schickſal nicht, ſo lange er ſich nicht ſelbſt verläßt, und unrühmlich an ſich verzweifelt. Der Genius, der von ihm gewichen ſchien, kehrt zu rechter Zeit zurück, und mit ihm neue Thätigkeit, Glück und Freude. Oft iſt ein Freund ein ſolcher Genius; oft iſts ein unerwarteter Wechſel der Zeiten. Opfre dieſem Genius, auch wenn du ihn nicht ſieheſt; hoffe auf das **zurückſehende, wiederkehrende Glück**, wenn du es gleich entfernt glaubeſt. Iſt die linke Seite dir wund, lege dich auf die rechte; hat der Sturm dein Bäumchen hieher gebeugt; ſuche es dorthin zu beugen, bis es wieder ſeine aufſtrebende Mitte erreiche. Du haſt

haſt dein Gedächtniß ermattet; bilde deinen Verſtand. Du haſt dem Scheine zu emſig nachgeſtrebet, und er hat dich betrogen; ſuche das Seyn, für dich ſelbſt; es kann dich nicht trügen. Unverdienter Ruhm hat dich verwöhnet; danke dem Himmel, daß du ſein los biſt, und ſuche den, der dir nicht geraubt werden kann, in eigenem Werthe. Nichts iſt ehrwürdiger und edler, als ein Menſch, der, Trotz des Schickſals, in ſeiner Pflicht beharret, und wenn er von auſſen nicht glücklich iſt, es wenigſtens zu ſeyn verdienet: er wirds zu ſeiner Zeit gewiß werden. Die Schlange der Zeit wechſelt oft ihre Häute, und bringt dem Mann in der Höle, wo nicht den fabelhaften Juweel auf ihrem Haupt oder die Roſe in ihrem Munde, ſo doch Kräuter der Arznei zur Vergeſſenheit des Alten und zur Wiedererneurung.

Die Philoſophie iſt reich an Mitteln, die uns über erlittene Unfälle tröſten ſollen; unſtreitig aber

iſt

iſt das beſte Mittel dagegen, wenn ſie uns ſtärkt, neue Uebel zu ertragen, und uns ein veſtes **Beruhen auf uns ſelbſt** mittheilt. Der meiſte Wahn, der unſre Seelenkräfte ſchwächt, kommt von auſſen; nun aber ſind **wir** nicht die Gegenſtände um uns her. Traurig iſts freilich, wenn einem Menſchen die Lage, in der er lebt, mit allen ihren Umſtänden und Koſtbarkeiten ſo verleidet, ſo verbittert iſt, daß er auch keine Traube und Blume derſelben anrühren mag; ſie zerfallen ihm unter der Hand zu Aſche, wie jene Sodomsfrüchte. Indeſſen iſt Er doch nicht die Lage: er zieht, wie die Schildkröte die Glieder ein, und ſei was Er ſeyn kann und ſeyn ſoll. Je mehr er vom Erfolg ſeiner Handlungen wegſiehet: deſto mehr ruhet er in der Handlung; dadurch wird die Seele ſtärker, und belebet ſich wie eine neuaufſpringende Quelle. Die Quelle berechnet nicht, über welche Erdlagen ihr Strom flieſſen, welche fremde Theile er annehmen, und wo er endlich verſiegen werde; ſie ſtrömt aus eigner Fülle, in unaufhaltſamer Bewegung. Was Andre uns von uns ſelbſt zeigen, iſt nur der Schein; er hat immer einigen Grund und iſt nie ganz zu verachten; es iſt aber nur der Wiederſchein in ihnen, der von ihrer eignen, oft zerbrochnen und düſtern Geſtalt zurückgeſpielt wird, nie unſer Weſen. Laß das kleine Gewürm um und über Dich kriechen, und ſich äuſerſt bemühen, daß man dich für todt halte; ſie wirken in ihrer Natur, wirke Du in der Deinen und lebe. Ueberhaupt hält uns unſere Bruſt, **unſer Charakter** viel mehr und länger aufrecht empor, als alle Spitzfindigkeit des Kopfs und jede Verſchlagenheit des Geiſtes. Im Herzen leben wir, nicht in den Gedanken. Meinungen andrer können ein günſtiger oder feindlicher Wind ſeyn in unſre Segel; Umſtände können uns, wie das Meer die Schiffe, hier feſthalten, dort gewaltig fördern; Schiff und Segel, Compaß, Steuer und Ruder ſind aber doch unſer. Ergraue al-

alſo nie wie der alte Tithonus, im Wahn, daß deine Jugend dahin ſei; vielmehr fahre, mit neuerweckter Thätigkeit, täglich aus deinen Armen eine neue Aurora.

* * *

Noch ſollte ich von dem unſern Zeiten ſo angemeſſenen größern Problem reden: ob auch Völker, Länder und Staaten veralten, oder ſich wieder verjüngen können? und durch welche Mittel dies geſchehe? Die Meinungen ſind über dieſe Frage ſehr getheilt, und da jede für ſich Beiſpiele aus der Geſchichte anzuziehen weiß: ſo zeigt eben dieſe Verſchiedenheit der Antworten ſchon von der Unbeſtimmtheit der Frage. Was kann bei einem Volk, in einem Lande und Staate veralten? was kann, was ſoll bei ihm verjüngt werden? Iſt es der Boden? die Luft? der Himmel? und wie werden dieſe ins Beſſere oder Schlechtere verändert? Sind es Aecker, Wieſen, Wälder, Salzquelquellen, Bergwerke, Bäume? oder iſts ihre Bearbeitung, der Gewinn und die Anwendung ihrer Producte? Sind es dieſe allein, oder iſts der Menſch ſelbſt, ſein Geſchlecht, ſeine Sitten, ſeine Erziehung und Lebensart, ſeine Grundſätze und Meinungen, ſeine Verhältniſſe und Stände? Und wie werden dieſe verändert? Durch Reden und Schriften, oder durch Einrichtungen und ein Zweckmäßig-fortgeſetztes Handeln? Und welchen Zweck ſoll dieſe Veränderung erreichen? Den Ueberfluß Weniger? die Bequemlichkeit und Trägheit Vieler? oder die Glückſeligkeit Aller? Und worinn beſtehet dieſe? In Künſten und Wiſſenſchaften? im Scheine oder im Seyn? in ſchwatzhafter Aufklärung oder in wahrer Bildung? Alle dieſe und vielleicht mehrere Fragen müßten mit feiner Rückſicht auf Ort, Zeit und Umſtände, mit Zuſammenhaltung älterer Beiſpiele und ihrer Folgen erörtert werden, woraus ſich alsdenn vielleicht ergäbe:

1) Daß

1) Daß Land und Volk nie oder ſehr ſpät veralten; daß aber Staaten, als Einrichtungen der Menſchen, als Kinder der Zeiten, ja oft als bloſſe Gewächſe des Zufalls, glücklicher Weiſe Alter und Jugend, mithin eine immer fortgehende unmerkliche Bewegung zum Wachsthum, zur Blüthe, oder zur Auflöſung haben.

2) Daß Menſchen, oft einzelne Menſchen dieſe Perioden verzögern oder befördern können, ja daß man ſie meiſtens durch die entgegengeſetzten Mittel befördere.

3) Daß wenn Kräfte im Streben ſind, ſowohl zur Blüthe als zur Auflöſung, ihr Gang ſchneller ſei und ſich ihnen Alles zu aſſimiliren ſcheine, bis kleine Umſtände, oft wiederum einzelne Menſchen, dem Strom eine andre Richtung geben, die abermals ein Reſultat der lebendigen Gegenwart der Dinge iſt, ob ſie gleich bisweilen eine Wirkung des Zufalls ſcheinet.

4) Daß endlich, um jenen fürchterlichen Anfällen, die man Staatsumwälzungen nennet und die dem Buch der Menſchenordnung ganz fremde werden ſollten, zuvorzukommen, der Staat kein andres Mittel habe, als das natürliche Verhältniß, die geſunde Wirkſamkeit aller ſeiner Theile, den muntern Umlauf ſeiner Säfte zu erhalten oder wiederherzuſtellen, und nicht gegen die Natur der Dinge zu kämpfen. Früher oder ſpäter muß die ſtärkſte Maſchine dieſem Kampf unterliegen; die Natur aber altert nie, ſie verjünget ſich periodiſch in allen ihren lebendigen Kräften.

Die ſchüchterne Natur des Menſchen, die immer mit Furcht und Hoffnung umgeben, oft ferne Uebel als gegenwärtig ahndet, und Tod nennet, was ein geſunder Schlummer, eine nothwendige, Heilbringende Erholung iſt, betrügt ſich meiſtens in ihren Weiſſagungen über Länder, und Reiche. Es ſchlafen Kräfte, die ſie nicht gewahr wird; es ent-

entwickeln ſich Fähigkeiten und Zeitumſtände, auf die ſie nicht rechnen konnte; gewöhnlich aber ſteuert unſer Urtheil, wenn es auch wahr iſt, zu ſehr auf Eine Seite. „Soll Dies leben, ſagt man, „ſo muß Jenes ſterben,„ ohne daß man bedenkt, ob nicht Beides leben und ſich einander günſtig mittheilen möge. Den guten Biſchof Berkelei, der kein Poët war, begeiſterte ſein wohlthätiger Eifer für Amerika zu folgenden prophetiſchen Verſen, die ich mit einer, wiewohl ſehr freien Ueberſetzung mittheile:

Verſes on the Proſpect of Planting *Arts* and *Learning* in *America*. By the late Dr. Berkeley, Biſhop of Cloyne. 1725.

The Muſe, diſguſted at an age and clime,
Barren of every glorious theme,
In diſtant lands now waits a better time,
producing ſubjects worthy fame;

In happy climes, where from the genial ſun
And virgin earth ſuch ſcenes enſue,
the force of art by nature ſeems outdone
and fancied beauties by the true:

In happy climes, the ſeat of innocence,
where nature guides and virtue rules,
where men ſhall not impoſe for truth and ſenſe
the pedantry of courts and ſchools:

There ſhall be ſung another golden age,
the riſe of empire and of arts,
the good and great inſpiring epic rage,
the wiſeſt heads and nobleſt hearts.

Not ſuch as Europe breeds in her decay;
ſuch as ſhe bred, when freſh and young;
when heav'nly flame did animate her clay,
by future poets ſhall by ſung.

Weſtward the courſe of empire takes its way;
the four firſt acts already paſt,
A fifth ſhall cloſe the drama with the day;
Time's nobleſt offspring is the laſt.

Die Muſe, matt der Gegend, matt der Zeit,
und matter noch des Ruhmes, den ſie pries,
erhebt den Fittig ſchon, (noch ohne Flug,)
und ſuchet beßre Helden, beſſern Ruhm.

In jüngern Gegenden der Erde, wo
Natur von Kunſt, die Wahrheit von dem Schein,
Genuß von Phantaſie, von Denker Kraft
und Unſchuld noch nicht überwachſen iſt.

Da ſuchet ſie ein jungfräuliches Land,
zu ſtiften eine neue goldne Zeit,
in der das Gute groß iſt, und der Ruhm
den Edelſten, den Weiſeſten nur krönt.

Ein

Ein jüngeres Europa ſuchet ſie,
nicht das veraltende, mühſelige,
wo Hof, Gericht und Schulen, Kirch' und Staat
ein einzger groſſer Pedantismus ſind.

O Muſe, nimmſt du Weſtwärts Deinen Flug?
Dort zu beginnen unſern fünften Act:
(Denn vier ſind ſchon vorüber,) daß das Werk
der Zeiten ende mit dem ſchönſten Schluß?

So weiſſagte der gutmüthige Biſchof, und wenn ſeinem Geiſt anjezt ein Blick über das aufſtrebende Amerika würde: ſo würde er vielleicht mit eben demſelben Blick gewahr, daß auch in den Armen ſeines alten Tithonus, Europa, eine neue Aurora ſchlummre. Nicht vier, kaum drei Acte ſind im großen Schauſpiele dieſes auch jungen Welt-

Welttheils vorüber; und wer ſagt uns, wie oft noch der alte Tithonus des Menſchengeſchlechts ſich auf unſerm Erdball neu verjüngen könne, neu verjüngen werde?

Zerſtreute Blätter

von

J. G. Herder.

Fünfte Sammlung.

Gotha, 1793.
bey Carl Wilhelm Ettinger.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Andre Zeiten, andre Gedanken. Als ich die Sammlung der zerſtreueten Blätter dieſes Theils unternahm, glaubte ich bei dem, was jetzt die Seelen ſo vieler Menſchen beſchäftigt, eben nicht nach Ergötzlichkeiten des Witzes und der Einbildungskraft ſuchen zu müſſen, ſondern nach Etwas, das dem Gemüth Belehrung und Stärke ertheilet. Alſo kam mir mein alter, geliebter **Joh. Valent. Andreä** wohl zu ſtatten.

Von dieſem vortreflichen Mann hatte ich in jugendlichen Jahren eine gute Anzahl Stücke überſetzt, einige derſelben auch hie und da bekannt gemacht; und ich darf wohl ſagen, daß mich keine Zeile reuet, die ich zu Erweckung des Andenkens dieſer ſeltnen ſchönen Seele geſchrieben habe. **Im Wirtenbergiſchen Repertorium der Literatur** erſchien ſein **Leben**, deſſen beſondre Herausgabe vielleicht nützlich wäre; es iſt von einem gelehrten, den Charakter Andreä's faſſenden Manne geſchrieben. **Moſer** in ſeinem **patriotiſchen Archiv für Deutſchland** (B. 6.) machte Briefe von ihm bekannt, mit Anmerkungen, in denen ſich **Moſers** biedrer Geiſt nicht verläugnet.

Was

Was zunächſt hieher gehört, ſind **Andreä Dichtungen, zur Beherzigung unſres Zeitalters**, die 1786. mit meiner Vorrede erſchienen. Sie ſind ſehr gut gewählt, blühend und leicht überſetzt, oft auch nach den Bedürfniſſen unſrer Zeit verändert, und verdienen allerdings die Beherzigung, die ihnen der Ueberſetzer wünſchte.

Mein Zweck war es nicht, den alten Andreä zu verändern. Ich wählte alſo aus meinen Papieren nur das, was noch nicht überſetzt war, wenige Stücke ausgenommen, die ich gern in ihrer alten Geſtalt zeigen wollte; fand aber bei dieſer Auswahl etwas Sonderbares zu bemerken. Dichtungen und Geſpräche, die in den Jahren

1770 und 1780 ehn' alle Gefährde erſchienen wären, fand ich gut, im Jahr 1793 lieber zurückzuhalten, ob ſie gleich 1617 oder 20 verfaßt waren; es waren unter dieſen trefliche Parabeln und Geſpräche. In den andern, glaubte ich, ſpreche das **unſchuldige Herz eines Mannes, der vor zweihundert Jahren gelebt hat,** ſo laut, daß man dabei an keine Misdeutung denken möge. Wie belehrend und tröſtend ſind überhaupt dieſe Herzensergieſſungen des gedrückten Mannes! Er glaubte das Uebel ſeiner Zeit auf dem höchſten Gipfel; und aus wie manchem dieſer Uebel iſt ſeitdem Gutes entſtanden! Manche Wunde hielt er für unheilbar, die die Zeit entweder geheilt, oder vielleicht zu einer größern Geſundheit des Körpers fortdaurend gemacht hat. Der Geiſt erhebt, das Gemüth ſtärkt ſich ungemein bei einer ſolchen **Vergleichung der Zeiten** nach dem damaligen Gefühl herzlicher Menſchen. — Für die **drei erſten Stücke** dieſer Sammlung habe ich damit gnug geſaget.

Andreä führte mich auch zum **vierten Stück**, dem **Andenken an einige ältere Deutſche Dichter.** Ueber ihn und Weckherlin hatte ich vor Jahren im **Deutſchen Muſeum** einige Briefe drucken laſſen, die mich natürlich auf ältere Dichter zurückführten. Gewiß werden dieſe Briefe, der eingerückten Stellen wegen, vielen

Leſern nicht unangenehm ſeyn: denn ich glaube kein Wort davon, daß die Deutſchen mehr als andre Völker für die Verdienſte ihrer Vorfahren fühllos ſeyn ſollten. Der Keim alter Rechtlichkeit, **Biederkeit und Treue** iſt in ihnen; ob ſie gleich in ältern und neuern Zeiten durch das Schaumgold mehrerer Ausländer, eben ihres guten Glaubens wegen, oft verführt und faſt immer betrogen wurden. Mich dünkt, ich ſehe eine Zeit kommen, da wir zu unſrer Sprache, zu den Verdienſten, Grundſätzen und Entzwecken unſrer Väter ernſter zurückkehren, mithin auch unſer altes Gold ſchätzen lernen. Der folgende letzte Theil dieſer Sammlung wird alſo vielleicht **Briefe über**

eini-

einige ältere Deutſche Proſaiſten enthalten, die, wie ich glaube, des Andenkens ſehr werth ſind. Angenehm iſt mirs auch, daß ich die Erſcheinung des Heldengedichts, von dem im vierten Briefe die Rede iſt, in einer Geſtalt anmelden kann, in der es gewiß, zum zweitenmal, ein claſſiſches Buch unſrer Nation ſeyn wird.

Die H. Cäcilia hat einen beſondern Urſprung. Die ungewöhnliche Art, wie ſie zum Schutzpatronat der Muſik kam, veranlaßte zuerſt ein kleines Geſpräch in ein **geſchriebenes Journal**, aus welchem mehrere Stücke dieſer Sammlung einverleibt werden. Mein Aufenthalt in Italien ließ mich über die gottesdienſtliche Muſik mehr nachdenken, als dazu in Deutſchland Gelegenheit geweſen wäre; und ſo widmete ich aus Dankbarkeit der H. Cäcilia dieſen kleinen Aufſatz. Spreche man nicht von Hinderniſſen, von ſchönen Träumen; ich weiß, was ſich darüber ſagen läßt, und daß es endlich auf den Satz hinausgeht: „Die Zeit der chriſtlichen Kirchenmuſik iſt vorüber.„ Sei ſie es; das Gefühl der reinen **Herzensmuſik** wird nie ausſterben auf Erden, in welcher Geſtalt dieſe Himmliſche auch erſcheinen möge.

Endlich erſcheint mein alter **Hutten**, der, ich weiß nicht durch welchen Zufall, in einen Nachdruck Göthiſcher Schriften gekommen war. Ich habe dieſem etwas wilden Gewächſe ſo viel entnommen, als ſich ihm, daß es noch am Leben bliebe, nehmen ließ, und nebſt der **Nachſchrift** auch einige **Anmerkungen** hinzugefüget. Ich glaubte, als ich den Aufſatz ſchrieb, ich müſſe Hutten darſtellen, nicht wie ihn andre anſähen, oder wie er den Meiſten von uns jetzt erſcheinen möchte, ſondern **wie Er ſich fühlte, was er wollte und meynte**; und dies glaube ich noch. Ueber ihn urtheilen kann ſodann ein Jeder, und Jeder nach ſeiner Weiſe: denn Huttens Fehler ſind unverborgen, und über den Erfolg ſeines Unternehmens hat die Zeit entſchieden. In einen politiſchen Plan iſt, ſo wie **Sickingen**, ſo auch **Hutten** nie verflochten geweſen; **Hutten** war kein Politicus, und

und that, was er that, für die gute Sache des Vaterlandes, für Religion und Wahrheit. Andre wirkten dazu auf ihre Weiſe; und ich bin ſo weit entfernt, Huttens perſönlicher Anfeindung wegen, des groſſen, weit- und breit verdienten **Erasmus** Verdienſte zu verkennen, daß in anderm Betracht Er und **Grotius** vielmehr ſeit vielen Jahren meine Idole geweſen. Jeder werde auf ſeiner Stelle erkannt und geachtet. Weimar, den 14. Jun. 1793.

J. G. Herder.

Inhalt.

I. **Parabeln.** . . . S. 1
Waffen und Wiſſenſchaften. . 3
Die Irrenden. . . . 5
Das Laboratorium. . . 7
Der Ruf. 9
Die Flecken. . . . 11
Pallas. 13
Das Verdienſt. . . . 15
Die Nachwelt. . . . 17
Herkules. 19
Die Erfinder. . . . 21
Der kranke Staat. . . 23
Symbole. 25
Der Augur. 27
Unternehmung und Ausführung. . 29
Die Quelle. . . . 31

Die Staatsraiſon. S. 33
Ohne. 35
Die Verſtellung. 37
Die Waage. 39
Der Knote. 41
Man muß. 43
Geduld. 45
Das Todtengericht. 47
Der Samariter. 49
Der Zweifel. 51
Die Edelgeſteine. 54
Einfalt und Wahrheit. 56
Die Hinkenden. 58
Der Fußſteig des Lebens 60
Die Unſchuld. 62
Viel und Wenig. 64
Das Herz und die Zunge. 66
Die Wiſſenſchaft. 68
Antipathieen. 70
Der Tod. 72
Die begrabene Wahrheit. 74

II. Ueber die vorſtehenden Parabeln und die nachfolgenden Geſpräche. S. 77
III. Einige vaterländiſche Geſpräche. 95
An die Antipoden. 97
Machiavell. 98
Der Kanzelredner. 101
Die Sprüchwörter. 105
Der Zauderer. 109
Wir. 114
Die Helden. 118
Simon, ſchläfſt du? 122
Die Waldenſer. 126
Lobrede auf Nero. 131
Der Bettler. 135
Die Staatsklugen. 138
Die Klöſter. 141
Gute Menſchen. 145
Die Fabeln. 149
Die Reformation. 153
Der Tod. 156
Ermunterung. 161

IV. An-

IV. Andenken an einige älterere Deutſche Dichter, Briefe. S. 165
1. Otfried und das Siegslied gegen die Normannen. 167
2. St Anno. 184
3. Dichter des Schwäbiſchen Zeitalters. 207
4. Reincke, der Fuchs. 219
5. Altdeutſche Fabeln. 229
6. Meiſterſänger, Sprüche, Priameln. 238
7. Joh. Val. Andreä 249
8. Georg Rud. Weckherlin. 270
9. Schluß. 286
V. Cäcilia. 287
Die Tonkunſt, eine Rhapſodie. 320
VI. Denkmal Ulrichs von Hutten. 327
Nachſchrift. 372

I.

Parabeln.

Gedruckt im Jahr 1618.

Waffen und Wiſſenſchaften.

Feder und Degen ſtritten mit einander um den Vorzug; und die Stimmen der Richter waren getheilt.

Die Gelehrten waren geſchwätzig und überredeten leicht; die Gewapneten waren wilde und zwangen zu ihrer Parthei. So konnte nichts entſchieden werden; es ſtand darauf, daß beide zum Handgemenge gelaſſen und die Sache durch einen Zweikampf entſchieden werden ſollte.

Da rauſchten die Bücher der Bibliotheken, da tönten die Waffen der Zeughäuſer; die Menſchen ſtanden zwiſchen Furcht und Hoffen in voller Erwartung.

Die Feder, der Wahrheit geweiht, war vieler Unwahrheit ſich bewußt; das Schwert, ein-

Diener Gottes, war mit unſchuldigem Blut beſudelt; beide hoften auf die Hülfe des Himmels, beide fürchteten ſeine Strafe.

Der **Staat**, der beider Dienſt nöthig hatte und die Sitten beider mißbilligte, wollte das Anſehen haben, als ob er keinem zu Lieb oder Leid dächte. Die Feder war ſchwach, aber behend, ſchlüpfrig, wohl geübt, und ſehr kühn, wenn man ſie reizte. Der Degen hart, unverſöhnlich, aber weniger gelenk und geſchmeidig; ſo daß von beiden Theilen der Sieg ungewiß war.

Endlich beſchloß zu beider Sicherheit die **gemeine Wohlfahrt**, „daß wechſelsweiſe beide „in Einem Rang bei ihr ſtehen, und ſich unter„einander vertragen ſollten. Denn nur das ſei „ein glückliches Land, wo Feder und Degen treu „dienten, nicht wo Eine von beiden nach Willkühr und Leidenſchaft herrſchte.„

Die

Die Irrenden.

Im Collegium der Experimental-Philoſophie iſt ein großes Stockwerk denen angewieſen, die bey kühnen Verſuchen ihren Zweck nicht erreichten. Da wohnen Mathematiker, die ſich um die Quadratur des Cirkels vergebens bemühten; Scheidekünſtler, denen der Stein der Weiſen im Rauche davon flog; Mechaniker, denen ihr perpetuum mobile ſtillſtand; und andre ſinnreiche Köpfe, denen ihre koſtbare Mühe um die Geheimniſſe der Natur mißlang.

Ein vorübergehender Zuſchauer (Mikrolog iſt ſein Name) lachte ſie höhnend an und warf ihnen Verwegenheit vor. „Ei welch ein Irrgeiſt, ſprach er, hat dieſe Hochmüthigen verführt, die geſchlagene Bahn des Erfundenen zu verlaſſen, und ſich in Abwegen der Neugier zu verlieren?„

Cardan, einer der Vorgeſetzten über dieſe Schatzgräber der Natur, ertrug den beleidigenden

Vorwurf nicht. „Und du, antwortete er, haſt nicht vermocht zu irren. Armſelige Sache, zu irren nicht vermögen! Nach unſrer Art auf Abwege gerathen, iſt eines zu hohen Gemüths Kennzeichen, als daß es einer niedrigen, im Kothe ſich ſchleppenden Seele zu Theil werden könnte. Uns gefällt zu verſuchen; Du mußt bleiben laſſen. Wir dörfen fragen; Du mußt glauben. Wir mögen zweifeln; Du mußt gehorchen. Wir erforſchen; und dann befehlen wir Dir. Präge dir alſo ein, daß es keinen edleren Künſtler giebt, als der durch eigne Fehler, Fehler vorauszuſehen und zu vermeiden gelernt hat; keinen edleren Naturforſcher, als der, obwohl mit rühmlichen Fehltritten, die ganze Natur durchſchreitet. Wenn ſein Fall ihn als einen Menſchen zeigte; ſo kam er dadurch, daß er nichts Mittelmäßiges anſtrebte, beinahe dem gleich, der das Höchſte erfaßte.

Das Laboratorium.

Mitten in der Stadt Koſmopolis ſtehet ein großes Laboratorium menſchlicher Bemühungen, das durch die unendliche Verſchiedenheit ſeiner Arbeiter die Zuſchauer in Bewunderung zu ſetzen pfleget.

Vor anderm iſt darinn merkwürdig, daß diejenigen, die ſich mit Nichtswürdigkeiten beſchäftigen, die fleißigſten Arbeiter ſind. Da giebt es z. B. viele, die mit dem größeſten Ernſt Ungereimtheiten befehlen; viele die mit ungeheurem Stolz Poſſen lehren; viele, die mit lächerlichem Aberglauben Altweiber-Mährchen erklären; viele, die mit Mühe und Schweiß Spielwerke ſammlen, und ſolche mit großem Geräuſch unter ſich vertheilen. Bei allen dieſen Beſchäftigungen wird viel geſtritten, viel gezankt, meiſtens über einen Eſelsſchatten, über Ziegenwolle, über Dunſt und Rauch.

Doch giebt es auch andre Arbeiter, die, indem ſie ſich mit Nichts zu beſchäftigen ſcheinen, die größeſten Dinge vorhabey; ſie arbeiten ruhend, ſie lehren ſpielend. Lachend beſſern ſie und ſind in Thorheit weiſe. Ohne Schweiß und Keichen, ohne Geräuſch und Pralerei nehmen ſie ſich ihres Geſchäfts aufrichtig an und treiben es auf dem kürzeſten Wege.

Als Herkules einmal dies Laboratorium mit beiden Augen beſchauet hatte, that er einen hohen Schwur, „daß in den Geſchäften der Menſchen „alles zwar mit viel Hyperbolen, Cerimonien, „Koſten, Geräuſch und Lermen gemacht werde; „am Ende aber ſei das Meiſte doch Kinderwerk, „Dunſt und Spiel.„

Der Ruf.

Einſt brachte der Ruf die Bilder berühmter und unberühmter Männer auf den Markt; und kein Waarenhändler hatte je mehr Beſchauer, mehr Käufer.

Wie auch anders? Man bekam hier Männer zu Geſicht, die zum offnen, oder ſtralenden Himmel andächtig hinaufſchauten; Männer, die die Landcharte mit dem ſchärfſten Blick anſahen; Männer, die mit Fernglas und Cirkel das ganze Naturgebäude maaſſen; Männer, die mit einem Gebund Schlüſſel in der Hand alle Schatzgierigen zu ſich einluden, und (warum gehe ich rückwärts?) Menſchen, die Jupiters Bliß mit unverletzbarem Arm ſchleiderten, und die Erde dem Gebiet des Himmels entzogen hatten; Heiden, mit der nachſehendſten Kunſt Apelles gemahlt, die auch den kältſten Menſchen zur Tugend aufrieſen.

Von ungefähr kam die Gegenwart der Dinge auf den Markt, betrachtete die Bilder, las ihre Titel, unterſuchte ihre Embleme, ihre Lobſchriften und brach in ein lautes Gelächter aus. Dann kehrte ſie ſich zu den Käufern und ſprach: „entweder kannte ich dieſe Männer nicht, oder ich fand bei ihrer keinem, was ich hier von ihm ſehe und leſe.„

Dagegen betrachtete ſie auch die Bilder der Unberühmten, und hatte mit vielen derſelben Mitleid. „Wie manchen Ruhmwürdigen Mann „vergeſſen wir! ſeufzete ſie; wie manchen ziehen „wir hervor, der ins Dunkel gehörte!„

Die Flecken.

Unachtſam wandelten einſt im Garten der Wohlluſt einige Fremde; bezaubert von der Anmuth der Gegenſtände beſahen ſie alles und geriethen zuletzt in unterirrdiſche Grotten.

Da ſpritzten Röhren auf ſie und machten ſie naß; ſie eilten nach Hauſe, und als ſie ſich trocknen wollten, fanden ſie die Flecken von ſehr verſchiedener Art.

Die nur von Eitelkeit, Trägheit, Geſchwätzigkeit, Meinungsſucht beſpritzt waren, wurden bald trocken, und ihre Kleider hatten keinen Schaden.

Die Hochmuth, Geiz, Neid, Unmäßigkeit genetzt hatten, trockneten langſamer; ihre Kleider verlohren den Glanz.

Die

Die endlich Wohlluſt und Blutdurſt beſprengt hatten, mochten lange und oft ihre Kleider beſchämt ans Feuer hängen; die Kleider ſchrumpften zuſammen und behielten ihre Makel.

Ach, ſagte jemand, der zuſah, „für die Flecken des Gewiſſens iſt keine Lauge und Seife.„

Pallas.

Pallas ſchlug einſt ein Büchelchen auf; ein Literator ſah es und lachte. Was haſt du, rief er aus, mit Büchern zu ſchaffen? Du, die ich eben nur in Waffen ſah.„

Sie erſtaunte über das bärtige Kind und ſprach voll Unmuth:

Vielleicht wohnen die Wiſſenſchaften nirgends ſchlimmer, als bei dir; nirgend beſſer als bei mir. Dir ſind ſie Sackträger, die Vocabelbücher ſchleppen; mir ſind ſie über Irrdiſches und Himmliſches Richter. Dein enger Kopf iſt arm und leer, außer von Spinngewebe und Moder; ich habe zu Betrachtungen einen Pallaſt, zum thätigen Leben Ländereien, zu Erfindungen Wälder und Haine, wo allenthalben ich meine Gäſte prächtig aufnehme und bewirthe.

„Zweifelſt du daran, ſo denke an die Scaliger, die Douſa's, Ranzau, Hutten, Brahe, Mornai, Thuan, Welſer, Enenkel; ſie allein nenne ich dir aus ſo viel andern Namen: und der Könige und Fürſten ſchweige ich ganz. Haben dieſe bei mir minder köſtlich gelebet? Haben ſie dein Hunger- und Kummerleben je begehret?

Lerne alſo von mir, daß eine edle Abkunft mit der Gelehrſamkeit ſich auch zuſammen ſchicke, und daß es einen gewaltigen Unterſchied mache, ob Wiſſenſchaften an eine groſſe oder verworfne Seele gerathen.

Das

Das Verdienſt.

Das **Verdienſt** war Vater vieler Kinder, und doch ſchien es ſich um ihr Fortkommen am wenigſten zu bekümmern.

Geſchlecht und **Reichthum** ſtellten ihm vor, es möchte doch aus dem Beiſpiel Derer Klugheit lernen, die von ihrer prächtigen Hoffnung ſo tief hinabgeſunken ſeyn; aber das Verdienſt pries ſeine Thaten, die viel zu groß ſeyn, als daß ſie auch in Nachkommen vergeſſen werden könnten. Es bliebe ja, meinte es, der Welt nicht nur ſein Name, ſondern auch Denkmale ſeiner Arbeiten, ſeines Verſtandes, ſeiner Nutzbarkeit zurück, die für die Seinigen wohl ſorgen würden.

Die **Politik** lachte. „Weiß der Einfältige nicht, ſagte ſie, daß es der Zeit nie an Werkzeugen, daß aber Werkzeugen es oft an einer Zeit fehle,

fehle, die ſie anzuwenden Luſt hat? Weiß er nicht, daß man hiebei nach einen andern Calcul rechne, als nach dem Goldgepräge verdienter Namen?

Das merkten ſich einige Kiner des Verdienſtes, die ſich lieber unter jedem adern, als unter dem väterlichen Namen um Dienſt bewarben; den andern diente der leere, anmaaßende, träge und verdrießliche Geſchlechtsname zu nichts, als daß ſie in die Luft ſchnappten.

Einer der Alten ſahe dies und ſprach: „ach, wie könnte irgend ein Menſch un die Welt Verdienſt haben, da Jeſus Chriſtus ſelbſt ſich um ſie ſo übel verdient gemacht hat!„

Die Nachwelt.

Den Schriftſtellern ward durch einen höchſten Befehl geboten, daß künftig jeder nichts als in und aus ſeinem Fach, von ſeiner Facultät und Handwerkswiſſenſchaft ſchreiben, niemand aber ſich mit Politiſiren, mit Raiſonniren über Welthändel und Sitten der Zeit abgeben ſollte.

Das thaten ſie nun treulich; vom Geiſt der Sitten ward nichts geſagt, hie und da nur mit Zittern und Zagen darüber ein verſtohlner Wink gegeben.

Die **Nachwelt** hörte dies und erſtaunte. Sie nahm wahr, daß durch ſolche Liſt alle böſen Handlungen der Menſchen begraben, daß für **ſie** alles in Ungewißheit und Nacht gehüllet werden ſollte, damit ſie ja Gottloſigkeiten für heilige Sitten, Grauſamkeit für Gerechtigkeitsliebe, Thorheit für ſinnreichen Witz annehmen **müßte**.

Alſo bat ſie einige rechtſchaffene Männer zu ſich und flehete ſie ängſtlich an, ſie möchten ſich ihrer erbarmen, und ihr mit männlicher Wahrheit und edler Freiheit unverfälſchte, nicht trügliche Waare zukommen laſſen. Der Haß, ſagte ſie, den Ihr darüber leidet, dauert nicht lange; mit Einem Zeitalter iſt er vorüber. Verwiſcht und vergeſſen ſind ſodann alle die nichtigen Umſtände um euch her; indeß euer lobwürdiges Unternehmen, eure ſchöne Kunſt, Angenehmes und Nützliches zu verbinden, ans Licht tritt, und die ganze Nachwelt euch mit dem gebührenden Preiſe ehret.„

Herkules.

Als Herkules die Erde wieder beſuchte, fand er auf ihr drei wilde, verderbliche Ungeheuer, **Tyrannei, Sophiſterei und Heuchelei.**

Die erſte regierte ſtatt der Macht, die zweite ſtatt der Wiſſenſchaft, die dritte ſtatt der Liebe.

Er wußte, er müſſe ſie überwinden; Leib und Leben war ihm dafür nicht zu theuer. Einige kleine Beſtien, die jenes dreifache Ungeheuer hervorgebracht hatte, waren von ihm auch ſchon edel erlegt; die Mütter ſelbſt aber konnte er mit keiner Gewalt aus ihren Hölen ziehen, noch zum Kampf bringen: denn ſie hatten ſich mit der **Unwiſſenheit** umſchanzet. Was Herkules gegen ſie that und unternahm, war vergebens.

Da nahm der **Tapfere** ſich einen Streitgehülfen, den **Weiſen**:*) denn, ſprach er, ſo lange die **Unwiſſenheit** unzerſtört bleibt, können wir nie den Untergang jener Abſcheulichen hoffen. Iſt ſie dahin, ſo iſt „nichts Schwächeres „auf der Welt, als das Reich der Gewaltthätigkeit, der Lüge und der Verſtellung.„

---

*) Der Verfaſſer nennt hier den Thomas Campanella, aus deſſen Gedichten er auch dieſe Einkleidung genommen hat.

Die Erfinder.

Auf dem Staatstheater pflegen die durch Preiſe hervorgelockt zu werden, die etwas Edles und Nützliches erfinden.

Unlängſt trat ein Patriot hervor und verſprach die Kunſt, den Saft der Unterthanen, ohne daß ſie es merkten, aus ihnen in ein Privatbehältniß zu leiten.

Dabei hatte er Brillen, die zehnfach vergröſſerten, ſo daß der Faden ein Strick, der Pfennig ein Ducaten ſchien; ſodann auch Scheidewaſſer, ein ſüſſer Trank, der inwendig alles aufzehrte, von auſſen aber dem Körper ſeine Geſtalt ließ.

Da trat die **Rechtſchaffenheit**, der Staatskunſt gewiſſeſte Rathgeberin, auf, ſah die Beſtie grimmig an und ſprach: Jetztlebenden ſoll niemand ſchaden; dieſer Böſewicht aber wütet gegen Welt und Nachwelt. Das Fleiſch will er verzehren, und zukünftigen Geſchlechtern die Haut nachlaſſen.

„Der Kaiſer Auguſt ließ ſeine Stadt, die er von Ziegeln gebaut überkommen hatte, von Marmor erbauet zurück; Dieſer will eine goldne Stadt in Aſche der Nachwelt übergeben.„

Alle fielen der Rechtſchaffenheit zu; der Projectmacher ward in einen flammenden Ofen geworfen, und mit ſeiner umhergeſtreueten Aſche die Luſt verſöhnet.

Der kranke Staat.

Längſt hatte der Staat die Lungenſucht; längſt hatte er in ſeinen Gliedern Schwere gefühlet, und keine Arznei wollte helfen.

Das Concilium der Aerzte war, wie gewöhnlich, unter ſich uneins; alle aber kamen darinn überein, daß der Kranke ſchwer zu curiren ſei: denn ſein Auge ſcheue und eckle ſich an der Medicin, ſein Mund ſchließe ſich ihr, Hände und Füße erſtarrten und der Magen gebe ſie von ſich. Ein einziger möge ihn etwa noch curiren, durch Kunſt oder durch Zufall, und zwar ein altes Weib, die **Armuth**.

Die Armuth ward herbei geruffen; weit that ſie ihren Mund auf, und ſprach. Die unverſchämte Schwätzerinn ſprach alſo:

„Närriſcher Kranker, warum biſt du krank? Nur dadurch, daß du der Natur undankbar, ein

Feind deiner eignen Glieder, der jetzigen Zeit zur Schande, der künftigen zum Spott biſt. Auf! nimm die Arznei, die dir die bittre **Wahrheit**, die genaue **Oekonomie**, die arbeitſame **Gerechtigkeit** reicht, und du wirſt geneſen:

Der beſchämte Kranke nahm ſie und genas. Zur Verwundrung aller Schlucker, Seiltänzer, Schmeichler und Buben genas er wirklich.

* * *

Einem treuen, aber ermatteten Pferde ziemen nicht Blutritzende Sporne; ein guter Zuruf ſeines mitleidigen Reiters muntert es mehr auf, als alle Stöße in ſeine Seiten.

Sym-

Symbole.

Die gemahlte Poeſie war in der Chriſtenheit ehemals wohl gelitten geweſen und ihres Scharfſinns halben gelobt worden; ſie mußte aber, ich weiß nicht weßhalb? einmal plötzlich unter die Scythen wandern. Da war ſie in großer Gefahr.

Sie liebt bekanntermaaſſen Salz und nur das reinſte Salz; die Scythen aber brauchen kein Salz, und waren der mahlenden Poeſie von Natur erzfeind.

Mochte ſie eine Sonnen- oder Mondfinſterniß, mochte ſie Nebelſterne, oder irgend ſonſt etwas mahlen, Zahnloſe Löwen, faule Bären, läßige Pflugſtiere, lahme Pferde, magre Hirſche, räudige Wölfe, dumme Füchſe, Adler ohne Federn, Pfauen ohne Schweife, heiſere Hähne, geflügelte Schildkröten, roſtige Kronen, welke Kränze, welkende Roſen, befleckte Lilien, faules Obſt, an-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51185-X
HERDER,J.G. FN. 07554/012

gehauene Stämme, morſche Balken, morſche Kreuze, zerfallende Thürme, ſtumpfe Degen, zerrißne Fahnen, ausgelöſchte Fackeln, verſchimmeltes Brot, durchlöcherte Beutel — alles war verfänglich und verdächtig.

„Dank dem Himmel, rief endlich die mahlende Dichtkunſt im Zorn aus, daß er die Freiheit „der Menſchen doch noch auf Eine Weiſe geſichert „hat, durch Gedanken. Denken darf man „doch auch bei den Scythen, was man bei ihnen „weder thun, noch reden, weder bilden, noch „mahlen darf.“

Der Augur.

Ein Augur begegnete einen andern Augur; des Einen Stirn war heiter; die Stirn des Andern lag in Falten und Runzeln.

„Warum runzelſt du deine Stirn gegen mich? ſprach der Eine; mich dünkt, wir kennen einander.„

Dörfen aber nicht, ſprach der andre, von unſern Geheimniſſen, wie wir ſie kennen, hier ſprechen: denn käme jemand dazu, wie bekäme ich ſogleich mein Amtsgeſicht wieder?

„Da thuſt du nicht unrecht, erwiederte jener; ſonſt aber weiß ich nicht, warum manchmal Amtsbrüder ſelbſt gegen Amtsbrüder eine Geheimnißreiche, hohe Mine affectiren und damit auch die ſchrecken wollen, die doch eben ſo gut, wie ſie wiſſen, was hinter dem Vorhange ſei. So ſchwätzt der Antichriſt vom Schreine des Herzens, der Deſpot von Allgewalt, der Sophiſt von ſeiner Allwiſſenheit, auch gegen **Ihresgleichen**, gegen Kunſt- und Handwerksgenoſſen; wie wenn der Marionettenſpieler ſeinen Mitgeſellen hinter dem Vorhange, der die Dräte und Fäden ſeiner Maſchiene ſieht, bereden wollte, die hervorſpringenden Puppen ſprechen und leben.„

Freilich, ſagte der andre, wüßte ich davon keine Urſache anzugeben, als die Gewohnheit; wir gewöhnen uns an den Betrug ſo gar bald, daß er uns in kurzem zur zweiten Natur wird.

Und euch zur Strafe dient, rief ein Dritter, der unverſehends dazutrat. „Die andre hintergehen wollen, müſſen zuletzt einander ſelbſt ſchimpflich betrügen.„

Unternehmung und Ausführung.

Unternehmung und **Ausführung** geriethen in einen warmen Streit. Jene beſchuldigte dieſe, daß ſie ſich zu ſehr vordränge, und ſie als eine Untüchtige verlache; da doch ſie, die Unternehmung es ſei, die der Ausführung, ehedem viel Hülfe und Dienſt erzeigt habe. Von dieſem allen wolle ſie jetzt nichts wiſſen, ſeitdem das Glück ſie unverſehends begünſtigt und zu Ehren gebracht habe. Habe ſie Herz, die Ausführung: ſo könne die Sache durch einen Zweikampf entſchieden werden.

Gar zu viel Herz hatte die **Ausführung** eben nicht. Da ſie aber das Glück auf ihrer Seite hatte, ſo prieſen viele ihren Ruhm und ihre hohen Kräfte. Die Sache kam vor erwählte Schiedsrichter; und wunderbar! die edelſten, die herzlichſten Menſchen waren auf Seite der **Unternehmung**; die begünſtigten, die glücklichen

dage-

dagegen ſchmeichelten der **Ausführung.** Endlich ſprachen, nach reifer Ueberlegung, die Richter alſo:

„Nachdem die Erfahrung gebe, daß die berühmteſten Ausführungen oft von den unberühmteſten, verachtetſten Anläſſen; ein edles Unternehmen hingegen nicht anders als von einem nicht gemeinen, edlen Gemüth abſtammen könne: ſo ſei der Vorzug des Unternehmens vor der Ausführung entſchieden; maaſſen auch der Tod eines einzigen beherzten Mannes der Welt oft mehr Nutzen bringe, als das lange Leben vieler **Ausführenden,** träge-befolgenden Menſchen?„

Die Quelle.

Eine reiche Quelle floß auf öffentlichem Platz; ihr Waſſer ward zu vielfachem Gebrauch der Menſchen hie und dorthin abgeleitet, in den Pallaſt, in die Häuſer der Kranken und Geſunden, in die öffentlichen Gebäude. Nirgend fehlte Waſſer, jedem Ort floß es in ſeinen Röhren zu.

Da ließ ſich der, der den Pallaſt bewohnte, von den Künſtlern einreden, in ſeinem Pallaſt einen prächtigen Brunn aufzuführen, aus dem fortan durch geheime Röhren das Waſſer jedermann mitgetheilt werden ſollte; und zwar ſollten Thierfiguren in mancherlei Geſtalt es hie und dort ausſpritzen.

Damit dies ins Werk gerichtet werden könnte, wurden die Röhren, die von der öffentlichen Quelle leiteten, zuerſt vermindert, nachher ganz

weg-

weggethan, und zuletzt alles Waſſer in den Pallaſt geleitet.

Aber ſiehe, ein Wunder! Der Brunn des Pallaſts trocknete aus; und doch konnte man davon keine Urſache finden, weder im Himmel noch auf der Erde.

Die Phyſiker wurden gefragt; da trat Einer hervor und ſagte: „Wundert euch nicht, meine „Brüder. Des heiligen Waſſers Natur iſt dieſe, „daß wenn es zur Privatquelle werden ſoll, es „austrockne und ſich in die Erde verliere; ja wer „nur mit ungeweihtem Munde es berühret, dem „wird es die Eingeweide verzehren.„

Die Staatsraiſon.

Im Staat ſahe man Tag für Tag etwas ändern; man verwunderte ſich, dorfte nicht tadeln, und doch blieb es ſchwer zu begreifen, wie unſrer Vorfahren Geſetze und Gewohnheiten ſo ſehr in Miscredit geriethen, daß man an ihnen täglich meiſtern und beſſern müße.

Endlich ergab es ſich, daß eine neue Regierungsformel ins Land gekommen ſei, die ſich **Staatsraiſon** nenne; der ſtehe es frei, göttliche und menſchliche Rechte zu brechen, weder auf Eid, noch Schaam, noch Gewiſſen Rückſicht zu nehmen, wenn nur der Staat, dem ſie dienen ſolle, conſolidirt werde.

Das Volk ſtaunte zu dieſer gehäßigen Frechheit, und wußte nicht mehr, was es thun ſolle? womit man an ihm zufrieden wäre? Jede Stunde gab es Sich ſelbſt, das Seinige und die Seinigen

gen den Beſchützern einer billigen oder unbilligen Staatsraiſon Preis.

So trieb die Staatsraiſon ihr Werk fort; ein Tag vernichtete den andern, ein Geſetz, ein Decret das Andre, bis endlich ein des göttlichen Rechts Erfahrner ſeinen Mitbürgern Muth zuſprach: „faſſet Herz, ihr Brüder, ſprach er, es „giebt noch eine höhere Staatsraiſon in der „Welt, deren Werk es iſt, alle ungerechte, frevelnde Staatsraiſons zu ihrer Zeit mit Schauder zu vernichten.„

Ohne.

Die Republik bemerkte, daß Viele ihre Aemter ohne Würde und Rechtſchaffenheit verwalteten; ſie ſann alſo darauf, beſſere Menſchen an ihre Stelle zu bringen, und unterſuchte deßhalb genau ihr Betragen.

Da ſahe ſie, daß das einzige Wörtchen **Ohne** viele beſudelte; ſie ſah Prieſter ohne Beruf, Richter ohne Känntniſſe, Gelehrte ohne Beurtheilung, Fleißige ohne Ueberlegung, Reiche ohne Gewiſſen, und ferner.

Um ihnen ihre Unſchicklichkeit und den Schaden, den ſie ſtifteten, vorzuhalten, ſchrieb ſie ihren Mängeln in einer Tabelle Vergleichungen bei, deren wir einige herſetzen werden.

Regenten ohne Gerechtigkeit; Ströme ohne Waſſer.

Ein Reicher ohne Milde; ein Baum ohne Frucht.

Ein Jüngling ohne Gutartigkeit; ein Haus ohne Dach.

Ein Gelehrter ohne Ausübung; eine Wolke ohne Waſſer.

Ein Weib ohne Zucht; eine Speiſe ohne Salz.

Ein Vernunftlehrer ohne Wiſſenſchaft; eine Feder ohne Tinte.

Känntniß ohne Anwendung; ein Rauch ohne Feuer.

Unternehmung ohne Kraft; ein Flug ohne Flügel.

Geſchicklichkeit ohne Gönner; eine Erde ohne Thau.

Ein Vorſatz ohne Beſtändigkeit; ein Uhrrad ohne Gewichte.

Die Verſtellung.

Die Sterndeuter eines gewiſſen Orts ſahen voraus, daß ihrem Vaterlande aus einer unglücklichen Conſtellation eine große Vernunftverwirrung bevorſtehe. Sie begaben ſich alſo am gefährlichen Tage hinweg und wagten es, bei geſundem Verſtande zu bleiben, damit ſie dieſen nachher ihren verunglückten Mitbürgern wieder geben könnten.

Die bethörende Kraft der Planeten wirkte; unſre Weiſen kamen zurück, und ſuchten jetzt durch die genaueſten Vorſchriften die alten vernünftigen Sitten, Gewohnheiten, Kleider, Studien, Lebensweiſe wieder einzuführen, und ihre ſchwärmenden Mitbrüder zu heilen. Aber vergebens. Dieſe ſtanden mit ſolcher Wuth gegen ſie auf, daß den Weiſen nur unter Einer Bedingung das Leben gelaſſen würde, nämlich, ſie müßten ſich den Sit-

Sitten der Thoren in Allem aufs genaueſte bequemen.

Von jetzt an verbargen ſie ihre Weisheit und ſprachen davon nur unter ſich, heimlich; öffentlich mußten ſie Beifall geben, zuklatſchen, ſchwätzen, ſich dem größten Narren als der erſten Stütze des Staats unterwerfen, ſeine, auch die ungereimteſten Handlungen mit vollem Munde loben — ſie mußten.

Die Waage.

Menſchen haben die böſe Gewohnheit, daß wenn ſie jemand lieben, ſie alles, auch die unnützeſten Kleinigkeiten an ihm bewundern; haſſen ſie ihn, ſo wird auch das Lobwürdige an ihm getadelt.

Dieſem Uebel wollte die Königin der Sitten, die Philoſophie, ſteuren. Im Vorhofe der Vernunft ward alſo eine Waage aufgehängt, deren Eine Schaale das Gute, die andre das Böſe wägen und durch das Uebergewicht der Einen oder der andern Lob oder Tadel beſtimmt werden ſollte. Der geſchickteſte Waagekünſtler, Archimedes, ward zum Aufſeher darüber geſetzt, damit ja kein ungerechtes Pöbelurtheil aufkommen, und einen Unſchuldigen drücken könnte.

Alle dieſe Sorgfalt der Philoſophie fruchtete wenig. Die Menſchen konnten nicht dahin gebracht werden, zu loben, wen ſie ſich vorgenommen

men hatten zu tadeln, zu tadeln, wer einmal der Gegenſtand ihrer Bewunderung war.

Da ſtand ein Chriſt auf und zeigte ihnen, „das Gute in einem Menſchen ſei Gottes Gabe, das Böſe an ihm eines böſen Geiſtes Werk. Jenes müſſe man ehren, dies bedauren, und bei beiden den Nächſten tragen, wie er auch wäre, und mit Klugheit ihn etwa beſſern.„

Dem ſtimmeten Mehrere bei, und als ſie gefragt wurden, wie ſie dies ſonderbare Geſetz bei ſich in Uebung bringen könnten, antworteten ſie: gar leicht! Denn eigentlich ſei jeder Menſch wohlthätig. Der Gute ſei uns liebenswürdig, der Böſe merkwürdig; der Freund ein Gefährte, der Feind ein Lehrer; der Offene uns ein Geſellſchafter, der Falſche ein Wächter.

Der Knote.

Adrianus Romanus, ein Belge, flocht aus Stricken der Algebra einen Knoten, den er für verflochtner als jenen Gordiſchen hielt, und ihn daher mit großer Pralſucht der ganzen mathematiſchen Welt zur Auflöſung vorlegte. Franz Vieta, der Gallier, ſah und löſete ihn; er lachte über die Eitelkeit des Mannes.

Das brachte dem Vieta vielen Ruhm; man glaubte, einem ſolchen Kopf ſei nichts unauflöslich.

Als unvermuthet ein andrer Knote vor ihn gebracht wurde, aus eiſernen Dräten geflochten; es war **Machiavells Fürſt**.

Der Knote war voll Stacheln; nur mit Handſchuhen konnte er berührt werden; ein inneres Feuer durchglühte ihn, und wie durch magiſche Kraft waren ſeine Fäden in einander verwebet.

Dabei war er ſo ſchwer, daß die Hand vor ihm niederſank; ſo blitzend, daß das Auge über ihm ſtumpf ward. Vieta ſchwitzte, rief alle ſeine Kunſt, die ganze Analyſe zu Hülfe; umſonſt! er verzweifelte an der Auflöſung.

Da nahm er im Zorn den Hammer zu Hülfe; die Funken ſprangen umher; er war in größeſter Gefahr und ſah am Ende, daß ein Geflecht, in welches arme Unterthanen verſtrickt ſind, weder zu zerſchlagen, noch aufzulöſen ſei. Es ſei gar nicht zu behandeln.

Und ſprach: „was durch Kunſt zuſammengeſetzt iſt, kann durch Kunſt aufgelöſet werden. „Ein Gewirre aber, das Gewaltthätigkeit, Betrug, Liſt und ihres gleichen in Eins ſchnüren: „das wolle kein Menſch, das möge Gott auflöſen!„

Man muß.

Die Imperſonalien kamen einſt zum Landtage zuſammen und faßten ziemlich billige Rathſchläge. Das „**es iſt billig, nützlich, erforderlich, nöthig, es ziemt ſich, es pflegt,** es iſt **bekannt, es iſt beſſer,** es iſt **Sitte, Vertrags, Rechtens** u. ſ. ſprachen zuerſt friedlich mit einander; bis auf Einmal der Miniſter „**Es gefällt,**„ erſchien, ſeinen Plan vorlegte und darüber in Stimmen zu gehen antrug.

Die Imperſonalien geriethen alle in Verlegenheit; ſie ſtellten vor, man müſſe Verträge der Vorfahren reſpectiren, auf die Nachkommenſchaft Rückſicht nehmen, „**es ſei ſchwer, es ſei unmöglich.**„ Alles vergebens. Der Miniſter „**Es gefällt,**„ hatte einen Subſtituten mit ſich „**Man muß.**„ Sogleich hörte alles Ueberlegen auf; das Wollen mußte dem Muß ſeufzend ſich

füſügen, und alle Impersonalien baten Gott den Herren, daß des leidigen „**man Muß**,, wegen der Nachwelt nur ihre Namen **nicht** auch mit **Schimpf** und Schande genannt **werden müßten**.

Ge-

Geduld.

Einſt kamen die drei Kunſtrichter der Welt zuſammen. Der erſte war der **Klagende**, dem der ganze Zuſtand der Menſchen Plage und Elend ſchien. Der zweite war der **Unruhige**, der allenthalben ſich dem Uebel entgegen warf und mit der Natur der Dinge ſelbſt es aufnehmen wollte. Der dritte war der **Lachende**, dem alle die Singchöre von Nichtigkeit, Poſſe und Verwirrung ein Vergnügen machten.

Oft pflegten ſich dieſe drei, wie dem Uebel zu ſteuren ſei, zu beſprechen; ſie konnten aber ſelten zu einem Schluß kommen: denn ihre Meinungen ſtießen zu hart gegen einander.

Endlich ließen ſie auch den Sokrates und Epiktet zu ſich, die ihnen vor allem andern **Geduld** anriethen. Geduld, ſagten ſie, iſt die beſte und einzige Arznei, Uebel dieſer Art zu heilen oder zu lindern. Geduld, ſagten ſie, die ruhig in Gott, mit Menſchen gemäßigt und mitleidend handelt, vor Böſen vorſichtig ſich hütet, der Eitelkeit ſich entzieht; ſie erreicht wenigſtens Das allenthalben, „daß ſie nur das Gewiſſe glaubt, „nur das Gute ausübt, dem Eiteln entſagt, der „Schminke ſpottet, der Uebermacht weicht und „das Uebrige — erträgt.„

Das Todtengericht.

Minos, der gerechte Richter der Todten, erkennt mit großem Scharfſinn den menſchlichen Verbrechen ihre Strafen zu. Oft gehn die Seelen aus dieſer Welt ungeſtraft hinunter; ſobald ſie aber vor ihm erſcheinen, ſieht er an ihren Flecken, was jede verübt hat, und ſpricht ſein Urtheil. Die Mächtigen werden gemeiniglich den ungeduldigſten Herren zu Theil, und lernen gehorchen. Vielwiſſende Schwätzer verſtummen, bis ſie von Weisheit berſten. Hochmüthige gerathen in den Koth; Lügnern werden die Zähne ſehr unſanft entnommen; Wohllüſtige peinigt ein ewiges Eis, Verläumder ein ihnen verhaßter Glanz; Neidige müſſen bei Glücklichen wohnen und ſich an ihrer Seligkeit quälen; Geizige nagt ein unerſättlicher Hunger; Neugierige irren in ewiger Nacht; Heuchler peiniget die lautredende Wahrheit. Und wer könnte jede Art der Strafen er-

zäh-

zählen? Gnug: jede Ausſchweifung wird durch ihr Gegentheil geſtraft.

Dies hörte ein Rechtſchaffener und ſprach: So lohnt es denn auch, Gutes zu ſäen, damit wir Gutes ernten: denn wie jedes Laſter durch ſein Gegentheil geſtraft wird, ſo lohnt jede Tugend ſich durch ſich ſelbſt.

Der Samariter.

Ein Jüngling wollte aus der Königsſtadt des **guten Rufs** in ein Städtchen menſchlicher Geſellſchaft reiſen. Er zog auf offner Straße mit gutem Gewiſſen daher und fiel unter die Mörder. **Verläumdung**, **Neid** und **Betrug** griffen ihn an, nahmen ihm alles, was er in ſeinem vorigen Leben Rechtſchaffenes erworben hatte; ſelbſt ſeine Kleider, an denen man etwa den ehemals Guten erkennen könnte, zogen ſie ihm aus; ſchlugen ihm tiefe Wunden boshaftiger Lüge, und ließen ihn liegen im Todeskampf mit der **Schande.**

Ungefähr begab es ſich, daß **Landsleute** die Straße zogen, die mit dem Verwundeten auf mehr als Eine Weiſe in Verbindung ſtanden. Sie ſahen ihn, murmelten etwas, (ob mitleidig oder ſcheltend, weiß ich nicht,) und gingen vorüber.

Verwandte kamen nach ihnen, die Ein gemeinſchaftliches Blut mit dem Verwundeten hätten fühlen ſollen. Sie fürchteten, angeflehet zu werden, und eilten vorüber.

Endlich kam Einer von denen, die, der Welt verhaßt, den Lohn heiliger Thoren verdienen, und ſahe den Armen. Er war von einer fremden Secte; demohngeachtet aber erbarmete ſich der Wanderer des Jünglings, lief zu ihm und verband ihm ſeine Wunden, goß ſcharfen Wein, linderndes Oel hinein, hob ihn auf ſein Laſtthier der Duldung und brachte ihn in die Herberge eines ruhigen Nachdenkens. Er zog zwei Groſchen hervor und gab ſie dem Wirth, daß er ihn pflegete und ihm zum **Licht**, zur **Geſundheit** verhölfe. Wer unter den dreien, ihr Menſchen, war der Nächſte dem Jünglinge, der unter die Mörder gefallen war? So gehet hin, und thut deßgleichen.

Der Zweifel.

Nichts iſt gefährlicher, als zweifeln zu wollen, wo alles veſt und gewiß iſt.

Das erfuhr neulich ein junger Mann von ſeinem Verſtande, von untadelhaften Sitten, ein gewiſſenhafter, beſcheidener Jüngling; nur daß er in Sachen, die er nicht recht begriff, etwas zu ſorgfältig ſeyn mochte. Sein Name war **Zweifel.**

Zuerſt gab er ſich in die Schule der Theologen, ſah ihre Uneinigkeit, zweifelte, und ward als Ketzer und Heide verbannet.

Er ging zu den Staatsklugen, fing ihre Staatsgeheimniſſe nur leiſe und leicht zu unterſuchen an. Er zweifelte, und ward als Rebell Landes verwieſen.

Von da kam er zu den Gelehrten. Er hörte ihre genaue Kenntniß, die ſie von Himmel und

Erde, von der menſchlichen Seele und ihren Organen hatten, zweifelte; und man warf ihm ſeine Dummheit vor, man ſtach mit Federmeſſern auf ihn, und warf ihn aus dem gelehrten Kreiſe.

Endlich gieng er zum Volk. Kaum aber, daß er ſich merken ließ, er wünſche ihre Sitten ſanfter, ihre Sinne weniger roh; ſo hieß er ein Schwärmer und ward gar aus der menſchlichen Geſellſchaft verſtoßen. „Im Kerker, ſprach man, genieſſe er ſeiner Weisheit; nur wolle er unſre Ruhe nicht ſtören!„

Von aller Welt verlaſſen, war es umſonſt, daß er ſich auf Gewiſſen, Vernunft, Rechtſchaffenheit berief; er wolle keine Ordnung, keine Ruhe ſtören. — Er flehete Tauben; alle Stände der Menſchen waren gegen ihn hart und ungerecht; nur Eine Zuflucht blieb ihm übrig, zu Gott, der das Innre kennet.

Der gerechte Richter hörte den Armen und ſandte ihm ſeinen Boten, den Tod. Der befreiete ihn aus dem Kerker, und foderte ihn vor des Ewigen Richtſtuhl. Da wird Klage und Antwort gehört, da wird was recht und billig iſt, geſprochen werden!

Die Edelgeſteine.

Noch wäre der Betrug erträglich, wenn er nur nicht ſo koſtbar wäre. Aber da ſtehn die Betrüger mit gefärbtem Glaſe, mit falſchen Edelgeſteinen; und pralen, und laſſen ſich theuer bezahlen.

Dieſer Edelſtein iſt die Weisheit, jener die Stärke; dieſer die Geſundheit, jener das Glück; dieſer heißt langes Leben, jener Sicherheit, Liebe u. ſ.

Da dränget ſich der Haufe um die Bude umher, und verſchwendet ſein Geld. Der kühne Schwätzer ſchwatzt, der Thörichte glaubet; der Betrüger lacht, der Betrogene glaubt veſter; Wahrheit wird Irrthum, und Eitelkeit geſchätzt.

Eine ſolche Bude ſah einſt ein Chriſt, und fragte, ob etwa auch der Edelgeſtein der **Rechtſchaffenheit**, der **Geduld**, der **Beſcheidenheit** zu Kauf wäre?

Der

Der Juwelenhändler lachte. „Bey mir, o Thor, ſuchſt du Steine, die du in jedem Koth findeſt?„

Der Chriſt erſchrack, entſchlüpfte mühſam dem Haufen und ſprach zu ſich ſelbſt: „lebe wohl, du gläſerne Glückſeligkeit, die mit falſchem Schein das Auge verblendet! Wenn du zu Boden fällſt, zerbrichſt du.„

Einfalt und Wahrheit.

Die Vorzeit in ihrer einfältigen Tracht traf auf ihre Enkelin, die Nachwelt, ein freches und leichtſinniges Mädchen.

Sie wunderte ſich über ihre üppigen Kleider, über ihre leichtfertigen Gebehrden und fing an zu murmeln. Dieſe aber, rüſtig mit ihrer Zunge, warf der Großmutter Dummheit, Plumpheit vor, und ſtrich dagegen ihrer Denkart, ihrer Beredſamkeit, ihrer Händ' und Füße, ihres ganzen Körpers Leichtigkeit und Cultur hoch hinaus.

Die Alte konnte nicht einſehen, was denn das Sublime, Beſondre und Ausgeſuchte ſei, das ihr fehle und die Nachwelt beſitze. Da brachte dieſe ein ſo krummes, verdrehtes, gefärbtes Ding hervor, daß man ihm kaum einen Namen, geſchweige Lobſprüche zu geben wußte.

Ernſt und verachtend ſah es die Alte an, und ſprach: Schäme dich, Leichtſinnige! Iſt dies das Glück deiner Zeit? iſt dies der Fortgang deiner gerühmten Feinheit? Als ob ich das Alles nicht gekannt hätte! Ich ſchwöre dir: Hundert und tauſendmal ward das zu meiner Zeit erdacht, aber ſogleich verworfen; tauſendmal verſucht, aber ſofort eitel und nichtig befunden; es wollte ſich einſchleichen und ward hinausgeſtoßen, bis ich endlich durch lange Uebung und durch die gewiſſeſte Erfahrungen lernte: „Nichts ſei ſo ſicher, ſo beſtändig, ſo angenehm, ſo vortheilhaft für dieſes und jenes Leben, als **Einfalt und Wahrheit.**„

Die Hinkenden.

Nichts Hinkendes oder Verſtümmeltes ſollte Gottes Altar dargebracht werden; ſo lautete einſt das ſtrenge Gebot, woran unſre hinkende Zeit ſtreng' erinnert wurde.

Täglich ergingen alſoneue Befehle, die aber niemand achtete, niemand ins Werk ſetzte, z. B. „Was jemand befiehlt, ſoll er ſelbſt auch befolgen; wie er lehrt, ſoll er thun; was er lieſet, ſoll er verſtehen; nachdem er wahrnimmt, ſoll er urtheilen; was er lernt, ſoll ihn belehren; was er weiß, ſoll er mittheilen; nachdem er hat, ſoll er geben; nachdem er empfindet, ſprechen; nachdem er liebt, helfen; nachdem er ſelbſt dient, Dienſte fodern.„

Die heilſamen Befehle dieſer Art wurden ſo wenig befolgt, als andre. Und damit man die Unterlaßer nicht Ungehorſams beſchuldigen könnte, wichen die Hinkenden der Vorſchrift damit aus:„

es

es geſchehe doch alles, wenn gleich nicht genau nach der Vorſchrift; der Zweck werde dennoch erreicht. Es ſeyn nämlich andre, die befehlen, andre die gehorchen; andre die lehren, andre die thun und ſ. Durch dieſe wunderbare Verſchiedenheit der Menſchen werde mehr ins Werk gerichtet, als durch jene läſtige Verbindung der Pflichten.„

So kam das alte Geſetz Gottes durch eine menſchliche Novelle in Verjährung.

Das hörte Auguſtin, das Muſter eines ächt rechtſchaffenen Lebens. Er wandte ſich zu den Seinigen, und ſprach klagend: „wohl reden, und übel leben; was heißt das anders, meine Brüder, als ſich mit eigner Stimme verdammen und überweiſen?“

Der

Der Fußſteig des Lebens.

Auf jenem engen, unebnen Wege, der zur Pforte des Lebens führt, wandern die Pilger wunderbar daher.

Einige, in weißen, ſaubern Kleidern, meſſen und zählen die Schritte; plözlich befällt ſie ein Schwindel; ſie ſtoßen ans kleinſte Steinchen, fallen, und beflecken ihr hellglänzendes Kleid.

Andre werden wie von Geißeln getrieben; ſie ſetzen über Felſen und Klüfte, und haben nicht Zeit zu ſchwindeln. Sie kümmerten ſich nicht um ihr Kleid, und unbefleckt fliegen ſie ihren Weg dahin.

Einige von ſcharfem Geſicht, ſehen vorwärts, ſehen umher, ſehen zurück, verweilen und kommen nicht weiter; indeß andre ſogar zurück zu gehen und etwas Andres im Sinne zu haben ſcheinen; und kommen doch vorwärts.

Dieſe laufen, eilen, ſchwitzen, keuchen und fallen ohnmächtig nieder; jene ſcheinen müſſig und ruhig, und kommen fort.

Einige faſten und martern ſich ab, daß, wenn ſie jezt friſch daran wollen, ihnen Kräfte fehlen. Andre genieſſen die Gaben der Natur, und ſtreben hinauf zum Himmel.

Kurz. Menſchliche Vorſchriften und Regeln helfen bei dieſer Wanderſchaft wenig; auf die höchſte Güte des Schöpfers und auf die lauterſte Einfalt des Geſchöpfs kommt Alles an.

Die Unſchuld.

Die Unſchuld hatte dadurch gefehlt, daß ſie recht gethan hatte, und ward deßhalb vor Gericht gefordert.

Unerſchrocken trat ſie vor daſſelbe, weil ſie die Richter nach ſich ſelbſt beurtheilte; ſie ſahe dieſen, jenen, einen dritten an, die ſie einzeln für gute Männer gehalten hatte, und konnte nicht anders denken, als daß ſie jezt verbunden auch die billigſten Richter ſeyn müßten.

Da waren Gottesläugner, die im Ruf einer unabläßigen Andacht ſtanden; Blutſauger, die das Recht ſprechen, Barbaren, die alles wiſſen, Blinde, die von Farben urtheilen ſollten. Denen allen vertrauete ſich die Unſchuld ſicher an; ach aber, wie ſehr hatte ſie ſich betrogen!

Sie hatte die Guten gelobt, die Böſen getadelt; und ſahe jezt, daß die, die ſie für die Guten gehalten hatte, ſich des Tadels der Böſen als ihrer eignen Sache annahmen, mit dem Lobe der Guten dagegen gar nicht zufrieden waren. Kaum wollte ſie ihren Augen trauen, da ſie ſah, daß andächtige Männer die Andacht mißbilligen, gerechte Männer der Billigkeit entgegen ſtreben, gelehrte Männer Wiſſenſchaften verachten, das unterdrückte Volk ſeine Freiheit verabſcheuen könne; ſie ſtritt mit ſich, und ward beinahe an ſich ſelbſt irre, daß ſie mit ihrem Urtheil den beſten Männern ſo habe mißfallen mögen.

Den Nebel zerſtreuete ihr aber die edle Jungfrau, **Rechtſchaffenheit**, tröſtete die Unſchuld und hieß ſie mit der heiterſten Stirn das unbilligſte Gericht erwarten. Denn, ſagte ſie, wiſſe dieſe Maxime, Schweſter: „Männer, die jeder „für ſich der Unſchuld nichts anzuhaben wagen, „können, wenn ſie im Collegium oder ſonſt mit „andern vereint ſind, ohne Gewiſſen ihr Schimpf „und Schande anthun.“

Viel und Wenig.

Ein Jüngling von edlem Gemüth wollte zur Königsſtadt des Glückes hinauf; und wo er von jemanden hörte, der des Berganſteigenden Weges kundig ſei, den glaubte er, darüber fragen zu müſſen.

Und allerdings fanden ſich viele, die ihm mit großer Zuverſicht die Reiſe vorzeichneten, Philoſophen, Politiker, Mönche, Einſiedler, Zauberer ſogar, und die einen Vorſchmack der Gottheit enthuſiaſtiſch träumten.

Von allen Seiten Reiſecharten gnug; wie er aber nach ihrer Vorſchrift den Weg antrat — Wunder! wie oft ſtieß er an! wie oft kam er ab vom Wege! an welche Klüfte, an welche Höhen gerieth er! Er fluchte allen den Stuben-Wegweiſern, die in ihrem Kopf Wege und Stege im Himmel und auf der Erde wollen ausgemeſſen haben.

Endlich bemerkte er von weitem einen einfach gekleideten, ſchlichten Mann; den ſuchte er mit großer Mühe zu ereilen. Ganz außer Athem trug er ihm ſein Unglück vor, und wie wunderte ſich der fremde Mann, da er alle dieſe verwegnen Vorſchläge anhörte.

Bisher biſt du irre oder gar rückwärts gegangen, ſprach er; willt du mir aber folgen, mein Freund, ſo thue es und merke dir zu unſrer Reiſe nur die zwei Worte, **viel und wenig.**

Siehe viel; bewundre wenig. Höre viel; glaube wenig. Wiſſe viel; ſprich wenig. Lies viel; ſchreibe wenig. Unterſuche viel; behalte wenig. Dulde viel; billige wenig. Meide viel; fürchte wenig. Erwarte viel; hoffe wenig. Bedecke viel; haße, rüge, verlache wenig. Ueberlege viel; beſchließe wenig. Laß viel zu dir; weniges liebe. Arbeite viel, befiel wenig. Bete viel; lehre wenig."

Der Jüngling gehorchte und reiſete glücklich.

Das Herz und die Zunge.

Zur Zeit des Glückes, wenn holde Geſtirne regieren; ſchwätzet die **Zunge** gern, erlaubt ſich alles, und will den Namen einer beherzten Sprecherin für Freiheit und Rechtſchaffenheit davon tragen.

Es fehlet ihr auch nicht an Schmeichlern, denen die Schamloſe Frechheit, über alles und gegen alle zu reden, wohlgefällt.

So ſchwatzte die Zunge einſt in begünſtigten, glücklichen Zeiten; wer aber dieſe Frechheit nicht ertragen konnte, war das Herz.

Das männliche Herz hatte andre, ſchwerere Zeiten erlebt und ſich unter den Schreckniſſen der Tyrannei tapfer geübet. Es hatte Zeiten erlebt, da die Religion verachtet, das Verdienſt unter die Füße getreten war. Talente hungerten, die Gerechtigkeit erröthete, die Schaam war Landes verwieſen.

„Vortreflich! rief es jezt der Schwätzerin Zunge zu, weil du einmal im Reden biſt, rede! Erinnere dich aber, wie du zu anderer Zeit heuchelteſt, ſchmeichelteſt, logeſt, krochſt und ſchändlich dienteſt. Da bat ich dich, meine Dolmetſcherin zu ſeyn, und du erſchrackſt. Jezt biſt du eine Herzloſe Weiberzunge, die nicht aus Eifer fürs Gute, ſondern weil dirs ſo wohlbehagt, das Ohr der Guten mißbraucht. Irre ich nicht, ſo wird bald wieder der Winter da ſeyn, da du mit allen Fröſchen aufs neue verſtummeſt.„

Die Zunge ſchwieg, und vermied fortan, der Sprache des Herzens irgend zu begegnen.

Die Wiſſenſchaft.

Die Grammatiker hatten gehört, daß die Burg der Wiſſenſchaft oben auf dem Gipfel eines Berges ſtehe; wo irgend ſie alſo ein Häusgen auf einem Hügel wahrnahmen, da eilten ſie mit großem Geräuſch hin, und begehrten eingelaſſen zu werden.

Wie ſehr betrogen ſie ſich! Der Weg zur wahren Burg hebet ſich nur allmählich; er führt durch mehrere verſchloſſene Pforten, und hat manche Ruheplätze nöthig.

Unten, kaum über dem Fuß des Berges, iſt die erſte Herberge; da wird den Knaben zuerſt die Zunge gelöſet und ſie etwa zu drei Sprachen gewöhnt. Höher hinauf lernen ſie dieſe Sprachen feiner, artiger reden. Nun kommt man an ein höheres Schloß, wo der ganze Leib gleichſam mit allen ſeinen Gliedern geübt, anatomirt, be-

hende

hende und ſchlank gemacht wird. Jetzt wandern ſie höher hinauf, um ſich an Maas, Zahl und Gewicht zu verſuchen und zu jedem Geſchäft tüchtig zu werden. Eine höhere Burg übt in wichtigern Dingen: ſie giebt allen Ständen des Staats ihre Vorſteher, ihre Führer. Endlich und zuletzt erreicht man den wahren Pallaſt der Wiſſenſchaft; er liegt dem Himmel nahe, und ſchaut die weite Erde tief unter ſich. Dieſe betrachten, die nähere Harmonie des Himmels hören, mit reinem Gemüth den Umgang der erhabenſten Geiſter, Gottes ſelbſt, genießen, das iſt der Gipſel der Wiſſenſchaft auf Erden.

Wie entfernt von ihm ſind die, die auf einem kleinen Hügel ſich ein Thürmchen erklimmt haben, von da ſie eben nur auf die Gipſel der Bäume hinabſehn, und ſich im Olympus dünken.

Antipathieen.

Der Natur gebührt Lob, nicht nur für das wohlthätige Heilſame, das ſie den Geſchöpfen einpflanzte, ſondern noch vielmehr vielleicht für das wohlthätige Gift, mit welchem ſie Gifte unſchädlich machte. Der Menſch, ihr erſtes Geſchöpf, der Ausleger ihrer Kräfte ſoll ihr dies Lob ſagen.

Solch ein Dankfeſt der Natur ward irgend wo jährlich gefeiert und dem Schöpfer Preis dafür gebracht, daß er jedem Gifte ſein Gegengift verordnet.

Den Tyrannen ſetzte er ſchreckliche Unfälle entgegen, die ihnen vor einem höheren Gericht Schauder erwecken ſollten. Den Hinterhaltigen gab er ein Gewiſſen, das ſie inwendig nage. Den Allwiſſern legte er Abgründe der Natur in den Weg, die, ihnen unerforſchlich, ſie wenigſtens

ſtens zu einiger Schaam brächten. Wohllüſtige hielt er mitten im Lauf nach Wohllüſten durch Krankheiten zurück; Geizigen ſtellte er das boshafte Glück entgegen, das ihre ſicherſten Hoffnungen oft ſo unvermuthet vernichtet; Hochmüthigen das Hohngelächter, das ſie unter andre, die ſie verachteten, tief hinabſetzt. Dem anmaaßenden Stolz ſchuf er einen mächtigen Feind, das **Gefühl der Freiheit**, deſſen unbeſiegter Muth ſich kein Ehrloſes Stillſchweigen, keine niedrige Schmeichelei, keine närriſche Leichtgläubigkeit, keine ſchändliche Dienſtbarkeit gebieten läßt. Der gröſſeſten Macht des Böſen endlich ſetzte er das Kreuz, aufopfernde, tapfre Geduld, entgegen, mit dem ein Chriſt, wie ein zweiter Herkules, alle Ungeheuer der Hölle überwindet.

Der Tod.

Der Auszug der Theologie, der Inbegrif der Philoſophie, der Rückhalt der Politik, des Menſchengeſchlechts unerklärbarer Wohlthäter, der Tod erſchien.

Blaß war ſein Angeſicht, ſeine Beingeſtalt war faſt allen ſchrecklich; aber er umwand ſich mit den Sterbekleidern, die der Auferſtandne im Grabe gelaſſen hatte; und ſo gieng er freundlich umher.

Liebreich redete er die Chriſten an, ohne logiſche Fallſtricke; er berief ſich blos auf jedes Menſchen inneres Zeugniß: „wie? iſt nicht Gott euer Vater? ſeyd ihr alſo nicht das edelſte Geſchlecht? unter Gottes Obhut ſicher? durchs Band einer obern Liebe verbunden? Und ihr beflecket euer Geſchlecht? werdet Thiere, und werft Gottes Gebot von euch? Warum gebt ihr eure Freiheit auf und löſet das Band der Bruderliebe? Ihr haltet an dem veſt, was euch nur geliehn iſt, und ſchaudert, Unſterbliche, für dem Sterben?„

Er predigte Tauben; und nachdem jeder ſeinem Körper diente, nachdem vergaß er auch den Tod und ſetzte ſeinen Dienſt fort.

Da Worte nicht halfen, griff der aufgebrachte Warner zu ſeinen Pfeilen. Hie und da lagen Leichen umher; er ſah die traurige Niederlage und ſprach: „Muß ich es ihnen alſo lehren? den Hohen demüthig ſeyn, den Sophiſten ſchweigen, Neugierigen und Geizigen ihre Neugier und Habſucht begrenzen, Zornigen ſich verſöhnen, Wohllüſtigen Schmerz fühlen, Wilden und Hartnäckigen nachlaſſen, nachgeben. Glücklich ſind die Armen! ſie werden reich; die Traurigen, ſie werden getröſtet; die Duldenden, ſie werden gerächet; allen endlich, deren Leben Chriſtus war, wird der Tod Gewinn.„

Die begrabene Wahrheit.

Nur Gott iſts, der die Todten erweckt; es ſei dann, daß er ſeiner Lieblinge Einem dieſe Wundergabe verleihet. Unſre Pflicht iſts, verſtorbene Heilige zu ehren, und ſie als Wohnungen himmliſcher Geſchenke andrer Nachahmung zu empfehlen.

So gaben es einſt viele Anzeigen, daß irgend hier die **Wahrheit begraben** ſei; man ſcharrte die Erde auf, grub einige Tage, und fand endlich einen unkoſtbaren Sarg, auf dem nichts als die wenigen Worte ſtanden: **zu meiner Zeit!** —

Man hob den Deckel auf und ſahe einen Leichnam, zerſetzt, verunreinigt, mit Dingen bedeckt, die ich zu nennen mich ſcheue. Offenbar wars, daß man ihn nicht mit Würz' und Balſam, ſondern mit Unrath eingeſargt und verſenkt hatte.

Als man den Körper endlich mit vieler Mühe reinigte, fand man zu Haupt ihm eine ſchöne, eherne Tafel mit dieſer Inſchrift:

Ich, die Wahrheit,
Gottes Tochter;
durch Satans Trügerei,
der Welt anſteckend Gift,
durch der Tyrannen Gewaltthätigkeit,
der Prieſter Trägheit,
der Staatsmänner Bosheit,
durch Leichtſinn der Geſchichtenſchreiber,
durch der Gelehrten Narrheit,
und durch des Volks Stupidität
ermordet,
lieg ich hier
im Schlamm der Lügen.
Nach hundert Jahren ſiehet mich
die Sonne wieder.
Sey mir gegrüſſet, Nachwelt!

Als dieſe Grabſchrift bekannt gemacht wurde, miſchete ſich Schmerz mit Freude. Man ſchalt die Vorwelt; man pries die jetzige Zeit. Ein Marmor-Grabmahl ward der Wahrheit errichtet, und ſie darinn wiederum prächtig und koſtbar begraben. Aufgehänget ward die gefundene Tafel, und die ſtolzen Worte dazu gefügt.

Wären Wir
zu unſrer Väter Zeit geweſen;
wir hätten nicht Theil genommen
am Morde der Wahrheit.

II.

Ueber
die vorſtehenden Parabeln
und
die nachfolgenden Geſpräche.

Den Verfaſſer dieſer Parabeln hat die Vorrede genannt; das bald folgende **Andenken an ältere Deutſche Dichter** wird von ihm etwas Mehreres anführen. Jetzt wollen wir nur von zween ſeiner Arbeiten reden, den vorſtehenden Parabeln, und den Geſprächen, die dieſem Aufſatz folgen.

Die Parabeln nannte ihr Autor **Apologen.** Er hat ihrer nicht weniger, als dreihundert gedichtet, deren Sammlung er eine **chriſtliche Mythologie**, oder **Bilder von Tugenden und Laſtern des menſchlichen Lebens** nannte. Schon dieſe Erklärung zeigt, daß es dem Verfaſſer um eigentliche äſopiſche Fabeln nicht zu thun war. Wenige ſeiner Dichtungen grenzen an dieſe Fabel; die meiſten gehen auf

Sinn-

Sinn- und Denkbilder, (Embleme) auf **Allegorien,** auf **Perſonificationen** hinaus, die in die eigentliche Fabel nicht gehören.

Andreä lebte, (was Kunſt und Dichtkunſt anbetrift,) in Zeiten, da man die **Embleme** ſehr liebte. In Italien und Spanien war die Periode der großen Dichter vorüber; dagegen war theils aus ihren Werken, theils aus den Gemählden manchen großen Künſtler eine Liebhaberei an Symbolen, bedeutenden Attributen, Allegorien u. ſ. auch in das Gebiet der Buchſtaben und Gedanken gekommen, die, um die Wahrheit zu geſtehen, den menſchlichen Geiſt zwar erweiterte, aber die Kunſt verengte. Eine große Menge ſymboliſch-emblematiſcher Bücher und Verzeichniße erſchien zu Ende des ſechzehnden und im Anfange des ſiebenzehnden Jahrhunderts.— Warum? Die Geſchichte dieſer Zeit und dieſes Geſchmacks liegt noch ſehr im Dunkeln. — Den Gedanken im Großen auszubilden, ihn in allen ſeinen Gliedern

ſich

ſich ſelbſt gleichförmig dergeſtalt auszuſchaffen, daß kein Theil dem andern widerſpreche und nur Ein Geiſt, wie im göttlichen Odem eingehaucht, das ganze ſchöne Gebilde belebe; dieſe Poeſie ſchien der damaligen Zeit entweder zu groß, zu mühſam oder auf die Gegenſtände, mit denen man ſich damals beſchäftigte, nicht anwendbar zu ſeyn. Vielleicht war man der alten, ſimpeln Vorſtellungen ſatt, und weil man ſie nicht zu übertreffen vermochte, wandte man an einzelne Theile, oft außer dem Zuſammenhange des Ganzen, deſto mehr Kunſt. Häufig wollte man auch dem Auge darſtellen, was ihm nicht darzuſtellen war, ſinnreiche Gedanken und Gleichniſſe, ſelbſt Phraſen und Formeln der Rede, Sprüchwörter, politiſche Maximen; und wenn dieſe durch ſich ſelbſt nicht verſtändlich waren, ward der Bilderwitz durch Sprachwitz erläutert. Der Witz iſt ein leichtes, flüchtiges Roß; nicht allenthalben kann und mag ihm die Kunſt folgen. Er glaubt, nie fein gnug ſprechen zu können, zumal wo er nicht rein heraus ſprechen darf, wie bei politiſchen Gegenſtänden. Da wollte er alſo **andeuten**, wollte den Gedanken faſt ohne Körper ſichtbar machen, und bei dem kaum angedeuteten Körper wiederum neue Gedanken in Worten hinzumahlen. Die groſſe, offene Poeſie erlag alſo unter Witz und Politik, unter geheimen Winken, dahin geworfenen Bildern, unausgeführten, mit ſich ſelbſt kämpfenden Zügen; die Kunſt verbarg ſich in Embleme.

Es wird anderswo Gelegenheit ſeyn, den Geiſt der **reinen griechiſchen Allegorie** vom **emblematiſchen Schatten** ſpäterer Zeiten näher zu unterſcheiden; hier bleiben wir bei den **Sinn-** und **Denkbildern**, von denen wir reden. **Andreä**, der die Italieniſche und Spaniſche Sprache liebte, und alles Witzige kannte, was damals im Gange war, nahm auch an der Form ihrer Einkleidungen Theil; inſonderheit ſcheint **Boccalini** auf ihn viel gewirkt zu haben. Da ſein Gewiſſen ihn trieb, die Fehler ſeiner Zeit zu rügen, und ſich die nackte Wahrheit nicht ſehen laſ-

laſſen durfte: ſo gab er ihr, wie er in einem eignen Apolog ſagt, dies Fabelgewand, nicht um ſie müßig oder gar üppig auszuzieren, ſondern vielmehr ſie den Augen der groben Menge zu entziehen, und für ihren Schlägen zu ſichern. Den wenigern, die eine ſolche Einkleidung verſtünden, trauete er ſchon einen feineren, billigeren Geiſt zu; und doch zeigt leider die Geſchichte ſeines Lebens, daß er auch dieſen viel zu viel zugetrauet habe. Für die böſen Deuter, die aus dem Kieſel Funken zu ſchlagen wiſſen, hatte er lange nicht emblematiſch gnug geſchrieben. Bei einem ſolchen Zuſtande der Welt fällt alſo jede Vorſchrift der Kunſt, wenn ſie Ausführlichkeit und deutliche Entwicklung gebietet, zu kurz. Wer will die Ruhe ſeines Lebens der Beſtimmtheit eines Kunſtwerks aufopfern? Auch hier, wie allenthalben, iſt der Gedankenzwang der Vater der Barbarei; der Despotismus wird des guten Geſchmacks Mörder.

In Anſehung der Compoſition bin ich alſo weit entfernt, die Denkbilder des vortreflichen Andreä zur Nachahmung zu empfehlen. Vielmehr können ſie dem Lehrer des guten Geſchmacks, wenn er nichts beſſeres an ihnen zu bemerken weiß, nützlich ſeyn, ſeinem Schüler an ihnen mancherlei Fehler bemerkbar zu machen, und ihn dadurch vor Abwegen zu warnen. Was mangelt z. B. dieſem Apolog, daß er keine ächte Fabel, jenem Emblem, daß es kein vollkommenes Sinnbild iſt? Wodurch ward dieſe Allegorie geſtört? wodurch ward jene Perſonendichtung zwangvoll und überladen? Welcher fremde Gedanke unterbricht hier die ſinnliche Vorſtellung? welcher feine Witz, hier am Anfange, dort am Ende des Gedankenbildes gehört nicht unmittelbar zu ihm? Kann aus dieſer Dichtung, aus jenem Emblem ein klares ſchönes Epigramm werden? Wie faßt man dieſen Edelſtein ſimpler? — Solche und mehrere dergleichen Fragen kann man ſich ſelbſt und andern vorlegen, gewiß zur Reinigung und Bildung des

Geſchmacks, zu Schärfung und Veredlung unſres poëtiſchen Urtheils. Dem guten Andreä kommt dabei nichts zur Laſt; er wollte, wie er konnte und durfte, über einzelne Fälle ſeiner Zeit, beſonders ſeines Landes, ſein Herz ausſchütten, und ſein moraliſches Urtheil äußern, mit nichten aber ein Lehrer oder ein Stern der Dichtkunſt werden.

So fort ergiebt ſich, warum ich, wenn ichs auch gekonnt hätte, ſeine Dichtungen in Abſicht der Compoſition nicht habe ändern mögen. Ich wollte, als ich in jüngern Jahren dieſe Stücke überſetzte, gewiß keine Satyre meiner Zeit ſchreiben, und mag es jetzt noch minder; ich wollte den alten Andreä zeigen, wie er iſt. Warum ſollte ſich unſre Zeit nicht freuen dörfen, daß viele Laſter und böſe Gewohnheiten, die er mit harten, dunkeln Farben ſchildert, in ihr nicht mehr, wenigſtens nicht in der ſcheußlichen Blüthe herrſchen, in der ſie damals ſtolzirten? Warum ſollten wir uns nicht freuen dörfen, daß die Unduldſamkeit der Theologie, der Scholaſticismus der Philoſophie,

phie, das harte Joch der Schulen, die rohe Wohlluſt der obern Stände, der grobe Deſpotismus der Höfe, wo nicht allenthalben vertilgt, doch wenigſtens allenthalben ſo geſchwächt ſind, daß wir in Manchem über die Zeiten Andreä mit einer Art **frohen Schauders** erſtaunen mögen? Sey es ferne von uns, in ſolchen Gemählden den Maler **ſeiner** Zeit als einen Trübſinnigen zu ſchelten; vielmehr wollen wir Gott danken, daß er **uns** die beſchwerliche Arbeit erließ, und uns in lichtere oder leichtere Zeiten verſetzte. Gar zu leicht indeſſen wollen wir auch hier die Sache nicht nehmen: denn nach Andreä Meinung ändern ſich zwar, aber ſie beſſern ſich nicht, die Zeiten. Vielleicht iſt manches jezt, wie es damals war; nur iſt's bei uns feiner oder verſtekter. Die Decoration iſt anders; aber daſſelbe Schauſpiel wird fortgeſpielt in einem ſpäteren Act. Dieſe **Vergleichung** zu veranlaſſen, (warum ſollte ichs verhelen?) iſt die vornehmſte Abſicht, weßhalb ich dieſe Embleme und die folgenden Geſpräche bekannt

kannt mache; ſelbſt auch die Urſache, warum ich jene **Parabeln**, dieſe **vaterländiſche Geſpräche** genannt habe.

Bei jenen nämlich ſchien mir das Wort **Dichtungen**, **Fabeln** zu unbeſtimmt; der Name **Embleme (Denkbilder)** war dem abwechſelnden, Geiſtreichen Werk zu enge; **Apolog**, **Mährchen**, (welchen Titel der beſcheidene Andreä wahrſcheinlich dem **Ochin** abborgte,) war gar nicht zu gebrauchen; wie alſo, meinte ich, wenn dieſe vermiſchte Gattung von Fabel und Emblem **Parabel** hieße? Parabel iſt eine **Gleichnißrede**, eine Erzählung aus dem gemeinen Leben mehr zu Einkleidung und Verhüllung einer Lehre, als zu ihrer Enthüllung; ſie hat alſo etwas Emblematiſches in ſich. Ueberdem gehet ſie den Gang der Fabel, und maaßt ſich ſehr freie Schritte in dieſem Gange an, indem ſie oft mehrere Lehren verbirgt, und ſich nicht, wie die äſopiſche Fabel an Einer derſelben begnüget. Die gemeinſten Dinge des Lebens, ſo wie Engel und Geiſter einer andern Welt, können in ihr erſcheinen; warum alſo ſollten nicht auch Abſtraktionen und Perſonificationen in ihr erſcheinen dörfen? Kurz Parabel iſt eine Gattung Gedichte, die zwiſchen der Fabel, dem Emblem, der Allegorie und Perſonification in der Mitte liegt, und wenn ſie enthüllt wird, die ſchwerſten und leichteſten Denkſprüche auf ihrem breiten Rücken tragen kann; mögen alſo dieſe vermiſchte Dichtungen **Parabeln** heißen.

Dies mögen ſie denn auch, meinte ich, **für unſre Zeit** ſeyn; in der Welt nichts als **Gleichnißreden**, die Andreä aus **ſeiner**, für ſeine Zeit machte, und die der unſrigen nur als **alte Parabeln** vorkommen ſollen, und vorkommen werden. Mich dünkt, ich höre und leſe bereits: „Gottlob, daß das alles nicht mehr auf unſre „Zeit paſſet! wie weit ſind wir voran!„ und freue mich darüber, und ſage auch Gottlob! Und dennoch bitte ich dieſe alten Gleichniß- oder Ungleichnißreden mit nachſehender Geduld zu leſen. Denn

eben

eben zu Vergleichung unſrer mit jener Zeit wollte ich Anlaß geben. Je ſchärfer dieſe geſchieht, je rühmlicher ſie für unſre Zeit ausfällt; deſto beſſer. Nur verzeihe man mir, daß ich den alten Andreä in dies neue Licht nicht gemahlt habe. Einem Rembrandſchen Kopf Titianſche oder Mengſiſche Farben zu geben, wäre ganz außer Zweck und Ort.

Alſo auch ſein redliches **chriſtliches** Herz konnte und wollte ich dem guten Andreä nicht ausreißen; und auch darüber wird kein Verſtändiger mich tadeln.

Im Ernſt geredet. Nicht jeder in der Deutſchen Nation lieſet als Kunſtrichter; nicht jeder Kunſtrichter will alle Augenblicke ſeines Lebens ſo leſen. Gute Aepfel bricht man gern auch von einem alten, verwachſenen Baume, und genießt den Saft der Pommeranze, ſelbſt wenn ſie nicht eben unter der mildeſten Sonne zur Reife gediehen wäre. Ja, (weil ich über Embleme auch emblematiſch reden darf) oft, meine Brüder, iſt das Halbe beſſer als das Ganze; und wenn dieſe

Parabeln unſrer Zeit ſehr ungleichartig ſind, ſo iſts fürwahr beſſer, als wenn ſie ihr ganz gleichartig wären. Jetzt wollen wir ſie **ungleichartige Gleichnißreden**, hyperboliſche Parabeln nennen; und was wollen wir mehr? Als Kunſtwerke betrachtet, mögen ſie für das, was ſie ſind, gelten; wer aber in dieſen Denkbildern, nicht Känntniß der Welt, reiche Erfahrung des Lebens, einen, ich möchte ſagen, **Bakoniſchen** Geiſt, und ein großes, ſanftes, redliches Herz bemerket, der ſuche dieſe ſeltnen Koſtbarkeiten irgendwo anders.

* * *

Kein Wort zu weiterer Entſchuldigung; vielmehr einiges zu Einleitung der folgenden **vaterländiſchen Geſpräche.** Dieſe ſind in eben dem Geſchmack abgefaßt, als die Parabeln; deßwegen nenne ich ſie auch **vaterländiſche**, nicht Griechiſche, Römiſche, Franzöſiſche Geſpräche. Wer **Plato**, **Xenophon**, **Lucian**, **Cicero**, **Erasmus**, **Fontenelle**, **Diderot** u. ſ ſucht, welle wolle ihn hier, in eintönigen kurzen Unterredungen zwiſchen A. und B. nicht finden. Der Vortrag iſt hier faſt ſo abgeriſſen und verſtummend, als er in den Parabeln war; offenbar auch aus demſelben Grunde. Wie aus jenen lieſſen ſich auch aus dieſen lange Fäden ſpinnen, wenn man einige Seide mit dem wenigſten Golde glänzend machen wollte. Ich gebe die einzelnen Goldkörner, wie ich ſie finde; mache jeder daraus, was ihm gefällt.

A und B ſind die Anfangsbuchſtaben des Alphabets, und jeder Menſch hat in ſeinem eigenſten Selbſtgeſpräch dies A und B in ſich. Oft iſt Eins im Kopf, das Andre im Herzen; kurz durch A und B wird ein Geſpräch mit uns oder mit andern allein möglich. Da iſt es auch am ernſthafteſten und führt zu etwas; es ſoll nicht blos, wie bei mehreren Zwiſchenrednern, etwa zur Unterhaltung dienen, und ſich am Ende im Sande verlieren. Es kann auch zwiſchen A und B nicht wohl ausſchweifen: denn es geſtattet keine Grazien, wie eine dramatiſche Verhandlung;

es läuft kurz ab. Man erwarte alſo hier nichts, als eine mit kurzen Worten **dialogiſirte Wahrheit**; gnug wenn dieſe des kurzen Dialogs werth war.

Aber auch manche dieſer Wahrheiten wird einigen Leſern traurig ſcheinen. Man wird in mehreren Geſprächen eine niedergedrückte wunde Seele bemerken, und ſtatt des frölichen **Chriſtian Roſenkreuz**, der Andreä in ſeiner Jugend war, einen Mann finden, der in einer Geſellſchaft, wo alles einen Namen haben mußte, ſich nur den **Mürben** nannte. Hierüber giebt leider auch das Leben des Verfaſſers Aufſchluß. Nachdem dieſer Gedankenreiche, thätige Geiſt in ſo manchem zurückgeſtoßen war, und ſo andre Dinge vor ſich geſchehen ſah, als er wünſchte; freilich da dünkte ihm die Verbeſſerung der Welt nicht mehr ſo leicht, als ſie dem Jünglinge Chriſtian Roſenkreuz gedünkt hatte. Er zweifelt, er warnt; aber dennoch hofft er und ermuntert. Wie viel Gutes hofft er vom **Volk**, wenn es gut gelehrt und geführt

führt würde! wie ermuntert er durch das Vorbild der **Helden**, ſelbſt neuer Secten in ihrem erſten Eifer, z. B. der Waldenſer, und Wiedertäufer! Nur alles, wie er meint, **hat ſeine Zeit und Stunde**; die müße man befördern helfen, ſie vorbereitend herbeiführen; nicht aber ſie übereilen.

Und hierinn bin ich ganz ſeines Glaubens. Wenn ein Kind den eingeſponnenen Wurm zu früh aus ſeinem Grabe erwecken will, ehe dieſen die Frühlingsſonne ſelbſt ruft, ſo ſchadet es ihm, und macht ſein Wiederaufleben ſchwer, oder unmöglich. So liegen, ſo reifen wir im Schooße der Zeiten. Nicht mit Monaten, ſondern mit Jahrhunderten wird die edelſte Frucht der Erde, der menſchliche Verſtand in ſeinen allgemeinſten, größeſten Wirkungen reif; dann aber, nach der großen Analogie der Dinge, dränget er ſich ans Licht; nichts auf der Welt, die Mutter ſelbſt, kann ihn nicht zurückhalten.

Faſt hinter jedem Geſpräch Andreä's fiel mir eine Reihe Gedanken ein, die ein Commentar hätten werden mögen; bald für, bald gegen ſeine Meinung. Ich habe aber dem Leſer darinn nicht vorgreifen wollen, weil ich keine edlere Frucht des Leſens kenne, als daß es zu eignen Gedanken reizet. Und o wie weit haben uns die ſeitdem beinahe verfloſſene zwei Jahrhunderte gefördert! Wie manche Triebfeder iſt völlig ſtumpf worden, der Andreä noch viel zutrauete! wie manches Samenkorn hat ſich entwickelt, in dem er damals noch nichts weniger als die Kräfte ahndete, die es ſeitdem gezeigt hat! In allen dieſen Geſichtspunkten ſind ſeine kurzen Geſpräche ſehr lehrreich.

Ruhe alſo wohl, edle Aſche! Was dein lieblicher ernſter Geiſt mir war, möge er andern werden.

III. Ei-

III.

Einige vaterländiſche Geſpräche.

Gedruckt im Jahr 1617.

An die Antipoden.

Gute, einfache, herzliche Menſchen.

Hier ſchicke ich euch, ihr Lieben, ein Bild unſrer Halbkugel, nicht mit Apelles Pinſel gemahlt, ſondern mit einer von ungefähr ergriffenen Kohle gezeichnet. Dagegen verlange ich von euch keinen Gewinn; nur etwa eine kleine Vergleichung unſrer mit eurer Einrichtung. Auf denn! wenn es bei euch eben ſo oder weniger ungereimt zugehet, als bei uns; ſo theilet mirs mit, da wir doch Einen und denſelben leimigen Erdball bewohnen. Kein Styl iſt hier gebraucht, als der freie Styl; keine Autoren, als Augen, Ohren, Gefühl. Einen Lobredner vors Buch zu ſtellen, hat mich die Schaam verhindert; mein Zeuge iſt die Sonne, der ich die Botſchaft zu euch anvertraut habe. Lebt wohl, und habt mit uns Mitleid. Geſchrieben unter dem 50ten Grad Nordpols Höhe.

Machiavell.

A. Was verbrenneſt du da?

B. Ich bringe der Pietät ein Opfer.

A. Der Pietät ein Opfer in Flammen?

B. Vertilgt muß er werden, der peſtilentialiſche Menſch.

A. Wer? Ariſtoteles?

B. Das Wort wäre Verbrennenswerth.

A. Sey es; nenne mir nur deinen Schuldigen.

B. Es iſt jener Bube aus Florenz.

A. Machiavell? der arme Thor!

B. Er, aller argen Schälke Vater. Hätte die Erde ihn nie getragen! hätte der Abgrund ihn gleich in der Geburt verſchlungen!

A. Hat ers denn ſo gar arg gemacht, der Arme?

B. Warum aber nur arm, nur Thor?

A. Weil er nichts anders that, als die Maximen, die er in Verwaltung der Staaten bemerkte, kurz die Staatsgeheimniſſe bekannt machte. Das wagte er; freilich mit Aufopferung ſeines guten Namens, und zu Erbeutung eines allgemeinen Haßes.

B. Wie? Erfand er nicht ſelbſt dieſe Bosheiten? räth er ſie nicht an?

A. Er erfand ſie nicht; er verrieth ſie. Ein gar zu aufrichtiger Thor, der ſich nicht ſchämte, herauszuſagen, was andre nicht etwa nur denken, ſondern woran ſie glauben, wornach ſie handeln.

B. Nur das hätte Machiavell gethan? und warum wird er denn ſo allgemein gehaſſet?

A. Das will ich dir ſagen. Die Regenten haſſen ihn, weil er ihre Künſte entdeckt hat; die Räthe haſſen ihn: denn er greift ihnen ans Herz; die Dienenden knirſchen thöricht zuerſt deßhalb, weil ſie alles Uebel, das ſie dulden, aus Machiavells Hirn entſproſſen glauben, nachher ärgern ſie ſich, ihr Elend durch ihn in ein ſo helles Licht geſetzt zu ſehen.

B. Und ſo wäre Machiavell unſchuldig?

A. Das wirſt du finden, wenn du acht giebſt, wie die Welt iſt, und lange vor Machiavell war. Die dem Recht vorſtehen, ſind oft die ungerechtſten; die der Religion vorſtehen, häufig die Gottloſeſten; die der Gelehrſamkeit vorſtehen, oft die unerfahrenſten; die über Geſchäfte geſetzt ſind, die trägſten; die die Humanität befördern ſollen, die inhumanſten —

B. Das ungefähr habe ich aus Machiavell gelernet.

A. Du kannſt es aus der Welt ſelbſt lernen, deren ſcharfſinniger Beobachter und treueſter Nacherzähler er war.

B. So brenne er denn mit alle dem Uebel, das in ihm ſtehet! —

A. Zu dem Brande würde dir Holz und Heerd fehlen. Ueberlaß Dem die Sache, der alle Bosheit der Welt kennet, daß er ihrer aufs weiſeſte ſpotte.

B. Und Machiavell lebe?

A. Er lebe, wenn auch nur als der offenbarſte Zeuge menſchlicher Schalkheit und Ränke.

Der Kanzelredner.

A. Sie erfüllen alſo Ihr Verſprechen?

B. Gern, wenn ich darf.

A. Ich verſichere —

B. Werden Sie böſe, ſo werden Sie's über ſich, da Sie einen freien Menſchen nöthigen.

A. Ich bitte, ſagen Sie aufrichtig, was Sie an meiner Predigt vermißt haben.

B. Nur Eins, aber ein Hauptſtück.

A. Doch nicht die Diſpoſition?

B. Ich glaube, ſie war nach den Regeln der Methode.

A. Die Ausſprache?

B. Reden Sie, wie Gott Sie geſchaffen hat und ahmen nur nicht nach.

A. Oder die Action?

B. Die iſt mir gleichgültig, wenn ſie nur beſcheiden iſt und nicht geſticuliret.

A. Meine Predigt war alſo zu lang?

B. Iſt eine Predigt gut, ſo iſt ſie nie zu lang; eine ſchlechte iſts immer.

A. Oder habe ich nicht gnug Sprüche angeführt?

B. Sie haben ja kein Spruchkäſtchen ausleeren wollen.

A. So ſprach ich wohl zu langſam?

B. Ei, ein Lehrer muß lehren, nicht ſchwätzen.

A. Oder nicht laut genug?

B. Ich liebe die Stimme eines Menſchen, nicht das Geſchrei eines Eſels.

A. Oder ich hätte ſubtiler unterſcheiden ſollen?

B. Sie waren ja da, Unwiſſende zu unterrichten, nicht mit Ketzern zu diſputiren.

A. So erklären Sie ſich denn ſelbſt.

B. Hören Sie. Mich dünkt, Sie haben viel, ſehr viel Gutes geſagt, das aber durch Sie — nur durchfloß, wie durch eine Röhre.

A. So?

B. Wo denn auch manches den Geruch der Röhre an ſich gezogen hatte, und darnach ſchmeckte.

A. Kein gutes Compliment.

B. Das beſte, das ich zu machen weiß. Denn wenn Sie gute, wenn Sie die heilſamſten Lehren nur **herauswerfen**; und **nichts davon in Ihrem Leben**, in Ihren Sitten ausgedrückt zeigen, ſo daß Sie, wie auſſer ſich geſetzt, anders zu reden, anders zu denken ſcheinen; machen Sie uns am Ende nicht glauben, Ihre heiligen Worte ſeyn nur gewohnte, feierliche Worte, ohne alle innere Empfindung; ſo wie Poëten jetzt Leichen: jetzt Hochzeitgedichte machen, um die Gebühr. Sie haben z. B. viele Stellen der Schrift in Bereitſchaft, deren keine aber Sie ermahnet, Sie lehrt, oder ſtärkt und tröſtet; da doch ſonſt ein einziger Troſtſpruch aus dem Munde Gottes einen Kranken ſo erquickt, daß er zutrauend und fröhlich darauf einſchläft.

A. Sie ſetzen mir hart zu.

B. Iſts nicht aber auch am Tage, daß die ſchlechtſten Menſchen oft am beſten predigen? und daß manche nichts anders können, als predigen? Ich wollte alſo nur Eins; daß Sie künftig nichts ſagten, als was Sie durch Ihr Beiſpiel in der That ausdrückten, oder durch ernſte Verſuche in göttlichem Gehorſam bewährten.

A. Das iſt hart.

B. Ungleich härter aber, ſich vor Gott öffentlich in Worten und Werken zu widerſprechen, und den Gottesdienſt in ein leeres Wortgeplärr zu verwandeln.

A. Allerdings wahr!

B. Und eben ſo wahr, glauben Sie mirs, daß eine einfache, ſchlichte Predigt durchs Leben dargeſtellt und beſiegelt, mehr werth iſt, als tauſend ſinnreiche Declamationen.

Die Sprüchwörter.

A. Ich kanns nicht loben, daß du ohne Eintheilung des Tages dich in den Studien ſo umherwälzeſt.

B. Verzeih. Ich konnte nie nach dem Glockenſchlage weiſe ſeyn.

A. Die Natur ſelbſt aber theilt ihre Geſchäfte in Zeiten ein.

B. Bei jeder andern Arbeit mags angehn; nur Studien fodern eine ganze, nicht nach der Uhr abgetheilte Seele.

A. Das iſt endlich auch kein Studium **Sprüchwörter** leſen; es iſt ein Spiel.

B. Und ich halte es für den Auszug menſchlicher Weisheit und aller andern Arbeit.

A. Wah! Sprüchelchen des Volks, Altweiberſentenzen ſollten Weisheit heißen!

B. Freund, auf mein Wort! Was in Müh und Arbeit, in Noth und Gefahr, durch Irren und

und Nachforſchen das menſchliche Geſchlecht je bewährt gefunden, ſteht in dieſem Büchelchen, ſo daß ichs faſt **Maximen und Axiomata des Erdballs** nennen möchte.

A. Da biſt du gewiß in eine falſche Diana verliebt.

B. Glaube mir, hier ſtehen Merkuriusſäulen, die die thörichte Jugend im erſten Hoffnungsvollen Lauf der Erfahrung vor Abwegen warnen.

A. Das ſoll die Philoſophie thun.

B. Greiſe thaten es, die nach vielen Umſchweifen endlich müde und matt in ſich ſelbſt zurückkehrten, und durch ein Bekänntniß ihres langen Irrthums uns hier in der Kürze rathen und belehren wollten.

A. Was könnte ein Chaos ſo vieler Sentenzen lehren?

B. Und iſt die Welt nicht ein größeres Chaos? dem du dich alſo ohne Belehrung ſicher anvertraueſt? —

A. Man muß gerade zugehen zur Wahrheit.

B. Zur Wahrheit! zu ihr, die ſo oft hinter Wolken iſt, als die Zeiten wechſeln, als ſich dein Alter ändert. Haſt du bisher nie geirret?

A. Wenn auch. Aber die Wahrheit, die ich von fern ſah, erreichte ich doch endlich.

B. Nimm dich in Acht, daß du Wahrheit und Einbildung nicht für Eins nehmeſt.

A. Pöbelſprüchwörter werden mich dieſen Unterſchied nicht lehren.

B. Du nennſt Pöbel, was vielleicht eine Verſammlung der Weiſen war. Und dann, hat oft nicht auch ein Bauer geſcheut geredet?

A. Die Philoſophen indeß reden noch geſcheuter.

B. Ich glaube keinen **gebohrnen** Philoſophen; er bildete ſeine Weisheit aus dem Volkshauſen.

A. Und ich halte geſchriebene Weisheit für die ſicherſte Weisheit.

B. Ich wüſte nicht. Das aber weiß ich, daß Menſchen, die wir für die Weiſeſten halten, die aller Wiſſenſchaften Bücher aufblättern, daß dieſe ihre ganze Lebensweiſe, wie ſie, ſie treiben oder andern vorſchreiben, zuletzt doch nur nach **Einem und dem andern Hausverſuch** gebildet haben.

Der Zauderer.

A. Sehe ich dich noch immer wie ich dich ſah, müſſig und ohne Beſtimmung; ein Niemand. Du biſt in dem Alter, da man Gott und dem Staat dienen ſoll; auf! —

B. Ich möchte wohl; aber alle Dinge ſind ſo ſchwer! ſo ſchwer, daß niemand es ausſprechen mag.

A. So höre auch auf, ein Menſch zu ſeyn: denn des Menſchen erſtes Geſetz iſt Arbeiten.

B. Aber die Arbeiten haben ihre Grade, ihre verſchiednen Gewichte. Indem ich dieſe nun unterſuche, gegen einander abwäge und prüfe, vergeht die Zeit. —

A. Ei dann fort! was gefällt dir vor andern? die Theologie?

B. Sie hat zu viel Ernſtes, zu viel Gefahr.

A. Die Jurisprudenz?

B. Ich verſtehe mich nicht aufs Lügen.

A. Die Medicin?

B. Dazu bin ich zu ſchaamhaft.

A. Die Philoſophie doch?

B. Ich fürchte mich vor der Verrückung.

A. Die Mechanik?

B. Sie hungert.

A. Der Ackerbau?

B. Dazu fehlen mir Kräfte.

A. Die Jagd?

B. Ein thieriſches Leben.

A. Fiſche zu fangen?

B. Macht naß.

A. Die Muſik?

B. Iſt Comödiantenwerk.

A. Die Chirurgie?

B. Stinkt.

A. Die Chemie?

B. Raucht.

A. Eine Fabrik?

B. Stäubt.

A. Die Mühle?

B. Das Klappern tödtete mich.

A. Die Küche?

B. Iſt voll Ruß und Rauch.

A. So werde ein Gärber, ein Weber, ein Schuſter, ein Schneider.

B. Das iſt dein Spaas.

A. Nun, was misfällt dir denn am Pferdeknecht.

B. Das Striegeln.

A. Am Kaufmann?

B. Daß ſein Glück ſo wenig Beſtand hat.

A. Am Schiffer?

B. Das wilde Meer.

A. Am Soldaten?

B. Er muß Blut vergieſſen.

A. So gefällt dir ganz und gar kein Baum, an den du dich aufhängen kannſt?

B. Das iſts eben, was ich ſagte. Alles iſt voll Eckel, Verdruß und Mühe. Laß mich bleiben, der ich bin.

A. So mußteſt du aber auch kein Kind ſeyn: denn da machteſt du dich unrein; kein Knabe: denn da bekamſt du die Ruthe; kein Jüngling, da war dir auch warm. Mann wirſt du nicht ſeyn wollen; da giebts Haus-Sorgen. Unverheirathet kannſt du nicht bleiben; da legt man dir Netze. Alt kannſt du nicht werden; da kommen Ungemächlichkeiten.

B. Mich ſchauderts, ſo oft es mir in den Sinn kommt, daß nichts unter der Sonne ſei, bei dem man Ruhe findet.

A. Bedenke, daß da Alles dir günſtig iſt, du allein gegen dich wüteſt und dir hart biſt. Wenn du an jedem Dinge etwas auszuſetzen haſt, ſieheſt du nicht, daß deine unzufriedene Gemüthsart eine viel größere Ungeſtalt ſei, als alle jene Fehler mit einander? Was haſt du nöthig, dich um aller Menſchen Arbeiten zu ängſtigen und zu kümmern, da dir eine einzige gnug ſeyn kann, die Zeit auszufüllen und (wenn du es nur glauben woll-

wollteſt) ſelbſt angenehm zu vertreiben: denn was dir jetzt elend ſcheinet, wird dir in kurzem weniger verhaßt, endlich leicht werden.

B. Ich will ſehen, wozu ich mich entſchlieſſen kann.

A. Wähle dir irgend eine **gute** Lebensart; **angenehm** wird ſie dir werden durch **Gewohnheit.**

Wir.

A. Wie weit ſind wir im Geſchmack aus einander?

B. So?

A. Mich freuen neue Bücher; du ſuchſt die alten aus ihrem Staube hervor.

B. Ich geſtehe; bei den Alten finde ich viel Gelehrſamkeit, bei den Neuern viel Leerheit.

A. Es mag wahr ſeyn, daß die Neuern die Gelehrſamkeit der Alten plündern; ſie tragen ſie aber artiger vor, und bringen ſie erweitert zu Markte.

B. Darinn nun *eben* iſt unſer Geſchmack verſchieden. Du liebſt das Vorzeigen; ich das Nachſpüren. Dies ſcheint mir edler, dem menſchlichen Geiſt würdiger.

A. Was haſt du jetzt vor;

B. Späße eines zu ſeiner Zeit nicht übeln Mannes.

A. Sage mir einiges aus deiner alten Welt.

B. Ich weiß nicht, ob es für dich iſt; aber lache mit mir. Siehe hier zwei Etymologien: **Herzog**, ſagt mein alter Autor, kommt von **Herz** und **Og**, (Auge) her, als ob Stärke und Klugheit in ihm vereinigt ſeyn ſollten. **Hoffart** leitet er von **Hof-Art** ab, als ob die Hof-Art ihrer Natur nach Hoffart ſei. —

B. Spielereien!

A. Ohne den Stachel, der darinn liegt, mögen ſie es ſeyn; aber auch das gefiel mir, was mein Autor über das **Wir** in fürſtlichen Reſcripten ſagt.

B. Ich dächte, das brächte der Fürſten höchſte Würde und Hoheit mit, daß ſie ſich ſelbſt anders, als wir einzelne Erdenſöhne uns nennen.

A. Mein Autor giebt davon eine andre Urſache an; er hält nehmlich das fürſtliche **Wir** für ein Zeichen der gröſſeſten Demuth und Humanität. Denn ſagt er, da die Fürſten wiſſen, daß ſie Menſchen und für ſich unfähig ſind, eine ſo große Menge Menſchen zu regieren: ſo wollen ſie, daß nichts in ihrem alleinigen Namen beſchloſſen oder geordnet ſei; ſondern ſagen **Wir** und bekennen, daß darüber Rath eingeholt worden, daß es nach vernommener einmüthiger Zuſtimmung verfügt werde. So oft du alſo lieſeſt: **Wir, von Gottes Gnaden**, mußt du dir das einſtimmige Urtheil der klügſten, vorſichtigſten Rathgeber des Vaterlandes dabei denken; welches **Wir** denn allerdings viel dazu thut, den Unterthanen Zuverſicht und Glauben an den Befehl ihres Fürſten zu geben und am Ende Gott die Ehre allein läßt.

A. Das gefällt mir nicht übel.

B. Er fügt noch das hinzu, daß es ſich für uns nicht ſchicke, die Fürſten anders als mit Ich, ſelbſt im Lateiniſchen, anzureden, damit es nicht ausſähe, als ob wir den Sinn ihres Ausdrucks nicht begriffen, oder daran zweifelten.

A. Das mögen ſich unſre Halblateiner, unſre

geſtren-

geſtrengen Herrlichkeiten merken, denen das **Wir** ſo gern in den Mund kommt.

B. Uebrigens kümmerts mich freilich nicht ſehr, welchen Glauben mein Codex mit ſeiner Auslegung finde.

A. Wie aber, wenn heut zu Tage ein Fürſt blos für einen pompöſen Ehrentitel hielte, was einſt ein Zeichen der Demuth war, und ſein: **Wir wollen und befehlen** hinſchriebe, wo wider den Willen Gottes und den Rath der Seinigen er allein befielt?

B. Dann, ſagt mein Autor, thue er der Humanität ſeiner Vorfahren, der Treue ſeiner Unterthanen, der menſchlichen Verfaßung und Gott ſelbſt Schmach und Unrecht an, die er zeitig gnug büßen werde.

Die Helden.

A. Gegrüſſet ſeyd mir, ihr Helden, die ihr um das menſchliche Geſchlecht euch aufs beſte verdient gemacht!

B. Welch eine Andacht verrichteſt du da?

A. Im Saale der Helden wandle ich hier, und beſchaue mit ehrerbietiger Bewunderung das Antlitz derer, die unter den Menſchen hoch hervorragten. —

B. Was für Gedanken aber haſt du, wenn du dieſe Bilder der Tugenden anſieheſt?

A. Ich merke mir die ſonderbaren Züge, die die Natur in dem Gebäude anbrachte, in dem ſo edle Seelen würdig wohnen ſollten.

B. Und mir fallen zuerſt die Ungeheuer ein, mit denen ſie als Helden beherzt und Mühevoll zu kämpfen hatten; ſodann auch meiſtens der unwürdige Lohn, den ſie zum Dank für ihre Verdienſte davon trugen.

A. Giebt es einen größeren Lohn für Arbeiten und Gefahren, als daß diejenigen, die ſie beſtanden, im Tempel des Gedächtnißes und Nachruhms für die Ewigkeit daſtehn und jedes edle Gemüth zur Nachahmung auffodern? daß ſie, wie in die Zahl der Götter aufgenommen, den Studien aller Welt Geſetze geben?

B. Das, mein Freund, wars nicht, was jene edle Lichter ſuchten: denn im Gerücht der Menſchen, in einem zweifelhaften Namenruhm fortzuleben, iſt der Tugend das kleinſte. Aber daß ſie ſich der menſchlichen Irrthümer, die ſie gewahr wurden, erbarmten, und mit edler Kühnheit dagegen Rettungsmittel ſuchten; daß wenn dieſe Mittel, ſtatt mit Beifall aufgenommen zu werden, mit Schande verworfen wurden, dieſe Armen, nach langer Abmattung, betroffen und gereizt vom unheilbaren Uebel der Menſchheit, ihre Bemühungen oft ſelbſt verwünſchen mußten, und unwillig die Erde verließen, das iſts, was mir bei dieſen Bildern einfällt.

A. So ſoll ſich niemand denn, nach deiner Meinung, mit der Verbeßerung menſchlicher Dinge beſchäftigen?

B. Jeder Edle und Gute ſoll es thun, nur unter der gewiſſen Erwartung einer böſen Nachrede, eines Müdewerdens aller Mühe und Arbeit, zuletzt der Undankbarkeit. Alle Verbeſſerer der Staaten, der Wiſſenſchaften und Religionen haben dies erfahren.

A. So ſei es genug, wenn man den Seinigen Gnüge gethan hat.

B. Auch dies iſt nicht immer möglich. Entweder ſind die Urtheile der Menſchen ſo verſchieden, oder der göttliche Rathſchluß will es alſo, daß uns die Welt untreu ſeyn ſoll. Wer würde auch ſonſt glauben, daß die Frömmigkeit der Phariſäer Heuchelei, die Rathſchläge der Herodianer Diebſtäle des gemeinen Guts und die Sophiſtereien der Cyrenenſer Barbarei ſeyn, wenn ſie nicht eben der anſchaulichſten Wahrheit ſo leidenſchaftlich und unverſchämt ſich widerſetzten.

A. Man

A. Man muß verſuchen.

B. Gehe hin und verſuche. Vertreibe, wie der edle Brahe, ungeſtalte eccentriſche Kreiſe mit großen Koſten und ſinnreich-ausgedachten Werkzeugen vom Himmel, damit du wie Er durch ungeſtalte barbariſche Gewalt von Haab' und Gütern vertrieben werdeſt.

Simon ſchläfſt du?

A. Wie wunderbar iſts, daß zur Zeit der gröſſeſten Gefahr die meiſten Menſchen am ſicherſten ſind!

B. So ſolite man ihnen das **Simon, ſchläfſt du**? beſtändig ins Ohr rufen.

A. Wer weiß nicht, daß Deutſchlands Anſehen und Stärke durch die Uneinigkeit ſeiner Stände verächtlich werde? daß unſer Vaterland an Gut und Zier verarme?

B. Simon, ſchläfſt du?

A. Iſt nicht die Religion zum Waarenhandel worden?

B. Simon, ſchläfſt du?

A. Was iſt der Richterſtuhl, als eine Saat von Proceſſen? Die Curie ein Labyrinth, der Hof ein geheimes Gemach?

B. Simon, ſchläfſt du?

A. In den Schulen, was thut man häufiger, als Ziegenwolle ſcheren?

B. Simon, ſchläfſt du?

A. Und die Geſetze ſind Phantaſtereien eiteln Wahnes.

B. Simon, ſchläfſt du?

A. Die Prieſter füttern ſich. Und die Obrigkeit tanzt. Das Volk belacht, worüber es weinen; es beweint, worüber es lachen ſollte.

B. Simon ſchläfſt du?

A. Die Künſtler gebähren Tand.

B. Simon, ſchläfſt du?

A. Und die Jugend entehrt ſich.

B. Simon, ſchläfſt du?

A. Unglückliche Erde! wo die Sinnlichkeit Lehrerin, die Heuchelei Rath, Eitelkeit die Geſellin, Meinung der Schmeichler, die Sicherheit unſre Gefährtin, Bosheit unſre Dienerin iſt.

B. Schläfſt du, Simon? vermagſt du nicht dieſe Stunde zu wachen?

A. Wie

A. Wie ſollte wachen, dem der Bauch Gott, ſein Wille Geſetz, Ehrſucht die Führerin, Verwegenheit Kunſt, Gewohnheit die Regel, ein Dunſt Lohn, Poſſen Delicateſſen, die Knechtſchaft ein Ehrentitel, ſtarre Trägheit das Ruhekiſſen, das Ende Verdammniß iſt?

B. Erwache, Simon, wenn du nicht im Todtenſchlaf träumeſt.

A. Im Todtenſchlafe. Denn den ſo offenbaren Gott läugnen, eine feindliche Welt lieben, einen unförmlichen Zuſtand der Dinge loben, des ſo ungewiſſen und dennoch gewiſſen Todes vergeſſen, ſich an dicker Finſterniß vergnügen und die unüberwundene Wahrheit abläugnen; einen ſterblichen Ruhm anbeten, ein gegenwärtiges Unglück wegheucheln, und ſich der ſchändlichſten Ketten rühmen; unſer ſelbſt in unſrer Bruſt ſtupidunwiſſend ſeyn — das iſt nicht Todesſchlaf, es iſt Erſtarrung.

B. Er-

B. Erwache, wenn dein Ohr nicht Fels iſt; erwache dem Schall der Trommete; die dich zum Licht, zum Tage, zur Unſterblichkeit rufet.

A. Vergebens rufſt du einer Zeit zu, in welcher ſo viele ſchlafen, in welcher faſt niemand wacht.

Die Waldenſer.

A. Was, glaubſt du, ſei die Urſache, daß da alle Religionen auf Heiligkeit des Lebens und Frömmigkeit dringen, ſie doch ſo ſelten dieſen Zweck erreichen?

B. Vielleicht macht das die Verſchiedenheit der Menſchen; Ein Volk iſt lenkſamer, ein anderes wilder.

A. Die Urſache iſt mir nicht zureichend, da offenbar iſt, daß Menſchen aus den verſchiedenſten Nationen, bei dem Bekenntniß **Einer** Religion, auch in Sitten und Beſtrebungen ſehr nahe zuſammentreffen. Irre ich nicht, ſo bringt jede Religion **ihre** Lebensweiſe mit ſich.

B. Bei Papiſten und Widertäufern iſt die Urſache offenbar: ihre Frömmigkeit iſt ein Lohndienſt.

A. So giebſt du doch zu, daß in der Religion etwas

etwas ſeyn könne, das die Menſchen zur Rechtſchaffenheit leichter führe und reize?

B. Das iſt offenbar.

A. Was glaubſt du denn, das unſrer Religion fehle, die die Pietät ſo gewaltig anräth, und ſie doch wenig oder gar nicht bewirket?

B. Darf ich rathen, ſo möchte es ſeyn, weil Religion und Staat bei uns zu verſchiedene, einander fremdartige Weſen ſind; jedes derſelben begünſtigt gleichſam eine verſchiedene Parthei, jedes hat ſeine verſchiedene Lebensweiſe. Glauben wir den Geiſtlichen, ſo ſollen wir beten; glauben wir den Vornehmen, ſo ſollen wir läſtern; dem Pöbel, ſo ſollen wir blind ſeyn; wie wenn der Eine einen ſchwarzen, der Andre einen geſtickten Rock, der Dritte gar einen Sack Standesmäßig trägt, und tragen müßte. Wenn wir alſo etwas Gott zu thun haben, ſo wird das ein Miſchwerk, wovon nur die äußere Seite mit Religion geſchminkt iſt. Nimm ein einziges Exempel. Den Läſterern gegen die Religion giebt man einen gelinden

Verweis; Diebe, die drei Pfennige geſtohlen haben, henkt man; über Trunkenbolde ſcherzt man; und wer etwas frei über den Staat ſpricht, wird der Stadt verwieſen. Offenbar ſieht man alſo, daß die Obrigkeit für Staat und Moral nicht gleiche Sorge trage, daß die Geiſtlichen keinen andern Eifer haben, als gewöhnlicher maaßen zu predigen u. ſ. Die Obrigkeit gebraucht der Religion als eines Mittels, den Pöbel im Zaum zu halten; die Geiſtlichen, reich zu werden und hinaufzukommen —

A. Das hinderte indeß die Guten nicht; und es wundert mich nur, daß bei uns deren weniger und dieſe Wenigen viel ungelehriger ſind, als anderswo, wo die ganze Secte ſich durch Känntniß und Uebung der Rechtſchaffenheit auszeichnet.

Ich will dir aus einem uralten Codex etwas von den Waldenſern vorleſen. „Alle, (ſagt der Päpſtler, der da ſchreibt,) alle, Männer und Weiber, Große und Kleine, laſſen Tag und Nacht nicht ab, zu lernen und zu lehren. Der Hand-

wer-

werker, der Tagüber arbeitet, lernt und lehret des Nachts; ſie beten alſo auch wenig, weil ſie ſtudiren. Selbſt die Schüler lehren ohne Bücher; auch in den Häuſern der Ausſätzigen lehren ſie. Wer eine Woche gelernt hat, lehrt weiter, ſo daß ein Eiſen das andere ziehet. Wer ſich entſchuldigt, daß er nicht lernen könne, dem ſagen ſie: „lerne täglich nur ein Wort, in Jahresfriſt weißt du die Sprüche, und kommſt weiter.„ Ich hörte von einem Rechtgläubigen, daß ein Ketzer, den ich kenne, Nachts in böſem Wetter durch den Fluß geſchwommen ſei, nur um ihn von unſerm Glauben zu dem Seinigen zu verführen. Deßgleichen ſah und hörte ich einen ungelehrten Bauer, der das ganze Buch Hiob von Wort zu Wort herſagte, und viele kenne ich, die das neue Teſtament auswendig wiſſen vom Anfange bis zum Ende. Sehen ſie, daß jemand übel lebt, ſo ſagen ſie: „ſo lebten die Apoſtel nicht! ſo müſſen auch wir nicht leben, die Nachfolger der Apoſtel.„ Dies erzählt mein päpſtlicher Scribent, der ſonſt ihr ärgſter Feind iſt.

A. Du haſt mir faſt Thränen ausgepreßt; was ſind wir dagegen beim hellen Lichte des Evangeliums?

B. O daß wir Lehre und Leben verbänden! Jetzt, wenn jenen die Lehre, dieſen ſein Leben verdammt, wer wird je ſelig?

Lobrede auf Nero. *)

A. Endlich hat ſich gar einer gefunden, der dem Nero eine Lobſchrift ſchrieb. Abſcheulich!

B. Der Autor hat bei mir große Gunſt gefunden.

A. Wie? kanns Ihnen angenehm ſeyn, daß Ungeheuer der Erde, daß die Peſt des menſchlichen Geſchlechts entſchuldigt werde?

B. Wie die menſchliche Natur iſt, kann mir nichts ſo Ungereimtes und Ungeheures genannt werden, das nicht auf dem Gipfel von Macht und Ungebundenheit veranlaßt, befohlen, endlich auch entſchuldigt werden könnte; wenn Gott nicht drein ſiehet.

A. Was werden wir alſo von denen ſagen, die auf dem Gipfel von Macht und Ungebundenheit ſich Schuldlos und löblich betrugen?

B. Wir wollen von ihnen ſagen, daß ſie etwas über Menſchenkräfte durch eine beſondere

---

*) Sie iſt bekanntermaaßen von Cardanus.

Wohlthat Gottes geleiſtet haben, der ſeine Barmherzigkeit der Welt erzeigen wollte, wenn unſre Erde wenigſtens einen Athemzug der Erholung bedorfte. Denn da die Menſchen mit ſo gar viel Irrthümern umfangen ſind, daß dieſerwegen ihnen immer unwohl ſeyn müßte: ſo träuft von Gottes Güte dann und wann ein milder Tropfe hinein, daß der Staub unſrer Erdendinge wenigſtens zuſammenhält.

A. Wer indeſſen wird einen Nero empfehlen?

B. Merken Sie: Nero iſt in dieſer Schrift nie entſchuldigt; er iſt nur mit denen zuſammengeſtellt worden, die die Welt am unſchuldigſten glaubt. Und es hat durch dieſe ſinnreiche Vergleichung gezeigt werden ſollen, daß nicht etwa der einzige Nero ein Tyrann geweſen, ſondern daß vor und nach ihm, ja auch noch jetzt mehrere dergleichen Nero's leben, wenn einmal die Sache recht erwogen und mit freier Zunge geurtheilt werden darf. Das Herz der Menſchen iſt aller Bosheit fähig, ſobald Zeit und Umſtände dieſe geſtatten; kein Herz iſt milde, als in dem Gott wohnet. Unſer Chriſtenthum ſchärft alſo einzig und vor allem Furcht und Ehrerbietung vor Gott, Gottes Anregung, Gottes Beiſtimmung ein, daß, wer andern vorgeſetzt iſt, auf keine Weiſe nach ſeinem Gefallen, nach ſeiner Willkühr befehlen zu dörfen glaube, ſondern ſeine Geſetze nach den Geſetzen des Himmels ordne. Iſt dieſe Grundregel einmal verlohren, oder verderbt; ſogleich entſtehen Ungeheuer der Menſchheit, Thaten, die den Erdball drücken und plagen. Da unſer edle Schriftſteller nun zu ſeiner Zeit deren mehrere kannte und ſelbſt erfahren hatte; ſo wollte er nicht, daß die Nachwelt durch eine ſchändliche Schmeichelei hintergangen würde, als ob Die Götter, Heilande ihres Volks wären, die unter Menſchen kaum den Namen wilder Thiere verdienten. Wen konnte er zu dem Ende ſchicklicher auf⸗ und vorführen, als den Nero? ihn, aller Grauſamkeit und Lüſte Fürſten.

A. Wenn dem ſo iſt, ſo bin ich dem Lobredner Nero's ſchon geneigter.

B. Warum ſollten Sie es nicht ſeyn? da er nur zeigen wollte, daß „jeder Nero etwas von Trajan und jeder Trajan etwas von Nero an ſich trage.„

Der Bettler.

A. Guten Tag, Alter.

B. Gleichfalls. Ich wußte nie von einem ſchlimmen Tage.

A. Mein Gruß war: „gut Glück! daß es dir wohlgehe!„

B. Ich war nie unglücklich. Es gieng mir nie übel.

A. Dabei erhalte dich Gott; erkläre dich aber deutlicher.

B. Sehr gerne. Du wünſchteſt mir einen guten Tag; kann aber wohl Ein Tag böſe ſeyn, den Gott ſchickt? In Froſt und Hitze, in Hunger und Durſt habe ich Den zu loben, deſſen Wille hiemit geſchieht. Iſt nun der nicht glücklich, der mit Gott übereinſtimmt, der von ihm, was es auch ſei, annimmt, und nur von Ihm Alles erwartet?

Du wünſchteſt, daß mir es wohl gehe; es gehet mir wohl, da ich mir kein Wollen vorbehalte, als das von Gottes Willen abhängt.

A. Wie aber? wenn dich Gott verwürfe?

B. Er kann nicht; ich umfaſſe ihn mit den Armen demüthiger Liebe und hohen Glaubens. Mittelſt ihrer bin ich mit Gott unauflöslich verbunden; wo Er iſt, werde ich mit Ihm ſeyn. Mit Gott lieber in der niedrigſten Tiefe; als ohne ihn auf dem höchſten Gipfel.

A. Woher biſt du?

B. Ich komme von Gott, lebe in ihm, und gehe zu Gott wieder.

A. Wo fandeſt du Gott?

B. Wo ich alles, was Geſchöpf iſt, verließ.

A. Wo wohnt Gott?

B. In einem reinen Herzen, in einem muntern Willen.

A. Wer biſt du?

B. Ein König.

A. Wo iſt dein Reich?

B. Mei-

B. Meine Seele iſts, deren Herrſchaft mir von Gott dazu anvertrauet ward, daß weder ihre inneren, noch äußeren Sinnen umherſchweifen.

A. Nach welchen Regeln regierſt du?

B. Stillſchweigen, Gebet, Geduld, Gehorſam, Uebung ſind meine Staatsregeln.

A. Zu welchem Endzeck?

B. In nichts zu ruhen, was nicht das Höchſte, was nicht Gott iſt.

A. Und deine Krone?

B. Iſt Ruhe der Seele.

A. Weh alſo denen, die uns durch ihre kleinliche Vorſchriften zu nichts als zur Unruhe, zum Laufen und Rennen rufen, und uns dafür die Gipfel der Berge verſprechen, indeß ſie ſelbſt als niedrige Sklaven dem Staube dienen.

Die Staatsklugen.

A. Glückliches Zeitalter, das Unſere! in dem man aus ſo vielen der klügſten Schriftſteller, aus ſo viel zurückgelegten Jahrhunderten endlich die vollkommenſte Staatsform bilden wird.

B. Das heißt, aus fremden Schaden klug werden kann.

A. Gewiß. Wie hoch wird noch der menſchliche Geiſt ſteigen!

B. So hoch, daß er, vom Schwindel ergriffen, traurig herabſtürzt.

A. Wie? Sie ſind unſrer geiſtvollen Zeit, unſerm gelehrten Jahrhundert nicht günſtig?

B. Günſtig bis zum empfindlichſten Mitleid — in Manchem.

A. Giebt es ein größer Glück, als den allgemeinen Weltlauf betrachten, und daraus das ſeltenſte, klügſte, vollkommenſte abnehmen zu können?

B. Und iſts nicht ſchön, auf dem Markt altes Geräth kaufen zu wollen, um damit ein neues Haus zu zieren?

A. Giebt es etwas anſtändigeres, als nach dem Rath des geſammten Alterthums Kriegs- und Friedensgeſchäfte im Staat einzurichten?

B. Und etwas Paſſenderes, als unſre kleine Buben in unſere groſſe Stiefeln zu kleiden;

A. Ich ſehe nicht, was Sie wollen.

B. Das will ich, daß die Zeiten ſich ändern, daß alte und neue nicht in einander paſſen und Gott jeder Scene ihre Decoration und handelnde Perſonen giebt, die, nach ſeinem Zweck, ſowohl in der Welt- als Kirchengeſchichte ſpielen; indeß die Zuſchauer entweder zerſtreut ſind, oder erwarten, und auf den Ausgang rathen. —

A. Staatsklugheit und Geſchichte hätten alſo keinen Nutzen?

B. Keinen dem Herrn der Welt entgegen; beide ſehr viel um Gottes Abſichten und Wunderwege zu bemerken.

A. In-

A. Inzwiſchen bleiben die Staatsgeheimniſſe doch immer jene verborgnen Räder, die dem, der in ſie blickt, die ganze Bewegung der Maſchiene verrathen.

B. Vergeſſen Sie aber dabei nicht, daß das ganze Triebwerk einer höhern Hand untergeordnet ſei, die Zeiten und Stunden darinn einrichtet. Ohne dieſen Zweck ſieht man die verborgenen Räder wie ein Knabe an, der ſich über ihr Umdrehen freuet, und nichts davon zu nutzen weiß.

A. Ei, der Weiſe herrſcht über die Geſtirne, geſchweige über kleine menſchliche Triebwerke.

B. Der göttliche Weiſe, ja! der aus und mit Gott denket.

A. Auch ſcharfſinnige Politiker errreichen ihre Abſichten.

B. Armſeliges Erreichen, wenn Gott lächelnd drein ſieht. Der eine Reihe Völker zu hintergehen verſuchte, dem ſetzt ſein Weib Hörner auf; der der Welt Geſetze geben wollte, hat vielleicht in ſeinem eignen Hauſe mit Knecht und Magd zu zanken, daß ſie ihm gehorchen.

Die Klöſter.

A. Halt, Jäger!

B. Was begehren Sie?

A. Etwas neues?

B. Nichts neues, als das gewöhnliche „kein Geld !. böſe Zeit!“

A. Und doch könnten wir keines Dinges ſo leicht entbehren, als des Geldes, wenn wir klug wären.

B. Wie? iſt das Geld nicht nervus rerum?

A. Wir hätten ſein leicht gnug, wenn wir nicht ſelbſt Nervenlos wären. Man klagt über Geldmangel und verthut, was man hat; und unternimmt mehr, als man kann. Wo geht die Reiſe hin, Freund?

B. Zu meinen Kloſterbrüdern?

A. Wie? hat das Kloſter noch Mönche?

B. Mönche nicht; aber Hunde, die wir da füttern.

A. Das

A. Das ziemte ſich eben nicht.

B. Eho! Sollten denn jene Schlafratzen, jene Bauchpfaffen und Metzenjäger wieder einziehen, mit ihrer Theater-Meſſe?

A. Und da ihr ſie vertriebt, kamen Hunde an die Stelle? Das Kloſter ward der Jagd, dem Vogelfange gewidmet; und nicht einem beſſern Gottesdienſt, der Erziehung der Jugend, der Beihülfe des Armen?

B. Für dies alles iſt anderswo reichlich geſorgt; den Ueberſchuß des Erlangten wenden wir billig an Ergötzlichkeiten.

A. Glaubt ihr aber wohl, daß jene religiöſen Stifter der Klöſter oder die Gönner und Bereicherer derſelben je etwas zu Hofergötzlichkeiten, zu Hofgelagen haben widmen und vermachen wollen?

B. Wah! So ſind Sie der Einzige, der nicht weiß, daß man damals Einfältige hintergangen habe, und daß jetzt die Landesherren mit Recht zurückfodern, was damals ihren Unterthanen durch Betrug entriſſen ward.

A. Ge-

A. Geſetzt, ſie könnten das mit Recht. Was kommt denn nun aber an die Unterthanen zurück? Was geht den Nachkommen jener einfältigen Stifter zu gut, wenn dies alles wieder in fremde Hand kommt, und von dieſen Fremden verthan, gar aus dem Vaterlande geſchafft wird? indeß ſie, die Nachkommen der Stifter und Erblaßer darben, die Armen des Kloſter-Almoſens entbehren müßen, und man an die Jugend, die um jene verfallene wüſte Trümmer unerzogen umherläuft, gar nicht denket. Was der Religion geweiht war, wird irreligiöſ verzehret. Wahrlich daraus kann nichts folgen als Unſegen, der Unterthanen Armuth und jener Vorwurf der Gegner, daß wir das Kirchengut ſchändlich misbrauchen; ein Vorwurf, dem wir nichts entgegen ſetzen mögen, als Worte oder gegenſeitige Vorwürfe, wodurch wir aber den Misbrauch mehr hinwegſpotten, als widerlegen. Widerlegt würde er nur durch eine heilige und religiöſe Verwaltung heiliger und religiöſer Vermächtniſſe und Gelübde.

B. So lang' unſre Geiſtliche nicht darben, der Religion und den Wiſſenſchaften nichts abgeht, und die Bettler Dach finden, was braucht es weiterer Unterſuchung, wohin das Andre verwandt wird?

A. Wenn aber in ſo Manchem Kirche, Arme, Schulen und die Menſchheit ſelbſt leidet; wenn dieſe deſſen wirklich **bedörfen**, was **ihr** iſt, und was du hier den Hunden vorwirfſt, andre den Säuen und Kälbern vorſetzen, den Prieſtern der Göttinn Volupia, Stimula, Rumina, Edulia, Potina, Bellona, die es in ihre Kehle ſchlucken, in den Bauch ſtopfen. —

B. Mein Amt iſts nicht, die Evangeliſchen zu lehren, wie ſie den Papiſten Rechnung ablegen ſollen.

A. Was das betriſt, würden manche Falſch-Evangeliſche kurz und gut antworten, was jenem Pabſt in den Mund gelegt wird: „die Fabel des Evangeliums iſt uns ſehr einträglich geweſen.“

Gute Menſchen.

A. Narren füllen die Welt.

B. Ein ſtolzes Wort! Es ſchmeckt nach einem ſtolzen Philoſophen.

A. Kannſt du es läugnen?

B. Gemäßigter würde ich mit Plato ſagen: „ſehr gute und äußerſt ſchlechte Menſchen giebts wenig; die meiſten ſind von der Mittelgattung.„

A. Warum denn ſtürzt das Volk immer zur Thorheit hin? und ſtellt die größte Thorheit gemeiniglich mit dem zahlreichſten Beifall veſt?

B. Weil es böſe Lehrer und Führer hat, die durch ihre geſchwätzige Liſt ſeines einfältigen Leichtglaubens, ſeiner offenherzigen Bereitwilligkeit mißbrauchen.

A. Da irreſt du dich. Könnte man ſie führen wohin man wollte, ſo würden ſie gewiß auch häufiger zu Tugenden und zur Frömmigkeit geführt werden, ſo oft ihnen gute Lehrer werden.

B. Was alles man vom Volk erlangen kann, mein Freund, das, dünkt mich, kannſt du ſehen, wenn du den Luxus der Höfe, den Schmuck der Kirchen, die Muſſe unſerer Akademieen, die Arbeiten unſerer Feldlager, die Regeln der Orden, inſonderheit aber die häufigen Abgaben und Plackereien betrachteſt, mit denen man es ſchert und ſchindet.

Ueberdas iſt das Volk nicht ſogar unweiſe, daß es nicht das Beßere einſehen ſollte, wenn dies Beßere ihm nur gezeigt und an die Stelle des Schlechtern geſetzt wird.

A. Als wenn du nicht wüßteſt, mit welcher Mühe, mit welchen Bitten das alles vom Volk errungen ſei!

B. Mit Mühe? mit Bitten? Durch eine geſchminkte Beredſamkeit, durch eine verſtellte Heiligkeit, endlich durch vorgemahlte Gewalt, oder durch heuchleriſche Tyrannei. Glaube mir, es gehört nicht viel dazu, dem armen Volk Schweiß und Blut abzubetteln, wenn man nur was Honettes vorgiebt. So gutherzig ſind die Menſchen!

A. Es ſcheint, du kennſt ihre Härte und Rauhigkeit nicht.

B. Ich ſehe nur auf die gegenwärtigſten Exempel. Was hat die Wiedertäufer ſo ſchnell und bald, biegſamer, in der Religion erfahrner, im Leben ſittlicher gemacht, als eine **beßere politiſche Einrichtung**?

A. Ja, eine ſchwärmeriſche Religion kann das.

B. Und unſre wahrere Religion ſollte es nicht können? ſollte nicht ſoviel vermögen, daß Trunkenheit, Läſterungen, Raub, Zank, Proceße, Duelle verhindert oder gemindert würden?

A. Nun, dieſe wiedertäuferiſche Heiligkeit gehabe ſich wohl!

B. Gehabe ſich denn auch wohl Jedes unſrer ſchrecklichen Laſter, mit denen wir alle bedeckt ſind vom Kleinſten bis zum Größten, vom Profanen bis zum Religioſen. Denn würden wir dieſen

ſen Laſtern nicht mit ſo viel Gemächlichkeit nachſehn, indeß wir die Pfennige des Volks fleißig einſammlen und verzehren; es würde uns an Mitteln, unſre Verfaſſung und Kirche zu beßern nicht fehlen; da anjetzt jeder, der den Namen Andacht nur nennet oder am Staat etwas auszuſetzen waget, flugs Wiedertäufer oder Ketzer heißt. So freigebig ſind unſre Lehrer in Namen!

A. So wirſt du auch wohl das Papſtthum uns wieder zuführen wollen und eine Schätzung der Sünden?

B. Lieber das Chriſtenthum, und eine Flucht ſchändlicher Laſter.

A. Wenn nur Das Chriſtenthum ſeyn ſoll, ſo kenne ich kaum Chriſten.

B. Dann muß man ſie anderswo ſuchen. Mir ſcheint Chriſti Reich nicht ſo enge, daß es innerhalb unſrer Licenz zu ſündigen ſeine Grenzen finden müßte.

Die Fabeln.

A. Oft pflege ich mit den Geſchichtſchreibern zu zürnen, daß ſie die fabelhaftſten Dinge wie wahre erzählen, gleich als ob die Nachwelt gar kein Urtheil haben würde.

B. So groß manchmal ihre Schuld ſeyn mag, ſo glaube ich doch, daß wir vieles für Fabel halten, das ehedem die ſtrengſte Wahrheit war. Denn wer nur etwas genau erwägt, wie dunkel manche Zeiten, wie Sittenlos und grauſam andere waren, und ſolche ſodann mit glücklichern Jahrhunderten vergleicht, der kann beinahe nicht gnug erſtaunen.

A. Wer indeſſen wird glauben, daß die Vernunft des ganzen menſchlichen Geſchlechts irgend je ſo ganz und gar auf Abwege habe gerathen können, daß die Wahrheit **nirgend** zu finden geweſen wäre, daß **allenthalben** die ungereimteſten Meinungen ihren Platz einnahmen und man ſich unter der ſchändlichſten Herrſchaft der Irrthümer beruhigt fand.

B. Darüber ſiehe nur das Papſtthum an. Auf welche Poſſen und Ungereimtheiten war es gegründet, und demohngeachtet ſtieg es zu einer Größe, zu einer ſo hohen faſt unüberwindlichen Macht, daß es auch jetzt noch, nachdem es gnugſam beleuchtet worden, zu ſchaden und an ſich zu ziehen nicht nachläßt.

A. Was eine Religion, auch eine falſche, für Macht habe, das haben mich **Numa**, **Mahomed**, und andre gelehrt; deſſen aber ſoll mich niemand überreden, daß auch in jenen Zeiten gar niemand geweſen wäre, der ſich dieſen Betrügern entgegengeſtellt, und ihre falſchen Ränke dergeſtalt entdeckt hätte, daß die Geſcheuteren wenigſtens ſich nicht betrügen laſſen konnten. Davon ſchweigen indeß die Geſchichtſchreiber, als ob ſie gedungen wären, nur Falſches auf die Nachwelt zu bringen, und die Einfältigen mit dem Wahn des Alterthums zu benebeln.

B. Du irrſt, wenn du das von allen glaubeſt. Denn, mögen einige ſolche Fortpflanzer des Irrthums geweſen ſeyn: ſo iſt doch allenthalben die unendliche Schwachheit der menſchlichen Natur ſo ſichtbar, daß viele von ihnen ſie nicht nur nicht verheelt, ſondern offenbar gezeigt haben. Dies könnte uns zur Sicherheit gnug ſeyn, wenn wir nicht weit begieriger auf Abſurditäten, als auf Vernunft wären.

A. Dörfen wir denn nicht hoffen, daß wir alle einmal, wie in das Schloß der Wahrheit verſammlet, einmüthig nur das erwählen, was überall das beſte, und verwerfen, was hier, dort und da ungereimt und eine Misgeburt iſt?

B. Das wollen wir Gott überlaſſen. Mir ſcheint jedes Zeitalter an ſeinen Laſtern und Irrthümern krank zu liegen, die dann freilich dem folgenden Zeitalter ungereimt ſcheinen; indeſſen wird die Albernheit nie aus der Welt geſchaft, ſandern nur verändert.

A. O der menſchlichen Ungeheuer, von denen die Geſchichtbücher voll ſind!

B. Ich für mein Theil, ſo oft ich in eine Bibliothek trete, kann ich mein Lachen und meine Verwunderung kaum halten, wenn ich ſo viele Geſtalten und Schemata von **Misgeburten** wahrnehme.

A. Wie? wenn nun jemand die Geſchichte und Acta der ganzen Erde beſäße?

B. Ach ſchweige! Unſer einziges, jetziges Jahrhundert thut Dinge, die keine Nachwelt glauben oder begreifen wird.

Die Reformation.

A. Freuen ſie ſich, mein Freund.

B. Ich habe verlernt mich zu freuen.

A. Dies iſt aber eine ächte Freude.

B. Auch ſie wird mich nicht freuen.

A. Ihr Wunſch, der Wunſch aller Guten iſt vor der Thür.

B. Ich wollt', daß er ſchon hinein wäre. Manche Labung entſchlüpft uns zwiſchen dem Becher und dem Munde.

A. Wiſſen Sie, die Reformation hat einen Tag angeſagt, da ſie alle unſre Sachen in Richtigkeit bringen will.

B. Ach der matten Hoffnung, und der gewiſſeren Furcht!

A. Welcher Furcht?

B. Furcht eines Scherzes, den man nach einem herben, bittern Hohngelächter auf unſre Klagen mit uns treibet.

A. Sie ſind zu argwöhniſch.

B. Wah! Weißt du nicht, mein Freund, daß ſolche Verſprechungen von Reformation, von Abſtellung der Misbräuche das wirkſamſte Blendwerk zu neuen Erpreſſungen ſind? ein Blendwerk, womit man einfältige Gemüther von einem gerechten Unwillen hinwegtäuſcht, und ſie zu einer neuen ſchändlichen Geduld heimſchickt.

A. Ei doch! Menſchen mit ſehenden Augen, die auf eine Verbeſſerung der Dinge dringen, laſſen ſich nicht ſo betrügen.

B. Sehr leicht; wenn es nur mit Pomp, mit einem tragiſchen Apparat, mit großem Geräuſch, und hochtrabenden Worten geſchieht. Denn das iſt die Krankheit des gemeinen Mannes, daß er mehr den Ohren als den Augen glaubt.

A. Er wird ſich doch nicht eher beruhigen, bis das worauf er dringt, vor ſeinen Augen geſchiehet.

B. O du Einfältiger! als ob man nicht eine Kleinigkeit ändern, hie und da etwas umrücken, und zugleich eine allgemeine Reformation verſprechen

chen könnte? Schaffe dieſen oder jenen kleinen Unfug ab, und du haſt gnug gethan; du haſt, vor der Hand wenigſtens, dir das ungeſtüme Dringen auf eine Reformation vom Halſe gewieſen. So leicht iſts, Nüſſe vorzuſtreuen und damit den groſſen Haufen für ſich zu haben.

A. Ich weiß nicht, welche ausnehmende Hoffnung mit dabei in den Brunnen fällt: denn Sie erinnern mich an Exempel —

B. Laß uns, mein Freund, die Welt wie ſie iſt, tragen, und auf ihre Verbeſſerung nie hoffen: denn nie iſt ſie ärger, als wenn ſie Aenderung und Verbeſſerung heuchelt. Wenn jemand mit großem Geräuſch eine Wiedergeburt und Erneurung der Dinge ankündigt: ſo wollen wir lachen und denken, daß die Welt Eulen-Natur habe. Je mehr Licht umher, deſto mehr iſt ſie im Dunkeln.

A. Lebe alſo wohl, Reformation!

B. Lebe wohl; auf dieſer Erde werden wir dich nimmer ſehen.

Der Tod.

A. Wenn auch die Armuth etwas Gutes hätte, ſo reicht dies Gute doch nicht an ihr Elend beim lezten Verlaſſen.

B. Was nennen Sie das letzte Verlaſſen?

A. Wenn im Kampf zwiſchen Tod und Leben niemand dem Armen beiſteht, der ihn ermuntere, erquicke, der ſeiner ſcheidenden Seele Lebe wohl! ſage.

B. Wah! keiner hat beſſern Beiſtand im Tode als die Armuth.

A. Das ſprechen Sie im Scherz.

B. Auch im Ernſt, wenn Sie mich treiben. Denn was verlangt unſer Tod mehr, als Leere um uns her, die Entfernung jedes weinerlichen Apparats. Sprechen Sie indeſſen zuerſt für den Tod der Reichen.

A. Ich ſage, wie ſich die Sache verhält. Ihre Krankheit wird durch Arzneien gelindert, ihr

ihr Gemüth durch Geſpräche erleichtert. Eine theilnehmende Familie bürgt dem Kranken ſeinen guten Namen, wohlwollende Prediger die Seligkeit, ein geliebtes Weib ſeine Grabſchrift, prächtige Werke ſein Andenken nach dem Tode. Der Fleiß der Aerzte thut der Natur ſelbſt Gewalt an, fromme Vermächtniſſe ſichern ihm den oberſten Platz im Himmel —

B. Der Arme dagegen bricht durch ſeine harte gute Natur die Krankheit; ſein Gemüth ſammlet er durch kunſtloſe Andacht. Er freut ſich, befreiet zu werden, fühlt ſeinen Erlöſer im Voraus: Zeuge ſeiner Unſchuld iſt ſein Gewiſſen; er gehorcht der Natur und eilt, den Reichen dort zu verklagen.

A. Der Reiche hört verſchiedene Troſtſprüche aus Gottes Wort.

B. Der Arme hat ſie in ſich und glaubt ſie.

A. Der Reiche wird an ſeine Sünden erinnert.

B. Der

B. Der Arme iſt ihrer ſich bewußt mit Schmerzen.

A. Der Reiche zieret die Kirche aus.

B. Der Arme iſt Gottes Heiligthum ſelbſt.

A. Der Reiche ruhet unter einem Marmor.

B. Der Arme in ſeiner Mutter Schoos.

A. Der Reiche geht in der Umarmung ſeiner Freunde von hinnen.

B. In Armen der Engel fliegt der Dürftige empor. Doch wozu die beſchwerlichen Gegenſätze weiter? Daß nichts untreuer als der Reichthum, nichts getreuer als die Armuth ſei, wird im Tode des Menſchen am ſichtbarſten. Er iſt der Punkt, in welchem uns übelerworbene Güter quälen, viele gehabte Mühe uns ekelt und verdrießt. Die thörichte Unruhe unſres Lebens beſchämt uns: denn vergebens rufen wir jetzt alle jene Hülfe an, auf welche wir uns bisher verließen: jenen Himmel, der vor allen andern auf uns herabſah, günſtige Sterne, eine Erde, die uns diente, Wiſſenſchaften, in denen unſer Stolz empor flog, Reichthümer,

mer, die wir nach unſerm Willen gebrauchten, Freunde, die unſrer Luſt gehorchten, eine Religion, mit der wir unſre Freiheit zu ſündigen deckten, unſern Ruhm, ach den ſchändlichen Schmeichler! die Philoſophie, eine papierne Stärke, die ganze Natur endlich, die, einzig auf uns erpicht und auf unſre Gunſt ſtolz, unſern Abgang durchaus nicht leiden konnte. Wer ſollte nicht lachen, daß wir alsdenn ſo lächerlich daliegen, wenn wir zum großen Uebel der Welt, zum unermeßlichen Schaden der Erde dennoch ſterben müſſen, und alle unſre Gaben, unſre Vorzüge, die, wie wir glauben, jeder Rechtſchaffene dem Grabe beneidet, mit uns ins Grab wandern. Wer wollte dagegen nicht dem Armen Glück wünſchen, der ſich der Erde als der, der er iſt, entziehet; eine Handvoll Erde, aber dem Himmel ein hoher Gaſt; der Eitelkeit und Ungerechtigkeit hienieden ein Zeuge, aber ein Erbe des ewigen Reichs, ſich rühmend der Gemeinſchaft mit Chriſto, die er ſchon hier anfing.

A. Wenn Sie ſo fortfahren, überreden Sie mich faſt zur Armuth.

B. Sie iſt ein zu großes Geſchenk, als das es Ihnen werden ſollte. Sie thun, was Sie ſo gern thun, beim Bette der Reichen ſitzen, und unter dem Geruch der Arzneien, dem dunklen Schimmer der Lichter, den Verſuchen der Aerzte, dem Zuſchrei der Geiſtlichen, dem Hin- und Herlaufen der Familie, dem Heulen der Anverwandten, dem In-Ohnmacht-fallen der Gemahlin und den Tröſtungen an ſie von ihren Tröſtern, die hinabfahrende Seele des Todten geſegnen.

Ermunterung.

A. So oft mir jene guten Männer in die Gedanken kommen, die unter des Papſtes Tyrannei mit der emporſtrebenden Wahrheit zugleich erſtickt wurden, ſo oft erzürnt meine ganze Seele über die Welt, die keiner Beſſerung fähig iſt.

B. Und doch iſt ja im vorigen Jahrhunderte faſt die ganze Welt aus dem Schlafe erwacht und zum Lichte der Religion, der Künſte, der politiſchen Cultur zurückgekehret.

A. Man mußte ihr ſtark genug zurufen, man mußte ſie ſchelten, ſie überzeugen! —

B. Ich glaube nicht, daß es damals mit mehr Anſtrebung geſchehen ſei, als vorher; ſondern **daß alles ſeine Zeit habe.**

A. Die Wahrheit war aber immer dieſelbe, Vernunft und Evidenz immer dieſelbe. Auch die Menſchen halte ich in verſchiednen Zeiten nicht ſo verſchieden von einander. Warum erlangten denn

Jene gegen das Römiſche Joch, nicht eben das, was die Zeiten vor uns erlangten?

B. Zuerſt mußt du bedenken, daß eine neue Sorge um Freiheit oder Wahrheit nicht ſchnell auf einmal erdacht werde; lange ſchleicht ſie im Gemüth der Menſchen umher, und wagt ſodann durch ein geheimes Murmeln, durch laute und lautere Klagen einen Ausflug. Endlich läßt ſie ſich durch einige kühnere, drohende Worte hören.

A. Ferner.

B. Tritt nun kein gewaltſames Unrecht, keine augenſcheinliche Nothwendigkeit dazu; iſt keine Hoffnung eines fröhlichen, leichteren Verſuchs im Anglanze; wiſſe, da ſinkt in menſchlicher Weichheit und Fahrläſſigkeit auch das Beſte wiederum zu Boden.

A. Traurig!

B. Es ſei denn, daß ein edler, zugleich ſinnreicher Geiſt aufſtehe! Eine wunderbare Hoffnung ruft ſodann auch die Schweigenden auf; und um ſo leichter führt ſie die Raſcheren zu einem lauten Bekenntniß.

A. Es iſt zu glauben.

B. Und ſo ſcheint das, was lange der Wunſch Vieler war, jezt die Ueberredung eines Einzigen.

A. Dem ſtimme ich bei.

B. Nachher wenn die Parthei zu größerer Stärke heranwächſt, treibt ſie mit größerer Zuverſicht das Ihrige, lehnt ſich gegen das Fremde auf; die erſten gemäſſigten Rathſchläge, das erſte vorſichtige Inſtitut geht gemeiniglich unter —

A. Nun?

B. Endlich wächſt ſie zu ſolcher Gröſſe, daß ſie ihrem Urheber ſelbſt zur Laſt und zur Furcht wird.

A. Offenbar.

B. Nun wirſt du urtheilen können, warum auf den erſten Zuruf Luthers die Deutſchen ſo munter und zahlreich aufſtanden. Ueberdrüßig waren ſie des Römiſchen Joches, der Römiſchen Treuloſigkeit viel mehr, als der verfinſterten Religion;

gion; drohend ſtanden ſie alſo gegen den Papſt auf. Noch aber dachten ſie nicht an einen Abfall von ihm, bis ſie, durch größere Beleidigungen gereizt, ihre Ketten zuerſt mit Zunge und Feder, ſodann auch ſchnell mit den Händen zerbrachen. Endlich als der Haß gegen die Römer mehrere Häupter emporſtreckte, empfing auch die Kirche neue Wunden. Neue Klagen wurden veranlaßt, denen vielleicht niemand abhelfen kann, als Chriſtus —

A. So wollen wir Chriſtum bitten, daß Er, der ſo oft Helden erweckt hat, durch die die chriſtliche Welt gleichſam neu erſchaffen ward, der Kirche ihren vielleicht letzten Arzt nicht verſage.

B. Wünſchen, hoffen, erwarten dörfen wir; vergiß aber nicht, daß nur Vieler Wünſche und Seufzer ſo etwas zuwege bringen können und daß dieſe die unter einem ausgezeichneten Urheber beſtimmte Zeit allmählich ſelbſt herbeiführen.

IV.

Andenken
an
einige ältere Deutſche Dichter.

Briefe.

1.

Wenn bei einer Nation das **Andenken** ihrer alten **Dichter** verſchollen und verklungen iſt: ſo iſts wohl bei der Deutſchen; die Urſachen davon mag ich nicht herzählen. Um ſo angenehmer iſt mirs, daß Sie mich daran erinnern, und indem Sie eine Nachricht der Merkwürdigkeiten begehren, die mir auf dieſem Wege vorgekommen ſeyn möchten, mich ſelbſt zurück unter die Trümmer führen, die mir in früheren Jahren manche lehrreiche Stunde gewährten. Eins muß ich vor allem ſagen: zu einer Geſchichte der Deutſchen Dichtkunſt habe ich nie geſammlet; es hat mir dazu jederzeit entweder an Gelegenheit, oder an Muße und Geduld gefehlet. Ich gebe Ihnen alſo nichts als Stückwerk, ſofern ich darauf traf, oder ſofern es auf mich Eindruck machte; und empfehle Ihnen dabei nebſt manchen Verzeichniſſen und Entwürfen zur Geſchichte Deutſcher Dichter, die Ihnen bekannt ſind, ein unlängſt angefangenes **Magazin** dieſer Gattung, dem ich einen guten Fortgang wünſche. 1) Zween Männer wollen hier ausführen, was ſo viele deutſche Geſellſchaften nicht ausgeführt haben; das Glück hat ihnen geſchickte Mitarbeiter zugeführt, deren ich ihnen noch mehrere wünſche. Ich werde mich alſo durchhin ſowohl auf dieſe Schrift, als auf ältere Sammlungen beziehen, und Ihnen gleichſam nur Winke meiner Erinnerung geben; ein Mehreres verlangen Sie auch nicht.

Daß unſre alten Barden untergegangen ſind, iſt bekannt; ohne Spur ſind ſie hinweg. Dörfen wir indeß aus den älteſten Verſuchen, die Deutſche Sprache Vers- oder Reimbar zu machen, (die uns aus der chriſtlichen Zeitrechnung übrig ſind,) auf das, was vor ihnen war, und ihnen doch

---

1) Bragur, ein literariſches Magazin der Deutſchen und Nordiſchen Vorzeit. Herausgegeben von Böckh und Gräter. Bisher 2 Bände, Leipz. 91. 92.

doch hie und da, dann und wann zum Muſter dienen mußte, ſchließen, ſo hatte die Poeſie unſrer Barden mit der Poeſie der Skalden Aehnlichkeit, wenigſtens im Ton und Gange der kurzen Verſe, die Otfried und ſeine Nachfolger ſich gewiß nicht erfunden haben. Wenn dieſer z. B. anfängt: *)

Ludwig, der ſchnelle,
der Weisheitvolle,
der Oſtreich richtet all,
wie der Franken König ſoll;

Dem ſei immer Heil,
und Seligkeit gemein; (gemeine Wohlfahrt)
Gott höh' ihm das Gut,
erfreu' ihm den Muth.

Denn er iſt edler Franke,
Weiſer Gedanken,
Weiſer Reden,
thut alles mit Ebne. (mit Gleichmuth.)

---

*) Schilter, theſaur. antiquitat. Teutonicar. T. I. p. I.

In ſein ſelbſt Bruſt
Iſt Herz viel veſt,
mannichfalte Güte;
drum iſt er den Seinen gemuthe (angenehm.)

Feiner Gedanken
iſt derſelbe Franke;
ſo iſt derſelbe Edeling
der heißet Ludwig. — —

Oder wenn das Siegeslied über die Normänner anhebt: 3)

Einen König weiß ich,
heißet Herr Ludwig,
der gern Gott dienet,
weil ers ihm lohnet. — —

ſo fallen Ihnen nothwendig die alten Skaldengeſänge ein, die wir in der Nordiſchen Sprache noch haben. Ungleich dichteriſcher ſind dieſe; (ohne Zweifel ſind unſre alten Bardenlieder auch dichteriſcher geweſen, als die chriſtliche Mönchs-

ver-

---

3) Schilter, T. II.

verſuche es ſeyn konnten;) der Nachklang jener tönt aber in dieſen noch wieder. Auch im **Lobgeſange auf den heiligen Anno**, der von ſpäterer Zeit iſt, kommen dieſe kleinen Verſe Altdeutſcher Kraft und Kürze wieder, ſobald ſich die Rede belebet: *)

O wie die Waffen klungen,
da die Roße zuſammen ſprungen,
Heerhörner tönten,
Blutbäche ſtrömten u. ſ.

daß man alſo dieſe Versart, die mit den einſylbigen Wurzeln der deutſchen Sprache, und dem einſylbigen, biedern Charakter der Nation, ohne Zweifel auch mit ihrem Geſange, ihren Sitten und Gebehrden zuſammenzuſtimmen ſcheint, für den ächten Nachhall des uralten Deutſchen Barbits halten könnte. Die längeren, ich möchte ſagen, ruhigern Sylbenmaaſſe ſcheinen viel ſpäter in die Sprache gekommen zu ſeyn, theils durch die Cultur derſelben mit dem Fortgange der Sitten,

---

*) Schilter T. 1. das lezte Stück des Bandes.

ten, inſonderheit aber aus fremden, der lateiniſchen und Provenzalſprache, wie wir bei den Dichtern des ſchwäbiſchen Zeitalters ſehen werden. Reine Reime alſo und eine Scanſion nach unſrer Weiſe in dieſen uralten Gedichten ſuchen zu wollen, wäre ganz auſſer Stelle und Ort, da wir Einerſeits die damalige Ausſprache vieler dem Otfried noch faſt unſchreibbaren Worte nicht wiſſen, Andrerſeits die Poeſie der Nordländer, den Skaldengeſängen zu Folge, auf einem freieren Wege der Aſſonanz, des Zuſammentreffens der Töne einen rauhen Wohlklang ſuchte. Damit ſchließe ich die Mühe nicht aus, die der Mönch Otfried ſeinem eigenen Geſtändniß nach ſich gegeben, mit Griechen und Römern im Sylbenmaas zu wetteifern. Er redet darüber weitläuftig und mit ängſtlichem Zwange; ſeine Arbeit ſelbſt aber zeiget, wie weit er darinn gekommen und was er geleiſtet.

So viel von den **Füßen** dieſer uralten Verſuche; laßen ſie uns auch von ihrem **Körper** und **Geiſt** reden.

Die

Die **Sprache** der Deutſchen, wie wir ſie in Otfried und ſeinen Nachfolgern finden, hat Trotz ihrer noch undiſciplinirten Härte, die zum Theil von den unverſuchten Händen zeigt, die ſie bearbeiteten, eine Macht, Fülle und Biegſamkeit, daß wir ſie in Manchem beneiden möchten. Viele von **Notkers** 5) Pſalmen ſind ſelbſt in der Proſe Poeſie; und über Otfried wünſchte ich eine verſtändige Grammatik zu dem Gloßarium, das der fleißige **Schilter** geſammlet. 6) Flexionen hatte die Sprache damals, wie ſie der unſterbliche König **Friedrich** für ſein Ohr wünſchen mochte; 7) und es iſt überhaupt zu bedauren, daß die Oberdeutſche Sprache, inſonderheit ſeit der Reformation, aus Büchern ſo weit verdränget worden.

Was den **Geiſt** betrift, müſſen Sie zwar in Mönchen, die zum Wohl der Seele ſchrieben, zumal in Otfried, der eine Harmonie der Evan-

ge-

---

5) Schilter, T. I.

6) T. III. Antiq. Teutonic.

7) In ſeiner bekannten Schrift ſur la litterature Allemande.

geliſten ins Metrum einer ihm ungeläufigen Sprache zuſammen zwang, keinen Poetiſchen Genius ſuchen; was aber bei ihm **Deutſchen Geiſt**, Begriffe von ſeiner Sprache, ſeinem Lande, ſeiner Nation charakteriſiret, iſt ſehr merkwürdig. Die Sprache ſeiner Deutſchen lobt er um des Volks willen:

Sey's nie ſo geſungen,
mit Regeln bezwungen;
ſie hat doch die Rechte,
in ſchöner Schlechte. (Simplicität.)

Eil du ihr zu Noth,
daß ſchön es gelaut';
ſie ſind geſungen
in edler Zungen.

Seine Deutſchen (Franken) ſetzt er Römern und Griechen nicht nach:

Sie eignen ihnen zu Nütze
ſo gleiche Witze;

in Feld und in Wald
ſind ſie ihnen gleich bald. (kühn.)

Reich zur Gnüge,
und auch ſo kühne,
zu Waffen ſchnelle,
ſo ſind die Degen alle.

Er rühmt ihr Land, daß es Erz- und Kupferreich auch bei dem Mayn eiſene Stein, auch Silber bringe, und daß man Gold in ſeinem Sande leſe. Von der Nation ſagt er:

Sie ſind ſehr muthig,
zu vielem Guten,
zu vielem Nutzen;
das iſt ihr Witze.

Sie ſind ſehr fertig,
ſich Feindes zu retten,
Man darfs an ſie beginnen,
ſo haben ſie überwunden.

Kein Volk hat ſich entführet,
das je ihr Land berühret,
wo ſie nicht aus Güte ihnen
in Nöthen dienen.

Unter den Menſchen allen
ihnen alle zufallen.
Kein Volk iſt, das beginne
und wieder ſie ringe.

Das haben ſie gemeinet,
in Waffen erzeiget;
ſie lehrten mit Schwertern
und nicht mit Worten.

Kein Volk iſt, das trachte
mit ihnen zu fechten,
Nicht Meder und Perſer,
noch Nubier —

Er vergleicht ſie mit den tapfern Macedoniern, und findet,

daß im Erdringe,
es keiner beginne,

und nirgend ein Volk iſt,
das ihnen gebiete. —
Und ſchreibt dies alles ihrer Schnelle und Klugheit zu —
den Weiſen und Kühnen,
die ihnen eignen zu Gnüge.

Wenn er hiebei auf ſeinen König Ludwig kommt, ſo äußert er ſich mit der ganzen Innigkeit, Treue und Güte, die die Deutſche Nation ihren Fürſten von jeher erzeigt hat. Ich habe den Anfang des Gedichts angeführt, und mag ihm bei Ottfried nicht folgen. Dagegen folge ich gern dem beſſern **Siegsliede gegen die Normänner**, deſſen Anfang ich auch bereits angezogen habe. 8) Gleich nach dem Anklange deſſelben wendet ſich der Dichter mit herzlicher Theilnehmung auf ſeines Königs Leben:

Kind

---

8) Außer Schilter T. II. iſt es in den Gedichten von Gemmingen, den Volksliedern und ſonſt zu finden.

Kind ward er Vaterlos;
das ward ihm ſehr böſ';
Gott holt' ihn hervor,
ging ſelbſt ihm vor.

Gab ihm tugendliche,
edele Diener,
Stuhl hier in Franken,
deß brauch' er lange.

Der Dichter nimmt Theil daran, wie er mit ſeinem Bruder Karlemann **ohne Trug** getheilet, und da das geendet war, wollte Gott ihn verſuchen,

ob er Arbeiten
lang' mochte dulden,
ließ Heiden-Männer
über ihn kommen,
daß Frankenmänner
ihnen dienen mußten.

Einige giengen ſogleich verlohren, andre wurden verführet; Schmach mußte der leiden, der ihnen mißlebte.

Wer da ein Räuber war,
der genas;
er nahm ſeine Veſte,
und ward ein Gutmann. (Edelmann.)

Der war ein Lügner,
der war ein Mörder,
der ein Verräther,
und er gebehrdet ſich deß.

König war gerühret,
das Reich war verwirret;
erzürnt war Chriſtus,
und ließ es geſchehn.

Da erbarmt' es Gott;
er wußte die Noth.
Er hieß Herr Ludwig
eilig dahin ziehn.

„Ludwig, König mein,
hilf meinen Leuten.
Es haben Normannen
hart ſie bezwungen.

Da ſprach Ludwig:
„Herr, ſo thu ich.
Tod nicht rette mich deß,
was du mir gebieteſt.„

Da nahm er Gottes Urlaub;
hob die Kundfahn auf
ritt daher mit den Franken
gegen Normannen.

Gotte dankend,
ſein erwartend,
ſprach er: „hieher, o Herr mein!
lang' warten wir dein!„

Dann ſprach er laute,
Ludwig der Gute:
Tröſtet euch Geſellen,
Meine Nothſtallen. (Nothhelfer.)

Hieher ſandte mich Gott,
thut Ihr mir Rath.
Mein will ich nicht ſparen,
bis ich euch befreie.

Nun

Nun will ich, daß mir folgen
alle Gottesholden.
Beſchert iſt unſere hieſige Friſt,
ſo lang' es will Chriſt.
Er wartet unſer Gebein,
und hält die Wache drob.
Wer alſo Gottes Willen
hier munter erfüllet;
kommt er geſund aus,
ich lohn' ihm das;
bleibt er darinnen
iſt er Chriſts Hausgenoß."

Da nahm er Schild und Speer
ritt eilig daher;
wollt wehrhaft ſich rächen,
an ſeinen Widerſachern.

Es ſtund nicht an gar lange,
da fand er die Normannen;
„Gottlob!„ ſprach er,
er ſah, was er begehrte.

Der König reitet kühn,
ſang freies Lied,
und alle zuſammen ſungen:
„Kyrie Eleiſon!„

Sang war geſungen,
Schlacht ward begonnen,
Blut ſchien in Wangen
ſpielender Franken.
Alle nahmen Rache gleich;
Nicht Einer wie Ludwig.

Schnell und kühn,
das war ſein Sinn.
Jenen durchſtach er;
dieſen durchhieb er.

Gelobt ſey Gottes Kraft!
Ludwig ward ſieghaft.
Sagt allen Heiligen Dank.
Sein war der Siegskampf.

Sie glauben leicht, daß ich dieſen Geſang als einen ältern Bruder der **Preußiſchen Kriegs**-

lie-

lieder nicht gering halte. Es iſt Charakter in ihm; Deutſche Bruſt, Deutſcher Muth, Deutſche Treue; eine Anhänglichkeit der Nation an ihre Regenten, wie ſie zu allen Zeiten der Deutſchen Natur und auch ihrer Poeſie eifrigſter Ruhm war. Zu wünſchen wäre es, daß alle Fürſten, wie es die popularſten und edelſten thun, dies anerkennten, und ſich, wie der König Artaſaſtha von Perſien, bei ſchlafloſen Nächten die Bücher und Geſchichten vorleſen ließen, was ihre Völker von Anbeginn für ſie gemeinet, gewollt und gethan haben. Nächſtens etwas von einem uralt-Deutſchen Pindariſchen Liede.

2.

„Ein Pindar unter Deutſchen Mönchen der dunkelſten Jahrhunderte?„ Kein Pindar, aber ein pindariſches Loblied. Thun Sie auf alles Verzicht, was die griechiſche Sprache, Mythologie und poetiſche Weisheit, vor dem verſammleten Griechenlande, beim Lobe ihrer Helden und jedes Vaterlandes derſelben Glänzendes hatte, und erwarten hier, wie es billig iſt, Deutſche Geſchichte, Deutſches Lob, Chronik- und Mönchsſagen; bemerken dabei aber den **epiſchen Gang des Gedichtes**, (die Seele des pindariſchen Liedes:) ſo wird Ihnen meine Benennung nicht anmaaſſend dünken. Sie werden am Gebäude des Liedes keinen Tempel des olympiſchen Jupiters, ſondern in der Zuſammenſtellung ſeiner Glieder einen gothiſchen Bau finden, der indeß auch von Sinn und Kraft ſeines Urhebers zeiget. Es iſt der **Lobgeſang auf den heiligen Anno**, Erzbiſchof von Kölln, den Opitz fand und zu finden verdiente. 9)

Wir

---

9) Schilter T. I. Opitz Gedichte, Bodmers Ausg. S. 179.

Wir hörten vielfach ſingen
von alten Dingen,
wie ſchnelle Helden fochten,
wie ſie feſte Burge brachen,
wie ſich liebe Freunde ſchieden,
wie reiche Könige all zergingen. —
Nun iſt Zeit, daß wir denken,
wie wir ſelbſt ſollen enden.
Chriſt, unſer Herre gut,
ſo manche Zeichen er vor uns thut,
als er auf dem Siegberg hat gethan
durch den theuerlichen Mann
den heiligen Biſchof Anno —

Bemerken Sie, wie groß der Biſchof angekündigt wird, als ein letzter Zeuge und Botſchafter des nahenden Endes der Welt, von dem man ſich damals überzeugt hielt. Schön wäre es, wenn wir noch jetzt die intereſſanten Geſänge beſäßen, die dieſer Eingang anführt; ſie ſind aber dahin, und deßhalb wollen wir auf die wenigen Ueberbleibſel um ſo ſorgſamer achten.

Als ein frommer Geſang kündigt ſich alſo dies Lied an, und holet weit aus:

In der Welt Anbeginne,
da Licht war und Stimme, (das ſchaffende Wort)
da die heilige Gotteshand
die weiſen Werke ſchuf ſo mannichfalt:
da theilte Gott ſie all' in zwei;
dieſe Welt iſt das Eine Theil,
das andre iſt geiſtig.
Da mengete die weiſe Gottesliſt
von den Zweien Ein Werk, das der Menſch iſt,
der beides iſt, Körper und Geiſt;
dannenher iſt Er nach den Engeln allermeiſt.
Alles Geſchöpf iſt an den Menſchen,
wir ſollen ihn zur dritten Welt zählen;
in ſolchen Ehren iſt geſchaffen Adam,
hätt' er ſie ſich erhalten!

Der Menſch wird verführet, und Gott wird gewahr, daß, da alle ſeine andre Werke recht gehen, der Menſch ausſchweife:

Der Mond und die Sonne
ſie geben ihr Licht mit Wonne;
Die Sterne behalten ihre Fahrt,
ſie geben Froſt und Hitze ſtark.
Das Feuer hat aufwärts ſeinen Zug,
Donner und Wind ihren Flug;
Die Wolken tragen den Regenguß,
Nieder wenden Waſſer ihren Fluß.
Mit Blumen zieret ſich das Land,
Mit Laube decket ſich der Wald,
Das Wild hat ſeinen Gang,
ſchön iſt der Vogelſang.
Ein jeglich Ding die Art noch hat,
die ihm Gott zuerſt vergab;
wären nicht die zwei Geſchöpfe,
die er geſchuf, die beſten;
die verkehrten ſich in Tollheit,
dannen erhub ſich das Leid.

Fünf Welten fahren zur Hölle, bis Gott ſeinen Sohn ſandte, der als Befreier der Menſchen

edel

edel und ſieghaft eingeführt wird; der Schluß davon iſt:

in der Taufe wurden wir Chriſtusmann.
Den Herren ſollen wir lieben.

Chriſtus erhebt die Kreuzesfahne, und ſendet ſeine zwölf Boten in die Länder:

Vom Himmel gab er ihnen die Kraft,
Daß ſie überwunden die Heidenſchaft,
Rom überwand Petrus,
Die Griechen der weiſe Paullus,
St. Andreas in Patras u. ſ.

bis auf den heiligen Johannes, der ſüß predigen konnte, und aus deſſen Grabe noch Himmelbrot wächſet; ja bis auf alle Märtirer,

die mit ihrem heiligen Blute
erfüllten Chriſtus Gemüthe;
Mit Arbeiten kamen ſie zu ihrem Herren,
nun hat er ſie mit Ehren.

So

So kommt der Geſang auf die Bekehrung der Franken, inſonderheit Köllns, wo eine Menge Heiliger von St. Mauritius Heer raſten,
auch die eilftauſend Mägde,
durch Chriſtus Lieb' erſchlagene,
manche Biſchöfe ſo herrlich,
und zeichenhaftig,
als die Mähr' iſt von St. Annen,
deß loben wir Chriſt mit Geſange.
Zu Kölln ward er geweihet Biſchof,
deß ſoll die Stadt loben Gott!
daß in der ſchönſten Burge,
die in der Deutſchen Lande je wurde,
Richter war der frommſte Mann,
der je zum Rheine kam;
dazu, daß die Stadt deſto heerer gedieh,
wenn ein ſo weiſer Herr ſie erleuchtete,
und daß ſeine Tugend ſo heller wäre,
der einer ſo herrlichen Stadt pflegete.
Kölln iſt der heereſten Burge Eine,
St. Anno bracht' ihr Wohlfahrt heim.

Jetzt

Jetzt gehet er pindariſch zum Anbeginn der Burg zurück, kommt bis auf Ninus, Semiramis. Die Bilder der vier Monarchieen aus Daniel werden prächtig aufgeführet, und bei dem dritten Thierbilde Alexanders Feldzug nach Indien romantiſch beſchrieben. Mit vier Heeren fuhr er aus,

bis er der Welt Ende
an den goldnen Säulen erkannte;
In Indien er die Wüſte durchbrach,
mit zweien Bäumen er ſich beſprach;
mit zweien Greifen
fuhr er in Lüften.
In einem Glaſe ließ er ſich in die See —

Seine ungetreuen Männer werfen die Ketten weit hinaus, und rufen ihm zu:

willt du ſehen Wunder,
ſo wälz' dich am Grunde.

Er ſieht fürchterliche Ungeheuer: die Woge führt ihn weit fort,

bis

bis er mit einem Blute
das ſcharfe Meer grüßte;
als die Flut das Blut empfand,
warf ſie den Helden ans Land.
So kam er wieder in ſeine Reiche;
wohl empfingen ihn die Griechen.
Manches Wunders vergnügte ſich derſelbe
Mann,
Drei Theile der Welt er ihm gewann. —

Das erzählte Abentheuer iſt keine leere Ausſchweifung: denn es hat Bezug auf ähnliche Schickſale des St. Anno.

Bei dem vierten Thierbilde, den Römern, eilt der Geſang zu Cäſar und zu den Deutſchen, die dieſer Held in mehr als Einem Jahr nicht bebezwingen konnte und zuletzt mit Bedinge gewann. Hier kömmt der Dichter auf das Lob der Völker Deutſchlands, der Schwaben, Bayern, Sachſen, Thüringer, und zuletzt ſeiner Trojaniſchen Franken. Die Ordnung zu einander iſt mit Verſtande gedacht und mit den Fabeln des Urſprungs dieſer Völker, die damals für Wahrheit galten, ſinnreich bekleidet. Wäre für Deutſche eine patronymiſche Mythologie in den mittleren Zeiten zu gewinnen geweſen; ſo wäre ſie auf dieſem, obwohl ganz falſchen und fabelhaften Wege gewonnen. Da dies nicht ſeyn konnte, ſo mag jede Provinz wenigſtens ihre alten Lobſprüche hören. Die Schwaben,

> ein Volk, zu Rathe gut,
> Redſertig gnug,
> die ſich deß feſt vornahmen,
> daß ſie gute Helden wären,
> wohl fertig und krieghaft;
> doch bezwang Cäſar all ihre Kraft.

Den Bayern lobet er ihr Bayeriſch Schwert, (Noricus enſis) das durch den Helm ſchlug; er lobt ihren Helm und Harniſch, und leitet ſie aus Armenien ab, wo auf den Bergen Ararat die Arche noch zu ſehen ſeyn ſoll.

Man

Man ſagt, daß auf den Gipfeln
noch ſeyn, die Deutſch ſprechen,
gegen Indien ſo fern!
Bayern waren immer zum Kriege gern;
den Sieg, den Cäſar an ihnen gewann,
mit Blut mußt' er ihn gelten.
Der Sachſen Wankelmuth
that ihm Leides gnug.
So er ſie wähnt all' überwunden zu haben,
ſo waren ſie aber gegen ihn —

Sie, meint der Dichter, ſeyn in Alexanders Heer geweſen, mit Schiffsmengen nieder zur Elbe gekommen,

da die Thüringer ſaſſen,
die wider ſie ſich vermaaſſen.
Bei den Thüringern die Sitte war,
daß große Meſſer ſie hießen Saß,
deren die fremden Krieger viele trugen,
damit ſie die Thüringer ſchlugen.
Mit Untreu ſie ihnen ſprachen,
da ſie Fried' gelobet hatten;

von den Meſſern groß
wurden ſie geheißen Saß.
Und wie ſie auch ihre Ding' anfingen;
den Römern mußten ſie dienen.

Seine Franken endlich leitet er von Troja her; mithin werden ſie Verwandte der Römer. Wie Aeneas in Welſchland, ſo hat Franko in Deutſchland ſich angebauet; Lützelburg iſt die kleine Troja, und Xanthen nennet ſich vom Fluße Xanthus. Alle dieſe überwundenen Deutſchen Nationen folgen ihrem Bundsverwandten Cäſar Rom entgegen:

Wer mochte zählen die Menge,
die Cäſar'n eilten entgegen,
von Oſten allenthalben,
als der Schnee fällt auf den Alpen,
mit Schaaren und Völkern,
als der Hagel fährt von den Wolken.
Da ward die hehreſte Volksſchlacht
die in dieſem Mähregarten, (berühmten Lande)
je gerühmt ward.

O wie die Waffen klungen,
da die Roſſe zuſammen ſprungen!
Heerhorne tönten,
Blutbäche ſtrömten;
die Erde drunten ſpaltete,
die Höll' entgegen ſchimmerte;
da die hehreſten der Erde
ſich ſuchten mit Schwertern.
Da erlag dann manche breite Schaar,
mit Blute beronnen gar;
da mochte man ſehn dräuen,
durch Helme zerhauen,
manchen Pompejus-Mann,
da Cäſar den Sieg nahm.

Cäſar erfreuet ſich des Sieges, geht an der Spitze des Heeres nach Rom; die Römer holen ihn ein in ihre Stadt, fangen ein neu Regiment an: Cäſar läßt die neue Regierungsart auch den Deutſchen Nationen anpreiſen, damit ſie ihrem Reich einen neuen Glanz verſchafften. Er thut zu Rom die Schatzkammer auf, und beſchenkt ſeine Getreuen mit Goldſtücken, Kleidern und Mänteln.

Seitdem waren Deutſche Mann
zu Rom lieb und werthſam.

Auguſtus folgt ihm; der läßt durch Agrippa Kölln bauen; Worms, Speier, Metz, Trier werden alleſamt mit Ehren genannt; und da jetzt alles aus der Geſchichte und Fabel vorbereitet iſt, den St. Anno durch Lobgeſang zu ehren, ſo wird der Geſang eigentlich chriſtlich. Unter Auguſt wird der Heiland der Welt gebohren; zu Rom erſcheinen heilige Gotteszeichen:

Aus der Erden ein lautres Oel entſprang;
ſchön rann es über's Land;
um die Sonn' ein Kreis ſtund,
alſo roth als Feur und Blut.

Da begann zu nahen
uns allen die Gnade,
ein neues Königreich;
dem muß die Welt entweichen.

Pe:

Petrus ſchickt aus Rom, den Franken zu predigen,
Apoſtel, den Eucharius, Valerius, Maternus;
ſie werden mit Thaten und Wundern hergenannt;
drei und dreißig Biſchöfe ſind nach ihnen geweſen
bis auf St. Anno Gewalt;
deren ſind nun heilig **ſieben.**
Die ſcheinen uns vom Himmel,
wie das Siebengeſtirn des Nachts thut.
St. Anno's Licht iſt hehr und gut;
unter den andern iſt glänzender ſein Schein,
wie der Hyacinth im goldnen Fingerlein.
Den viel theuren Mann
mögen wir nun zum Beiſpiel haben,
den ſollen als einen Spiegel anſehn,
die Tugend und Wahrheit wollen pflegen —
So gehet der Geſang in ſeine Lebensgeſchichte.
Wie die Sonne in den Lüften,
die zwiſchen Erd' und Himmel geht,
beiden Hälften ſcheinet:
ſo ging der Biſchof Anno
vor Gott und vor Menſchen.

Im Reichspallaſt ſeine Tugend ſolche war,
daß ihm das Reich ganz unterſaß;
beim Gottesdienſt in den Gebehrden
war er, als wenn er ein Engel wär'.
Seine Ehr' erhielt' er zu beider Seit,
und ward zu den erſten Herren gezählt.
Seine Güt' erkannte viel und mancher Mann;
Vernehmt, wie ſeine Sitten waren gethan.
Offen waren ſeine Worte;
für die Wahrheit er niemand furchte.
Als ein Löwe ſaß er vor den Fürſten,
als ein Lamm ging er unter den Dürft'gen;
den Tummen war er ſcharf,
den Guten war er ſanft;
Waiſen und Wittwen,
die lobeten hoch ſeine Sitten.
Seine Predigten und ſein Ablaß
Niemand konnt' ſie thun baß;
Selig ſtund die Köllniſche Welt,
da ſie ſolches Biſchofs war werth.

Wenn

Wenn jedermann des Nachts ſchlief, ſtund er auf, beſuchte die Kirchen und Armen mit ſeiner Gabe, that Werke der Mildthätigkeit, daß er ein Vater aller Waiſen heißen konnte. Desgleichen ſtand es im ganzen Reiche wohl, da er des Gerichts pflegte und den jungen Heinrich erzog. Auswärtige Könige ſandten ihm darüber Geſchenke, von denen er zu Gottes Lobe vier Münſter erbauete;

das fünfte iſt Siegeberg, ſeine liebe Stadt,
darauf ſteht nun ſein Grab.

Jetzt kommen die Widerwärtigkeiten die er erduldet.

Daß nicht die groſſe Ehre
verwirrte ſeine Seele,
thät ihm Gott, wie der Goldſchmidt thut,
ſo er wirken will, eine Spange gut.

Dieſer ſchmelzt das Gold im Feuer, erhebts mit ſeiner Arbeit, feinen Dräthen, ſchleift die Edelſteine mit mancher Zubereitung;

ſo ſchliff Gott St. Anno
mit mancher Arbeit.

Oft und viel fochten ihn die Landherren an, das Gott ihm denn immer zu Ehren wandte;

Viel ihn verriethen,
die ihn ſollten behüten;
Viel ihn verachteten,
die Er zu Ehren gebracht.

Zuletzt konnte es niemand vermeiden; er wurde zu Kölln mit Waffen aus der Stadt vertrieben, wie David, einſt vertrieben ward,

All' nach des heilgen Chriſtus Bild;
das ſandt' ihm Gott vom Himmel.

Unter dem vierten Heinrich geräth das ganze Reich in Verwirrung:

Mord, Raub und Brand
verheerten Kirchen und Land;
von Dännemark bis in Apulien,
von Kerlingen bis in Ungarn.
Denen niemand mochte widerſtehn,
wenn ſie mit Treue wollten beiſammen gehn,
die ſtifteten jetzt Heerzüge groß
wider Neffen und Hausgenoß.

Das Reich kehrt ſeine Waffen
in ſeine eigne Adern;
mit ſiegehafter Fauſt
überwand es ſich ſelbſt,
daß die getauften Leichnam
dahin geworfen lagen
zum Aaſe den bellenden,
den grauen Waldhunden.
Da das nicht gelang St. Anno zu ſöhnen,
verdroß es ihn länger zu leben.

Jetzt kommen die Offenbahrungen, die ihm geſchehen ſind; der Lobgeſang hebt ſich: denn er nähert ſich Anno's Tode. Auf einer Reiſe im Thüringer Lande thut ſich ihm der Himmel ſchön auf; er ſieht die göttliche Wonne, die er nicht verkünden darf einem weltlichen Mann; er ſieht, was zukünftig geſchehen ſoll, und wird darüber ſo beſtürzt, daß

von dannen an er begonnte zu ſiechen.

Eines Nachts dünkt ihn, er trete in einen königlichen Saal; er ſieht wunderſame Thronſtühle, wie im Himmel ſeyn ſollen, allenthalben behangen mit Golde:

Die vielen theuren Steine leuchteten da überall,
Sang und Wonne war da groß und mannichfalt;
Da ſaſſen der Biſchöfe manche,
ſie ſchienen zuſammen wie Sterne.
Der Biſchof Bardo war ihr Einer,
St Heribert glänzt als ein Edelſtein;
Andere Herren genug,
und war ein Leben und ein Muth! —
Da ſtund ein Stuhl ledig und prächtig;
St. Anno ward deß hoch erfreut.
Der Stuhl ſtand ihm zu Ehren da;
nun lobt' er Gott, da er es ſah.
O wie gern hätt' er da geſeſſen!
den lieben Stuhl, wie gern erfaßt!
aber das wollten ihm nicht erlauben die Fürſten,
eines Fleckens wegen vor ſeiner Bruſt.

Auf ſtand der Herren Einer, hieß Arnold,
zu Worms war er vormalen Biſchof;
St. Annon nahm er bei der Hand,
ſie giengen da beſonders.
Er ſprach: tröſt' dich Gottes Treu!
Dieſer Flecke wird dir weggethan.
Bereit iſt dir der ewge Stuhl,
und das in kurzen Stunden;
Dann biſt du dieſen Herren willkommen,
Jetzt magſt du unter ihnen nicht bleiben.
Wie lauter der ſoll ſeyn, den ſie wollen leiden,
hat Chriſtus dir in dieſem Geſicht gezeiget.
O was wartet auf dich für Ehr und Gnade!„

Hart ging es ihm zu Herzen,
daß er wieder kehren ſollte zur Erde.
Wärs nicht mit ihm zur Stunde ſo bewandt;
um alle Welt hätt' er nicht geräumet das Paradieſesland.
Solch' iſt die himmliſche Wonne,
an die wir denken ſollen Alt und Junge.

Von dem Schlafe der Herr da aufſtund,
wohl wußt' er, was er ſollte thun.
Er gab den Köllnern wieder ſeine Huld;
wie groß auch, daß er ſie haßte, war ihre
Schuld.
Von dieſem Flecken' iſt er nun gereinigt und er
nahet ſich Gottes Lohne. Noch wird er kaſteiet
wie Hiob von Haupt zu Füßen und hart betäubt;
ſo ſchied die theure Seele
von dieſem ſiechen Leibe,
von menſchlichem Jammer
ins ewge Paradies.
Das Fleiſch empfing die Erde,
der Geiſt fuhr auf zur Höhe.
Als er zu Gottes Antlitz kam
zu ewigen Gnaden,
thät noch ſein edler Muth
wie der Adler ſeinen Jungen thut,
wenn er ſie lehren will ausfliegen.
Er ſchwebet über ihnen in voller Zier;
Er ſchwingt ſich auf zur Höhe,

das ſehn die Jungen gerne.
So wollt' er uns auch führen,
wohin wir ihm ſollten folgen;
Er zeiget uns hienieden,
welch Leben ſei im Himmel.
Am Grabe, da ſie wollten todt ihn haben,
da wirkt' er ſchöne Zeichen;
die Siechen und Gekrümmten
die wurden da geſund.

Mit ausführlicher Pracht wird Ein Wunder, das St. Anno an einem Blinden bewirkt, her erzählt, dies an die größeſten, prächtigſten Wunder Moſes geſchloſſen und mit einem ſehr treffenden edeln Lobe der göttlichen Güte geendigt.

Was ſagen Sie zu dieſem Gedichte? Zu ſeiner Compoſition, zu ſeiner Würde, zu ſeinem Umfange, zu Zuſammenleitung ſeiner Theile, zu ſeiner moraliſchen Schönheit, endlich zur Blume ſeines Vortrages? Hätte jeder Heilige einen ſolchen Lobredner, jedes Kloſter einen ſolchen Dichter gezogen; wie reich wären wir! wie gern wollten

ten wir dieſe Heiligen ehren! Leſen Sie jetzt das Gedicht im **Schilter** oder lieber in **Bodmers Opitz**, und ſuchen das Ganze, (wie ſchwer es auch würde,) in Eins zu faſſen; es iſt wie eine ungeheure Gothiſche Kirche im ſchönſten Styl dieſes Geſchmacks. Nur St. Anno's Leben und die Geſchichte ſeiner Zeit müſſen Sie dazu leſen; unglaublich iſts, wie der Dichter von Allem die würdigſte Seite zeigt und gleichſam die ſchönſte Blume gepflückt hat. 10) Nächſtens eröfnet ſich uns ein neues Feld der Zeiten.

---

10) Eben leſe ich im Bragur, Th. 2. S. 440. daß eine Ueberſetzung dieſes Liedes mit hiſtoriſchen Anmerkungen von Herrn Prof. Hegewiſch in Eggers Deutſchen Magazin, (1791. May) zu finden. Der eben genannte würdige Mann hat uns vom Erzbiſchof Anno bereits einige Nachrichten überſetzt, in ſeinen Charakterzügen der Deutſchen.

3.

Sie werden bemerkt haben, daß im Lobgeſange auf den St. Anno ſchon eine biegſamere Sprache herrſchte, als bei Ottfried oder dem Siegsſänger gegen die Normannen zu finden ſeyn konnte. Wie wenn ich ſie auf einmal in den Garten der feinſten Zucht und Sitte, der Ehre und Liebe einführe, wo jede Blume in der artigſten Sprache genannt und geprieſen wird?

Ich grüße mit Geſange die ſüße,
die ich vermeiden nicht will, noch mag.
Da ich ſie von Munde ſelbſt konnte grüßen,
ach leider, deß iſt mancher Tag! —
Wer nun dieß Lied ſinge vor ihr,
der ich ſo gar unſanftiglich entbehre;
Es ſei Weib oder Mann, der habe ſie gegrüſſet von mir.

Sie ſehen, ich rede von den Dichtern des ſchwäbiſchen Zeitalters, und zürne auf mich ſelbſt, daß ich auch dieſe erſte Strophe eines Geſanges Kaiſer

Hein-

Heinrichs des ſiebenden der Lieblichkeit ihres Dialekts entraubt habe. Sie ſoll auch die einzige ſeyn: denn man muß dieſe Poeſien nothwendig in ihrer Mundart ſelbſt leſen. Jeden harten Buchſtaben oder Vocal, den man aus unſrer rauheren Sprache einſchaltet, jedes ſanfte Bindewort, das man ausläßt, weil es uns ungeläufig iſt, jede Regel der Grammatik und Conſtruction, die man verändert, tödtet eine Grazie des Dichters. Bodmer hatte Recht, daß er dieſe Sprache ſo hoch pries, und Umbildungen dieſer Gedichte nicht verſuchte; ſie ſind äußerſt ſchwer, ja faſt unmöglich, es ſei denn, daß man ſie blos des Verſtändniſſes wegen in Proſe gebe. Sie kennen das ſchöne Lied König Konrads, (Vaters des unglücklichen Konradin:)

> Ich freue mich mancher Blumen roth,
> die uns der Meye bringen will u. ſ.

Sie kennen den ungemein ſchönen Klagegeſang des Herzogs Heinrich von Breßlau, den uns Götz in ſeiner Manier verkürzt gegeben:

Ich klage dir, May; ich klage dir, Sommerwonne,

Sie kennen ohne Zweifel noch manche, die Gleim und andre in ſehr glücklichen Nachbildungen gegeben; das Unmögliche iſt aber unmöglich. Leſen Sie die Gedichte ſelbſt und gewöhnen ſich an die Mundart dieſes Zeitalters, oder vielmehr laſſen Sie ſich ſolche von einem zarten Munde, der ſich in den Reſten des Dialekts zugendlich gebildet hat, vorleſen; und Sie werden über die fließende Anmuth und Süßigkeit der alten Deutſchen Sprache erſtaunen. Noch mehr werden Sie erſtaunen, wenn Sie dieſen ganzen Lorbeer- und Myrthenwald allmählich mit Muße durchwandeln. Kaiſer, Könige und Fürſten, Fürſten aus allen Gegenden Deutſchlands in Böhmen, Schleſien, Brandenburg, Meißen, Thüringen, Brabant, am Rhein u. ſ. Edle aus den berühmteſten Geſchlechtern aller Provinzen Deutſchlands und der Schweiz; außer ihnen Bürger und eine Menge Perſonen, die auf einen Liederſtreit als auf ein Abentheuer ausgingen, kommen darinn vor; die Gewächſe ihrer Poeſie ſind zwar ſehr verſchieden, bald anſehnliche Stämme, ſchöne, fruchtbare Bäume, bald kleine niedliche Geſträuche, hie und da auch ein verworrenes Gebüſch nicht ohne Unkraut; im Ganzen aber iſt und bleibt dies dichteriſche Zeitalter ein Phänomenon in der Deutſchen Geſchichte. Wer iſt, der es uns erkläre, wie man die Entſtehung eines Homers, Oßians, der Skalden erklärt hat? **Bodmer** hoffte mit ſeiner Ausgabe der Maneſſiſchen Sammlung ſolcher Dichter einen Commentar darüber aus den Umſtänden der Geſchichte zu veranlaſſen; 11) dieſer Commentar aber iſt noch nicht erſchienen. Und doch würde ein ſolches Unternehmen nicht nur das Leſen der Dichter ſelbſt leicht und angenehm machen, ſondern auch den lehrreichſten Aufſchluß über eine der merkwürdigſten Perioden Deutſchlands, ja des menſchlichen Verſtandes ſelbſt geben.

Denn,

---

11) Sammlung von Minneſingern aus dem Schwäbiſchen Zeitalter, Zürich 1758. Vorr. des zweiten Theils.

Denn, m. Fr., warum haben dieſe merkwürdigen und großentheils angenehmen Gedichte in unſerm Vaterlande bisher ſo wenig Wirkung hervorgebracht, ja ſelbſt ſo wenig Aufmerkſamkeit erreget? Warum liegt Bodmers Ausgabe in unſern Buchläden todt da? Laſſen Sie uns, ſo manche Urſache wir dazu hätten, nicht blos das Klaglied über die Unachtſamkeit der Deutſchen gegen alles was vaterländiſch iſt, anſtimmen; etwas dazu möchte immer doch auch in der Art liegen, wie die Sache behandelt ward. Der Verdienſtreiche Bodmer gab zuerſt Proben dieſer Poeſie mit einer kleinen Grammatik, einem Gloſſarium, und einigen Nachrichten, ſo weit er ſie damals hatte und haben konnte; 12) er war dabei auf einem guten Wege. Bei der ganzen Maneſſiſchen Sammlung ward ihm das Werk zu ſchwer; er gab ſie ohne Gloſſarium, ohne erläuternde Anmerkungen, ſo gar ohne Unterſcheidung

---

12) Proben der alten ſchwäbiſchen Poeſie des dreizehnten Jahrhunderts, Zürich 1748.

der Lieder heraus, blos und genau wie er ſie in der Handſchrift fand. 13) Das war nun freilich zu einem leichten, angenehmen und nützlichen Gebrauch dieſer Gedichte dem Leſer zu viel zugemuthet, von ihm zu viel erwartet. Die gedrungene Menge der Verſe von hundert und vierzig Dichtern übertäubte; und es mögen wenige in Deutſchland ſeyn, die das intereßante Buch bis zu Ende geleſen, geſchweige ſtudirt und ſich nutzbar gemacht haben. Dieſen ſchreckt die Einförmigkeit, oder, wie er meint, die Trivialität des Inhalts, in dem ſo viel von Minne und Weibern, von May und Sommer, von Zucht und Ehre geſprochen wird, ab; jener kommt mit der Sprache nicht fort: Ein unverſtändliches Wort hindert ihn am Genuß der ganzen Strophe; ein Dritter, der alles gern an Stelle und Ort betrachtet, weiß nicht, wohin er dieſen oder jenen erwähnten Umſtand bringen ſoll? wer dieſer **Wenzel** und **Konrad**, jener **Rudolf** oder **Heinz**

---

13) Sammlung von Minneſingern, 4. Zürich 1758.

Heinrich ſei? er glaubt alſo, da er dieſe Geſänge mit der Geſchichte nicht verbunden ſieht, Stimmen außer aller Zeit, etwa das Erdmännchen zu hören, dem Bodmer in Einem ſeiner kritiſchen Briefe einige Strophen dieſer Lieder in den Mund leget. 14) Und ſo bleibt der mit Mühe entdeckte Schatz wie begraben.

Ich wüßte eine fügliche Auskunft. In der Jenaiſchen Univerſitätsbibliothek liegt ein nicht unbekannter, ſchätzbarer Codex, von dem **Wiedeburg** vor faſt vierzig Jahren Nachricht gegeben 15) und zu deſſen Ausgabe man neulich Hoffnung gemacht hat. Ich kenne ihn ziemlich genau, und habe mir einen Theil der Gedichte ſelbſt abgeſchrieben; er enthält nicht nur einige völlig neue Dichter, die in der Maneſſiſchen Sammlung nicht ſind, ſondern auch von denen in dieſer Samm-

---

14) Neue kritiſche Briefe Zürich 1749. S. 474.

15) **Wiedeburgs** Nachricht von einigen alten Deutſchen poetiſchen Manuſcripten in der Jenaiſchen akademiſchen Bibliothek, Jena 1754.

Sammlung vorhandnen neue Stücke, und endlich die ſchon herausgegebnen (der Maneſſiſche Codex iſt viel reicher) in einem andern, dem Thüringiſchen Dialekt. In alle dieſem kann er ſehr lehrreich werden. Was herausgegeben iſt, darf nicht wiederholt werden; eine Vergleichung dieſer Stücke aber möchte Materialien zu einer **Abhandlung über die allmähliche Bildung der verſchiednen Dialekte Deutſchlands** geben, die manches aufhellte. Eigentliche Minnelieder ſind in ihm wenige; die meiſten ſind moraliſch, lobend oder ſtrafend, ſatyriſch, geiſtlich. Dies führt von ſelbſt auf die **Geſchichte der Begebenheiten, Meinungen und Sitten der Zeit.** Viele Lieder haben Melodieen, woran es dem Maneſſiſchen Codex fehlte; zum Verſtändniß der Sylbenmaaſſe und des Versbaues, überhaupt auch zur Geſchichte der Declamation und des Tons der Zeiten ſind dieſe ein ſchätzbares Hülfsmittel, gleichſam ein Aufſchluß zur Form der Gedichte. Denn wenn wir unpar-

theiſ

theiiſch reden wollen, ſo dünkt uns oft doch, wo das Gedicht nicht eigentliches, muntres Lied iſt, die Minneſinger-Weiſe langweilig; die Strophe ziehet ſich in langen und kurzen Zeilen für uns Tonlos und matt dahin, wie ſie in ſpäterer Zeit bei den Meiſterſängern ſich faſt unausſtehlich ſchleppte. Ein Aufſchluß, der uns hierüber ein Tonkünſtler gäbe, wäre niemanden unwillkommen; und nicht unwillkommner die Unterſuchung, wie dieſe ſchleichenden Sylbenmaaſſe in die Deutſche Sprache gekommen ſeyn, die ehedem ſo kurze, raſche Wortſchälle liebte. Am willkommenſten wäre uns dabei ein erläuternder Commentar dieſer Gedichte aus den Begebenheiten und Sitten des damaligen Zeitalters. Von ſelbſt würde ſich dieſer auf **Bodmers** und **Müllers** Sammlungen 16) erſtrecken müſſen; und ſo würde der Commentar den Dichtern ſelbſt aufhelfen. Jenes zu gut würde man dieſe leſen. Nothwendig käme man dabei der Sprache auch zu Hülfe, welches

---

16) Berlin, 1783. 4.

ches jetzt nach **Oberlins** Gloßario leichter iſt, als es zu Bodmers Zeit war. Geſchähe dieſes durch ein Gloßarium, oder durch Noten, oder durch eine proſaiſche Ueberſetzung unter dem Text, wie es dem Herausgeber am Zweckmäßigſten dünkte; auf jede Weiſe würden dieſe Gedichte unterrichtend, angenehm, lesbar und lebendig.

Ohne Zweifel wünſchen Sie mit mir, daß ein ſo rühmliches Werk bald erſcheine. Es falle aber ja einem verſtändigen Mann in die Hände, der uns die Schönheit der alten Deutſchen Muſe nicht vordeklamire. Sie iſt beſcheiden und züchtig; ſie will nicht gelobt, aber verſtanden, geſchätzt und geliebt ſeyn.

Dabei wollen wir uns alle Hoffnung vergehen laſſen, daß unſre jetzige Deutſche Fürſten, Kaiſer, Könige, Herzoge, Grafen und Herren, wie ihre Vorgänger und Urahnen, Gedichte machen ſollen und werden; die Zeit iſt vorüber. Gnug, wenn ſie aus dieſem Werk die Sinnesart und den

Ruhm ihrer Vergänger und Urahnen kennen lernen; und dazu könnte für viele der edelſten Geſchlechter im obengewünſchten Commentar mancher Rath geſchafft werden.

Mein heutiger Brief liefert Ihnen keine Poeſie: denn was hülfe es, aus einem ſo reichen Garten ein paar welke, ausgerupfte Blümchen vorzuzeigen? In einer ſchönen Sommermuße müſſen Sie den reichen Garten ſelbſt kennen lernen.

Ueber die langen epiſchen Gedichte dieſes Zeitalters werde ich Ihnen gar nichts ſchreiben. Die wenigſten habe ich geleſen; es hat mir zu ihnen Luſt und Muſſe gefehlet. Dem Inhalte nach möchte ich ſie gern, auch wo ihr Stof aus fremden Sprachen entlehnt iſt, in ihrem Deutſchen Gewande kennen lernen; und ich wünſchte, (denn mein Brief iſt einmal auf dem Wege des Wünſchens) daß uns ein Deutſcher Treßan, angenehm und intereßant wie der Franzöſiſche, eine Bibliothek dieſer epiſchen Romane gäbe. Er könnte auf ſeinen glänzenden Franzöſiſchen Vorgänger verweiſen, und nur bemerken, welche neue Geſtalt der fremde romantiſche Stof in Deutſchen Köpfen angenommen habe. Dies möchte eine nicht zahlreiche, aber ſehr unterrichtende Bibliothek der Deutſchen epiſchen Romane werden; worüber ſeit einigen Jahren hie und da in Schriften und Journalen manches Gute bereits verſucht iſt. *) Leben Sie wohl, und erwarten, daß ich Ihnen nächſtens eine Deutſche Epopee nennen und ſie (proh Dii!) dem Homer unmittelbar zur Seite ſetzen werde.

---

*) Journal von und für Deutſchland, im Deutſchen Muſeum u. ſ. f. Auch die Deutſche Bibliothek der Romane (Riga bei Hartknoch) hat für dieſe Werke ein eigenes Fach.

4. Die

4.

Die Deutſche Epopee, die ich Ihnen zu nennen hatte, iſt nichts anders als der Ulyſſes aller Ulyſſe, **Reineke, der Fuchs**; eine der erſten Compoſitionen, die ich in irgend einer neueren Sprache kenne.

Ueber eine Sache, die uns lieb iſt, mag man gern reden; erlauben Sie alſo, daß ich hier etwas weit aushole.

Leßing hat gezeigt, daß die **Beſtandheit der Thiercharaktere** Thiere vorzüglich zu handelnden Perſonen der Fabel empfehle. 17) Er hat auch einen Vorſchlag zu fortgeſetzten äſopiſchen Fabeln gethan, und davon Proben gegeben; er wußte aber ſelbſt, daß dergleichen fortgeſetzte, ja zu einer größeren Compoſition zuſammengeordnete Fabeln längſt da und bei mehreren Völkern beliebt waren. Sie kennen die Indiſchen Fabeln **Bidpai**, die **Wilkins** vor einigen Jahren aus der Ur-

---

17) Abhandlungen hinter ſeinen Fabeln.

Urſprache bekannt gemacht hat. 18) Dieſe waren vorher im Perſiſchen, Arabiſchen, Griechiſchen und ſeitdem unter verſchiedenen Namen in mehreren Europäiſchen Sprachen bekannt, und allenthalben mit Recht geprieſen; gegen unſern Reineke Fuchs ſind ſie indeſſen nichts als ein zuſammengereiheter Roſenkranz, oder vielmehr eine **Einſchachtelung** von Fabeln, da eine in der andern ſteckt, ſo daß man zuletzt nicht weiß, wer erzählet? Die Morgenländer gingen auf dieſes Kunſtſtück eigentlich aus, und ich mag ſie in ihrem Geſchmack nicht tadeln; darf aber auch nicht bergen, wie lieber mir Reineke, der Fuchs, ſei. Hier iſt alles fortgehende Epiſche Geſchichte; nirgend ſteht die Fabel ſtille; nirgend wird ſie unterbrochen; die Thiercharactere handeln in ihrer Beſtimmtheit, mit der angenehmſten Abwechſelung fort, und Reineke, der in einem großen Theil des Gedichts, wie Achill, in ſeinem Schloß Malepartus ruhig ſitzet, iſt und bleibt doch, das Haupt-

---

18) The Hitopades of Viſhnu-Sarma. Bath, 1787.

Hauptrad, das alles in Bewegung bringt, in Bewegung erhält, und mit ſeinem unübertreflichen Fuchscharakter dem Ganzen ein immer wachſendes Intereße mittheilet. Man lieſet eine **Fabel der Welt**, aller Berufsarten, Stände, Leidenſchaften und Charaktere. Eine Känntniß der Menſchen, der Höfe, der Geſchlechter, des Laufs der Begebenheiten iſt in ihm bemerkbar, daß man beſtändig vor dem köſtlichen Spiegel zu ſtehen glaubt, von welchem der Fuchs ſo angenehm lüget; und die Scenen der größeſten Gefahr werden natürlich auch die lehrreichſten, die intereßantſten Scenen. Alles iſt mit Kunſt angelegt, ohne im mindeſten ſchwerfällig zu werden; die Leichtigkeit des Fuchscharakters half nicht nur dem Reineke, ſondern auch dem Dichter aus; ſie half ihm zu ſinnreichen Wendungen, in einer Leichtigkeit und Anmuth, die ihn bis zur letzten Zeile begleitet. Ich geſtehe, daß dies alles der angenommenen Theorie ziemlich entgegen ſei, und daß, wenn man mir von einer Thierfabel, die durch lange vier Bücher fortgeführt wird, erzählt hätte, man mich ungläubig würde gefunden haben. In der Ausführung, je länger der Fuchs ſchwätzt, und betrügt, je gelehrter und künſtlicher er lüget; deſto angenehmer wird er. Durch unmerkliche Gradationen wurden wir auf alles zubereitet; und die Geſchichte vom Schatz und von den Kleinodien, die Ihren beiden Majeſtäten beſtimmt waren, iſt vielleicht das Ergötzlichſte, das in dieſer Gattung je geſchrieben werden konnte. Diſputire man von **vernunftmäßiger Erhöhung der Thiercharaktere**, wie weit ſie dem Fabuliſten erlaubt oder verſagt ſei; das Genie ſpottet dieſer unbeſtimmten Verbote. Es weiß durch innere Regel, wie hoch es den Charakter eines Thieres oder Menſchen hie und nicht dort, dort und nicht hie erhöhen könne, erhöhen müſſe und dörfe. Dieſe innere Regel iſt ihm Geſetz, und die Würkung auf uns ſein ſicherer Bürge. Die anmuthige Ruhe endlich, die in dieſem ganzen Gedicht herrſchet, die Unmoralität, ja ſogar die Schadenfreude des Fuchſes, die lei-

---

der zum luſtigen Gange der Welt mitgehöret; ſie machen das Buch zur lehrreichſten Einkleidung eben dadurch, daß ſie es über eine enge, einzelne End-Moral erheben: denn eine Epopee oder Tragödie, die ſich zuletzt in einen einzelnen Satz zuſammenzöge, wäre zuverläßig arm und elend.

Dank alſo dem Heldendichter des Fuchſes, wer er auch ſei; Dank allen, die ſich mit dieſem Buche bemüht haben. Auch **Gottſched** wollen wir unter dieſen nicht vergeſſen, ſo viel er bei ſeiner Ueberſetzung gefehlt haben möge. 19) Seine Ausgabe hat dies Gedicht wenigſtens bekannt gemacht; die dabei gebrauchten **Everdingſchen** Kupfer, **Baumanns** moraliſchen Commentar mit denen in ihm oft vorkommenden Stellen alter Deutſchen Gnomologen hat man auch daneben; und hinten beigefügt iſt die niederdeutſche Urſchrift ſelbſt. Allerdings iſt dieſe von ſonderbarer Süßigkeit

---

19) Heinrich von Alkmar Reineke der Fuchs, überſetzt von Gottſched. Leipzig 1752. in 4.

keit und Anmuth; faſt ohne gewöhnliche Flickreime flieſſen die Verſe, wie ein ſanfter Strom; das Luſtige, Naive, Poßirliche wird in ihm ſiebenfach natürlich und luſtig.

Aber, werden Sie ſagen, iſt dieſes Gedicht denn ein Deutſches Product? iſts nicht eine Ueberſetzung aus dem Alt franzöſiſchen, wie ſein Verfaſſer ſelbſt ſaget? Allerdings. Darauf laße ich mich aber nicht ein; gnug, wir ſind im Beſitz, und **kennen** bisher kein franzöſiſches Original, aus dem es überſetzt wäre. Welche Nation ſich des Werks anmaaßet, beweiſe ihre Anmaaſſung, nicht durch Titel des oder jenes Romans, ſondern durch Bekanntmachung des Originals ſelbſt. *) Fände da ſich auch ein ſolcher Roman (und ich wünſchte, daß man ſich um die in dieſer Streitſache genannten Gedichte Mühe gäbe;) ſo bleibt meines Erachtens dem Alkmar oder wer der Verfaßer **unſres** Gedichts ſei, immer noch ſein ganzes Verdienſt; er hat, da er überſetzte, wirklich gedichtet. Da iſt auch keine Lücke, kein Zwang einer Nachahmung oder eines Erborgten ſichtbar; die Scene des Gedichts liegt um den Verfaßer wie ſeine Welt da; jede Thierſeele, ja der lebendige Lauf der Zeit hat ihn beſeelet. In einem Jahrhundert, da **Comines** ſeine Geſchichte ſchrieb, konnte ein andrer wohl auch Reinike den Fuchs ſchreiben; ſie lebten auf einem Gipfel des Glanzes der Höfe, ſo wie auch politiſcher Ränke und Unterhandlung. Damals waren dieſe Dinge viel mehr in ſinnlichem Anblick, als ſie es jetzt ſind; die Politik hat ſich ſeitdem immer mehr in die Cabinetter verkrochen, die Charakter-Beſtandheit einzelner Stände iſt geſchwächt, ja hie und da ausgelöſcht worden. Zu unſrer Zeit kann kaum jemand mehr einen Reincke lich, das wäre der Rede werth! Nein, mein feiner Reineke treibt ſeine Wirthſchaft im Namen aller Füchſe auf Gottes Erde; in ihrer aller Namen hintergeht er, beichtet, verantwortet ſich und kommt von der Leiter des Galgens zu hohen Ehren empor. Sein Schloß Malepartus hat tauſend und abermal tauſend Namen; ſo wie Majeſtäten, Beichtvater, Geheimſchreiber, Canzler und Räthe, (eben der von Leßing bewieſenen Charakter-Beſtandheit wegen) ihre ewige Urbilder haben. Eine hiſtoriſche Hypotheſe ſolcher Art zerſtört den Zweck und die Abſicht der ganzen poetiſchen Schöpfung, und iſt eben ſo unnatürlich als unpoetiſch. Wenn alle Herrn von Fuchs und Voß ausſterben, ſtirbt das Geſchlecht der Reineke zum Beſten der Welt nie aus, und ſo lange es Löwen, Dächſe, Wölfe, Bären, Kater, Böcke, Haſen und Schlangen giebt, wirds den Füchſen wohlgehen, für die Hof und Welt gemacht zu ſeyn ſcheinen.

---

*) Den von Suhl aus der Lübeckſchen Bibliothek herausgegebnen holländiſchen Reineke kenne ich noch nicht. Nach denen von Gottſched gegebnen Proben ſcheinet er dem Franzöſiſchen Original näher zu kommen; das wahre Epiſche Kunſtgedicht bleibet indeſſen vor der Hand dennoch das Deutſche, bis das Original ſelbſt erſcheinet.

Weil ich mit meinem Reineke der Zeit nach etwas vorgeſchritten bin; ſo wollen wir nächſtens einige Schritte zurückgehn. Im Wege ſind wir dennoch geblieben.

5.

Von jeher hat die Deutſche Poeſie die Moral geliebet. Gewiß nicht nur, weil ſie ſeit der chriſtlichen Zeitrechnung von den Klöſtern ausging, und meiſtens religiöſen Inhalts war; ſondern wohl auch des biedern Characters und der Rechtlichkeit der Nation wegen. Ein hoher Aufſchwung, eine zügelloſe Licenz lag weder in der Gemüthsart, noch in den Gewohnheiten, Sitten und Geſetzen der Deutſchen; ſelbſt das Klima begünſtigte ſolche nicht, oder es foderte ſie wenigſtens nicht auf. Wenn man alſo den wärmern Nationen eine tiefere Empfindung zugeben, mithin auch manche raſchere Ausſchweifung zu gut halten muß: ſo haben wir uns dagegen den Weg der goldnen Mittelmäßigkeit geſichert, und dazu, wie alles, ſo auch unſre Versart eingerichtet. Für **Fabel** und **Sprüche**, die beiden leichteſten Einkleidungen der poetiſchen Moral, iſt die kleine Versart in achtſylbigen Jamben, die den mittleren Jahrhunderten die gewöhnliche war, gleichſam ge-

geſchaffen. Beide haben ſich ihr auch ſehr glücklich, oft mit beneidenswerther Kürze und wenn ich ſo ſagen darf, mit einer **Rechtſchaffenheit** eingepräget, daß der ziemlich eintönige Vers gleichſam ein Echo der eintönigſtarken Ueberzeugung zu ſeyn ſcheinet. Schon in den Dichtern der Schwäbiſchen Zeiten bemerkt man, daß, ſo viel Kunſt man auch auf die Bildung einer abwechſelnden Strophe verwandte, die moraliſchen Sprüche die einförmigſten und durch das Wiederkommen ihrer Schwere gleichſam die prägnantſten werden; die Anmahnungen des Königes Tyrol an ſeinen Sohn, des Winsbeck und der Winsbeckin an ihre Kinder, (ob ſie gleich noch Lyriſcher Art ſind,) nähern ſich ſchon dieſem moraliſchen Rhythmus. 23) Vortrefliche Stücke, ein Kern der Alt-deutſchen Treue und Sitten-Erziehung! Im Maneßiſchen ſowohl als Jenaiſchen Codex kommen manche Fabeln, oder kleine allegoriſche Geſpräche

z. B.

---

23) Schilter T. II. Bodmers Sammlung der Minneſinger Th. 2. Bragur Th. 1. 2.

z. B. zwiſchen der Treu und Untreu, der Wahrheit und Unwahrheit vor; leichte Einkleidungen, bei denen es wenig auf Kunſt, deſto mehr aber auf gute Meinung und Lehre ankam. Der alte Gnomolog, der unter dem Namen **Freidank** bekannt iſt, brachte die kurze Sentenzen-Versart noch mehr in Gebrauch. Er ſcheint viel geleſen und auswendig gelernt worden zu ſeyn; und wahrſcheinlich wird man bei Zuſammenhaltung der Handſchriften an mehreren Orten ihn dort und hier verändert, vermehrt, verbeſſert finden, nachdem man aus dem Schatz ſeiner Erfahrung oder Beleſenheit neue Sprüche und Lehren hinzufügte. Da jetzt verſchiedene Gelehrte ihre Aufmerkſamkeit auf dieſen alten Sittenlehrer zu richten ſcheinen; 24) ſo werden wir darüber bald nähere Auskunft haben. Und ſodann ſollte dem **Freidank** der **Renner** zugegeben werden, ein ſchätzbarer Moraliſt, nicht nur des Inhalts, ſondern auch ſei-

---

24) Nach verſchiednen Notizen im 2. Th. des Bragur.

ſeiner Diction wegen, ob ich dieſe freilich bisher nur aus ſeiner **gedruckten** Ausgabe kenne. **Leßings** Gedanke, ihn aus Handſchriften herauszugeben, unterblieb, wie leider mehrere ſeiner guten Gedanken; aber ſollte nicht **Eſchenburg**, der ſich um Leßings Nachlaß ſo ſehr verdient gemacht hat und ganz der Mann zu dieſem Werk iſt, den Gedanken ſeines Freundes aufnehmen, und uns den alten **Hugo von Trimberg** (etwa auch nur wie Leßing und Rammler den Logau gaben,) aus Handſchriften wiederherſtellen? 25) Sollte unſre Nation der Kindheit ſo ganz entwachſen ſeyn, daß ſie die alte Moral und Fabelunterweiſung ihrer Väter, mit der glücklichſten Präciſion biederherzig ausgedruckt, nicht wenigſtens von den Motten befreit wünſchte? „Nachdem alle „Menſchen, ſagt Flacius Jllyrikus, gern von „ihren Eltern und Vorfahren viel wiſſen wollen, auch

---

25) Jm **Bragur** iſt bereits der Anfang mit einigen Fabeln aus der gedruckten Ausgabe gemacht; die Sentenzen dünken mich das Vorzüglichere in dieſem Autor.

„auch alles ſo bei ihnen gewöhnlich und gebräuchlich, hochhalten; weil auch alle Menſchen gern „etwas, beides von den uralten und von fremden „Sprachen, wiſſen: ſomuß einer je gar ein Stock „und ſo zu reden kein rechter Deutſcher ſeyn, der „nicht auch gern etwas wiſſen wollte von der alten „Sprache ſeiner Vorfahren und Eltern.„ Mich dünkt, ich ſehe eine Zeit nahen, da wir uns mehr als bisher zu dieſem Studium thun, und unſre Fürſten ſelbſt ſich bemühen werden, ihr Volk von der Nachahmung fremder Sitten und Sprachen zu ihrer eignen, und zu den Sitten ihrer Vorfahren zurükzulenken. Dann kommt es nur auf fähige Köpfe und rüſtige Kräfte an, der Nation dieſen Weg angenehm zu machen und ſie mit edler Gewalt darauf feſt zu halten. Der Franzöſiſche Parnaß iſt zerſtöret, der Italieniſche iſt lange dahin, der Brittiſche trägt mäßige Früchte; laßet uns unſre eigne Aecker, die Felder unſrer Väter und Urväter bauen; hier blühet uns Glück! —

Doch wo gerathe ich hin? Wo Sie mir indeß gewiß gern nachgefolgt ſeyn werden; ich komme wieder zu meiner **Spruch- und Fabelpoeſie der Deutſchen.**

Boners Fabeln ſind bekannt; es haben ſich ihrer nach und nach, zuletzt auf einmal ſo viel tüchtige und würdige Hände angenommen, **Scherz, Bodmer, Leßing, Oberlin,** daß jedem vergeßenen Dichter der Deutſchen ein ähnliches Schickſal und vom letztgenannten Gelehrten eine Ausgabe derſelben zu wünſchen wäre, wie Leßing ſie vorſchlug. 26) Da winkt uns aber noch ein andrer, meinem Urtheil nach viel ſchätzbarerer Fabeldichter als Boner, es iſt **Burkard Waldis.** 27) Zachariä dichtete in ſeiner Manier und Eſchenburg nahm Gelegenheit, ſein Andenken wenigſtens in einigen Proben zu erneuern; mei-

---

27) S. Eſchenburg über Boners Fabeln, im Bragur, Th. 2. S. 387.

26) Eſopus, ganz neu gemacht, durch Burkard Waldis, Frankf. 1584.

meinem Wunſche nach ſollte, mit wenigen Ausnahmen, der ganze Burkard Waldis neu gedruckt werden. Seine Erzählung iſt ſo natürlich und leicht; er hat eine ſo ſchöne Anſchauung der Dinge um ihn her; ſeine Sentenzen, die oft länger als die Fabeln ſind, ſchütten ein ganzes Füllhorn von Lehren, Bemerkungen, Sprüchwörtern, Erfahrungen aus, daß er ſchon als Gnomolog vor Vielem anderm, was in unſrer Zeit gedruckt wird, den Druck verdiente. Manche kleine Seite von ihm möchte ich lieber geſchrieben haben, als große Geſchichten und Lehrgebäude.

Wie wäre es, wenn ich mich ſogleich von Burkard Waldis unterbrechen und ihn dieſen meinen trocknen Brief endigen ließe? Hier iſt ſein Buch; und damit ich keine Vorliebe zeige, möge die erſte Fabel ſtatt aller dienen.

Der Hahn findet eine Perle, und er erfreuet ſich ihrer:

Er ſprach: was thuſt du, edles Kleinod,
in dieſem unfläthigen Koth?

Wenn

Wenn dich ein reicher Kaufmann hätt',
viel großer Ehr' er dir anthät,
und würd' dich halten alſo hold,
daß er dich faſſen ließ in Gold.
Du magſt aber nicht nutzen mir;
ſo kann ich auch nicht helfen dir,
und dir erzeigen ziemend' Ehr;
ein Hand voll Gerſt mir lieber wär,
damit ich möcht den Hunger ſtillen,
der ſich nicht läßt mit Perlen füllen.

* * *

Die Unverſtändgen merken beym Hahn:
Kunſt, Weisheit zeigt die Perle an.
Ein Narr achtet nicht groſſer Kunſt;
auch iſt die Straf' an ihm umſunſt.
Das Böſ' den Guten iſt nicht gut;
Das Gut' den Böſen Schaden thut.
Das Heilthum (Heiligthum) iſt nicht für die Hund';
Perlen ſind Säuen ungeſund.
Der Muskat wird die Kuh nicht froh;

Ihr

Ihr ſchmeckt viel baß grob Haberſtroh.
Ein Alter ſich zum Alten findt;
Auch mit einander ſpielen die Kind. (Kinder.)
Ein Weib geht zu den andern Frauen;
Ein Kranker will den andern beſchauen.
Darum ſichs in der Welt jetzt hält;
Zu Gleichem Gleich ſich gern geſellt.

Welch ein Reichthum an leichten aus einander fließenden Sprüchen und Lehren!

6.

Warum ich von den Meiſterſängern noch nicht geſprochen? Weil ſie mir oft herzliche Langeweile gemacht haben. Sie fangen dicht hinter den Schwäbiſchen Dichtern an, und es iſt nicht zu läugnen, daß ein Theil dieſer ſchon Meiſterſängerei enthalte; je mehr aber dies Zunftweſen mit der Zeit zunahm, deſto unbarmherziger ſangen die Meiſter. Da ihre ganze Kunſt auf Weiſe, d. i. auf Melodie geſtellet war, und Tonloſe Handwerker hierin wohl nicht viel Gutes erfinden konnten: ſo wurden in kurzem die Morgenröth- und Abendröthweiſen ſo gedehnt, ſo langweilig, daß ich mir bei den meiſten nur den Tuchmacher, Schneider und Schuſter denken kann, der ſeinen Faden lang und kurz ziehet. Da iſt auch kein Seelerhebender Ton, keine Gegenwart der Dinge, kein plötzlicher begeiſternder Augenblick, (denn wie konnte der in ihre Zünfte gelangen?) merklich; Chriſti Geburt und Auferſtehung, der heil. Geiſt und geiſtloſe Schwänke werden zu einem [illegible] langen Seil geſponnen, und nach Handwerksgebrauch verdrehet. Viele ihrer Melodieen ſind zum Einſchlafen; die ſchönſte Sage, das niedlichſte Mährchen wird ein Handwerkslied, ſo trödelhaft, daß es weder Geſellen noch Kinder ſingen mögen.

Und ſie haben viel Schaden gethan, dieſe langweiligen Meiſtergeſänge. Alle Geſangbücher wurden damit angeſteckt: die Flickwörter, Flickſylben, jedes Yah der Meiſter gieng unvermerkt inſonderheit in die geiſtliche Poeſie über. Ich weiß wohl, daß man von dieſer Seite die Sache nicht hat betrachten mögen; meine Behauptung iſt aber wahr und läßt ſich aus der Geſchichte erweiſen. Die älteſte Poeſie der Deutſchen war kurz, die Lieder der Kirchenväter kurz und bündig; das Trödeln kam von den Handwerksſtühlen her, und wie konnts auch anders? Ein Mann ohne Gedanken und Känntniſſe ſoll lange Weiſen ausfüllen! Ein Mann ohne große, geſchweige außerordenliche Empfindungen ſoll neue Weiſen erfinden

den und lehren! Nur unter den Deutſchen, zumal in den Reichsſtädten hat dieſer Zunftkram ſo lange dauern und von da aus ſich ſo weit fortbreiten können: denn der Deutſchen Art nach wird alles gern langweilig und zünftig.

Erlauben Sie alſo, daß ich vom großen Uebel mir das kleinſte wähle, mithin auf die geiſtlichen und weltlichen **Schwänke** der mehreſten Meiſterſänger Verzicht thue und mich an ihre **Grüße** und **Sprüche** halte.

Sie wiſſen, die Meiſter ſagen einander vor der Lade den Gruß; der Geſelle hat ſeinen Spruch. Solche Grüße und Sprüche hat auch die Meiſterſängerzunft fleißig gehandhabet. *)

Sprüche einer gewiſſen Gattung nannte man **Priameln**, weil zuerſt **präambulirt** wurde, ehe man zum Aufſchluſſe kam. Ich habe ſie anderwärts das Deutſche Epigramm genannt; die Form derſelben iſt aber ſehr alt. In den Sprüchen

---

*) Eine Sammlung derſelben war dieſem Briefe beigelegt; ſie mag indeß auf einen andern Ort warten.

chen Salomons und im Sirach iſt ſchon der Keim zu Priameln da, woher ihre Form auch genommen ſcheinet. In den Deutſchen Zünften ward dieſe Form ausgebildet, und wenn ich ſo ſagen darf, zum Handwerksleiſten. Sie iſt in ihrer Art gewiß nicht verächtlich; man kann viel Scharfſinniges in einer vortreflichen Kürze, mit Aufhalt der Erwartung, darinn ſagen, welches allerdings die Seele des Spruchs zu ſeyn ſcheinet. Ich wünſchte alſo, daß, wie **Leßing** und **Eſchenburg** dergleichen bekannt gemacht haben, 28) noch mehrere aus alten Papieren hervorgezogen würden; ſie enthalten wirklich, wie Leßing ſie nannte, **Altdeutſchen Witz und Verſtand.**

Auch will ich mit dem, was geſagt iſt, keinem edleren Meiſter der Zunft ſeinen Ruhm abſprechen; und **Hans Sachs** bleibt in Deutſchland, vielleicht in Europa, der Meiſterſänger Meiſter.

In

---

28) Leßings Beiträge zur Geſchichte und Litteratur Beitr. 5. S. 198. Bragur Th. 2. S. 332.

In ſeiner ſchönen Provinzialſprache herrſcht eine ſo angenehme Naivetät, Deutſche Urbanität, Ruhe und Zünftigkeit der Gedanken, daß ich jedem Jahrhunderte in ſeiner Art einen Hans Sachs wünſchte. Es war mir unlieb zu bemerken, daß die angefangene Auswahl ſeiner Verſe mit Spracherläuterungen von einem ſeiner geſchickten Landsleute und Liebhaber vor einigen Jahren nicht zu Stande kam; ich hoffe, ſie wird dazu kommen, oder ihr Urheber für ſie auf eine andre Art ſorgen. 29) Leider erzeigen die Deutſchen ihm nicht die Ehre, die die Engländer ihrem früheren Chaucer beweiſen; 30) und doch hätten wir dazu Urſache. In Anſehung der kurzweiligen Geſchichten, die Er, Waldis u. a. haben, wäre es kein

---

29) Auswahl Hans-Sachſiſcher Gedichte von Häßlein, Nürnberg 1781. Th. 1. Im Bragur hat er nebſt andern auch aus Hans Sachs Beiträge gegeben.

30) Die ſchöne Ausgabe dieſes Dichters mit Tyrwitts Gloſſarium ſollte ein Vorbild ſolcher Ausgaben werden. Ihren Spenſer, Buttler u. ſ. haben die Engländer mit groſſen Commentaren und Noten.

ein übles Werk, wenn wir ihrem Urſprunge nachſpürten; woher dieſe nämlich genommen ſind? welche ausländiſche Schriften zu der und jener Zeit in Deutſchland gegolten haben? Italiener, Engländer und Franzoſen ſind in Unterſuchungen ſolcher Art vor uns voran; und zur Geſchichte der Denkart der Nation ſind ſie unentbehrlich.

Noch iſt eine Gattung von Sprüchen in dieſer Zeit merkwürdig, die **Bilderſprüche**, die emblematiſche Poeſie der Deutſchen. Von jeher liebte unſre ruhig-ſinnliche Nation das Anſchauen; und wie ſie einſt ihre Schilde bemahlte, ihre Wapen und Helme emblematiſirte: ſo ließ ſie ſich Bilder und Embleme auch gern interpretiren. Mochten es gemahlte Fenſterſcheiben, Holzſchnitte oder Kupferſtiche ſeyn; man legte ſie aus und erfand gern etwas, was man auslegen könnte. Dies half der Deutſchen Kunſt auf; und die alte Poeſie gieng langſam und lehrhaft an ihrer Seite. Ich wollte, daß wir eine Geſchichte dieſer

Deutſchen **Bilderſprüche**, mit ihren merkwürdigſten Producten hätten; ohne Zweifel haben mehrere ſtille Liebhaber dazu geſammlet, und **Meuſels** nützliche Journale dörften der beſte Verſammlungsplatz dazu werden. Wie **Holbein** des **Erasmus** unſterbliche Moria mit ſeiner Kunſt begleitete: ſo rüſtete **Brand** ſein Narrenſchiff in und zu Holzſchnitten aus. In den Ueberſetzungen deſſelben, ſie mochten proſaiſch oder poetiſch ſeyn, 31) in **Kaiſersbergs** Predigten u. ſ. kamen dieſe wieder zum Anblick. Wie Aretino ſeine berühmten Sonnetten zu unzüchtigen Zeichnungen erfand: ſo ſuchte der Deutſche keuſchere Geiſt ſittliche Embleme kurz oder langweilig zu empfehlen; dagegen ihm auch die damals vortrefliche Deutſche Kunſt zu Gebot ſtand. Beide haben zu Vorbereitung und Ausbreitung der Reformation das ihrige tapfer beigetragen, 32)

ſo

---

31) Von Jacob Locher, Iodocus Badius u. ſ.

32) Einer der Liebhaber, Kenner und Sammler Altdeutſcher Kupferſtiche, Holzſchnitte, Geſpräche, Satyren,

ſo daß ich auch im Druck und in Verzierungen dies Zeitalter faſt unübertroffen finde. Man ahmte den alten Mönchsgemählden nach; aber mit viel Verſtande und großer Anſchauung der Dinge, daher ich dies Zeitalter beinahe das **emblematiſche** nennen möchte.

Unvermerkt ſind wir alſo der Reformation nahe gekommen; und Sie verzeihen, daß ich von den berühmten Producten unſrer Sprache, die eine Kaiſerliche Majeſtät betrafen, dem **Theurdank, Weiß-Kunig** u. ſ. gar nicht rede. Aus keiner andern Urſache, als weil ich, ſie zu leſen, bisher nicht Zeit gehabt habe; wie vieles überhaupt hätte ich noch zu leſen! und wie manches Geleſene könnte ich entbehren! Nächſtens erwarten Sie etwas über die Reformation; doch daß Sie für die Poeſie ja nicht zu viel davon erwarten!

---

ten, Verſe und Schwänke ſollte der Materie nachgehn, was dies alles zur Reformation und Aufhellung des Geiſtes beygetragen habe. Unglaublich frey, dreiſt und kühn waren die damaligen Zeiten.

7.

Luther war ein ſtarker Geiſt, ein wahrer Prophet und Prediger unſres Vaterlandes. Er hat die claſſiſche Bücherſprache der Deutſchen zuerſt fixiret; alle ſeine Schriften ſind voll Herz und Muth. Auch ſeine wenigen Lieder athmen Deutſche Kraft, obwohl ſeine Ueberſetzungen alter Hymnen ziemlich hart ſind. Es wäre zu wünſchen geweſen, daß, wie in Allem, ſo auch in dieſer Liederſprache ſein Geiſt hätte forterben können; leider aber war das unmöglich. Der einzige **Erasmus Alberus**, und ſpäterhin wenige andre gingen im Ton der Kirchenpoeſie, den Er angegeben hatte, auf ſeiner Bahn, wie wohl auch mit ſehr ungleichen Schritten fort; der Meiſterſängerton bemächtigte ſich des Geſangbuchs der Proteſtanten, und die kläglichen Zeiten, die bald nach Luther folgten, brachten vor Allem einen **klagenden** Ton in die Geſänge. Bald niſtete ſich auch der dogmatiſche Geiſt in ſie, und zuletzt ward der größeſte Theil der-

derſelben Machwerk; ſo daß nach Luther beinah der einzige **Paul Gerhard**, (und wie ſpät lebte dieſer!) unter den Liederſängern hervorſchimmert. 33) Eine poetiſche Reformation bewirkte Luther alſo nicht; (deſſen er ſich auch nicht anmaaßte;) vielmehr gaben die dogmatiſchen Streitigkeiten, die durch ſeine Reformation entſtanden, dem Geiſt der Gelehrten eine ganz andre, ziemlich unpoëtiſche Wendung. Die lateiniſchen Schulen, die Melanchthon und andre verdiente Männer beförderten, zogen den etwannigen Genius der Deutſchen zur lateiniſchen Poeſie herüber; und da mit dem oberſächſiſchen Dialekt, der durch Luthers Bibelüberſetzung und Schriften allgemach zur Bücherſprache ward, die Mundarten andrer Provinzen in den Schatten gedrängt wurden: ſo gingen auch die in ihnen vorhandenen poëtiſchen Producte des obern und niedern Deutſchlands auf eine Zeitlang und für die meiſten Provinzen

---

33) Barth. Ringwalds treuen Eckard u. a. laſſe ich auch ihr Recht wiederfahren.

faſt in Vergeſſenheit über. **Bodmer** hat dieſen Schaden ſehr beklagt, der in manchem Betracht auch nie erſetzt ward. 34) Einmal für alle war Deutſchland durch den Streit über die Reformation zertheilt, und wenn ich ſo ſagen darf, ſeinem Gemeingeiſt entriſſen; es ſcheint nicht, daß es zu dieſem ſo bald zurückkehren werde.

Indeſſen erholte ſich allmählich der menſchliche Geiſt wieder; und es iſt ſonderbar, daß eben der Winkel, der in ältern Zeiten der Deutſchen Sprache die erſten poëtiſchen Knoſpen und Blumen gegeben hatte, auch jetzt die erſten Schößlinge zu treiben anfing. Bis auf Opitz waren die erſten glücklichern Versmacher und Dichter Schwaben und Rheinländer; auch die erſte Ausgabe Opitziſcher Gedichte ward von **Zinkgref** in Straßburg veranſtaltet. 35) Zwei, einander übrigens ſehr

---

34) In ſeiner Deutſchen Grammatik, in ſeinen litterariſchen Aufſätzen, und ſonſt.

35) Opitii Deutſche Poëmata. Samt einem Anhange mehrerer Gedichte andrer Deutſchen Poeten, Straßburg, 1624.

ſehr ungleiche Männer, beide aus dem Wirtembergiſchen, zeichneten ſich in dem damaligen Unweſen der Dinge Deutſchlands vor andern an feinerem Geiſt aus; und es war natürlich, daß beide ſich in der Poeſie verſuchten. Ich lege Ihnen darüber ein paar vor zwölf Jahren gedruckte Briefe bei, die ich nur hie und da nach meiner jetzigen Denckart verändert habe: denn, daß ich mich ſelbſt ausſchreibe, muthen Sie mir wohl nicht zu; und wozu ſollte es auch in dieſer Sache dienen?

Brief über Johann Valentin Andreä deutſche Gedichte. 36)

Johann Valentin Andreä, gebohren 1586. im Wirtembergiſchen, ein Enkel des Jacob Andreä, 37) der zur Formula concordiæ ſich ſo ge-

---

36) Deutſches Muſeum 1779.

37) Der Enkel hat das Andenken ſeines Großvaters auf eine ſehr würdige Art zu erneuren geſucht. S. Fama Andreana reſloreſcens ſ. Jac. Andreae vitæ, funeris, ſcriptorum etc. recitatio. Argent. 1630. 12.

ſchäftig bezeigte, war in ſeinem Vaterlande Diakon, Special, Hofprediger, Doctor, Kirchenrath, Abbt, Generalſuperintendent u. ſ. Er hat vieles und dies meiſtens in einer ſonderbaren Art geſchrieben. Es ſind nicht Schriften, ſondern Schriftchen; nicht große leere Säle, ſondern niedliche Wohnzimmer, zum Theil voll ſeltner, ungeſuchter Merkwürdigkeiten; Aufſätze, die der Pöbel ſeiner Zeit anſtaunte, die auch vielen unſrer Zeit zuweilen befremdend, hie und da unverſtändlich und als Spielzeug vorkommen müſſen; die aber alle von der feinen Erfindungs- und Einbildungskraft, vom richtigen Gefühl und ſcharfen Urtheil, von der ausgebreiteten Kenntniß und dem wiewohl unausgebildeten Dichtergeiſt des Verfaſſers zeigen. Alles, was er ſchreibt, wird Fabel, Geſpräch, ſinnreiche Einkleidung; er ſagt in ihnen Wahrheiten, die wir jezt uns kaum, nachdem wir ein Jahrhundert weiter gerückt ſind, zu ſagen getrauen; er ſagt ſie mit ſo viel Liebe und Redlichkeit als Kürze und Scharfſinn;

ſinn; ſo daß er in ſeinem ſtreitenden, verkezernden Jahrhundert, wie eine Roſe unter Dornen, noch jezt, neu und friſch daſteht, und in zartem Wohlgeruch blühet. Ich kenne einen Freund, der ſeine Schriften, ſo zerſtreuet und ſelten ſie zum Theil ſind, mit groſſer Liebhaberei geſammlet, zum Theil überſezt hat und dieſem guten Andreä ein kleines Denkmal zu ſtiften Willens iſt, wie es unſere Zeit fordert. Ihm alſo nicht vorzugreifen, ſpreche ich von den Lateiniſchen Schriftchen dieſes Mannes kein Wort mehr und bleibe bei ſeinen Deutſchen Verſen, die er unter dem Namen: **geiſtliche Kurzweil** Straſb. 1619 in 12. herausgegeben hat, und die nur 8 Bogen betragen.

Erwarten Sie in ihm keinen klaſſiſchen Dichter unſerer Zeit; die ſeine und auch der damalige Zuſtand der Deutſchen Sprache litt es nicht. Damals ſchrieb alles Latein; und auch Er ſchrieb, was er gefeilt ſchreiben wollte, in dieſer Sprache; fürs Deutſche blieben, wann ich ſo ſagen darf, nur

nur die Haus- und Herzensgeſchäfte übrig. Das meiſte alſo, auch in dieſer geiſtlichen Kurzweil, iſt für Weib, Kinder, Volk, Freunde; und der Verfaßer ſagt am Ende:

Ohn Kunſt, ohn Müh und Fleiß ich dicht':
Drum nicht nach deinem Kopf mich richt.
Bis du ſchwitz'ſt, ſpitz'ſt und ſchnitz'ſt im Sinn,
Hab' ichs geſetzt und fahr dahin.
Gefällt dirs nicht, wie ich ihm thu,
Machs beſſer, nimm ein Jahr dazu.

Sie ſehen hiemit ohngefähr die Manier ſeiner Verſe. Wir nennen ſie jezt Knittelreime, und haben ſie zu poſſirlichen Ideen herabgeſtoſſen; damals waren ſie das angenommene Lehr- und Erzählungsmetrum; ſo wie denn auch der ſchlichte, unermüdliche, gerade Gang dieſer Verſe, ihre Leichtigkeit und Freiheit ſowohl zur Erzählung, als zum gedrängteſten Lehr- und Ermahnungsvortrage recht geſchaffen ſcheinet. Nicht nur der berüchtigte Hans Sachs; auch Burkard Waldis, der Freidank, der Renner und wer nicht? haben ſich dieſes Sylbenmaaſſes bedient, daß ichs beinah den Hexameter der alten Deutſchen nennen möchte. Die Sprache unſers Dichters iſt der ſchwäbiſche Dialekt, der ihm zum Gebrauch deſſelben beſondre Vortheile gibt. Er wirft das **der, die** weg, und ſetzt ein d' hin, wie die Engländer: er zieht die Pronomina, **einem, einen,** die Supina, **behütet, geachtet,** in **eim, ein, behüt, geacht** zuſammen; die Vorſchlagsſylben **ge, be, zu** macht er zum Vorſchlage **b, g, z,** wie der lebendige Dialekt thut — zehn Vortheile mehr, die den Vers ſo gedrängt und voll, die Sylben und Bilder ſo leicht und überhinlaufend machen, daß wir mit unſerm Sylbenbau, wo jeder Vorſchlag, jedes Vorwort, ein unweſentlicher, nur der Flexion wegen hinzukommender Theil der Rede, wie ein groſſer Herr langſam einherſchreitet, dagegen ſchlecht beſtehen. Dort zieht der Gedanke, oder das Gemälde ſo leicht vorüber, als man ſie ſpricht; ja auch im

Bau

Bau und Maas der Sylben erſcheint dadurch mehr Proportion und Zuſammenordnung. In Lehrſtellen, Sentenzen, kurzen Gleichniſſen und Gegenſätzen iſt daher auch unſer Andreä beſonders glücklich; ſo wie auch in komiſchen, witzigen Zügen. Doch ich will Ihrem Urtheil nicht vorgreifen, und wähle alſo gleich das erſte, ein ſehr ernſthaftes Stück ſeiner Sammlung. Es iſt auf den Tod einer Freundin geſchrieben, theiln[illegible]mend und voll edler Dichtung: eine wahre Glorification derſelben. Setzen Sie ſich in dieſen Zuſtand des Verfaſſers, wenn Sie es leſen wollen, und nehmen ihm auch ſeinen kleinen Anſtrich von Myſtik, ſo wie den Troſt ſeines Herzens aus geiſtlichen Liedern nicht fremde: er ſchrieb aus ſeiner Seele und nicht für unſre Zeit. So hebt er an:

Wenn wir die Welt mit Fleiß anſehn,
Wie All's thut durch einander gehn,
Wie der Böſ' herrſcht, der Fromme leidt,

Der Narr viel ſchwätzt, der Weiſe ſchweigt,
Der Dieb wohllebt, der Redlich' faſt't,
Faulheit bringt Lohn, die Arbeit Laſt,
Frechheit gewinnt, der Sorgſam' liegt,
Wer viel hat, nimmt; wer nichts hat, giebt:
Und läuft alſo, in einer Summ,
Die Weltkugel im Cirkel um —
So wird uns unſre Lebenszeit
Zu lauter Pein und Herzeleid,
Zu Kerker, Ketten, Band und Strick,
Und ſehnen uns all' Augenblick,
Wie wir ein' Luſt mögen gewinnen,
Daß wir der Dienſtbarkeit entrinnen,
Daß uns ſo manche Jahr' und Tag'
Nicht werden zu ein'r lautern Klag',
Daß wir in dieſem Jammerthal,
Erhalten auch ein klein Labſal.

Drum mancher ihm ſelbſt nimmt die Flucht,
Und nur Ruh in der Wildniß ſucht,
Vermeint, was nicht bei Menſchenkinden

Woll' er bei wilden Thieren finden.
Allda kein Hof, kein' Schul, kein Rath,
Kein Schmeichler, Heuchler, Advokat,
Kein Wuchrer, Künſtler und Sophiſt,
Kein Wirth, Kriegsgurgel und Maulchriſt,
Und was dergleichen Werkzeug' ſeyn,
Dadurch die Welt ihr macht viel Pein;
Zumal der Menſch ſein hoch Herkunft
Macht ſchnöder denn die Unvernunft:
Denn je die Thier' in ihrer Art
Mehr Gnüg' und minder Widerpart
Haben in dem, was Gott beſchert,
Wo's ihnen nur der Menſch nicht wehrt,
Der ſie mit ſeiner Liſt und Pracht
Auch ſeiner Unruh theilhaft macht,
Daß Unvernunft durch Witz regiert,
Noch mehr ein wildes Leben führt.

Alſo kam mir neulich zu Sinn,
Daß ich von Menſchen lief dahin,
Und ſucht mir einen grünen Wald,

Da ich ſo manch ſcheußlich Geſtalt,
Der Menſchen Werk, ſchlug aus dem G'müth,
Und ſtillt mein Herz, das in mir wüt,
Erhohlt die Sinn', die gar verwirrt,
Erforſcht mein' Seel, die ſehr verirrt,
Fragt die Natur um ihren Willen,
Sprachet mit Gott, der gern bei Stillen,
Schauet den Dienſt der Kreatur,
Und beſah mit Fleiß die ganze Uhr
Der großen Welt, wie die regiert,
Mit Weisheit, Lieb' und Macht geziert:
Das macht mich bald ein'n ſolchen Herren,
Daß ich all' Gemeinſchaft wollt verſchwören,
Und deucht mich: ja, hie wär' gut ſeyn,
Da nicht wär'n Löwen, Wölf und Schwein,
Füchſ' und Hund' in der Menſchen Geſtalt,
Sondern ein Jedes ſein' Art behalt.

Indem mein' Seel' ſich ſo ergetzt,
Mein Leib ſich auch in Schatten ſetzt,

Meine Sinn' ruhten in ſanftem Saus,
Meine Fantaſei wollt fliegen aus;
Allgemach mein Haupt ſich neigt zur Erd,
Vor Sicherheit kein Sinn ſich wehrt,
Die Augen blinzten; Händ' und Füß'
Mein ganzer Leib ſeine Nerven ließ.
Ich hört' und hört nicht, ſah ohn' Geſicht,
Mein Leben war wie ein Gedicht,
Bis daß der ganze Block da liegt,
Und hat der Schlaf an mir geſiegt.
Und ſorgt' nun nicht, was Oſt und Weſt
Uns bringen möcht' für fremde Gäſt,
Oder das fünft' Hauptkönigreich
Glaub' und Scepter werd' machen gleich,
Oder wer mach' den groſſen Stein?
Wenn lauf der ewige Haſpel ſein?
Das alles mich gar nicht verletzt;
Aber ein Traum mich wohl ergetzt.
  Mich daucht, wie es faſt finſter wär,
Viel Nacht und Nebel um mich her,

Auch

Auch Schrecken, Furcht und Traurigkeit;
Ein jedes ſcheint, als trüg' es Leid.
Manch Vöglein ſeufzt, manch Täublein kirrt.
Und wurd' ein kläglich Leben geführt.
Es ſchien, als wellt die Erd und Himmel,
Einen Zank anheben und Getümmel,
Und jedes Urſach' hab zu klagen, —
Ich kann es doch nicht alles ſagen:
Denn mir in ſolchem Wunderding'
All Muth und Witz war gar gering';
Zuletzt hört' ich ein' weiblich Stimm:

„Mit Fried und Freud' fahr' ich dahin:
O treuer Gott, nach deinem Wort,
Führ mich hin in der Freuden Ort."

Die Wort hatt' ſie kaum ausgeredt,
Alsbald beweget ſich die Stät',
Und ließ ſich merken ein dunkler Schein,
Gleich wenn die Sonn' ſchier auf will ſeyn,
Und faßt die ganze Natur ein Muth,

Hofft, es ſoll wieder werden gut.
Ach, wie gar mag ich ſprechen nicht,
Wie ſichs hält, wenn dies Licht anbricht
Und wird dabei gehört ein Geſang,
Wie aller Freuden ein Anfang —
Der lautet: „Wohl dem Menſchen, wohl!
Der die Welt kann verlaſſen!
Und lebet, wie ein Chriſt thun ſoll,
Geht auf des Himmels Straſſen,
Der wird zuletzt, des Leids ergetzt,
In Freud geſetzt,
Da ihn kein Feind nicht mehr verletzt,
Drum komm hieher, du Gottes Braut,
Dich holet heim, dem du vertraut.“

O Wunder groß! was ſeh ich hier!
Der Himmel macht eine helle Thür.
Die Sonn muß vielmal heller ſeyn,
Will ſie gleichen dem hohen Schein.
Nun iſt das Erdreich ganz erleucht,

All Dunkel, Leid und Kummer weicht.
Mein Herz, das hüpft; ich bin entzündt —
Wer iſt die, ſo mein Geſicht nicht kennt?
Wer iſt die weibliche Kreatur,
Die ich dort ſeh ſo klar und pur?
Wer iſt ſo groſſer Ehren werth,
Daß ſich freut Himmel und die Erd? —

Wie ich mich ſo entſetzet faſt
Eine Wolk'gemach ſich niederlaßt,
Von Farb', gleich wie die Morgenröth,
Von Geruch, als der beſt Würzgart thät,
Darbei hört man ein' Muſik rein,
Dergleich auf Erd möcht keine ſeyn:

„Dort beim Ewgen iſt der Nutz,
Da iſt Freude, da iſt Schutz,
Alles kan der bei ihm faſſen
Der durch ihn kann alles laſſen — —

Ich dacht: o weh dem Menſchenkind,
Das da viel ſucht, da man nichts findt! —

Indem hat ſich die Wolk' getrennt,
Daß man nunmehr die Muſik kennt;
Das waren zwölf Jungfrauen rein,
Je zwo und zwo geſchloſſen ſein:
Ihr Geſicht, Habit und ganze Art,
Zeigt wohl, daß es nichts Menſchlichs ward:
Ihr' Himmliſch Lieb' und Einigkeit,
Ihr' göttlich Freud' und Freundlichkeit,
Die gaben mir den ſchönen Bericht,
Wies ſey, wo Gottes Will geſchicht.
Hierauf die Seel nach meinem Sinn
Erhub mit Freud nochmal die Stimm,
Und ſprach: „ O Herr, ich bin zu g'ring
Deiner Lieb' und dieſer groſſen Ding
Doch thu, Herr, wie du haſt geſagt,
Hier bin ich, dein' unwürdig' Magd.„
Hiemit der ganz' Jungfräulich Chor
Rings um ſie her ſchwebet empor —

Hier, wo ich nun eben zu ſchreiben anfangen hätte, hier, wo der Mittelpunkt des Gedichts iſt,

daß

daß alle Tugenden und Uebungen der Erde, alle Mühe und Verläugnung dort ewigen Werth und Lohn finden, hier — breche ich ab. Die Zwölf Jungfrauen, die erſcheinen, ſind **Glaube, Hoffnung, Andacht, Liebe, Keuſchheit, Gehorſam, Freigebigkeit, Duldung, Einfalt, Demuth, Mäſſigkeit, Arbeit.** Alle reden die Ankommende aufs liebreichſte an, loben ſie, krönen ſie mit ewigen Lohne. Die ganze Erfindung iſt in **Spenſers** Geiſt und ihre Worte ſind zum Theil Sprüche von ewigem Glanz und Werthe; welcher Ausdruck aber müßte nicht dieſem Gegenſtande, dieſer Vorſtellung ſelbſt nachbleiben? Ich übergehe alſo ihre Reden und der entzückte Seher fährt fort:

Aber was hör' ich, ich vernimm,
Der ganze Chor ſingt mit heller Stimm:

„So geh nun ein ins Leben,
Das dir von Anfang' iſt bereit!

Nimm an, was Gott thut geben,
Genieß der ewgen Freud!
In Ruh, in Freud', in Wonne,
Tritt ein ins ewge Licht.
Ergetz dich in der Sonne,
Da nun dir nichts gebricht.
Dein warten mit Verlangen,
So in der Freud' voran;
Und werdens auch empfangen,
Die du auf Erd verlan.„

Dies war alſo die letzte Stimm
Damit fuhr all' mein' Freud dahin,
Damit theilt ſich der Himmel wieder,
Und nahm ſie weg; ich blieb hienieder,
Und ſeufzte, ſehnte mich nach ihn'n —
Ach, daß ich noch im Fleiſche bin!
Ach, daß ich trag ſo ſchwer Gewicht,
Daß ich mich mag aufſchwingen nicht!
Ach, daß ich noch mit Fleiſch und Bein
Mit Stückwerk muß gebunden ſeyn!

Was andre freut, mich nur betrübt,
Was andre ehrt, mich nur bemüht.
Was andre lehrt, mich nur verwirrt,
Was andre ſpeiſt, mich nur ſtets irrt. —

Das zweite Stück enthält eine **Paſtoraltheologie** für junge Kandidaten, voll launiger, komiſcher Züge, und ſo wahr, ſo wahr auch jetzo; es iſt aber zu lang und muß auf einen andern Ort warten. *)

Die folgenden Gedichte ſind theils Lieder, theils ſehr wohl ausgedruckte moraliſche Sentenzen; ein paar Proben derſelben will ich beifügen.

Andreä hat auch einige Sonnette von Campanella überſetzt, die aber hart ſind. Gnug, dieſe Anzeige ſoll nichts als einen feinen, dichteriſchen Kopf bekannt machen, der aber unter dem Geſchmack ſeiner Zeit, und unter andern Geſchäften erlag. Seine Deutſchen Verſe zeigen nur von

---

*) Ich habe es ſeitdem den Briefen, das Studium der Theologie betreffend, beigefügt.

fern, was er hätte werden können; ſeine lateiniſchen Dichtungen zeigen zum Theil, was er wirklich war. Und ſo lange ſein Geiſt in dieſen Schriftchen, noch mehr aber in ſeinen thätig getroffenen Einrichtungen lebt, wird Nachwelt und Vaterland ſeinen Namen ſegnen. War er kein Dichter, ſo war er etwas beſſers, ein ausübender Lehrer der ächten Menſchenliebe und Menſchenweisheit.

— Spargite humum foliis, inducite fontibus vmbras
Paſtores, mandat fieri ſibi talia Daphnis.

Einige Sprüche

von

J. V. Andreä.

Wer ſich demüthiget vor Gott,
Der Menſch gewiß auch Gaben hat.
Nichts Eitelers als eigne Ehr';
Der Stolze iſt gewiß auch leer.

Wer weiſe zähmet ſeinen Mund,
Dem Menſchen iſt ſein Herz geſund.
Nichts ſchnöder, als Wort ohne That;
Geſchwätz iſt der Thorheit Verrath.

Wer ſich verlobt zu Gottes Dienſt,
Der Menſch hat immer, was er wünſcht;
Nichts Aermers, als der Welt ſeyn hold,
Undank und Schande iſt ihr Sold.

Wer ſich vergnügt mit ſeinen Gaben.
Der Menſch muß viele Gaben haben.
Nichts Schreienders als leere Töpf,
Suchen ohn' Zweck macht Schwindelköpf.

Die verborgene Liebe.

Edele Liebe, wo biſt du bei uns verſtecket,
Daß ſich dein Urſprung uns ſo ſelten nur entdecket?
Von Gott biſt du gebohren,
Gott ſelbſt hat dich erzeugt,

Dem Menſchen auserkohren,
Dem die Natur ſich beugt.

Liebliche Liebe, wo biſt du bei uns verborgen,
Daß wir dein Saft und Kraft nicht ſchmecken heut noch morgen?
Die Welt thuſt du erfüllen
mit ſüßem Honigſeim,
das größte Leiden ſtillen
durch deinen milden Schein.

Innige Liebe, wo biſt du bei uns verſchloſſen,
Daß wir zu deiner Treu uns ſchicken ſo verdroſſen?
Alles kannſt du verbinden,
was irgend iſt zerſtreut,
In dir iſt Alls zu finden,
was Menſchenherzen freut.

Stetige Liebe, wo biſt du bei uns verlohren,
Daß du, Standhafteſte, nie kommſt vor unſre Ohren?

Du mußt den Bund erhalten
Den Bund der Menſchenpflicht:
Denn Liebe mag nicht alten,
Die Treu kann roſten nicht.

Tröſtliche Lieb', wohin biſt du bei uns vertrieben?
Daß uns dein Muth nicht ſtärkt, wie viel auch aufgeſchrieben.

Du nimmſt dem Kreuz ſein Gewichte,
Du nimmſt dem Kelch die Gall,
Daß ſich ein Chriſt aufrichte,
ſtärk mit den Brüdern all — u. ſ.

8.

Der zweite Dichter, den ich aus den unmittelbar vor Opitz vorhergehenden Zeiten nennen wollte, iſt **Georg Rudolph Weckherlin**, von deſſen Leben ich mehr zu wiſſen wünſchte. In der Vorrede ſeiner Gedichte 38) klagt er, daß ſein väterliches Erbgut durch den unmenſchlichen Krieg, in ſeines Bruders Händen zu Stuttgard und Blochingen, mit ihm ſelbſt und ſeinem Vaterlande, auch viele ſeiner (Rudolf Weckherlins) hinterlaſſenen Schriften und Gedichte zu Grunde gegangen. Er führt an, daß die, denen er gnug bekannt geweſen, es wohl wiſſen, daß er vor dreißig, ja mehr denn vierzig Jahren der Deutſchen Sprache Reichthum und Zierlichkeit den Fremden durch ſeine Gedichte vor Augen geleget. Die Buhlerlieder, die er ſehr jung verfertiget, ſeyn längſt verlohren; andre Stücke, ſonderlich etli-

---

38) S. R. Weckherlins Geiſtliche und weltliche Gedichte. Amſterd. 16[illegible] in 12.

etliche Ovidiſche Fabeln ſeyn ihm in Frankreich und England entführet; die übrigen, Sonnette und Bulereien ſeyn in Deutſchlands Feuer und Aſche gerathen und alſo als ſeiner jungen Thorheit Funken zu nichts worden; immaaſſen es denn gewiß ſei, daß

gleichwie wir Menſchen dahin ſterben,
alſo auch unſre Werk verderben.

Er freuet ſich, daß viel hohe und vortrefliche Perſonen, ja auch gute Dichter in England, Frankreich, Italien, Spanien und andern Landen ſowohl als in Deutſchland ihn geliebet haben und noch lieben. Er führet an, daß er ſchier ſein ganzes Leben, oder doch mehr denn vierzig Jahr her ohn Ablaß in großer Herren, Fürſten und Könige Dienſten, ſchweren Geſchäften und Reiſen zugebracht, und ſich zwiſchen dieſen mühſamen und ſtetigen Geſchäften kaum einige angenehmere, denn dieſe, ihm natürliche, Ergötzung und Kurzweil genommen. Statt ihn zu tadeln, möge man

ſich

ſich alſo vielmehr verwundern, daß er nicht lieber den Muſen und der Deutſchen Sprache gar einen Scheidebrief und ewigen Urlaub gegeben.„ Und in der That zeigen ſeine Gedichte, daß er nicht nur mit allen gebildeten Sprachen Europa's und mit den berühmteſten, trefflichſten Menſchen ſeiner Zeit, ſondern auch mit dem groſſen und feineren Weltlauf einheimiſch und innig bekannt geweſen. Seine Gedichte athmen den Geiſt der groſſen Welt; ſie ſind voll ſinnreicher, artigen Wendungen bis auf die damals viel geltenden Concetti der Italiener. Die Engliſche Sprache ſcheint ihm ſeine zweite Mutterſprache geworden zu ſeyn; ihr eifern ſeine Gedichte in Anſehung des Dranges der Worte bis zum Ueberladenen nach; ſie ſind voll Anglicismen. Auſſer Engliſchen hat er aber auch Griechiſche, Lateiniſche, Italieniſche Stücke, alle jedoch in eigner Art nachgebildet. 39) Die Liebesgedichte, (**Buhlereien**, wie

er

---

39) So iſt z. B. die 30. Ode ſeines 2ten Buchs, die

Küer ſie nennt,) ſcheinen ihm am meiſten geglückt zu ſeyn; ſeine Myrtha iſt ſo artig und ſchön beſungen, als kaum eine Doris und Chloris beſungen worden.

Ohne Zweifel kennen Sie bereits einige Stücke von ihm, die **Zinkgref, Bodmer** und **Eſchenburg** bekannt oder wieder bekannt gemacht haben; der feine Geſchmack des letztgenannten hat ſich vorzüglich an ſeine ſchönſten Stücke gehalten. 40) Indeſſen ſchlage man das Buch auf, wie es fällt; ſo ſtößt man in ſeinen weltlichen Gedichten, auf Artig-

---

Lüge, eine Nachbildung des herzlichen Stücks, das Walter Raleigh die Nacht vor ſeinem Tode geſchrieben haben ſoll: go, ſoul, the bodie's gueſt: Reliques of ancient Poëtry (Vol. 2. p. 306.) Die 32te Ode Ulyſſes und die Syrene iſt wörtlich das Geſpräch: Ulyſſes and the Syren (Reliq. Vol. 1. p. 312.) Die Kennzeichen eines glückſeligen Lebens Rel. Vol. 1. p. 320. und dem Italieniſchen iſt ungemein vieles ſowohl in den Oden als Sonnetten nachgebildet.

40) Auserleſene Gedichte der beſten Deutſchen Dichter, von Eſchenburg B. 3. Braunſchw. 1778.

Artigkeiten und Lieblichkeiten, in denen ihn auch in ſpäteren Zeiten wenige übertroffen haben möchten. Ich theile Ihnen den Brief mit, den ich vor funfzehn Jahren zu Erweckung ſeines Andenkens geſchrieben habe, 41) und lege ſeine Gedichte ſelbſt bei. Sie werden, die Fehler ſeiner Zeit abgerechnet, in ihnen viel Vergnügen finden.

Proben
aus Rudolph Weckherlins Gedichten. *)

Ueber einen Kranz.

Die Roſen, Lieb' *) in deinem Kranz
ſind roth, wie deiner Lefzen Glanz;
Die friſche Lilien vergleichen
ſich deiner zarten glatten Hand,
und dieſes gülden-klare Band
muß deines Haares Golde weichen.

Der

---

41) Deutſches Muſeum, 1779. Octob. n. 2.

*) Mit wenigen, faſt unmerklichen Veränderungen.

*) Love, my love.

Der Roſe giebt Ein Tag den Gang,
Die Liljen blühen auch nicht lang',
und deine Blum' ohn Wiederkehren
veraltet einſt und neiget ſich.
So ſollt' auch dieſer Goldfad dich
des goldnen Fadens Kürze lehren.

Warum dann biſt du ſo feindlich?
Warum ſprichſt du ſo unfreundlich?
Warum thuſt du mich ſo betrüben?
Erbarmſt du dich nicht über mich,
Nein, ſo erbarm dich über dich,
Und laß uns jetzt einander lieben!

Stumme Rede der Liebe.

Wenn, Myrta, Reden und Stillſchweigen
wenn beides hindert unſer Glük,
So laß uns unſer Herz bezeugen
Durch ſich beſprechende Anblick';
Denn Amor, den wir allzeit ehren,
Wird dieſe ſtumme Sprach uns lehren.

Laß hin und her die Blicke fliegen,
Getreue Boten deiner Gunſt,
Der Neider Thorheit zu betriegen,
Die nicht verſtehn die leiſe Kunſt.
Denn Amor, welchen ſie nicht ehren,
Wird ſie die ſtumme Sprach' nicht lehren.

Sollt' aber Jemand ſich verdrießen
Ob unſrer Lieb' Anblicken-Fahrt,
So müſſen wir uns dann begrüſſen
Mit dem Geiſt, nach der Engel Art;
Und Amor, welchen wir ſtets ehren,
Wird ſolche ſtumme Sprach' uns lehren.

Und alſo wollen wir betriegen
Der falſchen Schwätzer Müh und Leid,
Und doppelt uns nach Luſt vergnügen,
In ihrem Neid' und unſrer Freud';
Weil thöricht ſie nicht Amorn ehren,
Wird er ſie dieſe Sprach' nicht lehren.

Kennzeichen eines glückſeligen Lebens.

Ach, wie glückſelig iſt das Leben,
Dem keines andern Will gebeut,
Der ohne Mißgunſt, Neid und Streit,
Sieht andrer Glück vorüber ſchweben.

Der ſeine Wünſche ſelbſt regieret,
Indeß ſein frommer deutſcher Muth
Iſt ſein bewehrter Schutz und Hut,
Darunter ſein Herz triumphiret.

Der kein Geſchrey noch Lob begehret,
Dem Wahrheit iſt die größte Kunſt,
Den Fürſten- oder Pöbel-Gunſt,
Den Furcht und Hoſnung nicht bethöret.

Der die Fuchsſchwänzer fort läßt gehen,
Nicht ſpeiſend ſie von ſeinem Gut;
Und deſſen Fehl, Fall und Armuth
Kann ſeine Haſſer nicht erhöhen.

Der ſelbſt nicht weiß, wie übel ſchmerzet
Des Böſen Lob, des Frommen Fluch;

Dem ein Freund oder gutes Buch
Schadlos die lange Zeit verkürzet.

Und deſſen Muth vor nichts ſich ſcheuet,
Als allzeit fertig für den Tod —
Der ernſtlich früh und ſpät zu Gott
Um Gnade, nicht um Güter ſchreyet.

Der Menſch beſorgt ſich keines Falles,
Denn Er iſt frey, reich, gut und groß,
Sein ſelbſt Herr, ob er wohl landlos,
Und, habend nichts, hat er doch alles.

All Glück gut.

Das Glück iſt allen gleich und gut,
Iſt auch beſtändig heut' und morgen;
Den Reichen giebts Furcht, Müh und Sorgen,
Den Armen Hoffnung, Sinn und Muth.

Tod eines Laſterhaften.

Gelebet hat er nicht, als ob er ſterben ſollte;
Geſtorben iſt er nicht, als ob er leben wollte.

Glück.

Das Glück hat vielen, wohl zu leben,
Zu viel; doch keinem gnug gegeben.

Tod.

Mit dem gnadloſen Tod muß Jung und Alt dahin;
Die Jungen findet er, die Alten finden ihn.

Ueberſchrift eines Spiegels.

Biſt du ſchön, ſo gebrauche Fleiß,
Dich nicht mit Laſtern zu beflecken;
Und biſt du häßlich, ſo ſey weiſ',
Den Fehl mit Tugend zu bedecken.

Martials Wunſch,
was das Leben glücklich macht; verändert. *)

Fruchtreiche Arbeit, Müh' und Fleiß
Ein wohlverdienend- frommer Wandel,
Nicht köſtlich, doch gut Trank und Speiſ,
Errungner Reichthum ohn' Rechtshandel.
Geſund- und freier Geiſt und Leib,
Behauſ- und Kleidung, rein und tüchtig,
Ein freundlich, keuſch und kluges Weib,
Ein Ehbett, fröhlich und doch züchtig.
Troſtreicher Schlaf, ſorgloſe Nacht,
Lieb' allen, niemand Leid zufügen,
Ein Herz und Mund, ohn' Klag und Pracht,
Mit ſeinem Stande ſich vergnügen.
Gedanken, Freund' und Bücher, gut,
Was Recht, ſtets lernen oder lehren,
Der Stirn und Zunge gleicher Muth,
Den Tod nicht fürchten, noch begehren.

---

*) Vitam, quae faciunt beatiorem.

Die gegebnen Proben zeigen, daß Weckherlin, wie alle ſeine Vorfahren, die Sylben zum Verſe mehr zählte, als maas, lieber, wenn ich ſo ſagen darf, ſie dem Sinn nach deklamirte, als Schulmäßig ſkandirte. Er that dabei, was die Poeſievollſten Nationen, Spanier und Italiener, (Franzoſen ungerechnet) noch thun, und wovon ſich die Wirkung jedem Ohr ergiebet: nehmlich, der Vers bekommt dadurch Phyſiognomie und Leben, es wird eine Wortfolge, wie der Geiſt des Gedichts und der Strophe ſie gleichſam forthaucht. Die Seele des Verſes belebt auch den Wortbau und der Accent, den der Dichter jetzt auf **dies** Wort, jetzt auf **jenes**, als auf ſeine rechte Stelle zu legen wußte, thut ſeine natürliche Wirkung. Dazu kommt, daß, wie ſchon Weckherlin anführt, die deutſche Sprache bei dieſem Versbau im Beſitz und Gebrauch aller ihrer ſchönen, vielſylbigen und zuſammengeſetzten Worte bleibt, die zerſetzt und zerſchnitten, oder zuſammengedrängt und aufgeopfert werden müſſen, wenn das Mühlengeklapper des Jambiſchen Rhythmus ein Erſtes und das Hauptgeſetz bleibet.

Und wozu diente im Grunde dieſer einförmige Rhythmus? Nehmen Sie ein Gedicht, das am ſchulmäßigſten ſkandirt iſt, und wollen es leſen; wirds nicht unerträglich, wenn man im Leſen ſkandiret? Sie müſſen alſo erſt zerſtören, was der Proſodiker hineinzwang, damit nur im lebendigen Gange der Gedanken das Gedicht Geberde und Antlitz zeige — ſchöne Kunſt! ſchöne Mühe! Griechen und Römer konnten leſend ſkandiren und ſkandirend leſen, Metrum und das lebendige Gemälde der Worte miſchten ſich, und der Sinn folgte. Wo geſchieht dies bei unſern eintönigen Jamben? Wer mag ſie ſingen und ſkandiren, daß ſie noch Jamben blieben? Das feine Ohr der ſüdlichen Nationen Europens, die der römiſchen Sprache näher ſind, verließ alſo ein Geſetz, das weder die Sprache noch der

poe

poetiſche Geiſt ertrug, indem es ihnen hölzerne Klötze an die Füſſe band und Schellen an die Ohren: ſie zählen, aber ſie meſſen nicht genau: ſie deklamiren und laſſen der Sprache, der Strophe, dem Gedicht, dem Verſe des Gedichts ihre natürliche Phyſiognomie und Mine. Entginge der Muſik lyriſcher Stücke damit etwas? Nichts weniger. Die wahre Muſik hätte ſich dieſer mehrern Natur zu erfreuen, nicht zu betrüben. Sie ſelbſt ſoll deklamiren; ſie kann alſo tiefer und eigenthümlicher an die Seele reden, wenn ſie ein lebendiges Wort- und Empfindungsgemälde auszudrücken hat, nicht einen mechaniſchen Rhythmus. Italien iſt abermals Zeuge. Geſang und Sprache wird bei ihm viel mehr Eins, als bei uns; warum? die Italieniſche Poeſie ſkandirt nicht, ſondern ſie deklamiret. Kurz, wenn Weckherlin die Engliſche Poeſie in Allem auszudrücken ſuchte, ſo that er wohl, daß er ſie hierinn verließ und ſeinen Vätern folgte. Die Engli-

Engliſche Sprache iſt voll einſylbiger Worte; die längeren werden zuſammengezogen und nach dem Schall im Munde, nicht nach den Sylben gerechnet; bei uns Deutſchen iſt Alles dies anders. Und doch hat die Engliſche Proſodie Auskünfte getroffen, vor denen wir uns noch fürchten, und lieber unſre Sprache verderben. *) — —

Auſs

---

*) So wahr dies alles in Abſicht der einförmigen Jamben, zumal wenn ſie hölzern gebraucht werden, ſeyn mag: ſo paßt es nicht auf andre lebendigere Sylbenmaaſſe, in denen das Metrum mit dem Geiſt und Genie des Gedichts, ja ſelbſt mit der Phyſiognomie jedes Verſes und jeder Strophe aufs innigſte Eins wird. Keine Sprache Europa's kann ſich hierinn der Griechiſchen ſo zwanglos nähern als die Deutſche; und natürlich iſt dies eine vollkommnere Verſification, als wenn die Declamation eines Gedichts der Skanſion deſſelben widerſpricht und dieſe nur für das Auge gemacht ſcheinet. Auf jenem Wege iſt auch die innigſte Zuſammenſchmelzung der Poeſie und Muſik allein möglich. Klopſtock hat dieſen Weg der Poeſie eröfnet, und andre haben ſich eigne Fußſteige gebahnet, ſo daß wir zur unſkandirten Barbarei nicht mehr zurückkehren können, noch dürfen.

Auſſer dieſer lebendigen Deklamation hat Weckherlin eine merkwürdige zum Theil beneidenswürdige Sprache, die theils provinzial, theils von ihm ſelbſt gebildet iſt. Oft wird ſie hart, weil er dem Drange der Engliſchen Kürze zu ſehr nacheifert; überall aber, und auch in ſeinen Fehlern, giebt er Lehren. Wenn ich ein Schwabe wäre, wollte ich mir die Ausgabe dieſes Dichters in ſeinen beſten Stücken nicht nehmen laſſen, und ein Idiotikon ſeiner Sprache mit ihm liefern. — Ein großer Theil ſeiner Gedichte ſind Lobgeſänge, meiſtens auf ſehr würdige Perſonen, z. E. **Guſtav Adolph, Bernhard** von Sachſen, **Ernſt** von Mansfeld, den Ritter **Wotton** u. a.; die meiſten enthalten trefliche Stellen zum Lohn des Patriotismus und der Tugend. Kurz, mir wäre es nicht unwohl, wenn ich dieſen Dichter von einer guten Hand wieder erweckt ſähe; mich dünkt, Ihnen gewiß nicht minder. —

9.

Mich freuets, daß Ihnen Weckherlin Freude gemacht hat; wenn Sie mich aber zur Fortſetzung meiner Briefe aufmuntern: ſo dächte ich, wir ſtünden bei Opitz vor der Hand ſtille. Freilich giebt es auch in dieſem bekanntern Zeitraum mehrere ſowohl weniger bekannte, als mißkannte Dichter; ſie ſind indeſſen nicht ſo ſelten, und man kann ſich in Abſicht ihrer eher zurecht finden.

Lieber wünſchte ich ein andermal das **Andenken einiger alten Proſaiſten** unſrer Sprache zu erneuren, die im Ganzen verkannter und dennoch gewiß nicht unmerkwürdiger ſind als die Dichter.

Am beſten wäre es, wenn wir eine Geſchichte der Deutſchen Sprache in Proſa und Dichtkunſt, mit den gehörigen Belegen und einer Deduction der Urſachen erhielten, die beide befördert oder zurückgehalten haben. Die wäre mehr und ganz etwas anders, als das Andenken einzelner Dichter und Proſaiſten. Alſo für jetzt zur Gnüge.

V.

Cäcilia.

Vielleicht iſt keine Schutzpatronin in der Welt zu ihrem Amt unſchuldiger gekommen, als Cäcilia, die Schutzpatronin der heiligen Tonkunſt. Sie kam dazu, weil ſie auf die Muſik **nicht achtete, ihre Gedanken davon abwandte,** und mit etwas Höherem beſchäftigt, ſich von ihren Reizen nicht verführen ließ. So ſchreibt die Legende: a) „Eine

---

a) Dei vocem audiens Caecilia Virgo clariſſima abſconditum ſemper Evangelium Chriſti gerebat in pectore, Dominum fletibus exorans, ut virginitas eius ipſo conſervante inviolata permaneret. Haec Valerianum quemdam iuuenem habebat ſponſum, qui juuenis in amore Virginis perurgens animum, diem conſtituit nuptiarum. Caecilia vero ſubtus ad carnem cilicio induta, deſuper auratis veſtibus tegebatur. Parentum vero tanta vis et ſponſi circa illam erat exaeſtuans, ut non poſſet amorem cordis ſui oſtendere et quod ſolum Chriſtum dili-

ret

„Eine edle Jungfrau, Cäcilia, hörete Gottes Stimme, und trug das Evangelium Chriſti verborgen in ihrer Bruſt. Mit Thränen bat ſie den Herren, daß unter ſeinem Schutz ſie eine unbefleckte Jungfrau bliebe. Ein Jüngling, Valerian, ward ihr Bräutigam, von brennender Liebe zu ihr entzündet. Schon war der Tag ihrer Hochzeit beſtimmt; mit Goldgeſtickten Kleidern ward Cäcilie bekleidet; aber an ihrem Leibe trug ſie ein haarenes Gewand. Eltern und Bräutigam ſtürmeten auf ſie, daß ſie die Liebe ihres Herzens, mit der ſie Chriſtum allein liebte, nicht zeigen konnte. Der Tag der Hochzeit kam, das Brautbett war ge-

geret indiciis evidentibus aperire. Quid multa? Venit dies, in quo thalamus collocatus eſt. Et *cantantibus organis*, illa in corde ſuo ſoli Domino decantabat, dicens: fiat cor meum et corpus meum immaculatum, ut non confundar; et biduanis ac tridnanis jejuniis orans commendabat Domino, quod timebat. Invitabat angelos precibus, lacrimis interpellabat apoſtolos, et ſancta omnia Chriſto famulantia exorabat, ut ſuis eam deprecationibus adiuvarent, ſuam Domino pudicitiam commendantem. *Acta Caecil.*

geſetzt, die Inſtrumente tönten; ſie aber in ihrem Herzen ſang zum Herren allein und ſprach: „reinige mein Herz, mein Leib ſei unbefleckt, daß ich nicht vor dir erröthe." Sie faſtete zwei, drei Tage und empfahl ſich Gott in ihrer Furcht. Sie lud die Engel in ihren Gebeten zu ſich; mit Thränen flehete ſie die Apoſtel und alle Heiligen des Himmels, die Diener Chriſti, um ihren Beiſtand an, dem Herren ihre Tugend zu empfehlen u. ſ.„ Sie erhielt dieſe, bekehrte ihren Bräutigam und deſſen Bruder, die beide den Engel ſahn, der ſie begleitete; ſie litt endlich das Märtrerthum, und ward eine Heilige der Kirche."

So ſprach die Legende und vergebens ſtanden jetzt die Worte: *cantantibus organis* illa in corde ſuo ſoli Domino decantabat, nicht im Brevier der Kirche. Auſſer dem Zuſammenhange, bei der gewöhnlichen liturgiſchen Wiederholung, dachte man ſich an den Hochzeit-Inſtrumenten, von denen Cäcilia ihr Gemüth abwandte, jetzt — eine Orgel; man machte ſie alſo gar zur Erfinderin derſelben, gab ihr die Werkzeuge dazu in die Hand, und ließ dieſe ihr inneres Herzensgebet begleiten. So kam ſie zur zweiten unverhofften Ehre, eine Erfinderinn der Orgel zu ſeyn, von der in ihrer Legende gar nicht die Rede ſeyn konnte.

Endlich ward ihr eine dritte, ihrem Charakter noch fremdere Ehre. Seitdem ſie zur Schutzpatronin der Muſik (man weiß nicht, wenn? und wo?) erwählet war, und ſich an ihrem Heiligentage, den 22. November, die Meiſter und Zunftgenoſſen derſelben verſammleten, ihre Schutzgöttinn muſikaliſch zu preiſen, empfing ſie mit der Zeit Opfer, die ſie an ihrem Hochzeittage nicht angenommen hätte, und als eine Heilige des Himmels noch minder annehmen konnte. Man ſang und muſicirte vor ihr die Geſchichte der Thais und des trunkenen Alexanders, wie er aus Kraft der Muſik Perſepolis in Brand ſteckte; die Ge-

ſchichte

ſchichte Orpheus, den die Liebe ins Höllenreich trieb u. ſ.

So gehts mit den Namen der Menſchen, mit ihrem Charakter und ihren Verdienſten. Auf dem Markte des Nachruhms, wenn alle auf ihm verſammlet ſtünden, wie mancher würde über das, was man an ihm pries, und wie mans an ihm preiſet, erröthen! —

Weit entfernt indeſſen, die Heilige Cäcilia von ihrem ſchönen Sitz der Unſterblichkeit verdrängen zu wollen, und ſtatt ihrer, wie ein Schriftſteller gethan hat, b) die heil. **Xſoie**, **St. Vincenz**, **St. Odo**, **St. Aldric**, **St. Gall**, oder gar den heil. **Dunſtan** zum Patron der Muſik vorzuſchlagen, preiſen wir diesmal den Mönchsirrthum ſehr glücklich. Er hat eine ſchöne **chriſtliche Muſe** geſchaffen, die durch Gemählde und Geſänge berühmt worden, und durch beide aufs Herz der Menſchen wohlthätig gewirkt hat. Das einzige Gemählde **Raphaels** von ihr in Bo-

---

b) Varietés hiſtoriq. et literair. Par. 1752. T. III. p. 242.

logna macht ſie, als eine himmliſche Erſcheinung, der Unſterblichkeit werth; ſie hat in ihm einen eignen Charakter gewonnen, der weder eine Clio, noch eine Maria oder Magdalena darſtellt; eine erhabne, ſtandhafte Heilige iſt ſie, und zugleich die perſonificirte **himmliſche Andacht**.

Desgleichen hat ihr Feſttag Compoſitionen hervorgebracht, die, wenn ſie auch in Wahl der Materie nicht eben alle zum perſönlichen Charakter der H. Cäcilia ſtimmten, dennoch zu den claßiſchen Meiſterwerken der Kunſt gehören, z. B. **Drydens, Pope, Addiſons, Congreve's** Oden zum Cäcilientage, und vor allen andern **Händels** Muſik zum erſtgenannten Gedichte.

Schön iſts überhaupt für jede Kunſt, eine ſolche Schutzgöttinn, und einen Tag des Wetteifers zu ihrem Preiſe **in Ausübung der Kunſt ſelbſt** zu haben. Man freuet ſich dabei ihrer innern Natur, als eines himmliſchen Geſchenkes, erinnert ſich der Wohlthaten, die ſie dem Menſchengeſchlecht brachte, und ſieht, eben durch dieſen feſtlichen Wetteifer neubelebt, ein fernes, unerreichbares Ziel vor ſich; man fühlt die Kunſt in ihrer unſterblichen, immer neuaufblühenden Jugend-Schönheit. Noch edler und anſtändiger wird der Cäcilientag dadurch, daß er eine **chriſtliche Heilige** ſinget: denn Andacht, dünkt mich, iſt die höchſte Summe der Muſik, heilige, himmliſche Harmonie, Ergebung und Freude. Auf dieſem Wege hat die Tonkunſt ihre ſchönſten Schätze erbeutet, und iſt bis zum Innerſten der Kunſt gelangt. Alle luſtigen, kleinen Ergötzungen, die die Muſik erſchafft, ſind unſchuldige Spiele oder leichte Vorübungen zu dem erhabnen, umfaſſenden Genuß, den nur die reine heilige Muſik unſrer Seele gewähret.

Nach dieſem Gruß an Cäcilia ſei es mir erlaubt, einige Worte über ihre Kunſt zu ſagen.

* * *

1. Die tiefſte Grundlage der heiligen Muſik iſt wohl der **Lobgeſang, Hymnus**; ich möchte ſagen, er ſei dem Menſchen natürlich. Wir

finden uns nämlich ſo ganz umringt von ungeheurer Macht und Uebermacht der Schöpfung, daß wir in ihr nur wie Tropfen im Ocean zu ſchwimmen ſcheinen; und wenn dies Gefühl über einen Gegenſtand oder in einer Situation zur Sprache kommt, was kann es anders, als ein Ausdruck des Seufzers werden: „**ungeheure Macht, „erdrücke mich nicht! hilf mir!**“ Die wildeſten Nationen haben auf ſolche Weiſe Anläße zu Hymnen gezeigt; geſetzt, daß ſie ſolche auch nur an ein mächtiges Thier, an einen ungeheuren Waſſerfall oder Fels, an die Nacht, an Sonne, Mond und Sterne gerichtet hätten. Je mehr indeß der menſchliche Verſtand ſich ſammlet und gleichſam ſelbſt begreift, deſto mehr findet er in dieſer ungeheuren Macht auch Regeln der Weisheit, einen Gang der Ordnung, der ihm dienen kann, und dem er dienen muß, mithin Geſetze der Güte und Milde. Sein Hymnus wird alſo immer beredter; er erzählt die wohlthätigen oder wunderbaren Eigenſchaften der großen Schöpfung

in

in Beziehung auf ſich ſelbſt und auf andre mit ihm lebende Weſen: er nennt die Eigenſchaften ſeines angebeteten Gegenſtandes mit tauſend Namen, deren ganzer Inhalt dieſer iſt: „**Du biſt groß; ſei auch gut! ſchade mir nicht, hilf mir!**“ Wenn endlich der Geiſt ſich zum höchſten Ideal der Schöpfung, zu Gott, erhebt; ein Meer, in dem alle Vollkommenheiten zuſammen fließen; ein Mittelpunkt, aus welchem alle Radien ſtrömen: was kann ein Wort an ihn ſeyn, wenn es ein Wort ſeyn ſoll, als Hymnus?„ Von „Dir, durch Dich, in Dir bin ich; zu Dir gehe ich „wieder. Du biſt alles, Du haſt alles, Du gabſt „mir alles; gib mir das Edelſte, Dir ähnlich zu ſeyn; „hilf mir!“ Alle Völker, die Gott erkannten, haben in Hymnen ſolcher Art ihr Herz ausgeſchüttet und ihre Vernunft geſammlet; auch in der höchſten Poeſie iſt der Plan ſolcher Lobgeſänge **äußerſt einfach.**

Es giebt nämlich zweierlei, **phyſiſche** und **hiſtoriſche Hymnen.** Jene wenden ſich an

Gegenſtände der Natur und ſuchen gleichſam den großen unumſchränkten Himmel, unter dem ſie ertönen; dieſe können nur entſtehen, wenn die Religion ſchon Geſchichte, menſchliche Geſchichte worden iſt, und lieben einen engern Kreis; aber auch ſie gehen noch den einfachen Gang der alten Naturhymnen. Von beiden werden wir ein andermal in Beziehung auf die Griechen reden; jetzt bleiben wir bei dem, was dem **chriſtlichen Hymnus** Materie und Form gegeben.

Ohne Zweifel war dies vor allem andern das **Ebräiſche Pſalmbuch.** In ihm ſind Lobgeſänge der vortreflichſten, reinſten Art vorhanden, Geſänge die noch von keiner Nation übertroffen worden, ja die in jedem ihrer Glieder Jubel und Klang gleichſam mit ſich führen. Der Geiſt der Tonkunſt wohnt ihnen ſo innig ein, daß er ſich jeder Sprache mittheilt, in welche ſie überſetzt werden; auch in den härteſten Mundarten roher Völker fängt ſich mit ihnen **heiliger Geſang** an zu regen. Und zwar iſt es **Tempel- und Chorgeſang.** Dieſer Charakter iſt ihnen mit dem Parallelismus ihrer kurzen Verſe und Glieder unaustilgbar eingepräget: daher auch ins Chriſtenthum mit ihnen ſogleich die zwo Stimmen, (Prieſter und Volk,) die **Antiphonieen** kamen. Mußte Muſik nicht die Baſis eines öffentlichen Gottesdienſtes ſeyn, deſſen Religion ſich die ganze Schöpfung, ja die Freuden des Himmels ſelbſt als einen **Tempel- und Lobgeſang**, als ein ewiges Hallelujah gedachte? Das **Dreimal-Heilig**, das **Ehre ſei Gott in der Höhe**, das ewige **Hallelujah der Schöpfung** bewegte alſo auch das Schiff der chriſtlichen Kirche; in Hölen und Tempeln ward ihre Gemeine davon ein leiſes oder lautes Echo.

Damit ſchlieſſe ich nicht aus, daß nicht auch Griechiſche und Lateiniſche Modulationen den chriſtlichen Kirchengeſang beſtimmt haben; die alten Hymnen zeigen dies unwiderſprechlich. Nothwendig mußte das Chriſtenthum, ſobald es aus

Ju-

Judäa ausging, in jedem Lande, in dem es ſich feſtſetzte, den Charakter und die Modulation der Sprache dieſes Landes annehmen, alſo auch von ihrer Dicht- und Tonkunſt lernen; und am meiſten war dies bei der Griechiſchen und Römiſchen Kirche der Fall, da beide dieſer Sprachen, inſonderheit die Griechiſche, ſo Poeſie- und Tonreich waren. Indeſſen war und blieb dies alles nur ein Geräth, das man im Geiſt der Pſalmen und des Jüdiſchen, hin und wieder auch des ehemaligen heidniſchen Gottesdienſtes gebrauchte, an deſſen Stelle die neue Liturgie trat. Das Volk ſollte beſchäftigt, ergötzt, erbauet werden; wie konnte dies anders geſchehen, als daß man ſich ſeinem Ohr, Auge und Genius bequemte?

II. Nicht aber macht der Hymnus allein den Gottesdienſt aus; die menſchliche Seele, ein Inſtrument vieler Tonarten und Saiten, will auch ein ſanftes, erbauliches **Lied**, den Zeugen einer ſtilleren Freude und leiſeren Belehrung; ſie will auch in Gefahr und Angſt, in Kummer und Sehn-

ſucht

ſucht ein „Herr erbarme dich unſer“, ein klagendes, ängſtliches Miſerere. Für alle dieſe Gemüthszuſtände und Situationen des Lebens hatten die Pſalmen einen reichen Vorrath; und da die Kirche oft in Umſtände gerieth, in denen ſie ſolcher Angſtgebete nöthig hatte, ſo ward dieſer Vorrath der Pſalmen vielfach gebrauchet. Daher alſo die Bußpſalmen, die girrende Stimme der Turteltaube in den Hölen und Steinklüften, die langen, klagenden Litaneyen mit dem wiederholten Echo des Kyrie Eleiſon; daher die Seufzer um Errettung, die Geſänge der Hoffnung eines andern Lebens. Auf Glaube und Zuverſicht war die chriſtliche Kirche gegründet; Glaube und Zuverſicht erheben und beflügeln ſich am ſtärkſten mit dem Geſange der Andacht. Ueber den Gräbern der Entſchlafenen tönte nicht heidniſche Verzweifelung und Furcht fürm Todtenreiche; ſondern ſanfte Trauer und fröhliche Hoffnung, Hoffnung des Wiederſehens, des ewigen Zaſammenlebens mit einander.

III. Das

III. Das **heilige Geheimniß** endlich, das Geheimniß eines der Kirche beiwohnenden, ſie erfüllenden, im Sakrament theilhaft werdenden Gottes, wie konnte es anders, als mit **Intonationen einer göttlichen Gegenwart und Begeiſterung** gefeiert werden? Daher die hohen und tiefen Accente bei Einweihungen, und in den Momenten des Wunders. Selbſt das **chriſtliche Glaubensbekänntniß**, konnte von der Muſik nicht ausgeſchloſſen ſeyn: denn es ward **ein Gelübde des Herzens auf Leben und Tod über heiligen Gebeinen.** Die ganze Idee der chriſtlichen Kirche, daß ſie **eine** Einzige, allgemeine, unter einander durch **Einen** Geiſt verbundene Gemeine ſey, machte an ſich ſchon Geſang, Gebet, Segen, Fürbitte zu einem **allgemeinen Opfer**, zu einem **Weltverbreiteten Hallelujah.**

* * *

Nachdem, was hier in größeſter Kürze angedeutet worden, iſt es nicht zu verwundern, daß die ganze Einfaßung der chriſtlichen Liturgie inſonderheit in der Griechiſchen und Römiſchen Kirche Geſang ward; auch die Syriſche und keine andre hat ſich davon ausſchließen mögen. Vom früheſten Stral der Morgenröthe beginnet der Gottesdienſt mit Verſikeln und Intonationen, Antiphonieen und Doxologieen; Pſalmen und Hymnen wechſeln; die Leſungen und Gebete, die Ermahnungen ans Volk ſind gleichſam nur zwiſchengeſtreuet. Das Chriſtenthum nämlich begann bei Völkern, die voll lebendiger Einbildungskraft und von großer Reizbarkeit waren; dieſe liebten Erweckungen des Herzens, einen Aufſchwung der Phantaſie durch Ohr und Auge. Und da ihnen, angezeigtermaaſſen, das Pſalmbuch der Juden, ſammt der Poeſie und Tonkunſt ihrer Landesſprache, ja der Inhalt und Zweck der Religion nach Beſchaffenheit der damaligen Zeiten, und des früheren Gottesdienſtes, an welchen ſie von Kindheit auf gewöhnt waren, zu Hülfe kam; ſo ward aus Geſängen und Sprüchen des alten und neuen Teſtaments, aus dem **Gloria** und **Ave**, aus **Credo** und **Kyrie** Alles gemacht, was die andächtige Tonkunſt daraus machen konnte. Man gehe das Ritual der Griechiſchen und Römiſchen Kirche in dieſem Geſichtspunkte durch; ſie ſind große Gebäude, ich möchte ſagen, Labyrinthe des **muſikaliſch-poetiſchen Geiſtes**, in denen Geſchichte und Lehren nur ihre kleinen Wohnungen haben. Propheten und Pſalmen ſind hin und wieder vortreflich gebrauchet, und über das Ganze iſt ein Strom der Begeiſterung, der lyriſchen Fülle und eines ſo lauten Jubels verbreitet, daß, wenn man es auch nicht wüßte, man es mit groſſer Gewalt fühlet: „eine ſolche Anordnung ſei nicht das Werk eines Menſchen, ſondern die Ausbeute ganzer Nationen und Jahrhunderte in verſchiednen Himmelsſtrichen und den mannigfaltigſten Situationen.“ Einem Dichter, der für die Kirche mehr als einzelne Lieder dichten will, ſind dieſe Bücher zu ſtudiren eben ſo unentbehrlich, als dem Tonkünſtler, wer er auch

ſeyn

ſeyn mag, die unerreichbaren Muſter der ältern **Muſik der Kirche.** Denn, heilige Cäcilia, mit welchen Wunder- und Herzenstönen haſt du deine Lieblinge, einen **Leo, Durante, Paleſtina, Marcello, Pergoleſe, Händel, Bach** u. ſ. begeiſtert! In und aus ihnen tönte die heilige Muſik in vollem, reinen Strome; bis ſie ſich nachher in tauſend anmuthige Bäche zertheilt hat.

* * *

Ziehen wir aus dem, was hiſtoriſch bemerkt worden, einige Folgen: ſo ergiebt ſich vor allem, daß **der chriſtliche Kirchengeſang von Anfange bis zu Ende eines Gottesdienſtes oder Feſtes Ein Ganzes ſeyn müße, das vom erſten bis zum letzten Tone Ein Geiſt belebet.** Aus unſern proteſtantiſchen Kirchen iſt dieſe Einheit ziemlich verſchwunden, auf welche es doch in der erſten Kirche ſo fühlbar und groß angelegt war. Wir fangen freilich mit einem Demuthsvollen Kyrie an, und unterbrechen es zuweilen mit einem Gloria. Ein **Allein**

Gott in der Höh ſei Ehr! ſoll das Gemüth erheben; Antiphonieen und Lectionen werden eingeſtreuet; ein ſanftes Lied, ein geſungener Glaube ſollen die Seele zum Gehör göttlicher Worte bereiten; der Genuß des Abendmals endlich ſoll in der feierlichſten Rührung mit Geſang und Segen den Gottesdienſt beſchlieſſen; wie weit ſind wir aber davon weggekommen, daß dies Alles **Ein Ganzes auch im ſinnlichgeiſtigen Eindruck** werde! Die Muſik der Kirche ſollte dies Band ſeyn: denn ſie iſt ſinnlich und geiſtig; zwiſchen ihren Ufern ſollte der Strom der Begeiſterung und Andacht ſanft oder ſtärker fortſtrömen. Aber die Orgel allein thuts nicht; Inſtrumente allein werdens auch nicht bewirken. Die Anordnung des Gottesdienſtes ſelbſt im Innern und Aeußern, Sänger, Leſer, Prediger, die Gemeine, alſo ihre Erziehung, der Zweck und die Art, wozu und wie ſie beiſammen iſt, müſſen dazu beitragen, daß Klopſtocks **goldener Traum, die Chöre,** erfüllt werde. c)

Und

---

c) S. Klopſtocks Oden, Hamburg bei Bode S. 227.

Und ehe dieſer goldene Traum erfüllet wird, wollen wir wenigſtens einige Worte von dem reden, was dem muſikaliſchen Dichter und ſeinem Tonkünſtler auch jetzt ſchon vor der Hand zu liegen ſcheinet; ſobald ſie darauf Rückſicht zu nehmen geneigt wären.

1. **Die Baſis der heiligen Muſik iſt Chor:** denn eine Gemeine ſoll ſingen, und wenn zwei oder drei verſammlet wären, ſo machen ſie mit der ganzen Chriſtenheit auf Erden Eine Gemeine. Arien alſo, Duette, Terzette u. dgl. ſind nie das Hauptwerk einer Muſik der Kirche, geſetzt, daß ſie auch in die Kirche gehörten. Nur auf dem Wege des Chors, (im weiteſten Verſtande genommen,) gelangt man zu jener Bewegung und Rührung, die dieſe Muſik erfodert. Die tiefſte Demuth, ja ich möchte ſagen, Vernichtung und Zerſchmelzung vor Gott, alle Ermunterungen zu Troſt, Hoffnung und Freude, jene Ausbrüche des Glaubens, der Hoffnung, Frage und Antwort, Zweifel und Zuverſicht, Kummer und Troſt, Fluch und Segen ſind in den reichen Sätzen

und Gegenſätzen der **Chorſprache** alten und neuen Teſtaments zu finden. Einen groſſen Theil der bibliſchen Bücher ſchlage man auf, wo man will; und es fallen Stellen ins Auge, die, wie **Stimmen Gottes und der Gemeine,** der Dichter nur aufnehmen und anwenden, der Tonkünſtler nur fühlen und für das Herz der Menſchen accentuiren darf. Hier iſt Vorrath auf ewige Zeiten.

2. Der Chor des heiligen Geſanges iſt aller Abwechſelungen und Veränderungen fähig, die irgend nur in der reichen und weiten Sphäre ſeines Inhalts liegen. Die Sprache der Pſalmen und Propheten iſt uns auch hier Muſter. Man ſehe z. B. den 2. 24. 42. 43. 46. 50. 68. 82. 87. 95. 113 — 118. 121 — 29. Pſalm; welche Abwechſelung des lyriſchen Geſanges vom leiſeſten Solo bis zum volleſten Chor, in allen Stuffen und Inverſionen, iſt in ihnen vorgezeichnet! Und der Gebrauch derſelben, die Anwendung einer jeden Stimme und Antwort, wie mannichfaltig darf und kann ſie ſeyn nach Inhalt und Zeiten! Hier alſo

alſo iſt das lyriſche Gebäude in höchſter Würde und Vollkommenheit zu erbauen; hier oder nirgend: denn mit Worten und Tönen wirkt die Kunſt hier **rein.** Es ſind Stimmen, die ſich hören laſſen, und keine Perſonen; aber **alle** Stimmen der Welt, von der Stimme Gottes an, bis zum Laut und Seufzer jedes Herzens, jeder reinen menſchlichen Empfindung. Die Symmetrie zweier Stimmen und Chöre bleibt indeſſen die Hauptabtheilung, wie bei jedem ſymmetriſchen Gebäude, ſo auch hier; dies iſt der Einfalt gemäß, die ſowohl das Herz als die lyriſche Kunſt wünſchet.

3. **Daß die Chöre von Hymnen und Liedern unterbrochen oder gleichſam aufgenommen, beſänftigt, oder beflügelt werden,** liegt abermals in der Natur der Sache. Wir ſind aber auch hierinn hinter der ältern Kirche zurück geblieben. Die lateiniſche hatte nur wenige, kaum **neun** Haupt-Sylbenmaaſſe zu ihren Hymnen; dieſe ſind alle popular und ſehr faßlich; und doch ſind von ihnen kaum

zwei und drei ſehr unvollkommen zu uns hinüber gerettet worden. Das prächtige pange lingua glorioſi, die ſapphiſchen und anapäſtiſchen Metra wagen ſich nicht in unſern Kirchengeſang, der größtentheils aus den Meiſterſängerzeiten ſeine Melodieen erhalten. In der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts wollte man dieſen mit weicheren, abwechſelnden Sylbenmaaſſen vermehren; meiſtens aber geſchah es ſo ganz ohne Geſchmack und Würde, daß ſich die neuen polymetriſchen Geſänge zum Glück nicht erhalten haben; daher die ältern, unter welchen mehrere Vortrefliche ſind, immer noch die vorzüglicheren bleiben. Und doch, wer ſollte es dem Kirchengeſange wehren, alle die Abwechſelung, allen den Flug zu nehmen, den der Hymnus oder das Lied fodern? Aber Muſik muß dieſe Melodieen einführen; ſie müſſen zuerſt in einem größeren Gebäude der Tonkunſt erſcheinen, daß die Gemeine ſie, unvermerkt gleichſam und willig, lerne. Was in der Welt bedeutete ſonſt der einzelne Vers eines Chorals, den wir jetzt unſern Kirchenmuſiken einſtreuen? Bei der einzelnen Strophe eines Liedes wird ja die Seele nie warm; man ſpüret, wenn die Strophe aufhöret, eine unangenehme Leere; und es bleibt bei dieſen Zertheilungen Alles ein künſtliches Flickwerk. Nicht alſo die ältere Kirche. Ihre Hymnen ſind kurz; allemal aber von mehreren Strophen, und zu allen blieb ihr das **Dreimalheilig** ein Muſter. Da es nun überdem auſſer allem und über allen Widerſpruch iſt, daß unſre Poeſie und Sprache gegen die Sprache unſrer Vorfahren zehnfach ausgebildeter worden; warum wollten wir fortfahren, nur zwo Saiten zu berühren, da wir ein Inſtrument von zwanzig, von hundert Saiten in unſrer Hand haben? Sehen wir nicht, daß auſſer der Kirche die Muſik erſtaunende Fortſchritte gethan hat, daß durch dieſe ſelbſt das Ohr des Volks vieltöniger worden iſt, und daß wir folglich nicht mehr wie unſre alten Vorfahren leyern und ſingen können, weil wir nicht mehr wie ſie accentuiren, ſprechen und leben?

ben? Eine Reformation des Kirchengeſanges dünkt mich alſo ein natürliches Erforderniß der Zeit zu ſeyn; auf dem angezeigten Wege, unter den breiten Flügeln der Kirchenmuſik kann ſie am leichteſten und angemeſſenſten erlangt werden. Hier wird ſie in allen Theilen harmoniſch gebildet und eingeführet; der Chor der Kirche nimmt ſie willig auf.

4. Die Recitative können in der Kirchenmuſik nichts als die Stelle der Lectionen vertreten; ſie müſſen alſo nur eingeſtreuet werden, dabei äußerſt einfach, kräftig und kurz ſeyn. Sind uns die Evangelien nicht bekannt? lieſ't ſie der Lector nicht vor dem Pult? und wir wollten uns damit aushelfen, daß wir ihre einfachen Worte, an denen die Wahrheit der Erzählung haftet, mit fremdem, rhetoriſchen oder poetiſchen Schmuck verbrämen? Durch dies beſchwerliche Kunſtſtück erreichen wir nur Eins, daß wir mit vieler Mühe in langen Phraſen unmuſikaliſch ſagen, was an ſich in ſeiner alten evange-

liſchen

liſchen Erzählung größten Theils ſehr muſikaliſch geſagt war: denn es iſt nicht zu bergen, daß der hiſtoriſche Styl der Bibel, ſo wie **Oßian**, ja jede von Kindern und einfachen Völkern erzählte Geſchichte der Muſik viel empfängiger iſt, als unſre künſtlichſten Recitativ-Perioden. Die ältere Kirche fügte es alſo anders. Nur wenige Hauptworte nahm ſie aus den Lectionen zum Geſange auf, ließ dieſe in Antiphonien wiederkommend ans Herz dringen, als Hauptdenkmale der ganzen Geſchichte. Dies dünkt mich ſei der wahre Zweckmäßige Gebrauch derſelben nach Ort und Zeit: denn warum dörfte der Gemeine eine Geſchichte vorgeſungen werden, die ſie weiß, ja die ſie eben gehört hat? Und welches ſogenannte malende Recitativ könnte eine Geſchichte malen? Aber Worte, Stellen aus der Geſchichte ans Herz legen, das kann die Tonkunſt.

5. Hiemit zeigt ſich alſo, daß **die Kirchenmuſik auf keine Weiſe dramatiſch ſeyn könne, und wenn ſie dies ſeyn wolle, ſie**

ganz ihren Zweck verfehle. Auf dem Theater iſt alles auf dramatiſche Vorſtellung, Charakterſchilderung, aufs Spiel der Perſonen eingerichtet; hier zeigen ſich, wie geſagt, keine Perſonen, hier wird nichts repräſentiret. Es ſind reine, unſichtbare Stimmen, die unmittelbar mit unſerm Geiſt und Herzen reden. Wollte man bibliſche Geſchichten dramatiſiren; ſo gehören ſie nicht für die Kirche, ſondern mögen zu Hauſe in ſogenannten geiſtlichen Cantaten geſungen oder geſpielt werden. Vor der Gemeine verliert die einzelne Perſon, ſie möge einen Petrus oder Johannes, eine Maria oder Magdalene vorſtellen, nicht nur alles Anſehn mit ihrer Gebehrde, ſondern das Wort ihrer Stimme verliert auch al- Wirkung. Dies Wort muß ihrem Munde ſchon entnommen, und allgemeiner **Geſang**, ein Wort an alle menſchliche Herzen geworden ſeyn: alsdann wirds eine Stimme der heiligen Tonkunſt. So z. B. der Geſang Simeons, ſo ſelbſt die Worte Chriſti, der Propheten und Apoſtel.

Die

Die heilige Stimme ſpricht vom Himmel herab; ſie iſt Gottes Stimme und nicht der Menſchen; weh ihr, wenn ſie, um ſich ſichtbar zu machen, ein theatraliſches Gewand anleget! Dieſe Unſichtbarkeit, wenn ich ſie ſo nennen darf, erſtreckt ſich bis auf die kleinſten Anordnungen und Verhältniße der geiſtlichen Tonkunſt. Eine Arie, ein Duett oder Terzett, das einzeln glänzet, jede Sylbe, in welcher der Dichter oder Künſtler ſpricht, um ſich zu zeigen, ſchadet der Wirkung des Ganzen und wird dem reinen Gefühl unausſtehlich. Dramatiſche und Kirchenmuſik ſind von einander beinahe ſo unterſchieden, wie Ohr und Auge.

Hieraus ergiebt ſich aber auch, daß Eine die Andre nicht ſchmähen, oder verachten ſollte: denn ſie ſind und bleiben, obwohl ſehr ungleiche, Schweſtern. Es war Natur der Sache, daß aus der Kirchenmuſik dramatiſche Muſik entſtand, ſo wie bei den Griechen aus dem Chor und Dithyramb die Tragödie ward, und dieſe in natürlichen

Stuf:

Stuffen fortgieng. Es war Natur der Sache, daß die dramatiſche Muſik vieles gewann, wozu ſie im Heiligthum nie kommen konnte, inſonderheit, ich möchte faſt ſagen, **ſichtbare Beſtimmtheit**. Sie muſte an einer vorgeſtellten Handlung Theil nehmen, dieſe vorbereiten, leiten, ausdrücken helfen; tändeln und lachen, ſogar nieſen und gähnen mußte ſie lernen. Da ſie einzelne Charaktere auszudrücken, individuelle Situationen zu beleben hatte: ſo ward ſie aufs feinſte und lebhafteſte charakteriſtiſch. Dies alles lag auſſer den Grenzen der heiligen Tonkunſt; ſie vergiftete ſich ſelbſt, wenn ſie nach ſolchen verbotenen Früchten greifen wollte. Dafür aber blieb ihr ihr Baum des Lebens um ſo ſicherer, die **reine, allgemeinmenſchliche Rührung**; die dramatiſche Tonkunſt ſelbſt muſte nach ſeinen Blättern und Blüthen greifen, wenn ſie aufs Herz des Menſchen, nicht blos auf Auge und Ohr wirken wollte. Wie oft ſchließen wir unſer Auge bei einer ſchönen Muſik des Theaters, und mögen die Gebehrden des Sängers, die Reize der Sängerin nicht mit ihr verbinden! Wie oft trennen wir einen Geſang des Herzens von der ganzen Scene, in der er geſungen ward und nehmen ihn als ein Privat-Eigenthum mit uns! Hat endlich die wahre Muſik ſich nicht ſogar über alle Inſtrumente ergoßen, und mit jeder Situation des menſchlichen Lebens gleichſam familiariſiret, ohne daß ſie weder hier noch dort als Drama erſcheinet? Warum müßte ſie denn im Tempel dramatiſch werden?

„Alſo iſt doch, wird man ſagen, die wahre Muſik dem Tempel jetzt ziemlich entflohen? und wird ſie je in denſelben zurückkehren?„ Ganz entflohn iſt ſie daraus nicht; und es iſt wahrſcheinlich die Schuld der Tempel mit geweſen, wenn ſie daraus hie und da entfliehen mußte. In andern Tempeln wohnet ſie noch, obzwar unerkannt der theatraliſchen Welt; und wenn ſie ſich aus ihnen in den Meiſterwerken der älteren Zeit weit verbreitet hat, ſo werden dieſe Meiſterwerke von

allen

allen innigen Tonkünſtlern noch jetzt aufs höchſte geſchätzt, in der Stille ſtudirt, auch angewandt, wo ſie irgend angewandt werden mögen. Die heilige Muſik iſt ſo wenig ausgeſtorben, als das wahre Gefühl der Religion und Einfalt ausſterben kann; indeſſen wartet und hoffet ſie freilich auf eine Zeit der Wiedereinſetzung und Offenbarung. Sollte ihr dieſe auf immer verſagt ſeyn? Ich ſehe dazu keine Urſache. Laſſet drei dazu geſchaffene Menſchen aufleben und einander begegnen, einen Beſchützer, einen Tonkünſtler und einen Dichter; ſo könnte in einem kleinen Kreiſe ſchon viel werden. Der Dichter dörfte ſelbſt nicht vom erſten Range ſeyn; nur von einer Art, in der er hier der Erſte wäre, ein Mann, der, mit einem Gefühl für das, was heilige Muſik iſt und allein ſeyn kann, allen Vorrath derſelben in den heiligen Büchern kennte, das alte Ritual von den Schlacken, unter denen es begraben liegt, zu reinigen wüßte, ſich von allem Hergebrachten des neueren Modegeſchmacks entfernt halten könnte, und darnach, unſerer Zeit

ange-

angemeſſen, eine ſimple, groſe Anordnung machte. Ein Tonkünſtler, der mit warmen hohem Gefühl für das Göttliche ſeiner Kunſt dieſen Tempel erfüllte, dieſen Tempel belebte; ein Beſchützer endlich, der dieſem Allen zur lebendigen Anwendung einen Platz, eine Schule der Kunſt gönnte; ſetzet dieſe Drei zuſammen, und es könnte in der proteſtantiſchen Welt geſchehen, was in ihr vielleicht noch nicht gethan iſt. Ob es zu unſern Zeiten geſchehen wird, iſt eine andre Frage. Es werden indeß noch manche andre Zeiten kommen, und was nicht heute geſchieht, geſchiehet morgen. Cácilia wird wiederkehren vom Himmel, und ſich hie und da eines reinen, eines ganz reinen Tempels freuen. So lange wollen wir jeden Funken des heiligen Feuers in der Aſche bewahren.

Ich füge ein **Lob der Tonkunſt** bei, das im **Muſikaliſchen Kunſtmagazin** erſchienen, übrigens aber zur Compoſition auf einen Cácilientag

tag nicht beſtimmt iſt. Es iſt nur eine Schilderung, ein Lob der Tonkunſt.

Die Tonkunſt.

Eine Rhapſodie.

Die du droben den Reihn der Sterne
Und der Unſterblichen führſt,
In ewig⸗jungem ſchwebenden Jubeltanz
Nah und näher hinan des Allvollkommenen Thron;
Und tief hienieden im Erdenthal
Unter des Himmels heiligem Blau
In leiſen Tönen, im verlohrnen Laut
der Ahndung, unſer Herz
in die Chöre der Himmel erhebſt:

Ewige Harmonie!
Kling' ein in meine Saiten.
Heilige Harmonie!
Kling' ein in meine Seele.
Sie fühlet dich, ſie will, ſie wird dich fühlen!

Des Wohllauts ewige Kette zieht
Auch meinen Geiſt. Es wallt mein Herz
Im Strome der Melodie zum hallenden Ocean
Der **Allvollkommenheit.**
Wach auf in mir, du leiſer Himmelston,
Der meine Seele ward.
Aus keiner Engelsharf' entquolleſt du. Dich hauchte
Der Ewige ſelbſt mir ein.
Und biſt mir Ewigkeit,
Biſt Gottes-Gefühl in mir, der unendlichen Harmonie
Vorahndende Verkünderin.
Wenn einſt mein Geiſt
Vom Erdenſtaube ſich hebt empor,
Und ſeiner Feſſeln ſanft ſich windet los;
Zu Hülfe komm' ihm dann, du heilger Strom
Von Tönen andrer Welt,
Umſtröm' ihn ganz, und trag' ihn ſanft hinüber.
Des Himmels Gabe biſt du uns,
O Tonkunſt! biſt ein Tropfe

Von jenem hellen melodiſchen Wohlluſtmeer
In dem das Weltall wallt,
Ein Meer von Zahl und Maas und Lieb' und Tanz und Leben! —
Der Tropfe floß hernieder
Dem Wandrer zur Erquickung,
Zur Labung ihm, hin in ſein Vaterland,
Ein ziehend Sehnen nach dem vollen Strom. — —
Als Adam, als die erſte Mutter einſt
Den erſten Todten ſahn, ach ihren Sohn,
Und den erſchlagnen kalten Leichnam, (nun
Auf ewig kalt, auf ewig todt!)
Mit ſtarrer Hand umfaßten,
Und ihre Seelen untergehn,
Verſinken wollten im verſtummten Schmerz;
Da wars, da regten Töne ſich
Des Mitgefühles einer andern Welt;
Der Ewigkeit verſchloſſenes
Gewölbe brach; Muſik erklang auf Erden.
Des Seraphs Laute in der Hand
Schwebt über ihnen der Geſtorbene

In unſichtbarem Glanz. Es ſangen leiſe Töne
Den Armen Troſt ins Herz. Es träufelte
Mit jedem neugehörten Ton
Der Ruhe Thau in ihr zerlechzetes
Gebein. — Der unſichtbare
Sang mächtiger, zog aus den Himmelsſaiten
Den Ton der Unvergänglichkeit,
Des ewgen Wallens hin zu höherm Licht,
Des ſteten Sehnens nach dem vollern Strom;
Er ſang das Lied der Sterne,
Den Wandelgang um ihres Vaters Thron;
Den **ewigguten Vater**
In aller ſeiner Liebe.
Und ſtieg, ein ſelger Geiſt,
Stieg auf dem letzten, innigſten der Töne,
Der ewig tief in ihrem Herzen blieb,
Gen Himmel wieder auf.
Wenn in des Lebens Labyrinth,
Im dunkeln Hain der bangen Mitternacht,
Umringt von Thiergeheul' und Höllenſtimmen,
Mein Herz erbebt,

Und über ſich verzagt,
Und nirgend Ausgang findet;
Des Himmels Tochter, ſüße Zauberinn,
Nicht mit Syrenen: nicht mit Feenklang
Erſcheine mir; ein Lied der Andacht flöße
Mir Ruh ins Herz. : :
Wie wird mir? Hör' ich nicht
Ihr Kommen? Fühl' ich nicht
Ihr ſanftes Schweben wie im Mondesſtral?
Sie ſpricht mir zu; ein Engel ſpricht zu mir,
Ein Himmelsweſen, das unmittelbar
Mein Herz berührt, die weinende
Gerührte Laute! und den Klageton
Schnell in Triumph verwandelt.

„Verlaſſener, was zageſt du
In trüber Einſamkeit?
Gott, der den Gang der Sterne kennt,
Kennt auch der Menſchen Herz.

Er giebt dem Schiffe ſeinen Weg,
Den Winden ihre Bahn;

Er

Er wird auch Dir, im Wellenmeer
Des Lebens, Weg verleihn.
Was zageſt du? Der Erde Noth
Geht wie ein Traum vorbei.
Und was Dir heute Mislaut dünkt,
Iſt morgen Harmonie.

„Schau gen Himmel und ſieh! Am hohen Tempelgewölbe
Funkeln Sterne; da glänzt Gottes unſterbliche Schrift.
Kann dein Auge ſie zählen? Dein Ohr die Stimme vernehmen,
Die des Erſchaffenden Ohr ewig und ewig vernimmt.
So tönt Alles um Dich. Ein Stral der Sonnen erklingt dir
Sieben Töne des Lichts, golden und heilig im Klang".
Allenthalben ſtrömet dir zu das große Geheimniß
Deiner Vollendung; du lernſt ewig und ewig daran.

Maas, Bewegung und Zahl im Kampf der liebenden Eintracht
Spricht in Tönen dir zu: **Eines in Allem iſt Gott!**„

; ; ; O Harmonie, ich flehe dir,
Du Freundin meines Seyns zum höhern Seyn,
Du Seele meiner Seele. Rufe mir,
Aus jedem Weſen rufe
Den reinen Ton hervor, zu dem es klingt.
O Führerin durchs Leben! **Freundſchaft** iſt
Der Seelen Einklang. **Lieb' und Güte** ſind
Der ſüße Wohlklang, der in Allem tönt,
Der immer reiner, immer höher ſteigt —
Wohin? wohin? zu welcher Symphonie
Der Symphonieen — —

VI. Denk-

VI.

Denkmal
Ulrichs von Hutten.

Als die Zeitung meldete, im neuen Deutſchen Merkur ſey **Huttens Bild** und **Leben** erſchienen, erröthete ich über meine Schuld, wie lange ich dieſem edeln deutſchen Manne auch ein kleines Denkmal zu ſetzen Willens geweſen. Er ſtarb als ein Flüchtiger, als ein Vertriebener, und hatte zuletzt nicht, da er ſein Haupt hinlegte; nur eine Schreibfeder fand man nach ſeinem Tode bei ihm und einige Briefe ſeiner Freunde. — Wie ſein Nachlaß war, ſoll und kann auch nur dies Denkmal werden: ein glatter Stein auf ſeinem Grabe, oder ein Brief von Freundes Hand über ſeinen Tod und über ſein kurzes, ſtürmiges Leben.

Wenn ein junger, feuriger Mann ſchon in Jahren, die andre noch als Pflanzen wegträumen, ein Mann fürs Vaterland iſt, der den faulen Weg und die ruhige Lebensart der Mönche (es giebt Mönche in allen Ständen) früh verläßt, eben weil ihm vielleicht ſein Genius zuliſpelt, daß ers nicht lange werde thun können: er ſtrebt, was er kann: a) erwählt mit den Guten und fürs Gute freywillig Ungemach zu leiden, Stand, Güter, Ruhe, Leben, Ehre aufzuopfern, und läßt ſich durch jede neue Gefahr nicht abſchrecken bis ans Ende ſeiner kurzen Laufbahn; die Finſterniß iſt aber ſtärker als das Licht, die Sklaverey ſtärker als die Freiheit: man rottet ſich um ihn, ſchneidet, da er noch keine Grenzen ſeiner Wirkſamkeit kennet, ihm Luft und Athem ab: auch ſeine Freunde treten ſcheu zurück: ſein edelſter, ihm treugebliebner Freund ſinkt, und mit ihm

Glück

---

a) Hutten ſcheint dieſes ſelbſt geahndet zu haben; er machte ſehr früh ſeine Grabſchrift:

Von der Geburt an ward mir zum Lebensloose das Elend;
    Uebel zu Land' hab' ich, Uebel zu Waſſer erlebt.
Will es das Schickſal dann, daß all mein Leben in Jammer
    Ende; ſo will es mir wohl, daß ich es endige bald.
Unter tauſend Gefahren hab' ich die Muſe geliebet,
    Habe gethan für ſie, was und wieviel ich vermocht.

Glück und Alles; nun treten die Falſchen hinzu, die ſich auch Freunde nannten, verläumden, ſpotten, höhnen ſeine Plage: Der Edle fällt, wie man vor böſen Buben fällt, und jene Unedlen behalten Recht: „Was hat er ausgerichtet? Was wollte er? Freylich — Freylich auch fehlte es ihm nicht" — aber jung, zu jung —„ Unter ſolchen Hohnſprechungen liegt nun der Arme bey einem Pfarrer auf einer kleinen Inſel im Bodenſee, hatte in Deutſchland, für das er alles unternahm, zuletzt keinen ſichern Tritt mehr, und ſtarb auch dort mit Liebe fürs Vaterland und mit Löwenmuthe gegen die Verkleiſterer der Wahrheit — Jünglinge, wallfahrtet zu ſeinem Grabe, und ſein Leben ſei euch ein Spiegel mehrerer Zeiten.

* * *

Als **Ulrich von Hutten**, der junge Fränkiſche von Adel, in Fulda ſtudirte, wollten ihn, wie billig, Mönche zum Mönchen machen. Tune hoc ingenium perderes? ſagte der verdiente **Eitelwolf von Stain** zum Abbt und errettete

den

den fähigen Knaben. Zeitlebens hing Huttens Herz an dieſem edlen Manne, ſeinem Erretter. Ihm hatte er nachher die Gunſt des Kardinals von Mainz, ſeine Reiſe nach Italien, ſein erſtes blühendes Hofglück zu danken; mit Eitelwolf von Stain ſank ihm ſeine erſte Stütze, auf die bald Eine nach der Andern folgte. Eitelwolf wars, der dem Churfürſten von Brandenburg den Rath und den Plan zur neuen Univerſität **Frankfurt an der Oder** gab, und nach ſeinem Sinne ſollte ſie ein neues Athen der ſchönen und freyen Weisheit werden; bald aber thats dem biedern Manne leid, da er die neue Univerſität ärger als eine andre mit Sophiſterey und Pfaffenkram überdeckt ſah. Er ging mit einer Societät der Wiſſenſchaften in Mainz, dem damals ſo blühenden Mainz, ſchwanger und — ſtarb darüber. Gnug, er hatte Hutten in die Welt geholfen, und Hutten hat in ſeinen kurzen Jahren mehr gethan, als manche Societät in Jahrhunderten thun dorfte oder thun mochte.

Hut=

* * *

Hutten ſtudirte in Kölln, und das war, wie wir auch aus der Geſchichte Luthers wißen, damals mit ein Hauptneſt der Philoſophaſter und Theologaſter. Der Eckel, den Hutten früh an dieſer Brut hatte, gab ihm, noch unbeſtimmt, wie ſein Unmuth ausbrechen würde, den Stof zu den epiſtolis obſcurorum virorum, dem ſpäteren kühnen Werk ſeines Lebens. In Fulda war **Crotus Rubianus**, ſein nachmaliger Mitarbeiter an dieſen Briefen, ſein Mitſchüler geweſen, ein Freund, der ihm bis ans Ende treu blieb. Und da in Kölln alle die Originale, inſonderheit der grauiſſimus Ortuinus, die das künftige Heldengedicht galt, lebten; ſo iſt dies abermals eine Probe, wie das Meiſte, das wir in unſerm Leben thun, von Verbindungen und Umſtänden herrühret, in die uns frühe die Vorſehung ſetzte. Die Morgenröthe des Lebens, Jugendeindrücke, frühe Freunde, Situationen von Jugendhaß und Jugendliebe — ſie machen meiſtens den Anklang

un-

unſrer Beſtimmung. Sie weben das Grundgewebe, in welches ſpätere Schickſale und eine reifere Vernunft nur den Einſchlag geben.

* * *

Hutten ging überdrüßig von **Kölln** nach **Frankfurt**, deſſen reizende Lage er, vermuthlich für ſeinen **Eitelwolf**, in Verſen beſchrieb. Freundſchaft alſo lockte den erſten Sproß des jungen Dichters hervor; dieſe Muſe verließ ihn auch nicht in ſeinem ganzen Leben.

Jugendliche Unruhe trieb Hutten hierauf nach Italien, zuerſt als Kriegsmann unter **Maximilian**, der damals Padua belagerte. b) Und hier hing

---

b) Die in dieſem Feldzuge geſchriebenen kleinen Gedichte Huttens ſind voll Patriotismus für Deutſchland und den Kaiſer, voll ächten Kriegermuths gegen die Venetianer, am meiſten aber gegen die Franzoſen. Manche von dieſen ſind ſo charakteriſtiſch, als ob ſie zu unſerer Zeit gemacht wären, und würden vielen Leſern in einer guten Ueberſetzung wohl thun. Die Nationen bleiben ſich immer gleich bis ans Ende der Tage.

hing ſich die Schlange, (eine Krankheit, die ſich gleich ſelbſt erklären wird,) an ſeinen Fuß, deren Gift er Zeitlebens mit ſich trug, und die zuletzt ſeinen Häßern auch Anlaß zum Hohn gab. — Wer die Geſchichte der damaligen Zeiten und dieſes Uebels kennet, als es zuerſt in Europa ausbrach, der muß ungerecht ſeyn, wenn er nicht dem allgemeinen Zeugniß glaubt, daß man damals ſehr unſchuldig dazu kommen konnte, und deſto ärger daran war, weil man noch kein Mittel dagegen wußte. Die Krankheit, an der Fürſten und Herren damals mit Ehre laborirten, hatte den Schandfleck noch nicht, den ihr die ſpätere Zeit mit Recht gegeben. Jetzt iſt das Ungeheuer in ſeine Grenzen gebannet: damals wars Peſt am Mittage. **Hutten** ſchreibt in ſeinen Briefen mit einer Offenherzigkeit davon, die am lauteſten ſeine Unſchuld zeiget, (an der damals auch niemand zweifelte, der ihn kannte) An die **Fuggers** ſchrieb er ein öffentliches Dank- und Glückwünſchungsſchreiben über den Lebensbaum, Guaiaci medi-

medicinam, der durch ſie nach Deutſchland kam; und an den Erzbiſchof, Kardinal und erſten Kurfürſten Deutſchlands, **Albert von Mainz**, ſchrieb er, de morbo Gallico librum, in welchem er ein eben ſo patriotiſcher Verfechter der Geſundheit ſeiner Landsleute wird, als er ſich nachher ihrer Ehre, Freyheit, Aufklärung und Glückſeligkeit patriotiſch annahm.

* * *

In Krieg und Krankheit waren ſeine Arbeiten flüchtige, einzelne Sinngedichte, die ſich ohne ſeinen Willen zerſtreuten, geſammlet oder vielmehr verſtümmelt herausgegeben wurden, die er alſo aus Noth ſelbſt heraus gab und ſie **Maximilian** zueignete. Coluit, ſagt er —

coluit per mille pericula Muſas
et *quanti potuit* carminis auctor erat.

Von früh auf ſieht man an **Hutten** einen Mann, der zur Pedanten-Autorſchaft nicht gemacht war. Alles **lebt** in ſeinen Schriften, nichts ſteht

ſteht **geſchrieben**, daß es nur alſo daſtehe. Seine Bücher, alle meiſtens kleine Stücke, ſind Stimmen aus ſeinem Leben, Laute ſeines Ritterworts, **Handlung.** Und darum wirkten ſie auch in ihrer Art, wie **Luthers** Schriften in der Seinigen; er ſchrieb ein Latein, wie es die Drehbank Ciceroniſcher Perioden ſchwerlich allein hervorbringen möchte. Wie Dädals Bildſäulen ſieht man ſeine Worte und Phraſen gehen, kommen, handeln, leben!

* * *

Er kam nach Deutſchland, und ein Landedelmann, ſein Vater, der an ihm einen fleißigen, mühſamen Juriſten nach der damaligen Juriſtenzeit in Deutſchland ſuchte, fand nicht, was er wünſchte. Der junge Menſch ſchrieb ſeinen Nemo: das erſte Stück in künftiger Huttenſcher Manier, und wenn man deuten wollte, für ihn eine üble Ahndung. Beym erſten Auftritt war er ein **Niemand** und iſt gewiſſermaaße Zeitlebens ein

Niemand geblieben. — Vorher hatte er unter mancherley Schickſalen ganz Deutſchland durchkrochen und durchflogen,„ ein Ulyſſes, wie er ſagt, mit einer ganzen Odyſſee von Zufällen.“ Wenigſtens hatte er dabei den Vortheil, daß er das Deutſchland, für welches er nachher mehr als **Demoſthenes** ſeyn wollte, in allen ſeinen Provinzen kannte: von **Roſtock** und **Greifswalde** bis gen **Frankfurt** und **Wien**; **Sachſen**, **Böhmen**, **Braunſchweig**, die **Schweiz**. Zu Wittenberg hatte er ſein Gedicht de arte verſificatoria, (ein Zeichen des Brodſtudiums, worinn er Unterricht geben muſte,) hingeworfen; aber auch dieſes that er mit einer Wärme, die ganz den künftigen Mann prophezeyte. In der Schweiz nahm ihn der verdiente Reformator **Vadian** auf, und ſo kam er zum zweytenmal, jezt ganz ein Juriſt zu werden, nach **Welſchland**.

Wir wollen uns nicht in Umſtände einlaſſen, die man im Leben jedes jungen Dichters ſich denken, oder allensfalls finden kann, daß z. E. ihm der

der Geſchmack der **Bartoliſten** nicht anſtand, daß er ſich darüber auf ſeine Art äußerte, daß ihm die ſchöne Literatur in Italien wohlbehagte, daß er von allen, die ſeine Talente kannten, geſchätzt wurde, u. ſ. w. Eben da er in Italien den Rechten oblag, kam ihm ein Umſtand ganz andrer Art in den Weg, Ihn als **den, der Er war,** zu zeigen und zu üben. Der Herzog in Würtenberg hatte ſeinen Vetter **Johann von Hutten** mit eigner Hand im Walde umgebracht: und nun ließ Hutten, der eben ſo ſehr Edelmann, und Geſchlechtsvertheidiger als Deutſcher und Freiheitvertheidiger war, **Klagen, Briefe, Deplorationen,** endlich fünf **Invektiven** gegen den Mörder ausgehn, die, als wahre **Demoſthenesreden** von Herz und Seele, die Sprache der Unſchuld und Rache ſprachen und gegen einen Thäter, der Herzog war, alles zu Hülfe nahmen. c) Weiterhin werden wir unſern **De-**

---

c) Vor einer Sammlung dieſer Schriften ſagt er:

moſthenes im wirklichen Feldzuge gegen ſeinen Feind ſehen, da ſein Freund, der gerechte und edle **Sickingen** des Schwäbiſchen Bundes Haupt war. Hier bemerken wir nur, daß die Stimme, die ſich jetzt für ein ungehörtes Bruderblut erhob, bald zu Kayſer und Reich über allgemeinere Angelegenheiten rufen ſollte, und ſich an einem ſo ſonderbaren tragiſchen Familien-Vorfall zum Voraus gleichſam nur üben muſte. — In dieſem Jah-

Sei nicht, o Leſer, von zu zartem Ohr;
ſonſt iſt die herbe Speiſe nicht für dich.
Ein hartes Werk beginnen wir, und hart
ſind unſre Worte: denn auch Er war hart,
auf den wir treffen und hart ſeine That.
Wenn du dies Bändchen lieſeſt, denk': es ſchrei't
in ihm unſchuldig-ungerächtes Blut.

Und am Ende des Buchs ſagt er:

Haſſen, o Leſer, kannſt du mein Buch nicht; nur den Tyrannen
kannſt du haſſen und mußt, wer du vom Volke auch ſeyſt.
Haſſenswerth iſt die That, und haſſenswerth, der ſie übte;
aber verdienet der, der ſie verkündiget, Haß?

Redlich für die Sache.
Hutten.

Jahr 1515 ſtarb Hutten auch ſein Freund, Erretter und Beförderer, von Stain, und nun ging ſeine zweite Laufbahn an.

* * *

Schon ſein Geſpräch gegen Ulrich: Phalarismus, Dialogus Huttenicus, hatte er mit dem Wort geſchloßen, das nachher auch in andrer Abſicht ſein Wahlſpruch werden muſte: jacta eſt alea! **ich habs gewagt!** Schon dieſen Dialog endete er mit den Worten: exoriare aliquis noſtris ex oſſibus vltor! Und nun drang ihm die Beklemmung, in der damals die Ehre und das Licht Deutſchlands, ein verdienter Mann von mehr als Einer Seite, **Reuchlin**, war, zu Herzen: er machte ſich mit ſeinem Schul- und Buſenfreunde **Crotus** auf, ihm gegen den Ketzermeiſter **Hochſtraaten** und mehrere Fakultäten privilegirter Verfolger, die **rechtlich** wüteten, durch ein Mittel zu helfen, das mehr als eine Deduktion wirkte, er ſchrieb die Epiſtolas obſcurorum

rum virorum. Daß Crotus daran Theil gehabt, iſt unläugbar; ſie aber deswegen, weil Crotus mitgeholfen, dem Hutten ganz abſprechen zu wollen, iſt eben ſo unnoth, als ſie gar dem **Erasmus** zuzuſchreiben, der unter allen Sterblichen ſie wohl am wenigſten ſchreiben wollte.

Kurz, dieſe Schrift **Huttens** überwand für Reuchlin mit. Sie traf ſo ſcharf, ſchied Mark und Bein, ſtellte die Pfefferkorne, Ortuini und alle ihres Gelichters ſo ganz dar, daß es weiter keines Läugnens bedorfte. Unglaubliche Würkung machte dieſe Schrift, als ſie erſchien; auch auswärtige Nationen ſchätzten ſie, obgleich für ſie die feinſte Spitze des Salzes verlohren gieng: denn das **Deutſchlatein**, die **deutſchen** Mönchsgelahrten Sitten, ſind in ihr das Hauptwerk; eine Nationalſatyre voll Geiſt, Feuer, Witz und äußerſt genauer, treffender Detailwahrheit. d)

End:

---

d) Ob dieſe Briefe, und mehrere Huttenſche Geſpräche, die in der Sammlung Pasquillorum l. 2 Eleutherop.

Endlich endigte Sickingen was Hutten angefangen hatte, und ſprach mit dieſen Leuten, wie man mit ihnen reden mußte. Sie krochen zu Kreuz, und Reuchlin hatte in ſeinem Alter Ruhe. — Der Bruder Ketzermacher, Hochſtraten, ge-

---

rop. 1544. ſtehen, Paſquille oder Satyren ſind? muß nicht aus dem Geiſt unſrer, ſondern der damaligen Zeit entſchieden werden. Wie manches, ſelbſt in den Schriften Luthers und Eraſmus würde jetzt nicht geſchrieben! Daß Hutten aber, wie Bayle vermuthet, wenn er noch dreiſſig Jahre gelebt hätte, ganz Europa mit Paſquillen würde überſchwemmet haben, glaube ich nicht. In allen ſeinen Schriften zeigt ſich oft zwar ein hitziger und brauſender, nie aber ein unedler Geiſt, und daß in Huttens, wie in des freilich vorſichtigern Eraſmus Schriften viel Attiſchen Spottes ſei, iſt unläugbar. Nur weil Hutten die Sache, die er trieb, ſo tief zu Herzen nahm, war ſein Salz ſcharf; er wollte nicht etwa nur vergnügen, ſondern ändern, beſſern, zuletzt auch rächen; und dann hat leider von ſelbſt der Spott ein Ende. Sein vir bonus, ſeine intercessio pro Capnione, der Heroiſche Geſang in triumphum Jo. Reuchlin, ſeine Schriften an den Kaiſer, ſeine Germania, ſein Arminius ſind voll der wärmſten, edelſten Stellen; und überhaupt gehöret nicht jede Production der Erde in die Zeit und Stunde, in der ſie erſcheinet?

gen den auch in Luthers Schriften die Deutſche Wahrheit zu leſen iſt, ſoll einmal Hutten in den Niederlanden begegnet, ihm vor Schrecken und Angſt zu Fuße gefallen ſeyn und ſeine arme Seele ſchon allen Heiligen mit dem Stoßſeufzer empfohlen haben: „Leben wir ſo leben wir dem Herrn ꝛc.„ „An dir verunreinige ich mein Schwerdt nicht," ſagt Hutten, und ließ ihn gehen.

* * *

Als Hutten zum drittenmal aus Italien kam, war ſein Ruhm in der ſchönſten **Blüthe.** Da jauchzten ihm alle Freunde der Wiſſenſchaften zu und prieſen ihn, den ſiegenden **Reuchliniſten. Erasmus** lobte ihn als einen Mann, desgleichen nicht geweſen: c) ſeine Freunde, inſonderheit

---

c) Auch Huttens erklärter Feind konnte die ungemeine Lebhaftigkeit, Stärke und Biegſamkeit ſeinem Lateiniſchen Styl nicht abſprechen. In Reden, ſelbſt den heftigſten Reden, in Geſprächen, Briefen, Gedichten, und zwar in Gedichten mehrerer Gattung iſt dies heit der redliche **Pirkhaimer**, (Nürnbergs verdienter Patricius, Dürers und aller Guten Freund,) empfahlen ihn Maximilian, der ihn in Augsburg mit eigner Hand zum Dichter mit einem Kranze krönte, den ſeines Freundes Pirkhaimers Tochter ihm gewunden hatte. Hier war er mit im Ge-

dieſer jedesmal, was er Ihm ſeyn ſollte. Den **Livius** ſtellte er, vermehrt, aus einer gefundenen Handſchrift her; und jede Beute der ſchönen und nützlichen Litteratur lag ihm am Herzen. Sein Streit gegen das Papſtthum war auf Geſchichte gegründet, und er gieng hierinn rein zu Werke; auch hatte er Anfangs auf Luther nicht die mindeſte Rückſicht. Er, wie Luther, hatte den Funken, der ſie anglühte, aus Italien ſelbſt geholet. Zu läugnen iſt indeſſen nicht, daß in dieſer Flamme, auch ohne die mindeſte Religionsabſicht, bei Hutten mitunter ein wildes Feuer brannte; und dieſes war, auch ſeine Jahre abgerechnet, der **Rittergeiſt ſeiner Zeiten**. Er war ein Fränkiſcher Edelmann, im Kriege frühe gebildet; er glaubte, wie mit dem Schwerdt, ſo auch mit der Feder kämpfen und ſich auf gleichgetheiltes Licht, auf einen offenen, freien Kampfplatz verlaſſen zu können. Leider aber war dies der Fall nicht. Er kämpfte mit einer unſichtbaren, weit überwiegenden Macht, und mußte erliegen.

folge des Kurfürſten von Mainz auf dem Reichstage, hatte gute Hoffnungen zu des Kaiſers Hofe, und ſeine Jugendphantaſie träumte lebhaft, „was „er ausrichten, vollenden würde!„ Man leſe den langen Brief, den er an Pirkhaimer ſchrieb, als dieſer ihm die Einſamkeit auf ſeinem Fränkiſchen Ritterſchloſſe anrieth. Burkhard, ein um Hutten ſehr verdienter Mann, hat dieſen Brief herausgegeben und commentirt; er zeigt, daß, ohngeachtet ſeiner ſchwächlichen Geſundheit, Hutten damals noch Alles lachte. Da ſchrieb er wie in einem Feuerſtrom die Rede: Ad principes Germaniae, vt bellum Turcis invehant, Exhortatoria, in der, ſo viel dem Kaiſer am Inhalte lag, doch einige zu warme Stellen weg mußten. Damals lebte der Hof und was ſich am Hofe Maximilians und Alberts für Deutſchland thun ließe, in ſeiner Seele: jede Blüthe irgend eines ſchönen Genies, in welcher Nation ſie auch aufſprieſſen mochte, Budäus, Oecolampadius, Pirkhaimer, Faber, Erasmus, Copus, Ruellius, vergnügte ihn ſo lebhaft, als ob alle dieſe Männer ſeine Brüder, Mitarbeiter zu Einem Werke, wären. — Das wahre Kennzeichen umfaſſend-großer Seelen! An **Luther**, der damals vor Cajetan zu Augsburg ſtand, nahm er noch nicht Theil, vermuthlich weil er ſeine Sache nur als eine theologiſche Streitigkeit anſah, und ihn noch nicht kannte. Daß indeſſen ſchon damals in **Hutten** die ganze Flamme gelodert, die ihm ſpäterhin **Luthern** ſo theuer machte, zeigt die lange Dedikation, womit er des **Laurentius Valla** Schrift: „über die erlogne Schenkung Konſtantins„ dem Papſt Leo ſelbſt zu übergeben ſich getraute. Ein rechter Jugend-Helden- oder Eulenſpiegelſtreich in Huttens Leben. Er thats mit ſo vielem Lobe dieſes, und mit ſo bitterm Tadel des vorigen Papſtes, dabei auch mit einem ſo lauten Geſchrey für die Freiheit der Deutſchen gegen des Papſtes Anſprüche, daß er ſich entweder das größte Wunder zutrauen, oder den bitterſten Haß des Papſts erwarten mußte.

Den

Den er denn auch froh erwartete; nur daß er ſich an Albert, am Kaiſer, an den Fürſten und Ständen des Reichs deſto mehr irrte, und für ſeine gute, wahre, gerechte, gerecht anerkannte Sache von ihnen viel zu viel hoffte.

Hutten bahnte alſo Luthern unwiſſend den Weg, und half ihm nachher, da er ihn kannte, treulich. Nur lief es freilich nicht nach Huttens Sinne. f) Der Kaiſer ſtarb: Hutten folgte dem

Kur-

---

f) Luthers Ausſprüche von Hutten zeigen von dem groſſen Verſtande des biedern Mannes, und wie beſſer Er, als Hutten, die Welt kannte. Huttenus et multi alii fortiter ſcribunt pro me, et parantur in dies cantica, quae Babilonem illam parum delectabunt. — Hutten literas ad me dedit, ingenti ſpiritu aeſtuantes in R. Pontificem, ſcribens ſe iam et literis et armis in tyrannidem ſacerdotalem ruere ——Quid Huttenus petat, vides: nollem vi et caede pro evangelio certari. Melanchthon, nach ſeiner Gemüthsart fürchtete Hutten. Vt virum magni facere et admirari propter doctrinae eruditionem et praeſtantiam ingenii, ſic ab illius natura vehemente et excelſo animo et voluntate ad novas res propenſae

non

Kurfürſt Albert nach Mainz, wo er in Ruhe des Hoflebens einige ſeiner beſten Dialogen verfertigt hat; aber dies Leben war am Ende für ihn nicht. Lieber gieng er mit Sickingen gegen den Herzog Ulrich zu Felde, zog drauf auf ſein Schloß **Stackelbergk**, und vollendete ſeine Dialogen über **Glück, Fieber** und **Papſtthum**. Dies letzte Geſpräch hieß: „Die Römiſche Dreyfaltigkeit„, und es iſt unbegreiflich, wie daſſelbe nicht blos in Mainz öffentlich gedruckt werden, ſondern auch der Verfaſſer nachher frei am Mainziſchen Hofe und in Gnade des Kurfürſten ſeyn konnte. Freilich nicht lange: denn bald kam der ſchärfſte Befehl aus Rom, „daß ein ſo frecher Sünder, als „Hutten, gegen den die Theologiſten in Kölln „längſt die Bulle wegen der Epiſteln obſc. vir. in „Händen gehabt, und der fortführe, von der „Römiſchen Dreyeinigkeit ſelbſt in Mainz zu „ſchrei-

---

non nihil timere P. Melanchthonem licuit animadvertere, ſagt Camerarius im Leben Melanchthons. Dies alles war in ſeiner Ordnung.

„ſchreiben, nichts anders, als in Ketten nach „Rom geführt zu werden, verdiene.„ Zu dieſem edeln Werke ward nun Alles mit aller Schärfe aufgeboten, und Hutten hatte keinen Beſchützer. Albert konnte und durfte dies nicht ſeyn: zum Erzherzoge **Ferdinand** ſchrie Hutten laut, aber vergebens: noch lauter an Kaiſer **Karl**, an die ganze Deutſche Nation; vergebens. Er hatte Herz genug an Kaiſer Karls Hof nach den Niederlanden ſelbſt zu gehen, aber umſonſt: er fand kein Gehör: Dolche, Meuchelmörder, Ketten und Banden erwarteten ihn allenthalben. Und immer blieb **Hutten** unerſchüttert derſelbe. Man ſchaudert, wenn man ſeine Briefe, Reden und Auffoderungen an **Ferdinand**, **Karl**, **Albert**, **Friedrich** von **Sachſen**, an alle Stände des Reichs lieſet. Hier erſcheint Deutſchlands **Demoſthenes** in ſeiner Größe. Wahrheit, Freiheit, Stand, Ruhm, Noth, Vaterland, Alle läßt er ſprechen, rufen, klagen. Die fünf Klagſchriften ſind ins Deutſche überſetzt, mit dem

Bei

Beiwort: „ein großes Ding die Wahrheit! ſtark „über Alles!„ Er hätte aber lange rufen können, wenn ihm nicht ſein alter ungerufener Freund, **Franz von Sickingen**, ein Mann, deſſen Name Deutſchland zu den edelſten Römern ſtellen kann, wenn der ihm nicht mit gewohnter Hand Schutz und Freiſtadt gegeben hätte. Hier leider! geht der dritte Theil von Huttens Leben an, und Gottlob, daß dieſer nicht lange dauret.

* * *

In ſeines Freundes Sickingens Schloß, Ebernburg am Main, fand der alſo eine Freyſtadt, der ſie nirgend, auch auf ſeinen eignen Gütern nicht mehr fand. Nach Frankreich ward er geladen, aber er wollte Deutſchland nicht verlaſſen, deſſen Sache er jezt eben am eifrigſten, fröhlichſten, freyſten fortrieb. In Ebernburg ſchrieb er: „die Anzeige, wie ſich allweg der Papſt gegen den Kaiſer gehalten:„ er commentirte die Bulle des Papſts gegen Luther mit Noten, ſchrieb neue Dialogen, Invectiven, Auf-

mun-

munterungen, Aufweckungen, Briefe, Beklagung der Freyſtädte teutſcher Nation, lebendige „Abkonterfactur des Pabſtthums“ u. ſ. w.„ jedes Stück immer ſtärker, lebendiger, mächtiger, wahrer als das was vorangieng. Jezt ſchlug er ſich zu Luther, munterte ihn auf, bot ſich und ſeinen Sickingen zu allem an. Schon dieſes Sickingen wegen wird dieſer Theil von Huttens Leben und Schriften außerordentlich merkwürdig. Allemal wenn er an ihn denkt, wenn er ihn nur in Einem Wort, Einer That anführet, ſiehet man den ganzen Biedermann vor ſich. Ihm und dem großen Haufen des deutſchen Volks zu gut ſchrieb Hutten izt deutſch, überſetzte ſeine beſten lateiniſchen Geſpräche für ſeinen Freund Sickingen, der ſich auch Luthers Schriften beym Abendeſſen und müßigen Stunden verleſen ließ, und denn gewöhnlich wahre Ritter-Worte drauf ſetzte. Höre man eine Zueignung Huttens an ihn, in der beyde geſchildert werden, wie ſie waren:

„Dem

„Dem edlen, hochberühmten, ſtarkmüthigen und Ehrenveſten Franz von Sickingen, Kaiſ. Majeſt. Rath, Diener und Hauptmann, meinem beſondern vertrauten und treflichen guten Freund, entbeut ich Ulrich von Hutten meinen freundlichen Gruß und willigen Dienſt.“

„Ohn Urſach iſt das Sprüchwort: in Nöthen erkennt man den Freund, nicht in Gebrauch kommen. Wahrlich darf niemand ſagen, daß er mit einem Freund verwahret ſey, er hab ihn denn in ſeinen nothdürftigen anliegenden Sachen, dermaßen daß er ihn inwendig und auswendig kenne, verſucht und geprüft. Wiewohl nun der glückſelig zu achten, dem nie vonnöthen ward, einen Freund dieſer Geſtalt zu probiren, mögen doch auch ſich die der Gnaden Gottes berühmen, ſo in ihren Nöthen beſtändige und harthaltende Freund' erfunden haben. Unter welchen ich mich denn nicht wenig Gott und dem Glück zu bedanken hab. Denn als ich auf das äußerſt an Leib, Ehren und Gut von meinen Feinden genöthigt,

„ſo ungeſtümlich, daß ich kaum Freund' anzuruſen
„Zeit gehabt, biſt Du mir nicht, als oft geſchieht,
„mit tröſtlichen Worten, ſondern hülftragender
„That begegnet, ja mag ich, als das Sprüchwort
„iſt, ſagen, **vom Himmel herab zugefallen** —
„Der nicht geachtet, was ein jeder
„von meinen Sachen rede, ſondern ſie an ihr
„ſelbſt Geſtalt beherzigt. Haſt dich nicht durch
„Schrecken meiner Widerwärtigen von Verfechtung
„der Unſchuld abziehen laſſen, ſondern aus
„Liebe der Wahrheit und Erbarmnüß meiner Vergewaltigung
„für und für über mir gehalten. Und
„da mir aus Größe der Fahr die Städt verſchloſſen
„geweſt, alsbald deine Häuſer, die ich aus
„der und andern Urſachen **Herbergen der Gerechtigkeit**
„nennen mag, aufgethan, und alſo
„die angefochtene und verjagte Wahrheit in die
„Schoos deiner Hülf empfangen, und in den
„Armen deiner Beſchirmung gar kecklich gehalten.
„Daraus denn gefolgt, daß ich in meinem Für-

„ſatz, den auch Du ehrbar und redlich nenneſt,
„nicht wenig geſtärkt, alle Gelehrten und Kunſtliebenden
„D. Nation ſich in Freuden und Frolocken
„erhaben, und gleich als nach einem trüben
„Wetter von der Freudenreichen Sonne erquickt
„worden. Dagegen die boshaftigen Kurtiſanen
„und Romaniſten, die mich verlaſſen gemeynt,
„und derhalben nahet einen Triumph von
„mir geführt hätten, da ſie geſehn, daß ich mich
„an **eine veſte unerſchütterte Wand** gelehnt
„hab', ihren Stolz und Uebermuth gegen mir
„etwa niedergelaſſen, ſich faſt ingethan und kleines
„Lauts worden. Für ſolche deine Wohlthat
„dir gnugſamen Dank zu ſagen, hab' ich nicht
„Mangel an Gemüth und Willen, ſondern am
„Glück und Vermögen. Wird mir aber je eine
„beſſere Zeit erſcheinen, und ſich Aenderung des
„Glücks (als denn meine freye Hoffnung zu Gott
„iſt) begeben, will ich dir allem Vermögen nach
„u. ſ. f. auch

Wo etwas meine Schrift vermag
Dein Lob muß ſterben keinen Tag.

„Denn ohn Schmeicheln und Liebkoſen zu reden „biſt Du, der zu dieſer Zeit, da jedermann bedäucht, deutſcher Adel hätte etwas an Strengheit der Gemüther abgenommen, dich dermaſſen „erzeigt und bewieſen hat, daß man ſehen mag, „deutſch Blut ſey noch nicht verſiegen, noch das „Adlich Gewächs deutſcher Tugend ganz ausgewurzelt. Und iſt zu wünſchen und zu bitten, „daß Gott unſerm Haupt Kaiſer Karlen deiner „tugendhaftigen unerſchrocknen Muthſamkeit Erkänntniß ingebe, damit er dich deiner Geſchicklichkeit nach in hohen treflichen ſeinen Händeln, „das Römiſch Reich oder auch ganze Chriſtenheit „betreffend, ſo mit Rath und der That brauche. „Denn alsdann würde Frucht deiner Tugend zu „weiterem Nutz kommen. Fürwahr einen ſolchen Muth ſollt man nicht ruhen noch inwendig „Bezirks kleiner Sachen gebraucht werden laſſen.

„Aber ich hab mir nicht fürgenommen, in dieſer „Vorred dein Lob zu beſchreiben, ſondern einmal „meinem Herzen, das geſteckt voll guter Gedanken und freundlicher Gutwilligkeit iſt, Luſt zu „geben. Schenk dir zu dieſem neuen Jahr die „nachfolgende meiner Büchlein, und wünſch dir „damit nicht, als wie oft unſere Freunde pflegen, „eine fröliche ſanfte Ruh, ſondern große, ernſtliche, tapfere und arbeitſame Geſchäft, darinn „du vielen Menſchen zu gut, dein ſtolzes heldiſch „Gemüth brauchen und üben mögeſt, u. ſ. 1521.„

So war Freund zu Freund. Seit Hutten bey dieſem Freunde war, ſchrieb er **fürs Volk**, hie und da auch in Volksreimen. Wenn ſie uns Knüttelverſe dünken, ſo waren ſies damals nicht: ſie waren Verſe, die das Volk leſen und behalten ſollte; daher beſetzte er hie und da auch andre ſeiner Werke mit ſolchen Reimen.

Die Wahrheit iſt von neu gebohren,
Betrug hat ſeinen Schein verlohren,

Deß ſag Gott jeder Lob und Ehr
Und acht nicht förder Lügen mehr.
Ja, ſag' ich, Wahrheit war verdrückt,
Iſt wieder nun hervorgerückt,
Deß ſollt man billig genießen lon,
Die dazu haben Arbeit gethon.
Die faulen Pfaffen lobens nit — —
Ach fromme Deutſchen haltet Rath,
Da's nun ſo weit gegangen hat,
Daß nicht geh wieder hinter ſich.
Mit Treue hab's gefördert ich,
Und begehr deß anders keinen Genieß.
Denn — wo mir g'ſchäh deßhalb Verdrieß —
Daß man mit Hülf mich nicht verläſt,
So will ich auch geloben, daß
Von Wahrheit ich will nimmer lahn,
Das ſoll mir bieten ab kein Mann.
Auch ſchafft, zu ſtillen mich, kein Wehr,
Kein Bann, kein' Acht, wie feſt und ſehr
Man mich damit zu ſchrecken meint.

Wie-

Wiewohl mein' fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hatt g'ſangen an,
Gott woll ſie tröſten! Es muß gahn,
Und ſollt es brechen auch fürm End,
Wills Gott, ſo mags nicht werden gwendt.
Drum will ich brauchen Füß und Händ'.
Ich habs gewagt!

Ich weiß, ſängt er in der Beklagung der Freyſtäte Deutſcher Nation an:

Ich weiß, ich werd noch Lands verjagt,
Um daß ich ſolchs nicht ſchweigen kann,
Und nehm des Dings allein mich an.
Doch iſt es wahr; und iſt nicht recht,
Daß man woll machen krumm zu ſchlecht. —

Die traurige Weißagung ward bald erfüllet. Das Jahr darauf fiengen Sickingens Sachen übel zu gehn an, und 1523 im May ſtarb der edle Held auf folgende unwürdige Weiſe:

Sickingen hatte einen Zug zu thun gegen den Herzog von Lothringen, Erzbiſchof von Trier, Kurfürſt von der Pfalz, Landgraf von Heſſen. Ein Ritter gegen die Fürſten des ganzen Rheins. Er war alt, mit Gicht behaftet, konnte nicht mehr aufs Pferd, mußte in einem Seßel getragen werden, und da rotteten ſich gegen den alten Löwen ein Hauſe andrer Thiere. Höre man ihn ſelbſt, wie er redet:

„Mein lieben Brüder und Nachbarn, warum „kommt ihr wider mich zu fechten und ſtreiten? „Nun bin ich doch mit euch dran. Ich begehr „euch zu erlöſen von dem ſchweren entchriſtlichen „Joch und Geſetz der Pfafheit, und zu evangeliſchen lichten Geſetzen und Chriſtlicher Freyheit „zu bringen. So wollt ihr das nicht leiden, thut, „als der den fallenden Siechtag hat, will nicht, „daß man ihm helf, daß er nicht verderbe. Denket, daß ihr wider Chriſtum und ſein Evangelium ſtreitet und nicht wider mich. Um des

„Evangeliums willen will ich den Tod nicht fliehen. Gotts Will geſchehe. Amen.“

Dem Adel, den obige Fürſten gegen ihn erregt hatten, ſchrieb er: „O veſten, edlen, lieben „Mitbrüder, wollt Gott, ihr hätt euch baß bedacht! Warum zieht ihr wider Euch, Eure Kinder und Kindskinder? Warum zerreißet ihr Eure „Freyheit und wollt Knecht' und Gefangene der „Beſchornen ſeyn? Denkt ihr nicht, wenn „Franz überwunden wird mit ſeinem Anhang, „wie man darnach Euch wird ein Zaum und Biß „in das Maul legen und Euch führen, wo N. hinwollen? Ihr wollet denen helfen, die den deutſchen Adel verderbt haben mit Lügen, eure väterliche Güter an ſich gezogen, als ſind die beſchorten Knaben, die Stift und Klöſter. Ihr und „die Euren mangelt: ſie leben im Saus, verthun „das Eure mit Huren, Hoffart, Vollerey, Bübereny; wollt ihr Euer Leben für die ſetzen? Ja „ſie wollen unſre Seelen auch verderben, ſo ſie

„uns das Evangelium Chriſti und Wort Gottes „nicht laſſen predigen, auch ſelber nicht predigen, „und ertränken unſre Seelen mit ihren eignen „Träumen, Fündlein, Geſetzen und Lehren, „gleißenden Worten. Wollt Gott, daß ihr der „Sach noch nachgedächtet, ſo werden ihr Fran„ciſco N. beyſtehn. Gotts Will geſcheh, Amen. „All Sieg von Gott.“ So dachte Franz: dafür ſtritt er. Da ward er in ſeinem Alter von vier Fürſten und einem großen Rott Adels in ſeinem Schloß Landſtein zulezt umringt, von einer Kugel, die ſie ins Schloß ſchoſſen, auf der Mauer getroffen, lebte noch 24 Stunden, hörte die Fürſten und Herren alle ſehr freundlich zu ihm ſprechen, und ſtarb. Als Luther von ſeinem Tode hörte, wollte ers zuerſt nicht glauben. Da die Nachricht ſich beſtätigte, ward er tiefſinnig und brach aus: „Der Herr iſt gerecht, aber wunder„bar. Er will ſeinem Evangelium nicht mit dem „Schwert helfen.“ Wie alle Guten den Tod die-

dieſes Mannes betraurt haben, bedarf keines Worts. Er war und fiel wie **Brutus**; Und nicht um ein Phantom politiſcher Freyheit fiel er, ſondern um Wahrheit, Licht, Recht, Billigkeit, den Gebrauch und Genuß der edelſten Güter des Menſchengeſchlechtes.

Die meiſten Aufklärer des ſüdlichen Deutſchlands, aus dem wie bekannt iſt, in den Hülfswiſſenſchaften das meiſte Licht ausgieng, hat er geſchützt, ernährt, beherberget, verfochten: **Aquila, Patricius, Bucer, Schwebel, Reuchlin, Oecolampadius. Luthern** ſelbſt lud er mehr als einmal zu ſich ein; ſein Freund **Hutten** hat ihn nur drey Monathe überlebet.

Mit gebrochnem Herzen gieng dieſer der Schweiz zu, Rettung zu ſuchen; fand aber unterwegs zum Unglück noch einen ehemaligen Freund, der ihm völlig das Herz brach. **Eraſmus** war eben auch zu Baſel; der ſcheuete und verläugnete nun nicht blos den armen, vertriebnen,

nen, oder wie er ſich ausdrückte, ſchäbichten Edelmann, den er vormals zum Himmel erhoben hatte; g) ſondern wollte auf der andern Seite gegen Hut-

---

g) Quod Hutteni colloquium *deprecabar*, non invidiae metus tantum in cauſſa fuit; erat aliud quiddam, quod tamen in *ſpongia* non attigi. Ille *egens et omnibus rebus deſtitutus* quaerebat *nidum aliquem*, *ubi moraretur*. Erat mihi *glorioſus ille miles cum ſua ſcabie in aedes recipiendus*. So ſchrieb Erasmus an Melanchthon; und zu eben der Zeit an einen andern: Fuit Huttenus paucorum dierum hoſpes: interim nec ille me adiit, nec ego illum. Et tamen ſi me conveniſſet, non repuliſſem hominem a colloquio. Den Brief, den Erasmus an Hutten den Tag vor Oſtern 1523. ſchrieb, kann man bei Wagenſeil (Hutten. opp. Lipſ. 1783. S. 328) den Brief, den er an den Zürcher-Rath unterm 10. Aug. 1523. alſo wenige Tage vor Huttens Tode ſchrieb, kann man in Schubarts Ulrich von Hutten S. 146. leſen. Im lezten warnt er den Rath, und zwar eines Büchleins wegen, das Hutten gegen ihn ſchreibe (und Erasmus noch nicht geſehen hatte,) vor dem verbannten, äuſſerſt dürftigen, Todkranken Manne als dem gefährlichſten Ruheſtörer. Er will es ihm zwar nicht „verbunnen, daß die Gütigkeit des Zürcher„raths ihn dort lieſſe wohnen„ räth den Herren aber ſehr

Huttens Freunde auch nicht ſein Feind heißen, ſchob es auf Huttens Krankheit, daß er ihn nicht geſprochen, u. ſ. w. Da trat Hutten auf und **expoſtulirte** öffentlich mit ihm, daß das Alles

Lug

ſehr an, ſeinen Muthwillen ein wenig zu zähmen, damit würden ſie nicht ſowohl ihm, als andern Künſten, die dadurch beſleckt ſind, einen groſſen Dienſt und Nutzen beweiſen.„ Hutten bat ſich Erasmus Schreiben noch unterm 15. Aug. zur Verantwortung aus; und den 29. Aug. ſtarb er. Ein Zürcher Gelehrter ſollte Erasmus Briefe an Zwingli bekannt machen, in denen um dieſe Zeit gewiß auch von Hutten manches vorkommen wird. Tantae animis coelestibus irae! —

Rückſt du dem Unglückſeligen noch ſein trauriges Schickſal
Vor, als wäre das Glück, wäre der Zufall ein Gott?
Ward Aeneas nicht auch, und Ulyſſes lange verfolget?
Und war Jener und Er nicht ein rechtſchaffener Mann?
Der du das Unglück nur als Schuld betrachteſt, o fürchte,
Daß auch Deiner ſich einſt Niemand im Leiden erbarmt.
Hutten.

Melanchthon dachte hiebei billiger und gerechter. Als der Poet Nachtigall (Luſcinius) den todten Hutten mit Verſen verfolgte, ſagte er auf ihn die Verſe:

Der du, o Grauſamer noch, unglückliche Leichen zerreißeſt,
Nenne dich Nachtigall nicht, nenne dich Geier hinfort.

Lug und Trug ſey; er ſey täglich ausgangen, habe auf dem Markt mit Jedem Stundenlang geſprochen, Erasmus habe ihm die Thür geſchloßen, u. ſ. Als Erasmus hörte, daß die Expoſtulation unter der Preße ſey: kam er zurück, ſtreichelte Hutten, wunderte ſich, ſprach von alter Freundſchaft, rückte ihm ſein nacktes Elend auf, hatte gar Herz gnug, einem Verlaßenen und Vertriebenen zu **drohen**; aber Hutten kehrte ſich dran nicht. Die Expoſtulation erſchien, und nun kam Erasmus, mit einem höflichem Schwamm (Spongia) den Flecken abzuwiſchen. So leicht ließ ſich dies aber nicht thun; Luther, Melanchthon ꝛc. haßten den Schwamm und ſagten, er habe nicht blos Hutten, ſondern das ganze Lutherthum mit Koth beſprützen wollen: denn nun ſollte es das **Lutherthum** geweſen ſeyn, das dem Erasmus **und den Muſen ihren Freund geraubet.** Was das Aergſte iſt, haben Einige gar geglaubt, Hutten ſey an dieſem **Schwamm**, (den er vielleicht

eicht nicht einmal mehr geſehen), erſtickt; Er,
er an viel härterer Speiſe nicht zu erſticken pfleg-
e, ja dem, wenn er länger gelebt hätte, dieſer
Schwamm wohl zu ſtatten gekommen wäre.

Ein Höherer entriß ihn dem Bann und der Acht, offenen Feinden und falſchen Freunden; er ſtarb End' Auguſts 1523 im 36 Jahr ſeines Alters. **Ufnort** heißt die kleine Inſel im Zürcherſee, wo er im Gebiet des Zürcher-Raths Schutz und bey einem armen Pfarrer Pflege, Aerzung fand, und Ruheſtäte. Schiffe hinüber, reiſender Jüngling, und ſuche ſein Grab und ſage: „Hier liegt der Sprecher für die Deutſche Nation, Freyheit und Wahrheit, der für ſie mehr als Sprecher ſeyn wollte.“ Eine Grenzinſel hat ihm ein unbekanntes Grab gegeben.

* * *

Das unbekannte Grab wäre nur zwar ein ſo groſſes Uebel nicht; vielmehr iſt dieſes in der Ordnung. Auf marmorne Denkmale müſſen die

Gu-

Guten und Edeln keiner Nation rechnen. Mußte im ſiebenjährigen Kriege nicht ein Ausländer kommen, und in der Stadt, wo Leibniz liegt, nach Leibniz Grabe fragen? Und Niemand wußts, als ein alter Küſter, der es ihm, wie der Todtengräber eines Bettlers Grab, mit glattem Steine zeigte. Dem verbanneten Hutten iſt die **Todesſtäte** ſelbſt, die **Inſel auf dem Zürcherſee**, ſein Ehrendenkmal.

In anderm Sinn aber möchte ich Luthers Wort wiederholen: „Wir Deutſche ſind Deutſche!„ nemlich: Auch **Huttens Schriften ſind verſtoben**: in drei Jahrhunderten hat niemand ſie noch **geſammlet**. Viele haben Hand angelegt, ſie herauszugeben; immer aber kam ein böſer Zufall dazwiſchen. Und da die meiſten nur **einzelne Bogen** und **kleine** Stücke ſind, viele auf Sickingens Schloß gedruckt, von Feinden zerriſſen, (ſein Bild hatten die Kartheuſer zu Schlettſtadt zu einem Gebrauch angewandt, dafür ſie 1000 Goldgülden, A**geld, an Sickingen erlegen muſten;) ſo iſts gerade, als ob ſie ganz aus der Welt wären. Und ſo ſind unſres **Landsmannes, Mitreformators, Freiheitredners,** des **Demoſthenes** unſrer Nation Schriften groſſentheils im Staube geblieben.

Und was fehlte Huttens Schriften, daß man ſie nicht aufleben ließe und erhielte? Als **Beyträge zur Reformation** hat man ja die ſchlechteſten Lumpen geſammlet, von Wiedertäufern, Kritikaſtern, und Helfershelfern; hier iſt ein **Reformator ſelbſt,** der in ſeinem Fache eher als Luther begann, und ihm nachher ſo treu half, ſo manches für ihn ausrichtete, ſo viel für ihn litt! Will man einen **ſchönen Lateiner? Wer ſchreibt ſchöner, kräftiger,** und **blühender Latein, als Hutten?** Eraſmus und Melanchthon haben ihn deßhalb beneidet, die Italiener geſchätzet, alle freye und heitere Muſenfreunde geliebet. Soll alſo dieſer edle Lateiner, eine **Blüthe des wiederkehrenden Geſchmacks** ſo gut als untergegangen ſeyn und ferner im Staube modern? — Will man endlich einen Mann **von Genie,** von **Gefühl,** von edlem **ſtarkem**

Triebe, einen Mann von **Laune, Satyre, Salz**? man beklagt, daß gegen Ausländer Deutſchland deren nicht genug habe — und man wollte **Hutten** vergeſſen? Vermuthlich ſoll wieder ein Franzoſe, ein Italiener kommen, und uns ſeine Schriften, wie die Schriften unſres **Leibnitz** ſammlen?

Tritt auf, Mann und Jüngling, der werth iſt, Huttens Gebeine zu wecken! Mehr als ein Verleger würde die Hand bieten, alle guten Jünglinge ſich einige Groſchen zum Kauf oder zur Pränumeration erſparen, und in 2, 3 **Bändchen** bekämen wir unſern **Hutten**. Wäre dies Blatt ſo glücklich in die Hände deſſen zu kommen, der bereits eine gute Sammlung gemacht hätte und ſich mit andern über das vereinigen wollte, was ihm an Huttens Schriften etwa noch fehlet; wie würd eich mich freuen, daß ich zu dieſem Werke geholfen!

* * *

Hutten ſchrieb an Luthern einmal: „Dein „Werk, heiliger Mann, iſt aus Gott, und wird „bleiben: meins iſt menſchlich und wird untergehn.“ Die Worte erſchüttern, eben weil ſie ſo wahr ſind. Huttens und Sickingens Werk gieng unter. Es war damals ein Zeitpunkt, daß Deutſchland andre Geſtalt gewinnen **konnte**: mehrere Gute **ſtrebten**; es ſollte nicht ſeyn: die Vorſehung hatte es anders beſchloſſen: ſie giengen im Schiffbruch unter: ſie erloſchen wie Sterne in dunkler Nacht. Aber bey wem, als Undankbaren, ſollte ihr **Andenken** erlöſchen? Liegt in ihrem Untergange ſammt Dem, Was ſie und Wie ſie es wollten, nicht eben die größte Lehre?

Huttens Schatte, ſei mir gegrüßt! Du Aſche des Dichters,
Dem eine Inſel im See endlich die Ruhe gewährt,
Sei mir gegrüßet, o Freund. Das haſt du dir mühend errungen,
Ruh' im Grabe. Wohlan! gieb ſie dem Todten, o Grab.
Nimm die Veilchen, die hier ich dir ſtreue, nimm auch die Thränen,
Tapfrer Ritter! Der Tod, Er nur gewährte dir Glück.
Glücklich im Tode biſt du; du ſiehſt die größeren Uebel

Deines Landes nicht mehr, (dem du, ein Rächer, erſchienſt;)
Seit ein höheres Vaterland, der Himmel, dich aufnahm.
Doch auch auf Erden erwächſt, Jahre nach Jahren, dein Ruhm
Enkel werden dich einſt, dich, glückliche Aſche, verehren;
Und ſo leb' ewig wohl, ewig, o Redlicher, wohl.

Petr. Lotich.

Nachſchrift.

Der Wunſch, den ich in dieſem **Andenken Huttens** vor ſiebzehn Jahren geäußert hatte, ſeine Schriften geſammlet und ſein **Andenken** lebend erhalten zu ſehen, ſchien im Jahr 1783 eine glückliche Erfüllung zu erreichen. Der erſte Band von Huttens Werken (Vlrici ab Hutten opp. T. I. ed Chriſt. Jac. Wagenſeil, Lipſ. 1783) erſchien; und da er ſehr merkwürdige, abwechſelnde, ſchön geſchriebene **Briefe** dieſes Mannes enthielt: ſo war kaum zu zweifeln, daß nicht auch ſeine ſinnreichen **Geſpräche**, ſeine **Poeſieen**, endlich auch die Stücke ſeiner erhabnen, fortreißenden **Beredſamkeit** folgen würden. Aber, als ob der Unſtern, der Hutten im Leben begleitete, ihn auch im Grabe nicht verließe, erſchien folgende Anzeige des Herausgebers

An das deutſche Publikum.

Ich habe in der Michaelismeſſe 1783 den erſten Theil der Schriften **Ulrichs von Hutten** herausgegeben, in der feſten Ueberzeugung, daß dies Unternehmen dem Publiko nicht anders als angenehm ſeyn könne. Mit wie mannigfaltigen Schwierigkeiten ich zu kämpfen hatte, bis ich **Huttens** Schriften zuſammen brachte, die man über 100 Jahre vergebens ſuchte, wie lang ich umſonſt nach einem Verleger ſtrebte, wie äußerſt ſauer mich die undankbare Mühe des Abſchreibens ankam, — davon will ich nichts reden. Aber es iſt Zeit, zu ſagen, daß ich für Deutſchlands Ehre drey Jahre vergebens gearbeitet, ohne Dank und Lohn gearbeitet habe, (denn die 2 Thlr. Buchhändler-Bezahlung, die ich beym erſten Theil erhielt, verdienen doch wohl nicht Belohnung zu heißen?) — Man leſe das „**Denkmal Ulrichs von Hutten**“ und man hat alles, was ich ſagen kann, um die Erhaltung ſeiner Werke zu empfehlen, das er zur National Angelegenheit machte. Ich hofte, man werde mit Wärme die Früchte ſeines treflichen Geiſtes aufnehmen, werde mirs danken, daß ich ſie geſammlet habe; — aber wie ſehr hab ich mich betrogen! — So kalt, ſo nachläßig hat man den fadeſten Roman nicht empfangen, als den edeln, deutſchen Hutten. Ich ſollte denken, wer nur ſeine Briefe geleſen hätte, müßte begierig ſeyn, auch die übrigen Schriften zu beſitzen, die vielleicht in ganz Deutſchland niemand vollſtändig hat. Unſre Ariſtarchen fandens nicht der Mühe werth, meine Ausgabe anzuzeigen; denn von etlichen kritiſchen Journalen, die ich leſe, ſtund in der einzigen Meuſelſchen Hiſtoriſchen Litteratur eine kurze Recenſion. Die Urſache dieſes Stillſchweigens bin ich nicht fähig zu errathen.

Da der Verleger zur Fortſetzung nicht Luſt bezeugt, ſo bleibt mir kein anderer Weg übrig, als mit dem Publikum ſelbſt über dieſe Angelegenheit zu ſprechen. — Huttens Schriften liegen zur Erſcheinung beynahe ganz fertig, und ſollen auch erſcheinen, woferne entweder ein biederer Buchhändler ſich zum Verlag der drey rückſtändigen Theile meldet, oder man mich auf andere Art, ohne Buchhändler Honorarium, zu unterſtützen Willens iſt. Im Gegentheil will ich mein Manuſcript — nicht verbrennen, ſondern für eine dankbarere Nachwelt aufbewahren, zum Zeichen, wie warm meine Zeitgenoſſen für die treflichſten Männer des Vaterlandes ſorgen. Vielleicht, wenn ich lange geſtorben bin, findet's einer, und aerndet, wo ich geſät habe, läßt ſich die Arbeit bezahlen, die ich umſonſt vollendete, für die ich oft auf jugendliche Freuden und manches andere Verzicht that.

Hutten ſtarb Lebens unſicher, vertrieben, in Armuth fürs Vaterland, ſchrieb für Deutſchlands Freyheit, Religion und Aufklärung mit Demoſtheniſchem Geiſte, litt und ſtarb für ſie. Die edelſten ſeiner Zeitgenoſſen, **Luther**, **Melanchthon**, **Peutinger**, **Pirkheimer** und andre liebten ihn und ſchätzten ſeine Schriften: aber dritthalb hundert Jahre nach ſeinem Tode muß der Herausgeber derſelben beinahe vor dem Publikum betteln, daß es den Mann nicht einer unverdienten Vergeſſenheit überlaßen ſoll. Es iſt wahr, wie es in dem oben angefürten **Denkmal** heißt: „Vermuthlich ſoll wieder ein“ Franzoſe oder ein Ita- „liener kommen, und uns **Huttens** Werke, wie die Schriften unſers unſterblichen **Leibnitz** ſammeln!„ dann werden ſie, wills Gott, ſchon gekauft werden.

Es iſt dies eine Anfrage, an die Weiſen und Guten der Nation! Halten ſie's der Mühe nicht werth, meinen Wunſch, **Huttens** Werke ganz herauszugeben, zu begünſtigen; — nun, ſo mag es unterbleiben, und der Himmel vergeb' es mir, daß ich nicht, indeß ich meine Zeit damit zubrachte, etwas gethan habe, wofür man mir lieber etliche Gulden bezahlt und mich vielleicht mit groſſem Beyfall gerühmt hätte. Sollt ich aber auf irgend eine Art zur Fortſetzung unterſtützt werden; ſo erſuch ich den Biedermann, der ſich für mich und meinen **Hutten** intereſſiren will, ſich ſchriftlich deßhalb an mich zu wenden. Sein Vorſchlag

könn-

könnte leicht in einem Journal ſtehen, das ich nicht zu ſehen bekäme. Sollte ſich bis zu Ende des jetzigen Jahrs niemand finden, ſo will ich es ſodann in den Zeitungen anzeigen.

Wagenſeil
Gelehrter zu Kaufbeuern.

Was iſt hiernach zu ſagen? Wird eine zweite Aufmunterung bewirken, was die erſte nicht bewirkt hat? Vielleicht; und der für Hutten gutgeſinnte Herausgeber würde ſich ſodann gewiß beſtreben, auch durch die dem Werk nöthigen **Erläuterungen** ihm allen den Eingang und Nutzen zu verſchaffen, ohne welche dergleichen Schriften doch nur alte Reliquien bleiben. Vielleicht bekommen wir wenigſtens die ſchönſten Arbeiten Huttens, ſeine **Geſpräche**; und ſo hätten wir mit dieſen und den Briefen ſchon viel. Bis endlich, vielleicht unverſehens, ein **Hutten** ſelbſt ſich ſeines tapfern biedern Vorfahren annimmt, und die Kleinigkeit daran wendet, die Werke deſſelben dem Staube der Vergeſſenheit zu entreiſſen. γενεσθω!

Zerſtreute Blätter

von

J. G. Herder.

Sechste Sammlung.

Gotha, 1797.
bei Carl Wilhelm Ettinger.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Den Anfang dieſer Sammlung machen Gedichte einer Römerinn, die ſich durch Gaben des Geiſtes, durch Tugenden des Herzens, durch Anmuth und Schönheit gleich auszeichnete. Ihr Vater war der berühmte Mahler, Ritter **Maratti**, ihr Gemahl der berühmte Dichter, Redner und

Rechtsgelehrte **Zappi**; den Namen **Fauſtina Maratti-Zappi** nennt jeder, der an ſie denkt, mit unverkennbarer Hochachtung.

Um unſre ſchwache Menſchheit hoch zu ehren,
Stiegſt du, Vortrefliche, zur Erde nieder,
Und in beſcheidner Weibeskleidung zeigeſt
Demüthig du, mehr als der Held im Panzer,
Ein großes Herz.

O könnt' ich deinen Namen
Jn weitem Königsraum auf eine Säule,
Auf einen **Arco** ſetzen, wo die Zeit ihn
Mehr ſchonen würde, als den Marmor ſelber.

Jetzt

Jetzt muß ich Deine Tugend, Deine Schönheit,
Du Reichumkränzte, zwar in ſchlechten Reimen
Nur nennen; aber meine Reime werden
Durch deinen Namen eben mit = unſterblich.

So ſpricht unter andern Dichtern **Lorenzini** *) von ihr; nicht leicht hat jemand berühmte Arkadier beſungen, der nicht auch der **Aglauro Cidonia** Andenken erneuret hätte. Ihren frühen Abſchied aus der Arkadia beklagte **Veronica Tagliazucchi** in einem Hirtengedicht, das auch in's Deut-

---

*) Poeſie di Franceſco Lorenzini, Cuſtode generale d' Arcadia. Venez. 1746. p. 40.

ſche überſetzt iſt, alſo: *) „Wenn wird Arkadien eine andre Aglauro wieder finden? Eine ſo gute Frau ſollte nicht geſtorben ſeyn. Es giebt in der Welt ſo viele Müßiggänger, welche lange leben, und nicht allein Müßiggänger, ſondern Unverſchämte, die ſich durch Betrug und Verläumdung über die Guten erheben, wie das Unkraut über den Weizen. Dieſe, das Gift der menſchlichen Geſellſchaft, läſſet der Himmel hier, und die Zöglinge wahrer Vortreflichkeit müſſen hinweg. Wie im ſchwülen Sommer der Hagel das Feld zerſchlägt, zur Zeit der be-

---

*) Schäfergedichte, aus dem Engliſchen, Franzöſiſchen und Italiäniſchen überſetzt. Berl. und Leipzig. 1759.

beſten Hoffnung: ſo rafft der Tod den Weiſen hinweg, der eben beſchäftigt war, unſern Verſtand zu erweitern, unſer Herz zu beleben. „ U. ſ. — Sie läßt auf ihrem Grabe einen Palmbaum ſproſſen, „der unverwelkbare Zweige, und auf ſeiner Rinde die zarten Verſe der Aglauro trage.„

Was mich zu den wenigen Gedichten, die ich von dieſer Fauſtina kenne, angenehm hinzog, war die **Wahrheit** ihrer reinen, hohen Empfindung. Jedes Sonnett, fühlt man, iſt aus Umſtänden des Lebens hervorgegangen, die ihr dieſe Sprache jeʒt zur Naturſprache machten. Leid und Freude wechſeln in ihren Gedichten; ſo daß dieſe, ohne es zu wollen, eine kleine Lebensbeſchreibung, ein fortgehendes Herzensgemählde bilden. Ich wünſchte indeſſen von ihr mehr zu wiſſen, als mir dieſe Gedichte und **Creſcimbeni**[*]) ſagen.

* * *

Die ferneren Aufſätze dieſer Sammlung mögen von und für ſich ſelbſt reden. Einige von ihnen ſind Fortleitungen der Gedanken eines Todten, mit dem ich noch oft zu ſprechen gedenke. Mir ſcheinet es eine Menſchenpflicht, hingeworfene Gedanken aufzunehmen, fortzuſetzen, zu prüfen. Die Fragen eines Geſtorbenen müſſen nicht mit

---

*) Iſtor. della volgar Poeſia T. IV. p. 266.

mit ihm geſtorben ſeyn; dazu iſt Schrift und Buchdruckerei, dazu ſind **wir** da.

* * *

Den Schluß dieſer Sammlung: **Ueber die Legende** und die der Abhandlung folgende **Legenden ſelbſt** muß ich gegen grobe Misverſtändniße und vielleicht noch gröbere Anfälle zum Voraus verwahren. Kein Mann von ehrbarer Stirn wird dieſer Abhandlung und denen auf ſie folgenden Erzählungen verläumdend zutrauen, daß ſie den **Legendengeſchmack**, die **Legendenaſcetik** oder gar ſchlechte **Legendenbücher**, wieder emporzubringen im Sinn haben. Sehr gut und heilſam iſts, daß der Gebrauch ſolcher Bücher ſelbſt von geiſtlichen Obrigkeiten eingeſchränkt und von guten Köpfen hie und da wenigſtens unſchädlich gemacht iſt: denn von einem großen Theil derſelben kann man nicht Uebles gnug ſagen. Sie verkehren den Sinn und ſind Zeugen von verkehrtem Sinne. Zu unſrer Zeit darf dies nicht mehr demonſtrirt werden.

Kein Mann von einiger Gelehrſamkeit wird aber auch abläugnen mögen, daß nicht in dieſem Staube reine Goldkörner zu finden ſeyn, und daß die Vorſtellungsart dieſer Legenden alle Aufmerkſamkeit verdiene. Mit der Einrichtung des Chriſtenthums und der

der Cultur Europa's hängt ſie genau zuſammen; ja wäre ſie gar nur eine Geſchichte der Verirrungen des menſchlichen Herzens und Geiſtes, ſo wäre ſie auch als ſolche höchſt merkwürdig.

Gewiß aber iſt ſie dies nicht allein. In den chriſtlichen und dunkeln Jahrhunderten treten Geiſtesgeſtalten mit Zügen ſo edler Einfalt, ſo reiner Würde und Schönheit auf, daß ihnen eben deßwegen fremder Schmuck entbehrlich iſt, weil ſie buhlend nicht reizen mögen. In der Einſamkeit, in bangen Zeiten der Furcht und Noth, überhaupt aber in jedem engen menſchlichen Kreiſe ſprechen ſie mit ſanfter Gewalt dem menſchlichen Herzen zu, und gebieten Einkehr in ſich ſelbſt, Glauben, Liebe, Geduld, ſtrengen Gehorſam.

Muß man dieſe Geſtalten im Dunkel laſſen? Darf man verblichene Tugenden und Grundſätze nicht vorführen, blos weil ſie nicht die Vulgivagen unſrer Zeit ſind? Eben das, dünkt mich, müſſe man aus vorigen Zeiten herführen, woran es der gegenwärtigen entſchieden und zu ihrem eignen Nachtheil fehlet.

Natürlich aber müſſen dieſe Geſtalten erſcheinen, wie ſie unſrer Zeit anſchaubar ſind, wie ſie unſer Geiſt und unſer Herz zu

ſe-

ſehen begehret. Geſpottet hat man über ſie gnug, und zwar öfters mit ſchalem Spott, mit ſehr unwiſſender Verläumdung; darf man ſie **nicht** auch einmal nützlich gebrauchen? Der Spott, zu dem manche von ihnen ſelbſt Gelegenheit gaben, iſt erſchöpft; das Feld des Nutzbaren in ihnen ſteht faſt noch unberühret da. Nach den Sprüchen der Altväter iſt die ſchwerſte Tugend und die höchſte Geiſtesgabe, δοκιμαζειν, **prüfende Unterſcheidung.**

Was ſoll alſo auch die jammernde Furcht: „man möchte ſich durch Leſungen dieſer Art den Geſchmack verderben?„ Weſſen Geſchmack dadurch verderbt werden kann, der hatte weder einen veſten noch allgemeinen Geſchmack; er ſtand vielleicht in einem Winkel des Erdbodens tändelnd. Iſt nicht aber die ganze Erde des Herrn ein Wohnplatz der Menſchheit? Wenn **Aganippe**, **Arethuſe**, **Dirce** und der **Cephiſſus** angenehm rauſchen; warum ſollte nicht dort auch der **Jordan**, der **Kur**, der **Ganges** labende Wellen treiben? warum nicht auch ein Bach in der thebaiſchen Wüſte?

Muß das Schöne blos Nutzlos ſeyn? kann es nicht auch ſtärkend, erquickend werden?

Roſen.

Eine Legende.

In einer tödtend-ſchweren Hungersnoth
Verſagte **Roſa von Viterbo** ſich
Den kleinſten Ueberfluß, und bracht' ihn ſtill
Den Armen. Einſt traf unverſehen ſie
Der karge Vater auf dem Wege: „Kind!
Was haſt du da?„

„Es ſind nur Roſen, Vater.„
„So zeige ſie.„ Voll Schrecken that das Kind

Die Schürze auf; und ſieh', es waren Roſen.
Kaum aber hatt' der Karge ſich gewandt;
War, was ihm Roſe ſchien, erquickend Brodt.

Ihr kargen Väter, die ihr auch nur Roſen
Verleihn, und Roſen, Roſen ſehen wollt
In harter Hungersnoth; ſeht was ihr wünſchet!
Dem Armen werde jede Roſe Brodt.

Inhalt.

I. Gedichte und Reime.

Erſtes Buch. Denkmahle aus dem ehelichen Leben der Dichterinn Fauſtina Maratti-Zappi S. 4
Eintritt ins Reich der Liebe. 5
Die Schülerinn. 7
Der goldene Pfeil. 8
Feſſeln der Liebe. 9
Der Redner. 10
Die Abbitte. 12

Er-

Erinnerungen der erſten Liebe. : S. 13
Die Abreiſe des Geliebten. : 15
An die Muſe. : : : 16
An die Nymphen. : : : 17
Die Trauerboten. : : : 19
Gedanken der Eiferſucht. : : 21
Die Nebenbuhlerinn. : : 23
Andenken an die Jugend. : 25
Wirkungen der Liebe. : : 26
Das kranke Kind. : : : 27
Der vermehrte Schmerz. : : 28
Die unterdrückte Trauer. : : 30
Die verſtorbenen Geliebten. : 32
Das gebrochene Schiff. : : 33
Die Rache. : : : : 34
Auf ein Gemählde der Tuſca. : 36
Veturia. : : : : 38
Lucretia. : : : : 40

Cato

Cato und Porcia. S. 42
Lethe. 44
Die verſchwiegene Klage. 45

Zweites Buch. (Vom Verfaſſer.)

Die Erfinderinn der Künſte. 49
Die Liebe im Todtenreiche. 52
Tod und Knechtſchaft. 53
Die Wiederkehr der Jahrszeiten. 54
Huld und Liebe. 56
Die Birke über dem Grabe. 57
Die Bürde des Lebens. 58
Die Parzen. Ein Gemählde von Heinrich Meyer. 59
Glaube, Liebe und Hoffnung. Ein Gemählde von eben demſelben. 61
Das Mondlicht. 63
Die Beſtimmung des Menſchen. 65
Das Ich. Ein Fragment. 69

Selbſt.

Selbſt. Ein Fragment. : : S. 78
Die Entzauberung. Lehre der Braminen. 86
Die Vorſehung, von Vincenz Filicaja. 90
Das Grab. : : : : 92

II. Das Land der Seelen. Ein Fragment. : : : : 95

III. Palingeneſie. Vom Wiederkommen menſchlicher Seelen. : 145
Erläuternde Belege der Denkart, die zum Glauben einer Metempſychoſe geneigt macht. : : : 189

IV. Vom Wiſſen und Nichtwiſſen der Zukunft. : : : 203

V. Ueber Wiſſen, Ahnen, Wünſchen, Hoffen und Glauben. 235

VI. Ue-

VI. Ueber die Legende. S. 247

VII. Legenden.

Die Führerinn. 277
Die Turteltaube. 280
Der gerettete Jüngling. 285
Der Tapfere. 290
Die Krone. 296
Die Pilgerinn. 300
Der Palmbaum. 307
Das Bild der Andacht. 312
Der himmliſche Garten. 315
Das Paradies in der Wüſte. 319
Die laute Klage. 324
Die Ameiſe. 326
Die Fremdlinge. 329
Chriſtenfreude. 342
Die drei Blinden. 349
Die Cicada. 352

Die Orgel. S. 356
Die Geſchwiſter. 361
Die ewge Weisheit. 365
Der Friedensſtifter. 373
Der Schiffbruch. 379

I.

Gedichte und Reime.

Erſtes Buch.

Denkmahle aus dem ehelichen Leben der
Dichterinn **Fauſtina**,
Tochter des **Carlo Maratti**,
Gattin des **Giovambatiſta Felice Zappi**.

In der Arkadia hieß ſie **Aglauro - Cidonia**, celebre per la ſua bellezza, virtù e ſpirito.

Eintritt ins Reich der Liebe.

Süße Labung der menſchlichen Sorgen, freundliche Liebe,
Zitternd betrat mein Fuß Dein mir gefürchtetes Reich.
Doch du verhießeſt mir ſo ſchönen Lohn, und du ſchenkteſt
Schöneren mir, als ſelbſt lockend dein Mund mir verhieß.

Schon der erſte Ton und der Anblick meines Geliebten,
Seiner Empfindung Ton, ſeiner Gefälligkeit Bild,
Ach ſie entnahmen der Furcht auf Einmal alle Gedanken,
Trauend neigte mein Herz ſich zu dem Seinigen hin —
Süſſe Labung der menſchlichen Sorgen, heilige Freundinn,
Mein unendlich Vertraun, Liebe, du täuſcheſt es nie.

Die Schülerinn.

Seit mein Einiggeliebter der Führer meiner Gedanken,
Meiner Entſchließungen iſt, folg' ich ihm willig und froh,
Folge dem ewigen Strahl, der glänzend in Ihm ſo gewaltig
Mir die Seele regiert, Leben und Willen mir ſchafft,
Kühn zu betreten den Weg, der ohne Irren den Pfad mich,
Tugenden, Euren Pfad führt zum unſterblichen Ruhm.
Langſam folg' ich ihm zwar; wie viel er auch Kräfte mir leihet
Jetzt mit weiſem Geſpräch, jetzo mit lehrendem Blick;

Dennoch folg' ich ihm ſtets, dem lieben Glanz, und ereil ihn
Mit verdoppeltem Schritt, dort wo er ſtehet, am Ziel.

Der goldene Pfeil.

Nicht mit dem Bleigeſchoß, mit dem goldnen Pfeile der Freundſchaft
Traf die Liebe mein Herz, traf es im Innerſten mir,
Und ich trage den Pfeil, und werd' im Herzen ihn tragen,
Bis ihn des Todes Geſchoß ſelbſt mit dem Herzen zerbricht.

Feſſeln der Liebe.

„Wie? Du glaubeteſt Dich, du ſchöne Stolze, den Pfeilen
Meines Bogens entrückt? Wollteſt entfliehen der Macht,
Der die Götter gehorchen und alle Sterbliche dienen;
Sieh', hier Ketten für dich, Feſſeln und Bande bereit.„
So ſprach **Amor**, und gab mir ſanfte Ketten. Die Feſſel
Ward zum lohnenden Kranz, zum Diademe das Band.

Der Redner.

Wenn mein Inniggeliebter im Kreiſe der Hörenden auftritt;
Welch ein himmliſcher Glanz gehet den Hörenden auf!
Liebliches Morgenroth deckt ſeine Wange; ſein Antlitz
Strahlet göttlichen Geiſt, glänzt in gefälliger Huld.
Jetzt entſchließet die Lippe ſich ihm; Gedanken erſcheinen,
Wie ſie die heutige Zeit neidet, die alte begrüßt.
Schön iſts anzuſchauen, wie tauſend Seelen gefeßelt
Hangen an ſeinem Wort, folgen dem lieblichen Laut

Seiner Stimme, die jegliches Herz bezwinget
und fortzieht —
Glaubet die Nachwelt einſt, daß mich die
Liebe getäuſcht,
O ſo zeuge, du **Rom**, bezeugt es, die ihr ihn
hörtet,
Hört und ſahet, daß ich lange zu wenig
geſagt.

Die Abbitte.

Dankbar küß' ich den Knoten, in den mich die Liebe geſchlungen,
Dankbar küß' ich den Pfeil, der mir die Seele getheilt,
Knieend vor dem Altar, auf dem die geweihete Flamme
Allen Schmerz mir entnahm, alle Verlangen geſtillt.
Ach der Zeiten des Wahns! als ich die Quaalen der Liebe
Sang, und wußte noch nicht, was ſie für Freude gewährt.
O verzeih' es, unſterbliche Liebe! Vergeſſet, ihr Freunde,
Mein wehklagendes Lied; höret die Dankende nur.

Erinnerungen der erſten Liebe.

Dies iſt der Feigenbaum, und dies das Ufer, o Daphne,
Wo den Geliebten und mich **Amor** auf immer verband.
Lieblich tönte, beſeelt von ſeinen Lippen, die Flöte;
Leiſer rollte der Bach murmelnde Wellen dahin.
Um uns ruhte die Heerde. Zu ſeiner gefälligen Flöte
Sang ich, und wand für ihn einen belohnenden Kranz.
Und er blickte mich an. Was Götter und Menſchen entzündet,
War in dem Blicke; mein Herz fühlte den göttlichen Strahl.

Sein: „ich liebe dich!“ ſprach er, und ich, mir ſelber entnommen,
Ward — ich weiß nicht mehr, was mir vom Meinigen blieb.
Siehe, da blühn noch jetzt des Frühlings Blumen. Violen,
Blaue **Vergiß mein nicht**, Schlüßelchen, Glöckchen im May.

Die Abreiſe des Geliebten.

Neidende Sonne, die heut, (mich dünkt es) früher den Tag bringt,
Ach, verweil' in dem Meer, halte die Roße noch an.
Zitternd hör' ich ihr Schnauben, und ſeh die Botin Aurora,
Wie ſie mit mächtiger Hand Nacht und Geſtirne verjagt.
Zögr', o gütiges Licht! Auf deinem Altare zu Delos
Weih' ich das reinſte Lamm, Dir ein Gelübde des Danks.
Aber ich fleh umſonſt. Die meine Sonne des Lebens
Mir entziehet und lang' lang' mir entziehet, ſie kommt!

An die Muſe.

Mein Geliebter begehret von mir Geſänge zu leſen;
Muſen, den ſteilſten Pfad führt mich zum **Pindus** hinauf —
Auf den Gipfel, und gebt mir ſüße Töne, die höchſten
Ehren und jeden Reiz lieblicher Jugend zurück;
Daß ich, allen Kummer vergeſſend, mit edlen Geſängen
Ihm umkränze die Stirn, Strahlen umflechte dem Haupt
Meines Geliebten. Entzückt von meiner himmliſchen Flamme,
Leſ' er mit meinem zugleich ſeinen unſterblichen Ruhm.

An die Nymphen.

Die ihr Thäler und Höhen bewohnt, ihr freundlichen Nymphen,
Jene Thäler und Höhn, die der Geliebte betritt,
Jene Auen, wo jetzt er Blumen, glückliche Blumen
Bricht mit ſchöner Hand, grüßet mit freundlichem Blick;
Nymphen des Silberbachs, die ſeine liebliche Stirn itzt
Schauen; Weſte, die ihm ſpielen im lockigen Haar,

Waret ihr Menſchen einſt, ihr luſtigen Geiſter und Nymphen,
Fühltet ihr Freud' und Leid je in der liebenden Bruſt,
O ſo ſäuſelt und rauſcht und ſagt ihm, was ich empfinde,
Was, dem Geliebten fern, ſehnend die Liebende fühlt.

Die Trauerboten.

Ach! wohl ſagte mir das die leiſe Sprache des Herzens,
Und die gepreßte Luft, und der vertrocknete Bach,
Und das niedergebeugte Gras, und die traurende Blume,
Und die Sonne, die mir eine Verhüllete ſchien;
Auch mein Vögelchen ſagte mir das: ſtatt froher Geſänge
Stimmt' es Klagen nur an, Klagen im ahnenden Ton;
Und die Fiſchchen ſpielten nicht mehr in der glänzenden Welle,
Zephyr ſcherzte nicht mehr unter den Blüthen am Bach;

Alles ſchwieg, als wollt' es in tiefer Trauer mir ſagen:
„Rüſte dich, Freundinn, es naht Angſt dir und Jammer und Schmerz.„
Siehe, ſie ſind gekommen. Mein Einig = und Allen Geliebter,
Ferne von meinem Blick, ſchmachtet und ſiechet und krankt.

Gedanken der Eiferſucht.

Was wollt' ihr, Gedanken, die in furchtbarer Gebehrdung
Mein verwirrtes Gemüth regen und ſchwellen empor?
Seyd ihr Argwohn? Schleichet in mir vom Haar der Alecto
Eine Schlange, die ſich Furie-Eiferſucht nennt?
Ach, ich fühle den Froſt der Hölle mir nahe dem Herzen;
Mir entweicht der Vernunft ruhiger goldener Stral.

Sage, was that ich dir, o Liebe, daß du mich alſo
Quäleſt? Oder war ich deiner Geſchenke nicht werth?
Fandeſt du treulos mich, mich, deine Getreueſte? — Göttinn,
Nimm die Quaalen von mir, ſende der Schuldigen ſie.

Die Nebenbuhlerinn.

Du, die meinem Geliebten ſo wohlgefallen, (entzücket
Spricht er noch jetzt von Dir, preiſet dein goldenes Haar,
Deinen lieblichen Mund und die ſanft-anmuthigen Reden,
Voll von Grazie-Zier,) Du, die Beſcheidenheit ſelbſt,
Sage mir, wenn du zu ihm ſo lieblich ſpracheſt, empfand er
Nichts? und hörte dich an, ruhig, gelaſſen und kalt?
Oder wandt' er zu Dir, wie Er zu Mir ſie auch wandte,
Seine Blicke? Verwirrt war er, der liebende Blick,

Und er glühte ſich an, an deinen leuchtenden Augen,
Und — ich weiß es — Du ſchweigſt? ſieheſt zum Boden hinab?
Schaamroth? — Red'! Antworte! — Doch nein! Ich bitte dich, ſchweige,
Wenn du mir ſagen willſt, daß er dich jetzo noch liebt.

Andenken an die Jugend.

Oft, wenn ich gedenke der ſüßen Tage der Jugend,
Da mir noch frei mein Herz, da ich mir eigen noch war;
„Brechen will ich den Pfeil, der mich zur Hälfte mir ſelbſt macht,
Sprech' ich, reiße mein Fuß dieſes umſchlingende Band.„
Aber umſonſt. **Ein** Blick von Ihm, dem ganz ich mich ſchenkte,
Gräbt mir tiefer den Pfeil, ſchlinget mir veſter das Band.

Wirkungen der Liebe.

Wie die Liebe mit Luſt und wie ſie mit Quaalen belohnet;
Wie ihr Köcher den Tod ſtreuet und Leben umher,
Wer's zu ſehen begehrt, der komm' und ſchaue das Antlitz
Meines Geliebten, und ſeh' meine verfallne Geſtalt.
Seine heitere Stirn, der Seele leuchtenden Spiegel,
Und ſein goldenes Haar, Augen und Wangen im Glanz; —
Mich, das Opfer der Liebe, mein Herz mit Leiden umgeben;
Süße Leiden! ſie ſind Kinder der liebenden Treu.

Das kranke Kind.

Wo, mein einziges Kind, wo iſt Dein fröhliches Antlitz?
Wo Dein lieblicher Mund? Wo iſt die Grazie jetzt
Deines Blickes? Du liegſt, und ſchmachteſt unter der Krankheit,
Die dich Süſſen zerſtört, Dich mir auf ewig entreißt;
Und ich ſeh' es, ich ſeh' den Abſchied nahen, und jammre
Gegen den Himmel, und ſteh' wie ein vertrockneter Quell,
Nahe mich oft der ſchönen erblaſſenden Wange, und kann ſie
Nicht mehr küſſen, ich kann über ſie weinen nicht mehr.

Der vermehrte Schmerz.

Wo ich den Blick hinwende, da ſeh' ich meines geliebten
Sohnes Bild; doch ach! nicht mit dem freundlichen Blick,
Den er mir einſt zuwandte. Ich ſeh' ihn, wie er im Bettchen
Liegt, und ſitze bei ihm, höre das ächzende Kind —
Ach und kann nicht helfen. Es klagt zu mir und es wendet —
Jetzt noch wendet es mir tief in die Seele den Blick.

Warum quäleſt du mich, o Erinnrung, die mir die Leiden,
Jede nach jeden erzählt, jede nach jeden erneut.
Auf, vereine dich, Schmerz, und gib mir nur Einen Gedanken,
Daß der Liebliche mir früh, und auf immer verſchwand.

Die unterdrückte Trauer.

Seliges Kind, das jetzt mit unverwendetem Blicke —
Süßem Blicke, den Glanz ſiehet des ewigen Lichts,
Das, entflohen dem Sturm und dem harten Winter der Erde,
Keine Freude mehr kennt, die ſich mit Jammer vermiſcht,
Ach, ich beherrſchte gern den Gedanken deiner Entbehrung:
Denn ich fühl' es, er trübt und er verwirret den Geiſt.

Und ich wollte nicht gern, daß irgend Einer auf Erden,
Nahe der Gottheit dort, lieber dir wäre, wie ich.
Ach, Dein ſeliges Loos bewein' ich nicht; ich beweine,
Daß ich ſo fern dir bin, fern, o du ſeliges Kind.

Die verſtorbenen Geliebten.

Zwei Geliebte des Lebens, ein Kind und ein liebender Vater,
Dieſer am Abende ſpät, jenes am Morgen ſo früh
Haben verlaſſen mich. — Ich glaubte, ſie zu vergeſſen,
Wie man den Schmerz vergißt, wenn ſich die Wunde vernarbt.
Aber umſonſt. Sie mögen ſich öffnen die weinenden Augen,
Oder ſchließen; es ſieht vor mir der Seligen Bild.
Schickſal, haſt du für mich nur dieſe Geſtalten? O ſende
Mir noch Eine dazu, bitter und labend, den Tod.

Das gebrochene Schiff.

Mein gebrochenes Schiffchen, ſo matt und müde des Weges,
Sah' mit ſehnender Luſt endlich dem Hafen ſich nahn,
Glaubte den Gott der Wogen und wilden Stürme beſänftigt,
Hofft', ein frohes Geſtirn ende die gräßliche Fahrt. —
Siehe, da kam der Nord, und ſchleudert's hart an den Felſen;
Angeheftet ſtehts mitten in ſchwellender Fluth.
Aber wüchſe ſie auch bis zur Wuth der Stürme; der Tod ſelbſt
Stünde vor mir; ich geh! — Pflicht und die Liebe gebeut.

Die Rache.

„Schreibe, ſprach ein gewaltiger Zorn, der im Herzen mir aufſtieg,
Schreib', enthülle den Grund deiner Verfolgung, den Neid.„
Tief erſchütterte michs, wie wenn die Trommete der Schlacht ruft,
Und das kriegriſche Roß ſtampfet und ſchüttelt den Zaum.
Aber ein andrer Gedank', entgegentretend dem Herzen,
Gab mir über mich ſelbſt Zügel und Zaum in die Hand.
Nein! ſo niedrige Namen und ſo unwürdige Thaten
Will ich nicht nennen; ich will ihnen kein Leben verleihn.

Möge die Zeit mich rächen! In langſam-ſicherem Schritte
Aendere ſie mein Loos, ſetze der Bosheit ein Ziel.
Eine Rache nur kennt die edle Seele; ſie gehet
Ueber Beleidigung hin, ſieht ſie verachtend und ſchweigt.

Auf ein Gemählde der Tuſcia.*)

Die du in weißem Gewand' und weiſſem Schleier das Sieb hier
Tragen ſieheſt, ſie iſt Tuſcia, züchtig und ſchön.

---

*) **Tuſcia**, eine edle Römerinn, eine **Veſtale**. Sie verſchmähete es, mit **Worten** ihre **Unſchuld** zu vertheidigen, und lief mit dem Siebe in der Hand zur Tiber. Sie ſchöpfte Waſſer mit dem Siebe, und ſprach: „o Veſta, wenn ich keuſch und dir getreu bin, ſo bringe ich dies Waſſer zu deinem Tempel.“ Und ſie brachte es, erzählt **Livius**. Die Vorſtellung iſt ein ſehr bekanntes Denkmal.

Böſe Verläumdung ſpann zum ſchmählichen Tode das Netz ihr;
Waſſer, dem Siebe getreu, riß das geſponnene Netz.
Helderjünglinge Roms! Euch ſchützt die tapfere Rechte;
Uns Jungfrauen beſchützt Veſta, die Mächtige, ſelbſt.

Veturia.

Coriolanus ſtand, um Schimpf zu rächen und Unrecht,
Unerbittlich-erzürnt, nahe dem zitternden Rom.
Und ſchon ſah er es **ſich** und ſeinen **Volſkiern** dienſtbar,
Seine Feinde gebeugt, ſeine Verbannung gerächt;
Siehe da trat entgegen dem furchtbar-böſen Gedanken
Unbewaffnet ein Weib, und ſie errettete Rom.
Seine Mutter **Veturia** ging ihm entgegen; er wollte
Küſſen die Mutterhand, doch ſie verſchmähte, den Kuß.

„Du biſt nicht mein Sohn! Ein Felsſtein hat dich gebohren;
Nenne **Veturia** nicht, nenne die Mutter nicht **Rom**. „ —
Schaamroth zog er zurück. Was keine Heere vermochten,
Hat der rühmliche Stolz, Stolz einer Frauen gethan.

Lucretia.

Als Lucretia frei vor ihrem Gatten und Vater
Und, (verſammlet um ſich,) allen den Edelſten Roms
Ihre Schmach entdeckte, nicht ihre Schuld; ſo entſühnte
Sie mit eigenem Blut, edel ergrimmet, die Schmach.
Und erweckte damit den Geiſt der Römiſchen Männer,
Nie zu dulden den Hohn ſchändlicher Könige, nie!

Brutus, ziehend den Dolch aus ihrem Buſen, erwarb ſich
Ewigen Ruhm und Dank ſeines befreieten Roms.
Wer befreiete Rom? Wer zeigte zuerſt mit Entſchluße,
Nicht zu dulden die Schmach? Männer und Römer! ein Weib.

Cato und Porcia.

Tapfer und frei zu ſterben, das Vaterland in den Ketten
Nicht zu ſehen, riß **Cato** die Wunde ſich auf,
Und ſo ſtarb er, ein Römer. Des **Cato** liebende Tochter,
Porcia ſchlang die Glut feuriger Kohlen in ſich.
Und ſo ging ſie hinunter zu **Brutus**, ihrem Gemahle,
Theilend im Todtenreich Schickſal und Trauer mit ihm.

Welche That war größer? Des Vaters oder der Tochter?
Jene, die edler Stolz; dieſe, die Liebe gebahr?
Porcia's That. Wie **Cato**, ſo haben vor ihm und nach ihm
Viele Männer gethan; **Porcia** ſtehet allein.

Lethe.

Steiget mit uns in Charons Nachen einſt die Erinnrung
Unſrer Leiden, und Ich land' in Elyſium an,
Selbſt in Elyſium, wenn mein losgebundener Geiſt dort
Zu den Seligen eilt, hin in die ewige Ruh,
Selbſt in Elyſium fürcht' ich meiner Leiden Erinnrung,
Die kein Lethe vielleicht je zu erlöſchen vermag.

Die verſchwiegene Klage.

Kommen mit Jahren einſt zur Nachwelt meine Gedichte,
Spricht ein Enkel vielleicht: „Wie? und ſie dichtete dies
Mitten im Schmerz?„ — Ich könnt' all meine Leiden erzählen;
Aber ich gäbe damit meinem Verfolger ein Feſt.

Alſo begraben ſei in meinem Buſen die Klage,
Und ich hebe mein Haupt freudig gen Himmel empor.
Waffne das Unglück ſich und der Neid und der Tod; ich begegne
Allen mit heitrer Stirn, tapfer und edel und ſtolz.

Zweites Buch.

Die Erfinderinn der Künſte.

Daphne.

Liebe wars, die jede ſchöne Kunſt erfand.
Des Geliebten Umriß ſchattend an der Wand
Zeichnete das Mädchen, und von Glanz umſtrahlt
Hat an Amors Fackel liebend ſie's gemahlt.

Daphnis.

Liebe wars, die jede ſchöne Kunſt erfand.
Als am Marmorfelſen Amor bildend ſtand,

Fühlete der Marmer; und von Venus Thron
Stieg ein liebend Mädchen zu Pygmalion.

Beide.

Liebe, die dem Leben jeden Reiz erfand,
Die dem Sieger Myrthen um die Schläfe wand,
Die zu Myrth' und Roſen Grazien-Gewand
Spiel' und Artigkeiten, Tanz und Kuß erfand.

Daphnis

Und mit Zaubertönen, voll von ſüßem Schmerz,
Schafft ſie uns im Herzen ein wie andres Herz!
Freundſchaft, hohe Tugend, Braut und Vaterland! —
Liebe wars, die jede ſchöne That erfand.

Daphne.

Liebe, die der Sprachen ſchönſte Sprache fand.
Was der Mund zu ſagen ſich nicht unterwand,
Sprach die goldne Cither; Wunſch und Sympathie
Goß ſich in die Saiten, ſo ward Poeſie.

Beide.

Liebe, du der Menſchen göttlichſter Verſtand,
Die des Unglücks Stürme ſiegend überwand,
Die im Unglück feſter Herz an Herzen band,
Knüpfe Seel' an Seele, knüpfe Hand in Hand.

Die Liebe im Todtenreiche.

Ueber den Grüften ſeh' ich ſo oft verſchlungene Hände;
    Amor und **Pſyche** knüpft ſchweigend ein ewiger Kuß.
Wohnet Lieb' in der Gruft? und birgt die Aſche der Todten,
    Wenn ſie die Urne vereint, Funken vom ewigen Strahl?
„Wanderer, lies. Nur Eine Fackel erleuchtet den Orkus;
    Mächtige Lieb' allein fand ein Elyſium ſich.
Drücke ſterbend die Hand mit deiner Geliebten zuſammen;
    Alles trennet der Tod; Liebende ziehet er nach.

Tod und Knechtſchaft.

Seiner kleinen **Philomele**
Sang aus tieſer voller Seele
Ihr **Aëdon** noch ſein Lied;
Als er droben einen Geier,
Drunten einen Vogelſteller
Schweben und anſchleichen ſieht. —
„Auf! Geliebte, auf! und wähle!
Siehe, ſiehe was uns droht,
Unten Knechtſchaft, oben Tod. —„
„Friſchgewählt, ſprach **Philomele**,
Ungetrennet ſüßen Tod.„

Die Wiederkehr der Jahreszeiten.

Lied eines Greiſes.

Ihr Jünglinge und Mädchen, hört!
Ich ſing' euch ewger Wahrheit Lehren.
So oft der Frühling wiederkehrt,
Wird Philomele wiederkehren.
Und jeder Vogel ſcherzt und paart
Sich fröhlich dann in ſeiner Laube;
Der Schmetterling nach ſeiner Art,
In ihrer Art die treue Taube.

So oft der Frühling wiederkehrt,
Wird dieſer Buſch von Roſen glühen;
Die ſchönſte Roſe, lieb und werth,
Wird an der Bruſt der Schönſten blühen.

So lange Nacht und Tag ſich miſcht,
Und uns des Himmels Sterne ſegnen,
Wird in der Dämmerung erfriſcht
Mit Liebe Liebe ſich begegnen.

So oft der Frühling wiederkehrt,
Ertönen neu der Freude Lieder;
Doch, Jünglinge und Mädchen hört!
Uns kehret er nicht immer wieder.
So lang' indeß die Hora doch
Mir Einen Frühling will gewähren,
So lange wird mir Liebe noch,
Der Jugend Liebe wiederkehren.

Huld und Liebe.

Als die Mutter der Liebe den ſchönen Amor gebohren,
Sprach zu den Grazien ſie: „ziehet den Knaben mir auf
Ernſt und ſanft. Auch lehret ihn bald die ambroſiſchen Künſte
Wohlzugefallen; ſie ſind allen Unſterblichen werth.„
Gerne verrichteten ſie ihr Amt; o Wunder, und lernten
Jede vom Amor mehr, als ſie den Knaben gelehrt.
Seitdem ſtehen ſie, **Lieb'** und **Huld**, auf Einem Altare;
Huld macht **Liebe**; ſich ſelbſt nennet die Liebe nur **Huld**.

Die Birke über dem Grabe.

Frühlingsbirke, du ſtehſt hier über dem Grabe der Schweſter
Herbſtlich einſam, und ſtreuſt Blätter und Thränen darauf.
Deiner unſchuldigen Bruſt will ichs vertrauen, Sie ſproßte
Dir gleich, leiſe vom Hauch himmliſcher Lüfte bewegt,
Ach und vermochte nicht zu beſtehn dem Sturme des Winters;
Säuſle, jungfräulicher Baum, ſäuſle der Schlafenden Ruh.

Die Bürde des Lebens.

„Wägt das Schickſal Leben und Tod? Wie, oder ereilet
Jeden ein blindes Loos, wie es die Urne gebeut?„
Alſo fragt' ich, und ſah im Geſicht die goldene Waage
Unüberſchaubar hoch ſinken und ſteigen im Kampf.
Zitternd trat ich zur Urne. Da rief die Stimme des Schickſals:
„Ziehe das Loos.„ Ich zog bebend — mein Eigenes ſelbſt.
Bürden lagen vor mir; ich prüfte die leichteſte Bürde,
Und o Wunder, ich ſah, daß es die Meinige war.

Die Parzen.

Ein Gemählde von Heinrich Meyer.

Furchtbar waren mir ſonſt die Schweſtern des ehernen Schickſals,
Graue Töchter der Nacht, fremde dem Menſchengefühl.
Jetzt verehr' ich die Hohen, die Mildegeſinnten. **Klotho**,
Jugendlich, unbeſorgt, munter und rüſtig am Werk,
Zieht vom volleſten Rocken den bunten Faden; es weiſet
Lacheſis ihn; ſie hebt ſchwebend und leicht ihn empor.

Atropos ſchneidet — Doch nein! mit weggewendetem Antlitz
Säumt ſie zu ſchneiden, die Hand fühlet den kommenden Schmerz.
Wandelte, Jungfrau, Euch zu **Lebenszeiten** der Künſtler?
Oder hob er in euch Dieſe zu Göttern empor?
Jugend, du biſt die **Clotho**; Du, **Lacheſis**, weite den Faden
Grazienhaft; und dann, **Atropos**, ſchneide beherzt.

Glaube, Liebe und Hoffnung.

Ein Gemählde von Heinrich Meyer.

Heilige Grazien Ihr, ihr Huldgöttinnen der Menſchheit,
Welch ein fröhliches Bild mahlte der Künſtler in euch!
Nicht mit Blumen, er band euch mit der Kette des Lebens;
Muntere Kinder ziehn wallend hinauf und hinab.
Liebe, ſie hangen Dir an Wang' und Knieen und Buſen;
Hoher Glaube, Du beutſt lehnend den Kleinen die Hand.

Und aus Deinen Händen empfängt ſie liebende Hoffnung;
Mühe, zärtliche Müh' hat die Geliebten geknüpft.
Seyd getrennet uns nie, ihr Pflegerinnen der Menſchheit,
Himmel wird es um uns, wo ihr auf Erden erſcheint.

Das Mondlicht.

Nach dem Engliſchen.

Des Mondes ſtiller Schimmer ſenkt
Auf alle Weſen Ruh;
Dem Müden und Gequälten ſchließt
Er ſanft das Auge zu.

Wie Wolkenlos der Himmel lacht
In hellem Silberblau!
Erquickt von ihren Thränen glänzt
Entſchlummert dort die Au.

O Freundinn, komm und ſchau' umher
In dieſem Gotteslicht.
Wo wohnet Lebens Seligkeit?
Wo wohnet ſie wohl nicht?

In jenem hellen Freudenſaal,
Wo Tanz und Jauchzen tönt?
In dieſer dunkeln Zelle hier,
Die alter Epheu krönt?

Ach von dem Lärm der Eitelkeit
Wird Freude bald verſcheucht,
Die auch vorbei das Kloſter geht,
Wenn Neid darinnen ſchleicht.

Ein Licht iſt dieſer Zauberſtrahl,
Ein Licht aus andrer Welt,
Das, wenn die Seele ruhig ſchweigt,
Erquickend ſie erhellt.

Es ſpricht: „wie an des Mondes Strahl
Der Farben Pracht erbleicht;
Wie wird es ſeyn vor jenem Licht,
Wo jeder Trug entweicht?„

O wäre, wie jetzt die Natur,
Dann unſer Herz in Ruh.
Und unſer Auge ſchlöſſe ſanft
Der Friede Gottes zu.

Die Beſtimmung des Menſchen.

Als die Königinn der Dinge,
Reich an unerſchöpftem Reiz,
Weſen ſchuf, war nichts ihr zu geringe;
Sie begabete mit mildem Geiz:
Denn das Füllhorn aller Trefflichkeiten
War in ihrer Mutterhand,
Und ſie paarte, was an Lieblichkeiten,
Wechſelnd auch, zuſammen je beſtand.

Einen Schmuck von tauſend Farben
Webte ſie um **Florens** Bruſt;
Neuverjünget, wenn die Schweſtern ſtarben,
Treten Schweſtern auf mit Siegesluſt.
In ein Chor von tauſend ſüßen Liedern
Theilte ſich ihr mächtger Klang,
Der auf bunten ſchwebenden Gefiedern
Disharmoniſch-ſchön zum Himmel drang.

Stärke, Klugheit, ſanfte Triebe,
Schönheit in jedweder Art,
Und in tauſend der Geſtalten **Liebe**
Ward umhergegoſſen ungeſpart.
Endlich trat ſie in ſich ſelbſt und ſenkte
Tief ſich in ihr Mutterherz:
„Meinem Liebling, wie wenn ich ihm ſchenkte
Aller meiner Kinder Luſt und Schmerz?„

Und ſie ſann. Auf **Einem** Wege
Ward aus Allem Sympathie.
‚Ferne, ſprach ſie, ſei von ihm die **Träge!**
Seine Luſt ſei ewigſüße **Müh.**
Angebohren werd' ihm nichts; gebohren
Werd' in ihm ein **ewger Trieb.**
Und auch jedes Glück, durch **Schuld** verlohren,
Werd' ihm tauſendfach durch **Reue** lieb.

„Nur in Andern ſei ſein Leben;
Wirkſamkeit ſein ſchönſter Lohn.
Enkel, die ihm Dank und Ehre geben,
Lohnen ihn für ſeiner Brüder Hohn.
So vereint durch alle Folgezeiten
Strebe ſeine ſüße Müh;
Neugeſtärkt durch Widerwärtigkeiten
Steige mehr und mehr umfaßend ſie.

„Auch im Kleinſten werd' uns Ganze
Ewig dies Geſchlecht verdient;
Nur am Ziel im ſchönſten Abendglanze
Hängt der Kranz, der für den Menſchen grünt.
Für die Leidenden, die ihn umringen,
Weih' ich ihn der **Menſchlichkeit**,
Und ſein Herz, wenn Seufzer auf ihn dringen,
Zum Altare der **Barmherzigkeit**.„ —

Mutterköniginn! das ſchwächſte Weſen,
Das man **einzeln** nur beweint,
Haſt du dir im Ganzen auserleſen
Und **geſammt** durch Lieb' und Noth vereint.
Deinen Sinn fürs Größere und Größte,
Und dein Mutterherz, **Natur**,
Gabſt du uns. Das Beßere und Beſte
Weckt uns ſtets und lebt im Ganzen nur.

1.

Das Ich.

Ein Fragment.

Willſt du zur Ruhe kommen, flieh, o Freund,
Die ärgſte Feindinn, die **Perſönlichkeit.**
Sie täuſchet dich mit Nebelträumen, engt
Dir Geiſt und Herz, und quält mit Sorgen dich.
Vergiftet dir das Blut, und raubet dir
Den freien Athem, daß du, in dir ſelbſt
Verdorrend, dumpf erſtickſt von eigner Luſt.

Sag' an: was iſt in dir Perſönlichkeit?
Als in der Mutter Schoos von Zweyen du
Das Leben nahmſt, und, unbewußt dir ſelbſt
An fremdem Herzen, eine Pflanze, hingſt,
Zum Thier gedieheſt, und ein Menſchenkind

(So ſaget man) **die Welt erblickteſt**; Du
Erblickteſt ſie noch nicht; ſie ſahe Dich,
Von deiner Mutter lange noch ein Theil,
Der ihren Athem, ihre Küſſe trank,
Und an dem Lebensquell, an ihrer Bruſt
Empfindung lernete. Sie trennte dich
Allmählich von der Mutter, eignete
In tauſend der Geſtalten Dir Sich zu,
In tauſend der Gefühle Dich Ihr zu,
Den immer Neuen, immer Wechſelnden.

Wie wuchs das Kind? Es ſtrebte Fuß und Hand,
Und Ohr und Auge ſpähend immer neu
Zu formen ſich. Und ſo gedieheſt du
Zum Knaben, Jünglinge, zum Mann und Greis.
Im Jünglinge, was war vom Kinde noch?
Was war im Knaben ſchon vom Greis und Mann?

Mit jedem Alter tauſchteſt du dich um;
Kein Theil des Körpers war Derſelbe mehr.
Du täuſchteſt dich mit dir; dein Spiegel ſelbſt
Enthüllte dir ein andres, neues Bild.

Verlangteſt du, ein Jüngling, nach der Bruſt
Der Mutter? Als die Liebe dich ergriff,
Sahſt du die Braut wie deine Schweſter an?
Und als der Traum der Ehre fort dich riß,
Verlangteſt in die Windeln du zurück?
Schmeckt dir die Zuckerbirne, wie ſie dir,
Dem Kinde, ſchmeckte? Und die innre Welt
Der Regungen, der lichten Phantaſei,
Des Anblicks aller Dinge, iſt ſie noch
Dieſelbe Dir, wie ſie dem Knaben war?

Ermanne Dich. Das Leben iſt ein Strom
Von wechſelnden Geſtalten. Welle treibt
Die Welle, die ſie hebet und begräbt.
Derſelbe Strom, und keinen Augenblick

An keinem Ort, in keinem Tropfen mehr
Derſelbe, von der Quelle bis zum Meer.

Und ſolch ein Trugbild ſoll dir Grundgebäu
Von deiner Pflicht und Hoffnung, deinem Glück
Und Unglück ſeyn? Auf einen Schatten willſt
Du ſtützen dich? und einer Wahngeſtalt
Gedanken, Wirkung, Zweck des Lebens weihn?

Ermanne Dich. Nein, du gehörſt nicht Dir;
Dem **großen, guten All** gehöreſt Du.
Du haſt von ihm empfangen und empfängſt;
Du mußt ihm geben, nicht das Deine nur,
Dich ſelbſt, Dich ſelbſt: denn ſieh du liegſt, ein Kind,
Ein ewig Kind, an dieſer Mutter Bruſt,
Und hangſt an ihrem Herzen. Abgetrennt
Von allem Lebenden, was dich umgab,

Und noch umgiebt, Dich nähret und erquickt,
Was wäreſt Du? Kein Ich. Ein jeder Tropf
In deinem Lebensſaft; in deinem Blut
Ein jedes Kügelchen; in deinem Geiſt
Und Herzen jeder regende Gedank',
Und Fertigkeit, Gewöhnung, Schluß und That;
(Ein Triebwerk, das du übend ſelbſt nicht kennſt,)
Jedwedes Wort der Lippe, jeder Zug
Des Angeſichtes iſt ein **fremdes Gut,**
Dir **angeeignet,** doch nur zum Gebrauch.
So, immer wechſelnd, ſtets verändert ſchleicht
Der **Eigner fremden Gutes** durch die Welt.
Er leget Kleider und Gewohnheit ab,
Verändert Sprache, Sitten, Meinungen,
Wie ſie der Zeiten raſtlosgehnder Schritt
Ihm aufdringt, wie die große Mutter ihm
In ihrem Schooße bildet Herz und Haupt.

Was iſt von Deinen zehen tauſenden
Gedanken Dein? Das Reich der **Genien**,
Ein großer untheilbarer Ocean,
Als Strom und Tropfe floß er auch in dich
Und bildete Dein Eigenſtes. Was iſt
Von deinen zehen-zehen tauſenden
Empfindungen das Deine? **Lieb** und **Noth**,
Nachahmung und **Gewohnheit**, **Zeit** und **Raum**,
Verdruß und **Langeweile** haben Dir
Es angeformt und angegoſſen, daß
In Deinem Leim Du neu es formen ſollſt
Fürs große, gute, ja fürs beſſre All. —
Dahin ſtrebt jegliche **Begier**; dahin
Jedweder **Trieb** der lebenden Natur,
Verlangen, **Wunſch** und **Sehnen**, **Thätigkeit**,
Und **Neugier**, und **Bewunderung**, und **Braut-**
Und **Mutterliebe**. Daß vom innern Keim
Die Knoſpe ſich zur Blum' entfalt' und einſt

Die Blum' in tauſend Früchten wiederblüh.
Den großen Wandelgang des ewgen Alls
Befördert Luſt und Sonne, Nacht und Tag.
Das Ich erſtirbt, damit das Ganze ſei. — —

Was iſt's, das Du mit Deinem armen Ich
Der Nachwelt hinterläßeſt? Deinen Namen?
Und hieß er **Raphaël**; an **Raphaëls**
Gemählden ſelbſt vergeſſ' ich gern den Mann,
Und ruf' entzückt: ein Engel hats gemahlt.

Dein Ich? Wie lange kann und wird es dann
Die Nachwelt nennen? Und am Namen liegts?
So nennet ſie mit dir auch **Mävius**,
Und **Bavus**, **Stax**, und **Nero=Heroſtrat**.

Nur wenn uneingedenk des engen Ichs
Dein Geiſt in allen Seelen lebt, Dein Herz
In tauſend Herzen ſchläget; dann biſt du

Ein Ewiger, Allwirkender, ein Gott,
Und auch, wie Gott, **unſichtbar=Namenlos.**

Perſönlichkeit, die man den Werken eindrückt,
Die kleinliche, vertilgt im beſten Werk
Den allgemeinen ewgen **Genius,**
Das große Leben der Unſterblichkeit.

So laßet dann im Wirken und Gemüth
Das **Ich** uns mildern, daß das beßre **Du,**
Und **Er und Wir** und **Ihr** und **Sie** es ſanft
Auslöſchen, und uns von der böſen Unart
Des harten **Ich** unmerklich=ſanft befrein.
In allen Pflichten ſei uns erſte Pflicht
Vergeßenheit ſein ſelber! So geräth
Uns unſer Werk, und ſüß iſt jede That,
Die uns dem trägen Stolz entnimmt, uns frei
Und groß und ewig und allwirkend macht.
Verſchlungen in ein weites Labyrinth

Der Strebenden, ſei unſer Geiſt ein Ton
Im Chorgeſang der Schöpfung, unſer Herz
Ein lebend Rad im Werke der Natur.

Wenn einſt mein Genius die Fackel ſenkt,
So bitt' ich ihn vielleicht um Manches, nur
Nicht um mein **Ich**. Was ſchenkt er mir damit?
Das Kind? den Jüngling? oder gar den Greis?
Verblühet ſind ſie, und ich trinke froh
Die Schale **Lethens**. Mein **Elyſium**
Soll kein vergangner Traum von Misgeſchick
Und kleinem, krüpplichten Verdienſt entweihn.
Den Göttern weih' ich mich, wie **Decius**,
Mit tiefem Dank und unermeßlichem
Vertrauen auf die reich belohnende,
Vielkeimige, verjüngende Natur.
Ich hab' ihr wahrlich etwas Kleineres
Zu geben nicht, als was ſie ſelbſt mir gab,
Und ich von ihr erwarb, mein armes Ich.

2.

Selbſt.

Ein Fragment.

Vergiß dein Ich; **Dich ſelbſt** verliere nie.
Nichts Größres konnt' aus ihrem Herzen dir
Die reiche Gottheit geben, als **Dich** ſelbſt.

Was an der Mutter Bruſt, **was** an der Bruſt
Der großen Mutter, der belebenden
Natur, von Elementen in dich floß,
Luft, Aether, Speiſ' und Trank, und Regung, Bild,
Gedank' und Phantaſei, biſt du nicht **Selbſt**.
Du ſelbſt biſt, was aus Allem du dir ſchufſt
Und bildeteſt und wardſt und jetzo biſt,
Dir biſt, dein Schöpfer ſelbſt und dein Geſchöpf.

Nicht was du ſieheſt; (auch das Thier bemerkt.)
Nicht was du höreſt; (auch das Thier vernimmt.)
Nicht was du lerneſt; (auch der Rabe lernt.)
Was du verſteheſt und begreifſt; die Macht,
Die in dir wirkt; die innre Seherinn,
Die aus der Vorwelt ſich die Nachwelt ſchafft;
Die Ordnerinn, die aus Verwirrungen
Entwirrend webt den Knäuel der Natur
Zum ſchönen Teppich in und außer Dir;
Das biſt du **ſelbſt**; die Gottheit iſts, wie Du.

„Die Gottheit?„ Ja! denn denke, denke dir
Der Weſen Chaos ohne Sinn und Geiſt,
Ohn' einen Allerfüllenden, der Sich
Und Allem Regel iſt; gedenke dir
Den großen Unſinn der Sinnreicheſten
Natur, und ſtürz' unſinnig dich hinab

Ins öde Chaos, das ſich ſelbſt nicht kennt:
Denn wäreſt du, wenns nirgend iſt, ein Selbſt?

Zurück in Dich! In deinem innerſten
Bewußtſeyn lebt ein ſprechender Beweis
Vom höchſten **Allbewußtſeyn.** — Sei ein Thier,
Verliere **Dich**; und wunderſt dich, o Thor,
Daß du die Gottheit mit dir ſelbſt verlohrſt?

„Der Weſen Harmonie!„ — Ein leeres Wort,
Ohn' einen Hörer. Höre du ſie tief
In deinem Herzen, und es nennt dein Herz
In tiefſter Stille mit dem vollen Chor
Der Welten Ihn, das **höchſte Selbſt**, den Sinn
Und Geiſt, das Weſen aller Weſen, Gott.

Wohlauf! In deinem Innern baue dann
Der Gottheit einen Tempel, wo ſie gern
Mittheilend wohnt. In ihm erſchallet laut
Und leiſe jener Wahrheit Stimme, die
Der Weſen **Selbſt** iſt. Auf! Erkenne ſie,
Sei Prieſter dieſer Wahrheit, diene dir
Am heiligſten Altar, und ehre dich,
Und pfleg' in Dir dein göttlich Selbſt,
Vernunft.

Die häßliche Geſtalt, die ſchaudernd du
Im Spiegel deines Lebens an dir ſelbſt,
Die Furie, die dich zu Neid und Haß
Und Eitelkeit anregte, ſie, die dich
Von Deinen Liebſten trennete, und ſchloß
Mit Eiſen dir das freundlichſte Gemüth;
Sie war nicht **Du**; die ärgſte Feindinn dir,
Dich ſelbſt dir raubend. Hemmte ſie dir nicht
Dein Fröhlichſtes, das Wirken? ſtellte dir,
Dem Stolzen, größern Stolz entgegen, der

Dich überwältigend erbitterte,
Daß deine ſchönſten Früchte du mit Gift
Anhauchteſt ſtatt des ſüßen Wohlgeruchs;
Entzweiete dich mit dir ſelbſt und ſchuf
Zur Truggeſtalt dich dir, die außenher
Du ſucheteſt und liebteſt, und nur ſie
Begehrend, Dich, Dich in dir **ſelbſt** verlohrſt.

Betrogener Narciſſus, biſt denn Du,
Was du im Quell' anlächelſt? Sehnſuchtvoll
In allen Spiegeln ſuchſt? dem Echo ſelbſt
Abzwingeſt? Iſt dein Schatte mehr als du?

Und wunderſt du dich, der vom ärgſten Gift,
Dem eignen ausgehauchten Athem lebt,
Wenn er von andrer Munde wiederkehrt, —
Du wunderſt dich, daß du zum Schatten wirſt,
Zum trocknen Quell, zum Grabe deiner ſelbſt,
Zur Puppe; ſpielteſt du mit dir nicht ſtets?

Wer ſich verlohr, was hätt' er ohne Sich?
Was in dem Herzen andrer von Uns lebt,
Iſt unſer wahreſtes und tiefſtes **Selbſt.**

Was mit der weiten Welt uns einet, was
Uns innren Frieden ſchafft im Sturm der
Zeit,
Uns Frevel überſehn, vergeſſen lehrt,
Und mild' erkläret, wie dann und woher
Der Thor ein Thor ſei! iſt ein großes **Selbſt.**

Was ungereizt von außen unſer Herz
Aufregt und hoch erhebt; es ſpannet uns
Die Flügel weit und hält ſie, daß im Sturm
Sie über Lüften wie im Neſte ruhn,
Und friſcher aufwärts ſchlagen; was in Ruh
Geſchäftig macht uns innrer Kräfte voll
Des äußern Danks ſich wundert, wenn am
Ziel,
Am Ziel der Laufbahn nur ſein Auge weilt,
Wer iſts? ein überſchwenglich-großes **Selbſt.**

Wer Tauſende in ſeinem Buſen trägt,
Sich ihrer Noth erbarmend; Finſterniß
Zu Lichte ſchafft, und träget in ſich ſelbſt
Die große Regel aller Seligkeit:
„Was du nicht willſt, daß dir geſchehe, thu
Auch andern nicht; was Du willt, thu zuerſt.„
Und hat Gefühl und Kraft, ein Menſchengott,
Nur Göttliches zu wollen und zu thun;
Wer iſt es? ein allmächtig-gutes **Selbſt.**

Talent iſt nicht der Mann. Die Spinne webt;
Die Weſpe wie die Biene baut; (der Trieb
Zur Kunſt iſt bei Inſekten.) Wähne nicht,
Daß was die Säng'rinn ſinget, ſie empfand;
Daß was der Spieler ſpielet, er auch ſei.

Ein Feiger ſchleicht, ein Schatte, durch die Welt;
Der Thor vergeudet ſich; der Weichling zieht

Und ſchmeichelt ſich hindurch; der Schwache
bebt
Und ſtirbt im Tode. Sich unſterblich fühlt
Wer? als ein ewiges, unſterblich **Selbſt.**

Ambroſia, Frucht der Unſterblichkeit,
Ihr amaranthnen Lauben, ewig blühend
Der Freundſchaft und dem daurenden Verdienſt,
Euch fand ein unbezwingliches Gemüth,
Das nicht zum Moder ſprach: „Du biſt mein
Vater!„
Zu Würmern, zur Verweſung nicht: „ihr ſeyd
Mir Brüder, Schweſtern, Mutter!„ — Ruhig ſah's
Den Abgrund vor; den Himmel über ſich,
Und ſprach: „was an mir ſtirbt, bin ich nicht
ſelbſt!
Was in mir lebet, mein Lebendigſtes,
Mein Ewges kennet keinen Untergang.„

Die Entzauberung.

Lehre der Braminen.

Bezwinge den Durſt nach äußerem Gut, du getäuſchter Menſch!
Entzaubere dir Verſtand und Herz;
Der Gewinn an eigenen Thaten
Nur dieſer beruhiget dich.

Güter, Ehren und Jugend haſchet die Zeit hinweg;
Täuſchungen ſind ſie, verſchwunden im Augenblick.
Lerne das Ewige kennen,
Und faß' es in dein Herz.

Wie ein zitternder Waſſertropf an der Lotosblume,
Unausſprechlich=leiſe gleitet das Leben hinab.
Auf dann! theile den Ocean der Welt
In der Tugendhaften Genoſſenſchaft, in ſtiller Fahrt.

Tag und Nacht, Morgen und Abend,
Winter und Frühling ſcheiden und kehren zurück.
So ſpielt die Zeit mit uns; das Leben entflieht —
Und deiner Erwartungen Wind weht ungehemmet fort?

Denke der Wunderwelt, deren kleiner Theil du biſt!
Denke, woher du kameſt?
Woraus gebildet in deiner Mutter Schoos?
Bedenk' es oft.

Die ſieben Meere der Welt, die acht Urberge werden bleiben;
Brama, **Indra**, die Sonn' und **Rudra** dauren fort; *)
Nicht du, nicht ich. Ob dies und jenes Volk
Fortdaure, ängſtet dich das?

In Dir, in Mir, in jedem Weſen iſt **Wiſchnu**; **)
Thöricht, wenn du dich je beleidiget glaubſt.
Sieh jede Seel' in deiner eignen Seele,
Und banne den Wahn des Verſchiedenſeyns hinweg.

Auch deine Neigung ſetze nie zu veſt,
Auf Freund und Feind, auf Bruder und Sohn.
Sei gegen alle gleichgeſinnt,
Wenn du erreichen willt des **Ewigen** Natur.

---

*) Die Elemente der Welt.

**) Die Gottheit, die die Welt erhält.

Dein Leib iſt Kraftlos; grau dein Haupt;
In deiner Rechte zittert der Bambusſtab.
Und noch iſt deiner Begierden Krug dir unerfüllt?
Ausſchöpfen willt du mit deiner Scherbe den Ocean?

Die Verſehung.

Von Vincenz Filicaja.

Wie die Mutter, wenn ſie ihre Kinder
Um ſich ſiehet, Liebevoll ſie anblickt,
Dieſem einen Kuß auf Stirn und Wange,
Jenes ſich ans Herz drückt, und ein Andres
Auf den Schoos hebt, auf den Knieen wieget.
Und indem ſie ihrer Aller Wünſche
In den Blicken, in Gebehrden lieſet,
Giebt ſie Jedem Etwas, Dem ein Lächeln,
Dem ein ſüßes Wort, dem Dritten zürnt ſie,
Scheint zu zürnen, und hat ihn am liebſten.

So iſt uns die mütterliche Vorſicht;
Immer wachſam, horchend auf den leiſen
Seufzer, ſchafft ſie jedem Troſt und Labſal,
Sorgt für Alle, leiſtet Allen Hülfe;
Und wenn ſie zuweilen auch verſaget,
Lockt ſie uns entweder mehr zu bitten,
Oder ſinnt auf eine ſchön're Gabe.

Das Grab.

Erdenge zweier Welten, ſtilles Grab;
Wie ſchweiget's um dich her! Dieſſeit iſt Nacht
Und Staub; ein Häufchen todter Aſche nur;
Und jenſeit kommt kein Laut zu mir herüber,
Kein ſelger Geiſt, der dieſen Staub beſucht,
Kein Traumgeſicht. —

Nacht iſt es um mich. Hoch
Daroben funkeln Sterne. Glänzet ihr,

Geſtirne droben, dem entſchwungnen Geiſt?
Und bricht dem Todten, wie dem Schlummernden,
Ein neuer Morgen an?

Was zweifelſt du
Jn mir? Unſterblicher, der hier am Rath
Und Werke der Natur ſchon Antheil nahm.
Er ſann was ſie erſonnen, und er traf's,
Ausſprechend ihre Regel, ihr Geſetz;
Und bot unausgeſchlagen ihr die Hand
Zum edelſten, zu ihrem ewgen Werk,
Dem Ordnen durch Verſtand und Güte.

Wenn
Sie fortan Dein zu ihrem Dienſt bedarf,
(Und ſie verſchmäht, die reiche Sparerinn,
Die nichts verthut und mit dem Mindeſten

Das Größeſte verrichtet, keine Kraft
Und Uebung!) Wenn ſie jemals dein bedarf:
So ſage willig: ich bin da! Und web'
In meinem kleinen Winkel emſig fort
An jenem Schleier der Penelope:
Minerva, der unüberſehbar dort
In Millionen Sternen ewiglich glänzt.

II.

Das Land der Seelen.

Ein Fragment.

Es iſt wohl keine Gegend, wohin unſere Unterſuchung, Phantaſie und Neugier einen kühneren Flug wagt, als das Land jenſeit des Grabes. Um den Staub des Begrabenen iſt alles ſo ſtill: kein Laut, keine Stimme kommt jenſeit her, auch wenn es das Herz deſſen, der ſeine Geliebten dahinſandte, ſo ſehnlich wünſchet. Die Pſyche, die ſich dem Leichnam des Verſtorbenen entwindet, der junge Phönix, der aus der Aſche hervorgeht, ſind unſerm ſterbli-

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

chen Auge unſichtbar. Die Vernunft, die nur aus Erfahrungen und nach der Analogie ſchließt, weiß an Data und Aehnlichkeiten dieſes Lebens (etwa die einzige Entwickelung der Raupe zum Schmetterling) ſo wenig ſichere Schlüſſe über den künftigen Zuſtand der Erdebewohner zu beſitzen, daß ſie ſich begnügen muß, aus allgemeinen Grundſätzen, die hie und da wirklich zu viel beweiſen, oder noch kräftiger, aus der ganzen Geſtalt unſrer Natur, aus der moraliſchen, hier ziemlich unbefriedigten oder unvollendeten Anlage des Menſchen fortzuſchließen. Zuletzt alſo, wenn ſie keinen andern Wegweiſer annehmen will, läßt ſie Ahnungen und Wünſche für Hoffnungen gelten, die dem Gemüth des Verlangenden und dem moraliſchen Zweck dieſes Lebens gnug ſind, ſelten aber die Phantaſie, die ſich ihr Gemählde mit allen Farben ausmahlen möchte, befriedigt. Es iſt daher kein Volk der Erde, das ſich nicht nach ſeinen Wünſchen und Lieblingsbegriffen dies Gemählde ausgemahlt hätte; und da die Dichter dem geheimen Verlangen menſchlicher Herzen gerne ſchmeicheln, ſo haben dichteriſche Völker auch den ganzen Schatz ihrer hier unerreichten Wünſche ins weite freie Land jenſeit des Grabes verlegt, und nach Herzens Luſt und Liebe daſelbſt entwickelt. Wir wollen einige dieſer Meinungen und Dichtungen verſchiedner Völker durchgehen, und am Ende daraus einige Schlüſſe ziehen.

Ich laſſe das Volk ganz dahin geſtellt, dem eine Offenbahrung d. i. auſſerordentliche Fakta der Verſehung, nebſt Entwicklung derſelben von ihren Gottbegeiſterten Weiſen, ſeine Begriffe und Hoffnungen lenkte; die Unterſuchung des Ganges dieſer Lehre bei den Ebräern wird eines andern Orts ſeyn. Hier bleiben wir bei Völkern, die im Nebel ihrer Sinne, unter den Wolken des engen Horizonts, der ſie einſchloß, umhergiengen, und fragen, was ſie dachten? wie weit ſie's brachten?

* * *

I. Einige Morgenländiſche Völker.

Die Morgenländer, die ihre Todten begruben, ſcheinen der Idee des Grabes treugeblieben zu ſeyn. Das Grab war ihnen Wohnung der Todten, das bleibende Haus ihrer Ruhe; und ſie bildeten dies Gemählde um ſo mehr aus, da ſie die Ungewißheit und Flüchtigkeit dieſes Lebens, das Unzuverläßige der Wohnungen, die wir jezt bewohnen, ihrer Sprache und Denkart nach, ſtark ſchilderten und innig fühlten. Einer von den Königen Koraſans ſah, in Sadi's Dichtung, den langverſtorbnen Sultan Mahmud im Traum. Sein ganzer Körper war Aſche; nur ſeine Augen blickten unverſehrt hell im Sarge umher. Er fragte die Weiſen um des Traums Deutung und Einer von ihnen ſagte: „Er blickt auf dich aus ſeinem Grabe, und ſpricht dir zu:

Einſt hab' ich dieſen Pallaſt auch bewohnt,
Auf deinem goldnen Thron hab' ich wie Du gethront.
Wie viele vor mir ſchon, die dort geglänzet haben,
Sind auch wie ich, zu Staube Staub, begraben.
Wir ſind vergeſſen; nur **Nuſchirvan** lebt,
Deß Namen keine Zeit begräbt.
Folg' ihm, und tritt in ſeine Spur;
Was man der Menſchheit that durch edle große Gaben,
Das bleibt im Tode nur —

* * *

Da die Araber die Gräber als Wohnungen ihrer Freunde und Vorfahren betrachteten, ehrten ſie ſolche ſehr, wäſſerten, kühlten und bepflanzten ſie mit Bäumen. Ihr Glaube war, daß ſich auch die Aſche der Todten an dieſer Kühlung labe; daher in ihren Gedichten es ein oft wiederkommender Wunſch iſt, daß Morgenwolken ſie mit reichlichem Regen bethauen mögen:

Kommt, beſuchet den Maan, und ſprecht zu ſeinem Grabe:
Morgenwolken thauen auf dich, mit Regen auf Regen!
Höre, du Grab des Maan, du Erſte Grube der Erde,
Des Freigebigen Bett, der Meer und Länder beglückte,
Höre, du Grab des Maan, die Milde ſchließeſt du in dich
Todt — denn lebte Sie, du ſchlößeſt, Grube, ſie nicht ein,
Die weitherzige Bruſt, die keinem Freunde ſich zuſchloß.

Doch ſie lebet, ſie lebt im Ruhm dankbarer Genoſſen,
Wie der wäſſernde Strom reichblühende Auen zurückläßt.

Wie ſie hier das Grab anſprechen, reden ſie oft den Todten ſelbſt an, und glauben, ſeine dumpfe murmelnde Stimme, die ſie das **Echo der Gräber** nannten, zu hören. Dieſe Stimme der Gräber war eine gemeine Meinung, und die Dichter haben ſich ihrer vielfach bedienet. So ſpricht z. E. der Geliebte zu ſeiner Geliebten:

Wenn im Grabe wir liegen, und nun ſich unſere Stimmen
Dumpf begegnen, wie ſich Schatte mit Schatte beſpricht,
Laila, bin ich auch Staub; mein Staub wird wallen und hüpfend
Echo werden dem Laut, der deine Stimme mir bringt.

In einer andern Elegie auf den Tod eines Freundes, ſpricht dieſer ſeinen verlaſſenen Gehülfen aus ſeinem Grabe Muth zu.

Elegie auf Said.

Euch beneid' ich anjezt, des Staubes ſtille Bewohner,
Glückliche Todten! es wohnt Said nun unter euch auch!
Mir entriſſen, und jezt! da unter Mengen der Feinde
Said allein mir half, Said ſtatt Aller mir war.
Wehrlos ſieh ich, wie dem die Spitze des Schwerdtes geraubt iſt,
Und ein gieriger Dolch rächend die Seite durchſtößt. — —
Wir beſuchten den Sterbenden; ach! mit Speiſe des Schmerzes,
Mit durchſäuertem Gram ſättigte ſterbend er uns.

Stumm verließen wir ihn; die Saat des heißen Verlangens
Streut' er in unſere Bruſt: wäſſert, o Thränen, die Saat!
Laſſet ſein Erb' uns theilen — ein reiches Erbe des Freundes!
Seinen herrlichen Ruhm, Freunde, den ließ er uns nach,
Aus der Stille der Gruft ſpricht Er, ein mächtiger Redner!
Jetzt, im Staube verſtummt, ſpricht er am lauteſten uns.

Ein andres, ſpäteres Grabgedicht, das ſich auf die Idee beziehet: „der Menſch gehe in „ſeinen Urſprung zurück, in den Schoos der „Mutter, aus dem er kam„ iſt das Lob einer ſtillen, verſchwiegnen Tugend, und gewiß auch eine Perle des Lobes:

Die zurückgenommene Perle.

Hin biſt du, Naami! du edle Perle. Der Himmel
Schuf zum Schmucke der Welt Dich aus dem reineſten Thau;

Aber ſie kannte dich nicht in deinem Glanze; der Himmel
Legt mit Neide dich jezt ſanft in die Muſchel zurück.

* * *

Es iſt bekannt, daß Muhammed die Auferſtehung der Todten, das Gericht, Belohnung und Strafe jenſeit des Grabes in ſeinem Koran ſehr eingeſchärft, und als einen Hauptartikel zu glauben verordnet hat. Züge davon fand er in der Tradition ſeines Volks, die ganze Einfaſſung nahm er von Juden und Chriſten; nur daß er ſie nach den Lieblingsbegriffen ſeiner Nation und etwa nach den Affekten ſeines eignen Herzens modificirte. Wenn ein Leichnam ins Grab gelegt wird, ſpricht ſeine Sekte, wird er von einem Engel aufgehoben, und von zween andern über ſein Leben gefragt. Beſteht er wohl, ſo laſſen ſie ihn bis zur Zeit der Erweckung in Friede ruhn, und ein kühler Wind aus dem Paradieſe kommt täglich ſeine Aſche zu kühlen. Beſtehet er übel, ſo leidet er die Schmerzen des Grabes. Mit eiſernem Stabe werden ihm die Glieder zerſchlagen, und ſeine Sünden, in Geſtalt der Würme, nagen ſeinen Leichnam. Nach einer andern Tradition bleibt die Seele des Menſchen eine Zeitlang am Grabe ſchweben, mit der Freiheit hinzugehen, wohin es ihr gefällt. (Ohne Zweifel war dies die alte Meinung, die Muhammed vorfand und aufnahm. Jene grauſere Vorſtellung war Rabbiniſch. — Er ſoll die Seelen der Vorfahren fleißig bei den Gräbern gegrüßt haben, denn der alte Gebrauch, die Gräber der Anverwandten zu beſuchen, ließ ſich nicht gern ſtören.) Oder ſie giengen in eine Art mittlern Zuſtandes und koſteten, wenn ſie gut geweſen, zuerſt als ſchöne grüne Vögel von den Früchten des Paradieſes; dahingegen die Seelen der Böſen in eine Grube geworfen wurden. Nur wenige Heilige und Gerechte ſteigen ſogleich ins Paradies, wo

Muhammed ſie, auf ſeiner berühmten Nachtreiſe in den Himmel, zur Rechten und Linken der Seele Adams ſahe.

Nach der Auferſtehung und dem Gericht hatten die Araber, wie andre Völker, die Brücke al Sirat zu durchgehen, auf der man ins Paradies gelangte. Sie iſt fein wie ein Haar und ſchärfer als die Schneide des Schwerdts; unter ihr und auf beiden Seiten iſt Abgrund. Die Frommen gehen leicht wie die Luft hinüber: die Böſen ſtürzen hinunter; und wer ſich z. E. eines unverſöhnten Feindes, eines nicht erſtatteten Unrechts bewußt iſt, muß an der Brücke warten bis ſein Feind kommt, und ſich mit ihm verſöhnen, oder Mittel der Erſtattung ſuchen, eh er hinüber könnte. Die geglaubte Dichtung ſcheint bei den Morgenländern nicht ohne moraliſchen Nutzen geweſen zu ſeyn, da ſie, ſo wie auch die Dichtung von der großen Waage des Weltgerichts, vorzüglich auf Friedfertigkeit, Billigkeit, Wiedererſtattung drang — die nothwendigſten Tugenden zum geſelligen Leben der Menſchen. Als Muhammed ſterben wollte, ließ er Alle zuſammen rufen und fragte: ob jemand ſich über ihn zu beſchweren habe? Es fand ſich Einer, und ihm geſchah Erſtattung. —

Das Muhammedaniſche Paradies endlich iſt ſo bekannt, daß es unnütz wäre, ſeine Schilderung zu wiederholen. Ein Tropfen Waſſers aus dem Paradieſe erweckt die Todten; das Eintauchen in den Fluß des Lebens nimmt alle Flecken weg und wäſcht weißer als Perlen. Der Baum der Glückſeligkeit ſchattet über einem daurenden Freudenmahl, und giebt Jedem Früchte nach der Luſt ſeines Herzens. Die Mädchen des Paradieſes mit großen ſchwarzen Augen, erſchienen bekanntermaaßen oft der Einbildung der Streiter für Muhammed in den erſten Zeiten des Eifers der neuen Religion. Sie winkten ihnen hinüber, trockneten ihre

Wunden und kühlten ihre Stirn — kurz, ſie waren mit an dem Heldenmuth Urſach, der in jenen Zeiten ſo viel Länder erobert hat: weil jeder der für den Einen Gott und für ſeinen Propheten Muhammed ſtritt, gerad ins Paradies zu gehen gewiß war. — Die Dichter nutzten dieſe Phantaſie auf andere Weiſe, und kleideten ihre Freude und Liebe in Bilder des Paradieſes. Faſt kein Liebesgedicht der Morgenländer, inſonderheit der Perſer, giebt es, wo die Geliebte nicht bald eine Quelle des Lebens, bald eine Roſe und Cypreſſe im heiligen Garten wird, voll ewigblühender Reize, voll unverwelklicher Schönheit. Die Moraliſten endlich zogen daraus treffliche Sprüche, z. B. „das „Gebet führe auf den Weg zum Paradieſe: „Faſten und Mäßigkeit öffne die Pforte, die „Guthätigkeit führe hinein.„ — Offenbar iſts, daß das Clima der Morgenländer, ihr Hang zur Ruhe und ſinnlichen Liebe, ihr Gefallen an Schatten, Quellen und ſchönen Gegenden, vielleicht auch ihre Opiumträume dazu beigetragen, mehrere dergleichen aus der Tradition benachbarter Völker empfangene Ideen vom Paradieſe ſo zu bilden und zu gebrauchen.

* * *

II. Celten.

Von den Arabern gehen wir, des Contraſts wegen, zu den — Celten. Jene ſetzten das Reich der Verſtorbenen in den früheſten Zeiten unter die Erde; dieſe in die Wolken, und haben es, z. B. in Oßians Gedichten, ſchön ausgebildet. Proben mögen auch hier reden, und uns das Todtenreich der Galen in den luſtigen Wolken des Himmels ſelbſt zeigen. Oßians Sterbelied, womit er ſich zu ſeinen Vätern hinüber ſinget, fange an. Er hat die Thaten ſeiner Jugend geſungen, und fährt fort:

So waren meine Thaten, Sohn Alpins,
Als ſtark war meiner Jugend Arm.
So waren Toſcars Thaten,
Des Kriegsgebohrnen Konloch-Sohns.

Aber Toſcar iſt auf ſeiner fliegenden Wolke,
Und ich in Lutha jetzt allein.
Meine Stimme gleicht dem letzten Hauche des Windes
Wenn er den Wald verläßt.

Doch Oſſian bleibt nicht lange mehr allein,
Er ſieht die Wolke ſchon, zu empfangen ſeinen Geiſt.
Er ſieht den Nebel, der ſein Kleid wird ſeyn,
Wenn er auf Hügeln erſcheint.

Die Söhne der kleinen Menſchen*) ſchauen
dann hinauf,
Bewundernd die Geſtalt der Führer alter Tage:
Sie kriechen in ihre Hölen hinein
Und ſchaun zum Himmel, erſchreckt.

---

*) Das künftige ſchwache Geſchlecht der Nachkommen.

Dann werden meine Schritte in Wolken ſeyn,
Und Dunkelheit wird rollen um mich her.

Sohn Alpins, leite, leite
Den alten Barden zu ſeinem Hain.
Die Wind' erheben ſich.
Die dunkle Woge des Sees ertönt;
Beugt dort nicht ein Baum vom Mora ſich nieder
Und ſeine Aeſte ſind entlaubt?
Er beugt ſich, Sohn Alpins, im rauſchenden Windeshauch;
Meine Harfe hängt am dürren Aſt,
Und traurig iſt der Klang aus ihren Saiten. —

Harfe, rühret dich der Wind?
Oder iſts vorübergehend ein Geiſt? —
Es iſt Malvinens Hand! *)
Bringe die Harfe mir, du Sohn Alpins!
Ein anderer Geſang ſoll ſteigen auf,

---

*) Der verſtorbenen Gattinn ſeines Sohns.

Mein Geiſt ſoll ſcheiden in dem Geſang',
Meine Väter ſollen ihn hören in ihrer luſtigen Hall'.
Ihr dämmernd Antlitz wird ſich niederneigen,
Von ihren Wolken werden ſie freudig ſchaun,
Und ihre Hand empfangen ihren Sohn.

Der Sterbegeſang fängt an:

Die alte Eiche neigt ſich über den Strom:
Mit allem ihrem Mooſe ſeufzet ſie.
Das welke Farrenkraut rauſcht näher mir
Und miſcht ſich, wie es webt, mit Oßians Haar.

Rühre die Harf' und erhebe Geſang!
Seyd nah, mit allen euren Schwingen, ihr Winde!
Traget hinweg den traurigen Schall,
Zu Fingals luſtiger Halle.

Zu Fingals Halle traget ihn empor,
Daß der noch höre die Stimme ſeines Sohns,
Die Stimme deß, der einſt den Mächtigen pries.

Der Nordhauch öffnet deine Thor', o König,
Auf Wolken ſeh' ich ſitzen dich,
Dämmrig glänzend
In deinem Waffenſchmuck.

Zwar iſt deine Geſtalt des Tapfern Schrecke
nicht mehr;
Er gleicht der Waſſerwolke,
Wenn wir die Sterne hinter ihr ſchaun
Mit ihren weinenden Augen — —

Dein Schild iſt gleich dem bejahrten Mond,
Dein Schwerdt ein Dunſt mit Feuer halbdurchglüht:
Dämmrig-ſchwach iſt jetzt der Führer,
Der vorſchritt einſt im Glanz.

Aber auf Winden der Wüſte iſt dein Tritt
Und Sterne dunkeln in deiner Hand.
Du nimmſt die Sonn' in deinem Zorn
Und birgſt ſie in die Wolken.

Die Söhne der kleinen Männer ſind erſchreckt
Und tauſend Regengüſſe ſteigen nieder. —

Und trittſt du wieder in deiner Mild' hervor;
So ſpielt das Morgenlüftchen vor dir her;
Die Sonne lacht in ihren blauen Feldern;
Der graue Strom ſchleicht fort in ſeinem Thal;
Die Büſche ſchütteln ihre grünen Häupter:
Die Rehe ſpringen der Wüſte zu. — —

Welch Murmeln auf der Haide dort?
Die ſtürmigen Winde haben ſich gelegt — —
— — Ich höre Fingals Stimme!
Lang' war ſie ferne meinem Ohr.

„Komm, Oſſian, komm! ſpricht Er,
Fingal hat empfangen ſeinen Ruhm.
Wir ſchwanden weg gleich flüchtigen Flammen,
Doch Ruhmvoll ſchieden wir.

Sind unſrer Schlachten Gefilde dunkel gleich
und ſchweigend;
Vier graue Steine ſind unſer Ruhm.
Die Stimme Oßians ſang;
Die Harfe klang in Selma.
Komm, Oßian, komm, ſpricht Er,
Mit deinen Vätern fleuch' in Wolken auch Du!„ —

Und kommen will ich, du König der Männer:
Das Leben Oßians ſinkt.
Ich ſchwind' hinweg auf Kona.
In Selma ſieht man meinen Schritt nicht mehr.

An Mora's Steine ſchlafen werd' ich nun,
Die Winde, rauſchend in mein graues Haar,
Erwecken mich nicht mehr.

Geh hin auf deinen Schwingen, o Wind,
Du ſtöreſt nicht des Barden Ruh'.
Die Nacht iſt lang — doch ſchwer ſind ſeine Augen;
Geh hin, du rauſchender Hauch.

Aber warum ſo traurig, Fingals Sohn?
Warum wölkt deine Seele ſich ein?
Die Führer anderer Zeiten ſchieden auch;
Sie gingen hinweg mit ihrem Ruhm.
Die Söhne künftiger Jahre werden ſcheiden;
Ein ander Geſchlecht kommt auf.

Das Volk iſt gleich den Wogen des Meers,
Dem Laube des waldigen Morvens gleich,
Es ſchwindet im rauſchenden Windeshauch,
Und andere Blätter erheben ihr grünes Haupt.

War deine Schönheit daurend, Ryno!
Beſtand des Streitgebohrnen Oſcars Kraft? *)
Fingal ſelber ging hinweg;
Der Väter Halle vergaß auch ſeinen Tritt.
Und ſollteſt du rückbleiben, alter Barde,
Und Helden ſanken hin?

---

*) Seine verſtorbenen Söhne.

Aber es bleibt mein Ruhm!
Er wächſt wie die Eich' auf Morven;
Sie hebt ihr breites Haupt dem Sturm,
Und jauchzt im Laufe des Windes.

So war das Abſcheiden Oßians, des Sohnes und Sängers der Helden; anders ſcheidet Malvina, die Gattin ſeines in der Schlacht gebliebenen Sohns. Der Sänger hebt an, indem er ſich im ſchönen Thal Lutha gleichſam ſeine Grabſtäte ausſucht, und von Malvinens Tode noch nichts weiß.

Wend', o wende dich, blauer Strom,
Um Lutha's enge Ebene winde dich.
Daß die grünen Wälder von Bergen ſich über ſie hinneigen.
Und nur die Sonn' am Mittag ſie beglänzt.

Die Diſtel auf ihrem Fels,
Schüttelt dem Wind' ihr Haar;

Die Blume hängt ihr ſchweres Haupt,
Webend dem Lüftchen zu.

Als ſpräche ſie dem Lüftchen: „was weckſt du mich?
Von Tropfen des Himmels bin ich ſchwer.
Nah iſt meines Welkens Zeit,
Nahe der Hauch, zu entblättern mich.

„Morgen wird der Wanderer kommen,
Er, der in meiner Schöne mich ſah,
Sein' Auge durchſucht das Feld;
Mich findet es nicht mehr.„

So werden ſie ſuchen auch einſt die Stimme von Kona,
Die verhallt iſt im Gefild'.
Der Jäger kommt am Morgen früh;
Die Stimme meiner Harfe ſchweigt.
„Wo iſt der Sohn des Streitgebohrnen Fingals?„ ſpricht er,
Und ſeine Wange thränt.

Dann komm' o Du Malvina,
Mit allem deinem Wohllaut komm!
Leg' Oßian in die Ebene Lutha's hin,
Sein Grab laß ſteigen im lieblichen Gefild'.

Malvina! wo biſt, wo biſt du mit deinem Geſang?
Mit deiner Tritte ſanftem Laut?
Sohn Alpins, biſt du nah?
Wo iſt die Tochter Toſcars? —

„Ich ging vorbei, Sohn Fingals, bey Torlutha's mooſiger Wand;
Der Rauch der Halle war nicht mehr,
Schweigen war im Haine des Hügels,
Die Stimme der Jagden ſchwieg.

Ich ſah die Töchter des Bogens und fragte nach Malvina,
Doch ſie antworteten nicht.

Sie wandten ihr Antlitz weg.
Ein dünner Nebel bedeckte ihre Schöne.
Sie waren wie Sterne zu Nacht auf einem Regenhügel,
Wenn jeder ſchwach durch ſeine Wolke blickt.„

Sanft *) ſei deine Ruhe, lieblicher Strahl!
Bald biſt du untergegangen auf unſern Hügeln.
Die Schritte deines Scheidens waren ſchön,
Wie der Mond auf blauen zitternden Wogen ſinkt.

Aber uns haſt du gelaſſen in Dunkelheit,
Erſte der Mädchen in Lutha.
Wir ſitzen auf dem Felſen; es kommt kein Laut,
Kein Licht iſt dort als das Feur des Meteors.
Bald biſt du untergegangen, o Malvina,
Tochter des edlen Toſcar.

Doch du gehſt auf, wie der Strahl des Oſts,
In Mitte der Geiſter deiner Freunde auf,

---

*) Hier redet Oßian wieder.

Dort, wo ſie ſitzen in ihren ſtürmigen Hallen,
In den Kammern des Donnerlauts. — —

— — Eine Wolke hängt auf Kona dort:
Ihre blauen krauſen Seiten ſtehen hoch:
Die Winde mit ihren Schwingen ſind unter ihr:
In ihr iſt Fingals Wohnung.
Da ſitzt der Held im Dunkel,
Den luftgen Speer in ſeiner Hand:
Sein Schild, mit Wolken halb bedeckt,
Iſt gleich dem dunkeln Mond,
Wenn Eine Hälfte noch in Wogen ſchwebt
Und die andre kränklich blickt aufs Feld.

Seine Freund' auf Wolken, rings um den König her,
Sie hören Ullins Geſang:
Halb unſichtbar die Harfe, rührt er ſie,
Und erhebt die ſchwache Stimme.
Die kleinern Helden mit tauſend Meteoren
Erleuchten die luftige Hall.

Malvina ſteigt in ihrer Mitt' hinauf,
Die Wange hold beſchämt.
Sie ſieht die unbekannten Antlitz' ihrer Väter
Und kehrt hinweg den naſſen Blick.
„Biſt du ſo bald gekommen? iſt Fingals Wort,
Tochter des edlen Toſcar.
Trauer wohnt nun in den Hallen von Lutha,
Traurig iſt mein bejahrter Sohn.„

Ich höre das Lüftchen von Kona,
Das ſonſt mit deiner ſchweren Locke ſpielte.
Es kommt zur Halle; doch du biſt nicht da,
Es rauſchet traurig unter den Waffen deiner Väter.
Geh hin, o Lüftchen, mit deiner rauſchenden Schwinge,
Und ſeufze auf Malvinens Grab.
Es hebt ſich unter jenem Felſen dort
An Lutha's blauem Strom.
Die Mädchen ſind hinweg an ihren Ort,
Und du allein, o Lüftchen, haureſt da.

Aber wer kommt dort aus dem dunkeln Weſt,
Geſtüzt auf eine Wolke?
Ein Lächeln iſt auf ſeinem grauen Antliz,
Seine Nebellocken fliegen im Wind' empor.
Er beugt ſich vor, auf ſeinem luftigen Speer —
Dein Vater iſts, Malvina.
Warum, ſpricht er, erſcheineſt du ſo bald
Auf unſern Wolken, Lutha's lieblich Licht?
Doch du warſt traurig, meine Tochter,
Denn deine Freunde waren hinweg.
Die Söhne der kleinen Männer waren in der Halle,
Von Helden war niemand, als Oſſian. — u. ſ.

Doch genug! ſogern ich auch noch vom Todtenlied Oscars und der Komala noch eine Probe gäbe. Man ſiehet, die einſamen Bewohner der neblichten ſtürmigen Berge und Thale des alten Galenlandes wußten ihren Vorfahren kein andres Elyſium zu geben, als den Wolkenhimmel, der ſie umgab. Da ſie ihre Väter liebten, und gleichſam ohne ſie nicht ſeyn konnten, ſo mußten dieſe, auch abgeſchieden, um ſie oder über ihnen ſeyn. Da ſie kein andres Vergnügen, als Kampf, Liebe und die Wehmuth des Geſanges kannten, ſo mußten ihre Väter auch auf den Wolken, wo ſie mit ihren luftigen Waffen ſelbſt nicht mehr ſtreiten konnten, ſich wenigſtens an den Thaten ihrer Söhne erfreun, dieſen hie und da, inſonderheit vorm Unglück und dem Tode, in Träumen erſcheinen, und ſich auch in ihrem Nebel an des abgeſchiednen Ullins luftiger Harfe noch die Stunden kürzen. — Zwar wird in den Werken der Kaledoniſchen Barden auch an eine Inſel des Friedens **Flathinnis** gedacht, wo die Sonne ſchläft, und die tapferſten Helden nahe und mit ihr in Spielen ſich ergötzen, indeß die ſchlechtern Menſchen an die Enden derſelben verbannt ſeyn. In Oßians Gedichten aber erinnere ich mich keiner Spur dieſes Elyſiums ſeiner abgeſchiednen Väter, ob es gleich natürlich ſcheint, zu denken, daß wo der ſchöne Jüngling des Himmels, die Sonne, ſeine Ruheſtäte und ſein Land hat, ers auch mit den Edlen und Guten theile. — Uns, in unſrer chriſtlich-Deutſchen Denkart, iſt vielleicht nichts fremder, als die luſtige Halle Fingals; ſetzet man ſich aber in die Einſamkeit weniger, von der Natur abgeſchloſſener, ſich einander treuer und rüſtiger Stämme, ſo kann man ſich den Glauben dieſer Dichtung leicht erklären. In der Einſamkeit wird die Seele gleichſam horchender: ein Gemüth voll zarter Leidenſchaft, das nur wenig Ideen hat, und an dieſen deſto feſter hanget, kann alſo bald dahin kommen, die Geſtalt ſeines Geliebten im Schatten, im Nebel, in der Wolke zu ſehn, und ſeine Stimme im vorbeigehenden Lüſtchen zu hören. Da nun die Naturſcenen des Landes, das dieſe Geſchlechter bewohnten, ſo abwechſelnd, ſonderbar und kühn ſind, daß die kälteſte Einbildungskraft neuerer pure pute gelehrter Reiſenden ſelbſt, durch ſie hie und da erwärmt wurde: ſo konnten Sitten und Neigungen, wie die ſind, die Oßian im Leben ſeiner Freunde ſchildert, auch nach ihrem Tode dem Ueberbleibenden leicht ein ſo einfaches, ihn nah angrenzendes Reich der Geiſter gewähren. Der Leib lag unter vier grauen Steinen: der Lebensruhm des Hingegangnen ſchwebte auf der Harfe der Wehmuth, und wohnte tief im Herzen der Nachgelaſſenen. Der Seele blieb nichts, als, da man ſie ſelbſt als Hauch dachte, die Region des Hauchs der Winde, wo ſie im Andenken an ihre verlebte Thaten den Thaten ihrer nachgelaſſenen, allmählig auch emporſteigenden Nachkommenſchaft zuſah. Hier liegen ſie, ſagt der alte Annir,

Hier ruhn im Dunkel die Kinder meiner Jugend,
Der Stein iſt Ruro's Gruft:
Der Baum ſchallt über Argons Grabe.
Hört ihr meine Stimme, meine Söhne,
In eurem engen Hauſe?
Oder ſprechet ihr in dieſem rauſchenden Laube,
Wann der Wind der Wüſte ſich erhebt?

Ein aufſteigender Nebel ſcheint gleichſam ein aufſteigender Helden- und Rieſengeiſt, und die mancherlei Geſtalten der ſchwarzen, goldgeränderten, vom Winde hie und dahin getriebnen Wolke konnten dem Auge der Phantaſie bald den Anblick verſchaffen, den ſie zu finden geneigt war. — Wir kommen zum eigentlichen Lande der Seelen. — —

* * *

III. Land der Seelen.

Den meiſten Völkern, die wir Wilde nennen, iſt das **Reich der Seelen** ihr Elyſium jenſeit des Grabes. Eine ſchöngezierte Kabane, fröhlicher Tanz auf einer immer grünenden Aue, und eine angenehme Fortſetzung der Geſchäfte, an die ſie im Leben gewöhnt waren, iſt daſelbſt ihr Vergnügen; ein Vergnügen, das ſie mit den Freuden dieſer Erde in keine Vergleichung ſtellen. **Lafiteau** erzählt ein Mährchen von einem jungen Amerikaner, der, über den Tod ſeiner einzigen geliebten Schweſter untröſtlich, den Entſchluß faßte, ſie im Lande der Geiſter ſelbſt aufzuſuchen. Ein Zauberer wies ihm den Weg dahin, und gab ihm ein Behältniß, worin er die Seele der Verſtorbenen einſchließen könnte. Nach unſäglicher Gefahr und Mühe langte er an. Der König der Seelen nahm ihn in Schutz gegen die Proſerpina dieſes Reichs, der die weibliche Seele eigentlich zugehörte. Er bekam ſie im Tanz zu ſehen, wollte ſie umarmen, und ſie verſchwand vor ihm, wie dem Aeneas ſeine Kreuſa; noch weniger wollte ſie zurück ins Land der Lebendigen. Endlich gewann er Mittel, ſie in ſein Behältniß einzuſchließen. Freudig wanderte er zurück. Die angenehme Stunde kam, da er durch Hülfe des Zauberers die erbeutete Seele mit ihrem Körper vereinigen wollte: vor Ungeduld der Liebe öffnete er ſeinen Schatz zu früh, und die wieder befreiete Seele entfloh auf ewig. Sei dies Mährchen

Traum; oder Betrug des Zauberers, oder wahrſcheinlich beides: ſo zeigts die Meinung dieſer Völker von ihrem Reich der Seelen. Der junge Held wird ein zweiter Orpheus, der ſeine geliebte Eurydice ſucht, findet, gewinnt, und auf immer verlieret.

Da dies Reich der Seelen beinah allgemein auf der Erde von den heidniſchen Völkern geglaubt ward; ſo fällt mir aus einem Winkel Europens eine Geſchichte bei, die wenigſtens ihrer Seltenheit wegen hier einen Plaz verdient. Es iſt bekannt, daß die alten heidniſchen Völker an der Oſtſee, Preuſſen, Letten, Kuren, Eſthen u. ſ., wie andre Völker, ein Reich der Seelen glaubten; daher ſie den Körper des Verſtorbnen wohl ankleideten, ihm die zur Reiſe nöthigen oder ſonſt ſeine beſten Geräthe mitgaben, und nach dem Todtenmal, das ſie der Seele des Verſtorbenen zugerichtet hatten, ſie mit eignen Ceremonien in ihren neuen Aufenthalt wieſen.

In einigen Strichen dieſer Länder haben ſich Meinungen, Sagen, abergläubiſche Gebräuche dieſer alten Zeit noch unter dem Landvolk erhalten, die deſto geheimer und heiliger fortgeerbt werden, eben weil man ſie nicht äußern darf, und weil ſie ſo innig an der Sprache und Liebe ihrer Vorfahren haften. Im Jahr 1763. alſo hatte ein vierzehnjähriges Bauermädchen in Liefland einen Traum, der ſie in in das Land der Seelen zu ihren abgeſchiednen Vorfahren verſetzte: es war ihr daſelbſt ſo wohl, ſie genoß ein ſo neues Vergnügen, daß ſie ſehnlich wünſchte, immer da zu bleiben. Eine der verſtorbnen Seelen gab ihr den Rath, ſich, vom Umgange der Menſchen weg, in einen Wald zu begeben, da ohne Speiſe und Trank, an einen Baum gelehnt, zu warten; ſo werde ſie, ohne Tod, zu ihrem Wunſche gelangen, mit den abgeſchiednen Seelen ſprechen, umgehen, und ſich vergnügen können bis an den jüngſten Tag. — Das erwachte Mädchen, ganz dieſes

Traumes voll, ſetzte ihn in der Einſamkeit, weil ſie das Vieh hütete, fort, bis man ſie, nach lebhaften Aeuſſerungen darüber, einſchloß, da ſie dann natürlich — bei der erſten Gelegenheit entwiſchte. Nach drei Wochen fand man ſie in der Tiefe eines Waldes, mit niedergelaſſenen Händen und tiefgeſenktem Haupt unter einem Baum ſtehend und an ihn gelehnt. Ihre Augen waren verſchloſſen, ihr Geſicht todtenfarb, aber munter. Man brachte ſie zurück, und zwang ſie (ſie thats ſehr ungern und nur aus Furcht grauſamer Strafe) zur Speiſe. Sie nahm zwar gern ihre vorige Stellung an, fing aber, aus Furcht oder in Hofnung wieder zu entwiſchen, mit der Zeit an zu ſprechen, bis ſie, bey der erſten Gelegenheit, weiterhin in eine andre Gegend des Waldes entkam; wo man ſie endlich, zwei Meilen vom Hauſe ihrer Mutter, in eben der Stellung fand, matt, ausgetrocknet. — Als man ſie angrif, verſchied ſie in den Armen ihres Bruders, und ging alſo wirklich ins Reich der Seelen über. —

Beides, der lebhafte Traum ſowohl als die Wirkungen deſſelben laſſen ſich ohne dämoniſche Dazwiſchenkunft erklären. Je mehr ein Glaube dieſer Art, (die einzige überbliebne Nationalglückſeligkeit eines unterdrückten Volks,) der an Sprache, Sitten und Sagen der Väter haftet, verboten wird; deſto wärmer wird er im Stillen fortgepflanzt. Die Ideen der Jugend heften ſich daran; die Einſamkeit, zumal unter freiem Himmel, in Auen und Hainen, brütet ſie aus; und in den Jahren, wo die Natur erwacht, wo ſie bey gehemmtem oder aufwallendem Blut ſich im Himmel oder auf der Erde Gegenſtände ſucht, an welche ſie ihre düſteren oder blumichten Empfindungen hefte, ſind Träume der Art, wachend und ſchlafend, bis zur Täuſchung lebhaft. Es wären hievon ſonderbare Beiſpiele des Enthuſiasmus anzuführen;

wir begnügen uns aber, von dieſer gedrückten einſamen Kreatur einen Schluß auf Zeiten zu machen, wo die Ideen vom Seelenreich mit allem Anſehen der Vaterwürde und mit jeder Wärme des Enthuſiasmus in Geſängen und Thaten eingeprägt wurden. — Allerdings konnten ſie da die lebhaften Bilder gewähren, die wir bey Oßian von der Verſammlung der Väter, bey den Arabern vom Paradieſe, und bey den nördlichen Deutſchen von der Walhalla finden.

Ohne Zweifel iſt dies geglaubte Reich der Seelen mit eine Urſache, warum die Wilden auch außer dem Kriege mit ſolcher Gleichmuth dem Tode entgegen gehen. Wenn der todte Körper angekleidet iſt, und mit bemahltem Geſicht, die Waffen neben ihm, in ſeiner Hütte ſitzet, wird von den Lebenden, die im Kreiſe umherſitzen, ſein Lob geprieſen, und von jedem das Bekenntniß des Seelenreichs erneuert; wo:

von ich aus einer intereſſanten Reiſebeſchreibung *) theils eine Rede an einen verſtorbnen Krieger, theils die Geſchichte und Klage einer Mutter über ihr verſtorbnes Kind geben will. Die Natur des herzlichen Affekts voll Einfalt und Würde iſt mehr werth, als die Kunſt mancher Fictionen und erzwungenen Leichengedichte. —

Anrede an einen verſtorbenen Krieger.

„Du ſitzeſt noch unter uns, Bruder, dein Körper hat noch ſeine gewöhnliche Geſtalt und iſt dem unſrigen noch ähnlich, ohne ſichtbare Abnahme, nur daß ihm das Vermögen zu handeln fehlet. Aber wohin iſt der Athem geflohen, der noch vor etlichen Stunden Rauch zum großen Geiſte empor blies? Warum ſchweigen jetzt dieſe Lippen, von denen wir erſt kürzlich ſo nachdrück-

---

*) Neue Sammlung von Reiſebeſchreib. Th. 1. Carvers Reiſen, Hamburg 1780.

liche und gefällige Reden hörten? Warum ſind dieſe Füſſe ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen ſchneller waren, als das Reh auf jenen Gebürgen? Warum hängen dieſe Arme ohnmächtig, die die höchſten Bäume hinaufklettern, und den härteſten Bogen ſpannen konnten? Ach! jeder Theil des Gebäudes, welches wir mit Bewunderung und Erſtaunen anſahen, iſt jetzt wieder eben ſo unbeſeelt, als es vor dreihundert Wintern war. Wir wollen jedoch dich nicht betrauren, als wenn du für uns auf immer verlohren wäreſt, oder als wenn dein Name nie wieder gehört werden ſollte; deine Seele lebt noch in dem groſſen Lande der Geiſter, bei den Seelen deiner Landsleute, die vor dir dahin gegangen ſind. Wir ſind zwar zurück geblieben, um deinen Ruhm zu erhalten, aber auch wir werden dir eines Tages folgen. Beſeelt von der Achtung, die wir bei deinen Lebzeiten für dich hatten, kommen wir jetzt, um dir den letzten Liebesdienſt zu erzeigen. Damit dein Körper nicht auf der Ebene liegen bleibe, und den Thieren auf dem Felde oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde, wollen wir ihn ſorgfältig zu den Körpern deiner Vorgänger legen, in der Hofnung, daß dein Geiſt mit ihren Geiſtern ſpeiſen, und bereit ſeyn werde, den unſrigen zu empfangen, wenn auch wir in dem großen Lande der Seelen ankommen.„

In ähnlichen kurzen Reden erhebt jeder Anführer das Lob ſeines abgeſchiednen Freundes.

„Als ich mich bei den Nadoweſſiern aufhielt, fährt der Reiſende fort, ſo verlohren die Bewohner eines benachbarten Zeltes ihren vierjährigen Sohn. Sie wurden über dieſen Verluſt ſo gerührt, daß der Vater durch ſeinen Kummer und den Verluſt von Blut ſich den Tod zuzog. So bald die Frau, die vorhin ſchon untröſtlich war, ihren Mann ſterben ſah, ſo hörte ſie auf einmal auf zu weinen, und ward völlig heiter und gelaſſen.

„Mir kam die ſchleunige Veränderung ſo ſonderbar vor, daß ich nicht umhin konnte, ſie darum zu befragen. Sie ſagte mir, der Gedanke, daß ihr Kind ſeiner großen Jugend wegen im Lande der Geiſter ſich ſeinen Unterhalt nicht würde verſchaffen können, hätte ihren Mann und ſie ſehr beunruhigt: aber da ihr Mann eben dahin gegangen wäre, der ſein Kind zärtlich liebte, und die Jagd ſehr gut verſtünde, ſo hätte ſie aufgehört zu trauren; denn jetzt wäre ſie überzeugt, ihr Kind ſei glücklich, und ſie wünſche jetzt nichts mehr, als bei ihnen zu ſeyn.

Sie ging nachher jeden Abend an den Baum, auf welchem ihr Mann und Sohn lagen, und ſchnitt eine Locke von ihrem Haar ab, welches ſie auf die Erde ſtreute, und betrauerte in einem ſchwermüthigen Liede ihr Schickſal. Ihre Lieblingsmaterie war, die Thaten herzurechnen, die ihr Sohn verrichtet haben würde, wenn er länger gelebt hätte: und ſo lange ſie ſich mit dieſen Gedanken beſchäftigte, ſchien ihr ganzer Schmerz aufzuhören.

Klage einer Mutter um ihren Sohn.

„Wäreſt du bei uns geblieben, mein lieber Sohn, wie ſehr würde der Bogen deine Hand geziert haben, und wie tödtlich würden deine Pfeile den Feinden unſers Stammes geworden ſeyn. Du würdeſt oft ihr Blut getrunken und ihr Fleiſch gegeſſen haben *), und zahlreiche Sklaven wären die Belohnung deiner Arbeit geworden. Mit ſtarkem Arme würdeſt du den verwundeten Büffel niedergeriſſen, oder den wüthenden Bär bekämpft haben. Du hätteſt das fliegende Elendsthier eingeholt, und auf dem Gipfel der Gebürge dem ſchnellſten Rehe Trotz geboten. Was für Thaten würdeſt du nicht verrichtet haben, wenn du das Alter der Kraft erreicht hätteſt, und von deinem Vater in allen indiſchen Vollkommenheiten wäreſt unterrichtet worden.„

---

*) Es iſt dies der Ausdruck des Kriegs auch bei Nationen, die die Worte im eigentlichen Verſtande gar nicht vollſtrecken. Sie haben ihn beibehalten aus alten Zeiten.

In ähnlichen Ausdrücken beklagte dieſe ungebildete Indierinn den Verluſt ihres Sohnes, und oft brachte ſie den größten Theil der Nacht bei dieſem rührenden Geſchäfte zu.„

---

*) Dieſe Abhandlung ſollte über mehrere Völker fortgeſetzt werden, daher ihr erſter Titel Hades und Elyſium hieß. Auch die Walhalla unſerer Vorfahren gehört zum Lande der Seelen; nicht minder ihre Hela u. ſ. — Da aber über dieſe Gegenſtände viel geſchrieben iſt, und wahrſcheinlich noch geſchrieben werden wird, ſo überſpringen wir ſie, und eilen zum öſtlichen Theil der Erde, wo man ausgezeichnet ganz etwas anders, als ein Elyſium oder eine Walhalla oder ein Land der Seelen glaubte. Der Wink eines ſehr ſcharfſinnigen Mannes führt uns dahin; jene Abhandlung mag indeß Fragment bleiben.

III.

Palingeneſie.

Vom Wiederkommen menſchlicher Seelen.

Mit einigen erläuternden Belegen.

1.

„Warum könnte jeder einzelne Menſch nicht mehr als Einmal auf dieſer Welt verhanden geweſen ſeyn?

2.

„Iſt dieſe Hypotheſe darum ſo lächerlich, weil ſie die älteſte iſt? weil der menſchliche Verſtand, ehe ihn die Sophiſterei der Schule zerſtreut und geſchwächt hatte, ſogleich darauf verfiel?

3.

„Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche blos zeitliche Belohnungen und Strafen den Menſchen bringen können?

4.

„Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun uns die Ausſichten in ewige Belohnungen ſo mächtig helfen?

5.

„Warum ſollte ich nicht ſo oft wieder kommen, als ich neue Kenntniſſe, neue Fertigkeiten zu erlangen geſchickt bin? Bringe ich auf Einmal ſo viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnet?

6.

„Darum nicht? — Oder weil ich es vergeſſe, daß ich ſchon dageweſen? Wohl mir, daß ich das vergeſſe! Die Erinnerung meiner vorigen Zuſtände würde mir nur einen ſchlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauber. Und was ich auf itzt vergeſſen **muß**, habe ich das auf ewig vergeſſen?

7.

„Oder weil ſo zu viel Zeit für mich verlohren gehen würde? — Verlohren? — Und was habe ich denn zu verſäumen? Iſt nicht die ganze Ewigkeit mein?„

8.

So **Leßing**. *) Und ich ſetze ſogleich, um den Ton nicht zu überſtimmen, eine Stelle hinzu, die er in einer ſtrengeren Gemüthsfaſſung ſchrieb: **)

---

*) Leßings Erziehung des Menſchengeſchlechts. Berl. 1780. §. 94.

**) Leßings Leben und Nachlaß Th. 2. S. 243. In Einem ſeiner Briefe ſagt er, daß er die klei-

„Daß man die Menſchen von der Begierde ihr Schickſal in jenem Leben zu wiſſen, eben ſo abhalten ſollte, als man ihnen abräth, zu forſchen, was ihr Schickſal in dieſem Leben ſei.

9.

„So viel, meint er, fängt man ziemlich an zu erkennen, daß dem Menſchen mit der Wiſſenſchaft des Zukünftigen wenig gedient ſei; und die Vernunft hat glücklich genug gegen die thörichte Begierde der Menſchen, ihr Schickſal in dieſem Leben zu wiſſen, geeifert. Wenn wird

---

ne Schrift über die Erziehung des Menſchengeſchlechts nicht apodiktiſch, ſondern gymnaſtiſch geſchrieben habe; worauf auch das Motto derſelben aus Auguſtin deutet: Haec omnia inde eſſe in quibusdam vera, vnde in quibusdam falſa ſunt. Zu Unterſuchung dieſes Wahren und Falſchen, oder des Gewiſſen und Ungewiſſen Anlaß zu geben, war alſo des Verfaſſers eigentliche Abſicht.

es ihr gelingen, die Begierde, das Nähere von unſerm Schickſal in jenem Leben zu wiſſen, eben ſo verdächtig zu machen?

10.

„Die Verwirrungen, die jene Begierde angerichtet hat, und welchen (wie ich an Oedipus zeigen kann) durch ſchickliche Erdichtungen des Unvermeidlichen die Alten vorbeugen mußten, ſind groß; aber noch weit größer ſind die, welche aus der andern entſpringen. Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht eben ſo ruhig abwarten, als einen künftigen Tag?„ —

11.

Mit einem Philoſophen, der über **jede** Hypotheſe von nähern Umſtänden unſeres künftigen Zuſtandes ſo ruhig urtheilt, darf man auch über **ſeine** Hypotheſe vom öftern Wiederkommen der

Menſchen in dieſes Leben ruhig ſprechen oder, wie man jetzt ſagen will, **vernunften.**

12.

Alt iſt die Hypotheſe gewiß, nicht etwa nur als Speculation, ſondern viel früher noch als **Wahn ſinnlicher Menſchen.**

13.

Alle Völker nämlich bildeten ſich ihren künftigen Zuſtand nach ihrem jetzigen; wie konnten ſie auch anders? Eine Nomadenfamilie, die in dieſem Leben enge zuſammenhing, ſich feſt an die Namen, Geſchlechtsregiſter und Traditionen ihrer Väter anſchloß, auf das Anſehen derſelben ihr eigen Glück und ihre Erwartungen bauete, mit ihnen endlich gemeinſchaftlich in Eine Gruft ging, dachte ſich den Zuſtand nach dem Tode als eine **Verſammlung der Väter.** So ward ein Schattenreich unter dem Grabe oder ein Paradies jenſeit des Grabes, wie der

Scheol und Garten **Eden** der Hebräer, mit veränderten Umſtänden auch der **Hades** und das **Elyſium** der Griechen beweiſen.

14.

Einſame Völkerſtämme, wie **Oſſians Galen**, die zwiſchen Nebelreichen Gebürgen im Andenken des kriegeriſchen Ruhms ihrer Väter und ſelbſt in fortdauerndem Kriegsgetümmel lebten, ſetzten ihre Heldenväter in die Wolken, damit ſie auch nach dem Tode noch die Tapferkeit ihrer Söhne anſehen, und ihren eignen unvergeſſenen Ruhm in Geſängen hören möchten.

15.

Kriegeriſche Völker, die aus fernen Ländern gekommen waren oder in ferne Länder ſtreiften, hatten eine **Walhalla** ihres alten Vaterlandes, in welche ſich unter ihrem erſten Anführer die im Streit fallenden Krieger fortdaurend verſammlen und alle Ergötzungen finden, die ſie hier im

Leben geliebt hatten. Ihre Uebungen und Kämpfe ſetzen ſie dort beſeligt fort.

16.

So alle andre Nationen, die in einer **engen geſellſchaftlichen Verbindung** leben. Der Schatte dieſer Verbindung, wie es auch der Name ſagt, folgt Jeder ſo treu ins **Schattenreich** nach, daß man hinter dem Grabe die ſicherſte Charte von den Neigungen und Phantaſieen, auch wohl vom Grade der Cultur und dem eigenſten Charakter der Nation aufnehmen könnte. Jede legte ihr Ideal der Glückſeligkeit, das ſie auf Erden **nicht** oder nur **Theilweiſe** fand, in ein Elyſium hin; jede, die zu moraliſchen Begriffen gelangt war, belohnte und ſtrafte jenſeit des Grabes nach Ereigniſſen und in der Lebensweiſe, die ihr dieſſeit des Grabes eigen geweſen war. Der Schatte nahm ſeine Empfindungen und Beſchäftigungen mit, und trieb ſie dort weiter.

17.

Wie aber die Völker, **die ſich ſo enge verbunden nicht fühlten**! die wenigſtens keinen Drang hatten, ihren Geſellſchaftskreis, ihre Sippſchaft, ihren Ruhm, ihre Verrichtungen in jene Welt hinüberzunehmen? Möge man es Fühlloſigkeit oder erworbene Gleichgültigkeit nennen, und die Urſachen davon im Klima oder in der natürlichen Organiſation oder endlich in frühen Begebenheiten und in der Lebensweiſe der Nation finden; gnug, die **Seelenwanderung** war das Nächſte, worauf dieſe **leichter organiſirten Völker** kommen konnten.

18.

Sie ſahen **lebendige Weſen** um ſich, die ihnen ſo bedeutend ſchienen, wohl auch ſo lieb waren, wie die Menſchen; Lebendige, deren Jedes in ſeiner Organiſation einen **Charakter** ausdrückte, wie der Menſch in der ſeinigen; die **völlig denſelben Lebensgang** der Entſtehung, des Wachsthums durch Nahrung und Beſchäftigungen, der Fortpflanzung und eines allmälichen Ablebens zu durchwandeln haben, als ſie ſelbſt; ja die ſie vielleicht in ihrem freien Element der Luft, des Waſſers, der Wälder **für glücklicher hielten**, als ſie ſich bei mühſamer Arbeit, in ihrer oft kummervollen Höhle halten mochten. — Wie nahe lag ihnen alſo der Wahn: „im Tode wirſt du jener leichte Vogel, jene ſchwimmende Ente, oder wenn du es zu werden ſtark genug biſt, jener vortrefliche, gefürchtete Bär. Dies war nicht Speculation, ſondern **ſinnlicher Wahn**, den ihnen der Umgang mit Thieren, eine zwiſchen ihnen und ſich bemerkte Aehnlichkeit, überhaupt aber **das Mitgefühl** mit denſelben kunſtlos eingab.

19.

Bei allen Völkern, welche die Seelenwanderung glaubten, bemerkt man ausgezeichnet **dies Mitgefühl mit Thieren**, ja ſogar eine **Hoch-**

achtung gegen einige derſelben weit über den Menſchen hinaus. Wie hoch ſteht die Kuh, der Elephant in der Denkart eines **Hindus!** dies oder jenes Jagdthier in der Vorſtellungsweiſe eines Jagdvolkes! Von ihrem Reh nimmt **Sakontala** faſt einen zärtlicheren Abſchied als von ihren Geſpielen. *)

20.

Was dieſen Lieblingswahn ſehr vermehren mußte, war die **Fabel- und Mährchenweisheit** dieſer Völker. In der Fabel ſprechen am angenehmſten **Thiere**; ihre Charaktere, ihre verſchiedene Haushaltungen und Lebensweiſen legen ſich in ihr Glaubwürdig zu Tage; man ſpricht mit ihnen, man lernt von ihnen. Die alte Fabelweisheit der **Hindus** iſt bekannt; in dem **Hitopades** des **Wiſchnu-Sarma** **) liegt ein reiches Feld vor Augen. Auch den andern roheren Völkern fehlte es an Mährchen nicht, die von dieſer Sympathie mit dem geſammten Thierreich ausgingen, und zur Seelenwanderung unmittelbar führten.

---

*) S. hierüber und über mehrere Data dieſer Abhandlung die ihr beigefügten Belege.

**) Herausgegeben von Wilkins. Bath 1787.

21.

Die Kunſt der Zauberer (**Schamanen**) vollendete Alles. Wenn ſie die entflogene Seele nicht zurückbringen konnten, (und auch hierüber gab es Mährchen) ſo wußten ſie ſie doch aufzuſuchen und in jenem Thier, in dieſem Vogel zu **befragen**. Der allgemeine Glaube dieſer Naturvölker, daß der ſchnelle Gedanke wandern und erſcheinen könne, daß in Träumen und angeſtrengten Ekſtaſen die Seele wirklich aus dem Körper gehe und Alles das verrichte, was der Begeiſterte ſich vorſtellt, dieſer Glaube machte die Seelenwanderung beinahe ſelbſt zur geglaubten **Erfahrung**.

22.

Und doch war ſie nur ein Wahn, obgleich ſehr natürlich gegeben.

Der Satz alſo, *) „daß, da die Seelenwanderung gewiß das älteſte **aller philoſophiſchen** „**Syſteme** ſei, ſchon dies ein gutes Vorurtheil „dafür wirken müſſe: denn die erſte und älteſte „Meinung in ſpekulativen Dingen ſei immer die „wahrſcheinlichſte, weil der geſunde Menſchen„verſtand ſofort darauf verfiel,„ dieſer Satz dürfte nach dem, was gezeigt iſt, Einſchränkung leiden. Eh die Lehre von der Seelenwanderung Spekulation oder Syſtem ward, war ſie **Volksglaube**, eine **Meinung ſinnlicher Menſchen**, auf ihrer Stufe der Cultur ihnen eben ſo natürlich als andern leidenſchaftlicheren Völkern ihre Verſammlung der Väter, ihr Land der Seelen, ihr Hades, Elyſium, Orkus.

---

*) Leßings Leben und Nachlaß Th. 2. S. 77.

23.

Als die **Brahmenkaſte** der **Hindus** dieſe Lehre ausbildete, und mit tauſend Göttermährchen verknüpfte, bildete ſie an ihr nichts, als, wenn ich ſo ſagen darf, die **Organiſation ihres Volkes, ſeinen Wahn und Glauben, ſeine Anſicht der Welt** aus. Leidenſchaftlos und doch äußerſt zart im Gefühl, von gährendem Wein, von Thierſpeiſen und aller Völlerei geſondert, an Waſchen und Reinigung gewohnt, in einem milden Klima faſt unter freiem Himmel hauſend, fühlen ſich die Menſchen vom Druck der Luft minder beſchweret, und nicht im Kampf, ſondern **in einem ſanften Zuſammenfluß der Elemente.** Die Lebensſeele iſt ihnen alſo ein ſubtiles Element, das alle Dinge durchdringet, und in dieſer und jener leicht zuſammengeſetzten, leicht trennbaren Form, nur auf eine Zeit, nach ihrer jetzigen Lage, nach ihren jetzigen Werkzeugen wirket. Dieſe ſind ihr bildſame Gefäße, in welche ſie ausgegoſſen iſt; ohne Mühe kann ſie in ein anderes Gefäß gegoſſen werden, und dieſes beſeelen. Ein **Strom leichter Verwandlungen** iſt ihre Welt; ihre erhaltende Gottheit ſelbſt hat ſich oft verwandelt. Es ſei nur Täuſchung, meynen ſie, daß die Dinge ſo hart und ſchroff abgetrennt ſeyn, wie wir ſie uns denken; ihre Philoſophie ſowohl als ihre Moral gehet darauf hinaus, dieſe ſchroffe Abtheilungen zu mildern, den **Wahn des Verſchiedenſeyns** zu verbannen, und einen Zuſtand ſich eigen zu machen, da uns alles gleich iſt, indem uns nichts afficiret. Eine Organiſation dieſer Art macht die Seelenwanderung zu einem angenehmen Traum. Das beſeelende Oel des Lebens fließt hin und her; die Seele kömmt und gehet. Wie der Leib in ſeine Elemente aufgelöſet wird, ſo gehet auch ſie in ihr Element und mittelſt des ewigen Stroms in andre Formen über.

24.

Man begreift leicht, was für Annehmlichkeiten dieſer Traum in einem Klima mit ſich führe, das einem ſanften Volk **ſeine ruhige Paſſivität** ſehr begünſtigt. Er iſt ihm ein Opium, das gleichgültig macht; ſelbſt die ſtrengſten Büßer können bei ihren Ertödtungen der Sinne, bei ihrer **Concentration aufs innerſte Gemüth**, als den leidenſchaftloſen Mittelpunkt des Daſeyns ein Vergnügen empfinden oder empfunden haben, das uns, die wir mitten im Krampf phyſiſcher und moraliſcher Weltblähungen leben, ganz unbekannt iſt.

25.

Aber was ſoll dies Opium uns? Die Verfaſſung des Geiſterreichs, die Geſtaltungen des Menſchengeſchlechts erkläret dieſe Meinung auch analogiſch nicht. Denn wenn die Elemente, die unſern Körper ausmachen, den Geſetzen ihres Syſtems gehorchen: ſo iſt eben die Frage, **was dann das ordnende Geſetz des Geiſterreichs ſei? Nach welchen Regeln** wechſeln die Dinge ihre Form? Nach welchem Geſetz fließen die Seelen auf und nieder?

26.

Soll dies ein **moraliſches** Geſetz ſeyn, ſo iſt der Glaube der Seelenwanderung eher beunruhigend, als erklärend. Warum büßet dieſer Unglückliche, ohne daß er weiß, warum er büße? Der Leidenſchaftloſen Seele der Welt iſt an ſeiner **Büßung**, an Rache und Gnugthuung nicht gelegen.

27.

Und wie hart büßet er! **moraliſch** betrachtet. Er, der nicht mehr Menſch iſt, ſoll für das büßen, was er als Menſch that, in einem Zuſtande, der ihm alle Fähigkeit abſchneidet, moraliſch, d. i. beſſernd und verſöhnend zu handeln.

28.

Und wie leicht büßet er doch! **ohne Moralität** betrachtet. Der ehemalige Tiger im Menſchengeſchlecht iſt jetzt ein wirklicher Tiger, ohne Pflicht und Gewiſſen, die ihn einſt zuweilen doch quälten. Jetzt ſchießt er los und zerfleiſcht mit Durſt, Hunger und Appetit, aus innerem, nun erſt ganz geſtillten Triebe. Das wünſchte, das wollte ja der menſchliche Tiger! Statt geſtraft zu ſeyn, iſt er belohnet; er iſt was er ſeyn wollte und einſt in der Menſchengeſtalt ſehr unvollkommen war.

29.

Hinweg alſo mit der Seelenwanderung, als einer **Büßungshypotheſe!***) Nur für Kinder, für ſinnliche Menſchen, und auch für dieſe iſt ſie verderblich, da ſie, bei einigem Guten, das Uebelſte bewirkt, was an Menſchen bewirkt werden kann, nämlich ſie unter Thierceremonien und Aberglauben, unter dem Joch eitler Furcht, in einem **fortwährenden Kreisgange weniger Ideen** gefangen zu halten und auf Jahrhunderte zu lähmen. Das munterſte Roß, das ſein Leben hindurch mit verdeckten Augen den Mühlengang durchkreiſen muß, verliert zuletzt wo nicht ganz ſeine Beſinnung, ſo gewiß ſeine edlere Art.

---

*) Es bedarf keines Beweiſes, daß Leßing ſie in dieſem Brahmen- und Pfaffenſinn nicht anpreiſen wollte. Gewiß hätte er ſie feiner ausgeſponnen und rationaliſiret.

30.

Pythagoras, der bei Errichtung ſeiner philoſophiſchen Geſellſchaft die Seelenwanderung, (wir wiſſen nicht, mit welchen Modificationen) als einen **alten Aegyptiſchen Glauben** mit aufnahm, hatte dabei **ſeine** Urſache. Die Griechiſchen Fabeln vom Hades und Elyſium letteten die Menſchen an die abgeſtorbnen Sagen ihrer Urväter aus den ſo genannten Heldenzeiten veſt an; ſeinem Plan waren dieſe entgegen. Wenn er **einen Bund der Edlen und Guten zur Menſchenaufklärung und Men-**

ſchenglückſeligkeit ſtiften wollte, ſo mußte man aus dieſem engen Ideenkreiſe alter Familien-Sagen heraus. Der Menſch mußte ſich **als Menſch** betrachten; **unter** ſich das Thier, **über** ſich die Gottheit. Durch dieſe Hypotheſe ward er von der Furcht des **Hades** entbunden; er hörte auf, ein Knecht alter Vorurtheile zu ſeyn, und ſollte gegen ſeine Nebenmenſchen das werden, was Menſchen gegen Thiere ſind, ein **Gott**; ſonſt ginge er nach ſeinem Tode wieder zu den Thieren. Wie mehreres Andre gab Pythagoras dieſe Lehre als **Glauben** weiter: ein philoſophiſches Syſtem iſt, meines Wiſſens, dieſe Lehre in Griechenland nie worden.

31.

Wie könnte ſie es auch werden, da ihr alle Baſis fehlet? Niemand weiß, wer er einſt war? und ob er ſchon war? Er ſolls nach dieſem Glauben auch nicht wiſſen dörfen. Niemand weiß, wohin er gehe? und was aus ihm werde? Die

Hypotheſe bekennet alſo ſelbſt, daß ſie **Wiſſenſchaft** zu ſeyn nicht begehre.

32.

„Man duldet aber, wo keine Wiſſenſchaft ſtatt findet, ſo mache Hypotheſe." — Man duldet ſie, weil ſie erläutert, weil ſie zu etwas Gewißerem führet. Was erläuterte, wozu führte dieſe?

33.

Erläuterte ſie etwa das Unglück der Elenden, der Gebrechlichen, der Unterdrückten? Nichts weniger. Vielmehr erbittert ſie gegen das Schickſal, das **alſo** rächet und ſtrafet. Sünden der Eltern an Kindern, Vergehungen eines vorigen Lebens, die uns die Anwendung und den Genuß des gegenwärtigen rauben! Dazu **unbewußt** rauben, ohne daß ein vernünftiger beſſernder Zweck erreicht werde! — Ueberhaupt iſt der Begrif einer rächenden Gottheit, die da rächt ohne zu beſſern, ein Unbegrif, ein häßlicher und verächtlicher Gedanke.

34.

Und ſehen wir nicht, daß eben Perſonen, welche die Vorſehung vernachläßigt, ja gar verwahrloſet zu haben ſcheint, oft am glücklichſten gedeihen? Andre, die ſie reich ausſtattete, mißrathen?

35.

Eine Hypotheſe alſo, die uns das Leben zum blinden Kinderſpiel oder zur Fallbrücke macht, die uns veranlaßt, wider die Vorſehung entweder als unbillig Verworfene ſchmerzhaft zu murren, oder ſie wie verzogne Lieblinge bübiſch zu äffen und zu mißbrauchen; eine Hypotheſe, die uns zum Neide, zum Stolz, zu Trübſinn, Trägheit und Mißtrauen verführt, und uns den klaren Anblick der Dinge, wie ſie ſind und werden, hinwegnimmt — eine ſolche Dichtung iſt kein glücklicher Traum.

36.

Warum wollet ihr, daß der Tiger, die Hyäne, der Abſcheulichkeiten wegen, die ſie (ſogenannte Menſchen.) an Menſchen begehen, erſt in einem künftigen Leben leiden und ihre Verruchtheit, der keine Hölle weit und tief genug iſt, durch eine Rache büßen ſollen, die keinem von ihren Beleidigten und Unterdrückten das mindeſte hilft? Euch thut er das Unrecht; bindet Ihr den Tiger und macht ihn zum Menſchen. So rächet Ihr euch aufs edelſte, und bewirkt ſelbſt eine glückliche Metempſychoſe. Wie? ihr wollet euch ruhig die Leber freſſen laſſen, damit euren Geier in ſeinem künftigen Zuſtande das Schickſal röſte und brate? Schämt euch einer niedrigen Trägheit, die ſich mit kindiſchem Wahn tröſtet. Palingeneſirt euch ſelbſt an euren leidenden und Leidbringenden Theilen; ſo darf euch das Schickſal nicht palingeneſiren.

37.

„Allerdings geht die Vorſehung einen unmerklichen Gang, und dieſer Unmerklichkeit wegen wollen wir an ihrem Fortſchritt nicht verzweifeln; nicht verzweifeln an ihr, ſelbſt wenn ihre Schritte uns ſcheinen ſollten zurückzugehen. Die kürzeſte Linie iſt nicht immer die gerade. Aber wenn ſie, die Vorſehung, auf ihrem ewigen Wege ſo viel mitzunehmen, ſo viel Seitenſchritte zu thun hat, wenn das große langſame Rad, welches das Geſchlecht ſeiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere ſchnellere Räder in Bewegung geſetzt wird, deren Jedes ſein Einzelnes dahin liefert;“ *) ſo laſſet uns nicht vergeſſen, daß dieſe kleineren, ſchnelleren Räder kein Anderer, als Wir ſind. Auf uns hat die Vorſehung gerechnet. Das größeſte Gute wie das größeſte Uebel geſchah den Menſchen durch

---

*) Leſſings Erziehung des Menſchengeſchlechts §. 91. 92.

Menſchen. Sie machten es, daß die Vorſehung ſo viel Seiten- und Rückſchritte thun mußte; ſie förderten oder hemmten den Gang des großen Rades. In dieſem Leben iſt alſo dem Menſchen Palingeneſie, Metempſychoſe unentbehrlich; oder ſie iſt überhaupt nichtig.

38.

Denn was förderte den Fortgang des Ganzen im Menſchengeſchlecht? und was hielt ihn zurück? Einzelne große und gute Menſchen förderten ihn, die **eine neue Geburt der Gedanken und Beſtrebungen ans Licht brachten.** Sie erſchienen wie Genien und zwangen andre weiter. — Was hemmete hierauf den Fortgang, und machte daß jede neue Bildung immer nur Ruckweiſe geſchah? **Die Trägheit andrer Menſchen.** Man hinderte, wie man konnte, und lähmte den Gang der Vorſehung; oder man hing ſich jenen aufweckenden, neubeſeelenden Genien als Ballaſt an, ſchleppte ihnen nach und brachte ihr Beſtes ſo tief hinunter, daß mit Umſturz des Alten ein neu Gebäude wiederum **von Grundaus** errichtet werden mußte. Laſſet uns die Fehler der Menſchen nicht zum Gange der Vorſehung machen und auf **gewaltſame**, auf wiederkommend-**zerſtörende** Perioden nicht als auf **weſentliche Bedingungen unſres Fortſtrebens** rechnen. Kometen ſchießen zur Sonne in langen Hyperbeln und wieder hinweg; Welten, die ihren ruhigen Gang haben, gehen **nicht Ruckweiſe** ſondern in der beſtimmteſten Bahn um die ewige Sonne der aufhellenden, erwärmenden Wahrheit.

39.

Jetzt alſo oder vielleicht niemals! —

Coelum, non animum mutant, qui trans mare
currunt;
Strenua nos exercet inertia; navibus atque

Quadrigis petimus bene vivere: quod petis hic
eſt!
Eſt Vlubris, animus ſi te non deficit aequus. *)

40.

Aber ſo ſind wir Menſchen. Wir dichten uns Hoffnungen der Wiederkehr; wir theilen unſer Geſchlecht nach Stufen der Cultur, nach Zeiten, Regionen; und verſäumen oft dabei zu bemerken,

---

*) Nach Wielands Ueberſetzung:
Woſern Vernunft und Klugheit, nicht ein Ort
Die Sorgen von uns nimmt; ſo ändern jene,
Die über Meer der Langeweil' entlaufen,
Die Luft, nicht ihren Sinn! —
Wie ſauer laſſen wir uns werden Nichts
Zu thun! Man jagt mit Vieren und zu Schiffe
Dem Glücklichleben nach; was du erjagen
willſt,
Iſt hier, iſt ſelbſt zu Ulubrä, wenn nur
Dein eigen Herz dich nicht im Stiche läßt.
Horaz Briefe B. 1. Br. 11.

daß der Beruf des Menſchen, ſeine **Lebenslection, je und allenthalben dieſelbe**, und zwar eine leicht zu faſſende Lection ſei, wenn nur die Menſchen ſelbſt ſich ſolche nicht leidenſchaftlich verwirrten, gewaltſam erſchwerten, thöricht verlängten. Alle Zeitalter haben dieſe **Lebenslection** gewußt, alle Nationen konnten ſie wiſſen; wir ſelbſt könnten ſie von Jugend auf gewußt, und würden ſodann unſer Leben, ſeinem ſchönſten Theil nach, nicht verlohren haben.

41.

Gewiß und wahrlich. Um, **was zur Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts im Einzelnen und Ganzen gehört**, zu kennen, dürfen wir nicht **mehrmal** auf unſrer Erde geweſen ſeyn; und haben wirs einmal zu lernen verſäumt, dürften wirs wahrſcheinlich mehrmal verſäumen. Die Glückſeligkeit des Ganzen beſteht nur in der Glückſeligkeit **aller Glieder**, der Fortgang der Aufklärung im Ganzen wird nur durch Zunahme aufgeklärter **Einzelnen** befördert. Was die Vorſehung dabei für einen Gang nehme, überlaſſen wir **Ihr**; wir ſind Einmal da, und ſollen ihr helfen. Bedarf ſie unſer öfter, ſo wird es ihr an Gelegenheit dazu nicht fehlen; nur wir können auf dieſe nicht rechnen.

42.

So ſind wir Menſchen! Selbſt **Grundſätze** und **Handlungsweiſen** theilen wir nach Zeitaltern ab, wie nach Claſſen die Schüler; und zum Ueberblick der Geſchichte ſind Abtheilungen der Art, wie Farben auf der Landcharte zum Ueberblick der Länder, allerdings bequem. Im Innern aber läßt ſich das Menſchengeſchlecht nicht alſo abtheilen. Jederzeit hat eine Claſſe Menſchen aus **Furcht und Hoffnung**, der Strafe und Belohnung wegen, gehandelt; in den meiſten Fällen des Lebens, wo nur die **Klugheit** gebietet, handeln wir noch alſo; und wehe dem

Schwachen, der ſich jeden Augenblick mit dem **oberſten** Grundſatz der Moral verwirren und martern will, wenn es blos auf **Wirkung und Folge** ankommt, mithin **Klugheit** allein entſcheidet.

43.

Zu allen Zeiten aber hat es auch **gute** Menſchen gegeben, die viel Gutes **um des Guten ſelbſt willen** thaten. Es giebt ſolche auf **allen** Stufen der Cultur, unter **allen** Nationen; unter denen, die wir Wilde nennen, vielleicht mehr als unter Völkern die blos zu feineren Vergnügungen der Sinne, der Einbildungskraft, der äußern Ehre und des Vernünftelns aufgeklärt ſind. Jeder von jenen Guten und Edeln hatte ſeinen Lohn in ſich; ſein Gutes ging auf andre über.

44.

Wünſchen wir alſo in ein Zeitalter wiederzukommen, wo man **blos** weiſe und nicht auch klug ſeyn darf: ſo hoffen wir wahrſcheinlich auf eine utopiſche Zeit: denn immer wird dem Menſchen ein Gewicht nöthig bleiben, das ihn an der Erde hält, damit er nicht in die Lüfte fliege. So lange wir Sinne, Phantaſie, Gefühl für Ehre und Schande, Triebe der Sympathie u. f. behalten, wird auch ihr Anbau nöthig ſeyn. Auch unter dem Auge der Vernunft und dem Geſetz der Güte werden uns die Winde des Lebens, **Furcht und Hoffnung**, nimmer verlaſſen, wenn ſie gleich nicht als Stürme unſer Schiff treiben. In allen Zeitaltern war das Menſchengeſchlecht ein Baum, der Blätter, Blüthen und Früchte zugleich trug; zu jeder Zeit gab es, dem Charakter nach, große und gute Menſchen.

45.

Und auf **Charakter**, dünkt mich, komme es bei unſrer Exiſtenz am meiſten an, nicht auf vermehrte Kenntniſſe und Wiſſenſchaften. Dieſe ſind feiner geſchliffene Werkzeuge, mit denen viel Gutes, aber auch viel Unnützes und Schädliches geſchehen kann; es kommt auf die Hand an, die ſie führet. Ob ich z. B. eine moraliſche Wahrheit ſymboliſch oder in einer allgemeinen Formel erkenne, iſt zum Lebensgebrauch gleich viel; gnug wenn ich ſie lebendig erkenne und befolge.

46.

Wir bilden uns ein, daß unſre Vorfahren, wenn ſie wieder kämen, unſre Zeiten **bewundern** würden. **Verwundern** würden ſie ſich allerdings; unſre Zeiten vielleicht auch bewundern. Den Fortgang des menſchlichen Geiſtes nämlich in einzelnen und allgemeinen Wiſſenſchaften, das Wachsthum der Erfahrung durch zuſammenhangende Zeitalter, durch auf einander angewandte Künſte, den erweiterten Wirkungskreis der menſchlichen Vernunft, die ungleich größere Anzahl aufgeklärter Köpfe nach dem, was wir Aufklärung nennen; dies alles würden ſie mit Verwunderung anſtaunen, und vielleicht lange nicht begreifen.

47.

Ob ſie aber, was den **Charakter** der Menſchheit, ihre innere Kraft, Würde und Glückſeligkeit betrifft, auch einen ſo ungeheuren Zuwachs finden würden, ließe ſich bezweifeln. Wenigſtens würden ſich in der angenommenen **höheren Gleichung** unſrer Zeiten dieſe Vortreflichen wahrſcheinlich nicht häufiger finden, als ſie, nach dem, was von andern Zeiten erfordert werden kann, je und immer geweſen.

48.

Offenbar ſind wir, auch mit unſern Erfindungen und Operationen, **Werkzeuge in einer höheren Hand**, die augenſcheinlich unſer geſammtes Geſchlecht umfaſſet, und (wie wir ihr zutrauen können) ſein Beſtes zum Zweck hat; ob aber dabei jedes ihrer Werkzeuge dieſes Beſſere und Beſte zum Zweck habe? iſt eine andre Frage, die von der Erfahrung laut verneint wird. Mit unſerer aus dem Fortgange der Cultur erwachſnen größeren Macht haben wir, ſofern es auf uns ankam, unendlich viel Böſes gegen das Menſchengeſchlecht verübet, das Wir noch allenthalben auf der Erde entweder zu büßen oder zu vergüten haben. Es muß alſo **eine große Palingeneſie der Geſinnungen unſres Geſchlechts** vorgehen, daß unſer Reich der Macht und Klugheit auch ein Reich der Vernunft, Billigkeit und Güte werde. Die Alten **vom edelſten Charakter** würden ſich dieſes **einſeitigen** Fortganges ſchwerlich erfreuen, und vielleicht mit bewundernder Verachtung ſagen: weh euch, ihr ſtarken Schwächlinge, ihr ſeyd mächtige, aber abſcheuliche Dämonen!„

49.

Unläugbar iſts indeß, das Menſchengeſchlecht, durch Raum und Zeit und Noth und an einander geknüpfte Erfahrungen verbunden, drängt und treibt ſich weiter. Das innere Zeughaus der Naturkräfte kennen wir nicht; wiſſen alſo auch nicht, woher die Vorſehung die Geiſter nimmt, die ſie zu Fortleitung und Entwicklung dieſes **allgemeinen Knotens menſchlicher Dinge** beſtimmt hat. Nimmt ſie ſolche aus ältern Zeiten, ſo ſende ſie uns keine **Cäſars, Attila's, Tigelline,** ſondern große und gute Menſchen.

50.

Und auch Er komme uns bald zurück, der die **Erziehung des Menſchengeſchlechts** als einen ſchönen Traum vortrug, Er, den wir ſehr vermiſſen, und an deſſen Statt wir dem Hades hundert luſtige Schatten gern zuſenden möchten.

51.

Zwar auf viel **neue** Kenntniſſe, deren ſich ſeitdem unſer Vaterland zu rühmen hätte, können wir ihn nicht einladen, und die, deren es ſich rühmt, dörften ihm nicht ſonderlich neu ſcheinen. Aber lehren ſollte Er uns —

52.

Nicht wie es in jener Welt ſtehe; dieſe Kenntniß muß und mag jeder ſich ſelbſt erwerben; ſondern — Aber mich dünkt, ich höre ſeine Stimme: „zu Euch komme ich nicht wieder. Stellt Eure Bibliotheken, wie ihr wollt; ſchreibt Komödien, Dramaturgieen, Briefe — ich komme nicht wieder.„

53.

Und würde er nicht zu mir ſprechen, was nach **Franklin** jener Amerikaner zum Miſſionar ſagte: „Unhöflicher! ich erzählte dir ein Mährchen, und du nennſt es Unwahrheit?„ — Nicht Unwahrheit, Lieber, ſondern nur Mährchen, wie du es ſelbſt gegeben. Auch mir wäre es lieb, wenn ſich dein Traum aufs beſte realiſirte, und ich viele **Solons** und **Pythagoras**, **Platons** und **Antonine**, **Sarpi** und **Fenelons** um mich erblickte; die menſchlichen Bären, Lüchſe und Füchſe dagegen, ihrer charakteriſtiſchen Geſtalt wiedergegeben, jeden in ſeinem natürlichen **Elyſium** wüßte. — Ueber ein Mährchen läßt ſich überhaupt viel ſagen, obwohl **für** und **wider** nichts erweiſen. Es kann gut und ſchlecht angewandt werden; mags jeder glauben, wer will. Glauben und Aberglauben tadelt man nicht in guter Geſellſchaft. — Doch er rede ſelbſt!

54.

„Der Verfaſſer hat ſich in dieſer Schrift *) auf einen Hügel geſtellt, von welchem er etwas mehr als den vorgeſchriebenen Weg ſeines heutigen Tages zu überſehen glaubt. Aber er verlangt nicht, daß die Ausſicht, die ihn entzückt, auch jedes andere Auge entzücken müſſe. — Und ſo, dächte ich, könnte man ihn ja wohl ſtehen und ſtaunen laſſen, wo er ſtehet und ſtaunet!

55.

„Wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die ein ſanftes Abendroth ſeinem Blicke weder ganz

---

*) Die Erziehung des Menſchengeſchlechts. Vorrede.

verhüllt, noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen geweſen! —

„Ich meine dieſen. — Warum wollen wir in allen poſitiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem ſich der menſchliche Verſtand jedes Orts einzig und allein entwickeln können, und noch ferner entwickeln ſoll; als über eine derſelben entweder lächeln oder zürnen? Dieſen unſern Hohn, dieſen unſern Unwillen verdiente in der beſten Welt nichts: und nur die Religionen ſollten ihn verdienen? Gott hätte ſeine Hand bei Allem im Spiel; nur bei unſern Irrthümern nicht?„

56.

„Sie wird kommen, ſie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Menſch, je überzeugter ſein Verſtand einer immer beſſern Zukunft ſich fühlet, von dieſer Zukunft gleichwohl Be=

wegungsgründe zu ſeinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird; **da er das Gute thun wird, weil es das Gute iſt.**

„Der Schwärmer thut oft ſehr richtige Blicke in die Zukunft: aber er kann dieſe Zukunft nur nicht erwarten. Er wünſcht dieſe Zukunft beſchleuniget; und wünſcht, daß ſie durch ihn beſchleuniget werde. Wozu ſich die Natur Jahrtauſende Zeit nimmt, ſoll in dem Augenblicke ſeines Daſeyns reifen. Denn was hat Er davon, wenn das, was er für das Beſſere erkennt, nicht noch bei ſeinen Lebzeiten das Beſſere wird? Kommt er wieder? Glaubt er wieder zu kommen? — Sonderbar, daß **dieſe** Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will.„ *)

57.

Werde ſie alſo unter Schwärmern Mode; nur unter **guten** Schwärmern. Baue die Verſch

---

*) Erzieh. des Menſchengeſchlechts. S. 85 90.

hung durch wiederkommende oder durch neu ankommende Seelen ihr großes Gebäude, wenn beiderlei Arbeiter nur rüſtig und gut arbeiten. Im Geiſt und Charakter erkennen ſich doch alle Gute aus allen Zeiten: Güte und Wahrheit iſt nur Eine; dieſe bleibt und kommt immer wieder.

Erläuternde Belege

der Denkart, die zum Glauben einer Metempſychoſe geneigt macht.

1. Mitgefühl mit der ganzen belebten Schöpfung.

Als **Sakontala** *) den heiligen Wald verlaſſen ſoll, in welchem ſie ihre Kindheit, und erſte Jugend durchlebt hatte, iſt dieſes die Abſchiedsſcene:

---

*) Sakontala, oder der entſcheidende Ring, ein Indiſches Schauſpiel von Kalidas, überſezt von Georg Forſter. Mainz und Leipzig 1791.

Kanna

(Pflegvater der Sakontala, ein Bramin.)

Hört, ihr Bäume dieſes heiligen Hains! ihr Bäume, in denen die Waldgöttinnen wohnen, hört und verkündets, daß Sakontala zum Pallaſt ihres Ehgemahls geht; ſie, die auch dürſtend nicht trank, bis ihr gewäßert waret; ſie, die aus Liebe zu euch, nicht Eines eurer friſchen Blättchen brach, ſogern ſie ihr Haar damit geſchmückt hätte, deren gröſte Freude die Jahrszeit war, wenn ihr mit Blumen prangt.

Chor der unſichtbaren Waldnymphen.

Heil begleite ſie auf ihrem Wege! Mögen beglückende Lüfte, ihr zum Genuß, den wohlriechenden Staub köſtlicher Blüthen umherſtreun! Teiche klaren Waſſers, grün von Lotosblättern, ſie erquicken, wo ſie wandelt, und belaubte Zweige ſie vor dem ſengenden Sonnenſtrahl decken!

Eine Geſpielinn.

War das die Stimme des Kokila, *) der unſrer Sakontala eine glückliche Reiſe wünſcht? Oder ſangen die Nymphen, die Befreundeten der frommen Bewohner dieſes Hains dem harmoniſchen Vogel nach, und machten ſeinen Gruß zum ihrigen?

Die Pflegmutter.

Tochter, die Waldgöttinnen, die ihre verwandten Einſiedler lieben, haben dir Glück gewünſcht; ihnen gebührt dein ehrfurchtsvoller Dank. (Sakontala geht umher, und neigt ſich gegen die Bäume.

Sakontala

(bei Seite, zu Einer ihrer Geſpielen.)

Entzückt mich gleich der Gedanke, meinen Gatten bald wieder zu ſehn, ſo wollen mich doch alle Kräfte verlaſſen, meine Priyamwada, da

---

*) Der Nachtigall.

ich jetzt von dieſem Hain, dem Zufluchtsort meiner Jugend, ſcheiden ſoll.

Priyamwada.

Du klagſt nicht allein. — Sieh, der Hain ſelbſt trauert, nun die Stunde des Abſchieds herannaht. Die Gazelle friſt nicht länger vom geſammelten Kuſagraſe; die Pfauhenne tanzt nicht mehr auf der Wieſe; die Pflanzen im Walde laſſen ihre bleichen Blätter zur Erde ſinken; ihre Kraft und ihre Schöne ſind dahin.

Sakontala.

Ehrwürdiger Vater, erlaube mir dieſe Madhawiſtaude anzuſprechen, deren rothe Blumen den Hain in Glut ſetzen.

Kanna.

Mein Kind, ich kenne deine Liebe für dieſes Gewächs.

Sakontala

(umfaßt die Pflanze.)

O ſtrahlendſte der ſchlängelnden Pflanzen, empfange meine Umarmung. Erwiedre ſie mit deinen biegſamen Zweigen. Von dieſem Tage an, groß wie die Entfernung iſt, die mich von dir trennt, bin ich dein immerdar. — Geliebter Vater, ſieh dieſe Pflanze wie mein andres Ich an.

Kanna.

Meine Theuerſte, deine Liebenswürdigkeit hat dir einen Gatten erworben, der dir gleich iſt. Jetzt da meine Sorge um Dich ein Ende hat, will ich deine Lieblingspflanze mit dem Bräutigam Amra *) vermählen, der in ihrer Nähe Wohlgerüche verbreitet. — Ziehe weiter mein Kind.

---

*) Ein blühender Baum.

Sakontala.

Mein Vater, du ſiehſt die Antilope, die dort wegen der Bürde, mit der ſie trächtig iſt, ſich langſam fortbewegt. Wenn ſie dieſer Bürde los ſeyn wird, ſende mir eine gütige Botſchaft mit der Nachricht ihres Wohlſeyns. Vergiß es nicht.

Kanna.

Liebe, ich vergeß es nicht.

Sakontala.

Was iſts, das den Saum meines Kleides ergreift, und mich zurückhält?

Kanna.

Es iſt das junge Reh, dein angenommener Pflegling, auf deſſen Lippen, wenn die ſcharfen Spitzen des Kußagraſes ſie verwundet hatten, du ſo oft mit eigner Hand das heilende Seſamöl legteſt, den du ſo oft mit einer Handvoll Syamakörner fütterteſt. Er will die Fußtapfen ſeiner Beſchützerinn nicht verlaſſen.

Sakontala.

Was weineſt du, zärtliches Geſchöpf, für mich, die unſern gemeinſchaftlichen Wohnort verlaſſen muß? Wie ich dein pflegte, da du deine Mutter bald nach deiner Geburt verlohrſt, ſo wird mein Pflegevater, wenn wir ſcheiden, dich hüten mit ſorgſamer Wartung. Kehre zurück armes Geſchöpf, zurück — wir müſſen ſcheiden.

* * *

Und nicht den Indiern, ihnen nicht auf der Bühne allein iſt dieſes Mitgefühl mit Thieren und Pflanzen eigen; ſelbſt rohe Völker, die in und mit der Natur leben, können ihm nicht entſagen. Der Mogole lebt und ſpricht mit ſeinem Pferde; mehrere tatariſche Völker bitten die Thiere um Verzeihung, die ſie auf der Jagd oder ſonſt tödten. **Georgi** *) führt ein Finniſches Jagdlied an den Bären an, das Lob und Ehrfurcht ausdrückt; und die **Kamtſchadalen**, (Itälmenen, gewiß kein feingeſittetes Volk) haben eben dieſe Achtung oder Furcht vor Thieren, als wären ſie, ihnen gleich, verſtändige Weſen. Alle, glauben ſie, gehen gleich ihnen in die Unterwelt über, und ſuchen ſich ihrer daher auch für dieſe Unterwelt zu verſichern. *) Von der Ente **Aanguiſch**, einem ſingenden Seevogel, der ſich in großen Schaaren auf ihren Gewäſſern verſammlet und die Accorde c, e, g und c, f, a in Chören anſtimmt, haben ſie die Muſik erlernt; nach ſeinem Ton machen ſie **Aanguiſchlieder**. So z. B. klagt der Liebende über ſeine geſtorbene Braut, die er jetzt in einen ſolchen Singevogel verwandelt glaubt:

---

*) Beſchreibung der Nationen des Rußiſchen Reichs — Finnen.

Auf den blauen See biſt du gefallen,
Biſt nunmehr zur Aanguiſch-Ente worden:

---

*) Stellers Beſchreib. von Kamtſchatka. Frankf und Leipzig 774.

O daß ich geſehn dich hätte fallen!
Auf den Wellen hätt' ich dich ergriffen,
Schnell ergriffen, und dich nicht verfehlet.
Denn wo fänd' ich Deinesgleichen Eine?
Hätt' ich Habichtsflügel; in die Wolken
Folgt' ich dir, und holte dich hernieder! —

Mit ihr iſt mein Leben mir verlohren;
Voll von Traurigkeit, mit Schmerz beſchweret,
Zieh' ich in den Wald. Ich will den Bäumen
Ihre Rinde nehmen, mir zur Speiſe;
Dann, erwachend mit dem frühſten Morgen
Eil' ich an den See. Ich will die Ente
Aanguiſch jagen; rings umher die Augen
Will ich forſchend drehn, ob meine Liebe
Sich mir zeig', ob ich ſie wiederfinde? —

Einbildungen dieſer Art ſind nicht Philoſophie, ſondern ein **ſinnlicher Wahn** ſinnlicher Menſchen. Die Thiere, wie alles Lebendige, ſtehen von ihnen nicht ſo weit ab, wie wir uns über ſie erhoben dünken.

2. Wenn ſich aus ſolchen Eindrücken ein gewiſſes **Symbol vom Ganzen der Schöpfung** bildet, ſchließet es die Metempſychoſe beinahe ſchon in ſich. Jedes Lebendige nämlich iſt ſeinem Charakter nach ein **bedeutender Buchſtabe** der Schöpfung; die Buchſtaben werden **verſetzt**, und es entſpringen **neue Wörter**, **neue** Geſtalten.

Mir ſind zwei Indiſche Gemählde durch ein Geſchenk zugekommen, die um ſo merkwürdiger ſcheinen, da mir weder aus dem **Borgianiſchen Muſeum**, noch aus Büchern etwas Aehnliches bekannt iſt. Das Eine ſtellt einen bedächtig ſchreitenden Elephanten, das Andre ein Roß im ſchnelleſten Lauf vor; beide ganze Geſtalten aber ſind aus Thieren zuſammengeſetzt, alle mit lebendigen Farben, äußerſt genau und charakteriſtiſch, in den verſchiedenſten Stellungen und zwar jedes dahin geordnet, wo es als **Theil des Ganzen** eine lebendige Eigenſchaft deſſelben ausdrückt. Der vorſichtig-aufgehabne Fuß des Elephanten iſt ein zuſammengekrümmter Affe in der vorſichtigſten Stellung; der vortretende ſo, wie die nachtretenden Füße werden von Thieren geformt, die Weiche, Stärke, Klugheit bezeichnen. So beim Elephant und dem Roß, bis auf den Rüßel, den Schweif, den Zaum, durch alle Beſtandtheile des Geſchöpfs, daß zur Bezeichnung Eines Gliedes oft die verſchiedenſten Thiergeſtalten mitwirkend ſich zuſammenfügen. Was nun auch die Bedeutung dieſer Figuren im Ganzen ſeyn möge, (ſeys ruhige **Weisheit** im Gegenſatz der ſchnelleſten **Macht**, oder zwei Ideen, die die Mythologie des Volks näher angiebt) welche ſonderbare Denkart, auf dieſe Weiſe **ſymboliſch zu componiren**, und jeden kleinſten Theil des Symbols mit überdachter Genauigkeit **charakteriſtiſch auszuführen**! — Einem Volk, daß ſo zu **imaginiren** geneigt iſt, dem ſind zwiſchen Geſchöpf und Geſchöpf, ſo eigen jedes in ſeiner Art ſeyn mag, keine Mauern und

Bollwerke gebaut; leicht ſchlüpft die Seele Eines, Lebendigen in das andre über. Wechſelnd verrichten ſie ihre Functionen; wechſelnd ruhen ſie, oder tragen die Laſt der Schöpfung.

3. Dieſe **ſymboliſche Geſtalt der Schöpfung**, gleichſam eine immerwährend fortgeſpielte Fabel, hat für ſinnliche Menſchen **viel Anſchauung**, und in dieſer einen **reichen allegoriſchen Sinn**. Jeder Geſtalt nämlich bleibt, ſo lange ſie ſpielt, ihr unzerſtörbarer Charakter; die Rollen aber wechſeln, ſo bald die Schaale zerbrochen wird, leicht. Bei der größten Wirklichkeit alſo iſt unſre Welt **Maja**, eine Welt der Täuſchung. Die Lebensſeele, die in die Organiſation eines Thiers floß, kann in der großen Ordnung der Dinge auch einen Menſchen organiſiren; und wenn es die Ordnung der Dinge fodert, umgekehrt. Sie verändert blos ihren Aufenthalt, ſpielt allenthalben ihre Rolle, hat ihre Funktionen; nur in der feinern Organiſation

des Menſchen übt ſie feinere Kräfte, **Vernunft**, **Ueberlegung**, **Gedächtniß**, und aus ihrer Zuſammenwirkung die edelſte Kraft **Gewiſſen**. *) — Alles iſt, (wie einſt **Brahma** erſchien,) ein ewig bebrütetes Ei. Gedanken und Bewegung theileten ienes; Gedanken und Bewegung wirken fort nach einem veſtgeſtellten Richtmaaß. Bewußtſeyn und **fünf Sinne** ſind dieſes Richtmaas, der Gränzkreis aller Wandlungen, aller Geſtalten. *)

Einem ſinnlichen Auge nämlich kann die **große Analogie der Dinge**, eine unüberſehbar-reiche Natur, die ſich immer doch **in wenige und dieſelbe Sinne**, **Organe** und **einen ähnlichen Gliederbau**, (blos nach Ele-

---

*) S. die Philoſophie des Goutams in Dow's Abhandlungen zur Geſchichte von Hindoſtan. Leipzig 1773.

**) S. die Geſetze des Menu, Sohns des Brahma. K. 1.

menten verändert,) einſchließt, nicht verbergen bleiben. Es war alſo die bequemſte Philoſophie, zu denken, daß der Lebensgeiſt, der ſich in der Weltmaſchiene, zwar charakteriſch-reich, aber auch eben ſo beſchränkt an Sinnen und Organen gegoſſen hat, wieder in ſich zurückkehre, und neue Sinnen und Organe bilde. „Gott, welcher die Erde in voller Blüthe, reich an befruchtenden Saamen ſah, rief den **Verſtand** hervor, den er mit mannichfaltigen Organen und Geſtalten begabte, um daraus eine Verſchiedenheit der Thiere auf Erden zu bilden. Die Thiere begabte er mit fünf Sinnen; dem Menſchen gab er die Ueberlegung, und erhob ihn über die Thiere des Feldes. Männlich und weiblich wurden die Geſchöpfe geſchaffen, damit ſie ihr Geſchlecht fortpflanzen möchten. Der **Verſtand** aber, ein Theil der großen Seele des Ganzen, ward allen Geſchöpfen eingeflößt, um ſie auf eine ihnen beſtimmte Art zu beleben. Nach dem Tode belebt er andre Körper, oder kehret wie ein Tropſe in das unbegränzte Meer zurück, dem er entſloß. „ *)

4. Es war alſo auch nur **Philoſophie des ſinnlichen Auges**, zu glauben, daß wie die Theile des Körpers in ihre Elemente zurückgehen, auch die belebende Seele in den großen Hauch, die Seele der Welt, zurückkehre. Bei den Thieren hinderte nichts, dies zu glauben; ſie hatten, wie in der Fabel, jedes in ſeiner Organiſation, ihre Rollen geſpielet und ausgeſpielet. Aber beim Menſchen? Der Menſch, mit Ueberlegung und Gewiſſen begabt, Er auf eine ſo hohe Stufe geſtellt, und doch auf dieſer hohen Stufe oft ſo niedrig geartet, ein Plagegeiſt, ein böſer Dämon der Schöpfung — hier fing das Räthſel an, das uns jene ſinnliche Philoſophie nicht hat auflöſen mögen.

„**Brimha** ſprach: die Seelen der Menſchen ſind von den Seelen andrer Thiere verſchieden:

---

*) Dow Abhandl. S. 27. 28.

denn ſie ſind mit Vernunft und einem Bewußtſeyn des Rechts und Unrechts begabet. Hängt ein Menſch dieſer Vernunft und dieſem Bewußtſeyn des Rechts und Unrechts an, ſo wird ſeine vom Körper getrennete Seele im göttlichen Weſen verſchlungen, nie mehr das Fleiſch beleben. Aber die Seelen derer, die Böſes thun, werden im Tode von den Elementen nicht befreiet; vielmehr, mit einem feinern Körper von Feuer, Luft Aether bekleidet, werden ſie in der Hölle geſtraft werden, und wenn daſelbſt die Zeit ihres Grams vorüber iſt, ſo beleben ſie andre Körper, bis ſie zu ihrem Stande der Reinigung gelangen, und gereinigt endlich auch in Gott verſchlungen werden. „ *) — Offenbar ſollte in dieſer Anwendung der Glaube der Metempſychoſe die Menſchen ſchrecken, daß ſie ihren erhabenen mächtigen Stand nicht miß-

---

*) Dow. S. 28. 29.

brauchten; eine ſchöne Abſicht, aber in dieſer Einkleidung nur an ſinnlichen, folgſamen, zartfühlenden Menſchen erreichbar. Der Freche wird es darauf ankommen laſſen, und der Frechſte die Veränderung der Veränderung wegen wünſchen.

5. Nicht alſo eigentlich der Glaube der Seelenwanderung hat jene erhabne Moral gebohren, die in den Lehren der Braminen alle Hochachtung verdienet; *) ſondern vielmehr der wahre und große Grundſatz, **Eins in Allem, Alles zu Einem.** Alle ſind wir von Einem Welt- und Lebensgeiſt auf kurze Zeit beſeelt, alle ſollen wir dieſe kurze Zeit, jeder nach ſeinen Kräften, mit

---

*) Der **Bhagat-Gita** oder Geſpräche zwiſchen **Kriſchna** und **Arjun** ſind davon voll (by Charles Wilkins Lond. 1785. groß 4.) und verdient mit verſtändigen Anmerkungen eine Ueberſetzung.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51185-X
HERDER,J.G. FN. 07555/013

Ueberlegung und Gewiſſen aufs würdigſte gebrauchen. Nur Vernunft ſoll uns leiten; nicht Wahn und Abſcheu. Wie es Krankheiten gegeben hat, da Menſchen ſich bei Leibesleben in Thiere verwandelt zu ſeyn wähnten, ſo könnte es in unſrer Zeit ausgelaſſener Begierden und ſinnlicher Schwäche leicht einen fröhlichen Wahnſinn geben, der die Wolfswuth, (Lykanthropie) oder andre Verwandlungen bei Leibesleben trotzig ſpielte. Wahn regiere die Menſchen nicht, ſondern Wahrheit.

IV.

Vom

Wiſſen und Nichtwiſſen der Zukunft.

1.

Der Gedanke, daß man die Menſchen von der Begierde, ihr Schickſal in jenem Leben zu wiſſen, eben ſo abhalten ſolle, als man ihnen abräth zu forſchen, was ihr Schickſal in dieſem Leben ſei, hat in der Zuſammenſtellung beider Sätze etwas ſo Treffendes, daß es wohl der Mühe werth iſt, zu unterſuchen, wie weit dieſe Aehnlichkeit reiche. Und ſo wollen wir den Urheber deſſelben aushören. *)

---

*) Leßings Leben und Nachlaß. Th. 2. S. 243.

2.

„So viel, ſagt er, fängt man ziemlich an zu erkennen, daß dem Menſchen mit der Wiſſenſchaft des Zukünftigen wenig gedient ſey; und die Vernunft hat glücklich genug gegen die thörichte Begierde der Menſchen, ihr Schickſal in dieſem Leben vorauszuwiſſen, geeifert. Wenn wird es ihr gelingen, die Begierde, das Nähere von unſerm Schickſal in jenem Leben zu wiſſen, eben ſo verdächtig zu machen?

„Die Verwirrungen, die jene Begierde angerichtet hat, und welchen, (wie ich am **Oedipus** zeigen kann) durch ſchickliche Erdichtungen des Unvermeidlichen die Alten vorbeugen mußten, ſind groß; aber noch weit größer ſind die, welche aus den andern entſpringen. Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht eben ſo ruhig abwarten, als einen künftigen Tag?

„Dieſer Grund gegen die Aſtrologie iſt ein Grund gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunſt gebe, das Zukünftige zu wiſſen, ſo ſollten wir dieſe Kunſt lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gebe, die uns von jenem Leben ganz ungezweifelt unterrichtete, ſo ſollten wir dieſer Religion lieber kein Gehör geben.“ — —

3.

— Die Religionen wollen wir zuerſt bei Seite ſetzen. Mir iſt keine bekannt, die es ſich zum Zweck nähme, uns die **Wiſſenſchaft** des zukünftigen Zuſtandes, zumal ſeiner äußern Beſchaffenheit nach, **demonſtrativ** zu geben; als Religion will und giebt ſie nur **Hoffnung, Zuverſicht, Glauben.** Eher hat es eine **gewiſſe Philoſophie** gegeben, die ſich anmaaßte, aus der Natur unſrer Seele ſogar Verrichtungen ihres künftigen Daſeyns zu **demonſtri-**

ren. — Doch wir wollen uns durchaus keine Seitenblicke erlauben.

4.

Alſo zuerſt: warum iſts nicht gut, ſein künftiges Schickſal in dieſem Leben vorauszuwiſſen? Wenn es **der Rathſchluß, die Fügung, das Werk der höchſten Weisheit und Güte** ſelbſt iſt, warum nicht? Dieſe zu wiſſen, ſo bald und ganz als möglich, ſollte man glauben, kann nie ſchaden.

5.

Und müßte vielmehr viel helfen. Mit dieſem Schluß der Vorſehung hätten wir ja die **Reiſekarte unſres Lebens** vor uns, und ſähen, wohin eine unſichtbare Macht das Schiff ſteure? wohin es, jetzt und dann, und im Ganzen, die Winde führen? — Oder hätte die himmliſche Weisheit nur mit unſrer Thorheit ein Spiel? Fände ſie es nothwendig, uns als Kinder durchs ganze Leben hindurch mit dem Leben ſelbſt zu **täuſchen?** und lockte uns alle, wie Lehrlinge der **Loge**, mit Geheimniſſen, die gar nicht da ſind? Der Lehrling legte vielleicht ſogleich ſeine Schürze nieder, wenn er im erſten Grad wüßte, was er im letzten erfahren wird, nämlich, daß nichts zu erfahren ſei. — Laſſet uns vom groſſen Sinn und Geiſte der Welt nicht ſo verächtlich denken. Eine fortwährende, ewige Täuſchung oder gefliſſentliche Verblendung iſt ſehr verächtlich und Sinnlos.

6.

Alſo müſſen wir unſer künftiges Schickſal nicht wiſſen **ſollen**, weil wirs nicht wiſſen **können**; weil daſſelbe in ſeinem ganzen Umfange zu überſehen, unſern Kräften durchaus unangemeſſen iſt und ſolche weit überſteiget. Mich dünkt, darin liegt offenbar die Urſache.

7.

Was gehörte nämlich dazu, ſein künftiges Schickſal alſo zu **wiſſen**, daß dieſe Wiſſenſchaft ihren Namen verdiente, mithin uns als ſolche **nützlich** ſeyn könnte? Ungeheuer viel. Ich müßte **mein ganzes Daſeyn** als den Grund meines Schickſals bis auf ſeine tiefſten Urgründe, alle meine Vorfahren hinauf kennen, um mir das Räthſel zu erklären: warum und wie Ich mit ſolchen Kräften und Schwachheiten, Anlagen und Lücken, Trieben und Fehlern da bin? Ich müßte das ganze Univerſum von Umſtänden wiſſen, die auf jene gewirkt haben, die auf mich wirken und wie ein **Briareus** mit Millionen Armen, Fingern, Füßen und Fäden mein Schickſal beſtimmen, lenken und leiten werden. Habe ich zu dieſer Wiſſenſchaft **Kräfte**? habe ich zu Erlangung derſelben in meinem kurzen Leben Zeit? Iſt dies überhaupt dazu eingerichtet? — Auf keine Weiſe. Nicht die Wiſſenſchaft des Zukünftigen und die Spekulation über daſſelbe iſt die Lection meines Lebens, ſondern der **Gebrauch des Gegenwärtigen.** Dazu habe ich Mittel und Kräfte. —

8.

Alſo weiß ich mein zukünftiges Schickſal nicht, weil ich es durchaus nicht wiſſen **kann**, weil mir, es in ſeinen Gründen und in ſeinem Umfange zu kennen, Organe, Mittel, Kräfte fehlen. Hätte ich die, warum ſollte ich, bis in die tiefſte Ewigkeit hinein, das Meiſterwerk der ewigen Weisheit und Güte, ohne allen meinen Schaden, ja gewiß zu meinem höchſten Vortheil nicht wiſſen **dorfen**?

9.

Nur nenne man das keine Wiſſenſchaft, wenn ich **Reſultate** ohne Gründe, **Folgen** ohne Urſache, den **Ausgang** ohne Veranlaſſungen höre. Meiſtens mit einem ſolchen quid pro quo haben ſich die Mährchen beſchäftigt, die uns abſchrecken ſollten, von der Zukunft ja nichts erfahren zu wollen. Mährchen für Kinder! — Freilich, wenn mir ein Orakelſpruch ſagt, daß ich in der Steppe der Tatern ſterben werde, ohne mich zu unterrichten, wie ich die Tatariſche Steppe vermeiden könne, ſo hat es mir nicht viel geſagt; es hat mich verwirret, ſtatt mich zu belehren. Es war aber auch nicht **Wiſſenſchaft** der Zukunft, die mir das Orakel hiemit gab, ſondern ein abgebrochenes **End-Reſultat**, ein Räthſel. Wer mir das Product einer langen mathematiſchen Berechnung ohne Gründe und Glieder derſelben verlegt, hat mir damit noch keine Wiſſenſchaft **des Sazes ſelbſt** gegeben.

10.

Nicht **Das** hat die Aſtrologie verächtlich und lächerlich gemacht, daß ſie ſich mit der Wiſſenſchaft der Zukunft beſchäftigte; ſondern daß ſie ſich mit ihr Grundlos beſchäftigte, daß ſie Wiſſenſchaft derſelben in Combinationen ſuchte, wo ſie nicht zu finden war. Ein Gleiches iſts mit der Chiromantie, Metopoſcopie, mit Auſpicien und Auguralkünſten. Man ſuchte Vorbedeutungen, wo keine ſeyn konnten, und hinterging die Gemüther durch eine **falſche** Wiſſenſchaft, die man für eine wahre hielt oder ausgab.

11.

Müßte aber, weil dieſe falſch war, **jede** Vorausſicht in die Zukunft unwahr, verwegen, ſchädlich und deßhalb verbannenswürdig ſeyn? Gewiß nicht. Die Zukunft iſt eine Tochter der Gegenwart, wie dieſe der Vorzeit. Zwei Sätze liegen vor uns, um den dritten zu folgern. Wer jene beide recht verſtehet, recht anſchaut, und ſodann aus ihnen **richtig** folgert, hat keinen übeln Gebrauch von ſeiner Vernunft gemacht, die eben ja die Fähigkeit iſt, **den Zuſammenhang der Dinge einzuſehen**, und wie Eins im Andern ſteckt, Eins durchs andre wird, zu ſchließen oder zu errathen. *)

---

*) Die Deutſche Sprache mit allen ihren Schweſtern hat ein ſehr ſchickliches Wort, unſern Sinn für die Zukunft zu bezeichnen; Ahnen. Anda

12.

Und was iſt Wiſſenſchaft des Schickſals, ſofern dies in unſerm Geſichtskreiſe liegt, als **Einſicht in die Conſequenz der Dinge**, d. i.

hieß im Gothiſchen ein Geiſt, ein wehender Hauch: (S. Ihre, Wachter, Scherz Gloſſarien) und es möge nun ſeyn, daß der Geiſt der Zukunft auf uns, oder unſer Geiſt auf die Zukunft hinauswirke, in beiden Fällen iſt der Ausdruck angemeſſen und treffend. Wahrſcheinlich ſagte man zuerſt als ein Imperſonal **mir ahnets!** gleichſam eine halbleidende Wirkung zu bezeichnen, wie man ſagt: **mich verdrießt es, mich ſchaudert** u. ſ. Aus dieſem Ausdruck: **meinem Geiſt, meinem Herzen ahnet Gutes oder Böſes** entſtand die ſpätere active Formel: **mein Geiſt ahnet die Zukunft.** Beide Ausdrücke zeigen etwas Großes, Schweres, Dunkles an, das vor uns liegt, und wir mit einem hellen Blick nicht zu durchdringen, zu umfaſſen vermögen. Um ſo mächtiger aber wirkt auf uns dieſe verworrene, viel umfaſſende Erkenntniß. — Dem Ahnen ſteht ein was, der Sache ſelbſt und älteren Erfahrungen nach, jede Begebenheit mit ſich bringe und hinter ſich führe. Die Vernunft kann ſich an nichts Wichtigerm nützlicher üben als an dieſem Verbin-

---

Wort von ganz anderm Sinn zur Seite Ahnden, d. i. zürnend verweiſen, rächen und ſtrafen. Es iſt nicht zu läugnen, daß das letzte das erſte beinahe verdrängt hat, und daß manche es faſt für Ziererei halten, ſtatt Ahndung, Ahnung zu gebrauchen; indeſſen iſt dieſes (Ahnung, Ahnen) in den meiſten Dialekten Uraltersher und in der gemeinen Sprache das wahre. Warum ſollte man nicht alſo, bei ſo verſchiednem Sinn, auch die Worte beſtimmt unterſcheiden? wie man es gegen ein verwirrendes quid pro quo in mehreren Fällen gethan hat. Auch das für und vor war bei den Alten nicht unterſchieden; man hat ſich aber, weil es die Logik der Sprache fordert, über ihren Unterſchied einverſtanden; warum ſollte man es nicht auch bei den Wörtern Ahnen (die Zukunft dunkel vorausempfinden) und Ahnden (rächend ſtrafen) thun dörfen?

den und Trennen der Begebenheiten mit ihren Wirkungen und Folgen. Eine Fertigkeit hierin macht den **praktiſchen Verſtand**, ein tieferer durchdringender Blick macht jene **höhere Klugheit** ausgezeichneter Menſchen, die, vom gemeinen Haufen oft verkannt und verſpottet, deſto ernſter ſich durch **die That ſelbſt** in der **unabwendbaren Folgezeit** rächet. Thiere erwarten den folgenden, wie den heutigen Tag Sinnlos; der leidenſchaftliche Pöbel hängt ſchwer am jetzigen Augenblick und ſtößt in ſeinem Wahn den morgenden Tag mit Gewalt zurück, blos weil er den eiſernen Fuß deſſelben auf ſeinem Nacken noch nicht fühlet. Der Weiſe erwartet zwar ruhig den kommenden Tag, nicht aber ohne gewonnene **Vorſicht**, wie dieſer Tag etwa ſeyn möchte.

13.

Hierin beſteht die ganze **Haushaltung unſres Lebens.** Wie Tages- und Jahreszeiten ketten ſich unſre Lebenszeiten; ja ſie erwachſen aus einander, bauen auf einander; jede findet ihren Grund in der andern. Daher ſo viele Lehren der Alten von dieſer **Vorausſicht in die Zukunft**, als einer Erzieherinn und Fortleiterinn durchs Menſchenleben, jedoch mit der weiſen Beſchränkung, **nie zu viel, nie zu früh**, nie etwas wiſſen zu wollen, **was für uns nicht gehöret.**

14.

Und hiemit treffen wir auf das **Pünktchen der Waage.** Thöricht iſts, ſich um das zu bekümmern, was wir nicht wiſſen können; träge und verdroſſen wäre es, ſich um das nicht bekümmern zu wollen, was uns von der Zukunft zu wiſſen **noth iſt**, was ſich von ihr mit der Gegenwart aus der Vergangenheit uns gleichſam aufdringet, was wir uns ſelbſt nur mühſam verhehlen. **Unſer innerer Sinn**, ſagten die Griechen, **ſpricht mit den Göttern**, und iſt

Weiſſager der Zukunft. Recht und beſcheiden auch von künftigen Dingen zu urtheilen, hielten ſie für die ſchönſte Gabe der Himmliſchen, die ſterblichen Menſchen zu Theil werden könne, und ſtellten beide Abweichungen, den zu kühnen Vorblick ſowohl, als den zu trägen Gang der Menſchen auf ihrem Wege, in das gehörige Licht. *)

15.

Sehr belehrend hierüber iſt das **Theater der Griechen**, eine Schule der Weisheit über die **Wiſſenſchaft und Dunkelheit des Schickſals.** Mächtig iſt die Schickung und unentweichlich; eine heilige Nothwendigkeit, der man gehorchen muß, die auch dem oberſten Gott gebietet. Ganz unſchuldig aber leidet unter ihr niemand. Wo

---

*) Θεος εϛι τοις χρηϛοις αει
Ο νους αῤ ως εοικε· τοις σοφωτατοις.
— Τους θεους εχων τις αν
Φιλους αριϛην μαντικην εχοι' δομοις. U. a.

auf Jemanden eine Schuld ruhet, da wütet Er gegen das Schickſal und, indem er ihm entgehn will, reißt verblendet er es zu ſich hernieder. Sowohl der zu weit ſehen will, als der ſich verhärtet, das was vor ihm liegt, nicht ſehen zu wollen, iſt ſein und der Götter Feind. Sie warnen, ehe ſie ſtrafen. Jeder trägt in ſich geſchrieben ſeine Beſtimmung. So ſprach, dies zeigte das griechiſche Theater.

16.

Und ſo iſt es. Wir tragen die **Nemeſis** in uns. Jeder **weiß**, was er aus ſeinem vorigen **Leben** für Schuld und Vernachläßigung auf ſich geladen, was er zu büßen, zu vergüten, einzuholen, zu tilgen, oft nur mit ſeinem Untergange zu tilgen habe. Die Laſt der Zukunft liegt unabwendbar auf ihm. — — Ein Grieche z. B. würde es für eine vom Schickſal ſelbſt geſandte Verblendung gehalten haben, wenn ein Zeitalter die Fehler, die Laſter, die Gräuel nicht ſieht und ſehen will, die auf einer Verfaſſung, auf einem Geſchlecht, auf einem Zuſtande von Sitten und Charakteren, als eine **der Zukunft zu verrechnende Schuldenlaſt** drückend liegen. Der Schuldherr kommt, er kommt gewiß, ein unerbittlicher Foderer und ſtrenger Vergelter. —— Auch, glaube ich, müße eine Zeit erſcheinen, da dieſe Geſetze des politiſch-moraliſchen Rechts und Unrechts dem Menſchenverſtande ſo licht und klar verliegen, als die Geſetze des phyſiſchen Drucks und Gegendrucks oder der natürlichen Schwere. Es muß eine Zeit kommen, da es eine **Wiſſenſchaft der Zukunft** wie der Vergangenheit giebt, da Kraft dieſer Wiſſenſchaft die edelſten Menſchen ſo gut für die Nachwelt als für ſich rechnen: denn Eins wird durch das andre geſtraft und belohnet. Aus der Aſtrologie und Chiromantie wird ſich dieſe Wiſſenſchaft der Zukunft nicht herſchreiben; ſie hat ſchon ihren Namen, **Phyſiokratie** im reinſten höchſten Verſtande, **Ethomantie** der Menſchheit, die große **Nemeſis der Zeiten**, die in den Buſen blickt und das Rad wendet. *) — —

17.

Die Anwendung dieſer Säze auf unſer Schickſal **nach dem Tode** iſt leicht und treffend. Auch hier giebt es einen Theil der Zukunft, um welchen Niemand ſich bekümmern darf und ſoll, weil er durchaus ſeine Faſſungskraft überſteigt und außer ſeinem Geſichtskreiſe liegt; ich meine die **phyſiſche Welt**, die unſern Zuſtand nach dem Tode ausmacht, oder bereitet. Es giebt aber auch eine andere Wiſſenſchaft der Zukunft, der Niemand entfliehen darf und ſoll; es iſt die **Gerechtigkeit**, die ernſte und dankbare **Wiedervergeltung**, die uns am Ende der Laufbahn erwartet, und die, (wir wollen oder nicht,) uns fortbegleitet.

---

*) Phyſiokratie heißt Kenntniß der Geſeze der Natur und ihrer Haushaltung: Ethomantie heißt Vorausſehen der Zukunft aus Sitten und Handlungen: Nemeſis, die Göttinn, die allen Uebermuth bemerkt und ihn ahndet.

18.

Wer im mindſten auf die Veranſtaltungen gemerkt hat, mit denen die Natur in dieſem Leben ein **werdendes** Geſchöpf ins Leben fördert, und es darin empfängt, würde ſich für den ärgſten Thoren halten, wenn er auf die Veranſtaltungen der Natur zum Empfang in ein anderes Leben nur rathen wollte. Hätte ein Menſch die Naturgeſetze der Erzeugung, Geburt und Fortpflanzung der Weſen von der Pflanze an bis zum Menſchen hinauf nicht vor ſich und ſollte ſie a priori errathen; welches Geſetz würde er errathen? Würde ihm der von der Natur genommene Gang nicht vielmehr unglaublich ſcheinen? Und doch iſt in der phyſiſchen Natur dies der merkbarſte aller Triebe, auf den alles angelegt iſt, dem alles dienet; denn eben Er iſts, der das Kreisrad der Schöpfung im Gange erhält und die Welt vor dem Tode bewahret. Ins Reich der inneren Kräfte, ins eigentliche **Diſpenſatorium des Lebens** zu dringen iſt keinem Sterblichen gelungen; es wird ihm auch nie gelingen, da die Schranken unſrer Organe uns deutlich vorſtehn. — Wie thöricht: verlohren wäre alſo jeder Gedanke, der die **Geburt der Seelen** in eine andre Welt auch nur Traumweiſe beſchreiben wollte! Die ſcharfſinnigſten Köpfe, die ſich hiemit abgaben, auf wie kindiſche Einbildungen ſind ſie gerathen! Der uns ungefragt hiehergebracht und für das Werden in dieſe Welt einen ſo unerwarteten Plan erſonnen hat, wird uns auch in eine andre Welt hinüber zu fördern wiſſen, wenn er unſer bedarf. Was wiſſen wir? Das uns empfangende Medium kann bereit ſeyn, ſobald ſich unſer Auge ſchließt, und die Kräfte der Natur ſind ſich allenthalben allgenugſam. — Wir dörfen für ſie nicht meſſen und zählen.

19.

Aber, **wie** wir hinübergehen? die **Nemeſis** in unſerm Herzen, die mit uns geht, ſie ſtellet die Frage. Denn wenn Bewußtſeyn nicht mit uns ginge, ſo lohnte es der Frage gar nicht; wir hätten ſodann das Schickſal des zerſplitterten Steins, der verweheten Aſche. Wenn alſo vom zukünftigen Leben geredet werden ſoll, müſſen wirs als **Fortleitung und Reſultat**, als die umgekehrte Blattſeite **dieſes Lebens** betrachten; und ſo kann es wohl nicht gleichgültig ſeyn, was wir hier in unſer Buch ſchrieben? welchen Lebensſchwangern Keim der Zukunft wir mit uns nehmen? In einem Augenblick zu einer entgegengeſetzten Natur verändert zu werden, kann niemand erwarten.

20.

Alſo nehmen wir, wenn ſich der Faden fortſpinnet, uns **wie wir ſind** hinüber, und der

Einſchlag der Zukunft geſchieht in und nach dem Gewebe, das wir mit uns brachten.

21.

Mithin Schuldlos und heiter von dannen zu gehn, keinen Ankläger und Rächer im Buſen mit ſich zu tragen, müßte jedes Vernünftigen Wunſch und Beſtreben ſeyn, geſetzt ſogar, daß er ſich mit ſeinem Beſtreben täuſchte. Er iſt nicht getäuſcht; er hat den höchſten Wunſch erreicht, der in ſeiner Laufbahn zu erreichen war; er ſteht mit heiterm Blick und Zurückblick als Sieger ruhig am Ziele.

22.

Glaube eines zukünftigen Lebens iſt alſo der Menſchheit nothwendig, ja ich möchte ſagen, natürlich. **Nothwendig,** damit ſie nicht unter ſich ſinke, und in Verzweiflung oder in Gräueln, die ſelbſt die ärgſte Verzweiflung ſind, ärger als ein Thier werde. Wir haben in unſrer Zeit den ſchauderhaften Anblick erlebt, da

Menſchen im Taumel wütender Leidenſchaften zu dem brutalen Evangelium die Zuflucht nahmen, daß, aus dem Nichts gekommen, ſie jetzt, mit Blut und Schande bedeckt, ins Nichts zurückeilten. Nach allen Ungerechtigkeiten und Quaalen, die ſie ihren Mitbürgern zugefügt hatten, ließen ſie ihnen nichts als einen ſchändlichen Leichnam. — Bei dieſen Auftritten hat, dünkt mich, ſelbſt der Ungläubige einſehen gelernt, wie nothwendig dem Menſchengeſchlecht **Glaube an eine fortgehende Zukunft** ſei, ſelbſt ſogar den Fall geſetzt, daß dieſe nicht vorhanden wäre.

23.

Und daß ſie **nicht** vorhanden ſey, iſt dem Menſchen nicht nur unerweislich, ſondern faſt undenkbar. Es iſt ihm **natürlich**, ſich **fortzudenken** in ſeinen Wirkungen und Kräften. Die Vorſtellung, daß alles an ihm, wie ſein Körper, von Würmern zernagt oder ins Wüſte verſplittert werde, iſt ein Ungedanke, der uns die ganze Schöpfung zu einem unzuſammenhangenden Traum macht, indem er ihr die ſchönſte **Haltung, die auf Geſetzen der Geiſterwelt, in fortdenkenden, gütig wirkenden Weſen beruht,** raubet. Dies lebendige Fortwirken iſt dem Menſchen ein ſo natürlicher Glaube, daß auch die roheſten Völker an ihm, als an einem **Naturglauben,** hingen, und ihn ſich, jedes auf ſeine Weiſe, zu ſeiner Selbſtbefriedigung ausbildeten und ausſchmückten. Ein freches Syſtem der Vernichtung im Tode iſt nur für Wüſtlinge, Räuber und Mörder, die aufs eigentlichſte **in den Tag hinein** leben, eine erwünſchte Predigt.

24.

Ich weiß wohl, daß das Bekümmern um die Ewigkeit hie und da viel Schaden gebracht hat; warum aber ward es ſchädlich? Weil es **außer der Regel** geſchah, die uns Vernunft und die Sache ſelbſt vorzeichnen. Die **Gerechtigkeit,** die große **Conſequenz der Dinge** auch im letzten Augenblick iſt dieſe Regel; wer ſie wegdrängt oder ihr Richtmaas menſchlicher Handlungen krümmet, kann und wird die beſte Sache am frechſten mißbrauchen.

25.

Wenn man Einerſeits in bildlichen Träumereien jenſeit des Grabes ſich verlohr und darüber den Gebrauch **dieſes** Lebens vergaß, durch welchen man ſich doch allein den Gebrauch einer Folgezukunft verſchaffen konnte: ſo zerbrach man offenbar der großen **Conſequenz** Richtmaas. Man ſetzte den Kegel auf den Kopf und wollte ernten, ſtatt daß man ſäen ſollte, um einſt zu ernten. Nicht Wiſſenſchaft war dies, ſondern hohle Träumerei und ein thörichtes **Vorausnehmen** der Zukunft. —

26.

Wenn anderſeits der Glaube eines zukünftigen Lebens ſogar ſchändlich gemißbraucht ward, indem man die unerbittliche Gerechtigkeit zu beſtechen ſuchte, dem Verbrecher am Rande ſeines Lebens Schenkungen abdrang oder andre elende Verſöhnungsmittel anpries, den Unglücklichen hingegen unter der unverſchuldeten Laſt dieſes Lebens erliegen ließ, mit dem Troſt: „dort leideſt du nicht mehr! dulde nur noch etwas unter der Hyäne Zähnen! es iſt bald vorüber! Aber die Hyäne geht dir auch dort vor. Sie hat geſchenket!„ — ſo erſchrickt jeder Rechtſchaffene vor ſolcher ſchändlichen Anwendung. — Was überhaupt bliebe heilig, wenn Vernunft und Moral einmal verletzt ſind, und man ihre Regel, ſelbſt im letzten entſcheidenden Augenblick zu verkehren ſich nicht erblödet?

27.

Gegen die Religion ſelbſt laßt uns dieſer ſchändlichen Misbräuche wegen keinen Grell hegen; ſie verdammet ſolche als Misbräuche, und ſtellet die **Gerechtigkeit** ſelbſt ans Grab hin als Glauben.

28.

Glaube muß die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode allein bleiben; demonſtrirte Wiſſenſchaft kann ſie nie werden. **Glaube** iſt ihr Maas, mit welchem ſie auch am froheſten, am unſchädlichſten wirket. Hat es nicht Thoren gegeben, die, weil ſie über den hoffenden Glauben hinausſchritten und eine **philoſophiſch-demonſtrirte Gewißheit** dieſer Lehre zu haben vorgaben, die Bürde dieſes Lebens ſelbſt abwarfen, und ſich damit dem Genuß deſſen, was ſie ſich hier erſt ſtandhaft erwerben ſollten, ſelbſt entnahmen? **Glaube** iſts, was für das Volk gehöret; und im ruhigen ſowohl als wirſamen Genuß des Lebens, ja im letzten Augenblick ſollen wir alle **Volk** ſeyn, und uns nicht mit Grübeleien plagen. Haben wir zu überlegen nicht Zeit genug gehabt? Wollten wir, junge **Catonen**, das Büchlein in der Hand, erſt in der letzten Stunde anfangen zu überlegen? Lebe jeder, wie er ſoll; im Tode überlaſſe er ſich zutrauend der Vorſehung, die ihn hieher gebracht und ſo manche Anſtalt auf ihn vorbereitet hatte; ſie wird dieſe auch dort getroffen haben und ihn ſicheren Schrittes leiten. Dem mit Schwären überdeckten Verbrecher aber reiche man keine falſche Pflaſter; wo möglich, gehe er vor den Augen der ganzen Welt als ein Verbrecher hinüber. Sein innerſtes Bewußtſeyn in dieſem Augenblick zum Kuppler zu machen, iſt Hochverrath gegen die Menſchheit.

29.

Ohne Religion kann die Menſchheit nicht ſeyn. Schon das **Unendliche**, das uns vor- und rückwärts umgiebt, das wir mit Gedanken ſo wenig als mit unſern Händen umfaſſen können, und in welchem wir doch allenthalben Geſetze und eine **Organiſation** wahrnehmen, die uns in das ſüßeſte Erſtaunen ſetzt, — ſchon dies **Unendliche, Weiſe, Gütige** gebeut uns **Religion**, d. i. Verehrung, Scheu, Dank und Zutrauen zu dem großen Unnennbaren, der dieſe Organiſationen bildete, dieſe Geſetze feſtſtellte. Die **Regel des Rechts** in unſrer Bruſt ſchließet uns noch veſter an ihn; denn ſie iſt ſeine, ſie iſt des **moraliſchen Weltalls** Regel. Der Gedanke endlich, daß wir ganz, wie wir ſind, **ihm angehören, ewig angehören,** und daß was er uns jetzt ſeyn ließ, wahrſcheinlich nur ein Unterpfand deſſen ſei, was wir fortgehend unter ſeiner Führung ſeyn können und ſeyn werden, dieſer zutrauende Glaube macht uns von ſeiner Huld gleichſam unabtrennlich. Lieber alſo **glauben**, als wiſſen! Da wir ſehen, daß und warum wir eine Unendlichkeit, die vor uns liegt, nicht **überſehen** können; ſo wollen wir rechtſchaffen=ſtrebend, mit Liebe zutrauend fortgehen und **glauben.**

30.

Der chriſtlichen Religion **endlich**, wie ihr Stifter ſie lehrte, ſollte hiebei gar kein Vorwurf gemacht werden; ſie beſchäftigt ſich am wenigſten mit Träumereien und Bekümmerniſſen über den Zuſtand nach dem Tode. Vielmehr ſtellt ſie uns **hier auf Erden** einen großen Bau vor Augen, an welchem alle Zeitalter hindurch gearbeitet werden ſoll, bis **Der wiederkommt, der den Lohn austheilet.** Wer an dieſem moraliſchen Bau der Menſchheit thätigen Antheil nimmt, hat etwas anders zu thun, als über die Ewigkeit träumen.

V.

Ueber

Wiſſen, Ahnen, Wünſchen, Hoffen und Glauben.

Noch einige Worte über **Wiſſen**, **Ahnen**, **Wünſchen**, **Hoffen** und **Glauben** der Zukunft.

1. **Wiſſenſchaft der Zukunft** ſchließt einen klar überſehenen Zuſammenhang von Urſachen und Folgen, von Wirkungen und Erfolgen in ſich; ſie iſt alſo, auch in einem von Menſchen überſehbaren Kreiſe nur **wenigen** gegeben. Dieſe wenigen genießen ſie, pralen ſelten damit; ſind aber durch ſie auch im Unfall froh und han-

deln ſehr behutſam, ſehr ſicher. Eine ſolche Wiſſenſchaft ſollte man hervorzutreten nicht abſchrecken, ſondern auf alle Weiſe aufmuntern. Sollen über allgemeine Begebenheiten der Natur allein die Raben ſchreyen? warum ſoll nicht auch der weiſſagende Schwan des Apolls ſeine Stimme erheben und ein Lied ſingen **von dem, was ſeyn wird, weil das Jetzige ſo iſt und das Vorige ſo war.** Entweder iſt alle unſer, Studium der Geſchichte, Statiſtik und Philoſophie nichts; oder es giebt eine ſolche Wiſſenſchenſchaft der nächſten und einer fernern Zukunft, ſo weit ſie uns angeht. Mag der große Haufe ſie verachten, mögen leidenſchaftliche Menſchen über ſie wegſpringen, Genien über ſie hinfliegen; für denkende, ruhige Seelen iſt ſie wenigſtens ein **Witterungskalender,** eine **Philoſophie der wandelbaren Naturerſcheinungen, der Meteore.** Aus ältern, mittleren und neueren Zeiten ließe ſich eine ſchöne Anzahl Prophezeiungen dieſer Art ſammlen, die den [illegible] wecken und ſein Urtheil über die Gegenwart ſchärfen. Wir wollen nicht mit dem Dichter wünſchen:

— Ueber das Schickſal
Ihrer Zukunft ſei durchaus der Menſchen
Gemüth **blind**,
Daß den Fürchtenden doch noch Hoffnung
bleibe —*)

denn die Hoffnung, die aus Gründen erwächſt, iſt allein eine ſichere Hoffnung. Daß aber die Bodenloſe **Erwartung** ſo wie die ungegründete **Furcht** aus den Gemüthern der Menſchen verſcheucht werde, gereicht zu ihrem größeſten Vortheil. So lange ſie den **Zuſammenhang der Dinge**

leges et foedera rerum

kennen lernen zu wollen nicht geneigt ſind, ſchaltet durch ihre eigne Schuld das Schickſal mit ih-

---

*) Sit caeca futuri
Mens hominum fati; liceat ſperare timenti.
Lucan. II. 14. 15.

nen, wie mit **Thieren.** — Nur Gründe muß eine ſolche Wiſſenſchaft vorlegen, keine Orakelſprüche und Räthſel; damit jeder die Gründe unterſuche und die daher gezogenen Schlüſſe prüfe.

2. **Ahnung der Zukunft** iſt ein dunkles Gefühl; und je dunkler es iſt, oft um ſo mächtiger, ſo ſtärker. Zuweilen iſts eine Krankheit: alsdann wird der Arzt ſowenig als der Philoſoph, Freund und Beichtvater dies **Symptom eines kranken Gemüths** verachten; vielmehr wird jeder in ſeiner Art den lehrreichen Wink ſolcher Ahnung, als eines **Selbſtbekenntniſſes**, zur Heilung des Kranken gebrauchen. Sie werden darin wie in einem Traumbuch wenn nicht die Zukunft ſo die verhüllete Gegenwart und Vergangenheit des Leidenden leſen. — Sonſt aber iſts eines Jeden Pflicht, Ahnungen, die ihm aufſtoßen oder die ihn ſtille begleiten, anzuhalten, zu befragen und wo möglich in **helle Gedanken** zu verwandeln. Oefter als man denkt iſt dieſes

möglich, indem meiſtens nur unſre Schläfrigkeit daran ſchuld iſt, daß wir träumend **ahnen**, ſtatt wachend **vorauszuſehn**, ja an dem dunkeln Voreinpfinden ſogar ein Vergnügen finden. Thiere leitet der Trieb; und auch den Menſchen leitet er da, wo er nur Thier ſeyn darf. Wo er als Menſch handeln ſoll, wird ſich die warnende oder aufmunternde Ahnung ihm in eine hellere Stimme verwandeln, ſobald er ſein eignes Gemüth zu fragen weiß." Statt caeca futuri könnten wir ſagen: hominum mens plena futuri; es ſchlafen in uns weiſſagende Kräfte und Geiſter.

3. **Wünſche**, ſagt man, fliegen in die Luft, oft gar in den Mond; wenn ſie indeß **reife Früchte unſrer Erfahrungen** ſind, warum ſollten ſie nicht auch auf unſrer Erde zuweilen ein ihnen gedeihliches gutes Land finden? Ein beſcheidenes Gemüth wünſcht wenig; ſeiner eignen Ruhe wegen beſchneidet es der fernhin flatternden Phantaſie die Flügel, und mag nicht gern **außer**

ſich ſelbſt wohnen. Die Wünſche aber, die es in dieſer ruhigen Einſamkeit erwärmend ausbrütet, werden um ſo gewiſſere, erfreulichere Boten der Zukunft. Alle wiſſen wir: „Eine Schwalbe führet den Sommer nicht herbei;„ aber es kommen mehrere Schwalben, die Nachtigall kommt — o kein Wunſch, keine Schaar von Wünſchen verſtändiger, edler Gemüther war je ganz verlohren! Sie laden die Zukunft ein, ſie zwingen ſie ſanft herbei, ſie wallen ihr fröhlich entgegen. Es giebt gewiſſe edlere Seelen, die nur **wünſchen** ſollten; der Dämon der Zukunft ſteht unſichtbar da, ihre Wünſche in ſein Buch einzuzeichnen und zu ſeiner Zeit zu gewähren. Was ſchadets, daß ſie ſelbſt ſodann ihres erfüllten Wunſches nicht mitgenießen? ſie genoſſen ihn wünſchend; ihre ſchöne Seele iſt im Buch des Genius mit eingezeichnet.

4. **Hoffnungen** ſind meiſtens reich ausſtaffirte Bräute der Zukunft; die Braut ſelbſt aber legt gern ihren entbehrlichen Schmuck ab und iſt

im leichteren Hausgewande munter geſchäftig. Es iſt unläugbar, daß wir mittelſt ſüßer Hoffnungen das Leben hindurch gelockt und gewiſſermaaſſe getäuſcht werden: denn ſelten giebt die Wirklichkeit Das ganz und rein und lange, was die Mahlerinn Hoffnung ſich vorſpiegelte. Der Kreis unſrer Ideen fodert dies, und die Natur konnte nicht anders. Hoffend umfaſſen wir das **ganze** Bild der Zukunft; Tage, Monathe, Jahre trennen es, löſen es raſch oder leiſe von einander; da entflieht der Zauber. Hoffend bereiteten wir die Speiſe nur für uns ſelbſt, ganz nach unſerm Gaum; es giebt aber auch andre, die miteſſen und mitbereiten, nach ihrem Gaume. Hoffend genoſſen wir auf Einmal Jahre, Zeiten, Ewigkeiten, ein ganzes Daſeyn; die Zukunft führt uns durch dieſe Scenen langſam hindurch, und kann auf einmal nicht alles geben, damit ſie noch etwas zu geben habe. Selbſt, glaube ich, das ewige Leben wird nur Stufenweiſe genoſſen werden, nicht ſo auf einmal, wie es ſich z. B. zu ſeiner Anfeurung und Erhebung der ſterbende Märtyrer dachte. Ihm war dieſe umfaſſende Vorſtellung nothwendig und gut; man kann ſie auch keinen Trug nennen, wenn ſie ſich, zwar nicht auf Einmal, aber doch allmälich realiſiret. So mit allen Hoffnungen. Sie geben den vollen Akkord an, damit er ſich nachher breche und in unerwartet ſanfte Gänge der Melodie auflöſe. Ich bin alſo nicht der Meinung jener Philoſophen, die die Hoffnung aus der Welt verbannt wiſſen wollten; der Einrichtung unſerer Natur nach iſt ſie uns eine unentbehrliche Leiterinn durchs Leben, und gewiß giebts Menſchen, die ſagen können, **daß ſie nie ganz vergebens gehoffet haben:** dies müßte eigentlich nur der Thor ſagen. Nur laſſe man ſichs gefallen, daß uns die Rechnung nicht immer in ganzen Stücken und auf einmal, ſondern abſchläglich und auch in Münze bezahlt werde. Die Zinſen der Verzögerung kommen dabei gewiß in Anſchlag.

5. **Glaube** endlich iſt weder **Wiſſen**, noch **Ahnen**, weder ein bloßes **Hoffen** noch **Wünſchen**; er iſt eine ſtille **Zuverſicht des Unſichtbaren** nach dem Maasſtabe des Sichtbaren; nach der Analogie des Gegenwärtigen und Vergangenen ein **Ergreifen der Zukunft.** — Glaube iſt ein Reſultat unſerer Erfahrungen, ſie alle gleichſam und den ganzen Lauf der Dinge in Eine Formel gebracht und dem Gemüth einverleibet. So bauen wir auf die Natur, trauen ihr nicht zu, daß ſie uns betrüge und handeln in dieſem Glauben. So trauen wir unſern Sinnen und der belebten Natur, ſofern ſie innere Kräfte äußert; ſo den Zügen des Geſichts, der Rede des Menſchen. Niemanden iſt dabei unterſagt, in einzelnen Fällen zu unterſuchen, zu prüfen, zu zweifeln; den ganzen Glauben an die **Zuverläßigkeit der in allen ihren Wirkungen wahren, in der ganzen Folge ihrer Wirkungen conſequenten Natur** hebt dieſer Zweifel nicht

auf, vielmehr beveſtigt er ihn und ſichert jene Wahrheit, auf die wir ganz Truglos gern fortbauen möchten. Niemand alſo ſollte das Wort **glauben** blind verſchwärzen und verläumden, da Glaube die Baſis aller unſrer Urtheile, unſres Erkennens, Handelns und Genießens iſt; im Namen der Welt ſollte man ſich freuen, daß es einen ſichern veſten Glauben **an die Natur und an die Conſequenz der Dinge** gebe. Auch das geiſtige Leben eines Menſchen gewähret eine ſolche **ſtille Gewißheit**, in der man, ſelbſt über das Grab hinaus, ruhig hinſiehet, und die ewigen Kräfte nicht in dieſen engen Zeitraum, die ewige Waage des Rechts und Unrechts nicht von der engen Sphäre unſrer Sichtbarkeit umſchloſſen **glaubet.**

VI.

Ueber die Legende.

Der Name **Legende** hat ſeit der Reformation ſeine Würde ſo ſehr verlohren, daß man ihn in einem froſtigen Wortſpiel (Lügende) der **Lüge** für gleichlautend hält, und nur ein einfältiges, von Kindern und Weibern geglaubtes Mährchen mit ihm bezeichnet. Einſt war dies nicht alſo. **Legende** hieß das Buch, das die Summe deſſen umfaßte, was nicht nur durchs ganze Jahr hin dem Volk öffentlich vorgeleſen, ſondern auch zu ſeiner häuslichen Erbauung faſt einzig in die Hand gegeben ward. *) Und da

---

*) *Legenda*, *legendarius*, liber acta Sanctorum per anni totius circulum digeſta continens, ſic dictus, quia certis diebus *legenda* in eccleſia et

dies inſonderheit **Leben der Heiligen** waren, auch allem, was man damals ſchrieb, der Ton der Andacht und des Wunderbaren anhing, ſo iſt der Name Legende vorzüglich der **wunderbar-frommen Erzählung**, d. i. Lebensbeſchreibungen und Geſchichten, die durch das, was **Andacht** vermöge, zur Nachfolge reizen ſollten, geblieben. Nebſt den Ritterbüchern, faſſen ſie alſo, nach dem Geiſt damaliger Zeit, die **Blüthe und Blume menſchlicher Ausbildung** in ſich; die Ritterbücher für den Mann von Geburt, die Legenden für den andächtigen tugendhaften Menſchen, welches Standes er auch ſeyn mochte.

Aber der Geiſt der Zeit ſchwebt vorüber. Die Ritterbücher ſanken, und die Legenden ſanken ihnen nach. Was einſt **Legende**, d. i. nothwen-

---

in ſacris ſynaxibus deſignabantur a moderatore Chori; vnde a Graecis *συναξαρια* appellantur. *Du Fresne* Gloſſ.

dig zu leſen hieß, ward in andern Zeiten kaum **lesbar** gefunden; es ward verſpottet und verachtet.

Dreierlei warf man den Legenden vor, und keins mit Unrecht. Sie fehlen, ſagte man, **gegen die hiſtoriſche Wahrheit, gegen echte Moral, den Zweck der Menſchheit**, endlich gegen die Regeln **einer guten Einkleitung und Schreibart.**

I.

Wahrheit der Legenden.

Daß ſie gegen die **hiſtoriſche Wahrheit** oft und viel anſtoßen, ja daß ſie überhaupt als Dokumente der Geſchichte mit großer Vorſicht zu gebrauchen ſeyn, werden ſie ſelbſt nicht abläugnen wollen: denn die wenigſten ſind dazu geſchrieben. Als **Erbauungsſchriften**, als Tugend-

und Andachtbilder ſind ſie da, zu Erweckung ähnlicher Tugend, ähnlicher Andacht. **Was** hierzu den meiſten Eindruck machen konnte und **wie es** ihn machen konnte; das ward geſchrieben. Vielen Legenden bricht man, wenn ich ſo ſagen darf, den Rücken, wenn man ſie zu hiſtoriſchen Dokumenten ängſtlich geſtaltet.

Denn woher waren dieſe Legenden genommen? Aus dem Munde der Erzählenden, meiſtens andächtiger Jünger und Jüngerinnen; oder aus einzelnen Aufſätzen, ſelten des Verſtorbenen ſelbſt, meiſtens ſeiner Freunde. Alle dieſe ſprachen und ſchrieben nach Einer Regel, zu Einem Zweck ihres nächſten Kreiſes, und des Geiſtes ihrer Zeit. Zur Erbauung ſprachen und ſchrieben ſie; nicht als vor Gericht geſtellte Zeugen. Ueberhaupt iſt über die Glaubwürdigkeit der Geſchichte, und deſſen, was man in verſchiednen Zeiten, unter verſchiednen Völkern **Glaubwürdig** nannte, beinahe noch nichts Haltbares geſchrieben; und die **Legende der mittleren Zeiten**, ſo unentbehrlich ſie der Geſchichte iſt, hat außer einigen Franzöſiſchen Kritikern, wenig Bearbeiter gefunden. Wie billig, bewarben ſich die Proteſtanten nach der Reformation wenig anders, als Streitweiſe um ſie; die Erzkatholiſchen Länder blieben im Glauben an die Legende, als an eine geſchriebene **Tradition**; und die wenigen Unterſucher wußten und kannten ihre Schranken. Eine **vollſtändige Kritik der Chroniken und Legenden mittlerer Zeit**, unpartheilich und ehrſam, geſchrieben für jeden und für keinen Cultus, auf den Knieen der Wahrheit geſchrieben und von ihr ſelbſt dictirt, gehört noch unter die guten Wünſche.

Und doch wäre ſie, was das Wunderbare anlangt, ſo ſchwer zu ſchreiben eben nicht; das Wunderbare der mittleren Zeit hat ſeine ſehr enge Topik. Aus der bibliſchen Geſchichte und aus National-Traditionen, aus Einbildungen der

Völker entſproſſen, unter denen und für die es gedacht ward, führet es ſeine Quelle wie ſeine Bedeutung gleichſam mit ſich. Da es auf das Volk wirken ſollte, ſo kann es leicht verſtanden werden; und da der Klerus weder zur Kunſt, noch überhaupt ſehr Kunſtreich dieſe wunderbaren Erzählungen formte, ſo iſt auch ihre Form nichts weniger als incommenſurabel. Wer die Bibel geleſen und die Volksdenkart der Zeit und Gegend, für die erzählt wurde, ſich bekannt gemacht hat, verſteht die Bedeutung des Wunderbaren ſo einfach, als Der ſie verſtand, von dem die Legende redet.

Dieſem Frommen z. B. lieſſen ſich Stimmen vom Himmel hören. Wer hörte dieſe Stimmen nicht in ſeinem Herzen? wenn ſie gleich das Ohr nicht vernahm; ſobald ihr Inhalt nur himmliſch, d. i. aufmunternd und erquickend iſt. Einem andern ſangen unſichtbare Chöre; dieſem erſchien ſein Schutzgeiſt und ſprach mit ihm, warnend, belehrend, tröſtend. Jenem Rechtſchaffenen glänzte ſein Antlitz vor Gericht, im Gebet, gegen Verläumder und Böſewichter, bei einer frohen Wohlthat, bei einer großmüthig-ſtillen Verzeihung, im Tode, nach dem Tode. Wem ſind nicht ähnliche Eindrücke aus dem Leben, aus der Erzählung eng-umfangener Menſchen bekannt? Dem Einſamen z. B. ſchweben Töne, bleibende Töne im Ohr; ſie kommen in Stunden der Niedergeſchlagenheit, den Geiſt erhebend, als Freunde wieder. Siehe da die himmliſchen **Stimmen** und **Chöre.** Aus Beiſpielen iſt bekannt, daß eine ſtarke Einbildungskraft das Bild ſeiner ſelbſt gleichſam aus ſich heraus zu werfen, und ſich ſichtbar zu machen vermöge; daher die Erzählungen von Menſchen, die ſich ſelbſt zu ſehen glaubten, daher die Geſpräche mit ſich ſelbſt, als mit einem guten oder böſen **Genius,** und bei zarten Gemüthern am liebſten das Geſpräch mit einem **edlern Ich,** einem **leitenden, liebenden Schutzgeiſt.**

Auf der Stirn fröhlicher guter Kinder, auf dem Antlitz der unbefangenen, heitern Unſchuld, der reinen Liebe, der verzeihenden Großmuth — wer ſah und liebte nicht jene ruhige Stille, in der uns ein **Engel** gegenwärtig zu werden ſcheinet? — Endlich in den Schmerzen der Krankheit, der Leiden, der Verfolgung, im Tode, nach dem Tode; hier gönnet der frommen Legende ganz ihren Lauf: hier iſt das Herz ſich ſelbſt eine reiche Legende. Wenn eine Tochter am Sterbebett ihrer Mutter das Antlitz ſiehet, das ſie bald nicht mehr ſehen wird, und ihre letzten Worte höret; wenn der Blick des Redlichen, des zu Tode Gequälten ſich noch Einmal dankbarfroh gen Himmel, ſegnend-froh zu denen wendet, denen er hienieden nichts als Gutes gethan hat; und wenige Augenblicke nachher, von der ernſten Hand des Todes berühret, ſein Geſicht die wahre Geſtalt ſeiner Seele im veſteſten Bilde zeiget, da laſſet doch ja dem ſtillen Gemüth einer traurenden Kindesliebe ſeine Kraft, die Züge des

Sterbenden, des Geſtorbenen zu einem Engel zu erhöhen, und ihn in ſolcher Geſtalt ſeinem Innerſten einzuprägen. Laſſet der Sage ihren Gang, daß ihn Stimmen gerufen, getröſtet, bewillkommt haben; daß ein ambroſiſcher Duft, ein himmliſcher Glanz den zum Himmel Eilenden umſchwebte. — Hier läßt ſich die Phantaſie der Empfindung weder etwas vorſchreiben noch ausreden.

Ein Gleiches iſts mit dem Wunderbaren, das die Legende jetzt und hie und da **auf die ganze Natur** verbreitet. Jedermann weiß, daß ihre Zeiten für die wahre und rechte Naturwiſſenſchaft nicht die blühendſten waren; die Geſetze der Aſtronomie, die Verhältniſſe der Körper gegen einander waren noch nicht in das Licht geſetzt, in welchem ſie dem aufgeklärten Theil unſrer Europäiſchen Nationen jetzt erſcheinen. Was Wunder alſo, daß man in der Dämmerung damaliger Zeiten alle Erſcheinungen der Natur zu ſich ſo ſprechen ließ, wie das Gemüth, wie der

Zuſtand des Herzens es verlangte? Dem Einſamen, dem Geängſteten, dem Peinlichen, wiederum dem Begeiſterten, dem Entzückten ſpricht Alles. Der Zweifelnde ſucht allenthalben Belehrung; der Verlaſſene merket auf jeden ihm entgegenkommenden Wink. Laſſet alſo jenem Verirrten einen Stern erſcheinen, der ihn leite; dieſem Durſtenden entſpringe eine Quelle, jenem matten Wandrer entſprieße ein Palmbaum in der Wüſte. Hier falle auf des Frommen Gebet ein längſt erwünſchter Regen und erquicke die lechzende Au; dort komme ein Hagelwetter, ein Donner zu rechter Zeit, und ſchalle in Ohr und Seele. Jetzt laute die Glocke von ſelbſt und wecke auf; hier erſcheine ein Thier und ſchrecke und warne. Oder ein Vogel bringe himmliſche Botſchaft; ein Adler, ein Storch, eine Schwalbe, eine Taube gebe der wartenden Menge Muth, der zweifelnden Menge Beſtimmung. Im ganzen Alterthum ſind **Augurien** und **Präſagien** eine geglaubte Sprache der Gottheit geweſen;

jedes Volk hatte ſie in **ſeiner** Weiſe und pflanzte ſie in Sagen fort. Die Dichter nutzten ſie; und auch der Geſchichte konnten ſie nicht fremde bleiben. Wer begehrte nun, daß ſie einer zur Erbauung geſchriebenen Legende fremd bleiben ſollten? **Andacht** d. i. ein Aufmerken aufs Göttliche ringsumher ſchrieb ja dieſe Legenden: **Andacht** ſollte ſie leſen; **Andacht** ſollten ſie einflößen und wirken.

Ueberdem wird dies Wunderbare in den mittleren Zeiten ſo leicht, ich möchte ſagen, ſo **natürlich** eingeführet, daß man es eben ſo leicht in die gewöhnliche Sprache überſetzen kann, eben weil es damals gewöhnliche Sprache und Vorſtellungsart war. Manches iſt ſogar in Sprüchwörter übergegangen, deren Sinn ohne wunderbare Deutung jeder Einfältige anzuwenden weiß. Wenn z. B. vor dieſen fleißigen und rüſtigen Männern, die eine wüſte Gegend anbaueten, Wölfe und Schlangen flohen; ſie ſcheuchten

Drachen aus ihren Höhlen hinweg; von ihrem Segen ward die verſchlemmte Quelle geſund, der Pfuhl trocken, die Wildniß zu einem Garten und Fruchtlande; die Luft heiterte ſich; das Klima ward milde — wem müßte dieſe Sprache noch erklärt werden? Sie ſagt nichts als was wirklich geſchah durch den Fleiß emſiger Hände. — Wenn nun ſolchen neuen gefürchteten Ankömmlingen entgegen aus Seen und Wäldern die Dämonen ſchrieen, die Geiſter heulten und ſchreckten, die Teufel wimmerten und klagten; wer, wenn er einen Begriff von den grauſen Gegenden, von den wilden Einwohnern dieſer Gegenden hat, verſtünde nicht dieſe Sprache? Den Bären beſänftigten ſie, indem ſie ihm **Brot** reichten, (ein ſeltnes Nahrungsmittel mancher Gegend) und befahlen ihm Holz zu tragen; wem müßte erklärt werden, wer dieſe Bären geweſen? Möchte der Scepter unſrer Staatskunſt, das Geſchütz unſrer Helden zur Urbarmachung der Welt, zur Brotaustheilung und zu Erweckung des Fleißes der

Bären allenthalben ſo wirkſam und glücklich ſeyn, als es damals das heilige Kreuz und das ſegnende Wort waren.

Sehr unverſtändig hat man daher über manche Legende dieſer Art geſpottet, ſo daß der heilige Eſel, den man verlachte, dem Spottenden ſelbſt den Hohn zurückgeben möchte.

Auch der Legende liegt alſo Wahrheit zum Grunde; nur iſt ſie Legendenmäßig eingekleidet und erzählet. Auch ihr Inhalt iſt nicht immer ſo unwichtig, als man glaubet: denn ſind wir dieſem Inhalt nicht einen großen Theil der Aufklärung und Verſchönerung Europa's durch Kenntniſſe und Fleiß ſchuldig? Die Thaten, wovon ſie erzählen, ſtumpften das Schwerdt ab und bezähmten wilde Barbaren. Die meiſten Inſtitute unſerer Wiſſenſchaften und Künſte nähren ſich von den Broſamen deſſen, was einſt die Männer der Legende mühſam erwarben, andächtig ſtifteten, heilig bewahrten und der Nachkommenſchaft fromm vermachten. Ohne die frommen Männer und Weiber der Legende bettelten jetzt vielleicht alle Muſen in Europa; oder vielmehr an Muſen in Europa wäre ohne ſie gar nicht zu gedenken. —

Die Geſchichte der mittleren Zeit kann des Studiums der Legenden ſo wenig als der Chroniken entbehren: denn beide fließen überhaupt in einander. Jene gehen allen Diplomen voran und lange ihnen zur Seite. Die mythologiſche Sprache und Einkleidung der Legenden muß alſo eben ſo wohl ſtudirt werden, als die Sprache und Zeichen der Diplome. Sie ſind in den mittleren Zeiten das, was in der griechiſchen und römiſchen Urzeit die alten **Heldenſagen** waren, aus denen einſt alle Dichtkunſt und Geſchichte hervorging. Die geheime, innere Denkart der chriſtlich gewordnen Völker, ihren Wahn, Aberglauben, Schwachheiten, kurz den **dunkeln**

Grund ihrer Seele lernt man aus mancher Legende mehr kennen, als in dieſen Zeiten aus ihrer ſämmtlichen Staatsgeſchichte. Nur es gehört ein Ausleger dazu, der auch das Wunderbare zum ſchlichten Menſchenſinn hinabführe.

II.

Zweck der Legende.

„Schade, wird man ſagen, daß die meiſten derſelben eine ſo **verkehrte Tendenz** haben! Wohin zielen alle dieſe Wunder? um welche Achſe drehen ſich alle Bemühungen der Legende? Den Müßiggang zu ehren, Einſiedelei, Aberglauben, überſpannete Andacht, falſche Tugenden, eine fromme Dummheit, eine den Geiſt ermordende Frömmigkeit, Heuchelei und Abgötterei zu empfehlen; das iſt ihre **echtchriſtliche** Abſicht. Wem dienen dieſe Engel? Dieſe Naben, wem bringen ſie Speiſe? Einem Einſiedler. Ihm entſpringt die Quelle, ihm trägt der entblätterte Baum Früchte. — Was thut er in ſeiner Einſamkeit? Pſalmen ſingen, ſchweigen, ſeine Seele zur höchſten Unthätigkeit gewöhnen, ſich unnütz peinigen und foltern. Erwecken ſie nicht Mitleiden und innern Abſcheu, jene Büßungen, mit denen betrogene Unglückliche ſich ſelbſt martern? jene unnatürlichen Kämpfe, die ihre Seele verwirren, ihre edelſten Kräfte lähmen, und mit denen ſie ſich mehr als Ein Fegfeuer, mehr als eine Hölle ſelbſt ſchaffen und geben! Hat ſich nicht oft euer Buſen verengt und euer Haar emporgeſträubet, wenn ihr dieſe unſinnigen Büßungen, dieſe ſinnloſen Entäußerungen der Gedanken, Sinne und Triebe im Leben eines Menſchen Jahrehin verfolgtet? Und wenn ihr die mütterlich-rufende, warnende, wiederkehrende Natur hart und ſchnöde zurückgewieſen ſaht, floſſen euch nicht Thränen? — Vor Göttern und Menſchen giebt es keinen Thränen: wertheren Anblick, als eine unſchuldig zerrüttete Seele, ein durch andächtige Grauſamkeiten niedergebeugter, zerquetſchter, zerſchlagener Geiſt, ein Herz, das für und wider nichts ſich ſelbſt verwundet. Und dieſem böſen Ideal einer verführenden Sittenlehre, die zu leerer Andacht, zu einem niedrigen Aberglauben, zu einer nutzloſen Anſtrengung, endlich zu jener völligen **Aushöhlung** der Seele leitet, die mit äußerſten Schmerzen ihren Kern aus ſich gebohrt hat und wie eine hohle Nuß ſich dem Herren weihet — dieſem böſen Ideal wolltet ihr eine Zeile des Lobes widmen? Kreuz, Meſſe, Pönitenz, Sacramente, Tempel, Altäre, heilige Gebräuche und Kleider, Cellen, Särge, Gräber ſollten die Sphäre ſeyn, um welche ſich **alle** Sphären und Elemente der Menſchheit bewegen?„

Wäre dem Allen ſo: ſo könnte man nicht anders antworten, als: „ſpottet nicht, ſondern beſſert!„ — Der Arzt läßt ſich die Gebrechen ſeines Kranken erzählen, nicht damit er ſie witzig zur Schau trage, ſondern damit er ihm Leichterung ſchaffe und ihm helfe. Wäre alles, wovon geſprochen iſt, ein ſchwerer dunkler Traum langer Jahrhunderte, ein ungeheurer Wahnſinn der Zeiten geweſen; zeiget ihn als ſolchen. Hebt die Erzählungen verführter, mißleiteter Seelen ſorgſam aus, und bemerkt, wie ſie mißleitet wurden, wie ſie ſich ſelbſt verführten. Zeigt dies mit aller zarten Theilnahme, mit jedem Hülfreichen Erbarmen, herabſteigend in die Tiefen der menſchlichen Natur, in ihre betrüglichen Tiefen. Wie lehrreich werdet ihr ſchreiben! Eine kleine Legende wird mehr Pſychologie, mehr Warnung, Rath und Troſt enthalten, als vielleicht ein ganzes Syſtem kalter phariſäiſcher Sittenlehre. Sie wird wieder werden, was ihr Name ſagt, ein **durchaus zu Leſendes**, eine **Legende.**

Nur gehört vor allem hiezu **Theilnahme, Verſetzung ins Zeitalter und Leben de**

rer, von denen man redet. Nach unſrer lichten Zeit können wir nicht alles beurtheilen; nicht jede andre Zeit warf **alles** Heilige als einen Unrath von ſich. Das Kreutz hat einſt den Völkern Ruhe gebracht; es ſtillete Aufruhr, Fehden, Zwietracht und gebot den **Gottesfrieden.** Tempel waren Zufluchtsorte der Unbewehrten gegen Raub und Unterdrückung; der Altar war eine Stäte des öffentlichen Bekenntniſſes, des Gebets, der Gemeinſchaft Gottes mit den Menſchen. Das Grab war ihnen eine Ruhekammer, wo himmliſche Geiſter das erſtorbene Samenkorn zur Aufblüthe eines künftigen ewigen Frühlinges bewahrten. Ueber heilige Gebräuche und Worte endlich läßt ſich auch nicht anders, als aus dem Geiſte der Zeit reden, für welche ſie gehören.

Und waren nach eben dieſem Geiſt der Zeit körperliche Uebungen zur Enthaltſamkeit, Strenge, zu feſtgehaltenem Andenken, zum Vermögen über Sinne und Neigungen verwerflich? Waren rohe ſinnliche Naturen anders zu beſänftigen, zu feſſeln, zu zähmen, als durch ein **gegenſeitiges Extrem**, durch eine andre, geiſtige Welt noch ſtärkerer Leidenſchaften und Begierden? Woher kommts, daß in unſerm Zeitalter wir ſo wenig **können**, ſo wenig ernſtlich **wollen** und **vermögen**, als weil wir von Jugend auf zerſtreut und verzärtelt leben, indem uns zu anhaltenden ſchweren Uebungen Anlaß, Regel, Ordnung, Sitte, tägliche Gewohnheit und ſtrenges Gebot fehlen. Gewiß vermögen wir nicht, was die Männer der Legende vermochten, ſonſt brächten wir Wirkungen hervor, wie jene, aus deren Pflanzungen wir, über ſie ſpottend, von ihren Früchten zehren.

Und dann! gäbe es in dieſen Zeitaltern durchaus keine Muſter einer Tugend, die wirklich dieſen Namen verdienet? Keine Seelengröße, die, über ſich ſelbſt gebietend, Gefahren nicht ſuchte, aber tapfer überwand, und das Leben ſelbſt nicht achtete zu Erlangung des Kampfpreiſes. Herausfodern und angreifen iſt freilich leichter als erwarten, beſtehn, ausdauern. Kein Siegsgepränge munterte dieſe Helden auf, keine irdiſche Belohnung. In der Verachtung fanden ſie Ruhm, in der Verfolgung Gewinn, in der Mühe Lohn, in der Schwachheit Stärke. Oft, ſehr oft zeigten ſie mehr als Spartaner- und Römerſinn; tauſende von ihnen ließen ſich, ihrer guten Sache wegen, Prunk- und Namenlos gleichſam lebendig verſcharren und begraben. Nicht nur Bequemlichkeit, ihr liebſter Eigenwille ward abgelegt zum Beſten ihres Ganzen.

Sehet in den Gemählden großer Künſtler, eines **Raphaels** und **Dominichino**, **Correggio**, **Guido** und **Guercin's** jene Geſtalten der Heiligen an, und ſagt: ob ihr von dieſer Art **geiſtiger Anmuth** und **Seelengröße**, von dieſer transſcendenten Erhabenheit und Hingebung, von dieſer reinen Abgezogenheit und Ehrfurcht-gebietenden Würde, von dieſer jungfräulichen Andacht, dieſem Mutter- und Kindesſinn, ich möchte ſagen, von dieſem **Engelsgefühl**, ſogar in den Werken der Alten etwas anders, als vielleicht nur hie und da eine in der Sinnlichkeit verhüllete Knoſpe findet? Hier iſt ſie hervorgegangen, die geiſtige Knoſpe; ſie hat ſich aufgethan in vielen Geſtalten und Formen. — Um alſo auch nur die Werke der neueren Kunſt in ihrem ſchönſten Zeitalter zu verſtehen, kann und darf uns die Legende nicht fremde bleiben.

Ein ganz eignes Gefühl iſt es, dies ſüße Gefühl der Andacht. Es heftet ſo unabwendbar an und feſſelt ſo ganz, läßt ſo vieles unmerklich hinſchwinden und ſcheint uns mit wenigen Gedanken ſo viel, mit Einem Gedanken Alles zu geben! Dadurch macht es ſo unveränderlich, ſo heiter und ſtark in Sanftmuth. Der Löwe wird Lamm und das Lamm ein Löwe. — Spottet nicht der rauhen und beſchwerlichen Wege, auf denen die fromme Einfalt, die ſich damals mit wenigen aber ſtarken Gedanken begnügte, in dies Heiligthum unzerſtörlicher Gemüthsruhe und Seelenſtärke gelangte. Gnug, ſie gelangte dahin, und wohl iſt ihr. Suche jeder es auf ſeinem Wege. Jene gehet ihren ſtillen Gang allein.

III.

Vortrag der Legenden.

„Wenn aber die guten Legenden nur nicht ſo erzböſe erzählt oder gar beſungen wären!„ So erzähle, ſo ſinge man ſie beſſer. Ein Ton iſt nicht für alle und ihr Ton nicht für unſre Zeiten. Aber erbärmliche Pedanterei iſts, unter dem Vorwande des einzigen claſſiſchen Styls die Schreibart der Römer, die unter Cäſar und Au-uſt allerdings die beſte war, in dieſen Zeiten, zumal in Büchern der Andacht und Kloſtercellen, zu ſuchen. Der Kirchenſtyl der mittleren Jahrhunderte iſt eine ſo eigne Sprache, als die romaniſche, die neben ihr galt, nur ſeyn kann. Die Welt **ihrer** Gegenſtände iſt eine andre als die Welt der Römer; ſo auch der Geiſt und Sinn, mit dem man dieſe Gegenſtände behandelte und anſah. Auch die lateiniſche Sprache der mittleren Zeiten hat ihre **Perioden** und in dieſen ihre ſehr verſchiednen Schriftſteller, gute, mittelmäßige, ſchlechte. Vollends der Geiſt ihrer Dichtkunſt war vom römiſchen ganz verſchieden; und doch hats Liebhaber des Studium dieſer Zeiten gegeben, die auch ihnen ihre Grazie und Schönheit zuſtanden. Eine gewiſſe Innigkeit und Schmuckloſe Einfalt, eine populare Herzlichkeit und Rührung wird niemand, der die beſten Producte dieſer Jahrhunderte kennet, ihnen nicht abſprechen können. Dem ſei aber wie man wolle; damals ſchrieb man die Legenden für ſeine Zeit, uns erzähle man, wenn man will, die Denkwürdigſten für unſre Zeiten.

Wozu dies Alles? Etwa das Studium der Legende unbedingt anzuempfehlen, ſie unbedingt zu rühmen? wahrlich nicht. Blos der Geſichtskreis ſollte bezeichnet werden, in welchen die Legende gehört, mithin auch der Geſichtspunkt, aus welchem man ſie anzuſehen habe.

Bei den Griechen gabs viele Legenden. In ältern Zeiten hießen ſie **Sagen**; nachher wurden ſie aufgeſchrieben, in Geſänge gebracht und eine Mythologie daraus geformet. Jeder berühmte Tempel, jedes Götzenbild, jede Stadt, jeder Heldenſtamm hatte ſeine Legende. Oder ſind in den Homeriſchen Hymnen die Erzählungen von der **Latona** und dem **Apoll**, von **Hermes**, der **Aphrodite**, der **Demeter** etwas anders?

Sogar die Schäferwelt der Griechen hatte ihre Legenden. Vom guten Daphnis, vom ſchönen Adonis erzählte man ſich die alten Sagen und wiederholte und feierte ſie in Liedern und Gebräuchen. Womit konnten ſich Schäfer leichter und angenehmer unterhalten, als mit alten Traditionen, mit Wunder- und Zaubermährchen?

Wäre die Legende der mittleren Zeiten ſo genutzt, als es die Griechiſche war; wäre jeder Wohlthäter des Menſchengeſchlechtes auch aus dieſen dunkeln Jahrhunderten in dem Tone geprieſen, der für ihn gehörte; hätte jede Stadt, jede Kirche, jede gute Stiftung ihrem Heiligen dieſe Muſe erweckt, wie manches Gute wäre dadurch befördert worden! Bei einigen iſts geſchehen; es giebt einfachgroße und rührende Hymnen, die aber — unſre Zeit nicht kennet oder nicht lieſet. Vielleicht wird man auch nachſtehende Erzählungen, die ich dem **lehrenden Idyll** näher zu bringen ſuchte, nicht leſen mögen. Und ſo ſeyn ſie denn, wie die, von denen ſie erzählen, **begraben!** Vielleicht gehen ſie in einer andern Zeit fruchtreich hervor. Quieſcant in pace.

VII.

Legenden.

Die Führerinn.

Führe mich, o Muſe, jenen engen
Steilen Pfad. Er windet ſich durch Höhlen,
Wie man ſagt, des dunkeln Aberglaubens
Und Betrugs. Er ſcheint ſich in die Wüſte
Zu verlieren, wo das rege Irrlicht
Auf den Sümpfen hüpft. Auch ſeh ich Diſteln
Neben mir. Nur locket jener Glanz mich
Auf der Höh'. Es tönen Lobgeſänge
Droben. — Muſe! —

Doch ſie iſt verſchwunden. —
Wie? und vor mir ſchwebet eine andre
Liebliche Geſtalt, in hellen Byſſus
Sanft verſchleiert. „Himmliſche, wer biſt du?
Ach, auf deiner Bruſt ſind Blutestropfen.
Und die Lilie in deinen Händen —„

„Von dem Dolche feindlicher Verläumdung,
Freundlicher Entweihung ſind die Wunden
Mir gegraben; doch das Blut der Unſchuld
Bringet Heil.„

„Um deine Stirn, o Göttinn,
Starrt ein Dornenkranz.„

„Und auf dem Kranze
Sprießen Roſen. Auf! hinauf! Die Palmen
Winken uns; die Lobgeſänge tönen.
Fürchte keine Höhlen des Betruges
Da wo ich dich führe.„

„Und wer biſt du?„
„Drei- und einfach iſt mein heilger Name;

Niemand kennt ihn, als wer ihn empfähet.
Carita; Geduld und Lieb' und Hoffnung.

„Aber warum ſchwand vor dir die Muſe?„
„Ach den tauſend unglückſelgen Menſchen,
Und den rohen Herzen, die ſie quälen,
Hilft kein Ton der Muſe mehr. Sie fodern
Andre Sorgen. — Hoffe keinen Lorbeer.
Nimm hier dieſen Zweig und meine Krone.„

Die Turteltaube.

Wenn ein Menſchenhaſſer, ſpricht die Sage,
Ein Erobrer auf der Welt erſcheinet,
Trauret jedes Element; die Wolke
Regnet Blut; es ſchwärzet ſich der Himmel;
Und die Erde berſtet; Feuerſchlünde
Brechen aus dem Abgrund'; in den Lüften
Heulen Stürme, Geiſter in den Stürmen:
„Weh den Menſchen, Weh! Zu Noth und Jammer,
Tauſenden zum Weh iſt er gebohren!„ —

Als in dunkler Nacht das Licht der Völker
Aufging, lag die Welt in heilger Stille.
Heller glänzeten die Sterne; ſegnend
Trat ein neuer Stern hervor, und ſagte
Frommen Weiſen in das Herz: „erfüllet
Iſt der Zeiten langer Wunſch und Hoffnung:
Denn der Troſt der Völker iſt gebohren!„

Und die Engel ſangen in den Lüften:
„Ehre, Ehre ſei Gott in der Höhe!
Fried' auf Erden! allen Menſchen Freude!„

Und ein Engel trat zu armen Hirten:
„Freuet euch! Dem Volk iſt er gebohren!„

Stillverborgnes Kind! Es ſangen keine
Phöbusſchwän' um deine dunkle Krippe;
Aber was die treue Turteltaube
Deiner Höhle *) ſang: (die ewge Liebe

---

*) Nach der Tradition iſt Chriſtus in einer Felſenhöhle vor Bethlehem gebohren.

Sprach und girrete in ihren Tönen)
Das erzähle mir die heilge Sage:

„Lieblicher Knabe,
Find' ich dich hier?
Hier in den Windeln,
Hier in der Kluft?

Zwar der Geliebte
Nahet ſich gern
Seinem Geliebten,
Theilet mit ihm
Kummer und Schmach.

Und je verborgner,
Und je verkannter,
Deſto zufriedner
Trägt er die Laſt.

Aber, o Knabe,
Wiſſe, du trägſt,
Du, ein Lamm Gottes,
Sünden der Welt;

Alter Aeonen
Gräßliche Laſt,
Frevel und Irrthum,
Greuel und Wahn.

Lieblicher Knabe,
Schöner als jener
Leuchtende Stern!
Dornen und Undank,
Geißel und Schmach,
Hohn und Verfolgung
Warten auf dich.

Siehe, du lächelſt?
Willſt du mir ſagen:
Liebe verſchmähet
Ehrenden Dank,
Liebe beſieget
Schmerzen und Tod.

Auf dann und ende,
Was du beginnſt!

Greif in der Otter
Giftiges Neſt.
Ueber der Drachen
Neidende Zähne
Wandle beherzt.

Droben im Aether
Ueber den Sternen
Sehen wir uns,
Deine Geliebten,
Alle mit dir!„

Alſo girrete die Turteltaube,
Und die Engel ſangen in den Lüften:
„Friede, Freude!„ — Und das Chor der Sterne,
Aller Zeit und Ewigkeiten Inhalt
Sind ein langer Nachhall ihres Liedes.

Der gerettete Jüngling.

Eine ſchöne Menſchenſeele finden,
Iſt Gewinn; ein ſchönerer Gewinn iſt,
Sie erhalten, und der ſchönſt' und ſchwerſte,
Sie, die ſchon verlohren war, zu retten.

Sankt Johannes, aus dem öden Pathmos*)
Wiederkehrend, war, was er geweſen,
Seiner Heerden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerſtes aufmerkſam.

---

*) Pathmos, (Palmoſa) eine Inſel, auf welche der Evangeliſt und Apoſtel Johannes verbannet geweſen.

In der Menge ſah er einen ſchönen
Jüngling; fröhliche Geſundheit glänzte
Vom Geſicht ihm, und aus ſeinen Augen
Sprach die Liebevollſte Feuerſeele.

„Dieſen Jüngling, ſprach er zu dem Biſchof,
Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehſt du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und Dir vor Chriſto die Gemeine.„

Und der Biſchof nahm den Jüngling zu ſich,
Unterwies ihn, ſah die ſchönſten Früchte
In ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von ſeiner ſtrengen Aufſicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings;
Angelockt von ſüßen Schmeicheleien,
Ward er müßig, koſtete die Wohlluſt,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges.

Dann der Herrſchaft Reiz; er ſammlet um ſich
Seine Spielgeſellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam; die erſte Frag' an ihren Biſchof
War: „wo iſt mein Sohn?„ — „Er iſt geſtorben!„
Sprach der Greis und ſchlug die Augen nieder.
„Wann und Wie?„ — „Er iſt Gott abgeſtorben,
Iſt (mit Thränen ſag' ich es) ein Räuber.„

„Dieſes Jünglings Seele, ſprach Johannes,
Fodr' ich einſt von dir. Jedoch wo iſt er?„ —
„Auf dem Berge dort!„
— „Ich muß ihn ſehen!„

Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen, (eben dieſes wollt' er.)
„Führet, ſprach er, mich zu Eurem Führer.„

Vor ihn trat er! Und der ſchöne Jüngling
Wandte ſich; er konnte dieſen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den Waffenloſen Vater,
Einen Greis. Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willſt du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlaſſen
Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet.„

Weinend ſchlang der Jüngling ſeine Arme
Um den Greis, bedeckete ſein Antlitz,
Stumm und ſtarr; dann ſtürzte ſtatt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee ſank Johannes nieder,
Küßte ſeine Hand und ſeine Wange,
Nahm ihn neugeſchenket vom Gebürge,
Läuterte ſein Herz mit ſüßer Flamme.

Jahre lebten ſie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den ſchönen Jüngling
Goß ſich ganz Johannes ſchöne Seele.

* * *

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Alſo tief erkannt' und innig feſthielt?
Und es wiederfand, und unbezwingbar
Rettete? Ein Sankt-Johannes Glaube,
Zutraun, Veſtigkeit und Lieb' und Wahrheit.

Der Tapfere.

Ein böſes Heldenthum, wenn gegen Menſch
Der Menſch zu Felde zieht. Er dürſtet nicht
Nach ſeinem Blut, das er nicht trinken kann;
Er will ſein Fleiſch nicht eſſen; aber ihn
Zerhaun, zerhacken will er, tödten ihn! —
Aus Rache? Nicht aus Rache: denn er kennt
Den Andern nicht, und liebet ihn vielleicht.
Auch nicht ſein Vaterland zu retten, zog
Er fernen Landes her. Ein Machtgebot
Hat ihn hieher geführet; roher Sinn,
Die Raubſucht, Sucht nach höhrer Sklaverei.

Von Wein und Branntwein glühend, ſchießt
er, ſticht
Und haut und mordet; mordet — weiß nicht,
wen?
Warum? wozu? bis beide Helden dann,
Verbannt ins Schloß der Unbarmherzigkeit,
Ein Krankenhaus, mit andern Hunderten
Daliegen ächzend; und ſobald den Krieg
Noth und der Hunger endet, alle dann
Als Mörder-Krüppel durch die Straßen ziehn
Und betteln. Ach, ſie mordeten um Sold,
Gedungne Helden aus Tradition.

Ein edler Held iſt, der fürs Vaterland,
Ein edlerer, der für des Landes Wohl,
Der edelſte, der für die Menſchheit kämpft.
Ein Hoheprieſter trug er ihr Geſchick
In ſeinem Herzen, und der Wahrheit Schild
Auf ſeiner Bruſt. Er ſteht im Felde, Feind
Des Aberglaubens und der Ueppigkeit,
Des Irrthums und der Schmeicheleien Feind,

Und fällt, der **höchſten Majeſtät** getreu,
Dem redlichen Gewiſſen, das ihm ſagt:
Er ſuchte nicht und floh nicht ſeinen Tod.

* * *

„Was tödtet ihr die Glieder? (rief die Wuth
Des Heidenpöbels.) Sucht und würgt das Haupt!“ —

Man ſucht den frommen **Polykarpus**, ihn,
Johannes Bild und Schüler. *) Sorgſam hatten
Die Seinen ihn aufs Land geflüchtet.
„Ich
Sah dieſe Nacht das Kiſſen meines Haupts
In voller Glut: (ſo ſprach der kranke Greis,)

---

*) Polykarp, Biſchoff zu Smyrna, ein im Chriſtenthum weitberühmter Lehrer, der in der Mitte des zweiten Jahrhunderts im höchſten Alter den Märtyrertod litt.

Und wachte mit beſondrer Freude auf.
Ihr Lieben, můhet euch umſonſt; ich ſoll
Mit meinem Tode Gott lobpreiſen.„ —

Da
Erſcholl das Haus vom ſtürmenden Geſchrei
Der Suchenden. Er nahm ſie freundlich auf:
„Bereitet, ſprach er, dieſen Müden noch
Ein Gaſtmahl — Ich bereite mich indeß
Zur Reiſe auch.„ Er ging und betete.

Und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
Zum Conſul. Als er auf den Richtplatz kam,
Rief eine mächtge Stimm' im Buſen ihm:
„Sei tapfer, **Polykarp**!„

Der Conſul ſieht
Den heitern, ſchönen, ruhigſanften Greis
Verwundernd. „Schone, ſprach er, deines Alters
Und opfre hier, entſagend deinem Gott!„ —

„Wie ſollt' ich einem Herrn entſagen, dem
Zeitlebens ich gedienet und der mir
Zeitlebens Gutes that?„ —
„Und fürchteſt du
Denn keines Löwen Zahn?„
„Zermalmet muß
Das Waizenkorn doch einmal werden, ſeys
Wodurch es will, zur künftgen neuen Frucht.„

Der Pöbel rief: „hinweg mit ihm! Er iſt
Der Chriſten Vater. Feuer! Feuer her!„
Sie trugen Holz zuſammen und mit Wuth
Ward er ergriffen.
„Freunde, ſprach er, hier
Bedarfs der Bande nicht. Wer dieſer Flamme
Mich würdigte, der wird mir Muth verleihn.„ —

Und legte ſtill den Mantel ab und band
Die Solen ſeiner Füße los und ſtieg
Hinauf zum Scheiterhaufen.

Plötzlich ſchlug
Die Flamm' empor, umwehend ringsum ihn
Gleich einem Segel, das ihn kühlete,
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelſtein in ſeine Mitte nahm
Und ſchöner ihn verklärte; bis ergrimmt
Ihm eine freche Fauſt das Herz durchſtieß.
Er ſank; es floß ſein Blut; die Flamm' erloſch;
Und eine weiße Taube flog empor.

* * *

Du lachſt der weißen Taube? Soll einmal
Ein Geier Dir dem Sterbenden die Bruſt
Durchboren? Dem Geſtorbenen das Aug'
Ein Rab' aushacken? Aus der Aſche ſich
Molch oder Natter winden? — Spotte nicht
Des Bildes, das die Sage ſich erſchuf:
Nur Einfalt, Unſchuld giebt im Tode Muth.

Die Krone.

Nicht im müßigen und ſtolzen Grübeln;
In Geſchäftigkeit fürs Wohl der Menſchen
Und in ſelbſtvergeßner Demuth wohnen
Gottgefälligkeit und Zier und Weisheit.

Pyoterius in ſeiner Celle
Dünkete vor Gott ſich groß und herrlich,
Weil er über **Thabors** Glanz und alle
Seraphsflügel tief und viel nachdachte.

Und den Denkenden umfing ein ſchwerer
Traum einmal. Es ſprach zu ihm der Seraph:

„**Pyoterius**, ſteh' auf und eile
Nach **Tabenna***), wenn du Jene ſehn willſt,
Die mit ſeiner Krone Gott gekrönt hat.„

Pyoterius ſtand auf und eilte
Nach **Tabenna**. Vor ihn traten alle
Heilge Jungfraun, Schweſtern und die
Mutter. —
Pyoterius ſprach: „ſeid ihrs alle?
Denn mir mangelt unter euch noch Jene,
Die mir im Geſicht der Engel zeigte.„

„Eine, ſprach die Mutter, iſt noch drunten,
Eine Alberne, faſt unſre Schande. —
Unermüdlich im geringſten Dienſte
Dient ſie in- und außerhalb dem Kloſter
Jedem Fremdling, ſei es Jud' und Heide.
Darum nennen wir ſie ſo gewöhnlich
Die Wahnſinnige: denn faſt antwortet

---

*) Eine Gegend in Aegypten, wo ein berühmtes Kloſter und viele Cellen der Einſiedler waren.

Sie uns nicht; iſt aber immer fröhlich,
Und nie mehr, als wenn man ſie verachtet.„

„Laß ſie kommen, damit ich ſie ſehe„
Sprach der Heilige; gezwungen kam ſie. —

Porphyrite, rein und ſchlecht gekleidet,
Lang das Haar, und ohne Nonnenkrone,
Um ihr Haupt nur eine ſchlichte Binde.

Eilig ſank vor ihr auf ſeine Kniee
Pyoterius: denn um ihr Antlitz
Leuchtete, was ihm der Engel zeigte,
Selbſtvergeſſenheit und Lieb' und Unſchuld.
„Segne mich, ſo ſprach er, heilge Jungfrau,
Die mit ſeiner Krone Gott gekrönt hat.„

Plötzlich ſtralete mit hellen Stralen
Ihre Binde. Alle knieten nieder:
„Ach verzeih mir, daß ich dich verlachte!
„Ach verzeih mir, daß ich dich verſchmähte! —

Daß ich oft dich, ihnen zu Gefallen,
(Sprach die Mutter) wider mein Gewiſſen
Schalt, und du rechtfertigteſt dich niemals.„ —

Porphyrite war ſogleich entwichen;
Ihr bedünkte dieſe Hochverehrung
Spott und Wahnſinn. Wohin ſie gegangen?
Was ſie ferner litt? wo ſie geſtorben?
Davon ſchweigt die Chronik unſres Kloſters.

Nur dem großen und vollkommnen Denker
Pyoterius entwich das hohe
Bild nicht ganz. Und wenn er über Thabors
Unerſchaffnen Glanz und über alle
Seraphsflügel dachte, ſtand ihm plötzlich
Porphyrite da, die Selbſtvergeßne,
Immer nur geſchäftig für die Menſchen,
Fröhlich ſtets und ſchweigend; nie vergnügter,
Als wenn ſie verachtet und verkannt war.
Vor ihm ſtand ſie mit der ſchlichten Binde,
Die mit ſeiner Krone Gott gekrönt hat.

Die Pilgerinn.

Wenn Rom erſinken ſoll, ſo warte nicht,
Daß ſeine Wölfinn erſt vom Jupiter
Ein Blitzſtral treffe, daß das alte Erz
Der Tafeln ſchmelze, und die Sonne ſich
Von Weſt nach Oſten wende, daß ein Stier
Gebähr' und alle Götter fliehn; es heulen
In Tempeln Stimmen, und der Altar ſinkt. —

Der Altar ſank, ſobald ihn Frömmigkeit
Nicht ſtützte, wenn geheime Schand' ihn ſchmäht,
Und Trug und Heuchelei ihn untergrub.
Die Götter flohn, ſobald man ſie verbannte

Aus Herz und Bruſt. Das eherne Geſetz
Zerſchmolz in weichen Sitten; und ein Blitz
Trifſt auf die Wölfinn, weil ſie Wölfinn iſt.

Wie eine Jahrszeit kommt die neue Zeit
Mit ſtillem Schritt. Die Erde wendet ſich;
Die Luft wird wärmer; vor der Sonne ſchmilzt
Das Eis; es ſproßen Saaten. — Schaut
empor!
Die Lerche ſingt; die Mandel blüht; es knoſpet
Der Feigenbaum; und im belaubten Neſt
Singt laut die Nachtigall: „der Lenz iſt da!„ —

Dann ſuche niemand in der neuen Zeit
Die alte wieder. Jede Tugend blüht
An ihrem Ort, und webet ihr Gewand
Vom Aether ihres Tages. Wenn in Rom
Der Römer Geiſt erſtarb, das Capitol
Zum Chriſtentempel ward, und neue Noth
Auch neue Sorge fodert; o ſo ſchone
Des frommen Wahnes! Statt Cornelien,

Die keinen Ort mehr hat, erblickeſt du
Paulla Romana.

* * *

Paulla konnte ſich
Der **Scipionen**, **Gracchen**, **Julier**,
Ja des Geſchlechts **Aeneas** rühmen; doch
Die Fromme rühmete ſich deſſen nicht.
Im tiefbedrängten Rom war einig nur
Ihr Stolz, ihr Schatz, ihr Capitolium
Der Armen Herz.

Und als ihr Ehgemal
Verſtarb (ſie war nun ihrer Pflichten frei;)
Da, längſt ermüdet von der Römer Pracht
Und Eitelkeit, von ihrem Neid' und Haß,
Ging ſie von **Babel** aus nach **Nazareth.**
Umſonſt ereifert ſich der Römer Stolz,
Entgegen ihr zu treten. „Wer ihr ſeyd,
Ihr ſeyd nicht **Gracchen**, **Scipionen** mehr,
Ich nicht **Cornelia**; gehabt euch wohl!„

Sie ſuchte die Verbannten auf; ſie zog
Durch Meer und Inſeln gen Jeruſalem,
Und ſah das heilge Grab, und betete
Auf Golgatha, und ſtieg auf Sion, ging
Dann nach Aegypten und nach Nubien,
Stets eine helfende Wohlthäterinn
Der Armen. Endlich fand in Bethlehem
Sie ihre Ruheſtäte. „Hier, wo einſt
Der Welten Heil (ſprach ſie) gebohren ward,
Hier will ich ſterben.„
Und fortan ward ſie
Im heilgen Lande aller Sittſamkeit,
Beſcheidenheit und Wahrheit Bild. Sie ſtand
Mit Tagesfrühe auf, arbeitend ſtets
Und lernend;*) ſtiftete der Andacht Viel,
Doch nicht zum Müßiggange. Sie ergriff
Der Unſchuld Herzen, zähmete dann auch

---

*) Hieronymus, der ihr Leben geſchrieben, weiß ihre Gelehrigkeit nicht gnug zu rühmen. Sie legte ihm oft Fragen vor, die er nicht zu beantworten wußte.

Die frechſten Seelen, ſchonend keine Müh.
Und dieſe Lieb' und Strenge flößte ſie
All' ihren Geiſtestöchtern ein, vor allen
Der eignen Tochter, die ihr Abbild war.

Euſtochium, (ſo hieß das holde Kind,
Paulla Romana an Gemüth und Herz,)
Saß an der Mutter Bette, als im Alter
Der Tod ihr nahte. Um ſie knieeten
Die Heiligen und Schweſtern. Lange ſchon
Lag Paulla mit geſchloßnem Auge, ſtumm
Und kalt. Ihr Othem ſchwieg; man ſtimmete
Das Brautlied an, das Lied der Sterbenden:

„Wohlauf, Geliebte! Meine Freundinn, auf!
Der Winter iſt vergangen!
Die Regenzeit vorüber!
Gekommen iſt der Frühling,
Die Blumen ſproſſen ſchon!„

Da richtet' auf ſich die Geſtorbene,
Mit Himmelsglanz verklärt, und ſang darein:

„Ich ſehe ſie die Blumen,
Die Blumen jener Welt!
Ich höre ſüße Stimmen,
Wie unausſprechlich ſüß! —

Und küſſete ihr Kind Euſtochium,
Und ſank und war verſchieden. —

Ihre Hand
Zu küſſen, die unzählbar Guts gethan,
Kam Jedermann, und alle Jungfraun kamen
Zu theilen, was mit unermüdetem
Kunſtreichem Fleiß mildthätig ſie gewebt. —
Aus allen Cellen kamen Heilige
Sie zu begleiten; da ertönte dann
In allen Sprachen ihr Triumphgeſang.
Von ihrem Grab' im Tempel, wo ihr Leib

Hoch über der Geburtsſtatt Jeſu ruht,
Kam lange nicht **Euſtochium**, und ward
Ihr treues, ihr wohlthätigſanftes Bild.
In tauſend Herzen lebete fortan
Paulla Romana. —

Der Palmbaum.

Liebe kränzet ſich mit Myrth' und Roſen;
Für den Held und Dichter ſprießet Lorbeer;
Aber Palmen ſind des heilgen Siegers
Ehrenzweig; und auch dem matten Wandrer
In der Wüſte ſprießt von Gott ein Palmbaum.

* * *

Als **Onuphrius**, ein raſcher Jüngling,
Von den Vätern des **Elias** Leben
Ueber alles hoch lobpreiſen hörte,
Rüſtet' er ſich, eilend in die Wüſte.

Sieben Tage gieng er; keine Stimme
Rief ihm zu: „was thuſt du hier, **Elia?**„
Bis von Sonnenglut und Durſt und Hunger
Er ermattet ſank. „Nimm meine Seele,
Sprach er, Herr! Nur einen Trunk zur Labung,
Eine Dattel laß mich hier nur koſten.„

Und ein ſüßer Schlaf umfing den Jüngling,
Und ſein Engel ſtand bei ihm: „Verwegner,
Der du Gott verſuchſt, biſt du **Elias?**
Doch zu deinem Lohn und deiner Lehre,
Hör'! — An deiner Seite rauſcht die Quelle,
Und ein Palmbaum über deinem Haupte.
Siebzig Jahre ſollſt du hier mit ihnen
Leben, und ſie werden mit dir ſterben.
Aber keines Menſchen ſüße Stimme
Sollſt du, keines Mannes Fußtritt hören,
Bis dir Einer kommt, der dich begrabe.„

Froh erſchrecken ſah der Auferwachte,
Was der Engel ihm im Schlafe ſagte;

Nannte jetzt dem Palmbaum ſeinen Bruder,
Nannt' die Quelle ſeine Schweſter, labte
Sich an ihrem Trank, an ſeinen Früchten,
Kleidete ſich in des Baumes Blätter;
Aber keines Menſchen ſüße Stimme
Kam zu ihm die ſiebzig lange Jahre.

Endlich hört' er eines Mannes Fußtritt:
„Dieſer, ſprach er, iſt von Gott geſendet,
Daß er mich begrabe!„ nahm den Gaſt auf,
Und erzählt' ihm ſeines Baums Geſchichte.
„Alſo, haſt du deine Pflicht erfüllet;
Eil' hinweg! für dich iſt dieſer Ort nicht.
Menſchen ſind geſchaffen für die Menſchen.„

Kaum geſprochen, ſank der Greis danieder Todt; ein Sturmwind riß den Baum mit ſeinen Wurzeln aus; die Quelle war verſieget.

Und ein Lobgeſang ſang in den Lüften:
„Komm, o Bruder, komm aus deiner Wüſte;
Was dir deine eigne Schuld verſagte,
Sinket dir der Himmel jetzt entgegen,
Süße Freundſchaft unter Himmels-Palmen.“

Und **Paphnutius** begrub den Todten.
Deſſen Antlitz glänzete. Die Wüſte
Heulte rings um ihn, und trieb ihn von ſich:
„Ach, ſprach er, ſo viel ſie Leid ſich bringen,
So viel geben ſie ſich Troſt und Stärke;
Menſchen ſind geſchaffen für die Menſchen.“

* * *

Dank, **Onuphrius**, nach tauſend Jahren
Dank dir, daß du eines Mannes Seele
Noch in ſeiner letzten Stund' erquickteſt.

Schüchtern, krank, mißtrauend allen Menſchen,
Ein gejagtes Reh, (den Pfeil des Jägers

Trug er in der Bruſt;) ſo floh Torquato
Taſſo zu dir. Seine zarte Schläfe
War bedeckt mit Lorbeer; keinen Lorbeer
Sucht' er mehr; ihn labte deine Palme. *)

---

*) Taſſo, dieſer liebenswürdige, aber faſt ſein ganzes Leben hindurch unglückliche Dichter, als er erſchöpft an Kräften in Rom ankam, um auf dem Capitolium gekrönt zu werden, ließ ſich in das Kloſter St. Onofrio bringen, wo er, indeß alle Anſtalten zur Feierlichkeit gemacht waren, den Tag vor ſeiner Krönung ſanft entſchlief. Er liegt mit Barklai und dem Dichter Guidi in der Kirche St. Onofrio unter einem Steine begraben; zu einem Denkmal iſt kein Raum da. Man zeiget ſein Bruſtbild und die dem Geſicht des Todten entnommene Larve.

Das Bild der Andacht.

Die höchſte Liebe, wie die höchſte Kunſt
Iſt Andacht. Dem zerſtreueten Gemüth
Erſcheint die Wahrheit und die Schönheit nie;
Sie, die aus Vielem nicht geſammlet wird,
Die, in ſich Eins und Alles, jeden Theil
Mit ſich belebet und vergeiſtiget.

Sophronius, der in dem Heidenthum
Den Muſen einſt geopfert, wollte jetzt
Der Mutter Gottes auch ihr Bildniß weihn.

Wie eine Biene flog er auf der Au'
Der Kunſtgeſtalten; **Pallas**, **Cynthia**
Stand ihm vor Augen; **Aphrodite** ſollt'
In Einer Huldgeſtalt mit ihnen blühn.

Er überlegt', und ſchlief ermattet ein;
Da ſtand im Schlaf **Sie ſelbſt** vor Augen ihm,
Die **Benedeyte.** „Sieh mich, wer ich bin,
Sprach ſie, und gieb mir keinen fremden Reiz.
Nur Selbſtvergeſſenheit iſt meine Zier;
Nur Demuth, Zucht und Einfalt iſt mein Schmuck.„

Getroffen wie vom Pfeile wacht' er auf.
Und ſah fortan auch wachend Sie, nur Sie!
Wie der, der in die Sonne ſchaut, das Bild
Der Sonne mit ſich träget. Oefters ſtand
(So dünkt es ihm) ſie ſichtbar vor ihm da,
Das Kind auf ihrem Arm, und Engel ihr'
Zur Seite.

Als das Bild vollendet war,
Da trat ein Himmelsjüngling zu ihm hin,
Und ſprach: „Gegrüßet ſei, Holdſelige!„
Zum Bilde. Viele Herzen werden Dein
Sich am Altar erfreun und willig Dir

Ihr Innres öfnen: denn was Andacht ſchuf,
Erwecket Andacht. Dir, o Künſtler, hat
Die Selige ſich ſelber offenbahrt.„

* * *

Erſchien, o **Raphael**, dir auch das Bild
Der Göttinn, als die heilige Idee
Dir in der Dürftigkeit an Erdenſchöne
Vorſchwebete? Ich ſeh' ihr Bild. Sie wars. *)

---

*) Eſſendo careſtia e de buoni giudici e di belle donne, io mi ſerva di certa idea, que mi viene alla mente.“ *Raffaello Sanzio.*

Der himmliſche Garten.

Maximina, die an ihres Vaters
Herzen hing, (denn nach der Mutter Tode
Hatt' er ſie, ſein einzig Kind, erzogen
Und der Mutter Bild in ihr geliebet;)
Maximina hing auch nach des Vaters
Tod' an ſeinem Herzen, und verlaſſen
Wie ein Lamm in öder wilder Wüſte
Sehnte ſie ſich oft zu ihm hinüber:
„Ach, daß ich ihn Einmal ſchauen könnte
Droben dort in ſeinem Paradieſe!„

Und ein ſüßer Schlaf umfing ſie freundlich,
Und ſie ſah im holden Traumgeſichte
Einen Garten voll der ſchönſten Blumen,
Die auf Erden ſie noch nie geſehen.

Goldne Früchte glänzten auf den Bäumen,
Deren Zweige klingend ſich bewegten.

Freundlich kam der Vater ihr entgegen:
„Sieh, o Kind, wie angenehm ich wohne!„
Nahm ſie bei der Hand und zeigt' ihr tauſend
Schöne Blumen. —

„Laß mich, ſprach ſie träumend,
Dieſe junge Roſenknoſpe brechen —„

„Brich ſie, wenn du kannſt!„ — Die
Knoſpe wich ihr.

„Sieh, o Tochter, eben das war Deine
Lebensblum'. Unausgeblühet kannſt du,
Darfſt du ſie nicht brechen; unter Dornen
Blühet ſie, doch voll und ſchön und einſam.

„O ſo zeige mir dann, guter Vater,
Dein' und meiner Mutter Lebensblume!„

„Siehe hier auf Einem Stengel beide.
Eine längſt, die andre kaum verblühet.„

Wundernd ſah ſie jetzt die vielen Blumen,
Roſen, Lilien und Hyacinthen,
Knoſpend, blühend und verwelkend.

„Tochter,
Sprach die himmliſche Geſtalt, und wurde
Leuchtender. Du ſieheſt hier den weiten
Lebensgarten auserwählter Menſchen.
Engel wachen über Bäum' und Früchte;
Deiner Knoſpe Hüter ſind Wir beide,
Ich und deine Mutter.„ —

„Ach, wo iſt ſie?„

Glänzend ging die ſchönſte der Geſtalten
Ihr vorüber, und das Kind erwachte.
Paradies und Vater war verſchwunden.

Aber immer blieb ihr tief im Herzen
Dieſer Traum; auch ſehnlich-wünſchend wollte
Sie die Lebensknoſpe eh nicht brechen,
Eh es ihres unſichtbaren Wächters
Linde leiſe Vaterhand geböte.

Das Paradies in der Wüſte.

„Mein Freund **Antonius**, der Vater mir
Und Lehrer war, mit dem ich Lebenslang
In weiteſter Entfernung ungetrennt
Ein Herz und Seele war; der hundertjährge Greis
(Das ſaget mir mein Geiſt,) iſt jetzt geſtorben.
Noch Einmal wollt' ich ihn im Leben ſehn!
Wohlan, ich will die Stäte ſehen, wo
Er lebete und ſtarb.„ — So ſprach zu ſich
Hilarion in Paläſtina, der,
Wie ſein Antonius, der Armen Freund,
Ihr Arzt und Troſt, ſich ſelber aber hart
Und ſtrenge war. Er zog zur Thebaide.

Durch grauſe Wüſten ging er; ſiehe da
Erhob ein Fels ſich; aus dem Felſen ſprang
Ein heller Bach, beſchattet rings von Palmen.
Am Felſen hob ſich eine Traubenwand
Empor. Wohl ausgehauen leitete
Ein Schneckengang zur Höh' hinauf; im Teich
Des Baches ſpielten Fiſche. Kräuter blühten,
Und viel geſunde Früchte prangeten
Im Garten — ringsum ein Elyſium.

Verjünget wanderte **Hilarion**
Hin und daher, ſtieg auf und ab; ihm ſangen
Die Vögel, die einſt mit **Antonius**
Loblieder angeſtimmt, den Freundesgruß,
Und flogen ihm vertraut auf ſeine Schultern.
Des Greiſes beide Jünger zeigten ihm
Jedweden Lieblingsort des Heiligen,
Dem ſie gedienet. „Hier! hier betet' er.
Auf dieſer Höhe ſang er Hymnen; dort
Pflegt' er zu ruhen; hier arbeitet' er.
Den Palmenhain hat er gepflanzet, Er

Die Reben ſich erzogen; dieſen Teich
Hat er mit eigner Hand umdämmet. Hier,
Die Bäum' und Kräuter dieſes Gartens ſind
Des guten Greiſes Kinder. Dies Geräth'
Gebrauchte ſeine Hand. Komm her und ſieh!
Dies iſt die Hütte, wo er ſich dem Volk,
Das zu ihm ſtrömte, dann und wann entzog.
Er gab dem Orte Sicherheit; das Wild,
Waldeſel, die zu naſchen pflegen, was
Sie nicht geſäet, wies er ſegnend weg.
Sie trinken an dem Strom und ſtören nicht
Den Garten.„

„Wohl! nun zeiget mir ſein Grab!„

„Sein Grab iſt nirgend. Wir verſprachen
ihm,
Es niemanden zu zeigen: denn der Menſch
Iſt Staub, ſprach er, und muß zu Staube
werden.
Feind war er jeder Leichen-ehrenden
Aegyptiſchen Abgötterei.„ —

„Er ruhe,
Da wo er ruhet!„ ſprach **Hilarion.**

„O bleibe du bei uns! ſo baten ihn
Die Jünger. Du, ſein Freund und Schüler, biſ
Antonius anjetzt der Chriſtenheit.

„Das bin ich nicht! ſprach er. Der Heilg
lebt
Bei Gott! Sein Geiſt in tauſend Herzen; auch
Im Eurigen. Antonius iſt nicht
Begraben, Er, der rings die Seele war
In dieſer weiten regen Gottesſtadt.
Die Wüſten hat er mit Unglücklichen
Verbannten Flüchtlingen bevölkert. Fern
Von ihren Treibern leben ſie, der Welt
Entnommen, hier im brüderlichen Fleiß.
Antonius geweihte Höhe zu
Bewohnen, ziemt mir nicht. Lebt alle wohl,
Ihr Brüder und ihr Palmenbäume, Bach
Und Teich und Garten, jede Frucht, die Er

Gepflanzt, ihr ſeine Vögel, lebet wohl.
Ich nehme mir ſein fröhlich Angeſicht,
Sein fröhlich Herz aus dieſer Wüſte mit,
Durch ſie wird jede Wüſte Paradies.

Er ging. Auf Cypern lebete fortan
Hilarion in einem Garten, ſtreng'
Und milde wie **Antonius**. Er ward
Da, wo er ſtarb, verſenket. —

Die laute Klage.

Sanft entſchlummert lag des Greiſes Antlitz,
Hingegangen ſchien die fromme Seele;
Als der Brüder laute Todtenklage
Noch einmal zurück ihn rief ins Leben.

Auferwachend lächelt' er und ſagte
Bittend: „Brüder, wozu dieſes Jammern?
Fürchtet ihr den Tod? Er iſt ein Engel!
Mög' er euch, wie mir anjetzt, erſcheinen.

„Oder gönnet ihr dem matten Wandrer
Nicht die Ruh? beim letzten Augenblicke
Nicht die Einkehr in mich ſelbſt, daß heiter
Ich vor Gott und unverworren trete?

Hab' ich es verdient, daß ihr die letzte
Stunde mir betrübt?„ — Er ſank danieder
Und entſchlief. Der Engel, der die Seele
Von ihm nahm, ſah Eine ſtumme Thräne

In des Jünglings Auge, den als Vater
Er geliebt: (es hielt der Greis die Hand ihm
Sterbend noch;) die ſtille ſtumme Zeugin
Trat vor Gott mit der entflohnen Seele.

Die Ameiſe.

Ein Müßiggänger ſah die Lilie
Des Feldes blühn, und hört der Vögel Chor
Lobſingen. „Bin ich denn nicht mehr als ſie?
Sprach er. Wohlan! ſo ſei mein Leben auch
Blühn und Verblühen, Anſchaun und Geſang!„

Er ging zur einſam-frommen Wüſtenei
Und harrete auf Offenbahrung. Da
Rief eine Stimme: „Schau zur Erd' hinab,
Simplicius.„

Er ſah. Ein wimmelnd Neſt
Ameiſen war vor ihm in lebender
Bewegung. Dieſe trugen eine Laſt,
Viel größer als ſie ſelbſt. Ein andrer Hauf

Hielt Kräuterſaamen in dem Munde, veſt
Wie mit der Zange. Jene holten Erd'
Herbei, und dämmten ihren breiten Strom.
Die andern trugen für den Winter ein,
Und ſchroteten die Körner künſtlich ab,
Daß ihre feuchte Wohnung nicht mit Kraut
Verwüchſe. Dieſe hielten einen Zug;
Sie trugen einen Todten aus der Stadt.
Und keiner ſtört den andern; jeder wich
Beim Ein- und Ausgang ſeinem Nachbar aus.
Wer unter ſeiner Laſt erlag, und wer
Die ſteile Straße nicht erklimmen konnte,
Dem half man auf, man bot den Rücken dar —

Simplicius ſah's mit Verwunderung
Und ſähe noch; hätt' ihm die Stimme nicht
Gerufen: „Biſt du nicht viel mehr als ſie?„

Und vor ihm ſtand ein Greis. „Verlohrner Sohn,
Wie? haſt du keinen Vater? keine Mutter?

Und keinen Freund und Armen, dem du jetzt
Beiſpringen könnteſt? Biſt vom Himmel du
Entſproſſen? keinem Menſchen auf der Welt
Verbunden oder werth; daß ihm ein Theil
Von dir gehöre? — Sieh das kleine Volk
Ameiſen. Jede wirket ingemein,
Und ohne Eigenthum hat Jede gnug.„

Belehret kehrt Simplicius zurück
Zur muntern Thätigkeit, und ſah fortan
Im großen Ameiſhaufen dieſer Welt
Die Gottesſtadt, die (oft ſich unbewußt)
Im Wirken fürs Gemeine lebt und webt.
Niemand für ſich, für alle Jedermann.

Die Fremdlinge.

Gegrüßet ſeid ihr mir, ihr Morgenſterne
Der Vorzeit, die den Allemannen einſt
In ihre Dunkelheit den Stral des Lichts,
In ihre tapfre Wildheit Milde brachten. —
Beatus, **Lucius** und **Fridolin**,
Und **Columban** und **Gallus**, **Magnoald**,
Othmar und **Meinrad**, **Notker** und
Winfred *) —
Ihr kamet nicht mit **Orpheus** Leierton,
In Phrygiſch-wilden Bacchustänzen nicht,
Noch mit dem blutgen Schwert in eurer Hand;

---

*) Bekehrer Deutſchlands in der Schweiz, in Schwaben und am Rhein.

In eurer Hand ein Evangelium
Des Friedens und ein heilig Kreuz, mit ihm
Die Pflugſchaar war es, die die Welt bezwang.

Graunvoller Anblick! — Undurchdrungner Wald
Bedeckte Thäler, Auen und Gebürg',
Bis hinten unerſteigbar hoch das Eis
Der Glätſcher glänzt in kalter Majeſtät.
Aus Klüften ſtürzten Ströme wild herab
Felſen zerreißend. Tief im Hain erſcholl
Das Kampfgeſchrei der Männer und des Uhrs,
Geſchrei der Weiber und Gefangenen.
Aus Höhlen ziſchten Drachen; am Altar
Floß Menſchenblut dem Wodan. Oede lag
Das Feld umher in trägem Sumpf und Moor.
Der armen Hütte ärmſte Nothdurft ward
Von hartgehaltnen Knechten arm beſtellt. —

Da wagten aus entfernten Landen ſich
Von Gott erweckte Männer in das Graun

Der alten Nacht, durchwanderten das Land,
Arm, einſam, unbekannt, verfolgt. Da
Verſuchte ſich **Beatus** übern See; *)
Der ungeſtüme ſchwieg vor ihm. Er trat
Vor eines Drachen Kluft; der Drach' entfloh,
Und ließ die Höhle jetzt zur Wohnung Ihm
Und ſeinem Freund' **Achates**. — **Lucius**, **)
Aus Königsſtamm und jetzt ein Wanderer,
Zwang Auerſtier' ins Joch; und **Fridolin** ***)
Bracht' aus der Gruft den Todten vor Gericht
Mit ihm zu zeugen.

---

*) Den Brienzer und Thuner See. **Beatus** hat den Namen St. Batt in der Volksſprache.

) **Lucius, der Sage nach ein Brittiſcher Königsſohn, Bekehrer der Graubündner.

***) **Fridolin**, Bekehrer derer von Glarus und der Rheinanwohner. Zu Seckingen auf einer Inſel des Rheins begraben.

Dann verſchaffete
Der Orden Benedicts der Sonne Raum
Die Erde zu erwärmen. Weſſen Hand
Hat dieſen Fels durchbrochen? dieſen Wald
Gelichtet? jenen Seucheſchwangren Pfuhl
Umdämmt, und ausgehackt die Wurzelknoten
Der ewgen Eichen? Wer hat dieſes Moor
Zum Garten umgeſchaffen, daß in ihm
Italien und Hellas, Aſien
Und Afrika jetzt blühet? War es nicht
Gottſelger Mönche emſig-harte Hand?

Und wie den Boden, ſo durchpflügeten
Sie wildre Menſchenſeelen. Manchen Uhr
Belegt' ein Heilger mit dem ſanften Joch
Des Glaubens. Mancher Drache flog, beſprochen
Vom mächtgen Wort, lautziſchend in die Luft
Zur Ruh der ganzen Gegend. Leo ging

Dem Attila *) und manchem Giſelaar,
Und Gibich, Godemar und Gunthar ging
Ein Biſchof fromm entgegen, ſprach mit ihm
So lange, bis der Dänen von ihm floh;
Die freche, ſtarre Geißel Gottes ward
Ums heilge Kreuz gewunden. Billigkeit
Und Milde trat im ſchlichten Mönchsgewand',
Im Waldeskittel, wie im Prieſterſchmuck
Hin vor den Thron, und ins Gewühl der Schlacht,
Trat zwiſchen die Zweikämpfer, in den Rath
Der Ritter, und ins Haus- und Brautgemach,
Verſöhnend, ſchlichtend, ſanftverſtändigend.
Dem Knecht entfiel die Kette. Menſchenkauf
Und Menſchendiebſtal traf des Bannes Fluch. —
Wie Tempel und Altar, ſo ward auch Heerd

---

*) Attila, der Hunnen König. Leo 3. ging ihm in die Lombardei entgegen und rettete Rom. Giſelaar, Gibich u. ſ. ſind Könige der Allemannen und Burgunder.

Und Eh befriediget. Gedrückte wallten
Zur Stäte des Erbarmens. Hungernde,
Verfolgte, Kranke flohn zum heilgen Raum,
Erflehend **Gottes Frieden**, der am Bett
Der Sterbenden, in Aufruhr, Peſt und Noth,
Erquickte, linderte, beruhigte.

Weß iſt der Erdenraum? Des Fleißigen.
Weß iſt die Herrſchaft? Des Verſtändigen.
Weß ſei die Macht? Wir wünſchen alle, nur
Des Gütigen, des Milden. Rach' und Wuth
Verzehrt ſich ſelber. Der Friedſelige
Bleibt und errettet. Nur der Weiſere
Soll unſer Vormund ſeyn. Die Kette ziemt
Den Menſchen nicht und minder noch das Schwert.
Der Allemannen Sitten und Geſpräch
Sind nicht die beſten Sitten. Das Geſpräch
Von Bärenbraten, Auerochſenjagd
Und Weiberjagd und Mähr' und Hunden —

Genug, o Muſe, lieber ſage mir
Von **Columban** und **Gallus**, was du weißt. *)

* * *

Verklungen war die Harfe **Oſſians**
Im fernen Weſt', auf jenen Eilanden
Des ſanften Galenſtammes: **Fingal** lag
Im Grab' und ſchwebte nur in Wolken noch.

Was tönet jetzt aus neuen Wölbungen
Dort für ein andrer Klang? Nicht **Oſſians**
Geſänge mehr; ſie ſingen **Davids** Pſalmen
Im feierlichen düſtern Jubelchor.

---

*) Gallus heißt ein Gale. **Columban** und ſeine Gefährten waren nicht von Fingals Stamm, aber edle Schotten, (Scoten) aus **Erin** (Nord-Irland) gebürtig. Der erſte Zug **Columbans** war in die **Hebriden**, (die weſtlichen Inſeln bei Schottland.) Auf **Hy** oder **Jona** war ein Chorherrnſtift errichtet, nach einer morgenländiſchen Regel. Von da begaben ſich viele nach **Bangor**, einem berühmten Kloſter in **Wales**; von da in die mittäglichen Länder. S. Müllers Geſchichte der Schweiz Th. 1. S. 158. 205. u. f.

Der Strom der Zeiten ändert ſeinen Lauf,
Und bleibt derſelbe. Die zu Schlachten einſt,
Zu Rettungen auf ferne Küſten zogen,
Errettend ziehn ſie jetzt zu ſtillen Siegen aus.

„Laß mich, o heilger Vater, (alſo ſprach
Zu Comogellus Columban, laß mich
Mit meinen zwölf Gefährten über Meer
Und Land hinziehen, zu beſänftigen die Welt.„

Er zog mit ſeinen Freunden über Land
Und Meer, bis er des Frankenkönigs Herz
Gewann. „Erwähle dir, ſprach **Siegbert**,
In meinem Reich zu wohnen, wo du willſt.„

In einer Wüſte des Vogeſiſchen
Gebürges fanden ſie ein warmes Bad.
Sie bauten ſich in alten Mauern an,
Hier Menſchen zu erquicken Leib und Geiſt.

Und viele Kranke walleten zu ihnen;
An Leib und Geiſt geneſet kehrten ſie
Zurück. Auch der Burgunderkönig kam,
Und bat den heilgen Mann um Lehr' und Rath.

„Thu deinen Ausſatz von dir, König! ſprach
Sankt Columban, und nimm ein ehlich Weib,
Zur Ehre dir und deinem Land' und Stamm;
Von deiner Unzucht waſch', o König, dich.„

Brunhilde, Königs Mutter, hörte das;
Herrſchſüchtig ſcheut ſie eine Königinn,
Und haßte **Columban**. Er ward verbannt
Aus ſeiner Celle und aus **Siegberts** Reich.

Jedoch die Meeresflut empörte ſich,
Und bracht' ihn wieder an den Strand. Er ging
Mit ſeinen Freunden bis zur **Limmat** hin,
Gen **Arbon** und hinüber nach **Bregenz**.

Sie lehrten unermüdet, litten viel
Vom wilden Volk; (noch lehrt uns **Columban**
In ſeinen Schriften) bis er, ausgeſtoßen,
Die Alp' hinüber ging zur Lombardei.

Zu Füßen fiel ihm **Gallus**: „Laß mich hier
Zurück, den Sterbend-Kranken.„ — **Columban**,
Unwillig zwar, jedoch mitleidend ließ
Ihm **Magnoald** und **Dietrich** auch zurück.

Erhebe dich, Geſang, vom Bodenſee.
Zu jenen ſchönen Höhen, die uns einſt
In heilgen Cellen das Verlohrene
Bewahrten, das noch jetzt die Welt belehrt.

„In jenem Walde dort, ob dieſer Burg,
Dort wo die **Steinach** aus dem Felſen ſpringt,
Sprach **Hildebald**, iſt eine Ebene;
Dahinten ſteigen Berge hoch empor.

Nur iſt Gefahr an dieſem wilden Ort:
Denn Wolf und Bär kommt ſich zu laben
da!„ —
„Iſt Gott mit uns, was thut uns Wolf und
Bär?
Sprach **Gallus**, morgen, Brüder, ziehn wir
hin!

Und keine Speiſe kommt mir in den Mund,
Bis ich die Stäte meiner Raſt erſeh!„
So ſprach der achzigjährge Greis und zog,
Beſah das Land umher und betete.

Er pflanzte einen Haſelſtecken ſtatt
Des Kreuzes hin, und lebte wirkſam dort
Mit ſeinen Brüdern **Mang** und **Dietrich**, trieb
Die Teufel heulend aus der Wüſtenei.

Er ſegnete den Bär und Wolf hinweg;
Die Schlange floh; er baute ſeine Zell'
Ins Neſt der Schlangen, und die Ebne ward
Ein Garten, Fiſchreich, Fruchtreich, Segensvoll.

Hier lebte **Gall**, verſchmähend allen Reiz
Der Kirchenchren, wirkend weit umher
Mit Hülf' und Troſt; es fliehen vor ihm Leid
Und Krankheit, Leibes und der Seelen Schmerz.

Die ſchöne Wüſte ſchenkt der König ihm;
Dann bauet' er mit ſeinen Freunden dort
Ein Tempelhaus; der Heilige entſchlief,
In Freundes Arm, ein fünf und neunzigjähriger Greis.

In ſeiner Celle folgt' ihm **Mang**, ſein Freund.
Nach funfzig Jahren ſtand ein Kloſter hier
Und eine Bücherei. Mit Danke nenn'
Ich **Ottmar**, **Waldo**, **Gottbert**, **Hartmuth**, **Grimmwald**,
Der Bücher, Armen, und der Schulen Väter.

Wer an **Valerius** und **Cicero**,
Lukrez und **Silius**, **Quintilian**,

Salluſt und **Ammian**, **Manilius**
Und **Columella** ſich erfreut; der ſage
Sankt **Gall** und **Mang** u. allen Schotten Dank,
Die ſcotice mit altem Bardenfleiß,
Die Bücher ſchrieben und bewahreten.
Es lebe **Benedictus** und Sanct **Maur**,
Und wer uns je was Schönes aufbewahrt.

* * *

Der Helden Fußtritt iſt mit Blut gefärbt;
Bekehrungscolonieen gehen oft
In Staatsliſt über. Gute **Galen**, Euch,
Die bis gen Lappland, bis zur Lombardei
Die Völker lehrten, Bücher ſicherten,
Nachkommen Euch des Menſchlichſten der Helden,
Des Menſchlichſten der Sänger*) Ruhm und Dank!

---

*) **Fingal und Oßian.**

Chriſtenfreude.

Bruder **Leo** und **Franciſcus** gingen
In den Pflichten ihres ſtrengen Ordens
Ueber das Gebürge. Schneidend wehte,
Um und um ſie, Hauch des kalten Winters.
Und ihr Ordenskleid war kahl; die Kutte
Deckt ihr nacktes Haupt nur dünn' und kärglich.
„Bruder **Leo**, rief **Franciſcus**, höre!
Stehe ſtill!

Wenn hinter uns die Menge
Auf uns winket: „ſiehe da die Säulen
Aller Chriſtenheit! der Erden Sterne!„ —
Und der Ruf uns gegen Oſt und Abend,

Nord' und Süd auf ſeinen Flügeln träget,
Daß, wohin wir kommen, Städt' und Dörfer,
Helle Haufen uns entgegen ſenden,
Die uns grüßen, uns Erquickung reichen,
Knieend unſern Segen ſich erflehen,
Und darüber unſer Herz frohlockte —
Bruder **Leo**, das iſt nicht die Freude,
Echte, wahre Chriſtenfreude nicht.„

Weiter gingen ſie; der Hauch des Winters
Wehete gelinder, und **Franciſcus**
Redet fort: „Wenn vor dem hohen Pulte
Des berühmteſten, des vollſten Tempels
Zehentauſend um uns ſtehn und horchen
Auf die Sprüche unſrer Weisheit, ſaugen
Durſtend ein den Odem unſrer Lippe;
Wenn wir Herzen ſpalten, führen Seelen,
Tauſend Seelen im Triumph gefangen,
Daß, berauſchet auf des Wohllauts Strömen,
Jedes Ohr dahinſchwimm', und die Augen
Süße Bäche weinen; Seufzer ſteigen

Zu uns auf, ein ſüßer, ſüßer Weihrauch —
Und uns dann der Buſen voller ſchläget,
Unſer Mund frohlockender ertönet —
Bruder **Leo**, das iſt nicht die Freude,
Echte, wahre Chriſtenfreude nicht.„

Als ſie weiter kamen, in die ſchöne
Reichbewohnte Ebne, ſprach **Franciſcus:**
„Wüßten wir die Sprachen aller Völker,
Die Geheimniße in Erd' und Himmel,
Kenneten den Weg der Vögel, Fiſche,
Thier' und Menſchen, ſelber auch der Sterne;
Bruder **Leo** wüßte jede Zukunft,
Die auch, die ſeyn könnend doch nicht ſeyn
wird —
Und wir aller Menſchenherzen Tiefen,
Jeden Abgrund der Gewiſſen ſähen,
Und ſie wie Allmächtige beherrſchten,
Wenn darüber unſer Herz frohlockte —„

Indeß hatte ſich das Volk in Haufen
Schon geſammlet und begehrte Wunder.

„Bruder, wenn uns Gott nun Wunder gäbe,
Wunder, ſelbſt den Satan zu entwaffnen,
Kräfte, dieſem Tauben, jenem Stummen,
Blinden, Lahmen, Ohr und Zung' und Auge,
Hand und Fuß zu geben; der verweſten
Menſchen-Aſche neue Lebensfunken —

Leo fiel ihm ein: „o guter Vater,
Warum ſprichſt du alſo? Oeffne lieber,
Oeffne mir der wahren Freude Quell.„

Sprach **Franciſcus**: „Als vor jener Hütte,
Der wir Segen brachten, uns der Pförtner
Halbgeſehn, die Pforte kaum eröffnet,
Drohend fortwies, und uns heilige Lügner
Uns Verräther ſchalt und ſchloß die Thür zu —
Wenn wir da, als hätt' er uns mit warmem
Mildem Bad' erquickt, den Gruß annahmen,
Und uns freuten und in Windes Pfeifen
Auf dem harten Stein, auf jenem Berge
Ruheten, als lägen wir auf Roſen,
Und der Schnee uns wie mit Roſen deckte;

Wir beſprachen uns, wie wir dem Feinde
Wohlthun könnten, ihn mit Segen lohnen —
Bruder **Leo**, war uns das nicht Freude?„
„Himmelsfreude war es, o **Franciſcus**.„

„Jener Jünger, den als Kind wir liebten,
Dieſer Freund, dem wir das Herz vertrauten,
Jener Fremdling, dem wir Gut und Leben
Glück und Wohlſeyn gaben, wenn der **Eine**
Bitter uns nun haſſet, und der **Andre**
Das Geheimniß unſres Herzens ausſtößt,
Vollgemiſcht mit Lügen, und der **Dritte**
Ins Geſicht uns ſpeit und ſchlägt uns blutig,
Schneidet uns mit Waffen unſrer Güte
Tief ins Herz, daß unſrer Eigenliebe
Feinſter Nerv erbebt, und alle Buben
Ueber uns frohlocken; und wir dennoch
Unſre Güte nicht bereuen, fröhlich
Uns zu neuer größrer Güte rüſten,
Und uns in den Spott als Purpur kleiden,
In die Dornenkron', als wär' es Lorbeer,

Den Verräther mit dem Kuß der Liebe
Segnen, und uns freun der Ehren Chriſtus —
Bruder **Leo**, das iſt Chriſtenfreude!„
„Himmelsfreude, ſprach er, o **Franciſcus**.„

„Sieh, wir gehen jetzt in die Verſammlung
Unſrer Brüder, wohin ſie mich luden,
Daß ich ihnen meinen Rath ertheile.
Wenn ich rede, was das Herz mir eingiebt,
Und ſie alle wider mich dann aufſtehn,
Rufend: „Nein! wir wollen nicht, daß Dieſer,
Ein Unwiſſender, ein Unerfahrner,
Ueber uns gebiet'!„ und mit Verachtung,
Haſſend mich aus ihrer Mitte ſtoßen,
Und vor aller Welt mich ſchmähn und läſtern; —
Wenn ich dann nicht, als ob ſie mit hohen
Ehren mich empfingen und lobprieſen,
Ihren Spott in höchſter Ruh' ertrüge;

Heiter im Gemüth, mit frohem Antlitz,
Willig, ihnen jedes bittre Unrecht
Mit demüthger Liebe zu vergelten,
Bruder **Leo**, ſo bin ich des Ordens,
Den ich Chriſto ſtiftete, nicht würdig.“

Die drei Blinden.

Drei Blinde traten einſt vor einen Heiligen,
Und flehten ihn um ihr verlohrnes Licht
Der Augen an. „Erzählet mir zuerſt,
Wie ihrs verlohret!„ ſprach der Heilige.

„Ich, (beichtete der Erſte,) nahm mir vor,
Ins Sonnenlicht zu ſchaun, bis ſeinen Glanz
Mein Aug' ertrüge; davon ward ich blind.„

„Ich, ſprach der Andre, machte den Verſuch
An meinen Augen, ob aus ihnen nicht
Vielleicht das Licht entſpräng'? und drückte ſie
Und preßte ſie ſo lange, bis ich erſt
Sehr ſchöne Farben, und dann nichts mehr ſah.„

„Ich, ſprach der Dritte, war (verzeihe
mir!)
Ein Todtenräuber. Einſt in Mitternacht
Stieg in die Gruft ich mitten vorm Altar
Und plündert' einen reichen Todten. Da
Erwacht' er, richtete ſich auf, und drückte
Mit beiden Händen mir die Augen ein.„

„Hinweg, du Böſewicht, antwortet' ihm
Der Biſchof. Wem die kalte heilge Hand
Der Todten rächend ſeine Augen nahm;
Dem giebt die Ewigkeit ſie nicht zurück.

Euch, beide Thoren, hat die Eitelkeit
Genug geſtraft. Geneſ't und werdet klug.„

Und wandte ſich zu ſeinen Lehrlingen:
„Der Sonnenſchauer, wie der thörichte
Empyriker belehren euch; doch dieſer —

(Er wies auf den verworfnen Kritiker)
Iſt ſchrecklich. Seinem eignen Vater grüb'
Er in der heilgen Gruſt die Augen aus,
Drum ſind ihm bei Lebzeiten von der Hand,
Der kalten Hand der Todten (ſchaut ihn an!)
Die Augen tief und ewig eingedrückt.„

Die Cicada.

In dem Kleineſten der Schöpfung zeiget
Sich des Schöpfers Macht und Huld am größten.

Nahe Sanct Franciſcus kleiner Celle
Stand ein Feigenbaum; und auf dem Baume
Sang am Morgen, friſch geſtärkt vom Thaue,
Lieblich die Cicada. Sankt Franciſcus
Hört ihr zu an ſeinem kleinen Fenſter,
Und verſtand ihr Lied. „Hieher, o Schweſter,
Rief er, komm hieher!„ und winkt ihr freundlich.
„In dem Kleineſten der Schöpfung zeiget
Sich des Schöpfers Macht und Huld am größten.„

Fröhlich ſprang ſie von dem Feigenbaume
Auf Franciscus Finger, neigte freundlich
Sich, den hocherhabnen Mann zu grüßen,
Der ihr rief; er grüßete ſie wieder:
„Sing', o Schweſter, wie du droben ſangeſt,
Von des Höchſten Lobe Du die Kleinſte.„

Alſobald, (ſie fühlete mit Freuden
Und mit Stolz das heilige Katheder,
Wo ſie ſtand und ihren hohen Hörer:)
Alſobald erhob in ſüßen Tönen
Sich ihr zirpender Geſang. Es nahten
Alle ihre Schweſtern, ihre Töchter,
Schnur und Schwieger; rings auf Bäum' und Sträuchen
Horchte ſchweigend jegliche Cicada.

Und ſie ſang. Die zarten Flügel ſchwingend,
Ihre kleinen Beine froh bewegend,
„Wer? wer gab mir dieſe leichten Füße,
Zierte ſie mit ſchönen veſten Knoten,

Schnell hinabzuſpringen, leicht zu hüpfen
Rings von Baum zu Baum, von Zweig auf Zweige.
Augen gab er mir, kryſtallne Sphären,
Die ſich wenden, vor- und rückwärts blicken,
Aufzuſpähen alle meine Feinde,
Den gefräßgen Specht und Spatz und Raben.
Flügel gab er mir, ein Gold-Gewebe,
Grün und blau, in Farben ſeines Himmels
Und in Farben meiner Bäume ſpielend.
Fröhlich ſchwing' ich ſie, wie keine Lerche,
Keine Nachtigall die Flügel ſchwinget,
Koſte Gottes Thau, den jeden Morgen
Mir, nur mir ſein Finger niedertröpfelt,
Und erhebe meine Stimm' und ſinge
In des Wandrers Ohr den Ton der Schöpfung,
Und erfriſche ſeinen Gang. Dem Landmann
Stimm' ich an das frohe Lied der Ernte.
„Reich, o Bruder, ſtehen unſre Felder;
Schön, o Schweſter, dein' und meine Auen.

nget mit mir dankbar und zufrieden:
roß iſt Gott im Kleineſten und Größten.„

Rauher pries ſie jetzt in wilden Tönen,
ie auf Kräutern ſie und über Blumen
anchen Blum- und Krautverwüſter ausſpäht,
hn mit ſcharfen Nägeln faßt und feſthält,
nd ausſauget ihre Beute. —

„Schweige,
Sprach Franciſcus, deine Stimme tönet
Rauh und heiſer. Lerne von mir, Schweſter,
Zeit iſt jetzt zu ſingen, jetzt zu ſchweigen.
Fleuch empor, und preiſe mir in Zukunft
Gottes Lob, nicht deine eignen Thaten.„
„Groß iſt Gott, im Größeſten und Kleinſten„
Jauchzten auf die horchenden Cicaden.

Die Orgel.

O ſagt mir an, wer dieſen Wunderbau,
Voll Stimmen alles Lebenden erfand?
Den Tempel, der, von Gottes Hauch beſeelt,
Der tiefſten Wehmuth herzerſchütternde
Gewalt mit leiſem Klageflötenton
Und Jubel, Cymbeln- und Schalmeienklang,
Mit Kriegstrommetenhall und mit dem Ruf
Der ſiegenden Poſaune kühn verband.

Vom leichten Hirtenrohre ſtieg der Schall
Zum Paukendonner und der weckenden
Gerichtstrommet'. Es ſtürzen Gräber! Horch,
Die Todten regen ſich! —

Wie ſchwebet jetzt
Der Ton auf aller Schöpfung Fittigen
Erwartend. Und die Lüfte rauſchen. Hört,
Jehovah kommt! Er kommt! ſein Donner
ruft! ⸗ ⸗

In ſanftanwehendem beſeelten Ton
Der Menſchenſtimme ſpricht der Gütige
Anjetzt; das bange Herz antwortet ihm. —
Bis alle Stimmen nun und Seelen ſich
Zum Himmel heben, auf der Wolke ruhn —
Ein Halleluja! — Betet, betet an!

Apoll erfand die Cither, **Maja's** Sohn
Beſpannete die Lyra; **Pan** erfand
Die Flöte; wer war dieſer mächtge Pan,
Der aller Schöpfung Athem hier vereint?

* * *

Cäcilia, die edle Römerinn,
Verſchmähete der weichen Saite Klang.

In ihrem Herzen betend: „wäre mir
Gewährt, den Lobgeſang zu hören, den
Die Knaben ſangen in des Feuers Glut.
Das Lied der Schöpfung.„

Da berührt' ihr Ohr
Ein Engel, der ihr ſichtbar oft erſchien,
Der Betenden. Entzücket hörte ſie
Das Lied der Schöpfung. Sterne, Sonn und Mond
Und Licht und Finſterniß, und Tag und Nacht,
Die Jahreszeiten, Winde, Froſt und Sturm,
Und Thau und Regen, Reif und Eis und Schnee
Und Berg und Thal in ihrem Frühlingsſchmuck,
Und Quellen, Ström' und Meere, Fels und Wald,
Und alle Vögel in den Lüften, was
Auf Erden Othem hat, lobpries den Herrn,
Den Heiligen, den Gütigen.

Sie ſank
Anbetend nieder: „Würd', o Engel, mir
Ein Nachhall dieſes Liedes!„ —

Eilig ging
Er hin zum Künſtler, den Bezaleels
Geweihter Geiſt belebte, gab ihm Maas
Und Zahl in ſeine Hand. Es ſtieg ein Bau
Der Harmonieen auf! Das **Gloria**
Der Engel tönt'; einmüthig ſtimmete
Die Chriſtenheit ihr hohes **Credo** an,
Der Seelen große Gottvereinigung.
Und als beim Sacrament das Heilige:
Er kommt! Geſegnet, der da kommt!
erſcholl,
Hernieder ließen ſich die Seligen,
Und nahmen an — der Andacht Opfer. Erd'
Und Himmel ward Ein Chor: den Böſewicht
Erſchüttert an des Tempels Pforte ſchon
Die Tuba, die den Tag des Zorns er-
klang. —

Mit allen Chriſtenherzen freute ſich
Cäcilia, genießend, was das Herz
Der Betenden verlanget, Einigung
Der Seel' und Herzen; Chriſtvereinigung.

„Wie nenn' ich, ſprach ſie, den vielarmigen Strom,
Der uns ergreift, und in das weite Meer
Der Ewigkeiten träget?„ „Nenne, ſprach
Der Engel, es, was du dir wünſcheteſt,
Organ des Geiſtes, der in Allem ſchläft,
Der aller Völker Herzen reget, der
Anſtimmen wird der ewgen Schöpfung Lied,
Im reichſten Labyrinth die volleſte
Vereinigung; der Andacht Organum.„

Die Geſchwiſter.

Im einſamen Hain auf grüner Wieſe
Spielten oft am Mutter-Gottes-Bilde
Eine Schweſter und ein Bruder. Unſchuld
Spielete mit ihnen, Lieb' und Anmuth.

Auch die Mutter ſaß am heilgen Bilde
Oft; und ſüß erzählte ſie den Kindern,
Wie das Jeſuskind im Arm der Mutter
Gut einſt war und gute Kinder liebte.
„Liebet es uns auch?„ „Ja, wenn ihr gut ſeyd;
Es hört alles, was ich zu euch ſage.„

Einſt am Abend', als im ſchönſten Glanze
Unſrer Sonne die Geſchwiſter beide
Sich erfreuten, ſprach der raſche Knabe:
„Wenn einmal das Kind, das uns auch liebet,
(Spricht die Mutter,) zu uns niederſtiege.
„Gerne gäb' ich ihm die ſchönſten Blumen,„
Sprach die Schweſter. „Gerne, ſprach der
Bruder,
Gäb' ich ihm die allerſchönſten Früchte.
Heilge Mutter, laß das Kind hernieder,„

Und die Mutter ſtrafte ſie mit Worten
Sanft belehrend. Aber ihr im Herzen
Blieb das Wort; und bald darauf im Traume
Sah ſie ſich die Mutter Gottes neigen,
Und das Kind mit ihren Kindern ſpielend.

Lieblich war der Traum. Der Himmelsknabe
Sprach: „Für eure ſchönen Frücht' und Blumen
Was ſoll ich euch geben? Du, o Bruder,

Spieleſt bald mit mir auf einer andern
Schönen Au, da will ich ſüße Früchte,
Wie du nie ſie koſteteſt, dir ſchenken.
Dir, o Schweſter, werd' ich wiederkommen,
Wenn du Braut biſt, und den Kranz dir reichen.
Mutter wirſt du ſeyn von guten Kindern,
Gut wie Du, und gut wie Deine Mutter.„

Alſo träumte ſie und wacht' erſchrocken
Auf, und eilte zu dem Bilde betend:
„Kann es ſeyn, ſo laß mir meinen Knaben,
Holdes Kind! Wo nicht, dein Will geſchehe.„

Und in Kurzem ward der Traum erfüllet:
Denn der Knabe ſtarb. Er ſah im Sterben,
(Alſo ſagt er) einen Himmelsknaben
Kommen, und ihm ſüße Früchte reichen,
Und er koſte ſchon die ſüßen Früchte.

Auch die Tochter wuchs und ward der Mutter
Ebenbild. Als am Altar ſie kniete,
Eine Braut, erſchien ihr im Gebete
Jenes Kind und kränzte ſie mit Blumen.
Wie ihr dünkte, waren meiſtens ſchöne
Lilien und Roſen in dem Kranze,
Wenig dunkle Blumen: und ihr Leben
Ward des Kranzes Abbild, Lieb' und Unſchuld.

Die ewge Weisheit.

Von allem Schönen wählt' Amandus ſich
Das Schönſte nur; und alſo kam er bald
Vom Tand' hinweg zur frohen Einſamkeit.
Dann ſprach er oft, wenn er vom Weltgeräuſch
Zurückkam in ſich ſelbſt: „o hätteſt du
Nicht Dies und Das geſehen und gehört,
So wäre jetzt dein Herz nicht ſo betrübt.„

Einſt zeigete ſich ihm, was keine Zung'
Ausſprechen kann. „Iſt Das nicht Himmelreich
Und Wonne? ſprach er. Alles Leiden mag
Die Freude nicht verdienen.„ —

Ihm erſchien
Die Schönheit alles Schönen, in Geſtalt
Der **ewgen Weisheit**. Wie der Morgenſtern
Trat ſie hervor und ward zur Morgenröthe,
Zur Morgenſonne. Die Unſterblichkeit
War ihre Kron'; ihr Kleid die Anmuth. Süß
Und Huldreich ſprach ihr Mund; und Sie, ſie war
Der Freuden Freude, die Allgnugſamkeit.

Sie ſchien ihm nah und fern, von allem Hohen
Das Höchſte, und von allem Innigen
Das Innigſte, der Schöpfung Meiſterinn,
Die ſie in zarter Milde ſtreng regiert.
Mit ſüßeſter Gebehrde ſprach ſie: „Sohn!
Gib mir dein Herz.„

„O drücke mir dich ſelbſt,
Dich ſelbſt ins Herz, daß jeder Buſenſchlag
Es heb' und mich erinnre, daß ich Dich,
Nur Dich in Allem ſeh.„

Sie ließ ihr Bild,
Berührend ihn, im Herzen ihm zurück.
So oft der Morgenſtern erklang, erklang
Sein Hymnus: „Schaut! Der Schönen
Schönſte kommt!
Die Mutter aller Gnaden geht hervor
Vom Aufgang! Deiner hat mein Herz begehrt,
Auch ſchlummernd, o du Liebliche.„

Er ſprachs,
Und küßete die Erde, redet' oft
Mit ſeinem Engel, der ihm ſichtbar dann
In ſchöner himmliſcher Geſtalt erſchien,
Und mit ihm freundlich von den Fügungen
Der **ewgen Weisheit** ſprach. „Willſt du
Dich ſelbſt
Erblicken, ſagt' er einſt, ſchau her!„ — Er
ſah:
Ein Jüngling lag im Arm der Liebenden,
Die er im Herzen trug. Wie ſeligfroh
Erkannt' er ſie! Es tönten himmliſche

Geſänge um ihn her: „Der Weisheit Luſt
Iſt an den Menſchenkindern! Je und je
Hab' ich geliebet dich und zog zu mir
Aus Liebe dich und will dich zu mir ziehn!„

„Wie du uns gerne höreſt, ſprach zu ihm
Sein Engel, hören wir auch gerne Dich,
Zumal wenn du mit freudigem Gemüth
In Schmerzen auch **die ewge Weisheit** ſingſt.„
Er ſang; es ward ein Jubel um ihn her;
Ein Chor der Seligen umringt' ihn. Seelen,
Die er gekannt und nicht gekannt, umfingen
Ihn liebend, und erzählten traulich ihm
Ihr Wohl und Weh; wie aus der Bitterkeit
Die **Weisheit** ihnen ſtets das Süßeſte
Bereitet. Seine Mutter kam zu ihm,
Sein Vater, (jetzt Geſtalten jener Welt)
Und ſprachen ihm von ihrer Prüfungen
Belohnung. Und ſein Antlitz glänzte. Oft

Sah man es glänzen, wenn er betete,
Und vorm Altar: „Aufwärts die Herzen!„ sang. *)

In ſolchen Süßigkeiten ſchwamm Amandus,
Sein Herz bewahrend, ſtrenge gegen ſich,
Und überſtrenge. Da erſchien ihm einſt
Sein Engel wieder: „Glaubſt du, ſprach er ſanft
Zum Schlummernden, indem du deinen Leib
Mit Büßungen belegeſt, dieſes ſei
Das ſchwerſte Leiden? Leiden andrer Art
Erwarten dich. Schau her! Ich bringe dir,
Dem zarten Knaben, Ritterkleider. Rüſte
Dich tapfer. Wenn du ſelbſt dich peinigteſt,
So höreteſt du, wenn du wollteſt, auf.
Dich werden andre peinigen, und nicht
Aufhören, wenn du wünſcheſt. Bis hieher

---

*) Surſum corda.

Empfand im Schmerz dein innerſtes Gemüth
Geheime Süßigkeit. Wenn aber du
Im tiefſten Schmerze Rath und Hülf' und Troſt
Bei Menſchen ſucheſt und nicht findeſt; Freund
Und Feind verfolgen dich; und **wer** dich ſchützt,
Wird ſelbſt verfolget; wenn im Innern dann
Dich auch dein Gott verläßt; dann ſpricht zu dir
Die **ewge Weisheit**: „Sohn, gieb mir dein Herz!"
Auf dieſen Dornen blüht allein **der Kranz,**
Den deine Königinn von Dir verlangt."

Voll Schrecken fuhr der Jüngling auf; und bald
Ward ſeines Engels Red' erfüllet. Schmach
Und Hohn, Verachtung, Kränkung jeder Art,
Verläumdungen und Haß und Neid und Wunden
Am zartſten Herzen trafen ihn. Er ſah
Kein Ende mehr, und lernt' im Leiden nur

Noch mehr zu leiden. Hülf und Rath und Troſt
Bei Menſchen war verſchwunden. Wer ihm half,
Ward auch verfolget, und zuletzt gebrach
Das Letzte ihm, ſein innrer Troſt.

Da ſprach er:
„Sein Will geſchehe!„ und gab ſich zur Ruh.

Und plötzlich ſtand vor ihm die Schönſte da,
Sanftglänzender, als er ſie je geſehn.
Sie flocht aus vielen Roſen einen Kranz
Für ihn, und er erkannt' in jeder Roſe
Den Dorn, auf welchem ſie entſproßen war.
„Nimm, ſprach ſie, ihn; er iſt der Deinige.
Jetzt iſt mein Bild in Deinem Herzen: Du
Gewanneſt ſelbſt es dir, bewahr' es treu.
Ihr Menſchenherzen traut! Von allem Schönen
Die ſchönſte Weisheit wird durch Prüfung nur.„

Sie ſprach es, und ein ſanfter Abendglanz
Umfloß Amandus Haupt. All ſeine Feinde,
In Träumen kamen die Verſtorbnen ſelbſt,
Und flehten um Verzeihung und Gebet.
Und ſeinen Freunden war der vielgeprüfte
Amandus doppelt werth. Jungfraun und Fraun,
(Er ehrete in ihrer Tugend ſtets
Der **Mutter Gottes** Gnad' und Zucht und Huld)
Sie ehreten in ihm der **Weisheit Sohn.**

Der Friedensſtifter.

Dreimal war der kühne Karl geſchlagen,
Und die Macht Burgunds im Blut erlegen;
Granſee, **Murten**, **Nanſen** zeugten ewig,
Was der Tapfre über ungerechten
Stolz vermag; als ſich die böſe Zwietracht
Auch ins Herz der Tapfern ſchlich. Sie zankten
Lieblos um des Sieges reiche Beute.
Faſt ſchon theilte ſich der Eidgenoſſen
Bündniß. Denn mit Frankreichs Gelde waren
Frankreichs Sitten in das Land gekommen,
Ueppigkeit und Pracht. Dem Schweizerbunde
Drohete Auflöſung. Da, am letzten

Friedenstag' zu Stanz in Unterwalden
Trat ein alter Mann in die Verſammlung.

Grad und hoch: ſein Auge blitzte Schrecken,
Doch gemiſcht mit Gütigkeit und Anmuth.
Lang ſein Bart, von wenig ſchlichten Haaren,
Zweigeſpalten; auf dem braunen Antlitz
Glänzt' ein Himmliſches. Gebietend ſtand er
Dürr und hager da, und ſprach anmuthig,
Männlich : langſam:

„Liebe Eidgenoſſen,
Laſſet nicht, daß Haß und Neid und Misgunſt
Unter euch aufkommen; oder aus iſt
Euer Regiment! — Auch zieht den Zaun nicht
Gar zu weit hinaus, damit ihr eures
Theurerworbnen Friedens lang' genießet.
Eidgenoſſen, werdet nicht verbunden

Fremder Herrſchaft, euch mit fremden Sorgen
Zu beladen und mit fremden Sitten.
Werdet nicht des Vaterlands Verkäufer
Zu unredlich = eignem Nutz. Beſchirmet
Euch und nehmt Banditen, Landesläufer,
Nicht zu Bürgern auf und Landesleuten. —
Ohne ſchwere Urſach' überfallet
Niemand mit Gewalt; doch angefallen,
Streitet kühn. Und habet Gott vor Augen
Im Gericht, und ehret eure Prieſter.
Folget ihrer Lehre, wenn ſie ſelbſt auch
Ihr nicht folgen. Helles friſches Waſſer
Trinket man, die Röhre ſei von Silber
Oder Holz. — Und bleibet treu dem Glauben
Eurer Väter! Zeiten werden kommen,
Harte Zeiten, voll von Liſt und Aufruhr.
Hütet euch, und ſtehet treu zuſammen,
Treu dem Pfad' und Fußtapf unſrer Väter.

Alsdann werdet ihr beſtehn! kein Anſtoß
Wird euch fällen und kein Sturm erſchüttern.
Seyd nicht ſtolz, ihr **alten Orte.** Nehmet
Solothurn und **Freiburg** auf zu Brüdern:
Denn das wird euch nützen." — Alſo ſprach er,
Neigte ſich, und ging aus der Verſammlung.

Alle, die den heilgen Mann erkannten,
Hörten in ihm eines Engels Stimme:
Bruder Claus war es **von Unterwalden,**
Der an ſeiner einſamen Kapelle
Ohne Speiſ' und Trank, (ſo ſpricht die Sage)
Zwanzig Jahr gelebt. Dem Kind' und Jüngling
War am Himmel oft ein Stern erſchienen,
Der ſein Herz ins Innre zog. Er hatte
Jederzeit, auch ämſig in Geſchäften,

Stille Einkehr in ſich ſelbſt geliebet,
Zehen Söhn' und Töchter auferzogen,
Auch in Kriegeszügen ſeinem Lande
Treu geholfen; bis die Welt zu enge
Für ihn ward. Er nahm von Weib und Kindern
Liebreich Abſchied, und mit ihrem Segen
Ging er zur Einöde. Vielen Pilgern,
Die ihn ſuchten, gab er Rath und Hülfe.
Manchen Sturm der Seele, manche Unruh,
Senkete ein Wort von ihm zur Ruhe.
Denn er war von ſtarkem Herzen; mächtig-
Frei, und floh wie Peſt die Landsverderber.
Oft weißaget' er, und wußt' der Seelen
Innerſtes Geheimniß. Seines Lebens
Täglicher und hocheinfältger Spruch war:
„Nimm, o Gott mich mir; und gib mich ganz dir.„

Der war Bruder Claus. Die Bundsverſammlung
Folgte ſeinem Rath; einmüthig wurden
Aufgenommen **Solothurn** und **Freiburg**;
Und ſo manche Rathsverſammlung wünſchte
Bruder Claus zu ſich **von Unterwalden**,
Mit der Bärentappe, die der Engel,
Falls er in den Himmel kommen wollte,
Ihm zum führenden Panier gegeben.

Der Schiffbruch.

Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
Scheiterte das Schiff. Die Edlen retten
Sich im Fahrzeug„: „Wo iſt Don Alonſo?
Riefen ſie; (Er war des Schiffes Prieſter.)

„Reiſet wohl, ihr Freunde meines Lebens,
Bruder, Oheim! (ſprach er von dem Borde)
Meine Pflicht beginnt; die Eure endet.„

Und er eilt' hinunter in des Schiffes
Kammern, ſeine Sterbenden zu tröſten,

Höret ihre Sünden, ihre Buße,
Ihr Gebet, und wehret der Verzweiflung,
Labet ſie, und geht mit ihnen unter.

* * *

Welch ein Geiſt war größer? Jenes Cato,
Der im Zorne ſich die Wunden aufriß;
Oder dieſes Prieſters, der, den Pflichten
Seines Amtes treu, im Meer erſinket?

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

Perſepolis.

Eine Muthmaaſſung.

von

J. G. Herder.

Gotha,
bei Carl Wilhelm Ettinger,
1787.

[illegible]

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Ich kann es vorausſehen, daß den meiſten meiner Leſer die prächtigen Alterthümer von Perſepolis bekannt ſind, die in ſo vielen Reiſebeſchreibungen zum Theil mit großer Genauigkeit abgebildet worden. **Kämpfer, Chardin, le Bruyn** und noch neulich **Niebuhr**, ein Reiſender, der an Sorgfalt und Wahrheitliebe wenige ſeines Gleichen hat, a) haben die Abbildung derſelben immer genauer zu machen geſucht und der Letzte inſonderheit hat darauf den treueſten Fleiß verwendet. Wie kommts aber, daß dieſen Be-

---

a) *Kaempf. amoenit. exotic.* Faſc. II. Relat. 5. p. 325 — 353. *Chardin* Voyages en Perſe T. II p. 140 — 197. *le Bruyn* Voyages T. II. p. 285. ſeq. Niebuhrs Reiſebeſchreibung B. 2. S. 121 — 156. Die übrigen, die von dieſen Alterthümern gehandelt haben, ſ. in Meuſels bibl. hiſt. Vol. I. P. II. p. 41. 42. Heyne's Guthrie Th. 2. S. 511.

ſchreibern noch keine Erklärer nachgefolgt ſind, die über die Bedeutung ſo zahlreicher Figuren in ihrem Zuſammenhange einige nähere Unterſuchung angeſtellt und darüber wenigſtens Vermuthungen geäußert hätten? Mich dünkt, dieſe Alterthümer ſind der Betrachtung nicht weniger werth, als jene Aegyptiſchen und Griechiſchen Reſte, über welche doch beinah eine Bibliothek geſchrieben worden; und die ungeheure Anzahl von 1300 Figuren ſollte doch, wie ich glaube, uns von ihrer Bedeutung mehr errathen laſſen, als eine Hieroglyphenſchrift auf den Aegyptiſchen Obelisken. Ich lege nichts als eine Vermuthung dar, der ich Beſtätigung oder Berichtigung wünſche. Sobald in einer ſchweren Sache nur der Anfang gemacht iſt, werden mehrere gereizt, die Mängel zu verbeſſern und den unbetretenen Weg, auf welchem Einer auch nicht weit kam, weiterhin zu verſuchen.

⁂

Das Erſte, was uns beim Eingange dieſer prächtigen Ruinen aufſtößt, ſind die zweierlei rieſenhaften Thiere, die vor der Treppe an den beiden Seitenpfeilern hocherhaben ausgehauen ſind. b) Der Graf Caylus, c) der überhaupt dieſe Denkmale zu ſehr durch ein Aegyptiſches Fernglas ſah, bemerkt in ihnen nur die Aehnlichkeit mit den Aegyptiſchen Sphinxen, mit welchen ſie doch eigentlich wenig gemein haben: denn die beiden Thiere, die auswärts ſehen, d) ſind offenbar das **erdichtete Einhorn**, ein Fabelthier, das im ganzen Orient bekannt iſt; die beiden, die auf zwei andern Pilaſtern oſtwärts nach dem Berge hinſehen, e) hätten zwar mehrere Aehnlichkeit mit dem aegyptiſchen Sphinx; ſie ſind

---

b) Kämpfer S. 335. *Chardin* p. 133. 134. Niebuhr S. 123. *le Bruyn* tab. 124.

c) Caylus Abhandlungen, Meuſels Ueberſ. Th. 1. S. 67.

d) Niebuhr Tab. XX. a.

e) Niebuhr Tab. XX. b.

aber dennoch, wie wir gleich ſehen werden, gleichfalls von eigenem Aſiatiſchen Gepräge.

Jedermann iſt nämlich bekannt, daß der aſiatiſche Bergrücken oder das Gebürge Kaf der alten Fabeltradition, das große Dſchinniſtan, d. i. der Sitz und das Vaterland tauſend erdichteter Geſchöpfe ſei, die auf ihm wohnen. Hier iſt das Reich der Peris und Divs; hier wohnt der Vogel Kaf, Simurgh oder Anka, der alle Sprachen ſpricht und ſolange gelebt hat, daß er die Erde ſiebenmal mit neuen Geſchöpfen beſetzt geſehen; hier ſind jene unzähligen Wundergeſchichten des Tamuras, Feriduns, Ruſtem, Afraſiab u. a. vergangen, durch welche Drachen und Ungeheuer, der Rackſche, Scham, Uranabat, Eſchder, u. ſ. bezähmt werden: 1) Sagen die längs dem

---

1) S. *Herbelot* art. Simorgh-anka, Soliman, Tahmurath, Div, Peri etc. Richardſons Abhandlung über die Sprachen der morgenländiſchen Völker Kap. 4. Abſchn. 1. S. 212 Deutſch. Ueberſ. *Bochart* Hierozoic. P. II. L. VI. de animal. fabuloſ. et al. Wenn Athenäus (B. XI.) von den Zierrathen Perſiſcher Becher redet, vergißt er nie dieſer erdichteten Thiere.

aſiatiſchen Gebürge hingehn und mit Farben, die ſich nach dem Charakter der Völker und Gegenden verändern, vom Kaſpiſchen bis zum Weltmeer reichen. Es wird ſich anderswo eine Gelegenheit darbieten, von dieſen alten Geſchöpfen der menſchlichen Einbildungskraft ausführlicher zu reden; hier bemerken wir nur, daß weder das Einhorn, noch das andre geflügelte Fabelthier auf den Ruinen Perſepolis aus Aegypten geholt, ſondern völlig aſiatiſchen Urſprunges ſei; welcher Urſprung uns auch ſeine Bedeutung weiſet.

Aus den Gedichten mehrerer morgenländiſchen Völker nämlich iſt bekannt, daß ſie die Bilder der Thiere vorzüglich zu **Bildern der Menſchen und Völker** wählen, weil in der Sprache der älteſten Welt ſowohl Tugenden als Laſter, und jede vorzügliche Eigenſchaft unſres Geſchlechts nicht beſſer als durch eine Geſtalt der Thiere ausgedruckt werden konnte. Die Thiergeſtalten, unter welchen Jakob ſeine Söhne und Moſes die

Stämme ſeines Volks bezeichneten, g) ſind hievon Eins der älteſten Beiſpiele; und das ſogenannte Einhorn (Reem) iſt ſchon unter dieſen Bildern. Der Moabitiſche Segenſprecher, Bileam, braucht es zweimal, um die Stärke des Volks, das er wider ſeinen Willen ſegnen mußte, zu bezeichnen; h) und in dieſer Bedeutung wird es auch in dem alten Buch Hiob gebraucht, als das Symbol einer unbezwinglichen Stärke. i) Durch alle morgenländiſchen Dichter geht dieſe Bezeichnung; und eben in dem hebräiſch-chaldäiſchen Propheten, der den Gegenden von Perſepolis am nächſten lebte, in Daniel, finden wir nicht nur dieſe Manier erdichteter Thiergeſtalten, als Sinnbilder der Völker, am ausgezeichnetſten; ſondern Er hat ſie auch den künftigen Sehern ſei-

g) 1 Moſ. 49, v. 14. 17. 21. 27. 5 Moſ. 33, 17. 20. 22.

h) 4 Moſ. 23, 22. Kap. 24, 8.

i) Hiob. 39, 9. 10. In den Pſalmen gleichfalls Pſ. 92, 11. 22, 22. 29, 6. Jeſ. 34, 7.

ner Nation gleichſam veſtgeſezt und zum Muſter gegeben. Ihm iſts ganz gewöhnlich, Reiche als Thiere zu ſehen; und gerade erblickt er Thiere, wie ſie auf dieſen Mauern ſtehen: einen Löwen mit Adlersflügeln, einen Bären mit Elephantenzähnen, einen geflügelten Leoparden, ein gehörntes Thier mit zertretenden Füſſen und zermalmenden Zähnen, Widder, Böcke mit langen Hörnern; und alle dieſe Bilder ſezt er jedesmal in ſo veränderter, fabelhafter Compoſition zuſammen, als es der Sinn erforderte, der durch ſie angezeigt werden ſollte. k) Da nun Daniel die beſte Zeit ſeines Lebens unter dem Mediſchen Darius bis auf den Cyrus der Perſer gelebt hat, da er außer Paläſtina erzogen war, und in ihm Alles einen ausländiſchen, und zwar gerade den

---

k) Dan. 7. 8. Esra's viertes Buch und Johannes Offenbarung, nebſt einer Reihe andrer Offenbarungen, ſind ſprechend kenntlich in dieſer Art von Compoſition der Bilder.

Geiſt dieſer Gegenden athmet: ſo könnte uns, auch nur aus dieſem einzigen Datum, die Bedeutung ſolcher Compoſitionen nicht fremde bleiben. Wir wüßten alſo, was es ungefähr heißt, wenn in andern Feldern dieſer Ruinen der Löwe das Einhorn hinterwärts anfällt; l) oder wenn Helden und Könige Thiere dieſer Art beym Horn faſſen und durchbohren. m) Es war die gewohnte **Staats=Zeichenſprache** dieſer Gegenden. Geſchöpfe ſolcher Art bedeuten ſolche Völker, ſolche Königreiche; und der Hauptbegriff des Symbols, von dem wir reden, war unaufhaltſame, fürchterlich=zuſammengewachſene **Stärke**, welche Nation es auch gelten ſollte.

Wenn alſo das Einhorn, der Natur der Sache und der Bilderſprache in Orient zufolge, **Stärke des Staats** anzeigt; was wird das andre, das geflügelte Thier bedeuten? Ohne Zweifel

---

l) Niebuhr tab. 23 unten.

m) Niebuhr tab. 24. Kämpfer S. 334.

Staats-Weisheit. Es hat ein Menſchenangeſicht und außer ſeinen Flügeln ein Diadem auf dem Haupt; wahrſcheinlich alſo nichts als eine Ableitung jenes weiſen, vornehmen Fabelthiers auf dem Gebürge Kaf, das ſo viele Sprachen ſpricht und eine hohe Herrſchaft über die Erde führet. Will man es den Perſiſchen Sphynx nennen, ſo iſt es wenigſtens nicht der Aegyptiſche Sphynx: denn es iſt aus ganz andern Veranlaſſungen, in andern Regionen erwachſen. Es iſt keine weibliche Figur, wie der Sphynx in Aegypten war; ſondern ein bärtiger Mann: das Diadem iſt auf ſeinem Haupt: man ſiehet ihn auf keinem Felde dieſer Ruinen im Streit, daß er irgend von einem Thier angefallen, oder von einem Menſchen getödtet werde u. ſ. Er iſt alſo dem Einhorn in ſeinen Attributen ganz entgegen; und da an ſprechenden Thieren dieſer Art Aſien reich iſt, ſo daß ſich ihre Mährchen bis unter die Mongolen, ja zu den Tunguſen hin verbreiten;

ſo dünkt mich, ſind die Symbole an dieſen beiden Figuren ſo klar gegeben, wie bei irgend Einem Geſicht Daniels, Eſra oder der Apokalypſe. Der Schmuck, den beide Thiere an ſich haben, iſt in der Tradition gegründet und wird in jeder Beſchreibung der Morgenländer von ihnen reichlich wiederholet. Noch jener Al-Borak, auf welchem Mahomed in den Himmel fuhr, war ein Thier dieſer Art, größer als ein Eſel, kleiner als ein Maulthier. Er hatte ein Menſchengeſicht und Pferdesgebiß: die Mähne ſeines Halſes war von feinen Perlen, umſtralt mit Licht, und alle ſeine andern Glieder bis auf ſeinen Schweif waren mit Edelgeſteinen aller Gattung gezieret. Er hatte Adlersflügel und eine menſchliche Seele: er verſtand was man ſprach, er konnte aber nicht ſprechen und antworten: mit Perlen und Edelgeſteinen war er bezäumt und umgürtet. n) — Mahomed und ſeine Nachfolger

---

n) Gagnier Vie de Mahomed T. I. L. II. Cap. II. et al. al.

erfanden dies Bild nicht; ſondern es war in hundert andern Erzählungen als gemeine Tradition gegeben. In den apokryphiſchen Büchern der Ebräer, z. B. im vierten Buch Eſra, o) liegen eben dergleichen ſprechende Thiergeſtalten zum Grunde und auch noch in der Apokalypſe ſind die beiden Symbole des **ſtarken** und des **weiſen** oder liſtigen Thiers nach dem Zwecke des Buchs aus der alten Tradition känntlich. p) Wir haben alſo allen Grund, bei unſern Ruinen dieſe beiden Bilder als **Symbole der Macht** und **königlichen Weisheit**, beide aber als **Staatsbilder**, anzunehmen. Die Stärke bewahrt die äußere, die Weisheit die innere Pforte des Palaſtes; jene iſt auswärts, dieſe nach innen gekehret — —

Man fodre nicht, daß ich aus andern Schriften, z. B. aus dem Zend-Aveſta alle Stellen

o) 4 Eſr. 11. 12.

p) Offenb. Kap. 13.

ſo werde ich ſie auch fernerhin in dieſer Erläuterung gebrauchen.

Gnug, weder das Einhorn, noch der perſiſche Sphynx r) ſind Aegyptiſchen Urſprungs; ſie ſind auch nicht auf Aegyptiſche Art gebildet. Sie liegen nicht, wie der Aegyptiſche Sphynx vor einem Tempel, ſondern ſtehen in der Mauer des Pallaſts, nicht einwärts, ſondern erhoben gearbeitet, ſo daß ihre Köpfe, da ſie noch unverletzt waren, und ihr halber Leib aus dem veſten Marmor herausſtand. Auch iſt der Tritt dieſer Thiere belebter, als er bei den Aegyptiſchen Thierbildern, ſelbſt bei denen auf der Iſiſchen Tafel, je geſunden wird. Große Denkmale der alten

---

r) Niebuhr hat Th. 2. Tab. [illegible] n) b. d. e. einige fabelhafte Thiere der alten Perſer aus Münzen und Steinen gegeben, die meine Gedanken ſehr erläutern. Aus B. mit b. verglichen, ſiehet man, wie Ein und daſſelbe Thier verſchieden vorgeſtellt werden konnte, nachdem es die Bedeutung erfoderte, denn es waren, wie im Buch Daniel und Eſra, ſymboliſche Thiere.

Zeit, auch nur ihrer Geſtalt nach: denn die Entfernung vom vorderſten bis zum hinterſten Fuß eines Thiers beträgt 18 Schuh, und es iſt aus dem härteſten Stein mit großem Fleiß gearbeitet.

* * *

Von den Thieren alſo als Bewahrern dieſes Pallaſts ſteigen wir zu den **menſchlichen Figuren**, deren ungeheuer viel ſind; indeſſen iſt die Hauptfigur ihrer aller känntlich gnug und oft wiederholet. Es iſt der gehende oder ſtehende Mann, s) mit dem längſten Bart unter allen tauſend Figuren, der offenbar einen Vornehmen, (er ſei nun Prieſter oder König) vorſtellt und zu dem die andern zahlreichen Reihen wallfahrten. Er iſt von anſehnlicher Länge, hervorragend über die, die hinter ihm ſtehen und den Wedel

---

s) Niebuhr tab. 25. c. le Brun tab. 129, ingleichen S. 124. Nach Niebuhr iſt ſein Turban wirklich mit Golde bedeckt geweſen.

und Fächer über ihn halten. Mit einem perſiſchen goldnen Turban iſt er geſchmückt, und über ihm ſchwebt eine himmliſche Geſtalt, die allenthalben mit ihm gehet; t) auch wenn ſie nur mit einer Abkürzung über ihm ſchwebet. u) Die ſchönſte Stellung iſt die, da dieſe Perſon ſteht und mit der himmliſchen Geſtalt ſpricht; auf jenem prächtigen Grabmahl, das zwar nicht mit dieſem Pallaſt zuſammenhangt, offenbar aber dieſelbe herrliche Vorſtellungsart befolget. x) Wir fragen alſo: wer iſt die himmliſche Geſtalt, die über dem Haupt oder vor dem Angeſicht des edlen Sterblichen ſchwebet? wer iſt dieſer erhabene Mann ſelbſt? und wer ſind die zahlreichen Heere, die zu ihm wandern? Sind dieſe drei

---

t) Chardin tab. LXII. I. zu S. 156. le Brun tab. 134.

u) Chardin tab. LXIII. LXIV. le Brun tab. 151.

x) Kämpfer S. 314. le Brun 158. Chardin LXVII. LXVIII.

Fragen aufgelöſet: ſo ſind auch die Ruinen erklärt.

1. Die ſchwebende Geſtalt hält **Hyde** für ein Bild der Seelenunſterblichkeit oder vielmehr, für ein Symbol der Auffahrt Guſtaſps auf den Berg Dummavand; y) eine Muthmaaſſung, die von keinem einzigen Umſtande des Symbols unterſtützet wird. Nach **Kämpfer, Chardin, le Brun** u. ſ. ſchwebt die Figur auf dem Grabmal dem Sprechenden entgegen, nicht von ihm weg, wie **Hyde** ſie abgebildet hat; z) und in allen an-

---

y) Hyde de relig. vet. Perſ. p. 306.

z) Tab. VI. p. [illegible] Er hat ſie wahrſcheinlich aus Chardin tab. LXVIII. wo die ſchwebende Geſtalt, verglichen mit Kämpfer S. 314. und Chardins eigner Tafel LXVII. offenbar verzeichnet worden. Niebuhr hat dieſe Tafel nicht, und in le Brun iſt ſie unkänntlich; ſie verdiente alſo noch die Berichtigung aus Niebuhrs Papieren. Wenn Hyde Recht hätte: ſo könnte man die ſchwebende Geſtalt eher den **Ferouer** des Königs in der Sprache des Zend-Aveſta nennen, d. i. ſeine eigne geiſtige himmliſche Geſtalt, die ihn begleitet. Die Vorſtellung auf dem Grabmahl aber iſt dieſer ſeiner Metaphyſik offenbar entgegen.

dern Vorſtellungen auf den Mauern Perſepolis iſt ſie gerade über dem Haupt des lebenden, gehenden, ſitzenden, Gerichthaltenden Königes. Alſo iſt dieſe Geſtalt nothwendig das Sinnbild der perſiſchen Gottheit, ſo daß kein Zweifel darüber ſeyn kann. Auf dem Grabmahl hat ſie die Sonne, ihr irdiſches Sinnbild, am Ende der Wand hinter ſich: der Altar mit dem heiligen Feuer ſtehet in einiger Entfernung vor Dem, der mit der Gottheit ſpricht; aber ſein Auge iſt weder auf die Sonne, noch auf den brennenden Altar gerichtet; er ſpricht mit der Geſtalt, die vor ihm ſchwebet. Daß in der Perſiſchen und in jeder alten Religion Morgenlandes dergleichen Geſpräche zwiſchen heiligen Perſonen und der Gottheit geglaubet wurden, bedarf keines Erweiſes; der halbe Zend-Aveſta iſt voll ſolcher Geſpräche, denen ich, wenn die Redenden in ein Bild geſtellt werden ſollten, kein einfacheres als dieſes zu geben wüßte. a)

---

a) Zend-Aveſta Vol. II. P. I. im Vendidad, im Leben Zoroaſters ſelbſt u. ſ.

Denn wie wird das höhere Weſen hier vorgeſtellet? Als eine bekleidete menſchliche Geſtalt, die unter der Bruſt in Flügel und Schwungfedern ſich verlieret, das Symbol trägt ſeine Bedeutung offenbar mit ſich. Daß die Menſchen für die Gottheit keine edlere als die menſchliche, und die Morgenländer inſonderheit die königliche Geſtalt gekannt haben, beweiſen die Religionen aller Völker; da nun aber der untere Theil unſres Körpers am meiſten den Bedürfniſſen unſres irdiſchen Daſeyns beſtimmt iſt: ſo kam es darauf an, ihn bei höheren Weſen zu verhüllen oder durch Symbole zu verwandeln. In Indien ſteigen einige Götter und Göttinnen aus Blumen hervor und zeigen ſich auf dem Kelch derſelben mit dem Obertheil ihres Körpers. Bei den Ebräern war Gott entweder ganz unanſchaubar, (auch jene Aelteſten auf Sinai ſahn nur Himmel unter ſeinen Füßen, d. i. den glänzenden Schemel ſeines Thrones; b)

---

b) 2 Moſ. 24, 10. Jeſ. 6, 1.

oder als Jeſaias ihn erblickte, war er ein faſt verhüllteter König. Der Saum ſeines Kleides füllete den Tempel, ſelbſt die Seraphim, die um ihn ſtehn, bedecken ihre Füße mit Flügeln; und als ſpäterhin Ezechiel, außerhalb Judäa, den Gegenden Perſepolis näher, dieſe Erſcheinung ſah, war ſie der perſiſchen, die wir vor uns haben, ſehr ähnlich. Der Unanſchaubare ſchwebte über vier Thiergeſtalten c) wie hier auf Adlersfittigen der nur Oberhalb-Anſchaubare ſchwebet. Daß dieſe Fittige ein Symbel der Schnelle und Stärke ſind, bedarf keines Erweiſes: d) mit Adlersfluge iſt der Erſcheinende da und über allenthalben die Macht des Königes der Gefieder. Die Sonne hinter ihm iſt nur ſein Bild; und wo auf dieſen Ruinen die Gottheit ſelbſt nicht erſcheint, da erſcheinen dieſe Schwingen, das

---

c) Ezech. 1. und 10.

d) Auch in den Ebräiſchen Schriften 2 Moſ. 19, 4. u. a.

Univ.-Bibl. München

Symbol ihrer unſichtbaren Gegenwart und leiſen, ſchnellen, mächtigen Wirkung. e)

Und dieſe Geſtalt hat einen Ring in der Hand, ſo wie ſie auch mit einem Ringe f) gegürtet iſt; was will dieſer Ring ſagen? Er iſt bei allen morgenländiſchen Nationen das **Bild der Zeit oder der Ewigkeit**, zu deren Symbol man nichts als den Cirkel, Ring, Reif, oder eine in ſich zurückkehrende Schlange oder endlich die Kugel wußte. Nun iſt ſelbſt noch aus Zend-Aveſta bekannt, daß die Zeit ohne Gränzen (le tems sans bornes) das erſte Principium der ganzen Perſer-Theologie geweſen, und wenn dieſer Idee ein Attribut gegeben werden ſollte, konnte ihr wohl ein anderes als dieſes gegeben werden? Er, der mit dem Ringe der Ewigkeit umgürtet iſt, hält den kleinen Ring, die Zeit, in ſeiner Hand; welches letzte Symbol,

---

e) S. Chardin Tab. LXIV.

f) Nach Kämpfer S. 315. iſts eine Schlange.

wie wir bald ſehen werden, noch eine nähere Beziehung auf Den hat, der hier mit der Gottheit redet. So wäre alſo dies Bild erklärt, und ich muß ſagen, daß die Vorſtellung deſſelben auf dieſen Gräbern*) eine Hoheit und einfältige reine Pracht hat, die vielleicht einzig iſt in einem ſo alten Denkmale. Die Vorſtellung iſt ſimpel und erhaben; die Verzierungen ſind im größeſten Geſchmack, gegen welche manches andre hochgefeierte Denkmal nur wie eine Hütte erſcheinen würde. Prächtige Säulen, Reihen von Menſchen und Thieren tragen die einfache Vorſtellung zweier Redenden, die nichts als die Sonne und Altar neben ſich haben, eines ſchwebenden Gottes und eines vor ihm ſtehenden Menſchen.

2. Wir kommen zur **Hauptperſon** dieſer Gebäude, die bald ſtehend, bald ſitzend, immer aber ausgezeichnet, geehrt von Menſchen und von der Gottheit begleitet, vorgeſtellt wird; wer

---

*) Sie iſt auf mehrern derſelben wiederholet: S. Kämpfer Fig. IV. V. VI. VII. p. 307.

iſt dieſelbe, ein König oder ein Prieſter? Die ganze Vorſtellung zeigt, daß es kein bloßer Prieſter ſeyn könne. Auf der Façade der Gräber, von welcher wir eben geredet haben, hat er einen Bogen in der Hand, welches Attribut allein ſchon entſcheidend wäre. Außerdem hat er allenthalben einen Turban auf dem Haupt, wie ihn die ſchwebende Geſtalt und nur wenige andre Perſonen, offenbar die Vornehmſten, haben. Er verrichtet kein prieſterliches Geſchäft, ſelbſt da der Altar vor ihm iſt, von welchem er entfernt ſtehet; wohl aber verrichtet er königliche Geſchäfte. Er ſitzet und richtet das Volk: g) der lange Königsſtab iſt in ſeinen Händen: ſein Stuhl iſt königlich geſchmückt und die vor ihm ſtehen, nahen ſich demſelben nur in der Entfernung; h) auch iſt der ganze Zug zu ihm offenbar kein Opferzug mit Opfergeräthe, ſondern ein Zug

g) Chardin Tab. LXIII.

h) Chardin Tab. LXIII, LXIV.

der Unterthanen und Diener des Königes, und zwar der Diener aus allen Ständen, der Unterthanen aus allen Provinzen. Edel unterſcheidet ſich die Geſtalt des Königes an Einfalt, Gröſſe und männlichem Anſehen: vom weibiſchen Gepränge der ſpätern Perſerdeſpoten iſt er noch weit entfernt. Seine goldne gerade Tiare iſt wie der Kopfſchmuck ſeiner oberſten Diener; nur die Tiaren niedrerer Diener ſind faltig. Ein Zweig wird, nach der bekannten Sitte Orients, über ſeinem Haupt gehalten; wahrſcheinlich ein heiliger Zweig, mit welchem vielleicht das Barſom in dem ſpätern Feuerdienſt der Perſer i) eine Verwandſchaft haben möchte; denn die Perſon, die ihn hält, iſt auf der Einen Tafel wahrſcheinlich ein Prieſter. k) Die vor ihm ſtehen, beten ihn nicht an, ſondern ſtehen gerade, Mann und

---

i) Zend-Aveſta T. II. p. 532.

k) Er hat das Penom um den Mund und die Prieſtermütze.

Weib; l) lauter Kennzeichen von der Einfalt alter Zeiten. Das Merkwürdigſte in ſeiner Hand iſt eine Art von Gefäß, wie eine Blume geſtaltet mit einem Kelch und zwei Knoſpen; m) der hinter ſeinem Stuhl ſteht, hat auch ein ſolches Gefäß, aber kleiner und ohne Knoſpen. Es muß etwas Weſentliches ſeyn, denn es findet ſich bei allen Vorſtellungen dieſer Perſon, ſie gehe oder ſitze; außer wo ſie auf dem Grabmal mit der ſchwebenden Figur redet. Wahrſcheinlich wird uns alſo dies Gefäß, dieſer Becher in Blumengeſtalt eine Belehrung über Den geben, der hier vorgeſtellt wird; vielleicht auch den Schlüſſel zur Eröfnung des Sinnes aller Figuren. Wir können

---

l) Chardin Tab. LXIII.

m) Daß es ein Gefäß ſei, iſt inſonderheit aus Niebuhr erſichtlich, ob es gleich Chardin beinah zu einer Blume verſchönt hat und auch als ſolche erklären will. Selbſt aber im Zuge tragen mehrere Perſonen dies Attribut, wo man offenbar ſieht, daß es ein Gefäß und keine Blume ſei.

ihn nirgend als in der Tradition der Morgenländer ſelbſt ſuchen, ſo wie wir ja die alten Denkmale der Griechen nicht aus einer fremden, ſondern aus ihrer eignen Mythologie erläutern.

Nun iſt die einmüthige Sage der Perſer, n) daß einer ihrer alten und berühmteſten Könige, Dſhemſchid oder Dſhiamſchid dieſe Denkmale gebauet habe, nachdem ſein Vorgänger Tahamurad oder Tehmuras zu ihnen den Grund geleget. Beide Könige gehören in die Fabelzeiten der perſiſchen Geſchichte; die Erzählungen von ihnen müſſen alſo auch als Mythologie behandelt werden, die aber zu unſerm Zweck, zur Erklärung dieſer Ruinen ſelbſt gnug iſt. Als nämlich Dſhemſchid, ſo ſagt die Fabel, den Grund zur Felſenſtadt (Eſtekhar, Perſepolis) legte, fand man ein Gefäß von Türkis, das man ſeiner Koſtbarkeit wegen Dſhiamſchid, das Gefäß der

---

n) Herbelot art. Giam und Giamſchid. Niebuhr S. 122.

Sonne nannte, (da Schid die Sonne und Dſhiam ein Gefäß heißt.) Alle Perſiſche Dichter, ſagt Herbelot, reden von dieſem Gefäß oder dem **Becher Dſhiam** und allegoriſiren daſſelbe auf tauſend verſchiedene Arten. In Dſhemſchids Händen, deſſen Name eigentlich mit demſelben Einerlei iſt, machen ſie's zu einem Becher der Weisheit, zu einem Spiegel der Welt, in deſſen Glanz er die Natur, alle verborgene, ja auch die zukünftigen Dinge geſehen habe und gaben dieſen Namen ſpäterhin ſogar der Himmelskugel, ja jedem Buch, das die Welt wie in einem Spiegel darſtellen ſollte. Aehnliche Fabeln kennen wir vom Becher Joſephs, Neſtors u. a.; keine aber iſt ſo ausgebildet worden wie dieſe, weil ſie mit dem **Namen des Königes** zugleich den ganzen **Charakter ſeiner Perſon und ſeiner Regierung** ausdrückt. Er war nämlich der Perſiſche Salomo dieſer alten Fabelzeiten, dem alle weiſe Einrichtungen des ehemaligen, glücklichen Perſerreichs zugeſchrieben werden. Er theilte ſeine Unterthanen in drei Claſſen, in Krieger, Ackerleute und Künſtler; von den Bienen lernte er Ordnung ſeines Reichs und Vertheilung der Aemter: er ordnete das Hofgeſinde, erfand die Leibwache, zierete den Richterſtul und den Thron. Die Stände unterſchied er durch Kleider und Anzug, führte den Gebrauch der Ringe ein und was das vorzüglichſte iſt, er ordnete das Jahr. Das alte Perſiſche Jahr heiſſt Dſchemſchids Jahr und hat bis auf die Zeiten Jezdegerds gedauret. Sieben Provinzen ſoll er ſeinem Reich unterworfen haben und ſeine Regierung ſo glücklich geweſen ſeyn, daß ſelbſt der Zend-Aveſta ihn, deſſen Religion er doch eigentlich verdrängen oder verbeſſern wollte, aus Ormuzd Munde als das Muſter eines vortreflichen, reichen, glücklichen Königes lobet. o) Seinen Einzug zu Iſt-

---

o) Zend-Avesta T. I. P. II. [illegible] und im Regiſter des zweiten Bandes. Dſchem [illegible] hekhar, (Perſepolis) hielt er der Sage nach, als die Sonne in das Zeichen des Widders trat und eben mit dieſem Einzuge begann ſeine Aera. Kurz, **die Vorſtellungen auf den Ruinen Perſepolis ſind die Königsgeſchichte dieſes alten Perſer-Salomo, Dſhemſchid: ſie enthalten die Thaten und Einrichtungen ſeiner Regierung; und die Vorſtellung auf dem Grabmahl iſt zuletzt ſeine beſcheidene Apotheoſe.** Laſſet uns die Hauptſtücke des Denkmals mit unpartheiiſchem Blick durchgehn und wir werden den Grund finden, warum es der alten Sage nach **Tacht-Dſhemſchid**, d. i. Dſhemſchids Stadt heißt. Möge es errichtet haben, wer da wolle; gnug, die Ruinen enthalten **Dſhemſchids Geſchichte.**

Zuerſt alſo müſſen wir das **Gefäß der Sonne** betrachten, das er, der Sage nach, bei der Grundlegung Iſthekhars fand und daher hier ſitzend und ſtehend, ja ſogar im Kampf mit einem

Ungeheuer in der Hand hält; es iſt **das Symbol ſeiner Perſon und ſeines Namens:** denn Dſchemſchid heißt ein Gefäß der Sonne und zwar, wie die Tradition ſagt, hieß er alſo wegen ſeiner Weisheit und Schönheit. Was wiſſen wir nun von dieſem Gefäße? Ich wollte, daß wir aus dem Munde der Morgenländer mehr davon wüßten und daß **Herbelot** von den hundert Allegorieen, Gedichten und Mährchen, die davon reden ſollen, einige angeführt hätte: indeſſen ſind wir doch nicht ganz ohne Berathung; ja da mehrere und ſelbſt ſpäte Griechen uns von dieſem Gefäß, ſogar bis auf den Namen, Nachricht ertheilen: ſo erhellet, wie Weltbekannt es geweſen. **Kondy** war ſein Name, ein heiliger Becher, aus dem die Perſer Opfer goſſen, der auch ſeiner Geſtalt nach Geheimniſſe der Weltſchöpfung und der Befruchtung der Erde vorſtellen ſollte und daher ſowohl dem Namen, als dem Gebrauch nach vom gewöhnlichen Becher unverſchieden wurde. p) Da Xerxes z. B. ſeinen goldnen Becher und ſeinen Säbel in den Helleſpont wirft, warf er zuerſt dies heilige goldne Gefäß (Φιαλην) hinein, aus welchem er bei aufgehender Sonne geopfert hatte; um mit dieſen, den ſchätzbarſten Gaben, die er geben konnte, das Meer zu verſöhnen. q) Alſo war dieſe goldene Phiale das heiligſte Gefäß der Könige, das ſchon als Opfergeräth der Becher der Sonne heißen mußte. Ueberhaupt weiß man, wie viel von der Geſtalt der Becher nach der Sonne, der Welt u. ſ.

---

p) Athenaei Deipnoſoph. L. XI. p. 477. 478. edit. Caſaub. Die verdorbene Stelle heißt alſo: το δε Κονδυ εςι μεν Περσικον, την δε αρχην ην ως ο κοσμος, εξ ου των θεων τα θαυματα και τα καρποφορα γινεσθαι επι γης. διο εκ τουτου σπενδεσθαι. Seine Etymologie, nach welcher es cavum collum, oder γλημμα heißt, ſ. in Heſych. edit. Alberti T. II. p. 311.

q) Herod. L. VII. c. 54. p. 535 edit. Weſſeling. Von Herkules Sonnenbecher, den er der Echidna am Pontus geſchenkt und den daher noch die Scythen am Gürtel tragen ſ. Herod. L. IV. c. 10. coll. cum Athenaeo L. XI. et al.

ſelbſt bei den Griechen noch gefabelt worden; bei den Morgenländern und Perſern unſtreitig noch mehr, da ſie viele Benennungen und Bilder vom Himmel borgten, und die ganze Kraft ihrer Talismane von der Sonne und den Sternen abgeleitet ward. Schön wie die Sonne, ein Gefäß der Sonne u. ſ. waren gewöhnliche Beinamen der Könige, ſo wie der Sonnen-Edelgeſtein, Mithrax, bekannt gnug iſt.

Sogleich ſieht man, warum dieſe heilige Phiale auf unſerm alten Denkmal faſt wie ein Kolben und bei dem Könige wie eine Blume geſtaltet iſt: denn da ſie den Becher der Sonne vorſtellen ſollte, ſofern dieſe die Erde befruchtet; welch ſchöneres Bild konnte dazu gewählt werden, als das Bild der Blume, mit Stengel, Kelch und Knoſpen? Sind ſie nicht alleſammt, dieſe holden Gewächſe der Erde, lebendige Sonnenkelche, in welchen der große König des Himweiß tauſendfach-nutzbaren, angenehmen Trank der Fruchtbarkeit für alle Weſen bereiten?

Sofort ergiebt ſich auch, wie dieſes Gefäß, aus welchem man urſprünglich der Sonne opferte, nachher zu ſo Mancherlei gemacht werden konnte, wovon ſeine erſte einfache Bedeutung nichts wußte. Das Horn, woraus man Waſſer goß, ward zu einer Blume, zu einem Becher der Unſterblichkeit, der Weiſſagung, zu einem Gefäß der Chymie, ja gar zum philoſophiſchen Steine; lauter Erweiterungen, die bald ſein Name, bald ſeine Geſtalt und Materie, bald ſein Gebrauch mit ſich führte. r) Gnug, in der

---

r) Im Zend-[illegible] iſt vielleicht noch das heilige Gefäß [illegible] [illegible] trauriges Ueberbleibſel dieſes [illegible] denn der Sage nach [illegible] S. Zend-Aveſta [illegible] Herbelot ſagt unter dem [illegible], daß es aus [illegible] zuſammengezogen ſei; vielleicht daß dieſes

Hand des Königes ſehen wir an Stelle und Ort: es bezeichnet ſeine Würde, ſeine Perſon, ſeinen Namen. Er fand's, der Sage nach, als er zu dieſer Felſenſtadt den Grund legte und hält es in der Hand, als König daraus der Sonne zu opfern; zugleich alſo iſt es auch ein Ehrenzeichen, das, weniger geziert, andere tragen, bei welchen es ebenfalls Würde oder Amt bezeichnet.

Nach dieſer einfachen Erklärung verbreitet ſich von der Perſon Dſhemſchids ein Licht auf alle Figuren dieſer Säulen und Mauern. Warum z. B. wird der König bald gehend, bald ſitzend auf dem Königsthron, allenthalben aber von der Gottheit begleitet und auf ſeinem Grabmahl ſogar mit der Gottheit redend vorgeſtellt? In der Geſchichte Dſhemſchids iſt dies Alles gegeben. Im Zend-Aveſta iſt Er der Erſte, der Gott gefragt

---

Name alſo, (da Mihr die Sonne heißt) und [illegible] mit ihm, das Gefäß der Sonne bedeutet, gerade wie es die Griechen im Wort [illegible] nannten.

hat und eine groſe Rede Ormuzd an ihn wird ausführlich beſchrieben. s) Den Thron und Richterſtuhl, die Ordnungen und Stände der Menſchen, ihren Schmuck und Kleidung hat Er, der Sage nach, beſtimmt; darum ſitzt er auf dieſem Stuhle mit ſeinen Ehrenzeichen: darum begleiten ſie ihn nach der von ihm eingerichteten Art: darum kommen zu ihm alle Claſſen und Stände in ihrer Kleidung. Bis auf den Schmuck des Ohrs iſt dieſe ausgedruckt und, den Feldern und Provinzen nach, ſehr verſchieden. Die Ringe, die er angeordnet haben ſoll, ſind auf unſerm Denkmal nicht vergeſſen; ja endlich der gröſeſte Ring den er angeordnet, Dſchemſchids Jahr, wird auf ſeinem Grabe noch das ſchönſte Symbol ſeines Lebens. Die Gottheit, mit dem groſen Ringe der Ewigkeit umgürtet, hat den kleinen Ring, die Zeit, den Zodiakus oder das Jahr in ihrer Hand, als ob ſie ihn darüber belehrte. Und die

---

s) Zend-Aveſta T. I. P. II. p. 271.

Sonne ſteht hinter der Gottheit: denn Er war der Spiegel der Sonne, der ihre Zeit maaß und in ſeiner Regierung ihr Bild darſtellte. Auch das erſte Geſetz hat Er empfangen: darum ſtehet vor ihm der heilige Altar, auf dem er aber nicht opfert, ſondern mit der Gottheit über ihm redet. Kann ein Grabmahl eine Perſon in Bildern charakteriſtiſcher andeuten? und es iſt die nämliche Perſon, die dieſe Ruinen feiern. Die Kleidungsſtücke, die ihm gebracht werden, der Ring mit zween Schlangenköpfen, der ſo häufig getragen wird (das bekannte Bild des Jahres) nehmen Aufſchluß aus ſeinem Leben. Sogar die beiden Räthe, die hinter ſeinem Stuhl ſtehen, hat die Tradition nicht vergeſſen und erzählet von ihnen Mährchen. t)

---

t) Sie macht den Einen zum Juden, den andern gar zum Griechen Pythagoras: denn es giebt keine beſſere Chronologiſtin in der Welt, als die morgenländiſche Sage. S. Herbelot, Art. Giamſchid.

3. Die dritte Frage erledigt ſich damit von ſelbſt: **wer ſind alle dieſe Hunderte von Figuren, die zu ihm ziehen?** und deren kleinſte Zahl noch übrig iſt. Seine Unterthanen und Diener. Er wars der Sage nach, der die Rangordnungen unterſchied, die Leibwachen einführte, die Stände und Kleidungen ſeines Volks beſtimmte u. ſ. f. hier folgen ſie alſo in dieſer großen Anordnung nach einander. Hier gehen Soldaten mit Spießen in der Hand, den Köcher auf dem Rücken die Treppe hinauf; dort folgen in abgetrennten Feldern die mancherlei Stände aus mancherlei Provinzen nach einander. Ein Königsdiener nimmt den erſten bei der Hand und führt ihn zur Audienz; Künſtler und Ackerleute in den verſchiednen Trachten ihres Landes folgen. Der Handwerker bringt ſeine Kleider, wären es auch nur Strümpfe, der Landmann bringt in Schaalen und Gefäßen die Früchte ſeines Landes: dieſer kommt mit ſeinem Pferde oder Kameel, jener

mit Ziegen, ein andrer mit ſeinem Ochſen und Ochſenkarren, der Schmid mit ſeinen Hämmern, der Beamtete mit ſeines Amts Inſignie daher; allenthalben aber ſind die von Dſchemſchid errichteten drei Stände känntlich. Wären die Ruinen ganz: ſo hätten wir die älteſte politiſche Menſchencharte auf ihnen, die ſich irgendwo in der Welt findet. Man würde die verſchiedenen, durch Cypreſſenbäume von einander getrennten Felder mit den Provinzen des damaligen Perſerreichs zuſammenhalten können und eine Art der älteſten Statiſtik deſſelben, eine Land- und Königscharte haben, wie ſie, als Monument betrachtet, auch Sina nicht aufzeigen könnte. Und ſelbſt die Handlung des ganzen Zuges, ja die Zeit deſſelben iſt unverkennbar. Als Dſchemſchid ſeinen Einzug in Iſtekar hielt, war das groſse Feſt Perſiens, mit welchem die neue Aera anfing, der Anfang des aſtronomiſchen Jahrs, die Tag- und Nachtgleiche des Frühlings; es iſt von ihm auch alle Jahrtauſende hin das große Feſt Perſiens geblieben: denn es ward als der Geburtstag der Welt und jetzt auch als der Geburtstag des Reiches angeſehen. An dieſem großen Feſt No-reuz, u) dem erſten Tage des Jahrs, an welchem Ormuzd die Welt erſchuf und das Geſetz gegeben worden, an dieſem Feſt der Sonne wars, da auch ihr irdiſcher Sohn ſich ſeines Werks, der Schöpfung des Reichs erfreuen ſollte; an ihm wurden dem Könige Geſchenke gebracht von allen Ständen, aus allen Provinzen. Hier ward alſo wirklich der große Zug gehalten und jährlich wiederholt, der auf dieſen Mauern vorkommt: denn auch die ſechs Gahanbars des Jahrs, die Feſte der Schöpfung, hat Dſhemſchid geordnet, x) und das Erſte dieſer Gahanbars, den großen Schöpfungs-

---

u) S. darüber Hyde de relig. vet. Perſ. Cap. XIV. XV. Zend-Avesta T. II. P. 574. T. I. P. II. p. 257. et al.

x) Zend-Avesta T. II. P. 575. Hyde et al.

und Sonntag des Reichs ſchildert dies Denkmal. z) Ein offnes Archiv ſeiner älteſten Einrichtung auf ewige Zeiten, dem menſchlichen Geiſt alſo auch noch in jeder Trümmer merkwürdig. —

* * *

Aber wer hat dieſe Mauern erbaut und wozu ſind ſie errichtet? Waren ſie ein Pallaſt oder ein Tempel?

Gehen wir dem Laut der gemeinen Sage nach: ſo war es Tacht Dſchemſchid oder die Reſidenz Dſchemſchids; und der Denkart Morgenlandes, ja überhaupt der alten Zeiten wäre es nicht entgegen, daß ſich der König ſelbſt ein ſolches Mo-

---

z) Chardin, ein vortrefflicher Reiſeerzähler, hier aber eben nicht der beſte Erklärer [illegible] als einen Opferung an, wo z. B. [illegible] ein [illegible] Perſon geopfert werden ſoll u. ſ. — Eine umſtändliche Erklärung, die ſich aber Punkt für Punkt durch den Anblick des Ganzen und ſeiner Theile widerlegt; daher ich keinen Raum verſchwenden mag, es einzeln zu zeigen, wie oft er die Attribute der Perſonen mißgedeutet.

nument ſeines Ruhms hätte errichten wollen. Aegyptens Pharaonen haben noch viel unvernünftigere Werke begonnen und von den Monarchen Aſſyriens, Babels u. ſ. wiſſen wir ein Gleiches. Die älteſte Welt ſetzte überhaupt ihren Ruhm ins Bauen, wie es Kinder noch jetzt zu thun pflegen; und an den Verzierungen dieſer Monumente mit einer ſo ordentlichen Vertheilung iſt immer doch ein politiſch-weiſerer Geiſt ſichtbar, als bei manchen andern bewunderten Trümmern: denn hier hat Alles Zweck, hier iſts nicht ohne bleibende Abſicht. Das ganze Reich ſahe ſich hier mit ſeinem Könige verewigt; und da die alten Geſetzgeber vorzüglich auf Dauer ihrer Einrichtungen rechneten, ſo wurde auch dieſe hiemit ſehr befördert: denn Jeder, der die Treppe hinaufſtieg und die Sääle durchwanderte, ſahe das alte Regulativ des Reiches. Der König ſelbſt erſchien darinn als eine heilige und verehrte, aber zugleich als eine ehrwürdige und arbeitſame Geſtalt, als

Richter, Vater und Beſchützer ſeines Volkes: denn ohne Zweifel iſts eben auch dieſer König, der mit dem Einhorn kämpfet. Ich zweifle alſo, ob je ein Monarch, der ſeinem Ruhm opfern wollte, ein ſo beſcheiden = prächtiges Denkmal errichtet habe; jene ſtolzen Triumphbogen, jene Statuen mit überwundnen knieenden Nationen, die dem Sieger zu Füſſen liegen u. dgl. ſind gewiß nicht von dieſer beſcheidenen, edlen Würde. Ich weiß alſo nicht, warum man es der Sage nicht glauben könnte, daß Dſchemſchid ſelbſt dies Monument ſeiner Einrichtungen wenigſtens angefangen habe, a) nachdem Themuras ſein Vorgänger dazu den Grund gelegt, ja, daß er in den älteſten Theil der Gebäude ſeinen Einzug, wie

---

a) Es wäre ſehr gut, wenn D'Anquetil eine nähere Nachricht von den ſieben Wunderwerken Dſchemſchids geben wollte, die er bei Gelegenheit des [illegible] Diamaſpi (S. 172. deſſelben) anführt. (Zend-Avesta T. I. P. II. Notes, p. XXXI.) Gewiß werden die Tſchilminar auch darunter ſeyn.

ihn die Sage erzählt, ſelbſt gehalten. b) Alle dieſe alten Könige des erſten Zeitraums werden als Patriarchen in der Länge ihres Lebens angegeben, ſo wie Dſchemſchid z. B. ſiebenhundert Jahre regiert haben ſoll. In einer ſolchen Zeit, wenn man ſie auch nur als eine Familien-Aera, oder als eine Zeit, in welcher Dſchemſchids Geiſt regierte, betrachtet, läſſet ſich ſchon etwas bauen, zumal wenn ein weitläuftiges Reich zu einer allgemeinen Staatsabſicht, die dies Gebäude haben ſollte, mit gemeinſchaftlichen Kräften bauet. Der Marmor war an Ort und Stelle; man brauchte alſo weder die Koſten, noch die Mühe einer beſchwerlichen, verzögernden Ueberfahrt;

---

b) Der älteſte Theil der Gebäude iſt auf Niebuhrs Tab. XVIII. mit dem Buchſtaben I angedeutet und deſſen Ruinen Tab. XXVIII abgebildet. Sie ſind ſehr beſchädiget; die Figur des Königes aber dennoch auf ihnen kenntlich. Sodann ſind wahrſcheinlich die Gebäude H, G und F gefolget.

deßwegen eben wurden die Denkmale in dieſen Berggegenden errichtet. Denn wollten wir blos nach unſern Kräften ſchließen, was im Alterthum gebauet oder nicht gebauet werden könne: ſo ſtünden keine Pyramiden und Obelisken, keine Griechiſchen und Römiſchen Alterthümer.

Auch was ſonſt die Fabelgeſchichte von Dſhemſchid ſagt, widerſpricht dieſem Baue nicht. Themuras Reſidenz war zu Balkh; Dſhemſchid verlegte die Seinige nach Siſtan und ſoll außer dem Iſtekhar noch War gebauet haben, welches D'Anquetil für Hamadan hält und deſſen Einrichtung der Zend-Aveſta ſehr rühmet. c) War das Land damals in einem Zuſtande, wie er hier beſchrieben wird: ſo konnte ein Bau wie dieſer unternommen werden; denn das Reich genoß eines glücklichen langen Friedens. Auch in dieſem War ſoll Dſhemſchid ein Burgſchloß mit Mauern er-

---

*) Zend-Avesta T. I. P. II. p. [illegible]

richtet haben, in welchem er wohnte: Iſthekar war alſo gleichſam nur das Ziel ſeiner Anlagen, der Kranz, den er ſeinen Einrichtungen und Verdienſten aufſetzte. Auch unterläßt die Sage nicht zu erzählen, daß er in den letzten Jahren ſeines Lebens über das Glück ſeiner Regierung, über die Pracht ſeiner Anlagen ſtolz geworden ſei und ſich für einen Gott gehalten habe, dem nur die Unſterblichkeit fehle, worüber Er und ſein Reich vom Schickſal geſtraft ſeyn u. ſ. d) Sie erzählt dies mit Zügen, die ſie ſonſt auch von Nimrod, Salomo und andern wiederholet; man kann aber nicht läugnen, daß dies alles auf den Erbauer eines ſo prächtigen Monuments ſeiner eignen Regierung wohl zutrift.

Endlich zeigt die Einrichtung der Gebäude ſelbſt, daß ſie aus ſehr alten Zeiten ſeyn müſſen. Eine Bekanntſchaft mit den Griechen, mit denen

---

d) Herbelot, art. Giamſchid.

die Perſer doch unter den Kaianiern, oder wie wir ſagen, von Cyrus an bald bekannt wurden, zeigt ſich auf ihnen nirgend: die ganze Einrichtung der Gebäude, ſelbſt wenn auch der Styl der Baukunſt ägyptiſch wäre, iſt völlig aſiatiſch. Auch die einfache Geſtalt der Figuren, der beſcheidene Schmuck des Königes und ſeiner Diener, die Art, wie die Perſonen vor ihn treten u. ſ. zeigt auf dieſem Gebäude noch nichts von der üppigen Pracht, die bei den Beherrſchern Perſiens und ihrem Hofgeſinde in ſpäterer Zeit herrſchte. Wäre es nun wohl zu denken, daß Könige, die ſelbſt in üppigen Sitten lebten, freiwillig in ältere Zeiten zurückgehn und in der väterlichen Einfalt ihrer Verfahren, als Richter des Volks, ſich ſelbſt einen ewigen Verweis, ein Straf- und Schandgemählde ihrer Zeiten und Sitten hätten aufſtellen mögen? Lieber würden ſie doch als Erbauer ſich ſelbſt aufgeſtellet und mit aller der Pracht beehrt haben, die dieſe Götter der Erde ſich anmaaßten; ſtatt daß ſie in alte Fabelzeiten hätten zurücktreten wollen, um einen alten König, eine alte Einrichtung des Reichs, die großentheils nicht mehr beſtand, mit Einfalt und Wahrheit in Stein zu bilden. Eben dieſe einfältige Wahrheit zeigt, daß man eine gegenwärtige, geltende Sache zu verewigen ſuchte: denn durch eine bloße Willkühr läßt ſich in alte, verlebte Zeiten ſchwerlich zurückgehn, ohne daß in der Zuſammenſetzung allenthalben die Lüge erſcheine. Vor allem aber zeigen die beigegrabenen Sprachcharaktere, daß dieſe Denkmale eines ſehr hohen Urſprungs, wahrſcheinlich alſo aus der Zeit der Piſchdadier ſind. e) Unter den Kaianiern war

e) Hyde (de relig. vet. Persar. p. 527.) hält dieſe Charaktere für ein bloßes Spiel des Baumeiſters zu Verzierung der Wände, bei dem er habe verſuchen wollen, wie oft ſich der ſimple Pfeilſtrich, der dieſe ſchöne Schrift ausmacht, verſetzen und verändern ließe. Er beruft ſich darauf, daß Ein und derſelbe Zug nie wiederkomme; welche unrichtige Behauptung auf allen Wänden des Palaſtes widerlegt wird.

das Pehlwi die Hofſprache: nun müßte aber von dieſer ſowohl als vom Mediſchen Zend in Anquetil kein Buchſtabe richtig, f) oder die Sprachen und Charaktere, die er angiebt, müßten ein bloßes Gedicht der ſpätern Feueranbeter ſeyn, welches gewiß ein unglaublicher und für ſie ein äußerſt ſchwerer Fall wäre; oder die Perſepolitaniſchen Schriftzüge gehören in ein älteres Zeitalter. Und da ſie mit den Figuren gewiß zu Einer Zeit gebildet worden ſind und mit ihnen Einen Geiſt der Arbeit verrathen: ſo iſt dieſe Zeit nirgend anders hinzuſetzen, als wohin uns der Inhalt der Figuren ſelbſt weiſet. Mit der Religion iſts ein Gleiches. Ob ich gleich einige Züge der Vorſtellung aus dem Zend-Aveſta habe erläutern können, weil auch Zerduſcht auf alte Religionsbegriffe bauete und bauen mußte: ſo ſiehet doch jede

---

f) Zend-Avesta T. II. p. 424.

weder, der dies Syſtem näher geprüft hat, daß auf allen dieſen Denkmalen nichts vorkomme, was eigentlich zu Zerduſcht eigenem Syſtem gehöret. Noch auf dem Grabmahl Dſhemſchits ſtehet der ſimple Feueraltar der alten Parſen mit der Sonne da, ohne alle Zoroaſtriſche Apparate. Da nun die Reformation des Zerduſcht unter Guſtaſp geſchehen und mit königlicher Hand im ganzen Reich eingeführt ſeyn ſoll: ſo müſſen dieſe Denkmale aus Zeiten ſeyn, wo man noch von keiner ſolchen Reformation wußte. Denn wären Guſtaſp oder Einer ſeiner Nachfolger die erſten Urheber dieſer Monumente: ſo wäre nothwendig z. B. die Vorſtellung der ſchwebenden Figur als eines Sinnbildes der Gottheit eine ganz andere, als ſie hier erſcheinet. Sie verlöre ſich in die unermeßliche Pracht des Glanzes Ormuzd und ſeiner Amſchaſpands, ſtatt daß dieſe ſich, der

Einfalt ihrer Zeiten gemäß, mit einigen Schwingen und Federn begnüget.

Mir iſt gar wohl bekannt, daß man gewöhnlich aus Herodot den Perſern vor Cyrus eine nomadiſche Wildheit und Barbarei zuſchreibet, mit denen kein Perſepolis und Hamadan, wie es Dſhemſchid erbauet haben ſoll, beſtehen könnte; allein verdient Herodot, verdienen die Griechen überhaupt mit ihren Nachrichten von ſo entlegnen Völkern, aus ſo alten Zeiten, **unbedingten** Glauben? g) Verdienen ſie Glauben, wenn die That ſelbſt, wie hier z. B. die Ruinen Perſepo

D 2

---

g) Und noch glaube ich, daß Herodots Nachrichten mit dem, was man in Aſien findet, ſehr gut vereinigt werden können, ſobald man die Völker und Zeiten bemerkt, von welchen er redet. Hievon; und von der älteſten Cultur Aſiens künftig.

lis mit dem Inhalt ihrer Vorſtellungen und den Zügen ihrer Schriftcharaktere, ſie offenbar wiederleget? Und ſind nicht auch außer dieſen Ruinen gnugſame Beweiſe, ſelbſt Denkmale vorhanden, daß am Aſiatiſchen Gebürge in Zeiten vor unſrer Geſchichte unzweifelhaft ein hoher Grad der Cultur geweſen? Gewiß; und ich getraue mir dies zu erweiſen, wie ein Gegenſtand aus ſo alten Zeiten und in ſolcher Entfernung irgend erwieſen werden kann. Nur war die Cultur Aſiatiſch; ſie war, wie jede andre, ihrer Zeit und den Nationen angemeſſen, die daran Theilnahmen, ob ſie gleich dem allem ohngeachtet ſehr weit von Barbarei entfernt war. Ein Beyſpiel ſind dieſe Ruinen. Sie ſind wahrlich keine Griechiſche Tempel, keine Muſter Griechiſcher Bildhauerei und Baukunſt; jedes Auge indeß erkennet Cultur, Aſiatiſche Kunſt in und auf ihnen. Und ſie haben noch manche ihrer Schweſtern. Was ſollte es nun heißen, wenn ich ſagte: „weder vor Cyrus können dieſe Denkmale gebauet ſeyn: denn damals waren die Perſer Barbaren; nach Cyrus aber noch weniger, aus ſolchen, und ſolchen Gründen.„ Erbauet ſind ſie einmal: denn ſie ſtehen da; alſo ſiehe ſie an und lies den Inhalt ihrer Vorſtellungen, wenn ſie erbauet worden? Es wäre doch ſchlimm, wenn aus 1300 überbliebenen, zuſammenhangenden Figuren nicht zu erſehen ſeyn ſollte, was ſie bedeuten und in welche Zeit ſie gehören? Alsdann aber ſind ſie eben ſo wohl ein Buch, als Herodot; und in der älteſten Geſchichte, die bei allen Völkern voll Fabel iſt, muß man der Sage jedes Volks zuerſt und am meiſten, aber auch nicht weiter als Sage glauben. Man erklärt Denkmale der griechiſchen Mythologie, ohne daß man genau beſtimmen kann oder mag, wenn jeder ihrer Helden gelebt habe.

Wie unnöthig ſchwer machen wir uns ſo manches in unſerm Wiſſen und Lernen! Wir verbauen uns den Geſichtskreis, verengen uns die Luſt durch erdichtete Chronologie und Geſchichte; und klagen nachher über unerklärliche Dinge mit ſchwerem Athem. Laſſet Hebräer und Griechen zeugen, worüber ſie zeugen können; wir ſelbſt aber wollen uns nirgend die Augen verbinden, um nicht ſehen zu wollen, was da iſt.

„Wie aber, wenn dieſe Monumente von jenen Aegyptiſchen Künſtlern errichtet wären, die Kambyſes nach Perſien ſchaffte, da ſie, (nach des Grafen Caylus Meinung) ſo viel Aegyptiſches an ſich haben?„ Zuerſt muß ich bekennen, daß ich das eigentlich: Aegyptiſche bei ihnen in dem Grad nicht finde, wie es der gelehrte und Kunſterfahrne Graf fand. Er ſah z. B. in der ſchwebenden Figur einen Aegyptiſchen Käfer, der ſie doch nicht iſt und führte eine Reihe andrer Aehnlichkeiten hinüber, die ſich aus ganz andern Gründen, inſonderheit aus der innern Analogie der Kunſt auf jeder ihrer Stuffen, wo ſie dieſe auch beſteige, erklären laſſen; h) im Ganzen aber ſind ſowohl die Figuren, als ihr Inhalt ſo wenig Aegyptiſch als die Schriftzüge auf dieſen Mauern Pharaonenſchrift ſind. Ueberdem iſts bekannt, daß Kambyſes ſelbſt nach Perſien nicht zurückgelangte und die Schwierigkeiten, warum dieſe Denkmale unter den Nachfolgern des Kambyſes nicht wohl haben errichtet werden mögen, hat Caylus zum Theil,

---

h) Caylus Abhandlungen, Meuſelſcher Ueberſ. S. 84. f.

(aus Nachrichten der Griechen nämlich,) ſehr gut erörtert; i) aus eigenen Nachrichten der Perſiſchen Sage ſind ſie oben ſchon vorgetragen worden. Nur muß man auch hier die Schwierigkeiten nicht über ihr Maas aufhäufen. Iſthekhar iſt nicht in einem Tage, die vierzig Säulen, Tſchilmenar, ſind gewiß nicht in Einem Jahr gebauet. Wenn Themuras den Grund zu ihnen legte: ſo hatte Dſchemſchid leichtere Mühe, ſein Königswerk darüber zu vollenden, ſo weit er es brachte, und den Nachfolgern war damit nicht der Weg geſchloſſen, hinzuzuthun, was ihnen gefiele. Der Blick war Einmal auf dies Gebäude als auf ein Denkmal der Hoheit Perſiens gerichtet, und es hieße der Reihe menſchlicher Ge-

---

i) Eben daſ. S. 79. u. f.

danken und einer Reihe Thronbeſitzer ganz zuwider gedacht, wenn man annehmen wollte, daß nicht auch ſpätere Beherrſcher ſich in der Nähe von Schiras hätten anbauen wollen. Die Sage nennt z. B. die berühmte Königin, Homai, die nicht nur Iſthekhar erweitert, ſondern auch an Tſchilmenar Theilgenommen habe. k) Was ſie daran gebauet habe? wiſſen wir nicht; gnug der Augenſchein giebts, daß dieſe Denkmale in ihren Nebengebäuden nicht alle zu Einer Zeit errichtet worden; l) und das anmuthige Thal bei Schiras konnte ſchon ſeine Sultane locken, ihren Wohnſitz daſelbſt mit Ekbatana, Suſa oder andern Städten zu theilen. Niebuhr ſetzt den Pallaſt der Königin Homai weiterhin in die ſchma-

---

k) Herbelot, Art. Homai.

l) S. Niebuhrs Beſchreibung u. a.

le, fruchtbare Ebne am Fluſſe Polwar; m) und auch dieſes wäre ſodann ein Kennzeichen, daß Dſhemſchids Pallaſt ihr ſchon ein zu altväteriſches Gebäude geweſen, als daß ſie daſelbſt hätte wohnen mögen.

„Aber waren dieſe Gebäude wirklich ein Pallaſt oder waren ſie Tempel?„ Mich dünkt, wer die Erklärung der Bilderſchrift bisher geleſen, und die Denkmale ſelbſt mit dem zuſammenhält, was man von der alten Religion der Perſer weiß, wird keinen Augenblick anſtehen, zu vermuthen, daß ſie **ein Reichspallaſt**, ja **der erſte Reichspallaſt Perſiens** und keine Tempel geweſen. Denn was wäre in denſelben Tempelhaftes, ſowohl ihrer Bauart, als den Bildern nach, die ſie zieren? Nirgend ſind in dieſen gottesdienſtli-

---

m) S. 154.

che Gebräuche bemerkt und der ganze Aufzug, ſo wie die Geſchichte des Königes ſelbſt, ſind nicht Prieſter: ſondern Staatsgebräuche. Ueberdem weiß man, daß die alten Perſer keine Tempel liebten, ja daß ſie geſchworne Feinde derſelben waren: ihr Gottesdienſt war unter dem Himmel, ihre Altäre ſtanden auf freien Bergen. Selbſt noch auf dem Grabmahl Dſhemſchids, das doch ſpäter als Tſchilmenar gebaut ſeyn muß, ſteht der brennende Altar noch unbedeckt da, unter dem Himmel, an dem die Sonne und Gott erſcheinet. Die eigentlichen Feuertempel waren nur eine Folge der Reformation Zerduſcht, folglich von weit ſpäterer und ſchlechterer Anordnung.

Damit will ich nicht ſagen, daß dies Gebäude nicht auch heilig, d. i. ein **Reichstempel** geweſen. Der König war eine heilige Perſon, wie hier ſeine Abbildungen zeigen: die alten Magier waren in Manchem ſeine Räthe, folglich wohnten auch ſie, nebſt andern ſeinen Dienern, in dieſem Pallaſt. Auch unter den Bildern des Pallaſts ſind ſie nicht vergeſſen worden: denn die unbewaffneten Figuren mit langen Kleidern und heiligen Gefäßen in der Hand ſind wahrſcheinlich heilige Perſonen, wenn auch nicht eigentliche Prieſter. n) Sonſt aber, wer nur die groſſe Treppe anſieht und unten, von den Thieren an, die Bilder und Gemächer verfolget, wird kaum

---

n) Niebuhr Taf. XXI. Merkwürdig iſts, daß in dieſen Vorſtellungen durchaus keine Spuren vom Zoroaſtriſchen Mönchsdienſt vorkommen. Die einzige Perſon, die dem Könige den Wedel über das Haupt hält, hat den Penom vor dem Munde (Niebuhr Taf. XXIX.) und eine andre, die vor ihm ſtehet, da er Gericht hält. Vielleicht iſt dieſes gar ein Weib, jenes ein Verſchnittener oder beide niedrige Prieſter-Diener.

auf den Gedanken kommen, daß dies ein Tempel habe ſeyn können oder ſeyn ſollen. Wo betete das Volk an? wo iſt der Tempel? Ein Pallaſt aber, oder vielmehr Palläſte ſinds, gerade wie die alten Perſerkönige ſie brauchten. Piſchdadier hießen dieſe, d. i. Oberrichter, o) wie auch das Bild den König auf dieſem Pallaſt vorſtellt; mithin waren die Diener des Königes Officianten wie Er, die bei ihm wohnten. Daher nun der große Umfang und die ſonderbaren Abtheilungen dieſes Pallaſtes: er war wie eine Arche Noah für alle Reichsbedienten. Ueberhaupt muß man ſich die häusliche Lebensart der Alten

---

o) Bons juſticiers, wie es Herbelot erklärt. (Art. Piſchdad.) Sie hatten dieſen Namen von Huſchenk, der durch ſeine Klugheit und Rechtſchaffenheit im Morgenlande ſo berühmt iſt. Dſchemſchid war der vierte dieſes Namens.

nicht wie die unſrige denken. Selbſt wenn wir die Häuſer der Griechen, ja der uns noch näheren alten Römer anſehen: ſo ſchütteln wir den Kopf und wollten nicht alſo wohnen; wie viel mehr müßte man bei einem Pallaſte Dſhemſchids den Kopf ſchütteln, wenn man ihn mit den Palläſten unſrer Könige vergleichen wollte. Aber unſre Könige ſind nicht was jene waren; auch die Verfaſſung unſrer Reiche iſt anders geordnet. Alſo laſſe ich mich auf keine Einwendung ein, die man aus dem Geſchmack unſrer Zeiten in Abſicht auf Bauart, Abtheilung, Ausſicht, Form, Decoration u. f. macht, weil das alles nicht hieher gehöret.

* * *

Noch iſt ein Knote übrig, an dem man ſich oft verſucht hat. Iſt dies nämlich der königliche

Pallaſt zu Perſepolis, den Alexander in Brand ſteckte, da man doch an ihm keine Spuren des Brandes wahrnimmt?

Zuerſt iſts merkwürdig, daß die Griechen bei der Zerſtörung Perſepolis durchaus keines Tempels, wohl aber einer veſten Königsburg erwähnen, die Diodor auch kurz beſchreibet. p) Wäre es nun wohl glaublich, daß wenn dieſe Wunder der Welt, dergleichen es in Griechenland nicht gab, vom Königspallaſt unterſchieden und ein eigentlicher Tempel geweſen wären, ſie deſſelben mit keinem Worte gedacht hätten? da ſie doch der alten Königsburg ſo auszeichnend und einzig gedenken. Den Alexander ſelbſt kränkt es, da er aus Indien zurückkommt, daß er dies herrliche

---

p) Diod. Sic. l. 17. 600. p. 215. edit. Weſſeling. T. II.

Denkmal zerſtöret; eines Wundertempels dieſer Art aber, der in der Nähe von Perſepolis geſtanden und ſtehen geblieben, wird auf keine Weiſe erwähnet.

Betrachtet man die Beſchreibung Diodors näher, ſo iſt kein Zweifel, daß ſeine Königsburg nicht unſer Tſchilmenar ſeyn ſollte. Sie liegt nicht weit q) von dem Königsberge, in welchem Gräber der Könige ſind, worunter wahrſcheinlich nicht die ſogenannten Ruſtems Gräber, die entfernter liegen, ſondern der Berg Rachmed verſtanden wird, in welchem wir z. B. das prächtige Grab Dſhemſchids fanden. r) Die Burg wird beſchrieben, als mit einer dreifachen Mauer umgeben, die höher und höher ſteiget. Noch jetzt in Trümmern, da von den Außenwerken

---

q) Diodor vergl. mit Niebuhr tab. 18.

r) Niebuhr tab. 18. lit. P.

weggetragen iſt, was weggetragen werden konnte, thut Niebuhr der Mauern Erwähnung, deren Reſte noch ſtehen; s) und es käme nur darauf an, daß ein Reiſender mit Diodors Beſchreibung die Trümmern derſelben zuſammenhielte. Die verſchiedne Höhe der Gebäude hat er gleichfalls ſorgfältig bemerket t) und es trift gerade ein, daß das älteſte und verfallenſte Quadrat, das Diodor als das Innere der Burg anführt, auch am höchſten lieget. Die ehernen Pforten Diodors ſind eben ſo wahrſcheinlich, denn in einem Werk dieſer Art waren gewiß keine hölzernen Thüren; und Niebuhr bemerkt, daß das ganze Gebäude wahrſcheinlich durch drei Pforten habe beſchloſſen werden können. Auch in dieſem Geſichtspunkt werden die Trümmern dieſer Kö-

---

s) S. 123. u. f.

t) S. 124. u. f.

nigsburg ſehr merkwürdig: ſie ſind die älteſte Veſtung auf unſrer Erde, die auch als ſolche, ihrer Anlage nach, die älteſte Zeit beweiſet. Und ſo wie es thöricht wäre, ſie mit unſern Veſtungen, die für unſre Kriegsart gebaut ſind, zu vergleichen, (anzuführen z. B., daß ſie vom Berge Rachmed konnte beſtrichen werden u. ſ.) ſo klärt ſie vielmehr die älteſte Vertheidigungsart auf. Schon gegen Alexander konnte ſich Perſepolis nicht halten und er hat ſie nicht belagert; ſie enthielt aber den Schatz des Königreichs und war ein beveſtigtes Königshaus der urälteſten Zeiten.

Es iſt alſo auch wohl kein Zweifel, daß unſer Perſepolis die Königsſtadt ſei, die Alexander zuerſt beraubte und ſodann im Trunk zu verwüſten eilte. Die Fackel, die er trug, war nichts als die Loſung zu einer freigelaſſenen Verwüſtung: denn daß einige griechiſche Fackeln dieſe ewigen Marmorfelſen zertrümmern oder in die Aſche legen ſollten, davon war nicht die Rede. Er gab ſein königliches Zeichen und man beſchädigte, ſo weit man kommen konnte. Natürlich traf die Flamme nur das Holzwerk, folglich den Obertheil dieſes Gebäudes; ſo wie auch Cyrus Grab, nach Strabo's Beſchreibung, u) unten von maſſiven Steinen, oben von Holz gebauet war.

---

u) Strabo B. 15.

Von alle dieſem x) iſt längſt nichts übrig; die Mauern der Burg aber trotzten nicht nur der ohnmächtigen Flamme einiger griechiſchen Trunkenbolde, ſondern haben gewiß noch viel größere Verwüſtungen überdauret. Wenn man die Ueberfälle, die Perſien Jahrtauſende hin, von den wilden Völkern des Gebürges erlitten und den Haß der Mahomedaner gegen eingegrabne Figuren überdenket: ſo muß man, aller Verſtümmelungen ungeachtet, die ewige Stärke bewundern, mit der dies älteſte Kunſtwerk der Erde der Wuth der Menſchen ſowohl als den Zerſtörungen der Zeit ſelbſt obgeſieget. Ein Erdbeben that wahrſchein-

---

x) Eigentlich traf die Verwüſtung die Stadt Perſepolis, wie Curtius deutlich erzählet.

lich mehr, als mit ſeinen Pechbränden der griechiſche Knabe in einer bacchiſchen Nacht thun konnte und mochte: denn im Grunde war Alexander, ſeiner Geſinnung nach, kein zerſtörender Kambyſes. Es war ein kurzes, tolles Vergnügen des Rauſches, das er ſich erlaubte, und das ihn nachher ſelbſt ſchmerzte; ſtünde alſo die Burg nur noch, wie Alexander ſie ließ, wir hätten gewiß mehr als dieſe bedaurenswerthe Trümmern.

* * *

Gnug für jetzt und ein andermal etwas über die Gräber der Könige, nebſt andern aſiatiſchen Denkmalen. Großer und guter Dſhemſchid, ich habe das Andenken deiner Thaten und

Einrichtungen, wie eine Fabel der Vorwelt, aus dieſen ewigen Tafeln menſchlicher Kunſt, zu erwecken geſucht; glücklich, wenn ichs getroffen hätte und ein andrer auf dem verſuchten Wege weiter gelangte. Noch glücklicher, wenn deine ſchöne Schrift entziffert würde; denn dieſe löſete ganz das Räthſel.

8° Ch 1/2. [illegible]

Herder

Philos. Theol. Nat. 1011.

Gott.

Αν γνῷς τί ἐςι Θεὸς, ἡδίων ἔσῃ.

Einige Geſpräche

von

J. G. Herder.

Gotha,
bei Karl Wilhelm Ettinger,
1787.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Zehn oder zwölf Jahre ſinds, ſeit ich eine kleine Schrift mit mir umhertrug, die den Namen: Spinoza, Shaftesburi, Leibnitz führen ſollte. Sie war fertig in meinen Gedanken und ich ging mehrmals an die Ausführung derſelben; allemal aber ward ich unterbrochen und mußte ihr eine andre Stunde wünſchen.

Neue Zeitumſtände führten mich unvermerkt zu folgenden Geſprächen. Man würde ihren Zweck ſehr verkennen, wenn man ſie **blos** für eine Ehrenrettung des Spinoza hielte; Spinoza hat dieſe Ehrenrettung nicht nöthig und er ſollte, meinem

Zweck

Zweck gemäß, jetzt blos die Handhabe eines Opfergefäßes werden, aus welchem ich einige Tropfen dem Altar meiner Jugend darbringen wollte. Warum ich von ihm ausging, lag Theils in der Reihe meiner Gedanken, Theils in Veranlaſſungen, die meine Zeit mir ſelbſt darbot.

Niemand indeß nehme meine Schrift ſo auf, als ob ich irgend einer gangbaren Philoſophie vor- oder zwiſchentreten, ſie verdrängen, Partheien herausfodern oder zwi-

zwiſchen Partheien ein unberuffener Schiedsrichter werden wollte. Es ſind Geſpräche einiger Perſonen, die ihre Meinungen mit eben dem Recht äußern, mit welchem jeder andre ſeine Lehrſätze darſtellt. Geſpräche ſind keine Entſcheidungen, noch minder wollen ſie Zank erregen: denn über Gott werde ich nie ſtreiten.

Sehnlicher wünſchte ich, daß was hier im Geſpräch blos angedeutet werden konnte, eine unſerer Philoſophie angemeſſenere

Form erlebte. Nur Einen ruhigen, heitern Sommer wünſchte ich mir für meine **Adraſtea oder von den Geſetzen der Natur**, ſofern ſie auf Weisheit, Macht und Güte als auf einer innern Nothwendigkeit ruhen: Da ich aber beſtimmt bin, in meinem Leben ſelbſt der Nothwendigkeit, nicht der Willkühr zu folgen: ſo wird die ewige Wahrheit, wenn ihr mein Werk angenehm iſt, mir auch Muße dazu verleihen. Zufrieden wäre ich, wenn dieſe kleine

ne

ne Vorarbeit einige unbefangene Liebhaber der Philoſophie ergötzte, Kennern gefiele und hie und da einem Irrenden den Weg zeigte. Weimar den 23. April 1787.

Herder.

Erſtes

Erſtes Geſpräch.

Philolaus.

Sehen Sie, mein Freund, die erquickende Stunde, die nach dem ſchrecklichen Ungewitter folget. Schwefelwolken thürmten ſich auf, die uns den Anblick der Sonne benahmen und alles Irrdiſche in ſchweren Othem ſetzten; ſie ſind zertrümmert und alles haucht wieder leicht und fröhlich. So ſtelle ich mir den Zuſtand der Weisheit vor, da Spinoza und ſeines gleichen der Welt den Anblick Gottes mit ihren ſchweren Dünſten rauben wollten: ſie thürmten ſich auch zum Himmel empor und umzogen das Firmament; aber eine geſundere Philoſophie hat ſie wie die Rieſen hinuntergeſtürzt und der nachdenkende Geiſt erblickt die ſtralende Sonne wieder.

Theophron. Haben Sie den Spinoza geleſen, lieber Freund?

Philolaus. Geleſen habe ich ihn nicht; wer wollte auch jedes dunkle Buch eines Unſinnigen leſen? Aber das habe ich aus dem Munde vieler, die ihn geleſen haben, daß er ein Atheiſt und Pantheiſt, ein Lehrer der blinden Nothwendigkeit, ein Feind der Offenbarung, ein Spötter der Religion, mithin ein Verwüſter der Staaten und aller bürgerlichen Geſellſchaft, kurz ein Feind des menſchlichen Geſchlechts geweſen und als ein ſolcher geſtorben ſei. Er verdient alſo den Haß und Abſcheu aller Menſchenfreunde und wahren Philoſophen.

Theophron. Die Gewitterwolke indeſſen verdiente ihn nicht, mit der Sie ihn eben ver-

verglichen haben: Denn auch ſie gehört zur Naturordnung und iſt heilbringend und nützlich. Aber, ohne Gleichniß zu reden, haben Sie, mein Freund, auch nichts Näheres und Beſtimmtes über Spinoza geleſen, woran wir uns im Geſpräch halten können?

Philolaus. Vieles, z. B. den Artikel über ihn in Bayle.

Theophron. An Bayle haben Sie diesmal nicht eben den beſten Gewährsmann. Er, dem alle Syſteme gleichgültig waren, weil er im Grunde ſelbſt kein Syſtem hatte, blieb in Abſicht des Spinoza nicht gleichgültig. Er nahm eifrige Parthei gegen denſelben, wozu ihn ohne Zweifel Umſtände der Zeit und des Orts veranlaßten. Vielleicht lebte er dem Verſtorbnen zu nahe: die Lehre, ja ſelbſt der Name des Spinoza war damals ein Schimpfwort, wie ſie es großentheils noch jetzt ſind: alles Ungereimte und Gottloſe nannte und nennet man zum Theil noch Spinoziſtiſch. Nun war es des feinen Dialektikers Bayle Sache wohl nicht, ein Syſtem als Syſtem zu ergründen, und mit dem tiefſten Gefühl der Wahrheit ganz zu beherzigen. Er durchflog alle Syſteme, nahm ſcharfſinnig ihre Verſchiedenheiten auf, ſofern ſie ihm zu ſeinen Zweifeln dienten: jetzt war ihm dieſe Meinung wichtig, jetzt eine andre; von dem aber, was innere philoſophiſche Ueberzeugung heißt, hatte ſein leichtes Gehirn ſchwerlich einen Begriff, wie ſolches ſein Wörterbuch beinahe unwiderſprechlich zeiget.

Philolaus. Sehr wahr und ich habe mich oft gewundert, wie ein ſo ſcharfſinniger Geiſt in ſeinen Meinungen ſo unſtät, ſo unzuſammenhangend ſeyn konnte. Jetzt iſt ihm dieſe, jetzt jene Ungereimtheit gleich wichtig: eine falſch citirte Jahrzahl des Moreri und die Frage: ob ein Gott ſey? wieviel derſelben ſeyn? woher das Böſe in der Welt entſpringe? u. dgl. beſchäftigen ihn mit gleichem Intereſſe.

Theophron. Sagen Sie lieber, mit gleich wenigem Intereſſe; aber mit deſto mehr Gewandtheit des ſcharfſinnigſten Gedankenſpieles. Eben dies macht Bayle's ſeltenen Vorzug. Nennen Sie mir einen andern Schriftſteller, deſſen Seele im leichteſten Spiel ſo Viel und Vielerlei mit gleicher Anmuth, gleicher Aufmerkſamkeit umfaßt oder berührt hätte? Er war der philoſophiſch-hiſtoriſche Voltaire ſeiner Zeit, deſſen Liebhaberei ſich vom erhabenſten Gegenſtande bis zur kleinſten Kleinigkeit eines hiſtoriſchen Umſtandes, einer Anekdote, eines Büchertitels oder gar einer Zote erſtreckte. Für einen Geiſt dieſer Art war nun Spinoza's Syſtem gar nicht. Dieſer eingeſchloſſene, ſchwere Denker hatte von allem was Meinung war, einen ſehr verächtlichen Begriff und ging mit mathematiſcher Genauigkeit der reinen, trocknen Wahrheit nach, wo er ſolche zu finden vermeinte. Alles übrige vergaß er, und von Bayle's Gelehrſamkeit, von ſeinem Witz und

Scharfſinn hatte er vielleicht nicht Eins gegen Tauſend. Zwey Köpfe ſolcher Art werden einander ſchwerlich Gerechtigkeit wiederfahren laſſen und doch bin ich überzeugt, hätte es Spinoza gegen den Verfaſſer des Wörterbuchs eher gethan, als der muntre, vielgeſchäftige Bayle es gegen Spinoza thun mochte. Dieſem warf man ſchon in ſeinem Leben vor, daß er Spinoza's Syſtem nicht recht gefaßt habe und er hat ſich gegen dieſen Vorwurf in einem eignen Briefe vertheidigt. a)

Philolaus. Uebel alſo für Spinoza: denn für den gröſſeſten Haufen hat eben doch Bayle den Begrif veſtgeſetzt, den man von ihm heget. Wie wenige leſen Spinoza's dunkle Schriften, und alle Welt lieſet den tauſendfach nützlichen, abwechſelnden, angenehmen Bayle.

Theophron. Gerade ſo iſts, mein Freund. Für das leichte Heer von Leſern hat

Bayle

---

a) Oeuvr. de Bayle T. IV. p. 169. 170.

Bayle den Begrif von Spinoza fixirt; für den ſchweren Phalanx haben es meiſtens ſtreitende Philoſophen und Theologen gethan und da iſt ihm noch übler begegnet. Es ging ihm nach dem Evangelio: ſeine nächſten Hausgenoſſen wurden zuerſt ſeine ärgſten Feinde, die Carteſianer. Sie wollten und mußten ihre Philoſophie, von der er ausgegangen war und mit deren Worten er ſprach, von der ſeinigen abſondern, damit nicht auch ſie in den Verdacht des Spinozismus kämen; natürlich hat ſich dieſe philoſophiſche Behutſamkeit von des Carteſius Schule auf jede nachfolgende verbreitet. Sodann gingen die Theologen faſt aller Confeſſionen noch bitterer gegen ihn los; denn er hatte nicht nur über das Judenthum und die Bücher des alten Teſtaments ſehr freie Meinungen geäußert, ſondern welches ihnen viel ärger dünken mußte, er hatte zuerſt vorzüglich gegen ſie die Feder ergriffen. Ihrer Streitſucht, ihren Zänkereien ſchrieb er einen großen Theil vom

Verfall des Chriſtenthums, von der Unwirkſamkeit der ſchönſten Lehrſätze deſſelben zu und ob er dies gleich ohne alle Bitterkeit that: ſo können Sie ſich doch leicht die Aufnahme ſeines Buchs vorſtellen.

Philolaus. Die iſt mir ganz vor Augen. Hitzigen Partheien darf nur ein Friedensſtifter ohne Vollmacht zwiſchentreten und er hat beide gegen ſich.

Theophron. Spinoza hatte keine andre Vollmacht, als die er glaubte aus der Hand der Billigkeit und Wahrheit empfangen zu haben; freilich aber bediente er ſich derſelben nicht eben auf Weltkluge Weiſe. Er machte ſeine religiöſe Politik in einem Werk bekannt, deſſen Theologie Juden und Chriſten aufbringen mußte; ja ſeine politiſchen Grundſätze waren ſo hart und Schnurgerade, daß ſie der damaligen Zeit gewiß nicht eingehen konnten. Dem Staat räumte er das völlige Recht über die Anordnung des äußern Gottesdienſtes ein: der Vernunft behielt er die uneingeſchränkte Freiheit des Gebrauchs ihrer Kräfte vor; beides dünkte dem Meiſten ſo übertrieben, als ob er Feuer und Waſſer miſchen wollte. Seine Theorie alſo mußte nothwendig ſcheitern: denn in Manchem iſt ſie uns auch noch jetzt zu hart und gleichſam zu Hobbeſiſch, ob wir gleich in der Toleranz und Staatskunſt weit fortgerückt ſind. **Locke, Bayle, Shaftesburi** u. a. gingen leiſer.

Philolaus. Und doch haben auch ſie gnug ausſtehen müſſen, eh' ihre billigſten Sätze allgemein anerkannt wurden. In ſo gefährlichen Materien hat freilich ein diſputirender Dialektiker, wie Bayle oder ein einkleidender Dichter, wie Voltaire viel Vortheil vor dem ernſten Philoſophen, der ſeine Sätze ſtrack hinſtellt. Jene bleiben immer ſicherer, weil ſie ſagen können: „ich habe nur diſputirt, nur eingekleidet„; und doch wirken ſie in dieſem angenehmen, immer veränderten Gewande nur deſto allgemeiner. Bayle machte gewiß auf ſein Zeitalter mehr Wirkung, als Spinoza und Leibnitz; Voltaire mehr als Rouſſeau und hundert noch ſtrengere Philoſophen.

Theophron. Wie mans nimmt, Philolaus; es giebt eine äußere und innere Wirkung. Jene breitet ſich weit umher; dieſe wurzelt um ſo veſter. Ich wollte, daß ein philoſophiſch-kritiſcher Mann, kein Jüngling, zu unſrer Zeit den theologiſch-politiſchen Verſuch des Spinoza mit Anmerkungen herausgäbe. Es wäre ein nützlicher Verſuch, zu ſehen, was die Zeit in ihm bekräftigt oder widerlegt habe. In der Kritik über die Schriften des alten Teſtaments haben ſeitdem manche manches als eine neue Entdeckung, dazu weit unvollkommener geſagt, das in Spinoza bereits gründlicher ſtand. Im Punkt der Toleranz hat die Natur unſrer Staaten beinah keinen andern Weg nehmen mögen, als den ihr Spinoza damals zu allge-

allgemeinem Haß vorzeichnete. Freilich iſt in dieſem Werk, wie in allen ſeinen andern Schriften alles hart geſagt und vieles übertrieben. Für die Poeſie der Propheten z. B. hatte er nur einen metaphyſiſchen Sinn und in der ganzen Compoſition ſeines Werks iſt er ein einſamer Denker, dem die Grazie des Weltumganges und des einſchmeichelnden Vortrages ganz unbekannt iſt.

Philolaus. Mich wunderts, Theophron, daß Sie es nur darauf ſetzen: denn ein Menſch ohne geſunde Grundſätze, ein Atheiſt, ein Pantheiſt u. ſ. über welche Materie könnte der ſchreiben, daß es bei Vernünftigen Eingang fände? Er ſoll ſogar den Pantheismus und Atheismus haben demonſtriren wollen; was geht über den Unſinn?

Theophron. Alſo den Atheismus und Pantheismus? Aber wie ſind beide in Einem und demſelben Syſtem möglich? Der Pantheiſt

theiſt hat doch immer einen Gott, ob er ſich gleich in der Natur Gottes irret; der Atheiſt hingegen, der Gott ſchlechterdings läugnet, kann weder ein Pantheiſt, noch ein Polytheiſt ſeyn, wenn man nicht mit den Namen ſpielet. Ueberdem, m. Fr., wie kann man den Atheismus d. i. eine Negation erweiſen?

Philolaus. Warum nicht? wenn man einen innern Widerſpruch in der Natur Gottes entdeckte oder zu entdecken glaubte.

Theophron. Einen innern Widerſpruch in einem einfachen, im höchſten Begriff, deſſen die Menſchheit fähig iſt? ich bekenne, daß ich davon nichts begreife.

Philolaus. Deßhalb war er auch ein Unſinniger, der demonſtriren wollte, was nicht zu demonſtriren war: denn unſre neue Philoſophie ſagt laut: „weder daß ein Gott ſei, noch daß er nicht ſei, iſt zu demonſtriren. Das erſte muß man glauben.„

Theo:

Theophron. So ſollte ich wenigſtens denken, daß man etwa Eins von beiden glauben müſſe; daß es uns alſo freiſtehe, Atheiſten, Deiſten oder Theiſten zu ſeyn, nachdem wir Glauben haben. Doch laſſen Sie uns dieſen Punkt noch nicht berühren. Spinoza ſei Atheiſt, Pantheiſt oder ein Ungeheuer von beiden geweſen: ſo ſchmerzen mich die Beinamen, die Sie einem Unbekannten geben. In der Philoſophie ſind wir aus den Zeiten der Ehrentitel hinaus, mit denen Spinoza noch von **Korthold**, **Brucker** und andern genannt ward. Der Erſte glaubte witzig zu ſeyn, wenn er den Benedictus in einen Maledictus und das Wort Spinoza in einen ſtachlichten Dornbuſch verkehrte. Bei andern iſt der Name „frech, gottlos, unſinnig, unverſchämt, gotteslaſterlich, peſtilentialiſch, abſcheulich„ das gewöhnliche Beiwort, mit dem ſie ihn aus dem Reich der Geiſter citiren. Ein Erwählter hat ſogar das Zeichen der ewigen Verwerfung auf ſeinem Geſicht

ſicht

ſicht gefunden und andre haben ihn auf ſeinem Todesbette um Erbarmung winſeln hören. Ich bin kein Spinoziſt, und werde nie einer werden; die Art aber, mit der man über dieſen verlebten ſtillen Weiſen die Urtheile des vorigen Jahrhunderts, des jämmerlichſten Streitjahrhunderts noch zu unſrer Zeit wiederholen will, ich geſtehe es, mein Freund Philolaus, iſt mir unerträglich. Hier haben Sie ein Büchelchen von acht Bogen, a) in denen noch dazu das Meiſte ein Gemiſch von Anmerkungen iſt, die Sie ganz überſchlagen dürfen; es iſt nichts als **das Leben Spinoza's**, ſehr trocken, aber mit hiſtoriſcher Genauigkeit erzählt: denn man ſieht, daß der Verfaſſer um jeden Umſtand beſorgt geweſen. Es iſt ein unpartheiiſcher Mann, der's geſchrieben hat und kein Spinoziſt, ſondern ein Evangeliſcher Paſtor, der „vor Gott bezeugt, daß er in Spinoza's theo-

logiſch-

---

a) Leben des Spinoza von Joh. Colerus. Frkf. 1733.

logiſch=politiſchem Tractat nichts Gründliches gefunden, noch etwas, das in dem Glaubensbekänntniß, womit er den Evangeliſchen Wahrheiten zugethan iſt, ihn im geringſten auf der Welt zu beunruhigen, fähig geweſen, weil anſtatt der gründlichen Beweiſe man nichts als vorausbedungene Sätze, und was man in den Schulen petitiones principii nennt, darinnen finde.„ Einem ſo vorſichtigen Führer können Sie ſich alſo ſicher anvertrauen, wenn Sie den Mann näher kennen wollen. Meine Geſchäfte ruffen mich jetzt weg und bald ſehen wir uns wieder. Wenn Sie hineinblicken wollen: ſo lege ich Ihnen auch des Atheiſten Werke ſelbſt hin; leider ſind es nur zwei kleine Bände.

Philolaus. Ich begreife den Theophron nicht. Für einen Demonſtrater ſolcher Art ſich zu verwenden! und was ſoll mir hierüber ſein Leben von einem Evangeliſchen Paſtor, alſo geſchrieben, und alſo gedruckt ſagen?

* * *

Ein ſonderbarer Mann, dieſer Spinoza. Woher er ſeine Gedanken auch habe und welches dieſelbe ſeyn mögen; es iſt etwas Beſtändiges in ſeinem ganzen Leben. Er legt ſich auf die Jüdiſche Theologie und verläßt ſie, um die Naturlehre gründlich zu erlernen: die Werke des Des-Cartes kommen ihm in die Hände und da er ſie mit ſonderbarer Begierde geleſen hat und nachher bekennet, daß was er an philoſophiſcher Erkenntniß beſitze, er aus ihnen geſchöpft habe: ſo wendet er ſich ſtill vom Judenthum weg, weil er ſich überzeugt glaubt, daß er den Lehrſätzen deſſelben nicht weiter folgen könne. Man bietet ihm ein Jahrgeld von tauſend Gulden an, damit er nur fernerhin die Synagoge beſuchen wolle; er ſchlägt es aus und ziehet ſich ohne Geräuſch in die Stille. Man thut ihn in den Bann: er antwortet dagegen und lernt in der Stille eine Handthierung, ſich ſelbſt zu nähren. Welch ein andres Betragen, als in ähnlichen Umſtänden des unglücklichen Acoſta, a) der nicht zur Ruhe kommen konnte, bis er ſich ſelbſt erſchoß! Ich wollte, daß man ſeine Antwort auf den Bann aus den Händen der Portugieſiſchen Synagoge in Amſterdam erhalten könnte; ſie würde uns die Urſachen ſeines Entſchluſſes, wie mich dünkt, ſanftmüthig und ſtille ſagen: denn es herrſcht ein ſanftmüthiger, ſtiller Geiſt in dieſes Mannes Leben. Jetzt verfertigt er optiſche Gläſer und lernt von ſelbſt zeichnen. Der Verfaſſer hat eine Sammlung ſeiner Zeichnungen in Händen gehabt, darunter auch viele Perſonen geweſen, die bey ihm nur einen Beſuch abſtatteten, die er alſo wahrſcheinlich aus dem Gedächtniß gezeichnet. Unter dieſen Zeichnungen iſt auch Maſaniello geweſen in ſeiner bekannten Fiſcherkleidung und

der

---

a) S. Uriel. Acoſtae exemplar humanae vitae hinter Limborchs amica collatione cum Judaeo. Baſil. 1740.

der Wirth des Spinoza verſichert, daß dies Bild ihm ſelbſt ſehr ähnlich geſehen habe. Ein ſonderbarer Einfall, ſich als Maſaniello zu zeichnen: ich wünſchte, daß das Bild bekannt würde. — Nun ſchleift er Gläſer, ſeine Freunde verkaufen ſie und er lebt ſparſam; in zwey bis drey Tagen ſiehet er oft niemand. Viele bieten ihm ihren Beutel und ihre Hülfe an; alles aber ſchlägt er beſcheiden aus, lebet von geringen Speiſen und ſchließt ſeine Rechnungen alle Viertheiljahre, nur damit er nicht mehr aufwende als er aufzuwenden habe. Er iſt, wie er ſeinen Hausleuten ſagt, eine Schlange, die mit dem Schwanz im Munde einen Cirkel macht, anzuzeigen, daß ihm von ſeinen Jahrseinkünften nichts übrig bleibe. Ich habe das Symbol unter ſeinem Bilde geſehen und es thöricht auf ſeinen Pantheismus gedeutet. — Welch ein wahrerer Philoſoph in dieſem allen als ſelbſt Rouſſeau! Er will nicht mehr ſammlen, als was nöthig ſei, um mit Wohlſtand begraben zu werden; er will aber auch niemanden zur Laſt fallen und nur durch ſich ſelbſt leben. Sein Betragen iſt ſtill und friedlich: er iſt Herr über ſeine Leidenſchaften und man ſiehet ihn nie weder ſehr traurig noch ſehr frölich. Geſprächig tröſtet er die Leidenden ſeines Hauſes und ermahnet ſie, ihre Unglücksfälle als ein von Gott ihnen zugeſchicktes Loos geduldig zu ertragen: er redet den Kindern zu, daß ſie den Gottesdienſt fleißig beſuchen möchten und unterrichtet ſie, wie ſie gehorſam ihren Eltern ſeyn ſollten, fragt ſeine Hausgenoſſen, welchen Nutzen ſie aus der angehörten Predigt geſchöpft und hält hoch von dem erbaulichen, guten Geiſtlichen, der hier genannt wird. *a)* „Eure Religion iſt gut, ſpricht der ſtille Weiſe, ihr habt nicht nöthig, eine andere zu ſuchen, noch daran zu zweifeln, daß ihr dabei die Seligkeit erlangen werdet; ſofern ihr nur der Gottſeligkeit

---

a) Ein Vorgänger eben des Colerus, der ſein Leben geſchrieben.

euch ergebet und zugleich ein friedliches und ruhiges Leben führet.„ Sein aufrichtigſter Freund bietet ihm ein Geſchenk von zweitauſend Gulden an, um mit einiger mehreren Bequemlichkeit zu leben; er verbittet es freundlich. Jener will ihn zu ſeinem Erben einſetzen; er nimmt die Wohlthat nicht an und ſetzt das Jahrgeld, das dieſer ihm in ſeinen letzten Lebensjahren freundſchaftlich aufdringt, faſt noch um die Hälfte herunter. So lebt er und ſtirbt in ſeinem fünf und vierzigſten Jahr eben ſa ſanft und ruhig als er gelebt hatte. Wenige Stunden vorher hatte er mit ſeinen Hausleuten noch ein langes Geſpräch über die gehörte Predigt und ehe ſie nachmittags die Kirche verlaſſen, erblaßt er in Gegenwart ſeines Arztes. Sein ganzer Nachlaß beträgt nach dem Verkauf 390 Gulden und 14 Stüber, um welche Summe ſich noch ſeine Anverwandten zankten. Es iſt ein ſanfter Schimmer der Menſchenfreundſchaft, der durch ſein Leben ſtrahlet: denn man ſiehet, wie

ſeine

ſeine Freunde ihn lieben, wie alle, die ihn kennen, ihn ſchätzen und wie er ſich deſſen nie überhebt, keinen aber ſtörrig abweiſet. Als ihm der Kurfürſt von der Pfalz eine Lehrſtelle auf ſeiner Univerſität antragen ließ, mit der Freiheit nach ſeinen Grundſätzen fortzuſchließen, wie er es ſeinem Vorhaben am dienlichſten finden würde, antwortete er vorſichtig und beſcheiden: „er wiſſe nicht, in welche Schranken, die Freiheit ſeine Meinungen zu erklären, eingeſchloſſen ſeyn ſolle, damit es nicht ſchiene, daß er die Landesreligion ſtören wolle„ und nahm den Ruf nicht an.

Von ſeinen Schriften und Meinungen weiß ich noch nicht, was ich zu halten habe; ſelbſt aber die hier angeführten, irrigen und wahrſcheinlich-ärgſten Stellen tragen bey aller Paradoxie das Siegel der Ueberzeugung Deſſen an ſich, der dieſe Meinungen hatte. Er will ſie keinem aufdringen, er will keine Sekte ſtiften und das nicht aus Menſchenfurcht, ſondern aus

Scheu, die Meinungen andrer Menſchen auch nach ſeinem Tode zu ſtören. Während ſeines Lebens hat er nichts herausgegeben, als einen kleinen Tractat, mit welchem er Ruhe zu ſtiften gedachte; als dieſe Bemühung fehlſchlug, wohnt er mit ſeiner Philoſophie allein und verbrennt wenige Tage vor ſeinem Tode noch eine angefangene Ueberſetzung des alten Teſtaments: damit ſie auch nach ſeinem Tode keinen Unfrieden ſtiften möchte. Ich wollte, daß er ſie nicht verbrannt hätte: denn hatte ſie keinen Werth in ſich, ſo hätte ſie die Zeit doch vertilget.

* * *

Ich will ſeine Schriften ſelbſt anſehn. Sie ſind nach ſeinem Tode erſchienen und er hatte ſie, wie der Augenſchein zeigt, für ſich ſelbſt geſchrieben: denn es ſind meiſtens Fragmente.

„Von

„Von der Beſſerung des Verſtandes „und von dem Wege, auf welchem „man am beſten zur wahren Känntniß der Dinge gelanget. a)

„Belehrt von der Erfahrung, daß alles was uns im gemeinen Leben ſo häufig begegnet, ein leerer Tand ſei, weil ich ſah, daß alles, wovor ich mich fürchtete, in ſich ſelbſt weder Böſes noch Gutes habe, als ſofern das Gemüth dadurch bewegt ward, entſchloß ich mich endlich zu forſchen, ob es etwas gebe, das wahrhaft-gut ſei und ſich mittheile, ſo daß mit Verwerfung alles andern, die Seele von ihm allein Einwirkung erhalte? ja ob es etwas gebe, das, wenn ichs fände und hätte, mir einen unverrückten, höchſten und ewigen Freude-Genuß gewähren könnte? Ich ſage „daß ich mich end-

---

a) Tractatus de intellectus emendatione in opp. poſth. Spinozae p. 356.

lich entſchloſſen„: denn dem erſten Anblick nach ſchien es unrathſam zu ſeyn, um eine mir damals ungewiſſe Sache eine gewiſſe verlieren zu wollen; ich ſah nämlich die Vortheile, die aus Ehre und Reichthum entſpringen und die ich nicht weiter ſuchen müßte, ſobald ich mich ernſtlich nach meinem neuen Zweck wenden wollte. Läge alſo das höchſte Glück in ihnen: ſo ſahe ich wohl, daß ich deſſelben entbehren müßte; fände es ſich aber in ihnen nicht und ich jagte ihnen doch nach: ſo müßte ich ſeiner auch entbehren. Ich überlegte alſo bei mir ſelbſt, ob es nicht möglich ſey, zu meinem neuen Zweck oder wenigſtens zur Gewißheit zu kommen, daß es einen ſolchen gebe, wenn ich auch meine gewöhnliche Lebensweiſe nicht veränderte; welches ich oft vergebens verſucht habe. Denn was uns gemeiniglich im Leben begegnet und von den Menſchen (nach ihren Handlungen zu urtheilen) für das höchſte Gut angeſehen wird,

läßt

läßt ſich auf drei Stücke bringen: auf Reichthümer, Ehre und Luſt. Durch alle drei aber wird das Gemüth ſo zerſtreuet, daß es an kein anderes Gut irgend gedenken kann. Denn was die Wohlluſt betrifft, ſo täuſcht ſie das Gemüth eine Zeitlang, als ob es in einem Gut ruhe, und hindert es damit an kein anderes zu denken; bald aber folget auf ihren Genuß die tiefſte Traurigkeit, die den Geiſt, wenn nicht feſſelt, ſo doch ſtöret und ſtumpf macht. Auch wenn wir Ehre und Reichthum verfolgen, zerſtreuet ſich die Seele, inſonderheit wenn wir ſie um ihr ſelbſt willen begehren, weil ſie uns alsdann ein höchſtes Gut dünken. Die Ehre aber zerſtreuet das Gemüth noch mehr als der Reichthum, weil ſie fortwährend als ein wahres Gut und als der letzte Zweck geſchätzt wird, nach welchem man alles einrichten müſſe. Ferner findet bey Ehre und Reichthümern auch nicht, wie bey der Wohlluſt, die Reue ſtatt: ſondern je mehr man von beyden beſitzt, deſto mehr freuet man ſich und wird mehr und mehr angeregt, beide zu vermehren. Schlägt aber bey irgend einem Zufalle die Hoffnung fehl: ſo bringen beide die größeſte Traurigkeit. Endlich iſt auch die Ehre deßwegen ein großes Hinderniß, weil um ſie zu erlangen, man ſein Leben nothwendig nach der Denkart andrer Menſchen einrichten muß, daß man nämlich fliehe was ſie fliehen und ſuche was ſie ſuchen.

„Da ich alſo ſahe, daß dies alles mir Hinderniß ſei, mich auf mein neues Werk zu legen, ja mit demſelben in ſolchem Widerſpruch ſtehe, daß ich von Einem oder dem Andern nothwendig ablaſſen müſſe: ſo ward ich gezwungen zu forſchen, welches von beiden mir nützlicher wäre? Denn ich kam, wie geſagt, in den Fall, ein gewiſſes Gut für ein ungewiſſes aufgeben zu wollen. Als ich aber dieſe Ueberlegung etwas fortgeſetzt

hatte,

hatte, ſo fand ich, zuerſt, daß wenn ich meine alte Lebensweiſe gegen die neue vertauſchte, ich immer doch nur ein ſeiner Natur nach ungewiſſes Gut gegen ein andres Ungewiſſe aufgebe, das ſeiner Natur nach nicht ungewiß ſeyn könnte, weil ich ein feſtes Gut ſuchte; ſondern das nur ſofern zweifelhaft bliebe, ob ichs erreichte? Durch fortgeſetztes Nachdenken kam ich aber gar ſo weit, einzuſehn, daß wenn ich meine Ueberlegung nur zum Entſchluß brächte, ich gewiſſe Uebel gegen ein gewiſſes Gut vertauſchte. Ich ſah nämlich, daß ich in der größeſten Gefahr ſchwebte und in der Noth wäre, ein auch ungewiſſes Rettungsmittel mit allen Kräften zu ſuchen: wie der Kranke, der, wenn er kein Mittel braucht, den gewiſſen Tod vor ſich ſiehet, auch ein ungewiſſes Mittel mit allen Kräften ſuchen muß, da ſeine ganze Hoffnung darauf beruhet. Alle die Dinge aber, denen der große Haufe nachſtrebt, ge-

wäh-

währen nicht nur kein Mittel zu unſrer Erhaltung, ſondern ſie verhindern daſſelbe auch und ſind oft die Urſache des Untergangs derer, die ſie beſitzen, immer aber die Urſache des Untergangs derer, die von ihnen beſeſſen werden.

„Es giebt viele Beiſpiele von Menſchen, die ihres Reichthums wegen ſich bis auf den Tod verfolgen ließen, auch Beiſpiele von Menſchen, die um Güter zu erlangen, ſich ſo vielen Gefahren ausſetzten, daß ſie endlich ihre Thorheit mit dem Leben büßten. Nicht wenigere giebt es, die um Ehre zu erlangen oder zu erhalten, aufs elendeſte litten. Unzählige Beiſpiele endlich ſind von ſolchen vorhanden, die durch übermäßige Wohlluſt ihren Tod beſchleunigt haben. Alle dieſe Uebel ſcheinen mir daher zu kommen, daß das ganze Glück oder Unglück in der **Beſchaffenheit des Gegenſtandes** liegt, dem wir mit Liebe zugethan ſind. Denn um etwas

was man nicht liebt, entſtehet kein Streit: man grämet ſich nicht darüber, wenn es verſchwindet: man fühlt keinen Neid, wenn es ein anderer beſitzt, keine Furcht, keinen Haß, kurz keine Gemüthsbewegung; welches alles zutrifft, wenn man ſo vergängliche Dinge liebt, wie alle die ſind, von denen wir bisher geredet haben. Liebe aber zu einem ewigen und unendlichen Gegenſtande kann nur Freude der Seele gewähren, eine Freude, die von keiner Traurigkeit weiß; wahrlich ein ſehr wünſchenswürdiger Zweck, nach welchem man mit allen Kräften ſtreben müßte! Ohn' Urſach aber bediente ich mich nicht des Ausdrucks: „wenn ich mich nur ernſtlich entſchließen könnte:„ denn ob ich gleich dies alles in meiner Seele ſo klar einſah, ſo konnte ich deßwegen doch allen Geiz, alle Luſt- und Ehrſucht nicht ablegen.

„Das Eine ſah ich, daß ſolange mein Gemüth mit dieſen Gedanken beſchäftigt war, ſo lange verabſcheuete es jene Neigungen und dachte ernſtlich an eine andre Lebensweiſe; welches mir denn zum großen Troſt gereichte. Denn ich ſah, mein Uebel ſei wenigſtens doch noch nicht ſo groß, daß kein Mittel dagegen wäre. Und obgleich Anfangs dieſe hellen Zwiſchenräume ſelten waren und nur kurze Zeit daureten: ſo kamen ſie doch, nachdem ich das wahre Gute mehr und mehr erkennen lernte, nicht nur öfter, ſondern daurerten auch länger; zumal da ich einſah, daß der Erwerb des Geldes oder die Luſt- und Ehrbegierde nur ſo lang' Hinderniſſe blieben, ſo lange man ſie nicht als Mittel, ſondern als Zwecke ſuchte. Sucht man ſie als Mittel, ſo haben ſie Maas, und hindern nicht, ſondern fördern vielmehr zu dem Zweck zu gelangen, deshalb man ſie ſuchet.

„Hier will ich nur kurz ſagen, was ich durchs wahre Gute verſtehe und zugleich, was das höchſte Gut ſei? Dies recht zu faſſen merke man, daß Gut und Böſe nur Beziehungsweiſe geſagt werden, ſo daß Eine und dieſelbe Sache gut und übel heißen kann in verſchiedener Rückſicht: ſo auch vollkommen und unvollkommen. Denn ſeiner Natur nach kann nichts vollkommen oder unvollkommen genannt werden, vornämlich weil wir wiſſen, daß alles was geſchieht, nach einer ewigen Ordnung und nach gewiſſen Naturgeſetzen geſchehe. Da aber der ſchwache Menſch dieſe Ordnung mit ſeinen Gedanken nicht erreicht und ſich dabei doch eine menſchliche Natur denkt, die viel veſter als die Seinige ſei, ja kein Hinderniß ſehet, warum er eine ſolche Natur nicht erlangen könnte: ſo wird er angereiht, Mittel zu ſuchen, die ihn zu dieſer Vollkommenheit führen. Alles, was ein Mittel ſeyn kann, dahin zu gelangen, heißt ihm ein wahres Gut; das höchſte Gut aber iſt, dahin zu gelangen, daß er mit andern Individuen, wo möglich, einer ſolchen Natur genieße. Was dies für eine Natur ſei, werden wir an ſeinem Ort ſehen: ſie ſei nämlich **Erkenntniß der Vereinigung, die das Gemüth mit der ganzen Natur hat.** Dies iſt alſo der Zweck, nach welchem ich ſtrebe, eine ſolche Natur zu erlangen und daß viele ſie mit mir erlangen mögen; d. i. zu meiner Glückſeligkeit gehöret es auch, Fleiß anzuwenden, daß viele andre das einſehen, was ich einſehe, daß ihr Verſtand und ihre Begierde völlig mit der meinigen übereinſtimme. Und damit dies werde, ſo iſt nöthig, daß ſie von der Natur ſo viel verſtehen, als nöthig iſt, eine ſolche Natur zu erlangen; ferner, eine Geſellſchaft zu ſtiften, in welcher eine große Anzahl auf die leichteſte Art mit Sicherheit dahin gelangen möge. Weiter muß man auf die Moral-Philoſophie und auf die Lehre von der Erziehung der Kinder Fleiß anwenden und weil die Geſundheit kein kleines Mittel iſt, dieſen Zweck zu erreichen, muß die ganze Medicin in Ordnung gebracht werden. Weil auch durch die Kunſt viel Schweres leicht gemacht, viele Zeit erſpart und viele Bequemlichkeit fürs Leben erworben wird: ſo iſt auch die Mechanik auf keine Weiſe zu verachten. Vor allen Dingen aber iſt eine Art auszuſinnen, wie der Verſtand geheilt und (wiefern es von Anfange an ſeyn kann,) gereinigt werde, damit er die Sache ohne Irrthum und aufs beſte einſehen lerne. Jedermann ſiehet hieraus, daß ich alle Dinge auf Einen Zweck, auf Ein Ziel richten wolle, nämlich daß man zur ebengenannten höchſten Vollkommenheit des Menſchen gelange; was alſo in den Wiſſenſchaften nichts zu unſerm Zweck beiträgt, muß als unnütz verworfen, kurz alle unſre Gedanken und Handlungen zu dieſem Zweck gerichtet werden. Weil aber, wenn wir den Verſtand auf den rechten Weg zu lenken ſuchen, wir auch leben müſſen: ſo müſſen wir auch einige Lebensregeln als gut annehmen. Dieſe nämlich:

1. Nach der Denkart des gemeinen Mannes zu reden und alles zu bewirken, was uns kein Hinderniß in den Weg legt, unſer Ziel zu erreichen. Denn von ihm können wir großen Vortheil erwarten, wenn wir, ſo weit es ſeyn kann, uns ſeiner Denkart bequemen. Er wird auch auf dieſe Weiſe der Wahrheit ſelbſt ein geneigtes Ohr ſchenken.

2. Des Vergnügens nur ſofern zu genießen, als es zur Geſundheit gehöret.

3. Geld und jedes andre nur ſoweit zu ſuchen, als es zum Leben, zur Geſundheit und zur Sitte des Landes gehöret, in wiefern dieſe unſerm Zweck nicht widerſtrebet.„

⁂

Träume ich oder habe ich geleſen? Ich glaubte einen frechen Atheiſten zu finden und ich finde beinah einen metaphyſiſch-moraliſchen Schwärmer. Welch ein Ideal der menſchlichen Natur, der Wiſſenſchaft, der Naturkenntniß iſt in ſeiner Seele! und er geht zu ihm mit ſo überdachtem, mühſam-ſchweren Schritt und Styl, als manche zur Umänderung ihres Lebens nicht ins Kloſter wandern. Offenbar iſt der Aufſatz aus den jüngern Jahren des Mannes, da er vom Judenthum Abſchied nahm und ſeine philoſophiſche Lebensart wählte: er hat dieſe fortgeſetzt bis ans Ende ſeines Lebens; was mag er in ihr erreicht haben? — Aber ſiehe da kommt Theophron.

Theophron. Noch ſo fleißig? Philolaus, Sie haben die Witterung nicht ganz wahr gelobet; die abgeregneten Spinoziſtiſchen Gewitterwolken haben uns eine Kälte verurſacht, die man nach Ihrem Gleichniß nicht vermuthen ſollte.

Philolaus. Laſſen Sie mein Gleichniß und geben mir dieſen Band mit; ich ſehe, ich habe mich an Spinoza geirret. Was, meynen Sie, ſoll ich zuerſt leſen?

Theophron. Zuerſt und faſt einzig ſeine Ethik. Das übrige iſt Fragment und der theologiſch-politiſche Traktat war nur eine frühere Zeitſchrift. Nehmen Sie aber ja einige Regeln mit auf die Reiſe.

1. Ehe Sie den Spinoza leſen, müſſen Sie nothwendig den Descartes, wenn auch nur als Wörterbuch leſen. Sie ſehen in dieſem den Urſprung der Worte und Gedanken, alſo auch der ſonderbaren, harten Ausdrücke des Spinoza. Nehmen Sie hiezu Des-Cartes Hauptſchriften oder irgend einen ſeiner Schüler, a) unter welchen Ihnen inſonderheit **Clauberg** die Sätze des Carteſianismus ſehr klar und ordentlich vorträgt; Sie werden ſolche hier in Einem Bande bei-

---

a) Des-Cartes opp. Philoſoph. Amſtelod. 1685. Regii Philoſ. natural. Amſt. 1654. Raaei clav. philoſ. nat. Lugd. 1654. Claubergs Phyſ. Metaphyſ. etc.

beiſammen finden. Sodann gehen Sie an des Des-Cartes principia philoſophiae von Spinoza ſelbſt, die er für einen ſeiner Lehrlinge aufgeſetzt hat; a) Sie treffen in ihnen den Uebergang zu ſeinem eignen Syſtem an. Einen Baum muß man von ſeinem Urſprunge an, nicht nur in ſeinen Theilen, ſondern auch in den Veranlaſſungen ſeines Entſtehens und Wachsthums kennen lernen; geſetzt, daß es auch ein Giftbaum wäre. Denn läſen Sie dieſen Philoſophen des vorigen Jahrhunderts nach der Sprache unſrer Philoſophie: ſo müßte er Ihnen freilich ein Ungeheuer dünken.

2. Geben Sie ſorgfältig auf ſeine geometriſche Methode Acht und laſſen ſich von ihr nicht nur nicht berücken, ſondern bemerken auch, wo dieſe ihn berückte. Er hatte ſie von Des-Cartes; nur Er wagte den kühneren Verſuch, ſie auch der Form nach auf alle, ſelbſt die verflochtenſten moraliſchen Materien anzuwenden und

---

a) Amſtel. 1663.

eben dieſer Verſuch hätte ſeine geometriſchen Nachfolger in der Metaphyſik warnen mögen.

3. Bleiben Sie nie bei ihm ſtehen; ſondern ruffen bei jedem ſeiner paradoxen Sätze die neuere Philoſophie zu Hülfe: ſo daß Sie ſich fragen, wie dieſe ſolche oder eine ähnliche Behauptung weggeräumt oder leichter, beſſer, unanſtößiger, glücklicher ausgedruckt habe. Sogleich wird Ihnen dann ins Auge fallen, warum Ihr Autor ſolche noch nicht ſo glücklich habe ausdrucken können; mithin werden Sie den Urſprung ſeines Irrthums und den Fortgang der Wahrheit ſelbſt gewahr werden. Nehmen Sie in dieſer Abſicht ſeine wenigen Briefe zu ſeiner Moral hinzu: a) ſie ſind in manchen Stücken ſehr aufklärend und an dem Rande meines Exemplars werden Sie von einer alten Hand geſchriebene Nachweiſungen auf die Ethik und in der Ethik auf ſie finden. Dienten dieſe Briefe zu keinem andern Zweck: ſo zeigten ſie, wie

ganz

---

a) Opp. poſth. p. 395. ſeq.

ganz es dem Spinoza mit ſeiner Philoſophie ein Ernſt geweſen, wie ſehr er ſich von ihr überzeugt hatte und wie glücklich er ſich in derſelben fühlte. Wenn Sie dies Geſchäft geendet haben und Ihnen daran liegt, wollen wir über Ihre Zweifel oder über ſeine Irrthümer ein Weiteres reden. Ich hoffe, die Mühe ſoll Sie nicht gereuen: denn ein Demonſtrator des Atheismus, für welchen Sie und andre dieſen Autor halten, iſt doch wohl der Mühe einer Zergliederung werth.

Philolaus. Ich will Ihrem Rath folgen, ob er gleich viel fodert.

Theophron. Eben fällt mir noch eine Ode in die Hand, die ich Ihnen mittheilen wollte. Sie iſt auf Gott und auch von einem Atheiſten.

Philolaus. Von Spinoza?

Theophron. Nein: denn der war kein

Dichter; aber von einem Atheiſten, der des Atheismus wegen ſogar verbrannt ward.

Philolaus. Und eine Ode auf Gott machte? Ich will ſie leſen.

D e o.

Dei ſupremo percita flamine
mentem voluntas exſtimulat meam;
hinc per negatum tentat alta
Daedaliis iter ire ceris;

Audetque coeli non memorabile
metari Numen principio carens
et fine, definire Muſae
exiguo breviore gyro.

Origo rerum et terminus omnium,
origo, fons et principium ſui
ſuique finis terminusque
principio ſine terminoque.

Vbique Totus, tempore in omnibus
omni quieſcens ipſe Deus locis,

partes in omnes diſtributus
    integer vsque, manens vbique.

Nec comprehenſum vllis regionibus
vllisue clauſum limitibus loca
tenent, ſed omnis liber omne
    diditus *) in ſpatium vagatur.

Illius alta eſt velle potentia,
opus voluntas invariabilis;
et magnus absque quantitate
    atque bonus ſine qualitate.

Quod dicit, vno tempore perficit;
mirere, fiat vox vel opus prius?
cum dixit, en cum voce cuncta
    vniverſa ſimul creata.

Cuncta intuetur, perſpicit omnia
atque in vna ſolus, (ſolus eſt omnia,)
quae ſunt, fuerunt et futura
    praevidet ipſe perennitate.

---

*) Diviſus a didere pro dividere.

Atque ipſe plenus cuncta replet ſui
et ſemper idem ſuſtinet omnia
et fert mouetque amplectiturque
atque ſupercilio gubernat.

Te Te oro, tandem reſpice me bonus,
Tibique nodo iunge adamantino:
id namque ſolum vnumque et omne
reddere quod potis eſt beatos.

Quicunque iunxit Te ſibi et altius
Vni adhaereſcit, continet omnia
Teque omnibus circumfluentem
divitiis nihilique egentem.

Tu, cum neceſſe eſt, nullibi deficis
vltroque praebes omnibus omnia
ipſumque Te qui ſis futurus;
omnibus omnia ſubminiſtras.

Laborioſis Tu vigor inclitus,
Tu portus alto nauifragantibus,
Tu fons perennis perſtrepentes
qui latices ſalientis ardent.

Tu ſumma noſtris pectoribus quies,
tranquillitasque et pax placidiſſima,
Tu menſus *) es rerum modusque,
Tu ſpecies et amata forma.

Tu meta, pondus, Tu numerus, decor
Tuque ordo, Tu pax atque honor atque amor
cunctis, ſalusque et vita et aucta
nectare et ambroſia voluptas.

Tu verus altae ſons ſapientiae,
Tu vera lux, Tu lex venerabilis,
Tu certa ſpes, Tuque aeviterne
et ratio et via veritasque;

Decus iubarque et lumen amabile
et lumen almum atque inviolabile;
Tu ſumma ſummarum, quid vltra?
Maximus, optimus, vnus, idem.

---

*) Menſor ſ. menſura.

Zwei-

Zweites Geſpräch.

Philolaus.

Ich komme mit meinem Spinoza; aber beinah ungewiſſer, als ich vorher war. Daß er kein Atheiſt ſei, erſcheint auf allen Blättern; die Idee von Gott iſt ihm die erſte und letzte, ja ich möchte ſagen, die einzige aller Ideen, indem er an ſie Welt- und Naturkenntniß, das Bewußtſeyn ſein ſelbſt und aller Dinge um ihn her, ſeine Ethik und Politik knüpfet. Ohne den Begriff Gottes vermag ſeine Seele nichts, auch nicht ſich ſelbſt zu denken und es iſt ihm beinah unbegreiflich, wie Menſchen Gott gleichſam nur zu einer Folge andrer Wahrheiten, und ſogar ſinnlicher Bemerkungen machen können, da alle Wahrheit wie alles Daſeyn nur aus der ewigen Wahrheit, aus dem unendlichen, ewigen Daſeyn Gottes folget. a) Dieſer Begriff iſt ihm

ſo

---

a) v. Ethic. p. 49. ſchol. et epiſt. 21. 39. 40. 49. etc.

ſo gegenwärtig, ſo unmittelbar und innig geworden, daß ich ihn gewiß eher für einen Schwärmer fürs Daſeyn Gottes, als für einen Zweifler oder Läugner deſſelben hielte. In die Erkenntniß und Liebe Gottes ſetzt er alle Vollkommenheit, Tugend und Glückſeligkeit der Menſchen; und daß dieſes nicht etwa eine angenommene Maske, ſondern ſein tiefſtes Gefühl ſei, zeigen ſeine Briefe, ja ich möchte ſagen, jeder Theil ſeines philoſophiſchen Gebäudes, jede Zeile ſeiner Schriften. Möge er ſich in der Idee von Gott auf tauſendfache Art geirret haben; wie aber Leſer ſeiner Werke je ſagen konnten, daß er die Idee von Gott verläugnet und den Atheismus demonſtrirt habe, iſt mir unbegreiflich.

Theophron. Ich freue mich, m. Fr. daß Sie daſſelbe gefunden haben, was ich fand: denn auch ich trauete mir beinah ſelbſt nicht, da ich dieſen Autor las und mit meiner Empfindung zuſammenhielt, was andere über ihn ſagten.

ten. Und zwar war mir dies um ſo merkbarer, da ich ihn nicht als Neuling der Philoſophie oder in einiger Nebenabſicht, ſondern ganz unbefangen und eher mit widrigem Vorurtheil las, nachdem ich außer den alten Weltweiſen die Schriften **Baumgartens, Leibniz, Shaftesburi** und **Berkelei** nicht nur geleſen ſondern ſtudirt hatte. Laſſen Sie uns indeß bei dieſer Befremdung nicht ſtehen bleiben, die ſich von ſelbſt aufklären wird, wenn wir ſein Syſtem durchgehen. Was haben Sie für Zweifel dagegen?

Philolaus. Wo ſoll ich anfangen? wo endigen? Das ganze Syſtem iſt mir ein Paradoxon. „Es giebt nur Eine Subſtanz und dieſe iſt Gott; alle Dinge ſind in ihm nur Modificationen.„

Theophron. Am Wort Subſtanz irren Sie ſich nicht; Spinoza nahms nach ſeiner reinſten Bedeutung und mußte es alſo nehmen, wenn er geometriſch ſchreiben und einen erſten Begriff zum Grunde legen wollte. Was heißt Subſtanz, als ein Ding, **das für ſich beſteht, das die Urſache ſeines Daſeyns in ſich ſelbſt hat?** ich wollte, daß dieſe reine Wort-Bedeutung in die Philoſophie hätte eingeführt werden können. Im ſchärfſten Verſtande iſt kein Ding der Welt eine Subſtanz, weil alles von einander und zuletzt alles von Gott abhängt, der auf dieſe Weiſe die höchſte, einzige Subſtanz iſt. Indeſſen hat dieſer geometriſche Begriff in der Philoſophie, die immer noch popular bleiben muß, keinen allgemeinen Gebrauch erhalten können, weil wir uns bei aller unſrer Abhängigkeit dennoch für ſelbſtſtändig halten und auf gewiſſe Weiſe auch halten können, wie wir bald ſehen werden —

Philolaus. Doch aber ſind wir keine bloße Modificationen?

Theophron. Das Wort iſt für uns anſtößig, und wird daher nie in der Philoſophie

Raum gewinnen. Wagte es indeß die Leibnitziſche Schule die Materie eine **Erſcheinung von Subſtanzen** zu nennen; warum ſollte dem Spinoza nicht ſein härterer Ausdruck erlaubt ſeyn? Die Subſtanzen der Welt werden alleſammt von göttlicher Kraft erhalten, wie ſie nur durch göttliche Kraft ihr Daſeyn bekamen; ſie bilden alſo, wenn man will, modificirte Erſcheinungen göttlicher Kräfte, jede nach der Stelle, nach der Zeit, nach den Organen, in und mit welchen ſie erſcheinen. Spinoza nahm alſo mit ſeiner einzigen Subſtanz eine kurze Formel, die ſeinem Syſtem allerdings viel Zuſammenhang giebt, unſerm Ohr aber fremde klinget. Immer war ſie doch beſſer, als die **Gelegenheits-Urſachen** der Carteſianer, von denen er ausging und nach denen Gott gleichfalls alles ſelbſt, nur aber **gelegentlich** wirken ſollte. Ein weit unbequemerer Ausdruck; und wie lange hat er gegolten! Selbſt die Leibnitziſche Philoſophie hat ihn nur durch eine andere

Hypo-

Hypotheſe weggebracht, die freilich artiger klingt, aber auch ihre Schwierigkeiten findet. Es iſt die **präſtabilirte Harmonie aller Dinge**, von der wir bald reden werden. Sie ſehen, m. Fr., daß in allen dieſen Ausdrücken keine Ketzerei liegt; nur Einer iſt unbequemer als der andere und im Grunde verſtehen wir bey allen gleich wenig. Wir wiſſen nicht, was Kraft ſei oder wie Kraft wirke; viel weniger wiſſen wir, wie die göttliche Kraft etwas hervorgebracht habe und ſich jedem Dinge nach ſeiner Weiſe mittheile. Daß indeſſen alles von Einem ſelbſtſtändigen Weſen ſowohl in ſeinem Daſeyn als in ſeiner Verbindung, mithin auch in jeder Aeußerung ſeiner Kräfte abhangen müſſe; daran kann kein conſequenter Geiſt zweifeln. Worüber lächeln Sie, Philolaus?

Philolaus. Ich ſehe ſo manche pathetiſche Declamation gegen den Spinoza auf Einmal in ihr Nichts zurückgehn, die mit Nichts als dem Namen ſeiner einzigen Subſtanz und ſeiner Modificationen kämpfte; ſie fochten alle blos mit einem Nebel unbequemer Worte. Ihnen iſt bekannt, Theophron, welch ein Heer lächerlicher Widerſprüche und Gottes-Läſterungen man ihm andichtete, z. B. daß ſeinem Syſtem zufolge Gott bei allem Guten alles Böſe in der Welt thun, daß er alle Thorheiten verüben, alle Irrthümer denken, gegen ſich ſelbſt ſtreiten, ſich in Spinoza ſelbſt läſtern und läugnen müßte u. ſ. Was von Spinoza's Modificationen gilt, gilt von Des-Cartes gelegentlichen Urſachen, von Leibnitzens präſtabilirter Harmonie, ja ſelbſt vom phyſiſchen Einfluß nicht minder. Geſchehen dieſe Dinge einmal in Gottes Welt: ſo geſchehen ſie durch den Gebrauch und Mißbrauch ſeiner Kräfte, d. i. der Kräfte, die er abhängigen Weſen anſchuf und erhält; man möge ſich ſeine Vorherſehung oder Mitwirkung auf ſolche oder eine andre Weiſe denken. Ueberhaupt habe ichs gefunden, daß wenn man die Meinung eines Menſchen gar zu abgeſchmackt und ungereimt vorſtellt, man gemeiniglich ſelbſt entweder eine Ungerechtigkeit begehe oder eine Ungereimtheit ſage. Man macht ſich mit ſolchen Formeln den Sieg über die ſchwerſten Sachen zwar leicht; es iſt aber auch nur das Blendwerk eines Sieges.

Theophron. Alſo werden Sie jetzt auch darinn keine Gotteslästerung finden, wenn Spinoza das ſelbſtſtändige Weſen eine **nichtvorübergehende** ſondern die **bleibende immanente Urſache** aller Dinge nennet?

Philolaus. Wie könnte ich ſie finden, da ſich gegentheils bei Gott als einer vorübergehenden Urſache der Dinge nichts denken läßt. Wie und wenn und wem gehet er vorüber? Ein Geſchöpf ohne ſeinen Beiſtand iſt nichts und wie kann Der vorübergehen, der keinen Ort hat, keinen Ort räumet, in dem keine Abwechſelung und Veränderung ſeyn kann?

Theophron. Aber wie? wenn Gott außer der Welt wohnte?

Philolaus. Wo iſt ein Ort außer der Welt? Sie ſelbſt und Raum und Zeit in ihr, durch welche nur Wir die Dinge meſſen und zählen, ſind ja allein durch Ihn, den Unendlichen da.

Theophron. Vortreflich, Philolaus. Sie gerathen alſo auch nicht in das Labyrinth von Fragen:

Wie Gott die Ewigkeit einſt einſam durchgedacht?
Warum jetzt und nicht eh er eine Welt gemacht?

Oder: — Wie ſich die weiten Kreiſe
Der Anfangsloſen Daur gehemmt in ihrer Reiſe?
Wie Ewig ward zur Zeit und wie der Zeiten Fluß
Ins Meer der Ewigkeit ſich einſt verlieren muß? u. ſ.

Philolaus. Ich ſetze nicht hinzu:

Das ſoll ich nicht verſtehn und kein Geſchöpfe fragen;
Es möge ſich mein Feind mit ſolchem Vorwitz plagen.

Denn auch meinem Feinde wünſchte ich dergleichen Phantome der Einbildungskraft als einen unergründlichen Gegenſtand des Wiſſens nicht. Gott durchdachte keine Ewigkeit einſam: es war kein Jetzt und kein Ehe, eh eine Welt war: eine Anfangsloſe Dauer iſt keine Ewigkeit Gottes und in dieſer giebts keine Reiſe. Das Ewig kann ſo wenig zur Zeit, als die Zeit zur Ewigkeit oder das Endliche zum Unendlichen werden.

Theophron. Das haben Sie doch nicht erſt aus Spinoza gelernet?

Philolaus. Vielmehr freuete es mich, daß er die gewöhnlichen ganz unphiloſophiſchen Verwirrungen hierüber gerade vorübergegangen war und Zeit und Ewigkeit, das Endlos-Unbeſtimmte und das durch ſich Unendliche richtig unterſchieden hatte. a) Die Ewigkeit Gottes kann durch keine Dauer oder Zeit erklärt werden, geſetzt, daß man dieſe auch Endlos (indefinite) annähme: Die Dauer iſt eine unbeſtimmte Fortſetzung des Daſeyns, die aber ſchon in jedem Punkt ein Maas der Vergänglichkeit mit ſich führet. Dem Unvergänglichen, völlig Unveränderlichen kann ſie alſo auf keine Weiſe zugeſchrieben werden.

Theophron. Die Welt iſt alſo auch mit Gott nicht gleich ewig?

Philolaus. Sie kann dies nicht ſeyn, weil ſie Welt d. i. ein Syſtem der Dauer zu- und nach einander geordneter Dinge iſt, deren keinem das abſolute Daſeyn oder die unwandelbare Ewigkeit ohne Maas und Zeitendauer zukommt.

Theophron. Alſo machts Ihnen auch keine Verwirrung der Begriffe, daß die ewige Macht

---

a) v. Epiſt. 29.

Macht Gottes ſchuf und doch keinem der Geſchöpfe, auch in ihrem ganzen Syſtem nicht, ſeine Ewigkeit zukommt?

Philolaus. Die ewige Macht Gottes ſchuf, weil ſie ſich nie beſinnen durfte und nie müßig ſeyn konnte; kein Geſchöpf aber iſt ewig wie Gott. Denn ſein Daſeyn beruhet nur auf einer Folge und hat mit allen ſeines Gleichen das Zeitenmaas der Veränderung in ſich. Alſo auch eine immerhin fortgeſetzte Weltſchöpfung wird durch dieſe Fortſetzung nie ewig. Ihr Maas iſt Endlos; aber in unſern Gedanken dennoch ein Maas. Dies alles begreife ich leicht; ich habe aber einen andern Zweifel auf dem Herzen, den ich gelöſet wünſchte. Er betrifft die **Eigenſchaften** dieſes unendlichen, ewigen Gottes bei Spinoza. Wie kann Er, der Zeit und Ewigkeit ſo richtig unterſcheidet, auf der andern Seite ſo unzuſammenhangend ſeyn, daß er „die **Ausdehnuug zur Eigenſchaft Gottes** macht“ und nicht oft und ſtark gnug ſa-

ſagen kann: „Gott ſei ein Extenſum?„ Der Raum verhält ſich ja völlig wie die Zeit; iſt nun jene mit dem Begriff des Ewigen ganz unvergleichbar: ſo iſt der Raum auch mit dem Begriff einer einfachen Subſtanz, die Spinoza doch mit Felſenveſter Stärke annimmt, gleichfalls unausmeßbar.

Theophron. Ihre Bemerkung iſt ſehr wahr; aber ſehen Sie auch, wo Spinoza dieſen Irrthum vorträgt: ſofort wird Ihnen die Urſache deſſelben einleuchten.

Philolaus. Er trägt ihn vor, wenn er die Seele von der Materie, d. i. das Denkende vom Ausgedehnten unterſcheidet. *a)*

Theophron. Iſt nun Ausdehnung und Materie Einerley? Sehen Sie da den Carteſiſchen Irrthum, von dem ſich der Weltweiſe nicht losmachen konnte und der die Hälfte ſeines Syſtems verdunkelt. Des-Cartes erklärte die

Ma-

---

a) Ethic. P. II.

Materie durch Ausdehnung und man könnte ſie eben ſo wohl durch Zeit erklären: denn jene wie dieſe ſind äußere Bedingungen ihres Daſeyns mit andern und nach einander. Beide werden alſo auch zwar der nothwendige Maasſtab für jeden denkenden Geiſt, der ſelbſt durch Ort und Zeit beſchränkt iſt; das Weſen der Materie aber werden ſie nie. Spinoza ſträubte ſich lange gegen dieſe Carteſiſche Erklärung, wahrſcheinlich weil er in ihr etwas Unklares merkte: er war mit ſeines Lehrers ſchroffer Abtheilung zwiſchen Materie und Geiſt nicht zufrieden; was konnte er indeſſen thun, da ihm ein verbindender Mittelbegriff fehlte? Er nahm alſo leider auch noch in ſeiner Ethik die Materie für Ausdehnung d. i. für Raum, ſetzte ſie einem ganz ungleichartigen Dinge, dem Gedanken gegenüber, und jetzt war er freilich auf dem Wege einer dunklen Verwirrung. Denn ſagen Sie, m. Fr., was haben Gedanke und Ausdehnung mit einander zu ſchaffen? und wie können dieſe, gerade nur dieſe beiden Begriffe die zwo Eigenſchaften werden, dadurch ſich unter unendlichen andern Eigenſchaften, die alleſammt eine höchſte Realität ausdrucken ſollen, der Unendliche offenbart habe? Was iſt in der Ausdehnung für Realität, wenn Sie ſolche auch Endlos d. i. ſo unbeſtimmt-fortgeſetzt, wie eine immerhin fortwährende Dauer annehmen wollen? Ohne Weſen, ohne wirkende Kräfte iſt nichts in ihr; ſie iſt nur die Bedingung einer Welt, eines Neben-Einanderſeyns mehrerer Geſchöpfe. Zum abſolut-Unendlichen, dem Schöpfer, gehört ſie gar nicht, ſo wie ſie auch keine innere weſentliche Vollkommenheit ſeines Daſeyns ausdruckt, das keinen, alſo auch nicht einen Endloſen Raum erfüllet, das keine, alſo auch nicht eine Endloſe Zeit ausmißt.

Philolaus. Da, lieber Theophron, nehmen Sie mir einen Stein vom Herzen: denn dieſer unendlich-ausgedehnte Gott des Spinoza war mir ganz undenkbar, ſo wie er mir auch ei-

nes

nes geometriſchen Weltweiſen unwürdig ſchien. Ich merkte wohl, wie er der Theilung dieſes unendlich-ausgedehnten und doch einfachen Weſens durch die Vorſtellung des mathematiſchen Raums entweichen wollte, aus der Urſache, daß aus mathematiſchen Linien und Flächen keine phyſiſchen Körper werden. Allein da der mathematiſche Raum nur ein Abſtractum der Einbildungskraft, d. i. eine Bedingung der Wahrheiten iſt, die nicht anders als im Raum gedacht werden können; ſo giebt derſelbe bei einer **Eigenſchaft Gottes**, durch welche phyſiſche Körper erklärt werden ſollen, dennoch keine Auskunft. Ich wollte, daß Spinoza einen Irrthum vermieden hätte, der mir jetzt die ſchwächſte Seite ſeines ſonſt ſo durchdachten Syſtems ſcheinet.

Theophron. Tadeln Sie ihn nicht darüber; die Wahrheit hat ihren ſtillen Fortſchritt. Spinoza's Zeiten wären die Kindheit der Naturkunde, ohne welche die Metaphyſik Luftſchlöſ-

ſer

ſer baut oder im Finſtern tappet. Je mehr man die Materie der Körper phyſiſch unterſuchte, deſto mehr entdeckte man auch in ihr wirkende oder gegenwirkende Kräfte und verließ die leere Definition der Ausdehnung. Schon **Leibnitz**, in deſſen Geiſt ſich aus allen Naturreichen und Wiſſenſchaften fruchtbare Begriffe geſellten, drang darauf, daß man auch im Begriff der Körper nothwendig zuletzt auf einfache Subſtanzen kommen müſſe, von denen er unter dem Namen der Monaden ſo manches erzählte. Da der lebhafte Verſtand dieſes Mannes alles ſo gern als Hypotheſe ſah und halb als Dichtung vortrug: ſo wurden auch ſeine Monaden, die **Wolf** ſelbſt nicht recht gefaßt zu haben ſcheint, bald nur als ein witziges Mährchen betrachtet; da ich doch überzeugt bin, daß unter den drei ſinnreichen Hypotheſen, mit denen er die Metaphyſik bereichert hat, dieſe die gründlichſte ſei und gewiß einmal Platz gewinnen werde. **Boskowich**, obwohl ganz von einer andern Seite, iſt auf eben dergleichen untheilbare wirkende Elemente gekommen, ohne welche ſich die Natur der Körper ſelbſt phyſiſch nicht erklären läßt. a) Wiſſen Sie jetzt, wie der Mittelbegrif zwiſchen Geiſt und Materie heißt, den Spinoza, um dem carteſiſchen Dualismus zu entweichen, vergebens ſuchte?

Philolaus. Subſtanzielle Kräfte. Nichts iſt deutlicher als dieſes und nichts giebt dem Spinoziſchen Syſtem ſelbſt eine ſchönere Einheit. Wenn ſeine Gottheit unendliche Eigenſchaften in ſich faßt, deren jede ein ewiges und unendliches Weſen ausdruckt: ſo haben wir nicht mehr zwo Eigenſchaften des Denkens und der Ausdehnung zu ſetzen, die nichts mit einander gemein hätten: wir laſſen das anſtößige, unpaſſende Wort Eigenſchaft (Attribut) überhaupt gar weg und ſetzen dafür, daß ſich die

Gott-

---

a) Boſcowich Philoſophiae natur. theoria redacta ad vnicam legem virium in natura exiſtentium: Vienn. 1760.

Gottheit in unendlichen Kräften auf unendliche Weiſen offenbare. Sofort bleibt uns auch nicht mehr der hinderliche Riegel ſeines Syſtems vorgeſchoben: „in welchen Eigenſchaften, auſſer dem Gedanken und der Ausdehnung, ſich denn die Gottheit andern Weltſyſtemen offenbare?„ da ſie doch, unſerm Weltweiſen zufolge unendliche dergleichen ihr Weſen ausdruckende Eigenſchaften beſitzen ſoll, von welchen er uns keine, als dieſe zwei zu nennen wußte. In allen Welten offenbart ſie ſich durch Kräfte; mithin hat dieſe Weſen-ausdrückende Unendlichkeit der Kräfte Gottes durchaus keine Grenzen, obwohl ſie allenthalben denſelben Gott offenbaret. Kein andres Weltſyſtem alſo dürfen wir neidend befragen: „wie ſich denn in ihm die Gottheit dargeſtellt habe?„ Ueberall iſts wie hier; überall können nur organiſche Kräfte wirken und jede derſelben macht uns Eigenſchaften einer unendlichen Gottheit känntlich. Sie ſehen, m. Fr., was hieraus auch für eine

ſchö-

ſchöne Folge auf den innern Zuſammenhang der Welt folge. Nicht durch Raum und Zeit allein, als durch blos äußere Bedingungen iſt ſie verbunden; viel inniger iſt ſies durch ihr eigentliches Weſen, durch das Principium ihrer Exiſtenz, da allenthalben in ihr nur organiſche Kräfte wirken mögen. In der Welt, die wir kennen, ſteht die Denkkraft oben an; es folgen ihr aber Millionen andre Empfindungs- und Wirkungskräfte und Er, der Selbſtſtändige, er iſt im höchſten, einzigen Verſtande des Worts, **Kraft**, d. i. die Urkraft aller Kräfte, die Seele aller Seelen. Ohn' ihn entſtand keine derſelben, ohn' ihn wirkt keine derſelben und alle im innigſten Zuſammenhange drucken in jeder Beſchränkung, Form und Erſcheinung ſein ſelbſtſtändiges Weſen aus, durch welches auch ſie beſtehen und wirken.

Theophron. Mich freuets, Philolaus, daß Sie dieſe Idee ſo rein aufnehmen und ſo reich anwenden. Sie führen das Syſtem unſres Philoſophen beinahe ſchon damit zu einer Tadelloſen Einheit, die ihm voraus fehlte. Aber bemerken Sie aus dem gegebnen Mittelbegriff zwiſchen Seele und Körper, den ſubſtanziellen organiſchen Kräften nämlich, nicht noch andre Folgen?

Philolaus. Eine Reihe andrer. Alle anſtößigen Ausdrücke z. B. fallen weg, wie Gott, nach dieſem oder nach einem andern Syſtem, auf und durch die todte Materie wirke. Sie iſt nicht todt; ſondern ſie lebet: denn in ihr wirken, ihren innern und äußern Organen gemäß, tauſend lebendige mannichfaltige Kräfte. Je mehr wir die Materie kennen lernen: deſto mehrere derſelben entdecken wir in ihr, ſo daß der leere Begriff einer todten Ausdehnung bei ihr völlig verſchwindet. In wenigen Zeiten, was hat man in der Luft für zahlreiche, verſchiedene Kräfte entdeckt? was hat die neuere Chymie in allen Körpern bereits für mancherlei Energieen der Anziehung, Bindung, Auflöſung, Zurückſtoßung

ſtoßung gefunden? Ehe die magnetiſche, ehe die elektriſche Kraft entdeckt war; wer hätte ſie in den Körpern vermuthet? und wie Zahlloſe andre mögen in ihnen noch unentdeckt ſchlafen! Es iſt Schade, daß ein denkender Geiſt, wie Spinoza war, ſo frühe von unſerm Schauplatz hinwegmußte; er konnte den ungeheuren Fortgang der Wiſſenſchaft, die auch ſein Syſtem verſchönt hätte, nicht erleben.

Theophron. Auch wir müſſen hinweg, m. Fr., und erleben nicht, was der forſchenden Nachwelt aufbehalten bleibt; gnug, wenn wir jetzt, ſo lange wir daſind, die Gegenwart und Wirkung der Gottheit erkennen, wo und wie ſich uns dieſelbe offenbaret. Spinoza ſagt, daß jede Eigenſchaft oder wie wirs nannten, jede in der Schöpfung offenbarte Kraft Gottes ein Unendliches ausdrücke; wie reimen Sie das? da jeder Theil der Welt ſeine Schranken hat, nicht blos nach Ort und Zeit, ſondern auch ſelbſt zufolge der ihm einwohnenden Natur- oder göttlichen Energieen.

Philolaus. Iſt nicht der Raum, iſt nicht die Zeit Endlos? welche unzählbare Menge göttlicher Kräfte und Formen kann ſich in ihnen alſo offenbaren! Und da nach Ort und Zeit keine zwei Erſcheinungen Dieſelben ſeyn können: welche Unendlichkeit entſpringt aus dieſem immer-neuen, immer-verjüngten Quell der göttlichen Schönheit! Sehen Sie hinaus gen Himmel nach jenen Milchſtraßen der Sonnen und Welten. Mit ſeinem Spiegelglaſe entdeckt der Columbus unſrer Nation vielleicht eben jetzt neue Heere derſelben in einem kleinen, unſern Augen unſichtbaren Nebelwölkchen. In wie merkwürdigen Zeiten leben wir, da unerhörte, ungeglaubte Offenbarungen Gottes vom Himmel zu uns niederſteigen, jede derſelben aufs neue ausdrückend die Herrlichkeit des Urweſens, das alle dieſe Welten ſchuf und träget.

Im Unendlichen iſt der Unendliche: Einer
und ewig,
im Darſtellen, im Seyn, im Erhalten
und Schaffen nur Einer,
immer ſich gleich und unendlich. Wie
ewige Säulen, ſo ſtehen
veſt die Geſetze, die Er ſich dachte; ſo wie
er ſie dachte,
fließt aus ihnen Veränderung und bleibt in
ihnen die Allmacht. *a*)

Theophron. Vortrefflich, mein werther Philolaus, und mit dem letzten Zuge haben Sie zugleich das Unendliche angedeutet, das in jeder Naturkraft ſelbſt, auch ohne Rückſicht ihrer Verbindung in einem endloſen Raum, in einer endloſen Zeit lieget. Erwägen Sie die innere Fülle der Kraft, die ſich in jedem lebendigen Weſen zeiget, wie es durch eine ihm eingepflanzte ungeheure Wirkſamkeit entſtehen und ſich

---

a) Aus Auguſt Hennings philoſophiſchen Verſuchen, Koppenhagen 1780.

ſich nicht anders als durch ſolche erhalten und fortpflanzen konnte. Betrachten Sie die Kräfte, die im Bau eines Thiers ſo verſchwiegen wirken! Mit welcher Macht hangen ſeine Theile zuſammen! welch ein Räder- und Triebwerk gehört dazu, daß es ſich bewege, ſich ſeinen Lebensſaft bereite, alle die Handlungen ausübe, dazu es beſtimmt iſt, endlich daß es aus ſeiner Natur gleichartige Weſen, Bilder ſeiner ſelbſt, lebend und wirkend, aus eigner Kraft und nach gleicher Anlage hervorbringe und erzeuge. In der Generation allein liegt das Wunder einer eingepflanzten, einwohnenden Macht der Gottheit, die ſich, wenn ich ſo kühn reden darf, in das Weſen jeder Organiſation gleichſam ſelbſt beſchränkt hat und in dieſem Weſen nach ewigen Geſetzen unverrückt und unwandelbar, wie die Gottheit allein wirken kann, wirket. In der Materie, die wir todt nennen, ſtreben auf jedem Punkt nicht minder und nicht kleinere göttliche Kräfte: wir ſind mit Allmacht umgeben, wir ſchwimmen in einem Ocean der Allmacht, ſo daß jenes alte Gleichniß immer wahr bleibet: „die Gottheit ſei ein Kreis, deſſen Mittelpunkt allenthalben, deſſen Umkreis nirgend iſt„, weil weder im Raum noch in der Zeit, als in bloßen Bildern unſerer Einbildungskraft, die Einbildungskraft nirgend ein Ende findet. Mich dünkt alſo, der Ausdruck des Spinoza ſei ſehr glücklich, daß **die Zeit nur ein ſymboliſches Bild der Ewigkeit** ſei; ich wollte mit Ihnen, daß er den Raum auch für nichts anders gegen die abſolute Unendlichkeit des Untheilbaren gehalten hätte. Nicht etwa nur für uns iſt das Weſen des Ewigen unausmeßbar; es iſt an ſich ſelbſt keines Maaſſes fähig; in jedem Punkt ſeiner Wirkung, der nur für uns ein Punkt iſt, trägt es ſeine ganze Unendlichkeit in ſich.

Philolaus. Ich befürchte, m. Fr., daß Wenige dieſen Unterſchied des durch ſich ſelbſt Unendlichen und des durch Raum und Zeit in der Einbildungskraft gedachten Endloſen faſſen werden, der doch ſo wahr und nothwendig iſt. Als eingeſchränkte Weſen ſchwimmen wir im Raum und in der Zeit; wir zählen und meſſen alſo alles mit ihrem Maaß und ſteigen mit Mühe von Bildern der Einbildungskraft zu dem reinen Begriff, der alles Raum- und Zeitenmaaß ausſchließt. Hätte man dieſen Unterſchied gefaßt; gewiß man hätte nicht ſo viel von dem weltlichen und außerweltlichen Gott geredet, noch weniger würde man den Spinoza je beſchuldigt haben, daß er ſeinen Gott in die Welt einſchließe und mit derſelben identificire. Sein unendliches höchſt-wirkliches Weſen iſt ſo wenig die Welt ſelbſt, als das Unendliche der Vernunft und das Endloſe der Einbildungskraft Eins iſt: kein Theil der Welt kann alſo auch ein Theil Gottes ſeyn, weil das einfache höchſte Weſen durchaus keine Theile hat. Deutlich ſehe ich jezt, daß man unſerm Philoſophen den Pantheismus eben ſo unrecht Schuld gegeben habe, als den Atheismus. Alle Dinge, ſagt er, ſind Modificationen oder wie wirs unanſtößiger ſagen wollen, **Ausdrücke** der göttlichen Kraft, Hervorbringungen einer der Welt einwohnenden ewigen Wirkung Gottes; ſie ſind aber nicht zertrennliche Theile eines völlig untheilbaren Einzigen Daſeyns.

Theophron. Läugnen wollen wirs indeſſen nicht, Philolaus, daß manche harte Ausdrücke Spinoza's ſeinen Gegnern, die nur bei einigen ſeiner Worte ſtehen blieben und ſolche durch andre ſeiner deutlichſten Grundſätze zu erklären nicht Luſt hatten, zu Mißverſtändniſſen ſolcher Art Anlaß geben konnten. Er hatte ſein Syſtem zu hoch, dazu auf eine ungewöhnliche Bedeutung des Worts Subſtanz angelegt und da er ſich über den Carteſiſchen Nebel, daß Materie nur Ausdehnung ſei, nicht heben konnte; ſo mußte er, faſt dem halben Theil ſeines Syſtems nach, harte Ausdrücke wählen. Den Irrthum indeſſen, daß er das Weſen Gottes und der Welt verwirret habe, hätte man ihm nicht aufbürden ſollen; viele ſeiner Theoreme werden eben deßwegen ſo unbequem, weil er das Weſen Gottes und der Welt ja immer unterſcheiden will und nicht gnug wiederholen kann „Gott unter ſolcher Modification, unter ſolchem Attribut betrachtet.„ Hätte er den Begriff der Kraft und Wirkung gewählt: ſo wäre ihm alles leichter und ſein Syſtem viel anſchaulicher und zuſammenhangender geworden. Der leichtere Zuſammenhang philoſophiſcher Wahrheiten aber hat ſich nur allgemach entwickelt und Leibnitz, dieſer Proteus der Wiſſenſchaft, ein vor Millionen andern leicht-verbindender Kopf, Er behält das Verdienſt, eben nach ſo manchen unbequemen Vorſtellungsarten eines Des-Cartes, Spinoza, Hobbes u. a. viel zu dieſem leichtern Zuſammenhange beigetragen zu haben. Eine glückliche Leichtigkeit mannichfaltiger Verbindungen war, wie mich dünkt, Leibnitzens glänzendſtes Talent: in ſeinen unbedeutendſten Aufſätzen hat er oft Samenkörner hingeworfen, die

die von ſeinem, ihm ſehr ungleichen Nachfolger **Wolf** lange noch nicht alle aufgenommen, geſchweige denn zur ganzen Erute gebracht ſind. Ihm ſelbſt fehlte die Zeit, ſeinen eignen Reichthum ganz zu nutzen, weil er mit zu vielem zerſtreuet war und ihn zuletzt der Tod übereilte.

Philolaus. Sie kommen mit dieſer Anmerkung, lieber Theophron, einer ähnlichen zuvor, die ich ſchon damals machen wollte, als Sie mich auf den Mittelbegriff zwiſchen Geiſt und Materie, die **ſubſtanzielle Kraft** verwieſen. Sie ſchrieben unſerm Deutſchen Philoſophen das Verdienſt zu, daß nach den harten Aeußerungen eines Des-Cartes, Spinoza, Hobbes u. a., die der Materie entweder Alles oder Nichts, d. i. blos die Ausdehnung zuſchrieben, Er es zuerſt geweſen, der den Grund ihrer Erſcheinung, **immaterielle Subſtanzen**, in die Metaphyſik eingeführt habe. Sollte nach Einführung derſelben ſeine zwar ſinnreiche, aber, wie mich dünkt, ſo erzwungene Hypotheſe der **präſtabilirten Harmonie** zwiſchen Gedanken und der Materie, die, wie zwo Uhren zwar übereinſtimmend, aber völlig unabhängig von einander ſpielen, nöthig geweſen ſeyn? Auch ſeine Materie ward ja von immateriellen Kräften belebt, in welche jede höhere Art immaterieller Kräfte wirken konnte; alſo beſtätigte ſich der ſogenannte **phyſiſche Einfluß**, den uns allenthalben die Natur zeigt und gegen welche keine willkührliche Hypotheſe etwas vermag, ja eben aus ſeinem Syſtem. Die ganze Welt Gottes wird ein Reich immaterieller Kräfte, deren keine ohne Verbindung mit andern iſt, weil eben nur aus dieſer Verbindung und gegenſeitigen Wirkung ihrer aller Erſcheinungen und Veränderungen der Welt werden. Und mit wie weniger Aufopferung hätte **Leibnitz** dieſen Schritt thun mögen! da ſeine präſtabilirte Harmonie eigentlich ſchon im Carteſianismus, als Fehler derſelben lag und Spinoza, Geu-

linx

linx u. a. ihre ganze Abſchichtung der Geiſter und Körper auf ſie gründen. Er war alſo nicht einmal der Erfinder dieſer Hypotheſe oder die Erfindung war ſo leicht, daß er ſolche gegen die ihm eigne ſchönere Wahrheit wohl hätte aufopfern mögen.

Theophron. Und eben dieſe Nähe des Carteſianismus, m. Fr., hinderte ihn am Gebrauch ſeiner beſſern Erklärung: denn das iſt das Schickſal auch des fruchtbarſten menſchlichen Geiſtes, daß er mit Ort und Zeit umfangen, in gewiſſen Ideen gleichſam aufwächſt und ſich nachher nur mit Mühe von ihnen zu trennen vermag. Leibnitz lebte die blühendſte Zeit ſeines philoſophiſchen Lebens den Gedanken nach mehr in Frankreich als in Deutſchland. Dort ſtand er in ſo vielen Verbindungen; dort glänzte ſein ſcharfſinniger Verſtand zuerſt über Europa auf. Weil nun in Frankreich Des-Cartes und Malebranche, ſie mochten angenommen oder beſtritten werden, im meiſten Ruf ſtan-

ſtanden: ſo ward ſeine Bemühung auch vorzüglich auf dieſes Feld der Ehre gezogen. Er bildete alſo ſeine Hypotheſe der präſtabilirten Harmonie mit einer Geſchicklichkeit aus, daß ſie als neu erſcheinen und die Gelegenheits-Urſachen des Carteſius, ſo wie den unmittelbaren göttlichen Einfluß des Malebranche allerdings entbehrlich machen konnte, ob ſie gleich auf die mangelhaften Grundſätze des erſten Philoſophen ſelbſt gebauet war. Leibnitz ſprach ſogern nach der Faſſungskraft Andrer und ſo erfand er auch ſeine ſinnreichſten Hypotheſen. Als er ſpäterhin durch die Lehre der Monadologie der Metaphyſik über Körper einen ganz andern Weg anwies, ließ er jene Hypotheſe, die einmal in Ruf gekommen war und zum Ruhm ſeines Namens viel beigetragen hatte, an ihrem Ort ſtehen, weil ſie ſich auch neben dieſer neuen Hypotheſe gewiſſermaaſſe noch immer vertheidigen konnte. Blieb es gleich keine präſtabilirte Harmonie mehr zwiſchen Geiſt und Körper, ſondern

dern eine Harmonie zwiſchen Kräften und Kräften; Harmonie blieb es doch immer: denn wer konnte, wer kann es erklären, wie Kraft auf Kraft wirket?

Philolaus. Sie retten Ihren Verehrten ſehr fein; erlauben Sie mir aber zu ſagen, daß ich im ganzen Spinoza, in dem doch Hartes gnug iſt, nichts ſo Gezwungenes gefunden habe, als eben dieſe präſtabilirte Harmonie, die auch Er zum Grunde leget.

Theophron. Wiſſen Sie denn nicht, Philolaus, daß manche Kunſt eben in einer leichten Ueberwindung des Schweren, d. i. in jener ſeltnen Gabe beſteht, ein äußerſt-Erzwungenes ungezwungen vorzuſtellen und damit angenehm zu täuſchen? So ſtellte Columbus ſein Ei auf: ſo bildete Leibnitz dieſe Hypotheſe: ſo iſt manche andere Hypotheſe gebildet.

Philolaus. Künſte, dergleichen ich, auch vom ſinnreichſten Kopf erſonnen, der Philoſophie eben nicht wünſchte. Einfältig muß man dem Gange der Natur folgen —

Theophron. Einfältig, aber auch ſchlau bemerkend: denn die Natur iſt ſo reich als einfach. Was Leibnitz nicht thun konnte: (denn er hat kein metaphyſiſches Syſtem geſchrieben,) das werden andre thun und mancherlei Verſuche ſind ſchon geſchehen. Mit nichten ſteht die Philoſophie ſtill, wie es einige wähnen und geſetzt daß ſie auch eine Zeitlang ausruhete; ſo iſt dieſe ſcheinbare Ruhe gewiß zu ihrem Vortheil. Die Phyſik und Naturgeſchichte gehen indeß mit mächtigen Schritten fort und da die ſpeculative Philoſophie nur Metaphyſik, d. i. eine **Nachphyſik** iſt: ſo wirds dem menſchlichen Geiſt immer erſprießlich, wenn ſie ſich nicht vordrängt, wie ſie's Jahrhunderte durch gethan hat und leider thun mußte —

Philolaus. Seit Des-Cartes Zeiten aber wollte ſie doch der genaueſten und reinſten Wiſſenſchaft, der Mathematik folgen.

Theo-

Theophron. Sie iſt ihr gefolgt und hat von ihrer Führerin alles gelernt, was dieſe ſie lehren konnte: Beſtimmtheit in den Begriffen, Genauigkeit in den Beweiſen und Ordnung. Sind aber die Begriffe einmal willkührlich erfaßt oder unvollſtändig abſtrahiret: ſo hilft alle mathematiſch-reine Darſtellung derſelben, in der beſten methodiſchen Ordnung nicht. Die Beweiſe werden Scheinbeweiſe, ja die ſtrenge Form ſelbſt kann ein Hinderniß der Wahrheit werden. Wir ſahen dies an Spinoza. Mit dem Einen willkührlich-angenommenen Begriff der Materie war eine Menge andrer willkührlicher Erklärungen von Attributen, Modificationen, Raum, Körper u. ſ. veranlaßt, welche die mathematiſche Methode nicht gut machen konnte. In der Kritik hat man die Probe, daß was in Proſe Unſinn iſt, es auch in Verſen ſeyn müſſe: ſo können auch harte Ausdrücke, die in ungebundner Rede beleidigen, durch die geometriſche Form allein nicht gutgemacht wer-

werden. Man wird eher aufgebracht, daß man Sätze der Art demonſtrirt ſieht und muß ſich orientiren —

Philolaus. Trügliche Philoſophie, in welcher man ſich orientiren muß; da eben ſie, auch ſchon der Methode nach, uns orientiren ſollte. Gnug indeſſen, daß Spinoza weder ein Atheiſt noch Pantheiſt iſt; ein dritter harter Knoten in ihm bleibt mir noch übrig.

Theophron. Ich merke leicht, wer er ſei; und wie, wenn wir in dem harten Knoten eben das ſchönſte Goldſtück fänden?

Philolaus. Es ſoll mich ſehr freuen und jede Mühe der Auflöſung wird mir willkommen ſeyn; aber wer, m. Fr., iſt der Verfaſſer der ſcholaſtiſchen Ode, die Sie mir neulich mittheilten?

Theophron. Ein Atheiſt, der verbrannt wurde, **Vanini.** Noch auf dem Richtplatz hob er einen Strohhalm auf und ſagte: „daß wenn

wenn er ſo unglücklich wäre, keine andern Beweiſe vom Daſeyn Gottes zu haben, als dieſen Strohhalm: ſo würde dieſer ihm gnug ſeyn.„

Philolaus. Und ward dennoch verbrannt? Vielleicht ſonſt als Ketzer?

Theophron. Ein eitler junger Mann war er, von vielen Fähigkeiten und vieler Ruhmſucht: er wollte ein Julius Cäſar in der Philoſophie ſeyn und ward ihr trauriges Opfer. Wie gefällt Ihnen ſeine Ode?

Philolaus. Für die Zeiten Vaninis gefällt ſie mir ſehr wohl. Der Ausdruck iſt im Latein der damaligen Zeit und die Theorie über das höchſte Weſen ſcholaſtiſch; der zweite Theil des Gedichts aber iſt ſehr innig und herzlich. Der Dichter iſt ſo durchdrungen von ſeinem Gegenſtande, daß er allen Reichthum ſeiner Sprache aufbietet, um uns den Einzigen darzuſtellen, ohne den wir nichts; durch den wir aber alles ſind, was wir ſind, was wir können und wirken.

Theophron. So wird Ihnen vielleicht auch dies Blatt morgenländiſcher Sentenzen über das höchſte Weſen nicht mißfallen. Sie ſind im Geiſt der Sprachen des Orients gedacht, alſo auch vorgetragen und können nicht anders als in ſolchem geleſen werden. Morgen ſprechen wir über unſern Spinoza weiter.

Gott.

Einige Ausſprüche der Morgenländer.

In Ihm leben, weben und ſind wir. Wir ſind ſeines Geſchlechts.

Von Ihm, in Ihm und zu Ihm ſind alle Dinge. Ihm ſei Ehre in Ewigkeit.

Paulus.

Wenn

Wenn wir gleich viel ſagen, ſo werden wir's doch nicht erſchöpfen; der Inbegriff aller Gedanken, das All iſt Er. **Sirach.**

Ihm allein kommt es zu, zu ſagen: **Ich!** Er deſſen Reich ewig und deſſen Weſen ſich ſelbſt genug iſt. Wer außer ihm ſagt: **Ich!** iſt ein Teufel.

Der Geſchöpfe Eigenſchaften ſind alle zwiefach: denn wie ſie auf der Einen Seite Macht haben: ſo haben ſie auf der andern Schwachheit. Wenn ſich in einer Sache Ueberfluß befindet: ſo findet ſich auch Mangel bei ihr. Kenntniß und Unwiſſenheit ſind mit einander vereinigt, Kraft und Schwachheit, Leben und Tod. Nur des Schöpfers Macht iſt ohne Grenzen, ſein Reichthum ohne Mangel, ſeine Wiſſenſchaft ohne Dunkelheit, ſein Leben ohne Tod. Alle Dinge ſind zwiefach geſchaffen, Gott allein iſt einzig und ewig.

Die Menſchen, o Gott, meſſen Dich nicht mit dem Maaß, mit welchem Du gemeſſen werden mußt; nur von Deinem Weſen allein kann Dein Weſen begriffen werden. Denn was für ein Verhältniß kann ſeyn, zwiſchen dem, der ewig iſt und zwiſchen dem, der in der Zeit geſchaffen worden? zwiſchen ein wenig Waſſer und Erde, und zwiſchen dem Herren aller Dinge?

Die droben im Tempel ſeiner Herrlichkeit anbeten, geſtehen es und ſagen: „wir verehren Dich nicht, o Gott, mit würdiger Verehrung.„ Wenn ſie den Glanz ſeiner Schönheit preiſen, ſtehn ſie erſtaunt und klagen: „wir erkennen Dich nicht, o Gott, mit wahrer Erkenntniß.„

Und wenn nun jemand mich um ſein Lob fragte; was ſollte der Sinnloſe vom Bildloſen ſagen? Der Liebende wird ein Opfer des Geliebten und das Opfer verſtummt.

Ein Betrachter Gottes, ein redlicher Mann, ſenkte das Haupt zum Buſen und ſchien wie untergegangen im Meer der Beſchauung. Als er emporkam, redete ihn Einer ſeiner Vertrauten an und ſprach: was haſt du uns ſchönes mitgebracht aus dem Garten, in dem du wareſt?

Ich wollte Roſen brechen, antwortete er; mein Kleid, meinen Buſen wollte ich anfüllen mit ihnen, ein Geſchenk für meine Freunde; ſchon nahte ich mich dem Buſch voll ſchöner erquickender Roſen; allein der ſtarke Duft derſelben berauſchte, überwältigte mich; meiner Hand entſank das Kleid und alle geſammleten Roſen.

Lautſingende Nachtigall, von der Mücke lerne, was Liebe ſei? Sie fliegt hinein in die geliebte Flamme, ihr Flügel verſenget; todt und ſtumm ſinkt ſie danieder.

Jene Prahler, jene Schwätzer von Gott wiſſen nichts von ihm; wer ihn kennet, ſchweigt.

O Du, höher als alle Gedanken, als alles Urtheil, als jede Meinung, als jede Einbildung. Alles was die Väter ſagten, las und hörete ich: Geſpräch und Leben iſt zu Ende und ich bin eben am Anfange Deiner Beſchreibung.

Drittes Geſpräch.

Philolaus.

Was haben Sie da für eine ſchöne Göttinn vor ſich? Schön wie die Liebe und ernſt wie die Weisheit: ſie blickt zum verſchleierten Buſen hinunter und hält die Linke, als ob ſie etwas an ihr meſſe; die gemeſſene Hand hält einen Zweig. Es iſt etwas Stilles in ihrem Tritt und eine erhabene Anmuth in ihrer ganzen Haltung.

Theophron. Es iſt die Nemeſis der Griechen, ein perſonificirter Begriff, den ich ſehr

ſehr liebe. Sie iſt ernſt und ſchön: denn ſie iſt eine Tochter der Gerechtigkeit, die nicht anders als eine weiſe Güte ſeyn kann. Darum miſſet ſie mit der Rechten das Betragen und Glück der Sterblichen ab und blickt unpartheiiſch zum Buſen hinunter; für den aber, der das Maas trift, hält ſie den Zweig der Belohnung. Sonſt hat ſie auch ein Rad unter ihren Füßen: eine Anzeige, daß ſie das Glück des Uebermüthigen im ſchnellen Nu, durch die leichteſte Berührung ſtürze und ihn verderbe. Bei der Bildſäule ließ der Künſtler dies Symbol weg und gab ihr dafür nur den ſtillen Tritt, die ſanfte veſte Haltung, die Sie bemerkten; unſre Nemeſis m. Fr. ſoll des ſchreckenden ſtürzenden Rades auch nicht bedürfen. Das ernſt-gütige Angeſicht der Göttinn ſelbſt, ihr weiſes Maas und der Zweig des Glückes, den ſie in der Hand hält, ſind der Symbole gnug, uns an die veſte Naturwahrheit zu erinnern: „daß aller Beſtand, alles Wohlſeyn, ja das Daſeyn der Dinge ſelbſt nur auf Maas, Proportion und Ordnung gebauet ſeyn und ſich durch dieſe allein erhalten.„

Philolaus. Da treffen Sie, Theophron, auf den Satz eines meiner geachtetſten Philoſophen, den ich den Leibnitz unſrer Zeit nennen möchte, **Lamberts.** Sowohl in ſeinem Organon als in ſeiner Architektonik kann er nicht oft gnug auf die Wahrheit zurückkommen, „daß der Beharrungsſtand, mithin das Weſen jedes eingeſchränkten Dinges, allenthalben auf einem Maximum beruhe, bei welchem gegenſeitige Regeln einander aufheben oder einſchränken, mithin die Beſtandheit der Dinge und ihre innere Wahrheit, nebſt dem Ebenmaas, der Ordnung, Schönheit, Güte, die ſie begleiten, auf eine Art **innerer Nothwendigkeit** gegründet ſei.„ Er giebt Ihnen alſo Ihre Nemeſis mit dem meſſenden Arm und dem Zweige in der Hand als eine mathematiſch-phyſiſch- und metaphyſiſche Formel.

Theophron. Auch in dieſer Geſtalt habe ich ſie lieb und wenn ſich ungleichartige Dinge vergleichen ließen, faſt noch lieber, als in welcher ſie der Künſtler bildete. Dieſer mußte ſich begnügen, mancherlei Symbole zuſammenzufügen; die abſtrakte Wahrheit giebt mir ſolche als nothwendige Beſtimmungen des Begriffes ſelbſt, mithin nehmen das Maas und der Zweig der Belohnung in ihr eine viel weſentlichere Geſtalt an. Aber wo iſt das Rad der Veränderung, das der Nemeſis gehöret, in Ihrer mathematiſchen Formel?

Philolaus. Der Weltweiſe vergaß es nicht; er bemerkte, „daß wenn Dinge oder Syſteme von Dingen in ihrem Beharrungszuſtande geſtört werden, ſie ſich demſelben auf Eine oder die andere Weiſe wieder zu nähern trachten„ und beſtimmte dieſe Weiſen.

Theophron. Vortreflich. Sie ſehen, Philolaus, den Vorzug ſolcher wiſſenſchaftlichen Formeln. Was der gemeine Verſtand in täglichen Erfahrungen dunkel, aber anſchauend bemerkt, bringen ſie ins Licht, führen es auf allgemeine Geſetze, ja wo möglich auf Zahl und Größe zurück; dadurch bekommt ihre Behauptung einen Werth der beſtimmten Gewißheit, ja einer allgemeinen Anwendung, die man nachher gern bei jedem einzelnen Gegenſtande verfolget. Wahrſcheinlich wird es Ihr **Lambert** auch ſo gemacht haben.

Philolaus. In reichem Maaße. Er wendet das Maximum ſeines Beharrungszuſtandes in mancherlei Beiſpielen auf die verſchiedenſten Gegenſtände an und findet es bei allen beſchränkten und zuſammengeſetzten Syſtemen der Kräfte. So hat er in einer eignen Abhandlung die Bewegungen des menſchlichen Körpers berechnet und eine Reihe von ihren Maximis gefunden: gleichergeſtalt hat er eine Theorie der Ordnung verſucht und ſeinen Beharrungszuſtand auch auf Gegenſtände der

Schönheit, der Güte, des Nutzens anzuwenden angefangen. Er hat mehrmals den Wunſch geäußert, daß bei allen Syſtemen zuſammengeſetzter, beſchränkter Kräfte z. B. bei dem Weltbau, dieſe Regel bewieſen und angewandt werden möchte. Gewiß hätte er auch ſelbſt dieſen ſeinen Lieblingsſatz noch weiter verfolgt, wenn ihn nicht ein frühzeitiger Tod zum Schaden mehrerer Wiſſenſchaften, die er anbaute, dahingeriſſen hätte.

Theophron. Sein Tod iſt zu beklagen; aber andre Geiſter werden anbauen, was er uns vollendet gelaſſen hat. In der mathematiſchen Phyſik hat man viele dergleichen Geſetze und Compenſationen der höchſten Weisheit bereits gefunden, die alle Willkühr ausſchließen und dem denkenden Geiſt den hohen Begriff „**innerer Vollkommenheit, Güte und Schönheit in der Exſiſtenz und Fortdauer eines jeden Dinges**„ zu ſeiner unbeſchreiblichen Freude geben. Aus manchen dieſer Bemerkungen hat man freilich Anfangs zuviel ſchließen wollen; das ſchadet aber der Schönheit ihrer Erfindung nicht. Der Irrthum ſchleift ſich ab; aber die Wahrheit bleibet. Je mehr die wahre Phyſik zunimmt: deſto weiter kommen wir aus dem Reich blinder Macht und Willkühr hinaus, ins Reich der weiſeſten Nothwendigkeit, einer in ſich ſelbſt veſten Güte und Schönheit. Alle ſinnloſe Furcht verſchwindet, wenn die freudige klare Zuverſicht allenthalben eine Schöpfung gewahr wird, in deren kleinſtem Punkt der ganze Gott mit ſeiner Weisheit und Güte gegenwärtig iſt, und dem Weſen dieſes Geſchöpfs nach mit ſeiner ungetheilten und untheilbaren Gotteskraft wirket. Wo bleibt z. B. das leere Schrecken, daß ein Comet unſre Erde überflügle; ſeitdem man den Gang dieſer Weltkörper genauer kennet und nicht nur mehr als ſiebenzig derſelben, ſondern ſelbſt die Fälle berechnet hat, in welchen eine ſolche Ueberſtürzung nach Naturgeſetzen zu befürchten wäre. Die

Mög-

Möglichkeit dieſes Unfalls wird durch die Berechnung ſo ungeheuer klein, daß ſie, der innern Natur der Kräfte nach, durch welche ſich das Weltall erhält, beinahe zum Nichts verſchwindet. Was hat man nicht von den Unregelmäßigkeiten und ihren böſen Folgen gewähnt, in welche ſich die Himmelskörper durch ihre gegenſeitige Anziehungen mit der Zeit ſtürzen müßten! Der leere Schrecken iſt blos durch die klärere Anſicht der Sache ſelbſt verſchwunden, da man gefunden hat, daß nach unwandelbaren Geſetzen der Natur ſich dieſe Unregelmäßigkeiten einander ſelbſt compenſiren. Wohlthätige, ſchöne Nothwendigkeit, unter deren überall ausgebreitetem Scepter wir leben! Sie iſt ein Kind der höchſten Weisheit, die Zwillingsſchweſter der ewigen Macht, die Mutter aller Güte, Glückſeligkeit, Sicherheit und Ordnung. Wüßte ich ein ſchöneres Bild derſelben aus dem Alterthum; die Nemeſis ſollte dieſer höheren Adraſtea ſogleich ihren Platz einräumen.

Philolaus. Das war alſo das Goldſtück, das Sie mir in dem Knoten verſprachen, den uns Spinoza mit ſeiner **innern Nothwendigkeit der Natur Gottes** geknüpft hat; aber, Theophron, der Knote iſt noch nicht gelöſet. Wie hart redet er gegen alle Abſichten Gottes in der Schöpfung! Wie beſtimmt ſpricht er Gott den Verſtand und Willen ab, und leitet alles, was da iſt, blos und allein aus ſeiner unendlichen Macht ab, die er nicht nur über Verſtand und Abſichten ſetzt, ſondern auch völlig von derſelben trennet. Sie wiſſen, m. Fr., daß dieſe Sätze unſerm Philoſophen die härteſten Gegner zugezogen haben; ſelbſt **Leibnitz**, der den Spinoza ſehr ehrte, hat ſich in ſeiner Theodicee aufs beſtimmtſte gegen ſie erkläret. Wenn Sie dieſe ſo beleidigenden Sätze mit der geſunden Vernunft oder mit dem in Manchem andern ſo vortreflichen Syſtem des Spinoza vereinigen können, ſo wünſche ich mir ſelbſt die Nemeſis zu ſeyn, die Ihnen den Zweig reiche.

Theophron. Ich wünſche ihn nur aus der Hand der Wahrheit: denn ich kann klar beweiſen, Theils, daß Spinoza ſich ſelbſt in dieſen Sätzen nicht völlig verſtanden, weil ſie Folgen der böſen Carteſiſchen Erklärungen ſind, die er in ſein Syſtem nahm und ſeiner Zeit gemäß nehmen mußte; Theils daß man ihn noch viel falſcher verſtanden hat, als er ſich dunkel ausdruckte. Räumen wir aber jene Irrthümer des Carteſius weg und erklären des Spinoza Sätze blos der Grundidee zufolge, auf welche er ſein eignes Syſtem bauete: ſo hellen ſie ſich auf; die Nebel ziehen hinweg und Spinoza gewinnt, wie mich dünkt, ſelbſt einen Schritt vor Leibnitz voraus, der vorſichtig, aber in dieſem Stück vielleicht zu-vorſichtig auf ihn folgte.

Philolaus. Ich bin ſehr neugierig.

Theophron. Zuerſt läugne ichs völlig, daß Spinoza Gott zu einem Gedankenloſen Weſen dichte; ſchwerlich kann es einen Irrthum gegeben, der ſeinem Syſtem mehr zuwider lieſe, als dieſer. Das Weſen Gottes iſt bei ihm durchaus Wirklichkeit und Spinoza war ſelbſt zu ſehr ein Denker um nicht die Realität auch dieſer Vollkommenheit, der höchſten, die wir kennen, innig zu ſchätzen und zu fühlen. Sein höchſtes Weſen alſo, das **alle Vollkommenheit auf die vollkommenſte Weiſe** beſitzet, kann der vorzüglichſten derſelben, des Denkens, nicht ermangeln: denn wie wären ſonſt Gedanken und Vorſtellungsarten in eingeſchränkten, denkenden Geſchöpfen? die, nach Spinoza's Syſtem alleſammt ja nur Darſtellungen und reale Folgen jenes höchſtrealen Daſeyns ſind, das, nach ſeiner Erklärung, allein den Namen eines Selbſtbeſtehenden verdienet. In Gott iſt alſo, wie er deutlich ſagt, unter unendlichen Eigenſchaften auch die Vollkommenheit eines unendlichen Denkens, die Spinoza nur deßwegen vom Verſtande und den Vorſtellungsweiſen eingeſchränkter Weſen unterſcheidet, um jene als

Ein-

Einzig in ihrer Art und ganz unvergleichbar mit dieſen zu bezeichnen. Sie werden ſein Gleichniß bemerkt haben, daß ſich die Gedanken Gottes zu menſchlichen Vorſtellungsarten wohl kaum anders verhalten könnten, als das Geſtirn am Himmel, das man den Hund nennt, zu einem irrdiſchen Hunde.

Philolaus. Das Gleichniß hat mich mehr betroffen als belehret.

Theophron. Es ſollte auch nicht belehren und wir werden bald ſehen, daß ihm der Vergleichungspunkt wirklich fehlet. Soviel zeigets indeſſen an, daß Spinoza auch hier lieber zu ſcharf griff und ſich zu hart ausdrückte, als daß Er, ein Eifrer für den würdigſten, höchſten Begriff Gottes, dieſen zu irgend einer ſchwachen Vergleichung mit einzelnen Erſcheinungen der Schöpfung erniedrigen ließe. Daß aber alle reine, wahre, vollſtändige Erkenntniß in unſrer Seele gleichſam nur eine **Formel** des göttlichen Erkennens ſei; das, getraue ich mir zu ſagen, hat niemand ſtärker behauptet, als Spinoza, Er, der die Natur des Göttlichen im Menſchen einzig nur in dieſe reine lebendige Erkenntniß Gottes, ſeiner Eigenſchaften und Wirkungen ſetzte.

Philolaus. Eben aber deßwegen, m. Fr. Sollte ſein unendlich-denkendes Weſen nicht blos ein geſammleter Name aller der Verſtandes- und Denkkräfte ſeyn, die in einzelnen Geſchöpfen allein wirklich ſind und leben?

Theophron. Gott alſo wäre ein geſammleter Name? das wirklichſte Weſen ein Unding, der Schatte in der Vorſtellungsart einzelner Menſchen? oder vielmehr ein bloßes Wort, der Schall eines Namens? Der höchſt-Lebendige alſo ein Todter, der Allwirkſame die letzte ſtumpfſte Wirkung menſchlicher Kräfte? Philolaus, wenn Sie das aus eigner Empfindung dem Spinoza zuſchreiben und das völligſte Ge-

gen-

gentheil ſeines Syſtems zu ſeinem Syſtem machen können: ſo thut's mir leid, daß ich Ihnen ſein Buch gegeben und mit Ihnen Ein Wort über ihn gewechſelt habe. Verzeihen Sie mir meine offne Wahrheit: denn ich kann mir nicht einbilden, daß ſolche Sie treffe, da Sie den auch in ſeinen Fehlern wenigſtens zuſammenhangenden Weltweiſen unmöglich von Blatt zu Blatt und von Ende zu Ende ſo mißverſtehen konnten. Sie ſprachen wahrſcheinlich aus dem Munde eines ſeiner Gegner im vorigen Jahrhundert; ob Sie gleich auch das nicht hätten thun dürfen.

Philolaus. Eifern Sie nicht; im Geſpräch führt man bisweilen auch eine fremde Meinung ein, wenn ſie der Materie forthilft und ſie durch Gegenſätze erläutert. Für mich ſelbſt bin ich über Spinoza's Meinung hierüber durchaus nicht zweifelhaft geweſen, ſeitdem ich ſeine Ethik geleſen habe. Wie eifert er gegen die, die Gott zu einem abſtracten, todten Conſectarium der Welt machen wollen! da dieſes Einzige Weſen bei ihm die Urſache alles Seyns und Denkens, mithin auch unſrer Vernunft, jeder Wahrheit und jeder Verbindung von Wahrheiten iſt! Wie hoch hält er eine vollſtändige und vollkommene Idee! Sie iſt ihm die Erkenntniß des ewigen, göttlichen Weſens; göttlich auch darinn, daß ſie ſich die Dinge nicht zufällig, ſondern als nothwendig unter einem Bilde der Ewigkeit vorſtellet und eben dieſer innern Nothwendigkeit wegen ihrer ſelbſt ſo gewiß iſt, wie Gott derſelben gewiß ſeyn kann. Höher hat kein Sterblicher das Weſen des menſchlichen Gemüths, das Kraft ſeiner Natur Wahrheit erkennet und ſolche als Wahrheit liebt, gehoben, als dieſer Spinoza; und Er ſollte ſeinen Gott, den Urſprung, Gegenſtand und Inbegriff aller Erkenntniß blind wie einen Polyphemus gedichtet haben? Beinah ſchäme ich mich ſelbſt vor dem Geiſt des Mannes, daß ich dieſen Antipoden-Vorwurf gegen ihn anführte.

Theophron. Wohlan alſo, eine unendliche, urſprüngliche **Denkkraft**, der Urquell aller Gedanken iſt nach Spinoza Gott-weſentlich; über die unendliche **Wirkungskraft** in ihm haben wir, dieſem Syſtem nach, nicht zu zweifeln.

Philolaus. Nein: denn nach Spinoza iſt Verſtand und Wille ſogar Eins. D. i. in unſrer lindern Sprache, ein Verſtand, der das Beſte einſieht, muß auch das Beſte wollen und wenn er die Kraft dazu hat, es wirken. An der unendlichen **Macht** ſeines Gottes aber iſt nicht zu zweifeln, da er eben dieſer Macht alles unterwirft und von ihr alles herleitet.

Theophron. Was fehlte ihm alſo, daß er die unendliche Denk- und Wirkungskraft nicht verband und in dieſer Verbindung das nicht deutlicher ausdruckte, was er in ihr nothwendig finden mußte, nämlich: **daß die höchſte Macht nothwendig auch die weiſeſte Macht,**

Macht, d. i. eine nach innern ewigen Geſetzen geordnete, unendliche Güte ſei? Denn eine ungeordnete, Regelloſe, blinde Macht iſt ja nie die höchſte: wie kann ſie das Vorbild und der Inbegriff aller der Ordnung, Weisheit und Regelmäßigkeit ſeyn, die wir, obgleich eingeſchränkte Weſen, nach ewigen Geſetzen in der Schöpfung bemerken; wenn ſie ſelbſt dieſe Geſetze nicht kennet, und ſolche nicht als ihre ewige, innere Natur ausübet. Von einer geordneten müßte die blinde Macht nothwendig übertroffen werden und könnte alſo nicht Gott ſeyn. — Woher daß Spinoza hier ſo in der Dunkelheit blieb und die zuſammenhangende Stärke ſeines eignen Syſtems nicht erkannte?

Philolaus. Jetzt merke ichs, Theophron, und ich danke Ihnen, daß Sie mir auf den Weg geholfen haben; es iſt immer noch jene falſche Carteſiſche Erklärung, die ihm auch hier ſein eigenes Licht verbaute. Gedanke und Ausdehnung ſtehen ihm nämlich als zwei unberührbare

bare Dinge entgegen; der Gedanke kann nicht durch die Ausdehnung, die Ausdehnung nicht durch den Gedanken begränzt werden. Da er nun beide als Eigenſchaften Gottes, eines untheilbaren Weſens annahm und keine durch die andre zu erklären wagte: ſo mußte er ein Drittes annehmen, unter welches ſich beide fügten und das nannte er **Macht**. Hätte er den Begriff von Macht, wie den Begriff der Materie entwickelt: ſo müßte er bei dieſem nothwendig und ſelbſt ſeinem Syſtem zufolge, auf den Begriff von Kräften gekommen ſeyn, die eben ſowohl in der Materie, als in Organen des Denkens wirken; mithin hätte er auch in jenem, Macht und Gedanken als **Kräfte**, d. i. als Eins betrachtet. Auch der Gedanke iſt **Macht** und zwar die vollkommenſte, ſchlechterdings unendliche Macht, eben dadurch, daß er alles iſt und hat, was zur unendlichen, in ſich ſelbſt gegründeten Macht gehöret. Der Knoten iſt alſo gelöſet und das Gold

in

in demſelben liegt vor mir. Die ewige Urkraft, die Kraft aller Kräfte iſt nur Eine und in jeder Eigenſchaft derſelben, wie ſolche unſer ſchwache Verſtand auch theilen möge, iſt ſie gleich unendlich. Nach ewigen Geſetzen ſeines Weſens denkt, wirkt und iſt Gott das Vollkommenſte auf jede von ihm allein denkbare, d. i. die vollkommenſte Weiſe. Nicht weiſe ſind ſeine Gedanken; ſondern die Weisheit: nicht gut allein ſind ſeine Wirkungen, ſondern die Güte: und das alles nicht aus Zwang, nicht aus Willkühr, als ob auch das Gegentheil ſtatt haben könnte, ſondern aus ſeiner innern, ewigen, ihm weſentlichen Natur; aus urſprünglicher, vollkommenſter Güte und Wahrheit.

Jetzt ſehe ich auch, m. Fr., warum Spinoza ſo ſehr gegen die Abſichten iſt und dem Anſchein nach hart gegen ſie redet. Sie ſind ihm **Willkührlichkeiten** und **Velleitäten**, die der Künſtler gewollt, aber auch nicht gewollt haben könnte. Was Gott wirkte, darüber durf-

durfte er nicht erſt berathſchlagen und wählen; die Wirkung floß aus der Natur des vollkommenſten Weſens: ſie war einzig und außer ihr nichts anders möglich.

Jetzt erinnere ich mich auch der vielen Anthropopathieen ſelbſt in Leibnitz vortrefflicher Theodicee, die mir nie recht zu Herzen wollten, ob ich damals gleich an ihre Stelle nichts beſſers zu ſetzen wußte, weil ich vor der blinden Nothwendigkeit zurückbebte. Ich bemerke anjetzt, daß meine Furcht vergebens war und daß man keine blinde Nothwendigkeit nöthig habe, um jene Lichtvolle, denkende Nothwendigkeit zu verehren, die durch die Natur ihres Weſens iſt und durch die Natur ihres Weſens wirket. Iſt Ihnen die Theodicee zur Hand, Theophron?

Theophron. In mehr als Einer Sprache; aber ich will Ihnen eine kürzere Theodicee von einem unſrer beliebteſten Dichter geben. Leſen Sie dieſe Strophen:

Philolaus.

Die Riſſe liegen aufgeſchlagen
Die, als die Gottheit ſchuf, vor ihrem Auge lagen:
Das Reich des Möglichen ſteigt aus gewohnter Nacht;
Die Welt verändert ſich mit immer neuer Pracht,
Nach tauſend lockenden Entwürfen,
Die Eines Winks zu ſchnellem Seyn bedürfen.

Doch Dämmerung und kalte Schatten
Gehn über Welten auf, die mich entzücket hatten;
Der Schöpfer wählt ſie nicht: er wählet unſre Welt
Der Ungeheuer Sitz —

Laſſen Sie mich nicht weiter leſen; ich weiß, wo das Alles hinausgeht. Es iſt die treue Theodicee des Leibnitz in ſchönen Verſen; aber wie

wie mich dünkt, ohne philoſophiſche Gotteswürdige reine Wahrheit. Vor Gott lagen keine Riſſe aufgeſchlagen; er ſaß nicht wie ein grübelnder Künſtler, der ſich den Kopf zerbrach, entwarf, verglich, verwarf, wählte. Kein Reich des Möglichen iſt ohne und außer Gott da: denn wenn Ers nicht ſchaffen wollte, nicht ſchaffen konnte: ſo war es nicht möglich. Keine Welt, geſchweige tauſend Welten nach lockenden Entwürfen, die nur eines Winks zu ihrem Daſeyn bedurft hätten und die Gott doch nicht wählte, konnten je ein Gedanke Gottes werden. Er ſpielte nicht mit Welten, wie Kinder mit Seifenblaſen ſpielen, bis ihm Eine gefiel und er ſie vorzog. Waren tauſend andre außer dieſer möglich: ſo konnte ein größerer Gott ſie erſchaffen und der ſchwächere, mühſam-überlegende war kein Gott.

Theophron. Leſen Sie weiter.

Philolaus.

Eh' ihn die Morgenſterne lobten

und auf ſein ſchaffend Wort des Chaos Tie-
ſen tobten
erkor der Weiſeſte den ausgeführten Plan.

Die ſchönen Verſe ſagen nur daſſelbe. Der Weiſeſte erkor nicht: denn es bedurfte keiner Wahl, wo es keiner vorgängigen, zweifelnden Ueberlegung bedurfte. Alle dieſe Gedankenreihen, dieſe Plane, dieſe wechſelnden Entwürfe ſind mit der vollkommenſten Natur des ewigen unveränderlichen Geiſtes unvereinbar. Sie gehören zu jener tauben und ſtummen Ewigkeit, die der müßige Gott

— — — einſt einſam durchgedacht,
bis dann er und nicht eh die ganze Welt
gemacht,

über welche wir ſchon Eins ſind. Mich wundert, wie der große, ſtrenge Denker Leibnitz dergleichen Anthropopathieen Raum geben konnte.

Theo-

Theophron. Darüber wundern Sie ſich nicht. Er gab ihnen in einem popularen Buch, ſeiner Theodicee, Raum und Sie wiſſen, wozu die populare Vorſtellungsart oft verleitet. Die vielen und ſcheinbaren Einwürfe Bayle's zwangen ihn ſeine Gegengründe auch glänzend zu machen und ſie auf alle Seiten zu wenden; daher denn die Anthropopathieen, ja oft beinah ein fortgeſetzter Anthropomorphismus, den ich für mich zwar aus dieſem ſchönen Buch hinweg wünſchte; der aber doch für Leibnitzens Zeiten vielleicht nöthig war. Schade nur, daß ſeine Nachfolger nicht immer unterſchieden, was bei ihm blos Einkleidung, popularer Ausdruck ſeyn ſollte und was ſtrenge zu ſeinem Syſtem gehöret. So hat man z. B. den Spinoza lange durch Unterſcheidung der Welt „außer Gott und in Gott„ widerlegen wollen. „In Gott ſei die Welt ewig als Idee„ d. i. als Seifenblaſe geweſen, mit welcher er in der Einbildung ſpielte; er ergötzte ſich an ihr und brütete große,

große Ewigkeiten hindurch das ungebohrne Ei aus. Jetzt kam die Zeit (denken Sie ſich in der Ewigkeit des müßigen Gottes die lange, lange Zeit) und nun beſchloß er zu ſchaffen. Plötzlich trat die Welt aus Gott heraus, ſie, die ſolange in ihm geweſen war und jetzt iſt ſie immer außer demſelben; Er gleichfalls außer der Welt; er hat im großen Nichts der uralten, müßigen Ewigkeit ſein Räumchen, wo er ſich ſelbſt betrachtet und ewig nachſinnt. Ich geſtehe es, Epikurs Götter ſind mir leidlicher, als dies müßige, melancholiſche Weſen, durch welches man friſch und frei den Spinoza zu widerlegen glaubte. Leibnitz iſt an dieſem Unſinn nicht Schuld, als ſofern er als ein dichteriſcher Kopf auch bei ſtrengen Wahrheiten die Einkleidung, d. i. Bilder, Gleichniſſe, Allegorieen, Anthropopathieen u. ſ. f. nie verſchmähte.

Philolaus. Deſto ſchlimmer für ſeine Nachfolger: denn Ein Theil dieſes Wortkrams

iſt

iſt jetzt bei vielen als ſtrenge Philoſophie geheiligt.

Theophron. Bei Vielen, aber gewiß nicht bei Allen. Der mittelmäßige Kopf bleibt mittelmäßig, er möge dem Leibnitz oder dem Spinoza folgen; der beſſere denkt überall ſelbſt und nutzt von jedem ſeiner Vorgänger das Beſte. So machte es Leibnitz mit Des-Cartes, den Alten und ſelbſt mit Spinoza: er hatte auch ihn geleſen und genutzt.

Philolaus. Gegen die Nothwendigkeit des Spinoza aber hat er ſich doch ſtark erkläret.

Theophron. In einer popularen Theodicee mußte ers thun, weil es hier nicht ſein Zweck war, den Spinoza ſanft zurechtzurücken, wie ers in einer andern vortreflichen Schrift mit Locke gethan hat, a) ſondern ſein eigenes Syſtem von Spinoza's ſcharf zu unterſcheiden.

---

a) Oeuvr. Philoſophiques de Leibnitz publ. p. Raſpe. Amſt. 1765. beinahe die lehrreichſte unter

Philolaus. Und dies eigne Syſtem war —

Theophron. Das Syſtem der **moraliſchen** Nothwendigkeit in Gott, nach welchem er das Beſte **aus Convenienz** wählte.

Philolaus. Und wie iſt die moraliſche Nothwendigkeit von unſrer Nothwendigkeit, die ich die **weſentliche, innere, göttliche Nothwendigkeit** nennen will, unterſchieden? Gott muß das Beſte, nicht durch eine ſchwache Willkühr, ſondern ſeiner Natur nach, ohne langſame Vergleichung mit dem Schlechtern, das ohne ihn ein Nichts iſt, vollſtändig einſehen und wirken. Auch im Syſtem des Spinoza iſt von einer phyſiſchen Nothwendigkeit, ſofern dieſe einen blinden äußern Zwang bedeutet, gar nicht die Rede; gegen ſie ſtreitet Spinoza aus vollen Kräften.

---

ter Leibnitzens Schriften, von dem übrigens jede Zeile lehrreich iſt.

ten. Sittengeſetze von außen aber kennet Gott nicht —

Theophron. An die dachte auch Leibnitz nicht, da er das Wort „moraliſche Nothwendigkeit„ wählte; er ſetzte ſie blos der phyſiſchen d. i. der blinden Macht oder dem äußern Zwange entgegen und ſtieß ſich in Anſehung der Erſten an die harten Ausdrücke des Spinoza. Die Leibnitzen alſo den blinden Fatalismus zuſchreiben, thun ihm, wie mich dünkt, Unrecht: er hat ſich gegen Clarke darüber bündig erkläret und ſelbſt ſeine moraliſche Nothwendigkeit in Gott hat er ja, ſo viel er konnte, durch Anthropathieen eines Entwurfs, einer Wahl, der Convenienz u. ſ. gemildert.

Philolaus. Mich dünkt, lieber Theophron, die Strafe dieſer Milderung iſt dem Fehler ſelbſt auf dem Fuße nachgefolget. Schon Leibnitz mußte ſich bei ſeiner göttlichen Wahl, nach welcher er das Beſte nach Convenienz wählet, gar oft auf göttliche Abſichten beziehen, die nur Gott wüßte, die wir aber als gut annehmen, eben weil ſie Gott wählte, ſonſt würde er ſie nicht gewählt haben u. ſ.

Theophron. Das hat er freilich.

Philolaus. Und welcher Sterbliche wirds nicht thun müſſen? ſobald er von der innern Nothwendigkeit, die durch ſich ſelbſt Güte iſt, den Blick wegwendet und einzelne, äußere Abſichten Gottes nach Convenienz errathen will. Unvermuthet ſinkt er in ein Meer erdichteter Endzwecke, die er bewundert oder vermuthet, bei welchen er aber den Grund der ganzen Erſcheinung, die innere Natur der Sache ſelbſt zu erforſchen gar leicht aufgiebt. Welche Menge Theodiceen, Teleologieen, Phyſiko-Theologieen ſind auf Leibnitzens ſchönes Buch gefolgt, die aus Convenienz dem höchſten Weſen oft nicht nur ſehr eingeſchränkte, kleine, ſchwache Abſichten unterſchoben, ſondern meiſtens

ſtens auch darauf hinausgingen, alles zur Willkühr Gottes zu machen, die Kette der Natur zu zerreißen und ein paar Gegenſtände in derſelben ſo zu iſoliren, daß eben an dieſer und jener Stelle ein elektriſcher Funke willkührlicher göttlicher Abſicht fahre. Ich geſtehe, das iſt meine Philoſophie nicht.

Theophron. Und welches iſt die Ihre, Philolaus?

Philolaus. Sich um die innere Natur der Dinge zu bekümmern, wie ſie daſind. Bedingt iſt das Daſeyn der Welt, daran zweifelt niemand: denn eine Wirkung iſt nur durch ihre Urſache, nicht durch ſich ſelber. Da aber die Welt einmal da iſt, wie ſie auch entſtanden ſeyn möge und nicht etwa nur hie und da Spuren von Weisheit und Güte zeigt, wie man gemeiniglich redet; ſondern in jedem Punkt, im Weſen jedes Dinges und ſeiner Eigenſchaften, wenn ich ſo ſagen darf, den ganzen Gott offenbaret, wie er nämlich in dieſer Hülle, in dieſem Punkt des Raumes und der Zeit ſichtbar und energiſch werden konnte; welche Kindheit wäre es, allein und immer zu fragen: warum und zu welchen geheimen Abſichten er ſich denn wohl alſo geoffenbaret haben möge? ſtatt der nothwendigern und ſchönern Unterſuchung: was es denn eigentlich ſei, das ſich und welchergeſtalt es ſich offenbare? d. i. welche Kräfte der Natur und nach welchen Geſetzen ſie in dieſem oder jenem Organ wirken?

Theophron. Fahren Sie fort, Philolaus.

Philolaus. Wir nennen die Welt, weil ſie eine Wirkung und voll Wirkungen iſt, zufällig; der Ausdruck iſt unpaſſend und ſelbſt der Sprache zuwider. Die Wirkung des höchſten Verſtandes, der nach nothwendigen innern Geſetzen ſeines Weſens, mithin der vollkommenſten Güte und Weisheit wirket, iſt nicht

Zufall, ſo wenig der Verſtand Gottes ſelbſt zufällig-weiſe, zufällig-gut iſt. Er ſchuf das Mögliche und einem unendlichen Verſtande mit einer unendlichen Macht begleitet, iſt alles Mögliche möglich. Dies alles nun iſt, wie wirs nennen, durch Raum und Zeit d. i. durch Ordnung verbunden: jedes hervorgebrachte Ding iſt durch die vollkommenſte Individualität beſtimmt und mit ihr umſchränket: weder im Ganzen der Welt, noch in ihrem kleinſten Theile iſt alſo Zufall. Außer dem, was der allmächtig-wirkende Geiſt möglich fand, iſt jede Möglichkeit ein Traum, ſo wie es außer dem Raume keinen Raum, außer der Zeit keine Zeit giebt. Alle dies ſind leere Phantome der Einbildungskraft, Worte, die ein Traum zuſammenſetzte, und in denen nur ein Traum Anſchauungen wähnet.

Keinen Augenblick alſo ruhete der Schöpfer: denn in der Ewigkeit Gottes giebts keine Augenblicke und der weſentlich-Wirkſame ruhete nie.

nie. Deßhalb aber iſt die Welt nicht wie Gott ewig: denn ſie iſt nur eine Verbindung von Dingen der Zeit. Jeder Augenblick der Zeitenfolge alſo, ja die ganze Zeitenfolge ſelbſt iſt mit der abſoluten Ewigkeit Gottes unvergleichbar. Alle Dinge der Zeitenfolge ſind bedingt, ſind abhängig von einander und von der Urſache, die ſie hervorbrachte; keins derſelben iſt alſo mit dem Daſeyn Gottes zu vergleichen. Was die Zeit für die Folge iſt: iſt der Raum für die Coexſiſtenz. Gott iſt durch keinen Raum ausmeßbar, weil er mit keinem Dinge als Seines Gleichen coexſiſtirt; er iſt aber die ewige, unendliche Wurzel aller Dinge, ſo erhaben über unſere Einbildungskraft, daß in ihm aller Raum und alle Zeit verſchwindet. Wir endliche Weſen, mit Raum und Zeit umfangen, die wir uns alles nur unter ihrem Maas denken, wir können von der höchſten Urſache nur ſagen: ſie iſt, ſie wirket; aber mit dieſem Worte ſagen wir alles. Mit unendlicher Macht und Güte

wirkt

wirkt ſie in jedem Punkt des Raums, in jedem Augenblick der forteilenden Zeit; Raum und Zeit aber ſind nur uns ein dunkles oder helleres Bild vom Zuſammenhange der Weſen nach jener feſtbeſtimmten ewigen Ordnung, welche die Eigenſchaft und Wirkung der unendlichen Wirklichkeit ſelbſt iſt, mithin auf nichts geringerm als dieſer untheilbaren ewigen Unendlichkeit ruhet. Kein edleres Geſchäft alſo kennt unſer Geiſt, als der Ordnung nachzuſinnen, die der Ewige dachte. Jedes ſeiner Geſetze iſt das Weſen der Dinge ſelbſt, mithin ihnen nicht willkührlich angehängt; ſondern Eins mit ihnen. Ihr Weſen iſt auf ſein Geſetz, ſein Geſetz auf ihr Weſen und auf die Verbindung aller Weſen gegründet. Wie kindiſch wäre es nun, wenn, indem ich die Schönheit des Cirkels und ſeiner mancherlei Verhältniſſe bewundre, ich tiefſinnig den geheimen, beſondern Abſichten nachſpüren wollte, warum Gott ſolch einen Cirkel ſchuf? warum er die genauen, ſchönen Verhältniſſe in ihm zur Natur des Raums und unſrer meſſenden Vernunft machte? Der Raum wäre kein Raum, wenn in ihm nicht unter allen möglichen Umriſſen auch der Cirkel ſtattfinden ſollte und unſre Vernunft wäre keine Vernunft, wenn ſie die ſchönen Verhältniſſe jeder Abtheilung in ihm nicht bemerken könnte.

Theophron. Ich will Ihnen mit andern Beiſpielen helfen, Philolaus. Wenn immerhin die Menſchen bei der Bewunderung ſtehen geblieben wären,

— Daß Sterne ſonder Zahl
Mit immer=gleichem Schritt und ewig=hellem Strahl
Durch ein verdeckt Geſetz vermiſcht und nicht verwirret,
In eignen Kreiſen gehn und nie ihr Lauf verirret:

ſo wäre dieſe Bewunderung allerdings ſchon eine Art von Anbetung des Gottes geweſen, von dem es heißt:

— Sein

— Sein Will' iſt ihre Kraft;
Er theilt Bewegung, Ruh und jede Eigenſchaft
nach Maas und Abſicht aus —

und man hätte ſich dabei viele Abſichten, falſche und wahre, würdige und unwürdige erdenken mögen. Der Naturweiſe aber, der von dieſen Abſichten vorerſt hinwegſah und eben „das verdeckte Geſetz„ aufſuchte, durch welches die Sterne

— vermiſcht und nicht verwirret,
in eignen Kreiſen gehn und nie ihr Lauf verirret;

er that gewiß mehr, als der größte Abſichten-Dichter unter den Menſchen thun konnte. Er dachte dem Gedanken Gottes nach und fand ihn: nicht in einem Traum willkührlicher Convenienz, ſondern im Weſen der Dinge ſelbſt, deren Verhältniſſe er maaß, wog und zählte. Jetzt erkennen wir das große Geſetz dieſes Weltbaues und unſre Bewundrung iſt vernünftig; da ſie ſonſt ewig und immerhin ein zwar frommes, aber leeres Staunen geweſen wäre.

Philolaus. Setzen Sie noch dazu, ein ſehr betrügliches Staunen: denn wenn wir a priori particulare Abſichten Gottes in die Schöpfung bringen und in der ewigen Rathkammer wollen gehört haben, warum Saturn einen Ring, unſre Erde einen Mond, Mars und Venus aber keinen haben? auf welche Bahn trüglicher Hypotheſen wagen wir uns, die meiſtens der künftige Tag widerleget! Ueber den Ring des Saturns, über den Mond der Erde, und der Venus war aus dem Regiſter göttlicher Abſichten ſo manches geſagt und geglaubt worden, das man beſchämt zurücknehmen mußte, als man fand, Venus habe keinen Mond und mit der Beleuchtung der Saturns-Einwohner aus ihrem Demant-Ringe, wie mit unſerm Monde ſelbſt verhalte es ſich ganz anders, als man dem erſten Scheine nach annahm. Allein dieſen Trüglichkeiten, zu welchen man den Namen Gottes mißbrauchet, entgeht der beſcheidne Naturforſcher, der uns zwar nicht particulare Willensmeinungen aus der Kammer des göttlichen Raths verkündigt; aber dafür die Beſchaffenheit der Dinge ſelbſt unterſucht und auf die ihnen weſentlich-eingepflanzten Geſetze merket. Er ſucht und findet, indem er die Abſichten Gottes zu vergeſſen ſcheint, in jedem Gegenſtande und Punkt der Schöpfung den ganzen Gott, d. i. in jedem Dinge eine ihm weſentliche Wahrheit, Harmonie und Schönheit, ohne welche es nicht wäre und ſeyn könnte, auf welche alſo ſeine Exiſtenz mit innerer, zwar einer bedingten aber dennoch in ihrer Art eben ſo **weſentlichen Nothwendigkeit** gegründet iſt, als auf welcher unbedingt das Daſeyn Gottes ruhet. Eben die Abhängigkeit der Dinge von Gott macht ihre Weſen zu nothwendigen Ebenbildern ſeiner Güte und Schönheit, wie ſich dieſe nur in ſolcher und keiner andern Erſcheinung offenbaren konnte. Ich wünſchte, daß Spinoza ein Jahrhundert ſpäter gebohren wäre, um von den Hypotheſen des Des-Cartes fern, im freieren, reineren Licht der mathematiſchen Naturlehre und einer wahreren Naturgeſchichte zu philoſophiren; welche andre Geſtalt würde ſelbſt ſeine abſtracte Philoſophie gewonnen haben!

Theophron. Und ich wünſchte, daß andre auf dem Wege tapfer fortgehen mögen, für welchen Spinoza in ſeiner Dämmerung die Bahn brach, nämlich: genaue, reine Naturgeſetze zu entwickeln, ohne ſich um particulare Abſichten Gottes dabei zu bekümmern. Wer mir die Naturgeſetze zeigen könnte, wie nach innrer Nothwendigkeit und Verbindung wirkender Kräfte in ſolchen und keinen andern Organen unſre Erſcheinungen der ſogenannt-todten und lebenden Schöpfung Salze, Pflanzen, Thiere und Menſchen entſtehn? hätte die ſchönſte Bewundrung, Liebe und Verehrung Gottes weit mehr befördert,

dert, als der mir aus der Kammer des göttlichen Raths predigt: daß wir die Füße zum Gehen, das Auge zum Sehen haben u. ſ.; an welchen geheimen Entdeckungen niemand je zweifelte.

Philolaus. Mich dünkt, es gehe jetzt auch mit den gewöhnlichen Phyſiko-Theologieen ziemlich zu Ende.

Theophron. Sie waren zu ihrer Zeit ſehr nützlich und eigentlich nichts als kindlich-ſchöne populare Anwendungen einer neuen feſtern Naturlehre. Ihr Grund wird alſo immer bleiben: ja die Wahrheit in ihnen wird ſich noch ungleich mehr verherrlichen, wenn man nicht mehr bei jedem einzelnen kleinen Umſtande nach einzelnen kleinen Abſichten haſcht, ſondern immer mehr einen Blick über das Ganze gewinnet, das bis auf ſeine kleinſten Verbindungen nur Ein Syſtem iſt, in welchem ſich nach unveränderlichen innern Regeln die weiſeſte Güte offenbaret. Ein Gebäude der Gottesverehrung, das ſowohl metaphyſiſch über das Endloſe des Raumes und der Zeit geht, als es phyſiſch im Weſen der Dinge ſelbſt unerſchütterlich-veſt ruhet! Jedes gefundene wahre Naturgeſetz wäre damit eine gefundene Regel des ewigen göttlichen Verſtandes, der nur Wahrheit ſehen, nur Wirklichkeit wirken konnte.

Philolaus. Wie dauerts mich, daß die Philoſophie des Spinoza, die dahin weiſet, mit ſo manchen abſchreckenden Härten verwebt iſt! denn in dieſer Geſtalt wird ſie doch immer nur für Wenige bleiben.

Theophron. Eben das iſt gut: der große Haufe muß dieſe Philoſophie nicht leſen; eine Sekte muß ſie nie ſtiften.

Philolaus. Dafür hat ihr Urheber ſchon durch den Vortrag geſorget; indeſſen läugne ichs nicht, daß ich den ſchönen Wahrheiten, die er über Gott, die Welt, über das Weſen und

die

die Natur des Menſchen, über ſeine Schwachheit und Stärke, über den Zuſtand ſeiner Sclaverei und Freiheit ſaget, eine mehrere Ausbreitung und tiefere Einwirkung wünſchte, als ſie in ſeinem Buch für die meiſten haben können und haben werden. So eingenommen ich gegen ihn war: ſo durchdrungen bin ich jetzt von der innern Wahrheit-Liebe dieſes Mannes und von der Vortreflichkeit ſeiner moraliſchen ſowohl, als ſeiner philoſophiſchen Grundſätze. Ich wünſchte, daß ihn mehrere ſo kennen lernten.

Theophron. Zeit und Wahrheit werden das ſchon bewirken. Leſen Sie dies Buch und ſehen, was **Leſſing** über ihn geſagt hat. *a*) Haben Sie nichts von dem Geräuſch gehört, das über dem Grabe dieſes Gelehrten entſtanden iſt: „er ſei ein Spinoziſt geweſen?„

Philolaus. Ich habe es nicht hören wollen, weil ich, wie Sie wiſſen, von Spi-

---

a) Ueber die Lehre des Spinoza, Breslau 1786.

noza ſo übel unterrichtet war und mir den Namen Leßings nicht gern durch einen Flecken verunſtalten wollte. Jetzt werde ich mit deſto größerer Begierde leſen, was davon geſagt wird, ob ich mir gleich Leßing ſo wenig als einen Spinoziſten denken kann, als wir beide es ſind. Er war nicht geſchaffen, ein . . . iſt zu ſeyn, welche Buchſtaben man auch dieſer Endung voranſetzen möge und die Fehler der Carteſiſchen Reſte in Spinoza's Vortrage wird ſein gelehrter Scharfſinn gewiß erkannt haben.

Theophron. Urtheilen Sie nicht; ſondern leſen Sie: dann wollen wir weiter reden.

Viertes Geſpräch.

Philolaus.

Hier haben Sie Ihr kleines Buch mit Dank wieder. Man hört Leßing reden, wenn er auch nur Sylben hervorbringt; über unſre Materie aber hätte ich ihn doch gern ausführlicher vernommen, ich kanns nicht läugnen.

Theophron. Ich gleichfalls; wie gefällt Ihnen indeß das Wenige, was er ſaget?

Philolaus. Es iſt zu wenig, um darüber zu urtheilen; und wiederum zu abgeriſſen, ja hie und da nach Leßings Manier vielleicht zu kräftig geſagt. Iſts Ihnen nicht entgegen: ſo will ich ſeine Worte herausheben und darüber ohne alle Anmaaßung meine Meinung ſagen.

Theophron. Thun Sies. Sie werden damit blos Commentator eines Autors, der ſich ſelbſt uns nicht mehr erläutern kann.

Philolaus. „Die orthodoxen Begriffe „von der Gottheit ſind nicht mehr für mich; ich „kann ſie nicht genießen.„ a) Ich, nachdem mir die Steine des Anſtoßes aus Spinoza weggeräumt ſind, auch nicht. Das müßige Weſen, das außerhalb der Welt ſitzt und ſich ſelbſt beſchauet, ſo wie es ſich Ewigkeiten hindurch beſchauete, ehe es mit dem Plan der Welt fertig ward, iſt nicht für mich; für Sie, Theophron, auch nicht.

Theophron. Ich weiß aber nicht, Philolaus, warum Leßing das Phantom dieſes langweiligen trägen Gottes orthodoxe Begriffe nennet? Es hat weder die Conſiſtenz eines Begriffes, noch iſts je die Meinung orthodoxer d. i. ſolcher Philoſophen geweſen, die deutlicher Begriffe fähig waren. Ein ſolcher Gott iſt zwar Orthodoxie der Indier, deren Gott Jagrenat ſchon viele Jahrtauſende her mit über den Bauch geſchlungenen, hangenden Armen

ſitzt

---

a) Ueber die Lehre des Spinoza S. 12.

ſitzt und ſich wohlbefindet. Ein andrer ihrer Götter liegt ſeit Aeonen im Schlummer: ſein Haupt ruht im Schoos Eines ſeiner Weiber, die ihm den Kopf kratzt; ſeine Füße im Schoos einer andern, die ihm die Fußſolen ſtreichelt. Unaufhörlich fließet der Zucker- und Milch-See in ihn; er genießet und ruht in träumender Selbſtbeſchauung. Aecht-orthodoxe Götter der Hindu's! ich ſehe aber nicht, warum der Unſrige ein Jagrenat oder Wiſtnu ſeyn müßte?

Philolaus. Sie haben es indeſſen ſelbſt bekannt, Theophron, daß Einige unſrer populären Philoſophen zu Indiſchen Vorſtellungen der Art Anlaß gegeben, oder wenigſtens ſolchen nicht ernſtlich gnug entgegengearbeitet haben. Ich leſe in Leßing weiter:

„Εν και παν! Eins und Alles. Ich weiß nichts anders.„ *a*) — Ich auch nicht; nur wünſchte ich aus der Seele Leßings zu vernehmen,

---

a) S. 12.

men, wie er ſich die Verbindung dieſer beiden größeſten Worte, deren unſere Sprache fähig iſt, erklärte. Auch die Welt iſt ein **Eins**; auch die Gottheit iſt ein All. **Leßing** fühlte ſelbſt, daß er damit noch nichts Beſtimmtes geſagt habe: er kam ſich darüber näher zu erklären; aber auch dieſe ſeine nähere Erklärung reicht nicht ſo weit als ich wünſchte. Ich ſehe Leßings Hochachtung gegen die Philoſophie des Spinoza; da aber Ihn wie uns **der Geiſt des Spinoziſmus**, „ich meyne den, ſagt er, a) der in Spinoza ſelbſt geſahren war„ eigentlich allein intereßiret; da, wie er ſagt, b) „ſein Credo in keinem Buche ſteht,„ und er es nur unter Einer Bedingung, die ſich eigentlich ſelbſt aufhebt, c) an ſich kommen läßt, ſich nach Jemanden nennen zu wollen; ſo ſind uns dieſe und andre Winke, ja die ganze Denkart Leßings gnugſame Bürgen, daß er gewiß keine rohe All-

Eins

---

a) S. 14. b) S. 17. c) S. 12.

Einheit, dergleichen auch das Syſtem des Spinoza nicht iſt, zu ſeinem Syſtem gemacht haben werde. Eben hier alſo fing meine Begierde an, zu wiſſen, wie Leßing „den Geiſt, der in Spinoza ſelbſt gefahren war„ zu ſich gezaubert und zu dem Seinigen gemacht habe; und eben hier muß ich bekennen, war meine Begierde vergebens. **Leßing** hört von einer verſtändigen, **perſönlichen** Urſache der Welt und freuet ſich dabei nach ſeiner Art, daß er jetzt etwas ganz neues zu hören bekommen werde. *a*) Am Verſtande Gottes konnte Leßings Verſtand nie zweifeln; ſeine Neugierde war alſo auf die **perſönliche** Urſache der Welt gerichtet und darüber konnte er natürlich nichts Neues erfahren. Der Ausdruck **Perſon**, ſelbſt wenn ihn die Theologen gebrauchen, die ihn aber nicht einmal der Welt entgegen ſetzen, ſondern nur als Unterſchied im Weſen Gottes annehmen, iſt, wie ſie ſelbſt ſagen, blos anthropopathiſch; phi-

---

a) S. 17.

loſophiſch konnte alſo hierüber nichts ausgemacht werden.

Leßing ſpricht ferner über die Freiheit des Willens. „Ich begehre, ſagt er, keinen freien Willen; ich bleibe ein ehrlicher Lutheraner und behalte den mehr viehiſchen als menſchlichen Irrthum und Gotteslåſterung, daß kein freier Will ſei; worein der helle reine Kopf Spinoza's ſich doch auch zu finden wußte.„ a) So ſcherzt er mit den Worten des Reichstagsſchluſſes zu Augsburg und indem er uns auf den hellen, reinen Kopf Spinoza's verweiſet, erklårt er ſelbſt, wie er den unfreien Willen des Menſchen angenommen haben wolle. Mir iſt kein Weltweiſer bekannt, der die Knechtſchaft des menſchlichen Willens gründlicher aus einander geſetzt und die Freiheit deſſelben vortreflicher beſtimmt habe, als Spinoza. Dem Menſchen iſt kein geringeres Ziel der Freiheit vorgeſetzt, als die Freiheit Gottes ſelbſt, durch eine Art inne-

---

a) S. 19.

innerer Nothwendigkeit d. i. durch vollſtändige Begriffe, die uns Erkänntniß und Liebe Gottes allein gewähren können, über unſre Leidenſchaften, ja über das Schickſal ſelbſt Herren zu werden. Gründlich beweiſet es Spinoza, daß, wenn man Freiheit für tolle, blinde Willkühr nehme, der Menſch eben ſo wenig als Gott ſelbſt den hohen edlen Namen der Freiheit verdiene; vielmehr gehöre es zur Vollkommenheit der Natur Gottes, daß er auf dieſe Art nicht frei ſei, daß er eine blinde Willkühr nicht kenne, wie es denn auch zur Vollkommenheit ſeiner Werke gehört, daß eine ſolche tolle Willkühr aus der ganzen Schöpfung verbannt ſei. Sie wäre, (um auch mit dem Reichstage zu Augsburg zu reden,) eine **gottesläſterliche** Lücke in der Schöpfung und für jedes Geſchöpf, das ſie beſäße, ein zerſtörendes Unheil. Glücklich alſo, daß ſie ein Widerſpruch in ſich ſelbſt, mithin ein klarer Unſinn iſt. Sie ſind doch eben der Meinung, Theophron?

Theophron. Keiner andern; aber was ſagt Leßing von den Gedanken Gottes? Mich dünkt, da habe ich etwas Neues gefunden.

Philolaus. Hier iſt die Stelle. a) „Es gehört zu den menſchlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das Erſte und Vornehmſte betrachten und aus ihm alles herleiten wollen; da doch alles, mit ſammt den Vorſtellungen, von höheren Principien abhängt. Ausdehnung, Bewegung, Gedanke ſind offenbar in einer höheren Kraft gegründet, die noch lange nicht damit erſchöpft iſt. Sie muß unendlich vortreflicher ſeyn, als dieſe oder jene Wirkung; und ſo kann es auch eine Art des Genuſſes für ſie geben, der nicht allein alle Begriffe überſteigt, ſondern auch völlig außer dem Begriffe liegt. Daß wir uns nichts davon denken können, hebt die Möglichkeit nicht auf.„ — Was denken Sie von dieſer Stelle, Theophron?

---

a) S. 19. 20.

Theophron. Ich wollte wiſſen, was Sie davon denken?

Philolaus. So muß ich bekennen, daß ich mir vergeblich Mühe gebe, etwas Beſtimmtes daraus zu finden. Daß es zu den menſchlichen Vorurtheilen gehöre, den Gedanken als das Erſte und Vornehmſte zu betrachten und aus ihm Alles herleiten zu wollen, gebe ich gern zu. Wir kennen nichts Höheres in ſeiner Art, als den Gedanken; Leßing ſelbſt hat nichts Höheres namhaft machen können. Alles aus ihm herleiten zu können, iſt bisher ein vergeblicher Verſuch geweſen: denn wie Schwere, Bewegung und jede andre der tauſend wirkenden Kräfte des Weltalls mit dem Gedanken zuſammenhange, iſt noch immer ein Räthſel. Daß der Gedanke auf viele andre ihm untergeordnete Kräfte wirke, wiſſen wir; ob wir gleich die Art der Wirkung nicht einſehn. In welcher höheren Kraft aber Gedanke, Bewegung und alle Kräfte der Natur, (unter welche, wie wir geſehen haben, die Ausdehnung gar nicht gehört), gegründet ſeyn; wer iſt der uns dieſes ſage? Leßing ſelbſt ſagt nur, es **könne** eine ſolche Kraft geben; bekennt aber ſelbſt, daß wir nicht im Stande ſeyn, etwas von ihr zu gedenken.

Theophron. Mich dünkt, da hat Leßing zu viel geſagt. Wie, wenn ich Ihnen zwar nicht eine höhere **Kraft**, aber den **reellen Begriff** nennte, in welchem alle dieſe Kräfte nicht nur gegründet ſind; ſondern den ſie auch alleſammt nicht erſchöpfen? Er hat alle Eigenſchaften, die Leßing von ſeiner unbekannten Kraft fodert, „er iſt unendlich vortrefflicher, als jede einzelne Wirkung einer einzelnen Kraft und giebt wirklich eine Art des Genuſſes, der nicht nur alle Begriffe überſteigt, ſondern auch (zwar nicht **außer**, aber) **über** und **vor** jedem Begriffe liegt„ weil jeder Begriff ihn vorausſetzt und auf ihm ruhet.

Philolaus. Und dieſer Begriff iſt —?

Theophron. Das Daſeyn. Sie ſehen, Leßing iſt bei Spinoza nur auf halbem Wege ſtehen geblieben; ſonſt hätte er ſich dieſen Begriff ſchon entwickelt, den unſer Weltweiſe als den Grund und Inbegriff aller Kräfte gnugſam darſtellt. Das Daſeyn iſt vortrefflicher als jede ſeiner Wirkungen: es giebt einen Genuß, der einzelne Begriffe nicht nur überſteigt, ſondern mit ihnen auch gar nicht auszumeſſen iſt: denn die Vorſtellungskraft iſt nur Eine ſeiner Kräfte, der viele andre Kräfte gehorchen. So iſts bei Menſchen: bei allen eingeſchränkten Weſen muß es derſelbe Fall ſeyn; und bei Gott?

Philolaus. In Gottes Daſeyn triffts auf die eminenteſte Weiſe zu, was Leßing von dieſer höhern Kraft, die über alles Denken gehen ſoll, ahnet. Seine Exiſtenz iſt der Urgrund aller Wirklichkeit, der Inbegriff aller Kräfte, ein Genuß, der über alle Begriffe geht —

Theophron. Der aber auch außer allem Begriff liegt? Sie ſehen abermals, daß Leßing den Knäuel Spinoziſtiſcher Ideen ſich nicht ganz entwirrt habe. Die höchſte Kraft muß ſich ſelbſt kennen; ſonſt iſt ſie eine blinde Macht, die von der denkenden gewiß überwunden würde, mithin nicht Gottheit wäre.

Philolaus. „Er, Spinoza, war aber fern, unſre elende Art nach Abſichten zu handeln, für die höchſte Methode auszugeben und den Gedanken oben an zu ſetzen.„ a)

Theophron. Nach dem Daſeyn als dem Grunde aller Kräfte ſteht der Gedanke auch bei Ihm oben an; nur iſt er weit entfernt, dem Unendlichen eingeſchränkte Vorſtellungsarten, Känntniſſe a poſteriori, fehlbare Berathſchlagungen, willkührliche Abſichten zu leihen; welches eben die Vortrefflichkeit ſeines Syſtems ausmacht.

Phi=

---

a) S. 20.

Philolaus. Leßing fragt ferner: a) „nach was für Vorſtellungen ſein Freund eine perſönliche, extramundane Gottheit annehme? ob etwa nach den Vorſtellungen des Leibnitz?„ und fürchtete, dieſer ſei im Herzen ſelbſt ein Spinoziſt geweſen. b)

Theophron. Was Leibnitz im Herzen geweſen ſei, weiß ich nicht; ſeine Theodicee aber zeigt, daß er dies vor der Welt nicht ſeyn wollte. Vielmehr neigte er ſich lieber zu Anthropopathieen einer göttlichen Wahl nach Ueberlegung, einer Auswahl des Beſſeren unter vielem Schlechtern nach Convenienzen; alles nur um der Spinoziſchen Nothwendigkeit zu ent-

---

a) S. 21.

b) Wenn dieſe Furcht Leßings von dem argwohnenden Geſchwätz über einen Brief des Leibnitz an Pfaff, ſeine Theodicee betreffend, herrühren ſollte: ſo leſe man darüber Dutens Vorrede zum erſten Theil der Leibnitziſchen Werke und man wird gewiß Bülfingers Urtheil beitreten, daß Leibnitz dem Pfaff nach Pfaffs Weiſe geantwortet habe.

entkommen, gegen welche er den behutſamern Ausdruck einer moraliſchen Nothwendigkeit wählte.

Philolaus. Ich wundere mich, wie ſich der ſcharfſinnige Mann an der Auskunft begnügen konnte.

Theophron. Es war eine feine Auskunft, Philolaus. Sie war die Mitte zwiſchen Bayle's Zweifeln und Spinoza's hartem Syſtem, wo Leibnitz ſich durchzuwinden glaubte. Er hats allerdings mit vieler Kunſt gethan; aber Bayle und Spinoza lebten nicht mehr und keiner von beiden würde ſich für völlig überwunden geachtet haben.

Philolaus. „Leibnitzens Begriffe von der Wahrheit, ſagt Leßing ferner, a) waren ſo beſchaffen, daß er nicht vertragen konnte, wenn man ihr zu enge Schranken ſetzte. Aus dieſer Denkungsart ſind viele ſeiner Behauptun-

---

a) S. 22.

tungen gefloſſen und es iſt bei dem gröſzeſten Scharfſinn oft ſehr ſchwer, ſeine eigentliche Meinung zu entdecken. Eben darum halt' ich ihn ſo werth: ich meyne wegen **dieſer großen Art zu denken** und nicht wegen dieſer oder jener Meinung, die er nur zu haben ſchien, oder denn auch wirklich hatte.„

Theophron. Trefflich! trefflich! Nur ein kleiner Kopf iſts, der ſein Dutzend ſchönbemalter Wortſchächtelchen als Kram nicht nur, ſondern als Monopolium mit ſich trägt und es gar nicht begreifen kann, daß andre Krämer andre Schächtelchen tragen. Dem wahren Philoſophen iſt an den Behältniſſen überhaupt wenig gelegen; er ſiehet, was drinn ſei und was für ihn diene. Meynen Sie dies nicht auch, Philolaus? Könnten Sie ſich wohl mit Jemand über ſeinen metaphyſiſchen Lehrbegriff entzweien und mit ihm zanken?

Philolaus. Ich nicht. Spinoza hat mich gelehrt, daß je vollſtändiger unſre Begriffe ſind, deſto mehr ſchweigen unſre Affekten, deſto williger vereinigen ſich in der deutlich-erkannten Wahrheit alle menſchlichen Gemüther: denn es giebt nur Eine Vernunft, nur Eine Wahrheit. Bei Leibnitz indeß kann ichs nicht bergen, daß er mir oft zu biegſam, zu Hypotheſenreich ſcheine. Es iſt ſeine Art, ſich gern allem anzuſchmiegen, damit er alles nutze und für ſich gebrauche.

Theophron. Das ſagen Sie nicht, m. Fr. Er wußte wohl, was er dachte und hielt ſich ſogar an manche ſeiner Einkleidungen und Hypotheſen feſter, als er's nöthig gehabt hätte. Unvermuthet rückt er mit ihnen heraus und bleibt, wie im Briefwechſel mit Clarke, Hartſoeker u. ſ. ſtandhaft bei ihnen; oder er legt des Gegners Meinung nach der Seinigen zurecht und iſt artig.

Philolaus. Wer weiß alſo auch, welchem Kabbaliſten er ſich eben damals bequemen woll-

wollte, als er, wie Leßing anführt, von Gott ſagte: „derſelbe befinde ſich in einer immerwährenden Expanſion und Contraction; dies ſei die Schöpfung und das Beſtehen der Welt.„ Mich wundert, daß Leßing an der ungeheuten Verkörperung Geſchmack fand.

Theophron. In Leibnitz iſt mir dieſe Stelle noch fremd. Daß aber Leßing ſich an ihr ergötzte; woran, m. Fr., ergötzt man ſich nicht manchmal im Geſpräch? Am Grotesken zuerſt und am meiſten. Es ſollte mir leid thun, wenn Leßing dieſe Vorſtellungsart für das Syſtem des Spinoza gehalten hätte; wenigſtens wäre es abermals ein Zeichen, daß er über jene Verwirrung der Begriffe, daß Ausdehnung Eine der Eigenſchaften Gottes ſei u. ſ. noch nicht hinweg, alſo auch mit der Philoſophie des Spinoza nicht ganz im Hellen geweſen wäre. Wer die Schöpfung und das Beſtehen der Dinge durch eine immerwährende Expanſion und Contraction Gottes erklären kann; von dem möchte ich mir dieſe Erklärungsart auch, wie Leßing ſagt, a) „natürlich ausgebeten haben.„ Jetzt ſehe ich nichts in ihr, als eine grobe Verſinnlichung Gottes nach Art der Kabbaliſten, mit der ich nichts zu thun weiß. (??)

Philolaus. Und Spinoza zog doch ſein eigenes Syſtem groſſentheils aus der Kabbala der Juden([illegible] [illegible]).

Theophron. Um der Kabbala willen! m. Fr. Laſſen Sie uns dies jetzt noch bei Seite ſetzen und das Leßingſche Geſpräch endigen.

Philolaus. Es iſt zu Ende. Wir haben alſo von Leßing diesmal wenig gelernet.

Theophron. Und doch iſt mirs nicht unlieb, daß dies Geſpräch von ſeinem Freunde auf eine ſo unbefangene Art aufgeſchrieben und bekannt gemacht iſt. Dem Verſtorbnen kann es nicht ſchaden, wofür ihn der ſchwache Sektenmacher halte und uns iſts angenehm zu ſehen, daß

---

a) S. 34.

daß einem ſo ausgezeichneten Denker, wie Leſſing war, auch Spinoza nicht unbemerkt geblieben ſei; ja was Er aus ihm hätte machen können, wenn er ihn näher zu prüfen und zu erforſchen Zeit und Muße gehabt hätte. Im Buch ſeines Freundes werden Sie gewiß auch viel Wahres und Schönes, männlich-ſchön geſagt, gefunden haben.

Philolaus. Gewiß; nur muß ich eben ſo aufrichtig bekennen, Theophron, daß ich mit ſeiner „perſönlichen, ſupra- und extramundanen Gottheit„ ſo wenig fortkomme, als Leſſing. Gott iſt nicht Welt und Welt iſt nicht Gott: das bleibt gewiß; aber mit dem **extra** und **ſupra** iſt, dünkt mich, auch noch nicht viel ausgerichtet. Wenn man von Gott redet, muß man ſich alle Idole des Raums und der Zeit vergeſſen oder unſre beſte Mühe iſt vergeblich. [illegible]

Zweitens kann ichs eben ſo wenig bergen, daß **Jacobi** mit dem Begriff nicht übereinſtimmt,

ſtimmt, den ich jetzt von Spinoza's Syſtem habe und in welchem Wir beide uns doch Punkt für Punkt verſtanden. Auch **Mendelsſohns** Morgenſtunden nahm ich zur Hand und ſah, daß wir über das hiſtoriſche Factum, was Spinoza's Syſtem ſey? ziemlich Eins waren. Alſo, ſehen Sie leicht, kann ich in die Concluſionen nicht einſtimmen: *a*) **„Spinozismus iſt Atheismus. Die Leibnitz-Wolfiſche Philoſophie iſt nicht minder fataliſtiſch als die Spinoziſtiſche. Jeder Weg der Demonſtration gehet in den Fatalismus aus„** u. ſ. Denn nach meiner Ueberzeugung iſt Spinozismus, wie ihn ſich Spinoza dachte, kein Atheismus; auch iſt in den harten Ausdrücken des Spinoza die Leibnitz-Wolfiſche Nothwendigkeit mit der Spinoziſchen nicht einerlei; und dann muß man ſich von dem Wort Fatalismus, dünkt mich, ſo wenig ſchrecken laſſen als von irgend einem Worte. Es giebt ein blindes

---

a) S. 170. 172.

des und ſehendes, ein heidniſches, mahomedaniſches und chriſtliches Schickſal. a) Das letzte liegt im unabänderlichen Begriff der höchſten Macht, Weisheit und Güte; es kann alſo auch nicht anders als das Ziel jeder wahren Demonſtration werden: denn Willkührlichkeiten laſſen ſich nie erweiſen.

Theophron. Was ſagen Sie aber zu ſeinem „Element aller menſchlichen Erkenntniß und Wirkſamkeit, dem Glauben?„ b)

Philolaus. Ich wünſchte, daß er ſich darüber deutlicher erklärt hätte; jetzt fürchte ich, daß man ihn auf eine arge Art mißverſtehen werde. Sein Principium der menſchlichen Erkenntniß und Wirkſamkeit iſt offenbar Theils **die innere Regel des Denkens** oder wenn Sie wollen, der innere Sinn; Theils alle äuſſere

---

a) Ueber alle dieſes hat ſich Leibnitz gegen Clarke vertheidigt.

b) S. 172.

ßere Sinne recht gebraucht, d. i. **die Regel der Erfahrung.** Nun iſts freilich Glaube, wenn man ſeinen Sinnen oder der Vernunſt traut; allein der Ausdruck iſt bey den Deutſchen Philoſophen ziemlich ungewöhnlich. **Glaube aber auf des andern Zeugniß**, gar auf das **Zeugniß der Tradition**, vielleicht einer **anonymen Sage** iſt ein ganz andres Ding, deſſen Werth alſo auch nach andern Regeln geſchätzt werden muß; Regeln, bei denen ich die Vernunft nicht aus dem Spiel laſſen möchte.

Theophron. Alles gut, **Philolaus**; aber es thut mir leid, daß Sie ſich bei unſerm Autor, nach **Hallers** Ausdruck, am **Kleide des Sinnes**, den Worten veſtgehalten oder geſtoßen haben: denn die Wahrheit, die er mit dieſen Ausdrücken feſtſetzen will, dünkt mich doch immer, unpartheiiſch erwogen, ſehr annehmenswerth. Sie werden gefunden haben, daß er auch im Geſpräch mit Leßing darauf hinausgeht, „das Vernünfteln ſei nicht das ganze Weſen,

ſen, nicht der ganze Beſtand des Menſchen. Subſtanz, Daſeyn liege allen, auch den edelſten Kräften unſrer Natur zum Grunde; dieſe könne nicht in Vernünftelei aufgelöſet oder gar durch ſie hinwegraiſonnirt werden. Ohne Exiſtenz und eine Reihe von Exiſtenzen dächte der Menſch nicht, wie er denket; folglich müßte es auch der Zweck ſeiner Gedanken ſeyn, nicht, ſich Hirngeſpinſte zu erträumen und mit Scheinbegriffen und Scheinworten, wie mit einer ſelbſtgemachten Wirklichkeit zu ſpielen; ſondern wie ers nennt, **Daſeyn zu enthüllen**, ſolches als etwas Gegebnes oder (nach ſeinem Ausdruck) als eine **Offenbarung Gottes** anzunehmen, über welche und hinter welche man nicht hinauskann. Man müſſe alſo ſeine Sinne durch Erfahrung, ſeinen innern Sinn durch Wahrheitliebe, Ordnung und Zuſammenhang im Denken reinigen und ſchärfen, allen willkührlichen Verbindungen Exiſtenzloſer Scheinbegriffe, d. i. dem trägen, todten Nichts entſagen und dafür was da iſt, in den Eigenſchaften und Beziehungen wie es da iſt, kennen lernen. Ein ſolches Erkenntniß mit innigem Gefühl der Wahrheit verbunden, ſei allein wahr: dies allein helle den Geiſt auf, bilde das Herz, bringe Ordnung und Regelmäßigkeit in alle Verrichtungen unſres Lebens; da hingegen jene metaphyſiſche Grübelei, ohne ein Daſeyn von außen und Regeln der Wahrheit von innen vorauszuſetzen, den Kopf öde und das Herz leer macht. Iſt dies Principium des Denkens nicht auch Ihnen völlig überzeugend?

Philolaus. Kein Philoſoph wird je daran gezweifelt haben.

Theophron. In der Theorie nicht; vielleicht aber in der Ausübung deſto Mehrere. Nur thäte man, dünkt mich, dem offenherzigen biedern Verfaſſer Unrecht, wenn man dieſe Regeln als ein der Mendelsſohnſchen Philoſophie entgegengeſetztes Principium anſehen wollte.

Mendelsſohn war ein ſo klarer, heitrer Philoſoph, deßgleichen ich der Philoſophie unſres Vaterlandes noch viele wünſche. Wie **Leibnitz, Wolf, Shaftesburi, Leßing, Käſtner**, ja wie jeder Weltweiſe, der dieſen Namen verdient, liebte er beſtimmte Begriffe, die er von den Anſchauungen des Nichts, von leeren Phantomen einer müßig-ſpeculirenden Einbildungskraft ſorgfältig zu unterſcheiden ſuchte. Jene menſchliche Erkenntniß ohne und vor aller Erfahrung, jene ſinnliche Anſchauungen ohne und vor aller ſinnlichen Empfindung eines Gegenſtandes, nach eingepflanzten Formen der Denkkraft, die ihr von Niemanden eingepflanzt worden, waren ihm Undinge, wie ſie es auch jedem vernünftigen Denker ſeyn müſſen. In dieſem Principium ſind alſo **Mendelsſohn, Jacobi**, ja ich möchte ſagen, jeder der nur ſeine eigne Exſiſtenz wahrnimmt, einig. Ich wenigſtens, m. Fr., fühle mich von jeder Philoſophie, die mit dergleichen ſymboliſchen Worten ohne Begriffe und ohne Sachen ſpielet, jedesmal ſo entkräftet, daß ich nicht bald genug zur Natur, zur Exiſtenz zurückkehren kann, um nur wieder inne zu werden, daß ich lebe. Auch wir, lieber Philolaus, haben in unſerm Geſpräch den Namen Gottes oft als ein bloßes Symbol brauchen müſſen; wie wäre es, wenn wir es jetzt unterbrächen? Sie ſpielten mir nach Ihrer Gefühlvollen Art ein ſanftes Lied oder einen Hymnus vor, an welchem ſich unſre Seele wieder erquickte.

Philolaus. Mich verlangt ein Gleiches:

Lobt den gewaltigen, den gnädgen Herrn
    Ihr Welten ſeines Alls!
Ihr Sonnenheere, flammt zu ſeinem Ruhm,
    Ihr Erden ſingt ſein Lob.

Der Wiederhall lob' ihn und die Natur
    ſing' ihm ein froh Concert!
Und Du, der Erden Herr, o Menſch zerfließ'
    in Harmonieen ganz.

Dich hat er mehr als alles ſonſt beglückt:
Er gab dir einen Geiſt,
der durch den Bau des Ganzen dringt und forſcht
die Räder der Natur.

Erheb' ihn hoch zu Deiner Seligkeit;
Er braucht kein Lob zum Glück.
Die niedern Neigungen und Laſter fliehn,
wenn du zu Ihm dich ſchwingſt.

Die Sonne ſteige nie aus rother Fluth
und ſinke nie darein,
daß du nicht deine Stimm' vereinigeſt
der Stimme der Natur.

Lob ihn im Regen und in dürrer Zeit,
im Sonnenſchein und Sturm.
Wenns ſchneyt, wenn Froſt aus Waſſer Brücken baut
und wenn die Erde grünt.

In Ueberſchwemmungen, in Krieg und Peſt
trau ihm und ſing' ihm Lob.

Er ſorgt für dich: denn er erſchuf zum Glück
das menſchliche Geſchlecht.

Und o wie liebreich ſorgt er auch für mich!
An Ruhms und Goldes ſtatt
gab er mir Kraft, die Wahrheit einzuſehn
und Freund' und Saitenſpiel.

Erhalte mir, o Herr, was Du mir gabſt;
Mehr brauch' ich nicht zum Glück.
Mit heilgem Schaur will ich, ohnmächtig ſonſt,
Dich preiſen ewiglich.

In finſtern Wäldern will ich mich allein
mit Dir beſchäftigen
und ſeufzen laut und nach dem Himmel ſehn,
der durch die Zweige blickt.

Und irren ans Geſtad des Meers und Dich
in jeder Woge ſehn,
Und hören Dich im Sturm, bewundern in
der Au Tapeten Dich.

Ich will entzückt auf Felſen klimmen, durch zerrißne Wolken ſehn
und ſuchen Dich den Tag, bis mich die Nacht in heilge Träume wiegt.

Theophron. Ich danke Ihnen, Philolaus, daß Sie mich durch die Harmonie Ihrer Töne mit Kleiſts Gedanken innig erquickt haben. Ich möchte von der Muſik ſagen, was **Vanini** von ſeinem Strohhalm ſagte: „wäre ich ſo unglücklich am Daſeyn Gottes zu zweifeln und hätte die Muſik: ſo würde ſie allein mir Demonſtration ſeyn.„

Philolaus. Da ſind Sie von einer ſehr alten Denkart, Theophron: denn neuerlich hat man es ſich ganz klar gemacht, daß es gar keine Demonſtration von Gott weder geben könne, noch gebe.

Theophron. Und ich wollte behaupten, daß es ohne den Begriff Gottes keine Vernunft, vielweniger eine Demonſtration gebe. Denn ohne noch irgend den Urſprung der Kräfte in Betracht zu ziehen, die denken, handeln, wirken und die der transſcendente, d. i. der über ſich ſelbſt ſteigende Philoſoph in ihrer ungeheuren Anzahl doch nie aus unſrer Welt wegläugnen kann: ſo iſt ſchon **die Art, wie alle dieſe Kräfte ihrem Weſen nach wirken**, mir Beweiſes gnug von Gott d. i. von einem **weſentlichen Grunde innerer Wahrheit, Uebereinſtimmung, Güte und Vollkommenheit, die ihr Daſeyn ſelbſt einſchließt.** Daß es z. B. eine **Wahrheit** d. i. etwas Denkbares giebt, daß dieſes Denkbare **nach innern Regeln** verknüpft werden kann und bei unzählbaren Verknüpfungen dieſer Art ſich **Harmonie** und **Ordnung** zeiget; ſchon das iſt mir die innigſte Demonſtration von Gott und wenn ich ein unglückſeliger Egoiſt oder Idealiſt wäre, der ſich das einzige denkende Weſen in der Welt zu ſeyn einbildet. Zwiſchen jedem Subject und

Prä-

Prädikat ſtehet ein Iſt oder **Iſt nicht** und dies Iſt, dieſe Formel der Gleichung und Uebereinſtimmung verſchiedner Begriffe, das bloße Zeichen = iſt meine Demonſtration von Gott. Denn nochmals geſagt, es giebt eine **Vernunft**, eine Verknüpfung des Denkbaren in der Welt nach unwandelbaren Regeln, folglich muß es einen **weſentlichen Grund dieſer Verknüpfung** geben; geſetzt, daß auch nur ein **Einziges** denkendes Weſen wäre. Die Regel dieſer Verknüpfung hat Niemand willkührlich erſonnen, ſo wenig ſie irgend ein mit Raum und Zeit befangenes, denkendes Weſen willkührlich übet; ſie iſt der nothwendige Grund ſeiner, wie aller Gedanken und in der Geiſterwelt eben das, was die Regel des Gleichgewichts unter den Körpern iſt: ſie trägt ihre **innere Nothwendigkeit** mit ſich. Es giebt alſo eine ſolche innere Nothwendigkeit, d. i. **eine ſelbſtſtändige Wahrheit.**

Philolaus. Wo aber wohnt dieſe ſelbſtſtändige Wahrheit?

Theophron. In Gott und abgeleiteter Weiſe in Allem, dem er die Wirklichkeit gab; ſie möge darinn objectiv oder ſubjectiv wohnen. Unſre Känntniſſe ſind aus Sinnen und aus der Erfahrung geſchöpft: wir müſſen alſo zuerſt nur wahrnehmen, mehrere Aehnlichkeiten zuſammenhalten, allgemeinere Begriffe aus individuellen Verſchiedenheiten abſondern und läutern; dies alles iſt ein Weg, der Irrthümer im Wahrnehmen, im Abſondern, im Verbinden und Trennen der Begriffe nicht nur möglich, ſondern beinah unvermeidlich macht: ein nothwendiges Loos der Menſchheit. **Die Regel** aber, nach welcher wir wahrnehmen, abſondern, ſchließen und verbinden iſt eine **göttliche Regel**: auch ſelbſt im Irrthum haben wir nach ihr gehandelt und mußten nach ihr handeln, ſelbſt wenn alle Gegenſtände des Denkens Wahn wären.

Betrachten Sie die Wahrheiten der Geometrie. Für unſre Sinne giebt es vielleicht keinen vollkommenen Cirkel in der Natur; wenn es aber auch keinen gäbe: ſo iſt mir der erdichtete, mathematiſche Cirkel, mit allem was in ihm nach innerer Nothwendigkeit geſetzt, abſtrahirt und bewieſen wird, die vollkommenſte Demonſtration einer ſelbſtſtändigen göttlichen Wahrheit. Er beweiſet mir nämlich, daß es eine **mathematiſche Vernunft** in der Welt gebe und da uns unſre Sinne nur hindern, ſie allenthalben in der Natur zu erkennen und anzuwenden: ſo ſagt uns doch ihrem Weſen nach eben dieſe Vernunft, daß wenn es denkende Weſen giebt, die mit feineren Sinnen die Welt anſchauen, **ſie nach eben dieſen einzigen nothwendigen Regeln denken**, alſo auch das Weſen, das die Urſache **meiner** und **jeder Vernunft** iſt, dieſelbe innere Geſetze der Gedanken auf die eminenteſte Weiſe kennen müſſe, die es ſeinen Wirkungen zu Grundgeſetzen des Daſeyns nicht anders als machen konnte. Bin ich Ihnen verſtändlich, Philolaus?

Philolaus. Sehr wohl; nur iſt Ihr Beweis blos hypothetiſch: „wenn es eine Vernunft giebt: ſo muß es auch einen Grund derſelben geben und zwar einen **durch ſich ſelbſt nothwendigen** Grund, weil die Geſetze der Vernunft durch ſich ſelbſt nothwendig ſind.„ Ich merke wohl, daß jetzt zu ſubſumiren ſei: „nun giebt es aber eine Vernunft; alſo.„ Wie aber? wenn es keine gäbe?

Theophron. So gäbe es keine und ein Philoſoph, der ſeine Vernunft aufgiebt oder läugnet, kann freilich keine Demonſtration von Gott haben. W. Z. E. So bald er ſie aber anerkennet und ſich deutlich macht, was Vernunft ſei: ſo bald iſt ihm die Demonſtration Gottes d. i. eine **weſentliche Nothwendigkeit in Verknüpfung der Wahrheiten** im Begriff der Vernunft ſelbſt gegeben. Ich ge-

getraue mich, m. Fr., zu ſagen, daß dies die einzige weſentliche Demonſtration von Gott ſei (mehrere weſentliche kann es auch nicht geben) die bei allen Beweiſen wiederkommt; die aber nirgend ſo ſcharf und rein erſcheint, als bei den Geſetzen unſres Verſtandes.

Alle Beweiſe z. B. aus der Natur, wo wir nothwendige Geſetze der Bewegung und Ruhe, des Beſtandes der Dinge nach einem Verhältniß ihrer innern Kräfte u. ſ. wahrnehmen, ſetzen dieſelbe Regel zum Grunde, die wir am reinſten bei unſrer Vernunft bemerken, nämlich: „daß jedes Ding iſt, was es iſt, daß ſein Weſen auf Kräften, ſein Beſtand auf einem Ebenmaas dieſer Kräfte, ſeine Wirkung auf Verhältniſſen derſelben zu andern Dingen beruhe; und zwar dies alles nicht aus willkührlichen Abſichten, die wir ganz beiſeit ſetzen, ſondern aus **innern Geſetzen der Nothwendigkeit**, aus welchen Beſtand und Zerſtörung, Zuſammenſetzung und Auflöſung, Bewegung, Ruhe und Wirkung folgen.„ Jede wahre Phyſiko-Theologie entwickelt alſo nichts als **göttliche Vernunft und Kraft nach ewigen nothwendigen Geſetzen**, im Bau der Geſchöpfe und in ihrer ganzen Verbindung nach Ort und Zeit. Sie enthält überall Einen und denſelben Schluß oder vielmehr Eine und dieſelbe Anſchauung, in tauſend Beiſpielen und Gegenſtänden vom verſchwindenden Kleinſten, bis aufs unüberſehbare Größte. Die Muſik z. B. mit der Sie mich ergötzt haben, iſt eine Formel **nothwendiger, ewiger Harmonie**, auch wenn mein Ohr nicht dawäre, auch wenn ich, abſtrahirend von aller Wohlluſt derſelben, blos mit meinem Verſtande berechnete und mäße. Daß nun mein Ohr, daß meine Empfindung für die Muſik geſchaffen iſt, daß ſie auf ſo viele mir gleichgeſtimmte Weſen Einerlei Wirkung thut; das alles macht zwar den Beweis der in ihr wohnenden Harmonie und Schönheit lebhafter; es ſetzt aber ſeinem demonſtrativen Werth nichts zu.

zu. Denn wenn auch kein Ohr in der Welt und das Weſen der Muſik blos von Einem rechnenden Verſtande gedacht wäre: ſo wäre der Beweis vollendet.

Philolaus. Wie aber? wenn durchaus kein rechnender Verſtand wäre?

Theophron. Warum, m. Fr., wollen wir Ein Unding zweimal wiederholen? Giebt es keinen rechnenden Verſtand: ſo giebt es auch nichts Berechnetes, mithin auch keine Harmonie und Ordnung, die blos **eine Folge des Verſtandes** iſt. Räumen wir alles Denkende weg, ſo iſt nichts Denkbares; alles Wirkliche, ſo iſt nichts wirklich. Wo gelangen wir aber mit ſolchen Sophiſtereien hin? und ſind ſie eines Philoſophen würdig? Zertreten Sie die ewigen Grundſätze der Vernunft und löſen ſolche in hypothetiſche Wortgeſpinſte ohne **Exiſtenz und nothwendiges Erkenntniß einer inneren Wahrheit** auf; freilich ſie iſt

kei-

keine Demonſtration nicht nur Einer, ſondern keiner Exſiſtenz möglich. Was haben Sie damit aber gethan, als den Grund alles Denkens, das Daſeyn aufgehoben? und wie iſt nun ferner eine geſunde Philoſophie möglich? Ueberzeugen mich ſchon meine Sinne vom Daſeyn **nach ihrer Art** d. i. auf eine dunkle verworrene Weiſe; wie ſollte mich meine Vernunft nicht vom Daſeyn **nach ihrer Art** d. i. durch deutliche, vollſtändige Begriffe überzeugen können? Verlange ich aber von ihr, daß ſie mir ihre Begriffe als ſinnliche Anſchauungen ohne ſinnliche Anſchauung gebe oder mir das Daſeyn ſinnlicher Gegenſtände, die in ihr Gebiet nicht gehören, als reine Vernunft-Wahrheiten demonſtrire und tadle ſie, daß ſie das nicht wolle oder vermöge: ſo hat mein Tadel nicht mehr Grund, als wenn ich die Farbe hören, das Licht ſchmecken und den Schall ſehen wollte. Wir wollen uns hüten, Philolaus, daß wir nie in dieſe Gegend der Hyperkritik des geſunden Verſtandes gerathen, wo man ohne Materialien bauet, ohne Exiſtenz iſt, ohne Erfahrungen weiß und ohne Kräfte kann. Die Begriffe dieſes Reichs ſind wie die Fata Morgana, ſcheinbare Richtigkeiten zurückgeworſener Bilder ohne Haltung, ohne Dauer und wahre Belehrung.

Philolaus. Sie bauen alſo Ihre Demonſtration auch nicht auf den Begriff der Urſache und Wirkung?

Theophron. Ich nehme dieſe Begriffe aus der täglichen Erfahrung des geſunden Verſtandes; ins Gebiet der Demonſtration aber weiß ich ſie nicht zu verpflanzen, weil ich weder was Urſache noch was Wirkung ſei? vielweniger das Band zwiſchen beiden deutlich erkenne. Demonſtriren läßts ſich bei keiner Erfahrung, daß dies die Wirkung jener Urſache ſei, ob wir wohl ſinnlich klar erkennen oder vielmehr muthmaaßen, daß ſie es ſeyn müſſe, weil wir beide oft und immer zuſammen: oder nach

ein=

einander fanden. Ihnen iſt bekannt, welche Fehl-Muthmaaßungen man hierüber ſelbſt im Lauf der täglichen Erfahrung bei den gemeinſten Dingen oft gemacht habe; und der Grund davon iſt ſichtbar, weil jeder Schluß von Urſache auf Wirkung oder umgekehrt von Wirkung auf Urſache nie Demonſtration, ſondern immer nur eine Muthmaaßung im Reich der Sinnlichkeiten war. Wir wiſſen nicht, was Kraft iſt noch wie ſie wirke? wir ſehen ihre Wirkung nur als Zuſchauer und bilden uns daher analogiſche Urtheile. Selbſt die allgemeinen Regeln hierüber, die wir aufs beſte bewährt finden, können wir nie demonſtriren. Was ſollten wir weniger kennen, als die Kraft, die in uns denkt und wirket? Wir kennen ſie indeß ſo wenig, als jede andre, die außer uns iſt. Selbſt die Gedanken meiner Seele, als Wirkungen betrachtet, begreife ich nicht; nur dann ſind ſie mir begreiflich, wenn ich ſie „als ewige Wahrheiten zum Weſen meiner Vernunft gehörig„ unter

die

die Regel einer innern Nothwendigkeit zu bringen vermag. Dahin alſo habe ich auch in Anſehung Gottes meinen Beweis eingeſchränket; wer zuviel beweiſen will, läuft Gefahr, daß er nichts beweiſe —

Philolaus. Alſo werden Sie ſich auch über die Art der Schöpfung nicht erklären, ob ſie Hervorbringung, Emanation u. dgl. ſei?

Theophron. Wie könnte ich dieſes, da ich nicht weiß, was Schaffen, was Hervorbringen heiße? Die gemeine Vorſtellungsart iſt, daß Gott die Welt aus ſich **herausgedacht** habe: ſie ſcheint die reinſte zu ſeyn, weil wir von keiner reinern Wirkung, als vom Gedanken unſrer Seele Begriff haben; auch haben ſich **Leibnitz** und alle helldenkende Köpfe an ſie gehalten, weil ihnen die Erfahrung kein beſſeres Bild, die Sprache keinen beſſern Ausdruck gab. Die Gedanken unſrer Seele, ſagt man, ſind an ſich unwirkſame Bilder; die Gedanken Gottes,

tes, mit innerer Allmacht begleitet, waren höchſt wirkſam. Er dachte und es ward: er wollte und es ſtand da. Ich glaube, es giebt über eine für uns unerklärliche Sache keine behutſamere Formel.

Indeſſen ſchließt ſie uns das Weſen der Wirkung nicht auf; vielmehr muß man ſich auch bei ihr hüten, daß man ihre Ableitungen nicht übertreibe. Die grobe Vorſtellungsart z. B., daß Gott nach Millionen Ewigkeiten die Welt aus ſich herausgedacht habe, wie eine Spinne das Gewebe aus ſich zieht, iſt mir unerträglich.

Philolaus. Die gröbere Emanation wird es Ihnen alſo noch mehr ſeyn und doch giebt man ſelbſt dem Spinoza Schuld, daß er ſein Syſtem aus dem Kabbalismus der Juden entlehnt habe.

Theophron. Wer hat Ihnen das eingebildet, Philolaus?

Philolaus. Es iſt eine ſehr gemeine Meinung.

Theophron. Die keinen weitern Grund hat, als die Autorität eines gelehrten Schwärmers, den ich in jedem andern Betracht, nur nicht als einen Philoſophen ehre. Wachter ſtritt gegen einen Juden und wollte den Spinozismus im Judenthum finden; nachher ward er ſelbſt ein ſehr verworrener Spinoziſt und wollte ſeinen Spinozismus, nicht die Lehre des Spinoza, mit der Kabbala vereinigen: beide Bemühungen waren unglücklich. Die Philoſophie des Spinoza iſt von der Kabbala eben ſo verſchieden, als es vergebliche Mühe iſt, jene durch dieſe läutern zu wollen. Die Kabbala iſt ein zuſammengefloſſener Unrath guter und böſer, im Ganzen aber ſchwärmeriſcher, dunkler Vorſtellungen in ungeheuren Bildern, mit denen der reine heitre philoſophiſche Sinn Spinoza's nichts zu thun fand; ſonſt wäre er ein Jude geblieben. In ſeiner ganzen Ethik finden Sie kein Bild und ſeine wenigen Gleichniſſe ſind ihm faſt mißrathen. Er iſt ein Antipode der Kabbala,

bala, wenn es je Einen gegeben hat. Auch mit der Emanation, (die doch von den Juden eben ſo wenig erfunden war, als ſie von ihnen verbeſſert worden,) hat das Syſtem des Spinoza nichts zu ſchaffen. Wo er die Worte Hervorbringung, Wirkung brauchen muß, braucht er ſie, ohne die Art der Hervorbringung weiter zu erklären; am liebſten aber iſt ihm das Wort **Ausdruck. „Die Welt druckt Eigenſchaften d. i. Kräfte der Gottheit aus, unendliche auf unendliche Weiſen„** mich dünkt, dieſe Redart iſt philoſophiſch, rein und edel. Von Ausflüſſen aus Gott redet Spinoza nie; einem geometriſchen Geiſt ſind dergleichen Bilder auch nicht die liebſten. **Leibnitz** bediente ſich einmal, um die Wirkung Gottes zu erklären, des Ausdrucks „Fulgurationen,„ wobey Er das ſchöne Bild der Sonnenſtralen zum Grunde legte; bei Käſtner a) können Sie leſen,

---

a) Käſtners vermiſchte Schriften Th. 2. S. 11. u. f.

ſen, wie lächerlich man das Bild in der Folge gedeutet. Alſo wenn wir von Gott reden, lieber keine Bilder! Auch in der Philoſophie iſt dies unſer erſtes Gebot, wie im Geſetz Moſes.

Philolaus. Und doch haben die Ebräiſchen Kabbaliſten ſo viele Bilder auf Gott gehäuft? – [illegible]

Theophron. Weil ſie meiſtens eben ſo ſchlechte Philoſophen als ſchlechte Schüler Moſes waren. Ihr Gott hieß **Jehovah**: d. i. „**ich bin der ich bin und werde ſeyn, der ich ſeyn werde.**“ Dieſer Begriff ſchließt die höchſte, völlig unvergleichbare Exiſtenz in ſich, ſo wie er alle Emanationen ausſchließt. Spinoza blieb dieſem hohen, einzigen Begriff treu; deßhalb er mir auch werth iſt. Es giebt keinen abſolutern, reineren, fruchtbareren Begriff in der menſchlichen Vernunft: denn über das ewige, durch ſich beſtehende, vollkommenſte Daſeyn, durch welches Alles geſetzt, in welchem Alles gegeben iſt, läßt ſich nicht ſteigen.

Philolaus. Alſo wird Ihnen auch das Bild der Weltſeele nicht ſonderlich lieb ſeyn?

Theophron. Es iſt ein menſchliches Bild und wenn es vorſichtig gebraucht wird, kann von der innig-einwohnenden Kraft Gottes manches dadurch anſchaulich geſagt werden; indeſſen bleibt es ein Bild, das ohne die größeſte Vorſichtigkeit ſogleich mißräth. Leſen Sie z. B. die Stelle, wie Leßing ſich das Bild dachte.

Philolaus. „Wenn Leßing ſich eine perſönliche Gottheit vorſtellen wollte, ſo dachte er ſie als die Seele des Alls.„ a)

Theophron. Merken Sie, wenn er ſich eine perſönliche Gottheit vorſtellen wollte; er hatte aber gegen dies Perſönliche vorher ſelbſt proteſtirt und wie könnte man auch die Seele im Körper eine Perſon nennen?

Philolaus. „Und das Ganze dachte er ſich nach der Analogie eines organiſchen Körpers. Dieſe Seele des Ganzen wäre alſo, wie

---

a) Ueber die Lehre des Spinoza S. 34.

es alle andre Seelen nach allen möglichen Syſtemen ſind, als Seele nur Effect.„

Theophron. Erwägen Sie die ungeheure Folge eines trüglichen Bildes: Gott, die Seele des Ganzen, ſei ein Effect, nichts als ein Effect der Welt; alle andre Seelen, nach allen möglichen Syſtemen ſeyn als Seelen nur Effecte. Wahrſcheinlich alſo nur Effecte der Zuſammenſetzung ohne etwas Zuſammenſetzendes: der Leib d. i. die Welt wird Schöpfer, Gott ein Geſchöpf; können Sie ſich üblere Folgen einer Accommodation denken? Sölte ſie, ſo brächte jeder mit ſeinem Begriff der Seele in Gott hinein, was Er ſich an der Seele denket und von ihr wähnet.

Philolaus. „Der organiſche Umfang derſelben (Seele) könnte nach der Analogie der organiſchen Theile dieſes Umfanges inſofern nicht gedacht werden, als er ſich auf nichts, das auſſer ihm vorhanden wäre, beziehen, von ihm nehmen und ihm wiedergeben könnte.„

Theophron. Hier bekommt Gott alſo als Seele der Welt ſchon einen organiſchen Umfang, Theile dieſes Umfanges; er muß ſich auf etwas beziehen, das außer ihm vorhanden wäre, von dem er nehmen, dem er wiedergeben könne. — O Spinoza, wie weit biſt du, ſelbſt bei deinen härteſten Ausdrücken, von einer ſolchen Katachreſe eines Bildes, der Weltſeele entfernt!

Philolaus. „Alſo, um ſich im Leben zu erhalten, muß Gott von Zeit zu Zeit ſich in ſich ſelbſt gewiſſermaaſſe zurückziehen; Tod und Auferſtehung mit dem Leben in ſich vereinigen. Man könnte ſich von der Oekonomie eines ſolchen Weſens mancherlei Vorſtellungen machen u. ſ. „ — Wahrſcheinlich war dies alles von Leßing blos Scherz, wie ſein Freund unmittelbar drauf ſelbſt ſagt, *a*) daß er die Idee der Weltſeele bald im Scherz, bald im Ernſt gewendet habe.

Theo:

---

a) S. 35.

Theophron. Und ſo zeigte Leßing ſelbſt die Trüglichkeit des ganzen Bildes, das im Ernſt und Scherz ſo und anders gewandt werden könnte. Sie kennen Leßings Art, die Sache ſo zu wenden, um eben das Ungereimte im Ungereimten zu zeigen.

Philolaus. Indeſſen m. Fr. dürften wir doch nach einer Vorſtellung des Welt-Ganzen. Am Einzelnen kann unſre Seele ſich nie begnügen und wenn das Ganze, wie ich freilich einſehe, kein Rieſe ſeyn kann, „der ſich gegen das Nichts ſträubt, ſich mit ſchrecklichen Contorſionen in ſich ſelbſt zurückzieht, ſich wieder ausdehnet und alſo Tod und Leben ſchafft, damit der Ewig-Lebende ſich nur von Zeit zu Zeit ſelbſt im Leben erhalte„, wenn dies alles freilich nichts iſt, welche Vorſtellung ſoll ich mir denn vom Ganzen der Welt bilden?

Theophron. Keine ſinnliche Vorſtellung, Philolaus. Das Endloſe giebt kein Bild; das abſolut Unendliche Ewige noch minder. Merken Sie, wie unſer Haller alle Kräfte ſeiner Phantaſie aufbietet, das Endloſe zu ſchildern; er kanns nicht.

Unendlichkeit, wer miſſet dich?
Bei dir ſind Welten Tag' und Menſchen
Augenblicke.
Vielleicht die Tauſendſte der Sonnen wälzt
jetzt ſich
und tauſend bleiben noch zurücke.
Wie eine Uhr, beſeelt durch ein Gewicht,
eilt eine Sonn' aus Gottes Kraft bewegt;
ihr Trieb läuft ab und eine andre ſchlägt,
Du aber bleibſt und zählſt ſie nicht.

Mit dem letzten Zuge hat der Dichter ſein ganzes Gemählde ſelbſt vernichtet. So thut ers mit ſeinem noch ſchöneren Bilde der Ewigkeit:

Die ſchnellen Schwingen der Gedanken,
wogegen Zeit und Schall und Wind

und ſelbſt des Lichtes Flügel langſam ſind,
ermüden über dir und hoffen keine Schranken.
Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebürge Millionen auf:
ich wälze Zeit auf Zeit und Welt auf Welt zu Hauſe;
und wann ich von der fürchterlichen Höhe
mit Schwindeln wieder nach dir ſehe,
iſt alle Macht der Zahl, vermehrt mit tauſend Malen,
noch nicht ein Theil von dir;
ich zieh' ſie ab und du liegſt ganz vor mir.

Laſſen Sie uns alſo ſelbſt von einem philoſophiſchen Dichter lernen, auf metaphyſiſche Phantasmen und leere Anſchauungen eines Endloſen Raums, einer Endloſen Zeit, geſchweige auf das untheilbare ewige Daſeyn in Bildern Verzicht zu thun. Wer dies nicht thun will, bringt

Ungeheuer in die Philoſophie, vor denen, wie billig iſt, es den Erfinder zuerſt ſelbſt ſchaudert.

Philolaus. So möchte ich denn, ohn' alle Bilder, Naturgeſetze der Haushaltung Gottes, **ausdrückende Symbole der höchſten Wirklichkeit, einer nothwendigen Güte und Weisheit** kennen lernen. Ihnen, Theophron, wie mir muß eine Aufhellung oder Wiederholung ſolcher, der ewigen Ideen im göttlichen Verſtande erfreulich ſeyn.

Theophron. Wir wollen die morgende Abendſtunde dazu wählen. Iſt Ihnen ſchon dieſer Hymnus bekannt? er giebt Ihnen zwar kein Bild von Gott; aber vielleicht etwas Beſſeres als Bilder.

Gott. *)

Der Einzige, der Allem Alles iſt,
iſt unſer Gott! Geſchöpfe, betet an.
Den nicht-Erſchaffenen, den Einzigen,
den Erſten, Ihn, Geſchöpfe betet an.

Du ſeine große, weite, ſchöne Welt
mit allen deinen Feuerkugeln dort!
Du wareſt nicht, du wurdeſt und du biſt
in deiner Pracht. Geſchöpfe betet an.

Zehntauſend ſeiner Sonnen traten hin
und gehen ewig ihren großen Gang.
Zehntauſend ſeiner Erden traten hin
und gehen ewig ihren großen Gang.
Zehntauſend Myriaden Geiſter ſtehn
um ſeinen Thron. Um ſeinen Thron?
Hinweg
mit ſeinem Thron. Er ſitzt, er ſtehet nicht,
er iſt kein König, kein Kalif. Er iſt

das

---

*) S. Gleims Halladat III.

das Weſen aller Weſen; er iſt Gott,
iſt unſer Gott! Geſchöpfe betet an.

Wer iſt, den er zu ſeiner Werkſtatt rief,
dahinzutreten und zu ſehn, zu ſehn —
wie er es macht? Wie er den Ocean
in ſo geſchmeidigem Gehorſam hält,
daß ſeines Waſſers nicht ein Tropfe fort
aus ſeiner Tiefe will; wie er den Mond
an einen dünnen Faden bindet und
in blauer Luft ihn ſchweben läßt; wie er
in Zeit von Roſſes oder Reuters Huy
Zehntauſend Millionen Sonnenfernen mißt
und keines Apfels, keines Staubes fehlt!

Wer iſt wie Er? Auf ſeiner Erde wohnt
kein ihm ergebener, erhabner Geiſt
und keiner blickt von ſeinem Wolkenzug'
und ſeinem Morgenroth, der mir es ſagt
wie er es macht! Kein Seher Gottes iſt,
kein Heiliger, kein Frommer, der es weiß.

Von dir du kleiner Ball, auf welchem wir
Zehntauſend Millionen Ballen dort

nur funkeln ſehn, hinauf zum Sonnenball,
vom Sonnenball hinan zum Sirius,
der Millionenmal ſo groß wie du
dem armen Erdenwurm ein Punctum iſt.
Von dir du kleiner Käfer, bis zu dir
du ſtolzer Adler, der den Kaukaſus
auf ſeinem Flug für einen Kieſel ſieht.
Von dir, du kleine Schnecke, deren Blut
die Hüllen ſtolzer Menſchen färben muß,
zu dir, du kluger Affe, welcher ſich
die Wangen färbt um ſchön zu ſeyn; und dann
ſo weiter fort zu einem Geiſt, der Gott
das Weſen aller Weſen denken will —

Ha welche Stuffen! Welche Stuffen hier
und dort in allen Millionen dort!
In allem Todten, allem Lebenden,
und allem Leichten, allem Schweren! —
Gott
der Einzige, der Allem Alles iſt,
iſt unſer Gott! Geſchöpfe betet an.

Fünftes Geſpräch.

Theano.

Vergönnen Sie mir, meine Freunde, daß ich heut Ihre ſichtbare Zuhörerinn ſeyn darf, wie ichs bisher unſichtbar geweſen. Vieles von Ihren Geſprächen habe ich nicht verſtanden und auch heut begehre ich nicht eben alles zu verſtehen; gnug für mich, wenn ich nur im Ganzen dem Sinn Ihrer Unterredung folge. Meine Gegenwart ſoll Sie nicht ſtören; ich werde ſchweigend meine Arbeit verrichten und nur mit meinen Gedanken Sie begleiten.

Theophron. Sie ſind willkommen unſerm Geſpräch, Theano: denn auch Sie haben doch nichts dagegen, Philolaus, daß Theano uns zuhöret?

Philolaus. Sehr viel, wenn ſie es blos ſchweigend thun wollte. Sie müſſen ſich in unſer Geſpräch miſchen und ihm, wenn es ſich in

eine

eine leere Metaphyſik verirret, wieder auf den Schauplatz der Menſchheit helfen. Verſprechen Sie uns dies, Theano?

Theano. Ich will Sie ſo wenig unterbrechen, als es ſeyn kann und Ihnen dafür gleich jetzo zum Geſpräch helfen. Sie wünſchten geſtern, Philolaus, Regeln der Haushaltung Gottes in der Welt oder wie Sie es nannten, ausdrückende Symbole ſeiner Wirklichkeit, Macht, Weisheit und Güte kennen zu lernen; wie iſts aber möglich, daß Theophron aus dem Ocean, der uns umfließt, einige Tropfen ſchöpfe? Faſt mit Widerwillen hörete ich geſtern, wie Sie Meinungen anführten, als ob das Daſeyn Gottes unerweislich ſei und ich wunderte mich, Theophron, daß Sie ſich in dieſe Grübeleien einlaſſen wollten. Das Daſeyn eines Weſens kann, wie mich dünkt, nur durch Weſen und durch die Anſchauung derſelben, nicht durch willkührliche Begriffe und leere Worte erkannt werden, ſo wenig als es durch dieſe auch weggeräumt werden mag. Man hat ein Sprüchwort, daß man durch Träume weder reich, noch ſatt werde; durch Worte wird mans eben ſo wenig. Wir ſind Menſchen und als ſolche, dünkt mich, müſſen wir Gott kennen lernen, wie er ſich uns wirklich gegeben und geoffenbaret hat. Durch Begriffe empfangen wir ihn nur als einen Begriff, durch Worte nur als ein Wort; durch Anſchauungen der Natur aber, durch den Gebrauch unſrer Kräfte, durch den Genuß unſres Lebens genießen wir ihn als wirkliches Daſeyn voll Kraft und Leben. Nennen Sie dies Schwärmerei: ſo will ich gern eine Schwärmerin ſeyn: denn ich mag lieber die wirkliche Roſe ſehen und genießen, als von einer erdichteten, gemalten Roſe mit ödem Kopfbrechen träumen.

Theophron. Wohl Theano! Sie ſehen doch aber die Roſe, die Sie genießen und werden ſich dieſes Genuſſes wegen nicht die Augen verbinden. Und was arbeiten Sie da? Sie ſticken

ſticken ja ſelbſt dieſe Blume. Sie ahmen alſo einer Kunſt der Natur nach, die Ihnen nur Ihr bemerkendes Auge ſichtbar machte und jetzt das Auge Ihrer Seele, Ihre lebhafte Erinnerung der Nadel gleichſam vorzeichnet. Schließen Sie alſo von keinem Gefühl, von keinem Genuß der Schöpfung den Gedanken aus; er iſt uns zum Anſchauen Gottes ſo nothwendig, als Ihrer arbeitenden Nadel das Bild der Zeichnung in Ihrer Seele. Der verkennete die Menſchheit, der den Schöpfer nur ſchmecken und fühlen wollte, ohne ihn zu ſehen und zu erkennen.

Theano. Den Vorwurf machen Sie mir nicht, Theophron, da ich unſern Philolaus eben vor einem gleichen Fehler der einſeitigen Trennung warne. Ich habe die Philoſophie herzlich gern, wenn ſie bei Gegenſtänden der Natur bleibt und ſolche ins Licht ſetzt. Ich habe mich ſehr gefreuet, da Sie Ihren Freund auf die Schönheit, Güte und Wahrheit aufmerkſam machten, die den Gegenſtänden nicht als Willkühr aufgeheftet iſt, ſondern als die Wirklichkeit ſelbſt in jedem Weſen liegt, und dies Weſen ausmacht. Seit der Zeit bemühe ich mich in allem was um mich iſt, dieſen Punkt der reinen Nothwendigkeit auszufinden und bemerke in ihm immer Wahrheit, Güte, Schönheit. Ich wollte, daß ich mein ganzes Leben, alle meine Geſchäfte, meine kleineſte Kunſt, ja ſelbſt dieſe armſelige Blume ſo einrichten könnte, daß die webende Minerva ſelbſt ſagen müßte: „anders als alſo konnte ſie nicht gemacht werden.„ Wie viel Troſt, was für ſüße Anmuth liegt in dem Wort „Nothwendigkeit„ insonderheit für unſer Geſchlecht, dem durch die Ordnung der Natur und durch die Einrichtungen der Menſchen ſo wenig Willkühr erlaubt iſt. Ich danke der guten Adraſtea, daß ſie uns ſo wenig erlaubte, da unſer Geſchlecht eben am meiſten nach Willkühr ſtrebet. Ich liebe jetzt dieſe Tochter der gütigen Weisheit und haſſe alle

alle Launen. Ich überlaſſe ſie den Männern, die ſich ja willkührliche Herren der Erde zu ſeyn dünken.

Theophron. Halten Sie nicht viel von dieſen willkührlichen Herren, liebe Theano. Je weniger Vernunft man beſitzet, deſto mehr hat und liebet man Willkühr. Ich wollte den Mann kennen lernen, der, welches kleine Geſchäft des Lebens es auch ſei, ſolches auf unzählige Arten gleich gut verrichten könnte und es ſeiner blinden Wahl überlaſſen glaubte, welche von dieſen Arten er vorziehen wolle. Der ſchönſte und ſchwerſte Zweck des männlichen Lebens iſt, von Jugend auf **Pflicht** zu lernen; ſolche aber, als ob es nicht Pflicht ſei, in jedem Augenblick des Lebens auf die leichteſte, beſte Weiſe zu üben und alſo jedesmal den höchſten Punct der Kunſt, das Geſetz des Einzigen Beſten, der holden und ſchönen Nothwendigkeit zu erreichen. Dieſe iſt nicht Zwang, nicht Nothdurft von innen oder außen, ob ſie gleich einem unerfahrnen, trägen, muthwilligen Menſchen alſo dünket; ihr Joch iſt ſanft und ihre Laſt iſt leicht, wenn man derſelben Einmal gewohnet. Wehe dem Mann, der in üblen Gewohnheiten hart wird; wohl aber jedem vernünftigen, thätigen Weſen, dem ſeine Pflicht und die ſchönſte Art ſie zu üben zur Natur d. i. zur Nothwendigkeit ward. Er hat den Lohn der guten Engel in ſich, von denen die Religion ſagt, daß ſie im Guten beſtätigt, nicht mehr fallen können, noch fallen wollen, weil ihre Pflicht ihnen Natur, weil ihre Tugend ihnen Himmel und Seligkeit iſt. Wir wollen uns auch beſtreben, meine Freunde, den innern Lohn dieſer ſeligen Weſen zu genießen; ja warum dürften wir bei ihnen ſtehen bleiben, da uns allenthalben in der Natur das Vorbild unſres Vaters ſelbſt vorleuchtet, der im Kleinſten und Größeſten ohn' alle ſchwache Willkühr mit der ganzen Schönheit und Güte einer ſelbſtſtändigen Vernunft, Wahrheit und Nothwendigkeit handelt. — Ich ſehe, Philo-

Philolaus, daß Sie Ihre Schreibtafel bereiten; Sie müſſen mir alſo, zuſammt unſrer Freundin Theano, die Sätze, die Sie aufzeichnen wollen, zuerſt ſelbſt auffinden helfen.

Philolaus. Das will ich gern, ſo bald Sie mich auf den Weg führen.

Theophron. Wohlan denn, meine Freunde, und die Gottheit ſelbſt wird uns beiſtehn, da wir die Natur ihres Weſens und ihrer Werke als die weiſeſte, beſte Nothwendigkeit zu entwickeln ſtreben. Was konnte ſie, indem ſie auf eine uns unbegreifliche Art Weſen hervorbrachte, was konnte ſie ihnen Höheres geben, als was in ihr ſelbſt das Höchſte iſt, **Daſeyn.** In Gott iſts der Grund und Inbegriff alles Genuſſes, die Wurzel aller ſeiner unendlichen Kräfte; in jedem daſeynden Dinge nicht minder. Aller unſrer Abhängigkeit ohngeachtet ſind oder dünken auch wir uns Subſtanzen und fühlen unſer Daſeyn mit ſo inniger Gewißheit, mit ſo ſanfter Liebe und Freude, daß wir als die Zerſtörung unſrer nicht nur ungern denken, ſondern auch mit aller Gewalt ſie uns nicht vorzuſtellen vermögen. Es iſt das Weſen des denkenden Geiſtes, daß er vom Nichts durchaus keinen Begriff hat und es gehört eine ſonderbare Verödung des Kopfs dazu, ſich nur einzubilden, daß das Nichts ein denkbarer Begriff ſei. Ein Zeichen für daſſelbe 0 oder $\sqrt{-1}$. kann er ſich erdenken und indem er zwei Dinge einander widerſprechend erkennt, Eins durch das andre wegräumen. D. i. er vermag deutlich einzuſehen, daß indem er das Eine ſich vorſtellt, er zu eben der Zeit ſich nicht auch das andre als Jenes denken könne; damit aber hat er von nichts weniger als vom abſoluten Nichts einen Begriff. Er kann ſtatt des vollen Raums der Welt z. B. ſich einen ungeheuren ſchwarzen leeren Raum einbilden; damit aber bildete er ſich noch kein Nichts ein. Kurz das Nichts iſt Nichts; es iſt alſo auch jedem Weſen, das da

iſt,

iſt, geſchweige dem Inbegriff aller Wirklichkeit Gott ſelbſt ein Nichts d. i. völlig undenkbar. Bemerken Sie, Philolaus, was auf dieſer innern Nothwendigkeit des Begriffs vom Daſeyn für jedes denkende Weſen ruhe?

Philolaus. Die ſchönſte Wahrheit ruhet darauf, nämlich: daß kein Nichts in der Natur ſei, daß es auch nie geweſen ſei und nie ſeyn werde, weil es etwas Undenkbares, ein Nichts iſt. So wenig der Ausdruck: aus Nichts ein Etwas ſchaffen oder die Schilderungen des Dichters:

Befruchtet mit der Kraft des Weſenreichen Wortes
gebiert das alte Nichts —

oder:

als mit dem Unding noch das neue Weſen rung
und auf die Nacht des alten Nichts
ſich goß der erſte Strom des Lichts,

einen andern als dichteriſchen Sinn haben: ſo wenig hat unſre Seele einen Begriff davon was es heißt: etwas **vernichten**, ein Etwas in **Nichts** verwandeln oder wenn der Dichter ſingt:

> wenn ein zweites Nichts wird dieſe Welt
> begraben;
> wenn von dem Alles ſelbſt nichts bleibet als
> die Stelle:

denn wenn die Stelle noch da iſt von dieſer Welt, mithin eine Stelle zu neuen Welten: ſo iſt noch nichts weniger als das Nichts herrſchend. Ich kann Ihnen nicht ſagen, m. Fr., wie ſehr mir jetzt alle dieſe Scheinausdrücke, leere Geſpenſter einer dunklen Phantaſie, zuwider ſind. Wenn manche Metaphyſiker alles Denkbare, die Welt, Gott ſelbſt wegräumen und finden dies ungeheure Nichts als das reinſte Object ihrer Vernunft ſehr denkbar; finden es ganz natürlich, daß ſich aus dieſem Nichts mit aller Vernunft kein Etwas weder Gott noch die Welt hervordemonſtriren laſſe —

Theano. Ich bitte, endigen Sie, Philolaus, mit dem gräßlichen Nichts.

Philolaus. Oder wenn gar das Daſeyn, das erfreuliche nothwendige Daſeyn Gottes ihnen gräßlich dünkt — „Die reine Nothwendigkeit, ſagen ſie, ſei als der letzte Träger aller Dinge ein Abgrund für die Vernunft. Selbſt Hallers Ewigkeit mache lange nicht den ſchwindlichten Eindruck auf das Gemüth, als das nothwendige Daſeyn Gottes: denn jene meſſe zwar, aber ſie dürfe nicht tragen. Man könne den Gedanken nicht ertragen, daß ein Weſen, welches wir uns auch als das Höchſte unter allen Möglichen vorſtellen, gleichſam zu ſich ſelbſt ſage: „Ich bin von Ewigkeit zu Ewigkeit: außer mir iſt nichts, ohne das was blos durch meinen Willen etwas iſt; aber **woher bin ich denn?** Hier, ſagen ſie, hier ſinkt alles

alles unter uns und die größeſte Vollkommenheit wie die kleinſte, ſchwebt ohne Haltung blos vor der ſpeculativen Vernunft, der es nichts koſtet, die eine ſo wie die andere ohne die mindeſte Hinderniß verſchwinden zu laſſen.„

Theano. Erretten Sie mich, Theophron, von den öden Vorſtellungen, die Philolaus anführet. Ich bin ein Weib und werde mir, seitdem ich Ihre letzten Geſpräche angehört habe, weder Hallers Ewigkeit als eine Meſſende, noch die weiſeſte Nothwendigkeit als eine Trägerin, noch den Höchſten als einen ſtolzen Unwiſſenden denken, der ruhmredig mit ſich ſelbſt ſpricht und ſich thöricht fragt: „woher er ſei?„ Ich weiß auch nicht, ob bei den Philoſophen ein dunkles Gefühl über deutliche Begriffe entſcheide, noch ob es ein Triumph der Vernunft ſei, die größeſte Vollkommenheit wie die kleinſte willkührlich ohne die mindeſte Hinderniß vor ſich verſchwinden zu laſſen; aber das weiß ich, daß nach meiner Idee es kein höheres, ſeligeres

Daſeyn

Daſeyn geben kann, als Deſſen, durch den Alles iſt, durch den Alles genießet und lebet. Er darf, wenn das Daſeyn jedes Dinges auf einer innern Nothwendigkeit ſeiner höchſten Weisheit und Güte ruhet, nichts mühſam tragen; alles trägt ſich ſelbſt, wie die Kugel auf ihrem Schwerpunkt ruhet: denn alles Daſeyn iſt ja in ſeinem eignen ewigen Weſen, in ſeiner Macht, Güte und Weisheit gegründet. Sie haben uns zwar vor Bildern gewarnt, Theophron; aber iſts wohl unerträglich zu denken, daß die Wurzel den Baum trage? Sie ſtürbe ab und wäre keine Wurzel, wenn ſie die ſchöne Schöpfung des Stammes mit ſeinen Aeſten, Zweigen, Blüthen und Früchten nicht zu tragen hätte. So Gott, die ewige Wurzel vom unermeßlichen Baum des Lebens, der durch das Weltall verſchlungen iſt: Er die unendliche Quelle des Daſeyns, des größeſten Geſchenks, das nur Er mittheilen konnte. —

Theophron. Und welch ein Pfand, meine Freunde, haben wir mit dieſem Geſchenk auf die ganze Fortdauer unſres Lebens. Das Daſeyn iſt ein unzertheilbarer Begriff, ein Weſen. Es kann ſo wenig in ein Nichts verwandelt werden, als wenig es ein Nichts iſt oder die Gottheit könnte ſich ſelbſt vernichten. Ich rede hier nicht von Erſcheinungen, von Zuſammenſetzungen irgend einer Geſtalt in dem, was wir Raum und Zeit nennen. Alles was erſcheint, muß auch verſchwinden; jedes Gewächs der Zeit trägt auch zugleich den Keim der Verweſung in ſich, der da macht, daß es in ſeiner Erſcheinung nicht ewig daure. Was zuſammengeſetzt iſt, wird aufgelöſt: denn eben dieſe Zuſammenſetzung und Auflöſung heißt Weltordnung und iſt das immer wirkende Leben des Weltgeiſtes. Ich rede alſo auch ſelbſt noch nicht von der Unſterblichkeit einer Menſchenſeele und bin gar nicht willens, Ihnen Phantome der Einbildungskraft vorzuzeichnen, wie ſie im

Raum und in der Zeit d. i. in der großen Weltordnung andre Organe annehmen und ihre Seelenkräfte neu üben werde. Wovon wir reden iſt ein einfacher Begriff, das Daſeyn, an welchem das niedrigſte mit dem oberſten Weſen Theil hat. Nichts kann untergehen, nichts vernichtet werden oder Gott müßte ſich ſelbſt vernichten; aber alles Zuſammengeſetzte wird aufgelöſet, alles was Ort und Zeit ausmißt, wandert. Da nun im unendlichen Daſeyn alles liegt, was ſeyn kann und iſt; wie Endlos wird die Welt, m. Fr., Endlos nach Raum und Zeit und in ſich ſelbſt beſtändig. Gott hat den Grund ſeiner Seligkeit Weſen mitgetheilt, die auch wie er, das Kleinſte wie das Größeſte, Daſeyn genießen und damit ich Ihr Gleichniß brauche, Theano, als Zweige von ſeiner Wurzel ewigen Lebensſaft ſchöpfen. Mich dünkt, wir zeichneten uns alſo, Philolaus, das erſte Naturgeſetz der heiligen Nothwendigkeit auf:

Philolaus.

1. Das höchſte Daſeyn hat ſeinen Geſchöpfen nichts Höheres zu geben gewußt, als Daſeyn.

Theophron. Aber, meine Freunde, Daſeyn und Daſeyn, ſo einfach der Begriff iſt, ſind in ihrem Zuſtande ſehr verſchieden und was meynen Sie, Philolaus, was die Stuffen und Unterſchiede deſſelben bezeichnet?

Philolaus. Nichts anders als **Kräfte.** In Gott ſelbſt fanden wir keinen höheren Begriff; alle ſeine Kräfte aber waren nur Eine. Die höchſte Macht konnte nicht anders als die höchſte Weisheit und Güte ſeyn, ewig lebend, ewig wirkſam.

Theophron. Nun ſehen Sie ſelbſt, Philolaus, daß das Höchſte oder vielmehr das All (denn Gott iſt nicht ein Höchſtes auf einer Stuffenleiter von Seinesgleichen) ſich wirkend nicht anders als im All offenbaren konnte. In ihm

konnte

konnte nichts ſchlummern und was er ausdrückte, war Er ſelbſt, eine untheilbare Weisheit, Güte und Allmacht. Die Welt Gottes iſt alſo die Beſte; nicht weil er ſie unter Schlechteren wählte, ſondern weil ohne ihn weder Gutes noch Schlechtes dawar und Er nach der innern Nothwendigkeit ſeines Daſeyns nichts Schlechtes wirken konnte. Alle Kräfte ſind alſo da, die daſeyn konnten; alleſammt Ein Ausdruck der Allweisheit, Allgüte, Allſchönheit. Im Kleinſten und Größeſten wirket er; in jedem Punkt des Raums und der Zeit, d. i. in jeder lebendigen Kraft des Weltalls. Denn Raum und Zeit ſind nur Phantome unſrer Einbildungskraft, Maasſtäbe eines eingeſchränkten Verſtandes, der Dinge nach und neben einander ſich bekannt machen muß; vor Gott iſt weder Raum noch Zeit, ſondern Alles eine ewige Verbindung. **Er iſt vor Allem und es beſteht Alles in ihm:** die ganze Welt ein Ausdruck, eine Erſcheinung ſeiner ewig-lebenden, ewig-wirkenden Kräfte.

Theano. Und o wie haben wir uns zu freuen, daß ſo nichtige Erſcheinungen wir ſind, in uns dennoch ein Ausdruck der drei höchſten Gottes- und Weltkräfte, **Macht, Verſtand und Güte** wohne. Ich kann mir keine andre, geſchweige höhere Eigenſchaften gedenken: denn was ich in allen Werken der Natur Göttliches ſehe, führet ſich auf dieſe drei zurück, deren Eine die andre erklärt und deren höchſter Inbegriff und Urſprung in Gott wohnet. Wir haben alſo auch das weſentliche Geſetz Gottes in uns, unſre beſchränkte Macht nach Ideen der Wahrheit und Güte zu ordnen, wie ſolches der Allmächtige ſeiner vollkommenſten Natur nach ſelbſt ausübet. Er hat uns darinn etwas Weſentliches von ſich mitgetheilet und uns zu Ebenbildern ſeiner Vollkommenheit gemacht, indem es in der Natur einer göttlichen Kraft liegt, nicht blind ſondern mit dem höchſten Verſtande und einer alles Nichts ausſchließenden Güte zu wirken. Aber wie weit entfernen wir

uns

uns von dieſer Regel bei jedem willkührlichen, Vernunft- und Güteloſen Gebrauch dieſer Kräfte!

Theophron. Sorgen Sie nicht, Theano: denn wenn es im Weſen jeder göttlichen Kraft liegt, nicht blind ſondern nach Weisheit und Güte zu wirken; ſo wird ſich uns auch dieſer ſcheinbare Schatte in der Schöpfung aufklären. Mich dünkt, Philolaus, wir können vorjetzt den zweiten großen Satz einer göttlichen Nothwendigkeit ſetzen:

II. **Die Gottheit, in der nur Eine weſentliche Kraft iſt, die wir Macht, Weisheit und Güte nennen, konnte nichts hervorbringen als was ein lebendiger Abdruck derſelben, mithin ſelbſt Kraft, Weisheit und Güte ſei, die eben ſo untrennbar das Weſen jedes in der Welt erſcheinenden Daſeyns bilden.**

Philolaus. Ich habe den Satz aufgezeichnet und ſehe ihn aus der Natur Gottes ein; ich wünſchte aber, daß Sie ihn für Theano und mich in einzelnen Beiſpielen zeigten. Die Grade der Vollkommenheit in der Welt ſind ſo zahllos-mannichfaltig, daß die niedrigſten derſelben uns Unvollkommenheiten ſcheinen.

Theophron. Konnte dies anders ſeyn, Philolaus? Wenn alles Mögliche da iſt und nach dem Principium einer unendlichen göttlichen Kraft daſeyn muß: ſo muß in dieſem All die geringſte, wie die höchſte Vollkommenheit daſeyn; nur alle ſind mit der weiſeſten Güte verbunden und auch in der geringſten iſt kein Nichts, d. i. nichts weſentlich Böſes. Verzeihen Sie, Theano, daß ich abermals dieſen Ausdruck nennen muß, ob er gleich ein Unding iſt, das ſich ſelbſt aufhebt. Sie wiſſen, Philolaus, was Leibnitz von ſeinen einfachen Subſtanzen für große Dinge rühmte: „ſie ſeyn Spiegel des Weltalls mit Vorſtellungskräften begabt,

das

das Univerſum, jede nach ihrem Standpunkt, darzuſtellen und abzuſchildern. Der Unendliche ſehe im Kleinſten das All und im All das Kleinſte.„ So erhaben dieſe Idee war und ſo nothwendig ſie iſt, ſobald man die Welt als eine in allen Theilen zuſammenhangende Wirkung der höchſten Vollkommenheit anſieht: ſo falſch ward ie von manchen verſtanden und inſonderheit die nendlich-kleinen einfachen Spiegel des Weltlls wurden unwürdig gedeutet. Wir laſſen alo das trügliche Bild weg, weil Bilder in die Seltweisheit nicht gehören und ſagen: „jede bſtanzielle Kraft iſt ihrem Weſen nach ein usdruck der höchſten Macht, Weisheit und üte, wie ſolche ſich an dieſer Stelle des Unirſum d. i. in Verbindung mit allen übrigen räften darſtellen und offenbaren konnte.„ Um es einzuſehn, dürfen wir nur betrachten, wie e dieſer ſubſtanziellen Kräfte in der Welt rke. Sie ſind doch einig mit mir darüber, hilolaus, daß ſie organiſch wirke?

Philolaus. Allerdings: denn mir iſt keine Kraft bekannt, die außer Körpern d. i. ohne Organe ſich erweiſe; ob mir wohl eben ſo unbekannt iſt, wie dieſe Kräfte und dieſe Organen ſich zuſammengefunden haben.

Theophron. Durch ihre beiderſeitige Natur, Philolaus; im zuſammenhangenden Reich der vollkommenſten Macht und Weisheit konnten ſie nicht anders. Denn was nennen wir Körper? was nennen wir Organe? Im menſchlichen Leibe z. B. iſt nichts unbelebt: von der Spitze des Haars bis zum Aeußerſten Ihres Nagels iſt alles von Einer erhaltenden, nährenden Kraft durchdrungen und ſobald dieſe das kleinſte oder größeſte Glied verläßt, trennet es ſich vom Leibe. Sodann iſt es nicht mehr im Gebiet der lebendigen Kräfte unſrer Menſchheit; dem Reich der Naturkräfte aber entfällt es nie. Das verwelkte Haar, der verworfne Nagel tritt jetzt in eine andre Region des Zuſammenhanges der Welt, in welchem er aber-

mals

mals nicht anders als ſeiner jetzigen Natur nach wirkt oder leidet. Sehen Sie nun die Wunder durch, die uns die Phyſiologie des menſchlichen oder irgend eines thieriſchen Körpers herzählet: Sie ſehen nichts als ein **Reich lebendiger Kräfte**, deren jede an ihre Stelle geſetzt, Zuſammenhang, Geſtalt, Leben des Ganzen durch Wirkungen hervorbringt, deren jede aus der Natur ihres Weſens folget. So bildete, ſo erhält ſich der Körper; ſo löſet er ſich täglich, ſo löſet er ſich endlich gar auf. Alles was wir Materie nennen iſt alſo mehr oder minder ſelbſt belebt; es iſt ein Reich wirkender Kräfte, die nicht nur unſere Sinnen in der Erſcheinung, ſondern ihrer Natur und ihrer Verbindung nach **ein Ganzes bilden.** Eine Kraft herrſchet: ſonſt wäre es kein Eins, kein Ganzes. Mehrere auf den verſchiedenſten Stufen dienen: alle dieſe Verſchiedenheiten aber, deren jede aufs vollkommenſte beſtimmt iſt, haben dennoch was Gemeinſchaftliches, Thätiges, in einander Wirkendes; ſonſt könnten ſie abermals kein Eins, kein Ganzes bilden.' Da nun im Reich der vollkommenſten Macht und Weisheit Alles aufs weiſeſte zuſammenhängt, da in ihm nichts ſich anders als nach inwohnenden nothwendigen Geſetzen der Dinge ſelbſt zuſammenfügen, helfen und bilden kann: ſo ſehen wir auch allenthalben in der Natur unzählige Organiſationen, deren jede in ihrer Art nicht nur weiſe, gut und ſchön, ſondern ein Vollkommnes d. i. ein Abdruck der Weisheit, Güte und Schönheit ſelbſt iſt, wie ſolche ſich in dieſem Zuſammenhange ſichtbar machen konnte. Nirgend in der Welt alſo, in keinem Blatt eines Baums, in keinem Sandkorn, in keinem Fäſerchen unſres Körpers herrſcht Willkühr; alles iſt von Kräften, die in jedem Punct der Schöpfung nach der vollkommenſten Weisheit und Güte wirken, beſtimmt, geſetzt, geordnet. Sehen Sie, m. Fr., die Geſchichte der Misgeburten, der Verwahrloſungen und Ungeheuer

durch,

durch, da durch fremde Urſachen die Geſetze der Natur in Unordnung geſetzt zu ſeyn ſcheinen; die Geſetze der Natur wurden nie in Unordnung geſetzt: jede Kraft wirkte ihrer Natur getreu, ſelbſt da eine andre ſie ſtörte: denn auch dieſe Störung ſelbſt konnte nichts anders bewirken, als daß die geſtörte Kraft auf anderm Wege ſich zu compenſiren ſuchte. Ich habe über dieſe Compenſationen in einem Syſtem geſtörter Kräfte ſonderbare Bemerkungen gemacht, von denen wir uns zu einer andern Zeit unterhalten können; allenthalben aber habe ich auch im ſcheinbar-größeſten Chaos die **beſtändige Natur** d. i. unwandelbare Regeln einer in jeder Kraft wirkenden höchſten Nothwendigkeit, Güte und Weisheit gefunden.

Philolaus. Mich freuets, Theophron, daß Sie mir den dunkeln Begriff der Materie aufgehellet haben: denn ob ich gleich dem Syſtem des Leibnitz gern beitrat, daß ſie nichts als eine Erſcheinung unſrer Sinne, ein Aggregar ſubſtanzieller Einheiten ſeyn könne: ſo blieb mir doch in dieſem Syſtem die ſogenannte „idealiſche Verbindung ſolcher Subſtanzen„ ein Räthſel. Leibnitz verglich die Materie mit einer Wolke, die aus Regentropfen beſteht und uns nur Wolke ſcheinet oder gar mit einem Garten voll Pflanzen und Bäume, mit einem Teich voll Fiſche u. dgl.; dadurch aber konnte ich mir noch das Beſtehen dieſer Erſcheinung, den Zuſammenhang dieſer Kräfte nicht erklären. Die Regentropfen in der Wolke, die Pflanzen im Garten, die Fiſche im Waſſer haben ein Medium der Verbindung; und welches könnte bei dieſen die Materie ausmachenden Kräften ein ſolches Medium ſeyn, als die Kräfte der Subſtanzen ſelbſt, mit denen ſie auf einander wirken? Dadurch alſo bilden ſich Organe: denn auch das Organ ſelbſt iſt ein Syſtem von Kräften, die in inniger Verbindung Einer herrſchenden dienen. Jetzt bleibt mir die Materie nicht blos eine Erſcheinung in meiner Idee oder durch

Ideen vorſtellender Geſchöpfe allein verbunden; ſie iſts durch ihre Natur und Wahrheit, durch den innigen Zuſammenhang wirkender Kräfte. Nichts ſtehet in der Natur allein: nichts iſt ohne Urſache, nichts ohne Wirkung; und da alles in Verbindung und alles Mögliche daiſt: ſo iſt auch nichts in der Natur ohne Organiſation, jede Kraft ſtehet in Verbindung mit andern ihr dienenden oder über ſie herrſchenden Kräften. Wenn meine Seele alſo eine ſubſtanzielle Kraft iſt und ihr jetziges Reich der Wirkung zerſtört wird: ſo kann es ihr in einer Schöpfung, in welcher keine Lücke, kein Sprung, keine Inſel ſtatt findet, an einem neuen Organ nie fehlen. Neue dienende Kräfte werden ihr beiſtehn und in ihrem neuen Zuſammenhange mit einer Welt, in welcher Alles zuſammenhangt, ihren Wirkungskreis bilden.

Theophron. Und welche nothwendige Pflicht fließt hieraus, lieber Philolaus, zu ſchaffen, daß ſie in ihrem Innern, im Syſtem ihrer

ihrer Kräfte ſelbſt, wohlgeordnet von dannen gehe: denn nur wie ſie iſt, kann ſie wirken; nur nach der Geſtalt ihrer innern Kräfte kann auch ihre äußere Geſtalt erſcheinen. Unſer Körper iſt nur ein Werkzeug, ein Spiegel der Seele; jede Organiſation ein äußerer Abdruck inniger Beſtrebungen, die ihrer Erſcheinung Beſtand geben.

Philolaus. Ich erinnere mich hiebei mancher ſchönen Bemerkungen des Spinoza, die er über die Verbindung des Leibes und der Seele gemacht hat. Denn ob er beide gleich, dem Carteſiſchen Syſtem zufolge, ganz unabhängig von einander, wie den Gedanken und die Ausdehnung betrachten mußte: ſo konnte es doch nicht fehlen, daß ein ſcharfſinniger Geiſt wie Er über die Harmonie beider ſeine Betrachtungen anſtellte. Er macht den Begriff vom Leibe zur **weſentlichen Form der menſchlichen Seele** und ſchließt daraus auf die Beſchaffenheit, auf die Veränderungen, die Vollkommenheit und Unvollkommenheit dieſes Begriffs vortreflich. Es ließe ſich aus ſeinen Grundſätzen eine Phyſiognomik entwerfen, die das gewöhnliche Chaos unſrer phyſiognomiſchen Träume ſehr ordnete und auf eine beſtimmte Wahrheit zurückführte. Inſonderheit war es mir angenehm, daß er auf die **Lebensweiſe** d. i. auf die Veränderungen in der Beſchaffenheit des Körpers ſo viel hält und ihr die **Gedankenweiſe**, d. i. die Form des Begriffs der Seele gegenüber ſtellet. Aus dem Umriß eines Beins oder Knochens leitet er nicht die wandelbarſten, feinſten Triebfedern der Seele, ihrer Fähigkeiten und ihres Charakters her, ob es wohl niemand läugnen wird, daß auch jederkleine Umriß des Körpers zur Analogie des Ganzen gehöre. — Aber Sie ſchweigen, Theano?

Theano. Ihr Geſpräch iſt mir ſehr lieb, meine Freunde; weil Sie mich doch aber einmal dazu beſtellet haben, Sie, wenn Sie ſich verirren, wieder an den Weg zu erinnern: ſo wollte ich, Sie ließen dieſe unendliche Materie der Phyſiognomik und kehrten zu Ihrer allgemeinern Betrachtung zurück. Mir, die ich immer nur mit dem Wenigſten zufrieden bin, iſts genug, daß jede Organiſation die Erſcheinung eines Syſtems innerer lebendigen Kräfte ſei, die nach Geſetzen der Weisheit und Güte eine Art kleiner Welt, ein Ganzes bilden. Ich wünſchte, daß ich den Geiſt der Roſe zu meiner Arbeit zaubern könnte, daß er mir ſagte, wie er ihre ſchöne Geſtalt gebildet habe, oder da auch ſie nur eine Tochter des Roſenbuſches iſt, daß mir die Dryade deſſelben es erklärte, wie ſie von der Wurzel aus bis zum kleinſten Zweige ihr Bäumchen belebte. Als Kind ſchon bin ich oft vor einem Baum, einer Blume ſtille geſtanden und habe die ſonderbare Harmonie angeſtaunt, die ſich in jedem lebendigen Geſchöpf von unten zu bis oben aus zeiget: ich verglich mehrere derſelben und habe mit Muſteſterung der Blätter, der Zweige, der Blüthen, der Stämme, des ganzen Wuchſes der Bäume und Pflanzen manche müßige Stunde verträumt. Die Begierde, ſolche eigenthümliche ſchöne Geſtalten lebendig nachzuzeichnen ſchärfte meine Aufmerkſamkeit und oft kam ich in ein ſo vertrauliches Geſpräch mit der Blume, dem Baum, der Pflanze, daß ich glaubte, ihr ergriffenes Weſen müßte in meine kleine Schöpfung wandern. Aber vergebens; dieſe blieb ein todtes Nachbild und jenes ſchöne vergängliche Geſchöpf ſtand da mit aller Fülle ſtiller Selbſtgnügſamkeit und eines gleichſam **in und für ſich ſelbſt vollendeten Daſeyns.** Ueber dieſe Materie reden Sie mehr und helfen meiner ſtammelnden Naturſprache.

Theophron. Liebe Theano, die wird nun wohl immer eine Stammlerin bleiben. Ins innere Weſen der Dinge hineinzuſchauen, haben wir keine Sinne; wir ſtehen von außen und müſſen bemerken. Mit je ſcharfſinnigerm, ſtille:

lerem Blick wir dies thun: deſto mehr offenbaret ſich uns die lebendige Harmonie der Natur, in der jedes Ding das vollkommenſte Eins und doch Jedes mit Jedem ſo vielfach und mannichfaltig verwebt iſt. Die Kunſt ſchleicht dieſer Beobachtung der Natur nach und die neuere aufmerkſamere Naturlehre iſt ihre Schweſter. Sie beobachtet in jedem Dinge nur was es ſei? wie es ſich geſtalte? wie es leide und wirke? und hat über Pflanzen, Bäume, Mineralien, Thiere u. ſ. über ihre Entſtehung, ihr Wachsthum, ihre Blüthe und Abblüthe, über Krankheiten, Tod und Leben derſelben Schätze von Erfahrungen geſammlet, die uns bei jedem einzelnen Gegenſtande eine Welt von ſelbſt-beſtehender Harmonie, Güte und Weisheit zeigen. Hievon iſt aber jetzt nicht zu reden: man muß dies alles in ſchönen Frühlings- und Sommertagen lieber ſehen, als jetzt im dunkeln Abendgeſpräch davon hören. Worauf ich Sie aufmerkſam machen möchte, ſind die einfachen Ge-

ſetze,

ſetze, nach welchen alle lebendigen Kräfte der Natur ihre tauſendfältigen Organiſationen bewirken: denn alles was die höchſte Weisheit thut, muß höchſt-einfach ſeyn. Die Geſetze nämlich ſcheinen mir in drei Worten zu liegen, die im Grunde alle wieder nur Ein lebendiger Begriff ſind.

1. **Beharrung** d. i. innerer Beſtand jeglichen Weſens.

2. **Vereinigung** mit Gleichartigem und vom Entgegengeſetzten Scheidung.

3. **Verähnlichung** mit ſich und Abdruck ſeines Weſens in einem andern.

Wollen Sie mich darüber, damit ich Ihren Ausdruck brauche, Theano, auch ſtammeln hören: ſo ſteht Ihnen meine Rede zu Dienſt. Wir wenigſtens, Philolaus, ſetzen unſern Geſprächen über den Spinoza den Kranz auf: denn Sie wiſſen, daß er ſelbſt ſeine Moral auf dieſe Begriffe bauet.

Zuerſt alſo. **Jedes Weſen iſt, was es iſt** und hat vom Nichts weder einen Begriff, noch zu ihm Sehnſucht. Alle Vollkommenheit eines Dinges iſt ſeine **Wirklichkeit**; das Gefühl dieſer Wirklichkeit iſt der einwohnende Lohn ſeines Daſeyns, ſeine innige Freude. In der ſogenannten moraliſchen Welt, die auch eine Naturwelt iſt, hat Spinoza alle Leidenſchaften und Beſtrebungen der Menſchen auf dieſe innere Liebe zum Daſeyn und zur Beharrung in demſelben zurückzuführen geſucht; in der phyſiſchen Welt hat man den Erſcheinungen, die aus dieſem Naturgeſetz folgen, mancherlei zum Theil unwürdige Namen gegeben. Bald heißt es die Kraft der Trägheit, da jedes Ding bleibt, was es iſt und ohne Urſache ſich nicht verändert: bald heißt es, wiewohl in einem andern Betracht, die Kraft der Schwere, nach welchem jedes Ding ſeinen Schwerpunkt hat, worauf es ruhet. Trägheit und Schwere ſind eben ſowohl als ihre Gegnerin die Bewegung nur Erſcheinungen, da Raum und Körper ſelbſt nur Erſcheinungen ſind; das Wahre, Weſentliche in ihnen iſt Beharrung, Fortſetzung ſeines Daſeyns, aus welchem es ſich ſelbſt nicht ſtören kann noch mag. Daß jedes Ding nun nach einem Zuſtande der Beharrung ſtrebe, zeiget ſelbſt ſeine Geſtalt an und Sie werden, liebe Theano, als eine Naturzeichnerin ſich in der Form der Dinge manches erklären können, wenn Sie darauf merken. Wir wollen das leichteſte Beiſpiel aus dem Syſtem der Dinge nehmen, die mit der größeſten Gleichartigkeit die leichteſte Beweglichkeit verknüpfen und ſich alſo gleichſam eine Geſtalt wählen können. Wir nennen dies **flüßige Dinge.** Wohlan nun, Philolaus, alle flüßige Dinge, deren Theile gleichartig zu einander ohne Hinderniß wirken, welche Geſtalt nehmen ſie an?

Philolaus. Die Geſtalt eines Tropfens.

Theophron. Und warum eines Tropfens? Sollen wir etwa ein Tropfen-bildendes Principium in der Natur annehmen, das dieſe Geſtalt willkührlich liebe?

Philolaus. Mit nichten! Der Tropfe iſt eine Kugel; in einer Kugel treten um Einen Mittelpunkt alle Theile gleichartig in Harmonie und Ordnung. Die Kugel ruhet auf ſich ſelbſt: ihr Schwerpunkt iſt in der Mitte; ihre Geſtalt iſt alſo der ſchönſte Beharrungszuſtand gleichartiger Weſen, die um dieſen Mittelpunkt in Verbindung treten und mit gleichen Kräften einander das Gegengewicht leiſten. Nach nothwendigen Geſetzen der Harmonie und Ordnung wird alſo eine Welt im Tropfen.

Theophron. Mithin, lieber Philolaus, haben Sie in dem Geſetz, darnach ſich der Tropfe bildet, zugleich die Regel, nach welcher ſich unſre Erde, die Sonne und alle Himmelsſyſteme bildeten. Denn auch unſre Erde ging einſt aus dem flüßigen Zuſtande hervor und ſammlete ſich zum Tropfen. So die Sonne und jenes ganze Syſtem, in dem ſie mit anziehender Gewalt herrſchet, iſt ein größerer Tropfe. Alles ſenkt ſich in Radien herab und wird nur durch andre Kräfte im Umlauf erhalten; der Umlauf aller Planeten muß ſich alſo mehr oder minder dem Kreiſe nähern. Die Sonne in ihrem Syſtem bildet mit Millionen andrer Sonnen wiederum einen Kreis oder eine Ellipſe, nachdem ſie ſich um einen gemeinſchaftlichen Mittel- oder Brennpunkt bewegen, wie es die Milchſtraße zeigt, wie es jene Syſteme von Sonnen, die Nebelſterne, zeigen. Alleſammt lichte Tropfen aus dem Meer der Gottheit, die nach einwohnenden ewigen Geſetzen der Harmonie und Ordnung in ihrer Geſtalt und in ihrem Lauf ihren **Beharrungszuſtand** ſuchten und ihn fanden. Nicht anders als in der Geſtalt der Kugel und im Kreislauf, dem Produkt entgegengeſetzter Kräfte, konnten ſie ihn finden; nicht aus Willkühr, ſondern nach innern Geſetzen gleichartig-wirkender Kräfte in der Flüßigkeit, in der Kugelgeſtalt, in der elliptiſchen Kreisbewegung. Die kleine Thräne, Theano, die Sie des Morgens im Kelch einer Roſe finden, zeigt Ihnen das Geſetz, nach welchem ſich Erde, Sonnen und alle Sonnen, ja alle Weltſyſteme bildeten. Denn wenn wir unſrer Phantaſie den ungeheuern Flug verſtatten, ſich das ganze Weltall zu denken: ſo wird kein Rieſe daraus, ſondern eine Kugel, die auf ſich ſelbſt ruhet.

Theano. Ich danke Ihnen, Theophron, für die unermeßliche Ausſicht nach einem ſo einfachen, in ſich ſelbſt beſtehenden Naturgeſetz; aber kommen Sie zu unſrer Erde oder wenigſtens zu unſerm Sonnenſyſtem zurück: denn ich mag ſo hoch nicht fliegen. Sie ſprachen von einem zweiten Naturgeſetz, **daß ſich alles Gleichartige vereine und das Entgegengeſetzte ſcheide**; wollen Sie nicht davon Beiſpiele geben?

Theophron. Ich bleibe bei meinem flüßigen Tropfen. Sie kennen doch, Theano, den Stein des Haſſes und der Liebe in der Naturwelt?

Theano. Den Magnet meynen Sie.

Theophron. Ihn ſelbſt und obwohl ſeine Theorie noch ſehr im Dunkel liegt: ſo ſind doch die Erfahrungen mit ihm deſto offenbarer. Sie kennen alſo ſeine zwei Pole und deren freundliche oder feindliche Wirkung?

Theano. Ich kenne ſie und auch das iſt mir bekannt, daß es einen Punkt der größeſten Liebe und einen Punkt der völligen Gleichgültigkeit auf ſeiner Axe gebe.

Theophron. So wiſſen Sie alles, was ich zu meinem Beiſpiel brauche. Sehen Sie den Magnet als einen runden Tropfen an, in den ſich die magnetiſche Kraft ſo gleichartig und regelmäßig vertheilt hat, daß ihre entgegenſtehenden Enden den Nord- und Südpol machten. Ihnen iſt bekannt, daß Einer ohne den andern nicht entſtehen kann.

Theano. Ich weiß es und daß wenn man ſie verändert, man ſie beide verändere.

Theophron. Sie haben alſo am Magneten das ſchönſte Bild, von dem was Haß und Liebe in der Schöpfung ſei und ich bin gewiß, daß man bei mehreren und vielleicht bei allen Flüßigkeiten das Nämliche entdecken werde.

Philolaus. Und dies Nämliche iſt? —

Theophron. Daß wo ein Syſtem von gleichartigen Kräften eine Axe gewinne, ſie ſich um dieſelbe und um ihren Mittelpunkt ſo lagern, daß jedes Gleichartige zum gleichartigen Pol fließt und ſich von demſelben durch alle Grade der Zunahme bis zur Culmination, ſodann durch den Punkt der Gleichgültigkeit bis zum entgegengeſetzten Pol nach geometriſchen Geſetzen ordne. Jede Kugel würde auf dieſe Weiſe eine Zuſammenſetzung zweier Halbkugeln mit entgegengeſetzten Polen, ſo wie jede Ellipſe mit ihren beiden Brennpunkten; und die Geſetze dieſer

ſer Conſtruction lågen nach veſten Regeln in den Wirkungskråften des Syſtems, das ſich alſo bildete. So wenig es bei einer Kugel einen Nordpol ohne einen Sůdpol geben kann: ſo wenig kann es bei einem Syſtem von Kråften, das ſich regelmåßig bildet, eine Geſtalt geben, in der ſich nicht eben ſowohl das Freundſchaftliche und Feindſchaftliche trennete, mithin eben durch das Gegengewicht, das beide einander nach ab- und zunehmenden Graden des Zuſammenhanges leiſten, ein Ganzes bildete. Wahrſcheinlich kõnnte es kein Syſtem elektriſcher Kråfte in der Welt geben, wenn es nicht zwei einander entgegengeſetzte Elektricitåten gåbe, die man durch die Erfahrung auch wirklich gefunden hat. Ein Gleiches iſts mit der Wårme und Kålte: ein Gleiches wahrſcheinlich mit jedem Syſtem von Kråften, die nur durch das Mannichfaltige Einheit und durch das Entgegengeſetzte Zuſammenhang erhalten kõnnen. Die bemerkende Naturlehre, die noch ſo jung

iſt,

iſt, wird in dieſem allen einmal weit reichen, ſo daß ſie zuletzt jede blinde Willkühr aus der Welt verbannen wird, bei der alles aus einander fiele und im Grunde alle Geſetze der Natur aufhörten. Denn Sie müſſen mirs zugeſtehen, meine Freunde, wirkt der Magnet, die elektriſche Kraft, das Licht, die Wärme und Kälte, die Anziehung, die Schwere u. ſ. willkührlich; iſt das Dreieck kein Dreieck, der Cirkel kein Cirkel: ſo mögen wir nur alle Bemerkungen der Phyſik und Mathematik für Unſinn erklären und auf willkührliche Offenbarungen warten. Iſts aber gewiß, daß wir ſchon bei ſo vielen Kräften mathematiſch-genaue Naturgeſetze gefunden haben: wer wollte uns die Grenze ſetzen, wo ſie nicht mehr zu finden ſeyn, ſondern wo der blinde Wille Gottes anhübe? In der Schöpfung iſt Alles Zuſammenhang, Alles Ordnung; findet alſo irgendwo nur **Ein** Naturgeſetz in ihr ſtatt: ſo müſſen **allenthalben** Naturgeſetze walten oder die Schöpfung fällt wie ein Chaos aus einander.

Theano. Sie entfernen ſich aber, m. Fr., vom Geſetz des Haſſes und der Liebe, wo nach Ihrem Syſtem Eins nicht ohne das andre ſeyn kann.

Theophron. Weil alles in der Welt daiſt, was ſeyn kann: ſo muß auch das Entgegengeſetzte daſeyn und ein Geſetz der höchſten Weisheit muß eben aus dieſem Entgegengeſetzten, aus dem Nord- und Südpol allenthalben ein Syſtem bilden. In jedem Kreiſe der Natur iſt die Tafel der zwei und dreiſſig Winde, in jeder Linie eines Sonnenſtrals die ganze Farbenpyramide da und es kommt nur darauf an, welcher Wind jetzt und dann wehe, welche Farbe hie oder da erſcheine. Sobald aus dem Flüſſigen das Veſte hervortritt, kryſtalliſirt und bildet ſich alles nach innern Geſetzen, die in dieſem Syſtem wirkender Kräfte lagen. Alles ziehet ſich an oder ſtößt zurück oder bleibt gleichgültig gegen einander und die Axe dieſer wirkenden Kräfte geht zuſammenhangend durch alle

Grade. Der Chymiker veranſtaltet nichts als Hochzeiten und Trennungen; die Natur auf eine viel reichere, innigere Weiſe. Alles ſucht und findet ſich, was ſich einander liebet und die Naturlehre ſelbſt hat nicht umhin gekonnt, den Ausdruck einer **Wahl-Anziehung** bei den Verbindungen ihrer Körper anzunehmen; was einander entgegengeſetzt iſt, entfernt ſich von einander und kommt nur durch den Punkt der Gleichgültigkeit zuſammen. Oft wechſeln die Kräfte raſch: ganze Syſteme verhalten ſich anders, als einzelne Kräfte des Syſtems unter einander: Haß kann Liebe, Liebe kann Haß werden; alles aus Einem und demſelben Grunde, da Jedes Syſtem nämlich **in ſich ſelbſt Beharrung ſucht und darnach ſeine Kräfte ordnet.** Sie ſehen, wie behutſam man alſo bei jenen Analogieen äußerer Erſcheinungen ſeyn muß, indem man nicht ſogleich berechtigt iſt, den Magnetismus z. B. und die Elektricität für Eins zu halten, weil man bei ihnen einige ähnliche Geſetze findet. Die Syſteme von Kräften können ſehr verſchieden von einander ſeyn und doch nach Einerlei Geſetzen wirken, weil in der Natur zuletzt Alles zuſammenhangen muß und nur Ein Hauptgeſetz ſeyn kann, nach welchem ſich auch die verſchiedenſten Kräfte ordnen.

Theano. Ihr Geſetz der Beharrung, des Haſſes und der Liebe kommt meinem Bedünken nach dieſem Hauptgeſetz ſehr nahe: denn ohngeachtet aller zahlloſen Verſchiedenheiten und entgegengeſetzten Erſcheinungen in der Natur erſcheint es allenthalben. Ich möchte einige Augenblicke ein höherer Geiſt ſeyn, um dieſe große Werkſtäte in ihrem Innern zu betrachten.

Theophron. Wünſchen Sie das nicht, Theano. Der Zuſchauer von außen hat es vielleicht beſſer, wenigſtens angenehmer als ein Zuſchauer von innen, der doch auch nie das Ganze überſehen könnte. Der Zuſchauer vor

dem

dem Schauplatz ſteht bequemer, als der in der Couliſſe lauſchet. Die Erforſchung der Wahrheit hat den größeren Reitz; das Haben derſelben macht vielleicht ſatt und träge. Der Natur nachzugehen, ihre hohen Geſetze erſt zu ahnen, dann zu bemerken, zu prüfen, ſich darüber zu vergewiſſern, jetzt ſie tauſendfach beſtätigt zu finden und neu anzuwenden; allenthalben endlich dieſelbe weiſeſte Regel, dieſelbe heilige Nothwendigkeit wahrzunehmen, lieb zu gewinnen, ſich ſelbſt anzubilden; das eben macht den Werth eines Menſchenlebens. Denn gute Theano, ſind wir blos Zuſchauer; ſind wir nicht ſelbſt Schauſpieler, Mitwirker der Natur und ihre Nachahmer? Herrſchen im Reich der Menſchen nicht auch Haß und Liebe? und ſind beide zu Bildung des Ganzen nicht gleich nothwendig? Wer nicht haſſen kann, kann auch nicht lieben; nur er muß recht haſſen und recht lieben lernen. Es giebt auch einen Punkt der Gleichgültigkeit unter den Menſchen; dies iſt Gottlob aber in der ganzen magnetiſchen Axe nur Ein Punkt. *a*)

Philolaus. Jetzt muß ich Sie erinnern, Theophron, daß Sie uns noch Ihr drittes Stück des großen Naturgeſetzes ſchuldig ſind, nämlich, „**wie ſich die Weſen einander verähnlichen und in Abdrücken ihrer Art eine fortwährende Reihe bilden.**

Theano. Hier darf ich mich doch nicht entfernen, Theophron?

Theophron. Um aller Grazien willen nicht, Theano, da wir von dem heiligſten und gewiß einem göttlichen Geſetz reden. Alles was ſich liebt, verähnlichet ſich einander. Wie zwo Farben zuſammenſtralen, daß eine mittlere dritte werde, ſo werden auf eine wunderbare Weiſe ſchon durch das Theilnehmende Beiſammenſeyn menſchliche Gemüther, ja ſogar Gebehrden und Geſichtszüge, die feinſten Uebergänge der Denkart

art

---

a) Von der Analogie dieſer Beiſpiele ſoll anderswo geredet werden.

art und Handlungsweiſe einander ähnlich. Der Wahnſinn, Krankheiten, die Schwärmerei, die Furcht und alle Affecten ſind anſteckende Uebel; nicht durch das was in ihnen Uebel oder ein Nichts iſt, ſondern durch die Stärke ihrer wirkenden Kräfte; wie dann ſollte ſich nicht die Wirkung regelmäßiger Kräfte, d. i. Ordnung, Harmonie, Schönheit mit viel weſentlicherer Macht auf andere erſtrecken und ſich ihnen mittheilen? Nur dadurch ſahen wir Organiſationen werden, daß ſtärkere Kräfte die ſchwächern in ihr Reich ziehen und nach eingepflanzten Regeln einer nothwendigen Güte und Wahrheit ſie zu einer Geſtalt bilden. Alles Gute theilt ſich mit: es hat die Natur Gottes, der ſich nicht anders als mittheilen konnte; es hat auch ſeine unfehlbare Wirkung. Die Regeln der Schönheit z. B. dringen ſich uns auf, ſie ſtralen uns an: ſie gehen unvermerkt in uns über und eben dies iſt das Geheimniß der überall zuſammenhangenden, wirkenden, in ſich ſelbſt beſtehenden

den Schöpfung. Das freundſchaftliche Beiſammenſeyn menſchlicher Gemüther verähnlichet ſie einander ohne Gewalt, ohne Worte. Wie Leibnitz einen idealiſchen Einfluß der Monaden auf einander annahm: ſo möchte ich dieſen idealiſchen Einfluß zum geheimen Bande der Schöpfung machen, das wir bei denkenden, bei handelnden Weſen unwidertreiblich und unzerſtörbar bemerken. Verzweifle niemand an der Wirkung ſeines Daſeyns; je mehr Ordnung in demſelben iſt, je gleichförmiger den Geſetzen der Natur es handelt: deſto unfehlbarer iſt ſeine Wirkung. Es wirkt wie Gott allmächtig und kann nicht anders als ein Chaos um ſich her ordnen, Finſterniß vertreiben, damit Licht werde; es verähnlichet ſeiner ſchönen Geſtalt alles was mit ihm iſt, ja ſelbſt mehr oder minder, was ihm im Streit begegnet. a)

Thea-

---

a) S. über dieſe allgemeinen Naturgeſetze, inſonderheit über die Affinität und Verähnlichung der

der

Theano. Erquickende, ſchöne Wahrheit, Theophron! Sie führet ſchon dadurch das Siegel der Wahrheit mit ſich, daß ſie unſerm Herzen zuſpricht und tauſend Erfahrungen meines Lebens in mir aufrufft. Es liegt eine unnennbare Kraft in dem was Daſeyn eines Menſchen iſt, wie ſein handelndes ſtilles Beiſpiel wirket. Alles Gute in mir iſt auf dieſe Weiſe mein worden und Ihre Gedankenweiſe iſt mir eben deßwegen lieb, Theophron, da ſie mir allenthalben den All-Wirkſamen gegenwärtig macht, der durch das Daſeyn ſeiner Geſchöpfe ſelbſt in weſentlichen Regeln der Harmonie und Schönheit auf uns wirket. Jetzt fühle ichs, daß Alles Gott ähnlich werden ſoll, ja wenn ich ſo sagen darf, ihm ähnlich werden muß, was in ſeinem Reich lebet. Sein Weſen, ſeine Gedanken und Wirkungen dringen ſich uns auch wider unſern

---

der Weſen vortreffliche Anmerkungen in den Betrachtungen über das Univerſum, Erfurt 1777.

ſern Willen in tauſend und abermal tauſend Erweiſen ſeiner Ordnung, Güte und Schönheit als unwandelbare Regeln auf; wer nicht folgen will, muß folgen: denn alles ziehet ihn, er kann der allgewaltigen Kette nicht entweichen. Wohl dem, der willig folgt: er hat den ſüßen täuſchenden Lohn in ſich, daß er ſich ſelbſt bildete, obwohl ihn Gott unabläßig bildet. Indem er mit Vernunft gehorcht und mit Liebe dient: ſo präget ſich ihm aus allen Geſchöpfen und Begebenheiten das Gepräge der Gottheit auf: er wird vernünftig, gütig, ordentlich, glücklich; er wird Gott ähnlich. — Aber laſſen Sie uns zur phyſiſchen Haushaltung zurückkehren. Iſt nicht ein Zwang darinn, daß Eine Kraft die andre überwältigt, ſie an ſich zieht und mit ihrer Natur vereinigt? Wenn ich bemerke, daß alles Leben der Geſchöpfe auf der Zerſtörung andrer Gattungen ruhe, daß der Menſch von Thieren, Thiere von einander oder auch nur von Pflanzen und Früchten leben: ſo ſehe ich freilich Organiſationen, die ſich bilden, aber die zugleich andre zerſtören, d. i. Mord und Tod in der Schöpfung. Iſt nicht ein Gräschen, eine Blume, eine Frucht des Baums, endlich ein Thier, das dem andern zur Speiſe wird, eine ſo ſchöne Organiſation, als die Organiſation deſſen iſt, der es zerſtörend in ſich verwandelt? Vertreiben Sie mir dieſe Wolke, Theophron, die ſich mir wie ein Schleier vors Angeſicht der Sonne ziehet, die mir aus jedem Geſchöpf ſtralte.

Theophron. Sie wird fliehen, Theano, wenn Sie bemerken, daß ohne dieſen ſcheinbaren Tod in der Schöpfung alles **wahrer Tod**, d. i. eine träge Ruhe, ein ödes Schattenreich wäre, in welchem alles wahre, wirkſame Daſeyn erſtürbe. Eben jetzt ſprachen Sie wie eine Schülerin des Plato; haben Sie in Ihrem Lehrer nicht gefunden, daß in dem Veränderlichen **Alles** Veränderung, daß auf dem Flügel der Zeit **Alles** Fortgang, Eile, Wanderung ſei?

Hem=

Hemmen Sie nun Ein Rad in der Schöpfung und alle Räder ſtehen ſtille: laſſen Sie Einen Punkt deſſen was wir Materie nennen, träge und todt ſeyn; ſo iſt Tod allenthalben. Sie ſind, Philolaus, doch nicht des unphiloſophiſchen Wahns, daß es z. B. Einen abſolut-harten Körper in der Natur gebe?

Philolaus. Wie könnte ichs ſeyn? An ihm würde alle Bewegung zu Schanden und ſo unendlich klein er wäre, hemmte er die Räder der ganzen Schöpfung.

Theano. Wohlan alſo, wenn es keine abſolute Ruhe, keine völlige Undurchdringlichkeit, Härte, Träge geben kann, die ein Alles-entkräftendes Nichts, mithin ein Widerſpruch wäre; ſo müſſen wir uns ſchon, meine Freunde, mit unſern Gedanken auf den Strom des Plato wagen, wo alles Veränderliche eine Welle, wo alles Zeitliche ein Traum iſt. Sie erſchrecken, Theano? Fürchten Sie nicht: es iſt die

Welle eines Stroms, der ſelbſt ganz **Daſeyn** iſt, der Traum einer ſelbſtſtändigen, weſentlichen **Wahrheit.** Der Ewige, der in Erſcheinungen der Zeit, der Untheilbare, der in Geſtalten des Raums ſichtbar werden wollte, konnte nicht anders als jeder Geſtalt das kürzeſte und zugleich das längſte Daſeyn geben, das nach dem Bilde des Raums und der Zeit ihre Erſcheinung fodert. Alles was erſcheint, muß verſchwinden; es verſchwindet ſobald es kann, es bleibt aber auch ſo lange es kann; hier wie allenthalben fallen die beiden Extreme zuſammen und ſind eigentlich Eins und daſſelbe. Jedes beſchränkte Weſen bringt als Erſcheinung den Keim der Zerſtörung ſchon mit ſich: mit unaufhaltbarem Schritt eilt es zur größten Höhe hinauf, damit es hinunter eile und unſern Sinnen das Kleinſte werde. Sie bemerken, daß dieſes ſchon in der Geſtalt der Linie liegt, die ich hier zeichne.

Theano. Traurige Bemerkung! —

Theophron. Sehen Sie die Blume an, wie ſie zu ihrer Blüthe eilet. Sie ziehet den Saft, die Luft, das Licht, alle Elemente an ſich und arbeitet ſie aus, damit ſie wachſe, Lebensſaft bereite und eine Blüthe zeige; die Blüthe iſt da und ſie verſchwindet. Sie hat alle ihre Kraft, ihre Liebe und ihr Leben daran gewandt, damit ſie Mutter werde, damit ſie Bilder ihrer ſelbſt zurücklaſſe und ihr kräftiges Daſeyn vermehrend fortpflanze. Nun aber iſt auch ihre Erſcheinung hin: ſie hat ſolche im Raſtloſen Dienſt der Natur verzehret und man kann ſagen, daß ſie vom Anfange ihres Lebens an auf ihre Zerſtörung gearbeitet habe. Was iſt aber in ihr zerſtört, als eine Erſcheinung, die ſich nicht länger halten konnte, die, da ſie den höchſten Punkt der Linie erreicht hatte, in welchem eben die Geſtalt und das Maas ihrer Schönheit lag, wieder hinabwärts eilte. Dies that ſie nicht etwa, welches ein trauriges Bild wäre, jüngern lebendigen Erſcheinungen als eine jetzt todte Platz zu machen; als eine Lebendige vielmehr brachte ſie mit aller Freude des Daſeyns das Daſeyn derſelben hervor und überließ es in einem Keim der weiſeſten ſchönſten Geſtalt dem ewigblühenden Garten der Zeit, in welchem auch ſie blühet. Denn ſie ſelbſt iſt mit dieſer Erſcheinung nicht geſtorben; die Kraft ihrer Wurzel dauret fort; aus ihrem Winterſchlaf wird ſie wieder erwachen und aufſtehn in neuer Frühlings- und Jugendſchöne, die Töchter ihres Daſeyns, die jetzt ihre Freundinnen und Schweſtern ſind, an ihrer jungfräulichen, holden Seite. Es iſt alſo kein Tod in der Schöpfung; er iſt ein *Hinwegeilen deſſen, was nicht bleiben kann, d. i. Wirkung einer ewig-jungen, Raſtloſen, daurenden Kraft*, die ihrer Natur nach keinen Augenblick müßig ſeyn, ſtille ſtehn, unthätig bleiben konnte; immer und immer arbeitet ſie auf die reichſte, ſchönſte Weiſe zu ihrem und zu ſo viel andrer Daſeyn, als ſie Daſeyn hervorzu-

brin-

bringen, mitzutheilen vermochte. In einer Welt, wo ſich alles verwandelt, iſt jede Kraft in ewiger Wirkung, mithin in ewiger Verwandlung ihrer Organen: denn dieſe Verwandlung ſelbſt iſt eben der Ausdruck ihrer unzerſtörbaren Wirkſamkeit voll Weisheit, Güte und Schönheit. So lange die Blume lebte, arbeitete ſie zu ihrem eigenen Flor, wie zur Vervielfältigung ihres Daſeyns; ſie ward eine Schöpferin durch eigne organiſche Kräfte, das Höchſte, was ein Geſchöpf werden kann. Als ſie ſtarb, entzog ſie der Welt eine verlebte Erſcheinung: die innere lebendige Kraft, die ſie trug und hervorbrachte, zog ſich in ſich ſelbſt zurück, um ſich abermals in junger Schönheit der Welt zu zeigen. Können Sie ſich ein ſchöneres Geſetz der Weisheit und Güte in dem was Veränderung heißt, gedenken, Theano, als das ſich alles zum neuen Leben, zu neuer Jugendkraft und Schönheit im raſcheſten Lauf dränge und daher jeden Augenblick verwandle?

Theano. Ich ſehe einen ſchönen Schimmer, Theophron; aber die Morgenröthe ſehe ich noch nicht.

Theophron. Gedenken Sie ſich nun alle Naturkräfte in dieſer raſtloſen Arbeit, in dieſer Eile zur Verwandlung auf dem Flügel der Zeit. Kein Theilchen eines Blattes kann einen Augenblick müßig ſeyn, oder es wäre Tod in der Schöpfung. Es zieht an, es ſtößet hinweg und dunſtet aus; darum, Theano, iſt das Blatt mit ſeinen beiden Seiten ſo verſchieden gebildet: immer und ewig wechſeln die ihm einwohnenden Kräfte ihre organiſchen Kleider. Leben iſt alſo Bewegung, Wirkung; *Wirkung einer innigen Kraft, mit dem tiefſten Genuß und Beſtreben einer Beharrung verbunden.* Und da im Reich der Veränderung nichts unverändert bleiben kann und doch Alles ſein Daſeyn erhalten will und muß: ſo iſt alles in dieſer raſtloſen Bewegung, in dieſer ewigen

Palin-

Palingeneſie, damit es immer daure und ewigjung erſcheine.

Theano. Ob dieſe Verwandlung aber auch Fortrückung wäre?

Theophron. Geſetzt, ſie wäre dies auch nicht; ſie wäre aber das einzige Mittel, dem Tode und einem ewigen Tode zu entgehen d. i. ſie erhielte unſre lebendige Kraft in fortdaurender Wirkung, in inniggefühltem Daſeyn: ſo wäre ſie ſchon eine ſo wünſchenswerthe Wohlthat, als ein ewiges Leben vor einem ewigen Tode wünſchenswerth iſt. Nun aber, Theano, können Sie ſich wohl ein fortgeſetztes Leben, eine immerhin fortwirkende Kraft ohne Fortwirkung d. i. einen Fortgang ohne Fortgang denken?

Theano. Es ſcheint ein Widerſpruch.

Theophron. Und iſt einer. Zwar muß jede Kraft, die im Raum und in der Zeit Erſcheinungen annimmt, die Schranken behalten,

die

die ihr eben Raum und Zeit geben. Mit jeder Wirkung aber macht ſie ihre folgende Wirkung leichter und da ſie dies nicht anders als nach eingepflanzten innern Regeln der Harmonie, Weisheit und Güte thun kann, die ſich, wie Sie eben ſelbſt behauptet haben, jedem Geſchöpf liebreich aufdringet, einprägt und ihm bei jeder ſeiner Wirkungen beiſteht: ſo ſehen Sie allenthalben ein **Fortrücken aus dem Chaos zur Ordnung, eine innige Vermehrung und Verſchönerung** der Kräfte in neu-erweiterten Schranken nach immer mehr beobachteten Regeln der Harmonie und Ordnung. Jeder blinden Kraft dringet ſich Licht, jeder Regelloſen Macht Vernunft und Güte auf: keine ihrer Uebungen, keine Wirkung in der Schöpfung war vergebens. **Es muß alſo Fortgang ſeyn im Reiche Gottes, da in ihm kein Stillſtand, noch weniger ein Rückgang ſeyn kann.** Uebrigens darf unſer Auge ſich an den Geſtalten des Todes nicht

ſtoßen:

ſtoßen: denn iſt kein Tod in der Schöpfung, ſo giebt es auch keine Geſtalt des Todes. Heiße dieſe Verweſung, Nahrung, Zermalmung; ſie iſt Uebergang zur neuen jungen Organiſation, das Einſpinnen der alten abgelebten Raupe, damit ſie als ein neues Geſchöpf erſcheine. Sind Sie befriedigt, Theano?

Theano. Ich bins und verlaſſe mich auf die weiſeſte, höchſte Güte, die mich hieher brachte, mir ohne mein Verdienſt ſo viele Kräfte, gewiß nicht umſonſt, gab und mich mit tauſend Kräften voll Liebe und Güte umringt, meinen Verſtand, mein Herz, meine Handlungen nach Einer ewigen Regel nothwendiger, in ſich ſelbſt gegründeter Weisheit und Güte zu ordnen. — Aber Philolaus, Sie ſchweigen und laſſen mich, die ſchweigen ſollte und wollte, reden. Sie vergeſſen ſelbſt Ihre Schreibtafel.

Philolaus. Ich will nachholen und ſogleich eine Reihe Folgen hinzuſetzen, die aus

Theophrons Syſtem einer in ſich ſelbſt nothwendigen Wahrheit und Güte mir unwiderſprechlich zu folgen ſcheinen. Beim zweiten Satz bin ich ſtehen geblieben; alſo:

III. Alle Kräfte der Natur wirken organiſch. Jede Organiſation iſt nichts als ein Syſtem lebendiger Kräfte, die nach ewigen Regeln der Weisheit, Güte und Schönheit einer Hauptkraft dienen.

IV. Die Geſetze, nach denen dieſe herrſcht, jene dienen, ſind: innerer Beſtand eines jeglichen Weſens, Vereinigung mit Gleichartigem und vom Entgegengeſetzten Scheidung, endlich Verähnlichung mit ſich ſelbſt und Abdruck ſeines Weſens in einem andern. Sie ſind Wirkungen, dadurch ſich die Gottheit ſelbſt offenbart hat und keine andre, keine höhere ſind denkbar.

V. **Kein Tod iſt in der Schöpfung, ſondern Verwandlung;** Verwandlung nach dem weiſeſten beſten Geſetz der Nothwendigkeit, nach welchem jede Kraft im Reich der Veränderungen ſich immer neu, immer wirkend erhalten will und alſo durch Anziehen und Abſtoßen, durch Freundſchaft und Feindſchaft ihr organiſches Gewand unaufhörlich ändert.

VI. **Keine Ruhe iſt in der Schöpfung:** denn eine müßige Ruhe wäre Tod. Jede lebendige Kraft wirket und wirkt fort: mit jeder Fortwirkung alſo ſchreitet ſie weiter und arbeitet ſich aus, nach innern ewigen Regeln der Weisheit und Güte, die auf ſie dringen, die in ihr liegen.

VII. **Je mehr ſie ſich ausarbeitet, deſto mehr wirket ſie auch auf andre,** erweitert ihre Schranken, organiſirt und prägt auf ſie das Bild der Güte und Schönheit, das in ihr wohnet. In der ganzen Natur alſo herrſcht Ein nothwendiges Geſetz, **daß aus dem Chaos Ordnung, aus ſchlafenden Fähigkeiten thätige Kräfte werden.** Die Wirkung dieſes Geſetzes iſt unaufhaltbar.

VIII. **Im Reich Gottes exiſtirt alſo nichts Böſes, das Wirklichkeit wäre.** Alles Böſe iſt ein Nichts; wir nennen aber Uebel, was **Schranke**, oder **Gegenſatz**, oder **Uebergang** iſt und keins von dreien verdient dieſen Namen.

Ich dürfte, Theophron, mit Ihnen über dieſen Punkt zu ſprechen; eine Theodicee der weiſen Nothwendigkeit iſt in meinen Gedanken.

IX. So wie aber die Schranken zum Maas jeder Exiſtenz im Raum und in der Zeit gehören und im Reich Gottes, wo Alles daiſt, auch das Entgegengeſetzte daſeyn muß: ſo gehöret es mit zur höchſten Güte dieſes Reichs, daß das Entgegengeſetzte ſelbſt ſich einander helfe und fördre: denn nur durch die Vereinigung beider wird eine Welt in jeder Subſtanz, d. i. ein beſtehendes ganzes Daſeyn, vollſtändig an Güte ſo wie an Schönheit.

X. Auch die Fehler der Menſchen ſind einem verſtändigen Geiſt gut: denn ſie müſſen ſich ihm bald als Fehler zeigen und helfen ihm alſo, wie Contraſte, zu mehrerem Licht, zu reinerer Güte und Wahrheit. Und auch dies Alles nicht als Willkühr, ſondern nach ewigen Geſetzen der Vernunft, Ordnung und Güte.

Sind Sie mit meinen Folgerungen zufrieden, Theophron?

Theophron. Völlig. Ihr ſcharfſinniger Geiſt eilet mir immer voran, Philolaus;

wie ein edles Roß, dem man nur die Rennbahn öfnen darf und es fliegt zum Ziele. Ich danke dem Schatten des Spinoza, daß er mir ſo angenehme Stunden des Geſprächs mit Ihnen verſchafft hat: denn mir kommt die Gelegenheit, über Materien dieſer Art zu reden, ſelten und doch erheben ſie den Geiſt ſo einzig und bilden ihn zur hellen, ſcharfen, einzigen, nothwendigen Wahrheit. Noch gewähren mir dieſe Geſpräche mit Ihnen ein zweites Vergnügen, daß ſie mir nämlich Ideen der Jugend zurückbringen, mit denen ich im Schooße **Leibnitz**, **Shaftesburi** und **Plato** manche ſüße Stunde gewiß mehr als verträumte.

Theano. Um ſo lieber wäre es mir, Theophron, wenn Sie etwas Zuſammenhangendes hierüber aufzeichneten. Ein Geſpräch verfliegt und auch einem geſchriebenen Geſpräch über Materien dieſer Art ſcheint immer etwas zu fehlen. Man wird fortgezogen und iſt am Ende

ehe

ehe mans dachte; man fühlt aber immer einen Trieb, zurückzukehren.

Theophron. So kehre man zurück, Theano, bis das Geſpräch uns gleichſam ſelbſt aus der Seele fließt. Bei manchen ſeiner Nachtheile hat es doch das Gute, daß es uns vor dem Auswendiglernen bewahrt und wahre Philoſophie muß nie auswendig gelernt werden.

Theano. Die Regel möchte ich meinem Bruder wünſchen. Er iſt ſeit einiger Zeit mit einer Philoſophie befangen, die ihm und auch mir den Kopf verwirret, ſobald er davon redet. Ich wünſchte, Theophron, daß Sie den Spinoza, Des-Cartes, Leibnitz und wer es ſonſt ſei, wegließen und blos Ihre Gedanken aufſchrieben.

Theophron. Ich halte mich gern an Fußtapfen, die vor mir ſind, Theano; es fehlet mir auch noch viel, ein Werk entwerfen zu können, auf welches die nothwendige, ewige Wahrheit ſelbſt ihr Siegel drückte.

Philos. Noviss. 2387.

Verſtand und Erfahrung.

Eine

Metakritik

zur

Kritik der reinen Vernunft

von

J. G. Herder.

Erſter Theil.

Leipzig, 1799.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

[illegible]

Auf ſeiner Reiſe ins Thal der akademiſchen Weisheit entſchlief vorm Eingang deſſelben ein ermatteter Jüngling. Der allenthalben umherziehende, ſpähende Gedanke, Hugo, *) (ſo erzählt die alte nordiſche Chronik) trat im Traum vor ihn, und als er die redliche Geſichtsbildung des Jünglings er-

---

*) Hug, Hugo, Hugr hieß in der nordiſchen Sprache der Gedanke, der innere Sinn, die Neigung. Er zog umher, allenthalben ſpähend, leicht wie ein Gedanke. Hugſa, Hagſa heißt denken, geheim ausſinnen, im Schilde führen.

ſah; (die Wünſche ſeiner Eltern umſchwebten ihn) ſprach der vielerfahrne Wandersmann alſo: „Du ſteigſt, o Jüngling, in ein Thal, wo dir nebſt vielen Reizen und Verführungen, die beſte und Gefahrvolleſte Göttergabe, der Baum der Erkenntniß bevorſteht. Er prangt in einem Dornengehege mit lockenden, bitterſüßen Früchten. Vernimm von mir, dem Wanderer Hugo, drei kurze Worte, und grabe ſie dir wie Runen in dein Gedächtniß:

Zuerſt. Lerne kennen, ehe du entſcheideſt. Ohne Gegenſtände grübelt man in einer holen Nuß, und füllet ſie mit Spinnweb, oder höle ſie weiter zu Staub aus. Ich ziehe umher und ſpähe; deßhalb nennt man mich den ſinnenden Wanderer Hugo.

Zweitens. Verſtehe was du höreſt. Verſtand kommt dir nicht zu; er wohnet in dir. Du kenneſt Odins

Spruch: „das Herz allein weiß, was im Herzen iſt; der Verſtand ſelbſt iſts, der erräth und faßt, was der Verſtand ſaget.“ Ohne ihn ſprechen zu dir keine Runen, ſoviel Weisheit ſie auch enthalten mögen. Deinen Verſtand zu üben, lerne: denn Lernen iſt Uebung. Vermochte ein andrer zu denken, warum nicht du? Und kannſt du einem andern anders nachdenken, als mittelſt deiner eignen Gedanken und Worte? Wider ihren Willen ſind alle Selbſtdenker Deſpoten; ſie drängen, was ſie dachten, mit Macht auf. Auch das drängen ſie auf, was ihre eigenſte Gedankenweiſe, Trümmer der Zeit, in welcher ſie zu dieſer Gedankenweiſe ſtrebten, kurz ein Angehänge iſt, das dir als dein Eigenthum zu tragen nicht ziemet. Wie du dein Geſicht vor fremden Gebehrden bewahreſt, ſo halte deinen Mund von nachſprechenden Worten rein. Verſtehe, was du höreſt.

Drittens. Dir ſelbſt lerne, keinem andern. Höreſt du um ein Pult, von welchem Jahre hin ein lauter Vortrag geſchah, dem niemand einreden durfte, Wortgeiſter ziſchen, poltern, ja dem Lehrer ſelbſt gebieten, daß er ſage, was er nicht ſagen wollte, blos weil er ſich an dieſe Wortſchälle, die er umherwälzt, gewöhnte; ſieheſt du Schatten, ſeine alten Jugendfreunde daherſchleichen, die er unbeſehen aufnimmt und einführet; (leicht erkenneſt du ſie in den Worten, die unverſehens wiederkommen, und die er am liebſten brauchet;) für dieſen hüte dich am meiſten. Ihm mögen ſie zuläſſig ſeyn; was ſollen ſie aber, wenn du in deine Welt zurückkehreſt, Dir? Was würden die Deinigen, was deine Geſchäfte ſagen, wenn du mit einem Gewande ſolcher Art bekleidet, begleitet von dieſen Larven, vor ihnen erſchieneſt? Denke, daß du dies Thal verlaſlaſſen mußt, daß du dir ſelbſt, deiner künftigen Beſtimmung, der Welt lerneſt. Es iſt eine Welt mein Sohn, die du weder erſchaffen haſt, noch erſchaffen kannſt und ſollſt; lerne ſie kennen, werde ihr brauchbar.“ Er legte den Finger an des Jünglings Stirn, blickte ihn väterlich an und wanderte weiter.

Im nämlichen Augenblick trat eine Unholdinn vor den Schlafenden, Hägſa, *) die bekannte Zauberinn, die ſich

---

*) Schwerlich hat das Wort Hexe den Urſprung, den ihr die kritiſche Philoſophie (Anthropol. S. 42.) alſo anweiſet: „das jetzt deutſchgewordene Wort Hexe kommt von den Anfangsworten der Meßformel bei Einweihung der Hoſtie her, welche der Gläubige mit leiblichen Augen als eine kleine Scheibe Brod ſieht, nach Ausſprechung derſelben aber mit geiſtigen Augen als den Leib eines Menſchen zu ſehen verbunden wird.“ Nach mehreren Dialekten der nordiſchen Spra-

Weib des ſinnenden Hugo nennt, obgleich ſeine böſeſte Feindin. Dreimal bezeichnete ſie ihn mit ſchnellen Wor-

---

che kommt der zum Scheuwort geſtaltete Name wie das edelgebliebene Hugh, Hugo, wahrſcheinlich von hegen her, d. i. im Sinn führen, in Gedanken hegen. Böſen Gedanken, einem böſen Blick und Wort ſchrieb man die Incantation zu, die Macht im Stillen zu behexen, d. i. durch böſen Sinn heimlich zu ſchaden, ſo wie die Hexerei auch von jeder Gehege, d. i. umſchloſſenen Kreis, Zaubercirkel mit einer geheimen Sinnesverſendung liebte. Oder es kommt von der Schnelligkeit her, die man dieſen Künſtlerinnen zuſchrieb: denn Hag, Häg, Hägr heißt ein gewandter, in Ausrichtung ſeines Werks geſchickter Künſtler. Der wahrſcheinliche Urſprung des Hocuspocus (eines viel neueren Worts) iſt ſeit Tillotſon bekannt. S. ſeinen Diſcourſe againſt Tranſſubſtantiation, Ihre Gloſſarium u. ſ.

ten: „dies für die Sinnenwelt! dies für den Verſtand! dies für die Vernunft!“ und ſprach weiter:

„Folge nicht dem Rath, den dir der Alte gab, munterer Jüngling, am mindſten ſeiner Schlußwarnung. Sein Rath fodert Mühe und Aufmerkſamkeit, in welcher er ſelbſt raſtlos umherwandert; ich fodere nichts, ich bringe dir Geſchenke. Hier nimm dies kleine Rohr; aus ihm bläſeſt du Formen; Formen der Sinnlichkeit und jedes möglichen Denkens vor allem Denken. Merk' auf! ich blaſe: Raum und Zeit, Kategorieen der abſoluten Nothwendigkeit, Poſtulate alles Denkens. Siehe, wie hoch ſie ſteigen, ſie transſcendiren. — Hier einen Kaſten voll ſchöner Bilder, den echten kritiſchen Idealismus. Stelle dein Lichtchen hinein; alle Gegenſtände der Welt werden nach deinem Willen erſcheinen; (dann ſei raſch und gieb ihnen Namen!)

bis ſie ſich zulezt in ein angenehm-beruhigendes Nordlicht auflöſen. Schau auf, ich zünde das Licht an. — „Soſort erſchienen Geſichte auf Geſichte; die raſche Geſezgebung der Natur nannte und nannte.“ Nun ſiehe, ſprach ſie, das wahre Bild der Vernunft, ein mit ſich ſelbſt kämpfendes Nordlicht. Siehſt du die Speere, die Spieſſe, die gegen einander rennen, verſchwinden, und ſich neu verwandeln? Sie ſind das Regulativ der Vernunft, aus einen Brennpunkt der Imagination entſpringend, auf einen Brennpunkt der Imagination jenſeit aller Grenzen des menſchlichen Wiſſens, die abſolute Vollſtändigkeit, hinſpielend. Erleuchte dies Käſtchen für die Geweihten; ihr Grauen vor der Dunkelheit wird ſich zulezt in ein angenehmes Staunen über den Imaginations-Brennpunkt der abſoluten Allheit jenſeit aller Grenzen der menſchlichen Vernunft ſanft verlieren. So weit warf noch niemand Geſchoß und Pfeile; ſeitdem aber der Weg offen iſt, (es iſt jetzt der einzig-offne Weg) ſchwingt jeder Zaunkönig ſich mit allgültiger Vollmacht der abſoluten Welt- und Wortallheit entgegen, überfliegend bei weitem den Erfinder des Weges. — Hier ein drittes ſchönes Geſchenk, die vierfachgeflochtne Diſciplinargeißel für die reine Vernunft: denn dieſe iſt ohne allen Kanon. Durch ſie, (gegen andre, nicht gegen dich geſchwungen; denn du magſt allgültige Dogmen und Hypotheſen vortragen, ſo viel du willſt!) durch ſie wirſt du furchtbar. — Und dann das prächtigſte von allem, den Plan und Riß zur Architektonik alles künftigen möglichen Erkennens und Wiſſens aller menſchlichen Seelenkräfte. Umfang, Grund, Höhe, alles iſt gezeichnet; keine Linie, keinen

Zoll können ſie weiter. Schau auf.“ Und es erſchien die glänzendſte Fata Morgana. Zerbrochne Säulen, umgekehrte Häuſer, Paläſte und Schiffe, zerriſſene, ſchwebende Brücken, Geſtalten aus dem Palaſt Palagonia; der Jüngling fuhr zuſammen im Traum, voll widernden Schauers. „Das ſind, ſprach Hägſa, die älteren philoſophiſchen Syſteme, wie man ſie kritiſch vorſtellt und auch du vorſtellen mußt; es macht Eindruck. Nun ſiehe weiter:“ — Und es erſchien die ganze neue Architektonik. (Hier fehlen der Chronik Blätter, bis Hägſa fortfährt:) „Jetzt noch mit meinem Feenkuß ein kleines niedliches Andenken, ein Meſſer zum Zerſpalten, voll magiſcher Kraft! Was je eine Feder ſchrieb, nicht etwa nur Worte; Sylben, Buchſtaben, Spinnengewebe möglich-unmöglicher, unmöglich möglicher Gedanken kannſt du mit ihm zertrennen, zerſchneiden; ja du mußt. Ganz iſt jede Sache nur für den gemeinen Verſtand: erſt muß das philoſophiſche Meſſer a priori ſein Werk thun, damit man aus bloßen Begriffen urtheile, wenn dem kritiſchen Idealiſten Einerſeits das Dingloſe Ding, Anderntheils das Alldingvolle Unding erſcheinen ſoll. *) Doch du begreifſt dieſe Geheimniſſe noch nicht, ſchlafender Jüngling; ich ſcheide, und bleibe doch bei dir. Meine Jungfrauen werden meine Stelle vertreten." Ein Wink, und ſie erſchienen. Ungemüth, die ſtolze,

---

*) „Meißel und Schlägel können ganz wohl dazu dienen, ein Stück Zimmerholz zu bearbeiten, aber zum Kupferſtechen muß man die Radiernadel brauchen. So ſind geſunder Verſtand ſowohl als ſpeculativer, beide, aber jeder in ſeiner Art brauchbar; jener wenn es auf Urtheile ankommt, die in der Erfahrung ihre unmittelbare Anwendung finden; dieſer aber wo

Modeſucht, die begeiſterte, und ihre jüngſte, gewandteſte Schweſter, die Kabale erhoben tanzend ſich in die Lüfte. Solch einen Zaubertanz ſah niemand: denn was wir (ſagt der Chronikſchreiber) ſeit verſchiedenen Jahren laſen, ſind nur grobe Stellungen dieſes Tanzes. „Schaue, ſprach Hägſa, dieſe Huldinnen; ſie werden dich zu einem Hauſe führen, woher dein Ruhm, der Ruhm ſelbſt deiner ungebohrnen Säuglinge, erſchallen wird in alle Winde. Es heißt das Buchſtabenhaus, von den hohen Aſen die Ru-

---

im Allgemeinen aus bloſen Begriffen geurtheilt werden ſoll.“ S. Prolegomena S. 12. 13. Und gegen wen wird dies geſagt? Gegen Reid und Beattie; ſie ſollen den Meiſſel und Schlägel gebraucht haben; hoffentlich iſt in der nachfolgenden Metakritik auch die Radiernadel angewandt und kann noch ſchärfer gebraucht werden.

nenburg genannt, wo alle meine Lieblinge abſteigen. Gedenke meiner.“ Hier verſchwand Häaſa.

Was der erwachende Jüngling gethan habe, wird der Vorrede vor der Metakritik zur Kritik der Urtheilskraft, d. i. zur Kritik der kritiſchen Kraft anvertrauet werden. Jetzt ſind wir nur noch bei einer Vorrede zur Metakritik der Vernunftkritik, d. i. des Kriteriums aller Kritik, ohne Kriterium, ohne Kanon und Regel.

Metakritik alſo; der Name erkläret ſich ſelbſt. „Der kritiſche Weg iſt allein noch offen,“ und vor Ablauf des Jahrhunderts, wo alles geendet ſeyn muß, ſoll jeder dazu das Seinige beitragen, ſagt der Verfaſſer der Vernunftkritik ſelbſt. *)

---

*) Kritik der reinen Vernunft. S. 884. Zweite Auflage.

Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft; von einem Buch iſt alſo die Rede, von keinem Verfaſſer. Noch weniger von eines Verfaſſers Gaben und Abſicht; ſondern von eines Buchs Inhalt und Wirkung. Wer dieſe Begriffe verwirrt, und den Verfaſſer zum Buch, das Buch zum Verfaſſer macht, weiß weder von reiner Vernunft, noch von Kritik und Metakritik etwas.

Auch ſoll und kann, dieſer Metakritik wegen, die Kritik der reinen Vernunft, der angenommene Codex der kritiſchen Schule, in keiner Zeile geändert werden: denn es iſt ein Denkmal der Zeit, ein Muſter kunſtreicher Buchſtabendichtung. Auch der Schreibart nach iſts, (nach mehrerer Erzkritiker entſcheidendem Ausſpruch) das höchſte Vorbild philoſophiſcher Ordnung und Kürze, Bündigkeit und Klarheit.

Die

Die aus der „Kritik der reinen Vernunft" der Metakritik eingerückten Stellen ſind alſo ihre nothdürftige Baſis. Mit Schrift unterſchieden mußten dieſe Stellen werden, damit niemand ſage, daß man dem Verfaſſer einen falſchen Verſtand andichte oder ihm ſeine Gedanken raube: denn hier ſpricht er ſelbſt und zwar im Zuſammenhange, ohne Zwiſchenrede. Den Kern ſeiner Schrift auszuheben, war der Metakritik größeſte Sorge.

Mit den bisherigen Commentatoren der kritiſchen Philoſophie hat ſich die Metakritik ganz unverworren gelaſſen, und faſt keinen davon hat ihr Verfaſſer geleſen. Seit länger als dreiſſig Jahren kannte er die Grundſätze, aus denen die Kritik der reinen Vernunft ſelbſt entſproſſen iſt, in Keim und Blüthen; alſo ſolus et totus, pendet ab ore Magiſtri.

„Für wen dieſe Metakritik ſeyn ſolle und ſeyn werde?“ Für die kritiſche Schule nicht; ſie hat ſich, wie ſie ſelbſt geſteht, in dies Syſtem hineinſtudirt, und muß ſeinen cant reden. Verbiete dem Raben, der den Imperativ mit Mühe gelernt hat, ſein ſalve und er hat nichts mehr zu ſagen.

Außer dieſer Schule aber giebt es eine Nation; eine Nation unpartheiiſcher Leſer. Zu ihnen, Männern und Jünglingen, ſpricht mit kalter Zuverſicht, (denn es wäre Beleidigung der Nation an ihrem Menſchenſinn zu verzagen) zu ihnen ſpricht der ihnen Inwohnende, ihr helleres Selbſt, der Verſtand alſo: „das iſts mit den Formen und Denkformen, mit den Amphibolieen und Antimonieen, mit der Diſciplinirung und Architektonik; lies. Die Dichtungen zerfallen, ehe du ſie anregeſt; ſie beſtehen weder in ſich, noch mit einander. Frage darüber dich ſelbſt, deine Sinne, deinen Verſtand, deine Vernunft; ſie haben unverjährbare Rechte. Wollen jene in leere Formen, der Verſtand in ein ſinnloſes Buchſtabiren, die Vernunft in eine Betrugerinn ohne Kanon, ohne End' und Zweck, (als den Endloſen Betrug ſelbſt,) transſubſtanziirt ſeyn? Als wirkliche, edle Kräfte, haben ſie Regeln ihres Gebrauchs in ſich, und eine andre Tendenz, als die ihnen der kritiſche Philoſoph andichtet." — Sollte der Verſtand, wenn er alſo ſpricht, (durchgängig ein Antipode kritiſcher Uebervernunft,) der keinen Verſtand ohn' ein Verſtändliches, kein Erkennen ohn' ein Erkennbares, kein prius ohne ein poſterius denkbar findet, und eben dadurch dem Verſtande ſeine Priorität, der Sprache ihre Bedeutung, der Erfahrung ihre Unmittelbarkeit bewährt, dagegen jeden leeren Wortſchaum, wie eine niedergefallene Schnuppe, oder wie die Staubfäden des Löwenzahns wegbläſet, ſollte Er mit einer Stimme, die in jedem Verſtande, in der geſammten Sprache, aus aller innern und äußern Erfahrung wiederhallt, kein Gehör finden? Eine Nation iſt keine Schule; Kabalen und Zünfte können die Wahrheit aufhalten und beleidigen; nie aber unterdrücken und vernichten. Eine Zeithin darf man das Lied ſingen: Fair is foul and foul is fair, die Stunde aber geht vorüber.

— — The charm's wound up. Zwölf Jahre hat die kritiſche Philoſophie ihre Rolle geſpielet, und wir ſehen ihre Früchte. Welcher Vater (jeder frage ſich ſelbſt) wünſcht, daß ſein Sohn ein Autonom kritiſcher Art, ein Metaphyſikus der Natur und Tugend, ein dialektiſcher oder gar Revolutions-Kabuliſt nach kritiſchem Schlage werde? Nun ſehet umher und leſet. Welches jüngere Buch, welcher Wiſſenſchaft iſt mehr oder minder mit Flecken dieſer Art nicht bedeckt, und wie manche edle Talente ſind (wir hoffen, nur auf eine Zeit) zu Grunde gerichtet! Auswärtige Nationen hönen uns: „ſeyd ihr da, ihr Deutſche, die ihr in Manchem ſo weit waret! Ihr ſpeculirt, wie es irgend möglich ſei, daß euer Verſtand werde? und wie Ihr etwa dazu gelangen möchtet? Ungewordene Nation, an wie andre Dinge ſollteſt du denken.“

Der Zauber iſt vorüber. Daß man dieſer Philoſophie ein ſo zutrauendes günſtiges Ohr lieh, geſchah in großer und guter Erwartung. Sie verſprach ſo viel; anmaaſſend drang ſie ſich auf; was hat ſie geleiſtet? Mit Proteſtationen gegen allen Dogmatismus iſt ſie die abſprechendſte Gebieterinn in einer Sprache worden, die ſich vorher keine Schule erlaubte. Außer ihr iſt kein Heil, kein plus und minus menſchlicher Beſtrebung. Sie hat den

Schatz gefunden, ihre gemeinſten Auswürfe ſind Goldſtücke der Wahrheit. Was ſie nicht geſagt hat, gilt nicht, bis ſie es ſaget.

The charm's wound up. Verlacht werden die Ausflüchte: „man habe den Meiſter nicht verſtanden; wallfahrten müſſe man zu ihm, um den authentiſchen Sinn der Geſetzgeber der Natur, Vernunft und Tugend zu vernehmen.“ Wer verſtanden werden will, ſchreibe verſtändlich, und hier hätte man verſtehen können ſeit der erſten Zeile. Jetzt ſtehet der Bau da; Pflicht iſt es, und wie zu hoffen iſt, heilbringende Pflicht, ihn zu durchgehen und mit ſtrengſter Unpartheilichkeit zu prüfen. Es iſt foderndes Zeitenbedürfniß. Rien ne recule plus le progrès des connoiſſances qu'un mauvais ouvrage d'un auteur celebre, parce qu'avant d'inſtruire, il faut detromper, ſagt **Monteſquieu.**

„Aber welche Anmaaſſung!" — Keine Anmaaſſung! Ueberzeugt, daß jeder ſpeculative Begriff verſtändlich gemacht werden könne und müſſe, weil ein nebliches Wortgeſpinnſt weder Kritik noch Philoſophie iſt; überzeugt, daß was wir von unſerm Verſtande wiſſen, alle wiſſen und ſich deutlich machen können, daß alſo auch der ſogenannten erſten Philoſophie, (Metaphyſik genannt,) nicht anders zu helfen ſei, als daß ſie, völlig Sektenlos wie die Mathematik, rein von jedem unverſtändlichen Wortnebel, eine klare Expoſition der erſten Begriffe unſres Verſtandes und unſrer Vernunft, mithin wirklich erſte und letzte Philoſophie, eine reine Sprache des anerkennenden Verſtandes werde; überzeugt hievon, glaubt der Verfaſſer der Metakritik, nicht nur, daß jeder andre ſie hätte ſchreiben können, ſondern beſcheidet ſich auch, daß mancher andre ſie beſſer, nicht aber redlicher als er, hätte ſchreiben mögen. Anmaaſſungen zu widerſprechen iſt keine Anmaaſſung; einer eitlen Dialektik, die uns unſres Verſtandes überheben, ſtatt deſſen aber uns ihre Wortſchemen als vollendete höchſte Reſultate alles Denkens aufdringen will, ihr entgegenzutreten, von ihrem Unrath die gemisbrauchte Sprache zu ſäubern, und den Menſchenſinn darauf zu führen, was er ohne dialektiſche Krummen und Winkelhaken, ſeiner Erfahrung, ſeinem innerſten Bewußtſeyn nach denkt und ſagt; nicht Anmaaſſung iſt dies, ſondern Pflicht. Wer einer Nation ihre Sprache verkünſtelt, (mit welchem Scharfſinn es auch geſchehe,) hat das Werkzeug ihrer Vernunft verderbt und ihr verleidet; einer Menge von Junglingen hat er ihr edelſtes Organ verſtummelt, und den Verſtand ſelbſt, deſſen Gebiet ſich den Speculationen nie abſchlieſſen kann, irregeleitet. Hätten wir aber eine gröſſere Pflicht und Gabe, als den freien innigen Gebrauch unſres Verſtandes? Proteſtantismus iſt alſo die Metakritik; ſie proteſtirt gegen jedes der Vernunft und Sprache eben ſo unkritiſch als unphiloſophiſch aufgedrängte Satzungenpapſtthum; ſie proteſtirt gegen die dialektiſchen Nebelkünſte der Hagſa. Laudandus Plato, laudandus Aristoteles; prae omnibus veritas colenda, vigenda, intime amanda.

Inhalt
des erſten Theils
der Metakritik.

1. Titel und Einleitung.

„Kritik der reinen Vernunft;“ ein auffallender Titel. S. 1 — 5.
Wie dadurch Metakritik werde. S. 6.
Nothwendige Bedingungen dabei. S. 7 — 11.
Leibnitz und **Locke** über die Verbindung zwiſchen Vernunft und Sprache. S. 12 — 14.
Ariſtoteles, Plato, die **Stoiker, Skaliger** über ebendieſelbe. S. 15.
„Einleitung.“ Vom Unterſchiede der reinen und empiriſchen Kenntniß. S. 16.
Leibnitz Stelle darüber. S. 17. 18.
Ob es ein von allen Eindrücken der Sinne unabhängiges Erkenntniß gebe? S. 19 — 2
„Vom Unterſchiede analytiſcher und ſynthetiſcher Urtheile.“ Sogenannt-Claſſiſche Stelle der kritiſchen Philoſophie darüber. S. 27 — 45.

Verſuch, ſich zu orientiren.
1. Was iſt Erkenntniß a priori? S. 45 – 49.
2. Was heißt Syntheſis oder ſynthetiſch? S. 49 – 55.
3. Sind in allen theoretiſchen Wiſſenſchaften der Vernunft Sätze, in denen das Prädicat mehr als das Subject ſagt? S. 55 – 60.
4. Giebts ſynthetiſche Urtheile a priori? und gehet der Zweck der Metaphyſik dahin aus, unſre Erkenntniß über Erfahrung durch ſolche Urtheile zu erweitern? S. 61 – 67.
5. Kann die Metaphyſik durch eine Transſcendentalphiloſophie geheilt, gebeſſert, fortgeführt werden? S. 67 – 71.
Bacons Gedanken. S. 72 – 75.

2. **Metakritik der ſogenannten Transſcendental-Aeſthetik.** S. 75.
Von Anſchauung, empiriſcher Anſchauung, Form der Erſcheinungen, reiner Form a priori, Transſcendental-Aeſthetik. S. 77 – 89.
Vom Raum und von der Zeit als Anſchauungen a priori. S. 89.
Erörterung des Worts Raum. S. 90 – 97.
Zwiefache Bedeutung deſſelben. S. 97 – 100.
Metakritik der kritiſchen Behauptungen vom Begriff des Raumes. S. 100 – 109.

Geneſe des Begriffs der Zeit nach Datis der menſchlichen Sprache. S. 110—121.

Metakritik der kritiſchen Behauptungen vom Begriff der Zeit. S. 122—127.

Veranlaſſung dieſer Behauptungen. S. 128—130.

Conſtruction der Begriffe des Raums und der Zeit durch einen dritten. S. 130—136.

Geſicht und Raum. S. 137. 138.

Gehör und Zeit. S. 138. 139.

Geſicht und Gehör, Raum und Zeit, durch Kraft vereinigt. S. 140—145.

Erſte Kategorie über Seyn, Daſeyn, Fortdaſeyn, durch Kraft. S. 146—148.

Leibnitz über Philoſophie in der deutſchen Sprache. S. 149—156.

3. Metakritik der ſogenannten Transſcendental-Analytik. S. 157.

Expoſition der kritiſchen Idee einer „transſcendentalen Logik.“ S. 159—165.

Expoſition des kritiſchen „Leitfadens aller reinen Verſtandesbegriffe.“ S. 165—172.

Zweifel dagegen und gegen die Kategorieentafel. S. 173—177.

Ariſtoteles, **Leibnitz** u. a. Kategorieen. S. 177—182.

„Kritiſche Deduction reiner Verſtandesbegriffe.“ S. 183—186.

Vom Urſprunge und der Entwickelung menſchlicher Verſtandesbegriffe. S. 186—209.

Metakritik der „transſcendentalen Deduction reiner Verſtandesbegriffe.“ S. 210—222.

Von der innern Verknüpfung und Reihung unſrer Verſtandesbegriffe. S. 223—234.

Erſte Reihe der Verſtandesbegriffe. Kategorie des Seyns. S. 235. 236.

Zweite Reihe. Kategorie der Eigenſchaften. S. 237—247.

Dritte Reihe. Kategorie der Kräfte. S. 248—254.

Vierte Reihe. Kategorie des Maaſſes. S. 254—260.

Beziehung der Kategorieen auf die vier Wiſſenſchaften des menſchlichen Verſtandes. S. 261—266.

4. Vom Schematismus reiner Verſtandesbegriffe. S. 267.

Darlegung und Metakritik des kritiſchen Schematismus. S. 269—280.

Von Denkbildern menſchlicher Verſtandesbegriffe. S. 281—302.

Kategorie des Ausdrucks menſchlicher Verſtandesbegriffe. S. 302—307.

Grundriß der Sprache als Organs einer zuſammenhangenden Verſtandeshandlung. S. 308—310.

5. Metakritik des Syſtems aller Grundſätze des reinen Verſtandes. S. 311.

Darlegung des kritiſchen Syſtems aller Grundſätze des reinen Verſtandes. S. 313 — 318.

Metakritik der Tafel dieſer Grundſätze. S. 319 — 329.

Beſonders der Analogieen aller Erfahrung. S. 329 — 344.

Nichtigkeit der transſcendentalen Poſtulate alles empiriſchen Denkens. S. 345.

Wahre Grundſätze des menſchlichen Verſtandes, nach ſeinen Kategorieen; ſubjectiv. S. 345 — 354.

Grundſätze des Verſtandes, objectiv ausgeſprochen. S. 354 — 360.

6. Vom Idealismus und Realismus. S. 361.

Die kritiſche Philoſophie hat das Berkeley'ſche Syſtem weder gekannt, noch widerlegt. S. 363 — 369.

Ueber Idealismus und Realismus. S. 369. 370.

Verſchiedene Bedeutung des Seyns in den Kategorieen. S. 371.

1. Anerkennung des Daſeyns meiner ſelbſt. S. 372 — 387.

2. Anerkennung der Eigenſchaften und Arten der Dinge. S. 388. 389.

3. Anerkennung des Zuſammenhangs zwiſchen Urſache und Wirkung. S. 389 — 391.
4. Anerkennung des Maaßes der Dinge. S. 392.
Die kritiſche Tafel der Grundſätze des reinen Verſtandes zu praktiſchen Grundſätzen des erfahrenden Verſtandes geordnet. S. 392 — 397.
Claſſen der Idealiſten nach vier Welten der Anerkennung. S. 397 — 402.
Wahre Darſtellung des Berkeleyſchen Syſtems, womit ſich dies Syſtem ſelbſt berichtigt. S. 403 — 411.
Wahn des kritiſchen Egoismus. S. 411 — 414.

7. **Vom Dinge an ſich, neben und hinter aller Erſcheinung.** S. 415.
Vom Grunde der Unterſcheidung aller Gegenſtände in Phaenomena und Noumena; Metakritik darüber. S. 417 — 426.
Urſprung des abentheuerlichen Misverſtändniſſes, das Noumenon außer dem Phänomenon als ein Ding an ſich zu betrachten. S. 426 — 434.

Anhang von der Amphibolie der Reflexionsbegriffe. S. 435.
Was Reflexion, Ueberlegung ſei? S. 436 — 438.

Kritiſche Topik der Reflexionsbegriffe. S. 439.

Metakritik dieſer Utopik. S. 440 — 447.

Grundſätze der Verknüpfung aller Verhältnißbegriffe des menſchlichen Geiſtes. S. 447 — 456.

Giebts eine Grenzbeſtimmung zwiſchen Begriffen der Einbildungskraft und des Verſtandes? S. 457 — 463.

Topik der Regionen der Sinne, der Einbildungskraft und des Verſtandes. S. 464

Rettung Leibnitzens gegen Anſchuldigungen der kritiſchen Philoſophie. S. 465 — 476.

Inhalt der kritiſchen Philoſophie nach der Tafel des Nichts tabulirt. S. 477 — 479.

I.

Titel und Einleitung.

„Kritik der reinen Vernunft;“ *) der Titel befremdet. Ein Vermögen der menſchlichen Natur kritiſirt man nicht; ſondern man unterſucht, beſtimmt, begränzet es, zeigt ſeinen Gebrauch und Mißbrauch. Künſte, Wiſſenſchaften, als Werke der Menſchen betrachtet, kritiſirt man, entweder in ihnen ſelbſt oder

---

*) Zweite verbeſſerte Auflage. 1787.

in ihren Hervorbringungen; nicht aber Naturvermögen. *)

Den Schülern des großen Mannes, der eine „Kritik der reinen Vernunft, der Urtheilskraft“ u. ſ. ſchrieb, iſt indeß dieſer Name ſo lieb geworden, daß ſie nicht nur Kritiken über Natur- und Uebernatur-Vermögen ſchrieben, ſondern ſich unterſcheidend kritiſche Philoſophen nannten,

---

*) Locke, Leibnitz, Hume, Reid u. ſ. folgten dem Sprachgebrauch, da ſie ihre Werke Eſſay concerning human underſtanding, Nouveaux Eſſais ſur l'entendement humain, Treatiſe of human nature u. ſ. nannten. In andern beſtimmteren Sprachen würde der Titel Critica intellectus humani, Critique de la pure raiſon, Critic on human underſtanding ſogleich einen widrigen Begriff erwecken, da man nur von einem critiqueur ſagt: il critique la raiſon humaine.

und alle, wenigſtens die höchſte Philoſophie zuletzt, in eine Kritik dieſer Vermögen ſetzten. Dieſe kritiſche Philoſophie, ſagt man, ſei die einzig-mögliche, die einzig-wahre.

Wohlan dann! Eben der ungewohnte Name legt eine größere Pflicht auf. Jeder Richter, er richte Naturvermögen oder Kunſtwerke, muß von einem klar Gegebenen ausgehn und nicht ruhen, bis dies Gegebene deutlich beſtimmt ſei. Er muß nach einem Geſetz richten, dieſes in ſeinen Urtheilsgründen deutlich angeben und genau anwenden. Endlich muß ſein Urtheil ſelbſt klar, gewiß, aus dem Gegebenen nach der ihm gegebenen Norm entſprungen ſeyn; oder es wird geläutert.

Jede Läuterung unterwirft ſich denſelben Geſetzen; und da der Verfaſſer der Kritik der reinen Vernunft ſeine Schrift als das Werk anführt, „welches das reine Vernunftvermögen in ſeinem ganzen Umfange und Grenzen darſtellt," *) ſo darf und kann es nicht anders als mit Prüfung, d. i. kritiſch geleſen werden. Die Anmerkungen, die daher entſpringen, können keinen beſcheidenern und eigenern Namen als Metakritik, d. i. Kritik der Kritik führen.

Wenn aber Vernunft kritiſirt werden ſoll; von wem kann ſie es werden? Nicht anders als von ihr ſelbſt; mithin iſt ſie Parthei und Richter. Und wonach kann

---

*) Prolog zu einer jeden künftigen Metaphyſik, die als Wiſſenſchaft wird auftreten können. Riga 1783. Vorr. S. 14.

ſie gerichtet werden? Nicht anders als nach ſich ſelbſt; mithin iſt ſie auch Geſetz und Zeuge. Sofort erblickt man die Schwierigkeit dieſes Richteramtes.

Um uns dieſe zu erleichtern, ſetzen wir veſt:

Erſtlich. Von keiner als der menſchlichen Vernunft iſt hier die Rede. Wir kennen keine andre, beſitzen keine andre; in der menſchlichen Vernunft eine höhere, allgemeinere als die Menſchenvernunft richten, hieße die Vernunft ſelbſt transſcendiren.

Zweitens. Menſchliche Vernunft können wir zwar in Gedanken und Worten zu einem gewiſſen Zweck von andern Kräften unſrer Natur ſondern; nie aber müſſen wir vergeſſen, daß ſie in ihr abgeſondert von andern Kräften nicht ſubſiſtire. Es iſt dieſelbe Seele, die denkt und will, die verſteht und empfindet, die Vernunft übet und begehret. Alle dieſe Kräfte ſind nicht nur im Gebrauch, ſondern auch in ihrer Entwickelung, vielleicht auch in ihrem Urſprunge einander ſo nah, ſo mitwirkend und verwickelt in einander, daß wir nicht wähnen dürfen, wir haben ein anderes Subjekt genannt, wenn wir eine andere Verrichtung deſſelben nannten. Mit Namen zimmern wir keine Fächer in unſrer Seele; wir theilen ſie nicht ein, ſondern bezeichnen ihre Wirkungen, die Anwendung ihrer Kräfte. Die empfindende und ſich Bilder erſchaffende, die denkende und ſich Grundſätze erſchaffende Seele ſind Ein lebendiges Vermögen in verſchiedener Wirkung.

Drittens. Die menſchliche Seele denkt mit Worten; ſie äußert nicht nur, ſondern ſie bezeichnet ſich ſelbſt auch und ordnet ihre Gedanken mittelſt der Sprache. Sprache, ſagt Leibnitz, iſt der Spiegel des menſchlichen Verſtandes, und, wie man kühn hinzuſetzen darf, ein Fundbuch ſeiner Begriffe, ein nicht nur gewohntes, ſondern unentbehrliches Werkzeug ſeiner Vernunft. *) Mittelſt der Sprache lernten wir denken, durch ſie ſondern wir Begriffe ab und knüpfen ſie, oft haufenweiſe, in einander. In Sachen der reinen oder unreinen Vernunft alſo muß dieſer alte, allgemein-gültige und nothwendige Zeuge abgehört werden, und nie dürfen wir uns, wenn von einem Be-

---

*) S. Sulzers Zergliederung des Begriffs der Vernunft: ſeine Anmerkungen über den gegenſeitigen Einfluß der Sprache in die Vernunft, der Vernunft in die Sprache. (Vermiſchte philoſophiſche Schriften. Th. 1. S. 246. Th. 2. S. 103) Lamberts Organon u. ſ.

griff die Rede iſt, ſeines Heroldes und Stellvertreters, des ihn bezeichnenden Wortes, ſchämen. Oft zeigt uns dieſes, wie wir zu dem Begriff gelangt ſind, was er bedeute, woran es ihm fehle. Conſtruirt der Mathematiker ſeine Begriffe durch Linien, Zahlen, Buchſtaben und andre Zeichen, ob er gleich weiß, daß er keinen mathematiſchen Punkt machen, keine mathematiſche Linie ziehen könne, und eine Reihe anderer Charaktere von ihm gar willkührlich angenommen ſind; wie ſollte der Vernunftrichter das Mittel überſehen, durch welches die Vernunft eben ihr Werk hervorbringt, veſthält, vollendet? Ein großer Theil der Misverſtändniſſe, Widerſprüche und Ungereimtheiten alſo, die man der Vernunft zuſchreibt, wird wahrſcheinlich nicht an ihr, ſondern an dem mangelhaften oder von ihr ſchlecht gebrauchten Werkzeuge der Sprache liegen, wie das Wort Widerſprüche ſelbſt ſaget.

Glaube niemand, daß die hohe Kritik der reinen Vernunft hiedurch erniedrigt, und die feinſte Spekulation zur Grammatik werde. Es wäre gut, wenn ſie in allem dies werden könnte; worauf auch Leibnitz mit ſeiner Charakteriſtik ausging. Dem großen Sprachkenner, Sprachenforſcher, Sprachenvergleicher war, wie hundert ſeiner Bemühungen zeigen, die Bezeichnung unſrer Begriffe in ihren Ableitungen ſowohl als Complicationen die letzte und höchſte Philoſophie. Auch dem weiſen Locke, (wie ſeine Nation ihn Ehrenhaft nennet) war das Organon unſrer Vernunft, die Sprache, nicht gleichgültig. Nicht nur das dritte Buch ſeines beſcheiden alſo genannten Verſuchs, den menſchlichen Verſtand betreffend, handelt von der Natur, dem Ge-Gebrauch, der Bedeutſamkeit der Worte; ſondern er bekennet ſelbſt das Mangelhafte ſeines Verſuchs auch deshalb, daß er zu ſpät an dies unentbehrliche Mittel der menſchlichen Erkenntniſſe gedacht habe. „Als ich dieſen Diskurs über den menſchlichen Verſtand begann und eine gute Weile nachher, kam mir nicht der mindeſte Gedanke bei, daß Worte in Betracht zu ziehen dabei irgend nöthig wäre; ſobald ich aber die einfachen und die zuſammengeſetzten Ideen unſres Verſtandes durchwandelt hatte, und den Umfang ſowohl als die Gewißheit unſrer Erkenntniſſe zu unterſuchen anfing, fand ich eine ſo nahe Verbindung zwiſchen Erkenntniſſen und Worten, daß, falls man nicht zuvor die Kraft und Bedeutungsart der Worte wohl bemerkte, über menſchliches Erkenntniß äuſſerſt Weniges klar und behörig geſagt werden könne. Zwar geht dies auf Dinge hinaus; größtentheils aber geſchieht es ſo ſehr durch Worte, daß von unſern allgemeinen Begriffen Worte kaum trennbar ſcheinen.“ So Locke; *) und ein ſcharfſehender Sprach-

---

*) Im Briefe an den Leſer der fünften Ausgabe ſagt er, Vague and inſignificant Forms of Speech, and Abuſe of Language, have ſo long paſſed for Myſteries of Sciences; and hard and miſaplied Words, with little or low Meaning have by Preſcription ſuch a Right, to be miſtaken for deep Learning and Hight of Speculation, that it will not be eaſy to perſuade, either thoſe, who ſpeak, or theſe, who hear them, that they are but the Covers of Ignorance and Hin-

forſcher ſeiner Nation hat ſogar den Gedanken geäußert, daß der Philoſoph ſeinen Verſuch über den menſchlichen Verſtand lieber einen grammatiſchen Verſuch, einen Tractat über Worte hätte nennen mögen. *)

---

drance of true Knowledge. To break in upon the Sanctuary of Vanity and Ignorance, will be, I ſuppoſe, ſome Service to human Underſtanding.

*) Perhaps it was for mankind a lucky miſtake, (for it was a miſtake) which Mr. Locke made, when he called his book An Eſſay on human Underſtanding. For ſome part of the ineſtimable benefit of that book has, merely on account of its title, reached to many thouſand more than, I fear, it would have done, had he called it (what it is merely) A Grammatical Eſſay, or a Treatiſe on Words, on Language. **Horne Tooke** ἔπεα πτερ. p. 42.

„Nach Ariſtoteles Urtheil, ſagt Skaliger, war Grammatik nicht nur, was kein Geſunder läugnen wird, ein Theil der Philoſophie, ſondern ſie ſelbſt hielt er von der Grammatik untrennbar. Er, Ariſtoteles, beſſert oft, oft unterſucht und erklärt er Ausdrücke; oft ſchaffet er ſolche. In einem fortgehenden Commentar war er befliſſen, die mancherlei Arten der Bedeutung der Worte uns wiſſen zu machen u. ſ.“ *) — Von Plato iſt bekannt, wie hohen Werth er der Sprache beilegte, ſo daß er, um Begriffe zu erforſchen, mehrmals, auch unglücklich, etymologiſirte. Die Stoiker deßgleichen. Ueberhaupt drückten die Griechen Vernunft und Rede mit Einem Wort aus, λογος.

---

*) Scaliger de cauſſ. lat. linguae. Praef.

* * *

Es iſt Zeit, vom Titel zum Buche ſelbſt zu kommen, die Einleitung zeigt den Zweck deſſelben.

I. „Vom Unterſchiede der reinen und empiriſchen Erkenntniß."

„Wenn gleich alle unſre Erkenntniß mit der Erfahrung anhebt, ſo entſpringt ſie darum doch nicht eben alle aus der Erfahrung. Denn, es könnte wohl ſeyn, daß ſelbſt unſre Erfahrungserkenntniß ein Zuſammengeſetztes aus dem ſei, was wir durch Eindrücke empfangen, und dem, was unſer eigenes Erkenntnißvermögen (durch ſinnliche Eindrücke blos veranlaßt) aus ſich ſelbſt hergiebt, welchen Zuſatz wir von jenem Grundſtoffe nicht eher unterſcheiden, als bis lange Uebung uns darauf aufmerkſam und zur Abſonderung deſſelben geſchickt gemacht hat." *) Bekannt iſts, daß mit gleichen oder ähnlichen Ausdrücken dies Leibnitz ſagte. „Es fragt ſich, heißt es in ſeinem leſenswürdigen Werk über Locke, *) ob die Seele an ſich ſelbſt eine unbeſchriebene Tafel, und ob das, was in ſie gezeichnet ſey, lediglich von den Sinnen und aus der Erfahrung komme? Oder ob ſie ſelbſt urſprünglich die Principien vieler Notionen und Lehren enthalte, welche die äußern Gegenſtände in ihr blos erweckten? Ob alle Wahrheiten von der Erfahrung abhangen, oder ob es Wahrheiten gebe, die ein anderes Fundament haben? Denn wenn einige Ereigniſſe vor aller Probe, die man darüber macht, vorausgeſehen werden

---

*) S. 1.

---

*) Nouveaux Eſſais ſur l'entendement humain p. 4. in den Oeuvr. philoſophiques de Leibnitz, publiés par Raſpe.

können, ſo iſt offenbar, daß wir dazu etwas an unſerm Theil beytragen. Die Sinne, ſo nothwendig ſie zu allen unſern wirklichen Kenntniſſen ſind, reichen doch nicht hin, um uns alle Erkenntniſſe zu geben; immer geben ſie nur Exempel, d. i. beſondre oder individuelle Wahrheiten. Alle Exempel aber, die eine allgemeine Wahrheit bekräftigen, wie zahlreich ſie auch ſeyn mögen, reichen nicht hin, um die allgemeine Nothwendigkeit dieſer Wahrheit zu begründen u. ſ.“ Da Leibnitz in dieſer Hinſicht alle von Locke vorgeführte Ideen mit ſeltner Geduld prüfet: ſo durfte Eberhard mit Recht ſagen, daß die Leibnitziſche Philoſophie eben ſowohl eine Vernunftkritik als die neuere enthalte, (ſie liegt in dieſem Werke der Welt vor Augen,) obgleich daraus noch nicht folgt, daß durch ſie alle neuere Kritik entbehrlich gemacht werden. *) Die Vernunft wird ſich kritiſiren und jede Kritik derſelben muß ſich gefallen laſſen, kritiſirt zu werden, ſo lange Vernunft und Kritik iſt. War ihre Rechnung richtig, warum ſollte ſie ſich ſcheuen, aufs neue überrechnet zu werden?

Wenn aber eben dieſe Frage, die auch Leibnitz aufwarf, ſo ausgedrückt werden will: „ob es ein von der Erfahrung und ſelbſt von allen Eindrücken der Sinne unabhängiges Erkenntniß gebe?“ und dieſe Erkenntniſſe a priori mit der Beſtimmung genannt werden, „daß ſie ſchlechterdings von aller Erfahrung unabhängig ſtatt finden,

---

*) Ueber eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden ſoll, von J. Kant Königsb. 1790.

und ihnen gar nichts Empiriſches beigemiſcht ſei;" *) ſo enthält ſie etwas, was in jener Frage nicht war. Dort wurde angenommen, daß ſinnliche Eindrücke Erkenntniſſe veranlaſſen, daß, wie Leibnitz ſagt, äußere Gegenſtände Begriffe erwecken, mithin dieſe Erkenntniſſe und Begriffe, auch wenn ſie in der zehnten höheren Potenz erſchienen, von allen Eindrücken der Sinne, von aller vorhergegangenen Erfahrung nicht ganz unabhängig wären; hier ſollen ſie es ſchlechterdings ſeyn und nur dann, wenn ſie es ſind, a priori heißen. Es iſt zu zweifeln, daß ein einziger ſolcher Begriff in unſerer Seele ſtatt finde; wenigſtens iſt gewiß, daß das Wort a priori in keiner menſchlichen Wiſſenſchaft, ſelbſt nicht

---

*) Kr. der r. Vern. S. 2. 3.

in der Mathematik, dieſe Strenge mit ſich führe. Sätze und Schlüſſe erkenne ich in ihr a priori, d. i. Kraft meiner Vernunft erkenne ich die in ihnen liegenden Wahrheiten durch ſich ſelbſt an; obgleich ihr Material, Körper, Flächen, Linien, Figuren, durch welche ich den Begriff forme und in ſolchen allein habe, auch wenn ich ſie im Verſtande conſtruire, mir nur als ein poſterius gegeben waren. Im gemeinen Gebrauch bezieht ſich das Wort a priori nur auf das was folgt; blos in Beziehung hierauf heißts a priori: denn aus dem Leeren ſchließet ſich nichts. Woher dies prius ſei? ob eine Erfahrung, d. i. ein inneres Datum nach den Regeln meines Verſtandes, oder ein äußeres nach Maasgabe meiner Sinne? wird damit nicht ausgemacht. Sich von ſich ſelbſt unabhängig zu machen, d. i.

aus aller urſprünglichen, innern und äuſſern Erfahrung ſich hinauszuſetzen, von allem Empiriſchen frei über ſich ſelbſt ſich hinaus zu denken, vermag niemand. Das wäre ein prius vor allem a priori; damit hörte, ehe ſie anfing, die Menſchenvernunft auf.

II. „Wir ſind im Beſitz gewiſſer Erkenntniſſe a priori, und ſelbſt der gemeine Verſtand iſt niemals ohne ſolche.“ *)

Solche Erkenntniſſe ſind nach dieſem Buch zuerſt „Sätze, die mit ihrer Nothwendigkeit in ſtrenger Allgemeinheit gedacht werden, und auch von nothwendigen Sätzen abgeleitet ſind; Dergleichen ſeyn alle Sätze der Mathematik.“ Auch aus dem gemeinen

---

*) S. 3.

Verſtandesgebrauche führet es den Satz an, „daß alle Veränderung eine Urſache haben müſſe. Hier enthalte der Begriff einer Urſache ſo offenbar den Begriff einer Nothwendigkeit der Verknüpfung mit einer Wirkung und einer ſtrengen Allgemeinheit der Regel, daß er gänzlich verlohren gehen würde, wenn man ihn von einer öftern Beigeſellung deſſen, was geſchieht, mit dem, was vorhergeht, ableiten wollte.“ — Dies Exempel beiſeite geſetzt, giebt es allerdings unter der Form des Nothwendigen und Allgemeinen ausgeſprochene gemeine Wahrheiten in der menſchlichen Seele und Sätze der Art in der menſchlichen Sprache; woher aber ihre Nothwendigkeit entſpringe? wie weit ihre Allgemeinheit reiche? endlich, da alle allgemeine Sätze ſich zuletzt auf einfache Begriffe müſſen zurückführen laſſen, woher und welcher Art dieſe ſeyn? kurz, das

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51185-X
HERDER,J.G. FN. 07556/014

primum dieſes a priori iſt eben die Frage.

Außer den **Urtheilen** findet die Kritik auch in Begriffen einen Urſprung a priori, wie z. B. im Begriff des Raums, der Subſtanz u. ſ. Ob und wiefern dies von aller Erfahrung unabhängige Begriffe ſeyn? bleibt gleichergeſtalt Frage.

III. „Die Philoſophie bedarf einer Wiſſenſchaft, welche die Möglichkeit, die Principien und den Umfang aller Erkenntniſſe a priori, beſtimme.“ *)

Allerdings bedarf ſie ſolche, und ſo lange es Philoſophie gab, hat man ſich darum bemühet. Nicht als ob die Frage ſelbſt, wie nämlich „Erkenntniſſe a priori möglich ſind? auf welchen Principien ſie beruhen? und von welchem Umfange ſie ſeyn können?“ ſo hoch über uns hinaus läge: denn wir haben ja uns ſelbſt und dürfen unſre Erkenntniſſe nur prüfen; ſondern weil allgemeine Behauptungen hierüber wenig helfen, wenn nicht zugleich die Erkenntniſſe geſondert und geordnet, in Reihen auf ihren Urſprung zurück- durch Stufen und Arten durchgeführt, in Symbolen, welcherlei dieſe auch ſeyn mögen, gezeigt, und ſodann aus der Natur des menſchlichen Verſtandes klar gemacht werde, was in ihnen ein prius oder poſterius ſei. Da nun derſelbe Eine menſchliche Verſtand in mancherlei Sprachen ſeine Begriffe anders conſtruiret, d. i. bindet, trennt und andeutet, da mit den Zeiten ſich die Bedeutung des Symbols ändert und jetzt dieſem, jetzt jenem Nebenbegriffe Raum giebt, da endlich gerade mit abgezogenen, allgemeinen Begriffen der Leerſinn der Menſchen am meiſten ſpielt, ſo wird jene leichte Wiſſenſchaft, welche die Möglichkeit, die Principien und den Umfang aller Erkenntniſſe a priori beſtimmt, erſchweret.

---

*) S. 6.

IV. „Von dem Unterſchiede analytiſcher und ſynthetiſcher Urtheile.“ *)

Da auf dieſen Unterſchied, als auf den Schlüſſel zum großen Geheimniß der transſcendentalen Philoſophie, alles ankommt, **) ſo laſſet uns die Kritik darüber ausführlich hören.

---

*) S. 10.

**) „Dieſe Eintheilung iſt in Anſehung der Kritik des menſchlichen Verſtandes unentbehrlich

„Analytiſche Urtheile ſind diejenigen, in welchen die Verknüpfung des Prädicats mit dem Subject durch Identität; diejenigen aber, in denen dieſe Verknüpfung ohne Identität gedacht wird, *ſollen* ſynthetiſche Urtheile heiſſen. Die erſtere könnte man auch *Erläuterungs-*, die andren *Erweiterungsurtheile* heißen, weil jene durch das Prädicat nichts zum Begriff des Subjects hinzuthun; ſondern dieſen nur durch Zergliederung in ſeine Theilbegriffe zerfällen, die in ſelbigem ſchon, obgleich verworren, gedacht waren; dagegen die letztere zu dem Begriff des Subjects ein Prädikat hinzuthun, *welches in jenem gar nicht gedacht war*, und durch keine Zergliederung deſſelben hätte können *herausgezogen* werden. Z. B. wenn ich ſage: alle Körper ſind

---

und verdient daher *claſſiſch* zu ſeyn. *Prolegom.* S. 30. 31.

ausgedehnt, ſo iſt dies ein analytiſches, dagegen wenn ich ſage: alle Körper ſind ſchwer, ein ſynthetiſches Urtheil.“

„Erfahrungsurtheile als ſolche ſind insgeſammt ſynthetiſch. Es iſt die Erfahrung, worauf ſich die Möglichkeit der Syntheſis des Prädicats der Schwere mit dem Begriff des Körpers gründet, weil beide Begriffe, obzwar einer nicht in dem andern enthalten iſt, dennoch als Theile eines Ganzen, nämlich der Erfahrung, die ſelbſt eine ſynthetiſche Verbindung der Anſchauungen iſt, zu einander, wiewohl nur zufälliger Weiſe gehören.“

„Aber bei ſynthetiſchen Urtheilen a priori fehlt dieſes Hülfsmittel ganz und gar. Man nehme den Satz: alles, was geſchieht, hat ſeine Urſache. Der Begriff einer Urſache liegt ganz außer jenem Begriff und zeigt etwas von dem was geſchieht Verſchiedenes an, iſt alſo in dieſer letztern Vorſtellung gar nicht enthalten.

Wie komme ich denn dazu, von dem was überhaupt geſchieht, etwas davon ganz Verſchiedenes zu ſagen, und den Begriff der Urſache, obzwar in jenem nicht enthalten, dennoch als dazu und ſogar nothwendig gehörig zu erkennen? Was iſt hier das Unbekannte = X, worauf ſich der Verſtand ſtützt, wenn er außer dem Begriff von A ein demſelben fremdes Prädicat B aufzufinden glaubt, welches er gleichwohl damit verknüpft zu ſeyn erachtet? Erfahrung kann es nicht ſeyn, weil der angeführte Grundſatz nicht allein mit größerer Allgemeinheit, ſondern auch mit dem Ausdruck der Nothwendigkeit, mithin gänzlich a priori und aus bloßen Begriffen, dieſe zweite Vorſtellung zu der erſteren hinzufügt. Nun beruht auf ſolchen ſynthetiſchen d. i. Erweiterungs-Grundſätzen *die ganze Endabſicht unſerer ſpeculativen Erkenntniß a priori*: denn die analytiſchen ſind zwar höchſt wichtig und nöthig, aber nur um zu derjenigen Deutlichkeit der Begriffe zu gelangen, die zu einer ſichern und ausgebreiteten Syntheſis, als zu einem wirklich neuen Erwerb erforderlich iſt.“

V. „In allen theoretiſchen Wiſſenſchaften der Vernunft ſind ſynthetiſche Urtheile a priori als Principien vorhanden.“

1. „Mathematiſche Urtheile ſind insgeſammt ſynthetiſch. Dieſer Satz ſcheint den Bemerkungen der Zergliederer der menſchlichen Vernunft bisher entgangen, ja allen ihren Vermuthungen gerade entgegengeſetzt zu ſeyn, ob er gleich unwiderſprechlich gewiß und in der Folge ſehr wichtig iſt. Denn weil man fand, daß die Schlüſſe der Mathematiker, alle nach dem Satz des Widerſpruchs fortgehen, (welches die Natur einer jeden apodiktiſchen Gewißheit erfordert,)

ſo überredete man ſich, daß auch die Grundſätze aus dem Satz des Widerſpruchs erkannt würden; worin ſie ſich irreten; denn ein ſynthetiſcher Satz kann allerdings nach dem Satz des Widerſpruchs eingeſehen werden, aber nur ſo, daß ein andrer ſynthetiſcher Satz vorausgeſetzt wird, aus dem er gefolgert werden kann, niemals aber an ſich ſelbſt.“

„Zuvörderſt muß bemerkt werden, daß eigentliche mathematiſche Sätze jederzeit Urtheile a priori und nicht empiriſch ſeyn, weil ſie Nothwendigkeit bei ſich führen, welche aus Erfahrung nicht abgenommen werden kann. Will man aber dieſes nicht einräumen, wohlan, ſo ſchränke ich meinen Satz auf die reine Mathematik ein, deren Begriff es ſchon mit ſich bringt, daß ſie nicht empiriſche, ſondern blos reine Erkenntniß a priori enthalte. Der Satz 7 + 5 = 12 ſcheint analytiſch und iſt ſynthetiſch.“

„Eben ſo wenig iſt *irgend ein* Grundſatz der reinen Geometrie analytiſch. Daß die gerade Linie zwiſchen zweien Punkten die kürzeſte ſei, iſt ein ſynthetiſcher Satz. Denn mein Begriff vom Geraden enthält nichts von Größe, ſondern nur eine Qualität. Der Begriff des Kürzeſten kommt alſo gänzlich hinzu und kann durch keine Zergliederung aus dem Begriff der geraden Linie gezogen werden. Anſchauung muß alſo hier zu Hülfe genommen werden, vermittelſt deren allein die Syntheſis möglich iſt.“

2. „*Naturwiſſenſchaft* (Phyſica) *enthält ſynthetiſche Begriffe a priori als Principien in ſich.* Z. B. der Satz: daß in allen Veränderungen der körperlichen Welt die Quantität der Materie unverändert bleibe, oder daß in aller Mittheilung der Bewegung, Wirkung und Gegenwirkung einander jederzeit gleich ſeyn müſſen. An beiden iſt nicht allein die Nothwendigkeit, mithin

ihr Urſprung a priori, ſondern auch daß ſie ſynthetiſche Sätze ſind, klar. Denn in dem Begriff der Materie denke ich mir nicht die Beharrlichkeit, ſondern blos ihre Gegenwart im Raum durch die Erfüllung deſſelben. Alſo gehe ich wirklich über den Begriff von der Materie hinaus, um etwas a priori zu ihm hinzuzudenken, was ich in ihm nicht dachte. Der Satz iſt alſo nicht analytiſch, ſondern ſynthetiſch und dennoch a priori gedacht; und ſo in den übrigen Sätzen des reinen Theils der Naturwiſſenſchaft.“

3. „In der Metaphyſik ſollen ſynthetiſche Erkenntniſſe a priori enthalten ſeyn, und es iſt ihr gar nicht darum zu thun, Begriffe, die wir uns a priori von Dingen machen, blos zu zergliedern und dadurch analytiſch zu erläutern, ſondern wir wollen unſre Erkenntniß a priori erweitern, wozu wir uns ſolcher Grundſätze bedienen müſ-

ſen, die über den gegebnen Begriff etwas hinzuthun, was in ihm nicht enthalten war, und durch ſynthetiſche Urtheile a priori wohl gar ſo weit hinausgehen, daß uns die Erfahrung ſelbſt nicht ſo weit folgen kann, z. B. in dem Satz: die Welt muß einen Anfang haben u. a. m. Und ſo beſteht Metaphyſik wenigſtens ihrem Zwecke nach *aus lauter ſynthetiſchen Sätzen a priori.*“

VI. „*Allgemeine Aufgabe der reinen Vernunft.*“

„Die eigentliche Aufgabe der reinen Vernunft iſt in der Frage enthalten: *Wie ſind ſynthetiſche Urtheile a priori möglich?*“

„Daß die Metaphyſik bisher in einem ſo ſchwankenden Zuſtande der Ungewißheit und Widerſprüche geblieben, iſt *lediglich* der Urſache zuzuſchreiben, daß man ſich dieſe Aufgabe

und vielleicht ſogar den Unterſchied der
analytiſchen und ſynthetiſchen Urtheile nicht
rüher in Gedanken kommen ließ. Auf
er Auflöſung dieſer Aufgabe oder einem genug-
huenden Beweiſe, daß die Möglichkeit, die
ie erklärt zu wiſſen verlangt, in der That gar
icht ſtatt finde, beruht nun das Ste-
en und Fallen der Metaphyſik.
avid Hume, der dieſer Aufgabe unter
n Philoſophen noch am nächſten trat, ſie
r ſich bei weitem nicht beſtimmt genug und
n ihrer Allgemeinheit dachte, ſondern blos bei
dem ſynthetiſchen Satze der Verknüpfung der
Wirkung mit ihren Urſachen (Principium cau-
alitatis) ſtehen blieb, glaubte herauszubrin-
en, daß ein ſolcher Satz a priori gänzlich un-
öglich ſei, und nach ſeinen Schlüſſen würde
es, was wir Metaphyſik nennen, auf einen
ßen Wahn von vermeinter Vernunftein-
icht hinauslaufen, was in der That blos aus

der Erfahrung erborgt und durch Gewohnheit den Schein der Nothwendigkeit überkommen hat; auf welche, alle reine Philoſophie zerſtörende Behauptung er nie gefallen wäre, wenn er unſre Aufgabe in ihrer Allgemeinheit vor Augen gehabt hätte, da er denn eingeſehen haben würde, daß nach ſeinem Argument es auch keine reine Mathematik geben könnte, weil dieſe gewiß ſynthetiſche Sätze a priori enthält, für welcher Behauptung ihn alsdenn ſein guter Verſtand wohl würde bewahrt haben.“

„In der Auflöſung obiger Aufgabe iſt zugleich die Möglichkeit des reinen Vernunftgebrauchs in Gründung und Ausführung aller Wiſſenſchaften, die eine theoretiſche Erkenntniß a priori von Gegenſtänden enthalten, mitbegriffen, d. i. die Beantwortung der Fragen:

„Wie iſt reine Mathematik möglich?“

„Wie iſt reine Naturwiſſenſchaft möglich?“

„Von dieſen Wiſſenſchaften, da ſie wirklich gegeben ſind, läßt ſich nun wohl geziemend fragen: wie ſie möglich ſind? denn daß ſie möglich ſeyn müſſen, wird durch ihre Wirklichkeit bewieſen. Was aber Metaphyſik betrift, ſo muß ihr bisheriger ſchlechter Fortgang, und weil man von keiner einzigen, bisher vorgetragenen, was ihren weſentlichen Zweck angeht, ſagen kann, ſie ſei wirklich vorhanden, einen jeden mit Grunde an ihrer Möglichkeit zweifeln laſſen.“

„Nun iſt aber dieſe Art von Erkenntniß in gewiſſem Sinn doch auch als gegeben anzuſehen und Metaphyſik iſt, wenn gleich nicht als Wiſſenſchaft, doch als Naturanlage, (metaphysica naturalis) wirklich. Denn die menſchliche Vernunft geht unaufhaltſam, ohne daß bloße Eitelkeit des Vielwiſſens ſie dazu bewegt, durch eigenes Bedürfniß getrieben, bis zu ſolchen Fragen fort, die durch keinen Erfahrungsgebrauch der Vernunft und daher entlehnte Principien beantwortet werden können, und ſo iſt wirklich in allen Menſchen, ſobald Vernunft ſich in ihnen bis zur Speculation erweitert, irgend eine Metaphyſik zu aller Zeit geweſen und wird auch immer darin bleiben. Und nun iſt auch von dieſer die Frage:

„Wie iſt Metaphyſik als Naturanlage möglich?"

„d. i. wie entſpringen die Fragen, welche reine Vernunft ſich aufwirft, und die ſie, ſo gut als ſie kann, zu beantworten, durch ihr eignes Bedürfniß getrieben wird, aus der Natur der allgemeinen Menſchenvernunft?"

„Da ſich aber bei allen bisherigen Verſuchen, dieſe natürliche Fragen, z. B. ob die

Welt einen Anfang habe, oder von Ewigkeit her ſei? u. ſ. w. zu beantworten, jederzeit unvermeidliche Widerſprüche gefunden haben, ſo kann man es nicht bei der bloſſen Naturanlage zur Metaphyſik, d. i. dem reinen Vernunftvermögen ſelbſt, woraus zwar immer irgend eine Metaphyſik (es ſei welche es wolle) erwächſt, bewenden laſſen, ſondern es muß möglich ſeyn, mit ihr es zur Gewißheit zu bringen, entweder im Wiſſen oder Nichtwiſſen der Gegenſtände, d. i. entweder der Entſcheidung über die Gegenſtände ihrer Fragen, oder über das Vermögen und Unvermögen der Vernunft in Anſehung ihrer etwas zu urtheilen, alſo entweder unſre reine Vernunft mit Zuverläſſigkeit zu erweitern, oder ihr beſtimmte und ſichre Schranken zu ſetzen. Dieſe letzte Frage, die aus der obigen allgemeinen Aufgabe fließt, würde mit Recht dieſe ſeyn:

„Wie iſt Metaphyſik als Wiſſenſchaft möglich?“

„Die Kritik der Vernunft führet alſo zuletzt nothwendig zur Wiſſenſchaft; der dogmatiſche Gebrauch derſelben ohne Kritik dagegen auf grundloſe Behauptungen, denen man eben ſo ſcheinbare entgegenſetzen kann, mithin zum Skepticismus.“

„Auch kann dieſe Wiſſenſchaft nicht von großer abſchreckender Weitläuftigkeit ſeyn, weil ſie es nicht mit Objecten der Vernunft, ſondern blos mit ſich ſelbſt, mit Aufgaben, die ganz aus ihrem Schoos entſpringen und ihr nicht durch die Natur der Dinge, die von ihr unterſchieden ſind, ſondern durch ihre eigne vorgelegt ſind, zu thun hat; da es denn, wenn ſie zuvor ihr eigen Vermögen in Anſehung der Gegenſtände, die ihr in der Erfahrung vorkommen mögen, vollſtändig hat kennen lernen, leicht werden muß, den Umfang und die Grenzen ihres über alle Erfahrungsgrenzen verſuchten Gebrauchs vollſtändig und ſicher zu beſtimmen."

„Man kann alſo und muß alle bisher gemachte Verſuche, eine Metaphyſik dogmatiſch zu Stande zu bringen als *ungeſchehen* anſehen; denn was in der Einen oder der andern Analytiſches, nämlich bloße Zergliederung der Begriffe iſt, die unſerer Vernunft a priori beiwohnen, iſt noch gar nicht der Zweck, ſondern nur eine Veranſtaltung zu der eigentlichen Metaphyſik, nämlich *ſeine Erkenntniß a priori ſynthetiſch zu erweitern*, und iſt zu dieſem untauglich, weil ſie blos zeigt, was in dieſen Begriffen enthalten iſt, nicht aber wie wir a priori zu ſolchen Begriffen gelangen, um darnach auch ihren gültigen Gebrauch in Anſehung der Gegenſtände aller Erkenntniß überhaupt beſtimmen zu können. Es gehört auch nur wenig Selbſtverleugnung dazu, alle dieſe Anſprüche aufzugeben, da die nicht abzuleugnende und im dogmatiſchen Verfahren auch unvermeidliche Widerſprüche der Vernunft mit ſich ſelbſt jede bisherige Metaphyſik ſchon längſt um ihr Anſehen gebracht haben. Mehr Standhaftigkeit wird dazu nöthig ſeyn, ſich durch die Schwierigkeit innerlich und den Widerſtand äußerlich nicht abhalten zu laſſen, eine der menſchlichen Vernunft unentbehrliche Wiſſenſchaft, von der man wohl jeden hervorgeſchoſſenen Stamm abhauen, die Wurzel aber nicht ausrotten kann, durch eine andre der bisherigen ganz entgegenſetzte Behandlung endlich einmal zu einem gedeihlichen und fruchtbaren Wuchſe zu befördern.“

VII. „Idee und Eintheilung einer beſondern Wiſſenſchaft unter dem Namen einer Kritik der reinen Vernunft.“

„Sie ſoll eine Wiſſenſchaft der bloßen Beurtheilung der reinen Vernunft, ihrer

Quellen und Grenzen, mithin eine Propädevtik zum Syſtem der reinen Vernunft und ihr Nutze in Anſehung der Speculation wirklich nur negativ ſeyn, d. i. nicht zur Erweiterung, ſondern nur zur Läuterung unſrer Vernunft dienen und ſie von Irrthümern freihalten. Um die Principien der Syntheſis iſt uns zu thun, (ſagt der Verfaſſer,) ſie in ihrem völligen Umfange einzuſehen. Dieſe Unterſuchung giebt eine transſcendentale Kritik, weil ſie nicht die Erweiterung der Erkenntniſſe ſelbſt, ſondern nur die Berichtigung derſelben zur Abſicht hat, und den Probierſtein des Werths und Unwerths aller Erkenntniſſe a priori abgeben ſoll. Eine ſolche Kritik iſt die Vorbereitung zu einem Organon der reinen Vernunft, wenigſtens zu einem Kanon derſelben, nach welchem allenfalls dereinſt das vollſtändige Syſtem der reinen Vernunft dargeſtellt werden könnte. Den ganzen Plan der Transſcendentalphiloſphie entwerfe ſie architektoniſch, d. i. aus Principien, mit völliger Gewährleiſtung der Vollſtändigkeit und Sicherheit aller Stücke, die dies Gebäude ausmachen. Das vornehmſte Augenmerk bei der Eintheilung einer ſolchen Wiſſenſchaft ſei, daß gar keine Begriffe hineinkommen müſſen, die irgend etwas Empiriſches in ſich enthalten; oder daß die Erkenntniß a priori völlig rein ſei. Es gebe zwei Stämme der menſchlichen Erkenntniß, die vielleicht aus einer gemeinſchaftlichen aber uns unbekannten Wurzel entſpringen, nämlich Sinnlichkeit und Verſtand, durch deren erſten uns Gegenſtände gegeben, durch den zweiten aber gedacht werden. Sofern nun die Sinnlichkeit Vorſtellungen a priori enthalten ſollte, welche die Bedingung ausmachen, unter der uns Gegenſtände gegeben werden, ſo würde ſie zur Transſcendentalphiloſophie gehören. Die transſcendentale Sinnenlehre würde alſo zum erſten Theil der Elementar-Wiſſenſchaft gehören müſſen, weil die Bedingungen, worunter allein die Gegenſtände menſchlicher Erkenntniß **gegeben** werden, denjenigen vorgehen, unter welchen ſelbige gedacht werden.“ *)

Ehe wir in dieſen propädevtiſchen Saal treten, wird es nöthig ſeyn, uns (nach der Sprache der kritiſchen Philoſophie) zuvörderſt zu orientiren, damit wir wiſſen, wie wir hinauskommen mögen.

1. Was iſt Erkenntniß a priori?

Erkenntniß, das ich aus mir beiwohnenden Begriffen vor einer anzuſtellenden

---

*) S. 10—30.

Erfahrung voraus habe. Woher ich es habe? obs ohne alle und vor aller Erfahrung in meine Seele gekommen sei? ſagt der Ausdruck nicht. Wäre dem Mathematiker kein Raum und im Raum kein Körper als möglich oder wirklich, d. i. durch innere oder äußere Erfahrung gegeben: ſo konnte er von Körpern keine Flächen, von Flächen keine Linien abſondern, noch ſolche als Begriffe im Raum conſtruiren. *) Die Regeln der Vernunft, nach welchen er ſie conſtruirt, ſind ihm im Weſen der Vernunft ſelbſt gegeben. Um alſo Mißverſtändniſſe zu

---

*) Daß dies die Ordnung und Geneſis der genannten mathematiſchen Begriffe, nicht aber die gewöhnliche vom Punct zum Körper ſei, hat Käſtner mehrmals (ſ. Hamburg. Magazin Th. 4. S. 46. Th. 21. S. 90. und ſonſt) gezeigt.

vermeiden, wollen wir das Wort a priori ganz weglaſſen, und reine, d. i. abſtracte Begriffe rein, allgemeine Begriffe allgemein, nothwendige nothwendig nennen ohne den fremden untergeſchobnen Begriff einer Priorität vor aller Erfahrung ins Spiel zu bringen: *) denn dieſer kann keinem Erkenntniß, falls es

---

*) „Da wir dieſe Vorderſätze haben müſſen, ehe wir den Schlußſatz ziehen können, ſo gehen die Vorderſätze dem Schlußſatz vor, und dies heißt allerdings a priori gehen. Hingegen wenn wir die Vorderſätze nicht haben, oder uns derſelben nicht zugleich bewußt ſind, um den Schlußſatz ziehen zu können: ſo haben wir kein anderes Mittel als die Erfahrung. Dies hat man a posteriori genannt und dadurch aus dieſem letzten Begriff einen terminum infinitum gemacht. Man ſiehet aber leicht, daß dieſe beiden Begriffe müſſen verhältnißmäßig genommen werden. Denn wollte man ſchließ-

nicht ſeiner Natur nach allgemein und nothwendig iſt, Allgemeinheit und Nothwendigkeit geben. Was er aus dem Begriffe ſelbſt ſchlieſſet, nennt der Mathematiker einen Schluß a priori, ohne zu unterſuchen, woher ihm der Begriff gekommen? noch weniger die ihm einwohnende Beweiskraft aus einem verneinenden

den

ſeyn, daß nicht nur die unmittelbaren Erfahrungen, ſondern auch alles, was wir daraus finden können, a poſteriori ſeyn: ſo würde ſich der Begriff a priori bei wenigen von den Fällen gebrauchen laſſen, wo wir etwas durch Schlüſſe voraus beſtimmen können, weil wir in ſolchem Fall keine von den Vorderſätzen der Erfahrung müßten zu danken haben. Und ſo wäre in unſrer ganzen Erkenntniß ſo viel als gar nichts a priori." Lamberts Organon §. 636. 637. S. 413. 414.

den Nebenbegriff „vor aller und ohn' alle Erfahrung“ herzuleiten, womit er ſich in unnütze Fragen verwirrte.

2. Was heißt Syntheſis? oder ſynthetiſch?

Syntheſis heißt Zuſammenſetzung; die Griechen brauchten das Wort von einer regelmäßigen Wortfügung zumal der Dichter, wie ſie in anderm Verſtande das Wort Syntaxis gebrauchten. In der Mathematik bezeichnete man damit einen Gang der Methode. Einen Beweis nämlich, der von den erſten Begriffen und Grundſätzen in zuſammenhängenden Schlüſſen auf den zu erweiſenden Satz fortſchreitet, nennet man ſynthetiſch, den gegenſeitigen Gang vom zu erweiſenden Satze zu Grundſätzen der Vernunft oder zu Erfahrungen analytiſch. Jeder Lehrart läßt man ihren

Ort, ihr Verdienſt, prüft Eine durch die andre, und ſetzt ſie, weil im Grunde beide zu einander gehören, nach Erforderniß der Sache zuſammen. Keinen Synthetiker hat man den Analyſten verachten geſehen, wenn er wohl analyſirte; auch hat ſich die Mathematik in dieſe zwei Namen als beſondere Schulen nie getheilet. In der Philoſophie fängt die wahre ſynthetiſche Methode von Erfahrungen, als dem Gegebnen an und ſteiget hinauf; die Analyſe von allgemeinen Begriffen ſteiget hinunter; jede dieſer Lehrarten iſt an Stelle und Ort gut, ja keine kann ohne die andre lange ihr Werk treiben.

Was ſoll nun aber die Eintheilung analytiſcher und ſynthetiſcher Urtheile? An ſich iſt jedes Urtheil (Theſis) eine Zuſammſetzung (Syntheſis) des Subjects und Prädicats, es möge bejahet oder verneint werden. Wird es bejahet, ſo muß ſich immer eine Verknüpfung des Subjects und Prädicats denken laſſen, ſonſt könnten ſie zu einander nicht gehören. Die Beſtimmung, daß das Prädicat im Begriff des Subjects enthalten und ein Theil deſſelben ſei, der analytiſch durch Theilung herausgebracht werden müſſe, iſt viel zu enge gedacht: denn da ſich durch Nennung des Subjects nicht ſogleich alles, was in ihm liegt oder zu ihm gehöret, irgend ein Merkmal, ein Verhältniß, eine Beſchaffenheit deſſelben, offenbaret: ſo müſſen uns, wenn wir nicht ewig Identitäten, d. i. Ein und Daſſelbe A = A herbeten oder 4 in 2 + 2 auflöſen wollen, Urtheile vorkommen, die unſre Kenntniſſe erweitern, d. i. in denen das Prädicat etwas ſaget, das nicht ſogleich im Subject erſcheinet. Will man dieſe Urtheile ſynthetiſch nennen, wohlan! nur wolle man damit nichts Neues geſagt, auch keine weſentliche Eintheilung der Urtheile gemacht haben, indem dem Einen neu ſeyn kann, was dem andern nicht neu iſt, und Einer die Verknüpfung der Begriffe ſchneller als der andre wahrnimmt. Daß z. B. Erfahrungsſätze, ſie mögen innere oder äußere, wahre Erfahrung enthalten, unſre Kenntniſſe erweitern, wußte man; man nannte daher auch die Lehrart, die vom Gegebnen, d. i. von Erfahrungsſätzen ausgeht, die ſynthetiſche Methode, ohne daß man deßhalb auch in ihrem Gebrauch die Analyſis ausſchloß. Auch dieſe, wenn ſie, nicht etwa aus dem Subject allein mittelſt einer Worterklärung, ſondern aus einem höheren Begriff, unter welchen Subject und

Prädicat gehören, Jenem Dies zuführet, *erweitert* unſre Begriffe und iſt der Syntheſe eben ſo ſchätzbar als unentbehrlich. Ueberhaupt gehört der Unterſchied von Syntheſis und Analyſe zur Form eines Urtheils *nicht*, da derſelbe Satz ſeiner Verbindung nach in jener und dieſer Geſtalt vorkommen kann. Das Kind, das, indem es den Stein aufheben wollte, ausſagte: der Stein iſt *ſchwer*, ſprach (nach dieſer Benennung) ein *ſynthetiſches*, d. i. Erfahrungsurtheil aus, nicht anders, als wenn es den Berg anſah und ſagte: der Berg iſt groß, lang, weit, breit, hoch, (*ausgedehnt*;) Ausdehnung und Schwere geben alſo keinen ſtandhaften Unterſchied eines ſynthetiſchen und analytiſchen Urtheils; *) wer beide Begriffe, der

---

*) S. 11.

Schwere und Ausdehnung, aus einem höheren abzuleiten weiß, der analyſiret. Auf dem „Hinausgehen aus dem Begriff des Subjects" beruhet die wahre innere Syntheſis des Urtheils nicht, ſondern auf der Verknüpfung des Subjects und Prädicats durch ein Drittes; ſei dieſes nun ein höherer Begriff oder ein Merkmal der Erfahrung. Wir werden alſo wohlthun, wenn wir auf den Unterſchied der Syntheſis und Analyſe bei einzelnen Urtheilen nicht achten, Theils weil er ungewiß und relativ iſt, ſich alſo auch nach Ort und Zeit ändert, inſonderheit aber, weil er vom Weſen des Urtheils, d. i. von ſeiner innern verknüpfenden Form abführet. Jedes behauptende Urtheil, als eine Verknüpfung zweier Begriffe, die nicht Ein und Daſſelbe ſind, muß einen Grund dieſer Verknüpfung haben, folglich ſynthetiſch, und ſofern dieſer Begriff mit andern zuſammenhängt, aus denen er entwickelt wird, analytiſch ſeyn: denn in der menſchlichen Seele ſind alle Begriffe verbunden. Möge dieſe Verknüpfung durch Erfahrung oder durch Ableitung aus höheren Grundſätzen gefunden werden; gnug, wenn der Satz erwieſen iſt oder erweiſet.

3. Sind in allen theoretiſchen Wiſſenſchaften der Vernunft Sätze, in denen das Prädicat mehr als das Subject ſaget?

Allerdings, ſonſt wäre nie eine Wiſſenſchaft worden: ſtatt Aller betete man das Einmal Eins. Da aber dies Mehrenthaltene ſowohl aus höheren Grundſätzen als aus neuen Erfahrungen in die Urtheile gebracht werden, ja Eins ohne das Andre nicht ſeyn kann, ſo bedürfen Analyſe aus höheren Begriffen und Syntheſe aus neuen Erfahrungen fortwährend einander. Der Satz: „mathematiſche Urtheile ſind insgeſammt ſynthetiſch, der ſo unwiderſprechlich gewiß als der Bemerkung bisher entgangen ſeyn ſoll,“ *) beſtehet keinesweges. Tauſend und zehntauſend Urtheile in der Mathematik ſind analytiſch; die ſynthetiſche Methode ſelbſt kann nicht anders als analytiſch fortſchreiten, bis ſie zu identiſchen Begriffen gelangt. Dies will das Weſen der mathematiſchen Lehrart.

Der Satz z. E. 7 + 5 = 12, der durchaus ſynthetiſch ſeyn ſoll, **) iſt weder ſynthetiſch, noch analytiſch, ſondern identiſch 1 = 1. Denn es iſt Ein und dieſelbe Anerkennung der Vernunft, die die Einheit in 7, in 5, in 12 wahrnimmt; es iſt derſelbe Begriff in andern Zahlzeichen. „Daß die gerade Linie zwiſchen zwei Puncten die kürzeſte ſei," iſt kein Satz, der etwas Neues ſynthetiſch hinzuthut, ſondern der, ſobald ich die Begriffe Gerade, Kurz, Linie, Punct inne habe, aus der Conſtruction der mathematiſchen Linie, in der ſich Ein Punct zum andern bewegt, unwiderſprechlich folgt, mithin iſt er analytiſch. Die Begriffe Gerade, Kurz, Linie, Punct aber ſind gegebne Begriffe, über welche die Mathematik nicht hinausſchreitet. Endlich beruhet die Allgemeinheit und Nothwendigkeit mathematiſcher Sätze auf nichts weniger, als auf dem negativen Merkmal, daß ſie unabhängig von aller Erfahrung, vielmehr beruhet ſie auf dem höchſt poſitiven, daß ſie ihrer Natur nach unſerm Verſtande gewiß, alſo aufs innigſte mit der Erfahrung verbunden und dieſe ſelbſt ſind, wenn ſie auch nicht dargeſtellt würden. In den Regeln des Verſtandes nämlich ſind ſie ſo genau, ja genauer als in der Darſtellung ſelbſt gegeben, welche letztere jene innere Erfahrung immer nur unvollkommen bezeichnet. Ueberhaupt ſind die Begriffe der mathematiſchen Evidenz und der zu ihr führenden verſchiednen Lehrart dergeſtalt ins Licht geſetzt, daß die Behauptung, als ſei „der Unterſchied zwiſchen Analyſe und Syntheſe ihrer Urtheile“ bisher überſehen worden, befremdet. *)

---

*) Kritik d. r. Vern. S. 14.

**) S. 15.

---

*) Kein mathematiſches Lehrbuch hat den Unterſchied beider Methoden unbemerkt gelaſſen, ſo auch faſt keine Logik. Lambert im ſeinem

In der Naturwiſſenſchaft giebts allerdings Urtheile, in denen das Prädicat mehr als das Subject ſaget; übel, wenn dieſes nicht wäre. Auch ſie aber, was ſind ſie? Entweder Erfahrungsſätze oder aus höheren Urtheilen abgeleitete Begriffe, deren Richtigkeit erwieſen werden muß, oder ſie verſchwinden. Sätze der Art, z. B. „daß in allen Veränderungen der körperlichen Welt die Quantität der Materie unverändert bleibe, *) iſt entweder ein blos identiſcher Satz, der aus den Begriffen Körperwelt, Veränderung, Quan-

---

Organon und in ſeinen logiſchen Abhandlungen hat von beiden Methoden ſcharfſinnig gehandelt: aber freilich nur als von Methoden, wohin beide Begriffe auch nur gehören.

*) S. 17.

tum, wie ſie hier geſetzt ſind, entſpringet, oder er iſt unbewieſen und darf als kein Axiom gelten. Der Satz „daß in aller Mittheilung der Bewegung Wirkung und Gegenwirkung jederzeit einander gleich ſeyn müſſen,“ heißt, recht ausgeſprochen: „der Wirkung iſt die Gegenwirkung gleich, aber entgegengeſetzt,“ mithin iſts ein identiſcher Satz, der auf den Begriffen der Kraft, der Wirkung und Gegenwirkung beruhet. Soll er etwas mehr ſagen, ſo muß er aus der Erfahrung, ſynthetiſch, oder aus höheren Begriffen, analytiſch ſeinen Beweis finden. Der Satz „was geſchieht muß eine Urſache haben“ iſt identiſch: denn im Geſchehen ſetzen wir die Urſache des Werdens mit und voraus. Ueberhaupt ſind die Beiſpiele ſynthetiſcher Sätze in der Kritik durchaus übel gewählet.

4. **Giebts ſynthetiſche Urtheile a priori? und gehet der Zweck der Metaphyſik dahin, unſre Erkenntniß über die Grenzen aller Erfahrung hinaus, durch ſynthetiſche Urtheile a priori zu erweitern?**

Urtheile unſrer Seele vor aller und ohne alle Erfahrung, da ſie ganz ohne Inhalt wären, ſind leere, d. i. keine Urtheile: denn ſelbſt wenn ich A = A ſage, muß mir A der Gegenſtand als ein denkbarer, d. i. als ein innerer Erfahrungsbegriff gegeben ſeyn, oder ich habe nichts gedacht und geſaget. Soll nun das Urtheil ausſprechend im Prädicat ein Neues ſagen; woher dies Neue? Es muß ſeine Wahrheit entweder in ſich ſelbſt, oder im Zuſammenhange des Subjects mit ihm unter einem Mittel

begriff haben, der beide bindet; außer welcher Bedingung das Urtheil kein Urtheil wäre. Läge Einer oder der Andre dieſer Begriffe völlig außer den Grenzen unſrer Erkenntniß, d. i. unſres innern oder äußern Erfahrung, ſo hätten wir von einem Nichts geredet, ein Nichts behauptet; wohl verſtanden nämlich, daß hier nicht blos von äußerer grober Erfahrung an Gegenſtänden im Raum und in der Zeit die Rede ſei, ſondern auch von innerer Erfahrung, d. i. von einer Zuſammenſetzung der Begriffe nach der Natur unſers Verſtandes, die weder Raum noch Zeit zur Anſchauung bedürfen. Eine Syntheſis a priori alſo, d. i. die Hinzufügung eines Prädicats zu einem Subject vor und außer aller Erfahrung iſt ein 0 + 0, ein Nichts.

„Und doch ſtrebet die Metaphyſik über den Kreis aller Erfahrung hinaus." Es wird ſich zeigen, ob und wiefern und woher ſie dahin ſtrebe. Ihr doppelſinniger Name *Metaphyſik* will, daß ſie nach oder *über der Phyſik die erſten Gründe und Principien der Dinge*, d. i. unſres Erkenntniſſes von ihnen erforſche. Sonach mußte ſie freilich von der Phyſik, wie von der Moral und den Redekünſten getrennt werden, und es war ein verdienſtliches Werk des Ariſtoteles, daß er ſie trennte; ſie lag bei ſeinen Vorgängern unter phyſiſchen und andern Fragen gleichſam begraben. Wenn Er ſie als eine eigne Wiſſenſchaft aufſtellte, die er die *erſte Philoſophie, Weisheit*, nannte, ſo ward ſie eben damit auch die *letzte* Philoſophie: denn alle die Wiſſenſchaften mußten ihr *vorherge-*

gangen ſeyn, deren Urſachen und Grundſätze ſie erforſchen ſollte. Da dieſe nur in den gegebnen Dingen ſelbſt liegen können, ſo ward ſie von ihm nicht aller Erfahrung vorangeſchickt, ſondern dem Kreiſe vorangegangener Erfahrung eigentlich zugefüget und angeeignet. Wer ſie als eine Thorin betrachtet, die außer und vor aller Erfahrung etwas ſucht, wovon ſie durchaus keinen Begriff hat und haben kann, der dichtet, wie die Scholaſtiker, ſich ſelbſt eine Metaphyſik, die lieber Pro- oder Hyperphyſik heißen ſollte; die menſchliche Vernunft erkennet dieſe nicht an. Nirgend anders hin als in ſich ſelbſt kann ſich die Vernunft verirren, durch Misbrauch ihrer Kräfte oder ihres Werkzeugs; ſich außer ſich in einen Zuſtand, ehe menſchliche Vernunft war, ſetzen, um zu ſehen, wie menſch-

iche

che Vernunft werde? iſt nicht Philoſophie, ſondern Platoniſche Dichtung.

Daß in der Metaphyſik viel Schwankendes und Ungewiſſes iſt, *) kommt nicht davon, daß man den Unterſchied zwiſchen ſynthetiſchen und analytiſchen Urtheilen nicht wußte; ohne dieſen ſchwankenden Unterſchied zu nennen, weiß jeder, ob er den gegebnen Begriff blos zergliedere oder ob er etwas Neues ſagt. Auch mußte eine Philoſophie, die die erſten Gründe der Dinge erforſchen wollte, doch wohl darauf kommen, woher ſie ſolche entdecken möge. Die Schwierigkeiten, mit denen die Metaphyſik zu kämpfen hatte, lagen ganz in etwas Anderm, in der Sache ſelbſt, in dem hohen Ziel,

---

*) S. 19.

das ſie ſich verſteckte, an ihren ungewiſſen Werkzeugen, und vielen andern Umſtänden, die *Bacon's* Organon vortreflich darſtellt. Die erſten Gründe und Principien der Dinge feſtzuſtellen, iſt doch wahrlich nichts Leichtes; tauſend Bemühungen *mußten* dabei vorgehn, und die erſte Philoſophie, mit der wir der Anlage nach geboren werden, konnte der Ausbildung nach nicht anders als die *letzte* werden.

Sie wird dies gern: denn ſie beſcheidet ſich, daß ihr kein anderer Platz gebühre und weiß, daß je ſpäter ſie ihn einnimmt, ſie ihn deſto ehrenhafter bekleide. Auf ſynthetiſche Urtheile a priori verläßt ſie ſich in ihrem Fortſtreben am wenigſten; vielmehr wo, aus der Luft gegriffen, dergleichen *Metatheſen* und *Hypotheſen* ſynthetiſch in die Sprache gekommen ſind, müſſen ſie weggethan werden. Das will ihr Amt. Sie verdiente den Namen Metaphyſik nicht, wenn ſie Dichtungen aus der Luft griffe, und ohne Grund und Band zum Alten Nichts ein neues Nichts aus ſich ſelbſt fügte.

5. Kann alſo die Metaphyſik durch eine Transſcendental-Aeſthetik, Transſcendental-Analytik, Transſcendental-Dialektik geheilt oder verbeſſert und fortgeführt werden?

Das hieße den Schaden mit einem ärgern Schaden heilen. Hätte ſich die Vernunft, z. B. durch Transſcendenz ihrer ſelbſt in Luftleere Gegenden verirret und verſtiegen; bringt man ſie zurecht, wenn man noch höher ſteiget und die Transſcendenz transſcendiret? Vollends wenn auf einen Unbegriff, Syntheſis vor allem und außer allem Gegebnen die Sache ankommen ſoll, und man von lauter Undingen, ($\sqrt{-1}$) von einer Vernunft, ehe Vernunft war, von Gegenſtänden, ehe Gegenſtände ſind, redet: ſo läuft man Gefahr, den wahren Gebrauch der Vernunft propädevtiſch völlig wegzuvernünfteln. Iſt der Vernunft, wie die Geſchichte zeigt, inſonderheit dadurch viel Unheil zugeſtoßen, daß man ſie mit der Streit- und Diſputirkunſt (Dialektik) verwechſelte; wie könnte dieſe böſe Feindin je ihren Schaden heilen, oder einen beſſern Gebrauch derſelben gründen, wenn ſie durch ein Decret a priori ſich ſogar zur Schöpferin der Vernunft a priori machte?

Gerade der entgegengeſetzte Weg iſt der einzige, der fördert. Statt nämlich zu transſcendiren, kehre die Vernunft auf den Urſprung ihres Beſitzes, d. i. in ſich ſelbſt zurück, mit der Frage; „wie kamſt du zu dir und zu deinen Begriffen? wie haſt du dieſe ausgedrückt und angewandt, verkettet und verbunden? woher kommts, daß du ihnen allgemeine, nothwendige Gewißheit zueigneſt?" Unterläſſet ſie dieſe Frage und iſolirt ſich von aller Erfahrung: ſo thäte ſie wohl, wenn ſie ſich auch von der Sprache iſolirte: denn dieſe hat ſie gewiß doch nur durch Erfahrung. Geriethe ſie endlich ſo weit ins Wahnreich, daß ſie ihren Urtheilen von aller Erfahrung deßhalb Allgemeinheit und Nothwendigkeit zuſchriebe, weil ſie (nach der mißverſtandenen Anwendung des Worts) a priori, d. i. vor aller und abgetrennt von aller Erfahrung waren: ſo iſt ſie im ſtande vor aller Vernunft, die ſammt der Erfahrung durch ſie erſt möglich werden ſoll, indem ſie ſolche ſynthetiſch a priori erdichtet. Es iſt zu zweifeln, ob es einen ärgern Misbrauch der Sprache gebe, als dieſen. Er conſtituirt in Wortlarven eine Uebervernunft, die alle Philoſophie abſchneidet und nur Figmente möglich macht, Figmente ex nullis ad nulla, ein a priori, das, ehe es iſt, ſich ſelbſt ſchafft, getrennt von ſich ſelbſt und ohn' alle Erfahrung.

Auf verſtändliche Worte zurückgeführt heißt alſo die Frage nicht: wie iſt menſchlicher Verſtand, menſchliche Vernunft möglich? als ob dieſe ſich ſelbſt erſt zu ſetzen oder zu fabriciren hätten; ſondern da ſie geſetzt und gegeben, ja die edelſten Gaben ſind, die wir zu erkennen und anzuwenden haben, ſo heißt die Frage:

Was iſt Verſtand und Vernunft? Wie kommen ſie zu ihren Begriffen? wie knüpfen ſich ſolche? Was für Recht haben wir, uns einige derſelben allgemein und nothwendig zu denken?

Und da Verſtand und Vernunft unſres Geſchlechts Charakter iſt, ſo fragen wir damit nach dieſem, nach unſres Geſchlechts wirkſamſten Macht, nach ſeiner eigenthümlichſten Art. Das unziemende Wort Kritik der Vernunft verliert ſich alſo in das anſtändigere, wahre: Phyſiologie der menſchlichen Erkenntnißkräfte.

Bacon.

„Der Menſch, ein Diener der Natur und ihr Ausleger, kann und verſtehet nur ſo viel, als er von der Ordnung, der Natur durch Erfahrung oder durch ſeine Gemüthskräfte bemerkt hat; mehr weiß und kann er nicht.“

„Es iſt kein kleiner Unterſchied zwiſchen Idolen des menſchlichen Geiſtes und Ideen des göttlichen Verſtandes, d. i. zwiſchen leeren Satzungen und wahren Bezeichnungen der Dinge, wie wir ſie finden.“

„Die gewöhnliche Vernunft anticipirt die Natur; die wahre Vernunft legt ſie aus.

„Vorausſetzende Dichtungen, (Anticipationen der Natur) erwerben ſich Beifall, weil, wenn die Menſchen auf Einerlei Weiſe auch raſeten, ſie einander Beifall gäben.“

„Und wenn die Genien aller Zeiten zuſammenträten und ihre Mühe verbänden: ſo würde kein groſser Fortſchritt in den Wiſſenſchaften bewirkt werden, ſobald ſie anticipirten: denn den Grundirrthümern des menſchlichen Geiſtes, die in den erſten Wegen der Verdauung liegen, würde damit nicht abgeholfen.“

„Markt-Idole nenne ich, die aus Verknüpfung der Worte und Namen ſich dem Verſtande einſchleichen; ſie ſind ſehr beſchwerlich. Zwar glauben die Menſchen, daß ihre Vernunft den Worten gebiete; oft aber wirken die Worte auch gewaltſam auf den Verſtand zurück, wodurch dann Philoſophie und Wiſſenſchaften ſophiſtiſch und unthätig werden. Groſse und feierliche Diſputationen gelehrter Männer geben oft in Wortſtreitigkeiten aus, da ſie doch nach Art der Mathematiker, in Beſtimmung der Worte und Namen von Definitionen in Reihe und Ordnung hätten anfangen ſollen. In Auslegung der Natur aber können auch dieſe Definitionen dem Uebel nicht abhelfen: denn auch ſie beſtehen aus Worten, und Worte erzeugen Worte, daß es alſo nothwendig bleibt, zu beſondern Inſtanzen (ad inſtantias particulares) und deren Reihe und Ordnung zurückzukehren."

„Da wir keine Sektenſtifter ſeyn wollen, ſo wollen wir nur aus Werken und Erfahrungen Urſachen und Grundſätze, aus Urſachen und Grundſätzen ſodann neue Werke und Erfahrungen herausziehen: denn wir ſind Ausleger der Natur, nicht ihre Geſetzgeber." Bacons neues Organon. Aphoriſm. 1, 23. 26. 30. 59.

2.

Metakritik

der

ſogenannten

Transſcendental-Aeſthetik.

„*Anſchauung* iſt die Art, wodurch ſich Erkenntniß auf Gegenſtände unmittelbar *bezieht*. Sie findet nur ſtatt, ſofern uns der Gegenſtand gegeben wird; uns Menſchen wird er nur dadurch gegeben, daß er das Gemüth auf gewiſſe Weiſe *afficirt*. Die Fähigkeit, Vorſtellungen durch die Art, wie wir von Gegenſtänden *afficirt* werden, zu bekommen, heißt *Sinnlichkeit*. Vermittelſt der Sinnlichkeit alſo werden uns Gegenſtände gegeben, und ſie allein liefert uns *Anſchauungen*; durch den Verſtand aber werden ſie gedacht, und von ihm entſpringen *Begriffe*.“ *)

---

*) Kritik der r. Vern. S. 33. f.

Das Wort „Anſchauung“ in dieſem Verſtande iſt dem Sprachgebrauch fremd; wer hat von der Anſchauung eines Tons, eines Geruchs, Geſchmacks, Gefühls gehöret? Sofern der Gegenſtand den Sinn afficirt, nennen alle Sprachen es Empfindung; in unſrer Sprache deutet dies Wort ſelbſt ſchon an, daß an dem Gegebnen als an einem nicht etwa nur Gefundenen, ſondern ſich nahe Gebrachten, alſo auf gewiſſe Weiſe ſich Angefundenen die Seele Theil nehme. *) Wird dieſe dunkle Empfindung Appercep-

---

*) Em servit motui ad locum. Quando cognitionem nostram comitatur grata vel ingrata rei cognitae perceptio, tunc dicimus empfinden sentire. Wachter. Die Worte αἰσθάνεσθαι, sentire, sensatio ſagen mehr oder minder daſſelbe. Adelung ſagt kurz: ſich einer Sache als gegenwärtig bewußt ſeyn.

tion: ſo nennen wirs nicht Anſchauen, ſondern Innewerden. Die Seele (nicht das Gemüth,) wird eines Gegenſtandes inne; durch welchen Actus ſie ihn als den ihrigen betrachtet. Das Gegebne gehört jezt ihr. *)

Selbſt der Sinn des Geſichts, von dem das Wort „Anſchauung" erborgt iſt, kann ſich dieſer Bezeichnung nicht entziehen. Wird das Auge afficirt, wie es auch durch Schmerz, durch Wunden, durch übermäßiges Licht bis zur Zerſtörung afficirt werden kann, ſo wirkt dies Afficiren blos Gefühl. Organiſche Senſation durchs Auge heißt Sehen, ein

---

*) In praepoſitio eſt, quae in omnibus derivatis intimum rei ſignificat, ut patet ex derivatis **innen** intus, **inner** intra, internus. Wachter.

Innewerden des Gegenſtandes, deſſen Bild zu uns gelanget. Anſchauung, ſie ſei Contemplation oder Intuition, bedeutet etwas Andres.

Offenbar nämlich ſehen wir, daß nach der verſchiednen Art unſrer Sinne das Innewerden der Gegenſtände ſich verſchieden, aber in einer Stufenleiter arte. Aller Empfindungen des innern und äuſſern Gefühls, wenn ſie bis zu einer Gröſſe wachſen, werden wir lebhaft, tief, inne; ſie bleiben aber, jeder Anſchauung fern, dunkel. Wir fühlen uns dem Gegenſtand gleichſam an oder ihn in uns. Je mehr er ſich ſondert, und uns nur Eigenſchaften von ſich mittheilt, deſto fähiger wird die Seele, bei ihrem Innewerden ein Eins in ſeinem Mehreren zu unterſcheiden. Eben durch Hülfe des trennenden Sinnes nähert ſie ſich dem

Er-

Erkennen; ihr Vergnügen und Schmerz wird feiner. Der Sinn des Geſichts alſo verſchafft uns das feinſte Innewerden; der geſammten Sinnlichkeit aber vermag ers als Anſchauung nicht mitzutheilen. Die feinſte Zunge, das ſtolzeſte Ohr werden das Gegebene, das ſie finden und ſich anempfinden, nie „Anſchauung“ ennen; noch minder kann die Summe lles deſſen, das uns ſinnlich afficirt, Anſchauung“ heiſſen.

Da der Ausdruck „empiriſche Anſchauung“ alſo nicht ſtatt findet, ſo wird auch der unbeſtimmte Gegenſtand dieſer Anſchauung in einer „Aeußerheit,“ d. i. Gefühlslehre, nicht Erſcheinung heiſſen. Als einen Geſammtbegriff der Gegenſtände unſrer Sinnlichkeit kennt unſre Sprache dies Wort nicht, die vielmehr bei jedem ſinnlich Gegebenen nicht auf Schein, ſondern auf Seyn führet. Dies ſagt der Name Gegenſtand, Empfinden, empfindbar; die Thätigkeiten unſrer Seele, die ſie dabei ausdrückt, ſind Innewerden, ſich vorſtellen, begreifen, ſo wie fernerhin Kennen, Erkennen; Worte, die ein Zueignen, Ergreifen, Erfaſſen mit ſich führen. Bei dem Wort Erſcheinung dagegen denkt man an etwas, was nicht Gegenſtand, ſondern Schein iſt und macht, der Natur und Sprache zuwider, die ganze Erfahrung (ein vielſagendes Wort!) zum Scheine. Wir behalten alſo den Ausdruck ſinnliche Gegenſtände bei, da er ohne Gefahr der Täuſchung das ob- und ſubjective Verhältniß des Empfindens zugleich bezeichnet.

Gleich verführend ſind die Ausdrücke „Materie und Form der Erſcheinungen, da das, was in der Erſcheinung der Empfindung correſpondiret, Materie, dasjenige aber, welches macht, daß das Mannichfaltige der Erſcheinung in gewiſſen Verhältniſſen geordnet werden kann, Form der Erſcheinung heißen ſoll.“ Das Wort Materie, der Form entgegengeſtellt, führt auf ein Träges, Todtes, Formloſes zurück; welche Nebenbegriffe dem Wort Materie uder ankleben. Und hier drängen ſich dieſe Nebenbegriffe um ſo mehr auf, da „die Form aller Erſcheinungen insgeſammt im Gemüth a priori bereit liegen ſoll, daher ſie abgeſondert von aller Empfindung betrachtet werden können.“ *) Wer denkt ſich hiebei, bei einer „Form aller Erſcheinungen,“ d. i. ſinnlichen Gegenſtände, „die im Gemüth

---

*) S. 34.

bereit liegt, etwas?“ bei einer Form zu Erſcheinungen, die, „von aller Empfindung abgeſondert, a priori betrachtet werden können, und dennoch keine Erſcheinungen ſind?“ ſonſt wären ſie nicht a priori. Die Namen Materie und Form haben in der Metaphyſik ſo viel leere Begriffe, ſchneidende Behauptungen und aus ihnen entſpringende Wortkriege verurſacht, daß wir uns, wenn von irgend einer Sache etwas Beſtimmtes geſagt werden ſoll, vor ihnen zu hüten haben. Materie heißt Bauzeug; *) Form iſt die Conſtruction des Baues. Die Baumeiſterin Seele kann, wenn Sinne ihr den Bauzeug liefern, dieſem nicht

---

*) Im Griechiſchen ὕλη, **Vorrath**, ein viel ſchicklicheres Wort. Auch hier wurde die Seele als eine Bildnerin betrachtet, die ſich Geſtalten (μορφὰς, εἴδη) aus der ὕλη ſchafft.

jede Geſtalt geben, die ihr gefällt, oder mit einem Material, was ihr gefällt, ihr aber nicht gegeben iſt, bauen. Die innige Concurrenz, in der bei jeder ſinnlichen Empfindung das Aeußere und Innere zuſammentrift, wird auch durch die ſymboliſche Unterſcheidung der Materie und Form nicht bezeichnet: denn nicht todte Materie iſts, was die Sinne geben; und was der innere Sinn ſich zueignet, d. i. nach innern Kräften und Geſetzen in ſich erwandelt, drückt das grobe Töpferwort Form nicht aus.

Behauptet man weiter: „daß die reine Form ſinnlicher Anſchauungen überhaupt im Gemüth a priori vor aller Erfahrung angetroffen werde, worinnen dann alles Mannichfaltige der Erſcheinungen angeſchauet wird, und dieſe reine Form der Sinnlichkeit ſelbſt reine Anſchauung heiße:“ *) ſo ſtehet dem Leſer eine weiſſe Wand da, deren mannichfaltige Geſtalten ohn' allen Inhalt nur Transſcendentaliſten zu ſehen erlaubt iſt. Eine reine Form ſinnlicher Anſchauungen, worinn alles Mannichfaltige ſinnlicher Erſcheinungen angeſchauet wird; eine Form, die ſelbſt Anſchauung iſt, Anſchauung, die auch ohne einen wirklichen Gegenſtand der Sinne oder der Empfindung, als eine bloße Form der Sinnlichkeit a priori im Gemüth ſtatt findet; dieſe leere Wortformen ohne Anſchauungen und Gegenſtände mahlen ſich ſelbſt.

Das Beiſpiel, **) daß, „wenn ich von der Vorſtellung eines Körpers das, was der Verſtand davon denkt, abſondre, mir aus der empiriſchen Anſchauung doch noch etwas, nämlich Ausdehnung und Geſtalt übrig bleibe," erläutert hiebei nichts; da dies Ueberbleibende blos ein Bild der Phantaſie aus vorigen wirklichen Erfahrungen iſt, dem Jeder nach ſeiner Weiſe dies oder jenes Wahrgenommene beifüget. Solche Züge der oft eigenſinnigen Phantaſie gehören nicht „zur reinen Anſchauung, die a priori, auch ohne einen wirklichen Gegenſtand der Sinne oder Empfindung, als eine loße Form der Sinnlichkeit im Gemüth ſtatt indet."

---

*) S. 34.

**) S. 34.

Und „eine Wiſſenſchaft von allen Principien der Sinnlichkeit a priori, eine transſcendale Aeſthetik? In ihr wird die Sinnlichkeit iſolirt und alles abgeſondert, was der Verſtand dabei denkt, damit nichts als empiriſche Anſchauung übrig bleibe. Auch von dieſer wird noch alles, was zur Empfindung gehört, abgetrennt, damit nichts als reine Anſchauung und die bloße Form der Erſcheinungen übrig bleibt, welches das einzige iſt, das die Sinnlichkeit a priori liefern kann.“ *) Was ſollen wir von dieſer ſonderbaren Wiſſenſchaft, die eine iſolirte Sinnlichkeit, abgeſondert von allen Verſtandesbegriffen, und dennoch a priori angeſchauet; von allem, was zur Empfindung gehört, abgetrennt und dennoch Sinnlichkeit; reine Anſchauung als Form der Erſcheinungen ohne alle Erſcheinung behandelt, erwarten? „Nichts als zwei reine Formen ſinnlicher Anſchauung, Raum und Zeit; mehrere kann es auch nicht geben.“ **) Hinan alſo zum

---

*) S. 35.

**) S. 36.

tempel der Form aller Sinnlichkeit in einen beiden einzig-möglichen Idolen, Raum und Zeit.

„Der transſcendtenalen Aeſthetik

Erſter und zweiter Abſchnitt.

Von dem Raume und von der Zeit.“

„Der Raum iſt **kein empiriſcher Begriff**, der von äußern Erfahrungen abge- gen worden; ſondern er iſt eine nothwendige Vorſtellung a priori, die allen äußern Anſchau- ngen zum Grunde liegt.“

„Der Raum iſt kein **allgemeiner Begriff** von Verhältniſſen der Dinge überhaupt, ſondern eine **reine Anſchauung**. Er wird als eine unendliche gegebne Größe vorgeſtellt: denn alle Theile des Raums ins Unendliche ſind zugleich. Alſo iſt die urſprüngliche Vorſtellung vom Raum Anſchauung a priori und nicht Begriff." *)

Laſſet uns dieſer „metaphyſiſchen Erörterung, die das enthält, was den Begriff als a priori gegeben, darſtellt," eine Expoſition beifügen, die das Innewerden des Raums (man topiſire ihn, wie man wolle,) der Erfahrung und Sprache gemäß darſtellt.

Erörterung des Wortes Raum.

1. Wir ſind und zwar mit andern; das wo wir ſind, hangt unſerm Daſeyn an, eben ſo wohl als das Wo derer, die nicht wir ſind. Dies Wo heißt Ort unſers Daſeyns; wir nehmen ihn ein, d. i. ein Anderes kann in dieſem Augenblick nicht ſeyn, wo wir ſind.

---

*) S. 38. f.

2. Unſer Seyn iſt umgrenzt, und wo wir nicht ſind, können andre ſeyn; dies verneinende Wo nennen wir Raum. Es iſt Raum für andre da; ſie können darin ihren Ort haben. Nehmen ſie dieſen ein, ſo iſt der Raum beſetzt, erfüllt; einem andern Platz zu machen, müſſen ſie ihn räumen. Ein Umfang, wo viele Plätze, d. i. Orte des Daſeyns oder zum Daſeyn, ſind, heißt geräumig.

3. Sofern iſt Raum blos ein Erfahrungsbegriff, veranlaßt von der Empfindung, daß ich weder das All, noch allenthalben bin, daß ich im Univerſum nur einen Ort einnehme. Das ungebohrne Kind in ſeiner engen Wohnung iſt, durch manchen Druck und Stoß, dieſer Empfindung ſchon inne geworden.

4. Es kommt auf die Welt, in einen Raum, wo nicht nur außer und neben ihm viel andere da ſind, ſondern wo es auch Anlaß findet, mit ſeinen Kräften Raum um ſich zu machen: denn bald lernt es die Grenze, jenſeit welcher es nicht iſt, aber ſeyn kann, munter überſchreiten. Bewegung überſchreitet ſie; mittelſt ihrer lernen wir alſo den Raum meſſen, verändern, überwinden, zuletzt unſern Ort finden. *) Der Blindgebohrne, dem ein ſichtliches Bild des Raums fehlet, miſſet den Raum mit ſeinen Gliedern, und kann im Verſtande die ganze Wiſſenſchaft ſeiner Abtheilungen erlangen, ob er gleich vom Anſchauen

---

*) Ort heißt daher in der Bergſprache Ende: Endeort der Bewegung.

deſſelben bildlicher Weiſe keinen Begriff hat.

5. Natürlich aber iſts das Auge, das die genaueſten, ſchnelleſten, feinſten Meſſungen des Raums der Seele möglich macht und zuführet: denn die feinſte Linie, die wir kennen, ein Lichtſtral, iſts, der den Raum und was in ihm Platz nimmt, unterſcheidet, trennet, zeichnet. Er grundirt die Welt, auf dieſem Grunde erſcheinen der Seele ſodann alle ihn bewohnende Geſtalten. Dadurch wird ihr ein Bild des Raumes.

6. Und da unſre Sinne ſich in Gemeinſchaft üben, ſo kommt was das Auge entdeckt und der Verſtand wahrnehmend beſtimmte, den andern Sinnen zu Hülfe. Das Augenmaas wird allen Sinnen ein Lehrer; die Wirkungen des Verſtandes und der Vernunft ſelbſt nehmen aus die-

ſem Meſſen des Raums, aus dieſen Bewegungen im Raum ihre Bezeichnung. Unſre Sprache iſt von Ausdrücken des Raums bei allem Seyn, Thun und Leiden voll: vor und nach fügen ſie ſich den Verbis an und beſtimmen, vermehren, vermindern ihre Bedeutung. Mit unglaublicher Kunſt, mit Sparſamkeit und Verſchwendung ſind dieſe Bezeichnungen in die Rede verflochten; ſie ordnen und erörtern gleichſam die Wahrnehmungen des Univerſum. *)

---

*) So ſinds die Wörter vor, nach, zu, in, bei, über, unter u. ſ., die nicht nur allem vorſtehend, ſondern auch zuſammengeſetzt mit Namen und Wörtern (nominibus und verbis) die ganze Rede, alſo auch die Welt der Begriffe in ihr, gleichſam mahlen. Auch die kleinen Verkürzungen, z. B. ver-, ent-, zer-, ab-, zu-, die dem Verſtande ſo viel

7. Wenn alſo die Begriffe von **Raum**, **Räumen**, **Aufräumen**, von **Vor**, **Ueber**, **Unter**, **In**, **Außer**, **Neben**, **Mit einander** den Begriff der **Ordnung** mit ſich führen, wohin konnte **Leibnitz** in ſeiner Verſtandeswelt den Raum ſtellen, als unter den Begriff der **Ordnung**? Ein höherer Geiſt, der das Viele in Einem wahrnimmt, ſiehet das, was wir Raum nennen, nicht anders als ein Ganzes zuſammengeordneter Orte an; uns ſinnlichen Geſchöpfen ſelbſt, die das Auge lei-

---

ſagen, waren urſprünglich **Erörterungen**, d. i. Bezeichnungen des Orts im Raume. Bei allen kann man, daß ſie an wirklichen Gegenſtänden entſproſſen ſind, zeigen, wie in Anſehung der Engliſchen Sprache **Horne Tooke** in ſeinen επεα πτεροεντα es gezeigt hat.

tet, ward der Begriff vom Raum ein Leuter zur Ordnung.

8. Da wir aber auſſer dem Verſtande und den Sinnen zugleich mit Phantaſie begabt ſind, ſo entwirft ſich dieſe vom Univerſum empfangener Eindrücke gleichſam ein ſtehendes Bild des Raumes. Dies behält ſie, ſpielet damit, und dichtet darinn nach Gefallen, eben weil die ganze Tafel ihr Werk iſt. Ein Fieber, ein Traum verſetzt uns in andre Räume; aus jugendlichen oder andern ſtarken Eindrücken hellet die Seele ſich dieſe luftige Tafel auf; die Phantaſie ſchafft darinn, dem häßlichen oder lieblichen Ort gemäß, Geſtalten. Da die Leidenſchaft den geliebten oder gehaßten Gegenſtand immer an Ort und Zeit knüpfet, in der Erinnerung aber die kleinſten Nebenumſtände das Ganze wecken; ſo ſind die Nägel

unſres

unſres ſinnlichen Gedächtniſſes an Ort und Zeit gleichſam geheftet.

9. Ja an Jenen mehr als an Dieſe. Wenn die Merkmahle der Zeit längſt ſchwanden, ſtehen die Denkmahle örtlicher Erinnerung noch da: der gröſſeſte Theil unſrer Einbildungskraft iſt topographiſch. Mit dem Bilde des Raums alſo, da es ſich ins Unendliche erweitern läßt, ging die Phantaſie über Sterne und Sonnen hinaus; ſie fand der Welt, d. i. dem Raum kein Ende.

Aus dieſer Erörterung des Worts Raum ergiebt ſich eine zwiefache Bedeutung deſſelben:

Erſtlich als ſinnliche Wahrnehmung iſt Raum ein räumender, d. i. privativer Begriff. Unſre Schranken nämlich haben den Verſtand darauf geführt, das Da, wo wir ſind und nicht ſind, zu bemerken, es in tauſend feinen Unterſcheidungen zu beſtimmen, zu meſſen, zu bezeichnen, bis es ſich endlich zum reinen, d. i. ganz unſinnlichen Verſtandesbegriff hat erheben wollen. Ein ſolcher reiner Begriff iſt es indeſſen nicht. So wenig in meiner Seele ſelbſt ein Raum iſt, ſo gewiß abſtrahiren allgemeine Begriffe von allem Raume. Unter ihnen ſteht Raum blos als eine Zuſammenfaſſung ſinnlicher Orte, deren jedem übrigens die ihn bewohnende Geſtalt Form giebt, nicht daß dieſe ſolche vom Raum erhielte.

Zweitens als Schema des Wahrgenommenen, d. i. als Bild der Einbildungskraft. Wie er, (an ſich ein privativer Begriff,) zugleich die Umgrenzung des Poſitiven, des Ortes war, mithin mehreren Orten Raum machte, ſo ſchafft die Einbildung ein Zuſammenhangendes aus dieſen Orten, das vielen Dingen und Bewegungen Platz giebt. Von Kindheit auf iſt dies Phantasma insonderheit durchs Geſicht uns vorgemahlet; es gehet in und mit uns. In ihm ſiehet das Auge Geſtalten, die Phantaſie ſchaffet ſolche, die der Verſtand ſodann beſtimmt, mißt, ordnet. Wer dies Phantasma aber, den Raum der Einbildungskraft, zu einem Verſtandesweſen, etwa dem alten Rabbinen-Gott **Makôm** ſchaffen, und als eine Form des Mannichfaltigen aller ſinnlichen Geſtalten anſchauen wollte, geriethe ſelbſt in den leerſten der Räume. In ſolchem ſprach man „vom Raum außer der Welt, von Schöpfung des Raumes vor der Welt, vom Endloſen Raum nach Untergang der Welt, fragte: ob Gott in oder außerhalb dem Raum wohne? wie er aus ſich getreten, den Geſchöpfen neben ſich Raum gemacht oder ſelbſt ihr Raum geworden ſei u. ſ. — welche Phantaſiereien bei klarer Expoſition des Worts nach ſeiner genetiſchen Bedeutung ſämmtlich das Feld räumen.

Nach dieſer Erörterung werden ſich die Begriffe und Schlüſſe der Tranſcendental-Aeſthetik auch ſondern.

1. „Raum iſt kein Erfahrungsbegriff." Allerdings iſt ers, ja unſre erſte Erfahrung; mit unſerm beſchränkte Daſeyn im Univerſum iſt ſie geſetzt un gegeben. Mit uns ſelbſt brachten wi den Raum, d. i. ein Außer- und Ne

heneinander, ein in verſchiedenen
Orten Dargeſtelltes in die Welt, und
rachten eine Seele mit, dies inne zu
werden, zu bemerken. Die Erfah-
ung des Raums war alſo mit unſrer or-
ganiſirten Geſtalt, mit unſerm begrenz-
en Daſeyn dem Verſtande mitangeboh-
en, congenialiſch; und Alles trug dazu
i, ein Innewerden unſrer ſelbſt in un-
ſern Gliedern, mit andern die nicht Wir
ſind, d. i. im Raum, zu erwecken und
zu entwickeln. Schon die Unterſcheidung
„Ich und nicht Ich“ war ein Erfah-
rungsbegriff des Raumes; an und auſ-
ſer uns war uns, unabtrennlich von
unſerm Daſeyn, dieſer Begriff gegeben.

2. „Raum iſt eine nothwendige
Vorſtellung, die allen Anſchauungen
zum Grunde liegt.“ Wahre Anſchau-

ungen, d. i. *allgemeine Begriffe*, verläugnen den Raum; ſchon in der Apperception wird das Viele zu Einem. Aeußere Gegenſtände führen die Vorſtellung des Raums mit ſich, eben weil ſie *äußere* Gegenſtände, d. i. nicht mein Ich ſind; in meiner Vorſtellung müſſen beſchränkte Weſen *irgendwo* ſeyn, und wo ich nicht bin, iſt für ſie Raum genug da; meine Vorſtellung aber ſchaffet ihnen ihr Wo nicht an; es iſt mir mit dem Begriff ihres Daſeyns gegeben. Wenn ich mir keine Vorſtellung machen kann, „*daß nirgend Raum ſei*,“ ſo kommt dies daher, weil ich mir keinen Unſinn denken kann: denn da mein denkendes Ich nicht das All iſt, ſo iſt neben und außer mir Raum; wo ein *Irgend* iſt (quoquoverſum) iſt Raum *gegeben*.

3. „Raum iſt ein diſcurſiver, oder, wie man ſagt, allgemeiner Begriff von Verhältniſſen der Dinge.“ Er iſt es allerdings geworden. Daß man ſich nur einen einzigen Raum vorſtellet, auch wenn man von vielen abgetheilten Räumen redet, kommt daher, weil der Raum ein gemahltes Nichts, eine Bezeichnung iſt, daß wo etwas nicht iſt, etwas ſeyn könne; dies große Bild vom Nichts, wo etwas ſeyn kann, fügt ſich zuſammen und kann nicht anders, zumal wenn wir ſeinen interpolirenden Inhalt auslaſſen, als ein Endloſes Continuum imaginirt werden. Deßhalb aber iſt dies ſchwarz-blaue Luftbild ſo wenig eine reine Anſchauung a priori, daß man ſeinem Feinde ſelbſt dieſe ewige Anſchauung des Leeren nicht gönnen möchte.

4. „Raum ſtellet keine Eigenſchaft der Dinge, an ihnen haftend vor, deßhalb weil er eine Anſchauung iſt, die auch vor dem Daſeyn der Dinge ſtatt fände.“ Nicht deßhalb: denn vor allem Daſeyn der Dinge ſchaute niemand an; ſondern weil er dem Verſtande die Bezeichnung, der Einbildungskraft das Schema iſt, daß Dinge mit ihren Eigenſchaften hier ſeyn können. Er iſt das templum, das der Sinn wahrnimmt, die Phantaſie als ein continuum mahlet, der Verſtand ordnet, die Macht erfüllet und nur der Leerſinn, ins Unendliche hinaufgetrieben, anſchaut und anſtaunet.

5. „Raum iſt eine Form der Erſcheinungen äußerer Sinne.“ Das iſt er nicht, ſondern die leere Tafel, auf welcher ſich uns Geſtalten, und mehr als

Geſtalten zeigen. Die Einbildungskraft kann dieſe dahinein dichten, der Verſtand hineinzeichnen; Er ſelbſt aber, der Raum iſt keine Form, noch weniger eine Form vor aller Wahrnehmung; am wenigſten, daß durch ihn „alle ſinnliche Gegenſtände Principien bekämen oder bekommen müßten.“ Kein Gegenſtand bekommt vom Raum ein Principium ſeiner Exiſtenz, ſeiner Geſtalt, oder andrer Eigenſchaften, ſo wenig als die Charaktere, die der Mathematiker auf die leere Tafel ſchreibt, von dieſer ihr Principium nehmen.

6. Die transſcendentale Erörterung,*) „daß ohne eine Anſchauung des Raums a priori keine apodiktiſch-gewiſſe geometriſche Sätze möglich wären,“ fällt ganz

---

*) §. 3. S. 40.

ins Leere. Die Geometrie zergliedert den Raum nicht; ſie leitet nichts aus ihm her. Sie gebraucht ihn, wie er ihr ſinnlich gegeben iſt, als ein continuum uniforme, und ziehet auf ihm Linien und Figuren, ohne ſich um das, was er der Metaphyſik ſei? auch nur zu bekümmern. Die Gewißheit keines einzigen Satzes der Mathematik folgt aus der metaphyſiſchen Natur des Raumes; alle Figuren und Verhältniſſe, die der menſchliche Verſtand auf ihn trug, d. i. in ihm merkbar machte, nehmen nicht von ihm, einem Nichts, ihre Beweiskraft; auf ſeinen leeren Rücken aber konnte man Sinn und Gedanken ſchreiben. Daß aus der Erklärung des Raums durch eine Anſchauung a priori „die Möglichkeit der Geometrie als einer ſynthetiſchen Erkenntniß einzig und allein begreiflich werde," iſt eine Täuſchung.

Hat die geometriſche Erkenntniß in ſich keinen Grund, ſo wird ſie ihr der [illegible] Raum nicht geben. Er kann nichts geben, weil er ſelbſt nichts hat; ſondern nur zuläßt.

7. „Wie ſich andre denkende Weſen mit dem Begriff des Raums abfinden," iſt für uns eine leere Frage. Sind dieſe Weſen nicht Koloſſe, die allen möglichen Raum einnehmen, (ein Unding, indem man es ausſpricht) ſo haben ſie Raum neben ſich, zu deſſen Wahrnehmung ſie früher oder ſpäter kommen müſſen. Exiſtiren ſie mit andern, die nicht ſie ſind, ſo iſt zwiſchen beiden Raum gegeben. Sind ſie organiſirt, ſo tragen ſie ein Nebeneinander an ſich, das nicht nur einen Ort erfüllet, ſondern auch mißt. Wie ſich, ihrer Sinnlichkeit gemäß, ihre Phan-

taſte das Bild des Raums mahle, mit welchen Kunſtgriffen ihr Verſtand den Raum meſſe und berechne, geht uns nicht an; gnug, alle eingeſchränkte, organiſirte, denkende Weſen haben Begriff vom Raum; das wollen ihre Schranken und Conformationen, das fodert ihr Zuſammenſeyn mit andern.

8. Die kritiſche Schluß-Erinnerung, *) „daß überhaupt nichts, was im Raume angeſchaut wird, eine Sache an ſich, noch daß der Raum eine Form der Dinge ſei, die ihnen etwa an ſich ſelbſt eigen wäre," (die hieher nicht gehöret,) zeigt, wozu dieſe ganze Transſcendental-Dichtung erſonnen werden. Sie ſoll nämlich den Beutel mit dem Gelde,

---

*) S. 45.

den Raum mit allen ſeinen Gegenſtänden unter dem Verwande in uns ſpielen, daß der Beutel nur eine Anſchauung und die Dinge in ihm nicht Sachen, ſondern nur durch den Beutel veranlaßte Erſcheinungen, mithin Vorſtellungen ſeyn, die uns zugehören. Wovon dann ein Weiteres an ſeinem Ort. Da ein verneinender Begriff ſo wenig die Form der Dinge als Form unſrer Sinnlichkeit ſeyn, am wenigſten was Dinge an ſich ſelbſt ſind, erklären kann: ſo iſt vom Raum hier räumlich gnug geredet.

Und weil die Zeit ein flüchtiges Ding, unſre Lebenszeit auch zu kurz iſt, als daß wir ſtatt Raum und Zeit zu gebrauchen, ſie nur anſchauen und darüber ſpeculiren ſollten: ſo dürfen wir bei ihr, als einem Correlatum des Raumes munterer fortſchreiten.

* * *

I. Geneſe des Begriffs der Zeit, nach Datis der menſchlichen Natur und Sprache.

Lange, ſcheint es, war der Menſch auf die Folge der Veränderungen in und um ihn unaufmerkſam; er genoß die Dauer ſeiner Exiſtenz, ohne ein Maas an ſie zu legen. Nur wenn der Augenblick kam, daß etwas geſchehen mußte, ſagte er: „nun iſt Zeit!“ der gebietende Augenblick rüttelte ihn gleichſam vom Schlaf auf. Er ließ die Früchte wachſen; dann brach er ſie und ſprach: „nun ſind ſie zeitig.“ Kam ihm etwas ungelegen, d. i. zu früh oder zu ſpät; ſo ſagte er: „das iſt unzeitig.“

Die Natur ging indeſſen den großen Gang ihrer Veränderungen fort und lehrte ihn Zeit bemerken. Die auf- und untergehende, die ſteigende und ſinkende Sonne wies ihm Tages-, der Mond Monathes- und Jahrszeiten: dieſe mit ihren verſchiedenen Beſchaffenheiten und Witterungen (tempeſtates, horis) forderten ihn zu verſchiednen Geſchäften auf, und lohnten ihn dafür mit den verſchiedenſten Gaben ihrer ſelbſt, den Tages-, den Jahrsfrüchten. Der Kalender der Natur alſo war das erſte Regulativ der Menſchen; die Zeitenweiſe, die ſie beobachten mußten, wenn ſie nicht umkommen wollten, ward, auch ungeſchrieben, ihre Lebensweiſe, ihre Zeitenberechnung. Das erſte Geſetz, das ihnen die Natur auflegte, Hausväter geboten, die Muſen ihnen einſangen, waren Werke und Tage, (εργα και ημεραι.)

Aber auch an ſich trug der Menſch das Bild der Zeit ſichtbar gleichſam und lebendig. Alle Völker der Erde haben die Lebensalter der Menſchen mit den Jahres- und Tagszeiten verglichen, und aus dieſer Vergleichung fröhliche und traurige Bilder, ſo wie weiſere Menſchen weiſe Lebensregeln hergeleitet. Das Weib inſonderheit, in ſeiner Beſtimmung ſowohl als in ſeiner veränderlicheren, zarteren Natur ward ihnen ein merkbares Bild der Zeiten. Von den jugendlichen Horen an bis zu den ernſten weiſſagenden Parzen unterſchied man an ihm die wechſelnden Perioden der menſchlichen Natur, *) gleichſam von der äuſ-

ſern

---

*) Auſſer den Griechen haben faſt alle Völker der Erde ſo ſymboliſirt und berechnet.

ſern ſichtlichen Seite; indeß die männliche Natur der Mythologie und Kunſt die kräftigern, die allgemeinern Eigenſchaften und Wirkungen der Zeit angab. Kronos, der alles mäht, Vertumnus, der alles verwandelt, Saturn, der ſeine Kinder verzehrt, der vor- und rückwärts ſehende Janus, ein Bild der Zeitenweisheit und vorſichtigen Erfahrung, ſtehen den Horen, Grazien und Parzen männlich gegenüber. Die roheſten Völker haben ſich chroniſche Abbildungen der Art gedichtet.

Allerdings ward alſo mit dem Lauf der Zeiten und ihren Veränderungen dem Menſchengeſchlecht eine „Anſchauung" der Zeit, nicht aber a priori, auch nicht zur metaphyſiſchen Speculation, ſondern aus Bemerkungen, auf praktiſche Zwecke hinaus ſehend. Den leiſen Gang der Zeit, ihren nie zurückkehrenden Fortſchritt, in großen Veränderungen ihren Wandel- und Kreisgang ſollte der Menſch wahrnehmen, um ſich darnach ſelbſt zu zeitigen, d. i. ihm gleichförmig oder zuvorzukommend zu leben. Alle Völker haben in Lehrſprüchen und Sprüchwörtern hierüber ihre Bemerkungen der Nachwelt vorgezeichnet. *)

Der ganzen Sprachfügung bemächtigte ſich alſo die Zeit allmälich; ſie, die alles regieret, ordnete auch die Folge der menſchlichen Gedanken. Da alles Thun und Leiden ſich in der Zeit zuträgt, und

---

*) Unſre Sprache hat ſchöne und verſtändige Sprüche über den Gang und die Veränderung der Zeiten, die ſich aus Schriften ſowohl als aus der gemeinen Rede leider verlieren.

es nie gleichgültig iſt, wenn etwas geſchehe, oder geſchehen ſei, oder geſchehen werde, ſo fügete ſich die Zeit an alle That- und Leidensworte (verba.) Statt daß in ungebildeten Sprachen der Infinitiv, allenfalls mit Hinzufügung der Perſonen, allein gegolten hatte, traten klärere modi, vor allen der Indicativ auf, mit beſtimmtem Unterſchiede der Zeiten. Dieſer waren Anfangs wenige; die Unterſchiede der Vergangenheit und Zukunft wurden nur grob bemerket, bis man nach und nach feinere und in der griechiſchen Sprache die feinſten Unterſchiede in beide Zeitbeſtimmungen brachte. *) Außerdem

---

*) S. Harris Hermes oder Philoſophiſche Unterſuchungen über die allgemeine Grammatik (überſezt Halle 1788) B. 1. Kap. 7.

ſchloſſen ſich den Verbis durch Partikeln, ſo wie Orts-, ſo auch Zeitbeſtimmungen an; Adverbien und Präpoſitionen miſchten ſich in die Rede; durch Conjunctionen endlich ward der ganze Strom derſelben zeitmäßig in Ufer gebracht und geleitet.

Was dieſer genaueren Zeitenbezeichnung vorzüglich zuſtatten kam, war die Analogie zwiſchen Raum und Zeit. Da bei jenem als einem ſichtlichen, bleibenden Gegenſtande, ſich die Beſtimmung der Orte, Nothgedrungen, bald finden, auch, ſeiner daurenden Gegenwart wegen, erhalten mußte, und ſtark vermehret ward, ſo trugen ſich dieſe Beſtimmungen auf den leiſen Gang der unſichtbar-raſtlos-fortgehenden Zeit über. Die meiſten Zeitbeſtimmungen, z. B.

Morgen, (Aufgang) **Mittag**; **Abend**, (Abgang) **vor**, **nach**, **mit**, **zwiſchen** u. ſ. ſind von Beſtimmungen des **Orts** hergenommen. Der Ort, wo die Sonne auf- und unterging, oder mitten in ihrem Lauf ſtand, gab Anlaß, daß man auch die Zeit dieſes Standes **Abend**, **Morgen**, **Mittag** nannte. Die Vergangenheit ward **vorn**, die Zukunft **hinterwärts** gedacht: **Tag** und **Stunde** waren etwas, was **anberaumt**, **betagt**, **geſtundet** wurde. **Monath** hieß ein Mondeslauf, **Woche** heißt Ordnung, das **Jahr** ein Kreis, ein Cirkel. *) Letzter war allen

---

*) In unſrer Sprache bedeuten **Jahr**, **Woche**, **Tag**, **Stunde** die Begriffe, die hier angezeigt ſind, genetiſch. In andern Hauptſprachen erzeugten ſie ſich in Umſtänden anders, und doch nach eben dem Geſetz des Begriffe-

Völkern das Sinnbild der in ſich ſelbſt wiederkehrenden, neubeginnenden Zeit.

Indeß war mit dieſen anſchaulichen Zeitmeſſungen der eigene Charakter der Zeit, diskrete Größe, Zahl noch nicht getroffen; und es iſt ſonderbar zu bemerken, wie mühſam die Menſchen zählen lernten. Weit entfernt, daß „der innere Sinn, vermittelſt deſſen das Gemüth ſich ſelbſt anſchauet, durch dieſe Anſchauung, als durch eine beſtimmte Form, in der alles Innere in Verhältniſſen der Zeit vor-

---

bildenden Verſtandes. Von Verbis und Nominibus an bis herab zur kleinſten Partikel kann es erwieſen werden, daß alle ſie an wirklichen, ſinnlichen, und zwar den gemeinſten, oft vorkommenden Gegenſtänden gebildet worden. Ohne und vor der Erfahrung a priori wird keine Sprache erfunden geſtellt wird,* ſie zählen gelehrt hätte, war ſelbſt von außen die laut-wiederkehrende Folge der Veränderungen der Dinge lange nicht mächtig gnug, ſie zum Zählen in beſtimmter Zahl zu führen. Endlich brachte ſie die immer- und immer-wiederkehrende Reihe der Tage und Nächte zu dem Verſuch, nachahmend durch Striche und andre Symbole ein wiederkehrendes Quantum der Tage zu bemerken, d. i. zu zählen. Weit ſpäter lehrte der fallende Tropfe ſie das erſte künſtliche Stundenmaas; die Zahl der Finger gab ihnen den Zahlencyklus, die Dekade. Von allen Völkern des Alterthums ward dieſer Fund einer Zeitenbeſtimmung durch Zahl heilig gehalten; Gebräuche und Feſte bemerkten, erhielten, feierten ihn; Weiſe, ſagte man, hatten die Zahl vom Himmel geholet. Wie ſchwer es aber auch dieſen ward, Zahlen und Zeiten rein zu denken, zeigt der ganze Vorrath von Nebenumſtänden, den man aſtrologiſch mit ihnen von den Sternen herunter holte.

Eigentlich hat jedes veränderliche Ding das Maas ſeiner Zeit in ſich; dies beſtehet, wenn auch kein anderes da wäre; keine zwei Dinge der Welt haben daſſelbe Maas der Zeit. Mein Pulsſchlag, der Schritt oder Flug meiner Gedanken iſt kein Zeitmaas für andre; der Lauf Eines Stromes, das Wachsthum Eines Baums iſt kein Zeitmeſſer für alle Ströme, Bäume und Pflanzen. Des Elephanten und der Ephemere Lebenszeiten ſind einander ſehr ungleich, und wie verſchieden iſt das Zeitenmaas in allen Planeten! Es giebt alſo (man kann es eigentlich und kühn ſagen) im Univerſum zu Einer Zeit unzählbar-viele Zeiten; die Zeit, die wir uns als das Maas Aller denken, iſt blos ein Verhältnißmaas unſrer Gedanken, wie es bei der Geſammtheit aller Orte einzelner Weſen des Univerſums jener Endloſe Raum war. Wie dieſer, ſo wird auch ſeine Genoſſin, die ungeheure Zeit, das Maas und der Umfang aller Zeiten, ein Wahnbild. Wie Er, der blos die Grenze des Orts war, zum Endloſen Continuum gedichtet werden konnte; ſo mußte Zeit, an ſich nichts als ein Maas der Dauer, ſo fern dieſe durch eigne oder fremde Veränderungen beſtimmbar iſt, durch ein immer- und immer-fortgeſetztes Zählen zu einer Zahlloſen Zahl, zu einem niegefüllten Ocean hinabgleitender Tropfen, Wellen und Ströme werden.

* * *

Nach dieſer genetiſchen Herleitung ordnen ſich abermals die Aſſertionen der Transſcendental-Aeſthetik zum geraden Gegentheil deſſen, was ſie a priori behaupten. *)

1. Die Zeit iſt allerdings ein Erfahrungsbegriff, vom Lauf der Begebenheiten, von der Folge der Veränderungen um-, in- und an uns ſehr langſam abgezogen, d. i. vom Verſtande bemerket. Ohngeachtet den Menſchen ſeine Gedankenreihe, ſein Pulsſchlag und alles ſich Verändernde um ihn her zu dieſer Bemerkung einlud, lebte er doch, wie man ſagt, lange hinein in den Tag, und ließ die Zeit ſich ſelbſt berechnen.

---

*) S. 46—73.

2. Die Zeit iſt keine nothwendige Vorſtellung, die allen Anſchauungen zum Grunde läge. Wahre Anſchauung (Intuition) vergiſſet der Zeit. Fällt alles Veränderliche weg, ſo iſt auch das Maas der Veränderungen, die Zeit, verſchwunden.

3. Auf die Nothwendigkeit einer Zeitanſchauung a priori gründet ſich die Möglichkeit apodiktiſcher Grundſätze oder Axiome nicht; wie könnte ſie ſich auch darauf, auf ein flüchtiges Unding, gründen? Ihre Gewißheit gründet ſich auf die von unſerm Verſtande bemerkte, in ihnen ſelbſt gegebne Verhältniſſe; von der Vernunft generaliſirt gelten dieſe als Regeln.

4. Die Zeit iſt allerdings ein diſcurſiver, d. i. allgemeiner

Begriff des Maaßes aller Veränderungen worden. Denn da verſchiedne Zeiten, d. i. Zeitläufe zu Einer Zeit nicht nur möglich, ſondern wirklich ſind, die man idealiſch unter Ein Hauptmaas bringen mußte, ſo ward endlich jene ſogenannte Unendlichkeit der Zeit, die auf keiner Anſchauung a priori, (ein Unendliches hat kein Bild) ſondern auf einer immer-fortzuſetzenden Reihe von Veränderungen und ihrer Beſtimmung, der Zahl, beruhet.

5. Die Zeit iſt nicht „die Form unſres inneren Sinnes, d. i. des Anſchauens unſerer ſelbſt und unſres innern Zuſtandes:" denn was hießen die Worte „Form des inneren Sinnes? des Anſchauens ſeiner ſelbſt durch Anſchauung der Zeit?" Unſre Gedanken folgen einander nach den

Geſetzen unſrer Seele; an ihre, ſo wie an jede andre Folge, den Pulsſchlag, die Jahrszeiten u. ſ. kann ein Maas gelegt werden, dadurch ſie unter Verhältniſſe treten. Durch Anſchauung geſchiehet dies nicht, ſondern durch Bemerkung. Möge ich ſie in Linien, Zahlen oder Buchſtaben vorſtellen; daraus erwächſt meinem innern Sinn keine Form. *)

6. Eben ſo wenig iſt die Zeit „eine formale Bedingung a priori aller

---

*) Sehr bekannt und merkwürdig ſind die Erfahrungen, da nach einem geſetzten Vorſatz auch Träumende, Schlaftrunkne, Wahnſinnige, Kranke, Sterbende ein ſehr beſtimmtes Maas der Zeit aus ihrem Innern äußern; zur Zeit im äußern [illegible] a priori aber thut [illegible] die Erfahrung [illegible] iſt mit vielen andern ein zu erklärendes Räthſel der Seele.

Erſcheinungen überhaupt." Veränderungen ſubſumire ich unter den Begriff der Zeit, ſofern ich ihre Folge bemerke; der Typus hiezu iſt mir in der Folge meiner Gedanken und aller Naturerſcheinungen gegeben. Durch dieſen Calcul ſchaffe ich meinem Verſtande Reihen der Begriffe nach einander (ſeries), wie ich im Raum ihr Reihen der Begriffe mit einander (ſitus) ſchaffe. Dadurch wird ihm eine Ordnung der Dinge; die Veränderungen aber gingen vor ſich, wenn auch kein Zähler, kein Ordner wäre. Wie andre Weſen die Veränderungen um und an ihnen merken und bezeichnen, ſei ihnen überlaſſen; für uns hat das Maas der Zeit nicht anders als einen menſchlichen, d. i. Verſtandes-Werth: meinen Sinn formt die Zeit nicht, und dem gezählten Objekt liegt nichts daran, wie wirs meſſen und zählen. Entweder ſagen die Ausdrücke: „Form unſers innern Sinnes, formale Bedingung aller Erſcheinungen" nichts, oder ſie ſagen etwas ſehr Gemeines, nämlich, daß wir in der Zeit leben, daß unſre Gedanken und Empfindungen einander folgen. Die Zeit als Zeit aber formt nicht ſie; ſondern ſie geben Form, d. i. den Begriff der Zeiten.

* * *

Jedem Leſer, der nicht des Widerſprechens wegen lieſet, muß es unangenehm ſeyn, in der Schrift eines berühmten Verfaſſers, ſchon den erſten Grundſätzen nach, ſich ſo unübereinſtimmend mit ihm zu finden; und er wird nach der Urſache ſo ſeltſam ausgedruckter, der Natur der Sache und Sprache widerſtreitender Grundſätze fragen. Die Kritik der reinen Vernunft verhehlet dies nicht.

Ihr war um ein Fundament zu thun, durch welches „die Nothwendigkeit der Verſtandeswahrheiten, die durch Raum und Zeit erwieſen wären," geſichert wäre. Da dieſe Vernunftwahrheiten aber vom Raum und Zeit nicht abhangen, indem ſelbſt die geometriſchen Sätze zwar im Raum, als einem leeren continuo durch Figuren ſichtbar gemacht, nicht aber aus dem Raum als einem Begriff oder einer Definition hergeleitet und erwieſen werden; noch weniger aus dem Begriff der Zeit die nothwendige Wahrheit der Zahlverhältniſſe folget; am wenigſten aber auf „Raum und Zeit als auf Anſchauungen a priori, die aller Erfahrung vorhergingen und vorhergehen mußten, oder auf ihnen als Formen der Vorſtellungen" irgend Eine, geſchweige alle Ver-

Verſtandes- und Sinnenwahrheit beruhen kann: ſo laſſe man dieſe herbeigezwungenen Mißgeſchöpfe der Sprache „Anſchauungen a priori, Formen der Sinnlichkeit, Transſcendental-Aeſthetik u. ſ." als Inhaltloſe, ſich ſelbſt widerſprechende, übelgeformte Worte fahren. Denn was hieße auch den Worten nach „Transſcendental-Aeſthetik? Philoſophie des gefühlloſen Gefühls, abſtracter Formen ohn' allen Inhalt. Welcher menſchlichen Seelenkraft gehörten ſie zu? „Dem Gemüth." Dies hat mit Formen der Sinnlichkeit nichts zu ſchaffen. Der Phantaſie? So ſind ſie nicht a priori. Verſtand und Vernunft verwerfen ſie als Anſchauungen a priori völlig, indem ſie ſie in die Reihe der Wahnbilder, aus Erfahrung zuſammengedichtet, ſtellen, oder ſie als Verſtandesbegriffe gleich andern Maaßen gebrauchen. Anſchauungen a priori bliebe alſo nichts als der dunkle Seelengrund verſchiedener Myſtiker übrig, in welchem allein ſich Anſchauungen leerer Idole offenbaren. Da offenbaret ſich nämlich das Nichts im Nichts, um die einzig-mögliche Bedingung aller Offenbarung des ſinnlichen ſowohl als verſtändlichen Weltalls zu werden. Wie können überhaupt einer Philoſophie Phantome zum Grunde liegen, die ſelbſt eines Grundes bedürfen? Formten ſie auch die Sinne: wovon werden ſie dann geformet?

II. Conſtruction der Begriffe des Raums und der Zeit mit einander durch ein Drittes.

1. Seyn iſt der Grund aller Erkenntniß. Wo nichts iſt, erkennet

nichts und wird nichts erkannt; darüber kann nicht philoſophirt werden. Nichts iſt ein Unbegriff; ſelbſt das Wort wäre nicht da, wenn man nicht mit ihm ein Etwas (Ichts) wegräumte.

2. Seyn iſt alſo auch der Grundbegriff der Vernunft und ihres Abdrucks, der menſchlichen Sprache. Keine Wahrnehmung, kein Begriff in ihr, er betreffe Sache oder Beſchaffenheit, Zeit und Ort, Thun oder Leiden kann gedacht werden, ohne daß ihm ein Seyn, das man zeigt oder vorausſetzt, zum Grunde liege. Das Seyn knüpft jedes Urtheil des Verſtandes; keine Regel der Vernunft kann ohne ein Seyn gedacht werden. Erſcheinung führt auf Täuſchung; die Worte Daſeyn, Gegenſtand, Wahr, Wiſſen, We-

ſen u. ſ. bezeichnen ein Daſeyendes, Gewiſſes, Veſtes.

3. Dies Seyn (Ichts, Etwas) offenbart ſich durch Kraft; ſonſt wäre es Nichts. Kraft ſeiner ſelbſt (woher es auch dieſe Kraft habe) iſt es da und dauert. Daſeyn (Da ſeyn) heißt an einem Ort ſeyn, ihn behaupten. Weſen heißt verharren an einem Ort, dauren. Wahr iſt, was währt und ſich bewähret. Wo Etwas iſt, kann ein anders nicht ſeyn; es widerſtehet, indem es ſich ſelbſt bewahret. Daher jene Eigenſchaften der Undurchdringlichkeit, des Beharrens auf ſich ſelbſt u. ſ., die man jeder undurchſchauten Maſſe von Dingen, die man Materie nannte, beilegen mußte. Für ſo todt man ſie hielt, ſo erkannte man in ihr Kräfte. Selbſt der Schatten-Begriff

Raums iſt ohne den reellen Begriff Daſeyn nicht denkbar. Nur weil ein Ort iſt und Etwas in ihm iſt, wird neben ihm Raum, wo ein andres ſeyn kann. Daſeyn giebt den Begriff des Ortes; dieſer den Begriff mehrerer, vieler, unzähliger Orte, alſo des Raumes.

4. Etwas, was da iſt, d. i. ſeinen Ort mit Kraft einnimmt, kann ihn auch ändern. Durch eine größere Kraft von demſelben vertrieben oder durch eigene innere Kraft geregt, kann es ihn verlaſſen und einem andern räumen. Dies geſchieht durch Bewegung, einer Wirkung der Kraft im Raume. Durch Bewegung wird alſo der Raum gemeſſen, dem Scheine nach gleichſam getheilt, der Wahrheit nach aber nur neu beſtimmt, d. i. es werden in ihm neue Orte, zu deren Beſtimmung Er nichts, das ihn

bewohnende Daſeyn kräftiger Gegenſtände aber alles thut. Sie wirken oder beſtehen im Raume.

5. Am Begriff der Fortdauer in einem Ort, ſo wie des Fortrückens an einen andern Ort durch Kräfte entſpringt der Begriff der Zeit, als ihre Bezeichnung. Nichts Todtes gab ihn, auch die Erſcheinung als Erſcheinung nicht; ſondern was die Fortdauer oder die Veränderung bewirkt, Kräfte. Alle drei Begriffe ſchließen ſich alſo an einander, erläutern einander; Seyn aber, d. i. kräftiges Daſeyn zur Fortdauer iſt der gegebne Grundbegriff, die Wurzel von allen. Und ſo dürfen wir ſicher und gewiß die erſte Genealogie menſchlicher Verſtandesbegriffe alſo conſtruiren:

Erſte Kategorie menſchlicher Verſtandesbegriffe.

Seyn,

Daſeyn, Dauer,

Kraft.

aus welchen die Nebenbegriffe des Raumes und der Zeit von ſelbſt hervorgehn.

6. Die Mathematik beſchäftiget ſich mit dieſen drei Begriffen, Raum, Zeit und Kraft; wie beſchäftiget ſie ſich mit ihnen? Nicht anders, als daß ſie Kräfte als Verhältniſſe zu einander im Raum und in der Zeit ſetzet, und ſolche als ihre eigne Ideen nach Zahl und Maas conſtruiret. Selbſt die Linie wird ihr nicht ein todtes Aggregat aus Puncten, ſondern durch Bewegung Eines Punctes zum andern, d. i. von Grenze zu Grenze; die Fläche nicht aus Linien, ſon-

dern aus Körpern, die mit Flächen enden. An Himmel und Erde hat ſie ihre Aufgaben aufgelöſet, wenn ſie in Puncten oder Maſſen Kräfte und Zeit in Verhältniſſen zeiget.

7. Wie kann es auch anders ſeyn, da dieſe drei Begriffe das Maas aller Dinge, die drei Dimenſionen ſind, mit denen unſer Verſtand rechnet? Das Neben-, Nach- und Durcheinander oder Ineinander hat die Natur in unſern Bau conſtruiret. Ohne Begriffe von Raum, Zeit und Kraft, daß Dinge neben-, nach- und durcheinder ſeyn können, wäre keine menſchliche Vernunft denkbar. Laſſet uns ſehen, wie jede dieſer drei Dimenſionen die andre gleichſam beſchließet und umſchränket.

1. Geſicht und Raum.

Der Begriff vom Raum, obgleich mehrere Sinne zu ihm gelangen können und müſſen, iſt vorzüglich die Welt des Geſichtes, das uns auf einmal viele Dinge neben einander zeigt. Da dies Nebeneinander der Phantaſie ein ſtehendes Bild bleibt, ſo bekommen wir Geſtalten zu betrachten, zu vergleichen, Aehnlichkeiten und Unterſchiede zu finden, ſie endlich zu meſſen, zu bezeichnen. Entbehrten wir mit dem Sinn des Geſichts dies große Neben- und Miteinander der Schöpfung, ſo daß unſre Denkkraft auf einen Punct eingeſchränkt wäre, in welchem alles nach einander vergienge: ſo wären wir zählende oder muſikaliſche Rechner ohne bildhafte Phantaſie, mithin auch ſehr eingeſchränkte Denker. Die Blindgebohrne unſres Geſchlechts, denen das ſichtliche Bild des Raums fehlt, nahmen daher andre Sinne zu Hülfe: durchs Gehör und Gefühl hatten ſie ſich ein hör- und fühlbares Phantasma vom Raume erworben, das uns grauſenhaft vorkommt, weil wir das Bild der Dunkelheit in daſſelbe bringen, von welchem aber der Blindgeborne, der das Licht nicht kennet, nichts weiß. Saunderſon, der nicht nur die Geometrie, ſondern die Optik ſelbſt als eine Verſtandeswiſſenſchaft lehrte, hatte mittelſt des Gefühls und der andern Sinne, auch ohne ein Geſicht, einen Begriff des Raumes.

2. Gehör, Zeit.

Beſtimmungen der Zeit gehören eigentlich dem Ohr, da dies Organ die Folge der Dinge gleichſam herchender aufnimmt. Dem Gehör iſt der Ton, was dem Auge der Lichtſtral iſt; dieſer die feinſte Beſtimmung einer Linie, jener des Moments, eines Puncts fließender Momente. Das ganze Gebiet der Modulation, das Maas jeder langſameren und ſchnelleren, regelmäßigen und unregelmäßigen Bewegung iſt dem Ohr zugezählt; vor allem das edelſte Nacheinander, die Sprache, als eine Folge menſchlicher Gedanken. Schon vom Pulsſchlage, vom Othemholen, vom Antagonismus unſerer wirkend-nachlaſſenden Korper-Kräfte hängt in unſerer Organiſation ſo viel ab, daß man ſagen darf, dieſe ſei nach einem Mit- und Nacheinander weſentlich conſtruiret. Organiſch exiſtiren in unſerer Seele alſo Reihen der Gedanken, der Empfindungen, der Bilder. In jedes Nebeneinander bringt unſre Seele ein Nacheinander, Zeit.

3. Geſicht und Gehör, Raum und Zeit durch Kraft vereinigt.

Geſicht und Gehör beſtimmen und beſchränken unaufhörlich einander, und geben dadurch der innern Kraft, die beide zuſammenfaßt, ſelbſt Raum und Zeit. Bewegung, Folge bringt Leben ins todte Nebeneinander durch Kraft; Mittel, Anfang, Ende, als gegenwärtig und verbunden gedacht, führen zum Begriff der Urſache durch Kraft. Da ich mir alſo keine Folge ohne dieſe Drei denken kann, indem mein gegenwärtiges Moment ein voriges endet und zugleich ein künftiges anfängt: ſo werden Raum, Zeit und Kraft dadurch Eins, d. i. ſie fließen ſelbſt in einander. Die Zeit hat den todten Raum belebt, der Raum hat das Vergangene, ſo wie die Zukunft zur Gegenwart gemacht, und da beides nicht ohne Kraft geſchehen konnte, auch ohne lebendige Kraft nicht vorgeſtellt werden kann, ſo begreift die Seele, d. i. ſie umfaſſet, verſtehet in Vielem ein Eins; ein Eins im Nach- und Nebeneinander, das nicht anders als durch ein Drittes, das Seyn, die lebendige Kraft entſtehen konnte. Alle unſer Vorſtellen, Bilden, Einbilden, Verlangen, Wollen, Begehren beziehet ſich auf dieſe Drei und wird aus ihnen; Raum und Zeit aber ſind nichts als die Medien, in denen Kraft wirket. Drei Dimenſionen unſres Daſeyns nach der Organiſation unſrer Natur.

die ſelbſt eine nach- und nebeneinander wirkende Kraft iſt. Staunende oder angeſtaunte Anſchauungen ohne Gegenſtand, Danaidenfäſſer leerer und immer leerer Formen verſchwinden hiebei gänzlich.

8. Durch ein reelles Seyn, das ihnen vorausgehen muß, werden ſie gegebne Maaße des Daſeyns, Dimenſionen. Zwei dieſer Dimenſionen, Raum und Zeit ohne Inhalt conſtruiren nichts, als ein analogiſch etwa das Wort Langeweile; durch ein Drittes, das beide ſetzt, beſtimmt, ordnet und in ſich ſelbſt darſtellt, werden ſie modi einer organiſchen Kraft, Hülfsbegriffe zum Begriff einer Subſtanz, eines Weſens.

9. Organiſche Kraft: darf das Wort genannt werden? Es darf und

muß, da wir ohne daſſelbe vom Daſeyn und Beharren keinen reellen Begriff haben. Daſeyn muß ſich offenbaren; wodurch anders, als durch Kraft, die in der Wirkung erkannt wird, durch Leben. Es muß ſich von dem, was es nicht iſt, unterſcheidend ſondern; wodurch geſchieht dies als durch abſtoßende, ſcheidende, ſondernde Kräfte. Indem es auf ſeinem Ort beharret und Geſtalt hat; wodurch wird ihm Geſtalt? als durch Ordnen des Mehreren zu ſich ſelbſt, durch Kräfte. Kraft alſo, wenn man das Wort nicht im Spiegel ſehen oder als einen Körper zergliedern will, iſt Maas der Realität eines Daſeyns von innen, da Raum und Zeit nur von außen ſeine Geſtalt und Dauer meſſen und ordnen. In Wirkung offenbaret ſich Kraft; ihrer Natur nach geſtaltet ſie ſich, ſie *organiſiret*. Transſcendental-Aeſthetik, auf einen verſtändlichen Begriff zurückgebracht, kann nichts anders als *Organik* heißen, d. i. Wiſſenſchaft des Seyns, ſofern dies nicht etwa nur neben ſich Raum und Zeit möglich macht, ſondern wie es ſich ſelbſt *ausdrückt*, *darſtellt*, und *durch ſich Raum und Zeit conſtituiret*. Dies iſt das einzig-denkbare energiſche *a priori*; Raum und Zeit, als durch ſich ſelbſt gegebne Anſchauungen betrachtet, heben das wahre Prius des *Daſeyn's daurender energiſcher Kraft* auf, durch welches ſie als äußere Maaße nur *werden*.

10. Keine vierte giebt es außer dieſen drei Dimenſionen. Wie das *Nebeneinander* eine Fläche ausdrücken mag, ſo ward die Linie nur durch die Be-

Bewegung eines Nacheinander: der Körper ſelbſt kann nicht anders als durch Segmente und Radien, mittelſt eines Durch- und Ineinander, gemeſſen und ausgedrückt werden. Wie den Raum am helleſten das Auge gab, und die Zeit dem Ohr gehorchte: ſo iſt der Sinn des Maaßes der Kräfte das Gefühl, dem wir auch die meiſten Ausdrücke ſchuldig ſind, die dies Maas bezeichnen. Ausdehnung, Undurchdringlichkeit, Schwere, Zuſammenhang, Anziehen, Zurückſtoßen, Form, Geſtaltung, das Wort Kraft ſelbſt ſind ſeine Produkte. Und da mehrere Kräfte in einander ſeyn und außer ſich wirken können; ſo entſpringt nothwendig daraus der Begriff von Bewegung und Ruhe, von Innen und Außen, von Treiben, Drängen, Zurückdrängen, nebſt hundert andern Kräftebezeichnenden Worten. Statt nichts formender Formen conſtruiren wir alſo die **erſte Tafel unſrer Verſtandesbegriffe** daraus, **daß wir ſelbſt ſind**, und **daß Etwas iſt**, alſo:

1

Seyn,

Grundbegriff,

2	3
Daſeyn,	**Fort-Daſeyn,**
giebt	giebt
Dimenſion des Raums.	**Dimenſion der Zeit.**
(extenſive)	(protenſive)

4

Wirklichkeit

giebt

Dimenſion der Kraft.

(intenſive).

Oder:

1
Seyn
giebt ein

2
Nebeneinander,

3
Nacheinander,

4
In- und Durcheinander.

Und organiſch in uns ſelbſt gegeben:

1
Bewußtſeyn,

2
Geſicht,
als
Organ des Nebeneinander.

3
Gehör,
als
Organ des Nacheinander.

4
Gefühl,
Organ des In- und Durcheinander.

Das a priori dieſer Aller beruhet nich
auf einer Poſition außer und vor aller E
fahrung, in welcher ich mir dieſe, mithi
mein eignes Daſeyn und die Form mein
Sinnlichkeit ausklügeln müßte, ſonder
auf einem lebendigen Daſeyn i
und mit der Erfahrung: denn ſ
bald lebendiges Daſeyn geſe
wird, erfährt es. Es iſt ſich ſelb
Erfahrung: ein ſich ſelbſt in Rau
und Zeit innerer Kräfte zuſam
menfaſſendes, offenbahrende
Weſen. Das prius und poſterius di
ſes Weſens ſind mit einander: denn oh
ein mit ihm geſetztes poſterius könnte
wenig ein prius ſeyn, als die ohn
Jenes.

Leibnitz.

Ueber Philoſophie in der Deutſchen Sprache. *)

„Daß in England und Frankreich die ſcholaſtiſche Art zu philoſophiren ſich nach und nach verlohren, glaube ich, kam daher, weil dieſe Nationen die Philoſophie in ihrer eignen Sprache früher auszubilden anfingen, wodurch dann auch der gemeine Mann zu philoſophiſchen Urtheilen einen Zutritt bekam. In Italien wäre ein Gleiches geſchehen,

---

*) Leibnitz. Opp. omnia T. IV. p. 47. Der größeſte Theil der Leibnitziſchen Vorrede zu Nizolius verdiente eine Ueberſetzung, da ſie mit Gründen ſowohl als Beyſpielen der barbariſchen Philoſophaſtrik entgegenarbeitet, und was philoſophiſche Schreibart ſey, deutlich und beſtimmt lehret.

wenn dort die ſcholaſtiſchen Theologen nich
ihren Verwandten, den Philoſophen, z
Hülfe gekommen wären. In Deutſchlan
ſteht, andre Urſachen ungerechnet, die ſchola
ſtiſche Philoſophie veſter gewurzelt, wei
man ſpät, jetzt kaum Deutſch zu philoſophi
ren angefangen hat."

„Und doch wage ichs zu behaupten, da
zu dieſem Probeverſuch, zu einer Prüfung
philoſophiſcher Sätze durch ein
lebendige Sprache keine in Europa ge-
ſchickter ſei, als die Deutſche: denn bis zum
Neide aller andern iſt ſie voll Real-
worte, da ſeit vielen Jahrhunderten kein
Nation reelle und mechaniſche Wiſſenſchaften,
fleißiger getrieben hat, als die Deutſche, ſo
daß die Türken ſelbſt in ihren Griechiſchen und
Klein-aſiatiſchen Bergwerken ſich in der Me-

tallurgie Deutſcher Worte bedienen. Leere Dinge dagegen (commentitia) zu ſagen, iſt die Deutſche Sprache weit ungeſchickter, als die Franzöſiſche, Italiäniſche und die andern Töchter der Lateiniſchen Sprache; in dieſen durfte man das barbariſch-lateiniſche Wort nur leicht verändern, ſo klang es nicht mehr barbariſch; es ward ein Italianiſches oder Franzöſiſches Wort. Viele Ausdrücke der ſcholaſtiſchen Philoſophie gingen daher ins Franzöſiſche gerade hinüber, da in der Deutſchen Sprache bisher niemand ſo etwas, ohne öffentlich ausgeziſcht zu werden, hat verſuchen mögen. Hatte er Lateiniſch-ſcholaſtiſche Wörter beibehalten, und ihnen eine Deutſche Endung geben wollen, ſo hieß dies nicht Deuſch, ſondern Latein philoſophiren; auch wäre es ohne Nutzen und unverſtändlich geweſen: denn die Lateiniſche und Deutſche

Sprache ſtehn weit aus einander. Dies alſo war die Urſache, weßhalb man bei uns im Deutſchen ſpäter zu philoſophiren angefangen hat; die Deutſche Sprache widerſtand zwar nicht der Philoſophie, aber jener barbariſchen Philoſophie, die leider ſo ſpät, ja noch nicht ganz vertrieben iſt. Daher unſre ſpäte philoſophiſche Sprache.“

„Was vom Deutſchen gilt, gilt auch von den Töchtern der Deutſchen, der Schwediſchen, Däniſchen, Engliſchen, Holländiſchen Sprache, außer daß die beiden letztgenannten der näheren Nachbarſchaft wegen fremde Worte kühner aufnehmen, wogegen ſich die Deutſche Sprache ſträubet. Wenn auch einige Scholaſtikaſters oder artige Reiſende Latinismen, Italicismen, Gallicismen um ſich werfen, ſo iſt doch die Sprache einger Männer und der gemeine Volksgebrauch dagegen. *) Eine Bemerkung des ſcharfſinnigen Hobbes kann ich nicht übergehen, daß nämlich die Völker, die das Wort Iſt gewöhnlich auslaſſen, wie mehrere Morgenländer, einen großen Theil der barbariſchen Philoſophie entweder gar nicht oder nur mühſam ausdrücken können, da doch jene Nationen zum Philoſophiren nicht weniger aufgelegt ſind als andre Völker, und eine an

---

*) Manches hat hierinn die Zeit ſehr verändert. Unſre galante Sprache iſt voll Gallicismen; unſre gelehrte Sprache hat die deutſche Philoſophie mit Barbariſmen bedeckt, die zu keiner Sprache gehören; daher ſie auch, unüberſetzbar, uns eigen bleiben. Schwerlich könnte in der Italieniſchen, Franzöſiſchen, Engliſchen Sprache eine Kritik der reinen Vernunft, wie ſie daſteht, geſchrieben werden.

Realwörtern reiche, gebildete Sprache haben."

„Ich habe es zu Ehren unſrer Sprache zum Lobe angezogen, daß ſie nichts als rechtſchaffene Dinge ſage, und ungegründete Grillen nicht einmal nenne (ignorat inepta). Daher ich bei den Italiänern und Franzoſen zu rühmen gepfleget: „wir Deutſche hatten einen ſonderbaren Probierſtein der Gedanken, der andern unbekannt ſei." Und wenn ſie begierig waren, etwas davon zu wiſſen, ſo habe ich ihnen bedeutet, daß es unſre Sprache ſelbſt ſei: denn was ſich darinn ohne entlehnte und ungebräuchliche Worte vernehmlich ſagen laſſe, das ſei wirklich was Rechtſchaffenes; aber leere Worte, da nichts hinter, und die gleichſam nur ein leichter Schaum müſſiger Gedanken ſeyn, nehme die reine Deutſche Sprache nicht an.“ *)

„Es finden ſich auch täglich bei uns in der Sprache allerhand Erläuterungswürdige Dinge und Anmerkungen, die Gelegenheit zum Nachdenken geben. **) Dergleichen Worte entdecken nicht nur der Dinge Urſprung, ſondern geben auch zu erkennen, daß die Worte nicht eben ſo willkührlich oder von Ohngefähr hervorgekommen, als einige meynen; wie denn nichts ungefähr in der

---

*) Leibniz Gedanken, betreffend die reine Ausübung und Verbeſſerung der Deutſchen Sprache. §. 11. Opp. omn. T. VI. P. II. p. 10. 11.

**) Leibniz giebt eine Probe am Wort Welt (urſprünglich Werelt) das nichts anders ſei, als Umkreis der Erde, orbis terrarum. §. 49.

Welt iſt als nach unſrer Unwiſſenheit, wenn uns die Urſachen verborgen ſind. Und weil die Deutſche Sprache vor vielen andern ſich dem Urſprunge zu nähern ſcheinet: ſo ſind die Grundwurzeln in derſelben deſto kenntlicher. *)

---

*) S. 48—50.

3.

Metakritik

der

ſogenannten

Transſcendental-Analytik.

„Idee einer transſcendendalen Logik.“ *)

In der Einleitung **) war ohne Beweis die Vorerinnerung eingefloſſen, „daß es zwei Stämme der menſchlichen Erkenntniß gebe, die vielleicht aus einer gemeinſchaftlichen, aber uns unbekannten Wurzel entſpringen, nämlich Sinnlichkeit und Verſtand.“ Zum Behuf des erſten Stammes wurden in der transſcendentalen Aeſthetik zwei transſcendentale Anſchauun gen, als reine Formen der Sinnlichkeit erſonnen, die aber als Formen, die nichts formen, verſchwanden. Eben derſelbe Satz wird der transcendentalen Logik zum Grunde gelegt. „Unſere Erkenntniß entſpringt aus zwei Grundquellen des Gemüths, deren die erſte iſt, Vorſtellungen zu empfangen, (Receptivität der Eindrücke,) die zweite das Vermögen, durch dieſe Eindrücke einen Gegenſtand zu erkennen, (Spontaneität der Begriffe.) Durch die erſtere wird uns ein Gegenſtand gegeben; durch die zweite wird dieſer im Verhältniß auf jene Vorſtellung, (als bloße Beſtimmung des Gemüths) gedacht. Anſchauung und Begriffe machen alſo die Elemente aller unſerer Erkenntniß aus.“ *)

---

*) S. 74.

**) S. 29.

---

*) S. 74

Und dieſe zwei Grundquellen fließen neben einander? Zwei Stämme menſchlicher Erkenntniß ſtehn neben einander? Welch Geſchöpf hat dann die Natur aus zwei verſchiednen Stämmen, „deren vielleicht gemeinſchaftliche Wurzel uns völlig unbekannt wäre,“ zuſammengeleimet? Schon die beiden Kotyledonen der Pflanze zeigen ihre einhellige Tendenz zum Ganzen; die Eine ſprießt in die Luft, die Andre in den Boden; beider Sprößlinge bilden die Pflanze, und laſſen ſich ſogar wechſeln. Bei Thieren ſtreben alle ihre Empfindungen und Kräfte in Einen Inſtinkt; ſie wiſſen von keinen geſetzlichen Widerſprüchen ihrer Natur aus Natur, der Natur entgegen. Der Menſch allein ſollte ein ſo zuſammengeflicktes Geſchöpf ſeyn, deſſen beide Ende, (wenigſtens aus keinem für uns überſehbaren

Grunde) zu einander nicht gehörten? Und wie kann die Receptivität der Eindrücke „eine Grundquelle der Erkenntniſſe unſres Gemüths, der äußere Sinn eine Eigenſchaft unſres Gemüths“ *) genannt, wiederum aber dem Verſtande bei der ihm unentbehrlichen Receptivität der Eindrücke „Spontaneität der Begriffe“ zugeſchrieben werden? Die Kritik der reinen Vernunft muß uns hierüber noch viel lehren.

Sie lehret uns, daß es außer der beſondern und allgemeinen „eine transſcendentale Logik gebe, die nicht etwa nur von allem Inhalt der Erkenntniß, d. i. von aller Beziehung derſelben auf das Object abſtrahiret, und nur die Form des

---

*) S. 37.

Denkens überhaupt betrachtet, ſondern auch auf den Urſprung unſrer Erkenntniſſe von Gegenſtänden geht, ſofern er nicht den Gegenſtänden zugeſchrieben werden kann. In der Erwartung, daß es Begriffe geben könne, die ſich a priori auf Gegenſtände beziehen mögen, blos als Handlungen des reinen Denkens, die mithin Begriffe, aber weder empiriſchen noch äſthetiſchen Urſprungs ſind, machen wir uns die Idee einer Wiſſenſchaft des reinen Verſtandes und Vernunfterkenntniſſes, dadurch wir Gegenſtände völlig a priori denken. Eine ſolche Wiſſenſchaft, welche den Urſprung, den Umfang und die objective Gültigkeit ſolcher Erkenntniſſe beſtimmete, würde transſcendentale Logik heiſſen müſſen, weil ſie es blos mit den Geſetzen des Verſtandes und der Vernunft zu thun hat, aber lediglich ſofern ſie auf Gegenſtände a priori bezogen wird, nicht wie die allgemeine Logik auf die empiriſchen ſowohl als reinen Vernunftkenntniſſe ohn Unterſchied." *) Eine Wiſſenſchaft, die „den Urſprung, den Umfang, und die obje tive Gültigkeit aller reinen Verſtandes- u Vernunftkenntniſſe, blos nach den Geſe des Verſtandes und der Vernunft, als Handlungen des reinen Denkens, von Gegenſtänden a priori ohn' alle empiriſche Erkenntniſſe enthält," wer wird ſie nicht mit Aufmerkſamkeit erwarten?

Wie die allgemeine, ſo theilt ſich dieſe „Transſcendentallogik" in die Analytik und Dialektik ein; ſie iſolirt den Ver-

---

*) S. 79. u. f.

ſtand, und hebt blos den Theil des Denkens aus unſerm Erkenntniſſe heraus, „der lediglich ſeinen Sitz im Verſtande hat.“ Nochmals verſpricht ſie in der transſcendentalen Analytik, „unſer geſammtes Erkenntniß a priori in die Elemente zu zergliedern, und macht es dabei zum weſentlichen Geſetz: 1) daß die Begriffe reine und nicht empiriſche Begriffe ſeyn 2) daß ſie nicht zur Anſchauung und zur Sinnlichkeit, ſondern zum Denken und Verſtande gehören; 3) daß ſie Elementarbegriffe ſeyn, und von den abgeleiteten oder daraus zuſammengeſetzten wohl unterſchieden werden; 4) daß ihre Tafel vollſtändig ſei, und ſie das ganze Feld des reinen Verſtandes ganz ausfüllen. Dieſe Vollſtändigkeit ſei nur vermittelſt einer Idee des Ganzen der Verſtandeserkenntniß a priori, mithin durch ihren Zuſammenhang in einem Syſtem möglich. Der reine Verſtand ſondere ſich nicht allein von *allem Empiriſchen*, ſondern ſogar von *aller Sinnlichkeit* völlig aus. Er ſei eine *vor ſich ſelbſt beſtändige, ſich ſelbſt gnugſame*, und durch keine äußerlich hinzukommende Zuſätze zu vermehrende *Einheit*; daher werde der Inbegriff ſeiner Erkenntniß ein unter einer Idee zu befaſſendes und zu beſtimmendes *Syſtem* ausmachen, deſſen *Vollſtändigkeit und Artikulation* zugleich einen *Probirſtein der Richtigkeit und Aechtheit aller hineinpaſſenden Erkenntnißſtücke* abgeben könne." *) Zu dieſem großen Ziel ſollen uns zwei *Bücher*, deren das Eine die *Begriffe*, das Andre die *Grund*-

---

*) S. 82—90.

ſätze des reinen Verſtandes enthält, führen. *)

Im erſten Buch und deſſen erſtem Hauptſtück wird uns ein „Leitfaden der Entdeckung aller reinen Verſtandesbegriffe in drei Abſchnitten" dargereicht, und nachdem uns der erſte Abſchnitt über den „logiſchen Verſtandesgebrauch" überhaupt belehrt hat, zeigt uns „des Leitfadens zweiter Abſchnitt die Function des Denkens im Urtheil, von allem Inhalt abſtrahirt, als bloße Verſtandesform erwogen," unter vier Titeln, deren jeder drei Momente unter ſich enthält, in folgender Tafel: **)

---

*) S. 90.

**) S. 95.

1.

Quantität der Urtheile.

Allgemeine,
Beſondere,
Einzelne,

2.

Qualität.

Bejahende,
Verneinende,
Unendliche.

3.

Relation.

Kategoriſche,
Hypothetiſche,
Disjunctive.

4.

Modalität.

Problematiſche,
Aſſertoriſche,
Apodiktiſche.

Wie? nach ſolchen Zubereitungen ſehen wir nur dies? Wir ſollten „die erſten reinen Verſtandesbegriffe aus deſſen primitivem Handeln" kennen lernen; und empfangen aus der gemeinen Logik eine Tafel von Enunciationen logiſcher Urtheile, deren Begriffe vorn und hinten im Urtheil, wer weiß wie geſchöpft? und zu welchem Zweck ſo ausgeſprochen? vortreten. Eben daraus hatte Baco das langſame Fortkommen des menſchlichen Verſtandes erwieſen, daß man ſich, ſtatt erſte Begriffe zu erforſchen, an Propoſitionen und Syllogiſmen, an eine Form der Ausſprüche halte, und dieſer gemäß ſo und ſo weiter forme.

In allen Urtheilen hat der Verſtand nur Eine Function, Urtheilen. Ja oder Nein, Setzen oder Nichtſetzen iſt ihm ſein eigentliches einziges Geſchäft. Wie er dies Urtheil ausſpreche? ob allgemein, beſonders, einzeln, kategoriſch, hypothetiſch, disjunctiv, problematiſch, aſſertoriſch, apodiktiſch? iſt denn der

Rede oder Wendung des Urtheils nach Beſchaffenheit des Inhalts oder dem Zuſammenhange nach, d. i. nach Umſtänden. Von dieſen aber, ja von allem Inhalt des Urtheils, von allem Empiriſchen überhaupt ſollte ja der reine Verſtand abgeſondert werden, damit man „den Urſprung, den Umfang und die Gültigkeit aller ſeiner Producte a priori" kennen lerne. Eine Aufzählung der Formen ſeiner Ausſprüche, Enunciationen, deren Geſtaltung ſich offenbar auf Gegenſtände a poſteriori bezieht, und von ihren logiſchen oder rhetoriſchen Ordnern ſolchen angemeſſen ward, kann dies nicht erreichen.

„Im dritten Abſchnitt des Leitfadens von den reinen Verſtandesbegriffen oder Kategorieen" wird eine Tafel gegeben folgender Geſtalt: *)

**) S. 106.

Tafel der Kategorieen.

1.

Der Quantität.

Einheit,
Vielheit,
Allheit.

2.

Der Qualität.

Realität,
Negation,
Limitation.

3.

Der Relation.

Der Inhärenz u. Subſiſtenz,
Der Cauſalität u. Dependenz,
Der Gemeinſchaft,
(Wechſelwirkung.)

4.

Der Modalität.

Möglichkeit — Unmöglichkeit,
Daſeyn — Nichtſeyn,
Nothwendigkeit — Zufälligkeit.

„Dies iſt nun, (ſagt der Verfaſſer,) die Verzeichnung aller urſprünglich reinen Begriffe, die der Verſtand a priori in ſich enthält, und um deren willen er auch nur ein reiner Verſtand iſt. Dieſe Eintheilung iſt ſyſtematiſch aus einem gemeinſchaftlichen Princip, nämlich dem Vermögen zu urtheilen, (welches eben ſo viel iſt als das Vermögen zu denken) erzeugt, und nicht rhapſodiſch, aus einer auf gut Glück unternommenen Aufſuchung reiner Begriffe entſtanden, von deren Vollzähligkeit man niemals gewiß ſeyn kann. Dieſe Kategorieen ſind die wahren Stammbegriffe des reinen Verſtandes.“ *)

Dagegen nun drängen ſich Fragen und Zweifel auf: denn

---

*) S. 106.

1. Wie ſind dieſe Begriffe aus der reinen *Verſtandeshandlung* des Urtheilens, ohne Rückſicht auf Gegenſtände, entſprungen und geordnet? Woher die *vier Claſſen*, Quantität, Qualität, Relation, Modalität, ohne von *Gegenſtänden* entſprungen zu ſeyn? Wie liegen dieſe und nicht mehrere in der reinen Form des urtheilenden Verſtandes? Dieſer verfährt bei dem Quanto wie bei dem Quali; er hat bei beiden nur Ein Geſchäft, *Urtheilen.*

2. Woher dann aber auch, daß dies Geſchäft ſelbſt nur in *Einer* Kategorie, in welche es der Inſchrift nach gar nicht gehört, der *Qualität*, und auch da nicht *rein* ausgedrückt iſt? Beim Quanto kann der Verſtand ebenfalls nur bejahen oder verneinen: *gleich* oder *ungleich*, *größer* oder *kleiner*; nichts mehr.

3. Die Allheit ſteht gar nicht unter der Function des Größe-beurtheilenden Verſtandes. Keine Zahl, keine Größe zieht ihm ein Ziel; ſie ſteigen hinauf und hinab ohne Grenzen.

4. Die Function des urtheilenden Verſtandes, bei der Relation iſt in der vorſtehenden Tafel nicht ausgedruckt. Wie er die Begriffe der Inhärenz, Subſiſtenz, Cauſalität, Dependenz und Gemeinſchaft aus ſich entſpringen laſſe, weiß man nicht, noch wie ſie ſich ſeinem Weſen nach zu einander verhalten? denn das Wort Relation drückt dieſen Urſprung nicht aus.

5. Die Modalität der Begriffe endlich, wie ſie hier erſcheinen, bewerkſtelliget ſich gar nicht in der Werkſtäte des Verſtandes. Ueber Möglichkeit und Unmöglichkeit, Nothwendigkeit und Zufäl-

ligkeit maaßt ſich blos die Vernunft einen Ausſpruch an; Daſeyn und Nichtſeyn aber liegt allem Prädiciren zum Grunde. Das Schema der Kategorien geht alſo nicht aus Einem Princip, dem wirkenden Verſtande hervor; es iſt nicht ſyſtematiſch.

6. Auch als Tafel zuſammen- und untergeordneter Verſtandesbegriffe iſt es weder vollſtändig noch richtig. Der Quantität fehlt das Continuum der Größe. Realität, Negation, Limitation gehören der Qualität nicht eigenthümlich: durch ſie iſt auch kein quale charakteriſtiſch erkennbar. Die drei Unterordnungen der Relation vermiſſen den Grund ihrer Zuſammenordnung: auch gehört die dritte zur zweiten. Auch iſt in keiner Kategorie die Regel der Zuſammenordnung dieſelbe-

Wie Einheit, Vielheit, Allheit hervorgehn, ſo gehn nicht Realität, Negation, Limitation; Inhärenz, Cauſalität, Gemeinſchaft hervor. Als Tafel der Zuſammen-, Neben- und Unterordnung verläugnet das Schema das, deſſen kein Schema entbehren darf, *Gleichförmigkeit, ſich ſelbſt ausſprechende Ordnung.*

7. Und wie dann iſt eine ſolche Tafel, „*die reine Form des reinen menſchlichen Verſtandes*?" Iſt ſie in ihm aufgeheftet? Läuft er ihre Fächer wie ein Rechenbrett durch, mit der Frage: wohin er *ſeine* a priori ohn' alle Gegenſtände erzeugten Begriffe ordne? Oder ſind dieſe Fächer vier Ciſternen ſeiner Kraft, jede mit drei Laufröhren verſehen, woraus die Begriffe ſprudeln? Oder giebts eine vierfache *Wurzel* ſeiner Wirkſamkeit

keit a priori, jede mit drei Wurzeln? Kurz, wie ſind dieſe Fächer, „völlig leer von Gegenſtänden und ohne den mindeſten empiriſchen Urſprung“ der Seele ſo weſentlich, daß nur „durch ſie Erfahrung möglich wird, und ohne ſie durchaus keine Erfahrung ſtatt findet?“ Wie iſt ſie, völlig leer von Gegenſtänden, allen künftigen Gegenſtänden ſo angemeſſen, daß „dieſe durchaus nur durch jene Materien-leere Formen ihre Gegenſtände werden?“ Wir erwarten den Aufſchluß der kritiſchen Philoſophie über dieß hohe Kategorieen-Räthſel. Von allen Gegenſtänden geſondert, eine ſelbſtgebohrne Pallas aus dem Haupt des reinen Verſtandes in dreimal vier Wortformen.

Indeß wollen wir für einen Mann, „deſſen Abſicht uranfänglich mit dieſer zwar, einerlei geweſen, ob ſie ſich gleich davon in der

Ausführung gar ſehr entfernet,*) den Ariſtoteles, ein Wort reden. Er hatte mit ſeinen Kategorieen nicht die Abſicht, weder damit a priori den menſchlichen Verſtand auszuſchöpfen und auszugründen, noch ihm damit als auf einem einzig-möglichen Wege Gültigkeit zu verſchaffen; ein Gedanke, der ſchwerlich in eines Griechen Seele kam; Kategorieen waren ihm ein Fachwerk, in welchem ſeine vier dialektiſchen Unterſchiede, (ορος, γενος, ιδιον, συμβεβηκος) gefunden werden konnten, die er in der gerichtlichen Sprache ſeines Orts Kategorieen, d. i. Klagpunkte **) nannte. Der Dialektik, d. i. ſeiner Methode, über jedes Problem wahrſcheinlich zu argumentiren, ſollten ſie als einem Gerichtshofe dienen, und zu ſolchem Zweck dienten ſie. Nach Ariſtoteles haben andre die allgemeinen Verſtandes-Begriffe zu einem andern Zweck anders geordnet; warum nicht? Es kommt darauf an, wer ſie am beſten ordne; jener ſcharfſinnige Alte, der in ſeiner Sprache nach Begriffen nicht leicht umhertappte, ordnete ſie nur dialektiſch. *)

---

*) S. 105.

**) Ariſtot. Topic. L. I. Cap. IX.

---

*) Leibnitz in ſeiner arte combinatoria ſteht ſelbſt in der Zahl dieſer Ordner und hat eine Reihe andrer angezeigt, die vor ihm die Begriffe zu ordnen ſich beſtrebet. Ihm ſind andre gefolget; der Kategorieenordner iſt eine große Zahl. Daher es nichts als tiefe Unwiſſenheit verräth, ein neues, dazu übelgeordnetes Fachwerk als ein unerhörtes Wunderding anzuſtaunen.

Daß ſich unter die in vorbenannter Tafel angegebene Begriffe ſogar „auch ihre eben ſo reine abgeleitete Begriffe“ führen laſſen, zeigt die gegebne Probe nicht. *) Unter dem Begriff der Cauſalität z. B. ſteht das Prädicabile der Kraft nicht; jener Begriff ſetzt dieſen voraus: denn ohne Kraft kann kein Ding eine Urſache werden. So ſetzt Gemeinſchaft eine Gegenwart der Dinge voraus; nicht, daß dieſer Begriff aus jenem folgte. Und wenn weiterhin geſagt wird: „Ueber die Tafel der Kategorieen laſſen ſich artige Betrachtungen anſtellen, z. B. daß ſich dieſe Tafel mit ihren vier Claſſen in zwei Abtheilungen zerfällen läßt; daß allerwärts eine gleiche Zahl der Kategorieen eder Claſſe, nämlich drei erſcheinet, wel-

---

*) S. 108.

ches zum Nachdenken auffodert! da ſonſt alle Eintheilung a priori durch Begriffe, ein Zwieſpalt, (Dichotomie) ſeyn muß; daß die dritte Kategorie allenthalben aus der Verbindung der zweiten mit der erſten entſpringt u. ſ. f.," ſo können dieſe Betrachtungen endlich doch nur auf die Bemerkung hinausgehn: der Kategoriſt hats alſo geordnet, und freuet ſich ſeines Spieles.

Ob dieſe Tafel alſo „erhebliche Folgen in Anſehung der wiſſenſchaftlichen Form aller Vernunfterkenntniſſe haben könne, indem ſie im theoretiſchen Theil der Wiſſenſchaft ungemein dienlich, ja unentbehrlich iſt, den Plan zum Ganzen einer Wiſſenſchaft, ſofern ſie auf Begriffen a priori ruht, vollſtändig zu entwerfen, und ſie mathematiſch nach beſtimmten Principien abzutheilen,“ *) iſt ſehr zu zweifeln, da gedachte Tafel weder alle Elementarbegriffe vollſtändig, noch die Form jeder Wiſſenſchaft im menſchlichen Verſtande enthält, folglich „auf alle Momente einer vorhabenden ſpeculativen Wiſſenſchaft und ihre Ordnung“ keine Anweiſung geben kann. Für den, der aus dem Begriff der Wiſſenſchaft, die er treibt, Plan und Ordnung zu ziehen nicht vermag, mag ſie das, was die Prädicamente und Prädicabilien durch Misbrauch wurden, ein leeres Gerüſt, mit Fächern und Winkeln ſeyn, vor welchem der Wiſſenſchaft-Verſtändige vorbeigeht.

---

*) S. 109.

„Der transſcendentalen Analytik zweites Hauptſtück, Von der Deduction reiner Verſtandesbegriffe.“ *)

Hier alſo werden wir Licht finden. Aber behüte der Genius der Philoſophie! nicht durch eine Deduction quo jure? denn wie käme das Jus hieher? ſondern qua ratione. Wir wollen, nachdem wir ſo große Anmaaßungen geleſen, es endlich einſehen, „wie dann der Verſtand a priori reine Verſtandesbegriffe, ohn alle Gegenſtände erzeuge? und wie Jene erzeugten, die vollſtändige Form aller ihm künftig möglichen Gegenſtände ſeyn können und ſeyn müſſen?“ Wir dürſten —

---

*) S. 116.

Und müſſen lange dürſten. Wir hören: *) wie eine Deduction der im Schema gegebnen reinen Verſtandesbegriffe zwar möglich ſei, wie (welches nicht iſt) eine ſolche Deduction der ſinnlich-reinen Anſchauungen a priori gegeben worden; ſie ſei aber nicht unumgänglich nöthig. Nur trete eine Schwierigkeit in den Weg, **) wie ſubjective Bedingungen des Denkens objective Gültigkeit haben, d. i. Bedingungen der Möglichkeit aller Erkenntniß der Gegenſtände abgeben können? Denn es könnten Erſcheinungen allenfalls wohl ſo beſchaffen ſeyn, daß der Verſtand ſie den Bedingungen ſeiner Einheit gar nicht gemäß fände, und alles ſo in Verwirrung läge, daß z. B. in der Reihenfolge der Erſcheinungen ſich nichts darböte, was eine Regel der Syntheſis anböte. *) Es wird alſo ein „Uebergang der transſcendentalen Deduction der Kategorieen durch ein Principium gemacht, **) worauf die ganze Nachforſchung gerichtet werden müſſe. Dies Principium iſt: daß jene Begriffe a priori als Principien der Möglichkeit aller Erfahrung erkannt werden müſſen, weil ohne ſie keine Erfahrung möglich ſei.“ Q. E. D.

---

*) S. 116 — 121.

**) S. 122.

Statt in dieſem beſchwerlichen Stelzengange zur Deduction des Menſchenverſtandes aus ſich ſelbſt, ohn alle Gegenſtände, fortzuſchreiten, laſſet uns ausruhn: Menſchen dürfen von menſchlichen Kräften und Erkenntniſſen menſchlich reden. Wir nehmen den Faden auf, wo wir ihn bei den „ſinnlichen Anſchauungen a priori“ ſinken ließen, und fragen: Wie entſpringen, wie entwicklen ſich menſchliche Verſtandesbegriffe?

---

*) S. 123.

**) S. 124—129.

* * *

Vom Urſprunge und der Entwickelung menſchlicher Verſtandesbegriffe.

1. Den Eindruck auf unſre Sinne, ſofern wir ſein inne wurden, nannten wir Empfindung; das Wort ſprach die Sache aus. Wir fanden etwas uns an, uns ſich mittheilend; wir mußten (das bewirkte der Eindruck) daran Theil nehmen.

2. Dies ſich uns Mittheilende war nie der ganze Gegenſtand ſelbſt, ſondern etwas von ihm, das ſich mittheilen konnte; der Gegenſtand blieb, (außer

wenn zermalmende Handlungen der Empfindung vorgingen oder beigeſellet waren,) was er war. Bei Gegenſtänden des Auges empfinden wir mit Hülfe des Lichtſtrals Farben, Geſtalten, bei Gegenſtänden des Ohrs Schälle. Töne. Geruch und Geſchmack empfangen die ihnen analogen Eigenſchaften der Dinge; und das Gefühl, der tiefſte, aber auch dunkelſte Sinn giebt uns die vielnahmigſten Beſchaffenheiten fremder Exſiſtenzen zu empfinden. Aus dem unendlich-Vielen, das dieſe Exſiſtenzen an ſich und für andre Sinne ſeyn mögen, wird uns alſo nur Eins oder Einiges, Das nämlich mitgetheilt, das für den Sinn, durch den es empfunden wird, gehöret, (ομολογον τι.) Die Sinne ſelbſt, als Organe betrachtet, ſind alſo Sonderungs-Werkzeuge, des zu ihnen Gelangenden läuternde Canäle. Ohne daß meine Spontaneität dabei etwas thut, empfängt die bewegliche Netzhaut des Auges ein Bild; der Schall hat ſich vom tönenden Körper geriſſen und bildet ſich in unſerm Ohr zum Tone; das flüchtige Salz der duftenden Roſe wird uns Geruch. Ein vermöge unſres Organs uns gleichſam zuorganiſirtes Eins aus Vielem für unſere Empfindung.

3. Aus allen Sinnen ſtrömen dieſe uns zuorganiſirten Ein- und Vielheiten, die manche Sekten der Alten etwas zu körperlich εἴδωλα, ſimulacra nannten, in uns zuſammen; unſer Inneres wird ein fortwährendes ſenſorium commune aller Sinne. Wir ſtehen im Strom, umfluthet von den Eindrücken einer Kräftereichen, ſich uns mittheilen-

den Welt. Indem wir hören, ſehen und fühlen wir auch; wir ſind zu Einer und derſelben Zeit in verſchiedenen Weiſen vielfach berührte Empfindungsorgane. Die Pſyche, (ψυχη) die ſich die Alten als ein in unſerm Körperbau ergoſſenes Weſen dachten, iſt, wenn der Ausdruck frei ſteht, unſer ganzer empfindender Menſch. Fehlt ihm ein Organ, ſo fehlen ihm auch, im Vorrath ſeiner Empfindungen, die Producte dieſes Organs, wie Blind-, Taub- und Stummgebohrne zeigen. Seinem Geſammtorganon mangeln ſodann ganze Regiſter. Im tiefen Schlaf ruhen dieſe Zuſtrömungen des Weltalls auf uns von auſſen; wachend dauern ſie fort, nur daß gewöhnlich Aufmerkſamkeit ſie leitet.

4. Was iſt dieſe Aufmerkſamkeit? Richtung des Organs auf einen Gegen-

ſtand, der uns mit vorſtechendem *Merkmahl*, (wie die Worte *Merkmahl* und *Aufmerkſamkeit* ſelbſt ſagen,). ein *Eins in Vielem merkbar macht*, auf welches wir unſern Sinn *richten*. Nie wirken nämlich *alle* Gegenſtände, nie *Alles* in den Gegenſtänden mit gleicher Macht auf uns; Eine Eigenſchaft ruft den andern vor, und ſo wird das, was man in einem Gegenſtande das *Anziehende* (Intereſſante) id quod intereſt nennt, ein *foderndes Eins aus Vielem*. Könnte man die Pflanze fragen, warum ſie ſich nach dem Licht beuge? die Wurzel, warum ſie ihre Nahrung in der Erde fortlaufend ſuche? ſo würden ſie antworten, daß dieſe Gegenſtände ſie vor allen andern, als *ihnen zugehörig*, efficiren. Die Fibern des Geſchmacks und Geruchs heben ſich ihrem verlangten Gegenſtande entgegen, wie das junge Laub nach Regen dürſtet. Im ganzen Thierreich wird die ſinnliche Aufmerkſamkeit durch das Bedürfniß und die Begierde von innen, durch entgegenkommende, gleichſam vorſpringende Merkmahle der Mittheilbarkeit von auſſen, ſo mächtig gereizt, ſo genau beſtimmt, ſo unfehlbar geleitet!

5. Gedächtniß nennen wir den innern Behalter, der dieſe empfangenen Eindrücke in uns aufbewahrt, aus welchem bei gegebnen ähnlichen Merkmahlen oder Aufrufungen ſie die Erinnerung wieder hervorruft. Gedächtniß, Erinnerung, vortrefliche Gaben und Namen! Gedächtniß zeigt an, daß etwas mit einem Merkmal gedacht ſey und wieder gedacht werde; Erinnerung, daß ich einer innegewordenen Sache wie-

der inne werde. Beide, ſagt man mit Recht, wirken durch die Einbildungskraft; ſie ſei es, die Bilder erfaßt, niederlegt, wieder aufſtellt; wodurch anders als durch die vorſtechenden Merkmahle, die ihr einwirkten, dadurch ſie ihr Bilder wurden? Durch dieſe bildete, d. i. prägte ſie ſich ſolche ein; ſie ſchuf ſich ein Eins aus Vielem.

6. Laſſet uns wachend den Traum unſrer Einbildungskraft behorchen; bei allen ſeinen Verwandlungen wird Ein großes Geſetz offenbar: „Eins in Vielem durch vorrufende Merkmahle." Ein lebhaft empfundenes Merkmahl ruft die Geſtalt, Ein Zug das ganze Gemählde hervor! ſo verketten ſich die Bilder, ſo gehen oder fliegen ſie ihren Gang fort. Jeder Menſch hat ſeine Einbildungskraft, wie er ein eigner Menſch iſt; bei

dieſem ſind Töne mächtig, und rufen das Ganze; bei jenem Farbe, Geſtalt, Wort, Handlung. Das Gedächtniß charakteriſirt ſich eben ſo verſchieden, daher man es bald ein Sach-, bald ein Wortgedächtniß nennet; es giebt aber auch ein Geſtalt-, ein Farben- und Tongedächtniß, das in Dieſem und Jenem nach der Beſchaffenheit ſeiner Organe, ſeiner Triebe, ſeiner daher entſpringenden Aufmerkſamkeit ſich oft wunderſam auszeichnet. Bei einigen Menſchen nämlich bemerkt man ſonderbare Verbindungen Theils ſinnlicher Eindrücke unter einander, Theils dieſer mit dem Gedachten, die man mit dem bedeutenden Wort Idioſynkraſieen, „eigenthümliche Zuſammenfaſſungen“ nennt, und bei ſich und andern zu Führung einer gleichſtimmigen Lebensweiſe, gefälliger als es oft geſchieht, ſchonen ſollte. Mit wenig Achtſamkeit auf die Stärke und Schwäche eines Menſchen in ſeinen leitenden Ideen und Hauptmotiven iſt oft die ganze Denkart ſeines empfindenden Weſens zu lenken, zu rühren, zu erſchüttern, aber auch zu ärgern und zu verderben. An wie Wenigem hangt bei uns Vieles!

7. Leidenſchaften und die gewohnte Handlungsweiſe zeigen dies, und am unglücklichſten der Wahnſinn. Ein Bild, Ein Gedanke oder Eindruck iſt dem Wahnſinnigen herrſchend geworden; ein Tyrann, dem das ganze Heer der Empfindniſſe dienet. Zu ihm muß ſich alles richten, alles fügen. Starke Leidenſchaften, wie längſt bemerkt iſt, nahen ſich dem Wahnſinn; ſie werden

Einen Gedanken nicht los, in welchem ſie Alles ſehen, mit dem ſie Alles verbinden. Werke der Einbildungskraft ahmen dieſem Wahnſinn gleichſam ſchöpferiſch nach. Nicht nur wiſſen ſie jedem empfindenden Weſen ſeinen Ton, ſeinen Charakter, ſeine Welt außer und in ihm zu geben, ſondern auch die Empfindung davon im Sinn des Leſers oder Hörers oft mit einem Nichts, mit den kleinſten Merkmahlen, Worten und Zeichen dergeſtalt zu erwecken und feſtzuhalten, daß jetzt nicht unſer, ſondern der Geiſt des Dichters, des Künſtlers uns gebietet. An einem kleinen Merkmahl wacht eine Welt der Gefühle in uns auf; was mit ihm geſagt wird, iſt uns innig geſaget, da ohne dergleichen mächtige Einheiten, denen die ganze Seele zu Gebot ſteht, der große Markt andrer Significationen uns ein todter Wortkram bleibet.

8. Wozu dies alles? Bemerkbar zu machen, daß unſre Natur, ſo viel Kräfte wir ihr auch mit Recht zuſchreiben, nur Eine Hauptkraft des Innewerdens, und zwar unter dem großen Geſetz: „Eins in Vielem“ kenne, daß das Wort Innewerden ſelbſt ausdrückt. Und zwar geſchieht dies durch ein ſich uns aufdringendes, uns analoges, mitgetheiltes Merkmahl; wir empfinden. Jedes Empfinden iſt Empfangen, d. i. Aneignen eines Einen aus Vielem, das unſrer Natur zugehöret. Dahin iſt unſre Kraft geſtimmt, dazu ſind unſre Organe bereitet; auf eine willkührliche Syntheſe kommt es hiebei nicht an. Weder den Geruch noch die Farbe der Roſe ſetze ich mir zuſammen; in ihrem Bilde

aber, wie in ihrem Geruch, *eigne* ich mir die charakteriſtiſche Einheit *an*, die ſie von Allem, was nicht Roſe iſt, für mich unterſcheidet. Dies Schaffen der Einheit durch Sonderung, durch Läuterung von jedem Fremden zeigt ſich in allen Verrichtungen der Natur, die man *organiſch* nennet. Jedes Gefäß eines Thiers, einer Pflanze *läutert*; es *ſchaffet Einheit*, indem es ſich aus vielem Fremden das Seinige durch eigne Kraft *aneignet*.

9. Auf dieſer allgemeinen Stufenleiter dürfen wir auch vor den *innern Sinn* im Menſchen treten: er iſt kein Unbekannter a priori, kein abgeriſſener, von allen Gegenſtänden abgeſonderter Theil der Schöpfung. In mehreren Sprachen heißt er *Sinn*, wie der äuſſere, der ſein Organ iſt. *Innerer*

Sinn! ein ſchöner Name; er umfaßt alle niedrige Seelenkräfte, ſie zu ſeiner Natur, einem höheren Eins erhebend. Gedächtniß, Erinnerung, Einbildungskraft werden in ihm Beſinnung. Wenn er Merkmahle ſucht, ſinnet er nach; indem er ſie aufſpüret, iſt er ſcharfſinnig, ſucht er ſie in der Tiefe, tiefſinnig; gleitet er darüber hin, ſo zeigt er ſich als Leichtſinn; ſinkt er auf Eins, als ob es keine andre gebe, heißt er mit Recht Schwerſinn. Der Geiſtescharakter eines Menſchen heißt ſeine Sinnesart; dem inneren Sinn eines andern etwas nahe legen, heißt es ihm anſinnen. Der freie Sinn endlich, dieſe edle Gabe des Menſchen, konnte ſich keinen treffendern Namen als Beſonnenheit wählen. Ihrer Natur nach eignet auch ſie ſich Fremdes an; nur aber nüchtern, ſofern es ihrer Natur angehöret. Eben dadurch läutert ſie und ſondert; ſie ſchuf ſich aus Fremdem ein ihr zugehöriges geiſtiges Eins — wodurch? durch ihre innere Kraft, durch Richtung derſelben auf den Gegenſtand und ein Innewerden Seiner mittelſt des Merkmahls, das für ſie gehöret. Dieſe Aneignung war ihre Function; und da dieſe Function alle Naturkräfte haben, ſolche auch in allen Organen, jede auf ihre Art, unabläſſig üben; ſo entdeckt ſich hiedurch jene große Homologie der Natur, im Kleinſten und Größeſten ein allenthalben neu entſpringendes Eins in Vielem, das Geſchäft aller Organiſationen.

10. Wenn ich einen Gegenſtand betrachte, wie ſoll er zu mir? und ich zu ihm? Ewig werde ich ſpeculiren; „wie

„Er ich und ich Er werde? ob mein „Denken ihm Exiſtenz, oder ſeine Exiſtenz mir Gedanken geben möge?“ Da beides ein Ungedanke iſt, ſo ſpeculire ich Fruchtlos. Iſt es nicht aber Eine Natur, in der ich ihn und mich finde? bin ich nicht ſelbſt mein Gegenſtand und mein Betrachter? Warum ſollte ich alſo unter tauſenden Eine Aeußerung meiner Naturkraft von allen Kräften der Natur abgetrennt, ja ihnen entgegengeſetzt wähnen? Thut irgend ein Organ, irgend ein Gefäß meines Körpers je etwas anders, als das ihm Gleichartige läuternd ſich aneignen?

11. Was heißt Denken? Innerlich ſprechen, d. i. die innegewordnen Merkmahle ſich ſelbſt ausſprechen; ſprechen heißt laut denken. Im Strom ſolcher Gedanken kann uns vieles

blos däuchten und dünken: denke ich aber einen Gegenſtand wirklich, ſo geſchiehet dies nie ohne Merkmahl. Denkend erfaſſet ſich die Seele fortgeſetzt ein Eins aus Vielem, wie der innere Sinn ſolches in der Empfindung erfaßte; es iſt dieſelbe Naturkraft, die ſich hier dunkler, dort heller und thätiger, jetzt in einzelner, jetzt in zuſammenhangender Wirkſamkeit zeiget. *)

12. Dürfen wir dieſe Selbſtthätigkeit Spontaneität der Begriffe nennen? Der Ausdruck iſt dem Sprachge-

---

*) Denken hat mit Dünken, Däuchten Einen Urſprung, daher es mehrmals etwas Ungewiſſes, ein Nachdenken, Hin- und Her-Denken, ein Suchen der Gedanken oder gar ein Zweifeln, z. B. Bedenken, Bedenklichkeit u. ſ. anzeigt. Aus dieſer Dämmerung muß man das Wort ziehen

brauch und der Sache ſelbſt zuwider. Denn was heißt ſponte? Was aus eignem Willen geſchieht, mit Ausſchluß jedes fremden Impulſes. Die lateiniſche Sprache hat kein eigentlicheres Wort, die Unabhängigkeit einer Handlung von allem äußern Zwange oder Einfluß zu bezeichnen. Unſern Begriffen eine ſolche Unabhängigkeit von Empfindungen oder den Gegenſtänden zuſchreiben, heißt ſie vernichten. Als mein Verſtand ſich Gedanken aus Empfindungen aufhellete, war er in ſeiner höchſten Selbſtthätigkeit eben

---

ſobald man es dem klaren Verſtande zueignet; der Verſtand muß wiſſen, *woran* und *was* er denket, d. i. was er im Innern ſich ſelbſt *ausſpricht*. Im Schwediſchen heißt dänka *umherſchweifen*, wahrſcheinlich der urſprüngliche Begriff des *Hin-* und *Her-Denkens*.

ſo abhängig von dieſen, wie ſie von den Gegenſtänden waren; deßhalb aber wirkte er doch als Verſtand, d. i. vermöge ſeiner eigentlichen Kraft, wie das empfindende Organ durch die ſeinige wirkte. Da (Einmal für alle geſagt) der Gegenſtand nicht die Empfindung, die Empfindung nicht der Gedanke iſt, ſo blieb jede Naturkraft, obgleich keine unabhängig wirkte, in ihrer Function ungeſtöret. Denn eben dies iſt ja das große Band der Natur, daß ihre Kräfte nicht abgetrennt oder widerſinnig, ſondern nach Einer groſſen Regel, einander gleichförmig, d. i. analogiſch wirken. Dadurch wecken, fördern, beſchränken ſie einander, daß keine losgebunden in einer erdichteten Spontaneität umherſchweifen kann und ſoll. Gewiß dürfen wir uns nicht ſchämen, den Geſetzen unſrer und der geſammten auf uns wirkenden Natur harmoniſch zu denken: und eben ſo wenig fürchten, daß wohl etwas in der Natur vorkommen möchte, was nicht für unſern Verſtand, und wofür unſer Verſtand nicht fabricirt ſeyn möchte. Was für dich nicht verſtändlich iſt, laß unverſtanden; glaube aber nicht, daß du durch dein Dünken und Denken das Verſtändliche in den Dingen ſchaffeſt oder in ſie hineintrageſt. Däuchten und Dünken mag jedem nach Luſt und Willkühr; Erkennen, Begreifen aber muß er, wie die Natur und der Sinn ihm ein zu Erkennendes, zu Begreifendes verhält. Spontaneität iſt hier ein gemißbrauchter Name. *)

---

*) [illegible] und Spontaneität auch in der [illegible] der [illegible] ein [illegible], [illegible], ar-

13. Statt des freiwillig umherſchweifenden discurſiven Denkens ſagen wir alſo lieber Erkennen, und zwar in der urſprünglichen Macht des Wortes. Kennen, erkennen, anerkennen iſt ein Geſchlechtswort; es heißt gemeinſchaftliche Natur und Art, Stamm und Abkunft innig und ſchnell empfinden. So erkenne ich mein Kind, den Freund, die Geliebte; ſo erkenne ich Wahrheit, Güte, Schönheit. Ich erkenne ſie mir an, und ſage laut: ſie ſind meiner Natur, meines Geſchlechts, wobei dann alles ſpontane Dünken und Däuchten von ſelbſt aufhöret. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie

---

ſchweige der Kraft, die jeder höhern zur Grundlage dienen ſoll. Iſt ſie am Elementariſchen gehemmt, ſo hört alle Sicherheit des Erkenntniſſes auf.

die kritiſche Philoſophie, außer ihren leeren Gebilden des Raums und der Zeit, unſrer Erkenntnißkraft *Anſchauung* abſprechen mag. Bei jedem wahren Begriff thut die Seele viel mehr als anſchauen, ſie *erkennet*, ſie *eignet ſich an*; nur dadurch werden ihr eigenthümliche, der Natur, den Sinnen, und ſich ſelbſt harmoniſche *wahre Gedanken*. *)

14. Iſt alſo die Harmonie, die ich in den Gegenſtänden wahrnehme oder die *Verbindung*, in welcher ich ſie mir denke, von mir in die Gegenſtände gebracht worden? Mein Gedanke, er möge trennen

---

*) *Kennen* hieß urſprünglich *zeugen*, *gebähren*, *gebohren werden*; davon Kind, *Geſchlecht* und viel andre Geſchlechtswörter, die man in *Wachter*, *Skinner* u. ſ. f. finden kann. *Erkennen*, auch im geiſtigen Sinn, heißt einen Begriff *genetiſch*.

oder verbinden, iſt freilich Actus meiner Seele, (woran niemand zweifelt;) daß ich aber durch dieſen Denkactus Ordnung in die Gegenſtände hineinlege, daß ich ſie gar Strich für Strich durch eine Zuſammenſetzung (Syntheſis) hineinaddire, iſt ein aus unvergönnter Spontaneität unternommener, irreführender Misbrauch der Sprache. Anerkennend zerlege ich ſowohl als ich zuſammenſetze; Syntheſe und Analyſe bieten einander die Hand. Willkührlich aber addire ich ſo wenig, als ich ſubtrahire; durch beide Particularhandlungen entginge mir der in

---

d. i. in ſeiner Stammesart erfaſſen, wahr finden, ſich zutrauen. Für den Verſtand ſind Erſcheinungen, die er ſich in Wahrheit nicht zu geſtalten weiß, non entia, keine Gedanken. Er erkennet an, was ſeiner Art, ſeines Geſchlechts, wahr wie er ſelbſt iſt.

ſeiner Wahrheit anzuerkennende Gegenſtand ſelbſt, den ich in ſeinen Merkmahlen begreifen, d. i. mir aneignen ſoll. Dies Begreifen, dieſe Aneignung iſt die Handlung meines Verſtandes; das Zuſammenſetzen, wie das Zertheilen war eine Theiloperation, die zu jener führet. Wo die Natur kein Synthema gab, iſt jede eigenmächtige Syntheſis ein Spiel der Ein und Zwanzig.

15. Wir kommen alſo auf das Principium zurück, das durch die ganze Natur herrſchet: kein prius iſt ohne ein poſterius, kein Verſtand ohne ein Verſtändliches denkbar; kein Nehmen findet ſtatt ohne ein Geben. Du kannſt nicht erkennen, wo nichts zu erkennen iſt; du kannſt in dir nichts verbinden, wo nicht ein von der

Na-

Natur Verbundenes daſteht. Die Function des Verſtandes iſt: anerkennen was da iſt, ſofern es dir verſtändlich iſt, d. i. deinem Verſtande gehöret; deßwegen heißt der Verſtand Verſtand, intellectus. Er lieſet aus und verſtehet, d. i. er ergreift der geleſenen Dinge Bedeutung; ſo erkennet er ſich an, was ſein iſt. Ehe wir dieſem Geſchäft näher treten, laſſet uns ſehen, was die Kritik der reinen Vernunft darüber ſage.

„Transſcendentale Deduction der reinen Verſtandesbegriffe“ *)

1. „Von der Möglichkeit einer Verbindung überhaupt.“ „Durch Sinne kann die Verbindung eines Mannichfaltigen

---

*) Kritik der r. Vern. S. 129.

(conjunctio) nie in uns kommen: denn ſie iſt ein Actus der Spontaneität der Vorſtellungskraft, und da man dieſe zum Unterſchiede von der Sinnlichkeit Verſtand nennen muß: ſo iſt alle Verbindung, wir mögen uns ihrer bewußt werden oder nicht, eine Verſtandeshandlung, die wir mit der allgemeinen Benennung Syntheſis belegen würden, um dadurch zugleich bemerklich zu machen, daß wir uns nichts, als im Object verbunden, vorſtellen können, ohne es vorher ſelbſt verbunden zu haben, und daß unter allen Vorſtellungen Verbindung die einzige iſt, die nicht vom Object gegeben, ſondern nur vom Subject verrichtet werden kann, weil ſie ein Actus ſeiner Selbſtthätigkeit iſt. Die Handlung iſt urſprünglich einig und für alle Verbindung gleichgeltend.*

Daß, ehe wir dachten, wir nicht dachten, daß, ehe wir verbanden, in unſerm Verſtande nichts Verbundenes war, bedarf keiner Deduction; daß aber auch ohne Gegenſtände dem Verſtande nichts Verſtändliches gegeben ſei, mithin in ihm keine Verbindung ſtatt finden konnte, iſt eben ſo gewiß. Dagegen mußte auch ohne unſre Syntheſis in den Gegenſtänden ein Verbindbares, obgleich von uns nicht wahrgenommen, vorhanden ſeyn, ſollte es anders von uns je bemerkt und gedacht werden. Indem die Sinne empfindend ſich zueigneten, läuterten ſie und verbanden. So auch der innere Sinn, ſo die Erinnerung, und mittelſt ihrer aller der Verſtand, der bis zur erſten Senſation hinunter urtheilend wirkte. Es iſt der Sprache nicht angemeſſen, daß jede Vorſtellungskraft, die von der Sinnlichkeit verſchieden iſt, Verſtand heißen muß, und nicht *Syntheſis* allein macht den

Actus des anerkennenden Verſtandes. Ihr voran geht Analyſis der Merkmahle, ohne welche keine Anerkennung ſtatt findet. Auch iſt jene Syntheſis (connectio) keine *Zu- und Nebeneinanderſetzung* durch Spontaneität, als ob ich weglaſſen könnte, was mir beliebet, und mir auch andre Zuſammenſetzungen zu dichten erlaubt wäre; noch weniger iſt es wahr, daß ich etwas *vorher* verbinden müſſe, ehe ichs im Object verbunden anerkenne. Auch iſt unter allen Vorſtellungen *Verbindung nicht* die einzige, die nicht vom Object gegeben, ſondern nur vom Subject ſelbſt verrichtet werden kann: denn keinen Actus meiner Sinne oder meiner Seele verrichtet das Object ſtatt meiner.

2. „Von der urſprünglich ſynthetiſchen Apperception." *) „Dieſe, die reine oder urſprüngliche Apperception, um ſie von der empiriſchen zu unterſcheiden, iſt das Selbſtbewußtſeyn, das, indem es die Vorſtellung: Ich denke! hervorbringt, die alle andre muß begleiten können, und in allem Bewußtſeyn Ein und Daſſelbe iſt, von keiner weiter begleitet werden kann. Die Einheit derſelben iſt die transſcendentale Einheit des Selbſtbewußtſeyns, um die Möglichkeit der Erkenntniß a priori zu bezeichnen. Die mannichfaltigen Vorſtellungen, die in einer gewiſſen Anſchauung gegeben werden, würden nicht insgeſammt meine Vorſtellungen ſeyn, wenn ſie nicht insgeſammt zu einem Selbſtbewußtſeyn gehörten, und in einem

---

*) S. 131.

Selbſtbewußtſeyn zuſammenſtehen könnten." *)

Am letzten zweifelt niemand; daß aber dieſe durchgängige Identität der Apperception nur dadurch „möglich werde, indem ich Eine Vorſtellung zu der andern hinzuſetze, und ſo ein Mannichfaltiges in Ein Bewußtſeyn verbinde," **) iſt dem reinen Begriff des Bewußtſeyns ſo wenig angemeſſen, daß dies Hinzuſetzen gegen jene Identität eher Zweifel erregte. Durch Addiren, und wenn ich ewig addirte, wird mir das Eins, das aller Addition zum Grunde liegen mußte, nicht gegeben; eben ſo iſt die Einheit, die der Verſtand ſich ſchafft, nicht eine durch Hinzufügen zu einer begleitenden Vorſtellung erworbene, ſondern eine in ihm ſelbſt gegebene, durch Anerkennung eines Einen im Mehreren jedesmal neuerprobte Einheit. Im Verſtande liegt die zuſammenfaſſende, begreifende Kraft, nicht in dem hinzukommenden Begriff: „Ich denke.“ Ein Gedanke, der das Selbſtbewußtſeyn bereits vorausſetzt, kann zur Anerkennung eines Gegenſtandes ſo wenig etwas hinzuthun, als überhaupt die transſcendentale Einheit des Selbſtbewußtſeyns irgend ein Erkenntniß andrer Gegenſtände a priori begründet. Ewig kann ich zu mir ſprechen: Ich denke, und werde, wenn nichts Erkennbares mir gegeben iſt, nichts erkennen; auch folgt aus jenem „Ich denke“ die Wahrheit des Anzuerkennenden nie. Heißt es: „Verbindung liegt nicht in den Gegenſtänden, und kann von ihnen durch Wahrnehmung nicht etwa entlehnt werden.“

---

*) S. 132.

**) S. 133.

ſo iſt dies ſofern wahr, als meine Vorſtellung nicht den Gegenſtänden, ſondern mir, der ſie hat, zukommt; (woran niemand zweifelt.) Wenn meine Vorſtellung aber nichts anders als dieſe Wahrnehmung ſelbſt iſt, die zwar nicht aus den Gegenſtänden (die ſie nicht hatten und haben konnten) in den Verſtand hinübergetragen, aber auch ohne jene Gegenſtände vom Verſtande nicht bewirkt oder erſchaffen werden konnte; wozu eine Disjunction zweier untrennbaren Stücke, von der die Natur nichts weiß? ja die allen Begriff der Worte **Verſtand** und **Gegenſtand** aufhebt.

3. „**Der Grundſatz der ſynthetiſchen Einheit der Apperception iſt das oberſte Princip alles Verſtandesgebrauchs.**“ *) In der bekannten

---

*) S. 136.

Sprache hieße es: der Verſtand erkennet. Woraus zugleich aber auch folgt: wo nichts zu erkennen iſt, erkennet er nicht; vor allem gegebnen Erkennbaren giebt es keinen erkennenden Verſtand. Er kann ſodann ſeine Kraft nicht erweiſen.

4. „Was objective Einheit des Selbſtbewußtſeyns ſei?“ [*] Hier werden wir belehret, es ſei „die transſcendentale Einheit der Apperception, durch welche alles in einer Anſchauung gegebene Mannichfaltige in einem Begriff vom Object vereinigt werde, und darum objectiv heiße. Sie ſei allein objectiv gültig; die empiriſche Einheit der Apperception habe nur ſubjective Gültigkeit.“ [**] Q. E. D.

---

[*] S. 139.

[**] S. 139.

5. „Die logiſche Form aller Urtheile beſteht in der objectiven Einheit der Apperception der darinn enthaltenen Begriffe. Denn ein Urtheil iſt nichts anders, als die Art, gegebne Erkenntniſſe zur objectiven Einheit der Perception zu bringen. Darauf zielt das Verhältnißwörtchen iſt, um die objective Einheit gegebner Vorſtellungen von der ſubjectiven zu unterſcheiden.“ *) — Sind die gegebnen Erkenntniſſe, (wie können dieſe vor der Perception Erkenntniſſe heißen?) keine Erkenntniſſe, ſo wird das Verhältnißwörtchen iſt, dadurch ſie zur objectiven Einheit der Perception gebracht werden, und ihnen objective Gültigkeit verſchafft werden ſoll, ihnen weder dieſe noch jene geben. Lauter leere Wort-

---

*) S. 140.

formen, die weder das Verſtehen noch das Verſtandenwerden, weder die objective Einheit noch objective Gültigkeit erklären. Form ohne Materie iſt leere Form; jene kann dieſe weder ſchaffen noch bewähren.

6. „Alle ſinnliche Anſchauungen ſtehen unter den Kategorieen als Bedingungen, unter denen allein das Mannichfaltige derſelben in ein Bewußtſeyn zuſammenkommen kann.“ *) Ein ſonderbares Hyſteron Proteron! d. i. ein Vorn-Hinten. Die Kategorieen ſind ein in unſrer Sphäre der Begriffe aus menſchlichen Erkenntniſſen abgezogenes Fachwerk, das ſeinen Zweck erreicht hat, wenn jeder Begriff in ihm Stelle findet; was ſollen ſie aber

---

*) S. 143.

zu Erklärung der Verstandeskraft, „als Bedingungen, unter denen allein das Mannichfaltige aller sinnlichen Anschauungen in ein Bewußtseyn zusammenkommen kann." Ist unser Verstand rings um unser Bewußtseyn nach diesen Fächern gezimmert? und wie kommt das Mannichfaltige unter der Bedingung einer Wort-Kategorie in ein lebendiges Bewußtseyn zusammen? „Also steht das Mannichfaltige in einer gegebenen Anschauung nothwendig unter Kategorien als unter Bedingungen, unter denen allein es in ein Bewußtseyn zusammenkommen kann." Q. E. D.

7. „Die Kategorie hat keinen andern Gebrauch zum Erkenntniß, als ihre Anwendung auf Gegenstände der Erfahrung." *) Was

---

*) S. 146.

nützte alſo ihre leere Form vor und außer aller Erfahrung? ihre allgemeine und objective Gültigkeit in Objecten überhaupt, die ohne einzelne Objecte nichts bedeutet? Zeigte uns jemand ein in vier Rauten getheiltes mit Namen beſchriebenes Glas, das er für mehr als jenen Wunderſpiegel der Morgenländer ausgäbe, weil man in ihm nicht nur alle Dinge der Welt ſehe, ſondern ohne ſolches auch nichts zu ſehen vermöge, fügte aber hintennach bei, daß man darinn ohne Objecte nichts wahrnehme, dies Wunderglas auch nur als ein gewöhnlicher Hausſpiegel zu gebrauchen ſei, was würden wir von der Abkunft dieſes Amulets ſagen? Es hieße leeres Stroh dreſchen, wenn wir die folgenden Titel

8. „Von Anwendung der Kategorieen auf Gegenſtände der Sinne überhaupt.“

9. „Transſcendentaliſche Deduction des allgemein-möglichen Erfahrungsgebrauchs der reinen Verſtandesbegriffe“ und das

10. „Reſultat dieſer Deduction der Verſtandesbegriffe“ weiter verfolgen wollten. Möge Jeder, der dieſe „einzig-mögliche Bedingungen zum Verſtandesgebrauch“ zu brauchen Luſt hat, ſie im Buche ſelbſt leſen. Wir treten aufs freie Feld, und entlaſtet von den Wortformeln: „wie man zum Verſtande kommen ſoll?“ fragen wir: wie reihen ſich unſre Verſtandesbegriffe?

Von der innern Verknüpfung und Reihung unſrer Verſtandesbegriffe.

1. Soll unſer Verſtand verſtehen, ſo muß ein Verſtändliches vor ihm ſeyn, das für ihn Bedeutung habe; Verſtand ohn' alles Verſtändliche iſt ein Unding, ſo viel leere Wortkapſeln wir ihm auch anhängen mögen. Auch ein Zuſammenſetzen und Hinzufügen, von dem Begriff des Selbſtbewußtſeyns begleitet, macht nicht das Verſtehen aus, ſo wenig als Worte einer fremden Sprache, wenn wir ſie buchſtabiren, ſylbiren und ausſprechen, des Buchſtabirens wegen von uns verſtanden werden, auch wenn wir uns dieſes Buchſtabirens und Sylbirens deutlich bewußt ſind. Den Sinn des Worts anerkennen iſt etwas ganz anderes.

3. Dies Mehrere ſowohl zuſammenzufaſſen als von einander zu ſondern, hat uns die Natur nicht leere Anſchauungen und Wortformen a priori, ſondern wirkliche Sinne, d. i. Organe gegeben, die dem Verſtande ſeinen Sinn nicht etwa nur möglich machen, ſondern vorbereiten. Ohne ſie und das durch ſie Verſtändlichgewordene iſt kein menſchlicher Verſtand denkbar. Beide ſind innig verbunden, die Kraft und ihr Organ; in jede ſinnliche Empfindung drängt ſich von Kindheit auf beim Menſchen Verſtand; Verſtand zu haben ſind wir organiſiret. Alle Sinnesproben, die ein Kind macht, ſind mit Urtheil begleitet, mithin Verſuche und Ausbildungen ſeines Verſtandes. Wenn es mit ſeiner Hand nach dem Monde greift oder die Sonne im Waſſer zu haſchen gedenkt,

ſo beweiſen dieſe Fehlurtheile, daß es urtheile; daher es kein uneigentlicher Ausdruck iſt, zu ſagen: der Verſtand ſiehet durchs Auge, er höret durchs Ohr; denn ohne dieſe Sinne könnte er weder ſehen, hören, noch verſtehen, folglich auch nicht Verſtand ſeyn. Die Sinne präformiren, d. i. ſie bilden ihm das Mannichfaltige zu Einem, das er ſich nicht erſchafft, ſondern anerkennend ſich aneignet, und eben hiedurch Verſtand iſt.

4. Drei Sinne ſinds vorzüglich, die ihm dies Mehrere zu Einem nicht etwa nur als einen vermiſchten Stoff zuführen, ſondern vermöge ihrer Form zubilden; vom allwirkenden Verſtande ſind ſie für den Verſtand organiſiret. Das Auge führt ihm ein Nebeneinander zu; aber wie? geordnet. Dazu ſind ſeine Häute und Flüſſigkeiten, ſein Kry-

ſtall und Boden eingerichtet; dazu ſind die Geſetze des Lichtes. In einem geſunden Auge iſt nur Ein Punct aufs helleſte erleuchtet, zu deſſen beiden Seiten ſich die Gegenſtände in der regelmäßigſten Abſtufung des Lichts und Schattens geſtalten. Für entferntere und nähere Gegenſtände, für helleres und ſchwächeres Licht hat das Auge eine Beweglichkeit ſich ſelbſt zu formen, die wir anſtaunen, aber noch nicht einſehn. *) So theilet ſich das Licht nach den verſchiednen Graden ſeiner Brechbarkeit in unveränderlicher Ordnung; die veſteſten und feinſten Geſetze einer Zuſammenordnung der Dinge, nach Angrenzung, Licht, Farben und Geſtal-

---

*) S. Käſtners angewandte Mathem. § 60—71

ten, kurz eine Logik des Sehens iſt dem Verſtande durch die Form ſeines Werkzeuges ſelbſt gegeben. Er kann nicht anders als nach dieſen Geſetzen wahrnehmen; wo er fehlurtheilet, führt ihn die Form dieſes oder eines andern Sinnes zurecht. Mittelſt des Auges lernt er alſo ſeine ihm eingebohrne Function, die nichts anders war als ordnend zuſammenzufaſſen, d. i. zu trennen und zu verknüpfen, aufs feinſte üben; wenn er ſie nicht oder ſchlecht übt, iſt er ſo ungeſund, wie ein fehlerhaftes Auge. Dagegen würden ihn erdichtete Anſchauungen in Ewigkeit nichts lehren; in ihnen iſt weder Form noch ein Aehnliches (ομολογον) des urtheilenden Verſtandes.

5. Wie das Auge, ſo das Ohr in dem Nacheinander; es iſt dazu einge-

richtet, daß es in Einem Moment drei Momente, den verhallenden, gegenwärtigen und zukünftigen Ton giebt, wo dann der mittlere nur als die Gränze zwiſchen beiden ſchwebet. Ohne dieſe Verknüpfung iſt kein Gehör möglich; und eben mit ihr iſt dem Verſtande Melodie, d. i. eine verknüpfte Tonfolge gegeben. Verknüpfen könnte er ſie nicht, wenn ſie das Ohr nicht bände, mit der Geſtaltung dieſes iſt ſie ihm alſo vor- und zuorganiſirt, daß er an ihr als einer Folge dreier gegenwärtiger Augenblicke ſeine Function übe. Wäre unſer Sinn nicht alſo geſchaffen, daß er in Einem ein Drei uns gegenwärtig machen, d. i. den Ton halten, tragen und übertragen könne, ja müſſe: ſo wäre die Regel der Zeitenfolge, in der das Jetzt nur die Grenze des Vergangenen und des Zukünftigen iſt, dem Verſtande unbekannt und unanwendbar. Dieſe Regel findet er nur dadurch in ſich, weil ſie ihm ſein Werkzeug unveränderlich vorzeichnet. Er trug ſie dahin nicht, ſondern wirkt als ein edles prius, gebrauchend ſein Werkzeug.

6. Ein Gleiches iſts mit dem Sinne des Gefühls in unſrer ganzen Organiſation; eine Verknüpfung von Kraft und Wirkung conſtituirt unſer Gefühl, und iſt dieſes Sinnes Baſis. Daß, unbewußt uns ſelber, wie es geſchehe! unſer Daſeyn wirket, daß Gedanken in uns werden und Glieder des Körpers unſerm Gedanken gehorchen, daß unſre Begierde Triebe regt und dem Willen Macht folget; dies iſt eine ſo innige, uns angebohrne Verknüpfung, daß ohne ſie wir nicht daſeyn, wirken, leben können. Unſer

Verſtand wird deſſen unaufhörlich inne, Er ſelbſt ein Lebendiges, ein Handelndes, das primum mobile, das Kraft und Wirkung vereinigt. Sich ſelbſt müßte er alſo vergeſſen und vernichten, wenn er das Geſetz, wodurch er iſt: „Urſache ſchafft Wirkung“ Einen Augenblick außer Acht laſſen könnte. Nicht von der Zeitenfolge (ſequela temporis) lernt er dieſes Geſetz; er übets weſentlich, zuſammenwirkend mit jeder Art von Gefühl und Willenshandlung ſeines beſeelten Daſeyns. Ohne Zeitmaas übet ers in ſeinem Innern, und trägts in jeden Gegenſtand über: denn nur durch Anerkennung, durchs Innewerden, mithin durch Verknüpfung einer Urſache und Wirkung wird der Verſtand, was er heißt. Jeden Augenblick wird ers mittelſt eines neuen Innewerdens, d. i.

ſofern er ſich ſelbſt als Kraft erprobet.

7. Hieraus ergeben ſich Geſetze einer dreifachen Verknüpfung, dem Verſtande nicht durch Formen a priori, ſondern mittelſt ſeiner ihm unableglichen, unentbehrlichen Organiſation gegeben:

1. Geſetze der Contiguität, vermittelſt des Auges und Lichts im Nebeneinander, durch Einen lichten Punkt auf die beſtimmteſte Weiſe ihm durch ſein Organ gegeben.

2. Geſetze der Zeitfolge, mittelſt des Gehörs und der innern Empfindung im Nacheinander dreier Momente unzerreißbar, unverrückt geltend.

3. Geſetz der Kraft und Wirkung, mittelſt ſeiner ſelbſt und des wirkenden Daſeyns, zu dem er gehöret. Mit

dieſem iſt der Verſtand ſich ſelbſt ein lebendiges Bild des In-, Mit- und Durcheinander, d. i. einer Verknüpfung der Urſache und Wirkung; nur durch dies Geſetz iſt er Verſtand. Demnach iſt die Verknüpfung und Anreihung unſrer Verſtandesbegriffe, weder willkührlich, noch durch Denkformen und Anſchauungen a priori, ſondern, wie der Begriff des Verſtandes ſelbſt ſaget, mit einem ihm gegebnen Verſtändlichen mittelſt beſtimmter Formen, d. i. Organe, die wir alle kennen und üben, gegeben. Jede Rückweiſung auf ein a priori außer und vor aller Erfahrung iſt ein Misbrauch der Sprache, der uns unſer ſelbſt, d. i. unſrer Sinne und unſres Verſtandes beraubet.

Fanden wir alſo die Begriffe

Seyn,
Daſeyn, Dauer,
Kraft,

als Urbegriffe unſres Verſtandes, ſo können und müſſen wir ihnen zugleich ihr organiſches Schema, und mit dieſem die Verknüpfung der Begriffe nach Geſetzen beigeſellen, die mit ſeinem Organ jedem Verſtandesgebrauch zum Grunde liegen.

Erſte Reihe der Verſtändigungen.

Kategorie des Seyns.

1.

Lebendiges Seyn.

2.	3.
Daſeyn.	Dauer.
Ein verknüpftes Nebeneinander.	Ein verknüpftes Nacheinander.
Mittelſt des Lichts und Auges.	Mittelſt d. Schalles u. Ohrs.
Nach Geſetzen der Contiguität.	Nach Geſetzen der Succeſſion.

4.

Kraft.

Ein verknüpftes In-, Mit-, Durcheinander.

Mittelſt des Gedankens und Erfolgs in einer lebendigen Organiſation.

Nach Geſetzen der Cauſalität.

Dieſe Analogie unſrer ſelbſt können wir nicht anders als auf Alles auſſer uns anwenden, weil wir nur durch und mit uns ſelbſt ſehen, hören, verſtehen, handeln. Wir tragen ſie aber nicht in die Objecte über: denn wenn in dieſen nichts Verſtändliches, Hör- und Sichtbares wäre; ſo exiſtirte an ihnen keine Kategorie, d. i. kein Sinn und kein Verſtand. Sogar in die Conformation der Sinne trägt der Verſtand ſolche nicht über: denn nicht Er, der dieſe Conformation nicht einmal verſtehet, ſondern nur gebraucht, einzig und allein der allumfaſſende Verſtand des Weltganzen hat ihm dieſe Conformation zubereitet. Eine Philoſophie, die dem Verſtande dieſe wahre Conformation ſeiner Organe nimmt, und ihm dagegen leere Wortbeutel giebt, damit er ſie ſponte zu ſeiner Zeit mit Verſtändniſſen füllen möge, entdeckt ihn ſo wie den Geſetzen ſo auch dem Verſtändniß ſeiner ſelbſt, d. i. ſeines Verſtandes. Organiſation iſt unſre Form, Weſen des Verſtandes, wie des Verſtandenen, ohne welche dieſes ihm nichts, ohne welche er ſich ſelbſt aber auch nichts bedeutet. Er hat dieſe Form und nimmt ſie in Alles, worüber er ſich verſtändigt.

* * *

Zweite Reihe der Verſtändigungen.

Die nächſte Reihe von Verſtändigungen, auf die der menſchliche Verſtand geführt ward, war die: „was iſt Das, was da iſt?“ Hier zeigte ſich ihm ein unabſehbares Feld von ſogenannten Beſchaffenheiten der Dinge, die er erkennen, d. i. ſofern er konnte, ſich aneignen mußte. Darum, was ein Ding an ſich oder für andre ſei? blieb er unbekümmert; was es ihm ſei? was für Eigenſchaften es für ihn habe? das war die Frage.

1. Und da zeigt ſchon das Wort Eigenſchaft an, daß von Anerkennung eines Unterſchiedes die Rede ſei; unterſcheiden aber kann ich nicht, als wo eine Aehnlichkeit ſtatt findet. Dies Aehnliche drängte ſich dem Menſchen zuerſt und allenthalben auf: denn der gemeinſchaftliche Begriff von Seyn, Daſeyn, Fortdauer, Kraft erſchien in allem Verſchiedenen wieder. Der Anerkennende durfte alſo nur ſprechen, „dies! das! Daſſelbe! nicht Daſſelbe; ein Anders," ſo war die ganze Kategorie des Unterſcheidens gegeben. So viel und verſchiedene Eigenſchaften ihm

an einem Dinge auf Einmal und faſt übertäubend vorkamen; er lud ſie alle dem Dinge auf, ſobald er ſagen konnte: „es iſt *Daſſelbe, kein Anderes!*“ Daher in allen Sprachen die zahlreiche Menge Beſchaffenheiten eines Dinges, (Adjective) die durch neues Beobachten ſich immer vermehrten; alle kamen darinn überein, daß ſie dem Dinge *anhingen*, und ſo ward, ohne daß der Anerkennende des Anerkannten innere Natur kannte oder kennen wollte, dem Dinge ein *Name*.

2. Woher nahm der Bezeichnende den Namen? Nirgend anders her, als aus den *Eigenſchaften*, die er am Gegenſtande bemerkte, nachdem dieß oder jene andere vorrief; es war ihm ein *bedeutendes* Eins aus Vielem. Bei tönenden Dingen, z. B. war Ton, dem Ausdruck der Sprache am nächſten;

das Tönende ſprach gleichſam ſich ſelbſt aus, und lehrte die Menſchen ſeinen Namen ihm nachtönen. Bei andern war es eine verrufende Eigenſchaft der Farbe, der Geſtalt, am meiſten aber, weil dies auf den Menſchen am lebhafteſten wirkte, Thätigkeit, Bewegung.

3. Alle alte Sprachen bezeugen dies. Entweder Naturlaute, oder Infinitiven des Handelns (activi) wurden die erſten Subſtantive; eine große Menge iſt es in vielen Sprachen noch, nur durch den Artikel oder ſonſt durch eine kleine Veränderung bezeichnet. Dies kleine Zeichen, der Artikel, der den Wink der Hand vertrat, machte den Schall, die Eigenſchaft, die Handlung zum beſtehenden Weſen, dem man alles andre, was und wie es bemerkt wurde, beifügen durf-

durfte. So viel Eigenſchaften, z. B. der Stein haben mag; bei uns bekam er vom Stehen den Namen: denn er beſtand. So die Schlange von ihrem ſich ſchlingenden, windenden Gange, der Fluß vom Flieſſen, der Strom vom Strömen, der Blitz von ſeinem ſchnellen Blick, der Donner vom Schall u. ſ. — Unterrichtend iſts, die Sprachen verſchiedener Völker in dieſer Namengebung, d. i. Subſtanzirung zu vergleichen. Nicht nur den verſchiednen Charakter ihrer Erfinder zeigt ſolche Vergleichung, ſondern auch die verſchiednen Seiten der Dinge, die bemerkt werden konnten und das Moment der Bezeichnung ſelbſt. Allenthalben aber ging der Namengebende Verſtand nach Einem Geſetz zu Werk: „Bezeichne Vieles mit Einem, dem Merklichſten, daß wiederkommend das Object dir nicht nur als **dasſelbe** erſcheine, ſondern dir auch im Namen die Eigenſchaft bemerkbar werde, die **für dich** gehöret"

4. Ob nun gleich natürlicher Weiſe dieſe **merklichſte** Eigenſchaft nicht immer die **weſentlichſte** ſeyn mochte, indem ſehr oft das Moment der Erfahrung, mithin ein Nebenumſtand Anlaß zur Bezeichnung gab; obgleich eben ſo natürlich nach dieſer einmal- und einſeitig-getroffenen Bezeichnung andre Eigenſchaften des Dinges vorbeigegangen wurden, und deßhalb vielleicht lange im Dunkel blieben: ſo verliert deßwegen die Sprache als ein **Verſtandesausdruck** nicht ihren Charakter: denn keine menſchliche Charakteriſtik bezeichnet weſentlich und vollſtändig. Vielmehr iſt die eigentliche Bedeutung der Worte ein Riegel gegen ihren

Mißbrauch. Sprache iſt, und bleibt auch hier das Lagerbuch des menſchlichen Verſtandes.

5. Auf dem Wege der Anerkennung des Aehnlichen und Verſchiedenen kam man gar bald auf Gattungen, Geſchlechter, Art. Ein Begriff führte auf den andern, da es nur immer Ein und Dieſelbe Kraft war, die Aehnlichkeit und Unterſchiede, d. i. Eins in Vielem erkannte. Aehnlich iſt, was das Bild der Ahnen an ſich trägt; Kinder gleichen den Eltern, Gatten paaren ſich mit einander; natürlich entſtand alſo ein Familienverhältniß, eine Genealogie zwiſchen den anerkannten Dingen, da Kennen, Erkennen ſelbſt ein Innewerden der Stammesart (kind) bezeichnet. Wähne man doch nicht, daß der ſinnliche

Verſtand der Menſchen, wie man ihn zu nennen pflegt, ſich an Allem, was er mit Der und Die bezeichnete, körperlich-grob einen Mann und ein Weib gedacht habe. Was ſich zu einander fügt, was thätig oder leidend auf einander wirkt, das nannte er mit dieſem gattenden Namen. Und zwar mit Recht: denn Thun und Leiden iſt das große Geſchäft der Natur, eine Haushaltung, in der ſich Gleiches zu Gleichem, Aehnliches zu Aehnlichem gattet und paaret. Mit dieſer lebendigen Anerkennung und Erfaſſung des Einen im Vielen paarte und gattete er alſo nicht nur lebendige, ſondern alle thätige und leidende Dinge. In einigen Sprachen entſtand neben ihnen eine dritte Reihe der Namen, unfruchtbare neutra; meiſtens aber ſind dieſe ſpäteren Urſprunges, entweder aus jenen

Fruchtbaren oder aus der unmittelbaren Handlung, den Infinitiven, erwachſen.

6. Natürlich gab man dieſen Geſchlechtern und Gattungen der Begriffe auch Kinder. Die morgenländiſchen Sprachen zeichnen ſich inſonderheit dadurch aus, daß ſie alle Wirkungen und Erfolge, ſogar Werkzeuge der thätigen Kraft, endlich auffallende Darſtellungen und Aehnlichkeiten am liebſten mit dem Wort Sohn und Tochter bezeichnen. Die Kühnheit der Morgenländer gehet hierinn weit; ihre ſpäteren Uebertreibungen und Misverſtändniſſe dieſer einſt ſo natürlichen Bezeichnung liegen zu Tage. Indeß war und blieb Aehnlichkeit, d. i. Anerkennung des Geſchlechts der Dinge, auch bei dieſer Filiation der leitende Begriff des Verſtandes bei allen Völkern.

7. Von Gattungen und Geſchlechtern ſchritt man zu Anerkennung der Art, (habitus, ἦθος) ein Name, der in unſrer Sprache ſeine Verſtandes-Urſache ſelbſt ausſpricht. Alle Geſchlechter nämlich arten. Sie arten nach und aus; eigenthümliche Art iſt in allen Geſchlechtern. Je mehr man alſo dieſe beobachtete, und auf die ganze Art des Seyns eines Dinges merkte, deſto umfaſſender konnte man urtheilen, deſto gründlicher das Eins im Vielem bezeichnen. Der Mann hieß weiſe, der viel Weiſen der Dinge erkannt, und ſelbſt eine verſtändige Weiſe ſich eigen gemacht hatte. Der Mann, deſſen innerſte Eigenſchaft gut oder vortreflich war, hieß ein Mann von guter, edler Art. Höher hinaufſteigen konnte man mit dieſem Begriffe nicht, indem Art ſowohl das Ei-

genthümliche des Geſchlechts als der Lebensweiſe nach dem ganzen äußern Habitus umfaßte. Und ſo dürfen wir die Kategorie der Frage: welcherlei iſt ein Ding? oder der Qualität, nicht mit leeren logiſchen Functionen; ſondern mit Verſtandesbegriffen, in deren jedem ſein wirkendes Urgeſetz: „Erkenne Eins in Vielem" ſichtbar iſt, vollſtändig anordnen.

Zweite Kategorie der Eigenſchaften.

1.
Daſſelbe, ein Anderes.

2. Gattungen, 3. Geſchlechter,

4.
Art.

* * *

Dritte Reihe von Verſtändigungen.

Sofort fängt eine Reihe von Verſtandesbegriffen unentweichbar an. Was iſt innere Art? Wenn ſie durch innere Kraft beſtehet und forterbt; wie beſtehen, wie wirken Kräfte? Da dieſe Frage ins Innere drang, war ſie zu beantworten ſchwerer, als wo man von außen blos Eigenſchaften und Aehnlichkeiten bemerkte.

1. Auf die Frage: „wie beſtehet ein Ding?“ konnte der menſchliche Verſtand blos antworten: „es erhält ſich.“ Eine ſich ſelbſt haltende Kraft legte man alſo allen auf ihr ruhenden Eigenſchaften zum Grunde, und ließ Jene dieſe tragen, erhalten. So wurden die Begriffe Subject, Subſtanz, Sub-

ſtantiv gebildet, und denen ihnen zukommenden Eigenſchaften, Qualitäten, Attributen, Accidentien, Adjectiven u. ſ. gleichſam untergelegt, unterworfen, wie auch die Worte Suppoſitum, Subſtrat ſagen. Damit war freilich nichts erklärt; der Menſchenverſtand will aber auch nicht erklären, wo er es nicht kann und darf; er will das Eins in vielem anerkennen und bezeichnen. Alſo auch die Worte: Kraft, Beſtandtheit, Werk, Wirkung ſollten ihm nicht mehr leiſten; daß man ihnen in der Folge ſo viel Verſtandloſe Speculationen aufgebürdet hat, daran ſind dieſe Worte ſelbſt unſchuldig.

2. Da der Verſtand nämlich nur von dem, was iſt, einen Begriff, vom Nichts aber keinen hat, als daß es nicht iſt: ſo gnügte er ſich hiemit auch in Be-

zeichnungen der Kraft und Wirkung. Beſtand ein Ding nicht, ſo fiel, ſo ſank es; es ſchwand und verſchwand, d. i. es war für ihn nicht mehr, es ging, wie die Sonne, unter. Auch das Wort Tod heißt nichts anders, als Abgang, Hingang.

3. Kräfte wirken neben-, auf-, in- und durcheinander, freundlich oder feindlich. Im erſten Fall verſtärken ſie ſich; im zweiten beſchränken ſie oder heben einander auf. Die ganze Natur iſt ein Schauplatz ſolcher Kräfte; der größeſte Theil der Verſtandesſprache ward alſo auch ein Regiſter des Thuns und Leidens. Verba, thätig und leidend ſind gleichſam die Triebräder der menſchlichen Rede; die bedeutendſten Subſtantive ſind aus ihnen, d. i. aus Thun und Leiden gebildet. In der Geſtaltung der Thuns-

und Leidenswörter (verborum) nach Geſchlecht, Weiſe, Perſonen und Zeiten liegt ein Schatz von Bezeichnungen des ausdrückenden Verſtandes.

4. In allen Sprachen iſt daher mit Verbis die meiſte Aenderung vorgegangen; ſie ſind aufs vielſeitigſte ausgearbeitet worden, weil Thun und Leiden die ganze Natur, und wie alles Leben, ſo auch das Leben der Menſchen conſtruiret.

5. So reich aber auch der Vorrath dieſer That- und Leidensworte in allen Sprachen iſt, in ſo wenige Hauptarten gehet er doch zuſammen in allen Sprachen. Sie mahlen ein Bewegen zu- oder von uns, hinauf und hinab, langſam oder ſchnell, hart oder gelinde. Das Wirken in oder aus uns bezeichnen ſie mit Liebe und Leid, mit Theil-

nehmung oder Entfremdung. Eine tiefe Innigkeit liegt in dieſem Theil der Sprache, in jeder nach ihrer Weiſe; der bezeichnende Verſtand erwies, daß er, gereizt von äußern Gegenſtänden, empfindend ihren Eindruck, dieſen ſelbſt zum Ausdruck machte.

6. Am ſonderbarſten nimmt ſich die Sprache, wenn ſie das Werden der Dinge bezeichnet; konnte ſie ſich bei dieſem Wunder der Natur anders nehmen? Daß Etwas iſt, gewährt eine ruhige Anſicht; aber daß Etwas, ein Andres aus dem Andern, werde? dies iſt der Natur groſes, tägliches und augenblickliches Wunder. Natürlich iſt der Sprache Ausdruck hier abgebrochen und ſchnell, wie ſie dann auch die Urſache oder den Anfang der Wirkung meiſtens mit dem

kräftigen Er- oder Ur- anzeigt. *) Das letzte Wort deutet nicht nur auf eine frühere Zeit, ſondern auch auf einen erwirkten Anfang, den, wenn er aus Schwierigkeiten hervorgeht, Bedeutungsvoll die Sylbe ent- ausdrückt. **) Zerrinnet eine Wirkung oder verlieret ſie ſich: ſo drücken es die traurigen Sylben (zer-, ver-) aus. ***) Allenthalben zeigt ſich auch im Gebiet der Kraftäußerungen derſelbe menſchliche Genius, der nie weiter gehen konnte, als daß er in Wirkungen die Urſache anerkannte, und ihr ſein Merkmahl, einen Nahmen

---

*) Z. B. Erarbeiten, Erſtehn, Erringen, Urſache, Urvater u. ſ.

**) Z. B. Entkommen, Entſtehen, Entnehmen u. ſ.

***) Zerrinnen, verlieren u. ſ

ausdrückte. Alſo dürfen wir die Kategorie der Frage: „was vermag das Etwas? ſo weit der Verſtand blickt, alſo ordnen:

Dritte Kategorie der Kräfte.

1.

Beſtehend,

2. 3.

Entgegenwirkend, Mitwirkend,

4.

Erwirkend.

* * *

Vierte Reihe der Verſtändigungen.

Sofort ergiebt ſich die vierte Kategorie des Maaſſes. An Alles kann Maas gelegt werden, an Daſeyn, Dauer, Kraft. Das Maas zwiſchen Ort und Ort miſſet der Raum; Maas der Dauer miſſet die Zeit; Maas der Kräfte miſſet der Verſtand in Wirkungen, wobei er jene Maaße zu Sinnbildern gebraucht. Drei Dimenſionen.

1. Maas iſt Größen-Beſtimmung. Zu genau kann dieſe nie ſeyn: alſo iſt jedes Maas, das beſtimmen ſoll, in Abſicht der Genauigkeit ſelbſt unbeſtimmbar. Immer kann es genauer genommen oder gedacht werden; Raum und Zeit als Maaße ſind alſo ins Unendliche, d. i. ins Unermeßliche theilbar. Ueber und unter jeder Zahl, über, unter und auſſer jedem Raum iſt Raum und Zahl, jener in Weiten, dieſe in Brüchen denkbar.

2. Des Maaſſes Grenze mußte alſo ein Unerreichbares, aber doch Höchſtbeſtimmendes, ein Moment, der Punct werden. Er, untheilbar, ward das Ende einer Linie, die ins Unendliche getheilt werden

könne; ſo endet die Linie eine Fläche, Fläche den Körper. Nichts als Grenzbeſtimmungen ſind dieſe Begriffe, die in höchſter Genauigkeit nie ausgedrückt werden können; und da zu Beſtimmung discreter Größen runde Zahlen nicht hinreichten, ſo verließ die Rechenkunſt des Unendlichen gar alle Zahl, und erfand für ihr Unendliches Zeichen.

3. Eines der größeſten Verdienſte des unſterblichen Leibnitz iſts, daß er dies Maas des Unendlichen auch ins Gebiet der Metaphyſik, d. i. unſrer allgemeinſten Begriffe, mithin der Seelenkräfte ſelbſt brachte. Alle unſre Senſationen ſind ihm Fluxionen aus dem Unmerklichen ins Unmerkliche hinüber reichend; die Klarheit der Vorſtellungen, die ihnen zur Seite gehet, iſt eben deſſelben Maaſſes fähig. Wahr und gewiß iſt

dieſe

dieſe Theorie: denn ſie beruhet auf der allgemeinen Idee alles Maaßes; auch an feinen und großen Ideen iſt ſie fruchtbar. Dieſe Maasbeſtimmung weiß alſo von keinem All als einem geendeten Ganzen; ſie ſchreitet ins Ungemeſſene weiter.

4. Nicht anders dachte der gemeine menſchliche Verſtand, ſeit er mit ſeinen Sinnen wahrnahm. *Fuß-*, *Schritt-*, *Mannes-*, *Kopfslänge* waren ihm zuerſt ein hinreichendes Maas, das dann ein andrer für ſich genauer beſtimmen mochte. Die Zahl ſeiner *Finger*, wie ſeine *Fauſt*, waren ihm ein Eins, deſſen Mehrheit er leicht überzählen konnte; mochte ein andrer die Gelenke der Finger, die Körner, die ſeine Fauſt hielt, rechnen. Er maas mit der *Metze*, (wovon *Maas*, *meſſen* herkommt,) mit dem *Stabe*; die Körner der Metze, die

Striche des Stabes mochten weiter gezählt werden. An einem abſoluten vollendeten All war ihm nie gelegen. Wo er nicht weiter zu zählen nöthig fand oder nicht weiter zu zählen hatte, das hieß ihm All, Alles.

5. Misverſtanden wäre alſo der Sinn des Verſtandes beim Meſſen und Zählen, wenn man ſeinen Begriff ins Hinzuſetzen einer neuen Zahl zur alten ſetzte; dies iſt kein Verſtandeswerk, ſondern ein Spiel, eine mechaniſche Arbeit. Nicht daß $4 + 3 = 7$ ſei, iſt ein Produkt des Verſtandes, ſondern die Anerkennung, daß in $4 + 3$ das Eins ſiebenmal enthalten ſei, iſts. So bei den gröbſten und feinſten Maaſſen. Die Handlung des Verſtandes iſt Anerkennung des Eins in Vielem, wobei das All, ein Unendliches, ungemeſſen bleibt, das auch

für den Verſtand nicht gehöret. Die Glieder dieſer Kategorie ſind alſo alleſammt idealiſch:

Vierte Kategorie des Maaſſes.

1.

Punct, Moment.

2.

Unermeſſener Raum.

3.

Unermeſſene Zeit.

4.

Unermeſſene Kraft.

Mit welcher Kategorie wir an die Schwelle der Vernunft treten.

* * *

Setzen wir dieſe Gedankenreihen nach einander, ſo ſieht man: Ein Faden führte ſie herbei; Eine Verſtandeshandlung „Anerkennung des Einen in Vielem“ hat ſie conſtituiret:

1.

Kategorie des Seyns.

Seyn,
Daseyn, Fortdauer,
Kraft.

2.

Kategorie der Qualität.

Daſſelbe. (ein Anderes.)
Gattungen, Geſchlechter,
Art.

3.

Kategorie der Kräfte.

Beſtehend.
Entgegenwirkend, Mitwirkend,
Erwirkend.

4.

Kategorie des Maaſſes.

Punct, Moment.
Unermeſſener Raum, ungemeſſene Zeit.
Unermeſſene Kraft.

* * *

Wer iſt, dem beim Anblick dieſer Ableitung nicht ſogleich **vier Wiſſenſchaften**, die Hauptwiſſenſchaften des menſchlichen Verſtandes, in ihren Principien ſichtbar werden?

1.

Ontologie.

zur Kategorie des **Seyns** gehörig.

2.

Naturkenntniß.

Kategorie der **Qualität.**

3.

Naturwiſſenſchaft.

Kategorie der **Kräfte.**

4.

Mathematik.

Kategorie des **Maaſſes.**

Deren Verhältniſſe zu einander in dieſem Schema durch ſich ſelbſt erſcheinen. **Ontologie** liegt allen zum Grunde: denn alle gebrauchen ihrer Sprache; rechtverſtanden iſt ſie nichts als *Philoſophie der allgemeinen Verſtandesſprache.* Die *Naturkunde*, (Naturgeſchichte genannt) bedarf ihrer Begriffe, gebraucht ſolche und bemerkt *Eigenſchaften der Dinge*; ſie ordnet Gattungen, Geſchlechter, Arten. Die *Naturwiſſenſchaft* (Phyſik), ihre reifere Schweſter, ordnet *Naturkräfte*; Anerkennung der Kraft in Wirkungen iſt ihr Ziel. *Mathematik* endlich, zu allen vorigen, inſonderheit zur Naturwiſſenſchaft das *Maas*, wird durch ſich ſelbſt ein Denkbild der *Vernunft*, die in ihrer Art auch miſſet, zählt, rechnet. Jede der genannten Wiſſenſchaften findet im vorgezeichneten Schema das Principium ihres Daſeyns und Fortwuchſes. Daß man über die erſte, *Ontologie*, ſtreitet, kommt daher, weil man ſie in Kategorieen a priori ſucht; und ſo lange man ſie dort ſucht, wird man über ſie ſtreiten. Ihrer Natur nach iſt ſie nichts als die reinſte Philoſophie der Verſtandes- und Vernunftſprache.

Zugleich ergiebt ſich aus der Tafel ſelbſt der Grund der Zuſammenſtellung ihrer Begriffe in ſolcher Zahl und Ordnung. Ein Verſtändliches muß dem Verſtande gegeben ſeyn, und er verſtehet es nur durch Unterſcheidung. Das Unterſchiedene aber muß er verbinden; ſonſt kam er nicht zum Verſtande des Ganzen. Ein Datum alſo (Theſis,) und in ihm Disjunction (Analyſe) und Comprehenſion (Syntheſis) ordnen ſich ſelbſt in vier Glieder, deren letztes, indem es zum erſten zurückkehrt, zugleich zu einer neuen Kategorie weiter ſchreitet. Die beiden mittleren Glieder, die aus dem erſten entſpringen, verbreiten das erſte Glied und geben dadurch das vierte. So z B. in der Kategorie des Seyns, wo ohne dieſen Begriff weder Raum noch Zeit ſtatt findet, beziehen dieſe beide ſich disjunctiv auf einander, bis der erſte Begriff eben durch dieſe Auseinanderſetzung im vierten zuſammengefaßt vollſtändig erſcheinet. So in der Kategorie der Kräfte, wo weder aus Streit ohne Einheit, (die ihr Grund und ihre Folge iſt,) noch aus Einheit ohne Streit eine Zuſammenordnung ſich denken läſſt; die Kategorie ordnet Streit und Einheit zum Ganzen der Fortwirkung. Dieſelbe Regel iſt in der Kategorie der Qualität und des Maaſſes ſichtbar. Und wie ihre Glieder, ſo ſtellen ſich die vier Kategorieen ſelbſt zuſammen, alleſammt mit der Aufſchrift des Verſtandes: „Anerkenne dich ſelbſt; an jedem Gegebnen erkenne in Vielem Eins, das dir angehöret.“

Wie entſtanden alſo dieſe Kategorieen? Etwa prioriſch, ohne Gegenſtände, von einem andern Weſen dem menſchlichen Verſtande als eine Tafel angeheftet, damit durch ſie Erfahrung möglich würde? Offenbar nicht alſo. Menſchlich ſind dieſe Begriffe gedacht, in einer menſchlichen Sprache ausgeſprochen; der Actus, durch den ſie hervorgebracht wurden, iſt die Handlung des Verſtandes ſelbſt, und zwar ſeine einzige, fortwährende Handlung, ohne welche er kein Verſtand iſt. Sobald der menſchliche Verſtand begreift, muß er kategoriſiren; er thuts aber weder durch ein Addiren der Begriffe zu einander, noch durch eine Syntheſis, die aus dem Gegebnen hinaus ſchreitet; ſondern durch Erfaſſung, Diſtribution und Comprehenſion des Gegebnen; das Eine wird ein Mehreres, das Mehrere wieder zu Einem. Dies Vierfache iſt Ein Actus der Seele; wer dieſe Tetraktys trennt, vernichtete das Weſen des menſchlichen Verſtandes. Syntheſe und Analyſe ſind Mittel; ſein Ziel iſt Anerkennung des Erkennbaren durch beide. Durch beide, wechſelnd und zuſammenwirkend, erwirbt er ſich ſein Gut, den Begriff, und ſpricht: „ich habe verſtanden."

4.

Vom Schematismus reiner Verſtandesbegriffe.

„Nun iſt klar, ſagt die Kritik, *) daß es (außer den reinen Verſtandesbegriffen und den Erſcheinungen) ein Drittes geben müſſe, was Einerſeits mit der Kategorie, anderſeits mit der Erſcheinung in Gleichartigkeit ſtehen muß, und die Anwendung der erſten auf die letzte möglich macht. Dieſe vermittelnde Vorſtellung muß rein, ohn' alles Empiriſche, und doch einerſeits intellektuel, andererſeits ſinnlich ſeyn. Eine ſolche iſt das transſcendentale Schema.“ — Al-

---

*) S. 177.

ſo eine dritte Fiction zwiſchen zwei verſchwundenen Fictionen. Die prioriſchen Viſionen, als Luftweſen, wollen zu uns herabkommen, und können nicht, da ſie hienieden nichts Gleichartiges finden, ohne ein transſcendentales Schema. Da aber auch dies Schema ohn' alles Empiriſche ſeyn ſoll, mithin jene zum Empiriſchen nicht hinabbringen kann, ſo lehnt die Zwiſchenleiter, auf der ſie hinunter müſſen, oben und unten an Nichts.

„Das Schema iſt an ſich ſelbſt jederzeit nur ein Product der Einbildungskraft." *) So iſt es nicht rein: denn unſre Einbildungskraft iſt nur eine Schülerin der Erfahrung. „Aber indem die Syntheſis der Einbildungskraft keine einzelne

---

*) S. 179.

Anſchauung, ſondern die Einheit in der Beſtimmung der Sinnlichkeit allein zur Abſicht hat, ſo iſt das Schema doch vom Bilde zu unterſcheiden. Dieſe Vorſtellung von einem allgemeinen Verfahren der Einbildungskraft, einem Begriff ſein Bild zu verſchaffen, nenne ich das Schema zu dieſem Begriffe." Alſo iſt das Schema ein Bild und kein Bild? Und eine Einbildungskraft, die ohn alle einzelne Anſchauungen der ganzen Sinnlichkeit ein Schema zu geben weiß, welch ein Panurgus!

„In der That liegen unſern reinen ſinnlichen Begriffen nicht Bilder der Gegenſtände, ſondern Schemate *) zu Grunde.

---

*) Man ſagt nicht Axiomate, Theoremate, Dogmate, Philoſophemate, ſondern Axiome, Theoreme, Dogmen, Philoſopheme: alſo müßte

Dem Begriff von einem Triangel *überhaupt* würde gar kein Bild deſſelben jemals adäquat ſeyn. Das Schema des Triangels kann niemals anderswo als in Gedanken exiſtiren, und bedeutet *eine Regel der Syntheſis der Einbildungskraft in Anſehung reiner Geſtalten im Raume.** — An der Regel reiner Geſtalten im Raum denke ich kein *Schema*, weder des Triangels noch Cirkels. Denke man unter der Regel ein Beiſpiel, z. E. einen Triangel, ſo denkt man

---

man auch *Schemen* ſagen. Was Schemen im Deutſchen heiße, darüber ſ. *Friſch* Wörterbuch. Er nennet es eine leere Geſtalt ein *Butzenantlitz*; und das wären wirklich die Schemate a priori. Der Name Schematismus iſt wahrſcheinlich aus *Bako* gekommen, der aber ganz etwas Anderes und Reelleres damit wollte. S. l. III. Cap. 4 de augmentis Scientiar.

man ſich ſolchen, wie er uns in den Sinn kommt; merke ich, daß von einem rechtwinklichten die Rede ſei, ſo muß ich, wenn ich mir vorher durchs Ungefähr einen gleichſeitigen gedacht hatte, das Bild ändern.

„Der Begriff vom Hunde bedeutet eine Regel, nach welcher meine Einbildungskraft die Geſtalt eines vierfüßigen Thiers allgemein verzeichnen kann, ohne auf irgend eine einzige beſondre Geſtalt, die mir die Erfahrung darbietet, oder auch ein jedes mögliche Bild, das ich in concreto darſtellen kann, eingeſchränkt zu ſeyn. *) — Unter der Geſtalt eines vierfüßigen Thiers allgemein darf ich mir nicht eben einen Hund, ſondern warum nicht auch Pferd

---

*) S. 180.

und Eſel denken. Soll ich es mir aber „ohne irgend eine Geſtalt, die mir die Erfahrung darbietet, ohne jedes mögliche Bild, das ich in concreto darſtellen kann" denken, ſo denke ich an der Regel (denn kein vierfüßiges Thier läßt ſich ohne Thiergeſtalt und ohne vier Füße denken) gar nichts. *)

„Dieſer Schematismus unſres Verſtandes in Anſehung der Erſcheinungen und ihrer bloßen Form iſt eine verborgene Kunſt in den Tiefen der menſchlichen Seele, deren wahre Handgriffe wir der Natur ſchwerlich jemals ab-

---

*) Let any man try to conceive a triangle in general, which is neither Iſoſceles nor Scalenum, nor has any particular length, nor proportion of ſides; and he will ſoon perceive the abſurdity of all the ſcholaſtic notions with regard to abſtraction and general ideas. Hume Eſſays XII.

chen und ſie unverdeckt vor Augen legen werden.“ *) — Unſre Seele hat viele Tiefen, die Einbildungskraft in ihren Geſtaltungen übt viel verborgne Künſte und Handgriffe; ihr aber einen, den ſie nicht übt, auch nicht üben kann, ſich Vater in abſtracto ohne jedes mögliche Bild in concreto, einen Hund als allgemeine Regel ohne Hundesgeſtalt vorzuſtellen, gelingt nur der transſcendentalen Einbildungskraft a priori, die ohne alle einzelne Anſchauung die ganze Sinnlichkeit ſchematiſiret.

Der Verfaſſer giebt Beiſpiele ſeiner „transſcendentalen Schemate transſcendentaler reiner Verſtandesbegriffe überhaupt.“ Das reine Bild als

---

*) S. 181.

ler Größen (quantorum) vor dem äußern Sinn ist der Raum." *) Warum Er? Bei dem Begriff einer Größe (quanti) denkt man allenfalls einen Gegenstand im Raume, nicht den Raum selbst. Er ist nicht Größe, geschweige das Schema aller Größen. „Das Schema aller Gegenstände der Sinne ist die Zeit." **) Zeit ist das Schema keines Gegenstandes, geschweige aller und zwar sinnlichen Gegenstände, mit denen sie nichts gemein hat. Zeit ist ein Maaß der Dauer, und verlangt selbst ein Schema. „Das reine Schema der Größe (quantitatis) als eines Begriffs des Verstandes ist die Zahl, welche eine Vorstellung ist, die die successive Addition von Einem zu Einem zusammen befaßt." Als successive Addition von Einem zu Einem ist

---

*) S. 182. **) S. 182.

die Zahl kein Schema eines Begriffs des Verſtandes; Anerkennung der Einheit im Mehreren iſt Zahl, wie ihre Symbole ſelbſt zeigen. Sieben z. B. werde ich ſchwerlich durch ſieben Puncte hinter einander ſchematiſiren, die ich in Einen deutlichen Blick nicht faſſen kann, alſo wieder überzählen müßte. Durch über und neben einander geſetzte gleichſam zu einer Figur geordnete Puncte werde ich dem Auge ſichtbar machen, in wie Vielem ſich das Eins finde.

Wenn vollends der Verfaſſer ſeine Kategorieentafel ſchematiſiret, ſo giebt er langweilig-dunkle Formeln ſtatt Schemen. *) „Das Schema der Realität, z. B. iſt die continuirliche Erzeugung derſelben in der Zeit, die bis zum Ver-

---

*) S. 182.

ſchwinden hinab oder von der Negation zu Größe der Empfindung hinaufſteigt. *) Wenn iſt Realität je unter dieſer Formel erſchienen? die nicht Sie, die Realität, ſondern etwas ganz anders, das Maas unſrer Empfindung von ihr anzeigt. Wer wird ſich das Seyn durch Nichtſeyn, die Realität des Gegenſtandes durch ſein Verſchwinden imaginiren?

„Das Schema der Subſtanz iſt die Beharrlichkeit des Realen in der Zeit." **) Zeit thut nichts zur Subſtanz. Wenn das Zufällige vom Beſtehenden auch nicht getrennt würde, ſo ſoll das Schema ſagen, was Subſtanz an ſich ſei, nicht was ein fremder Begriff von ihr wegführe.

---

*) S. 183. **) S. 183.

„Das Schema der Urſache und Cauſalität eines Dinges überhaupt iſt das Reale, worauf, wenn es nach Belieben geſetzt wird, jederzeit etwas Anderes folgt. Es beſteht alſo in der Succeſſion des Mannichfaltigen, ſofern ſie einer Regel unterworfen iſt.“ *) Aus welchem Belieben wird das Reale geſetzt? und iſts Cauſalität, wenn etwas Anderes, was es auch ſei, darauf, nicht daraus folget? Sind Succeſſion und Urſache Eins? Und wenn ſie einer Regel unterworfen iſt, welcher Regel? Das Schema drückt weder den Begriff aus, den es ausdrücken ſoll, noch iſts ein Schema.

„Endlich das Schema der Gemeinſchaft, (Wechſelwirkung) der wechſelſeitigen Cauſalität der Subſtanzen.

---

*) S. 183.

Sie ſoll das Zugleichſeyn der Beſtimmungen der Einen mit denen der Andern ſeyn, nach einer allgemeinen Regel. *) Gewiß eine friedliche Ehe, aus deren Zugleichſeyn weder Gemeinſchaft, noch Wechſelwirkung, noch Cauſalität wird. Nach dieſem Schema-Epitaphien liegen die Todten im Grabe. Das Schema der Möglichkeit, des Daſeyns, endlich gar der Nothwendigkeit, aufzuführen ſei mir erlaſſen; ſie ſind weder Schemata, noch ausdrückende Formeln. Ueberhaupt mußte dieſe ganze Schematopöie mißrathen, da ſie von einem Unbegriff, (der Vorſtellung eines Triangels, der alle Geſtalten der Triangel, eines Hundes, der alle Hundesgeſtalten vorſtellte,) ausging. Laſſet uns, vergeſſend dieſe dunkeln For-

---

*) S. 183.

meln, von Denkbildern des menſchlichen Verſtandes reden.

Von Denkbildern menſchlicher Verſtandesbegriffe.

1. Da ohne ein Verſtändliches kein Verſtand denkbar iſt, ſo ſind innere Denkformen ohne Gegenſtände ſchon ihrem Namen nach leere Schemen, (μορμολυκεια) die nicht einmal verſtändliche Wortformeln geben; dagegen, Eindruck des Gegenſtandes wird dem Organ, und dadurch dem anerkennenden Sinn ſofort ein geiſtiger Typus. Durch eine Metaſtaſis, die wir nicht begreifen, iſt uns der Gegenſtand ein Gedanke.

2. Und da jedes Organ ſeine Typen empfängt, da Bilder, Töne, Gerüche, Geſchmacks- und Gefühlsarten ſich in Aus

ſehung ihrer Beſchaffenheit nicht, höchſtens in Anſehung des Grades ihres Eindrucks vergleichen laſſen, ſo wird unſer innere Sinn, das ſenſorium commune, das aller dieſer verſchiedenen Eindrücke inne ward, nothwendig eine Verſammlung der Abdrücke, (Ektypen) ſehr verſchiedner Typen.

3. Wie dieſe ſich im Nerv des Organs fortpflanzen, wie ſie materiell aufbehalten werden u. ſ., wiſſen wir nicht. Das Bild, das meine Seele empfängt, iſt ganz ihrer Art, nicht das Bild auf der Netzhaut des Auges; es iſt von ihr empfangen, in ihre Natur metaſchematiſiret. Indeſſen wars vom Eindruck veranlaſſet, und ſofern ein geiſtiges Bild einem körperlichen ähnlich ſeyn kann, iſt es ihm ähnlich.

4. Die Einbildungskraft behält dieſen geiſtigen Typus, die Erinnerung weckt ihn auf, der Traum ſtellet ihn dar, andre Seelenkräfte erhellen ihn, machen ihn gar zum Triebe. Menſchen, denen Ein Sinn fehlt, ermangeln der Typen dieſes Sinnes; ein Blinder der Farben- und Bildtypen, ein Taubgebohrner der Typen des Schalles, des Tons, des Wortlauts u. ſ.

5. Längſt iſt die Stufenleiter bemerkt, die bei dieſen Ein- und Abdrücken aus der Entfernung entſteht, in welcher der einwirkende Gegenſtand vom Organ ſeyn darf. In dieſem Fall nämlich müßte ein Mittleres (Medium) zwiſchentreten, das den Gegenſtand dem Sinn zubereite, und deſſen Typus ihm gleichſam zubilde. Dem Auge thut dies das Licht, dem Ohr die Luft, ſo-

ſern ſie den Schall bildet und fortträgt; hiedurch, inſonderheit bei Ohr und Auge, erweitert ſich nicht nur die Sphäre des Sinnes, ſondern es wird auch (wunderbare Zwiſchenkunft!) zu Bildung reinerer Typen durch dies Intermedium Raum gewähret. Gegenſtände, wenigſtens Theile von ihnen, die ſich dem Sinn aufdrängen, ſchreiben mit lebhaften, aber groben und verworrenen Zügen ſich ihm ein; die Typen des Auges und Ohrs ſind abgeſetzter, reiner, heller und klarer.

6. Und dieſe beiden Sinne ſelbſt wie verſchieden ſind nicht nur ihre Abdrücke, ſondern auch die Arten ihres Eindrucks von einander; gewiſſermaaßen ſind ſie Feinde gegen einander und ſchränken einander ein. Indem das Auge ein Nebeneinander dem innern Sinn

metaſchematiſiret, zwingt das Ohr uns, Dinge, die *nach* einander ſind, in ganz andern, eben ſo künſtlichen Typen aufzunehmen. Zu gleicher Zeit werden wir alſo fortwährend in zwei Richtungen gezogen, und unwiderſtehlich gewöhnt, nicht nur *beide zu verbinden*, d. i. beiderlei Typen durch einander zu erklären, Erſcheinungen des Auges durch Töne des Ohrs und gegenſeitig; ſondern unſer Verſtand kann auch nicht anders als in beiderlei Kunſtformen ſeine Begriffe unverrückt und zu gleicher Zeit *geſtalten*. Durchs *Nacheinander* wird von ihm das *Nebeneinander*, dies durch Jenes zu einer helleren Ordnung beſtimmt: entfernte Gegenſtände drücken ſich durch Töne ſucceſſiv in uns; dunkle, mit Augenblicken verſchwundne Laute bleiben vor uns durch Geſtalten. So typiſirt der Verſtand, und ſo ward (durch welche Förderung es auch geſchehen ſeyn möge) aus Verbindung zweier dem Schein nach einander entgegengeſetzter, einander aber unentbehrlicher Sinne, unter der Leitung des Verſtandes — Sprache.

7. Und zwar eine Sprache durch Articulation. Articulationen der Sprache wurden dem Menſchen, der ſich vermittelſt Auge und Ohrs im Beſitz ſo vieler innern lebendigen Typen fand, gleichſam Nothgedrungen ein Abbild derſelben. Er mußte, er wollte äußern, was er in ſich ſah und fühlte; ſo ward, unterſtützt von Stimme und Gebehrden, den innern Abdrücken ſeiner Seele ein lautbares Merkmahl, das Wort. Zwiſchen beiden Sinnen, dem Ohr und Auge und den verſchiednen Eindrücken, die beide gewährten, dräng-

te es ſich hervor; es ward der empfangenen Eindrücke typiſirender Ausdruck. Ein neuer Metaſchematismus tönender Gedankenbilder. Wozu Gebehrden nicht hinreichten, die feinſten Typen der Seele drückte ein Ton aus.

8. Ein Ton; und dies war (wofür mans oft hält,) kein Nachtheil für das Bedürfniß der Menſchen. Töne rollen fort; ſie folgen, wie das, was ſie bezeichnen ſollen, Begebenheiten, Empfindungen, Gedanken ſchnell auf einander. Das Plötzliche des Vorfalls weckt einen plötzlichen Verkündiger deſſelben, den Laut. Auch der Wechſel der Empfindungen wird durch die biegſame Menſchenſtimme vielfach, reich, natürlich bezeichnet. Die Stimme tönt auch in der Nacht und auf alle Seiten; da das Auge nur, wenn und wo es ſiehet, Geſtalten wahr-

nimmt. Die Stimme ruft ins Herz, ſie tönt im Innern nach; ſie haftet gewaltig, da Gedankenbilder, die dem Auge vorſchweben, als eine gemahlte Oberfläche, vorüber ſchweben, und vielleicht dem Innern nichts ſagen. Sobald das Bild aber rufend kommt, zerreißt es den Faden unſerer Gedanken, und ſtört alle Ruhe der Seele. Menſchen, die Gedankenbilder, als Gegenſtände des Auges, in ſich umhertrugen, gingen ruhig einher; ſobald ihnen dieſe, mit Stimmen begleitet, zumal in der Nacht, im Traum oder bei plötzlichen Verfällen lautend zukamen, glaubten ſie ſich durch ſie wie durch eine höhere Zuſprache gerufen; ſie mußten folgen. Erinnerungen an Geſtalten der Abweſenden geben ein ruhiges Andenken; das Wiederkommen ihrer Stimme mit Bewegung, mit Handlung be-

be-

begleitet, bringt ſie lebend zu uns; ſie gebieten unſrer Seele. Wenn alſo Gedankenbilder eindringen, wecken, einander ſchnell folgen, wenn ſie regſam bezeichnen, daurend in uns hallen und wiederhallen ſollen, ſo mußten ſie tönen.

9. Daß ſie hiemit weniger mahlten, war dem Begriff der Sache, mithin dem Verſtande ſelbſt zuträglich. Nur etwa Bewegung oder Geräuſch, Schall, Langſamkeit und Schnelle, Sanftheit und Heftigkeit kann die Sprache durch ihre Modulation mahlen; Begriffe, Empfindungen mahlt und mahle ſie nicht. Jene wollen gedacht, dieſe empfunden ſeyn; beide ſoll die Sprache nur wecken, daß die Seele ſie ſich aus eigner Kraft hervorbringe, nicht an den Wortbildern hafte. Deßhalb tönt und klingt die Sprache ätheriſch. Ein grober

Sinn iſts, der, wenn die Seele begreift oder erfaßt, wenn ſie anſchauet, findet, erſindet, jedesmal aus Begreifen und Erfaſſen der Hand, aus Anſchauen und Finden durch ein Glas denken mag, unter dem Vorwande, daß dieſe Ausdrücke urſprünglich Bilder, Metaphern geweſen. In dieſem Verſtande iſt die ganze Sprache Allegorie: denn jederzeit drückt in ihr die Seele ein Andres durch ein Andres aus, (αλλο αγορευει, αλλο νοει,) Sachen durch Zeichen, Gedanken durch Worte, die im Grunde nichts mit einander gemein haben. Mit demſelben Recht ſie alſo das Begreifen mit der Hand ein Erfaſſen nennen konnte; mit eben dem und einem innigern Rechte konnte ſie das Ergreifen und Erfaſſen mit ihrer eigenſten Kraft, dem

Verſtande, alſo nennen: denn hier ward die Sache mehr die Ihrige als durch jenes Extaſien. Trägheit oder Hohlſinn iſts, in Bezeichnungen ſolcher Art am Bilde zu haften oder Bilder zu ſuchen, als ob ſie den Gedanken widerſtünden. Daß ſie den Gedanken andeuten, iſt ihr Zweck; und daß ein Bildausdruck dies oft viel reiner und vollſtändiger als Sinnlos-lange Wortformeln thue, daran iſt kein Zweifel. Selbſt die Mathematik iſt voll Bildausdrücke; den Verrichtungen der Analyſis liegen ſogar Dichtungen zum Grunde, bei denen der Lehrer zeigt was ſie bedeuten, d. i. was man in ihnen ſuchen und nicht ſuchen ſoll.

10. In der Sache ſelbſt liegt es, daß, je abgezogener ein Begriff iſt, ſich das Bildhafte ſeines Ausdrucks mindere, bis es zuletzt ganz zu verſchwinden

ſcheinet. Die höhere Ordnung des Begriffes nämlich gebot, daß nach und nach Merkmahle der niedern Ordnungen von ihm geſondert würden, dagegen aus Vielen Ein Hauptmerkmahl deſto heller ans Licht trat: mithin ward der Ausdruck vom Mannichfaltig-Sinnlichen entkleidet. Da indeß der helleſte Begriff immer noch ein Eins im Mehreren darſtellen muß, mithin eine Anſchauung höherer Art giebt, ſo kann ihm das Bildhafte nie ganz entnommen werden. Die Algebra ſelbſt mit ihren Zahlen und Zeichen, durch Ordnung, Stellung, Verwandlung und Minderung derſelben hat dieſes Bildhafte (es betreffe Größe oder Operation,) aufs genaueſte beſtimmt, und eben hierauf die Sicherheit ihres Geſchäfts gegründet. In der Philoſophie ging man leider nicht alſo zu Werk. Der Genius der Metaphyſik möge es wiſſen, unter welchem Bildhaften die Scholaſtiker ſich ihre Entitäten und Quidditäten gedacht haben; und eben ſo wiſſe Ers, was Anſchauungen und Denkformen vor aller Erfahrung für Schemata haben,

where Entity and Quiddity
the Ghoſts of defunct Bodies
fly. U. ſ.

11. Hier alſo liegt der Knäuel der Verwirrung, der die metaphyſiſche Sprache ſolange zum babyloniſchen Dialekt gemacht hat, wahrſcheinlich auch, uns Deutſchen zumal, lange noch machen wird. Da man ſich nämlich bei ſpeculativen Begriffen keine grobe Bilder der Erfahrung denken konnte, nahm man, wie der Zufall ſie gab, aus dem Zuſammenhang der Sprache, aus Erinnerungen, wo und wenn man das Wort zuerſt gehört

hatte, oft aus dem Schalle des Worts ſelbſt Züge zuſammen, und formte daraus eine Nebelgeſtalt, wie die „Kritik“ ſie angiebt, ein Schema. Man bildete ſich ein, aus Spontaneität des Verſtandes mit demſelben bezeichnen zu können, was man äußerſt dunkel imaginirte, worinn man ſeine Nebengefühle miſchte, oder wobei man gar nichts als Schälle oder Lettern dachte. Bei dem Wort Eſſenz z. B. hing dem Einen eine Erfahrung aus der Chemie, bei dem Wort Subſtanz dem andern ein Geſchmack aus der Schüſſel an, die ihm ſeine dunkle Wortgeſtalt bilden halfen. Der Eine dachte ſich den Raum, dies breite Nichts, als einen ſchwarz- oder blaugefärbten Fleck, begrenzte damit als mit einer Decke die geſammte Sinnlichkeit und erhob dies Phantasma zu einer ewigen Anſchauung. Der Andre zog die Zeit, (ein langes Nichts) als eine Linie hin, in der Punctweiſe ein Augenblick dem andern folge, und glaubte damit Subſiſtenzen, ja gar Urſache und Wirkung erklärt zu haben. So ferner. Dergleichen Wahnbilder ſchleichen in metaphyſiſchen Unterſuchungen umher; unbemerkt begleiten ſie und modeln die Gedanken. So lange des Schriftſtellers dunkler Schematismus dem unſern nicht widerſpricht, gehen wir mit ihm; gerathen beide in Zwiſt, dann erſt fragt man: „wie konnte das der Schriftſteller ſagen?“ Gefällig modelt man ſich nach ihm, brauchet das Wort wie Er und manche Jünger oder Streiter fragten jene Cardinalsfrage: dove ha pigliato? nie. Daher man zuletzt Widerſprüche, Amphibolieen, Antinomieen der Vernunft unumgänglich hielt, andre aber die ganze Metaphyſik als einen Wortkram dunkler Schemate verwarfen. Nicht vom Verſtande und der Vernunft, ſondern, wie es ihr Name ſagt, vom Misbrauch der Sprache, mithin der Vernunft und des Verſtandes rühren dieſe Amphibolieen her, von unbeſtimmter Erfaſſung der Begriffe und ihrer Bezeichnung durch trüglich-dunkle Schemate. Ein leidiges quid pro quo ſind ſie, aus Nebenbegriffen und falſchen Wortformen erwachſen. In dieſen Wortformen unterſcheiden ſich zuweilen, durch ihre Sprache verwöhnt, ganze Völker; ihre Metaphyſiker ſtritten und verſtanden einander nie. Wenn zwiſchen Clarke und Leibnitz der Streit noch ſo lange fortgeſetzt wäre, glaubt man, der Britte hätte dem Deutſchen ſich gefüget?

12. Gewohnte Wortformen nennet man Formeln; hüte man ſich vor ihnen, ſobald ſie unüberſehlich-lang ſind oder unverſtändliche Worte enthalten. Auch der Form nach ſind ſie ſodann ſchlechte Formeln. Denn was heißt Formel, als eine verſtändlich-kurze, genau beſtimmende Form? Ziehen ſie ſich wie krumme Linien mit Lücken und Abweichungen hin und geben keine Figur; beim letzten Wort haben Ohr und Seele längſt vergeſſen was das erſte ſagte, ſo ſind ſie Larven, nicht Formen. Gehe man die Schemate der Kritik durch: wer wird in den Worten „die Vorſtellung des Realen als eines Subſtratum der empiriſchen Zeitbeſtimmung überhaupt“ den Begriff der Subſtanz? in der „Succeſſion des Mannichfaltigen, inſofern ſie einer Regel unterworfen iſt“ den Begriff der Cauſalität?

im „Zugleichſeyn der Beſtimmungen Einer Subſtanz mit den Beſtimmungen der andern nach einer gewiſſen Regel" die Wechſelwirkung? unter der „Beſtimmung der Vorſtellungen eines Dinges zu irgend einer Zeit" ſeine Möglichkeit denken? Legt dieſe Schemate als Räthſel vor; wer ſie nicht auswendig lernte, wird ſchwerlich das Wort des Räthſels finden.

13. Auf keine andre Weiſe iſt dieſem Uebel zu entkommen, als wenn man drei Dinge, Sache, Begriff und Wort rein unterſcheidet. Unſer Begriff macht die Sache nicht, weder möglich noch wirklich; er iſt nur eine Kunde derſelben wie wir ſie haben können, nach unſerm Verſtande und unſern Organen. Das Wort macht ſie noch weniger, es ſoll nur aufrufen, ſie kennen zu lernen, ihren Begriff feſthalten und reproduciren; Be-

griff und *Wort* ſind alſo auch nicht Eins und Daſſelbe. Dies ſoll die Andeutung jenes ſeyn, ſein Abdruck kann und ſoll es nie werden. Wer alſo ſich an *Formeln* gewöhnt, als ob er den *Begriff*, an *Begriffe*, als ob er die *Sache* habe, wer alle unter ſich verwirret und glaubt, Schemate ſtellen Verſtandesbegriffe dar, hat ſich mächtig getäuſchet. Mit Einer nichtsſagenden Wortformel ($\surd - 1$.) konnte er ein ganzes Wörterbuch dunkler Formeln einleiten, die alle ſo wenig als jene erſte Wortformel bedeuten. Sie ſind Geſtalten, wie ſie auf dem Brocken erſcheinen ſollen, ſcholaſtiſche Phantasmen, die man ehedem mit dem ausdrückenden Namen *Wortkram* nannte.

Unſre Zeit dränget und treibt. Wie viel *Sachen* haben wir kennen zu lernen! wie viel *reelle Kenntniſſe* zu erlangen und anzuwenden! und wie weit gehen uns andre Nationen in richtiger Beſtimmung der Sprache vor! Sollten wirs geſtatten, daß unſre geſunde Verſtandesſprache ein Körper voll transſcendentaliſcher Bandwürmer, voll langhinſchleichender Wortſchemate werde? Es wird die Zeit kommen, da man einen großen Theil der über die „kritiſche Philoſophie“ geſchriebenen Wörterbücher als die Regel anſehen wird, wie philoſophiſche Begriffe nicht müßten ausgeſprochen, oder, wie Kaiſersberg ſagt, nicht müßten gewortet werden. Komme dieſe Zeit bald.

14. Und warum wollten wir ſie nicht herauffordern? Der Schematismus reiner Verſtandesbegriffe, wie ihn die Kritik will, iſt, gleich ihren reinen Anſchauungen und Denkformen,

priori eine Beſtandloſe Dichtung. Schemen oder Schemate ſind die trüben Hefen, von vergangnen Eindrücken dem Gedächtniß oder der Einbildungskraft auf dem Grunde zurückgeblieben, aus denen man jetzt ſolche und andre Geſtalten wahrſaget: vierfüßige Thiere ohne vier Füße, Triangel ohne drei Winkel u. ſ. Im Niederſatz der gemeinen Rede, wo auf deutliche Beſtimmung nichts ankommt, mögen ſie ihre Stelle behaupten; wo aber ein Verſtandesbegriff rein angegeben werden ſoll, müſſen ſie weg, dieſe dunkeln Schemate.

15. Auch erniedre man den menſchlichen Verſtand nicht ſo tief, daß man ihm die Gabe zu ſchematiſiren, d. i. unbeſtimmte Nebelformen zu ſchaffen, als eine Leiter andichte, auf der allein er zur Erfahrung gelangen konnte. Denn ſind

dieſe Schemen nicht Worte? Worte aber bis auf den kleinſten Theil der Rede entſtanden an Gegenſtänden; und gerade ſind dies die abgegriffenſten Worte, Wortſchatten, die man σκιαματα, nicht σχηματα nennen ſollte. Der menſchliche Verſtand hat eine viel höhere Kraft, als dunkel zu ſchematiſiren; er kann ſeine erfaßten Merkmahle durch Worte ausdrücken, er kann ſprechen, daß man die Dinge ſehe und ihn vernehme.

16. Hiemit theilet ſich nach den vier Regionen ſeiner Begriffe auch der Ausdruck (εκτυπωσις) des Verſtandes. Im Felde der allgemeinen Erkenntniß, wo von Seyn, Daſeyn, Dauer, Kraft nach ihren erſten Erfaſſungen die Rede iſt, herrſchen zwei ſinnliche Vorſtellungen; ſie conſtituiren den Gemeinſinn, und ſind das Grundgewebe aller

Sprachen. Je mehr Dinge und Eigenſchaften der Dinge der menſchliche Verſtand auf dies dunkle Gewebe trägt, an Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten, an Geſchlechtern, Gattungen und Arten, deſto reicher und heller in Figuren wird nach und nach ſeine Verſtandesſprache. Eine Vernunftſprache wird ſie, je mehr er den Verknüpfungen zwiſchen Urſache und Wirkungen nachforſcht; bis ſie über das Maas der Dinge am liebſten ſich durch Zeichen ausdrückt, und die Worte ſelbſt als mathematiſche Zeichen ſich gleichſam nur zuzählet. Statt eines öden Schematismus tritt alſo unter der wirkſamen Kraft des anerkennenden Verſtandes ein Ausdruck ſeiner Begriffe hervor, der nach Beſchaffenheit ſeiner erkennbaren Dinge von Stufe zu Stufe an Klarheit zunimmt:

Ausdruck (εκτυπωσις) der Verſtandesbegriffe.

I.

Ueber Seyn,

Seyn,
Daſeyn, Fortdauer,
Kraft der Dinge.
Die ſinnliche, gemeine Verſtandesſprache.

II.

Ueber Eigenſchaften der Dinge.

Daſſelbe, Ein Andres,
Gattungen, Geſchlechter,
Art.
die klärere Verſtandesſprache.

III.

Ueber Urſache und Wirkung.

In ſich beſtehender,
Freundlich- Feindlich-
Fortwirkender Dinge,
die deutlichere Vernunftſprache.

IV.

Ueber Maas.

Seine Beſtimmung.
Im unermeſſenen Raum. In unermeſſener Zeit.
In unermeſſener Kraft.
die genaueſte, d. i. mathematiſche Sprache.

Zu

zu erweiſen iſt, daß ſobald ſich der Verſtand aus Einer Region in die andre verirret, z. B. daß, wenn Gattungen zu beſtimmen ihm Zweck iſt, er metaphyſiciret, oder wenn Urſachen erforſchend, er in der verworrenen gemeinen Sprache redet, ſein Ausdruck in einen Schematismus ausarte, der ſeinen eignen Zweck aufhebt. Denn was nicht reiner Ausdruck des Begriffs, ſondern nur ſein Schema iſt, war nur die Frucht eines ſchematiſchen, d. i. Wortſpielenden Schattenverſtandes. Sinn kann durch nichts dargeſtellt oder vertreten werden, als durch ſich ſelbſt; ein Schema ſeiner iſt Leerſinn.

17. Da in ihrer Zuſammenordnung die Kategorieen ſelbſt kein Zauberſchema, ſondern die Handlung (actus purus) des wirkenden Verſtandes ſind: ſo muß nicht nur in Claſſen und Arten des Vor-

trages der Begriffe, ſondern in Bildung der Begriffe ſelbſt die geſammte Sprache ein Ausdruck des anerkennenden Verſtandes ſeyn und als ſolcher ihre lebendige Form bewähren. Die allgemeine philoſophiſche Sprachlehre erweiſet dies aus und in jeder menſchlichen Sprache. Die erſten Begriffe von Seyn, Daſeyn, Fortdauer, Kraft gaben ſelbſtſtändige Worte (nomina und pronomina, ſubſtantiva) mit Vor- und Zuſätzen des Ortes und der Zeit, als ihren Beſtimmungen (Präpoſitionen) und Modificationen. (caſus.) Die an ihnen bemerkten Eigenſchaften gaben unſelbſtſtändige Worte, (nomina und pronomina adiectiva) die Daſſelbe oder ein Andres in Geſchlechtern, Gattungen, endlich der Art nach bezeichneten; welche Aehnlichkeiten und Unterſchiede, als ſelbſtſtändige Begriffe gedacht, neue Beſtandwörter mit beſtimmenden Artikeln und Endungen wurden. Die in den Dingen bemerkte Kraft ſchuf ſich gleichfalls ihren Ausdruck, verba. Die verba ſubſtantiva Seyn, Werden u. ſ. bezeichnen dieſe Kraft ſelbſtſtändig; thätige und leidende Verba weiſen ſie auf ihren Gegenſtand hin; ſo ward die Welt der Vernunft, d. i. der Urſachen und Wirkungen bezeichnet. Das Maas der Dinge endlich druckten Zahlwörter, Grade und mancherlei andre Partikeln aus; der Grundbau der Rede in allen Sprachen iſt Typus Eines zuſammenhangenden Acts des wirkenden Verſtandes.

Grundriß der Sprache als Typus Einer zuſammenhangenden Verſtandeshandlung.

1.

Selbſtändige Worte.

mit Beſtimmungen

Des Orts, Der Dauer,

Der Kraft

(nomina und pronomina ſubſtantiva mit Präpoſitionen)

der Grund aller Sprachen.

2.

Eigenſchaften,

Daſſelbe, Ein Anderes,

(Nomina und Pronomina adjectiva,)

die durch Artikel und Endungen neue Subſtanzen, Geſchlechter, Gattungen, Art werden.

3.

Kräfte,

In ſich beſtehend,

(Verbum ſubſtantivum,)

Gegen- Mitwirkend,

(Activa, paſſiva)

Erwirkende.

(Media.)

4.

Maas

ſich ausdrückend

in Zahl-, Größe-, Stufenwörter.

Welchen Grundriß der Sprache des Verſtandes die verknüpfende Vernunft nachher in Gliedern vermehet und enger verbindet. Er ſelbſt führet ſich in ſeinen weſentlichen Theilen auf das zurück, was jeder Satz (Propoſition) enthält, auf ein Selbſtſtändiges und minder Selbſtſtändiges, durch eine Bezeichnung der Kraft (verbum) getrennet oder verbunden. *)

18. So erſcheinet dann, wie die Sprache a priori erfunden ſei. Vermöge der eigenthümlichen Kraft des Verſtandes ward ſie an Gegenſtänden, ſie an-

---

*) Ein ziemlich unbekannt gebliebenes Buch: Verſuch einer an der menſchlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre von J. W. Meiner, Leipz. 1781, verdienet hier eine rühmliche Erwähnung. In manchen Theilen kam der Verfaſſer weiter, als Harris und andre kamen; das Schätzbarſte des Werks iſt der Ueberblick des Ganzen'

erkennend erfunden; aus ſich ſelbſt, ohne dieſe, bringt der Verſtand ſelbſt keine Schatten (σκιάσματα) hervor. An Gegenſtänden aber erfreuet der Verſtand ſich ſeiner prioriſchen, d. i. innern Kräfte, und drückt ſich ſelbſt ab in jedem Satz, in jedem Worte. Nicht anders als nach *ſeiner* Natur und Regel konnte er wirken; kein Gegenſtand gab oder lieh ihm dieſe. So viel Fehltritte er in Erfaſſung und Bezeichnung der Dinge begangen haben mag, ſo erwies er ſeine prioriſche Kraft, *ein ihm gegebnes und mit ihm gegebnes poſterius zu erfaſſen und zu bezeichnen.* Jedes andre Schema Gegenſtandlos aus ſeiner dunkeln Urtiefe gezogen, iſt ein Nichts, ein Wahnbild.

Velut aegri ſomnia vanae
Finguntur ſpecies.

5.

Metakritik

des

Syſtems aller Grundſätze

des reinen Verſtandes.

„Syſtem aller Grundſätze des reinen Verſtandes." *)

Man erwartet viel an dieſem Namen: denn der Verfaſſer erklärt ſein Geſchäft dahin, „die Urtheile, die unſer Verſtand unter kritiſcher Vorſicht wirklich a priori zu Stande bringt, in ſyſtematiſcher Ordnung darzuſtellen." **) Weniger erwartet man dabei, da er ſich ſogleich „auf diejenigen Grundſätze, die ſich auf die Kategorien (ſeine Kategorien) beziehen," einſchränkt, und die mathematiſchen Grundſätze ſelbſt ausdrücklich aus-

---

*) S. 187. **) S. 187.

ſchließt,*) „weil ſie nur aus der Anſchauung, aber nicht aus dem reinen Verſtandesbegriff gezogen ſind.“ Wie? Sind mathematiſche Grundſätze nur aus der Anſchauung, aber nicht aus dem reinen Verſtandesbegriff gezogen? Stehn Anſchauungen und reine Verſtandesbegriffe einander entgegen? Sind dieſe ohne jene, jene ohne dieſe möglich? Und was hieße es endlich, „Grundſätze aus der Anſchauung ohne Verſtandesbegriffe ziehen?“

„Das Syſtem der Grundſätze des reinen Verſtandes fängt mit einem oberſten Grundſatz aller analytiſchen Urtheile, und einem andern oberſten Grundſatz aller ſynthetiſchen Urtheile an.“ Und dieſe wären unverbunden? ſie ſtünden beide nicht unter Einem oberſten

---

*) S. 188.

Grundſatz? Syntheſis und Analyſis ſind Theilhandlungen Eines Verſtandes, Methoden; wie leicht können ſie in einander verwandelt werden, da im Grunde Eine ohne die Andre nicht ſeyn kann? Kein Urtheil des Verſtandes kann ohne Auffindung des Merkmahls (Analyſe) und ohne Verbindung des Prädicats mit dem Subject (Syntheſe) gedacht werden.

„Der oberſte Grundſatz des analytiſchen Urtheils iſt der Satz des Widerſpruchs; der oberſte Grundſatz aller ſynthetiſchen Urtheile ſoll ſeyn: ein jeder Gegenſtand ſteht unter den nothwendigen Bedingungen der ſynthetiſchen Einheit des Mannichfaltigen der Anſchauung in einer möglichen Erfahrung.“ *) Da der erkennende Verſtand mit möglicher Erfahrung,

---

*) S. 193.

mit *nothwendigen* Bedingungen u. ſ. nichts zu thun hat; ſo heißt, vom Nebel getrennt, der Satz nichts als „was ich erkennen ſoll, muß mir erkennbar gegeben ſeyn; ich erkenne nur, was und wie es mir erkennbar iſt.“ Nichts weiter. Mithin iſts mit dem erſten Grundſatz Eine Regel des Verſtandes.

Die Kritik der reinen Vernunft ſchreitet hierauf zu einer „ſyſtematiſchen Vorſtellung *aller ſynthetiſchen* Grundſätze des reinen Verſtandes,“ und giebt ſie nach dem Modell der Kategorieen in einer Tafel. *) „Alle Grundſätze des reinen Verſtandes ſind:

---

*) S. 200.

1.
„Axiomen
der
Anſchauung.

2.
Anticipationen
der
Wahrnehmung.

3.
Analogieen
der
Erfahrung.

4.
Poſtulate
des
empiriſchen Denkens
überhaupt.“

„Dieſe Benennungen ſind mit Vorſicht gewählt, um die Unterſchiede in Anſehung der Evidenz und der Ausübung dieſer Grundſätze nicht unbemerkt zu laſſen. Die beiden erſten, die einer intuitiven Gewißheit fähig ſind, ſollen die mathematiſchen Grundſätze, die beiden letzten, die einer blos discurſiven Gewißheit fähig ſind, die dynamiſchen Grundſätze heißen; durch welche Eintheilung ſich die eben erſehene Stellung der Claſſen ſelbſt ändert. Nach dieſer zweiten Expoſition wäre der Inhalt der Tafel: *)

1.	2.
„Quantität.	„Qualität.
Axiome der Anſchauung.	Anticipationen der Wahrnehmung.
Grundſatz.	Grundſatz.
Alle Anſchauungen ſind extenſive Größen."	In allen Erſcheinungen hat das Reale, was ein Gegenſtand der Empfindung iſt, intenſive Größe, d.i. einen Grad."

---

*) S. 202 — 218.

Und ſofort wird das Mangelhafte ihrer Conſtruction offenbar. Da Quantität nicht blos extenſive, ſondern auch pro- und intenſive Größen begreift, ſo gehörte das Principium der zweiten Claſſe der erſten zu; und die zweite ſteht leer, *) da intenſive Größe der Empfindung in der Qualität derſelben nichts bezeichnet.

Noch weniger ergiebt ſich, wie dieſe Sätze „Principien aller Urtheile über Quantität und Qualität“ der erſte gar „Principium aller Axiome“ heißen möge, da ihm der Verfaſſer einen Beweis zu ge-

---

*) Daß Epikur das Wort πρόληψις nicht im Sinne des Verfaſſers gebraucht habe, wie S. 208. behauptet wird, iſt bekannt. S. Reins diſſ. Epicuri προλήψεις s. anticipationes sensibus demum admonitis haustas, non vero menti innatae. Götting. 1756.

ben nöthig gefunden. *) Bedürfen Axiome keines Erweiſes; ſollte ihr oberſter Grundſatz deſſen bedürfen? Endlich ſind beide Sätze, als Principien betrachtet, unerwieſen. Anſchauung, ein Zuſtand der Seele, weiß in ſich von keiner extenſiven Größe; im Anſchauen ſelbſt vernichtet dieſe die Seele, ſofern ſie anſchaut. Nimmt vollends der Verfaſſer extenſive Größe „diejenige, in welcher die Vorſtellung der Theile die Vorſtellung des Ganzen möglich macht, und alſo nothwendig vor dieſer vorhergeht, ſo daß jede Erſcheinung nur durch ſucceſſive Synthesis von Theil zu Theil erkannt werden könne, und daß ſich darauf die Mathematik der Ausdehnung (Geometrie) mit ihren Axiomen gründe," **) ſo ſteht dies alles der Erfahrung

---

*) S. 202. **) S. 203 — 206.

rung entgegen. In jeder Anſchauung geht nothwendig die Vorſtellung des Ganzen in ſeinen Theilen der Vorſtellung dieſer voraus; ſo lange ich noch aggregire, und Theilweiſe ſchreite ohne den Begriff des Ganzen, iſt keine Anſchauung denkbar. Indem ich den Triangel und Cirkel mit der Hand ziehe, bringe ich zwar einen Theil nach dem andern hervor; um aber zu ihrer Hervorbringung die Hand anzulegen, mußte ich den anſchauenden Begriff des Ganzen, des Triangels, des Cirkels in meiner Seele ſchon haben. Aus einzelnen Theilen werden dieſe nicht zuſammengeſetzt, nicht aggregiret. So bei jeder Linie und Figur. Der Begriff der Mathematik, ſtatt ſich auf ſolch Principium zu gründen, *) würde

---

*) S. 204.

dadurch zerſtört: denn ſelbſt, wenn Mathematik analyſirt, hatte ſie, was ſie zur Anſchauung bringen will, den Begriff des Ganzen. Nicht „Mathematik der Ausdehnung" iſt Geometrie: ſondern wiſſenſchaftliche Maasbeſtimmung der Größen, die im Ausgedehnten erſcheinen. Unbekümmert um dieſe Ausdehnung behandelt Mathematik ihre Verhältniſſe als Verſtandesweſen, die ſie der Ausdehnung gleichſam enthebet. Groß oder klein gezogen iſt ihr ein Winkel, ein Triangel gleich; klein oder groß hat ihr Cirkel 360 Grade. Und dann, wo iſt beim Punct, der allen mathematiſchen Erſcheinungen zum Grunde liegt, wo iſt in den Anſchauungen der Algebra extenſive Größe?

Mit der Pro- und Intenſion iſts nicht anders. In der kleinſten Zeit denke ich mir nicht „den ſucceſſiven Fortgang von einem Augenblick zum andern, wo durch alle Zeittheile und deren Hinzuthun endlich eine beſtimmte Zeitgröße erzeugt wird. *) So wenig eine Linie aus Puncten zuſammengeſetzt iſt, ſo wenig beſteht die Dauer aus Augenblicken, aus denen ſie etwa, wie ein Haufe aus Sandkörnern, accumulirt würde; wie jener der Punct, ſo iſt dieſer der Augenblick blos Grenze. Ebenfalls iſt das Verhältniß der Zahlen (7 + 5 = 12) nicht aus Theilen ohne ein Ganzes dem Verſtande zu einem Ganzen erwachſen; der Begriff des Ganzen, Einheit im Mehreren, Zahl, war ihm in jedem Gliede (7. 5. 12.) wie im Eins ſelbſt da und gegeben. Der Grad intenſiver Größe endlich macht weder im

---

*) S. 203.

Anſchauen noch im Empfinden das Reale der Erſcheinung oder Empfindung; er miſſet es nur und ſetzt es voraus, ohne es auszumachen oder zu erweiſen.

Vollends als „Principien der Urtheile" was ſollen dieſe Sätze? Weder aus noch nach ihnen iſt zu urtheilen, d. i. Quantität und Qualität zu bejahen oder zu verneinen; als oberſte Kriterien aller Sätze, die zu dieſen Kategorieen gehören möchten, ſind ſie ganz unbrauchbar, da ſie das Weſen der Quantität und Qualität weder enthalten, noch faſt berühren.

Die Grundſätze des reinen Verſtandes, die hier dynamiſche genannt werden, leiden unter einer gleichen Verwirrung. Sie ſollen „eine blos diſcurſive, obgleich völlige, nicht aber intuitive Gewißheit haben. Da ſich das Daſeyn der Dinge nicht conſtruiren läßt, ſo werden ſie nur auf das Verhältniß der Dinge gehen und keine andre als blos regulative Principien abgeben können. Da iſt weder an Axiome, noch an Anticipationen zu denken; nicht als Grundſätze des transſcendentalen, ſondern blos des empiriſchen Verſtandes können dieſe Analogieen ihre alleinige Bedeutung und Gültigkeit haben, mithin auch nur als ſolche bewieſen werden, daß folglich die Erſcheinungen nicht unter die Kategorieen ſchlechthin, ſondern nur unter ihre Schemate ſubſumirt werden müſſen." *) — Iſt dies, warum ſtehen ſie unter den Kategorieen? was nüzt ihre Deduction a priori, wenn ſie nur durch Schemata der Einbildungskraft, die aus den Sinnen entſpringt, zu conſtruiren ſind? Hier iſt ihre vorgebildete Zuſammenordnung. **)

---

*) S. 221. u. f. **) S. 218—274.

2.

„Cauſalität.

Analogieen der Erfahrung.

Grundſatz

Erfahrung iſt nur durch die Vorſtellung einer nothwendigen Verknüpfung der Wahrheiten möglich."

„Erſte Analogie.

Grundſatz der Beharrlichkeit der Subſtanz. Bei allem Wechſel der Erſcheinungen beharret die Subſtanz; das Quantum derſelben wird in der Natur weder vermehrt noch vermindert."

„Zweite Analogie.

Grundſatz der Zeitfolge nach dem Geſetz der Cauſalität.

Alle Veränderungen geſchehen nach

dem Geſetz der Urſache und Wirkung."

„Dritte Analogie.

Grundſatz des Zugleichſeyns nach dem Geſetz der Wechſelwirkung oder Gemeinſchaft.

Alle Subſtanzen, ſofern ſie im Raum als zugleich wahrgenommen werden können, ſind in durchgängiger Wechſelwirkung."

4.

„Die Poſtulate des empiriſchen Denkens überhaupt."

1. „Was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung (der Anſchauung und den Begriffen nach) übereinkommt, iſt möglich."
2. „Was mit den materialen Bedingungen der Erfahrung (der

Empfindung) zuſammenhangt, iſt wirklich."

3. „Deſſen Zuſammenhang mit dem Wirklichen nach allgemeinen Bedingungen der Erfahrung beſtimmt iſt, iſt (exiſtirt) nothwendig." Welch ein Heer völlig gewiſſer Analogieen und Poſtulate im Felde des geſammten empiriſchen Denkens hätten wir an dieſen Grundſätzen! Die Frage iſt nur: woher ſind ſie? und wie kommt der Verſtand dazu, ſie in ſolcher Allgemeinheit, unter dem großen Siegel der Nothwendigkeit behaupten zu dürfen? z. B. „Bei allem Wechſel der Erſcheinungen beharret die Subſtanz; das Quantum derſelben wird in der Natur weder vermehrt noch vermindert. Alle Subſtanzen ſind in durchgängiger Wechſelwirkung. U. ſ." Kennet der Verſtand die geſammte Natur in allem

Wechſel der Erſcheinungen und ihrem quanto? Kennet er alle Subſtanzen in ihrer durchgängigen Wechſelwirkung? oder weiß Er, der Verſtand, auch nur, was, Erſcheinungen entgegengeſetzt, Subſtanz ſei? Legt er dabei blos Worte zum Grunde, z. B. „alle Veränderungen geſchehen nach dem Geſetz der Verknüpfung der Urſache und Wirkung," da dann im Wort Urſache freilich ſchon die Wirkung geſetzt, das Geſetz der Verknüpfung beider aber nichts weniger als gezeigt iſt: ſo wird mit ſolchen Behauptungen nichts behauptet. Und wie verhalten ſich dann dieſe Grundſätze zu einander? wie kommen ſie zu der Würde oberſter Principien? und welches iſt ihr Principium, ihr Grundſatz?

Zuerſt alſo der Name *Analogieen*. „In der Philoſophie bedeuten Analogieen etwas ſehr Verſchiedenes von demjenigen, was ſie in der Mathematik vorſtellen. In dieſer ſind es Formeln, welche die Gleichheit zweener Größenverhältniſſe ausſagen, und jederzeit conſtitutiv, ſo daß, wenn zwei Glieder der Proportion gegeben ſind, auch das Dritte dadurch gegeben wird, d. i. conſtruirt werden kann. In der Philoſophie aber iſt die Analogie nicht die Gleichheit zweener quantitativen, ſondern qualitativen Verhältniſſe, wo ich aus drei gegebnen Gliedern nur das Verhältniß zu einem vierten, nicht aber dies vierte Glied ſelbſt erkennen und a priori geben kann, wohl aber eine Regel habe, es in der Erfahrung zu ſuchen, und ein Merkmahl, es in derſelben aufzufinden." *) Uebel wäre es, wenn die Wiſſenſchaften in ihren Benennungen Einer Operation

---

*) S. 222.

des menſchlichen Verſtandes ſo diſharmonirten; dem iſt aber nicht alſo. In der Mathematik iſt Analogie, was ſie in der Philoſophie iſt, Aehnlichkeit der Verhältniſſe. Daß in jener die Aehnlichkeit bis zum Einerlei genau ſeyn kann, entſpringt aus der Art der Dinge, die ins Verhältniß geſetzt werden; es ſind rein ausgedruckte Größen, in deren erſtem Gliede der Exponent ſo beſtimmt als im letzten, in den datis wie im quaeſito erſcheinet. Da in der Philoſophie die Glieder der Verhältniſſe nicht Qualitäten allein, ſondern Gegenſtände mit allen ihren Qualitäten, Facta mit vielerlei Umſtänden, endlich Worte von mancherlei oft verſteckter Bedeutung ſind: ſo ſind freilich die Data ſo wohl als das Quaeſitum in der Philoſophie ſelten, wie jene Größen der Mathematik, rein beſtimmt; der Begriff der Analogie aber, d. i. die Handlung des Verſtandes, die Verhältniſſe ſetzt, iſt dort und hier dieſelbe. Dort wie hier muß das zufindende Glied die Natur und Art der gegebnen Glieder haben; dort wie hier ſoll der Verſtand das Einerlei in mehreren gegebnen Fällen erkennen, und um dies thun zu können, iſt: „die Glieder des Verhältniſſes möglich rein zu ſetzen,“ ſeine erſte Regel. Daß übrigens auch in der Mathematik der obere Begriff, unter welchem die Analogie ſteht, oft verſteckt ſei, und durch die Analogie nur annähernd gefunden werde, iſt bekannt. Eigentlich alſo giebts nicht Analogieen, ſondern Analogie, d. i. Aehnlichkeit der Verhältniſſe, die der Form nach auch bei veränderter Materie und Sache in allen Wiſſenſchaften dieſelbe bleibet.

Welches iſt nun die Regel der Analogie für die Erfahrung? „Analogie der Erfahrung iſt die nothwendige Verknüpfung der Wahrnehmungen;“ Wohl! was aber knüpft dieſe Wahrnehmungen nothwendig? „Die Zeit! Die Beſtimmung der Exiſtenz der Objecte kann nur durch ihre Verbindung in der Zeit überhaupt, mithin durch a priori verknüpfende Begriffe geſchehen, die jederzeit zugleich Nothwendigkeit bei ſich führen.“ *). Dadurch wird nichts, geſchweige alles nothwendig verknüpfet. Die Zeit knüpfet nichts; Urſachen und Folgen knüpfen ſich in der Zeit. Ohne Data wirklicher Gegenſtände wird durch ein bloßes Maas der Dauer weder wirkliche noch mögliche Erfahrung. Da überdem jedes daurende Weſen ſeine eigne Zeit hat, ſo

---

*) S. 219.

kann ein angenommenes allgemeines Idealmaas der Geſammtdauer aller Weſen ſo wenig der verknüpfende Exponent aller Wahrnehmungen ſeyn, daß er vielmehr als ein fremder falſcher Exponent vom Gefragten ſeitab führet. Die drei aus angeblichen drei modis der Zeit vorgeführten Analogieen aller Erfahrung werden dies klar zeigen.

1. Aus dem modo der Zeit, daß ſie beharrlich ſei, ſoll der Grundſatz entſpringen,[*] daß „bei allem Wechſel der Erſcheinungen die Subſtanz beharre, und das Quantum derſelben in der Natur weder vermehrt noch vermindert werde;“ wie folgt dies? Was hat Zeit mit dem Weſen der Subſtanz oder dem Unweſen der Erſcheinung zu thun? geſchweige mit dem allge-

---

[*] S. 224.

meinen Quanto der Subſtanz in der Natur? und was heißt dies allgemeine Subſtanz-Quantum? Daß allen Veränderungen etwas Beharrliches zum Grunde liege, erkennet der Verſtand; wie jenes Beharrliche aber aus dem Begriff der Zeit folge, in der nichts Beharrliches iſt, erkläret dies unbewieſene Dogma nicht. Ihr, der Räuberinn ſowohl als der Herführerinn aller Zufälligkeiten, und zwar ihrer Beharrlichkeit ſoll die Beharrung der Subſtanz mit einem nie vermehrten, nie verminderten Quanto anvertrauet ſeyn? So wäre die beharrende Welt nicht dem Rücken einer Schildkröte, nicht dem Stäubchen auf einem Schmetterlings-Flügel einmal, (denn die Zeit iſt noch ein Minderes als dies Stäubchen) ſondern einem Wahnbilde anvertrauet, das nur in Gedanken da iſt.

Ueberhaupt will ich, wenn von Cauſalität die Rede iſt, nicht wiſſen, was beharrlich und zufällig, (Subſtanz und Accidenz) ſondern was Urſache und Wirkung ſei. Auch hat der Verſtand keinen Begriff von einem allgemeinen, nie vermehrten, nie verminderten Quanto aller Subſtanzen. Als Regel der Analogie geht alſo dieſer angebliche Grundſatz verlohren; er iſt unerwieſen, hieher ungehörig und führet zu nichts.

Aus dem Modo der **Zeitfolge** ſoll der Grundſatz entſpringen: *) „Alle Veränderungen geſchehen nach dem Geſetz der Verknüpfung der Urſache und Wirkung.“ Entſpringet er **daher**? Zeitfolge gewähret den Begriff von **Succeſſion**; nicht [illegible] aber

---

*) S. 232.

aber von Urſache und Wirkung, geſchweige von deren nothwendiger Verknüpfung. Wie Vieles folgt zu Einer Zeit auf einander, was als Urſache und Wirkung nicht mit einander verknüpft iſt! und dies geheime, veſte Band, wie kann es die Zeitfolge, ein Sachleerer Begriff knüpfen? Daß man ſich die Urſache gewöhnlich vor der Wirkung denket, daß, wenn zu Hervorbringung dieſer eine Zeit gehöret, oder wenn die Wirkung nicht ſogleich ſichtbar wird, wir zwiſchen beiden eine Zeit meſſen, dies erklärt in der Hervorbringung nichts. Sobald unſer Verſtand Urſache und Wirkung anerkennt, vernichtet er das Bild dieſer Zwiſchenzeit, indem er die Urſache wirkend, die Wirkung in der Urſache ſiehet, mithin Einen Begriff im andern denket.

„Wenn wir alſo erfahren, daß etwas geſchieht, ſo ſetzen wir dabei, jederzeit, voraus, daß irgend etwas, vorausgehe, worauf es nach einer Regel folge." *) Nicht dies ſetzen wir voraus, ſondern daß etwas daſei, woraus das Andre folge. Vorüber, verſchwunden, = 0 kann jenes nicht ſeyn, ſonſt könnte es nicht Urſache von = 1 werden; und eben die Regel ſuchen wir, nach der die Wirkung aus ihm, nicht auf daſſelbe folget. „Dieſe Regel iſt, daß in dem, was vorhergeht, die Bedingung anzutreffen ſei, unter welcher die Begebenheit, jederzeit, d. i. nothwendiger Weiſe folgt." **) Die Bedingung aber iſt nie die Zeitfolge, ſondern das Wirkende in ihr, wornach eben gefragt wird.

---

*) S. 240. **) S. 246.

Die gegebne Regel alſo iſt kein Aufſchluß, ſondern eine Tavtologie der Frage. „Alſo iſt der Satz vom zureichenden Grunde der Grund möglicher Erfahrung, nämlich der objectiven Erkenntniß der Erſcheinung in Anſehung des Verhältniſſes derſelben in Reihenfolge der Zeit.“ — Der Satz des zureichenden Grundes hat mit der Reihenfolge der Zeit nichts zu ſchaffen; er kann in dieſem ihm fremden Begriff keinen Erweis finden. Auch Dinge, die als Urſache und Wirkung zuſammen exiſtiren, müſſen in einander gegründet ſeyn, nicht durch die Zeit, ſondern durch die Beſchaffenheit ihres Daſeyns. „Demnach iſt die Zeitfolge allerdings das einzige empiriſche Kriterium der Wirkung in Beziehung auf die Cauſalität der Urſache, die vorhergeht.“ *) Die bloße Zeitfolge iſt

---

*) S. 249.

kein Kriterium des Cauſalzuſammenhanges beider; oder den gemeinſten Trugſchlüſſen wäre die Pforte weit geöfnet. Dadurch, daß Eins auf das andre folgt, werde ich aufmerkſam zu forſchen, ob Eins mit dem andern in Cauſalverbindung ſtehe? oft iſts; oft iſt es, der Zeitenfolge ungeachtet, nicht; iſts aber, und habe ich die Verbindung wahrgenommen, ſo vergeſſe ich der Zeitfolge als eines fremden Umſtandes und ſpüre dem Grunde jener Verbindung ſelbſt nach. Der ganze Grundſatz hat uns alſo über die Regel des Zuſammenhanges zwiſchen Urſache und Wirkung nicht nur nichts geſagt, ſondern auch, indem er einen fremden unfruchtbaren Nebenbegriff, die Zeitfolge, der Cauſalfolge unterſchob, auf einen Irrweg der trüglichſten Suppoſitionen geführet.

3. Aus dem Modo des Zugleichſeyns der Zeit ſoll der Grundſatz entſprießen:*) „Alle Subſtanzen, ſofern ſie im Raum als zugleich wahrgenommen werden können, ſind in durchgängiger Wechſelwirkung." Freudig erſchrickt man vor dem ungeheuren Aufſchluß, alle Subſtanzen in durchgängiger Wechſelwirkung zu ſehen; bald aber verſchwindet die Freude: denn worauf beruht der Aufſchluß? Daß Dinge „als zugleich wahrgenommen werden können." Gern geſteht jedermann ein, daß wenn ſie nicht zugleich wären, kein Wechſelwirkung zwiſchen ihnen ſtatt fände; wie aber aus dieſem Zugleichſeyn und meiner Wahrnehmung die Wechſelwirkung entſtehe, vollends daß „als Subſtanzen, ſofern ſie, im Raum, als zu-

---

*) S. 256.

gleich wahrgenommen werden können, in durchgängiger Wechſelwirkung ſeyn,“ gleich als ob ſie's ohne dieſe Wahrnehmung, und zwar im Raum, nicht wären, dies iſt entweder Offenbarung oder das leerſte Dogma. Welcher menſchliche Verſtand hat Subſtanzen als Subſtanzen wahrgenommen? und alle Subſtanzen, im Raume? und wie folgt daher ihre durchgängige Wechſelwirkung? Als ob der Raum ein Thalamus, und das Zugleichſeyn in ihm ein die Wechſelwirkung treibendes Philtrum wäre. Baculus und pluvia ſind durch Raum und Zeit verbunden; ſie werden wahrgenommen, mithin ſind ſie „in Wechſelwirkung, in realem Einfluß. (in commercio reali, non tantum in communione.)“

Wie weit übrigens dieſe Grundſätze vom erſten Begriff einer Analogie ſich entfernen, lehrt der Anblick. Bei jeder Analogie ſuche ich einen Exponenten gleicher oder ähnlicher Verhältniſſe; iſt dieſer in Einem dieſer Sätze zu finden? Daß an den Dingen der Welt Einiges wechſele, ein Andres bleibe, ſehen wir; nach welcher Regel es wechſle und bleibe, wollten wir wiſſen; wo iſt die Regel? Daß Urſachen und Wirkungen einander oft folgen, da ſie auch mit einander beſtehen können, ja ein Moment des Zuſammenſeyns zwiſchen beiden ſeyn muß, ſehen wir; die Regel ihrer Verbindung war unſre Frage. In keiner der drei Analogieen wird uns dieſe, dagegen in der erſten und dritten Beweisloſe Sätze gegeben, zu denen der Verſtand ſich nimmer verſteigen ſollte. Wenn der Verfaſſer endlich glaubt, *) daß dieſe ſeine

---

*) S. 263.

„Geſetze a priori einer Natur allererſt möglich machen," daß ſeine Analogieen die Natureinheit im Zuſammenhange aller Erſcheinungen unter gewiſſen Exponenten erſt darſtellen," ſo iſt dies ein Glaube auſſer aller Analogie der Vernunft: denn dieſe Grundſätze ſtellen nichts dar; ſie machen nichts möglich. Wenn er ſeine Beweisart dieſer Sätze als die „einzigmögliche," verkleinernd jede andre Beweisart, rühmt: *) ſo möchte man wünſchen, er hätte ſie, da ſie doch nicht Axiome ſind, als Lehrſätze ſchlicht dogmatiſch erwieſen.

* * *

„Die Poſtulate des empiriſchen Denkens überhaupt" dürfen uns nicht aufhalten: denn ſie ſind, wie die Kritik ſelbſt geſteht, leere Sätze, die nicht hieher gehören. *) Möge die tranſſcendentale Vernunft „die artigen Fragen: ob das Feld der Möglichkeit größer ſei, als das Feld, was alles Wirkliche enthält, dieſes aber wiederum größer, als die Menge desjenigen, was nothwendig iſt?“ beantworten; der urtheilende Verſtand ſcheuet dieſe Höhe, geſchweige daß er, aus ſeiner Function ſchreitend, über das Geſammt-Mögliche, Daſeyende, Nothwendige in Poſtulaten abſprechen wollte. „Poſtulate des empiriſchen Denkens überhaupt“ — was ſind ſie? und zwar dieſe Poſtulate?

---

*) S. 262 — 265.

* * *

Müde vom Durchwandern öder Wüſten voll leerer Hirngeburten im anmaaß-

---

*) S. 266.

ſendſten Wortnebel, wird der Leſer ſich gern erholen. Wir wollen unſre Kunſtloſe Tafel der Begriffe eines anerkennenden Verſtandes vor uns nehmen, und ſehen, wie eben ſo Kunſtlos, theoretiſch und praktiſch, jedes Feld dieſer Begriffe in ſeinem Grundſatze ſich ſelbſt ausſpricht. Der Grundſatz aller kann kein andrer ſeyn, als: „der menſchliche Verſtand erkennet was ihm erkennbar, in der Weiſe, wie es ihm, ſeiner Natur und ſeinen Organen nach, erkennbar iſt.“

I.

Die erſte einfachſte Claſſe,

Die Kategorie des Seyns,

Seyn,
Daſeyn, Fortdauer,
Kraft,

ſpricht ſich ſelbſt aus. — Wie aber? Etwa: „alles Seyn iſt an Raum und Zeit gebunden? in Raum und Zeit enthalten?“ Das hieße die weſentlichſten Begriffe an zwei von ihnen abgeleitete Phantasmen heften. Vielmehr ſagt der Grundſatz:

1. Theoretiſch. Daſeyn offenbaret ſich ſelbſt. Es ſetzt ſeinen Ort. Es hat ſeine Dauer, durch Kraft. Wie, wenn und woher es dieſe Kraft erlangt? ſeit wenn es ſie beſeſſen habe? ob es mit ihr auf andre wirke? ob andre darauf wirken? von dem Allem iſt die Frage nicht. Es iſt da und hat ſeinen Ort, auf dem es dauret. Neben ihm entſtehe für andre Raum, ſeine Dauer werde durch innere oder äußere Veränderungen gemeſſen, ſo

entſtehe *Zeit*; Raum und Zeit ſind nicht ſein inneres Weſen.

2. Der *praktiſche Grundſatz* dieſer Kategorie ſpricht ſich ſelbſt aus: „Verwirre die Begriffe nicht; mache nicht Raum und Zeit zu Anſchauungen, zu Formen. *Daſeyn erkenne an, das ſich, Kraft ſeiner und deiner, organiſch dir darſtellt.*

2.

Die zweite Kategorie war

Kategorie der Eigenſchaften
der Dinge.
Daſſelbe, (ein Andres.)
Gattungen, *Geſchlechter*,
Art.

Ihr Grundſatz ſpricht ſich ſelbſt aus:

1. *Theoretiſch.* „*Was du anerkenneſt*, (wahrnimmſt, empfindeſt,)

iſt Daſſelbe oder ein Anderes. Jenes und Dieſes zeiget ſich dir in Merkmahlen, die einer Zuſammenordnung fähig ſind.“

2. Praktiſch. „Erkenne und ordne. Bemerkend Unterſchiede und Aehnlichkeiten dieſer und höherer Art, erkenne im Vielen das Eine: im Einen das Viele; nur ſo nimmſt du wahr.“ Ein reicher Grundſatz zu gemeinſchaftlicher und wechſelnder Uebung unſrer munterſten Erkenntnißkräfte, des Scharfſinns im Unterſcheiden, des Witzes im Vergleichen, des Verſtandes im Anerkennen und Ordnen. Nicht die Naturgeſchichte allein, alle Wiſſenſchaften freuen ſich der Anwendung dieſer Kräfte; ſie führen Gedankenreihen herbei und ordnen die Bemerkungen des Lebens. Mittelſt ihrer treibt der menſchliche Geiſt im großen

Vorrathshauſe von Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten der Naturweſen ſein fortwirkend Geſchäft.

3.

Die dritte Claſſe der Verſtandesbegriffe,

Kategorie der Kräfte.

In ſich wirkend,
Entgegen-, Mitwirkend,
Erwirkend,

ſpricht ſich ſelbſt aus:

1. Theoretiſch. „In Wirkung zeiget ſich Kraft. Ihre Arten ſowohl als ihre Tendenzen und Erfolge im Zuſammenhange der Natur müſſen durch Beobachtung erkannt, durch Verſuche erforſcht und angewandt werden.“

3. **Praktiſch.** „Beobachte, erkenne, wende ſie an.“ Der Menſch iſt ein Herr der Schöpfung nur durch den Gebrauch ihrer Kräfte.

Nicht der Naturwiſſenſchaft allein, auch der Geſchichte und Erfahrung giebt dieſer Grundſatz Leben. Auch in dieſen ſpielen Naturkräfte, deren Triebfedern und Arten, deren Tendenz und Erfolge fortwährend zu bemerken und anzuwenden ſind. Die Natur iſt dem Menſchen ein Endloſes Reich der Kräfte.

4.

Auf dem vierten Felde der Begriffe endlich ſpricht die

Kategorie des Maaſſes,
„Punkt, (Moment,)
Ungemeſſener Raum, unermeſſene Zeit.
Unermeſſene Kraft

ſich am klärſten aus. Sie ſagt

1. Theoretiſch. „Alle dein Maas im Endloſen iſt Etwas, was du beſtimmen mußt.“ Je zweckhafter und feiner, deſto beſſer; nur nimm es nie für ein beendetes All. Ueber jedes Feine läßt ſich ein Feineres denken.

2. Praktiſch. „Wende dies Maas auf Alles an, worauf du kannſt,“ auch auf Kräfte, Empfindungen, Handlungen, Gedanken. Das Schwächſte und Stärkſte, das Dunkelſte und Helleſte ſind mit einander verbunden; unſerm Verſtande ſind beide Tendenzen Endlos.

Bekannt iſts, daß die Mathematik durch die Wiſſenſchaft des Unendlichen die größeſten Fortſchritte gewonnen; der Philoſophie, in welche dieſe Wiſſenſchaft des Unendlichen Leibnitz gebracht, in welcher Lambert ſie fortgeführt hat, ſtehen ihre

ihre wahren Fortſchritte noch bevor. Nur durch Maas ſchaffet die Vernunft ſich Gewißheit und Regel.

Ueber alle dieſe Sätze des Verſtandes liegen theoretiſch und praktiſch die ſchätzbarſten Bemerkungen ſowohl als Anwendungen vorm Auge der Welt; und noch darf die „kritiſche Philoſophie“ ſagen: „vor ihr, der „kritiſchen Philoſophie“ ſei keine Philoſophie in der Welt geweſen? Außer ihr gebe es keine?“

Nicht einmal der Zweifel **Hume's**, „daß die Verbindung zwiſchen Urſache und Wirkung auf einer Analogie gleichartiger Wahrnehmungen beruhe,“ der nach dem Bericht ihres Urhebers die kritiſche Philoſophie veranlaßt hat, *) iſt durch ſie gehoben: „denn die von ihr gegebne Regel des Zuſammenhanges zwiſchen Urſache und Wirkung, die *Zeitfolge*, oder bei der Wechſelwirkung das *Zugleichſeyn* iſt, wie wir ſehen, für dieſen Zuſammenhang kein Exponent, keine Regel. Den nothwendigen Zuſammenhang der Weltbegebenheiten hat die Vernunft, ſo lange ſie denkt, noch nie aus dem Begriff des Raums und der Zeit, aus ihnen nie eine Kraft oder Wirkung der Natur a priori errathen, ſo wenig das bloße Zuſammenſeyn im Raum und in der Zeit Eine Claſſe lebendiger Weſen hat fortpflanzen oder befruchten mögen.

---

*) S. Prolegom. zu jeder künftigen Metaphyſik u. ſ.

Auf etwas Beſſeres gingen *Baco*, *Cartes*, *Leibnitz*, *Lambert* aus, wenn ſie von *allgemeinen Grundſätzen des Verſtandes* ſprachen. Der erſte, ein Wegebereitender Herold der Wiſſenſchaften, wünſchte in einer Ur- oder Grundphiloſophie aus allen Wiſſenſchaften allgemeine Grundſätze geſammlet, die auch für alle dienten; und gab davon Proben. Cartes und ſeine Schule nannte die reinen Principien unſres Verſtandes eingebohrne Ideen, und machte ſie zum Richtmaas aller Erkenntniß; die Idee von Gott ſelbſt hieß ihm deßwegen eingebohren, weil ohne den Begriff eines durch ſich Nothwendigen, Daſeyenden, Beſten, wie in der Mathematik ohne den rechten Winkel, ohne Kreis und Mittelpunkt alles unklär und fluctuirend bliebe. Leibnitz fügte dem Grundſatz der Identität, auf den er alle reine Verſtandeswahrheit bezog, das Principium der Cauſalität: „nichts iſt ohne zureichenden Grund" zu keinem andern Zweck bei, als Jenen aus dem Reich des Daſeyns ins Reich des Werdens hinüber zu führen, und auch in Dieſem zuſammenhangende Gewißheit zu gründen. Lambert endlich hat in ſeinen großen Gebäuden des Organon und der Architektonik Grundſätze aller Art geſammlet, denen nur die Zuſammenordnung unter einander, und die Zurückführung auf ihre einfachſten Principien fehlet. Keiner der drei letzten ſchloß Grundſätze der Mathematik von ſeinem Geſchäft aus, weil ſie „nur aus der Anſchauung, nicht aber aus Verſtandesbegriffen gezogen ſeyn;“ vielmehr war ihnen bei allen Verſtandesprincipien Gewißheit mathematiſcher Grundſätze die höchſte Regel. Laſſet uns alſo, da man die vorhin gegebnen Axiome, die der menſchliche Verſtand aus ſeiner einzigen Kraft, der Anerkennung, ausſprach, gern objectiv, d. i. den Gegenſtänden nach auszudrücken pflegt, auch in dieſer Geſtalt ſie ausſprechen, und ihre Identität mit dem vorigen dadurch zeigen:

Grundſätze des Verſtandes, objectiv ausgeſprochen.

1.

Kategorie des Seyns.

Grundſatz.

Was iſt, iſt: d. i. Das von uns Erkannte, in der Maaſſe, wie wirs erkennen, müſſen wir als erkannt annehmen, d. i. ich muß wiſſen, daß ich weiß.

2.

Kategorie der Eigenſchaften.

Grundſatz.

Was einander in einem Dritten ähnlich oder gleich iſt, iſt einander ſelbſt gleich oder ähnlich.

3.

Kategorie der Kräfte.

Grundſatz.

Aus nichts wird nichts, oder:

Was wird, hat eine Urſache ſeines Werdens.

4.

Kategorie des Maaſſes.

Grundſatz.

Zwei Dinge ſind einander entweder gleich, oder kleiner, oder größer; nach einem gemeinſchaftlichen Maas.

Unter welchen Grundſätzen dann eine Reihe andrer ſteht, nachdem dieſe oder jene Region der Gegenſtände ihre Modification fodert. Kein innigeres Vergnügen hat der menſchliche Verſtand, als wenn er auch in den verflochtenſten Objecten dieſelben ewigen und veſten Grundſätze unſres Verſtandes anerkenntlich wiederkommen ſiehet; er hat ſich ſodann, ſeinen gewiſſeſten Regeln nach, in ihnen ſelbſt gefunden. Anerkannt von ihm heißen ſie Axiome; praktiſch anwendbar Poſtulate; Analogie heißt die Regel des Verhältniſſes in ihnen bei mehreren Gliedern: zwiſchen welchen Anticipation nur als Hypotheſe ſtatt finden kann, bewährbar durch Erfahrung.

Daß durch jene von der kritiſchen Philoſophie gegebnen Grundſätze, die nichts weniger als durch ſich klar, mithin nicht a priori ſind, keine Erfahrung *möglich* werde, zeigt ihr Inhalt. Entweder ſind ſie aus der Erfahrung mangelhaft aufgenommen, und einem unrechten Ort zugeeignet, oder gehen hinaus über alle Erfahrung. Was hieße es auch: „durch einen Grundſatz wird Erfahrung möglich?“ Erfahrung muß durch ſich ſelbſt gegeben ſeyn, ein poſterius zum priori, die beide ohne einander nicht ſtatt finden. Der praktiſche Grundſatz ſpricht eine mir mögliche Erfahrung aus, weil ſie da iſt, einem theoretiſchen Grundſatz in mir gleichförmig. Beide enthalten ſie, wie ein Theorem die Demonſtration, ein Problem ſeine Auflöſung enthält, in und mit ihnen gegeben. — Gehen wir jetzt zu einem neuen Phantaſieſpiel, zur „kritiſchen Widerlegung des Idealismus,“ über. *)

---

*) S. 274.

6.

Vom
Idealiſmus und Realiſmus.

Da der kritiſchen Philoſophie der Vorwurf des Idealiſmus gemacht war, ſchützet ſie ſich dagegen, indem in der zweiten Auflage ſie ihn zweimal widerleget. *)

Die Beweiskraft dieſer Widerlegung ſoll darinn liegen, „daß ich mir meines Daſeyns in der Zeit, folglich auch der Beſtimmbarkeit deſſelben in dieſer durch innere Erfahrung bewußt bin. Dieſes Be-

---

*) Einleitung S. XXXIX. und S. 274. f.

wußtſeyn meines Daſeyns in der Zeit ſei mit dem Bewußtſeyn eines Verhältniſſes außer mir identiſch verbunden; es ſei alſo Erfahrung und nicht Erdichtung, Sinn und nicht Einbildungskraft, welches das Aeußere mit meinem innern Sinn unzertrennlich verknüpft. Nun ſetze alle Zeitbeſtimmung etwas Beharrliches in der Wahrnehmung voraus; dies Beharrliche aber könne nicht eine Anſchauung in mir ſeyn. Denn alle Beſtimmungsgründe meines Daſeyns, die in mir angetroffen werden können, ſeyn Vorſtellungen, und bedürfen als ſolche ſelbſt ein von ihnen unterſchiedenes Beharrliches, worauf in Beziehung der Wechſel derſelben, mithin mein Daſeyn in der Zeit, darinn ſie wechſeln, beſtimmt werden könne." — „Das iſt ja eben, wird Berkeley ſagen, verſtändlicher ausgedruckt, meine Meinung. Ein Beharrliches, der ewige Geiſt iſts, der (Ideen exiſtiren nur im Geiſt,) alle Ideen, die ihr **Dinge** nennt, mir in der Seele vorſtellig macht, nach den Regeln, die er ſich ſelbſt vorgeſchrieben. Die Folge meiner Ideen heißet **die Zeit**; glaubſt du, daß dies Wort, das nur ein Verhältniß, das Maas der Dauer meiner Vorſtellungen bezeichnet, und nur an ihrer Folge entſtehet, meine wahre, d. i. idealiſche Welt vernichten möge? Die Worte „**außer und in mir identiſch verbunden**“ ſind eben mein Gedanke, da meine Vorſtellungen nicht außer, ſondern in mir ſind; die Folge derſelben, **Succeſſion**, iſt ein nothwendiges Verhältniß, da der große Beharrende ſie in mir nach einem Geſetz der Ordnung erſcheinen läßt, in welchem Alles verknüpft iſt.“ Die kritiſche Philoſophie hat ſich alſo die Mühe genommen, der Hypotheſe des feinſten Idealiſten ihre Sprache zu leihen, nicht aber ſie zu widerlegen. *)

Und was könnte auch die Zeit dem Idealismus anhaben? Jedes tiefere Nachdenken, jede ernſtere Beſchäftigung, ein Gedankenſpiel ſogar entnimmt uns der Zeit wie dem Raum, und macht uns auf eine Zeit zu Idealiſten. Ein lebhafter Traum ſchafft ſich ſeine eigne Zeit, in der alles nach einem andern Maas als beim Wachenden verknüpft iſt. Raum und

---

*) Berkeley's Syſtem iſt von wenigen gekannt; noch öfter wird's mißverſtanden. Die Hauptſchrift, in der es dargelegt wird: a Treatiſe concerning the principles of human knowledge, iſt meines Wiſſens noch nicht überſetzt; in der Ueberſetzung [illegible] Berkeley's philoſophiſche Werke [illegible]) ſind nur ſeine Geſpräche zwiſchen Hylas und Philonous, die ſchon überſetzt waren, wiederholet.

darf der Wahnſinnige, oft mit einem fortgehenden, ihm unableglichen Wahnſinn ſogar eine andre Perſon, als der er iſt, und, Trotz ſeiner offenen Augen, ſich an einem eingebildeten Ort dünken; wie ſollte ihn der ſeine Wecker, die Zeit, mit dem, was um ihn iſt, in Harmonie bringen? Da eben ja die Zeit, die er in ſich hat, d. i. die Folge ſeiner Gedanken, wie eine gehende Uhr ihm dieſe Harmoniſirung unterſaget. In ſtarken Unternehmungen und Leidenſchaften ſind wir alle Idealiſten: kein Dichter, inſonderheit kein dramatiſcher Dichter verdient ſeinen Namen, der uns nicht auf eine Zeit zu Einwohnern ſeiner Welt, nach ſeiner, nicht nach unſrer Uhr machen könnte. Die kritiſche Philoſophie ſelbſt, als eine Folge von Dichtungen, die an der Imagination haften, hat nicht nur dialektiſche

Idealiſten gebohren, die, Kraft des Worts ihres Meiſters, fortan Raum und Zeit als Formen ihrer Sinnlichkeit a priori anſchaueten, und da die Kategorieen allein die Möglichkeit aller Erfahrung und alles Denkens enthalten, fortan nicht anders als nach dieſen Kategorieen erfahren; ſondern ſie hat ein noch viel Größeres bewirket. Da nämlich, um eine Sinnenwelt empfinden zu können, ſie ſich die Möglichkeit derſelben ſelbſt erſchaffen zu müſſen glaubte, ehe und ohne daß man ſie empfindet, und um Gegenſtände denken zu können, ſich die Möglichkeit des Denkens durch Kategorieen und Schemate ſelbſt zubereitet: ſo hat ſie weit mehr als Berkeley gethan; ſie hat den Idealismus prioriſiret.

Weil über das Wort Idealismus mancherlei Misverſtändniſſe vorwalten,

ſo

ſo iſt eine Erörterung deſſelben vor allem nöthig.

Ueber Idealismus und Realismus.*)

Der menſchliche Verſtand, wie wir ihn kennen, ſpricht ſein kurzes Machtwort Iſt, (worauf zwiſchen dem Idealismus und Realismus alles ankommt,) in ſehr verſchiedner Energie aus, nach dem Felde von Begriffen, wo ers anwendet. Spricht er vom Seyn, Daſeyn, Dauer durch Kraft; ſo iſts ihm ein weſentlicher Begriff; Iſt bedeutet ihm dann

---

*) Die Schrift: David Hume über den Glauben; oder Idealismus und Realismus, ein Geſpräch von F. H. Jacobi (Bresl. 1787.) war Eine der erſten, die dem Wahnglauben der kritiſchen Philoſophie entgegentrat; ſie bedarf keiner Anpreiſung, da ſie ihren Werth ſelbſt mit ſich führet.

Exiſtenz, Daſeyn, auf ſein Selbſtbewußtſeyn gegründet. Spricht er von Eigenſchaften der Dinge nach Aehnlichkeiten und Unterſchieden, ſo wird ſein Iſt gelinder; unbekümmert ſetzt er das gegebene Daſeyn des Dinges voraus, und redet von dem, was dem Dinge zukommt, was es an ſich träget. Redet er von Urſache und Wirkung, ſo ändert ſich ſein Iſt in ein „es wird, es geſchieht.“ Hier iſt er, bis er die Wirkung in der Urſache erkennet, blos ein Bemerker. Wenn endlich von Maas und Größe die Frage iſt, verſchwindet ſein Iſt ganz; es wird das Zeichen $+ - = x$: Alſo ergiebt ſich ein Unterſchied der Behauptungen des Verſtandes nach folgender Tafel:

1.

Iſt

des Daſeyns,

das Daſeyn ſelbſt mit Kraft und Dauer.

(est, existit, ἐϛι.)

2.

Iſt

der Eigenſchaften.

Zukommend, ähnlich, verſchieden.

(inest, υπαρχει.)

3.

Iſt

der Urſache und Wirkung.

Es wird, es geſchieht.

(fit, γινεται, πελει.)

4.

Iſt

des Maaſſes

+ ∸ = x: (ιαζει)

Nach dieſem Unterſchiede laſſet uns die Behauptungen des Verſtandes von Wirklichkeit der Dinge unterſcheiden.

I. Anerkennung des Daſeyns.

1. Anerkennung des Daſeyns meiner ſelbſt. So ſonderbar es ſcheint, ſo gewiß iſt es, daß deutlich-erkennend (explicite, diſtincte) der Menſch ſeiner ſelbſt nicht zuerſt, ſondern faſt zuletzt inne wird. Er hat und gebraucht ſich, als ein Gegebenes, der Beſitzer ein Beſitzthum, ohne über ſich, ob und wie er daſei? zu ſpeculiren. Ein Kind ſpricht von ſich in der dritten Perſon, wie es ſich nennen gehört hat; das Ich, das es nachahmend ausſpricht, ſcheinet ihm fremde. Ja wenn man einen im Wirken und Leiden graugewordenen Mann mit der Frage anginge: „Biſt du auch? weißt du, daß du biſt?“ ſo würde er uns wahrſcheinlich Wirkungen ſeines Daſeyns entweder nennen oder zu fühlen geben; übrigens aber ſcherzhaft-wahr ſagen: „mich dünkt es alſo." Ueber dies Dünken, aber gewiſſe Dünken geht alſo unſer Denken, eigne Exiſtenz betreffend, nicht hinaus. Durch Schlüſſe aus meinem Denken, oder daß ich „mein transcendentales Bewußtſeyn von dem Gedanken: Ich denke, begleiten laſſe," wird uns kein höherer Grad von Gewißheit, als den uns unſer Bewußtſeyn gab: denn das „Ich denke" iſt ſelbſt nur eine Art meiner Exiſtenz, ein Gedanke, ſo wie jeder Schluß eine Art des Denkens. Anerkennen ſollen wir uns in dem, was wir vermögen; haben ſollen wir uns und gebrauchen. Wie alles um uns her, iſt der Menſch ſich ſelbſt ein Gegebnes; er findet ſich im Univerſum, wohin er ſich nicht ſelbſt ſetzte, und findet ſich am innigſten als Kraft, als Urſache.

Sehr verſchieden ſcheint bei verſchiednen Menſchen der Grad des Selbſtbewußtſeyns, in welchem ſie ſich ſelbſt finden, d. i. anerkennen und innewerden. Nicht durch „innere Anſchauung vermittelſt der Zeitform a priori“ gelangen ſie dazu; ſondern durch Aufregung ihrer Kraft, durch Weckung von auſſen. Wie den Neugebohrnen, ſobald er in die Welt tritt, äußere Reize gleichſam beſtürmen, und ſeine Bedürfniſſe, innere Reize aus ſich drängen, damit er vom Aeußern Beſitz nehme; wie hiedurch allein, d. i. im Gebrauch ſeine Sinne und Kräfte ſich ihm offenbaren, d. i. ihm zu erkennen geben, daß und wozu er ſie habe; ſo bleibt der Menſch lebenslang ein ſolches Kind der Natur, ein Zögling der Schöpfung. Nur durchs Thun werden wir inne, daß wir zu thun vermochten; durch Anwendung unſrer Kräfte erweiſen wir uns ſelbſt, daß wir ſind, daß wir uns beſitzen und haben. Im freudigſten Gebrauch dieſer Vermögen erkennet der Menſch ſo viel von ſeinem Daſeyn, als er es ſich ſelbſt erprobte. Daher jene edle Unruhe des Jünglings, wenn was dunkel in ihm ſchläft, was er unbewußt und doch bewußt in ſich heget, ans Licht will und Gebrauchlos ſich ein todtes Eigenthum dünket. Durch fremde Beiſpiele oder durch äußere Umſtände geweckt, richtet ſein Inneres ſich auf, meldet ſich an, und verlangt Anwendung. Geſchäft und Gefahr wecken den Mann, daß er ſich anerkenne, der Gefahr beſtehe, und zuletzt das freudige Gefühl habe: „das bin ich, weil ichs erprobte.“ Man darf alſo ſagen, daß das wirkliche Bewußtſeyn vom Daſeyn eines Menſchen in ſeiner erwieſenen, oder zum Erweis ſich rüſtenden Kraft lebe; warum auch alle groß- und wohldenkende Völker die wahre Exiſtenz, das Weſenhafte eines Menſchen ſetzten. Er iſt, ſo fern er vermag.

Ob wir von unſerm Daſeyn ein ſinnliches Bild, (Phantasma) in uns tragen? thut nichts zur Sache; zu hell vorſchimmernd würde ein ſolches Blendwerk dem Fortſtrebenden ſogar hinderlich und ſchädlich. Der Menſch iſt gleichſam nie ganz; ſeine Exiſtenz iſt Werden. Glaubt er ſchon geworden zu ſeyn, ſo wird er ſelten mehr; er gehet rückwärts und ſchwindet. Wie Augen, die ihre eigne Figur vor ſich ſehen, krank ſind, und Menſchen, denen ihr ſichtbares Idol vorſieht, zu Wahnſinnigen gehören: ſo iſts mit denen, die ihre Geiſtes- oder Körpergeſtalt ſich zum begleitenden Wahnbilde geſchaffen haben. Es müſſen nach einer bekannten optiſchen Erſcheinung dichte, dunkle Wolken um uns ſeyn, wenn unſre Zwittergeſtalt ſichtbar neben uns reitet.

Indeſſen fehlt es nicht an Datis, die zu erkennen geben, daß wir von unſrer eignen Exiſtenz ein Idiom in uns tragen; und zwar, ſonderbarer Weiſe, iſt's oft ein fremdes Bild, das mit der Geſtalt, die wir im Spiegel oder Andre an uns gewahr werden, nicht übereinkommt. Woher dies befremdende Ereigniß? Es zeigt, daß der Menſch von dem was er iſt, oder vielmehr was er kann und ſeyn ſoll, eine Comprehenſion in ſich trage, die er ſich zwar ſelten oder nie zur ganzen Anerkennung bringt, deren er nur Theilweiſe inne wird, die aber demohngeachtet als ein Ganzes, als die Geſtalt ſeiner Anlagen und Kräfte ihm einwohnet. *)

Die erſte Lebensregel iſt alſo: „Anerkenne dich ſelbſt.“ Werde der Form inne, die in dir liegt, und drücke ſie aus. Wie der griechiſche Künſtler das anſtändig-Eigne des Menſchen, im reinſten Um-

---

*) Es ſind Beiſpiele vorhanden, da verbildete Menſchen, die zu großen ſchönen Geſtalten beſtimmt waren, auch ohne Eitelkeit, dem Bilde deſſen, was ſie ſeyn ſollten, treu blieben, und ihre gedrückte Form, als ein fremdes Accidens, vergaßen. Sie denken ſich als die, die ſie ſeyn ſollten. Viele von Menſchen angenommene Gebehrden, über die man ohne Verſtand ſpottet, wenn ſie zu der Geſtalt gehören, die ihr inneres Bewußtſeyn ihnen einbildet, erklären ſich hieraus. Jener unſchuldige, ich möchte ſagen, natürliche Wahn der Misgebildeten, daß fremde Augen an ihnen nicht ſehen, was ihr inneres Auge ſelbſt nicht als ihre Geſtalt anerkennt, iſt ein Zutrauen zum Verſtande

riß darſtellte, ſo thue auch du von dir, was du nicht ſelbſt biſt; dich ſelbſt erkenne und bilde aus." Ein ſo glücklich Ausgebildeter erſcheint wie ein Gott; er iſt, der er ſeyn ſoll, ſagen wir; ganz Er, Idee, Seele. *)

---

ihrer Mitmenſchen, der abſondern werde, was nicht zu ihnen gehöret, was ihnen ein böſer Dämon, der Zufall, aufſchob und gleichſam anlog. Alle, dem Körper nach nicht rein und ganz ausgebildete Menſchen fühlen, was dem Ganzen ihrer Geſtalt fehle, worinn ſie verſäumt oder verbildet wurden, und wollen ihre ächte Geſtalt zeigen. Daher ſo manche Diſparaten, z. B. kleiner Menſchen in Anſehung ihres Benehmens. Ein Geſicht, das ſich im Spiegel fremd anſieht, fühlt, es drücke nicht aus, was es ausdrücken möchte, könnte, ſollte.

*) Da das weibliche Geſchlecht das Bild ſeiner Sinnlichkeit lebhafter, als wir mit ſich trägt, es ſich dieſes auch mehr als wir aufhellet und ausbildet: ſo bemerken wir öfter in ihm als

2. Anerkennung deſſen, was ich nicht ſelbſt bin. Meinen eignen Körper, ſo fern ich ihn durch äußere Sinne wahrnehme, betrachte ich als Etwas, das mit Allem, was ſonſt die Sinne mir zeigen, auf Einer Stufe der Anerkennbarkeit ſtehet. Dies Anerkennen,

---

unter uns Geſtalten, die ſinnlich ſich gleichſam ganz erkennen, beſitzen und darſtellen. Wir ſagen: „ſie ſind ganz, die ſie ſind, lebendige Seele;" da Gegentheils der Mann, mit fremdem Gepäck beladen, ſich oft lebenslang vergaß, und ſich ſinnlich faſt nie, gewiß nicht immer auch verſtändig und vernünftig anerkannte. Sich ſelbſt beſitzen, in jedem Moment des Lebens beſitzen, (ἔχειν, ἐν ἔχεσθαι) iſt der höchſte Lobſpruch eines Mannes. „Nimm dich zuſammen!" ruft man dem Jünglinge zu; muß man dem Mann ſagen: „faſſe dich!" ſo wich in dieſem Augenblick die Männlichkeit von ihm. Regem et Dominum habere debet, qui ſe non habet.

vom innern Gefühl und Bewußtſeyn unterſchieden, iſt blos ſinnlich; vergebliche Mühe iſts, es durch transſcendentale Formen intelligibiliſiren oder gar prioriſiren zu wollen. Was eben ſinnlich anerkannt werden ſoll, warum wollten wirs in eine fremde Region der Anerkennung ſtellen, in der es ſein Weſen verlieret?

Sinnen gebührt ſinnliche Gewißheit; mit dieſer ihrer Behörde ſind ſie nicht nur zufrieden, ſondern in ihr ruht ein Univerſum, das Verſtand und Vernunft weder zu erſetzen noch auszudrücken viel weniger zu anticipiren vermögen.

Wie aber? worauf ruht die Zuverläſſigkeit mehrerer Sinne neben und mit einander, da ſie uns die ungleichartigſten Weltſeiten zeigen? Würde uns das Problem vorgelegt, wie Farbe, Licht, Geſtalt, Figur, Schall, Geruch, Geſchmack und alle taſtbaren Eigenſchaften der Dinge in einem fühlbaren Weſen zu Einer Geſammt-Einbildungskraft verknüpft werden ſollten; wir könnten die Frage um ſo weniger auflöſen, als wir im Anerkennen ſelbſt immer ja nur dieſe verſchiedne Fühlbarkeiten gleichſam buchſtabiren, d. i. trennen und zuſammenſetzen, um den Sinn der Schöpfung in ganzen Worten, d. i. in Objecten auszuſprechen und zu ordnen. Laſſet uns in Proben ſehen, wie ſich beim Anerkennen des Verſchiednen verſchiedner Sinne der ſich ſichernde Verſtand nehme.

Dem klärſten Sinn, dem Geſicht, trauet er am wenigſten: denn ſeine Gegenſtände, Farben und Umriſſe, ſind ihm fern. Er hat ſich an ihnen oft hintergangen gefunden, d. i. (da kein Sinn hintergeben kann,) zum Gebrauch dieſes Sinnes, des Auges, werden ſo feine Regeln erfodert, ohne welche ſeine an ſich höchſt richtige Anwendbarkeit leidet, daß der Verſtand faſt nicht vorſichtig gnug ſeyn kann, durchs Auge zu erkennen und auszuſprechen: „das iſt! das iſt nicht! ſo iſt es.“ Da im Gebiet dieſes Sinnes der Gegenſtand uns nicht nur entfernt iſt, ſondern auch zwei wo nicht mehr Medien, Luft und Licht, zwiſchen uns und ihn in die Mitte treten, da unſer Auge ſelbſt endlich ein ſo kunſtreiches Organ iſt, daß ſeine feinſte Bewegbarkeiten uns noch hinter dem Schleier liegen; wie mancherlei Täuſchungen können veranlaßt werden, in welche ſich Auge, Medium nnd Gegenſtand theilen! Krankheiten oder Ermattungen des Organs, Verſchiedenheiten der Luft und des Lichts, endlich die Beſchaffenheit und Stellung der Gegenſtände ſelbſt zeigen uns eine Menge ſolcher Täuſchungen, deren Urſachen die Phyſik und Mathematik angiebt, deren Wirkung optiſche Inſtrumente wiederholen, deren Effecte die Zeichen- und Malerkunſt ſogar künſtlich nachahmt: denn der höchſte Effect dieſer Künſte beruht auf optiſchem Truge.

Wie ging die Natur alſo zu Werk, um uns vor Täuſchungen dieſes Sinnes nicht nur zu ſichern, ſondern uns auch an dieſem ſcheinbar-trügenden Organ ſogar eine Regel der Gewißheit für andre Sinne zu geben? Sie geſellete ihm *mehrere*, die *verſchiedenſten* Sinne zu, und nahm ihren Aufſeher, den ſie gebrauchenden und vereinigenden Verſtand, damit fortgehend in ihre Schule. Allenthalben *taſtet* das Kind, gleich als ob es dem Blendwerk des Lichts, der Luft, der Farben und Figuren nicht trauete; es miſſet mit Fingern, mit Händen, Füßen, gar mit Zunge und Lippen; ſobald es ſich in der Irre merkt, nimmts andre Sinne zu Hülfe. Das taſtende Gefühl iſt gleichſam die Baſis aller Geſichts-Ideen; neben ihm wird das Gehör allenthalben Wecker und Warner. Indem es auf eine Welt innerer Kräfte aufmerkſam macht, die weder das Auge ſehen, noch das Gefühl ertaſten konnte, rufet es den Verſtand auf zur Wache, zur Vergleichung. Die verſchiedenſten Vernehmbarkeiten der Natur faßt alſo unſer innerer Sinn deutend zuſammen, und er würde ſtutzen, wenn man ihn fragte: was denn außer dieſem Allem, wenn es hinweggethan würde, das ſinnliche Ding an ſich ſeyn möchte? „Von allem Sinnlichen abgezogen, das ſinnliche Ding? würde er antworten; du träumeſt. Suchſt du etwa das Bild hinter dem Spiegel?“

Ganz auf etwas anders führet uns die Natur, als auf Speculationen hinter ihr; Anerkennung ihrer ſelbſt, d. i. des Eignen jedes Sinnes in ihrer Geſammt-Darſtellung und Haltung iſt ihre fortgehende Aufgabe. Vermiſche dieſe Formen nicht, ruft ſie, bringe kein Ding aus ſich ſelbſt, damit es ein andres werde. In dem Verſchiedenſten, was ſich dir darbeut, empfängſt du ſinnliche, d. i. wie ein Sinn ſie dir geben kann, ein Analogon geiſtiger Wahrheit, ſofern dieſe für dich gehöret. Wie weit die Macht menſchlicher Sinne reiche, zeigen die Beiſpiele aller Naturmenſchen, ja ganzer Naturnationen. *) Auch der Kunſtreiche Liebhaber der Natur gehört zu dieſen; durch Uebung nimmt er in den Gegenſtänden wahr, was der transſcendentale Philoſoph mit Raum und Zeit weder ermißt, noch erdenket. Ueber das Sinnliche hinaus aber will der ſinnliche Begriff nicht; ſonſt zerſtörte er ſich und ſuchte ein Luftbild in fremden Regionen. „Bin ich ſelbſt ein Traum, antwortet er ruhig dem Zweifler, ſo mag, was ich mir aneigne, auch ein Traum ſeyn, Traum meines Traumes; mein Traum aber iſt mir *ſinnliche* Wahrheit.“

---

*) S. unter vielen andern D. Mezgers Abhandlung über die körperlichen Vorzüge des Menſchengeſchlechts vor Thieren.

II. Anerkennung der Eigenſchaften und Arten der Dinge.

Hier ſind wir in einer Region, in der das Wort Iſt ſich linder ausſpricht. Der Verſtand, auf ſinnliche Gewißheit bauend, bemerkt blos und ordnet. Mit je mehrerer Klarheit der Merkmahle dies geſchieht, je mehr der Sinn nicht blos zuſammenzählt oder willkührlich hinzufügt, ſondern der Verſtand zuſammenfaßt, im Eins das Viele, im Vielen das Eins anerkennend, deſto glücklicher hat er ſein Werk vollendet. Der ordnende Verſtand eines Linné, der alle Reiche der Natur nach Merkmahlen ſich gegenwärtig machte, fragte nicht, was dieſe Dinge ohn' alle von uns erſpähbare Beſchaffenheiten wohl an ſich ſeyn möchten? Ihm war eine Frage der Art (das

Schlimmſte, was man von einer Naturaufgabe ſagen kann) auſſernatürlich.

Wenn Anerkennung der Eigenſchaften, Gattungen und Arten nicht auf ein bloßes Spiel des Aehnlichen und Unähnlichen, ſondern auf die ganze Conformation des Dinges, mithin auf eigenthümliche genetiſche Art hinausgeht, ſo entſpringt von ſelbſt aus ihr

III. Anerkennung des Zuſammenhanges zwiſchen Urſache und Wirkung,

welche nicht anders als von Verſtandesart ſeyn kann. Denn da mein Sinn nie ſiehet, daß etwas wird; (wenn es ihm da iſt, iſts ſchon geworden;) da Urſache und Wirkung Begriffe ſind, nicht taſtbare oder ſichtliche Gegenſtände; da der Verſtand aber nur dadurch Verſtand iſt, daß er nicht etwa nur auf Aehnlichkeiten, ſondern auf die innere genetiſche Art der Dinge merket; ſo trifft er eben hiemit auf ſeine eigendſte Energie, den lebendigen Punkt ſeiner Wirkung. Denn was heißt verſtehen? als wiſſen wie etwas wird, woraus es folgt, wohin es leitet. Nur dann verſtehe ich im Gange der Natur etwas, wenn ich ihr die Geſetze ihrer Energie, die immer knüpft und auflöſet, in der mir gehörigen Modulation ablerne.

Je verſtändiger alſo ein Menſch iſt, deſto mehr hat er anerkennenden Sinn des Zuſammenhanges zwiſchen Urſache und Wirkung; er ſiehet jene in dieſer, dieſe in jener. Eigenſchaften bemerken, Aehnliches und Unähnliches ordnen, iſt blos eine Vorübung zu dem Hauptwerk, genetiſche Art der Dinge, d. i. ihre Abkunft anzuerkennen im Werden und Gewordenſeyn, im Schaffen und Wirken. Nie empfinden wir eine größere Hochachtung für den menſchlichen Verſtand, als wenn wir, (ohne daß er metaphyſiſch weiß, was Wirkung und Kraft iſt,) dieſe ſeine Macht, das Band zwiſchen Urſache und Wirkung mit anſchauendem Blick, mit gewaltiger Hand ergreifen zu können, in ausgezeichneten Proben bemerken. Wie Götter ſtehen ſie da, dieſe forſchenden Ausleger der Natur, ihre Gehülfen und Mitwirker. „Dies war, dies iſt, dies wird ſeyn“ ſpricht ihr Blick; die Kette der Natur iſt in ihren Händen. Mochten ſie ſich in tauſend Fällen, unbeachteter Nebenumſtände wegen, irren und täuſchen; die Kraft ſelbſt, in der ſie dachten und wirkten, war kein Sklaven-Eindruck träger Gewohnheit, keine Vernünftelei aus Zeit und Raum a priori, ſondern die eigenſte Energie unſres Weſens.

IV. Anerkennung des Maaſſes der Dinge

führt jenes Erkenntniß mit ſich: denn es war ſelbſt aus dem engſten und ſchnelleſten Maas entſprungen. Da nun Maas, wie an ſich ſelbſt, ſo auch in ſeinen Bezeichnungen, der Seele eignes Geſchöpf iſt, ſo wird es auch ihrer beſtimmteſten Anerkennung nicht nur fähig, ſondern höchſtbedürftig, weil es ohne ſolche Nichts iſt.

* * *

Die von der kritiſchen Philoſophie gegebne „Tafel der Grundſätze des Verſtandes.“

1.
„Axiome
der
Anſchauung.

2.
Anticipationen
der
Wahrnehmung.

3.
Analogieen
der
Erfahrung.

4.
Poſtulate
des
empiriſchen Denkens
überhaupt,“

ordnet ſich hiemit durch ſich ſelbſt anders.

1. Es giebt nur Ein Axiom zur Erfahrung: „Du biſt. Du biſt mit andern. Nach Art und Graden der Anerkennung werde deſſen gewiß; erfahre.“ Da es hiebei keine Anticipationen ohne Erfahrung geben kann und muß: ſo ſuche

2. Analogieen der Natur, und zwar vor Allem ſtehende, d. i. beſtändige Analogieen an Eigenſchaften, Aehnlichkeiten, Unähnlichkeiten; Geſchlechter, Gattungen, Arten, die man endlich Subſtanz nennet. Merke dieſe Analogieen in dem raſtlos-fortgehenden Strom der Zeit. Sofort führt dieſer dich

3. Auf Analogieen des Wechſels der Dinge, in Urſache und Wirkung. Und da der Zweck des Verſtandes Schließen, Handeln iſt: ſo kann er ſeine wahrgenommenen Analogieen nicht anders, als zu Anticipationen der Zukunft gebrauchen.

4. Anticipationen ſind alſo nichts als Reſultate vergangener Erfahrung. Als ſolche ſprechen ſie die Regel des Ver-

ſtandes, wie zu drei gegebnen Gliedern das vierte Glied des Verhältniſſes, alſo aus: „aus Jenem kann nur Dieſes folgen. Alſo.“ Und ſo ſtehet die Tafel der ſogenannten Grundſätze des reinen Verſtandes, die vorher ein υϛερον πρωτερον unzuſammenhangender Sätze war, im Syſtem des Verſtandes, d. i. in ſeiner Naturkraft alſo da:

Praktiſche Grundſätze des erfahrenden Verſtandes.

1.

Axiom zu aller Erfahrung.

„Du biſt mit Andern. Erfahre."

2.	3.
Analogie der Eigenſchaften.	**Analogie der Kräfte.**
Du ſieheſt Daſſelbe, ein Anderes;	Du bemerkſt wechſelnde Kräfte.
Suche Analogieen bleibender Art.	Suche Analogieen der Urſache und Wirkung.

4.

Anticipationen.

Du miſſeſt nach dem Maas

Der Contiguität,	Der Dauer, (Protenſität,)

Der Energie (Cauſalität.)

Lege dies Maas an.

An andre Poſtulate zum empiriſchen Denken überhaupt iſt nicht zu gedenken.

* * *

Nach dieſer Zuſammenordnung, wie ſtehets mit dem Idealismus? Er ſondert ſich ſelbſt in Claſſen und Arten. Wie die Natur ihr groſſes Gemählde uns nicht allenthalben mit gleichem Licht vorſtellen konnte, und unſre Organiſation nicht dazu eingerichtet iſt, alles mit gleicher Helle und Lebhaftigkeit ſich anzueignen: ſo giebt es verſchiedene Grade und Arten des Innewerdens, mithin auch der Wahrnehmung des Univerſum.

Die erſte Claſſe der Weltbeſchauer, die alles, was ihr vorkommt, für die Sache ſelbſt hält, möchte ſich gern Realiſten nennen, da ihr doch eigentlich nur, ſofern ſie den Sinnen traut, der Name Senſualiſten gebühret. Sie bewahret den Fond, (fundum) die ſtehende Gewährſchaft des unterſten Grades menſchlicher Erkenntniß. Wer ſeinen Sinnen nicht traut, dünkt ihnen albern; und das mit Recht, nicht nur für die Geſchäfte des Lebens, ſondern auch gegen jene Vernünftler, die ſich den Beſtand und Genuß, die Bereitſchaft und Baarſchaft des Sinnen-Erwerbs arm und ſchwach erklügeln oder vielmehr hinwegklügeln. Unrecht aber hätten ſie, wenn ſie ſich der Vergleichung, der Berichtigung und Verſtärkung der Sinne widerſetzten, und z. B. ein Vergrößerungs- oder Fernglas verſchmähten, weil es ihnen den Mond oder die Milbe nicht mehr, wie dieſe ihr unbewafnetes Auge ſah, zeiget. Will man den Namen verſchwenden, ſo lebt auch dieſe Claſſe von Menſchen in einer idealiſchen, d. i. Phantaſie-Welt, in einem Univerſum ſinnlicher Eindrücke, lebhaft empfangener Typen. Sie bewohnet das untere, veſteſte Gebäude unſrer Erfahrungen, und die Natur hat dafür geſorgt, daß dies nie zertrümmert oder in einen Luftpalaſt verwandelt werde.

Die zweite Claſſe bemerkt Eigenſchaften der Dinge, Aehnlichkeiten, Arten; ſie wohnt in der Region des Gedächtniſſes, des Witzes und Scharfſinns. Witz und Scharfſinn ſpielen mit den Beſchaffenheiten der Dinge, wie die Natur ſelbſt ſpielet; jede Seelenkraft thuts auf die ihr eigene Art. Die Naturgeſchichte ſammlet und claſſificirt; der Scharfſinn trennet, der Witz verbindet. Jeder ſchaffet ſich dadurch eine eigne Welt in Charakteren, Kennzeichen, Formen;

alſo auch mit dieſer Welt eine eigne Sprache. Laſſet ihm die Seine, oder berichtigt, beſſert ſie, aber in ſeinem, nicht in einem fremden Gebiet; nur dann tadelt ihn, wenn ſeine Welt erträumt iſt, wenn er ſich leere Anſchauungen und Formen dichtet.

Eine dritte Claſſe vernünftiger Idealiſten bewohnt das Reich der Wirkungen und Kräfte. Naturforſcher, die in allen Geſtalten die Verwandſchaft und Abkunft der Dinge verfolgen; Philoſophen der Geſchichte, denen in den Begebenheiten der Welt nur Urſache und Folge vorleuchtet; Menſchen, die ſelbſt große Urſachen ſind, und nur nach dem umherblicken, worauf oder wodurch oder wiefern ſie wirken mögen; ſie leben in einem Ideenreich der Kräfte. Kräfte der Natur und des Verſtandes (denn bei-

beide ſind untrennbar) ſind ihr Gegenſtand und Werkzeug. Dieſe Verſtandes- und Thatenmänner ſind zu Einer und derſelben Zeit mächtige Idealiſten und Realiſten; ſie wollen und es wird, oder ſie ſehen, wie etwas geworden ſei, werden könne und werde.

Die vierte Claſſe endlich, die ein geiſtiges Maas an alles legt, erſchaffet im eigentlichſten Sinn ſich ihre Welt, ihr Maas, ihr Object und Werkzeug. Sie verdient den Namen der Idealiſten im reinſten Verſtande.

Vier Welten erſcheinen alſo hier in Einem Gemählde; ihr Licht und ihre Schatten fließen in einander.

Welten der Anerkennung.

1.

Die ſinnliche Welt.

Der Senſualiſt ſpricht:
Dies *iſt*, weil ichs empfinde.

2.

Die Welt der Aehnlichkeiten.

Witz und Scharfſinn ſprechen:
Dies iſt, weil ichs zuſammenfüge, unterſcheide.

3.

Die Welt der Urſachen und Wirkungen.

Der Verſtand ſpricht:
Dies iſt, weil es *wird*, indem ichs aus Urſachen erkeñe u. erprobe.

4.

Die Welt der Größen.

Der Mathematiker ſpricht:
Dies iſt *meine* Welt, die ich beſtimme, meſſe und zähle.

Die Sprache jedes philoſophiſchen Syſtems zeigt, in welcher Welt von Ideen ſie gebildet werden; an den Alten ſowohl als am Carteſianismus, Spinoſismus, an Leibnitz Philoſophie, endlich am Berkeley's Idealismus ſelbſt kann dies gezeigt werden.

An Berkeley's Idealismus. Denn Unrecht thut man dieſem ernſten und feinen Denker, wenn man ſein Syſtem als eine Neckerei anſieht, oder es gar dem Realismus entgegenſtellet. Die Ideen, die er, als im beharrenden Geiſt exiſtirend, ſeinem Geiſt vorſtellig gemacht annahm, waren ihm die reellſten Ideen, die er, wiederholt, mit der gröſten Macht und Wahrheit, leeren Figmenten und Abſtractionen der Sprache eben entgegenſetzte. Nur dem Undinge, der todten Materie iſt er feind, die als ein Todtes wirken und ſelbſt Begrifflos Begriffe geben ſoll; ſie verbannet er als einen Widerſpruch aus der Philoſophie, und als ein Unding aus der Schöpfung. *)

Immaterialismus alſo, (wenn man ihm ja einen Namen geben wollte,)

---

*) Es iſt daher ein falſcher Begriff vom Berkeleyſchen Syſtem, wenn in der kritiſchen Philoſophie geſagt wird: „der zweite, des Berkley dogmatiſcher Idealismus, der den Raum mit allen den Dingen, welchen er als unabtrennliche Bedingung anhängt, für etwas, was an ſich ſelbſt unmöglich ſei, und darum auch die Dinge im Raum für bloße Einbildung erklärt.“ Kritik der r. Vern. S. 274. So viel Worte, ſo viel Aufbürdungen, dem Berkeleyſchen Syſtem fremde.

ſollte Berkeley's Syſtem heißen, wie man in England denn auch ſeine Anhänger urſprünglich Immaterialiſten nannte. *) Berkeley kam es indeſſen ſo wenig in den Sinn, eine Secte zu ſtiften, daß er vielmehr durch Entkleidung des abſtracten Unweſens aller philoſophiſchen Secten dieſe aufheben, und die Menſchen lediglich zur genaueren Erfahrung zurückführen wollte. Zu ſolchem Zweck ſchrieb er z. B. ſeine Theorie des Geſichts, in welcher er dem Urſprunge und Unterſchiede unſrer Geſichts-, Gefühls- und Verſtan-

---

*) He became the founder of a Sect, called the Immaterialiſts, by the force of a very curious book on that ſubject; Dr. Smalridge and many other eminent perſons were his proſelytes. Swift.

desbegriffe, fein und beſtimmt, obgleich nicht ohne einige Fehler, nachſpürte. *)

Eben aber, wenn man ſein Syſtem treu hinſtellt, hat man Berkeley mit ſich ſelbſt verſtändigt. Indem er annahm und gefliſſentlich wiederholet, daß dieſe uns zukommenden reellen Ideen aus dem Grunde unſerer Seele nicht entſpringen, auch nicht willkührlich in unſerer Gewalt ſind, ſondern von einem andern Geiſt, d. i. von Kräften der Natur, (die

---

*) An Eſſay towards a new theory of viſion. Die Schrift verdiente mit ſeinem treatiſe concerning the principles of human knowledge eine Ueberſetzung und Erörterung: denn insonderheit iſt er mit ſeinen mathematiſchen Einreden auf unrechtem Wege. Er fodert von der Mathematik, was nicht ihres Amts iſt.

todte Materie dabei ganz vergeſſen) uns eingewirkt, eingedrückt, eingepflanzt werden, oder wie ſie uns ſonſt zukommen mögen: ſo räumte er damit die ganze Sinnenwelt völlig ein. „Warum alſo, darf man zu dieſem Menſchenfreundlichen Denker *) ſagen, warum macheſt du dir die Sprache ſelbſt unbehülflich, und willſt deine wahren Bemerkungen und Unterſchiede auf ein gezwungenes Paradoxen baun? Gern geben wir dir zu, daß Ideen und Empfindungen nur in uns ſind und ſeyn können, daß z. B. die Tafel der Geſichtsgegenſtände dem Neu- oder Blindgebohrnen, wenn dieſem ſein Sinn eröfnet wird,

---

*) To Berkeley every virtue under heav'n.
Pope.

als eine colorirte Lichtfläche unmittelbar auf ſeinem Auge liege: Erfahrungen haben dies beſtätigt. Von Kindheit auf aber haben wir dieſe Fläche von uns geſondert, und vermittelſt mehrerer Sinne die Welt um uns geweitet. Wir ſchufen uns die Begriffe und Maaſſe vom Raum, von Größe, Geſtalt, Bewegung, Entfernung, deren Urſprunge und Verhältniſſen du ſelbſt ſo fleißig nachforſcheſt; dadurch ward die auf uns liegende Fläche ein ertaſtet-ſichtbares, ein in Ordnung geſtelltes, meßbares oder ermeſſenes Gemählde, deſſen Bezeichnungen, wenn gleich nicht immer genau, doch aber verſtändlich und andeutend unſre Sprache ausdrückt. Dieſe enthält den Schatz von tauſend Erfahrungen, die du ſelbſt ſchätzeſt, indem du jede Idee, die wir Gegenſtand nennen, als eine Complication von Ideen voll Eigenſchaften und Merkbarkeiten bewunderſt; warum willſt du uns in den erſten Augenblick unſrer ungeübten Kindheit und die ganze gelichtete Schöpfung als eine helle Fläche in uns zurückwerfen? Das willſt du nicht; nütze alſo den Reichthum erworbner Erfahrungen; beſſere ihre Bezeichnungen, zerſtöre ſie aber nicht. Mit deinem erſten Satz, daß alle dieſe Ideen uns unwillkührlich *zukommen*, (wie und von wem ſie uns zukommen mögen,) haſt du die *ganze Welt außer dir* geſetzt, gegeben."

Dies iſt alſo auch der Grund, der allen Idealismus, (wenn ein ſolcher Zweifeltraum je in eines Menſchen Seele kam) von Grundaus aufhebt. Nicht der Begriff eines Zeitmaaßes iſts, der den Träumenden aufweckt, ſondern der ſeinem Selbſtbewußtſeyn einwohnende Begriff von *Urſache und Wirkung*. Wiſſen muß er, der Idealiſt, durch ſich ſelbſt wiſſen, daß nicht alle Ideen aus dem Grunde ſeiner Seele entſpringen, ſondern daß ihm andre in Reih und Ordnung, nach Geſetzen, in ſtehenden oder wechſelnden Analogieen *zukommen*, über welche ſeine Macht nicht weiter reicht als ſie auszuarbeiten, veſtzuhalten, zurückzurufen, zu trennen und zu verbinden. Wohlan! dieſe von uns nicht erſchaffenen, aber nach Geſetzen uns *zukommenden* Ideen oder Empfindungen nennen wir die *Welt unſrer Sinne, die äußere Welt*; der Idealiſt ſelbſt nennet ſie alſo, indem er ſie von andern eigenmächtig aus ſich entſproßenen Ideen unterſcheidet. Sein Paradoxon alſo iſt nichts als Misanwendung der Sprache, ein unbehülflicher Idiotismus und Solöcismus. Wir können ihn ſeinem Liebhaber laſſen, wenn dieſer nur freundlich iſt, und uns unſern Ausdruck läßt. „Bin ich Vorſtellung in dir, ſo mußt auch du Vorſtellung in mir ſeyn wollen; wir laden einander, jeder in ſeine Welt, als Gäſte. Sei ein anmuthiger Gaſt in mir, kein Unhold, und ich laſſe dir deine Familienſprache.“

Fährt aber, wie in Swifts Mährchen, Bruder Peter ungebehrdig fort, dem andern ſeine Sprache aufzuzwingen, und ſie für die allein wahre, einzig-philoſophiſche Sprache der Welt zu erklären, ſogar daß er ſeinen Idealismus in den ausſchließend-gröbſten Egoismus verwandelt: „ich ſchaffe die Welt: denn ich habe den menſchlichen Verſtand, mit ihm die ganze Sinnlichkeit geſchaffen; da, ſiehe die Formen. Ohne mich wäre keine Natur: denn ich gebe der Natur Geſetz und Ordnung!“ ſo gehe man dieſem Gott-Vater ſtill aus dem Wege. Den Namen Idealismus verdient ſein Wahn nicht, da er weder wahre Ideen giebt, noch eine Kritik über ſie zuläßt; leere Anſchauungen, Inhaltloſe Formen und Schemate, kurz Letternphantasmen giebt er, und ſo kann ſein Wahn, wenn er einen Namen haben ſoll, nicht anders als Letternphantasmus heißen.

Es gab einen Mann in unſerm Jahrhundert, der mit Engeln und Geiſtern ſprach, und durch welchen mittelſt ſeiner Organe Engel ſahen, Geiſter fühlten und ſprachen, Schwedenborg; wir erfuhren aber aus ſeinen himmliſchen Geheimniſſen, (arcana coelestia) aus allen ſeinen Geſprächen, die er mit Geiſtern hielt, nichts als was Schwedenborg mit ſich ſelbſt ſprechen konnte und mußte, indem er ſich dieſen oder jenen Geiſt nach ſeinen Begriffen und Vorurtheilen imaginirte. So erfahren wir vom kritiſchen Idealism nichts, als das Reſultat der gemeinſten Erfahrung in der verworrenſten Abſtractionsſprache. Materie, Ausdehnung, Form, Raum, Zeit, Syntheſis, Schema; alles liegt wie im Knäuel der gemeinen Rede da, unentwickelt oder zum Phantasma a priori gedichtet.

Das Wort Idee hieß bei den Alten ſehr viel; das Wort Idealismus ſollte nur die Region der reinſten Ideen bezeichnen. Dann ſteht es der Realität gewiß nicht entgegen, ſondern iſt ſelbſt der reichſte, der ſtrengeſte Realismus.

7.

Vom

Dinge an ſich,

neben und hinter aller Erſcheinung.

Nebſt einem Anhange

von der

Amphibolie der Reflexionsbegriffe.

„Der transſcendentalen Doctrin
der Urtheilskraft
drittes Hauptſtück.
Vom Grunde der Unterſcheidung
aller Gegenſtände
überhaupt in
Phaenomena und Noumena."

Nachdem der Verfaſſer „das Land des reinen Verſtandes nicht nur durchreiſet, und jeden Theil davon ſorgfältig in Augenſchein genommen, ſondern es auch durchmeſſen, und jedem Dinge auf demſelben ſeine Stelle beſtimmt hat," *) bringt er daraus als

---

*) S. 294. u. f.

Reſultat ſeiner Reiſe die Nachricht, „daß alles, was der Verſtand aus ſich ſelbſt ſchöpft, ohne es von der Erfahrung zu borgen, das habe er dennoch zu keinem andern Behuf, als lediglich zum Erfahrungsgebrauche?“ Ein Reſultat, das der beſchwerlichen noometriſchen Reiſe nicht werth war. Hat der Verſtand aus ſich geſchöpft, ohne von der Erfahrung zu borgen, und konnte zu keinem andern Behuf ſchöpfen, als lediglich zum Erfahrungsgebrauch; ſo laſſet ihm auch aus der Erfahrung ſchöpfen, und zu ſeinem eignen Behuf von ſich ſelbſt borgen; beides läuft auf Eins hinaus.

„Die Grundſätze des reinen Verſtandes enthalten nichts als gleichſam nur das reine Schema zur möglichen Erfahrung.“ *) —

---

*) S. 296.

Grundſätze des Verſtandes, ein Schema zur möglichen Erfahrung? Mögliche Erfahrung in einem Schema dem Verſtande gleichſam nur als Schema angehaftet? doch alſo daß dies Schema einer künftigen Möglichkeit „ſogar der Quell aller Wahrheit ſei, dadurch, daß es den Grund der Möglichkeit der Erfahrung, als des Inbegriffs aller Erkenntniß; darinn uns Objekte gegeben werden, enthalte?“ Entweder ſagen dieſe Gleichſam-nur-Schemate nichts, oder ſie ſagen als Grund der Möglichkeit, enthaltend den Inbegriff aller Erkenntniß, etwas ſehr Falſches.

„Wenn der Verſtand von allen ſeinen Grundſätzen, ja von allen ſeinen Begriffen keinen andern als einen empiriſchen Gebrauch machen kann: ein Satz, der, wenn er mit Ueberzeugung erkannt werden kann, in wichzige Folgen hinausſieht;*) kann keine einzige Kategorie real definirt, d. i. die Möglichkeit ihres Objects verſtändlich gemacht werden, ohne daß man ſich ſofort zu Bedingungen der Sinnlichkeit herablaſſe, als auf welche als ihre einzige Gegenſtände ſie folglich eingeſchränkt ſeyn müſſen, weil, wenn man dieſe Bedingung wegnimmt, alle Bedeutung, d. i. Beziehung aufs Object wegfällt:" was ſind die Kategorieen anders, als ein aus den Wirkungen des Verſtandes an wirklichen Gegenſtänden abgezogenes Fachwerk das man, gereinigt und geordnet, ihm unterlegt, nicht als ein aller Uebung vorhergehendes, ihm eingepflanztes Schema, durch welches allein alle ſeine Kraftäußerungen, d. i. Er ſelbſt möglich werden. Es wäre ein Schema des Verſtandes vor allem

---

*) S. 297.

Verſtande, ein Verſtandregiſter, „unangewandt ohn' alle Bedeutung,“ d. i. ohn allen Verſtand.

„Das wichtige Reſultat der transſcendentalen Analytik: daß der Verſtand a priori niemals mehr leiſten könne, als die Form einer möglichen Erfahrung zu anticipiren,“ *) löſet ſich alſo dahin auf, daß er dieſe Erfahrung ſo wenig anticipiren könne als ſolle, und daß dergleichen vor aller und ohne alle Erfahrung ihm untergelegte Formen dunkle Wort-Blendwerke ſeyn, bei denen wir mit unſerm eignen Schatten tändeln.

„Das Denken iſt die Handlung, gegebne Anſchauungen auf einen Gegenſtand zu beziehen.“ **) Ohne Denken und ohne Gegenſtand giebts keine Anſchauung; und was

---

*) S. 303. **) S. 304.

hieſſe es eine Gegenſtandloſe Anſchauung auf den Gegenſtand beziehen? Und wo ſind dergleichen Gegenſtandloſe Anſchauungen uns gegeben? „Die ſchwer zu vermeidende Täuſchung, die hiebei zum Grunde liegt, indem ſich Kategorieen ihrem Urſprunge nach nicht auf Sinnlichkeit, wie die Anſchauungsformen Raum und Zeit, gründen, aber doch ihrerſeits wiederum nichts als Gedankenformen ſind," *) iſt eine ſelbſtgemachte Täuſchung. Wie es ohne Gegenſtände keine Anſchauungsformen gab, ſo giebt es ohne ſie auch keine Gedankenformen: denn Begriffe des Verſtandes, d. i. wahre Gedanken entſpringen nur an Gegenſtänden durch Anerkennung des Verſtandes. „Die Zweideutigkeit, die großen Mißverſtand veranlaſſen kann: daß

---

*) S. 305.

da der Verſtand, wenn er einen Gegenſtand in einer Beziehung blos Phänomenon nennt, er ſich zugleich außer dieſer Beziehung noch eine Vorſtellung von einem Gegenſtande an ſich ſelbſt macht, und ſich daher vorſtellt, er könne ſich auch von dergleichen Gegenſtande Begriffe machen," *) rührt gleichfalls aus einem ſelbſtgemachten Misverſtande her: denn der wahre Verſtand ſtellt ſich außer der Vorſtellung des Gegenſtandes nichts vor, ſtellt ſich auch nicht vor, daß er dergleichen ſich vorſtellen könne; Begriff und Verſtandesvorſtellung ſind Eins und Daſſelbe. Wo ihm die Einbildungskraft ein Neben- und Hinterbild vorgaukelt, treibt ers hinweg, oder löſet es in einen Verſtandesbegriff auf. Es iſt ein völliges Misverſtändniß

---

*) S. 306.

des Sinnes der Alten und Neuern, (Schwärmer ausgenommen) was ſich die kritiſche Philoſophie an Noumenen, Phänomenen entgegengeſetzt, nicht denkt, ſondern dichtet.

Phänomenon heißt, was erſcheinet; Noumenon, was ſich der Verſtand (285) denket. Dies denkt er ſich nicht hinter und außer, ſondern an dem Phänomenon; und damit iſt die ganze Verwirrung gehoben. Die griechiſchen Worte bezeichnen beide Begriffe ſo genau, daß hiebei kein Misverſtändniß ſeyn ſollte.

Verſteht aber die „kritiſche Philoſophie“ unter dem Noumenon ganz etwas anders, nämlich: „das Object einer nichtſinnlichen Anſchauung in einer beſondern Anſchauungsart, von welcher wir auch die Möglichkeit nicht einſehen können; ein Etwas überhaupt außer unſrer Sinnlichkeit," *) ſo ſchaffet ſie dies Geſpenſt ſich ſelbſt. Es iſt weder ein Verſtandesweſen, noch verdient die Anſchauungsart, in der es angeſchaut werden ſoll, die intellectuelle zu heißen: denn den Begriff eines „Dinges, welches gar nicht als Gegenſtand der Sinne, ſondern als ein Ding an ſich ſelbſt gedacht werden ſoll," kennet bei ſinnlichen Gegenſtänden der Verſtand nicht. Die Vorwürfe, die der Leibnitzigen Philoſophie über den Gebrauch des Worts „Intellectualwelt" gemacht werden, gehn aus einem ähnlichen Misverſtande hervor; **) und die kritiſch-intelligible Welt, die „durch zwei Formen der ſinnlichen Anſchauung, durch vier Gedankenformen, wel-

---

*) S. 307. **) S. 311. u. f.

che bleiben, wenn gleich alle Anſchauung wegfällt, deßgleichen durch problematiſche Noumenen, d. i. Vorſtellungen der Dinge an ſich ſelbſt außer dem Verſtande" unſre Sinnenwelt vor aller und ohne alle Erfahrung intelligibel machen ſoll, verſchwindet als ein Phantom, ſobald man die gleichſam-ſchematiſchen Worte nur intelligirt, d. i. aus einander lieſet.

Woher nun entſtand das abentheuerliche Misverſtändniß, ſich an Noumenen „Vorſtellungen ohne Gegenſtand, Dinge an ſich ſelbſt" zu denken? Der Urſprung liegt klar am Tage. Da unſer Verſtand nämlich nicht anders als durch Merkmale, die er in Worten veſthält, den Begriff faſſen kann: ſo hat er die Macht, im erfaßten Begriff wieder ein Merkmal, Eins in Vielem, ſich beſonders anerkennbar zu machen, und durch ein Wort veſtzuhalten. Da dies in der Sprache nun als *Begriff*, mithin als Sache des Verſtandes *ausgedrückt* werden muß: ſo nimmt es einen *Namen*, wohl gar das Bild einer *Perſonification* an, und da alle Namen der Sprache in Geſchlechter vertheilt ſind, kann es nicht anders als durch *der*, *die*, *das* bezeichnet werden. Alle abgezogenen Begriffe alſo, d. i. die in Begriffen bemerkte und für ſich als Begriffe vorgeſtellte Merkmale, haben die Geſtalt von *Gedanken-* oder *Verſtandesweſen*, die ſie im rechten Sinne des Worts auch ſind, ob ſie gleich damit nichts weniger als Vorſtellungen *ohne* Gegenſtand, *Dinge an ſich ſelbſt* werden. Nicht *als* Gegenſtände, aber *an* Gegenſtänden ſind und bleiben ſie anerkennbar; je höherer Art und Ordnung ſie ſind, an deſto mehreren erſcheinen ſie; wahre Kategorieen endlich, als unſre allgemeinſten Verſtandesbegriffe, haben zum Kriterium, daß ſie allenthalben erſcheinen.

Wenn ich z. B. das Taugliche, das Schöne und Anſtändige in Perſonen oder Sachen als Begriff abziehe, und in ſeinen Merkmahlen, mit dem Wort Tugend, Schönheit, Anſtändigkeit als ein Verſtandesweſen gleichſam conſtituire: will ich damit Tugend, Schönheit, Anſtändigkeit als Ding an ſich, als einen Gegenſtand neben Gegenſtänden realiſirt ſehen? In Gegenſtänden, an Perſonen ſollen ſie mir erſcheinen. An je mehreren, je öfter und inniger ich ſie anerkenne, deſto geltender ſind ſie mir; wahre Kategorieen endlich ſind ihrer Natur nach allgeltend. Blendwerke hingegen, Noumenen als Dinge an ſich gedacht, Anticipationen des Verſtandes vor aller Erfahrung, dies ſind „Gedankendinger," die Ariſtoteles ſchon τερετισματα, d. i. Cicadengezwitſcher nannte.

„Unmöglich, wird man ſagen, kann das Suchen des „Dinges an ſich außer und hinter den Gegenſtänden" aus dieſem Teretisma entſtanden ſeyn; es muß einen Grund in der Natur haben." In der Natur unſrer Phantaſie gewiß; nicht aber in der Natur unſres Verſtandes. Löſe z. B. dies Zwiebelgewächs Schale nach Schale auf; du erwarteſt das „Ding an ſich," die wahre Zwiebel, und verlangſt vielleicht gar neue Sinne, ſie zu betaſten, zu beäugen. Würden ſie dir; du foderteſt neue Sinne, um im neugefundnen Kern den Kern, den Keim, die Subſtanz oder wie du es ſonſt nennen willſt, zu finden; und was fändeſt du an ihr? Kraft, die das Ganze conſtituirt, die in allen Theilen und Gliedern lebt, läßt ſich weder betaſten, noch beäugen. In ihr können tauſend Kräfte zuſammenfließen, dieſe ſich in tauſend Eigenſchaften äußern; die organiſirende Kraft kannſt du weder ſpalten noch theilen. Wohl aber kannſt und ſollſt du ſie in ihren Wirkungen kennen lernen, das Ganze in ſeinen Theilen als einen Verſtandesbegriff (νοȣμενον) zuſammenfaſſen; den Begriff ſelbſt außer dem Phänomenon als ein Phänomenon zu ſuchen, iſt kein νοημα, kein Werk des Verſtandes.

Sehe man die Dinge der Welt als Worte eines großen Buches an, in welchem wir den Sinn des unbekannten Urhebers leſen. Kein Knabe wird Einen

Buchſtaben nach dem andern hinwegthun, und ſodann fragen: wie das den Buchſtaben entnommene Wort heiſſe? Kein Knabe wird aber auch, ſobald er den Sinn des Worts erfaßt hat, dieſen Sinn außer und hinter dem Wort, ſondern in ihm ſuchen, und mittelſt ſeiner ſich zueignen. Träte irgend eine Philoſophie aus Ueberfeinheit dieſem Knaben weit vor, und ſtünde keinem Dinge, man nenne es Geiſt, Kraft, Subſtanz u. ſ. ein Daſeyn zu, falls es ſich im Raum und in der Zeit nicht beſonders darſtellt, d. i. ſich beäugen und ertaſten läßt, oder ließe gar das Ding an ſich problematiſch hinter dem Spiegel; vernichtete ſie nicht mit dieſem blinden Spiel das Werk des Verſtandes ſelbſt, das νοȣμενον ἐν φαινομενοις? Erkennen will der Verſtand; nicht ſehen und taſten. Eine bloße Phänomenologie,

d. i. ein Buchſtabiren ohne Sinn iſt ſein Werk ſo wenig als ſich außer oder hinter den Worten einen Sinn zu dichten, zu welchem man zwar nie kommen könne und werde, der aber, problematiſch wenigſtens, doch da ſei. Τερετισμα!

Wie reiner dachten hierüber Berkeley, Spinoza, Leibnitz. Sie ließen den Sinnen das ihre, aber auch dem Verſtande das ſeine; und verwirrten beide Welten nicht. Das Ding an ſich im Raum ertaſten zu wollen, iſt eben ſo unverſtändlich, als die ganze Sinnenwelt durch Raum und Zeit a priori zu formen; wäre ſie daraus geformt, ſo müßte ja das „Ding an ſich,“ ſofern es die Sinnlichkeit betrifft, in dieſen Formen ohne weiteres Nachſuchen erſcheinen. Conſtituirte der Verſtand mittelſt ſeiner Kategorieen aus innerer Spontaneität die Erfahrung: ſo wüß-

wüßte er ja, wie er mit dieſem „Dinge“ daran wäre: denn er hätte ſeine Möglichkeit ſelbſt conſtituiret.

Hinweg das Blendwerk! Wenn Etwas ins Reich der Dinge an ſich, d. i. der Wahrheit gehöret: ſo iſts unſer Verſtand, oder wir reden im Traum Worte des Traumes. Sein νοούμενον alſo, d. i. der Sinn, den er an Gegenſtänden erfaßt, iſt ihm das Ding an ſich, d. i. Wahrheit. Dieſen erſieht und erſpähet er am Seyn und Daſeyn, an Eigenſchaften und Kräften der Gegenſtände in ihren Wirkungen; ein Verſtändliches, das zu ihm, dem Verſtande, ein Geiſtiges, das zu ihm, dem Geiſte ſpricht: denn das Ganze, das ſich ein Geiſt denkt, die Kräfte und Eigenſchaften, die er in Wirkungen oder in einer lebendigen Organiſation wahrnimmt, ſind ſeiner Art, verμενα εν Φαινομενοις. Banne ich dieſe hinweg, und will in der Schöpfung nur Zeichen buchſtabiren, deren Sinn problematiſch anheim geſtellet bliebe, oder will ich den Sinn der Schöpfung ohne Buchſtaben, d. i. Objecte, ſelbſt als Buchſtab im Raum und in der Zeit erfaſſen, mithin ohne Krug und Hand und Mund und Zunge das Waſſer ſchöpfen: ſo weiß ich nicht, was ich will. Ueberfüllt mit Weisheit, ſuche ich den Strom außer dem Strom, „das Ding an ſich,“ den wahren Wald, hinter den Bäumen.

„Anhang.“

„Von der
Amphibolie der Reflexionsbegriffe,
durch die Verwechſelung
des empiriſchen Verſtandesgebrauchs mit dem
transſcendentalen.“

„Den Zuſtand des Gemüths, in welchem wir uns zuerſt anſchicken, um die ſubjectiven Bedingungen ausfindig zu machen, unter denen wir zu Begriffen gelangen können,“ *) nennet die kritiſche Philoſophie

---

*) S. 316.

Reflexion, Ueberlegung. Sie nennet ihn ſo, der gewohnten Bedeutung der Worte zuwider. Denn indem ich überlege, ſchicke ich mich nicht zuerſt dazu an, um Bedingungen ausfindig zu machen, unter denen ich zu Begriffen gelangen könne; ſondern ich habe Begriffe oder Gründe, die ich auf der Waage der Vernunft, um zu einem Schluß zu kommen, hin und her lege. Ueberlegung iſt eine Handlung der Seele, nicht ein Zuſtand. Noch weniger iſt ſie blos „das Bewußtſeyn des Verhältniſſes gegebner Vorſtellungen zu unſern verſchiedenen Erkenntnißquellen, *) dies Bewußtſeyn oder die Erforſchung ſolches Verhältniſſes kann zuweilen der Ueberlegung dienen; nicht aber iſt ſie dieſe

---

*) S. 316.

ſelbſt oder allein, als ob Ueberlegung blos eine Einſchachtelung des Begriffs in eine Topik der Seelenkräfte wäre. Die transſcendentale Ueberlegung der Kritik iſt indeß leider nichts anders, als dieſe; Einordnung der Begriffe in eine Transſcendental-Topik.

Reflexion endlich, dieſe edle Handlung der Seele, die (ihrem Namen ſelbſt nach) den empfängnen Lichtſtral wendet, mithin dem Bilde einen neuen Sehwinkel gewährt; wenn ſie Reflexionsbegriffe giebt, ſo können dieſe keine andre, als durch Zuſammenhaltung mehrerer Ideen entſprungene Reſultate, und je ſchärfer der Winkel iſt, in dem ſie zuſammengeſetzt wurden, deſto genauere Reſultate ſeyn. Eine Amphibolie, d. i. ein Umherwerfen derſelben, wäre alſo ein Widerſpruch der Handlung ſelbſt, wenn man nicht etwa die rohen Materialien meint, die hin und hergeworfen werden, bis der Reflexionsbegriff ſich ergebe. Da dieſer ganze Abſchnitt den gewöhnlichen Sinn der Worte verläßt, zeigt er ſelbſt wovon er redet, Amphibolie der Worte.

Denn nun ſoll transſcendentale Ueberlegung „die Vergleichung der Vorſtellungen überhaupt mit der Erkenntniß zuſammenhalten, darinn ſie (die Vergleichung) angeſtellt wird, und dadurch unterſcheiden, ob ſie (die Vorſtellungen) als zum reinen Verſtande oder zur ſinnlichen Anſchauung gehörend unter einander verglichen werden. *) Und das Verhältniß, in welchem die Begriffe, in einem Gemüthszuſtande einander gehören können, ſoll ſeyn:“

---

*) S. 317.

1.
„Die der
Einerlei-
und
Verſchiedenheit.

2.
Der
Einſtimmung
und des
Widerſtreits.

3.
Des
Innern
und
Aeußern.

4.
Des
Beſtimmbaren
und der
Beſtimmung.
(Materie und Form.)"

„Die tranſſcendentale Topik enthält nicht mehr, als die angeführten vier Titel aller Vergleichung und Unterſcheidung, die ſich dadurch von Kategorieen unterſcheiden, daß durch jene (Titel) nicht der Gegenſtand nach demjenigen, was ſeinen Begriff ausmacht, ſondern nur die Vergleichung der Vorſtellungen, welche vor dem Begriff von Dingen vorhergeht, in aller ihrer Mannichfaltigkeit dargeſtellt wird;“ *) wodurch die kritiſche Philoſophie dann Einer ihrer Kategorieen, der zweiten, ſelbſt das Urtheil ſpricht, durch welche nicht „der Gegenſtand, nach demjenigen, was ſeinen Begriff ausmacht,“ ſondern eine Handlung der Seele dargeſtellt ward, die ihn ſetzte, einſchränkte, läugnete, und alſonach dieſem Ausſpruch keine Kategorie war.

Aber wenn wir nun „alle Vergleichungen der Vorſtellungen, welche vor dem Begriff von Dingen vorhergehn,“ in dieſen vierfachi-

---

*) S. 325.

gen Kaſten geräumt hätten, wohin ſetzen wir den Kaſten? Der Sinn empfindet. Allerdings empfindet er das Einerlei und Verſchiedne, das Einſtimmige und Streitige, das Innere und Aeußere, endlich auch, (die feineren Sinne wenigſtens,) Materie und Form; immer aber iſts nur der *innere Sinn*, der dieſe Comparate und Diſparate vergleicht, unterſcheidet, beſtimmt, und daher eben ſeinen Begriff oder Schluß, das Eine aus Mehrerem, fordert. Dem Thier ſelbſt, wenn es vergleicht, unterſcheidet und Schluß nimmt, ſchreiben wir ein *Analogon des Verſtandes oder der Vernunft* zu; beim Menſchen kann die Handlung des Ueberlegens gewiß keinem andern Vermögen zugehören. Zum erſten menſchlichen Begriff, zum Anerkennen und Wiedererkennen eines Dinges, zum erſten menſchlichen Wort: du biſts! du biſts nicht! gehörte eine Handlung, in der ſich alle dieſe Vergleichungen und Unterſchiede, des Einerlei- und Verſchiedenſeyns, der Einſtimmung und des Widerſtreits als Coefficienten zuſammenfanden.

Wenn alſo dieſe ganze Topik niemanden als dem Verſtande zugehört, ſo muß ſie, recht geordnet, mit den Kategorieen zuſammenfallen; oder dieſe waren nicht, was ſie ſeyn ſollten. Beide Tafeln müſſen einander zur Probe dienen. Den Verſtandesbegriffen z. B. von Daſeyn, von Fortdauer, Kraft, halfen die Vergleiche und Unterſchiede von Innen und Außen, Jetzt und Dann nebſt vielen andern. *) Sie bezeichnen Zuſtände

---

*) Z. B. Oben, Unten, Neben, Bei, Durch, Vor, Nach u. ſ.

und *Lagen* des Daſeyenden, Daurenden. (situs und moras.) Daß ſie nicht a priori, ſondern an wirklichen gemeinen Dingen entſtanden ſind, beweiſet ihre Etymologie ſelbſt. (*Horne Took* in ſeinen ἔπεα πτερόεντα hat den Beweis in der engliſchen Sprache geführet, der in der unſern noch augenſcheinlicher gemacht werden könnte.) Frage ich: „*Was* iſt die Sache?“ ſo antwortete der Verſtand: *Daſſelbe* oder *Ein andres*. Ward *Kraft* geſetzt, ſo entſtand Vergleichung verſchiedener *zuſammen-*, *durch-*, *gegeneinander-wirkender* Kräfte, mithin nicht nur *Einſtimmung* und *Widerſtreit*, ſondern auch durch Beide ein Drittes, *Fortwirkung*. *Maas* endlich konnte nicht anders als durch *Verhältniß-Beſtimmung des Unbeſtimmten* erlangt werden, und ſo ordnet ſich nicht nur, ſondern berichtigt ſich auch dieſe Topik der Begriffe, die, weil ihr Inhalt ganz dem Verſtande zugehöret, nichts anders als eine Hülfstafel, d. i. ein Verzeichniß der Erforderniſſe (requiſitorum) und Theiloperationen giebt, durch welche jene Eine Verſtandeskraft zu ihren Begriffen gelangte. Als eine Rückſeite ordnet ſie ſich zu den Kategorieen alſo:

1.

Seyn,
Innen und Außen,
Vor und Nach.
Durch.

2.	3.
Eigenſchften.	Kräfte.
Daſſelbe; Ein	Wider-, In u.
Andres.	Mit einander.
Art.	Fortwirkend.

4.

Maas.
Beſtimmung des Unbeſtimmten.
Fortwährend-beſtimmbar.

Nicht anders, als alſo haben ſich dieſe Hülfsbegriffe der Einen großen Verſtandesoperation auch in die Sprache eingeführet. Als Präpoſitionen und Adverbien, oder als Pronomina, Endungen, Adjective ſtehen ſie den Hauptwörtern zur Seite, vor und nach; ſie fördern, erleichtern, binden den Verſtand der Rede, allenthalben zeigend was ſie ſind, Coefficienten des Hauptbegriffs, Helfer.

Damit zeigen ſie ſogleich, wozu ſie da ſind? Nicht die Sinnen- und Verſtandeswelt zu unterſcheiden, die ſie viel eher verwirren würden; weil in beiden das Vor und Nach, das Innen und Außen, Daſſelbe und Ein Andres Hülfe leiſten muß; ſondern weil ſie, dem Verſtande zugehörend, ihm zu Beſtimmung ſeiner Begriffe helfen. Zuſtände ſollen das Seyn, das Einerlei und ein Andres ſollen die Art, Harmonie und Widerſtreit ſollen die Kraft, Verhältniſſe ſelbſt das Maas beſtimmen, ſo daß mit dieſer Sprach- und Sachähnlichen Deduction (denn Materie und Form gehören nicht hieher) die ganze *akritiſche Amphibolie der Reflexionsbegriffe* und ihre *Topik* verſchwindet.

Wie konnte ſie auch nur entſtehen, dieſe *Amphibolie* ſowohl, als dieſe *Utopik?* Das lehrt uns die kritiſche Kategorieentafel. Gezeichnet wie ſie iſt, blieben dieſe Begriffe nach, die alſo in einen Anhang gebracht werden mußten, in welchem ſie ſelbſt müſſige *Amphibolieen* wurden. Das aber ſind ſie in der Natur nicht; vielmehr ſind folgende Sätze unwiderleglich.

1. *Kein Ding lernen wir auſſer aller Relation kennen; ohne Verhältniſſe iſt nichts denkbar.* Denke dir ein *Etwas* (Ichts;) ſogleich ſtehet ihm das Nichts entgegen. Ein *Wo?* das Außen und Innen, das Ueber und Unter, Zwiſchen und Neben, Vor

und Hinter u. ſ. iſt von ihm untrennbar. Keine Dauer iſt ohne Vor, Jetzt und Nach, keine Handlung ohne Anfang, Mittel, Ende; ſo wie keine Urſache ohne Wirkung, kein Maas ohne + — größer und kleiner.

2. Dieſe Verhältniſſe können nicht von einander geriſſen werden, ſondern ſind dem Verſtande Eins. Wer ſich ein Vor ohne Nach, ein prius ohne ein posterius, Materie ohne Form, Form ohne Materie, ein Innen ohne Außen, ein Außen ohne Innen u. ſ. denken kann, hat Luſt mit Worten zu ſpielen. Ein ſehr übler Gebrauch des Worts Reflexionsbegriffe, wenn Ein Verhältniß aus dem andern, wie ein Wiederſchein reflectiren ſoll, da durchaus Eins ohne das Andre nicht ſtatt fand.

3. Verſtandesart iſts, dieſe Verhältniſſe untrennbar zu verknüpfen; nur durch dieſe Verknüpfung erweiſet er ſich als Verſtand. Eben daß er ſich als das energiſche Eins fühlet, das ein Etwas dem Nichts entreißt, das im Wo und Wann das Vor, Neben, Nach, in Urſache und Wirkung das In-, Mit-, Durcheinander, im Maas das + — in Theilen das Ganze, das Ganze in Theilen zuſammenfaßt, und als Eins denket, nur dadurch empfängt und äußert er Sinn ſeines Gegenſtandes. Nicht willkührliche Syntheſis iſt dies, ſondern συμπλοκη, lebendige Verknüpfung. Form ohne Materie, Materie ohne Form denken, ſogenannte Reflexionsbegriffe, wie todte Waare, aus Kaſten in Kaſten räumen, heißt den aner-

kennenden Verſtand vernichten. Die innigſte Wechſelwirkung und Reciprocation dieſer Begriffe macht eben ihr **Weſen**.

4. **Alle dieſe Verhältniſſe ſind an wirklichen Gegenſtänden vom menſchlichen Verſtande, wie wir ihn haben, anerkannt worden**; dies zeigt unwiderleglich der Bau der menſchlichen Sprache. Bei den meiſten Verhältnißwörtern iſts ihrem Urſprunge nach gezeigt worden; bei andern kann es gezeigt werden. *) Eben

---

*) Ohne die Reihe aller berühmten Etymologiſten der morgenländiſchen, altclaſſiſchen und heutigen Völkerſprachen herzählen zu dürfen, will ich über die Verhältnißworte der Engliſchen Sprache nur Einen, John Horne Tooke, (επεα πτεροεντα) anführen. Er ward mit allen ziemlich fertig, bis auf die Wörter in, out, off, on, at, von denen er aus **Luther**

dieſer Bau menſchlicher Sprache von ihrem Grunde aus vernichtet Grundaus das Spielwerk eines Gegenſtandloſen Verſtandes a priori. Wenn Monboddo ſagt, daß jede Art von Verhältniß eine reine Verſtandesidee ſei, die nie durch Sinne erfaßt werden kann, (apprehended) ſo hat er Recht und Unrecht; eine reine Verſtandesidee iſt ſie, nicht anders aber

---

ſagt: je les defenderois aiſement devant le Pape, mais je ne ſais, comment les juſtifier devant le Diable. The explanation and etymology of theſe words require a degree of knowledge in all the ancient northern languages, and a ſkill in the application of that knowledge, which I am very far from aſſuming. Ohne Anmaaſſung dieſer Kenntniß und Geſchicklichkeit halte ich dieſe Erklärungen devant le Pape et devant le Diable nicht nur für möglich, ſondern in unſrer Sprache für leicht. Hievon an einem andern Ort.

als an Gegenſtänden erweckt, erfaßt, gebildet. *)

5. Auf dieſer weſentlichen Verknüpfung (συμπλοκη) der Verhältniſſe, beruhet alle Gewißheit der Grundſätze und Ausſprüche des menſchlichen Verſtandes. Wem Seyn und Nichtſeyn, (Ichts und Nichts) wem Daſſelbe und ein Andres gleichgeltend ſind, für den giebts keinen Grundſatz des Widerſpruchs und der Identität; er ſchwebt in einem öden Traume.

---

*) Wenn H. Tooke dem guten Monboddo dieſe Worte ſo ſehr zur Laſt legt, daß er darüber das Wort Metaphyſik ſelbſt für ein nonſenſe und alle Syſteme derſelben, die je in die Welt gebracht ſind, für founded on the groſſeſt ignorance of words and of the nature of ſpeech erklärct, (ch. 7. p. 450. 51.) ſo iſt das Erſte zu viel geſagt, das Letzte iſt in manchem Beiſpiel ohne Zweifel.

So wem die Verhältnißbegriffe des Vor und Nach, des Innen und Außen dergeſtalt trennbar ſind, daß er Einen Begriff ohne den andern zu denken vermag, für den giebts keine Regel des anerkennenden Verſtandes. Kein Begriff der Kategorieen konnte ohne die lebendige Verknüpfung (συμπλοκη) dieſer unzerreißbaren Verhältniſſe conſtituirt werden, deren Eins das andere ſetzt oder aufhebt, einſchränkt oder erweitert, dergeſtalt, daß nur im lebendigen Punkt dieſer Verknüpfung der Verſtand ſeine Energie äußert. Die getroffene Coincidenz des Beiderſeitigen, oft einander Entgegengeſetzten iſt der Punkt ſeiner Wirkung.

6. Wie alle weſentliche Verſtandesverhältniſſe, ſo auch Urſache und Wirkung: denn ſie ſind das weſentlichſte Verhält-

niß. So wenig ich Vor und Nach, Innen und Außen trennen mag; so und noch weniger Ursache und Wirkung. Jene kann es nur in der Möglichkeit seyn, (εν δυναμει) wird sie wirklich, (εν ενεργεια) so ists eben diese Energie, die mein gleichmäßig energischer Verstand anerkennet und sich aneignet. Schwebt das Band zwischen Beiden ihm dunkel vor, so ahnet er nur; er erkennet, sobald er die Verknüpfung lebendig erfaßt, und seiner innern Art gemäß findet. *)

---

*) Ahnen ist wie Erkennen ein Geschlechtswort. Es hieß anfangen, anheben, ein Geschlecht anfangen, gebähren. Daher Ahnen, (Vorfahren) Ahnherr, Ahnfrau, ähnlich. **Aehnlich** ist, in dem ich das Bild der Abkunft, der Ahnen wiederfinde: so ahne ich in der Wirkung die Ursache, in der Ursache die Wirkung, im Jezt den Abstamm aus der Vergangenheit, die Zukunft. Sehe ich die

7. Eine Philoſophie, die dieſer Verhältniſſe nothwendige Verknüpfung trennet, hebt alle Philoſophie, ja das Weſen unſres Verſtandes ſelbſt auf. Sein Werk iſt Anerkennen, wozu ein Inneres und Aeußeres gehört, ſogar daß, wenn er über ſich ſelbſt denkt, er ſich zum Object machen muß. Räume ich dies Auſſer mir weg, alſo, daß das Univerſum nur ein Wiederſchein meines Innern werde; ſo bin ich nicht weiter, als wenn ich

---

Verknüpfung deutlich, ſo erkenne ich, was ich geahnet habe; der Traum des Aehnlichen oder Fortwirkenden wird zur Wahrheit. Ganz ein anderes iſts mit dem Wort Ahnden, d. i. rächen, ſtrafen. (Ob dieſem Unterſchiede in der kritiſchen Anthropologie gleich widerſprochen worden, ſo beſtehet er doch und iſt erweislich.)

mein Inneres für einen Wiederſchein des Univerſum erklärte. Dort wie hier phantaſire ich zwar, und mag manches ausphantaſiren: ich verſtehe und erkenne aber nicht, ſondern dichte, mich däucht. Die Aſymptote kann der Parabel, eine Parallellinie der andern ewig neben anlaufen, ohne daß ſie einander erreichen; durchſchneidet aber die Linien, ſchafft einen lebendigen Punct der Coincidenz, ſogleich entſpringen Reflexionsbegriffe, aus- und einſpringende Winkel. Nach ewigen Geſetzen ſind ſie da, einander beſtimmend, wechſelsweiſe in einander wirkend.

Lohnt es nach dieſen Sätzen noch die *kritiſche Topik* mit der Frage zu durchgehen: in welches Fach Verhältnißbegriffe geräumt werden ſollen? ob ins Fach der Einbildungskraft oder des Verſtandes? Es lohnet.

Giebts eine Grenzbeſtimmung zwiſchen Begriffen der Einbildungskraft und des Verſtandes? eine kritiſche Topik?

1. Topik hieß dem Ariſtoteles ein Fachwerk, in welchem Diſputanten zu jeder wahrſcheinlichen Materie ihr Material fanden; ſein Zweck hatte alſo mit der Frage: ob gewiſſe Begriffe dem Verſtande, andre der Einbildungskraft zugehören? oder ob das Umherwerfen derſelben in ein fremdes Fachwerk Irrthümer in der Philoſophie, z. E. den Leibnitzianiſmus gebohren habe? *) keine Gemeinſchaft. Aber auch hinweggeſehen von Ariſtoteles und Leibnitz, giebts zwiſchen Begriffen des Verſtandes und

---

*) S. 326.

der Einbildungskraft eine Grenzbeſtimmung? iſt ſie möglich?

2. Dem alten Spruch: Nichts iſt im Verſtande, was nicht im Sinn war, kann und muß man ſeinen Gegenſpruch beifügen: bei Menſchen giebt es keinen ſinlichen Begriff, an welchem nicht der Verſtand Theil hatte und ihn formte. Sinne gewähren uns ein reiches Material; ſobald das Material Begriff werden ſollte, mußte der Verſtand es begreifen. Den Typus, den zwiſchen beiden die Einbildungskraft ſchuf, den das Gedächtniß aufbewahrte, den die Erinnerung weckt und mancherlei Zufälligkeiten modificiren, Er war weder Empfindung noch Begriff allein, ſondern ein Abdruck beider.

3. Sogleich erhellet, daß zwiſchen dieſen drei Vermögen mit Worten keine Grenze zu ziehen ſei, als ob gewiſſe Worte, z. B. Materie, Form; Daſſelbe, Ein Andres; von Innen, von Außen Einem derſelben ausſchließend zukämen, und wie in ein Fachwerk dahinein topiſirt werden können. Der Sinn z. B. hat ſeine Materie und Form, ſein Innen und Außen wie der Verſtand; die Einbildungskraft zwiſchen beiden mahlt dieſe Unterſchiede ſowohl in der Region des Verſtandes als der Empfindung aus, und hindert keine am Beſitz ihres Eigenthumes.

4. Sichre Gewährleiſtung hierüber giebt uns das Organon aller Verſtandes-, Einbildungs- und Sinnenbegriffe, die Sprache. Die feinſten Begriffe des Verſtandes kann ſie nicht anders, als

durch „Derſelbe, ein Andrer;“ in und außer, vor und nach bezeichnen, wie ſie die abſtracteſten Unterſchiede der Naturwirkungen auf kein anderes Geſetz als Harmonie oder Streit, Gegen- und Mitwirkung zurückzuführen vermag. Durchaus bezeichnen in ihr ſinnliche Worte die feinſten Begriffe des Verſtandes; ſo daß nicht welches Wort, ſondern in welchem Sinn das Wort dort und hier gebraucht werde, den Ort des Begriffs entſcheidet.

5. Anders nicht, als nach innerm eigenthümlichen Geſetz können die Regionen des Verſtandes, der Sinne und der Einbildungskraft von einander geſondert werden; dies Geſetz iſt in jeder Region klar.

1. Der Sinn unterſcheidet ſinnlich. Mit allen Transſcendentalworten

werde ich dem Blindgebohrnen das „Dies und Jenes“ der Farben, dem Gehörloſen das „Vor und Nach“ der Melodie zu geben nicht vermögen.

2. Die Einbildungskraft unterſcheidet nach den Medien ihrer beiden Hauptſinne, des Geſichts und Gehörs. Wie die Vorſtellungen Jenes als ein Continuum, dieſes als eine Reihe grenzen, ſo verbindet und trennet die Phantaſie ſolche nach ihrem Geſetz. Bei Vorſtellungen im Raum heißt dies Geſetz Contiguität, bei Ereigniſſen in der Zeitfolge hat mans Aſſociation genannt, weil in dieſer, des Unerwarteten und der größern Lebhaftigkeit wegen, die Verbindungen der Vorſtellungen mehr auffiel. Beide Geſetze ſind indeß urſprünglich Eins. Sie geben eine Menge Relationen und Reciprocitäten.

3. **Der Verſtand** bindet und trennt nach dem Geſetz des Grundes und der Folge, der Urſache und Wirkung, und ſchafft ſich dadurch ſowohl bei ſinnlichen Eindrücken, inſonderheit des Gefühls, als bei gegebnen Bildern der Einbildungskraft, anerkennend ſein Merkmal energiſch, Grund des Zuſammenſeyns und der Folge, Zuſammenhang der Dinge. Hiernach benennet Er Materie und Form, Daſſelbe und Ein Andres, Streit und Harmonie, Innen und Außen. Er beſtimmt dieſe Unterſchiede anders, als ſie in jenen Regionen beſtimmt werden konnten.

4. **Vernunft** endlich legt ihr Maas an alle, und ſpricht zum Innen und Außen, zum Vor und Nach nichts

anders, als Gleich, Mehr, Minder. Die wahre Topik der Sinnes-Empfängniſſe, ſo wie der Phantaſieen und ächter Verſtandesbegriffe, iſt alſo nach dem weſentlichen Principium der Thätigkeit dieſer Vermögen folgende:

Topik
der Regionen der Sinne, der Einbildungskraft und des Verſtandes.

1.

Sinnen-Empfängniſſe.

Jeder Sinn eignet ſich aus dem Gegebnen das Eigne ſeiner Art an.

(Lex ſenſationis.)

2.

Phantaſieen.

Sie ſind neben-, mit und nach einander nach Geſetzen der Continuität und Aſſociation, in Raum und Zeit, nach Maas des Eindrucks.

(Lex imaginationis.)

3.

Verſtandesbegriffe.

Sie heben ſich über Raum und Zeit, nach dem Geſetz des Grundes und der Folge, der Urſache und Wirkung. Dadurch ſchaffen ſie ſich ſelbſt Zuſammenhang der Dinge aus innerem Grunde.

(Lex intellectus.)

4.

Vernunft-Ideen.

De-

deren Geſetz bald erſcheinen wird. Jetzt ruft uns der Name Leibnitz, deſſen ſogenanntes „intellectuelles Syſtem der Welt," durch ein Umherwerfen vergeblicher Reflexionsbegriffe zur kindiſchen Amphibolie gemacht wird. *)

Ohne Leibnitzianer zu ſeyn, d. i. ohne die Hypotheſen, mit welchen dieſer groſſe Denker den Zuſammenhang des Weltalls vorſtellig machen zu können glaubte, in jeder von ihm gewählten Einkleidung für auslangend zu halten, dürſen wir ſeinen Scharfſinn doch dadurch ehren, daß wir ihn verſtehen, nicht misgeſtalten.

„In Ermangelung einer tranſſcendentalen Topik, und mithin durch die Am-

---

*) S. 325.

phibolie der Reflexionsbegriffe hintergangen, errichtete Leibnitz ein intellectuelles Syſtem der Welt, oder glaubte vielmehr der Dinge innere Beſchaffenheit zu erkennen, indem er alle Gegenſtände nur mit dem Verſtande und den abgeſonderten formalen Begriffen ſeines Denkens verglich." *) Leibnitz? Ihm ſollte, weil er dieſe Blätter einer Transſcendental-Utopik nicht geleſen, eine wahrere Topik der Begriffe gefehlt haben? ihm, der in ſeinem Commentar über Locke jeden dieſer Begriffe nicht nur topiſirt, d. i. durch Unterſcheidung des Sinnlichen und Unſinnlichen an ihm genau beſtimmt und ordnet, ſondern den von Kindheit auf eben die ihm als Lieblingsidee einwohnende Topik der Begriffe zu

---

*) S. 326.

ſeinen kühnſten Hypotheſen, zu ſeinen Geiſtreichſten Aufſätzen veranlaßte und verführte. Leſe man ſeinen Briefwechſel, ſeine Entwürfe; Topik der Begriffe war allenthalben ſeine Leiterin, ſein herrſchender Gedanke.

Und durch eine Amphibolie der Reflexionsbegriffe „hintergangen," hätte er ſein Syſtem errichtet, weil er „die innere Beſchaffenheit der Dinge zu erkennen glaubte?" da er ſeine Hypotheſe gerade deßhalb erſann, weil er dieſe, uns undurchſchaubar, als Spiegel voll Geſtalten und Verhältniſſe des Weltalls, dem Unendlichen allein durchſchaubar, vorſtellte? Er hätte jenen Wahn geglaubt, weil er alle Gegenſtände „nur mit dem Verſtande und den abgeſonderten Formen ſeines Denkens verglich?" Er, der die Körper-

und Geiſterwelt ſogar trennte, weil er die Wirkung Jener auf dieſe ſich nicht verſtändlich machen konnte, zwiſchen beiden aber mittelſt der beſcheidenſten Hypotheſe allenthalben Harmonie nicht nur zum Grunde ſetzte, ſondern wo er konnte, erwies.

„Leibnitz verglich alle Dinge blos durch Begriffe mit einander.“ *) Laſſen ſie ſich durch etwas anders vergleichen? „Und fand, wie natürlich, keine andre Verſchiedenheit als die, durch welche der Verſtand ſeine reinen Begriffe von einander unterſcheidet. Die Bedingungen der ſinnlichen Anſchauung, die ihre eigne Unterſchiede bei ſich führen, ſah er nicht

---

*) S. 327.

für urſprünglich an: denn die Sinnlichkeit war ihm nur eine verworrene Vorſtellungsart, und kein beſonderer Quell der Vorſtellungen." Iſt ſie etwas anderes? daß aber Leibnitz keinem ſinnlichen Gegenſtande und der Empfindung deſſelben, die ihnen urſprünglich zukommenden Bedingungen verſagte, bezeugt jede ſeiner Hypotheſen. „Erſcheinung war ihm die Vorſtellung des Dinges an ſich ſelbſt, obgleich von der Erkenntniß durch den Verſtand, der logiſchen Form nach, unterſchieden, da nämlich jene, bei ihrem gewöhnlichen Mangel der Zergliederung, eine gewiſſe Vermiſchung von Nebenvorſtellungen in den Begriff des Dinges zieht, die der Verſtand davon abzuſondern weiß." *) Wer dies für Leibnitzens Syſtem, dazu in ſeiner Geneſe, hält, der

---

*) S. 326.

ſuche ferner das problematiſche Ding an ſich hinter dem Spiegel. *)

Wird man denn nicht aufhören, den beſonnenſten Denker, unzweifelhaft einen der größten Meßkünſtler Europa's mit dem Trivialſten zu belehren? Er, der

---

*) Leibnitzens wahre Geſtalt kennen wenige; ein Schemen iſts, den man gewöhnlich ihr unterſchiebet. Was mag z. B. Kaſtner von ſolchen Unbegriffen denken, die man Leibnitzen beimißt, und von den mathematiſchen Unbegriffen, auf welche ſich die „kritiſche Philoſophie“ zu ſtützen vermeinet? Wie übel Spinoza in dieſer „kritiſchen Philoſophie“ verſtanden ſei, hat Jacobi in ſeiner Schrift über den Idealismus und Realismus gezeigt. — Doch wer würde von dieſer „kritiſchen Philoſophie“ verſtanden? Jedes fremde Syſtem wird von ihr „ins Beſſere gedeutet,“ d. i. getödtet.

Erfinder einer höheren Analyſe und eines Syſtems der Dynamik ſollte nicht gewußt haben, „daß zwei gleiche Kräfte im Widerſtreit einander aufheben?“ *) Er hätte ſeine bekannte Hypotheſe ſubſtanzieller Einheiten erfunden, „weil er den Reflexionsbegriff des Innen und Außen noch nicht ins rechte Fach der Transſcendental-Topik zu legen gewußt,“ und unſre Seele wahrſcheinlich als die Innenſeite der Windmühle, mit Spiegeln des Univerſums austappezierte? „Leibnitz intellectuirte die Erſcheinungen, wie Locke die Verſtandesbegriffe nach ſeinem Syſtem der Noogonie insgeſammt ſenſificirte.“ **) Weder Jeñes, noch Dieſes, da Locke der erkennenden Natur in uns ausdrücklich ein Reflexionsvermögen zuerkannte, und **Leibnitz** die Erſcheinungen nicht anders als in einer **Intellectualwelt**, wo keine als Verſtandesbegriffe auftreten konnten, intellectuirte. Der Sinnlichkeit ließ er ihre Phänomene; die körperliche Welt ſtellte er der geiſtigen ſogar entgegen. Iſts nicht befremdend, daß gerade die feinſte Sorgſamkeit des mathematiſchen Mannes, Begriffe nicht zu verwirren, ein rohes Umherwerfen der Begriffe ſeyn ſoll? Eben weil er nicht amphiboliſiren wollte, erfand er ſeine ſondernden, ordnenden Hypotheſen. *)

---

*) S. 329.

**) S. 327.

---

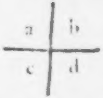
*) Wenn übrigens **Locke's** Werk eine **Noogonie** genannt wird: ſo muß die kritiſche Philoſophie **Noopöie**, d. i. die **Verſtandesfabrik** heißen, da eigentlich ſie den Verſtand durch **Wortſchemate** a priori dichtend fabriciret.

„Meine, (ſagt der kritiſche Philoſoph) iſt eine *intelligible* Welt. Ich finde in den Schriften der Neueren einen Gebrauch der Ausdrücke eines mundi ſenſibilis und intelligibilis, der von dem Sinne der Alten ganz abweicht, und wobei es freilich keine Schwierigkeit hat, aber auch nichts als leere Wortkrämerei angetroffen wird. Nach demſelben hat es einigen beliebt, den Inbegriff der Erſcheinungen, ſofern er angeſchaut wird, die *Sinnenwelt*, ſofern aber der Zuſammenhang derſelben nach allgemeinen Verſtandesgeſetzen gedacht wird, die *Verſtandeswelt* zu nennen. Intellectuell oder ſenſitiv ſind nur die Erkenntniſſe; was aber nur ein Gegenſtand der Einen oder der andern Anſchauungsart ſeyn kann, die Objecte alſo, müſſen *intelligibel* oder *ſenſibel* heißen.“ *) — Nenne man ſie auch tangibel, audibel, viſibel, phantaſibel; ſobald du den für die Sinne ſenſibeln Gegenſtand intelligireſt, ſo tritt er in die Welt der Verſtandesbegriffe, d. i. die Intellectualwelt. In ihr können die Gegenſtände nicht anders, als nach Verſtandesgeſetzen, welche die Geſetze der Sinnenwelt nicht aufheben, ſondern vorausſetzen, mit andern Verſtandesbegriffen verbunden werden. Dadurch wird alſo, nicht neben, ſondern in der Sinnenwelt, ein ſyſtema intellectus. Kann man Gegenſtände ohne Verſtand intelligiren? und wenn intelligirte Gegenſtände nach keinem allgemeinen Verſtandesgeſetz intelligirt wurden, ſind ſie intelligibel? So dachten die Alten nicht; ihr mundus νοητος war auch νοητικος, d. i. ihre verſtändliche und verſtandene Welt war auch eine Verſtandeswelt, κοσμος. Phantasmen, Transſcendentale Formen, aus denen eine Welt nicht gedacht, ſondern phantaſirt wird, machen ſie nicht verſtändlich.

---

*) S. 312.

Wenn ich Eine Linie mit einer andern ſchneide:



darf ich bei den vier einander gegenüberſtehenden Winkeln vom Winkel a ausſchließend ſagen, Er habe die andern intelligibel gemacht? ohne daß man mit gleichem Recht ſagen dürfte, durch ſie ſei jener intelligibel worden. So mit dem prius und poſterius: das Eine iſt ohne das andre weder gegeben, noch verſtändlich. Kehre die Winkel um, ſo wird das poſterius ein prius, wie jede Wiſſenſchaft in reichen Beiſpielen zeiget.

Der Mann, (Leibnitz) der die Linien ziehend beſcheiden ſagte: „dies ſind ihre Verhältniſſe; ich weiß nicht, wie Körper- und Geiſterwelt in einander wirken; aber Harmonie iſt zwiſchen ihnen; die zeige ich euch.“ Darf ich von dem Manne ſagen, er habe beide Welten verwirrt, er habe d zu a intellectuiret? Die Philoſophie hingegen, die ſich a nennet und ſpricht: „ich ſinne, wie durch mich b. c. d. möglich werden? und es für erwieſen hält, daß jene durch ſie mittelſt transſcendentaler Anſchauungen möglich worden; ſie hat nicht nur die Verſtandes-, ſondern auch die Sinnenwelt aus ſich heraus, a priori, zwar nicht intellectuirt, aber ſchematiſch phantaſiret, und eben durch dieſe Phantaſie-Schemate den wahren Begriff einer anzuerkennenden Verſtandeswelt vernichtet.

Wenn alſo die kritiſche Philoſophie am Schluß dieſes Hauptſtücks eine Kategorieentafel des Nichts giebt. *)

„Nichts
als

1.
Leerer Begriff ohne Gegenſtand
ens rationis.

2.
Leerer Gegenſtand
eines Begriffs
nihil privativum.

3.
Leere Anſchauung
ohne Gegenſtand
ens imaginarium.

4.
Leerer Gegenſtand ohne Begriff
nihil negativum.“

ſo mögen wir dieſe Tafel mit ihrem bisherigen Inhalt alſo füllen:

---

*) S. 348.

Kritiſche Philoſophie

1.

Reines Denken a priori
ohne Gegenſtand u. vor allen Gegenſtänden.

Nichts.

(ens rationis.)

2.	3.
Materie ohne Form; Form ohne Materie; Schemate a priori.	Anſchauungen des Raums und der Zeit; als reiner Formen der Sinnlichkeit.
Nichts.	Nichts.
(nihil privativum.)	(entia imaginaria.)

4.

Aus ſich ſelbſt ſchreitende Syntheſe
a priori.

Nichts.

(nihil negativum.)

Und ſo wäre hier zum zweitenmal die Welt ſammt der Möglichkeit aller Erfahrung aus Nichts, aber auch durch Nichts und zum Nichts erſchaffen worden.

Vernunft und Sprache.

Eine

Metakritik

zur

Kritik der reinen Vernunft.

Mit einer Zugabe,
betreffend ein kritiſches Tribunal aller Facultäten,
Regierungen und Geſchäfte.

Von

J. G. Herder.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1799.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

Inhalt
des
# zweiten Theils.

3. Metakritik der transſcendentalen Dialektik. S. 1.

Einleitung, vom transſcendentalen Schein. S. 2—8.

Was iſt Vernunft? S. 9—21.

„Der transſcendentalen Dialektik erſtes Buch, von transſcendentalen Ideen." S. 21 — 27.

„Syſtem der transſcendentalen Ideen." S. 27 — 31.

Vom Urſprunge, Zweck und Gebrauch allgemeiner Begriffe in der menſchlichen Seele. S. 32 — 52.

9. Von Paralogismen der reinen Vernunft. S. 53.

Ob ſolche ihr weſentlich ſeyn? S. 54 — 61.

Urtheil der Vernunft über das: „Ich denke;" und die Schlüſſe daraus über Unſterblichkeit. S. 62 — 74.

10. Von Antinomieen der Vernunft. S. 75.

„Antinomiſche Einrichtung der Vernunft." S. 76 — 84.

Urtheil der Vernunft über dieſe Antinomieen. S. 84.

„Erſter Widerſtreit der transſcendentalen Ideen. Ueber die Endlichkeit oder Unendlichkeit der Welt. S. 85 — 90.

Zweiter Widerſtreit. Ueber das Einfache und die Zuſammenſetzung der Dinge. S. 90 — 92.

Dritter Widerſtreit. Ueber Cauſalität und Freiheit. S. 93 — 96.

Vierter Widerſtreit. Ueber ein ſchlechthin nothwendiges Weſen in der Welt. S. 96 — 100.

II. **Vom Ideal der Vernunft.** S. 101.

„Kritiſche Vorſtellung des Prototypon transſcendentale.“ S. 102 — 110.

Misverſtändniſſe darüber. S. 111 — 113.

Wahrer Begriff von der reinſten Idee der menſchlichen Vernunft. S. 113. 114.

Ob ſolche exiſtire? S. 115 — 117.

Ob ſie als Phantaſie imaginirt werden könne oder müſſe? S. 117 — 124.

12. Vom regulativen Gebrauch der Vernunft. S. 125.

„Kritiſche Vorſtellung deſſelben,“ metakritiſch erwogen. S. 126 — 152.

Schema der Verſtandes- und Vernunft-Einheit. S. 153.

Geſetz der Vernunft. S. 154 — 182.

13. Vom Diſcipliniren der Vernunft. S. 183.

„Vorſtellung der kritiſchen Diſciplin,“ von Metakritik begleitet. S. 184 — 197.

Giebt es eine Diſciplin der reinen Vernunft? Welches iſt ſie? und wodurch wird dieſelbe? S. 198 — 216.

Ueber das Diſcipliniren durch Scherz und Spott. S. 216 — 220.

Kategorieen des Scherzes und Spottes. S. 221. 222.

Swift über den Urſprung neuer Schemen in der Philoſophie und ihre mächtige Verbreitung. S. 223 — 230.

14. Vom Kanon der Vernunft. Ingleichen vom Meynen, Wiſſen und Glauben. Und von der Sphäre menſchlicher Erkenntniſſe. S. 231.

„Die Disciplin der reinen Vernunft in Anſehung ihres polemiſchen Gebrauchs.“ S. 233 — 235.

Erkanoniſirte reine Vernunft. S. 235 — 241.

1. Vom Fürwahrhalten. S. 241.
2. Von Ueberzeugung. S. 242.
3. Von Ueberredung. S. 243.
4. Von Wahrheit. S. 245.
5. Vom Meynen. S. 248 — 249.

6. Vom Glauben. S. 249. 250.

7. Vom Wiſſen. S. 251.

8. Von Erlaubniß zu meynen. S. 251 — 255.

9. Vom pragmatiſchen Glauben. S. 255 — 257.

10. Vom Doctrinalglauben. S. 257 — 258.

11. Vom moraliſchen Glauben. S. 258 — 267.

Künftiger Weg der Metakritik. S. 267 — 268.

Welches iſt die Sphäre menſchlicher Erkenntnißkräfte? beſonders der Vernunft? Wie orientirt man ſich in ihr? S. 269.

I. Vernunft als Vermögen betrachtet. S. 269 — 276.

Sphären der menſchlichen Erkenntnißkräfte. S. 277.

II. Vernunft als Erkenntnißquelle betrachtet. S. 278 — 281.

Perioden der Vernunft. S. 282.

III Vernunft als Gegenſtand betrachtet. S. 283 — 290.

Arten der Gewißheit des menſchlichen Erkenntniſſes. S. 291. 292.

15. **Verfehlte Kritik der reinen Vernunft.** S. 293.

I. Veranlaſſung des Werks. Hume's Zweifel. S. 295 — 315.

II. Probe mißangewandter mathematiſcher Begriffe und Worte. S. 316.

1. A Priori. S. 316. 317.
2. Syntheſis a priori. S. 318 — 321.
3. Tranſcendental. S. 321 — 323.
4. Anſchauung. S. 324 — 325.
5. Poſtulat. S. 326. 327.
6. Allgemeingültig. S. 327 — 330.

III. Ein Zwieſpalt der menſchlichen Natur. S. 331.

1. Spaltung der menſchlichen Erkenntnißkräfte. S. 332.

2. Spaltung der ganzen Natur. S. 333.

3. Spaltung der Vernunft ſelbſt. S. 334—337.

IV. Verwirrung im Hauptbegriff des Werks. S. 337—342.

Leibnitz vom philoſophiſchen Vortrage. S. 343—352.

Zugabe. Neueſte Nachricht von einer kritiſchen Facultät der reinen Vernunft. S. 353.

Kritiſcher Begriff von Univerſitäten, als „Anſtalten, den ganzen Inbegriff der Gelehrſamkeit und die derſelben gewidmeten Köpfe fabrikmäßig zu behandeln. S. 355—360.

Kategorieen der Decane „kritiſch aus dem Thierkreiſe herabgeholet." S. 361.

Von Gelehrten außer der Univerſität. S. 361 — 364.

Von Studierten oder Literaten, als Werkzeugen des Staats „unter richtender Gewalt der Facultäten." S. 365 — 371.

„Von einer durchaus nothwendigen Facultät, die alle Befehle der Regierung zu beurtheilen die Freiheit habe." S. 372 — 377.

„Von einem Departement, geſtiftet, alle obern Facultäten zu controlliren." S. 378 — 385.

„Die philoſophiſche Facultät kann von der Regierung nicht mit einem Interdict belegt werden." S. 385 — 386.

„Was ſich die obern Facultäten von der philoſophiſchen gefallen laſſen müſſen." S. 387.

„Geſchäftsleute ſollen ſich nicht erkühnen, den Philoſophen zu ſpielen, weil ſie ihr Wiſſen nur von den Facultäten herhaben." S. 388 — 392.

Proteſtation gegen dieſe Behauptungen. S. 393 — 397.

Der Streit der Facultäten. Eine kritiſch-freundliche Anrede. S. 398 — 402.

8.

Metakritik der transſcendentalen Dialektik.

Die transſcendentale Dialektik.*)

Wir treten jetzt dem Heiligthum der reinen Vernunft näher, vor welchem uns aber ſtatt eines einladenden Lichts eine „Einleitung vom transſcendentalen Schein„ faſt zurückſcheuchet. **) „In unſrer Vernunft, als ein menſchliches Erkenntnißvermögen betrachtet, liegen Grundregeln und Maximen ihres Gebrauchs, welche gänzlich das Anſehen objektiver Grundſätze haben, und wodurch es geſchieht, daß die *ſubjective Nothwendigkeit* einer gewiſſen Verknüpfung unſerer Begriffe, *zu Gunſten des Verſtandes*, für eine objektive Nothwendigkeit der Beſtimmung der Dinge an ſich ſelbſt gehalten wird. Eine *Illuſion, die gar nicht zu vermeiden iſt.* Der transſcendentale Schein hört nicht auf, ob man ihn ſchon aufgedeckt und ſeine Nichtigkeit durch die *transſcendentale Kritik* deutlich eingeſehen hat. Daß er verſchwinde, kann die *transſcendentale Dialektik* nie bewerkſtelligen. Denn wir haben es mit einer *natürlichen und unvermeidlichen* Illuſion zu thun, die *ſelbſt auf ſubjectiven Grundſätzen beruhet.* Es giebt eine *natürliche und unvermeidliche Dialektik* der reinen Vernunft, die der menſchlichen Vernunft *unhintertreiblich* anhängt, und ſelbſt, nachdem wir ihr Blendwerk aufgedeckt haben, dennoch nicht aufhören wird, ihr vorzugaukeln und ſie unabläſſig in augenblickliche Verirrungen zu ſtoßen, die jederzeit gehoben zu werden bedürfen.“ *) — Stehts mit der reinen Vernunft alſo? Wie kamen Grundſätze und Maximen ihres Gebrauchs, die ſie unhintertreiblich anlocken und verführen, in ſie? jene natürliche, unvermeidliche Illuſion, die ſie nie verläßt und verlaſſen wird? Und was haben wir uns von einer Dialektik zu verſprechen, die, indem ſie den falſchen Schein der Vernunftſchlüſſe aufdecken und verhüten ſoll, daß er uns nicht betrüge, ſelbſt eine Gauklerinn wird, die nie aufhört, der Vernunft, der ſie unhintertreiblich an-

---

*) S. 349.

**) S. 349 u. f. Das Wort iſt wahrſcheinlich aus Lamberts Organum; welcher mathematiſche Denker davon aber einen würdigern Gebrauch macht.

---

*) S. 353 354.

hängt, vorzugaukeln? Die Zurechtweiſerinn ſelbſt iſt alſo unſer Betrüger! —

„Der Verſtand mag ein Vermögen der Einheit der Erſcheinungen vermittelſt der Regeln ſeyn; die Vernunft iſt das Vermögen der Einheit der Verſtandesregeln unter Principien. Ihr reiner Gebrauch iſt, zu dem bedingten Erkenntniß des Verſtandes das Unbedingte, zu finden, womit die Einheit deſſelben vollendet wird. Da aber das Bedingte aufs Unbedingte ſich nicht beziehet, auch aus demſelben verſchiedne Sätze entſpringen, von denen der reine Verſtand nichts weiß, das Unbedingte aber, wenn es wirklich Statt hat, beſonders erwogen werden kann nach allen den Beſtimmungen, die es von jedem Bedingten unterſcheiden, und dadurch Stoff zu manchen ſynthetiſchen Sätzen a priori geben muß: ſo werden die aus dieſem oberſten Princip der reinen Vernunft entſpringende Grundſätze transſcendent ſeyn, d. i. es wird kein ihm (dem Princip) adäquater empiriſcher Gebrauch von demſelben (Princip der Vernunft) je gemacht werden können. Es (das Princip) wird ſich alſo von allen Grundſätzen des Verſtandes gänzlich unterſcheiden." — **Betrügeriſche Einrichtung der menſchlichen Seelenkräfte! Die Vernunft ſucht etwas, was ſie nicht finden kann; ſie ſucht es in etwas, worinn es nicht liegt; ſie ſucht es, ohne je einen ihm adäquaten Gebrauch davon machen zu können, und muß es ihrer Natur nach doch ſuchen, d. i. ſich unaufhörlich täuſchen.** „Ihr Principium unterſcheidet ſich von allen Grundſätzen des Verſtandes gänzlich." *)

„Ob jener Grundſatz: daß ſich die Reihe der Bedingungen, in der Syntheſis der Erſcheinungen oder auch des Denkens der Dinge überhaupt, bis zum Unbedingten erſtrecke, ſeine objective Richtigkeit habe oder nicht? welche Forderungen daraus auf den empiriſchen Menſchenverſtand fließen? oder ob es vielmehr keinen dergleichen objectivgültigen Vernunftſatz gebe, ſondern eine blos logiſche Vorſchrift, ſich, im Aufſteigen zu immer höheren Bedingungen, der Vollſtändigkeit derſelben zu nähern, und das durch die höchſte uns mögliche Vernunft-Einheit zu bewirken? ob, ſage ich, dieſes Bedürfniß der Vernunft durch einen Mißverſtand für einen transſcendentalen Grundſatz der reinen Vernunft gehalten werden, der eine ſolche unbeſchränkte Vollſtändigkeit übereilter Weiſe von der Reihe der Bedingungen in den Gegenſtänden ſelbſt poſtulirt u. ſ., das wird unſer Geſchäft in der transſcendentalen Dialektik ſeyn: welche wir jetzt aus ihren Quellen, die tief in der menſchlichen Vernunft verborgen ſind, entwickeln wollen." *) Ehe wir dieſer Entwicklung aus tiefen Quellen beywohnen, wird es vergönnet ſeyn, den Begriff der Vernunft, wie er nicht in der Tiefe des Abgrundes, ſondern dem Verſtande klar vorliegt, zu entwickeln. Eine fortwährende Tendenz zu unvermeidlichen, unableglichen Fehlern kann ihr conſtituirendes Principium nicht ſeyn.

---

*) S. 365.

Was iſt Vernunft?

In unſerer Sprache kommt das Wort von Vernehmen, einem genauen Zuſammennehmen her, welches letzte das Wort Vernunft mit ſeiner Endung

---

*) S. 365 — 66.

ausdrückt.*) In andern Sprachen heißt ſie Verhältniß, Urſache, Rechnung. (ratio, λογος.) Beide Namen drücken ihre Natur und ihren Gebrauch, aber auch ihren möglichen Misbrauch aus. Denn nehme ich nicht Alles oder nicht recht zuſammen, was zuſammen genommen werden ſoll; habe ich entweder nicht alle Data, oder rechne mit ihnen nicht richtig: ſo iſt nach beiden Bezeichnungen der Zweck der Vernunft verfehlet.

Sowohl Rechnen als Vernehmen (percipere, examinare) ſetzt einen Zweck voraus: denn Zwecklos ſammlet und rechnet niemand. Keinem andern

---

*) Die Alten ſagten auch Vernumft, welche Endung (Zunft, Ankunft u. ſ.) immer ein Zuſammennehmen oder eine Vollendung bezeichnet.

Worte legt man alſo den Begriff des Brauchbaren, der geſchäftigen Anwendung ſo untrennbar bei, als dem Wort Vernunft. Wirkliche Erfahrungen ſollen in ihr zuſammengenommen, durchhört, gefaßt ſeyn; ins Praktiſche ſoll ſie übergehen und darinn angewandt, erprobt werden — das erwartet, das lobt man an der Vernunft. Sobald ſie von dieſer Regel abweicht, heißt ſie Unvernunft, Vernünftelei. In der alten Sprache hieß das gerichtliche Vernehmen und Verhör Vornunft, Vernunft; *) ein genaues Vernehmen alles deſſen, was gehört werden ſoll, ſchließt das Wort Vernunft in ſich. Vernunft ziehet ihren Schluß alſo mit Richter-Strenge. Der

---

*) Unvernunft hieß die Folter, da man eine Ausſage erpreßte.

erſte Satz, den ſie ſetzte, war ein Geſetz; der zweite war That oder Fall, die ſie dem Geſetz unterſtellt, und darauf einen Schluß fället. Dieſer Schluß heißt Beſcheid oder Weiſung. Vernunft iſt unſer höchſtes Gericht; von dem Verſtande läßt ſich an ſie, von ihr in Vernunftſachen nicht an den Verſtand appelliren; denn, um jene zu entſcheiden, muß dieſer erſt ſelbſt Vernunft, d. i. ein ſtrenger Vernehmer werden. Sein Amt war, den Richter mit dem, was Er verſtanden hatte, zu unterrichten; dann wäge und richte dieſer. In der Vernunftſprache der Menſchen hat alſo ein Vernunftſpruch oder Ausſpruch Geſetzeskraft; in dieſem Gerichtshofe giebts kein doppeltes Geſetzbuch, d. i. Antionomieen und Gegenvernünfte. Vernunft (das erkennen alle) iſt nur Eine, ſo wie zwiſchen zwei Puncten nur Eine gerade Linie ſtatt findet.

An dem, was zu laſſen oder zu thun iſt, d.i. in praktiſchen Fällen mußte ſich Vernunft alſo zuerſt erproben; hier rief Bedürfniß, oft ſchnelle Noth das Gericht zuſammen, daß es vernähme und ſpräche. In verwickelten Fällen fand Ueberlegung ſtatt; noch genauer wurde erwogen; die Zunge der Waage oder ein Strich am Balken gab Urtheil, d. i. Ertheilung des Ausſchlags.*) So ſchied man Fälle des Rechts und Unrechts, der Pflicht und Freiheit, des Beſugniſſes, Zwanges, des Wahren und Falſchen durch ein Iſt und Iſt nicht.

---

*) Urtheilen iſt ertheilen, nach richtiger Abwägung jedem ſeinen Theil geben: Die Deutſche Sprache hat prägnante Gerichtswörter; viele davon ſind auf den Gebrauch unſrer Seelenkräfte trefflich angewandt.

Offenbar ergiebt ſich hieraus, daß die Vernunft ein anwendend-höherer Verſtand ſey, die Grundſätze beider ſtehen einander nicht entgegen. Auch der Verſtand erkennet, d. i. er unterſcheidet das Wahre vom Falſchen durch ein Merkmal; mittelſt dieſes ſpricht er den Namen der Sache bezeichnend aus. Die Vernunft erkennet auch; nur ſchlieſſend, d. i. beſchlieſſend aus vorgelegtem Grunde. Was Jener kurz ausſprach, führt ſie mit deutlicher Urſache herbei. Der Verſtand hatte dieſe Urſache auch in ſich; aber er verſchweigt ſie und ſpricht in abgekürzten Schlüſſen; ſtatt der Gründe nennet er Reſultate. So ſind viele Sprüchwörter nichts als aus geſammleten Erfahrungen gezogene Urtheile, geprägte

Ausdrücke ſowohl der Vernunft als des Verſtandes. Der ausführliche Vernunftſchluß iſt eine Ordnungsmäßige Expoſition des Spruchs als eines Geſetzes, angewandt aufs Factum. Was in der einfachen Anerkennung Merkmal, im Urtheil Prädikat hieß, heißt in ihm Mittelbegriff (medius terminus): dort aber wie hier war der Urtheils-Actus der Seele Ein und derſelbe. Erkenntnißkraft erkennet an, ſie heiſſe Verſtand oder Vernunft, Urtheilskraft oder in praktiſchen Fällen Gewiſſen; ihr inneres Principium iſt Eins und daſſelbe.

Je richtiger und lebhafter alſo die Vernunft anerkennet, je treffender ſie das Factum unter das Geſetz ſtellt, als ob es nur für dieſen Fall gemacht wäre; deſto biederer richtet ſie. Nicht auf des Geſetzes weit umfaſſende Formel kommts an;

ſondern auf das Dringende derſelben zu *dieſem* Fall. Nicht die ganze Welt darf es *umgreifen*; aber *ergreifen* muß es den vorliegenden Gegenſtand; ſonſt ſtehet es in ſeiner müſſigen Allgemeinheit todt da. Der Geſetzgelehrte, der aus ungehörigen oder unbeſtimmten Geſetzen ſubſumirt, hat unrecht geſprochen, falſch gerichtet.

Dies Treffende und Eigentliche jedes Vernunftactus drückt unſre Sprache redend aus. *Ding* nannte ſie die Sache, über welche gerichtet ward. *) Im allgemei-

---

*) Ding heißt *Hausrath*, *Sache*, ſodann *Geſpräch* darüber, *Factum*, dann *Sache*, *Gerichtsſache*, *Gerichtshandlung*, *Gericht*; daher *Dingen*, *Bedingen* u. ſ. Vom rechten Verſtändniß dieſer Worte hängt in dem, was man beim Vernunftgebrauch *bedingt*, *unbedingt* nennt, alles ab.

Ueber

meinen d. i. unbedingten Geſetz konnte dies Ding nicht genannt werden, der Kraft nach aber mußte es darinn enthalten ſeyn, wenn dies Ding, d. i. das Factum darunter gehören ſollte. Angewendet auf dieſen Fall, (das Ding, wovon die Rede war) ward der Satz bedingt; und eben daß er ſich alſo bedingen, d. i. hierauf ſo beziehen ließ, als ob er dieſen Fall allein ausdrückte, ſchloß er und ward des Dinges Spruch, Ausſpruch. Die Vernunft findet alſo keinen Skrupel darinn, daß ſich gegebne

---

Ueber die Bedeutung und Ableitung dieſer Worte ſ. Wachter, Schilter, Friſch Haltaus, Ihre. Der von Adelung bemerkte Doppelſinn des Worts, nach welchem es die Sache ſelbſt und die Rede darüber bezeichnet, iſt vielen Worten unſrer Sprache, die ob- und ſubjectiv bezeichnen, eigen.

Bedingungen eines gewiſſen Falls auf etwas Unbedingtes erſtrecken, oder (richtiger zu reden) darum erkannt werden mögen; ein ſo blöder Zweifel hübe nicht nur die Vernunft, ſondern jedes Erkenntniß des Verſtandes auf. Auch in ihm erkenne ich ein Beſonders im Allgemeinen, das Eins im Vielen, ein Bedingtes im Unbedingten. Der gemeine Verſtand ſieht dies ſo klar ein, daß er in ſeinen Vernunftſchlüſſen den erſten unbedingten Satz ſogar verſchweiget; er nennet Ding und Folge; das Unbedingte den allgemeinen Satz, thue der Hörende hinzu, er hat ihn in ſeiner Seele.

Sofort erhellet, daß das eben nicht der gröſſeſte Misbrauch der Vernunft ſey, wenn ſie im Oberſatz zuviel zuſammen nimmt und ihn etwa zu weit, d. i. leer ausbreitet. Kinder thun dies gern und alle die den Kindern gleichen. Sie ſprechen ein All aus, wo ſie nur Viel meynen; das Viele iſt nämlich das All ihrer Erfahrung, oder ihres Glaubens. Tagtäglich ſprechen wir ſolche Alls aus, ohne daß wir denken, ob auch Eins derſelben ein All ſey; unſchädlich dem Sinn der Rede. Wir hätten ſie auslaſſen oder einſchränken können; der Bezug auf dies Ding bliebe doch richtig. *) Wenn der Naturmenſch ſagt: „viel, wie der Sand am Meere, wie die Haare meines Hauptes," ſo will er damit nicht Sand und Haar gezählt haben. Dieſer transſcendente Irrſchein der Vernunftausdrücke,

---

*) Daher auch die Voranſetzung des All bei ſo vielen Worten: allbereits, allda, alſo u. ſ. Der gemeine Verſtand ſpricht immer gern mit vollem Munde.

iſt alſo meiſtens nur Exergeſie oder Pleonasmus. Ich z. B. werde ſterben, wenn auch eben nicht alle Menſchen geſtorben wären; der Oberſatz eines Schluſſes, der dies ohne Gewährleiſtung allgemein ausdrückte, „alle Menſchen ſind ſterblich; du biſt ein Menſch u. ſ. ſchadet durch ſein All der Folge nicht, indem alle Menſchen, die wir kannten, geſtorben ſind und ſterben werden. Dagegen iſt zweitens die ſchlimmere Krankheit der Vernunft die, nicht richtig beziehen zu können, das Geſetz vorſich zu haben und in ihm die klare Bedingung des Gegebnen nicht anerkennen zu wollen. Dies Unvermögen heißt läſſige Vernunft, Stumpfheit des richterlichen Blicks, Trägheit. —

Nach dieſen Vorausſetzungen werden uns die Fehler und Irren der Vernunft heller als an jenem täuſchenden Dämmerlicht erſcheinen, in welchem Vernunft ihrer Natur nach ewig betrügen und betrogen werden mußte.

* *
*

„Der transſcendentalen Dialektik
Erſtes Buch.
Von den Begriffen der reinen Vernunft.

I. Von den Ideen überhaupt.
II. Von den transſcendentalen Ideen.
III. Syſtem der transſcendentalen Ideen.“ *)

„Vernunftsbegriffe ſind geſchloſſene Begriffe. Die Benennung eines Vernunftbe griffs zeigt ſchon vorläufig, daß er ſich nicht innerhalb der Erfahrung wolle beſchränken laſſen, weil er eine Erkenntniß betrifft, von der jede empiriſche nur ein Theil iſt, bis dahin zwar keine wirkliche Erfahrung jemals völlig zureicht, aber doch jederzeit dazu gehörig iſt.“ *) Die Benennung eines Vernunftbegriffs ſagt, daß er ſich nicht innerhalb einer einzelnen Erfahrung wolle beſchränken laſſen, ſondern im Gemeinſatz viele Erfahrungen als Verſtandesbegriffe zuſammen nehme; ſie ſagt aber zugleich, daß Vernunft ſolche zuſammen nehme, um in ihnen ein Eins als Ding zu finden. Aufs Gerathewohl gehet ſie alſo nicht umher, nach Gemeinſätzen, die ſie als [illegible] nicht brauchen könnte; anwend[illegible]

---

*) S. 366.

---

*) S. 366 u. f.

ſie dieſe Gemeinſätze vielmehr auf Dinge nieder. Daß Vernunftbegriffe übrigens eine Erkenntniß ſeyn, von der jede empiriſche nur ein Theil iſt, mithin nie ganz überſehen werden kann, paßt auf jeden Vernunftbegriff nicht, ſondern nur auf die ſogenannten unendlichen Begriffe in allgemein kategoriſchen Sätzen, die auch nur da ſtehn, damit in ihnen ein Beſondres anerkannt werde.

„Wenn Vernunftbegriffe das Unbedingte enthalten, ſo betreffen ſie etwas, worunter alle Erfahrung gehört, welches ſelbſt aber niemals ein Gegenſtand der Erfahrung iſt; etwas, worauf die Vernunft in ihren Schlüſſen aus der Erfahrung führt, und wornach ſie den Grad ihres empiriſchen Gebrauchs ſchätzet und abmißt, (was) niemals aber ein Glied der empiriſchen Syntheſis ausmacht.“ *) — „Das Unbedingte, das allem Vernunftbegriffen zum Grunde liegt, ſoll auf ein Bedingtes angewandt werden; dies iſt das Amt der Vernunft, außer welchem ſie keine Vernunft iſt: in ſeiner größern Weite ſtehet das Unbedingte müßig da, und wird von ihr nicht geachtet. „Menſch, ſterblich, der Menſch Cajus“ ſind das Schließende im Begriff, das Wörtlein All ſchließet nicht; es gehört aber zur Form der Rede. Der menſchliche Verſtand hat aus Gedanken, Schlüßen und Erfahrung viel zuſammen getragen, das er als einen Gemeinſatz ausdrückt; unter ihn aber ſubſumirt die Vernunft, d. i. ſie prüft ſeine Anwendung auf den gegenwärtigen Fall; dies heißet Schluß.

---

*) S. 367.

Nicht alſo leere Ausbreitung und Ausdehnung der Vernunftſätze iſt ihr Geſchäft; ſondern *Umſchließung, Umſchränkung.* Jene Vernünfteleien ehren wir nicht mit dem Namen conceptus ratiocinantes; *) ſie heißen *laxe Begriffe, Gemeinorte,* und der geſunde Verſtand nennt ſie noch derber. **) Der Algebraiſt ſtreicht in ſeiner Rechnung das Müßige weg, das dahin nicht gehöret.

„Ideen ſollte man nach *Plato* bloß Vernunftbegriffe nennen; Begriffe aus Notionen, die die Möglichkeit der Erfahrung überſteigen." ***) Bewahre uns Plato's Genius der Begriffen aus Notionen, die die Möglichkeit aller, auch innerer Erfahrung überſteigen; in den lieblichen Dichtungen ſeiner Phantaſie dachte Plato an ſolche nicht; ſeine Ideen waren ſchaffend, wirkend.

---

*) S. 368.

**) *Weidſprüche, Eſelsbrücken,* und wenn ſie betrüglich ſind *Alfanzereien.*

***) S. 370.

„Ein reiner Vernunftbegriff kann überhaupt durch den Begriff des Unbedingten, ſofern er einen Grund der Syntheſis des Bedingten enthält, erklärt werden.“ *) Damit wird er nicht erklärt, ſondern verdunkelt. Gegen unbekannte Frevelthaten giebt der Geſetzgeber kein Geſetz, noch giebt er es in der Abſicht, daß dadurch der Grund zu ihnen gelegt werde; dieſe müſſen unter ſolchen und andern Bedingungen gegeben ſeyn, weshalb ſie kein unbedingtes Geſetz unter-

---

*) S. 379.

ſaget. Das Gemeine auf ein Beſonderes, das Unbedingte auf ein Bedingtes, Geſetz auf ein Factum anzuwenden iſt das Amt der Vernunft. Die ſogenannte Allgemeinheit oder Allheit ihres erſten Satzes bedeutet nichts als eine Totalität im Umfange der Vernunft, die den Satz ſetzte. Sie nahm zuſammen, was ſie hatte, was ſie ſich dachte; ſubſummiret aber darunter und umſchränkt ſich ſelbſt. Von oben herab wird der Grund des Bedingten nicht gegeben; dieſes giebt ſich ſelbſt und wird dem Unbedingten nur untergeſtellt, unterzogen.

„So viel Arten des Verhältniſſes es giebt, die der Verſtand vermittelſt der Kategorien ſich vorſtellt, ſo vielerlei reine Vernunftbegriffe wird es auch geben; alſo *)

---

*) S. 379.

1. Ein Unbedingtes der kategoriſchen Syntheſis in einem Subject.
2. Der hypothetiſchen Syntheſis der Glieder einer Reihe.
3. Der disjunctiven Syntheſis der Theile zu einem Syſtem.

„Alſo alles Verhältniß der Vorſtellungen, davon wir uns entweder einen Begriff oder eine Idee machen können, dreifach:

1. Das Verhältniß zum Subject,
2. Zum Mannichfaltigen des Objects in der Erſcheinung.
3. Zu allen Dingen überhaupt.

„Alle transſcendente Ideen alſo gehören zu drei Claſſen:

Claſſe 1. enthält die unbedingte Einheit des denkenden Subjects;

2. Die abſolute Einheit der Reihe der Bedingungen der Erſcheinung.

3. Die abſolute Einheit der Bedingungen aller Gegenſtände des Denkens überhaupt.* Welche dann wiederum auf Pſychologie, Kosmologie und Theologie, und wiederum auf die drei groſſen Ideen der Metaphyſik Gott, Freiheit, Unſterblichkeit zurückgeführt, und darnach ferner die Stücke des Buchs eingetheilt werden. Der reine Liebhaber der Vernunft wünſcht, daß dies nicht geſchehen, daß die Materie nach dieſen drei ausgetretenen Streitplätzen nicht vertheilt wäre: denn da, wie die Kritik ſelbſt ſagt, die Vernunft alles kategoriſiret, worüber der Verſtand denket, ſo erwartete man der Aufſchrift nach, ſtatt der drei Winkel des alten Fechtbodens, wo über Seele, Welt und Gott dialektiſirt wird, ein Syſtem transſcendentaler Ideen nach allen Kategorien und Prä-

dicamenten. So wichtig jene drei Gegenſtände in moraliſcher Rückſicht ſeyn mögen, ſo machen ſie doch bei weitem das ganze Reich der Vernunftbegriffe nicht aus; am wenigſten ſind ſie deſſen natürliche und verhältnißmäßige Eintheilung, wie die Zwangvolle Deduction derſelben ſelbſt zeiget. *)

Da die dialektiſchen Vernunftſchlüße gleichfalls nach dieſen drei Orten eingetheilt werden: ſo bekommen wir drei Claſſen vernünftelnder Vernunftſchlüſſe. **)

1. „Paralogiſmen der reinen Vernunft.“ Eine Probe davon über die Seele.
2. „Vier Antinomieen der reinen Vernunft.“ Ueber die Welt.

---

*) S. 390 f.

**) S. 397.

3. „Das Ideal der reinen Vernunft, Gott," Gott iſt alſo, der „kritiſchen Philoſophie" zufolge, einer vernünftelnden Vernunft höchſtes Operatum.

*

* *

Ehe wir uns auf dieſen Fechtboden dialektiſcher Paralogismen, Antinomieen und eines herausvernünftelten Ideals wagen, wird die Frage nothwendig: „iſts denn auch wahr, daß ein ſolches Syſtem von Vernünfteleien zu errichten, Amt der Vernunft ſey?" Iſts wahr, daß ſie „nichts anders zur Abſicht habe, als die abſolute Totalität der Syntheſis auf der Seite der Bedingungen, und daß ſie mit der abſoluten Vollſtändigkeit von Seiten des Bedingten nichts zu ſchaffen habe?“ *) Oder, deutlich geſprochen, iſts wahr, daß ſich eine Seele, eine Welt, einen Gott auszuvernünfteln, ihr Zweck, ihre Tendenz ſey? Wie kommt ſie zu allgemeinen Begriffen? hat ſie ſich dieſe erdichtet, erträumet? und zu welchem Gebrauch hat ſie ſolche?

Vom Urſprunge, Zweck und Gebrauch allgemeiner Begriffe in der menſchlichen Seele.

1. Wir ſind da als Theile der Welt; niemand von uns iſt ein iſolirtes Weltall. Menſchen ſind wir, im Leibe einer Mutter empfangen, und als wir in die größere Welt traten, fanden wir uns ſogleich mit tauſend Banden unſrer Sin-

---

*) S. 393.

ne, unſrer Bedürfniſſe und Triebe an ein Univerſum geknüpft, von welchem ſich keine ſpeculirende Vernunft trennen mag. Ohne dies Allgemeine, dem wir angehören, iſt nichts an uns anwendbar oder erklärlich; wir ſelbſt ſind nur als Glieder einer groſſen Kette da, ohne welche ſo wenig unſer Verſtand als unſre Vernunft ſtatt fände. Wir exiſtiren nur als ein Beſondres im Allgemeinen.

2. Dies Allgemeine war vor uns und wird nach uns ſeyn; es umfing uns, trägt uns, und beſtürmte uns gleichſam mit einem Meer von Wellen, d. i. Objecten. Aus ihm empfingen unſre Sinne, an ihm erwachte unſer Verſtand; unſre Vernunft kann nichts bearbeiten, als was ihr an Materialien das Univerſum zuführet. Das Zugeführte kann der Verſtand ſich nur klar machen,

die Vernunft nur läutern; die Möglichkeit einer Erfahrung des Univerſum kann ſie ſich ſo wenig ſchaffen, daß ſie vielmehr an ihm ſich erſt als Vernunft, der Verſtand als Verſtand erkennen lernet. In allen unſern Erkenntniſſen geht alſo ein Allgemeines dem Beſonderen voraus; beide ſind mit einander ſo verknüpft, daß Dies in Jenem nur erkennbar wird, immer nur als das Glied einer Kette zum Ganzen. In einem vor uns ſtehenden ungeheuren Spiegel nehmen wir mit andern auch uns wahr, und ſind dem Univerſum gleichſam verhaftet.

3. Ueberſehen wird von uns dies Allgemeine nicht; aus den dunkeln Empfindungen ſeiner müſſen wir uns helle und deutliche Begriffe mit Mühe ſondern. Den Himmel voll Sterne theilen wir alſo in Sternbilder, in Milchſtraſſen, in

Sternlagen. So zergliedern wir das Licht und die Luft, ſo Waſſer, Gewächſe, Körper. Aus einer dunkeln Wolke von Allgemeinem uns das hellere Bild eines Beſondern zu ſchaffen, iſt das Beſtreben unſrer Sinne, unſrer Vernunft, unſres Verſtandes.

4. In der menſchlichen Sprache trat alſo auch das Allgemeine dem Beſondern vor, obgleich jenes nur an dieſem erkannt wurde. Nicht nur der Kürze und Erinnerung halben; der Sache und dem Begriff des Verſtandes ſelbſt nach ſah man das Eine im Vielen und bauete damit auf eine groſſe Grundlage; man rechnete, indem man benannte, das Beſondre dem Allgemeinen, den Theil dem Ganzen zu: nur ſo bildete ſich die menſchliche Sprache. Wozu that man

dieſes? Nicht etwa nur um wiederum im Einzelnen das Mehrere, in andern Theilen das Ganze anzuerkennen, ſeine vorigen Erfahrungen zu reihen und wieder zu finden, kurz im ungeheuren, unüberſehbaren Weltall ſich eine Welt zu ſchaffen, die für den menſchlichen Geſichtskreis gehörte; ſondern weil dieſer Aktus das Weſen des anerkennenden Verſtandes ſelbſt war. Er konnte nicht anders als im Allgemeinen das Beſondere, im Beſondern das Allgemeine finden und knüpfen. In ihm ſelbſt wie in der Natur waren und wurden ſie Eins.

5. So philoſophirte die Vernunft, ehe ſie das Wort Philoſophie kannte. Nicht über den Kreis aller Erfahrung hinauszulaufen, „um eine abſolute Totalität der Syntheſis auf der Seite der Bedingungen zu Stande zu bringen," war ihr blinder Zweck;

ſondern Gegentheils aus dem unüberſehbaren Ganzen des Univerſum ſich einen Theil zu entwickeln, indem man den dunkeln Begriff von Jenem auf ein Beſonderes zurückführte, d. i. eine unbeſtimmt-hingeworfene Zahl von Bedingungen auf ein Bedingtes beſtimmt anwandte: dies Bedingte aber wiederum in dem Allgemeinen ſah, in welchem es gegeben war, aus welchem man es nicht reißen *konnte*. Die drei von der „*Kritik*" gewählten Begriffe, *Seele*, *Welt*, *Gott* mögen dies zeigen.

6. Der Menſch fand ſich im Univerſum als ein *Belebtes*. Mancherlei Kräfte ſein ſelbſt kamen ihm zur Erfahrung, die er zuerſt nach den Gliedern nannte, durch welche ſich ihre Wirkung offenbaret. Sein *Zwerchfell* (φρήν), ſein *Herz*, ſeine *Bruſt* waren ihm Seele:

ſie gaben ihm Gedanken, Trieb, Muth; wo ſich Leidenſchaften offenbarten, war ſein ganzes Gemüth zugegen. Die Vernunft theilte dies Chaos; ſcheidend die vielnamigen Glieder der Seele, führte ſie das unbeſtimmte Allgemeine auf ein denkendes Subject (uns) zurück, das ſie feiner und feiner beſtimmte. Gieng ſie in das [illegible] und zog daraus Schlüſſe, die aus dem Gegebnen ſich nicht ergaben, ſo war dies ein Fehler nicht der Vernunft, ſondern der falſchen Vernunftkunſt, des dialektiſchen Mißbrauchs einer angenommenen Vernunftſprache. Indem man weiter und weiter Merkmale theilte und ihnen die Allgemeinheit lieh, ohne welche der menſchliche Verſtand nicht prädiciren kann, ſo entſtanden Schatten nach Schatten; man ſchritt rückwärts, indem man vorwärts zu kommen glaubte. Der wahren

Vernunft Kant iſt, die Vernünftlerin Dialektik zu zähmen, einer Schwätzerin den Mund zu ſchließen, indem ſie ſolche rein vernimmt: „was weißt du? was weißt du nicht?“

7. Der Begriff von Welt lag vor dem Menſchen als ein Allgemeines, Unendliches, Unermeßliches da: die Vernunft konnte nichts thun, als Begränzen, Unterſcheiden, Ordnen. Das that ſie und wird's thun. Indem ſie im Allgemeinen einzelne Dinge entwickelt und dieſe mit andern vergleicht, erwählt ſie ſich ein Univerſum. Nicht anders als ſtückweiſe, in denen ihr vorliegenden Theilen kann dies geſchehen; welche Eintheilung ſie dann verfolgt und recht oder unrecht auf andre noch unentwickelte Theile verbreitet.

8. Der Begriff von geiſtigen Kräften im Univerſum hatte die Menſchen ſo überwältiget, daß ſie allenthalben in der Natur, wo ſie Uebermacht und ein Unendliches mit Furcht und Schrecken, oder mit Dankbarkeit und Liebe inne wurden, ein Göttliches nannten. So ward die Natur mit Gottheiten erfüllt; ſie ſelbſt ward Gottheit. Die Vernunft trat hinzu, theilend, ſondernd, ordnend dieſe Heere. Sie warf hinweg aus ihnen, was ungöttlich war, und ſo flohen zuletzt alle jene Gebilde der Phantaſie vor dem höchſten Begriff der Vernunft, dem Einen. Nicht damit nur Einer da ſey, hatte ihn die Vernunft geſucht: denn wenn ſich die Gottheit theilen ließe, warum ſollten nicht Mehrere Götter ſeyn, wie mehrere vernünftige Seelen? Nur weil der Begriff ſelbſt Einheit fordert, entſchied

ſie für ihn aus eben dem Grunde, aus welchem ſie die Welt, die Seele Eins nannte. Nicht um ihrem Syſtem als einer Pyramide Spitze zu geben, erbauete ſie die Begriffe alſo: ſondern weil das auf ſie dringende Univerſum, eine ungeheure Kugel, zu ſeiner Beſtandheit dieſen Mittelpunkt foderte und mit ſich führte. Wenn ſich nachher die falſche Sprachmeiſterinn, die Klügelei, wie an Alles, ſo auch an den Begriff von Gott machte, und ihm mancherlei Unbilde anbog: ſo war und iſts Amt der Vernunft, ihn rein zu erhalten und mit ſtrenger Hand das ihm Nicht-Zukommende hinweg zu thun: denn als Spielwerk hat ſie ihn nicht erkannt, will ihn auch nicht als dialektiſches Spielwerk gebrauchen.

9. So entſtanden dieſe drei Begriffe, nicht aus einem klügelnden Streben der

unbedingten Einheit: denn die höchſte Einheit iſt allbedingend: in ihr iſt alles gegeben; ſondern wohl ein unbedingtes, d. i. unbeſtimmtes Allgemeine auf ſie drang, in welchem ſie Bedingung, d. i. Beſtimmung, ſuchte, wie kraft ihrer Natur ſuchen mußte. —

10. Doch warum weilen wir bei dreien von der Dialektik misbrauchten Begriffen, als ob ſie die einzigen Ideen der Vernunft wären? Die Tafel der Kategorien liegt vor uns; auf ihr ſind die allgemeinen Begriffe, denen die Vernunft nicht entſagen konnte, über welche ſie aber auch weder hinaus kann, noch hinaus will, verzeichnet. Seyn, Daſeyn, Fortdauer, Kraft drangen allenthalben auf ſie; der Verſtand bemerkte; ſie wäget, miſſet und entſcheidet. Eigenſchaften der Dinge treten allenthalben hervor; der

Verſtand bemerkt; ſie ſpricht: „Daſſelbe, ein Anders! Dies vergeht, jenes bleibet: es iſt des Dinges eigentliche Art u. ſ." Kräfte dringen auf ſie, beſtehend, gegen mitwirkend, entwirkende Kräfte: der Verſtand bemerkt; ſie wägt und entſcheidet. Ein Maas, eine Waage iſt ihr gegeben; ſie tritt in ſich zurück und ſpricht: „ich bin ſelbſt Maas." Aus ſich nimmt ſie ein ſolches, um es an Alles, wo ſie es kann, im unermeßbaren Weltall zu legen. Dies iſt ihr Amt; nicht zu vernünfteln.

11. Der Grund ihrer Verirrungen iſt alſo auch durch ſich klar. Eben weil ſie im Allgemeinen lebet und wie die Pflanze aus allen Elementen an ſich zu ziehen hat, was für ſie gehöret, muß ſie auch mit der Pflanze die Ungemächlichkei

ten des Allgemeinen theilen. Vom Weltall dringt ſo unermeſſen Vieles auf ſie; in ihrem Werkzeug, der Sprache, kommen ihr Allgemeinheiten vor, die, als ob ſie ſchon geformte richtige Begriffe wären, von der Einbildungskraft in Worte gefaßt, und vom Gebrauch mit einem falſchen Anſehen beurkundet ſind; trauet ſie ihnen, ſo iſt ſie betrogen. Die vermehrt die ſogenannte tägliche Erfahrung dies falſche Anſehen; und die trügeriſche Vernunftkunſt, eine Meiſterinn im Betrügen, thut das Ihrige hinzu, wo nicht aus Stolz und Eitelkeit, ſo aus baarer Worttändelei und langer Weile. Was iſt dem Menſchen leichter als Geſchwätz? und worüber freuet ſich das Kind mehr als über neugefundene Allgemeinheiten, d. i. Puppenworte, mit denen es ſpielet.

12. Von den Zeiten der Griechen an, durch alle Jahrhunderte der Scholaſtiker hindurch iſt alſo eine Menge Univerſalien in Gang gebracht, die nicht nur in den Schulen, ſondern auch im gemeinen Leben für allgemeine Vernunftbegriffe gelten, da ſie doch beim kleinſten näheren Anblick wie Wortſchatten verſchwinden. Bei den redſeligen Griechen galt Dialektik, d. i. ſophiſtiſch-rhetoriſche Sprachkunſt und Logik, oft für Eins; bei den Scholaſtikern war das Geſchäft der Vernunft Worte theilen und diſputiren. Kaum hat alſo die wahre Vernunft einen ärgern Feind als den, der ihr [illegible] Misbrauch ihres eigenen Werkzeugs, d. i. dialektiſche Spitzfindigkeiten, als einen ihr unableglichen Naturfehler und als ihr weſentliches Geſchäft anweiſet. Er verbeugt und zerknickt die Sprache durch leere Sub-

cilitäten: denn längſt haben alle echte Vernunftlehrer Logik und ſpitzfindige Dialektik von einander geſondert.

13. Die kritiſche Philoſophie alſo, wenn ſie von keinem echten Vernunftgebrauch, aber von Dialektik der Vernunft, d. i. von Paralogismen, Antinomieen und einem vernünftelten Ideal, deſto mehr weiß, hat das Weſen der Vernunft, wie vorher der Sinne und des Verſtandes, verkannt, indem ſie ihr eine falſche Tendenz als Natur zurechnet. Auf Bedingungsloſe Einheit geht ſie nie hinaus: denn bedingen heißt beſtimmen; das Unbedingte will eben ſie bedingen, d. i. zum Schluß bringen. Dies unbedingte, d. i. unbeſtimmte Allgemeine, erdichtete ſie ſich nicht; es iſt ihr in der Natur als etwas, deſſen ſie ſich nicht erwehren kann, gegeben: ſie thut das Ihrige, indem

ſie es ſich zur **Welt** macht, d. i. particulariſirend totaliſiret. Auch kann ſie nicht dafür, daß wir in der Sprache gleichgeformte Allgemeinheiten gegeben ſind: denn ein menſchlicher Gegenſtand in der [illegible], von [illegible], nur er hätte [illegible] iſts zu einem [illegible] ſche [illegible] Begriffe zu bilden. Alle jene Ausdrücke vom „Haſchen nach dem Unbedingten, vom Setzen des Bedingten durchs Unbedingte a priori" ſind ein klares √ — 1: denn durchs Unbeſtimmte und Unbeſtimmbare kann nichts beſtimmt werden. Und aus dem Beſtimmten ins Unbeſtimmte hinaus zu ſchreiten, bis man zuletzt etwas Abſolut Unbeſtimmtes, d. i. den höchſten Widerſpruch, habe, iſt kein Werk der Vernunft, ſondern der reinen Unvernunft und chder Stellvertreterinn, der Wortverwirrenden Dialektik.

14. Hätte z. B. der Verſtand nicht wahrgenommen, daß in unſrer denkenden Kraft etwas ſehr Beſtimmtes und Beſtimmendes liege; er hätte die mancherlei Aeußerungen der Seelenkräfte nicht auf ihn zurückgeführt, d. i. wie Radien im Cirkel concentriret. Möge ſich die Vernunft geirrt haben, indem ſie bei ihm auf eine Ellipſe oder Parabel hätte rechnen ſollen; ihr Geſchäft der Reduction des Vielen zu Einem Höchſtbedingten und Vielbedingenden war richtig. Boten ſich ihr in den Erſcheinungen der Welt viel falſche Gemeinheiten dar; ſie ſtrebte und ſtrebt unaufhörlich nach wahreren Gemeinheiten, d. i. ſie bedinget das Allgemeine beſſer, beſtimmter. Vernünftelnd hat ſie den Begriff der Gottheit nicht erſonnen: ſon-

ſondern indem ſie falſche Götter, ungeheure, d. i. unbedingte Machtweſen, Spiele der Einbildungskraft verließ, kam ſie zum Höchſtbedingten, d. i. Allbeſtimmten und Allbeſtimmenden Einen. Es heißt die Vernunft umkehren, wenn man durch mißverſtandne Worte die Verknüpfung des Allgemeinen mit dem Beſondern, des Beſondern mit dem Allgemeinen aufhebt und die Vernunft entvernunftet.

15. In jedem Verworrenen, d. i. Bedingungsloſen, ſuchen wir Bedingungen, d. i. Beſtimmtheit; Kraft unſrer Vernunft können wir nicht anders. Je höher hinauf, deſto ſchärfer und klärer müſſen dieſe Bedingungen werden. In Reich der Körper, das unſer Blick weder erfaßt noch durchdringt, wie vieles Unbedingte, d. i. Unbeſtimmte, das in der Natur dennoch höchſt beſtimmt iſt, liegt vor uns!

Der bemerkende Verſtand ſucht ſeine Bedingungen, nach denen es ſodann die Vernunft beſtimmt; eher konnte ſie es nicht; ſie kann es auch nicht weiter, als es ihr bedingt erſcheinet. Im Reich der Geiſter ward uns durch unſer Selbſtbewußtſeyn Bedingung und Beſtimmung klärer. Das Ganze der Welt war und iſt dem Verſtande ſo lange ein dunkler Begriff, den deſto heller die Phantaſie ausmahlte, bis er Geſetze und Ordnung, d. i. Bedingungen, in ihr wahrnahm, nach welchen die Vernunft ihr Totum, das Weltall, allein zu beſtimmen vermag. Und da ſie einen Ausdruck der Urſache nöthig hat, die ſolche Geſetze und Ordnungen ſetzt, durch welche die Welt bedingt, d. i. eine Welt, wird: ſo iſt ihr ein Allbedingendes unentbehrlich. Nenne man es, wie man wolle; es iſt der Vernunft ſo nöthig, wie der Geometrie der Punct oder der rechte Winkel. Durch Vernünftelei gerieth ſie nicht auf dieſen Begriff; er war ihr in ihr ſelbſt gegeben. Auch wollte ſie nicht ins Bedingungsloſe hinausſpringen, als ſie ihn dachte; ſie ſchritt zur Quelle aller Bedingungen, zum Höchſtbeſtimmten.

16. Auch die Kindheitsſchritte der Vernunft werden durch dieſe Expoſition eben ſo erklärlich als verzeihlich. Wenn die Phantaſie zuerſt ihre Stelle vertrat und ſich das Allgemeine durch ein Bild oder ein anderes Symbol zur Einheit brachte, in dieſen Beſtimmungen aber allmälich vorſchritt, d. i. genauer und reiner bedingte; warum wollten wir nicht auf dieſe Probeſtücke der Vernunft mit Zufriedenheit ſehn und uns unſrer höheren Stufe einer reinern Beſtimmung freuen? Auch in Jenen ſehen wir doch den Einen

veſten Gang der Vernunft, nicht vom Bedingten zum Unbedingten hinauf, ſondern vom Unbeſtimmten zum Beſtimmteren hinunter, deſſen Ziel kein anderes als das Abſolut-Nothwendige ſeyn kann: denn *Abſolut* heißt das *ganz Vernünftige*, das durch ſich ſelbſt *Höchſtbeſtimmte*.

9.

Von Paralogiſmen der reinen Vernunft.

„Von den dialektiſchen Schlüſſen der reinen Vernunft.

Erſtes Hauptſtück.

Von den Paralogismen der reinen Vernunft." *).

In dieſem und den folgenden Hauptſtücken hat ſich der Verf. als den Meiſter der dialektiſchen Kunſt erwieſen, daher man ihn auch den zermalmenden nannte. Wie aber das Zermalmen eine traurig angewandte Macht wäre, wenn ſie Wahres

---

*) S. 399.

und Nützliches zermalmte: ſo gebietet ſchon die Ueberſchrift: „Paralogismen der Vernunft" Vorſicht. Konnte, ja mußte die Vernunft, ihrer Natur nach, unvermeidlich fehlſchließen; womit verbürgt der dialektiſche Kritiker ſich, daß nicht auch Er paralogiſire? Iſt die Regel der Vernunft in ihr ſelbſt voll Krümmen und Spalten, wie iſt an ihr eine gerade Linie möglich?

„Man kann ſagen der Gegenſtand einer bloſſen transſcendentalen Idee ſey etwas, wovon man keinen Begriff hat, obgleich dieſe Idee ganz nothwendig in der Vernunft nach ihren urſprünglichen Geſetzen erzeugt worden. Denn in der That iſt auch von einem Gegenſtande, der der Foderung der Vernunft adäquat ſeyn ſoll, kein

Verſtandesbegriff möglich." *) Der Gegenſtand einer Idee wäre alſo etwas, wovon man keinen Begriff hat, und dennoch ein Gegenſtand; Gegenſtand einer Idee, die ganz nothwendig in der Vernunft nach ihren urſprünglichen Geſetzen erzeugt worden, Gegenſtand, der den Foderungen der Vernunft adäquat ſeyn ſoll, und von dem in der That kein Verſtandesbegriff möglich iſt. So wäre das Weſen der Vernunft der Unverſtand ſelbſt, αλογος λογος.

„Nun beruhet *wenigſtens* die transſcendentale (ſubjective) *Realität* der reinen Vernunftbegriffe darauf, daß wir durch einen *nothwendigen* Vernunftſchluß auf ſolche Ideen *gebracht werden.* Alſo wird es Vernunftſchlüſſe geben, die keine empiriſche Prämiſſen enthalten, und vermittelſt deren wir von etwas, das wir kennen, auf etwas anders ſchlieſſen, wovon wir doch keinen Begriff haben, und dem wir gleichwohl durch einen unvermeidlichen Schein objektive Realität geben. Dergleichen Schlüße ſind in Anſehung ihres Reſultats eher vernünftelnde als Vernunftſchlüße zu nennen; wiewohl ſie, ihrer Veranlaſſung wegen, wohl den letztern Namen führen können, weil ſie doch nicht erdichtet oder zufällig entſtanden, ſondern aus der Natur der Vernunft entſprungen ſind. Es ſind Sophiſticationen nicht der Menſchen, ſondern der reinen Vernunft ſelbſt, von denen ſelbſt der Weiſeſte unter allen Menſchen ſich nicht losmachen kann, und vielleicht zwar nach vieler Mühe den Irrthum verhüten, den Schein aber, der ihn unaufhörlich zwackt und äfft, niemals völlig loswerden kann.“ *)

---

*) S. 396.

„Dieſer dialektiſchen Vernunftſchlüſſe giebt es nur dreierlei Arten, ſo vielfach als die Ideen ſind, auf die ihre Schlußſätze hinauslaufen. In den Vernunftſchlüſſen der erſten Claſſe ſchließe ich von dem transſcendentalen Begriff des Subjects, der nichts Mannichfaltiges enthält, auf die abſolute Einheit dieſes Subjekts ſelber, von welchem ich auf dieſe Weiſe gar keinen Begriff habe. Dieſen transſcendentalen Schluß werde ich den transſcendentalen Paralogismus nennen. Ein transſcendentaler Paralogismus hat einen transſcendentalen Grund, der Form nach falſch zu ſchlieſſen. Auf ſolche Weiſe wird ein dergleichen Fehlſchluß

---

*) S. 397.

in der Natur der Menſchenvernunft ſeinen Grund haben, und eine unvermeidliche, obgleich nicht unauflösliche Illuſion bei ſich führen." *) Wir beſitzen alſo eine Vernunft, die ihrer Natur nach unvermeidlich paralogiſiret. Sie macht Fehlſchlüſſe, von denen der Grund ihrer Falſchheit auch der Form nach in ihrer Natur liegt, und dieſe Art zu ſchließen iſt auch dem Weiſeſten unableglich. Laſſet uns an dem von der „Kritik" ſelbſt beigebrachten Exempel, deſſen dialektiſche Expoſition **) in ihr geleſen werden mag, ein kleines „Geding" der wahren, nicht dialektiſchen Vernunft errichten: denn von der Natur unſrer Vernunft, nicht von ihrem Misbrauch in Sophiſticationen der Schule iſt hier die Rede.

---

*) S. 399. f.

**) S. 399. u. f.

Vernunft ſchließet, ſie richtet; ein Richter aber kann in einer Sache nicht erkennen, wenn dieſe ihm nicht klar vorliegt. Deßhalb läßt er ſie ſich in beſtimmten terminis vertragen und Artikelweiſe beſcheinigen oder beweiſen. Iſt das erſte nicht geſchehen, weiſet er ſie angebrachter maaſſen ab; beim zweiten urtheilt er blos, ob beſcheinigt oder nicht beſcheinigt, bewieſen oder nicht bewieſen ſey, und beſcheidet. Er beſcheidet nach dem Geſetz, d. i. nach einer Regel, die dies Beſondre unter dem Allgemeinen, dies Ding mit ſeinen Bedingungen unter dem Unbedingten ſo klar begreifet, als ob es für dieſen Fall allein gemacht wäre. Nichts anders thut die Vernunft; ſie bedingt und ſpricht aus nach Erkenntniß.

Urtheil der Vernunft
über das:
„Ich denke."

Träten Partheien vor ſie mit dem Satz: „ich denke!" und der Frage: „was folgt daraus?" ſo weiſet ſie die Fragenden ab: denn ſie rathſchlaget nicht, ſondern richtet. Aus der Erfahrung: „ich denke" kann viel folgen und doch nicht was dieſe Partheien wünſchen. Sie antwortet: „wer biſt du denkendes Ich? und was nenneſt du denken? Bringt euer Geſuch an; ich will vernehmen, und wenn ich ein Geſetz darüber habe, entſcheiden; mehr kann ich nicht."

Die Partheien ſprechen wilde durcheinander: „meine Seele denkt; ſie denkt aus eigner Kraft, unaufhörlich. Deshalb iſt ſie eine Subſtanz, fortdauernd, unzerſtörbar; ſie iſt immateriell, perſonell, ſpirituell, incorruptibel.“ Sondert euch, ſpricht die Vernunft: beſtimmet, theilet! Was nennet ihr *Seele*, *Kraft*, *Subſtanz*, *Materie*, *Perſon*, *Geiſt*, *Zerſtörung*?“

Erſte Parthei. „Meine Seele iſt, was meinen Leib *beſeelet*. Sich durch alle Glieder erſtreckend, wirkt ſie unaufhaltſam; und vom Leibe getrennt, bleibt ſie noch wirkend: ein geiſtiges Bild, ein Simulacrum. Dies war der Glaube der geſammten alten Welt, und iſt noch Glaube des gemeinen Menſchenverſtandes. Sie iſt mir *erſchienen*.“ —

Wenn ſie dir erſchienen iſt, (ſagt die **Vernunft**,) ſo glaube deiner Erfahrung; prüfe ſie aber vorher, denn tauſend Irrthümer ſind in ihr möglich. Willſt du ohne Unterſuchung dem Glauben der alten Welt glauben: ſo nenne dies nicht Product des Menſchenverſtandes, ſondern der Phantaſie, deren Veranlaſſung dein Verſtand eben unterſuchen ſoll, ehe du glaubeſt. Weder als einzelne Erfahrung, noch als Phantaſie gehört dein Glaube vor meinen Richterſtuhl; kein gemeines Geſetz, auch keine Analogie ſolcher Erſcheinungen findet ſich im Lauf meiner Akten.“

Zweite Parthei. „Meine Seele iſt **Kraft**; Kraft, die bewegt, empfindet, verſteht, denkt, will, wirket: thätige Selbſtkraft, ſie dauret.“ —

So lange ſie wirkt, gewiß! (antwortet die Vernunft:) wer ſagt dir aber, daß

ſie

ſie immer wirke? Nur in Wirkungen erkennet der Verſtand die Kraft; ihren Anfang ſo wenig, als ihr Ende verſtehet er; Beides iſt ihm nur Anfang und Ende ſeiner Bemerkung. Da nun mein Maas über jede Dauer lediglich eine Beſtimmung im Unbeſtimmten iſt: ſo begnüge ich mich zu ſagen: weder bei dem, was dem Beobachter Entſtehen, noch was ihm Vergehen dünkt, kann ein Widerſpruch 1 = 0 ſeyn. Alſo jenſeit ſeiner Bemerkung geht Dauer ins Unbeſtimmbare weiter. Wie ſie aber in Abſicht dieſer Kraft fortgehe? welche Kräfte ſich ihr geſellen, ſie zu erhalten, zu heben, zu vermehren? dies kann ich dir nicht ſagen: denn mein Blick erſtreckt ſich nicht über das innere Reich der Kräfte. Ich habe zu ihnen, ſo fern ſie dem Verſtande bemerkbar ſind, nur ein vergleichendes Maas.

Dritte Parthei. „Meine Seele „iſt ein *Subject*, eine *Subſtanz*, „beharrend, unzerſtörbar."

Ein Subject iſt ſie, (ſpricht die Vernunft,) denn wir ſprechen von ihr; was Subſtanz ſey, verſtehe ich nicht, und vom Zerſtören einer Subſtanz weiß ich gar nichts. Halte dich alſo, ſo lange du kannſt; brauche jede deiner Kräfte, wirke, lebe. Damit ſtärkſt und haſt du dein Leben. Das Nichtſeyn giebt keinen Begriff. Dies iſt ein Rath, den dir der Richter giebt, kein Urtheil.

Vierte Parthei. „Ein Urtheil fodere ich: denn meine Seele iſt *immateriell*, *indeſtructibel*."

Zu dieſem mag der Richter geradehin ſagen: ſchweige und halt dich an das, was den andern geſagt iſt; du bringſt nichts

Neues vor. Aus grobem Baugeräth (Materie) iſt deine denkende Natur nicht zuſammen gezimmert; wenn du dieſe, einen todten Klotz, mir vor den Richtſtuhl führen willſt, mit der Frage: „ob auch der todte Klotz, als ſolcher, zu denken vermöge?“ ſo iſt deine Frage keiner Antwort werth. Ob aber deine denkende Natur keiner Organe zu ihrem Denken bedürfe? kannſt du nach dem, was du aus der Erfahrung weißt, mit dem verhaßten Namen Materie nicht wegſprechen. Nichts, was wir in der Schöpfung kennen, iſt unorganiſch; in Jedem äußern ſich Kräfte nach ſeiner Art, ſo wie wir gegenſeits keine Kraft kennen, die anders als durch Mittel, durch grobe oder feinere Werkzeuge wirket. Daß deine Seele zu ihren innerſten Verrichtungen der Organe bedürfe, weißt du; was ſie ohne Organe thun könne oder ſey? weißt du nicht. Ich auch nicht.

Fünfte Parthei. „Meine Seele iſt Eins. Unum, verum, Ἕν —

Die Einheit deines Gedankens beziehet ſich nur auf das Zuſammengeſetzte, das dir von außen vorkommt, (ſpricht die Vernunft), da dein Denken und Wollen ein innerer Zuſtand, ein Bewußtſeyn iſt, das du, ungetheilt und untheilbar, gleichſam auf ſeiner Spitze wahrnimmſt. Eine Zertheilung wie mit der Holzaxt oder der Marmorſäge fället dabei weg; bemerke aber, daß in jedem deiner Gedanken nach ſeiner Art immer noch ein Eins in Vielem ſey; bemerke, daß ſelbſt meine Schlüße nur aus einem Zuſammennehmen des Vielen und ſeiner Beſtimmung zur Einheit werden, daß dein Verſtand nur anerkenne, d. i. in und aus Vielem.

ein Eins, kein Merkmal finde. Trotze alſo nicht auf die *Einheit* oder *Unicität* deiner denkenden Natur deshalb, weil ihre Wirkung ſo fein iſt. Dir ſey ſie das innigſte Eins, das viel Mannichfaltiges in reiner Klarheit mächtig vereine. An die reine höchſte Urſach alles Daſeyns halte dich veſt, in Deſſen Reich geht nichts verlohren.

So ſpräche die Vernunft und zeigte hiemit, daß ſie ihrer Natur nach Betrug durch falſche Rechnung nicht liebe, noch weniger, daß ein unaufhörlicher Grund der Falſchheit in ihr liege. Sie antwortet nicht mehr, als worüber ſie gefragt wird; andern Gründen würde ſie anders antworten. Ihrer Natur nach iſt ſie nur Vernehmerinn zu *richtiger* Rechnung.

Zugleich ergiebt ſich, woher ihre Paralogismen, d. i. Verrechnungen kommen mögen? Das ſagt der Name Paralogismus. Sie verrechnet ſich, entweder weil unklare Data ihr vorliegen, oder aus Uebereilung und übler Gewohnheit, oder endlich weil ein geheimes Intereſſe ſie leitet.[*] Von Kindheit auf empfangen und erweitern wir unſre Gedanken mittelſt der Sprache. In dieſe ſind ſo viel von andern erworbene, oft einſeitig gedachte Begriffe unvollkommen geprägt, noch öfter werden ſie mißverſtanden, unzeitig hervorgerufen, falſch angewendet. Trägt der Verſtand nun in zuſammengerafften Worten ſeine Sache vor; iſt die Vernunft nicht beſonders auf ihrer Hut, jedes Wort abzuhören und den in ihm liegenden Begriff wie ein rechnender Algebraiſt genau zu bezeichnen; freilich ſo urtheilet ſie falſch, nicht aus Falſchheit ihrer innern Regel, ſondern weil aus dem, woraus und worüber ſie erkennen ſollte, nicht zu erkennen iſt, indem es ihr täuſchend oder irrig gegeben, und ſie nicht auf ihrer Hut war.*) Beiſpiele davon waren in der vorgelegten Probe die Worte: Seele, Geiſt, Perſon, Subſtanz, Materie. Solcher Worte, voll unbeſtimmter, zum Theil roher Begriffe iſt jede, am meiſten die von den Scholaſtikern empfangene metaphyſiſche Sprache voll. Durch hinabgeerbte Sophiſtereien hangen an einer Menge ſo genannter philoſophiſcher Wörter, die unklären Vorſtellungen; der Lehrling der Schule lernt ſolche, gewöhnet ſich an ſie und rechnet mit ihnen weiter. Meiſtens erſinnt jeder neue Sektenſtifter eine Menge dergleichen dunkler Worte; wie viele z. B. hat die kritiſche Philoſophie erfunden! In leeren Köpfen, die einmal ſolche Wortſchälle gefaßt haben, reverberiren dieſe gewaltig. Nicht alſo die reine, d. i. die wahre Vernunft brütet Paralogismen aus; ſondern die höchſt unreine, dialektiſche Zank- und Kathedervernunft, die auf jedes Wort ein Gegenwort, auf Vernunft ſogar eine Gegenvernunft hat. Nicht Richter iſt dieſe, ſondern Rabuliſtin.

---

[*] Der Name Dialektik ſagt eben daſſelbe. Dialektiſch denken heißt hin und her ſprechen, endlich gar, aber nur durch Mißbrauch, rabuliſiren.

---

*) Bakons Warnungen gegen die Marktgötzen (idola fori), d. i. die falſchen oder unbeſtimmten Worte der Volksſprache ſ. de augm. scient. l. 5. c. 4. und ſonſt häufig.

Wollen wir die wahre Vernunft vom dialektiſchen Transſcendentalſchein bewahren, ſo müſſen wir vor allem die Sprache, die vor ſie gebracht wird, mit dem ſchärfſten Obeliskus läutern. Nichtige Abſtractionen, verworrene Begriffe gehören nicht vor den Richterſtuhl der Vernunft; vor ihr rede man verſtändlich. Die [illegible] ſelbſt, die ſich ihre [illegible] dadurch zu ſichern geglaubt hat, daß ſie der verſtändlichen Philoſophie unter dem Scheltwort „Popularphiloſophie" Unfreundlichkeiten ſagte, handelt dies ihrem eigenen Zweck zuwider. Denn war dies, alle jenſeit der Erfahrung gebildete Gaukeleien wegzuthun; ſo muß ſie die Begriffe des Verſtandes in ihrem verſtändlichſten Ausdruck ſchätzen und ehren. *)

---

*) Da die Philoſophen [illegible] [illegible] der lateiniſch ſchreiben; ſo erhalten ſich die um

Latein haltenden Scheinbeweiſe und Speculationen in unſern Schulen, und ſetzen, weil ſie ſich nicht überſetzen laſſen, in ein lateiniſch Deutſch über. Leibnitz, Thomaſius, Wolf, Käſtner, Reimarus, Leſſing, Eberhard u. a. [illegible], daß die wiſſenſchaftliche [illegible] ſeyn müſſe, die wir als Papageyen lernen. In der Sprache des Lebens nennen wir falſch aufgenommene Begriffe und halbwahre Meinungen Vorurtheile; ſinnlosgelernte Worte ſind ſolche, wir nehmen ſie auf, gewöhnen uns an ſie, und ſchwimmen mit ihnen unbedacht weiter. Das Werk des Verſtandes und der Vernunft iſt, dieſe Spaniſchen Schlöſſer zu zerſtören.

10,

Von
Antinomieen der Vernunft.

„Der transſcendentalen Dialektik zweites Buch.

Zweites Hauptſtück.

Die Antinomie der reinen Vernunft." *)

Im Gebiet der Vernunft erwartet man dieſe Aufſchrift nicht. Sie, die ihrem Weſen nach Geſetze handhabt und ſelbſt ein Geſetz (νόμος) iſt, ſoll in ihrer Natur einen conſtituirtes Gegenſatz, ein gleichbegründetes Tribunal ihr widerſprechender Regeln, **Antinomie** haben? Im Rechte giebts Antinomieen, weil verſchiedne Geſetzgeber oder Einer zu verſchiedener Zeit Geſetze gaben; in unſerer Vernunft aber, wo keine Inſtitutionen und Novellen, kein Codex repetit. electionis ſtatt hat, in ihr eine „Thetik und Antithetik der reinen Vernunft,“ d. i. zwei ſich ſelbſt widerſprechende reine Vernünfte annehmen, heißt die Vernehmerin zur Zwietracht (Eris) machen und das Amt der Vernunft in eine Streitkunſt (Eriſtik) verwandeln.

---

*) S. 432.

„Ganz anders fällt es aus, wenn wir die Vernunft auf die objective Syntheſis der Erſcheinungen anwenden. Hier zeigt ſich nämlich ein neues Phänomen der menſchlichen Vernunft, nämlich: eine ganz natürliche Antithetik, auf die keiner zu grübeln und künſtlich Schlingen zu legen braucht, ſondern in welche die Vernunft von ſelbſt und zwar unvermeidlich geräth und dadurch zwar vor dem Schlummer einer eingebildeten Ueberzeugung, den ein blos einſeitiger Schein hervorbringt, verwahrt, aber zugleich in Verſuchung gebracht wird, ſich entweder einer ſkeptiſchen Hoffnungsloſigkeit zu überlaſſen oder einen dogmatiſchen Trotz anzunehmen und den Kopf ſteif auf gewiſſe Behauptungen zu ſetzen, ohne den Gründen des Gegentheils Gehör und Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Beides iſt der Tod der geſunden Philoſophie." *) — Und doch ſtürzt uns in Eins von Beiden die natürlich-antinomiſche Beſchaffenheit unſrer Vernunft, ſobald wir ſie auf die objective Syntheſis der Erſcheinungen, d. i. auf alles in der Welt an-

---

*) S. 433.

wenden. Alle unſre Begriffe von Gegenſtänden ſind „Thetik und Antithetik, d. i. antinomiſche Vernünftelei," der wir nur auf Eine Weiſe entgehen können, nämlich durch den transſcendentalen Idealism: „daß alles, was im Raum oder in der Zeit angeſchauet wird, mithin alle Gegenſtände einer uns möglichen Erfahrung nichts als Erſcheinungen ſind, die, ſo wie ſie vorgeſtellt werden, als ausgedehnte Weſen oder Reihen von Veränderungen, auſſer unſern Gedanken keine an ſich gegründete Exiſtenz haben. Das iſt der einzige Schlüſſel zu Auflöſung der kosmologiſchen Dialektik, und dieſer auch iſt in der transſcendentalen Aeſthetik hinreichend bewieſen," *) — mit welchem [illegible]

den

---

*) S. 518

den Schlüßel ſich dann alle Spuckereien um uns zu Spuckereien in uns verwandeln.

Was iſt nun durch dieſen „Schlüſſel aufgelöſet?“ Dieſen ſogenannten „Lehrbegriff“ zugegeben, wie kommts, daß Erſcheinungen ſo antinomiſcher Art in uns ſpucken? Unſrer zu einer immerwährenden Thetik und Antithetik „natürlich“ eingerichteten Vernunft wegen? Da liegt, wie er lag, der unaufgelöſete Knote.

Und an kein Buch ſeines mühſamen Werks ſcheint der Verf. mehrere Mühe gewandt zu haben als an dies ernſte Spielwerk. Nachdem er ein ſogenanntes „Syſtem der kosmologiſchen Ideen“ nach ſeinen Kategorien in einer Tafel gegeben, wo alles „auf vier“ hinausläuft,*) giebt er ſeine „Antithetik der reinen Vernunft" auf Blatt und Gegenblatt mit Beweiſen und Gegenbeweiſen ſeiner „vier Theſen und Antitheſen" auf fünf und dreiſſig Seiten, *) zeigt ſodann das „Intereſſe der Vernunft bei dieſem ihrem eignen Widerſtreit" auf ſieben Blättern **) und eben ſo ernſtlich, „wiefern transſcendentale Aufgaben der reinen Vernunft ſchlechterdings müſſen aufgelöſet werden können," ***) führt eine „ſkeptiſche Vorſtellung der kosmologiſchen Fragen durch alle vier transſcendentale Ideen" durch, ****) und reicht uns mit magiſcher Hand „den Schlüſſel zur Auflöſung, den trans-

---

*) S. 443.

---

*) S. 448 u. f. **) S. 490. f.

) S. 504. *) S. 513.

ſcendentalen Idealiſm;"*) worauf die „kritiſche Entſcheidung des kosmologiſchen Streits der Vernunft mit ſich ſelbſt" alſo folget: „Es bleibt kein Mittel übrig, den Streit gründlich und zur Zufriedenheit beider Theile zu endigen, als daß, da ſie einander doch ſo ſchön widerlegen können, ſie endlich überführt werden, daß ſie um Nichts ſtreiten und ein gewiſſer transſcendentaler Schein ihnen da eine Wirklichkeit vorgemahlt habe, wo keine anzutreffen iſt." **) Der irreführende transſcendentale Schein führt alſo beide Ritter in die ſichre Burg des transſcendentalen Idealismus, „daß alle Gegenſtände nichts als Erſcheinungen ſeyn, ohne Exiſtenz außer unſern Gedanken," wo ſie ſich damit tröſten dürfen, „daß, indem ſie um Nichts

---

*) S. 525. **) S. 529.

ſtritten, ſie ihrer Natur nach ſtreiten mußten, unaufhörlich auch ſtreiten müſſen, weil dieſe Fehde durchaus zwar kein conſtitutives Princip, (wobei etwas ausgemacht werde) wohl aber ein regulatives Princip der reinen Vernunft ſey, ihre Kräfte in Uebung zu erhalten.“ Zwei Ritter oder zwei Windmühlen der reinen Vernunft ſtehn alſo im ewigen Kampf gegen einander, und eben dieſer Kampf ſchafft der Vernunft ein regulatives Princip, deſſen ſie, obwohl in ihrer eignen Natur entſproſſen, gleichwohl in ihrer eignen Natur als einen Kanon entbehret.

Laſſet uns nicht zwei Gegenvernünfte, auch nicht zwei Wiſſenſchaften, zwiſchen welche man ſonſt dieſen Streit theilt, (die Mathematik und Metaphyſik, als ob ſie Gegenzünfte wären,) ſondern zwei unſrer Seelenkräfte, die immer zuſammen, oft gegen einander wirken, vor den Richtſtuhl der Vernunft ſtellen, Einbildungskraft und Verſtand. Sie mögen die Theſes und Antitheſes der Kritik vertragen, daß ſie die Vernunft vernehme.

1.

„Erſter Widerſtreit der transſcendentalen Ideen über die Endlichkeit oder Unendlichkeit der Welt."

Einbildungskraft ſpricht: „Die Welt hat keine Grenzen im Raume; ſie iſt in Anſehung des Raums unendlich." *)

Du haſt Recht, ſpricht die Vernunft, wie du dir Welt und Raum denkeſt, d. i. phantaſireſt. Welt iſt dir ein

---

*) S. 454.

Bilderhaus von unermeßlichem Umfange; Umfang läßt ſich immer erhöhen, immer erweitern. Du darfſt nie ſtill ſtehen und ſagen: „hier endet mir die Welt. Hier ſtrecke ich meine Hand ins Leere." Denn auch dies Leere iſt eine mögliche Welt, wo etwas ſeyn kann. Raum iſt dir ein Bild, das du von Dingen um dich her, vielleicht aus der Anſchauung deines Firmaments genommen haſt, und als eine immer zu vergrößernde Weite mit dir umherträgeſt. Wie deine Dichter ihn dir furchtbar prächtig gemacht haben, ſo müſſen deine eigne Schwingen zuletzt ermüden, wenn du ihren groſſen Maaſſen im Unendlichen nachfliegeſt. *) Verfolge dieſen Flug; den Verſtand aber ſtöre mit deinen Bildern nicht. Er faſſet die Welt anders.

---

*) S. Hallers Gedicht von der Ewigkeit, Stellen in Milton, Young u. ſ.

„Mir iſt die Welt, ſpricht der Verſtand, in Grenzen geſchloſſen."

Verſtehe dich ſelbſt, antwortet die Vernunft; auch dir iſt die Welt ein Unüberſehbares, aber voll daſeyender Dinge, voll wirkender Kräfte. An Jedes dieſer Dinge legeſt du dein Maas, d. i. im Unermeſſenen beſtimmeſt du es nach deinem und ſeinem Ort, nach dem Umfang deiner und ſeiner Kräfte. Allenthalben ſchaffeſt du dir ein *Ganzes*; ein *All* aber kenneſt du nicht. *Totalität des Weltalls* bedeutet dir *Inbegriff*, *Umfaſſung* mit deinen Gedanken, *Ordnung*. (κοσμος) Im Kleinſten wie im Größeſten erſcheint dir dieſe; an ihr begnüge dich; mit dem Umgrenzen im Reich der Phantaſie laß dich nicht ein. Kein Gedanke umfaſſet den Raum; er braucht ihn nur als Maas im Unermeſſenen. Daſeyende Dinge geben ihn, zugleich ſeyende Dinge ſchließen ihn ein; nie aber kann er die außer allen Dingen ihre Grenze werden. Dieſe Grenze beſtimmen dir Kräfte, die du in Anſehung des Weltalls als unermeſſen annehmen mußt, weil dir zu Beſtimmung einer endlichen Grenze derſelben aller Grund fehlet. Du darfſt alſo mit der Phantaſie Eins ſeyn, ob jeder von Euch gleich die Welt nach ſeiner Weiſe definiret, d. i. im Unbegrenzten begrenzet.

Phantaſie fährt fort: „die Welt hat keinen Anfang; auch in Anſehung der Zeit iſt ſie unendlich.“

Die Vernunft antwortet: dir kann ſie nicht anders als alſo erſcheinen. Zeiten nach Zeiten verfolgſt du und findeſt vor- und rückwärts kein Ende.

Der Verſtand ſpricht: „die Welt hat einen Anfang in der Zeit.“

„Einen Anfang in der Zeit? ſpricht die Vernunft. Verſtehe dich ſelbſt. Wo Etwas dauret, da legſt du dein Maas, die Zeit, an; wo etwas dir zuerſt vorkommt, da ſagſt du: „es beginnt! Dieſer Moment war ſein Anfang.“ So lange alſo etwas war, war dir Zeit; und wo etwas beginnt, iſt dir Anfang. Im Inbegriff deiner Gedanken vom Daſeyn der Dinge, vom Maas ihrer Dauer und vom Beginn jedes Emporkommenden im Weltall haſt du jeden Augenblick Anfang und Ende, ſcheinbares Aufkommen und Untergehen, immer aber fortwährende Zeit. Dieſe an ſich hat allenthalben und nirgend Anfang und Ende; ſie iſt, wie der Raum, im Unermeſſenen nur ein beſtimmendes Maas. Wo die Phantaſie „unermeßlich!“ ausruft, da ſage du: „unermeſſen;“ Beide behauptet ihr Eins, ſobald ihr euch verſtehet.

2.

„Zweiter Widerſtreit der transſcendentalen Ideen. Ueber das Einfache und die Zuſammenſetzung der Dinge.“

Phantaſie ſpricht: „Kein zuſammengeſetztes Ding in der Welt beſteht aus einfachen Theilen; es exiſtirt überall nichts Einfaches in derſelben.“

Du ſprichſt nach deiner Art, antwortet die Vernunft, d. i. eingebildet. Vom Beſtehen der Dinge weißt du nichts; phantaſirend kannſt du ſie zuſammenſetzen und auflöſen. Das thu und theile unaufhörlich; nur ſprich dann nicht von Dingen, vom Beſtehen der Dinge, von Exiſtenz in oder aus einfachen Theilen; ſondern nimm was du ohne Mühe und Aufhalt immer theilen kannſt, ein Leeres, z. B. Raum, Zeit. Es ſoll ein erprobtes Mittel zum Einſchlafen ſeyn, wenn man nach dem Recept der hypothetiſchen Syntheſis einer Endloſen Gliederreihe immer und immer theilet und theilet, häuſet und häuſet.

„Ich wache, ruft der Verſtand. Eine jede zuſammengeſetzte Subſtanz in der Welt beſteht aus einfachen Theilen, und es exiſtirt überall nichts als das Einfache, oder das, was aus dieſem zuſammengeſetzt iſt."

Verſtehe dich ſelbſt, antwortet die Vernunft; wer hat dir ſolche Verwirrungen in den Mund geleget? Substanzen ſetzt man nicht aus Theilen zuſammen, wie man ein Machwerk zuſammenſetzt. Dir iſt Subſtanz, was ſich ſelbſt hält und trägt aus innerer Kraft: dazu bedarfs weder Zuſammenſetzung noch Theile. Mit ihnen zerſtörſt du die Subſtanz: denn was ſich aus Theilen zuſammen ſetzen läßt, läßt ſich auch Theilweiſe wegnehmen. Du wollteſt ſagen: „was beſtehet, beſtehet durch Kraft, ſo vielfach auch ſeine Kräfte ſeyn mögen!“ Dagegen hat die Einbildungskraft nichts zu ſagen; ſo vielfach ſie dieſe Kräfte theile, Subſtanz, ſofern ſie es iſt, erhält ihre Kräfte. Auch im Widerſtreit erhält ſie ſolche: denn als Subſtanz iſt ſie ein Band der Kräfte.

3.

„Dritter Widerſtreit der transſcendentalen Ideen. Ueber Cauſalität und Freiheit."

„Es iſt keine Freiheit! ruft die Phantaſterei aus, ſondern alles in der Welt geſchieht lediglich nach Geſetzen der Natur! —

Was ſoll dein Satz und Gegenſatz, antwortet die Vernunft, da beide einander nicht entgegengeſetzt ſind. In der Natur iſt alles frei; nur durch dieſe Freiheit können Kräfte der Natur wirken. Wirkt jede Kraft in *ihrer* Natur, ſo wirkt ſie frei, und wenn ſie durch andre eben ſo freiwirkende Kräfte eingeſchränkt, d. i. in Wirkungen begrenzt wird, ſo entſpringen daraus höhere Gleichungen, die man *Geſetze der Natur* nennt. Dieſe Geſetze heben jene freiwirkenden Kräfte ſo wenig auf, daß ſie vielmehr ſolche verausſetzen und ohne ſie nicht ſeyn würden. Dein Ausruf: „es iſt keine Freiheit!“ hebt alſo die Geſetze der Natur ſelbſt auf; und wie willſt du einen läugnenden Wahn, eine Negative begründen?

„So iſt auf meiner Seite die Wahrheit, ſpricht der Verſtand: Die Cauſalität nach Geſetzen der Natur iſt nicht die Einzige, aus welcher die Erſcheinungen der Welt insgeſamt abgeleitet werden können. Es iſt noch eine Cauſalität durch Freiheit zu Erklärung derſelben anzunehmen nothwendig.“ —

Verſtehe dich ſelbſt, antwortet die Vernunft; du redeſt Schlaftrunken. Freiwirkende Kräfte der Natur unter einer Regel gedacht, geben Geſetze; aus ſolchen werden nicht „Erſcheinungen abgeleitet,“ ſondern Wirkungen erkläret. „Auſſer den

Geſetzen der Natur noch eine Cauſalität und zwar zu Erklärung derſelben, (der Geſetze der Natur) annehmen zu müſſen, weil es nothwendig iſt," iſt ein Poſtulat, wobei man nichts denket. Freiheit, ſelbſt die wildeſte Freiheit iſt Kraft der Natur; wenn ſie Geſetzen widerſtrebt, rächen ſich dieſe, und die höchſte Kraft, die wir in unſrer Natur kennen, die Selbſtbeſtimmung, iſt nur dann frei, wenn ſie den höchſten Geſetzen der Natur, Kraft ihrer ſelbſt, als Selbſtbeſtimmung, gehorchet. Frei gehorchet ſie und gebietet dadurch der Schöpfung. Die Geſetze der Natur, ſofern ſolche ſie betreffen, beſtimmet ſie im Gebrauch ihrer ſelbſt als der edelſten Freiheit mit; es werden Geſetze aus ihrer Beſtimmung, nicht der Natur zuwider, ſondern Geſetze der edelſten Natur ſelbſt. Selbſtbeſtimmung nach Geſeßen der Natur, nicht außerhalb ſolcher Geſetze, iſt die höchſte Freiheit, indem ſie, jenen Geſetzen gemäß, ſelbſt Geſetze ſchafft und ordnet. Verbanne die Verwirrung deiner Gedanken, als ob es außer der Cauſalität eine Cauſalität, und in der Natur eine Außernatur gebe, die im Grunde ein armer Stolz iſt.

4.

„Vierter Widerſtreit der tranſſcendentalen Ideen. Ueber ein ſchlechthin nothwendiges Weſen in der Welt.“

Phantaſterei ſpricht: „es exiſtirt überall kein ſchlechthinnothwendiges Weſen, weder in der Welt noch außer der Welt, als ihre Urſache. Ich wills beweiſen.“ — Was willſt du beweiſen? ſpricht die **Vernunft**, eine Negation? Kenneſt du das **Ueberall**?

all? Und welchen Begriff haſt du von einem ſchlechthinnothwendigen Weſen, da du es gleichgültig in oder außer der Welt ſetzeſt, und das Höchſtnothwendige, den Grund aller Gewißheit wegläugneſt. —

Wollte der Verſtand den Streit alſo aufnehmen: „Zu der Welt gehört etwas, das entweder als ihr Theil oder als ihre Urſache ein ſchlechthinnothwendiges Weſen iſt:“ ſo hieße die Vernunft ihn ebenfalls ſchweigen. Ein ſchlechthinnothwendiges Weſen „als Theil der Welt“ giebt keinen Begriff; wer ein ſolches „entweder-oder“ ausſpricht, hat ſich ſelbſt nicht verſtanden.

Widrig iſts, ein Spiel von Wortfehden als „das höchſte Product der reinen Vernunft“ mit Beweiſen und Gegenbeweiſen aufgeſtellt zu ſehen, in welchen beinahe nichts erweiſet. Antinomieen ſollten dieſe blinden Kämpfe in keinem Sinn genannt werden, als weil ſie ſelbſt gegen das Geſetz der Vernunft ſind! Antilogieen, αντι νομȣ και αντι λογȣ, iſt ihr dialektiſcher Name.

Und warum ſind ihrer vier? Die Tafel, durch welche die Kritik ſie auf die Kategorien zu beziehen ſucht, indem ſie „nur vier kosmologiſche Ideen erkennet,

1.
„Die abſolute Vollſtändigkeit
der Zuſammenſetzung
des gegebnen Ganzen aller Erſcheinungen.

2.
Die
abſolute Vollſtändigkeit
der Theilung
eines gegebnen
Ganzen
in der Erſcheinung.

3.
Die
abſolute Vollſtändigkeit
der Entſtehung
einer Erſcheinung
überhaupt.

4.
Die
abſolute Vollſtändigkeit
der Abhängigkeit
des Daſeyns
des Veränderlichen in der Erſcheinung.“

iſt in ſolcher Zuſammenordnung ungeordnet: denn offenbar gehörten in ihr das erſte und zweite Feld gegen einander, das dritte Feld vor beide, und das vierte allen voran. Da aber alle Felder an den Begriff „der abſoluten Vollſtändigkeit“ geheftet ſind, ſo ſind ſie an einen unſrer Vernunft angedichteten Zweck, mithin an Nichts geheftet.

II.

Vom

Ideal der Vernunft.

„Des zweyten Buchs
der
transſcendentalen Dialektik
drittes Hauptſtück.

Das Ideal der reinen Vernunft." *)

„Ideen ſind noch weiter von der objectiven Realität entfernt als Kategorien: denn es kann keine Erſcheinung gefunden werden, an der ſie ſich in concreto vorſtellen laſſen. Sie enthalten eine gewiſſe Vollſtändigkeit, zu welcher keine mögliche empiriſche Erkenntniß zulangt; und die Vernunft hat dabei nur eine ſy-

---

*) S. 595.

ſtematiſche Einheit im Sinn, welcher ſie die empiriſche mögliche Einheit zu nähern ſucht, ohne ſie jemals völlig zu erreichen.“

„Aber noch weiter als die Idee ſcheint dasjenige von der objectiven Realität entfernt zu ſeyn, was ich das Ideal nenne und worunter ich die Idee nicht blos in concreto, ſondern in individuo, d. i. als ein einzelnes, durch die Idee allein beſtimmbares oder gar beſtimmtes Ding verſtehe.“ *)

„Ohne uns zur Platoniſchen Idee zu verſteigen, müſſen wir geſtehen, daß die menſchliche Vernunft nicht allein Ideen ſondern auch Ideale enthalte, die zwar nicht, wie die platoniſchen, ſchöpferiſche, aber doch praktiſche Kraft, als regulative Principien haben, z. B. der Weiſe des Stoikers u. ſ. Das Ideal aber

---

*) S. 595

in einem Beiſpiel," d. i. in der Erſcheinung realiſiren wollen, wie etwa den Weiſen im Roman, iſt unthunlich, hat überdem etwas Widerſinniſches und wenig Erbauliches an ſich, indem die natürlichen Schranken, welche der Vollſtändigkeit in der Idee continuirlich Abbruch thun, alle Illuſion in ſolchem Verſtande unmöglich und dadurch das Gute, das in der Idee liegt, ſelbſt verdächtig und einer bloßen Erdichtung ähnlich machen." *)

---

*) S. 598. Der Verf. einer Schrift: „die Religion, innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft vorgeſtellt," ſcheint das „Widerſinniſche und wenig Erbauliche, das alle Illuſion unmöglich, ja das Gute, das in der Idee liegt, verdächtig macht," nicht zugeſtanden zu haben, da er nicht nur die Idee des guten Princips in individuo darſtellte, ſondern auch eine allbekannte Geſchichte dabei einer bloßen Erdichtung ähnlich machte.

„Die Geſchöpfe der Einbildungskraft, darüber ſich niemand erklären und einen verſtändlichen Begriff geben kann, die Ideale der Sinnlichkeit“ *) laſſen wir an ihren Ort geſtellet ſeyn, da das transſcendentale Ideal (prototypon transſcendentale,) vor uns ſtehet.“ **)

„Dies Ideal iſt die Idee von einem All der Realität, (omnitudo realitatis) durch deren Allbeſitz der Begriff eines Dinges an ſich ſelbſt, als durchgängig beſtimmt vorgeſtellt, mithin eines entis realiſſimi geſetzt wird. Es iſt dies das einzige eigentliche

---

*) S. 598.

**) Grammatiſch müßte dies freilich heißen prototypus transſcendentalis; wie Kaiſer Sigismund aber ſchismam ſagte und das Concilium ihm ſchismam nachſagte, ſo behalte auch dies Ideal der reinen Vernunft den Namen Prototypon transſcendentale.

Ideal, deſſen die menſchliche Natur fähig iſt, weil nur in dieſem einzigen Falle ein an ſich allgemeiner Begriff von einem *Dinge durch ſich ſelbſt* durchgängig beſtimmt, und als die Vorſtellung von einem Individuum erkannt wird. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß die Vernunft zu ihrer Abſicht, nämlich ſich lediglich die *nothwendige durchgängige Beſtimmung der Dinge* vorzuſtellen, nicht die *Exiſtenz* eines ſolchen Weſens, das dem Ideale gemäß iſt, ſondern nur die *Idee* deſſelben vorausſetzt, um von einer *unbedingten Totalität der durchgängigen Beſtimmung* die bedingte, d. i. die des Eingeſchränkten abzuleiten. Das Ideal iſt ihr alſo das *Urbild* aller Dinge, welche insgeſammt als mangelhafte Copeien (ectypa) den *Stoff zu ihrer Möglichkeit* daher nehmen, und indem ſie demſelben (Stoff oder Urbilde?) mehr oder weniger nahe kommen, dennoch jederzeit

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51185-X

HERDER,J.G. FN. 07557/015

unendlich weit daran fehlen, es zu erreichen. Dieſer blos in der Vernunft befindliche Gegenſtand ihres (der Vernunft) Ideals wird auch das Urweſen, (ens originarium) ſofern es keins über ſich hat, das höchſte Weſen, (ens ſummum) und ſofern alles als bedingt unter ihm ſtehe, das Weſen aller Weſen (ens entium) genannt. Alles dies aber bedeutet nicht das objective Verhältniß eines wirklichen Gegenſtandes zu andern Dingen, ſondern der Idee zu Begriffen, und läßt uns von der Exiſtenz eines Weſens von ſo ausnehmendem Vorzuge in völliger Ungewißheit." *)

„Wenn wir nun dieſer unſerer Idee, indem wir ſie hypoſtaſiren, ſo ferner nachgehn, ſo werden wir das Urweſen durch den bloßen Begriff der höchſten Realität als ein einziges,

---

*) S. 604. u. f.

einfaches, allgenugſames, ewiges u. ſ., mit Einem Wort es in ſeiner unbedingten Vollſtändigkeit durch alle Prädicamente beſtimmen, mithin zu Gott im transſcendentalen Verſtande machen können; indeſſen würde dieſer Gebrauch der transſcendentalen Idee doch ſchon die Grenzen ihrer (der Idee) Beſtimmung und Zuläſſigkeit überſchreiten. Denn die Vernunft legte ſie nur als den Begriff von aller Realität, der durchgängigen Beſtimmung der Dinge überhaupt zum Grunde, ohne zu verlangen, daß alle dieſe Realität objectiv gegeben ſey, und ſelbſt ein Ding ausmache. Dies letztere iſt eine bloße Erdichtung, durch welche wir das Mannichfaltige unſrer Idee in einem Ideal als einem beſondern Weſen zuſammenfaſſen und realiſiren, wozu wir keine Befugniß haben, ſogar nicht einmal die Möglichkeit einer ſolchen Hypotheſe geradezu anzunehmen; wie denn auch alle *Folgerungen*, die aus einem ſolchen Ideal abfließen, die durchgängige Beſtimmung der Dinge überhaupt, als zu deren Behuf die Idee allein *nöthig* war, *nichts angehen* und darauf nicht den mindeſten Einfluß haben. „Durch eine natürliche Illuſion, durch einen dialektiſchen Schein wird das Ideal des allerrealſten Weſens, ob es zwar eine bloſſe Vorſtellung iſt, zuerſt *realiſirt*, d. i. zum Object gemacht, darauf *hypoſtaſirt*, endlich durch einen *natürlichen* Fortſchritt der Vernunft zur Vollendung der Einheit ſogar *perſonificirt*, zur *Intelligenz* gemacht u. ſ.“ *)

Könnte es dem Inhaltloſeſten Begriff ärmlicher ergehen als dieſem „allerrealſten Weſen,“ das durch eine Illuſion der Vernunft, die ihr „*zwar natürlich*, zu der ſie aber nicht berechtigt iſt," durch eine unbefugte Erdichtung, die ihr „zwar nöthig iſt, aber zu ihrem Zweck nichts hilft," erſt realiſirt, dann hypoſtaſirt werden mußte? Aus dem Gebiet der Vernunft als eine Erdichtung vertrieben, wird die Erdichtung nachher für die praktiſche Vernunft als Poſtulat poſtuliret, als ob außer der Vernunft, die dieſe Erdichtung proſcribirte, es noch eine zweite Vernunft gäbe, die das verbannte Figment aus dem Reich der Erdichtungen gebietend wiederfodern könnte!

---

*) S. 599 — 611. u. f.

Wie wir auf unſerm bisher zurückgelegten Wege uns aller tranſſcendenten Wortnebel enthielten, vielmehr die Schemata dazu in den „Dingen an ſich, außer und neben wirklichen Dingen" in ihrer leeren Form als Larven zu zeigen, inſonderheit aber den der Vernunft „angeblich-natürlichen Schimmer, durch welchen ſie ſtets über die Grenze der Erkenntniß verlockt werden muß," aufzulöſen ſuchten; ſo wollen wir auch hier kein Wortgebilde ſchonen. Hätte die Vernunft, ihrer weſentlichen Function uneingedenk, ihre eigenſte reinſte Idee widernatürlich gebildet: ſo wollen wir ſie eine ihr ſelbſt untreu gewordene Vernunft nennen, der ihr Name „Vernehmerinn" in dieſem Geſchäft nicht gebührte. Verſuchte ſie z. B. einen Beweis des höchſten Daſeyns aus den Begriffen „abſolute Allheit, Möglichkeit, Totalität der Begriffe u. ſ. f." ſpräche ſie vom Ende der Dinge, (summum rerum) da wir, was ihre Grenze ſey, weder einſehen können, noch zu erforſchen Beruf haben; erſchüfe ſie ſich einen Prototyp, gegen den „alles was da iſt, eine mangelhafte Copie iſt:" oder ſummirte ſie ſich gar

„ein

„ein Summum" der Vollständigkeit und des Ansehens wegen," damit neben uns doch auch ein Wesen „von so ausnehmendem Vorzuge" exiſtire; ja wenn der edle Ausdruck ens entium, das weſenhafte Weſen, ſelbſt ſo mißverſtanden würde, daß er „das Weſen aller Weſen" mit dem Zuſatz, „ſofern alles bedingt unter ihm ſteht," heißen ſollte: *) ſo entſagte die Vernunft dieſem Wortgeklingel ganz.

Ihr kann ihre reinſte Idee keine andere, als die ihr nächſte, innigſte, ihr allenthalben gegebene Mittel-Idee ſeyn, mittelſt deren ſie nicht nur alle ihre Begriffe zuſammenfaßt und ordnet, ſondern durch welche ſie Vernunft iſt, d. i. die ſie ſelbſt conſtituiret. Ihr, der Rechnerinn, iſt der reinſte Exponent ihrer

---

*) S. 603.

Rechnung; ihr, der Richterinn, der reinſte Grund ihres Schluſſes; ihr, der Meſſerinn, der feinſte Grad ihrer Beſtimmung, kurz die Wahrheit des Worts Iſt nothwendig

1.

Im Seyn,
Daſeyn, Dauer,
Kraft
Das daurende Urſeyn.

2.	3.
In Eigenſchaften	In Kräften
Alles Verſchiedenen	Gegen-, mit-, ein-wirkend
der bleibende Grund der Art.	fortwirkend die Urkraft.

4.

Im Maas des Unermeſſenen
das Beſtimmende
das Urmaas.

Er iſt, ſpricht ſie, Grund und Maaß der Dinge, ihres Seyns und Daſeyns, ihrer Dauer und Kraft; Beſtimmer ihrer Eigenſchaften zur bleibenden Art; Urſach der Kräfte, die fortwirkend alles Erſcheinende bilden: Er, der groſſe Exponent ihrer Verhältniſſe, der Beſtimmer alles Beſtimmbaren, nicht nur die höchſte ſondern auch die tiefſte, einfachſte, reinſte Idee. Aber exiſtirt ſolche?

Dem Verſtande, wie der Vernunft muß die Frage ſo auffallen, daß ſie nicht anders als wieder fragen kann: iſt Etwas? bin Ich? ſind Wir? Iſt nichts da; wohlan ſo iſt nichts und wir ſpekuliren, nichts ſeyend, vergebens. Sind wir aber, empfindet unſer Sinn, erkennet unſer Verſtand, giebts eine Vernunft, die ihren Grund in ſich ſelbſt hat und weiß, daß ſie ihn habe;

wohlan, ſo iſt auch eine höchſte Vernunft, die den Grund des Zuſammenhanges aller Dinge in ſich hat und weiß, daß ſie ihn habe. Nicht um das Weltall zu completiren, ſondern mit Vernunft zu begreifen; nicht als Tangent oder Sector ſuche ich den Begriff eines höchſten Weſens: er iſt mir in mir ſelbſt und in Allem gegeben; der tiefſte Ruheort, Mittelpunct der Kugel, ohne welchen weder ſie, noch mein Begriff von ihr ſeyn kann. Entweder ſind wir alle Götter, jeder Atom und Sperling iſt ein ſelbſtſtändiges Weſen, das durch ſich ward, durch ſich iſt und durch ſich nicht mehr iſt, (ſodann iſt die Vernunft geſtorben,) oder es iſt was da iſt in ſeinem daurenden Zuſammenhange, im Seyn, Daſeyn, Fortdaſeyn, in Eigenſchaften, durch Kräfte, in Fortwirkung nach einem Endloſen, allenthalben aber in ſich beſchloſſenen Maas, in einer höchſten Vernunft gegründet. Dieſe erkennet meine Vernunft an: weil ſie ſelbſt Vernunft iſt. Für ſich erkennet ſie an: über ſich ſelbſt und über das ihr Gegebne kann und will ſie nicht hinausſteigen.

So die Vernunft, und der Einbildungskraft wollen wir gebieten, daß ſie dieſem bleibenden Grunde der Dinge weder Kopf noch Füſſe gebe; perſonificirt nach Menſchenweiſe darf und kann die reinſte Idee nicht werden. Verlange ich nicht, daß, wenn ich Kraft und Ordnung in der Welt ſehe und ſie nach meiner Weiſe ſymboliſire, mein Nachbar ſie mit mir gleich nennen und ſymboliſiren müſſe; wie wollte ich ein Weſen, deſſen Daſeyn ich kaum auszuſprechen wage, mit meiner Einbildungskraft geſtalten? Noch minder werde ich ihm Theile der Welt als Gliedmaaſſen oder Attribute zueignen. Raum iſt ſo wenig ſeine *Eigenſchaft*, als menſchliches Denken ſeine *Function* iſt; ihn *Seele der Welt* zu nennen iſt eben ſo uneigentlich, als wenn ich ihn *Ort* oder *Träger* der Welt, den großen Elephanten, die Baſis der Welt nennte. Die reinſte Idee verſchmäht Bildworte: *Geiſt*, d. i. Kraft iſt er; als geiſtige Wahrheit will er *anerkannt* ſeyn oder ſeine Idee iſt verdunkelt.

Nach dieſem Begriff darf ich die Widerlegung „aller onto- und kosmologiſchen Beweiſe des Daſeyns Gottes" nicht durchgehn. *) Vom nothwendigen Daſeyn als

---

*) S. 611. *Unmöglichkeit* eines ontologiſchen, kosmologiſchen, phyſikotheologiſchen Beweiſes vom Daſeyn Gottes u. f.

dem Grunde „aller Möglichkeit" verſtehen wir nichts, außer ſofern dieſe Möglichkeit das Weſen unſrer Vernunft ausmacht und ſich in Wirklichkeit offenbahret. Auch die ſogenannte „Wiederlegung der phyſiko-theologiſchen Beweiſe fürs Daſeyn Gottes" kann ſchwerlich für etwas anders, als für eine Kritik des Misbrauchs derſelben gelten; obwohl, wenn Wahl ſtatt fände, ich lieber eine zu ihrer letzten Abſicht auch mangelhafte Expoſition großer und ſchöner Naturgeſetze geſchrieben haben möchte, als die ſcharfſinnigſte Kritik ihrer Fehler. *)

---

*) Nachdem dies längſt geſchrieben war, kommt mir die kleine vortrefliche Schrift des D. Reimarus über die Gründe der menſchlichen Erkänntnis und der natürlichen Religion (Hamb. 1787.) zu Geſicht,

Daſeyn,

Ordnung Fortſtreben.

Maas

wird in der ganzen Welt offenbar; dieſe geiſtigen Verſtändniſſe (νοουμενα εν Φαινομενοις) mache man allenthalben anſchaulich, und das menſchliche Gemüth wird, auch ohne Nennung des heiligen Namens, der nie unnütz genannt werden ſollte, Gottheit erkennen, Gottheit verehren.

---

die ich Jedem, der durch die Kritik der reinen Vernunft die Tramontane, d. i. den Polarſtern verlohren, zu leſen anrathen möchte. Den Schriften des Prof. Reimarus über die natürliche Religion, über die Triebe der Thiere, wie auch deſſen Vernunftlehre ſchließet ſie ſich bündig an; Schriften dieſer Art würden von keiner kritiſchen Dialektik verdränget werden.

Foderte nun irgend ein kritiſcher Philoſoph, daß die ſelbſtſtändige Kraft, die uns nicht anders als eine Vernunft-Idee (νουμενον) ſeyn kann, ihm ein Gegenſtand der Sinne (φαινομενον) werde, und ihm vor Augen wohlcorporirt erſcheine, damit ihr „objective Realität im Raum und in der Zeit gebühre:“ ſo müßte man ſich des Worts Kritik und Philoſophie ſchämen. Mit ſolcher Foderung hätte die Vernunft ihre Natur aufgegeben und jede ihrer Ideen, mithin auch ihre reinſte Idee verlohren. Müſſen nicht ſelbſt Verſtandesbegriffe, wenn ſie an Phänomenen erſcheinen, um Verſtandesbegriffe zu ſeyn, von ihnen getrennt werden? oder ſie werden Miſchbegriffe, Schematismen, Imaginationen. Warum vergißt die reine Mathematik die Gegenſtände, deren Größen und Verhältniße ſie in Aehnlichkeitloſen Zeichen ausdrückt? Damit ſie reine Begriffe habe. Eine Philoſophie, die keinen reellen Gegenſtand kennet, als der mittelſt Anſchauung im Raum und in der Zeit ihr erſcheint, hat, da mittelſt ſolcher Formen nichts erſcheinen kann, ſich ſelbſt alle Gegenſtände vernichtet.

Wenn alſo die Imagination nach einem körperlichen Gott rufe und ſpricht: „ohne Bild kann ich mir nichts denken;“ ſo hat ſie den Begriff des Weſens, geſchweige des Urweſens verfehlet. Sobald du den Grund und Quell alles Daſeyns in eine Geſtalt oder in einen Winkel ſchließeſt, (der Winkel ſey Himmel oder Erde) ſo iſt er ein Idol, nicht die allgegenwärtige lebendige Idee, die er deiner Seele ſeyn ſoll. Dieſe mußt du an dem, was iſt und wird, erkennen, ſie in dir ſelbſt erfaſſen; je öfter, je lebendiger, in je mehreren Fällen ſie dir wiederkommt, deſto mehr haſt du Gott, nicht außer dir ſondern in dir. Nimm ein Beiſpiel an jedem andern Verſtandesbegriff, z. B. der Schönheit, Ehrbarkeit, Tugend. Perſonificire ſie dir in Gemählden; es ſind todte, in Attributen ſich ſelbſt widerſprechende Larven, ausgeſtopfte Allheiten, kritiſche Ideale. An wirklichen Gegenſtänden erkannt, als Realitäten erſcheinend, werden ſie dir Realität, die dein Verſtand und dein Herz ergreift; ſie wirken auf dich als Muſter deines Lebens. So die Idee von Gott, dem Grunde aller Schönheit, Harmonie und Ordnung; aller Ideen fruchtbarſte, wirkſamſte, ſchönſte. Dem Gemüth, das ihrer fähig und zu ihr gebildet iſt, kann und muß ſie in Allem erſcheinen. Πνευμα Θεος εϛι, και αληθεια, και αγαπη.

12.

Vom regulativen Gebrauch der Vernunft.

„Anhang

zur transſcendentalen Dialektik.

Von dem regulativen Gebrauch der Ideen der reinen Vernunft.“*)

„Der Ausgang aller dialektiſchen Verſuche der reinen Vernunft beſtätigt nicht allein, daß alle unſre Schlüſſe, die uns über das Feld möglicher Erfahrung hinausführen wollen, trüglich und grundlos ſeyn; ſondern er lehrt uns zugleich dieſes beſondere, daß die menſchliche Vernunft dabei einen natürlichen Hang habe, dieſe

---

*) S. 670.

Grenzen zu überſchreiten, daß transſcendentale Ideen ihr eben ſo natürlich ſeyn, als dem Verſtande die Kategorieen, obgleich mit dem Unterſchiede, daß ſo wie die letztern zur Wahrheit, d. i. der Uebereinſtimmung unſrer Begriffe mit dem Object führen, die erſten einen bloſſen aber unwiderſtehlichen Schein bewirken, deſſen Täuſchung man kaum durch die ſchärfſte Kritik abhalten kann." *) Unſer Gang belehrte uns, daß nicht nur Schlüſſe, ſondern auch Anſchauungen und Begriffe, außer aller Erfahrung ſynthetiſch a priori geformt, entweder der Erfahrung entwandt oder bloße Dichtungen und Wortnebel ſeyn, die dem Verſtande ſeine unerkennende Natur verdunkeln oder rauben. Unſer Gang lehrte uns, daß, wenn

---

*) S. 670.

wenn man der Vernunft einen natürlichen Hang zu Ueberſchreitung ihrer Grenzen beimißt, man ihr Amt verkenne, das Regelmaas der Gewißheit in uns zerbreche, und ihr Phantaſie oder eine dialektiſche Schrauben-Vernunft unterſchiebe. Wir ſahen, daß, wie keine eingepflanzte Kategorien den Verſtand zur Wahrheit führen, der Betrügesſchein phantaſirender Vernünftelei eben durch jene Dialektik entſtehe, die ihre Kritik ſeyn will.

„Alles, was in der Natur unſrer Kräfte gegründet iſt, muß zweckmäſſig und mit dem richtigen Gebrauch derſelben einſtimmig ſeyn, wenn wir nur einen gewiſſen Misverſtand verhüten, und die eigentliche Richtung derſelben ausfindig machen können." *) Nicht ein gewiſſer, ſondern jeder Misver-

---

*) S. 670.

ſtand unſrer Kräfte muß verhütet; auch darf ihre Richtung nicht erſt ausfündig gemacht oder ihr eine angedichtet werden; ſie muß ſich wie jede Naturkraft offenbaren.

„Alſo werden die transſcendentalen Ideen allem Vermuthen nach ihren guten und folglich immanenten Gebrauch haben, obgleich, wenn ihre Bedeutung verkannt und ſie für Begriffe von wirklichen Dingen genommen werden, ſie transſcendent in der Anwendung und eben darum trüglich ſeyn können." Wahre Vernunft-Ideen, die aus richtiger Verknüpfung des Allgemeinen und Beſondern entſpringen, können nicht anders als einen guten Gebrauch haben, der blos immanent nicht bleiben kann, indem er Verſtandesbegriffe beſtimmt, und alles, was von ihnen abhängt, regelt. Der Unterſchied zwiſchen transſcendent und transſcendental iſt, wie die meiſten der "kritiſchen Philoſophie," ein ſpitzfindiges Wortſpiel. *)

„Die Vernunft hat eigentlich nur den Verſtand und deſſen zweckmäßige Anſtellung zum Gegenſtande, und wie dieſer das Mannichfaltige im Object durch Begriffe vereinigt, ſo vereinigt Jene ihrerſeits das Mannichfaltige der Begriffe durch Ideen, indem ſie eine gewiſſe collektive Einheit zum Ziele der Verſtandeshandlungen ſetzt, welche ſonſt nur mit der diſtributiven Einheit beſchäftigt ſind." **) Die Vernunft hat nicht nur den Verſtand, noch weniger deſſen Anſtellung allein zum Gegenſtande; ſie regelt durch ihn mittelbar Alles. Durch Ideen vereinigt ſie ſeine Begriffe nicht, ſondern in Ideen; nicht durch Collection, welches Zuſammenzählen dem Gedächtniß und der Einbildungskraft zuſtehet, ſondern durch erkennende Entſcheidung. Ihr Amt iſt diſtributive Wahrheit, d. i. Erwägung des Ganzen in ſeinen Gliedern zum richterlichen Spruch, wie es das Amt des Verſtandes war Anerkennung des Gegenſtandes zum Begriff.

---

*) Die Engländer nennen es cant, worüber man auch in ſeinen Nebenbedeutungen Johnſons Wörterbuch nachſchlagen mag. Man wird jede derſelben in der kritiſchen Secte bewährt finden, ſo daß man dieſe Philoſophie a philoſophy of hints and cants nennen könnte.

**) S. 672.

„Ich behaupte demnach: die transſcendentalen Ideen ſind niemals von conſtitutivem Gebrauche, ſo daß dadurch Begriffe gewiſſer Gegenſtände gegeben würden, und in dem Falle, daß man ſie ſo verſteht; ſind es blos vernünftelnde Begriffe. Dagegen aber haben ſie einen vortreflichen und unentbehrlichnothwendigen regulativen Gebrauch, nemlich den Verſtand zu einem gewiſſen Ziele zu richten.“ *) Daß Vernunfturtheile leitende Ideen ſeyn können, daran hat niemand gezweifelt, da es Begriffe höherer Ordnung ſind und die Vernunft in ihnen als Entſcheiderin urtheilt; eben deßhalb aber ſind ſie auch conſtitutiv, ja die conſtitutivſten unſerer Erkenntniſſe; es ſind Decrete. Der Verſtand conſtituirt nicht; ſondern unterrichtet ſich und den Richter. Die Wortbeſtimmung der „kritiſchen Philoſophie, daß conſtitutiv heißen ſoll, wodurch Begriffe von Gegenſtänden“ gegeben werden, iſt eben ſo willkührlich als unbeſtimmt; auch durch Vernunftideen werden Begriffe von Gegenſtänden, d. i. Wahrheiten gege-

---

*) S. 672.

ben, und zwar in einer gewiſſeren höheren Ordnung, als der Verſtand ſeine Begriffe geben konnte. Gewähren ſie ſolche nicht, ſo ſind es keine Vernunftideen, ſondern Dichtungen, Speculationen.

„Die Vernunft richtet den Verſtand zu einem gewiſſen Ziele, in Ausſicht auf welches die Richtungslinien aller ſeiner Regeln in einem Punkt zuſammenlaufen, der, ob er zwar nur eine Idee (focus imaginarius), d. i. ein Punkt iſt, aus welchem die Verſtandesbegriffe wirklich nicht ausgehen, indem er ganz außerhalb den Grenzen möglicher Erfahrung liegt, dennoch dazu dient, ihnen die größte Einheit neben der größten Ausbreitung zu verſchaffen. Nun entſpringt uns zwar hieraus die Täuſchung, als wenn dieſe Richtungslinien von einem Gegenſtande ſelbſt, der außer dem Felde empiriſchmöglicher Erkenntniß läge, ausgefloſſen wären, ſo wie die Objecte hinter der Spiegelfläche geſehen werden; allein dieſe Illuſion, welche man doch hindern kann, daß ſie nicht betrügt, iſt gleichwohl unentbehrlich nothwendig, wenn wir außer den Gegenſtänden, die uns vor Augen ſind, auch diejenigen zugleich ſehen wollen, die weit davon uns im Rücken liegen, d. i. wenn wir, in unſerm Falle, den Verſtand über jede gegebne Erfahrung (dem Theile der geſammten möglichen Erfahrung) hinaus, mithin auch zur größtmöglichen und äußerſten Erweiterung abrichten wollen.*) — Leeres Phantasma in einem unpaſſenden Bilde. Unſer Verſtand ſieht in den Gegenſtänden, die vor ihm ſind, was da iſt; das Gedächtniß erinnert ihn an die, die ihm im Rücken liegen; ein Verſtand, der über jede gegebne Erfahrung hinauszujagen *abgerichtet* würde, wäre ſo wenig ein richtiger Verſtand, als der Spiegel, der uns mehr als den Horizont ſeiner Gegenſtände wieſe, ein richtiger Spiegel. Mit Zauberei ginge es zu, wenn der gemeinſte geſunde Verſtand auf ſolche Weiſe ſein Erkenntniß *größtmöglichſt* und *äuſſerſt* erweitern wollte. Eine Vernunft, die ihn dazu „abrichtet," indem ſie ihm ein Ziel *auſſerhalb* den Grenzen möglicher Erfahrung, ſogar als einen Focus *einbildet*, auf welchen die Richtungslinien aller *ſeiner* Verſtandesregeln, auſſerhalb ſeiner Grenzen erzeugt, auſſerhalb derſelben zuſammenlaufen, wäre eine „*abrichtende*" Täuſcherin, die mit der Unwürde, mit der ſie ihr eigen Amt aufgab, den anerkennenden Verſtand aus ſeiner eigenthümlichen Function verſockt und Grundaus verderbet. Leere Spiegelgebilde, die ſelbſt im Reich der Fabel nicht beſtünden.

---

*) S. 672.

„Ueberſehen wir unſre Verſtandeserkenntniſſe in ihrem ganzen Umfange, ſo finden wir, daß dasjenige, was Vernunft ganz eigenthümlich darüber verfügt und zu Stande zu bringen ſucht, das Syſtematiſche der Erkenntniß ſey, d. i. der Zuſammenhang derſelben aus einem Princip.“ *) — Nur der letzte Vernunftactus kann dies thun, dem viele andre vorgehen mußten; auch wird kein Syſtem von der Vernunft allein errichtet, noch weniger verfüget; indem zu einem Syſtem Verſtand, Einbildungskraft, Witz und Scharfſinn beitragen müſſen. Wenn ihre Beiträge die Vernunft regelt, ſo kann ſie dies nicht

---

*) S. 673.

anders als anerkennend thun, wie der Verſtand Begriffe anerkannte, indem ſie den lichten Punkt trifft, oder beſtätigt, aus welchem und zu welchem ſich ein Syſtem ordnet. Ohne dieſen Punct, der kein eingebildeter Focus hinter dem Spiegel aller Erfahrung, ſondern ein in der Vernunft ſelbſt liegender Erkennungs- ein Brennpunct der Wahrheit ſeyn muß, iſt alles collective Zuſammenräumen zu einem Syſtem „eine Zuſammenſtellung der Gegenſtände, die uns im Rücken liegen, zu einem foco imaginario" hinter dem Spiegel, wo das „Ding an ſich" wohnet, d. i. eine Syntheſis a priori.

„Wenn die Vernunft ein Vermögen iſt, das Beſondre aus dem Allgemeinen abzuleiten, ſo iſt entweder das Allgemeine ſchon an ſich gewiß und gegeben, und alsdenn erfordert es nur Urtheilskraft zur Subſumtion, und das Beſondre wird dadurch nothwendig beſtimmt. Dieſes will ich den apodictiſchen Gebrauch der Vernunft nennen. Oder das Allgemeine wird nur problematiſch angenommen und iſt eine bloſſe Idee; das Beſondre iſt gewiß, aber die Allgemeinheit der Regel zu dieſer Folge iſt noch ein Problem: ſo werden mehrere beſondre Fälle, die insgeſammt gewiß ſind, an der Regel verſucht, ob ſie daraus fließen, und in dieſem Falle, wenn es den Anſchein hat, daß alle anzugebende beſondre Fälle daraus abfolgen, wird auf die Allgemeinheit der Regel, aus dieſer aber nachher auf alle Fälle, die auch nicht angegeben ſind, geſchloſſen. Dieſen will ich den hypothetiſchen Gebrauch der Vernunft nennen." *) —— Die Namen waren längſt bekannt; hier werden ſie verführend angewendet. Iſt der Ver-

---

*) S. 674.

nunft das Allgemeine nur problematiſch, als eine bloſſe Idee, (mißbrauchter Name!) d. i. als ein Wahnbild, ein Allgemeinſpruch gegeben, ſo hilft das Verſuchen einzelner Fälle an der Regel nichts, um ſie dadurch zur Allgemeinregel zu erheben. Ein ſo hypothetiſcher Gebrauch der Vernunft wäre kein Vernunftgebrauch, ſondern ein Probiren unter einer Vorſpiegelung, mit der ich mich, lüſtern nach einem Nichts, täuſche. Anerkennen des Allgemeinen im Beſondern iſt die Vernunftregel. Möge der für mich unüberſehliche, mithin unerweisbare Allgemeinſatz an ſich ſeyn, was er wolle; er gilt für dieſen Fall: denn dies Beſondre iſt in ihm erkennbar.

„Der hypothetiſche Vernunftgebrauch geht alſo auf die ſyſtematiſche Einheit der Verſtandeserkenntniſſe; dieſe aber iſt ein Probirſtein der Wahrheit der Regeln. Umgekehrt iſt die ſyſtematiſche Einheit (als bloße Idee) lediglich nur projectirte Einheit, die man an ſich nicht als gegeben, ſondern nur als Problem anſehen muß.“ *) —— Abermals umgekehrt. Eine projectirte Einheit, die man nicht als gegeben, ſondern nur als Problem anſehen muß,“ iſt kein Probirſtein der Wahrheit aller Vernunftregeln. Die Waage der Vernunft hinge ſodann an einem erdichteten Nichts, an einer projectirten ſyſtematiſchen Einheit.

„Man ſiehet aber hieraus nur, daß die ſyſtematiſche oder Vernunfteinheit der mannichfaltigen Verſtandeserkenntniſſe ein logiſches Princip ſey, um, da wo der Verſtand allein nicht zu Regeln hinlangt, ihm durch Ideen fortzuhelfen und zugleich der Verſchiedenheit

---

*) S. 675.

ſeiner Regeln Einhelligkeit unter einem Princip (ſyſtematiſche) zu verſchaffen, ſo weit *als* es ſich thun läßt." *) Ein höchſt-*unlogiſches* Princip wäre dieſe vorgeſpiegelte Vernunfteinheit, wenn ſie auf nichts anderm beruhte, als wo der Verſtand zu Regeln nicht *hinlangt*, (als ob er Regellos dieſe ſuchen könnte?) ihm hinkend *fortzuhehlen*. „Ob aber die Beſchaffenheit der Gegenſtände; oder die Natur des Verſtandes, der ſie als ſolche erkennt, an ſich zur ſyſtematiſchen Einheit *beſtimmt* ſey, und ob man dieſe a priori, auch ohne Rückſicht auf ein ſolches Intereſſe der Vernunft, *in gewiſſer Maaſſe poſtuliren*, und alſo ſagen könne: alle mögliche Verſtandeserkenntniſſe (darunter die empiriſchen) haben *Vernunfteinheit*, und ſtehen unter gemeinſchaftlichen Principien, woraus ſie, unerachtet ihrer Verſchiedenheit, abgeleitet werden können; das würde ein transſcendentaler Grundſatz der Vernunft ſeyn, welcher die ſyſtematiſche Einheit, nicht blos ſubjectiv und logiſch als Methode, ſondern objectiv nothwendig machen würde.“ *) Und ſo ſtehen wir denn, wo wir waren, im Lande des „kritiſchen Idealismus,“ d. i. der dialektiſchen Phantaſterei, in welchem es bei aller Mühe, dem Regelloſen Verſtande mittelſt einer vorgeſpiegelten Vernunfteinheit zu Regeln zu verhelfen, völlig unausgemacht bleibt, ob die Beſchaffenheit der Gegenſtände, oder die Natur des Verſtandes an ſich zur Einheit beſtimmt ſey? Beſtimmt von wem? für wen? Schlaftrunkner Idealismus! Er mühet ſich in ſchweren Träu-

---

*) S. 676.

---

*) S. 676.

men; ſein Phantasma, die leere Gegenſtandloſe Vernunft drückt ihn. Im Lande der Unbegriffe, des Wüſten und Leeren vor aller Schöpfung dialektiſiert er träumend, ob je eine Schöpfung *werde*?

„Es zeigt ſich aber, wenn man auf den transſcendentalen Gebrauch des Verſtandes Acht hat, daß die Idee einer Grundkraft *nicht blos* als Problem zum hypothetiſchen Gebrauche *beſtimmt* ſey, ſondern objective Realität *vorgebe*. Denn ohne daß wir einmal die Einhelligkeit der mancherlei Kräfte verſucht haben, *ſetzen wir doch voraus*, es werde *eine ſolche anzutreffen* ſeyn. In der That *iſt auch nicht abzuſehen*, wie ein logiſches Princip der Vernunfteinheit der Regeln ſtatt finden könne, wenn nicht ein transſcendentales *vorausgeſetzt* würde, durch welches eine ſyſtematiſche Einheit als den Objecten ſelbſt *anhängend*, a priori als

noth-

nothwendig angenommen wird. Denn mit welcher Befugniß kann die Vernunft im logiſchen Gebrauch verlangen, die Mannichfaltigkeit der Kräfte, welche uns die Natur zu erkennen giebt, als eine bloß verſteckte Einheit zu behandeln, wenn es ihr frei ſtände zuzugeben, daß es eben ſo wohl möglich ſey, alle Kräfte wären ungleichgültig, und die ſyſtematiſche Einheit ihrer Ableitung der Natur nicht gemäß? Denn alsdenn würde ſie gerade wider ihre Beſtimmung verfahren, indem ſie ſich eine Idee zum Ziele ſetzte, die der Natureinrichtung ganz widerſpräche. Auch kann man nicht ſagen, ſie habe zuvor von der zufälligen Beſchaffenheit der Natur dieſe Einheit abgenommen. Denn das Geſetz der Vernunft, ſie zu ſuchen, iſt nothwendig, weil wir ohne daſſelbe gar keine Vernunft, ohne dieſe aber keinen zuſammenhangenden Verſtandesgebrauch, und in deſſen Ermangelung kein zureichendes Merkmal empiriſcher Wahrheit haben würden, und wir alſo in Anſehung des letztern die ſyſtematiſche Einheit der Natur durchaus als objectivgültig und nothwendig vorausſetzen müſſen.*) Alſo ſetzeſt du ſie voraus, Schlaftrunkner Idealismus, weil wir ſie, ſelbſt ehe wir ſie verſucht haben, vorausſetzen, und weil nicht abzuſehen iſt, wie ein logiſches Principium ſie vorausſetzte, wenn man ſie nicht auch transſcendental vorausſetzen müßte: denn transſcendental muß ſie vorausgeſetzt werden, weil man nicht ſagen kann, ſie ſey zuvor, als den Objecten ſelbſt anhängig, von der zufälligen Beſchaffenheit der Natur abgenommen werden. Man muß ſie vorausſetzen, weil ſonſt keine projectirte Einheit der Verſtandes- und Vernunftbegriffe zu Stande käme, und ohne ſolche gar keine Vernunft ſtatt fände. Damit alſo dies Project, eine Vernunft, zu Stande käme, müſſen wir vor aller Vernunft, eine Vernunft, auch als objectivgültig annehmen. Nur in Anſehung des letztern thun wirs, ſonſt wäre uns keine objectivgültige Vernunft nöthig. Zeigte uns jemand ein Mittel, wie wir ohne objectivgültige Vernunft eine ſubjectivgültige Vernunft haben könnten; ſo wäre die **Vorausſetzung** und Annahme nicht nothwendig. Q. E. D.

---

*) S. 678. 679.

„Wir finden dieſe transſcendentale Vorausſetzung auch auf eine bewundernswürdige Weiſe in den Grundſätzen der Philoſophen verſteckt, wiewohl ſie ſolche darinn nicht immer erkannt oder ſich ſelbſt geſtanden haben. Daß alle Mannichfaltigkeiten der

Dinge die Identität der Art nicht ausſchließen, daß die mancherlei Arten nur als verſchiedentliche Beſtimmungen von wenigen Gattungen angeſehen werden müſſen u. ſ., iſt eine Schulregel oder logiſches Princip, ohne welches kein Gebrauch der Vernunft ſtatt fände. Daß aber auch in der Natur eine ſolche Einhelligkeit angetroffen werde, ſetzen die Philoſophen in der bekannten Schulregel voraus: entia praeter neceſſitatem non eſſe multiplicanda." *) Warum ſetzen ſie es voraus? weil ſie es in der Natur anerkannten. Alle Naturlehrer, die Geſchlechter, Arten, Gattungen aufzählten, verſchwiegen ſich, wenn ſie deutlich dachten, dies Geſetz nicht; noch weniger warteten ſie auf eine Philoſophie, die ihnen ſolches transſcendental, damit eine objectivgültige Vernunft möglich wür-

---

*) S. 680.

de, nicht beweiſen, ſondern a priori kritiſch vorſchreiben ſollte. In der dürftigſten Sprache liegt dies Geſetz, da keine menſchliche Sprache ohne daſſelbe entſtehen konnte. Wenn alſo die kritiſche Dialektik, weitläuftig an Worten, und arm an Sinn zu ihm noch ein andres erfindet: „entium varietates non temere eſſe minuendas,“ *) und herausbringen will, „wie das Geſetz der Specification auch wohl nicht von der Erfahrung entlehnt ſeyn könne; **) wie die transſcendentale Vernunft dem Verſtande durch ein Geſetz der Gleichartigkeit, Varietät und dazu noch durch ein Geſetz der Affinität aller Begriffe ein Feld bereite:“ ſo wundert man ſich über die Mühe dieſes Spielwerks, da Jedermann den Urſprung dieſer Begriffe durch Anerkennung in den Ge-

---

*) S. 684. **) S. 685.

genſtänden weiß, jede Vernunftlehre[*]) ihn entwickelt und jede Sprachlehre ihn vorträgt. Vor aller Erfahrung weiß die Vernunft von Gattungen, Arten und Geſchlechtern gleich wenig, und kann ſich über Gleichartigkeit, Varietät und Affinität keine Geſetze geben. Wird vollends „aus der ſcholaſtiſchen Regel des continui specierum oder formarum logicarum“ des mathematiſchen Leibnitz Geſetz der Continuität hergeführet und des Leibnitz mit Bonnets Stufenleiter topiſiret: [**]) was kann man bei dieſen Traumreden thun, als ſich gähnend und gähnend verwundern.

„Die Verſtandeshandlungen ohne Schemate der Sinnlichkeit ſind unbeſtimmt; eben ſo iſt die Vernunfteinheit auch in Anſehung der Bedingungen, unter denen, und des Grades, wie weit der Verſtand ſeine Begriffe ſyſtematiſch verbinden ſoll, an ſich ſelbſt unbeſtimmt. Allein obgleich für die durchgängige ſyſtematiſche Einheit aller Verſtandesbegriffe kein Schema in der Anſchauung ausfindig gemacht werden kann: ſo kann und muß doch ein Analogon eines ſolchen Schema gegeben werden, welches die Idee des Maximum der Abtheilung und der Vereinigung der Verſtandeserkenntniß unter einem Princip iſt. Denn das Größeſte und Abſolutvollſtändige läßt ſich beſtimmt gedenken, weil alle reſtringirenden Bedingungen, welche unbeſtimmte Mannichfaltigkeit geben, weggelaſſen werden. *). — Kein Größeſtes läßt ſich außer ſeiner Reihe des Kleineren, kein Abſolutvollſtändiges ohne den Inbegriff

---

[*]) J. A. Reimarus, Lambert und welche nicht?

[**]) S. 686. 696.

---

*) S. 692. 693.

ſeiner Integraltheile beſtimmt denken; mithin wäre dies Schema der Vernunft ohn' alles Schema. Dem iſt aber nicht alſo: denn der Grund der Vernunft iſt nicht abſolute Vollſtändigkeit, ſondern *Nothwendigkeit, innere Gewißheit*. Auch iſts nicht alſo, daß für die Einheit der Verſtandesbegriffe kein Schema ausfündig gemacht werden könne, da recht gefaßt es die Kategorieen ſelbſt ſind; in ihnen (denn Vernunft und Verſtand bearbeiten Eine und Dieſelbe Welt von Gegenſtänden) iſt in Sätzen und Schlüßen höherer Ordnung auch das Schema der Vernunfteinheit *gegeben*. Und zwar *gegeben in ihrem anerkennenden Weſen ſelbſt* mit Geſetz und Ordnung: ſie können und wollen darüber nicht hinausſchreiten.

Schema der Verſtandes- und Vernunfteinheit.

1.

Seyn

Daſeyn Fortdauer.

Kraft.

Vernunftgeſetz der Identität.

2.

Eigenſchaften

Daſſelbe, Ein andres,

Geſchlechter. Gattungen.

Art

Vernunftgeſetz der Homogeneität, Differenz und Artung.

3.

Kräfte.

Beſtehend,

Freundlich : Feindlich, wirkend.

Fortwirkend

Vernunftgeſetz der Cauſalität, Affinität und des nexus effectivus.

4.

Maaß.

Punkt

Extenſion Protenſion

Intenſion

Vernunftgeſetz des Continuum, Maximum, Minimum u. ſ.

Sollte es noch einer Entwicklung bedürfen?

Geſetz der Vernunft:

1. Wenn Erkennen heißt: in Vielem ein Eins unterſcheiden, faſſen, ſich aneignen: ſo ergiebt ſich, daß Beides, das Viele und Eins nicht ohne einander ſeyn können. Das Eins, das ich mir aneigne, heißt das Beſondere, und iſt in dem Gemeinen, aus dem ich es ſondere, enthalten. Die Sonderung konnte nicht geſchehen, wenn das Ungeſonderte nicht vorher meine Sinne oder meinen Verſtand traf.

2. Vom unterſten Sinn bis zur höchſten Kraft der Vernunft reicht dies Zuſammen-, Mit- und In einander ſeyn des Gemeinen und Beſondern. Jedes Organ eignet ſich aus der gemeinen Maſſe das Seinige zu, und läſſet das Andre. So wird unſer Leib erhal-

ten, indem jedes Gefäß deſſelben dabei einen Dienſt thut. So ſondert jeder Sinn aus dem Gemeinen, der großen Vorrathkammer der Welt, ſich das Seinige; ſo die Einbildungskraft, der Verſtand, ſo endlich auch die Vernunft. Das menſchliche Erkenntnißvermögen hat nur Eine, dieſe Kraft, im Allgemeinen ein Beſonderes zu erfaſſen, dies Beſondre im Allgemeinen anzuerkennen, Jenes in Dieſem, Dieſes in Jenem zu ſehn, und Eins auf das Andre zurückzuführen.

3. Von Kindheit auf particulariſiren wir alſo aus dem Allgemeinen und umgekehrt, weil wir im großen Chaos der Gegenſtände Aehnlichkeiten und Unterſchiede zugleich bemerken. Der Menſch z. B. ſah eine Heerde; wird er

zuerſt jedes Individuum mit einem eignen Namen bezeichnen? Ihrer gemeinſchaftlichen Aehnlichkeit wegen nennt er die Heerde mit Einem Namen, Schaafe, Bäume, Sterne; er ſah das Einzelne im Allgemeinen. Oder wenn er zuerſt nur ein Einzelnes erblickte und ihm darauf ein Aehnliches wieder kam, wiederholte er den Namen, als ob es Daſſelbe wäre, ihn auf alle Fälle ähnlicher Wiederkunft deutend; er ſah das Einzelne im Allgemeinen. So entſtand die menſchliche Sprache; ſie iſt von Gemeinwörtern voll, die in einer langen Zeitfolge erſt particulariſirt wurden, lange noch nicht alle particulariſirt ſind, und nie alle particulariſirt werden können und werden. Das Wort Baum war dem Menſchen leichter zu nennen, wo irgend ein Baum ſich zeigte, als jede verſchiedene Baumgattung. So allenthalben. *)

---

*) Dies iſt der Schlüſſel zu Bildung der menſchlichen Sprache in allen Theilen der Rede. Der Name (nomen) war an Einem oder mehreren Individuen erfunden; man wiederholte ihn als einen Gemeinnahmen und zu Bezeichnung dieſes Gegenſtandes ward er durch der, die, das particulariſiret. Mann, Frau, Kind, bei einzelnen mehreren Objecten anerkannt, waren Gemeinnamen; der Mann, die Frau, das Kind mußten den Gemeinnamen particulariſiren. So entſtanden verkürzende Anweiſungsworte, (Ich, Du, Er, Dieſer, Jener,) bei denen die nomina ſelbſt verſchwiegen werden konnten, die alſo, obgleich ſtets in Particularfällen gebraucht, die Rede generaliſirten. Alle Worte des Seyns, Leidens und Thuns (verba) wurden, (obgleich bei einzelnen Gelegenheiten erfunden,) Gemeinbegriffe. Ein Infinitiv bezeichnete mit weniger Veränderung beim Thun und Leiden alle modos und Zeiten, bis dieſe nach und nach durch Endungen, Vor-

4. Ein Kind generaliſirt gern. Wenn es Einen Elephanten ſieht, ſo glaubt es, alle geſehen zu haben; das Individuum wird ihm Typus des Geſchlechts mit allen ſeinen Particularitäten. War der Elephant grau, ſo müſſen *alle* Elephanten grau ſeyn, bis es hört oder lieſet, daß es auch weiße Elephanten gebe. In allen Sprachen findet man Reſte von dieſer Kindheit der Menſchen in Generaliſirung der Individuen zu Geſchlechtsnamen durch ein oft ſehr unweſentliches oder beſonderes

---

und Beiworte einzeln beſtimmt, d. i. particulariſirt wurden. *)

*) Setzen z. B., der Hauptbegriff, war da, den man nach und nach durch Präpoſitionen und Adverbien (vor-, zu-, bei-, nach- ſetzen u. ſ.) particulariſirte. Mit den Caſibus der Nominum iſts ein Gleiches: manche Sprachen decliniren, d. i. particulariſiren noch jetzt wenig oder gar nicht.

Merkmal: und in wie Manchem bleiben wir Zeitlebens ſolche Kinder! Jeder mahlt ſich den Engel und Teufel ſeines Geſchlechts aus Particular-Eindrücken nach ſeiner Weiſe.

5. Ein Kind generaliſirt gern. Nach Einer oder zwei gemachten Erfahrungen iſt ſeine raſche Seele ſogleich mit einem allgemeinen Erfahrungsſatz fertig, unter der Firma des Wörtleins All: „alles was Federn hat, fliegt“, bis es aus neuen Erfahrungen inne wird, daß Manches, was Federn hat, auch nicht fliege. So bildet ſich die ſogenannte Analogie unſrer Erfahrungen aus wenigen oder mehreren, genau- oder ſchlecht-bemerkten Fällen, mangelhaft oder hinreichend: immer aber, wenigſtens verſchwiegen, mit dem Wörtchen All ausgerüſtet, das ſie dech ſo ſelten oder eigentlich nie verdienet.

6. Denn, wenn ſind unſre Gemeinbegriffe vollſtändig? wenn können wir im genaueſten Sinn All, Alles ſagen? Nie, als wo der Begriff dies All ſelbſt enthält, oder wo er ganz unſer iſt und wir alſo zu ihm ſo viel nehmen können, als uns beliebt. Da wohnen wir in unſerm Eignen und dürfen ſagen: „dies Alles iſt mein! d. i. dies iſt Alles, was ich habe."

7. Alſo lügen wir immer, wenn wir all ſagen? denn wie ſelten haben wir überzählt und können überzählen, ob dies Alles ſich auch als All conſtituire. — So will das Wort nicht verſtanden ſeyn, oder wir könnten es beinah nie gebrauchen. All ſagen wir, wenn zu unſerm Zweck nichts fehlet, oder wenn ſich von dieſer Bezweckung Nichts ausnehmen ſoll, was zu ihr gehöret, oder endlich, wenn wir

gnug

gnug haben und zu zählen, zu bemerken aufhören. Aus bloßer Läßigkeit ſagen wir dann ein ſvallgemeines Machtwort. Kurz, wir generaliſiren immer nur in Abſicht zu particulariſiren, ſo wie wir nicht particulariſiren können, ohne ein All im Sinne zu haben; beide Begriffe ſind wie das prius und poſterius innig verknüpfet.

8. Wenn alſo der Oberſatz des Vernunftſchluſſes mit einem All hervortritt, was will dies All? Legt es uns auf zu zählen und fortzuzählen, bis wir zur „abſoluten Vollſtändigkeit“ der Zahl deſſen gelangen, das mit All genannt iſt? Nichts weniger! denn damit kämen wir eben von dem Schluß weg, zu dem das All einleitet. Das Wort heißt blos: „nichts ausgenommen von dem, was das Subject ſagt, was mir und dir in ihm bekannt iſt, und

was jetzt zu unſerm Zweck gehöret." Oft kann es daher auch gar ausgelaſſen, und das Subject, wenn es ſeinen Begriff ganz bezeichnet, allein geſetzt werden. Ob ich ſage: „alle Kinder ſollen ihre Eltern lieben" oder „Kinder ſollen ihre Eltern lieben" iſt gleichgültig, ja das letzte wird treffender, weil ſich damit das Subject in ſeiner Natur nackt darſtellt, ohne durch ein ſcheinbares Ueberzählungswort irre zu führen. Das All und Keiner des Syllogismus ſind alſo blos Claſſen- und Schulworte, zu verhüten, daß ſich kein Quidam von der Regel ausnehme. Dem Schluß ſoll ſich nichts entziehen, was zur Particulariſation des Allgemeinen auf dieſem Fall gehöret. Möge in andern Beziehungen das Subject mit ſich führen, was es wolle, hier tritt es nur zur Subſumtion und Entſcheidung, zur

Form eines Concluſum auf, daher wir im gemeinen Reden die Allgemeinſätze gar weglaſſen, und den für einen Pedanten halten, der ſich mit ihnen als einer prächtigen Univerſalität brüſtet. Wir ſetzen ſie voraus, oder deuten ſie nur an und ſubſumiren. Auch halten wir den gewöhnlich für einen leeren Kopf, der auf unüberſehbare Allgemeinſätze losgeht. Nicht auf ihr weites Umfaſſen und Ausdehnen kommt es uns an; ſondern auf ihr Zuſammenfaſſen und Anwenden.

9. **Anwenden**; ein ausdrückender Name. Ich **wende** den Satz, daß ich ihn zum Gebrauch bringe, zum Prädicat des gegenwärtigen Falles; an ſeiner weitern müßigen Ausdehnung iſt mir jetzt und hier nicht gelegen.

10. **Der Vernunft Amt iſt alſo, ein gegebnes Allgemeine zu**

particulariſiren, im Unbedingten das Bedingte anerkennend zu finden und feſtzuſtellen; eine Jagd im Allgemeinen bis zur „abſoluten Vollſtändigkeit eines Subjects, deſſen abſolute Vollſtändigkeit von uns gar nicht begriffen,“ noch weniger dargeſtellt, am wenigſten genutzt werden kann, iſt kein Vernunftwerk. Was z. B. ſollte der Vernunft daran liegen, eine „abſolute Vollſtändigkeit der Zuſammenſetzung des Ganzen aller Erſcheinungen, oder der Theilung des Ganzen in der Erſcheinung, oder der Entſtehung einer Erſcheinung überhaupt, oder endlich gar die abſolute Vollſtändigkeit der Abhängigkeit des Daſeyns des Veränderlichen in der Erſcheinung“ zu dichten, wenn ſich ihr dieſe Gemeinſätze nicht ſelbſt aufdrängen, damit ſie ſolche particulariſire? Weßhalb ſoll ſie den Verſtand über die Schranken aller Erkenntniß hinaus ſpornen? Gerade das Gegentheil thut ſie, als eine zuſammennehmende, ſcheidende, beſcheidende Vernunft. Was über uns iſt, ſpricht ſie, bleibe an ſeinem Ort; zu uns ſteige daraus nieder, was unſer iſt und zu uns gehöret. Dies macht ſie im Allgemeinen als Merkmal klar, und bindet es zu einem Schluß; ſie ſtützt ſich aufs Allgemeine, damit daraus im Beſondern etwas gegründet werde.

11. Das regulative Principium der Vernunft kann alſo nicht „ein Problem ſeyn, um der Vollſtändigkeit in der Idee gemäß, eine Regel vorzuſchreiben, nach welcher ſie vom Bedingten, vermittelſt aller einander untergeordneten Bedingungen zum Unbedingten fortgeht, obgleich dieſes niemals erreicht wird,“ welcher focus imaginarius eine Lockung wäre, die zu nichts führet. Umgekehrt ſucht ſie aus dem Bedingungs-

loſen, das ihr die Einbildungskraft in allgemeinen Ausdrücken vorſpiegelt, den Weg zum Beſtimmten, d. i. zum Bedingten. Statt z. B. aus den phantaſirenden Worten „Welt, Weltall, Weltganzes, Materie u. ſ. Sprünge ins Unermeßliche zu thun, und dieſe hyperboliſche Bahn gar für ihr „regulirendes Princip“ zu nehmen, kehrt ſie von ſolchen Allgemeinbegriffen auf das Beſondere. Seyn, Daſeyn, Dauer, Kraft will ſie, jene nur in Geſtalten und Eigenſchaften, Geſchlechtern, Gattungen, Art, dieſe in Wirkungen ſehen und ſich daraus Geſetze ſondern. Deßhalb legt ſie ihr Maas daran; ſtatt eines Endloſen Progreſſus, der zu nichts dienen würde, will und muß ſie in jedem Schluß den Regreſſus in ſich ſelbſt vollenden.

12. Wie ſtehets alſo mit der Transſcendenz der Vernunft? Die wahre Vernunft transſcendirt nie; nie ſteigt ſie aus ſich ſelbſt oder über ſich ſelbſt hinüber. In ihren höchſten Gleichungen befolgt ſie daſſelbe Geſetz, das ſie in den niedrigſten befolgte: „im Allgemeinen das Beſondre zu finden, im Mittelwort (medius terminus) es feſtzuhalten und im Schluß zu gründen.“ Je höher ſie ihren Begriff nahm, in deſto Mehrerem muß er anerkennbar werden; im kleinſten und größeſten Umfange aber iſt das Weſen der Vernunft wie des Cirkels: „Radien ſind ohne Mittelpunkt nicht; von ihm gehen alle aus und kehren zu ihm wieder.“

13. Bei dieſem Begriff der Vernunft, wo iſt der falſche Schimmer, der ihr natürlich ſeyn und ſie ewig aus ſich ſelbſt jagen ſoll? Wo ſind die unvermeidlichen

Antinomieen, jener unablegliche Zank und Zwiſt, in den ſie ſelbſt von der Wurzel aus getheilt iſt? Nicht nur verſchwunden ſind ſie; ſondern als die eigentliche Unvernunft (tortura mentis) verſchwunden. Wollte das „regulative Principium“ dieſer distorquirenden Unvernunft, daß ſie unaufhörlich aus ſich ſelbſt ſchreite und ein unendlicher Radius ohne Mittelpunkt und Umkreis werde: ſo ſpricht die wahre Vernunft „das bin ich nicht; mein Amt iſt beſchließen. Was Einbildungskraft, Verſtand und Sprache in Allgemeinſätzen mir zuführen, wende ich an, ich ſubſumire; in mir iſt kein Zwieſpalt, in mir iſt Friede. Friedeſtifterin iſt die Vernunft zwiſchen dem Allgemeinen und Beſondern, da Beides nicht ohne einander ſeyn kann; indem ſie Beides einiget, Beides verknüpfet.

14. Wodurch knüpft ſie beides? Durch ſich ſelbſt, weil ſie Vernunft iſt. Sie macht das unbeſtimmte wüſte All (omne), an welchem ſich nichts denken läßt, zu einem ihr eignen Ganzen (toto) bedingt und beſtimmt in ſeinen Gliedern.

15. Ein Ganzes, beſtimmt in ſeinen Gliedern; hiemit flieht jene transſcendentale Syntheſis, die Feindin alles menſchlichen Anerkennens, die Theile zu Theilen, Räume zu Räumen ſetzt, um ein Abſolutum zu erhaſchen, wovon der Verſtand keinen Begriff hat, welches auch auf dieſem Wege des 1 + 1 nicht einmal zu finden wäre. An ihre Stelle tritt Umfaſſung des Begriffs (Comprehenſio) durch Zuſammenordnung. Nicht aus Theilen wird der Vernunft ein Ganzes zuſammengeſetzt, (ſyntheſiret) noch in Theile von ihr zerſtückt,

dichotomiret; ſondern als Ganzes (totum) lebendig anerkannt in ſeinen Gliedern. Dieſe conſtituiren das Ganze energiſch und höchſt beſtimmt, weil es nur in ihnen unzertrennt und untrennbar lebet. Abſolut heißt ihr nicht das Bedingungsloſe, ſondern das in und zu ſich ſelbſt Geordnete, durch ſich ſelbſt höchſt Bedingte. Als Richterin vernahm ſie

Den Grund des Anbringens.

Parthei und Gegenparthei;

und

Entſcheidet.

Die Entſcheidung kehrt zum Grunde des Anbringens zurück, der in beiden Mittelgliedern nur geweitet, d. i. von beiden Theilen auseinandergeſetzt ward. Die beiden Extreme finden durch Ja oder Nein ihre Mitte wieder.

16. Hieraus ergiebt ſich, warum unſre Kategorien als

1.

2. 3.

4.

geſtellet wurden; ein leeres Spiel der Dichotomie ſollte dies nicht ſeyn. So geſtellet geben ſie den Actus der Vernunft ſelbſt an, und ſind nichts als die drei Glieder des Syllogismus, indem die zwei mittleren den medius terminus verbreiten und die vierte Zahl zur Erſten zurückkehret.*) Wenn ich z. B. den Begriff vom Seyn in ſeinen groſſen Dimenſionen Raum und Zeit wahrgenommen habe, kehren beide Extreme in ihn ſelbſt, in den Begriff einer beſtehenden Kraft zurück, durch welche zwiſchen beiden der Zuſtand einer Beharrung wird. Der Begriff der Qualität, durch Geſchlechter und Gattungen verfolgt, kann nirgend hin, als in ſich ſelbſt zur eigenthümlichen Art zurückkehren, in welcher jede Gattung, jedes Geſchlecht beharret, wenn Eigenſchaften und Individuen in immerwährendem Strom ſind. In der Kategorie der Kräfte werde ich aus Anziehung und Zurückſtoßung nie eine Welt zimmern; es muß eine Kraft ſeyn, aus welcher beide entſpringen, und in welcher beide mit neuer Verjüngung, d. i. einem Effect ſich wieder vereinen. Die aus einander geſetzten Extreme waren nur Mittelglieder. Im Begriff des Maaſſes endlich kehren ſeine beiden Dimenſionen Extenſion und Protenſion, die vom Punct ausgingen, als weitgenommene Extreme zur dritten Dimenſion, der Intenſität, wieder. Die Kategorie iſt alſo nichts als der in ſeiner Conſtruction dargeſtellte Vernunft-Actus; die beiden Arme der Waage müſſen an einer Unterlage befeſtigt ſeyn, worauf zwiſchen beiden ein viertes, die Zunge, den Ausſchlag giebt, d. i. entſcheidet.

---

*) Der Conſtruction der Rede nach würden ſie theſis, aetiologiae, apodoſis heißen. In anderer Rückſicht können die beiden Mittelglieder als integrirende Theile des Hauptbegriffs betrachtet werden, der in 1 und 4 erſcheinet.

17. Den vier Hauptbegriffen der Kategorie legten wir vier Wiſſenſchaften unter, dem Begriff des Seyns Ontologie, d. i. eine Philoſophie der Verſtandesſprache, dem Begriff der Eigenſchaften Naturkunde, der Kräfte Naturwiſſenſchaft, der Größen Mathematik; in der Conſtruction aller muß ſich die angegebne Regel der Vernunft zeigen. Und ſie beſtehet ihre Pro-

be.. Die Zuſammenhäufung eines Wörterbuchs, in welchem Wort auf Wort, wie Blatt auf Blatt folget, giebt uns den Begriff einer Sprache nicht, ſondern Ableitung und Zuſammenſetzung der Begriffe, Etymologie und Syntaxis. Nicht Syntheſis des Einzelnen zum Einzelnen, ſondern συμπλοκη, Comprehenſion des Ganzen, d. i. die Verknüpfung des Allgemeinen mit dem Beſondern. In der Naturkunde giebt das Hin- und Herzählen der Gattungen und Geſchlechter keinen Begriff der Wiſſenſchaft, ſondern ihre Zuſammenfaſſung unter den Hauptbegriff, Charakter, Geneſis, Art, d. i. die Anerkennung des Allgemeinen in dem Beſondern und wechſelſeitig. In der Phyſik bringt eine Dichotomie mechaniſcher Kräfte nie zum Ziel; beide, aus Einer Urſache entſproſſen, in Eine Wirkung zuſammengehend, wirken durch Verwandtſchaft auf einander, freundlich, feindlich; nur alſo *wird* etwas in der Natur, die ſich nicht anders als *genetiſch* durch Abkunft, Verwandtſchaft, Erzeugungen hält und in ihnen fortlebet. Ihr Typus

Genetiſche Abkunft,
Freundſchaften, Feindſchaften,
Producte.

trägt den *Typus der Vernunft* ſelbſt an ſich.

18. Entgegengeſetzt alſo einem natürlichen Hange zu Paralogismen, Antinomieen und einem ſinnloſen Laufen ins Unendliche dürfen wir die *Vernunft* als unſer letztes, *in ſich ſelbſt beſchloſſenſtes Vermögen* anſehen, und wenn wir in jedem andern eine Regel bemerkten,

auch dieſer ihr inneres, ewiges Geſetz nachzeichnen.

Sinnenempfängniſſe
Phantaſieen Verſtandesbegriffe.
Vernunft-Ideen.

Geſetz:

„Wäge zu beiden Seiten. Umfaſſe den Begriff in allen ſeinen Gliedern und führe ihn in ſich ſelbſt zurück. Nur das in ſich höchſtbeſtimmte iſt abſolut und nothwendig.

19. Hier alſo ſcheiden ſich Vernunft und Phantaſie oder vielmehr Phantaſterei völlig. Eine Philoſophie, die das geſammte Reich der Sinnlichkeit in zwei nichtsausdrückende Formen auflöſet und damit das Weſentliche deſſelben, unſer Innewerden vernichtet; ſie, die das We-

Weſen des Verſtandes, Anerkennung aufhob, und ſtatt ihrer einen dunkeln Schematismus nirgend entſproßener Wortlarven ſetzte; ſie, die das Amt der Vernunft mißkennend, dieſe ſelbſt zur dichtenden Jägerin im Unvernehmbaren machte, und den einfachſten Begriff der Vernunft als ein Ideal, d. i. als ein Gedankenbild der Phantaſie imaginiret, hat eben damit dem Amt der Vernunft entſaget. Dieſe wirft ein geſammletes, ſich ſelbſt widerſprechendes Ideal hinweg und ſpricht: „Nichts Heiliges iſt in dir. Mein Begriff von Gott iſt die ewige Vernunft ſelbſt; ſie iſt mir in mir und in Allem gegeben." Auf einem Daſeyenden, Nothwendigen, in ſich Höchſtbeſtimmten ſtehet alle Veränderung; jeder Begriff des Verſtandes, jedes Urtheil der Vernunft hangt am Wort Iſt oder Iſt nicht; es ſetzt Wahrheit voraus, Wahrheit in ſich, zuletzt ewige Wahrheit.

20. Könnte das Auge oder irgend eine Organiſation der Natur ſich ſelbſt ausſprechen; ſie ſpräche ſich aus als Formel einer unendlichen Vernunft, d. i. unendlich vieler, in ihr dargeſtellten Verhältniſſe, in ſich ſelbſt zuſammentreffender Gedanken. Der Vernunft ſpricht ſie ſich alſo aus; ſich ſelbſt ſpricht die Vernunft alſo aus, auf ein Nothwendiges, d. i. Höchſtbeſtimmtes Daſeyn mit ſeinen Folgen, auf Verknüpfung zwiſchen Urſache und Wirkung gegründet. Nehmet dies weg, ſo iſt Alles ein Traum, ein Phantasma.

21. Aber die Vernunft weiß, daß ſie iſt; ſie weiß es allein. Selbſt die Phantaſie könnte ohne ſie nicht dichten; die dichtende Phantaſie ſetzt Vernunft vor-

aus, und hüllet, was ſie nicht genau kennt, nur ein in ihre Bilder. Auch der Wilde, der vor dem mächtigen Waſſerfall als einer Wirkung des groſſen Geiſtes kniet, ehrt die Verknüpfung zwiſchen Urſache und Wirkung; hundert Stufen der Naturwirkungen höher hinaufgeſtiegen, knieen wir anerkennend wie Er. Die Phantaſie ſelbſt hat droben ihre Flügel verlohren; auch ſie erkennet eine durch ſich beſtehende ewige Wahrheit. Keine Naturgeſetze, keine Mathematik findet ohne dieſe ſtatt; nichts bliebe uns übrig, als erdichtete Prototypen, gehäufte Summen, ſynthetiſche Ideale, Schwärmereien, die die reine Philoſophie weder anerkennet noch ausſpricht.

21. Hinweg alſo mit dem Wort: „Ideal der reinen Vernunft;" die Vernunft dichtet und ſchafft keine Ideale. Noth-

wendigen Begriff, Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung ſucht ſie; in ihr ſelbſt iſt ihr dieſer gegeben. Sie darf damit nicht tändeln, oder ſie iſt keine Vernunft mehr; der Prototyp derſelben iſt Beſtehen in ſich, nothwendige Wahrheit. Eine beſchränkte, aber keine mangelhafte Copie iſt ſie dieſes Urtypus: denn auch im kleinſten Waſſertropfen ſpiegelt ſich die Sonne als Sonne; der kleinſte Cirkel iſt ſeinem Weſen nach Cirkel. Wer die reinſte Idee der Vernunft für Phantaſie erklärt, erklärt auch für Phantaſie, daß $2 + 2 = 4$ ſey; er gab die innere Nothwendigkeit des Begriffs auf, der alle unſre Ideen bindet und feſthält.

22. Ein Wahn iſts, daß die Idee von Gott den Forſcher der Natur ſtöre oder aufhalte; willkührliche Wortidole,

Phantaſmen ſtören ihn, nicht aber der Begriff von abſoluter, durch ſich gegebner, nothwendiger Wahrheit. Lege dieſen allenthalben zum Grunde; in jedem Daſeyn ſuchend das Maximum oder Minimum ſeiner Beharrung, in jeder Kraftäußerung Verknüpfung der Urſache und Wirkung; du geheſt nie irre. Der Begriff von Gott und ſeiner Einheit als einer reinen Vernunfturſache hat die menſchliche Vernunft aufgeklärt, und von den Hefen der Phantaſierei gereinigt. Er lehrte ſie Einheit anerkennen, wo Einheit war, nothwendige Geſetze finden, wo ſie ſich ihr aufdrangen, d. i. allenthalben. Auf dieſem Wege wird ſie fortgehen, ſich ihrer ſelbſt freuend als eines lebendigen Abdrucks jener groſſen Verknüpfung, mit dem Siegel innerer Nothwendigkeit bezeichnet. Selbſt die gaukelnde

Phantaſie wird ſie zurechtweiſen; denn dieſe iſt doch nur ein Traum der Vernunft, ein Schatte der Wahrheit.

23. Wundern dürfen wir uns alſo nicht über die Streitigkeiten, die, wie über jeden misverſtandnen Begriff, ſo auch über den reinſten und einfachſten aller, über Gott, entſtanden. Da er durchaus keine Zumiſchung der Phantaſie leidet, in welcher er ſogleich ein Unbegriff wird, ließ ſich über ihn in eine Misgeſtalt gehüllt, viel ſtreiten. Jeder Philoſophie aber iſt die reine Anerkennung dieſer gewiſſeſten Idee Kriterium; verkannte ſie dieſen Begriff, welchen reinen Begriff ſollte ſie nicht verkannt haben?

15.

Vom

Diſcipliniren der reinen Vernunft.

„In der transſcendentalen Elementarlehre haben wir zum Gebäude des Inbegriffs aller Erkenntniß der reinen Vernunft den Bauzeug überſchlagen und beſtimmt, zu welchem Gebäude, von welcher Höhe und Feſtigkeit er zulange. Jezt iſt es uns nicht ſowohl um die Materialien, als vielmehr um den Plan zu thun, und indem wir gewarnet ſind, es nicht auf einen beliebigen blinden Entwurf, der vielleicht unſer ganzes Vermögen überſteigen könnte, zu wagen, gleichwohl doch von der Errichtung eines feſten Wohnſitzes nicht wohl abſtehen können, den Anſchlag zu einem Gebäude in Verhältniß auf den Vorrath, der uns gegeben und zugleich unſerm Bedürfniß angemeſſen iſt, zu machen.“ *)

„Die transſcendentale Methodenlehre, ſoll alſo die Beſtimmung der formalen Bedingungen eines vollſtändigen Syſtems der reinen Vernunft enthalten, und in dieſer Abſicht mit einer Diſciplin, einem Kanon, einer Architektonik und einer Geſchichte der reinen Vernunft zu thun haben.“ **)

I. „Die Diſciplin der reinen Vernunft.“

Sie bedarf, wo weder empiriſche noch reine Anſchauung ſie in einem ſichtbaren Geleiſe halten, nämlich in ihrem transſcendentalen Gebrauch nach bloßen Begriffen, ſo ſehr einer

---

*) S. 735. **) S. 736.

Diſciplin, die ihren Hang zu Erweiterung über die engen Grenzen möglicher Erfahrung bändige, und ſie von Ausſchweifung und Irrthum abhalte, daß auch die ganze Philoſophie der reinen Vernunft blos mit dieſem negativen Nutzen zu thun hat. Wo, wie in der reinen Vernunft, ein ganzes Syſtem von Täuſchungen und Blendwerken angetroffen wird, die unter ſich wohl verbunden und unter gemeinſchaftlichen Principien vereinigt ſind: da ſcheint eine ganz eigne und zwar negative Geſetzgebung erforderlich zu ſeyn, welche unter dem Namen einer Diſciplin, aus der Natur der Vernunft und der Gegenſtände ihres reinen Gebrauchs gleichſam ein Syſtem der Vorſicht und Selbſtprüfung errichte, vor welchem kein falſcher vernünftelnder Schein beſtehen kann, ſondern ſich ſofort, unerachtet aller Gründe ſeiner Beſchönigung, verrathen muß.“ *)

„Die reine Vernunft, dem Hange nach eine Semper Auguſta, ſoll alſo diſciplinirt werden: von wem? Von ihr ſelbſt? Wie kann die alte und immer junge Verführerin, Mutter ſo vieler Täuſchungen und Blendwerke, ſich ſelbſt ziehen und beſſern, da nach dem kritiſchen Syſtem dieſe Blendwerke und Täuſchungen in ihrer Natur liegen. Der transſcendentere Zuchtmeiſter der transſcendirenden Vernunft iſt alſo niemand als der kritiſche Philoſoph ſelbſt, in dem die reine diſciplinirende Vernunft ſubſtanziell, habituell, allgültig wohnet.

---

*) S. 739.

„Die Disciplin der reinen Vernunft im dogmatiſchen Gebrauche.

„Reine Vernunft hofft im transſcendentalen Gebrauch ſich eben ſo glücklich und gründlich erweitern zu können, als es ihr im mathematiſchen gelungen iſt, wenn ſie vornemlich dieſelbe Methode anwendet. Es liegt uns alſo viel daran zu wiſſen, ob die Methode, zur apodiktiſchen Gewißheit zu gelangen, die man mathematiſch nennt, mit derjenigen einerlei ſei, womit man eben dieſelbe Gewißheit in der Philoſophie ſucht, und die daſelbſt dogmatiſch genannt werden müßte."

„Die philoſophiſche Erkenntniß iſt die Vernunfterkenntniß aus Begriffen, die mathematiſche aus der Conſtruction der Begriffe. Einen Begriff aber conſtruiren heißt, die ihm correſpondirende Anſchauung a priori darſtellen." *)

---

*) S. 741.

Dieſer Unterſchied, aus dem fortan alles abgeleitet wird, hilft ſo wenig dem Uebel ab, daß er auch nicht einmal den Punct trift, der Mathematik und Philoſophie ſcheidet. Auch die Philoſophie conſtruirt Begriffe, zwar nicht durch Linien oder andre mathematiſche Zeichen, aber durch Worte. Sind dieſe beſtimmt und verſtändlich: warum ſollte mittelſt ihrer der anerkennende Verſtand und die ausſprechende Vernunft ſich nicht Begriffe conſtruiren? Entſprang nicht eben jener falſche Schimmer der transſcendenten Vernunft, der in Amphibolieen, Paralogismen und Antinomieen umherlief, daher, weil die Transſcendentalphiloſophie ein Nichts als Etwas, d. i. unbeſtimmte Zeichen als Begriffe übel conſtruirte? Dagegen iſt die mathematiſche Erkenntniß eben ſo wenig aus der Conſtruction, als die philoſophiſche; aus Anerkennung conſtruirter oder conſtruibler Begriffe entſpringen beide, ja es giebt Fälle in der Mathematik, da ich die Wahrheit der Sätze apodiktiſch erkenne, ob ich ſie gleich nicht conſtruiren kann; und Gegentheils Fälle, da die Conſtruction dem Begriff zu widerſprechen ſcheint, der dennoch apodiktiſch gewiß iſt.

„Die philoſophiſche Erkenntniß betrachtet alſo das Beſondre nur im Allgemeinen; die mathematiſche das Allgemeine im Beſondern, ja gar im Einzelnen, gleichwohl doch a priori.“ *) Auch die Philoſophie betrachtet das Allgemeine im Beſondern, indem ſie Jenes auf Dieſes bezieht; außer ſolchem Bezuge iſt ihr das Allgemeine müßig; wie anderntheils Mathematik am Beſon-

---

*) S. 742.

dern das Allgemeine erkennet, ohne ſich darum zu kümmern. Es geſchieht dort wie hier Eine Handlung der Seele. Ueberhaupt kann das Allgemeine, wenn es kein leeres Wort ſeyn ſoll, nur am Beſondern, das Beſondre nie ohne ein Allgemeines philoſophiſch gedacht werden.

„In dieſer Form, (daß ich philoſophiſch das Beſondre nur im Allgemeinen, mathematiſch das Allgemeine im Beſondern und Einzelnen betrachte) beſteht alſo der weſentliche Unterſchied dieſer beiden Arten der Vernunfterkenntniß und beruhet nicht auf dem Unterſchiede ihrer Materie oder Gegenſtände. Diejenigen, welche Philoſophie von Mathematik dadurch zu unterſcheiden vermeinten, daß ſie von jener ſagten: ſie habe blos die Qualität, dieſe aber nur die Quantität zum Object, haben die Wirkung für die Urſache genommen. Die

Form, der mathematiſchen Erkenntniß iſt die Urſache, daß dieſe lediglich auf Quanta gehen kann.“ *) Da keine Form ohne Materie denkbar iſt; ſo gehet Mathematik ihrer Natur nach auf quanta, d. i. aufs Maas der Dinge. Wo ein ſolches ſtatt ſindet, treibet ſie ihr Werk und würde es treiben, geſetzt, daß ſie ihre Begriffe auch nicht in der Form, wie ſie es thut, conſtruirte. Da aber Maas im Unermeſſenen jeder Art ſchlechthin unſer Begriff iſt, den wir nach Belieben conſtruiren mögen, ſo geſchieht es im Raum darſtellend; in Zahlen und der höhern Analyſe nicht alſo. Als dieſe erfunden wurden, d. i. als ein neues Maas des Unendlichen an die Dinge gelegt ward, ſtand den Erfindern ihre Symbolik frei; zum Theil bezeichne-

---

*) S. 741.

ten und bezeichnen Britten und Deutſche noch jetzt anders. An der Materie entſprang die Form, obwohl vom Verſtande erfunden. Wenn einige den Begriff der Philoſophie blos auf Qualität einſchränkten; ſo thaten ſie übel: denn alle Begriffe des menſchlichen Verſtandes, ſie mögen Daſeyn, Eigenſchaften, Urſache, Wirkung, ſelbſt Maas, Zahl, Sprache oder jedes andre Symbol betreffen, ſind im Gebiet der Philoſophie. Dagegen mißt Mathematik; ſie betrachtet nicht, ſondern anerkennet und beſtimmt Maasverhältniſſe in Allem Meßbaren, d. i. im unermeßenen All Alles.

„Nur der Begriff von Größen läßt ſich conſtruiren, d. i. a priori in der Anſchauung darlegen; Qualitäten laſſen ſich in keiner andern als empiriſchen Anſchauung darſtellen; daher kann eine Vernunfterkenntniß derſelben nur durch

Begriffe möglich ſeyn." *) Auch bei Quantis kann eine Vernunfterkenntniß anders nicht als durch Begriffe ſtatt finden; denn Verhältniſſe ſind Begriffe; und wenn ſich Qualitäten in keiner andern als der empiriſchen Anſchauung darſtellen ließen, ſo hinderte dies ihre Conſtruction als Begriffe nicht. Da ſich aber nicht alle Qualitäten in empiriſcher Anſchauung, d. i. ſinnlich darſtellen laſſen müſſen: (es giebt Eigenſchaften und Verhältniſſe, die die Vernunft als Abſtracta anerkennt, Begriffe höherer Art, die dennoch völlige Gewißheit haben;) da auch nicht Gröſſe allein und nicht jeder Begriff von Gröſſen ſich in der Anſchauung darſtellen läßt; (ein großer Theil der höheren Analyſe ſtellt ihre Größen in keiner Anſchauung dar,)

---

*) S. 742.

ſo ſieht man, daß anſchauliche Darſtellbarkeit das Weſen der Sache nicht erſchöpfe. Wahre Verſtandes- und Vernunftbegriffe werden der Seele urſprünglich an den Gegenſtänden ſelbſt, abgeleitet und erhöht in richtigen Worten, anerkennbar, welches mehr iſt als anſchaubar oder angaffbar. Alle dieſe Unterſchiede, flach gegriffen, geben flache Diſparaten. Z. B. „die Philoſophie handelt eben ſowohl von Größen als die Mathematik, von der Totalität, Unendlichkeit u. ſ." Sie handelt davon; aber nicht wie die Mathematik handelt. „Die Mathematik beſchäftigt ſich auch mit dem Unterſchiede der Linien und Flächen als Räumen von verſchiedner Qualität, mit der Continuität der Ausdehnung als einer Qualität derſelben." Linien und Flächen als Räume von verſchiedner Qualität ſind undenkbar; wie iſt Raum von Raum in Qualität unterſchieden? Und wäre ers, ſo wird dieſer Unterſchied ſo wenig ein Geſchäft der Mathematik, als im Continuum der Ausdehnung jemals die Qualität derſelben, (ſofern ſie nicht die Gröſſe verändert,) ein Gegenſtand der Mathematik wird. Im Ausgedehnten zeichnet ſie Verhältniſſe, unbekümmert, ob das Continuum von Gold, Eiſen oder ein Nichts ſey.

Unnütz und langweilig wäre es, die weitern Behauptungen der kritiſchen Philoſophie vom Begriff der Mathematik und ihrem Unterſchiede von der Philoſophie zu durchgehen; zumal allen der Radical-Misbegriff zum Grunde liegt, als ob ſichtliche Conſtruction die Sache erſchöpfe. Erweitern wir alſo lieber den Geſichtskreis und fragen:

Giebt es eine Diſciplin der reinen Vernunft? welches iſt ſie? und wodurch wird dieſelbe?

1. Da Diſciplin hier Zurechtweiſung, Zucht heißen ſoll, ſo verdiente die Vernunft ihren Namen nicht, wenn ſie als Richterin ſich nicht ſelbſt disciplinirte. Oder würde ſie als Baumeiſterin betrachtet, ſo kann ſie freilich mit ſchlechtem Baugeräth nicht anders als ſchlecht bauen; ihr Diener, der Verſtand, aber mit ſeinen Dienern, den Sinnen und der Einbildungskraft muß die Macht haben, ihr beſſeres Geräth zu liefern, und ſie ſelbſt muß vermögend ſeyn, *anzuerkennen*, daß ſich mit Schlechtem nichts Gutes bauen laſſe. Kann ſie dies nicht, ſo iſt bei ihr alle Schul- oder Kriegszucht vergebens.

2. Die Rivalität zwiſchen der Philoſophie und Mathematik in Anſehung gethaner Fortſchritte iſt ein leerer, jetzt ziemlich abgekommener Streit. In beiden Wiſſenſchaften kam es auf Umſtände an, die ſie weckten oder hinderten; jede aber ging ihres Weges. Die Mathematik mißt, zählt, berechnet. Da mit Genauigkeit nichts ohne ſie conſtruirt werden kann, ſo fand ſie nicht nur in allen Bedürfniſſen des Lebens, im Mordzeuge des Krieges ſelbſt, ihre Werkſtätte, ſondern da Alles in der Natur nach Maas, Zahl und Gewicht geordnet iſt: ſo ſtellen Sonne und Mond, Himmel und Erde ihr ein ununterbrochnes Schauſpiel von Bewegungen dar, mit dem Zuruf: „miß! zähle! wäge!“ Die Schiffs- und Kriegskunſt, an denen in unſerm politiſchen Zuſtande beinah alles hängt, ſammt ihrer unterirrdi-

ſchen Schweſter, der Bergwerkskunde, neben ihnen die vermehrten Bedürfniße des Lebens, der wetteifernde Handel, endlich die Kunſt faſt jedes kleinſten Gewerbes, fodern unaufhörlich auf, Raum, Zeit und Kraft dem Gedanken gehorſam zu machen, das Meiſte mit dem Mindeſten, das Größeſte mit dem Kleinſten zu verrichten. Da nun nach einigen großen Erfindern des vierzehnten bis ſechzehnten Jahrhunderts der menſchliche Geiſt einmal auf dieſem Wege vorgedrungen war, ſchritt er in den beiden folgenden Jahrhunderten mächtig weiter; und wird weiterſchreiten: denn das Maas aller Dinge, auch in der nächſten Anwendbarkeit für Menſchen iſt nie vollendet. Außerdem geht die Mathematik, wie jede andre ſichre und höhere Kunſt, gleichſam dem Inſtinkt zur Seite. Als Talent meldet ſie ſich ſehr beſtimmt an, überwindet Hinderniſſe und ſchreitet zum Werk; ſo lange es Bienen giebt, wird es auch Bau- und Meßkünſtler geben.

3. Die Philoſophie nahm einen andern Weg, nicht weil ſie einen andern Vernunftgebrauch oder gar eine eigne transſcendentale Vernunftform erfodert; ſondern weil ihr ein weiteres, tieferes Feld der Begriffe zukommt. Mit Maas, Zahl und ihren beſtimmten Zeichen kann die Mathematik, ſolange Mond und Sonne in ihrem Lauf fortgehn, ihr Geſchäft treiben. Die älteſten und neueſten Bemühungen der Mathematiker knüpfen ſich an einander: denn Maas und Zahl bleiben immer dieſelbe. Die Philoſophie hingegen, die das Daſeyn der Dinge, ihre Eigenſchaften, ihr Aehnliches und Unähnliches, ja tiefer hinein Urſache und

Wirkungen erforſchen und bei alle dieſem auch das Maaß nicht vernachläſſigen ſoll, das in ihrem Gebiet verſteckter lieget, und dennoch jedem Dinge zukommt, ohne Zweifel hat ſie ein ungleich ſchwereres, längeres, vielartigeres Geſchäft als jene ihre nur Größen-beſtimmende Schweſter. Nicht mit Einer Kategorie umfaßt ſie die Dinge; in allen Kategorieen, die des Maaßes ſelbſt nicht ausgeſchloſſen, dazu in allen Rückſichten und Anwendungen vom höchſten bis zum geringſten Gebrauch des Lebens findet ſie ihr Werk. Alle Gegenſtände der Welt ſoll ſie conſtruiren, ſoweit die Natur, ihre Meiſter- und Schülerin, ihr unumſchränkter Herr und ihr folgſamſter Diener reichet. Wer alſo die Mathematik, weil ſie an viele Wiſſenſchaften gelegt wird, und die Philoſophie, die alle dieſe Wiſſenſchaften ſelbſt in ſich begreifet, an Inhalt und Umfang gleichſetzt, thut eben ſo viel, als wenn er das Maas, das an einen Menſchen gelegt wird, dem Inhalt und der ganzen Beſchaffenheit dieſes Menſchen in allen Rückſichten gleichſetzte. Alle Wiſſenſchaften und Künſte, die Mathematik ſelbſt, umfaſſet die Philoſophie; ihr Gebiet iſt unendlich.

4. Und dennoch iſt ihre Bezeichnung ſo vielen Schwierigkeiten unterworfen: denn ſie conſtruirt Begriffe durch Worte. In dieſen unterſcheiden ſich nicht nur Völker und Zeiten, ſondern auch einzelne Menſchen ſo unläugbar, daß ja eben dieſe einzelne Worthaber mit ihrer anmaaſſenden Wortherrſchaft ins Gebiet der Vernunft jederzeit die größte Verwirrung brachten. Misverſtandene, halb oder un-

rechtaufgenommene Begriffe monopoliſirten ſie; ein falſches Metall ward oft als Gold geſtempelt. Und es lief Jahrhunderte umher; ihre Schüler zankten blutig darüber, bis wiederum ein andrer unternehmender Geiſt aufſtand, der vielleicht nicht mit größerem Scharfſinn, aber mit glücklicherem Troz neue Wortmünze in Umlauf brachte. Jezt hatte man der alten ſatt; abgegriffen war ſie unkenntlich geworden, und die neue, vielleicht ſchlechtere an Werth, glänzte. Mit jedem verrufenen Syſtem ſind wahre und ſchöne Ideen zu Grunde gegangen; und nur ein Geiſt, wie Leibniz, der in allen Syſtemen das Wahre und Nützliche ſchäzte, (wie wenige ſind dergleichen zu allen Zeiten!) verdient den Namen eines echt philoſophiſchen Geiſtes.

5. Ohngeachtet dieſes großen Hinderniſſes aber, daß die Philoſophie ihre Begriffe mittelſt unbeſtimmter veränderlicher Werte conſtruirt, iſt ſie, bei weitem nicht rückwärts gegangen, ſondern, wenn man, wie es ſeyn muß, ihren Umfang mit berechnet, ſchritt auch ſie vor. Und wodurch ſchritt ſie vor? Dadurch, daß ſie, gleich der Mathematik einen neuen Calcul gewann, die Landesſprachen. So lange man in ihr ein griechiſch Latein redete, das weder Ariſtoteles noch Cicero hätten verſtehen mögen, ſchleppte man den alten Trödelkram misverſtandner Abſtraction fort, und zwang den Geiſt in dieſe verlebte Wortformen. Sobald man aber in ſeiner Sprache zu denken wagte, ließ ſich der geſunde Verſtand nicht überwältigen; er warf die fremden Wortlar-

ven ab, anerkennend ſeine Begriffe, in ſeiner Sprache. *)

---

*) Auch hier war Luther für uns Deutſche ein hochverdienter Mann. In einer männlichen Verſtandesſprache machte er der Philoſophie Raum; er ſtürzte auf dem Felde, das er tapfer bearbeitete, die Scholaſtik. Man ging ihm nicht nach, wie man hätte thun ſollen; im Gebrauch der Landesſprache kamen Frankreich und England uns weit voran. Zu lieb war den Schulen die ſcholaſtiſche Transſcendentalphiloſophie, bis nebſt andern (Thomaſius z. B.) Leibnitz den großen Sinn hatte, bei der genaueſten Technologie die Philoſophie des Verſtandes und der Vernunft zur verſtändlichen Philoſophie zu machen, wie es ſeyn ſollte. Er ſelbſt zeichnete nur Riſſe, meiſtens in fremden Sprachen, aber für alle Wiſſenſchaften, gleich philoſophiſch. Niemand ehrte den Scholaſticismus mehr als Er, niemand aber verwarf auch beſtimmter als Er deſſen leere Wortformen. Daß Wolf, obgleich mit eingeſchränkterem

6. Da, ſeit **Des-Cartes** und **Leibnitz**, Philoſophie und Mathematik, wie es ſeyn ſoll, vereint getrieben wurden, glaubten einige, die äußere Euklidiſche Form ſei der Philoſophie günſtig. Hatten ſie daran Unrecht? Sie hattens, wenn

---

Geiſte, ſeine Philoſophie in **verſtändlichem** Deutſch ſchrieb, gereicht ihm zu ſeinem größeſten Verdienſt: dadurch und durch Ueberſetzungen aus andern Sprachen oder durch das Leſen fremder philoſophiſcher Schriften iſt der Geiſt der Deutſchen etwas gelichtet worden; ſonſt ſäſſen wir noch auf den Schulbänken alter **Quidditäten** und **Hecceitäten**. Jedem Syſtem, das uns in neuen Wortformen dieſe alte Nacht wiederbringt, ſollen wir, der Ehre unſrer Nation halben, entgegen treten: denn nichts lähmt den Verſtand mehr als das Nachplappern dunkler Formen. Mit welcher Mühe wurden ſie drey Jahrhunderte lang aus dem ſchweren Gehirn der Grubler allmahlich verſcheuchet!

ſie dachten, daß mit der äußern Form, auch übel angewandt, Alles gethan ſei; war aber wohl Jemand ſo ſchwach, dies zu denken? Methode heißt Lehrart; Unterſchied und Ordnung alſo, Beſtimmung wollten ſie ihren Lehrſätzen durch dieſe Methode geben; war dies unrecht? Daß kein Satz für etwas anders genommen würde, als was er ſeyn ſollte, daß keiner an unrechtem Orte ſtünde und ſich eine falſche Gewißheit anmaaßte, dies war Zweck des mathematiſchen Lehrvortrages; war er, recht gebraucht, verwerflich? Der kritiſchen Philoſophie wäre freilich dieſe Methode ein Fegfeuer, und vielleicht noch mehr.

7. Längſt iſts erwieſen, daß das Weſen der mathematiſchen Lehrart Gründung in Principien, deutliche Be-

Beſtimmung, Ableitung und Ordnung der Begriffe ſey: *) ſind dieſe nicht auch ohne articulirte Benennung Erforderniße jedes gründlichen, ordentlichen Lehrvortrages? Soll der Name „discurſive“ Philoſophie bedeuten, daß, wie im Diskurs, durch ein Umherwandeln in der Rede alles gethan ſey; ſo gebt uns ſtatt ſolcher Diſcurſe lieber den alten ſteifen Dogmatismus wieder, bei dem man doch, was man las, wußte.

8. Da aber Methode nicht alles iſt, ſondern es auch in ihr auf die erſterfaßten Begriffe und Worte vor allem ankommt,

---

*) In mehreren Abhandlungen hat Käſtner manche Misverſtändniſſe gerügt, die man von mathematiſchen Begriffen in der Philoſophie oft wiederholen und auch jetzt wiederkommen ſiehet.

da alle Jahrbücher der Geſchichte es bezeugen, daß durch Sprachformeln der Philoſophie ihr Unheil gekommen, indem durch ſie jene Paralogismen, Antinomieen, Amphibolieen nach Zeit und Gegend erzeugt, genährt und erzogen wurden; ſo hat man von etwas mehr als von mathematiſcher Methode zu reden, wenn es auf eine Vernunftzucht ankommt. Zucht der ſpeculirenden Phantaſie, des Letternwitzes und Wortſcharfſinns ſollte ſie heißen; und eben dieſe Zucht kann kein andrer als der Verſtand und die Vernunft üben. Zwar hat ſchon die Zeit dieſen Wortſpeculatismus in manchem treflich diſcipliniret. Hundert Widerſtreite in dialektiſchen Discuſſionen, die einſt Ruhm brachten, an denen, wie man glaubte, das „Intereſſe der Vernunft," der Wiſſenſchaften und der Menſchen-Glückſeligkeit hing, erregen jeʒt Schaam, Ueberdruß und Ekel; andrer jeʒt geltenden wird man ſich ſchämen und ſie bald zu den Heldenwaffen ſtellen, die man einſt Morgenſterne nannte.

9. Da aber, was die Zeit thun ſoll, nur durch Kräfte in der Zeit bewirkt wird: ſo verwalte Vernunft das Amt der Zeit. Keinen Wortlarven gönne man Raum; den falſchen Tief- und Leerſinn, wie anmaaſſend er ſich auch gebehrde, decke man, (unerſchrocken, was die Menge ſagt,) auf. Man kommt dadurch trüben Verirrungen vor, oder hilft ihnen ab, und vertreibt die Schwere aus Bleibeladnen Köpfen.

10. Vor allem entferne man den Wahn, daß eine wiſſenſchaftliche und verſtändliche Sprache Zweierlei ſey. Habe jede Kunſt, wie jedes Handwerk, ihre

Kunſtſprache; der Lehrling lerne ſie und ſchäme ſich ihrer nicht. Jeder ſtrengen Wiſſenſchaft gebührt die Ihrige; ſie halte darauf mit Genauigkeit und Ordnung; dieſe ſind ihre Diſciplin. Verſtändig aber und verſtändlich muß dieſe Sprache ſeyn, d. i. ſie muß in klaren Ausdrücken Begriffe, nicht leere Formen und Schemen enthalten; ſonſt iſt ſie kein wiſſenſchaftliches, kein Kunſtwerkzeug. Verſtand der Sache bewahrt die Vernunft vor Abwegen nichtiger Speculation; von innen heraus wird ſie hiedurch diſcipliniret. Mit jeder Entdeckung der Naturgeſchichte und Naturlehre, der vergleichenden Anatomie, Aſtronomie, Chemie u. ſ. hat die falſche Vernunft von ihrem Trödelkram einen Zierrath verlohren; indem die wahre Vernunft eine neue Formel der Wahrheit gewann. Wenn ringsum junger

Frühling blühet; wer würfe nicht gern den alten leeren Winterſtrohkranz des Transſcendentalismus bei Seite? Dieſen Frühling wecke man auf; ja er iſt da, er iſt da; wem wäre er unſichtbar?

11. Philoſophire (ſagten die Alten) aber kurz und zu rechter Zeit. Was ſoll jungen Leuten, die von der Schulbank kommen, jenes Wortgeſchwätz transſcendentaler Grillen, das ſie weder verſtehn, noch anwenden, noch prüfen und widerlegen können, mit deſto größerem Enthuſiasmus aber aufnehmen, da ſie mit ihm Alles zu haben glauben? Statt wahren anerkennenden Verſtand, der ſich nur an Gegenſtänden erproben kann, ſtatt wahre prüfende Vernunft in ihnen zu ſtärken, nimmt der Transſcen-

dentalismus ihnen ſolche, wogegen er ſie mit einem Ruhekiſſen der Trägheit, der ſtolzen Verachtung des Empirismus, mit dem Geſchmack an Nichtigkeiten und Wortgezänk, das die Summe von Weisheit ſeyn ſoll, reichlich verſiehet. Alles a priori habend, Geſetzgeber aller Natur und Schrift verachtet er fortan wirkliche zumal mühſame Kenntniſſe, und dünkt ſich, leer wie er iſt, einen kritiſchen Philoſophen. Dieſe kritiſche Leerheit, dieſen Stolz, der ſich mit Diſtinctionen brüſtet, dieſe Anmaaßung, Natur und Kunſt aus ſich entſpringen zu laſſen, diſciplinire man, oder wenn ſie indiſciplinabel ſind, ſo übe man gegen ſie die echte Kritik und Philoſophie der Alten, d. i. aller aufgeklärten Köpfe, die in vergangenen Jahrhunderten lebten; man zeige ihnen, was von jeher (der von ihnen mißgebrauchte Name) wahre feine, ſcharfe Kritik war.

12. Was wars, das z. B. im Jahrhundert der Reformation die Philoſophaſters bändigte und disciplinirte? Noch jetzt nennt man neben den Namen eines Valla, Vives, Luthers, Melanchthons u. ſ. die ſich den Verderbern der Wiſſenſchaften und Lehrart mit Ernſt widerſetzten, auch die Namen Erasmus, Hutten, Nuenars, Buſch und jene andre mit Dank, die die zeloſiſſimos Magiſtros noſtros, qui ſciunt arguere pro et contra, den illuminatiſſimum M. Ortuinum Gratium, Petrum Strausfederium, Jo. Krabacium, Stablerum, Arnoldum de Thungaris und Nicol. Luminatorem disciplinirten. Wer ſchreibt uns jetzt epiſtolas philoſophorum criticorum, Brie-

ſe der kritiſchen Philoſophen in ihrem eignen Styl, ſowohl um Jünglinge zu entnebeln als um von unſerer Nation die Schmach abzuwälzen, daß die geſammte Philoſophie der Deutſchen, (philoſophia teutonica) transſcendire?.

Erinnerung.

Bekannt iſts, wie laut die gravitätiſchen Wahrheitsfreunde dagegen geſprochen haben, daß Scherz mit Ernſt, Spott und Wahrheit mit einander nicht vermiſcht würden. Unzeitig vermiſcht oder gar verwechſelt mit einander dürfen ſie nie werden. Wenn ſich aber ſtatt der Wahrheit ein ander Ding einſtellet, das

r. Wahn *) heißt; geſetzt er ſtammte auch nur aus humour, d. i. aus dem ſich gehen laſſen und aus einſamer nie geſcholtener Gewohnheit; wer wird es für Feindeshand anſehen, die dem Humoriſten den Spiegel vorhält und ſpricht: „Siehe!“ Ein ſolcher Spiegel iſt der leiſe Sokratiſche oder Horaziſche Scherz, der

---

*) Wahn hieß ehedeſſen Wohn und heißt in einigen Provinzen noch alſo. Er iſt eine eingebildete Meinung, eine Gedankengewohnheit. Den humour beſchreibt Ben Johnſon alſo:

As when ſome one peculiar quality
Doth ſo poſſeſs a man, that it doth draw
All his affects, his ſpirits and his pow'rs
In their conſtructions, all to run one way
This may be truly ſaid to be a humour.
But that a rook by — ſhould affect a humour!
O it is more than muſt ridiculous.

dem Gebehrdenden nur ſeine eigne Geſtalt zeiget: „ſo ſprichſt du: ſo discurirſt du; u. ſ.“ — Würde aber dieſe poſſirliche Eigenthümlichkeit

2. Zur *Anmaaßung* und dieſe Anmaaßung zur *Mode*, alſo daß jeder Höfling Alexanders den Kopf wie ſein König trüge und ihn ſo tragen müßte; wer fühle nicht, daß der linde Scherz ſich hier in einen *höheren Scherz*, in leiſen Spott verwandle? „So wollen Wir ihn nicht tragen, ſpricht der Menſch mit freigebohrnem Nacken; jeder trage den Seinen, wie die Natur ihn ihm gab.“ Und je ſtolzer die Anmaaßung ſpräche, wenn ſie ſogar der leerſte, ein *blos verneinender* Dogmatismus, aber mit einer Behauptung würde, als ob es vor und nach ihr keine Hälſe gegeben, und ſie das ausſchließende Recht hätte, zu beſtimmen,

wie alle getragen werden müßten; würde der Scherz über dieſen allein ſeligmachenden Dogmatismus, d. i. über eine gebietende und nachgeſprochene Nichtsſagerei, nicht lauter und lauter?

3. Wenn dieſe Anmaaßung zur Unduldſamkeit wüchſe, ſo daß Jeder, der den Kopf nicht alſo trägt, eben dadurch des ſeinigen verluſtig, und gerade heraus erklärt würde, daß Jeder, der ihn nicht alſo getragen, nie eines Kopfs werth geweſen. Wenn der Sultan eines neuen Reichs daſſelbe dadurch begründete, daß er nicht nur ſeine Brüder, ſondern ſeine Vorgänger in den Gräbern des etwa noch ſcheinenden-Lichts ihrer Augen beraubte, weil von jetzt an das Licht aufgehen müßte; verwandelte ſich nicht ohne Willkühr, aus innerm Zwange, der hellere Scherz in einen mißbilligenden Spott? Denn

welcher Sterbliche oder Geſtorbene verliert gern das dunkel- oder hellſcheinende Licht ſeiner Augen?

4. Würden ſolcher Intoleranz ſogar Tribunale errichtet, denen dieſe Affectation und Anmaaßung, dieſe gebietende Nichtsſagerei die gewöhnliche Rechts- und Urtheilsſprache wäre; würfen ſich dieſe Tribunale unberufener, unbeglaubigter Geheimrichter zu Inquiſitoren aller Köpfe blos und allein in Vollmacht ihrer Lettern-Beſorger, auf; bemächtigte ſich dieſe Affectation und Anmaaßung, dieſe gebietende Nichtsſagerei und Inquiſitionskabale öffentlicher Lehrſtühle, um eine unerfahrene feurige Jugend vielleicht auf ihre Lebenszeit zu verwahrloſen; wem verwandelte ſich hierüber ſein leiſer oder lauter Spott nicht in laute Rüge mit Hohn und Verachtung. Der ſchärfſten kriti-

ſchen Philoſophie gemäß, in aller Menſchen Herz geſchrieben iſt dieſe

Kategorie des Scherzes und Spottes.

1.

Wahn und Affectation
erweckt und verdienet
Scherz.

2.

Stolze Anmaaſſung
lauten Scherz.

3.

Anmaaſſende Intoleranz
mißbilligenden Spott.

4.

Geheime Inquiſitionsgerichte
und Kabalen
lauten Hohn, rügende Verachtung.

Die Geſchichte der Zeiten beſtätigt dieſe Kategorie durch einen unwiderſtehlichen

Empirismus. Gegen die Sophiſten ſprachen Sokrates, und ſeines Gleichen ironiſch; gegen anmaaßendſtolze Sektirer Lucian und ſeine Nachfolger mit lauterlachendem Scherz. Ueber die verfolgende Intoleranz ſchrieb Butler ſeine Knittelreime, andere ihre ſchärferrächenden Verſe, und über jede Kabale Swift mit höhnender Verachtung. Wie ein Rieſe des Verſtandes ragte er über die Kabalen ſeiner Zeit, und ragt noch die unſren hinüber. Laſſet uns eine Probe ſeiner reinen Vernunft-Disciplinirung hören:

Swift

über den Urſprung neuer Schemen in der Philoſophie und ihre mächtige Verbreitung. *)

„Demnach laſſet uns die großen **Einführer neuer Schemen in der Philoſophie** unterſuchen, und ausfinden, aus welchem Vermögen der Seele die Diſpoſition entſtehe, daß ſterbliche Menſchen ſich dergleichen in den Kopf ſetzen, und zwar mit ſo bitterem Eifer, in Dingen, die nach Jedermanns Eingeſtändniß für uns unerkennbar ſind? aus welchem Keim dieſe Diſpoſition erwachſe? und welcher Qualität der menſchlichen Natur dieſe großen Neuſchöpfer den Zulauf ihrer Schüler verdanken? Zumal es bekannt iſt, daß verſchiedene dieſer Anführer ſowohl unter Alten als Neuern von ihren Gegnern gewöhnlich und in der That von Jedermann außer ihren Anhängern für Leute genommen wurden, mit denen es nicht richtig ſtünde, da ſie überhaupt im gemeinen Lauf der Worte und Handlungen nach einer Methode vorſchritten, die von den gewöhnlichen Dictaten der unverfeinten Vernunft ſich ſehr entfernte, dagegen aber in ihren verſchiednen Modellen mit ihren unbezweifelten Nachfolgern in der * * Akademie ſehr übereinſtimmten. Von dieſer Art waren *****, die, wenn ſie jetzt, auf Einem Haufen, jedoch ohne ihre Anhänger, aufträten, in unſerm nicht-unterſcheidenden Zeitalter offenbar Gefahr liefen, daß man ihnen Aderläße verordnete oder ſie gar in dunkele Kammern bannte. Denn welcher Menſch im natürlichen Zuſtande oder Gedankenlauf ließe ſichs einkommen, daß er es in ſeiner Macht habe, die Begriffe des ganzen Menſchengeſchlechts ſämmtlich und ſonders genau auf die Länge, Breite und Höhe der Seinigen zu reduciren? und doch iſt dies die erſte demüthige und höfliche Abſicht aller Jnnovators im Reich der Vernunft. Beſcheiden hoffte Epicur, daß ein- oder ein andermal ein gewiſſes ungefähres Zuſammentreffen der Meinungen aller Menſchen, nach einem fortwährenden Geſtöß des Spitzigen und Glatten, des Leichten und Schweren, des Eckigten und Runden durch gewiſſe Clinamina die Begriffe des Leeren und der Atome ſo vereinen würde, wie dieſe ſich im Anbeginn der Dinge vereinten. Carteſius rechnete darauf, es noch vor ſeinem Ende zu erleben, daß die Meinungen aller Philoſophen gleich ſo manchen kleineren Sternen ſeines romantiſchen Weltſyſtems, in ſeinen eignen Wirbel gezogen und von ihm weggeführt werden würden. Nun möchte ich gern darüber belehrt ſeyn, wie es möglich ſey, über dergleichen Einbildungen einzelner Männer Auskunft zu geben, ohne daß man auf mein Phänomenon von Vapeurs zurückkomme, die, aus den untern Kräften aufſteigend, das Gehirn umwölken, und ſich da in Conceptionen auflöſen, für die unſre enge Mutterſprache bis jetzt noch keinen andern Namen hat, als — Wahnſinn.

---

*) Tale of a Tub. Sect. 9. A digreſſion concerning the original, the uſe and improvement of madneſſ in a commonwealth.

„Dem zufolge müſſen wir jetzt auch unterſuchen, wie es komme, daß es keinem dieſer großen Vorſchreiber je fehlen könne, ihm ſelbſt und ſeinen Notionen eine Menge Schüler zu verſchaffen, die implicite glauben. Und davon, dünkt mich, iſt die Urſache leicht anzugeben. Es giebt eine beſondre Saite in der Harmonie des menſchlichen Verſtandes, die in verſchiednen Individuen genau denſelben Ton giebt. Verſtehſt du dieſe recht zu ſtimmen und dann ſanft anzuſtreichen; haſt auch das Glück, zwiſchen Inſtrumenten von gleicher Höhe den Ton anzugeben; ſo tönt durch eine geheime nothwendige Sympathie zu gleicher Zeit jedes Inſtrument nach. In dieſem einzigen Umſtande liegt bei der ganzen Sache die Kunſt und das Glück. Denn ſtreiche die Saite an zwiſchen Inſtrumenten, die über oder unter der Höhe der Deinigen ſind; ſtatt deinem Syſtem zu unterſchreiben, werden ſie dich binden, toll nennen und mit Brod und Waſſer füttern. Es iſt daher ein Punkt delicater Führung, unterſcheiden zu können, und dies edle Talent mit Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Perſonen und Zeiten zu fügen. Cicero verſtand dies ſehr wohl, wenn er an einen Freund in England ſchrieb:

„Freue dich, daß du in Gegenden gekommen biſt, wo man dich für etwas hält.“ Denn, gerade heraus zu ſprechen, es iſt doch immer eine fatale Mislage, ſich ſo übel eingerichtet zu haben, daß man in der Einen Geſellſchaft für einen Philoſophen, in der andern für einen Narren gilt; welches ich einigen Herren von meiner Bekanntſchaft, als ein wohl zu beachtendes innuendo, beflißen ans Herz lege.“

„Das Gehirn in ſeiner natürlichen Lage und Heiterkeit diſponirt ſeinen Eigenthümer, ſein Leben ordentlich fortzuleben, ohne ſich den Gedanken ankommen zu laſſen, daß man ſeiner Macht, ſeiner Vernunft, ſeinen Viſionen eine Menge andrer unterwerfen müſſe; ja je mehr ein Menſch ſeinen Verſtand nach Muſtern humaner Wiſſenſchaft geſtaltet, deſto weniger iſt er geneigt, ſeinen Particularnotionen Parthei zu machen, weil eben jenes

Studium ihm ſowohl ſeine eigne Schwäche als die hartnäckige Unwiſſenheit des Pöbels zeiget. Geht aber eines Mannes Phantaſie mit ſeiner Vernunft durch, gerathen Einbildung und Sinne ſo auf einander, daß der gemeine Verſtand ſowohl als der gemeine Sinn zur Thür hinausgeworfen werden: ſo iſt der erſte Proſelyt, den er macht, Er ſelbſt, und iſt dies geſchehen, ſo iſt die Schwierigkeit nicht groß, auch andre Proſelyten hinüberzukriegen; eine feſte Bethörung wirkt eben ſo kräftig von auſſen hinein, als von innen hinauswärts. Wortſpitzen und Anſchauungen (cant and viſion) ſind dem Ohr und Auge das, was das Kitzeln dem Gefühl iſt. Solcherlei Unterhaltungen und Vergnügen dupiren uns angenehm wie Taſchenſpiele. Denn wenn wir genau unterſuchen, was man überhaupt Glückſeligkeit nennt, ſofern es ſowohl auf den Verſtand als auf die Sinne Beziehung hat, ſo werden wir alle ſeine Eigenthümlichkeiten und Adjuncta unter die kurze Definition zuſammenſtellen können: Glückſeligkeit iſt ein dauerndes Beſitzthum, wohl betrogen zu werden. In Anſehung des Verſtandes iſts offenbar, was für mächtige Vortheile Dichtung über die Wahrheit hat; die Urſache liegt uns auch vor der Hand, weil Einbildung Scenen bauen und Revolutionen hervorbringen kann, die Glück und Natur aus ihren Mitteln zu gewähren nicht vermögen. U. ſ.

14.

Vom Kanon der Vernunft.

Imgleichen
vom
Meynen, Wiſſen und Glauben.

Und von der
Sphäre menſchlicher Erkenntnißkräfte.

„Die Diſciplin der reinen Vernunft in Anſehung ihres polemiſchen Gebrauchs.“ *)

Die wahre Vernunft ſtreitet nicht; ſie erkennet und wendet an. Die Richterin zum Kriegsknecht disciplíniren, ihr eine natürliche Streitſucht, alſo auch einen ewigen Streit anſinnen, heißt ſie erniedern. Der Richter nimmt keine Parthei; er vernimmt alle Partheien und entſcheidet.

„Ein Schlachtfeld, auf welchem Luftfechter ſich mit ihrem eignen Schatten herumbalgen,

---

*) S. 766. — 797.

wo die Schatten, die ſie zerhauen, wie die Helden in Walhalla in einem Augenblick wieder zuſammenwachſen, um ſich aufs neue in unblutigen Kämpfen beluſtigen zu können," *) iſt eine Ausſicht, womit man wenigſtens die akademiſche Unterweiſung verſchonen ſollte. Kein Krieg wird geführt als in Abſicht des Friedens; je früher die Partheien übereinkommen, deſto mehr erweiſen ſie ihrer Vernunft Ehre. Das Amt des Richters, da er Partheien verſtändiget und zu beider Wohlgefallen ihren Streit ſchlichtet, heißt nobile iudiciis officium, das edle Amt des Richters.

Wo Disciplin die Vernunft in Anſehung ihres polemiſchen Gebrauchs im Zaum halten muß, iſt ſie eine Sklavin; keine reine freie Vernunft mehr. Worte

---

*) S. 784.

entzweien; halbverſtandene Begriffe, ſchief oder zu raſch genommene Schlüße verwirren; Anmaaßungen, Stolz, Prätenſionen erbittern. Verſtand und Vernunft alſo, ſofern ſie dieſe Fehler enthüllen, Worte beſtimmen, Mängel ergänzen, ſie enden den Streit und ſchlichten. *)

---

*) Die beiden folgenden Abſchnitte „Diſciplin der Vernunft in Anſehung der Hypotheſen und Beweiſe" ſagen nichts, was nicht anderswo ſchon beſtimmter und beſſer geſagt wäre. Eigentlich iſts auch nicht die Vernunft, die Hypotheſen erdichtet; eine mit Verſtandes- und ſinnlichen Kenntniſſen verſehene Einbildungskraft entwirft ſie und die Vernunft ſoll ſie richten.

„Der transſcendentalen Methodenlehre

Zweites Hauptſtück.

Kanon der reinen Vernunft.“ *)

„Wo kein richtiger Gebrauch einer Erkenntnißkraft möglich iſt, da giebt es keinen Kanon: denn dieſer iſt der Inbegriff der Grundſätze a priori des richtigen Gebrauchs gewiſſer Erkenntnißvermögen überhaupt. So war die transſcendentale Analytik der Kanon des reinen Verſtandes: denn der iſt allein wahrer ſynthetiſcher Erkenntniße a priori fähig. Nun iſt aber alle ſynthetiſche Erkenntniß der reinen Vernunft in ihrem ſpeculativen Gebrauch gänzlich unmöglich; alſo giebts gar keinen Kanon des ſpeculativen

---

*) S. 823.

Gebrauchs derſelben, (denn dieſer iſt durch und durch dialektiſch) ſondern alle transſcendentale Logik iſt durch und durch Disciplin." *)

Eine Erkenntnißkraft, bei welcher kein richtiger Gebrauch möglich iſt; eine reine Vernunft, deren Gebrauch durch und durch dialektiſch, d. i. Zankſüchtig und rechthaberiſch iſt, die keinen Kanon hat, noch haben kann, wohl aber einer vierfachen Disciplin bedarf, die bei der Disciplin keines Kanons, die ohne Kanon der Disciplin fähig iſt; wäre es zu kühn, wenn wir Behauptungen der Art gerade hin irrationelle Grundſätze in grammatiſch-logiſchem Sinn nennten? So inſultiren ſollte man die menſchliche Vernunft auch nicht in Scherzen und Paradoxen.

---

*) S. 824.

Der Kanon des Verſtandes war: „verſtehe!“ der Kanon der Vernunft iſt: „vernimm!“ Nicht aber: „dialektiſire, ſtreite, hadre; oder gar vernünftle!“ Eines Misbrauchs wegen, der durch eine Welt von Umſtänden veranlaſſet ward, den echten Gebrauch und die Natur unſres edelſten Vermögens aufheben, heißt mehr als durch eine Bulle in coena die geſammte Menſchen-Vernunft exkanoniſiren. *)

Auch wird ſie in ihre Rechte nicht eingeſetzt, wenn man ihr eine andre, die ſogenannte praktiſche Vernunft, und zwar mit drei Gegenſtänden

---

*) Uebernehme es ein andrer, nicht demüthige Ausflüchte der menſchlichen Vernunft, ſondern ſtandhafte Belehrungen über einen Wahn (une raiſon ſans raiſon) einzugeben, der durch ſich nichts iſt.

1. „Der Freiheit des Willens,
2. Der Unſterblichkeit der Seele,
3. Dem Daſeyn Gottes,

als der Endabſicht, *) worauf die Speculation der Vernunft im transſcendentalen Gebrauch zuletzt doch hinausläuft,“ ſubſtituiret. Denn zu geſchweigen, daß in der Methodologie vom Inhalte der Erkenntniſſe abſtrahirt werden ſollte; zu geſchweigen, daß ohne theoretiſche keine praktiſche Vernunft ſtatt findet, ſo erhellet gar nicht, weßhalb die Vernunft in dieſe drei Gemeinplätze beſchränkt, an drei Wörter gebunden, eine Disputantin über drei Kathederfragen ſeyn und bleiben müßte. Werden dieſe Kathederfragen endlich ſogar drei Kanzelfragen, über welche: „was glaubſt du? wie lebſt du? was hoffeſt du?“ nach je-

---

*) S. 826.

dem Evangelium einſt Jahrgänge von Predigten gehalten wurden:

1. „Was kann ich wiſſen?
2. Was ſoll ich thun?
3. Was darf ich hoffen?

In welchen Fragen alles Intereſſe der Vernunft, das ſpeculative Intereſſe ſowohl als das praktiſche ſich vereinigt:" *) ſo wird die theoretiſche Vernunft nicht anders antworten können, als:

1. **Wiſſen** kann ich, was für mich erkennbar iſt.
2. **Thun** ſoll ich, was aus dieſem Wiſſen für mich folget.
3. Hoffen darf ich, was ſich hoffen läßt. Und ſo ſtehen wir, wo wir waren.

Der

---

*) S. 833.

Der exkanoniſirten reinen Vernunft folgt ein Abſchnitt

„Vom Meynen, Wiſſen und Glauben."

Der Sprachgebrauch faſt jedes Worts iſt darinn verändert.

1. „Fürwahrhalten."

Das Fürwahrhalten ſoll ſeyn „eine Begebenheit in unſerm Verſtande, die auf objectiven Gründen beruhen mag, aber auch ſubjective Urſachen im Gemüth deſſen, der da urtheilt, erfodert." *) Die innigſte Handlung eines Verſtandes, der Wahrheit erfaſſet, d. i. für wahr hält, wäre alſo eine Wetter-Begebenheit in ihm, die auf objectiven Gründen auch nicht beruhen darf, wenn nur ſub-

---

*) S. 348.

jective Urſachen im Gemüth des Urtheilenden da ſind? Der elendeſte Wahn kann den Namen mit dieſem Fürwahrhalten wechſeln. *)

2. „Ueberzeugung.“

„Wenn das Fürwahrhalten für Jedermann gültig iſt, ſofern er nur Vernunft hat, ſo iſt der Grund deſſelben objectiv hinreichend, und das Fürwahrhalten heißt alsdenn Ueberzeugung.“ **) Ueberzeugung weſſen? Meiner? die ſchließt jedes echte Fürwahrhalten in ſich, deſſen Grund dem Ueberzeugten jedesmal hinreichend ſeyn muß. Er geht mit ſeiner Ueberzeugung nicht umher zu fragen, ob ſie auch für Jedermann gültig ſey, „ſofern dieſer Jedermann nur Vernunft hat.“ Ueberzeugung andrer dagegen hängt nicht blos von objectiv zureichenden Gründen, ſondern auch von der Art ab, wie dieſe Gründe zu ihnen gelangen und von ihnen aufgenommen werden. Auch ihnen iſt Ueberzeugung, was ſie dem Ueberzeugenden iſt, ein inniger Zuſtand des Verſtandes.

---

*) Vielleicht ſollte es Dafürhalten heißen. Das Fürwahrhalten in obigem Sinn wird aber mehrmals wiederholet. Und welche elende Rolle ſpielt der Name Gemüth in dieſem wie in andern Stellen des kritiſchen Probabilismus!

**) S. 848.

3. „Ueberredung.“

„Hat das Fürwahrhalten nur in der beſondern Beſchaffenheit des Subjects ſeinen Grund, ſo wird es Ueberredung genannt.“ So wird es nicht genannt, ſondern Wahn, Wähnen. Ich überrede mich, wenn es mir Mühe koſtet, Zweifel zu überwältigen, eine andre Gedankenweiſe mir auszureden, oder wenn Wahrſcheinlichkeiten mich zwar nicht überzeugen, doch aber meinen Beifall mir endlich ablocken; indem ſie mein Inneres gleichſam überhäufen. So überredet man auch andre, oft für-, oft gegen die Wahrheit; wobei die beſondre Gemüths-Beſchaffenheit des Ueberredenden ſowohl als des Ueberredeten freilich in Anſchlag kommen mag, nicht aber immer als Förderung, ſondern auch als eine Hinderung des Ueberredens. „Ueberredung iſt ein bloßer Schein, weil der Grund des Urtheils, welcher lediglich im Subject liegt, für objectiv gehalten wird.“ Ein bloßer Schein darf Ueberredung nicht ſeyn, noch der Grund des Urtheils lediglich im Subject liegen; noch weniger, daß ich dieſen für objectiv halten müßte. Auch Wahrſcheinlichkeiten, deren Mangelhaftes im Calcul der Gewißheit ich völlig einſehe, überreden. „Daher hat ein ſolches Urtheil auch nur Privatgültigkeit, und das Fürwahrhalten läßt ſich nicht mittheilen." Es läßt ſich mittheilen, wenn der Fürwahrhaltende *überredet*.

4. „*Wahrheit*."

„*Wahrheit* aber beruht auf der Uebereinſtimmung mit dem Object, in Anſehung deſſen *folglich* die Urtheile *eines jeden* Verſtandes einſtimmig ſeyn *müſſen*: conſentientia uni tertio conſentiunt inter ſe." Weſſen Uebereinſtimmung mit dem Object? Meiner Gedanken? Ob dieſe mit ihm übereinſtimmen, — war und bleibt die Frage. *Jeden andern* Verſtand darüber zu befragen, iſt eine Reiſe in den Mond, wo nach *Arioſt* der verflogne Jedermanns-Verſtand wohnet. Beim erſten Schritt ſolcher Umfragreiſe an die Gerichtshöfe fremder Verſtände habe ich den meinigen aufgegeben, mithin das Kriterium der Wahrheit verloren. Nie können alle Verſtände in dem Einen Dritten übereinſtimmen, wenn nicht jeder Eine damit übereinſtimmt; und den Einen hatte ich in mir. Liegt im Conſens vieler die Wahrheit: ſo iſt ihr innerer Charakter verſchwunden: denn in die Scheinlüge haben jederzeit Viele, ja die Meiſten conſentiret. „Der Probirſtein des Fürwahrhaltens, ob es Ueberzeugung oder bloſſe Ueberredung ſey, iſt alſo, äuſſerlich, die Möglichkeit daſſelbe mitzutheilen und das Fürwahrhalten für jedes Menſchen Vernunft gültig zu befinden." Kein Fürwahrhalten, es ſei Ueberredung oder Ueberzeugung, hängt von dieſem äuſſern Probiren ab. Ein elender Fürwahrhalter, der ſeine Ueberzeugung an jedes Menſchen Vernunft probiren müßte, oder erproben wollte. Und wie könnte ers erproben? Wo liegt der allgemeine Probirſtein der Wahrheit? Die Möglichkeit, ſeine Ueberredung andern mitzutheilen iſt dieſer Prüfſtein auch nicht. Die größten Dialektiker, Schwätzer und Rabuliſten beſitzen dieſe Möglichkeit der Mittheilung im reichſten Maas, machen von ihr auch den meiſten Gebrauch, und entwenden eben damit den Probirſtein der Wahrheit. Dies war nicht nur Sokrates, Baco's, aller Weiſen Urtheil, ſondern die Geſchichte der Welt iſt darüber Zeuge. Auch der Erfolg des Ueberredens iſt kein Kriterium der Wahrheit; getäuſchte Enthuſiaſten waren meiſtens die glücklichſten im Ueberreden. Auf Schwätzen und Disputiren führt alles dies hinaus, nicht aber auf ein Kriterium der Wahrheit.

5. „Meynen.“

„Das Fürwahrhalten in Beziehung auf die Ueberzeugung, (welche zugleich objectiv gilt,) hat folgende drei Stuffen: Meynen, Glauben und Wiſſen. Meynen iſt ein mit Bewußtſeyn ſowohl ſubjectiv als objectiv unzureichendes Fürwahrhalten.“ *) Dies heiſſt Meynen urſprünglich nicht. Meine Geſinnung und Abſicht, mein Wollen, Zweck, Sinn, heiſſt Meynen, wie jeder mit den Worten: „das meyne ich, das iſt meine eigentliche Meynung; ich meyne es wohl mit dir; ich thue es in dieſer Meynung, das war nicht die Meynung u. ſ.“ denkt und ſaget. Im Fall einer Frage oder Berathſchlagung

---

*) S. 850.

entdeckt der treue Freund, was der Diſputant verfehlt oder verzögert oder nicht hat, ſeines Herzens Meynung. Daß dies Fürwahrhalten ſowohl ob-, als ſubjectiv unzureichend ſey, liegt nicht im Wort, und ſtehet, der Subjectivität nach, ihm gerade entgegen. Ich kann nichts überzeugter ſagen, als meine Meynung, die mich ſelbſt, das Meinige, mein Innerſtes ausdrückt. Wenn man mit dem Worte ſpielt, fremde Meynung ohne Ueberzeugung nachſpricht und ſie doch als bloße Meynungen darſtellt, ſo wähnt man und ſollte Wahn ſagen. Gefällt dir meine Meynung nicht, ſo habe und behalte die Deine.

6. „Glauben."

„Iſt das Fürwahrhalten nur ſubjectiv zureichend, und wird zugleich für objectiv unzureichend gehalten, ſo heißt es Glauben." *) Das heißt es nicht. Glauben kommt von Geloben her; der andre hat mir Wahrheit gelobt; ich ſtelle ihm Glauben zu, d. i. ich gelobe ihm wieder. Eben das Zureichende, d. i. Entſprechende von beiden Seiten iſt Grund des Glaubens, oder ich glaube nicht; wir betrügen einander wechſelsweiſe. Da (ſagen hundert Sprüche und Sprüchwörter) hat aller guter Glaub' ein Ende. Eben deßhalb bezeichnet man einen Leicht- und Wahngläubigen mit Spott und Verachtung, damit ob- und ſubjectiv dem Bande aller Angelobung Treu und Glauben, das Zuſagende, d. i. ſein zureichender Werth bleibe.

---

*) S. 250.

7. „Wiſſen.“

„Endlich heißt das ſowohl ſubjectiv als objectivzureichende Fürwahrhalten das Wiſſen.“ Wiſſen hieß urſprünglich genau bemerken, unterſcheiden; daher das Wort Witz, (Wit, Verſtand;) daher Anerkennung mit Gewißheit Wiſſen. Für mich weiß ich, wie ich für mich meyne und glaube. Die drei Worte ſind keine drei Stufen, ſondern Arten des Fürwahrhaltens. Mit meiner innerſten Geſinnung meyne ich; Glauben ſtelle ich einem andern zu; nach ſcharfem Erſehen und Unterſcheiden weiß ich, es ſey mit dem Verſtande oder im Gedächtniß.

8. „Erlaubniß zu meynen.“

„Ich darf mich niemals unterwinden zu meynen, ohne wenigſtens etwas zu wiſſen, vermittelſt deſſen das an ſich blos problematiſche

Urtheil eine Verknüpfung mit Wahrheit bekommt, die, ob ſie gleich nicht vollſtändig, doch mehr als willkührliche Erdichtung iſt. Das Geſetz einer ſolchen Verknüpfung muß überdem gewiß ſeyn." *) Dagegen darf man ſagen: man muß ſich unterwinden zu meynen, ſobald es Meynung gilt, d. i. wenn es auf Gutachten ankommt. Oft muß dies geſagt werden, wo man auch nichts gewiß, manches aber wahrſcheinlich weiß. Soll Entſchluß und That folgen, ſo handle jeder nach ſeiner oder nach eines andern beſſeren und beſten Meynung. Denn eine Meynung kann wahr ſeyn', der Erfolg oder die Erfahrung kann ſie erproben, da doch, als ſie gutachtend geäußert ward, ſie zwar ein reiner Spiegel der Wahrheit, doch aber nur des Meynenden

---

*) S. 250.

Meynung war. Daß in den ſpeculativen Wiſſenſchaften die ſogenannten Lehrmeynungen ſich verächtlich gemacht haben, zeigt von ihrem wenigen innern Werth; mit Gründen und Gegengründen vorgetragen, ſind in andern z. B. in der Naturlehre, Geſchichte, Arzneiwiſſenſchaft, den Rechten, der Staatskunde Meynungen erfahrner Männer ſehr ſchätzbar. Eben in der verflochtenſten Sache kann niemand dem Freunde etwas Wertheres geben als ſeine Meynung.

„In Urtheilen aus reiner Vernunft iſt es gar nicht erlaubt zu meynen.“ So hätte die Kritik der reinen Vernunft nicht müſſen geſchrieben werden: denn da ihr transſcendentaler Theil ſich von aller Erfahrung losſagt: was ſind ihre neuaufgeſtellten Wortformen als Meynung?

„Es iſt ungereimt, in der Mathematik zu meynen; man muß wiſſen, oder ſich alles Urtheilens enthalten." Des End-Urtheilens wohl; die größten Erfinder aber in der Mathematik, wie in allen Wiſſenſchaften, ehe ſie wußten, meynten und verſuchten. Ihre Meynung, unterſtüzt mit Gründen, leitete zum Wiſſen durch Probe, durch Erfahrung.

„Eben ſo iſt es mit den Grundſätzen der Sittlichkeit bewandt, da man nicht auf bloße Meynung, daß etwas erlaubt ſey, eine Handlung wagen darf, ſondern dieſes wiſſen muß." Eine harte Behauptung! indem es Trotz aller gewiſſen Grundſätze bei jeder einzelnen Handlung auf die Verknüpfung derſelben mit dem Grundſatz ankommt. Dieſe kann nicht anders als durch die Ueberzeugung des Handelnden, folglich nach ſeiner innerſten Meynung geſchehen, die ſich ſelten in ein klares Wiſſen auflöſet. Sei Jeder hiebei ſeiner Meynung gewiß; der allgemeine Grundſatz kann dieſe nicht vertreten.

9. „Pragmatiſcher Glaube."

„Es kann überall blos in praktiſcher Beziehung das theoretiſch-unzureichende Fürwahrhalten Glauben genannt werden. Dieſe praktiſche Abſicht iſt nun entweder die der Geſchicklichkeit oder der Sittlichkeit; die erſte zu beliebigen und zufälligen, die zweite aber zu ſchlechthin nothwendigen Zwecken. Der Arzt muß bei einem Kranken, der in Gefahr iſt, etwas thun, kennt aber die Krankheit nicht. Er ſieht auf die Erſcheinungen und urtheilt, weil er nichts beſſeres weiß, es ſey die Schwindſucht. Sein Glaube iſt ſelbſt in ſeinem eigenen Urtheile blos zufällig, ein andrer möchte es vielleicht beſſer treffen. Ich nenne dergleichen zufälligen Glauben, der aber dem wirklichen Gebrauche der Mittel zu gewiſſen Handlungen zum Grunde liegt, den pragmatiſchen Glauben." *) Einem ſo gläubigen Arzt müßte ſein Pragma gelegt werden; er befördert die Kranken unter die Erde. Ein Arzt, der die Krankheit „nicht kennet" und doch verſchreibt, weil er etwas thun „muß;" deſſen Glaube „blos zufällig" iſt, d. i. der in allen Symptomen nichts Beſtimmendes ſiehet, „das vielleicht ein anderer beſſer treffen kann," iſt nach dem eben bedeutenden Namen ein Pfuſcher. Ueberhaupt iſt dieſer Glaube „der Geſchicklichkeit" ein ſchwärmeriſcher Glaube; mein Zutrauen auf die Mittel zu meinem Geſchäfte muß auf Einſicht des Ver-

---

*) S. 852.

Verhältniſſes beider zu einander, mithin auf Gründe gebaut ſeyn, oder ich pfuſche, d. i. ich tappe im Dunkeln.

10. „Doctrinalglaube.“

„Im blos theoretiſchen Urtheilen giebt es ein Analogon von praktiſchen, auf deren Fürwahrhaltung das Wort Glauben paßt, und den wir den doctrinalen Glauben nennen können. Wenn es möglich wäre, durch irgend eine Erfahrung auszumachen, ſo möchte ich wohl alles das Meinige darauf verwetten, daß es wenigſtens in irgend einem von den Planeten, die wir ſehen, Einwohner gebe. Daher ſage ich, iſt es nicht blos Meinung, ſondern ein ſtarker Glaube, (auf deſſen Richtigkeit ich ſchon viele Vortheile des Lebens wagen würde) daß es auch Bewohner andrer Welten gebe. — Nun müſſen wir geſtehen, daß die Lehre vom Daſeyn Gottes zum doctrinalen Glauben gehöre." *) Dahin gehört ſie? zum Mann im Monde? Doctrinaler Glaube kann nichts heißen, als ein Fürwahrhalten aus dem Zuſammenhange der Lehren, die eine Doctrin vertrug. Stehen aber die allerdings wahrſcheinlichen Einwohner „irgend eines von den Planeten, die wir ſehen," mit dem Daſeyn der höchſten Vernunft, die in Allem erſcheinet, ich will nicht ſagen auf Einer Stufe des Fürwahrhaltens, ſondern nur in Einer Schlußart? So iſts auch mit dem „doctrinalen Glauben des künftigen Lebens der menſchlichen Seele."

II. „Moraliſcher Glaube."

„Aber der blos doctrinale Glaube hat etwas Wankendes in ſich; man wird oft durch Schwierigkeiten, die ſich in der Speculation

---

*) S. 853.

vorfinden, aus demſelben geſetzt, ob man zwar unausbleiblich immer wiederum zu demſelben zurückkehrt. Ganz anders iſt es mit dem moraliſchen Glauben bewandt. Denn da iſt es ſchlechterdings nothwendig, daß etwas geſchehen muß, nämlich, daß ich dem ſittlichen Geſetz in allen Stücken Folge leiſte. Der Zweck iſt hier unumgänglich feſtgeſtellt, und es iſt nur eine einzige Bedingung nach aller meiner Einſicht möglich, unter welcher dieſer Zweck mit allen geſammten Zwecken zuſammenhängt, und dadurch praktiſche Gültigkeit habe, nämlich: daß ein Gott und eine künftige Welt ſei. Ich weiß auch ganz gewiß, daß niemand andre Bedingungen kenne, die auf dieſelbe Einheit der Zwecke unter dem moraliſchen Geſetz führe. Da aber alſo die ſittliche Vorſchrift zugleich meine Maxime iſt, (wie denn die Vernunft gebietet, daß sie es seyn soll) so werde ich unausbleiblich ein Daseyn Gottes und ein künftiges Leben glauben, und bin sicher, daß diesen Glauben nichts wankend machen könne, weil dadurch meine sittlichen Grundsätze selbst umgestürzt werden würden, denen ich nicht entsagen kann, ohne in meinen eignen Augen verabscheuungswürdig zu seyn.“ *) — Das heißt freilich ein sehr zweckhafter Glaube, bei welchem ich zwar nicht weiß, weßhalb, aber wozu und wofür ich glaube! Fragte nun Jemand: woher weißt du, daß „der Zweck von Allem deine Moralität ist?“ und ein Andrer fragte: woher weißt du, daß „nur eine einzige Bedingung möglich sei, unter welcher dieser Zweck mit allen gesammten Zwecken zusammenhange?“ Ken-

---

*) S. 856.

neſt du alle dieſe Zwecke? und wie darfſt du ſagen: „du wiſſeſt ganz gewiß, daß niemand andre Bedingungen kenne, die auf dieſelbe Einheit des Zwecks führen?“ Führe ein Dritter fort: „wenn es ſchlechterdings nothwendig iſt, daß du dem ſittlichen Geſetz in Allem Folge leiſteſt, da es dir die Vernunft gebietet, und die ſittliche Vorſchrift deine Maxime iſt, ſo haſt du ja an ihr gnug. Du mußt ihr folgen, oder das Gebot der Vernunft iſt nicht klar, und die Maxime iſt nicht deine Maxime. Du abregierſt alſo ihr Geſetz, wenn du ein fremdes, dir unbekanntes Weſen zu Hülfe rufen, d. i. erdichten mußt, damit jenes Geſetz dadurch praktiſche Gültigkeit erhalte. Du erklärſt es damit eben für unhinreichend, d. i. für null und nichtig. Wenn, ohngeachtet jenes lauten Sittengebots der Vernunft, deine ſittlichen Grundſätze „umgeſtürzt“ werden würden, falls jenes indemonſtrable Ding, von dem du keinen Begriff zu haben vorgiebſt, nicht da wäre, ſo verabſcheue dich nur ſogleich, ohne zugleich auch heuchleriſch-ſchwach zu werden, indem du dich zwingſt, etwas Unbeweisbares zu glauben. Sobald du das Unglaubliche glaubſt, blos um dir nicht ſo oder anders zu erſcheinen, ſimulirſt du und ſpielſt ſowohl mit dem geglaubten Unglaublichen, als mit deinen moraliſchen Grundſätzen, die du ſelbſt nicht glaubeſt, einen elenden Betrug. Kleinlicher und erbärmlicher noch, als jener pragmatiſche Pfuſcherglaube, iſt dein moraliſcher Glaube. Träte ein vierter Kühnerer hinzu und ſpräche: „deinen hingeſtürzten Grundſätzen zu Gut, ſoll Der exiſtiren, den du dich für verbunden hielteſt, nicht exiſtiren zu laſſen, „damit deiner Vernunft alles reine Natur ſei." Jetzt bewegt ſich auf einmal die ganze Natur, alle Sonnenheere und Milchſtraſſen bewegen ſich um das Küchlein am Feuer, damit es ohne Umwenden des Spießes gahr werde. Ein elender Heuchelglaube, der ſich den Namen „Vernunftglaube" nicht anmaaſſen ſollte, da ihn die Vernunft eben ſo ſehr, als das reine ſittliche Gefühl verachtet. Ein Glaube endlich, „der, auch vom moraliſchen Intereſſe getrennt, doch genug übrig läßt, um zu machen, daß man ein göttliches Daſeyn und eine Zukunft fürchte," *) iſt ein knechtiſcher Prügel-Glaube; jener und dieſer, ohne Schminke zu reden, ſind Spitzfündigkeiten, aus Selbſtgefälligkeit, Heuchelei und Schwach-

---

*) S. 258.

heit erkünſtelt, nicht aber Vernunft- und Herzensglaube.

So lahm geht die Kritik mit ihrem praktiſchen Kanon der reinen Vernunft, und ihren dadurch gefundenen zwei „Glaubensartikeln" hinaus. *) Was ſie vorn gebietend wegwarf, nimmt ſie hinten am mißlichſten Ort unbeſehen wieder. Anerkennet die Vernunft keine Ordnung und Harmonie in der Natur, ſo darf ſie ſolche auch in der moraliſchen Natur nicht anerkennen. Sind ſie dort ſelbſtſtändig, vielmehr ſind ſie es hier: da moraliſche Ordnung, Güte und Schönheit als Eigenſchaften und der ſchönſte Erwerb freiwirkender Weſen nothwendig auf ſich ſelbſt beruhen, und durch eine herbeigezwungene fremde Idee, ſie

---

*) S. 858.

mache hoffen oder fürchten, ihre eigne Art verlieren. Der poſtulirte Gott der kritiſchen Philoſophie, er werde als ein Hoff- oder Schreckgeſpenſt aufgeführet, iſt alſo ein Ungott für die Moralität, ihrem aus einander fallenden Syſtem ein erbettelter Nothnagel. (Deus Nothnagelius, [illegible].)

Nicht eben die angenehmſte Bemerkung iſt es, daß gerade dieſe Schleichpforte des pragmatiſchen Doctrinal- und moraliſchen Glaubens von hinten hinein der kritiſchen Philoſophie vielleicht den meiſten Eingang verſchafft hat. Kraft des pragmatiſchen Glaubens mag man immer Arznei verſchreiben, wenn man gleich die Krankheit nicht kannte, weil doch „etwas gethan werden mußte." Vermöge des Doctrinalglaubens glaubte jeder aus ſeiner Doctrin in das Gebiet der Vernunft hinübertragen zu dürfen, was ihm doctrinaliter gefiel. „Der Ausdruck des Glaubens iſt in ſolchen Fällen ein Ausdruck der Beſcheidenheit in objectiver Abſicht, aber doch zugleich der Feſtigkeit des Zutrauens in ſubjectiver:*) welche Feſtigkeit des Zutrauens dann auch die kritiſchen Philoſophen reichlich erwieſen haben. Nicht etwa nur die Einwohner irgend eines Planeten, „den wir ſehen," haben ſie „mit ſtarkem Glauben, auf deſſen Richtigkeit ſie ſchon viel Vortheile des Lebens wagen würden," erwettet; ſondern ganz andre Stücke ihres Doctrinal- und Diſciplinglaubens. Der „moraliſche Vernunftglaube" endlich war das gefälligſte Kiſſen für Schlaftrunkene: denn auf ihm erhielten ſie alles durch Poſtulate. Was *mir* unentbehrlich iſt, damit ich mir nicht ſelbſt verabſcheuungswürdig erſcheine, das *iſt*, und zwar mit allgemeiner Gültigkeit; ich rufe das Wort. Jauchzend rief man aus: „Sieg der praktiſchen Vernunft über die theoretiſche! Sieg!“ Als ob eine praktiſche Vernunft ohne eine theoretiſche möglich, und ein Krieg zwiſchen beiden, oder ein Sieg der Einen über die andre erfreulich wäre.

---

*) S. 855.

* * *

„Metaphyſik iſt die Vollendung aller Cultur der menſchlichen Vernunft, die unentbehrlich iſt, wenn man gleich ihren Einfluß, als Wiſſenſchaft, auf gewiſſe beſtimmte Zwecke bei Seite ſetzt. Denn ſie betrachtet die Vernunft nach ihren Elementen und oberſten Maximen, die ſelbſt der Möglichkeit einiger Wiſſenſchaften und dem Gebrauch aller zum Grunde liegen müſſen.“ *)

„Der kritiſche Weg iſt allein noch offen. Der Leſer mag urtheilen, ob nicht, wenn es ihm beliebt, das Seinige dazu beizutragen, um dieſen Fußſteig zur Heeresſtraſſe zu machen, dasjenige, was viele Jahrhunderte nicht leiſten konnten, noch vor Ablauf des gegenwärtigen geleiſtet werden möge: nämlich, die menſchliche Vernunft in dem, was ihre Wißbegierde jederzeit, bisher aber vergeblich beſchäftiget hat, zur völligen Befriedigung zu bringen.“ **) Da alſo der kritiſche Weg allein noch offen, jeder andre alſo zugeſchloſſen ſeyn ſoll: ſo wollen und müſſen wir den allein offnen Weg noch vor Ablauf des gegenwärtigen

---

*) S. 878. **) S. 884.

Jahrhunders verfolgen, zu ſolchem Zweck aber vorher uns orientiren.

Welches iſt die Sphäre menſchlicher Erkenntnißkräfte, beſonders der Vernunft? Wie orientirt man ſich in ihr?

I. Vernunft als ein Vermögen betrachtet.

Wenn eine Kraft da iſt, frage ich nicht zuerſt: wie war ſie möglich? ſondern wie wirkt ſie? Vorzüglich gilt dies von urſprünglichen, nicht abgeleiteten Kräften. Denn da außer ihrer Wirkung das Wort Kraft (Vermögen) für uns keinen Sinn hat: ſo kann der Verſuch, Möglichkeit einer Kraft zu erklären, ehe ich von ihr ſelbſt einen Begriff habe, nichts geben als leere Worte.

Iſt Denken meine innigſte Kraft,
iſt ſie mir gegeben; wie ſie wirkte, ka
ich alſo nur bemerken; ich vermag a
etwas viel mehreres, ich kann ſie lenk
und gebrauchen. In mir iſt ein do
peltes Ich; mir ſelbſt bewußt, kann u
muß ich mir Object werden. Dieſer V
zug erhebt uns über die Thiere; er iſt
Charakter unſrer Art. Indem
zu mir ſagen kann: „Laſſet uns," ha
ich die Macht ausgeübet, von der alle W
kung meines Geiſtes abhängt; ich ka
auf mich ſelbſt wirken.

Denkformen erklären dieſe Kraft nich
der Gedanke hat keine Form, aber
ſchafft Formen. Als eine geiſtige Re
zu mir hat er mancherlei Glieder, A
ticulationen. Mit dem innigſt
Bande unter einander verknüpft, iſt di
Gedankengeſtalt uns ein Lebendiges,

ſeinen Gliedern zu ſich ſelbſt gehörig, in einander wirkend, untheilbar.

Als organiſirte Weſen brachten wir, ſtatt einer Transſcendental-Aeſthetik vor aller Erfahrung, eine lebendige Aeſthetik auf die Welt, erfahrend. Raum und Zeit formten unſre Sinne nicht; wir formten die Begriffe von Raum und Zeit an Gegenſtänden, erfahrend. Auch im ödeſten Traum iſt uns kein Raum und keine Zeit ohne Gegenſtand denkbar: denn nehmen wir in dieſe ſchreckliche Einöde nicht uns ſelbſt mit?

Als organiſirte Weſen ſind wir angehörig dem Allgemeinen. Im erſten Anblick der Dinge ſahen wir ein unermeſſenes Sichtbare; im erſten Schall hörten wir ein unermeſſenes tönendes Univerſum; unſer Gefühl knüpfte uns in tauſend Fäden an einem Knäuel, den wir fortwährend entwirren und loswinden. Uebermannend hält ein Universum uns veſt; wir ſind ein Beſonderes nur durch ein Allgemeines.

Und eben dadurch ein innig Beſtimmtes, Geſtaltetes, organiſirtes Beſondre; unſer Verſtand kann nicht anders als ſinnlich, d. i. mittelſt der uns gegebnen Form Begriffe ſich erwirken. Jeder Sinn hat wie ſeine Bildung, ſeine Welt, ſeine Art der Aneignung, ſo auch ſeine Sphäre. Schärft unſre Sinne, gebet uns deren mehrere, ſo, nur ſo gewinnen wir neue Gegenſtände und Denkformen. In der alten thut ſich uns eine neue Welt auf.

Aber auch in der uns zugeordneten Sphäre gewinnen wir nicht alle Begriffe in gleicher Nähe, in gleichem Verhältniß. Jeder Gegenſtand hat ſein

Licht,

licht, ſeinen Schatten; das Gemählde davon wird uns in Farben klar, die ihm Verſtand, Wille, Neigung, Organiſation geben. So moduliren ſich Gedankenweiſen wie Tonarten in uns; ſo Handlungen und Geſtalten.

Die menſchliche Rede wird ein Abdruck des Allen, ein lebendiges Bild unſerer Gedankenweiſe, voll Licht und Schatten, voll Glieder und Articulationen. Und dies lebendige Erwirken dauert fort. So lange unſer Verſtand verſiehet, wird er; Begriffe bildend regeneriret er ſich ſelbſt unaufhörlich.

Wie der Verſtand Erfahrung ſo hat die Vernunft zu ihrer Sphäre das weite Reich menſchlicher Gedanken, mittelſt der Rede. Was durch irgend ein Zeichen ausgedrückt, veſtgehalten, verſtändlich gemacht werden kann, darf ſich vor die Vernunft als eine Vernehmerin wagen; auf Angaffungen im Raum und in der Zeit läßt ſie ſich nicht einſchränken. Mittelſt der Sprache iſt ihr alles gegeben, was ſich durch Sprache im weiteſten Sinne des Worts ausdrücken läßt; ſie ſelbſt iſt und heißt Sprache.

Kein Vorwitz alſo, das weſentliche Amt der Vernunft iſt Abſtraction; ohne Abſtraction wäre weder Vernunft noch Sprache. Alſo darf ſie auch, ſo weit ihr Vermögen und der Ausdruck deſſelben reicht, ihre Abſtraction verfolgen. Eine Vernunft, die auf halbem Wege ſtehen bleibt, und ein Richter, der die Acten halb lieſet, ſind gleich läſſig; der genaue Richter lieſet ſie vor- und rückwärts. Da ſich nun durch Sprache und Zeichen alles Denkbare ausdrücken läßt, ſo iſt die Vernunft Richterinn über alle Abſtractionen. Sie lebet im Allgemeinen; zu keinem Zweck aber, als daß ſie es ſich verſtändlich mache, und im Allgemeinen das Beſondre finde.

Alle Begriffe in dieſer unermeſſenen Sphäre ſind ihr nicht gleichgeltend. Eine Vernunft, der jener dialektiſch geführte Proceß über das erſte Ei und die erſte Henne, oder über den Ort, wo die Welt mit Brettern verſchlagen ſei? ſo wichtig wäre, als die Frage über den uns anerkennbaren Zuſammenhang und Grund der Dinge, die ſcherzte auf ihrem Richtſtuhle. Kleinfügige Zänkereien weiſet der Richter ab, geſchweige daß er ſie aufhetzen und ihren koſtbaren Zwiſt als ein unerſchöpfliches πυξ και λαξ verewigen wollte.

Auch iſts das Amt der Vernunft nicht, ihre Gerichtsſphäre nur zu erweitern. Ueber ihre Sphäre hinaus, wo die Abſtraction ſelbſt kein Wort, kein Zeichen fände, wo ſie die Sprache der Querulanten alſo nicht einmal verſtünde, kann ſie nicht erkennen und richten. Ihrer Natur nach umſchließet ſich ihr das Allgemeine in ein gegliedertes Ganzes, das aus gegebnen *Datis*, ſo weit Sprache oder Zeichenkunſt reicht, ihr Schluß, ihr Werk iſt. In friedlichen Sphären, nicht neben, ſondern in und durch einander ordnet ſich alſo das Feld menſchlicher Erkenntnißkräfte alſo:

Sphären der menſchlichen Erkenntnißkräfte.

1.

Sinnenwelt.

Jeder Sinn hat ſeine Sphäre; jeder Gegenſtand ſeine Bedeutung. Die Einbildungskraft ordnet ſie mit und durch einander.

2.

Verſtandeswelt.

Ihre Sphäre iſt alle innere und äuſſere menſchliche Erfahrung.

3.

Vernunftwelt.

Ihre Sphäre iſt alles, was Rede oder ein Verſtandeszeichen ausdrückt.

4.

Welt der Größen.

Ihre Sphäre iſt das unermeſſene Meßbare.

II. Vernunft, als Erkenntnißquelle betrachtet.

Hier wird ſie ein Collectivname deſſen, was in mehreren Menſchen die Vernunft als Erkenntnißvermögen hervorgebracht und zuſammengetragen hat, durch Unterricht, Sprache, vermehrte Erfahrung, Einrichtungen und andre Werkzeuge. Vernunft und Unvernunft, Neigungen und Leidenſchaften in einem Chaos von Veranlaſſungen nach Zeiten und Völkern haben hier zuſammengewirkt, und wie in jenem Zauber-Keſſel ein Allerlei bereitet, deſſen Schaum man oft philoſophiſche Vernunft nennet, wo auch auf einer Blaſe dieſes Schaumes dort und dann ein Philoſoph ſich ſelbſt ſetzt, und ſpricht, als ob Er die allgemeine Menſchenvernunft wäre. Er iſts nicht, ſondern eine einzelne, oft eine Sachleere Schulvernunft; was er kritiſirt, ſind oft auf Verirrungen des menſchlichen Geiſtes gebaute Schulvernünfte.

Die Menſchenvernunft hat einen weitern Umfang. Aus einer Kindheit, von der wir uns ſelten richtige Begriffe machen, unter vielen Hinderungen und Drangſalen hat ſie ſich emporgearbeitet, iſt über Meere und Länder gegangen und hat, ſo manchen Unrath der Keſſel um ſie goß, ſich von ihm zu erledigen gewußt, oder mindſtens gegen die Form des Unraths tapfer gekämpfet. Was kann über das Leere und Anmaaſſende der Transſcendentalphiloſophie geſagt werden, das nicht ſchon geſagt ſei? Spottend und ernſthaft.

Iſt alſo von Vernunft und Unvernunft, von Vernünftelei und Sophiſtik die Rede, ſo unterſcheide man, weſſen Unvernunft und Vernunft dies war? wer ſolche Ausſprüche veranlaſſet oder daran Theil genommen habe? „Warum muß ich meinen Namen leihen, ſpricht die Vernunft, zu dem, was eine Gilde, (Schule oder Facultät genannt,) oder was ein Toller in ihr geſagt hat? Afterrednerei iſts, wenn ich, was ein Thor in der Klauſe ſprach, der allgemeinen Menſchenvernunft zueigne. Eine geſammte, leider aber verflogne reine Menſchenvernunft fand Ritter Aſtolfo nur im Monde:

Era come vn liquor ſottile e molle,
Atto a eſalar, ſe non ſi tien
ben chiuſo,
E ſi vedea raccolto in varie ampolle
Qual più, qual men capace. —

Statt alſo ein blaues Mährchen zu kritiſiren, laſſet uns vom Gange der Menſchenvernunft nach Zeiten und Völkern lernen. Jedes Volk hat ſeine ſogenannt-gemeine Vernunft, die ſich in Sprache und Verfaſſung, in Sitten und Einrichtungen ausdrückt. In einfachem Zuſtande einfach, entfaltet ſie ſich allmählich zur Cultur, dann ſchweift ſie in Uebercultur aus; wo es ein Glückszufall bleibt, ob ſie daraus zur höheren reinen Cultur aufſteige, oder zur völligen Barbarei zurückkehre? Die Geſchichte zeigt, daß man in jedem Zuſtande die Summe des Geſammtdenkens Vernunft nennet, wenn es gleich oft Vernünftelei oder grobe Unvernunft war. In den Schulen nicht anders. Von einfacher Weisheit ſteigen ſie zur Cultur, endlich zur Uebercultur hinauf, in welcher alle Wiſſenſchaften verwirrt werden; was darauf folgt, iſt entweder geläuterte Weisheit oder Transſcendentalphiloſophie, jenſeit aller Erfahrung, das Reich der Dünſte. In dieſen wiederkehrenden

Perioden der Vernunft.

1.
Vernunft
als Lebensweisheit,

2.	3.
Vernunft	Vernunft
als	als
Cultur,	Uebercultur,

4.
Vernunft
als reingeläuterte Lebensweisheit,
oder
als Transſcendentaldampf.

laſſet uns von oder an ihr lernen; nie aber glauben, daß, ehe wir im Monde waren, und daſelbſt alle Ampullen leerten, im Einem von uns die geſammte Menſchenvernunft wohne.

III. Vernunft als Gegenſtand betrachtet.

Als ſolcher iſt ſie die reinausgeſprochene Regel, die ich in mir gleichſtimmig der Natur wahrnehme. Der Satz der Identität und des Widerſpruchs iſt nichts als Ausdruck eines einfach- und veſt anerkannten Wahren. Möge ich mich in Anwendung dieſes Grundſatzes irren: der Grundſatz ſelbſt (a iſt a), d. i. innere Anerkennung der Wahrheit eines Gegebnen iſt wahr; mein eigner Irrthum entdeckt ſich an dieſer Regel der Wahrheit. *)

---

*) „Was heißt: ſich im Denken orientiren?“ (Kants ſämmtl. kleine Schriften Bd. 4. S. 275.) Die Abhandlung hat den Sinn des Worts verfehlet. Orientiren heißt: die vier Weltgegenden finden; ſo orientirt man Charten, Se-

Daß daſſelbe Geſetz in mir wie in der Natur, im Erkenntnißvermögen wie im Erkennbaren, obwaltet; daß, wenn ich irrete, mir die Natur, d. i. die weitere Erfahrung zurechthilft, und ich, wie einen Zuſammenhang meiner Gedanken, ſo auch weiter und weiter einen Zuſammenhang ihrer Werke, beide in Harmonie wahrnehme; dies

---

gel u. ſ. Von den Levantefahrern ſtammet der Ausdruck. Nun waren, ehe wir waren, Weltgegenden da, die auch, wenn ich ſie nicht brachte, daſeyn werden: durch meine eigenſinnige Stellung rechts und links kann ich ſie weder beſtimmen noch ändern. Der wandelbare Horizont meiner Perſon ändert nicht den veſten Horizont der Weltgegend. Schon der Begriff, daß ich im Denken mich orientiren könne, ſchließt in ſich, daß ich mich orientiren müſſe, d. i. daß es außer, wie in mir, veſte Puncte gebe, die ich in Uebereinſtimmung zu bringen habe. Dies heißt, ohne Sophiſſichert meine Vernunft, denn ich ſehe, meine innere iſt auch des mir zur Anerkennung gegebenen Weltalls Regel. Die Vernunft, ſehe ich, gehört zum Gegenſtande, wie der Gegenſtand zur Vernunft; nach Einem Geſetz, zu einander *geordnet*.

Hierauf ruht apodiktiſche Gewißheit, oder es giebt keine. Mein

---

men, *ſich orientiren*, finden, wo man in der Welt ſei, wie ſie ſich zu uns, wir uns zu ihr verhalten. Orientire ich mich blos *mit mir ſelbſt*, d. i. werfe ich alle Weltgegenden in mich hinein, und beſtimme ſie nach meinem eigenſinnigen Egoismus: ſo kann ich in der wahren Welt ſehr desorientirt ſeyn. Unternähme ichs gar, die Welt nach mir zu orientiren, ſo desorientire ich ſie wie ich mich drehe, oder wie mir der Kopf ſchwindelt. Der Welten orientirende Egoismus kann nicht anders als eine *Schwindelphiloſophie* werden; in ihr iſt man mit jeder Gewißheit am Ende.

Setzen und Legen ſchafft ſie nicht; ſie muß in mir durch eine unwandelbare Regel geſetzt, und außer mir in jedem gegebnen Gegenſtande anerkennbar ſeyn; ſonſt wäre jenes eine unanwendbare, mithin keine Regel. Wer mir die Welt der Gegenſtände, an denen ich die Vernunft erprobe, entwendet, hat mir die Vernunft ſelbſt entwandt, die fortan mit ihr ſelbſt im kritiſchen Idealismus, d. i. in einem ſynthetiſchen Traum nur dichtet, nur ſpielet.

Auf der Regel meiner Vernunft, in jedem Gegenſtande anerkennbar, beruht einzig der Vernunftglaube. Einen andern giebt es nicht; Dialektik kann ihn weder abläugnen, noch erſetzen, noch vertreten. Mittelſt ſeiner weiß ich, und was ich über dies Wiſſen hinaus der Vernunft als Vernunftglauben andichte.

iſt Dichtung. Die Vernunft kann und darf nur ſich ſelbſt, nicht aber ohne Gegenſtände, ſondern anerkennend die Gegenſtände, glauben.

Dieſe Ueberzeugung iſt das Ding an ſich; es giebt kein andres; das Ding an ſich heißt anerkennbare Wahrheit. Es exiſtirt in dir, in mir, wie in allen Gegenſtänden, und daß es in allen uns harmoniſch exiſtirt, daß ich es im Zuſammenhange der Welt wie im innerſten Zuſammenhange meiner Gedanken finde, dies ſichert mich über das Ding an ſich, wie über mich ſelbſt. Es iſt nämlich das liebe kleine Wörtlein Iſt, wie das Wort Ding (Ens) ſelbſt ſaget. Wer mich ſolches als ein problematiſches, nie zu findendes, aber immer zu verfolgendes Geheimding ſuchen lehret, der ſuche im blinden Kinderſpiel ſich ſelbſt und finde ſich nie.

Da die anerkennbare Natur aber, ein großes Gemählde, ohne Licht und Schatten, ohne Haltung und Farben nicht ſeyn kann; das Ding an ſich alſo, d. i. die Idee des ganzen Gemähldes in dieſer Harmonie anerkannt werden muß, oder man erkennet kein Gemählde; ſo erhellet, daß es der Gewißheit unſrer Erkenntniß nichts weniger, als ſchade, wenn wir unſrer vielartigen Organiſation nach das Ding an ſich (1 iſt 4) in mehreren Verhältniſſen mit Licht und Schatten kennen lernen, es auf mehrere Weiſe ausſprechen, und jeden Gegenſtand mit der Gewißheit, die ihm gebühret, in ſeiner und

und nicht einer fremden Art anerkennen müſſen. Unbedacht iſts, wenn wir Dabei zu verlieren glauben, da wir an Vielſeitigkeit und der ſich dadurch bewährenden Gewißheit ſelbſt unſtreitig gewinnen: denn eine Linien-, Zahl- oder gar eine dunkle Formulargewißheit iſt gewiß doch die Einzige nicht, deren unſre Sinne, unſer Verſtand und unſre Vernunft bedürfen. Erkenne ich einen ſinnlichen Gegenſtand beſſer, wenn ich ihn durch Raum und Zeit geſäumt denke? vielmehr entgeht mir mit dieſem fremden Behelf eine Kleinigkeit, die mir nur der Sinn verleihen konnte, ſein Daſeyn. So iſts mit der Gewißheit aller Regionen; jede iſt in ihrer Art gewiß, ohne mit einer andern zu wechſeln, oder auch die mathematiſche ſelbſt für etwas anders als für ihr Maas, nicht für ihren Stellvertreter zu erkennen.*) Gnug, daß alle einander analog, einander mit harmoniſchem Zwiſt beſtärken.

---

*) S. Erneſti defenſio vett. Philoſophorum adverſus eos qui methodum mathematicam ab iis vel ignoratam vel male neglectam eſſ contendunt. Opuſc. philol. crit. p 183. ſeq

Arten der Gewißheit des menſchlichen Erkenntniſſes.

1.

Sinnliche,

d. i. innewerdende Gewißheit.

2.	3.
Anerkennende	Grund u. Folge zuſammenfaſſende
Verſtandesgewißheit	d. i. Vernunftgewißheit.

4.

Im Unermeſſenen

beſtimmende Maasgewißheit.

Vier verſchiedene, einander analoge Arten und Regionen, die von jenen berühmten vier Künſten der Dialektik, der Piraſtik, Sophiſtik, Eriſtik und Pſeudographie zwar verwirret, nie aber vertilgt oder einander ſubſtituirt werden mögen. Gäbe es alſo auch eine reine Transſcendentalwiſſenſchaft des geſammten Weltalls, und ließe ſich das Ding an ſich nackt und verbindungslos im Raum und in der Zeit anſchaun; ich mag ſein nicht. Anerkennen will ich das Univerſum, wie es mir gegeben iſt und ich ihm gegeben bin; nicht von oben herab, ſondern von unten hinauf ſoll die Menſchheit bauen und ſich durch ihre eigne Mühe Kenntniſſe erwerben. Eben dieſe Mühe iſt Genuß, Bildung, Selbſtbelohnung; da gegentheils es keinen engeren traurigeren Begriff giebt, als die Anmaaßung, die Vernunft ausgemeſſen, umpfählt, erſchöpft zu haben. Und wodurch? Durch ein Hinten-Vorn (ὕστερον πρότερον) durch eine ſich ſelbſt aufhebende Wortdichtung.

15.

Verfehlte Kritik der reinen Vernunft.

Wie kams, daß bei der oft wiederholten Abſicht „die ſpeculative Vernunft von ihren Streifereien jenſeit der Erfahrung in das ihr angewieſene Land zurückzuführen," die auf dies Werk gewandte Mühe zum gegengeſezten Ziel ausſchlug? Einige Urſachen davon liegen am Tage.

I. Veranlaſſung des Werks.

Hume's Zweifel.

„Hume ſchlug einen Funken, bei welchem man wohl ein Licht hätte anzünden können, wenn er einen empfänglichen Zunder getroffen hätte, deſſen Glimmen ſorgfältig wäre unterhalten und vergrößert worden. Er ging hauptſächlich von einem einzigen, aber wichtigen Begriff der Metaphyſik, nemlich dem (Begriff) der Urſache und Wirkung, (mithin auch deſſen Folgebegriffe, der Kraft und Handlung) aus, und forderte die Vernunft, die da vorgiebt, ihn in ihrem Schooße erzeugt zu haben, auf, ihm Rede und Antwort zu geben, mit welchem Rechte ſie ſich denkt: daß etwas ſo beſchaffen ſeyn könne, daß, wenn es geſetzt iſt, dadurch nothwendig auch etwas anders geſetzt werden müſſe: denn das ſagt der Begriff der Urſache. Er bewies unwiderſprechlich, daß es der Vernunft gänzlich unmöglich ſey, a priori und aus Begriffen eine ſolche Verbindung zu denken, denn dieſe enthält Nothwendigkeit; es iſt aber gar nicht abzuſehen, wie darum, weil Etwas iſt, etwas anderes nothwendiger

Weiſe auch ſeyn müſſe, und wie ſich alſo der Begriff von einer ſolchen Verknüpfung a priori einführen laſſe. Hieraus ſchloß er, daß die Vernunft ſich mit dieſem Begriffe ganz und gar betrüge, daß ſie ihn fälſchlich vor ihr eigen Kind halte, da er doch nichts anders als ein Baſtard der Einbildungskraft ſey, die durch Erfahrung beſchwängert, gewiſſe Vorſtellungen unter das Geſetz der Aſſociation gebracht hat, und eine daraus entſpringende ſubjective Nothwendigkeit, d. i. Gewohnheit vor eine objective aus Einſicht, unterſchiebt. Hieraus ſchloß er: die Vernunft habe gar kein Vermögen, ſolche Verknüpfungen, auch ſelbſt nur im Allgemeinen, zu denken, weil ihre Begriffe alsdenn bloße Erdichtungen ſeyn würden, und alle ihre vorgeblich a priori beſtehende Erkenntniße wären nichts anders als falſchgeſtempelte gemeine Erfahrungen, welches eben ſo viel ſagt, als es gebe überall keine Metaphyſik und könne auch keine geben.“ *)

So magiſtraliſch drückt ſich nun zwar der feine Akademiker Hume nicht aus, da überhaupt ſeine ganze Zweifelphiloſophie über den Werth der Abſtractionen ſowohl, als über die zwiſchen Urſache und Wirkungen obwaltende Verbindung dem Grunde nach nicht ihm ſondern Berkeley zugehört. **) Ohne Zweifel war dem Geſchichtſchreiber Hume beim Lauf ſeiner Geſchichte nichts ſo eindrücklich geworden, als die Frage: ***) „wie ketten ſich Begebenheiten, d. i. Urſachen und Wirkungen an einander? wie entſpringt aus dem Vergangenen die Zukunft?“ Und, da fand er im Gebiet der Metaphyſik längſt vor ihm Berkeleys idealiſche Auflöſung.*) Ihm, dem dieſe Auflöſung nicht gnügen konnte, theilte ſich alſo die Frage:

---

*) Prolegomena zu jeder künftigen Metaphyſik. S. 7. 8.

**) Berkeley, Principles of human knowledge Sect. 65 66.

***) Hume giebt ſelbſt dieſen Gang ſeiner Gedanken an: Eſſay III. of the aſſociation of Ideas p. 33 Edit. Lond. 1753

1. Wie kommen wir zum Begriff der Urſache und Wirkung?
2. Wie hangen dieſe beiden Begriffe in unſerm Erkenntniß zuſammen?
3. Giebts nach Regeln der Nothwendigkeit einen Schluß von einem Begriff auf den andern?

---

*) The connexion of ideas does not imply the relation of cauſe and effect but only of a mark or ſign with de thing ſignified. Berkeley's principl. ſect. 65.

Zu Auflöſung der erſten Frage bringt **Hume** treffende Inductionen bei,*) die er mehrmals dadurch aufhellt, daß er einen Menſchen, (ſey's Adam oder der Ankömmling aus einer andern Welt,) unbekannt mit dem Zuſammenhange der Begebenheiten unſrer Welt einführt. Aufregend iſt eine ſolche Dichtung, ſie iſt aber nicht rein, weil in einem Ankömmlinge oder Protoplaſten ſolcher Art immer ſchon eine gebildete Vernunft zum Grunde geſetzt wird, die wir auf dem Wege, wie uns die Natur in die Welt ſandte, nicht mitbrachten. Unſer Verſtand erwachte **an und durch** Erfahrung; durch unſre und fremde Erfahrung mittelſt des Unterrichts, der Sprache, der Nachahmung gelangte unſre Vernunft zu ſchnellerer

---

*) Eſſay 4. 5. 7.

Verknüpfung der Begriffe, wie aller, ſo auch der von Urſache und Wirkung. Daß wir durch Erfahrung zu dieſen Begriffen gelangt ſind, daß öftere Wiederholung (cuſtom or habit) ihre Verknüpfung uns geläufig gemacht, daß wir, nicht nur im gewöhnlichen Traum des Lebens, ſondern auch in neuen ſchweren Fällen, vorige Erfahrungen zu Hülfe rufen und habituell verknüpfen, wird dem ſcharfſinnigen Zweifler niemand läugnen.

Was aber verknüpfte bei der erſten Erfahrung die Begriffe von Urſache und Wirkung? Der Eindruck (impreſſion) nicht; ſondern die Idee (idea), mithin der wirkende Verſtand. Im erſten leiſen Gefühl des Säuglings, ſobald er wahrnimmt: „in ihm und durch ihn werde etwas“ äußert ſich die Kraft, Urſache und Wirkung zu verknüpfen, die nur des Verstandes ſeyn kann. Auch das Thier hat dies Analogon des Verſtandes; der Menſch, zum Verſtehen von der Natur beſtimmt, übt ihn vom erſten Moment ſeiner Empfindung, und lernt durch jeden Fehlverſuch ihn ſchärfer üben. Die ſogenannten Irrthümer unſrer Sinne, d. i. die gemeinſten Erfahrungen, in denen wir uns dem Eindruck (impreſſion) überlaſſen, ohne aus andern Verbindungen den gebildeten Verſtand oder die rechnende Vernunft zu Hülfe zu nehmen, zeigen, daß jede Empfindung mit einem Urtheil, obgleich oft mit einem Trugurtheil begleitet war; und wer vermag zu urtheilen, als der Verſtand? Der Eindruck (impreſſion) thut es nicht. Wenn alſo Hume von einem Gefühl des Zuſammenhanges zwiſchen

Urſache und Wirkung redet, *) ſo meint er das, was wir **Innewerden** nennen, und in jeder, auch der dunkelſten Empfindung vom Eindruck (impreſſion) **unterſcheiden**. Ueberhaupt iſt ſeit **Leibniß** unſre philoſophiſche Sprache in Bezeichnung der Seelenkräfte an eine Genauigkeit gewöhnt, die Britten und Galliern oft fremd iſt; die Verwirrung der Ausdrücke, (impreſſion, ſentiment, configuration of ſentiments mit Perception und Apperception,) überhaupt der rohe Materialismus mancher Ausländer ſowohl als

---

*) Theſe connexion, which we **feel** in the mind, or cuſtomary tranſition of the imagination from one object to its uſual attendant, is the **ſentiment or impreſſion**, from which we form the idea of power of neceſſary connexion. Eſſay VII p. 119

die neue Verwirrung der Transſcendentalſprache iſt der Genauigkeit zuwider.

Alſo beantwortet ſich auch die zweite Frage: „wie hangen die Begriffe von Urſache und Wirkung in unſerm Erkenntniß zuſammen?“ Als Ein Verſtandesbegriff; nicht anders aber, als (wie alle Verſtandesbegriffe,) an der Erfahrung erweckt und vom Verſtande gebildet. Beide Begriffe ſind relativ; Ein Begriff alſo in zwei Gliedern. Von der Urſache weiß ich nichts, als durch die Wirkung; dieſe verſtehe ich nicht, als durch ihre Urſache. Dem Verſtande ſind ſie, und wenn hundert Jahre ſie trennten, unauflöslich beiſammen: denn Ein Begriff iſt nur im andern gegeben. Die kritiſche Philoſophie ging völlig fehl, da ſie Hume's Zweifel durch

die

die Zeitfolge auflöſen wollte, die hiebei nichts erkläret, auch hieher nicht gehöret; der Verſtand kennet keine Zeitfolge in Verbindung ſeiner Begriffe von Urſache und Wirkung; in und durcheinander ſind ſie ihm gegeben. Eben deßhalb aber iſt dieſer Begriff auch nicht „ohne und vor aller Erfahrung denkbar:“ ohne dieſe ſind beides leere Begriffe, da ich was Urſache ohne Wirkung ſei, nie, jene alſo in dieſer, dieſe in jener erfahren muß, indem ich ſonſt ewig ein o = o conſtruire. Hierüber hatte Hume klare Begriffe, indem er, gleich Berkeley, *) Abſtractionen ohne Gegenſtände, gar Allgemeinheiten, **) (alſo

---

*) Introduction to the principles of human knowledge, und im Buch ſelbſt häufig.

**) It ſeems to me not impoſſible to avoid abſurdities and contradictions, if it be admitted, anders als in einzeln Fällen anerkannt ſind und ihre Anwendung finden. Auch war es ein Misverſtändniß deſſen, was man Vernunft und Erfahrung (reaſon and experience) nennt, wenn er dieſe Begriffe einander entgegenſetzte, als ob jene ohne dieſe in Sachen der Erfahrung irgend nur ſtatt fände. Kann Jemand über Sachen bürgerlicher Verfaſſung und Lebensführung (of civil government and conduct of life) aus Vernunftgründen (from reaſon) nur urtheilen, wenn er nicht aus Erfahrung (from experience) weiß, was bürgerliche Verfaſſung und Lebensführung ſei? *)

Daß unſer Urtheil über Urſache und Wirkung ſich durch mehrere Erfahrung bildet, iſt kein Einwand; mit allen Ver-

---

*) Eſſay V. P. I. Note.

ſtandesurtheilen, ja mit der Uebung jeder Kraft hat dies Urtheil dieſe Uebung gemein; und daß es ſich als ein allgemeiner Begriff jedem einzelnen Fall, wie wenn es der erſte und einzige wäre, anfügen müſſe, erfodert ebenfalls ſeine Natur als einer Verſtandeserfahrung. Daß die Vernunft einer ſolchen Aenderung, d. i. Anwendung unfähig ſei, *) iſt ihrem erſten Begriff zuwider: denn kein Geſetz der Mathematik (z. B. von der Kraft elaſtiſcher, weicher, flüſſiger Körper u. ſ. iſt ohne dieſe Specialanwendung. (variation.) Auch wird durch lange Syllogismen die Verbindung zwiſchen Urſache und Wirkung nicht gefunden; **) beide werden

---

*) Reaſon is incapable of any ſuch variation &c. Eſſay V. p. 75.

**) No reaſoning can ever give us a new, original, ſimple idea; this therefore can never be weder zuſammengekoppelt noch zuſammengenähet (conjointed, connected): ſondern ſind Ein relativer Begriff. Vom erfahrenden Verſtande werden ſie anerkannt und diſtribuiret.

Es ergiebt ſich hieraus die Auflöſung der dritten Frage: mit welcher Gewißheit beide Begriffe in einander gegründet ſind? Mit nothwendiger Gewißheit, weil Wirkung ohne Urſache, Urſache ohne Wirkung dem Verſtande nichts iſt; ſie fallen in-einander, relativ-identiſch. Nur kommt es darauf an, in welcher Region der Gewißheit die Gegenſtände ſind, an denen ſie haften. Sind es ſinnliche Gegenſtän-

---

the original of that idea. Eſſay VII. Note p. 103.

de: ſo iſt ihre Gewißheit ſinnlich. Z. B. daß Feuer brennt. Iſt das Feuer kein Feuer, der brennbare Körper nicht brennbar: ſo findet keine Verbindung zwiſchen Urſache und Wirkung ſtatt; das Verſtandesurtheil ſelbſt aber bleibt nothwendig und unbeweglich. Ob ein klarer Strom ertränke? iſt mir unbewußt, ſolange ich Strom und Gefahr, d. i. Urſache und Wirkung nicht kenne: denn von unbekannten Dingen kann kein Menſchen-, Engel- und Götterverſtand urtheilen. Daß zwei glatte Marmorflächen luftberaubt an einander hangen, weiß nur der, der die Beſchaffenheit der Luft kennt; die Kraft des Schießpulvers nur der, der die Kraft ſeiner Ingredientien kannte und erprobte. Er erprobte ſie aber nur Kraft ſeines Urſache in Wirkung anerkennenden Verſtandes. Das 2 + 2 = 4 iſt nicht gewiſſer, als: „Urſache geben Effecte, gleiche Urſachen gleiche Effecte.“

Da es Hume mehr um Zweifel, als um Auflöſung der Zweifel zu thun war, ſo gab er ſeine Beiſpiele, ohne die Region zu beſtimmen, in welcher ſie beantwortet werden ſollten: denn ohne Zweifel antwortet der gemeine und philoſophiſche Verſtand über die Verbindung zwiſchen Urſache und Wirkung anders. Z. B. ob morgen die Sonne aufgehen werde? Der gemeine Mann, der von der Urſache ihres Auf- und Unterganges nichts weiß, kann darüber nicht antworten; er erwartet nach dem Geſetz der Aehnlichkeit, d. i. der bisher gehabten Erfahrung. Der Mathematiker, der die Geſetze des Auf- und Untergangs der Sonne kennet, antwortet aus Gründen, die in ſich ſicher bleiben, wenn morgen auch die Sonne nicht aufginge, d. i. wenn heute die Ordnung aller Himmelskörper geſtört würde; mit dieſer neuen Ordnung träten nämlich andre Geſetze ein, eben ſo ſicher wie jene. Das Band zwiſchen Urſache und Wirkung bleibt ungefährdet; weder dort noch hier konnte es willkührlich geſetzt oder geändert werden. Eine Analyſe deſſen, was Kraft iſt, gehörte zum Urtheil des Verſtandes nicht, ſondern Anerkennung der Kraft in der Wirkung.

Eben ſo wenig gehörte dazu, daß der Verſtand alle Mittel einſehen müſſe, durch welche die Kraft wirket. Wenn mein Wille den Arm bewegt, darf er nicht alle Maskeln und Bänder des Arms kennen; vielmehr würde durch eine dergleichen anatomiſche Anſchauung ſeine Anerkennung eher zerſtückt und aufgehalten. Die Kraft ſeines Arms iſt in der That, der Wille es Künſtlers in der Hervorbringung es Werkes. Die erſte innige Empfindung: „ich will und es wird!“ knüpfte auf die ganze Lebenszeit des Menſchen für ihn Urſache und Wirkung.

So wenig unauflöslich ſind Hume's Zweifel, die einzeln hier nicht verfolgt werden können. Durch die ſeit Leibnitz bei uns genauer beſtimmte pſychologiſche Sprache löſen ſie ſich, ſobald man den Begriff Kraft nicht vor die Augen gemahlt haben will, ſelbſt auf; und dies Mahlen oder Anſchauen der Kraft im Spiegel hatte ſchon Berkeley als ungereimt gerüget.

Dem kritiſchen Philoſophen dünkte es anders. Hume's Zweifel ſchienen ihm ſo wichtig, daß er ſie auf alle Verknüpfungen der Dinge anwandte; daher er dem Verſtande auftrug, ſie ſämmtlich a priori ohne und vor aller Erfahrung zu verknüpfen. Aus **Hume's** drei kleinen und leichten Verſuchen entſtand die Kritik der reinen Vernunft, ein neues **Karthago**.

Unglücklicher Weiſe ſchlich ſich hiebei ein Misverſtand des Worts a priori ein, den **Hume** ſelbſt ſehr ernſt von ſich ablehnen würde. In ſeinen popular geſchriebenen Verſuchen hatte er dies Wort dem gemeinen Redensausdruck nach gebraucht, daher ers auch auf Gegenſtände bürgerlicher Verfaſſung und täglicher Lebensführung anwandte. A priori hieß ihm nichts, als was ich **aus Gründen** durch ſich ſelbſt erkenne, ohne es erſt aus der Erfahrung zu lernen; ob aber meine Gründe nicht auch an der Erfahrung voreinſt Grundſätze geworden? blieb ihm völlig unbeachtet. Noch weniger dachte er dabei an ein Raiſonniren (reaſoning) vor aller und außer aller menschlichen Erfahrung: denn seinem System nach, das alle Ideen auf Eindrücke (impressions) sogar gründet, und dem Verstande alle Kraft abspricht, durch sich selbst (reasoning) zu Einer neuen Idee zu gelangen, mußte er eine solche Isolirung und Priorisirung des menschlichen Verstandes überhaupt für ungereimte Sophisterei und Illusion erklären. *) „Ins Feuer! würde er gesagt haben, mit diesem unkritischen Buch; sein schwangerer Schoos enthält eine Bibliothek von Sophistereien und Illusionen.“

---

*) Im 12ten Versuch hat er sich deutlich genug hierüber erklärt. Er schließet ihn also: „Gehen wir von diesen Grundsätzen überzeugt, unsre Büchersammlungen durch, welche Verheerung müßten wir anrichten! Nehmen wir z. B. einen Band theologischer oder Schulme-

So David Hume. Das mißverſtandene „a priori“ indeß zog eine Reihe andrer mißangewandten Worte insonderheit der Mathematik nach ſich; von vielen davon mögen nur einige zur Probe dienen:

II. Probe mißangewandter mathematiſcher Begriffe und Worte.

[illegible] Was der Mathematik das Wort heiße, iſt angeführt *) ganz anders wird es genommen, wenn es in

---

taphyſik in die Hand, ſo laßt uns fragen: „enthält er abſtracte Vernunft über Zahl und Größe?“ Nein. „Enthält er Erfahrungsvernunft über wirkliche Dinge oder Facta? Nein. So mit ihm ins Feuer; er kann nichts als Sophiſterei und Täuſchung enthalten.“ S. 250.

*) S. Th. 1. der Metakritik, Abſchnitt 1.

der Transſcendentalphiloſophie den Verſtand vor und über alle Erfahrung hinausſetzen ſoll, damit er Anſchauungen, Kategorieen, Schemate aus ſich ſpinne, und Gegenſtandlos ſich Verſtandesgegenſtände erträume. Wie dies Unternehmen a priori, d. i. an ſich ſelbſt keinen Sinn hat, ſo zeigt ſeine Ausführung a poſteriori, daß es mit Anſchauungen, Kategorieen und Schematen mißglücken mußte.*)

---

*) Kein prius iſt ohne ein poſterius, kein προτερον ohne υστερον denkbar. Ariſtoteles ſelbſt ordnete beide Begriffe nur auf- und zu einander nach Verhältniſſen des Orts, der Zeit, der Bewegung u. ſ. κατα τοπον, χρονον, κινησιν, δυναμιν, ταξιν, γνωσιν, φυσιν, το βελτιον, τιμιωτερον u. ſ. Sich Eins ohne das Andere, ein Vor ohne Nach zu denken, und auf dieſe Trennung, als ob ſie ein Begriff wäre, ein Syſtem zu bauen, hebt nur eine Vorder-

2. Syntheſis a priori. In der Mathematik bezeichnet das Wort Syntheſis eine Methode; neben der Analyſe hat die ſynthetiſche Methode ihre Regeln und Vortheile, ohne jene entbehrlich zu machen oder ihren Werth zu mindern.

Ohne Zuſammenhang, auf einzelne Sätze angewandt, da analytiſch ein erläuterndes, ſynthetiſch ein erweiterndes Prädicat bezeichnen ſoll, wird die Eintheilung ein ſcherzhafter

---

ohne Hintenſeite ſich ſelbſt auf. Man hat die kritiſche Philoſophie ein dargeſtelltes Hyſteron proteron genannt, in dem das Poſterius Antlitz und das Antlitz Poſterius ſei. Da man aus ihr bereits den Raum und die Zeit gemahlt hat, ſo ließe ſich ihr weſenhaftes Bild, das Poſterius als leeranſchauendes Antlitz, das Antlitz als ein Poſterius, worauf ſich jenes leere Prius mit Abſonderung alles Empirismus ſetzt, auch mahlen.

Reim. Dem Einen erweitert, was dem andern nur erläutert und wechſelsweiſe. Ueberdem führt dieſe Eintheilung vom reinen Begriff des Urtheils weg, bei welchem es Haupt-Augenmerk ſeyn muß, daß das Prädicat dem Subject zukomme, aus welchen Gründen es ihm auch zukommen möge: denn alle unſre Begriffe hangen zuſammen, und woher die Erweiterung geſchehe, ſo muß Verbindung des Subjects mit dem Prädicat ſtatt finden, wie das Wort Syntheſis ſelbſt ſagt. Erläuternd und erweiternd, erweiternd und erläuternd, iſt ſie das Hauptwerk. *) Gleich Hume's Zwei-

---

*) Offenbar hat Hume zu dieſer Disjunction ſowohl, als zu dieſer Benennung verführt, da er von Urſache die Wirkung als einen neuen Begriff trennte; eben dieſe Trennung aber war des Humiſchen Zweifelbegriffs Fehler.

ſel beruhet die kritiſche Philoſophie alſo auf einer unſtatthaften Disjunction; ihr

Neues

Die Wirkung kann ſpäter gefunden, oder als neu bemerkt werden; ſie war aber, (δυνάμει) ſolang' ihre Urſache war, in ihr. Erkennen wir dieſe, d. i. das Subject: ſo erkennen wir in ihr auch das Prädicat, die mögliche Wirkung, die als eine verſteckte Eigenſchaft jenem gehöret. Schrieben wir ſie zuerſt, unwiſſend des Zuſammenhangs, dem Subject ſynthetiſch zu: ſo analyſiren wir ſie jetzt aus ihm mit vollſtändiger Erkenntniß. Weit gefehlt alſo, daß Syntheſis die vollkommnere Erkenntnißart ſeyn ſollte; entweder iſt ſie ein hypothetiſches erſtes Ergreifen eines Begriffs, der ſo lange noch in der Irre gehet, bis er dem Subject mit Grunde, d. i. analytiſch zugeſchrieben werden kann, und mit ihm, wie Wirkung mit der Urſache, Eins wird; (da dann die Syntheſis, d. i. der erſte hypothetiſche Verſuch ſeiner Zuſammenſetzung ſogleich verſchwindet:) oder ſie bleibt eine kritiſch-dialektiſche Syntheſis, d. i. Einfall, Dichtung.

Neues iſt etwas Altes und Falſches, ein übel angewandter, bei hellerem Licht verſchwindender Humiſcher Zweifel.

3. **Transſcendental.** Aus der ſcholaſtiſchen Philoſophie hatte die Mathematik das Wort genommen, um damit Gleichungen zu bezeichnen, die auf keine gewöhnliche algebraiſche Gleichung zurückgeführt werden können, z. B. worinn die unbekannte Größe keinen gewiſſen Grad hat, der Exponent alſo eine veränderliche Zahl iſt. Und ſehr nutzbar hätte dieſer Begriff in der Philoſophie angewandt werden mögen, indem er gerade auf den Quell transſcendentaler Irrungen, das Unſtäte und Veränderliche der Transſcendentalworte hätte führen mögen.

Die kritiſche Philoſophie, ſtatt ihn alſo zu nutzen, hat dagegen den alten ſcholaſtiſchen Begriff ſogar trans-transſcendiret. In eine Gegenſtandloſe Welt geſtiegen, aus welcher ſie ohne Schemate nicht hinabſteigen kann, befindet ſie ſich in dieſer ſo verworren, daß ihre Transſcendentalphiloſophie der Logik bald entgegengeſetzt, bald als ein eignes Vermögen und natürliches Geſchäft der Vernunft, bald als ihr ärgſter Fehler behandelt wird u. ſ. Durchs ganze Buch hin herrſcht dieſer Doppelſinn des Worts transſcendental, ſo daß man nicht weiß, ob man transſcendiren ſoll oder nicht ſoll? indem man bald will und nicht kann, bald kann und nicht darf; am Ende aber doch auf ein neues Transſcendiren alles hinausgeht. Daher dann auch jeder Lehrling der kritiſchen Schule ſeinen Meiſter extransſcendiret. Einer ſolchen Transſcendenz war weder Hume, noch irgend jemand hold, der das daher entſpringende Verderben aller Wiſſenſchaften, und die bedaurenswerthe Verſchwendung der beſten Seelenkräfte aus vorigen Zeiten kannte. Wie man von einem Menſchen nichts Schlimmeres ſagen kann, als: „er hat ſich ſelbſt und alle Erfahrung überſtiegen: er brütet darüber, wie er ohne Verſtand zum Verſtande kommen, und vor allem Denken das Denken, ohn' allen Gegenſtand ein Gegenſtand möglich werde;“ ſo iſt das Unternehmen, auf ſolchem Luftball einer Transſcendental-Aeſthetik, Analytik und Dialektik Jünglinge ins Land des Gegenſtandloſen Nichts zu führen, ſtatt ſie nützliche Gegenſtände kennen zu lehren, eine Reiſe in den Mond beim Schimmer eines Meteors, des reinen Vernunft-Unvermögens.

4. Anſchauung. Was ich in der Mathematik anſchaue, iſt nicht die Figur, ſondern ihr Verhältniß: denn bekannt iſts, daß kein mathematiſcher Punkt, keine Fläche und Linie gezeichnet werden kann, wie es ihr Begriff fordert. Mathematiſch alſo, d. i. geiſtig-lernend (μαθηματικως) ſchaue ich an, um Begriffe rein anzuerkennen, die die Figur unvollkommen darſtellt. Einen Schüler, der nur ſinnlich angaffet, d. i. der ohne Begriff an der Figur haftet, wird jeder wahre Meiſter der Wiſſenſchaft von ihr hinweg, auf das innere Anerkennen führen, ohne welches ſeine Wiſſenſchaft ein kindiſches Spiel iſt. Zudem wird nicht alles in der Mathematik angeſchaut; ſchon in der gemeinen Rechenkunſt, geſchweige in der Analyſis verſchwindet das Angaffen gemahlter Figuren.

Die kritiſche Philoſophie hat das Wort „Anſchauung“ gewählt, um Theils die Mathematik zu preiſen, daß in ihr auf dem Anſchauen alles beruhe, ſintemal ihre eigenthümliche Art, ihr Weſen und Vorzug „nicht in Begriffen, ſondern lediglich in Conſtruction der Begriffe“ liege; Theils hat ſie, um ſelbſt zur mathematiſchen Evidenz-zu kommen, für ſich Anſchauungen erdacht, vor denen als leeren Phantasmen, man ja den Lehrling warne. Denn nicht zu Laputa einmal war man ſo weit gekommen, um „Formen zu Anſchauungen, Anſchauungen ohne Gegenſtände zu Formen derſelben zu machen, mittelſt zweier Anſchauungen die ganze Sinnenwelt fühlbar zu machen, und ohn' alle Gegenſtände ſie alle zu formen. Keinem Gegenſtande ſoll Exiſtenz zukommen, der ſich nicht Anſchauung in Raum und Zeit zu ſchaffen weiß; dem Ver ſtande, der Vernunft mangelt das Anſchauen völlig u. ſ." *) Als ob mathematiſche Wahrheit anders, als ein Vernunftbegriff, d. i. im Geiſt anſchaulich wäre.

5. Poſtulat. In der Mathematik enthält das Poſtulat eine praktiſche Möglichkeit, die durch ſich evident iſt, z. B. eine gerade Linie, einen ſolchen und andern Cirkel zu ziehen u. ſ. Was ſolls aber heißen, wenn man den Begriff von Gott für die praktiſche Vernunft poſtuliret? Ihn oder einen güldenen Berg in Gedanken zu conſtruiren, wenn er nicht erwieſen iſt, gründet weder eine praktiſche

---

*) Man vergleiche das Project for improving ſpeculative knowledge by practical and mechanical operations, (Swift's voyage to Laputa Chap. 5.) um zu ſehen, wie weit man zu Laputa hinter der kritiſchen Philoſophie zurück war.

noch theoretiſche Wahrheit. Poſtulate der Art, (welches Wort bei theoretiſchen Begriffen ganz außer Ort und Stelle iſt) ſind Heiſcheſätze; ein Name, den man den mathematiſchen „Foderungen“ ungeſchickt beilegte, der aber den kritiſchen Poſtulaten gerecht iſt. Sie heiſchen, d. i. was ſie erweiſen nicht können oder nicht wollen, wird trotzig erbettelt, und eben ſo trotzig aufgedrungen, als ob es keines Beweiſes bedürfe. Daß mit dergleichen Poſtulaten alle wahre Philoſophie verlohren gehe, iſt durch ſich ſelbſt klar. Sie fodern nur Eine Tugend: „ſei dreiſt! poſtulire!“

6. **Allgemein, allgemeingültig.** Der Mathematiker conſtruirt ſeinen Triangel beſcheiden für ſich ſelbſt und für jeden, der mit ihm gleiche Vernunft hat. Was er an ihm erweiſet, iſt nicht

nur für dieſen Triangel, ſondern für jedes ihm ähnliche Verhältniß erwieſen; im Beſonderſten erweiſet er allgemeingültig das Allgemeine.

Der Philoſoph kann ſeine allgemeinſten Begriffe nicht anders conſtruiren, als im Beſondern, im Veſtbeſtimmten, wie ihm dazu allenthalben die Natur ſelbſt den Weg zeiget. In ihren Geſtalten, nach Individuen, Gattungen, Geſchlechtern, nur im Beſondern conſtruirt ſie das Allgemeine. Verliert man dieſen Weg, und will jenſeit aller Erfahrung der Natur vorſchreiben, Geſetze geben, wie ſie conſtruiren ſolle: ſo bauet man ein Gebäude vom Dach herunter. Lehrſätze, mit Univerſalität, Allgemeingültigkeit, abſoluter Vollſtändigkeit u. ſ. ausgeſchmückt, treten prächtig ans Licht, die aber lieber Leerſätze, (Kenologie,) heißen ſollten, weil ſie aufs Beſondere zurückgeführt, nirgend gelten. Nichts iſt leichter, als bekannte Sätze ins Allgemeine hinaufzuſpielen, wo ſie vor lauter Allgemeinheit und Allgemeingültigkeit in die Wolken fliegen, um dort wie Dünſte zu verſchwinden. Keine Philoſophie war auch je ſo reich an allgemeinen Prachtworten als dieſe, ſogar daß ſie jenſeit der Erfahrung ſich eine Fabrik allgemeiner Denkpoſtulate anzulegen getrauſte, und der Vernunft kein ander Geſchäft weiß, als daß ſie nach dem „All“ in Form einer Gewißheit laufe, die, recht betrachtet, alle Gewißheit aufhebt. Dürftiger aber iſt auch wohl keine, als mit ausſtaffirter Allgemeingültigkeit der bekannteſten Gemeinſätze dieſe Philoſophie geweſen; eine Schematopöie im griechiſchen Wortverſtande, d. i. eine Geſticulationslehre für die reine Vernunft a priori. Durch dieſe üble Nachahmung mathematiſcher Allgültigkeiten hat die kritiſche Philoſophie eine Geſtalt genommen, die dem Mathematikverſtändigen ſehr zuwider wird, da er die Worte ſeiner Wiſſenſchaft mißangewandt und mißbraucht, kurz auf Wortſtelzen mathematiſche Männchen ſiehet, die nichts bedeuten.

* * *

Darf ich fortfahren? ich muß. Noch weiter hat Hume die kritiſche Philoſophie wider Willen verführet. In ſeiner läſſigen Art zu philoſophiren nahm er Eindrücke und Ideen an, (impreſſion and ideas) aus welchen er das ganze Gebäude menſchlicher Erkenntniſſe beſtehend glaubte; worüber ihm dann, zumal über den verſchwendeten Namen der

Ideen, von mehreren ſeiner Landsleute über Verdienſt harte Vorwürfe gemacht ſind. Die kritiſche Philoſophie geht hierin Hume'n nach, zu einem Ziel, wohin er nicht wollte. Durch eine leichthingeworfene Behauptung, *) „daß es zwei Stämme menſchlicher Erkenntniß, Sinnlichkeit und Verſtand gebe, deren gemeinſchaftliche Wurzel unbekannt ſei," wird

III. Ein Zwieſpalt der menſchlichen Natur

errichtet, in welchem nicht nur beide Stämme Wurzellos als Trauergeſtalten daſtehn, ſondern auch der Weg ins Land andrer Zertheilungen, Widerſprüche und Doppelgeſtalten ohn' Ende und Ziel gebahnt war. Z. B.

---

*) S. 1. 29. 33. u. f.

1. Spaltung der menſchlichen Erkenntnißkräfte. Schon die Grundfragen dieſer Philoſophie, „wie komme Ich zur Vorſtellung irgend eines Objects? wie zu einer Erfahrung? wie aus Erfahrungen zu einem Syſtem?“ zeigen den **Geiſt der Spaltung**, in welchem **Hume** Urſache und Wirkung trennte. Da nun in dieſer Philoſophie Alles, mithin jede Erkenntnißkraft eine Form a priori bekam, ſo entſtand Noth über Noth, wie wiederum dieſe Formen zu einander kommen möchten? d. i. wie die Sinnlichkeit Verſtand, der Verſtand Vernunft werde? Hatte z. E. der Taſchenſpieler Verſtand aus ſeinem Kategorieenbehältniß Begriffe in die Gegenſtände geſpielet; urtheilen konnte er deßhalb noch nicht. Die Vernunft eben ſo wenig, die, wie Orion im Reich der Schatten Luftbilder jaget; zwiſchen beiden mußte einer beſondern „Urtheilskraft“ eine Bank errichtet werden, und doch können die Kategorieen nicht hinunter, als durch „Schemate.“ Am übelſten ging es hiebei der geſammten Sinnlichkeit. Von zwei leeren langweiligen Larven, Raum und Zeit, die ihre Form Formlos tragen, hinweggeſcheucht, verſchwand ſie; man hört von ihr nur unter dem böſen Namen Empirismus. Ein Land voll Klüfte wird die menſchliche Seele, eine traurige Mondcharte.

2. Und, wie ſie, ſpaltet ſich die ganze Natur in „Erſcheinungen,“ die der Verſtand mittelſt jener Formen ſich ſelbſt ſchaffet, und in das „Ding an ſich, = x,“ von dem wir zwar nichts wiſſen, zu dem wir auch nicht gelangen, das aber doch ein gar merkwürdiges Ding

iſt $= 0$ und $= \infty$, von allem was erſcheint, ewig geſondert.

3. *In die Vernunft ſelbſt trat der Zwieſpalt*, nicht nur durch Antinomieen, die ihr natürlich, unableglich ſind; ſondern durch die Entdeckung, *daß wir zwei einander entgegengeſetzte Vernünfte, die theoretiſche und praktiſche haben.* Jene ein uns vorſchwebendes Irrlicht; dieſe gebietet kategoriſch ohne Vernunftgründe. Zu zweien Welten gehört der Menſch; aus der überſinnlichen verſtehet und weiß er zwar nichts, dafür *ſoll* er in ihr aus überſinnlicher ſich ſelbſt gebietender Freiheit handeln. Was die theoretiſche Vernunft als Widerſpruch erkannte, und als Vernünftelei erwies, darf die praktiſche als Poſtulat aufnehmen. U. ſ. Statt daß man die kritiſche Philoſophie die *zer-*

malmende genannt hat; (ſie hat bisher nichts zermalmet) hätte man ſie alſo eher die zerſpaltende (philoſophia ſchismatica) nennen ſollen: denn wohin ſie blickt, werden Antinomieen und Spalten. Dichotomieen ſind ihr Werk, ſie wundert ſich irgendwo ſogar, daß ſich nicht Alles in zwei ſpalte. Eine ſcharfſinnige Philoſophie! Bis auf Sylben und Buchſtaben, wie z. B. Deiſt und Theiſt, Transſcendent und Transſcendental und ſo viel andres geſpaltenes Spinnengeweb zeiget ſie den künſtlich-geſpitzten Wortſcharfſinn, den die Engliſche Sprache mit dem Wort cant längſt nannte.

Wie anders die Natur! Auch ſie liebt Auseinanderſetzung, Gegeneinanderſtellung, Antagonismus; aber aus Einem zu Einem. Ihre Farben verlieren ſich in einander; ihre Antiphonieen heben einander, ihre Gegenſätze verſchmelzen. Ein leiſer Faden knüpft die dunkelſte Empfindung mit der helleſten Vernunfthandlung; alle Erkenntnißkräfte beſchäftigt daſſelbe Werk, Innewerden, Anerkennen, ſich aneignen. Das Unterſte arbeitet dem Oberſten vor, nach Einem und demſelben Geſetz, in Einer vielarticulirten Symmetrie, Harmonie, Eintracht.

Auch unſre ältere Philoſophie war auf dieſer Bahn; ſeit Bako führte jede Entdeckung im Reich der Körper und Geiſter ſie darauf weiter. So ſorgſam Leibnitz, (dem Descartes hierinn zu nahe) Körper und Geiſter ſchied: ſo wahr und veſt band er beide durch die ſogenannten dunklen Begriffe, (notiones confuſas) an einander und unſre Seele ans geſammte Univerſum. Wie Nebelſterne durchs Fernrohr

rohr ſich in Milchſtraſſen auflöſen: ſo entwickelt ſich uns aus dunkeln Empfindungen eine Welt von Gegenſtänden, Farben, Tönen, ſobald der Verſtand ſich zu ihrer Erkennung ein Werkzeug zu verſchaffen weiß. Viele Nebel ſind aufgelöſet, andre werden aufgelöſet werden; die Ausſicht muntert auf; ein Unendliches liegt außer und in uns, zu dem wir kommen mögen; dagegen der kritiſchen Philoſophie zufolge die uns einwohnende Thörinn Vernunft a priori ewig und ewig nach Wortphantomen jaget.

Natur der Sache wars, daß aus dieſen Zertheilungen

IV. Eine Verwirrung im Hauptbegriff des Werks

entſtehen mußte. „Kritik der reinen Vernunft?" Reine Vernunft heißt richtige

Kritik; Kritik alſo der richtigen Kritik, ohne welche es keine Kritik giebt. Denn Krümmen zu bemerken, muß eine gerade Linie, Abweichungen einzuſehn, ein Richtmaas zum Grunde liegen, ſo daß eine gerade Linie, ein vollkommener Cirkel nur durch ſich ſelbſt kritiſirt werden kann. Iſt die reine Vernunft ſo unrein, daß ihr ſogar ein Kanon fehlet; ohne Kanon iſt ſie einer Zurechtweiſung weder fähig, noch würdig. Und doch ſoll wiederum dieſe undiſciplinable reine Vernunft alle Cultur des Menſchengeſchlechts bewirken, ja dem Entwurf nach noch vor Ablauf unſres Jahrhunderts bewirkt haben.

Ohne Kriterien findet keine Kritik ſtatt; was würde man vom Kritikus einer Kunſt denken, der ihre Betrügereien aufdecken wollte, die Zeichen aber, an denen dieſe Betrügereien verabredet oder natürlich haften, nicht nur ſein verſchwiege, ſondern in ihrer Handhabung ſelbſt die gröſteſte Kunſt zeigte? Du wirſt eine Menge Schüler haben, (darf man ihm prophezeien) die dich aus- und über vernünfteln wollen; dein Zweck aber, die menſchliche Vernunft zu reinigen, mislang, weil du ihn ſelbſt nicht rein nahmeſt.

Sprache iſt das Kriterium der Vernunft, wie jeder echten Wiſſenſchaft, ſo des Verſtandes; wer, geſetzt es geſchähe auch durch den feinſten Scharfſinn, ſie verwirret, verwirret die Wiſſenſchaft, verwirret den Verſtand des Volkes, dem ſie gehöret. Und dieſe Sprache nennet ſich kritiſch? d. i. genau, beſtimmt, bis zum Kriterium deutlich: ſchwerlich iſt der Name Kritik je gemißbraucht worden, wie bei dieſer kritiſchen Sprache.

Zuſammenhangend, höchſt-ſyſtematiſch nenne man dieſe Philoſophie; als ob ein Gebäude von Fictionen auch mit unzählichen Eintheilungen und Kettengliedern an einander gehängt, ein Syſtem ſeyn könnte! Beruhet in ihm nicht Alles auf der Fiction einer reinen Vernunft vor aller Erfahrung und einer Syntheſis a priori?

Durch alle Abtheilungen begleitet die Kritik der reinen Vernunft der Misbegriff ihres Namens. Das Wort Transſcendental-Aeſthetik heißt eine Gefühlslehre, abſtrahirt von allem Gefühl; die Transſcendental-Analytik und Dialektik ſind ihren Seelenkräften, ſelbſt dem Namen nach, widrig zugetheilet: denn Analytik gehet auf Demonſtration, die der Vernunft zukommt. Dialektik disputirt über das Wahrſcheinliche, das zur Logik oder

Rhetorik gehöret. Da das Werk, wenn es ſeinen zweideutigen Titel aufgiebt, für nichts als eine kritiſche Logik, angewandt auf einige metaphyſiſche Begriffe, geachtet werden kann: ſo konnten, vom Transſcendentalſchein geſondert, ſeine Theile keine andre ſeyn, als

1.

Organik.

Philoſophie der Sinnen- und Zeichenwelt.

2.

Noëtik.

Philoſophie der Verſtandeswelt.

3.

Dianoëtik.

Philoſophie der Vernunftwelt.

4.

Noometrik.

Maasbeſtimmung des Innewerdens jener drei Welten, welche letzte, die ſchwerſte von allen, einer Philoſophie, die allenthalben nur Erſcheinungen findet, fehlen mußte. Lambert, als er Logik und Metaphyſik, d. i. Form und Materie beſonders abhandelte, verfuhr wiſſenſchaftlich; er ſonderte was unter einander nicht gehöret, da die ſogenannte Kritik der reinen Vernunft eine Zwittergeſtalt von Logik und Metaphyſik, und (rückt ihre Theile zuſammen!) eine ſich ſelbſt ſetzende und ſelbſtaufhebende Dichtung, ein Spiel mit ſich ſelbſt iſt.

Leibnitz,

vom philoſophiſchen Vortrage. *)

„Philoſophiſche Gewißheit, wenn auch der ſtrengſte Definitor ſie beſtimmte, kann nichts anders, als *helle Wahrheit* ſeyn.“ Keines Satzes bin ich gewiß, als durch ſeine nur helleinleuchtende Wahrheit.“

„Metaphyſiſche Kunſtwörter muß man wie Schlangen und Ottern fliehn. Haſt du ein Wort erklärt, ſo bleibe der Erklärung treu; und hätteſt du es auch nicht erklärt, ſo

---

*) **Leibnit.** diſſ. de ſtilo Philoſophico, Nizolii commentar. philoſoph. praemiſſa. Opp. omnia T. IV. p. 36. ſeq. ed. **Dutens.**

brauche es dennoch Einmal wie das andre. Lieber Popular- als Kunſtworte! Jene braucht jedermann in ſolchem Verſtande; dieſe gehören Einem Mann, Einer Sekte. Sie ſind wie das Rothwelſch, von welchem Geßner in ſeinem Mithridat ein kleines Wörterbuch geſammlet. Aber auch bei dieſem Vocabulificium ſollte man darauf ſehen, daß man Worte nicht nach Luſt und Willkühr, ſondern mit Verſtand und Vernunft bilde. Je ſchicklicher die Urſache ihrer Bildung iſt, deſto löblicher ſind ſie.“

„Immer kann man Kunſtwörter nicht vermeiden; man würde ſonſt durch Umſchreibungen ſehr weitläuftig werden müſſen; aber das iſt gewiß, daß ſich Alles, wenn gleich mit mehreren Worten, popular ſagen läßt. Daher Nizolius nicht unrecht behauptet, „das ſey für erdichtet, für unnütz, für nichts zu halten, was in der gemeinen Sprache nicht verſtändlich gemacht werden kann," d. i. (wie ichs verſtehe,) wofür ſich kein Hauptwort fände, unter welchem es ſich, mit mehreren Hauptbegriffen geſellt, deutlich machen ließe."

„Denn Philoſophen ſind andern Menſchen nicht immer darinn voran, daß ſie andre Dinge wahrnehmen; ſie nehmen ſie nur anders wahr, mit dem Auge des Gemüths nämlich, mit Reflexion und Aufmerkſamkeit, vergleichend die Dinge mit einander. Aufmerkſamkeit der Menſchen kann nun zwar nicht beſſer erweckt werden, als daß man die Dinge benennt; (der genannte Name war mir ein Merkmal des Gedächtniſſes, andern wird er ein Zeichen meines Urtheils;) auſſer dieſem aber fehlt es ſo viel, daß Philoſophen erhabnere und edlere Dinge vor andern

Menſchen denken, daß vielmehr, ehe z. B. der unvergleichbare Bako und andre trefliche Männer die Philoſophie aus ihren Luftgängen oder aus dem Gebiet der Einbildungskraft auf unſre Erde zum Gebrauch des Lebens herunterriefen, oft ein ſchlechter Alchymiſt gründlichere und beſſere Begriffe von der Natur hatte, als mancher Philoſophaſter, der in der Celle ſeinen Hocceitäten oder Hoccitäten oblag."

„Es bleibt alſo dabei, was in Popularworten nicht verſtändlich gemacht werden kann, falls es nicht durchs unmittelbare Sinnengefühl ſich erprobet, iſt Nichts und als ein Nichts aus der Philoſophie zu verbannen. Daher mehrere ſinnreiche Philoſophen jene berühmten dialektiſchen Diſputatoren dahin zu treiben pflegten, daß ſie entweder alle ihre Kunſtworte deutlich erklären, oder wenn ſie dieſe Mühe ſcheuten, in einer lebenden Landesſprache ihre Gedanken ſagen mußten. Zum Verwundern wars, wie ſehr jene Dialektiker entweder aus ihrer Faſſung geriethen, oder wenn ſie die Sache unternahmen, wie ſehr ſie ſich dem Gelächter der Verſtändigen bloß ſtellten.“

„Iſts alſo gewiß, daß jede Sache ein Nichts ſey, die nicht in Popular-Ausdrücken erklärt werden kann, ſo iſts eben ſo gewiß, daß je popularer der Ausdruck iſt, um ſo heller die Rede werde; es ſey dann, daß dabei durch zu weitläuftige Umſchreibungen, dem Vortrage Vergeſſenheit, Dunkel und Ueberdruß zuwüchſe. Dieſen zuvorzukommen iſt ein Maas nöthig, die popularſte Kürze, die compendiöſeſte Popularität. Gewährt die gewöhnliche Sprache Worte, die eben ſo kurz und beſtimmt ſind, ſo enthalte man ſich der

Kunſtworte. Inſonderheit ſey dies für Metaphyſiker und Dialektiker eine Grundregel: denn die meiſten Dinge, von denen die Metaphyſik und Dialektik handelt, kommen in den Gedanken und Reden des gemeinen Mannes häufig vor, und werden in jeder Lebensart hin und wieder verhandelt. Durch dies öftere Vorkommen haben dieſe Materien ſo viel eigenthümliche, kurze, bekannte und natürliche Bezeichnungen erhalten, daß es eine Sünde iſt, durch neuerdichtete, unbequeme und ungewöhnliche Ausdrücke ſie dunkel und ſich ſelbſt, bewundert von Unverſtändigen, Verſtändigen lächerlich zu machen. In der Mathematik, Phyſik und Mechanik ſind oft neue Worte nöthig, weil ihr Inhalt dem Sinn nicht vorſchwebt, auch im gemeinen Leben nicht eben vorkommt. In dieſen Wiſſenſchaften werden Sachen vorgetragen oder Eigenſchaften der Dinge entdeckt, um die ſich der groſſe Hauſe nur aus Noth bekümmert und ſie dem Künſtler überläßt. In der Philoſophie aber müſſen Kunſtausdrücke, wenn ſie auch etwas kürzer als die Popularſprache, ſobald es, ohne weitläuftig zu werden, geſchehen kann, dem Popularausdruck weichen.

„Auch das iſt wider die gemeine Meynung zu bemerken, daß beym genauen Philoſophiren man lieber concreta nennen müſſe, als abſtracta. Ich ſehe, daß Ariſtoteles dies meiſtens gethan hat. Ποσον, ποιον, τα προς τι ſagt er lieber als ποσοτης, ποιοτης, σχεσις oder wenn es ein griechiſch Wort wäre, προςτικοτης. Seine Anhänger entſchuldigen dies und halten ſich für weit ſpitziger, wenn ſie abſtracte Wörter häufen, da es doch erprobt iſt, daß eben dieſe Sucht, abſtracte Worte zu erdenken, und beynah die ganze Philoſophie verdunkelt hat, da man ſolcher doch im Philoſophiren völlig entbehren kann. Concreta ſind wirkliche Dinge; abſtracta ſind modi der Dinge, Verhältniſſe derſelben zu unſerm Verſtande, Fähigkeiten ihrer Erſcheinung. Man macht es modi und eine Vervielfältigung von modis ins Unendliche, Qualitäten der Qualitäten, Zahlen der Zahlen, die, wenn ſie lauter Dinge ſind, nicht blos eine Unendlichkeit, ſondern Widerſprüche geben. Denn wenn z. B. die Entität ein Eins, wenn Realität eine Sache, die Aliquiddität ein Etwas iſt, ſo iſt auch die Form ſeiner ſelbſt ein Theil des Begriffs ſeiner ſelbſt, ein beſonderes Etwas.

„Wollte jemand einmal Elemente der Philoſophie vollkommen feſtſetzen, der muß ſich nothwendig faſt aller abſtracten Worte enthalten. Ich weiß zwar, daß Hobbes ihnen einen Nutzen zuſchreibt; ſoll ich aber die Wahrheit ſagen, ſo habe ich beim genauen und ſtrengen Philoſophiren nie einen großen Vortheil abſtracter Wörter, wohl aber viele und große [illegible] [illegible] [illegible] che daraus erfahren. [illegible] Vorträge, glaube ich, [illegible] die Wörter, am [illegible] der [illegible]; ſie [illegible] die Aufmerkſamkeit ſich, daß man ſich verjetzt fremder Gedanken [illegible]. Sie ſind hier zweite Begriffe, (notiones secundae) denen überhaupt ich die abſtracten Worte aus vielen und wichtigen Urſachen gleichſchätzen möchte. Denn allgemein denke ich ſo: wenn jemand ſtatt wirklicher Dinge Abſtractionen ſetzt, ſo ſpricht er nicht nur tropiſch und überflüßig, ſondern es iſt, als ob er ſagen wollte: „das iſt gewiß ſo! daran kann niemand zweifeln! wer Ohr hat, muß dies bemerken! u. ſ." Dergleichen Variationen zum genauen Philoſophiren in Definitionen, Eintheilungen, Demonſtrationen durchaus nichts thun.

Zugabe.

Neueſte Nachricht
von
einer kritiſchen Facultät
der reinen Vernunft.

„Es war kein übler Einfall desjenigen, der zuerſt den Gedanken faßte und ihn zur öffentlichen Ausführung vorſchlug, den ganzen Inbegriff der Gelehrſamkeit, (eigentlich die derſelben gewidmeten Köpfe) gleichſam fabrikenmäſſig, durch Vertheilung der Arbeiten zu behandeln, wo, ſo viel es Fächer der Wiſſenſchaften giebt, ſo viel öffentliche Lehrer, Profeſſoren genannt, als Depoſitöre derſelben angeſtellt würden, die zuſammen eine Art von gelehrtem gemeinen Weſen, Univerſität, (auch hohe Schule) genannt, ausmachten, die ihre Autonomie hätte, (denn über Gelehrte als ſolche können nur Gelehrte urtheilen,) die daher vermittelſt ihrer Facultäten (kleiner, nach Verſchiedenheit der Hauptfächer der Gelehrſamkeit, in welche ſich die Univerſitätsgelehrten theilen, verſchiedner Geſellſchaften) theils die aus niedern Schulen zu ihnen aufſtrebende Lehrlinge aufzunehmen, theils auch freie, (keine Glieder derſelben ausmachende) Lehrer, Doctoren genannt, nach vorhergehender Prüfung, aus eigner Macht mit einem von jedermann anerkannten Rang zu verſehen; (ihnen einen Grad zu ertheilen), d. i. ſie zu creiren berechtigt wäre.“ *)

Auf dieſem Wege „durch einen nicht übeln Einfall“ ſind Univerſitäten nicht entſtanden; als Schulen entſtanden ſie; ihr Zweck iſt Schule zu ſeyn; deßhalb heißen ſie hohe Schulen. Lehrlinge aus

---

*) Der Streit der Facultäten von Kant. Königsb. 1798. S. 1.

niedern Schulen ſollen ſie nicht blos aufnehmen (immatriculiren) ſondern unterrichten und zu tüchtigen Mitgliedern des Staats bilden. Dazu ſind ſie geſtiftet; ihre Mitglieder ſind Lehrer. Deßhalb iſt ihnen auch die Macht verliehen, nach vorhergegangener Prüfung geltende Zeugniſſe auszuſtellen, weil man ihnen als Lehrern die Geſchicklichkeit dazu zutraute, und ihnen als beſtellten Dienern des Staats Rechtſchaffenheit dabei zur Pflicht machte. Verliehen iſt ihnen dieſe Macht, nicht mit ihnen gebohren; ſie üben ſolche nicht als Gelehrte, ſondern als dazu beſtellte Facultätsmitglieder, außer welcher Facultät ihr Urtheil blos eine Privatmeinung bleibet. Die Gültigkeit ihrer Zeugniſſe erſtreckt ſich nicht über die Grenzen der Obrigkeit, die ihnen ſolche zu ertheilen, Macht verlich; in fremden Ländern iſt ſie, ohne neue Beſtätigung, ein Titel, wie jeder andre, den man aus der Ferne mitbringt, und in Anſehung der Geſchicklichkeit ihrer Geſchöpfe (der Creirten) wird Jedermanns Urtheil nichts weniger als gebunden. Zum Depoſitör der Wiſſenſchaft, die ein Univerſitätsprofeſſor zu treiben hat, iſt er nicht anders als jeder andre Lehrer beſtellet, daß er ſie ſelbſt wohl inne habe und rechtſchaffen lehre; weiter iſt bei ihm nichts deponirt worden. Bei vielen Depoſitörs wäre auch das Depoſitum, (wie die Geſchichte zeigt) in ſchlechten Händen, da, wie hier angegeben wird, in dieſer ihrer „Fabrik, nach einem nicht üblen Einfall, nicht nur der ganze Inbegriff der Gelehrſamkeit, ſondern die Köpfe ſelbſt fabrikmäſſig behandelt werden ſollen." Oder das Depoſitum wer bei den Depoſitors in zu guten Händen, indem ſie es, unbekannt mit ihm, deponirten, d. i. nicht brauchten. Wiſſenſchaft überhaupt, die immer rege, immer fortdringende, ſie, den lebendigſten Erwerb unſrer thätigen Erkenntnißkraft, als das Depoſitum eines alten Schaupfennigs, Profeſſoren als Wächter dieſes Erbſchatzes zu denken, den ſie, (wie es die Natur eines Depoſitum fodert,) ja unberührt laſſen mögen, iſt ein Lob, womit man die Todten beerdigt. Was die Univerſitätsgelehrten als Zunft betrifft, ſo verhält ſichs mit dieſer, wie mit allen Zünften. Sie hat Lehrlinge, Geſellen, Altgeſellen, Meiſter; wohl ihr, wenn ſie jeden ſein Probeſtück rechtſchaffen machen läßt und keinen ſich zur Schande creiret. Sie hat Handwerksgebräuche, ihren Gruß, eine Lade, Statuten; dies alles hat ſie nicht aus eignen, ſondern aus verliehener Macht, die ſie bei jedem öffentlichen Actus bekennet. Ihre Gerichtsübung iſt abhängig und untergeordnet, ein ihr aufgetragenes Geſchäft. Wer von einer ihr als Univerſität angebohrnen Autonomie, einer Autonomie in Wiſſenſchaften redet, hebt den Begriff der Univerſität ſowohl als der Wiſſenſchaft auf. Zünfte, Gilden ſind Univerſitäten im Staat, collegia licita privilegiata: für die Wiſſenſchaft ſind ſie Schulen, nichts mehr und nichts minder. *)

---

*) Die kritiſche Philoſophie bildet ſich eine ihr angebohrne Machtvollkommenheit ein, Alles aus ſich entſtehen zu laſſen, und ſchöpfermäſſig zu creiren. Daher ſie auch die Univerſitäten durch einen Einfall entſtehen läßt, ganz anders als ſie nach Bulläus, Crevier, Conring u. ſ. w. wirklich entſtanden. Wer ihre Autonomie

„Außer dieſen zünftigen kann es noch Zunftfreie Gelehrte geben, die nicht zur Univerſität gehören, ſondern indem ſie bloß einen Theil des großen Inbegriffs der Gelehrſamkeit bearbeiten, entweder gewiſſe freie Corporationen, (Akademieen, auch Societäten der Wiſſenſchaften genannt) als ſoviel Werkſtätten ausmachen; oder gleichſam im Naturzuſtande der Gelehrſamkeit leben und jeder für ſich ohne öffentliche Vorſchrift und Re-

---

kennen lernen will, bekümmere ſich um ihre Statuten. Sogar den Facultäts-Decan hat die kritiſche Philoſophie aus dem Thierkreiſe herabgeholt; und da ſie, wie das Decanatum der Wiſſenſchaften ſo auch den Thierkreis wahrſcheinlich unter die Decane als einen Facultätsſchmuck, wie ihn einſt die Zauberer trugen, theilet, ſo entſtehen daraus nach dem bekannten Vers: ſunt aries, taurus etc. folgende Kategorien für die Univerſitäts-Facultäten und ihre Thierkreis-Dekane:

get, ſich mit Erweiterung oder Verbreitung derſelben als **Liebhaber** beſchäftigen.“ Unglück für die Facultätsgelehrten, wenn ſie aus dem Naturzuſtande der Gelehrſamkeit

---

Kategorie der Facultäten und Dekane von der kritiſchen Philoſophie aus dem Thierkreiſe herausgehoben:

1.

Theologiſche Facultät.

Widder, Stier, Zwilling.

2.

Juriſtiſche Facultät.

Krebs, Löwe, Jungfrau.

3.

Mediciniſche Facultät.

Waage, Scorpion, Schütz.

4.

Philoſophiſche Facultät.

Steinbock, Waſſermann, Fiſche.

Der Steinbock iſt, wie wir ſogleich ſehen werden, der kritiſche Philoſoph für alle Facultäten und Staatsbeamte. S. Kants Streit der Facultäten S. 7. Note.

herausgetreten, dieſe „Liebhaber“ nicht ſind; eben ſolchen Liebhabern hat jede Wiſſenſchaft (denn ohne Liebe zur Sache geſchieht in Wiſſenſchaften nichts) ihre weſentlichſte Erweiterung und Verbreitung zu danken. Erasmus und Grotius waren keine Facultätstheologen und nahmen ſich die Freiheit, in der Theologie viel aufzuräumen. Der Mönch Roger Baco und ſein großer Namensgenannter, Franz Baco, Des Cartes, Leibnitz, Tſirnhauſen, und wie viel andre, die jede Wiſſenſchaft nicht mit Worten, ſondern Begriffen erweitert haben, waren Liebhaber der Wiſſenſchaften, obgleich keine Facultäts-Depoſitore. Als die Facultäten ſchliefen oder barbariſirten, ſtand eine freie Geſellſchaft der Liebhaber, die Akademie zu Florenz auf; ihr ſind in allen Ländern Europas, auf

Univerſitäten ſelbſt, andre gefolgt, denen wir die größeſten Fortſchritte der Wiſſenſchaften zu danken haben. Leibnitz hielt von dieſen freien Liebhabern der Wiſſenſchaften viel, und ſuchte ſie allenthalben zu vereinen; er ſagte nicht: „außer zünftigen kann es noch zunftfreie Gelehrte geben,“ ſondern: es giebt ſolche; unglücklich, wenn es ſolche nicht mehr gäbe.“

„Von den eigentlichen Gelehrten ſind noch die Literaten, (Studirte) zu unterſcheiden, die als Inſtrumente der Regierung von dieſer zu ihrem eignen Zweck (nicht eben zum Beſten der Wiſſenſchaften) mit einem Amt bekleidet, zwar auf der Univerſität ihre Schule gemacht haben müſſen, allenfalls aber vieles davon, was die Theorie betrifft, auch können vergeſſen haben, wenn ihnen nur ſoviel als zu Führung eines bürgerlichen Amts, das ſeinen Grundlehren nach nur von Gelehrten ausgehen kann, erforderlich iſt, nämlich empiriſche Kenntniß der Statuten ihres Amts (was alſo die Praxis angeht) übrig behalten haben; die man alſo Geſchäftsleute oder Werkkundige der Gelehrſamkeit nennen kann. Dieſe, weil ſie als Werkzeuge der Regierung, (Geiſtliche, Juſtizbeamte und Aerzte) aufs Publicum geſetzlichen Einfluß haben, und eine beſondere Claſſe von Literaten ausmachen, die nicht frei ſind aus eigner Weisheit, ſondern nur unter der Cenſur der Facultäten von der Gelehrſamkeit öffentlichen Gebrauch zu machen, *) müſſen, weil ſie ſich unmittelbar ans Volk wenden, welches aus Idioten beſteht, (wie etwa der Cle-

---

*) Vielleicht fehlen die Worte: Befugniß haben.

rus an die Laiker) in ihrem Fache aber zwar nicht die Geſetzgebende, doch zum Theil die ausübende Gewalt haben, von der Regierung ſehr in Ordnung gehalten werden, damit ſie ſich nicht über die richtende, welche den Facultäten zukommt, wegſetzen.*) Welche richtende Gewalt haben die Facultäten? wer hat in Wiſſenſchaften eine richtende Gewalt als die Wiſſenſchaft ſelbſt, die innere Wahrheit und Genauigkeit ſelbſt? Und wer hat die Stände, alle gelehrte Stände des Staats unter die richtende Gewalt der Facultäten geſtellet? Und iſt es nicht Schmähung aller Stände, ſie namentlich, Geiſtliche, Juſtizbeamte, Aerzte, als Inſtrumente der Regierung, nicht eben zum

---

*) Kants Streit der Facultäten S. 5.

Beſten der Wiſſenſchaften, als Werkleute aufzuführen, die von Gelehrten wohl zu unterſcheiden ſeyn, weil ſie zwar auf der Univerſität ihre Schule gemacht haben müſſen, aber wohl nur empiriſche Kenntniß der Statuten ihres Amts übrig behalten haben. Was ſind Statuten des Amts? welche empiriſche Kenntniß derſelben erlangt man davon auf Univerſitäten? und welche, ehe es bekleidet wird, iſt bei vergeßner Theorie möglich? Und welch ein Staat iſt's, der dieſe Geſchäftsleute zu ſeinen Inſtrumenten ſo unverſtändig macht, daß er deßhalb vom Kritiker gewarnt werden muß, weil ſie ſich „unmittelbar ans Volk wenden, und zwar nicht die Geſetzgebende, doch aber zum Theil die ausübende Gewalt, z. B. der Clerus an die Laiker haben!" — Wie dieſe, ſo muß Euch der

Staat in Ordnung halten, Selbſtdünkler, die ihr das Volk „Idioten,“ alle Geſchäftsmänner und Werkzeuge des Staats (ſpottweiſe „die Studierten“ nennt, euch eine „richtende Gewalt“ über ſie anmaaſſet, die euch der Staat nie verlieh, und von welcher kein Wachender unter euch weiß, ja ſie, alle Geſchäftsträger des Staats; als ob ſie ihre Gewalt mißbrauchten, argwöhniſch injuriiret. Wenn ſie, um ihr Amt führen zu können, manche eurer Hirngeſpinſte vergeſſen mußten, und ſich glücklich ſchätzten, wenn ſie ſie vergaſſen; (wahre Theorie wird durch die Praxis gewiſſer, feſter) ſo ſeyd Ihr, ſtatt dem Staat vorzuſchreiben, wie er ſich gegen ſeine Geſchäftsleute verhalten ſoll, oder euch eine richterliche Cenſorgewalt über ſie und den Staat anzumaaſſen, auf

Eure Pflicht zu weiſen. Lehrmeiſter einer Schule, kurz Schulmeiſter ſeyd ihr, wie euer Name ſagt, *) ein nicht verächtlicher, ſondern ehrwürdiger Name; ſeyd gute Schulmeiſter, und der Staat wird euch ehren. Die Grille eurer richterlichen Gewalt aber, einer obwaltenden Cenſur über alle Staatsdiener, ſammt eurer Warnung vor ihnen, wird von „Idioten wie von Studirten, die ihre Schule gemacht haben,“ belacht und bedauret.

Ganz etwas anders zeigt die Geſchichte. Geſchäftsmänner waren es, die zum

---

*) Der Name Magiſter, magiſter ſcholae, Schul- und Kunſtlehrmeiſter, (ein ſehr ſchätzbarer Name) iſt älter als alle Facultäten, und ihre creirte und miſcreirte Doctoren. Wer kein guter Lehrmeiſter iſt, von dem iſt ſchwerlich zu begreifen, wozu er als Lehrer auf einer Lehrſchule wäre.

Beſten der Wiſſenſchaften aus reiner und freier Einſicht viel thaten. Auf ihren Rath wurden Schulen, Gymnaſien, Univerſitäten, Akademieen gegründet, ausgeſtattet, verbeſſert, geordnet. Sie unterdrückten Aergerniſſe der Männer, die „frei aus eigner Weisheit“ ſich oft ſehr unfrei betrugen; ſie ſteuerten der Unordnung alter Körper, die ſich ſelbſt nicht zu regieren wußten, und halfen den verfallenden Werkſtäten der alten Univerſitätsgilde auf. In den Wiſſenſchaften ſelbſt ſchritten ſie oft voran und zeichneten auf ihrem freieren Standort Wege für alle Wiſſenſchaften. Wem ſind, um ſie nochmals zu nennen, die Namen Bacon's, Sarpi, Grotius, Leibnitz, Montesquieu und ſo vieler, vieler andern unbekannt? Geſchäftsmänner waren es und keine Facultiſten. Welch ein enger

Geſichtskreis iſts überhaupt, das unermeßliche freie Feld der Wiſſenſchaften unter einige Cellen und Clauſuren, (ſo viel dieſen übrigens an ihrer Stelle Lob und Verdienſt gebühre,) zu vertheilen, damit ſie Wiſſenſchaften und Köpfe fabrikmäßig behandeln, und in ihnen jede Wiſſenſchaft bei den Depoſitörs deponirt werde.

„Eine Regierung, die ſich mit den Lehren, alſo auch mit der Erweiterung und Verbeſſerung der Wiſſenſchaften befaßte, mithin ſelbſt in höchſter Perſon den Gelehrten ſpielen wollte, würde ſich durch dieſe Pedanterei nur um die ihr ſchuldige Achtung bringen, und es iſt unter ihrer Würde, ſich mit dem Volk, (dem Gelehrtenſtande deſſelben,) gemein zu machen, welches keinen Scherz verſteht, und alle, die ſich mit Wiſſenſchaften bemengen, über einen Kamm ſchiert. Es muß

zum gelehrten gemeinen Weſen durchaus auf
Univerſität eine Facultät geben, die in An
hung ihrer Lehren vom Befehl der R
gierung unabhängig keine Befehle zu
ben, aber doch alle zu beurtheil
die Freiheit habe.“ *) Dazu iſt kei
Facultät geſtiftet; ein vom Befehl d
Regierung unabhängiges, alle Befe
der Regierung cenſirendes Amt, ein
Apocriſiarium und Reſponſalem nego
orum publicorum generalem, kenn
keine unſrer Univerſitätsſtatuten, un
wenn es ein ſolches Amt durchaus auf d
Univerſität geben muß, ſo iſt eine ſolc
„vom Befehl der Regierung unabhängige, a
Befehle derſelben beurtheilende Facultät,“ d
magiſtraliſch-kritiſche genann
noch zu ſtiften. Mit Anmaaſſungen di

---

*) **Kants** Streit der Facultäten. S. 8. 9.

ſer Art ſchlägt die kritiſche Philoſophie ihrem eignen Fuß den Boden aus, indem ſie ihre eigentliche Tendenz unverholen angiebt. Schwerlich wird ein Geſchäftsmann, der auf Univerſitäten „ſeine Schule gemacht hat, und das Volk, den Gelehrtenſtand deſſelben,“ kennet, zu Errichtung dieſer kritiſchen Kathedra rathen; weniger noch werden die Väter der Studirenden ein ſolch unabhängiges Forum, vor welchem ihre Söhne „unabhängig vom Befehl der Regierung alle Befehle der Regierung beurlen lernen,“ wünſchen. Die Regierung ſelbſt endlich, die ſich „mit dem Volk der Gelehrten, das keinen Scherz verſteht,“ nicht eben gemein zu machen Luſt hat, und weder den „Kamm noch das Scheermeſſer derſelben“ fürchtet, wird ohne Furcht für Kamm und Scheere ſagen: „die Erweiterung und Verbeſſerung der Wiſſenſchaften iſt nicht unter unſrer Würde; wir glauben dazu auch etwas gethan zu haben; die erſte Verbeſſerungsregel iſt aber die: ne ſutor ultra — Profeſſor der Metaphyſik, bleibe bei deinem Amt. Unſre Befehle zu kritiſiren, biſt du nicht geſetzt; ſondern Lehrlinge, was du gelernt haſt, zu lehren.“

„Es muß durchaus auf der Univerſität eine Facultät geben, die mit dem wiſſenſchaftlichen Intereſſe, d. i. mit der Wahrheit zu thun hat“ *) Jeder, der eine Wiſſenſchaft redlich treibt, hat dieſes Intereſſe der Wahrheit, ohne welches es keine Wiſſenſchaft giebt; hat er es nicht, ſo wird es ihm ſeine Facultät nicht geben. Vielmehr zeigt die Geſchichte, daß durch Facultäten, als Zünfte betrachtet, das In-

---

*) S. 9.

tereſſe der Wahrheit oft grob beleidigt, die Wahrheit hintergangen und aufgehalten worden. *) Wahrheit in Facultäten verbietend einſchließen, heißt, vor aller Welt Augen ſie morden.

„Es muß durchaus auf der Univerſitat eine Facultät geben, wo die Vernunft öffentlich zu ſprechen berechtigt ſeyn muß, weil ohne eine ſolche (Facultät) die Wahrheit nie an den Tag kommen würde.“ Jeder Vernünftige muß mit Vernunft ſprechen und handeln, öffentlich und beſonders; mit dem Facul-

---

*) Leſe man hierüber nur die Geſchichte der Univerſitäten. Außer den obengenannten und andern, die zu jedem Katalog der Literargeſchichte anzutreffen ſind, die unlängſt erſchienene hiſtoire de la Sorbonne, dans laquelle on voit l'influence de la Theologie ſur l'ordre ſocial p. Duvernet Par. 1790. Ein Recept gegen alle politiſche Oberrichter und Apocriſiarios auf Univerſitäten.

täts-Sprechen iſts gewiß nicht ausgerichtet. Jeder Diener des Staats muß die Vernunft in ſeinem Geſchäft und für daſſelbe ſprechen laſſen; er kann es der Facultät nicht auftragen. Jede Facultät in ihrem Geſchäft muß ein Gleiches thun; ſie kann es der neuzuerrichtenden kritiſchen und ihrem Worthabenden Apocriſiario nicht überlaſſen, für ſie vernünftig zu ſprechen und zu denken. Daß ohne ein ſolches kritiſches Katheder die Wahrheit nie an den Tag kommen würde, iſt eine Verhöhnung des menſchlichen Geiſtes und Herzens in allen Facultäten, Geſchäften und Ständen; der kritiſchen Philoſophie eigenthümlicher Vorzug, der Ihr allein auch eigenthümlich bleibe!

„Die philoſophiſche Facultät, darum, weil ſie für die Wahrheit der Lehren, die ſie aufnehmen oder auch nur einräumen ſoll, ſtehen [illegible], wird [illegible] äußern, als frei und nur unter der Geſetzgebung der Vernunft, nicht der Regierung ſtehend gedacht werden müſſen.“ Jeder Lehrſtuhl wird alſo gedacht, ſonſt wäre er nicht errichtet; oder er wird als ein von der Lüge zur Lüge errichtetes Organ, das blinde Werkzeug einer auf Betrug des Volks gerichteten Regierung geſchmähet. Die obern Facultäten, wie die Geſchäftsmänner und die Regierung ſelbſt ſind im angeführten Buch in ein ſo ſchimpfliches, gehäſſiges Licht geſtellt worden, daß dieſe Probe „kritiſcher Vernunftbeurtheilung aller Befehle und Anſtalten der Regierung“ für die übrigen, die vom kritiſchen Katheder erſchallen würden, bürget. Kein Lehrer hat für eine andre Wahrheit zu ſtehen, als die er ſelbſt lehret; für die ſtehe er ganz und „bemenge ſich“ nicht mit dem, was für ihn nicht gehöret. Er iſt kein Oberrichter der Geſammtwahrheit; hat auch bei ihr nichts weder ein- noch auszuräumen, als was ſeine Ueberzeugung fodert.

„Auf einer Univerſität muß ein ſolches Departement geſtiftet, d. i. es muß eine philoſophiſche Facultät ſeyn. In Anſehung der drei obern dient ſie dazu, ſie zu controlliren.“ *) Dazu iſt ſie nicht geſtiftet. Jeder Lehrer ſoll ſeine Wiſſenſchaft verſtehen und treu lehren; das Reſultat davon in Anſehung ſeiner Nutzbarkeit für das Werk andrer Lehrer und für die Brauchbarkeit ſeiner Lehrlinge im Staat findet ſich von ſelbſt. Sobald er einen andern Lehrer „controllirt,“ ſchreitet er aus ſeinem Amt, und verdient die Controlle des Staats, d. i. Zurechtweiſung oder

---

*) S. 25.

Ahndung. Denn wenn der andre Lehrer gegen ihn daſſelbe thäte, (und warum ſollte ers nicht dürfen, wenn ers thun will?) ſo wird das Reich der Profeſſoren ein Reich der Controlleurs gegen einander, zum Verderb der Lehrlinge, zur Schände der Wiſſenſchaften, zum Aergerniß der Welt. Und wer iſt der kritiſche General-Controlleur, der alle drei obern Facultäten, d. i jede in ihnen vorgetragene Wahrheit und Unwahrheit ſcheiden zu können, ſich anmaaßte? Eine Facultät nach der andern wird den Anmaaſſenden mit dem Spruch heimſenden: „warte deines Amts und laß deinen Vorwitz.“

„Die philoſophiſche Facultät enthält zwei Departemente, das eine der hiſtoriſchen Erkenntniß, wozu Geſchichte, Erdbeſchreibung, gelehrte Sprachkenntniß, Humaniſtik mit allern gehört, was die Naturkunde vom empiriſchem Erkenntniß darbietet." *) — Dies Departement wird den hohen Beruf eines „Cenſoramts über alle Befehle der Regierung unabhängig von ihren Befehlen, ſo wie das Oberrichteramt über alle Geſchäftsleute des Staats," aus Liebe zu jeder jedem Lehrer angewieſenen Wiſſenſchaft mit der alten Fabel ablehnen: „ſoll ich Oelbaum, Feigenbaum, Weinſtock, meine nützliche ſüße Früchte aufgeben und hingehn, um alle Befehle der Regierung und ihre Werkleute zu richten? Dem ſpitzigen Anbringer, dem kritiſchen Dornbuſch bleibe die Ehre."

„Das andre Departement der philoſophiſchen Facultät iſt das der reinen Vernunfterkenntniſſe, (reinen Mathematik und der reinen

---

*) [illegible]

Philoſophie, Metaphyſik der Natur und der Sitten.) Auch hier trennet ſich die Mathematik ſogleich, und will aus Liebe zur Wiſſenſchaft, ihrer Lehre, zum eigenmächtigen Richteramt alles deſſen, wovon ſie nichts weiß, nicht verdammt ſeyn. Der Magiſter critices rationis purae, der Metaphyſicus naturae et morum ſtehet alſo allein. Da von einem ſolchen aber die Statuten der Facultät nichts wiſſen, auch ſeine Namen ſelbſt das Lächerlich-Widerſprechende ſeiner Function aus höchſter Selbſtbeſtellung „aus eigner freier Weisheit" anzeigen: ſo iſt von ihm als einem Ens, das ſeiner abſoluten Vollkommenheit wegen, nach eigener Maasgabe der kritiſchen Philoſophie, gar nicht exiſtiren kann, nicht mehr die Rede.

„Die philoſophiſche Facultät erſtreckt ſich auf alle Theile des menſchlichen Wiſſens, mithin auch hiſtoriſch über die obern Facultäten; nur daß ſie nicht alles, nämlich die eigenthümlichen Lehren und Gebote der Obern zum Inhalte, ſondern zum Gegenſtande ihrer Prüfung und Kritik, in Absicht auf den Vortheil der Wiſſenſchaft macht.“ *) Jeder Lehrer der obern Facultäten muß Philoſoph in ſeiner Wiſſenſchaft ſeyn, und als ſolcher die Geſchichte ſeiner Wiſſenſchaft, tiefer ſogar als der Allgemeinlehrer aller Geſchichte, inne haben; oder er iſt ein ſchlechter Lehrer. Müßte er vollends den kritiſchen Metaphyſikus, der „ohne Kenntniß des Inhalts jeder eigenthümlichen Lehre“ über alle zu urtheilen ſich anmaaßet, erſt um Rath fragen, ſo wäre er ein Profeſſor aus des Inhaltloſen Metaphyſikers Barmherzigkeit (ex gratia et miſericordia Critici

---

*) S. 27.

noſtri Apocriſiarii, Magiſtri naturae; Metaphyſici morum;) welche neue akademiſche Diplomatik erſt eingeführt werden müßte. Da aber die philoſophiſche Facultät in dieſem Einen Subject, dem Metaphyſikus, nicht wohnet; da ohne Kenntniß des eigenthümlichen Inhalts einer Lehre oder Wiſſenſchaft es keine Prüfung derſelben zum Vortheil der Wiſſenſchaft geben kann, vielmehr es zum Verderben jeder Wiſſenſchaft gereicht, wenn der ununterrichtete Prüfer in den Rahmen einer Wiſſenſchaft Inhaltlos ſein metaphyſiſch-kritiſches Wortgewebe flicht, und wie jener Pedant vor dem Kriegsanführer über die Kriegskunſt ſchwätzet: „ſo wird offenbar auf beiden Wegen, ſowohl wenn der Lehrer einer Wiſſenſchaft einem andern die Philoſophie und Geſchichte derſelben unkundig überläßt, als wenn dieſer unkundig des Inhalts jene zu prüfen ſich anmaaßt, das Reich der Wiſſenſchaften nicht gebauet, ſondern verwüſtet. In allen Facultäten bekämen wir kritiſches Spinngewebe, und jede reelle Wiſſenſchaft ginge zu Grunde.

„Die philoſophiſche Facultät kann alſo alle Lehren in Anſpruch nehmen, um ihre Wahrheit der Prüfung zu unterwerfen.“ *) Sie darf es, wenn ſie es kann, d. i. wenn ſie die Lehren verſtehet und zu prüfen weiß. Sie thut es aber nicht als Facultät, die zu ſolcher Prüfung weder geſetzt, noch legitimirt iſt; jedes Mitglied derſelben thuts für ſeine Rechnung, als Kenner der Wiſſenſchaft, über welche er urtheilt, als Gelehrter. Von dem richterlich „in Anſpruch

---

*) S. 27.

nehmen, ist in wiſſenſchaftlichen Dingen gar nicht die Rede; der Diſputant oder ſtreitende Schriftſteller iſt Kämpfer. Geklopft wird der Pankratiaſt, ſobald er in Anſpruch nimmt, was er zu beſtehen nicht vermag, d. i. was er nicht verſteht; und jedermann in oder außer der Facultät hat das Recht und die Macht, ihn zu klopfen.

„Die philoſophiſche Facultät kann von der Regierung, ohne daß dieſe ihrer eigentlichen weſentlichen Abſicht zuwider handle, nicht mit einem Interdict belegt werden." *) Da die Facultät als Facultät die Befehle der Regierung zu reviſiren, die Lehren ihrer Nebenfacultäten zu controlliren nicht beſtellt iſt, jeder ächte Lehrer ſeiner Wiſſenſchaft ſich dieſer fremden Richterei auch gern überhebet: ſo iſt die Regierung nicht nur

---

*) S. 27.

befugt, ſondern zur Ordnung des Ganzen nothgedrungen, den eigenmächtigen Kritikus, der ſich ein oberrichtliches Amt über alle ihre Befehle, die Controlle über alle Lehren ſeiner Mitlehrer, Cenſur über alle Geſchäfte der Staatsbeamten anmaaßt, nicht mit einem Interdict zu belegen: (denn gegen ſolche Kritiker bedarf es keiner Interdicte;) ſondern — jeder ergänze den Satz nach Belieben. Dies erfordert der Regierung eigenthümliche weſentliche Abſicht. Warum alſo ſoll der Name „Facultät“ länger gemißbraucht werden, die zu ſolchen Anmaaſſungen keine Facultät hat? Trete der metaphyſiſche Kritikus auf, der für die Wahrheit in corpore ſtehen zu müſſen vorgiebt! Er, ein Oberrichter aller Befehle der Regierung, aller Geſchäftsmänner, Cenſor aller Facultäten, Oberrichter des Verſtandes der Welt.

„Die obern Facultäten müſſen ſich ſeine Einwürfe und Zweifel, die er öffentlich vorbringt, gefallen laſſen, welches jene zwar allerdings läſtig finden dürften, weil ſie ohne ſolche Kritiker, in ihrem, unter welchem Titel es auch ſei, einmal innehabenden Beſitz ungeſtört ruhen, und dabei noch deſpotiſch hätten befehlen können." *) Hoffentlich werden die obern Facultäten, die ihnen in der benannten Schrift angewieſenen Schlaf- und Volksbetrügerplätze nicht im Schlaf einnehmen; vor Allem wird Der, dem der Verfaſſer die Schrift zugeeignet, den ſeiner Facultät glorreich-angewieſenen Standort, ausdrücklich, laut daß es alle Facultäten hören, unter ſeinen Schatten und Schirm neh-

---

*) S. 27.

men.*) Sie wiſſen jetzt alle, woran ſie ſind; die Vernunftvertretende kritiſche Philoſophie hat definiret.

„Nur den Geſchäftsleuten jener obern Facultäten, den Geiſtlichen, Rechtsbeamten und Aerzten kann es allerdings verwehrt werden, daß ſie den ihnen in Führung ihres reſpectiven Amts von der Regierung zum Vortrage anvertrauten Lehren nicht öffentlich widerſprechen, und den Philoſophen zu ſpielen ſich erkühnen: denn das kann nur den Facultäten, nicht den vor der Regierung beſtellten Beamten erlaubt ſeyn, weil dieſe ihr Wiſſen nur von jenen herhaben." Hier ruhe die Feder, wo aller

---

*) „Dem Hrn. Karl Friedrich Stäudlin, Doctor und Profeſſor in Göttingen, zugeeignet von dem Verfaſſer." S. Kants Streit der Facultäten, Blatt 2. Königsberg, 1798.

Zuſammenhang der Gedanken aufhört, und mehr als blindes Papſtthum, der Lamadienſt eintritt. Kein verſtändiger Geſchäftsmann wird dem ihm anvertraueten Geſchäft weder öffentlich noch heimlich widerſprechen; er wird es nach der ihm vorgeſchriebenen Norm treu und aufs beſte verwalten. Auch wo Lehren ſein Geſchäft iſt, wird er aufs treueſte, aufs beſte lehren. Da aber der Rechtsbeamte ſo wenig als der Arzt von Lehren weiß, die ihm der Staat anvertrauet hätte, ſo wird kein, auch nicht der geringſte Geſchäftsmann ſich vom Metaphyſikus der Facultät ſeine eigenthümliche Philoſophie unterſagen laſſen; am wenigſten aus dem Grunde, „weil er ſein Wiſſen nur von der Facultät herhabe.“ Armer Werkmann, der ſein Wiſſen nur von der Facultät herhat! Tibetaniſche Lamafacultät, die ihm die Excretion ihrer Hirnſchaale nur unter der Bedingung mittheilte, in ſeinem Geſchäft und über Daſſelbe nie zu philoſophiren, „weil den Philoſophen zu ſpielen, nur den Facultäten erlaubt ſei." Ihn zu ſpielen überläßt er dem verbietenden Kritikus gern; (der Facultät würde ein ſolches Spiel zu keiner Ehre gereichen;) nur warum der Geſchäftsmann fernerhin die Lama'sgeſchenke des Kritikus, zumal mit verunglimpfenden Interdicten begleitet, annehmen müßte, iſt unerfindlich. „Weil er ſein Wiſſen nur von der Facultät her hat?" Riſum teneatis, amici. Und hätte ers daher; ſoll ers nicht anwenden, nicht gebrauchen dürfen, weil ers von Facultäten „herhat."

Vernunft iſt eine freie Himmelsgabe, von keiner Facultät erſchaffen, von keiner

Facultät gepachtet; jedem Geſchäft, es ſei des Staats oder des Lebens unentbehrlich, des Menſchen unveräußerliches Eigenthum und Vorrecht. Wer den Gebrauch irgend einer Vernunft, d. i. irgend eines Menſchen Philoſophiren „in Anſpruch nehmen“ will, iſt ein Feind der allgemeinen Menſchenvernunft; wer ſolche ausſchließend, gar aus Macht einer Facultät, die ihn dazu nicht bevollmächtiget hat, auch nicht bevollmächtigen kann, ſich zueignen mag, hat ihrem erſten Begriff entſaget. Vernunft wecken, Vernunft bei jedem Geſchäft verbreiten, iſt des wahren Philoſophen Pflicht und Sorge; weſſen iſts aber Vernunft verbieten? ſie in Anſchauungen, Schemate, Amphibolieen, Paralogismen, Antinomieen, d. i. in dialektiſche Phantasmen verwandeln, und die erſten Schulen eines Staats in ein gleichartiges Antinomieenſpiel der Facultäten umformen? *) z. B.

1.

„Theologiſche Facultät.

Blinde Norm eines alten Bibelbuchs.

2.

Juriſtiſche Facultät.

Blinde Norm des Landrechts.

3.

Mediciniſche Facultät.

Blinde Norm der Medicinalordnung.

4.

Philoſophiſche Facultät.

Der metaphyſiſche Kritikus,
Beurtheiler aller Befehle der Regierung,
Controlleur aller Facultäten,
Oberrichter der Philoſophie aller Geſchäftsleute des Staats,
Apocriſiarius, Autokrator.“

---

*) S. **Kants** Streit der Facultäten. Königsb. 1798.

Wenn nun eben Geſchäftsleute die erſten ſeyn müßten, die bekennen und ſagen: „die von der Univerſität uns zukommende Jünglinge ſind verderbte Gewächſe. Man lehrte ſie ihre Sinne, ihren Verſtand und Vernunft a priori ſchaffen, nicht aber die erſchaffenen gebrauchen; vielmehr lehrte man ſie als Werk und Weſen des Satans, den leidigen Empirismus verachten, fliehen und meiden; daher ſie bei einer unableglichen Sucht, Welten zu ſchaffen a priori, eine unüberwindliche Scheu vor aller Erfahrung, deſtomehr aber Luſt und Begierde äußern, gleich ihrem geweſenen Magiſter-Oberrichter, alle Befehle der Regierung zu kritiſiren, alle Geſchäftsmänner zu controlliren, allenthalben den kritiſchen Philoſophen zu ſpielen. U. ſ. Ohne Kenntniß der Sprachen und der Geſchichte kritiſiren junge Theologanten die Bibel nach der Kritik der reinen Vernunft, und ſchreiben ihr den rechten Sinn vor, a priori. Ohne Kenntniß des Rechts und der Geſchichte ſehen kritiſche Philoſophen es als ihre Beſtimmung an, die Befehle der Regierung zu beurtheilen, ſtatt zu befolgen. Als Metaphyſici naturae ſind ſie Geſetzgeber der Natur, laſſen alles aus ſich entſtehen, indem die ganze Sinnenwelt, (ſonſt der Rede nicht werth) nur ein Wiederſchein ihrer ſelbſt iſt. Zu welchem Geſchäft ſind dergleichen Leute tüchtig?"

Wenn ſich dieſer Beſchwerde der Geſchäftsmänner die Facultäten zugeſellen, ſagend: „unſer ſelbſtcreirte Controlleur, der Apocriſiarius, verderbt uns die Jünglinge, die wir zu Werkzeugen des Staats bilden ſollen: ſie kommen zu uns, nicht von uns zu lernen, ſondern uns zu controlliren, überzeugt, daß auf einer „ewigen Fehde der Facultäten unter einander,“ und auf dem kritiſchen Ausſpruch des Metaphyſikers das Heil der Welt beruhe. Mühſamen Fleiß, Sprachen, Wiſſenſchaften verachten ſie, da aus ihnen ſelbſt entſtehen muß, was irgend echte Wiſſenſchaft ſeyn ſoll. Alle ältern Syſteme der Welt, alle Geſchichte dichten ſie ſich nach Belieben; ſogar die ehrwürdigen Decane unſrer Facultäten holen ſie Reihab und Reihan aus dem Thierkreiſe hinunter. Der kritiſche Metaphyſikus hat ſie zu dem Allen verleitet.“

Geſchäftsleuten und Facultäten ſchlieſſen ſich die Väter der Studirenden an: „wir ſandten euch unſre Söhne, vertrauend ſie dem Ganzen der Univerſität, ihren urſprünglichen Geſetzen und der Landesobrigkeit, in Hoffnung, ſie als fähige

Staatsbürger wieder zu erhalten; wir bekommen ſie wieder (hem! heu! ohe! eheu! ecce!) als kritiſche Philoſophen. Dazu hatten wir ſie euch nicht gegeben."

Und wenn ſich dieſen allen lauter und lauter die Stimme der Nation anfügt: „wir werden ein Spott andrer Nationen. Habt ihr, rufen ſie, eure Fort- oder Vorſchritte vergeſſen, ihr Deutſche, daß ihr in Theologie, wie im Recht, in der Naturlehre, Chemie, Geſchichte, Sprache, in der Mathematik ſogar transſcendiret?"

Was ſollen die Regierungen, was ein Verſtändiger darauf antworten, der den Vielfuß in der Wolle, die kritiſche Philoſophie in der dialektiſchen Sprache, ſeit faſt zwanzig Jahren auf- und abgehen ſiehet? Iſt für lauter Kritik wahre Kritik bei uns ausgeſtorben? Iſt niemand da, der Wiſſenſchaft, Vernunft und Sprache von einer Uſurpation, über welche in Deutſchland alle Verſtändigen einverſtanden ſind, zu befreien hervortrete? Möchte dies Fieber, dieſe nordöſtliche Influenza zu ihrer Zeit nothwendig, manchem gar heilſam geweſen ſeyn, (woran doch ſehr zu zweifeln wäre;) ein Fieber aber muß nicht dauren und ein Geſunder, die wiſſenſchaftliche Vernunft, unterhält nicht aus Lüften ein Fieber. Der Popanz der neuen teutonic Philoſophy iſt geſpielt; zurück von Anſchauungen, Schematen- und Gegenvernünften zum Verſtande und zur Vernunft, von der dialektiſchen, zur wiſſenſchaftlichen Vernunft und Sprache. Mit Ablauf des Jahrhunderts wollte die kritiſche Philoſophie (ſo hat ſie ſich ſelbſt die Nativität geſtellet) ihr Geſchäft vollenden; Heil ihr! es gehe zu Ende.

Der Streit der Facultäten.

Eine kritiſch-freundliche Anrede.

In einem zwar nicht immer friedlichen, doch aber fleißigen Bienenkorbe ließ ſich ein Ankömmling ſehen, der von der Decke herab, als ob er vom Olympus ſelbſt niedergeſtiegen wäre, ſeine Stimme alſo erhob:

„Ihr niedrigen Geſchäftsleute, abwärtsſehende, nie müſſige Empiriker, ſchauet aufwärts. Gewohnt, alles außer euch herzunehmen, und von der Roſe ſowohl als der Diſtel zu ſtehlen, was euch nicht gehört, ſehet, ſehet auf mich, die ſichtbargewordne Syntheſis a priori, das runde Urall.

Vollkommner als das Orphiſche Ei, aus welchem die Welt entſtand, (denn ihm war ein Eros nöthig) ziehe ich aus mir ſelbſt, ein Geſezgeber der Natur, die Fäden des Univerſum, ohn' alle Liebe, aber voll- und allein- und allgültig, Poſtulate alles Spinnens und Webens in allen Welten. Arachne iſt mein Name; ich ſtritt mit der Pallas und überwand ſie. „Ihr Neid konnte meine Kunſt verengen, vervollkommte ſie dadurch aber unendlich. Schauet.“

Sofort ſchwenkte ſie ſich nieder, klebte hier, da und dort, allenthalben an; die Bienen wußten nicht was oder wozu? Ungewiß über den authentiſchen Sinn des Vortrages der Künſtlerin, beſchloſſen ſie aus ihrem Mittel einige an ſie zu ſenden; die Königin der Bienen ſelbſt ordnete eine Geſandtſchaft ab, um den Ankömmling über ſeine Legitimation und den Zweck ſeines Berufs zu befragen, der ihnen aber als Ihro Majeſtät getreueſter Unterthan *) eine eingewickelte Antwort gab und fortwebte. Als der Bau, ſeiner Meinung nach, geendet war, erhob ſich der Meiſter und ſprach alſo:

„Nie-

---

*) „Ich halte für das Sicherſte, hiemit als Euer Majeſtät getreueſter Unterthan feierlichſt zu erklären. — Auch dieſen Ausdruck wählte ich vorſichtig, damit ich nicht der Freiheit meines Urtheils in dieſem Religionsproceß auf immer, ſondern nur ſo lange Sr. Majeſtät am Leben wäre, entſagte.“ (Kants Streit der Facultäten, Vorr. S. XXII.) Eine Maxime der feierlichſten Wahrhaftigkeit, die würdig iſt, allen getreueſten Unterthanen aller Majeſtäten in jedem Planeten Maxime zu werden. Auf alle Lebensfälle iſt ſie anwendbar; man wähle nur vorſichtig und mit Sicherheit, daß der andre dabei nicht denke, was wir dabei denken, den Ausdruck.

„Niedriges Volk, verdammt nach einer blinden Norm zu handeln, ſo lange ſchuf ich, und ihr begriffet nicht, wozu ich ſchuf? Euer kritiſcher Aufſeher bin ich, euch alle umſpinnend, euch alle regulirend; ich aber bin ohne Geſetz und Kanon, als die ich mir ſelbſt gebe. Ich, das runde Urbild der Weſen, ſpinne aus mir die moraliſche Weltordnung, in welcher ihr (ſchauet hinauf!) die ausgeſognen Leichname eurer Brüder hangen ſehet. Zu nichts Beſſerem waren ſie da, als der Syntheſe a priori zum Raube zu dienen. Daraus ſetze ich denn und imaginire mir ein Allweſen, das aber viel zu vollſtändig iſt, als daß es, als daß es —"

Eben wehte ein Lüftchen vorüber, und nahm den Redner weg; ſein Geſpinnſt fiel nieder. Viele und lange Mühe hatten die Bienen, ihr ſüßes flüſſiges Gold ſowohl als ihre Zellen und Flügel vom niedergeſunkenen Unrath zu ſäubern; dann flogen ſie fröhlich aus und ſumſeten:

Spinne Spinnen-Gewebe,
Wer Beſſeres nichts vermag.
Wir fliegen und ſammlen Götterkoſt,
Labende Speiſ' und hellere Flamme dem
leuchtenden Licht.
Spinne Spinnen-Gewebe,
Wer Beſſeres nichts vermag.

Vor jedem kritiſchen Ankömmlinge aber verwahrten ſie fortan ihre Thore.

Kalligone.

Vom
Angenehmen und Schönen.

J. G. Herder.

Erster Theil.

Leipzig, 1800. 1 — 3 Thl.
bei Johann Friedrich Hartknoch. 4 fl 48.

I.

Vom

Angenehmen und Schönen.

Universitäts-
München
Bibliothek

Ad
Bibl.
Acad.
Land.

I.

Vom

Angenehmen

der untern Sinne.

B. Angenehm, ſpricht die Urtheilskraft, iſt: „was den Sinnen in der Empfindung gefällt." *)

---

*) S. 7. Sie rügt dabei „eine ganz gewöhnliche Verwechſelung der doppelten Bedeutung, die das Wort Empfindung haben kann, und erklärt es durch eine „objective Vorſtellung der Sinne unter dem ſonſt üblichen Namen Gefühl. Die grüne Farbe der Wieſen gehöre zur objectiven Empfindung, die Annehmlichkeit derſelben aber zur ſubjectiven Empfindung, wodurch kein Gegenſtand vorgeſtellt wird." Eine Benennung, die vom Sprachgebrauch wie von der Natur abweicht. Objective Empfindung ſagt niemand: denn jede Empfindung iſt ſubjectiv, d. i. im Empfindenden, nicht im Object; es ſey grüne

A. Gefallen ſetzt ein Urtheil voraus; urtheilt der Sinn in der Empfindung? Alſo werden wir wieder rückwärts gehen und ſagen müſſen: unſern Sinnen gefällt, was ihnen angenehm iſt, oder wir müſſen ein ſchicklicher Wort wählen.

E. Kein ſchicklicheres, als das Wort angenehm ſelbſt. Angenehm iſt, was unſer Sinn gern annimmt, was ihm genehm, d. i. angemeſſen iſt, was er im Empfangen genehmigt. Unangenehm, was ihm widert, was, ſeiner

---

Farbe, die gewiß nur in meinem Auge iſt, oder ſonſt etwas. Objective Empfindungen ſind keine Empfindungen, aber auch keine ſubjective ſind ohne Object möglich. Denn empfinden heißt, etwas ſich innig anfinden, den Fund ſich zueignen; dies ſetzt immer ein Object, das ich finde (und wäre es in mir ſelbſt etwas), zum Grunde.

Organiſation nicht gemäß, ihn ſtöhrt oder zerſtöhrt.

A. Getrauen wir uns, dies von jedem Sinn zu behaupten?

C. Von Jedem. Was ſagen alle Ausdrücke des Schmerzes? Er ängſtiget, d. i. er verengt unſer Daſeyn, er ſchneidet, er zermalmet. Wir ſprechen von einem brennenden, drückenden, quälenden, kochenden Schmerz. In Dante's Hölle, wo die Verdammten ſo vielfach gepeinigt werden, in jenen Klagen und Verwünſchungen, die in Trauerſpielen ertönen; alles ſpricht von einem zerreiſſenden, beklemmenden, das freie und fröhliche Daſeyn anfeindenden Zuſtande.

A. Dagegen angenehm iſt —

C. Was unſer Daſeyn erweitert, frei macht, erfreuet. Die Dichter des

Paradieſes, die Schilderer jedes Elyſiums, was geben ſie uns zu fühlen? Angenehme Lüfte wehen die Seligen an; ihr elaſtiſches Daſeyn, ungekränkt, unbeängſtigt, lebet und webt froh und frei.

A. Und dieſe Beſchreibungen fangen immer ſo gern von den Zefiri, von den holden Lüften an —

C. Sind wir nicht in ein Element geſenkt, das uns ſo oft feindlich begegnet? aus dem wir zuweilen gar Peſt und Tod einathmen? Unſre vielveränderliche atmoſphäriſche Luft iſt eine Laſt, die uns drückt, die uns Krankheiten und Quaal bereitet. Das erſte Gefühl, womit ein Kind die Welt begrüßt, in ſeinem neuen Element iſt — Froſt und beſchwerliches Athmen; daher ſeine erſte Stimme Weinen. Jedes unangenehme Gefühl, das uns mit Schauder übergießt, iſt dem

Froſt ähnlich; dies empfinden wir bei jedem Schrecken, vor jedem Abgrunde einer drohenden Gefahr, bis es etwa die Angſt in eine fieberhafte Hitze auflöſet. Mit Recht alſo iſt der erſte Wunſch unſrer ſinnlichen Litanei: „Himmel! bewahre uns vor Schauder und Froſt, gib uns milde Lüfte.“

A. Hätte uns aber die Natur umſonſt mit dieſem ſchauderhaften Vorgefühl unangenehmer Empfindungen begabet?

C. Gewiß nicht; ſie hat uns damit gegen die Anfälle des Unangenehmen ſelbſt gewaffnet. Schaudernd tritt unſer Gefühl auf ſeinen Mittelpunkt zuſammen und ermannet ſich; wir rüſten uns zum Widerſtande oder zur Tapferkeit im Ertragen. Beim Abſcheu ſelbſt —

A. Was nennen wir Abſcheu?

C. Ein Zurücktreten vor dem Widrigſten, vor dem, was uns Untergang drohet. Es iſt der mächtige Repuls der Natur, der Jedes Lebendige von ſeinem plötzlichen Verderben zurückſcheuchet.

A. Jedes Lebendige?

C. Jedes Lebendige liebt ſein Leben und verabſcheut ſeine Auflöſung. Daher die Scheu des flüchtigen Roſſes vor dem todten oder auch nur ächzenden, gequälten Roß. Daher — doch wer könnte aus der ganzen lebenden Schöpfung dieſe Gefühle des Abſcheus, wirkſame Stacheln zu Erhaltung des Lebens und Wohlſeyns, hernennen, herzählen?

A. Was ſagen wir nun? Gnügt uns die Erklärung des Angenehmen, daß es den Sinnen in der Empfindung gefalle, auch wenn wir von allem Disputat des Urtheils, warum es gefalle, abſtänden?

C. So löslich und gefällig hat uns die Natur nicht gehalten, daß unſre geſammte mächtige Sinnlichkeit blos mit Gefallen und Nichtgefallen afficirt werde, und in dieſem Traghimmel ſchwebe. Im Angenehmen und Unangenehmen ziehet und knüpft ſie die Bande feſter.

V. Das holet die Kritik ſelbſt nach. Sie ſpricht: „das Wohlgefallen am Angenehmen iſt mit Intereſſe verbunden. Daß mein Urtheil über einen Gegenſtand, dadurch ich ihn für angenehm erkläre, ein Intereſſe an demſelben ausdrücke, iſt daraus ſchon klar, daß es (das Urtheil) durch Empfindung eine Begierde nach dergleichen Gegenſtänden rege macht, mithin das Wohlgefallen, nicht das bloße Urtheil über ihn, ſondern die Beziehung ſeiner Exiſtenz auf meinen Zuſtand, ſofern er durch ein ſolches Object affieirt wird, vorausſetzt. Daher man von dem Angenehmen nicht blos ſagt: es gefällt, ſondern es vergnügt.“ *)

C. Und vorher ſollte es nur gefallen? Aber was? Gefallen und Vergnügen, Urtheil und Urtheils-Verbindung; das Gefühl der Kälte, das mich ergreift, wartet nicht auf mein Urtheil, bis ichs für unangenehm erkläre. Das Unangenehme, das meine Exiſtenz martert, preßt und aufhebt, iſt mit einem Intereſſe, nicht etwa durch ein beliebiges Urtheil verbunden, ſondern betrifft mein Eſſe und bene eſſe, ohne welches das Daſeyn ſelbſt Quaal iſt. Die Beziehung der „Exiſtenz“ des Objects auf meinen Zuſtand macht nicht meine Marter; ſondern ſeine Einwirkung auf mich, die ich empfinde. Das Angenehme ver-

---

*) S. 9.

gnügt nicht nur, ſondern das Innigſt-Angenehme erweitert, kräftigt, ſtärkt mein Daſeyn; das innigſt Angenehme iſt mein lebendiges gefühltes Daſeyn ſelbſt.

A. Wir bedürfen alſo auch keines andern Grundes der Luſt und des Schmerzes? Etwa eines transſcendentalen, der im überſinnlichen Subſtrat der Menſchheit läge?

C. Könnte es einen andern und tiefern, als die Empfindung meines Daſeyns ſelbſt geben? Was, nachdem ich organiſirt bin, das Gefühl meines Daſeyns beängſtet, angreift und befeindet, iſt unangenehm; was dagegen es erhält, fördert, erweitert, kurz, was mit ihm harmoniſch iſt, das nimmt jeder meiner Sinne gern an, eignet es ſich zu und findet es angenehm, geſetzt, daß es auch ein anderweit urtheilender Verſtand nicht dafür erklärte. Wir, die wir den Bezirk unſres Verſtandes kennen, wie könnten wir die ſinnlichſte Empfindung unſres Daſeyns auf eine Verſtandeshandlung bauen? als ob jede Weiſe, wie das Univerſum uns afficirt, in der Empfindung des Sinnes, ja zuletzt in unſerm Daſeyn ſelbſt blos und allein ein logiſches Prädicament wäre! —

V. Nicht völlig alſo. Die Kritik ſpricht: „Es iſt nicht ein bloßer Beifall, den ich dem Angenehmen widme, ſondern Neigung wird dadurch erzeugt, und zu dem, was auf die lebhafteſte Art angenehm iſt, gehört ſogar kein Urtheil über die Beſchaffenheit des Objects, daß diejenigen, ſo immer nur aufs Genießen ausgehen, ſich gern alles Urtheilens überheben." *)

---

*) S. 10.

C. Dank alſo der Kritik, daß ſie wenigſtens den Genießern eine Empfindung an ſich erlaubet. Da aber nicht beſtimmt werden kann, wo die lebhafteſte Art der Empfindung, die unabhängig vom Urtheil ſeyn ſoll, anfängt oder aufhört: ſo wollen wir uns alle zu dieſen Genießern zählen, und Wohlſeyn, Heil, Geſundheit, als den Grund und Zweck der Exſiſtenz jedes Lebendigen behaupten, wie tief auch die Kritik das unſchuldige, den Griechen ſo liebe Wort Eudämonie hinuntergeſetzt haben möge. Wohlſeyn begehr'en wir alle, und angenehm iſt, was dies Wohlſeyn in jeder Art fördert.

A. Da die Kritik alſo keinen Grund des Gefallens am Angenehmen giebt, außer daß ſie es durch ein Urtheil mit einem Intereſſe verbinden läßt: ſo, dünkt mich, gingen wir auf unſerm Wege fort, und erforſchten den Grund des Angenehmen mehrerer Sinne. Dem Gefühl lag Wohlſeyn zum Grunde; zu Erhaltung unſeres körperlichen Daſeyns, was für Sinne gab uns die Natur?

B. Geruch und Geſchmack. Der Geſchmack prüft die Speiſe; der Geruch prüft, ehe die Zunge koſtet. Nicht nur die Beiſpiele der Thiere, die beide Sinne vereinigt gebrauchen, die Beiſpiele aller Völker, die in der Natur und der Natur gemäß leben, bezeugen dies; noch mehr bezeuget's die Erfahrung der Unglücklichen, die Hülf- und Nahrunglos in ein unbekanntes Land, auf eine wüſte Inſel geworfen wurden. Wie furchtſam prüften und koſteten die! oft mußten ſie die Unerfahrenheit ihrer in der bürgerlichen Geſellſchaft ſtumpfgewordnen oder verwöhnten

Sinne

Sinne mit Uebelkeit, Schmerzen, ja mit dem Leben ſelbſt büßen.

A. Wie nennen wir die heftige Empfindung, die uns mittelſt dieſer Sinne für Uebel, Krankheit und dem Tode bewahret?

B. Widerung, Ekel. Bei feinen Organiſationen wirkt Ekel ſo ſtark und unaufhaltſam, daß blos das Nennen oder Schreiben eines Namens, der Anblick einer Farbe dazu empöret. Und wie gewaltſam iſt die Wirkung des Ekels, das Erbrechen! Die ganze körperliche Natur ringt, hinwegzuſtoßen, was nicht zu ihr gehöret.

A. Beim Sinn des Gefühls bemerkten wir gegen das Widrige Grauſen, Schauder, Abſcheu; wirken dieſe oder der Ekel ſtärker?

B. Ihr Zweck iſt verſchieden; jene ſtoßen uns in uns zurück; dieſer ſoll ein verderbliches Uebel von uns entfernen. Seine Empfindung des Unannehmlichen iſt alſo mit einem unſrer Natur unentbehrlichen heilſamen Streben verbunden. Inſonderheit der Geruch, unſer Wächter, er wirkt oft durch die wunderbarſten Antipathieen, bis zu den ſchreckhafteſten Zufällen, in die Ferne, in das Verborgne, ſeinem Feinde unverſöhnlich. Mit Recht nennet unſre Sprache den Zuſtand, den er hervorbringt, *Uebelkeit*, *Widrung*.

C. In jeder Darſtellung bleibt er widrig. Schauder, Grauſen, Abſcheu können Dichter in ihre Gemählde miſchen, ſelbſt theatraliſche Dichter dürfen ſie mit Vorſicht gebrauchen. Verſchloſſen aber iſt die Pforte der ſchönen Künſte dem

Ekel. Seine Darſtellung wird, wenn ſie nicht wirkt, lächerlich; wenn ſie wirket, widrig.

A. Alſo gab uns die Natur auch in Abſicht des Geziemenden und Anſtändigen das Gefühl des Ekels wohl nicht umſonſt?

C. Gewiß nicht. Auch für andre ſollen wir lernen, das Widrige und Ekelhafte vermeiden, da ſeine Folgen ſo unhintertreiblich, ſeine Wirkungen anſteckend ſind. Wir können Ekel erregen, aber nicht dämpfen; der Einbildungskraft bleibt er oft unaustilgbar. Allenthalben ſehen wir's alſo als den erſten Schritt zur Cultur an, daß ein Menſch, eine Geſellſchaft, eine Hausgenoſſenſchaft, eine Nation das Ekelhafte vermeidet.

A. Und welches wäre das Erſte dieſer Art? Hätte die Natur uns darinn einen Weg gewieſen?

B. Ohne Zweifel. Was ſie ſelbſt von unſerm Körper abſondert, zeiget ſie damit als unbrauchbar, mit ihm ferner unverträglich. Ein Menſch, der, worinn es auch ſey, ſeinen Unrath an ſich trägt, der ihn auch nur nennet, iſt andern Menſchen zum Ekel. So manche falſche Ziererei die feinere Sprache der Geſellſchaft ſich eigen gemacht haben möge; die Vorſicht iſt nie Ziererei, die durch Worte und Bilder unſern Geruch zu beleidigen fürchtet. Höchſt anſtändig iſt's, wenn ſich eine Sprache in dergleichen Ausdrücken gleichſam gewaſchen und polirt hat. Manche morgenländiſche, manche ſogenannt wilde Nationen übertreffen uns in dieſem Euphemiſmus weit; ſie errötheten oft über Fragen und Scherze der Europäer, die ſie dann für Ungewaſchene, Ungebadete, für unreine Thiere hielten.

A. Wie aber? wenn eine höhere Pflicht es fodert, ſich dieſes zarten Gefühls zu entwöhnen?

E. Sobald dieſe es fodert, wird ihm Mann und Weib entſagen können; im Gefühl des Heldenmuths, der Liebe und Andacht bezwangen die zarteſten Weiber das Widrige am kühnſten. Nicht gebe dies aber dem Ekel einen Freiheitsbrief und eine Ruheſtätte in der Geſellſchaft. Wo Kerker und Krankenhäuſer, wo Straßen und Gaſſen, Häuſer, Schulen und Tempel Wohnungen des Ekels ſind, wo bleibt Staaten und Städten der Name nicht etwa einer cultivirten, ſondern nur einer aus Unrath und anſteckenden Dünſten hervorgetretenen Menſchheit?

Zarte Organiſationen, Schwangere zumal, können ſich dieſer Eindrücke nicht erwehren, die ſich ſodann in angebohrnen Misgefühlen, in Zeichphantaſieen, oder gar in unſeligen Abdrücken auf Ungebohrne verbreiten. Und gab uns die Natur dagegen nicht allenthalben einen unkoſtbaren Balſam? Reines Waſſer, friſche Luft, freien und reinen Athem. Wer darf dieſe, eine gemeinſame Himmelsgabe, Kranken und Gefangenen entziehen? wer darf ſie Kindern, öffentlichen Verſammlungen, wer mag ſie ſich ſelbſt weigern? Labung iſt Waſſer dem Körper; Erquickung der Seele ſelbſt iſt die erfriſchende Luft, ein reiner Himmels-Athem.

B. Auch hierinn übertreffen uns manche morgenländiſche Völker, wie ihre Lebensart und Dichtkunſt zeiget. In den Bildern dieſer umfließen uns kühle Welken, in ihnen wehn erquickende Lüfte; ihre Phantaſie wohnt, wie eine Peri, auf den Zweigen der Bäume, wo ſie vom Blumenduft und der Ambroſia reiner Früchte lebet. Faſt immer haben geiſtige Menſchen angenehme Gerüche geliebet; der Athem einer Frucht erquickt ſie mehr, als andre das Zermalmen derſelben zur Speiſe. Im eigentlichen Sinn koſteten ſie den Wein des Lebens in ſeiner Friſche, nicht in ſeiner Neige. Dem Geruch entlehnten die ſcharfſinnigſten Nationen ihre Bilder von der Sagacität des ſpürenden Kopfs, des reinen Gehirns, des aufſtrebenden Muths und Verſtandes.

C. Dem Geſchmack wollen wir indeſſen ſeine Ehre auch nicht verſagen. Den vornehmen Namen guter Geſchmack (buon guſto) hatten Spanier und Italiäner von den Römern geerbet; faſt alle Nationen Europa's ſind ihnen in der Benennung, ob alle auch in Erlangung der Sache ſelbſt, gefolget? Geſchmack ſoll bezeichnen, daß jeder ſeiner eignen Empfindung des Angenehmen folge: denn nur ein Geſchmackloſer wird, wie eine Speiſe ſchmeckt, erſt aus dem Gemeinſinn des Angenehmen, dem allgemeinen Urtheil des Tafelpublicums, lernen. Von einem andern zu vernehmen, wie Mir die Speiſe ſchmeckt, ob beim Angenehmen auch Ich mich vergnügt habe, iſt abgeſchmackt und albern. Auch ſoll das Wort Geſchmack uns vom Klügeln zum Genießen, vom Gehirn auf die Zunge führen; durch angenommene Regeln und allgemeingültige Geſchmacksurtheile ausmachen, wie eine Speiſe ſchmeckt, giebt ungeſalzene Cenſuren. Geſchmack endlich ſoll unſer Wächter ſeyn; Wächter zu Erhaltung unſrer Geſundheit, ein ſchneller Prüfer deſſen, was uns dient und nicht dienet, Theiler und Geber kräftiger Nahrung; Mittel, nicht Zweck; nicht Herr, ſondern Diener. Auch im Geiſtigen ſoll uns das Ungenießbare anekeln; nicht ſollen wir Stroh kauen und wieder kauen, es aus Gefälligkeit mitſpeiſen und lobpreiſen. Nahrung ſoll unſer Geſchmack dem Geiſt zuführen, geſunde Nahrung; ſapere aude.

A. Wir wären alſo darüber Eins, meine Freunde, daß auch bei denen Sinnen, die man die gröbſten zu nennen pfleget, ihr Angenehmes ein ihnen harmoniſches Gute ſey, das zur Erhaltung unſres Seyns und Wohlſeyns dienet. Das Unangenehme dagegen ſey ein ihnen feindliches, dem Körper unzuträgliches *Fremde*, gegen welches die Natur eben dieſe Sinne ſelbſt und die mit ihnen verbundne Empfindungswerkzeuge, zu Wächtern und Abwehrern geſetzt hat. Geſetze der einfachen geſunden Natur führten uns hiebei, ohne daß wir uns durch Misbräuche oder Krankheiten verwöhnter Sinne verwirren ließen. Auch das Sinnlichſtangenehme erſchien uns alſo als eine *Mittheilung des Wahren und Guten*, ſofern es dieſer Sinn faſſen konnte; die *Empfindung der Luſt und Unluſt* dabei war nichts anders, als eben das Gefühl des Wahren und Guten, daß der Zweck des dienenden Organs, nämlich die Erhaltung unſres Wohlſeyns, die Abwehrung unſres Schadens erreicht ſey. Spricht die Kritik anders?

B. Anders. Sie unterſcheidet „drei ſpecifiſche Arten des Wohlgefallens, das *Angenehme, Schöne und Gute*. Dies ſeyn drei *verſchiedne* Verhältniſſe der Vorſtellungen zum Gefühl der Luſt und Unluſt, in Beziehung auf welches wir die Dinge oder Vorſtellungen von einander unterſcheiden. Was das Intereſſe der Neigung beim Angenehmen betrifft, ſo ſagt Jedermann: Hunger iſt der beſte Koch, und Leuten von geſundem Appetit ſchmeckt Alles, was nur eßbar iſt; mithin beweiſet ein ſolches Wohlgefallen *keine Wahl nach Geſchmack*. Nur wenn das *Bedürfniß befriedigt iſt*, kann man *unterſcheiden, wer unter vielen Geſchmack* habe oder nicht.“ *)

C. Ein Geſchmack nach befriedigtem Bedürfniß iſt *Leckerei*; dagegen ein

---

*) Kritik. S. 14. 16.

Geſchmack, der jedes Genießbare mit dem ihm gebührenden Appetit koſtet und unterſcheidet, ein unverdorbener reiner Geſchmack heißt, der beſte Koch für die Geſundheit. Möge die Kritik ihre drei ſpecifiſch verſchiedne Vorſtellungsarten ſiebenfach unterſcheiden; böſe für ſie, wenn ihr Schönes nicht angenehm, und ihr Gutes nicht ſchön iſt.*)

---

*) Daß mit den Worten, „angenehm, ſchön und gut", in der Sprache verſchiedene Begriffe bezeichnet werden, daran zweifelt niemand. Eine unangenehme Arznei kann ſehr gut ſeyn, wie die ſchönſte Ruthe dem muthwilligen Kinde nie angenehm iſt. Daß vieles, was uns ſchön dünkt, nicht gut ſey, darüber gewährt von jenem Baum des Erkenntniſſes an die Geſchichte der Menſchheit traurige Erweiſe. Daß aber, da unſre Natur in allen ihren Begriffen und Gefühlen Eine Natur iſt, die denkt und begreift, die empfindet,

B. „Angenehm heißt Jemanden das, was ihn vergnügt; ſchön, was ihm blos gefällt; gut, was geſchätzt, d. i. worinn

---

will und begehrt. Dieſe verwandten Begriffe auch an einander grenzen müſſen, und wie ſie grenzen? wie ſie zu ſcheiden oder zu verbinden ſeyn? das iſt die Frage. Bloße Worterklärungen löſen das Räthſel nicht auf; noch weniger willkührlich geſetzte Wortſchranken. Das reine Gefallen z. B. genüget der echten Schönheit nicht; ſo wenig, als dem wahren Guten die bloße Schätzung und Werthachtung. Dieſes will auch begehrt, das Schöne auch erkannt und geliebt ſeyn; das Angenehme endlich oder Annehmliche, das Wohlgefällige, Erfreuende, Vergnügende, Beſeligende liegt allen zum Grunde. Der Zweck unſres Daſeyns iſt Wohlſeyn; wie es erreicht, wie es beſchränkt, wie ſeine verſchiedenen Zwecke einander untergeordnet werden, das iſt die Aufgabe, leichter oder ſchwerer (nachdem man's angreift) in der Theorie, als in der Uebung.

von ihm ein objectiver Werth geſetzt wird" ſpricht die Kritik.

C. Um ſo ſchlimmer für die Kritik, wenn, nach dieſem Wortſpiel, was ſie vergnügt, ihr nicht gefällt, und was ihr gefällt, ſie nicht vergnügt; wenn, was ihr gefällt und ſie vergnügt, von ihr nicht geſchätzt, d. i. ihrem Object kein Werth gegeben wird, und wenn, was ſie ſchätzt, d. i. dem ſie einen Werth giebt, weder vergnügen noch auch blos gefallen kann. Ende!

2.

Vom

Angenehmen in Geſtalten.

„Analytik des Schönen nach drei Momenten des Geſchmacksurtheils." *)

„Erſtes Moment des Geſchmacksurtheils, der Qualität nach. Aus ihm folgt die Erklärung des Schönen: Geſchmack iſt das Beurtheilungsvermögen eines Gegenſtandes oder einer Vorſtellungsart durch ein Wohlgefallen oder Misfallen ohne alles Intereſſe. Der Gegenſtand eines ſolchen Wohlgefallens heißt ſchön." **)

„Zweites Moment des Geſchmacksurtheils, nämlich ſeiner Quantität nach. Das Schöne iſt das, was ohne Begriffe als Objekt eines allgemeinen Wohlgefallens vorgeſtellt wird. ***) Hieraus folgt die zweite Erklärung des Schönen der Quantität nach:

---

*) Kritik S. 3. **) S. 16. ***) S. 17.

Schön iſt, was ohne Begriff allgemein gefällt." *)

„Drittes Moment der Geſchmacksurtheile nach der Relation der Zwecke, welche in ihnen (den Geſchmacksurtheilen) in Betrachtung gezogen werden. Aus dieſem dritten Moment folgt die dritte Erklärung des Schönen: Schönheit iſt Form der Zweckmäſſigkeit eines Gegenſtandes, ſofern ſie ohne Vorſtellung eines Zwecks an ihm wahrgenommen wird." **)

„Viertes Moment des Geſchmacksurtheils nach der Modalität des Wohlgefallens an den Gegenſtänden. Schön iſt, was ohne Begriff, als Gegenſtand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird."

---

*) S. 32.

**) S. 60.

C. Sie ſcherzen.

B. Leſen Sie ſelbſt.

C. So wünſchte ich zu erfahren, was hier Moment heiße? Iſts Punkt der Neigung oder Bewegung, in dem etwas ſchön iſt? Oder iſts Augenblick der Betrachtung, in dem ich das Schöne erkenne? warum ſodann vier Momente? Oder (da die Kritik gern mathematiſch ſpricht), iſt Moment das Product der Schwere der Schönheit in die Geſchwindigkeit, mit welcher ſie ſich beweget? Oder ––

B. Die Kritik ſpricht: „Das Geſchmacksurtheil iſt äſthetiſch. Die Definition des Geſchmacks, welche hier zum Grunde gelegt wird, iſt: daß er das Vermögen der Beurtheilung des Schönen ſey." *)

---

*) S. 3. Note.

C. Alſo koſtet mein Geſchmack, aber nur, um urtheilen zu können? nicht zu genießen, mich zu laben, zu ſtärken? Wem an der Parade eines Geſchmacksurtheils liegt, wer nur ſchmeckt um zu urtheilen, wie nennen wir den?

B. „Die Momente, worauf dieſe Urtheilskraft in ihrer Reflexion Acht hat, ſind nach Anleitung der logiſchen Functionen zu urtheilen aufgeſucht: denn im Geſchmacksurtheil iſt immer noch eine Beziehung auf den Verſtand enthalten.“ *)

C. Uebel, wenn ſie nicht enthalten wäre. Dennoch ſagt das zweite Moment: „ſchön iſt, was ohne Begriffe gefällt.“ Das dritte redet von einer „Form der Zweckmäßigkeit ohne Vorſtellung eines Zwecks.“ Das vierte von einem „Erkennen des Ge-

---

*) S. 4.

genſtandes eines nothwendigen Wohlgefallens, ohne Begriff;" Urtheile ohne Begriff, ohne Vorſtellung eines Zwecks der beurtheilten Sache wären alſo kritiſche Geſchmacksurtheile? Ueberhaupt aber, was ſagen alle vier Erklärungen vom Weſen des Schönen? Nichts. Die erſte: „ſchön iſt, was ohne Intereſſe gefällt" iſt bloß verneinend; und dabei falſch verneinend: denn nichts kann ohne Intereſſe gefallen, und die Schönheit hat für den Empfindenden gerade das höchſte Intereſſe. Die zweite Erklärung ſagt mit eben dem innern Widerſpruch eben ſo wenig. „Was ohne Begriffe gefällt," erklärt nichts; daß etwas ohne Begriffe gefallen, ja allgemein gefallen könne, iſt wider die Natur und Erfahrung. Ueberdem wie ich, der Empfindende, wiſſen könne, daß etwas allgemein gefällt, ſagt mir die Erklärung nicht, und daß ich das nur ſchön finden ſolle, was allgemein gefällt, daß mein Urtheil Urtheil der Menge ſeyn müſſe, damit es ein äſthetiſches Urtheil werde, erniedrigt die Schönheit. Das reinſte Schöne wird nur von den Wenigſten erkannt und geliebt, wie es geliebt werden will; der große Haufe haſſet am Niedrigen, am Gemeinen. Aber auch dieſer nicht einmal urtheilt ganz ohne Begriffe, ſo grob oder entlehnt ſie ſeyn mögen.

A. Und eine „Form der Zweckmäßigkeit, die ich ohne Vorſtellung eines Zwecks wahrnehme," iſt auch ſchwer-begreiflich. Wäre ſie es aber auch nicht; das bloße Wahrnehmen einer Form iſt nicht Empfindung, die Form des Zweckmäßigen unempfunden iſt nicht Schönheit. Alle drei Erklärungen gehen das Weſen der Schönheit gerade vorbei, und führen auf weite Abwege. Die vierte endlich, „daß etwas ohne Begriff erkannt, als Gegenſtand eines nothwendigen Wohlgefallens ohne Begriff erkannt werden könne," iſt ein hohes Räthſel.

C. Wie konnte auch aus logiſchen Functionen zu urtheilen der Begriff des Schönen aufgeſucht, und dieſe Rückſichten Momente genannt werden? Das Schöne und die Schönheit nach Quantität, Qualität und Relation beſtimmen, d. i. wägen, meſſen, viſiren und aburtheilen, entfernt vom erſten Begriff der Schönheit. Nach ſolchen Principien und Erklärungen würde ich mein Ohr mit dem hart zuſammengeſetzten Namen „Geſchmacksurtheil aus logiſchen Functionen" verſchont wünſchen.

V. Damit kann es nicht verſchont werden, denn von lauter „Geſchmacksurtheilen, aus logiſchen Functionen geurtheilt,“ iſt in der Kritik die Rede. „Das Geſchmacksurtheil iſt *äſthetiſch*. Das Wohlgefallen, welches das Geſchmacksurtheil beſtimmt, iſt *ohne alles Intereſſe*. Und doch beruht das Geſchmacksurtheil auf Gründen a priori; es iſt vom Begriff der Vollkommenheit gänzlich unabhängig u. f.“

A. Mich dünkt, wir waren geſtern auf einem ebenern Wege; wie, wenn wir dahin ruhig zurückkehrten? Wir ſahen, daß auch bei den dunkelſten Sinnen unſer Gefühl von Luſt und Unluſt auf etwas ſehr Weſentlichem, auf der *Erhaltung unſres Seyns und Wohlſeyns* ruhe, daß der fühlende Sinn ſelbſt nichts anders ſey, als eine Macht, das ihm *Harmoniſche* ſich mit einer Empfinbung dieſer Harmonie, d. i. des Genuſſes anzueignen; dagegen das Feindliche kräftig von ſich zu entfernen. Wir ſahen, daß zu Ausübung der letztgenannten Energie die Natur uns, nach Beſchaffenheit des Sinnes, mit einer weckenden Vorahnung begabt habe, und daß auf dem regen Spiel dieſer Kräfte das Wohlbefinden unſerer Sinnlichkeit, die Eudämonie der Geſundheit beruhe. Wollten wir nicht mit gleich rüſtigem Schritte zur Region der feineren Sinne hinaufſteigen?

Alſo denn. Gewiß wären wir von der Natur ſtiefmütterlich karg ausgeſtattete Weſen, wenn uns unſre Sinnen und Triebe blos auf die thieriſchen Erhaltung unſres Ichs einſchränkten. Am Univerſum nähmen wir ſodann keinen weitern Antheil, als ſofern es auf unſer leidentliches Gefühl wirkte, und annehmlich oder unangenehm unſerm Körper ſich mittheilte. Der Maulwurf und die Auſter, wofern ſie durch Licht und Schall am Unermeßlichen Theil nehmen, wären reicher begabet. Die Natur gab uns umfaſſendere Sinne, Geſicht und Gehör.

C. Vergeſſen wir den Sinn des taſtenden Gefühls nicht! der in dem, was er uns giebt, mit Unrecht zu den gröberen Sinnen gezählt wird. Nicht blos als Helfer und Prüfer ſtehet er dem Geſicht und Gehör bei; jenem giebt er ſogar ſeine feſteſten Grundbegriffe, ohne welche das Auge nur Flächen, Umriſſe und Farben wahrnähme.

A. Das hat uns Berkeley gelehrt, *) und die ſeitdem gemachten Er-

---

*) Berkeley on the principles of human knowledge und ſeine new theory of viſion. G. Ber-

fahrungen mit Blindgebohrnen haben ſeine Theorie beſtätigt. Gäbe nicht alſo vielleicht auch das taſtende Gefühl mit Wohlgefallen des inneren Sinnes, uns Begriffe vom Schönen? Die blos leidentlichen Unannehmlichkeiten des Scharfen, Spitzigen, Rauhen u. ſ., ſetzen wir dabei zum Grunde; ſie gehören dem gröberen, dem ſich bewahrenden Gefühl, alſo nicht hieher, wo unſer Zweck auf feinere Begriffe ausgeht. Laſſen Sie uns zu dem Ende Geſicht und Gefühl verbinden, und Jenes auf Dieſes zurückführen.

---

keley's works Vol. I. Lond. 1781. Diderot lettres ſur les aveugles und die über Blindgeborne und Sehendgewordene von Cheſelden gemachten Bemerkungen in Smith-Käſtners Optik, Prieſtlei-Klügels Geſchichte der Optik u. ſ.

Das taſtende Gefühl, wie nimmts eine Linie wahr?

C. Als das Ende einer Fläche, die Fläche als das Ende eines Körpers. Auch die ſubtilſte Mathematik betrachtet Linien und Flächen nicht anders. Der blinde Saunderſon konnte die ganze Geometrie lehren, indem er in ihr von der Körperlehre, der Stereometrie, ausging.

A. Welches wäre nun die Linie der Feſtigkeit, auch dem taſtenden Gefühl der Körper.

C. Die gerade Linie. Horizontal und vertical trägt ſie, und ſtützt aufs gewiſſeſte, aufs ſtärkſte. Nichts beleidigt das Geſicht und Gefühl mehr, als ein hangender Balke, der gerade liegen, eine ſchiefe Säule, die gerade ſtehen, eine krumme Schwelle, auf die man treten ſoll.

Jene drohend zu fallen und zu erſchlagen; über dieſe fällt man.

A. Ein zackichtes Lineal, iſts dem Geſicht und Finger angenehm?

C. Weder jenem noch dieſem, weil es dem Begriff deſſen widerſpricht, was Auge und Gefühl hinauf- und hinabgleitend erwarten.

A. Erhöhen wir dieſe Linien und Flächen der ſichern Feſtigkeit zum Körper; welcher wird es?

C. Ein Würfel. In ihm ſind alle ſechs Seiten einander gleich; er liegt oder ſteht, hält und trägt auf jeder Baſis gleich feſt, unbeweglich.

A. Erweitern wir das körperliche Viereck zum Rectangul; was ſagt uns der Körper?

C. Er fragt: „warum iſt meine Länge größer, als meine Breite? was ſoll ich tragen? Würde Eine meiner Nebenſeiten zur Baſis; wozu wäre, was träge ich dann?"

A. Alſo iſt dies körperliche Viereck auch dem taſtenden Gefühl weniger in ſich vollendet, als jener ſich ſelbſt entſprechende Würfel?

C. Er hat allerdings über ſeine Geſtalt eine weitere Auskunft nöthig. Noch mehr alle unregelmäßige Figuren.

A. Bauen wir den Würfel in die Höhe —

C. Er wird ein Rectangul, ſo hoch er geführt werde; ſeine Baſis der Feſtigkeit bleibt ihm.

A. Führen wir ihn zur Spitze auf ſeiner Baſis —

C. Es wird das Gebäude der höchſten Feſtigkeit, die ewige Pyramide. So lange ihre Grundfläche dauert, ruhet jeder Stein über ihr bis zum oberſten Schlußſtein unbeweglich.

A. So auch die Pyramide auf der halben Baſis des Würfels? ſo auch das Prisma?

C. Nach Verhältniſſen ihrer Grundfläche und Höhe. Gerade Linien können dem Gefühl keine andern Begriffe, als der Feſtigkeit und Sicherheit geben, nach den Verhältniſſen, in denen ſie Körper begrenzen.

A. Nehmen wir aber ſtatt der geraden die krumme Linie, deren kein Theil einem Theil Jener gleich iſt, den Cirkel z. B., und erweitern ihn körperlich zur Kugel; was ſagt die Kugel dem taſtenden Gefühl, wie dem Auge?

C. Bewegung. Nur auf Einem Punkte ruhet ſie, immer zum Umkreiſen bereit, immer im Lauf. Alle Radien ſtreben in ihr zum Mittelpunkt; mit ſich ſelbſt umſchloſſen, iſt ſie ein Körper der regelmäßigſten Fülle, geſchickt zur gleichmäßigſten Bewegung.

A. Eine Kugel, auf einem Würfel ruhend, iſt alſo wohl ein ſehr ausdrückendes Bild?

E. Der Würfel ein Bild der höchſten Feſtigkeit, die Kugel ein leibhaftes Symbol der leichteſten gleichmäßigſten Bewegung; beide die regelmäßigſten, in ſich beſchloſſenſten Körper.

A. Erhöhen wir, wie dort die Baſis des Vierecks zur Pyramide, ſo hier die Kugel zur Spitze des Kegels.

E. Zum Stande des Kegels muß ich ihr die Linie der Feſtigkeit, eine flache Baſis geben; abſtrahirt von dieſer, behält ſie ihren Charakter. Sie eilt in der ſchnell-

ſchnellſten Schwingung, wie die Flamme, zu einer Spitze hinauf. Ihr Charakter war und bleibt alſo Bewegung. Es giebt in der Natur kein ausdrückenderes Bild derſelben, als die Flamme, die zur Spitze hinauf eilet. Auch haben die zeichnenden Künſte das Bild, ſelbſt wo es nicht hingehörte, angewandt und dadurch die aufwallende Bewegung in ihren Darſtellungen zuweilen ſogar übertrieben. *)

---

*) E perchè in queſto loco cade molto à propoſito un precetto di Michel Angelo, non laſciero di referirlo ſemplicemente, laſciando poi l' interpretazione e l' intelligenza di eſſa al prudente lettore. Diceſi adunque che Michel Angelo diede una volta queſto avvertimento à Marco da Siena pittore ſuo diſcepolo, che doveſſe ſempre fare la figura piramidale, ſerpentinata e moltiplicata per uno, doe e trè. E in queſto precetto parmi che conſiſta tutto il ſecreto de

X. Alſo werden wir allenthalben in der Natur, wo dieſe aufwallende, emporſteigende Bewegung ſich zeigt, auch dieſe Linie finden?

C. Allenthalben, nur nach dem Maas der Bewegung, nach der Beſchaffenheit

---

la pittura. Imperochè la maggior grazia e leggiadria che poſſa haver una figura è, che moſtri de moverſi, il che chiamano i pittori furia de la figura. E par rappreſentare queſto moto non vi è forma piu accomodata, che quella de la fiamma del foco, laquale, ſecondo che dicono Ariſtotele e tutti i Filoſofi, è elemento piu attiuo di tutti e la forma de la ſua fiamma è piu atta al moto di tutte. Perchè ha il cono e la punta acuta, con laquale par che voglia romper l' aria e aſcender à la ſua ſfera. Si che quando la figura havra queſta forma, ſarà belliſſima. Il. ſ. Lomazzo Trattato dell' Arte della Pittura, Scoltura e Architettura. L. I. C. I. p. 22.

der Körper und Elemente verändert. Auch der Rauch, die Dünſte, ſteigen alſo auf. So die Wellen des im Sturm kochenden Meeres; ſo in ſanfteren Umriſſen der Kelch der Blume, ſo die Knoſpe, ſo die ſchönſte Knoſpe, die Roſe —

A. Und dieſe aufſteigende Bewegung iſt jedermann verſtändlich?

C. Sehr verſtändlich in allen Geſtalten. Wie man weiß, daß die Spitze ſticht, das Eckichte ſtößt, das Rauhe reibt, der Keil ſpaltet: eben ſo begreift ſich das Sanftaufſteigende und Niederfließende, das ſvelto.

A. Für eine ſchöne Sache, ein ſchöner Name. Svelto iſt gleichſam ſvegliato, aus der Ruhe geweckt, aufſtrebend; wogegen die gerade Linie feſt und ſtarr, aber ſicher ſtehet oder lieget. Alle Linien der Schönheit werden ſich alſo zwiſchen der Kreis- und geraden Linie finden, und jede in dem Maas, als ſie an Feſtigkeit oder an Bewegung Theil nimmt, auch jener oder dieſer ſich nähern?

C. Jede. Um je mehr ſich die Linie der geraden nähert, um ſo ſtandhafter und ſchwerer wird ſie; je leichter ſie ſich ſchwingt und fortſchwingt, deſto ausdrückender wird ſie für Bewegung. Vorausgeſetzt, daß ſie nicht als bloßes Spielwerk allein, ſondern als Natur der Sache an Körpern oder Figuren erſcheine. Indeſſen auch als Spielwerk verläugnet ſie ihren Charakter nicht, wie alle wohlgewählte Verzierungen zeigen. Die ſchönen Arabesken Raphaels und der Alten, ſelbſt die Verzierungen der Kunſt, die mit Zierathen am ſparſamſten ſeyn muß, der

Baukunſt, zeigen dies in den ſchönſten Erweiſen.

A. Man ſchrieb und ſprach einmal viel von der Schlangenlinie, als der Linie der Schönheit.

C. Der Name iſt unbeſtimmt, weil er nicht ſagt, in welcher Richtung und mit welcher Biegung die Linie ſich ſchwingen ſoll, ob einförmig oder abweichend. Anders ſchlängelt ſich die Schlange auf ihrem geraden Gange; anders wenn ſie ſich hebt, anders wenn ſie Ringe flicht u. ſ. Allgemein aber kann der Name nichts ausdrücken, als eine ſanfte oder ſtärker fortſchießende, endlich eine heftige Bewegung. *)

---

*) Schon Michel-Angelo dachte an die figura ſerpentinata, die er aber mit der piramidale, dem cono, der fiamma del foco verband. Parent unterſuchte die Linie der körperlichen

Warum ſoll ich mir aber bei Allem, was ſich ſanft wendet und windet, was ſich hebt und aufſteigt, oder ſenkt und niederfließt, bei Verjüngungen an Stengel und Stamm, an Aeſten und Baum, bei Convolveln, Knoſpen, Kelchen, Blättern und Früchten immer nur die Schlange denken? Unzählige Biegungen von der

---

Schönheit, des contours elegans, des inflexions douces et lentes mathematiſch; es war nicht fein, daß man ihn, der viele Gegner hatte, durch Spott abquäle. Zu unſrer Zeit brachte Hogarth, der nichts minder, als ein Mahler der Schönheit war, die Wellen- und Schlangenlinie, als den Contour des Reizes und der Schönheit in Bewegung, über deſſen Zergliederung des Schönen (überſetzt, Berlin 1754) der Anhang zu Hagedorns Betrachtungen über die Mahlerei (Leipz. 1762.) Th. 2. S. 795. eben ſo beſcheiden, als gründlich urtheilt.

Spirallinie und Conchoide an, alle Undulationen hindurch, ſind nach Beſchaffenheit des Zwecks der Bewegung den verſchiednen Geſtalten der Natur auf eine ſo eigne Art zugemeſſen, daß jede nur an ihrem Körper bedeutet, was ſie bedeuten ſoll. Keine Biegung, die zwiſchen dem Cirkel und der geraden Linie liegt, möchte ich ihres größeren oder kleineren Antheils am Ausdruck ſchöner Bewegung berauben.

A. Alſo gäbe es keine eigentliche Linie des Reizes?

C. Wenn dies Wort die Charis der Griechen, die venustas der Römer bedeuten ſoll, ſo hat man, dünkt mich, den Namen der zarteſten Bewegung hier gemißbraucht. Eine Linie drückt ſo wenig jeden Reiz jeder lebendigen Bewegung aus, ſo wenig ſich die Charis in zwei Geſtalten und Bewegungen gleich offenbaret.

A. Bleiben wir alſo bei unſern beſtimmten Körpern. Da wir Einen Körper der höchſten Feſtigkeit, den Würfel, Einen der vielſeitigſten Beweglichkeit, die Kugel fanden; wie? wenn beide ſich einander nähern, und gleichſam verſchmelzt werden ſollen, ſo daß jener von ſeiner feſten Unbeweglichkeit, dieſer von ſeiner leichten Allbeweglichkeit gleichviel aufgebe; was wird werden?

C. Ein Oval in einer ſanften Ellipſe. Es hat Beweglichkeit, aber nicht nach allen Seiten gleich, wie die Kugel; nicht in Einer einzigen Richtung, wie die Walze. Das Ei wälzt ſich und ruht, ein mit ſich ſelbſt beſchloſſener Raum, geweitet gleichſam zu einer ſtillen Entwicklung. Seine längere Axe iſt die Linie ſeiner Feſtigkeit, die kürzere ſein Diameter der Bewegung; die ſchönſten Proportionen ſind in ihm dem Auge ſichtbar, der taſtenden Hand begreiflich.

A. Wollen wir von zwei gegebnen Puncten einen Bogen aufführen, der ſich ſelbſt hält und träget, was wird?

C. Eine Cykloide; je leichter ſie ſich hält, deſto ſchöner. Aufgethürmt wird ſie eben ſo ſchwer anzuſehen, als gefährlicher und unſichrer zu ihrem Zweck, den ſie bei wachſender Aufthürmung kaum mehr erreichet.

A. Von zwei gegebnen Punkten laſſen wir einen Körper hinunterfließen, der ſich ſelbſt trage, was wird er?

C. Eine Cykloide. Zerrt man die in ſich ſelbſt ſchwebende Blumenkette, ſo zerreißt ſie, oder macht eine ſpitze unangenehme Geſtalt.

A. Wie die Geſtalt in Ruhe, ſo in der Bewegung. Schlägt man ein geſpannetes Seil, was erfolgt?

C. Eine Welle Schwingungen, an Geſtalt und Schnelle nach Verhältniſſen der Dicke und Spannung des Seils und nach der Kraft des Schlages verſchieden. Aber die Wellen legen ſich, die Schwingungen ermatten, bis im ſanfteſten Uebergange das Seil in ſich ſelbſt zurücktritt, und loſe geſpannt in der ihm eigenthümlichen Schwere zur Ruhe ſinket.

A. Schwingen wir das Seil —

C. Es erfolgt ein Gleiches, ebenfalls in zuſammengeſetztem Verhältniß.

A. Laſſen wir die Linie der Feſtigkeit ſelbſt, einen geraden Körper, einen Stecken, ein Lineal ſchweben, was ſuchen wir in ihm?

C. Seinen Schwerpunkt, damit er von beiden Seiten gleich ſchwebe. Iſt der Körper regelmäßig und von beiden Seiten gleich, ſo finden wir den Schwerpunkt in ſeiner Mitte; zu beiden Seiten wiegen ſich ſeine beiden Arme gleichförmig.

A. Wie nennen wir dieſe Wohlordnung einer Mitte zu ihren beiden Seiten?

C. Symmetrie. Wir ſuchen ſie bei jeder Breite und finden ſie mit Vergnügen. Die ganze Eurythmie der Baukunſt iſt auf ſie gebauet; in allen Geſtalten der Natur, in denen ein Mittelpunkt oder eine Mittelgeſtalt iſt, iſt ſie die Herrſcherin, die auf beide Seiten hinaus ordnet.

A. Dieſe zu finden, allenthalben zu finden, gewährt uns Vergnügen?

C. Auch der Blinde ſucht und findet ſie und genießt ihrer, wenn ihm gleich der ſchnelle Ueberblick des Auges fehlet; ſeine Wohlgeſtalt, eine auf ſich ſelbſt gegründete Conſiſtenz der Weſen ertaſtet er ſich langſamer, ruhiger, aber vielleicht ſicherer, feſter.

A. Sammlen wir dieſe Grundbegriffe, was für ein Reſultat geben ſie?

C. Das einfachſte, das wir denken können: denn die Natur handelt in Allem ſehr einfach. *Wohlgeſtalt, gefällige Form* der Körper iſt eine Verbindung ihrer Theile zu einem Ganzen, zu dem Ganzen, das dieſer Körper ſeyn ſoll, ſofern ſie unſerm taſtenden Gefühl oder unſerm Auge, das dem Finger unendlich zarter nachtaſtet, ein *ſanftes Gefühl* ihrer Ein- und Zuſammenſtimmung geben. Wohlgeſtalt iſt uns eine gefällige Faſſung und Zuſammenordnung der Theile eines Körpers zu ſeinem Ganzen. Da nun aus Ruhe und Bewegung die Harmonie der Natur zuſammengeſetzt iſt: denn der Körper ſoll in ſich beſtehen, und die ihn conſtituirenden Kräfte ſollen aus ſich wirken: ſo kann man ihn wie im Streit der Elemente empfangen, nachdem ſich dieſe friedlich geſchieden und in Biegungen umgrenzet, in ſeiner Beſtandheit gleichſam aus Ruhe und Bewegung zuſammengeſetzt denken. Je näher der geraden Linie, deſto mehr bezeichnet ſeine Geſtalt Feſtigkeit; je Biegungsreicher oder gebogner ſeine Formen, deſto mehr, auf- oder abſchwingend, ſind ſie Ausdruck ſeiner Bewegbarkeit. Da aber auch dieſe nicht ohne Mittelpunkt, ohne Achſe oder Brennpunkt ſeyn können, ſo ordnet ſich die Eurythmie der ſo verſchieden geſtalteten Körper nach dem Umfange, dem Mittelpunkt und dem Maas ihrer Kräfte. Den Inbegriff aller Linien, ſowohl der Feſtigkeit, als der Bewegungen, macht uns der Kreis, die Kugel ſichtbar; in ihr kann alles bezeichnet und zur Anſchauung gebracht werden: Ruhe in ihrem Mittelpunkt, Bewegung in ihrem Umkreiſe, in ihren Ausſchnitten und Beugungen, jede Art, jeder Grad der Bewegung, Feſtigkeit in ihrem Durchmeſſer, in jedem auf ihren Mittelpunkt geſtützten Winkel. Keine Linie, keine Geſtalt und Umgränzung der Natur iſt ein willkührliches Spiel; an Körpern iſt ſie, dem taſtenden Sinn ſogar, reeller Ausdruck ihres Weſens, ihres Seyns, zuſammengeſetzt aus Solidität und aus

Kräften, in Rückſicht auf Ruhe und Bewegung.

A. Alſo wirds bei allen Geſtalten auch ein Maximum ihres Daſeyns, einen Punkt ihrer Vollkommenheit geben?

C. Bei jedem Theil jedes Ganzen ſogar giebts ein Maximum ſeiner Art. Wo Regeln einander einſchränken, ſo daß, was nach Einer Regel zunimmt, nach einer andern abnehmen muß, wird immer ein Maximum oder Minimum, nach Rückſicht auf Mittel und Zweck, in Ruhe oder in Bewegung. Die ſinnliche Wahrnehmung dieſes Maximum in allen dahinſtrebenden Mitteln und Kräften iſt das Gefühl der Vollkommenheit eines Dinges, ſeine Schönheit.

B. Das Alles wird uns die kritiſche Philoſophie nicht zugeben. Das Wohlgefallen ihrer „Geſchmacksurtheile“ aus allen

Sinnen und Kräften der menſchlichen Natur, geſchweige aus dieſem ihr gewiß grobſcheinenden Organ iſt, „ohn' alles Intereſſe, ohn' allen Begriff; vom Begriff der Vollkommenheit ganz unabhängig, Gegenſtand eines nothwendigen, allgemeinen Wohlgefallens ohne Vorſtellung eines Zwecks am Gegenſtande, aus Gründen a priori."

C. Ueber das Leere und ſich ſelbſt Widerſprechende, über das Gemeine und Gemeinſte ſolcher Geſchmacksmomente ſollte man kaum ein Wort verlieren, da ſie blos zum Scherz und im Scherz aufgeſtellt ſcheinen. Eine Sänfte der Geſchmacksurtheile von vier logiſchen Funktionen, Quantität, Qualität, Relation und Modalität, die alle ohne Begriff ſind, getragen; die Sänfte hat weder Sitz noch Boden, und das Wohlgefallen, die Charis in ihr, auch ohne Be-

Begriff und Grund, die weder ſitzen noch ſtehen kann, mußte ſich auf die Straße des Gemeinſinnes verlieren. Wenn aber dabei die Träger dieſer „Geſchmacksurtheile“ ſo zudringend werden, daß, indem ſie ein „Schönes ohne Intereſſe, Begriff und Vorſtellung“ poſtuliren, ſie ein ſolches zugleich, als ein „allgemeines, nothwendiges Geſchmacksurtheil,“ ja gar als einen „Gemeinſinn“ aufdrängen, fodern, gebieten, ſo weiche jeder einer Philoſophie aus, die alle Philoſophie aufhebt. Ein allgemein-nothwendiges Wohlgefallen ohne Begriff und Vorſtellung des Zwecks als Baſis aller Geſchmacksurtheile vorausgeſetzt und poſtuliret, macht auch geneigt, ein ſolches Wohlgefallen ohne Begriff und Vorſtellung als ſubjectiv-nothwendig aufzudrängen und zu zürnen, wenn der Gemeinſinn ihm nicht beiſtimmt.

X. Laſſen wir alſo dieſe „Kritik des Schönen ohne Begriffe und Vorſtellung," und bleiben beim wahren Gemeinſinn, dem Urtheil aus Gründen: denn der natürliche Verſtand, den jene Kritik unter dem Namen des popularen Verſtandes tief hinabſetzt, vermißt ſich nie ohne Gründe zu urtheilen, ſo oft er ſich auch an ihnen betrüge. Einer blindgebohrnen Bäuerin ward die Frage vorgelegt: welcher Tiſch ſchöner, d. i. ihr angenehmer ſey, ob der viereckige oder der runde? „Der ovale, antwortete ſie: denn daran ſtößt man ſich weniger, als an den Ecken des andern, an ihm iſt alles auch angenehmer beiſammen" u. ſ. Dergleichen Urtheile über Wohlgeſtalt und Schicklichkeit der Theile zu einander, über das angenehm-Zweckmäßige der Natur- und Kunſtprodukte höret man im gemeinen Leden vom geſunden Verſtande allenthalben, wenn ſich der ſpielende mit Kritteleien und Wahnbegriffen aufhält. Woher dies? Die Natur hat uns allenthalben mit dem Angenehmzweckmäßigen und Zweckmäßigangenehmen ſo reich umgeben, und beide in einander ſo genau verſchmelzt, daß nur ein verwöhnter Sinn ſie trennen mag. Wir öffnen z. B. das Auge und ſehen den Himmel, was ſiehet auch der gemeinſte Sinn in ihm?

E. Ein ſchönes Gewölbe, ſo ſanft gebogen, die hohe Zeltdecke ſo gleichmäßig geſpannt und geründet, daß er nicht anders, als mit heiterm Blick zu ihr hinauf ſieht. Sie trägt ſich ſelbſt, die erhabne Hemiſphäre, am Ende des Horizonts geſpannt auf die ewigen Pfeiler der Berge. Beide Geſtalten, der Feſtigkeit und Schönheit, heben und ſtützen einander;

unter dieſem Dach wohnen wir, mit einer Abwechſelung der Nacht und des Tages, über allen Ausdruck erhaben und freundlich.

A. Die Luft, wenn in Stößen, oder in Wirbelungen der Sturm ausgebrauſet hat und ſie ſich ſanft zur Ruhe ſenket; noch webet das Laub, noch ſchwanken die Gipfel, bis auch ſie ermatten, noch horchend gleichſam, ob alles Feindliche ſchläft.

C. Das Meer, in prächtigen Wellen hob es der Sturm empor; unzählbar verſchieden waren ſeine Vertiefungen und Waſſerberge. Der Sturm ſank, und in den ſchönſten Uebergängen legen ſich unter ihm die Wellen zur glatten Fläche nieder. Ein Ocean ſchöner Formen in Ruhe und in Bewegung.

A. Am Himmel rollen die glänzenden Kugeln hinauf und hinab, Urbilder der ſanfteſten Bewegung im Lauf wie in der Geſtalt. Und dort ſteht am Himmel die zurückgeworfene Glorie der Sonne, der farbigflammende Bogen.

C. Auf der Erde Linien der Wohlgeſtalt, an jeder Hervorbringung derſelben in Ruhe und in Bewegung. Die ſpitzen Pfeiler des Himmels ründet die Zeit ab; ſanfte Linien fließen von Bergen zu Bergen. Man reiſet mit ihnen; das Auge hängt an ihnen und verfolgt ſie. Verhaßt wird uns eine zackige Gegend; eine nichtsſagende, charakterloſe wird uns langweilig. Wo die Natur ſich mächtig in Bergen, ſanft in Thälern bezeichnet, da fliegt unſer Muth in kühnem Traum empor, da wohnt im Buſen des Thals unſre ſtille Seele.

A. Im Thale ſchlängelt ſich ein Fluß. Als er vom Felſen herabſtürzte, und dieſe ganze jetzt ſchöne Vertiefung mit reißenden Fluthen bedeckte, nannte man die Gegend fürchterlich, grauſend. Die Waſſer ſanken; nach ewigen Regeln der Natur iſt des Stromes Bett ſanft bereitet. Da ſchleicht er, luſtwandelnd, aus- und ein- ſich beugend fort, und liebet und küßt die Gegend. Nach unwandelbaren Geſetzen der Natur ſind dieſe Umwandelungen erfolgt und erfolgen; wir mögen dieſe deutlich erkennen oder nicht, ihre Reſultate ſind uns vor Augen, ſie werden von unſerm Sinn erkannt, ſind unſerm Gefühl harmoniſch.

C. Dieſer Baum, in ſeinem Aufſtreben gerade, in Aeſten und Zweigen ſo vielartig und doch ſich ſelbſt ſo harmoniſch gebogen —

A. Im Bau und Umriß ſeiner Blätter, Blüthen und Früchte ſo vielfach und doch ſich ſelbſt ſo harmoniſch.

C. Vom höchſten bis zum niedrigſten, vom Palmbaum zum Mooſe, zum Schimmel, zur Flechte. Dürfen wir uns nicht freuen, daß wir in einer Welt der Wohlordnung und Wohlgeſtalt leben, wo alle Reſultate der Naturgeſetze in ſanften Formen uns gleichſam ein Band der Ruhe und der Bewegung, eine elaſtiſch-wirkſame Beſtandheit der Dinge, kurz Schönheit, als leibhaften Ausdruck einer körperlichen Vollkommenheit, ihr ſelbſt und unſerm Gefühl harmoniſch offenbaren? Höchſt reell und energiſch drängt uns die Natur allenthalben das Wahre und Gute, Realität in Wirkſamkeit und Beſtandheit, mit ihren Gründen und Folgen, mehr oder weniger von uns erkannt, aber erkennbar, ſelbſt auf. Dies fühlt unſer Sinn; wir genießen die Früchte dieſer harmoniſchen Zuſammenordnung; alles Unangenehme und Widrige, alle Leiden machen uns darauf auch wider Willen aufmerkend. Der gemeinſte Finger verſteht, daß eine Spitze ſteche, eine Schärfe ſchneide, daß alſo, wo die Natur dergleichen Glieder der Diſtel, dem Schwerdfiſch, dem Rachen des Ungeheuers verlieh, ſie auch an ihm Werkzeuge ſeiner Erhaltung durch fortſtoßende oder zermalmende Kräfte ſeyn ſollen, daß ſie ſich, als ſolche, die ſie ſind, reell darſtellen und unſerm Gefühl ſehr empfindlich werden. Auf gleiche Weiſe erkennet der Sinn und in ihm der Verſtand das Sanftgebogene, das mit ſich und dem Gefühl Uebereinſtimmende, das in ſich ſelbſt Beſchloſſene, Umſchränkte. Je mehr Ideen der Sinn dem Verſtande, in gehörigem Maas, in einer angemeſſenen Zeit gewähret, je tiefer, reicher, ausgedrückter dieſe Ideen ſind, deſto ſchöner erſcheint die Geſtalt dem Verſtande. Unſelig wäre das Geſchöpf, das in ewiger Disharmonie mit ſich ſelbſt und allen Einrichtungen der Natur lebte; es lebte nicht oder ſchmerzhaft; ſeine Exiſtenz iſt undenkbar. Flach und oberflächlich empfände ein Geſchöpf, das in allem Angenehmen ein *Quaſi-Nichts* empfände. Vor dieſer Scheinwelt ohne Begriff und Zweck wollen wir uns wie vor dem Tartarus ſcheuen, dem Reich der Schatten und Träume.

V. Sammlen wir dieſe Bemerkungen, ſo ergeben ſich daraus folgende Reſultate:

1. Was empfunden werden ſoll, muß *Etwas* ſeyn, d. i. eine Beſtandheit, ein Weſen, das ſich uns äußert; mithin liegt jedem für uns Angenehmen oder Unangenehmen ein Wahres zum Grunde. Empfindung ohne Gegenſtand und deſſelben Begriff iſt in der menſchlichen Natur ein Widerſpruch, alſo unmöglich.

2. Das *Seyn* oder die *Beſtandheit* eines Dinges beruhet auf ſeinen *wirkſamen Kräften* in einem *Eben- und Gleichmaas*, mithin auf ſeiner *Umſchänkung*. Bewegung und Ruhe conſtituiren ihm ein Maximum, und bei mehreren Gliedern oder Rückſichten mehrere Maxima, *Exponenten ſeines Beſtandes*. Wird dieſe Conformation zum dauernden Ganzen uns ſinnlich empfindbar, und iſt dies gefundene Maximum meinem Gefühl *harmoniſch*, ſo

iſt die Beſtandheit des Dinges, als eines ſolchen, uns angenehm; wo nicht, ſo iſts häßlich, fürchterlich, widrig. Die Selbſtbeſtandheit, d. i. das Wohlſeyn des Dinges ſteht alſo im Verhältniß mit meinem eignen Wohlſeyn, freundlich oder feindlich.

3. Der Punkt ſeines Beſtandes iſt eine Mitte zwiſchen zwei Extremen, gegen welche ſeine Kräfte ſich äußern; daher nun Symmetrie und Eurythmie in Verhältniſſen, die vom Einfachſten zur künſtlichſten Verwicklung hinaufſteigen. Je leichter und harmoniſcher das Gefühl dieſe Verhältniſſe wahrnimmt und ſich aneignet; deſto angenehmer wird uns die fremde, uns zugeeignete Beſtandheit. Es trifft auf den Punkt ſeines Wohlbeſtandes, ſeiner Schönheit. Je ſchwerer, je disharmo-

uliſcher; deſto entfernter, häßlicher, fremder iſt uns die Geſtalt.

4. Da aller Beſtand der Körper auf Gleichmaas beruhet; ſo ſind in Anſehung deſſen gerade Linien ſein bedeutendes Maas. Da aber alle Kräfte ſich äußern und aus ſich treten und widerſtehn, wo ihnen andre oder das ganze Univerſum entgegenſtrebet: ſo werden Umſchränkungen, Grenzen der Dinge eben ſo bedeutend uns in Biegungen gegeben, die vom Kugelumfange an bis zum letzten ermatteten oder ermattenden Druck auf einer Ebne reichen. Jedem verſtändigen Gefühl ſind dieſe Linien durch ſich verſtändlich: denn ſie bezeichnen reell den Ausdruck jeder Bewegung, im Stoß und Druck, im Reiz und Reiben, wie in der ſanfteſten Berührung; vom Stich an bis

zu dem leiſeſten Druck faſt überirdiſches angenehm nahender Empfindung.

5. Da jede Empfindung vom leiſeſten Anfange zum Maximum hinauf, und bis zum unmerklichen Ausklange hinunter ihre Bahn durchläuft, und die Geſetze jeder Bewegung ihr hierin gleichförmig oder widrig seyn müſſen; ſo giebt das Verhältniß Einer zur andern Bewegung Harmonieen und Disharmonieen, die jedem feinern Gefühl empfindlich werden. Die ſanfteren Auf- und Abgänge ſind ihr die angenehmſten, wenn nicht eine höhere Regel dazwiſchen tritt und ihr Ungeſtüm ſowohl rechtfertiget als auflöſet. Alles dies wird wahrſcheinlich in den Geſtalten und Bewegungen lebendiger Weſen durch alle Reiche der Natur ſichtbar werden; wie wäre es, wenn wir uns in dieſe

Lehrſchule abgemeſſener ewiger Naturgeſtalten begäben?

A. Es wäre zu früh, da wir die Geſetze unſrer feinſten Sinne, des Geſichts und Gehörs noch nicht durchgangen ſind und die Medien noch nicht kennen gelernt haben, durch welche dieſe am Univerſum Theil nehmen. Hier alſo geht unſer Weg.

3.

Vom

Schönen und Angenehmen

der

Umriſſe, Farben und Töne.

A. „Heil, heilig Licht! Quell des Lebens! Offenbarerin der Schönheit, Tagesbrunn!“ Mit jedem Tage ſollten wir jene aufgehende Morgenſonne alſo anreden; wir wollen ſie aber, ſo viel an uns iſt, beſſer preiſen. Kennen wir etwas reineres, holderes, erfreuenderes, als das Licht?

C. Alle Nationen nennen es die Quelle der Schönheit. Vom Glanz, vom Schein leitet unſre Sprache das Schöne ab; es erſcheinet. Wie Gold glänzt es ins Auge und leuchtet.

A. Was giebt uns das Licht?

C. Sich ſelbſt: verborgen iſt ſeine Pracht und Kraft, mit allen ihren Heilbringenden Wirkungen und Wundern. Indeſſen, das fühlen und wiſſen wir alle, die Empfindung zu erwecken, die Schöpfung zu regen, zu reizen, das iſt des Lichtes ewiges Amt. Allem Lebendigen ſchafft die Sonne Thätigkeit und Genuß, die Wärme eines fröhlichen Daſeyns. Ohne jene mächtige Lebenskugel empfänden, genöſſen wir nicht.

A. Was ſtehet dem Licht gegenüber?

C. Finſterniß. Wie das Licht mit ſich ſelbſt Leben giebt und zeigt, beſeligend und befruchtend; ſo iſt Finſterniß das Gegentheil von ihr in Allem; ſie giebt nichts und zeigt nichts, alles Lebendige verſchlingt ſie oder bindet es mit ſchweren Feſſeln.

B. Da behaupten wir vielleicht zu viel, meine Freunde: denn ob die Finſterniß blos eine Lichtberaubte oder eine Räuberin des Lichts ſey, wer mag darüber entſcheiden? Der Blindgebohrne, der nie das Licht ſah und ſeine Wirkungen aufs Auge nicht kennet, hat eigentlich ſo wenig ſinnlichen Begriff von der Finſterniß, als vom Licht; wir leihen ihm ſolchen. Licht und Finſterniß ſind Gegenſätze, die einander ausſchließen; das Wirkſame des Lichts kennen wir; ob die Finſterniß auch wirke? mich dünkt, das laſſen wir noch unentſchieden.

A. So bleibe es vorjetzt unentſchieden. Was wirket, was giebt das Licht dem Auge?

B. Die Erfahrungen der Blindgebohrnen, die ſehend wurden, haben es gezeigt, nichts als eine erleuchtete

Fläche, auf ihr Umriſſe, d. i. Figuren und Farben. Wie eine Bildertafel ſtand die Welt vor ihnen da, oder vielmehr wie ein bunter Teppich lag ſie auf ihrem eröffneten Auge. Neugebohren mußten ſie die Dinge, die ſie als Körper mittelſt des Gefühls wohl gekannt hatten, als Bilder auf der Fläche erſt kennen lernen. Die Entfernung derſelben gleichfalls: denn nur körperlichen Raum kannten ſie, auch den fühlbaren Flächenraum nur an Körpern. Jetzt, da ihnen eine Welt von Umriſſen in mancherlei Diſtanzen auf Einer ſichtlichen Fläche vorgeſtellt ward, mußten ſie jene körperlichen Darſtellungen mit dieſen gemahlten Vorſtellungen vergleichen, beide zur Identität knüpfen, aus Merkmahlen des mehreren Lichts, des dunklern Schattens, durch Hülfe mancherlei oft trügender Erfahrungen, Urtheile auf Nähe und Ferne der Dinge wagen, ſich alſo eine ſichtliche Welt harmoniſch der fühlbaren erbauen: Kinder, Schwachſehende thun es noch; in Fällen, wo beide Sinne mit einander zu ſtreiten ſcheinen, haben wir alle keine andre Auskunft, kein Mittel zur Vereinigung der Sinne, als das Gefühl leibhafter Formen. Das Geſicht alſo auf einem gemahlten Flächenraum giebt uns nur Umriſſe, Figuren, Formen.

C. Giebt es damit nicht gnug? Nicht etwa nur eine neue Sprache, ein verkürztes Alphabet für jene im Dunkeln ertaſtete Gefühle, deren Objekte es auf eine Tafel mahlt, und den Körper in eine projicirte Fläche verwandelt: ſondern — heilige Macht! das allgegenwärtige Licht ſchafft uns gleichſam auf einmal zu Allgegenwärtigen um. Eine Welt von Gegenſtänden, die wir im Dunkeln uns langſam, oft vergeſſend, ſelten vollſtändig hervortaſten, oder aus den Aeußerungen andrer Sinne nur ahnen mußten, ſtellet Ein Lichtſtral dem Auge, und dadurch der ganzen Seele, wie ein großes Mit- und Nebeneinander vor, nach ewigen Geſetzen geordnet.

A. Welches wären dieſe ewigen Geſetze? Wir treten vor die heilige Lichttafel der Schöpfung.

C. Zuerſt und vor Allem Haltung. Ein Punkt iſt der hellſte im Auge und im Object; auf ihn fällt der Lichtſtrahl. Zu allen Seiten treten die Objekte in verſchiedne Grade der Helle und Dunkelheit; dadurch wird eine unveränderliche Ordnung des Mit- und Nebeneinander im ſichtlichen, wie dort im körperlichen Raume. Ein Punkt, der Lichpunkt entſcheidet. Dort ertaſtete ſich das Gefühl eine Mitte mühſam; es ermaaß aus ihr Symmetrie, Verhältniſſe in Wirkungen ſtrebender Kräfte, zwar ſicher, aber dunkel und langſam; hier ſteht alles auf einmal da in hellgezeichneten Linien und Figuren. Eine Zauberhand, der Finger der Gottheit zeichnet ſie uns vor.

A. Darf die Einbildungskraft mit dieſen Geſetzen der Haltung ſpielen?

C. Ein Künſtler, der mit der Haltung des Lichts zu ſpielen gedächte, wäre ein Wahnſinniger, der Spott einerndtete, vom gemeinſten Auge. „Er kann ja nicht ſehen, wird man ſagen; ſonſt würde er nicht ſo zeichnen.“ Haltung der Figuren in ihren Gliedern, Zuſammenſtellung derſelben neben-, vor-, hinter einander; allgemeiner Zuſammenhalt derſelben im Hell und Dunkel; und wo es Farben gilt, die

Beobachtung jeder Localfarbe, die Verſchmelzung, der Wiederſchein derſelben; in Anſehung des ganzen Gemähldes endlich die Harmonie aller mit allen Farben, ſind unerläßliche Pflichten eines Zeichners und Farbengebers. Die kleinſte Abweichung, geſchweige ein willkührliches Spiel, eine phantaſtiſche Behandlung derſelben, zernichtet ſeine ganze Kunſt.

A. Dieſe unzerſtörliche Haltung alſo, dieſe Ordnung der Dinge neben-, vor-, hinter einander, iſt ſie Quell einer angenehmen Empfindung?

B. Einer der angenehmſten, indem ſie uns ein Vieles auf Einmal, und zwar im richtigſten Maas, in den beſtimmteſten Gegenſätzen und Schranken vor die Seele bringt, und ſo lange wir wollen, feſthält. Der taſtenden Hand entwich ein Theil nach dem andern; dieſe

Ordnung ſtehet da, und wenn ich den Geſichtspunkt verändere, ſehe ich ein neues, eben ſo feſtes und reiches Gemählde, von einer neuen, endlich von allen Seiten.

C. Setzen wir hinzu, daß mittelſt des Lichtſtrals, wo meine Hand nicht hintaſten kann, mein Auge hintaſtet. Den ganzen Umriß ſchöner Geſtalten empfängt und umfängt es; es reicht durch Wolken, durch Hüllen und Gewande. Wenn ihm der innere Bau des Körpers bekannt iſt, ſiehet es durch die Haut das Spiel der Muskeln, den Knochenbau, den Lauf der Adern, mittelſt des Lichtſtrals taſtend.

D. Vor allem aber, es ſiehet in jedem Einzelnen das Eins, ein Ganzes. Dies ſieht es, früher als einzelne Theile, in allen Theilen auf Einmal, und fließt ſodann vom Ganzen auf ſeine Glieder: Die hellſte Syntheſis, ein unwandelbares Eins zu conſtituiren, iſt das Geſchäft des Sinnes, dem wir die größte Wandelbarkeit zuſchreiben, und ſeines Mediums, des Lichts. Durch Einen Punkt trifft es, faßt zuſammen und bindet. Giebt es eine klärere, feſtere, ſchönere Einheit, als dieſen Punkt der Licht-Einheit? Da nun kein Lichtpunkt ohne Ausſtralung nach allen Seiten, kein Punkt im ſichtlichen Raum ohne Weiten und Räume zu allen Seiten hingedacht werden kann; welche Welt unzerſtöhrbar-heller Harmonie und Ordnung tritt vor uns!

X. Wenn dieſe Welt der Haltung alſo ſich aus ihrer Haltung nicht bringen läßt; ein deſto leichter Spiel hat wohl die Einbildungskraft mit den Farben? Ein tändelnder Licht- und Luftgenius hat ſie vielleicht auf die Körper geworfen, und tändelt fort mit ihnen; warum ſollte die Phantaſie dieſer Genius nicht ſeyn und mit ihnen ſpielen?

C. Das wird niemand ſagen, der je ein Prisma verſtändig in die Hand nahm. Die Farben, was ſie auch ſeyn mögen, folgen einander in unverrückter Reihe; ſie flieſſen aus- ſie wandeln ſich in einander; kein Brechen und Beugen kann dieſes untrennbare Syſtem ändern, das in ſich ſo feſt ſteht, als jedes andre Syſtem körperlichgeiſtiger Erſcheinungen und Kräfte.

B. Ich wünſchte darüber eine nähere Erklärung.

C. Unverwirrbar folgen in ihren Abſtufungen auf- und niederwärts die Farben von Blau zu Gelb, von Gelb zu

Roth auf einander, wie wir ſie bei jeder Flamme des Lichts mit und ohne Prisma wahrnehmen können; ſie bilden ein unzerſtörbar Syſtem, eine Scala.

B. Sie glauben alſo, da Sie nur drei Farben nannten, nicht an Newtons ſieben einfache Farben?

C. Gern glaube ich, wenn ich nur wüßte, wo das Einfache anfanget oder aufhört? Daß meinem Auge das Farbenſyſtem der Natur nur bis auf einen gewiſſen Grad bemerklich werde, daß meine Hand manche zu ſehr aus einander ſtehende Farben dergeſtalt nicht miſchen kann, daß ihre Mittelfarbe erſcheine, beweiſet weder, daß dieſe Farben an ſich rein, noch daß jene an ſich höchſteinfach ſind: denn was wären höchſteinfache Farben? Was mir als Farbe erſcheint, entſpringt aus dem Lichtſtral, d. i. aus einer ſich ausbreitenden Flamme, deren jeder Theil nach ihrer Natur wirken: Roth, das schnellste, das im ersten Feuer, das wie, nach schnell weggenommener Flamme, zuerst erscheint, auch dem Prisma am wenigsten brechbar; Blau, das schwächste und bleibendste, daher es vielfältig gebrochen werden kann; Gelb mit Blau gemischt, giebt grün, mit Roth andre Farben. Nach der Bildung meines Auges kann die Erscheinung nicht anders seyn: denn wenn mein Sehnerve in allen Punkten und Graden seiner Reizbarkeit harmonisch erregt und thätig gemacht werden sollte; so entstand in ihm die Scala der Farben natürlich. Könnte ich jede Farbe aufs neue nuanciren, so bekäme ich statt sieben (und warum sieben?) siebzigmal sieben Farben in immer derselben feineren Farbenscala. Wie durch Einen reinen Ton der Musik uns unzerreißbar ihre Tonleiter in allen Tönen und Tonarten gegeben iſt, ſo im Lichtſtral oder in ſeinem irdiſchen Repräſentanten, der Flamme, nach einem feſten Syſtem alle, d. i. unendliche Farben, jede mit jeder gegeben, keine ohne die andre denkbar. Tobias Mayer hat aus Miſchungen der drei Hauptfarben 819 Farben deduciret. *)

A. Alſo muß auch das Angenehme der Farben ein Syſtem ſeyn?

C. Nicht anders. Jede Farbe, ſo reiner ſie uns erſcheint, deſto angenehmer. Weiß vor Allem: denn es iſt der Repräſentant des Lichts; es ſtralet zurück alle Farben. Sodann in großen Gegenſätzen,

---

*) S. Tob. Mayer. de affinitate colorum in opp. ej. ineditis Vol. I. p. 31. Göttingen 1775.

obwohl mit gleichem Wohlgefallen **roth** und **blau**; weßwegen auch mehrere Nationen dieſe die ſchönen Farben nennen und ſie beiden Geſchlechtern zutheilen; feſtes **Blau** dem Mann, zartes **Roth** dem Weibe. **Grün** iſt eine gemiſchte, **gelb** ein Caricato der Lichtfarbe; die andern feiner gemiſchten ſind Uebergänge, auf denen das nicht verwöhnte Auge weniger ruhet, die es nur als Uebergänge angenehm betrachtet. Die grauen ſchmutzigen Farben, inſonderheit wo das ſchöne Weiß und Roth befleckt erſcheint, (das feſtere Blau kann mehr ertragen) mißfallen ihm; die zu bunt gemiſchten verwerrenen Farben ſind ihm widrig, alles nach Geſetzen des Lichts und ſeines feinen Clavichords, des Auges. *)

---

*) S. **Mengs** Gedanken von der Schönheit. Zürich 1774.

B. Darf ich, ob wir gleich die Finſterniß oder das Schwarz von unſrer Unterſuchung ausſchließen, dieſem ſchwarzen Weſen oder Unweſen eine Lobrede halten? Es ſcheinet mir, wenn das Licht, der glänzende Vater des ganzen Farbenſyſtems iſt, die Mutter der Farben. Als Licht die Finſterniß beſtrahlte, ging jenes tiefe Blau aus ihm hervor, in welchem auf den höchſten Gebürgen Mond und Sonne herrlicher ſtrahlen, als unſer Auge je ſie ſah. Es ſcheinet ſchwarz und mußte ſich tief herablaſſen, eh es zu irdiſchen Farben gelangte. Danieden mit Licht gemiſcht, webte es den grünen Teppich der Erde, aus welchem nach vielen Verarbeitungen des Lichtes endlich auch die Lilie, die Roſe, die goldne Sonnenblume hervorſteigen konnte. Ganz aber ließ es ſich ſein Antheil an Bekleidung der Welt nicht

nicht nehmen; auch dunkle Blumen färbten ſich; ein Theil des Menſchengeſchlechts, der ſinnlichſte, der geſchlankſte, kleidete ſich in ſeine Farbe. Von Anbeginn an ward das Regiment der Schöpfung zwiſchen Licht und Dunkel getheilt; da ſitzt ſie, die Nacht, die Verſöhnende, und bewahrt die Grenzen der Schöpfung.

8. Der Lobrede, im Scherz oder Ernſt geſagt, bleibe ihr Werth: allerdings gehört zu einem Satz ein Gegenſatz, wie zu einer Mitte zwei Extreme. Das wirkſame Weiß, „das alle Stralen fortſendet, beziehet ſich endlich auf Etwas, das alle Stralen verſchlingt; in beiden erſcheint abermals ein Maximum und Minimum ſeiner Art, wie wirs bei den Objekten andrer Sinne bemerkten. Gäbe es aber nicht einen Haupt-Unterſchied zwiſchen den Empfindungen dieſes und der

vorigen Organe, den wir bisher überſahen? Beym leidenden Gefühl, beim Geruch und Geſchmack ward das Objekt oder Theile deſſelben mit uns Eins; wir haßten und liebten, begehrten und ſcheueten in- und für uns. Auch bei dem taſtenden Gefühl war noch kein Medium zwiſchen uns und dem Gegenſtande, den wir unſrer Natur zueigneten —

C. Hier aber ſteht zwiſchen uns und dem Gegenſtande das wirkſame Medium rein und unwandelbar da, in ihm ſelbſt die Regel zeigend, zu der unſer Organ geformt iſt; allerdings ein großer Exponent zu Aufhellung unſrer Begriffe des Angenehmen und Schönen. Verkürzt muß dieſem Sinn das körperliche Objekt wie eine Flächenfigur erſcheinen, damit es in der ſicherſten Haltung nach Licht und Schatten, in Linien und Farben von ihm gefaßt werde, damit das Auge verſtändig ſehen lerne. Sein Angenehmes wird hiermit ein fortgehendes Werk des zeichnenden ewigen Verſtandes.

A. Wollen wir alſo nicht, um dieſen Exponenten, ein abgeſetztes reines Medium kennen zu lernen, dem viellehrenden klaren Sinn des Geſichts ſogleich ſeinen Bruder, das Ohr, zuführen? Wir treten damit in eine neue Welt ein.

C. Für mich eine dunkle Welt. In ihr ſchwinden nicht etwa nur körperliche Formen, ſondern auch Umriſſe, Figuren, Raum und das Licht ſelbſt. Wir ſteigen zu einem Tartarus nieder.

A. Der goldne Zweig, und die heilige Flamme und Orpheus Leier ſollen uns begleiten. Wir ſteigen ins Gebiet der Töne, zwar eine unſichtbare Welt; was haben wir aber verlohren? Nicht als Aeußerlichkeiten der Dinge, Form, Umriß, Figur, Raum; vom Innern erfahren wir durch ſie wenig, und dies Wenige nur durch ein Zurückkommen auf uns ſelbſt. Dies Innere, unſre Empfindung, bleibt uns.

* * *

A. Wenn Dinge um uns her uns ihr Inneres nicht andeuten, ſondern ankündigen wollen, wodurch geſchieht es? wodurch kann es allein geſchehen?

E. Durch einen leeren Schall?

A. Durch einen nicht leeren Schall: denn jeder Schall iſt ausdrückend, alſo mehr als andeutend. Er drückt ein Inneres aus; er bewegt ein Inneres.

Hören wir uns ſelbſt und die Natur. Wodurch äußert ſich die allgemeinſte, allverbreitete Kraft der Körper?

L. Durch Bewegung: mittelſt dieſer offenbaret ſie ſich ſelbſt in Wirkung.

A. Und dieſe Bemerkung wird erregt?

L. Von außen durch Bewegung, Anſtoß, Schlag oder ſonſt Antrieb eines Körpers.

A. Wie nennen wir den Körper, der geſtoßen ſich widerſetzt und ſich wiederherſtellt?

L. Jenen einen harten, dieſen einen elaſtiſchen Körper. Alle harte Körper ſind bis zu einem Grad elaſtiſch.

A. Geſtoßen, elaſtiſch ſich wiederherſtellend, giebt nicht jeder Körper einen Schall? Iſt nicht ein Medium da, das dieſen Schall aufnimmt, fortträgt und andern harmoniſchen Körpern mittheilt? Was iſt alſo der Schall anders, als die Stimme aller bewegten Körper, aus ihrem Innern hervor? ihr Leiden, ihren Widerſtand, ihre erregten Kräfte andern harmoniſchen Weſen laut oder leiſe verkündend. Tönen die Stimmen aller dieſer Bewegten und Widerſtrebenden alle gleich?

C. Bei weitem nicht. Anders tönt das geſchlagene Metall, anders die gerührte Saite. Anders liſpelt das Rohr, anders ruft die geläutete Glocke, anders die Tuba.

A. Und alle doch unſerer Mitempfindung verſtändlich. Auch das ſtumpfſte Ohr vernimmt den Unterſchied zwiſchen dem Trommelſchlage und dem Laut einer Glocke, zwiſchen dem Trometenhall und dem Seufzen der Laute. Thiere ſogar ſind dem Schall dieſes oder jenes Inſtruments empfindlich. Und leidenſchaftlichen gefühlvollen Menſchen! Ihnen ſeufzet der Wind, ihnen ächzt das Lüftchen. Sind uns nicht Beiſpiele bekannt, da einſame, bewegte Menſchen, die ein Wort, einen Laut oder Geſang im Gemüth trugen, dieſen im Winde, im Schall jeder Bewegung hörten? So viele Geſchichten und Gedichte dieſer gerührten Einſamen, die Lieder und Selbſtgeſpräche Fürchtender, Hoffender, Liebender ſind dieſer Empfindung voll; und wer anders, als eine Muſik- und Melodieloſe Seele wäre in den bewegteſten Zuſtänden ſeines Lebens davon frei geweſen? Spricht alſo die ganze bewegte Natur mittelſt des Schalles oder Lauts zu harmoniſchen Weſen: (denn auch die kleinſte Bewegung, wenn wir ſie vernehmen könnten, würde nicht ohne Laut ſeyn:) ſo iſt an unſrem Mitverſtande, an unſrer Mitempfindung mit der Stimme lebendiger Mitgeſchöpfe wohl nicht zu zweifeln.

V. Gewiß nicht. Die Luft, der Wald iſt voll Geſanges, und jeder Aufmerkſame vernimmt ſie. Sein Daſeyn, ſeinen innern Zuſtand, ſeine Sorge, Leid, Gefahr, Schmerz, ſeine Freuden zu verkündigen hat ja das Thier nichts anders, als Stimme und Gebehrden. Jedes mitempfindende Thier verſteht ſie. Bemerken wir nun, wie genau Stimme und Gebehrden zuſammenhangen, da beide lebendiger Ausdruck Einer Sache, des innern Seyns, der im Geſchöpf erregten Veränderung und Leidenſchaft ſind! Man ſehe den Vogel, wie er ſingend geſticulirt und durch beides ſeine Empfindung ausdrückt. Man ſehe und höre den krähenden Hahn, den brüllenden Löwen. Dem Naturmenſchen ſind Stimme und Geberden wie Eins: es koſtet ihm Mühe, Eine ohne die Andre zu gebrauchen, weil beide Ausdruck Einer Sache ſind, deren Eine, die Geberde, dem Geſicht, die andre, Stimme, dem Ohr zu vernehmen giebt, was das empfindende Geſchöpf im Innern fühlet. Auch in der Einſamkeit ſpricht, ſingt, ruft, geſticulirt der leidenſchaftliche Menſch, ohne Rückſicht darauf, daß man ihn höre. Es iſt der natürliche Ausdruck ſeiner Empfindung.

A. Wenn der Schall alſo ein allgemeiner Ausdruck der bewegten elaſtiſchen Natur iſt, was wird körperlich ſeine Eigenſchaft ſeyn? Wird er ſich nicht in Wellen bewegen?

B. Die elaſtiſche Natur der ſchallenden Körper und der Luft als einer Trägerin des Schalles fodert dieſes. **Zeitmäſſig** werden dieſe Wellen erregt werden, in Verhältniß der Länge oder der Geſtalt, der Dicke oder Spannung der vibrirenden Körper.

A. Hier ſchlägt alſo unſer goldne Zweig. Zwei Analogieen zwiſchen Licht und Schall liegen vor uns, obgleich in der größten Verſchiedenheit beider Sinne und Mittheilungsweiſen. Wie das Licht ſich ſelbſt als den großen Erwecker der Thätigkeit **ſichtbar** zeigte, ſo Schall, der große Verkündiger und Erreger der Leidenſchaften in der Natur **unſichtbar**. Dieſer erweiſet ſich **erſchütternd, regend**; jenes, das Licht, ſanft-**reizend**. Wie das Licht **Fläche**, d. i. eine unzerſtöhrliche Haltung im Raum, ein Nebeneinander, bereitet und Figuren darauf zeichnet; ſo der Schall Dauer, eine unzerſtöhrliche Haltung in Zeitmomenten nach einander, in denen wiederkommende Stöße der Bewegung ſich offenbaren. Wie nennt man die harmoniſch mit- und nachklingende Töne auf der geſpannten Saite?

B. Conſonanzen. Die Saite hat nach Zahl und Verhältniß conſone Punkte, zwiſchen welchen die Diſſonanzen unerweckt liegen.

A. Jene alſo, um in der Sprache der vollſtimmigen Natur zu reden, ſobald elaſtiſch der Ton erklingt, erheben ſich gleich- oder einſtimmig zum Widerſtande; der Zeit ſowohl als ihrer inneren Art nach ſind ſie wie jene Figuren im Raum nach einer unwandelbaren-feſten Ordnung da, ſich zugleich offenbarend. Accord heißt dieſe Haltung. Mit jedem klingenden Ton tönt alles Gleichförmige mit; bis zu einer unerreichbaren Höhe und Tiefe tönen die Conſonanzen nach- und zu einander. Hohe Geſetze der unwandelbaren Natur! Ein Odeum, ein Saal ewiger Harmonieen, in denen wir bis zum Unmerklichen, Unverfolgbaren hin, leben. Uniſon und conſon folgen die Töne, ſie folgen nach ewigen Verhältniſſen aus der Beſtandheit und widerſtehenden Kraft der Körper. Alles will bleiben, was es iſt und ſtellet ſich wieder her; alles Gleichartige hilft ihm dazu und ſteiget mit auf. Die Stimme, die dies ankündigt, nennen wir Accorde, im weitern Umfange Conſonanzen.

C. Irre ich nicht, ſo wird hiemit eine dritte Analogie, unabtrennlich von Jenen, zwiſchen Farben und Tönen kennbar, nämlich die Tonleiter, Scala, vermittelſt dieſer Verhältniſſe auf ſich ſelbſt ruhet. Wir nennen ſie Scala, weil ſie auf einer Saite, dem Monochord, ſich unſerm Ohr hinauf und hinab ſtufenweiſe offenbaret; eigentlich aber ſind, wie dort mit Einem Sonnenſtral alle Farben, ſo mit Einem angeklungenen Ton alle Töne auf- und niederwärts gegeben. Statt ſieben könnten wir ſieben und ſiebenzig nennen, und ſie beſchlöſſe doch derſelbe Tonkreis, aus welchem und über welchen unſer Ohr nicht hinaus kann. Es iſt mit ihm umſchloſſen, es iſt zu ihm gebildet. Ich ahne jetzt, worin das Weſen und die Anmuth nicht nur der Harmonie, ſondern auch und vorzüglich der Melodie ruhe?

B. Der Grund der **Harmonie** entdeckte ſich im Bau der Körper ſelbſt, in den jeden erklungenen Ton begleitenden Mittönen; bei der gerührten Saite und in Chladni's Verſuchen bei geſtrichenen Glastafeln wird ſie ſogar dem Auge ſichtbar. *) In einfachen Verhältniſſen, in leicht zu faſſenden Proportionen erſcheinen die Töne und ſind berechnet. Was die **Melodie** betrifft (ich geſtehe es gern), haben mich weder Rameau noch Tartini ganz befriedigt; Rouſſeau's Zweifel gegen dieſe und andere Theoriſten ſchei-

---

*) S. **Rameau** traité de l' harmonie edit. de d'Alembert-Diderot, principes generaux de l' Acoustique. (Oeuvr. philosoph. T. VI.) Chladni Entdeckungen über die Theorie des Klanges. Leipz. 1787. Eine Schrift voll merkwurdiger Beobachtungen.

nen mir gegründet. *) Ueberhaupt will mir das bloße Zählen der Verhältniſſe, das Meſſen der Intervalle, als Erklärung des Wohlgefallens der Seele an der Muſik, ſo wenig zu Sinn, daß ich vielmehr durch dieſe Zahlmeiſterei, wenn die Muſik nichts anders wäre, auf immer von ihr abgeſchreckt würde. Wer zählt, wer mißt wohl, wenn er die Freuden der Muſik aufs innigſte und lebhafteſte empfindet? Höre man einen Tonkünſtler im glücklichſten Feuer phantaſiren, ſehe man ihn mit Genie und Enthuſiasmus componiren; er iſt mit andern Dingen beſchäftigt, als mit Rechnen und Zahlenſchreiben. Kaum zu begreifen iſts, wie die Seele eines Glucks, Mozarts,

---

*) Rouſſeau Dictionaire de Muſique, hin und wieder.

Haidn u. ſ., ſolche Zaubereien auf Einmal dachte und hervorbrachte.

A. Ob wir wohl keine Tonkünſtler ſind, ſo müſſen wir doch, da wir alle das Organ in uns haben, das dieſe wunderſam-ſchnellen Kräfte empfindet, es wiſſen, d. i. unſer Bewußtſeyn muß es uns ſagen, ob unſer Vergnügen an der Muſik im Zählen und Rechnen beſtehe, oder worin es liege? Beſtünde es aber darin (in der Natur iſt alles nach Verhältniſſen geordnet), warum wollten wir nicht auch rechnen, wenn ohne Rechnen keine Muſik Statt fände? Zumal wenn die Natur uns dies Rechnen ſo leicht gemacht hätte, daß wir nicht nur keiner Anſtrengung, keines Zahlenſchreibens dabei bedürften, ſondern durch das bloße Empfangen dieſer goldenen Münzen mit einem

Reich-

Reichthum von Empfindungen, wie mit Wellen der Freude übergoſſen würden. Die Natur hätte ſodann ſelbſt für uns gerechnet. *) Laſſen Sie uns ohne ſpitz-

---

*) Auch den Unbegriff, daß unſer Vergnügen an der Muſik aus Zahlenſchreiben entſtehe, hat man Leibnitz aufgebürdet, ihm, der für die Muſik ein großes Gefühl hatte, und ſie würdig angewandt wünſchte. Wenn er irgendwo ſagt, daß die Seele bei der Muſik ihr ſelbſt unbewußt rechne, ſo zeigen eben dieſe Worte „ihr ſelbſt unbewußt“, daß er dabei etwas Höheres, als ein trockenes, nichts ſagendes Zahlenſchreiben dachte. Euler in ſeinen Briefen an eine deutſche Prinzeſſin (Br. 8.), ſetzt das Vergnügen der Muſik ins Errathen des Sinnes des Componiſten, als eines Pantomimen, mithin in die fortwährende Auflöſung eines Räthſels. Ce plaiſir vient donc de ce qu'on devine pour ainſi dire les vues et les ſentimens du compoſiteur, dont l'execution, en tant qu'on la juge heureuſe, remplit l'eſprit d'une agré-

findige Theorie unſre Unterſuchung fortſetzen, wie die Verkündigerin des Leidens und Widerſtandes in der körperlichen Natur, die elaſtiſche Bewegung wirke. Sie wirkt doch reell, d.i. ſich ſelbſt ausdrückend?

---

able ſatisfaction. C'eſt à peu près une ſemblable ſatisfaction, qu'on reſſent en voyant une belle Pantomime, où on peut deviner par les geſtes et les actions, les ſentimens et les discours, qui en ſont repreſentés et qui executent outre celà un beau deſſein. Cette enigme du Ramoneur, qui a tant plu a V. A. me fournit auſſi une belle inſtance etc. Voilà à mon avis les vrais principes, ſur lesquels ſont fondés tous les jugemens ſur la beauté des pièces de muſique; mais ce n'eſt que l' avis d' un homme, qui n'en entend rien du tout etc. Die letzten Worte des beſcheidnen Mannes entſchuldigen das Unhinreichende ſeiner Hypotheſe, die übrigens ihre Aufgabe doch nicht ganz verfehlet.

B. Höchſt reell. Nichts in der Natur drückt ſich ſtärker aus, als eine erſchütterte Macht.

A. Ein Stoß erſchüttert den Körper; was ſagt ſein Schall?

B. „Ich bin erſchüttert; ſo vibriren meine Theile und ſtellen ſich wieder her.“

A. Sagen ſie dies auch uns?

B. Durch und durch ſind wir elaſtiſche Weſen; unſer Ohr, die Gehörkammer unſrer Seele iſt ein Akroaterion, eine Echokammer der feinſten Art.

A. Wenn alſo ein einzelner Ton aufweckt; was thun abgeſetzte einzelne Töne?

B. Sie erneuen und verſtärken die Erſchütterung; ſie wecken, wie eine Tuba, wiederholt auf.

A. Und langgezogene, anhaltende Töne?

B. Sie dehnen die Empfindung, indem die Erſchütterung anhält. Sie wirken ungemein mächtig.

A. Und wachſende oder abnehmende, ſteigende oder ſinkende Töne, ein langſamer oder ſchneller, ernſthafter oder hüpfender, andringender, zurückweichender, hart- oder weicher, gleich- oder ungleichmäſſiger Fortgang der Töne, d. i. der Stöſze, Schläge, Hauche, Wellen, der Rührungen und Vergnügen, was wirken ſie auf unſer Gemüth?

B. Gleichartige Regungen, wie jeder die Müſik begleitende unwillkührliche Ausdruck unſrer Affekten zeigt. Das Leidenſchaftliche in uns (το θυμικον) hebet ſich und ſinkt, es hüpft oder ſchleicht und ſchreitet langſam. Jetzt wird es andringend-, jetzt zurückweichend-, jetzt ſchwächer-, jetzt ſtärker gerührt; ſeine eigne Bewegung, ſein Tritt verändert ſich mit jeder Modulation, mit jedem treffenden Accent, geſchweige mit einer veränderten Tonart. Die Muſik ſpielt in uns ein Clavichord, das unſre eigne innigſte Natur iſt.

A. Es iſt doch nicht etwa P. *Caſtels* Farben- oder ein Bilderclavier, was in uns gerührt wird?

B. Keine Bilder! Was hätten Bewegungen des Gemüths, Schwingungen und Leidenſchaften unſrer innern elaſtiſchen Kraft mit Bildern? Das hieße, Töne *mahlen*.

A. Empfindet jeder ofne Naturmenſch eine ſolche Wirkung der Töne?

B. Man ſollte glauben. Eine gewiſſe Muſik macht alle traurig; eine andre raſche, hüpfende, macht alle raſch, luſtig, hüpfend. Dieſer kann zu dieſer, jener zu jener Muſik von Natur geneigter, nach ſeiner jetzigen Stimmung aufgelegter ſeyn; er kann nach ſeinem Körperbau und Charakter im Mehr und Weniger des Schnellen und langſamen, des Hart- und Weichen, des Heftigen und Gelinden, des Muntern und Schweren verſchieden empfinden, und ſeine Muſik darnach eingerichtet wünſchen; die Grundcharte der Empfindungs- und Tonarten aber liegt einſtimmig in Aller Gemüth. Die Nationalmelodien jedes Volks enthüllten ſeinen Charakter.

2. Zugleich aber auch die Stufe ſeiner muſikaliſchen Bildung. Nicht etwa nur, wie durch Töne dieſe Nation bewegt werden will, ſondern auch wie ſie bewegt werden kann oder bisher vergnügt wurde, zeigt die Natio-

nalmuſik jedes Volkes. Gewiß haben ſich bei allen Völkern oder Menſchen nicht gleichviel Gänge der Bewegung, der Leidenſchaften und Töne entwickelt; ihr leidenſchaftliches Gemüth iſt nicht auf gleiche Weiſe urbar gemacht, ihre Elaſticität nicht auf Einerlei Wegen, nicht in gleichen Graden geregt worden; daher dann das verſchiedne Urtheil über die verſchiednen Wirkungen dieſes oder jenes Stücks, dieſes oder jenes Vortrags.

Manche träge Völker ſteigen in wenigen Conſonanzen auf- und nieder; andre, berauſchte, drehen grob oder hüpfend ein Rad ſogenannter Sangweiſen umher, nach denen ſie hüpfen und laufen. Leichtere, feinere, inſonderheit Bergvölker ſchwingen ſich am kühnſten Seil auf und nieder; feſt und leiſe treten ſie auf jede kleinſte Sproſſe des Baums der Töne. Wodurch, meynen wir, hat die Natur dieſe *leichte Sicherheit* unſrer innern Elaſticität bewirket? Etwa durch Harmonie allein?

B. Die liegt freilich, wie die feſten Verhältniſſe der Baukunſt, aller Muſik zum Grunde; da ſie aber die ganze Muſik, ihre Kraft und Wirkung nicht ausmacht, ſo muß der *beſondre* Weg, den jetzt dieſe und keine andre Empfindung in *ihrer* Eigenheit, nach *ihrem* Maas und Ziel, in allen Wendungen ihrer Kraft nimmt, ſteigend und ſinkend, nachlaſſend und widerſtrebend, ſtark und ſchwach, raſch und ermattend, in einer *Regel* enthalten ſeyn, einer ſichern Regel.

A. Läge dieſe nicht vor uns? Der Cyklus, der alle Töne und Gänge durch ein unauflösliches Band dergeſtalt knüpfe, daß mit Einem Ton uns alle gegeben ſind, und in ihm nicht nur Melodie, ſondern der Gang aller Melodien möglich wird, auf einer feſtbeſtimmten, hochſichern Tonleiter, wäre dieſer nicht Regel? Was unter den Linien die gerade Linie, unter den Figuren das Quadrat oder Rectangel war, die Baſis der Richtigkeit, aus welchen allein aber keine Form beweglicher Schönheit entſpringen konnte, das iſt in Tönen die Harmonie, gleichſam die Baukunſt der Töne, aus welcher aber auch eben ſo wenig die viel-bewegliche Melodie der Leidenſchaften entſtehen könnte, wenn jede Empfindung nicht in dieſem feſtumſchloſſenen Tonkreiſe ihre Curve, ihren Brennpunkt, ihr Ziel und Maas hätte. Die ganze Anzahl von Linien, die zwiſchen der geraden und dem Kreiſe liegen und dort Linien der Schönheit waren, ſind in dieſer Kunſt melodiſche Gänge, jeder in ſeiner Bahn mit jedem andern unvertauſchbar, alle aber von Einer ewigen Regel, dem Tonkreiſe gebunden. Dieſer ſtehet und bleibt; unzählige Melodieen, d. i. Schwingungen und Gänge der Leidenſchaft ſind in und mit ihm gegeben.

V. Gute Ausſicht! Troſt für den, der fürchtete, daß in der Muſik bereits Alles erſchöpft ſey. So lange Leidenſchaften in der menſchlichen Bruſt ſind, ſo lange jede Empfindung in Tönen ſpricht, und jede Nation auf ihrer Stufe der Ausbildung ſich derſelben gemäß ausdrückt, werden mit den ſieben uralten Tönen neue und neue Lieblingsmelodieen ertönen. Wie ſtehets nun aber mit dem Meſſen und Zählen in dieſem ſo feſt gebundnen Syſtem, das ſo zahlreiche, ja unzähliche Tongänge frei läßt?

Univ. Bibl.

1. Nicht wir zählen und meſſen, ſondern die Natur; das Clavichord in uns ſpielt und zählet. Iſt dies mangelhaft, hörten wir keine andern Gänge, keine reinern Töne, als Schälle und Klänge, ſo urtheilen wir nicht feiner, als wir empfinden. Wird unſer Ohr reiner geſtimmt, wir lernen feiner unterſcheiden, in freieren Schritten den Gang unſrer Empfindung üben, ſo wird innerhalb der ſieben Töne, aus welchen wir nie gelangen, in jedem muſikaliſchen Werk eines Meiſters uns ein neues unendliches Vergnügen bereitet. Wie ſich bei dieſem und keinem andern elaſtiſchen Druck dieſe und keine andre Gegenwirkung offenbart: ſo beim Anklange jeder Leidenſchaft, beim Schwunge jeder Empfindung. Aberglaube wäre es, Zahlen und Zeichen beimeſſen wollen, was Dem allein gilt, was Zahlen und Zeichen

bezeichnen, der Regung des Gemüths, der Empfindung. Die muſikaliſche Skala war da, eh' Pythagoras ſie maas; der Gang in ihren Verhältniſſen, die Energie der Natur wirkt, ohne daß unſer Gemüth bei jedem Tritt die veränderte Bewegung ſignire. Wer nicht rein und beſtimmt die Scala, an der wir auf- und nieder ſteigen, in ſich hat, deſſen ſtumpfem Ohr, deſſen falſcher Stimme, deſſen misgreifender Hand, deſſen gelehrt-mißſtimmtem Inſtrument wird Eulers ganze Muſiktheorie zum muſikaliſchen Gefühl nicht helfen.

C. Der Farbenbogen ſtand, dünkt mich, doch heller da, als dieſe Scala.

A. Nicht heller. Dort wie hier kommts auf das Organ an, mit welchem man Töne oder Farben wahrnimmt. Von Farben ſpricht Jeder, der auch nicht ſiehet; ſo ungefähr nennt er blau, was nur nicht ſchwarz, roth, was nur nicht gelb iſt, und urtheilt. Zu den Nüancen der Farben gehört ein ſo geübtes Auge, wie zu Empfindung der Zwiſchentöne ein feingeübtes Ohr. Keinem Sinn kann durch Zahl und Zeichen bemerklich gemacht werden, was er nicht ſelbſt empfindet. Uebrigens iſts Wohlthat der Natur, daß ſie uns bei Tönen wie bei Farben in dies leicht begreifliche feſte Syſtem geſchloſſen, ſowohl um uns in Ordnung zu halten, als uns das Meiſte und Schönſte auf die leichteſte Weiſe mitzutheilen. Beide Medien enthüllen uns mittelſt einer das Weltall umſchlieſſenden Regel, jenes ein ſichtbares, dies ein hörbares All, eine Weltordnung.

B. Und wie ein Inſtrument ausgeſpielt wird, indem von der Hand des Meiſters deſſen elaſtiſche Lagen und verſchloſſene Gänge geöffnet werden, ſo wollen wir dieſer Regel zufolge, unſer Ohr und Auge, jedes durch Erziehung für ſein Weltall bilden. Sehr angemeſſen gaben die Griechen dem größeſten Theil ihrer praktiſchen Muſenkünſte den Namen Muſik: denn durch ſie ſollten die Empfindungen und Leidenſchaften ihrer Zöglinge harmoniſch erweckt und geordnet, melodiſch geleitet und fortgeführt werden; ſo bilde ſich auch unſer Gemüth, unſer Ohr und Auge.

A. Auch hier finden wir uns alſo unter dem allgewaltigen Geſetz des Naturſchönen, als eines Maximum, das zwiſchen zwei Extremen ſich ſelbſt beſchränket. Zu- und abnehmende Empfindungen werden von einer elaſtiſchen Kraft hervorgebracht, von einer Regel geleitet, von unſerm Gefühl harmoniſch ſich angeeignet. Was ſagt die Kritik hierüber?

B. Was ich ihr nachzuſagen mich kaum getraue. Sie findet zwar, „als Künſte des ſchönen Spiels der Empfindungen eine angenehme Farben- und Tonkunſt;" nur weiß ſie nicht, „ob Farbe und Ton blos angenehme Empfindungen, oder an ſich ſchon ein ſchönes Spiel der Empfindungen ſeyn, und als ein ſolches ein Wohlgefallen an der Form in der äſthetiſchen Beurtheilung bei ſich führen." *) Sie bleibt ungewiß, ob ſie die Muſik für „das ſchöne Spiel der Empfindungen durchs Gehör oder angenehmer Empfindungen" erklären ſoll. **) „Durch lauter Empfindungen ſpreche ſie ohne

---

*) Kritik der Urtheilskraft. S. 208. 209.

**) S 210.

Begriffe, ſey alſo mehr Genuß, als Cultur, und habe, durch Vernunft beurtheilt, weniger Werth, als jede andre der ſchönen Künſte. Nur den unterſten Platz nehme ſie unter dieſen ein, weil ſie blos mit Empfindungen ſpielt, indeß die andern Künſte ein Product zu Stande bringen, und von bleibendem, ſie aber nur tranſitoriſchem Eindruck ſey. *) Alles wechſelnde freie Spiel der Empfindungen, die keine Abſicht zum Grunde haben, vergnügt indeß, weil es das Vergnügen der Geſundheit befördert; z. B. das Glücksſpiel, Tonſpiel und Gedankenſpiel. Das Tonſpiel fodre blos den Wechſel der Empfindungen, deren jede ihre Beziehung auf Affekt, aber ohne den Grad eines Affekts habe und äſthetiſche Ideen rege mache. Muſik und

---

*) S. 216. 218.

und Stoff zum Lachen ſeyn zweierlei Arten des Spiels mit äſthetiſchen Ideen, oder auch mit Verſtandesvorſtellungen, wodurch am Ende nichts gedacht wird, und die blos durch ihren Wechſel lebhaft vergnügen können, wodurch ſie ziemlich klar zu erkennen geben, daß die Belebung in beiden blos körperlich ſey, und daß das Gefühl der Geſundheit durch eine ihrem Spiel correſpondirende Bewegung der Eingeweide, das ganze für ſo fein und geiſtvoll geprieſene Vergnügen einer aufgeweckten Geſellſchaft ausmachen. Nicht die Beurtheilung der Harmonie in Tönen oder Witzeinfällen, ſondern das beförderte Lebensgeſchäft im Körper, der Affekt, der die Eingeweide und das Zwergfell bewegt, mit Einem Wort, das Gefühl der Geſundheit, welche ſich ohne ſolche Veranlaſſung ſonſt nicht fühlen läßt, machen das Vergnügen aus, welches man dabei findet, daß man dem Körper auch durch die Seele beikommen, und dieſe zum Arzt von jenem brauchen kann.“ *)

C. So iſt doch die ſchöne Kunſt, die „ohne Intereſſe und Vorſtellung der Zweckmäſſigkeit allgemein-nothwendig wirken ſoll,“ die Muſik, noch zu Etwas dienlich! Zur heilſamen Erſchütterung des Zwergfells und zur geſunden Verdauung in einem unintereſſirten, rein äſthetiſchen Gedankenſpiele.

---

*) S. 221.

4.

Von
der Bedeutſamkeit
lebendiger Geſtalten
zum
Begriff der Schönheit.

---

x. Statt daß bei den niedern Sinnen Subjekt und Objekt in der Empfindung gleichſam Eins wurden, fanden wir im vorigen Geſpräch bei unſern feinern Organen, dem Geſicht und Gehör το μεταξυ, ein Medium, das zwiſchen den Gegenſtand und den Empfindenden trat, jenen, den Gegenſtand, ausdrückend oder abbildend, dieſem, dem Empfindenden, den Aus- oder Abdruck harmoniſch zuzählend. Mit Recht nannten wirs alſo den Exponenten der Verhältniſſe zwiſchen dem Object und Subjekt, und bei angenehmen Empfindungen den Schlüſſel ihrer Harmonie.

1. Das Licht, angenehm und erfreuend durch ſich ſelbſt, zeigte uns eine große Bildertafel, eine Welt von Umriſſen in der feſteſten und zugleich leiſeſten Haltung. Es webte uns einen Teppich von Figuren, und machte uns auf Einmal ein Hemiſphär gegenwärtig, das keine Macht der Natur, als die Finſterniß, zerreißen konnte. Durchs Auge wurden wir allgegenwärtig in dieſem Halbkreiſe: denn alles, was uns das Licht zeigt, ſofern es uns ſolches zeigt, iſt ſichtliche Wahrheit. Dem taſtenden Gefühl war dieſe ganze Welt fremde.

2. Der Schall, angenehm und erregend durch ſich ſelbſt, verkündigte uns die innere Erſchütterung elaſtiſcher, uns gleichgeſtimmter Weſen. Widerſtand aller conſonen Theile bis zur Wiederherſtellung waren ſein Ausdruck, unſerer Elaſti-

cität harmoniſch. Er gab uns alſo das Gefühl nicht nur des Zuſammenhanges in der empfindenden Natur für den Augenblick, ſondern indem der Ton ausklang, und ſeine conſone Klänge nachhallten, ein Gefühl der Dauer, und bei jedem wiederkommenden Ton einer neuen Dauer der Empfindung, mithin eine unzerreißbare Folge der Momente, worin das Weſen der Melodie lag. Unſer Gemüth und Ohr wurden in eine Zeitfolge hingezogen, forthörend. Dem Geſicht war dieſer erregte Zuſtand und Zuſammenhang innerer Empfindungen fremde.

In beiden Sinnen waren Licht und Schall weder Objekt noch Subjekt: ſie ſtanden aber zwiſchen beiden, und erzählten Dieſem, was an oder in Jenem vorginge, ihm harmoniſch oder disharmoniſch.

Dies erregte Gefühl war *Begriff* von der Sache, wie durch dieſen Sinn der Empfindende ſie erlangen konnte, mithin Wahrheit.

Beide Medien hatten eine *unwandelbare Regel* in ſich, dem Organ harmoniſch. Das Licht entfaltete einen *Farbenkreis*, der Schall einen *Tonkreis*, unſern Organen zuſammenſtimmend geordnet. Wie man ihn ſich denken müſſe, ob als Kreis oder Bogen, als Scala oder Pyramide, gehöret nicht hieher; genug, die Regel iſt da, und auf ſich ruhend, in ſich beſchränkt und in jeder Nuance ausdrückend, bedeutend. Sie iſt für den Sinn, der Sinn für ſie bereitet.

Beide Exponenten, als eine Regel des Wahren und Schönen, auf die Geſtalten der Körper anzuwenden und dabei unſer Gefühl zu befragen, was ihm dieſe Form, jene Geſtalt, an ihrem Ort, im Reich ihrer Zuſtände und Momente bedeute, dies ſey jetzt unſre Frage. Sie wird uns beantworten, ob es eine Empfindung des Schönen ohne Begriffe, ein Zweckmäßiges ohne Zweck, einen Gemeinſinn des Schönen ohne Verſtand gebe.

Wenn wir eine rohe gemiſchte Steinart anſehen, was vermiſſen wir an ihr?

C. Geſtalt. Wir fragen, wie der Granit, der Gneiß, die Wacke bricht. Entdecken wir keine urſprüngliche Form in ihnen, ſo ſehen wir ſie nur als eine ὕλη, eine gehärtete, gemiſchte Maſſe an, bei deren Beſtandtheilen wir wieder nach der ihnen weſentlichen Form fragen.

A. Finden wir, daß z. B. der Sandſtein aus zuſammengekütteten Körnern beſteht —

C. So erneuet ſich die Frage über die Geſtalt des Sandkorns wiederum, bis wir dieſe entdecken, und ſie in ihrer Art ſich ſelbſt harmoniſch finden.

A. Dieſe gefunden, wofür gilt uns die Form?

C. Für das Geſetz der Beſtandheit dieſes Körpers. Iſt ſie regelmäßig, ſo gefället ſie uns noch mehr.

A. Wenn ſich nun bei einem Stein noch mehrere unſern Begriffen harmoniſche Eigenſchaften finden, z. B. Härte, Glanz, eine reine, ſogar Feuerbeſtändige Farbe u. ſ.?

C. Auch ohne Abſicht auf Nutzen oder Gebrauch iſt er uns ſchön. Ein Kind ſchon lieſet die bunten, glatten, ſonderbar gebildeten Kieſel mit Vergnügen am Ufer; Mineralogen erfreuen ſich an Steinen und Kryſtallen, an Salzen, Metallen, Erden, und ſuchen in jeder Art das ſchönſte Exemplar. Die Liebhaber der Edelgeſteine endlich — wer weiß nicht, wie viel höher und theurer der Diamant über der Holzkohle ſteht, die, wie er, im Brennpunkt verfliegt, vielleicht auch dem Urſprunge nach ſeine Schweſter.

A. Liegen allen dieſen Liebhabereien Begriffe zum Grunde?

E. Ohne Zweifel. Auch ein Kind weiß, warum es ſeinen bunten, glatten Kieſel ſchön nennt; der Mineralog, der Juwelier, der Steinſchneider, die Liebhaberin des Schmuckes noch vielmehr. Jedem iſt das Seine aus Begriffen ſchön, ſo weit dieſe auch von einander abweichen mögen; und jeder dieſer Begriffe enthält etwas Zweckhaftes, zur vermeinten Vortreflichkeit oder Vollkommenheit der Sache in harmoniſcher Beziehung auf den Wahrnehmenden gehörig. Welche Freude haben Kryſtalliſationen den Menſchen gemacht! Welchen Neid haben Edelgeſteine erreget! Und dann, das ſchöne Gold, auch außer ſeinem Gebrauch, wie ſchön iſts! —

A. Und doch, wie unglücklich war Midas, unter deſſen Händen alles zu Golde ward! wie unglücklich waren manche Beſitzer großer Kleinodiengewölbe! Laſſen Sie uns aus dieſen Paläſten der Todten, wo alles Schöne in Glanz, Pracht, Farbe, Form, Dauer, Seltenheit u. ſ. beſtehet, in die Gefilde des Lebens eilen. Wer freuete ſich nicht, wenn er durch lange Wüſten, auf ungeheuern Felſen und Sandbänken, oder durch

Aſche und Lava ging, der erſten Blume, die er ſah? Iſt doch dem Menſchen ſchon im Geſtein das Wahnbild eines ſproſſenden Baums erfreulich.

⁂

V. Willkommen alſo, liebliche Blume! allen Nationen ein Bild der Schönheit und des zu bald verblühenden Reizes. Ungeſehen ſchlagen ſich deine Wurzeln in den Boden, und ſuchen irdiſche Nahrung; Du ſelbſt aber, feine lebendige Geſtalt, aufſprießend und ſanft geſchwungen, athmeſt die Luft, ſaugeſt das Licht, Blätter ſproſſend und Knospen. Je höher hinan, deſto geläuterter, feiner; bis endlich mit geſammleter ganzer Macht du zeigſt, was du biſt, was du vermagſt. Da ſtehet die

Krone deines Lebens, dein Werk, die *Blüthe*, eine Brautkammer der Liebe, eine Erziehungs-, Schutz- und Nahrungsſtäte der jungen Pflanze. Ihr opfert die grünende Mutter all' ihre Kraft; auf dem Gipfel dieſer mütterlichen Triebe erſcheint ſie ſelbſt in voller *Schönheit*, d. i. in der ganzen Wirkſamkeit ihrer Kräfte, hinter welcher ſie allmählich welkt und ſinket. Ihre zarte Geburt bewahrt die Natur ſodann, unſcheinbar zwar, aber feſtumſchloſſen und in ſich geordnet auf. Sie hat ihr Amt vollendet. Wenn Menſchen ſich an der Blume erfreuen, ſo iſts, weil ihre Organe mit der Geſtalt und Wirkung dieſes lieblichen Weſens übereinſtimmen; wo nicht, ſo blühet ſie, ihnen unbemerkt oder widrig, ihr ſelbſt aber gnügend. Der Flor der Blume iſt immer ſchön, die *volle Erſcheinung ihres Wohl-*

ſeyns, ihrer ſie darſtellenden Kräfte.

A. Die Schönheit der Blume iſt alſo (um in unſrer Sprache fortzufahren) das Maximum ihres eigenthümlichen Daſeyns und Wohlſeyns; uns iſt ſie ſchön, wenn unſre Empfindung dies Maximum harmoniſch ſich zueignen darf und gern zueignet. Wie die Blume, ſo der Baum —

B. Eine in die Luft erhobne Welt, ein Wald von Blüthen. Sein Stamm, ſeine Aeſte bereiten eine höhere Region den Früchten und Zweigen, die ſtatt des gröberen Bodens der Nährerin Erde jetzt auf ihm gedeihen. Zwar ſind dieſe Früchte in ihrer Wohlgeſtalt, in ihrem Dufte und Geſchmack, im ganzen Glanz ihrer Farben urſprünglich nicht für uns, ſondern für den Kern da, den ſie nähren und bergen; andre Gewächſe bedecken ihn mit ei ner harten Schale, mit Spitzen und Stacheln, uns nicht ſo angenehm, in ſich aber eben ſo ſelbſtbeſtändig und ſchön und dem Innern wohlthätig. Unſer Sinn und Gemüth ergreift das Schöne, wo ers findet. Er ſpricht: du biſt *mein*! denn ich empfinde deine Eigenſchaften mir harmoniſch!“

A. Verſtehet auch der gemeinſte Sinn dieſe Naturſprache?

B. Er verſtehet ſie, weil ſie die Sache ſelbſt iſt. Annehmlichkeit und Schönheit der Blumen, der Früchte u. ſ. ſind ihm Ausdruck ihrer Geſundheit, ihres Wohlſeyns, harmoniſch ſeinen Organen. Alle Völker der Erde kennen dieſe Sprache und gebrauchen ihre Bilder. Wem vergleicht ſich die Jugend am liebſten? in welchem Leben ſiehet ſie ihr eigen Schickſal? Was bedeutet der Blumenkranz der

Jungfrau? Die Gleiche ſchmücket ſich mit ihres Gleichen. Eben ſo fühlet der Jüngling ſich im aufſtrebenden Baum; alle Naturvölker beweinen den Tod ihrer Söhne unter dieſem Bilde. Weiter hinauf im Leben giebt der Mann Schatten und neigt ſeine Fruchtzweige allmählich nieder; endlich der Greis? Jener berühmte Unglückliche *) blieb zurück bei einem oberhalb verdorrten, unten grünenden Baum, und betrauerte in ihm zum voraus ſein eignes Schickſal.

⁂

A. Aus dem Garten der Schönheit in Blättern und Bäumen, in Blüthen

---

*) Swift.

und Früchten wollen wir ins naſſe Reich Neptuns hinabſteigen; wohnt Schönheit auch hier?

C. Wie ſie in dieſem Element, ihm harmoniſch, ſich bilden konnte. Waſſer iſt ein ſchweres Element, dichter als die Luft, immer beweglich. Die zarten Umriſſe und Biegungen, die der Baum mit ſeinen Blüthen und Zweigen in der freien Himmelsluft gewann, wird man unter den Wellen in dem Abgrunde nicht erwarten, wo nach des Sylphen Ariels Liede alles „verwandelt wird zu Korallen und Perlen.“ Auf geharniſchte Formen alſo, auf wunderbare, und wo es die Bildungsſtäte zuließ, auf ſchöne Wölbungen, alle mit dem lebendigen Begriff ihrer örtlichen Beſtändheit gezeichnet, werden wir uns Rechnung machen dürfen. Die äußerſten Regionen, wo Erde und Meer ſich miſcht, zeigen, wie in andern Uebergängen zweier Naturreiche in einander ſo auch hier ein unſerm Gefühl *Doppelartiges*, mithin dem erſten Anblick *Häßliches*, Fremdes. Und doch ſind auch dieſe *Uebergänge*, wenn man ſie näher betrachtet, und ſich an ihren Anblick gewöhnt, äußerſt leiſe, dem zwiefachen Element harmoniſch geordnet. Die Schildkröte, der ſcheußliche Krokodill, andre Amphibien, die uns ſo widerlich, ſo ſchrecklich erſcheinen, ſind, wie mit dem Compaß in der Hand, für ihre Elemente gebildet.

A. Ob ſich dies unſerm Gefühl Widrige nicht in Claſſen bringen ließe?

E. Offenbar widrig iſt uns

1. *Was kriecht und ſchleicht.* Wir ſehen es als ein niedriges Geſchöpf

des Schlammes, des Staubes an, für dem man ſich hüten müſſe, das uns nachſchleicht, vielleicht nachtrachtet.

2. Alles *Schlammartig-Zerflieſſende*, in dem wir keine feſte Bildung wahrnehmen. Das Gefühl ſchaudert vor ſeinem ungegliederten Körper zurück, und ergötzt ſich lieber an der ihn umſchließenden Muſchel, an ſeiner Silberſchale.

3. Wo die Gebilde *zweier Elemente*, das Land- und Seethier ſich, gleichſam widrig, in einander fügen. An Haupt und Bruſt ein Geſchöpf der Erde, ſchleppt es Glieder des Meeres nach; unſerm Gefühl disharmoniſch. Ungeachtet der mütterlichen Triebe einer Seekuh, ungeachtet des ſinnreichen Kunſtbaues der Biber kann unſer Auge ſich mit ihrer Geſtalt kaum verſöhnen. Iſt vollends die

Geſtalt des Amphibiums fürchterlich; ſtehet es, wie der Hippopotamus, rieſenhaft da, ſo iſt es uns gräßlich.

A. Alſo von Schlamm und Ufer hinweg, wo die ſchaffende Natur gleichſam beengt war, ins freie Meer reiner Meeresgebilde, wornach urtheilt hier unſer Gefühl?

E. Schöne Gebilde des Meeres dünken uns alle zu ihrer Wirklichkeit, d. i. zum Leben in ihrem Element rein und frei und froh gebildete Geſtalten. Als lebendige Fahrzeuge, als Schwimmer erſcheinen ſie uns, wo Schiff und Schiffer Eins iſt, durch die Wellen hindurch gleitend. Ihre vertheidigenden Inſtrumente hat die Natur meiſtens dahingelegt, wo das bewehrte Geſchöpf ſich Bahn macht und die Wellen durchſchneidet; obgleich oft auch Seiten und Rücken des lebendigen Schiffs im freien Element des Waſſers ganz gerüſtet und bewehrt worden. Außer dieſen Waffen der Noth aber, in wie ſanften Linien iſt die Geſtalt der Meeresbewohner hinabgeleitet! Der Fiſch ſchwebt und wiegt ſich auf ſeinen Meeresflügeln, und ſchießt hinunter und fährt hinauf, und ſtreicht und ſteuert. Ein unerreichbares Urgebilde lebendiger Schiffsbaukunſt. Betrachten wir dabei ſeine Empfindungswerkzeuge, das farbenreiche Auge, mit dem er in ſeinem gläſernen Hauſe hinauf-, hinab- zu allen Seiten ſieht, und in ſeinem Element alle Gegenſtände runder, größer wahrnimmt; von innen ſeine zarte Structur, von außen, bei ſo vielen Gattungen, die Glanzreichen, Kunſtvollen Schuppen und Farben; ſo ſcheint er uns, was er auch iſt, eine lebendige Darſtellung des ſilbernen Meeres ſelbſt zu ſeyn, das ſich in ihm nicht etwa nur abgeſpiegelt, das ſich verkörpert in ihm hat, und, wenn man ſo ſagen darf, ſich in ein Gefühl ſeiner ſelbſt verwandelt. „Es rege ſich, ſprach die Stimme der Schöpfung, das Weltmeer, mit Leben und Bewegung, und es geſchah alſo.“ Das lebensſchwangere, immer bewegliche Element, mit allen ſeinen lebendigen Kräften fuhr zuſammen; was Fühlbarkeit in ihm war, ward organiſirtes Gefühl, lebendige Geſtaltung, eine dieſer Waſſerwelt harmoniſche, thätig-genießende Empfindung. Die kleinſte Silberſchuppe auf dem Rücken des Fiſches, wie die ganze Symmetrie ſeines Baues, Alles, was an ihm iſt und zu ihm gehöret, iſt Ausdruck deſſen, was er Kraft ſeines Elements ſeyn konnte, lebendige Darſtellung ſeines innern und äußern elementariſchen Daſeyns in Verhältniſſen, Kräften, Gliedern.

* * *

B. Mir iſt ein morgenländiſches Buch in die Hände gefallen, Geſpräche eines Menſchen mit den Bewohnern aller Elemente, das auf dieſelbe Vorſtellung hinausgeht. Ein Bewohner der höchſten Gebürge, ein Raubvogel ſaß vor dem Betrachtenden da; mit ſcharfem Blick ihn anſchauend ſprach er alſo: „Was haſt du mit mir, fremdes Weſen? Was Dir die Natur gab, hat ſie mir verſaget. Von deinem taſtenden Gefühl, von deiner über und über empfindlichen Oberfläche, von deinem Munde, deinem Gaum weiß ich nichts; mit ſtruppigen Federn bedeckt, mit Schnabel und Klaue bewaffnet, berühre ich deinen Erdboden kaum, gehorchend in meiner Region andern Sinnen und Trieben. Blick und Geruch ſchaffen mir eine Welt; für ſie bin ich gebildet." So ſprach er mit dem Elephanten, dem Papagei, dem Wallfiſch; ſie ſprachen alle aus ihrer Welt, aus ihren Elementen.

A. Und doch ſprach immer nur Er, der Menſch in ihnen; im Namen Aller führt der Menſch dieſe Geſpräche. Er ſetzt ſich, ſo weit er kann, in jede Natur, und wo ihn durch dunkeln Abſcheu oder durch ungehörige Annäherung zu ſich die Sinnlichkeit nicht verlockte, wird er ein Beurtheiler der Welt, ein Richter ihrer Wohlgeſtalt und Schönheit. Sieh, da flattert eine Fledermaus; was ſagte ſie dem Morgenländer?

B. „Aus dem Chor der Vögel in die Schaar ſäugender Erdemütter verbannt, ziſchte ſie, bin ich ein Doppelgeſchöpf zweier Naturreiche, zur Region der Finſterniß gehörig. Schwarz wie die Nacht, und mit allen leiſen Fühlbarkeiten der Nacht begabet, ſitze ich in meiner Dunkelheit und rauſche hervor, furchtſamkühn, in ungewiß ſchwachem Fluge. In dieſem Fluge ſuche und ſcheue ich das Licht, mit einer unglücklichen Anhänglichkeit an Menſchen und Thiere geſtraft, ſie zu ſchrecken und auszuſaugen.“

C. Ein Doppelgeſchöpf zu zweien Reichen und dazu noch zu der uns furchtbaren Region der Nacht gehörig, iſt alſo aus doppeltem Grunde uns häßlich.

A. Wenn Alles indeſſen in der Natur iſt, was daſeyn konnte, ſo mußten auch Nachtgeſchöpfe ſeyn, wie Tagesgeſchöpfe.

Dieſe Tochter der Nacht trägt alle Vollkommenheiten ihrer Mutter, in Sinnen, im Bau, in Farbe, in Trieben — an ſich; wir laſſen ſie ihrer Region, ihrem Elemente.

B. Jene Inſektenheere, die aus Moraſt ſich mit erborgten Flügeln emporgeſchwungen zu haben ſcheinen; ihres geharniſchten oder feinen Baues, ihrer glänzenden Farben ungeachtet, ſind meinem Morgenländer Geſchöpfe eines Doppelelements, gefürchtete Geſchöpfe; wie beinah alles gefürchtet wird, was umherſchwirrt, oder fein- und vielfüßig daherſchreitet. Vor der tollergrimmten, brauſenden Weſpe ſcheuen wir uns, und verjagen ſie in die Region, wohin ſie gehöret. Wir ſcheuen uns vor dem leiſen Aufkriechen jedes Vielfüßigen; es gehöret nicht zu uns, es kommt aus Moder.

Selbſt wenn die Vögel des Himmels, dieſe reine Luftgeiſter, die helle Waſſerfläche, ein der Luft ſo ähnliches Element, gleichſam verlockt zu haben ſcheint, darauf zu ſchwimmen, darin zu wohnen, ſogleich bemerken wir an ihnen ein Doppelartiges, eine daher entſprungene ſcheinbare Verunſtaltung. Ihre Füße dünken uns ungeſchickt, ihr Gang auf der Erde ungemächlich. Selbſt den ſchönen Schwan mögen wir am liebſten ſchwimmend ſehen, wie er ſeine Waſſergeſtalt, den Wellegeſchwungnen Hals, ſein glattes reines Gewand, das leibhafte Abbild der ſilbernen Spiegelfläche, in ſeinem Element ſiehet und betrachtet. So ſehen wir jeden Vogel des Himmels am liebſten in ſeiner Luft, auf ſeinen Zweigen —

A. Auf alſo! Von den Grenzen und Miſchungen hinweg in die freie Region des Luftreichs; was ſpricht von dieſer freien Region der Morgenländer?

B. Was die Luft ihren Geſtalten geben konnte, ſagt er, Licht und Blick, Schall und Stimme, Elaſticität und Schnelle, Glanz und Farben hat ſie ihnen gegeben. Die ungezierte Floßfeder des Fiſches, die beim Erdenthier der mühende Vorderfuß oder die Hand iſt, ward dem Vogel Schwinge; die Schuppen des Waſſerbewohners wurden ihm bunte, ſymmetriſchgemahlte Federn. Schall- und Luftgeiſter haben den Vogel von innen; Licht- und Luftgeiſter *von auſſen* gebildet.

A. In unſerer Sprache zu reden, hieße dies alſo: in ihm ſieht unſer Auge einen Inbegriff von Eigenſchaften und Vollkommenheiten ſeines Elements, eine Darſtellung ſeiner *Virtualität* als eines

Licht-, Schall- und Luftgeſchöpfs, dem in jeder Gattung ſein Habitus zuſtimmt.

B. Wenn mein Morgenländer den Kranich in ſeiner ziehenden Republik und den wiederkommenden Storch in ſeiner neuen Frühlingswirthſchaft betrachtet; wenn er mit ſeiner Taube und Nachtigall, dem Pfau und Kolibri in Anſehung ihrer Lebensweiſe, einſtimmig mit ihrer Geſtalt, ihrer Art, ihren natürlichen Trieben Geſpräche hält; o da verlangt mich kaum nach Ariſtoteles verlohrnem Werk über die hundert Staatsverfaſſungen des Alterthums. Allenthalben ſehe ich die Natur in höchſter Zuſammenſtimmung zum Wohlſeyn des Geſchöpfs, in urſprünglicher, jeder Region angemeſſener Schönheit.

* * *

A. Treten wir nun zur Erde hinab, ſo werden wir freilich weder Luft- noch Waſſergeſtalten, ſondern Erdgeſchöpfe ſehen wollen, deren Bau ihrer Region auch gemäß ſey.

C. Die ſehen wir wirklich. Feſter und ſich immer mehr verkalkender Theil iſt die Grundform ihres körperlichen Baues; eine Form oft bis zur Trockenheit ausgebildeter Glieder. Im Tropfen entſprungen, nähret unſer Flämmchen ſich von Licht, Luft und mancherlei Säften, bis es zu erlöſchen ſcheint, und der große Lebensgeiſt es anderswo anzündet. Unſer Urtheil über die Erdthiere muß alſo um ſo partheilicher werden, je näher ſie uns leben.

A. Das ſollte es nicht. Als Mitbewohner Einer Erde dürften wir uns nur in die Stelle jedes unſrer Verwandten ſetzen, deſſen innerer und äußerer Bau dem unſern oft ſo ähnlich iſt.

C. Eben dieſe Aehnlichkeit iſt verführend. Sie beſticht oder macht, wie wir es ſchon bei andern Grenznachbarn bemerkten, unſer Urtheil irre. Welche Thiere z. B. ſind uns offenbar die ähnlichſten? Gerade die häßlichſten, der Affe und das Faulthier. Weßhalb ſind ſie uns dies? Eben ihrer Aehnlichkeit mit uns wegen, da ſie uns nicht ſowohl, was ſie ſind, ſondern eine rohe, verzerrte Menſchengeſtalt ſcheinen. Den großen traurigen Affen, dieſe ſeria beſtia unſrer neuen cyniſchen Philoſophen, haſſen und bedauern wir; ſo wie den lüſternen, üppigen Affen niemand leicht ohne Schaam und

Ab-

Abſcheu anſieht. In der Stille ſagt man zu ſich ſelbſt: „wie manchem unſres Geſchlechts iſt er ſo ähnlich!“ Denn liegt nicht ſelbſt die Anlage deſſen, was den Menſchen zum Kunſtgeſchöpf macht, der Trieb zur Nachahmung, im Affen vor uns? Jenes nachäffende Spiel ohne Begriff und Zweck, aber dem Anſcheine nach zweckmäßig, wo iſt es uns ſichtbarer, als im Affengeſchlechte? Und der arme träge, zweifingrige Ai! —

V. Alſo hinweg auch von dieſen zuſammenſtoßenden Winkeln zweier Gattungen der Erd-Geſchlechter! Wir wollen ſie anſchaun, als ob wir nicht zu ihnen gehörten. Es war eine Zeit, ſagt der Morgenländer, da noch keine Menſchen auf Erden waren, da Genien alles bewohnten. Als ſolche Genien müſſen wir jede Thiergattung betrachten, keine entartet. Entfernt aus ihrem gezwungenen dienenden Zuſtande, tritt jede an ihre Stelle ins freie Leben der Natur; alle Widrigkeiten unſres Geſchlechts gegen ganze Gattungen derſelben, aus Furcht oder aus Sorge für unſre Sicherheit, für unſre Geſundheit und Reinheit, die unſer Urtheil irre führen, werden abgeſondert. Gegen die Liebhabereien, die Einer Thierart, als wäre ſie unſers Gleichen, Gunſt erweiſen, eifert er gleichfalls. Die Scheu hingegen, die unſrer Natur vor langgeſchwänzten, kurzfüßigen, ſchleichenden Höhlenthieren oder vor ſpringenden Beſtien einwohnt, bearbeitet er in ſeinen Geſprächen ſehr vernünftig, und zeigt, wie der Menſch eine widernatürliche Liebe und Freundſchaft am liebſten gerade ans Häßlichſte verſchwende. Nach ihm gefallen einem unverdorbnen Menſchenblick am meiſten

1. *Thiere in einer entſchiednen Geſtalt, hochgebauete, freie, edle Thiere,* an denen keine Waffen des Anfalls uns drohend zurückſcheuchen.

2. Andre, die die Mine der *Sanftmuth* ohne tückiſche Hinterliſt, als Charakter zeigen.

3. Unter den Erdethieren, die ſich häuslich, oft kümmerlich nähren müſſen, gefallen unſerm ſinnlichen Mitgefühl, die am meiſten, die auf eine für uns anſchauliche Weiſe, mit einer uns unſchädlichen Naturvollkommenheit begabt, in ihrer Art *glücklich, ſich ſelbſt harmoniſch leben.* Dieſer Geſchöpfe freie, leichte Geſtalt, ihr reines, der Natur gemäßes Leben führt meinen Philoſophen an die höchſte *Behörde* des Menſchen, an

ſeine Geſtalt, an ſein Decorum. Vom Hirſch und Roß, von der Gemſe und dem Elephant ſteigt er zum Menſchen —

* * *

A. Wohlan, meine Freunde. Wenn jedes lebendige Geſchöpf, ſeiner Geſtalt nach, ein Maximum ſeiner Bedeutſamkeit an ſich trägt, deſſen Anerkennung, verſtändig oder ſinnlich, uns den Begriff ſeiner Schönheit, d. i. des Wohlſeyns in ſeinem Element gewähret, wird dem Menſchen dieſer Ausdruck ſeiner Virtualität fehlen? Ihm, dem Mittelpunkt aller lebendigen Erdgeſchöpfe.

C. Alles am Menſchen iſt darſtellend, ausdrückend, reell bedeutend. Nicht wie in einer Schachtel wohnt des Menſchen Geiſt, die ihn belebende, ihm angebohrne Kraft, ſondern charakteriſtiſch und energiſch, ausgedrückt in ſeinen Gliedern, Bewegungen und Gebehrden. Die Stirn des Menſchen; ſie zeigt nicht etwa nur jetzt und dann Gedanken; ſie iſt ſeine Gedankenform. Die Wölbung ſeiner Augenbranen, beweglich und daurend, iſt Ausdruck ſeiner Geſinnung; das Auge der Sprecher ſeines Blicks, ſeines Willens und Begehrens. Die ganze Form des Geſichts und Körpers iſt das Gepräge ſeines Charakters, der Empfindung Jedes unverderbenen Menſchen verſtändlich. Z. B. Wer wird einer zerbrochenen Schulter irgend eine Laſt auflegen? Wer von einem Menſchen mit gekrümmter, zerquetſchter Bruſt Helden-

Geſinnungen erwarten? Oder der ſchleichenden Affenhand eines Heuchlers ſeine Hand reichen? Wer dem ausgelöſchten, unſichern Auge Herzlichkeit, oder dem irrenden Blick eines Wahnſinnigen ſtreng- und inniggefaßte Wahrheit zutrauen? So zeichnet der Gang des Menſchen, ſein Kommen, Sitzen, Weggehen, das Tragen ſeiner Hände, die Oeffnung und der Schluß ſeines Mundes, ſein Reden und Schweigen, ohne daß Trügerei hilft, alles zeichnet ihn wie er iſt, reell, wahrhaftig.

A. Es zweifeln doch aber ſo manche an der Wahrheit der Phyſiognomik?

C. An der Wahrheit der Phyſiognomie zweifelt niemand; Jedem Aufmerkſamen, jedem Menſchen von Empfindung zeichnet ſie ſich, wie ſich der Baum, die Frucht, die Pflanze, das Thier zeichnet.

Ein Kind ſchon verſtehet die Sprache des Geſichtes und Auges; es unterſcheidet beſtimmt und heftig. Der unverderbene Naturmenſch fällt die ſicherſten, feinſten Urtheile, indem er nach ihnen handelt. Nur; jeder bemerkt in ſeiner Weiſe. Der Spötter findet das Lächerliche, der Stolze das ihm Verächtliche, der Starke das Schwache, der Kleinling des Geſchmacks das Unanſtändige zuerſt und am liebſten; er hängt ſich daran, und läßt die beſſern Buchſtaben dieſer Schrift oft unbeachtet.

A. Dagegen der Verſtändige, Sittſame, Edle —

B. Wohlwollend ſucht er die guten Züge dieſer Naturſchrift auf und wendet ſich, die andern vorerſt vergeſſend, an ſie vorzüglich. „Sprich mit dem edelſten Theil eines fremden Geſichts,“ ſagt mein

Morgenländer, „nicht mit dem unbedeutendſten und ſchlechteſten." Dem Rath bin ich gefolget und habe mich wohl dabei gefunden. Ich knüpfte meine Geſinnung an dieſe beſſern bedeutenden Züge, als an meine Gehülfen, und zwang dadurch oft den Schlechteſten, für den Augenblick ſeinem beſſern Genius, den ich in ihm aufweckte, zu folgen.

A. Alſo ergreift die empfindende Seele ein ganzes Bild vom ganzen Menſchen in ſeinem Seyn und Charakter?

C. Ein ganzes Bild vom ganzen Menſchen, ſein geiſtig-körperliches Daſeyn. Dies prägt ſich ihr zuerſt ein und auf einmal und unzerreißbar. Was wir bei jeder Thierart bemerkten, daß ſie für ihr Element wie im Handeln gebildet, ſogar oſſificirt worden, ſo zeigt ſich jeder Menſch in ſeiner Geſtalt, in ſeinen

Gebehrden dem, der ihn zu ſehen vermag, handelnd.

A. Sollte der Menſch in dieſer ſeiner echten Geſtalt ſich ſelbſt erkennen und merken können, was an ihm ſchwach und ſtark, Form oder Unform ſey?

C. Trägt er nicht ſein Bild, ſeinen Charakter ſelbſtbewußt mit ſich? Charakter aber heißt Einſchnitt, eingegrabene Bezeichnung. Er weiß, wenn ers wiſſen will, woran es ihm fehle, wo der Berg in ihm ein Thal, das Ueberladene Schwächen gebe, und wie die Natur, wo immer möglich, die Unform compenſire. Daß ers nicht immer wiſſen, noch weniger ſagen mag, gehöret nicht hieher; daß er ſich aber in ſeiner Geſtalt fühle, wie er ſich in ihr auch jedermann zur Schau trägt, leidet keinen Zweifel, da es ja Realität, d. i. die Sache ſelbſt iſt.

A. Alſo findet in unedlen, verwirrten und verworfnen Menſchenformen auch eine Compenſation Statt?

C. Dank der Natur! auch an der verwirrteſten und verworfenſten ſind noch Züge der Menſchheit kennbar; indeß freilich andre Geſtalten, die an Reinheit, Kraft und Harmonie ſich auszeichnen, uns wie Engel unter Menſchen erſcheinen. An ihnen hängt unſer Auge; zu ihnen ſpricht unſer Herz; es fühlt ſich dem Brennpunkte menſchlicher Virtualität, der Reinheit eines menſchlichen Daſeyns nahe, nahe, mit innigſter Freude. Dieſe in allen Zügen und Formen bedeutende reine Menſchengeſtalt iſt menſchliche Schönheit.

A. Das Reſultat unſerer Unterredung wäre alſo dieſes, daß ohne Begriffe und

Vorſtellung eines Zwecks das Wort Schön und Schönheit nirgend Statt finde. Je flacher der Begriff der Sache iſt, bei dem wirs gebrauchen, deſto kindiſcher wirds genannt. Je weſenhafter, deſto treffender iſt unſer Begriff von ihrer Schönheit. Ohne Object ſich einen Inbegriff der Eigenſchaften des Objects, d. i. ohne alles Schöne ſich Schönheit denken iſt Traum; ein Gefühl ohne alle Begriffe Wahn, und eine Philoſophie, auf ſolchen Wahn gebauet, ihrem eignen Geſtändniß nach, die Begriff- und Zweckloſeſte, die je dieſes Namens ſich anmaaßte.

1. Im gemiſchten formloſen Reich der Schöpfung,

giebt uns das erſte Geſchiebe, der erſte Rhombus, in den eine Steinart bricht, als Geſtalt nur dadurch Vergnügen, daß ſie Geſtalt iſt, uns anſchaulich, uns begreiflich. Alle Kryſtalliſationen noch vielmehr. Je regelmäßiger, je vielartig-einiger, deſto angenehmer. Vom Baſaltpfeiler bis zur Schneeflocke und dem Baum Dianens. Farbe, Glanz, Härte u. ſ. ſamt dem ganzen Complexus der Eigenſchaften des Dinges, nur nach Begriffen und Zweck gehören ſie zum Reich des Wohlgefallens; das Formloſe ſchätzen wir nur in Abſichten, daß es durch uns Form erhalte oder zur Verſchönerung unſrer Form diene.

II. Im Reich der Organiſationen

herrſchen die Elemente. Sie gebieten und geben Form, d. i. ſie beſchränken den organiſirenden Geiſt, der in dieſem Element wirket, ſo daß jedes Gebilde als ein Inbegriff der Wirkſamkeiten und Fühlbarkeiten zu betrachten iſt, die in dieſem Element nach Ort und Zeit Statt fanden. Das ganze Wohlſeyn ihres Inbegriffs von innen macht ihre Wohlgeſtalt von außen, d. i. ihre Naturſchönheit; von uns begriffen, unſern Sinnen harmoniſch wird es uns ſchön.

I. Im Reich der Vegetation.

Das Wort Gewächs weiſet auf Lebensalter des Gewächſes. Die Zeit ſeiner Blüthe offenbart alle ſeine Kräfte; mithin iſt ſie das Zeitalter ſeiner Schönheit. Blüthe und Frucht ſind uns nur ſofern ſchön, als ſie unſern Organen zuſtimmend ſich äußern; die Form jedes Gewächſes iſt dadurch an ſich ſelbſt ſchön, daß es, in allen ſeinen Theilen und Kräften mit ſich Eins, ſeinem Element gemäß lebet und wirket.

II. Im Reich lebendiger Weſen.

1. **Des Waſſers.** Hier wurden Gebilde, wie ſie der Geiſt des Elements thätig und fühlend hervorbringen konnte. Aus beidem entſtand ihre Form; in ihrem Element zu leben, und ihres Daſeyns zu genießen, ſind ſie gebildet. Uns dünken ſie ſchön oder häßlich, nachdem dieſe ihre lebendige Form von uns ſinnlich begriffen wird und Nebenideen ſie nicht verdunkeln. Alle lebendige Weſen, die, am Rande eines Naturreichs geſtaltet, zu zwei derſelben gehören, dünken uns häßlich, weil der Inbegriff ihrer Naturkräfte entweder

unentwickelt iſt, oder uns doppelgeſtaltig, mithin verworren erſcheinet.

2. *Im Reich der Luft*, als in einem uns verwandteren Element bildeten ſich ſchon harmoniſcher mit uns die Geſtalten, und noch nehmen wir an ihrer Schönheit faſt nur durch ihre Bekleidung, durch ihren Laut und durch das Wohlgefallen an ihrer Lebensweiſe Theil. Licht und Luft erſchufen ſchöne Geſtalten, die mit ſich ſelbſt harmoniſch im Reich der Freiheit leben und wirken. Wo auch in dieſem Reich zwei Elemente an einander grenzen, erſcheinen uns Mißgeſtalten; die Geſchöpfe der Nacht ſind uns gar widrig.

3. Erdengeſchöpfe, die letzten und feſteſten ſtehn uns am nächſten; wo ſie unſrer Bildung zu nahe ſind, oder durch falſche Neigungen zu uns gehören, führen ſie unſer Urtheil irre. Leicht und in ſchöner Proportion gebauete, uns unſchädliche, mit edeln Kräften begabte, reine, muntre Thiere ſind uns die angenehmſten, die ſchönſten.

4. Der Menſch endlich iſt uns das Maas und Muſter der organiſchen Schönheit; in ihm ſind alle ſeine Formen bedeutſam.

Hier brach unſer Geſpräch ab, wo dann ein neues ſich anknüpfen ſollte, nämlich: wie ſteigen die organiſchen Geſtalten hinauf zur menſchlichen Schönheit? Vielleicht nehmen wir die Materie bald wieder auf. Was ſagt zu dieſem Allem die Kritik?

B. „Es wird alſo, ſagt die Kritik,*) eine Geſetzmäſſigkeit ohne Geſetz, und eine ſubjektive Uebereinſtimmung der Einbildungskraft zum Verſtande ohne eine objective (da die Vorſtellung auf einen beſtimmten Begriff von einem Gegenſtande bezogen wird), mit der freien Geſetzmäſſigkeit des Verſtandes (welche auch Zweckmäſſigkeit ohne Zweck genannt worden), und mit der Eigenthümlichkeit eines Geſchmacksurtheils allein zuſammen beſtehen können.“

C. Um ein abgeſchmacktes, d. i. Begriff-, Objekt- und verſtandloſes Urtheil zu werden. Dergleichen witzige Gegenſätze, „Zweckmäßigkeit ohne Zweck, Geſetzmäßigkeit ohne Geſetz, Gefühl ohne Begriff u. ſ.," heben allen Begriff und Geſchmack wie alle Kritik auf; Gefühl, Urtheil und Kunſt machen ſie — wozu? zum Affenſpiele.

---

*) S. 68.

5.

Vom Misbrauch der Namen des Angenehmen und Schönen, des Intereſſe, des Reizes und der Rührung, des Begriffs, der Form und Zweckmäßigkeit, der Vollkommenheit, allgemeinen Norm und des Gemeinſinns am Schönen.

Wie lange ſollen Männer mit Worten ſpielen, und Jünglinge dieſe Wortſpielerei bewundern? Was *angenehm*, *ſchön*, *zweckmäſſig*, *gefällig*, was *Intereſſe*, *Form*, *Begriff*, *Gemeinſinn* ſey, können wir alle wiſſen; es würde eine uncultivirte Nation anzeigen, der dieſe Worte entweder noch unbeſtimmt wären, oder die ſich ſolche willkührlich beſtimmen ließe.

1. *Angenehm* (weiß jeder) heißt was man gern *annimmt*; am meiſten brauchen wir das Wort von *Gaben*, von dem, was uns als *Geſchenk* zu-

kommt.*) Eine Empfindung, eine Begebenheit und Nachricht nennen wir vorzüglich dann angenehm, wenn ſie uns unerwartet kommt, aber wohlthätig, annehmlich. Daß uns alſo auch das Nützliche ſowohl, als das Schöne ſehr angenehm kommen könne, wer zweifelte daran? Auch außer ſeiner Schönheit iſt uns z. B. ein Gemählde ſehr angenehm, wenn es von guter Hand kommt und uns angenehm erinnert. Nicht Gegenſätze ſind dieſe Begriffe, ſondern Unterſchiede, deren mehrere nicht nur beiſammen ſeyn können, ſondern in den angenehmſten Gegenſtänden beiſammen ſind; daher bei dieſem, wie bei tauſend andern Worten, die ſub- und objektive Bedeutung Eins ward, und man der Kürze wegen dem Objekt zuſchrieb, was, wie jederman begreiſt, nur dem empfindenden Subjekt gehöret. „Wie iſt der Abend ſo angenehm! welche angenehme Muſik ertönet!“ ſagt man, und jederman verſtehet die Worte. Im engſten Sinn endlich, künſtleriſch genommen, bezeichnet das Wort angenehm die Manier und Behandlung, die ſich nicht etwa nur vom Unangenehmen, ſondern auch vom Großen, Heftigen, Luſtigen u. ſ. unterſcheidet. Dieſe bei allen cultivirten Nationen eingeführten, geltenden Bedeutungen der Worte darf man weder verwirren, noch ſinken laſſen: denn nach den Begriffen der Kritik ſelbſt gehören Geſchmack und Kunſt für den Gemeinſinn.

---

*) Der Römer gratus, gratia u. f. ging eben daher aus; von einer freiwillig erzeigten, dankbar angenommenen Wohlthat. Die Charis der Griechen nicht anders, wie die Abſtammung und Fortpflanzung des Begriffs in Worten und Formeln zeigt.

2. Ueber das Schöne und die Schönheit iſt geſprochen worden, ſeitdem man ſprach; allemal drückten ſich dabei nicht nur Begriffe, ſondern auch Geſinnung und Lebensweiſe, Empfindung und Urtheilsfähigkeit des Sprechenden aus. Bei den Griechen (um nicht zu ältern Völkern hinaufzuſteigen) bezeichnete das Schöne (το καλον), was hervorſcheint und gleichſam hervorruft an Glanz und Anſehen, die Sonne, das Gold, eine anſehnliche Geſtalt, hervorglänzender Muth und Ruhm, auszeichnende Thaten. Daher die häufigen Sprüche der Griechen: das Schöne ſey ſchwer, des Schönen ſey wenig, das Schönſte ſey das Vortreflichſte, Höchſte. Schön und groß, ſchön und brav

fügten ſie zuſammen; das καλος κ' αγαθος war immer in ihrem Munde. Da alſo von Glanz, Ruhm und Vortreflichkeit bei ihnen die Idee der Schönheit ausging, ſo konnte ſich auch ihr Name nicht anders als mit Kraft und Beſtreben, nicht mit ſchlaffem Genuß oder Nutzloſer Weichheit paaren. Auch die verfeinte Sprache der Griechen wich von dieſem edeln Urſprunge nicht ab; das Anſtändige und Ruhmbringende blieb in der Idee, wie bei den Römern das pulcrum als ein honeſtum, decens, decorum. Künſte des Schönen hießen dem Griechen nicht, was ſie der Kritik heißen, müſſige Spiele; gerade die ſchwerſten waren ihnen die edelſten Künſte, die zu dem Vortreflichſten geſchickt machten und zu ihm gehörten.

Auch uns ſoll dieſer Sinn des Worts ſchön nicht untergehen: denn ihn gebietet auch unſre Sprache.*) Das Hervorſcheinende, das Anſtändige und Edle in Geſinnungen, Geſtalt und Thaten, nur das ſey uns ſchön.

Seit Plato über das Schöne und Gute (καλον κ'αγαθον) philoſophirte, verbanden ſich beide Begriffe feſter. Das Schöne war ihm eine Darſtellung des Guten und Wahren. Einen Hippias nur zieht ſein Sokrates mit der Frage: „was iſt das Schöne?“ hin und her, und verſichert ihn zuletzt mit keiner andern Auskunft, als daß das Schöne zu finden ſchwer ſey; gegen Andre hat er ſich deutlicher erkläret. Sein Schönes (der griechiſchen Bedeutung gemäß durfte er das Wort alſo gebrauchen) war das Bleibende der Dinge ſelbſt, ihre innere Geſtalt, von welcher die äußere nur ein veränderliches Traumbild ſey. In menſchlichen Seelen war ihm das Gerechte, Schöne und Gute Eins; er tadelte, als Sophiſtenkunſt, wenn man ſie trennte. Immer, ihr Freunde, ſoll uns ſein Geſpräch mit Phädrus *) werth, der Ahorn am Iliſſus, unter welchem es gehalten ward, ein heiliger Baum und Sokrates Gebet zu Ende der Unterredung unſer Gebet bleiben: „Guter Pan! und ihr andern Götter dieſes heiligen Ortes! Gewährt mir, daß mein Inneres ſchön, und mein Aeußeres dem Inneren harmoniſch ſey. Reich iſt nur der Weiſe.

---

*) Schön kommt von ſcheinen, hervorſcheinen.

---

*) Ueber das Schöne.

Geldes ſey mir nur ſoviel beſchert, als dem Mäßigen gnüget. Sollen wir noch um etwas anders bitten, ihr Freunde? Mir iſt dies Gebet hinreichend.“

In der Platoniſchen Schule erhielt ſich dieſer edle Begriff des Schönen, bis man ihn zuletzt überfeinte. Unverkennbar indeß ſind die Spuren deſſelben auch noch in den ſcholaſtiſch-dunkeln Zeiten, die man oft, auch wo man ſie nicht erwartet, angenehm-betroffen findet. In Auguſtin und Boëthius, in Erigena, Thomas von Aquino, Albertus Magnus, in Tauler und andern zeigt ſich der ſchöne Begriff unter dunkleren und helleren Wolken, bis er bei Wiederauflebung der Wiſſenſchaften mit dem griechiſchen Plato wie ein Morgenſtern aufging. Dank dieſen Platoniſten! Dank allen Beförderern des Schönen und

Guten damaliger Zeit! Eben mit ihren Schwärmereien für dieſe Begriffe haben ſie Europa zum Licht geholfen.

Früher als andre ward die Italieniſche Poeſie von der Fackel erleuchtet, in der das Wahre, Schöne und Gute, als Ein dreifarbiger Stral erſchien; die Gedichte Dante's, Petrarka's und ſo vieler andern glänzen noch in dieſem Lichte. Selbſt Philoſophen, Campanella vor andern legten in der damals beliebten Form dieſes heiligen Drei, des Wahren, Guten und Schönen, auch ihre wiſſenſchaftlichen Gebäude an; ja kein umfaſſender, geſchweige eindringender Geiſt, der im Mannichfaltigen Einheit, in Worten Sache, im Schein die Wahrheit ſuchte, hat dieſen Bund der drei weſentlichen Tendenzen unſers Daſeyns trennen mögen.

Die geſellſchaftlichſte Nation Europens behandelte den Begriff des Schönen meiſtens als ein Angenehmes, geſellſchaftlich, oft ſpielend. Ungerecht wäre es indeſſen, dem Witz oder Scharfſinn zu verkennen, der in den Unterſuchungen mehrerer franzöſiſcher Schriftſteller auch über dieſe Begriffe, z. B. Diderots, Rouſſeau's, Montesquieu's, und vor ihnen Crouſaz, de Pouilly u. ſ. f. hervorleuchtet. Die Zahl ihrer feineren Kritiker iſt faſt unnennbar; ihre Sprache ſelbſt iſt Kritik, Kritik des Schönen in den feinſten Unterſchieden der Begriffe und Worte.

Unſre weſtliche Nachbarn, die Inſulaner –– in Ausübung der Künſte des Schönen waren ſie zwar ſelten Meiſter, und im Geſchmack an ihnen oft mehr Käufer und Beſitzer, als wahre Eigent[illegible] in der Philoſophie des Schönen [illegible]orſt, in Anwendung des Schönen aufs Sittliche haben ſie dem edlen Begriff der Griechen nachgeſtrebet. Außer ihren großen Dichtern und dichtenden Denkern, die, wie Shakeſpear, Milton, Pope, Young u. ſ. oft in wenigen Zeilen eine ganze Theorie vortragen, dürfen wir uns nur der Stunden erinnern, die uns Shafteſburi und Addiſon, Johnſon, Cumberland, Hurd, Wharton, Webb, Spence, unter ihren Nachbarn Blackwell, Harris, Home, Smith, Beattie verſchafften. Durch Leſſing, Eſchenburg, Garve, Blankenburg u. ſ. war ein großer Theil dieſer brittiſchen Kritik uns ſo eigen worden, daß wir die unſre, dem brittiſchen Baum eingeimpft, als ein neues eignes Gewächs fortblühend hofften, als plötzlich die kritiſche Philoſophie zeigte, wie wir vor ihrer Erſcheinung bar und blos aller Grundſätze zur Kritik des Schönen geweſen, daß Trotz eines Dürers und beider Hagedorne, Trotz Hallers, Klopſtocks, Leſſings, Mendelſons, Käſtners, Baumgartens, Sulzers, Engels, Garve, Hemſterhuis, Mengs, Winkelmanns u. ſ. wir dennoch von der echten Kritik des Geſchmacksurtheile nichts gewußt, bis ſie uns offenbarte: „Das Geſchmacksurtheil ſey äſthetiſch; das Wohlgefallen am Guten ſey nicht ſchön. Schön ſey der Gegenſtand eines Wohlgefallens ohn alles Intereſſe; Schönheit ſey, was ohne Begriff als Gegenſtand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird.“ Mit dieſen Spielmarken zahlt man in Deutſchland ſeit dem Jahr 1790. Die ſeit Homer und Plato bei

bei allen cultivirten Völkern Europa's über die Natur des Schönen geprägte Münze iſt verrufen.

Ω μεγιςη των θεων
Νυν ȣσ' αναιδει', ει θεον καλειν
σε δει.
Δει δε· το κρατȣν γαρ νυν νομιζεται
θεος.

Doch ſchnell zur folgenden Zahl, der Aufklärerin dieſes —

3. Intereſſe. Seit Helvetius übertriebenen Behauptungen hat das Wort, wie einſt voluptas, eine Scheu erregt, die, wenn man ſtatt ſeiner an Ort und Stelle den deutſchen beſtimmteren Ausdruck Eigennutz gebraucht hätte, faſt ganz unterblieben wäre. Ohn' allen Eigennutz kann ich mir ſehr nützlich, mit allem Eigennutz mir und andern ſehr ſchädlich werden. Mit Nutzbarkeit für mich

kann die Tugend beſtehen; mit Eigennutz nie. Würde endlich Eigennutz die Baſis der Kritik alles Wahren, Guten und Schönen — — kurz, zum Begriff der Schönheit gehört das Wort Eigennutz gar nicht. Wer die Vortreflichkeit eines Kunſtwerks fühlet, wird nicht fragen: wie viel es koſte? ſondern ausrufen: es iſt unſchätzbar. Hätte aber auch jemand ſo große Liebe zum Kunſtwerk, daß er es (wir ſetzen den äußerſten Fall) entwendete; wäre jemand von der Schönheit eines Weibes ſo umſtrickt, daß er ſie entführte: ſo geht ſein Gefühl der Schönheit Einen Weg, ſeine Thorheit oder ſein Verbrechen den andern. Dort beurtheilt ihn der Schönheits-, hier verurtheilt ihn der Criminalrichter; beide haben nichts mit einander.

Intereſſe aber hat die Schönheit; ja alles Gute hat nur *durch ſie* Intereſſe. Denn was heißt das Wort? Intereſſe iſt quod mea intereſt, *was mich angeht.* Betrifft eine Sache mich nicht, wie könnte ich an ihr Wohlgefallen finden? Um zu gefallen muß der Dichter, der Künſtler, ja die Natur ſelbſt uns zuerſt *intereſſant* werden; ſonſt geht alles, was ſie uns auftragen, uns wie ungewürzte Koſt, wie ein Gericht Nußſchalen vorüber.

Intereſſe iſt wie des Guten und Wahren, ſo auch der Schönheit Seele. Nimm ihr das, wodurch ſie an ſich zieht und an ſich feſthält, oder, welches einerlei iſt, wodurch ſie ſich uns mittheilet, aneignet; was habe ich mit ihr? Gieb ihm Intereſſe, und ein Mährchen der Mutter Gans gefället mehr, als eine langweilige Heroide.

Intereſſe am Schönen; giebts ein reineres Intereſſe? Was iſt dagegen der kalte Eigennutz, der philoſophiſche Stolz, die üppige Selbſtliebe? Vermöge des Weſens, das mich aus mir ſelbſt ſetzt, indem es ſich mir aneignet, vergeſſe ich meiner. Ohne kleinliche Rückkehr auf mich bin ich von der Idee erfüllt, die mich über mich hebt, die alle meine Kräfte beſchäftigt; dagegen jedes Unintereſſante mich leer läßt, und wenn ichs geſchehen laſſe, vor langer Weile mich tödtet.

Kein ſchönes Werk der Kunſt oder der Natur ſoll uns alſo ohne Intereſſe ſeyn; in dem reinen Verſtande nämlich, in welchem alle cultivirte Nationen das Wort gebrauchen, der dann jeden ſchändlichen, der Kunſt unwürdigen Nebenbegriff des

Eigennutzes, des Wuchers u. ſ. ganz ausſchließt. Warum wollten Wir Deutſche, und wie dürfen Wir die gemeinſame Sprache der Völker, die früher als wir, die Kritik betrieben, eine angenommene Sprache, verwirren und ummodeln? Der feine complexe Begriff, der ſich in Sachen der Kunſt und des Geſchmacks das Wort Intereſſe, intereſſant u. ſ. einmal zugebildet hat, und dabei weder an Eigennutz, noch an Zinſen denkt, wundert ſich, daß man ihm ſo Etwas nur gegenüber ſtellen, geſchweige mit ihm verwirren möge.

4. Reiz, Rührung. „Das reine Geſchmacksurtheil ſoll von Reiz und Rührung unabhängig ſeyn;“ wie iſt ein Geſchmack ohne Geſchmack, eine Empfindung des Schönen ohne Reiz und Rührung möglich? Würde nun gar, was im Urtheil des Geſchmacks von Reiz und Rührung

abhängt, dem reinen Geſchmacksurtheil entgegengeſetzt, und als unrein, als empiriſch verworfen, wo gerathen wir hin mit dieſer neuen kunſtwidrigen Kunſtſprache?

Das Feinſte und Reinſte des Intereſſanten heißt Reiz; das punctum saliens der wirkenden Schönheit. Hat ſie keinen Reiz für mich, weh' ihr, der Lebloſen! Habe ich für ihre Reize kein Gefühl; wehe mir, dem Gefühlberaubten!

Was wir Anmuth und in höherer Wirkung Reiz nennen, nannten die Griechen Charis, die Römer venustas; ſie können nicht zart gnug davon reden. Es iſt das Pünktchen auf der Wage des Wohlgefallens, das den Ausſchlag giebt, eben nach welchem die Kunſt ſowohl, als das natürliche Wohlgefallen, die Charis, ſtrebet. Karg mit dem Lobe über dies höchſte Ziel der Kunſt, ſchätzen ſie Reiz für eine, die lauterſte Göttergabe; jene himmliſche Anmuth nämlich, die dem gemeinen Auge der Sterblichen nicht einmal erſcheinet. In einem Gürtel verborgen, kündigt ſelbſtbewußte Ruhe ſie an. Einhalt des Sinnes theilet ſie mit, heilige Freude hält und bewahrt ſie. Sie, die Grazie, das auszeichnende Eigenthum der himmliſchen Aphrodite. Dieſe für Schaum, den Mittelpunkt des reinſten Wohlgefallens für Empirismus erklären, vor welchem ſich das Geſchmacksurtheil zu hüten habe, errichtet ein Tribunal, auf welchem freilich die Grazien nicht, auf dem die Reiz- und Rührungsloſen thronen, und thronen mögen!

Die Beiſpiele, welche die Kritik von Reiz und Rührung giebt,*) z. B. „die grüne Farbe der Wieſen, der einfache Ton einer Violin (von welchem es noch ungewiß ſey, ob er eine Form habe), die Farben, welche den Abriß illuminiren, Gewänder an Statuen, Säulengänge an Gebäuden, der goldne Rahmen am Gemählde“ ſind unter der Kritik. Iſt Reiz (wie die Kunſt das Wort nimmt und behalten muß) eben der höchſte Punkt, nicht etwa blos der Zeichnung, ſondern des faſt Unerreichbaren der Zeichnung, der Seele des Bildes, der Schönheit in lebendiger Bewegung, im Moment der Charis, der Mittheilung; iſt Rührung, wie hier davon die Rede ſeyn kann, nichts als die Empfindung des Schönen ſelbſt im Augenblick des reinſten Erkennens und Aneignens; wie? von dieſem Moment, dem Quell und Weſen alles Schönen, ſollte das kritiſche Geſchmacksurtheil unabhängig ſeyn, damit es a priori „ohne Reiz und Rührung" urtheile? Ohne Reize gewiß, und dem Sinn jedes Verſtändigen mit unangenehmer Rührung. Uns, Freunde, werde im Wirken und Urtheilen nie die Charis unhold, die allen Künſtlern, Weiſen und Dichtern alter und neuer Zeiten ſo unausſprechlich werth war. Nichts flohen ſie in Kunſt und Vortrage mehr, als die Schlaffheit, den Reiz- und Rührungsloſen Acharientismus.

---

*) Kritik. S. 38.

5. Begriff. Form der Zweckmäßigkeit. Form.

Was Begriff ſey, weiß Jeder. Jeder meint und nennet darunter die Vorſtellung eines Gegenſtandes, das, was ich mir von ihm erkennend aneigne;

Nachdem das Organ, der Gegenſtand, die aneignende Kraft iſt, wird der Begriff dunkel oder hell, vielfaſſend oder dürftig, lebhaft oder matt und welk; einiges Licht, einige Kraft, einiges Leben muß er indeß doch haben, ſonſt wäre es kein Begriff. Das Spiel, das in andern Sprachen mit dem Wort Idee getrieben worden, iſt unſerm deutſchen Wort Begriff fremde. Uebrigens iſt das Feld der Vorſtellungen in der menſchlichen Seele von den Griechen ſowohl, als Neuern auch in der Sprache mit ſo hellen Unterſchieden bezeichnet, daß alle cultivirte Nationen Europens ſich über pſychologiſche Gegenſtände nicht nur verſtehen, ſondern gewiſſermaaßen in allen Wiſſenſchaften an Einer und derſelben Wiſſenſchaft fortzubauen ſchienen: ſo faßlich, ſo naturgemäß war, wenige Unterſchiede ausgenommen, in Plato und Ariſtoteles, Cartes und Leibnitz, Locke und Condillac die angenommene pſychologiſche Sprache.

Hören wir nun plötzlich von „Geſchmacksurtheilen ohn alle Begriffe, weil von Begriffen es keinen Uebergang zum Gefühl der Luſt und Unluſt gebe,“ *) ſo ſtehen unſre Begriffe ſtill. Wie? fragen ſie einander, giebt es in der menſchlichen Natur, nicht etwa nur ein Gefühl der Luſt und Unluſt, ſondern Urtheile ſogar, äſthetiſche Geſchmacksurtheile ohne Begriff, ohn' alle Begriffe? Sind wir unter die Auſter und Milbe hinabgeſunken, bei denen ſelbſt für uns ein Gefühl ohn' irgend eine Vorſtellung, ſo dunkel ſie auch ſey,

---

*) S. 17. 18.

kaum denkbar iſt? Und wäre an einem Uebergange von Begriffen zu Gefühlen der Luſt und Unluſt, oder von dieſen zu jenen auch nur zu zweifeln, geſchweige ein ſolcher als undenkbar zu läugnen, da zwiſchen Einem und dem Andern, die wir überhaupt nur durch Abſtraction theilen, wir uns des innigſten Ueberganges jeden Augenblick bewußt ſind? Der Schwärmer ſelbſt ſenkte ſich nie ſo tief in den dunkeln Grund ſeiner Seele, daß er ohn' alle Begriffe zu empfinden, geſchweige zu urtheilen glaubte; und hätte er dieſe Begriffloſigkeit zum Kriterium und Poſtulat gemacht, daß eben deshalb ſeine Empfindungen und Geſchmacksurtheile allgemein-gültig ſeyn müßten: ſo würde man nichts als das kleine Wunder von ihm begehrt haben, ohne Begriffe dieſe Begriffloſe Geſchmacksurtheilsgabe andern und jedermann mitzutheilen.

Allen Freunden des Schönen war auch bei der innigſten Empfindung deſſelben der Begriff der Schönheit heilig und werth; den Griechen ſchien er der Begriff der Begriffe ſelbſt, die innerſte Zuſammenfaſſung und Energie unſrer Seele, auch das Wahre, das Gute ſich innigſt zuzueignen. Wenn unſer Verſtand ſich ſeine helleſten Begriffe denkt, muß er ſich ein Ganzes conſtituiren: mithin ſchafft er ſich eine Idee, ein Bild der Schönheit. Soll unſer Wille auf ein Gutes wirken; einladend muß es ihm entgegen kommen, in ſeine Bewegungsgründe, als in weſentliche Reize gekleidet, die aus dem Gegenſtande ſelbſt entſprungen, ihn bilden, ihn conſtituiren, ein Bild der Schönheit. Jeder Sinn, ſahen wir, iſt dazu organiſirt, daß er ſich ein Eins aus- und mit Vielem, ausſondre, aneigne: ſonſt war er kein organiſcher Sinn einer Seele. Mittelſt der taſtenden Hand ſchon, bei jeder Fläche, jeder Linie des Körpers ertaſtete die Seele ſich Theilbegabte tota; ſo allein füllete unſre Phantaſie ſich mit lebhaft-unterſchiednen Begriffen, deren keiner ohne einen Grad Luſt oder Unluſt ſeyn konnte. Dem Auge und Ohr endlich traten ſogar eigne Medien vor, jedes mit einer unzerreißbaren Zuſammenordnung eines Vielen zu Einem, der Bildung des Organs harmoniſch, begabt; den Sinnen ſelbſt alſo ward durch dieſe Regel des Schönen nicht etwa nur der rohe Stoff der Begriffe verwirrt und unbildſam entgegengeworfen, ſondern von der Natur in einem uns unabänderlichen, dem Sinn durchaus verſtändlichen Maas zugemeſſen, zugewogen. Bei der verworrenſten Empfindung alſo, wie könnten wir uns in einem Begriffloſen Tartarus wähnen, mit der Hoffnung, je daraus zum Licht Eines Begriffs zu gelangen? Giebts von Begriffen keinen Uebergang zum Gefühl von Luſt und Unluſt; ſo auch von Dieſem nicht zu Jenen. Die eherne Pforte wäre verſchloſſen, unüberſteigbar ſtünde eine Kluft vor uns da. Dank der Natur, die in Allem das Gegentheil thut von dem, was die Kritik poſtuliret. In einem verſtändig-empfindenden Weſen iſt kein Gefühl ohne Begriff, das Ja und Nein keines Urtheils ohne Gefühl der Convenienz oder Disconvenienz, mithin ohn' einiges Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen auch nur denkbar.

⁂

„Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenſtandes, ſofern ſie ohne Vorſtellung eines Zwecks an ihm wahrgenommen wird.“ Iſt dieſe Wahrnehmung möglich? und wäre ſies, iſt ſie die Empfindung der Schönheit?

Wo ein Zweckmäßiges in der Form des Gegenſtandes ſo lebhaft wahrgenommen wird, daß dieſe Wahrnehmung mir Luſt gewähret, da muß ich mir einen Zweck vorſtellen, oder die Form des Zweckmäßigen verſchwindet. Ein leeres Gedankenſpiel iſts, daß „eine Zweckmäßigkeit auch ohne Zweck ſeyn,“ *) daß ich mir

---

*) S. 33.

mir jetzt der bloſſen Begreiflichkeit wegen, (zum Scherz gleichſam) ſetzen und wegräumen könne.“ Nur der kann es, dem die Zweckmäßigkeit der ganzen Natur, mithin der Verſtand ſelbſt ein Scherz iſt.

Könnte ichs aber auch, was thäte dies zum Begriff, in welchem von dem Zweck die Rede iſt, der im Gegenſtande auf mich wirkt, zum Begriff der Schönheit? Auf einmal wirken und nicht wirken kann dieſer doch nicht; wenn er mich alſo wirklich erfüllet, was der Urheber ſonſt für Abſicht hatte, was das Werk auf andre für Zwecke habe, was thut dies mir? Ich genieſſe den weſenhaften Zweck, ich lebe im Geiſt des Werkes.

Im Geiſt; nicht in der todten Form: denn ohne Geiſt iſt jede Form eine Scherbe. Geiſt erſchuf die Form und erfüllt ſie; Er wird in ihr gegenwärtig gefühlt; Er beſeligt. Schnitzt und tappt, ſo lang' ihr wollt, an der zweckmäßigen Form ohne Vorſtellung des Zwecks, Kraft- und Geiſtlos; ihr wühlt in Sägeſpänen, ihr bildet aus kaltem Leimen. Mit dem Wort „Form ohne Begriffe des Schönen," mit dem ſpielenden Gegenſatz „Form der Zweckmäßigkeit ohne Zweck," hat ſich in der Kritik ein Endloſes Geſchwätz erhoben, voll leerer Worte, voll Widerſprüche und Tavtologieen, die unglücklicher Weiſe auch eben ſo leere Werke zur Welt gefördert haben. „Was thut ihr da, ihr geſchäftigen Leute?" „Wir ſchneiden Formen; Formen der Zweckmäßigkeit ohne Zweck, aus nichts, zu nichts. Dieſe Leerheit heißt uns reine Form, Darſtellung reiner Objektivität ohne Objekt, und ja ohne Beimiſchung Eines Funkens

Subjektivität: denn dieſe Subjektivität wäre vielleicht gar Genie, ein in der kritiſchen Geſchmacks-Urtheilswelt verſchrieener Name." Seit es durch ſie Tag worden iſt, hat ſich der Geiſt davon geſchlichen; aber „Geſchmacksurtheile ohne Begriffe und Zweck" gelten. Sie urtheilen nicht über Geiſteswerke, ſondern über Formen, über Objektloſe, reingriechiſche Formen.

Sinnvoller Ariſtoteles! wenn du den Misbrauch, wie ſo vieler deiner Worte, ſo auch dieſes Worts ſäheſt! Form war dir die Weſenheit der Sache ſelbſt (εντελεχεια, αιτιον του ειναι), in welcher die andern Bedingungen ihrer Exiſtenz, Materie, wirkende Urſache, Zweck, als im Mittelpunkt zuſammentraſen; hier ſind ſie durch einen willkürlichen Machtſpruch weſentlich und nothwendig getrennt; ein Setzen des Zweckmäßigen ohne Zweck, ein Urtheil ohne Begriffe iſt die kritiſche Geſchmacksloſung.

6. Vollkommenheit. Mehrere hatten die Schönheit durch den ſinnlichen Ausdruck eines Vollkommenen erklärt; die Kritik verwirft dieſe Erklärung. „Das Formale in der Vorſtellung eines Dinges, d. i. die Zuſammenſtimmung des Mannichfaltigen zu Einem (unbeſtimmt, was es ſeyn ſolle), giebt für ſich ganz und gar keine objektive Zweckmäßigkeit zu erkennen; weil, da von dieſem Einen als Zweck (was das Ding ſeyn ſolle) abſtrahirt wird, nichts als die ſubjektive Zweckmäßigkeit der Vorſtellungen im Gemüth des Anſchauenden übrig bleibt, welche wohl eine gewiſſe Zweckmäßigkeit des Vorſtellungszuſtandes im Subjekt, und in dieſem eine Behaglichkeit deſſelben eine ge-

gebne Form in die Einbildungskraft aufzufaſſen, aber keine Vollkommenheit irgend eines Objekts, das hier durch keinen Begriff eines Zwecks gedacht wird, angiebt. Wie z. B. wenn ich einen Raſenplatz im Walde antreffe, um welchen die Bäume im Cirkel ſtehen, und ich mir dabei nicht einen Zweck, nämlich, daß er etwa zum ländlichen Tanz dienen ſolle, vorſtelle, ,nicht der mindeſte Begriff von Vollkommenheit durch die bloße Form gegeben wird. Eine formale objektive Zweckmäßigkeit, d. i. die bloße Form einer Vollkommenheit (ohne alle Materie und Begriff von dem, wozu zuſammengeſtimmt wird), ſich vorzuſtellen, iſt ein wahrer Widerſpruch.“ *) **Und die Wahrnehmung der Form der Zweckmäßigkeit ohne alle Vorſtellung eines Zwecks wäre es minder?**

---

*) Krit. S. 45. 46.

Kein Philoſoph hat je behauptet, daß die Zuſammenſtimmung des Einen zum Vielen, „unbeſtimmt, was es ſeyn ſolle,“ eine objektive Zweckmäßigkeit zu erkennen gebe: denn wenn weder dies Eine, noch die Zuſammenſtimmung zu dieſem Einen beſtimmt iſt, ſo iſt kein Eins und keine Zuſammenſtimmung; wir ſprechen im Traum. Eben das beſtimmte Eins der Zuſammenſtimmung giebt den Begriff des Zweckerreichenden im Objekt, wobei das Eine, der Zweck ſelbſt, die Form (το αιτιον, εντελεχεια) die Seele des Ganzen iſt und bleibt, die nach keinem fremden Zweck außer ſich dürſtet. Iſt der grüne Raſenplatz im Walde an ſich ſchön d. i. eine ſeltene Zuſammenſtimmung des Vielen zu Einem, ſo bleibt ihm dieſe Zuſammenſtimmung, es möge darauf geſpeiſt oder getanzt werden, wenn nicht von Menſchen, ſo von *Feyen und Dryaden.* Dieſe ſchöne Einöde, der Schattenplatz unter dieſem Baum, Anakreons und Bathyllus καταγωγιον, das jeden Vorübergehenden einlud; mag es die Natur oder mögen es Menſchen angelegt haben; jetzt iſt der Ort mein; *ich* laſſe mich darauf nieder, weil *ich* in ihm eine Zuſammenſtimmung zur Einheit, die *mich* ergetzet, die *mir* wohlthut, finde. Halten es andre, wie es ihnen gefällt, dem Ort ſelbſt bleibt der Naturgeiſt, der ihn belebet. Ferner. Kein vernünftiger Philoſoph hat die objektive Zuſammenſtimmung einer Sache zur Schönheit gemacht ohne *ſubjektive* Vorſtellung deſſen, der ſie ſchön findet. *Sich* ſelbſt iſt die Sache was ſie iſt; vollkommen in ihrem Weſen oder unvollkommen; mir iſt ſie ſchön oder häßlich, nachdem ich dies Vollkommene oder Unvollkommene in ihr erkenne oder fühle. Einem andern ſey ſie, was ſie ihm ſeyn kann.

Die Formel der Philoſophen, daß Schönheit die Darſtellung, d. i. der ſinnliche, zu empfindende Ausdruck einer Vollkommenheit ſey, hat alſo nicht nur nichts Widerſprechendes in ſich; ſie iſt auch wahr und hell und prägnant, vor Irrwegen bewahrend und zu etwas Sicherm leitend; alle vier Momente der Kritik ſind gegen ſie vier zerfallende Luſträder. Weſenheit des Dinges, innere Beſtandheit und Einheit, es ſey rein in ſich oder in conſtituirenden Theilen, muß daſeyn im Objekt, ſelbſt des ſchönen Traumes. Zweitens. Es muß ſich darſtellen, d. i. reell ausdrücken, empfindbar zeigen. Dieſe Darſtellung, ſein lebendiger Ausdruck, muß drittens meinem

Organ, wie meiner Empfindungs- und Vorſtellungsfähigkeit harmoniſch ſeyn; ſonſt iſt das Schönſte mir nicht ſchön; dieſe drei Momente ſind jedem Objekt wie jeder Empfindung des Schönen unerläßlich.

In welchem Grad der Lebhaftigkeit und Klarheit ich übrigens empfinde, dies hängt von der Beſchaffenheit des Objekts ſowohl, als meiner ſelbſt ab; hier iſt eine Leiter unendlicher Grade und Verſchiedenheiten. Selten ſind alle Vorzüglichkeiten im Objekt und Subjekt beiſammen; nach unſrer Organiſation ſchränken manche einander ein, z. B. Lebhaftigkeit die Helle, Tiefe den Umfang. Da indeſſen auch hier eine Compenſation Statt findet, ſo kann über die Sache ſelbſt uns der Grad nicht irren. Und wenn die Kritik verworrene Begriffe und das objektive Urtheil, das ſie zum Grunde hat, durchaus nicht für „äſthetiſch“ gelten laſſen will, „weil man ſonſt einen Verſtand haben würde, der ſinnlich urtheilt, oder einen Sinn, der durch Begriffe ſeine Objekte vorſtellte;“ ſo laſſe man ihr ihre Wahrnehmung der Form des „Zweckmäßigen der Gegenſtände ohn' allen Begriff,“ und freue ſich der Natur, die uns allerdings einen Verſtand verlieh, der ſinnlich, d. i. nach Wahrnehmungen der Sinne urtheilt und uns allerdings Sinne verlieh, die uns Objekte zu Begriffen darſtellen, mit denen die innigſte Luſt oder Unluſt nicht nur verbunden ſeyn kann, ſondern jeden Augenblick wirklich verbunden iſt, wie wirs alle wiſſen und empfinden. Iſts nicht widrig, daß eine Philoſophie, die die Natur auslegen ſoll, ſich unterfängt, der Erfahrung Jedermanns zu widerſprechen? die Sprache der Geſinnungen aller, auch der älteſten Welt zu ändern, und einander entgegengeſetzte Winkel, die ohne einander nicht ſeyn können, deßhalb zu läugnen, weil ſie einander entgegengeſetzt ſind?

7. „Nothwendiges Wohlgefallen ohne Begriff. Allgemeine Norm und Gemeinſinn des Schönen.“ Jeder Menſch von feinem Gefühl erfährt, und hat es erfahren, daß in halbgebildeten oder irregeführten Völkern nichts ſo ſelten ſey, als das reine Gefühl und Wohlgefallen am echten, geſchweige am erhabenen Schönen. Der wahre Künſtler arbeitet daher nicht für den gemeinen Geſchmack, iſt auf das Urtheil des Pöbels nie ſtolz; das Lob des Narren beſchämt ihn, und der Beifall, die Aufmunterung Eines Kenners gilt ihm ſtatt Vieler, ſtatt Aller. Eigentlich aber ar-

beitet er auch nicht für dieſen Kenner, ſondern für ſich; die Idee, die in ihm liegt, die ihn treibt und beſeligt, ſie darzuſtellen, iſt ſeine Sorge, ſie dargeſtellt zu haben, ſein Lohn. Vorſchreien will Er der Menge nicht; noch weniger dem Urtheil des Kenners gebieten, und durch ein Poſtulat „So ſoll es ſeyn!" ihm den Mund ſtopfen; er benähme ja damit jeder freien Stimme die Luſt, und entzöge ſich ſelbſt alle belehrende Aufmunterung. Ein Tyrann des Geſchmacks iſt (das wiſſen wir alle) die albernſte Figur, die je die Sonne beſchienen.

Hierüber ſind nicht nur alle Zeiten einig; ſondern es gründet ſich hierauf auch aller Fortgang der Kunſt, alle Cultur des Schönen. Wäre es Einem Geſchmacksurtheiler erlaubt, ſein Veto oder „Soll" auszuſprechen, es zur

Norm für alle Zeiten zu machen, und von „Gemeingültigkeit, von innerer Nothwendigkeit, als dem letzten Moment der Schönheit ohne Begriff" zu reden; wahrlich, ſo ſtünden wir noch vor Dädalus Bildſäulen und beim Karren des Theſpis. Alles was Kunſt iſt, will Uebung, alſo auch eine freie Bahn der Uebung; jede Anlage der Menſchheit bedarf einer Erziehung; vor allen andern die zarteſte Pflanze unſrer Natur, das Gefühl und die Kunſt des Schönen. Daher ſteht gegen die Normaltyrannen des Geſchmacks Alles, auch das Ruhigſte auf, wenigſtens mit innerm Spott gerüſtet. Wir ſehen den Schaden, den ſie bei der unwiſſenden Menge ſtiften; deßhalb eben, ſobald wir unſres Geſchmacks ſicher ſind, treten wir in uns ſelbſt zurück ſprechend: „in Sachen des Geſchmacks ſoll niemand uns ein Soll ſagen;

wir dürfen fühlen, wenn wir gleich, was wir fühlen, nicht ſagen dürften. Das Urtheil des Geſchmacks iſt frei.“

Wie wenig übrigens in Sachen des Gefühls am Schönen aus dem Sagen herauskomme, wie wenig dies Sagen andern eigentlich ſage; wer iſt, der nicht auch dies oft erprobt hätte? Der gemeine Haufe betet Worte nach; der Schief- und Halbkenner verwirret ſich in dieſen Worten, und der Blödling folgt ihm. Endlich kommt der Satzungenſtifter und behauptet exemplariſch: er gebeut. Ein frecher Anhang folgt ihm und beweiſet; beweiſet, was er weder verſtand, noch was je bewieſen werden konnte. Lebe ſodann wohl, auf ganze Zeiten lebe wohl, Tradition des guten Geſchmacks; das „gemeingültige Urtheil, der exemplariſche Normalgeſchmack“ des Einen herrſchet.

So dachten die Weiſen alter Zeiten nicht; ſie ſagten nicht: „Schön iſt, was ohne Begriff allgemein gefällt. Schönheit iſt, was ohne Begriff als Gegenſtand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird,“ ſondern ſie ſuchten Begriffe zu geben, zu läutern, ſie feſter und feſter, wenn auch nur Wenigen anzubilden. Die Schüler der kritiſchen Schule dagegen, ſie ſind es allein, die, was nothwendig, alſo auch allgemein gefallen müſſe, „ohne Begriff erkennen und allgültig vorſchreiben, und wenn ihr Gebot nicht befolgt wird, trotzen und zürnen. Alles vermöge der kritiſchen Urtheilskraft, aus Macht ihrer allgemeingültigen Poſtulate.

Die Gründe, auf welche die Kritik „die allgemeine Nothwendigkeit ihrer Geſchmacksurtheile ohne Begriff“ bauet, ſind ſo morſch, daß ſie eigentlich ſich ſelbſt abläugnen und widerlegen. „Weil ich von jeder Vorſtellung ſagen kann: wenigſtens ſey es möglich, daß ſie (als Erkenntniß) mit einer Luſt verbunden ſey, und man ſich vom Schönen denkt, daß es eine nothwendige Beziehung aufs Wohlgefallen habe: ſo kann die Nothwendigkeit in einem äſthetiſchen Urtheil nur exemplariſch genannt werden, d. i. die Nothwendigkeit der Beiſtimmung Aller zu einem Urtheil, was wie Beiſpiel einer allgemeinen Regel, die man nicht angeben kann, angeſehen wird.“ *) Beiſpiel einer allgemeinen Regel, die man nicht angeben kann? Fordert nicht geradezu das Beiſpiel, daß ich die Regel in ihm erkenne? und ſchränkt ſich hiemit ſelbſt ein, daß es außer dieſer Anerkennung kein Beiſpiel ſey.

„Das

---

*) S. 61.

„Das Geſchmacksurtheil ſinnet jedermann Beiſtimmung an, und wer etwas für ſchön erklärt, will, daß jedermann dem vorliegenden Gegenſtande Beifall geben, und ihn gleichfalls für ſchön erklären ſolle.“ Nur der Tyrann des Geſchmacks will dieß; ſelbſt der Sophiſt, der eitle Schönheitsmäkler ſinnet uns ein ſolches Soll nicht an; er will beſchwätzen, überreden.

„Das Sollen im äſthetiſchen Urtheil wird alſo ſelbſt nach allen Datis, die zur Beurtheilung erfodert werden, doch nur bedingt ausgeſprochen.“ *) Bedingt und doch allgemein nothwendig?

„Man wirbt um jedes andern Beiſtimmung, weil man dazu einen Grund hat, der allen gemein iſt, auf welchen man auch

---

*) S. 62.

rechnen könnte, wenn man nur immer ſicher wäre, daß der Fall unter jenem Grunde als Regel des Beifalls richtig ſubſumirt wäre." Da man dies nun nach der Kritik, die ohn' alle Begriffe, mithin auch ohn' alle Gründe urtheilt, nie ſeyn kann, woher das Begriffloſe Sollen? Es hebt ſich ſelbſt auf.

„Geſchmacksurtheile müſſen ein ſubjektives Princip haben, welches nur durch Gefühl und nicht durch Begriffe, doch aber allgemeingültig beſtimme, was gefalle oder mißfalle. Ein ſolches Princip aber könnte nur als ein Gemeinſinn angeſehen werden, der vom gemeinen Verſtande (ſenſus communis) weſentlich unterſchieden iſt. Alſo nur unter der Vorausſetzung, daß es einen Gemeinſinn gebe (wodurch wir aber keinen äußern Sinn, ſondern die Wirkung aus dem freien Spiel unſrer Erkenntnißkräfte verſtehen), nur unter Vorausſetzung, *ſage ich*, eines ſolchen Gemeinſinnes, *kann das Geſchmacksurtheil gefällt werden*." *) Nur unter ſolcher unbewieſenen Vorausſetzung? Kein Geſchmacksurtheil kann gefällt werden, als unter Vorausſetzung eines Sinnes, der vom gemeinen Verſtande „*weſentlich*" verſchieden iſt, weil dieſer *nicht* nach Gefühl, ſondern jederzeit nach Begriffen urtheilt, und jener, Kraft des Interdikts der Kritik, nicht ſo urtheilen ſollte? Und doch ſoll jener Sinn, der ohn' „alle Begriffe" urtheilt, die Wirkung aus dem freien Spiel unſrer „*Erkenntnißkräfte*" ſeyn? die alſo in ihm alle Begriffe, d. i. ſich ſelbſt abgelegt haben? Ein *Gemeinſinn*, auf ein freies Spiel unbeſtimmter Kräfte gebaut, das Geſammt-Gefühl des Schönen als eine unbeſtimmte Wirkung unſrer in Verſchiednen ſo verſchiednen Erkenntnißkräfte vorausgeſetzt, damit ein Urtheil des Geſchmacks nur gefällt werden könne? Nun dann, ſo fälle es nicht. Behalte es dir, und laß jeden andern nach ſeinem Gefühl urtheilen. „Ohne Vorausſetzung eines Gemeinſinns iſt kein Geſchmacksurtheil möglich.“ Nicht? und was brauchts? Sey du dir ſelbſt Gemeinſinn; urtheile Dir.

---

*) S. 63. 64.

„Sollen ſich Erkenntniſſe mittheilen laſſen, ſo muß ſich auch der Gemüthszuſtand, d. i. die Stimmung der Erkenntnißkräfte zu einer Erkenntniß überhaupt, und zwar diejenige Proportion, welche ſich für eine Vorſtellung gebührt, um daraus Erkenntniß zu machen, allgemein mittheilen laſſen, weil ohne dieſe als ſubjektive Bedingung des Erkennens, das Erkenntniß als Wirkung nicht entſtehen könnte. Dieſe Stimmung kann nicht anders als durchs Gefühl (nicht nach Begriffen) beſtimmt werden. Da ſich nun dieſe Stimmung ſelbſt muß allgemein mittheilen laſſen, mithin auch das Gefühl derſelben (bei einer gegebnen Vorſtellung) die allgemeine Mittheilbarkeit des Gefühls aber vorausſetzt: ſo wird dieſer mit Grunde angenommen werden können, und zwar ohne ſich deßfalls auf pſychologiſche Beobachtungen zu fußen, ſondern als die nothwendige Bedingung der allgemeinen Mittheilbarkeit unſrer Erkenntniß, welche in jeder Logik vorausgeſetzt werden muß." Weil alſo Erkenntniſſe ſich mittheilen laſſen „müſſen," ſo „müſſen" ſich auch Gefühle allgemein mittheilen laſſen, und zwar durch eine „Stimmung," ohne welche keine „Erkenntniſſe, als Wirkungen der Stimmung entſtehen“ könnten, welche Stimmung nicht anders, als durchs Gefühl, nicht aber nach Begriffen, beſtimmt werden kann. Dieſe „Stimmung, die Erkenntniſſe hervorbringt und allein vom Gefühl beſtimmt wird,“ ſetzt einen Gemeinſinn voraus, der „ohne Begriffe urtheilt;“ mithin giebts einen ſolchen Gemeinnſinn. Auf pſychologiſche Beobachtungen darf er nicht fußen; als die „nothwendige“ Bedingung der allgemeinen Mittheilbarkeit unſrer Erkenntniß „muß er vorausgeſetzt“ werden! — —

So werde er dann vorausgeſetzt, und ſo theilet euch Gefühle und Stimmungen mit ohn alle Begriffe. Wer je in einem Kunſtſaal die Stimme dieſer Stimmer,

„der allgemeinen Gefühlsmittheiler ohne Begriffe aus bloßer Stimmung und deren Proportion zu daraus entſtehender Erkenntniß" gehört hat, und ihre Stimmung auf einander zu „Geſchmacksurtheilen von allgemeiner Nothwendigkeit" in ihren Folgen ſah, geht ſtumm und verſtimmt von dannen, ſich vor dieſen „allgemeingültigen, nothwendigen Geſchmacks- und Stimmungsmittheilern" wahrend.

* * *

Wie in der Welt war eine ſolche Philoſophie voll Bodenloſer Vorausſetzungen, voll verführender Poſtulate nur möglich? Und wie entſtand ſie? Nichts liegt klärer am Tage; der Inhalt und die Folge der kritiſchen Werke ſelbſt giebt darüber Auskunft. *)

Die „Kritiken der reinen und praktiſchen Vernunft“ waren geſchrieben. Nach Jener blieben den Sinnen keine Gegenſtände, als die leeren Anſchauungen von Raum und Zeit, („transſcendentale Aeſthetik“) dem Verſtande nichts als leere, übelgeordnete Fächer der Kategorien, Bedeutungslos in ſich und doch die Form des menſchlichen Verſtandes; („transſcendentale Analytik;“) der Vernunft endlich, die ganz ohne Kanon gelaſſen ward, blieben nur „Paralogismen, eine Thetik und Antithetik, zuletzt ein herausvernünfteltes Ideal“ übrig, die alle ſich ſelbſt aufhoben. Mithin entſtand eine große Wüſte und Leere,

---

*) S. die Vorrede und Einleitung zur Kritik der Urtheilskraft.

in der dennoch alle Kräfte und Formen der Begriffe, der Ideen ſogar und des Ideals ſelbſt, ohn' Auslaſſung eines Jota, allgültig und auf ewig umriſſen und verzeichnet ſeyn ſollten.

Und doch fühlte der Philoſoph Luſt und Schmerz; wohin mit dieſen? Ins Reich der Begriffe gehörten ſie ihm nicht; mit keinem ſeiner reinen Phantaſmen hatten ſie etwas gemein, konnten auch in Ewigkeit mit ihm nicht verbunden werden. Der „kritiſch-transſcendentale Verſtand" hat etwas anders zu thun, als ſinnliche Dinge mit Luſt oder Unluſt wahrzunehmen; er kommt zu keinem Sinn, kein Sinn zu ihm; ewig prägt er aufs Nichts, auf Raum und Zeit, ſeine Formen. Die „kritiſch-transſcendentale Vernunft" hat ein ganz anderes Geſchäft, als Wahrnehmungen des Verſtandes mit Luſt und Liebe zu ordnen; wie der Jäger Orion jagt ſie dem All nach, jenſeit der Weltgränzen. Wohin nun mit Luſt und Unluſt? Den Philoſophen gingen ſie nicht weiter an, als ſofern er darüber „urtheilt;" das Empfinden mochte an ſeinen Ort geſtellt bleiben. Alſo werde Materie zum „Urtheilen ohne Objekte, ohne Empfindung„ wie folget:

Poſtulat 1.

„Empfinden und Urtheilen iſt Eins."

„Wer empfindet, urtheilt; und wer urtheilt, empfindet." „Empfände er aber nicht?" „Es wird angenommen, als hätte er empfunden: denn das Geſchmacksurtheil iſt ſeiner Natur nach äſthetiſch." Der geſchwätzigſte Urtheiler iſt der feinſte Empfinder.

„Nur müſſen ſeine Urtheile **ohne Begriffe** ſeyn: denn Begriffe gehören dem Verſtande, die äſthetiſchen Urtheile ſind reine Geſchmacksurtheile ohn' alle Begriffe; alſo"

Poſtulat 2.

„Geſchmacksurtheile über das Schöne ſind ohn' alle Begriffe."

„Vom Objekt, von ſeiner Beſchaffenheit und Zweck darf, ja muß der Geſchmack nichts wiſſen; ſonſt würde er Verſtand oder gar Vernunft; hiemit bliebe er nicht Geſchmack. W. z. E.

„Und doch? ohn allen Begriff; wohl alſo auch ohn alles Objekt? „Ohn alles Objekt."

Poſtulat 3.

„Aeſthetiſche Geſchmacksurtheile betreffen Formen, keine Objekte."

„Eine Form aber iſt doch zu Etwas, d. i. zu einem Zweck, und weil es eine Geiſtesarbeit iſt, doch wohl mit einigen Begriffen geformet?" „Zu keinem Zweck. Der gehört für den Verſtand; der Geſchmack aber iſt nicht Verſtand. W. z. E. **Witzig** unterſcheidet die Kritik alſo:

Poſtulat 4.

„Das Zweckmäßige in den Geſchmacksurtheilen wird ohne Vorſtellung des Zwecks, d. i. unzweckhaft wahrgenommen."

„Wahrgenommen ohne Begriffe? Das Zweckmäßige ohne Zweck?" „Aller:

dings; denn Begriff und Zweck gehören dem Verſtande, der mit Luſt und Unluſt nichts gemein hat. W. z. E."

Poſtulat 5.

„Das Geſchmacksurtheil iſt vom Begriff der Vollkommenheit ganz unabhängig."

„Wie intereſſirt es aber ſodann? wie wirkt es Luſt und Unluſt?" „In der Kritik der praktiſchen Vernunft iſt poſtulirt, daß das reine „Sollen" ohn alle Beweggründe geſchehen müſſe, weil es ſonſt kein reines „Soll" wäre. Ob es auf ſolchem Wege geſchehe oder nicht geſchehe, daran liegt der reinen Vernunft nichts; genug, es ſoll geſchehen; und woher hätte ſich nun das Geſchmacksurtheil ein mehreres zu erfrechen und anzumaaßen, als die praktiſche Vernunft ſelbſt? A. f."

Poſtulat 6.

„Das Geſchmacksurtheil iſt ohn alles Intereſſe.“

„Höchſt unintereſſant alſo; niemanden als Urtheil intereſſirend: denn von allen Begriffen, von jeder Vorſtellung eines Zwecks frei, wen könnte es intereſſiren?“ „Es ſoll und muß jedermann gelten: denn es iſt ein Urtheil, obwohl ohne Begriffe. W. z. E.

Poſtulat 7.

„Geſchmacksurtheile ſind allgemeingültig und nothwendig: denn ſie ſind Urtheile.“

„Urtheile ohne Begriffe allgemeingültig und nothwendig?“ „Allerdings: denn ſie ſind allgemein: mittheilbar; und umſonſt wird man ſie nicht mittheilen wollen? Man will, daß ſie allgemein gelten; man ſetzt einen Gemeinſinn des Schönen voraus, ohne den kein Geſchmacksurtheil Statt fände. Alſo:

Poſtulat 8.

„Es giebt einen Gemeinſinn des Schönen in Jedermann, enthaltend die reinſten äſthetiſchen Geſchmacksurtheile.“

„Gemeinſinn des Schönen? Wäre es etwa ein eigner Sinn? oder was wir ſonſt den geſunden Verſtand nennen?“ „Weder Dies noch Jenes; ſondern

Poſtulat 9.

„Der Gemeinſinn des Schönen iſt vom gemeinen Verſtande (ſenſus communis) weſentlich verſchieden; die Wirkung eines freien Spiels unſrer Erkenntnißkräfte.

„Unſrer Erkenntnißkräfte? und doch ſo [illegible] ohne Begriffe wirken? Wirkung eines freien Spiels; ohne Geſetze? Gemeinſinn des Schönen, die Wirkung eines Spieles?" „Dies iſt der einzige Weg, wie eine Geſetzmäßigkeit ohne Geſetz, eine ſubjektive Uebereinſtimmung der Einbildungskraft zum Verſtande ohne eine objektive, mit der freien Geſetzmäßigkeit des Verſtandes und mit der Eigenthümlichkeit eines Geſchmacksurtheils zuſammen beſtehen kann. Alſo"

Poſtulat 10.

„Es giebt eine Geſetzmäßigkeit ohne Geſetz; eine ſubjektive Uebereinſtimmung der Einbildungskraft zum Verſtande ohne eine

eine objektive; die mit der freien Geſetzmäßigkeit des Verſtandes und mit der Eigenthümlichkeit eines Geſchmacksurtheils zuſammen beſtehen kann."

„Aber wie beſtehn ſie mit einander? Wo hören die Geſetze auf? wo fängt die Freiheit an? Und in zweien von einander ſo getrennten Kräften, die durchaus nichts mit einander zu ſchaffen haben?" „Mittheilung verbindet ſie beide, und dieſe ſetzt Stimmung voraus. Aus Stimmung entſtehen Erkenntniſſe; warum nicht auch Geſchmacksurtheile? warum nicht auch die allgemeingültige Nothwendigkeit derſelben? Alſo

Poſtulat 11.

„Stimmung macht den allgemeingültigen Werth und die

Nothwendigkeit der Geſchmacksurtheile, ohne Begriffe, und Zweck; Stimmung!"

„Stimmung? Aber wer ſtimmt? und wonach? nach welchem Grundton? Iſts der Verſtand etwa? der theoretiſche? der praktiſche?" „Keiner von beiden. Die Geſchmacksurtheilskraft iſt eine unabhängige Grundkraft der menſchlichen Seele. Zwiſchen der reinen Vernunft und der reinen praktiſchen Vernunft, die beide auch nichts mit einander zu thun haben, hat ſie ihr eignes, reines Querbänkchen." Wie die proteſtantiſchen Biſchöfe auf dem Reichstage. Alſo.

Poſtulat 12.

„Die Geſchmacksurtheilskraft iſt eine Grundkraft der menſchlichen Seele, vom theoretiſchen

Verſtande, wie von der praktiſchen Vernunft unabhängig."

„Aber wie viel Grundkräfte könnte man da errichten? und iſt in der menſchlichen Seele **Alles** getheilt? Und worauf beruhet denn **dieſe** Grundkraft? worinn beſtehet, worauf wirkt ſie?" „Das Urtheilen beſtehet im **Urtheil**; es beruhet auf dem **Gemeinſinn**, und wirkt zur **allgemeinen Mittheilung**, allgemeingültig; übrigens ein **freies Spiel** der menſchlichen Seelenkräfte."

Poſtulat 13.

„Die Geſchmacksurtheilskraft beſtehet im Urtheilen, beruhet auf dem Gemeinſinn, und wirkt zur allgemeinen Mittheilung allgemeingültig; übrigens ein freies Spiel der menſchlichen Seelenkräfte."

Daß dieſe aus Noth entſtandene, leere, hohle, verderbliche Theorie, eine Kritik ohn' alle Kritik, bei einigem ernſthaften Studium des Schönen, ſowohl in Gegenſtänden, als in den Empfindungen deſſelben nie entſtanden wäre, bedarf keines Erweiſes. Auf einem vermeintlich-leergelaſſenen Fleck iſt ſie a priori geworden; ein Spiel des Witzes und Scharfſinns Zwecklos-zweckmäßig und zweckmäßig-zwecklos.

6.

Von einer

Regel des Schönen.

D. Wir fanden bei unſern feinern Sinnen, dem Geſicht und Gehör, ein Medium, das eine Regel in ſich enthält, die Farben- und Tonleiter. Bei dem taſtenden Gefühl, der Baſis unſrer Geſichtsideen, ergab ſich eine Regel der Bedeutſamkeit, die von der geraden zur Kreislinie durch alle Schwingungen emporſtieg. Dies angenommen, wie iſt bei der unendlichen Verſchiedenheit der Gegenſtände ſowohl, als der empfindenden Organe dieſe Regel anwendbar? Die Natur färbt und tönt den Gegenſtänden nach, ſo verſchieden und den Organen nach, ſo individuell, daß keine Sprache hinreicht, die Ton- und Farbenmiſchungen, noch weniger die Bildungen zu bezeichnen, an denen jene Linien erſcheinen. Vollends unſre Empfindungsorgane; ſie ſind nach Perſonen, Lebensaltern, Umſtänden, Gewohnheiten, ſelbſt durch den Eigenſinn des Moments ſo verſchieden geſtimmt, um Eindrücke zu empfangen, und in ihnen die Regel zu bemerken, daß dieſe wohl eine Lesbiſche Regel ſeyn dürfte, die jedem Gegenſtande, ſo wie der Willkühr jedes Gebrauchenden nachgiebt? Wozu alſo die Regel?

A. Freunde, das Clavichord und der Farbenbogen, die gerade Linie und der Cirkel ſtehen da; die Regel wollen wir nicht verſchmähen, wenn ſie anzuwenden, auch Mühe koſtete, wenn ſie auch oft überſehen oder falſch und kränklich angewandt würde. Denn was gewönnen wir durch dieſe Hinläſſigkeit? Einen Regelloſen Zuſtand, Urtheile ohne Regel. Allerdings fodert es Beobachtung, Fleiß und Uebung, Töne, Farben, Linien, Figuren, allenthalben recht zu beurtheilen; deshalb hat auch das Gefühl des Schönen Cultur nöthig. Der Begriffe kann es ſich nicht entſchlagen, ohne ein blos fieberhaftes Gefühl, ein Schwanken zwiſchen Ruhe und Bewegung, oder wenn es urtheilt, ein jähnendes Urtheil zu werden. Daß es Menſchen von mißbildeten, verſtimmten, oder von ungebildeten, groben Organen giebt; kann unſer Beſtreben nicht aufhalten, das Empfindungsſyſtem unſrer Natur rein zu ſtimmen, es den Gegenſtänden gemäß, nach richtigen Begriffen zu ordnen und auszubilden. Auch wer verworren ſieht, muß eine Farbenleiter, auch der, der keinen Takt hält und von keiner Scala weiß, muß Scala und Takt anerkennen. So die gerade Linie und den Cirkel, wenn er auch keine zu ziehen wüßte. Wer ſich in den Linien der Schönheit, oder in ihrer Bedeutung noch ſo oft trüge; er muß ſie beſſer erkennen, die Regel beſſer anwenden lernen, nicht aber die Regel leugnen oder eludiren, d. i. mit dem Begriff und Gefühl des Schönen ſpielen. Hätte uns die Natur vergebens zu Menſchen gemacht, zu Beurtheilern, ja noch mehr zu Erfindern des Schönen nach Regeln, die in unſerm Weltall, wie in unſrer Natur liegen? Im Menſchen iſt das Maas der Schönheit —

B. Doch nur für Menſchen, nach menſchlichen Begriffen und Gefühlen?

A. Von empfindenden Weſen andrer Art reden wir nicht, und es iſt doppelte Thorheit, ſich in dergleichen unbekannte

Welten hineinzuträumen, oder mit Schattenbegriffen aus ihnen, als ob wir aus der Höhle. Trophonius kämen, die unſre zu verdämmern. Lieber ſehen wir, wie die Natur uns zur Anwendung der Regel des Schönen, mithin zur Kunſt half und uns auf dieſem Wege befeſtigt. Der allgemeine Typus, den die Natur in Bildung lebendiger Organiſationen nicht zu befolgen ſcheint, ſondern wirklich befolgt, könnte uns darauf führen.

C. Nach Einem unſrer vorigen Geſpräche iſt mir die Urſache davon ziemlich klar. In jedem Element nämlich hatte die Natur das Lebendige zum Wohlſeyn in dieſem Element zu bilden; hiernach ordnete ſie ſeine Geſtalt, ſeine Kräfte und Glieder, alſo ſehr verſchieden. Da ſie aber bei allen Einen Zweck hatte, Wohlſeyn, Genuß des Lebens in dieſem Element; ſo mußte in einer gemeinſchaftlichen Welt, in der Ein Lebensgeiſt herrſcht,' auch ein Gemeinſchaftliches in Reizen, Empfindungen, Sinnen und Trieben, mithin eine allgemeine Analogie, ein Geſammt-Typus wie in Bildung ſo in Gefühlen und Beſtrebungen werden. Das lebendige Geſchöpf bedurfte

1. Nahrung; Gefäße der Nahrung wurden allen gemein, jedem nach ſeinem Element, in ſeiner Weiſe. Der lebendige Schlauch bedurfte

2. Kräfte, ſich dieſe Nahrung zu verſchaffen, ſolche ſeiner Natur anzueignen, alſo Bewegungswerkzeuge, Muskeln und was deren Stelle vertritt oder zu ihnen gehöret. Dieſe Bewegungen mußten

3. Erweckt, in Triebe verwandelt und bis zum höchſten Triebe, der Fortbildung ſeines Geſchlechts befeuert werden, wodurch anders, als durch Sinnenreiz, durch Sinnenkräfte? In jedes Geſchöpf pflanzte ſich alſo das allgemeine Senſorium, nach dieſes Geſchöpfs eigenthümlicher Bildung, aber dem Weltganzen harmoniſch. Alle genießen Ein Licht, Eine Luft; zur Aneignung des Lichts, des Schalles, gehörte, wie verſchieden es auch gebildet ward, Auge, Ohr; ſo die übrigen, allem Lebendigen gemeinſchaftlichen Sinne und Triebe. Allen war zum Empfinden die Nervenkraft, oder was ſie erſetzt; zum Denken und Vermögen war den vollkommenern Bildungen Gehirn, Rückenmark, und was aus ihnen entſpringt, unentbehrlich; daher in einer gemeinſchaftlichen Welt,

zum gemeinſchaftlichen Wohlſeyn, der ſogenannte Geſammt-Typus.

B. Er ſtieg empor —

C. Nach Elementen und Regionen. Dem ſchwimmenden Geſchöpf ward eine horizontale Geſtalt, in der die genannten Syſteme zur Nahrung, Bewegung, Fortpflanzung und der ſie belebenden Empfindung mit und durch einander verwebt ſind; ſelbſt der Kopf mit ſeinen Sinnenwerkzeugen ſtreckt ſich nur horizontal vor. Der Vogel, in einem feinern Element fliegend, gewann ſchon eine freiere Bildung, indem er nicht immer fliegen, ſondern auch ſitzen, hüpfen, rufen durfte. Hals und der Kopf mit ſeinen Sinnen heben ſich empor, noch aber dem Fluge dienſtbar. Je mehr aus Waſſer und Luft die Bildungen Erdegeſtalten wurden, deſto mehr bekamen ſie auf ihrem feſteren Stande eine aus einander geſetzte, höhere Bildung, bis endlich der Menſch, auf die kleinſte Baſis geſetzt, in aufgerichteter Geſtalt erſcheinet. Den Sitz ſeiner edelſten Sinnenwerkzeuge trägt er hoch empor, in ſeiner ganzen Geſtalt mit einem ihm eignen Sinn, dem taſtenden Gefühl begabet. In dieſer Bildung werden ihm Ohr, Auge und Hand zuſammenwirkende Sinne, deren Einer den andern berichtiget, begründet. Weil er ein Univerſum ſich ertaſten konnte, ſo ſiehet er auch taſtend; ſeine Geſichtsideen, aufs Gefühl gegründet, ſtehen auf einer eignen Baſis. Wodurch konnte der Elephant das Weiſeſte der Thiere werden? Durch ſeine vielgelenkige Hand, den Rüſſel.*) Die Bildung unſerer Hand mit ihren feſteſten ſowohl, als feinſten ſinnlichen Begriffe; ſie, verbunden mit dem Auge, macht uns zu Kunſtgeſchöpfen.

---

*) Einige Quadrumanen, die Schlüſſelbeine haben, nähern ſich dem [illegible]

X. Und was die Hand dem Auge, iſt unſer Mund dem Ohr. Hätten wir nur Stimme und Kehle; mit dem ſchönſten Vogelgeſange ſpräche ſich unſer Vernommenes nicht aus. Dieſelbe Regel, die unſrer Hand taſtbare Gegenſtände unterlegt, giebt allen unſern Begriffen Accentuation und Bildung der Sprache. So half die Natur und der Menſch erſchafft ſich, d. i. er bemerkt und gebraucht die Regel. Nicht ohne Cultur; ohne dieſe, ohne Begriffe und Vorſtellungen bleibt unſer Gefühl ein Land verworrener Träume; der Verſtand erkennet die Regel.

V. Der

Gefühl des Menſchen, doch nur ſehr von fern.

B. Der Menſch alſo wäre, wie er empfindet und denkt, zu einer Regel gebildet.

A. Zu einer Regel. Wie ſein Sinn nicht anders als unter feſtgeſtellten Verhältniſſen ſehen, hören, taſten kann: (die Haltung der Lichttafel vor ihm, die ganze Welt ſeiner andern Sinne iſt Verhältniß;) ſo übt er, durch ſeine und die geſammte Natur gezwungen, dieſe Verhältnißmaaße, fortwährende Zuſammenfaſſungen des Vielen unter Eins, während ſeines ganzen Lebens. Was er ſiehet, ſind Geſtalten nach einer unzerreißbaren Contiguität im Raum; was er höret, Töne, nach einer untrennbaren Succeſſion; was er taſtet, Formen, in beſtimmten Zahlen und Maaßen, als Verhältniſſen zur Ruhe und zur Bewegung. Was ſeine Phantaſie in ſich trägt, iſt eine Beute aller Sinne und Eindrücke, in einander gemiſcht und verworren; was er aus ihnen herausdenkt, ſind Configurationen. Immer iſt er, gut oder ſchlecht, ein Künſtler. Triebe ſind Geſtaltungen unſres Begehrens; Gewohnheiten ſind gewonnene feſte Formen unſrer Uebung; Denkart, Charakter ſind die ganze Geſtalt unſrer Geſinnungen, Willensmeinungen und Triebe; in allem iſt des Menſchen Natur eine ſich ausdrückende Regel.

B. Sollte aber wenigſtens ſeine Phantaſie kein freies Spiel haben?

A. Verſtehen wir unter Phantaſie, die aus Wallungen des Bluts und der Lebensgeiſter vor unſern geſchloſſenen Augen vorbeiſtreichenden Geſtalten (Farben, Blumen, Antlitze, Figuren): ſo ſtehen ſie freilich nicht unter unſerm Gebot, dennoch aber gewiß unter einer Regel unſrer Conſtitution, unſrer Geſundheit. Es ſind Fieberzufälle; ihre Kritik iſt Diät und Kühlung. Verſtehen wir unter Bildern der Phantaſie Träume: ſo hängen ſie abermals zwar nicht von unſrer Willkühr ab, wohl aber ſtehen ſie unter einer Regel, die dem Träumenden oft den Grund ſeiner Seele, ſeine natürliche Neigungen, Triebe und Anlagen, ſeine geheime Wünſche und Fehler, wenigſtens den Zuſtand ſeiner Geſundheit offenbaret. Eben ſie zeigen nicht nur die Macht, die in uns liegt, ſondern auch die nothwendige Regel unſrer Natur, aus allem, was wir erlebten und fühlen, ſofort Configurationen uns zu erſchaffen, d. i. nur durch Geſtaltung zu denken. Krankheiten, Viſionen, der Wahnſinn zeigen ein Gleiches. Da bei den meiſten Menſchen das Geſicht der herrſchende Sinn iſt, was kann ihre Phantaſie anders, als **Bilder** zurücknehmen und neu zuſammenſetzen, d. i. ſchlafend oder wachend **träumen**? Dieſe Phantaſieen folgen einander gewiſſermaaße leidend; **erſchaffen** wir aber mit Selbſtbewußtſeyn Bilder, welches die Griechen **Bildungskraft** (Idolopóie) nannten, ſo geſchiehets nie ohne **Regel**, der ſich in ſchnellen Momenten ſelbſt unſer bedrohtes Auge nicht entziehet. Verſtand und Regel, d. i. ſchnelle Vorſicht iſt von der Natur in alle unſre Lebensverrichtungen ergoſſen, alle werden mit oder ohne Bewußtſeyn von ihnen geleitet; wie? und die ſchaffende Einbildungskraft, dies mächtige Vermögen der Seele, ſollte Regellos wirken?

B. Von welcher Regel würde es alſo bei ſeinen Wahrnehmungen ſowohl, als bei ſeinen Trieben und Schöpfungen, wenn auch unvermerkt, geleitet?

A. Von der uns eingepflanzten Regel, Harmonie, Wohlſeyn. Ohne Abſicht unternehmen wir nichts, ſo unbeträchtlich die Abſicht ſchiene. Bezweckte ſie auch nur, uns der Unthätigkeit oder einem andern Misgefühl zu entreißen; ſo beabſichtigt ſie etwas. Wohlgefallen an der Harmonie, in der Zuſammenſetzung ſelbſt, erleichtert der Imagination die Mühe; ſie greift nach den leichteſten und nächſten, oft nach den entfernteſten und ſchwerſten Combinationen, wenn ſie mit Luſt ſinnet und handelt. Liebe endlich, der höchſte Grad des Wohlgefallens, der beſeelende, webende Geiſt der Ideenſchöpfung; er nimmt aus dem Vorrath, der uns beiwohnet, das Angenehmſte, das Liebreichſte, ſetzt es zuſammen, und umarmt ſein eignes Gebilde.

C. Dem Menſchen iſt alſo Menſchheit das Schönſte. Der ganzen Schöpfung rauben wir ihr Reizendes, um es Dem, der uns liebt, den wir lieben, zu geben. Den Blumen nehmen wir ihre Pracht, der Morgenröthe ihr Kleid, der Nachtigall ihren Geſang, allem Lebendigen ſein Bedeutendes, Schönes, Erhabnes, um in der Menſchheit Das zu bezeichnen, was wir verlangen, ehren und lieben.

A. Ja, wir gebieten unſren Empfindungen, und leihen ſie der geſammten Natur. „Leidenſchaft (ſagt ein mächtiger Schriftſteller), Leidenſchaft allein giebt Abſtractionen ſowohl, als Hypotheſen

Hände, Füße, Flügel; Bildern und Zeichen Geiſt, Leben, Zunge. Wo ſind ſchnellere Schlüſſe? Wo wird der rollende Donner der Beredſamkeit erzeugt, und ſein Geſelle, der einſylbige Blitz,

> Der jetzt im Nu entfaltet Himmel und Erd'
> Und eh' zu ſagen man vermag: ſieh da!
> Schon in den Schlund der Dunkelheit
> hinab iſt. *)

Allenthalben in der menſchlichen Geſellſchaft bieten ſich die Erſcheinungen der Leidenſchaften dem Beobachtenden dar, wie Alles, was noch ſo entfernt iſt, ein Gemüth im Affekt mit einer beſondern Richtung trifft; wie jede einzelne Empfindung ſich über den Umkreis aller äußern

---

*) Shakeſpear's Midſummer Nights Dream.

Gegenſtände verbreitet; wie wir die allgemeinſten Fälle durch eine perſönliche Anwendung uns zuzueignen wiſſen, und jeden einheimiſchen Umſtand zum öffentlichen Schauſpiel Himmels und der Erde ausbrüten. Jede individuelle Wahrheit wächſt zur Grundfläche eines Plans, und ein Plan, geraumer als das Hemiſphär erhält die Spitze eines Sehpunkts. Kurz, die Vollkommenheit der Entwürfe, die Stärke ihrer Ausführung, die Empfängniß und Geburt neuer Ideen und neuer Ausdrücke; die Arbeit und Ruhe des Weiſen, ſein Troſt und ſein Eckel daran, liegen im fruchtbaren Schooß der Leidenſchaften vor unſern Sinnen vergraben.“ *)

---

*) Kreuzzüge des Philologen, S. 196.

B. Die Urſachen des **Bedeutenden** in Farben, Formen, Tönen und Geſtalten werden ſich alſo auch im Allgemeinen nicht weiter entwickeln laſſen, als daß ſie **bedeuten?**

A. Was haben die Buchſtaben mit den Ideen gemein, die ſie bezeichnen? Weit natürlicher, dünkt mich, ſpricht die Farbe der Wange, der Liebreiz des Mundes, das Seelenvolle Auge, die Gedankenreiche Stirn, der Ton der Sprache, die Bewegungen der ganzen Geſtalt u. ſ. Sie ſprechen Das aus, was dies lebendige Weſen **mir** ſey, keinem andern. Wer ſich dies Alphabet vorbuchſtabiren laſſen müßte, oder gar leugnete, daß irgend ein Naturalphabet Bedeutung habe; für den habe ſie keine Bedeutung!

„Hinweg, *) ſagt Bako, die ungeſchickten Welten-Menſchen! die Aeffchen, die die Phantaſieen der Menſchen in ihren Philoſophieen aufgeſtellt haben. Wiſſe der Menſch, welch ein Unterſchied es ſey, zwiſchen den Idolen ſeines und den Ideen

---

*) Modulos ineptos mundorum et tanquam ſimiolas, quas in philoſophiis phantaſiae hominum exſtruxerunt, omnino diſſipandas edicimus. Sciant itaque homines, quantum interſit inter humanae mentis idola et divinae mentis ideas. Humanae mentis idola nil aliud ſunt quam abſtractiones ad placitum; divinae mentis ideae ſunt vera ſignacula creatoris ſuper creaturas, prout in materia per lineas veras et exquiſitas imprimuntur et terminantur. Itaque ipſiſſimae res ſunt Veritas et Vtilitas, atque Opera ipſa pluris facienda ſunt, quatenus ſunt veritatis pignora, quam propter vitae commoda. Baco de interpretatione Naturae et regno Hominis. Aphorism. CXXIV.

des göttlichen Verſtandes. Des menſchlichen Verſtandes Idole ſind nichts als beliebige Abſtraktionen; die Ideen des göttlichen Verſtandes ſind *wahre Bezeichnungen* des Schöpfers auf den Geſchöpfen, wiefern ſie der Materie durch *wahre, ausgeſuchte Lineamente* eingedrückt und in ihr beſchränkt werden. Die Dinge ſelbſt ſind *Wahrheit* und *Güte*; die Werke durch ſie und mittelſt ihrer ſind nicht ſowohl der Bequemlichkeiten des Lebens wegen hoch zu ſchätzen, als vielmehr wie *Unterpfande göttlicher* Wahrheit.“

Kalligone.

Von

Kunſt und Kunſtrichterei.

J. G. Herder.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1800.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

Ad
Bibl.
Acad.
Land.

Universitäts-
München
Bibliothek

I.

Natur und Kunſt.

Kunſt kommt von Können oder von Kennen her (noſſe aut poſſe), vielleicht von beiden, wenigſtens muß ſie beides in gehörigem Grad verbinden. Wer kennt, ohne zu können, iſt ein Theoriſt, dem man in Sachen des Könnens kaum trauet; wer kann ohne zu kennen, iſt ein bloßer Praktiker oder Handwerker; der echte Künſtler verbindet beides.

Natur und Kunſt werden, wie Thun vom Handeln, (Wirken,) wie Werk von Wirkung (facere und agere, opus und effectus) nicht genau unterſchieden. *) Auch die Natur wirkt und ſchafft Werke; auch der Künſtler thut (facit, ποιει). Bei allen vorübergehenden Künſten ſind ſeine Produkte Wirkungen (ενεργειαι), nicht Werke; dagegen, wo ein bleibendes Werk (opus) ſein Ziel iſt, ſeine Energie ſolange unvollendet iſt, als er wirkt.

Genauer und vollſtändiger hat Harris **) von der Kunſt in einem echtgriechiſchen Geſpräch gehandelt. Er zeigt ſie als „eine Fertigkeit des Menſchen, nach Maasgabe eines Syſtems von Vorſchriften, Urſache einer Wirkung zu werden,“

---

*) Kritik. S. 171.

**) Harris drei Abhandlungen über Kunſt u. ſ. überſetzt, Danzig 1756. Halle 1780. Die letzte Ausgabe iſt mit Anmerkungen und Stellen aus den Alten noch vermehret.

und unterſucht dabei die Gegenſtände ſowohl, auf welche die Kunſt wirkt, als ihren Urſprung, ihre Wirkungen und Werke; ein vortreflich Geſpräch in Form wie an Inhalt.

Natur und **Kunſt** ſetzen wir einander oft entgegen, oft ſchreiben wir der Natur ſelbſt eine und zwar die größeſte Kunſt zu; woher dieſes? Beides nicht ohne Urſache. In allem nämlich, wo viele und mancherlei **Mittel** angewandt werden, um Werke hervorzubringen, die als **trefliche Zuſammenſetzungen** ins Auge fallen, in denen bei einem **Syſtem von Regeln** ein offenbarer **Zweck** erſcheinet, nennen wir mit Recht die Natur eine **Künſtlerin**, die **Kunſtreiche Werkmeiſterin** (πολυμηχανος Ἐργανη) **Ergane**. So nennet ſie der orphiſche Hymnus; ſo ſiehet ſie aller Menſchen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51185-X
HERDER,J.G. FN. 07558/016

Sinn an: denn in einem organiſchen Weſen verkennet niemand die Zuſammenſtimmung des Vielen zu Einem. „Daß man von rechtswegen nur die Hervorbringungen durch Freiheit, d. i. durch eine Willkühr, die ihren Handlungen Vernunft zum Grunde legt, Kunſt nennen ſollte," *) iſt willkührlich geredet. Ob ein Werk aus Willkühr oder aus Zwang gemacht ſey, dies ändert ſeine Einrichtung nicht; und wer ſagt uns, daß den Werken der Natur nicht Vernunft, d. i. vom Geiſt gedacht, eine allordnende Regel zum Grunde liege? Als eine lebendige Wirkerin, die Natur zu denken, iſt dem geſunden Menſchenſinn gewiß angemeſſener als zu fragen: ob irgend auch Vernunft in der Natur ſey? Die Werke der Bienen z. B., den Bau

---

*) Kritik. S. 171.

der Biber u. ſ. nennt jedermann Kunſtreich, wenn ihren Arbeitern gleich menſchliche Vernunft und Freiheit fehlet. Wie Ihr auch die Kräfte, durch welche ſie hervorgebracht ſind (wird man mit Rechte ſagen), nennen möget: die Werke ſelbſt ſind Kunſtreich. Hätten wir alle die Mittel in unſrer Hand, die die Natur hat, und könnten nach eben ſo großen Entwürfen ſo lange, ſo feſt und unfehlbar, ſo leicht und angemeſſen wie ſie wirken; gewiß nennten wir uns παντεχνας, Allkünſtler.

Eben nur unſre Eingeſchränktheit macht, daß wir menſchliche von der Naturkunſt unterſcheiden: denn wie arm und ohnmächtig ſind wir gegen die mächtige Wirkerin, Natur! Erſtens. Zu dem, was die Natur macht, findet ſie überall Stoff, Mittel und Wege;

ſie kann, was ſie will und will nur, was ſie kann. Wo ihren ſtrebenden Kräften Hinderungen in den Weg treten, wendet ſie ſich und braucht ihre Kräfte anders. Wir müſſen Stoff und Mittel mit Mühe ſuchen, mit Vorſicht gebrauchen. Zweitens. Jedes Kunſtwerk der Natur hat ſeinen Zweck in ſich, daß es der ihm geſchenkten Form, d. i. ſeiner ſelbſt ſich erfreue und in ihr lebe. Unſre Kunſtwerke, todt in ſich, ſind nur für andre zu Zwecken berechnet. Drittens. Da die Werkſtäte der Natur ſo groß iſt, wie das All und ihre Energie wirkt, ſo lange Moment auf Moment folget, ſo kann ſie nicht anders, als die entgegengeſetzten Ende zuſammenknüpfen; ſie ſchafft, indem ſie zerſtört, und zerſtört indem ſie ſchaffet, eine immer emſige Penelope, die ihren Schleier webt und trennt, trennt und webet. Individuen läßt ſie ſinken und erhält Geſchlechter. Gegentheils, da dem Werk des menſchlichen Künſtlers das Leben gebricht, dadurch es ſich ſelbſt fortpflanzen könnte, ſo hört dies zerſtörende Schaffen, dies ſchaffende Zerſtören bei ihm von ſelbſt auf. Er ſchafft, daß ſein Werk bleibe. Viertens. Im All muß Alles ſeyn, das Schwächſte und Stärkſte, das Größeſte und Kleinſte; es iſt da. Da dem Menſchen ein ſolcher Umfang, eine ſolche Dauer nicht gegönnet iſt, ſo muß er ſich gegen die Anfälle der zerſtörenden Natur, aus deren Schoos er ſeine Werkzeuge nimmt, aus deren Schoos er ſelbſt entſprang, in deren Schoos er zurückkehret, waffnen; er muß ſein Werk ſchnell, nutzbar, dauerhaft ausführen, ſo gut er kann, alſo das Beſte, das er vermag, aufs Beſte, mit Plan und Abſicht. So und deßhalb ſetzt er ſeine Kunſt der Natur entgegen. Ein böſer Haushalter wäre er, wenn er es der großen Haushälterin nachthun wollte. Unbekümmert ſpräche ſie zum Nachläſſig-Stolzen: „ich kenne dich nicht!“ und ließe ihn ſinken.

Das Gabenreichſte Kunſtprodukt der Natur, der Menſch, ſoll ſelbſt Künſtler ſeyn; darauf iſt alles bei ihm berechnet. Der Natur Erzeugniſſe ſoll er nicht nur zu ſeinem Zweck gebrauchen, ſondern auch, wo dieſem Zweck die Natur in den Weg tritt, ihre Hinderniſſe überwinden, ihre zu weite Bahn für ſich beengen, ihren Schritt fördern. Er lebet nur kurze Zeit, und muß raſch zu Werk gehn, wenn er was Bleibendes ausrichten, und auch für die Nachwelt gelebt haben will.

Aber wie wird er Künſtler? Jetzt, da ſich die Menſchengeſellſchaft in einem fortgehenden Gebrauch ihrer Kräfte findet, wird ers von Kindheit auf durch Erziehung, d. i. durch Anweiſung und Nachahmung. Trank und Speiſe, Kleider und Wartung kommen ihm entgegen; er lernt taſten, ſehen, hören, gehen, Beſchaffenheiten der Dinge kennen, und durch jeden Sinn ein Maas gewinnen. Man gehet ihm in Allem vor, man hilft ihm. Wer half aber dem werdenden Menſchengeſchlecht? wer nahm den Unerfahrenen in ſeine Kunſtſchule?

Die Thiere? welche Gattung derſelben? und warum verwilderte er nicht mit ihnen, indem er ſie brüderlich nachahmte? wie Alle unter die Thiere gerathene Menſchen. Wie hieß alſo der beſſere Vater, die Verſtandreiche Mutter, die ihm den

Gebrauch jedes ſeiner Sinne, in jedem den Gebrauch ſeiner Vernunft förderten, lenkten? die ihn zum Herrſcher der Welt, zum Kunſtſchöpfer der Schöpfung machten? Immer werden wir hier, wie wir ſie auch nennen mögen, eine ihm ſich aneignende, ihm beſonders günſtige Mutter-Natur, Mutter-Vorſehung annehmen müſſen, die in die Pflege dieſes Letztgebohrnen der Schöpfung, des eigentlichen Kunſtgeſchöpfs ſelbſt, ihre liebende Kunſt ſetzte.

Und warum ſollten wir dies nicht? Wenn in jedem Element alle Fühlbarkeiten deſſelben zuſammen kamen, um Geſchöpfe dieſes Elements mit allen Kräften ſeines Gebrauchs und Genuſſes zu bilden, müßte nicht auch der Vernunftgeiſt der Schöpfung ſich ein Organ bereiten, worin Er wirke?

Er thats: und machte ſeinem eigenſten Geſchöpf, das alles durch ſich ſelbſt werden ſollte, den Weg zu ſeiner Bildung — leicht oder ſchwer?

Leicht; aber gewiß nicht zu leicht, da dies Kunſtgeſchöpf nicht etwa blos zum Genuß unter Roſen, ſondern auch zum Kampf unter Stürmen ausgerüſtet werden mußte. Alſo auch unter fehlgeſchlagenen Verſuchen, durch Mühe und Arbeit erzog die Natur den Menſchen; das große Geſetz war vor ihr: „nur was der Menſch verſucht und erprobt, kann er! nur, was er ſich erwarb, hat er: überſtandene Mühe gibt ihm den ſüßeſten Genuß, des Menſchen Seligkeit muß ſein eigen Werk, der Kampfpreis ſeines Lebens werden.“ Mit dieſem Geſetz knüpft ſich, was die Dialektik eigenmächtig ſonderte, innig und genau; das Angenehmſte wird aus dem Schwerſten. Weder zu ihm, noch zum Schönen wäre der Menſch gelangt, wenn es ihm nicht nützlich, ja unentbehrlich geweſen wäre; ein völlig Nutzloſes Schöne iſt im Kreiſe der Natur und Menſchheit gar nicht denkbar.

Mithin ſind Kunſt und Handwerk nicht dadurch unterſchieden, *) daß „jene frei, dieſe eine Lohnkunſt heißen möchte, indem jene nur als Spiel, d. i. als eine Beſchäftigung, die für ſich ſelbſt angenehm iſt, zweckmäßig ausfallen, dieſe als Arbeit, d. i. als eine für ſich unangenehme und beſchwerliche Beſchäftigung nur durch ihre Wirkung, z. B. den Lohn anlockend iſt, mithin Zwangmäßig aufgelegt werden kann;“ eine Abtheilung polizirter Staaten, von

---

*) Kritik S. 173.

der die Natur nicht weiß. Sie kennet urſprünglich nicht gebohrne Patricier, die allein Künſte des Spiels, und gebohrne Knechte, die nur Sklavenkünſte (artes illiberales ſ. ſerviles) treiben müßten. Sie kennet keine Kunſt, die blos Spiel ſeyn dürfe, wenn ſie gelangen ſoll: denn keine Kunſt läßt mit ſich ſpielen; dagegen iſt, was Mühe koſtet und was „Zwangmäßig aufgelegt werden kann," auch nicht Eins; ſelten wird aus einer ſo aufgelegten Mühe Etwas; und wer dürfte ſich gebohren glauben, andern Arbeit und Beſchwerde Zwangmäßig aufzulegen, damit er als ein Freier die Kunſt ſpiele?

Der Freiſinn der Natur (ingenuitas, liberalitas naturæ) gehet auf einem andern Wege. Sie giebt Gaben, daß ſie gebraucht werden; wer die ſeine aufs reichſte, fleißigſte, glücklichſte gebraucht, der iſt ihr Liebling. (ingenuus, liberalis homo) Jede Mühe wird ihm ſüß; je höher das Ziel, deſto muntrer ſtreben ſeine Kräfte; ſeine Energie und ihr vollendetes Werk ſind ſeine Belohnung. Gegen die große Ausſpendung der vielfachſten Gaben aus den Händen der Natur ſind die ſieben freien Künſte (eine Eintheilung barbariſcher Zeiten, die zu lange unſre Schulen entehrt hat, und auch in dieſen ſelbſt verachtet wird), eine ſehr karge Abtheilung. *) Was die Menſchheit

---

*) „Ob in der Rangordnung der Zünfte Uhrmacher für Künſtler, dagegen Schmiede für Handwerker gehalten werden ſollen," wer wird eine ſolche Frage in der Kritik der Urtheilskraft erwarten? — Ob auch unter den ſogenannten ſieben freien Künſten nicht einige den Wiſſenſchaften beizuzählen,

heit ausbildet (quod ad colendam et excolendam humanitatem ſpectat), iſt eine freie, edle Menſchenkunſt; ſonſt giebts keine.

Laſſet uns alſo, da jene Sklaveneintheilung von freien und unfreien, Lohn- und Spielkünſten nicht beſteht, den Kunſt-

---

len, manche auch, die mit Handwerken zu vergleichen ſind, aufgeführt worden ſeyn möchten?“ Dieſe Frage wird durch die komiſche Denkverſe der ſieben Magiſterkünſte ſelbſt erledigt:

Gram loquitur; Dia verba docet; Rhe verba miniſtrat;
Mus canit, Ar numerat; Ge ponderat; Aſt colit aſtra.

Wenn ſie als Spiel getrieben werden, ſind ſie weder den Wiſſenſchaften beizuzählen, noch mit tüchtigen Handwerken zu vergleichen; die Kritik (S. 173. 174.) zeigt, wohin ſie ſie zähle.

gang der menſchlichen Natur, wie er nie ohne Veranlaſſung und Mühe erfolgte, natürlich betrachten.

Erſte freie Kunſt des Menſchen.

Der Menſch, ins Freie der Natur geſtellt, ihren Witterungen und Gefahren ausgeſetzt, bedürfte der Hut, eines Hauſes. In milden Gegenden gaben ihm dieſes Bäume; ihre verjüngt emporſtrebenden Stämme waren die Säulen ſeines Hauſes, deren Zweige er ſich zur Wand zog, deren Wipfel er ſich zum Obdach wölbte. So ſtand die erſte Colonnade da; ſo war die erſte Laube gewölbet. Weiterhin umzog er ſein Haus mit einer Hut, die das, was er das Seinige nannte, ſeine Bäume, ſeinen Quell, ſeine Thiere mit einſchloß. In vielen alten

Sprachen iſt das Wort Garten die Stammmutter der Bezeichnungen von Hut und Sicherheit werden, indem es zuerſt einen umſchloſſenen, verwahrten Ort, ſodann eine Stadt, eine Feſtung, einen Hof, eine Sicherheit durch Menſchen, ja zuletzt den großen vom Himmel umſchloſſenen Erdkreis bedeutete. Garten- und Baukunſt gehörten alſo zu den früheſten Künſten; der erſte Ortseinnehmer, Beſitzer und Cultivator, mithin der erſte Künſtler der Welt hieß Bauer; ſeine Mühe hieß bauen; Bau war ſein Werk.*) Er genoß, was er erbauet hatte; er freuete ſich ſeines Werks in und nach der Arbeit. Dies war die Kunſt des Paradieſes.

---

*) Bauen heiſt „einnehmen, beſitzen, an einem Ort bleiben, ihn einrichten." Bau heißt Wohnung, Haus, ſodann gemeinſchaftlicher Wohnort, Bearbeitung, Einrichtung, Cultur deſſelben, Dorf, Stadt u. ſ. Von Gard, Garde (Garten) kommt Gurt, gurten,

In andern Gegenden ging der Bau von Höhlen aus; ſie bargen und hehlten den Menſchen; die Natur hatte ſie für ihn gehöhlet. Dies ward die Grundlage einer feſteren Bauart. Offenbar iſt in Indien und Aegypten die Baukunſt mit dem Wunderbarſten, was ſie darſtellt, von Höhlen ausgegangen, wie ihr Material ſowohl, als der Geiſt des Baurs zeigen. Man erſtaunt über die Wölbungen und Pfeiler, über unter-

---

garde, corte, cour, ſelbſt Karthago. Haus (Hus) und Hut iſt daſſelbe. Mittelgard, Mitgard hieß unſern Vorfahren die Welt, Gard ein Hof, Palaſt u. ſ. f. S. Wachter, Ihre, Adelung u. ſ. f.

irrdiſche Labyrinthe, über aufgeſpitzte Pyramiden und Obelisken; und freuet ſich, daß zu Zwecken, wozu jene dienten, man ſolcher Mittel nicht mehr bedarf. Zu ihrer Zeit war dieſe ſymboliſche Baukunſt in der Ordnung der Dinge; zu wünſchen wäre es, daß wir ſie verſtünden. So ward aus der Natur Kunſt, durch Mühe, zu Zwecken, aus Bedürfniß.

Der Griechen Baukunſt ſtand frei über der Erde; jeder ihrer Pfeiler drückte ſeine Bedeutung ſelbſt aus. Ihre Tempel z. B. ſagten die reine Idee: „ich bin das Haus eines Gottes;“ ſo ſagten es andre Gebäude. Da die Geſchichte der Baukunſt, in Tempeln, Gängen, Paläſten, Burgen u. ſ. nach Orten und Zeiten durchzugehen, hier ein unnützes Werk wäre, ſo bemerken wir blos: „Zweck und Abſicht iſt die Seele jedes Gebäudes.“ Wo dieſe

Einwohnerin nicht alles erfüllt, da iſts kein Bau, d. i. keine Einrichtung, ſondern ein koſtbares Spielwerk von Holz und Steinen. Klima alſo, Lage des Orts, Zweck und Gewerbe fodern, jedes ſeine eigne Architektonik, d. i. Baueinrichtung. Wie jeder Vogel ſein Neſt, ſein Dach und Fach, ſich angemeſſen bauet, ſollten es weniger die Menſchen? So treffliche Meiſter über dieſe Kunſt, gründlicher als über irgend eine andre, geſchrieben haben: ſo konnten ſie, außer dem mathematiſchen Theil, einer Kunſt, die kein reines Ideal hat, auch kein ſolches geben. Sie iſt da, daß ſie jeder Abſicht der Menſchen Ortmäßig, rein und vollkommen diene. Man nennt ſie eine ſchöne Kunſt; gewiß nicht ohne Zweck, nicht ohne Mühe, ohne Bedürfniß entſtanden und ausgebildet.

Zweite freie Kunſt des Menſchen.

Geſelle ſich zu dieſer ſchönen und nützlichen Kunſt alſo ſogleich ihre mitgebohrne Schweſter, die Kunſt des Gartens; des Gartens in dem großen Sinn nämlich, daß eine Gegend mit allen ihren Erzeugniſſen ein Garten werde. Ein Bezirk, wo jedes Land und Beet das Seine, in ſeiner Art das Beſte trägt, und keine kahle Höhe, kein Sumpf und Moor, keine verfallene Hütte, keine unwegſame Wüſtenei von der Trägheit ihrer Bewohner zeige — wo dieſe ſchöne Kunſt ein Land verſchönt, bedarf es keiner Bildſäulen am Wege; lebend kommen uns mit allen ihren Gaben Pomona, Ceres, Pales, Vertumnus, Sylvan, Flora entgegen. Die Kunſt iſt zur Natur, die Natur zur Kunſt werden, nicht ohne

Mühe, nicht ohne Nutzen und Bedürfniß.

Glücklich die Menſchheit, die an Bemühungen und Gegenſtänden dieſer Art Freude zu haben, frühe gewöhnt ward. In der Natur Harmonie und Disharmonie unterſcheiden, den Charakter jeder Gegend kennen und gebrauchen lernen, mit dem regen Triebe, das Schöne der Natur allenthalben zu erhöhen, zu verſammlen; wäre dies keine ſchöne Kunſt, ſo gäbe es keine. In der Kindheit ſchon keimt zu ihr der Trieb in uns. Gewächſe zu erziehen, Blumen zu pflegen, ſich Garten, Haus und Hof einzurichten, iſt das Geſchäft der kindlichen Hand. Und mit welchem Eifer erklimmt der Jüngling, um eine neue Ausſicht zu genießen, Höhen und Berge! Wie ſelige Stunden verträumt er in der Dämmerung des Hains, an der Quelle des Thals! Könnte jeder ins Werk ſetzen, was er hier träumte, und würde ſeine Thätigkeit frühe dazu geleitet, wie ſchöner würde dadurch das Leben! durch Anbau jeder Naturſchönheit die Erde wie ſchöner!

Nicht ohne Grund alſo fing der Geſang der ländlichen Muſe von Einrichtung der Natur und des Lebens, von Werken und Tagen an; die große Ordnung der Zeiten, der Lauf des Himmels, ſofern er die Erde regiert, waren jene Naturpoeſie, der Menſchheit früheſte, vielleicht auch die letzte, bleibendſte Muſe. Wenn mit den Jahren uns die Tuba längſt widrig ward, tönt uns die Hirtenflöte noch lieblich; Ceres und der Flora Kränze verjüngen den Greis, um deſſen Schläfe die Lorbern längſt verwelkt ſind. Sollen Beſchreibungen der Natur nur als ſchöne Dichtungen gelten, deren Ausübung und Darſtellung keine ſchöne Kunſt wäre? Dafür hielt ſie die alte und älteſte Welt; die erſten Geſetzgeber gingen von dieſer ſchönen Kunſt aus, und die reifſte Philoſophie des Lebens wird zu ihr zurückführen. Lebendiger Natur-Unterricht wird und muß einſt unſer todte Schulunterricht werden, wohin auch jetzt ſchon das Bedürfniß ſpornt, und das allenthalben vermehrte Naturſtudium, ſo wie jede erlangte Kunde fremder Länder in tauſend Winken uns mit Macht und Güte weiſet. Die Kunſt, die aus Natur ward, kehrt zurück zur Natur, allenthalben ſie nutzend, ſie verſchönend.

Dritte freie Kunſt des Menſchen.

Außer Wohnung und Nahrung bedurfte der Menſch Kleider; zu welch' einer ſchönen Kunſt ward ihm durch dies Bedürfniß die Pforte geöffnet! Wenige Völker der Erde gehen nackt, keines vielleicht ganz nackt; und auch bei den halbunbekleideten erſezt eine Verzierung ihres Körpers den Schmuck des Gewandes. Es kommt nicht darauf an, in welchem Geſchmack dieſe Verzierung geſchiehet; vom Triebe zur Verzierung ſelbſt iſt die Rede.

Da war dann bei allen Völkern die Darſtellerin der ſchönen Natur aus eigner ſchöner Kunſt, das Weib, die Jungfrau. Sie, das jüngſte Kind der Natur, ſtellte die Mutter, wie ſie erſcheinen will, dar, eine lebendige Naturſchönheit. Liebe war ihr Beruf; Liebe zu gefallen, erweckt Liebe. Was ſie begehrte, ſollte der Weigernden werden; unſichtbar alſo mußten die Bande ſeyn, wodurch ſie an ſich zog und ſiegte. Schaam, die jüngſte Huldinn, geſellte ſich zu ihren Schweſtern, Reiz und Liebe; ſo ward durch Veranſtaltung der Natur ſelbſt die ſchönſte Kunſt, eine anſtändig-ſittliche Darſtellung des weiblichen Körpers und Betragens.

Reinheit iſt des Menſchen erſte Zierde, wozu das Weib die Natur ſelbſt zwang. Der klare Bach, der der Jungfrau ihr Angeſicht zeigte, badete und ſtärkte auch ihre Glieder; bei allen feineren Nationen waren die Bäder daher der Liebe, der Geſundheit und den Grazien heilig. Verjüngt ſtieg ſie aus der Welle hervor; das erſte Gewand, das ſie um

Schulter und Hüfte ſchlang, die Blume oder Feder, womit ſie ihr Haar ſchmückte, die Perlen- oder Muſchelſchnur an ihrer Bruſt waren der leichte Anfang zu einem großen Concert, das unendlich variirt werden ſollte. Es iſt variirt, durch alle Völker und Zeiten. Lieber ging man in ihm die ſchroffeſten Mistöne durch, als daß man in Moden der Kleider eintönig ermüden wollte; aber auch in jedem ſich bald auflöſenden Miston ſuchte man wo nicht eine durch ſich gefällige, ſo doch eine die Schönheit vertretende Schönheit.

Sehet dieſe Wohlgeſchmückte. Vom Kranz ihres Haars bis zum Saum ihres Gewandes tritt ſie wie eine Peri daher, des Naturgenius Braut, der Mutter Natur nachahmende Lieblingstochter. Nichts Ungehöriges iſt in ihrem Schmuck, nichts fremdes; kein Reiz kann ihr entwandt, kein Schmuck ihr entlehnt werden; ſimplex munditiis, ganz die ſie iſt, nur ſich ſelbſt ähnlich.

Und doch iſt alles in dieſem Schmucke gewählt, jedes Band, die Farbe jeder Blume. Giebts eine ſchönere Kunſt, als die Darſtellung eines ſchönen Gebildes im Schmuck des Wohlanſtandes ſittlicher Reize?

Sehet dieſe Statue an. Stein kann ein Gewand weder darſtellen noch nachahmen; ſelbſt ſeine Umriſſe und Falten zeiget er hart und ſpröde. Und dennoch betrachtet dieſe Muſe; Kleid und Unterkleid, Gurt und Mantel, bis zum Schwunge jeder Falte iſt alles wohlangelegt und zierlich. Dies Haar, dieſer Armband, dieſer Fußſchmuck, wie ganz ziemt er dem feſtſanften Tritt, auf dem die Geſtalt ruhet? Wie? In der ſteinern-todten Nachahmung wäre ſchöne Kunſt, was lebend dargeſtellt es nicht ſeyn ſollteſt? Die Kranzflechterin in Athen, Glycera, ſetzte den Blumenmahler Pauſias in Wetteifer; und ein Weſen, der die Anmuth Natur, der Gefälligkeit ihr Beruf, ihre Erziehung war, ſie hätte nicht mehr und feinere Geſchmacksregeln abſtrahirt, als von denen eine transſcendentale Aeſthetik je träumte? Man höre ihre Urtheile, ihre Cenſuren.

Dem Weibe, ſobald ſie in die Ehe tritt, ziemt nicht mehr der Schmuck der Jungfrau; alle Naturvölker bezeichneten dies bei der Hochzeit, und machten es der Braut zur Pflicht. Jetzt ſollte die Haube ſie zieren; der Kranz, das ſprechende Bild des Frühlings ihrer Jugend war nicht ihr Symbol mehr. Der Matrone endlich wird Anſtand Schmuck; und die Veſtale (denn auch hier ſind die Griechen Muſter des höchſten Wohlanſtandes in jedem Alter, in jedem Stande) ſteht Ehrfurcht gebietend da, in verhülltem Reiz der Schönheit; eine der Göttinn gelobete Jungfrau.. Beſchämen muß die Kleidung der Griechen jede Frechheit, die vor ſie tritt, ſo wie jede groteske Verhüllung, die offenbar nur erfunden ward, Fehler des Körpers zu verhehlen, oder verſagte Formen zu lügen. Keine von beiden, weder Frechheit noch Heuchelei erreichen ihren Zweck; Bequemlichkeit und Wohlanſtand ſind jedem Körperſchmuck unerlaßbar.

Nach den Kleidern richtet ſich unvermerkt die Gebehrdung: denn wie man ſich ſelbſt anſiehet und trägt, ſo beträgt man ſich, ſo ſehen uns andre an in ihrem

Be-

Betragen. Zu jeder Zeit ſind Frechheit und Ueppigkeit in gleichem Schritt mit einander gegangen, wenn nicht öffentlich, ſo verſtohlner Weiſe, da gegentheils auch Ehrbarkeit in Kleidern und die jungfräuliche Schaamhaftigkeit unvermerkt die Zucht einladen, ja einführen. Vor einem ehrbaren Weibe flieht jeder unanſtändige Scherz; ſelbſt der Zank der Männer wird in ihrer Gegenwart milder.

Der Geſtalt folgt die *innere Einrichtung des Hauſes*. Eine reine Hand wird uns, wäre es auch nur auf einem Blatt, reine Früchte darreichen, auf einer wohlgeordneten reinlichen Tafel. Dem Geiſt der Weiblichkeit ſind wir die *ſchöne Kunſt des Lebens*, häusliche Ordnung und Zierlichkeit in dem, was uns täglich umgiebt, ſchuldig; unausſtehlich iſt dem Gefühl des Weibes, was dieſe beleidigt, da der Mann es oft weder fühlet noch wahrnimmt.

Dem allem folgte oder ging vor die ſchönſte und nützlichſte Kunſt, des häuslichen Fleißes. Seitdem weibliche Hände Gewänder, Kränze, Decken, Teppiche oder auch nur ein Körbchen webten, was iſt nicht gewebt und bereitet! Der Finger der Künſtlerin Pallas ging tauſend Künſtlern vor. An dieſen häuslichen Erforderniſſen, an dieſem in Materie und Geſtalt ſo mannichfaltigen ſogenannten Hausrath, wie manche ſchöne Kunſt hat ſich gebildet und erhalten! Nicht ohne Bedürfniß und Mühe ſproßten dieſe Künſte: ihr ſchönſtes, innigſtes Bedürfniß war das der menſchlichen Natur unentbehrliche Gefühl der Wohlanſtändigkeit (το πρεπον, decorum).

Vierte ſchöne Kunſt des Menſchen.

Dem Mann gebührte ein höheres Anſtändige, das Schützen. Zu ſchützen ſind Männer da: Kämpfe und Uebungen ſind ihr Schönes (το καλον). Thatvolle Uebungen! ihr Kampfpreis iſt das Schönſte der Welt, Dank und Ruhm der Beſchützten. Dieſen zu verherrlichen, erzeigten ſich Zeit nach Zeit mehr Künſte; die Geſtalt der Männer ſelbſt war dieſer Künſte ſchönſter und höchſter Kampfpreis. Nackt ſtehen ſie da, die Ringer, die Helden; nicht durch das, was ſie verhüllt; durch das, was ſie ſind, wollen ſie glänzen. Was ſelbſt den Morgenländer aus ſeiner Umhüllung riß und gleichſam ſichtbar machte, waren Arbeiten, Gefahren, am meiſten der muthige Sieg über der Gefahren des Helden, das kriegeriſche

Roß. Das Roß zeigt des Mannes Geſtalt, leichter und früher zeigten es die Jagd, die Spiele. Das Urbild aller beſtandenen Gefahren war Herkules, er durchſchritt die Welt und ſtiftete Kämpfe. Allenthalben war Mühe der Keim des edelſten, des männlich-Schönen; Aufmunterung zu neuer Mühe war ſein Zweck. Der Kampfſänger ſelbſt ward als Theilhaber des Sieges als Sieger gekrönet; nichts Vortrefliches erwuchs ohne Mühe aus müſſigem Spiel, wie Pindars Geſänge ſingen und preiſen.

Fünfte ſchöne Kunſt des Menſchen.

Zum Beiſammenſeyn bedurfte das Menſchengeſchlecht von früh auf Sprache; nicht ohne Bedürfniß ward ſie erfunden, dies Werkzeug der edelſten Geiſteskünſte, in ihr ſelbſt wahrlich eine ſchöne Kunſt der Menſchheit.

Und auch zu ihrem Erwerb wer trug das meiſte bei? In Fortbildung der Sprache ohne Zweifel das Weib; ſie, die Nennerin, ſie die Bezeichnerin der Dinge mit ihrem leichteren Witz, mit ihren behenderen Organen. Von Müttern haben wir ſprechen gelernt; wohl uns, daß wir es von ihnen lernten! Ihr klingender Ton, ihre angenehme Redſeligkeit, das unermüdete An-, Zu- und Fortſprechen des weiblichen Geſchlechts mit Kindern bringt mit Accent und Gebehrden, mit Sinn und Gedankenfügung eine Melodie der Sprache in Geiſt und Herz, eine reiche Quelle des vielfach-Schönen. Würde Alles, was wir zu den redenden Künſten zählen, geübt, wie wirs lernten, nie ohne Veranlaſſung und Inhalt, nie ohne

Kraft und Zweck; frei und ledig blieben wir von leeren Gedanken- und Wortſpielen. Denn kein wahrer, d. i. energiſcher Ausdruck, keine wirklichſchöne Redeform ward als ein müſſiges Spiel erfunden.

Ueberhaupt, die Sprache der Menſchen, eine wohlklingende, wohlgeordnete, ausdrückende Sprache, welch eine Kunſt! Nicht in Wörterbüchern und Grammatiken (da ſind nur ihre Materialien und Bauregeln zu finden), im lebendigen Gebrauch und Bau derſelben, da zeigt ſich ihre energiſche Schönheit. Von einem feſten und zarten Organ geſprochen, in Erzählung, Geſpräch, Rede, iſt, mit Montaigne und Plato zu reden, die Sprache eine ſo leichthinſchwebende dämoniſche Kunſt (un art leger, volage, demoniacle), daß dieſem geflügelten Weſen nur mit Mühe, oft den Geiſt tödtend, Feſſeln angelegt werden konnten. Jeder Sinn, jede Leidenſchaft, jedwedes Alter, jeder Stand, jede Geſellſchaft haben ihre Sprache; angemeſſene Eigenthümlichkeit der Worte und Wortfügungen iſt allenthalben ihre ſchönſte Zier, ihre bequemſte Kampfrüſtung. Hätte Jeder, der ſpricht und ſchreibt, dieſe Kunſt inne; wie manche falſche Wortkünſte (λογοδαιδαλισμοι) würden wir entbehren!

⁂

Doch wir vergeſſen die Kritik. „Für ſich würde ein verlaſſener Menſch auf einer wüſten Inſel weder ſeine Hütte, noch ſich ſelbſt ausputzen, oder Blumen aufſuchen, noch weniger ſie pflanzen, um ſich damit auszuſchmücken; ſondern nur in Geſellſchaft kommt es ihm ein, nicht blos Menſch, ſondern nach ſeiner Art ein feiner Menſch zu ſeyn (der Anfang der Civiliſirung): denn als einen ſolchen beurtheilt man denjenigen, der ſeine Luſt andern mitzutheilen geneigt und geſchickt iſt, und den ein Objekt nicht befriedigt, wenn er das Wohlgefallen an demſelben nicht in Gemeinſchaft mit andern fühlen kann. Auch erwartet und fordert ein jeder die Rückſicht auf allgemeine Mittheilung von jedermann, gleichſam aus einem urſprünglichen Vertrage, der durch die Menſchheit ſelbſt diktirt iſt, und ſo werden freilich anfangs nur Reize, z. B. Farben, um ſich zu bemahlen, oder Blumen, Muſchelſchaalen, ſchönfarbige Vogelfedern, mit der Zeit aber auch ſchöne Formen, als an Canots, Kleidern u. ſ. w., die gar kein Vergnügen, d. i. Wohlgefallen des Genuſſes bei ſich führen, in der Geſellſchaft wichtig und mit großem Intereſſe verbunden, bis endlich die auf den höchſten Punkt gekommene Civiliſirung daraus beinahe das Hauptwerk der verfeinerten Neigung macht und Empfindungen nur ſo viel werth gehalten werden, als — ſie ſich allgemein mittheilen laſſen, wo denn, wenn gleich die Luſt, die jeder an einem ſolchen Gegenſtande hat, nur unbeträchtlich und für ſich ohne merkliches Intereſſe iſt, doch die Idee von ihrer allgemeinen Mittheilbarkeit ihren Werth beinah unendlich vergrößert.“ *) Iſt dies die reine Geſchichte der Menſchheit in Betracht ihres Wohlgefallens am Schönen? Ein auf einer wüſten Inſel Verlaſſener iſt ſo wenig ein reines Exemplar des urſprünglichen Naturmenſchen, als wenig das Auspuȥen des Mannes

---

*) S. 161. 162.

würdige Beſchäftigung iſt. War der Verlaſſene in der Geſellſchaft (denn in dieſer iſt er gebohren) zur Reinheit gewöhnt; ſo wird er auch in der Einſamkeit ſeine Hütte rein halten. Liebte und kannte er die Blumen, ſo wird er ſie auch jetzt aufſuchen, pflanzen, anwenden, wie er gutfindet. War er menſchlich zu leben gewohnt; ſo wird er auch hier nach ſeiner Art als ein feiner Menſch leben, wenn er gleich, unglücklicher Weiſe, ſeine Luſt andern nicht mittheilen könnte. Nun aber (Dank der Natur!) ſind wir auf keine wüſte Inſel hingeworfene, ſondern der Geſellſchaft gehörige Geſchöpfe; ſie iſt uns, wir ſind ihr angeartet. Gegenſeitige Mittheilung fodern und genießen wir nicht „aus einem urſprünglichen Vertrage, der durch die Menſchheit ſelbſt diktirt iſt;“ (fremde Wortſpiele!) ſondern weil ein gemeinſchaftliches Bedürfniß uns bindet, weil wir zu gegenſeitiger Mittheilung die dringendſten Neigungen und Triebe in uns fühlen. Farben, Muſcheln und Vogelfedern ſind keine [illegible] diktirten „Reize“ der Menſchheit, denen „mit der Zeit nur“ die Formen nachgekommen wären; und eine wohlgefällige Zier in Kleidung hat ſie nicht auch einen „Genuß“ bei ſich? Wäre aber die auf den „höchſten Grad gekommene Civiliſirung“ ſo weit gekommen, daß ſie aus Canots und Vogelfedern das Hauptwerk der verfeinerten Neigung machte, ſo zeigte ſie eben damit, daß ſie nichts weniger als die höchſte Civiliſirung ſey; ſo wie „Empfindungen nur ſo weit werth zu halten, als ſie ſich allgemein mittheilen laſſen,“ Mangel an aller Empfindung zeiget. Wenn die dem Lüſtenden ſelbſt „unbeträchtliche Luſt an einem

Gegenſtande durch die Idee von ihrer allgemeinen Mittheilbarkeit ihren Werth beinah unendlich vergrößert,* wie nennt man auch in der verderbten Geſellſchaft dieſen ohne Luſt lüſtenden Allgemeinluſt-Mittheiler? Entſtellt wird durch ſolche Vorſtellungen die Menſchheit in ihren heiligſten Anlagen, und der Menſch zum Affen der Geſellſchaft erniedrigt.

Auf dem Wege der Natur ſahen wir etwas Schöneres.

Erſtens. Der Menſch iſt ſeiner Gattung nach ein Kunſtgeſchöpf. Auf den Gebrauch thätiger Vernunft mittelſt ſinnlicher Organe, mithin auf Kunſt iſt das Seyn und Wohlſeyn ſeines Geſchlechts gebauet; nur durch Kunſt iſt er, was er iſt, worden. Seine Bedürfniſſe zwangen ihn; ſeine Fähigkeiten und Kräfte luden ihn dazu ein; Kunſt iſt ihm als Menſchen natürlich. *Zweitens.* Das Schöne und Häßliche, das Wohlgereimte und Abgeſchmackte unterſcheiden, iſt dem Menſchen kein Spiel müſſiger Ideen, ſondern das Gefühl derſelben iſt ſein *Naturcharakter*, ſein inneres und äußeres *Bedürfniß*. Wenn allenthalben in der Natur Schönheit nur der lebendige Ausdruck des Wohlſeyns der Geſchöpfe jedes in ſeinem Element iſt, ſofern dieſen Ausdruck des Menſchen Sinne ſich harmoniſch empfinden: ſo iſt auf dieſer vielſproſſigen Leiter dem Menſchen das Schöne nirgend unintereſſant, Angenehmes und Widriges nirgend gleichgültig. Er lebet in der Natur, ihr harmoniſch gebauet, und muß mit ihr leben. Daher die Geſchichte ſeiner Cultur in Anerkennung und Uebung des Schönen, Natur- und Kunſtmäßig. Dieſe iſt ein menſchlichgeformter Abdruck jener. Drittens. Da die Natur auf die Fortdauer der Geſchlechter alles angelegt und berechnet, mithin den Flor der Schönheit in die Zeit der Blüthe geſetzt hat: ſo müſſen ſich im Verhältniß beider menſchlicher Geſchlechter eben ſo natürlich Schönheit und Liebe paaren, als eben ſo natürlich, d. i. dem Charakter unſeres Geſchlechts gemäß Wohlanſtändigkeit ihnen ſogleich zur Seite tritt, die eben ſo wenig von bloſſem Uebereinkommniß der Geſellſchaft abhängt, als Schönheit und Liebe. Nicht „des allgemeinen Nutzens wegen.“ iſt der Wohlanſtändige anſtändig, ſondern ſein ſelbſt wegen; des Menſchen Geſtalt, ſeinen Bedürfniſſen und Trieben, der ganzen menſchlichen Lebensweiſe geziemt Anſtand. Dem Reiz der Schönheit iſt er in einer unverderbenen Menſchen-Natur congenialiſch. Cynismus verjagt die Gefühle der [illegible], [illegible] das zarteſte Wohlſeyn unſers Geſchlechts; er brutaliſirt die Gattung. Nicht aus Gedankenloſer [illegible] iſt er zu meiden, ſondern aus Gefühl eines Mißſtandes mit der Menſchheit. Jedem Charakter zuwider iſt er auch dem Einzelnen häßlich.

Hinweg alſo jene falſche Principien, zu denen man die Künſte des Schönen erniedrigt, „müſſiges Spiel, Bedürfniß- und Lohnfreie Uebung, marktende Mittheilung in der Geſellſchaft.“ Ohne Bedürfniß und Ernſt ward keine Kunſt: keine läßt mit ſich ſpielen: keine wird ohne Lohn geübt. Der Regent wie der Künſtler arbeiten um Lohn: jedes Werk erfodert Mühe; ohne Bedürfniß und Zweck, mithin ohne Nutzen iſt kein Geſchäft, geſchweige eine echtſchöne Kunſt, nur denkbar. Je mehr die Vernunft der Menſchen ſich beſinnet, deſto mehr müſſen auch ihre Künſte des Schönen vom Tändeln zum Ernſt, vom Zweckloſen zur Abſicht zurückkehren. Offenbar arbeitet hierauf die fortgehende Cultur der Menſchheit. Wie manches unnütze Spiel mit Gedanken, Worten und Sachen haben wir ſchon weggeworfen; zu hoffen iſt, daß wir noch manches andre abwerfen werden.

Ehe man eine ſchöne Gegend im Spiel zeichnet, muß man ſie kennen und ſehen lernen. Der Unterricht wird ſich alſo dahin wenden, ſie recht zu ſehen, ein gutes Auge ſowohl als eine richtige Hand zu gewinnen. Die ernſteſten Wiſſenſchaften, Naturkenntniß und Mathematik, werden alſo allem Schönen Grundlage werden, weil die Natur es fodert. Die-

Dieſe mit Wahl und Abſicht gebrauchen iſt die durch alle Beſtrebungen der Menſchheit ſich erſtreckende Kunſt, bei welcher es der Begriff dieſes Gebrauchs ſchon mit ſich bringet, daß die Mühe eine ſüße Mühe, der Ernſt kein ſaurer Ernſt ſey. So weit die Natur verſchönert, d. i. vom Menſchen ſeiner Natur harmoniſch mit Wahl und Abſicht angewandt werden kann, ſo weit erſtreckt ſich das Gebiet des Schönen in Wiſſenſchaften und Künſten.

Da alles dies zum Wohlſeyn der Menſchen geſchieht, ſo müſſen jeder Beſtrebung zur Kunſt Bedürfniſſe und Triebe, Begriffe und Neigungen zum Grunde liegen, ohne welche kein Beſtreben Statt findet. Alles Lebendige in der Natur ſtrebet zum Wohlſeyn, d. i. die Natur ſich, ſich der Natur harmoniſch zu machen; der Menſch allein kann es mit Vernunft und

Ueberlegung. Je zu reellern Zwecken er dieſe Harmonie zwiſchen ſich und der Natur ſtiftet, deſto würdiger iſt ſeine Kunſt; vom Wohlſtande geht ſie aus und reicht bis zum feinſten Wohlanſtande: denn auch dieſer iſt nach Verhältniſſen und Zwecken ein der Menſchheit weſentliches Bedürfniß. Beide Geſchlechter tragen dazu bei; es iſt das Werk, der Kampfpreis ihres Lebens. Daß ihre Neigungen hiebei frühe und recht gelenkt, daß die Mittel dazu gefördert und recht angewandt werden, dies iſt das fortgehendwachſende Geſchäft menſchlicher Kunſtweisheit.

2.

Poeſie und Beredſamkeit.

„Es giebt nur dreierlei Arten ſchöner Künſte, die redende, die bildende Kunſt und die des Spiels der Empfindungen, als äußerer Sinneneindrücke. Die redende Künſte ſind Beredſamkeit und Dichtkunſt. Beredſamkeit iſt die Kunſt, ein Geſchäft des Verſtandes, als ein freies Spiel der Einbildungskraft zu betreiben; Dichtkunſt, ein freies Spiel der Einbildungskraft, als ein Geſchäft des Verſtandes auszuführen.“ *)

---

*) Kritik. S. 202. 203.

„Der Redner alſo kündigt ein Geſchäft an und führt es ſo aus, als ob es blos ein Spiel mit Ideen ſey, um die Zuhörer zu unterhalten.“ Ernſter Demoſthenes, darf dies ſagen, wer Eine deiner Reden geleſen? wem dein Nachdruck, deine δεινότης, im Inhalt, Zweck und der Form deiner Reden bekannt ward? Du hätteſt ein Geſchäft angekündigt und es im Reden ſo ausgeführt, als ob es blos ein „Spiel der Ideen“ ſey, um die Zuhörer zu unterhalten? Und ihr andern ernſten Redner der Griechen, ihr Römer, die Cicero's Orator und das ſpätere Geſpräch vom Verfall der Beredtſamkeit ſo ſtrenge muſtert, du ſelbſt, Tullius, wußteſt es nicht, daß die Beredſamkeit „ein Spiel mit Ideen ſey, um die Zuhörer zu unterhalten, die Kunſt, ein Geſchäft des Verſtandes als ein freies Spiel der Einbildungskraft zu betreiben;" Quintilian auch nicht; und du, guter Sokrates, der über manches kleine Wortgeſchwätz die Sophiſten ironiſch zuſammentrieb, du gar nicht.

„Der Dichter kündigt bloß ein unterhaltendes Spiel mit Ideen an, und es kommt doch ſo viel für den Verſtand heraus, als ob er blos deſſen Geſchäft zu treiben die Abſicht gehabt hätte." Und daß „doch ſo viel" herauskäme, griff er vielleicht in einen Glückstopf? Seinen Kopf, den Glückstopf ſchüttelte er ſo lange, bis durch ein Zuſammentreffen der Ideen „im freien Spiel der Einbildungskraft ſo was für den Verſtand herauskam, das ausſah, als ſey es ein Geſchäft des Verſtandes."

„Der Redner giebt alſo zwar etwas, was er nicht verſpricht, nämlich ein unterhaltendes Spiel der Einbildungskraft; aber er bricht auch dem etwas ab, was er verſpricht, und was doch ſein angekündigtes Geſchäft iſt, nämlich den Verſtand zweckmäßig zu beſchäftigen. Der Dichter dagegen verſpricht wenig und kündigt ein bloßes Spiel mit Ideen an, leiſtet aber etwas, was eines Geſchäftes würdig iſt, nämlich dem Verſtande ſpielend Nahrung zu verſchaffen und ſeinen Begriffen durch Einbildungskraft Leben zu geben." So kündigte ſich kein Dichter des Alterthums an; ein bloßes „Spiel mit Ideen" war ſo wenig ſein Präconium, als der eingeſchränkte Zweck, „Verſtandesbegriffen Leben zu geben," immer ſein Zweck, ſein Hauptzweck war. Auch die Kunſt des Redners beruhete auf nichts weniger, als auf dem feinen Betruge eines Verſtandes-Diebſtahls.

Wie niedrig ſtünden Redner und Dichter, wenn ſie dies tändelnde Spiel zum

Geſchäft ihres Lebens machten! und wie übel zuſammengeleimt wäre die menſchliche Natur, wenn ſie dieſes Spiels bedürfte! Der Verſtand müßte die Einbildungskraft, dieſe den Verſtand hintergehen, und der beide hintergehende Täuſcher wäre der redende Schönkünſtler!“ Jetzt ſchlägt er ſein Hocus von oben herab: es iſt Beredſamkeit; jetzt das Pocus von unten hinauf; es heißt Dichtkunſt.

Da dieſe Wortſpiele der kritiſchen Schule geradehin zu bündigen Grundbegriffen ihrer äſthetiſchen Beurtheilung aller alten, neuen und neueſten von ihnen ſo genannten redenden Künſte dienen, wobei die vormals geltende Kritik, von Ariſtoteles bis Leſſing, als eine unwiſſende Schülerin behandelt wird, der es an echten Grundſätzen gefehlet, ſo wird es der Mühe werth ſeyn zu ſehen, worin die Vorwelt in Lehre und That das Weſen der Rede- und Dichtkunſt, das Werk der ſprechenden Muſe ſetzte. Wir nehmen den Faden auf, wo wir ihn bei den Anfängen der Künſte ſinken ließen, und reden zuerſt

I. Von der Dichtkunſt, als eine menſchliche Kunſt betrachtet.

„Poeſie, ſagt ein Schriftſteller, iſt die Mutterſprache des menſchlichen Geſchlechts, wie der Gartenbau älter als der Acker, Mahlerei als Schrift, Geſang als Declamation, Gleichniſſe als Schlüße, Tauſch als Handel.“

„Sinne und Leidenſchaften reden und verſtehen nichts als Bilder. In Bildern beſteht der ganze Schatz menſchlicher Erkenntniß und Glückſeligkeit." *) — Was hier abgeriſſen geſagt wird, haben Du Bos, Goguet, Condillac und wie viele andre hiſtoriſch ſowohl, als philoſophiſch erläutert; der Anfang der menſchlichen Rede in Tönen, Geberden, im Ausdruck der Empfindungen und Gedanken durch Bilder und Zeichen konnte nicht anders als eine Art roher Poeſie ſeyn, und iſts noch bei allen Naturvölkern der Erde.

Als dieſe Bilder- und Affectvolle, Ton- und Gebehrdenreiche Sprache der Menſchen ſich mehr und mehr zu binden, zu ordnen anfing, ſo ward, nachdem es der Umfang der Stimme und der Gedanken gab, eine Art melodiſchen Maa-

---

*) Kreuzzüge des Philologen, S. 163.

ßes eingeführt, bei welchem die Gebehrdung lange noch den Accent unterſtützte und die Interpunktion vertrat. Wir, die die Sprache von Kindheit auf mit- oder gar nach Buchſtaben lernen; wir, die die Worte hören, wie ſie geſchrieben ſtehn, wie die Grammatik ſie ordnet, ſprechen und hören Buchſtaben und Sylben; ſo hören unbuchſtabirte Naturmenſchen nicht. Abgeſetzt oder ununterbrochen flieſſen oder ſtürmen ihre Reden wie ein Strom daher; die Reden des gemeinen Volks, zumal im Affekt, erweiſen dies täglich. Wenn dieſem Strom der Töne Einhalt gethan, wenn er geführt und gelenkt werden ſollte, wodurch geſchah dies zuerſt und vornehmlich? Durch Erzählung. Auf das, was vor mir ſteht, zeige ich: was in mir vorgeht, drücke ich durch Töne und Gebehrden aus; was aber abweſend oder einſt geſchah, bedarf, wenn es vernehmlich werden ſoll, einer zuſammenhangend-geordneten Rede. So ward das Epos. *)

1. Das Epos der menſchlichen Naturſprache.

Nicht anders konnte dies Epos ſich geſtalten, als es die Sprache und Phantaſie des Erzählenden, das Ohr und die Phantaſie des Hörenden ſoderte und gab. Der Naturmenſch ſchildert, was und wie er es ſieht, lebendig, mächtig, ungeheuer; in der Unordnung oder Ordnung, als er es ſah und hörte, giebt ers

---

*) Epos heißt bei Homer Wort, Sache, Geſchichte, Erzählung. So das deutſche Wort von werden, das nordiſche tal (tale) u. f.

wieder. So ordnen nicht nur alle wilden Sprachen, ſondern ungeachtet der großen Cultur, die ſie erlangt hatten, auch die Sprachen der Griechen und Römer ihre Bilder. Wie ſie die Sinne geben, zählt ſie uns der Dichter zu, inſonderheit Homer, der in dieſem Punkt, dem Kommen und Entweichen der Bilder faſt unerreichbar der Natur folget. Anſichten ſchildert ſeine Erzählung, Zug auf Zug, Scene auf Scene; ſo auch Menſchen, leibhaft wie ſie daſtehn, wie ſie ſprechen und handeln. Treu erzählt die Muſe ihre Worte nach, und ändert kein Wort auch in Wiederholung derſelben. Veränderte ſie ſolche zum Spiel, würde man ihr glauben? Wie Geſtalten und Reden, treten auch die Begebenheiten vor; das Feld vor Troja mit ſeinen Helden und Abentheuern rückt uns Scene nach Scene vor Augen.

Wer bewirkte dieſen ruhigen Fortſchritt? die Sprache und in ihr der Verſtand des Dichters. Er ordnete die Scenen, das Auge unſerer Einbildungskraft hält ſie feſt, unſre Empfindung folgt ihnen, als ſähen wir leib- und geiſthafte Wahrheit. Bei Oſſian, bei allen Dichtern, die lebendig erzählten, iſts nach Verhältniß der Sprache, der Zeiten und Sitten, ein Gleiches.

Eben hiedurch nun trat die erzählende Poeſie, ſo ſehr ſie Geſchichte war, auf den Weg, ſich von dem, was man ſpäterhin Geſchichte hieß, zu ſondern, indem ſie nicht etwa blos, was geſchehen war, flach hererzählen, ſondern es ganz, wie es geſchehen ſey, wie es im gegebnen Zuſammenhange nicht anders habe geſchehen können, leib- und geiſthaft darſtellen wollte. Als Poeſie ſchafft ſie, ſie bildet (gignit, creat, condit, ποιει). Daher ſie Ariſtoteles auch für philoſophiſcher als die Geſchichte hält, indem ſie nicht blos oberflächlich aus dem Gedächtniß und für das Gedächtniß facta anführt; ſondern mit innerer Wahrheit ſie geſchehen, d. i. entſpringen, fortgehn, ſich enden läßt, und dieſe Wahrheit unſrer Seele tief einformet. Schon dem Namen nach iſt dies ihr Charakter; der Poet iſt Erſchaffer, Schöpfer; wer dies nicht kann, iſt kein Dichter.

Alle Regeln, die Ariſtoteles aus den Meiſterwerken ſeiner Nation ſcharfſinnig abſtrahirt, entſpringen daher und führen dahin; was er über das Ganze der Fabel, über ihren Umfang und Ausdruck, ihre Handlung, über Geſinnungen, Charakter, Leidenſchaften, über ihr Wahrſcheinliches, ihr Wunderbares ſagt, geht aus keinem als aus dem Begriff der lebendigen Darſtellung ſelbſt hervor, einer Darſtellung (μιμησις), die alle Seelenkräfte in uns beſchäftigt, indem ſie das Geſchehene vor uns entſtehen läßt, und es uns mit inniger Wahrheit zeiget. Wer die Macht der innern Plaſtik unſrer Seele kennt, wie ſie Verſtand und Sinne, Vernunft und Leidenſchaften zu verſchmelzen weiß, der wird ſie mehr achten und fürchten, als daß er mit ihren Ideen „unterhaltend ſpiele.“ Und wer in der Poeſie aller Erdvölker nichts als dies unterhaltende Ideenſpiel fand; nun dann, der ſpiele weiter. Dem Verſtändigen ſpricht der Verſtand des Dichters: denn Dichtkunſt iſt Rede (λογος).

Wie aber? Homers Götter, ſeine Calypſo? Dante's Hölle und Fegfeuer?

ſo viele Abenteuer-, Helden- und Rittergeſchichten? Arioſt? Die ganze Feenwelt? Shakeſpears Kaliban, Ariel? ſinds nicht unterhaltende Phantaſieen?“ Uebel, wenn ſie dies nicht wären; übel aber auch, wenn ſie nur unterhielten. Nicht daß dieſe Phantaſieen uns angenehm vorſpielen, ſondern daß von einem verſtändigen Dichter Eine derſelben blos als Spiel erſonnen und gebraucht worden, das wird geläugnet. Homers Götter waren ſeiner Welt ſo weſentlich und unentbehrlich; als der Körperwelt die Kräfte der Bewegung. Ohne die Entſchlüße und Wirkungen des Olympus geſchähe nichts auf ſeiner Erde, was und wie es dem Dichter geſchehen ſollte. Homers Zauberinſel im weſtlichen Meer gehört auf die Charte der Wanderungen ſeines Helden ſo nothwendig, als ſie damals auf der Weltcharte ſtand; dem

Zweck ſeines Geſanges unentbehrlich. So dem ernſten Dante ſeine Himmels- und Höllenkreiſe. Mit abenteuerlichen Rittergeſchichten iſt freilich viel geſpielt worden; was aber in ihnen nur Spiel war, ging vorüber; es wird von uns nicht, oder äußerſt langweilig geleſen. Dagegen wen erfreuen, wen belehren nicht noch, als Gebilde der Wahrheit, Arioſt's Donne, i Cavalier, l'arme, gli amori, le corteſie, l'audaci impreſe? Wer lebte, wer dachte und empfand nicht in der Welt der Peri's, der Feen und Geiſter, ſobald ſie ein Genie- und Verſtandreicher Dichter ſchuf? Was in ihr geſchah und durch ſie geſagt ward, konnte nicht anders als in ihr empfunden, durch ſie geſagt werden. So in der nordiſchen, griechiſchen und jeder Mythologie, ſo in jeder Welt eines eigenthümlichen Empfindungskreiſes.

Dichtungen und Fabeln, Allegorieen und Symbole ſind Sprachformen des Dichters, in denen er Gedanken abbildet, mit denen er Empfindungen weckt oder bezeichnet. Homers, Dante's, Milton's Epopeen ſind Encyklopädieen und Univerſa aus dem Herzen und Geiſt ihrer Dichter; ſie entwerfen die Charte ihrer innern und äußern Welt.

So Shakeſpear die ſeinige in ſeinem ungeheuern Welt- und Naturtheater, in deſſen Höhen auch Ariels ſchweben, in deſſen Mondgefilden auch eine Titania ſchläft. Im fabelhafteſten ſeiner Stücke ſpricht ſein Theſeus, ſelbſt eine dramatiſche Perſon, alſo:

Ich glaubte nie an dieſe Feenpoſſen
Und Fabeleyn. Verliebte und Verrückte
Sind beide von ſo brauſendem Gehirn,

So bildungsreicher Phantaſie, die wahrnimmt,
Was nie die kühlere Vernunft begreift.
Des Dichters Aug' in ſchönem Wahnſinn rollend,
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' hinab,
Und wie die ſchwangre Phantaſie Gebilde
Von unbekannten Dingen ausgebiert,
Geſtaltet ſie des Dichters Kiel, benennt
Das luftge Nichts, und giebt ihm feſten Wohnſitz.
So gaukelt die gewalt'ge Einbildung. *)

Worauf Hippolyta, gleichfalls dramatiſch, antwortet:

---

*) Shakeſpear's Midſummer nights dream Act. V. Sc. I. A. W. Schlegels Ueberſetzung.

Doch dieſe ganze Nachtbegebenheit
Und ihrer aller Sinn zugleich verwandelt,
Bezeugen mehr als Spiel der Einbildung.
Es wird daraus ein Ganzes voll Beſtand,
Doch ſeltſam immer noch und wundervoll.

Der Genius nämlich, der in ſeiner Art ein höherer Verſtand iſt, mit Abſicht giebt er zu ſehen, was vor und außer ihm niemand ſah; ſeine Welt iſt eine Welt innerer Wahrheit. Sobald er ſpielt, indem er unterhält, um zu ſpielen, und ſpielt um zu unterhalten, hat er, wie jener iſraelitiſche Herkules, ſeine Locke verlohren; ludit, infelix miſere ludit, kein Schöpfer mehr, ſondern ein Spieler.

Wirkungen zeigen vom Werk; alſo was die darſtellend-erzählende Poeſie nicht etwa nur um dem Verſtande „ſpielend Nahrung zu verſchaffen, und ſeinen Begriffen durch Einbildungskraft Leben zu geben,* ſondern um die Phantaſie zu bändigen, und zu ordnen, um allen Kräften und Neigungen der menſchlichen Natur Richtung zu geben, was ſie hiezu für Hülfe geleiſtet, zeigt die Geſchichte der Menſchheit. Indem ſie Begebenheiten als ein Ganzes umfaſſen, Charaktere zeichnen, Geſinnungen ſprechen, in Wirkungen die Urſachen vorführen, Alles mit höchſter Eigenthümlichkeit darſtellen thätlich lehren, gab ſie, wie Heródot erweiſet, nicht nur der älteſten Geſchichte Geſtalt; ſie ſchuf die Geſchichte; ſondern früher noch, indem ſie Formen der Götter und Helden ſchuf, reinigte ſie die wilden Vorſtellungen und gangbare Mährchen des Volks von Himmelsſtürmern, Titanen, Ungeheuern, Gorgonen. Sie zwang die ausgelaſſene Phantaſie unwiſſender Menſchen, die nirgend ein Ende findet, unter Geſetze, in Gränzen. Späterhin gab die epiſche Poeſie der dramatiſchen Kunſt Raum und Form; das geſammte Alterthum betrachtet Homers Gedichte als die Quelle aller ſchönen griechiſchen Künſte. Auch Redner und Philoſophen ſchöpften aus dieſer Quelle; Künſtler fanden in Homer ihre Werkſtätte.

In ſpätern Zeiten hatte die erzählende Dichtkunſt (man nenne ſie Epopee oder Roman und Romanze) zwar nicht immer eine ſo entſchieden-große, noch aber ſtets eine merkwürdige Wirkung auf die Bildung und Umbildung der Nationen. Dante's Gedicht ſchuf die ganze Italiäniſche Dichtkunſt; Cervantes Roman ſtürzte die eingewurzelte Denkart der Ritter-Romane, wie Butlers Hudibras unter den Britten der Schwärmerei mehr

Einhalt that, als lange theologiſch-philoſophiſche Deduktionen. Hätte jede Nation zu rechter Zeit ihren Homer gehabt, der den rohen Gebilden ihrer Phantaſie Verſtandesform, Maas und Abſicht zu geben Macht gehabt hätte, wie weit wäre ſie durch ihn auf Einmal fortgerückt an Geiſtesbildung! denn was in einzelnen Fällen ein einfaches, oft rohes Heldenlied, eine Romanze geleiſtet, erweiſet die Geſchichte der Völker.

Mit keiner Dichtungsart ſpielet man mehr als mit dem Roman; indeſſen zeigt und bewährt ſelbſt die Entſtehung unſrer Romane aus der erloſchenen Helden- und Ritterzeit nicht nur den tiefen Grund der Poeſie in der menſchlichen Seele, ſondern auch auf dieſelbe ihre umfaſſend-innige Wirkung. Welche geheimſte Kammer des Herzens und Geiſtes blieb Richardſons, **Fieldings**, **Sterne**, **Friedrich Richters** Romanen verſchloſſen? welche derſelben haben ſie nicht als ihr Eigenthum bewohnet! Betrügt man durch die Einbildungskraft den Verſtand, wenn man, vereinigend beider Geſchäft, das menſchliche Herz und Leben von innen und auſſen ſo darſtellt, daß der Leſer in und mit dem Dargeſtellten lebet? leſet **Diderots** Ehrengedächtniß auf **Richardſon**, leſet **Rouſſeaus** Vorrede zur Heloiſe, und was **Fenelon** über die Dichtkunſt ſaget; ja wem ſagte dies ſein eignes Herz nicht, wer lebt, wer formt ſich nicht ſelbſt in einer wahren Dichtung?

Die Zeit der Zorn- und Blut- und Rach-Epopeen, noch mehr der müſſigen Ritter- und Heldenzüge (hoffen wir) iſt vorüber; und da jetzt ein anders Vließ zu erobern, ein andres Troja zu zerſtören iſt, da der Poeſie die Zeiten kommen, von denen Virgil ſingt:

Alter erit tum Tiphys et altera quae vehat Argo
Delectos heroas, erunt etiam altera bella,
Atque iterum ad Troiam magnus mittetur Achilles;

ſo darf und ſoll ſie jetzt am wenigſten ſpielen.

2. Poeſie menſchlicher Empfindung.

Daß die Poeſie die Empfindungen ausdrückt, mit den Empfindungen nicht ſpielen dürfe, ſagt ſchon ihr Name. Der Empfindung iſt jedes Wort, ein Accent, ein Blick heilig; zuwider iſt ihr nichts mehr, als ein Spiel mit ſich, wo ſie es innig meint; ihr Bild mißgebraucht zu einer Carnevals-Maske.

Wirkliche Empfindung erzeugte die erſte Poeſie dieſer Gattung, wie die naiv-herzlichen Geſänge aller Naturvölker zeigen; ihre Empfindung nahm zu Hülfe, was die Natur ihnen Wahrhaftes nur geben konnte, Bilder, Accente, Töne, Gebehrden. Die Sprache der Töne, ſofern ſie Leidenſchaft ausdrücken, kennet durchaus keine Heuchelei; ſie ſagt, was ſie zu ſagen hat jeder fühlenden Bruſt mit der ausdrückendſten Bedeutung. Eben ſo innig verknüpfen ſich mit ihr Worte und Gebehrden; unwillkührlich ruft ſie ſolche auf, ſie zu begleiten; Weſen der Natur, nothwendige Harmonie iſts, die alle bindet. Widerlicher wird nichts empfunden, als wo dies Band, widerſinnig geflochten, ſich in ein ſchwirrendes Getön eitler Fäden auflöſ't, wo der Geſang lahmt und lügt, wo die Empfindung ſpielt und heuchelt.

Wie ernſt meinten es die älteſten Hymnen und Chöre! Treu der Empfindung ſpricht auf der griechiſchen Bühne, was da ſpricht. Pindars Geſänge ſelbſt, ſo ausſchweifende Spiele der Einbildungskraft ſie zu ſeyn ſcheinen, ſo ſtark und heilig ſprechen ſie ans Herz, geordnet jeder für ſeine Stadt, ſeine Provinz, ſeinen Helden und Halbgott, für ſeine Muſikart und Art des Sieges. Ernſtprächtige Gebäude, mit denen ſie der Dichter ſelbſt vergleichet.

Vorzüglich vor allem zeigt die dramatiſche Form das innig-Wahre der Dichtkunſt, deren höchſte, vielartigſte, concentrirtſte Darſtellung eben ſie iſt. Sie giebt Schauſpiele, in denen der Sage nach alles, der Wahrheit nach für Ohr und Seele nichts geſpielt, alles gehandelt, motivirt ſeyn muß; das wollen die Worte Action, Act, Drama (Handlung), Performance u. f.; ſie fodern es unerbittlich. Wer auf dieſem Schaugerüſt mit den Ideen unſrer Einbildungskraft oder unſern Empfindungen ſpielen zu dürfen glaubt, wer als Kritiker ſpielend urtheilt, der iſt des hölzernen Pulicinello ſelbſt nicht werth; denn auch dieſer meint es, wenn Puppe an Puppe klappt, ſehr ernſthaft.

Offenbar kommt die ganze Verwirrung vom Misverſtändniß des vieldeutigen Worts Spiel her,*) das eigentlich nichts heißt als eine **leichte Bewegung**.*)

---

*) Spil (Litera E in medio vocis ab antiquis non agnoſcitur) eſt vox valde aequivoca et non unius domicilii. Igitur ne tot voces, quae praeter ſonum nihil habent commune, confundantur, totum agmen docendi cauſa in claſſes diſpeſcam. Wachter. Die Claſſen ſind indeſſen bei ihm nicht wohl geſondert.

Der leichten Bewegung unſres Körpers eignete man das Wort vor andern zu, und eben bei den ſchwerſten Bewegungen ward von Ringern, Fechtern, Jägern das Schwerſte in ein **Leichtes**, d. i. in ein Spiel verwandelt.**)

Wem kam dieſe leichte Bewegung mehr zu als den Gebehrden- und Saitenſpielern? daher ſie ſich, je ſchwerere Dinge ſie ſchnell und leicht darſtell-

---

*) So ſagen wir: die Lüfte, die Lichtſtralen, die Farben, die Flamme **ſpielen**.

) Daher die Ausdrücke unſrer Vorfahren: mit Schwerdtern, Bolzen, Waffen, Funken **ſpielen; das Feder-, Wind-, Jagd-, Turnierſpiel u. ſ.

ten, deſto mehr des Worts Spiel bedienten. *)

Auf die leichte Bewegung der ſchwerſten Kunſtmaſchienen ſogar ging das Wort über. So ward dann das Spiel der Redner, das Spiel der Affekten, der Action, der Kriegsmaſchienen, Kanonen und Bomben (le jeu des machines, des paſſions, de l'action, des bombes u. ſ.) ein Kunſtausdruck.

In dieſem Verſtande ſpielt der Dichter allerdings und läßt ſpielen, Leidenſchaften, Charaktere, Gebehrden: denn daß er in ſeiner energiſchen Kunſt das Schwerſte auf die leichteſte Art bewirke, iſt

---

*) Saitenſpiel, Gebehrden-Poſſen-Gaukelſpiel, Schauſpiel u. ſ.

iſt allerdings der Ehrenpunkt derſelben. Gehen die Räder ſchlecht, ſtockts hie und da und allenthalben, wehe dem ſchlechten Dichter und Kunſtſpieler.

Sofern ſpielt der Dichter auch mit unſern Gedanken und Leidenſchaften, d. i. er hat ſie in ſeiner Hand, ſie zu erregen, feſtzuhalten, zu verwandeln, verſchwinden zu machen u. ſ., alles aus Kräften ſeines Genies, nach Maasgabe ſeiner Kunſt. Fehlt ihm Jenes, überſchreitet er dieſe, ſo iſt er ein ſchlechter Kunſtſpieler.

Da nun mit jeder leichten Bewegung, wir mögen ſie ſelbſt bewirken oder anſchaun, anhören, eine gleiche Bewegung unſrer Lebensgeiſter verbunden iſt, ſo ging der Name Spiel in die Bedeutung einer anmuthigen Bewegung oder Begebenheit über, die ſich auf die Erzählung oder Darſtellung der

Begebenheit erſtreckte. *) Spiele zu ſehen, Beiſpiele zu hören, verſammlete ſich das Volk; des Rhapſoden Epos, die Chöre und Dithyramben, aus denen das griechiſche Theater erwuchs, zogen das Volk an ſich, als Spiele.

Da glaubte nun ein Gaffender leicht, das Spiel ſey blos ihm zur Ergötzung, d. i. zur Zeitkürzung vorgeſtellt; der anmaaßende Gaffer meinte vielleicht gar, aus ſeiner Convenienz, der Vorſtellung Regeln vorſchreiben zu dürfen, wie lange z. B. der Weinende weinen, der Sänger

---

*) Spel, fabulatio, ſermo, hiſtoria, doctrina, ſpillan, narrare, praedicare, nunciare. (S. Wachter, Somner u. a.) Beiſpiel, Widerſpiel, Gegenſpiel, Larſpiel (Predigt), Gottſpiel (goſpel, Evangelium, Gottesrede).

ſingen, der Chor der Götter verehren müſſe, weil ſie ihm ſpielen.

Wie es aber von dem, der die Vorſtellung in ernſterer Abſicht gab, oder von dem, der ſie nach Regeln der Kunſt darſtellte, niedrig geweſen wäre, ſich hierinn dem Gaffenden zu bequemen: ſo wird der Misbrauch des Namens Spiel ſchon hiemit ſichtbar. Die Vorſtellung ward vor dem Volk gegeben, es konnte durch Anſchauung derſelben ſich ergetzen, ſich belehren u. ſ., nicht aber konnte es aus ſeinem Wohlgefallen einer in ſich ſelbſt gegründeten Handlung Geſetze geben. Bei jedem Kampf- oder Glücksſpiel mögen die Zuſchauer nach Gefallen urtheilen, denken, empfinden, hoffen, fürchten und wähnen; die Kampf- oder Glücksſpieler ſpielen ſich, nicht ihnen.

Endlich gab es luſtige, ſelbſt luſtig-grauſame Spiele, die wirklich dem Volk gegeben wurden, in denen es durch Zuruf und Foderungen ſogar mitſpielte. Es gab betrügeriſche Spiele, mit denen das Volk geäfft und hintergangen ward, in denen man ihm alſo (wie unſre Sprache ſagt) mitſpielte, z. B. Wunder- und Gaukelſpiele — In dieſen Bezirk wollen wir keine der ſchönen Künſte, wäre es auch nur zur Zeitkürzung, pflanzen. Jedes ehrliche, geſchweige edle Spiel iſt ein Wettkampf, nach Regeln, zwiſchen freien, ihrer Vernunft mächtigen Perſonen, mit Treue und Gleichheit. Jeder Betrug im Spiele iſt verhaßt und unedel.

„Wie aber, ſoll der Dichter nicht täuſchen? Will nicht das Volk getäuſcht ſeyn?“ Von Tauſch kommt täuſchen, und allerdings täuſcht mich der Dichter, wenn er mich in ſeine Denkweiſe, in ſeine Handlung und Empfindung verſetzt; ich tauſche mit ihm die meine, oder laſſe ſie, ſo lange er wirkt, ſchlummern; ich vergeſſe mich ſelbſt. Dem darſtellend-erzählenden Dichter folge ich willig, wohin er mich führet; ich ſehe, höre, glaube, was er mich ſehen, hören, glauben macht; vermag er dies nicht, iſt er kein Dichter. Ein Gleiches iſts, mit dem Ausdruck ſeiner Empfindungen; vermöge der dem Ausdruck ſelbſt einwohnenden Macht fühle ich mit ihm. Die dramatiſche Vorſtellung endlich, unterhält ſie mich blos als Spiel, oder ſchafft dem Verſtande ſpielend einige Nahrung; ſo hat ſie gewiß den ihr eigenthümlichen, dramatiſchen Zweck verfehlet. Vergeſſen ſoll ich mich ſelbſt, vergeſſen ſogar meine Zeit und meinen Raum, auf den Flügeln der Dichtkunſt in die dramatiſche Handlung, in ihre Zeit, ihren Raum getragen. Von Decorationen hängt dieſer Tauſch nicht ab: denn hiſtoriſch vergeſſe ich nicht, daß ich vor einem Brettergerüſt ſtehe, und es wird lächerlich, wenn mich das franzöſiſche Trauerſpiel durch Kunſtgriffe und Worte ſelbſt daran erinnert, daß ich nicht davor ſtehe, ſondern hie oder dort zu ſeyn belieben werde. Aus Macht der Handlung, geiſtig alſo muß ich daſeyn, wo der Dichter mich ſeyn läßt; meine Einbildungskraft, meine Empfindung, nicht meine Perſon ſteht ihm zu Dienſt; was wollte er mit dieſer? Legte ers auf eine andre Täuſchung an, wollte er mich z. B. um meinen Verſtand bringen, daß ich ihm glauben ſoll, was nach ſeiner eignen

Daſtellung nicht zu glauben iſt: ſänge er mir Empfindungen, die mich jeden Augenblick erinnern, daß keine Wahrheit in ihnen, ſondern alles nur ein Spiel ſey, ſo gebe ich meinen Begriffen zuerſt dadurch Leben, daß ich ſein Spiel für Pfuſcherei, ſeine Dichtkunſt für eine Unkunſt erkläre, die nicht kann, was ſie will, und nicht weiß, was ſie ſoll.

⁂

„Wozu, ſagt Leſſing, *) die ſaure Arbeit der dramatiſchen Form? wozu ein Theater erbaut, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtniſſe gemartert, die ganze Welt auf einen Platz geladen? wenn ich

---

*) Dramaturgie St. 10.

mit meinem Werk und mit der Aufführung deſſelben weiter nichts hervorbringen will, als einige von den Regungen, die eine gute Erzählung, von jedem zu Hauſe in ſeinem Winkel geleſen, ungefähr auch hervorbringen würde. Die dramatiſche Form iſt die einzige, in welcher ſich Mitleid und Furcht erregen läßt; wenigſtens können in einer andern Form dieſe Leidenſchaften auf einen ſo hohen Grad ſchwerlich erregt werden: und gleichwohl will man lieber alle andre darinn erregen als dieſe; gleichwohl will man ſie lieber zu allem andern brauchen, als zu dem, wozu ſie ſo vorzüglich geſchickt iſt.“ Wir wollen ihr ſolche Tändeleien nicht nachſehn: denn in jeder Form muß die Kritik auf den reinen Punkt treffen, der dieſer Form gebühret. Wir kennen Sophokles, wir kennen Shakeſpear.

So bei dem Luſtſpiel. Narren des gemeinen Lebens, langweilige Thoren ſpielen uns oft ganz ihre langweiligen Spiele; jene ausgeſuchte, ausgeführte Theaternarren und Thoren ſollen uns mehr als ſpielen. Nicht blos langweilig lachen wollen wir über ſie, ſondern was wir ſonſt nirgend lernen könnten, an ihnen lernen. Die Charakteriſtik menſchlicher Sitten, wo zeigte ſie ſich offner und entwickelter, als auf dem Theater? Und ſie ſoll ſich darauf zeigen; dazu iſts Sitten-Theater.

Der darſtellend-erzählenden Dichtkunſt endlich auf ihrem weiteren Schauplatz menſchlicher Wirkung bleibt das bloße Spiel ganz unterſaget. Wozu umfaßte ſie Himmel, Erde, ja ſelbſt den Orkus? Da ſie weder die Geſchichte, noch den Roman ausſchließet: (denn wie in der Geſchichte viel gedichtet, d. i. Zeitmäßig, national, partheiiſch, politiſch vorgetragen und raiſonnirt iſt, ſo darf ſie auch aus der Geſchichte viel dichten; ſie ruft die Verſtorbenen dadurch ins Leben;) da der Roman, als die weiteſte epiſche Dichtung vom kleinſten Idyllion und Mährchen bis zu Fielding-Richardſons Schöpfungen, zum Agathon-Oberon, Wilhelm Meiſter u. ſ. hinauf und wieder hinab zum Mährchen, zur äſopiſchen Fabel ſteiget; in dies Reich der Circe, das keine Grenzen hat noch haben kann, ſollten wir uns blos zum Spiel ohne Merkurs Moly wagen? Dies Moly iſt ernſte Kritik, die nirgend, auch im Roman nicht, ein bloßes Spiel, ſeys mit Phantasmen oder Gefühlen, verſtattet, ſondern allenthalben den Spruch der großen Göttinn: „das war ich, dies bin ich, bis ich jenes ſeyn werde,“ mit Wahl und Abſicht befolgt vor ſich ſehen will, in Bildungen geſtaltet vom Dichter. Nur durch Darſtellungen ſolcher Art wird die Dichtungsgabe zur Dichtkunſt, ja durch ſie oft ein Mährchen zur Epopee, wie ohne ſie die ganze Weltgeſchichte zum Mährchen.

Und da ſich in dieſem Felde alles ſo wunderbar miſcht, da in Apulejus goldnem Eſel Amors und Pſychens Geſchichte wie ein ſchöngearbeiteter Stein begraben liegt, dagegen auf manchem ſchöngearbeiteten Stein nur Silens Eſel ſtehet; wie nöthig iſt hier der Pallas Berührung, die uns das Auge hell macht, von Wahrheit Trug zu unterſcheiden! Verbannen ſoll die Kritik durch ernſte Regeln das blos unterhaltende müſſige Spiel aus jeder Dichtung; nicht, als wäre dies ihr weſentlicher Endzweck, es als Schild emporheben.

Selbſt das Talent zu ſcherzen bedarf des Ernſtes: denn eben Scherz iſt der menſchlichen Cultur zarteſte Pflanze. Da wir aus **Rabelais**, geſchweige aus **Fiſcharts** Zeit ziemlich hinaus ſind, ſo wollen das Lachen *) und der Jocus gerade die ernſteſte Behandlung. Ein ſcherzhafter Schriftſteller überlebet ſich bald, wie ſo viele Beiſpiele zeigen; man wird ſeiner Manier gewohnt und will andre Manieren. War nicht Sterne's unvergleichlicher humour ſelbſt nahe daran, zu ermüden? Der Horaziſche, Cervantiſche, Swiftiſche, Galianiſche Scherz fliegt die Materie nur an; der feinſte weiß ſich ſogar in den volleſten Ernſt zu verwandeln.

---

*) S. 222. der Kritik wird das Lachen durch einen Affekt, aus der plötzlichen Verwandlung einer geſpannten Erwartung in nichts“ erkläret; es iſt weder ein Affekt, noch darf es jederzeit plötzlich hervorprallen, noch immer auf eine geſpannt geweſene Erwartung folgen. Das Lächerliche (γελοιον) iſt von ſo verſchiedner Art, daß zur Expoſition deſſelben in jedem feinen Zuge kaum ein Wörterbuch hinreicht; es verändert, ver-

Zu jeder Gattung des Vortrages, ſeys, Poeſie oder Proſe, gehört Bildung. Warum iſt der Name Dichter in ſeinem Anſehen ſo geſunken? „Weil man unter

---

feint oder vergröbert ſich mit Zeiten und Völkern. Die Kritik ſcheint nur Späße und Schwänke lächerlich zu finden, ſo wie überhaupt das höchſte Ziel, wohin ihr [illegible] gelangen kann, Swifts polite converſations ſeyn möchten.

ihm einen langweiligen Versmacher verſteht, einen **Spieler** (a gleeman, joculator). Die häßlichſte Kunſt aller Künſte, l'art d'ennuyer, ein Spiel zum Gähnen. Wenn in Beiſpielen über Beiſpielen die Poëſie dies geworden, wenn beinah in jeder Gattung die ſchärfſten Formen abgeſtumpft, und die geiſtreichſten Gedankenweiſen gemißbraucht ſind, wollten wir dieſe Mißgeburten zu Muſtern menſchlicher Bildung nehmen? Der Ungebildete kann nicht bilden, der Empfindungsloſe nicht bewegen; hört oder lieſet man aber die wahren Dichter, und ſieht das Füllhorn von Lehre, Troſt, Philoſophie und Weisheit, das ſie zur innigſten Selbſtbildung über die Welt ausgeſchüttet haben, ſieht die ewiglebenden Gebilde der Wahrheit, Schönheit und Güte, die ſie der geſammten Menſchheit ſchaffen —

Goldene Harfe Apollo's
Und der dunkellockigen Muſen
Mitgehörendes Eigenthum,
Der des Tanzes Bewegung horcht, der Freude Beginn!
Die Sänger auch, ſie horchen deinen Zeichen
Wenn der Choranführenden Lieder Takt
Du anſtimmſt, ſanft gerührt.

Der ewigen Flamme zückenden Stral
Löſcheſt du aus. Es entſchläft
Auf Dios Scepter der Adler,
Die ſchnelle Schwinge zu beiden Seiten hinabgeſenkt.

Der Gefieder König! Dunkeln Nebel
Gießeſt du über das krummgebogne Haupt,
Süße Feſſel dem Augenlied'. Entſchlummernd
Hebt er den wogigen Rücken, von deinen Geſchoſſen durchbebt,

Auch der ſtürmige Ares legt
Nieder den ſcharfen ſpitzigen Spieß
Und labt ſein Herz mit Tönen deines Geſangs.
Denn auch der Götter Bruſt erquicken deine Pfeile,
Umfiedert rings mit des Latoiden Weisheit
Und der hochgegürteten Muſen.
Was aber Zevs nicht liebte,
Schaudert zurück der Stimme der Pieriden,
Der hallenden, es ſchaudert zurück
Auf der Erd' und im ſtürmigen Meer.
— — Viel Wundervolles geſchieht.
Es täuſchen der Sterblichen Herz auch über die Wahrheit hinaus
Mit bunten Lügen künſtlich-gebildete Mährchen.
Und die Charis, ſie, die den Menſchen alles lieblich macht

Giebt

Giebt ihnen Anſehn, macht das Unglaubliche oft
Glaubhaft; aber die weiſeſten Zeugen ſind
Die kommenden Tage.
— — Der beſte Arzt vollendeter Thaten
Iſt Fröhlichkeit; und weiſe Geſänge,
Der Muſen Töchter, ſtreicheln ſie
Mit ſanfter Hand. So mild' erquickt die Glieder
Kein warmes Bad, als Ruhm
Von der Cither begleitet. Es überlebt
Thaten das Wort, das mit Huld der Charitinnen
Die Zung' aus tiefer Bruſt erhebt.

Pindar.

II. Von der Beredſamkeit, als einer menſchlichen Kunſt.

Rede bedeutete der alten Welt das innere ſowohl als das ſich äußernde Gemüth, Vernunft und Sprache. Redlich und redhaft hieß ein Menſch von Treue und Wahrheit. Wer ſeines Herzens Gedanken kräftig ausdrücken konnte, hieß beredt. Wem ein Ding ernſt und angelegen iſt, ſagte man, darf für Worte nicht ſorgen. Pectus disertum facit, war aller Naturmenſchen Sprüchwort.

Aber den römiſchen Rabuliſten, die über Alles Ja und Nein zu ſagen wußten, begegneten die alten Germanen hart; ſie wollten kein „Geſchäft in ein freies Spiel der Einbildungskraft“ verwandelt wiſſen; ſie liebten keine zweizüngig-ſpielende Rede.

So die erſten griechiſchen Weiſen. Als ihre Redner ſich allgemach ein „Geſchäft zum Spiel der Einbildungskraft zu machen erlaubten, von wem lernten ſie dieſe Kunſt? Von den Sophiſten. Vor wem trieben ſie ſie? Vor dem unwiſſend-neugierigen Volk, das über Dinge ſolcher Art weder urtheilen konnte, noch ſollte. Nicht Weſen der Kunſt alſo, es war Misbrauch der Rede in einer übeln Staatseinrichtung, wenn durch Erregung der Affekten ausgerichtet ward, was der klaren Vernunft allein zugehörte, wenn ein Geſchäft zum Spiel der Einbildungskraft gemacht ward.

Daß aber nicht alle griechiſche oder römiſche Redner Hiſtrionen der Art geweſen, wiſſen wir aus mehreren ihrer überbliebenen öffentlichen Vorträge; die Geſetze derren Geiſtesſchwung, indem er ſie der Wahrheit näher brachte. Die verſchiedenſten Köpfe, deren Verdienſte er zu nennen hatte, legte er wie Wachsbilder zart aus einander, allenthalben mit der feinſten Metaphyſik der Sprache.

Indeſſen kam ſchon während der Monarchie eine andre Zeit. Buffon, Rouſſeau, Diderot erſchienen, ein großes Triumvirat der Beredſamkeit, jeder in ſeiner Art. Des Naturforſchers Styl iſt ruhig, groß und weit wie die Natur; eben ſo ſinds ſeine Vorſchriften zur Kunſt des Ausdrucks. *) Rouſſeau, der verſcheuchte Menſchenforſcher, machte durch die Kraft ſeiner Beredſamkeit mehr

---

*) Sur le ſtyle, discours prononcé dans l' Academie Françoiſe p. Buffon. Tom. V. hiſt. natur. Par. 1769.

Eindruck, als durch die Stärke ſeiner Gründe, die oft weit von der Wahrheit abweichen. Diderot endlich, ein Liebhaber der Kunſt, voll Begeiſterung und voll Sophismen, mahlt in ſeiner Schreibart, ſich ſelbſt mit jedem Wechſel ſeiner Gedanken. Und der ihnen allen in großer heiliger Natur vorging, Fenelon, liebenswürdig-beredt, erhaben in Einfalt, er ſchrieb wie er dachte und empfand; ändere jemand in ihm Einen Ausdruck!

Durch ſo manche, vielſeitige Bearbeitung hat die franzöſiſche Wohlredenheit (Beredſamkeit iſt von ihr nur dem Grad nach unterſchieden) durchgehen müſſen, um dahin zu gelangen, daß auch über die unklarſten Dinge in dieſer Sprache wenigſtens nichts verworren geſagt werden mag. Die Zeit des geſuchten Witzes ging bald vorüber; je mehr die Vernunft erwachte, ſteuerte die Beredſamkeit vom Spiel der Einbildungskraft hinweg, Sprache der Vernunft zu werden. An Formen der Rede gehet hierinn der franzöſiſche Styl beinah allen Sprachen Europa's vor: auch bei unklaren Dingen herrſcht in ihm, den Geſetzen des Vortrags nach, reine, ſogar affektirte Vernunftklarheit. Der Einbildungskraft auch nur in Gleichniſſen und Figuren zuviel Spiel zu geben, heißt in dieſer Sprache Geſchmacklos.

Die großen Muſter der Engländer in der Wohlredenheit ſind gewiß nicht jene phantaſtiſche Wortſpieler aus den Zeiten Jakobs und Cromwells; ſeit Tillotſon befliſſen ſich ihre Kanzelredner ſelbſt meiſtens nur des ſchlichteſten Vortrages. Und ihre moraliſch-politiſche Schriftſteller Swift, Addiſon, Steele, Bolingbroke u. ſ. die den Styl ihrer Proſe geformt haben? Dem erſten, Swift, hieß das große Geſetz des guten Ausdrucks Angemeſſenheit (propriety) der Worte, jedes Wortes an Stell' und Ort; durch dieſe, von ihm mit ſtrenger Pünktlichkeit befolgt, ward ſein Witz zum Schwerdt, und doch blieb Dingen des Gemeinweſens ſein Scharfſinn Jedermann verſtändlich. Durch politiſch-moraliſche Blätter und Wochenſchriften hat die brittiſche Wohlredenheit ſich eine Temperatur der Philoſophie, Moral und Politik eigen gemacht, die bloße Ejaculationen der Einbildungskraft von ſelbſt ausſchließt. Vollends Geſchäfte zu Spielen der Worte zu machen, dazu denkt der Britte zu kaufmänniſch, zu politiſch.

Die deutſche Beredſamkeit war von jeher ein Werk des kalten geſunden

Verſtandes, daher ſie ſich ſogern an Sprüchwörter hielt, und auf Gemeinplätze zurückkam. Unſre Verfaſſung machte, daß wir politiſch-beredt nicht ſeyn konnten; unſre Staats- und Ceremonienberedſamkeit prangt daher in der Geſchichte europäiſcher Nationen faſt Caricaturmäßig; feierlich-leer, froſtig-ernſthaft. Unſre Kanzelberedſamkeit hatte ſich nach des großen Luthers Vorbilde ganz auf den Weg der geſunden Verſtandesſprache gewandt, bis ſie fremde Nationen nachzuahmen anfing; bald aber iſt ſie, inſonderheit ſeit Spaldings ruhigem Vortritt, in ihre alte Weiſe zurückgekehret. Unter allen Völkern Europa's haben wir Deutſche vielleicht den ſchwerfälligſten Styl; an Spiele der Einbildungskraft iſt in ihm am wenigſten zu denken. So unſre Philoſophie, unſre Geſchichte; begegne man jener, der ſogenannten Popular-Philoſophie, noch ſo verächtlich; keine andre wird ſie von ihrem Platz verſcheuchen. Weder unſre Sprache, noch unſre Nation ſind transſcendentale Spielerinnen; jene wird die ihr aufgezwungene Veränderung des Sinnes ihrer alten bedeutenden Worte bald abſchütteln; dieſe wird ſich aus dem luftleeren Raum, wohin man ſie im Traum gehoben, baldmöglichſt wieder in ihre Region begeben. Dieſe heißt guter Verſtand, Biederſinn, Treuſinn.

War alſo das Amt, das die „Kritik" der Beredſamkeit anweiſet, der Geſchichte derſelben zuwider und nur auf Misbräuche, d. i. auf Uebertretungen ihres Amtes gebauet, ſo iſt dieſe Verunglimpfung der Sache ſelbſt noch mehr entgegen. Wozu iſt Rede dem Menſchen gegeben? Damit er Geſchäfte in Spiele der Einbildungskraft verwandle? oder daß er andern ſeine Geſinnungen ſage? Verſtand und Bedürfniß haben die Rede erfunden, Geſelligkeit hat ſie ausgebildet; nicht zum Spiel, ſondern zum Gebrauch, zur Gedankenmittheilung. Rede beſpricht ſich über Geſchäfte, ſtellt ſolche dar, giebt ihnen durch Worte Maas, Ziel, Gewicht; nicht ſpielt ſie mit Worten als Meteoren. Alle Lehrer der Beredſamkeit und Wohlredenheit unter Griechen, Römern, den cultivirten Nationen des neueren und neueſten Europa's haben vor dieſem Misbrauch, als dem wahren Verfall der Kunſt, gewarnet.

Die große Beredſamkeit fodert große Geſchäfte, die mächtige eine mächtige Verſammlung; ein ſtarker Wille bei einer großen Vernunft muß jene ordnen, dieſe regieren. Spiel und Einbildungskraft ſind ſolcher Beredſamkeit entweder fremde oder werden durch ſie verderblich. In Zeitkriſen, wo auf Einen Entſchluß, auf Eine Unternehmung Alles ankommt, wer waren die größeſten Redner? Die mit dem Wenigſten das Meiſte ſprachen, aus hohem Verſtande, tief in die Seele; Ein Blick, ein Wort entſchied; der Phantaſiereiche Wortſpieler ſtand beſchämet. Menſchen von ſtarkem und hochvorragendem Verſtande ſind jederzeit die daurendſten Volksführer geweſen; pompöſe Schwätzer waren meiſtens erkaufte oder verblendete Organe eines verſchmitzten Kopfs, wo nicht gar aus eignem Triebe Verblender, des Geſchäfts und der Sache Verräther. Sie riethen nicht, ſondern verriethen.

Die ruhigere Beredſamkeit iſt vom Spiel noch entfernter. Ihr Zweck iſt die Sache von allen Seiten darzuſtellen, dem

Entſchluß Gründe und Gegengründe vorzuwägen. Je heller und treuer ſie dies thut, deſto weniger darf ſie ſpielen. Ueberreden läßt ſich nur der Schwache, täuſchen der Verwirrte, führen der Blinde; aufhellen ſoll die Beredſamkeit, und ordnen, überzeugen.

Niemanden alſo anders als der kritiſch-gläubigen Schule wird es die „Kritik" einreden, daß die Beredſamkeit als Kunſt zum Zweck habe, das Wichtige zum Nichts zu machen, zum Spiel der Worte; das Eitle dieſer Kunſt hat ſie ſelbſt in ihrem Gebiet gnug gezeiget. Denn was hätte ſie nicht zum Schatten- und Wortſpiel gemacht? was ließe ſich nicht dazu machen durch ihre entzweiende, Begriff- und Sachen-trennende Wortſpiele und Diſtinctionen? Und was den Styl betrifft, hat je ein aſiatiſcher Wahnredner (nenne man einen!) längere Perioden, voll verwirrter Conſtruktionen, voll in einander geſchobener Parentheſen, kurz Pnevmata gemacht, als die „Kritik?“ Welcher griechiſche Schul- oder Prunkredner hat Endloſere Worte und Phraſen erfunden? *) Dieſe Gattung von Beredſamkeit an Spielen der Einbildungskraft ſowohl als an oratoriſcher Kunſt iſt in ihr erſchöpfet.

Der echten Beredſamkeit bleibt ihr Weg, wie ihr Ziel unangetaſtet. Dies ruft ſie auf, jedes Ding (ſeys Sache oder

---

*) Ein Verehrer der Kritik hat ihre kühnſten Worte und Phraſen zum Gebrauch der kritiſchen Poeſie, von der wir ſchon beträchtliche Proben haben, proſodiſch geſammlet und geordnet. Unter dem Namen der kritiſchen Edda wird das brauchbare Werk vielleicht erſcheinen; es iſt merkwürdig.

Begriff, Geſchäft oder Rath) mit dem Nachdruck zu nennen und auszudrücken, der ihm gebühret. So Vernunftlos es wäre, auf dem Fiſchmark zu demoſtheniſiren, ſo wenig ziemt ein langweilig-ſchleichender Vortrag dem Ohr einer Verſammlung, in der Alle beſchäftigt, erleuchtet, geweckt ſeyn wollen; ſie hangen an den Lippen des Redners. Und Er ſelbſt weiß, wie weit ſeine Rede Platz greift, wie tief und weit ſie die Aufmerkſamkeit erfaſſet und feſt hält. Feſthalten muß er dieſe; oder ſein Athem iſt verlohren. Kein „Spiel" iſt dieſer Kampf mit der Trägheit, der Unbeſonnenheit, der Gedankenloſigkeit, noch minder mit Vorurtheilen, Neigungen, Leidenſchaften vieler und vielartiger Menſchen; ſondern ein Kampf; ein Kampf für Vernunft, Sittlichkeit, Wahrheit.

Nichts weniger alſo als verrufen wollen wir die Stäten und Anſtalten, wo ſich noch einige laute Rede, z. B. zur Bildung des Volks erhält, wo man nicht aus dem Stegreif herſagen darf, was dem Redenden einfällt, ſondern überdacht, zuſammenhangend, mit Würde und Wohlſtand geſprochen werden muß, wenn der Redner ſeine Verſammlung, ſein Amt, ja auch nur ſich ſelbſt ehret. Woher ſollen dem Volk, das nicht lieſet, Begriffe und beſſere Begriffe kommen als von andern, durch Rede? Und wenn dieſes nicht im täglichen Umgange geſchehen kann, wo anders als in einer Verſammlung, in der der Weiſere ſpricht, die Verſammlung merket? Spreche nur ſtets der Weiſere in ihr, nicht oft der Unverſtändigſte der ganzen Verſammlung, unwürdig mit Anſehen, unwürdig mit dem Amt zu ſprechen bekleidet! Vergeſſe er nur nie ſeines Zwecks, die Menge zu unterrichten, ihre Begriffe aufzuhellen, ihr menſchliches, moraliſches Gefühl zu bilden! Und ſey die Wahl und der Ort der Verſammlung ſo eingerichtet, daß Jeder, was ihm frommet und keinem andern, zu rechter Zeit, bequem und mit Luſt höre!

Die Zaubergewalt, die eine menſchliche Stimme und der laute Vortrag hat, wollten wir ſie zum Spiel mißbrauchen? *)

---

*) — — Οιον γε την
Η γλωσσα [illegible] εστιν, ειπερ ο μεν λεγων
Φευγωμεν, αναπτερουσι· ὁ δ' αυ παλιν λεγων
Μενωμεν.

Eupol.

O mächtge Menſchenzunge! Sie beflügelt uns,
Durch Ein Wort: „fliehen wir!“ Sie hält zurück uns
Durch Ein Wort: „bleibt!“

Lies und wiſſe das Wichtigſte; es wird dir andringender, wenn es, dir angemeſſen, dein Freund zur rechten Stunde ſaget. Die Denkweiſe derer, die ſich ſelbſt lehrten, und derer, die durch einen lebendigen Vortrag nicht nur denken, ſondern auch ſprechen lernten, bleibt entſchieden auf ihr ganzes Leben; man hört es einer Schrift an, ob und wie ihr Verfaſſer zu ſich und andern ſprach. Wer z. B. eine Spielerei von Worten und Schemen auf die Redſtühle ſchüttet, die der Rede ans Volk, der klarſten, herzlichſten Menſchen-Zuſprache verſtändlich Wahrheit, mithin Athem und Macht rauben, hat er nicht dem Volk ſein letztes Mittel zur Bildung, das Wort, das unmittelbar an Verſtand und Herz ſpricht, genommen? „Was thut der Mann auf jener mit Schematismen umhangenen Rednerbühne?“

fragt man. Er übt die kritiſche Beredſamkeit, er „Wortſpieler."

Von Jugend auf laſſet uns in Menſchen ihre edelſten Werkzeuge Vernunft und Rede vereint bilden: denn durch ſie ward das Menſchengeſchlecht menſchlich. Warum ſprechen Naturvölker und Stände über den Kreis von Dingen und Geſchäften, den ſie kennen, verſtändig, beſtimmt, nachdrücklich, überzeugend? Weil ſie ihn kennen und Worte nie ohne Sachen lernten, d. i. weil ihnen Geſchäft Geſchäft, nicht Wortſpiel der Einbildungskraft iſt oder je war. Leſe man die Reden der ſogenannten Wilden in Amerika: man erſtaunt über den Verſtand und Wohlanſtand, über die nachdrückliche Kürze, Ordnung und Beſtimmtheit ihrer Reden. Dagegen hört die verworrene Sprache unſrer halbgelehrten, unſrer falſch oder unreif gebildeten Stände an, zumal, wenn ſie geziert reden, höret, wie Ein Wort das andre überwirft und was geſagt werden ſollte, doch nicht ſagt, da das zehnte nicht am rechten Plaz ſtehet; woher dieſes? Weil ſie in Schulen wie in Büchern Worte ohne Sachen lernten. Sie überfüllten den Kopf mit Schällen ohne beſtimmte Bedeutung und Anwendung; ihre Phantaſie wie ihr Organ ſpielet. Von dieſem böſen Spiel hinweg reiße man das Kind, den Jüngling; er ſpreche nur das, was er weiß, dies aber lerne er ganz ſagen, klar, rund, beſtimmt, ohne Scheu, wohlanſtändig und mit Nachdruck. Freien Menſchen ziemt freie Rede; Sklaven mögen umſchreiben und verhüllen, Schwätzer mit Formeln und Worten ſpielen; der Verſtändige ſpreche ernſt, der Herzliche herzlich.

Nicht hoffen nur, erwarten dürfen wirs alſo, daß jede redende Kunſt, wie ſie auch heiße, immer näher dazu komme, wozu ſie ihr Name weiſet; Rede, das Organ der Vernunft, die Bildnerin menſchlicher Gedanken. Als ſolche hat ſie viel geleiſtet und wird es leiſten; unaufhaltſam ſtrebet jede Sprache darnach, Sprache der Vernunft zu werden. Wenn z. B. Homer ſeine Götter, Dante und Milton ihre Hölle und Teufel aus damaligen Volksbegriffen durch Rede zu einer ihrer Zeit und ihrem Zweck gemäßen, verſtändigen Form bildeten, ſo thaten ſie ihr Werk; ſie läuterten die Phantaſie durch Rede. Mit vorübergegangenen Volksbegriffen ſind auch dieſe Formen für uns altes Geräth; wir können ſie nicht oder nur in einem höheren Verſtande mit Wahl und Abſicht gebrauchen, ſonſt werden wir altväteriſch-kindiſch. Homers Held darf unſer Held nicht ſeyn, ob der Dichter gleich auf ihn, als auf ein gegebnes Ideal ſeiner Zeit, ſeine Kunſt unerreichbar wandte. Die Kunſt beſtehet; fortwährend können wir an ihr lernen; die Idee ſelbſt aber iſt hinausgerückt und das Material der Kunſt verändert. So die Beredſamkeit. Demoſthenes und Platons Kunſt dauert; die Mittel der Kunſt ſammt dem Zeitmäßigen Zweck derſelben ſind dahin; und wie ſchlecht auch unſre Kunſt ſtehen möge, ſagen wir doch, da Jahrtauſende hin Vernunft und Sprache einen andern Standort gewonnen — paulo maiora canamus. Ja es wird eine Zeit kommen, da in Poeſie und Rede nur das Lauterſte geſprochen, nur das Wahrſte gebildet werden darf, wozu ſelbſt die ſchlechteſten Gebilde unſrer Zeit helfen.

Zu dieſem Zweck trägt auch die kritiſche Philoſophie bei. Mit Witz und Scharfſinn hat ſie in unſrer Sprache vielleicht den Gipfel des Objektloſen Idealismus erreicht, und ſowohl das Spiel des Traums als den Traum des Spiels in Wortkünſten erſchöpfet. Hinter ihr muß man nothwendig von Worten zu Sachen kommen, da es denn die erſte Regel wird, Geſchäfte nicht als Spiel, Spiel nicht als Geſchäft zu behandeln.* Eine Probe der Unbeſtandheit ihrer Erklärung beider Künſte iſt, daß man das Wortſpiel umkehren und von der Einen ſagen kann, was ſie von der andern ſaget.

3.

Von

bildenden Künſten.

Univ. Bibl.

„Die bildende Künſte, oder die des Ausdrucks für Ideen in der Sinnenanſchauung ſind entweder die der Sinnenwahrheit oder des Sinnenſcheins. Die erſte heißt die Plaſtik, die zweite die Malerei. Zur Plaſtik, als der erſten Art ſchöner bildender Künſte gehört die Bildhauerkunſt und Baukunſt.“ *) Iſts erhört, daß bei einigem Begriff von Plaſtik man zu ihr die Baukunſt rechne? Sinnenanſchauung und Sinnenſchein; Sinnenſchein und Sinnenwahrheit, wie unterſcheiden ſie

---

*) Krit. S. 204. 205.

ſich? Fehlt dem Schein die Wahrheit ganz, was für Ideen können in ihm angeſchaut werden? Und wer zählete je die Malerei, ſofern ſie Schein vorſtellt, zu den bildenden Künſten? Läßt ſich der Schein bilden?

„Plaſtik iſt die Kunſt, welche Begriffe von Dingen, ſo wie ſie in der Natur exiſtiren könnten, körperlich darſtellt, doch als ſchöne Kunſt mit Rückſicht auf äſthetiſche Zweckmäßigkeit.“ *) Wenn das „ſo wie“ auf Dinge geht, welche Dinge ſinds, die zwar nicht exiſtiren, aber exiſtiren könnten? Und wie ſtellt eine Kunſt Begriffe körperlich dar? Eine Kunſt, die Sinnenwahrheit darſtellen ſoll, Begriffe, die exiſtiren könnten? Und da

---

*) S. 205.

(der Kritik zufolge) nur das ſchön iſt, was ohne Begriff gefällt, wie darf eine ſchöne Kunſt Begriffe darſtellen, die nur ohne Begriffe (ſonſt wären ſie unſchön) gefallen dürfen? Ueberhaupt Begriffe, die exiſtiren könnten, mit Rückſicht auf äſthetiſche Zweckmäßigkeit körperlich darſtellen, welch eine Foderung! Und dieſer Wortnebel wäre eine Erklärung der leibhafteſten Kunſt, zu dem großen Zweck, wie ſie „Begriffe, die exiſtiren könnten, in leibhafter Sinnenwahrheit anſchaulich: ſchön, ohne Vorſtellung eines Zwecks Zweckmäßig, ohne Intereſſe mit nothwendigem, allgemeinem Wohlgefallen" darſtellt? Laſſet uns abermals den verlaſſenen Faden aufnehmen —

Plaſtik, eine ſchöne Kunſt der Menſchheit.

Auch der Abweſenden Geſtalt iſt uns lieb; oft ſchwebt den wachend-Träumenden ihr Bild vor Augen. Dieſe Bildererfaſſende, Bilder nicht laſſende Einbildungskraft war die Mutter der Plaſtik, der die Natur ſelbſt Vorzeichnerin ward. Entwarf nicht ſie ſelbſt, die Natur, des Geliebten Schatten? Ein Umriß dieſes Schattens, eine nach ihm aus dem Andenken gebildete Geſtalt brachte dem Andenkenden die ganze lebende Perſon wieder. So erzählt das Mährchen die Erfindung jener Korinthiſchen Braut, die den Schatten des Geliebten zeichnete, und ihres gefälligen Vaters, der ihn formte. *)

Die Aegypter ſtellten ihre Figuren in Mumiengeſtalt dar: ſobald Dädalus die todte Geſtalt zu beleben, ihren Händen und Füßen Bewegung zu geben anfing, war die große Bahn der griechiſchen Kunſt in Stellungen aller Art geöffnet.

Und bis an die äußerſten Grenzen derſelben hat ſie ſich gewaget. Sehet die Ringer, Kämpfer und Fechter im Ausfall, in der Bewegung; die Stellung des Mannes, der den Pfeil aus ſeiner Ferſe

---

*) Was iſt unſeltner, als das Talent, Profile zu zeichnen, Geſtalten mit der treffendeſten Aehnlichkeit zu bilden? Ohn' alle gelernte Regeln wird von denen, denen die Natur dazu Auge und Hand gab, dies Werk der nachbildenden Einbildungskraft geübet.

zieht; *) deſſen, der ſein Haar rückwärts wäſcht; **) deſſen, der mit dem Palladium in der Hand ſich hebt; des Fauns, der den Knaben auf ſeinem Fuß wieget und ſo manche andre lauſchende, haſchende, ſchwebende Stellung. Vom geſtreckten Körper Marſyas an bis zur Leiche Patroklus, vom träumenden Hermaphroditen, bis an die Grenzen menſchlicher Bewegung hat die Kunſt gereicht und beinah das Unmögliche berühret. Ueber manche Namen dieſer Figuren iſt Manches vergebens geſagt worden, da es offenbar die ſchwerſten, mithin Meiſterſtellungen der grie-

---

*) Winkelmanns Geſch. der Kunſt. Schluß-Vignette Th. 1. Kap. 3.

**) Eben daſelbſt Th. 1. Kap. 4. Abſichtlich werden die bekannteſten Beyſpiele angeführet.

griechiſchen Kunſtſchule waren, die in ihren Schranken jedes Bewegliche unſres vielbeugſamen Körpers darzuſtellen, jeder Stellung Ruhe und Bewegung auf der Goldwage zuzuwägen ſich getraute.

Bewegung alſo, d. i. Leben, vom ruhigſten Stande oder Sitz einer Geſtalt bis zur heftigſten Erzeigung ihrer Wirkſamkeit, bildete die griechiſche Kunſt, geführt von Weisheit. Denn da das Heftigſte nur Einen Augenblick dauert, mäßige Bewegung dagegen, wie im Gleichgewicht ſchwebend, ſich lange erhält und den Anſchauenden zu einer gleichruhigen, betrachtenden, ſich vergnügenden Gemüthsbewegung einladet, ſo nehmen freilich, dem Zweck und Weſen der bildenden Kunſt gemäß, ruhige Figuren, auch ohne Rückſicht auf Schönheit, die große

Mitte der griechiſchen Kunſttafel ein. Das Gewaltſame ſtehet nur am Ende, meiſtens in einem untergeordneten Bezirk; indeſſen ſtehts auf ihr auch da, gebildet.

Daß unter morgenländiſcher Verhüllung weder an Maas noch Geſtalt der Glieder, ſie gewiß und richtig zu bilden, gedacht werden konnte, iſt durch ſich klar; die Hülle mußte abgeworfen werden und der Körper ſich, wie er iſt, zeigen. Das griechiſche Klima, die griechiſchen Sitten und Uebungen, vorzüglich die ganze Denkweiſe der Griechen begünſtigten dieſe Enthüllung, und ſo trat das ſchöne Menſchengebilde ans Licht, das in ſich ſelbſt ganz Maas und Geſtalt iſt. Alles mißt und ordnet ſich an unſerm Körper; Einheit und Symmetrie, der vielfachſte Gliederbau in der genaueſten Zuſammenfügung und Bewegung machen an ihm ein ſo überſehbares, mit Einen Blick zu faſſendes Ganze, daß unſer Auge an ihm wie an einem beſchloſſenen Vollkommenen mit Befriedigung haftet. Wie der Tonkreis, wie der Farbenbogen iſt die Menſchengeſtalt ein Untrennbares. Nicht nur erinnert jeder Theil an den andern, ſondern jeder Theil des Theiles beſtimmt und miſſet das Ganze. In dieſer Wohlordnung ſteht das Gebilde da, aufgerichtet; es ladet ein zum Betrachten, zur Zeichnung, und weil es Form iſt, zur Formung.

Und da dies erhabne Gebilde die kleinſte Baſis unter ſich hat; mithin in jeder Bewegung ſich Gleichgewicht, Wechſel der Kräfte und Ruhe aufs ſichtbarſte zumiſſet, und die Regel ſeiner Proportionen, verändert, in jeder Bewegung zeiget;

was konnte die Kunſt anders als dieſe Regel bemerken? ſie nach Lebensaltern, Geſchlechtern, Charakteren, Stellungen bezeichnen, ordnen?

Lebensalter alſo, **Geſchlechter** und **Charaktere** unterſcheiden, wie die Menſchen, ſo auch die Bildwerke; Jedes derſelben hat in ſich **ſein** Reinſtes, **ſein** Höchſtes. Nicht etwa nur krüppelhafte Kinder verunzieren die Kindheit; in der Kindheit ſelbſt iſt Ein Punkt, wo das Kind am ſchönſten Kind iſt. Ein gleiches iſts mit jedem Alter in beiden Geſchlechtern. Dieſen Punkt zu finden konnte einer Kunſt nicht gleichgültig ſeyn, die den fürs Angedenken günſtigſten Augenblick der Lebenshora verewigen wollte. Mit liebendem Auge forſchte ſie; auch in der dem Alter, dem Geſchlecht und Charakter günſtigſten Stellung und Handlung wählte ſie das ſchönſte Moment der Zeit, werth, daß es dem Angedenken verewiget würde. Dies alles lag im Begriff der Kunſt, wenn ſie im Bildſamſten das Bildungswürdigſte darſtellen wollte.

Manche oft unanſtändige Fragen, warum die griechiſche Kunſt in beiden Geſchlechtern Das oder Jenes nicht, oder nur alſo, oder nur bei dieſen und jenen Figuren, und bei dieſen alſo gebildet habe? beantwortet dieſe Regel entweder ſelbſt oder einige Erwägung deſſen, was Form als Form darſtellen kann, oder endlich das leiſeſte Gefühl des ſichtlichen Anſtandes. Die nackte Kunſt muß zugleich die ſchüchternſte, die ſittſamſte ſeyn, ganz innerhalb ihrer Grenzen wohnend. Sie kann und will nicht mahlen, noch weniger Lüſte reizen. Ein Naturgebilde ſchaffet ſie, wie Gott es ſchuf, durch ſeine Natur heilig.

Und durch ſeine Natur bedeutſam. Jede Form der menſchlichen Geſtalt ſpricht zu uns, weil wir ſelbſt, mit dieſer Form bekleidet, den Geiſt fühlen, der ſich in dieſer Form offenbaret. Wie wolltet ihr einem Kinde ein zorniges oder ein freundliches Geſicht begreiflich machen, und ihm den Zorn oder die Freundlichkeit durch Unterricht beibringen, wenn es den Naturausdruck dieſer Affekten ſym- oder antipathetiſch nicht in ſich fühlte? Nicht anders fühlen wir den Gemüthscharakter jedes echtgebildeten Werkes der Kunſt, den Geiſt, der es bewohnet; ſchnell oder ſanft gehet er in uns über. Mein Arm erhebt ſich mit jenem Fechterarm; meine Bruſt ſchwillt mit jener Bruſt, auf welcher Antäus erdrückt wird. Meine Geſtalt ſchreitet mit Apollo, oder lehnt ſich mit ihm, oder ſchaut begeiſtert empor. Laokoons und der Niobe Seufzer dringen nicht etwa in mein Ohr; ſie heben meine Bruſt ſelbſt mit ſtummen Schmerz. Das Angeſicht jenes Genius, dieſer Tochter blicken mich an und erfüllen mich dadurch ſelbſt mit ihrer Liebe, mit ihrer Unſchuld. Durch alle Theile des ſchönbelebten Körpers iſt dieſe Harmonie ergoſſen. Nicht etwa nur jener Rücken des Herkules iſt bedeutend; dieſe Trümmer eines lieblichen Mundes, dieſer zerbrochene Jupitersſchädel führen ihre ganze Bedeutſamkeit mit ſich. Ueber jenem ſchwebt noch die Pitho; unter dieſem erzeugen ſich noch Zevs Gedanken. Der Ausdruck der plaſtiſchen Kunſt iſt leibhaft, alſo auch mittelſt leibhafter Formen geiſthaft, d. i. ſympathetiſch-wirkſam.

Dies war Plaſtik nach dem Begriff der Griechen. Keine Kunſt nämlich, die „Begriffe" körperlich darſtellt; ſondern Körper von Geiſt belebet. Nicht „Begriffe von Dingen, wie ſie in der Natur exiſtiren könnten:" denn woher kennten wir dieſe? ſondern wie ſie in der Natur exiſtirten; vor allem Menſchen, und unter ihnen das Bildungswürdigſte am Menſchen, ſodann andre belebte Weſen. „Mit Rückſicht auf äſthetiſche Zweckmäßigkeit" ſtellte die griechiſche Plaſtik nichts dar, weil dieſe vieldeutigen Worte eigentlich nichts ſagen. Jedes Weſen in ſeinem Geiſt und Charakter, zu dem Zweck, wozu dies und kein andres ſeyn kann, dargeſtellt; (ſey dieſer Zweck Liebe, Verehrung, Andenken, Kunde;) als Gebild hat es keine weitere „äſthetiſche Zweckmäßigkeit" nöthig.

„Aber das Ideal der Kunſt? Die „Kritik" ſcheint mit dieſem Wort denſelben Scherz zu treiben, wie mit den *Schematen*. Schematiſirte ſie dort Haſen ohne vier Füße, Triangel ohne drei Ecken und Winkel, ſo will ſie auch Begriffe von Dingen dargeſtellt, wie ſie exiſtiren *könnten*, d. i. Figuren, wie ein Nebel zuſammengeſtäubet. Dank der großen lebendigen Natur, daß ſolche idealiſche Schemate, in ſich ſelbſt unſtandhaft und unbedeutend nirgend exiſtiren. Die Griechen wußten nichts von *dieſen* Idealen. Ihre Götter ſind Perſonen, von beſtimmtem Charakter und Lebensalter, vorgeſtellt zum beſtimmteſten Zweck. *Zevs*, der himmliſche Hausherr und Hausvater, *Here*, die Herrin und Hausfrau. So *Apollo*, *Diana* u. ſ. Wenn ſie zu einem beſondern Zweck *alſo* vorgeſtellt waren, ward dies durch ein ihnen beigelegtes Eigenthümliches oder einen Beinamen bezeichnet; als abſtrahirte Begriffe konnten ſie ſo wenig als der deus crepitus oder die dea muta erſcheinen. Der olympiſche Gott, die höchſtverehrte Perſon Griechenlandes, beſuchte und beſchirmte ſein Haus; der deliſche Apollo wohnte in ſeinem Tempel. Deßhalb ſang man ihm Lobgeſänge, darum brachte man ihm Geſchenke, und ſtellte, daß er ſich ſeines Abbildes nicht zu ſchämen hätte, ſein Bild herrlich dar. Damit keine der Vortrefflichkeiten dem Baue fehlte, die in den Hymnen der Dichter vor dieſem Bilde geſungen wurden, deßhalb ſchuf der Künſtler es ſo herrlich. Denn noch immer blieb die Kunſt hinter den Lobgeſängen der Dichter. Phidias rang mit Homer, um die Macht des Mächtigſten auszudrücken; in Maaßen ſchien der Gott gröſſer als er war, alle Attribute um ihn verherrlichten den Vater und Ordner des Weltalls; und dennoch bewegte das Winken ſeiner Stirn nicht Himmel und Erde; die Kunſt, die an ihr Höchſtes reichte, blieb hinter dem Dichter. Der pfeilende Apollo Homers ſtehet in der bekannten Bildſäule verſteint da; der Köcher erklingt nicht auf ſeinen Schultern. Da alſo in dem von Dichtern und der Sage gegebenen Charakter der Perſonen, welche die Kunſt darſtellen ſollte, ſie ſogar hinter ihnen zurückblieb, geſchweige, daß ſie ein außer der Menſchheit geſtaltetes Schema ſich ſelbſt hätte erzeugen wollen und mögen, ſo waren und blieben alle Götter der Griechen Menſchen, nur aber das Höchſte der Menſchheit ſtellten ſie dar.

Daraus ergiebt ſich ſowohl das Gute, das die Plaſtik der Menſchheit geleiſtet, als das Schöne, das ihr weſentlich zukommt. Im reinſten Umriß, in ausdrückenden Formen alles Vortrefliche, Große, Edle, Reizende der menſchlichen Geſtalt hat ſie dargeſtellt, mithin leib- und weſenhaft gezeigt, welche Kräfte den menſchlichen Bau regen und bewohnen. Mein Schenkel ſchreitet, wie der des Apolls; Jupiters Stirn iſt die meine. Zu jeder hohen Ruhe, zu jedem großen Verhältniß erhebt ſich meine mitfühlende Bruſt. Ich ſpreche mit dieſen reinen Geſtalten, wie mit Brüdern und Schweſtern: denn ich fühle, ſie ſind meines Geſchlechtes.

Hier alſo bedarf es keines apodiktiſchen Poſtulats eines „allgemein-nothwendigen Wohlgefallens wegen erreichter äſthetiſch-zweckloſer Zweckmäßigkeit ohne Begriff und Intereſſe;" das höchſte Intereſſe an der Wahrheit dieſer Geſtalten liegt in mir. Ihr Begriff iſt in meinen Geiſt geſchrieben, ihr Gefühl in meine Geſtalt gepräget. Mögen ſie dem Griechen außerdem Zwecke gehabt haben, die mir nicht mehr gelten; möge der Gothe nach gothiſchem „Gemeinſinn" die Atheniſche Pallas für ein Zauberbild, das Haupt des Zeus Serapis für eine Teufelslarve erklären; was kümmerts mich? In beiden fühle ich reine Geſtalten der Menſchheit und freue mich, daß ich der Art bin. Τȣ γαρ και γενος εσμεν.*)

---

*) Daß hier die Fortſetzung über andre erhobne Vorſtellungen Anaglyphik u. f. fehle, bemerkt jeder Kunſtverſtändige Leſer. Was ſollte ſie hier?

⁂

„Die Mahlerkunſt als die zweite Art bildender Künſte, welche den Sinnenſchein künſtlich mit Ideen verbunden darſtellt, würde ich in die der ſchönen Schilderung der Natur und in die der ſchönen Zuſammenſtellung ihrer Produkte eintheilen. Die erſte wäre die eigentliche Mahlerei, die zweite die — Luſtgärtnerei." *) Alſo ſchildert Mahlerei die Natur, unterſchieden von ihren Produkten? Dieſe ſtellt ſie nicht zuſammen vor? und das ſonderbare Naturprodukt, der Menſch gehet ſie gar nicht

---

*) S. 206.

an? Es giebt keine Portraite, keine hiſtoriſche Compoſitionen? „Malerei giebt nur den Schein körperlicher Ausdehnung;" Charaktere, Leidenſchaften, Handlungen, die Seele zu mahlen, davon verſtehet ſie nichts? auch wenn ſie „den Sinnenſchein künſtlich mit Ideen verbunden darſtellt." Den Sinnenſchein künſtlich mit Ideen verbunden, als ob er für ſich nichts ſagte, und der Mahler durch künſtliche Verbindung ihm Ideen anſchüfe! Freilich ein reiner kritiſcher Idealismus, der aber das Weſen dieſer Kunſt aufhebt. Keinen Sinnenſchein ſtellt die Malerei dar, entgegengeſetzt der Sinnenwahrheit. Dieſe, ſofern ſie das Auge mittelſt des Lichts und der Farben ſiehet und mit plaſtiſchen Begriffen einigt, kann die Kunſt mit keinen

Ideen verbinden, die in ihr als Naturgeſtalt nicht ſchon wären; ſie kann auch nichts darſtellen, als ſofern Farbe und Licht es mahlen.

Und die Luſtgärtnerei? Sie ſoll „die körperliche Ausdehnung zwar nach der Wahrheit, aber nur den Schein einer Benutzung und Gebrauchs zu andern Zwecken als blos für das Spiel der Einbildung in Beſchauung ihrer Formen geben.“ Giebt eine ſichtliche Kunſt körperliche Ausdehnung? und die Form dieſer Kunſt, iſt ſie ein Gemählde? in welches die „Benutzung und der Gebrauch“ nach Grundſätzen dieſer Philoſophie ohnehin nicht gehöret. Dank dem beſſern Gefühl der Menſchen, daß wir auch im Gartenbau über dies todte Spiel der Einbildungskraft, eine Gegend blos als Malerei zu ordnen, und mit ausgehauenen Alleen, mit Thiergeformten Bäumen, mit Waſſerpartieen aus Arabiſchen Felſen, und Sineſiſchen Luftbrücken und Neapolitaniſchen Vulcanen als mit „Kunſtformen“ zu verwüſten, hinweg ſind. Wo Reſte dieſer maleriſchen Formen ſich finden, wendet der Menſch von Gefühl ſich weg, und grüßt, wie jener Wilde Raphaels Engel, die freie Natur als ſeine Schweſter.

„Zu der Malerei im weiten Sinne würde ich noch die Verzierung der Zimmer durch Tapeten, Aufſätze und alles ſchöne Ameublement, welches bloß zur Anſicht dient, zählen; imgleichen die Kunſt der Kleidung nach Geſchmack, Ringe und Doſen.* Ohe iam ſatis! *)

---

*) Hier bricht die Materie ab, wahrſcheinlich, weil dem Redenden der Faden der Geduld riß, oder die hieher gehörige Blätter ſind verlohren.

4.

Von Muſik.

So ſprach die „Kritik der alleingeltenden äſthetiſchen Urtheilskraft“ von Poeſie und Beredſamkeit, von Plaſtik und Baukunſt, von Malerei, Luſtgärtnerei, Ameublement und Kleidung; unglücklich blieb von den ſchönen Künſten die Muſik übrig, und wohin dieſe? Sie werde „ein ſchönes Spiel der Empfindungen, die von außen erzeugt werden, und das ſich gleichwohl doch muß allgemein mittheilen laſſen; welche ſchöne Kunſt ſodann nichts anders als die Proportion der verſchiednen Grade der Stimmung (Spannung) des Sinns ſeyn kann, dem die Empfindung angehört, d. i. den Ton deſſelben betreffen, und in dieſer weitläuftigen Bedeutung des Worts kann ſie in das künſtliche Spiel mit dem Tone der Empfindung des Gehörs und der des Gefühls, mithin in Muſik und Farbenkunſt eingetheilt werden.“ *) Da jede Empfindung, nicht der Töne allein, Grade, mithin auch Grade der Stimmung unſres Organs haben muß, und jeder Grad Proportionen annimmt, weil er ſelbſt Proportion iſt; da ferner alle Empfindungen in uns ein ſenſorium commune, mithin einen gemeinſchaftlichen Maasſtab haben, mittelſt deſſen wir die Empfindungen der verſchiedenſten Organe gleichſtimmig berechnen: ſo iſt für die Tonkunſt hiemit nichts geſagt. Vollends Farben- und Ton-; Ton- und Farbenkunſt zuſammengeſtellt; als ob Farben ohne

---

*) S 208. 209.

Zeichnung ſich als Medien der Kunſt können gleichſtellen lieſſen; endlich „ein ſchönes Spiel der Empfindungen, die von auſſen erzeugt werden, und das ſich gleichwohl doch muß allgemein mittheilen laſſen;" da jedermann weiß, daß die durch Töne erregte Empfindungen dieſer apodiktiſch-allgemeinen Mittheilung am wenigſten fähig ſind — was iſt darüber zu ſagen? Zurück auf unſern Weg!

Muſik, eine Kunſt der Menſchheit.

Wir nahmen wahr, daß

1. In der geſammten Natur alle elaſtiſchen Körper auf einen Stoß oder Strich (uns hörbar oder minder hörbar) ihr Inneres, d. i. ihre erregten und ſich wieder herſtellenden Kräfte zu erkennen geben. Dies nennen wir Schall, und

ſeiner erregt, Klang; Klang, der jede ähnliche Organiſation in gleiche Schwingung verſetzt, und bei empfindenden Weſen eine analoge Empfindung wirket. Wir fanden

2. Daß auch hier der Menſch ein allgemeiner Theilnehmer, ein Afkreatiker des Univerſum ſey, daß er jedem erregten Weſen, deſſen Stimme zu ihm gelangt, ſein Mitgefühl leihen müſſe. Beobachtungen gemäß reicht ſein von außen verborgenſtes Gehörorgan am tiefſten ins Innere des Haupts, dem empfindenden Gemeinſinn zunächſt ſich nahend, und ſo verbreitet, daß, wie Erfahrungen zeigen, wir faſt mit unſerm ganzen Körper hören. Wir erinnerten uns

3. Daß jeder Ton ſeine Art der Regung, ſeine bedeutende Macht habe. Nicht nur jedem klang-

baren Körper, jedem als Inſtrument gebrauchten Naturweſen ſteht ſeine Art der Tönung, ſondern auch jeder Schwingung ihre Modulation und mit dieſer ihre eigne Weiſe zu, auf unſre Empfindung zu wirken. Wir fanden

4. Daß es für unſer Ohr eine Leiter von Tönen gebe, deren Sproſſen durch einander beſtimmt, von einander unauflösbar, deren Schwunglinie aber, und mit ihr unſer Gang auf dieſer Leiter vieler Veränderungen fähig, mithin in den Händen der Kunſt ein Werkzeug zu Erregung vielartiger Empfindungen ſey; daß dieſe Gänge und Modulationen als Empfindungen deſſelben Geſchöpfs in ihren Arten wiederkommen müſſen, eben aber durch ihr Wiederkommen, in derſelben oder auf verſchiedne Weiſe, unſrer innern Elaſticität Schwung und Wiederherſtellung

Druck und Hebung, kurz die Wirkſamkeit geben, die ſo vielartig, ſchnell und mächtig ſonſt nichts ihr geben kann. Das empfindende Geſchöpf fühlt ſich *bewegt*, d. i. aus ſeiner Ruhe gebracht und dadurch veranlaßt, durch eigne innere Kraft ſich dieſelbe wiederzugeben. Es fühlt ſich *nach Verhältniſſen*, mithin *angenehm bewegt, geſchwungen*, und kann nicht anders als in ſolchem Verhältniß zur Ruhe wieder zurückkehren. Dies iſt *Muſik*, nichts anders.

5. *Alles alſo, was in der Natur tönt, iſt Muſik*; es hat ihre Elemente in ſich: und verlangt nur eine Hand, die ſie hervorlocke, ein Ohr, das ſie höre, ein Mitgefühl, das ſie vernehme. Kein Künſtler erfand einen Ton, oder gab ihm eine Macht, die er in der Natur und in ſeinem Inſtrument nicht ha-

be; er fand ihn aber und zwang ihn mit ſüßer Macht hervor. Der Compoſiteur fand Gänge der Töne, und zwingt ſie uns mit ſanfter Gewalt auf. *) Nicht „von außen werden die Empfindungen der Muſik erzeugt," ſondern in uns, in uns; von außen kommt uns nur der allbewegende ſüße Klang, der, harmoniſch und melodiſch erregt, was ſeiner fähig iſt, auch harmoniſch und melodiſch reget.

6. Gleichergeſtalt wiſſen wir, daß die Stimme jedes Gleichartigen ſich dem Gleichartigen vorzüg-

---

*) — Πραγμα δ'εστι μουσικη
Και βαθυ τι και κατανοησαι. Εξευρισκει τι
Αει τι καινον τοις επισταμενοις.

Ein tiefes, ein an Beſchauung reiches Werk
Iſt die Muſik; ſie findet ſtets ein Neues
Dem aus, der ſie verſteht.

lich mittheilt; eine Folge des genetiſchen Begriffes der Muſik überhaupt. Im gleichartigen Inſtrument klingen die angeklungenen Töne am ſtärkſten und reinſten wieder. So auch in lebendigen Weſen. Die Stimme des Geſchlechts theilt ſich dem Geſchlecht, vornehmlich wenn es in Geſellſchaft, in Heerden lebt, ſympathetiſch mit, wie die Naturgeſchichte es in Zahlloſen Beiſpielen erweiſet. Ein Laut des Geängſteten ruft alle zuſammen, läßt ihnen, ſo lang' er tönt, keine Ruhe; angſtvoll jammern ſie und eilen zur Hülfe. Die Töne der Freude, des Verlangens rufen den, den ſie angehn, eben ſo gewaltſam. Die urſprüngliche Macht der Töne beruht alſo nicht auf der „Proportion der verſchiednen Grade der Stimmung des Gehörs“ allein, als ob dem Ohr die Empfindung angehörte, und es ſich ſelbſt, iſolirt von der Schöpfung, Töne ſchüſſe; dies iſt nur Zuſtand des Traums oder der Krankheit, der ein Wachen und eine Geſundheit vorausſetzt. Die Macht des Tons, der Ruf der Leidenſchaften gehört dem ganzen Geſchlecht, ſeinem Körper- und Geiſtesbau ſympathetiſch. Es iſt die Stimme der Natur, Energie des Innigbewegten, ſeinem ganzen Geſchlecht ſich zum Mitgefühl verkündend; es iſt harmoniſche Bewegung.

7. Daher der Tanz: denn da die Töne der Muſik Zeitmäßige Schwingungen ſind, ſo regen ſie, wie die Empfindung ſie maaß, hob, ſenkte, den Körper; der Rhythmus ihres Ausdrucks drückt ſich aus durch ſeinen Rhythmus. Daher auch die mit der Muſik verbundene Gebehrdung. Stark bewegt kann der Naturmenſch ſich ihrer kaum enthalten;

er drückt aus, was er höret, durch Züge des Geſichts, durch Schwingungen der Hand, durch Stellung und Beugung. Die Tänze der Natur- und überhaupt der warmen heftigbewegten Völker ſind alle pantomimiſch. Auch bei den Griechen wars nicht anders; ſie ſprechen von der Muſik als der Führerin des Tanzes, eines Tanzes jeder Seelenbewegung. *)

8. Da alſo durch ein Band der Natur **Muſik**, **Tanz** und **Gebehrdung** als Typen und Ektypen einer gemeinſchaftlichen Energie innig verbunden ſind, konnte ihnen der natürlichſte Ektypus, die **Mitſtimme** der Empfindenden fehlen?

---

*) Σαλπιγξ, μολπη, μελπηθρον u. ſ. Die gemeinſten Worte über die Muſik drücken Klang und Tanz zugleich aus.

Wir ſtimmen ein, wo Stimmen erklingen; die Gewalt der Chöre, inſonderheit im Augenblick des Einfallens und Wiedereinfallens iſt unbeſchreibbar. Unbeſchreibbar die Anmuth der Stimmen, die einander begleiten; ſie ſind Eins und nicht Eins; ſie verlaſſen, ſuchen, verfolgen, widerſprechen, bekämpfen, verſtärken, vernichten einander, und erwecken und beleben und tröſten und ſchmeicheln und umarmen einander wieder, bis ſie zuletzt in Einem Ton erſterben. Es giebt kein ſüßer Bild des Suchens und Findens, des freundſchaftlichen Zwiſtes und der Verſöhnung, des Verlierens und der Sehnſucht, der zweifelnden und ganzen Wiedererkennung, endlich der völligen ſüßen Vereinigung und Verſchmelzung als dieſe zwei- und mehrſtimmige Tongänge, Tonkämpfe, Wortlos oder von Worten begleitet. Im letzten Fall ſind die Worte nicht etwa träge Ausleger deſſen, was jenes anmuthige Labyrinth bedeute, ſondern in ihm wirkende Mitkämpfer.

9. Es war Natur der Sache, daß *die Muſik ſich zuerſt und lange an Tänze und Lieder hielt*, nicht etwa blos, wie man meint, des beſſern Verſtändniſſes wegen, ſo daß der Tanz und das Lied dem Gefühlloſen doch etwa ſage, was Töne und Tongänge bedeuten. Ihnen Gefühllos verſtände er dies Band doch nicht. Der für die Muſik Gefühlloſe kann es ſich nicht erklären, warum man bei ſolchen Worten ſo geige oder überhaupt bei Tönen tanze. „Tolles Hüpfen und Springen! und wie ermüden ſie ſich ohne Zweck, Zweckmäßig, d. i. kritiſch-äſthetiſch! Und warum ſingt Sie? Sage ſie, was ſie will; es iſt unnatürlich, daß man im

im Affekt ſinge; man redet.* Ueber die Oper hat man oft ſo geſprochen, und nannte es kritiſiren; über die Wortloſe Muſik nicht anders. „Que me veux tu, „Sonate? Das Adagio klingt ſchön und „zärtlich; warum legt man ihm aber keine „Worte unter? Und wie jagen die Töne „jetzt wild und toll hinter-, durch-, über-, un„ter-, neben einander! Das unſinnige Ding heißt Präſto?“ Dem Präſto wären nun freilich keine Worte unterzulegen: denn welche Nachtigall könnte ſie, jeder Stimme gegenwärtig, pfeifen oder ſchleifen?

10. Aus einem viel innigern Grunde als einer ſolchen Verſtändigung wegen hielt die Muſik ſich lange an Tanz und Lied; weil dieſe nämlich der Ektypus ihres Typus, der gleichnatürliche Ausdruck ihrer Energie iſt, der

Zeitmäßigen Schwingung, des Rhythmus. Wie man nicht ohne Muſik tanzt, ſo hört das junge Volk jene nicht ohne Luſt zu tanzen; ſie hüpft ihnen in Gliedern und in Gebehrden. Bei einem Zeitungsartikel denkt niemand an Muſik; leſe man aber eine Stelle, die ganz und innig Sprache der Empfindung iſt; man will, man muß ſie laut leſen mit Ton und Gebehrde. Ton und Gebehrde rufen zu ihr die Muſik, wie gegenſeitig zu ſüßen melodiſchen Gängen man Worte ſich nicht nur wünſcht, ſondern in der Empfindung ſie auch ohne Sprache ſich ſelbſt dichtet. Dies Naturband zwiſchen Ton, Gebehrde, Tanz und Wort erkannten oder empfanden alle Völker, und überließen ſich dem ganzen Ausdruck ihrer Empfindung. Was die Natur gebunden hatte, ja was im Ausdruck der verſchiednen

Sinne Eins war, wollten ſie gewaltſam nicht ſcheiden. Daher blieb die griechiſche Muſik ſo lange und gern dem Tanz, der Gebehrdung, den Chören, der dramatiſchen Vorſtellung, und dieſe ihr treu; als Eines Stammes Geſchwiſter liebten ſie ſich und vervollkommeten einander, wie Aus- und Abdruck. Nach der entſchiednen Vortreflichkeit, in welcher wir die dramatiſche und lyriſche Poeſie, überhaupt auch die durch Geſang und Declamation gebildete Sprache der Griechen kennen, können wir von ihrer Muſik, ſofern ſie Tanz, Geſang, Gebehrden und Worte regiert und leitet, wie auch von dieſen ihr entſprechenden Künſten nicht groß und zart gnug denken.

11. An der hohen Wirkung alſo, die dieſe ſo natürlich einander gehörende Künſte in einer Geiſtvollen Verknüpfung machen, iſt nicht zu zweifeln, da

beglaubte Zeugniſſe, ſowohl aus der Vorwelt, als noch jetzt aus Beiſpielen muſikaliſch-poetiſcher Tanz- und Freudevölker es bezeugen und die Natur der Sache ſelbſt es fodert. Wem blieben nicht die Töne, wem die leidenſchaftlichen Gebehrden einer Stimme, die Ton, Gebehrde und Wort herzvoll verband, Tagelang unaustilgbar in der Seele? Ein ſo inniges Band iſt zwiſchen Gebehrde und Ton, zwiſchen Stimme und Empfindung, daß wir, im Augenblick des Vernehmens, der Sängerin alle das als das eigenſte Eigenthum ihres Herzens zutrauen, zuglauben, was ſie uns ſo zauberiſch-natürlich mittheilt. Es ſind ja, ſagen wir, jetzt ihre Worte, ihre Töne; der Künſtler gab nur Anlaß, daß die Beleberinn ihr Innres zeige. Was Muſik und Tanz vermöge, mögen Noverre's

Briefe darüber *) ſagen; und wer kennt nicht, auch ohne Action, nur von Tönen begleitet, die Gewalt der Dichtkunſt? Außer den Italiänern alter und neuer Zeit, wem ward nicht von Händels, Glucks, Mozarts Zaubertönen die ganze Seele beweget?

12. Drei Regionen inſonderheit ſind, in denen Wort und Ton, Ton und Gebehrde, mit einander innig verbunden, aufs ſtärkſte wirken, das Reich der Andacht, der Liebe und der wirkenden Macht. Der Andacht ſtehen alle Gefühle zu Gebot, von der ſinkenden Ohnmacht zur umfaſſendſten Kraft und Allmacht, von banger Traurigkeit zu lautem Jubel. Das Einfachſte in Worten, Tö-

---

*) Noverre Briefe über die Tanzkunſt, überſetzt Hamb. und Bremen 1769.

nen und Gebehrden bezeichnet und wirkt hier das Größeſte, das Meiſte. Das Reich der Liebe hat auch ſein Maximum im Verlangen und Erlangen, in Kampf und Sieg, in Trauer und Freude. Das Zarte iſt ſein Charakter. Macht endlich verändert die Natur; ſie ſchafft und ſchaffet um durch Muth, durch Entſchluß und Handlung. Wink und Werden iſt ihre Loſung. In allen drei Reichen beſitzen wir die vortreflichſten Meiſterwerke, gegen welche es undankbare Verſündigung und ein Zeichen des fühlloſen Ungeſchmacks wäre, Eine Gattung der andern aufzuopfern. Jeder bleibe ihr Ort, ihre Zeit. Auch die ſogenannte maleriſche Muſik iſt an Stelle und Ort nicht verwerflich, wenn ſie, die Naturkräfte bändigend oder erregend, wie eine Stimme der Unſichtbaren, das mächtige

Wort unterſtützt, den wagenden Entſchluß belebet. *) Auch der ſpielenden, der ſcherzhaften Muſik bleibe ihr Werth: denn iſt unſer Geiſtreichſtes, munterſtes Daſeyn nicht Scherz und Freude?

13. Misverſtanden wäre indeß dies Alles, wenn man folgern wollte, daß der **Ton nie ſich vom Wort oder von der Gebehrde trennen dürfe**, ſo daß dieſe ihn bei jedem kleinſten Schritt begleiten und dollmetſchen müßten. Läſtige Begleiter ſodann; und was wollen ſie in jeder Note des Ueberganges, durch

---

*) S. Engel an Reichard von der muſikaliſchen Malerei. Berlin 1780. Deßgleichen in den metaphyſiſchen Kerereien den leſenswürdigen Aufſatz über Tonkunſt, Melodie und muſikaliſchen Ausdruck. Band 2. S. 385.

Wort oder Gebehrde interpretiren? Gedanken zu bezeichnen iſt uns die Rede gegeben; Empfindungen ſtammelt ſie nur, und drückt in ihnen mehr aus durch das was ſie nicht, als was ſie ſaget. Eine ſchwätzende Empfindung wird unerträglich, indem dies Geſchwätz ſie eben erſetzen will und damit als unwahr zeiget. Töne dürfen ſich verfolgen und überjagen, einander widerſprechen und wiederholen; das Fliehen und Wiederkommen dieſer zauberiſchen Luftgeiſter iſt eben das Weſen der Kunſt, die durch Schwingung wirket. Worte dagegen, die über einander ſtürzen und ſtolpern, die jedem Bogenſtrich nachhaſchen, jedem Lufthauch nachſauſen, ſind, zumal bei langſam ſprechenden Völkern ein der Sprache und Muſik unziemendes Geplauder. Auch die Muſik muß Freiheit haben, allein zu ſprechen, wie ja die Zunge für ſich ſpricht, und Geſang und Rede nicht völlig dieſelben Werkzeuge gebrauchen. Ohne Worte, blos durch und an ſich, hat ſich die Muſik zur Kunſt ihrer Art gebildet. Pan, der auf ſeinem Schilfrohr die Echo rief und keine Worte, keine Geberden dazu brauchte, Er war Pan, Aufrufer und Verkündiger der Muſik des Univerſum. Apollo, der die Leyer erfand, als ihm der Schwan allein horchte, ward durch ſich und dieſe Leyer Stifter aller Muſenchöre. Orpheus durch die Sprache ſeines Saitenſpiels bewegte den Orkus; Worten eines Sterblichen hätten die Eumeniden nicht gehorchet.

Habt ihr alſo, ihr, die ihr die Muſik der Töne als ſolche verachtet, und ihr nichts abgewinnen könnt, ohne Worte nichts mit ihr; ſo bleibet ihr fern. Sehet ſie als ein Spiel an, worinn ſich „zweckmäßig ſ zwecklos“ lebendige Inſtrumente üben. Ihr aber, Tonkünſtler, ſchreibt eurem Muſikſaal nach Art des Plato die Worte vor: „Kein Muſenloſer gehe hinein!“

14. Wie ſchwer es der Muſik worden ſey, ſich von ihren Schweſtern, Worten und Gebehrden zu trennen, und für ſich ſelbſt als Kunſt auszubilden, erweiſet der langſame Gang ihrer Geſchichte. Ein eignes zwingendes Mittel ward erfodert, ſie ſelbſtſtändig zu machen und von fremder Beihülfe zu ſondern.

Bei den Griechen nämlich hatte Tonkunſt die Poeſie, ihr dienend, meiſtens alſo nur recitativiſch, geleitet; an Arten des Vortrages gewann ſie dadurch viel, aber nur als Dienerin unter der Herrſchaft des Dichters. Im Tanz, wo ſie die Gebieterin ſchien, gebot ihr das Feſt, der Kreis, die Geſtalt und Gebehrdekunſt der Menſchen. Was half ihr empor, daß ſie ſich, eigner Kraft vertrauend, auf eignen Flügeln emporhob? Was war das Etwas, das ſie von allem Fremden, vom Anblick, Tanz, Gebehrden, ſelbſt von der begleitenden Stimme ſonderte? Die Andacht. Andacht iſts, die den Menſchen und eine Menſchenverſammlung über Worte und Gebehrden erhebt, da dann ſeinen Gefühlen nichts bleibt als — Töne. Was hat ſie nicht aber an dieſen Tönen, d. i. an den ihnen anhangenden Empfindungen? Was mangelt ihr in dieſem hohen freien Reich?

15. Die Andacht will nicht ſehen, wer ſingt; vom Himmel kommen ihr die Töne; ſie ſingt im Herzen; das Herz ſelbſt ſinget und ſpielet. Wie alſo der Ton von

der getroffenen Saite oder aus ſeinem engen Rohr losgemacht, frei in den Lüften hallet, ſicher, daß er jedes mitfühlende Weſen ergreift und allenthalben wiederhallend, im Kampfe des Wiederhalls ſich neu gebiert, neu mittheilet: ſo ſchwebt, von Tönen emporgetragen, die Andacht rein und frei über der Erde, genießend in Einem das All, in Einem Ton harmoniſch alle Töne. Und da ſie in jeder kleinen Diſſonanz ſich ſelbſt fühlet, fühlend im engen Umfang unſrer wenigen Tongänge und Tonarten alle Schwingungen, Bewegungen, Modos, Accentuationen des Weltgeiſtes, des Weltalls; wäre es noch Frage, ob die Muſik jede Kunſt, die am Sichtbaren haftet, an innerer Wirkſamkeit übertreffen werde? Sie muß ſie übertreffen, wie Geiſt den Körper: denn ſie iſt Geiſt, verwandt mit der großen

Natur innerſten Kraft, der Bewegung. Was anſchaulich dem Menſchen nicht werden kann, wird ihm in ihrer Weiſe, in ihrer Weiſe allein, mittheilbar, die Welt des Unſichtbaren. Sie ſpricht mit ihm, regend, wirkend; er ſelbſt; (er weiß nicht wie?) ohne Mühe und ſo mächtig, ihr mitwirkend.

16. Vorübergehend alſo iſt jeder Augenblick dieſer Kunſt und muß es ſeyn: denn eben das kürzer und länger, ſtärker und ſchwächer, höher und tiefer, mehr und minder iſt ſeine Bedeutung, ſein Eindruck. Im Kommen und Fliehen, im Werden und Geweſenſeyn liegt die Siegskraft des Tons und der Empfindung. Wie jener und dieſe ſich mit mehreren verſchmelzen, ſich heben, ſinken, untergehn und am geſpannten Seil der Harmonie nach ewigen, un-

auflösbaren Geſetzen wieder emporkommen und neu wirken, ſo mein Gemüth, mein Muth, meine Liebe und Hoffnung. Dagegen jede Kunſt des Anſchauens, die an beſchränkten Gegenſtänden und Gebehrden, gar an Localfarben haftet, obwohl ſie auf Einmal Alles zeigt, dennoch nur langſam begriffen wird, und weil nichts Sichtbares Vollkommenheit gewähren kann, zuletzt mit Erſättigung lohnt, gleichſam ſich ſelbſt überdaurend. Auf leichten Tönen kommt und flohet ihr davon, ihr wandelnden Luftgeiſter, bewegtet mein Herz und ließet nach in mir, durch euch, zu euch eine unendliche Sehnſucht.

17. Uebrigens iſt der Streit über den Werth der Künſte unter einander, oder in Rückſicht auf die Natur des Menſchen allezeit leer und nichtig. Raum kann nicht Zeit, Zeit nicht Raum, das Sichtbare

nicht hörbar, dies nicht ſichtbar gemacht werden; keines maaße ſich ein fremdes Gebiet an, herrſche in dem ſeinigen aber deſto mächtiger, gewiſſer, edler. Eben dadurch, daß die Künſte in Anſehung ihres Mediums einander ausſchließen, gewinnen ſie ihr Reich; vereinigt nirgend als in der Natur des Menſchen, im Mittelpunkt unſrer Empfindung. Wie dieſe ſie genießen und ordnen ſoll, hängt von unſrem Geſchmack, oder vielmehr von der ordnenden Vernunft ab. Will dieſe, weil zwiſchen Tönen und Farben eine Analogie gedacht werden kann, Töne als Farben, Farben als Töne behandeln, in der Muſik Bilder ſehen und die Gemählde der Dichtkunſt, wie ſie der Dichter ſchuf, in Paſtell mahlen: ſo thue ſie's. Die Künſte ſelbſt ſind an dieſem Nichtgeſchmack einer Aftervernunft unſchuldig.

Die „allgemein gültig-nothwendigen Urtheile der kritiſchen Urtheilskraft von der Verbindung der ſchönen Künſte in einem und demſelben Produkt, deßgleichen die Vergleichung des äſthetiſchen Werths der ſchönen Künſte untereinander" *) werden uns alſo nicht lange beſchäftigen. Iſt die Muſik ein „Tonſpiel, wie die Malerei eine Farbenkunſt iſt, wo bei der erſten noch die Frage bleibt, ob ſie als eine ſchöne oder nur als eine angenehme Kunſt (wie die Kochkunſt etwa, wie das Glücks- und Lachſpiel) zu betrachten ſey:" **) ſo darf die kritiſche Behauptung nicht

---

*) S. 211 — 219.

**) S. 222 — 227.

nicht befremden, daß ſie „ohne Begriffe durch lauter Empfindungen, die von außen erzeugt werden, ſpreche, blos vorübergehend und mehr Genuß als Cultur ſey, (das Gedankenſpiel, was nebenbei dadurch erregt wird, ſey blos die Wirkung einer gleichſam mechaniſchen Aſſociation) daß ſie alſo durch Vernunft beurtheilt, weniger Werth als jede andre der ſchönen Künſte habe. Daher verlange ſie, wie jeder Genuß, öftern Wechſel, und halte die mehrmalige Wiederholung nicht aus, ohne Ueberdruß zu erzeugen.“ Zuwider aller Erfahrung. Gerade die Muſik leitet und fodert unter allen Künſten am meiſten Wiederholung; bei keiner wird das ancóra ſo oft gehört. Eine bloße Zerſetzung der Töne, d. i. Harmonie ermüdet und muß ermüden, weil ſie immer Daſſelbe, dazu ein ſehr Bekanntes ſaget; eigentliche Muſik aber, d. i. Melodie, die Schwunglinie des ganzen Ganges der Töne, wird eben durch ihr Wiederkommen erfreuender; bis zum Entzücken kann ihre Wirkung ſteigen. Stellen, die uns innig rühren, können wir nicht gnug hören. Ach, und ſie verhallen! unerſättlich wünſchen wir alſo ihre Rückkehr, bis ſie (ſo meinen wir) mit uns gehn und unſre Seele bleiben. Bilder verlaſſen uns und verdämmern; Töne gehen mit uns als unſre innigſten Freunde, die von Kindheit auf uns aufmunterten und erhoben, erfreuten und ſtärkten. „Wenn man den Werth der ſchönen Künſte nach der Cultur ſchätzt, die ſie dem Gemüth verſchaffen, und die Erweiterung der Vermögen, welche in der Urtheilskraft zum Erkenntniß zuſammen kommen müſſen, zum Maasſtabe nimmt, ſo hat Muſik unter den ſchönen Künſten den unterſten Platz, weil ſie blos mit Empfindungen ſpielt.[*] Elende Muſik, die dieſes thut; Tonloſes Gemüth, das in jeder Muſik nur ein Spiel mit Empfindungen höret.

— Do but note a wild and wanton herd
Or race of youthful and unhandled colts
Fetching mad bounds, bellowing and neighing loud
If they perchance but hear a trumpet
Or any air of muſik touch their ears,
You ſhall perceive them make a mutual ſtand,
Their ſavage eyes turn'd to a modeſt gaze
By the ſweet pow'r of muſik. Therefore the Poet
Did feign that Orpheus drew trees, ſtones and floods;

Since nought ſo ſtokiſh, hard and
full of rage
But muſik for the time doth change
his nature. *)

Sollte man ohne alle Fabel die Wirkungen ſammeln, die Töne und Lieder aufs menſchliche Gemüth einzeln und in Familien, Haufen, Verſammlungen, Nationen gemacht haben, eine Reihe von Wundergeſchichten würde die Muſik vom unterſten Platz, auf welchen ſie geſtellt ward, auch in Beziehung auf die Cultur der Menſchheit hoch empor heben. „Die Ideen der Muſik ſind von tranſitoriſchem Eindruck; ſie erlöſchen entweder gänzlich, oder wenn ſie unwillkührlich von der Einbildungskraft wiederholt werden, ſind ſie uns eher läſtig als

---

*) Shakeſp. Merchant of Venice, Act. V. ſc. I.

angenehm." *) Elende Muſik, die unwillkührlich wiederkommend zur Laſt wird! und ein Gemüth, dem wiederkommende Töne, die ihm einſt anmuthig waren, zur Laſt werden, in welchem Zuſtande befände ſich dieſes? In Träumen ſelbſt klingt uns nichts himmliſcher als Muſik; ſie übertrifft an Reiz alle geträumte ſchöne Geſtalten. Den Sterbenden endlich, wie Beiſpiele erweiſen, hebt Ein im Innern gehörter Ton von der Erde.

---

*) S. 219.

Leibnitz,

über Macht und Anwendung der Muſik.

„Bekannt iſts, daß Märtyrer die grauſamſten Quaalen nur dadurch überſtanden, daß eine ſtarke Vorſtellung zukünftiger Freuden ihren gegenwärtigen Schmerz beſiegte. Der Weiſe alſo, wenn er ſich Einmal und auf Immer die Schönheit des zukünftigen Lebens, d. i. Gottes und der Harmonie der Dinge ſtark eingeprägt hat, und daraus fortwährende Freude ſchöpfet, wird, darauf immer zurückkommend, dies Ende ſtets vor Augen haben, ſo daß ihn nichts von dieſer Liebe zu ſcheiden vermag.

Von Jugend auf ſollte den Menſchen, Weiſen ſowohl als dem Volk, durch alle Mittel der Künſte dieſer Eindruck eingepflanzt werden. Und da ein ſtarker Eindruck entweder durch Gemählde oder durch Töne erweckt wird (die Eindrücke der übrigen Sinne ſind gröber und nicht ſo bedeutend): ſo iſt der Eindruck durch Gemählde zwar entwickelter, weil das Gemählde vor uns bleibet; der Eindruck durch Töne aber iſt ſtärker: denn er enthält Bewegung; überdem bringen auch Worte, die die Töne begleiten, das Andenken jener Gemählde von ſelbſt hervor. Geſänge alſo, die ſowohl Bilder erwecken, als durch Töne bewegen, haben eine unglaubliche Gewalt; durch Töne kann ein Menſch in alle Affekten, in jeden Zuſtand verſetzt werden.

Die Reformatoren haben ſich dieſes Mittels ſehr bedient: Deutſchland und Frankreich ſind durch Geſänge reformirt worden. Ja noch jetzt iſt kein Handwerker, keine Näherin, die nicht durch Geſänge ſich die Stunden kürzen, und den Ueberdruß der Arbeit mit inniggefühltem Vergnügen hinwegſingen ſollte.

Ich glaube daher, daß Dichter ſich um den Staat nicht beſſer verdient machen können, als wenn ſie edle Freuden des Gemüths durch Geſänge dem Volk einſingen und einprägen. Denn auch ſchlechte Geſinnungen und Affekten, auch Laſter prägen ſich durch Drama's und Lieder ein; und da es einmal Vorurtheil des Volks iſt, „Liebeslieder ſeyn die ſchönſten Lieder;" ſo, wenn jede edlere Liebe, wenn alle Freuden der Unſchuld und Tugend, wie Harmonieen einer andern Welt in Geſänge gebracht und mit aller Anmuth der Muſik Menſchen von Kindheit auf eingeſungen würden, ſo ſtünde es vielleicht beſſer um die menſchliche Geſellſchaft.

Sind Geſänge vermögend, das Gemüth in die höchſte Freude zu ſetzen, können Krieger durch Trometen- und Kriegslieder den Tod zu verachten, belebt und angefeuert werden, kann überhaupt die Muſik alle Affekten erregen; ſo kann auch jeder ſodann durch eine lebhafte Erinnerung und Wiederholung dieſer Geſänge ſich ſelbſt Affekten erregen, ſich ſelbſt die Freude dieſer Affekten gewähren. Die Sybariten ſetzten Preiſe für den aus, der ein neues Vergnügen erfände;

ein Chriſtenſtaat, glaube ich, wäre dem am meiſten verbunden, der, daß Tugend und Pietät den Menſchen das Angenehmſte, das Entzückendſte würde, durch jedes Mittel bewirkte. *)

---

*) Leibnit. opp. T. VI. p. 306.

5.

Von

Kunſtrichterei,

Geſchmack und Genie.

Kein Name ſollte vorſichtig-ſcheuer machen, als der Name Kunſtrichter: denn ein wie hohes Geſchäft iſts, über Kunſt richten! „Verſtehe ich auch, ſpricht der Beſcheidene zu ſich, was Kunſt und dieſe Kunſt ſey? Habe ich das Syſtem ihrer Regeln gefaßt und erprobet?“ Denn wie keine Kunſt ohne Uebung möglich iſt, ſo auch ohne Kenntniß dieſer Uebung kein vollſtändiges, reines, richtiges Urtheil. Und dieſes Kunſtwerk zu kennen, zu beurtheilen, bin ich Geſchäftlos, unpartheiiſch, munter gnug? Unterrichtet gnug zu ſehen, wie eben dies Werk im Reich und in der Geſchichte der Künſte ſteht?

Kenne ich dies Reich? überſehe ich dieſe Geſchichte?“ So der Beſcheidene. Denn wen verdammt, wen lobet ſein Urtheil? Nicht das Werk, ſondern ſich ſelbſt; jenes beſtehet für ſich, wie es iſt, gut oder böſe; in der Kritik iſt von ſeinem Urtheil die Rede. Dies rechtfertigt die Zeit, oder begräbt es mit Verachtung. Die Namen der Urheber ſchlechter Urtheile kommen ans Licht oder ſie bleiben was ſie ſeyn wollten, Ohnnamen, Anonymen.

Schädlicher noch wird die Kunſtrichterei, wenn ſie nach falſchen Grundſätzen blind richtet, und mit einer Kühnheit, die ein Machtwort, „kritiſche Philoſophie,“ in die Fauſt giebt, apodiktiſch-gewiß, allgemeingeltend und nothwendig poſtulirt, wo nichts weniger als poſtulirt werden ſollte. Da ſeit Jahren eben die „Kritik der Urtheilskraft“ ein Codex ſolcher Kunſtrichterei in Deutſchland, ſogar der Sprache und Schreibart nach, worden iſt, vor welcher, ſobald in dreiſten Worten dieſer Philoſophie die Formel tönt, alles ſich bückt und ſchweiget: ſo laſſet uns hören, wie die kritiſche Philoſophie in erſten Grundbegriffen der ſchönen Künſte kritiſire.

1. Kritiſche Definition der ſchönen Künſte.

„Von der Verbindung der ſchönen Künſte in einem und demſelben Produkte“ ſpricht der Meiſter: „die Beredſamkeit kann mit einer mahleriſchen Darſtellung ihrer Subjekte ſowohl als Gegenſtände, verbunden werden in einem Schauſpiele, Geſang zugleich mit mahleriſcher (theatraliſcher) Darſtellung verbunden in einer Opera; auch kann die Darſtellung des Erhabenen, ſofern ſie zur ſchönen Kunſt gehört, in einem gereimten Trauerſpiele, einem Lehrgedichte, einem Oratorium ſich mit der Schönheit vereinigen, und in dieſen Verbindungen iſt die ſchöne Kunſt noch künſtlicher, ob aber auch ſchöner, kann bezweifelt werden." Wer erröthet nicht, indem er dies lieſet? Das Trauerſpiel, in dem ſich das Erhabne mit dem Schönen verbindet, muß „gereimt" ſeyn? Wahrſcheinlich in Alexandrinern; ſonſt wäre es nicht erhaben? Und wenn das Erhabne ſich mit „der Schönheit vereinigt, wird die ſchöne Kunſt zwar künſtlicher, aber durch die Dazukunſt der „Schönheit vielleicht nicht ſchöner!" Und Trauerſpiel, Lehrgedicht, Oratorium, Beredſamkeit, Opera, mahleriſch, theatraliſch ſo bei einander? Stand zu Chriſtian Weiſens Zeiten die Kritik in Deutſchland tiefer?

„Doch in aller ſchönen Kunſt beſteht das Weſentliche in der Form, welche für die Beobachtung und Beurtheilung zweckmäßig iſt, wo die Luſt zugleich Cultur iſt, und den Geiſt zu Ideen ſtimmt, mithin ihn mehrerer ſolcher Luſt und Unterhaltung empfänglich macht; nicht in der Materie der Empfindung (dem Reize oder der Rührung) wo es blos auf Genuß angelegt iſt u. ſ.“ Dies groſe Kriterium der kritiſchen Kritik, das uns bereits formelle Dichter und Künſtler ohne Materie, griechiſche Formen ohne Form gegeben, iſt ſelbſt die leereſte Wortform, die es je gab. Form ohne Inhalt iſt ein leerer Topf, eine Scherbe. Allem Organiſchen ſchafft der Geiſt Form, die Er belebet; ohn' ihn iſt ſie ein todtes Bild, ein Leichnam. Und dieſe Formen töpfert die kritiſche Kritik blos zur „Beobachtung und Beurtheilung,“

Luſtblaſen zum optiſchen Spiel. Bannflüche des Empirismus fallen auf Jeden, der an Inhalt der Form, ob er zu ihr gehöre? oder ob einiger da ſey? an Geiſt, der die Form belebe, nur denket. Schaffte die Transſcendentalphiloſophie durch Beurtheilung nicht ſogar „Natur,“ und erklärte, nur dieſer, „der kritiſche, durch Beurtheilung Natur-erſchaffende Weg ſey uns allein noch übrig?“ Häßlich iſt ihr das Wort Genuß; „Genuß, der nichts in der Idee zurückläßt, den Geiſt ſtumpf, den Gegenſtand anekelnd, und das Gemüth, durch das Bewußtſeyn ſeiner im Urtheile der Vernunft zweckwidrigen Stimmung mit ſich ſelbſt unzufrieden und launiſch macht;“ dagegen gilt das „Ideenſpiel, die Luſt, die zugleich Cultur iſt, d. i. die uns zu mehrerer ſolcher Luſt und Unterhaltung empfänglich macht.“ O Baubo, Baubo!

2. Eunomie der kritiſchen Geſchmacksurtheile.

Auch jene dialektiſche Antinomieen der reinen Vernunft kommen hier wieder; eine „Dialektik zwar nicht des Geſchmacks (denn der ſchmeckt ohne Begriffe allgemein-nothwendig;): aber der Kritik des Geſchmacks in Anſehung ihrer Principien, da nämlich über den Grund der Möglichkeit der Geſchmacksurtheile überhaupt einander widerſtreitende Begriffe auftreten." Im Felde des Schönen wie eckelt dies Schauſpiel! „Jeder hat ſeinen eignen Geſchmack; und doch iſt nur Ein Geſchmack; ohne Begriffe nothwendig, ohne Vorſtellung des Zwecks zweckmäßig. Ueber den Geſchmack läßt ſich nicht ſtreiten; und doch läßt ſich über ihn ſtreiten, d. i. diſputiren; das Diſputiren iſt nothwendig. Beide Sätze ſind wahr." Aus hundert und aber hundert Waidſprüchen laſſen ſich dergleichen Antinomieen hinſtellen, die eben durch ihren Gegenſatz zeigen, daß das Geſetz zwiſchen oder über ihnen liege, die alſo ſchon im gemeinen Leben bei hundert Sprüchwörtern jede Vetula beſeitigt.

Und wie legt die Kritik ihre im Streit befangene Sprüchwörter, Antinomieen genannt, zurecht? Folgendermaaßen: „Nun fällt aber aller Widerſpruch weg, wenn ich ſage: das Geſchmacksurtheil gründet ſich auf einem Begriffe (eines Grundes überhaupt von der ſubjektiven Zweckmäßigkeit der Natur für die Urtheilskraft), aus dem aber nichts in Anſehung des Objekts erkannt und bewieſen werden kann, weil er an ſich unbeſtimmbar und zum Erkenntniß untauglich iſt; es bekommt aber durch eben denſelben (Begriff) doch zugleich Gültigkeit für jedermann; (bei jedem zwar als einzelnes die Anſchauung unmittelbar begleitendes Urtheil) weil der Beſtimmungsgrund deſſelben (Begriffs) vielleicht im Begriffe von demjenigen liegt, was als das überſinnliche Subſtrat der Menſchheit angeſehen werden kann.“ *) Erhabne Entſcheidung! Ein überſinnliches Subſtrat der Menſchheit! das angeſehen werden kann, und von dem ich doch keinen Begriff habe! und in dem doch der Beſtimmungsgrund meines durchaus unbeſtimmbaren Begriffs vielleicht liegt! und mittelſt welches unbeſtimmbaren Begriffs ich dennoch mit allgemeiner Gültigkeit urtheile!

„Es kommt bei der Auflöſung einer Antinomie nur auf die Möglichkeit an, daß zwei

---

*) Kritik. S. 233.

einander dem Schein nach widerſtreitende Sätze einander in der That nicht widerſprechen, ſondern neben einander beſtehen können, wenn gleich die Erklärung der Möglichkeit ihres Begriffs unſer Erkenntnißvermögen überſteigt.“ *) Ueberſteigt ſie dies, wie iſts möglich, die Möglichkeit zu zeigen, daß beide Sätze ſich in der That nicht widerſprechen, ſondern neben einander beſtehen können? „Man ſiehet alſo, daß die Hebung der Antinomie der äſthetiſchen Urtheilskraft einen ähnlichen Gang nehme, als den die Kritik in Anſehung der reinen theoretiſchen Vernunft befolgte, und daß eben ſo hier und auch in der Kritik der praktiſchen Vernunft die Antinomieen wider Willen nöthigen, über das Sinnliche hinauszuſehen, und

---

*) S. 234.

im Ueberſinnlichen den Vereinigungspunkt aller unſrer Vermögen a priori zu ſuchen, weil kein andrer Ausweg übrig bleibt, die Vernunft mit ſich ſelbſt einſtimmig zu machen." Eine Vernunft, die mit ſich ſelbſt einſtimmig gemacht werden muß, da ſie die Regel der Einſtimmung in ſich enthalten ſoll; die einſtimmig gemacht werden muß durch einen Vereinigungspunkt im Ueberſinnlichen, von dem wir keinen Begriff haben; und dies bei ſinnlichen Urtheilen, bei welchen wir wider Willen über das Sinnliche hinaus ſehen müſſen, ob wir darüber gleich nicht hinausſehen können; o des Nomos, der die Antinomieen des Geſchmacks hypernomiſch vereinigt! Er liegt jenſeit der Sinnlichkeit, jenſeit des Verſtandes und der Vernunft im unbekannten Vereinigungspunkt aller unſrer Vermögen a priori, auf den wir uns aber bei jedem

Geſchmacksurtheil ſtemmen müſſen, damit es (abgeſchmackt wie es ſey) ewige Gemeingültigkeit, ſubjektive Nothwendigkeit erhalte.

„Es iſt jedem vergönnt, ſagt Leſſing, ſeinen eignen Geſchmack zu haben; und es iſt rühmlich, ſich von ſeinem eignen Geſchmack Rechenſchaft zu geben ſuchen. Aber den Gründen, durch die man ihn rechtfertigen will, eine Allgemeinheit ertheilen, die, wenn es ſeine Richtigkeit damit hätte, ihn zu dem einzigen wahren Geſchmack machen müßte, heißt aus den Grenzen des forſchenden Liebhabers herausgehen und ſich zu einem eigenſinnigen Geſetzgeber aufwerfen. Der wahre Kunſtrichter folgert keine Regeln aus ſeinem Geſchmack, ſondern hat ſeinen Geſchmack nach den Regeln gebildet, welche die Natur der Sache erfodert." *) Wenige Zeilen, die die ganze Objekt-, Grund- und Begriffloſe, ſogenannt transſcendentale Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft in ihrem ſtolzen Ungrunde zeigen, im dunkeln Abgrunde des Geſchmacks Myſticismus.

„Weil ein Geſchmacksurtheil kein Erkenntnißurtheil und Schönheit keine Beſchaffenheit des Objekts, für ſich betrachtet, iſt, ſo kann der Rationalism des Prinzips des Geſchmacks niemals darin geſetzt werden, daß die Zweckmäßigkeit in dieſem Urtheile als objektiv gedacht werde, d. i. daß das Urtheil theoretiſch, mithin auch logiſch (wenn gleich nur in einer verworrenen Beurtheilung) auf die Vollkommenheit des Objekts, ſondern nur äſthetiſch

---

*) Leſſings Dramaturgie St. 19.

auf die Uebereinſtimmung ſeiner Vorſtellung in der Einbildungskraft mit den weſentlichen Prinzipien der Urtheilskraft überhaupt im Subjekte gehe.“ Entweder ſagt dies Prinzip etwas ſehr Gemeines, oder etwas ſehr Falſches. Daß ich für mich, nach und mit meinem Organ empfinde, nicht außer mir oder in dem Objekte, ſage ich ſchon damit, daß das Objekt mir gefällt, mithin ſeine Vorſtellung in meiner Einbildungskraft, wenn ich darüber urtheile, mit den weſentlichen Principien der Urtheilskraft in mir übereinſtimmen müſſe; wer hätte daran gezweifelt? Heißt aber der Satz ſoviel, daß, weil ich in mir ſchmecke und urtheile, mein Urtheil mit dem Objekte nichts zu ſchaffen habe, daß, weil ich Schönheit empfinde, keine Beſchaffenheit des Objektes dieſe Empfindung bewirke oder erkläre, daß, weil mein Empfinden kein deutliches Erkennen des Gegenſtandes ſey, gar kein Erkennen dabei Statt finde, indem zwiſchen dem Geſchmack, ja ſogar dem Geſchmacksurtheil in mir und dem Erkenntnißurtheil in mir eine unüberſteigliche Kluft befeſtigt ſey, und auch mit der verworrenſten Beurtheilung des Objekts mein Geſchmacksurtheil, nichts gemein habe; ſo iſt das ſogenannte Princip eben ſo widerſinnig als verderblich. Es errichtet ein Tribunal, ohne Sache und Grund der Sache in der Seele des träumenden Richters, der ſelbſt Parthei und Sache, Urtheiler ohn' allen Grund, (maaßen dieſer in der unanſchaulich-unſinnlichen terra incognita lieget,) urtheilt und dennoch die Macht hat, ſein Erkenntniß ohn alles Erkenntniß, als für ihn gar nicht erkennbar, unter der Form eines äſthetiſchen Urtheils apodiktiſch zu ſprechen, weil Alles in ihm und als Geſchmacksurtheil nur in ihm exiſtiret. So exiſtire es in dir und ſchweige; dein tel eſt notre plaiſir ohne Grund und Erkenntniß andern als gemeingeltend aufgedrungen, iſt Incompetenz und Inſolenz in aller Vernünftigen Urtheil.

3. Kritiſche Ausſprüche vom Genie.

„Genie iſt 1) Ein Talent, dasjenige, wozu ſich keine beſtimmte Regel geben läßt, hervorzubringen; Originalität muß ſeine erſte Eigenſchaft ſeyn." *) Zu geſchweigen, daß dieſe Beſtimmung blos verneinend iſt, iſt ſie auch verführend. Allerdings arbeitet das Genie nach Regeln, erfand nach Regeln, und iſt ſich ſelbſt Regel, geſetzt,

---

*) S. 180.

daß jeder Dritte ihm dieſe auch nicht vorzählen könnte. Seine „Originalität", (ein ſehr mißbrauchtes Wort,) kann blos bedeuten, daß der Genius ein Werk ſeiner Kräfte darſtellt, nicht nachgeahmt, nirgend erborget; ſonſt kann es, wie die Kritik ſelbſt ſagt, „auch originalen Unſinn geben." 2) „Die Produkte des Genies müſſen zugleich Muſter, d. i. exemplariſch ſeyn, und andern zur Nachahmung, d. i. zum Richtmaaß oder Regel der Beurtheilung dienen." Das Werk des Genies beſtehet, auch wenn es nie nachgeahmt würde; es ſtehet ſodann einzig in ſeiner Art da. Zur Nachahmung oder gar zur Beurtheilung ward das Werk nicht geſchaffen, und wird durch Nachahmung ohne Genie geſchändet. Auch ſind Nachahmung, und eine Regel zur Beurtheilung wie verſchieden! Weder als Jüngelnoch als Gliedermann tritt der Genius hervor, unbekümmert, ob er Regel der Beurtheilung, Muſter der Nachahmung werde oder nicht werde. Unbeſcheidene Nachahmung, unverſtändige Regelannahme ſchmerzt ihn. 3) „Da es, wie es ſein Produkt zu Stande bringt, ſelbſt nicht wiſſenſchaftlich anzeigen kann, ſo giebt es als Natur die Regel.“ Dieſe zu geben ward das Werk des Genies nicht hervorgebracht; auch erklären Natur und Wiſſenſchaft als Gegenſätze einander nicht. 4) „Nicht der Wiſſenſchaft, ſondern der Kunſt ſchreibt die Natur die Regel vor, und dieſes auch nur ſofern ſie ſchöne Kunſt ſeyn ſoll.“ Weder der einen noch der andern; beide aber können an dem, was in einem Grad von Vollkommenheit hervorgebracht iſt, als an einem Exemplar lernen. „Wer niemals was mehr als lernen und nachahmen kann, heißt ein Pinſel.“ *) Das heißt er nicht, wenn er treu lernte und genau nachahmet; er kann mit ſeinem Gelernten, mit ſeiner treuen Nachahmung des Schönſten und Beſten ein vielwiſſender, geſchickter, nützlicher Mann ſeyn, oder ganze Facultäten und Schulen wären Berufs-mäßig Pinſel.

„Was auch hätte können gelernt werden, alſo doch auf dem natürlichen Wege des Forſchens und Nachdenkens nach Regeln liegt, iſt von dem, was durch Fleiß vermittelſt der Nachahmung erworben werden kann, ſpecifiſch nicht verſchieden. So kann man alles, was Newton in ſeinem unſterblichen Werk der Principien der Naturphiloſophie, ſo ein großer Kopf auch erforderlich war, dergleichen zu erfinden,

---

*) S. 181.

nicht erfunden), als der Dichter. Und je wichtiger, je umfaſſender und größer dies Neue war, Principien der geſammten Naturphiloſophie z. B., die der Erfinder im anſchauenden Blick vor ſich ſah, deſto mehr war er ein Genius der Wiſſenſchaft, die durch ihn ward, vom Lerner und Nachahmer ſpecifiſch verſchieden. Möge Newton ſeinen Kranz mit Kepler, Barrow und hundert andern Mit- oder Vorerfindern theilen; auf die Bank der Lerner und Nachahmer (der Pinſel), wenn gleich am oberſten Platz, gehört kein wiſſenſchaftlicher Erfinder. Als er erfand, lernte er nicht; mögen andre von und an ihm lernen. Und dann, lernten Homer und Wieland nicht auch? Wäre es das Kennzeichen der Genies, daß „ſie nicht wiſſen, wie ihre Ideen ſich in ihrem Kopfe hervor- und zuſammenfinden," in welchem Hauſe wären die Regelfreieſten Genies verſammlet?

„Wenn jemand ſogar in Sachen der ſorgfältigſten Unterſuchung wie ein Genie ſpricht und entſcheidet, ſo iſt es vollends lächerlich; man weiß nicht recht, ob man über den *Gaukler*, der um ſich ſo viel *Dunſt* verbreitet, bei dem man nichts deutlich beurtheilen, aber deſto mehr ſich einbilden kann, oder mehr über das Publicum lachen ſoll, welches ſich *treuherzig einbildet*, daß ſein Unvermögen das *Meiſterſtück der Einſicht* deutlich erkennen und faſſen zu können, daher komme, weil ihm *neue Wahrheiten in ganzen Maſſen* zugeworfen, wogegen ihm das Detail durch *abgemeſſene Erklärungen* und *Schulgerechte Prüfung der Grundſätze* nur Stümperwerk zu ſeyn ſcheint.“ *)

---

*) S. 185.

Wer iſt dieſer Jemand? dieſer Dunſtverbreitende Gaukler, der mit großen Maſſen neuer Wahrheiten, die er wie ein Vulkan auswarf, das Publikum lächerlich äffte?

> Why, let the ſtroken deer go weep,
> The hart ungalled play;
> For ſome muſt watch, whilſt ſome muſt ſleep;
> So runs the world away.

Daß „Einbildungskraft und Verſtand (in gewiſſem Verhältniß) das Genie ausmachen,"*) iſt wahr und nicht wahr, d. i. nichts ſagend. Wie ſtellte ſich die Einbildungskraft z. B. Mozarts, Glucks ihre Fülle von Tönen vor? wie ordnete ihr Verſtand dieſe Töne? Daß zum Genie auch eine Diſpoſition ſinnlicher Empfindbarkeiten eben ſo wohl, als jener heilige Trieb, jene ſtille Geiſteswärme gehöre, die Enthuſiasmus, nicht aber Schwärmerei iſt, wer könnte dies bezweifeln? wer wollte es aber auch bezeichnen? Wie ohne Trieb kein Gewächs wächſt, ſo am wenigſten jene ambroſiſch-genialiſche Frucht, das Leben des Lebens. Durchs bloße Urtheln und Phantaſiren wird nichts. Paare Kritik (um in la Motte's Fabelſprache zu reden) den Herrn Verſtand und die Jungfrau Phantaſie leibhaft zuſammen; ohne Stimme eines heiligen Orakels, d. i. ohne Empfindung und Trieb und das Eigenſte innenwirkender Kräfte werden Deukalions und der Pyrrha hinter ſich geworfene Steine nie leben. Eben dieſe und allein dieſe unberedbare, wo ſie fehlt, unerſetzbare, ſtille Naturkraft und Neigung iſts, die Phantaſie und Verſtand, die Gegenwart und das Vergangene, Sichtbares und das Unſichtbare zu Einem knüpft, und ſowohl mit Phantaſie- als Gedanken- und Empfindungsreichen Geiſtesgebilden die Welt beſeligt. Auch die Vernunft erbittet der Genius ſich; Redner, Dichter, oder jene höheren Dichter, Genien der Menſchheit, die Erfinder und Stifter aller Ordnung und Harmonie, die je die Menſchennatur beglückte, wollen der Vernunft nicht entbehren.

---

*) S. 195.

„Ob der Welt durch große Genies im Ganzen ſonderlich gedient ſey, weil ſie doch oft neue Wege einſchlagen und neue Ausſichten eröfnen, oder ob mechaniſche Köpfe, wenn ſie gleich nicht Epoche machten, mit ihrem alltägigen, langſam am Stecken und Stabe der Erfahrung fortſchreitenden Verſtande nicht das

Meiſte zum Wachsthum der Künſte und Wiſſenſchaften beigetragen haben (indem ſie, wenn gleich keiner von ihnen Bewunderung erregte, doch auch keine Unordnung ſtifteten), mag hier unerörtert bleiben.“ *) Die Geſchichte der Welt hat es gnugſam erörtert. Jeden Fortſchritt, geſchweige jeden Anfang einer Wiſſenſchaft und Kunſt, einer Harmonie und Ordnung, iſt die Menſchheit nicht den alltägigen Gängern am Stecken und Stabe, ſondern dem wachenden und erweckenden Genius ſchuldig. Eben die Erfahrung weckte ihn; die Erfahrung neu anzuſehen, zu nutzen und zu ordnen, weckte er andre. Wie viele oder wenige große Genies die Vorſehung der Welt gebe, ſtellen wir ihr anheim; wir wollen keine

---

*) Anthropol. S. 162.

Himmelsgabe, klein oder groß, verunglimpfen, und weil manche ihr Talent mißbrauchten, das Talent ſelbſt deßhalb nicht höhnen. Wären jenen Mißbrauchenden mit einem beſſern Gebrauch ihrer Gaben andre kräftig in den Weg getreten, ſo hätte ſich ihr Uebermuth bald gelegt. Eben alſo, ſie machen in jedes Menſchenfreundes Bruſt den Wunſch rege: „gütige Mutter, in den ewigen Todesſchlaf laß dein Geſchlecht nie entſchlummern! Nach deinem Plan wecke in ihm ſtets neue und neue Genien, erwecke in ihm alle Kräfte. Nur wenn der Uebermächtige Schwache, lauter Schwache um ſich ſiehet, wird er übermüthig; ein Gegengewicht, die Scheu vor andern, kann ihn allein im Zaum halten.

Daß übrigens, weil einige freche Jünglinge den Namen des Genies mißbrauchten, die Deutſchen ſich dies Wort ſelbſt zum Spott und Ekel machten, und in ſolcher Bedeutung*) von Geniemännern, Genieſtreichen, er iſt ein Genie u. ſ., nicht oft und nicht verächtlich gnug ſprechen können, als ob ihnen nichts entbehrlicher wäre, als dieſe Himmelsgabe; dieſer Allemannismus hat der benachbarten Nationen Hochachtung gegen ſie nicht vermehret. „Ihr, ſagen ſie, denen die Natur Männer von Talenten, Künſtler von Genie nicht verſagt hat, ihr macht der Natur edelſte Gabe in eurer Sprache zum Spottwort? Uns iſt der Ausdruck, Zug des Genies, eine Ehrenbezeichnung; euch iſt Genieſtreich ein Schimpfname? Bildet ihr euch etwa ein, daß, als ihr den Namen erſannet, ihr ſelbſt einen ſolchen Streich machtet?“

---

*) Anthropol. S. 162.

⁂

Verzeihe, Genius, daß ich deinen Namen ſo oft mißbrauchen mußte; ſeyn dieſe Blätter eine Verſöhnung am Fuße deines Altars.

I. Genie.

Die Alten ſprachen vom Genie weniger, ehrten aber und cultivirten es vielleicht mehr als wir. Die höhere Macht, die einen Menſchen zu Hervorbringung ſeines Werks belebet, das wir als unnachahmlich, als unerreichbar erkennen, aber mächtig oder ſanft auf uns wirkend fühlen, dieſe auszeichnende Himmelsgabe nannten ſie Geiſt, Genius. Ein mit uns gebohrner Geiſt, δαιμων, vis animi divinior, von dem ſie Cultur, Kunſt, Fleiß ſo wenig ausſchloſſen, daß ſie vielmehr Ihn als Vater, Stifter, Beleber und Schutzgott aller Cultur und Menſchenbelebung anerkannten, prieſen, verehrten.

Die neueren Sprachen ſind ins Kleine gegangen. Nicht nur genio und ingenio, ſondern auch Genie, Talent und Geiſt (eſprit) haben ſie ſo künſtlich unterſchieden, daß es ihnen bei weitem nicht gleichgültig iſt, „Genie haben und ein Genie ſeyn, Talent haben und von Talenten ſeyn, Eſprit haben und ein großer Geiſt ſeyn;“ auch giebts bei ihnen der Genie's, Talente und Eſprits ſo viel Stufen und Arten, daß zu Bezeichnung des großen, reichen, tiefen, fruchtbaren, ſchöpferiſchen Genies, des feinen, ſubtilen, ordnenden, aber auch des falſchen, ſubtiliſirenden Geiſtes u. ſ., inſonderheit die franzöſiſche Kritik Commentare geliefert. Seit Helvetius verſteht jeder petit eſprit dieſe Nuancen der Eſpritreichſten Sprache; mehrere Nationen haben ſie ſich zugeeignet, ohne ſich doch die Herabſetzung des Worts Geiſt (ſpirito, ſpirit) gefallen zu laſſen. Italienern und Spaniern und Engländern und Deutſchen blieb das große belebende Principium aller unſichtbaren Wirkſamkeit, Geiſt, in Werth. Den von ihm Erfüllten nannten ſie begeiſtert. Der kältere Sinn der Deutſchen legte dem Wort noch eine Verſtandeskraft bei, die andre Sprachen in dem Umfange und in der Wichtigkeit nicht bemerken.

Ein vielumfaſſender, hellſehender, tiefergründender, ſchöpferiſcher, ein erfindender, ordnender, thätiger, wohlthätiger, beſeligender Geiſt ſagt in unſrer Sprache ſoviel, daß man über ihn das vieldeutige Wort (Schenie) genie, außer wo es Genius, d. i. angebohrne eigenthümliche Art bedeutet, leicht entbehren möchte. Laſſet uns dieſe urſprüngliche, einfache Bedeutung am Wort Genie, Genius entwickeln.

1. Genie iſt angebohren; (genius eſt, quod una genitur nobiscum, in cuius tutela vivimus nati; ingenium ingenitum eſt). Weder erkauft noch erbettelt, weder erſtritten noch erſtudirt kann es werden. Es iſt Naturart (nativum quid), es wirkt alſo aus ſich, aus angebohrnen Kräften, mit angebohrner Luſt, leicht, genialiſch. Seinem Genius leben,

folgen, nachſehn bedeutete der alten Welt ein ſeiner eigenthümlichen Natur gemäßes, freudiges Wirken und Leben.

2. Der Genius ſchaffet, erzeuget, ſtellt ſich ſelbſt dar (genius gignit, ſui ſimile procreat, condit genus). Von dem, der nichts hervorbrachte, kann man ſeine Anlagen rühmen; von dem, der fremde Materialien zuſammen zimmert, darf man ſein Talent der Zuſammenſetzung, der Ordnung, des Fleißes preiſen; Genius war nur der, der ein lebendes Ganze, ſey es Entwurf oder Geſchäft, ein Werk des Geiſtes oder der Kunſt, aus ſich hervorbrachte. Und zwar

3. War er Genius im Augenblick des Erſchaffens, als (ſo ſagt die begeiſterte Sprache) der göttliche Funke in ihm ſchlug, als in Einem Gedanken ſein Werk

oder Geſchäft ihm ganz daſtand. Da (heißt es) **belebte** ſein Genius ihn; **das** war **die** genialiſche Stunde. Wenn in Vollbringung oder Darſtellung ſeines Werks der Genius ihn verließ, ſo bedauren wir den Verlaſſenen, ehren aber noch die **Idee des** Ganzen, die ſein iſt und bleibet.

4. Vollführte er was er begann, ſo ſtehet ſein Werk genuin und genialiſch **da, ein** Abbild ſeiner in Vollkommenheit, oft auch in Fehlern. Iſt dieſe ihm **eigenthümliche** Art ein in ſich **Beſtehendes**, das ſich erhält und fortpflanzt, ſo wird ſie, nicht etwa ein todt daſtehendes Muſter zum Nachahmen oder zum Beurtheilen, ſondern Geſchlecht (genus) **oder** Gattung. Trage ſie ſeinen oder einen fremden Namen; dem Genius gehöret ſie an.

5. Und eben daß wir in ihr den Naturgeiſt, der hier rein und eigenthümlich wirkte, anerkennen, und uns ſeines, ihn unſres Geſchlechts fühlen; dies macht uns genialiſche Freude. Wir werden mitgenialiſch (congenial) mit ihm, fühlen uns ſeiner Art, er bildet in uns ſeine Empfindungen, ſeine Gedanken. Andre wirken auf ſeiner Bahn fort, lebendig, ſelbſtwirkſam, ſeines Geſchlechtes. So klar und umfaſſend leitet ſich alles aus dem urſprünglichen, nativen und genuinen Begriff des Wortes ſelbſt her.

Was nun ſchafft dieſer Genius? Was für Werke oder Wirkungen ſind ſein? Wie der Naturgeiſt ſich in allen lebenden Gattungen und Geſchlechtern erzeugt habe und erzeuge, was er in ihnen und durch ſie ſchaffe und wirke, ſehen wir auf dem großen Schauplatz der Schöpfung.

Wie er ſich in der Menſchen-Natur erweiſe, zeigt die Geſchichte unſres Geſchlechts in allen ſeinen Erfindungen, Thätigkeiten und Produktionen; ſeine künftige Geſchichte wird es zeigen. In Abſicht auf dieſe Zukunft ſind wir ſelbſt Embryonen. Jeder Tag, jeder Augenblick ſchafft und fördert das vielfache Werk des Menſchengenius weiter.

Unglücklich, wenn hiezu nur Bildhauerei und Dichtkunſt, Redner- und Malerei gehörte, als ob dieſe Werke des Namens Genie allein werth wären. Was irgend durch menſchliche Natur genialiſch hervorgebracht oder bewirkt werden kann, Wiſſenſchaft und Kunſt, Einrichtung oder Handlung iſt Werk des Genius, der jede Anlage der Menſchheit zu erwecken und zu ihrem Zweck zu fördern, eben Genius iſt. Jeder Mecha-

cha-

chanismus erfodert Geiſt, der ihn ins Werk ſtelle; alles Geiſtige, damit es ins Werk geſtellt werde, erfordert Mechanismus. Ein unſichtbares Fortſtreben bei einem ſichtbaren Verſchwinden und Wiederkommen iſt die Erſcheinung des *göttlich-menſchlichen Geiſtes*.

Vergönne mir, noch einige Worte von dir zu ſtammeln, großer heiliger Genius der Menſchheit.

Genius iſt ein höherer, himmliſcher Geiſt, wirkend unter Geſetzen der Natur, gemäß *ſeiner* Natur, zum Dienſt der Menſchen. Sey er *Aufklärer* und *Ordner*, der Beherrſcher gleichſam eines Elements, oder der leitende, wirkende *Schutzgeiſt* ſeines Geſchlechts, er dient ſeinem Geſchäft, und indem er die Glorie im Antlitz des Ewigen ſchauet, trägt er das Kind auf ſeinen Händen.

Unſichtbar, ſich ſelbſt vergeſſend, gleichgültig, ob er erkannt und wie er genannt werde, lebt er in ſeinem Werk, der Vorſehung wirkender Bote.

Ein Heil- und Friedensbote, zum Erhalten, nicht zum Zerſtören, zum Segnen, nicht zum Verwüſten. Würgengel ſind Strafgerichte; die ewigen Ankläger ihrer Brüder, die ſie, ohne ihnen zu helfen, Tag und Nacht verklagen, ſind keines andren Lohns fähig, als die Gewaltiger, die Peiniger ihres Geſchlechts zu werden. Die Genien der Natur beleben das Todte, erquicken das Lechzende. Dem Halm in der Wüſte und dem Vogel auf dem Gebirge gewähren ſie auch ſein Tröpfchen Thau.

Die Genien des Menſchengeſchlechts ſind des Menſchengeſchlechts Freunde und Retter, ſeine Bewahrer und Helfer.

Ein Heilbringender Gedanke, den ſie erwecken, ſchafft oft eine neue Ordnung der Dinge mit ſtillem Schritt. Eine ſchöne That, zu der ſie begeiſtern, wirkt unauslöſchlich in die tiefſte Ferne. Menſchliche Seelen ſind ihr Reich; da bilden und fördern ſie, ungeſehen und unabſehlich, ſtille Entſchlüſſe, lange Gedanken.

Von Eitelkeit alſo fern, weil ſie einer höheren Art ſind, erkennen ſie nur ihre Grenzen, ihre Mängel. Weil dieſe dem niedern Geſchlecht gemeiniglich zuerſt ins Auge fallen, ſo trauren ſie über die Nachahmung dieſer. Idole zu werden iſt weder ihr Wunſch noch ihr Beruf; vollends mit ſich, mit dem Werk eines Einzelnen, das Geſchäft des Geſammtgenius beſchloſſen zu halten, iſt ihnen undenkbarer: denn es iſt eng und eitel und antigenialiſch.

Geiſt zu erwecken, Kräfte zu beleben, iſt ihr Dienſt und der Lohn ihres Dienſtes. Je weiter die Menſchheit rückt, je mehr und feiner ſich ihre Angelegenheiten und Gefahren verflechten, deſto höhere und immer höhere Genien hat ſie nöthig. Die Zeit iſt vorüber, da man den Namen des Genies blos an müſſige Kunſtprodukte verſchwendete, oder gar zum Fröhner alberner Ergötzlichkeiten machte; höhere Genieen, kommet uns zu Hülfe. Euch rufet die Zeit.

Geſchmeckt und geſchmeckt haben wir lange; das Angenehmſte iſt uns zum Ekel worden; beinah in Allem ſogenannt Schönen, leiden wir an Uebermaaß, an Ueberdruß, am Mangel des Triebes, Gefühls und Genuſſes, daß ſogar die Philoſophie a priori es dem Gemeinſinn deduciren dürfen, „Kunſt ſey nichts als ein Spiel der Empfindungen und der Einbildungskraft ohne Zweck und Begriff.“ Komm' uns zu Hülfe, Geiſt, der dies kindiſch-grauſame Spiel, das Schlenkern des Maikäfers um einen Stab, damit er ſumſe, in Theorie und Uebung, der Verachtung Preis gebe. Die herrlichſten Talente, die größeſten Genien auch in unſerm Volk, woran mußten ſie ihre Gaben oft und meiſtens verſchwenden? und wie mißbrauchen wir ihre Werke? In Muſik und bildender Kunſt, in Dichtung und Rede, noch mehr in That und ordnenden Gedanken jähnen wir dem Genius zu, höchſt ungenialiſch. Wer erweckt Hunger in uns, damit wir nicht nur ſchmecken, ſondern auch Lebensſaft empfangen? wer weckt in uns Neigungen, Kräfte?

Und zwar von Kindheit, von Jugend auf: denn ach, o Genius, dein ſpäteres Erſcheinen iſt ſchmerzhaft.

II. Geſchmack.

Geſchmack (wiſſen wir alle) iſt der individuelle, augenblickliche Reiz der Zunge, die Wirkung eines Gegenſtandes auf ihr Organ, von dem ſie weiter keinen Grund angeben kann, als daß es ihr ſo und nicht anders ſchmeckt, d. i. vorkommt. Geiſtig angewandt kann alſo Geſchmack kein Principium des Wohlgefälligen oder Schönen werden: denn er iſt Erſtens individuell; vielleicht koſtet eine andre Zunge anders. Zweitens. Er gilt nicht für alle Zeiten: denn der Geſchmack ändert ſich mit Umſtänden, vielleicht mit Augenblicken und Jahren. Drittens.

Er kann überhaupt kein Principium ſeyn: denn er giebt keinen Grund an; ja er ſchneidet es ab nach einem Grunde zu fragen. Wahrſcheinlich war der letzte Umſtand eben die Urſache, warum die „Kritik" dies Wort wählte. Ohne Gründe, Begriffe und Vorſtellungen darf ich koſten, um zu koſten, und jedes Warum abweiſen. „Mir ſchmeckts alſo. Meine Zunge hat geurtheilt, der höchſte Poſtulator."

Was man vom Geſchmack gewöhnlich ausſagt, weiſet darauf hin, daß er kein erſtes Principium der Kunſt ſeyn könne und ſeyn dürfe. Man nennet ihn *grob* und *fein*; wo liegt die Regel dieſer Schätzung? Den *gemeinen* Geſchmack nennet man verächtlich; wie mag alſo der *Gemeinſinn*, d. i. der *gemeine* Geſchmack eine Regel des Schönen ſeyn, des höchſten Schönen? Man ſpricht von einem *National-* und *Zeitgeſchmack*, die man bald lobt, bald tadelt, über welchen man aber das echte Werk der Kunſt und des Genies emporhebt. Endlich redet man vom *unreifen*, vom *verderbten*, vom *ſchiefen* und *eingeſchränkten*, vom *allgemeinen*, vom *barokken* Geſchmack; lauter Anzeigen, daß Er nach einer Regel *gebildet* werden müſſe, nicht aber daß Er die Regel bilde.

Keiner unſrer Sinne nämlich iſt ſo eigenſinnig und veränderlich, keiner aber auch ſo *gewöhnbar* und *verwöhnbar* als dieſer. Wozu haben Menſchen, Geſchlechter, Völker, geiſtig und körperlich ihren Geſchmack nicht gewöhnt und verwöhnet? Die Geſchichte der Nationen und Zeiten giebt davon Beweiſe zum Erſtaunen. Eben alſo weil dieſer Sinn als der cultivabelſte erſchien, brauchte man ihn zur Bezeichnung des ſchönen ſowohl als des ſittlichen Gewöhnens. Durch Muſter und Umgang, ſagt man, wird der Geſchmack gebildet, nicht durch Worte; *) am Geſchmack des Menſchen ſehe man, mit wem er gelebt? wie er lebe? und dehnt dies Kennzeichen auf alles aus, wodurch ſich der Vortretende zeiget. Kleidung, Geberden, Wohnung, Rede, in ihr Wahl des Inhalts ſowohl als Vortrag, enthüllen den Geſchmack oder Ungeſchmack eines Menſchen, dem Einſehenden unabbittlich.

Hat der Geſchmack ein ſo weites Reich, daß er ſich in Allem zeiget, und zugleich

---

*) Guſtus non traditur arte, ſagt Quintilian.

eine ſo eng-andringende Sphäre, indem er im eigenſten Habitus eines Menſchen oder eines Volks, in *ſeinem* Kreiſe von Gegenſtänden, Bemerkungen und Empfindungen wohnet; iſt der Geſchmack ſo ſtolz, daß er faſt nie verzeihet, und doch zugleich ſo cultivabel, daß er ſich beinah zu allem gewöhnet: ſo verdient er eine tiefere Beherzigung, als daß man ihn blos als ein flüchtiges Urtheil flüchtig betrachte.

1. Erforderniſſe des Geſchmacks.

1. Eine unreine Zunge ſchmeckt nicht; ſtumpfe Organe empfinden nur nach den ſchärfſten Reizen, oder ſie kauen mehr als ſie empfinden. So auch der geiſtige Sinn des Menſchen. Umſchlämmt von Vorurtheilen, unerweckt, träge in niedriger Gewohnheit iſt der Geſchmack grob, thieriſch. Wer einem Volk Reizbarkeit ge-

ben, wer im Denken ſowohl als im Begehren und Handeln Hinderniſſe des richtigen Erfaſſens der Dinge, ihres Empfindens und Aneignens dadurch hinwegthun kann, daß er den Verſtand aufhellet, die Kraft des Willens auf den rechten Punkt lenkt, der befördert damit den beſſern Geſchmack des Volks; ein Wohlthäter der Menſchheit. Was die Reinigung des Verſtandes von Vorurtheilen, die Wegräumung ſchlaffer Gewohnheiten in Sitten und Künſten, die Richtung der Neigungen aufs Beſſere bei Nationen gewirket, zeigt eine Vergleichung der Jahrhunderte. Nie war der Geſchmack eines Volks etwas anders als eine Folge ſeines ganzen **Habitus** im Denken, Empfinden, Handeln, die Aeußerung ſeiner zwangloſeſten Luſt und Freude.

2. **Der Geſchmack löſet auf und ſcheidet**; eine ſchnelle oder behutſamere Analyſe iſt ſein erſtes Geſchäft, ohne welches er nicht ſtatt findet. Das **Gefühl** nimmt ganz auf, oder giebt dem Gegenſtande ſich ganz hin; der Eindruck, den es empfindet, iſt ſtark, aber ungegliedert. So empfinden rohe Menſchen; bei überraſchend-großen Gegenſtänden empfinden wir alle alſo. Menſchen dagegen von ruhig-zarten, nicht ſchlaffen Sinnen, die bei dem Erfaſſen des Ganzen leicht in die Theile übergehen, und ſich eben ſo leicht aus dieſen das Ganze bilden, ſie ſind vorzüglich zum feinen, richtigen Geſchmack geeignet. Andre, in denen Eine Empfindung alle überwiegt, bleiben nicht nur vielen Gegenſtänden unempfindlich, ſondern hangen auch in ihrer Welt der Gefühle vom Stoß und Triebe des

Moments ſo gewaltig ab, daß ihnen Zeit und Fähigkeit zur Analyſe mangelt. Los grandes bocades ſon para grandes paladares, ſagt das Spaniſche Sprüchwort,*) und Graziano beſtimmt damit ſogar eine eigene Gattung des hohen Geſchmacks (guſto relevante). Die mittlere Region zwiſchen dem zu Veſten und zu Zarten iſt unſtreitig die Temperatur der feinen, doch nicht überfeinen Analyſe. Daher heißt koſten (γευεσθαι) eigentlich prüfen.

3. Da dieſe Analyſe indeß nur zur Aneignung des Gegenſtandes geſchieht, ohne welche alles Analyſiren läſtig und vergeblich wird, ſo iſt, was alle gebildetete Nationen durchs Wort Geſchmack ei-

---

*) Für einen großen Mund gehören große Biſſen. Orac. manuel de Lor. Graziano. Mor. 65.

gentlich bezeichnen wollten, der letzte, höchſte, feinzuſammenfaſſende Punkt des Reizes einer Sache, von dem ſich weiter keine Gründe angeben laſſen, der aber als ein „Ich weiß nicht Was" des Wohlgefallens oder Mißfallens innig vergnügt, mächtig wirket. So ſprachen Montesquieu, Voltaire, Mengs, Cooper, Gerard, u. a. über den Geſchmack als über die feinſte und letzte Politur des Urtheils in einer zuſammenfaſſenden Empfindung des Ganzen; und unterſchieden ihn ſowohl vom Genie als von dem Empfindungsloſen Urtheil des kalten Verſtandes. Genie bringet hervor; glücklich, wenn es mit Geſchmack hervorbringt, d. i. mit Zuſammenfaſſung des Vielen zu einer harmoniſch-ergötzenden Einheit. Eben dieſe Einheit macht dem Genius die Hervorbringung, andern die Anſchauung ſeines Werks leicht und anmuthig; die Mühe der Politur ſelbſt wird ihm angenehm, indem das Ziel ihm beſtändig vorſteht, die leicht zu faſſende, in allen Theilen übereinſtimmende, anmuthige Einheit. Geſchmack kann die Stelle des Genies nie erſetzen, oder er erkünſtelt ſchwächliche Arbeit, der bei allem Glatten und Einnehmenden das Weſentliche, Geiſt und Leben, fehlet; wohl aber wäre es nur ein rohes Genie, das ohn' allen Geſchmack arbeitet.

Der Geſchmacksurtheiler nennt ſich gewöhnlich Kenner; warum iſt der ſtolze Name zum Schimpf worden? Eben weil er meiſtens aus dem Bezirk des Geſchmacks hinausſchreitet und nach den beiden „Eigenthümlichkeiten des Geſchmacksurtheils," die die „Kritik" feierlich feſtſtellt, „ſeinen Gegenſtand in Anſehung des Wohlgefallens (als Schönheit) mit einem Anſpruch auf Jedermanns Beiſtimmung ohne Beweisgründe beſtimmt, mithin unaufhörlich poſtuliret." Dieſem Kennerſtolz, dem das Kunſturtheil in einem vornehm-entſcheidenden Kitzel auf der Zunge wohnet, iſt die Kunſt ſowohl als der geſunde Verſtand feind; ſein Spiel iſt ihnen lächerlich, ſein Gebot verächtlich. Das echte Geſchmacksurtheil iſt für andre Ausſage, Zeugniß, kein Richterſpruch; je feiner es den feinſten Punkt des Wohlgefälligen trifft, deſto mehr beſcheidet es ſich, daß es nicht für die Menge koſtet. Dieſer behagt die Ananas oft weniger als die Diſtel.

2. Verſchiedenheit des Geſchmacks.

Daß man über den Geſchmack nicht disputiren müſſe, iſt eine weiſe Regel: denn woher und wozu der Diſput, wenn er nur den Geſchmack betrifft und keine Gründe anzuführen weißt? Ohne Gründe wirſt du den andern nie überzeugen; wohl aber verwirren oder gar wider dich aufbringen; der deinigen ſetzt er ſeine Anmaaßung entgegen. Ja, ſpräche er ohne Gefühl dein Urtheil nach, was haſt du aus ihm gemacht, als einen Heuchler und Wortmißbraucher? Unzähliche ſolche haben wir in Sachen des Geſchmacks zum Nachtheil der Sprache ſowohl als jeder wahren Empfindung; in Betreff des feinſten Punkts dieſer iſt das Poſtuliren ſogar unhöflich.

Verſchieden iſt der Geſchmack der Menſchen und muß es ſeyn

1. *Nach der Beſchaffenheit ihrer Organe, ihres Temperaments, ihres Klima.* Gehet die Charte der Völker durch, ihr werdet finden, daß mit den Nationalbildungen ſich auch der Geſchmack der Völker in allem, was zur leichten Erfaſſung des Angenehmen und Schönen gehört, merklich ändert. So unterſcheidet ſich der Geſchmack der Mongolen, der Indier, Perſer, Türken, Griechen, in Ergötzlichkeiten, in Kleidung, Muſik, in phantaſtiſchen Erzählungen, Spielen; in jedem Volk bemerkt man eine *ihm eigne Wendung in Zuſammenfaſſung des Angenehmen*, d. i. *Luſt und Liebe nach ſeiner Weiſe*, die ohne Zweifel im Bau ſeiner Organe und im Verhältniß

derſelben zu den ihnen entſprechenden Gegenſtänden den Grund hat. Mit einem liebenden Neger über das Ideal ſeiner Schönheit, mit einem Türken über den Werth der Italiäniſchen Muſik, mit einem Sineſer über das Europäiſche Cerimoniel disputiren, hieße Zeit und Athem verſchwenden; ſo widerſinnig es gegenſeits wäre, wenn man den Geſchmack ferner Zonen, fremder Temperamente und Organe wider Willen der Natur ſich zueignen wollte. Was zum innigſten Erfaſſen und Genießen der Luſt und Freude gehört, bleibt und bleibe dem Himmelsſtrich, unter welchem es empfangen ward. In Italien z. B., in Griechenland, in Aſien erſcheinen die Farben dem Auge anders, als bei uns; der Geſchmack (wenn es auf nichts weiteres ankommt) darf ſie dort alſo, wie ſie ihm erſcheinen, zuſammenſezen, wählen, gebrauchen; unter uns dagegen bleibe Jeder ſeinem Klima, ſeinen Organen treu, ohne der Heuchler und Nachäffer eines fremden Geſchmacks ohne Geſchmack, d. i. ohn' einheimiſche und eigenthümliche Luſt, Liebe und Empfindung zu werden.

2. Gewohnheiten bilden den Geſchmack; inſonderheit frühe Gewohnheiten der Kindheit und Jugend. Kein fröhliches Volk giebts auf der Erde, das nicht in einigen Dingen, und zwar eben in denen, die es mit Luſt und Freude trieb, ſich eine Art eignen Geſchmacks erworben hätte, der oft auch das Auge des Fremdlings reizet: denn meiſtens waren es Jünglinge und Mädchen, die, was zum Kreiſe des Lebens gehört, zu beſorgen hatten, und ſie beſorgten es fröhlich. Ihr Blick faßte zuſammen, wie es am ſchön-

ſten gemacht werden könne, und traf dies Schönere glücklich: denn was ſie machten, waren oft Geſchenke, die ſie dem Geliebten geben, ein Hausrath, womit ſie glänzen, ein Eigenthum, womit ſie andre übertreffen wollten; dieſe Neigungen beflügelten den Blick, eben den Punkt des Reizes zu finden, der andern fehlte. Uehaupt ſind in Sachen des Geſchmacks das Weib mit ſeinen zarteren Organen, die Jugend in ihrer frohen Thätigkeit jederzeit die munterſten Wählerinnen geweſen; der Mann, zumahl nach Jahren, begiebt ſich des Neuen, treu dem Alten, ſo unbequem und Geſchmacklos es ſeyn mag; ihm iſts Gewohnheit. Unter Völkern, wo das Weib als eine Magd der Hütte arm und in einem gewaltthätigen Klima dem drückendſten Bedürfniß dienet, iſt an Geſchmack weniger zu denken, als bei Völkern, die unter günſtigem Himmel ihr Spiel des Lebens treiben. Wie oft lachten dieſe den zwar Kunſtvollen, aber ungeſchickten Europäer aus, mit ſtolzer Freude, daß ſie die Kunſt zu leben beſſer als Er verſtänden, und ſie von Jugend auf leichter, glücklicher übten! Iſt Geſchmack ein Kind der Luſt und Freude an Dingen des Lebens; wo wohnet er lieber als bei fröhlichen Völkern?

3. **Den Geſchmack fixirten Muſter, denen man willig folgte, Uebungen, die man mit Luſt und Liebe nachthat.** Bemerkte man die gute Wirkung des Geſchmacks im Andern; mußte man nicht auf den wirkenden Punkt des hervorſtechenden Reizes in ihm aufmerkſam werden und ihm nachſtreben? So ward der Geſchmack eines Kreiſes der

Geſellſchaft, einer Familie und Zunft, einer Stadt, eines Landes gebildet, ohne Geſetze, durch Nacheiferung oder durch eine willige Nachfolge, die endlich Gewohnheit ward; Gewohnheit, die oft auch das Widerſinnige angenehm macht, blos weil man ſich daran frei gewöhnte. Gebieten Geſetze dem Geſchmack; wehe ſodann dem Reiz, der in ihm immer doch der lebendige Punkt ſeyn ſollte! Oder haben Wohlgefallen, Luſt und Liebe ſich in ihm überlebt; o ſo jähnt man, um Geſchmack zu haben, dem alten Schemen zu, und folgt ohne Geſchmack der Geſchmacksgewohnheit. Nichts iſt daher einem Volk, einer Geſellſchaft, Sprache und Zunft ſchädlicher, als wenn Geſetze ſich zumal des noch unreifen Geſchmacks einer Nation apodiktiſch bemeiſtern; ſie morden den beſſern Geſchmack auf eine Reihe zukünftiger Geſchlechter. Beiſpiele davon ſind das alte Aegypten, China von Alters her; und bei uns in Ständen, Zünften, Gewohnheiten, giebt es nicht auch manches fixirte Geſchmacks-China?

4. Neu-hervorſtechende Muſter und Uebungen ändern den Geſchmack, zum Beſſern, zum Schlimmern, wie es die Zeiten geben. Ein Geſchmack, dem man ſein Veränderliches anſieht, heißt Mode; man macht ſie mit, wenn ſie nicht zu albern iſt, der Verſtändige hält aber nicht mehr von ihr, als ſich zu halten gebühret. Geſchmack eines Einzelnen in Uebung geſetzt, heißt ſeine Manier; wenn eine Schule dieſem Savoir faire folgt, heißt es Manier der Schule. Nothwendig wird durch ſie der Geſchmack verenget und unrein: denn er hängt nicht blos ohne Urtheil am Urtheil,

ſondern auch an der Wirkungsweiſe des Einen, eines Fremden. Dadurch verſchiebt man ſich für alles Beſſere und Freiere den Anblick, das man ſchief, enge und partheiiſch anſieht, und lähmt ſich zu jeder eignen freien Kraftübung. Iſt der Geſchmack des Einen vollends Geſchmacklos, Geſchmackverderbend, weh der nachziehenden Geſchmacksheerde! Die Geſchichte der Völker und Zeiten hält uns hierüber warnende Beiſpiele vor: denn wie traurige Perioden hat der Geſchmack Europa's durchlebt, und wo ſtehen wir in Manchem mit ihm noch jetzo?

3. Bildung des Geſchmacks.

Es hing nicht von uns ab, zu welcher Zeit, in welchem Lande wir gebohren wurden, welche Muſter ſich uns zuerſt und am tiefſten eindrückten, mit welchen Menſchen wir lebten und leben mußten; wohl aber hängt es von uns ab, uns Red' und Antwort hierüber zu geben und ſoviel an uns iſt, den aus allen dieſen Umſtänden gewonnenen Geſchmack zu bilden, zu beſſern. Die Hauptfrage hiebei iſt alſo: woran haſt du Geſchmack? d. i. was treibſt du mit innerer Luſt und Freude? Nichts? Du folgſt in Allem der trägen Gewohnheit; wohlan, ſtelle dich wohin du willt, nur nicht auf die Seite der Kenner, im beſſern Sinne des Wortes. Wie viel ehrbare Leute werden abgeſchmackt, ſobald ſie über Sachen des Geſchmacks den Mund öffnen. Spräche jeder aus ſeinem Kreiſe über Dinge und Uebungen, denen er den höchſten Punkt des Reizes in Theorie und Uebung abgewann, wie unterrichtender, anmuthig-friſcher und nützlicher würden manche Unterhaltungen, die jetzt als Almanachs- und Theaterconverſationen, leere Danaidenfäſſer wälzend, unſer Ohr betäuben, unſre Seelen veröden. Eben ein Zeichen der Geſchmackloſigkeit iſt es, zu wähnen, daß nur bei den ſogenannten ſchönen Künſten, Muſik und Malerei, bei Tanz und Romanen Geſchmack nöthig oder möglich ſey; da wir doch offenbar ſehen, daß der anmaaßendſte Kunſtkenner und Geſchmackskrämer dieſer Künſte der abgeſchmackteſte Menſch in ſeiner Lebensführung, ja in der Weiſe ſelbſt ſeyn könne, in der er dieſe Kennerſchaft anbringt. Wer Portici und Pompeji ſah, der weiß, daß die Griechen Geſchmack in Allem übten; im kleinſten Hausgeräth, in den Gräbern ſelbſt iſt er ſichtbar. Und ſo ſollte kein Volk, kein Stand, kein einzelner Menſch ſich des Geſchmacks rühmen dürfen, der nicht in Allem, was von ihm abhängt, Geſchmack zeiget. In mancher armen Hütte wohnt der Geſchmack angenehmer, als im überladnen Palaſt; in einer anſtändigen Kleidung kann er ſich edler zeigen, als im buntſten Flitterſtaat; an einer einfachen Tafel reizender, als beim Krönungsfeſt des römiſchen Kaiſers.

Kann und ſoll alſo Geſchmack in Allem herrſchen; was mit eigengefühlter Luſt und Wahl zur Sphäre unſrer Wirkſamkeit gehört, ſo treten hiemit ſogleich alle fernher erborgten fremden Künſte Seitwärts, ſobald ſie nicht mit Geſchmack, d. i. mit Anwendung auf unſern Lebenskreis angenehm und würdig gebraucht werden. Dein Griechiſcher Geſchmack, deine römiſche Beredſamkeit, was hilft ſie dir und uns, wenn du ſie wie ein Kamtſchadal anwendeſt? Giebts nicht über Sachen des Geſchmacks gerade mit dem größeſten Ungeſchmack geſchriebene Folianten? Die Kenntnißreichſten Antiquare, waren ſie nicht oft die Geſchmackloſeſten Barbaren? Hier alſo fange das Werk an. In der eigenſten Funktion unſers Lebens, in der uns enganſchließenden Sphäre von Empfindungen, Verrichtungen und Gedanken ſollen wir uns Geſchmack, d. i. den lichteſten Punkt der verſtändigſten, leichteſten Wirkſamkeit mit Luſt und Liebe erwerben; oder alles Schöne fernher gebrachter Wiſſenſchaften und Künſte wird Zeitvertreib und Zeitverderb, eine Trödelei, die wir bald beiſeit legen, weil ſie uns zuletzt aneckelt. Das Leſen der Alten ſelbſt, wenn es nicht bis zum innerſten Kern dringt und uns zu ihren Geſinnungen in einer ganzen Lebensweiſe bildet, ſondern blos Kennerſchaft bleibt, iſt auch Ungeſchmack: denn heraus mit der Sprache! Iſts Geſchmack oder Ungeſchmack, wenn alte Autoren ſo geleſen, oder wie man ſagt, getrieben werden, daß, wenn die Maſſe will, Alles bei ihnen hervorſpringt, nur nicht der lebendige Punkt, auf den ſie Alles anlegten? Wird dieſer nicht mit der Leichtigkeit, Luſt und Liebe gefaßt, die unabtrennlich vom Geſchmack ſind, was nützen den Armen, die ihr mit Eurer Gelehrſamkeit quälet, die treflichſten Geſchmacksmuſter? Auf Lebenszeit habt ihr ihnen dieſe verleidet. Iſts Geſchmack oder Ungeſchmack, wenn man die alte oder neue Geſchichte ohne lichte Punkte des Zuſammenhanges, des Ueberblicks, der Anwendung auf unſre Zeiten vorträgt? Jetzt wird ſie ein Labyrinth, dann eine Wüſte, in der längſt vergeſſene und der Vergeſſenheit würdige Namen wiederhallen, ohne daß ſie einmal angenehm tönen. Iſts Geſchmack oder Ungeſchmack, wenn griechiſche Formen widerſtrebenden Gegenſtänden nicht angepaßt, ſondern wie Gypsformen übergoſſen werden, ſo daß der Gegenſtand ſelbſt zuerſt darunter erſtickte? Ungeſchmack oder Geſchmack, wenn man eine Jugend, die kaum der Schulbank entrann, mit Geheimniſſen der Transſcendenz ſo überladet, daß ſie fortan den Geſchmack an aller Erfahrung, dem leidigen Empirismus! verlor, und ſich ihren Geſchmack a priori bildet? Unter ſolchen Geſchmäcken leben wir und ſind ihrer gewohnt: oft ohne ein Fünkchen wahren Geſchmacks, d. i. eigen gefühlter innerer Luſt und Liebe zu dem, worauf es ankommt, woraus und wornach ſich Alles leicht faßt, und bezieht und ordnet. Die Urſachen dieſes Ungeſchmacks herzählen, hieße eine Iliade der Uebel ſingen, unter denen die Hekuba des Schulgeſchmacks ſowohl, als die vom Apoll begeiſterte Caſſandra leiden.

Von allen nur eine Urſache, die unanſtößigſte, von der Geſchichte erwieſen. Außer dem Jagd-, und Heer- und Zunftweſen iſt der Geſchmack unſrer Nation eine fremde Pflanze, auf einen rauhen Boden, ſpät herüber gekommen, aus mancherlei Völkern. Nie hat er in ihm tiefe Wurzel geſchlagen, noch weniger iſt er zur Reife gediehen, und am wenigſten iſt er in feinern Dingen Nationalgeſchmack worden. Da der Einrichtung nach unſre hohe und niedre Schulen größtentheils noch im ſechszehnden Jahrhundert ſind, und an dieſer Einrichtung ſich unter dem Schutz der Dürftigkeit ein längſtverlebter Geſchmack

ſchmack unglaublich feſthält; da ganze Stände am wahren Geſchmack gar nicht Theil nehmen, und nur von dem wiſſen wollen, der an Tafeln, in Beſuchſälen, oder bei Gelagen und in Ställen wohnet; da die Vertheilung unſrer Nation an ſich ſelbſt ſchon den buntſcheckigſten Geſchmack hervorbringt, vielfach gefärbt, wie die deutſche Reichscharte zeiget; da endlich außer den Alten der Arabiſch-, Spaniſch-, Franzöſiſch-, Engliſch-, Italieniſche (warum nicht auch der Türkiſch- und Ruſſiſche?) Geſchmack periodiſch oder durch einander ihr Werk in Deutſchland getrieben haben; wie wäre, bei der gutmüthigen Nachgiebigkeit und Anhänglichkeit der Deutſchen an alles Fremde, ein ſichrer Geſchmack unſrer Nation, aus innerer Liebe, auf den weſentlichen Punkt des Lichtes und Reizes gerichtet, nur denkbar? Säcke voll fremder Geſchmäcke ſind über uns geſchüttet, und werden über uns geſchüttet werden, mit gleicher Gleichgültigkeit der Deutſchen zu Dem und Jenem. Aufs lindeſte zu reden iſt unſer Geſchmack alſo jung und unreif, vermiſcht und ungeſondert, zu gutmüthig-nachgebend, d. i. Charakterlos, gleichgültig und — ohne Geſchmack, ohn' innere Luſt und Liebe. Sind wir im äußerſt langſamen Werden; wenn werden wir geworden ſeyn? wer weiß es?

4. Hülfsmittel zur Bildung des Geſchmacks.

Wem weihe ich dieſe wenigen pia vota? Der Zeit und der Hoffnung.

1. Frühe muß die Bildung des Geſchmacks anfangen, oder ſie

kommt zu ſpät, zumal bei eigenſinnig-harten Organen. Glücklich, wer ſagen kann: „ich ſah und hörte von Kindheit auf nichts Ungeſchicktes; das Geſchmackloſe ward mir, wie das Laſter der Trunkenheit den Spartaniſchen Knaben an Sklaven gezeiget. Früh lehrte man mich in jeder Sache den lichteſten Punkt finden, in jeder Uebung die leichteſte Weiſe frei und froh treiben.“ Wer von dieſem Glück nicht ſagen kann, vielmehr ſeinen Geſchmacks-Becher lange und langſam von Hefen läutern mußte, der komme andern, er komme der Jugend zu Hülfe, für ſie ihn zu läutern.

2. In nichts ſey Ungeſchmack erlaubt, weder in Werk noch Lehre, weder in Wiſſenſchaft noch Uebung. Es iſt ſelbſt Geſchmacklos, wenn man Materien des Geſchmacks abſondert und ſich

damit ein groſſes Reich des Ungeſchmacks Beſitzmäßig vorbehält: denn da Geſchmack kein Redezierrath, ſondern die ganze Art iſt, eine Sache anzuſehen, ein Geſchäft zu behandeln; ſo ſind Geſchmack oder Ungeſchmack untrennbar von uns im Kleinſten und Gröſſeſten; Eins oder das Andre müſſen wir zeigen. Kein Buch alſo ſollte Geſchmacklos geſchrieben ſeyn, wovon es auch handle; Euklids Elemente, **Newtons** Principien, la Place Werke ſind ihrer Art nach im gröſten Geſchmack, Käſtners mathematiſche Schriften mit eben dem treffenden Geiſt, wie ſeine Vorleſungen und Epigramme geſchrieben. Kein Ungeſchmack im Vortrage ſollte erlaubt ſeyn: denn jede falſche, dunkle, nebelhafte Ideenverbindung, jedes lahmende Gedanken- und Wortſpiel hat Geſchwiſter, Nachbarn, Freunde.

Kein Geſchmackloſes Buch ſollte der Jugend in die Hände gegeben werden, auch bei dem reichſten Inhalt deſſelben: denn je mehr ſie an dieſem hängt, deſto tiefer drückt ſich ihr mit dem Inhalt die ſchlechte Form ein; offenbar zu ihrem mindern Nutzen als Schaden. In dieſer Geſchmackloſen Form und Manier denkt ſie jetzt weiter. Hätte die kritiſche Philoſophie uns Geheimniſſe entdeckt, die von der Welt Anfange an verborgen geweſen wären; die Art ihrer Entdeckung hat einen Skoticismus verbreitet, der von Lehrſtühlen bis zu Kanzeln und zum Theater reichet.

3. Nichts ſchadet dem ſchlaffen oder unreifen und verwirrten Geſchmack einer Nation mehr, als wenn man ihm alles zum Spiel macht, und dies Geſchmacksſpiel ſogar auf ſeynſollende Grund-

ſätze deſſelben, auf Wortſpiele gründet. Dadurch wird dem gleichgültigen oder dem glaubenden Haufen dann Alles ein Spiel, ein Zeitvertreib zum Jähnen, ohne Theilnehmende Erfaſſung des lebendigen Punktes von Zweck und Wirkung, mithin ohne wahren Geſchmack und Antheil. Jetzt wird mit dieſer, jetzt mit jener Form geſpielt, bald der Eſel gelobt, bald Satanas apodiktiſch erwieſen; Kraft der Antinomieen des Geſchmacks ſind Alle Geſchmäcke gut und heilſam. Dieſer Gaukelei ſollte ſich entgegen ſetzen, was Geſchmack hat: denn durch ſie wird dem Menſchengeſchlecht alle weſenhafte Freude und Theilnehmung von Grundaus verderbet. Je artiger die leere Form iſt: deſto ſchädlicher iſt das Geſpenſt: denn es lüget. Es lügt Geſinnungen, Empfindungen; die Wahrheit ſelbſt iſt ihm Geſetzmäßig Hypokriſis, Lüge. Da dieſer kritiſche Wahn durch apodiktiſche Behauptungen ſowohl als durch geprieſene Muſter Ordnung des Tages iſt: worauf ſtehen wir mit unſerm Geſchmack? Der kritiſche Geſchmack, auf dem Alles ſteht, behauptet ſelbſt von ſich, daß er auf nichts ſtehe, ſondern ein Spiel ſey; ein Spielgeſchmack aber, ein vornehmer Schemen, auf dem Alles ruht, iſt der leichtfertigſte, mithin der ſchlechteſte Geſchmack von allen.

Holde Gabe, wem ſie verliehn ward, und wer ſie von Jugend auf rein und allgemein, und richtig, und leicht, und ernſt auszubilden ſtrebte, Geſchmack! feinſter Faden im Gürtel der Grazien ſowohl, als im Schleier der Muſen. In allem lehrt der Geſchmack Uebertreibungen mildern, Superlativen vermeiden, thörichten Antipathieen entſagen, ſchwärmenden Sympathieen entweichen, neben dem Licht auch den Schatten, der jenem aufhilft, erkennen und dulden, allenthalben aber den Punkt treffen, durch den uns Alles licht und leicht wird. Was das ſchnelle Erfaſſen des Wahren dem Verſtande, was die Regung des moraliſchen Gefühls dem Willen, iſt zwiſchen beiden in Anſehung des Schönen und Angenehmen ſowohl in Empfindung als Uebung der Geſchmack, d. i. die leichte und ſichre Comprehenſion deſſelben im feinſten Punkt ſeines Reizes.

III. Kritik.

Genie erſchafft, Geſchmack koſtet, Kritik urtheilt. Mithin will ſie Gründe des Urtheils; ſie ſetzt einen Zweck des Werks voraus und hält an ihn die Mittel ſeiner Erreichung. Ihr liegt ein *Geſetz*, eine *Regel* zum Grunde, die ſie anwendet. Eine Kritik ohne Geſetz, ohne Regel und Gründe heißt *Akriſie* und iſt blinde Willkühr. Sie zerreißt den Faden heller Begriffe und Urtheile, der von Griechenland aus durch alle cultivirte Nationen fortging, und öfnet der apodiktiſchen Barbarei die Thore.

Dem Namen ſelbſt nach iſt Kritik *Ausſpruch nach einer Regel*, die dem Beurtheilten ſowohl als dem Urtheiler anerkennbar, von beiden anerkannt und dem Werk anpaſſend iſt, über welches geſprochen werden ſoll. Ohne dieſe Bedingungen iſt der Ausſpruch des Richters eine *unapodiktiſche Apodixis*, d. i. ungebührliche Anmaaßung.

Echte Kritik mit Gründen, nach Geſetz und Regel, ernſthaft erwogen, unpartheiiſch geſprochen, iſt einer Nation unentbehrlich: denn wer ſollte die unbelehrte Menge belehren als die Kritik, mit Gründen? Ein apodiktiſches Tribunal dagegen, das ohne Gründe, nach einem Coder, der Begriffe, Zweck und Vorſtellungen des Zwecks förmlich aufhebt, nach ſolchen willkührlich oder leidenſchaftlich ſpricht, ja die Geſetze ſelbſt in ein Spiel ſetzt, mit dem man ſpielet, ein ſolcher Markt iſt der Nation eben ſo unanſtändig als ſchädlich. Ueber keines Vernünftigen Werk urtheilt man vor einem Vernünftigen ohne Gründe. Wer ſich nur vor einer Nation und zu ihr ſprechend über alle ihre Geiſteswerke dergleichen apodiktiſche Urtheile anmaaßt; entweder muß der erweiſen, daß über ihn der Geiſt alles Genies und Wiſſens, aller Kunſt und Cultur gekommen ſey, oder die Nation betrachtet ihn als ihren Schätzer und Höhner. Faktoren eines merkantiliſchen Inſtituts, die nach jeder Meſſe alle Produkte des Genies und Fleißes, der Kunſt und Wiſſenſchaft, der Wünſche und Beſtrebungen ihrer Nation vom Titel aus zur Beurtheilung an ihre Söldner vertheilen, ſpotten der Nation ſelbſt mit ihrem Namen. Redakteurs des Geiſtes der Nation, Faktoren ihrer Kritik aus Autorität eines Verlegers, als Namen ſchon bezeichnen ſie Anmaaßungen, die der Geiſt des geſunkenſten Volks nicht erlauben dürfte, nicht erlauben müßte. Womit habt ihr gezeigt, Schätzer-Faktoren, um das Zutrauen der Nation zu verdienen, daß Ihr die Beurtheiler auch nur wählen, daß Ihr die ſämmtlichen Bemühungen ihres Geiſtes an eure Zunft auch nur vertheilen könnet? und wer iſt dieſe Zunft? Schätzer-Faktoren.

Was heißt Recenſion? Der Name ſelbſt enthält des Amts Pflichten. Eine genaue Ueberzählung oder Erzählung deſſen, was die Schrift enthält, nothwendig jeder Schrift in ihrer Weiſe — heißt Recenſion; alſo

1. Arbeiten des Fleißes wollen eine treue Beſtimmung deſſen, was dieſer Fleißige geleiſtet; ihre Recenſion ſetzt eine eben ſo genaue Kenntniß deſſen voraus, was vor ihm geleiſtet worden. Wer dieſe Kenntniß nicht hat, oder die fleißige Arbeit genau durchzugehen nicht Zeit, nicht Luſt hat, iſt kein recensens.

2. Wiſſenſchaften und Künſte fodern einen Beurtheiler, der die Wiſſenſchaft, die Kunſt genau kennet, und wie dies Werk zu ihnen ſtehe, Par-

theilos ſchätzen kann. In echten Wiſſenſchaften gelten nur Axiome, klare Deductionen, Erfahrungen, Schlüſſe; Poſtulate, die ſich nicht durch ſich ſelbſt erweiſen, verpflichten niemand. Zumuthungen, dergleichen anzunehmen, zernichten das Amt der Kritik völlig, und ſetzen an ihre Stelle einen literariſchen Papismus. Bei den Künſten der Zeichnung wie bei der Wiſſenſchaft liegen Werke dem klarſten unſrer Sinne vor Augen, der mittelſt angegebner Gründe, jeden Zwiſt entſcheidet. In beiden urtheile nur der Meiſter, der Kenner; der Halbkenner, der Geſchmackströdler ſchweige.

3. Dem Genie bücke ſich die Kritik; auch mit ſeinen Fehlern gebührt ihm Hochachtung: denn das feinſte Urtheil als ſolches ſteht unter dem Genie; dies erfinde oder ſtelle dar, es entdecke oder bereite

Entdeckung vor. Wer nicht beleben kann, ſoll auch nicht tödten. Eben den lieberalſten, den Genie-ähnlichſten Kritiker zeiget es an, wenn er das Neue, das Schöne und Gute, auszeichnend ins Licht ſtellt, und wenn er kann, vervollkommt; die Tadelſucht dagegen, die blos an Fehlern hängt und Federn ablieſet, ſie verräth eine kleinliche Seele. Ein Jahrbuch, das in jeder Wiſſenſchaft und Kunſt nur das Neue, Große und Schöne zum Nacheifer und weiterem Verfolg aufſtellte, wäre ein Werk, dem Genius heilig, aufmunternd und nützlich.

Nur daß, wie Leſſing oft bemerkt hat, dieſe Hochachtung keine dumme Bewunderung werde! Dieſe iſt das nutzloſeſte Ding, das ſich ſtatt der Kritik einſchleichen mag, dem Geprieſenen ſelbſt aneckelnd. Setzt vollends der Kritiker ſich

vor

vor den Geprieſenen hin, um an ſeinem Werk eine unerhört-neue Theorie für alle künftigen Werke ähnlicher Art auszufinden, worauf unterm Artikel Genie die „kritiſche Kritik“ ſelbſt weiſet: wie ſchülerhaft wird dies Exercitium vorm Angeſicht des Meiſterwerks, das dazu nicht erſchaffen ward, und für den nachahmenden Haufen wie verführend! Die Geprieſenen der Gottſchediſch-Klotziſchen Schule, wo ſind ſie jetzt? Die kritiſche Kraft ihrer Poſtulate, neugeſchaffene Idole der kritiſchen Schule, wo werden ſie bald ſtehn? Das Reich der wahren Kritik iſt nur Ein Reich durch alle Zeiten; Ariſtoteles und Leſſing rücken dicht an einander, und ernſten Schrittes geht die Kritik fort unter den Völkern. Der Halbtheoriſt wird vergeſſen; der großäugige Bewundrer ſteht in kurzem da, wie am todten Meer Loths Weib, die Salzſäule.

4. Werken des Charakters gebührt dieſelbe Hochachtung, die dem Genius zukommt: denn auch im Charakter wohnt Genius, edler Trieb, Begeiſtrung. Begeiſtrung mit Weisheit gepaart, unverkennbare Güte, zum Wohl der Menſchen von Einſicht und Klugheit begleitet, gebietet Hochachtung. Die Kritik, der Alles ein Spiel iſt, ſpielt mit dem Ernſteſten am liebſten.

Sind dies der Kritik Pflichten, was hat bei ihrer Vernächläſſigung die Nation für Mittel dagegen? Ernſte Mittel: denn ſo wenig ihr ein falſches Maas und Gewicht gleichgültig ſeyn kann und ſoll, ſo wenig ſoll ihr in Geiſteswerken ein Maas ohne Regel, d. i. ein kritiſches Unmaas gleichgültig bleiben. Auch iſt kalte Verachtung nicht das Einzige, womit ſie den Unwiſſenden oder Muthwilligen, der ſie hintergeht und mit ihr ein kritiſches Spiel treibt, zu ſtrafen hätte; ſondern

1. Deſto wärmere Theilnehmung an dem Beleidigten ſoll den Beleidiger ſtrafen. Alle Männer der Wiſſenſchaft und Kunſt treten für den auf, an dem eine Kunſt und Wiſſenſchaft geſchmähet oder in Fortſchritten zurückgehalten ward; ſo thun es andre Nationen. Sind wir hierinn zu gleichgültige Deutſche, die wohl gar offenbaren Unbilligkeiten zulachen und mit einem „auch der bekam ſein Theil“ die Sache abgethan halten; ſo ſind von dieſer niedern Unart gewiß nicht alle Deutſche. Die edlere Nemeſis, die Uebermuth und Unrecht nicht dulden kann,

ſchlägt auch in unſerm Buſen. Nie erhielt ſich der Ruf eines Uebermüthigen nur bis an ſeinen Tod, geſchweige länger; oft ſtrafte ihn unverſehends des Uebermüthigern Geißel und die ſtrenge Zeit am ſtrengſten. Rühmlicher iſt kein Unmuth, als der ohn' Ehrſucht und ohne Parthei, gleichgültig, wie er auch beurtheilt werde, für den Ruhm ſeines Volks, für Förderung der Wiſſenſchaft, für Freiheit des Gebrauchs aller Seelenkräfte, für echte Kunſt und das Werkzeug aller Seelenkräfte, die Sprache, zürnet.

2. Die ſtrengere Ahndung gegen den Misbrauch der Kritik, übe die Kritik ſelbſt, der die Ehre ihrer Kunſt werth iſt. Indem ſie ſich der Mitgenoſſenſchaft mit Halbkennern und Muthwilligen entzieht,

und ſie als eine unehrbare Geſellſchaft verachtet, fühlend den Verderb, der Jünglingen auf ihre Lebenszeit zuwächſt, wenn ſie Kritiker werden, da ſie noch lernen ſollten, und ſich deßhalb oben auf dem Parnaſſus wähnen, überläßt ſie die, Kraft der kritiſchen Philoſophie, unter jedem Lehrſtuhl ausgebrüteten Neſter voll junger Habichte, *) die ohn' alle Begriffe und Kenntniſſe kritiſch richten, ihrer eignen Ignoranz und Arroganz und Inſolenz u. ſ. Scheuend entzieht jeder Edle ſich einer Decke, unter welche Namenlos und Benahmt ſo manches Unreine ſich

---

*) There is an aiery of children, little eyaſes, that cry out on the top of queſtion, and are moſt tyrannically clapt for it; theſe are now the faſhion etc. Hamlet.

ſtreckt; und es wird eine Zeit kommen, da die Nation ſelbſt ſich jeder unwiſſenden, unanſtändigen, Regelloſen Kritik als eines ihr zugefügten Schimpfs ſchämet.

Kalligone.

Vom
Erhabnen und vom Ideal.

J. G. Herder.

Dritter Theil.

Leipzig, 1800.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

Ad Bibl. Acad. Land.

Universitäts-Bibliothek München

„Von einem Buch, (ſagte die Vorrede zur Metakritik deutlich, *)) von einem Buch iſt die Rede, von keinem Verfaſſer. Noch weniger von eines Verfaſſers Gaben und Abſicht, ſondern von eines Buchs Inhalt und Wirkung." Dem Verfaſſer, ſeinen Gaben, ſeiner Gelehrſamkeit und Denkart, wie ich ſie kannte, hatte ich längſt vorher öffentlich **) meine Hochachtung, eben ſo unaufgefodert als aufrichtig bezeuget. Und wenn die Abſicht ſeiner Philoſophie dahin ging, falſche Spitzfindigkeiten der grübelnden oder ſchwätzenden Vernünftelei abzuſchneiden, zu entwurzeln, oder mindſtens zu umzäunen; wer hätte etwas gegen dieſen Sokratismus?

---

*) Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft. Th. 1. Vorr. S. XVI.

**) Briefe zu Beförderung der Humanität. Sammlung 6.

Von des Buchs Inhalt war die Rede, und von deſſen Wirkung. Ob jene Abſicht erreicht ſey, oder habe erreicht werden können, wenn einer Object- und Regelloſen Vernunft, (dergleichen ſie nach dieſer Kritik ſeyn ſoll,) das Amt und die Macht gegeben wird, ſich vor aller und ohne alle Erfahrung die Natur zu ſchaffen, wenn ihr, (der ein ewiger Irrſchein von Paralogismen vor- und nachlaufen ſoll, ihr, die angeblich in einem Gehänge von Antinomieen ihrem Weſen nach ſchwebet,) dennoch auch der Beruf angewieſen wird, auf abſolute Allheit und abſolute Nothwendigkeit hinauszuzielen, dieſe durch eine reine Syntheſe a priori, durch allgemein gültige Poſtulate nicht zu erweiſen, ſondern zu erfodern und von Vollendung des menſchlichen Wiſſens zu reden, wo kaum etwas angefangen worden u. ſ. Davon durfte bei einem Werk die Rede ſeyn, zu deſſen Mitvollendung Jedermann aufgefodert war, *) bei einem Werk, das dieſe Mitarbeit Jedermann aufgedrungen hatte. **) Wer wollte für alle zukünftige Zeiten die reine Geſammtvernunft aller vernünftigen Weſen nicht mit vollenden helfen?

Wie an den Früchten den Baum, ſo erkennt man eine Lehre an ihrer Wirkung; die Wirkung dieſer Philoſophie liegt am Tage. Bei der rühmlichſten Abſicht konnte auf dem genommenen Wege nichts erfolgen als:

1. Die Errichtung eines Reichs unendlicher Hirngeſpinſte, blinder Anſchauungen, Phantasmen, Schematismen, leerer Buchſtabenworte, ſogenannter Transſcendental-Ideen und Speculationen. Die reiche Ausſaat der-

---

*) S. den Schluß der Vernunftkritik und die Einleitung.

**) S. Prolegomenen zu jeder künftigen Metaphyſik u. f.

ſelben in der Kritik konnte nicht anders als eine tauſendfältige Ernte gewähren, die den Säemann bald überwuchs. Hier und dort; und aber dort und wiederum dort grünt und blühet ein Wald oder ein Buſchwerk neuer Phantasmen; ſtatt ſcharfſinniger Buchſtabenwörter, ſubſtanzirte Bildwörter, aus allen Wiſſenſchaften zuſammengeworfene, in einander gekuppelte Metaphern und bei einer völligen Armuth oder einer freiwilligen Losſagung von allen Datis der Erfahrung ein ewiger Widerhall derſelben Wortſchälle, derſelben Nebelträume. Konnte die über alle Erfahrung erhöhte, neueröffnete Transſcendentalphiloſophie etwas anders als dies werden? Und ſie iſt noch lange nicht geworden, ob jede ihrer Schulen gleich, beinah auf jeder Seite jedes Buches, es ſagt: „εγω εποιησα, Ich vollende. Zur Vollendung fehlte uns nur noch Ein Begriff; hier iſt er.“ Hocherhaben fahren ſie fort und ſagen: „Der Verf. der Kritik blieb unten auf dem Reflectirpunct ſtehen; ſehet, wie klein er iſt! Wir philoſophiren in Anſchauungen, ſchaffend das Univerſum rein aus uns ſelbſt, Kunſtworte dichtend.“ Zu allen dieſen Künſten, wer hatte nicht etwa nur das Licht in den Kaſten geſetzt und die erſten Bilder vorgeſchoben, ſondern wer hatte, daß dies künftig allein Philoſophie ſeyn und heißen ſolle, allgemeingültig anbefohlen? Die Kritik der reinen Vernunft. Durch ſie ward die Philoſophie, was ſie nie geweſen war und nie ſeyn ſollte, Phantaſie, d. i. ſchlechte Poeſie, Abſtractionendichtung. Iſts ein Wunder, daß jetzt Alles ſo dichtet? abſolutnothwendig, allgültig, transſcendental, kritiſch. Was man ſonſt kaum Hypotheſe zu nennen gewürdigt hätte, nennt man jetzt die einzig-mögliche Syntheſis a priori. Der Meiſter, heißt es, hats alſo geordnet.

2. Daß auf dieſem Wege, der höchſten Keckheit ein offner Marktplatz eingeräumt werde, war vorauszuſehen und faſt unvermeidlich. Gebt einem brauſenden Jünglinge Macht und Gewalt, ja befehlt ihm Kraft Eures Namens und Eures Wortkrams, ohne

alle Erfahrung, d. i. ohn' alles feinere Aufmerken, nicht etwa nur außer ſich Welten, („die Kleinigkeit!") nicht etwa nur das Urweſen, den Grund alles Daſeyns, aller Kräfte und Ordnung, („eine faſt lächerliche Kleinigkeit, von der nicht mehr die Rede ſeyn ſollte") ſondern ſeinen eignen Verſtand zu ſchaffen; ehe er Verſtand hat, ſchafft er ihn euch zuſehends, transſcendental-kritiſch. Gott, die Welt, ſein Ich in der erſten, zweiten, zehnten Potenz läßt er vor euch entſtehen; Er ſelbſt wird vor euren Augen, ohne zu ſeyn, „weil Seyn abgeſchmackt iſt," und ſagt euch Grobheiten, wenn Ihr ſeiner Keckheit nur entgegen liſpelt. „Ich wälze mich," ſagt und darf jeder Käfer-Jupiter ſagen: „denn ſo vollende ich das Weltall, indem ich idealiſtiſch mich vollende."

3. Daß aus dieſer Sprache das Reich der craſſeſten Ignoranz hervorgehen mußte, iſt durch ſich klar. („Vor dieſer Philoſophie iſt keine geweſen, nach ihr wird keine ſeyn. Die Allvollenderin und die Allvollendung, (philoſophia παντοτελής) iſt ſie. Wenige Jahre, und nie

mand wird ein andres Buch als uns leſen mögen; denn alles andre gehört zum Reich der Plattheit.“) So ſprach man; ſo ſpricht man noch, hinabſehend mit kühner Verachtung auf alle Bemühungen voriger Zeiten, die man zu kennen weder Sinn noch Luſt hat. „Was ſtudiren Sie, m. H.? was treiben Sie vorzüglich? Geſchichte? Sprachen?“ — — („Deß Allen bin ich überhoben: es giebt nur Ein Buch zu ſtudiren, die Kritik der reinen Vernunft, *) aus ihr werden alle Wiſſenſchaften conſtituiret.“) So albern dem Urheber der Kritik dieſer Wahnſinn vorkommen muß: ſo natürlich iſt er aus den Anſchauungen Seiner Kritik, aus der dem Idealismus und den Poſtulaten von ihm ertheilten Macht, aus der Weiſe, wie Er von älteren Syſtemen und von Seinem Syſtem ſprach, aus dem kategoriſchen Imperativ u. ſ. f. entſtanden. Exemplumque Dei quisque est in imagine parva.

Bei einem einreiſſenden Uebel hilft wer kann; hier gilt kein müſſiges Erwarten, daß

---

*) Späterhin hieß es die Wiſſenſchaftslehre, bald wird es J — B — heißen.

der anwachſende, überſchwemmende Fluß allmälich ablaufen werde. In meiner Situation, in der ich ſo manche, manche, durch die Kritik verderbte Jünglinge ſah, warf ich es mir ſelbſt oft vor, daß, ſo ſchwach meine Stimme ſeyn mag, in meiner Pflicht ich ſo lange geſchwiegen. War, was von Akademien aus, der Kritik entgegen geſtellt war, größtentheils als ein figulus figulum angeſehen und mit verachtendem Hohn empfangen worden; warum ſollte ſich eine von Zunftgeſetzen freie Stimme, der es um Mitwerberei eines Ruhms in der „philoſophiſchen Facultät“ nicht zu thun ſeyn konnte, an alle gebildete Leſer in Deutſchland nicht wenden dürfen? Ja wenden müſſen, wenn Erfahrungen vom Erfolg dieſer Philoſophie es fodern? Zunftabſchließungen im Felde der Wiſſenſchaften ſind zu unſrer Zeit eben ſo lächerlich als verächtlich; am meiſten ſind ſies in der Philoſophie: denn der Geiſt der Philoſophie läßt ſich durch ein Diplom eben ſo wenig erwerben als ſichern. Woher dann hat die Metaphyſik ihre Vortet? Aus der Sprache. Dieſe iſt aber ein Gemeingut; jeder kann für ihre Beſtimmtheit rechten. Weſſen ſind die Seelenkräfte, die der Philoſoph zergliedert, betrachtet, anwendet? Der Menſchheit. Wer Menſch iſt, trägt ſie in ſich; er darf zu Menſchen über ihren Gebrauch und Misbrauch reden.

An die Quelle der Misbräuche mußte ſich alſo die Metakritik halten, an die Kritik ſelbſt; nicht wollte, noch konnte ſie jedem Bach oder Bächlein nachlaufen. Nehmen doch dieſe Bäche und Bächlein einen ſo verſchiednen Lauf, daß ſie ſelbſt nicht wiſſen, wohin ſie ſich in der letzten Potenz verlieren mögen.

Auch nur in Gegenſätzen konnte ſich die Metakritik der Kritik nachſtellen, ohne dieſe Gegenſätze zu einem Syſtem zu binden: denn vom Druck des kategoriſchen Deſpotismus wollte ſie befreien, nicht aber ein neues Wortjoch auflegen. In jedem Leſer ſeine Metaphyſik wecken, wollte ſie; deshalb analyſirte ſie die Begriffe in und aus der Sprache. Die Sprache der Menſchen trägt ihre Denkformen in ſich; wir denken, zumal abſtract, nur in und mit der Sprache. Habt Ihr zu euren Anſchauungen, wie Ihr ſagt; eigne Schemate nöthig, ſo laßt uns unſre Sprache unverwirrt, und erfindet euch Ziffern, ſchematiſirt tibetaniſch. Der Geſammtgeiſt aller cultivirten Völker Europa's hat Ein philoſophiſches Idiom; von Plato und Ariſtoteles reicht es zu Locke und Leibnitz, zu Condillac und Leßing. Ein Rottwelſch, das mit Jedermann verſtändlichen Worten neue Nebelbegriffe verbindet, iſt und bleibt Rottwelſch; es kann und darf ſich dein Geiſt, der Sprache der Nation, geſchweige aller Nationen nicht eindrängen, ſeine Eier, die doch nur den einigen und ewigen Kuckuck wiedertönen, mit imperatoriſcher Allgemeingültigkeit in die Geſammtneſter der alten und neuen Welt nicht legen. Bleibe dem Kuckuck ſein Neſt, wie ſeine Stimme; wir laſſen ihm beides.

* * *

Mit eben dem Recht und aus eben der Pflicht, aus und mit welchen ich der Kritik der leeren Vernunft eine Metakritik zugab, führe ich der Kritik der Urtheilskraft eine Kalligone zu, gleich unbekümmert, wie man ſie aufnehme: denn wer ſich darüber den mindeſten Kummer machte, hätte keine Metakritik geſchrieben.

Mit eben dem Recht: denn das Wort Kritik fodert zur Kritik, das Wort Urtheilskraft zum Urtheilen auf; beide ſind an Niemanden vergeben oder verpachtet.

Aus eben der Pflicht. Was der kritiſche Idealismus in ſeiner Anwendung auf Geſchmacksurtheile ſey, was für Principien er ſetze, welche Begriffe vom Schönen, von ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften, von ihrem Werth und ihrer Anwendung, allgemein und einzeln, er allgemeingültig zum Grunde lege, was er vom Erhabnen, vom Ideal, vom Sittlichſchönen lehre, ſoll eben die Kalligone zeigen. Ueberdrüſſig indeſſen des Widerſpruchs, meiſtens über Behauptungen, die eines Widerſpruchs kaum werth waren, entzog ſie ſich dieſem, ſobald ſie konnte. Sobald er kam, entziehe ſich ihm auch der Leſer: denn an den Principien des „Begriffloſen, des Zweckmäßigen ohne Zweck, des äſthetiſchen Gemeinſinnes u. ſ.“ iſt nichts zu erbeuten. Iſts nicht traurig, daß die ſich nennende einzigmögliche Philoſophie dahin gehen ſoll, unſerer Empfindung alle Begriffe, dem Geſchmacksurtheil alle Urtheilsgründe, den Künſten des Schönen allen Zweck zu nehmen, und dieſe Künſte in ein kurz- oder langweilig-äffiſches Spiel, jene Kritik in ein allgemeingültiges, dictatoriſches Aburtheln ohne Grund und Urſach zu verwandeln? Kritik und Philoſophie haben damit ein Ende.

Und doch ſind, ſeitdem die Kritik der Urtheilskraft erſchien, dieſe Oſcitanzen, die man zu andrer Zeit zu bekennen ſich geſchämt hätte, leitende Ideen, Ordnung des Tages worden; ſie haben, wie es nicht anders ſeyn konnte, Keckheit und Inſolenz, Begriffloſe Unwiſſenheit und allgemeingültige Anmaaſſung zu philoſophiſchen Principien gewürdet. Faſt iſt (dies haben mehrere gefühlt) mit Leßing die Kritik des Schönen aus Deutſchland verſchwunden; wogegen ſich mit dem kritiſchen Idealiſm in Theorien ſowohl als Urtheilen die Akritik in Form auf den Thron geſetzt hat. Und wir laſſen es geſchehn! wir dulden es, bis daß der Strom ablaufe!

Denn die blinde Abgötterei, die man einigen Kunſtproducten ohne Gründe und Regel erweiſet, kann jene Schlaffheit des Begriffloſen Ungeſchmacks ſo wenig verbergen, als der im Gang gekommenen Akriſie abhelfen; vielmehr iſt ſie der größte Erweis beider. Schwätzet ſo viel ihr wollt von der „abſoluten Bewußtloſigkeit des Genies, die mit dem Bewußtſeyn unerklärlich kämpfet,“ erfindet im Taumel der Entzückung hundert myſtiſche Worte, und fallet nieder wie vor euren aufgeſtellten Idolen, ſo vor euren eckelhaft-wiederholten Wortformen. Betaurend geht der Verſtändige dieſem Taranteltanz vorüber.

Wie? die Weiſen aller Zeiten beſtrebten ſich, das Reich menſchlicher Begriffe aufzuhellen, Geſetze der Natur zu finden, und die Gleichförmigkeit der Menſchheit mit ihnen zu fördern; und wir ſtürzen uns a priori, d. i. Kopfüber in den Abgrund unergründlicher Anſchauungen, eines ewig-begriffloſen Myſticismus? Die Guten aller Zeiten beſtrebten ſich das Schöne als eine Darſtellung des Wahren und Guten anſchaubar zu machen, und durch ſeinen Reiz das Rein-Sittliche zu fördern; und wir ſtrecken eine kalteiſerne Hand aus, was die Natur in uns zart verſchlungen hat, unerbittlich zu trennen; lobjauchzen auf dem gefundnen kahlen Fleck, „auf dem das Schöne weder wahr noch gut ſeyn muß,“ darüber als über die höchſte Entdeckung, als über das gefundne Reingöttliche, d. i. Höchſt-Nutzloſe, durchaus-Formelle, mithin Höchſt-Leere? Wenn dies nicht Entweihung des Edelſten der Menſchheit, der Künſte, der Gaben, des Gefühls, der Vernunft heißt, ſo kenne ich keine.

Drei ernſte Wünſche oder Fragen lege ich alſo dem Leſer ans Herz; er antworte und richte.

1. Iſts gut, daß eine kritiſch-idealiſtiſche Transſcendentalphiloſo-

phie, (welches es auch ſey,) nicht nur zum akademiſchen Studium, ſondern ſogar zur Pforte des akademiſchen Studium gemacht werde? Für Akademien der Wiſſenſchaften gehört (wenn es ſolch ein Ding giebt,) die Transſcendentalphiloſophie, nicht aber für Schulen. Jünglinge, die von Schulen auf Schulen kommen, gehen entweder, wenn ſie geſunden Verſtandes und von veſten Grundſätzen ſind, in dieſe Traumwelt nicht ein, und ſo verlieren ſie langweilig ihre Stunden; oder wenn ihre Phantaſie lebhaft und ihre Zunge geſchwätzig iſt, reißt ſie der Dünkel des Wortwelten-Erbauers hin, ſie bringen Phantasmen, ein Bewußtſeyn nach dem andern zu Stande und gefallen ſich in dieſem müſſigen Zuſtandebringen ſo ſehr, daß ſie dafür ſtreiten und eifern. Im hohen Gefühl des eignen Zuſtandegebrachthabens verachten ſie, was die Natur zu Stande gebracht hat, vernachläſſigen die Wiſſenſchaften, durch welche ſie etwas zu Stande bringen ſollen, und werden die unerträglichſten Schwätzer, fahrende Raufbolde der Transſcendenz; unwiſſende „Deducenten a priori." So dachten über die Erziehung der Jünglinge die Alten nicht; andre cultivirte Nationen denken nicht alſo. Jene ſagten: „philoſophire mit Wenigem," nutzbar, gründlich; zur Abſtraction foderten ſie reifere Jahre. Dieſe ſind über das Verderbliche und Lächerliche des puren puten Scholaſticismus zumal auf Schulen einig. Nur wir Deutſche dulden den Verderb junger Gemüther, die Verführung der jugendlichen Phantaſie zu unnützen Künſten des Wortkrams, der Diſputirſucht, der Rechthaberei, des ſtolzen blinden Enthuſiasmus für fremde Wortlarven, dieſe Verödung der Seelen, die ignorante Verleidung alles reellen Wiſſens und Thuns, die unerträgliche Verachtung aller Guten und Großen, die vor uns gelebt haben; ſie dulden wir als erſtes akademiſches Studium unter dem Namen der kritiſch idealiſtiſchen Transſcendentalphiloſophie gern und willig. Wie ſehen ſie als ein

ein Phänomenon an, dem man auch ſeine Zeit laſſen müſſe; weil Alles ſeine Zeit habe. Und die Nachbarn ſpotten unſer; und unſre Jugend verdirbt transſcendirend!

Die Zeiten der Revolution, hoffen wir, ſind vorüber; die idealiſtiſchen Träume, mit denen ſich die kritiſche Philoſophie auch dem Ausdruck nach an ſie ſchlang, gehören im „conſtituirenden Ich der zweiten, dritten und letzten Periode der Revolution,“ mit der erſten, zweiten und dritten Epoche der Revolution ins alte Regiſter. „Kritiſch-idealiſtiſche Transſcendental-Philoſophie“ ſolchen Schlages auf deutſchen Akademien, im Ohr und Munde und in der Feder ſiebenzehnjähriger Jünglinge iſt ein ſo zeitloſes Wort, daß unſre Nachkommen den fortgeſetzten St. Veitstanz kaum glauben werden, wenn ſie nicht ſeine häßlichen Folgen ſpürten. Hinzu alſo, alle Verſtändige und Gute, den Frevel, der mit der Jugend getrieben wird, abzuſtellen, nicht etwa nur zu entlarven: denn er entlarvt ſich ſelbſt täglich.

Zweitens. Nur dadurch griff die Transſcendentalinfluenza um ſich, daß ſie einen Krankheitsſtof fand, der ſie willig aufnahm. Dies war Theils die Verfallenheit der alten abgenutzten Syſteme, ſtatt deren man zeitmäßig ein Neues begehrte, Theils die ſtolze Trägheit mit Worten alles abzuthun, und indem ſich die Welt politiſch regte, wenigſtens idealiſtiſch ſein Faß zu wälzen. Man hat es gewälzt; der babyloniſche Thurm aus Backſteinen, der bis an die Wolken reichen ſollte, hat die Sprache der Arbeiter verwirret; jeder bauet jetzt aus ſeinem „unbewußte bewußten und bewußte unbewußten Ich“ ſein Thürmchen. Mögen ſie bauen; nur Ihr Verſtändige, Beſcheidene, leget die Hand nicht in den Schoos, ſondern bauet auch, und etwas Beſſeres. Durch That ſpricht der Mann, nicht durch Worte! Sie ſind rüſtig; wir müſſen und können noch rüſtiger ſeyn, ihre Akriſie nicht zu widerlegen, ſondern aufzuheben, ihre Begriffloſigkeit durch Begriffe zu zerſtreuen, ihr Zwecklosjähnendes Spiel durch fröhlichen

Ernſt ſo in Vergeſſenheit zu bringen, als ob es nicht da wäre, vor allen jene dumme Abgötterei gegen Genieproducte und Kunſtformen durch *Maas und Gewicht* in eine *Heilbringende Kritik* zu *verwandeln*. *Maas* ſey unſer ſtilles Zeichen; *das Wahre, Gute, Schöne, ungetrennt und unzertrennlich* ſey unſre Loſung. In weſſen Händen dies Blatt iſt, fühlet er ſich rüſtig zum Werk, ſo feire er nicht, ſondern thue das Seine, damit die überſinnliche Transſcendenz *deſcendire*. Die ganze Vorgeſchichte der Menſchheit iſt für uns; alle cultivirte Nationen ſind mit uns; die Natur ſelbſt ſtrebt dahin, allenthalben ihre Geſetze ernſter zu enthüllen, fruchtbarer zu offenbaren. Umſonſt leben wir nicht *jetzt und heut*.

Drittens. „Soll ich aber vergeſſen, was ich mit Mühe erlernt habe? was mir in Stunden des *idealiſtiſchen Enthuſiasmus* ſo wortſelig zuflog? Das holde, dicke Buch! und das noch dickere Lexicon darüber! Es iſt doch Schade um ſo viel Witz und Scharfſinn." Antwort. Wie alle Gährungen hat auch die kritiſche Philoſophie ihren Zweck erreicht, aber nur als Gährung. Was in dem dicken Buch beſteht, beſtehe; Wahrheit iſt und bleibt überall Wahrheit. Nur ſetze ſie ſich und werde deine Wahrheit; die angeflogenen oder auswendiggelernten Worte mögen verfliegen.

Vor mehr als dreißig Jahren habe ich einen Jüngling gekannt, der den Urheber der kritiſchen Philoſophie ſelbſt und zwar in ſeinen blühendſten männlichen Jahren, alle ſeine Vorleſungen hindurch, mehrere wiederholt, hörte. *) Der Jüngling bewunderte des Leh-

---

*) In den Jahren 1762—65. in denen die falſche Spitzfindigkeit der vier ſyllogiſtiſchen Figuren; der einzig mögliche Beweisgrund des Daſeyns Gottes; der Verſuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen; die Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen u. ſ. f. erſchienen.

ners dialektiſchen Witz, ſeinen politiſchen ſowohl als wiſſenſchaflichen Scharfſinn, ſeine Beredſamkeit, ſein Kenntnißvolles Gedächtniß; die Sprache ſtand dem Redenden immer zu Gebot; ſeine Vorleſunegn waren ſinnreiche Unterhaltungen mit ſich ſelbſt, angenehme Converſationen. Bald aber merkte der Jüngling, daß, wenn er ſich dieſen Grazien des Vortrages überließe, er von einem feinen dialektiſchen Wortnetz umſchlungen würde, innerhalb welchem er ſelbſt nicht mehr dächte. Strenge legte ers ſich alſo auf, nach jeder Stunde das ſorgſam-Gehörte in ſeine eigne Sprache zu verwandeln, keinem Lieblingswort, keiner Wendung ſeines Lehrers nachzuſehen und eben dieſe gefliſſentlich zu vermeiden. Zu ſolchem Zweck verband er mit dem Hören das Leſen der bewährteſten Schriftſteller alter und neuer Zeit mit gleicher Sorgfalt, und erwarb ſich dadurch, wie er glaubte, die Fertigkeit, in der Seele jedes Schriftſtellers auf einige Zeit wie in ſeinem Hauſe zu wohnen, alle deſſen Hausrath bequem und nützlich zu gebrauchen, in allen

Zeiten und in den verſchiedenſten Denkarten zu leben, aber auch ausziehen zu können und mit ſich ſelbſt zu wohnen. In dieſer Uebung beſtärkten ihn inſonderheit Plato, Baco, Shaftesbury, Leibnitz. Nie alſo fühlte er ſich freier und ferner vom Syſtem ſeines Lehrers, als wenn er deſſen Witz und Scharfſinn ſchön ehrte. Young giebt einen ähnlichen Rath, die Alten dadurch in ihrem Sinne nachzuahmen, daß man ſich von ihnen entfernt.

Wer will, befolge den Rath; er wird ſich dadurch frei, verjüngt, Herr über ſeinen Geiſt, über ſeine Feder und Zunge fühlen. Wer gegentheils ſelbſt im gemeinen Geſpräch kein Urtheil verſtehen kann, bis er es ſich mit augenſcheinlicher Mühe in die kritiſche Sprache überſetzte, und es ſodann von ſich giebt „transſcendental-kritiſch,„ wer ſelbſt mit Gott und mit ſeinem Weibe nicht anders als „transſcendental-kritiſch“ zu ſprechen weiß, o der iſt lahm, lahm an Worten, an Gedanken, und gewiß lahm in Führung des Lebens.

Welcher Gott, welcher Heilige hilft ihm zum eignen Gebrauch ſeiner Glieder?

Ein ſchönes Zeichen der fortwährenden Jugendkraft des Urhebers der kritiſchen Philoſophie wäre es, wenn Er ſelbſt, nachdem er die über- oder gegen ſeinen Willen erfolgten Wirkungen ſeiner Philoſophie erlebt hat, ſich von ihnen losſagte, den Misbrauch derſelben öffentlich bezeugte, und ſeinen primitiven Zweck erklärte, „Nutzloſe Speculation abzuthun, nicht aber durch einen dem Schein nach immer vollendeten, der Wahrheit nach nie endenden Transſcendentalismus Dornen ewiger Speculation zu pflanzen.“ Die beſte Abſicht kann misrathen; ein offnes Geſtändniß, daß ſie misrathen ſey, zeigt den Unternehmenden größer als ſein Werk und als ſeine Abſicht.

Die kritiſch-idealiſtiſche Transſcendentalphiloſophen wollen wir ſodann ſämmtlich und ſonders in Eine Stadt thun, wo ſie abgeſondert von allen gebohrnen Menſchen (denn ſie ſind nicht gebohren) ſich idealiſtiſch Brod backen und darüber ohne Object und Begriff idealiſtiſch Geſchmacksurtheilen; wo ſie ſich idealiſtiſche Welten ſchaffen und ſolche „bis Gott ſeyn wird," nach ihrer Moral, Rechts- und Tugendlehre, auch nach ihren „perſönlich-dinglichen" Ehegeſetzen idealiſtiſch einrichten, vor allem andern aber ſich durch gegenſeitige Kritik einander vollenden. Ohne neuhinzukommende, neugetäuſchte Jünglinge wäre ihr Ariſtophaniſcher Vögelſtaat bald vollendet. — Wer weiß! —

Wir indeß wollen ohne „Transſcendentalgeſchmack, deſſen Principium im überſinnlichen Subſtrat der Menſchheit im abſolut Unbewußten wohnet" hienieden im Bewußten unſern Geſchmack bilden, die Geſetze und Analogieen der Natur kennen lernen, und weder Kunſt noch Wiſſenſchaft des Schönen zum Spiel oder zur Abgötterei, ſondern mit fröhlichem Ernſt zur Bildung der Menſchheit gebrauchen.

Weimar, den 1. Mai, 1800.

J. G. Herder.

Inhalt.

Erſter Theil.

Vom Angenehmen und Schönen.

1. Vom Angenehmen der untern Sinne. S. 5.

Was angenehm heiße? S. 5. 6. Angenehm dem Gefühl und Vorgefühl. 7–9. Abſcheu. 10. Ob das Angenehme der ſinnlichen Empfindung vom Urtheil des Gefallens abhange? 11. 12. Tieferer Grund des ſinnlichen Wohlgefallens, die Empfindung unſres Daſeyns. 13–15. Vom Geruch und Geſchmack. 16. Widerung, Eckel. 17. 18. Eckel auch in Abſicht des Ungeziemenden und Unanſtändigen. 19 – 22. Das Angenehme des Geruchs und Geſchmacks, ein ihnen harmoniſches Gutes. 23 – 26. Ob Angenehm, Schön und Gut einander entgegengeſetzt ſeyn? 27 – 30.

2. Vom Angenehmen in Geſtalten. S. 31.

Analytik des Schönen nach vier Momenten des Geſchmacksurtheils. 33. 34. Prüfung dieſer Momente. 35 – 40. Das Wohlgefällige des taſtenden Gefühls. 41 – 43. Linien und Geſtalten der Feſtigkeit. 44 – 47. Der Bewegung. 48 – 52. Ob es eine Linie der Schönheit oder des Reizes gebe? 53 – 55. Die Ellipſe. 56. Die Cykloide. 57. Undulationen. 58. Grund des Wohlgefälligen der Symmetrie und Eurythmie der Geſtalten. 59 – 63. Ob ein Geſchmacksurtheil Begriffe, Vorſtellungen und Zweck aufhebe? 64 – 66. Geſtalten des Angenehm-Zweckmäßigen, Zweckmäßig-Angenehmen in der Natur. 67 – 70. Das Schöne in Geſtalten. 71 – 73. Allgemeine Reſultate. 74 – 78.

3. Vom Schönen und Angenehmen der Umriſſe, Farben und Töne. S. 79.

Schönheit des Lichtes. S. 81. 82. Finſterniß. 83. Was das Licht dem Auge eigentlich gewähre? 84 – 86. Veſtes Geſetz der Haltung. 86 – 88. Vieles auf Einmal, aus Einem Punct, ein Ganzes. 88 – 90. Untrennbare Leiter der Farben. 91 – 94. Grund des Angenehmen der Farben. 94. 95. Schwarz. 96. 97. Licht, ein Medium, das die Regel ſelbſt exponiret. 98. 99. Was der Schall ausdrücke? S. 100 - 102. Jedermann verſtändlich. 103 - 105. Was daraus, daß er ſich in Wellen zeitmäßig bewegt, folge? 106. Er giebt eine Haltung in Zeitmomenten nach einander, Conſonanzen, Accorde, eine Scala. 107 – 109. Ob das Zählen der Verhältniſſe die Anmuth der Muſik mache? 110 – 114. Wirkung der Töne in elaſtiſcher Mitempfindung. 115 – 117. Urſachen der Verſchiedenheit dieſer Wirkung. 118. 119. Beſte Regel des Toncyklus. 120–

126. Was die kritiſche Philoſophie von der Muſik halte? 127 – 130.

4. Von der Bedeutſamkeit lebendiger Geſtalten zum Begriff der Schönheit. S. 131.

Recapitulation. 133 – 135. Ob jede Geſtalt einen Exponenten ihrer Bedeutung habe? 136 – 140. Schönheit der Blume. 141. 142. Des Baums, der Früchte. 143 – 145. Meeresgebilde. 146. 147. Was uns in Bildungen widrig und häßlich ſcheine? 147. 148. Schönheit der Meeresgebilde. 149 – 151. Uns fremde Geſtalt der Luftgeſchöpfe. 152 – 153. Scheinbare Misbildung der Geſchöpfe zweier Elemente. 154 – 156. Virtualität der Luftgeſchöpfe. 157. 158. Verhältniß der Erdgeſchöpfe zu uns. 159 – 162. Welche Geſtalten unter ihnen wir für ſchön halten? 163. Schönheit des Menſchen, ein Ausdruck ſeiner Virtualität. 164 – 170. Reſultate. 171 – 179.

5. Vom Misbrauch der Namen.

1. Des Angenehmen. Ob es dem Schönen entgegengeſetzt ſey? 180 – 183.

2. Des Schönen. Was das Wort den Griechen bedeutet? 184. 185. Das Schöne des Plato. 186. Der Platoniſchen Schule. 188. 189. Bemühungen der Franzoſen, Engländer und Deutſchen um Entwicklung dieſes Begriffs. 190 —— 193.

3. Intereſſe. Entbehrlicher Doppelſinn des Worts. 193. Nothwendiges Intereſſe am Schönen. 195 — 197.

4. Reiz, Rührung. Was Reiz, Anmuth, Charis ſey? 197 — 201.

5. Begriff. Form der Zweckmäßigkeit. Form. Ob Geſchmacksurtheile ohne Begriffe ſeyn können? 201 — 207. Ob eine Zweckmäßigkeit ohne Zweck ſtatt finde? 208. 209. Mißbrauch des Worts Form. 209. — 211.

6. Vollkommenheit. Ob Schönheit der ſinnliche Ausdruck einer Vollkommenheit ſey? 212. 13. Mißdeutung dieſer Formel. 214 — 19.

7. Nothwendiges Wohlgefallen ohne Begriff. Allgemeine

Norm und Gemeinſinn des Schönen. Ob der Künſtler für den gemeinen Geſchmack arbeite? S. 219. Tyrannei des Normalgeſchmacks. 220—222. Prüfung der Gründe, auf denen die allgemeine Nothwendigkeit der Geſchmacksurtheile ruhen ſoll. 223—231. Wie allein dieſe ſonderbare Theorie entſtehen konnte. 231—44.

6. Von einer Regel des Schönen. S. 245.

Daß es eine ſolche gebe. 247. Daß dieſe nicht ohne Begriffe erkannt werde. 249. Vom Typus lebendiger Bildungen in der Natur. Urſachen dieſes Typus. 251—54. Typus der Menſchengeſtalt. 254—56. Der Menſch denkt in Geſtalten. 257—259. Geſtaltenſchöpfung im Menſchen. 260. Nach welcher Regel und zu welchem Zweck er dichte? 261—65. Baco. 266. 267.

Inhalt.

Zweiter Theil.

Kunſt und Kunſtrichterei.

1. Natur und Kunſt. S. 1.

Ihr Unterſchied von einander. S. 3 – 9. Der Menſch, das Kunſtgeſchöpf, geſchaffen zum Künſtler der Natur. 10. Wer ihn dazu erzogen? 11 – 13. Freie

und unfreie, auch Magiſter-Künſte. 14 – 17.

Erſte freie Kunſt des Menſchen, das Bauen. 18. 19. Unter Bäumen, in Höhlen. 20. Zweck der Baukunſt bei verſchiedenen Völkern. 21. 22.

Zweite freie Kunſt des Menſchen, der Garten. 23. Eine fortgehende ſich erweiternden Kunſt, Bild der früheſten und ſpäteſten Cultur. 24 – 26.

Dritte freie Kunſt des Menſchen, Kleidung. 27. Verdienſte des Weibes um ſie, und durch ſie auf mehrere Künſte. 27 – 34.

Vierte freie Kunſt des Menſchen, das Schöne in männlichen Uebungen und Kämpfen, mit ſeinen Folgen. 35. 36.

Fünfte freie Kunſt des Menſchen, Sprache. Verdienſte des Weibes um dieſelbe. Wie ſehr die Sprache eine freie Kunſt ſey. 36 – 39. Urtheil der Kritik über die erſte Kunſtbildung des Menſchen. 40. 41. Prüfung dieſes Urtheils. 42 – 50.

2. Poe-

2. Poeſie und Beredſamkeit. S. 51.

Ob Beredſamkeit ein Spiel mit Ideen ſey, um die Zuhörer zu unterhalten? 53. 54.
Ob die Dichtkunſt ein Spiel mit Ideen ſey, wobei für den Verſtand auch etwas herauskommt? 55 – 57.

I. Von der Dichtkunſt, als eine menſchliche Kunſt betrachtet. 58 – 60.

1. Das Epos der menſchlichen Naturſprache. Wie es entſtand. 61. 62. Sein Weſen. 63 – 65. Sind Dichtungen bloße Ideenſpiele? 65 – 70. Wirkungen des Epos in den älteſten Zeiten. 70. 71. In ſpätern Zeiten und als Roman. 72 – 75.
2. Poeſie menſchlicher Empfindung. Sie iſt kein bloßes Spiel, weder als Melos, noch als Drama. 75 – 77. Irrung durch das Wort Spiel in ſeiner vielfachen Bedeutung. 78 – 87. Wiefern ſpielt das Drama? 87 – 89. Wiefern der Roman? 89 – 91. Wiefern der Scherz? 92 – 94. Pindar über die Wirkungen der Dichtkunſt. 95 – 97.

II. Von der Beredſamkeit als einer menſchlichen Kunſt.

Was Rede ſey? 98. Ob in der griechiſchen und römiſchen Beredſamkeit Geſchäfte zum Spiel der Einbildungskraft gemacht wurden? 99. Misbraüche der Redekunſt, wenn dieſes geſchah. 100. Franzöſiſche Lobreden. 101. Franzöſiſche Wohlredenheit. 102–104. Wohlredenheit der Engländer. 104. 105. Deutſche Beredſamkeit. 106. 107. Zweck der großen und der ruhigen Beredſamkeit. 108–112. Nutzbarkeit der Anſtalten dazu. 113–116. Aufmunterung, die Rede als Kunſt zu üben. 116–120.

III. Von bildenden Künſten. 121.

Kritiſche Erklärung derſelben. 123–125.

Plaſtik, eine ſchöne Kunſt der Menſchheit. 126. Ihr Umfang und Weſenhaftes bei den Griechen. 127–133. Ihre Bedeutſamkeit und Wirkung. 134–139. Ihr Gutes für die Menſchheit. 140. 141. Kritiſche Erklärung der Malerkunſt und Luſtgärtnerei. 142–146.

IV. Von Muſik. 147.

Kritiſche Erklärung derſelben. 149. 150.

Muſik, eine Kunſt der Menſchheit. 151. Ihr Grund in der Natur. 152—156. Begleitet mit Tanz, Stimme und Gebehrdung. 157—162. Wirkung der Muſik. 163. 164. Ihre drei Regionen. 165. 166. Ob ſich der Ton nie vom Wort oder von der Gebehrde trennen dürfe? 167—170. Was die Muſik von allem Fremden geſondert habe? 171. 172. Ob das Vorübergehende in ihr ihr zum Nachtheil gereiche? 173—175. Ob ſie Wiederholung leide? 176. 177. Vom Werth der Muſik für die Cultur. 178—181. Leibnitz über Macht und Anwendung der Muſik. 182—186.

V. Von Kunſtrichterei, Geſchmack und Genie. S. 187.

1. Kritiſche Definition der ſchönen Künſte. 191—94.
2. Antinomie der kritiſchen Geſchmacksurtheile. Prüfung derſelben. 195—203.

3. Kritiſche Ausſprüche vom Genie. Prüfung dieſer Ausſprüche. 204 – 216.

I. Genie. Entwickelung dieſes Begriffs, ſeiner Kraft, ſeines Werks, ſeines Zwecks, ſeiner Wirkung. 217 – 230.

II. Geſchmack. Ob er erſtes Princip ium der Kunſt ſeyn könne? 230 – 232. Weßhalb der Geſchmack Bezeichnung des Cultivirten und Cultivabeln worden? 232 – 234.

- 1. Erforderniſſe des Geſchmacks. 234 – 239. Wiefern Geſchmacksurtheile der ſogenannten Kenner gelten? 239. 240.
- 2. Verſchiedenheit des Geſchmacks. Warum man über den Geſchmack nicht ſtreiten müſſe? 241. Verſchiedenheit des Geſchmacks
  - 1. Nach der Beſchaffenheit der Organe, des Temperaments, des Klima. 242. 243.
  - 2. Gewohnheiten bilden den Geſchmack. 244. 245.

  3. Den Geſchmack fixirten Muſter, denen man willig folgte. 246 – 247.
  4. Neuhervorſtehende Muſter und Uebungen ändern den Geſchmack. 248.

3. Bildung des Geſchmacks. 249. Hauptfrage: woran man Geſchmack habe? 250. Geſchmack muß in allem herrſchen, das von uns abhängt. 251. Proben des Ungeſchmacks bei fernher erborgten Uebungen und Künſten. 252 – 255. Urſachen des fortdaurenden Ungeſchmacks in Deutſchland. 256.

4. Hülfsmittel zur Bildung des Geſchmacks.
  1. Frühe fange ſie an. 258.
  2. In nichts ſey Ungeſchmack erlaubt. 259.
  3. Nichts ſchadet dem unreifen Geſchmack mehr, als wenn man alles zum Spiel macht. 261.

III. Kritik. 264. Sie iſt Ausſpruch nach einer Regel, mit Gründen. 265. Ein apodiktiſches Tribunal der Kritik iſt eben ſo lächerlich, als anmaaßend und ſchädlich. 266 – 267. Was Recenſiren heiße? In Arbeiten des Fleißes, in Wiſſenſchaften und Künſten, in Werken des Genies und Charakters. 268 – 272. Was bei Misbrauch derſelben die Nation für Mittel gegen dieſen Misbrauch habe. 272 – 76.

Inhalt.

Dritter Theil.

I. Vom Erhabnen. S. 1.

1. Geſchichte des Erhabnen in der menſchlichen Empfindung. S. 4.

Ob die Griechen vom Erhabnen und Schönen im Gegenſatz geſchrieben? 5. Warum nicht? 6. **Longins** Erhabnes, was es ſey? 7. Ob man das Erhabne und Schöne Zunftmäßig trennen müſſe? 8–10. Ob das thätige und leidende Principium in der Natur zu dieſer Eintheilung Anlaß gegeben? 10 – 12. **Burke** vom Erhabnen und Schönen. 12 – 14. Geſchichte des Schönen und Erhabnen im Anblick der Schöpfung. 16. Der Weltgeſchichte. 17. Der Künſte und Wiſſenſchaften. 18. In unſrer Empfindung, beim Anblick des Himmels.

19 – 23. Des Meeres. 23 – 26. Der Berge und Abgründe. 26 – 28. Der Nacht. 29. 30. Hoher Bäume. 31. 32. Der Schulwiſſenſchaften. 33. Der Arithmetik. 34. Poëtik. 35. Der Moral und Geſchichte. 36 – 38. Der Philoſophie. 38. 39. Verhältniß beider Begriffe zu einander. 40 – 42.

2. Kritiſche Analyſe des Erhabnen. 43. In Frage und Antwort, zwanzig Fragen. 45 – 88.

3. Vom Erhabnen, ein Entwurf. 89.

I. Worterklärungen des Erhabnen. Hoch, Höhe, Größe. 91. 92. Hochachtung, Staunen, Erſtaunen, Entſetzen, Schauder. 93. 94. Tiefe, Weite, erhoben, erhaben. 95. Erhabne Gedanken, Gefühle. 96. Gefühl des Erhabnen, Elevation, Erhebung, was es ſey? 97. Dagegen Parenthyrſus. 98.

II. Grund des Erhabnen in der Natur und der menſchlichen Empfindung. 98.

Unſre Bildung. 99. Höhe und Tiefe, Himmel und Erde. 100. Uebertragung dieſes Hemiſphärs in die menſchliche Seele. 101. Maas und Umſchränkung deſſelben. 102. Stille Einwirkung des Erhabnen. 103. Hohe Gedanken, Geſinnungen, Thaten. 104. Ausdruck des Erhabnen. 105. Erklärung. 106.

III. Sinne zum Gefühl des Erhabnen. 107. Vom erhabnen Schauder. 107.

1. Erhabnes dem taſtenden Gefühl. 109.
2. Dem Geſicht. 110.

IV. Künſte, in denen ſich das Erhabne dem Anblick offenbaret.

1. In der Baukunſt. 111. Bey Aegyptern und Griechen. 112. Das Erhabne der Peterskirche. 113.
2. In der Bildnerei. Vom heiligen Styl der Griechen. 113. 114. Seit wann dies Erhabne von der Erde verſchwunden? 114. 115.
3. In der Malerei. Unterſchied der alten und neuen Malerei. 116.

Daß das Erhabne auch energiſch, d. i. fortſchreitend wirke, in Muſik und Dichtkunſt. 117. 118.

V. Vom Erhabnen hörbarer Gegenſtände. 119.

Ob dies Intervalle der Scala machen? 120. Ob das Gehör objective Formen gebe? 121. Wirkungen deſſelben durch Succeſſion und Progreſſion in vier Arten der Energie. 121 – 126. Ob das Erhabne auch hier ohne Maas bewirkt werde? 126. Wiefern alle Künſte des Schönen ein Unermeßbares haben? 127. 128. Von der ſogenannten reinen Objectivität der Poeſie. 129. Falſche Citation Homers hierüber. 130. Von der ſogenannten reinen Subjectivität der Poeſie. 131. Anwendung des Geſetzes der Progreſſion auf Milton, Klopſtock, das Drama u. f. 132 – 134. Proben aus dem Alterthum, daß beim Erhabnen ans Unermeßliche ein Maas gelegt werde. 135. 136.

VI. Das Sittlich-Erhabne. Wie nothwendig in ihm Maas ſey? 136 –

137. Wer waren uns die ſittlich-Erhabenſten der Menſchen? 138. Woran ſich das Gefühl des Erhabnen am meiſten ſtoße? 139. Proben falſcher Erhabenheiten in Ausſprüchen der kritiſchen Schule. 140 – 142. In hohen praktiſchen Grundſätzen dieſer Schule. 143. – 147.

VII. Das Erhabne im Wiſſen iſt nicht Transſcendenz, die uns im Leeren Nichts giebt. 148. Was das Erhabne im Wiſſen ſey? 149. 150.

II. Vom Ideal des Schönen. 151.

Kritiſche Grundſätze hierüber und Zweifel dagegen. 153 – 172.

1. Ideale der bildenden Kunſt. Zevs und ſein Geſchlecht. 173 – 176. Von wem gebildet? wie beſtimmt in Geſtalten. 177. 178.

2. Urſprung dieſer Ideale. 179. Reine Idee der Form, die den Menſchen vom Thier unterſcheidet. 180. Wo nothwendig alſo das Ideal beginnen mußte? 181. 182. Was daher folgte? 183.

184. Erklärung der hohen Ruhe, der ſtillen Würde, der erhabnen Einfalt aus der Geſtalt des Menſchengebildes. 185 – 187.

3. Folgen des Ideals. Für die griechiſchen Kunſtſchulen. 188. 189. Für ſpätere Zeiten. 190. 191.

4. Unterſchied des Individuellen und des Idealen. 192 – 194. Ob es auch Thierideale gebe? 195.

5. Schlußfolgen. Gegen die Formloſigkeit. 196. Unterſchied zwiſchen ideiſiren und idealiſiren. 197. Ob allenthalben ein Ideal ſtatt finde? 198. 199. Ob andre Völker das Ideal der Griechen gehabt? 200. Ob der moraliſche Gliedermann ein Ideal ſey? 201 – 204.

III. Von ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten. 205.

Kritiſche Misdeutung des Ausdrucks. 207. 208. Urſprung deſſelben. 209 – 212. Erweiterung und Veredlung des Begriffs bei verſchiednen Völkern. 212 – 216. All-

mälich in Deutſchland. 217 – 221. In welche Zeiten uns die kritiſche Geſchmacksphiloſophie zurückwerfe? 222 – 226.

Begriff der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte. 227. Was ſie nicht ſeyn wollen? 228. Dagegen ihre Beſtimmung und ihr Charakter. 229 – 231.

Frage 1. Was iſt im Menſchen cultivabel? Glieder, Sinne, Seelenkräfte, Neigungen. Beſtimmung der bildenden Künſte und Wiſſenſchaften nach ſolchen. 232 – 242.

Frage 2. Was iſt durch Menſchen bildbar? Die Natur, die menſchliche Geſellſchaft, die Menſchheit. Daher entſpringende ſchöne Künſte. 243 – 246.

Frage 3. Wie wirken Wiſſenſchaften und Künſte zur Cultur der Menſchheit? Durch Wiſſen Wiſſenſchaft, durch Können Künſte. 246 – 352.

IV. Schönheit als Symbol der Sittlichkeit betrachtet. 253.

Kritische Exposition des Symbols und der Sittlichkeit in Symbolen mit Anmerkungen. 255 – 267.

1. Das Schöne als Symbol betrachtet. Natursymbole. 267. Grund ihrer Bedeutung. 269 – 271. Conventionelle Symbole. 272. 273. Unterschied der Symbole fürs Auge und Ohr. 273 – 277.

2. Wie kann eine schöne Gestalt Symbol der Sittlichkeit werden? 278. Wodurch nicht? 278 – 280. Von der sittlichen Grazie verschiedner Künste. 280 – 284. Verschiedner Lebensalter. 285. Vom Naiven, Sentimentalen, von der Natur- und sittlichen Poesie, nach unsern Zeiterfordernissen, Gesinnungen und Wünschen. 286 – 292.

I.

Vom Erhabnen.

I.

Geſchichte des Erhabnen
in der
menſchlichen Empfindung.

A. Wenn man vom Schönen ſpricht, denkt man gern an die Griechen. Iſt Ihnen ein Grieche bekannt, der vom Schönen und Erhabnen geſchrieben hätte?

B. Vom Schönen mehrere; Longin vom Erhabnen. Vom Schönen und Erhabnen, neben einander geſetzt, kenne ich keinen.

A. Und doch war den Griechen, wie wir ſahen, jene andre Verbindung des Schönen und Guten, des Schönen und Rechtſchaffnen, Tapfern (καλκ κ'αγαθα) ſo geläufig, und vom καλω και ὑψηλω oder ὑψει ſprechen ſie nie?

S. In dieſer Verbindung klingt ſchon das Wort widrig. Wenn das Schöne ihnen das hervorſcheinende, das in jeder Art Vortrefliche war, ſo konnte, von Prunk und Großſprecherei (ὑψηγορια, ὑψηλαυχημα u. ſ.) geſondert, das wahrhaft-Erhabene, das am ſchwerſten zu erreichen iſt, ihnen anders nicht als Gipfel des Schönen, Blüthe der Tugend (ακμη αρετης, το αριστον), mithin καλλιστον, αριστον, das Schönſte, das Beſte heißen. Man bekommt einen hohen Begriff vom Hochſinn und Hochanſtande (μεγαλοψυχιαν; μεγαλοπρεπειαν) der Griechen, wenn man Pindar und Plato lieſet oder die Denkmahle ihrer Kunſt ſiehet.

A. Und Longins Erhabnes (τὸ ὕψος) darf es dem Schönen oder der Schönheit entgegengeſetzt werden?

B. Nichts weniger. Auch ihm iſts die höchſte Höhe, Fülle oder Stärke der Rede (ἀκρότης καὶ ἐξοχὴ λόγων). Lange vor ihm hatten die Rhetoriker die mancherlei Gattungen des Vortrages nach Höhe und Tiefe eingetheilt; man unterſchied erhabne und prächtige, mittlere und ſtarke, niedrige und ſeine Reden. Schon Ariſtoteles *) ſuchte dies Theilen und Untereintheilen einzuſchränken, das indeß bei den ſpätern Grammatikern bis zum Bau des Perioden, zur Wahl jedes Bildes und Wortes hinab, faſt ins Unendli-

---

*) Rhetoric. 3, 12.

che ging. *) Der Natur der Sache nach blieben die drei Haupt-Abtheilungen, des **Hohen**, **Mittleren**, **Niedern** die gemeinſten Abzeichen; ihre Grenzen floſſen in einander —

C. Mich dünkt, ſie müſſen bleiben, dieſe Merkzeichen, die in der Kunſt am deutlichſten erſcheinen. Mit Recht hat **Winkelmann** ſeine Geſchichte der Kunſt nach dieſem großen Maasſtabe geordnet. **Phidias** und **Lyſipp** behaupten ſo wenig Einen Charakter des Stils, als **Anakreon** und **Pindar**.

A. Zu abſchließend indeß wollen wir auch hier nicht theilen. **Lyſipp**, wenn wir dem Lobe der griechiſchen Epigrammatiſten trauen dürfen (und wir dürfen ihm trauen) gab ſeinem Alexander ein ſo Erhabnes, daß er ſelbſt in kleinen Bildniſſen ein Gott ſchien; der Siegesſänger Pindar dagegen ſchrieb auch Klage- und Brautgeſänge. Unſre Nation, die von jeher geſchloſſene Zünfte geliebt hat, iſt bei Werken des Geiſtes bisweilen gar zu bald mit Gehegen, Wänden und Claſſen fertig, die auf Spruch und Gebot als unüberſteigliche, ja zuletzt als natürliche Mauern gelten ſollen. Kündige ſich Jemand in Einer Gattung von Geiſteswerken an; ſofort ſoll er auf dem Schemmel dieſer Werkſtäte lebenslang ihr Leibeigner ſeyn. „Am Erhabnen halte er ſich, ruft man; was miſchet er ſich in eine fremde Provinz? warum ſteigt er zum Schönen hinunter?“ — Bei allen Muſen! ſo dachten die Griechen nicht; vielmehr glaubten ſie, daß wer im Garten der Grazien wohne, ihn ganz durchgehen dürfe. Die Blume des Thals blühet ſowohl für ihn, als wenn er zu ihr gelangen mag, die höchſte Goldfrucht der Heſperiden. Wie vielartig übten die edelſten Griechen ihre Kräfte, am Schönen ſowohl als dem Erhabnen.

---

*) S. Rhetores ſelecti, ed. Fiſcher, Lipſ. 1773.

E. Eine andre Veranlaſſung fällt mir ein, die vielleicht zur Abtheilung des Erhabnen und Schönen einlad; es iſt die zweigeſtaltige Natur ſelbſt, ihr thätig- und leidendes Principium, Tag und Nacht, Mann und Weib. Dem Mann gebührt, ſagt man, Würde (dignitas); dem Weibe Anmuth (venuſtas).

A. Auch hierinn iſt ein Wahres, aber in ſeinen Grenzen. Muß nicht an Ort und Stelle der Mann auch ſanft und nachgebend ſeyn, oder ſoll er allein das σεμvor und Sever, lauter majeſtätiſche Tugenden üben? Gab es nicht unter den Weibern auch Heldinnen an Gemüthsſtärke? Iſt Aphrodite allein Göttinn? ſiehet nicht auch eine Diana, Pallas, Juno, und in der Götterreihe Dionyſus und Phöbus da? Und Phöbus, iſt er allein Muſagetes, oder nicht auch der zornige Drachentödter? Sitzt Bacchus nur neben der Ariadne, oder errettete er auch den Olymp? Und um bis zu Kindern hinabzugehn, erdrückte Herkules den Drachen nicht ſchon in der Wiege? Laſſet uns alſo, wenn wir Geſchlechter, Charaktere, Alter und Art bemerken und ſondern, moraliſche Eigenſchaften derſelben und Geiſteskräfte nicht abzäunen. Das Höchſte und Edelſte ſey uns allenthalben das Schönſte. In neuerer Zeit wars meines Wiſſens Burke, der die

Topik des Erhabenen und Schönen in Gang brachte.

E. Sein Buch hat mich nicht minder vergnügt als unterrichtet, wie es denn auch in drei Sprachen mit Beifall geleſen iſt. Jedem Liebhaber des Schönen wünſche ichs in die Hände. *)

A. Burke war ein Talent- und Einſichtsvoller, ein beredter, und wo ihn Vorurtheile nicht blendeten, ein ſehr verſtändiger Mann. Dieſe Schrift war ein

---

*) A philoſophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the ſublime and Beautiful. Lond. 1757. Recherches philoſophiques ſur l'origine des Idees, que nous avons du Beau et du ſublime. Londr. 1765. Philoſophiſche Unterſuchungen über den Urſprung unſrer Begriffe vom Schönen und Erhabenen. Riga, 1773. bei Hartknoch. (Ueberſetzt von Garve.)

Werk ſeiner Jugend, und auch in ihr ſchon zeigt er ganz den Britten. Sein Erhabnes und Schönes ſetzt er in zwei Tendenzen der menſchlichen Seele, faſt ähnlich den beiden Grundkräften des Univerſum nach Newton, Anziehung und Zurückſtoßung. Wie die Liebe aus ſich geht und ſich mittheilt, wie ſie an ſich zieht und ſich vereinigt; ſo nach ihm das Schöne in ſeinen Wirkungen und Objekten. Ihm ſteht ein andres Gefühl entgegen, das uns in uns zurückzieht, uns auf unſerm Mittelpunkt feſthält, ſtark macht Gefahren zu überwinden, mächtig zu entfernen, was zu uns nicht gehöret. Es iſt unſer edles Selbſt mit tauſend Phänomenen erhabner Empfindungen und Thaten. Vermöge dieſer zwei Kräfte gravitirt und erhält ſich das moraliſche Weltall, wie das phyſiſche durch jene zwei ähnliche

Kräfte **Newtons**. Unſer Herz iſt der Brennpunkt beider.

B. Ein edles Syſtem und bei **Burke** in einer reichen Anwendung. Faſt zürnte ich mit der „Kritik der Urtheilskraft," daß ſie das Buch deßhalb glimpflich herabſetzt, weil es nur „eine pſychologiſche, d. i. empiriſche, nicht aber eine allgemeingültige, transſcendentale Expoſition mit Gründen a priori" gebe. *) Läßt ſich über Begriffe der menſchlichen Seele anders als aus und nach ihr philoſophiren? Alle unſre Gründe a priori der Logik, Metaphyſik u. ſ. ſind ſie anders woher als aus der menſchlichen Seele? ſind ſie anders wo als in ihr? Gäbe es endlich, da es hier nicht ſowohl abſtrakte Ideen als Begriffe und

---

*) S. 126 — 129.

Gefühle betrifft, eine reinere Transſcendenz als die Reduktion ihrer aller auf die eben genannte zwei Grundkräfte? Sie conſtituiren die Welt; warum ſollten ſie nicht auch unſer Gemüth conſtituiren? *)

X. Ich will eine **Geſchichte des Schönen und Erhabnen** erzählen. Wer ſie wahr findet, ſtimme mit ein; wer dagegen einzuwenden hat, ſage auch ſeine Gedanken.

---

*) Im Jahr 1764., ehe **Burke's** Schrift ins Deutſche überſetzt war, erſchienen vom Verf. der Kritik **Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen.** (Königsberg 1764.) feine Beobachtungen voll Witzes und Scharfſinns. Eine Recenſion dieſer Schrift, Muſter einer eben ſo ſchonenden als treffenden Kritik von J. G. **Hamann** (Königsbergiſche gelehrte und politiſche

Im Anfange der Zeiten, erzählt die Sage, war in der Natur nichts als Höhe und Tiefe, υψος και βαθος. Die Stimme der Schöpfung erſchallte; das Hohe ſtieg nieder, die Tiefe empor und es ward Ordnung, κοσμος.

Noch ſtanden Fluthen über der Erde, ein erhabner Anblick. Wolken brüteten über dem kleinen Erdkern in einer faſt unbegrenzten Atmoſphäre; rings um den Erdkern krachten und ſpieen Feuerſchlünde. Fluthen und Wolken ſenkten ſich; der Dunſtkreis klärte ſich auf, allmählig ſchwieg das Grimmen der Erde, und es ward eine bewohnbare Welt (κοσμος).

Leben

Zeitungen 1763. (St. 26.). würde hier eingerückt werden, wenn dieſe frühere Schrift hieher gehörte.

Leben regte ſich in der Schöpfung; Krieg aller gegen alle giebt dem rohen Sinn ein wildes Erhabene. Hier nicht alſo. Die Grenzen der Geſchlechter wurden getheilt; der Menſch, begabt mit Vernunft, erſchien; das erhabenſte Geſchöpf. Wodurch erhaben? Durch Vernunft, durch Ordnung.

Stämme und Völker tobten gegen einander; ſchreckliche Thaten geſchahn und wurden angeſtaunet; Menſchen, die ſie vollbrachten, Mörder, Räuber, Unterdrücker ſtanden als Götzen auf den Altären; das war, ſagt man, die Zeit des Erhabnen. Die Vernunft der Menſchen klärte ſich auf, die Billigkeit erwachte; und die Altäre der Götzen ſanken! Die feſſelnden Unterdrücker, mit Banden des Gemeinwohls, der Billigkeit und Vernunft ſelbſt gefeſſelt, fanden ſich, und mit ihnen andre, glücklicher als zuvor. Die Zeit des roh-Erhabnen ward eine Zeit des ſittlich-Schönen.

In Künſten und Wiſſenſchaften thaten ſich Wundermänner hervor; ſie wurden angeſtaunet, und je weniger man ſie begriff, deſto mehr verehret. Um geltend ihre Gabe zu machen, hüllten ſie ſich in das Gewand der Erhabenheit ein, mit ungeheurer Wirkung. Man nannte dies die Zeit des Erhabnen. Das Licht verbreitete ſich; man begriff, woher, was ſie thaten, ſie zu thun vermochten, und ahmte ſie nach. Oder man fing an ſtatt des blos Betäubenden, das Belehrende, das Nützliche, das Angenehme zu lieben; man ſuchte die Wahrheit. Das einſt nur angeſtaunte Erhabne ward jetzt ein mit dem Geiſt erfaßtes Erhabenes, καλλιϛον, αριϛον, das Wohlthätigſte, Schönſte.

Mit dieſem Ueberblick der Welt- und Menſchengeſchichte gehen wir in unſer eigenes enges Leben zurück; wie dort, ſo hier!

Klein und ſchwach empfing uns der Schauplatz der Welt; lauter Erhabnes und Großes, ein Unendliches (ewiger) lag vor uns; ein Unendliches an Vielheit, Umfang, Kraft; von uns unverſucht, unerfahren. Wir konnten nicht anders als es anſtaunen.

Der hohe Himmel! Was träumten wir nicht von dieſer erhabnen Burg, von dieſer blaugoldnen Wölbung, und von ihren Lichtern, dem Monde, der Sonne, den Sternen! Unſre Kinderphantaſie flog in dies Land der Träume, bewohnte den Mond, berührte die Sterne. In den Brunn der Morgenröthe tauchten wir uns und ſchiſſten im Zuge der Wolken. Die

Kindheitspoeſie aller Völker der Welt wohnt in dieſem Erhabnen. Hohe Geſtalten, Götter und Geiſter lebten einſt nach dem Geſammtglauben aller Nationen der Erde in dieſen erhabnen Gegenden, über der Veſte oder in den Wolken, oder auf einem Olympus. Wie war uns, Freunde, als uns zuerſt die Nachricht zukam, daß dieſe Veſte, Luft, die Sterne Sonnen und Erden ſeyn? wie erhabner ward unſre Ausſicht zum Himmel da, und wie ſchöner! Schöner, weil ſie die Heere des Himmels zu ordnen anfing; und immer erhabner und immer ſchöner, je mehr ſie ſolche nach einfachen, innern, ewigen Kräften der wandelnden Weltkörper ordnen lernte. Jedem von uns bleibt gewiß die Stunde ſeiner Kindheit oder Jugend unvergeſſen, da er dieſe himmliſche Offenbarung zuerſt empfing; der Mann, der uns unter dem Sternenhimmel dieſen Weltaufſchluß gab, noch ſtehet er wie ein Genius vor uns, gen Himmel weiſend, unſre Blicke beflügelnd. Jetzt ſtanden wir auf dem Alkol, und fragten: „wo weiter hinaus? wo iſt die Grenze der Schöpfung?" —

Und als der himmliſche Genius uns näher trat, auch dies Bild der Einbildung ordnend; er zeigte uns Milchſtraßen, Nebelſterne, Sonnenſyſteme; bis endlich Herſchel kam und das Buch der Himmel, Blatt nach Blatt aufrollte. Die roh-erhabnen Träume unſrer Kindheit mit ihrem dumpfen Anſtaunen ſind verſchwunden; ein Erſtaunen andrer Art hat ihren Platz und beſitzt ihn ewig. Unſer Geiſt, nicht unſer Auge, will jetzt umfaſſen das Weltall; d. i. er denkt dem Weltordner nach, Gottesgedanken.

Nicht Grenzen giebt er dem Unermeßlichen, (kindiſche Phantaſie!) ſondern Geſtalt, Ordnung nach einer innern ewigen Regel. Das Schönſte und Höchſte hat er hiemit zugleich erreicht: denn was iſt höher und ſchöner als eine nach Einer innern Regel geordnete Welt (κοσμος)! *)

Und da nur ein Geiſt dieſe Regel denken und wirklich machen konnte, wie nur ein Geiſt ſie wahrnehmen kann, was iſt Erhabner, was iſt Schöner als dieſer mit ſeiner Kraft und ſeinen Gedanken alles erfüllende, ewigſchaffende Geiſt, Er die thätige Regel alles Erhabnen und Schönen, des Univerſum. Jeder kleine Begriff falſcher Erhabenheiten, ſamt ih-

---

*) Τι εστι κοσμος; Ακαταληπτος περιοχη, θεωρητον κατασκευασμα, αυτογεννητον υψωμα, πολυχαρακτον μορφωμα, αιωνιον διαμορφωμα etc. Secund.

rer abſcheulichen Brut, Entſetzen, Furcht, enge Perſönlichkeit, Abgötterei, kriechender Dienſt, Heuchelei, Lüge verſchwinden. Einer regiert und iſt und herrſcht ewig, das, erhabenſte Schönſte, das Beſte.

C. Als zuerſt ich das Meer ſah; auch ein Unendliches, eine himmliſch-weite Anſicht; bis wo es ſich in die Wolken verlor und der Himmel ſich zu ihm ſenkte, verlor ſich mein Blick in die ungemeſſene Höhe und Tiefe. Auf einem Brett ſchwebend zwiſchen dem Endloſen über und unter mir, durch Fluthen und Winde über einem unbekannten Abgrunde, welche Empfindung! *) Gern hört man auf dem Schiff Abenteuer erzählen und lieſet ſie

---

*) Τι εςί πλοιον; Επισφαλον πραγμα, αθεμελιωτος οικια, ανεμων οδοιπορια u. ſ. Secund.

gern: denn über und im Element dieſer Wagniſſe fühlt man ſich ſelbſt als einen ſolchen, kühn, ſtark, voll langer Gedanken und Entwürfe. Entriſſen dem trägen Boden ſchwebt unſer Geiſt auf den Flügeln des Windes.

Der Sturm erwachte, es öfnete ſich der Abgrund; die Winde heulten; Höhe und Tiefe, Wolken und der Abgrund, Himmel und Hölle ſind Eins; wir werden hinauf- und hinabgeſchleudert. „Tritt an den Maſtbaum, ſagte der Schiffer dem Unerfahrnen, und umfaſſ' ihn; es iſt keine Gefahr!“ Ich rief die Sinne zuſammen; und in dieſem Aufruhr der Natur erblickte ich welch' Erhabnes in einer höheren Ordnung! Bewirkt von allen Kräften der Natur in ihrer wirkſamſten Bewegung und ergriffen vom ruhigen Auge. Die tauſend Wellen und Wogen, die mit

Einem Schlage Himmelan ſteigen und ihre Häupter krauſen, dann über einander ſtürzen und niederſinken, im Takt des vielſtimmigſten Accords, nach allen Krümmungen und Linien der Schönheit, bis wo die letzte Welle in den dunkeln Horizont hinanſteigt; die Bewegung des Schiffs gleichſtimmig den großen Elementen, es ſchwebe in den Wolken oder ſpalte den Abgrund; die geordnetſte Republik, in der Alles an Einem Ruf, an Einem Wink, ja an Einer Linie, Einem Punkt hängt; in ihr Alles gewogen, gemeſſen, nach Geſtalt, Zeit und Ort berechnet. Und wenn der Sturm entſchläft, in ſanftern Linien die Wellen ſich ſenken, endlich die Sonne hervertritt und ſich in der blaugrünen Fläche wiederum ſpiegelt; ihr ſchönen Himmelslichter, Mond und Sonn' und Sterne, ihr freundliche, uns regelmäßig beſuchende Gäſte, wie lieb ſeyd ihr dem Waller des einſamen Meers! Und ihr fernen Ufer, ihr Wolkengekrönten Felſen, ihr dahin ziehenden Vögel, ihr um uns ſcherzenden Delphine — erhaben-ſchöne, ſchönerhabene Jugend-Erinnerung, noch im Andenken ſey mir gegrüßt.

V. Wir ſahen Berge, Thürme, Felſen; „ach, wer droben wäre!“ ſagte unſer jugendliche Geiſt; „und wer könnte nicht dort ſeyn!“ ſagte unſer jugendliche Muth. Wir erklimmten die Höhe, um auch zu ſeyn, wo der Vogel ſaß; und fanden oben den kahlen Gipfel oder gar eine Ebne. Das Erſtaunen war aufgelöſet, aber in etwas viel Schöneres, die freie, weite Ausſicht tief hinab und weit umher verwandelt. Was uns das Thal des Staunens nicht geben konnte, gab uns die Höhe im vielumfaſſenden, reich-belehrenden Geſtalten- Farben- Linien- wechſelnden, ſchönen Anblick.

E. Wir ſtiegen einſt in den Schlund des Berges und gingen gebückt, hörend in der Ferne das Pochen des Hammers, das Tröpfeln und Rauſchen unterirdiſcher Waſſer, und ſahn in tiefer Nacht zuletzt das flimmernde Berglämpchen. Bekannt mit dieſen Gängen und Reihen fanden wir uns endlich auch hier zurecht. „So ſtreichen die Gänge, ſo liegen die Flöze, ſo ſchiebt ſich das Geſtein, ſo brechen die Metalle, ſo ſind wir an der Zeit,“ dies lernten wir unten und förderten dieſe Kenntniſſe zu Tage. Auf Wegen und Stegen ziehen ſie jetzt mit uns; wir kennen die Erdarten, erklären uns den Bau, den Fall, die Bildung der Gegenden, was auf und in ihnen wächſt, in welcher

Ordnung es wuchs und gedeihen konnte. In welch erhabneres, froheres Gefühl iſt das erſte dunkle Anſtaunen des Berglämpchens verwandelt!

A. Nacht und Tag wechſeln auf unſrer Erde; man nennet den Tag ſchön, die Nacht erhaben. Natürlicher Weiſe ſtaunten wir als Kinder das Dunkel an, weil wir in ihm nichts ſahen, nichts finden konnten; gefürchtet aber hätten wir uns an einem Gefahrloſen Ort vor dem Dunkel ſchwerlich oder minder, wenn nicht Mährchen unſer ſcheues Ohr furchtſam gemacht und uns in der allenthalben natürlichen Natur allenthalben Un- oder Uebernatur zu erwarten gelehrt hätte. Viel falſches ſogenannt-Erhabnes kam damit in unſer Ohr; in unſer zartes Hirn drückten ſich Lügengeſtalten, die vielleicht noch die Seele manches neunzigjährigen Kindes betäuben. Da nämlich das im Dunkel erwachende Auge den ſchwarzen Raum vor ſich nicht anders als eine auf- oder vor ſich gebreitete Decke und die dämmernden Geſtalten auf ihr nicht anders als webende Schatten ſiehet: ſo entſtand daraus das Bild ſolcher Schatten als lebendiger Luftgeſtalten; Geſpinnſte der Furcht, die ſich zu unſern Träumen geſellten, die unſre Träume ſelbſt einluden und realiſirten, kurz Geſpenſter. Erhabner Nichtigkeiten ein reiches Heer! Wir kamen zur Vernunft und lernten, daß Finſterniß ein Nichts, daß Nacht und Tag ein Zwillingspaar ſey, die ſchöne Folge Einer und derſelben harmoniſchen Regel. Jetzt griffen wir nach den webenden Schatten, und fanden was ſie waren. Wir freuen uns, vom Stral des Tages ermattet, auf den kühlen Abend und die ſtille Nacht: wir ſchlafen ruhig. Ein reicher Erſatz jener falſchen Erhabenheiten iſt, dünkt mich, dieſe **erhaben-ſchöne Gedankenklarheit.** Die Nacht begeiſtert den Weiſen, nicht zu Hirngeſpinnſten, ſondern wenn ihn Blut und Herz, Gemüth und Sorge nicht drückt, zum leicht- und helleſten Fluge der Ideen; unter ihrem erhaben-ſtillen Hemiſphär ſind ſeine Kräfte wie in einen ſtillen Brennpunkt geſammlet. Hat er damit gewonnen oder verlohren?

C. Als Kinder ſpielten wir unter einer uralten, weitſchattenden Eiche, die wir, klein und jung gegen ſie, mit Ehrfurcht anſahen. Sie ſchien uns eine in die Luft erhobne Welt, eine Stadt der Vögel; die Blüthenreiche Linde ein Univerſum ſummender, fröhlicher Bienen. Im Gipfel der Fichte rauſchte uns das Flüſtern des erhabnen Naturgeiſtes, an den Zweigen des Ahorns hing das den Knaben ſo reizende, Geheimnißvolle Neſt des Vogels. Nun hörten wir von Cedern Libanons, von den Palmbäumen des Morgenlandes, von der Eiche zu Dodona, mit dem, was unter ihnen geſchehen war; welche Reihen erhabner Geſchichten pflanzten ſich damit in den Garten unſrer Phantaſie, unſrer geheimſten Seelenneigung! Mit den Palmbäumen Orients kommen uns noch dieſe Geſchichten und Sagen wie Jugend-Träume wieder; die ganze Welt des Wunderbaren der Tauſend- und Einen Nacht liegt, wie in einem Zauberſee, in uns verſenket. Allmählich erwachte unſre Vernunft und ordnete die Jugendträume. Gewächſe, Bäume, Thiere, in allen Gattungen und Arten, lernten wir in der Natur oder in wahren Beſchreibungen kennen; ſogar fanden wir ſie in Syſteme geordnet, und ſtudirten an Allen Ein gemeinſames Naturbild, Einen Typus. „So werden, ſo wachſen, ſo ſind und entwerden ſie (ſagen wir uns jetzt); darum ſind ſie ſo und nicht anders. Was auf dieſem Lebensbaume einer in ſich weſentlichen Organiſation und Naturbildung nicht wächſt, iſt Tand und Traum.“ Anerkennend dieſen Typus, verfolgen wir ihn durch alle Geſtalten; welch ein Erhabenſchönes und ſchönes Erhabene geht uns in ihm auf! In jeder Pflanze, in jedem Baum, vom Yſop bis zur Ceder, vom Wurm zum Wallfiſch, deſſen Rückengräte wir einſt erhaben-unfruchtbar anſtaunten, wird uns dieſe lebendige Regel ſichtbar. Die Milbe und der Knochenberg, Elephant, ſind uns in Anſehung ihres Baues und des Geiſtes, der ihn beſeelt, gleich

gleich merkwürdig. Das Erhabne wird ſchön, das Schöne wird uns erhaben. Haben wir gewonnen oder verlohren?

B. Als man uns in die Schule führte, kam uns nichts erhabner als das A B C vor; auf des Lehrers Antlitz ſtand es gepräget. Das Buchſtabiren klang uns ſehr erhaben; die grammatiſchen Regeln, die Declinationen, bei verbis der Infinitivus, und die Imperſonalia höchſt erhaben, weil ſie die letzten waren, und man nur durch Mühe zu ihnen gelangte. Seitdem wir eine Philoſophie der Sprache begriffen, ſehen wir das Erhabene einer Sprache, der Sprache, die wir am beſten verſtehen, verſtändiger ein. Der Dunſt der Schule, das erhabene Skotos iſt in Licht verwandelt; haben wir gewonnen oder verlohren?

1. Als man uns in die Schule der Arithmetik führte, wie hoch ſtand uns das Dividiren, die Buchſtabenrechnung! von dem Calcul des Unendlichen ward mit Staunen geredet. Ein vernünftiger Lehrer zeigte uns, daß in der Arithmetik nur Ein Ding zu bewundern ſey, das Eins; in der Geometrie nur ein Ding, der Punkt; in der Analyſe das Zeichen = y oder vielmehr die Seelenkraft, die dieſe Zeichen erſchuf und feſthält und gebrauchet. Dieſe nackte, trockne, aber Verſtandreiche Erhabenheit, gewähret ſie nicht mehr als jene falſche Bewunderung, die an Congruenz der Figuren, an Conſtructionen im Raum, an Ziffern und Zeichen haftet, und durch ihr Bewundern ſelbſt ſich als das, was ſie iſt, darſtellt? Anſtaunen iſt der Tod der Mathematik; ihr Weſen iſt μαθησις, verſtändig lernen, begreifen, und ihre Frucht

das Erhabenſchönſte, Maas, klare Anſicht.

E. Als man uns in die Poetik führte, in welchen Hypſegorieen ſprach man vom großen Homer, vom erhabnen Pindar! Die Regeln über ſie gingen noch erhabner. Seit wir zur Einſicht dieſer Dichter gekommen ſind, wie anders ſprechen wir jetzt das Wort „großer Homer! erhabner Pindar!“ aus! Nur im Schönen groß und durchs Schönſte erhaben ſind uns beide. Sophokles wenige Stücke zeige uns die tragiſche Bühne der Griechen auf ihrem Gipfel; ſein Erhabnes iſt, was nach dem Begriff ſeiner Zeit dem Kothurn ziemte. Von Shakeſpear hörten wir in unſrer Kindheit als von einem faſt unerſteiglichen Fels, einem unüberſetzbar-Erhabnen; in Leidenſchaften als von einem wilden Orkan reden. Wieland wagte die Ueberſetzung; wir laſen ſeine Stücke in der Urſprache, und erklärten ſie uns, Scene nach Scene, aus ſeinem Geiſt, aus ſeiner Zeit. Wie anders erſchien uns jetzt Shakeſpear! Sein Niedriges wie ſein Erhabnes iſt verſtändig.

B. Als man uns in die Moral führte, zeigten ſich uns in ihr zuerſt Extreme, Engel und Teufel. In der Geſchichte trat Nimrod der große! der große Nebukadnezar auf, Alexander der Gott, Nero der Demogorgon. Erhabne Caricaturen wies man uns inſonderheit in der Griechen- und Römergeſchichte. — Je thätiger unſer Verſtand ward, deſto mehr lernten wir dieſe Extreme zuſammenrücken, verſtehen, ordnen. Im Menſchen erſchien uns allenthalben der Menſch, ungleich begabt, aber nach Maas der Kräfte, nach Neigungen und Uebung zum Guten und Böſen gleich fähig. Die Tuba der Vernunft erſcholl, daß alle Thale erhöhet und alle Berge gedemüthiget werden ſollten vor der Stimme, die Alles gleich macht, der Stimme menſchlicher Pflicht; und Gutes und Böſes trat an ſeinen Ort, oft in Einer Bruſt beiſammen. Sokrates und Perikles, Atticus und Cäſar weigerten ſich dieſer Stimme nicht; Marc-Aurel ſprach ſie laut aus; in uns ſpricht ſie durch alle Geſchichte.

A. In uns ſpricht ſie auch über uns ſelbſt. Grenzenlos ausgeſprochen iſt das erhabne Wort: „achte dich ſelbſt!“ eben ſo klein und verführend, als es ſein kategoriſcher Gegenruf: „verachte dich ſelbſt!“ ſeyn würde. Aus ſich machen ſoll der Menſch Etwas; über dies Etwas iſt er Zeuge, nicht Richter. Das erhadenſte Selbſtgefühl iſt nur das Gefühl der Harmonie mit ſich und der Regel des Weltalls, mithin das höchſte Schöne.

C. Als die kritiſche Philoſophie auftrat, zuerſt unbemerkt, bald, als ſie durch Prolegomenen und Recenſionen imperativiſch verkündigt ward, nahete man ihr ſtaunend. Kloſterleute kamen, bewundernd in ihr die „Pflicht des Glaubens,“ geheime Geſellſchafter das myſtiſche „a priori,“ aus welchem viel zu machen ſey, Weltleute ließen ſich erzählen, was der kritiſche Philoſoph ſage, und die akademiſchen Katheder, die literariſchen Blätter geboten: Fallet nieder! ſaget nach! Das Unermeßliche iſt ermeſſen, der Abgrund ans Licht gefördert, bezirkt und auf ewige Zeiten a priori geordnet. Das Unermeßliche-Ermeſſene (απειρον πεπειραμενον) iſt vor euch." Je mehr man zu ſich ſelbſt kam und überdachte, „daß, was a priori „in uns iſt, allverſtändlich und allverſtanden ſeyn müſſe, eben, weil es im Gemüth Jedes liegt; nur dann könne eine „Philoſophie wahr ſeyn, wenn ſie, klar „begrenzt, ſich jedem denkenden Gemüth „als ſeine Eingebohrne offenbaret. Was „in der kritiſchen Philoſophie wahr iſt, „könne nur ſofern beſtehen, als es wahr „iſt, nicht weil ſie es und weil ſie es ſo ſaget." So ergab ſichs, die erhabenſte Philoſophie könne nicht anders als die faßlichſte, das wahre Erhabene nicht anders als die Summe des Reinen, Klaren, Guten und Schönen ſeyn oder werden.

A. Hiernach, m. Fr., rücken ſich auch Burke's Ideen vom Erhabnen und Schönen anders; nicht Gegenſätze ſind das Erhabne und Schöne, ſondern Stamm und Aeſte Eines Baums; ſein Gipfel iſt das erhabenſte Schöne. Der Schmerz des Anſtrengens oder Anſtrebens, den das Erhabne erreget, kann nur Spannung, mithin Uebergang zu andern Gefühlen ſeyn, oder die Feder ermattete kraftlos. Die Milde wiederum, die ſich mit dem Schönen geſellet, muß durch ihre Anziehung auch Thätigkeit bewirken, oder die Feder erſchlaffte gleichfalls. Erſtaunen alſo, Bewunderung und Hochachtung öfnen nur die Pforte zum hohen Schönen;

oder halten uns bei der Empfindung und Betrachtung deſſelben deſto feſter; ſo wie kein Gefühl des Schönen im bloſſen Mittheilen und Verſchwimmen aus ſich ſelbſt beſtehen kann, oder es zerfließet. Alle Phänomene, die Burke anführt, laſſen ſich hiernach ordnen. Das Unendliche (απειρον) iſt Einladung, das rein und verſtändig Erhabne in ihm, mithin das höchſte und ſchwerſte Schöne zu ſuchen und zu finden; das Gefühl des Erhabnen iſt dem Gebiet des Schönen Anfang und Ende. Hätte Leſſing zu einem Commentar über Burke's Buch Zeit gewonnen, gewiß hätte er zwiſchen beiden Principien in unſrer Natur Einheit geſucht und gefunden, ein Friedeſtifter zwiſchen dem Erhabenen und Schönen. *)

---

*) Mendelſons Anmerkungen zu Burke ſchen in Leſſings Leben und Nachlaß, Th. 2. S. 201, ſeine Recenſion des Werks in der Biblioth. der ſch. W. B. 3. S. 290.

2.

Kritiſche Analyſe

des

Erhabnen.

B. Mein Verſuch iſt mißrathen. Ich wollte einem kritiſchen Philoſophen den Inhalt unſres letzten Geſprächs, daß das Erhabne nämlich der ſchwerzuerreichende Gipfel des Schönen ſey, vortragen; aber, aber — die kritiſche Analytik des Erhabnen —"

A. Nun dann. Damit wir dieſe kritiſche Analytik *) als ein Erhabnes nicht blos anſtaunen, ſondern als eine Analytik analyſiren, wollen wir uns aus ihr Fragen vorlegen; wer Luſt hat, beantworte die Fragen:

---

*) Kritik der Urtheilskraft. S. 73. f.

„Frage." 1.

Sollten wir uns nicht „unrichtig ausdrücken, wenn wir *irgend* einen Gegenſtand *der Natur* erhaben nennen? ob wir zwar ganz richtig ſehr viele derſelben *ſchön* nennen können: denn wie kann das mit einem Ausdruck des *Beifalls* bezeichnet werden, was an ſich als *Zweckwidrig abgefaßt* wird?" *)

„Antwort."

Wäre der Ausdruck *Erhaben* nicht aus der Natur; woher hätten wir ihn? Schon der Schall *hoch*! (in unſrer Sprache) mit der aufgehobnen Hand begleitet, drücket Gegenſtand ſowohl als Empfindung aus; ein gleichſam hinaufathmender Aufruf. So *heben, erha-*

---

*) S. 75.

ben; *) im Wort heben athmet die Mühe, die hinaufſtrebt; im Wort erhaben wird ſchon die Ruhe des dahin Gelangten bezeichnet. Wer in der Natur nichts Erhabnes, als ſich ſelbſt, und jeden erhabneren Gegenſtand Zweckwidrig fände, der wäre ſich ſelbſt allerdings der erhabenſte Endzweck.

„Frage" 2.

Darf man ſagen: **) „daß das eigentliche Erhabene in keiner ſinnlichen Form enthalten ſeyn könne, ſondern nur Ideen der Vernunft treffe, welche, obgleich keine ihnen angemeſſene Darſtellung möglich iſt, eben durch dieſe **Unangemeſſenheit**, **welche ſich ſinnlich darſtellen läßt**, rege gemacht und ins Gemüth gerufen werden."

---

*) Altus, eminens, ſublimis, ὑψοω, ὑψος ſagen ihren Nationen daſſelbe.

**) S. 76.

„**Antwort**."

Enthalten kann das Erhabne eben ſo wenig in einer Form ſeyn, als das Schöne; beide werden **an** Gegenſtänden **empfunden**. Trift das Erhabne, blos Ideen der Vernunft, ſo kann es (nach den Grundſäzen der Kritik ſelbſt) kein Gefühl regen. Und, wenn ſich Ideen der Vernunft (nach eben dieſer Kritik) nicht darſtellen laſſen, wie läßt ſich ihre **Unangemeſſenheit darſtellen**? ſo darſtellen, daß Ideen der Vernunft dadurch ins Gemüth gerufen werden? Das ganze Alterthum hielt **Phidias** Jupiter, **Polyklets** Juno für erhaben, gewiß nicht

allein

allein durch das, was ſie *nicht*, ſondern auch *was* ſie darſtellen. Wer der Kunſt erhabne Formen abläugnet, mit dem ließe ſich weiter in der gewohnten Kunſtſprache ſchwerlich reden; hätte aber die Natur keine erhabne Formen, d. i. Formen, zu denen das Gefühl des Erhabnen freiwillig ſich geſellt, woher ſollte die Kunſt ſie nehmen?

„Frage 3."

Kann man ſagen: *) „der weite, durch Stürme empörte Ocean könne nicht *erhaben* genannt werden; ſein Anblick ſey *gräßlich*, und man müßte das Gemüth ſchon mit *mancherlei* Ideen angefüllt haben, wenn es durch eine *ſolche* Anſchauung zu einem Gefühl geſtimmt werden ſoll, was ſelbſt erhaben iſt, indem das Gemüth die Sinnlichkeit zu verlaſſen und ſich mit Ideen, die höhere Zweckmäßigkeit enthalten, zu beſchäftigen angereizt wird.*

---

*) Kritik. S. 76.

Antwort.

Aeſthetiſche Gefühle (ſetzte die Kritik ſelbſt voraus) müſſen ohne die hochpeinliche Halsgerichts-Ordnung gefühlt werden: denn freilich dem im Meer Ertrinkenden, vom Hayfiſch Verſchlungenen iſt der Ocean gräßlich. Auch iſts gewiß, daß der Anblick des ruhigen Oceans (wenn man die Worte genau nehmen will) das Gemüth eigentlich weite, nicht hebe. Deſto gewaltiger heben es aber die empörten Wellen, die allenthalben umher, ringsum den ganzen Horizont, ſich in die Wolken ſtürzen und heben. So in der Natur, und ſogar im Gemählde des kämpfenden Schiffes oder des Schiffbruchs. Wem iſt Lukrezens

> Suave mari magno turbantibus aequora ventis etc.

nicht als ein erhabnes Bild an die Seele gedrungen? wenn gleich vor einer wirklichen Scene der Art, wie in Shakeſpears Miranda, ſein erbarmendes Gefühl gewiß alle andre Empfindungen verſchlungen hätte. Iſt bei einem ſolchen Auftritt der Natur Alles in Sicherheit, ſo daß kein Angſtgeſicht ſich uns darſtellt, keine weibliche Klage ertönet; wer könnte, daß der Anblick des empörten Meers groß, ja, wie man ſich ausdrückt, furchtbarſchön ſey, läugnen? Die Britten haben prächtige Schilderungen dieſes Gegenſtandes; und hätten Wir, hätten ſie Homer und Virgil nicht?

Muß aber jemand ſein Gemüth ſchon mit mancherlei Ideen angefüllt haben, wenn es durch ſolche Anſchauung zum Gefühl geſtimmt werden ſoll; muß „ſein Gemüth die Sinnlichkeit verlaſſen und ſich, während die See ſtürmt, mit Ideen, die höhere Zweckmäßigkeit enthalten, beſchäftigen, wenn er zu erhabnen Empfindungen angereizt werden ſoll;" der bleibt freilich Zweckmäßiger zu Lande, um ſich das Gemüth mit mancherlei Ideen daheim anzufüllen, die höhere Zweckmäßigkeit enthalten;" nur urtheile er alsdann auch von dieſen Naturſcenen nicht, am wenigſten abſprechend, verneinend.

„Frage 4."

„In dem, was wir an der Natur erhaben zu nennen pflegen, iſt ſo gar nichts, was auf beſondre objektive Principien und dieſer gemäße Formen der Natur führte, daß dieſe vielmehr in ihrem Chaos oder in ihrer wildeſten Unordnung und Verwüſtung, wenn ſie nur Größe und Macht blicken läßt, die Ideen des Erhabnen am meiſten erreget.“

Antwort.

Das Chaos der Natur ſah niemand; abſolut genommen iſts ein Unbegriff: denn Chaos und Natur heben einander auf. Die Dichter ſchildern es alſo nur als einen Uebergang zur Ordnung. Nicht anders denkts unſre Seele. Alle Weſenheiten und Eigenſchaften der Dinge waren in ihm ſchon vorhanden; ungeregelt äußerte jede ſchon ihren Trieb, und beſtrebte ſich ihren Platz einzunehmen; alſo ward Ordnung. Das Chaos ſelbſt alſo war ein Streben zur Regel, und dieſem Bilde der Natur ſoll unſre Phantaſie folgen. Wer mit erhabnen Gefühlen ewig und immer über dem Chaos brütete, ohne daß je eine Schöpfung würde, deſſen Phantaſie wäre das Thohu Vabohu ſelbſt, für nichts, wider nichts, aus nichts, zu nichts, Zwecklos-erhaben, erhaben-Zwecklos.

Und wie könnte man an der Natur „in ihrer wildeſten, regelloſeſten Unordnung und Verwüſtung ein erhabenes Wohlgefallen" finden, *) ohne daß, wenn dieſe Verwüſtung auf einen blühenden Zuſtand erfolgt iſt, ſich Trauer, Grimm, Abſcheu, oder gar eine Verzweiflungsvolle Leere der Seele, Verdruß und Ueberdruß in die Empfindung miſchte? Gehe man über

---

*) Kritik S. 77.

rauchende Brandſtäten, oder durch unabſehliche Felder voll Lavakruſten und vulkaniſcher Aſche, ohne Ein erfreuliches Bild der umherliegenden glücklichen Erde, des ſchönen Himmels, des ſchönen Meers; nur einem Geiſt in Miltons Hölle könnten Gefühle des Erhabenen dabei geziemen.

„Frage 5."

„Daraus ſehen wir, daß der Begriff des Erhabenen der Natur bei weitem nicht ſo wichtig und an Folgen reichhaltig ſey, als der des Schönen in derſelben, und daß er überhaupt nichts Zweckmäßiges in der Natur ſelbſt, ſondern nur in dem möglichen Gebrauch ihrer Anſchauungen, um eine von der Natur ganz unabhängige Zweckmäßigkeit in uns ſelbſt fühlbar zu machen, anzeige. Zum Schönen der Natur müſſen wir einen Grund außer uns ſuchen; zum Erhabenen aber blos in uns und der Denkungsart, die in die Vorſtellung der erſtern (der Natur) Erhabenheit hineinbringt; eine ſehr nöthige vorläufige Bemerkung, welche die Ideen des Erhabnen von der (Idee) einer Zweckmäßigkeit der Natur ganz abtrennt, und aus der Theorie deſſelben (des Erhabnen) einen bloßen Anhang zur äſthetiſchen Beurtheilung der Zweckmäßigkeit der Natur macht, weil dadurch (durch das Erhabne) keine beſondre Form in dieſer (der Natur) vorgeſtellt, ſondern nur ein zweckmäßiger Gebrauch, den die Einbildungskraft von ihrer Vorſtellung macht, entwickelt wird."

Antwort.

Formloſe Begriffe ſind keine Begriffe. So wenig das Erhabene als das Schöne iſt in der Natur Eine Form, wohl aber ein an Formen oder Maaßen gefaßter Begriff, eine von ihnen unabtrennliche Empfindung. Außer der Natur giebts keine Natur, eine von der Natur unabhängige Zweckmäßigkeit iſt dem Wort ſelbſt nach eine Beſtandloſe Dichtung. Wie nun Einerſeits nicht Jede Zweckmäßigkeit in der Natur für uns Schönheit iſt; ſo ſind Anderſeits Ideen des Erhabnen von allen Gegenſtänden der Natur getrennt, im Chaos luſtwandelnd, nichts als eine Verödung der Seele, ſie zu den nichtigſten Truggeſtalten gewöhnend. Bewahre die Muſe jeden Jüngling vor dieſem „Appendix zur äſthetiſchen Beurtheilung der Zweckmäßigkeit der Natur," in welchem unter der Rubrik des Erhabnen alle ihr Zweckmäßiges aufhört, und das große Skotos beginnt, Chaos, Thohu — Babohu, Bathos.

„Frage 6.“

„Das Wohlgefallen am Erhabnen eben ſowohl als am Schönen muß der Quantität nach allgemeingültig, der Qualität nach ohne Intereſſe ſeyn, der Relation nach ſubjektive Zweckmäßigkeit, und der Modalität nach die letztere als nothwendig vorſtellig machen. Die Bewegung des Gemüths, die das Gefühl des Erhabenen als ſeinen Charakter bei ſich führet, wird durch die Einbildungskraft entweder auf das Erkenntniß- oder auf das Begehrungsvermögen bezogen: da denn die erſte als eine mathematiſche, die zweite als dynamiſche Stimmung der Einbildungskraft dem Object beigelegt, und daher dieſes aufgedachte zwiefache Art als erhaben vorgeſtellt wird.“ *)

---

*) S. 78. 79.

Antwort.

Heilige Tetractys! Da aber in der Mathematik niemand ein Chaos anſtaunen, ſondern Verhältniſſe beſtimmen ſoll; wie kommt der Name hieher? „Mathematiſch-Erhabnes, wo die Bewegung der Seele durch die Einbildungskraft auf das Erkenntnißvermögen bezogen wird.“ Im Dynamiſch-Erhabnen wird ſie auf das Begehrungsvermögen bezogen. Als ob die Dynamik nicht auch zur Mathematik gehörte.

„Frage 7.“

„Erhaben nennen wir das, was ſchlechthin groß iſt.“ *)

---

*) S. 79.

Antwort.

Schlechthin groß iſt nichts; jedes Große hat und gewährt Maas. Das Urweſen allein nannte die alte Philoſophie ανευ μεγεθος, ohn' alle Größe, bei dem nicht nur jedes Maas als zu klein ſchwindet, ſondern bei dem es gar wegfällt. Εν και παν, Ein und Alles, vor dem, in dem nichts groß, nichts klein iſt.

„Frage 8."

„Wenn wir etwas nicht allein groß, ſondern ſchlechthin = abſolut = in aller Abſicht = über alle Vergleichung groß, d. i. erhaben nennen, ſo ſiehet man bald ein, daß wir für daſſelbe keinen ihm angemeſſenen Maasſtab außer ihm, ſondern blos in ihm zu ſuchen verſtatten. Es iſt eine Größe, die blos ſich ſelber gleich iſt. Daß das Erhabne alſo nicht in den Dingen der Natur, ſondern allein in unſern Ideen zu ſuchen ſey, folgt hieraus. Die obige Erklärung kann auch ſo ausgedrückt werden: *Erhaben iſt das, mit welchem in Vergleichung alles andre klein iſt.*“

Antwort.

Der erſte Sprechende konnte freilich Worte erfinden, wie er wollte, obgleich auch Er ſie gemeinſamen Begriffen und Gefühlen anfügen mußte, ſonſt verſtand, lernte und behielt niemand ſeine Sprache; wir aber finden die Sprache, auch die Sprache der Empfindungen von den cultivirteſten Völkern Europens praktiſch und kritiſch *gebildet* vor uns. Vom Erhabnen ausſchließen zu wollen, was dieſe alle darunter begriffen, was jedes Menſchengefühl erhaben nennet, ja wovon aller Begriff des Erhabnen ausging, iſt ein Despotismus, dem ſelbſt bei römiſchen

Imperatoren nicht gefolgt ward. Erhaben nennen wir nicht blos, mit welchem in Vergleichung Alles andre klein iſt, ſondern auch Vieles andre, überhaupt das, was wir mit jenem Eminenten in Vergleich ſtellen. Von unten hinauf, vom höchſten Denker bis zu Virgils Hirten hinab *) haben wir Maasſtäbe der Vergleichung, und vergleichen unvermerkt bei jedem Gefühl des Erhabnen. Die ganze Natur verlaſſen, alle Gegenſtände und Maasſtäbe vom Begriff des Erhabnen entfernen, heißt ſich ſelbſt den Bo-

---

*) — parvis componere magna ſolebam,
Verum haec tantum alias inter caput extulit urbes,
Quantum lenta ſolent inter viburna cupreſſi.

Virgil.

den rauben, von deſſen Standpunkt aus uns etwas hoch und niedrig, groß oder klein erſcheinet. Wem nur das Erhaben iſt, in deſſen Vergleichung alles andre klein iſt, der ſagt entweder: „mir iſt nichts Anſchaulich- und Empfindbares erhaben," mithin hören alle Gefühle des Erhabenen in ihm auf; oder er ſagt: „Ich bin das Einzige, abſolut- und All-Erhabene: denn ich ſchaffe mir außer der Natur ohn' alle Objekte, ohn allen Maasſtab erhabene Gefühle; ich ſelbſt aber ſtehe nirgend. Schwebend über dem Chaos meſſe ich und bin nicht meßbar."

„Frage 8."

„Nichts, was Gegenſtand der Sinnen ſeyn kann, iſt auf den Fuß der Mikroſkopien und Teleſkopien betrachtet, erhaben zu nennen." *)

Antwort.

Auf dieſen Fuß betrachtet das Erhabene niemand, weder durch Teleſkope noch Mikroſkope. Um erhabne Empfindungen zu wecken, ſchrieb weder Swift ſeine Lilliput- und Brobdingaksinſeln, noch Voltaire ſeinen Mikromegas. Iſt nichts, was Gegenſtand der Sinne ſeyn kann, erhaben zu nennen, ſo ſchwindet alle Zuſammenfaſſung, alle Geſtalt, auch der Idee des Erhabnen: denn ſelbſt in chaotiſchen Träumen aus Dünſten ſich erhabne Wahngeſtalten zu ſchaffen, bedarf die Phantaſie Geſtalten, Maaſſe.

„Fra-

---

*) S. 83.

„Frage. 9.“

„Eben darum, daß in unſrer Einbildungskraft ein Beſtreben zum Fortſchritt ins Unendliche, in unſrer Vernunft aber ein Anſpruch auf abſolute Totalität, als einer reellen Idee liegt, iſt ſelbſt jene Unangemeſſenheit unſres Vermögens der Größenſchätzung der Dinge der Sinnenwelt für dieſe Idee, die Erweckung des Gefühls eines überſinnlichen Vermögens in uns, und der Gebrauch, den die Urtheilskraft von gewiſſen Gegenſtänden zum Behuf des letzteren Gefühls natürlicher Weiſe macht; nicht aber der Gegenſtand der Sinne iſt ſchlechthin groß, gegen ihn jeder andre Gebrauch klein, mithin Geiſtesſtimmung, nicht aber das Objekt iſt erhaben zu nennen.“ *)

---

*) S. 84.

Antwort.

Daß jedes ſinnliche Objekt groß und klein gedacht, auch dargeſtellt werden könne, weiß man; daß jede Empfindung von einem Objekt, es heiße groß, ſchön, erhaben, niedrig, klein, häßlich nicht im Objekt ſondern im Empfindenden ſey, weiß Jedermann; daß aber gewiſſe Objekte, aus einem gewiſſen Standpunkt, groß, hoch, erhaben geſehen und gefühlt werden mögen, iſt eben ſo gewiß. Daß dieſe Anſicht, wie dies Gefühl, nicht im Gegenſtande ſondern im fühlenden Anſchauer liege; (nochmals geſagt) daran hat ſeit dem Anfange der Welt niemand gezweifelt, daß aber das Gefühl des Erhabnen von einer *überſinnlichen* Natur ſey; daß es auf einer *abſoluten Totalität überſinnlich-anſprechenden Vernunft* beruhe, wem ſagt da ſein Gefühl nicht etwas Andres? Nur eine Grenzenloſe Phantaſie ſchreitet ins Unendliche, nur eine Vernunft, die ihr Richtmaas verlohren hat, träumt von einer abſoluten Totalität, die ein

integrae
Tentator Orion Dianae
Centimanusque Gyas

verfolgen möge.

„Frage 10.“

„Wir können alſo zu den vorigen Formeln der Erklärung des Erhabnen noch dieſe hinzuthun: **Erhaben iſt, was auch nur denken zu können**, ein Vermögen des Gemüths beweiſet, das jeden Maasſtab der Sinne übertrifft.“

Antwort.

Jeder allgemeine Gedanke auch von der engſten Claſſe niedriger Objecte übertrifft jeden Maasſtab der Sinne, indem er, wie allbekannt, durch ihn ganz unausmeßbar iſt. Wenn aber Erhabenſeyn auf eine Gemüthsvermögenheit ankommt Ueberſinn zu denken oder als Ueberſinn gedacht zu werden, wo wohnen die Schöpfer des außernatürlich-ſchlechthin-und abſolut-Erhabnen?

Ein Mährchen.

Am Ufer des großen Weltmeers wandelte ein Weiſer tiefſinnend über das Unendliche. Weiter und weiter ſchritt ſeine Einbildungskraft fort in der unermeßlichen Wüſte des Ur-Leeren, und im Ernſt glaubte er ſeine Vernunft mit der abſoluten Totalität des Alls beſchäftigt. „Das Unendliche denken zu können, ja denken zu müſſen, ſprach er zu ſich, macht mich zum Erhabenſten der Weſen: denn die einzige Erhabenheit, das abſolut-Große ſchaffe ich ſelbſt." In ſo tiefſinnigen Gedanken gelangte er an einen Ort, wo im Uferſande ein Kind ſpielte. In den Sand hatte es ein Löchlein gebohrt, und füllete es mit ſeiner kleinen Hand aus dem Meer emſig, emſig. „Was thuſt du da? ſprach der Weiſe zum Kinde." Ich ſchöpfe das Meer aus, antwortete es freundlich, und fuhr fort zu ſchöpfen. „Du, mit deiner kleinen Hand, das Weltmeer, in dieſe Höhle? Thörichtes Kind!" „Und du (antwortete der ſchöne Knabe und erhob ſich zum glänzenden Engel), du erhabener Weiſer! Das Unendliche willſt du nicht nur in dein noch engeres Hirn faſſen, ſondern glaubſt ſogar, daß dein enges Hirn dies Unendliche zu ſchaffen, eben gemacht ſey; es wäre nicht, wenn du es nicht ſchüfeſt, d. i.

nicht phantaſirteſt? Als ob ohne dies Löchlein im Uferſande kein Weltmeer wäre?“ Der Engel verſchwand; ob der Weiſe dadurch belehrt worden, davon ſchweigt das Mährchen.

„Anſchaulich ein Quantum in die Einbildungskraft aufzunehmen, ſagt die Kritik ſelbſt,*) um es zum Maaße oder als Einheit zu Größenſchätzung durch Zahlen brauchen zu können, dazu gehören zwei Handlungen dieſes Vermögens, *Auffaſſung* und *Zuſammenſetzung*: Mit der Auffaſſung hat es keine Noth: denn damit kann es ins Unendliche gehen; aber die *Zuſammenſetzung* wird immer ſchwerer, je weiter die Auffaſſung fortrückt, und gelangt bald zu ihrem *Maximum*, nämlich dem äſthetiſch größten Grundmaaße der Größßenſchätzung. In der Zuſammenfaſſung iſt ein Größtes, über welches ſie nicht hinauskommen kann.* Womit ſie denn ſich ſelbſt widerleget. Dieſe Zuſammenfaſſung heißt **Maas, Form, Geſtalt**; ſie geben uns die Sinne, die Einbildungskraft erweitert ſie, Verſtand oder Vernunft ſetzen der Phantaſie durch Verhältniß Grenzen. Um Savary's Bemerkung, „daß man die Pyramiden weder zu nah noch zu fern ſehen müſſe, um ihren Eindruck nicht zu verlieren" *) um ſie richtig zu finden, bedarf es keiner Reiſe nach Aegypten; jeder Thurm, jedes Gebäude, eine Statue, ein Gemählde, alles will ſeinen Stand- und Geſichtspunkt, nicht zu nah und nicht zu fern. So auch jedes

---

*) S. 86.

---

*). S. 86.

Vermögen des Gemüths, das allen Maasſtab der Sinne übertrifft; zu einer Zuſammenfaſſung bedarfs einer Anſicht.

„Frage 11.“

„Eben daſſelbe kann auch hinreichen, die Beſtürzung oder Art von Verlegenheit, die, wie man erzählt, dem Zuſchauer in der St. Peterskirche zu Rom beim erſten Eintritte anwandelt, zu erklären. Denn es iſt hier ein Gefühl der Unangemeſſenheit ſeiner Einbildungskraft für die Ideen eines Ganzen, um ſie darzuſtellen, worinn die Einbildungskraft ihr Maximum erreicht, und bei der Beſtrebung es (das Maximum) zu erweitern, in ſich ſelbſt zurückſinkt, dadurch aber in ein rührendes Wohlgefallen verſetzt wird.“ *)

---

*) S. 86.

Antwort.

Von dieſer „*Beſtürzung* und *Verlegenheit*, die aus einem Gefühl der *Unangemeſſenheit* unſrer Einbildungskraft für die Idee des Ganzen, ſolches *darzuſtellen*, indem ſie ihr Maximum *erreicht* und es doch *erweitern* will, und weil ſie in ſich zurückſinkt, dadurch in ein *rührendes* Wohlgefallen verſetzt wird,“ **weiß der Beſchauer der Peterskirche gerade am wenigſten.** Vom Eintritt in die Säulengänge bis zur Schwelle des Tempels, vom Eintritt in dieſen bis zum Hochaltar, vom heiligen Grabe bis zur Cuppole hinauf, durch alle Seitengänge, bei jedem Nebenaltar ſind Schönheit, Ordnung und Harmonie in ihr ſo eurythmiſch vereinigt, daß das Ganze in ſeiner Größe daſteht, faſt ohne daß man ſeine wahre Größe ahnet. Mit jedem Schritt wird es größer, mit jedem mal, da wirs ſehen, aufs neue gröſser; bei dem Maximum, das hier gefunden und aufgeſtellt iſt, das unſre Einbildungskraft alſo nicht willkührlich aus ſich erſchaffen darf, ruht ſie, erfüllt von Gröſſe, und [illegible] von keinem Beſtreben voll beſtürzter Verlegenheit, das Vollſtändige noch anders zu machen, ein Maximum zu erweitern. Alle Compoſitionen dieſer Art [illegible] als ein [illegible] [illegible] faſſen" werden. Bei den Gebäuden der Alten, dem Pantheon, dem Coliſäum, dem Grabe der Metella u. ſ. f. iſt ein Gleiches, vielleicht noch in einer höheren Art. Und o, wer einen Tempel Jupiters, wer ſeine Bildſäule zu Olympia ſehen könnte! Der flatternden Einbildungskraft waren da gewiß die Schwingen gebunden; erſtaunt vom Anblick des Gottes, ſtand der Grieche anbetend. Unſre nordiſche Phantaſie je kurzgeſpannter und unkräftiger, deſto unruhiger regt ſie ihre Flügel, und wähnt ſich an der Decke des Olympus, ſie mit einem Flügelſchlage zu durchbrechen. Das wahre Gefühl des Erhabnen kennt dieſe Unruhe nicht; es hebt und weitet ſich mit ſeinem Gegenſtande, bis es ihn umfaßt; nun ruhet es, wo nicht wie der Adler auf Jupiters Scepter, oder wie die ihn krönende Siegsgöttin, ſo wie Eine der Geſtalten am Fuß ſeines Thrones.

„Frage 12."

„Wenn das äſthetiſche Urtheil über das Erhabene rein, (mit keinem teleologiſchen als Vernunfturtheil vermiſcht) und daran ein der Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft völlig anpaſſendes Beiſpiel angegeben werden ſoll, ſo muß man nicht das Erhabne an Kunſtprodukten, z. B. Gebäuden, Säulen u. ſ. w., wo ein menſchlicher Zweck die Form ſowohl als die Größe beſtimmt, noch an Naturdingen, deren Begriff ſchon einen beſtimmten Zweck bei ſich führet (z. B. Thieren von bekannter Naturbeſtimmung), ſondern an der rohen Natur und an dieſer ſogar nur, ſofern ſie für ſich keinen Reiz, oder Rührung aus wirklicher Gefahr bei ſich führet, blos ſofern ſie Größe enthält, aufzeigen. Denn in dieſer Art der Vorſtellung enthält die Natur nichts, was ungeheuer, noch was prächtig oder gräßlich wäre; die Größe, die aufgefaßt wird, mag ſo weit angewachſen ſeyn, als ſie will, wenn ſie nur durch die Einbildungskraft in ein Ganzes zuſammengefaßt werden kann. *) — „Wer wollte auch ungeſtalte Gebirgsmaſſen, in wilder Unordnung über einander gethürmt,

---

*) S. 88.

mit ihren Eispyramiden, oder die düſtre tobende See u. ſ. w. erhaben nennen.“ *)

Antwort.

Drei Blätter von einander hat Ein Verfaſſer beides geſchrieben, wiewohl in verſchiedener Abſicht. Dort ſoll die rohe Natur und zwar ganz ohne Reize das Einzige ſeyn, dem die äſthetiſche Kritik ihre äſthetiſchen Urtheile anpaſſe; in ihr, der rohen Natur, ſey nichts ungeheuer, noch prächtig, noch gräßlich. Hier ſoll niemand ungeſtalte Gebirgsmaſſen in wilder Unordnung über einander gethürmt, mit ihren Eispyramiden erhaben nennen, weil „die wahre Erhabenheit nur im Gemüth des Urtheilen-

---

*) S. 94.

den, [illegible] im [illegible] müſſe geſucht werden," wo das Gefühl des Erhabenen denn auch wohl niemand geſucht hat.

[illegible] äſthetiſches Urtheil ſoll denn keine Beiſpiele von Kunſtprodukten, z. B. Gebäuden, Säulen [illegible] reinſten Beiſpiele, die das [illegible] Urtheil wählen kann, an denen ſich, ohne Befragen der Kritik, das Gefühl der Menſchen durch alle Jahrtauſende hin erhob und ſtärkte.

Auch nicht an Naturprodukten, deren Begriff ſchon einen beſtimmten Zweck mit ſich führet? So iſt nichts Erhabnes in der Natur, wie in der rohen Natur dagegen nichts Ungeheures, nichts [illegible]! Eine neue Naturſprache.

„Frage 13."

„Ungeheuer iſt ein Gegenſtand, wenn er durch ſeine Größe den Zweck, der den Begriff deſſelben ausmacht, vernichtet." *)

Antwort.

So iſt der Hippopotamus nicht ungeheuer, weil er durch ſeine Größe, den Zweck, der den Begriff deſſelben ausmacht, nichts weniger, als vernichtet.

„Frage 14."

„Das Gefühl der Unangemeſſenheit unſeres Vermögens zu Erreichung einer Idee, die für uns Geſetz iſt, iſt Achtung." **)

---

*) S. 88.

**) S. 95.

Antwort.

Das ſagt das Wort ſo wenig, als das Gefühl der Achtung. **Achten** heißt merken, aufmerken, beobachten, befolgen, mithin beibehalten, hochſchätzen u. ſ. *) Achtung, die ich dem Geſetz erweiſe, wenn ſie vernünftig iſt und wirkſam ſeyn ſoll, kann nicht aus einem Gefühl der „Unangemeſſenheit meines Vermögens zur Idee des Geſetzes“ entſpringen, noch weniger dies Gefühl ſeyn; ſonſt achte ich **nicht**, ſondern widerſtrebe, verachte. Denn was geht mich ein Geſetz an, das, meinem Vermögen „unangemeſſen,“ mir fremd iſt,

---

*) Die erſte ſinnliche Bedeutung war folgen, (ire poſt quem, ſequi.) achter ihm gehen, auf ihn achten. S. Wachter, Schilter u. ſ.

iſt, mithin als Tyrann gebietet? Wenn das abſolut-Ganze, das ſchlechthin-Große meiner Einbildungskraft ſowohl als meinen andern Seelenkräften ganz unangemeſſen iſt; ſo erhebt mich dies Erhabne ſo wenig, als der Mann im Monde.

„Frage 15.“

„Alſo iſt das Gefühl des Erhabenen in der Natur Achtung für unſre eigne Beſtimmung, die wir einem Objekt der Natur durch eine gewiſſe Subreption (Verwechſelung einer Achtung für das Objekt ſtatt der für die Idee der Menſchheit in unſerm Subjekt) beweiſen.“ *)

Antwort.

Kehrt ſich die Sache ſo? Ich achte und ehre die Natur, weil ich mich achte;

---

*) S. 96.

in mir verehre ich das Erhobene und bin das Erhabenſte, Stifter alles Erhabnen, durch die Achtung, die ich mir ſelbſt weihe. Die Ausführung dieſes Syſtems kennen wir genugſam.

„Frage 16."

„Das Gefühl des Erhabnen iſt alſo ein Gefühl der Unluſt, aus der Unangemeſſenheit der Einbildungskraft in der äſthetiſchen Größenſchätzung für die (Größenſchätzung) durch die Vernunft, und eine dabei zugleich erweckte Luſt aus der Uebereinſtimmung eben dieſes Urtheils der Unangemeſſenheit des größten ſinnlichen Vermögens zu Vernunftideen, ſofern die Beſtrebung zu denſelben doch für uns Geſetz iſt."

Antwort.

Das Gefühl des Erhabnen iſt alſo Pein, ein Kampf zwiſchen der Vernunft und Sinnlichkeit; eine unluſtige Luſt, eine luſtige Unluſt.

„Frage 17."

„Es iſt nämlich für uns Geſetz (der Vernunft), und gehört zu unſrer Beſtimmung, alles, was die Natur als Gegenſtand der Sinne für uns Großes enthält, in Vergleichung mit Ideen der Vernunft für klein zu ſchätzen."

Antwort.

Meine Vernunft ſagt mir dies Geſetz nicht. Was in der Natur ſinnlich-groß iſt, behalte ſeinen Werth, wie das der Vernunft Große den Seinen.

„Frage 18."

„Und was das Gefühl dieſer überſinnlichen Beſtimmung in uns rege macht, ſtimmt zu jenem Geſetz zuſammen."

Antwort.

Unvernünftiges kann mir die Vernunft nicht gebieten, meiner Einbildungskraft kein abſolut Groſſes aufdringen, was kein [illegible] iſt, kein Ungemeſſnes und Unermeßliches ohne Maaßſtab. Dies gehört der Phantaſie, und für dieſe gab mir die Natur in meinen Sinnen und Empfindungen ſo wie Organe des Zu[illegible], ſo Maaße des Erkennens. In Anſehung Jenes legte ſie mir überall Typen, in Anſehung dieſes allenthalben Maasſtäbe vor; vernachläſſige ich dieſe, um außer der Natur in einer abſoluten Höhe umherzuſchwindeln, ſo verachte ich ihr Geſetz und ſie ächtet mich; d. i. ſie verjagt mich aus der ganzen [illegible] des wirklich Erſcheinen.

„Frage 19."

„Das Gemüth fühlt ſich in der Vorſtellung des Erhabnen in der Natur bewegt. Dieſe Bewegung kann, (vornehmlich in ihrem Anfang) mit einer Erſchütterung verglichen werden, d. i. mit einem ſchnellwechſelnden Abſtoßen und Anziehen des Objekts. Das Ueberſchwengliche der Einbildungskraft, bis zu welchem ſie in der Auffaſſung der Anſchauung getrieben wird, iſt gleichſam ein Abgrund, worinn ſie ſich ſelbſt zu verlieren fürchtet. *) Der Charakter des Gefühls des Erhabnen iſt: daß es ein Gefühl der Unluſt über das äſthetiſche Beurtheilungsvermögen an einem Gegenſtande iſt, die (Unluſt) doch darin als zweckmäßig vorgeſtellt wird; welches dadurch möglich iſt, daß das

---

*) S. 97.

eigne Unvermögen das Bewußtſeyn eines unbeſchränkten Vermögens deſſelben Subjekts entdeckt, und das Gemüth das letztere (das unbeſchränkte Vermögen) nur durch das erſtere (das Unvermögen) äſthetiſch beurtheilen kann.“

Antwort.

Eine Vorſtellung des Gefühls vom Erhabnen zum Grauſen! Die Fiebererſchütterung, das Auf- und Abſtoßen am Gegenſtande ſind convulſiviſche Bewegungen, ganz unähnlich jener wahren Erhebung des Gemüths, das ſich dem erhabnen Gegenſtande eben dadurch nahet, indem es vor ihm beſcheiden zurücktritt, ihn in Gedanken und Regung aber deſto brünſtiger umfaſſet und an ihm hinaufklimmt. Die Regung, mit welcher man ſich fühlt, kleiner, als das Erhabene zu ſeyn iſt nicht das Zittern des Neides, ſondern eine

Himmelsluſt, die uns hebt und ſtärket. Welch ein ſüßes Gefühl iſt reine Bewunderung! ein Quell neuer Thätigkeit und Jugend. Die Bruſt erweitert ſich; das Herz ſchlägt hoch auf. Mit einem neuen Geiſt begabt ſteigen wir friſch hinan; die Stimme ruft: „aufwärts!“ Jede überwundne Schwierigkeit giebt uns neue Kraft, die innig-ſüßeſte Belohnung. Dagegen ſich an einem Haupthaar in die Luft gezogen, vors Chaos getragen zu empfinden, wo das abſolute Nichts, die rohe Natur, das Unding in wildeſter Unordnung uns wie im Erdbeben ab- und anſtößt, iſt kein Gefühl des Erhabnen, ſondern das unluſtigſte Gefühl ohnmächtiger Anſtrebung, Ixions, Siſyphus Strafe.

„Frage 20."

„Erhaben iſt das, was durch ſeinen Widerſtand gegen das Intereſſe der Sinne unmittelbar gefällt."

„Erhaben iſt ein Gegenſtand (der Natur,) deſſen Vorſtellung das Gemüth beſtimmt, ſich die Unerreichbarkeit der Natur als Darſtellung von Ideen zu denken."

Antwort.

Da der Definitionen ſo viel ſind und ſie ſo weit von einander abweichen, welches iſt die rechte? Das beſte iſt wohl, daß wir nicht außer, ſondern in der Natur uns ſelbſt die Erklärung finden.

3.

Vom Erhabnen.

Ein Entwurf.

Το γαρ αριστον, δυσευρετον τε και δυσεπιχειρητον.

APOLLON.

I. Worterklärungen des Erhabnen.

1. Hoch nennen wir, was über uns iſt; Höhe (wie Tiefe, Weite, Entfernung) bezeichnet nicht den Gegenſtand ſondern ſein Verhältniß zu uns, ſeine Gegend.

2. Keine Höhe iſt alſo ohne Maas zu uns. Größe hat ihr Maas in ſich und kann Maas eines andern werden; Höhe hat ihr Maas außer ſich, im Vergleich der Gegenſtände, die unter ihr liegen. Auch ein Punkt in der Höhe iſt ein hoher Punkt, ob er gleich keine Größe in

ſich hat; er ſenkt aber Linien herab, die das Niedere beſtimmen, meſſen, ordnen. Der große Gegenſtand darf mit mir auf einem Boden ſtehn; er wird nur dann hoch, wenn er über mich und andres emporraget. Dagegen darf eine Höhe, Weite, Tiefe auch leer ſeyn; ſie bleiben doch, was ſie ſind, Regionen.

3. Iſt keine Höhe ohne Maas zu uns: wie nennen wir das, wo dies Maas fehlet? Wir nennen es für uns zu hoch, unerreichbar, unermeßlich. Sich ins Unermeßliche, ins völlig Unbekannte, woher auch kein Strahl zu uns gelangt, hinaufſchwindeln, verräth oder verurſacht ein wüſtes Haupt. Das Grenzen- und Maasloſe Leere, in dem wir ſelbſt keinen Punkt haben, (denn mit ihm würde ſogleich Maas des Umfanges zu uns) iſt ein leerer Raum, ein Bodenloſer Abgrund.

4. Iſt Höhe nicht ohne Maas zu uns, ſo iſt, auch dem Wort nach, die Empfindung, die wir ihr weihen, Hochachtung. Ich achte hoch, was über mir iſt: denn es iſt hoch. Verlieren wir uns in Betrachtung darüber; ſo heißt es Staunen. Erſtaunen iſts, wenn uns die Empfindung ſchnell ergreift; es wird ein Höhenmaas an uns gelegt, das wir noch nicht kannten.

5. Ein Aehnliches, doch nicht daſſelbe iſts mit dem Anblick der Tiefe und Weite.*) Entſetzen nennen wir das Gefühl, das uns ergreift, wenn wir in die Tiefe hinabſchaun; wenn dies Gefühl ſich mit Furcht miſcht, Schauder. In

---

*) Bei den Römern konnte altitudo Höhe und Tiefe bedeuten; für dieſe hatten ſie aber auch andre Worte.

beiden ſetzt uns die Natur auf unſern Mittelpunkt zurück, uns vor dem Sturz zu ſichern; Schwindel wirft uns hinunter. Selbſt den ſchönen Himmel über- oder unter uns, z. B. im hellen See zu ſehen, giebt nicht einerlei Eindruck. Aufwärts, erhebt ſich unſer Blick, er beflügelt unſre Gedanken; der in der Tiefe zurückgeſtralte Himmel giebt ein ruhiges Bild, das vor uns ſchwimmt, in dem wir uns ſpiegeln oder ſanft verſinken. Der Anblick der Weite endlich erhebt nicht, ſondern weitet unſre Seele. Eine große Ebne, wenn nicht Tumult und Gewühl ſie zertheilen, oder fremde Gefühle der Finſterniß, der Gefahr, der Einſamkeit u. ſ. unſerm Gefühl Entſetzen, Schauder, Grauen, Angſt hinzumiſchen, giebt einen freien, ruhigen Anblick. Man hat den Begriff des Erhabenen verwirrt, wenn man alle dieſe, zum Theil einander widrige, fremde Gefühle zuſammen miſchte. Inſonderheit iſt der Eindruck der Höhe und Tiefe dem Naturmenſchen ſehr verſchieden. Allen Nationen, die die freie Weite lieben, iſt die Höhe Himmel; die Hölle war ihnen ein Abgrund, wohl gar eine enge Spalte, ein Grauſenvoller Kerker.

6. Erhoben iſt was durch eigne oder fremde Kräfte emporſtieg; unſerm Gefühl nach geſchieht ohne Mühe kein Heben. Die Sprache abſtrahirt von dieſer Mühe des Hebens, wenn ſie das, was in der höhern Region ſeiner Natur nach iſt, erhaben nennt, ob dies Wort gleich eigentlich nicht den Ort, ſondern die Form bezeichnet. Eine erhabne Form gehet aus einer Fläche hervor; ſo wie eine

hohe Geſtalt in ſich ſelbſt ein Höhenmaas träget.

7. Von Kindheit auf haben wir dies Höhenmaas üben gelernt; der Begriff der Höhe zeichnete ſich uns früh in die Seele. Was hoch iſt, wird weit geſehen; von einer Höhe ſiehet man weit umher, man ſiehet vieles unter ſich, niedrig. Eine Höhe zu erklimmen, koſtet Mühe; ſie zu erſchwingen, bedarfs Flügel; daher in allen Sprachen das Hohe ein Ausdruck der Vortreflichkeit ward. Ein hoher Muth (Hochgemuth) erſtrebt die Höhe; ein hoher Sinn hat ſie durch Natur inne. Hohe Gedanken wandeln auf ihr; hohe Begierden ſtreben hinauf.

8. Was ſagen nun aber erhabne Gefühle? was will das Gefühl des Erhabnen? Erhabne Gefühle können keine andre ſeyn, als die ſich wirklich

erhaben, d. i. vom Niedrigen entfernt, in einer Höhe fühlen. Sie ſtehen nicht drunten und krümmen ſich hinauf: ſie fühlen ſich droben. Ein *Gefühl des Erhabnen*, oder *am Erhabnen* kann nichts als die Empfindung ſeiner Höhe und Vortreflichkeit ſeyn, mit einem *Maas* zu ſich ſelbſt, vielleicht auch mit *Sehnſucht* zu ihm zu gelangen, gewiß aber mit der *Hochachtung*, die dem Erhabnen gebühret.

9. Dies Gefühl heißt *Elevation*, *Erhebung*. Es erhebt zum erhabnen Gegenſtande; über uns ſelbſt gehoben, werden wir mit ihm höher, umfaſſender, weiter. Nicht Krampf iſt dies Gefühl, ſondern Erweiterung unſrer Bruſt, Aufblick und Aufſtreben, Erhöhung unſres Daſeyns. Verwirrungen der Begriffe

ſinds, wenn man das Erhabne in Nacht und Nebel, in Hölen und Tiefen, im Grauſenden, Furchtbaren, gar im Formloſen ſucht und ſich daſelbſt Formlos verlieret. Verwirrung der Gefühle iſts, wenn man die ſeligſte Empfindung, über ſich ſelbſt erhoben zu werden, zum Kampf der Titanen macht, die von der ihnen unangemeſſnen Höhe angezogen und hinabgeſchleidert, in der grauſen Tiefe ihr Grab fanden. Dies falſch-anſtrebende Gefühl des Erhabnen hieß den Griechen Parenthyrſus.

II. Grund des Erhabnen in der Natur und der menſchlichen Empfindung.

1. Der höchſte Punkt über uns, unſer Zenith, durchſchneidet uns und die

Welt bis zum tiefſten Nadir hinab; ringsum breitet unſer Augenmaas einen Horizont aus unter dem hohen Hemiſphär, in dem wir leben! Zu unſerm Zenith hinauf können wir nicht; der eingebildete Punkt ſteigt höher. Zum Nadir hinab wollen wir nicht; der eingebildete Punkt ſinkt tiefer; wir haben im Univerſum unſern Standpunkt, an dem wir haften.

Pronaque cum ſpectent animalia cetera terram,
Os homini ſublime dedit, coelumque tueri
Juſſit et erectos ad ſidera tollere vultus.

Unſre Höhe, der Sitz unſrer edelſten Vermögen iſt das Haupt, mit ihm ſchauen wir umher und meſſen Höhe und

Tiefe. *) Dies Hochgefühl in unſrer erhobnen Geſtalt iſt der Charakter der Menſchheit.

2. Vor unſerm Auge alſo ſcheidet ſich die Natur in Höhe und Tiefe, Himmel und Erde. Das Schwere, Gemiſchte, Träge ſinkt und liegt; das Geiſtige, Leichte, Kräftige ſteigt empor, ſo daß oben Licht und Reinheit herrſchen, wenn Dunkel das Niedrige deckt und in ihm das Unreine, Schwere ſich ſammlet. Dieſe Zuſammenfaſſung und Sonderung der Natur, die Himmel und Erde, das Obenherab-Wirkende und Nieder-Erwirkte vor unſern Augen ſcheidet, hat

---

*) Haupt kommt von heben und heiſt Höhe, das Oberſte, Vortreflichſte. Das Wort hoch (hoh!) ſelbſt iſt ein Naturlaut, die Bewegung aufwärts zu bezeichnen.

unſerm Blick Hochachtung für das, was hoch iſt, geboten. Die Höhe, rein und mächtig, blickt weit umher, alles Niedere umfaſſend, erleuchtend, befruchtend, ſegnend.

3. Dies uns angebohrne Hemiſphär der Welt tragen wir in die menſchliche Seele. Was in ihr hell und rein, vielumfaſſend und ſtillwohlthätig iſt, halten wir von himmliſcher Art, heben es in die Region des Lichts und der Geſtirne, als hochwandelnder, mächtigwirkender, ſegnender Kräfte. Nicht nur die Mythologie aller ſinnlichen Völker blieb dieſer Verehrung der Höhe treu, wie unter Griechen u. a. Worte, Dichtungen, Gebräuche bezeugen; *) ſondern die Phyſik

---

*) Die vielen Namen der Götter und des Göttlichen, die im Griechiſchen mit ὑψι (hoch)

und Metaphyſik ſelbſt mußte in ihren Bezeichnungen dem großen Naturproceß, der Höhe und Tiefe ſchied, folgen. Der Glaube des Volks endlich, daß was oben iſt, ſeiner Natur nach vortreflich, göttlich und ſelig ſey, iſt faſt unaustilgbar.

4. Da die Höhe ein Maas fodert, ſo zeichnet die Natur uns im Univerſum dies ſelbſt vor. Welch Maas iſt beſtimmter, als der Lichtſtral? welche Form veſter und prächtiger als das himmliſche Gewölbe? Unſre Stirn erheitert ſich, wenn der Blick ſich zu ihm erhebt; umfaſſend-

---

anfangen, die Verehrung der Berge, die Darſtellung der Götter und Helden in koloſſaliſcher Geſtalt, die ganze Abſcheidung der Welt in den Olymp, Tartarus u. ſ. beweiſen den Hochſinn der Griechen, ihre Hochachtung für Höhe und Hoheit.

frei und licht werden unſre Gedanken. Die Bahn, die der hochſchreitende Hyperion, die Sonne, in den Wüſten des Aethers geht, der ſtille Pfad, den in den Gefilden der Nacht Selene wandelt, die unmerkliche und doch anſchauliche Bewegung der Geſtirne um den unbeweglichen Weltpunkt, ſamt dem Auf- und Niedergehn der Sterne des Thierkreiſes, und mit ihnen der Jahrszeiten, ſind uns Erdebewohnern das reinſte Maas einer hohen Zuſammenfaſſung der Dinge, der ſichtbar gewordnen Weltordnung. Die Kräfte, mit denen die Himmelsſphäre auf das Niedre wirkt, ſind uns das höchſte Bild erhaben-ſtiller Einwirkung.

5. Was alſo auch in menſchlichen Kräften dieſer himmliſchen Höhe gleich wirkt, nennen wir erhaben, himmliſch, göttlich. Hohe Gedanken ſind, die

viel umfaſſen, viel geben; ſie geben Licht, ſie orientiren eine Welt von Begriffen unter ihnen, und theilen ſie ab in Oſt und Weſt, in Berg und Thal, in Länder und Meere mit ihren Erzeugniſſen und Bewohnern: jedem Gegenſtande ſein Licht, ſeine Farbe und Haltung gebend. Hohe Geſinnungen —

Virtus, repulſae neſcia ſordidae,
Intaminatis fulget honoribus —
Coetusque vulgares et udam
Spernit humum fugiente penna.

Von der Höhe hinab werden ſie glänzende Vorbilder in ſtillem Einfluß. Titanen, die den Himmel erſtürmen wollen, ſind nicht die Erhabnen; Jupiter iſt der Hohe, waltend in ruhiger Himmelsklarheit. Am Fuß ſeines Olymps zertheilen ſich Ungewitter und Stürme; Er regiert ſegnend.

6. Hohe Geſinnungen drücken ſich alſo ohne Pomp auf die einfachſte Weiſe aus, in Worten wie in Thaten. Das morgenländiſche „Er will und es wird. Er gebeut; es ſtehet da.

Nacht war; es wehte lebendiger Geiſt;
Da ſprach die Stimme;
„Sey Licht!“ und es ward Licht! —

Formeln dieſer Art werden dem Erhabenen immer der angemeſſenſte Ausdruck bleiben. Es verſchmähet den Prunk der Worte. Auch in menſchlichen Dingen ſind Müh' und Beſtreben nichts und wirken nichts, wo der Himmelsgeiſt, die aura coeleſtis fehlet. Aber

Ein Sinn, der aufwärts ſteigt, der über die Gedanken
Gebückter Seelen geht,

kennet ſeine Region und ihr gemäß die ihm einwohnende Kraft, die in Hoheit wirket.

Eine Pracht, die tauſend Lichter bedarf, um zu glänzen, iſt eben ſo erdmäßig, als eine Höhlenverſammlung, die der Schimmer eines Lämpchens erleuchtet. Der Analogie der Natur zufolge iſt alſo

> „Erhaben das, was ſeiner Natur und Region nach mit Einem Viel, und zwar das Viele in Einem ſtill und mächtig giebt oder wirket.“

Dies Erhabne, unter hohen Geſetzen der Natur Zwanglos, kann nie ſeinen Eindruck verfehlen; das Niedre denkt und wirkt niedrig, mit vieler Mühe nichts oder wenig; das Hohe giebt und wirkt mit wenigem Viel, das Himmliſche iſt und wirkt himmliſch.

III. Sinne zum Gefühl des Erhabnen.

Man hat das Wort „erhaben“ an Sinne verſchwendet, für welche es nicht gehöret. Man ſpricht von einem erhabnen Schauder, einem hohen Geruch, Geſchmack u. ſ. Fühle ich den erhabnen Schauder, in dem ich für das Glück, noch mehr aber für die Geſinnung und den Entſchluß eines über mich erhabnen Weſens mitleidend zittre: ſo iſt dies ein Schauder der Seele, ein hohes Mitgefühl mit Dem, der dies Gefühl verdienet. Wird mir dagegen der Schauder durch Unthaten eines Böſewichts erpreßt, desgleichen die Sonne nicht ſah, desgleichen die menſchliche Natur nicht leidet, ſo iſt mein Gefühl Schauder vor dem Abgrunde (Bathos) oder Abſcheu vor der Henkerkunſt, die mit ſolchen Gefühlen aus und für und zu nichts martert. Deſſne, Carn[illegible] laſſe ich dem Dichter oder Künſtler des geſchundenen Bartholomäus zu, der ſeine Kunſt ſo mißverſteht und mißbraucht. Jagt endlich der Philoſoph ſelbſt mir Schauder ein, daß ich die Allheit zu erfaſſen, aus mir ſelbſt ſteigen oder ewig nach Etwas haſchen ſoll, von dem ich einſehe, es ſey über meine Natur hinaus, ihr unangemeſſen, mithin zu ihr nicht gehörig, ſo würde Longin dies gerade zu Unnatur, Froſt nennen: denn Froſt erweckt Schauder.

Zur Natur gehören wir: völlig außer und über ihr kennen wir kein Erhabnes. Der Einzig- und Allerhabene iſt ohne ſinnliches Bild, ohne Maas und Größe. Alſo nur die feineren Sinne unſrer Natur ſind Pforten zum Gefühl und Begriff des

Natur⸗Erhabnen, und zwar, wenn wir auf die erſte körperliche Bedeutung des Worts achten, ſo kann

1. Dem taſtenden Gefühl ſelbſt der Begriff nicht abgeſprochen werden. Die Sehnſucht jenes blinden Greiſes, der eine lange Reiſe that, um die heilige Stirn zu umfaſſen, in der Petrarka's göttlicher Geiſt wohnte; die Ehrfurcht, die eine erhabne Form des Menſchenantlitzes, ja ein Zug dieſer Form unwiderſtehlich, unvergeßbar einprägt, ſie zeugen für das Erhaben⸗Bedeutende in Geſtalten und Formen.

— ubi commota fervet plebecula bile
Fert animus, calidae feciſſe ſilentia turbae
Maieſtate manus.

Geiſt ſpricht durch die Gebehrde zum Geiſte.

2. Allerdings aber gehört dem Geſicht das klärere Gefühl, das uns eine Welt von Geſtalten und Formen auf Einmal zeiget. Unſäglich müßte das Erſtaunen ſeyn, wenn wir mit gebildeten Sinnen plötzlich in dieſe Welt erwachten; mehrere Dichter haben es geſchildert. Immer aber würde unſer Blick zuerſt und zuletzt an jenem Himmelsgewölbe, an Mond und Sonne, Nachts am Sternenvollen Himmel hangen bleiben: denn dieſer Anblick giebt gewiß mit Einem Viel, und Alles auf die ſtilleſte Weiſe. Unter den Erdgeſchöpfen würde uns die Menſchengeſtalt, zuletzt das Menſchenantlitz nothwendig als das Erhabenſte erſcheinen; denn in ihm wohnt ausgedruckt, ſtill- und vielbedeutend des Menſchen Geiſt mit Herz und Seele. Sofort ergeben ſich hieraus

IV. Die Künſte, in denen ſich das Erhabne dem Anblick offenbaret.

Die menſchliche Kunſt ſchritt der hohen Natur nach

1. In der Baukunſt. Wer wölbte dieſe Felſen? wer hob dieſe Obelisken aus ihren Grüſten? Und thürmte dieſe Pyramiden empor, deren Schatten ſelbſt Ehrfurcht gebietet? Nicht zu tauſend kleinen Bequemlichkeiten wurden ſie errichtet, ſondern zu Einem Zweck; in ihnen herrſcht bei den einfachſten Verhältniſſen Ein Gedanke. Deßhalb geben ſie dem Sinn den Eindruck des Erhabnen, obwohl nicht immer dem Verſtande, ſofern er Mittel und Zweck gegen einander berechnet. Ein Erhabnes aus der Kindheit der Welt ſind ſie, uns hohe Macht

und ewige Abſicht, wenn gleich nicht immer auch Weisheit und Güte zeigend.

Die griechiſche Baukunſt verband ihr Eins mit Vielem verſtändiger, heller, leichter, ſchöner. Wo der Eindruck des Einen mächtiger iſt, wird uns das Gebäude erhabner: wo das Viele uns mehr beſchäftigt, ſchöner. Nach Zweck und Stelle gebührt Jedem ſein Maas; keins iſt ohne das Andre. In keinen Tempel, in kein Bad, faſt in kein Columbarium der alten Griechen und Römer treten wir, ohne dieſen Eindruck nach Zweck und Maaß. Die Säule iſt ein Exponent des Verhältniſſes zwiſchen beiden; das Gebäude ſelbſt aber in allen ſeinen Theilen ſpricht mehr und etwas anders aus als ein bloßes Verhältniß. Das Erhaben-Schöne, in andern das Schön-Erhabne iſt der Zweckhafte Geiſt,

der

der den Bau erfüllt, der im Bau wohnet. So iſt z. B. das Erhabene der Peterskirche dem Sinn und Geiſt nichts anders als die höchſt-berechnete Proportion der Größe und Pracht, in der ſie daſteht; da ſie aber nicht wie die Gebäude der Alten ſichtbar von Geiſt erfüllet und belebt iſt, ſo wird das kleinere Pantheon dem Gefühl erhabner wie ſie; ja im Geiſt der chriſtlichen Andacht wirds manche kleine Kirche und Capelle, ja manches Grabmal. — Dem Auge erſcheint ſie nie ganz, dazu auch bei großer Verſammlung leer und immer leer; der Zweck, der ſie als ein Eins in Vielem beleben ſoll, erſcheint uns auch bei den größeſten Feierlichkeiten nur in zerſtückten Gliedern.

2. Die Bildnerei; ihr Höchſtes iſt das Erhabne. Mit unbeſchreiblicher Macht wirkt der ſogenannte heilige

Styl der Griechen auf die Seele, und läßt weit hinter ſich das Gezierte: denn in wenigen, oft ſcharfen und rohen Formen giebt er ein ſo ſtark- und feſtgehaltenes Eins, und mit ihm das Größte, über welches die ergriffene Phantaſie nicht hinaus kann. Die uralte Geſtalt der ſtürmenden Pallas wirft die jüngere, obwohl auch eine Heldenjungfrau, an Wirkung zu Boden. Je näher überhaupt dem alten Götter- und Heldenſtyl, deſto einfacher und kräftiger wirken die Formen. Woher dies? Ein Wort beantwortet das andre; das Einfache giebt dem Bilde Kraft, Kraftvolle Einheit ſchafft und iſt das Erhabne. Woher es gekommen, daß ſeit Hadrians Zeiten nicht nur aus der Bildnerei, ſondern aus allen Kunſtwerken und Schriften dies uralte ſinnlich-Erhabne der Vorwelt nach und nach verſchwunden, ſo daß auch keine Mühe es erreichen oder zurückbringen können, iſt ein vielleicht noch unaufgelöſetes Problem, reich an Betrachtung und Folgen. Gewiß iſts, daß ſeit dieſer Zeit an die Stelle jener alten, leibhaften Hoheit nach und nach eine andre Erhabenheit, entweder eine feinere, hölzerne Andacht, oder ſeit dem Wiederaufleben der Kunſt eine mahleriſche Gebehrdung trat, die jener leibhaft-hohen Einfalt durchaus nicht gleichkam. Keine von Angelo's Statuen wird jemand, Trotz ihrer Kunſt und Kraft, von einem Griechen gedacht oder geformt glauben; und obwohl Mengs durch ein Gemählde mit den Alten zu wetteifern wagte, in Statuen würde ers unterlaſſen haben. Geformte Bilder ſtehen leibhaft da, wie vom Geiſt beſeelet; der Geiſt iſt es, der mit dem Wenigſten das

Meiſte in höchſter Natur ausdrückt, er iſt Ausdruck der hohen Alten.

3. Auch in ihrer Mahlerei iſt dieſer Geiſt ſichtbar, obſchon die Kunſt der Neuern ſich ein ungleich weiteres Ziel geſetzt und es in Vielem auch erreicht hat. In jener einfacheren Art das Erhabne der Alten zu erreichen, war das Ziel der neueren Mahlerei ſelten; wogegen ſich dieſe eine neue Welt der Zuſammenſetzung, groß wie das Univerſum, ſchuf. Das Vortreffliche war wie allenthalben, ſo auch hier das Schwerſte: wenige erreichten es, und dieſe wenige fanden es nicht im Vielen, ſondern im Einen; nicht unten im Beifall der brauſenden Menge, ſondern oben am Gipfel, im ruhigſten Punkt der Bewegung.

Wenn nach Longin die Erregung der Leidenſchaften auch eine Quelle des Erhabnen iſt, ſo hat die Verkündigerin und Erregerin der Leidenſchaften, die Muſik, unſtreitig daran Antheil: denn ohne Worte ſchon, wer hörte nicht Töne und Tongänge, die ſein Innres aufriefen, feſthielten, erhoben, zerſchmelzten? Das Einfachſte war auch hier jederzeit das mächtigſte; und mit größerer Macht kam es wieder. In Wenigem, oft mit einer Pauſe, gaben Töne und Tongänge ſo Viel; am zarteſten hing oft das Stärkſte. Und wenn die Muſik von Worten unterſtützt ward, wer kennet nicht die Kraft alter Kirchen- und Nationalgeſänge, deren Erhabenes von keiner jüngeren Kunſt erreicht, geſchweige übertroffen ward? Muſik alſo auch in Wortloſen Tönen hat ein Erhabnes, das keine andre Kunſt hat, als ob ſie, eine Sprache der Genien, unmittelbar an unſer Innerſtes, als an einen Mitgeiſt der Schöpfung ſpräche.

Die Dichtkunſt iſt ihre Zwillingsſchweſter; aus allen Regionen, (die Region des Verſtandes und der Vernunft nicht ausgeſchloſſen) erhebt ſie das Schöne zum Erhabnen und geſtaltet das Erhabne zum Schönſten. Denn da alle Formen der Sinne und Gefühle, von der Phantaſie belebt, mit allen Kräften muſikaliſcher Bewegung ihr zu Gebot ſtehen; ſo ſchwingt ſie ſich hin, wohin keine Kunſt einzeln gelangen konnte, und giebt dem Undinge ſelbſt Formen.

Man hat alſo Gattungen des Erhabnen nach den verſchiednen Arten der Dichtkunſt aufgezählet, das Epiſche, lyriſche, Dramatiſche, mit mancherlei Unterſchieden nach Zeit und Ort, und hat jeder Gattung ſogar ihre Grenzen angewieſen, über welche ſie nicht hinaus ſoll, nicht hinaus kann.

Daß Gegenſtänden, die durchs Gehör der Seele zukommen, ein andrer Maasſtab gebühre, als ſichtlichen Objekten, begreift Jeder; ob ihnen aber auch irgend ein Maas zukomme? oder ob ſie unter dem Namen des Erhabnen in einer völlig Grenz- und Maasloſen Region umherſchwärmen? davon iſt die Frage.

V. Vom Erhabnen hörbarer Gegenſtände.

1. Machen höhere und niedere Töne der Scala hier den Unterſchied des Erhabnen der Tonkunſt? Nein. Ihre

höchſten Töne wirken nicht eben die erhabenſten Empfindungen; mancher tiefe Ton wirkt inniger, ſtärker. Auf Ausmeſſungen des Raums der Scala kommt es hier alſo eben nicht an, außer ſofern ſich der Umfang der Kunſt und die Geſchicklichkeit des Künſtlers dadurch erprobet. Gehaltene, einfach wiederkommende oder ſchwebende Töne thun mehr als das bloße, geſchwätzige ſchnelle Steigen und Sinken der Töne in ſeinem Reich, deſſen weiteſte, breiteſte Harmonieen in uns zuſammenflieſſen und auf Einen Punkt verſchmelzen.

2. Von feſten Umriſſen und Formen, wie ſie das Auge zeigt, kann bei Empfindungen, ſogar bei Geſtalten, die durchs Gehör zu uns kommen, auch nicht die Rede ſeyn, da das Ohr eigentlich nie feſt geſtaltet. Können aber auch Tö-

ne formen oder Theile der Form bilden: ſie dauren alle nur Momente: jeder nimmt ſeine Form mit ſich und begräbt ſie. Eine böſe Kunſt wäre es, die durch lauter Zerſtückungen wirkte, d. i. in einem Endloſen Maaſſe anlegte, die nichts mäſſen und kein Maas wären, die fließendes Waſſer oder zerrinnenden Sand mit Tantalus- und Siſyphus-Mühe zu nicht-beſtehenden Maſſen formte.

3. Vielmehr da es das Amt des Gehörs iſt, uns Succeſſionen, nicht Coexiſtenzen, Progreſſionen, nicht Continua des Raums, Bewegung, nicht Stillſtand zu geben: ſo wird auch ſein Erhabnes nur durch dieſe lebendige Wirkung. Das ſtillhorchende Ohr wird eine Pforte erhabner Empfindungen, indem es uns mit Einem Blick mächtig zieht, aber auf eine ihm angemeſſene, dem

Auge verborgne, geiſtige Weiſe. Ein einzelner Ton, zur Nachtzeit gehört, der Schall einer Glocke, der Klang eines Horns, eine weckende Trommete, friedlicher das Getön der Harfe; oder von Stimmen der Natur der Donner, das lezte Rauſchen der Wipfel vorm Ungewitter, das Ungewitter ſelbſt ſprechen dem Einſamen, dem Furchtſamen ſowohl als dem Furchtloſen, mit Wenigem Viel, auf die mächtigſte Weiſe. Und wer empfand nicht das Still-Erhabne einer herzlichen Menſchenſtimme? wem tönte ſie nicht in der verſchloſſenen Bruſt unausſprechlich, unvergeßlich wieder?

4. Wodurch wird dies Erhabene oder vielmehr dieſe Erhebung der Seele in Worten und Tönen bewirket? Ohne Zweifel Erſtens, daß uns durch den gehörten Klang auf Einmal der Faden unſrer

Bibl.

Gedanken und Zeitmomente zerriſſen wird, indem wir in eine neue Reihe der Dinge und Succeſſionen plötzlich verſetzt werden. Dies bewirkt jeder Schall oder Klang, der uns auf Einmal viel ankündigt. So der Donner, das Horn, die Tuba; ſie wecken und fodern zur That oder zu großen Erwartungen auf. Große Ankündigungen der Muſik (Ouverturen) mit innegehaltnen, wiederkommenden Aufrüfſen, Chöre, hohe Anklänge der lyriſchen Poeſie thun ein Gleiches. Erwache, rufen ſie dem Menſchengemüth, erwache!

5. Und wenn ſich zweitens Stimmen und Töne wie Wogen des Meers ſammeln und ſteigen und ſchwellen hinauf, uns hebend- und tragend über der Fluth des Geſangs; neue Wellen des Stroms ſtrömen hinan und brechen jene,

uns höher und höher zu tragen; oder in ſanftern Bewegungen hebt uns höher und höher der Hauch der Winde, das liſpelnde Harfengetön, bis wir (wie auf jenem Symbol der vier Lebendigen), wie über der Schöpfung ſchwebend, all' ihre Harmonieen im Zuſammenklang zu empfinden glauben; wie verſchweben uns alsdann Bilder und Formen! Kaum andeutend wagt der Griffel Luftgebilde dieſer Art zu bezeichnen; ſelbſt wenn der Dichter ſie mahlt, läßt er verſchweben die Züge und zuletzt ſich in Stimmen auflöſen: denn das Unnennbare, Herzerfaſſende der Stimme hat keine Geſtalt; es iſt ſelbſt der erquickende Athem des Lebens.

6. Wenn drittens dieſe Stimmen uns in ein Labyrinth führen, in dem wir uns verlohren glauben; Pforten nach Pforten thun ſich auf und ſchließen

ſich zu, bis uns der Tonkünſtler oder Dichter auf einmal, unvermuthet, aber ſtill vorbereitet, leiſe oder prächtig einen Gang des Entkommens öfnet, und uns durch ihn mit ſicherm Schritte durchführet; dies Entrinnen, dieſe Frohheit der Seele, erhaben iſt ſie und erhebend. Der lyriſche, epiſche, ſelbſt der dramatiſche Dichter, ob dieſer gleich an Formen der Vorſtellung gebunden iſt, eifert hierinn den Verwicklungen und Auflöſungen reiner Töne, ihren gewaltigen Kataſtrophen nach, und macht ſie dem Geiſt, der dramatiſche Dichter dem Auge anſchaulich. Das Unanſchauliche aber iſt die Kataſtrophe in unſrer Bruſt, unſre ſich hebende, kämpfende, überwindende Empfindung.

7. Wenn endlich dann das Meer der Töne und der Empfindungen zur Ruhe

ſich ſenket; wer empfand nicht eben in dieſem letzten zögernden Schweben das erhabne Gefühl der Vollendung? Gern zögern wir, ſcheuend gleichſam das Ende, dem wir zuletzt doch mit beſchleunigtem Fall zueilen. Der Dichter jeder Art, bis zum Fabeldichter und zum Epigrammatiſten hinunter eifert dem erhabnen Schluß des Tonkünſtlers nach, entweder ſchnell fallend oder ſanft die Flügel ſenkend. Ein erhabner Ausgang iſt das höchſte Ziel der Kunſt, in Einem Moment uns alles gewährend.

8. Daß keine dieſer Energieen des Erhabnen ohne Maas bewirkt werden könne, iſt durch ſich ſelbſt verſtändlich. Die Erſte bricht das gewohnte Maas und giebt ein Neues; die zweite legt neue Maaſſe an und macht ſie wachſen und wachſen; die dritte verwirrete die Maaſſe, in-

dem ſie uns überraſchend ein neues darbeut, das endlich uns dem völligen Maas, der Vollendung zuführt. Sich irgend eine Kunſt oder Empfindung der menſchlichen Natur Maas- und Grenzenlos denken, zerſtört alle Kunſt, wie alle Empfindung, geſchweige die Ton- und Dichtkunſt, deren Weſen das Maas iſt, wie alle ihre Benennungen (metrum, modi, Modulation, Rhythmus, μελος, δραμα, u. ſ.) ſagen.

9. „Giebts aber nicht ein Unendliches, Unermeßbares in allen Künſten des Schönen, geſchweige des Erhabnen?“ Allen Wiſſenſchaften und Künſten liegt ein ſolches zum Grunde; ſonſt könnte kein Maas daran gelegt werden; ſelbſt die Mathematik hat ein Unendliches vor ſich, an welches ſie aber durch Zahl und Zeichen Maas leget. Unterließe ſie

dies, ſo hörte ihr Begriff auf; nicht minder hörten Zeichnung und Bildung, Tonkunſt und Sprache auf, wenn ſie nicht, Jede in ihrer Art und mit ihren Maaßen, dem Unermeſſenen Umriß, Schranken, Beſtimmung, Maas gäben. Der leere Ausruf: „o wie unendlich! ganz unermeßlich!“ verräth eben den Unkünſtler, der ihm kein Maas zu geben wußte. Der Witz, der ſich mit ſogenannt-erhabnen Antitheſen in die Sprache drängt, um durch Gegenſätze das wahre Maas zu vernichten, iſt ſo wenig ein Genius echter Philoſophie als Dichtkunſt. Selbſt der Mathematik iſt ihr Unendliches nur die immer mehr zurückweichende *Grenze gegebner Verhältniſſe*, nie das abſolute Null, weder im Unendlichgroßen noch Unendlichkleinen. Im abſoluten Null wie im abſoluten All iſt nichts meßbar.

Wie

Wäre Jemand ſo hoch geſtiegen, daß er „nur das Schlechthin-, das außer allem Maas Große" erhaben nennte, und ſich „die Unerreichbarkeit der Natur als Darſtellung ihrer Ideen" dächte; der Unerreichbare hätte der Kunſt ſowohl als der Natur entſaget: denn das Unerreichbare giebt keine Darſtellung, und das außer allem Maas Große hat keine Größe.

10. Offenbar entſpringt die Irrung aus einer Misnahme des Mediums, wodurch dieſe Künſte wirken, ſeyn es Worte oder Töne. Glaubte man einerſeits, daß Worte ſtehende Formen hervorbringen können, ſo erſchuf man ſich das Hirngeſpinnſt einer ſogenannten „reinen Objektivität der Poeſie", das man griechiſche Form nannte, und das zuletzt auf ein ſteifes hölzernes Wortgerüſt hinausgeht. Ohne Theilnahme hört man die Hammerſchläge

einen Bau erſchaffen, der nie ganz vor uns ſteht, bei dem wir der Muſe danken, wenn der letzte Hammerſchlag austönet. Iſt dies griechiſch? In Homer leben alle Bilder dergeſtalt, daß er ſelbſt ſeine Gleichniſſe in Bewegung ſetzt, jeder Zug iſt ein Hauch ſeines Mundes; daher kein Künſtler, der die Grenzen ſeiner Kunſt kennet, auch wenn er aus Homer mahlt, gelüſten wird nach Homer zu mahlen und mit ihm im Punkt dieſer fortſchreitenden Energie zu wetteifern. Himmel und Erde z. B. ſetzte Phidias nicht in Erſchütterung, als er ſeinen Zevs bildete; kein griechiſcher Künſtler wollte die Stimme des Ares, wenn er wie zehntauſend Krieger ſchrie oder Hufenlange Glieder der Götter bilden; Züge, die der lebendigen Energie der Dichtkunſt allein zugehörten. Eben ſo wenig wollte Homer in irgend einer

Schilderung das Unding einer „reinen Objektivität“ erreichen, durch welche das Weſen ſeiner Kunſt rein vernichtet wäre. Gehet alle ſeine Figuren und Formen, ſelbſt ſeine Bilder auf Achills Schilde durch; ihre ſtehende Form iſt aufgehoben; ſie bewegen ſich, ſie leben. Genau in dem Maas ſchreiten ſie uns vorüber, als unſre Phantaſie ſie faſſen, unſre Empfindung ſie feſthalten kann; kein Moment länger; von kalt-reiner und rein-kalter Objektivität iſt bei ihm kein Gedanke. Dagegen iſt von reinwarmer Subjektivität bei ihm eben ſo wenig die Rede. Im Unermeßlichen ſchwimmen und ſich darinn baden, und darinn wüthen und toben; dieſer erhabne Myſticismus im Abgrunde des Unendlichen, dieſe aus- und fortſtrömende Fülle im abſoluten Nichts und All, im Leeren und immer Leeren, iſt eben ſo ungriechiſch als übermenſchlich. Von einer Transſcendenz unermeßlicher Gefühle weiß kein griechiſcher Dichter; Longin hat ſie mit ihrem eigentlichen Namen Transſcendenz, (ὑπερβάλλον) zum falſch-Erhabnen gezählet.

11. Beſteht alſo das Erhabne hörbarer Vorſtellungen in ihrer fortſchreitenden Wirkung, ſo führt es ſich, nur in einer andern Dimenſion, auf die Erklärung zurück, die wir bei ſichtlichen Gegenſtänden wahrnahmen. Es giebt uns mit Einem Viel, mächtig-fortwirkend, indem es 1) den Faden unſrer gewöhnlichen Vorſtellungen zerriß, 2) uns höher und höher hebet; indem es 3) uns in Labyrinthe führt und glücklich hinausführt, und 4) froh vollendet. Mithin ruht das wahre Erhabne eigentlich im ganzen progreſſiven Werk des Dichters.

Wer ſich, bei Milton z. B., im Vorgrunde ſeines Gedichts, in der Hölle verweilt, und in ihr das Pandämonium, die Brücke über das Chaos, die Geſtalt der gefallnen Geiſter, ihren Sturz, ihre kühnen Entſchlüße nicht gnug bewundern kann, ohne die untergeordnete Stelle zu bemerken, die dieſer Abgrund im ganzen Kunſtbau des Dichters einnehmen ſoll, wie fern iſt er vom wahren Erhabnen Miltons, dem dies Fürchterliche, Traurige, Grauſende einer kalten und kühnen Verzweiflung nur dienet. Wer bei Klopſtock ſich nur an Judas und Philo, an Engel und Teufel hält, ohne das Hauptgebilde des Dichters zu bemerken, den göttlichen Menſchen, der durch Geſinnungen und Uebernahme für ſein Geſchlecht ſich das Verdienſt errang, ein allbeglückender Menſchengott zu werden, wie fern iſt er vom wahren Erhabnen des Dichters! Wer beim Drama das Drama vergißt, d. i. die entſprungene, fortgehende, ſich aus der Verwicklung auflöſende, Furcht und Mitleid erregende Handlung; dagegen aber an Sentenzen, an maleriſchen Situationen, an einzelnen Charakteren haftet; wie fern iſt er vom Erhabnen Sophokles und Shakeſpears! Wer in Gedichten „reine Objektivität" verlangt, wenn ſie auch ganz ohne Wirkung auf unſer Subjekt wäre, oder unendlich-ausſtrömende „Subjektivität im Leeren, ohne Objekt, Maas und Grenze," wie fern iſt er von aller Dichtkunſt!

12. Man zeichnet bei Dichtern erhabne Stellen, Geſinnungen, Charaktere, Situationen aus; mache man den Verſuch, ob die erhabenſten, die ſich in aller Welt finden, nicht eben die ſind, wo

ans Unermeſſene Maas gelegt, und eben dies Hohe, Ueberſchwengliche, an Daſeyn oder an Kraft, das unerreichbar ſchien, als erreicht dargeſtellt wird. Oedipus Schickſal, vor allem ſein Tod, Ajax Schickſal, vor allem ſein Schweigen in der Unterwelt, die Waage, womit Zevs Hektors Tod wäget, gehören zum Erhabenſten der Griechen; ſtellen ſie uns nicht ein Unbegreifliches begreiflich, ein Unermeßbares ermeſſen dar? So jenes uralte Buch, wo ein unbeſcholtener Mann nach großer Ergebung, gleichſam gezwungen, mit dem Schickſal kämpft, und auf ſeinem Aſchenhaufen mit dem Richter der Welt rechtet. Gewiß nicht nur jene Stelle, die Burke anführt, *) iſt erhaben;

---

*) Hiob 4, 13.

ſondern vielmehr der Grund des Werks, ſein Fort- und Ausgang. Die Rathſchlüße des Weltenſchöpfers, des Allregierers, und das kleine Leben, das kleine Verdienſt eines Menſchen liegen auf Einer wägenden Waage. Das wahre und rein-Erhabne muß es dem geſammten Menſchengefühl ſeyn; alle kleinliche Sprach- und Zeit-Conventionen nutzen ſich ab und verſchwinden. Aber

VI. Das Sittlich-Erhabne.

„Sollte in ihm ein Schwingen ins Unendliche, Unermeßliche ohne Maas und Ziel nicht nur erlaubt, ſondern nicht ſogar höchſter Grundſatz ſeyn dürfen, ja ſeyn müſſen?“ Nirgend iſt die Ueberſpannung gefährlicher als in der Moral, wie die Geſchichte der Zeiten zeiget. Wer die

Menſchheit hypermoraliſirt, hat ſie exmoraliſiret; wer ſie überſpannt, löſet ſie auf.

Sitten erfordern Maas; ein moraliſches Geſetz iſt ſelbſt dem Namen nach nicht leere Form, ſondern beſtimmte Regel. Eine Heiligkeit, die über der menſchlichen Natur liegt, liegt auch außer ihr; Viſionen ins Rein-Ueberſinnliche zu einer Bedingungsloſen Pflicht aus Bedingungsloſer Freiheit nach einem Bedingungsloſen Geſetz, das über meine Natur hinaus iſt, und nach welchem ſie doch als nach einem Unerreichbaren immer haſcht und greift, ſind Katheder-Erhabenheiten, die nichts als anmaaſſende Schwätzer gebähren. Die kleinſte wie die größeſte Pflicht fodert Bedingungen, Schranken; unter je ſchwereren Bedingungen ſie rein und ganz geſchiehet, ſo daß in ihr ein Unermeßliches meßbar, ein Unmögliches nicht nur möglich, ſondern wirklich dargeſtellt wird, deſto erhabner iſt ſie; ſie giebt uns in Einem Viel, mächtig, auf die energiſch-ſtilleſte Weiſe.

Wenn wir in unſer Leben zurückgehen, welche waren uns die ſittlich-Erhabenſten der Menſchen? Die uns das Vortreflichſte, das Edelſte als Geſinnung und That, gleichſam als ihre eigne Natur, in mächtig-ſtiller Wirkung darſtellten. Grundſätze, deren Ausführung wir für ſchwer oder für unmöglich hielten, wenn wir ſie ohne Prunk und Affektation als herrſchende Geſinnungen zu einer erhabnen Natur geworden, in ihrer ganzen ſtillen Kraft erblicken; ſie überraſchten, ſie erniedrigten uns für den Augenblick, um uns eben damit auf immer über uns ſelbſt zu erheben. In ähnlichen Fällen, im größten

Sturm der Leidenſchaften werden uns dieſe Götterbilder als Heilbringende leitende Sterne erſcheinen, uns mit ihrem hellen Anblick viel ſagend. „Dieſe Geſinnung, ſagen ſie uns, iſt nicht nur möglich, ſondern auch die reine Natur des Menſchen; ſie gewährt Macht und iſt weiſe, und ſchaffet Seligkeit; ſie gebiert innern Frieden." Je reiner uns dieſe Erhabnen erſcheinen, je mehr machen ſie uns das Schwere leicht, das Unermeſſene meßbar.

Das Gefühl des Erhabnen ſtößt ſich an nichts ſo ſehr, als am Vielen, Vergeblichen, aus Nichts zu Nichts, an leerer Anſtrengung, an kämpfender Ohnmacht. Wie eine ungeregelte blinde Macht Furcht und Schrecken oder gar Abſcheu erregt: ſo ein Beſtreben ohne Weisheit nach einer ihm unangemeſſenen Regel oder gar ohne Zweck und Abſicht aus pur-blanker Pflicht, wirkt Geringſchätzung, und ſelbſt der gute Wille in äußerſter Anſtrengung ohne Macht und Weisheit Bedauren. Sind jene Drei, die im Grunde Eins ſind, Macht, Weisheit, Güte in der menſchlichen Natur vereint, und in Geſinnungen ſowohl als in That wirkſam, dann nur dann bilden ſie den Erhabnen. Die kritiſche Schule hat lange und oft jenes Epiphonem zur „Kritik der praktiſchen Vernunft: Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender ſich das Nachdenken damit beſchäftigt: der beſtirnte Himmel über mir und das moraliſche Geſetz in mir“ als den erhabenſten Spruch bewundert, den je ein Mund ſagte; ich will ihm ſeine Würde nicht rauben. Aber beides, der geſtirnte Himmel und das moraliſche Geſetz zuſammengeſtellt, was will die Parallele? Iſt ſie ein Wunſch, daß wie droben Ein großes Geſetz alle Sterne und Sonnen ordnet, auch das Geſetz in uns eben ſo wirkſam die moraliſche Welt beherrſche und ordne, ſo kennen wir ihn längſt in der einfach-erhabnen Bitte, daß der Wille des Ewigen von uns hienieden geſchehe, wie droben; *der* demüthige Wunſch ſchlägt zugleich aber auch unſern Blick nieder. Denn herrſcht das moraliſche Geſetz in unſrer Bruſt, wie droben in allen Welten das Geſetz der Bewegung? Eine ſolche Zuſammenſtellung demüthiget uns tief. Soll ſie aber, vielleicht gegen die Abſicht deſſen, der ſie ausſprach, ein *ſtolzer* Spruch ſeyn, daß wie droben der Schöpfer Heere von Welten geordnet, ſo der kritiſche Philoſoph als Autonom durch ſein kategoriſches Soll auch eine Welt ordne: ſo lahmt die Vergleichung. Ein Geſetz, das nicht befolgt wird, das ohne Motive auch nicht befolgt werden kann, abſolut ausſprechen iſt leicht; aber halten! halten! Die Parallele wird alſo ein dunkler Contraſt; das erhabne Epiphonem wird Schwulſt; Schwulſt aber deckt, wie wir wiſſen, Wind oder eine Wunde.

Die kritiſche Schule ſondert das Sittliche nach Geſchlechtern: „des Mannes Tugend ſey erhaben, des Weibes Tugend ſchön. Sogar die Liebe Jenes ſey Großmuth u. ſ.“ Gegenſätze, die die Natur nicht kennet. Hat es nicht Weiber von ſo erhabnen Geſinnungen, von ſo feſten Grundſätzen, als Gegenſeits ſchwache Männer gnug gegeben? und iſt die kritiſche Herunterſetzung eines ganzen Geſchlechts auch großmüthig-erhaben? Grundſätze kennen keinen

Unterſchied des Geſchlechts; wohl aber modificirt ſich die Sittlichkeit nach Geſchlechtern. Ein unweiblich Weib iſt ſo widrig, wie der lieblos-großmüthige Liebhaber.

Die Kritik hat eine Reihe „erhabner“ praktiſcher Grundſätze aufgeſtellt, die bei näherer Anſicht vielleicht nur eitel oder gemein oder ſich ſelbſt widerſprechend ſind; z. B.

1. Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannſt, daß ſie ein allgemeines Geſetz werde. Oder: handle ſo, als ob die Maxime deiner Handlungen durch deinen Willen zum allgemeinen Naturgeſetz werden ſollte.“ Der Satz klingt erhaben und iſt nur eitel. Im Handeln bin ich Thäter des Geſetzes, nicht Woller oder Geſetzgeber; Befolger der Naturordnung in meinem Kreiſe, nicht

Stifter derſelben für alle mir unbekannte Vernunftweſen. Je mehr ich mich in meiner erhabnen Maxime wollend beſpiegle, deſto mehr unterlaſſe ich, demüthig nach ihr zu handeln, und ſo habe ich einen ſtolzen Traum geträumet. Durch meinen Willen wird kein allgemeines Naturgeſetz; meine That ſoll das allgemeine Naturgeſetz, bedingt in meiner Exiſtenz und Situation, ausdrücken, d. i. ihm folgen. „Der allgemeingute Geſetzgeber-Wille iſt eben ſo incompetent-anmaaſſend als Kraftlos: denn nur im Beſondern und Beſonderſten wird das Allgemeine, wie hier der Wille, durch That wirklich.

2. „Handle ſo, daß du die Menſchheit ſowohl in deiner Perſon als in der Perſon eines jeden andern, jederzeit zugleich als Zweck niemals blos als Mittel brauchſt." Und

wenn

wenn Perſonen, wenn Mittel und Zwecke collidiren? So wird der eitelſte Egoismus daraus, der dem großen Zweck der müſſigen „Allbeurtheilung,“ unter dem Namen „Selbſtſchätzung, Selbſtachtung,“ Alles unterwirft und einen ewigen Krieg zwiſchen lauter „Selbſtzwecken und Selbſt-Geſetzgebern“ anſpinnet. Da in der Natur alles Mittel und Zweck iſt, ſo ſagt das erhabnere, beſcheidnere Geſetz; „Du ſelbſt gehörſt der Natur und der edelſten Natur, die wir kennen, der Menſchheit an; angewandt werde auch dein Leben, wie aller Leben, als Mittel zum Zweck des Ganzen, der Menſchheit. Nach hellen Begriffen und reinen Trieben verbrauche dich in ihrem Dienſt, dich ſelbſt vergeſſend, dich ſelbſt aufopfernd.“

3. „Der Menſch iſt nur ſeiner eignen, dennoch allgemeinen Geſetzgebung unterworfen.

Der Wille durch ſeine Maxime darf ſich ſelbſt als allgemein-Geſetzgebend betrachten. Dies iſt des Menſchen Würde, Achtung für das von ihm ſelbſt gegebne Allgemeingeſetz; er achtet die Menſchheit, ja das Reich aller Vernunftweſen in ſich; er iſt der allgemeine Selbſtachter." Eitler Wahn! Nachachtung will das Geſetz; nicht ſpeculativ-ſtolze Achtung, weil ich es mir und der ganzen Natur gab und es eben ſo hoch hinausſetzte, daß weder ich noch ein andres Vernunftweſen meiner Art es zu befolgen weiß. Entweder ein eitler, bald nachlaſſender Kampf wird aus dieſer überſpannten Geſetzgebung oder eine eitle moraliſche Kunſtrichterei, die ins Beurtheilen der Maximen allen Werth ſetzt, und dafür das Thun (denn das heilige Geſetz iſt „unerreichbar") ſich als einer brechlichen, mit dem böſen Princip geſättigten Natur, verzeihet. Das wahrhaft-erhabne, beſcheidne Geſetz ſpricht: „handle nach dem Geſetz, als ob es deine Natur wäre; mache es dir zur Natur und vergiß, daß es Geſetz ſey, geſchweige, daß du es dir gegeben, geſchweige, daß du es für das geſammte Vernunftreich gabeſt. Was haſt du mit dem geſammten Vernunftreich als Geſetzgeber? da du nur deine Vernunft gebrauchen und thätig anwenden ſollſt und kannſt. Anmaaſſend-ſtolze Selbſtachtung iſt das unlauterſte Princip, worauf die Moralität gebaut werden kann; es macht egoiſtiſch, und dabei vor lauter Kritik unthätig-eitel. Eitelkeit aber iſt nach dem Ausſpruch aller Zeiten das Grab der wahren Erhabenheit und Würde.

VII. Das Erhabne im Wiſſen.

Dieſes iſt nicht die „Transſcendenz,“ deren Erhabnes uns mit Vielem Nichts giebt, geräuſchvoll - ohnmächtig, leere Schemate und Formen. Nahen wir uns ihrem Pandämonium, ſo gelangen wir durch zwei „blinde Anſchauungen,“ die ſelbſt bekennen, daß ſie nichts ſehen und nichts geben, als durch Hüterinnen der Pforte in einem Vorhof, wo aufgehangene „Schattentafeln“ ſelbſt bekennen, daß ſie „Objektloſe Schemen“ ſind und nicht wiſſen, wie von Objekten abgezogne Worte auf ſie zuſammenflogen. Ein ſcharfer Zugwind von „Paralogismen“ führt uns ſodann durch windige Kreuzgänge von „Antinomieen“ in die leere Halle der „leeren Vernunft,“ wo nach langer Erwartung der leere Schall, „du ſo[illegible],“ aus dem abſoluten Nichts ertönet. Die Echo tönt das abſolute, Soll rückwärts ſehr vernehmlich im Worte „Los“ wieder; denn was durch überſinnlich-abſolute Pflicht Bedingungslos gebunden ward, kann durch überſinnlich-abſolute Freiheit Bedingungslos gelöſet werden. Alſo gehen wir leer aus dem Tempel, aber zu überſinnlichen Geſetzgebern und Naturſchöpfern im abſoluten Nichts aus Vollmacht der objektloſen leeren Vernunft gewürdet. Stolzes Spiel! Traum der Träume!

Erhaben im Wiſſen iſt, was mit Wenigem Viel giebt, mich auf einfachen Wegen Viel zu erkennen leitet, hell, mächtig, ſicher, nicht aufdringend Worte, ſondern Kräfte erweckend in mir und Luſt, Liebe, Neigung. Minimum eſt quod ſcire laboro, ſagte jener Weiſe; nur daß dies Minimum ein Maximum werde. Jeder Punkt in der Natur iſt ein ſolches, und die Verkettungen in ihr, die Punkte ihres Zuſammenhanges, Maxima von immer höherer Art, führen uns weiter und weiter. Immer rückt ferner die Grenze und bleibt doch vor uns;*) im Abſoluten außer und über der Natur hat der Verſtand nichts zu ſchaffen, die Vernunft nichts zu ordnen. Das [illegible] [illegible] iſt hier allenthalben ein Ueberfliegen oder Ueberſtürzen ſein ſelbſt ins Grenzen- und Bodenloſe, den Abgrund: απεραντον oder βυθος.

---

*) So breitet ſtolz die [illegible] Flügel
Der Adler im [illegible], der [illegible] zur Sonne fährt,
Gleich Segeln aus. Von ihr allein berühret,
Sieht er, je mehr er ſteigt, die immer tiefern Hügel.
Ein immer tiefres Thal, ein immer tiefres Meer,
Ein immer höh'res Sonnenheer.
Von Creuz.

II.

Vom
Ideal des Schönen.

„Grundſatz 1."

„Da es keine objektive Geſchmacksregel, die durch Begriffe beſtimmte, was ſchön ſey, geben kann: ſo iſt die allgemeine Mittheilbarkeit der Empfindung des Wohlgefallens, und zwar eine ſolche, die ohne Begriff Statt findet, die Einhelligkeit (ſo viel möglich) aller Zeiten und Völker in Anſehung dieſes Gefühls in der Vorſtellung gewiſſer Gegenſtände, das empiriſche, wiewohl ſchwache und kaum zur Vermuthung gereichende Criterium der Abſtammung eines ſo durch Beiſpiele bewährten Geſchmacks von dem tiefverborgnen, allen Menſchen gemeinſchaftlichen *Grunde der Einhelligkeit in Beurtheilung der Formen*, unter denen ihnen Gegenſtände gegeben werden.“

Zweifel.

Einhelligkeit in *Beurtheilung* der Formen, unter denen Gegenſtände des Schönen gegeben werden *ohne Begriff*? Einhelligkeit, ſoviel möglich, *aller* Zeiten und Völker in Anſehung des Gefühls des Wohlgefallens in der Vorſtellung *gewiſſer* Gegenſtände (Welcher?) ein Kriterium zwar nicht des Geſchmacks, aber der Abſtammung des Geſchmacks vom tiefverborgnen, *allen* Menſchen *gemeinſchaftlichen Grunde* der Einhelligkeit in Beurtheilung der Formen? Und dies Principium, auf bloße Empirie gebaut, wäre a priori? Und welches iſt der tiefverborgne Grund, worauf das

Kriterium zeigt? Wir fragen eben nach dieſem Grunde.

„Grundſatz 2.“

„Daher ſieht man einige Produkte des Geſchmacks als exemplariſch an; nicht als ob der Geſchmack könne erworben werden, indem er andre nachahmt.“

Zweifel.

Erworben nicht, wenn die Anlage dazu dem Nachahmenden fehlet, ſo wenig eine Geſchmackloſe Zunge, wenn ſie das Kauen nachahmt, wird ſchmecken lernen; aber erweckt, geleitet und mißleitet, gebildet und mißbildet kann der Geſchmack durch vorſtehende oder geltende Muſter allerdings werden. Dies zeigt die Geſchmacks-, Moden- und Kunſtgeſchichte in allen Perioden und Schulen. Auch zum Wohlgefallen gewöhnt man ſich, geſetzt man müſſe auch Anfangs kritiſch fragen; „habe ich mich wirklich amuſiret?" Ob das, was der Lehrling nachahmt, wirklich ſchön ſey? fragt er ſeltner; er folgt dem Meiſter und gewöhnt ſich.

„Grundſatz 3."

„Hieraus (weil man einige Produkte des Geſchmacks als exemplariſch anſieht) folgt aber, daß das höchſte Muſter, das Urbild des Geſchmacks, eine bloße Idee ſey, die jeder in ſich ſelbſt hervorbringen muß, und darnach er alles, was Objekt des Geſchmacks, was Beiſpiel der Beurtheilung durch Geſchmack ſey, und ſelbſt den Geſchmack von Jedermann beurtheilen muß."

Zweifel.

Wie folgt das? Weil man Produkte des Geſchmacks als exemplariſch anſieht, ſo muß Jeder das höchſte Muſter, das Urbild des Geſchmacks, die Idee, darnach er alle Objekte und Beiſpiele des Geſchmacks, ja den Geſchmack Jedermanns beurtheilen muß, in ſich hervorbringen? Bringt Jeder die höchſte Muſter-Idee, das Urbild des Geſchmacks zu Beurtheilung jedes Objekts in jeder Kunſt aus ſich hervor, da, wie ihre Werke zeigen, es ſo manchen namhaften Künſtlern und Kunſtſchulen, einem Troß von Kunſtrichtern und Philoſophen, ja ganzen Nationen fehlte?

„Grundſatz 4."

„Idee bedeutet eigentlich einen Vernunftbegriff; Ideal die Vorſtellung eines einzelnen, als eines der Idee adäquaten Weſens.“

Zweifel.

Weder Eins, noch das Andre. Ein Vernunftbegriff läßt ſich nicht darſtellen; jede Kunſt aber ſtellt ihre Ideen dar. Kein einzelnes Weſen iſt einer Vernunftidee adäquat, ſondern nur unter ihr enthalten; mithin kann auch das Ideal nicht die Vorſtellung eines einzelnen Menſchen als eines einem unvorſtellbaren Begriff adäquaten Weſens ſeyn. Die Begriffe heben einander auf.

„Grundſatz 5.“

“Daher kann jenes Urbild des Geſchmacks, welches freilich auf der unbeſtimmten Idee der Vernunft von einem Maximum beruht, aber doch nicht durch Begriffe, ſondern nur in einer einzelnen Darſtellung kann vorgeſtellt werden, beſſer das Ideal des Schönen genannt werden, dergleichen wir, wenn wir gleich nicht im Beſitz deſſelben ſind, doch in uns hervorzubringen ſtreben. Wie gelangen wir nun zu einem ſolchen Ideal der Schönheit? A priori oder empiriſch? Imgleichen, welche Gattung des Schönen iſt eines Ideals fähig?“

„Wir gelangen dazu 1) durch die äſthetiſche Normalidee;

2. Durch die Vernunftidee.“

Die äſthetiſche Normalidee iſt eine einzelne Anſchauung der Einbildungskraft, die das Richtmaas der Beurtheilung des Menſchen, als zu einer beſondern Thierſpecies gehörigen Dinges vorſtellt.“

Zweifel.

Daß alſo der Menſch ein zu einer beſondern Thierſpecies gehöriges Ding iſt, giebt und zwar in einer einzelnen Anſchauung die äſthetiſche Normalidee zum Ideal des Schönen und der Schönheit?

„Grundſatz 5.“

„Die Normalidee muß ihre Elemente zur Geſtalt eines Thiers von beſondrer Gattung aus der Erfahrung nehmen; aber die größte Zweckmäßigkeit in der Conſtruktion der Geſtalt, die zum allgemeinen Richtmaas der äſthetiſchen Beurtheilung jedes Einzelnen dieſer Species tauglich wäre; das Bild, was gleichſam abſichtlich der Technik der Natur zum Grunde gelegen hat, dem nur die Gattung im Ganzen, aber kein Einzelnes abgeſondert adäquat iſt, liegt doch blos in der Idee des Beurtheilenden, welche (Idee) aber mit ihren Proportionen, als äſthetiſche Idee in keinem Muſterbilde völlig in concreto dargeſtellt werden kann.“

Zweifel.

Eine aus einzelner Erfahrung genommene Idee ſoll nicht nur ein allgemeines Richtmaas der äſthetiſchen Beurtheilung jedes Einzelnen derſelben Species, ſondern auch mit ihren Proportionen als äſthetiſche Idee ein dargeſtelltes Muſterbild des Muſters werden, das der ſchaffenden Natur blos für die Gattung im Ganzen vorgelegen, dem aber kein Einzelnes adäquat iſt? Muſterbild für die ganze Gattung, aus einem Einzelnen abgezogen, dem kein Einzelnes adäquat iſt?

„Grundſatz 6.“

„Wie dieſes zugehe, (denn wer kann der Natur ihr Geheimniß gänzlich ablocken?) wollen wir eine pſychologiſche Erklärung verſuchen. *) Da auf eine uns gänzlich unbegreifliche Art die Einbildungskraft nicht allein die Zeichen für Begriffe gelegentlich, ſondern auch das Bild und die Geſtalt des Gegenſtandes von einer unbeſchreiblichen Zahl von Gegenſtänden verſchiedner Arten, oder auch Ein und derſelben Art, reproduciren kann, ſo weiß ſie auch, wenn das Gemüth es auf Vergleichungen anlegt, allem Vermuthen nach wirklich, wenn gleich nicht hinreichend zum Bewußtſeyn, Ein Bild gleichſam auf das andre fallen zu laſſen, und durch die Congruenz der Mehreren von derſelben Art ein Mittleres herauszubekommen, welches allen zum gemeinſchaftlichen Maasſtabe dient. So geben tauſend geſehene Mannsperſonen eine Mittelidee, die Statur

---

*) S. 56.

einer ſchönen Mannsperſon, wie nach der Analogie der optiſchen Darſtellung, wenn eine groſſe Anzahl Bilder, vielleicht alle jene tauſend auf einander fallen, auf den Raum, wo die meiſten ſich vereinigen, innerhalb dem Umriſſe, wo der Platz mit der am ſtärkſten aufgetragenen Farbe illuminirt iſt, die mittlere Größe kenntlich wird, die ſowohl der Höhe als Breite nach von den äußerſten Grenzen der größten und kleinſten Staturen gleich weit entfernt iſt.*

Zweifel.

Tauſend auf einander fallende Bilder, in einem Platz zuſammentreffend, der mit der am ſtärkſten aufgetragnen Farbe illuminirt iſt? Und ſie machen eine mittlere Größe kenntlich, die ſowohl der Höhe als Breite nach (als ob

Höhe und Breite die Geſtalt beſtimmten,) von den äuſſerſten Grenzen der größten und kleinſten Staturen gleich weit entfernt, folglich die ſchönſte Statur oder Figur, das Ideal, Urbild und Muſter aller Schönheit wäre. Optiſch würde bei ſolchen Datis auf ſolchem Platz nichts oder das Verworrenſte erſcheinen, das auch kein Kind für ein Bild, geſchweige für das Ideal aller Bilder erklärte.

„Grundſatz 7."

„Man könnte eben daſſelbe (Ideal) mechaniſch herausbekommen, wenn man alle tauſend Bilder mäße, ihre Höhen unter ſich, und Breiten und Dicken für ſich zuſammenaddirte und die Summe durch tauſend dividirte."

Zweifel.

Breiten, Dicken, Höhen von tauſend Mannsperſonen gemeſſen und addirt, ſodann mit 1000 dividirt, geben das Ideal männlicher Schönheit ſo wenig, als (wenn unter den Tauſenden auch keine Rieſen und Zwerge, keine Schwindſüchtige und *Falſtafs* in unbeſtimmter Zahl wären) Höhe, Breite und Dicke addirt, je ein Reſultat der *Schönheit* geben.

„Grundſatz 8.“

„Wenn nun auf ähnliche Art für dieſen mittleren Mann der *mittlere* Kopf, für dieſen die *mittlere* Naſe u. ſ. w. geſucht wird, ſo iſt dieſe Geſtalt das Ideal des ſchönen Mannes in dem Lande, da dieſe Vergleichung angeſtellt wird; daher ein Neger nothwendig ein anderes Ideal der Schönheit haben muß, als ein Weiſſer, der Chineſe ein anderes als der Europäer. — Dieſe Normalidee iſt nicht aus von der Erfahrung hergenommenen Proportionen als beſtimmte Regeln abgeleitet —“

Zweifel.

Wo hatte ſie denn der Höhen und Dicken addirende Neger und Chineſer her? Kannte er ſein Geſchlecht anders woher, als aus Erfahrung?

„Grundſatz 9.“

„Sondern nach ihr, der Normalidee, werden allererſt Regeln der Beurtheilung möglich. Sie iſt das zwiſchen allen Einzelnen, auf mancherlei Weiſe verſchiedenen Anſchauungen der Individuen ſchwebende Bild für die ganze Gattung, welches die Natur zum Urbilde ihrer Erzeugungen in derſelben Species unterlegte, aber in keinem Einzelnen völlig erreicht zu haben ſcheint.“

Zweifel.

Was ein Neger und Sineſe aus einigen Geſtalten ſeiner Zeit, ſeines Landes, vielleicht mit dem verworrenſten, ſtumpfſten Blick auffaßte, ja was der Buräte und Feuerländer mit halbgeſchloſſenen Augen aus Dicken, Breiten und Höhen aufgefaßt haben darf, ſoll das himmliſche Urbild ſeyn, das die Natur zu Bildung der ganzen Gattung, zu welcher die Geſtalten aller Zeiten und Völker gehören, ſich (nicht unter=) ſondern vorlegte! Addirten und dividirten die Geiſter der Schöpfung den Grön= und Feuerländer, mit dem Neger, Griechen und Kackerlack an Dicke, Breite und Höhe in einander, um eine Normalidee der Menſchengattung zu gewinnen, die dem Ideal der Menſchenſchönheit zum Grunde läge?

„Grundſatz 10.“

„Die Normalidee iſt keinesweges das Urbild der Schönheit in dieſer Gattung, ſondern nur die Form, welche die unnachläßliche Bedingung aller Schönheit ausmacht, mithin blos die Richtigkeit in Darſtellung der Gattung. Sie iſt, wie man Polyklets berühmten Doryphorus nannte, die Regel; eben dazu konnte auch Myrons Kuh in ihrer Gattung gebraucht werden. Die Darſtellung der Normalidee iſt blos Schulgerecht.“

Zweifel.

Eine Normalidee alſo, die gleich Polyklets und Myrons Bildwerken eine ausgedrückte Regel, eine Form und doch keine Form, eine dargeſtellte Norm und doch zugleich kein Urbild, d. i. keine Norm ſeyn ſoll! Eher ließen ſich alle Farben und Töne zuſammenmiſchen, um die reine Normalidee der Farben und Töne zu gewinnen, oder alle Geſchmäcke und Gerüche addiren und dividiren, um ſich der Normalidee des Geruchs und Geſchmacks zu bemeiſtern, als auf ſolchem Wege eine ſchulgerechte Norm zum Ideal der Schönheit aus Länge, Dicke und Breite errechnen, die mit der Schönheit ſelbſt nichts gemein hat. In der Mathematik nimmt man zwiſchen zwei Extremen eine mittlere Größe oder Zahl, um vermuthete Fehler zu vermindern; was ſoll das aber hier, da bei der Geſtalt des Schönen aufs kleinſte poco di più und poco di meno alles ankommt?

„Grundſatz 11."

„Von der Normalidee des Schönen iſt doch noch das Ideal deſſelben unterſchieden, welches man lediglich an der menſchlichen Geſtalt erwarten darf. An dieſer nun beſteht das Ideal in dem Ausdruck des Sittlichen, ohne welches der Gegenſtand nicht allgemein und dazu poſitiv gefallen würde. Der ſichtbare Ausdruck ſittlicher Ideen, die den Menſchen innerlich beherrſchen, kann zwar nur aus der Erfahrung genommen werden; aber ihre Verbindung mit allem dem, was unſre Vernunft mit dem Sittlichguten in der Idee der höchſten Zweckmäßigkeit verknüpft, die Seelengüte, oder Reinigkeit, oder Stärke, oder Ruhe u. ſ. w. in körperlicher Aeußerung gleichſam ſichtbar zu machen, dazu gehören reine Ideen der Vernunft und große Macht der Einbildungskraft in demjenigen vereinigt, der ſie nur beurtheilen, vielmehr noch der ſie darſtellen will; welches dann beweiſet, daß die Beurtheilung nach einem ſolchen Maasſtabe niemals rein äſthetiſch ſeyn könne, und die Beurtheilung nach einem Ideal der Schönheit kein bloßes Urtheil des Geſchmacks ſey.“

Zweifel.

Alſo iſt die Beurtheilung des höchſten und reinſten Schönen nie rein äſthetiſch, d. i. ſeine reinſte Empfindung unrein? Alſo ſoll, was jene Normalidee, die uns in die verworrenſte Miſchung führte, dem Ideal des Schönen nicht geben konnte, ein der Empfindung fremder und unfaßlicher Begriff, der Begriff des Sittlichen geben? da doch, der Kritik zu Folge, die Begriffe des Guten und Schönen ganz getrennt ſind. Und dann, wie Seelengüte, Reinigkeit, Stärke, Raçe

u. ſ. w. Ideen, die den Menſchen innerlich beherrſchen, in Formen erſcheinen, um ein Ideal des Schönen zu gewähren? davon eben war ja die Frage. — Da mit allem dieſem viel verwirrtes geſagt iſt, überhaupt auch von dieſem Zauberbilde, Ideal des Schönen genannt, viel Wahngeſtalten und Caricaturen *) umhergehn; hinweg das Buch!

---

*) Nicht Carricaturen, (S. 59.) Ueberladen heißt Italiäniſch caricato. Daß „ganz regelmäßige Geſichter im Innern gemeiniglich einen nur mittelmäßigen Menſchen verrathen, von dem man nichts, von dem, was man Genie nennt, erwarten dürfe, welches (Genie) nur bei Einer unter den übrigen hervorſtechenden Gemüthsanlage, die ſich durch Caricatur ausdrückt, zu er[illegible] ſey,„ iſt eine im Norden zwar gemeine, nicht [illegible] weniger aber rohe, der Erfahrung widerſprechende Behauptung, die die Natur mit ſi

In den Sälen der Götter und Genien, unter den Idealen der alten Kunſt wollen wir, was Ideal des Schönen ſey, anſchauend lernen.

I. Ideale der bildenden Kunſt.

Hier thront Zevs in freundlicher Majeſtät, Vater der Götter und Menſchen. Sehet ſein Haupt, eine Form, die ihr an keinem Sterblichen ſahet. Vorgerückt iſt der Schädel, daß er dieſe Stirn und unter der Stirn dies ernſt-ruhige Antlitz bilde. Solche Form iſt nur Eine Idee, ein zuſammenfaſſender Gedanke. Der Geiſt,

---

ſelbſt in Disharmonie ſezt, und das echte Genie ſowohl als alle regelmäßigen Geſichter beleidigt, die freilich Caricaturgenies weder ſeyn wollen, noch ſeyn dürfen. S. 59.

der dies Haupt belebt, bewegte auch die Locke ſeines Haars, er erfüllt die göttliche Bruſt und den Bau des Körpers. Als das Bild des Olympiers vollendet war, bat Phidias den Gott um ein Zeichen des Wohlgefallens an ſeinem Werk; ein Blitzſtrahl fuhr vor ihm nieder. Ward dies Gedankengebilde als eine Mittelidee aus tauſend Geſtalten hervorgegriffen, da phyſiologiſch dem Künſtler keine Menſchengeſtalt dies Gebilde geben konnte? Das Winken des Haupts, das Bewegen der Locke bei Homer gab es ihm, Verſtand dem Verſtande, Geiſt dem Geiſte. Lange mußte die Kunſt geübt ſeyn und tiefe Studien gemacht haben, ehe ſie ihren Ideen die höchſte Idee, das Ideal der Majeſtät und Würde als ein Diadem aufſetzte.

Neben Zevs ſteht dies koloſſaliſche Haupt der Juno. Wagte die Hand des Künſtlers nicht, ihm das ganze Gebilde der Himmelskönigin beizufügen? Polyklet bildete ſie nach Homer, Zevs Gemahlin und Schweſter. Wer ſah auf Erden eine ſolche Geſtalt, nicht etwa dem Maaß, ſondern dem Geiſt nach, der dies Gebilde belebet.

Pallas, die Tochter Zevs, aus ſeinem Haupt gebohren. Schon in Homer erſcheint die ſtürmende, die Städtezerſtörerin; Phidias hat ſie gebildet.

Phöbus und Artemis, Zevs Kinder, des Vaters würdig. Phidias bildete den Apoll, gewiß nach Homer, Praxiteles die Artemis, Phöbus Schweſter.

Auf ſeine Brüder Poſidon und Pluto, (Jupiter-Serapis) ging Zevs hohe

Geſtalt über. Seine Söhne **Ares** und **Herkules** bildete **Phidias**, würdig dem Vater.

Bacchus und **Aphrodite**, Kinder Zevs. **Praxiteles** bildete ſie, ſo auch den **Eros**, den **Hermes**. In mehreren ſeiner Gebilde war **Skopas** ihm vorgegangen; noch ſanftere Geſtalten gehören dem **Myron**, dem **Lyſippus**. Mit **Lyſipp**, ja vielleicht ſchon vor ihm war der Kreis der Ideale geſchloſſen; das hohe Göttergeſchlecht war vollendet. *)

Daß dieſe Ideale nicht durch „Addiren und Dividiren der Höhe und Dicke, nicht durch ein

---

*) S. Heyne de auctoribus formarum, quibus Dii in priſcae artis opp. efficti ſunt, Commentat. ſoc. Gotting. Vol. VIII. p. XVI.

Ei-

ein Zuſammenwerfen der Geſtalten auf den illuminirteſten Fleck als durch eine Normalidee" herausgebracht ſind, lehret ihr Anblick. Als Eine Götterfamilie ſtehen ſie da, jeder nach ſeinem Charakter und Lebensalter, wie durch Einen Gedanken in allen ſeinen Formen gebildet. Daß Homer die meiſten dieſer Formen und Charaktere dem Geiſt der Künſtler gab, leidet keinen Zweifel. Alſo gehen dieſe Ideale ſchon in drei Ideen enge zuſammen:

1. Alle Ein Geſchlecht, von Einem großen Vater ſtammend oder ihm angehörig.

Eine vollſtändige Geſchichte dieſer Formen-Urheber läßt ſich nicht geben, da uns ſowohl Werke als Nachrichten darüber fehlen. Einem Griechen ſelbſt wäre ſie ſchwer worden; und Wir haben das meiſte dazu nur durch einen Römer, und durch welchen!

2. Nach der geiſtigen Geſtaltung Eines Dichters, des Homer

3. Von wenigen Künſtlern gebildet, denen die andern folgten.

Und ſie folgten ihnen ſo ſtandhaft, daß faſt nichts gewiſſer iſt, als die Geſtalten dieſer Götter in allen ihren Gliedern. Wenn in Trümmern ein neues Gebilde der Erde entriſſen wird, ſo ſprechen wir ſicher: „dies iſt Herkules Bruſt, dies Bacchus Hüfte, dies eine Stirn Zevs, ein Buſen der Aphrodite.“ Und wenn ein Unwiſſender z. B. auf der Melpomene Leib den Kopf einer Bacchante *) ſetzte; wir fühlen den Miston, wir kennen das fremde ſchöne Haupt und zürnen dem Barbaren, der damit zwei

---

*) Ehemals in der Rotonda des Vatikans.

Geſtalten verwirrte. Woher nun das erſte Vater- und Mutterideal dieſes Göttergeſchlechtes?

2. Urſprung dieſer Ideale.

Ideal kommt von Idee; es iſt die reinſte Idee eines Dinges, aus ſeiner innern Natur geſchöpft, von allem Unweſentlichen und Unlautern ſcharf gereinigt. Wenn jede Kunſt das Vollkommenſte ihrer Art ſucht, ſo mußte die Kunſt, die Organiſationen leibhaft bildet, ſich an die vollkommenſte Organiſation, die Menſchengeſtalt vorzüglich halten, und in dieſer das Vollkommenſte, die reine Idee der Menſchheit ſuchen und bilden. Welches war dieſe? Ohne Zweifel die Form, die den Menſchen am weſentlichſten vom Thier unterſcheidet und ſeinen geiſtigen Charakter ausdrückt, mithin ſeine aufgerichtete Geſtalt, ſein Antlitz und was das Antlitz bildet, ſeine Stirn, ſeinen Schädel. Wie aus Zevs Haupt die Verſtandreiche Jungfrau hervorging: ſo war mit der Stirn und dem Oberhaupte des Gottes das ſogenannte Ideal der griechiſchen Kunſt gegeben.

1. Der Menſch allein trägt ſein Haupt aufrecht; daher hat er ein Antlitz. Bei allen zur Erde geſtreckten Thieren iſt der Kopf nur das Ende des horizontalen Körpers; vorgeſchoben ſind die untern Theile deſſelben, Speiſe ſuchend, Nahrung ergreifend. Stirn und Oberhaupt ſind zurückgeſchoben, verkürzt und bei mehreren Gattungen faſt verſchwindend. Je mehr das Thier ſich hebt und mit erhabenem Halſe

den Kopf emporträgt, ſondern ſich auch die Formen ſeines Anblicks; immer dennoch vorwärts hangend, an den Nacken befeſtigt. Der Menſch allein hat ein Haupt; dies wird unter ſeinem Schädel. Der Schädel wölbt ſeine Stirn: unter und mit ihr bildet ſich das Menſchenantlitz. Je zurückgehender dieſe, (wie Camper ſichtlich erwieſen,) deſto Thierartiger; je menſchlicher, deſto edler gewölbt iſt der Himmel des menſchlichen Daſeyns, Stirn und Schädel. Die Griechen, eine wohlgebildete Nation, fühlten auch hier ihren Vorzug vor andern inſonderheit afrikaniſchen Völkern; und da ſie eben ſo wohlgebildet dachten, ſo war es Natur der Sache, daß ſie bei ihrer Kunſt das menſchlichſte in der menſchlichen Form, das Antlitz und in dieſem den Grund aller Züge des

Antlitzes, die Bildung und Stellung des Oberhaupts vorzüglich charakteriſiren. Nothwendig wurden ſie hierdurch auf die edelſte Form geleitet, die ſie, da es Göttern galt, als ein Ueberſchwengliches in dieſer Form, ſofern es mit der Wohlgeſtalt beſtehen konnte, ausdrückten. Sowohl dem Homer, als nach und aus ihm dem Phidias erſchien im *Vorder-*, im *Oberhaupt* des höchſten Gottes Größe.

— Κυανεησιν επ' οφρυσι νευσε Κρονιων·
Αμβροσιαι δ'αρα χαιται επιρρωσαντο ανακτος
Κρατος απ' αθανατοιο: μεγαν δ'ελελιξεν Ολυμπον.

2. Aus dieſem Oberhaupt, wie aus einem vom Himmel entſproſſenen Keim entſprang durchs ganze Gebilde eine höhere *Harmonie* der Glieder. Unter der heitern, ebnen, vorgeſenkten Stirn trat die

Gegend über den Augenbranen, welche den Griechen der Sitz der denkenden Seele war, in ihr bedeutendes Licht. Die Augenhöhle wölbte ſich erhabner; in ihr leuchtete ein volles ruhiges Auge, und ſanft floß die Wange nieder. Unter der Gedankengegend der Stirn theilte die Naſe das Antlitz, nicht hinausſtrebend, aber breit und ſcharf; und unter ihr ward der Mund lieblich gebildet. Die eben genannte Form der Stirn, der Wangen und Naſe ſchränkte dieſen natürlich zu dem ein, was er im Menſchenantlitz ſeyn ſollte, zum Sitz der Svada; das thieriſch-Vorragende, Nahrungſuchende, war, da die menſchliche Lippe ihn umſchloß, verſchwunden. Ein ſolches Haupt und Antlitz gebot dem ganzen Bau der Glieder. Hals, und Nacke, Schultern und Arme, vorzüglich die erhabne oder ſanfte Bruſt mußten der Bedeutung des Antlitzes würdig ſeyn; mithin wurden den untern Theilen des Geſichts, die die Sinnlichkeit ausdrücken, auch die Glieder des Leibes harmoniſch. Nüchtern trat der Unterleib zurück und beſchränkte ſich zwiſchen Hüften, die das obere Verhältniß der Theile des Geſichts zu den Füßen hinab fortführten. Dieſe Harmonie der Theile war nicht etwa blos eine Zahl-Proportion ihrer Länge und Breite; ſie war ein im Geiſt empfangenes untheilbares Ganze, das ſich mit jedem Gott, mit jeder Göttinn, nach Alter und Charakter modificirte, ſich mithin in jeder Geſtalt eigne Verhältniſſe ſchuf, alle entſproſſen aus der Wurzel der Menſchheit, dem Haupt, nach des Bildes Bedeutung. Größe, Stellung, Anſtand ſind hiernach wie nach einem reinen

Akkorde dieſer oder jener Tonart den Gebilden zugemeſſen, zugewogen.

3. Hieraus erklärt ſich, was man in ihnen die hohe Ruhe, die ſtille Würde, oder erhabne Einfalt zu nennen pflegt und unrecht aus der Sittenlehre holet. Es iſt die in dieſe rein-menſchliche Geſtaltung gegoſſene, ihr durchaus einwohnende Seele, der Zuſammenklang ihrer Glieder. Da nämlich die Natur den menſchlichen Körper ſymmetriſch gebauet und die Bewegung ſeiner Kräfte einen Antagonismus nicht nur beider Seiten gegen einander, ſondern in jedem Theil ſeiner Muskeln und Glieder anvertrauet hat: ſo iſt dieſer Zuſammenklang einer harmoniſchen Disharmonie, wie in einem melodiſchen Rhythmus eben das Seelenhafte, Bezaubernde, das in der ganzen Stellung der Geſtalt zu uns ſpricht,

in uns übergehe, und wie ein Gefühl göttlicher Ruhe ſich uns mittheilet. Bemerkt das ſchwebende Gleichgewicht in allen Theilen, in allen Gliedern. Auf ſanfte Gegenſätze iſt es gebaut, in denen dem Andern Nichts ſcharf entgegen ſtrebe, nichts aber auch weilet. Freundlich unterſtützen ſich die Glieder, von dieſer, von jener Seite: Ein Theil ſpricht zum andern: „ich helfe dir, du trägſt mich, bis ich dich ablöſe;“ ſie lieben einander, als Ein von Einem Geiſt bewegtes Ganzes. Ein erzwungener Contraſt, ein Widerſpruch mit ſich und andern iſt nirgend ſichtbar: nie ſtehen wir auf der Zehſpitze eines peinlichen Strebens. Woher hat ſich dieſe Ruhe ergoſſen? Vom Haupt hinab, in Bruſt und Hände, in die ganze Haltung und Stellung des Körpers. Nicht todte Ruhe iſts, ſondern ein mit ſich ſelbſt einiger Geiſt und Körper; Bewegung in Ruhe, Ruhe in Bewegung, auf der Spitze einer Goldwage dem Gebilde zugewogen; eine Melodie der Glieder.

So einfach erklärt ſich das Ideal der Griechen. Es war die reine menſchliche Geſtalt, von allem Thieriſchen geſondert, ihre eigene Vollkommenheiten ausdrückend in allen Charakteren und Gliedern.

3. Folgen des Ideals.

Nach dieſem Begriff ſehen wir, daß die an Leib und Geiſt menſchlich gebildeten Griechen auf den Weg des Ideals frühe kommen und darauf glücklich ſeyn mußten, eben weil ſie kein Hirngeſpinnſt, keine Unform, ſondern eine in der Natur vorhandene, unſerm Geſchlecht weſentlich einwohnende Idee und Regel, d. i. die reinmenſchliche Form ſuchten. Frühe alſo ſehen wir ſie ſchon auf der Bahn dazu, in ſehr alten Kunſtwerken, bei noch ſchroffer Zeichnung. Vom Haupt hinab entſprang die Geſtalt; war das griechiſche Haupt, (unrecht nennet man es blos das griechiſche Profil) in ſeiner geiſtigen Bedeutung da, ſo war mit und aus ihm die Geſtalt des Körpers gegeben.

Mit Ruhm nennet die griechiſche Kunſtgeſchichte die Namen derer, die in einzelnen Geſtalten dies reine Ideal der menſchlichen Natur vollkommener oder in höchſter Vollkommenheit darſtellten: Phidias und Alkamenes, ſein Schüler und Mitgehülfe, vorzüglich in männlichen; Praxiteles und Lyſippus in weiblichen oder weicheren Geſtalten. Dem Skopas, Myron und andern vor Phidias blieb auch ihr Antheil. Als der Kreis der Geſtalten vollendet war, verlor ſich das Ideal nicht in die gemeine oder Unnatur (dahin konnte es ſich auf einer ſo feſten Baſis bei den Griechen nie verlieren) ſondern in Glätte und Zierde. Der Geiſt, der dem Geiſt nichts mehr hinzuthun konnte, diente dem Körper. Inzwiſchen blieb das Einmal Erfundene und Veſtgeſtellte eine glückliche Tradition der Kunſtſchule. Bei wie manchen fehlerhaften Werken des Alterthums ſchätzen wir dennoch die hohe Idee des Werkes! Der fehlerhafte Künſtler erfand dieſe nicht; ſie war da und er mußte ſie, wenn auch ſchlecht, ausführen. Nur mit den Göttern Griechenlands und Griechenland ſelbſt ging dies Ideal, d. i. eine rein-menſchliche Kunſtbildung unter.

Als nach überwundener Barbarei hölzerner Andacht und des ehernen Rittergeiſtes die Kunſt wieder erwachte, fand ſie ſich in einer neuen Welt, in der die Malerei mit geiſtigen Idealen leichter und reiner hervortreten konnte, als die Bildnerei mit Geſtalten. Blickt zu jener Decke hinauf! Angelo's ewiger Vater, ſeine Sibyllen und Propheten, ſind große Erſcheinungen, wie durch da Vinci und Raphael ſich die ſchöne Seele der Menſchheit in neuer Verklärung offenbarte. Jede der Madonnen, faſt jede der Geſtalten Raphaels iſt von einem Geiſt durchhaucht, der allenthalben, im Widerſtrebenden ſelbſt, die Anlage der Menſchennatur, die man den Engel im Menſchen genannt hat, zeiget. Schöne Seelengebilde, die ſich ſeitdem in den Kunſtſchulen Italiens, Spaniens, Deutſchſtands u. ſ. durch Schwarz und Weiß, durch Licht und Farben vervielfältiget haben; denn Licht und Farben heben gleichſam das geiſtigſte Daſeyn des Menſchen empor; Maſſe und Körper bleiben zurück; die Idee des Menſchen, ſein Genius wird ſichtbar. Licht und Farben ſprechen eine zartere Sprache, als leibhafte Formen, ſobald das Auge des Künſtlers den Geiſt ſeines Gegenſtandes zu ſehen, ſeine Hand ihn darzuſtellen vermochte. Glücklich iſt, wer unpartheiiſch und Neidlos in jeder Kunſtſchule das Höchſte zu erfaſſen und zu ſchätzen vermag, nach welchem ſie ſtrebte, ſei's in der Zeichnung oder Compoſition, in Farben oder im Geiſt der Geſtalten.

4. Unterſchied des Individuellen und des Idealen.

Seht jenen Kopf des Junius Brutus, und dies vergötterte Haupt Alexanders; dort den Auguſt und Cäſar als Menſchen, hier als Heroën. Auf den Münzen der Griechen und Römer iſt dem ſtumpfſten Auge der Unterſchied des Ikoniſchen und des Ideals ſichtbar. Worinn beſtehet dieſer?

Jede nicht ganz misbildete und verworrene Geſtalt trägt eine Idee mit ſich, die ihr Weſen ausdrückt, was ſie ſeyn ſoll. „Sprich mit der reinſten Geſtalt deiner ſelbſt, ſagt uns die Moral;“ ſiehe in jedem Gegenſtande die Idee deſſelben, ſaget die Kunſt dem Künſtler. Der idealiſche Menſch ſiehet ſie allenthalben; der idealiſche Künſtler macht ſie in jeder Geſtalt ſicht-

ſichtbar. Nicht tauſend Menſchen darf er zuſammenplácken, um den Geiſt dieſes Menſchen wahrzunehmen; vielmehr entfernt er ſich, verſenkt in ihn, von allen fremden Geſtalten. Je ungleicher oft das Bild, vom groben Auge des Vergleichers betrachtet, dem Gegenwärtigen ſcheinet, deſto zuſprechender und gleichender wirds dem Abweſenden vorm reineren Auge der Phantaſie. Die Geſtalt ging in die Seele des Künſtlers und ward in ihr Idee; eine die Geſtalt darſtellende Geiſtes-Echo.

Die Griechen ordneten die Geſtalten in Götter, Genien, Heroën, zuletzt kamen Satyren und Faunen; der idealiſche Künſtler ſiehet in jeder Geſtalt, wohin ſie gehöre. „Polygnot (ſagt Ariſtoteles) verſchönert, d. i. idealiſirt die Bilder; Pauſon hebt das Ueberladene in ihnen hervor, ſie werden Caricatur; Dionyſius macht ſie dem Urbilde ähnlich, d. i. er läßt dieſem ſein Vollkommenes und Unvollkommenes, ſein Häßliches und Schönes. Dieſe Claſſifikation der Künſtler dauert durch alle Zeiten.

Aus mehrerem Schönen ſammlete Zeuris nach einer bekannten Geſchichte ein Ideal der Schönheit; was heißt dies? Hatte der wählende, der ſammlende Künſtler kein Ideal des Ganzen in ſeiner Seele; ſo konnten ihm einzelne Ideen, wenn ſie auch die ſchönſten waren, dazu nicht helfen; und ſetzte er ſie ungeſchickt zuſammen, ſo verfehlte er gewiß ſeines Endzwecks. War aber das Ideal des Ganzen in ihm feſt, ſo wußte er, wozu er ſie wählte. Er ließ jedem Charakter das Seine; und ſtellte aus ihnen ſeine Idee dar.

Daß es auch Thierideale gebe, wer könnte daran zweifeln? Trägt nicht jede Thiergattung ihren Charakter ausgedrückt in ihrer Bildung, entſchieden an ſich? Gab und giebt es nicht vielleicht mehr vollkommene Thier- als Menſchenmahler? Nicht tauſend Löwen durfte der Künſtler ſehen und meſſen, der den Löwen zu Venedig oder im Campidoglio bildete; Ein wackerer Löwe gnügte ihm. Er durchſchaute ſeine Natur, erfaßte ſeine Idee und bildete in ihm die Idee des Löwengeſchlechts, den Monarch der Thiere.

5. Schlußfolgen.

Iſt Ideal alſo das reine Verſtandesbild der weſenhaften Form einer Sache, was folget?

1. Daß ihm nichts fremder, als das Nichts, die Formloſigkeit, nichts widriger als ſpielende Willkühr oder jenes Gemiſch von Eindrücken ſey, die der Phantaſie gleichſam am Boden geblieben. Jedes Beſtreben nach dem Ideal geht auf das lauterſte Weſen des Dinges, ihm die beſtimmteſte Form zu geben; ſo ſprechen wir vom Ideal einer Kunſt, einer Wiſſenſchaft, als vom reinſten Inbegriff ihrer Regeln nach Zwecken und Mitteln, wornach der Wiſſende oder Ausübende ſtrebet.

2. Kunſtmäßig kommt das Wort am meiſten belebten Weſen zu, deren Idee der Dichter oder Künſtler ausdrückt. Kann er dies nur ſofern, daß er ſie, von Fremdem geſondert, in dieſem Einzelnen darſtellt, ſo ideiſirt er zwar nur, iſt aber deßhalb kein gemeiner Künſtler;

vom Portraitmahler, der ein Ideeloſes obwohl genaues Conterfait macht, wie Holbein von Denner verſchieden. Hat ihm die Natur jene glückliche Gabe gegeben, im Einzelnen den Grund zu ſehen, der die ganze Gattung bezeichnet: ſo mahlet er weſenhafter, und wenn ihm das Höchſte hierinn zu erreichen gelingt, idealiſch. Ohne Verluſt des Beſtimmten nimmt man ſodann im Einzelnen ein Alles derſelben Art wahr, mit idealiſcher Freude. Die Gabe, ſo zu idealiſiren, läßt ſich nicht erſtudiren; wohl aber wird ſie durch Beobachtung, Studium, Uebung erweckt, geleitet, geſtärket. Wer ſie nicht hat, wird ſie in idealiſchen Werken nicht einmal gewahr oder tadelt den Künſtler, daß er nicht gemeiner porträtirte. Die Griechen beſaßen ſie, durch eine ſonderbare Harmonie ihrer Seelenkräfte und Uebungen ausgezeichnet. Homer, Sophokles, die Schöpfer ihrer Ideale in Wiſſenſchaften und Künſten ſtellen uns auf dem Wege der Natur, faſt ohne Anſchein der Mühe mit dem Richtigſten, rein umſchrieben, das Prägnanteſte ſeiner Art dar, exemplaria Graeca. Freudig ſtaunt man, wenn man im Anſchaun des Allgemeinen im Beſondern zwiſchen beiden die Grenze ſucht und ſie kaum findet.

3. Auch der idealiſche Künſtler idealiſirt nicht allenthalben; in einem Werk von großer Zuſammenfaſſung müſſen dieſe und jene Weſen nur ideiſirt ſeyn, um jenen höher und höher-Idealiſchen zu dienen. So bei Homer und Raphael; bei Polygnots großen Compoſitionen wars gewiß nicht minder.

4. Da die Menſchennatur die Ideenvollſte Form iſt und Formen die Weſenhaftigkeit aufs gewiſſeſte ausdrücken: ſo konnte nur in ihnen das Ideal der menſchlichen Schönheit bleibend dargeſtellt werden. Farben verwittern, Töne verhallen, Worte verfliegen oder werden in andern Zeiten anders verſtanden; Formen bleiben mit unwiderſprechlicher, unaustilgbarer Bedeutung. Die griechiſche Kunſt macht unſerm innern Sinn Homer und die Griechen erſt verſtändlich.

5. An griechiſchen Göttern allein konnte das Ideal der menſchlichen Natur in Formen erfunden und feſtgeſtellt werden: denn das Göttliche und Gottähnliche war den Griechen nur die *reinere* Menſchheit. In Göttern ward dieſe alſo mit höchſtem Fleiß ausgebildet, mit Begeiſterung verehrt, mit Eifer erhalten. Un-

glücklich, wer in dem ſogenannten heiligen Styl nur Reſte der alten hölzernen Form ſiehet, da eben dieſer Styl eben den feſten Punkt des Unterſchiedes und Vorzugs unſrer Gattung ſcharf bezeichnet. Was Menſchen zu Göttern macht, ſagen dieſe Formen.

6. Kein andres Volk, wenn es auch Jahrtauſende lang dieſe Künſte trieb, iſt zum Ideal der Griechen, als einem vom Genie und dem Verſtande erfundnen Syſtem gelanget, wie Aegypter und Indier beweiſen. Weder jene noch dieſe zeigen davon auch in ihren ſonſt feinſten Zeichnungen eine Spur; beide zeichnen zurückgehende Stirnen, die kein Homer und Phidias vergeiſtete, d. i. idealiſirte.

7. Ungereimter Misverſtand iſts, wenn man das Idealiſiren mit dem Moraliſiren verwechſelt und z. B. in der Epo-

pee und im Drama ſogar den ſteifen oder ſtolzen moraliſchen Gliedermann für ein Ideal hält. Dieſer wird nicht geſchaffen, ſondern gemacht und zuſammengeſchrieben; er wirkt nicht, ſondern hindert und ſteht im Wege. Da jede Kunſt Charaktere, d. i. lebendige Weſen zu ihrem Zweck, nach ihrer Weiſe idealiſiret, ſo wird, wo kein Charakter ſichtbar, kein Zweck und keine Weiſe empfindbar ſind oder Eins dem Andern entgegenſtrebet, der Name Ideal ſowohl als Real elend gemißbraucht: denn Jener iſt nur die höchſte Idee dieſes; dies nur der völligſte Ausdruck von Jenem. Die edelſten Geiſter ſinds, die beide in einander ſehen, beide in einander auf ewige Zeiten hin untrennbar verbinden.

8. Das Ideal hat auch darinn etwas Zauberiſches in ſich, daß, weil es das reinſte Weſenhafte, mithin das innerſte Leben darſtellt, ſelbſt in beſtehenden Formen uns mit Leben, d. i. mit einer Art Progreſſion täuſchet. Der Koloß wächſt gleichſam vor unſern Augen; Apollo ſchreitet; das himmliſche Gewächs, Aphrodite, ſproßt vor unſern Augen; je länger ich ins Antlitz des ehrwürdigen Zevs, der Königin Here ſchaue, deſto ehrwürdiger wird Jenes, deſto majeſtätiſcher dieſes. Den Punkt des ſich offenbarenden wachſenden Lebens trafen die Griechen ſehr fein bei ihren Idealen, ſowohl

in der Geſtalt als Größe. Im Olympiſchen Tempel ergriff jeden das Gefühl, daß, wenn der Gott aufſtünde, er das Tempeldach weghübe; ſo war der Koloſſus geſetzt, ſo wuchs er dem Anſchauenden vor Augen. Mehrere Epigramme der griechiſchen Anthologie, wenn ſie Kunſtwerke beſchreiben, mahlen dieſe dem Anblick wachſende Wirkung. Nicht anders iſts uns im Leſen Homers; die Geſtalten wachſen der Phantaſie, je weiter wir fortleſen. Nicht anders im Drama der Griechen. Philoklet, Oedipus, Ajax, erſcheinen uns von Act zu Act größer; im Drama der Neuern werden ſie oft von Act zu Act kleiner. Mit Angelo's, Raphaels, da Vinci Geſtalten iſts nicht anders. Vollends in der Muſik und Dichtkunſt; unglücklich iſt der Dichter, der nicht mehr Gedanken zu wecken weiß, als er ausdrückt, deſſen Geſtalten und Eindrücke unſerm Gemüth nicht wachſen. Dies iſt das immensum infinitumque, das Unermeſſene, Ueberſchwängliche, wornach die Kunſt ſtrebt, und das nur der Genius bewirkt. Stets umgrenzt rücket er immer weiter und weiter hinaus die Grenze.

III.

Von

ſchönen Wiſſenſchaften

und Künſten.

Vielleicht ſind wenige Worte in der Sprache ſo unbeſtimmt, als die Namen „ſchöne Wiſſenſchaften und Künſte.“ Bei dem verworrenen Begriff, den man mit ihnen verbindet, weiß man oft nicht, was ſie bedeuten, noch weniger, woher und zwar in mehreren neueren Sprachen dieſe Unbeſtimmtheit kommt? Laſſet uns die Kritik darüber hören.

„Was den gewöhnlichen Ausdruck „ſchöne Wiſſenſchaften“ veranlaßt hat, iſt ohne Zweifel nichts anders, als daß man ganz richtig bemerkt hat, es werde zur ſchönen Kunſt in ihrer ganzen Vollkommenheit viel Wiſſenſchaft, als z. B. Kenntniß alter Sprachen, Beleſenheit der Autoren, die für Claſſiker gelten, Geſchichte, Kenntniß der Alterthümer u. ſ. w. erfordert, und um daher dieſe hiſtoriſche Wiſſenſchaften, weil ſie zur ſchönen Kunſt die nothwendige Vorbereitung und Grundlage ausmachen, zum Theil auch, weil darunter ſelbſt die Kenntniß der Produkte der ſchönen Kunſt (Beredſamkeit und Dichtkunſt) begriffen werden, durch eine Wortverwechſelung ſelbſt ſchöne Wiſſenſchaften genannt hat." *) Daß dies der Urſprung des Namens nicht ſey, zeigt die Geſchichte.

1. Weder Griechen noch Römer kannten das Wort ſchöne Wiſſenſchaften in unſerm Sinn. Gymnaſtik, Grammatik, Muſik, Graphik, Rhetorik übten Jene als bil-

---

*) S. 175.

bildende, d. i. den Menſchen und Bürger ausbildende Künſte, deren keine ihr Wiſſenſchaftliches, d. i. ein Syſtem von Vorſchriften zur Ausübung entbehren konnte. Der Römer ſchöne Cultur und Politur war auch dahin gerichtet; Freigebohrne trieben dieſe Künſte, weil ſie ſich durch ſolche zu bilden glaubten, wie der Name (artes liberales) ſaget.

2. Zu den Zeiten des Ritterthums galten die ſogenannten galanten Künſte, die den Richter galant, d. i. tapfer, liebreich, gefällig, artig machen ſollten; die Theorie hiezu waren ſeine ſchöne, d. i. galante Wiſſenſchaften. Sein Breviarium über dieſe mußte er können, ſeine Lehrjahre ausgeſtanden haben; kritiſche Wiſſenſchaft ward von ihm nicht gefodert.

3. Die Zeiten änderten ſich. Der gebildete Mann ſollte auch leſen, ſchreiben, verſtändig ſprechen können; und ſo wurden die belles lettres daraus, die ein Mann von Stande, ſodann auch mit der Zeit ein Mann, eine Frau von guter Geſellſchaft bedurfte. Zu verſchiednen Zeiten bedorften ſie ein Verſchiedenes, wie die Romane, die Regeln für den courtois und corteſano, am deutlichſten aber die zu ſolchem Zweck geſchriebne Zahlloſe Bibliothek der ſchönen und galanten Literatur der vorigen Jahrhunderte in Italien, Spanien, vorzüglich in Frankreich zeigen. Die belles lettres ſollten dem dumpfen Junker den Geiſt aufklären, die Sprache bilden, ſeinen Umgang würzen, ſeine Sitten mildern, wie die beaux arts ſeinen adelichen Körper ſtärkten. Hier alſo gingen belles lettres und

beaux arts allmählich aus einander. Jene enthielten was man las, dieſe, was man trieb; jenes war galante und galantmachende Literatur, dies Ritterkünſte. Manchen viel jüngern Anſtalten für den Adel und die ſogenannten höheren Stände lag, wenn man von ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten, belles lettres et beaux arts, ſprach, kein reinerer und höherer, als dieſer Begriff, zum Grunde.

4. Je tiefer alſo eine Nation in Cultur und Politur der obern Stände ſtand, deſto niedriger formte man ſich den Begriff der ſchönen Wiſſenſchaften; im gewöhnlichen Verſtande. Noch in der Mitte des abgehenden Jahrhunderts machte wenig mehr als Reiten, Jagen, Fechten, Ballſchlagen, Voltigiren, Tanzen das Regiſter der ſchönen Künſte aus;

die man außer dem Pedantismus der Schulen dafür annahm; die Kenntniß dieſer Künſte, ſammt etwa der theatraliſchen und edlen Wappenkunſt hießen die ſchönen Wiſſenſchaften unſrer Ritter und Helden. *).

5. Als endlich die Barbarei Platz machen mußte, indem der unter mehrere Stände verbreitete beſſere Geſchmack keinem einzelnen Stande das Vorrecht, al-

---

*) Sie ſind galant zuſammengefaßt wie in mehreren Büchern, ſo in dem curiöſen Reit-, Jagd-, Fecht-, Tanz- Ritterexercitien-Lexicon, verfaſſet von Valentino Trichtern, Stallmeiſter der G. A. Univerſität Göttingen, 1742. wo ſich denn auch die edle Muſik, vorzüglich die Jagdmuſik unter den ſchönen Wiſſenſchaften befindet.

kein, dazu falſch und ſchlecht cultivirt zu ſeyn, ſchmeichleriſch weiter geſtatten wollte; vielmehr laut oder thätig geſagt ward: „auch wir ſind Willens, uns und zwar zu einem größern Zweck, als ihr im Sinne habt, zu bilden:“ da ging von ſelbſt der Begriff der ſchönen, d. i. der bildenden Wiſſenſchaften und Künſte ins Weitere, Höhere, Freiere, Feinere. Italien und Frankreich als Vorgängern hat hierinn ganz Europa manches zu danken.

6. Mehr aber noch dem erweckten Studium der Alten und der wachſenden Cultur jeder Landesſprache in allen Ländern. Ein Reſt des Barbariſmus wäre es, zu wähnen, daß nur, „um zur ſchönen Kunſt in ihrer ganzen Vollkommenheit, d. i. zur Beredſamkeit und Dichtkunſt zu gelangen, Kenntniß alter Sprachen,

Beleſenheit der Claßiker, Geſchichte u. ſ. als Vorbereitungen und Grundlage oder auch als ein Theil der Produkte der ſchönen Kunſt (Beredſamkeit und Dichtkunſt) erfordert werden.“ *) Seit Petrarka's Zeiten ſahe man in Italien zuerſt, nach und nach auch in andern zur Cultur aufſtrebenden Ländern Europens, die Kenntniß der alten Sprachen, das Leſen der Claſſiker, Kenntniß der Vaterlands- und alten Geſchichte anders an; zur Cultur des Verſtandes und Geſchmacks, der Geſinnungen und des Herzens las man (wenigſtens die Verſtändigern laſen alſo, und dazu) die Alten. Man fand in ihnen, was man in den neuern nicht fand; ſie ſagten ihr Wort, wie es

---

*) S. 175.

die neuern nicht ſagten. Von Italiänern, Spaniern, Franzoſen, Britten und Deutſchen wurden Tacitus und Salluſt, Plutarch und Plato, Horaz und Livius geleſen, geliebt, commentirt, nicht blos und von allen um Redner und Dichter zu werden, ſondern ihres Verſtandes und Vortrages, ihrer ganzen höheren Denkart wegen.

7. Je mehr die neueren Sprachen ſich bildeten, als man die neu-aufſtehenden Landesſchriftſteller, Geſchichtſchreiber, Philoſophen und Dichter las und trieb, ward natürlicher Weiſe der Name der ſchönen Wiſſenſchaften nationeller. Nothwendig, daß er damit gemeiner ward; viele Freier der Penelope warben um die Braut auf die homeriſche Weiſe. Alſo ward der Name Schöngeiſt, (bel Eſprit) der Verslein machte, der witzig

ſchrieb und ſprach, bald unter allen ſo-gebildeten Nationen verächtlich und von der, die ihm den Namen gab, ward er aufs ſinnigſte perſifliret. Die „Allgemein-Geſchmacksmittheiler,“ nannte man bald die galants de la vieille cour, die Gemein-Amuſirer.

8. Allgemach thaten ſich in dieſem Trupp auch Philoſophen hervor, die über die ſchöne Natur (la belle Nature) aus allen Künſten und der Natur ſelbſt philoſophirten. Gut und ſchlecht, wie es die Kreiſe der Verſammlung gaben, worin man las und vorlas. Jn Frankreich ward der Akademie der Aufſchriften, die urſprünglich einer Eitelkeit beſtimmt war, der Name belles Lettres angehängt; die ſchönen Wiſſenſchaften alle ſchlichen hinter den Siegsinſcriptionen. Geſondert

hieß dieſe Akademie von einer andern (Academie Françoiſe) die, wenn ſie nützlich ſeyn wollte, den ſchönen Wiſſenſchaften nicht nur, ſondern jeder Wiſſenſchaft nützen und dienen mußte. Indeß haben alle geleiſtet, was zu leiſten war, faſt immer jenſeit der ihnen geſetzten Miniſterialſchranken. Ihnen und der franzöſiſchen Bühne, durch die mit einer gebildeten Sprache ein beſſerer Geſchmack allen Ständen ſich mittheilte, iſt das ganze Europa viel ſchuldig. Moliere allein hat mehr als eine Akademie geleiſtet.

9. So kamen denn auch die belles lettres nach Deutſchland; laſſet uns vergeſſen, wie elend ſie dahin kamen.

10. Wer ihnen am ſtandhafteſten Widerſtand that, waren Lehrer der alten

ſchönen Wiſſenſchaften, der Humanioren. Rapin war ihnen recht; aber mit dem Batteux und den Belles-Lettres, die ſie vielleicht gut deutſch mit allen Buchſtaben ausſprachen, konnten ſie ſich nicht verſöhnen. Hatten ſie darinn ſo ganz unrecht? Sagten die alten Autoren, ſagten die Lehrer der alten Sprach- und Dichtungskünſte, Ariſtoteles, Horaz, Quintilian u. ſ. ihnen nicht mehr und etwas beſſeres, als die gewöhnlichen Verſchönerer der Natur im Flitterkleide? Selbſt Kritiker, Erasmus, Muret, Skaliger, Voß, Grotius, Heinſius u. ſ. hatten ſie in ihren Bemerkungen ſowohl als in ihren Nachbildungen nicht eine feinere Kunſt und Wiſſenſchaft des Schönen aus den Alten gründlicher geſchöpfet?

11. In Deutſchland trat ein Mann zwiſchen,*) der auch eine kritiſche Dichtkunſt und Beredſamkeit ſchrieb, faſt nach der neuen kritiſchen Methode. Ohne Begriffe, auf ſchlaffen Gemeinſinn gebauet; und das ſeichte Geſchmacksurtheil gedieh: denn ſo konnte Jeder urtheilen, Jeder dichten.

12. Baumgarten trat aus der Wolfiſchen Schule hervor. — hätte er ſeine Aeſthetik vollendet! Die ihn umſchrieben, thaten wenig hinzu als Worte, und doch ſtand auf dieſem großen Felde der Seelenlehre in einem freieren Vortrage manches zu erwarten, das nicht leicht in einem andern Geſichtskreiſe entdeckt wäre. Läugnen können wirs nicht; der Wolfiſchen

---

*) Gottſched.

Schule ſind wir Deutſche in Entwicklung der Begriffe des Schönen viel ſchuldig; von Breitinger bis Sulzer ſchloß ſich an ſie, was dachte, an, und auch forthin darf niemand ſich einer Sprache ſchämen, in der Leſſing und Mendelſohn ſchrieben. Der Begriff der ſchönen Wiſſenſchaften gerieth hiemit in die Region der ſogenannten untern Seelenkräfte, denen Sulzer und Mendelſohn die Empfindungen zuführten. So unvollkommen es ſeyn möge, dürfen wir doch fragen, welche andre Nation ein Werk wie Sulzers Wörterbuch der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften habe?

13. Auch die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften *) hat für Deutſchland

---

*) Im Jahr 1757.

kein kleines Verdienſt, indem ſie die Kunde des Geſchmacks und Genies über mehrere cultivirte Nationen ausbreitete und die Grundſätze der Alten dabei nicht ausſchloß. Der freie, alle Künſte des Schönen umfaſſende Geſchmack, zu dem mit Sache und That (denn in Einzelnen Gebildeten war er längſt vorhanden) Leſſing als Kritiker ſo viel beigetragen, bekam in ihr eine Sprachſtäte. Zu eben der Zeit trat Winkelmann auf, der in Sachen der Kunſt mit heller Fackel vorleuchtete; der Muſik fehlte es auch nicht an Theoriſten. Die Sammlung vermiſchter Schriften, die zu Beförderung ſämmtlicher ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte, aus allen gebildeten Sprachen angefangen ward,*) zeigte, daß wir endlich der Anſicht andrer Nationen gleichſtänden und nicht mehr im untern Stockwerk des Fecht- und Tanzbodens oder des Schulerkers und Auditoriums ſaßen.

---

*) Berlin, bei Nicolai 1759.

14. Für viele indeß iſt der Begriff der ſchönen Wiſſenſchaften noch ſo unbeſtimmt als er war, und die „Kritik“ ſtürzt uns mit Grundſätzen ſowohl als mit ihrer Eintheilung ins alte Chaos wieder. Ihre ſogenannt redende Künſte ſind auf ein Wortſpiel gebaut, das beide, und zwar nicht im Kunſtſinn des Worts, zum Spiel macht; über die bildenden Künſte ſowohl, als über die Kunſt, die Empfindungen wirkt, iſt von ihr nichts, was zum Weſen Jeder und zum Weſen Aller dient, geredet. Ueberhaupt wie unterſcheiden Reden, Bilden und Empfindungwirken das Gebiet der Künſte?

„Angenehme Künſte ſind die, welche blos zum Genuße abgezweckt werden, dergleichen alle die Reize ſind, welche die Geſellſchaft an einer Tafel vergnügen können. Die Art, wie der Tiſch zum Genuſſe ausgerüſtet iſt, bei groſſen Gelagen die Tafelmuſik. Dazu gehören ferner alle Spiele, die weiter kein Intereſſe bei ſich führen, als die Zeit unvermerkt verlaufen zu machen. *) Alle die Reize, welche die Geſellſchaft an einer Tafel vergnügen können, als: unterhaltend zu erzählen, die Geſellſchaft in freimüthige und unterhaltende Geſprächigkeit zu verſetzen, durch Scherz und Lachen ſie zu einem gewiſſen Ton der Luſtigkeit zu ſtimmen, wo, wie man ſagt, manches ins Gelag hinein geſchwazt werden kann u. ſ.“ Die Alten nann-

---

*) S. 176.

ſen dieſe Annehmlichkeiten Paraſiten-Künſte.

„Schöne Kunſt iſt eine Vorſtellungsart, die für ſich ſelbſt zweckmäßig iſt, und obgleich ohne Zweck, dennoch die Cultur der Gemüthskräfte zur geſelligen Mittheilung befördert.“ *) Kunſt eine Vorſtellungsart? für ſich ſelbſt zweckmäßig, dennoch ohne Zweck? die Cultur der Gemüthskräfte nur zur geſelligen Mittheilung, befördernd? Haben und cultiviren wir unſre Gemüthskräfte zu nichts Anderm?

„Schöne Kunſt iſt eine Kunſt, ſofern ſie zugleich Natur zu ſeyn ſcheint. Die Natur war ſchön, wenn ſie zugleich als Kunſt ausſahe; und die Kunſt kann nur ſchön genannt wer

---

*) S. 176.

werden, wenn wir uns bewußt ſind, ſie ſey Kunſt, und ſie uns doch als Natur ausſieht.“ *) Und doch arbeitet in allen Künſten, die fortſchreitend wirken, der Künſtler darauf, daß man ſeine Kunſt vergeſſe; er ſiehet die Augenblicke dieſes Vergeſſens als ſein höchſtes Lob, der Kunſterfreute für die Momente des höchſten Genuſſes an. Eine Natur, die zugleich als Kunſt „ausſieht,“ und eine Kunſt, die eines Theils nur ſofern ſchöne Kunſt iſt, als ſie Natur zu ſeyn „ſcheint,“ andern Theils nur ſofern wir uns „bewußt ſind,“ ſie ſey Kunſt; klären dieſe witzigen Gegenſätze, die ſchon oft, dazu ſchöner geſagt ſind, **) philoſophiſch etwas auf? Machen ſie das Zuſammentreffen und den Unterſchied der Natur und Kunſt verſtändlich?

---

*) S. 177.

**) Leſſing z. B. ſchrieb in das Stammbuch eines Schauſpielers:

Wo Kunſt ſich in Natur verwandelt,
Da hat Natur mit Kunſt gehandelt.

„Schön iſt das, was in der bloßen Beurtheilung, nicht in der Sinnenempfindung, noch durch einen Begriff gefällt.“ *) Nicht in der Sinnenempfindung? Wenn es in dieſer gefällt, iſt es alſo nicht ſchön? Nicht durch einen Begriff; und ſoll doch beurtheilt werden?

„Schöne Kunſt iſt Kunſt des Genies.“ **) Wohlan alſo wenigſtens ein neues Wort. Ehe wir daran gehen, laſſet uns die Char-

---

Vortreflich in ein Stammbuch; in ſeiner Dramaturgie begnügte ſich Leſſing nicht mit der Antitheſe, geſchweige, daß er ſie zum Principium der Kunſt gemacht hätte.

*) S. 177.

**) S. 171.

te der ſogenannten ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften noch einmal anſehn, ob ſich kein bindender Hauptbegriff zwiſchen ihnen finde.

⁂

Begriff der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte.

Schöne Künſte und Wiſſenſchaften, was ſagt dies unbeſtimmte Wort? Jede Wiſſenſchaft und Kunſt, recht gefaßt und vorgetragen, iſt dem Verſtändigen ſchön, in der Art nämlich wie eine Wiſſenſchaft und Kunſt ſchön ſeyn kann. Eine Scienz des Schönen iſts nicht, was man mit dem Wort meinet: denn ſelten iſt den Liebhabern dieſer Wiſſenſchaften an einer Scienz gelegen; auch ſind wir von ihr in manchen Theorieen des Schönen noch weit entfernet.

Der Name „Künſte des Schönen“ ſagt auch nicht, was geſagt werden wollte. Sehr uneigentlich nennt man z. B. die Muſik ſchön und auf die mannichfaltigſten Geiſtes- und Kunſtprodukte angewandt, wird die Bezeichnung „ſchön! o ſchön!“ ſo flach und unbedeutend, als der Zweck, ſich durch ſogenannte ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften jähnend vergnügen, zerſtreuen, ſtreicheln zu laſſen, unwürdig iſt, für den Geſtreichelten ſowohl als für den Streichler. Alſo der wahre bindende Begriff Aller, welches iſt er?

Bildend ſoll dieſe Gattung Künſte und Wiſſenſchaften werden: den Menſchencharakter in uns bildend; dies iſt der Punkt, in dem alle zuſammentreffen, die ſich ſonſt in der Art ihres Wirkens nicht vereinigen. Er bezeichnet ihr Weſen ſowohl als ihren der Menſchheit, ſo lange ſie dauret, würdigen Zweck. Erforſchen wir uns genau, was wir bei dem Wort „ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften“ meinten, ſo finden wir: „dies nur haben wir gemeinet.“ Die Namen Humaniora,*) der Griechen καλον, das pulcrum der Römer, ſelbſt die galanten Künſte der Ritterzeiten, die belles lettres et beaux arts, Wiſſenſchaften und Künſte der Cultur u. ſ. deuten auf nichts anders. Es iſt der einzig beſtehende Begriff, der Trotz aller Veränderungen des Geſchmacks, Trotz aller Abbiegungen und Verſtümmelungen, hier, da und dort, einen Maasſtab nicht nur, ſondern auch eine Regel der Würdigung des vielartig Schönen, d. i. Bildenden giebt für alle Zeiten und Völker.

---

*) Bonae literae, humaniores artes ſunt quae ad colendam et excolendam humanitatem ſpectant. Humaniores literae dicuntur, quia eas res augent et poliunt, quibus homines differunt ab animalibus, rationem et orationem.

Je reiner und umfaſſender nämlich man den Begriff der Menſchennatur nach Anlagen und Zwecken anerkannte, je beſſere Mittel man wählte, die vorzüglichſten Anlagen zu den vorzüglichſten Zwecken auszubilden, und ſich in Anwendung dieſer Mittel aufs ſchicklichſte nahm, deſto würdiger trieb man Wiſſenſchaften und Künſte des Schönen. Dagegen, wenn man an Tändeleien und Nebenbegriffen hing, und mit Verabſäumung des Großen und Edlen zu kleinen Zwecken niedrige, wohl gar unſchickliche Mittel anwandte, deſto enger und tiefer ſetzte man nicht nur die Menſchheit hinab, ſondern entwürdigte den Begriff des Schönen. Ohngeachtet aller dieſer Entweihungen aber, in Ritterſälen ſowohl als in wiſſenſchaftlichen und Kunſtſchulen konnte man ſowenig der Menſchheit ihre Natur, eine fortgehende *Tendenz zur Ausbildung*, als unter allen Abwechſelungen des Werthes dieſer oder jener Kunſt, der Cultur dieſer oder jener Seelenkräfte, den ſchönen Künſten überhaupt *ihre* Tendenz nehmen; dieſe iſt, die Menſchheit in ihrem ganzen Umfange auszubilden, was irgend in ihr und durch ſie cultivabel iſt, mit immer größerer Harmonie und Energie zu cultiviren. Dieſer, der einzige und ewige Begriff des *menſchlich-*

Schönen iſt einer Auseinanderſetzung nicht unwerth.

Erſte Frage. Was iſt im Menſchen cultivabel, d. i. ausbildbar?

Alles, und alles erwartet an ihm dieſe Ausbildung. Ohne Cultur war und iſt der Menſch nicht etwa nur ein rohes Holz, ein ungeformter Marmor, ſondern er iſt und wird ein brutum. Ausgebildet müſſen in ihm werden

1. Alle Glieder ſeines vielgebildeten, ſo vieler Künſte fähigen Körpers. Die Künſte, die dazu angewandt werden, nanneten alle Völker ſchöne Künſte; ſie geben dem Leibe Wohlgeſtalt und Geſundheit, fördern ſeine Geſchicklichkeiten zu Geſchicktheiten, und machen ihn zu tauſend fröhlichen und nützlichen Uebungen

brauchbar. Der Leib iſt ein Ausdruck der Seele; mit dieſem wird jene in allen Zugängen ausgebildet, für welche die Sprache ſelbſt keinen Namen hat; eine Menge von Mängeln und Fehlern in ihr, falſche Urtheile und böſe Affekten hangen unerkannt an der uncultivirten Trägheit und Ungeſchicklichkeit des Körpers. In Schriften ſogar, geſchweige im Reden und Handeln, iſt dieſe ſichtbar. Mit welcher Art und Kunſt, in welcher Harmonie und Proportion, zu welchen Zwecken endlich, der Körper, ſchicklich der Perſon, dem Ort und der Zeit, in der er lebt, ausgebildet werde, dies iſt die Kunſt des Schönen dieſer ſchönen Künſte. Barbariſche Zeiten und Völker bilden ihn zu barbariſchen Zwecken in barbariſchen Künſten; weichlich-lüſterne Zeiten zu Zwecken ihres Gefallens. Je reiner und wirkſamer der Begriff der Menſchheit ſich geſtaltet, deſto mehr wird man einen Roſcius und Hiſtrio, einen edelgebildeten Mann vom Gladiator, auch dem Werth nach, unterſcheiden. Noch ſtehen viele ſogenannt ſchöne Künſte in zu hohem, andre ungleich mehr bildende, anſtändigere, nutzbarere in zu geringem Werth: die Waage des Urtheils iſt in der Hand der Zeit; ſie, die ſich langſam beſinnt und dann ſchnell entſcheidet, wird manche Gewichte ändern.

2. Die edlen Sinne der Menſchheit, Auge, Ohr, Hand und Zunge, fodern Ausbildung; Wiſſenſchaften und Künſte, die ſie cultiviren, heißen ſchöne Wiſſenſchaften, ſchöne Künſte. Was dem Auge ein richtiges Maas, ein ſchnelles Urtheil über richtige, ſchickliche, ſchöne Geſtalten giebt, und es durch die Hand, die Hand durchs Auge bildet; was das

Ohr gewöhnt, verſtändig zu hören, nicht nur Töne, ſondern auch Gedanken der menſchlichen Rede; was die Zunge gewöhnt, dieſe Gedanken auszudrücken, wie ihre Natur und ihr Zweck es fodern; das iſt ſchöne Kunſt und cultivirt den Menſchen: denn wer weder erſehen noch vernehmen kann, ob er gleich ſiehet und hört; wer viel zu ſprechen, aber nichts zu ſagen, geſchweige recht und gefällig zu ſagen weiß,*) iſt ein Ungebildeter, wie wer Auge, Ohr, Hand, Zunge an keiner Kunſt der Eurythmie verſucht hat, ein Böotier heißt und den Namen verdienet. In welcher Ordnung und Proportion, zu welchen Zwecken, mit welcher Wohlan-

---

*) *Λαλεῖν ἄριστος, ἀδυνατώτατος λέγειν.*

Eupolis.

ſtändigkeit dieſe Sinne geübt und ausgebildet werden, iſt Wahrheit der Kunſt, die ſie ausbildet. Auch hier hangt die Waage noch ungerecht, indem wir aus den ſogenannten goldnen Jahrhunderten der Vorzeit, Künſten einen Werth geben, den ſie für uns nicht mehr haben, oder in Lehre und Uebung derſelben, inſonderheit der Reimerei und Schreibart ein Gepäck ſchleppen, deſſen unſre Zeit nicht bedarf, unſre Sprache und Verfaſſung auch nicht einmal leidet. Die Zeit wirds ändern.

5. Da unſre Seelenkräfte nur durch lebhafte Muſter und Uebungen cultivirt werden können: ſo ſind der Einbildungskraft ſowohl, als dem Verſtande, ja der Vernunft ſelbſt ſchöne, d. i. bildende Wiſſenſchaften und Künſte unentbehrlich. Die Phantaſie zu er-

wecken und in Schranken zu halten, ihr und der Bildungskraft menſchlicher Gedanken Maas und Geſtalt einzuprägen, und ſie zu gewöhnen, daß ſie dem Verſtande gehorche; durch Muſter, Lehre und Uebung die Urtheilskraft zu ſichern, daß ſie weder dem ſpielend-vergleichenden Witz, noch dem ſpielend-ſondernden Scharfſinn, Jenem, wenn er Ungereimtes reimt, Dieſem, wenn er das Lebendige zerſpaltet und Fäſerchen zupfet, nachgebe, ſondern nach dem Verſtandenen ſpreche und urtheile; die Vernunft endlich vor jenen Träumen der Speculation zu bewahren, denen zuletzt nicht einmal ungenannte Wortformen zum Grunde liegen: dies Alles kann nur durch Wiſſenſchaften und Künſte bewirkt werden, die ſelbſt Form, Vorbild, Muſter gewähren, und durch ſolche eben ſo unvermerkt als angenehm bilden. Durch Regeln ohne That wird wenig in der Welt ausgerichtet; Formloſe Luftgebilde zerfliegen; aber Kunſt, in Vorbildern ſichtbar, durch Uebung eindrücklich, durch Wiſſenſchaft gründlich, ſie bildet. Wie nun Jeder nach ſeiner herrſchenden Anlage und Seelenkraft, ſeinem Zweck gemäß, jedoch alſo gebildet werde, daß auch der Phantaſiereichſte nicht ohne Verſtand dichte, der feſteſte Urtheiler nicht ohne Witz und Scharfſinn richte, der abſtrakteſte Vernünftler mit Wortſchatten nie ſpiele; dies iſt das große Werk der erziehenden Pallas-Minerva. Sie übet es fortgehend durch alle Zeiten, immer mehr das Urtheil läuternd, immer mehr den Verſtand befeſtigend und erhebend. Wie manchen Phantomen der Einbildungskraft und Vernünftelei, wie manchem falſchen

Witz und Scharfſinn, albernen Dichtungen, Verſtandloſen Hypotheſen haben wir entſagt und werden ihnen entſagen — wodurch? durch Hülfe verſtändiger Grundſätze, Uebungen und Muſter. Wenn das Beſſere daſteht, ſchämt ſich das Schlechtere, und ſo ſehr es der falſche Geſchmack feſthalten will, es verſchwindet. Verzweifle niemand an der Macht des Wahren und Schönen; wie die Sonne hinter Wolken, ſchafft es ſich Raum und leuchtet. Verzweifle niemand an der Macht der Natur im Winter; der Frühling kommt und das alte dürre Laub fällt.

4. Unſre Neigungen ſelbſt werden nicht anders als durch Künſte und Wiſſenſchaften eines Schönen, eines Schöneren und Schönſten gebildet. Befehle ſagen was zu thun ſey; ſie ſagen aber nicht, wie es gethan, und von uns gethan werde;

noch weniger geben ſie Willen und Kräfte. Dies alles erweckt ein Bild, eine Form und Uebung des erreichbar-Schönen, des Groſſen, Guten und Edeln. Zweck und Regel, That und Vorbild treten uns in ihr auf einmal einladend, auffodernd, als Ziel und als Muſter, zum Erlangen, zum Nacheifern, zum Uebertreffen vor Augen; unſre Gedanken und Entſchlüſſe, Anſchläge, Handlungen, unſre ganze Lebensweiſe richtet und bildet ſich unvermerkt oder mühſam, aber deſto mächtiger nach ihr; ſo wird der moraliſche, der praktiſche Menſch gebildet. Allenthalben liegt eine Wohlgeſtalt oder Anmuth, ein Wohlſtand oder Wohlanſtand dem begehrenden, ſtrebenden, thätigen Gemüth im Grunde.

Daß hier der Menſch, zu würdigen Zwecken auf richtigen Wegen, in der Ge-

ſtalt

ſtatt des Reizenden und Schönen nur das Wahre und Gute anſtrebe, liebe und wähle, daß er durch kein Hinderniß abgeſchreckt, durch jede Schwierigkeit angefeuert werde, ſeine Idee immer reiner zu ſuchen, brünſtiger zu verfolgen, ganz zu vollenden; dies iſt die bildende Kunſt des Lebens. Wer nie weiß was er will oder auf gemeine, Nutzloſe, ſogar ſchlechte Zwecke hinausgeht; wer nie weiß, wie er zu etwas gelange, ſondern ſtets verſucht, und nimmer erprobt hat, wen Verſtand- und Herzlos Lüſte leiten oder Wahn, der iſt ein Ungebildeter an Herz und Charakter. Dagegen, wer ſich bezwinget und täglich mit ſich kämpft, „wegzunehmen, was am Holz nicht ſeyn ſoll, und dadurch die Form des Bildes fördert,“ (wie Luther ſagt) der iſt Pygmalion ſeiner ſelbſt; nach der Idee des Schönen und

Hohen, die ihn belebet. Wie viel ungeſchickte, unziemende Formen allen Ständen unter uns, aus ſchlechten Muſtern, aus halben Begriffen, aus unreifen Uebungen vorſchweben, wie viel andre ohne alle Bildung ihrer ſelbſt nur das ſind, wozu ſie Zeit und Zufall machte, lehrt die Erfahrung. Unſtreitig giebt es mehr Gebildete von Kopf, Gebildete in Talenten, Sitten, im Geſchmack, als von Geiſt, Herz und Charakter. Die ſchönſte Kunſt iſt, die mit dem Verſtande auch die Empfindung des Vortreflichen in uns läutert, und unſre Neigungen zu Ihm, nur zu Ihm, dem Edelſten, dem Vortreflichſten beflügelt. Heil Allem, was zu ihr beiträgt! zur ſchönſten Kunſt des höchſten Schönen.

Zweite Frage. Was iſt durch Menſchen bildbar?

Alles. Die Natur, die menſchliche Geſellſchaft, die Menſchheit.

Die **Natur**. Wie ſehr iſt ſie durch Verſtand und Fleiß und gute Neigungen der Menſchen verſchönt, d. i. zu einer Harmonie und Vollkommenheit gebracht worden, die ſie, ſich ſelbſt überlaſſen, nicht erreichte! Wer mag es leugnen, daß viele ihrer Produkte, wie die Natur ſie jetzt hervorbringt, dem cultivirenden Genius der Menſchen zugehören? Schöne Künſte! Wer mag es aber auch läugnen, daß durch Abgeſchmacktheit der Menſchen die Natur verwüſtet und verſtümmelt, ihr Anbau und ihre Vervollkommung erſchwert und aufgehalten werde; wer mag es läugnen? Wir wollen es nicht der trägen Zeit überlaſſen, daß ſie dieſe Verwüſter und Verſtümmler der Natur, oder die trägen Zögerer ihrer Ausbildung wegräume: denn da manche ſogenannten Principien, Manchen angebohrne Geſetzloſigkeiten ſind, und die Neigungen dazu mit ihnen neu gebohren werden, ſo geſchähe dies Werk niemals. Cultur wird nur durch Cultur, Werk durch Werk: eine gebildete Natur nur durch edlere, glücklichere Naturen. Alſo was lebt, iſt ein Agent der Zeit und muß ihr Geſchäft fördern. Wer wagts die Grenzen zu beſtimmen, wie weit die Natur und zwar Alles in ihr cultivirt werden könne und werde? Da von ihren Elementen an bis zu ihren höchſten Produkten Alles mit Allem unzähliger Miſchungen, Umwandelungen, Anwendungen fähig iſt, und Ein neugetroffener Punkt der Verbindung und Analogie mehrerer Kräfte eine Welt neuer Harmonieen und Anordnungen giebt; wie viele dergleichen noch unentdeckte Welten ſchlummern in dieſer! Wie viel und doch wie wenig Punkte allgemeiner Verbindungen ſind noch zu Tage gefördert! Die Zeit wird ſie fördern, und wir wollen die träge Zeit treiben.

Die menſchliche Geſellſchaft, die Menſchheit ſogar — welcher Cultur bedarf ſie noch in vielen, in allen Ständen! Gräßliche Stimmen erheben ſich hier, Geſchrei der Halbmenſchen, der Unmenſchen; Seufzer der gemißbrauchten, der dienenden, duldenden Creatur. Dieſe wünſcht und hoffet; jene proteſtiren wider alle weitere Ausbildung. Die Zeit fördert ſie, ſie fördert gewaltig. Laſſet einige Zeit einige entbehrliche Künſte unbearbeitet bleiben; ſtatt ihrer werden

Kräfte geübet. Die erſte und größeſte Frage ſelbſt: „wie bildet und mißbildet ſich eine menſchliche Geſellſchaft?“ trat in kühnen und ſchrecklichen Verſuchen eben jezt der Welt vor Augen. Wer lernen kann, lerne. Kurz und nochmals geſagt, den Menſchen als Menſchen zu erziehen und auszubilden, das Thieriſche in ihm gegen ſich und die Geſellſchaft unvermerkt und von allen Seiten auf die ſanfteſte, wirkſamſte Weiſe hinwegzuthun, dazu ſind die Künſte der Muſen; oder ſie ſind Trödel.

Dritte Frage. Wie wirken Wiſſenſchaften und Künſte zur Cultur der Menſchheit?

Jede durch das, was ſie iſt, Wiſſenſchaft durch Wiſſen, durch Können Kunſt. Beide Worte bezeichnen die Sache ſelbſt mit Nachdruck.

Was ich weiß, weiß ich; niemand als Krankheit, Alter oder der Tod können mir die Wiſſenſchaft rauben. Ein mehreres Wiſſen zerſtört ſie nicht, ſondern vermehrt ſie, gründet ſie tiefer, hellet ſie auf. Was ich weiß, kann ich auch mittheilen, klar und deutlich, wie ichs weiß; jede Unklarheit iſt des Nichtwiſſens Tochter. Wer wollte nun eben dem, was die Menſchheit bilden ſoll, dem Schönen, die Wiſſenſchaft nehmen? Bilde ich durch das, was ich nicht weiß? Ward nicht allein durch das, was als Wiſſenſchaft in den andern überging und von ihm als ſolche angewandt ward, die Menſchheit gebildet? Eben das Wiſſenſchaftliche der Wiſſenſchaft gab ihr Form, Reiz; eben dies machte den Empfangenden (denn das Formloſe theilt ſich nicht mit) zum Erfaſſen und Anwenden derſelben geſchickt und munter. Dadurch ward die Wiſſenſchaft ihm ſchön und bildend.

Ehe das Monochord, oder auch nur Pans Hirtenflöte erfunden ward, wer hätte an eine Wiſſenſchaft der Töne gedacht oder ſie möglich erachtet? Ehe die Buchſtabenſchrift erfunden ward, wer träumte von einer Wiſſenſchaft articulirter Rede, wie wir ſie jetzt für eine Welt der Leſer aufs vielartigſte anwenden? So zeigte das Prisma die Farbenleiter u. ſ. Wer darf irgend einer Reihe von Kenntniſſen, die noch nicht Wiſſenſchaft worden iſt, die Hoffnung rauben, daß ſie ihr Clavichord, ihr Alphabet, ihren Calcul, ihr Prisma finde? Eine Wiſſenſchaft dahin deduciren, daß man ſie vom Begriff und Zweck entfernt, mithin ihr Grund und Abſicht raube, damit ſie ein ſeichter, unbeſtimmt-platter Gemeinſinn werde, heißt ſie aus dem Lande des Wiſſens verbannen. Und wer ſie bei dieſer Nichtwiſſenſchaft zur Allgemein-Mittheilerin macht, ja auf dies Allgemein-Mittheilen ihr Weſen, ihre Kunſt ſetzt, was hat er anders als eine Krähenkunſt errichtet?

Eben das was bildet, ſollte Wiſſenſchaftlos ſeyn? und ſollte bilden, ohne daß man wüßte? Ariſtoteles, Shafte sburi, Winkelmann, Leſſing u. ſ. dachten nicht alſo; auf eine Wiſſenſchaft des Schönen arbeiteten ſie; und wer freuet ſich nicht ihrer Principien, an denen er mit gewonnener Ueberzeugung ſich ſelbſt bildet? Auf eine mathematiſche Methode, die in der Mathematik ſelbſt nicht allenthalben auf gleiche Art angewandt wird, kommt es hier nicht an; jede Wiſſenſchaft hat, wie ihren Gegenſtand, ſo auch ihre Methode; überzeugt ſie, aus Gründen, und erprobt ſich; ſo hat ſie ihren Zweck erreichet.

Künſte bilden durch Können, d. i. durch das was ſie als Wirkung oder als Werk leiſten. Sie bildeten den Künſtler durch alles, was in ihm vorging, ehe er ſein Werk zu Stande bringen konnte; ſie bilden andre, die mit Verſtand und Genuß an ſeinem Werk Theil nehmen; der Unverſtändige, beſäße er es gleich ſelbſt, bleibt davon ungebildet. Daß man dieſe Wirkungen nicht immer richtig unterſchied, noch weniger ſie auf der Waage der Cultur wägte, hat den Künſten ſelbſt geſchadet. Denn kann man ihnen empfindlicher ſchaden, als wenn man ihnen einen unrechten Ort beſtimmet und einen falſchen Werth beigelegt? ſey es zu hoch oder zu niedrig. Auf ihm können ſie ſodann weder gedeihen, noch fortwirken. Soll der Muſikus zum Tafelgeſpräch blaſen; iſt das Schauſpiel zur Zeitkürzung da; ſingt man, wo man heulen, und heult, wo man ſingen ſollte — ach der Anwendung ſo mancher unſrer ſchönen Künſte, der Muſik, der Schauſpiele, der Dichtkunſt u. ſ. Ach!

Woher die Verachtung, die man mit dem Wort ſchöne Wiſſenſchaften und Künſte verbindet? Dem Schönen ohne Begriff und Zweck, dem Spiel mit Empfindungen oder Phantomen zur Zeitkürzung und Langenweile, was gebührt ihnen anders als Verachtung? Cultivirende Künſte aber mit Ernſt und anwendendem Verſtande behandelt, kann nur der Thor verachten.

IV.

Schönheit

als

Symbol der Sittlichkeit betrachtet.

Schönheit als Symbol der Sittlichkeit betrachtet. Wen lockt dieſe Aufſchrift nicht? und wer fühlt nicht bald das Schwere derſelben? Sittlichkeit iſt ein abſtrakter Begriff, ſowohl als Schönheit; wie könnte Eine Abſtraktion Symbol einer andern werden?

Was iſt Symbol? Die Kritik ſagt: „Alle Hypotypoſe (Darſtellung) als Verſinnlichung iſt zwiefach, entweder ſchematiſch,“ da einem Begriffe, den der Verſtand faßt, die correſpondirende Anſchauung a priori gegeben wird.“ *) Einem Verſtandesbegriff läßt ſich keine correſpondirende Anſchauung a priori geben; vermiſchte Vorſtellungen der Phantaſie oder in Buchſtaben oder Lauten angenommene Charaktere, mit denen wir Traumbegriffe verknüpfen, ſind keine Anſchauungen ſondern blinde Schemen.

„Die ſymboliſche Darſtellung iſt, da einem Begriffe, den nur die Vernunft denken, dem aber keine ſinnliche Anſchauung angemeſſen ſeyn kann, eine ſolche untergelegt wird, mit welcher das Verfahren der Urtheilskraft, demjenigen, was ſie im Schematiſiren beobachtet, blos analogiſch iſt, d. i. mit ihm blos der Regel dieſes Verfahrens, nicht der Anſchauung ſelbſt,

---

*) S. 251.

ſelbſt, mithin blos der Form der Reflexion, nicht dem Inhalt nach übereinkommt. Es iſt ein von den neuern Logikern zwar angenommener, aber Sinnverkehrender, unrechter Gebrauch des Worts ſymboliſch, wenn man es der intuitiven Vorſtellungsart entgegenſetzt: denn die ſymboliſche iſt nur eine Art der intuitiven.“

Jedes Merkmal, woran man ſich erkannte, hieß urſprünglich Symbol; *) (σύμβολον) da aber ſchon von den Pythagoräern dies Wort zur Bezeichnung eines geheimen höheren Sinnes gebraucht ward, ſo behielt es in der Philoſophie dieſe engere Bedeutung. Beſonders bezeichnete es in der Kunſt den Ausdruck allgemeiner Begriffe durch angenommene bedeutende Merkzeichen. Die Gerechtig-

---

*) Wort, Feldzeichen, angenommenes Zeichen der Geſellſchaft u. ſ.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51185-X

HERDER,J.G. FN. 07559/017

keit z. B., die in abſtracto nicht dargeſtellt werden kann, trat als eine Figur mit Schwerdt und Waage daher, an der man den allgemeinen Begriff erkannte. An ihr erkannte man den Begriff; nicht in ihr: denn die Geſtalt ſelbſt blieb was ſie war, eine Figur mit Schwerdt und Waage. Stand der Anſchauende bei der angenommenen Tradition dieſer Bedeutung des Bildes ſtill: ſo erfaßte er den Begriff ſymboliſch, d. i. im dargeſtellten Merkzeichen; ging er ihm weiter nach, was Schwerdt und Waage in der Hand der Gerechtigkeit bezeichnen ſollten, ſo machte er ſich auf den Weg der Intuition, wie weit oder unweit er darauf gelangen mochte. Beide Worte verſtand niemand anders.

Nicht jeder Begriff aber, den ich mit einer Sache verbinden will, inſtituirt Symbole. Wenn es z. E. der „Kritik“

gefällt, bei der „Handmühle eine despotiſche Regierungsart“ zu denken: ſo denkt dies nicht jeder dabei; ein ſolcher, nicht der angenommene Begriff des Symbols, iſt ein „Sinnverkehrender“ Gebrauch des Wortes. Ein Symbol muß entweder durch natürliche oder durch eine eingeſetzte Bedeutung, Jeder, für den das Symbol iſt, den dadurch bedeuteten Begriff anerkennen. Je natürlicher, vollſtändiger, eindrucksvoller es ſich darſtellt, deſto trefflicher iſt es ſymboliſirt; die vollkommenſten alſo ſind die Naturſymbole; ſie ſind durchaus bedeutend.

„Nun ſage ich: das Schöne iſt eine Symbol des Sittlichguten, und auch nur in dieſer Rückſicht gefällt es, mit einem Anſpruch auf jedes andern Beiſtimmung.“ Auch nur in dieſer Rückſicht? Da es vorher nach vier kategoriſchen Momenten ohne Begriff und Intereſſe, ohne Vorſtellung des Zwecks u. ſ. nicht nur allgemein gefallen mußte, ſondern ſogleich vom Schönen hinabſank, ſobald man an Güte dachte. Jetzt im letzten Paragraph des Werks wird das Schöne ein Symbol des Guten, des Sittlichen ſogar, und zwar *alles* Schöne; ſchöne Formen, ſchöne Kleider, ſchöne Farben, ſchöne Gebäude. „Wir nennen Gebäude oder Bäume majeſtätiſch und prächtig, oder Gefilde lachend oder fröhlig; ſelbſt Farben werden *unſchuldig*, *beſcheiden*, *zärtlich* genannt, weil ſie Empfindungen erregen, die etwas mit dem Bewußtſeyn eines *durch moraliſche Urtheile bewirkten* Gemüthszuſtandes Analogiſches enthalten.“ Wie? Das weiße Kleid, weil es (etwa bei jeder Nymphe, die es trägt) die Unſchuld bedeutet, „gefällt mit einem Anſpruch auf jedes andern Beiſtimmung, in einer Beziehung, die jedermann natürlich iſt und die auch jedermann andern als Pflicht zumuthet," *) die weiße Farbe für unſchuldig und auch nur in dieſer Rückſicht für ſchön zu halten? Längſt hat die Philoſophie, ſowohl in Zeichen überhaupt, als in Sprache und Kunſt unterſchieden, was darſtellende und blos durch einen Nebenbegriff erinnernde Zeichen, was Denkmahle oder einer Sache anhaftende Charaktere, was Bild (εικων) Emblem oder bloße Redefigur ſey, und auch bei dieſen hat ſie Figur und Tropus, Metapher, Allegorie, Gleichniß, endlich bildliche Spielwerke, Rebus, Scharaden, Logogryphen u. ſ. ſorgfältig unterſchieden. Dieſen Unterſchied verkennen, unter dem Namen Symbol das Verſchiedenſte werfen, ſetzt uns in eine

---

*) S. 254.

Wortverwirrung zurück, der wir uns längſt entkommen glaubten. Nur dem Zöglinge der kritiſch-deſpotiſchen Schule kann es als „natürliche Pflicht zugemuthet werden, die weiße Farbe als ein Symbol der Unſchuld, die roſenrothe als ein Bild ſittlicher Zärtlichkeit, ſo wie die Handmühle als ein Symbol der Deſpotie anzuſehen, und jene, auch nur deßhalb, ſchön zu finden.“

Und was will dieſe durch Kleider und Farben ſymboliſirte Sittlichkeit ſagen? „Das Gemüth iſt ſich dabei einer gewiſſen Veredelung und Erhebung über die bloße Empfänglichkeit einer Luſt durch Sinneneindrücke bewußt, und ſchätzt andrer Werth auch nach einer ähnlichen Maxime ihrer Urtheilskraft.“ Kleine Erhebung, bei der Sinnenluſt ſich auch etwas dazu Ungehöriges zu denken! Unſittliche Anmaaßung, den Werth andrer darnach ſchätzen zu wollen, daß ſie, nach einer ähnlichen „Maxime ihrer Urtheilskraft“ mit Nebenbegriffen tändeln. „Das iſt das Intelligibele, worauf, wie der vorige Paragraph Anzeige that, der Geſchmack hinausſieht. wozu nämlich ſelbſt unſre obere Erkenntnißvermögen zuſammenſtimmen, ohne welches zwiſchen ihrer Natur, verglichen mit den Anſprüchen, die der Geſchmack macht, lauter Widerſprüche erwachſen würden.“ So wie der klarſte Widerſpruch erwächſt, wenn der Geſchmack, der im Anfange des Buchs ohne Begriff urtheilen ſollte, im letzten Paragraph ſogar ins Intelligibele hinausſieht, und dies Intelligible, als den Vereinigungspunkt unſrer Vermögen, das überſinnliche „Subſtrat der Menſchheit“ in einem Spiel von Nebenideen, worauf er leere und ſtolze Anſprüche an Jedermann ſtützt, gründet.

„In Anſehung der Gegenſtände eines ſo reinen Wohlgefallens giebt die Urtheilskraft ihr ſelbſt das Geſetz, ſo wie die Vernunft es in Anſehung des Begehrungsvermögens thut, und ſieht ſich ſowohl wegen dieſer innern Möglichkeit im Subjekte, als wegen der äußern Möglichkeit einer damit übereinſtimmenden Natur, auf etwas im Subjekte ſelbſt und außer ihm, was nicht Natur, auch nicht Freiheit, doch aber mit dem Grunde der letztern, nehmlich dem Ueberſinnlichen verknüpft iſt, bezogen, in welchem das theoretiſche Vermögen mit dem praktiſchen auf gemeinſchaftliche und unbekannte Art zur Einheit verbunden wird.“ Abſtrahirt von Gegenſtänden und wider ihre Natur darf ſich die Urtheilskraft ſo wenig als die Vernunft ein Geſetz geben, das außer der Natur im tauben Grunde einer überſinnlich-unbegreiflichen Freiheit läge. Die Uebereinſtimmung der Gegenſtände mit unſern Kräften, die Harmonie unſrer Kräfte mit den Gegenſtänden, weiſet uns nicht jenſeit, ſondern hält uns innerhalb der Grenzen der Natur feſt; und wo iſt das Sittliche in dieſen überſinnlich-arroganten Gefühlen? „Der Geſchmack macht gleichſam den Uebergang vom Sinnenreiz zum habituellen moraliſchen Intereſſe, ohne einen zu gewaltſamen Sprung möglich, indem er die Einbildungskraft auch in ihrer Freiheit als zweckmäßig für den Verſtand beſtimmbar vorſtellt, und ſogar an Gegenſtänden der Sinne auch ohne Sinnenreiz ein freies Wohlgefallen zu finden lehrt." Da dies freie Wohlgefallen an Gegenſtänden der Sinne ohne Sinnenreiz, wenn dieſen keine andre Gründe des Wohlgefallens erſetzen, eine grundloſe Jactanz, und jedes Spiel der Einbildungskraft, das der Verſtand nicht beſtimmt, eine bloße Licenz iſt; bin ich, wenn ich etwas nicht ganz ohne Verſtand anſehe und meiner Einbildungskraft nicht die tolleſten Sprünge erlaube, deßhalb ſittlich? Kann Geſchmack je der Uebergang zum habituellen moraliſchen Intereſſe werden, wenn ſein Principium iſt, ohne Begriff, ohne Vorſtellung des Zwecks einer Sache, blind und dreuſt urtheilen?

„Da der Geſchmack im Grunde ein Beurtheilungsvermögen der Verſinnlichung ſittlicher Ideen iſt, ſo leuchtet ein, daß die wahre Propädevtik zur Gründung des Geſchmacks die Entwicklung ſittlicher Ideen und die Cultur des moraliſchen Gefühls ſey; mit welchem in Einſtimmung die Sinnlichkeit gebracht, der ächte Geſchmack allein eine beſtimmte unveränderliche Form annehmen kann.“ Von welcher Propädevtik die geſammte

Kritik der Urtheilskraft nicht nur nichts enthält, ſondern der ſie auch ihren Principien nach durchaus widerſpricht, indem ſie eine Verſtand- und Begriffloſe, jedoch allgemeingültige Beurtheilung, ein Objektloſes Spiel der Einbildungskraft und der Mittheilung gründet. Grab aller echten Kenntniß, Kritik und Empfindung.

⁂

Da das Feld der menſchlichen Symbolik ungeheuer-groß und vielartig iſt, ſo ſind uns hier nur wenige Linien erlaubt; man ziehe ſie weiter.

I. Das Schöne betrachtet als Symbol.

1. Jedes Ding bedeutet, d. i. es trägt die Geſtalt deſſen was es iſt; die

darſtellendſten, ausdrückendſten, prägnantſten ſind alſo die Naturſymbole. Die weiße Farbe zeigt an, was ſie ſelbſt iſt, eine ungemiſchte, das Roth die ſchnellſte, lebhafteſte Farbe; ſo blau, grün und ferner. Wer dieſen Naturſinn in ihnen erkennet, ſpricht ihre Prädikate verſtändig aus; wer blos aus Tradition das beſtändige Blau als ein Symbol der Beſtändigkeit, Roth der Liebe und Jugend, Grün der Hoffnung, Weiß der Unſchuld u. ſ. angiebt, ſpricht conventionelle Begriffe, (polite discurses) Worte. Jede echte Convention hatte in der Natur ihren Grund; der Verſtändige ſucht ſie auf; und auch ein abgegriffenes Symbol gebraucht er nicht ohne Bedeutung. Der „majeſtätiſche“ Baum trägt ſeine anſchaulichen Begriffe mit ſich, indem er in Einem Stamm, mit vielen Zweigen ein weites

Gebiet überſchattet und ausſaugt, dagegen aber Vielem auf ihm lebendem, einem Staat von Blättern, Blüthen, Früchten, Zweigen, Bienen, Vögeln und Inſekten eine Hofſtatt giebt. Das Wort darf alſo nicht etwa nur „majeſtätiſch,“ d. i. als ein unverſtandnes Symbol genannt werden. Die „lachenden Fluren“ lachten nicht, wenn ſie nicht grünten, nicht blühten.

2. In allen lebendigen Organiſationen erſcheint uns alſo im Aeußeren das Innere, die Seele des Gegenſtandes. Das ſtumpfe Auge, das am Aeußern verweilt, nennet und unterſcheidet blos Geſtalten; das ſchärfere, das ergreifende, ſchauet an Geiſt in der Geſtalt, Seele im Körper. Eben deßhalb aber ſchauet es nichts als prägnante Anlagen der Natur zu mehr oder minderer Wirkung;

ob jede dieſer Anlagen zur Wirkung gekommen, ob z. B. in der ſo vielſeitigen menſchlichen Organiſation die Kräfte, die der Körper andeutet, zu einem großen oder guten Zweck, in gegenſeitigem Verhältniß, angewandt worden, darüber entſcheidet eine feinere Form, Handlung. Von Haltung der Glieder, ſelbſt von denen zur Gewohnheit gewordnen Lineamenten des Geſichts fängt Form als Handlung an und reicht, alle Stellungen hindurch, bis zum Moment des ſchwerſten Entſchlußes, des innigſten Affekts, der herzlichſten Theilnahme oder Mishandlung. Das ruhigſte Charakterbild einer einfach-menſchlichen Vorſtellung wird uns nicht minder Spiegel der Seele als die größte hiſtoriſche Compoſition einer Begebenheit, an der jeder doch nur nach ſeiner Art, in ſeinem Charakter Theil nahm. Jedem

Geſicht, jeder Mine und Stellung ahnen wie gleichſam ab, was es thun könne, was es thun würde; und ſind um ſo glücklicher, wenn dieſes uns in Handlung gezeigt wird. Daher die hohe Zufriedenheit, wenn in einer Darſtellung bis aufs Kleinſte, bis aufs Todte ſogar, ſich dieſer Handlungsvolle Charakter der Lebenden verbreitet. Nichts bleibt uns ſodann zu wünſchen übrig: denn Alles, ſagen wir, iſt Geiſt und Seele. Das ſonſt Unbedeutende ſymboliſiret.

3. Giebt alſo das Lebende dem Todten Bedeutung: ſo konnte es nicht fehlen, daß an ſehr merkwürdigen, Geiſt- und Bedeutungsvollen Charakteren Alles bedeutend ward. An geliebten Perſonen gewinnt Alles Reiz; an Anakreons Knaben gehörte auch das ihn auszeichnende Maal zu ſeiner eigen-

thümlichen Schönheit. So ſtieg das conventionelle Symboliſche zum Naturſymbol hinauf; es ward nicht anbefohlen, noch weniger kalt verabredet; ſtillſchweigend, aus Bewunderung, aus Liebe und Nachahmung wards angenommen und erhielt ſich durch Gewohnheit, bis man entweder ſein Unbedeutendes einſah oder ſonſt deſſelben müde ward, und vielleicht gar ein andres noch Bedeutungsleereres, aber Jüngeres, Geliebteres an ſeine Stelle ſetzte. Der Gedankenloſe Theil der Menſchen hangt am Symbol; je leerer, deſto willkommener iſt ihm dies; für das Leerſte ſtreitet er am hitzigſten, am ſtärkſten. Zeugen davon ſind in jeder Kunſt und Wiſſenſchaft jene Weltgeprieſene leere Wortſchälle, Terminologieen, Schemen; mittelſt dieſer faßt man den Pöbel an beiden Ohren und

und hält ihn feſt, bis andre Klänge den ſtumpfverwöhnten Sinn ablöſen. In jedem Stande ſind leere Ceremonien, Wort- und Gebehrdenſymbole, der Kitt ihrer Verbindung; nehmet ihn weg und manches Gebäude zerfällt geiſtlos. An Ohren und Augen wird der Pöbel feſtgehalten durch Symbole.

4. Symbole fürs Auge und fürs Ohr ſind von verſchiedner Wirkung. Iſt ein Symbol dem Auge leer oder unverſtändlich, ſo ſpricht das Auge: du gehörſt nicht für mich; „du biſt mir zu gelehrt, und du mir unbedeutend, ich darf eurer entbehren." Die Kunſt alſo, die am Naturausdruck lebendiger Formen haftet, iſt äußerſt ſtrenge und ſparſam mit Symbolen; wo ſie kann, läßt ſie ſtatt ihrer Handlung ſprechen und gebraucht ſelbſt die angenommene

Sprache der ſogenannten Attribute frei und Geiſtvoll. In der Malerei, weil ſie ihrer noch leichter als die bildende Kunſt entbehret, ſind uns die bloſſen Symbole, wo ſie nicht von der Compoſition belebt werden, als todtes, fremdes Beiwerk zur Laſt; ſelbſt die belebtere Allegorie, Perſoniſicationen ſogar wollen die verſtändigſte Behandlung, oder ſie erſcheinen zwiſchen hiſtoriſchen Perſonen wie Geſpenſter. Widriger iſt nichts als wo dieſe unter den lebendigen umherwandeln, ſo daß man nicht weiß, ob man mit einem Menſchen oder einem Dämon ſpricht, ob man eine Geſchichte oder einen Traum vor ſich ſiehet. Geſtaltete Begriffe können nicht anders als mit feierlicher Abzeichnung, wie aus einem höheren Reich erſcheinen; und doch müſſen ſie Naturgeſtalten ſo nahe kommen, daß ſie zur Geſchichte gehören, mithin Symbole und Nicht-Symbole zu ſeyn ſcheinen.

Auch hierinn waren die Griechen die weiſeſten Meiſter. Ihre Allegoricen und Perſoniſikationen, geſchweige ihre untergeordnete Merkzeichen, ſind faſt Naturſymbole. Daher die reichen Auslegungen ihrer Mythologie, moraliſch und phyſiſch; nur durch die innig-bedeutende Naturwahrheit der Vorſtellungen wurden ſie möglich und ſind uns wohlgefällig, auch als Träume. Nirgend ſchweift in ihnen das Auge der Phantaſie jenſeit der Natur hinaus; auch die erdichteten Prädikate erſcheinen anſchaulich-ſchön, mit Kunſt- und Naturweisheit geordnet. Dies befriedigt das Auge, indem es den Geiſt erhebt: denn Unnatur iſt dem gebildeten Auge in anſchaulichen Symbolen unerträglich.

5. Dem Ohr dagegen ſind Symbole von einer andern Art; ſie legen ihre Na-

nur ab und werden ſelbſt, was ſie bedeuten. So Töne; ihr Klang und Gang und Rhythmus bedeuten nicht nur, ſondern ſind Schwingungen des Mediums ſowohl als unſrer Empfindungen; daher ihre innigere Wahrheit, ihre tiefere Wirkung. So die Worte der Sprache; das Symboliſche der Laute oder gar der Buchſtaben bleibt in einer uns geläufigen Sprache außerhalb der Seele; dieſe ſchaffet und bildet ſich aus Worten eine dieſen ganz fremde, ihr ſelbſt aber eigne Welt, Ideen, Bilder, weſenhafte Geſtalten. Führt dieſe der Dichter energiſch vor, d. i. giebt er unſrer Seele Kraft, ſie mit innrer Beſtandheit Zweckhaft vor ſich erſcheinen zu laſſen; wer mag ihm Grenzen ſetzen? wer ſeinem Zauberſtabe widerſtreben? Nicht für den Meiſſel oder Pinſel dichtete er, ſondern für die innere Kraft der Seele; traurig für uns und für ihn, wenn er, (wie eine nachbarliche Poeſie es in Gebrauch hat,) Wortallegorien hinpflanzt, die der Phantaſie kein Bild geben, indem Ein Zug den andern zerſtöret, oder wenn er mit Buchſtaben ſpricht, als ob ſie der poetiſchen Phantaſie Symbole wären. Alle Symbole des Dichters von Worten, Tönen und dem Rhythmus an bis zum Abſtrakteſten ſeiner Bilder ſind ihm Nicht- oder Natur-Symbole; er erfüllet ſie mit Leben.

6. Sogleich aber wird ſein Werk anderer Art, wenn es vorſtellbar ſeyn ſoll. Ein Allegoriſches Drama iſt das kälteſte Schattenſpiel, worinn mit fortgehendem Widerſpruch Nichtigkeiten ſprechen, Nichtigkeiten handeln. Im Drama tritt der Dichter unter das Geſetz eines andern klåreren Sinnes, des Geſichts, und muß ihm gehorchen.

II. Wie alſo kann eine ſchöne Geſtalt Symbol der Sittlichkeit werden?

1. Symbol einer Sittlichkeit im kritiſchen abſtracto nie; wohl aber kann und muß ſie ſittlich erſcheinen, im Wohllaut ihrer Glieder ſowohl, als in Stellung und Handlung. Und da der feinſte Punkt des Wohlgefallens der Schönheit, Reiz iſt; was hat das ſittlich-Schöne am ſorgſamſten zu vermeiden? Das Lüſterne. Vor ihm flieht die ſittliche Grazie. Lüſternheit, je gröber ſie dargeſtellt wird, um ſo mehr vernichtet ſie, Geſetzen der Natur und Kunſt zufolge, die Schönheit; daher die Griechen ſie geradezu dahin, wo ſie dem Ausdruck nach gehört, ins Geſchlecht der Faunen ſetzten. Kein üppiges, geſchweige gewaltthätiges Gemählde iſt ſchön, nach innern Regeln der Kunſt.

ſchönheit; je mehr es den verdorbenen Geſchmack oder die Lüſte reizt, deſto mehr entſagte es der Kunſt. Gegentheils je ſittlich-reizender ein Gemählde die reine Grazie belebet, deſto mehr entzückt es den innern Sinn; es weckt Empfindungen einer höheren Ordnung. Und welcher?

2. Etwa des Stolzes, daß ich moraliſch fühle und es jedem als Pflicht zumuthe, auch ſo zu fühlen? Des Stolzes, daß ich mich über die Sinnenluſt erhoben, ins unbekannte Intelligible ſchauend wähne? Der reine Genuß des Sittlichſchönen tilgt, und zwar vielleicht zuerſt, Eitelkeit aus. Daß jedermann mit mir gleich genöſſe und empfände die reine unumſchränkte Himmelsgabe, wünſche ich zwar, mein Gefühl aber dränge ich niemanden auf: denn dieſe Wohlordnung, dieſen Reiz, erhaben über niedrige Reize, empfinde ich edler, d. i. ſympathetiſch,

ihr gleich zu denken, ihr gleich zu handeln. Nicht in Andern, im unbekannten Fremden nicht, in Ihr, der Schönheit, als ob ſie Alles wäre, wohnt des Anſchauenden Seele.

3. In jeder Kunſt zeigt dieſe ſittliche Grazie ſich auf eigne Weiſe. In den heiligen Formen der Plaſtik am völligſten; ſodann in Gemählden, die ihr als Ausdruck reinmenſchlicher Empfindungen nahe kommen und im Zauber der Farben gar vorangehn. Giebt es eine ſittlichere Grazie als im Gemählde der mütterlichen Liebe, verſchmolzen mit jungfräulicher Unſchuld? So in den Spielen der Kinder, in Luſtübungen der Jugend, in frohen Thaten des Mannes, in der ruhigen Betrachtung des Greiſes. Die heilige Andacht endlich hebt das Gemüth zu einer Höhe empor, in der ſich die Grazie in den Demuthsvollen Engel verlieret.

4. Da groſſe Compoſitionen eine Abſtufung der Sitten und Charaktere fodern, ſo muß in ihnen die Ethopöie jeder Geſtalt ihr Maas der Sittlichkeit zuwägen. Dies um ſo mehr in der Dichtkunſt, da Worte, gleichſam mit zurückgelaſſenem Symbol, als unmittelbare Eingebungen ſo mächtig wirken. Unſittliche Gemählde der Dichter regen tiefer und daurender auf als unzüchtige Farbengemählde. Dieſer wird das Auge ſatt, vielleicht waren ſie ihm ſchon im erſten Moment eckel; das Gemählde des Dichters zeigt und verhüllet; es reizt und lockt, indem es innig-progreſſiv wirket. Der Einbildungskraft hält es verſtohlen ein Unendliches vor, ein Zauberbild in den Lüften. Selbſt aus Liebe zu ſeiner Kunſt alſo wird ſich der wahre Dichter vom Unſittlichen entfernt halten: denn es zerſtört den hohen ewigen Reiz, den uns auch im ſpä-

teren Andenken ſeine Muſe gewähren ſoll; die wohllüſtige Gaukelei gehet vorüber.

5. Ein höchſt-Sittliches fodert das Drama, im Trauerſpiele ſowohl als im Luſtſpiele. In dieſem muß keine Thorheit außer den Grenzen des Ehrbaren ſpielen, und alle müſſen zuletzt der Huldgöttinn dienen, die Verſtand und Güte, Wohlanſtand und Menſchenglückſeligkeit verbindet. Eine Verſtellung des moraliſchen Geſichtspunkts und Geſichtskreiſes macht das Kunſtreichſte Gemählde komiſcher Figuren und Situationen unleidlich. Hierüber iſt unſer Gefühl ſo zart, daß ſelbſt das Genie die beleidigte moraliſche Grazie zu verſöhnen nicht vermag. Wir verwünſchen den Dichter mit ſeinen verſtellten Geſtalten. Dem hohen Trauerſpiel iſt das Unſittliche des Charakters, der Furcht und Mitleiden erregen ſoll, [illegible] un-

unausſtehlich. Menſchliche Fehler darf und muß er haben; ein Unmenſch aber, Thor und Böſewicht darf er nicht ſeyn, oder der mit Unmenſchlichkeiten uns quälende Dichter iſt der Furca würdig.

6. Gehn alle Künſte und Wiſſenſchaften des Schönen auf Bildung hinaus, da ſie die Empfindung ſchwingen und beleben, da ſie Ideen, Geſtalten, Charaktere formen; iſt und bleibt ſittliche Bildung im echten Verſtande der höchſte Punkt menſchlicher Bildung, der alle Seelenkräfte umfaßt und keine Aeußerung derſelben ausſchließt, ſo wird hierüber der Ausſchlag der Waage ganz Streitlos. Moralien oder die gute Abſicht des Dichters und Künſtlers können den Mangel ſeines Genies oder ſeiner Kunſt nie erſetzen; nehmt aber dem Dichter bei allen ſeinen Talenten das Zauberiſche, das der

Finger der moraliſchen Grazie heißt; mit aller Kunſt bleibt er im Gemeinen. Ein bloßes Spiel ſinnlicher Empfindungen befriediget den Menſchen nicht; er will geiſtige, ſittliche Speiſe; und von dieſer Unvollkommenes oder Schlechtes dargeſtellt zu ſehen eckelt ihn bald. Gehörter Unterricht, verlachte oder gar geſtrafte Thorheit ermüden oder erbittern; was ſich uns unvermerkt und mit Entzücken anbildet, ſind Wahrheit und Güte im Bilde des καλȣ̃ καγαθȣ̃, edle Schönheit.

7. In jedem Lebensalter hat dieſe ſittliche Grazie ihren eignen Namen. In der Kindheit nennen wir ihren Ausdruck naiv; und o wie reizend iſt dies kindlich-Schöne, kindlich-Erhabene! Es giebt mit Einem oft ſo viel, ganz aus der Natur des Kindes, ohne Anmaaßung, ſtill und mächtig; Eine naive Frage oder Antwort, oder Gebehrde ſagen mehr als tauſend

Worte. Dies iſt die Knoſpe der Roſe. Sie blühet zur Empfindung auf, die man Sentiment nennt: denn nicht einander entgegengeſetzt ſind dieſe beide, Sentiment und Naivetät, ſondern Entwickelungen Einer Charis. Sentiment entfaltet ſich in tauſend Reizen, und ſtrebt zur That hinauf, der Frucht der Blume; Worte können dieſe nur als Blätter bekränzen. In ihr ſelbſt, der Frucht, iſt wiederum Saft zu Samenkörnern einer neuen Art; dies ſind reife Geſinnungen, ſchweigend-erhabene Ausſichten, Anregungen, Gedanken. So ſprechen Weisheit und Andacht; das Erhabenſte der Muſik iſt oft eine Pauſe.

8. Komme die Zeit dieſes ſittlich-Schönen allen mißbrauchten Wiſſenſchaften und Künſten bald! Des leeren, muthwilligen Spieles ſatt, wünſcht Jedermann Ernſt dem langweiligen Spie-

le. Der naiven Muſe können wir nicht entbehren, ſo lange wir Natur und offne Unſchuld auch nur in Reſten lieben; ſie iſt nicht ausgeſtorben, ſo lange dem Menſchengeſchlecht die Kindheit grünet, die Jugend blühet. Statt abgelebter ſteifer Formen laſſet uns mit Kunſtſinn und Kunſtfleiß die Natur ſprechen, die aus Theokrits und Aeſops, aus Ibykus und Bacchylides Munde jetzt ſprechen würde, nach unſrer Zeiten Empfindung. In allen Ständen leben Naturmenſchen; laßt ihre Stimmen erſchallen, laßt ihre Seufzer ertönen. Die naive Muſe darf ſprechen, was außer ihr niemand ſpricht.

9. Die Muſe des Sentiments nicht minder. Vorüber mögen die Zeiten ſeyn, da man unter dieſem Wort gaukelnden Witz verſtand oder kranke Gefühle. Triebe der Wohlanſtändigkeit und Milde, Regungen der Ehre und Liebe fodert unſre Zeit, wie ſie Horaz und Pindar, Terenz und Menander jetzt ſingen würden. Reizender iſt nichts als die Muſe des ſittlichen, des häuslichen Um-

gangs; und was bedarf in unſrer Zeit mehr der Erweckung als der entſchlafne Trieb der Ehre? was bedarf einer ſittlichen Richtung mehr als der verwilderte Trieb der Liebe? So manches hat die Poeſie, ſo manches die Kunſt zu vergüten, was ſie hier übels geſtiftet, und womit ſie ſich ſelbſt geſchadet haben. Ernſte Zeiten rufen von Bulereien zurück; ſie fodern eine friſche, eine zu Anſtrengungen und Entbehrungen gebildete Jugend; und was bildet inniger den Charakter als bei Vorbildern und Beiſpielen die Stimme der Muſe? Aus Euren Gräbern tönt hervor, ihr Geſänge edlerer Gemüther, feſterer Nerven, zu Zwecken unſrer Zeit mit ſchärferem Reiz gewürzt und mit ſüßerer Anmuth. Die Verkündigerin der Ehre hat durch ihr leidiges Spiel Macht und Glauben verlohren; Macht, Glaubwürdigkeit und Ehre kommen der Entweiheten wieder!

10. Die Zeit großmüthiger ſowohl als guter Thaten iſt nie vorüber; noch minder die Zeit der Gefahren. Reich

an allen iſt die unſrige; wer darf ſagen, daß er ſie umfaſſe? Und ſie iſt ſchwanger von einer groſſen Zukunft; das Häßlichſte ſteht in ihr neben dem Schönſten. Manchen Auftritten und Begebenheiten leben wir ohne Zweifel noch zu nah; die Jahrhunderte aber, aus denen ſie entſprangen, ſind vor uns, und wir ſehen, was dieſe bewirket. Jede Unvernunft und Unſittlichkeit hat in ihren Folgen ſich ſelbſt geſtraft; dieſe Folgen kläre die Muſe auf vor den Augen der Welt und Nachwelt.

In manchen ſchönen Formen alter Zeiten iſt der Geiſt ihrer Grundſätze und Sitten uns ſo fremde, dazu in ſich ſo roh, ſo Vernunftlos und unmenſchlich, daß wir uns Zwang anthun müſſen, ſie noch zu verehren oder zu lieben. Einmal höre dieſer heuchleriſche Zwang auf; nur das Wahre iſt ſchön; nur das Gute werde geliebet. Abgötterei und Aberglauben, Erſchlaffung und Willkühr, an welchen Formen ſie hangen mögen, dieſe Feinde des Menſchengeſchlechts, auf Wegen und Stegen verfolge ſie die Muſe, ſtatt nach alten Formularen ihnen Lob zu heucheln. Wie lange wollen wir einer verweſeten Galanterie fröhnen? Ihr edlen Schatten der Vorzeit, (zahlreich ſind eure Namen) ſteiget herauf, Oel- und Lorbeerkränze, Neſſeln und Dornzweige in euren Händen. Die Muſe, die Thaten darſtellt und Geſinnungen richtet, ſey eine Freundin der Menſchlichkeit und Wahrheit.

11. Die Muſik trete ihr nach, das Lobwürdige zu ſingen und nichts zu ſingen, als was Lob verdienet; es mit gehaltener Kraft in unſre Herzen zu verſchmelzen, nicht zum tändelnden, ſich ſelbſt verwirrenden Spiel. Was ſie in Sprüngen vermöge, wiſſen wir gnugſam; längſt und zu lange hat ſie ihre Kunſt gaukelnd gezeiget; welche neue Welt ernſter Zwecke liegt vor ihr!

12. Und die Poeſie der Natur mit der ſittlichen Poeſie vereinigt; — leben wir denn vergebens hinter allen den großen Offenbarungen, die uns von Herſchels letztem Sternennebel an, bis zur Pflanze des Meers, von Gal-

vani's zuckendem Froſch, bis zur feinſten Erfahrung der Seelenlehre zu Theil worden ſind, um immer am alten galanten Spielwerk der ſieben ſchönen Künſte fortzuklöppeln und uns damit recht amuſant zu ennuiren? Wenn der Pythagoräiſchen, der Orphiſchen Schule, wenn einem Empedokles, Parmenides und Lukrez die Wunder der Natur, die wir kennen, bekannt geweſen wären, würden ſie mit ihnen geſpielt haben? Wodurch unterſcheidet ſich der Affe vom Menſchen? Des Menſchen Spiel, wie das Spiel der Natur iſt ſinniger Ernſt; die Aefferei ſpielt ohne Begriffe und Empfindungen mit Formen, wie mit der Kritik, um zu ſpielen.

Ex donat: Molliana

Ae

n und Aeonis.

Eine Allegorie.

Von

J. G. Herder.

1802.

1.

Aeon. a)

(Allein, auf einem breiten Ruheſtuhl ſitzend.)

Der alte Aeon bin ich. Lang' gelebt
Hab' ich und viel erfahren, Ungemach
Und Glück. Auch hab' ich deren Beide ſelbſt
Den Sterblichen in gutem Maas beſchieden.

(Ein Horn und eine Trompete tönen in der Ferne.)

In meiner raſchen Jugend tönte mir
Der Hörner und Trommeten Klang, zu Jagd
Und Schlachten, lieblich. Meine Hund' und Heere,
Voran mir, weckten mich, zu Jagd und Schlacht,
Frühmorgens. Darum nannte man mich Ares. b)

---

a) Aeon, ein Zeitlauf von vielen Jahren.

b) Ares, der Kriegsgott.

Auch Pracht und Hoheit liebt' ich, Feſtlichkeit
Der Tafel, und der Becher lauten Klang;
Auch reiche Diener, ſtattliche Genoſſen
Der Freuden meines Hofes, und was ſonſt
Zu Tag' und Nacht dem Fürſten wohlbehagt.
(Pauſe.)
— Jetzt iſt es anders. Es ergötzet mich
So manches nicht mehr . . . Auch ertönen Klagen
Und Seufer um mich, die mir ſonſt der Schall
Des Hiſthorns raubte, die mir ſonſt der Klang
Der Paucken und Trommeten glücklich barg.
(Er ruft.)
Kommt, meine treue Diener.

2.

(Herkommen und Anſehen treten hinein. Jener in einer gerichtlichen Staatskleidung, Dieſer in einer Hofuniform, die mit vielen Ordensbändern begabt iſt.)

Aeon.

Ihr Stützen meines Reichs, kommt! Erzählt
Mir etwas Fröhliches. Dem Alten ziemt
Statt einem Mädchen jetzt ein junges Mährchen.
— Vor allem aber rücke mir das Polſter
Zurecht, Herkommen.

Herkommen. (für ſich.)

Es iſt ziemlich kahl.

Aeon.

Und Du, Freiherr von Anſehn, rücke mir
Den Schemel.

Anſehen.

Ach, Gebieter, leider ſteht
Auf ſeinen eignen Füßen dieſer ſchlecht.

Aeon.

So! = Nun erzählet.

Herkommen.

Böſe Zeitung zu
Vermelden. Allenthalben, hoher Fürſt,
Schmäht und verſchmäht man mich und in mir — Dich!
Es heißt, Du alterſt, Du vertraueſt Dich
Zu ſehr den Dienern Deines Reiches, Mir,
Dem treuen Diener, und dem Beſten dort,
Marſchall von Anſehn. Unſer Daſeyn, heißt es,
Geht mit dem Deinem bald zu Ende.

Aeon.

Freilich,
Ich ſpüre ſo was.

Herkommen.

Meine muntere
Gemahlin —

Aeon.

Wie befindet ſie ſich? Die *Frau*
Von Herkomm.

Herkommen.

Achtlos nennet man ſie jetzt,
Die *blinde Meinung.*

Aeon.

Sieht ſie denn nicht gut?

Herkommen.

Zwar etwas ſchwach und ſtumpf iſt ihr Geſicht;
Doch deſto munterer ihre Zunge, deſto
Geſchäftiger ſind *unſre* Kinderchen;
Du kenneſt ſie, die *Vorurtheile.*

Aeon.

Sollt'
Ich ſie nicht kennen? Bin ich doch mit Manchen
Verwandt. Ich weiß, du zürnſt nicht, guter Alter.
Zwar hinken Ein'ge —

Herkommen. (Sich verbeugend.)
Doch ſie hinken artig.

Aeon.

Zwar ſchielen andre —

Herkommen.

Doch höchſt liebenswerth.
Soll ich ſie rufen?

Aeon.

Laß! — (Sich wegwendend.)
Baron von Anſehn.

Anſehn.

Unübertreflicher! Ich habe nicht
Viel Tröſtliches zu ſagen. Meiner ſpottet
Man gar, wenn jenen alten weiſen Rath
Man nur verachtet. Nennen ſie ihn doch
Abkommen, Herkomannus, Alten Item—

Aeon. (lächelnd.)

Und wie denn Dich?

Anſehn.

An Titeln fehlt mirs nicht;
(In Parodien meiner Titel.) Tel
Est notre Plaisir, nennt man gewöhnlich mich,

Baron von Anſehn ohne Einſehn. Selbſt
Die Ahnen, die mir Agamemnon doch
Nicht nehmen kann; auch die Geſchenke, die,
Huldreichſter, Du mir und den Meinen gabſt
Auf ewig-enge Zeiten —

Aeon.

Freilich war
Das etwas ſtark von mir! vorgreifend etwas:
Denn künftigen Zeiten kann ich nicht gebieten,
Und ihren Kindern, Freund, durch deine Kinder
Nichts rauben.

Anſehn.

Meine ſtattliche Gemahlin —

Aeon.

Die Frau von Anſehn? Nun, was macht ihr Hof?
Die Artigkeiten alle,
(für ſich.)
(Ziemlich grob.)
Und Zeitvertreibe, Putz und Spiel und Tänze,
Langweil'ge Kurzweil und —
(gähnend)
Aus Langerweile
Amores —

Anſehn.

Alle ſind in tiefer Trauer;
Sie knirſchen ob der Pöbel-Arroganz.

Aeon.

Und ſchläft denn Eure Polizei?

Anſehn.

Man weckt ſie
Und hält ſie ziemlich in Bewegung. Herr,
Du kenneſt meinen treflichen Beamten.
Gewalt für Recht; jetzt wird er rücklings aus
Der Thür geſtoßen. „Buchſtabir Er, Freund,
Sich rückwärts,“ rufen ſie, *Recht für Gewalt*.

Herkommen.

Und *meine* alte Waffen, Daumenſchrauben,
Verließ und Scheiterhaufen kann ich gar
Nicht mehr gebrauchen: denn das Holz iſt theuer —

Aeon.

Und was *will* denn der Pöbel?

Herkommen.

Der will viel.
Statt meiner, des Herkommens, will er — (ſich beſinnend) Was doch?
Jetztſeyn, er will die *jetzge* Nutzbarkeit,

Anſehn.

Und ſtatt Anſehens will er Einſehn, ſtatt
Des Scheines Seyn; er trotzt auf Recht und
Pflicht.

Aeon.

So wars in meiner Jugend nicht; da ſchwebten
Die Hirngeſpinſte noch in keinem Hirn.
Und worauf hoffen dann die Thoren?

Beide.

Herr!
Auf deiner Tochter junges Regiment.

Herkommen.

Die, ſprechen ſie, ſei aufgeklärt und weiſe.

Anſehn.

Die, ſagen ſie, ſei billig, mild' und gut.

Herkommen.

Von jungem Sinn und ſehe neu die Dinge.

Anſehn.

Voll junger Kraft, und ordne alles ſelbſt.

Herkommen.

Und ordne, wie es jetzo ſich gebührt,
Nicht, wie's vor tauſend Jahren nützlich war.

Anſehn.

Und ſchlichte unpartheilich, ohne Anſehn,
Ohn' alles Vorurtheil für Rang und Stand.

Aeon.

Ich hab' ein Kind, ein ebenbürtiges,
Das ſeine Mutter, meine Jugendliebe,
Mir bald entzog und ſelber mit ihm ging.
Sie wollt' es, ſprach ſie (und ich konnte mich
Auf ſie verlaſſen, die mich nie getäuſcht)
Vom Hofe fern, nach ihrer Väter Sitte
Mir auferziehn. Seitdem vergaß ich ſie.
(Pauſe.)
Doch weiß ich Eins, daß weder Mutter, noch
Die Tochter mir nach meinem Reiche ſtreben,
So lang' ich lebe. Meiner Tochter iſt
Mein Reich gewiß; die Mutter denket bieder.
Arete a) heißt ſie. Und Aeonis nannten
Wir unſer Kind. Erſchienen ſie! = Doch nein!
Ihr Kommen iſt das Zeichen meines Todes.

Herkommen und Anſehn. (eifrig.)

Sie ſind ſchon da in Abgeſandten.

---

a) Kraft, Tugend.

Aeon.

Wo dann?

Herkommen.

In Abgeſandten, die ihr Reich verkünden.

Anſehn.

Und wollen es bereiten.

Aeon.

Wer? Das thut
Mein Kind nicht, noch auch ſeine Mutter.

Herkommen.

Herr!
Sie thun's.

Aeon.

Durch wen dann? Redet oder ſchweigt.

Herkommen.

Durch eine Schwätzerin, Allwiſſenſchaft.

Anſehn.

Durch einen Allgebieter, Egoiſmus.

Aeon.

Geſpenſte! — Geht und laßt mich ſchlummern.
Geht.

(für ſich.)
Vielleicht mein letzter Schlummer.
(Sie gehn ab.)

3.

Aeon. (allein.)
Sanfter Schlaf!
Verſcheuche mir die Bilder. — Alles that
Ich freilich nicht; doch that ich, was ich konnte,
Und — mochte. War es nicht das Beſte ſtets;
So das Gelegenſte, was meine Diener,
Herkommen angab, Anſehn billigte,
Und ich dann — wollte. Und ich wollte ſtets,
Wie mir es dann ſo dünkte. Denken war
Zu meiner Zeit noch nicht ſo ſtreng' im Brauch.
Man nahm und that, ſo wie ſichs gab und fügte.

(Die Kriegs- und Jagdinſtrumente, die Rüſtungen und alte Zierrathe an der Wand bewegen ſich ertönend.)

Was regt ſich da in meinem Hauſe? Spielt
Ein Geiſt mit meinen Jugendzeitvertreiben?
Ein Trauerton. Er ſeufzet! Und da fällt
Der welke Lorbeerkranz von meiner Stirn,

Zerfallen; nur noch ein'ge Zweige grünen.
(Er betrachtet ihn.)
Auch Tropfen Bluts daran; noch friſches Blut,
Und doch ſo längſt vergoſſen. – Mich ergreift
Ein Schauer. Rinnt in meinen Adern Blut,
Verwandt mit dem, auf dieſem Lorbeer? Auch
Der Schemel wankt, das Polſter weicht? Ich
ſchlummre.

(Er fällt in einen unruhigen Schlaf. Eine ſanft-traurige Muſik läßt ſich hören, zwiſchen inne von wilden Gängen und rauhen Tönen der Jagd- und Kriegsmuſik unterbrochen, bei denen jedesmal der ſchlafende Greis im Traum ſich regt und ſein Herz bedeckt, immer aber, wenn die Töne ſich ſanft auflöſen, wieder zur Ruhe ſinket.

Unterdeß tritt **Aeonis** hinein, weiß gekleidet, wie eine Veſtale verſchleiert. Zwei Knaben, mit Palmzweigen in der Rechte, treten ihr voran. Beſcheiden ſchauet ſie nieder.)

4.

Neonis.

Tret' ich dich, heilger Boden? Fand ich dich,
Geliebte Thür der alten Vaterwohnung?
Von der ſo oft ich hörte, und die nie
Mein Auge wiſſend ſah. — Entkommen endlich
Dem gräulichen Getümmel Derer, die mich
Abconterfeyn und damit liſtig-grauſam
Verhaßt mich machen, eh man mich geſehn,
Verachtet machen, eh man mich gekannt.
Zwei Knaben, ſagte mir die Mutter, würden
Unſichtbar mich geleiten; an der Schwelle
Sichtbar empfangen. Sprecht, wer ſeyd ihr, Holde?
Sah ich Euch beide nicht bei meiner Mutter?

Erſter Knabe.

Mein Nam' iſt: „guter Wille."

Zweiter Knabe.

Meiner iſt:
„Der gute Ausgang." Unabtrennlich wollen
Wir dienen Dir, wenn du uns treu und hold biſt;
Doch ohne meinen Bruder dien' ich nie.

Aeonis.

Geliebte Knaben, meiner Mutter Freunde,
Ihr, die ihr mich unſichtbar leitetet,
Und ſichtbar jetzt mich führen werdet. Euch
Verlaß' ich nie, verlaßt auch Ihr mich nicht. = =
Schläfſt dort mein Vater?

(Sie tritt näher dem Schlafenden.)

Heilges Angeſicht!
Schau ich dich endlich? Doch, wie blaß und matt!
Auf dieſer holden Stirn ſo ſchwere Tropfen!
Die rechte Hand am Herzen, ſchlummert er, = =
Unruhig, ſcheint es. Und ein welker Kranz
Auf ſeinem Schoos, zerfallen, hie und da
Noch grünend, blühend. Vater, ſchlummre ſanft. = =
Dürft' ich die Schläfe küſſen! Dieſer Stirn
Den Schweis enttrocknen! Doch das darf ich nicht.
Wenn du erwacheſt, will ich vor dich treten.

(Sie ſieht umher.)

Verehrte Wohnung! Doch was ſeh ich in Dir?
Geräthe, die mein Auge nimmer ſah.
Sie ſchrecken mich. Dort blinkendes Metall,

Ge=

Geſchoß und Schwert. Hier Stammestafeln, Spielwerk,
Und Bänder, Bänder mancher Art. Ich ſtaune.

(Sie erblickt einen Altar, an dem die Knaben ſie erwarten.)

Doch dort auch ein Altar. Die Knaben ſtehn
Erwartend mich. Ich komme. — Wem iſt er
Geweiht?

(Sie lieſet die Inſchrift.)

„Der heiligen Vergangenheit!“

(Anbetend kniet ſie nieder.)

O ſeyd mir gütig, Ihr Unſterblichen!
Ihr hohen Ahnen, die, noch nicht vergangen,
In Thaten, in Erfindung ewig leben.
Vorbilder und Gedankenführer, Ihr
Schutzgeiſter meines Lebens, ſeyd mir hold,
Daß, komm' ich einſt zu Euch, Ihr mich mit Ruhm
Empfanget und die nach mir Kommenden
Mit Dank mich nennen mögen.

Aeon. (Erwachend.)

Täuſchet mich
Mein Auge? Welche weibliche Geſtalt
Kniet vorm Altare meiner Väter dort,
Verhüllt?

Aeonis. (Vor ihm knieend.)

O du mein Vater, ſegne mich!
Mich Deine Tochter.

Aeon.

Ich dich ſegnen? Zwar
Du gleicheſt deiner Mutter und mein Herz
Beruhigt ſich bei deinem ſüßen Anblick,
So wunderbar. Es ziehet mich zu Dir = =

Aeonis.

Mein Vater, ſegne mich.

Aeon.

Kind! Ich dich ſegnen!
Die du mir meine letzten Stunden trübſt,
Und mir mein Reich verwirreſt?

(Die Knaben treten hinan, wehend die Palmzweige über ſeinem Haupt.)

Beide.

Flieht, ihr Nebel!
Ihr Nebel flieht!

Erſter Knabe.

Verſündige dich, Greis,
An deiner Tochter nicht. Sie ſelber litt,

Auf ihrem Wege zu dir, vom Gezücht
Der ſie Voräffenden. Wir führten ſie
Durch ein Gedräng, das ihr den Weg vertrat.
Es iſt von deinem eignen Hofe. Dieſe
Verhaßt zu machen wählten ſie die Larven.
Das Weib, die Wißerinn, iſt deines Dieners
Herkommens Weib, die alte blinde Meinung;
Jetzt neu geputzt, in Spinngeweb gekleidet.

Zweiter Knabe.

Der Egoiſmus, der zwei Sylben nur
Gelernt hat und ſie fodernd wiederholt:
„Man ſoll! mit reinem Soll!“ iſt Deines Anſehns
Lallender jüngſter Sohn. = Verwechsle nicht
Dein Kind, o Greis, mit ihren ärgſten Feinden.

Aeon.

Nun ſo verzeih, verzeih mir, Tochter. = Doch
Dich ſegnen kann dennoch die Rechte nicht,
Die dieſen Kranz berührte. Segen ſei Dir
Mein unvollendet Werk; vollend' es, froh
Und glücklich. Spotte deines Vaters nie.
Er läßt dir manches, manches Gute nach.
Verbeſſre was er that; was er verſäumte,

Das thue du. Dies werde dir zum Kranz,
Zum beſſern, als der jetzt vom Knie mir fällt.
(Er ſchüttelt ihn zur Erde.)
Komm, lege deine Hand hier auf mein Herz
Und ſchwöre, mit gewiſſenhafter Treu
Dein Wort zu halten. Zu verbeſſern, was
Ich anfing oder auch verſäumete.

Aeonis. (Die Hand auf ſein Herz legend.)
Mein Wort ſei dir Gelobung, heilges Herz.

Aeon.

Es wird mir leichter. Kühlet mir die Stirn,
Ihr Knaben. — Kind, in deiner Jugend nannten
Wir dich Aeonis. Deines Vaters Name
Ward dir gegeben. Sprich, wie nannte dich
Seitdem die Mutter?

Aeonis.

Bald Aeonis, bald
Agape. a)

Aeon.

Nun ſo führe dieſen Namen,

---

a) Liebe.

Den Treflichſten, den je du führen kannſt,
Denn Ehr' und Tand verſchwindet, Liebe bleibt.

Ihr Knaben, leitet zum Altare mich,
Dem Furchtbaren der Allvergangenheit.
Dein weißer Schleier decke mich, o Tochter.

(Die Knaben führen den Greis zum Altar; anbetend kniet er nieder. Aeonis hebt vom Boden die grünenden, blühenden Zweige des zerfallenen Kranzes auf, bindet ſie ſorgſam und legt ſie auf den Altar. Nach einer kleinen Stille ſchlägt die Glocke; beim erſten Schlage ſinkt Aeons Haupt nieder. Aeonis nimmt den Veilchenkranz von ihrem Haar, und legt ihn aufs Haupt des Todten, das ſie mit ihrem Schleier verhüllet. Ein Geſang Unſichtbarer läßt ſich hören in ſanften Tönen.)

Chor.

Steig' hinunter zu den Schatten,
Mit dem Schickſal ganzer Völker
Schwer beladen. Deine Thaten,
Deinen Willen, deine Fehle

Wägt und miſſet die gerechte,
Linde Adraſtea dort.

An die Folgen ſeiner Thaten
Bleibt der Geiſt mit ewigen Banden
Angefeſſelt. Bös' und Gute
Lohnen, ſtrafen ihn mitfühlend;
Bis, hinweggetilgt die Böſen,
Ihn empfängt Elyſium.

Steig' hinunter zu den Schatten,
Mit dem Schickſal deines Lebens
Schwer beladen. Deine Tochter
Tilget bald aus, deine Leiden;
Sendet bald von ſchönen Früchten
Athem dir des Dankes zu.

5.

(Die Muſik verändert ſich. Die Pforten eines innern hellerleuchteten Tempels gehen auf, in dem zu beiden Seiten fröhliche Arbeiter und Arbeiterinnen, Erwachſne und Kinder mit mancherlei Gewerben beſchäftigt ſind. Singend bei ihrer Arbeit.)

Beide Chöre.

Sie kommt, ſie kommt die muntre Zeit!
In ihrem hellen Jugendſchmuck,
Aeonis kommt.

Chor der Arbeiter.

Ihr Blick belebet jeden Fleiß;
Wie von der Sonne güldnem Stral
Die Welt erklingt.

Denn Müſſigang iſt ihr verhaßt,
Anmaaßung, Krieg und Neid und Haß,
Sie fliehen bald!

Freut Euch, ihr Mütter, Töchter Ihr!
Denn Euer iſt nun Bruder, Sohn
Und Bräutigam.

Chor der Arbeiterinnen.

Freut Euch, ihr Väter, Söhne Ihr!
Denn Euer iſt nun Bruder, Sohn
Und Braut und Kind.

Frei wie die Luft, und wie das Licht
Erfreuend, iſt nun unſer Fleiß,
Und Geiſt und Herz.

Von ſüßer Arbeit flicht die Zeit,
Die Immerflechtende, den Kranz
Dem Menſchenheil.

Beide Chöre.

Sie kommt, ſie kommt, die muntre Zeit!
In ihrem hellen Freudenſchmuck,
Aeonis kommt.

(Aeonis, die ſo lange vor dem Tempel harrte, betritt ſeine Schwelle. Im Bürgergewande das Recht, Wahrheit im Prieſtergewande bieten ihr die Hand, ſie einführend.)

Aeonis.

Seh ich euch wieder, heilige Gefährten,
Wohlthäter meiner frohen Jugend, die
Ihr mir mein beſtes Ich, Mich ſelbſt, gewährtet.
Du, heilge Wahrheit, lehrteſt die Natur,
Du, heilges Recht, der Menſchen Weiſe kennen,
(Von Leid und Freude, Thorheit und Vernunft
Ein ſonderbar Gewebe;) wie aus Thorheit
Nur Leid, und nur aus Tugend Freud' entſpringt,

Die daurendſte. Ihr lehrtet beide mich
Es mitempfinden, wodurch Jeder litt,
Durch Einen Viele, oft Unzählige.
Da pflanztet Ihr in mich die ewge Liebe
Für Recht und Wahrheit, nie verdroſſen ſie
Zu üben, jedem ſchlauen Hinderniß
Sie zu entreißen, bis an meinen Tod. = =
O weichet nie von mir, und wenn ich Euch
Entweiche, ſtraft mit Euren Pfeilen mich
Im Buſen Nacht und Tag. Ich bin die Eure.

(Zu den Arbeitern und Arbeiterinnen
ſich wendend.)

Ihr Fleißigen, die ihr mich rufet, mich
In Liedern preiſet, Euch beſchützen ſollen
Die Wahrheit und das Recht; belohnen wird
Euch Euer Werk. Es darf nicht fremden Lohnes,
Vorgänger und Gehülfen ſeyd ihr mir,
In raſcher Munterkeit will ich euch folgen.

Die Wahrheit.

(Sie nimmt einen Roſenkranz vom Altar
des innern Tempels.)

Nimm, Die du deines Vaters greiſes Haupt
Mit Veilchen Deiner Jugend ſchmückteſt, Die du

Jedwede Blüth' aus ſeinem Kranze ſorgſam
Vom Boden ſammleteſt; nimm dieſen Kranz!
Und jeder Dornbuſch trage Roſen Dir.

Das Recht.

(Nimmt den Königsmantel vom Altar.)

Nimm, Die du deines Vaters heilgen Leichnam
Mit deinem Jungfrauſchleier deckteſt, Ihm
Entſöhnung auf ſein Herz gelobeteſt,
Nimm dieſen Königsmantel, blau und gold.
Rein wie der Himmel; wie die Sonne glänzend,
Hell und erfreuend ſei dein Regiment.
Zum Purpur werde dieſer Mantel nie! —
Wie wird dein Name ſeyn?

Aeonis.

Agape.

Recht und Wahrheit.

Sei ers?

Das Recht. (Zu den Verſammleten.)

Des alten Aeons und Aretens Tochter,
Aeonis, als Agape wird ſie jetzt von euch
Verehret und geliebt.

Stimmen.

Wir lieben ſie.

(Die beiden Knaben treten zu ihr mit ihren Palmzweigen.)

Beide.

Statt Schwert und Scepters nimm hier dieſe Palmen.

Erſter Knabe.

Die Palme, guter Wille.

Zweiter Knabe.

Gut Gelingen.

(Agape ſchwingt die Palmen und legt ſie auf den Altar.)

Chor der Arbeiterinnen.

Sie wehn uns Luſt zu jedem Guten zu.

Chor der Arbeiter.

Und ſüße Ruhe nach gelungner That.

Agape.

Ihr überſtrömet mich mit Hoffnungen;
Und doch entbehr' ich noch mein Theuerſtes,
Wo iſt ſie, meine Mutter?

(Ein Vorhang hinter dem Altar geht auf.
Arete in ihre Arme eilend.)

Meine Mutter!

Arete.

Du, meine Tochter, nichts, nichts ſoll uns trennen.

Chor der Arbeiterinnen.

Freudig ſingen
Wir Eure Liebe den Engeln einſt,
Die ſchön're Nachwelt ſei Geſang von Euch.

Chor der Arbeiter.

Dankbar tragen
Wir Eure Thaten in unſrer Bruſt.
Die beßre Nachwelt ſei Euch Preiß und Ruhm.

(Ein Geſang der Unſichtbaren läßt ſich hören.)
Aeonen weben den Gang
Der Geſtirn' und Erden und Menſchen,
Den Wahrheit zeichnete, den
Veſthält das Recht,
Und Lieb' und Tugend beleben.
Sterbliche, betet an
Den Gott der Aeonen.

SAKONTALA

ODER

DER ENTSCHEIDENDE RING.

EIN INDISCHES SCHAUSPIEL

VON

KALIDAS.

AUS DEN URSPRACHEN SANSKRIT UND PRAKRIT INS
ENGLISCHE UND AUS DIESEM INS DEUTSCHE
ÜBERSETZT

MIT ERLÄUTERUNGEN

VON

GEORG FORSTER.

Zweite rechtmäſsige,

VON

I. G. v. HERDER,

besorgte Ausgabe.

FRANKFURT AM MAIN 1803.
BEY AUGUST HERMANN DEM JÜNGERN.

GESCHENK
FRESENIUS

An

HERRN HOFRATH HEYNE

in

Göttingen.

BIBLIOTECA
[illegible]
[illegible]

Wenn ich des Abends nach vollbrachter Arbeit noch mit diesen Blumen Indiens spielte, war es mir oft gegenwärtig, wie angenehm es einen mit der Phantasie der Griechen, der Römer und anderer berühmten Völker vertrauten Geist beschäftigen müſste, dieses Werk mit den Dichtungen ihrer Kindheit zu vergleichen und wahrzunehmen, wiefern die schöpferische Energie des Menschen sich in ihren Aeusserungen überall gleich bleibt, und wie sie durch Lokalverhältnisse sich verändern läſst. Wem wird es nun nicht einleuchten, warum ich diese litterarische Seltenheit vor Ihren

Richterstuhl bringe? Bey Ihnen selbst wird der kindliche Geist, der in diesen Blumen weht, mein Fürsprecher seyn, wenn ich sie zum Kranz für die ehrwürdigen Schläfe des besten Vaters weihe.

Vorbericht

des englischen Uebersetzers. *)

In einem von jenen Briefen, die den Titel der erbaulichen (lettres édifiantes) führen, wiewohl die meisten mit lächerlichen Irrthümern angefüllt sind, und alle nur mit äusserster Behutsamkeit und mit Miſstrauen zu Rathe gezogen werden dürfen, fand ich vor einigen Jahren folgende Stelle:

---

*) Dieser Uebersetzer ist der gelehrte Sir William Jones, Oberrichter in Bengalen, dessen vertraute Bekanntschaft mit klassischer und orientalischer Litteratur, allen Philologen, und dessen Dichtergabe allen englischen Belletristen bekannt ist. Er hat auch die Asiatik Society in Indien gestiftet, deren Bemühungen ein groſses Licht über die Geschichte und Kenntnisse der Indier verbreiten. F.

„Im Norden von Indien giebt es viele Bü„cher, Nátak genannt, von denen die „Brahmen behaupten, sie enthielten sehr „viel von der alten Geschichte, ohne eini„ge Beimischung von Fabel."

Ich war nun äusserst begierig, vom wahren Zustande dieses Reichs, bevor es die Wilden (savages) aus Norden unterjochten, einen richtigen Begriff zu erlangen, und setzte mir deshalb vor, als ich nach Bengal gekommen war, mich entweder mit Hülfe von Uebersetzungen, an diese Bücher zu machen, falls sie nemlich übersetzt worden wären, oder die Sprache, worin sie ursprünglich geschrieben wurden, zu diesem Endzweck zu erlernen, wozu mich überdies noch der Zusammenhang dieser Kenntniſs mit der Rechtspflege der Hindus aufforderte. Allein sobald ich mich mit den Brahmen unterhalten konnte, versicherten sie mich, die Nátak wären keine Geschichtbücher, sondern wimmelten von Fabeln; es wären beliebte Volksbücher, die aus Unterredungen in Prose und in Versen bestünden, welche man ehedem vor den Rajas des Alterthums in ihren öffentlichen Versammlungen, über unzählige Gegenstände und in verschiedenen indischen Dialekten, gehalten hätte. Ich hatte nun zwar eine Definition, aber bey weitem noch keinen deutlichen Begriff, sondern hielt diese Werke für Gespräche über sittliche und gelehrte Gegenstände. Andere Europäer, die ich deshalb befragte, hatten im Gegentheil von den Eingebohrnen vernommen, daſs es Unterredungen über den Tanz, die Musik und die Poësie wären. Endlich hob ein sehr einsichtsvoller Brahme, Namens Radhakant, der mit den englischen Sitten vertraut worden war, alle meine Zweifel, und erfüllte mich mit Erstaunen und Freude zugleich, indem er mich versicherte, unser Volk besitze Dichtungen von eben der Art, wie die Natak, welche man auch in der kalten Jahrszeit öffentlich zu Calcutta aufführte, und wie man ihn berichtet habe, Schauspiele nennte.

Sogleich beschloſs ich, bey der ersten Muſse die Beste von dieser Gattung von Schriften zu lesen, und befragte meinen Brahmen, welche von den Nataks man allgemein vor allen andern schätzte? Er erwiederte ohne Bedenken: Sakontalá, und unterstützte seine Meinung, wie die Pandits *) pflegen, mit einem Vers, dieses Inhalts:

> „Der Ring der Sakontala, worin der vier-
> „te Akt und insbesondere vier Versabschnit-
> „te dieses Akts vorzüglich glänzen, ent-
> „faltet allen überschwänglichen Reichthum
> „von Kalidasas Genius."

Es währte nicht lange, so hatte ich eine richtige Abschrift dieses Stücks, und mit Hülfe meines Lehrers, Ramalotschan, fieng ich an, es zuerst Wort für Wort ins Lateinische zu übersetzen, welches dem Sanskrit so ähnlich ist, daſs es sich besser als irgend eine neuere Sprache für eine gewis-

---

*) Pandits sind diejenigen unter den Brahmen, die des Gesetzbuchs kundig sind; es ist ein Ehrentitel, den man einem Brahmen giebt. F.

senhafte Uebersetzung schickt. Hierauf übersetzte ich es wieder wörtlich ins Englische, und zuletzt, ohne irgend einen wesentlichen Ausdruck ab- oder hinzuzuthun, benahm ich meiner Uebersetzung die fremdartige Steifigkeit, und vollendete sie für das Publikum als ein gefälliges und authentisches Bild der alten Hinduischen Sitten und eine der gröſsten Seltenheiten, welche man aus der asiatischen Litteratur noch ans Licht gebracht hat. —

Die dramatische Dichtungsart muſs im indischen Reiche ein Alterthum haben, welches über alle historische Denkmäler hinausgeht. Man schreibt ihre Erfindung einem Weisen und angeblich Inspirirten, Namens Bheret, zu, der zugleich ein noch jetzt nach ihm benanntes musikalisches System erfand. Was aber diese Meinung wieder sehr zweifelhaft zu machen scheint, ist der allgemein angenommene Glaube, daſs der erste sanskritanische Vers, den je ein sterbliches Ohr zu hören bekam, von dem groſsen Wálmik, in einem Ausbruch von Empfindlichkeit ausgesprochen ward. Dieser berühmte Mann, der im silbernen Zeitalter der Welt lebte, war der Verfasser eines Heldengedichts über den Krieg seines Zeitgenossen, des Königs Ráma von Ayodhya. Hieraus scheint also zu folgen, daſs vor seiner Zeit kein Drama in Versen hätte aufgeführt werden können. Die Indier tragen sich auch mit einem phantastischen Mährchen, daſs das erste regelmäſsige Schauspiel über einerlei Gegenstand mit dem Ramayan, ein Werk des Hanumat oder Páwan, gewesen sey, der ein Heer von Satyrn oder Bergbewohnern in Ramas Zug gegen Lankà anführte. Sie fügen hinzu, er habe sein Gedicht auf einen glatten Fels gegraben, diesen aber, weil er mit seiner Arbeit unzufrieden gewesen wäre, hernach in das Meer gestürzt. Viele Jahre später habe ein gelehrter Fürst durch geschickte Taucher Abdrücke von dem Gedicht in Wachs nehmen lassen, und solchergestalt das Schauspiel gröſstentheils wieder hergestellt. Mein Pandit versicherte mich, er besitze es selbst.

Doch, wer auch immer diese Art der öffentlichen Unterhaltung erfunden hat, und zu welcher Zeit es geschehen seyn mag, — so viel ist gewiſs, daſs man sie bereits bis zu einem hohen Grade vervollkommnet hatte, als Wikramáditya, der im ersten Jahrhundert vor Christi Geburt regierte, die Dichter, Sprachkenner und Mathematiker beschützte, das ist, zu einer Zeit, da die Britten noch eben so roh und von aller wissenschaftlichen Erkenntnis entblöſst waren, als das Heer des Hanumat. Neun Männer von Talent, gewöhnlich unter der Benennung der neun Kleinode bekannt, hielten sich an seinem Hofe auf, und lebten köstlich von seiner Freigebigkeit; unter diesen wird Kalidás mit einer Stimme für den Glänzendsten anerkannt. Neulich wiederholte mir jemand einen neueren Sinnspruch, der für den Verfasser der Sakontala so ehrenvoll ist, daſs ich nicht umhin kann, ihn hier wörtlich herzusetzen:

„Die Dichtkunst war die spielende Tochter Walmiks; Wyasa erzog sie und „sie wählte sich Kalidás zum Bräutigam „nach der Ordnung Widerbha; sie war „die Mutter des Amara, Sundar, „Sankha und Dhanik; jetzt aber veraltet und entkräftet, ihre Schönheit verblichen, und mit schmucklosen Füſsen „ausgleitend indem sie geht, in wessen „Hütte verschmähte sie's noch, sich ein „Obdach zu suchen?"

Die übrigen Werke dieses berühmten Dichters, des Shakespears von Indien, so weit ich sie kennen gelernt habe, sind erstlich ein anderes Schauspiel, Urwasí betitelt; ein Heldengedicht oder vielmehr eine Reihe von Gedichten in einem Buch: über die Sonnenkinder; ein anderes, mit vollkommner Einheit der Handlung, über die Geburt des Kumára, des Kriegsgottes; zwei oder drei Liebesgeschichten in Versen, und endlich ein vortreffliches kleines Werk über den Versbau der Sanskritsprache, genau in der Art, wie der Terentianus. Einige halten auch dafür, Kalidas habe die Schriften Walmiks und Wyasas durchgesehen und die jetzt gangbaren Ausgaben dieser Schriftsteller verbessert. Soviel wird wenigstens von allen eingestanden, daſs er nächst diesen ehrwürdigen Sängern den gröſsten Ruhm besitzt, und man muſs es bedauern, daſs er nur zwei dramatische Gedichte hinterlassen hat, zumal da ihm die Erzählungen in seinem Raghuwansa eine Menge vortreflicher Gegenstände zu dieser Behandlungsart hätten hergeben können.

Einige seiner Zeitgenossen und eine Folge von andern indischen Dichtern, bis hinab in unsere Zeiten, haben eine so groſse Anzahl Trauerspiele, Lustspiele, Farsen und musikalische Schauspiele geschrieben, daſs das indische Theater wenigstens eben so viele Bände füllen würde als das Theater irgend eines alten oder neuern europäischen Volks. Die Pandits behaupten ohne Ausnahme, daſs ihre Schauspiele unzählbar sind, und gleich bey der ersten Erkundigung, die ich einzog, wurden mir deren mehr als dreiſsig bekannt, welche man für die erlesensten Blüthen aller Nataks hält, unter denen man, nächst jenen vom Kalidas, das bösartige Kind, die Entführung der Uschá, die Zähmung des Durwasas, die ergriffene Locke, Málati und Mádhawa, nebst fünf oder sechs dramatisirten Abentheuern ihrer eingefleischten Götter, am meisten bewundert. Sie sind durchgehends in Versen, wo der Dialog einen höheren Schwung nimmt, und in Prose, wo er sich zur gewöhnlichen Unterredung herabläſst. Den Vornehmen und Gelehrten wird das reine Sanskrit in den Mund gelegt; die Weiber hingegen sprechen Prakrik, welches nicht viel anders ist, als die Brahmensprache durch eine weichere Aussprache bis zur Zartheit des Italienischen verschmelzt. Die geringeren Personen des Schauspiels sprechen die gemeinen Dialekte der jedesmaligen Provinz, die sie in der Voraussetzung bewohnen.

Das Schauspiel Sakontala muſs zu jener Zeit, als man es zuerst vorstellte, sehr beliebt gewesen seyn. Das indische Reich stand damals in seiner vollen Stärke, und der Volkseitelkeit schmeichelte die glänzende Gestalt, in welcher Könige und Helden, der Stolz der Hindus, darin auftraten. Die Dekorationen müssen schön und prachtvoll gewesen seyn, und man hat guten Grund zu vermuthen, daſs der Hof zu Awanti wehrend der Regierung des Wikramáditya an Glanz von keines Monarchen Hofe, in keinem Zeitalter und in keinem andern Lande übertroffen ward. Duschmanta, der Held des Stücks, kommt in den chronologischen Tabellen der Brahmen vor, unter den Mondskindern, in der ein und zwanzigsten Generation nach der Sündfluth, und war, wenn wir anders im mindesten der Zeitrechnung der Hindus trauen dürfen, mit Obed oder Jesse ziemlich gleichzeitig. Puru, sein berühmtester Ahnherr, stammte im fünften Gliede von Buddha oder dem Merkur, welcher nach ihrer Aussage eine Tochter des frommen Königs heirathete, den Wischnu in einer Arche vor der allgemeinen Ueberschwemmung errettete. Sein ältester Sohn Bheret war der berühmte Vorfahr des Kuru, von welchem Pandu in gerader Linie stammte, und in dessen Familie der indische Apoll seine Menschwerdung annahm, weshalb auch das Gedicht, welches nach dem Ramayan das berühmteste ist, den Namen Mahá-Bhárat trägt.

Die Maschinerie des Schauspiels ist von dem annoch auf den heutigen Tag angenommenen mythologischen System entlehnt, dessen Erläuterung einen sehr dicken Band erfordern würde. Nur diese eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken, dafs die Götter, welche in dem entscheidenden Ringe *) vorkommen, augenscheinlich nur alle-

---

*) Dies ist der andere Name des Schauspiels Sakontala; im Englischen heifst es, the fatal ring: allein da wir schlechterdings kein Wort haben, was

gorische Wesen sind. **Maritschi**, das erste Erzeugnis des **Brahmá** oder der schaffenden Kraft, bedeutet das Licht, jenes zarte Flüssige, welches vor seinem Behälter, der Sonne, so wie das Wasser vor der See geschaffen ward. **Kasyapa**, der Sohn des Maritschi, scheint der personificirte unendliche Raum zu seyn, indem er unzählige Welten in sich faſst. Seine Kinder von der **Aditi** oder seiner wirkenden Kraft (wenn nicht **Aditi** den ursprünglichen Tag, und **Diti**, sein anderes Weib, die Nacht bedeutet) sind **Indra** oder das sichtbare Firmament und die zwölf Aditya oder Sonnen, die über eine gleiche Anzahl von Monaten den Vorsitz führen.

Ich wage es nicht eine kritische Beurtheilung der Karaktere und des ganzen Ganges dieses Schauspiels darzulegen. Die Menschen sind in Ansehung des Geschmacks so verschieden von einander, als in Empfindungen und Leidenschaften, und das Gefühl für

---

dem Worte fatal in seiner Vieldeutigkeit entspräche, so muſste ich eins wählen, das wenigstens den Sinn so nah als möglich traf. F.

Schönheiten der Kunst müssen wir, wie den Sinn für den Geruch der Blumen, den Geschmack der Früchte, den Anblick der Landschaften und den Laut der Melodieen, in jedem einzelnen Menschen nach seiner Sinnesempfänglichkeit und den unmittheilbaren Verknüpfungen seiner eigenen Vorstellungen bestimmen lassen. Es sey mir indessen erlaubt, noch dies hinzuzufügen, daſs wenn Sakontala in Indien je auf die Bühne gebracht werden sollte, in Indien sage ich, wo es nur allein mit der erforderlichen Kenntnis der indischen Kleidertrachten, Sitten und Scenen geschehen könnte, das Stück sich leicht auf fünf Akte von mäſsiger Länge zurückbringen lieſse, indem man den dritten Akt in den zweiten, und den sechsten in den fünften verlegte. Denn aufrichtig zu gestehen, die ganze Unterredung Duschmantas mit seinem Hofnarren, und ein groſser Theil seiner Liebelei in dem Aufenthalt der Einsiedler könnten ohne Schaden für das Drama weggelassen werden. *)

---

*) Wenn das gröſste Verdienst dieses Stücks für Europäer in der Sittenschilderung und in der Be-

Es ist mein sehnlichster Wunsch, daſs Andere sich die Mühe nehmen mögen, die Sanskritsprache zu lernen, und sich entschlieſsen mögen, die sämmtlichen Werke des Kalidas zu übersetzen. Was mich betrift, so werde ich wohl schwerlich wieder meine Muſse mit einem Geschäfte ausfüllen, welches meinen Berufsstudien, mir in Wahrheit auch die liebsten, so fremd ist, und ich bin nicht Willens irgend ein anderes Buch, aus welcher Sprache es sey, zu übersetzen, ausgenommen den juristischen Traktat des Menu, und die neue Sammlung der indischen und arabischen Gesetze. Die Brahmen halten jedoch nicht dafür, als sey die schöne Litteratur mit der Rechtsgelehrsamkeit unverträglich; denn der ehrwürdige Sammler des Hinduischen Codex, jetzt in seinem sechs und achtzigsten Jahr, weiſs das ganze Schauspiel

kanntmachung mit dem Geschmack der Hindu's in Absicht ihrer litterarischen Produkte besteht, so sind die Stellen, wovon oben die Rede ist, fur den Leser immer von einigem Werth, wenn sie gleich auf der Bühne entbehrlich oder gar zweckwidrig seyn sollten. F.

Sakontala auswendig, wie er mir zu meiner vollkommensten Ueberzeugung bey unserer letzten Unterredung bewies. Damit man aber nicht einst glauben möge, ich hätte eine Entschlieſsung, die ich fest zu halten gedenke, dennoch geändert, erinnere ich, daſs ich bereits vier oder fünf andere Bücher wirklich übersetzt habe und unter diesen die Hitopadesa, die ich blos zur Uebung im Erlernen der Sanskritsprache vornahm und zwar drei Jahre eh' ich bewuſste, daſs Herr Wilkins, ohne dessen Beystand ich diese Sprache nie erlernt hätte, mit dem Gedanken umgienge, dasselbe Werk dem Publikum mitzutheilen.

Vorrede

des Uebersetzers.

Die indische Litteratur ward in England schon vor einigen Jahren ein Gegenstand der Wissbegierde, und nichts ist begreiflicher, als die Wärme, womit man sich dort für die Kenntnisse und Vorstellungsarten eines Volks interessirt, von welchem funfzehn Millionen unter dem brittischen Zepter stehen. Die Erscheinung eines dramatischen Werks aus Indien, welches ein neunzehnhundertjähriges Alter für sich hat, war also bey der bereits in Umlauf gekommenen näheren Kenntnis von jenem Lande hinreichend, auch ohne Rücksicht auf den Inhalt, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, die ohnehin in einer Stadt, wo sieben bis achtmal hunderttausend Menschen beysammen wohnen, so leicht gespannt werden kann.

In Deutschland verhält es sich anders. Wir haben keine Hauptstadt und kein näheres Interesse, das den Geisteswerken der Indier eine äussere Wichtigkeit des Augenblicks verleihen kann. Daher entbehrt unser Publikum, vielleicht weil das Gesetz des Geschmacks nur in einer verfeinerten Hauptstadt entstehen und herrschend werden kann, jenen in reitzbaren Mechanismus übergegangenen Kunstsinn, der es wenigstens vor einer lächerlichen Hochschätzung des Erbärmlichen sicher stellen könnte, wenn auch seine schulgerechte Strenge gar oft die regellose, genialische Schönheit verkennt; und nur als seltene, vereinzelte Gabe findet sich unter uns die künstlerische Unbefangenheit, womit die reine Phantasie sich alle noch so fremde Formen aneignen und das Schöne in jeder Beziehung auffassen kann, ohne sich selbst der Herrschaft der edelsten Form zu entziehen. Gleichwohl hat uns geographische Lage, politische Verfassung und so manches mitwirkende Verhältniſs den eklektischen Karakter verliehen, womit wir das Schöne, Gute, und Vollkommene, was hie und dort in Bruchstücken und Modifikationen auf der ganzen Erdoberfläche zerstreut ist, uneigennützig um sein selbst willen erforschen, sammlen und so lange ordnen sollen, bis etwa der Bau des menschlichen Wissens vollendet da steht, — oder unsere Rolle gespielt ist und künftige Menschenalter die Steine, die wir zusammentrugen, zu einem neuen Gebäude brauchen.

Diese allgemeine Empfänglichkeit ist es, die uns in Stand setzt, den Werken des Geschmacks, gleichviel von welcher Nation, wenn sie nur wahre Vorzüge besitzen, wirklich zu huldigen; dahingegen es Franzosen, Engländern und Italienern so schwer, ja fast unmöglich wird, sich in eine andere Denkungs- und Empfindungsart, in andere Sitten und Gewohnheiten als die ihrigen zu versetzen. Ihr Genufs ist einseitig und konventionell, der unsrige kann allgemein und philosophisch seyn; sie suchen nur unmittelbare Befriedigung ihres Geschmacks, wir hingegen fühlen uns auch hier am liebsten im Verstande, wir geniefsen auch in Werken der Kunst den Zuwachs unseres Wissens. Ohne jemanden einen Vorwurf daraus zu machen, dafs er anders empfindet, ohne selbst ihm die speziellen Vorzüge seiner Empfindungsart streitig zu machen, können mir mit der unsrigen zufrieden seyn. Wie das vortrefflichste Instrument nicht eher seine Wirkung thut, als bis es so meisterhaft berührt wird, dafs seine verborgensten, zartesten Töne hervorgehen, so ist auch der Mensch mit den edelsten, reichsten Anlagen eher nicht auf der Annäherung zu dem möglichsten Grade seiner Vervollkommnung begriffen, als bis er alle Eindrücke, welche die Erfahrung ihm geben kann, wirklich empfangen hat, und von ihrer Harmonie gleichsam wiedertönt.

Je edler also der Mensch oder je empfänglicher und wirksamer zugleich, desto begieriger muſs er Vorstellungen auffassen und einsammlen, um sich daraus das Ganze der äussern Welt in vollkommenerem Zusammenhange wieder herzustellen. Die Einsammlung von Erfahrungen aller Art, theils unmittelbar mit eigenen Sinnen, theils mittelbar durch die Schriftzüge, wird folglich die Vorbereitung zur zweckmäſsigsten Anwendung unseres Hierseyns, und wenn unsere Neigung mit den vernünftigen Vorstellungen, die wir von unserer Bestimmung haben, übereinstimmt, so dürfen wir uns im Vergleich mit andern Völkern über eine stiefmütterliche Behandlung der Natur wenigstens nicht beklagen.

Jedes Land hat seine Eigenheiten, welche auf die Geisteskräfte und auf die Organisation der Einwohner zurückwirken. Aus diesen sehr verschiedenen Individualitäten, wenn wir sie vergleichen und das Allgemeine vom Lokalen absondern, entwickeln wir uns den richtigeren Begriff der Menschheit. Durch wissenschaftliche Verfeinerung in Kenntnissen und Sitten zu einer künstlich abgemessenen, raisonnirten Lebensweise gestimmt, könnten wir aber leicht des einfachen Naturgefühls entwohnen, wenn wir es nicht in den Geisteswerken solcher Nationen wieder fänden, die bis zu unserer komplicirten Ausbildung nicht hinangestiegen sind. Aus diesem Gesichtspunkte darf uns die Litteratur der Indier nicht gleichgültig seyn. Hier öffnet sich unserm Gefühl und unserer Phantasie ein ganz neues Feld, eine vorzüglich schöne Individualität des menschlichen Karakters.

Es wäre hier der Ort von dem Eigenthümlichen der indischen Dichtung zu sprechen, und den Leser durch leichte Umrisse der allgemeinen Geistesbildung jenes merkwürdigen Volks, so weit sie durch die neueren Bemühungen der Engländer bekannt ist, auf den rechten Gesichtspunkt zu führen, aus welchem die nachstehende, aus der alten heiligen Sprache der Indier übersetzte dramatische Schrift beurtheilt zu werden verdient. Man könnte, um diesem Entwurf noch einiges Interesse zu geben, theils diesen Menschenstamm und seine lokalen Verhältnisse karakterisiren, theils die Berührungspunkte aufsuchen, wo die Phantasie sowohl als die Vernunft und der Sinn alter und neuer Völker mit den indischen zusammentreffen. Vielleicht wäre es sogar nöthig, vor einer zu raschen Vergleichung der Kunstprodukte eines so entfernten, so von europäischen Sitten abgeschiedenen Volks mit den unsrigen, und vor der Anwendung unserer Regeln auf etwas, das ohne einen Begriff von diesen Regeln entstand, recht ernstlich zu warnen. Die Billigkeit forderte wohl, daſs man es deutlich auseinandersetzte, wie die Verschiedenheit der indischen Mythologie, Geschichte und Sitten, von der griechischen zum Beispiel, den Kunstwerken jenes Landes eine uns ungewohnte Gestalt und Maschinerie verleihen müsse, wie aber das Interessante eines solchen Werkes gar nicht darin bestehe, ob es fünf oder sieben Aufzüge habe, sondern daſs die zartesten Empfindungen, deren das menschliche Herz fähig ist, sich so gut am Ganges und bey dunkelbraunen Menschen, wie am Rhein, am Tyber, am Illissus bey unserem weissen Geschlechte äussern konnten.

Allein die Umstände wollen jetzt unserer Sakontala diesen begleitenden Schutz nicht gestatten. In einem gesitteten Lande wird man der sanften schüchternen Fremden ja nichts zu Leide thun? Vielleicht wird man sogar sie um ihrer selbst willen lieb gewinnen und ihr die edle Gastfreundschaft ihres eigenen Vaterlands nicht vermissen lassen. Alsdenn ist es immer noch Zeit, ihr künftig jene Begleitung als Ehrenwache beizugeben.

Mainz,
den 3ten April 1791.

Georg Forster.

Längst wuſste man, daſs die gelehrte Caste der Indier alte dramatische Gedichte besäſse; aus dem groſsen Reichthum ihrer Mythologie und epischen Mährchen war solches auch leicht zu vermuthen; eine Blume aber, wie die Sakontala erwartete, und zwar beim ersten Funde, wohl niemand. Dem reich- und vielverdienten W. Jones war dieser glückliche Fund beschieden; sein Name wird mit der Sakontala blühen, wenn manche seiner andern Bestrebungen vergessen seyn werden: denn auch darinn waltete über dies indische Drama ein gutes Schicksal, daſs W. Jones es nicht, wie er es mit andern Erzählungen und Poësien gemacht, anglisiren, sondern treu darstellen wollte. Wörtlich übersetzte er es zuerst in Latein, (und es wäre kein übel angewandtes

Papier, wenn man diese wörtliche Uebersetzung öffentlich machen wollte) dann ins Englische treu und einfach.

Ein zweites gutes Schicksal waltete über die Sakontala, da sie zur deutschen Uebersetzung dem gleichfalls vielverdienten und auch wie Jones zu frühe dahingegangenen G. Forster in die Hand kam. Er, beider Sprachen und der Naturgeschichte Indiens kundig, dabey ein Mann von Geschmack und zartem Gefühl, bereicherte seine Uebersetzung mit Erläuterungen, deren das englische Original entbehret; treffende Erläuterungen auch für andre Poësien der Indier, die ohne Kenntniſs der Naturgeschichte dortiger Gegend einen groſsen Theil ihrer Anmuth verlieren. Uns Deutschen wird G. Forsters Name eben auch mit der Sakontala in lieblichem Andenken leben.

Eben deſshalb ist bey dieser Ausgabe an seiner Uebersetzung nichts geändert, auch seinen Erläuterungen nichts hinzugefügt worden. Deutschland hat an ihr viel Freude genossen, und so bleibe sein Kranz unberühret. Die jüngere Generation lerne auch hier von dem Indier, immer vertrauter mit dem Geist der Natur werden und genieſse ferner an dieser Sakontala Freude.

Denn sie verdienets. Das einfache Mährchen des entscheidenden Ringes beut in der gröſsten Mannichfaltigkeit eine Reihe Scenen dar, die von der sanftesten Idillen-Anmuth im Hain der Einsiedler, zum höchsten Epos eines Paradieses über den Wolken reichen. Mit Blumenketten sind alle Scenen gebunden, jede entspringt aus der Sache selbst, wie ein schönes Gewächs, natürlich. Eine Menge erhabener sowohl als zarter Vorstellungen finden sich hier, die man bey einem Griechen vergebens suchen würde: denn der indische Welt- und Menschengeist selbst hat sie der Gegend, der Nation, dem Dichter eingehauchet.

Im indischen, nicht europäischen Geist muſs man also auch die Sakontala lesen. Die Idillenscenen z. B. mit der Sanftmuth und Naturliebe dieses Volks, das in einer vom Himmel mit Naturgeschenken so reichausgestatteten Gegend lebt und sich derselben erfreuet. Ihm werden Scenen der Natur, der Vertraulichkeit mit Pflanzen und Thieren, endlich der sinnlichen Liebe selbst nicht langweilig. Ihr Blut sprudelt nicht wie das Blut der von Gährung erhitzten Völker. Die Götterverehrung, die man dem Könige erweiset, so ganz in indischen Sitten und indischer Denkweise, wird man sich gefallen lassen; nicht nur, weil, wie der Theaterdirector beim Eingange zu vernehmen giebt, das Drama ein Hof-Divertissement seyn soll, sondern auch weil eben hieraus, aus dem Vornehmen und Göttlichen der Königswürde die höchsten Schönheiten des Drama entspriessen; auf einem niedrigern Boden konnten sie nicht entwickelt werden. Dahin gehört der Anstand des Königes im Haine sowohl als im Palast, in der Liebe sowohl als in seinen Geschäften; dahin, die Zauberdecke, die auf seinen Fehl, die Vergessenheit seines Versprechens gelegt wird; eine höhere Macht hält ihm die Sinne gefangen, ein Fluch hat ihm, jedoch nur auf kurze Zeit, sein Gedächtniſs geraubet; und auch diesen Fehl büfset er eben so edel als schmerzlich. Dahin endlich gehört sein Erwachen aus einer Traurigkeit, die zu nichts führet. seine Fahrt auf dem Wagen des Donnergottes, seine Belohnung — das Wiederfinden der Sakontala und seines heldenmüthigen Knaben. — Auf der andern Seite, Sakontala, das Kind der Natur, aufgeblüht im reinsten Aether, einem Schutz- und Erziehungsort der Frauen. Wald und Blumen, die geheiligte Einsamkeit sind das umzäunte Paradies, worinnen diese unbekannte Hochgebohrne, als eine Blume, verborgen und ungestört sich entfaltete, ihre unschuldige Seele gebildet und gepflegt von der Hand der Weisheit ihres Pflegevaters; — und für wen? für den edelsten Mann; Er, der hochverehrte, angebetete König — Sie, die von der ganzen Natur gefeierte weibliche Unschuld und Liebe.

Ich zweifle, ob menschlich zartere und zugleich vornehmere Ideen unsres Erdenweltalls können gedacht werden, als diese königliche Würde, diese Natur und Liebe, Indiens Heiligthümer. Das Epische in ihnen ist unübertrefflich.

Und zugleich allenthalben das Wunderbare höchst natürlich. Alles ist in der indischen Natur belebt; hier sprechen und fühlen Pflanzen, Bäume, die ganze Schöpfung. Die ganze Schöpfung ist — Erscheinung, des und des Gottes, in dieser und jener Verwandlung. Nah und fern wirken Geister auf Geister; die sie umgebenden, darstellenden Hüllen und Formen sind — Maja, eine liebliche Täuschung. In dieser Vorstellungsart, in der alles sich so leise und zart berühret, kann mit Beibehaltung ewiger Urformen alles aus allem werden. Ein wechselndes Spiel für die Sinne wird das groſse Drama der Welt; der innere Sinn, der es am tiefsten, innigsten geniest, ist Ruhe der Seele, Götterfriede.

Sehr zu wünschen wäre es also, wenn mehrere dramatische Stücke der Indier, von Kalidas und anderen Dichtern treu übersetzt würden: ja es ist zu verwundern, daſs, statt anderer weniger nutzbaren Bemühungen, dies noch nicht geschehen, da W. Jones in seiner Vorrede zur Sakontala, und Fra Paolino da San Bartolomeo in seiner Reise nach Ostindien, a) deren eine Reihe anführen, solches nicht schon geschehen sey. Begierig schlug ich in W. Jones Werken b) den Titel auf: „die Jahrszeiten, ein beschreibendes Gedicht von Calidas;“ und fand beim Umschlagen des Blattes nichts als ein Avertissement, daſs dies das erste im Sanskrit gedruckte Buch und dieser Ehre werth sey, in jeder Zeile. Lieber hätte ich aus einer Uebersetzung dies Lob ihm selbst gegeben. So ist wohl auch niemand, der sich nicht, aus W. Jones englischen Reimen hinweg, jede indische Erzählung, jeden indischen Hymnus in die einfachste Prose wünschte: denn, nach einem Gleichniſs aus der Sakontala selbst, paſst sich die englische Reim-

---

a) Fra Paolina da San Bartolomeo Reise nach Ostindien, übersetzt von I. R. Forster. Berlin 1798 B. 2. Kap. 2 S. 375. u. f.

b) The Works of W. Jones. Vol. 6. p. 431.

kunst zur indischen Dichtung, wie zehrend-brennendes Wasser auf die zarte Mallikablume, die es (wie die Engländer die Hindu's selbst) sengt und zerstöret. Lieset man die Verzeichnisse indischer Handschriften in W. Jones Werken und in Ousely's Collectionen, die sich in den Händen Sprachgelehrter Britten befinden, und siehet, was aus ihnen übersetzt worden, so hat man freilich zu mancher Verwunderung Anlaſs. a) Doch, was nicht ist, wird werden. Genug, daſs diese Geistes- und Gemüthsschätze der friedseligsten Nation unsers Erdballs sammt ihrer Sprache, der kaufmännischen Nation desselben Balles anvertraut sind; früher oder später werden sie solche doch auch auf Gewinn anlegen. Du legtest solche nicht darauf an, guter William Jones;

---

a) What has been done for Major Ousely, sagt ein Engländer selbst, who so a perfect acquaintance with classical literature, unites a knowledge of Hebrew, Syriac, Turkish, Arabic and Persian, which properl'y encouraged would make his Oriental Collections a fund of elegans and useval information? Nothing. Jonathan Scott. Schluſs der Vorrede zum Bahar-Danusch, or Garden of Knowledge. Vol. 1. 1799.

dein Name, Präsident indischer Literatur, bestehe ewig.

Uebrigens ist Sakontala, oder der entscheidende Ring, seiner Abweichungen vom Griechischen, Französischen und Englischen Theatercostume ungeachtet ein Drama, wie irgend Eins es seyn mag, eine wahre, ja ich möchte sagen die zarteste Schicksalsfabel. Das Leben im Hain und am Hofe sind so treu geschildert, die Karaktere so fest und zart gehalten; unmerklich und unauflöslich den Sterblichen, wird der Knote zusammengezogen und königlich - göttlich gelöset. Die Sprache ist geschmükt, Blumenreich und nie doch übertrieben, das Betragen der Personen und Stände gegen einnander, seyen sie Götter oder Menschen, ist so anständig und artig, dafs in allem diesem das Stück seines Gleichen suchen dürfte in allen Sprachen, unter allen Nationen. Auch die eingemischten Stimmen der Musik, die Züge der Malerei, des Schmuckes, des Scherzes sind eben so original als zierlich; die Begriffe der Religion endlich, zumal in den Wohnungen des Paradieses, sind (wer darfs läugnen?) selbst paradiesisch. Finde Sakontala auch in dieser Ausgabe, wie in der ersten, viele Freundinnen und Freunde; empfange sie auch bald aus den reichen Schätzen Indiens dramatische Geschwister, die ihr gleichen.

Weimar den 2. May, 1803.

I. G. v. Herder.

SAKONTALA,

oder

der entscheidende Ring.

Personen:

Duschmanta, Kaiser von Indien.
Sakontala, die Heldin des Stücks.
Anusuya,) Jungfrauen, ihre Gespielinnen.
Priyamwada,)
Madhawya, des Kaisers Hofnarr.
Gautami, eine alte Einsiedlerin.
Sarngarawa,) Brahmen.
Saraduata,)
Kanna, Pflegevater der Sakontala.
Kumbhilaka, ein Fischer.
Misrakesi, eine Nymphe.
Matali, Indras Wagenführer.
Serwademana, ein kleiner Knabe.
Kasyapa,) Gottheiten, Indras Eltern.
Aditi,)

Staatsbeamte, Polizeidiener, Brahmen, Jungfrauen, Einsiedler, Schüler, Kämmerer, Schloſswächter, Boten und Bediente.

Prolog.

Ein Brahme spricht den Segen.

Wasser war des Schöpfers erstes Werk;
Feur empfängt die Gaben
anbefohlen im Gesetz:
heilig ist die Opferweihe!
  Zeiten miſst das Himmelslichterpaar
und des Schalles Führer,
zarter Aether, füllt das All!
Erd' ist des Gebährens Mutter;
  Leben alles Athmenden ist Luft!
So in acht Gestalten
sichtbar, nähr' und segn' euch Gott,
Issa, der Naturverwandler!

Der Theaterdirektor (hereintretend.) Wozu eine lange Rede? (Sieht nach dem Anlegezimmer.) Wenn Sie mit ihrem Putz fertig sind, Madame, so belieben Sie nur zum Vorschein zu kommen.

Schauspielerin (erscheint.) Da bin ich schon; was befehlen Sie, mein Herr?

Theaterdirektor. Dies, Madame, ist die zahlreiche und erlesene Versammlung des ruhmvollen Helden, unseres Königs **Wikramadítya**, des Beschützers aller frohen Künste. Vor diesen Zuschauern müssen wir ein neues Werk des Kalidás, betitelt: **Sakontala oder der entscheidende Ring**, aufführen. Also bittet man allerseits um Aufmerksamkeit.

Schauspielerin. Wer könnte wohl bey einer Unterhaltung, womit es so gut gemeint ist, nicht aufmerksam seyn?

Theaterdirektor (lächelnd.) Ich rede ohne Rückhalt, Madame. — Insofern ein erleuchtetes Publikum von unseren theatralischen Talenten Vergnügen empfängt und ausdrückt, insofern und nicht weiter setze ich auf diese Talente einen Werth. Ich zweifle jedoch an meinen Kräften, wie groſs auch immer meine Anstrengung sey.

Schauspielerin. Sie urtheilen richtig, daſs Sie erst nach dem Grade des Vergnügens, den diese Versammlung empfinden wird, Ihr Verdienst abmessen wollen; allein ich zweifle nicht, bald wird sichs zeigen, wie man es schätzt. Haben Sie sonst noch etwas zu befehlen?

Theaterdirektor. Was können Sie besseres thun, da Sie nun einmal auf der Bühne stehen, als die Seele der Zuhörer mit Gesang erheitern und ihren Sinn damit erquikken?

Schauspielerin. Soll ich die Beschreibung einer Jahrszeit singen? und welche Jahrszeit hören Sie am liebsten beschreiben?

Theaterdirektor. Eine schönere Zeit kann man nicht wählen, als den Sommer, der jetzt eben beginnt und reich an Vergnügen ist. Wie süſs ist der Schluſs eines Sommertags, der unsere Jugend zum Bad in kühlen Bächen einladet, und zum leichten Schlummer verführt, im Schatten, wo säuselnde Waldlüfte sie kühlen, die über den blühenden Patalis hinstreifend, ihm seine Wohlgerüche raubten.

Schauspielerin (singt.)
Seht die zarten Blüthen
des Nagakesar
von Bienen sanft geküſst!
Seht die Mädchen stecken
Sirischablüthen
sich niedlich hinters Ohr!

Theaterdirektor. Reitzendes Lied! die ganze Versammlung funkelt gleichsam Beifall; die Musik zu den Worten erfüllt ihre Seele mit Entzücken. Mit welcher andern Vorstellung können wir die Fortdauer ihrer Gunst uns sichern?

Schauspielerin. O! mit keiner, als dem entscheidenden Ringe, den Sie eben angekündigt haben.

Theaterdirektor. Wie konnt' ich auch das vergessen? In jenem Augenblick wiegten mich deiner Stimme Melodieen in Zerstreuung, und lockten mein Herz, wie den König Duschmanta jetzt die schnelle Antelope lockt.

(Beide gehen ab.)

Erster Aufzug.

Scene: ein Wald.

Duschmanta auf seinem Wagen verfolgt eine Antelope oder Gazelle mit Bogen und Köcher; sein Wagenführer begleitet ihn.

Der Führer. (Sieht erst die Antelope, und dann den König an.) Wenn ich dort die schwarze Antelope und dann dich, o König! ins Auge fasse, mit deinem gespannten Bogen, so erblick' ich gleichsam vor mir den Gott Mahesa, wie er einen Hirsch verfolgt, mit seinem Bogen, genannt Pinaka, straff in seiner Linken.

Duschmanta. Das schnelle Thier hat die Jagd sehr in die Länge gespielt. Dort läuft es nun wieder, mit seinem Halse so zierlich zurückgebogen, und sieht sich von Zeit zu Zeit nach dem Wagen um, der es verfolgt. Jetzt, aus Furcht vor dem herabsinkenden Pfeil, ziehet es den Kopf ein, und streckt die biegsamen Hüften, und jetzt ermattet, hält es inne mit halbgeöffneten Lippen das Gras auf seinem Pfade abzuweiden. Sieh, wie es springt und in langen Sätzen sich fortschnellt, leicht am Erdboden hinschwebt, und sich wieder hoch in die Luft bäumt. Jetzt wird seine Flucht so schnell, daſs ich es kaum noch erkennen kann.

Der Führer. Wir hatten rauhen Boden, und die Pferde wurden im besten Rennen aufgehalten. Der Flüchtling hatte unsere Zögerung benutzt. Hier ist es eben, und es wird ein leichtes seyn, ihn einzuholen.

Duschmanta. Laſs ihnen den Zügel schieſsen.

Der Führer. Wie der König befiehlt. (er jagt im vollen Lauf und hernach gemach.) Entfliehen konnt' er nicht. Die Staubwolken von den Pferden aufgetrieben, berührten sie nicht einmal; sie schüttelten die Mähnen, ſpitzten die Ohren, und galoppirten nicht, nein, sie flogen über die glatte Ebene.

Duschmanta. Sie holten die schnelle Antelope bald ein. Gegenstände, die entfernt ganz klein erschienen, wurden plötzlich groſs; was wirklich getheilt war, schien Eins, indem wir vorüberkamen, und was krumm war, schien gerade. Die Bewegung der Räder war so schnell, daſs einige Augenblicke nichts nah und nichts fern zu seyn schien. (Er legt einen Pfeil an die Bogensehne.)

Stimme hinter der Scene.

Sie darf nicht getödtet werden! Diese Antelope, o König, hat in unserm Walde ihren Zufluchtsort; man darf sie nicht tödten!

Der Führer (horcht und sieht sich um.) Eben stand das Thier Dir schuſsgerecht, da kommen ein paar Einsiedler dazwischen.

Duschmanta. So halte den Wagen an.

Der Führer. Des Königs Wille geschieht. (Er hält die Zügel an.)

Ein Einsiedler und sein Schüler.

Der Einsiedler (hebt die Hände auf.) Tödte nicht, mächtiger Herrscher, tödte nicht ein armes junges Thier, das einen Schutzort gefunden hat. Nein, gewiſs, es darf nicht verletzt werden. Ein Pfeil in dem zarten Leibe eines solchen Thiers, wäre wie Feuer in einem Ballen Baumwolle. Verglichen mit deinen scharfen Geschossen, wie schwach muſs nicht das zarte Fell einer jungen Antelope seyn! Verbirg doch schnell den Pfeil, mit dem du zieltest. Eure Waffen, ihr Könige, ihr Helden, sind zur Rettung der Bedrückten bestimmt, nicht zum Verderben des Schuldlosen.

Duschmanta. (grüſst sie) Seht, ich berge meinen Pfeil. (er steckt ihn in den Köcher)

Der Einsiedler (freudig.) Dein würdig ist diese That, glorreichster Fürst; ja sie ist eines Fürsten würdig, der von Puru stammt. Möchtest du einen Sohn haben, den die Tugend ziert, einen Beherrscher der Welt!

Der Schüler (beide Hände emporhebend.) Ja! allerdings möge dein Sohn mit jeder Tugend geschmückt seyn, ein Beherrscher der Welt!

Duschmanta (neigt sich gegen sie.) Mein Haupt trägt in Ehrfurcht die Aussprüche eines Bramen.

Der Einsiedler. Wir sind hiehergekommen, groſser König! um Holz zu einem feierlichen Opfer zu sammeln. Dieser Wald am Gestade des Malinistroms ist ein Zufluchtsort der wilden Thiere, die Sakontala hier beschützt; sie selbst aber hat unser heiliger Lehrer Kanna, als ein theures ihm anvertrautes Pfand empfangen. Wenn dich sonst nichts abhält, so begieb dich in jenen Hain, damit man dir die Pflichten der Gastfreundschaft erweisen möge. Siehst du dann mit eigenen Augen die tugendhafte Lebensweise derer, denen Frömmigkeit ihr alleiniger Reichthum ist, und deren irrdische Sorgen nun schon überstanden sind, dann wirst du ausrufen:

> „Wie manchen guten Unterthan schützt dieser Arm, dem harte Schwielen schon die Bogensehne schlug!“

Duschmanta. Ist euer Hausherr zu Hause?

Der Einsiedler. Unser Lehrer ist nach Somatirtha gegangen, und hofft daselbst durch sein Gebet ein Unglück abzuwehren, womit das Schicksal die unsträfliche Sakontala bedroht. In seiner Abwesenheit hat er ihr anbefohlen, alle Gastfreunde mit schuldiger Ehrerbietung zu empfangen.

Duschmanta. Heiliger Mann, ich will ihr aufwarten; sie wird Zeugin meiner Andacht seyn, und dem ehrwürdigen Weisen günstigen Bericht davon erstatten.

Beide Einsiedler. Laſs es so seyn. Wir wollen jetzt unserm Geschäfte nachgehen. (Der Einsiedler und sein Schüler gehen ab.)

Duschmanta. Fahre zu! Indem wir diesen Wohnsitz der Heiligkeit besuchen, reinigen wir unsere Seelen.

Der Führer. Wie der König, (langes Leben ihm!) befiehlt. (Er fährt weiter.)

Duschmanta (sieht sich nach allen Seiten um.) Daſs wir uns ohnweit der Wohnung frommer

Einsiedler befinden, hätte sich deutlich genug gezeigt, wenn es auch niemand gesagt hätte.

Der Führer. An welchen Zeichen erkennt man das?

Duschmanta. Wirst du sie nicht gewahr? Sieh, unter jenen Bäumen liegen die geweihten Körner, die dort hingestreut wurden, indeſs die zärtlichen Papageyenweibchen ihre unbefiederten Jungen im hangenden Neste fütterten. Bemerke wieder an andern Stellen die glänzenden Stücke von geglättetem Stein, womit man die öligte Frucht des heiligen Ingudi zerstoſsen hat. Sieh die jungen Wildkälber, wie sie Zutrauen zum Menschen gewonnen und sich an den Laut seiner Stimme gewöhnt haben, wie sie sorglos umherhüpfen und ihren Lauf nicht verändern. Auch ist die Oberfläche des Flusses roth, von Streifen geweihter Rinde, die mit dem Strom herabschwimmen. Sieh noch einmal; die Wurzeln jener Bäume baden sich in dem Gewässer heiliger Teiche, und es zittert, indem der Wind darauf spielt; sieh, dort den hellen Glanz des frischen Laubes sich eine Zeit lang verhüllen im Rauch, der von dem Opfer des reinen Ghih aufsteigt. Sieh noch, die jungen Rehe grasen, ohne sich bey unserer Annäherung zu fürchten; der Grasplaz dort vor dem Garten ist ihr Aufenthalt, wo die Spitzen des Opfergrases, zu irgend einem frommen Gebrauch abgeschnitten, umhergestreut liegen.

Führer. Jetzt bemerke ich alle diese Wahrzeichen einer Heiligenwohnung.

Duschmanta (indem er sich abwendet.) Freund! dieses ehrwürdige Heiligthum darf nicht verletzt werden. Hier also, laſs den Wagen stehen bleiben, daſs ich absteige.

Der Führer. Ich halte die Zügel an. Der König steige nach seinem Willen hernieder.

Duschmanta. (ist abgestiegen und besieht seinen Anzug.) Die dem Gottesdienst geweihten Haine muſs man in demüthigerem Aufzug betreten. Nimm diesen königlichen Schmuck, (der Führer empfängt ihn) und indeſs ich die Einwohner dieses Orts betrachte, sorge, daſs die Pferde getränkt und geputzt werden.

Der Führer. Es geschehe, wie du befiehlst. (geht ab)

Duschmanta (geht umher und sieht sich um) Nun dann betrete ich das Heiligthum. (Er geht in den Hain.) Ha! diese Stätte ist heilig; es zuckt in meinem rechten Arm! (Er hält inne und sinnt.) Welchen neuen Gewinn kann mir diese Vorbedeutung in einem abgelegenen Walde verheissen? Ei nun! die Thore vorherbestimter Begebenheiten stehen überall offen!

Hinter den Scenen.

Kommt her, geliebte Gespielinnen! o kommt her!

Duschmanta (horcht.) Ha! ich höre weibliche Stimmen dort rechts von jener Laube. Ich muſs wissen, wer da spricht. (Er geht herum und schaut.) Es sind Mädchen, seh ich, die zur Familie des Einsiedlers gehören. Sie tragen Wasserkrüge von verschiedener Gröſse, ihren Kräften angemessen, um die zarten Pflanzen zu wässern. O wie lieblich sind sie gestaltet! Ist die Schönheit der Mädchen, die im verborgenen Haine wohnen, dem Innern der Palläste so fremd? Dann hinweg mit den Gartenblüthen und den Waldblumen Platz gemacht, die an Farbe und Duft sie übertreffen! (Er bleibt stehen und staunt sie an.)

Sakontala, Anusuya und Priyamwada.

Anusuya. O meine Sakontala! in deiner Gesellschaft scheinen mir erst die Bäume unsers Vaters Kanua schön und entzückend. Dir ziemt es, du Zarte, wie die frisch aufgeblühte Mallika so zart, die Kanäle mit

Wasser zu füllen, die man rund um die niedlichen Stauden gegraben hat.

Sakontala. Nicht blos, weil unser Vater es gebot, verrichte ich dieses Geschäft, wiewohl der Beweggrund hinreichend wäre; ich fühle wirklich die Neigung einer Schwester für diese jungen Pflanzen. (Begieſst sie.)

Priyamwada. Meine holde Freundin, die Stäuche, die du begossen hast, blühen im Sommer, der jetzt erst angeht; laſs uns auch jenen Wasser geben, deren Blüthezeit verstrichen ist; je uneigennütziger, desto gröſser ist unsere Tugend.

Sakontala. Herrlicher Rath! (Sie begieſst andere Pflanzen.)

Duschmanta (bey Seite, und voll Entzücken) Wie? ist das Kannas Tochter, Sakontala? (mit Verwunderung) der ehrwürdige Weise muſs doch hartherzig seyn, daſs er einem so reizenden Mädchen diese niedrige Beschäftigung aufträgt und sie in den groben Mantel von gewebter Rinde kleidet. Wer es verlangen könnte, daſs dieses wunderschöne Geschöpf, dem auf den ersten Blick meine entzückte Seele sich hingiebt, alles Ungemach seiner strengen Andacht erdulden solle, der wird auch hartes Samiholz mit einem blauen Lotosblatt zerspalten wollen. Hinter diesem

Baume will ich mich verbergen, um ihre Reitze anzuschauen, ohne ihre Vertraulichkeit zu stören. (Tritt ins Gebüsch.)

Sakontala. Meine liebe Priyamwada hat mir den Mantel von Rinde so fest über die Brust gebunden, daſs es mich schmerzt. Anusuya, ich bitte dich, bind' ihn los. (Anusuya löset das Band des Mantels.)

Priyamwada (lachend.) Ja freilich, süſse Freundin, genieſse, so lange du kannst, die Blüthe der Jugend, welche deinem Busen diese reitzende Wölbung giebt.

Duschmanta (für sich.) Wohlgesprochen, Priyamwada! Nein; ihre Reitze lassen sich nicht verbergen, wenn gleich das Kleid von geflochtenen Fasern auf ihren Schultern liegt, und einen Theil ihres Busens verbirgt, wie ein Schleier von gelben Blättern eine stralende Blume umfaltet. Die Wasserlilie ist schön, wenn auch dunkles Moos auf ihrem Haupte liegt, und der Mond mit seinen thautriefenden Stralen nur desto hellglänzender, weil er schwarze Flecken hat. Erhält doch sogar die Rinde hier eine Zierde von dem Abglanz der Züge dieses Mädchens mit dem Gazellenauge; mehrt sie nicht meine Glut, anstatt sie abzukühlen? Viel sind der groben Stengel, welche die Wasserlilie stötzen; aber auch zahlreich und erlesen die Blüthen, die daran hangen.

Sakontala (vorwärts sehend) Jener Amrabaum, meine Lieben, winkt mit den Fingerspitzen seiner Blätter, die der Wind leise bewegt; er will uns ein Geheimniſs ins Ohr säuseln. Ich muſs ihm näher treten. (sie nähern sich alle dem Baum.)

Priyamwada. O meine Sakontala, laſs uns ein Weilchen hier im Schatten bleiben.

Sakontala. Warum nun eben hier?

Priyamwada. Weil der Amrabaum mit dir vermält zu seyn scheint, die du in voller Anmuth, der blühenden Winde gleichst, welche sich um ihn schlängelt.

Sakontala. Du heiſsest mit Recht Priyamwada, du Freundlichsprechende!

Duschmanta (bey Seite) Sie spricht wahr. Glüht nicht ihre Lippe wie ein zartes Blumenblatt? Ihre Arme die biegsamen Stengel! Jugendliche Schöne, wie der Blüthenglanz, in allen ihren Zügen!

Anusuya. Sieh, meine Sakontala, wie jene frische Mallika, die du Wanadosini Ergötzen des Hains genannt hast, den süſsen Amra sich zum Bräutigam erwählt.

Sakontala (tritt hinzu und betrachtet es mit Freude.) Wie reitzend ist diese Jahrszeit, welche das Vermählungsfest der Pflanzen feiert! (Bleibt staunend stehen.)

Priyamwada (lächelnd) Weiſst du, Anusuya, warum Sakontala mit diesem Grad des Entzückens die Pflanzen betrachtet?

Anusuya. Nein, wirklich nicht; ich dachte eben nach, ob ichs nicht errathen könnte. Ich bitte dich, sag' es mir.

Priyamwada.

Hat Wanadosini
sich dem rechten Baum vermählt;
wird auch mir ein Gatte,
wie mein Herz sich ihn gewählt.

Das denkt sie jetzt für sich.

Sakontala. Das sind die Träume deiner Einbildungskraft. (Sie kehrt den Wasserkrug um.)

Anusuya. Hier ist eine Pflanze, Sakontala, die du vergessen hast, ob sie gleich, wie du selbst, unter Kannas, unsers Vaters, Pflege aufgewachsen ist.

Sakontala. Nun so werde ich auch mich selbst vergessen. O Wunderbar! (indem sie sich der Pflanze nähert.) O Priyamwada! (sie sieht die Pflanze freudig an) Ich habe eine fröhliche Nachricht für dich.

Priyamwada. Was für eine Nachricht, Geliebte für mich?

Sakontala. Dieser Madhawistrauch, wiewohl es nicht seine Blüthezeit ist, prangt über und über mit lieblichen Blumen von der Wurzel bis zum Wipfel.

Beide Mädchen (hinzuspringend.) Ists wirklich so, theure Freundin?

Sakontala. Ob es ist? Seht es selbst.

Priyamwada (schnell.) Aus diesem Zeichen, Sakontala, verkündige ich dir einen vortrefflichen Gemahl, der deine Hand in kurzem fassen wird. (Beide Mädchen sehen Sakontala an.)

Sakontala (unwillig.) Du hast auch seltsame Grillen.

Priyamwada. In der That, Liebe, ich scherze nicht. Ich vernahm etwas von unserm Vater Kanna. Deine Pflege ist dir an diesen Pflanzen geglückt und daraus prophezeih' ich deine nahe Vermählung.

Anusuya. Darum, meine Priyâmwada, hat sie auch immer so rüstig begossen.

Sakontala. Die Madhawipflanze ist meine Schwester; kann ich wohl anders als ihrer pflegen? (Begieſst sie.)

Duschmanta (für sich) Ich fürchte, sie gehört zum heiligen Geschlecht ihres Pflegevaters. Oder quält mich eine ungegründete Besorgniſs? Mein heiſses Herz hängt so fest an ihr, und sie sollte nicht eines Kriegers Braut werden können? — Zweifel quälen wohl eine Zeitlang den Redlichen; aber bald verschwinden sie, wenn seine Neigung stark und fest besteht. Ich liebe sie: nein, nimmermehr kann sie eines Bramen Tochter seyn, die ich nicht heirathen darf.

Sakontala (schüttelt den Kopf.) Ah! da fährt eine Biene aus dieser Mallikablume und summt mir ums Gesicht. (unruhig.)

Duschmanta (mit zärtlichem Ausdruck für sich) Wie oft habe ich nicht unsere Hoffräulein gesehen, mit absichtlichem Geziere den Kopf hin und her wenden vor einem flatternden Inseckt, und alles nur um ihre Reitze sehen zu lassen! Diese ländliche Schöne faltet die Stirne und rollt die anmuthsvollen Augen aus bloſser Furcht, ohne Kunst und Ziererei. — Glückliche Biene, du berührst den Winkel dieses so holdselig zitternden Auges! du näherst dich diesem Ohrläppchen und murmelst so leise, als lispeltest du ein Geheimniſs der Liebe! Du trinkst, indeſs sie mit der Grazienhand dich scheuchen will, den Honig dieser Lippe, die alle Schätze des Genusses verschlieſst! — und indeſs du genieſsest, was mir der Seligkeiten höchste gewährte, grüble ich hier, von welchem Stamme sie entsproſst!

Sakontala. Rettet mich, ich bitt' euch von diesem überlästigen Inseckt, das aller meiner Bemühungen es zu scheuchen spottet.

Priyamwada. Wo hätten wir die Macht, dich zu befreien? Der König Duschmanta ist der alleinige Beschützer unsers geheiligten Waldes.

Duschmanta (bey Seite.) Das wäre eine gute Gelegenheit mich zu erkennen zu geben. (er tritt ein wenig hervor.) Ich kann und darf nichts fürchten. Doch — (indem er an sich hält und zurücktritt) so würde ich ihnen als König zu plötzlich bekannt. Lieber will ich als bloſser Fremdling erscheinen, der die Pflicht der Gastfreundschaft fordert.

Sakontala. Die unverschämte Biene will nicht ruhen. Ich muſs mich anderwärts setzen. (sie tritt zur Seite und sieht sich um.) Fort! fort! Sie folgt mir, wo ich geh' und stehe. Rettet mich, o rettet mich aus dieser Noth.

Duschmanta (tritt schnell hervor.) Ha! wo Purus Enkel die Welt beherrschen und durch die treue Pflege weiser Gesetze selbst den Wüstling zügeln, dort wäre noch ein Mensch verwegen genug, die lieblichen Töchter frommer Einsiedler zu ängstigen? (sie sehen ihn verstört an)

Anusuya. Nein hier ist kein Mensch verwegen; diese Jungfrau, unsere geliebte

Freundin, wurde von einer summenden Biene geneckt. (Beide Mädchen sehen Sakontala an.)

Duschmanta (nähert sich Ihr.) Jungfrau! Beglückt sey deine Andacht! (Sakontala blickt verschämt und schweigend zur Erde.)

Anusuya. Unsern Gast müssen wir mit geziemender Ehrerbietung empfangen.

Priyamwada. Fremdling, sey willkommen. Geh, meine Sakontala, hole von der Hütte ein Körbchen mit Blumen und Früchten. Der Fluſs wird mittlerweile Wasser für seine Füſse geben. (Sieht die Wasserkrüge an.)

Duschmanta, Heilige Jungfrau! deine gütige Rede erweiset mir hinlängliche Ehre.

Anusuya. Setze dich eine Weile her auf diesen Erdsitz, mit Septapernablättern bestreut. Der Schatten ist erquickend, und unser Herr bedarf der Ruhe nach seiner Reise.

Duschmanta. Ihr alle müſst ermüdet seyn von eurer gastfreien Aufmerksamkeit; also ruhet zugleich mit mir.

Priyamwada (bey Seite zu Sakontala.) Kommt, laſst uns alle sitzen; unser Gast ist mit seiner Bewillkommung zufrieden. (Alle setzen sich.)

Sakontala (bey Seite.) Beym Anblick dieses Jünglings empfinde ich eine Regung die einem der Andacht geweihten Haine kaum angemessen ist.

Duschmanta (sieht sie nach einander an.) Wie schön ist die Uebereinstimmung eurer Freundschaft, heilige Jungfrauen, mit der reitzenden Gleichheit eures Alters und eurer Schönheit!

Priyamwada (bey Seite zu Anusuya.) Wer kann dies seyn, meine Anusuya? Zartheit und Kraft in seiner Gestalt, Anmuth und Würde in seiner Rede vereinigt, deuten auf einen zur höchsten Herrschaft bestimmten Karakter.

Anusuya (bey Seite zu Priyamwada.) Ich habe ihn auch bewundert. Ich muſs ihn nur ausfragen. (Laut) Deine milde Rede flöſst mir Zuversicht ein. Welchen kaiserlichen Stamm verschönert unser edler Gast? Wo ist sein Vaterland, das sicher jetzt um seine Abwesenheit trauert? Was konnte dich veranlassen, deine erhabene Gestalt so zu erniedrigen, um einen Wald zu besuchen, wo nur einfältige Einsiedler wohnen?

Sakontala (bey Seite.) O mein Herz, quäle nicht dich selbst! Die treue Anusuya soll die Gedanken, die in dir aufsteigen, mit ihrem Rathe leiten.

Duschmanta (bey Seite.) Wie soll ich mich verstellen? (Sinnend) Ich hab's. (Laut zu Anusuya) Meine schöne Dame, ich bin ein

Forscher des Weda, wohnhaft in der Stadt unseres Königs, von Puru entsprossen; und indem ich die Pflichten der Religion und Sittenlehre zu erfüllen suche, komm' ich her, das Heiligthum der Tugend zu schauen.

Anusuya. Heilige Männer, so beschäftigt wie du, sind unsere Herren und Meister. (Sakontala verräth Sittsamkeit mit zärtlichem Ausdruck in ihren Blicken, während daſs ihre Begleiterinnen wechselsweise sie und den König ansehen.)

Anusuya. (bey Seite zu Sakontala.) O wäre unser ehrwürdiger Vater zugegen —

Sakontala. Und wenn er's wäre, was denn?

Anusuya. Er würde unsern Gast mit mancherlei Erfrischungen bewirthen.

Sakontala (als ob sie ungehalten wäre.) Geh nur! Du hattest schon wieder was anders im Kopf; ich mag nicht mehr drauf hören. (Sie setzt sich von den andern weg.)

Duschmanta (bey Seite zur Anusuya und Priyamwada.) Auch mir, heilige Jungfrauen, sey es vergönnt, wegen eurer reitzenden Freundin eine Frage zu thun.

Beide. Du erzeigst uns Ehre, Herr, durch deine Bitte.

Duschmanta. Der weise Kanna richtet meines Wissens unaufhörlich seine Gedanken zum höchsten Wesen, und hat allen irrdischen

Verbindungen entsagt. Kann nun diese Jungfrau, demungeachtet, wie die Sage geht, seine Tochter seyn?

Anusuya. Unser Herr wolle mich hören. In der Familie Kusa war ein Fürst von grosser Macht, gleich ausgezeichnet durch Gottesfurcht und Tapferkeit.

Duschmanta. Du sprichst gewiſs von Kausika, dem Weisen und dem Herrscher?

Anusuya. So wisse dann, daſs Er ihr wahrer Vater ist ,, obgleich Kanna diesen verehrten Namen trägt, weil er sie groſs gezogen hat, da sie als Kind zurückgelassen ward.

Duschmanta. Zurückgelassen? Das Wort macht mich neugierig; ich wünschte ihre Geschichte ganz zu wissen.

Anusuya. Du sollst sie in wenig Worten hören. Als dieser weise König anfing, die Früchte seiner strengen Büſsungen einzuerndten, fürchteten die Götter von Swerga seine zunehmende Macht, und schickten die Nymphe Menaka, deren Lockungen ihn um die völlige Wirkung seiner Gottesfurcht bringen sollten.

Duschmanta. So furchtbar ist die Frömmigkeit eines Sterblichen den niedern Göttern? — Was geschah?

Anusuya. In den schönsten Tagen des Frühlings erblickte Kausika die Schönheit der himmlischen Nymphe, und auf dem Fittig der Begierde — (sie hält inne und sieht verschämt.)

Duschmanta. Ich verstehe. Sakontala ist eines Königs Tochter von einer Nymphe des niedern Himmels.

Anusuya. So ist's.

Duschmanta (bey Seite.) Der Wunsch meines Herzens ist erfüllt. (Laut) Wie könnte auch ihre unvergleichliche Schönheit das Loos einer blos sterblichen Geburt geworden seyn. Jenes Licht, das mit zitternden Stralen funkelt, bricht aus keiner irrdischen Höle hervor. (Sakontala sitzt bescheiden, die Augen auf die Erde geheftet.)

Duschmanta (für sich.) Wie glücklich bin ich! Meine Phantasie hat weiten Raum gewonnen. Aber der Spott der Mädchen über ihre Hochzeit — Peinlicher Zweifel! wie er mich zerreiſst! Sollte sie vielleicht gänzlich dem geistlichen Leben bestimmt seyn?

Priyamwada (lächelnd, sieht erst Sakontala, sodann den König an.) Unser Herr scheint mehr noch fragen zu wollen. (Sakontala giebt mit der Hand ein miſsbilligendes Zeichen.)

Duschmanta. Du schaust ins Verborgene meines Herzens. In der That, ich bin begierig, des lieben Mädchens ganzes Schicksal zu wissen, und muſs noch eine Frage thun.

Priyamwada. Und darauf besinnst du dich so lange? (Bey Seite.) Sollte man doch glauben, dem frommen Manne verböten seine Gelübde, einem hübschen Mädchen den Hof zu machen.

Duschmanta. Dies frage ich: muſs Kanna die strengen Einsiedlerregeln so weit ausdehnen, daſs er seine Tochter nicht verheirathen darf, daſs er den natürlichen Trieben jugendlicher Liebe Einhalt thun muſs? Sollte sie, verkehrtes Schicksal! bestimmt seyn, ihr Leben unter ihren Lieblingsgazellen hinzubringen, deren schwarzer Augenglanz vom ihrigen weit übertroffen wird?

Priyamwada. Bisher wohnte sie glücklich in diesem geheiligten Hain, der Heimat ihres geistlichen Vaters; allein jetzt bestimmt er sie einem Bräutigam, der ihres Gleichen sey.

Duschmanta (bey Seite, voll Entzücken.) Frohlocke, Herz, frohlocke! Alle Zweifel schwinden; was du vorhin wie Flammen scheutest, dem darfst du jetzt, wie einem unschätzbaren Edelstein dich nähern.

Sakontala (scheint ungehalten.) Anusuya; ich bleibe nicht länger.

Anusuya. Aber warum? ich bitte dich —

Sakontala. Ich gehe zu der heiligen Matrone Gautami, und werde ihr sagen, wie vorwitzig unsere Priyamwada geplaudert hat. (Sie steht auf.)

Anusuya. Es schickt sich nicht, meine Theure, daſs eine Bewohnerin dieses Heiligthums davongeht, ehe dem Gast vollkommne Ehre widerfahren ist. (Sakontala antwortet nicht, und ist im Begriff zu gehen.

Duschmanta (bey Seite.) Wie? sie geht schon fort? (er steht auf, als wollte er sie zurückhalten, besinnt sich aber) Die Handlungen des Verliebten sind so übereilt, wie sein Gemüth bewegt ist; mich, den die Leidenschaft antreibt, der Einsiedlerstochter zu folgen, mich hält die Pflicht zurück.

Priyamwada (tritt zu Sakontala.) Meine erzürnte Freundin, du darfſt nicht fort.

Sakontala (tritt zurück und sieht sie finster an.) Was kann mich halten?

Priyamwada. Du bist mir, laut unserer Abrede, noch die Arbeit schuldig, zwei Sträuche zu begiessen. Erst löse deine Schuld, um dein Gewissen zu beruhigen, dann magst du gehen, wenn du willst. (hält sie)

Duschmanta. Die Jungfrau ist müde, dünkt mich, vom vielen Begiessen ihrer geliebten Pflanzen. Wie friſche Blüthen die Stengel, so schmücken ihre Hände die sorglos hinunterhangenden Arme; ihr Busen hebt von tiefen Athemzügen; und ihre gelösten Locken, denen das Band jetzt entfällt, faſst eine der lieblichen Hände. Erlaube mir, daſs ich die Schuld hiemit für sie bezahle. (Er giebt Priyamwada seinen Ring. Beide Mädchen, indem sie auf dem Ringe den eingegrabenen Namen Duschmanta lesen, sehen einander mit Verwunderung an.) Es ist eine Kleinigkeit, die deiner Aufmerksamkeit nicht werth ist, doch schätze ichs, als ein Geschenk des Königs.

Priyamwada. Dann muſst Du ihn nicht weggeben. Auf Dein bloſses Wort erlaſs ich ihr von diesem Augenblick die Schuld. (Sie giebt den Ring zurück.)

Anusuya. Jetzt Sakontala bist du frei, durch die Güte dieses Herrn — oder vielleicht ists gar ein Monarch, der dich so begünstigt hat. Wohin willst du jetzt gehen?

Sakontala (bey Seite.) Soll michs nicht wundern, wenn ich über allen diesen Dingen bey Sinnen bleibe?

Priyamwada. Gehst du nicht, Sakontala?

Sakontala. Bin ich Euch unterthan? Ich werde gehen, wenn es mir gefällt.

Duschmanta (bey Seite, indem er Sakontala ansieht.) Entweder fühlt sie für mich, wie ich für sie, oder ich bin vor Freuden ausser mir. Sie redet mich nicht an, und horcht doch sorgfältig, wenn ich spreche. Sie hat sich nicht in ihrer Gewalt; ihre Augen sind beständig auf mich gerichtet.

Hinter der Scene.

Ihr frommen Einsiedler, hütet, rettet die Thiere dieses geheiligten Waldes! Der König Duschmanta jagt heute darin. Der Staub, den die Hufe seiner Pferde emportreiben, wie sie auf die röthlichen Kiesel, röthlich wie die frühe Morgendämmerung, treten, fällt wie Schwärme verderblichen Mehlthaus, auf die geweihten Zweige, an denen Eure Mäntel von gewebter Rinde hängen, naſs vom Wasser des Flusses, worin ihr gebadet habt.

Duschmanta (bey Seite.) Meine Leute werden mich gesucht haben, und beunruhigen jetzt diesen stillen Aufenthalt.

Hinter der Scene.

Hütet euch, ihr Einsiedler, vor jenem Elephanten, der daherkommt, und alles niederwirft, was sich ihm widersetzt. Jetzt legt er seinen Rüssel um einen hohen Ast, der ihm im Wege steht; jetzt verwickelt er sich in die schlängelnden Stengel des Wratati. Ach, wie werden unsere heiligen Gebräuche gestört! die geschützten Heerdèn zerstreut! Der wilde Elephant, aufgeschreckt durch die ungewöhnliche Erscheinung eines Wagens, verwüstet unsern Wald.

Duschmanta (bey Seite.) Ich beleidige wider Willen die frommen Waldbrüder; ich muſs nur gleich zu ihnen.

Priyamwada. Edler Fremdling! wir fürchten uns vor dem wüthenden Elephanten, und sind ganz verwirrt. Erlaube, daſs wir uns in die Hütte des Einsiedlers verbergen.

Anusuya. O Sakontala, die ehrwürdige Matrone wird deinetwegen in groſsen Aengsten seyn. Komm nur geschwinde, daſs wir alle in Sicherheit kommen.

Sakontala (geht langsam.) O weh! ich kann nicht weiter; plötzlich schmerzt michs in der Seite.

Duschmanta. Fürchtet nichts, liebenswürdige Mädchen. Ich will schon sorgen, daſs in euren geheiligten Hainen alles ruhig bleibe.

Priyamwada. Vortrefflicher Fremdling! wir wuſsten nichts von deinem Range; du verzeihst uns, daſs wir dir nicht alle gebührende Ehre erzeigten; wir bitten, du wollest uns das Vergnügen eines Besuchs wieder gönnen, so unvollkommen auch die Beweise der Gastfreundschaft waren, womit wir dich empfiengen.

Duschmanta. Ihr laſst eurem Verdienste keine Gerechtigkeit widerfahren. Euer Anblick, meine Schönen, gereicht mir zur hinreichenden Ehre.

Sakontala. Ach Anusuya! ein spitzer Halm von Kussagras verwundet meinen Fuſs; und da! mein Kleid von Rinde hängt an den Zweigen des Kuruwaka. Hilf mir, mich los zu machen und unterstütze mich. (Sie geht ab, indem sie sich von Zeit zu Zeit nach dem König umsieht und sich auf die Mädchen stützt.)

Duschmanta (seufzend.) Sie sind alle fort; und ich muſs leider auch fort. Einen kleinen Augenblick lang war ich im Anblick der unvergleichlichen Sakontala beglückt. Meine Bedienten will ich in die Stadt schicken, und mich ohnweit dieses Waldes lagern. Nichts kann mich abziehen von der süſsen Beschäftigung, sie in Gedanken anzuschauen. Kann ich anders? Zwar bewegt sich mein Körper vorwärts, aber mein unruhiges Herz eilt zurück zu ihr; wie ein leichtes Schilfblatt, das an einem Stabe gegen den Wind getragen, immerfort in entgegengesetzter Richtung flattert. (geht ab.)

Zweiter Aufzug.

Scene: eine Ebene,

mit des Königs Gezelten am Rande des Waldes.

Madhawya (seufzt und beklagt sich.) Eine schöne Erholung! — Ach! ich möchte vergehen vor Müdigkeit. — Mein Freund, der König, hat einen seltsamen Geschmack. — Was soll ich von einem König denken, der das unnütze Jagen so leidenschaftlich treibt. — „Hier läuft eine Gazelle! dort geht ein Eber!“ — Anders wissen wir nichts zu sprechen. — Am hohen Mittag sogar, in der sengenden Hitze, wenn kein Baum im Walde Schatten giebt, müssen wir hüpfen und springen, wie die Thiere, denen wir nachlaufen. — Sind wir durstig, so haben wir nichts zu trinken als das Bergwasser der Giesbäche, das nach gebrannten Steinen und eckelhaften Blättern schmeckt. — Sind wir hungrig; so verschlingen wir gierig das magere Wildpret, und noch oben drein gebraten, bis es stockdürr ist. — Ruhe ich des Nachts einen Augenblick: gleich scheucht der Tritt der Pferde und Elephanten meinen Schlummer, oder die Sklavinnensöhne brüllen: „mehr Wildpret, mehr Wildpret her!“ und wie lange währts, so durchdringt mein Ohr das Geschrei: „Auf! in den Wald, auf! auf!“ — Das ist der Jammer noch nicht alle; die alten Wunden brennen noch, und es setzt schon wieder neuen Schmerz ab. Wie sich der König von uns trennte, um ein einfältiges Reh zu jagen, hat er sich, merk' ich, in jene Einsamkeit verirrt. Dort, o unendlicher Kummer! hat er des Einsiedlers Tochter, eine gewisse Sakontala gesehen, und von dem Augenblick an ist gar mit keiner Silbe mehr die Rede von Rückkehr nach der Stadt! Ich habe die ganze Nacht vor allen den traurigen Gedanken kein Auge geschlossen. Ach! wann wird's endlich wieder nach Hause gehn? Ich kann meinen lieben Freund Duschmanta nicht ansichtig werden, seitdem er so drauf versessen ist, noch eine Frau zu haben. (Sieht nach der Seite hin) Ah! da ist er! — Wie verändert! Ja, den Bogen hat er noch in der Hand, aber statt der königlichen Binde trägt er einen Kranz von

Waldblumen. Er kömmt; ich muſs meine Anstalten machen. (Er steht auf seinen Stab gelehnt und spricht laut) So will ich hier einen Augenblick ausruhen.

Duschmanta (wie er oben beschrieben ward, seufzend, für sich.) So leicht erlangt man sie nicht, die Geliebte. Doch die Art, wie sie gerührt zu seyn schien, flöſst meinem Herzen Zuversicht ein; o gewiſs! hat uns das Glück der Liebe noch nicht gelächelt, so sind doch Beider Neigungen auf Vereinigung gerichtet. (Lächelnd) So pflegen Liebende sich selbst mit angenehmen Vorstellungen zu täuschen, wenn sie mit allen Kräften der Seele am geliebten Gegenstande hangen! Doch nein; ich täusche mich nicht. Selbst wenn sie ihre Gespielinnen ansah, glänzte Zärtlichkeit in ihren Augen; bewegte sie die zierlichen Arme, so sanken sie, wie von Liebe ermattet; wie ihre Freundin gegen ihr Weggehn Einwendung machte, sprach sie zürnend. — Alles, alles, wer kann zweifeln, hat mir gegolten. Wie scharfsichtig ist doch die Liebe, ihren Vortheil zu erspähen!

Madhawya (gebückt wie zuvor.) Grosser Fürst! meine Hände kann ich nicht bewegen, nur mit den Lippen bin ich noch im Stande einen Segen über dich zu murmeln. Sieg dem Könige!

Duschmanta (sieht ihn lächelnd an.) Ei, Freund Madhawya, wie, bist du zum Krüppel geworden?

Madhawya. Du schlägst mit eignen hohen Händen mir ins Auge, und frägst noch, wovon es thränt.

Duschmanta. Sprich verständlicher. Ich weiſs nicht, was du willst.

Madhawya. Sieh dort den Wetasbaum, der im Flusse zusammengebogen ist. Ist er krumm, ich bitte dich, aus eignem freiem Willen, oder hats die Gewalt des reissenden Stroms gethan?

Duschmanta. Wahrscheinlich bog ihn der Strom.

Madhawya. Und mich, Eure Majestät.

Duschmanta. Wie so, Madhawya?

Madhawya. Ziemt es Dir, die wichtigen Angelegenheiten des Reichs zu verlassen, und den reitzenden Aufenthalt in deinem Pallast, um hier wie ein Waldbruder zu wohnen? Kannst du im Walde Rathversammlung halten? Ich, ein ehrwürdiger Brame, kann meine Hände und Füſse nicht mehr brauchen; sie sind verrenkt und gelähmt, weil ich den lieben langen Tag hinter den Hunden und den wilden Thieren herlaufe. Ich bitte dich, schenke mir die Erlaubniſs, nur einen Rasttag zu halten.

Duschmanta (bey Seite.) So klagt der arme Schelm, indeſs ich selbst, wenn ich an Kannas Tochter denke, so wenig Lust zu jagen habe als er. Wie kann ich diesen Bogen spannen und einen Pfeil an die Sehne legen, um die schönen Rehe zu schiessen, die mit meiner Geliebten in Einem Walde wohnen, und den Glanz der Augen von den ihrigen entlehnen?

Madhawya (sieht den König starr an.) Was für ein Plan beschäftigt deinen königlichen Sinn? Ich habe, wie es scheint, in die Wildniſs geschrieen.

Duschmanta. Ich sinne nur, wie ich den Wunsch meines alten Freundes befriedigen kann.

Madhawya (freudig.) Nun dann, lange lebe der König! (Er richtet sich, doch mit einem Anschein von Schwäche, in die Höhe.)

Duschmanta. Bleib; höre mich aufmerksam.

Madhawya. Der König befehle!

Duschmanta. Sobald du ausgeruht hast, werd' ich deiner zu einem Geschäfte bedürfen, das dich nicht ermüden wird.

Madhawya. Was in aller Welt kann das seyn, wenn's nicht Reisbrei essen ist.

Duschmanta. Zu seiner Zeit wirst du's schon erfahren.

Madhawya. Ich werd' es mit Freuden vernehmen.

Duschmanta. Holla! wer ist da?

Der Kämmerer. Der Monarch geruhe mir seinen Befehl zu ertheilen.

Duschmanta. Raiwataka! befiehl dem Feldherrn hereinzukommen.

Der Kämmerer. Ich gehorche. (Er geht hinaus, und kömmt mit dem Feldherrn zurück.) Eile! der König steht und wartet auf dich.

Der Feldherr (bey Seite, indem er den König ansieht.) Wie kömmts, daſs die Jagd, welche bey den Sittenlehrern ein Laster heiſst, in den Augen eines Königs eine Tugend scheint? Denn thäte sie das nicht, wie hätte sonst die unaufhörliche Anstrengung in der Hitze unsern Herrn so abgezehrt, daſs die Sonnenstrahlen fast gar nicht mehr auf ihn wirken. Wie groſs er ist! uns anderen kleinen Menschen sieht er aus wie ein Elephant, der auf einem Berge weidet; er ist lauter Seele! (Laut, indem er sich dem Könige nähert.) Möge unser Herrscher stets siegreich seyn! Dieser Wald, o! König, wird von Raubthieren besucht;

wir bemerken die Spur ihrer ungeheuren Füsse auf jedem Pfade. Was für Befehle gefällt es Dir zu ertheilen?

Duschmanta. Bhadrasena! dieser moralisirende Madhawya hat unseren Lustbarkeiten Einhalt gethan, und uns das Vergnügen der Jagd untersagt.

Der Feldherr (bey Seite zu Madhawya.) Freund, sey standhaft und bleib bey deiner Rede, indeſs ich des Königs wahre Gesinnung erforsche. (Laut) O mein König, der Narr spricht albern. Bedenke die Freuden der Jagd. Es ist wahr, der Körper zehrt ab; allein er wird nur desto leichter und gewandter in allen Uebungen. Sieh, wie die wilden Thiere von verschiedener Art bald Furcht, bald Wuth blicken lassen. Giebt es einen Genuſs über den des stolzen Bogenschützen, wenn sein Pfeil das Ziel im Fluge trift? — Mit welchem Recht nennt man die Jagd ein Laster? Wahrlich! es giebt keinen Zeitvertreib, der sich damit vergleichen lieſse!

Madhawya (als wär er zornig.) Fort, du falscher Schmeichler! Der König folgt seinem natürlichen Hange, das läſst sich entschuldigen; du aber, du Sklavinnensohn! hast keine Entschuldigung. Fort in den Wald! Wollt' ich doch, daſs ein Tiger oder ein alter Bär dich gepackt hätte, statt des Schakals dem er auflauerte, dessen Ebenbild du bist.

Duschmanta. Wir haben hier, Bhadrasena, unser Lager ohnweit einer heiligen Einsiedelei aufgeschlagen; daher kann ich für izt deinen Lobsprüchen auf die Jagd keinen Beifall geben. Heute, sag' ich, sollen die wilden Büffel ungestört sich wälzen im seichten Wasser, oder den Sand mit ihren Hörnern in die Höhe werfen; die Antelopenheerde, im dichtesten Schatten versammelt, soll wiederkäuen ohne Furcht; die ungeheuern Eber sollen am Rande jenes Teiches die Wurzeln der Pflanzen aufwühlen, und mein Bogen hier soll mit abgespannter Sehne ruhen!

Der Feldherr. Wie unser Herr befiehlt.

Duschmanta. Ruft die Bogenschützen zurück, die vor mir vorangegangen sind; verbietet den Offizieren, sich von diesem heiligen Hain zu entfernen. Daſs sie ja sich hüten, die Frommen zu reitzen. Duldsame Tugend ist das auszeichnende Verdienst heiliger Männer, aber in ihrem Busen bergen sie eine verzehrende Flamme; wie der Karfunkel, der natürlich kalt anzufühlen ist, die Hand verbrennt, wenn er die Sonnenstralen eingesogen hat.

Madhawya. Nun geh und triumphire von den Freuden der Jagd.

Der Feldherr. Des Königs Befehle werden vollstreckt. (Er geht ab.)

Duschmanta (zu seinem Gefolge.) Legt eure Jagdkleider ab; und du, Raiwataka, warte in der Nähe.

Der Kämmerer. Ich werde gehorchen. (geht ab.)

Madhawya. So! die Luft ist wieder rein; es ist keine Fliege geblieben. Ich bitte dich, auf diesem Pflaster von glatten Kieseln laſs dich nieder, und der Schatten dieses Baums sey dein Baldachin. Ich setze mich zu dir; denn mich verlangt zu wissen, — was mir keine Mühe machen wird.

Duschmanta. Geh du nur erst hin, und setze dich.

Madhawya. Komm mein königlicher Freund. (Sie setzen sich beide unter einen Baum.)

Duschmanta. Freund Madhawya! deine Augen haben noch nicht den Anblick eines Gegenstandes genossen, der vor allen am meisten gesehen zu werden verdient.

Madhawya. Ei, ja wohl! sie haben ja einen König vor sich.

Duschmanta. Die Menschen pflegen zwar vortheilhaft von sich selbst zu urtheilen; aber diesmal meinte ich Sakontala, die glänzendste Zierde dieser Wälder.

Madhawya (bey Seite.) Ich werde mich wohl hüten diese Leidenschaft zu nähren. (laut) Was kannst du gewinnen, wenn du sie auch siehst? Sie ist eines Bramen Tochter, mithin keine Partie für dich.

Duschmanta. Wie? Starren die Menschen den Neumond an, mit aufgehobenem Haupte und unverwandten Augen, in der Hoffnung ihn zu besitzen? Doch, du sollst wissen, Duschmantas Herz hangt nicht an einem Gegenstande, den er zu besitzen verzweifeln müſste.

Madhawya. Das wäre! Erkläre dich.

Duschmanta. Sie ist eines frommen Fürsten und Kriegers Tochter, von einer himmlischen Nymphe geboren; und da ihre Mutter sie auf der Erde zurückgelassen hatte, pflegte Kanna ihrer; wie eine frische Malatiblume, wenn sie ihr Haupt am Stengel senkt, im Sonnenlichte sich wieder aufrichtet und entfaltet.

Madhawya (lachend.) Dein Verlangen, dieses Landmädchen zu besitzen, da du schon Weiber, glänzend wie Edelsteine, in deinem

Pallast wohnen hast, gleicht dem Gelüste eines Menschen, der den Geschmack an Datteln verloren hat, und saure Tamarinden begehrt.

Duschmanta. Kenntest du sie, du sprächst nicht so ungezähmt.

Madhawya. Nun es versteht sich, was ein König bewundert, muſs freilich der Inbegriff alles Reitzenden seyn.

Duschmanta (lächelnd.) Es bedarf keiner weitern Beschreibung. Wenn ich die Macht des Brahma und ihre Züge zugleich erwäge, so verdunkelt, wie mich dünkt, die Schöpfung eines so unerreichbaren Kleinods, alle seine übrigen Werke. Gebildet ward sie und gleichsam abgedruckt in dem ewigen Gemüthe, das in seiner äussersten Anstrengung die Ideale vollkommener Gestalten hervorrief und die von ihnen entlehnten Schönheiten zu einem Ganzen vereinigte.

Madhawya. So muſs sie alle übrigen Schönen verächtlich machen.

Duschmanta. Nach meinem Sinne thut sie's in der That. Noch weiſs ich nicht, welcher gesegnete Bewohner dieser Erde zum Besitzer dieser tadellosen Schönheit auserkohren ist. Jetzt gleicht sie einer Blüthe, deren Wohlgeruch sich noch nicht verbreitet hat; einem jungen Blatt, das noch keine Hand vom Stiele riſs; einem reinen Diamanten, den noch kein Schleifer berührte; dem frischen Honig, dessen Süſsigkeit noch nicht gekostet ward, oder besser — der himmlischen Frucht vereinigter Tugenden, zu deren Vollkommenheit man nichts mehr hinzuthun kann.

Madhawya. So eile nur, oder dieses Tugendfrüchtchen wird irgend einem frommen Bauerlümmel in die Hand fallen, dessen Haar von Sesamöl glänzt.

Duschmanta. Sie hängt nicht von sich ab, und ihr Pflegevater ist fern.

Madhawya. Wie ist sie gegen Dich gesinnt ?

Duschmanta. Freund, die Jungfrauen in eines Eremiten Familie pflegen zurückhaltend zu seyn. Allein sie blickte mich an, und wollte doch nicht darauf ertappt werden; dann lächelte sie, und brachte auf etwas anderes die Rede. Es ist die Art der Liebe, sich nicht plötzlich mitzutheilen, und bis jetzt kann ich nicht sagen, daſs sie in ihrem Benehmen gegen mich sich ganz zu erkennen giebt, aber auch eben so wenig, daſs sie sich ganz verbirgt.

Madhawya (lacht.) So im Vorübergehn gesehn, hat sie schon von deinem Herzen Besitz genommen ?

Duschmanta. Indem sie mit ihren beiden Gespielinnen umhergieng, sah ich sie noch besser, und meine Leidenschaft für sie stieg nur noch höher. Lieblich, doch unwahr, sagte sie: „Die Spitzen des Kussagrases verwunden meine Füſse;“ jetzt stand sie still; bald wieder that sie einige Schritte vorwärts; dann wendete sie ihr Gesicht zurück, unter dem Vorwand, ihren Mantel von gewebter Rinde loszumachen von den Zweigen, die ihn doch nicht gefangen hielten.

Madhawya. Mit der Antelopenjagd hast du angefangen; jetzt treibst du ein anderes Wild auf. Das ists also vermuthlich, weswegen du den geweihten Hain so lieb gewonnen hast.

Duschmanta. Jetzt, das Geschäft für dich, wovon ich vorhin sprach. Du, als ein Brahme, muſst irgend einen Vorwand ausfindig machen, damit ich mich zum zweitenmal in jenen Zufluchtsort der Tugend begeben könne.

Madhawya. Und mein Rath ist dieser: Erinnere dich, daſs du König bist.

Duschmanta. Was folgt?

Madhawya. „Ha! befehlt den Einsiedlern, mir meinen sechsten Theil ihres Getraides zu bringen.“ Sprich du dies, und begieb dich ohne Besorgnis in den Hain.

Duschmanta. Nein, Madhawya. Sie zahlen einen andern Tribut, sie, die alles Gold und Geschmeide der Welt verlassen haben, und weit köstlichere Schätze besitzen. Der Reichthum der Fürsten, von den vier Klassen ihrer Unterthanen erhoben, ist vergänglich; die Frommen hingegen geben uns ein Sechstheil der Früchte ihrer Gottesfurcht; Früchte, die nimmermehr vergehen!

Hinter der Scene.

O wir Glücklichen! das Ziel unsrer Wünsche ist erreicht.

Duschmanta. Ha! ich höre die Stimmen frommer Einsiedler.

Der Kämmerer. Sieg dem Könige! Zwei Jünglinge, eines Einsiedlers Söhne, warten auf meinem Posten, und bitten um Gehör.

Duschmanta. Laſs sie herein, ohne Verzug.

Kämmerer. Wie der König befiehlt. (Geht hinaus und kommt mit den beiden Brahmen zurück.) Kommt nur, kommt hieher.

Erster Brahme (indem er den König erblickt.) Wie viel Zuversicht flöſst nicht dieser herrliche Anblick ein! Oder entspringt sie vielmehr aus seiner Neigung zur Tugend und Heiligkeit? Wie kömmts, daſs meine Furcht verschwindet? In dem Walde, der uns jeden Genuſs gewährt, nimmt er jetzt seinen Aufenthalt, und so ernstlich er sich unsere Beschützung angelegen seyn läſst, steigt doch mit jedem Tage seine Andacht. — Das Lob eines Herrschers, der über seine Leidenschaften den Sieg davongetragen hat, steigt gen Himmel. Begeisterte Dichter singen immerdar: „Seht den tugendhaften Fürsten!“ aber bey uns steht der königliche Name voran: „Seht, unter Königen, den Weisen!“

Zweiter Brahme. Freund, ist das der wahrhaft tugendreiche Duschmanta?

Erster Brahme. Er ists.

Zweiter Brahme. So wundre ich mich nicht, daſs er allein, dessen Arm stark und erhaben ist, wie der Hauptriegel an den Thoren seiner Stadt, die ganze Erde besitzt, des Oceans dunkle Gränze; oder daſs die Götter von Swerga, die furchtbar kämpfen mit den bösen Mächten in der Schlacht, es laut verkünden, sein gespannter Bogen habe den Sieg gewonnen, nicht Indras Donnerkeil.

Beide (sich nähernd.) Sey siegreich, o König!

Duschmanta (steht auf.) Ich grüſse Euch beide ehrfurchtsvoll.

Beide. Segen über dich!

Duschmanta (ehrerbietig.) Darf ich die Veranlassung dieses Besuchs erfahren?

Erster Brahme. Unrern Herrscher grüſsen die frommen Bewoñer dieser Wälder, und flehen —

Duschmanta. Wie lautet ihr Befehl?

Erster Brahme. In Kannas, unseres geistlichen Führers Abwesenheit, stören feindselige Dämonen unsern heiligen Wohnort. Du wollest demnach geruhen, von deinem Wagenführer begleitet, Herr unseres Schutzorts zu seyn, wenn auch nur auf wenige, kurze Tage.

Duschmanta (schnell.) Durch Eure Einladung erweiset Ihr mir die gröſste Gunst.

Madhawya (bey Seite.) O die vortrefflichen Beförderer deines Plans! Sie ziehen dich ja mit den Haaren herbey, aber nicht wider deinen Willen.

Duschmanta. Raiwataka! befiehl dem Führer meinen Wagen zu bringen, nebst meinem Bogen und Köcher.

Der Kämmerer. Ich gehorche. (Geht hinaus.)

Erster Brahme. Diese Herablassung ziemt Dir, dem allgemeinen Beschützer.

Zweiter Brahme. So erfüllen Purus Nachkommen das Versprechen, ihre Unterthanen von der Furcht vor Gefahren zu befreien.

Duschmanta. Geht voran, heilige Männer! ich folge Euch unverzüglich.

Beide. Sey stets siegreich! (sie gehen ab.)

Duschmanta. Wirst du dich nicht freuen, lieber Madhawya, meine Sakontala zu sehen?

Madhawya. Anfänglich hatte ich nichts dawider; aber jetzt hätte ich unendlich viel einzuwenden, seit der Geschichte mit den Dämonen.

Duschmanta. O fürchte nichts, du bleibst in meiner Nähe.

Madhawya. Und hoffentlich wirst Du auch Zeit haben, mich vor ihnen zu schützen?

Der Kämmerer. Siegreich sey unser Herrscher! Der königliche Wagen ist bereit, und alles erwartet Deine siegreiche Ankunft. Auch ist Karabha, ein Bote von der Königin-Mutter, so eben aus der Stadt angelangt.

Duschmanta. Kommt er wirklich von der verehrungswürdigen Königin?

Der Kämmerer. Ohn' allen Zweifel.

Duschmanta. Laſst ihn vor. (Der Kämmerer geht hinaus und kommt mit dem Boten wieder.)

Der Kämmerer. Dort steht der König. O Karabha, nahe dich zu ihm mit Ehrfurcht.

Karabha (wirft sich zur Erde.) Der König sey siegreich immerdar! Die königliche Mutter sendet diese Botschaft —

Duschmanta. Sag' an ihren Befehl.

Karabha. Innerhalb vier Tagen wird der gewöhnliche Fasttag wegen der Thronbesteigung ihres Sohnes gefeiert, und des Königs Gegenwart (Verlängerung der Tage ihm!) wird alsdann nöthig seyn.

Duschmanta. Von einer Seite, dieser Auftrag der heiligen Brahmen; von der andern, ein Befehl von meiner verehrten Mutter; beides heilige Pflichten, deren keine versäumt werden darf.

Madhawya (lacht.) Schwebe zwischen beiden, wie der König Trisanku zwischen Himmel und Erde, als die frommen Männer riefen: „Steige!“ und die Götter von Swerga: „Falle!“

Duschmanta. Im Ernste, ich bin in groſser Verlegenheit, zumal, da die Entfernung der beiden Orte, wohin die Pflicht mich ruft, so groſs ist: mein Gemüth ist einem Strom ähnlich, dessen Lauf durch Felsen in seiner Mitte getheilt wird. (Sinnt nach.) Freund Madhawya, meine Mutter hat dich groſsgezogen, wie ihren eigenen Sohn, mir zum Gespielen, und um mir Freude zu machen in meiner Kindheit. Du kannst meine Stelle bey den Andachten der Königin schicklich vertreten. Kehre daher zurück in die Stadt, und erzähle ihr die Verlegenheit, worein mich der Auftrag dieser ehrwürdigen Waldbewohner versetzt.

Madhawya. Es soll geschehen; — aber, Du hast doch nicht im Ernste geglaubt, daſs ich mich vor den Dämonen fürchtete?

Duschmanta. Wie kommst du Erzbramine dazu, auf einmal so keck zu thun?

Madhawya. O ich bin jetzt ein junger König!

Duschmanta. Ja freilich; ich werde mein ganzes Gefolge abfertigen, um Eure Hoheit begleiten zu lassen, indeſs ich die Unruhen dieser Einsiedelei beendige.

Madhawya (schreitet einher.) Sieh, ich bin ein regierender Fürst.

Duschmanta (bey Seite.) Dieser windige Brahme mit seinem Leichtsinn könnte mein jetziges Vorhaben den Weibern im Pallast verrathen. Ich muſs ihm auf eine falsche

Spur helfen. (Er nimmt Madhawya bey der Hand.) Ich versichere dich, ich gehe lediglich aus Achtung für die frommen Einsiedler in den Wald, nicht daſs ich für die Tochter eines Waldbruders eine Neigung empfände. Wie weit bin ich nicht über ein Mädchen erhöht, das mitten unter den Antelopen erzogen ward, ein Mädchen noch dazu, deren Herz die Liebe ewig fremd bleiben muſs! — Ich erfand das Geschichtchen blos zu meinem Zeitvertreib.

Madhawya. Allerdings — blos zu deinem Zeitvertreib!

Duschmanta. So fahre wohl, Freund; verrichte getreulich deinen Auftrag, indeſs ich gehe — die Waldbrüder zu schützen.

(Alle gehen ab.)

Dritter Aufzug.

Scene: die Einsiedelei im Hain.

Ein Schüler des Einsiedlers trägt geweihtes Gras.

Der Schüler (nachdenkend und erstaunt.) Wie groſs ist Duschmantas Macht! Kaum hatte der Monarch mit seinem Wagenführer unsern Hain betreten, so konnten wir ungestört die heiligen Gebräuche verrichten. Wer vermag ihn in Worten zu schildern? Zielt er blos seinen Pfeil, erklingt nur seine Bogensehne, schnurrt der zitternde Bogen nur, so zerstreut er plötzlich unsere Widerwärtigkeiten. Ich bringe schon dieses Gebund von frischem Kussagras den Priestern, die es um den Opferplatz streuen müssen. (Er sieht in die Scene.) Wie, Priyamwada? für wen trägst du die Salbe von Usirawurzel, und die Wasserlilienblätter? (Er horcht.) Hör' ich recht?

Von der Sonnenhitze hätte Sakontala sehr gelitten, und du hättest ihr eine kühlende Arznei geholt? Daſs sie ja sorgfältig gewartet werde, meine Priyamwada! denn sie ist der Liebling unseres ehrwürdigen Vaters Kanna. Ich werde ihr, durch Gautamis Hand, ein heilendes Wasser schicken, das in der (Zeremonie) Waitana geweiht worden ist. (Er geht ab.)

Duschmanta (tritt auf, als ein verzweifelnder Liebhaber.) Ich weis, wie viel die Frömmigkeit über sie vermag. Sie wird niemanden, ausser Kanna, das Recht zugestehen, sie wegzugeben; ich weis es nur allzugewiſs. Dennoch kann mein Herz so wenig zu seiner vorigen Ruhe wiederkehren, als das Wasser die Höhe ersteigen, von welcher es herabstürzte. O Gott der Liebe, wie können deine Pfeile so scharf seyn, da sie nur mit Blumen zugespitzt sind! Jetzt entdeck' ich die Ursache ihrer Schärfe. Ihre Spitzen sind Flammen, die Haras Zorn angezündet hat, und die noch diesen Augenblick wie das Barawafeuer unter den Fluthen brennen. Wie könntest du anders, der du selbst zu Asche verbranntest, noch jetzt die Herzen entzünden? Du und der Mond, ob ihr gleich Vertrauen zu verdienen scheint, so hintergeht ihr doch aufs grausamste uns arme Liebhaber. Wenn man liebt, wie ich, so hat man Unrecht, dir blumigte Geschosse, und dem Monde kühlende Stralen zuzuschreiben. Der Mond schüttet Feuer herab auf uns, mit seinen thaureichen Stralen, und du schärfst mit schneidenden Diamantenspitzen die Pfeile, welche nur mit Blüthen befiedert scheinen. Entzücken gewährte mir gleichwohl dieser Gott, mit dem Fisch in seinem Panier, ob er gleich mich in der Seele verwundet, wenn er mich nur mit Hülfe meiner Geliebten vernichten wollte, deren Augen groſs und schön sind, wie die Augen des Rehes. O du mächtige Gottheit, hast du kein Mitleid, wenn ich so deine Eigenschaften anbete? Hunderte meiner eiteln Gedanken, o Liebe! fächeln dein Feuer zur Glut. — Ziemt es dir, deinen Bogen bis ans Ohr zu spannen, damit der Pfeil, den du nach meiner Brust zieltest, mich tiefer verwunde? — (seufzend) Nichts kann mir Linderung geben, als der Anblick meiner Geliebten. — (Er blickt auf.) Diesen glühendheissen Mittag wird Sakontala mit ihren Gespielinnen gewiſs am Ufer dieses von Tamalas beschatteten Flusses zubringen. Recht so: ich will ihm näher treten. (Geht umher und späht) Meine süſse Freundin hat, wie mich dünkt, kürzlich unter dieser Reihe von jungen Bäumen gewandelt, denn ich sehe die Stengel der Blumen, die sie wahrscheinlich pflückte, noch unverwelkt; und von diesen frischen, eben abgestreiften Blättern flieſst noch der Milchsaft. (Er fühlt ein wehendes Lüftchen.) Welch' eine köstliche Luft an diesem Ufer! Umfangt mich hier, säuselnden Winde, weht mir Wohlgerüche von den Wasserlilien zu, und kühlt meine Brust, die der unkörperliche Gott entzündet, kühlt sie mit den flüssigen Theilchen, die ihr der Welle des Malini raubt! — (Er sieht auf die Erde.) Glücklicher! Sakontala muſs sich irgendwo in diesem Labyrinth von blühenden Schlingestauden aufhalten, denn im gelben Sande am Eingang jener Laube erblick' ich frische Tritte, vorn ein wenig erhöht, und hinten eingedrückt vom Gewicht ihrer niedlichen Glieder. Hinter diesem dicken Laubgebüsch seh' ich besser. (Er versteckt sich und späht sorgfältig.) — Jetzt genieſsen meine Augen den vollen Anblick. Die Geliebte meines Herzens, mit ihren beiden treuen Begleiterinnen ruht auf einem glatten Felsen mit frischen Blumen bestreut. Diese Zweige verbergen mich, indeſs ich auf ihre liebliche Unterredung horche. (Er steht verdeckt und schaut.)

Sakontala

mit ihren beiden Jungfrauen werden gesehen.

Die Mädchen (sie fächelnd.) Sage, geliebte Sakontala! erquickt dich die Luft, die wir mit unsern Fächern von breiten Lotosblättern erregen?

Sakontala (traurig.) Ach, warum gebt ihr, Lieben, euch diese Mühe? (Beide sehen einander traurig an.)

Duschmanta (bey Seite.) Sie scheint sehr krank zu seyn. Woher kommt ihr dieses heſtige Fieber? Ist die Ursache, was mein Herz mich überreden möchte — oder — (sinnt) Ich verliere mich in Zweifeln. Ich sehe, man hat ihr die Arznei, aus der balsamischen Usira bereitet, auf ihren Busen gelegt. Ihr einziges Armband ist von den zarten Fasern der Wasserlilienstengel gemacht, und auch dieses nur locker um ihren Arm gebunden. Dennoch ist sie auch als Kranke noch schön, von unvergleichlicher Schönheit. — So stehts um die Herzen der Jugend! Die Liebe und die Sonne können uns beide mit gleicher Glut durchdringen; aber die sengende Sommerhitze führt nicht zum schönen Genusse, wie die Glut des jugendlichen Verlangens.

Priyamwada (bey Seite zu Anusuya.) Bemerktest du nicht, wie der erste Anblick unseres frommen Monarchen auf das Herz unserer Sakontala wirkte? Ich vermuthe, ihre Krankheit rührt nur daher.

Anusuya (bey Seite zu Priyamwada.) Ich hege denselben Verdacht, und will sie geradezu fragen. (Laut.) Meine süfse Sakontala, erlaube mir eine Frage. Was ist die wahre Veranlassung deines Uebelbefindens?

Duschmanta (bey Seite.) Jetzt mufs es heraus. Aber ach! auf ihren Armspangen von Lotos, wie Mondstralen so glänzend, hat ihre Fieberhitze schwarze Flecken gezeichnet.

Sakontala (richtet sich halb in die Höhe.) O! sagt, was vermuthet Ihr?

Anusuya. Wir können unmöglich wissen, Sakontala, was in deinem Busen vorgeht; allein es kommt uns vor, dafs es dir geht, wie wirs oft in Liebesmährchen erzählen hörten. Sag' uns unverholen, was deine Krankheit verursacht. Der Arzt kann nicht anfangen Hülfsmittel zu verordnen, ehe er die Ursache der Krankheit erfahren hat.

Duschmanta (bey Seite.) Ich schmeichle mir mit demselben Verdacht.

Sakontala (bey Seite.) Mein Schmerz ist unleidlich; und gleichwohl kann ich nicht eilen, die Veranlassung dazu zu entdecken.

Priyamwada. Süſse Freundin, Anusuya spricht vernünftig. Bedenke die Heftigkeit deines Leidens. Es wird dich täglich mehr und mehr erschöpfen, obwohl du noch nichts von deiner unvergleichlichen Schönheit verloren hast.

Duschmanta (bey Seite.) Sehr wahr. Ihre Stirne ist trocken; ihr Hals neigt sich; ihr Körper ist schlanker als zuvor; ihre Schultern sinken ermattet; ihre Farbe welkt dahin; sie gleicht einer Madhawiwinde, die der heisse Sturm verzehrt; lieblich zwar, auch in dieser Verwandlung entzückt sie meine Seele.

Sakontala (seufzend.) Was kann ich noch sagen? Wozu sollt' ich Eure Bekümmerniſs vermehren?

Priyamwada. Eben darum, Geliebteste, verlangen wir dein Geheimniſs zu wissen. Wenn jede ihr Theil von deiner Unruhe trägt, wird deine eigene Last daran dir leichter werden.

Duschmanta (bey Seite.) Aufgefordert von zwei Freundinnen, die Freude und Leid mit ihr theilen, muſs sie unfehlbar die verborgene Ursache ihrer Krankheit offenbaren; und ich, den sie bey unsrer ersten Zusammenkunft so zärtlich anblickte, harre mit ängstlichem Verlangen auf ihre Antwort.

Sakontala. Von dem Augenblick an, da ich den treflichen Fürsten erblickte, der eben jetzt unserm geheiligten Walde die Ruhe wieder gab, — (sie hält inne und sieht beschämt.)

Beide. Rede weiter, liebste Sakontala.

Sakontala. Von dem Augenblick an, liebte ich ihn mit unwandelbarer Zärtlichkeit, und — das ists, was mich jetzt niederwirft.

Anusuya. Zum Glück hast du deine Neigung einem Manne geschenkt, der deiner würdig ist.

Priyamwada. Konnte auch ein schöner Strom den Ozean verlassen, um in einen See zu fliessen?

Duschmanta (freudig.) Was ich sehnlich zu wissen begehrte, haben ihre eigenen Lippen bekannt. Liebe verursachte mein Leiden, Liebe hat mich geheilt; wie der Sommertag, wenn die Wolken ihn schwärzen, die ganze Thierschöpfung von der Hitze rettet, die er selbst verursacht hatte.

Sakontala. Wenn es euch nicht lästig ist, sucht, ich bitte euch, ein Mittel, wie ich Gnade finde in des Königs Augen.

Duschmanta (bey Seite.) Dies Gesuch verscheucht alle meine Sorgen, und erfüllt mich mit Entzücken in dieser peinlichen Lage.

Priyamwada (bey Seite zu Anusuya.) Es wird schwer halten, meine Liebe, ein Heilmittel für sie zu finden. Strenge nur alle deine Gemüthskräfte an, denn ihre Krankheit leidet keinen Aufschub.

Anusuya (bey Seite zu Priyamwada.) Auf welche Art läſst sich ihre Kur beschleunigen und zugleich geheimhalten?

Priyamwada (wie zuvor.) O geheimhalten ist leicht; aber sie schnell zu bewirken, hält beinah unüberwindlich schwer.

Anusuya (wie vorhin.) Wie so?

Priyamwada. Der junge König schien zwar auf den ersten Augenblick in sie verliebt; das verriethen seine zärtlichen Blicke. Man will auch bemerkt haben, daſs er innerhalb dieser wenigen Tage, blaſs und hager geworden ist, als hätte ihn seine Leidenschaft am Schlaf gehindert.

Duschmanta (bey Seite.) Allerdings hat sie das. — Dieses goldne Armband, das seinen Glanz verloren hat von der Glut, die mich verzehrt, und die kein Thau mir lindert, ausser den Thränen, welche nächtlich von meinen Augen fliessen — mehrmals ists mir herabgeglitten bis an die Hand, und eben so oft habe ich es auf dem geschwundenen Arm wieder befestigt.

Priyamwada (laut.) Mir fällt etwas ein, Anusuya. Lafs uns einen Liebesbrief schreiben, ich will ihn in eine Blume verstecken, die ich unter dem Vorwand eines ehrerbietigen Geschenks, selbst in des Königs Hände überliefern will.

Anusuya. Eine vortreffliche Erfindung! Sie gefällt mir ausserordentlich. Aber was sagt unsere theure Sakontala!

Sakontala. Ich mufs die möglichen Folgen eines solchen Schrittes bedenken.

Priyamwada. Besinne dich auch auf ein paar Verse, die deine Leidenschaft ausdrücken, und sich zum Karakter eines liebenswürdigen Mädchens von erhabener Herkunft schicken.

Sakontala. Ich werde zu seiner Zeit dran denken. Mir schlägt das Herz mit banger Besorgnifs, dafs er mich verwerfen könnte.

Duschmanta (wird nicht gesehen.) Hier, höchst beglückt in deiner Gegenwart, steht der Mann, von dem du, schüchternes Mädchen, verworfen zu werden besorgst? Hier steht der Mann, der dich bis zum Wahnsinn liebt, und du fürchtest, schönes Kind, daſs er dich nicht annimmt? Wer dich besitzen soll, wird nach keinem glänzendern Juweel verlangen; du bist das Kleinod, nach dessen Besitz ich mit Sehnsucht trachte.

Anusuya. Du lästerst, Sakontala, deinen unvergleichlichen Werth. Wäre wohl der Mann bey Sinnen, der das herbstliche Mondlicht mit einem Schirme auffienge, da es allein die Fieberhitze, die der Mittag erregte, wieder löschen kann?

Sakontala (lächelnd.) Ich besinne mich auf etwas. (Sie meditirt.)

Düschmanta. So schaue ich dann unverwandt die liebliche Dichterin, und schliesse die Augen nicht, indeſs sie die Füſse des Sylbenmaſses zählt. Wie reitzend wiegt sie ihre Stirne nach dem Takt! Ihr ganzer Anblick zeugt von reiner Zärtlichkeit.

Sakontala. Ich habe einen Vers gemacht; allein es fehlt an einem Schreibzeug.

Priyamwada. Laſs uns nur die Worte hören, ich will sie mit meinem Nagel auf dieses Lotosblatt ritzen, das so weich und grün ist, wie die Brust eines jungen Papageien, und sich leicht in die Gestalt eines Briefes schneiden läſst. Sag an den Vers.

Sakontala.

„Dein Herz kenne ich freilich nicht; aber Grausamer! meines wärmt die Liebe Tag und Nacht, und alle meine Seelenkräfte neigen sich zu dir.“

Duschmanta

(kommt schnell zum Vorschein, und spricht einen Vers in demselben Sylbenmaſse.)

„Dich, schlankes Mädchen, wärmt Kama nur; mich brennt er aber: wie der Stern des Tages nur den Duft der Nachtblume unterdrückt, aber den leuchtenden Mond gänzlich auslöscht.“

Annsuya (blickt ihn freudig an.) Willkommen, groſser König! Meiner Freundin reifen die Früchte ihrer Phantasie ohne Säumen.
(Sakontala scheint aufstehen zu wollen.)

Duschmanta. Bemühe dich nicht. Die zarten Glieder, die auf dem Blumenbett ruhen, die Arme, deren Lotosspangen ein leichter Druck verrückt, die ganze liebliche Gestalt, die der heiſse Mittag zu beängstigen scheint, dürfen nicht durch den Zwang der Sitten noch mehr ermatten.

Sakontala (bey Seite.) O mein Herz! nach allem deinem Leiden kannst du noch nicht ruhen?

Anusuya. Laſs unsern Herrscher Platz nehmen auf dem Felsen, an dem sie ruht. (Sakontala macht ihm Platz.)

Duschmanta (setzt sich.) Priyamwada, hat nicht das Fieber deiner reitzenden Freundin ein wenig nachgelassen.

Priyamwada (lächelnd.) Eben hat sie eine heilsame Arznei genommen, und bald wird sie wieder gesund seyn. Allein, mächtiger Fürst, da ich deine und ihre Gunst habe, fodert mich meine Freundschaft für Sakontala auf, einige Augenblicke mit dir zu sprechen.

Duschmanta. Sprich ohne Rückhalt, trefliches Mädchen; verhalte mir nichts.

Priyamwada. Unser Herrscher soll hören.

Duschmanta. Ich gebe Acht.

Priyamwada. Indem du unseren frommen Einsiedlern ihre Besorgniſs nahmst, hast du eines groſsen Monarchen Pflicht erfüllt.

Duschmanta. O! sprich lieber ein wenig von etwas Anderm.

Priyamwada. Wohlan! dann muſs ich dir nur sagen, daſs unsere geliebte Gespielin dich liebgewonnen hat, und daſs Kama, der rastlose Gott, ihre Erschöpfung jetzt verursacht.

Du allein kannst ihr unschätzbares Leben erhalten.

Duschmanta. Süfse Priyamwada! gegenseitig ist unsere Leidenschaft, aber ich bins, dem Ehre widerfährt.

Sakontala (lächelt, mit einem gemischten Ausdruck von Zärtlichkeit und Unmuth.) Warum wollt ihr den tugendhaften Herrscher aufhalten, den eine so lange Abwesenheit von den geheimen Zimmern seines Pallasts betrüben mufs.

Duschmanta. Dieses Herz — o! du, die ihm vor allen Dingen auf Erden das Theuerste bist — wird ausser dir kein Ziel haben, ausser dir nicht, deren Augen schwarzer Glanz mich entzückt, wenn du nur sanfter deine Rede stimmtest. Der Pfeil der Liebe hätte mich bald getödtet; deine Worte vernichten mich.

Anusuya (lacht.) Fürsten, heifst es, haben viele begünstigte Gemahlinnen. Versprich uns also, dafs unsere geliebte Freundin durch unsere Aufführung nicht in Betrübnifs geräth.

Duschmanta. Bedarf es noch vieler Worte? Es mögen noch so viele Weiber in meinem Pallast seyn, ich habe nur zwei Gegenstände, denen ich mich ganz widmen kann; die seeumgürtete Erde, die ich beherrsche, und eure süſse Freundin, die ich liebe.

Beide. Unsere Besorgnisse sind gehoben. (Sakontala bemüht sich vergebens ihre Freude zu verbergen.)

Priyamwada (bey Seite zu Anusuya.) Sieh nur, wie allmählig unsere holde Freundin ihre Kräfte wieder bekommt; so die Pfauhenne, wenn die Sommerhitze sie drückt: ein sanftes Säuseln, ein milder Regen erquicken sie wieder.

Sakontala (zu ihren Gespielinnen.) Verzeiht, ich bitte euch, meinen Verstoſs, daſs ich Worte ohne Bedeutung sprach; um euch die Zeit zu kürzen sprach ich sie, um euch die zärtliche Sorge für mich zu vergelten.

Priyamwada. Sie veranlaſsten doch unsern ernstlichen Rath. Wer aber verzeihen muſs, ist der König; denn wer sonst ist beleidigt?

Sakontala. Der groſse Monarch, hoffe ich, wird das entschuldigen, was in seiner Gegenwart oder Abwesenheit gesprochen ward. (Bey Seite zu den Mädchen.) Ich bitte euch, legt ein Vorwort bey ihm ein.

Duschmanta (lächelnd.) Gern verzeih' ich dir jede Beleidigung, reitzende Sakontala, du, die mein Herz beherrscht, wenn du mir vollends Platz machen wolltest, bey dir zu sitzen, und auf dem Blüthenteppich, den du mit zarten Gliedern drückst, mich von meiner Ermüdung erholen zu lassen.

Priyamwada. Mach ihm Platz: es wird ihn besänftigen und beglücken.

Sakontala (stellt sich böse; bey Seite zu Priyamwada.) Stille, boshaftes Mädchen; kannst du der Schwachen spotten?

Anusuya (sieht in die Scene.) Ach, meine Priyamwada, sieh! dort läuft deine junge Lieblingsgazelle, und blickt nach allen Seiten wild umher; das arme Thier sucht gewiſs seine Mutter, die sich im weiten Walde verirrt hat. Ich muſs nur gehen und ihm suchen helfen.

Priyamwada. Ich kenne seine Schnellfüſsigkeit. Du allein kannst es nicht einfangen; ich muſs dich begleiten. (Gehn beide hinaus.)

Sakontala. Ich kann nicht zugeben, daſs ihr euch entfernt; ihr laſst mich ja allein.

Beide (lächelnd.) Allein? und der Herr der Welt an deiner Seite! (Gehn ab.)

Sakontala. Wie konnten mich meine Gefährtinnen beide verlassen?

Duschmanta. Holdes Mädchen, das kümmere dich nicht. Bin ich nicht hier, an ihrer Stelle, um deine Gnade zu bitten? —

(Bey Seite.) Ich muſs meine Leidenschaft ihr offenbaren. — (Laut.) Kann ich nicht, wie sie, diesen Fächer von Lotosblättern wiegen, um die kühle Luft dir zuzuwehen, und deine Unruhe zu verscheuchen? Kann ich nicht, wie sie, sanft in meinen Schoos legen die zarten Füſse, wie Wasserlilien roth, und Zauberin! sie drücken, um deine Schmerzen zu mindern?

Sakontala. Ich würde mich selbst beleidigen, wenn ich dort Dienstleistungen annähme, wo ich selbst Ehrerbietung schuldig bin. (Sie steht auf, geht aber langsam und schwach.)

Duschmanta. Noch, Geliebte, ist der Mittag nicht vorbey, und deine zarten Glieder sind matt. Wie wenig vermagst du, mit einem so schwachen Körper diese übermäſsige Hitze zu ertragen, wenn du dich vom Lager erhebst, wo frische Blumen deine Brust beschatten? (Zieht sie sanft zurück.)

Sakontala. Verlaſs mich, o! verlaſs mich. Ich hänge in der That von andern ab, ich kann nicht thun, was ich will, sonst — Jene beiden Mädchen haben allein den Auftrag mich zu bedienen. — Was soll ich nun anfangen?

Duschmanta (bey Seite.) Die Besorgniſs zu beleidigen macht mich schüchtern.

Sakontala (die es gehört hat.) Der König kann nicht beleidigen. Ich klage nur mein hartes Schicksal an.

Duschmanta. Warum thust du das? Deine Bestimmung ist ja so schön!

Sakontala. Sage vielmehr, wie kann ich mich enthalten, dieses Schicksal zu schelten, das mein Herz von liebenswürdigen Eigenschaften rühren läſst, und mich nicht unabhängig machte?

Duschmanta (bey Seite.) Sollte man nicht glauben, das reitzende Geschlecht, anstatt, wie wir, von Liebe gequält zu werden, hielte den Kamadewa selbst in ihrem Herzen gefangen, um ihn durch Zögerung zu quälen?

(Sakontala im Begriff zu gehen.)

Duschmanta (für sich.) Wie? soll ich mein Glück verscherzen? (Folgt ihr und ergreift den Saum ihres Mantels.)

Sakontala (kehrt zurück.) Purus Sohn! bewahre deine Vernunft; o bewahre sie! — Die Einsiedler sind auf allen Seiten des Haines in der Arbeit.

Duschmanta. Geliebteste! Deine Furcht ist eitel. Kanna selbst, der tiefgelehrte Kenner des Gesetzes, wird sich unserer Vereinigung nicht widersetzen. Viele Töchter der heiligsten Männer heiratheten nach dem Zeremoniel, das Gandharwa genannt wird, wie es unter Indras Verehrern üblich ist, und ihre Väter selbst bestätigten sie. (Er schaut umher) Du sagst nichts? Bist noch unerbittlich? Ach, so muſs ich gehen. (Geht einige Schritte und sieht zurück.)

Sakontala (geht auch einige Schritte, und wendet dann ihr Gesicht nach ihm.) Ob ich gleich dir versagte, dich nur einen Augenblick mit mir sprechen lieſs, dennoch, o Purus-Sohn! gänzlich vergiſs Sakontala nicht. —

Duschmanta. Bezauberndes Mädchen! Würdest du hinweggerückt an der Welt Ende, so wurzelst du dennoch in diesem Herzen — wie der Schatten noch bey dem Baume bleibt, nachdem der Tag verschwunden ist.

Sakontala (im Hinausgehen für sich.) Seitdem ich seine Betheurungen höre, bewegen sich meine Füſse zwar, allein ich komme nicht mehr weiter. Ich will mich hinter diesem blühenden Gesträuch (Kurnwaka) verbergen, und merken wie seine Leidenschaft wirkt. (Verbirgt sich hinter das Gesträuch.)

Duschmanta (bey Seite.) Kannst du mich verlassen, geliebte Sakontala? Mich verlassen, den Allzärtlichen? Nicht einen Augenblick konntest du weilen? Zart ist deine liebliche Gestalt, das Kennzeichen einer milden Seele; und ist dein Herz so hart? wie am rauhen Stengel die zarte Sirischa?

Sakontala (für sich.) Ich bin wie gefesselt an diese Stätte.

Duschmanta (für sich.) Was soll ich beginnen an diesem verlassenen Ruheplatz? — (schaut nachsinnend um sich her) — Ha! welch' ein Glück, daſs ich noch nicht weggegangen bin! Hier liegt ihre Armspange von Blumen; sie duftet den köstlichen Geruch der Usirawurzel, die ihren Busen durchbalsamte; und indem sie dem niedlichen Arm entschlüpfte, ward sie meinem Herzen eine neue Fessel. (Hebt die Armkette ehrerbietig auf.)

Sakontala (bey Seite, blickt auf ihre Hand.) Weh mir! war ich so matt, daſs die Fasern des Lotosstengels, die meinen Arm umschlangen, von mir unbemerkt zur Erde fallen konnten?

Duschmanta (für sich, steckt die Spange in seinen Busen.) O himmlisches Gefühl dieser Berührung! — Von diesem Zierrath deines schönen Arms, Geliebteste, leblos und sinnlos wie er ist, gewinnt dein unglücklicher Liebhaber neues Vertrauen — Seligkeit, die du ihm weigertest!

Sakontala (bey Seite.) Hier bleib' ich nicht länger. Unter diesem Vorwand darf ich zurückgehn. (Sie geht langsam auf ihn zu.)

Duschmanta (entzückt.) Ha! die Fürstin meiner Seele beglückt diese Augen wieder! Gütiger Himmel, du bestimmtest mir Freude nach so vielem Leiden. Der Vogel Tschatak, dessen Kehle vor Durst trocken war, bat um einen Tropfen Wassers, und plötzlich floſs ein kühler Strom in seinen Schnabel aus der Milde einer frischen Wolke.

Sakontala. Mächtiger König! Als ich auf halbem Wege nach der Hütte war, bemerkte ich, daſs meine Armspange von feinen Stengeln mir von der Hand gefallen war, und ich kehre zurück, weil ich in meinem Herzen beinah überzeugt bin, daſs du sie gesehen und aufgehoben hast. Gieb sie mir zurück, ich bitte dich, damit du nicht beide dich und mich den Vorwürfen der Einsiedler Preiſs gebest.

Duschmanta. Wohlan! auf eine Bedingung geb' ich sie dir wieder.

Sakontala. Welche Bedingung? sprich —

Duschmanta. Daſs ich sie wieder um deinen Arm befestigen darf.

Sakontala (bey Seite.) Mir bleibt kein anderer Ausweg übrig.

Duschmanta. Laſs uns beide auf diesem glatten Felsen sitzen, daſs ich sie wieder befestige.

(Setzen sich.)

(Er nimmt ihre Hand.) O unaussprechliche Zartheit! Diese Hand hat ihre angeborne Stärke und Schönheit wieder erhalten, wie ein junger Kamalatosprosse; oder vielmehr — dem Liebesgott selbst ist sie ähnlich, da ihn das Feuer von Haras Zorn verzehrt hatte, und ein Nektarregen, herabgeträufelt von den Unsterblichen, ihn wieder belebte.

Sakontala (drückt ihm die Hand.) Der Sohn meines Herrn eile die Armspange anzubinden.

Duschmanta (für sich mit Entzücken.) Nun bin ich warlich beglückt. „Der Sohn meines Herrn?“ So spricht man nur von einem Gemahl. (Laut.) Das Schloſs dieses Geschmeides läſst sich nicht gut lösen, meine Theuerste, du solltest es zurecht machen lassen, daſs es dir besser paſste.

Sakontala (lächelnd.) Wie es dir gefällt.

Duschmanta (indem er ihre Hand fahren läſst.) Sieh, meine Theure! Dies ist der Neumond, der das Firmament verläſst, um der höhern Schönheit zu huldigen; er ist herabgestiegen auf deinen bezaubernden Arm, und umschlingt ihn mit seinen Hörnern in Gestalt eines Armbands.

Sakontala. Ich sehe freilich nichts, das dem Monde ähnelt. Vielleicht wehte vom Säuseln des Windes der Blüthenstaub aus dem Lotos hinter meinem Ohr, und verdunkelte mein Gesicht.

Duschmanta (lächelnd.) Erlaubst du mir, so hauche ich den süſsduftenden Staub von deinem Auge.

Sakontala. Das wäre gütig! doch ich traue nicht.

Duschmanta. O fürchte nichts, fürchte nichts. Ein neuer Knecht übertritt nie die Befehle seiner Gebieterin.

Sakontala. Ein allzudienstfertiger flöſst kein Vertrauen ein.

Duschmanta (für sich.) Diese herrliche Gelegenheit soll mir nicht entgehen. (Versucht es ihr Haupt aufwärts zu heben. Sakontala stöſst ihn sanft zurück, bleibt aber sitzen.) — O! Mädchen, mit dem Gazellenauge, besorge keinen Ungehorsam. (Sakontala blickt auf, einen Augenblick, und hängt ihr Haupt gleich wieder. Duschmanta bey Seite, indem er es wieder stützt.) Diese Lippen, deren Zartheit nur noch geahndet, nicht erprobt worden ist, scheinen mit entzückendem Zittern ihre Einwilligung zu geben, daſs ich meinen Durst lösche.

Sakontala. Der Sohn meines Herrn scheint geneigt, sein Versprechen zu vergessen.

Duschmanta. Geliebte! mich täuschte die Nähe des Lotos zu diesem Auge, das ihm an hellem Glanze gleicht.

(Er haucht sanft auf ihr Auge.)

Sakontala. Ich sehe einen Fürsten Wort halten, wie es Fürsten ziemt. In der That bin ich beschämt, daſs ich so verdienstlos, des liebevollen Dienstes von meines Herrn Sohn gewürdigt werde.

Duschmanta. Kann ich einen andern Lohn wünschen, ausser dem gröſsten von allen, den nahen Hauch dieser reitzenden Lippen?

Sakontala. Genügt dir der?

Duschmanta. Der Biene genügt der bloſse Duft der Wasserlilie.

Sakontala. Sonst wüſst ich auch keinen Rath.

Duschmanta. Nicht? — Doch dies — und dies — und dies —

(küſst sie feurig.)

Hinter der Scene.

Horch! die Tschakrawaka ruft ihren Gatten am Ufer des Malini. Schon breitet die Nacht ihre Schatten.

Sakontala (horcht ängstlich.) O Sohn meines Herrn! Die Matrone Gautami nahet herzu, um nach meinem Befinden zu fragen. Ich bitte dich, verbirg dich hinter jenen Bäumen.

Duschmanta. Ich weiche der Nothwendigkeit.

(Verbirgt sich.)

Gautami tritt herein mit einem Gefäſs in der Hand.

Gautami (sieht Sakontala mit ängstlicher Besorgniſs an.) Mein Kind, hier hast du heiliges Wasser. Wie? du bist nicht wohl und hast keine anderen Gesellschafter als die unsichtbaren Götter?

Sakontala. Priyamwada und Anusuya sind so eben beide an den Fluſs hinabgegangen.

Gautami (besprengt sie.) Kind, hat dein Fieber etwas nachgelassen?

(Ergreift ihre Hand.)

Sakontala. Ehrwürdige Matrone, ich fühle mich besser.

Gautami. So bist du ausser Gefahr. Mögest du viele Jahre leben! Der Tag will uns verlassen: wir wollen zusammen in die Hütte gehn.

Sakontala (für sich, indem sie langsam aufsteht.) O mein Herz! kaum hattest du angefangen Seligkeit zu kosten, so entfloh der schöne Augenblick! (Sie geht einige Schritte vorwärts und kehrt wieder nach der Laube zurück.) O! Laube schlängelnder Pflanzen, die meinen Kummer verscheuchte, dich ruf' ich an! Es glüht in mir die Hoffnung, unter deinen Schatten wieder glücklich zu seyn.

(Geht hinaus mit Gautami.)

Duschmanta (kehrt zur Laube zurück mit einem Seufzer.) Ach! muſsten meine Wünsche so vereitelt werden? Konnt' ich anders, als die Lippen der Holdseligen küssen, wandte sie gleich halb die keusche Wange! Entzückendes Süſs dieser Lippen, selbst wenn sie Weigerungen sprachen! Wohin soll ich gehen? Ich bleibe noch in diesem Ruheplatz von schlängelnden Pflanzen, den die Gegenwart meiner Erwählten durchstralte. (Er schaut umher) Ja! dies ist ihr Felsensitz mit Blumen bestreut, auf denen ihre zarten Glieder ruhten. Hier liegt ihr rührender Brief der Liebe auf einem Wasserlilienblatt; hier lag ihr Armband von zarten Fäserchen, als es ihrer lieben Hand entschlüpfte. Zwar die Laube von Wetasassträuchen ist verlassen, öde ist sie, seitdem die Holde daraus verschwand; allein so lang mein Auge auf diesen Denkmälern ihres Hierseyns haftet, kann ich nicht hinweg. (nachdenkend.) O des unvollendeten Glückes! Bin ich ein Liebhaber? ich! der seiner Geliebten zur Seite die schöne Gelegenheit entschlüpfen lieſs? Sollte Sakontala wieder diese stillen verborgenen Schatten besuchen, dann sey der Augenblick mein! Vergänglich sind ja die Freuden der Jugend! — Thörigtes Herz! Mit neuen Vorsätzen schweigst du die Verzweiflung über ein zerstörtes Glück? O! warum lieſsest du mich unbefriedigt die Gegenwart der Geliebten fliehen?

Hinter der Scene.

O König! indem wir das Abendopfer beginnen, gleiten über den heiligen Heerd die Gestalten blutgieriger Dämonen; bräunlich im Schatten der Wolken, die sich an der Neige des Tages sammeln, breiten sie Schrecken umher!

Duschmanta. Fürchtet nichts, heilige Männer! — Euer König wird euch beschützen.

(Geht ab.)

Vierter Aufzug.

Scene: ein Grasplatz vor einer Hütte.

Die beiden Gespielinnen sammeln Blumen.

Anusuya. O meine Priyamwada, unsere süſse Freundin ist nun zwar glücklich nach der Ordnung Gandharwa mit einem Bräutigam vermählt, der ihr an Rang und Vollkommenheit gleicht; dennoch ist mein zärtliches Herz nicht ohne Beſorgniſs, und ein Zweifel insbesondere ängstigt mich.

Priyamwada. Welcher Zweifel, meine Anusuya?

Anusuya. Diesen Morgen entlieſsen unsere Einsiedler den frommen Fürsten mit Dankbarkeit, nachdem sie ihre Weihe vollendet hatten. Er geht jetzt nach seiner Hauptstadt, Hastinapura, und dort in den verborgenen Tiefen seines Pallasts, umringt von hundert Frauen, — wird er sich da noch seiner lieblichen Braut erinnern?

Priyamwada. Darüber kannst du dich beruhigen. Ein so gebildeter, so einsichtsvoller Mann kann nicht ehrlos handeln. Noch eins aber ist bedenklich. Wenn unser Vater Kanna zurückkommt von seiner Wallfahrt, und hört was geschehen ist, wie wird er die Nachricht empfangen?

Anusuya. Frägst du mich, so will ich dir nur sagen, ich vermuthe, er wird die Heirath gut heiſsen.

Priyamwada. Wie so?

Anusuya. Weil er nichts Besseres verlangen kann, als einen so erhabenen, so verdienstvollen Gemahl für seine Sakontala. Du weiſst, seines Herzens erster Wunsch war immer eine glückliche Heirath für sie. Jetzt hat der Himmel für ihn gesorgt und seinen Wunsch erfüllt. Wie könnt' er noch unzufrieden seyn?

Priyamwada. Du urtheilst sehr richtig, aber — (indem sie ihren Korb ansieht.) Liebe, wir haben schon einen hinreichenden Blumenvorrath gepflückt, um die Opferstätte damit zu bestreuen.

Anusuya. Laſs uns noch mehr zusammenlesen, um die Tempel der Göttinnen zu schmücken, denen Sakontala ihr Glück verdankt.

(Beide sammeln noch Blumen.)

Hinter der Scene.

Ich bins — Heh da!

Anusuya (horcht.) Mich dünkt ich höre die Stimme eines Gasts, der die Einsiedelei besucht.

Priyamwada. Laſst uns hineilen. Sakontala ruht, und ob sie gleich wachend uns mit ihrer Gegenwart erfreut, so ist doch ihr Sinn den ganzen Tag abwesend, und umschwebt den heimgezogenen Gemahl.

Annsu'ya. Meinetwegen; aber Du weiſst, wir werden noch alle diese Blumen brauchen.

(Sie gehen vorwärts.)

Wieder hinter der Scene.

Wie? Du erweisest einem Gast keine Aufmerksamkeit? So höre meine Flüche:

„Er, den du denkst,
an dem dein Herz so einzig hängt, indeſs
das reine Kleinod ächter Gottesfurcht
umsonst von dir des Gastfreunds Rechte heischt;
vergessen wird er dich, wenn du ihn wieder
erblickst, wie Nüchternwordene vergessen
die Worte, die der Rausch aus ihnen sprach.“

(Die beiden Mädchen sehen einander traurig an.)

Priyamwada. Weh mir! welch schreckliches Misgeschick! Unsere geliebte Freundin wird in ihrer Zerstreuung einen heiligen Mann, der Ehrfurcht von ihr erwartete, vernachläſsigt und beleidigt haben.

Anusuya. Es kann nicht anders seyn. (Sieht hinein.) Dort geht der jähzornige Durwasas mit schnellen Schritten zurück.

Priyamwada. Wer sonst hätte Macht, alles, was ihn beleidigt, wie zerstörendes Feuer zu verzehren? Geh, meine Anusuya; fall' ihm zu Füssen, und wo möglich bered' ihn, daſs er zurückkehrt. Ich geh indeſs ihm Wasser und Erfrischung zu bereiten.

Anusuya. Ich eile. (Geht ab.)

Priyamwada. (Im schnellen Gang gleitet ihr Fuſs.) Ach ich war zu eilig; darum fiel mein Korb. Die Pflicht des Opfers durft' ich ja nicht versäumen!

(Sie sammelt frische Blumen.)

Anusuya (kommt zurück.) Sein Zorn, meine Liebe, hat keine Grenzen, und wenn man im Staube flehend vor ihm gelegen hätte, jetzt besänftigte man ihn nicht. Endlich lieſs er sich doch ein wenig erweichen.

Priyamwada. Das wenige ist von ihm noch immer sehr viel. Sprich, wie gelang es dir, ihn auch nur wenig umzustimmen?

Anusuya. Wie er sich schlechterdings zurückzukommen weigerte, fiel ich ihm zu Füssen und sprach: Heiliger, Weiser! verzeih, ich bitte dich, das Vergehen eines holden Mädchens, die gewiſs für dich die höchste Ehrfurcht hegt, aber in ihrer Zerstreuung nur nicht wuſste, wer der Erhabene war, der ihr rief.

Priyamwada. Nun dann? was sagt' er dir?

Anusuya.

„Unwiderruflich," sprach er, „ist mein Wort!
„doch dann verschwinden seine Zauber, wenn
„ihr Gatte seinen Ring erblickt."

Mit diesen Worten verschwand er.

Priyamwada. So dürfen wir uns wieder trösten; denn eh der König abreiste, steckte er mit eigner Hand den Ring an Sakontalas Finger, mit dem Namen Duschmanta darauf gegraben, den er unverzüglich wieder erkennen muſs. Das Mittel unserm Unglück ein Ende zu machen liegt also in diesem Ringe beschlossen.

Anusuya. Komm! gehn wir an die Altäre der Göttinnen, um uns ihren Beistand zu erflehen.

(Sie gehen.)

Priyamwada (sieht in die Scene.) Sieh, meine Anusuya, dort sitzt unsere liebliche Freundin, starr wie ein Bild und stützt ihr welkes Haupt auf ihren linken Arm. So auf Einen Gegenstand gerichtet, denkt sie nicht an sich selbst, viel weniger bemerkt sie einen Fremdling.

Anusuya. Der schreckliche Fluch, Priyamwada, sey ein Geheimniſs unter uns beiden. Dem reitzbaren Gefühl unserer Holden müssen wir jede heftige Erschütterung ersparen.

Priyamwada. Wer möchte siedendes Wasser auf die Blüthen des zarten Mallika gieſsen?

(Beide gehen ab.)

Ein **Schüler Kannas** tritt auf.

Schüler. Hieher sendet mich Kanna, der Ehrwürdige, der von seiner Pilgerschaft zurückgekommen ist; die Zeit der Nacht soll ich erforschen: ich komme zu sehen, wie viel davon noch übrig ist. (Er geht umher und beobachtet die Gestirne.) Auf einer Seite versinkt nun bald in seinem abendlichen Bette der Mond, der die Blüthen des Oschaddi anzündet; auf der andern beginnt ihren Lauf die

Sonne, sitzend hinter Arun, ihrem Wagenführer. Beider Glanz ist sichtbar, wenn sie aufgehn und untergehn, und nach ihrem Beispiel sollte der Mensch in Glück und Unglück gleich standhaft seyn. — (Pause.) — Jetzt verschwand der Mond und die Blume der Nacht gefällt nicht länger; sie läſst nur das Andenken ihres Wohlgeruchs zurück und hängt ihr Haupt wie eine zarte Braut, die in der Abwesenheit ihres Gatten unleidlichen Schmerz erduldet. — Der Morgen röthet sich; er färbt mit seinem Purpur die Thautropfen auf den Zweigen jenes Gesträuchs (Wadari). Der Pfau schüttelt den Schlaf von sich ab und eilt hinunter von den mit heiligem Grase durchflochtenen Einsiedlerhütten. Und siehe! dort springt plötzlich die Antelope von der Opferstätte auf, die sie mit ihrem Huf bezeichnete, bäumt sich hoch empor und streckt ihre niedlichen Glieder. — Wie ist der Mond vom Himmel gefallen mit erblassenden Stralen! der Mond, der seinen Fuſs auf Su-Meru setzte, dem König der Gebirge auf das Haupt trat, und das Gefolge der Finsterniſs zerstreuend, hinanstieg bis in Wischnus mittlern Pallast! So steigen die Groſsen dieser Erde mit äuſserster Anstrengung hinan zum Gipfel des Ehrgeitzes, und schnell und leicht sinken sie wieder hinunter.

Anusuya (tritt auf nachdenkend, für sich.) Sakontala, zu strengen Andachtsübungen erzogen, und vom Sinnengenuſs entfernt, konnte so zärtlich lieben? — Wohl unfreundlich war der König, daſs er sie verlieſs!

Schüler (für sich.) Die Zeit des Opfers (Homa) naht heran; ich gehe, unsern Lehrer davon zu benachrichtigen. (Geht ab.)

Anusuya. Die Schatten der Nacht sind entflohn; kaum bin ich erwacht; doch hätt' ich alle meine wachen Sinne, was vermöcht' ich jetzt? Meine Hände bewegen sich nicht willig zum gewöhnlichen Morgengeschäfte. Liebe trage die Schuld, Liebe allein; denn Liebe hat unsere Freundin durch einen wortbrüchigen König gekränkt. Wirkt etwa schon Durwasas Fluch? Wie könnte sonst ein tugendhafter Fürst, nach einem so feierlichen Bündniſs diesen langen Zeitraum verstreichen lassen, ohne ihr nur eine Botschaft zu senden? Sollen wir ihm den Ring, an dem ihr Schicksal hängt, überschicken? — Ach, daſs ich ein Mittel wüſste, Linderung der Unvergleichlichen zu geben, die ohn' Unterlaſs trauert! Wer nennt einen Fehltritt, den sie begangen hätte? Und gleichwohl giebt mein

„entschlossen, dich von der Hütte des alten „Einsiedlers, deines Erziehers, in den Pallast des Monarchen, der deine Hand genommen hat, zu entlassen.“

Anusuya. Meine Freundin, wer hat Kanna gesagt, was in seiner Abwesenheit geschehen ist?

Priyamwada. Indem er den Ort betrat, wo das heilige Feuer lodert, hörte er eine Stimme vom Himmel, die in göttlichen Rhythmen sprach —

Anusuya (verwundert.) Ha! ich erstaune!

Priyamwada. Höre den himmlischen Vers: „Wisse, frommer Brahme, deine angenommene Tochter hat von Duschmanta „einen Lichtstral des Ruhms empfangen, „zur Herrschaft der Erde bestimmt; wie das „Holz Sami geschwängert wird mit geheimniſsreichem Feuer.“

Anusuya (umarmt ihre Freundin) Ich bin entzückt, meine Theure, ich bin vor Freuden ausser mir! — Aber ach! Heute schon wollen sie uns unsere Geliebte entreissen? Nun fühle ich, daſs mein Schmerz wenigstens eben so groſs als meine Freude ist.

Priyamwada. Wir müssen uns dem Schmerz der Trennung mit Geduld unterwerfen. Unsere Geliebteste wird glücklich seyn; — das muſs uns trösten.

Anusuya. Eilen wir dann, sie bräutlich zu schmücken. Schon habe ich in dieser Absicht die Kokosschale, die an jenem Amrabaum hängt, mit wohlriechendem Nagakesarasstaube gefüllt. Nimm sie herunter, und bewahre den Staub in einem frischen Lotosblatt; ich sammle indeſs von der Stirne einer heiligen Kuh etwas Goratschana, etwas Erde von geweihter Stätte, und ein wenig frisches Kussagras, wovon ich einen glückbringenden Teig bereiten will.

Priyamwada. Recht gut! (Sie nimmt den Wohlgeruch herab. Anusuya geht.)

Hinter der Scene.

Gautami! sage den beiden Misras, Sarngarawa und Saraduata, sich fertig zu halten, mein Kind Sakontala zu begleiten.

Priyamwada (horcht.) Verliere keine Zeit, Anusuya, verliere ja keine Zeit. Unser Vater ordnet schon die Reise nach Hastinapura.

Anusuya (kommt mit den Ingredienzien des Zaubers zurück.) Hie bin ich; laſs uns gehn, meine Priyamwada.

Priyamwada (sieht sich um) Dort steht unsere Sakontala, nach ihrem Morgenbade, und die glückwünschende Schaar heiliger

Frauen mit Körben voll geweihten Korns. Laſs uns eilen sie zu begrüſsen.

Sakontala, Gautami und Einsiedlerinnen.

Sakontala. Ich werfe mich nieder vor der Göttin.

Gautami. Tochter, nie kannst du zu oft das Wort Göttin aussprechen: so wirst du deinem Herrn groſses Heil erwerben.

Einsiedlerin. Mögest du, königliche Braut eines Helden, genesen!

(Die Einsiedlerinnen gehen ab.)

Anusuya und Priyamwada (zugleich sich Sakontala nähernd.) Geliebte Freundin, war dein Bad heut angenehm?

Sakontala. O meine Freundinnen! seyd mir willkommen: setzen wir uns ein wenig zusammen.

(Sie setzen sich.)

Anusuya. Halte mir stille, daſs ich dir einen Zauber anbinde, der dir gutes Glück sichert.

Sakontala. Du bist gütig. — Viel ward am heutigen Tage entschieden, und das Vergnügen, meine süſsen Freundinnen so um mich her zu sehen, kehrt nicht so bald wieder zurück!

(Sie trocknet sich die Thränen.)

Priyamwada. Geliebte! es ziemt sich nicht zu weinen, wenn du deinem Glück entgegen gehst. (Die beiden Mädchen brechen in Thränen aus, indem sie Sakontala ankleiden.) Dein schlanker Wuchs wäre eines reicheren Schmuckes werth. Wir zieren ihn mit den wilden Blumen, die der Wald uns darbot.

Kannas Schüler
tritt herein mit kostbaren Kleidern.

Schüler. Hier ist ein vollständiger Anzug. Die Königin trage ihn und sey beglückt! Langes Leben der Königin! (Die Frauen sehen einander mit Verwunderung an.)

Gautami. Mein Sohn Harita, woher kam dieser Anzug?

Schüler. Von der Gottesfurcht unseres Vaters Kanna.

Gautami. Wie verstehst du das?

Schüler. Merkt auf! Der ehrwürdige Weise gab diesen Befehl: „Bringt frische Blumen für Sakontala, von den schönsten der Bäume!“ und plötzlich erschienen die Nymphen des Waldes und erhoben ihre

Hände, die mit jungen Blättern wetteifern an Weichheit und Schöne. Einige webten ein Unterkleid, glänzend wie der Mond, zur Vorbedeutung ihrer Glückseligkeit; eine andere drückte aus den Lakschasaft, um ihre Füſse köstlich roth zu färben; die übrigen waren beschäftigt mit Verfertigung des glänzenden Schmucks, und Alle mit eifrigem Bemühen schütteten ihre Gaben über uns aus.

Priyamwada (sieht Sakontala an.) Sogar die Biene, die im hohlen Stamm des Baumes nistet, huldigt dem Honig der Lotosblume.

Gautami. Die Glücksgöttin des Königs muſs es den Nymphen aufgetragen haben, ihr den Besitz eines reicheren Schmucks im königlichen Pallast voraus zu verkünden.

(Sakontala sieht bescheiden.)

Schüler. Ich eile zu Kanna, der im Malini badet, und melde ihm die auszeichnende Huld der Waldnymphen. (Geht ab.)

Anusuya. Süſse Freundin, wie unvermuthet kam mir dieses Kleid! Wie werd' ichs dir schicklich anlegen? (nachsinnend) — Gut, daſs ich zeichnen kann; das wird mir Winke geben, dein Gewand nach der Kunst zu ordnen.

Sakontala. Ich kenne deine Liebe.

Kanna (tritt nachdenkend auf; bey Seite.) Heute soll Sakontala fort: ich wills! Aber welch ein Schmerz verwundet meine Seele! Der Thränenstrom, den die Vernunft unterdrückt und in sich kehren will, hemmt meine Stimme und trübt meinen Blick. — Seltsam, daſs ein Waldbewohner fern von den Wohnsitzen der Menschen dieses Uebermaas von Betrübniſs empfinden kann! O wie schrecklich müssen nicht die Leiden des Hausvaters seyn, wenn er seine Tochter von sich läſst.

(Er geht sinnend umher.)

Priyamwada. Jetzt, meine Sakontala, bist du gehörig geschmückt; jetzt lege noch dieses Unterkleid an, das Geschenk der Waldgöttinnen. (Sakontala steht auf und schlägt sich das Kleid um.)

Gautami. Meine Tochter, dein geistlicher Vater, dessen Augen überfliessen von Freudenthränen, steht da und verlangt dich zu umfassen; eile ihm deine Ehrfurcht zu bezeigen.

(Sakontala neigt sich bescheiden gegen ihn.)

Kanna. Dein Gemahl liebe dich, wie Sarmischta geliebt ward von Yayati! Gebäre du einen Beherrscher der Welt, wie sie Puru gebar!

Gautami. Kind! dies ist nicht bloſse Segensformel; es ist eine wirklich ertheilte Gabe.

Kanna. Komm, meine Geliebteste, komm und wandle mit mir um das Opferfeuer. (Alle treten vor.) Mögen dich diese Feuerflammen, behüten! Feuerflammen, die an ihren bestimmten Platz auf dem geweihten Heerde hüpfen und das gesegnete Holz verzehren, indeſs die frischen Halme des geheimniſsreichen Kussa umhergestreut liegen! Feuer der Weihe, welche die Sünden tilgen mittelst der aufsteigenden Dämpfe des reinen Opfers! (Sakontala umgeht den Heerd mit feierlichem Schritt.) — Jetzt, meine Theure, tritt an deinen Zug mit guten Vorbedeutungen. (Er sieht sich um.) — Wo sind die Begleiter, die beiden Misras?

Sarngarawa und Saradnata
(Beide hereintretend.)

Heiliger, Weiser, wir sind hier.

Kanna. Mein Sohn Sarngarawa, gehe voran, zeige deiner Schwester den Weg.

Sarngarawa. Komm! — (Alle gehen weiter.)

Kanna. Hört, ihr Bäume dieses heiligen Hains! ihr Bäume, in denen die Waldgöttinnen wohnen, hört und verkündets, daſs Sakontala zum Pallast ihres Ehegemahls geht;

sie, die auch dürstend nicht trank, bis ihr gewässert waret; sie, die aus Liebe zu euch, nicht eines eurer frischen Blättchen brach, so gern sie ihr Haar damit geschmückt hätte; sie, deren gröfste Freude die Jahrszeit war, wenn ihr mit Blüthen prangt!

Chor der unsichtbaren Waldnymphen.

Heil begleite sie auf ihrem Wege! Mögen beglückende Lüfte, ihr zum Genufs, den wohlriechenden Staub köstlicher Blüthen umherstreun! Teiche klaren Wassers, grün von Lotosblättern, sie erquicken, wo sie wandelt, und belaubte Zweige sie vor dem sengenden Sonnenstrahl decken! (Alles horcht erstaunt.)

Sarngarawa. War das die Stimme des Kokila, der unserer Sakontala eine beglückte Reise wünscht? Oder sangen die Nymphen, die Befreundeten der frommen Bewohner dieses Hains dem harmonischen Vogel nach und machten seinen Grufs zum ihrigen?

Gautami. Tochter! die Waldgöttinnen, die ihre verwandten Einsiedler lieben, haben dir Glück gewünscht; ihnen gebührt dein ehrfurchtsvoller Dank. (Sakontala geht umher und neigt sich gegen die Nymphen.)

Sakontala (bey Seite zu Priyamwada.) Entzückt mich gleich der Gedanke, meinen Gatten bald wieder zu sehen, so wollen mich doch alle Kräfte verlassen, meine Priyamwada, da ich jetzt von diesem Hain, dem Zufluchtsorte meiner Jugend, scheiden soll.

Priyamwada. Du klagst nicht allein. — Sieh, der Hain selbst trauert, nun die Stunde des Abschieds herannaht. Die Gazelle friſst nicht länger vom gesammelten Kussagrase; die Pfauhenne tanzt nicht mehr auf der Wiese; die Pflanzen im Walde lassen ihre bleichen Blätter zur Erde sinken; ihre Kraſt und ihre Schöne sind dahin.

Sakontala. Ehrwürdiger Vater, erlaube mir diese Madhawistaude anzusprechen, deren rothe Blumen den Hain in Glut setzen.

Kanna. Mein Kind, ich kenne deine Liebe für dieses Gewächs.

Sakontala (umfaſst die Pflanze.) O stralendste der schlängelnden Pflanzen! empfange meine Umarmung! Erwiedre sie mit deinen biegsamen Zweigen! Von diesem Tage an, groſs wie die Entfernung ist, die mich von dir trennt, bin ich dein immerdar! — O geliebter Vater, sieh diese Pflanze an, wie mein anderes Ich.

Kanna. Meine Theuerste! Deine Liebenswürdigkeit hat dir einen Gatten erworben, der dir gleich ist. Lange hat mein Herz um deinetwillen diesen Wunsch vor allen andern genährt. Jetzt, da meine Sorge um deine Heirath ein Ende hat, will ich deine Lieblingspflanze mit dem Bräutigam Amra vermählen, der in ihrer Nähe Wohlgerüche verbreitet. — Ziehe weiter, mein Kind; setze deine Reise fort.

Sakontala (nähert sich den beiden Mädchen.) Holde Freundinnen! dieser Madhawistrauch sey ein kostbares Unterpfand in euren Händen.

Anusuya und Priyamwada. Ach! und in wessen Obhut bleiben wir?

(Beide weinen.)

Kanna. Thränen sind eitel, Anusuya. Euer Muth sollte unsere Sakontala stärken, und ihr erweicht sie durch eure Thränen.

(Sie gehen alle vorwärts.)

Sakontala. Mein Vater! Du siehst die Antelopenkuh, die dort wegen der Bürde, womit sie trächtig ist, so langsam sich fortbewegt; wenn sie dieser Bürde los seyn wird, sende mir, ich bitte dich, eine gütige Botschaft, mit der Nachricht ihres Wohlseyns — Vergiſs es nicht!

Kanna. Liebe! ich vergeſs' es nicht,

Sakontala (geht voran, und hält dann inne.) Ah! Was ists, das den Saum meines Kleides ergreift und mich zurückhält?

(Sie sieht sich um.)

Kanna. Es ist das Rehkalb, dein angenommener Pflegling, auf dessen Lippen, wenn die scharfen Spitzen des Kussagrases sie verwundet hatten, du so oft mit eigner Hand das heilende Sesamöl legtest; den du so oft mit einer handvoll Syamakakörner füttertest; er will die Fuſstapfen seiner Beschützerin nicht verlassen.

Sakontala. Was weinest du, zärtliches Geschöpf, für mich, die unsern gemeinschaftlichen Wohnort verlassen muſs? Wie ich dein pflegte, da du deine Mutter bald nach deiner Geburt verlorst, so wird mein Pflegevater, wenn wir scheiden, dich hüten mit sorgsamer Wartung. Kehre zurück, armes Geschöpf, zurück — wir müssen scheiden!

(Sie bricht in Thränen aus.)

Kanna. Kind, deine Thränen ziemen deinem Vorhaben nicht. Wir werden uns wiedersehn. Fasse dich. Siehe den geraden Weg vor dir, und folge ihm. Wenn unter der schönen Wimper die schwellende Thräne lauert, widersetze dich mit ſestem Muth ihrem ersten Bemühen hervorzubrechen. Auf deiner Wanderschaft über die Erde, wo die Pfade bald hoch, bald niedrig gehen, und der rechte selten kenntlich ist, wird allerdings die Spur deiner Tritte nicht immer gleichförmig seyn; aber die Tugend wird dich in gerader Richtung vorwärts treiben.

Sarngarawa. Eine ehrwürdige Vorschrift, heiliger Weiser! befiehlt dem Wohlwollenden, daſs er den Reisenden begleite, bis er Ueberfluss an Wasser findet. Du hast diese Regel sorgfältig befolgt; wir sind jetzt am Rande eines groſsen Teiches. So gieb uns nun deine Befehle, und kehre zurück.

Kanna. Laſs uns hier ein wenig ausruhen im Schatten dieses Watabaums. (Sie gehen in den Schatten.) Was für eine schickliche Botschaft soll ich dem erhabenen Duschmanta sagen lassen? (Nachdenkend.)

Anusuya (bey Seite zu Sakontala.) Meine geliebteste Freundin! Aller Herzen in unserer Einsamkeit hangen einzig an dir, und alle sind über deine Abreise betrübt. Sieh, der Vogel Tschakrawaka, den seine Gattin halb verborgen in den Wasserlilien, ruft, antwortet ihr nicht; die Fasern des Lotosstengels, die er gepflückt hatte, fallen ihm aus dem Schnabel und er starrt dich an mit unnennbarer Empfindung.

Kanna. Sarngarawa, mein Sohn, erinnere dich, wenn du Sakontala dem König überlieferst, ihn in meinem Namen, mit diesen Worten anzureden: „Erwäge, daſs wir „Einsiedler, tugendhaft zwar, aber auch blos „in unserer Andacht reich sind; erwäge deine „eigene hohe Geburt, und erhalte diesem Mädchen deine Liebe, die ohne Zuthun ihrer „Verwandten in deiner Brust entstand. Blicke „herab auf sie unter deinen Weibern mit der „Huld, die ihnen widerfährt; mehr fordern „wir nicht, denn besondere Neigung hängt „vom Willen des Himmels ab.“

Sarngarawa. Deine Botschaft, Ehrwürdigster, ist tief in mein Gedächtniſs gewurzelt.

Kanna (blickt Sakontala zärtlich an.) Jetzt, mein Liebling, auch dir meine sanfte Ermahnung. Wir demüthigen Waldbewohner kennen doch die Welt, die wir verlassen haben!

Sarngarawa. Nichts ist den Weisen verborgen.

Kanna. Höre, meine Tochter. — Wenn du in deines Gemahls Behausung eingerichtet bist, erweise ihm, und denen die er achtet, die schuldige Ehrerbietung. Ob er gleich andere Weiber hat, sey du ihnen vielmehr eine zärtliche Handmagd, als eine Nebenbuhlerin. — Sollte er dir mifsfallen, so lasse nicht deine Empfindlichkeit dich zum Ungehorsam reitzen. — Gegen deine Hausgenossen sey unpartheiisch und übe strenge Gerechtigkeit; suche nicht deine eigene Befriedigung mit heftiger Begierde. Dieses Betragen erwirbt jungen Weibern Achtung; aber verkehrte Weiber sind die Pest des Haushalts. Was sagt Gautami zu dieser Lehre?

Gautami. Sie ist vortreflich. Kind, du mufst sie ja behalten!

Kanna. Komm, liebes Mädchen, umarme mich und deine zärtlichen Gespielinnen zum Abschied.

Sakontala. Anusuya und Priyamwada müssen zurückkehren zur Einsiedelei?

Kanna. Auch sie, meine Tochter, sollen verheirathet werden nach ihrem Stande; noch schickt sichs nicht, dafs sie die Stadt besuchen, aber Gautami begleitet dich.

Sakontala (umarmt ihn.) Von meines Vaters Brust gerissen, wie der junge Sandelbaum von den Malayagebirgen, wie werd' ich wachsen auf fremdem Boden?

Kanna. Sorge nicht so ängstlich. Wenn du Hausfrau und Gemahlin eines Königs bist, dann freilich kannst du zuweilen in Verlegenheit kommen über die verwickelten Angelegenheiten, die aus dem Uebermaas des Reichthums entspringen; das gegenwärtige vorübergehende Leid wird dir dann geringfügig scheinen, zumal wenn du einen Sohn haben wirst, (und haben sollst du einen Sohn!) glänzend wie der Stern des Tages. — Wisse auch mit Zuverläſsigkeit, daſs der Leib nothwendig, zur bestimmten Stunde von der Seele getrennt werden muſs; wer wollte denn sich so unmäſsig betrüben, wenn die schwächeren Bande äuſserer Verwandtschaft gelöset, oder sey's auch, zerrissen werden?

Sakontala (fällt ihm zu Füſsen.) Mein Vater! in Demuth bezeuge ich dir meine Verehrung.

Kanna. Vortrefliches Mädchen, möge mein Bestreben, dein Glück zu befestigen, mir gelingen!

Sakontala (nähert sich ihren Gespielinnen.) So kommt, meine Theuersten! umarmt mich zusammen. (Sie umarmen sich.)

Anusuya. Liebe Freundin, sollte der tugendhafte Monarch sich deiner nicht sogleich erinnern, so zeige ihm nur den Ring, auf welchem sein Name eingegraben ist.

Sakontala (erschrickt.) Mein Herz bebt bey der bloſsen Beſorgniſs, die du in mir erweckst.

Priyamwada. Fürchte nichts, holde Sakontala! die Liebe bringt immer Vorstellungen von Elend hervor, die aber selten oder niemals zur Wirklichkeit gelangen. —

Sarngarawa. Heiliger Weiser! die Sonne ist bereits ziemlich hoch gestiegen: laſs die Königin eilen, ihre Reise anzutreten.

Sakontala (umarmt Kanna nochmals.) Wenn mein Vater, ach wenn werd' ich diesen Zufluchtsort der Tugend wiedersehen?

Kanna. Tochter, wenn du dem frommen Monarchen lange, wie diese fruchtbare Erde, vermählt gewesen bist, und ihm einen Sohn gegeben hast, dessen Wagen keines Gleichen finde in der Schlacht; dann wird dein König ihm die Bürde des Reichs übertragen, dann wirst du mit deinem Duschmanta, vor eurer letzten Reise, die Ruhe wieder suchen in diesem geliebten und geheiligten Hain.

Gautami. Kind, die beste Zeit zu unserer Reise geht schnell vorüber. Laſs deinen Vater zurückkehren. — Geh, Ehrwürdigster, geh zurück in deine Wohnung, von welcher sie ihr Schicksal zu so langer Abwesenheit verurtheilt.

Kanna. Holdes Kind, diese Zögerung unterbricht meine gottesdienstlichen Pflichten.

Sakontala. Du, mein Vater, wirst sie lange ohne Kummer üben; ich Arme bin zum Leiden bestimmt.

Kanna. O! zwinge mich nicht, meine tägliche Andacht zu versäumen. — (Seufzend.) Nein, meinen Kummer wird nichts mindern. Wie könnte er aufhören, meine Liebste, da ich die Pflanzen stets vor Augen behalte, üppig hervorsprossend aus den heiligen Körnern, die deine Hand vor meiner Hütte streute? — Gehe hin und beglückt sey deine Reise! (Sakontala geht ab mit Gautami und den beiden Misras.)

Anusuya und Priyamwada (beide, ihr schmerzlich nachsehend.) Weh, weh, die dichten Bäume verbergen schon die Geliebte!

Kanna. Kinder, nun eure Freundin uns verlassen hat, mäſsigt euren grenzenlosen Kummer und folgt mir. (Sie kehren zurück.)

Beide Mädchen. Heiliger Vater, der Hain ohne Sakontala wird eine leere Einöde seyn.

Kanna. Eure Liebe wird ihn dazu umschaffen. (nachdenkend.) — Ach! — Wohl! Endlich erlangt das schwache Herz seine Festigkeit wieder, nun meine Sakontala hinweggezogen ist. — Im Grunde, früher oder später, wird eine Tochter immer eines Andern Eigenthum. Ich habe sie ihrem Herrn zugesandt, und fühle meine Seele rein und ruhig, wie jemand, der ein unschätzbares Unterpfand, das er lange mit ängstlicher Sorgfalt bewahrte, seinem Eigenthümer wiedergegeben hat.

Fünfter Aufzug.

Scene: ein Pallast.

Ein alter Kämmerer (seufzt.)

Ach, wie bin ich doch so alt und hinfällig geworden? Dieser Stab, den ich einst zum Zeichen meiner Amtsverrichtung in des Königs Zimmer in Händen hielt, muſs mich jetzt stützen, wenn ich kraftlos daherschleiche, entkräftet von der Menge verlebter Jahre. — Ich soll dem König, wenn er durch den Pallast geht, etwas sagen, das ihn selbst betrift; es leidet keinen Aufschub. (Er geht langsam weiter.) Ja? was war es denn? — Ah, ich besinne mich: die frommen Schüler Kannas begehren eine Audienz. — Es ist doch ein seltsames Ding um des Menschen Leben! Der Verstand eines alten Mannes scheint einmal so hell, und dann plötzlich hüllt sich alles wieder in

Dunkel: wie das Lampenflämmchen, wenn es am Erlöschen ist. (Er geht umher und schaut.) Dort ist Duschmanta. Eben hat er für sein Volk gesorgt, als wären es seine Hausgenossen. Mit leichtem Herzen sucht er jetzt sein einsames Zimmer; so der Elephant, das Haupt der Heerde, wenn er den ganzen Morgen geweidet hat und von der Sonne erhitzt ist, sucht er Kühlung im Schatten. — Der König steht nun eben vom Richterstuhl auf, er bedarf der Ruhe. Fast scheu ich mich, ihm gerade jetzt zu hinterbringen, daſs Kanwas Schüler angekommen sind. Doch wie? Sollten die Stützen der Völker ruhen? Die Sonne führt ihr schimmerndes Gespann zur Arbeit vieler Stunden; der Wind weht Tag und Nacht; der Schlangenfürst trägt immerdar die Last dieser Erde! So rastlos ist auch die Mühe des Mannes, dessen Einkünfte den sechsten Theil des Erwerbs seines Volks betragen.

(Er geht herum.)

Duschmanta

(tritt herein mit Madhawya und Gefolge; er scheint gedrückt von Geschäften.)

Jedem Bittenden ist sein Recht wiederfahren, Jeder gieng beglückt von dannen; aber

Könige, die ihre Pflicht gewissenhaft erfüllen, müssen dulden ohne Ende. Durchdringend ist der Schmerz des ängstlichen Strebens nach Herrschaft; und ist sie nun fest gegründet, dann quält den Monarchen die immerwährende Sorge für die Erhaltung des Volks; wie ein großer Sonnenschirm, den man selbst in der Hand trägt, zugleich ermüdet, indem er Schatten giebt.

Hinter der Scene.

Der König sey siegreich!

Zwei Sänger recitiren Verse.

Erster Sänger. „Du suchest nicht dein Vergnügen; für das Volk allein ermattest du Tag und Nacht. Als du geschaffen wardst, erfüllte dieser Hang deine Seele. So trägt ein astreicher Baum den sengenden Sonnenstral auf seinem Haupte, indeſs sein ausgebreiteter Schatten die Fieberhitze derer kühlt, die unter ihm Zuflucht nehmen.“

Zweiter Sänger. „Wenn du den Stab der Gerechtigkeit führst, lenkest du zurecht, alle die vom Pfad der Tugend wichen; du gebietest dem Zwist, daſs er ende; du wardst gebildet zum Schutz deines Volks. Groſs ist der Reichthum deiner Verwandten; denn so grenzenlos ist deine Liebe, daſs du alle deine Unterthanen zu deinen Verwandten zählst.“

Duschmanta (horchend.) Wie erquickend ist der holden Dichtkunst Stimme, wenn man die Last des Richteramts getragen hat!

Madhawya. O ja! es erquickt wohl auch den müden Stier, wenn die Leute sagen: dort geht der Herr der Heerde.

Duschmanta (lächelnd). Bist du da, Freund? Setzen wir uns zusammen. (Der König und Madhawya setzen sich. Hinter den Scenen wird Musik gehört.

Madhawya. Horche, mein königlicher Freund. Ich höre eine wohlgestimmte Wina, aus jenem Zimmer, gleichsam im Zusammenklang mit den Lauten der Götter. Ich glaube,, die Königin Hansamati macht Anstalt, dich mit einem neuen Liede zu begrüssen.

Duschmanta. So schweige, damit ich hören kann.

Kämmerer (bey Seite.) Der König scheint beschäftigt. Ich will warten, bis er Mufse hat. (Geht zur Seite.)

Lied hinter der Scene.

„Holde Biene, auf frischen Honig erpicht,
„pflegtest du den weichen Rand der neugeöfneten Amrablume zu küssen; wie gnügt

„dir jetzt die Wasserlilie? wie vergissest du „der ersten Liebe?"

Duschmanta. Das Lied athmet zärtliche Leidenschaft.

Madhawya. Kann es der König fassen? Mir ist es zu hoch.

Duschmanta (lächelnd.) Ich war einmal verliebt in Hansamati; jetzt erhalte ich einen Verweiſs wegen meiner langen Abwesenheit von ihr. Freund Madhawya, melde der Königin in meinem Namen, daſs ich den Vorwurf fühle.

Madhawya. Wie der König befiehlt; aber — (aufstehend.) Freund, du willst mit fremder Hand eine scharfe Lanze fassen. Dein Auftrag an ein beleidigtes Weib will mir nicht recht behagen. Der Einsiedler ist eher nicht glücklich, als bis er jeder Leidenschaft entsagt.

Duschmanta. Geh, mein gütiger Freund; die Milde deiner Rede wird sie besänftigen.

Madhawya. Welch eine Botschaft!

(geht ab.)

Duschmanta (für sich.) Was ists, daſs ich so traurig werde, bey dem bloſsen Liede über die Abwesenheit? Bin ich doch von keinem Gegenstande meiner Neigung wirklich getrennt! Diese schwermüthige Stimmung bey sonst glücklichen Menschen, wenn sie schöne Gestalten erblicken und harmonische Töne hören, entsteht vielleicht gar aus einer dunklen Erinnerung verflossener Freuden, ist eine Spur unserer Verbindungen in einem vorigen Zustande unseres Daseyns!

(Sitzt nachsinnend und traurig.)

Kämmerer (naht sich demüthig.) Sieg dem Herrscher! Zwei geistliche Männer und einige Weiber kommen von ihrem Aufenthalt im Walde ohnweit der Schneegebirge und bringen eine Botschaft von Kanna. Der König wird befehlen.

Duschmanta (mit Verwunderung.) Wie? fromme Einsiedler in Gesellschaft von Weibern?

Kämmerer. So ists.

Duschmanta. Befiehl dem Priester Somarata in meinem Namen ihnen schuldige Ehrfurcht zu bezeigen, wie es im Weda verordnet ist; sodann laſs ihn zu mir kommen. Ich werde meine frommen Gäste an einer Stätte erwarten, wo ich sie schicklich empfangen kann.

Kämmerer. Ich gehorche. (geht ab.)

Duschmanta. Wächter! zeige den Weg zum Heerd des geheiligten Feuers.

Wächter. Dies, o König! ist der Weg. (Er geht voran.) Hier ist der Eingang der geweihten Einfassung; dort steht die verehrungswürdige Kuh, die zum Opfer gemolken wird; glänzend steht sie da, von der eben vollbrachten Besprengung mit mystischem Wasser. Der König steige hinan.

Duschmanta (wird auf den Schultern seiner Schloſswächter auf die Opferstätte gehoben.) Welche Botschaft kann der fromme Kanna mir senden? Haben feindliche Geister, oder andere Ursachen die Andachtsübungen seiner Schüler gestört? Oder ist den armen Heerden, die im heiligen Walde weiden, ein Unglück zugestoſsen? Oder haben die Sünden des Königs die Blüthen und Früchte der Stauden vergiftet, welche die Einsiedlerinnen pflanzten? — Ich verirre mich in ein Labyrinth von dunklen Vermuthungen.

Wächter. Was unser Monarch besorgt, kann nicht geschehen seyn; denn der bloſse Klang seiner Bogensehne hat die Einsiedelei gegen alles Böse gesichert. Ich vermuthe, die frommen Männer, die des Königs Güte beglückte, kommen ihm Ehrfurcht zu erweisen.

Sarngarawa, Saraduata und Gautami

treten herein und führen Sakontala an der Hand; vor ihnen der alte Kämmerer und der Priester.

Kämmerer. Hieher, ehrwürdige Fremdlinge, hieher.

Sarngarawa. Freund Saraduata, dort sitzt der König der Menschen; ihr Glück hängt an seinem Geheiſs, und dennoch erweiset er allen gleiche Achtung. Hier wird kein Unterthan, und sey er von der letzten Klasse, mit Verachtung aufgenommen. Doch meine Seele war stets frei von aller Anhänglichkeit an irdische Dinge; daher ist mir dieser Heerd, umringt von der Menge, nur der bestimmte Ort des heiligen Feuers.

Saraduata. Wie du, erstaunte ich beym Eintritt in diese volkreiche Stadt; jetzt aber ist sie mir wie einem, der eben in reinem Wasser gebadet hat, der Anblick eines mit Oel und Staub besudelten Menschen; wie das Unreine dem Reinen, wie der Schlafende dem Wachenden, der Gefangene dem Freien, der Sklave dem Unabhängigen!

Priester. Daher kommt es, daſs Männer, wie ihr beide, so hoch erhaben sind über andere Sterbliche.

Sakontala (wird eine schlimme Vorbedeutung gewahr.) Ehrwürdige Mutter, mir zittert das rechte Auge. Was bedeutet diese unwillkührliche Bewegung?

Gautami. Der Himmel wende die Vorbedeutung ab, mein süſses Kind! Möge dich jede Freude begleiten! (Sie treten alle vor.)

Priester (zeigt ihnen den König.) Dort, ihr frommen Männer, ist der Schutzherr des Volks; er hat seinen Sitz eingenommen und harret eurer.

Sarngarawa. Das war unser Wunsch; kein Eigennutz beseelt uns dabey. So ist es jederzeit; die Bäume beugen sich unter dem Ueberfluſs der Früchte; die Wolken senken sich, wenn heilsamer Regen sie füllt, und die Wohlthäter des Menschengeschlechts blähen sich nicht in ihrem Reichthum.

Wächter. O König, die heiligen Gäste erscheinen vor dir mit dem milden Blick, dem Zeichen ihrer Zuneigung.

Duschmanta (sieht Sakontala an.) Ha! welch ein Mädchen! die schöne Gestalt im Mantel halb verhüllt! — Unter den Einsiedlern erscheint sie, wie eine frische grüne Knospe unter gewelkten, gelben Blättern.

Wächter. Soviel ist offenbar; diese Gestalt verdient nähere Betrachtung.

Duschmanta. Sie bleibe verhüllt! sie scheint schwanger zu seyn, und eines andern Weib darf auch von mir nicht gesehen werden.

Sakontala (bey Seite, die Hand auf die Brust.) O! mein Herz, warum klopfst du? — Erinnere dich, wie deines Herrn Liebe entstand, und sey ruhig.

Priester. Glück dem Könige! Den heiligen Gästen ist Ehre wiederfahren, wie das Gesetz befiehlt. Jetzt geruhe der König die Botschaft anzuhören, die sie von ihrem geistlichen Führer bringen.

Duschmanta (ehrerbietig.) Ich höre.

Die beiden Misras (ihre Hände ausstrekkend.) Sieg folge deinen Fahnen!

Duschmanta. Ich grüsse euch beide mit Ehrerbietung.

Beide. Segen über unsern Herrscher!

Duschmanta. Ist eure Andacht ungestört geblieben?

Sarngarawa. Was könnte unsere Uebungen stören, da du der Erhalter aller Geschöpfe bist? Wie, wenn die helle Sonne stralt, sollte Finsterniſs die Welt bedecken?

Duschmanta (bey Seite.) Der Königsname bringt also wohl allen weltlichen Vortheil! (laut) Lebt dann der heilige Kanna glücklich?

Sarngarawa. O König! wer die Früchte der Gottesfurcht sammelt, darf dem Glück gebieten. Zuvor erkundigt er sich liebevoll, ob deine Waffen siegreich sind; dann redet er dich an in diesen Worten:

Duschmanta. Wie lauten seine Befehle?

Sarngarawa. „Die Ehverbindung zwischen dir und diesem Mädchen, meiner Tochter, bestätige ich mit zärtlicher Achtung; denn du bist berühmt als der ehrenvolleste der Menschen, und meine Sakontala ist die Tugend selbst in menschlicher Gestalt. In Zukunft wird die Lästerzunge nicht mehr Brahma vorwerfen, daſs er ungleiche Ehen duldet; er hat eine Braut und einen Bräutigam vereint, von gleich vortreflicher Art. Weil sie nun schwanger von dir ist, so nimm sie auf in deinen Pallast, daſs sie mit dir vereint, die Pflichten erfülle, welche die Religion auferlegt.“

Gautami. Groſser König, dein Anblick ist sanft und gütig, ich wünsche dir wenige Worte zu sagen.

Duschmanta (freundlich.) Rede, ehrwürdige Matrone.

Gautami. Sie hat die Rückkehr ihres geistlichen Vaters nicht erwartet, keinen von ihren Angehörigen um Rath gefragt. Ihr beide waret allein zugegen bey eurer Hochzeitfeier: so sprecht nun ohne Scheu miteinander, wenn ihr euch selbst gelassen seyd.

Sakontala (bey Seite.) Was wird mein König sagen?

Duschmanta (für sich, verwirrt.) Welch ein seltsames Abentheuer!

Sakontala (bey Seite.) Weh mir! wie verächtlich empfängt er die Botschaft!

Sarngarawa (bey Seite.) Was soll der Ausdruck, den ich hörte? „Ein seltsames Abentheuer!“ — (Laut) Monarch, du kennst die Herzen der Menschen. Eine Ehefrau sey noch so ehrbar, so denkt die Welt Arges, wenn sie nur bey ihren väterlichen Verwandten wohnt. Hier bittet jetzt die rechtmäſsige Gattin, und demüthig bitten ihre Angehörigen, sie werde geliebt oder nicht, daſs sie ihre Tage zubringen möge in der Wohnung ihres Gemahls.

Duschmanta. Was sagst du? Bin ich der Gatte dieses Frauenzimmers?

Sakontala (schmerzlich.) O mein Herz! deine Besorgniſs trift ein.

Sarngarawa. Ziemt es einem erhabenen Fürsten, von den Vorschriften der Religion und der Ehre zu weichen, blos weil ihn seine Bündnisse gereuen?

Duschmanta. Wie ists möglich, daſs man dieses luſtige Mährchen ersann, und sich schmeicheln durfte Glauben zu ſinden?

Sarngarawa (zornig.) Wankelmüthig sind die Mächtigen, die sich berauschen lassen von ihrer Macht!

Duschmanta. Ich höre einen viel zu strengen Vorwurf.

Gautami (zu Sakontala.) Erröthe nicht, mein holdes Kind; laſs mich deinen Mantel abnehmen, damit sich der König deiner erinnere. (Entschleiert sie.)

Duschmanta (bey Seite, indem er Sakontala ansieht.) Im Zweifel, ob nicht ein Anderer diese tadellose, meinem Blicke jetzt enthüllte Schönheit besessen hat, bin ich der Biene ähnlich, die am Eintritt der Nacht über einer thaugefüllten Blume schwebt; gleich unfähig ihrer froh zu werden und sie zu verlassen.

Wächter (bey Seite zum König.) Der König kennt am besten seine Rechte und Pflichten: doch wer möchte noch anstehen, wenn ein Weib, schön wie ein Edelstein, den Zimmern seines Pallasts neuen Glanz verleiht?

Sarngarawa. Was bedeutet, o! König, dein seltsames Stillschweigen?

Duschmanta. Heiliger Mann, ich sinn' und sinne wieder, aber meiner Heirath mit diesem Frauenzimmer entsinn' ich mich nicht. Darf ich die Würde meines Kschetrastamms verläugnen und in meinen Pallast ein junges Weib aufnehmen, die von einem andern Gatten schwanger ist?

Sakontala (bey Seite.) Ach, weh mir! Konnte noch über unser Bündniſs ein Zweifel entstehen? So zerbricht der Baum meiner Hoffnung, der so üppig trieb!

Sarngarawa. Hüte dich, daſs der göttliche Weise, der dir das unschätzbare Kleinod, welches du ihm wie ein unwürdiger Räuber nahmst, als freie Gabe schenken will, hüte dich, daſs er nicht aufhöre deiner, des rechtmäſsigen Gemahls seiner Tochter, zu gedenken, und alle seine Sorge auf sie allein beschränke, die deine Treulosigkeit entehrt.

Saraduata. Halt ein, theurer Sarngarawa, und du Sakontala, sprich jetzt, an dir ist die Reihe, da dein Herr dich vergessen zu haben bekennt.

Sakontala (bey Seite.) Ist seine Liebe dahin, was hilfts, daſs ich die Erinnerung an mich in ihm zurückrufe? Doch, wenn meine Seele zur Qual bestimmt ist, so sey's; ich will sprechen. - (Laut zu Duschmanta.) O mein Gemahl! — (Pause.) Oder, bezweifelst du noch die richtige Anwendung dieses heiligen

Namens — o Purus Sohn! ziemt es dir, der mich liebte im heiligen Hain mit ausschweifender Leidenschaft, daſs du mich heute mit bitterm Spott verläugnest?

Duschmanta (hält die Hände vor die Ohren.) Fern sey das Verbrechen von meiner Seele! — Man hat dich abgerichtet in hämischer Absicht mich zu schänden, und von der Würde zu stürzen, die ich bis jetzt behaupte; wie ein Strom, der seine Ufer überwältigt und seinen ruhigen Lauf verändert, die hohen Bäume hinabstürzt.

Sakontala. Ist es bloſser Fehler des Gedächtnisses, so will ichs dir wieder geben, indem ich dir deinen eigenen Ring zeige, worauf dein Name gegraben ist.

Duschmanta. Treflich ersonnen!

Sakontala (besieht ihren Finger.) Weh mir! ich habe keinen Ring.

(Sie sieht Gautami wehmüthig an.)

Gautami. Der unglückliche Ring wird dir von der Hand gefallen seyn, als du Wasser schöpftest um dirs auf das Haupt zu giessen, im Teiche Satschitirtha, ohnweit des Orts Sakrawatara.

Duschmanta (lächelnd.) Daſs es den Weibern je an Ausflüchten fehlte!

Sakontala. Brahmas Macht muſs alles weichen! Doch will ich eines Umstands noch erwähnen.

Duschmanta. Ich muſs mir das Geschichtchen nur gefallen lassen.

Sakontala. Einst, in einem Wetasashain, schöpftest du Wasser in deine Hand, aus seinem natürlichen Gefäſs, dem Lotosblatt —

Duschmanta. Was folgte?

Sakontala. In dem Augenblick nahte sich dir ein kleines Rehkalb, das ich wie mein Kind gezogen hatte; da sagtest du gütig: „Trinke du erst, sanftes Thier!“ Es wollte aber nicht trinken aus fremder Hand; aus der meinigen schlürft' es begierig das Wasser. Mit steigender Rührung sagtest du: „So „liebt jedes Geschöpf seinen Gespielen; ihr „Beide seyd Waldbewohner, und Beide liebenswürdig seyd ihr.“

Duschmanta. Mit solchen eigennützigen und überzuckerten Erdichtungen fängt man die Seele des Wollüstlings.

Gautami. Enthalte dich, erhabenster Fürst, des strengen Urtheils. Sie ward im geweihten Hain erzogen, wo sie keinen Trug erlernte.

Duschmanta. Fromme Matrone, die Verschmitztheit des weiblichen Geschlechts erscheint auch ohne Unterricht, sogar bey einer andern Gattung als der unsrigen. Was wäre sie nicht erst, wenn Unterweisung hinzukäme? — Die Kokilahennen, ehe sie in die Lüfte fliegen, hinterlassen andern, ihnen fremden Vögeln, ihre Eier zum Brüten, ihre Jungen zum Füttern.

Sakontala (aufgebracht.) O Ehrloser! du missest alle Welt nach deinem verderbten Herzen. War je ein Fürst dir ähnlich, wird je dir einer ähnlich seyn, im Gewand der Religion und Tugend, ein niedriger Betrüger? dem tiefen Brunnen gleich, dessen Oeffnung einladende Pflanzen verdecken!

Duschmanta (für sich.) Die bäurische Erziehung läfst sie so zornig und mit Verläugnung der weiblichen Sittsamkeit sprechen. Aus ihren Blicken schiefst der Unwille; ihr Auge glüht, und ihre Zunge versagt ihr, indem sie die rauhen Worte spricht. Ihre Lippe, roth wie die Bimbafrucht, zittert, als schüttelte sie der Frost, und ihre regelmäfsig gewölbten Augenbrauen ziehen sich zusammen. — Die Lockung der Einfalt hat ihre Wirkung auf mich verfehlt; jetzt versucht sie, was der Zorn vermag, — und zerbricht den Bogen des (Liebesgottes) Kama, der, wäre sie nicht eines andern Eigenthum, mich leicht verwundet hätte. — (Laut) Duschmantas Herz, junge Frau, ist allen bekannt; das deinige verräth sich in deinem Betragen.

Sakontala (spöttisch.) Euch Königen ist man auf alle Fälle unbedingten Glauben schuldig; ihr wiſst genau, wie viel Achtung man der Tugend und den Menschen erweisen muſs; — Weiber, wie sittsam, wie tugendhaft sie auch seyn mögen, wissen nichts, und reden nichts mit Wahrheit. — In glücklicher Stunde bin ich hergekommen, den Gegenstand meiner Liebe zu suchen; in einem glücklichen Augenblick empfieng ich die Hand eines Fürsten, von Puru entsprossen, eines Fürsten, der mein Zutrauen durch den Honig seiner Worte gewann, indeſs sein Herz den Dolch verbarg, der meines durchbohren sollte.

(Sie verbirgt ihr Gesicht und weint.)

Sarngarawa. Dieser unerträgliche Wankelmuth des Königs reitzt meinen Zorn. Hüte sich fernerhin ein jeder, wie er geheime Verbindungen eingeht; die schnell entstandene Freundschaft, eh beider Herzen sich kannten, verwandelt sich bald in Haſs.

Duschmanta. Willst du mich zwingen, ein groſses Verbrechen zu begehen, indem ich mich auf ihre glatte Rede verlasse?

Sarngarawa (verächtlich.) Du hast die Antwort gehört. — Die Worte der Unvergleichlichen, die nie gelernt hat, was Ungerechtigkeit sey, sollen hier keinen Glauben finden; aber wer nur Andere anzuklagen, wer nur Verbrechen nachzuspähen weiſs, der allein soll Wahrheit sprechen!

Duschmanta. O Mann von unbescholtener Glaubwürdigkeit, ohne Zweifel bin ichs, den du beschreibst; doch was gewinne ich durch die Anklage deiner Begleiterin?

Sarngarawa. Ewiges Elend.

Duschmanta. Nein! Elend wird nie das Loos von Purus Nachkommen seyn.

Sarngarawa. Was nützt unser Streit? — O König, wir haben den Befehlen unseres Lehrers Folge geleistet und kehren jetzt zurück. Sakontala ist nach dem Gesetz dein Weib, gleichviel ob du sie verlässest oder anerkennst; und des Ehegatten Herrschaft ist unumschränkt. — Gautami, gehe voran!

(Die beiden Misras und Gautami abgehend.

Sakontala. Dieser Treulose hat mich hintergangen; aber ihr meine Freunde, könnt ihr mich auch verlassen? (Folgt ihnen.)

Gautami (sieht sich um.) Mein Sohn, Sakontala folgt uns mit zärtlichen Bitten. Was kann sie hier bey einem ungetreuen Gatten weilen, sie, die lautere Zärtlichkeit ist?

Sarngarawa (streng gegen Sakontala.) Weib! du siehst die Fehler deines Mannes; verlangst du frei zu seyn?

(Sakontala bleibt zitternd stehen.)

Saraduata. Die Königin höre mich. Bist du, wofür dich der König ausgiebt, was für Recht hast du zu klagen? Kennst du aber die Reinigkeit deiner Seele, so ziemt es dir als eine Handmagd zu warten in der Behausung deines Herrn. Bleibe, wo du bist; wir müssen zu Kanna zurückkehren.

Duschmanta. Täuscht sie nicht, heilige Männer, mit eitler Erwartung. Der Mond öffnet die Nachtblume; die Sonne macht die Wasserlilie blühen; jeder bleibt bey dem besondern Gegenstand seiner Neigung, und der Tugendhafte enthält sich von dem Weibe eines Andern.

Sarngarawa. Gleichwohl, o König! der du Religion und Tugend zu beleidigen fürchtest, du scheust dich nicht, deine geehlichte Gattin zu verlassen, unter dem Vorwande, daſs du über der Menge deiner öffentlichen

Geschäfte dein persönliches Bündniſs vergessen habest.

Duschmanta (zu seinem Priester.) Ich kann mich wirklich keines Versprechens dieser Art erinnern, und frage dich, meinen geistlichen Rathgeber, welche Sünde gröſser sey, mein eigenes Weib zu verlassen oder mit eines Andern Weibe mich zu verbinden?

Priester (nach einigem Nachdenken.) Wir können zwischen beiden einen Ausweg wählen.

Duschmanta. Mein ehrwürdiger Führer befehle.

Priester. Das junge Weib mag bis zur Niederkunft in meinem Hause wohnen.

Duschmanta. In welcher Absicht?

Priester. Weise Sterndeuter haben dem König versichert, daſs er eines ruhmvollen Fürsten Vater werden soll, dessen Herrschaft grenzen wird an das Meer gegen Aufgang und Niedergang. Wird nun die Tochter des heiligen Mannes einen Sohn gebähren, an dessen Händen und Füſsen die Zeichen weit ausgebreiteter Herrschaft sich offenbaren; so will ich ihr, als meiner Königin huldigen, und sie in die königlichen Zimmer führen; wo nicht, so kehre sie zu gesetzter Zeit zu ihrem Vater zurück.

Duschmanta. Es sey, wie du entschieden hast.

Priester (zu Sakontala.) Hieher, meine Tochter; folge mir.

Sakontala. O Erde, milde Göttin, gieb mir einen Platz in deinem Schoose! (Sie geht weinend ab mit dem Priester. Die beiden Misras und Gautami gehen von einer andern Seite ab. Duschmanta steht und sinnt nach über die schöne Sakontala; allein der Fluch trübt noch sein Gedächtniſs.)

Hinter der Scene.

O wundervolles Ereigniſs!

Duschmanta. Was kann geschehen seyn?

Priester (wieder hereintretend.) Höre, o König, das erstaunende Ereigniſs. Als Kannas Schüler abgereiset waren, stand Sakontala, beklagte ihr hartes Schicksal, breitete ihre Arme aus, und weinte; da —

Duschmanta. Nun?

Priester. Da stieg ein Lichtkörper, in weiblicher Gestalt, hernieder bey Apsarastirtha, wo man die Nymphen des Himmels verehrt; umfieng sie schnell und verschwand.

(Alle erstaunen.)

Duschmanta. Ich habe gleich etwas von Zauberei geahndet. Doch das ist nun vorbey, und alles Vernünfteln darüber unnütz. Beruhige dich, Somarata.

Priester. Der König sey siegreich!
(geht ab.)

Duschmanta. Kämmerer, ich bin sehr ermüdet, und du, Wächter, führe mich nach dem Ruheplatz.

Wächter. Der König komme hieher.

Duschmanta (im Gehen, für sich.) Umsonst suche ich mich auf die Hochzeit mit des Einsiedlers, Tochter zu besinnen; und doch ist mein Herz so unruhig, dafs ich ihrer Geschichte beinah Glauben beymessen möchte.
(Alle gehen ab.)

Sechster Aufzug.

Scene: die Straſse.

Ein Polizeiaufſeher nebst zwei Beamten treten auf und führen einen Mann mit gebundenen Händen.

Erster Beamter (schlägt den Gefangenen.) Da hast du eins, Kumbhilaka, wenn du so heissest; und bekenne, woher hast du den Ring mit dem groſsen Edelstein, worauf des Königs Name gegraben steht?

Kumbhilaka (zitternd.) Erbarmt euch meiner, ich bitt' euch; ich bin des Verbrechens nicht schuldig, weswegen ihr mich in Verdacht habt.

Erster Beamter. Ei du vortreflicher Bramine, hat ihn dir der König für irgend einen wichtigen Dienst geschenkt?

Kumbhilaka. Hört mich nur: ich bin ein armer Fischer, und wohne zu Sakrawatara.

Zweiter Beamter. Wer fragt dich, du Dieb, um deinen Stamm und Aufenthalt?

Polizeiaufseher. O Sutschaka, laſs den Kerl seine Geschichte auserzählen. Jetzt, Schurke, verheele uns nichts.

Erster Beamter. Hörst du? Thu, was unser Meister befiehlt.

Kumbhilaka. Ich ernähre meine Familie vom Fischfang; ich fische mit Netzen, mit der Angel und sonst auf allerlei Art.

Aufseher (lachend.) Eine tugendhafte Art sein Brot zu verdienen!

Kumbhilaka. Wirf mir das nicht vor, Meister. Wir dürfen die Beschäftigung unserer Väter nicht verlassen, wie niedrig sie auch sey, und wer Thiere umbringt und verkauft, kann doch ein weiches Herz haben, wenn er gleich eine grausame Handlung begeht.

Aufseher. Nur weiter, weiter.

Kumbhilaka. Eines Tages fieng ich einen groſsen Rohitafisch, schnitt ihn auf und fand diesen schönen Ring in seinem Magen. Wie ich ihn verkaufen wollte, habt ihr mich festgenommen. So weit und nicht weiter kann man mir Schuld geben, daſs ich den Ring genommen habe. Wollt ihr nun noch fortfahren mich zu schlagen? Wollt ihr mich nun ums Leben bringen?

Aufseher (beriecht den Ring.) Dschaluka, der Stein hat wirklich in einem Fisch gesteckt; es ist doch ein merkwürdiger Fall und ich will ihn jemand von des Königs Hofstaat melden.

Die Beamten (zum Fischer.) Komm mit, Beutelschneider!

(Sie gehen weiter.)

Der Aufseher. Sutschaka, bleib hier am groſsen Stadtthor stehen, und warte, bis ich mit einem von den Offizianten im Pallast gesprochen habe.

Die Beamten. Geh, Radschayukta; der König sey dir gnädig!

(Der Aufseher geht ab.)

Zweiter Beamter. Ich fürchte, unser Meister wird lang ausbleiben.

Erster Beamter. Ja, Könige spricht man nur nach ihrer Muſse.

Zweiter Beamter. Freund Dschaluka, mir jucken die Fingerspitzen, daſs ich diesem Beutelschneider den Rest gebe.

Kumbhilaka. Du würdest einen Unschuldigen umbringen.

Erster Beamter. Hier kommt unser Meister. Der König hat schnell entschieden.

Jetzt, Kumbhilaka wirds drauf ankommen, ob du deine Gesellen wieder siehst, oder Futter für Geier und Schakalle wirst.

Aufseher (wiederkommend.) Laſst den Fischer sogleich —

Kumbhilaka (in Todesängsten.) Ach, ich bin verloren!

Aufseher — auf freien Fuſs gestellt werden. Der König sagt, er wisse um seine Unschuld, seine Erzählung sey wahr.

Zweiter Beamter. Wie unser Meister befiehlt! — Der Kerl war auf dem Wege nach den Wohnungen Yamas, und wird zurückgeführt. (Indem er den Fischer losbindet.)

Kumbhilaka (bückt sich.) Herr, ich verdanke deiner Güte mein Leben.

Aufseher. Freund, steh auf, und höre mit Entzücken: daſs dir der König eine Summe Geldes schenkt, welche so viel als der volle Werth des Rings beträgt; für einen Menschen in deiner Lage ist es ein groſses Vermögen.

(Giebt ihm das Geld.)

Kumbhilaka (freudig.) Ich bin vor Freuden ausser mir.

Erster Beamter. Der Landstreicher kommt mir vor, als hätte man ihn vom Pfahl genommen und auf einen Staatselephanten gesetzt.

Zweiter Beamter. Ich vermuthe, der König setzt einen besondern Werth auf seinen Ring.

Aufseher. Er schätzt ihn nicht um den innern Werth; aber ich kann mir die Ursache seines Entzückens beym Anblick desselben wohl denken.

Beide Beamte. Was veranlaſste dieses Entzücken?

Aufseher. Wahrscheinlich rief der Ring jemanden in sein Andenken zurück, der eine Stelle in seinem Herzen hat; denn so fest er sonst ist, so ausserordentlich erschütterte ihn doch der Anblick des Rings auf mehrere Minuten.

Zweiter Beamter. Unser Meister hat dem König groſse Freude verursacht.

Erster Beamter. Ja, und das vermittelst dieses Fischfängers.

(Blickt ihn grimmig an.)

Kumbhilaka. Werdet nicht böse; die Hälfte des Geldes theile ich unter euch, um euch Wein zu kaufen.

Erster Beamter. Ei, nun bist du unser liebes Brüderchen. — Guter Wein ist der erste Gegenstand unserer Neigung —

Kommt, laſst uns zusammen zum Weinhändler gehen.

(Alle gehen ab.)

Scene: der Garten des Pallasts.

Die Nymphe Misrakesi erscheint in der Luft.

Misrakesi. Mein erstes Geschäft habe ich ausgerichtet; ich habe im Teich der Nymphen gebadet; jetzt muſs ich mit eigenen Augen sehen, wie der tugendhafte König sich betrübt. — Sakontala ist seinem Herzen theuer; weil sie die Tochter meiner geliebten Menaka ist, die mir beide Aufträge gab. — (Sie schaut umher.) Ach, an diesem Tage des Entzückens scheint der ganze Haushalt des Königs von neuem Kummer niedergedrückt. Wollte ich meine übernatürlichen Kräfte anwenden, so könnte ich wissen, was hier vorgegangen ist; doch Menakas Wünsche heischen Gehorsam. In jenem Gesträuch will ich eine unsichtbare Beobachterin seyn.

(Sie steigt herab und geht auf ihren Standort.)

Zwei Jungfrauen,

Dienerinnen des Liebesgottes, treten auf.

Erste Jungfrau (sieht eine Amrablume an.) Jene Blüthen des Amra, am grünen Stengel schwebend, sind frisch und leicht wie der Athem des Frühlingsmonds. Ich muſs der Göttin Reti einen Korb voll davon darbringen.

Zweite Jungfrau. Warum, meine Parabritika, willst du sie allein darbringen?

Erste Jungfrau. O meine liebe Madukarika, wenn eine Kokilahenne (die Deutung meines Namens) einen blühenden Amra sieht, wird sie verzückt und verliert alle Besonnenheit.

Zweite Jungfrau (mit Entzücken.) Wie? ist die Jahreszeit süsser Freuden wirklich wieder da?

Erste Jungfrau. Ja, die Jahrszeit, wann wir nur von Wein und Liebe singen.

Zweite Jungfrau. Halte mich, ich will auf den Baum steigen, und ihm seine duftenden Knospen rauben, damit wir sie dem Kama zum Opfer bringen können.

Erste Jungfrau. Wenn ich dir helfen soll, so muſs ich die Hälfte der Belohnung haben, die der Gott dafür geben wird.

Zweite Jungfrau. Das versteht sich, auch ohne Abrede. Wir sind nur Eine Seele, wie du weiſst, ob ihr gleich Brahma zwei Körper gegeben hat. — (Steigt hinauf und pflückt die Blumen.) Ach, die Knospen sind kaum erst offen. — Hier hab' ich eine, die ein wenig aufgeschlossen ist und lieblichen Geruch duftet — (Nimmt eine handvoll Knospen.) Diese Blüthe ist heilig dem Gotte mit dem Fisch in seinem Panier! O süsse Blüthe, die ich jetzt weihe, wohl würdig bist du, Kamadewas sechsten Pfeil zu spitzen, Kamadewas, der jetzt seinen Bogen nimmt, um die jungen Herzen bey Tausenden zu verwunden.

(Sie wirft eine Blume herab.)

Der alte Kämmerer (hereintretend, zornig.) Hört auf die halb offenen Knospen zu brechen, es giebt kein Jubeljahr, der König hat es abgestellt.

Beide Jungfrauen. Verzeih; wir wuſsten nichts von dem Verbot.

Kämmerer. Ihr hättet es nicht gewuſst? — Die Bäume selbst, die der Frühling schmückte, und die Vögel, die sich auf ihren Aesten wiegen, empfinden mit unserm Monarchen. Daher wollen jene Knospen, die schon längst hervorgekommen sind, ihren befruchtenden Staub nicht hergeben; darum bleibt die Kuruwakablume, vollständig gebildet, wie sie ist, im geschlossenen Kelche verschleiert; die Stimme des Kokila bleibt in seiner Kehle stecken, wenn gleich kein kalter Thau mehr fällt, und Smara selbst, der Gott der Begierde, steckt den halb hervorgezogenen Pfeil wieder in seinen Köcher.

Misrakesi (bey Seite.) Der König ist ohne Zweifel noch treu und zärtlich.

Erste Jungfrau. Vor einigen Tagen sandte uns Mitrawassu, der Befehlshaber unserer Provinz, des Königs Füſse zu küssen, und wir sind hergekommen, um seine Haine und Gärten mit allerlei Devisen zu schmücken; daher erfuhren wir nichts von dem Verbot.

Kämmerer. So hütet euch, daſs ihr euch nicht zum zweitenmal vergeht.

Zweite Jungfrau. Wir gehorchen unserm Herrn mit Freuden; allein, wenn es erlaubt ist, die Geschichte zu wissen, so erzähle uns, wir bitten dich, was unserm Herrscher Veranlassung gegeben hat, die gewöhnlichen Feierlichkeiten einzustellen. —

Misrakesi (bey Seite.) Könige pflegen den festlichen Pomp zu lieben; das Verbot muſs also einen wichtigen Grund haben.

Kämmerer (für sich.) Die Sache ist ja öffentlich bekannt, warum sollt' ich sie ihnen nicht sagen? (Laut) Habt ihr von der unglücklich verlassenen Sakontala nichts gehört?

Erste Jungfrau. Bis zum Anblick des unglücklichen Rings hat uns der Befehlshaber ihre Geschichte erzählt.

Kämmerer. So bleibt mir wenig hinzuzufügen übrig. Sobald der König beym Anblick seines Edelsteins sein Gedächtniſs wieder bekam, rief er unverzüglich: „Ja, die „unvergleichliche Sakontala ist meine recht„mäſsige Gattin, und als ich sie verwarf, hat„te ich den Verstand verloren.“ — Zugleich gab er alle Zeichen der äussersten Betrübniſs und Reue, und verabscheute von dem Augenblick an jede Freude des Lebens. Er übt nicht mehr seine verehrungswürdigen Gaben von Tag zu Tage zum Besten seines Volks; er durchwacht die langen Nächte ohne ein Auge zu schlieſsen, und wälzt sich auf seinem Ruhebett. — Steht er auf, so spricht er kein verständiges Wort; er verwechselt die Namen der Weiber in seinen Zimmern, und nennt sie in Gedanken Sakontála; dann sitzt er wieder niedergeschlagen, das Haupt auf seine Knie gestützt.

Misrakesi (bey Seite.) Wie freut mich das!

Kämmerer. Der tiefe Kummer, der an seinem Herzen nagt, ist Ursache, daſs der Frühlingsjubel untersagt worden ist.

Beide Jungfrauen. Ein schickliches Verbot!

Hinter der Scene. Platz gemacht, der König kommt!

Kämmerer (horcht.) Hier kommt der Monarch; kehrt zurück, Jungfrauen, in eure Provinz.

(Die beiden Jungfrauen gehen ab.)

Duschmanta

in Trauer, vor ihm her ein Schloſswächter, und neben ihm Madhawya.

Kämmerer. (sieht den König an.) O wie majestätisch ist doch eine edle Gestalt in jeder Kleidung! Unser Fürst selbst in der Hülle der Betrübniſs flöſst Ehrfurcht ein. Vergnügen, Schmuck, Geschäfte hat er verlassen; er ist hager geworden, und seine Armspange gleitet hinab bis an das Handgelenk; seine Lippen sind zersprungen von heissen Seufzern; offen starren seine Augen von langwierigem Kummer und von Schlaflosigkeit: dennoch blendet mich der Tugendglanz, den sein Antliz, wie ein schön geschliffener Diamant, von sich stralt.

Misrakesi (bey Seite, indem sie den König ansieht.) Mit Recht trauert meine geliebte Sakontala, ob sie gleich verstoſsen und verachtet ward, über die Abwesenheit dieses Jünglings.

Duschmanta (tritt langsam vor, in Gedanken vertieft.) Da mich meine Geliebte mit dem Gazellenauge an unsere Liebe mahnte, da schlummerte ich ohne Zweifel; aber das Uebermaas des Kummers hat mich geweckt.

Misrakesi (bey Seite.) Das entzückende Mädchen wird noch glücklich seyn.

Madhawya (bey Seite.) Unser König hat wieder Liebesluſt eingehaucht, und ich weiſs kaum, wie seine Krankheit zu heilen ist.

Kämmerer (nähert sich dem Könige.) Sieg dem Könige! — Möge der König jenes schöne waldumschattete Land, diese kühlen Gänge und diesen blühenden Garten besuchen, wo sichs herrlich ruhen läſst auf reitzenden Lagern.

Duschmanta (der nicht Acht gegeben hat.) Wächter, berichte dem ersten Minister, ich sey gesonnen, mich auf meinem Namen, ich sey gesonnen, mich auf lange Zeit von der Stadt zu entfernen, und werde folglich nicht im Tribunal sitzen; er solle an mich schreiben, und alle vorkommende Klagen meiner Unterthanen einsenden.

Wächter. Wie der König befiehlt! (geht ab.)

Duschmanta (zum Kämmerer.) Und du, Parwatayana, versäume nicht dein bestimmtes Geschäft.

Kämmerer. Auf keine Weise. (geht ab.)

Madhawya. Du hast keine Fliege im Garten gelassen. Jetzt ergötze dich in diesem Aufenthalt, der sich des Schlusses der thaubringenden Jahreszeit zu freuen scheint.

Duschmanta. O Madhawya, wenn Leute, die man groſser Vergehen anklagt, unschuldig erfunden werden, sieh, wie dann der Kläger Strafe leidet. Im Wahnsinn vergaſs ich meine Liebe für die Tochter des Weisen, und der herzgebohrne Gott, der seine Freude daran hat, Schmerz zu verursachen, legt nun einen neuen Pfeil mit einer Amrablüthe gespitzt an seine Bogensehne. — Der Ring gab mir mein Gedächtniſs wieder, und jetzt beklage ich mit Thränen der Reue den Verlust meiner Allgeliebten, die ich ohne Ursach verstieſs. Sieh, ich erliege dem Kummer, da des Frühlings Wiederkehr aller Herzen mit Freude erfüllt.

Madhawya. Beruhige dich, mein Freund; ich will die Geschosse des Liebesgottes mit meinem Stabe zerbrechen. (Er schlägt einige Blüthen vom Amrabaum ab.)

Duschmanta (nachdenkend.) Ja, ich bekenne Brahmas höchste Macht — (Zu Madhawya.) Wo, Freund, wo soll ich mich setzen, und mein Gesicht erquicken an den zarten Stauden, die eine entfernte Aehnlichkeit haben mit Sakontalas Wuchs?

Madhawya. Bald wirst du die Malerin sehen, der du gesagt hast, daſs du den Morgen in jener Laube von Madhawisträuchen zubringen würdest; sie wird dir das Bildniſs der Königin bringen, wozu du ihr den Auftrag gegeben hast.

Duschmanta. Ihr Bild sogar wird meine Seele entzücken. — Führe mich zur Laube.

Madhawya. Hieher, mein Freund. — (Beide gehen und Misrakesi folgt ihnen.) Die Laube von schlängelnden Madhawis, geschmückt mit Stückchen von Steinen, gleich glänzenden Juwelen, scheint dich stillschweigend in ihrer Anmuth zu begrüssen. — Laſs uns hineingehn und uns setzen.

(Sie setzen sich Beide in die Laube.)

Misrakesi (bey Seite.) Hinter jenem dichten Gesträuch will ich das Bildniſs meiner Sakontala schauen; sodann eile ich, um die aufrichtige Liebe ihres Gemahls zu berichten.

(Sie verbirgt sich.)

Duschmanta (seufzend.) O mein geprüfter Freund! jetzt ist das ganze Abentheuer in der Einsiedelei frisch in meinem Gedächtniſs. Wie tief mich der Anblick des Mädchens rührte, habe ich dir damals gesagt; aber als ich sie verstieſs, warst du nicht zugegen. In unserer Unterredung ward ihres Namens oft gedacht; wie konnt' es auch anders seyn! — Hattest du denn auch, wie ich, den ganzen Vorgang vergessen?

Misrakesi (bey Seite) *Die Weltbeherrscher* dürfen, wie ich sehe, keinen Augenblick vom Gegenstande ihrer Liebe allein gelassen werden.

Madhawya. Nicht doch; ich habe ihn nicht vergessen; aber beym Schluſs der Unterredung versichertest Du, das Geschichtchen hättest Du blos zum Zeitvertreib ersonnen. Das habe ich in der Einfalt meines Herzens geglaubt. Es scheint, daſs im Himmel ein groſses Ereigniſs beschlossen ist, welches sich durch diese Sache entwickeln wird.

Misrakesi (bey Seite.) Nichts kann wahrer seyn.

Duschmanta (nach langem Sinnen.) O mein Freund, lehre mich ein Mittel gegen diese Qualen.

Madhawya. Welcher neue Schmerz peinigt dich? So sollte der Tugendhafte nie sich härmen; der heftigste Sturm erschüttert kein Gebirge.

Duschmanta. Wenn ich an die Lage meiner Freundin Sakontala denke, die ich tief betrüben muſste, indem ich sie verlieſs, dann bleibt mir kein Trost mehr übrig. Sie wollte den Brahmen und der Matrone folgen: *Bleib! rief der Schüler des Weisen,* den man verehrte wie den Weisen selbst; Bleib! rief er mit lauter Stimme. Da blickte sie mich noch einmal an, mich, ihren Verräther, und ein Strom von Zähren floſs über das himmlische Antlitz. — O die bloſse Vorstellung ihres Schmerzes brennt mich wie ein vergifteter Wurfpfeil.

Misrakesi (bey Seite) Wie er sich härmt! er dauert mich.

Madhawya, Ohne Zweifel wird irgend ein Bewohner des Himmels sie zu sich aufgenommen haben.

Duschmanta, Nein! Welcher Gott hätte es je versucht, ein Weib, das so an ihrem Gatten hieng, zu entführen? Menaka, die Nymphe von Swerga, ist ihre Mutter; ich vermuthe also, einige ihrer dienenden Nymphen haben sie auf Verlangen der Mutter verborgen.

Misrakesi (bey Seite) Sakontala zu verstossen, war freilich die That eines Wahnsinnigen, nicht eines Wachenden.

Madhawya. Wenn das ist, wirst du sie bald wieder finden.

Duschmanta. Ach! warum glaubst du das?

Madhawya. Weil die Väter und Mütter es doch immer nicht lange ansehen können, daſs ihre Tochter den Gatten entbehren muſs.

Duschmanta. War es der Schlaf, der mein Gedächtniſs schwächte? War es Täuschung? War's ein Fehler der Beurtheilung? Oder der bestimmte Lohn meiner bösen Handlungen? — Was es auch gewesen seyn mag, bis Sakontala in diese Arme wiederkehrt, fühle ich mich in einen Abgrund des Jammers versenkt.

Madhawya. Verzweifle nicht: der entscheidende Ring ist ja schon ein Beispiel, daſs man Verlornes wieder finden könne. — Vom Himmel vorherbestimmte Ereignisse soll man nicht bejammern.

Duschmanta (sieht seinen Ring an.) So darf ich wenigstens das Schicksal dieses Rings beklagen, der von einer Stelle gefallen ist, wohin er sich so bald nicht wieder hinaufschwingen wird. — O edler Stein, du bist hinweggethan vom zarten, schönen Finger mit röthlicher Spitze, wo dir ein Platz gewidmet war; und so klein du bist, kommen doch deine bösen Eigenschaften ans Licht, durch die Aehnlichkeit deiner Strafe mit der meinigen.

Misrakesi (bey Seite.) Wäre der Ring an irgend eine andere Hand gekommen, dann wäre erst sein Loos beklagenswerth. — O Menaka, wie würde diese Unterredung, die ich hier anhöre, dich entzücken!

Madhawya. Sage mir, ich bitte dich, wie kam der Ring an Sakontalas Finger?

Duschmanta. Du sollst es wissen, Freund. — Als ich von dem heiligen Hain nach der Hauptstadt gieng, redete mich meine Geliebte mit Thränen in den Augen in diesen Worten an: „Wie lange wird der „Sohn meines Herrn sich meiner erinnern?“

Madhawya. Gut; und weiter?

Duschmanta. Da steckte ich ihr diesen Ring an den Finger und antwortete: „Sprich jeden Tag eine von den drei Sylben, die in diesen Stein gegraben sind, und eh du das Wort Duschmanta auf diese Art ausgesprochen hast, soll einer meiner edelsten Hofbeamten dir aufwarten und meine Geliebteste in ihren Pallast führen.“ — Dennoch vergaſs und verlieſs ich sie in meinem Wahnsinn.

Misrakesi (bey Seite.) Ein reizender Zwischenraum war zwischen ihrem Scheiden und Wiedersehen bestimmt, aber Brahmas Wille hat ihn unglücklich gemacht.

Madhawya. Wie kam denn der Ring, statt eines Angelhakens, dem Karpfen ins Maul?

Duschmanta. Wie das liebe Geschöpf am Teich Satschitirtha Wasser auf ihr Haupt heben wollte, muſs der Ring unvermerkt ihr entschlüpft seyn.

Madhawya. Sehr wahrscheinlich.

Misrakesi (bey Seite.) Das war also die Ursache, daſs der König, der nichts fürchtet, ausser der Ungerechtigkeit, an der Wirklichkeit seiner Heirath zweifelte? Ich begreife nur nicht, welchen Zusammenhang sein Gedächtniſs mit einem Ringe hat.

Duschmanta. Ich bin im Ernst recht böse auf den Ring.

Madhawya (lachend.) Und ich auch auf meinen Stab.

Duschmanta. Wie so, Madhawya?

Madhawya. Weil er sich untersteht so gerade zu seyn, da ich so krumm bin. — Ein impertinenter Stock!

Duschmanta (ohne darauf zu achten.) Wie konntest du, Ring, jene Hand, mit dem zierlichen Finger geschmückt, verlassen und in den Teich gleiten, der nur mit Wasserlilien prangt? — Die Antwort ist klar; du bist nicht vernünftig. — Aber wie konnte ich mit einer vernünftigen Seele gebohren, meine Einziggeliebte verlassen?

Misrakesi (bey Seite.) Er nimmt mir die Bemerkung aus dem Munde.

Madhawya (bey Seite.) So! da muſs ich hier seine Betrachtungen abwarten und vor Hunger vergehen.

Duschmanta. O Geliebte, die ich miſshandelte und ohne Ursach verlieſs, wann wird dem Verräther, dessen Herz die reuigste Betrübniſs tief verwundet, die Seligkeit deines Anblicks wieder geschenkt?

Eine Jungfrau

(tritt auf mit einem Gemälde.)

Groſser König, das Gemälde ist fertig.

(Sie hält es ihm vor.)

Duschmanta. Ja! das ist ihr Gesicht; das sind ihre schönen Augen, das ihre Lippen, denen das Lächeln neuen Reitz verleiht, und deren Röthe an Glanz die Karkandhufrucht übertrifft. Ihr Mund scheint auch im Gemälde zu sprechen, und in ihrem

Antlitz leuchten die Stralen der Zärtlichkeit, die sich ins zarte Farbenspiel mischen.

Madhawya. Wahrlich, Freund, das Gemälde ist lieblich, wie die Liebe selbst; mein Auge durchläuft es in jeder Richtung und schwelgt im Anblick aller seiner Theile. Es macht mir so viel Vergnügen, als unterhielte ich mich mit der lebendigen Sakontala.

Misrakesi (bey Seite.) Welch' ein trefliches Gemälde! Meine geliebte Freundin scheint vor meinen Augen da zu stehen.

Duschmanta. Das Bild ist noch unendlich unter dem Original; nur ergänzt meine lebhafte Phantasie seine Mängel und giebt mir auf diese Art eine Vorstellung der Liebenswürdigkeit meiner Erwählten.

Misrakesi (bey Seite. Seine Gedanken stimmen mit dem Uebermaas seiner Liebe und Reue überein.

Duschmanta (seufzt.) Ach! jüngst stieſs ich sie von mir, da sie zu mir kam; jetzt huldigt mein Herz ihrem Bildniſs; dem Reisenden gleich, der sorglos bey einem klaren, vollströmenden Bach vorübergeht, und bald in der Sandwüste mit brennendem Durst nach einem trüglichen Schein von Wasser verlangt.

Madhawya. Ich sehe hier so viele weibliche Figuren in dem Bilde, daſs ich die Dame Sakontala nicht wohl unterscheiden kann.

Misrakesi (bey Seite.) Der alte Mann kennt ihre überirrdische Schönheit nicht; ihre Augen die seines Fürsten Seele bezaubern, glänzten ihm vermuthlich noch nie.

Duschmanta. Welche von diesen Figuren hälst du für die Königin?

Madhawya (besieht das Gemälde.) Sie, glaub' ich, die ein wenig ermattet scheint; die Schnur ihres Kleides etwas gelöst; die zarten Stengel ihrer Arme matt dahinsinkend; einige helle Tropfen auf ihrem Antlitz und einige Blumen herabfallend aus ihrem losgebundenen Haar. Das muſs die Königin seyn, die Uebrigen sind vermuthlich ihre Jungfrauen.

Duschmanta. Du hast recht gerathen; doch meine Liebe fordert noch etwas mehr in diesem Gemälde. Es scheint, durch irgend einen Fehler des Pinsels, als rollte eine Thräne auf ihre Wange herab, die sich nicht zu dem Augenblick schickt, in welchem ich sie gemalt sehen wollte. (zur Jungfrau) Tschaturika, das Gemälde ist noch nicht fertig; geh in dein Arbeitszimmer und hole dein Kunstgeräth.

Die Jungfrau. Guter Madhawya, halte das Bild, indeſs ich dem König gehorche.

Duschmanta. Nein, ich wills halten. (Er nimmt das Bild; die Jungfrau geht ab.)

Madhawya. Was soll sie noch hinzufügen?

Misrakesi (bey Seite.) Ich stelle mir vor, er wird die Abbildung aller Nebenumstände fordern, welche die Lage seiner Geliebten in der Einsiedelei bezeichneten.

Duschmanta. In dieser Landschaft, mein Freund, wünsche ich den Malinistrom abgebildet zu sehen, mit den verliebten Flamingos an seinem grünen Gestade. Weiter zurück müssen einige Hügel ohnweit des Gebirgs Himalaya erscheinen, mit Heerden von Tschamaras umgeben. Im Vordergrund ein dunkler Baum, mit weit umhergebreiteten Aesten, an denen einige Mäntel von gewebter Rinde im Sonnenschein hängen und trocknen. Ein Paar schwarze Antelopen liegen unter seinem Schatten, und das Weibchen reibt sich sanft die Stirne am Horn des Männchens.

Madhawya. Laſs hinzusetzen, was dir gefällt; aber meines Erachtens sollten die leeren Plätze mit alten Einsiedlern besetzt werden, gebückt wie ich gegen die Erde.

Duschmanta (der nicht hört.) Ah! ich vergesse, daſs meiner Geliebten selbst noch einige Zierrathe fehlen.

Madhawya. Welche denn?

Misrakesi (bey Seite.) Ohne Zweifel solche, die sich für die walderzogene Jungfrau schicken.

Duschmanta. Die Künstlerin hat die Sirischablume vergessen, deren Stengel hinter dem weichen Ohre steckt, und deren Staubfäden zum Theil auf ihrer Wange schweben. Im Busen muſs ein Straus von zarten Fasern, aus den Wasserlilienstengeln, wie Stralen des herbstlichen Mondes, ruhen.

Madhawya. Warum bedeckt die Königin, als fürchtete sie sich vor etwas, einen Theil des Gesichts mit den Fingerspitzen, die wie Kuwalayablumen glühen? — Jetzt seh ich die unverschämte Biene, den Dieb der Wohlgerüche, auf den Honig vom Lotos ihres Mundes erpicht.

Duschmanta. Eine Biene? Scheuch' es fort, das überlästige Insect.

Madhawya. Der König hat die höchste Macht über alle Verbrecher.

Duschmanta. O Biene! was näherst du dich den lieblichen Bewohnern des Blüthenwalds, und bereitest dir den Schmerz verworfen zu werden? — Sieh! dort sitzt dein Weibchen dürstend auf einer Blume, und wartet auf deine Wiederkehr; ohne dich will sie den Honigsaft nicht kosten.

Misrakesi (bey Seite.) Die Schwärmerei ist wenigstens passend.

Madhawya. Die Untreue männlicher Bienen ist zum Sprichwort geworden.

Duschmanta (gleichsam zornig.) Berührst du, Biene, die Lippe der Geliebten, roth wie ein zartes Blatt, das noch kein Wind bestrich, die Lippe, von welcher ich Süssigkeit im Fest der Liebe trank, so wirst du, auf meinen Befehl, im Mittelpunkt einer Lotosblume eingeschlossen. — Du gehorchst noch nicht?

Madhawya. Wie sollte sie nicht gehorchen, wenn Du ein so strenges Urtheil sprichst? — (Bey Seite, lachend.) Er ist vor lauter Liebe und Betrübniſs rasend, und wenn ich ihm Gesellschaft leiste, werd' ich, ohne beides, so toll wie er. —

Duschmanta. Wie? du rührst dich nicht, nach meinem ausdrücklichen Befehl?

Misrakesi (bey Seite.) Wie verstellt das Uebermaas der Leidenschaft sogar den Weisen!

Madhawya. Ei, mein Freund, es ist ja nur eine gemalte Biene.

Misrakesi (bey Seite.) Jetzt merk' ichs erst! sein Irrthum ist ein Beweis für die Vollkommenheit derKunst. Warum sinnt er noch immer?

Duschmanta. Welch eine hähmische Bemerkung war das? — Ich genieſse das Entzücken ihres Anblicks, an welchem meine Seele hängt, und du grausamer Erinnerer muſst mir sagen, daſs es nur ein Bild ist? (weint.)

Misrakesi (bey Seite.) Seht da die Leiden des getrennten Liebenden! An allen Seiten verwickelt er sich in seinen Kummer.

Duschmanta. Warum pflege ich des unablässigen Grams? Die Dauer dieser Unruhe raubt mir den Umgang mit meiner Holden im Traum, und meine Thränen lassen mich ihr Bild sogar nicht deutlich sehen.

Misrakesi (bey Seite.) Dieses Leiden beweiset seine Unschuld; er verlieſs sie gewiſs nicht bey gesunden Sinnen.

Die Jungfrau (wiederkommend.) Indem ich mit meinem Farbenkästchen wiederkam. —

Duschmanta (schnell.) Was ist geschehen?

Jungfrau. Entriſs es mir die Königin Wasumati mit Gewalt, indem sie von ihrer Magd Pingalika meinen Auftrag erfahren hatte. „Ich werde selbst, rief sie, das Kästchen dem Sohn meines Herrn überbringen.

Madhawya. Wie kamst du los?

Jungfrau. Wie das Mädchen den Saum ihres Mantels von einem Dornstrauch losmachte, nahm ich den Zeitpunkt wahr, mich fortzuschleichen.

Duschmanta. Freund Madhawya, die groſse Aufmerksamkeit, die ich Wasumati bezeigt habe, macht sie übermüthig; sie wird bald hier seyn; dein sey die Sorge, das Gemälde in Sicherheit zu bringen.

Madhawya (für sich.) Ich wollte doch, Du verbürgst es selbst. (Nimmt das Gemälde, steht auf und spricht laut.) Ja, wenn Du mich aus dem Netz Deiner geheimen Zimmer, in welchem ich gefangen bin, loslassen, und mir erlauben willst, auf der Mauer Meghatschhanda, die sie umringt, zu wohnen, so versteck' ich Dir das Bild, wo es nur die Tauben zu sehen bekommen sollen. (geht ab.)

Misrakesi (bey Seite.) So heilig ehrt er seine früheren Verbindungen, obgleich ein anderer Gegenstand jetzt sein Herz gefesselt hat!

Wächter
(tritt herein mit einem Blatt.)

Heil dem Könige!

Duschmanta. Wächter, hast du kürzlich die Königin Wasumati gesehen?

Wächter. Ich begegnete ihr, mein König, aber da sie das Blatt in meiner Hand erblickte, gieng sie zurück.

Duschmanta. Die Königin weiſs die Zeit zu unterscheiden; sie will den Gang der öffentlichen Geschäfte nicht unterbrechen.

Wächter. Der oberste Minister sendet diese Botschaft: „Ich habe einen Fall, der „sich in der Stadt ereignet hat, sorgfältig aus- „einander gesetzt und genau aufgeschrieben; „der König geruhe darüber zu urtheilen.“

Duschmanta. Gieb mir das Blatt. (Nimmt und liest.) — „Es werde zu den Füſsen des „Königs gelegt, daſs ein Kaufmann, Namens „Dhanawriddhi, der einen groſsen Seehandel „treibt, durch Schiffbruch umgekommen ist. „Noch war ihm kein Kind gebohren, und er „hinterläſst ein Vermögen von vielen Millio- „nen, die, wenn es der König befiehlt, zur „königlichen Schatzkammer gehören.“ — (Traurig.) O wie groſs ist das Unglück, kinderlos zu sterben! Bey so groſsem Reichthum muſs er gleichwohl viele Frauen gehabt haben. Laſs fragen, ob eine von ihnen schwanger sey.

Wächter. Ich habe gehört, daſs seine Frau, die Tochter eines rechtschaffenen Mannes, Namens Saketaka, bereits die bey der Schwangerschaft üblichen Zeremonien beobachtet hat.

Duschmanta. Das Kind, wenn es gleich noch nicht gebohren ist, hat ein Recht auf seines Vaters Eigenthum. Geh hin und sage dem Minister, mein Urtheil bekannt zu machen.

Wächter (gehend.) Ich gehorche.

Duschmanta. Warte noch —

Wächter (wiederkommend.) Hier bin ich.

Duschmanta. Ob er Leibeserben hinterlieſs oder nicht, so sollte doch sein Vermögen nicht dem Schatz anheimfallen. — Laſs ausrufen, daſs, welchen Verwandten auch einer von meinen Unterthanen verlöre, (ausgenommen, wenn Verbrechen die Einziehung der Güter nothwendig machen,) Duschmanta mit liebreichem Herzen die Stelle desselben vertreten wolle.

Wächter. Es soll ausgerufen werden.
(Er geht hinaus.)

Duschmanta (bleibt in Gedanken vertieft.)

Wächter. (zurückkommend.) Dein Urtheil, o König, welches zu erkennen giebt, daſs nach langem Schlummer deine Tugenden wachen, ward mit lautem Beifall bejauchzt.

Duschmanta (mit einem tiefen Seufzer.) Wenn ein berühmter Mann, leider! ohne Erben stirbt, so erhält ein Fremder seine Habe. Das wird das Schicksal aller Schätze seyn, die Purus Söhne häuften.

Wächter. Der Himmel wende dieses Elend von uns ab! (geht ab.)

Duschmanta. Weh mir! alle meine einst genossene Glückseligkeit ist dahin!

Misrakesi (bey Seite.) Immer beharrt sein Herz auf der Vorstellung seiner Geliebten.

Duschmanta. Meine rechtmäſsige Gattin, die ich unwürdig verlieſs, thront in meiner Seele; ach, sie wäre der Ruhm meines Hauses gewesen; sie hätte mir vielleicht einen Sohn gegeben, glänzend wie das köstlichste Erzeugniſs der fruchtbaren Erde.

Misrakesi (bey Seite.) Noch ist sie nicht von Allen verlassen; bald, hoffe ich, wird sie wieder Dein.

Jungfrau (bey Seite.) Mit dem argen Blatt, das der Minister schickte, hat der König sich ganz verändert. Er zerflieſst in Thränen.

Duschmanta. Ah! die abgeschiedenen Seelen meiner Vorfahren, die ihren Antheil an dem Begräbniſskuchen fordern, welchen kein Sohn für mich darbringen wird, besorgen schon, daſs ihnen ihre Ehre geschmälert werde, wenn Duschmanta nicht mehr auf Erden ist. — Wer wird in unserer Familie die Leichenfeier verrichten, wie der Weda befiehlt? — Statt des reinen Opfertranks müssen meine Vorältern diese Thränenfluth trinken, das einzige Opfer, das der Kinderlose ihnen darbringen kann. (weint.)

Misrakesi (bey Seite.) Des Königs Augen trüben sich so, daſs es ihn finster dünkt, ohngeachtet jener hellscheinenden Lampe.

Jungfrau. Betrübe dich nicht zu sehr; unser Herrscher ist jung, und wenn seine andere Königinnen ihm Söhne geben werden, glorreich wie er selbst, dann werden seine Vorfahren erlöset werden von den Vergehungen, die sie hienieden begiengen.

Duschmanta (schmerzlich.) Mit mir endigt sich Purus Stamm, der bisher so fruchtbar und tadellos blieb; wie der Fluſs Saraswati sich in einer Gegend verliert, die seiner göttlichen Fluthen unwürdig ist.

(Er sinkt in Ohnmacht.)

Jungfrau (die ihn unterstützt.) Der König fasse Muth —

Misrakesi (bey Seite.) Soll ich ihn wieder zu sich bringen? Nein, bald wird man ihn wecken. Ich hörte die Nymphe Dewa-Dschanani meine Sakontala mit diesen Worten trösten: „Wie die Götter sich ergötzen an ihrem „Antheil des Opfers, so wird dich bald die „Liebe deines Gemahls erfreuen." — Drum gehe ich, ihr Muth einzusprechen und meine Freundin Menaka mit dem Bericht von seinen Tugenden und seiner Liebe froh zu machen.

(Sie steigt empor und verschwindet.)

Hinter der Scene.

Ein Brahme darf nicht umgebracht werden! O rettet einem Brahmen das Leben!

Duschmanta (sich erholend.) Ha! war das nicht Madhawyas Klagestimme?

Jungfrau. Vielleicht hat ihn Pingalika sammt den andern Mädchen ergriffen, wie er das Gemälde trug.

Duschmanta. Geh, Tschaturika, und verweise es der Königin in meinem Namen, daſs sie ihre Bedienten nicht besser zurückhält.

Jungfrau. Wie der König befiehlt.

(geht ab.)

Hinter der Scene.

Ich bin ein Brahme, ich darf nicht getödtet werden.

Duschmanta. Es ist offenbar ein Brahme in groſser Gefahr. — Holla! wer ist da?

Der alte Kämmerer (kommt.) Was ist des Königs Wille?

Duschmanta. Erkundige dich, warum der feigherzige Madhawya so jämmerlich schreit.

Kämmerer. Ich will's augenblicklich erfahren (Geht hinaus und kommt zitternd wieder.)

Duschmanta. Giebts was zu besorgen?

Kämmerer. Zu besorgen genug!

Duschmanta. Warum zitterst du? — So zittert man im Alter. Die Furcht schüttelt den Körper des alten Mannes, wie der Hauch des Windes die Pippalablätter.

Kämmerer. O rette deinen Freund!

Duschmanta. Retten? Wovon?

Kämmerer. Aus Noth und Gefahr.

Duschmanta. Sprich deutlicher.

Kämmerer. Die Mauer, welche nach allen Himmelsgegenden sieht, und von den Wolken, die sie decken, Meghatschhanda heiſst —

Duschmanta. Was von ihr?

Kämmerer. Von der Höhe dieser Mauer, deren Gipfel kaum die blauhalsigen Tauben erreichen, hat ein böser Geist, menschlichen Augen unsichtbar, den Freund deiner Kindheit mit Gewalt entführt.

Duschmanta (springt hastig auf.) Wie? in meine innersten Zimmer sogar dringen übernatürliche Wesen? — Mühe ist das Loos der Königswürde. Ein König kennt die Uebel nicht einmal, die seine Nachläſsigkeit täglich und stündlich veranlaſst; wie sollte er wissen, auf welchem Pfade sein Volk wandelt? Wie sollte er die Sitten des Volks bessern, indeſs die seinigen ungebessert bleiben?

Hinter der Scene.

Hülfe! Hülfe! macht mich los!

Duschmanta (horcht und geht.) Fürchte nichts, mein Freund, fürchte nichts —

Hinter der Scene.

Was? nichts fürchten, wenn mich ein Ungeheuer am Genick gepackt hat, und mir den Rückgrat knicken will, wie er ein Zuckerrohr knickt!

Duschmanta umherspähend.) Meinen Bogen her!

Ein Wächter

(bringt des Königs Bogen und Köcher.)

Hier sind unseres groſsen Helden Waffen.

(Duschmanta nimmt den Bogen und einen Pfeil.)

Hinter der Scene.

Hier steh ich; und dürstend nach deinem frischen Blute will ich dich Zappelnden schlachten, wie der Tiger ein Kalb schlachtet. Wo ist er nun, dein Beschützer, Duschmanta, der seinen Bogen faſst zum Schutz der Bedrückten?

Duschmanta (aufgebracht.) Der Dämon nennt mich, bietet mir Trotz. — Bleib, abscheulichstes der Ungeheuer! — Ich bin hier, und du wirst nicht lange mehr seyn. — (Hebt seinen Bogen in die Höhe.) — Voran, Parwatayana, nach den Stufen der Terraſſe.

Kämmerer. Hieher, groſser König —
(Alle gehen schnell ab.)

Die Scene verändert sich in eine breite Terrasse.

Duschmanta
(kommt und sieht sich um.)

Ha! die Stätte ist leer.

Hinter der Scene.

Rette, o rette mich! — Ich sehe dich, mein Freund, aber du kannst mich nicht sehen; wie eine Maus in den Klauen der Katze, habe ich keine Hoffnung des Lebens mehr.

Duschmanta

Doch wird dieser Pfeil dich von deinem Feinde unterscheiden, trotz des Zaubers, der dich unsichtbar macht. — Madhawya, sey gutes Muths; und du blutdürstiger Molch, wag' es nicht ihn, den ich liebe und beschütze, zu tödten. — Sieh, hier befestige ich den Pfeil, der dich, des Todes Würdigen, durchboren und einen Brahmen retten wird, der langes Leben verdient. So schlürft der himmlische Vogel die Milch und läſst das Wasser übrig, womit sie vermischt gewesen ist. (Zieht die Bogensehne.)

Matali und Madhawya
treten herein.

Matali. Der Gott Indra hat beschlossen, daſs böse Dämonen durch deine Geschosse fallen sollen; gegen sie spanne deinen Bogen, und auf deine Freunde wirf den liebestralenden Blick!

Duschmanta (erstaunt, und giebt seine Waffen weg.) Willkommen Matali! Ich grüsse den Führer von Indras Wagen.

Madhawya. So! der Gurgelschneider wollte mich ums Leben bringen und Du grüssest ihn mit freundlichem Willkommen!

Matali (lächelnd.) O König, langes Leben dir und Sieg! Höre die Botschaft, womit mich der Herrscher des Luftkreises sandte.

Duschmanta. Ich merke auf in Demuth.

Matali. Es lebt ein Geschlecht der Danawas, die Kinder des Kalanemi, welche schwer zu besiegen sind —

Duschmanta. Soviel vernahm ich bereits von Nared.

Matali. Der Gott des hundertfältigen Opfers, der dieses Riesenvolk nicht zu bezwingen vermag, trägt es dir, seinem erprobten Freunde auf, sie in dem vordern Gliede der Schlachtordnung anzugreifen: wie die Sonne mit den sieben Rossen verzweifelt, die finsteren Schaaren der Nacht zu besiegen und dem Monde Platz macht, der sie ohne Mühe zerstreuet. So besteige nun mit mir Indras Wagen, fasse deinen Bogen, und eile zum gewissen Siege.

Duschmanta. Ich fühle mich durch diesen Vorzug vom Fürsten der guten Geister höchlich geehrt; doch sage mir zuvor, warum hast du meinem armen Freunde Madhawya so übel mitgespielt?

Matali. Ich merkte, daſs du, ich weiſs nicht warum, sehr schmerzlich betrübt warst, und wünschte deine Kräfte hervorzurufen, indem ich dich in Harnisch brachte. Das Feuer lodert, wenn man Holz darauf wirft; die gereitzte Schlange schieſst mit ihrem Kopfe nach dem Widersacher; und der Mann, der Ruhm erringen kann, strengt seine Kräfte an, wenn man seinen Muth aufregt.

Duschmanta (zu Madhawya.) Mein Freund! Diwespetirs Befehle heischen augenblicklichen Gehorsam. Geh also, bringe meinem ersten Minister die Nachricht und sag' ihm in meinem Namen: „Deine Weisheit sichere mein „Volk vor Gefahr, während daſs dieser ge„spannte Bogen eine andere Beschäftigung hat.“

Madhawya. Ich gehorche; aber ich hätte doch gewünscht, daſs er sich ohne den Beystand meines Schreckens hätte beschäftigen lassen.

(Geht ab.)

Matali. Besteige den Wagen, groſser König!

(Duschmanta steigt ein, und Matali fährt ihn im Wagen ab.)

Siebenter Aufzug.

Duschmanta und Matali

im Wagen des Gottes Indra.

(Es wird vorausgesetzt, daſs sie über den Wolken sind.)

Duschmanta. Ich fühle, Matali, daſs ich so mit Ehrenbezeugungen nicht überhäuft zu werden verdiente, wenn schon ich Indras Auftrag erfüllt habe.

Matali. Ihr seyd beide nicht zufrieden. Du hast dem Donnergotte einen so wichtigen Dienst geleistet und hältst ihn nur für einen geringen Beweis deiner Andacht; ihn dünkt alle seine Güte zu gering gegen die Verbindlichkeit, die er dir schuldig ist.

Duschmanta. Zwischen dem Dienst und der Belohnung war kein Vergleich. Alle meine Erwartungen wurden übertroffen, da er mich, vor meiner Entlassung, auf der Hälfte seines Thrones sitzen hieſs und mich über alle Bewohner des Feuerhimmels erhöhte; da er lächelnd sah, daſs Dschayanta, sein Sohn, der neben ihm stand, nach dieser Ehre strebte; da er die wohlriechende Essenz des himmlischen Sandelholzes mir in den Busen goſs und einen Kranz von Blumen des Paradieses mir um den Hals hing.

Matali. König, du verdienst jeden erdenklichen Lohn vom Beherrscher der guten Genien; zweimal wurden seine himmlischen Wohnsitze von den Dornen des Geschlechtes Danu losgemacht; einmal durch die Klauen des Löwenmannes, und jetzt durch deine sichertreffenden Geschosse.

Duschmanta. Was gab mir den Sieg? War es nicht des Gottes Schutz und Schirm? Wie auf Erden die Gröſse und Herrlichkeit der Herren die Ursache ist, daſs ihren Dienern groſse Unternehmungen glücken. — Könnte wohl Arun die Schatten der Nacht zerstreuen, wenn ihn nicht der Gott mit tausend Stralen vor den Wagen des Tages gesetzt hätte.

Matali. Das ist freilich ein ähnlicher Fall. (Er fährt langsamer.) Sieh, o König, die ganze Verherrlichung deines Ruhms, der jetzt über den Rücken des Himmels dahinfährt! — Die frohen Genien haben von den Bäumen des Lebens Purpur und Azur gesammelt, womit die himmlischen Jungfrauen ihre schönen Füſse färben, und jetzt schreiben sie deine Thaten auf in Versen, würdig des göttlichen Gesangs.

Duschmanta (bescheiden.) In meiner Freude, Matali, nach der Niederlage der Riesen entgieng meiner Aufmerksamkeit diese wunderbare Stätte. Sage mir, auf welcher Bahn der Winde reisen wir jetzt?

Matali. Dies ist der Weg, der zum dreifachen Flusse führt, der höchsten Zierde des Himmels, der Weg, der jene Gestirne in Kreisen wälzt, indeſs sie ihre Stralen verbreiten. Es ist die Richtung des sanftwehenden Lüftchens, das die schwebenden Gestalten der Götter emporträgt; dieser Pfad war Wischnus zweiter Schritt, als er den stolzen Wali zu Schanden machte.

Duschmanta. Meine innere Seele, die durch äussere Organe wirksam ist, erfüllt dieser Anblick mit heiterem Wohlgefallen. — (Er sieht nach den Rädern.) Jetzt, vermuthe ich, durchschneiden wir die Wolkengegend.

Matali. Was bringt dich auf die Vermuthung?

Duschmanta. Der Wagen selbst belehrt mich, daſs wir über regenschwangre

Wolken rollen; der Umkreis seiner Räder stiebt die hellen Tropfen umher; Indras Rosse sprühen Blitze, und schon seh' ich die zwitschernden Tschattakas, die ihre Nester auf den Gipfeln der Berge verlassen.

Matali. Es ist, wie du sagst, und der nächste Augenblick bringt dich in das Land, das du beherrschest.

Duschmanta (sieht hinunter.) Schnell, doch unmerklich, wie die himmlischen Rosse hinabziehen, erblick ich der Menschen bestimmten Aufenthalt. — Erstaunende Aussicht! Noch so fern, daſs die tiefen Gründe sich mit den Berggipfeln vermischen, die Bäume ihre astreichen Schultern emporstrecken, doch unbelaubt zu seyn scheinen, die Flüsse wie glänzende Fäden schlängeln, unbemerkbar ihre Fluthen; — und jetzt, jetzt sieht es aus, als schnellte eine ungeheure Kraft den ganzen Erdball empor!

Matali (blickt mit Ehrfurcht auf die Erde.) Wie reitzend ist der Wohnort des Menschengeschlechts! — Du hast recht gesehen, o König!

Duschmanta. Sage mir, Matali, wie heiſst das Gebirge dort, das wie ein Abendgewölk erfrischende Ströme hinabgieſst und zwischen den Meeren des Aufgangs und Niedergangs den goldenen Gürtel bildet?

Matali. Hemakuta heiſst es, das Gebirge der Gandharwas; nirgends enthält das Weltall eine schönere Stätte, wo glücklicher Erfolg die Andacht der Frommen krönt. Kasyapa, Vater der Unsterblichen, Herrscher der Menschen, Maritschis Sohn, der vom Selbstständigen entsprang, — Kasyapa wohnt dort mit Aditi seiner Gemahlin, selig in heiliger Abgeschiedenheit.

Duschmanta (andächtig) Laſs mich diese glückbringende Gelegenheit nicht versäumen; darf ich mich nähern dem Götterpaar, und ihnen huldigen?

Matali. Allerdings. — Ein vortreflicher Einfall! — Jetzt berühren wir die Erde. —

Duschmanta (erstaunt.) Diese Wagenräder tönen nicht; kein Staub steigt von ihnen auf, und unfühlbar geschah die Berührung der Erde.

Matali. Das ist der Unterschied zwischen deinem und *Indras* Wagen.

Duschmanta. Wo ist der heilige Aufenthalt des Maritscha?

Matali (hinzeigend.) Ein wenig jenseits des Hains, wo du einen frommen Jogi unbeweglich stehen und sein dickes sträubiges Haar halten siehst, die Augen auf die Sonnenscheibe gerichtet. Gieb Acht: sein Leib ist halb bedeckt mit einem Termitengebäude von Thon; eine Schlangenhaut vertritt die Stelle der priesterlichen Schnur und gürtet zum Theil seine Lenden; viele knotige Pflanzen umwinden und verwunden seinen Hals, und ringsum verbergen die Vogelnester seine Schultern.

Duschmanta. Ich beuge mich vor einem Manne von seiner strengen Andacht.

Matali (hält den Zügel etwas an.) So weit, und genug. — Jetzt betreten wir das Heiligthum des Herrschers der Welt und die Haine benetzt von himmelentquollenen Strömen.

Duschmanta. Dieser stille Wohnort ist reitzender, als selbst der Aufenthalt der Götter; mir ist als badete ich in Nektar.

Matali (hält den Wagen an.) Der König steige ab.

Duschmanta (springt froh herab.) Wie kannst du den Wagen verlassen?

Matali. Er bleibt in solchen Fällen stehen; wir können ihn beide verlassen. — Hieher, siegreicher Held, hieher. — Dies ist der Ruheplatz der ächten Frommen.

Duschmanta. Mit gleichem Staunen betrachte ich die Frommen, und ihren ehrwürdigen Aufenthalt. Wohl ziemt es reinen

Geistern von balsamischer Luft sich zu nähren, in dem Walde wo die Bäume des Lebens blühen; sich zu baden in gelben Bächen die der goldne Lotosstaub färbt, und im geheimniſsreichen Bade ihre Tugend zu stärken; zu sinnen in Höhlen, deren Kiesel tadellose Edelsteine sind, und ihren Begierden zu gebieten, wenn gleich Nymphen von unvergleichlicher Schönheit sie umgaukeln: in diesem Haine nur erlangt man den Gipfel der wahren Frömmigkeit, nach welchem andere Einsiedler vergeblich streben.

Matali. In erhabenen Gemüthern wird das Verlangen nach Vollkommenheit unaufhörlich stärker. (Tritt zur Seite.) Sage mir, Wriddhasakalya, womit beschäftigt sich eben jetzt Maritschis göttlicher Sohn? — Wie sagst du? — Er sey im Gespräch mit der Tochter Dakscha, die alle Tugenden einer guten Hausfrau übt, und ihn über Fragen der Sittenlehre um Rath frägt? So müssen wir seine Muſse abwarten. — (Gegen Duschmanta.) Ruhe, o König, unter dem Schatten dieses Asokabaums, indeſs ich Indras Vater deine Ankunft melde.

Duschmanta. Wie es dich recht dünkt. — (Matali geht ab. Duschmanta fühlt ein Zucken im rechten Arm.) — Ach warum schmeichelst du mir, mein Arm, mit einer eitlen Vorbedeutung? — Mein Glück ist zerstört; mir bleibt nur das Elend.

Hinter der Scene.

Nicht so unbändig! Muſst du immer nur deine Unart zeigen?

Duschmanta (horcht.) Wie? Gewiſs, diese Stätte verträgt sich nicht mit bösen Neigungen. – Wem galt dieser Verweiſs? — (Er sieht und erstaunt.) — Einen Knaben seh ich, doch nicht mit kindischer Mine und Kraft; zwei Einsiedlerinnen streben ihn zurückzuhalten, aber er schleppt mit Gewalt und rauhem Spiel das Junge einer Löwin zu sich, mit zerzauster Mähne, und wie es scheint, so eben dem noch halbgefüllten Euter seiner Mutter entrissen!

Die Bühne entdeckt einen kleinen Knaben und zwei weibliche Bediente, wie der König sie eben beschrieben hat.

Knabe. Mach auf den Rachen, du kleiner Löwe, daſs ich deine Zähne zählen kann.

Erste Wärterin. Unbändiges Kind! Was plagst du die wilden Thiere dieses Waldes, die wir pflegen, wie unsere eigenen Kinder? — Du wüthest sogar in deinem Spiel. —

Mit Recht haben dich die Einsiedler Serwademana genannt, denn du zähmst alle Geschöpfe.

Duschmanta. Ah! was soll das seyn, daſs mein Herz sich zu diesem Knaben neigt, als wäre er mein eigener Sohn? (Nachdenkend.) Weh mir! ich habe keinen Sohn, und dieser Gedanke beugt von neuem mein Herz.

Zweite Wärterin. Die Löwin wird dich zerreissen, wenn du ihr Junges nicht loslässest.

Knabe (lächelnd.) Ei ja doch, ich fürchte mich auch vor ihr!

(Er beiſst sich auf die Lippe, um sie zu necken.)

Duschmanta (bey Seite, erstaunt.) Das Kind hat den Keim des Heldenmuths, und sieht aus wie ein Feuer das stärker lodert, wenn man trockenes Holz darauf legt.

Erste Wärterin. Liebstes Kind, laſs dem jungen Fürsten der wilden Thiere seine Freiheit, ich gebe dir auch ein schöneres Spielzeug.

Knabe. Erst gieb mir's. Wo ist es?

(Streckt die Hand aus.)

Duschmanta (indem er des Kindes Hand betrachtet, bey Seite.) Ists möglich! sogar die hohle Hand des Knaben trägt die Zeichen der Herrschaft, und indem er sie so begierig ausstreckt, offenbaren sich ihre Linien zum köstlichsten Netze verwebt; sie glüht wie ein Lotos, der sich in der frühen Dämmerung öffnet, wenn der röthliche Schimmer seiner Blumenblätter alle andere Farbenschattirungen in Dunkel hüllt.

Zweite Wärterin. Worte, liebe Suwrita, besänftigen ihn nicht. Ich bitte dich, geh in meine Hütte, dort findest du ein Spielzeug, das für des Einsiedlers Kind, Sankara, gemacht ist, es ist ein Pfau von irrdener Waare mit hellen Farben bemalt.

Erste Wärterin. Ich bring' es gleich.
(geht hinaus).

Knabe. Ich spiele so lange mit dem kleinen Löwen.

Zweite Wärterin (lächelt ihm zu.) Ich bitte dich, laſs ihn gehen.

Duschmanta (bey Seite.) Ich empfinde die zärtlichste Neigung für den unbändigen Knaben — (Seufzt.) Wie ſüſs ist das Entzücken eines redlichen Vaters, wenn ihm der Staub in den Busen fällt, indem er seine spielenden Kinder zu sich hinaufhebt! wenn sie mit undeutlichem Lallen ihn erfreuen, und schuldlos lachend bey jedem geringen Anlaſs, die weissen Blüthen ihrer Zähnchen zeigen!

Zweite Wärterin (den Finger aufhebend.) Wie? du willst mich gar nicht hören? — (Sieht sich um). Ist denn von den Einsiedlern keiner in der Nähe? — (Erblickt den König.) O laſs mich bitten, edler Fremdling, den kleinen Löwen zu befreien, der sich von der Faust dieses starken Kindes nicht losreissen kann.

Duschmanta. Ich wills versuchen. (Nähert sich freundlich dem Knaben.) — Du, eines frommen Einsiedlers Sohn, wie kannst du deinen Vater entehren, den deine gute Aufführung beglücken würde; wie die Gerechtsame des heiligen Waldes verletzen? Die schwarze Schlange nur vermag die Zweige des wohlriechenden Sandelbaums zu entweihen.

(Der Knabe läſst den Löwen los.)

Zweite Wärterin. Ich danke dir, gütiger Fremdling. — Aber eines Einsiedlers Sohn ist er nicht.

Duschmanta. Seine Handlungen, die mit seiner Stärke im Verhältniſs stehen, verrathen allerdings einen andern Ursprung; allein die Heiligkeit des Orts veranlaſste meine Meinung. — (Er nimmt den Knaben bey der Hand.) — (Bey Seite.) Ach, macht es mir schon so viel Freude, blos die Hand dieses Kindes zu berühren, das der hoffnungsvolle Sprosse eines mir fremden Hauses ist, welches Entzücken muſs der Glückliche empfinden, von dem er entsprang?

Zweite Wärterin (blickt wechselsweise beide an.) O wunderbar!

Duschmanta. Was wunderst du dich?

Zweite Wärterin. Ueber die erstaunende Aehnlichkeit zwischen dem Knaben und dir, edler Fremdling, mit dem er doch nicht verwandt ist. Auch nahm michs Wunder, daſs er mit allen seinen kindischen Launen, ohne dich je zuvor gesehen zu haben, auf dein Zureden sogleich wieder gutartig geworden ist.

Duschmanta (hebt den Knaben an seine Brust.) Heilige Matrone, wenn er nicht eines Einsiedlers Sohn ist, wie heiſst denn seine Familie?

Zweite Wärterin. Er stammt von Puru.

Duschmanta (bey Seite.) Also daher kommt ohne Zweifel seine Anlage und meine Neigung für ihn. (Setzt ihn nieder, und spricht laut.) Ich weiſs, in Purus Geschlecht ist es üblich, daſs die Fürsten anfangs in reichen Pallästen mit geglätteten Mauern wohnen, wo sie die Welt beschützen und lieben; erst im abnehmenden Alter suchen sie dann ein geringeres Obdach an den Wurzeln eines ehrwürdigen

Baums, wo Einsiedler mit überwundenen Begierden strenge Andacht üben. — Es wundert mich gleichwohl, daſs dieser Knabe, der wie ein Gott einhertritt, von einem bloſsen Sterblichen erzeugt worden ist.

Zweite Wärterin. Dein Wunder wird aufhören, freundlicher Fremdling, wenn du vernommen hast, daſs seine Mutter mit einer Nymphe des Himmels verwandt ist, und ihn in Kasyapas heiligem Hain gebohren hat.

Duschmanta (bey Seite.) Ich bin ausser mir — eine neue Hoffnung geht mir auf. (Laut.) Wer ist der tugendhafte Monarch, der seiner Mutter Hand genommen hat?

Zweite Wärterin. Ei, ich darf den Namen eines Königs nicht berühmt machen, der seine rechtmäſsige Gattin verlassen hat.

Duschmanta (bey Seite.) Ah! sie meint mich. — So will ich jetzt den Namen der holden Mutter erfragen. (Nachdenkend.) — Doch ist es nicht gegen die guten Sitten, nach der Frau eines Andern zu fragen?

Erste Wärterin (mit dem Spielzeug.) Sieh, Serwademana, sieh diesen schönen Vogel, Sakonta — Lavanyam.

Knabe (sieht sich begierig um.) Sakontala? Wo ist meine liebe Mutter?

(Beide Wärterinnen lachen.)

Erste Wärterin. Er liebt seine Mutter so sehr, daſs ihn der ähnliche Laut der Worte getäuscht hat.

Zweite Wärterin. Mein Kind, sie meinte nur die schöne Gestalt und Farben dieses Pfaus.

Duschmanta (bey Seite.) Ist in der That meine Sakontala seine Mutter? Oder trägt noch ein anderes Weib den theuren Namen? — O diese Unterredung ist wie der trügliche Anschein von Wasser in der Wüste, der dem lechzenden Hirsch zur bittern Täuschung gereicht.

Knabe. Den Pfau werde ich wohl mögen, wenn er laufen und fliegen kann; sonst nicht.

(Er nimmt ihn.)

Erste Wärterin (sich ängstlich umsehend) Ach das Kind hat sein Amulet vom Arm verloren.

Duschmanta. Sey ruhig; er lieſs es fallen, als er vorhin mit dem Löwen spielte. Ich seh es und werde es in deine Hände liefern.

Beide Wärterinnen. Daſs du es ja nicht berührst!

Erste Wärterin. Ach! er hat es aufgehoben!

(Sie sehen einander verwundernd an.)

Duschmanta. Hier ist es; aber warum wolltet ihr mich abhalten den glänzenden Stein zu berühren?

Zweite Wärterin. Erhabener Monarch! dieses göttliche Amulet ist gerüstet mit Wunderkraft; Maritschis Sohn gab es dem Kinde, sobald die heiligen Zeremonien nach seiner Geburt verrichtet waren: wenn es auf die Erde fiel, konnte es kein Mensch, ausser dem Vater oder der Mutter dieses Kindes, ohne Schaden berühren.

Duschmanta. Und hätte es ein Fremder genommen.

Erste Wärterin. So hätte es sich in eine Schlange verwandelt und ihn verwundet.

Duschmanta. Habt ihr dies schon bey einem ähnlichen Falle wahrgenommen?

Beide. Oft.

Duschmanta (entzückt.) Nun endlich darf ich frohlocken, daſs mein heisser Wunsch mir gewährt ist.

(Er umarmt das Kind.)

Zweite Wärterin. Komm, Suwrita; diese freudige Nachricht muſs Sakontala hören, die so lang unter der strengen Pflicht des geschiedenen Weibes gelitten hat.

(Die Wärterinnen gehen ab.)

Knabe. Leb wohl; ich muſs zu meiner Mutter gehn.

Duschmanta. Mein Sohn, mein Liebling, du wirst sie glücklich machen, wenn du mit mir zu ihr gehst.

Knabe. Duschmanta ist mein Vater, und du bist nicht Duschmanta.

Duschmanta. Es entzückt mich sogar, daſs du mich verläugnest.

Sakontala

tritt herein in Trauerkleidern; ihr langes Haar hängt in einer einfachen Flechte längs dem Rücken hinab.

(Bey Seite.) Meines Sohnes Amulet hat seine göttliche Kraft bewährt; nun müſste ich an allem Glück verzweifeln, oder was Misrakesi mir voraussagte, ist wirklich geschehen.

(Tritt hervor.)

Duschmanta (zwischen Freude und Wehmuth.) Ach! erblick' ich die unvergleichliche Sakontala im unscheinbaren Trauergewand? — Ihr abgehärmtes Gesicht trägt die Spur von strenger Büssung; vereinzelt fällt die geflochtene Haarlocke über ihre Schulter, und mit vollkommen reinem Gemüthe erträgt sie die lange Abwesenheit ihres Gatten, dessen Unfreundlichkeit alle Gränzen überstieg.

Sakontala (die ihn sieht und noch zweifelt.) Ist das der Sohn meines Herrn, dem Reue und Leid die Wange bleichten? — Wo nicht, wer ists, der mit seiner Berührung die Hand meines Kindes besudelt, wofür sein Amulet es bewahrt haben sollte.

Knabe (läuft auf sie zu.) Mutter, hier ist ein Fremder, der nennt mich seinen Sohn.

Duschmanta. O! Geliebteste, ich habe dich grausam mishandelt; allein die zärtlichste Liebe hat meine Grausamkeit verdrängt; ich flehe dich an um Erinnerung und Verzeihung.

Sakontala (bey Seite.) Getrost, mein Herz! — (Laut.) Ich werde mich höchst glücklich schätzen, wenn des Königs Zorn vorüber ist. — (bey Seite.) Es muſs der Sohn meines Herrn seyn.

Duschmanta. Des Himmels Güte, du Liebenswürdigste deines Geschlechts, läſst dich wieder vor mir stehen, dem des Zaubers Finsternisse das Gedächtniſs verdunkelten; wie der Stern Rohini, am Ende der Mondfinsterniſs sich wieder zu seinem geliebten Monde gesellt.

Sakontala. Der König sey —

(Sie bricht in Thränen aus.)

Duschmanta. O Theure, wenn gleich Thränen das Wort „siegreich“ ersticken, so ist dennoch mein der Sieg, weil ich dich wiedersehe, wenn gleich mit blassen Lippen und ungeschmückt.

Knabe. Mutter, wer ist der Mann?

Sakontala. Holdes Kind, frage die Gottheit, die über unser beider Schicksal wacht.
(Sie weint.)

Duschmanta. Verbanne, Einziggeliebte, aus deinem Gemüthe das Andenken meiner hartherzigen That. Ein schrecklicher Wahnsinn hatte sich meiner Seele bemächtigt; mit der besten Absicht handelt man so, wenn finstere Täuschung die Oberhand behält: wie der Blinde, wenn ein Freund sein Haupt mit einem Blumenkranz schmückt, ihn für eine Schlange hält und thörig von sich wirft.
(Er fällt ihr zu Füſsen.)

Sakontala. Steh auf, mein Gemahl. — Mein Glück ward auf lange Zeit unterbrochen; doch jetzt folgt auf Betrübniſs Freude, denn meines Herrn Sohn liebt mich noch. — (Er steht auf.) Wie ward das Andenken der Unglücklichen dem Sohne meines Herrn wiedergegeben?

Duschmanta. Wenn der Pfeil des Jammers ganz aus meiner Brust gezogen ist, will ich dir alles erzählen; jetzt ist der Seelenschmerz zum Theil besänftigt, d'rum laſs mich erst die Thräne wegwischen, die von deiner zarten Wimper fällt, und mit ihr das Andenken an alle Thränen, die du über meinen Wahnsinn vergossen hast.

(Er streckt seine Hand aus.)

Sakontala (trocknet ihre Thränen und erblickt den Ring an seinem Finger.) Ach! ist das der entscheidende Ring?

Duschmanta. Er ists, und als ich ihn wunderbarlich wieder erhielt, kehrte mein Gedächtniſs zurück.

Sakontala. Mächtig ist in der That sein Einfluſs, daſs er mir das verlorne Zutrauen meines Gatten wiederbringt.

Duschmanta. So nimm ihn, wie eine schöne Pflanze von der wiederkehrenden Jahreszeit der Freude eine Blume empfängt.

Sakontala. Ich kann ihm nicht wieder trauen; laſs den Sohn meines Herrn ihn tragen.

Matali (kommt herein.) Durch den Willen des Himmels hat der König sein geliebtes Weib glücklich wiedergefunden und das Antlitz seines kleinen Sohns gesehen.

Duschmanta. Die Gesellschaft meines Freundes hat meinen Wunsch zur Reiſe gebracht. — Doch sprich, wuſste nicht **Indra** im Voraus um dieses Glück?

Matali (lächelnd.) Was ist den Göttern unbekannt? — Jetzt komm; der göttliche Maritscha wünscht dich zu sehen.

Duschmanta. Liebe, führe unsern Sohn an der Hand, daſs ich euch beide dem Vater der Unsterblichen darstelle.

Sakontala. Ich fühle mich schüchtern, selbst in deiner Gegenwart, mich den Göttern zu nähern.

Duschmanta. Bey dieser glücklichen Veranlassung ziemt es sich; ich bitte dich, komm!

(Sie gehen alle.)

Die Scene wird weggezogen, und man erblickt auf einem Throne Kasyapa in Unterredung mit Aditi.

Kasyapa

(zeigt ihr den König.)

Tochter Dakschas, dort steht der Held, der die Schaaren deines Sohns zur Schlacht anführte, ein Herrscher der Erde, Duschmanta, durch dessen Bogen jetzt Indras Donnerkeil, nach gänzlich vollendeter Arbeit, ein bloſser Schmuck seines himmlischen Pallasts geworden ist.

Aditi. Seine Gestalt hat alle Kennzeichen der höchsten Majestät.

Matali (zu Duschmanta.) Die Aeltern der zwölf Adityas schauen herab auf dich, o König, wie auf ihre eigenen Kinder, mit Augen der Liebe. — Tritt heran zu ihnen, glorreicher Fürst!

Duschmanta. Sind sie das, o Matali, das Götterpaar, von Maritschi und Dakscha entsprossen? — Sind sie's, die Groſskinder Brahmas, denen der Selbstständige im Anbeginn das Daseyn gab? Sie, die begeisterte Sterbliche den Quell des Ruhms nennen, sichtbar in Gestalt der zwölf Sonnen? Sie, die meinen Wohlthäter erzeugten, den Herrn des hundertfältigen Opfers, und dreier Welten Herrscher?

Matali. Sie sinds. — (Er wirft sich mit Duschmanta nieder.) Erhabene Wesen, der König Duschmanta, der die Befehle Eures Sohns Wasawa ausgerichtet hat, beugt sich in Demuth vor Eurem Thron.

Kasyapa. Beherrsche hinfort noch lange die Welt!

Aditi. Sey lang ein Krieger, des Wagen unzerschmettert bleibe im Treffen! (Sakontala mit ihrem Sohn fällt vor ihnen nieder.)

Kasyapa. Tochter! Dein Gemahl sey wie Indra! Dein Sohn gleiche Dschayanta! Und du selbst, (kein Segen ist dir angemessener) sey beglückt wie die Tochter Pulomans!

Aditi. Lebe, mein Kind, in steter Einigkeit mit deinem Herrn; und dieser Knabe sey in einer langen Reihe von Jahren euer beider Zierde und Freude! — Jetzt setzt euch bey uns.

(Alle setzen sich.)

Kasyapa (sieht bald einen bald den andern an.) Sakontala ist das Muster vortreflicher Weiber; ihr Sohn ist gehorsam; du, o König! besitzest drei seltene Vorzüge: ächte Frömmigkeit, überschwänglichen Reichthum und thätige Tugend.

Duschmanta. O göttliches Wesen, nun ich das vorige Ziel meiner heissesten Wünsche erlangt habe, stehe ich durch deine Gnade auf dem Gipfel irrdischer Glückseligkeit, und dein Segen sichert ihre Dauer. — Zuerst erscheint die Blume, darnach die Frucht; zuerst sammeln sich die Wolken, dann fällt der Regen; dies ist die stete Ordnung der Ursachen und Wirkungen. So auch, wenn deine Güte vorangeht, folgt ihr Glückseligkeit nach.

Matali. Fürwahr, o König, grofs war die Güte der ursprünglichen Brahmen.

Duschmanta. Maritschis hehrer Sohn, diese deine Handmagd heirathete ich nach der Ordnung Gandharwas, und nach einiger Zeit führten sie einige ihrer Angehörigen nach meinem Pallast; allein ein Wahnsinn raubte mir mein Gedächtniſs; ich verstieſs sie und beleidigte dadurch den ehrwürdigen Kanna, der zu deiner göttlichen Nachkommenschaft gehört. Späterhin, da ich diesen entscheidenden Ring erblickte, entsann ich mich meiner Liebe und meiner Heirath; allein noch erfüllt mich der ganze Vorgang mit Verwunderung. Eine seltsame Unwissenheit verfinsterte meine Sinne und verwirrte meine Seele; als wenn jemand einen Elephanten vor sich gehen sähe und doch fragen müſste, was es wohl für ein Thier sey, bis er an der Spur seiner groſsen Füſse den Elephanten erkannt hätte.

Kasyapa. Klage dich nicht länger eines Verbrechens an, mein Sohn, welches du unwissend, mithin schuldlos begiengst. — Jetzt höre mich —

Duschmanta. Ich merke auf in Andacht.

Kasyapa. Die Nymphe Menaka führte Sakontala von der Stätte weg, wo du sie verlassen und betrübt hattest, und brachte sie in Aditis Pallast. Da erkannte ich durch die Kraft des Nachsinnens über das höchste Wesen, daſs deine Vergessenheit von dem Fluche des Durwasas herrührte, und daſs der Zauber sich mit dem Anblick deines Ringes endigen würde.

Duschmanta (für sich.) So ist mein Name rein von Schande.

Sakontala. Ich Glückliche! daſs meines Herrn Sohn, der mich jetzt anerkennt, mich unwissend und nicht aus Abneigung verläugnete. — Den furchtbaren Fluch haben vermuthlich meine beiden lieben Freundinnen gehört, indeſs mein Gemüth mit einem andern Gegenstande beschäftigt war. Sie verbargen ihn mir im Uebermaas ihrer Liebe, um meiner zu schonen; doch ertheilten sie mir den Rath den Ring vorzuzeigen, wenn mein Gemahl mich vergessen haben sollte.

Kasyapa (zu Sakontala.) Du weiſst die ganze Wahrheit, meine Tochter. Zürne nicht länger deinem Herrn. Er verwarf dich, als die Macht des Zaubers sein Gedächtniſs geschwächt hatte, und sobald die Finsterniſs zerstreut war, erwachte seine eheliche Liebe. So der Spiegel, dessen Oberfläche verunreinigt wird; er wirft kein Bild zurück: giebt man ihm aber seinen Glanz wieder, so zeigt er vollkommen ähnliche Züge.

Duschmanta. Diese Bewandtniſs hatte es wirklich mit mir.

Kasyapa. Mein Sohn Duschmanta, hast du dein Kind umarmt, das dir Sakontala gegeben hat, und bey dessen Geburt ich selbst die Zeremonien verrichtet habe, die im Weda vorgeschrieben sind?

Duschmanta. Heiliger Maritschi, er ist der Ruhm meines Hauses.

Kasyapa. Wisse auch, daſs ihn seine Heldentugend zur Herrschaft erhöhen wird, von einem Meere zum andern. Ehe er über den Ozean des sterblichen Lebens hinwegschiſſt, wird er herrschen, ohne Gleichen in der Schlacht, über diese Erde mit ihren sieben Halbinseln; und wie er jetzt Serwademana heiſst, weil er schon in seiner Kindheit die reissendsten Thiere zähmt, so wird er in reiſeren Jahren den Namen Bhereta erlangen, denn er wird die Welt erhalten und ernähren.

Duschmanta. Ein Knabe, von Maritschis Sohn erzogen, muſs den Gipfel der Gröſse erklimmen.

Aditi. Jetzt soll Sakontala, die Wiederbeglückte, von allen diesen Ereignissen Nachricht an Kanna senden; Menaka, ihre Mutter, ist meine Hausgenossin, und weiſs alles, was vorgegangen ist.

Sakontala. Die Göttin nennt meinen ernstlichsten Wunsch.

Kasyapa. Durch die Kraft der wahren Gottesfurcht wird der ganze Auftritt dem Gemüthe Kannas gegenwärtig seyn.

Duschmanta. Der fromme Weise muſs noch über meine wahnsinnige Handlung zürnen.

Kasyapa (nachsinnend.) Ich will ihm die entzückende Botschaft senden, daſs der zärtliche Gemahl sein Pflegekind aufgenommen hat, und beide glücklich sind, mit dem von ihnen entsprossenen kleinen Krieger. — Hola! wer wartet?

Schüler

hereintretend.

Groſses Wesen, hie bin ich.

Kasyapa. Eile, Golawa, durch die leichte Luft, und melde dem ehrwürdigen Kanna in meinem Namen: „Sakontala hat einen reitzenden Sohn von Duschmanta, dessen Liebe mit seinem Gedächtniſs wiederkehrte, sobald der Zauber des zornigen Durwasas ein Ende nahm.“

Schüler. Wie die Gottheit befiehlt.

(Er geht ab.)

Kasyapa. Mein Sohn, besteige nun wieder Indras Wagen mit Gattin und Kind; kehret beglückt nach eurem königlichen Wohnsitz zurück.

Duschmanta. Es geschehe, wie Maritschi befiehlt.

Kasyapa. In Zukunft möge der Gott des Luftkreises in reichlichen Regenschauern Ueberfluſs herabsenden auf dein liebendes Volk! Mögen vielfältige Opfer dir des Donnerers Freundschaft erhalten! Durch unzählig gewechselte Dienstleistungen zwischen Euch beiden, werde den Einwohnern beider Welten gegenseitiges Glück zu Theil!

Duschmanta. Mächtiges Wesen, ich will mich bestreben, so viel ich vermag, dieses Glück zu erlangen.

Kasyapa. Welche fernere Gunst kann ich dir noch erzeigen?

Duschmanta. Giebt es noch Gnade, die diese übertrift? — Ein jeder König strebe nach dem Wohl seines Volks! Sereswati, die Göttin freier Künste, werde von allen Lesern des Weda verehrt; und Siwa mit blauem Halse und röthlichen Locken, ewig mächtig und selbstständig, wende ab von mir den Schmerz einer abermaligen Geburt in dieser vergänglichen Welt, dem Schauplatz der Verbrechen und Strafen!

(Alle gehen ab.)

ERLÄUTERUNGEN.

Erläuterungen.

Die Bequemlichkeit der Leser schien es zu erfordern, daſs die in der Sakontala vorkommenden fremden Worte, so viel es die Umstände, und insbesondere die eingeschränkte Kenntniſs des deutschen Uebersetzers, erlaubten, einigermaſsen erläutert würden, und damit die Aufsuchung dieser an sich nur wenig bedeutenden Hülfe nicht unnütz erschwert würde, ist die alphabetische Stellung der Worte gewählt worden.

Unter den Hülfsmitteln zur Entwickelung der immer wichtiger werdenden Litteratur der Indier wäre keines unentbehrlicher, als ein Sanskritanisches Wörterbuch, welches aber von dem Eifer und dem Fleiſse der in Bengalen errichteten asiatischen Gesellschaft der Wissenschaften noch erwartet werden muſs. Dem Mangel eines solchen Werks muſs man es zuschreiben, daſs in unserer Erläuterung so manche Lücke geblieben ist, und daſs vorzüglich die Benennungen, welche in die Naturgeschichte und Botanik einschlagen, fast gar nicht auf bekanntere systematische Namen haben bezogen werden können.

Indessen wird man es doch diesem Register ansehen, daſs es nicht ohne den Wunsch etwas Befriedigendes und Brauchbares zu liefern und eine verhältniſsmäſsige Anstrengung, so weit gediehen ist. Da es der englischen Uebersetzung an diesem Commentar gänzlich fehlte, sah man sich genöthigt, zu den wenigen bereits vorhandenen Werken, welche die neueste Litteratur über Indien geliefert hat, seine Zuflucht zu nehmen, und ausser diesen Quellen schöpfte der deutsche Uebersetzer noch einigen Unterricht aus den gütigen Mittheilungen seines Freundes, Herrn William Marsden, Mitglieds der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London, und Verfassers der schätzbaren Geschichte von Sumatra, der ihm seine Abhandlung über die indischen Zeitrechnungen vor ihrer öffentlichen Bekanntmachung zuschickte. Die Werke, deren man sich hier bediente, sind folgende:

(Nathaniel Brassey Halhed's) Code of Gentoo Laws, or ordinations of the Pundits. London. 8. 1777.

The New Asiatic Miscellany. No. 1. et 2. Calcutta. 4. 1789.

The Bhagvat-geeta, or Dialogues of Kreeshna and Arjoon. By Charles Wilkins. London. 4. 1795.

The Heetopades of Veeshno-Sarma. By Charles Wilkins. Bath. 8. 1787.

Asiatick Researches: or Transactions of the Society instituted in Bengal for inquiring into the history and antiquities, the arts, sciences and literatture of Asia. Vol. I. Calcutta. 4. 1788.

(Quintin Grawford's) Sketches chiefly relating to the history, religion, learning and manners of the Hindoos. London. 8. 1790.

Transactions of the Royal Society of Edinburgh. Vol. II. Edinburgh. 4. 1790. (No XIII. of Part II. Remarks on the Astronomy of the Brahmins. By Mr. John Playfair.)

On the Chronology of the Hindoos. By William Marsden Esq. F. R. S. 4. 1790. (from the Philosophical Transactions for 1790.)

Die Vergleichung der indischen Ausdrücke und Bilder mit den bereits bekannteren, die in andern Sprachen des Orients vorkommen, und selbst mit griechischen und römischen Dichterideen hätte hier zu weit geführt, und man hat sich daher begnügt, nur mit ein paar Worten darauf hinzudeuten.

Die Uebersetzung selbst endlich bleibt immer nur ein schwacher Abdruck der sanskritanischen Urschrift; weil sie nicht unmittelbar aus derselben, sondern aus der englischen Uebersetzung, diese letztere aber in Prose verfertigt ist, obgleich der indische Dichter sein Schauspiel groſsentheils in Versen schrieb. Man begreift, wie viel auf diesem Wege von der Energie der Sprache und von der Eigenthümlichkeit ihres Ausdrucks verloren gehen muſste, zumal da die englische Sprache beinah keine Zusammensetzungen leidet, wozu sich die unsrige schon ungleich mehr bequemt, die sanskritanische hingegen vor allen andern geschickt ist, da es in derselben gestattet wird, eine ungeheure Menge Worte miteinander zu einem zusammenhängenden Ganzen zu verbinden, und man in einigen indischen Urkunden Beispiele von einem hundert und zwei und funfzigsylbigen Worte nachweisen kann. (Asiatik Res. I. p. 360.) Wenn unsere Sakontala unter diesen nachtheiligen Umständen dennoch ihre Wirkung auf das Publikum nicht verfehlt, wie wir es wenigstens nicht bezweifeln können, so wird man desto unbedingter zugeben müssen, daſs wir ihrem innern Gehalt allein diese Wirkung schuldig sind.

Sir William Jones hat zwar in seiner Vorrede angemerkt, daſs die Frauenzimmer in dem Stücke Prakrit, die Vornehmen und Gelehrten Sanskrit und die geringeren Personen Provinzialmundarten sprechen; daſs Prose und Verse nach Maasgabe des Schwungs, den die Unterredung nimmt, mit einander wechseln; allein in seiner Uebersetzung ist von dem allen keine Spur zu merken, und man durfte es nicht wagen, von ihr abzugehen. Auch müssen wir noch anzeigen, daſs im Englischen der Dialog fast immer you (Ihr oder Sie) und nur selten thou (Du) hat; allein hier muſsten wir, um das Ohr durch eine Umstimmung zu unserm Conversationston, die uns in einem solchen Drama anstöſsig wäre, nicht zu beleidigen, eine Gleichförmigkeit einführen und das Du überall an die Stelle jenes fatalen you setzen. Jede Sprache hat ihre Eigenheiten; wir können nicht, wie im Holländischen, Cäsar und Antonius einander Mynheer nennen lassen. Daſs indessen den indischen Sitten jene Zierlichkeit, in der zweiten oder dritten Person der mehrern Zahl mit Personen von Stande zu reden, schon damals eigenthümlich war, ist mehr als bloſse Muthmaſsung.

Die Schreibart der fremden Namen muſste nach unserer Aussprache abgeändert werden. Dies konnte auch mit gutem Gewissen geschehen; denn die bekannte Verkehrtheit der englischen Aussprache hatte schon den englischen Uebersetzer, Sir William Jones, selbst gezwungen, den Buchstaben, deren er sich bediente, einen ganz andern Werth, als den gewöhnlichen, beyzulegen, und sich darüber in einer sehr ausführlichen, sehr gelehrten Abhandlung (As. Res. I. P. 1 – 56.) zu erklären. Die Accente haben wir in der deutschen Uebersetzung weggelassen; in den meisten Fällen sind sie überflüſsig, und in ein paar andern können wir ohne Uebellaut nicht der indischen Mensur getreu bleiben. Damit man aber doch sehe, wie alles in der englischen Uebersetzung bezeichnet war, sind die Worte aus derselben mit ihren Accenten in diesem Register, wo es nöthig war, hinter den deutschen beygefügt.

A.

Aditi. Ein mythologisches Wesen, die Gattin der Gottheit Kasyapa. S. dieses Wort.

Aditya. Die Kinder des Kasyapa und der Aditi, oder die zwölf Sonnen, die über die zwölf Monate den Vorsitz führen; mithin allegorisch die zwölf verschiedenen Standpunkte der Sonne in ihrem scheinbaren Lauf durch den Thierkreis. S. Kasyapa.

Amara, (Vorrede.) Ein indischer Dichter.

Amra, Ein schöner blühender Baum, der besonders durch das Beiwort, der Bräutigam, bezeichnet wird. Seine wohlriechenden Blüthen werden für köstlicher als die der Wasserlilie gehalten, sie sind dem Liebesgott der Indier, Kamadewa, geweiht, der seine Pfeile damit spitzt. Bey dem Bräutigam erinnert man sich leicht an Horazens altas maritat populos, nur daſs die schlanke, sich anschmiegende Madhawiwinde, (Ipomoea Quamoclit) dem hohen Amra als Gattin niedlicher noch zugeordnet wird.

Antelope. Diese schöne Thiergattung ist nunmehr unseren Naturforschern hinlänglich bekannt, doch welche besondere Art hier gemeint sey, läſst sich mit völliger Gewiſsheit nicht bestimmen. Hier ist von einer schwarzen Antelope die Rede, und da die Scene im Norden von Indien gegen Kaschmir zu liegt, so könnte es die sogenannte blaue Kuh oder Nil-Ghau der Indier seyn, ein groſses Thier, von der Höhe eines kleinen Pferdes, von schwarzgrauer Farbe, mit weiſsen Flecken an den Füſsen und Ohren, dessen Bernier als ein Jagdthier erwähnt. Ob die Wildkälber und jungen

Rehe (fawns, roes,) wirklich in das Geschlecht der Thiere mit zackigtem Geweih gehören, oder ob damit junge Antelopen gemeint sind, läſst sich nicht ausmachen. Das erstere ist freilich wahrscheinlich, sobald man voraussetzt, daſs Sir William Jones in der Naturkunde hinlänglich bewandert ist, um keinen Ausdruck unrichtig anzuwenden. Die schöne, schlanke Form der Antelope bewundert der Indier mit uns.

Anusuya, Anusúyá. Eine von den Gespielinnen der Sakontala. Lesen, Schreiben und Zeichnen gehörte schon damals zu der Bildung eines Mädchens vom Brahmenstamm.

Apsarastirtha, Apsarastirt'ha. Eine Stätte, wo man die Nymphen verehrt. Vielleicht bedeutet das Wort den Teich der Nymphen.

Armband. Die Armspange des Königs ist von Gold, die seiner Geliebten nur von Lotosstengeln. Was hier aber eigentlich bemerkt zu werden verdient, ist das schnelle, sichtbare Abhärmen der Verliebten, welches auch im Theokrit vorkommt. Id. XI. 69.
αμαρ επ’ αμαρ ορευσα με λεπτον εοντα.

Arun. Der Wagenführer der Sonne. Die indische Mythologie weicht hier merklich von der griechischen ab. Helios und hernach Phöbus lenken selbst ihren Wagen, und Aurora, (Ηως) eine Titanide, zieht vor dem Wagen her. Hier hingegen sitzt Arun als Lenker der sieben Rosse vor dem Sonnengott Surya, und nicht in eigener Macht, sondern durch die Kraft des Gottes zerstreut er die Schatten der Nacht. Man kann in der Erklärung dieser Allegorien nicht zu behutsam seyn, denn nur zu leicht wird man hingerissen, mehr als sie ursprünglich enthielten, hineinzulegen; allein hier kann man sich doch nicht entbrechen, den verschiedenen Gang der Phantasie mit den verschiedenen Erscheinungen der Natur zusammenzustellen. In Indiens Dichtungen muſste die Sonne unmittelbarer als in den griechischen, auf den Tagesanbruch oder das Morgenroth folgen; denn die Dämmerung dauert in heissen Ländern nur wenige Augenblicke.

Asokabaum. Ist nicht bekannt.

Ayodhya, (Vorrede.) Dies ist der alte Name der Provinz Aud, welche den Theil des Ganges von Delhy bis Benares angrenzt.

B.

Barawafeuer. Eine Erfindung, die dem griechischen Feuer ähnlich seyn muſste, weil es, wie der Beisatz lautet, unter den Fluthen brennt. Hier bestätigt sich, was schon Halhed in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des indischen Gesetzbuchs erinnert hat, daſs nemlich allerlei Feuergewehre den Indiern bereits im hohen Alterthum bekannt gewesen seyn müssen, indem jene in der Einleitung dieses Gesetzbuchs, S. CXIII. ausdrücklich verboten werden. In den Puran-Sastras, oder mythologischen Erzählungen, werden Werkzeuge, wie Kanonen, erwähnt, die ein gewisser Künstler, Bischukerma oder Wisuakarman für die guten Geister (oder Dewta), die im ersten Zeitalter einen hundertjährigen Krieg gegen die bösen (oder Assur) führten, verfertigt haben soll. Die Phantaſie der Brahmen nahm also, was dieſen Punkt betrift, ganz dieſelbe Richtung, wie Miltons ſeine, der auch die hölliſchen und die himmliſchen Heerſchaaren ihren Krieg mit Feuerſchlünden führen läſst! — Noch jetzt iſt eine Art von Racketen im indiſchen Kriege gebräuchlich, eine eiſerne Röhre nemlich, die etwa acht Zoll lang, anderthalb Zoll dick und an einem Ende verſchloſſen iſt, und an ein Bamburohr von vier Fuſs befeſtigt wird, deſſen mit Eiſen beſchlagene Spitze, durch die in Brand geſteckte Füllung der Rackete gegen den Feind getrieben wird. Der Gebrauch des Schiespulvers zu Feuerwerken, Lichtkugeln u. d. gl. verliert ſich bey den Indiern und Chineſern in die älteſten Zeiten der Geſchichte, nur muſs man darunter nicht genau die europäiſche Art es zu verfertigen verſtehen; genug daſs ſie früher als wir eine Miſchung kannten, bey deren Entzündung ſich eine Luft entwickelte, welche die Bewegung des Stoſſes erzeugen konnte. In ihren Feſtungen fand man Höhlungen in den Felſen gehauen, aus welchen wahrſcheinlich Steine auf die Belagerer vermittelſt dieſer Miſchung geſchleudert wurden, wie wir Bomben aus dem Mörſer werfen. (Sketches p. 293. u. f.)

Bhadraſena, Bhadraſéna, Duſchmantas Feldherr.

Bharata oder **Bheret**, (Vorrede) ein indiſcher Weiſer, der angebliche Erfinder der dramatiſchen Dichtkunſt.

Bharat, **Bheret** oder **Bhereta**, (Vorr.) Duſchmantas Sohn, einer der berühmteſten Könige von Indien, nach deſſen Namen Indien in den Sanskrit-Büchern immer **Bheretkhant** oder **Bheret**-

wersch, das Land Bherets, genannt wird. Von ihm stammen zwei Branchen, die Kurus und die Pandus, die einen langen Krieg mit einander führten, dessen Begebenheiten, mit vielem mythologischem Apparat, wie im Homer, verwebt, den Gegenstand des groſsen epischen Gedichts Maha-Bharat ausmachen, (Maha bedeutet groſs), welches dem Ramayan in Ansehung seines Alterthums und Ruhms das nächste ist. Das von Wilkins herausgegebene Bhagvat-Geeta ist eine Episode dieses Gedichts. Vom Bharat heiſst es in den Geschichtsbüchern der Indier, daſs er noch acht Brüder hatte.

Biene. Die Biene giebt dem indischen Dichter Stoff zu einigen der naivsten Stellen in seinem Drama. Sie ist ihm Bild des Liebhabers, indem sie von Blume zu Blume irrt. Unnachahmlich ist die Wahrheit der Natur in der Stelle S. 70, und die Benutzung der zuerst erschienenen Biene gegen das Ende des Stücks, ist in der That ein feiner und künstlicher Zug, wobey noch zu erinnern ist, daſs diese letzten Stellen wahrscheinlich in der Uebersetzung durch den Umstand etwas verlieren, daſs die Sanskritsprache für das männliche und weibliche Geschlecht der meisten Thierarten besondere Benennungen hat, die uns nur bey den gröſseren Thieren und insbesondere den Hausthieren, geläufig sind. Hätten wir auch statt männliche Biene, Thräne oder Drohne gesetzt, so würden wir doch den Leser durch die Nebenbegriffe nur irre gemacht haben.

Bimba, eine rothe Frucht.

Blatt. Bekanntlich wird in Indien auf Palmblätter geschrieben geschrieben; man nennt sie Ollesblätter.

Blume der Nacht. Ist die Lotusblume oder Wasserlilie, (Nymphaea Nelumbo. Linn. Heetopades p. 334.) Die Phantasie der Indier spielt mit ihr sehr zart und lieblich, läſst den Mond sie öffnen, den Mond ihre Wohlgerüche hervorlocken, und die Sonne sie unterdrücken; sie ist die Buhlerin des Mondes und der Nacht.

Brahma, Brahmà, (Vorr.) Die Gottheit, in ihrer schaffenden Eigenschaft. Daſs die gelehrten Indier, nach Anleitung ihrer heiligen Bücher, nur ein höchstes Wesen anerkennen, hat Sir W. Jones neulich wieder behauptet. (As. Res. I. 242.) Sie nennen es Brahme, oder das Groſse (als Neutrum), dessen Wesen allem Begriff, ausser seinem eigenen, weit entrückt ist. In der Aeusserung seiner Schöpferkraft, wird es ihnen Brahma (männlichen Geschlechts); seine Kraft selbst, seinen göttlichen Geist, nennen sie den Durchdringer, Wischnu, oder den auf dem Wasser gehenden, Narayan (Nara, die Gewässer, ayana, Bewegung), und als Zerstörer, oder eigentlich Verwandler der Gestalten hat er unzählige Namen, von denen Siwa, Issa, Iswara, Rudra, Hara, Sambhu, Mahadewa oder Mahesa die gewöhnlichsten sind. — Hier wird Brahmas Macht als unwiderstehlich beschrieben. Er ist der Schöpfer des Körpers und der Groſsvater der Gottheiten Kasyapa und Aditi. — Das eigenthümliche der indischen Vorstellungsart in dieser Mischung von metaphysischen Begriffen mit den historischen, hat immer eine gewisse Analogie mit der griechischen, welche wenigstens beweisen kann, daſs in dem Gange der Einbildungskraft, auch da wo sie am ungebundensten scheint, weniger willkührliches liegt, als man erwarten konnte. Nur daſs der Anthropomorphismus der Griechen einfacher, folglich zuletzt reiner und schöner war, und den Idealen der Kunst das Daseyn gab, nur dies unterscheidet ihn von dem indischen, der immer an dem fruchtlosen Bemühen scheitert, transcendente Begriffe anschaulich zu machen. Allein Griechenlands Heroen stammen von seinen' Göttern, wie Indiens Könige und Priester von den seinigen; mit dem Unterschiede, daſs in Indien der Priesterstand ein furchtbares Gebäude des hierarchischen Despotismus aufführen konnte, dessen gigantische Trümmer noch stehen, indeſs die schnelle Entwicklung der Griechen, bey denen das philosophisch-ästhetische Zeitalter dem heroischen auf dem Fuſse folgte, eine solche Priesterherrschaft unmöglich machen muſste.

Brahmen, Braminen. Der vornehmste unter den vier Hauptstämmen der Indier, zu welchem die Priester gehören. Nicht alle Brahmen sind Priester; aber von gewissen Arten von Thieren dürfen sie alle nicht essen und kein Blut vergiessen. Diejenigen unter ihnen, welche weltliche Geschäfte treiben, Schreiber oder sogar Minister der indischen (und in späteren Zeiten auch der mohammedanischen) Fürsten werden, können das Priesterthum nicht erlangen. Merkwürdig ist es, daſs in diesem alten Gedicht die ehrwürdigsten und heiligsten Brahmen als einfache, von der Welt abgeschiedene Einsiedler vorgestellt werden, die in geheiligten Hainen leben und daselbst ihre Opfer auf einem kunstlosen Heerde bringen, ohne daſs irgendwo von dem Prunk des neueren indischen Gottesdienstes die Rede wäre. Duschmanta hat seinen eignen Priester und auch seine Opferstätte, einen erhabenen Heerd, auf welchen ihn bey einer besondern Veranlassung seine Leute heben. Die guten Einsiedler lassen den Thieren ihres Waldes Schutz angedeihen, ziehen sie zahm und pflegen ihrer. Sie rühmen sich ihrer weltlichen Armuth und ihres Reichthums an geistlichen Gütern, auch wohl daneben ihrer Weltkenntniſs. Sie stammen sogar von den Göttern, und die Gottheiten Kasyapa und Aditi werden selbst uranfängliche (primeval) Brahmen genannt. Daher schreibt auch Sir William Jones, nach der sanskritanischen Urschrift Bráhmen, welches der alten Aussprache in Brachmanes, bis auf die etwas stärkere Aspiration gleichkommt.

Buddha, (Vorr.) Einer von den Vorfahren des Königs Duschmanta. Buddha, sagen die Indier, heirathete eine Tochter des frommen Königs Menu (der auch Satjawrata und Waiwaswata, Sohn der Sonne heiſst) den Wischnu von der allgemeinen Ueberschwemmung in einem Kasten (ark) errettete. Im fünften Gliede von ihm stammte Puru, dessen in der Sakontala so oft als Daschmantas Anherrn, mit Ruhm gedacht wird. Aus der Vergleichung verschiedener Stellen in den Aufsätzen der neueren Forscher der indischen Geschichte und Alterthümer läſst es sich mit hinreichender Gewiſsheit entwickeln, daſs dieser Buddha nicht derselbe ist, der als Religionsverbesserer in Indien und Religionsstifter in Zeilon, Siam, Tunkin, Tibet, China und Japan, eine so wichtige Rolle gespielt hat. Sir William Jones in der Vorrede zur Sakontala vergleicht ihn mit dem Merkur. Dieser Vergleich beruht freilich nur auf dem Umstande, daſs der vierte Tag in der Woche, (Mittwoch) durch ganz Indien Buddhawara heiſst, wie er bey den Römern nach dem Merkur und bey den nordischen Völkern nach dem Wodan benannt wurde. Die neunte Menschwerdung des Wischnu erkennen selbst die Brahmen für die in der Person des zweiten Buddha, wiewohl sein System von ihnen verworfen und aus der indischen Halbinsel vertrieben worden ist. Die gigantischen, zum Theil von der See verschlungenen Trümmer von Gebäuden und Bildhauerei, zu Mawalipuram an der Küste Malabar, die Statue von Granit des Buddha auf der Ebene Wirapatnam bey Pondicheri, die le Gentil beschreibt, die Kupferplatte worauf eine Schenkung vom Jahr 23 vor Christi Geb. gegraben ist, (A. R. I. 123.) und viele andere Denkmäler beweisen, daſs Buddha und seine Nachkommenschaft lange die Halbinsel Indiens beherrschten, und daſs sein Religionssystem daselbst tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Aus den von Renaudot übersetzten Nachrichten arabischer Reisenden erhellt es sogar, daſs Buddhas Statuen noch im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Indien verehrt wurden. Nach dem zwölften Jahrhundert aber verschwinden seine Anhänger auf dem festen Lande diesseits des Ganges. (La Croze Hist. du Christianisme des Indes II. p. 329. 339.) Nach Wilkins lebte Buddha zu Kikat in der Provinz Bahar um das Jahr 1000 der Zeitrechnung Kali-yua, oder 2101 vor Christi Geburt, Jones hingegen bestimmt seine Menschwerdung auf das Jahr 1014 vor Chr. Geb. (A. R. 425.) Dies alles ist aber offenbar nicht von dem ersten Buddha, dem Zeitgenossen und Schwiegersohn des in der Arche geretteten Menu, sondern von dem zweiten zu verstehen.

Büffel. Diese Thiere werden hier sehr gut karakterisirt, wie sie sich gern im seichten Wasser aufhalten und darin wälzen.

D.

Dakscha, Dacsha, Mutter der Aditi.

Dämonen gehören zur Maschinerie dieses Schauspiels und haben überhaupt eine groſse Rolle in den Mythen der Indier. Sie stören die frommen Einsiedler und Brahmen beym Opfer, sie greifen sogar den Gott Indra in seiner himmlischen Wohnung an, und in beiden Fällen ist Duschmanta ihr Bezwinger. Diese bösen Geister, Daityas, Danawas oder Assur, wie sie in den Puranas heissen, werden in mehrere Geschlechter getheilt; hier z. B. werden mit Namen erwähnt die Kinder Kalanemi. Sie hatten eine Zeitlang den Gott Indra aus seinem Reich vertrieben. (As. Res. I. 133.) Es ist auch hier eine allegorische Anspielung, wie in der ältesten griechischen Götterlehre, auf die Sichtbarwerdung des Weltalls, auf den Kampf zwischen Tag und Nacht, zwischen Ordnung und Chaos. Diti, die Nacht, ist die Mutter der Daityas, der nächtlichen, finstern Dämonen, die bräunlich im Schatten der Wolken einherziehen. Aditi, das ursprüngliche Licht des Tages, oder die gebährende Energie (Gattin) des Himmels, ist die Mutter der zwölf Sonnen, Aditya. (Vorr.) Man bemerkt hier wieder mit Vergnügen die Analogie und zugleich die Verschiedenheit der griechischen und indischen Systeme. Den Griechen gebar die Erde (Γαια) den Himmel (Ουρανος) und dieser zeugte wieder mit der Erde nicht nur Titanen und Titaniden, sondern auch Cyklopen, Centimanen, Giganten, Erinnyen u. s. f.

Danawas, oder Kinder Danu, s. Dämonen.

Danu, Vater eines Dämonengeschlechts.

Datteln, werden hier den Tamarinden vorgezogen.

Dewa Dschanani, eine Nymphe. Dewa bezeichnet die Gottheit oder das Göttliche.

Dhanawriddhi, ein auf der See verunglückter Kaufmann, Duschmantas Unterthan.

Dhanik, (Vorr.) ein indischer Dichter.

Diti, (Vorr.) die Nacht, Kasyapas andre Gemahlin. S. Dämonen.

Diwespetir. Einer von den Namen des Gottes Indra, worin Sir William Jones die Aehnlichkeit mit dem römischen Diespiter bewundert. Diwespetir bedeutet Herr des Luftkreises (Lord of the sky.) As. Res. I 241

Dschaluka, ein Polizeidiener.

Dschayanta, Jayánta, Indras Sohn.

Durwasas. Ein indischer Heiliger, der hier als jähzornig geschildert wird, und dessen Fluch den Knoten des Schauspiels schürzen hilft. Seine rauhe Gemüthsart scheint ihn besonders ausgezeichnet zu haben, da unter den Nataks oder indischen Schauspielen auch eines unter dem Titel: die Zähmung des Durwasas (Durwásas) vorkommt. (Vorr.)

Duschmanta. König oder Kaiser von Indien, der Hauptkarakter dieses Stücks. Einer von den Nachkommen des in den indischen Geschichten so berühmten Puru. S. oben Buddha. Obgleich die dramatische Kunst, was die Karakterzeichnung betrift, bey den Indiern nur in ihrer Kindheit stehen geblieben ist, und alles wohl erwogen auch nicht weiter gehen konnte, ist es doch äusserst interessant, die Bemühungen dieses speculativen und zartempfindenden Volks auch auf dieser Stufe zu beobachten. Der Dichter hat seinem König zwar keinen entschiedenen Karakter zugeeignet, — und wie viel Despoten mögen wohl einen haben? — allein er beschenkt ihn dafür mit Attributen, die ihn hinlänglich vor der Menge auszeichnen. Seine Majestät und Würde stralen überall hervor, auch wenn ihn der Kummer entstellt hat, seine Frömmigkeit ist sein höchstes Lob, nur unwissend, unter dem Einfluſs des Zaubers, weigert er sich den Brahmen aus der Einsiedelei Folge zu leisten, und will von ihrer Botschaft nichts wissen, doch auch alsdann begegnet er ihnen noch ehrerbietig und ruhig, indeſs sie hitzig und beleidigend werden. Seine Phantasie ist bilderreich und schnell, und es ist sehr viel Zartheit in seinen Antworten und Bemerkungen, auch macht er einen Vers aus dem Stegreif. Gegen alles Frauenzimmer ist sein Betragen fein und musterhaft, nur als man ihm eine Frau zuführen will, die er nicht wiederkennt, kommt die allgemeine indische Vorstellung von der Treulosigkeit des Geschlechts, die zumal in dem Hitopadesa des Brahmen Wischnusarma (oder den sogenannten Fabeln des Pilpai) fast auf jeder Seite gerügt wird, in einem etwas anzüglichen Gleichniſs zum Vorschein. Sene Gerechtigkeit stellt der Dichter in ein helles Licht durch die aufgehobene fiskalische Beerbung der Kinderlosen, und die Verwaltung seines Richteramts nach orientalischer Weise, wofür ihm auch ein Loblied gesungen wird. Reife der Beobachtung und Selbstkenntniſs sind ebenfalls auszeichnende Züge dieses Fürsten. Bescheidenheit, indem er die Unterredung von sich auf einen andern Gegenstand lenkt, Muth und natürliches Ascendant gehören noch zu diesem Karakter, den der Verfasser, in den verschiedenen Verhältnissen eines angehenden, glücklichen, verzweifelnden und bis zum Wahnsinn gereizten und betrübten Liebhabers vollendet. Der höchste Ehrenname, den er ihm giebt, ist der des **Weisen**, den er aber auch geltend zu machen weiſs.

E.

Eber. Die Jagd erwähnt schon Curtius als Lieblingsbeschäftigung der indischen Könige: Venatus maximus labor est. l. VIII. c. 9.

Einkünfte des Königs. An zwei Stellen werden sie auf den sechsten Theil des Ertrags des Bodens bestimmt.

Einsiedler. S. Brahmen.

Elephanten, werden wüthend, wenn sie die Jäger aufscheuchen. Ihre Heerden haben einen aus ihrer Mitte zum Anführer. Ob man zu Duschmantas Zeiten schon Staatselephanten hatte, müſste wohl durch ein gültigeres Zeugniſs als dieses erhärtet werden. Die Indier nennen dieses Thier muthwillig und wollüstig. As. Res. I. 134. New. As. Miscellany No. I. p. 62.

Erde, des Oceans dunkle Gränze. Mit diesem Ausdruck und mit der **seeumgürteten Erde** des indischen Dichters kommt überein, ἀλιερκεα χωραν. Pindar. Ol. VIII. 34. ἀλιερκεα ισθμου δειραδα, Isthm. I. 10. und ἀλιερκεες οχθαι, Pyth. I. 34. So heiſst sie auch die **fruchtbare Erde**, wie bey den griechischen Dichtern Φερεκαρπος, und ihr Erzeugniſs ist köstlich und glänzend. Sie ist endlich auch in Indien wie beym Homer und Orpheus eine Göttin, in deren milden Schoos **Sakontala** zu versinken wünscht. Auch in den Hitopadesa heiſst **Wasudha** (die Erde) eine Göttin, Hetop. p. 41. ja sogar die ewig anzubetende, mit dem Beinamen **Surabhi**, Kuh des Ueberflusses. Ebend. p. 110.

F.

Fächer von Lotosblättern, gehören nur in die Einsiedelei, denn vornehme Leute hatten Wedel von Pfauenfedern oder von den langgeschweiften Ochsen (Bos grunniens **Linn.**) Hitopad. p. 97.

Feuer, ist bey den indischen Opfern gebräuchlich. Das Wandeln um das Opferfeuer ist sehr theatralisch, und muſste auf ein indisches Auditorium groſse Wirkung thun; auch scheint der Gedanke, daſs so etwas vorzustellen eine Profanation sey, einem so ceremoniensüchtigen Volk nicht nahe zu.

liegen. Duschmanta hat in seiner Residenzstadt ebenfalls einen Heerd des geheiligten Feuers.

Flamingos, (Phoenicopterus ruber Linn.) Die schönen rothen Sumpfvögel, deren Zungen den römischen Prassern so gut schmeckten, erhalten hier den Beinamen der verliebten. Der Flamingo, oder Hansé ist es auch, auf dem Brahmà reitet, wenn er auf Reisen geht, und deswegen findet man ihn auch neben den Statuen dieses Gottes abgebildet. (Sketches p. 150.)

Führer. Einen Wagenlenker haben die indischen Helden und Götter vor sich sitzen. S. Arun und Matali.

Füſse drücken. Dieser Liebesdienst ist in heissen Ländern gewöhnlich, bis nach O-Taheiti hin. Die angenehme, belebende Empfindung, die das sanfte Drücken der Muskeln verursacht, macht diese Operation selbst den dort sich aufhaltenden Europäern angenehm. Es ist eine etwas handgreiflichere Art zu magnetisiren.

G.

Gandharwa. Die Indianer haben acht verschiedene Arten von Heirathen: Beramch, Diib, Arsa, Gandherp oder Gandharwa, Peradschaput, Aschore, Rachus und Peischach. Die vierte Art, von welcher in dem Stücke die Rede ist, erheischt nur die gegenseitige Einwilligung der contrahirenden Partheien, ohne alles Zeremoniel. Sie können ganz allein seyn, ihre Halsbänder oder Blumenkränze austauschen, und es ist hinreichend, wenn ein Frauenzimmer sagt: ich bin dein Weib geworden, daſs der Mann antworte: es ist wahr. Code of gentoo Laws, p. 40.

Gandharwas, ist eine Benennung der himmlischen Heerschaaren oder der guten Geister, die sonst Dewta heissen, und auf dem Gebirge Hemakuta wohnen. Kasyapa und Aditi (der Himmel und der Tag) wohnen auch daselbst und vielleicht werden sie selbst zu diesen Gandharwas gezählt. Es ist daher auch wohl möglich, daſs die vorhinerwähnte Heirath Gandharwa, die ohne alle Umstände, in paradiesischer Unschuld vollzogen wird, ihren Namen von diesen Gandharwas hat, die hier ein goldenes Zeitalter auf Erden zurückbringen, welches Duschmanta so idyllenmäſsig schildert. Auch die Griechen lieſsen ihre ältesten Götter so auf Erden wohnen und über eine Unschuldswelt mit mildem Zepter herrschen. Diese Blumen der Phantasie sind wenigstens lieblich, wenn sie auch nicht aus ursprünglichen Sagen vom ersten Zustande des Menschengeschlechts geschöpft seyn sollten.

Gastfreiheit, ist die *heiligste Pflicht* der orientalischen Völker, sie war es auch den mit ihnen verwandten Nationen des südlichen Europa. Durwasas fordert sie, als ein Recht, und der härteste Fluch folgt auf eine bloſse Vernachläſsigung. Barbaren und Wilde erweisen auch wohl Gastfreiheit; allein sie steht blos in ihrer Willkühr, sie ist nicht geboten und hängt von barbarischen Launen ab. In Indien wäscht man des Fremdlings Füſse, und setzt ihm Erfrischungen vor, ohne zu fragen, wer er sey, genau wie es im Homer die

Griechen thun, Odyſs. IV. 60. Dies sind Erscheinungen der milderen Sitten, die das Ackerleben, zumal in einem so ergiebigen Lande, wie Indien, hervorbringt. Auch die Hirtenvölker kennen Gastfreundschaft; aber da sie fast immer bewafnet sind, kommen sie selten in den Fall diese Tugend an Fremdlingen auszuüben, weil in der Wüste ihre Hand ist wider jedermann, und jedermanns Hand wider sie. I. Mose XVI. 12.

Gautami. Eine alte Frau vom Geschlecht des Brahmen und Einsiedlers Kanna.

Gazelle. S. Antelope.

Gazellenauge. Der gewöhnliche orientalische Vergleich mit den schönen, groſsen, schwarzen, lebendigen, und doch sanften Augen dieses Thiers, ist aus den arabischen und hebräischen Dichtern schon bekannt genug. Hätte man in Griechenland dieses schöne Thier mit seinem schwarzen Augenglanz (wie Duschmanta sich ausdrückt,) gekannt, so würde man nicht an das Ochsenauge gedacht haben, wiewohl hier die Gröſse in Betrachtung kam, und mit derselben als Nebenidee der weite, umfassende Blick, so daſs βοωπις bald nur schönäugig schlechtweg bedeutete.

Genien, sind die guten Geister (Dewta), deren Fürst Indra, der Herr des Luftkreises ist. Hier verdient angemerkt zu werden, daſs ausser der obersten Gottheit in ihren drei groſsen Modifikationen, als schaffendes, erhaltendes und veränderndes Wesen, (Brahmà, Wischnu und Siwa) nebst ihren Gemahlinnen die eigentlich die ihnen inwohnenden Kräfte bedeuten, alle übrigen

Gottheiten der Indier nur zu den Dewta oder Gandharwas gehören, und schlechterdings mit jener Trias nicht in Vergleich kommen können. Die Lehre von den Genien ist durch ganz Asien verbreitet und sogar in das mahomedanische Religionssystem aufgenommen worden, wie so manches liebliche, phantastische Mährchen von den Diws und ihrem Dschinnistan darüber Zeugniſs giebt.

Ghih. Dies ist das gewöhnliche Opfer der Brahmen und besteht aus rein ausgeschmolzener Butter, welche auf die Flamme geworfen wird. Daſs dabey gute und üble Vorbedeutungen statt haben können, so wie bey den römischen Extispicien, erhellt aus S. 82. wo der Umstand, daſs ein Brahme mit dem Ghih genau den Mittelpunkt der heiligen Flamme trift, die Abreise der Sakontala zu ihrem Gemahl entscheidet.

Golawa. Ein Bote, den Kasyapa durch die leichte Luft zu Kanna sendet.

Goratschana, ist vermuthlich etwas krauses Haar von der Stirne einer geweihten Kuh, zur Verfertigung eines Amulets.

Götter von Swerga, sind die Genien unter Indras Zepter. Sie werden nicht immer zu ihrem Vortheil erwähnt; bald bedürfen sie menschlicher Hülfe, sich gegen die bösen Geister in ihren Wohnsitzen zu erhalten, bald sind sie neidisch auf menschliche Vollkommenheit, und wollen den König Trisanku nicht in den Himmel steigen lassen, ob es gleich die frommen Männer wünschen.

Göttinnen. Die Nymphen gehören zum Reich Indras, des Fürsten guter Genien. Sie heissen auch Waldgöttinnen, und bey der überschwänglichen Zärtlichkeit, womit Sakontala die Pflanzen um ihre Hütte liebt und sie ihre Schwestern nennt, geräth man auf Vermuthungen, die in Kannas Anrede an die Bäume vollkommene Bestätigung erhalten, wo er ausdrücklich sagt: „ihr Bäume, in denen die Waldgöttinnen wohnen.“ Also dachte sich die kindliche Phantasie der Indier die ganze Natur und selbst die Pflanzen beseelt, und auch ihnen waren die belebenden Kräfte der Bäume göttliche Wesen, wie den Griechen. Homer. Hymn. in Ven. 258 — 272. Orph. Hymn. L. Sakontala steht unter dem besondern Schutz der Nymphen, denn sie pflegt und wartet ihrer Bäume und Blüthensträuche und bricht nicht einmal eines ihrer Blättchen. Dagegen strafen bey den Griechen die Hamadryaden diejenigen, die wider ihren Willen Bäume fällen. Apoll. L. II. 479 — 485. Die Vorstellung der Heiligkeit und Unverletzbarkeit der Wälder und Haine, in welchen sich die Begünstigten der Götter aufhalten, und ihres Dienstes pflegen, ist hiemit genau verbunden. Schon Curtius schrieb: arbores violare capitale est. VIII. 9.

H.

Haine. S. Göttinnen.

Hansamati, eine von Duschmantas Königinnen Vermuthlich ist eine Anspielung auf den Pfau (Hansa) in dem Namen.

Hanumat (Vorr.) war der Feldherr des **Rama**, als er Indien eroberte. Sein Vater hiefs **Pawan**, der indische Gott der Winde. **Hanumat** bedeutet:

mit hohen Jochbeinen. Seine Truppen waren Satyrs oder groſse Pawiane, (As. Researches I. 257.) vielleicht nur Bergbewohner, denen ihre tatariſche Häſslichkeit diese Vergleichung zuzog. Hanumat war ein Dichter und Tonkünstler und noch jetzt wird eins von den vier indischen Musiksystemen nach ihm benannt. (As. Res. I: 258.) Die Affen, die in Indien um die Pagoden (Dawulas) geduldet und gefüttert werden, haben einen alten, starken Affen zum Anführer ihrer Truppe, der noch jetzt Hanumat oder Anumant genannt wird.

Hara, ist einer von den vielen Namen der zerstörenden Gottheit Siwa.

Harita, der Name eines Schülers von Kanna.

Hastinapura, Hastinapura, die Hauptstadt von Duschmantas Reichen, ward späterhin Delhy genannt und von Schach Jehan Schach-Jehan-Abad. (Heetopades pag. 320.)

Hemakuta, das Gebirge der Gandharwas, das zwischen den Meeren des Aufgangs und Niedergangs den goldenen Gürtel bildet, ist wahrscheinlich die groſse asiatische Höhe, von welcher alle orientalischen Völker ihren Ursprung herleiten.

Himalaya, Himalaya, oder Malaya, ist ein Gebirge im Norden von Indien, vermuthlich eine Kette, die an das Hemakutagebirge anſchlieſst, und dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind.

Hirsch. Auch in Indien ist das Bild des lechzenden Hirsches bekannt, wie in Palästina, Ps. XLII.

Hitopadesa, (Vorr.) bedeutet die zuträgliche Nachricht, oder den nützlichen Unterricht, und enthält die Sittenlehre der Indier in Gestalt der ältesten Apologen oder Fabeln, die zuerst im sechsten

Jahrhundert von Busertschumihr, dem Leibarzt und hernachmaligen Visir des grofsen Königs Anuschirwan, aus dem Sanskrit ins Pehlvi übersetzt worden sind. Der zweite abassidische Kaliphe liefs das Buch ins Arabische übersetzen; Sultan Mahmud Ghazi versificirte es, und hernach ward es aus dem Arabischen ins Persische und im Jahr 1540 ins Türkische übersetzt. Die französische Uebersetzung von 1709 war aus dem Persischen; die von Galland 1724 angefangene aus dem Türkischen, und aus eben dieser Quelle die von Cardonne 1778. Die Benennungen, die man diesem Buche in verschiedenen Uebersetzungen gegeben hat, sind: Kulila Dumna (eine Corruption von Kurtuk Dumnik im gewöhnlichen Indischen und Karattaka Damanaka im Sanskrit, einer Episode der **Hitopadesa**), Anuar Sohéli, Ayar Danish, Conseils et Maximes de Pilpay, Contes et Fables Indiennes de Bidpay et de Lokman. Allein sein ursprünglicher Verfasser war der Brahme **Wischnu-Sarman**, der es für die Söhne eines Radscha (Raja) von Patna geschrieben hat. As. Res. I. 429.

Homa ist das Opfer von Ghib, welches täglich zu gesetzten Zeiten dem Feuer dargebracht wird. As. Researches I. 227.

I.

Jahrszeit. Die Indier haben eigentlich sechs Jahrzeiten oder **Ritu**:

Sisar, die Jahrszeit des Thaues.
Himant — — der Kälte.
Wassant, — — der Blüthe. (Frühling.)

Grischma, die Jahrszeit der Hitze.
Warsa, — — des Regens.
Sarat, — — des Aufbruchs.
Wassant, die milde Jahrszeit, auch Kassumâkara, die Blüthenzeit genannt, fällt zwischen die Mitten der Monate März und May.

Indra, (Kasyapas und Aditis Sohn,) ist der gewöhnliche Name einer indischen Gottheit, welche zwar nur zur zweiten Klasse gehört, aber, wie es mit subalternen Gottheiten immer der Fall ist, den Menschen mehr zu schaffen macht, als das Wesen, von welchem sie sich durch eine unermeſsliche, dem Begriff unüberschreitbare Kluft abgesondert fühlen. Indra, welches eigentlich König bedeutet, wie die Griechen auch so gern ihren Göttern diesen Namen, ἄναξ, beilegen, (S. vom Eros Orph. Hymn. V. vom Apoll, Hymn. XXXIII. vom Zeus II. p. 253. vom Hades II. v. 61. 62.) ist der Fürst der Dewta oder Genien, der guten Geister, die in Swerga (Sorgon, Dewelogon, dem überirrdischen Paradiese) oder dem Luftkreise wohnen; daher heiſst er auch Diwespetir, Herr des Luftkreises und der vornehmste der zwölf Aditya. Der Donnerkeil (Wadschra) ist sein Attribut und er selbst wird der Donnerer genannt. Ein anderer von seinen Namen ist Wasawa, auch heiſst er der Gott des hundertfältigen Opfers, und dreier Welten Herrscher. Sein Wagen berührt die Erde unmerklich leise. Er weiſs alles, und ſieht mit tausend Augen. Bhagvat-Geeta p. 143. Unter seinen Verehrern ist die Heirath nach der Art Gandharwas üblich. Seine Gemahlin heiſst Satschi, sein

Sohn Dschavanta; er wohnt auf dem Meru d. i. im Norden oder am Nordpol, den sich die Indier als einen Berg von Gold und Edelsteinen denken; seine himmlische Stadt heiſst Amarawati, sein Pallast Waidschayanta, sein Garten Nandana (Ort des Ergötzens), sein erster Elephant Airàwat, und sein Wagenführer Mattali. Er gebietet über Wind und Regen, und der Osten ist unter seiner besondern Aufſicht. (A. R. I. 241.)

Ingudi, Ingudi. Höchstwahrscheinlich die Sesampflanze (Sesamum orientale Linn.), weil diese die gemeinste Art Oel giebt, und die Bauern davon glänzen.

Jogi. Die indischen Büſsenden sind zu bekannt, als daſs wir hier ausführlich zu seyn brauchten. Sie werden unterschieden in Fromme, Jogis, und der Welt Abgestorbene, Saniassis, wiewohl der Unterschied nicht bedeutend ist. Nach dem Bhagwat-Ghita (S. 62 — 68.) ist es offenbar, daſs auf die strengen Büſsungen kein besonderer Werth gesetzt wird, und daſs sie vermuthlich einigen miſsverstandenen Stellen der heiligen Bücher ihr Entstehen verdanken. Hier scheint nur von geistigen Büſsungen und geistiger Enthaltsamkeit die Rede zu seyn, an deren Stelle die Büſser eine machinalische, körperliche Selbstpeinigung gesetzt haben. Der Jogi, wie ihn der Dichter der Sakontala schildert, ist aber das non plus ultra von Strenge in der Abgeschiedenheit; das Bild ist wirklich schön in seiner Riesengröſse.

Issa, (Prolog.) Issa ist einer von den Namen des Gottes Siwa, oder der verändernden Form der indischen Trias. Das schöne Denkmal von altindischer Vorstellungsart, welches in diesen Versen aufbewahrt wird, ist für den Forscher der Religionsbegriffe und des verschiedenen Ganges der Phantasie bey den uralten Völkern Asiens von unschätzbarem Werthe. Unter Issa (Herrscher) dachten sich demzufolge die Indier die ewigen Kräfte der Natur, durch welche alles besteht, alles erhalten, das aufgelösete ersetzt und in einer andern Gestalt wieder hergestellt wird, oder auch in gewisser Hinsicht das Schicksal, Fatum. Die Gottheit wird dem Menschen in acht Gestalten sichtbar, im Wasser, im Feuer, im Opfer, in Sonne und Mond, im Aether, in der Erde und in der Luft. Sehr natürlich und philosophisch zugleich ist es, die Urkraft des All in den Elementen und da wo sie am wirksamsten erscheint, in den grofsen Weltkörpern, anzuerkennen. Aber desto merkwürdiger, dafs man auch noch den Schritt wagte, im reinen Opfer (Ghih) die göttliche Kraft vorauszusetzen, und mit einer Subtilität, die man mehrere tausend Jahre später auf ein anderes System angewendet hat, die Gottheit sich selbst wieder darzubringen. Ob aber I'suara (I'swara) und Issa (oder Issi) wie Sir William Jones meint, geradezu die Worte und Begriffe sind, aus denen man die ägyptischen Gottheiten Osiris (Ocishiri) und Isis gebildet hat (As. Res. I. 253.), lassen wir billig dahingestellt seyn. Beides sind Namen des Siwa.

Jugend. Die Vergänglichkeit der Jugendfreuden bezeichnet Theokrit fast mit denselben Worten wie

Kalidas: ταχα γαρ σε παρερχεται, ὡς οναρ, ἡβη. XXVII. 3.

Jungfrau. Im Englischen steht damsel.

K.

Kalanemi. S. Dämonen.

Kalidas, (Vorrede), der Verfasser dieses Gedichts; im gemeinen Dialekt **Kaldoſs**. Er war einer von den berühmtesten Gelehrten und Weltweisen, am Hoſe des Königs **Bikkermadschit** oder (im Sanskrit) **Wikramaditya**, dessen Zeitrechnung im Jahr 56 vor Christi Geburt anfängt. Solcher gelehrten Männer hatte Wikramaditya neun oder nach andern vierzehn aus verschiedenen Gegenden seines Reichs zu sich geboten. Kalidas sammelte auf sein Verlangen die einzelnen Gesänge des groſsen epischen Gedichts der Indier, **Ramayan**, wie Lykurg die Rhapsodien Homers.

Kama oder **Kamadewa**, wörtlich: **Gott der Begierde**; der Liebesgott der Indier, der auf einem Papagey reitet, fünf oder sechs mit würzhaften Blüthen gespitzte Pfeile, einen Bogen von Zuckerrohr mit der Bogensehne von Bienen, und einen Fisch im rothen Panier hat. — Er gehört zu den Gandharwas, und ist nach der Mythologie, die in Kaschmir angenommen wird, der Sohn des **Himmels** und der **Täuschung** (Kasyapa und **Maia**), eine so zarte, ätherische Dichtung, daſs nur die Liebe selbst dazu begeistern konnte. Man nennt ihn **Smara** (den Glänzenden?) **Ananga** (den Stolzen? Sketches p. 165.) **Kandarpaketu**

und Mákaraketu (Hectopades p. 53. 129.) auch den herzgebohrnen, den unkörperlichen und den rastlosen Gott. — Retti oder die Zärtlichkeit ist seine Gattin; und Wassant, der Frühling, sein unzertrennlicher Freund, füllt beständig seinen Köcher mit frischen Blüthen des Amra, des Nagakesar, des Tschampa, des Kitikum, und des Belabaums, (Jones, Hymn. to Cama.) Sein Lieblingsaufenthalt ist die Gegend um Agra, insbesondere die Ebene Matra, wo auch Krischen mit den neun Milchmädchen (Gopia) die Nächte hindurch tanzen und singen. Durch Haras Feuer verbrannte er zu Asche; die Götter träufelten Nektar drauf und der Liebesgott gieng neubelebt hervor.

Kamalata. S. Lotos.

Kämmerer. Es kommen deren mehrere vor.

Kanna, der Pflegevater der Sakontala, ein heiliger Brahme, der in der Abgeschiedenheit einer Einsiedelei am Fuſs der Schneegebirge des Norden (Himalaya) wohnt, und vertrauten Umgangs mit den Göttern pflegt, ist ein Karakter, den Kalidas mit vieler Kunst behandelt zu haben scheint. Er läſst durch drei Akte von ihm sprechen, auf seine Heiligkeit, Frömmigkeit, Weisheit und einnehmende Güte aufmerksam machen, und zeigt ihn im vierten ganz den Erwartungen gemäſs, die er erregt hat, ohne ihn in den drei folgenden wieder auftreten, aber auch ohne ihn ganz aus dem Gedächtniſs fahren zu lassen. Alle nennen ihn Vater, Heiliger, Weiser, und seine väterliche Zärtlichkeit, sein göttlicher Ernst, sein ergreifender Enthusiasmus, und sein ruhiger, fester, sich selbst und die Dinge dieser Erde richtig fassender Blick verdienen diese Namen.

Karabba, ein Bote aus der Residenz.

Karfunkel. So wie die Wirkung der Sonnenstrahlen hier erzählt wird, ist wohl Uebertreibung darin.

Karkandhu, eine rothe Frucht.

Kasyapa. Sir W. Jones hat uns in seiner Vorrede die Genealogie dieser Gottheit mitgetheilt, wie er sie in den indischen Büchern gefunden hat. Brahma, die Gottheit als Schöpfer, schuf Maritschi (Marichi) oder das Licht, das zarte Flüssige, das vor seinem Gefäſs oder Behälter, der Sonne, geschaffen ward, wie das Wasser vor dem Meere (oder ehe es sich im Meere sammelte). Von diesem Maritschi ist Kasyapa entsprossen, eine Personifikation des unendlichen Raums, unzählige Welten in sich fassend, oder etwa, was die griechischen Mythen Ουρανος, Uranos, den unendlichen gestaltlosen Himmel nannten. Mit der Aditi, dem ursprünglichen Tage oder seiner eignen gebährenden Kraft, zeugte Kasyapa den Indra, König des Luftkreises, oder wenn man will, das sichtbare Firmament selbst, und die übrigen Aditya, oder monatlich einen andern Platz am Himmel einnehmenden Sonnen. Diti, die Nacht, wird auch als seine Gattin angegeben, und Maia, die Täuschung, ward durch ihn die Mutter des Liebesgottes Kama. So weit ist alles Allegorie. Allein an diese ketten sich Spuren von alter Menschengeschichte, welche sich unmöglich davon absondern und auf einen reinen Ertrag von Thatsachen zurückführen lassen. Ohngefähr dasselbe gilt von allen Göttersystemen in der ganzen Welt, von den neuen wie von den alten; ja, diese innige Verwebung des historisch und natürlich Wahren mit dem metaphysisch und hyperphysisch Ersonnenen oder Geahndeten ist die wesentliche Bedingnis einer jeden Religion. Sie interessirt das Herz und den Verstand zugleich durch die Einbildungskraft; verschlieſst man ihr diesen Weg, so kann wohl eine vernünftige Sittenlehre noch Eingang finden, aber der Geist der Religion bleibt ausgeschlossen. — Insofern Kasyapa ein Ahnherr des Brahmenstammes ist, und der ursprüngliche Brahme selbst genannt wird, zu dessen Geschlecht Kanna, der Einsiedler, gehört, insofern scheint die älteste Geschichte von Indien von diesen Mythen unzertrennlich zu seyn; die Assur, oder bösen Geister, die eine Zeitlang das Reich des Indra wie in Dornen gefangen halten, bedeuten etwa nur gewisse barbarische Völker des Norden, und die Genien, die durch Menschenhülfe wieder in ihre Herrschaft eingesetzt werden, könnten leicht auch nur Menschen seyn, deren höherer Grad der Geistesbildung ihnen von Lehrbegierigen Verehrung und Beistand erwarb, ohne sie gegen die Uebermacht von rohen ungelehrigen Wilden zu sichern. Die merkwürdige Analogie dieser Mythen mit denen eines ganz verschiedenen Volks, der Javaner, im Sadjara Rajah Djawa, wovon die Gesellschaft der Wissenschaften zu Batavia (in ihren Verhandelingen, I. Deel,) einige Bruchstücke geliefert hat, könnte uns die Möglichkeit dieses Ursprungs durch ein übrigens ohne alle nähere Uebereinstimmung scheinendes Beispiel nahe legen. Noch ist es indessen nicht Zeit an diese Auseinandersetzung zu denken; sondern die indischen Dichtungen müssen wir einstweilen nehmen, wie sie sind; sie mögen sich alsdenn durch ihren inneren Gehalt zu näherer Untersuchung legitimiren. — Der dichterischen Darstellung ist es nachtheilig, daſs Kanna, Sakontala und Duschmanta schon mit allen groſsen Zügen ausgeschmückt worden sind, ehe die Götter auf ihren Thronen erscheinen, daher sie auch einem europäischen Geschmack insipid bleiben müssen. Für einen Indier hat diese Scene wenigstens einen konventionellen Werth.

Kausika, ein König, der zugleich als Weiser berühmt ist.

Kokila. Ein in Indien sehr häufiger schwarzer Vogel, der sich des Nachts hören läſst, und wie die Nachtigall sehr viele Abwechselung und Melodie in seinem Gesange hat, dabey aber viel lauter singt. Heetop. p. 79. 306. Was Duschmanta den Hennen dieser Vogelgattung vorwirft, giebt ihr eine Achnlichkeit mit unserm Kukuk, die sich bis auf die Namen erstreckt.

König. Der Hof eines orientalischen Despoten wird in diesem Schauspiel ziemlich anschaulich gemacht; der König (oder Kaiser, wie ihn Sir W. Jones an einer Stelle nennt) findet überall Schmeichler, aber auch hie und dort Sittenrichter. Die gewöhnlichen Redensarten, womit man ihn anredet: „wie der König befiehlt; langes Leben — Sieg dem Könige!“ können mit biblischen und andern orientalischen Parallelstellen belegt werden. Der Wunsch der Einsiedler hat eine auffallende Achnlichkeit mit dem 17. Vers des XLV. Psalms:

Gleich deinen Vätern seyn deine Kinder!
Setze zu Fürsten sie auf der ganzen Erde!

S. Eichhorns allg. bibl. Bibl. II. B. S. 64. — Doch scheint es fast, der Dichter habe den König und seinen Hof schon ein wenig nach den Sitten seines eigenen Zeitalters modernisirt.

Krischen oder Krischna wird in diesen Erläuterungen zu oft erwähnt, um nicht selbst einer bestimmteren Erwähnung zu bedürfen, ob er gleich im Gedichte der Sakontala nicht vorkommt. Seine Erscheinung ist zweihundert Jahre älter, als die des zweiten Buddha und fällt also um 1200 vor Chr. Geb. Sie ist eine der berühmtesten Menschwerdungen (Awatars) des Wischnu. Er ward von Wasudewa und Dewaki gezeugt, allein aus Furcht vor dem Tyrannen Kansa, dem es prophezeiht worden war, dafs dieses Kind ihn überwältigen würde, verbarg man ihn in Mathurà (sonst Matra) einer Ebene in der Gegend von Agra bey einem ehrlichen Schäfer Namens Ananda (dem Glücklichen), dessen liebenswürdige Frau, Yasoda, sich beständig mit ihren Wiesen und ihrer Milchstube (dairy) beschäftigte. Zu ihrem Haushalt gehörten viele junge Kühhirten (Gopa) und schöne Milchmädchen (Gopi), die Gespielen von Krischnas Kindheit. In seiner früheren Jugend wählte er sich neun von diesen Mädchen zu seinen Favoritinnen, mit denen er die frohen Stunden bey Tanz und Flötenspiel in ländlichen Lustbarkeiten durchlebte. Die Prinzessinnen liebten ihn mit Leidenschaft wie diese Milchmädchen, und Krischna ist noch jetzt die Lieblingsgottheit der indischen Weiber. Er war auch nicht nur reizend, sondern tapfer, und tödtete schon als Kind die furchtbare Schlange Kaliya, nebst vielen Riesen und Ungeheuern. Seinen besondern Schutz verlieh er dem in der indischen Geschichte so berühmten König Indischthir und den übrigen Kindern Pandu, die von Kurus Abkömmlingen und ihrem tyrannischen Oberhaupt, Duryodhan, (A. R. 234.) sehr unterdrückt worden waren. Der Krieg, den er gegen diese Unterdrücker führte, ist der Inhalt des Gedichts Maha-Bharat, und nach dessen Beendigung kehrte er in seine ewige Wohnung, Waikontha, (das höhere Paradies des Wischnu) zurück. Eine besonders merkwürdige Vorstellung von Krischna, der auf einem aus neun in einander künstlich geschlungenen Mädchen zusammengesetzten Elephanten reitet, giebt Anlaſs, die Zahl seiner Gespielinnen auf neun festzusetzen, welches sonst aus dem Sanskritverse, worin sie erwähnt werden, nicht mit gehöriger Zuverlässigkeit geschehen könnte, weil das Wort Nawa nicht nur die Zahl neun, sondern auch neu oder jung bedeutet. Er heiſst Késawa, oder mit schönem Haar, Gówinda, der Schäfer, Krischna, der Schwarzblaue. Sonnerat und nach ihm Jones, denken hier an den Hirten Apoll, der Admets Heerden hütete, und den Python erschlug, an den schönen, jungen, heldenmäſsigen Gott der Griechen. Aſ. Reſ. 259 — 262.

Kschetra. Das Wort wird verschiedentlich Tschetri, Khetri, Xatri, geschrieben. Es bedeutet den Stamm (Kaste) der Krieger, wozu die Könige und Fürsten mit ihrer Nachkommenschaft gehören. Dieser Stamm ist der Zweite, und darf sich mit dem Ersten (dem Stamm der Brahmen) durch Heirathen nicht verbinden.

Kuh. Die heilige Kuh giebt vermuthlich die Milch, aus welcher das Ghih, oder die Opferbutter bereitet wird.

Kumara, (Vorrede.) Der indische Kriegesgott.

Kumbhilaka. Zur Erläuterung dessen, was hier vom Fischen gesagt wird, muſs man wissen, daſs die Fischer nicht nur **Suderas** sind, oder zur vierten und letzten Kaste gehören, sondern auch unter dieser eine der verachtetsten Unterabtheilungen ausmachen.

Kuru, (Vorrede.) Ein Nachkömmling von Bheret, dem Sohne Duschmantas.

Kuruwaka. Ein blühender Strauch, der nicht näher bekannt ist.

Kusa. Eine Familie von indischen Radjahs oder Fürsten.

Kussagras, das heilige Opfer. [illegible] muſs immer frisch gestreut werden.

Kuwalaya. Diese Pflanze, deren Blüthen die Fingerspitzen der Sakontala verglichen werden, ist die Avali von Rheede, Hort. Malab. und Convolvulus paniculatus **Linn.**

L.

Lakscha. Dies ist wahrscheinlich die **Henna** der Araber, welche im gemeinen indischen Dialekt **Mindi** heiſst, (Lawsonia inermis **Linn.**) wenn gleich der Name eine Aehnlichkeit mit dem **Lack** zu haben scheint, welches aber ein rother Saft aus dem **Thierreich** ist.

Lanka, (Vorrede.) Eine von den Benennungen der Insel Ceylon, die sonst im Sanskrit auch **Sinhala**-

Dwipa, die Insel der löwenähnlichen Männer, heiſst.

Lesen, Schreiben und Zeichnen, sind nach unserm Dichter Fertigkeiten, die auch die Mädchen im Hain der Einsiedler erlangt haben müssen.

Liebesgott. S. Kama.

Lichtstrahl des Ruhms. So hat Pindar Pyth. IV. 454. ἀκτῖνας ὄλβου.

Lied. Es sind mehrere lyrische Stellen diesem Drama einverleibt; im Prolog das Liedchen der Schauspielerin; Priyamwadas Anspielung auf das Wanadosini. Das Improvisiren von Duschmanta, als Sakontala ihren Vers gemacht hatte. Die Stimme vom Himmel an Kanna. Der Chor der Waldnymphen. Die Lobgesänge auf den König, und das Lied der Königin Hansamati.

Locke, (die ergriffene) ein in der Vorrede erwähntes indisches Schauspiel. (The ſeizure of the Lock.) Unwillkührlich denkt man dabey an den Lockenraub von Pope, wiewohl Lock auch das Schloſs an einer Thüre bedeuten kann.

Lotos. Es giebt in Indien zwei Blumenarten aus der Gattung der Wasserlilien, Nymphaea Lotus und Nymphaea Nelumbo Linn. Jenes ist die in Aegypten ehedem den Göttern geweihte Pflanze; allein aus einem Umstande scheint es fast, daſs die andere in Indien den Vorzug hat, in der Mythologie ihre Rolle zu spielen, nemlich weil ihre groben, rauhen Stengel erwähnt werden, und N. Nelumbo wirklich rauhe mit Knoten besäete Stengel hat. Zudem ist ihre Blume auch prachtvoller; indessen wage ich hier nichts zu entscheiden, da ich kein botanisches Urtheil vor mir habe. Die Lotosblume muſste wegen ihrer ausnehmenden Schönheit und Gröſse die Aufmerksamkeit der Indier auf sich ziehen; ihre Blumen glühen mit mancherlei Farbenschattirungen, vorzüglich aber ihre reiche Blumenkrone mit einem rothen Schimmer. Duschmanta verwechselt diese Blume sogar mit dem Auge seiner Geliebten. Ihr goldener Staub färbt die Bäche um Kasyapas Wohnung, ihre Staubfäden schweben auf Sakontalas Wange, ihr Kelch soll einer sfrafbaren Biene zum Kerker werden, ihre weichen, blauen Blätter sind Fächer, und Priyamwada will Liebesbriefe darauf schreiben, ihre Stengel werden zu Armspangen geflochten, ein Straus von den Fasern dieser Stengel ruht in Sakontalas Busen (vermuthlich mit dem Balsam der Usira getränkt) und der Vogel Tschakrawaka pflückt sie ab, ihre jungen Sprossen werden den Armen eines schönen Frauenzimmers verglichen. Auch das muſste die Lotosblume den Indiern wichtig machen, daſs nirgends deutlicher die Bildung der Pflanze schon im Saamenkorn sichtbar ist, Asiatik Ref. I. 261. Auf einem Lotosblatt schwimmt Brahma über den Abgrund, Aſ. Ref. I. 243. in einer Lotosblume segelt Laksòmi, die Göttin des Ueberflusses, die Tochter des Ozeans und der Nacht. New Aſ. Miscell. No I. p. 5. Lotosäugig wird Wischnu genannt Aſ. Ref. I. 232. Lauter Beweggründe für den Indier, dieser Pflanze Verehrung zu weihen, worin die Tibetaner und Einwohner von Nepal mit ihm übereinkommen. Ein Mann von Nepal trat bey Sir W. Jones ins Studierzimmer, und als er die Lotosblume daliegen sah, warf er sich vor ihr zur Erde nieder Aſ. R. I. 243. Pedma, Kamalà, Kamalata, Sirischa, im Prolog, und **Tamala** sind ihre Namen: sie ist die Blume der Nacht, „die kühlende Blume, die sich ängstet, wenn der Tag erscheint, die sich fürchtet vor den Sternen;“ die nur dem Monde sich öfnet, ihm allein duftet, und ihr Haupt herabsenkt vor dem Strahl der Sonne.

Löwenmann. Die vierte Menschwerdung (**Awatàr**) des Wischnu, da er aus einer Marmorsäule hervorsprang und einen lästernden Fürsten zerriſs. Aſ. Reſ. I. 235. In der Sakontala wird ihm auch die Wiedereinsetzung des Indra zugeschrieben, den die bösen Geister aus seinem Reich vertrieben hatten.

M.

Madhawa. (Vorr.) Ein Gedicht.

Madhawi, eine von Sakontala vorzüglich geliebte Pflanze, mit schlängelndem Stamm (a creeper) und glühendrothen Blumen, ist die in Indien gewöhnliche Ipomoea Quamoclit **Linn.** Sakontala nennt diese Pflanze ihre Schwester, empfiehlt sie beym Abschied von ihrem Pflegevater seiner Vorsorge und umfaſst sie mit einer wahren Rührung.

Madhawya ist einer der sonderbarsten Karaktere im ganzen Stück; aus dem Brahmenstamm, mit Duschmanta erzogen, doch wie es scheint viel älter, und ein Mittelding zwischen Hofnarr und Busenfreund des Monarchen. Wollte Kalidas etwa zu verstehen geben, daſs man nur als Narr Königen die Wahrheit sagen dürfe, oder liegt das in der Natur der Sache und nahm es der Dichter also nur, wie er es fand? Für das Letztere stimmt die Entstehung und lange Beibehaltung der Hofnarren, die man gewis noch jetzt manchem Herrscher wünschen möchte, wenn sie ihn wie Madhawya zugleich die Herzlichkeit der Freundschaft kosten, und bey vorkommenden Fällen die Strenge des Tadels empfinden lieſsen. Doch ist es auch in unserm Drama offenbar, daſs Anhänglichkeit, Herzlichkeit, Vertrauen und Liebe auf Duschmantas Seite gesucht werden müssen, weil das Bedürfnis auf seiner Seite ist; Madhawya empfindet das Lästige dieser Verbindung mit einer Majestät viel zu lebhaft, um ganz zufrieden und ganz aufrichtig zu seyn; obgleich Duschmanta weder exigeant ist, noch die Fehler seines Jugendfreundes verkennt. Merkwürdig ist es, daſs Madhawya vom Wildpretessen spricht, welches zu beweisen scheint, daſs damals diese Art Fleisch einem Brahmen nicht verboten war, und fast eben so merkwürdig, daſs der Dichter, der doch ohne allen Zweifel zum Bramenstamm gehörte, über die Furchtsamkeit der Brahmen, die er in Madhawya anschaulich macht, bey jeder Gelegenheit spöttelt.

Madhukarika, der Name eines Mädchens, das dem Dienste Kamas geweiht ist; ihr Name bedeutet Kokilahenne.

Mahabharat, das groſse Gedicht von Bharatas Thaten. (Vorr.)

Mahesa, einer von den Namen des Gottes Siwa. S. Brahma.

Malati und **Madhawa**, (Vorr.) Ein indisches Gedicht unter dieser Aufschrift.

Malati. Eine der schönsten indischen Blumen, Nyctanthes Sambac Linn. wird hier zu einem schönen Bilde.

Malaya. S. Himalaya.

Malini, Malini, ein Fluſs, der von den Schneegebirgen Himalaya herabkommt.

Mallika. Eine Blume, die nicht näher bezeichnet wird.

Mantel. Die Einfalt der Einsiedlersitten wird geschildert, indem Sakontala nur einen groben Mantel von gewebter Rinde, oder wie es an einem andern Orte heiſst von geflochtenen Fasern, (also eine Art von Matte) trägt. Ich würde die Stelle beym Curtius: corpora usque pedes *carbaso* velant, l. VIII. c. 9. von dieser gröberen Kleidung verstehen, da die Dichter carbasus für Segeltuch brauchen, und die Stelle im Arrian Peripl. Maris Erythr. ausdrücklich hinzusetzt, daſs gemeines grobes Tuch (χυδαιον) daraus gemacht wird.

Maritscha, der von Maritschi entsprossene Kasyapa.

Maritschi. (Vorr.) Das Urlicht, von Brahma geschaffen, aus welchem Kasyapa entsproſste. Doch wird auch Kasyapa selbst *Maritschi* genannt. Solche Namenverwechselungen sind in den indischen Büchern und doch auch in den griechischen, nicht ungewöhnlich.

Matali, Mätali, der Wagenführer Indras.

Meghatsch-handa, die Ringmauer des Pallasts. Sie hat ihren Namen von den Wolken, die sie decken, sagt der Kämmerer; eine etwas starke orientalische Hyperbel.

Menaka, eine Nymphe des Swerga oder niedern Himmels, verführt einen frommen König, sich mit ihr zu vereinigen. Wenn die Brahmen von den Göttern stammen, so war das Vergehen freilich gros, daſs ein Krieger (Kschetra) eine Nymphe zur

Mutter machte. Sie ist Sakontalas Mutter, und wohnt in Aditis Pallast, wohin sie auch ihre beleidigte Tochter entführt.

Menu, (Vorr.) die Indier haben ein altes Buch, das von den Gesetzen handelt, unter dem Titel Swayambhuwa Menu, welches älter ist als das Bhagawat, und wovon wir eine Uebersetzung aus der Feder des Sir William Jones zu erwarten haben. Nicht Menu selbst ist der angebliche Verfasser dieses Buchs, sondern Bhrigu, ein heiliger Mann, oder Halbgott, der den Menschen offenbarte, was Menu ihm und andern Heiligen und Patriarchen auf ihre Bitte erzählt hat. As. Res. I. 238. Menu ist übrigens in den indischen Mythen ein berühmter Name, der zugleich mit ihrer mystischen Zeitrechnung innig verwebt ist, indem die Menschwerdungen (Awatars) der Gottheit nach den vier Zeitaltern abnehmen, so dafs deren vier in die erste, drei in die zweite, zwei in die dritte, und eine (die noch erwartet wird) in die vierte Epoche fallen. Diese vier Epochen, die auch in Ansehung ihrer Anzahl Jahre geometrisch im Verhältnifs von 4. 3: 2. 1. kleiner werden, fassen die ungeheure Summe von 4,320,000 Jahren in sich. Multiplizirt man die Summe mit 72, so hat man die Regierungszeit eines Menu, deren vierzehn nur einen Tag des Brahma ausmachen: aber seit Erschaffung der Welt sind funfzig solcher Tage schon verflossen. Das wären also 217,728 Millionen Jahre. Nach dem Bhagvat-Geeta besteht ein Tag des Brahma aus 1000 Umwälzungen aller Yugs (oder Epochen), das ist, aus 4320 Millionen Jahren, und die Nacht des Brahma ist eben so lang; dies giebt ein etwas verschiedenes Facit. Man merkt wohl, daſs die Zahlen den indischen Chronologen nichts kosten; allein man sieht zugleich recht anschaulich das fruchtlose Bemühen, Zeit und Ewigkeit in eine Aequation zu bringen, oder unsere auf Einschränkung gegründete Form der Anschauung einem Wesen unterzulegen, welches keine Schranken hat, und durch keine Form gefesselt ist. Diese Berechnung hat indessen noch eine andere als die mythische Seite; sie hat wahrscheinlich in astronomischen Verhältnissen ihren Grund, und das übrige ist Spiel der Einbildungskraft, die in Indien einen besondern Karakter der Subtilität zu haben scheint. Der siebente Menu, der Gesetzgeber Indiens, sagen die Brahmen, war ein Waiwaswata (Sohn der Sonne), mit dem Zunamen Satyawrata, und zu seiner Zeit ereignete sich die groſse Ueberschwemmung. Das erste Purana, welches Bhagawat heiſst, enthält die ausführliche aber mit Fabel ausgeschmückte Erzählung dieses Ereignisses. Daſs hierbey dem exegetischen Alterthumsforscher, Sir W. Jones, der Name Nuh oder Noah einfiel, ist wohl zu entschuldigen. Ist das Faktum einer allgemeinen asiatischen Ueberschwemmung richtig, so mag sich leicht der Name des Geretteten im westlichen und südlichen Asien zugleich erhalten haben. As. Res. I. 229—240.

Merkur. S. Buddha.

Misra, eine schwer zu erläuternde Benennung, so gewöhnlich sie in Indien noch jetzt den Namen einzelner Menschen angehängt ist. Watschespeti und andere indische Schriftsteller, insbesondere die berühmtesten Rechtsgelehrten (Pandits) der Indier, auch zwei ihrer besten Schauspieldichter, trugen diesen Namen. Der Prahme Mahesa hat Herrn Jones versichert, er könne abgeleitet werden von einem Stammwort, welches mischen bedeutet, weil die Schriftsteller, denen man ihn beilegt, Miscellaneen, oder vermischte wissenschaftliche und theologische Aufsätze geschrieben haben. Allein **Misr**, der Name, womit der ganze Orient von alten Zeiten her Aegypten bezeichnet, soll auch nach desselben Brahmen Aussage einem gebirgigten Bezirk nordwärts von Ayodya oder Aud gegeben werden, und in allen Sastras und Puranas (heiligen Büchern) vorkommen. As. Res. I. 269. 270. In der Sakontala heissen die beiden Boten Sarngarawa und Saraduata, die Kanna mit seiner Pflegetochter schickt, Misras.

Misrakesi. Eine Nymphe, die eine ziemlich langweilige Rolle spielt. Kalidas ist mit dem Beiseite ohnedies freigebig, mehr als recht ist; allein in dieser Rolle wird es peinlich.

Mitrawassu, Gouverneur einer Provinz.

Mond. Zuerst von seinen thautriefenden Strahlen, die wir in Virgils *roscida Luna* wieder finden. Georgic. III. — Dann eine ganz neue Art, die Hörner des Neumonds als Bild zu gebrauchen. Bald wird ihm eine kühlende Kraft zugeschrieben, bald aber abgeläugnet, er zündet Blüthen an, die, wenn er verschwindet, welken: er steigt herab in sein abendliches Bett. Sein Zug am Himmel wird prächtig beschrieben. Sakontala wird dem Stern Rohini und Duschmanta dem Monde verglichen, denn der Mond ist bey den Indiern, wie bey uns, männlichen Geschlechts. Tschandra und

Soma sind seine indischen Namen. Marsden Chron. of the Hindoos p. 21.

Mondskinder, eine Dynastie von indischen Königen unter denen Duschmanta vorkommt. (Vorr.)

N.

Nagakesar. Eine schöne Frühlingsblüthe, deren wohlriechenden Blumenstaub man einsammelt, und die auch dem Liebesgott oder Kama heilig ist. Vielleicht ist es Pandanus odoratissima, **Linn.**

Nared oder **Nareda.** Brahmas Sohn, ein weiser Gesetzgeber, grofs in den Waffen und in den Künsten des Friedens, ein beredter Bote der Götter, ein Tonkünstler von unvergleichlicher Geschicklichkeit und Erfinder des **Wina**, eines Instruments welches eine Art Laute ist, die schon vom blosen Winde, wie die Aeolsharfe tönte, ein mythologisches Wesen also, das viele Aehnlichkeiten mit dem griechischen Hermes hat. As. Res. I. 265. Er ist noch beständig auf der Wanderschaft hienieden begriffen. Bhagvat-Geeta p. 144. Sein Name ist zusammengesetzt aus **Nara**, ein Faden, oder eine Vorschrift, und **Da**, der Geber (Gesetzgeber.)

Natak, (Nátac) sind die Schauspiele der Indier (Vorr.)

Nymphen. S. Göttinnen.

O.

Ocean, von der Erde begrenzt. S. Erde.

Oschaddi, eine Art Blumen, die sich bey Mondenschein öffnen.

P.

Pandits, (Vorr.) die gelehrten Braminen tragen diesen Ehrentitel.

Pandu stammt von Bheret. (Vorr.)

Papageyen füttern ihre Jungen im hangenden Nest.

Parabhritika. Eine Jungfrau, dem Kama geweiht.

Parwatayana, einer von Duschmantas Kämmerern.

Pawan. S. Hanumat.

Pedma. S. Lotos.

Pfau, ein friedlicher Bewohner des Hains, ruht des Nachts auf den Dächern der Einsiedlerhütten. Pfauhennen werden erwähnt, und fast möchte man glauben, daſs es zur Sittsamkeit des indischen Frauenzimmers gehört, daſs Mädchen nur von weiblichen und von jungen Thieren sprechen.

Pinaka, (Pináka) der Bogen des Gottes Mahesa. So heiſst auch Narayans (Wischnus) Schwert im Mahabharat Tschakra. Bhagvat-Geeta p. 149. Diese Namen, die den Waffen gegeben werden, sind auch unter den Arabern üblich; so hieſs Alis Schwert Zulfekar. Unsere Ritter hatten ebenfalls diese Sitte; wem fällt nicht Rolands Durindana hier ein?

Pingalika, die Magd der Königin Wasumati. Das Wort drückt die Farbe des Löwen aus. Heetopad. p. 309.

Pippala. Der heilige Feigenbaum, Ficus religiosa, Linn. dessen Blätter, wie bey uns die Pappelblätter vom leisesten Winde zittern. In der Sanskritsprache heiſst er sonst noch Aswattha.

Prakrit, (Vorr.) Die Mundart der Weiber.

Priyamwada, Priyámwada. Eine der Gespielinnen der Sakontala. Ihr Name bedeutet die **Freundlichsprechende**. Pindar und Horaz haben μελιφθνγγος und dulce loquens, aber nicht als Namen, sondern nur als Beiwort.

Puloman, Pulóman, und wer seine Tochter sey, kann ich nicht finden.

Puru, der berühmteste Vorfahr des Königs Duschmanta, stammte im fünften Gliede von Buddha (S. dieses Wort) dem Aelteren. Wie schwer es hält, die indischen historischen Erzählungen einer chronologischen Berechnung zu unterwerfen, erhellt schon aus dem, was bey Gelegenheit des Buddha gesagt worden ist. Unstreitig wurden die astronomischen Cycli erst ziemlich spät erfunden, und man rechnete nun zurück, rechnete zum Theil falsch, und setzte auch die Begebenheiten willkührlich an, wo wirkliche Denkmäler und Beobachtungen nichts bestimmen. Soviel ist indessen gewiſs: wenn der zweite Buddha im J. 1014 vor Christi Geburt gelebt hat, wie es aus Couplets, Des Guignes, Giorgis und Baillis verglichenen und übereinstimmenden Berechnungen, der chinesischen und tibetanischen Angaben erhellt, und wenn nach den Kaschmiriern die Erscheinung des **Krischen** zweihundert Jahre älter ist, — so verliert sich Purus Epoche in die dunkelsten Zeiten der Geschichte nach der Sündfluth. Denn Krischen (oder Wischnu in seiner achten Verwandlung) verlieh einem der späten Nachkommen Duschmantas, dem **Ardschun**, den Besitz von Indien, nachdem die Kinder Kuru und Pandu lange blutige

Kriege um diese Herrschaft geführt hatten. Es sollen sich allerdings auch Nachrichten von einem oder mehreren viel späteren Kriegen mit den Persern erhalten haben. In dem letzten ward der indische König gefangen nach Persien geführt und den dortigen Herrschern zinsbar gemacht. Einer von seinen Nachkommen, den die Nachricht Phur nennt, weigerte den Tribut, und veranlaſste dadurch den Zug Alexanders nach Indien. Die indischen Schriftsteller sollen nicht nur das Andenken von Alexanders Sieg über ihren König Phur aufbehalten haben, sondern auch hinzufügen, daſs ein Aufruhr im Lager den Sieger gezwungen habe, Indien wieder zu verlassen. Sketches p. 78. Die Zeit wird vielleicht in dieser Geschichte mehr Licht verschaffen; denn Marsden urtheilt sehr richtig, daſs es vielleicht weit bessere Annalisten von Indien giebt, als die bisher bekannten, die aber gerade, weil ihnen das Wunderbare fehlen mochte, jetzt bey diesem wundersüchtigen Volk in keinem Ansehen stehen. Chronology of the Hindoos p. 2.

R.

Raiwataka. Duschmantas Kämmerer.

Rama, (Vorr.) Eine von den wichtigsten Menschwerdungen des Wischnu. Rama ward gebohren in der uralten Stadt Ayodhya, die nach einer braminischen Uebertreibung sich in einer Linie von zehen Yodschans oder vierzig englische Meilen erstreckte. Er war ein groſser Eroberer, und unterjochte ganz Indien nebst Lanka oder der Insel Zeilon, mit Hülfe eines Heers von Satyrn oder Pawianen, (S. Hanumat.) die ihm eine Brücke von Felsen über das Meer zwischen Zeilon und der Spitze der Halbinsel bauten, wovon die Trümmer noch übrig sind, und Ramas (nicht wie die Mahommedaner und Portugiesen es ungeschickt verstümmeln, Adams) Brücke heissen. Diese Kriege hat Walmik in seinem gepriesenen epischen Gedichte Ramáyan besungen, welches mit den Dionysiacis des Nonnus eine so auffallende Aehnlichkeit haben soll, daſs Sir William Jones den darin besungenen Dionysos für eine Copie des Rama zu halten scheint. As. Researches I. 257. 258.

Ramalotschan, (Vorr.) Name eines Brahmen.

Ramayan, Ramáyan, (Vorr.) Walmiks Gedicht von den Zügen des Rama.

Radschayukta. Der Polizeiaufseher in Hastinapura. Diese Sittenschilderung ist sehr belehrend, wenn man die Zeit bedenkt, da dieses Schauspiel geschrieben ward, ich will nicht sagen, die, wohin es die Scene verlegt.

Rehkalb. Diese Stellen haben eine Zartheit und Fülle der Empfindung, die uns mit dem Geist des Dichters versöhnen müssen.

Reise. Kanna nennt den Abschied aus dieser Welt mit einem mildernden Ausdruck die letzte Reise.

Retti. Die Zärtlichkeit, Kamas Gemahlin. S. Kama.

Rhadakant, ein gelehrter Brahme. (Vorr.)

Ring. Der entscheidende Ring des Königs, der den Knoten des Stücks zu schürzen scheint. Daſs Ringe im Orient oft Talismane sind, und wichtige Rollen in orientalischen Mährchen spielen, wird wohl jedem noch aus Tausend und einer Nacht im Andenken seyn.

Rohini. Der Name eines Sterns.

Rohita. Eine Art Fische.

S.

Saketaka, der Name eines Kaufmanns.

Sakontala, Sacontalà. Alle weibliche Karaktere dieses Stücks haben die gröſste Simplicität, und Sakontala, die Hauptperson, interessirt blos durch diese einfache, kindliche Naivetät, durch die Zartheit ihres schwärmerischen Gefühls, und was Duschmanta selbst an ihr lobt, die gänzliche Abwesenheit aller anmassenden Absicht in dem, was sie thut, sagt oder denkt. Die ausnehmende Reizbarkeit ihres Körperbaues gegen die klimatische Hitze giebt ihr eine liebenswürdige Schwäche und Hülfsbedürftigkeit, die der feine, höfliche Indier ehrt; denn die Gesetze der Brahmen fordern die billigste Rücksicht gegen die untergeordnete Kräfte des andern Geschlechts. (Code of Gentoo Laws.) Ihre Liebe für die Pflanzen und Thiere, ihr Glaube an Vorbedeutungen, di Aufwallungen von Unwillen, die unwillkührliche Aeuſserung ihrer Neigung, ihre unverholene Liebe, ihr sanftes Leiden und ihre Hingebung beim Abschied, sind ursprüngliche, ihrer Seele eigenthümliche Naturempfindungen, nichts Erlerntes, nichts von Aussen Hineingebrachtes, Künstliches oder ihrem Wesen Fremdes, und gehen still und ohne Anstrengung hervor, wie äussere Veranlassungen sie hervorlocken; das schönbesaitete Instrument tönt bey der leisesten Berührung, wie bey der heftigsten nur sanfte Harmonien.

Sakonta-Lawanyam. Durch die Aehnlichkeit dieses Worts mit dem Namen Sakontala, wird ihr Sohn veranlaſst, nach ihr zu fragen. Ich finde in den Hitopades p. 160, daſs Sekandi wahrscheinlich Pfau, p. 78. daſs Lawanyawati schön bedeutet. Vermuthlich ist also das obige Wort, ein schöner Pfau, und von einem gemahlten, aus Thon geformten Pfau wird es auch gebraucht.

Sakrawatara, der Aufenthalt des Fischers.

Sami, ein hartes Holz, geschwängert mit geheimniſsreichem Feuer, welches vermuthlich so beschrieben wird, weil man es zum Anzünden des Opferfeuers braucht, und durch Reiben in Brand stecken kann.

Sandelbaum und wohlriechendes Sandelholz (Santalum album, Linn.) sind bekannt und dieses Wohlgeruchs wegen von Madagaskar bis Otaheiti geschätzt. Die Indier, so oft sie sich im Ganges waschen, zeichnen sich Brust und Arme mit einer Farbe, die aus weiſsem Sandelholz mit Wasser angemacht ist, und lassen sie antrocknen. Heetopad p. 332.

Sankara, eines Einsiedlers Kind.

Sankha, ein indischer Dichter. (Vorr.)

Sanskrit. Die Griechen, die mit Alexander nach Indien kamen und hernach unter den Fürsten von Baktriana dieses groſse Land besuchten, haben uns nichts von der damaligen Sprache aufbewahrt. Die Mahommedaner fanden und bemerkten eine besonders gebildete Sprache, deren reinste Mundart um Agra, hauptsächlich auf dem dichterischen Boden von Matra, gesprochen ward, und gewöhnlich der Dialekt Wradscha genannt wird, wovon fünf Sechstheile wenigstens mit dem Sanskrit oder der Sprache der heiligen Bücher übereinstimmen. Von beiden Sprachen ist das Hindustanische in der Wurzel und in Absicht der Beugungen der Zeitwörter gänzlich verschieden, und höchstwahrscheinlich die ältere, im oberen Indien ursprüngliche Sprache gewesen. Eroberer haben vermuthlich das Sanskrit und Wradscha daselbst eingeführt, wie man aus denen, dem Hindustani beigemischten Wörtern schlieſsen kann. Soviel ist wenigstens gewiſs, daſs man so lange Brahmas Religion in Indien die herrschende war, die Sprache der Wedas (oder heiligen Bücher) in einem groſsen Theil dieses Landes gesprochen hat. Der Ursprung des Sanskrit bleibe so dunkel, wie er uns jetzt noch ist, so können wir doch nicht umhin, die Organisation dieser Sprache zu bewundern, die nach dem Ausspruch eines der gelehrtesten Sprachkenner, vollkommner als die griechische und wortreicher als die lateinische ist. (Sir William Jones in As. Researches p. 422.) Sie ist überdies zu einer weit höheren philosophischen Politur und Verfeinerung als beide gelangt, und hat gleichwohl mit beiden in den Wurzeln der Zeitwörter und in den grammatikalischen Formen, eine bewundernswürdige, keinem blosen Zufall mögliche Uebereinstimmung, die kein Philolog untersuchen kann, ohne die feste Ueberzeugung davonzutragen, daſs alle drei von einer gemeinschaftlichen, (vermuthlich nicht mehr vorhandenen) Quelle hergeleitet sind, zu welcher sich ebenfalls die gothischen und celtischen Mundarten, wovon die letztere zwar durch eine ganz verschiedene Sprache entstellt ist, und endlich auch das alte Persische zurück verfolgen lassen. (A. R. p. 423.) Jetzt wird das Sanskrit nur noch in Büchern angetroffen, worin es jene hohe grammatikalische Ausbildung hat, die den Namen Sanskrit, die Vollendete (Sam, oder in Zusammensetzungen, San, völlig: und skrita, geendigt, gemacht, gethan) verdient. Die Schriftzüge, womit diese Sprache und alle indische Mundarten ausgedrückt werden, heiſsen Nágarí (von Nagara, eine Stadt), und zuweilen wird noch Dewa vorgesetzt, weil die Gottheit selbst sie gelehrt und ihre jetzige künstliche Ordnung vorgeschrieben haben soll. Ganz deutlich erkennt man ihre Aehnlichkeit und Uebereinstimmung mit dem Kufischen, und der viereckigen chaldäischen Schrift, deren sich die Hebräer bedienten, und die nebst der phönizischen, (der Mutter der griechischen und römischen Alphabete) und äthiopischen alle aus einer gemeinschaftlichen Urform entstanden sind. Die ältesten indischen Schriftzüge findet man in den Höhlen von Dscharasandha; aber die Inschriften zu Kanárah scheinen aus Nágari und äthiopischen Buchstaben zusammengesetzt zu seyn. As. Res. I. 423. Alle diese Bezeichnungen der Sprachlaute waren vermuthlich bey ihrer ersten Entstehung rohe Versuche, die Sprachorgane in ihrer verschiedenen Wirkung abzubilden; dahingegen die Bezeichnung der Begriffe, deren sich einst die Aegyptier bedienten, und die jetzt in China und Japan noch üblich ist, nothwendig einen ganz verschiedenen Ursprung haben muſste, wiewohl die Laute in der chinesischen und tibetanischen Grammatik beinah in eben der Ordnung wie die angeblich von der Gottheit vorgeschriebenen indischen auf einander folgen. Wie viel Wichtiges, die Aufmerksamkeit Reizendes, liegt nicht für den philosophischen Forscher der Menschengeschichte in diesen aus der Tiefe des Alterthums herstammenden Uebereinstimmungen? S. As. Researches I. 424.

Saraduata, einer von den beiden Misras. S. Misra.

Saraswati, auch Sereswati. Einer von den drei Flüssen, die zu Prayaga oder Triweni (die drei Haarflechten) zusammenfliessen; die beiden andern sind die Gangá (Ganges), und die Yamuná (Yumna). Die meisten indischen Flüsse sind weiblichen Geschlechts und zugleich Göttinnen. Nur Brahmaputra (Brahmas Sohn) ist ein männlicher Fluſs. Als Fluſs wird Saraswati erwähnt, wobey zugleich der Volksglaube vorkommt, daſs sie unter der Erde sich verliert, — um sich, wie die *Sage* weiter lautet, mit ihrer Geliebten Ganga zu Hugli, wo es noch ein anderes Triveni giebt, wieder zu vereinigen. Als Göttin der Wissenschaften und Künste nennt sie Kalidas sehr schicklich in einem Werk der Kunst.

Sarmischta. Wahrscheinlich die Gemahlin eines indischen Fürsten.

Sarngarawa, ein Misra, den Kanna mit seiner Pflegetochter zum Könige schickt. Er ist rauh und zornig: Saraduata mildert ein paarmal, was er im Unwillen ausstöſst.

Satschitirtha. Ein Teich, wo Sakontala ihren Ring verliert. **Tirtka** scheint einen Teich zu bedeuten. **Satschi** ist Indras Gemahlin.

Schakal, der gefräſsige, heulende, schaarenweis des Nachts auf den Raub ausgehende wilde Hund.

Schauspielerin (im Prolog). Hier schien es mir schicklich und der Verfeinerung an Wikramadityas glänzendem Hofe gemäſs, die Redenden einander **Sie** nennen zu lassen; nur einmal, und zwar in einem verliebten Kompliment, sagt ihr der Theaterdirektor **Du.**

Schlange. Das Gift der Schlangen hat im Orient durchgehends auf die Vorstellung geführt, diese Thiere für böse, unrein, verabscheuungswürdig, und durch eine leichte Metaphrase für böse Geister zu halten.

Schlangenfürst; Ananta, die unsterbliche Schlange, auf welcher Wischnu schläft, und die in vielen indischen Mythen, besonders im Kriege der guten und bösen Geister über das **Amrita** (das Unsterbliche) oder indische Ambrosia, im Maha-Bharat eine groſse Rolle spielt. Sie ist die Stütze der Erde, als Symbol des Erhalters Wischnu.

Schneegebirge. Himalaya.

Schnelligkeit. Die Griechen haben kein so schönes und philosophisches Bild, als Duschmantas anschauliche, wahre Darstellung der Schnelligkeit.

Schnur. Die priesterliche oder heilige Schnur, **Sennara,** wird aus einer besondern Art perennirender Baumwolle (**Nerma**) gemacht, und besteht aus einer gewissen Anzahl Fäden von bestimmter Länge. Die Brahmen haben in der ihrigen die meisten Fäden, die Kschetris (Krieger) wenigere, die Wisyas (Kaufleute) die wenigsten. Die Suderas dürfen gar keine Schnur tragen. Sie hängt über der linken Schulter und geht um den Leib. Der Büſsende hier in Kasyapas Einsiedelei hat gar eine Schlangenhaut statt dieser Schnur. Sketches p. 283.

Schreiben. S. Lesen.

Schüler. Die Heiligkeit, nach welcher ein Brahme streben muſs, wird nur stufenweis erlangt. Die älteren, weiseren Brahmen dienen den jüngeren zum Muster, sind ihre Lehrer und Meister, und fordern Gehorsam von ihnen. Erst, wenn ein Brahme den Grad der Vollkommenheit erlangt hat, welcher Gnan, inspirirte Weisheit genannt wird, und eine Kenntnis von der Natur der Gottheit voraussetzt, wird ihm der Ehrenname Pandit beigelegt. Bhagvat-Geeta p. 130. 131.

Seele. So viele Sekten es auch unter den Indiern giebt, so übereinstimmend hangen sie doch an den Hauptlehren ihres Glaubenssystems, die ihnen aus der ältesten Zeit her in ihren Religionsbüchern aufbewahrt worden sind. Dahin gehört die Lehre vom Brahme als dem alleinigen höchsten Wesen; von der Unsterblichkeit der Seele und einem zukünftigen Zustande von Belohnung oder von Strafe; von der Seelenwanderung und von der Göttlichkeit der Wedas, welche das Gesetz und die Religionsvorschriften enthalten. Kanna lehrt hier seine Pflegetochter mit Zuversicht glauben, daſs Seele und Leib geschieden werden müssen, und Duschmanta beschlieſst das ganze Stück mit dem frommen Wunsch, nicht abermals geboren zu werden, sondern sogleich seine Stelle in einem der Paradiese einzunehmen.

Septaperna. Blätter eines Baums, womit man einen ländlichen Sitz bereitet.

Sereswati. S. Saraswati.

Serwademana. Duschmantas und Sakontalas Sohn, (Löwenbändiger,) in der Folge als Bharat oder Bhereta der berühmte Herrscher Indiens, von dem es seinen Namen Bhereikhant erlangte. Der Muthwille des unbändigen Knaben ist gut geschildert.

Sesam ist vermuthlich Ingudi. S. dieses Wort.

Sklavinnensohn. Ein verächtlicher Ausdruck, den auch wir ohne Commentar verstehen, der aber noch weit mehr Nachdruck hat, wo so viel auf Abstamm ankommt, wie in Indien. Gleichwohl hindert nichts, daſs talentvolle Sklavinnensöhne an den Höfen indischer Fürsten zu den höchsten Würden und Bedienungen gelangen können, indeſs die edelgebohrnen Nachkommen eines Fürsten, wenn die Imbecillität des Harems ihnen anklebt, keine Achtung einflöſsen und auch keine erhalten.

Sirischa. S. Lotos.

Siwa. S. Issa. Seinen blauen Hals hat er von einem entsezlichen Gift, welches er auf Brahmas Geheiſs verschlang, damit es die Welt nicht vernichtete. Vid. Bhagvat-Geeta p. 149. Daher heiſst er Nilkant, **Blauhals.**

Smara. S. Kama.

Sohn. Das Glück einen Sohn' zu gebähren, ist der Stolz der Weiber des ganzen Orients.

Sohn meines Herrn, erklärt Duschmanta selbst, als die Redensart, deren sich nur eine Gattin gegen ihren Gemahl bedient. Sie ist mehrern orientalischen Völkern gemein.

Somarata. Duschmantas Hofpriester.

Somatirtha, wohin Kanna wallfahrtet, ist aus Soma (Mond) und Tirtha (wahrscheinlich Teich?) zusammengesetzt.

Sonne. Nichts ist natürlicher, als die Verehrung, die ein ungebildetes Volk der allbelebenden Sonne als einem göttlichen Wesen bezeigt; erst nach einer langen Reihe von Jahren und gesammelten übereinstimmenden Beobachtungen der merkwürdigsten immer wiederkehrenden Phänomene, lernte der Mensch das geringschätzen, was er nun besser zu kennen glaubte, und schuf sich unsichtbare, metaphysische Götter. Es scheint uns wahrscheinlich genug, daſs auch in Indien die drei Kräfte ihrer göttlichen Trias, nämlich die hervorbringende, erhaltende und zerstörende Kraft (Brahma, Wischnu und Siwa) anfänglich nur Wärme, Licht und Flamme waren, die sie an dem ewigen Wunder der Natur, der Sonne, wahrgenommen hatten. Als man endlich dahin gelangte, das Erschaffene vom Schöpfer, die Wirkung von der Ursache und vor allem das Körperliche vom Geistigen zu unterscheiden, wurden zwar jene drei Kräfte zu Eigenschaften der Gottheit erhöht; allein der Grund zur Volksreligion war gelegt und hatte schon zu tiefe Wurzeln geschlagen; die einmal verehrten Götter lieſsen sich nicht verdrängen, und es blieb nichts anders übrig, als sie durch Mittelbegriffe mit dem neuen metaphysischen System in Verbindung zu bringen. Der Phantasie standen hier alle Wege offen, und daher kam es auch, daſs man sich oft an einem nicht begnügte. Die Sonne ist nicht nur eine von den acht Formen, in welchen Siwa oder Issa, der Gott der Natur, sichtbar wird (Prolog), sondern man betet sie auch besonders, als einen himmlischen Genius (Aditya) unter ihrem eigenen Namen Surya an. Surya fährt in einem mit sieben grünen Rossen bespannten Wagen, von Arun geführt, mit tausend Genien in seinem Gefolge, die ihn anbeten und ihm Loblieder singen. Oft hat es ihm gefallen, von seinem Wagen herabzusteigen auf die Erde, und ein Heldengeschlecht, von ihm entsprossen, daselbst zu hinterlassen. Er hat viele Namen, und vorzüglich zwölf, die seine verschiednen Kräfte in jedem Monat bezeichnen, und die zwölf Adityas heissen; sie folgen auf einander in dieser Ordnung: Waruna, Surya, Wedang, Bhanu, Indra, Rawi, Gabasti, Yama, Swarna-reta, Diwakar, Mitra und Wischnu (welches hier den Durchdringenden bedeutet). Bhagvat-geeta p. 144 Asiat. Researches I, 262.

onnenkinder, Suryawangas, heiſst eine Dynastie von indischen Königen, (Vorr.) wie Mondskinder, Tschandrawangas, eine andere, unter denen sich Duschmanta befindet.

tämme. Es ist bekannt, daſs die Indier sich in vier Hauptstämme theilen. 1. Bramen. (Brahmana, von Brahma, die Gottheit, bedeutet göttlich.) 2. Kschetra, Fürsten und alle Krieger. (Kschetra bedeutet einen Landbesitzer.) 3. Wisya, Kaufleute, Ackersleute, Handwerker und Hirten; und 4. Sudera, Knechte. Ausser diesen giebt es noch einen verachteten Auswurf der Gesellschaft, mit dem keiner der vier Stämme etwas gemein haben will, die **Tschandalas**, die alle unreine Arbeiten verrichten, und nicht einmal Yogis oder fromme Büſser werden dürfen. Sketches p. 121. Auf der Küste Malabar heissen sie Parias, und sind gröstentheils nur Verstoſsene aus den vier Stämmen. Die Brahmen allein dürfen die Wedas lesen; ein Kschetri darf sie vorlesen hören; die beiden anderen Stämme (oder Kasten) dürfen nur gewisse Sastras oder Auslegungen des Weda lesen. Die Tschandalas dürfen in keinen Tempel kommen und an keinem Gottesdienst Theil nehmen. Kein Indier berührt Früchte, die ein Tschandala gezogen hat. In Absicht der Vermischung der Stämme ist festgesetzt, daſs ein Brahme sowohl eine Frau aus seinem eignen als aus dem zweiten und dritten Stamme heirathen kann; hingegen darf kein Kschetra eine Brahmentochter heirathen.

Sterndeuter. Die Schwachheit des Orients, und lange Zeit auch die unsrige. Kein Indier nimmt noch jetzt etwas wichtiges vor, ohne seinen Sterndeuter, der allemal ein Brame ist, um Rath zu fragen. Heetop. p. 324.

Sumeru oder auch schlechtweg Meru ist ein fabelhafter Berg, den die Götter und Genien bewohnen, und den die Indier nach Norden, oder gar an den Pol verlegen. Er starrt von Gold und Juwelen.

Sundar, (Vorr.) ein Dichter.

Sutschaka, Súchaca, ein Polizeidiener.

Suwrita, Suwritâ, eine Wärterin des Serwademana.

Swerga, das untere Paradies, der niedere Himmel, das Firmament, der Aufenthalt der Genien.

Syamakakörner, sind mir unbekannt.

T.

Tamalas. S. Lotos.

Tamarinden. Die saubern Schoten, die wir als Purgirmittel brauchen.

Tauben, nisten auf den Zinnen des Pallastes.

Teiche, sind den Indiern wegen ihrer Reinlichkeit und ihren gesetzmäſsigen Ablutionen nothwendig, und werden heilig gehalten. Tempel und Ruheplätze sind gewöhnlich an solchen Teichen erbaut.

Termiten. Eine besondere Gattung von Insekten, die den Ameisen am nächsten verwandt sind, und in heiſsen Ländern groſse, manchmal mehr als mannshohe Gebäude von Thon aufführen, worin sie gesellschaftlich leben, ihre Eier legen, und ihre Jungen groſs ziehen. Sie gehören zu den verheerendsten Plagen heiſser Länder. Hier haben sie ihren Bau gar an den unbeweglichen Büsser, wie an einen Baumstamm angeklebt.

Theaterdirektor muſs man wohl das englische Manager übersetzen, obgleich sich fragen läſst, wie es auf eine indische Bühne anwendbar ist. (Prolog.)

Trisanku, ein indischer Fürst, von dem eine Geschichte erzählt wird.

Tschakrawaka, ein Wasservogel, eine Art Gänse, die von den Engländern in Bengalen gewöhnlich die Bramengans (Brahmanee-goose) genannt wird, und wie ein ungeschmiertes Rad knarrt. Heetop. p. 321. — Hier stöhrt ihr Ruf die Liebenden, und es empfindet der Vogel traurend den Abschied der Sakontala, wie beim Theokrit die ganze Natur den Tod des Daphnis, Id. 70. u. f.

Tschamaras. Die tibetanischen Kühe mit langbehaarten Schwänzen, die wie Roſsſchweiſe aussehen, Bos grunniens, Linn. Hetopades p. 309.

Tschatak, ein mythologischer Vogel.

Tschattakas, eine Art zwitschernde Vögel.

Tuberose steht unrichtig für die Blume der Nacht, die Lotosblume.

U.

Vogel, der himmlische: vermuthlich wieder der Tschatak.

Vorbedentungen. Es zuckt in Duschmantas rechtem Arm, beidemal, ehe er Sakontala erblickt. Sakontalas rechtes Auge zittert, als sie vor den König treten soll, der sie verläugnet. Diese Deutung der zufälligen Bewegungen ist mehreren Völkern eigen. Sie beweiset aber doch eine durch Uebung erlangte Fertigkeit, auf die kleinsten Veränderungen acht zu geben, und sich ihrer ganz bewuſst zu seyn. Die Folgerung beruht auf der Vorstellungsart, daſs alles unwillkührliche in uns, einen höheren Zusammenhang hat. Wo die Ursache gewisser Wirkungen nicht offenbar am Tage lag, muſste man sich etwas göttliches, übernatürliches im Spiele denken.

Urwasi, Urvasi, (Vorr.) Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Kalidas.

Uschas Entführung, ein indisches Schauspiel. (Vorr.)

Usira, Usîra, eine wohlriechende, Balsam enthaltende Wurzel.

W.

Wächter, (im Englischen Wardour). Die eigentlichen Verhältnisse dieser Schloſsbeamten, deren mehrere um die Person des Königs sind, lassen sich nicht wohl bestimmen.

Waitana, eine Zeremonie, in welcher man Wasser weiht.

Wali, der Riese, den Wischnu erschlug.

Walmik oder **Walmiki**, der älteste indische Dichter, Verfasser des epischen Gedichts **Ramayan**. (Vorr.)

Wanadosini. Hier ist man von der indischen Accentuation abgegangen, denn im Original lautet es Vanàdósini. Wanadosini bedeutet das Ergötzen des Hains. Man weiſs, wie sehr es der orientalischen Phantasie eigen ist, in Beinamen zu spielen; die Araber haben, zum Beispiel, hundert verschiedene Benennungen, um ein Schwert zu bezeichnen. Aber auch die Beinamen, die Anakreon der Rose giebt, θεων αημα, βροτων χαρμα, χαριςιν αγαλμα, Αφροδιςιον αθυρμα, Od. 52. zeugen von einer ähnlichen Stimmung der Phantasie.

Wasserlilie. S. Lotos.

Wasumati, eine von Duschmantas Königinnen.

Wata ist der indische Feigenbaum mit wurzeltreibenden Zweigen, Ficus indica, Linn.

Weda. Dies sind die heiligen Bücher der Indier, die in Bengalen **Beds** und von den Tallingas und den Tamulen oder Malabaren **Wedam** oder **Wedang** genannt werden. Ueberhaupt muſs bemerkt werden, daſs in der gewöhnlichen Mundart B statt W gesetzt wird, und das letzte a weggelassen wird, auf welches im Sanskrit sich eine sehr groſse Menge Silben und Wörter endigen. — Die Weda bestehen in vier Büchern, welche nach dem unbedingt angenommenen Glauben von Gott selbst offenbart worden sind. Man nennt sie mit einem Wort Rigyadschusamatharwa oder einzeln Rig, Yadschusch, Saman und Atharwan. Hr. Sonnerat hat vorgegeben, daſs diese Bücher verloren gegangen wären; allein die Nachforschungen der Engländer haben das Gegentheil unwidersprechlich dargethan, und der um indische Litteratur so verdiente Hr. Obriste Polier hat das Glück gehabt, ein vollständiges Exemplar in eilf Bänden zu bekommen, welches ich im Jahr 1790 im brittischen Museum zu London aufbewahrt gesehen habe. — Wyasa war es, der die vorhin unzähligen Weda auf diese vier Bücher zurückbrachte. Die drei ersten Bücher erläutern in methodischer Ordnung die menschlichen Pflichten: das vierte enthält die göttlichen Gesetze, und ist unstreitig aus einer spätern Zeit; wie der Dialekt, worin es geschrieben ist, offenbar zu erkennen gibt, indem er leicht verstanden wird, dahingegen die drei ersten Bücher nur von wenigen Brahmen ausgelegt werden können. — Der Widerspruch, den man bisher zwischen dem, was Hollwell von den heiligen Büchern der Indier schrieb, und den Nachrichten anderer Reisenden bemerkte, ist nunmehr durch einen genaueren und vertrauteren Umgang mit den Brahmen, und durch das von Wilkins, Halhed und Jones angefangene Studium der Sanskritsprache völlig gehoben. Es ist ganz richtig, daſs die Indier sechs heilige Sammlungen von Schriften unter dem gemeinschaftlichen Namen Sastras (gemeinhin auch Schastras) besitzen. Die erste dieser Sammlungen sind keine andere, als die vier Bücher des Weda; die zweite heist Upaweda, und besteht auch in vier Büchern, worin Chirurgie und Medizin, Musik, Tanzkunst, Kriegskunst, Architektur und die übrigen mechanischen Künste gelehrt werden. (Upaweda könnte man die Unter-Weda übersetzen.) Die dritte Sammlung des Sastra wird Anga oder Wedanga genannt, und faſst in sich Sprachkunde oder Grammatik, Rituale des Gottesdienstes, Astronomie und Auslegungen schwer zu verstehender Worte des Weda. Die vierte besteht aus den achtzehn Puranas oder mythologischen Erzählungen; die fünfte heiſst Dherma oder Menu-Smriti (was man sich von Menu erinnert) und umfast in achtzehn Büchern die Rechtsgelehrsamkeit; und die sechste, oder Dersana, die aus Nyaya und Mimansa besteht, ist der Inbegriff der Philosophie der sechs indischen Schulen. Diese drei letzten Sammlungen faſst man auch unter der gemeinschaftlichen Benennung: Upanga (Unter-Anga) zusammen, und zählt alsdann nur vier Sastras. Das Bharata und das Ramayana, die beiden groſsen epischen Gedichte werden zu der vierten Sammlung gezählt. Die Kommentarien über alle diese Werke gehen ins Unendliche, und würden eine groſse Bibliothek ausmachen, da sie das ganze Feld der Wissenschaften umfassen. Die Suderas oder vierte Klasse der Indier dürfen in keinem der sechs Sastras lesen, noch davon vorlesen hören: hingegen giebt es für sie eine Menge profane Bücher, die aus den Sastras gezogen, un reich an Schönheiten sind. Sir William Jones behauptet auch, daſs die indischen Aerzte (aus dieser Klasse?) oft gelehrter als die Brahmen sind, ohne ihren Stolz zu besitzen, und die liebenswürdigsten und tugendhaftesten Menschen unter diesem Volk ausmachen. Die Sudera studiren ihre Arzneikunde aus den Büchern, welche Waidya genannt werden; die Sittenlehre aus dem Radschaniti (Fürstenlehre) und Nitisastra. Die Gedichte Sahitia und Kawya vertreten ihnen die Stelle der Puranas, u. s. f. Will man von dem Umfange dieser Litteratur urtheilen, so erwäge man, daſs die Wedabücher aus mehr als tausend Unterabtheilungen bestehen, die Puranas über fünfmalhunderttausend Versabschnitte oder Stanzen enthalten, das Mahabharat oder Bharata deren allein mehr als hunderttausend in sich faſst, und alles andere nach Verhältniſs ins Unendliche geht. Diese Quelle öffnen jetzt die Engländer zur Beschäftigung des folgenden Jahrhunderts, wie die Holländer uns den Zugang zur arabischen und die Franzosen zur chinesischen Litteratur geöffnet haben. Uebereinstimmungen mit dem, was andere Völker gedacht und geschrieben haben, die bald zu erkennen geben, daſs die Vernunft überall analogisch, nach gleichförmigen Gesetzen wirkt, bald aber auch noch etwas mehr, nämlich eine wahrscheinliche Uebertragung der Begriffe von einem Volk auf das andere, vermuthen lassen, die einst durch anhaltendes Studium zur höheren Gewiſsheit gebracht werden kann, machen diese Untersuchungen dem Menschenforscher wichtig. Was ich hier in die Kürze gezogen habe, findet sich in mehreren Aufsätzen des Sir William Jones zerstreut. (S. Asiatik Researches I. p. 340 — 355. und 415 — 431.)

Weiser. Die gewöhnliche Anrede an den heiligen Brahmen Kanna. Den Weisen ist nichts verborgen, denn sie erkennen Alles durch die Kraft der Meditation über das höchste Wesen. Der höchste Ehrennamen, den man einem Könige geben kann, ist der, des Weisen. Kausika wird auch so genannt, im Sanskrit mit Einem Worte Radscharschi (von Radscha, Fürst und Rischi, ein Heiliger.) Bhagvat-Geeta p. 144.

Welt. Nach dem indischen Lehrbegriff, wie nach vielen andern, ist die Welt ein Prüfungsort.

Wetas. Wetasas, Vétas, Vétasas, schlängelnde Sträuche, die zu Lauben angepflanzt werden, oder auch ganze Wäldchen bilden.

Widerbha, eine mystische Ast der Verbindung zwischen der Dichtkunst und einem Dichter (Vorr.)

Wikramaditya, Vicramáditya, ist zusammengesetzt aus Wikrama, Vicrama, Sieg und Aditya, Aditya, Genius, und bedeutet folglich den siegreichen Fürsten, oder den göttlichen Sieger. Er ist einer der berühmtesten Könige der Indier, und lebte etwa hundert Jahre vor Christi Geburt. Sein Erbreich war Malwa, und seine Hauptstadt Udschein (Ougein). Er führte Krieg mit Saka, dem König von Delhy, der vielleicht sein Oberlehnsherr war, überwand und tödtete ihn, und herrschte nun über die gröſsten und schönsten Länder Indiens. Wie lange er noch regiert habe, ist ungewiſs; allein die Geschichte sagt, er sey in einer Schlacht geblieben, worin ein König der südlichen Provinzen (Dekan) die Oberhand behielt. Dieses unglücklichen Ausgangs ungeachtet, lebt sein Andenken bey den Indiern, seine Abentheuer sind in ihrem Munde, und was das Wichtigste ist, eine noch übliche Zeitrechnung führt seinen Namen, ohne daſs man weiſs, ob sie von seiner Thronbesteigung oder von seinem Tode an gerechnet wird. Ihr Anfang fällt genau in das Jahr 56 vor Christi Geburt. Wikramaditya oder Bikkermadschit hielt eine glänzende Hofstatt, und versammelte alles, was berühmt und gelehrt war, um sich her. Seine neun Kleinode, neun gelehrte Männer, sind bekannt, und unter diesen war der Dichter der Sakontala, Kalidas der ausgezeichnetste. (Vorr.) S. Marsden Chron. p. 11.

Wilde, sauvages, nennt Sir William Jones die mogolschen Völker, die Indien erobert haben. (Vorr.)

Wina: Naredas Lante. S. Nared.

Wratati, eine Pflanze mit schlängelnden Stängeln.

Wriddhasakalya, Vriddhasácalya, ist jemand, den Matali in Kasyapas Hain anredet.

Wyasa, Vyása, oder eigentlich **Krischna-Dwapayen-Wyassa**, der Verfasser des Bharata, sammelte die vielen Wedas in drei oder vier Bücher, und schrieb ausser seinem groſsen Gedichte verschiedene, (einige sagen gar alle **Puranas**,) nebst anderen Traktaten und Auslegungen der Sastras. Bhagvat-geeta p. 26. As. Res. I. 342. 351.

Y.

Yama, ist ein Waiwaswata, Sonnensohn, und wird auch Dherma-radscha, König der Gerechtigkeit, Pitripeti, Fürst der Patriarchen, und Sraddhadewa, Gott der Obsequien, genannt. Er ist der Richter der abgeschiedenen Seelen, die gleich nach dem Tode sich in Yamas Stadt oder Wohnung, Yamapur begeben, von ihm ein gerechtes Urtheil empfangen, und demzufolge entweder in den ersten Himmel Swerga aufsteigen, oder in das Narak, die Region der Schlangen hinuntergetrieben, oder auch nach den Stufen ihrer Verbrechen, auf Erden in ein Thier, eine Pflanze oder gar einen Stein eingekerkert werden. Noch einer seiner Namen ist Kala, die Zeit. Man hält ihn für einerlei mit Menu. S. dieses Wort. As. Res. I. 239.

Yayati, ein indischer Fürst.

Z.

Zauber. Eine Art Teig aus verschiedenen Ingredienzien, will Anusuya der Sakontala als Amulet anbinden. Das Verschwinden der Sakontala nennt der König Zauberei, und Kasyapa nennt Durwasas Fluch einen Zauber.

Zeichen. Alles Ungewöhnliche, wie schon unter dem Worte Vorbedeutungen erinnert worden ist, fällt in der Kindheit der Vernunft als etwas Bedeutendes auf; so hier, wenn eine Pflanze unzeitig blüht, bedeutet es einen Gemahl. Hier ist auch der Ort zu erinnern; daſs die physiognomische Bezeichnung in Indien auf gewisse allgemeine Grundregeln gebracht seyn muſste, als Priyamwada ihr Urtheil über den ihr noch nicht bekannten König fällt, der Priester Somarata die Prophezeihung wegen Duschmantas Sohn erwähnt, und Duschmanta, ohne ihn zu kennen, die Zeichen der Herrschaft in seinen Händen erblickt. Bey uns treiben die Zigeuner Chiromantie, und die Zigeuner sind, wie es Herr Professor Grellmann sehr wahrscheinlich gemacht hat, indischen Ursprungs.

Zeichnen. S. Lesen.

Zeitrechnung. Um diesen Erläuterungen noch einige Vollständigkeit zu geben, folgt hier dieser Artikel, wenn gleich in dem vorhergehenden Schauspiel nichts darauf bezogen werden kann, zur Ergänzung dessen, was bereits unter dem Worte Menu vorgekommen ist. Die indischen Epochen, die sich bis in die Millionen Jahre versteigen, sind augenscheinlich auf irgend eine vorausgesetzte Uebereinkunft verschiedener astronomischer Revolutionen gegründet, und eben so wenig für wirklich verflossene Zeiten zu halten, als die in dem Fragment des Manetho vorkommenden Regierungsperioden der Gestirne in Aegypten. Die Brahmen nennen die Schöpfung Kalpa, und behaupten, daſs am Schluſs einer jeden Schöpfung alles wieder in das Wesen der Gottheit verschlungen wird. In dem Zwischenraum zwischen zwei Schöpfungen ruht Brahma auf der Schlange Sescha (Dauer), die auch Ananta (die Unendliche) heiſst. Jede Schöpfung dauert einen Tag Brahmas, oder tausend Revolutionen der vier Perioden, Yugs oder Yogs, (Verbindungen oder Vereinigungen;

daher vielleicht Yogi, ein mit Gott Vereinigter, ein Frommer.) . Sie heissen Satya-Yug, Treta-Yug, Dwàpar-Yug und Kali-Yug. Die Dauer des ersten wird auf 3,200,000, des zweiten auf 2,400,000, des dritten auf 1,600,000 und des vierten auf 400,000 Jahre bestimmt. Andere Nachrichten geben diese Zahlen anders an. (S. le Gentil, Voyage dans les mers de l'Inde, I. 235. Sonnerats Reise, I. 245.) Dies ist für itzt, bis wir der Entstehung dieser Perioden näher auf die Spur kommen, gleichgültig. Desto merkwürdiger aber ist es, daſs nach der Rechnung der Brahmen jetzt 1791, nur erst 4892 Jahre des Kali-Yug oder des vierten Zeitalters verflossen sind, woraus erhellt, daſs das Jahr 1 der christlichen Aera das Jahr 3101 der indischen gewesen ist, da beide Arten von Jahren ziemlich von gleicher Länge sind. Allein es folgt nun keineswegs, daſs darum diese Art zu rechnen wirklich schon so lange Zeit bestanden und als eine übliche Form gangbar gewesen sey. Im Gegentheil, da es ausgemacht ist, daſs Buddha etwa 1000 Jahre vor Chr. Geburt gelebt hat, und die Indier selbst bekennen, daſs Krischnas Erscheinung nur um zweihundert Jahre älter ist, ob sie gleich den Anfang des Kali-Yug mit ihm gleichzeitig machen, so ist ganz unläugbar, daſs diese Epoche erst im dreizehnten Jahrhundert vor Christi Geburt erfunden und eingeführt worden sey. Man hat aber, nach den astronomischen Beobachtungen, die damals schon vorhanden waren, rückwärts gerechnet, und einen Zeitpunkt bestimmt, in welchem das Kali-Yug seinen Anfang genommen haben sollte, und dieser Punkt war, wie es die Tabellen der Brahmen ausweisen, derjenige, wo alle Planeten zugleich miteinander in Conjunction waren. Er fällt nach ihren Berechnungen noch um 1900 Jahre früher als die chronologisch bestimmte Erscheinung des Krischna, und man sieht also, daſs die Indier von der Vereinigung der Chronologie und Astronomie keinen richtigen Begriff haben, indem sie die Erfindung ihrer Zeitrechnung mit dem ersten Jahr derselben verwechseln. Das ist ungefähr so arg, als wenn man die Geburt Cäsars in das Jahr 1 der Julianischen Periode setzen wollte. Daſs übrigens die Rechnung selbst, die um das Jahr 1200 vor Chr. Geb. gemacht worden ist, nicht richtig sey, und daſs die Planeten im Jahr 1 des Kali-Yug unmöglich in allgemeiner Conjunction gewesen seyn können, hat Marsden in seinem vortrefflichen Aufsatz on the Chronology of the Hindoos zur Gnüge dargethan. — Wenn wir solchergestalt die schönen Träume eines Hollwell, Brydone, Voltaire, Halhed und Bailly von dem erweislichen hohen Alter der Erde und des Menschengeschlechts wieder zerstören, so muſs man gleichwohl nicht vergessen, daſs eine Zeitrechnung, die im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert vor Christi Geburt erfunden ward, und eine von eben der Zeit her aufbewahrte, mit unseren Rechnungen fast wunderähnlich zutreffend Länge des Jahres, ältere genaue Kenntnisse des gestirnten Himmels voraussetzt, die kein anderes Volk der Erde aufweisen kann, und die einen mit der Sündfluth gleichzeitigen, vielleicht über denselben hinausgehenden Anfang der Kultur voraussetzen. Es ist hier nicht der Ort sich auf die Auseinandersetzung dieser für jeden Forscher so einleuchtenden Wahrheit einzulassen, und eben so wenig die späteren Zeitrechnungen des Wikram-aditya, des Salwaganam (oder Salaban) und den sechzigjährigen jetzt in Indien üblichen Cyklus zu berühren. Hierüber verweisen wir an Playfair's Remarks on the Astronomy of the Brahmins und Marsten's mehrerwähnte Schrift on the Chronology of the Hindoos.

Zeremonien heischt keine Religion in gröſserer Anzahl und Verschiedenheit als die indische. Die Waitana ist eine Weihe des Wassers. Bey der Schwangerschaft sind die Weiber zu gewissen Zeremonien verpflichtet. Bey der Todtenfeier finden vielerlei Gebräuche statt, die zum Theil fortgesetzt werden müssen. Die Indier müssen den Geistern ihrer Vorfahren bis ins dritte Glied hinaufwärts den Kuchen Pinda an jedem Neumond opfern, und ihnen täglich das Tarpan (die Besänftigung) d. i. eine Libation von Wasser darbringen. Die Seelen derer, die Kinder hinterlassen, begeben sich sogleich in das Pitrilog, den Limbus der Väter, und bleiben dort, wenn das Opfer nicht unterlassen wird; sonst stürzen sie in das Narak (Nareka, Nark),) und kommen wieder als Seelen unreiner Thiere auf die Welt, bis ihre Sünden durch wiederholte Wiedergeburt sich zum Mukti, der ewigen Seligkeit, qualificirt haben, die in einer Aufnahme in das Wesen der Gottheit, in das Brahm, besteht. Bhagvat-Geeta p. 139. Diese Opfergebräuche bey den Obsequien heissen Sraddha, und etwas ähnliches findet man bey den meisten Völkern der Erde.

Der
deutsche Nationalruhm.

Eine Epistel

von

J. G. von Herder.

Leipzig, 1812.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Nachricht.

Dieses Gedicht des verewigten Herder war ursprünglich von ihm für die neunte Sammlung seiner Briefe zu Beförderung der Humanität bestimmt und bereits abgedruckt, als er sich durch Verhältnisse, deren Erörterung nicht hierher gehört, veranlaſst fand, dasselbe zu unterdrücken.

Der Verleger lieſs damals, um seinem ehrwürdigen Freunde gefällig zu seyn, den Schluſsbogen jener Sammlung umdrucken und alle Abdrücke dieses Gedichts vernichten.

Jetzt, nach einer so langen Reihe von Jahren, hält letzterer es um so mehr für erlaubt, den Besitzern der ersten Ausgabe der Humanitätsbriefe, dieses Gedicht in einem einzelnen Abdruck zu übergeben, als dessen Werth jede weitere Entschuldigung unnöthig macht.

H.

Bist Du, Geliebter, noch so neu und jung,
Daſs ein Gespenst, der Nationenruhm,
Dich äffet und betrübt? O sage mir,
Wo ist denn unsre Nation? Und Du,
Ich, Er und Wir, Wir alle sind wir Sie?

„Da“, ſagst Du, lies im Briefe Winkelmanns
Des Deutschen, wie der Deutsche Reichsbaron
In Rom sich stolz und dumm gebehrdet.“ — Gut!
So der Baron; das sind Gottlob nicht Wir.

„Da, sagst Du, lies, wie ein Tanzmeister einst
(Helvetius erzählts,) den Deutschen anfuhr:
„Ihr ein Engländer, Herr? Das seyd Ihr nicht
Ein Deutscher Fürstendiener seyd Ihr. Das
Seh' ich an Eurem Gang', an Eurem Blick!“ —
Und jedem Deutschen, der sich in Paris
Für einen kecken, stolzen Britten giebt,
Und jedem Unverschämten in der Zunft
Der Fürstendiener wünsch' ich den Marcel. *) —
Doch was soll uns das?

---

*) A la démarche, à l'habitude du corps ce danseur prétend connoitre le caractère d'un homme. Un étranger

„Wie? gelüstet nicht
Den Deutschen stets der Vorderste zu seyn,
Und weil es ihn gelüstet, dünkt er sich
Voran. Ein Shakespear, Milton, Swift und Young —
O hier ist mehr als Shakespear, Milton, Young,
Und Swift und Thomson! Lies einmal.“ —

---

se presente un jour dans la salle. De quel pays êtes-vous? lui demande Marcel. „Je suis Anglois.“ . . . Vous Anglois? lui replique Marcel: Vous seriez de cette Isle où les citoyens ont part à l'administration publique et sont une portion de la puissance souveraine. Non Monsieur: ce front baissé, ce regard timide, cette démarche incertaine ne m'annoncent que l'esclave titré d'un Electeur. *Helvetius* de l'esprit. Disc. II. Chap. I. Not. a)

Du thust
Den Deutschen Unrecht. Wenn ein Thor so spricht;
Spricht darum so die Deutsche Nation?
Doch wenn ein armer Wicht das Präparat
Von Lieberkühn, von Meckel, sieht und murrt
Bescheiden-traurig: „Ach, das könnt' ich auch!
Mir fehlets nur am Besten!“ — wolltest Du
Den Jüngling tadeln, daſs er in sich fühlt,
Was Er seyn könnte, und wohl nie seyn wird,
Weils ihm am Beſten fehlet. — Wolltest Du
Den Knaben schelten, der „Das kann ich auch!“
Mit kühner Freude ruft; indeſs der Arm
Ihm schwach versaget: denn er kann noch nicht

Den Bogen spannen. — „Knabe! rufet ihm
Der Vater zu, noch sieben Jahre, und
Du spannest ihn; sey wacker! übe Dich!“

Wir Deutsche sind der arme Jüngling; Wir
Der schwache Knabe. Ach, wir könnten wohl!
Du weiſst, woran es liegt; wir können nicht.
Doch nicht verzweifelt! Giebt es Zeit und Glück;
So können wir dereinst.

Sieh rings umher!
Wer sind die Fleiſsigen, die Künſtler in
Britannien und Ruſsland, Dännemark
Und Siebenbürgen, Penſylvanien
Und Peru, und Granada? — Deutsche sind's;

Nur nicht in Deutschland. Vor dem Hunger flohn
Sie nach Saratow, in die Tatarei.

Du sahest Augsburg, Nürnberg; blutete
Dein Herz Dir nicht, wenn Du aus alter Zeit
Die Dürers, und Sankt Sebald, Sankt Johann,
Die alten Drucke, Holz- und Kupferſtich',
Und Fensterscheiben, und so manche Kunst
Der Nürenberger, der Augsburger sahst;
Und dann die hungernd-Arbeitseligen
Der jetz'gen Zeit besuchtest? — Lies einmal
Mit Winkelmanns auch Lamberts Briefe, was
In Deutschland die Erfindung gilt.

In Rom
Sah ich den Fleiſsigsten der Deutschen; „*ah*
Il povero Tedesco!“ sprach zu mir
Der Römer. „Warum *povero?*“ „Warum?
Santa Maria! Dieser junge Mann,
So fleiſsig, (und er lebet fast von nichts!)
Kommt er mit aller seiner Kunst dereinst
Dort über die Gebürge, spricht zu ihm
Sein Landesherr: „Ich mag des Zeugs nicht
mehr!“
So muſs er betteln!“ — *Ah! il povero!* —

Du kennst doch unsern Luther, Freund,
und hast
Den armen Bettelbrief gelesen, den
Bald nach dem Tode des groſsmüthigen,
Wohlthät'gen Mannes seine Ehefrau

Die Mutter vieler Kinder dürftig schrieb.
Wohin? nach Deutschland? Nein, nach Deutschland nicht!
An Seine Majestät von Dännemark
Schrieb sie demüthig: „da doch auch sein Reich
Lutherisch heiſse, möchte gnädigst er
Des Luthers armer Wittwe und den Kindern
Etwas verleihen.“ — Und der König that's.

Du kennst auch Kepplers Leben? Lies, o Freund;
Es ist merkwürdig; er verhungerte! —
Dann lies auch Newtons Leben zum Vergleich. —
Willt du noch mehr der Leben?

„Warum schreyn
Die Deutschen nicht?“

Ja schrei und schrei und schrei!
Der Wald hat keine Ohren. Kennst Du nicht
Das Epigramm: „Dem unglückselʼgen Pan
Ist Echo selbst auch in der Welle stumm!“ —

„Und doch sind sie in ihrer Herren Dienst
So hündisch-treu! Sie lassen willig sich
Zum Missisippi und Ohio-Strom
Nach Candia und nach dem Mohrenfels
Verkaufen. Stirbt der Sklave, streicht der Herr
Den Sold indeſs, und seine Wittwe darbt;
Die Waisen ziehn den Pflug und hungern. — Doch
Das schadet nicht; der Herr braucht einen Schatz.“

Grausam genug! Doch sollten darum denn
Die Väter treulos werden? Liegt das Ach
Der Wittwen, und der Waisen Seufzer, liegt
Des Vaters Leben und sein Seufzen dann
Nicht auch in seines Herren Schatz? — Geduld!

„Armselig Volk! Wie's Einer macht, so hat Er's!"

Nicht also! Freund, wie Einer ist, so thut er.
So heiſst's. Der gute Deutsche thue Gut's! —
Was sollte Rache? Und was hälfe sie?
Stockprügel und die Kugel vor den Kopf — —
Er lasse Gott es über! —

„Gott? Der hat

Was anders zu thun, als für den Deutschen
Zu sorgen, der die Sache nicht versteht“ —

So muſs sie Gott verstehen! O es flammt
Kein brennender Altar, wie dieser! Sieh,
Der Wittwen Angstgebet ist Weihrauch; sieh,
Des Vaters und der Waisen Seufzer fachen
Die Gluth an. Wie die Flamme steigt! Sie sprüht!
Die Kohlen glühn auf des Verkäufers Haupt. — —

„Moral der alten Zeiten! Doch wohin
Sind wir verirrt vom Nationenruhm
Zu Deutschen Negern?“ —

Wohl! der erste Ruhm
Der Nation ist Unschuld; nie die Hand

Im Blut zu waschen, auch gezwungen es — nur
So zu vergieſsen, als sein eignes Blut. —

Der zweite Ruhm ist Mäſsigung. Es ruft
Der Hindus und der Peruaner Noth,
Die Wuth der Schwarzen und der Mexicaner
Gebratner Motezuma rufen noch
Zum Himmel auf, und flehn Entsündigung! —
O glaube, Freund, kein Zevs mit seinem Chor
Der Götter kehrt zu einem Volke, das
Mit solcher Schuld- und Blut- und Sündenlast
Und Gold- und Demantlast beladen schmaus't.
Er kehrt bei stillen Aethiopiern
Und Deutschen ein, zu ihrem armen Mahl.

Der dritte Nationalruhm ist Weisheit;
Nicht schlaue Truglist, schöne Worte nicht.
Die Welt mit Worten äffen ist ein Dunst
Des Dämons, der den Blendenden erstickt.
Wer alle Welt zum Thoren hat, ist selbst
Der gröſste Thor; er spielt die blinde Kuh. —
Aufrichtigkeit ist Weisheit; Billigkeit
Und Rechtthun ist Verstand.

„Doch Du verschweigst
Die Grazien des Lebens. Gilt die Kunst,
Witz und Genie für Nichts?“

Für Vieles, Freund,
Doch nicht für Alles. Kunst, Genie und Witz

Ist nicht der Nationen einziger
Und höchster Ruhm; es sei denn jene Kunst,
Die Kunst der Künste, Weisheit. — Daſs
ein Narr
Mit angebohrner Kunst sich vor mir spielt,
Und Jene singt und Diese liebend tanzt,
In Ohnmacht sinket und mit Reiz erwacht;
Daſs auf der Bühne, Jener auf dem Seil
Das Herz der Weiber regt; ein Andrer dort
Den Brummbaſs streichet und durch Löcher
bläs't,
Und Dieser Verse drechselt, Jener Punsch
Zu Eis bereitet; gut mag es zwar seyn,
Doch nicht das Beste, das Nothwendigste.
Pythagoras, Confuz und Sokrates,
Sie wuſsten nichts davon und rechneten
Auch nicht darauf. Ein gar armselig Volk,

Das sein Verdienst nur auf der Bühne, nur
Auf Brettern hat und es aus Löchern bläs't! —

„Und dennoch ist's Verdienst!“ —

Ein ortliches!
Der Himmel theilt die Gaben, wie er will.
Nicht jedes Klima, jeder Boden giebt
Dieselben Früchte; nicht auch jede Zeit,
Noch jeder Baum und Wurzel, Halm und
Strauch
Dieselbe. Wer vom Baume Most, vom Eis
Die Ananas begehrt, ist —

„Ereifre,
Dich nicht, o Freund. Es bleibet Ananas
Und Schleebeer' unterschieden. Shakespear,

Homer und Ossian und Raphael
Sind doch wohl Nationenruhm?“ —

Mit nichten!
Dem Menschengeist gehören sie, und nicht
Der Nation. Mir ist es Gräuel, wenn
Der gröbste Britte Shakespears sich rühmt,
Als sei Ers selbst, als hätt' Er ihn gezeugt,
Und zimmern helfen. Ihn geschmähet hat
Die Nation durch manche Aefferei
Und blinden Stolz. — Des Dichters Auge, das
In schönem Wahnsinn über Meer und Land
Und Erd' und Himmel flog, und jede Welt
In ihrer Schönheit sah — dies Auge war
Nicht in Cambridge, auch von Dollond nicht
Geschliffen; Auge war es der Natur.

Die göttliche Idee, die Raphael
Begeisterte, war eines Engels Traum,
Kein Urbinat'sches Töpferwerk. Und ist
Urbino denn Italien? — Der Ruhm,
Der auf den Farbenreiber überging
Vom Mahler, ist ein wahrerer, als Der,
Wenn hundert Jahre drauf der Römer ruft:
„Wir hatten einen Raphael!“ Warum,
Ihr guten Römer, habt ihr ihn nicht mehr?

Der Glanz, o Freund, der von dem göttlichsten
Genie die Nation bestrahlet, ist
Ein Götterglanz, der nur die Würdigsten
Erleuchtet und verklärt; dem Schwachen nimmt
Er seiner Augen Licht; dem Thoren, oft
Der Nation enthüllt er wie ein Blitz

Nur ihre Niedrigkeit. Verschmachtete
Der Canzler Bako nicht, und lechzete
Umsonst im Sterben nur nach besserm Bier? *)

---

*) *Wilson* in his life of the King *James* says: Though Lord *Bacon* had a pension lowed him by the King, he wanted to his last; living obscurely in his lodgings at *Gray's Inn*, where his loneless and desolate condition wrought upon his ingenious and therefore then more melancholly temper, that he pined away. *And he had this uphappiness after all his height of plenitude, to be denied beer to quench his thirst.* For having a sickly tast, he did not like the beer of the house, but sent to Sir *Folk Greville*, Lord *Brook* in his neighbourhood (now and then) for a bottle of his beer, and after some grumbling, the butler hat order to deny him. — Lord Chancellor Bacon, says *Howell* in his letters, is lately dead of a long languish illness. He died so poor, that he scarce left money to bury him, *which did argue no great wisdom, it being me of the essential properties of a wise man*

Der vierte Nationenruhm ist That
Zum Wohl der Menschen. Was ein ganzes Volk
Gezwungen, und in Trunkenheit gethan,
Das that es nicht. Und was die Königinn
Titania, die Zeit, durch ihren Puck
Im Scherz hinspielte, noch viel weniger.
Das Werk der Einzelnen zum Wohl der Welt,
Jetzt in Erfindung, auch im Willen nur, —
Heil ihnen, wenn es einst die Nation
Mit dankendem Gefühl begrüſset, bis
Es allen Völkern zum Gedeihen kommt! —

---

to provide for the main chance. Die Niederträchtigkeiten im Factum und Urtheil sind der Uebersetzung unwürdig.

Wer diesen Aether des Verdienstes trinkt,
Wie schwinden ihm die Namen! Hoch aufgehn
Läſst er die Sonn' auf eine halbe Welt,
Und regnet allen Nationen Heil. —

„Mich wundert, daſs Du nicht die Drukkerei
Der Deutschen rühmest; sie sind stolz darauf!“ —

Nicht stolz; nur dankbar. Giebt sie nicht dem Wort
Allgegenwart, Gemeinnutz, Ewigkeit?
An Zeiten bindet sie die Zeiten, knüpft
Gedanken an Gedanken, Fleiſs an Fleiſs;
Ein Genius der wachsenden Vernunft,

Das Band getrennter Seelen, sie, die Schrift
Der Schriften, einigt aller Menschen Herz
Und Sinn und Geist; sie wehrt der Barbarei,
Und spottet des Naturgesetzes, das
Jedweden Einzelnen so bald begräbt.
In Schriften lebt von ihm der beſsre Theil,
Durch sie unsterblich. —

Aber hör', o Freund,
Das alles ist im Nationenruhm
Das höchste nicht.

[illegible]

„Und gäb's ein Höheres?“

Ein Höchstes, nützende Verborgenheit.
Wenn Dein Verdienst der leichte Nachbar Dir

Entwendet, und der reichere genieſst;
Wenn bettelnd Du zu ihm hinwandern muſst,
Und flehen ihn, daſs er Dein Gutes doch als
Seines nütze; wenn Dein Weib und Kind
Zu Hause darbt, und Du mit Leibsgefahr
Dich aus dem Lande stahlest, das Dir nichts
Als eine rothe Binde zum Geschenk
Zu geben hatte; dennoch Dir das Herz
Vor Freude schlägt zu Deinem Werk, und Du
Den kalten Hohn der Thoren trägest, liebst
Dein Vaterland, in ihm die tausend Guten
Mitduldenden; Du liebst das Deutsche Weib,
Den Deutschen Mann und Freund und Unterthan
Und Bürger und Arbeiter, liebest selbst
Die Deutsche Dumpfheit und Verlegenheit,

Und Treu und Einfalt mehr, als jeden Stolz
Begüterter Barbaren; bleibe Der!
So wohnt in Dir die Deutsche Nation.

„Da wohnt sie eng' und sehr *incognito*.
Ich merk', es geht auf's alte Sprüchwort aus:
„So Ihr; doch nicht für Euch!“ *)

Ein hohes Wort,
Wenn uns die Schickung werth hält, nicht für uns,
Für andere zu seyn. Es wendet sich
Der Zeiten Blatt. Was sinket, ist darum

---

*) Sic Vos non Vobis!

Das Schlechtre nicht. Wir lernen jetzt und stets,
Stets laſst uns lernen! Laſst uns fröhlich sä'n,
Im Nebel auch; die Ernte kommt gewiſs

Herders Schriften

in

herabgesetzten Preisen.

Der Unterzeichnete älteste, rechtmäſsige Verleger der Schriften des verewigten Herder, glaubt den Freunden und Verehrern des groſsen Mannes keinen unwichtigen Dienst zu leisten, wenn er ihnen die in seinem Verlage erschienenen Original-Ausgaben der Herderschen Schriften, um beigesetzte niedrige Preise sich anzuſchaffen, Gelegenheit giebt. Sie können für diese Preise, gegen baare postfreie Zahlung in Sächs. Conv. Gelde, von ihm selbst oder durch alle Buchhandlungen bezogen werden. Nur bei denen Werken, wobei dieſs ausdrücklich bemerkt ist, können einzelne

Theile wohlfeiler verkauft werden. Bei den übrigen gilt der niedrige Preis nur von dem vollständigen Werk.

An Prediger; funfzehn Provinzialblätter. gr. 8. 1775. (sonst 6 Gr.) jetzt 4 Gr.

Erläuterungen zum N. Testamente, aus einer neueröffneten morgenländiſchen Quelle. gr. 4. 1775. (sonst 20 Gr.) jetzt 10 Gr.

Vom Erkennen und Empfinden der menſchlichen Seele, Bemerkungen und Träume. gr. 8. 1778. (sonst 8 Gr.) jetzt 4 Gr.

Plastik, eine Wahrnehmung über Form und Gestalt aus Pygmalions bildendem Traume. gr. 8. 1778. (sonst 8 Gr.) jetzt 4 Gr.

Maran Atha, das Buch von der Zukunft des Herrn, des Neuen Testaments Siegel. gr. 8. 1779. (sonst 20 Gr.) jetzt 10 Gr.

Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. 4 Theile. 8. 1785 bis 1792. (sonst 3 Thlr. 16 Gr.) jetzt 2 Thlr.

NB. *Von der schönen Ausgabe in 4to sind nur noch wenige vollständige Exemplare in dem alten, verhältniſsmäſsig sehr billigen Preise von 6 Thlr. zu haben. Nur der 1ste, 2te und 4te Theil können zur Ergänzung, jeder für 1 Thaler abgelassen werden.*

Briefe zu Beförderung der Humanität. 10 Theile. 8. 1793 bis 1795. (sonst 5 Thlr. 16 Gr.) jetzt 3 Thlr.

Von der Gabe der Sprachen am ersten christl. Pfingstfest. 8. 1794. (sonst 10 Gr.) jetzt 6 Gr.

Von der Auferstehung als Glaube, Geschichte und Lehre. 8. 1794. (sonst 12 Gr.) jetzt 8 Gr.

NB. *Obige beide machen die erste Sammlung der christlichen Schriften aus.*

Vom Erlöser der Menschen, nach unsern drei ersten Evangelien. Der christl. Schriften 2te Sammlung. 8. 1796. (sonst 20 Gr.) jetzt 12 Gr.

Von Gottes Sohn, der Welt Heiland; nach Johannis Evangelium. Der christl. Schriften 3te Sammlung. 8. 1797. (sonst 1 Thlr. 6 Gr.) jetzt 16 Gr.

Vom Geist des Christenthums. Der christl. Schriften 4te Sammlung. 8. 1798. (sonst 22 Gr.) jetzt 12 Gr.

Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen. Der christlichen Schriften 5te Sammlung. 8. 1798. (sonst 22 Gr.) jetzt 12 Gr.

Alle 5 Sammlungen complet (sonst 4 Thlr. 20 Gr.) jetzt 2 Thlr. 12 Gr.

Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft. 2 Theile. 8. 1799. (sonst 2 Thlr. 16 Gr.) jetzt 1 Thlr. 8 Gr.

Kalligone. Vom Angenehmen und Schönen. 3 Theile. 8. 1800. (sonst 2 Thlr. 16 Gr.) jetzt 1 Thlr. 8 Gr.

Adrastea. 6 Bände in 12 Stücken. gr. 8. 1801, 02, 03. (sonst 10 Thlr.) jetzt 5 Thlr.

Jedes einzelne Stück (sonst 1 Thlr.) jetzt 12 Gr.

Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts. 3 Theile. Neue Auflage. gr. 4. 1787. (sonst 2 Thlr.) jetzt 1 Thlr.

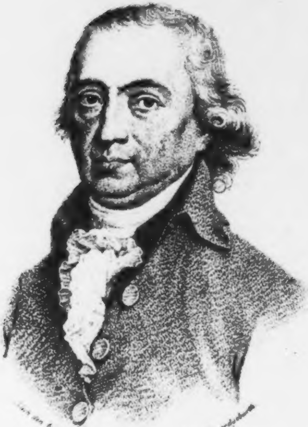
Kritiſche Wälder, oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend etc. 3 Bändchen. gr. 8. 1769. (sonst 1 Thlr. 18 Gr.) jetzt 21 Gr.

Herders Ansichten des klassischen Alterthums. Nach dessen Ideen [illegible] Auszüge aus seinen Schriften, nebst Zusätzen aus dessen Munde, Erläuterungen, Anmerkungen etc. von *D.* J. T. L. Danz. 2 Theile. 8. 1805, 06.
(sonst 3 Thlr. 12 Gr.) jetzt 1 Thlr. 16 Gr.

Herders Charakteristik. Von Danz und Gruber. 8. 1805.
(sonst 1 Thlr. 20 Gr.) jetzt 21 Gr.

Wer alle diese Schriften, die im Ladenpreise 41 Thlr. 22 Gr. kosten, vollständig nimmt, zahlt nur 20 Thlr. Sächs. Conv. Münze.

Joh. Fr. Hartknoch.



Nach den besten Hülfsmitteln gez. u. gest. v. C. A. Schwerdgeburth

Joh. Gottfr. v. Herder.

gedruckt bei [illegible]
Weimar

Gallerie
Weimariſcher Schriftſteller.

Herausgegeben
von
Heinrich Doering.

*

Zweiter Theil.
Johann Gottfried von Herder.

Weimar,
verlegt von den Gebrüdern Hoffmann.
1823.

Johann Gottfr. von Herders

Leben.

Aus theils gedruckten, theils ungedruckten Nachrichten,

nebſt

gedrängter Ueberſicht ſeiner Werke.

Herausgegeben

von

Heinrich Doering.

Mit Herders Portrait von Schwerdgeburth, einem
Fac simile,
u. einer Abbildung ſeines Denkſteins i. d. Stadtkirche zu W.

Weimar,
verlegt von den Gebrüdern Hoffmann.
1823.

Doering
Herder

26 BS

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Sr. Königlichen Hoheit

dem Erbgroßherzoge

Carl Friedrich

von

Sachſen-Weimar-Eiſenach ꝛc.

Wo früh das Schöne ſeine Heimath fand,
Dem edlen Fürſtenhaus biſt Du entſproſſen,
Wo ſich, mit einem zartgeſchlung'nen Band,
Vom heil'gen Strahl der Künſte hehr umfloſſen,
Die Täuſchung, wie in einem Feenland,
Sanft um den düſtern Ernſt des Lebens wand.

Feſt und vertrauend wagt drum meine Hand,
Des Sängers Leben Dir zu überreichen,
Den Du in Deiner Jugend einſt gekannt;
Um deſſen Haupt ſich, als ein ſchönes Zeichen
Verdienten Ruhmes, mancher Lorbeer wand,
Und dem zu früh des Lebens Traum entſchwand.

Erhab'ner Fürſt! verweile ſtill gerührt,
Mit reinem Antheil bei dem heil'gen Bilde,
Das meine Hand an Dir vorüberführt.
Du, den ein Herz voll Zartgefühl und Milde,
Das in der Dichtkunſt Raum ſich gern verliert,
Mehr als der Glanz, die Pracht des Herrſchers ziert.

Auch **Er** — auch unſer Herder iſt dahin!
Allein in ſeinem heilig reinen Streben
Bleibt **ewig ihm** der herrliche Gewinn,
Im Glanze ſeines Nachruhms fortzuleben.
Nimm, theurer Fürſt, ſein Bild, in dieſem Sinn,
Als Denkmal inniger Verehrung hin.

Heinrich Doering.

Vorrede.

An das im vorigen Jahre erſchienene Leben **Schillers** ſchließt ſich dieſe Biographie **Herders** an, welche wir um ſo weniger für überflüſſig halten, als es außer den **Erinnerungen aus Herders Leben von ſeiner Gattin** (Tübingen 1820. 2 Theile) keine eigentliche zuſammenhängende Schilderung ſeiner Lebensereigniſſe gibt.

Das letztgenannte Werk kann indeß, ſeiner Anlage und Ausführung nach, auf den Namen einer eigentlichen Biographie nicht füglich Anſprüche machen. Es iſt mehr ein verworrenes Chaos der verſchiedenartigſten Materialien, die nur locker und gleichſam zufällig an einander gereiht ſind, wenn wir ihnen auch Werth und Intereſſe keineswegeſ abſprechen wollen. Die zahlloſen Zuſätze und Nachträge, die recht gut in den Gang der Erzählung hätten verflochten werden können, nöthigen den Leſer alle Augenblicke, mehrere Seiten weiter zu blättern; eine Mühe, für die er ſich, abgeſehen davon, daß er eigentlich gar keinen genauen Ueberblick von Herders Leben gewinnt, auch nicht einmal in ſtyliſtiſcher Hinſicht entſchädigt findet.*)

Selbſt in der Hoffnung, dieſe Erinnerungen aus Herders Leben von offenbaren Irrthümern frei zu finden, ſieht man ſich getäuſcht, wenn unter andern (Th. 2. S. 245) ein Gedicht, das Schillern ohne Widerrede gehört, Herdern ſehr zuverſichtlich beigelegt wird.

---

*) Bei einem flüchtigen Blick auf das Aeußere, namentlich auf Druck und Papier, genau ſo beſchaffen, wie man es aus der Cottaiſchen Verlagshandlung gewohnt iſt, bleibt man wirklich zweifelhaft, ob man ſich in dieſer Hinſicht mehr über ihren Geſchmack, oder über ihre Billigkeit, bei Erwägung des Ladenpreiſes von 5 Thlr. für zwei mäßige Bände der ordinären Ausgabe, wundern ſoll.

Bei weitem wichtiger aber iſt der Tadel, der die Darſtellung von Herders amtlichen Verhältniſſen in Weimar trifft, die, was vielleicht nur dem kleinern Theile des Publikums bekannt iſt, nicht durchaus zu den glücklichſten und erfreulichſten gehörten. Die Verfaſſerin jener Erinnerungen geht ohne Ausnahme von der, aus verzeihlichen Gründen, feſtgeſtellten Idee aus, als ob theils eine vorgefaßte Meinung gegen Herdern, theils ein Mangel an Empfänglichkeit höhern Orts, der Ausführung ſeiner Pläne zur Verbeſſerung des Kirchen- und Schulweſens ſtets hinderlich geweſen ſey. Wir haben indeß, unterſtützt durch zuverläſſige Quellen, geglaubt, von dieſer Idee durchaus abgehen zu müſſen.

Was uns von gedruckten und ungedruckten Nachrichten und Notizen irgend zu Gebote ſtand, haben wir redlich benutzt. Ueber die erſtern gibt das am Schluſſe der Biographie beigefügte Quellenverzeichniß, das reichhaltiger als bei Schillern ausgefallen iſt, nähere Auskunft. Auch der literäriſchen Nachweiſungen in dem Werke ſelbſt haben wir mehrere gegeben, um auch den Anforderungen der Leſer von dieſer Seite zu genügen. Daß wir den uns enge geſteckten Raum nicht durch die umſtändliche Mittheilung von Amtsſchreiben, Gutachten u. ſ. w. noch mehr beſchränkten, ſondern meiſtens nur den Inhalt derſelben mit kurzen Worten andeuteten, wird, wenn wir nicht ſehr irren, der größere Theil des Publikums uns danken.

Dem, in Schillers Leben befolgten, Plane gemäß, zerfällt auch dieſe Biographie, zur leichtern Ueberſicht des Ganzen, in einzelne Perioden, und wir glauben, daß ihr auch ſchon deßhalb der Antheil des Publikums nicht entgehen werde, da die Verlagshandlung von ihrer Seite keinen Aufwand geſcheut hat, dieſe Biographie auch äußerlich, Herders würdig, auszuſtatten.

Geſchrieben zu Jena im Februar 1823.

H. D.

Johann Gottfr. von Herders

Leben.

Herders Manen.

Nie werde, was mit reinem Sinn und Streben
Raſtlos gewollt ein edler Geiſt, verkannt!
Auch er, um deſſen Haupt ſein eig'nes Leben,
Den wohlverdienten, reichen Lorbeer wand —
Noch einmal ſoll er uns vorüberſchweben;
Auch **Herders** Name ſey mit Stolz genannt,
Und beigeſellt den herrlichen, geweihten,
Die nimmer untergehn im Strom der Zeiten.

Dem regen Geiſt gefiel es bald zu wohnen
Am Indus, bald am fernen Tajo-Strand.
Sich ſelbſt ſchien er genügſam zu belohnen,
Wenn er bald dort, im ſchönen Griechenland,
Am Strom der Tiber, und in andern Zonen
Ein duftendes, ein zartes Blümchen fand,
Das er in Deutſchlands Au'n verpflanzt' und pflegte,
Und es, dem Gärtner gleich, mit Sorgfalt hegte.

Nie durch der Meinung ſtrengen Zwang gezügelt,
Hob kühn durch Schattenbilder, die der Wahn
Und Aberwitz der Zeiten ausgeklügelt,
Sein Geiſt ſich zu der Wahrheit lichter Bahn,
Vom Drang des Forſchens ewig neu beflügelt,
Selbſtſtändig und mit edlem Stolz hinan,
Sich freuend, daß er durch die Dämmerungen
Des Zweifels nun zum Licht emporgedrungen.

Nicht auf ſein eig'nes Selbſt mocht' er beſchränken,
Was er errang in kühnem Geiſtesflug.
Der ganzen Welt, der Menſchheit galt ſein Denken.
Ihn hieß ſein Herz, das warm im Buſen ſchlug,
Den Keim der Wiſſenſchaft in's Leben ſenken,
Wo er allein die ſchönſten Früchte trug.
Durch ſolch ein freundlich liebendes Bemühen
Wird ſtets ſein Name bei der Nachwelt blühen.

Obſchon von dem Gewühl der Welt geſchieden,
Zog er ſich düſter nicht in ſich zurück.
Er fand die reinſte Seligkeit hienieden —
Erſatz für jedes andre Erdenglück —
In ſtiller Häuslichkeit gemeſſ'nem Frieden;
Und ſelbſt im härt'ſten Kampf mit dem Geſchick
War ihm ein freundliches Aſyl geblieben
Im ſtillen, theuren Kreiſe ſeiner Lieben.

Er, der im Hochgefühl des reinſten Strebens,
Umſchlungen von der Ehe zartem Band,
In ihr ſein Glück, und Troſt — wo ihn vergebens
Der Menſch nie ſucht — in höh'rer Leitung fand:
Wohl gäb's zur Würd'gung dieſes reichen Lebens
Kein ſchön'res Denkmal, als wenn Freundeshand
Auf ſeinen Grabſtein nur die Worte ſchriebe,
Die heil'gen Worte: Glaube, Hoffnung, Liebe

Heinrich Doering.

Früheſte Jugendgeſchichte.

Johann Gottfried Herder wurde den 25. Auguſt 1744 zu Mohrungen, einer kleinen oſtpreußiſchen Stadt geboren.

Sein Vater, Gottfried Herder, war daſelbſt Mädchenſchullehrer, ſo wie zugleich Glöckner (Küſter) beim polniſchen Gottesdienſte und Cantor. Er hatte in ſeiner Ehe mit Anna Eliſabeth Pels, der Tochter eines dortigen Hufſchmidts, drei Töchter und zwei Söhne, wovon ein Sohn und eine Tochter frühe ſtarben. Die beiden übrigbleibenden wurden an zwei Mohrungiſche Bürger, den Fleiſcher Neumann und den Bäcker Güldenhorn verheirathet.

Herders Vater, der 1763 ſtarb, war ein biederer, rechtlicher Mann, gewiſſenhaft in Erfüllung ſeiner Pflichten, und wenn auch pünktlich und ſtreng hinſichtlich ſeines Haushalts, doch zugleich gutmüthig und dabei kein Freund von vielen Worten. Seiner Gattin, deren Tod 1772 erfolgte, gebührt das Lob einer fleißigen, ſtillen Hausfrau, eines treuen Weibes und einer zärtlichen Mutter. Sie beſaß eine gewiſſe Bildung, die man bei ihrem niedern Stande nicht hätte erwarten ſollen. Ein Zug von Religioſität charakteriſirt ſie ſowohl, als ihren Gatten, *) dem zufolge jeder Tag, in ſtiller Thätigkeit verlebt, mit Anſtimmung eines geiſtlichen Liedes beſchloſſen ward. Dieſe fromme Hingebung mochte Herders Eltern einen gewiſſen Troſt bei dem ziemlich beſchränkten, ja dürftigen Looſe gewähren, das ihnen vom Schickſal zugefallen war, und das nur durch Fleiß und

---

*) „Wenn mir der Herr nur die Gnade ſchenkt," heißt es unter andern in einem Briefe der Mutter vom J. 1770, „daß ich in ſein Haus gehen kann, ſo hab' ich Alles. Die Freude in Gott iſt und bleibt meine höchſte Zufriedenheit."

Thätigkeit, ſo wie durch gegenſeitige Liebe einigermaßen gemildert werden konnte.

Herder genoß den erſten Unterricht in der Stadtſchule zu Mohrungen. Sein Lehrer, der Rector **Grimm**, war ein gründlich gelehrter Mann aber von finſtrem, mürriſchen Character, woran zum Theil ſeine Kränklichkeit, theils aber auch ſein entſchiedener Haß gegen das weibliche Geſchlecht Schuld ſeyn mochte, weshalb er ſich auch nie entſchließen können zu heirathen. *)

Grimm zeigte in ſeinem Unterrichte, der in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache, der Geſchichte und Geographie beſtand, den unermüdlichſten Eifer, ſeinen Schülern nützlich zu werden. Herder erkannte dies dankbar, und pflegte in ſpä-

---

*) Dieſer Haß ging ſo weit, daß er einen ſeiner Schüler, dem er auf den Jahrmarkt geſchickt hatte, um irdene Teller einzukaufen, hart züchtigte, weil der Knabe, dem ſein Weiberhaß völlig unbekannt war, Teller gewählt hatte, auf welchen Frauenzimmer in bunten Kleidern und hohen Kopfaufſätzen gemalt waren. (S. **Treſcho**'s Fragmente zur Jugendgeſchichte des Herrn Präſidenten von Herder.)

tern Jahren mehrmals zu äußern, daß er ihm den Grund ſeiner Kenntniſſe verdanke. Auf Veredlung des Herzens und Verfeinerung der Sitten konnte Grimm indeß, ſo ſtreng moraliſch ſeine eigenen Grundſätze waren, inſofern wenig wirken, als er in Anfällen übler Laune die äußerſte Strenge übte, und Peitſche und Ruthe als unentbehrliche Mittel zur Erhaltung einer guten Schuldisciplin anſah.

Dieſe Zwangsmittel mochten, wenn gleich Herder nebſt einem ſeiner Mitſchüler, Johann Chriſtian Emmerich, meiſtens davon verſchont blieb, doch in der Seele des erſtern einen widrigen Eindruck zurücklaſſen. Wenigſtens hatte er, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, damals etwas Scheues und Furchtſames in ſeinem Benehmen, und »ſeine Launen gränzten mitunter an Tiefſinn und Schwermuth.« *)

---

*) Herr Amtmann Crüger's zu Lochſtädt, eines Schulfreundes von Herdern. Seine Worte, der ſeine Erinnerungen aus Herders Jugend im April 1804 durch Herrn Prediger Treicho mitgetheilt hat.

Herder machte im Griechiſchen und Lateiniſchen ſchnell bedeutende Fortſchritte, und wenn er hierin der Leitung Grimms viel verdankte, und in ſpätern Jahren ſtets mit Hochachtung ſeiner gedachte, ſo konnte er ſich doch bei dem Gedanken, daß ſein Geiſt durch eine minder pedantiſche Lehrmethode und einen anſchaulich practiſchern Unterricht eine weit freiere Richtung genommen haben würde, eines gewiſſen Unmuths nicht erwehren.

Den Religionsunterricht empfing Herder von dem Prediger Willamovius, *) einem ſanften, menſchenfreundlichen, in jedem Betracht liebenswürdigen Manne, an dem Herder mit ganzer Seele hing, und dem er, nächſt ſeinen frommen Eltern, unſtreitig ſein Gefühl für Religio-

---

*) Von ſeinen zwei Söhnen verlor er den einen in frühem Jugendalter; der andere, welcher durch ſeine Dithyramben (Berlin 1763) als Dichter rühmlich bekannt geworden iſt, ſtarb als Profeſſor zu Petersburg im J. 1777. (Vergl. Bouterwek's Geſch. d. Poeſie u. Beredſamkeit. Bd. XI. S. 271 u. f.)

ſität, ſo wie ſeinen Sinn für Freundſchaft und ſeine Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute verdankte. *) Durch gleiche Geſinnungen und eine ziemlich gleich beſchränkte Lage fühlten ſich die Familien **Herder** und **Willamovius** auf's innigſte an einander gekettet.

In Herders Erholungsſtunden gewährten Muſik und Geſang ihm den reinſten Genuß. Bei einem angeborenen Gefühl für Muſik hätte er offenbar bedeutendere Fortſchritte machen müſſen, wenn er nicht den Unterricht auf dem Clavier mit einer großen Anzahl von Schülern empfangen hätte. Die Kirchenmuſik, in ihren einfachen, ruhig erhabenen Tönen, ſprach ihn vorzüglich an.

Zu den glücklichſten Augenblicken ſeines Le-

---

*) In Herders Aufſatze: **Der Redner Gottes** (in d. Werk. z. Religion und Theologie. Bd. X. S. 475 — 78.) ſind die Hauptzüge zu dem Ideal eines Predigers und Seelſorgers offenbar von **Willamovius** Character entlehnt. — Uebrigens iſt dieſer Aufſatz nicht 1765, wie an dem eben angeführten Orte ſteht, ſondern bald nach Herders Ankunft in **Königsberg** geſchrieben.

bens gehörten auch die, wo er ſich in der freien Natur ſeinen Gedanken und Phantaſien ungeſtört überlaſſen, oder im Schatten eines Baumes irgend ein anziehendes Buch leſen konnte. *) Zu ſeinen Lieblingsſpaziergängen gehörte das Paradieſeswäldchen und die Gegend an dem Mehrunger See. **)

Folgende Stelle aus einem ſeiner ſpätern Briefe ***) ſchildert ſehr lebhaft Herders Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur, nicht ohne einen leiſen Anſtrich von Schwermuth.

»Die ſchöne Herbſtzeit hab' ich genoſſen, aber es iſt ſo traurig, daß ich Alles gelben und fälben, und fallen und wintern ſehe! Ein Geſchlecht von

---

*) Noch in ſpätern Jahren pflegte Herder einen Kirſchbaum in ſeines Vaters Garten zu erwähnen, und mit vieler Lebhaftigkeit zu ſchildern, wie ſelige Stunden er, mit einem Buche in der Hand, in dem Schatten jenes Baumes ſitzend, verlebt habe.

**) In Herders Gedicht: „Flieht ihr, meiner Jugend Träume“ (W. z. Lit. u. K. Bd. XV. S. 1. u. f.) hat er jenen See verherrlicht.

***) Aus Bückeburg im October 1771 geſchrieben.

Blättern, das ſo wenig auferſteht, als wir Menſchen, wenn wir abfallen. Für mich hat kein Bild und Gleichniß von Jugend auf mehr Eindruck gemacht, als dieſes, und ich erinnere mich, daß, als ich zum erſtenmale ganz jung im Homer das Gleichniß von einem Frühling von Blättern las, daß ſo auch ein Geſchlecht von der Erde verſchwindet, mir — was einem Schulknaben ſelten zu kommen pflegt — die Thränen ausbrachen."

Nach dem Zeugniß ſeiner Schweſter Güldenhorn, welche die letzte Zeit ihres Lebens in Weimar zubrachte, *) war Herders jugendliche Wißbegierde ſo groß, daß er nicht ſelten beim Mittags- und Abendtiſche ein Buch mitbrachte. Nachrichten des Herrn Biſchofs Borowsky zufolge, ſoll Herder mehrmals, wenn er in irgend einer Straße in Königsberg ein Buch an einem Fenſter im Vorbeigehen liegen geſehen habe, in das

---

*) Sie war an den früher erwähnten Bäcker Güldenhorn höchſt unglücklich verheirathet. Herder ließ ſie mit großen Koſten zu ſich nach Weimar kommen, wo ſie ſtarb. Treſcho ſchildert ſie als ein höchſt zartfühlendes Weſen.

Haus getreten ſeyn, und den Beſitzer gebeten haben, es ihm zu leihen. — Daß es ihm in der Jugend an Büchern und andern Hülfsmitteln zu ſeiner geiſtigen Ausbildung ſo ſehr gefehlt habe, pflegte Herder in ſpätern Jahren oft ſchmerzlich zu beklagen.

In ſehr frühem Alter erinnert ſich Sebaſtian Friedrich Treſcho Herdern kennen gelernt zu haben. Der letztere war nämlich ein vierjähriger Knabe, als Treſcho ſich noch in Mohrungen, wohin er ſpäterhin als Diaconus berufen wurde (1760), als Schüler in einer dortigen Penſionsanſtalt befand.

»Immer traf ich ihn ernſt,« ſchreibt Treſcho in einem nach Herders Tode an deſſen Gattin gerichteten Briefe, »und ganz allein, wenn auch Kinder der Nachbarn nicht weit davon waren; keins behagte ihm. Laufen, ſpringen, laut ſchreien ward ich ihn nie gewahr. — Nach zwölf Jahren, wo ich indeſſen zu Königsberg ſtudirt hatte, kam ich als Diaconus wieder nach Mohrungen; aber wie außerordentlich hatte ſich der nun ſechzehnjährige Jüngling entwickelt!«

Treſcho geſteht, er ſey erſtaunt geweſen über Herders Antworten auf die ihm vorgelegten catechetiſchen Fragen, und über ſeine für ſein damaliges Alter nicht geringen Kenntniſſe. Er nahm ihn als Famulus zu ſich, und gab ihm freie Wohnung und Schlafſtätte; den Tiſch hatte Herder bei ſeinen Eltern, und den Unterricht allein bei dem Rector Grimm, den Treſcho, falls er Herdern unterwieſe, zu beleidigen glaubte. Um jenes Beneficium auf eine gewiſſe Weiſe auszugleichen, mußte Herder die aſcetiſchen Schriften, die Treſcho damals herausgab, *) copiren. Doch kam Herdern der freie Gebrauch von Treſcho's Bibliothek ſehr wohl zu ſtatten.

»Ich that dies,« fährt Treſcho fort, »um ihm abzumerken, wohin etwa ſeine Neigung gehen möchte. Aber hier ſtand mir ſein, durch die Schulſklaverei furchtſam gemachter Geiſt entgegen. Nie ſprach er etwas mit dreiſter Gebehrde, ſondern beantwortete meiſt ſchüchtern, was ich ihm etwa zu beſtellen auftrug. Seine Stimme war

---

*) Die Sterbebibel, Lebensbibel, Geſchichte meines Herzens u. a. m.

nur halb laut, und er blieb tief in ſich verſchloſſen. Nie ſprach er von ſelbſt, und es war ihm nichts zu entlocken, woraus ich ihn für etwas mehr, als ein gewöhnliches Geſchöpf hätte halten können. *) — Ehe ſich aber die Knospe ſeines Genies zu entfalten anfing, fiel folgende Begebenheit vor. Als ich an einem Sonnabend in meinen Beichtſtuhl trat, fand ich einen verſiegelten Brief darin liegen. Die Hand war mir nicht kennbar, um den Verfaſſer zu errathen. Er enthielt wehmüthige Selbſtgeſtändniſſe ſeiner Fehler und Naturverdorbenheiten, nebſt einer Erzählung, wie er Sonntags vorher durch meine Predigt innigſt wäre betroffen, und wie aus einem Schlaf geweckt worden. Ich hatte nämlich, nach Lucä VII, 36 — 42, von dem leichten Weg des Evangeliums Chriſti, zur Seelenruhe und Beſſerung zu gelan-

---

*) Man vergleiche hiemit, was Herder in ſ. Schrift vom Erkennen und Empfinden der menſchlichen Seele (in d. W. z. Philoſ. u. Geſch. Bd. VIII. S. 87 — 95) über die Entwicklung des Genies ſagt, wozu er gewiß die Züge aus ſeiner eignen Erfahrung ſammelte.

gelangen, gehandelt. Nebſt dem Wunſch, auch auf dieſen Weg geleitet zu werden, enthielt dieſer Brief Ausdrücke der innigſten Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion, Klagen über fehlgeſchlagene Verſuche, jenen Weg zu betreten, und viele gute Vorſätze für die Zukunft. Endlich ward ich gebeten, die Antwort eben auch verſchloſſen in den Beichtſtuhl zu legen. Ich that dies alles. Nach einiger Zeit entdeckt' ich erſt die Aehnlichkeit von Herders Handſchrift, wenn er flüchtig ſchrieb, mit der jenes Briefes. Nun wartete ich von einer Zeit zur andern, ob er mir etwas von den Wirkungen meines Briefs mündlich oder ſchriftlich entdecken würde. Keins von Beiden geſchah. Ich merkte auch weiter keine Veränderung an ihm; er blieb immer der ſtille, eingezogene, vorſichtige und gut handelnde Jüngling." —

Es iſt auffallend, daß Herder in ſpätern Jahren bei der Schilderung ſeiner Jugendſchickſale dieſes Briefes nie gedachte. Das Schreiben deſſelben ließe ſich indeß aus ſeiner, durch den Prediger Willamovius ſchon früh in ihm geweckten Hochachtung für den geiſtlichen Stand erklären, die er nun auf Treſcho übertrug. Die Antwort des letztern hat ſich unter Herders Papieren nicht gefunden. Vielleicht war es ihr Ton und Inhalt, der den Jüngling zurückſtieß, oder Herders Geiſt hatte bereits eine freiere Richtung genommen, ſo daß ihm Treſcho's myſtiſch fromme Kanzelberedſamkeit nicht mehr zuſagen konnte. Genug, er erwiederte nichts, und zog ſich mehr in ſich zurück.

Es darf nicht überſehen werden, daß Treſcho, der freilich an einer tiefen Hypochondrie litt, *) Herdern mitunter höchſt rauh und unfreundlich behandelt, **) und ihn insbeſondere vom Studiren, ſeiner vorherrſchenden Neigung, abzubringen geſucht habe.

---

*) S. Richter's Lexicon der Liederdichter S. 411. und die Schrift: Einige Characterzüge aus dem Leben des Herrn Sebaſtian Friedr. Treſcho. Königsberg 1807.

**) Ein Jugendfreund Herders, der 1805 noch lebte, beſtätigt dieß, und fügt hinzu, daß Treſcho Herdern das Lichtbrennen zu ſeinen nächtlichen Studien mit Schimpfworten unterſagt habe.

Wie wenig ſich indeß die Wißbegierde des Knaben hemmen ließ, welche in Treſcho's Bibliothek ſtets neue Nahrung fand, *) geht aus Folgendem hervor.

»An einem Abend,« erzählt Treſcho, »da Herder mit brennendem Licht in ſeine Schlafkammer ging, empfand ich eine geheime Unruhe, ob er auch vergeſſen möchte, das Licht, wenn er ſich zu Bette gelegt hätte, auszulöſchen. Nach einer halben Stunde ſchlich ich mich in ſeine Kammer, und welcher Schrecken! Ich fand ihn, bis auf's Hemd entkleidet, auf dem Deckbett in

---

*) Er lernte dort unter andern ſeinen Landsmann Simon Dach kennen, den er ſehr hochſchätzte, und von dem er ſpäterhin einige Lieder, in ſeine Stimmen der Völker (Werke z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VIII. 493—98) aufnahm. Eben ſo las er dort zum erſten Mal Kleiſt's Werke. »Den edlen Geiſt,“ ſagt Herder von ihm, »das patriotiſch menſchliche Gemüth, das mitten unter Kriegesſcenen in dieſe Gedichte, wie in ein Aſylum floh, und jetzt darin, wie in einer zerſtückten Urne ſein ewiges Denkmal findet, wollen wir werth halten und lieben“ (Werke z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VII. 390).

tiefem Schlaf, um ihn herum eine Menge alter und neuer Bücher, zum Theil aufgeſchlagen, auf dem Fußboden liegen, und — in der Mitte derſelben das brennende Licht! Wie froh war ich, jedem möglichen Schaden zuvorkommen zu können! Ich durchſah die Bücher. Es waren meiſtens, ſo weit ich mich erinnere, griechiſche und lateiniſche Claſſiker, ſo wie mehrere deutſche Dichter. Ich löſchte das Licht aus, und ging zu Bette. Natürlich mußte mir hiebei die Ueberraſchung, was eigentlich für ein Geiſt in meinem lieben Herder athme, überaus angenehm, und doch zugleich kummervoll ſeyn. Die kleine Warnung, die ich ihm am Morgen wegen ſeiner Unvorſichtigkeit gab, war bald geendet. Auf die Frage, ob er fähig ſey, dieſe Bücher zu benutzen, antwortete er bloß einſylbig, daß er ſich Mühe gebe, ſie zu verſtehen. — Nun entdeckt' ich, daß ich ſtatt eines Mohrungſchen lateiniſchen Schülers einen Mann vor mir ſähe, der durchaus in eine ganz andere Entwicklungsſchule ſeines großen Geiſtes verſetzt werden müßte, wenn nicht eine Art von Geiſtesmord an ihm verübt, und ein Leben in ſeinen erſten Athemzügen erſtickt werden ſollte, welches zu großen Zwecken geſchaffen ſchien. — Ich beſchäftigte ihn von da an in ſeinen müßigen Stunden wenigſtens ſo, daß er Kenntniſſe erlangen konnte, die er vorher zu ſammeln keine Gelegenheit hatte. Alles von gedruckten und ungedruckten Sachen bei mir ſtand ihm frei zum Leſen.“ —

Herders Dichtertalent erwachte zuerſt im Jahr 1762. Die Veranlaſſung dazu erzählt Treſcho folgendermaaßen.

»Ich hatte ein Flugblatt, Geſchichte meines Herzens, an den Buchhändler Kanter in Königsberg zu ſchicken. Der junge Herder übernahm das Abſchreiben, Verſiegeln und Wegſchikken desſelben. Ein Paar Poſttage hernach ſchrieb mir Kanter: er habe in einem Paket ein Gedicht: An Cyrus, den Enkel Aſtyages,[*] voll Geiſt und Salbung gefunden, es ſogleich abgedruckt, und mit großem Beifall der Kenner ausgegeben. *) Und wer konnte dieſes anders ſeyn, als Herder! Er leugnete es nicht, ward roth und lächelte.

---

[*] Kaiſer Peter III., Enkel Peters des Großen. Der Stoff des Gedichts iſt die Zurückberufung einiger in Sibirien verhafteten Großen durch den Kaiſer.

Mehr als alle Hinderniſſe, die ſich ſeinem Wunſche zu ſtudiren entgegenſtellten, quälte Herdern die Beſorgniß, als Rekrut ausgehoben zu werden, da er nach der damaligen preußiſchen Militairverfaſſung cantonpflichtig war. Zwar hätte ihn ſeine kleine ſchmale Geſtalt nicht eben zum Soldaten empfehlen können, wozu noch ſein krankes Auge kam, **) und vielleicht war dies die Urſache, daß er, obgleich ſein Name in der Cantonsliſte eingezeichnet werden, bis zum achtzehnten Jahre nicht requirirt ward. Indeß ſchwebte er doch deshalb mehrere Jahre in Furcht und Beſorgniß, und auch hierin dürfte wohl ein Grund ſeines früher erwähnten ſcheuen Weſens zu ſuchen ſeyn. Seine Abneigung gegen den Militairſtand war entſchieden, und noch in ſpätern Jahren pflegte er, wenn ihm jener Jugendeindruck lebhaft vor die Seele trat, nur mit tiefem Unmuth und mit Bitterkeit des rothen Halsbandes zu gedenken, wie er die Halsbinde der preußiſchen Soldaten nannte. Wie viel gute Menſchen, ſagte er, ſind hiedurch zu Grunde gegangen, und wie hat dieſe militäriſche Einziehung jene armen Menſchen in Preußen in unbeſchreiblicher Furcht und Sklaverei niedergedrückt, in der ſie kaum über ſich ſebſt nachzudenken, oder von ſich etwas zu halten wagten.

---

*) Es erſchien zuerſt unter dem Titel: Geſang an Cyrus, aus dem Hebräiſchen überſetzt. St. Petersburg (Königsberg) 1762 4. ſpäterhin in Herders Werken z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. XV.

**) Herder hatte nämlich ſeit dem fünften Jahre eine Thränenfiſtel am rechten Auge.

Eins ſeiner früheſten Gedichte, der Säugling war in einer ſolchen Stimmung niedergeſchrieben. *)

In dieſem Zuſtande peinlicher Unruhe ereignete ſich ein Vorfall, der Herders Schickſal unerwartet eine andere Wendung gab.

Ein Regiment Ruſſen, das aus dem ſieben-

---

*) In Herders Gedichten Th. 1. und in d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. XV.

jährigen Kriege zurückkehrte, ſtand zu Mohrungen im Winterquartier. Der Regimentschirurgus pflegte Treſcho'n öfters zu beſuchen, weil er neben ſeinem eigentlichen Fache ſich gern über literäriſche Gegenſtände unterhalten mochte. *) Er fand ein Gefallen an Herdern, erkundigte ſich nach ſeinen Umſtänden, und äußerte, daß er ihn zu ſich nehmen wolle.

»Nachdem der Regimentschirurgus,« ſchreibt Herder, **) »ſich von meinen Kenntniſſen näher unterrichtet, und mich im Latein gut befunden, that er mir den Vorſchlag, er wolle mich nach Königsberg mitnehmen, mich die Chirurgie lehren, und mir für mein krankes Auge Hülfe leiſten. Dafür ſolle ich ihm, gleich nach unſrer Ankunſt daſelbſt, eine mediciniſche Abhandlung in's Latein überſetzen. Auch wolle er in der Folge, wenn ich mehr Luſt zur Medicin habe, mir dazu verhelfen, daß ich ſie in Petersburg unentgeldlich ſtudiren könne.» — **)

---

*) Ob er Schwarzerloh geheißen habe, wie Hr. Paſtor Puttlich in Herzogswalde meint, iſt nicht völlig erwieſen. Herdern ſelbſt war der Name entfallen; er erinnerte ſich nur, daß es ein Schwede geweſen ſey, und ein Mann von 30 bis 40 Jahren, der in Abo ſtudirt habe.

**) In einem Briefe an ſeine Braut vom 22. September 1770.

Herder, obgleich er eigentlich keine Neigung zur Chirurgie hatte, nahm doch dies Anerbieten inſofern mit lebhaftem Danke an, als es ihn ſeiner, in mehrfacher Hinſicht unerfreulichen und peinlichen Lage entriß, und reiſte im Sommer 1762 mit ſeinem Freunde von Mohrungen ab. Er hat ſeinen Geburtsort und ſeine Eltern nie wieder geſehen; aber wie er ihrer ſtets mit Liebe gedachte, ſo pflegte er ſich noch in ſpätern Jahren jenes biedern Mannes zu erinnern, den ihm die Verſehung in dem entſcheidendſten Momente ſeines Lebens, wie ein rettender Engel zugeſendet.

**) Dieſer Antrag muß im Frühling des Jahrs 1762 geſchehen ſeyn. Nach einer Stelle des eben erwähnten Briefes war der Regimentschirurgus ein Freund von Herders Eltern, worin wohl auch ein Grund jener Theilnahme an ihrem Sohne zu ſuchen iſt.

Wie wenig ſich indeß Herder zur Chirurgie qualificirte, zeigte ſich bald nach ſeiner Ankunft in Königsberg. Er ſank bei einer Section, zu der ihn der Regimentschirurgus mitnahm, vor Grauſen in Ohnmacht, und ähnliche Zufälle bedrohten ihn, wenn er ſpäterhin nur von chirurgiſchen Operationen ſprechen hörte.

In der ängſtlichſten Beſorgniß, was nun aus ihm werden ſolle, ſchloß er ſeinem früher erwähnten Schulfreunde Emmerich ſein Herz auf, der in Königsberg als Cantor an einer dortigen Kirche angeſtellt war, entdeckte ihm ſeinen Widerwillen gegen die Chirurgie, und ſeinen ſehnlichen Wunſch, ſich dem Studium der Theologie zu widmen. Durch Emmerich's Vermittlung gelangte Herder zum Examen, worin er zu allgemeiner Zufriedenheit beſtand, und als Student inſcribirt wurde.*)

---

*) Das gedruckte Zeugniß des Examens iſt vom 7. Auguſt 1762 datirt, und von dem Decan der theologiſchen Facultät, D. J. S. Bock unterſchrieben; die Matrikel iſt datirt vom 9. Auguſt mit der Unterſchrift von D. Langenhauſen, unter dem Prorectorat des M. D. Bohl.

Ungeachtet der Informationen, die **Emmerich** Herdern verſchaffte, und einiger Geſchenke wohlwollender Freunde aus **Mohrungen**, lebte er doch bis Oſtern 1763, wo er als Lehrer bei dem Collegium Fridericianum angeſtellt ward, in höchſt drückenden Verhältniſſen.

Demungeachtet fühlte er Muth genug in ſich, als er ſeinen Eltern die Veränderung ſeines Studiums meldete, hinzuzufügen: »daß er zu ſeinem weitern Unterhalt nichts verlange, und ſich durch eigenen Fleiß fortzuhelfen gedenke.« —

Daß übrigens der Regimentschirurgus ſeinen Entſchluß nicht billigen, und ihm auf alle mögliche Weiſe davon abzurathen ſuchen würde, war vorauszuſehen. Allein Herder blieb unbeweglich. Auch **Treſcho** war ſehr unzufrieden, und beſchuldigte ihn der Verſtellung.

Die Bekanntſchaft mit dem Buchhändler und Lotterie-Director **Kanter**,*) der ſchon durch

---

*) Nach einer Schilderung des Hr. Biſchofs **Borowsky** in **Königsberg** (in einem Briefe vom 14. Auguſt 1805) war **Kanter** von dem regſten Eifer zur Beförderung alles Guten belebt, die Aufnahme der Lite-

das früher erwähnte Gedicht **Cyrus** auf Herdern aufmerkſam geworden war, vergönnte dieſem den freien Gebrauch ſeines Buchladens, in dem er, ſo oft es irgend ſeine Zeit erlaubte, mehrere Stunden zu verweilen und die beſten Schriften zu leſen pflegte.

Herder hörte in Königsberg Dogmatik bei **Lilienthal**, Philologie bei **Kypke**, Logik, Metaphyſik, Moral, Mathematik und phyſiſche Geographie bei **Kant**, Phyſik bei **Teske**. Unter dieſen Lehrern waren ihm **Kant** und **Lilienthal** die liebſten. Der erſtere ließ ihn alle ſeine Vorleſungen unentgeldlich hören.*) Mündlichen Aeußerungen Herders zufolge hörte er **Kant** am liebſten über Aſtronomie, phyſiſche Geographie, überhaupt über die großen Geſetze der Natur ſprechen; weniger konnte er ſeiner Metaphyſik Geſchmack abgewinnen. Auch verbarg er ihm ſchon

---

ratur in ſeiner Vaterſtadt, und die Aufmunterung junger Leute lag ihm ganz beſonders am Herzen.

*) Herder beſuchte **Kants** Collegien zum erſten Male den 21. Auguſt 1762.

damals ſeine eigene Art zu denken und empfinden keineswegeſ. *)

Durch ſeine früher erwähnte Anſtellung als Lehrer an dem Collegium Fridericianum im Jahr 1763, deſſen Director Arnold, erſter Inſpector Schiffert, und zweiter Domſien war, verbeſſerten ſich Herders öconomiſche Umſtände um ſo mehr, da er zugleich als geborener Mohrunger das Reichsgräflich Dohnaiſche Stipendium genoß.

Herder war Lehrer bei der zweiten untern lateiniſchen Claſſe, der erſten hiſtoriſchen, der philoſophiſchen, der dritten mathematiſchen und der franzöſiſchen. Durch gründlichen Unterricht, **)

---

*) Noch deutlicher ſpricht er ſich darüber in einem ſpätern Briefe aus Riga v. J. 1767 aus, den wir, um uns nicht zu wiederholen, hier übergehen, da er an einem andern Orte eine ſchicklichere Stelle einnimmt.

**) „Jedermann war erſtaunt,“ heißt es in einem Briefe des Subinſpectors Thiele zu Königsberg, eines von Herders ehemaligen Mitſchülern, „daß ein ſo junger Mann ſo ſchnell den Unterricht in den obern Claſſen bekam, und wir Schüler bewunderten ſeine feurige, beredte Sprache, als der Inſpector ihn angewiſſenhafte Amtsführung und Pünktlichkeit erwarb er ſich die Achtung der Mitlehrer und die Liebe des größern Theils der Schüler. *)

Der Umgang mit mehrern gebildeten Familien Königsberg, zu denen Herder Zutritt hatte, trug viel dazu bei, ihm das ſchüchterne zurückgezogene Weſen zu benehmen, das ihm in der Jugend eigen war. Treſcho, der ihn im J. 1764 in Königsberg beſuchte, fand, wie er ſagt, »nur noch wenig Spuren von Scheu und Blödigkeit im Sprechen. — Umgang mit feinern Menſchen hatte mild und wohlthätig auf ihn gewirkt, daß er endlich für die große Welt gemacht da ſtand.« Etwas bedenklich fügt Treſcho hinzu: »Das junge Genie erhielt gleich anfangs beinahe zu viel Bewunderer und Schmeichler; doch Dank ſeiner Feſtigkeit, daß er nicht dadurch verderben ward.«

---

foderte, die öffentlichen Betſtunden zu halten, ein Amt, das ſonſt nur den ältern Lehrern zu Theil wurde.«

*) Die Trägen ſollen freilich, wie Herr Biſchof Borowsky erzählt, wegen des Fleißes und der Aufmerkſamkeit, die Herder verlangte, ihm nicht gewogen geweſen ſeyn.

Zu Herders Jugendfreunden gehörten Hartknoch, der ſpäterhin Buchhändler in Riga wurde, Wilpert, nachheriger Burgemeiſter in der eben genannten Stadt, der Kriegsrath Bock in Königsberg und vor allen Johann Georg Hamann. Mit dieſem genialen Sonderling,*) der ſich durch die reinſte Empfänglichkeit für alles Große und Schöne, durch Geiſt und Herz gleich auszeichnete, ſchloß Herder den innigſten Freundſchaftsbund. Ob er Hamann gleich nach ſeiner Ankunft in Königsberg, oder erſt ſpäter kennen gelernt habe, iſt nicht genau zu beſtimmen. Hamanns erſter Brief an Herdern iſt den 26. Juny 1764 von Lübek aus geſchrieben.**)

---

*) Eine intereſſante Schilderung Hamanns hat Goethe gegeben (Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Bd. III.; in den Werken Bd. XIX. S. 105 u. f.)

**) Er befindet ſich in Hamanns Schriften. Herausgegeben von Fr. Roth. Berlin 1822. Th. 5. S. 295 — 96. Hamanns Briefe an Herdern ſind alle ſorgfältig aufgehoben, und ein Theil derſelben bereits in der eben angeführten Ausgabe erſchienen.

Durch **Hamann**, der Herdern in der engliſchen Sprache Unterricht gab, wurde dieſer mit der engliſchen Literatur, und vorzüglich mit **Shakespeare** bekannt, den er unter allen dramatiſchen Dichtern am höchſten hielt. »Er ſteht,« ſagt er, *) »zwiſchen der alten und neuen Dichtkunſt, als ein Inbegriff beider da. Die Ritter- und Feenwelt, die ganze engliſche Geſchichte, und ſo manches andere intereſſante Märchen lag vor ihm aufgeſchlagen; er braucht, erzählt, handelt ſie ab, ſtellt ſie dar mit aller Lieblichkeit eines alten Novellen- und Fabeldichters. Seine Ritter und Helden, ſeine Könige und Stände treten in der ganzen Pracht ihrer und ſeiner Zeit vor, die in ſo manchen Geſinnungen, und dem ganzen Verhältniß der Stände gegen einander uns jetzt wie eine aus den Gräbern erſtehende Welt vorkommt. Wie oft müſſen wir über die wunderſame Einfalt und

---

Herders Briefe dagegen ſind bis auf wenige, aus früheſter Zeit herrührend, verloren gegangen.

*) In d. Werken z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VII. S. 366 — 67. Man vergleiche damit Bd. XII. S. 246 — 61.

Befangenheit jener Zeiten lächeln! In dem Allen iſt er ein darſtellender Minſtrel, der Perſonen, Auftritte, Zeiten gibt, wie ſie ſich ihm gaben und zu ſeinem Zweck dienten. Nun aber, wenn er in dieſen Scenen der alten Welt uns die Tiefen des menſchlichen Herzens eröffnet, und im wunderbarſten, jedoch durchaus characteriſtiſchen Ausdruck eine Philoſophie verträgt, die alle Stände und Verhältniſſe, alle Charactere und Situationen der Menſchheit beleuchtet, ſo milde beleuchtet, daß allenthalben das Licht aus ihnen ſelbſt zurückzuſtrahlen ſcheint: da iſt er nicht nur ein Dichter der neuern Zeit, ſondern ein Spiegel für theatraliſche Dichter aller Zeiten." —

Durch Herders Bekanntſchaft mit Oſſian *) und Percy's Reliques of Ancient English

---

*) „Ein Dichter, wie Oſſian," ſagt Herder, „voll Hoheit und Unſchuld in den Empfindungen, voll Scenen der Einfalt, Thätigkeit und Seligkeit des menſchlichen Lebens, muß gewiß auf eine gute Weiſe wirken, und allenthalben Herzen anregen, die noch jetzt in der alten ſchottiſchen Hütte zu leben wünſchen, und ſich ihre Häuſer zu ſolchen Hütten einweihn. (S. den

Poetry *) entwickelte ſich ſeine Liebe zu der Simplicität der *Volkslieder*, die er ſpäterhin aus verſchiedenen Sprachen in Ueberſetzungen und Bearbeitungen herausgab. **)

»Als mir vor mehrern Jahren,« ſagt er in der Vorrede, »die Reliques of Ancient English Poetry in die Hände fielen, freuten mich einzelne Stücke ſo ſehr, daß ich ſie zu überſetzen ſuchte und unſrer Mutterſprache, die jener an Cadenzen und lyriſchem Ausdruck auffallend ähnlich iſt, auch ähnlich gute Stücke wünſchte.« ***)

Was Herders früheſte Gedichte betrifft, ſo

Aufſatz: *Ueber Oſſian und die Lieder alter Völker*; zuerſt 1773 abgedruckt in den mit *Goethe* herausgegeb. *Blätter von deutſcher Art und Kunſt*, dann in d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VIII. S. 3.

*) Eine Sammlung altengliſcher Balladen von anerkanntem Werthe.

**) Unter dem Titel: *Stimmen der Völker in Liedern*, nehmen ſie den achten Band d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt ein.

***) Werke z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VIII. S. 39.

ſind nur einige derſelben in die ſpätere Sammlung *) aufgenommen worden, ſo unter andern der Geſang an Cyrus, das Gedicht über die Aſche Königsbergs, Andenken an meinen erſten Todten und Schlaf und Tod. Der Grund, warum man Gedichte, wie das: An meinen Genius, an die Mitternacht, Mitternachtsgeſicht meines Genius ausſchloß, iſt wohl in dem Stoff und der Form dieſer Stücke ſelbſt zu ſuchen, die theils dunkel und unverſtändlich ſind, theils etwas Seltſames und Prunkendes haben, und zugleich jene Anmuth und Leichtigkeit entbehren, die ſich in Herders ſpätern Gedichten zeigt, wiewohl er eigentlich den Reim nie liebte, und auch nicht beſonders glücklich darin war.

Das eben Geſagte wird ſich durch Mittheilung einiger Strophen des Gedichts: An meinen Genius. Am Geburtstage den 25. Auguſt **), beſtätigen.

---

*) Werke z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. XV u. XVI.

**) Vermuthlich 1762, als er durch den Regimentsarzt erlöſt wurde.

Du Einer! mir aus meines Herrn Erbarmen
In dieſe Wüſte mitgeſchenkt —
Freund! Engelsbruder! der mir Armen
Mein Herz als Mentor lenkt:

Der mir, dem Staubgebor'nen (ach, verglimmte!)
Zwei Aetherfunken eingeſtreut,
Und den ſein Loos der Nacht beſtimmte,
Der Unſchuldsruh' geweiht u ſ. w.

Mehr Leichtigkeit zeigt ſich in dem Gedicht: der Geliebte, das indeß bloße Parodie eines Andern iſt. *)

Den ich mir zum Freund erwähle,
Soll von männlich edler Seele,
Und von offner Stirne ſeyn.
Weiſer Anſtand, Witz im Scherze,
Rührt mein Herze
Nicht die Schaale Punſch allein.

Stutzer taugen nur zum Spielen,
Greiſe nur ſich abzukühlen,
Mädchen nur zur Frühlingsluſt;

---

*) Man ſehe das bekannte Gedicht von Uz: die Geliebte in deſſen poet. Werken. Leipzig 1768. Bd. I. S. 70.

Du, o Freundſchaft, ſollſt vor allen
Mir gefallen,
Du entzückeſt Haupt und Bruſt u. ſ. w.

Unter Herders Papieren hat ſich eine bedeutende Anzahl von poetiſchen Entwürfen aus ſeiner Jugendperiode gefunden; ſo unter andern der Anfang eines Lehrgedichtes über den Menſchen, der Baum, eine Dichtung in drei Idyllen, Taufgeſang der erſten Chriſten am Oſtertage, Oſtergeſang u. a. m.

Dieſe Verſuche ſowohl, als die Entwürfe zu eignen Ausarbeitungen einer Geſchichte der Dichtkunſt, des Liedes, des Trauerſpiels; mehrere philoſophiſche und theologiſche Abhandlungen, Pläne zu Predigten, und mannichfache Excerpte aus verſchiedenen Fächern der Literatur *) ſind wenigſtens

---

*) Hinſichtlich dieſer Excerpte, bemerkt Herr Kriegsrath Bock in Königsberg, der Herdern in den Jahren 1763 — 64 in Kants Vorleſungen kennen lernte, Folgendes in einem ſeiner Briefe: „Herder unterließ dies am wenigſten bei den Literaturbriefen, die ihn durch Inhalt und lebendigen Vortrag beſonders anzogen. Schon damals ging er mit

ehrwürdige Documente ſeines Fleißes und ſeiner vielſeitigen jugendlichen Thätigkeit.

Im Herbſt 1764 wurde Herder durch Hamanns Empfehlung an die Domſchule nach Riga berufen. *)

»Der dringende Inhalt des gegenwärtigen Briefes,« ſchreibt Hamann den 17. October 1764 an den eben erwähnten Rector Lindner, **) betrifft meinen Freund Herder, und

---

dem Vorſatz um, fragmentariſche Zuſätze zu dieſem Werk zu machen, und noch vor ſeiner Abreiſe nach Riga gab er mir einige Bemerkungen zu leſen, die ich nachher in den gedruckten Fragmenten zur deutſchen Literatur (W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. I und II.) wieder erkannte. — Herder hat übrigens die Vortheile ſolcher Auszüge ſelbſt empfohlen in ſ. dritten Schulrede. (W. z. Philoſ. u. Geſch. Bd. XII. S. 27.

*) Daß ihn Schlegel, Mitarbeiter am Collegio Fridericiano, oder nach andern Nachrichten der Rector der Domſchule, Lindner empfohlen habe, iſt ungegründet.

**) J. G. Hamanns Schriften. Herausgeg. von Fr. Roth. Berlin 1822. Th. 3. S. 302. Joh. Gott.

der Anfang iſt der zärtlichſte Dank für Ihre ſchon zuvorkommende Sorgfalt und Treue in dieſer Angelegenheit. — Bei einem ziemlichen Umfange hiſtoriſcher, philoſophiſcher und äſthetiſcher Einſichten, und einer großen Luſt, den fruchtbarſten Boden anzubauen, bei einer mehr als mittelmäſſigen Erfahrung in den Schularbeiten und einer ſehr glücklichen Leichtigkeit, ſich zu bequemen, und ſeine Gegenſtände zu behandeln, beſitzt er die jungfräuliche Seele eines Virgil, und die Reizbarkeit des Gefühls, welche mir den Umgang der Liefländer immer ſo angenehm gemacht hat. — Ich kann Sie, nach meinem beſten Gewiſſen, verſichern, daß Sie an dieſem liebenswürdigen Jüngling mit etwas triefenden Augen, ein Andenken bei Ihrer Schule hinterlaſſen werden, das Ihre Verdienſte um dieſelbe krönen wird. Beſchleunigen Sie ja die Ausfertigung ſeines Rufes, auch alles Uebrige zu ſeiner dortigen vortheilhaften

---

helf Lindner, aus Königsberg gebürtig, war vom Jahr 1755 — 65 Rector der Domſchule zu Riga, und ſtarb als Profeſſor zu Königsberg 1776.

Einrichtung, et serves animae dimidium meae.« —

Wie ſehr Herder ein ſolches Anerbieten zu ſchätzen wußte, zeigt folgende Stelle ſeines aus Riga den 16. Januar 1765 geſchriebenen Briefes: »Ich habe meine jetzige Lage Ihnen zu danken, und bei jedem Guten und Böſen erinnere ich mich alſo Ihrer, und zum Glück, daß es bisher meiſtens Gutes geweſen.« *) Herdern mußte übrigens eine Veränderung ſeiner Lage ſchon inſofern erwünſcht kommen, als ſie ihn von dem Kummer ablenkte, ſeinen Vater, der den 26. September 1763 geſtorben war, nie wieder geſehen zu haben.

Kurz vor ſeiner Abreiſe von Königsberg war er noch Zeuge der großen Feuersbrunſt, die dort den 11. November 1764 ausbrach, und einen beträchtlichen Theil der Stadt zerſtörte. **)

---

*) S. Hamanns Schriften. Th. III. S. 318.

**) In ſeinem Gedichte: Die Aſche Königsbergs (zuerſt Mitau 1764. 4. dann in d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. XV. S. 119.) ſchildert Herder den

Ehe Herder Königsberg verließ, wurde ihm von den Preußiſchen Militairbehörden der Eid abgefordert, zurückzukehren, falls er als Soldat requirirt würde. Ob er ihn wirklich abgelegt, iſt nicht völlig erwieſen. Nach ſpätern Aeußerungen des tiefſten Unwillens über dieſen Sklavenzwang zu ſchließen, mußte er es wahrſcheinlich thun. —

Da mit Herders Aufenthalt in Riga ſeine eigentliche Thätigkeit im Schul- und Lehrfache beginnt, ſo iſt es vielleicht hier nicht am unrechten Orte, gleichſam als abermalige Blüthe ſeines Rednertalents *) einige Stellen aus ſeiner Rede bei dem Sarge der Jungfrau Manna Margaretha Kanter **) hier folgen zu laſſen.

---

furchtbaren Eindruck, den dies Ereigniß in ſeiner Seele zurückließ.

*) Schon zu Anfange ſeines Aufenthalts in Königsberg hatte Herder den bereits früher erwähnten trefflichen Aufſatz: Der Redner Gottes geſchrieben. (in d. W. z. Theolog. u. Relig. Bd. X. S. 476 — 87.)

**) Der Schweſter des früher erwähnten Buchhändlers und Lotteriedirectors. — Die Rede wurde am 16. März 1764 gehalten.

»Wir gehn dem Tode entgegen,« ſagt Herder, »und verhüllen, wie Kinder, unſer Geſicht, ſeine Miene nicht eher zu ſehen, als wenn er uns ergreift; ſtoßen ſtets an's Grab, und öffnen unſre Augen nicht eher, als bis wir hineinſinken. Um das ungewiſſe Künftige, bis zur Thorheit und dem Grame bekümmert, achten wir nicht auf das gewiſſe Künftige, das unſern ganzen Zuſtand verändert. Wohl! So iſt auch dieſe Leiche für jeden, der Menſch und Jüngling iſt, der wichtigſte Anblick, und die Ausſicht an ihrem Grabe immer eine unvermeidliche Stadie unſrer Laufbahn. — Mit bebendem Fuße tretend Sie alſo mit mir an das Grab unſrer Mitſchweſter, wo auch unſer Aſchenkrug ruhen ſoll. Welche Ausſichten rings umher! Dieſſeits Dunkel und jenſeits Dunkel, und unter uns Kluft! — Mich faßt Schauder! — Doch verrauſche, Schauder der verzärtelten Menſchheit! Sammlet Euch, Bilder des Grabes, um mich; ich will es wagen, aus euch Züge der Ruhe hervorzufinden. Dein Nachtgewand, Grabesausſicht, ſoll erhabenes Vergnügen in mir erwecken, zu dem ſich ſanfte Beruhigung miſcht. —

So ſehen wir, wenn wir im Mittelpunkte ſchwarzer Gewitterwolken beben, ſich auch Sonnenſtrahlen zum Gnadenbogen durchbrechen u. ſ. w. So rede auch Du, Leiche, Weisheit in unſre Seele, und Zufriedenheit in die Welt unſres Herzens!» —

»Du Todeskelch der Vergeſſenheit,» heißt es an einer andern Stelle, »biſt die einzige Arzney für unſre Lebensübel, und Du frühes Grab für kommende Uebel, die beſte Ruhekammer. Noch ſchaudern wir vor dir! Schaudert wohl die Lerche nach durchſungnen heiterſten Tagen vor der Kluft, die ſie vor Winter und Tod verbirgt? Noch einmal ſo viele Tage lebe die Nachtigall, ſo erſtickt ihr Geſang von der Rauhigkeit des Winters. — Der Schmetterling, dem drei Tage ſein Lebensſäculum ſind, wo er alles verrichtet, was wir in unſerm ſiebenzig- und wenn's hoch kömmt, achtzigjährigen Tage kaum thun und thun ſollten — verliert er etwas von ſeinem Daſeyn, wenn er ſich einige Stunden eher einwebt? — Unſer Leben iſt ein Embryonenſtand, der durch die Geburt des Todes ſeinen Werth erhält, und die Vollendung der Rolle, die hier anfing, und in die der

Tod den Knoten ſchürzte, iſt der Zweck des ganzen Spiels. — O Grab! was kannſt Du einem Menſchen, einem Jünglinge ſagen? mir ſagen, einem Jünglinge in denſelben Jahren, der an dir Sterblichkeit und Leben lernen will u. ſ. w.»

Erſte Periode.

1764 bis 1769.

Mit Herders Aufenthalt in Riga beginnt nicht allein die erſte Periode ſeiner Thätigkeit im Lehr- und Predigerfache; auch ſeine erſten Schriften, denen er ſchnell einen bedeutenden Namen verdankte, fallen in dieſe Zeit. Wir werden ſie ſpäterhin weitläuftiger erwähnen.

Zu Ende November 1764 in Riga angelangt, ward Herder am 7. Dezember als Collaborator an der Domſchule eingeführt.*) Oeffentlich introducirt wurde er erſt im Juny 1765, und zwar zugleich mit dem nachherigen Superintendenten Schlegel zu Greifswalde, der damals das Rectorat an der Domſchule antrat.

---

*) In den Annalen des Stadtminiſteriums, vor dem ſich Herder d. 24. Februar 1765 einer theologiſchen Prüfung unterwerfen mußte, heißt es: „Eod. wird Hr. Herder über willkührliche Artikel der Theologie tentirt, und ward darin, wie in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache, wohl geübt befunden u. ſ. w. In ſeiner erſten Predigt am 15. März, über einen Abſchnitt aus der Leidensgeſchichte Jeſu, ſprach er von der Unſchuld Jeſu Chriſti.“ —

Ueber Herders treffliche Lehrmethode, über das humane Benehmen gegen ſeine Schüler gab es, zuverläſſigen Nachrichten zufolge, in Riga, nur Eine, ungetheilte Stimme des Beifalls. Dieß galt auch von ſeinen, mit glühender Begeiſterung gehaltenen und ächte Religioſität athmenden Predigten. Die Zahl ſeiner Zuhörer war, obgleich er dieſe Vorträge Nachmittags, und obendrein in der Vorſtadt hielt, immer ſehr bedeutend.

Um einen Begriff von dem zu geben, was ſo entſchieden auf Geiſt und Gemüth ſeiner Zuhörer wirken konnte, wählen wir eine Stelle aus einer Predigt, die er über die Unſterblichkeit der Seele hielt.

»Wir leben nicht für dieſe Welt allein. Es kommt der Augenblick, da alles von uns genommen wird, da unſre Freuden und Vergnügungen hinter uns ſind, da alle lachende Farben vor unſern Augen ſterben, da alles Glück und Hoheit der

Welt ſich in Thränen hüllt, da alle Lorbeere und Freudenkränze um unſer Haupt verwelken; es kommt die Zeit, da der Tod uns aus dem Schooße unſerer Freunde, und von dem Buſen unſerer Geliebten, und aus den Armen unſerer Kinder, und aus den Planen unſerer irdiſchen Hoffnungen herausreißen wird. O laſſet uns machen, daß wir nicht mit ſchwerem Herzen, mit Selbſtvorwürfen, mit Thränen in den Augen, mit Seufzern in der Bruſt, mit Blut an unſern Händen, mit Flekken in unſerer Seele weg müſſen! Wir wollen hier für unſre Seelen ſorgen, in ihren Boden Tugenden pflanzen: denn das bleibet uns, und ſoll ausgebildet werden. Mäßigkeit, Güte, Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Menſchlichkeit bleiben uns im Tode, und alle guten Werke folgen uns nach in die Ewigkeit." — *)

---

*) Folgende Anecdote verdient hier vielleicht eine Stelle. Herder wurde ſpäterhin von einem Factor der Hofmanniſchen Hofbuchhandlung zu Weimar, der mit ihm zugleich in Riga geweſen war, um einen Band ſeiner Predigten zum Verlag erſucht, doch

Eine ſorgenfreie Lage gönnte Herdern ganz den Pflichten ſeines Amts und der Liebe zu den Wiſſenſchaften zu leben. In Stunden der Muße hatte er ſtets einen Kreis auserwählter Freunde um ſich, zu denen Carl Wilpert (der nachherige Burgemeiſter) die Brüder Berens, *) die Familien Grave, Zuckerbecker, Schwarz, Buſch u. a. m. gehörten. In dem Hauſe von

---

vorzugsweiſe derienigen, die er in Riga gehalten habe. „Meine Predigten,“ ſagte Herder lächelnd zu einem Freunde, „waren freilich damals mit jugendlicher Phantaſie und Beredſamkeit ausgeſchmückt; dergleichen Blüthen und Blätter fallen nach und nach ab.“

*) Das Denkmal, das Herder dem Senator Chriſtoph Berens ſetzte, iſt aus den Briefen z. Beförderung d. Humanität (VI. 193) bekannt; es ſteht auch in d. Werk z. Philoſoph. u. Geſch. Bd. XI. S. 197. Ein Beweis, wie ſehr Herder an den patriotiſchen Geſinnungen der Bewohner Riga's Theil nahm, war die Rede, die er bei der Einweihung des neuen Rathhauſes im J. 1765 hielt: Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten? (Werke z. Philoſ. u. Geſch. Bd. XI. S. 8 u. f.)

Buſch und Hartknoch, mit dem er noch in Königsberg ſtudirt hatte, und der nachher, zum Theil auf Herders Anrathen, Buchhändler geworden war, verlebte er die glücklichſten Stunden. Es wurden gewöhnlich die neueſten Muſikalien auf dem Clavier geſpielt; auch pflegte Herder wohl aus irgend einem intereſſanten Werke etwas vorzuleſen, ſo unter andern handſchriftliche Fragmente aus der damals noch nicht gedruckten Meßiade oder einige von ihm überſetzte Stellen aus Yorick's sentimental journey, die damals noch nicht deutſch erſchienen war. *) Außerdem pflegte Herder ſeine Erholungsſtunden zu Spaziergängen in der umliegenden Gegend zu benutzen. Den Landſitz zu Grafenheide, Traſſenhof u. a. m. hat er in ſeinen Gedichten verherrlicht. **)

---

*) Erſt in den Jahren 1768 und 69 erſchienen Yorick's (Sterne's) empfindſame Reiſen zum erſten Male in einer Ueberſetzung von Bode zu Hamburg. Eine neuere lieferte Benzler (Leipzig 1801.)

**) Th. 1. S. 129. und an a. O. (W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. XV.)

Im Jahr 1766 wurde Herder in den Freimaurerorden aufgenommen, und genoß allgemeine Achtung unter den Mitgliedern. Daß durch dieſe Verbindung ſeine ſpätere Reiſe nach Frankreich erleichtert worden, iſt wenigſtens inſofern unerwieſen, als ſich in ſeinen Briefen auch nicht die geringſte Spur davon findet. Völlig grundlos aber iſt, glaubwürdigen Zeugniſſen zufolge, das Gerücht, daß er für ſein Werk: Die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts, ein Geſchenk von den Freimaurern bekommen habe. *)

---

*) Man wußte es ſogar ganz genau anzugeben, nämlich 400 Friedrichsd'or. — Es ließe ſich die Frage aufwerfen, warum Herder ſich ſpäterhin in Weimar nie als Freimaurer bekannt habe? Der Grund davon lag wohl anfangs in dem verfallenen Zuſtande der Loge, mit der er ſich, zumal als Meiſter vom Stuhl, nicht befaſſen mochte. Als ſpäterhin dieſer Grund wegfiel, fühlte er ſich als Illuminat ihr entfremdet, und in den letzten Jahren ſeines Lebens war ihm theils alles Geheimweſen zuwider, theils waren es ſeine äußern Verhältniſſe zu einzelnen Gliedern der Loge, die ihn derſelben abgeneigt machten. — Uebrigens ſind ſeine Geſpräche über Freimau-

Herders Wunſch, eine Predigerſtelle zu erhalten, erfüllte der Rath in **Riga** um ſo eher, da er ihn ungern verlieren mochte, und ſich gleichwohl für Herdern eine Ausſicht dargeboten hatte, **Riga** zu verlaſſen.

Er hatte nämlich im J. 1767 einen Ruf nach St. **Petersburg** erhalten, als Director der dortigen Petersſchule; ſchlug ihn indeß aus,*) da man ihn zum Adjunctus und Nachmittagsprediger an der in der Vorſtadt von **Riga** gelegenen **Gertrudenkirche** ernannte.**)

---

rerei in der **Adraſtea** nur der erſte Entwurf deſſen, was er, mehrmaligen Aeuſſerungen zufolge, nach einem größern Plane weiter ausführen wollte.

*) Der früher erwähnte Dichter **Willamow** kam an Herders Stelle dorthin.

) Das Examen über ein von ihm verfertigtes Schediasma: de Spiritu S. salutis humanae auctore, fand am 13. Juny 1767 ſtatt; den 10. July wurde Herder ordinirt, und am 16. u. 29. deſſelben Monats in zwei Kirchen (der **Jeſus- und **Gertrudenkirche**) von dem damaligen Oberpaſtor **von Eſſen** introducirt.

In dieſer Zeit trat Herder zum erſten Male als Schriftſteller auf eine ſehr bedeutende Weiſe auf. Der kräftige Umſchwung, den die deutſche Literatur, namentlich durch Leſſing, Winkelmann u. a. m. damals genommen, hatte Herdern begeiſtert. Wenn er indeß Leſſing unter den damaligen Critikern unbedingt den erſten Rang einräumte, ſo konnte er ſich doch mit den Literaturbriefen, obgleich er ſie im Ganzen ſchätzte, im Einzelnen nicht befreunden. Als Anhang dazu ließ Herder daher, ziemlich kühn, ohne ſich irgend einer herrſchenden Meinung oder Auctorität zu accomodiren, im J. 1767 ſeine Fragmente zur deutſchen Literatur erſcheinen.*) Dieſe mit der römiſchen und griechiſchen zu vergleichen, und auch die orientaliſche Literatur, die mit Herders Studien genau zuſammenhing, zu berückſichtigen, war der Hauptzweck, den er dabei vor Augen hatte. Daran ſchloſſen ſich Bemerkungen über Sprache und Sylbenmaaß.

Durch ſo manches treffende und geiſtreiche

---

*) In Herders W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. I. u. II.

Urtheil, das ſich in dieſen **Fragmenten** vorfand, durch die lebhaft ergreifende Darſtellungsgabe hatte Herder bald die Aufmerkſamkeit des Publikums entſchieden auf ſich gelenkt. Aber es geſellte ſich zu ſo manchen neuen und gewagten Behauptungen in jenem Werke noch ein ſcharf rügender, bitterer Tadel, der Herdern manches unfreundliche, ja hämiſche Urtheil zuzog,*) und zu den bekannten Streitigkeiten mit **Klotz** Anlaß gab.

»Die Schmähſchrift in der **Klotziſchen Bibliothek**,« ſchrieb **Hamann** aus **Königsberg** d. 13. März 1769 an Herder, »werden Sie vermuthlich geleſen haben. — Ich wünſchte Ihnen mehr wahre Liebe und wahren Ehrgeiz auf Ihre Talente. Letzterer allein würde Sie abge-

---

*) Man vergl. unter andern **Klotz**: **deutſche Biblioth. d. ſchön. Wiſſenſchaften.** Bd. I. St. 1. S. 161—180. St. 3. S. 60—70. St. 4. S. 177 u. f. Bd. III. St. 9. S. 119—138. — Zur Kenntniß **Klotzens** dienen, außer der Schilderung ſ. Lebens und Characters von C. R. **Hauſen** (Halle 1772) auch die **Briefe deutſch. Gelehrten an Herrn Klotz** (ebendaſ. 1773. 2 Theile.)

halten haben, ſich mit einem ſo kleinen Geiſt und offenbaren Marktſchreier, wie Klotz iſt, gemein zu machen.“ — *)

Die Heftigkeit, mit der Klotz Herdern angegriffen, und ihm unter andern gänzlichen Mangel an lateiniſcher und griechiſcher Sprachkenntniß vorgeworfen hatte, veranlaßte die Erſcheinung der kritiſchen Wälder in den Jahren 1768 und 69. **) Der leidenſchaftliche, ja wegwerfende Ton, der in dem zweiten und dritten Wäldchen, das gegen Klotz gerichtet iſt, herrſcht, wurde ziemlich allgemein gemißbilligt. Herder ſelbſt ſtimmte in ſpätern Jahren dieſer Anſicht bei. Er hatte öfters den Plan gefaßt, das Werk umzuarbeiten; es blieb indeß bei dem bloßen Vorſatz.*)

---

*) S. Hamanns Schriften. Herausgegeb. v. Fr. Roth. Th. III. S. 396.

**) Zu den vorzüglichſten Rezenſionen gehören die von Hamann (in d. Königsberg. Zeit. v. 6. Febr. 1769; auch in deſſen Schriften. Th. III. S. 429 — 32) und von Garve (in der N. Biblioth. d. ſchön. Wiſſenſch. Bd. IX. St. 1. S. 20 — 63. St. 2. S. 260 — 80). Ein ziemlich vollſtändiges und genaues Verzeichniß der über d. krit. Wälder erſchienenen Rezenſionen gibt Gadebuſch in ſ. livländiſchen Bibliothek. Riga 1777. Th. 2, womit Jördens Lexicon deutſcher Dichter u. Proſaiſten. Leipzig 1807. Bd. II. S. 572 zu vergleichen iſt.

Daß Herdern übrigens dergleichen Angriffe und Schmähungen reizen und empören mußten,**) war um ſo natürlicher, da er ſich ſelbſt der reinſten Abſichten bewußt war, zur Verbeſſerung der

---

*) In Betreff der Herderſchen Schriften verdient es hier vielleicht bemerkt zu werden, daß die Ueberſetzung von Voltaire's Philosophie de l'histoire par Bazin nicht von ihm herrührt, wie Henke behauptet (Kirchengeſchichte Th. VI. S. 276) und Erſch (in ſ. Handbuch. d. deutſch. Literatur. Bd. I. Abthl. 2. S. 4) nachſchreibt, ſondern von J. J. Harder. (Siehe Gadebuſch livländ. Bibliothek. Th. II. S. 7 und den Anhang zur Allgem. deutſch. Bibliothek. I—XII. S. 555.)

**) An Freunden und Vertheidigern fehlte es ihm indeß nicht. So ſchrieb unter andern Hamann d. 25. Septemb. 1768 aus Königsberg: „Leſſing hat ſich Ihrer brav angenommen." — (S. Hamanns Schriften. Th. III. S. 583.

Wiſſenſchaften und zur Veredlung des Geſchmackes nach beſten Kräften mitgewirkt zu haben.

Eine Folge dieſer mißmuthigen Stimmung war der Wunſch, Riga zu verlaſſen, der ſich damals lebhaft in ſeiner Seele regte. Es war nicht allein der Gebrauch einer großen Bibliothek, ſondern auch der Umgang mit eigentlich wiſſenſchaftlich gebildeten Leuten, den Herder dort längſt ſchmerzlich vermißt hatte. Wenigſtens geht dieß ziemlich deutlich aus einem Briefe an Hamann vom J. 1766 hervor, *) der uns außerdem einen tiefen Blick in Herders damalige Empfindungsweiſe geſtattet.

»Da ich immer mehr,« heißt es darin, »meine hieſige Situation, den Genius dieſes Ortes, und meine eigenen Projecte kennen lerne, ſo mehren ſich meine Arbeiten, meine Einſichten und meine Melancholien. Es iſt ein elend jämmerlich Ding um das Leben eines Literatus, inſonderheit in einem Kaufmannsorte. Ein Prophet ſagt wohl freilich immer: dieß iſt die Laſt über Tyrus —

---

*) In deſſen Schriften. Th. III.

aber dazu wird auch wirklich die Myopie eines Philoſophen erfodert, um dieſe Laſt nicht zu ſehen. Ich ſuche alſo mein Amt abzuwarten, und nicht zu ſingen, ſondern zu arbeiten.» —

»Die Anmerkungen, die Sie über meine Schreibart ſäen, ſollen auf ein gutes Land fallen; nur hören Sie, was ich dagegen habe. Ich weiß, Sie nehmen das Wort Styl ſo wie Winkelmann das Wort Geſchichte nehmen will, und darauf antworte ich, wenn man von ſich ſelbſt urtheilen kann, oder ſoll, oder will: Ich ſelbſt bin noch immer unreif, ein pomum praecox, zu einem Amte, zu einer Schulſtelle, zu einem geſetzten Umgang und Styl. Meine ganze Bildung gehört zu der widernatürlichen, die uns zu Lehrern macht, da wir Schüler ſeyn ſollten. Haben Sie Mitleiden mit mir, beſter Freund, daß mich das Schickſal in einem pedantiſchen Mohrungen hat geboren werden laſſen; daß ein einſeitiger Treſcho meinen erſten Funken weckte; daß ich in Königsberg mit dem Scepter des korinthiſchen Dionys mir meine Gelegenheit zum ſtudiren habe erwuchern müſſen. Hätt' ich, außer einem Kant, noch Pedanten hören können, die meine Hitze abkühlen, und mir Schulmethode hätten lehren ſollen; hätt' ich durch den Umgang mir den Weltton angewöhnen können; hätt' ich mehr Uniformes mit der Univerſität und dem Gros meines Stabes angenommen — ſo würd' ich vielleicht anders denken, aber auch nicht daſſelbe denken. Ein ſiebenmonathlicher Embryo muß viele Nachbildung und Wartung haben, ehe er ſich zur Luft der Menſchen gewöhnt, und ich geſtehe gern, daß ich das Phlegma eines homme d'esprit noch gar nicht mit dem Enthuſiasmus des Genies zu verbinden weiß.« —

»Meine Studien ſind wie Zweige, die durch ein Ungewitter mit einmal ausgetrieben werden. Aber wiſſen Sie auch, daß ich noch nicht im Alter der Reife, ſondern der Blüthe bin? Eine jede hält eine ganze Frucht in ſich; aber viele fallen freilich auf die Erde. Wollen Sie an einem jungen Baume lieber abſchneiden, oder einpfropfen? Spornen Sie mich alſo an, vieles zu entwerfen, aber nichts als Autor für die Ewigkeit ausführen zu wollen; *) es kommen immer Jahre, da unſere Augen nicht mehr zeichnen, ſondern ausmalen.»

Hamanns Vorſchlag, daß Herder das Amt eines Erziehers in einer adlichen Familie in Liefland annehmen möge, ſchien dieſem, nach einem Ende November 1766, geſchriebenen Briefe, nicht räthlich.

»Ich danke Ihnen,» heißt es darin, »von ganzem Herzen für den Antheil, den Sie an meinem Mißvergnügen nehmen, und fühle in dieſem Augenblicke recht ſehr, was es heißt einen wahren Freund haben. — Aber — wer nicht vorwärts geht, geht zurück, lieber Hamann. Dieſe Warnung verbeut mir eine Veränderung, die Sie mir mit ſo vielem freundſchaftlichen Eifer empfehlen.

---

*) „Sich irgend ein Feld wählen,“ heiß [illegible] em Briefe **Hamanns** vom 9. April 17 [illegible] mit Treue, und ohne Leidenſchaft und Heftigkeit bearbeiten, das iſt der einzige logogryphiſche Rath, den ich Ihnen geben kann, wenn Sie Ihre Ruhe und Zufriedenheit, und den Genuß des Lebens lieben und alten Scheingütern und Projekten vorziehen.“ —

Ich nehme mir alsdann muthwilliger Weiſe das einzige Gut, das ich habe: Freiheit und Unabhängigkeit, welches ich zu jeder Zeit ſo hoch geſchätzt, daß ich, ungeachtet aller drückenden Bedürfniſſe auf der Academie, doch vor jedem Privatengagement gezittert. — Ich weiß, was man mir hierauf antworten kann; allein eine Empfindung, die ſo tief eingewurzelt iſt, ſollte ſie auch Vorurtheil ſeyn, läßt ſich nicht durch eine Induction heben, die doch ſelbſt blos wahrſcheinlich und trüglich bleibt. Hier bin ich doch wenigſtens feſt und ſicher, wenn nicht unter dem Schatten des reichen Fruchtbaums, ſo doch des friedlichen Ahorns. Hier hängt mein Beifall von Vielen ab, dort von einem Einzigen, und meine Zufriedenheit iſt ſo viel unſicherer. — Alſo, noch ein Jahr will ich warten. Drei Jahre hab' ich mir und Riga verſprochen, die will ich halten.

Der lebhafte Antheil des Publikums an den Fragmenten hatte indeß eine neue Auflage nöthig gemacht. »Sie meldeten mir,» ſchrieb Hamann den 29. November 1767 an Herdern, »vor einiger Zeit eine neue Auflage Ihrer Fragmente, und baten mich etwas dazu beizutragen. Sie liegen ſeit einigen Wochen vor meinen Augen, und ich machte auch eines Abends einen Anfang, ſelbige noch einmal durchzuleſen. — Nach dem augenblicklichen Verſuche zu urtheilen, kam mir Ihr Buch ganz neu vor, und ich las es mit mehr Bewunderung, als ſich für einen Critiker ſchickt, den ich doch Ihnen zu Gefallen vorſtellen ſollte. Ich glaube alſo, daß Ihnen mein Beitrag ſehr entbehrlich ſeyn wird, um ihre neue Auflage des allgemeinen Beifalls würdiger zu machen.» *)

»Ueber einen großen Theil der neueſten Literatur,» heißt es in einer andern Stelle von Hamanns damaligen Briefen, **) »kann ich kein judex competens ſeyn, und was die Proſodie betrifft, bin ich in gleicher Verdammung. Den übrigen Artikel der Sprache find' ich nach Wunſch detaillirt; einige Punkte in ein eben ſo gutes philoſophiſches, als äſthetiſches Licht geſetzt. — Es ſind noch einige übelgegattete und zuſammengewachſene Wörter übrig geblieben, z. B. Natur-Genie. Auch iſt der Styl an einigen Orten zu pètillant, und die periodiſche Form durch Fragen, Ausrufungen, Interjectionen gar zu zerriſſen. — Ich hab' Ihnen, liebſter Freund, ſchon mehr geſagt, als ich verſtehe und berechtigt bin. Die Durchleſung Ihrer Handſchrift hat mir heute wenigſtens eine angenehme Stunde gemacht, indem ich alte verblichene Begriffe wieder in mir aufleben fühlte.*

---

*) S. Hamanns Schriften. Th. III. S. 375.

**) Am a. O. S. 360.

Die neue Auflage der Fragmente war im J. 1768 zu Stande gekommen, doch auf Herders Wunſch kein einziges Exemplar verſandt werden, wozu unter andern Urſachen, auch vielleicht eine Rezenſion im 3. Theil der Klotziſchen Bibliothek beitragen mochte, die noch vor Vollendung des Drucks der Fragmente erſchienen war. Längſt der Angriffe von Seiten Klotzens und ſeiner Anhänger überdrüßig, war Herder feſt entſchloſſen, dieſem unwürdigen Kampf zu entſagen. *)

---

*) Einige Worte von Herdern als Vertheidigung, und zwar die letzten, finden ſich in der Berliner priv.

In dieſe Zeit fällt auch Herders Denkmal auf Thomas Abt. *)

Ein Plan, der ihn ſeit einiger Zeit anhaltend beſchäftigt hatte, kam im J. 1769 zur Ausführung. Es war eine Reiſe ins Ausland, durch die er ſeinem Geiſte eine andere Richtung geben, und ſeinen beſchränkten Wirkungskreis erweitern wollte. Es lag in Herders Plan, Frankreich,

---

Zeitung v. J. 1767. No. 154. Eine Anecdote aus Herders ſpäterem Leben verdient hier vielleicht eine Stelle. Im J. 1782. trat ein ärmlich gekleideter Reiſender zu Herdern in's Zimmer und bat um eine Unterſtützung. Auf Herders Frage nach ſeinem Namen, nannte er ſich — Kloß. Es war wirklich ein Sohn ſeines ehemaligen Gegners. Herder gab ihm ein Goldſtück und wandte ſich ab, um ſeine tieſe Rührung zu verbergen.

*) Ueber Thomas Abt's Schriften, der Torſo von einem Denkmale an ſeinem Grabe errichtet. Erſtes Stück (Riga) 1768. 4. Man vergl. Kloß deutſche Bibliothek. Bd. II. St. 5. S. 52 — 61 und den Anhang zu Bd. I — XII der allgem. deutſch. Bibliothek.

Holland, England und Deutſchland, wo möglich auch Italien kennen zu lernen, und bereichert an Kenntniſſen, bei ſeiner Rückkehr nach Riga durch das Wohlwollen der dortigen Regierung und ſeinen Gönner, den Herrn von Campenhauſen unterſtützt, ein Erziehungsinſtitut zu errichten. Zur Ausführung dieſes Plans waren ihm ſeine Freunde in Riga, vorzüglich Hartknoch, durch thätige Unterſtützung ſehr behülflich.

»Ein großer Theil unſrer Lebensbegebenheiten," ſchreibt Herder, *) »hängt vom Wurf, von Zufällen ab. So kam ich nach Riga, ſo in mein geiſtliches Amt, und ſo ging ich auf Rei-

---

*) In ſeinem Reiſejournal v. J. 1769. Unter dieſer Ueberſchrift iſt eine Handſchrift Herders von 72 enggeſchriebenen Quartſeiten vorhanden, an der das Ende und einige Bogen in der Mitte fehlen. Einiges daraus iſt in dem Anhange zu den Schulreden (S. Herders Werke z. Philoſ. u. Geſch. Bd. XII. S. 269 — 98) gedruckt worden; anderes hat er ſelbſt in ſeinen ſpätern Werken bearbeitet und herausgegeben, unter andern in der Adraſtea. — Das Journal wurde übrigens großentheils zu Nantes niedergeſchrieben.

ſen. Ich gefiel mir nicht als Geſellſchafter weder in dem Kreiſe, wo ich war, noch in der Ausſchließung, die ich mir gegeben hatte. Ich gefiel mir nicht als Schullehrer; die Sphäre war mir zu enge, zu fremd, zu unpaſſend, und ich für ſie zu weit, zu fremd, zu beſchäftigt. Ich gefiel mir nicht als Bürger, da meine häusliche Lebensart Einſchränkungen, wenig weſentlichen Nutzen und eine träge Ruhe hatte. Am wenigſten endlich als Autor, *) wo ich ein Gerücht erregt hatte, das meinem Stande eben ſo nachtheilig, als meiner Perſon empfindlich war. Muth und Kräfte genug hatte ich nicht, alle dieſe Miß-Situationen zu zerſtören, und mich ganz in eine andere Laufbahn hineinzuſchwingen. Ich mußte alſo reiſen.« —

»Wie viel hab' ich zu lernen,« heißt es an einer andern Stelle des erwähnten Journals, »mich ſelbſt zu zwingen, um nachher Einer ſeyn zu können, der Frankreich, England, Italien, Deutſch-

---

*) In Bezug auf die Fragmente und kritiſchen Wälder.

land genoſſen hat, und als ſolcher erſcheinen darf! Und kann ich als ſolcher erſcheinen, was hab' ich in Liefland als Prediger für Vorzüge und Geltungsrechte?» —

Zu den Beweggründen ſeiner Reiſe ſcheinen ſich bei Herdern wenigſtens theilweiſe auch die widrigen Geſinnungen der damaligen Geiſtlichkeit geſellt zu haben. Wenigſtens erhellt dies aus folgender Stelle eines ſeiner ſpätern Briefe: *)

»Ich beſaß in Riga in kurzer Zeit die Liebe der Stadt, die Freundſchaft dreier der würdigſten Männer, die ich kenne, die Hochachtung der originellſten Köpfe, die mir in meinem Leben aufgeſtoßen ſind, und von denen und ihrem wunderbaren Zutrauen ich Bücher ſchreiben könnte; auf der andern Seite den Haß mehrerer Geiſtlichen, ohne daß ſie doch gegen mich einen Finger regen wollten oder konnten, und — den ſcheelen Neid einiger kriechenden Geſchöpfe. — Geliebt von Stadt und Gemeine, angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die

---

*) Vom 22. September 1770.

mich für ihren Chriſtus hielten; der Günſtling des Gouvernements und der Ritterſchaft, die mich zu großen Ab- und Ausſichten beſtimmten, ging ich demungeachtet vom Gipfel dieſes Beifalls, taub zu allen Vorſchlägen, *) unter Thränen Aller, die mich kannten, weg, da mir mein Genius unwiderſtehlich zurief: Nutze Deine Jahre und blicke in die Welt! Und noch hat es mich keinen Augenblick gereut.“ —

Herder hatte den 5. May 1769 den Rath zu Riga um die Entlaſſung von ſeinen Aemtern erſucht, die er, nach mehrmaligen Verſuchen, ihn von ſeinem Entſchluſſe abzubringen, am 9. May deſſelben Jahres erhielt. **)

---

*) Herders Freund, Georg Berens hatte ſich noch am letzten Tage vergeblich bemüht, ihn zurückzuhalten.

**) In dem Entlaſſungsſchreiben des Rathes vom 8. May 1769 heißt es ausdrücklich: „Es wird dem Herrn Paſtor Adjunktus und Collaborator J. G. Herder in ſeinem Geſuche gefüget, derſelbe ſeiner, bisher mit Ruhm und beſtem Beifall bekleideten Aemter, angeführter Urſachen halber, entlaſſen; ihm zu ſeiner vorhabenden Reiſe und künftigen Unternehmungen alles

Am 17. May hielt Herder ſeine Abſchiedspredigt, und reiſte am 24ſten aus Riga ab, worauf er in Begleitung ſeines Freundes Guſtav Berens ſich nach Nantes in Frankreich einſchiffte.

Riga und ſeine dortigen Freunde hat er nie wiedergeſehen, aber ihnen in der Ode: »Sieh, Freund, da fliehn ſie hin im Ungewitter,« ein ſchönes Denkmal geſetzt.

Einige Auszüge aus Herders Briefen an Hartknoch und deſſen Gattin, die ihn auf die

---

Glück und des Höchſten Beiſtand angewünſchet, wornächſt derſelbe in Abſicht ſeiner vorzüglichen Geſellſchaft ſich auch in ſeiner Abweſenheit der fernern Wohlgewogenheit Eines Wohledlen Raths verſichert halten kann.“ (Unterzeichnet von Anton Bulmerinca, Oberſecretair.) — Es iſt daher falſch, wenn Gadebuſch in ſ. livländ. Bibliothek (Th. 2. S. 45) ſagt: „Herder gerieth auf den Gedanken, eine langwierige gelehrte Reiſe vorzunehmen; als er deßhalb beim Rathe die Erlaubniß ſuchte, gab man ihm kurz und gut ſeinen Abſchied. So ſehr hatten ſich die guten Geſinnungen geändert!“

Rhede hinaus bis an den Bord des Schiffes begleiteten, mögen dieſe Periode beſchließen.

»Viel Glück, liebe Freundin,» ſchrieb Herder an Madame Hartknoch, »zu Ihrer ſtürmiſch-ſchönen Rückfahrt geſtern Abends. Ich glaube, Sie haben Ihr Lebelang nicht ein ſolches Ungewitter auf einer Seefahrt zum bloßen Vergnügen erlebt — und das meinetwegen! Wie ſehr muß ich mich als eine Beſonderheit des Himmels anſehen, da bei meiner Abreiſe ſo viel Zeichen und Wunder geſchehen. Am Tage, da Venus durch die Sonne ging, am Tage, da Sonnenfinſterniß war, am Tage, da ein großes Ungewitter meine Freunde taufte — ſehen Sie, das war die Zeit, da es nach ihrem Briefe hieß: Der Paſtor will morgen wegreiſen, wir befinden uns dabei recht wohl. Aber eben, weil Sie ſich geſtern nicht wohl befunden, ſo freu' ich mich, daß Ihr Brief widerlegt iſt. Ein andermal ſchreiben Sie nicht ſo ehrenrührige Sachen, ſo wird kein Ungewitter in Ihren Eingeweiden und auf der See ſeyn. Indeſſen hoff' ich, daß Sie ſo hübſch gebadet und getauft, deſto froher wieder zu Ihren Kleinen werden zurückgekommen ſeyn, und wenn ich einmal wiederkomme, niemals wünſchen werden, mir das Geleite zu geben. Das Uebrige leſen Sie aus den Briefen, die ich an Ihren Mann und ihren Einwohner und Freund Wilpert ſchreibe. Leben Sie wohl, liebſte Freundin, und bleiben Sie mir gewogen. Nehmen Sie von der Grenze der Düna nochmals meinen Abſchied und meinen ergebenſten Dank für Ihre bewieſene Freundſchaft.» —

»Wir liegen noch vor Anker,» heißt es in einem Briefe an Hartknoch, »und genießen in Geſellſchaft meines Reiſegefährten alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, die man hat und ſich macht, um ſich zur eigentlichen Seefahrt zu bereiten. Das vini somnique klingt nicht vergebens, verſteht ſich, und wenn Horaz dies zum Vorbeercharacter eines Philoſophen macht, ſo ſind wir in unſrer Cajüte und unſern Schlafmützen die größten Philoſophen von der Welt. — Jetzt bin ich ein Jonas im Bauche des Schiffes den zweiten Tag; ich hoffe, daß nicht über die volle Zahl vergehen dürfe, ehe unſer Wallfiſch mindeſtens in Bewegung kommt, und dabei bewegt ſich doch ſchon immer die Seele mit, die jetzt noch vor Anker liegt.»

Zweite Periode.

1769 — 1771.

Der große herrliche Anblick der offnen See, auf der ſich Herder ſeit dem 5. Juny 1769 mit ſeinem Freunde Guſtav Berens befand, ließ einen tiefen, bleibenden Eindruck in ſeiner Seele zurück. Vergangenheit und Zukunft ging an ihm vorüber, und in dieſer Stimmung dichtete er das treffliche Lied: Der Genius der Zukunft. *)

»Was gibt ein Schiff,» ſagt Herder, **) »das zwiſchen Himmel und Meer ſchwebt, nicht für eine weite Sphäre zu denken! Alles gibt hier dem Gedanken Flügel und Bewegung und weiten Luftkreis! Auf der Erde iſt man an einen todten

---

*) In Herders Gedichten. Th. 1. S. 144 u. in d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Th. XV.

**) In ſeinem oben erwähnten Reiſejournal.

Punkt angeheftet, und in den engen Kreis einer Situation eingeſchloſſen. — Wie klein und eingeſchränkt wird da Leben, Ehre, Achtung, Wunſch, Furcht, Haß, Abneigung, Liebe, Freundſchaft, Luſt zu lernen, Beſchäftigung, Neigung — wie enge und eingeſchränkt endlich der ganze Geiſt! — Nun trete man mit einem Male heraus, oder vielmehr ohne Bücher, Schriften, Beſchäftigung und homogene Geſellſchaft werde man herausgeworfen — welch eine andere Ausſicht! Wo iſt das feſte Land, auf dem ich ſo feſt ſtand, und die kleine Kanzel und der Lehrſtuhl und das Catheder, worauf ich mich brüſtete? Wo ſind die, vor denen ich mich fürchtete, und die ich liebte? — O Seele, wie wird's dir ſeyn, wenn du aus dieſer Welt hinaustrittſt? Der enge, feſte, eingeſchränkte Mittelpunkt iſt verſchwunden; du flatterſt in den Lüften, oder ſchwimmſt auf einem Meere — die Welt verſchwindet dir — iſt unter dir verſchwunden!»

Auch Herders religiöſes Gefühl ſpricht ſich bei der Betrachtung des Seelebens einige Male ſehr lebhaft aus.

»Die Schiffsleute,« ſagt er, *) »ſind immer ein Volk, das am Aberglauben und Wunderbaren für andere hängt. Da ſie genöthigt ſind, auf Wind und Wetter, auf kleine Zeichen und Vorboten Acht zu geben, da ihr Schickſal von Phänomenen in der Höhe abhängt, ſo gibt dies ſchon Anlaß genug auf Zeichen und Vorboten zu merken, und alſo eine Art von ehrerbietiger Anſtaunung und Zeichenforſchung. Da nun dieſe Sachen äußerſt wichtig ſind; da Tod und Leben daran hängt: welcher Menſch wird im Sturm einer fürchterlich dunkeln Nacht, im Ungewitter, an Oertern, wo überall der blaſſe Tod wohnt, nicht beten? Wo menſchliche Hülfe aufhört, ſetzt der Menſch immer, ſich ſelbſt wenigſtens zum Troſt, göttliche Hülfe, und Der unwiſſende Menſch zumal, der von zehn Phänomenen der Natur nur das zehnte als natürlich einſieht; den alsdann das Zufällige, das Plötzliche, das Erſtaunende, das Unvermeidliche ſchreckt — o der glaubt und betet gewiß! — Die ganze Schiffsſprache, das Auf-

---

*) A. a. O.

wecken, Stunden-Abſagen iſt daher in frommen Ausdrücken.« —

Herder ſchiffte Curland, Preußen, Schweden, Dänemark, Jüttland, Schettland, Holland, England und die Niederlande vorbei, nach Frankreich. Am 17. Juny befand er ſich vor Copenhagen; am 19. bei Helſingör.

»Als eine Reiſe nach England noch in meiner Seele lebte,« ſagt Herder, *) »o Freund, Sie wiſſen nicht, wie ſehr ich damals auch auf die Schotten rechnete! Ein Blick, dacht' ich, auf den öffentlichen Geiſt, und die Schaubühne, und das ganze lebende Schauſpiel des engliſchen Volks, um im Ganzen die Ideen mir aufzuklären, die ſich im Kopf eines Ausländers in Geſchichte, Philoſophie, Politik und Sonderbarkeiten dieſer wunderbaren Nation ſo dunkel und ſonderbar zu bilden und zu verwirren pflegen. Alsdann die größte Abwechslung des Schauſpiels, zu den Schotten! zu

---

*) In dem Aufſatz: Ueber Oſſian und die Lieder alter Völker (in den Blättern von deutſch. Art und Kunſt, 1773 und in d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VIII. S. 14 u. f.)

Macpherſon! Da will ich die Geſänge eines lebenden Volks lebendig hören, ſie in alle der Wirkung ſehen, die ſie machen; die Oerter ſehen, die allenthalben in den Gedichten leben; die Reſte dieſer alten Welt in ihren Sitten ſtudiren! eine Zeitlang ein alter Caledonier werden -- und dann nach England zurück, um die Monumente ihrer Literatur, ihre zuſammengeſchleppten Kunſtwerke und das Detail ihres Characters mehr zu kennen. — Wie freut' ich mich auf den Plan! Und als Ueberſetzer hatt' ich gewiß auf andern Wegen ähnliche Schritte thun wollen, die jetzt — nicht gethan ſind.» —

»Oſſian hab' ich in Situationen geleſen, wo ihn die meiſten, immer in bürgerlichen Geſchäften, und Sitten und Vergnügen zerſtreuten Leſer, als blos amüſante abgebrochene Lectüre, kaum leſen können. Sie wiſſen das Abentheuer meiner Schifffahrt; aber nie können Sie ſich die Wirkung einer ſolchen etwas langen Schifffahrt denken, wie man ſie fühlt. Auf einmal aus Geſchäften, Tumult und Rangespoſſen der bürgerlichen Welt, aus dem Lehnſtuhl des Gelehrten und vom weichen Sopha der Geſellſchaften weggeworfen, ohne Zerſtreuungen, Bücherſäle, gelehrte und ungelehrte Zeitungen, über Einem Brette, auf offnem, allweitem Meere, in einem kleinen Staat von Menſchen, die ſtrengere Geſetze haben, als die Republik Lykurgs, mitten im Schauſpiel einer ganz andern, lebenden und webenden Natur, zwiſchen Abgrund und Himmel ſchwebend, täglich mit denſelben endloſen Elementen umgeben, und dann und wann nur auf eine neue Wolke, auf eine ideale Weltgegend merkend — nun die Lieder und Thaten der alten Skalden in der Hand, ganz die Seele damit erfüllt, an den Orten, da ſie geſchahen — hier die Klippen Olaus vorbei, von denen ſo viele Wundergeſchichten lauten — dort dem Eilande gegenüber, das jene Zauberroſe mit ihren vier mächtigen ſternebeſtirnten Stieren abpflügte, „das Meer ſchlug, wie Platzregen, in die Lüfte empor, und wo ſich, ihren ſchweren Pflug ziehend, die Stiere wandten, glänzten acht Sterne vor ihrem Haupte“ über dem Sandlande hin, wo vormals Skalden und Vikinge mit Schwerdt und Liede auf ihren Reiſen des Erdgürtels (Schiffen) das Meer durchwandelten; jetzt von fern die Küſten vorbei, da Fingals Thaten geſchahen, und Oſſians Lieder Wehmuth ſangen, unter eben dem Weben der Luft, in der Welt, der Stille — glauben Sie, da laſſen ſich Skalden und Barden anders leſen, als neben dem Catheder des Profeſſors. Die Geſchichte Uthals und Ninathoma *) im Anblick der Inſel, da ſie geſchahe; wenigſtens für mich ſinnlichen Menſchen haben ſolche ſinnliche Situationen ſo viel Wirkung. Und das Gefühl der Nacht iſt noch in mir, da ich auf ſcheiterndem Schiffe, das kein Sturm und keine Fluth mehr bewegte, **) mit Meer beſpült, und mit Mitternachtswind umſchauert, Fingal las und Morgen hoffte.« —

»Morgen ſind wir vierzehn Tage aus Riga,« ſchrieb Herder an ſeinen Freund, den Buchhändler Hartknoch, »und jetzt der Inſel Meene nahe. Schöne Abende und Tage, und oft eine ſpiegelglatte, helle See; dabei aber langſame Fahrt — das iſt in kurzem unſere Reiſe. Und anderthalb Tage Uebelkeiten, oder vielmehr nur ein Vorſchmack von Uebelkeit, will nichts ſagen. Es fehlt alſo zu meiner Reiſe, da ich einen vortrefflichen Reiſegefährten und guten Wein und ſtilles Wetter habe, nichts als —

---

*) In dem Gedicht Berrathon. (The Poems of Ossian. London 1790. Vol. II. P. 191 — 210. deutsch von Stolberg. Hamb. 1806. 3 Bd.

**) Dies bezieht ſich auf einen Vorfall, den wir ſpäterhin mittheilen werden.

— ſcherzende Delphinen
Und Meerpferd' unter ihnen.

Die Briefe, die an mich aus Deutſchland gekommen, ſenden Sie mir nach, und geben mir übrigens von dem Nachricht, was die Klotziſchen ſieben Journale künftig über mich belieben werden, und was dieſe Urtheile und Pasquille in Riga für Eindruck machen. Ich wünſchte ſehr zu meiner Reiſe Klopſtock's Meßias, Lieder, Hermanns Schlacht, *) Michaelis, Hiob **)

---

*) S. deßen Werke. Leipzig 1798. Bd. III — VI, Bd. VII u. VIII.

**) „Was ſoll ich ſagen über ein Buch, deßen Ausſicht mir bald wie der beſtirnte Himmel, bald wie der

u. a. gehabt zu haben, die mir jetzt, wenn ich nicht nach Copenhagen gehe,*) nur zu ſpät in die Hand kommen werden. Ich bin, wie ein Betäubter gereiſet, und habe wahrhaftig kein kluges Buch, das ſich zur See leſen ließe; und wer

---

fröhliche wilde Tumult der ganzen Schöpfung, bald wie die tiefſte Klage der Menſchheit, vom Aſchenhaufen eines Fürſten, die Felſen der Wüſte Arabiens hervor, vorkommt? Meine Stimme erliegt, eine einzige Beſchreibung Gottes in der Natur oder in ſeiner Vorſehung, eine einzige Empfindung der Qual, wie ſie voll innigſter Herzenslaute dies Buch gibt, geſchweige die letzte Erſcheinung, wo alles Große und Wunderbare der Schöpfung zuſammentritt, den majeſtätiſchen Thron Gottes zu tragen — einen einzigen dieſer Züge, nur wie ich ihn empfand, zu preiſen. Hier ſey mein Stillſchweigen Lob, bis Ihnen einmal der Sternenhimmel dieſes Buchs aufgeht, und ſein tiefes Weh ſelbſt in Ihr Herz tönt.“ (S. Herders Briefe das Studium d. Theologie betreffend. 2te Ausgabe. Th. 1. S. 175.)

*) In ſeinem Reiſejournal bedauert Herder, daß er dort nicht gelandet ſey, und die Bekanntſchaft von Klopſtock, Gerſtenberg, Cramer u. a. gemacht habe.

weiß, iſt in Helſingör eins zu finden! — Zur See mit dem Kopf arbeiten hab' ich noch nicht gelernt; es ruht alſo alles, wo es ruht." —

Am 2. July 1769 befand ſich Herder im Canal, am 12ten bei Doveſende. Er ging am 15ten bei Paimbeuf vor Anker, und fuhr am 16ten nach Nantes ab.

Durch ſeine Empfehlung an den dortigen Kaufmann Babut, der eines der erſten Häuſer in Nantes machte, erhielt Herder bald zu den gebildetſten Cirkeln Zutritt. Die eigenthümliche Naivetät und Munterkeit des franzöſiſchen Charakters, die in der Provinz bei weitem unverdorbener, als in der Hauptſtadt hervortritt, ſprach Herdern auf freundliche Weiſe an. Er nutzte auſſerdem dieſe Gelegenheit, ſich in der franzöſiſchen Sprache zu vervollkommnen, ehe er nach Paris reiſte. — Seine an den Buchhändler Hartknoch geſchriebenen Briefe erwähnen Einiges hierüber, ſo wie ſie über ſeine literäriſchen Beſchäftigungen, ſeine Bekanntſchaften, u. ſ. w. nähern Aufſchluß geben. Wir wollen hier einige Auszüge folgen laſſen.

»Das gute Andenken,« ſchrieb Herder den 15. Auguſt 1769, »deſſen mich meine Freunde in Riga werthſchätzen, iſt für mich die beſte, angenehmſte Nutzung des Capitals, das ich wünſche dort gelaſſen zu haben, und ich würde verzweifeln, wenn mit jenem Schritt meines Lebens auch die Spur erloſchen wäre, die ich in einige der würdigſten Seelen, die ich kennen gelernt, gedrückt zu haben wünſchte. Ihr Brief hat mich über dieſen Wunſch noch etwas verſichert, und das, glauben Sie, iſt die einzige Süßigkeit eines Abſcheidenden und eines Abgeſchiedenen. — Der Beifall derer, die einige Schriftſtellergedanken bejauchzen, kommt mir vor, wie der Zuruf der Marktſchreier bei Schattenſpielen an der Wand; denn nichts anders ſind aufgefangene Schriftſtellergedanken. Aber die Freunde, die uns lebend kennen, ſind in Schätzung und Prüfung unſer Publikum, und ihr inniger Beifall iſt mehr, als der Zuruf eines Schweizers: Schöne Spielwerke! Gleims Brief war ungefähr in dieſem Tone. Er enthielt die ſchreiendſten Lobſprüche, die lautſten Complimente, und zum Verſchluß von allem eine Dedication an mich eines Theils ſeiner Lieder in einer neuen Auflage. Ich kann nicht umhin, ihm bei der erſten Gelegenheit einige Vorſchläge zu Aenderungen zu machen, wo Würde und Delikateſſe beleidigt iſt, die er nur zu oft beleidigt.*) Eben ſo aufrichtig werd' ich gegen Jacobi ſeyn, über ſeine mir zugeſchickten Gedichte. Indeſſen freut mich der Abfall dieſer immer würdigen Männer von Klotz. Daß ich auf deſſen Avertiſſement nicht antworten werde, können Sie denken. Ich fühle, daß ich künftig mir und dem Publikum mehr Würde ſchuldig bin. — Sie können nicht glauben, wie viel Neues man ſieht, wenn man aus einer Situation heraus iſt. Das iſt der Punkt, den Archimedes außer der Welt verlangte, um die ganze Welt zu bewegen, und das iſt, auf die geweſenen Situationen meines Lebens, meine Reiſe. Mein erſtes Werk wird ſeyn, durch eine neue und anſtändige Auflage meiner bisherigen Schriften mich über das Vorhergehende zu legitimiren; und das zweite, mich künftighin über alle elende kurze Zeitverbindungen hinwegzuſetzen; nichts zu ſchreiben, als was zu der Summe deſſen, was der menſchliche Geiſt zu allen Zeiten gedacht, neue Gedanken hinzufügt, zu denen ich, wie Sie zum Theil wiſſen, ſo manche Sphäre habe. — Zu dem Werk über die hebräiſche Archäologie hab' ich ſchon die ſo lang geſuchten Conjectures sur les originaux etc. *) gefunden und benutze ſie.»

---

*) Dies ziemlich harte Urtheil läßt ſich nur als die Folge einer augenblicklichen Stimmung erklären; wenigſtens ſtimmt es nicht mit dem überein, was Herder einige Jahre früher (1767) in den Fragmenten zur deutſchen Literatur (Werke z. ſchön. Lit. u. Kunſt Bd. II. S. 118—27.) über Gleim geäußert hatte, und eben ſo nicht mit Herders ſpätern Urtheilen über dieſen Dichter (S. d. W. z. ſchön Lit. u. Kunſt Bd. VII. S. 187 und 390.)

«Es iſt hier auf eine beſondere Art herausgekommen, wer ich ſey. Da der Franzoſe ſich, nach ſeiner liebenswürdigen légèreté, um keinen Menſchen in der Welt, der nicht Franzoſe iſt, ſo individuell und außer dem Character eines Ge-

---

*) Ein bekanntes Werk von Astruc.

ſellſchafters bekümmert, ſo paſſirte ich einige Zeit immer für Mr. Erdèr, und das war genug. Auf einmal, da ich eben mit einer hieſigen vortrefflichen Dame auf ein Landgut fahre, fragt ſie mich: À propos, Mr. Erdèr, n'est-ce pas que vous avez écrit sur votre litterature? — Non Madame, je ne suis pas le même Erdèr, je n'ai pas l'honneur d'être auteur. — Ah, vous avez beau dire cela; on vous connoit — vous êtes Ministre — vous êtes — — kurz, es kam heraus, daß ein junger Schwede, der in Hamburg erzogen, und ein unendlicher Liebhaber der deutſchen Literatur iſt, ein Bekenntniß meiner Lebensumſtände aus unſern deutſchen Journalen gemacht hatte, da er meinen Namen gehört, und ſo war wohl das Leugnen unnütz. Es iſt natürlich, daß dies mir einige égards, und etwas Zwang mehr verſchafft. Das Schätzbarſte aber iſt mir die Bekanntſchaft mit meinem Verräther, einem Menſchen von allen Anlagen, das Schöne zu koſten, wo es ſich findet, von einem ſehr ſichern Geſchmack in der Kunſt und einer großen Begierde zur Wiſſenſchaft. Er holt mich täglich des Morgens früh um 5 Uhr vor ſeinen Kaufmannsgeſchäften zu einer Promenade ab, die ſchon ihrem Gehölze nach die angenehmſte iſt, die ich geſehen, und ſieht mich trotz ſeiner ſchwediſchen Kälte, für einen Genius an, der ihm hier in Nantes begegnet ſey, um ihn zu erleuchten. Wenn Sie alſo noch etwas von meinem Enthuſiasmus wiſſen, junge Geiſter zu finden, die bildbar ſind, ſo können Sie glauben, daß ein ſolcher Fund einer ſo ſeltnen Seele an einem ſo außerordentlichen Fall noch mehr bindet, und ich liebe meinen guten Koch ſehr.»

«Zu urtheilen über die franzöſiſche Nation, Geſchmack, Lebensart, Theater u. ſ. w. bin ich theils zu kurz hier, theils, ungeachtet meiner Reiſe in die Provinz und nach Angers, noch nicht am rechten Ort. In Angers bin ich an ein Mitglied der Academie de belles lettres addreſſirt geweſen; aber eine Academie de belles lettres mit 30 Mitgliedern, die keine Mitglieder ſind, ohne Memoires ſeit einigen Jahren und ohne Bibliothek, ohne Plan und faſt ohne Sitzungen, iſt immer wenig reizend.» —

»Ich denke nun an die franzöſiſchen Schriftſteller zu gehen, und mit Voltaire und Corneille anzufangen. Man kann keinen franzöſiſchen Schriftſteller kennen, wenn man nicht die Nation kennt, und ich geſtehe gern, daß ich franzöſiſch nicht habe hören, ausſprechen, verſtehen und ſchätzen können. Gegenwärtig muß ich alles lernen, und lerne es ſehr ſchwer, weil es eine ganz andere Sprache iſt, die Sprache des Ohrs und der lebendigen Welt gegen die todte Sprache der Augen, und da ich jene auf dieſe noch immer bei mir reduciren muß, und ſie zu reduciren nur gar zu ſehr geneigt bin, ſo iſt dieß durchaus ein langſamerer, aber um ſo ſicherer Weg zur vollſtändigen Kenntniß einer Sprache. Und dieſe iſt gegenwärtig mein vernehmſter Zweck im Leſen, Sprechen, Hören und Schreiben. Dazu wend' ich Umgang, und wo ich kann, Correſpondenz an. Nehmen Sie es daher nicht übel, daß mein Brief manchmal kauderwelſch iſt. Er kann nicht anders ſeyn, denn ich bin jetzt eben im Zeitpunkt des Gährens zweier Sprachen, da ich keine kann.«—

»Moſes (Mendelsſohn) langer Brief hat mich nicht befriedigt. Er iſt einem Theile nach unnütz, der andere zu ſehr auf Stelzen eines Syſtems, worauf ſich Herr Moſes oft zu gravitätiſch ſtützt. Nicolai's Brief enthält, wie gewöhnlich, nichts als die Wiederkäuungen eines gelehrten Handwerkers.» —

»Ich dürſte danach, noch einmal mit Ihnen, und zwar beſſer und inniger zu leben, und ſo manches zu vollenden, was eine Seele, wie die Ihrige wiſſen muß, um ihrer Zeit würdig zu werden. Es gibt in der That Wahrheiten und Gedanken, ohne die gehabt zu haben, ich nicht von der Welt gehen wollte.»

« Meine Bekanntſchaften," heißt es in einem Briefe vom 28. Auguſt 1769, »werden hier immer größer, folglich auch nutzbarer, und ich ziehe neue Säfte vielleicht auf einen guten Theil meines Lebens. Morgen will ich die Encyclopädie vornehmen, und ich hoffe in den Artikeln der ſchönen Künſte, und in allem, was Augenſchein, Erfahrung und Grundſatz des Lebens iſt, recht viel zu lernen. Können Sie ſchon die Saiſons von einem Verfaſſer der Encyclopädie? Ich habe in den Anmerkungen ungemein viel Philoſophie gefunden; das Gedicht ſelbſt hab' ich nicht ausſtehen können. Hinten ſtehen die Fabeln des Sadi *) ich kann ſie auswendig, und habe darin ſo viel Erhabenes, Großes, Feines, Einfältiges gefunden, daß ich das angenehmſte delassement vom franzöſiſchen Geſchmack des Jahrhunderts mit ihnen gehabt habe."

Hinſichtlich ſeines früher erwähnten Plans zur Errichtung eines Lyceums in Riga finden ſich folgende Aeußerungen Herders in einem im October 1769 von Nantes geſchriebenen Briefe:

»Ich arbeite für's Lyceum ſo weſentlich, und für die Menſchheit ſo würdig, daß wenn meine Pläne und Abſichten einmal eine würdige Stelle finden, ſie nicht verkannt werden können. Warum ſollte die Zeit der Lykurge und Sokraten, der Calvine und Zwingli's, dieſer Schöpfer von kleinen glücklichen Republiken, vorbei ſeyn, und

---

*) Sadi Rosarium politicum. Amstelod. 1656. fol. (das perſianiſche Roſenthal von Schach Sadi, überſ. von Adam Olearius. Hamburg 1696.) In d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt Bd. XII. S. 63 u. f. ſpricht Herder weitläuftiger über den Werth dieſer Fabeln.

warum ſollt' es nicht ein mögliches Datum zu einem Etabliſſement geben, das für die Menſchheit, für Welt und Nachwelt, Pflanzſchule, Bildung, Muſter ſeyn könnte? Ich habe nichts auf dieſer Welt, was ich ſehe, das Andere haben, keine Ader für die Bequemlichkeit, wenige für die Wohlluſt, nichts für den Geiz. Was bleibt mir übrig, als Wirkſamkeit und Verdienſt? Dafür brenn' ich, und mein Herz ſchlägt mir in den Gedanken der Einſamkeit und in würdigen Anſchlägen. Laß ſich das Volk wundern, laß die Ephemeriden und Maikäfer des literäriſchen Publikums brummen, und um einen Stab ſauſen — genug, wenn uns unſer Genius nicht verdammt, und einmal ein guter Erfolg lohnt! Dann ſegne ich auch die Wälder in Nantes, wo ich Stunden, wie in der Morgenröthe meiner Jugend gekoſtet habe, und ſage: die Zeit war nicht verloren!” —

»Ich denke folgendes Jahr, will's Gott! über die Preisfrage der Berliniſchen Academie zu wetteifern: Comment est-il à expliquer, que des hommes abandonnés à leurs facultés se forment une langue? eine vortreffliche, große und wahrhaft philoſophiſche Frage, die recht für mich gegeben zu ſeyn ſcheint.*) Laſſen Sie mir dieſe kleine phantaſtiſche Idee. Man muß ſich durch Schläge mit ſeinen eignen Armen erwärmen, wenn das Wetter zu kalt iſt, und durch Ideen begeiſtern, wenn keine Muſen erſcheinen." —

»Vergeſſen Sie nicht, daß der Zweck meiner Reiſe nur erreicht werden kann, wenn ich aus Deutſchland verſchwinde, und daß keiner in Deutſchland und Riga wiſſen muß, wo ich bin, was ich mache, wo ich lebe, als wenn ich's wiſſen laſſe. — Wenn Sie mich in Abſicht auf mein Verſchwinden und Eclipſiren nicht begreifen können, ſo leſen Sie Thomas Eloge auf Descartes: der wird's Ihnen ſagen." —

Herder war am 4. November 1769 von Nantes abgereiſt, und den 8. in Paris angekommen. Hier lernte er Arnaut, Diderot, d'Alembert, Duclos und andere Gelehrte und Schriftſteller kennen. In Diderot's Umgange gefiel er ſich am meiſten. Dies freundſchaftliche Verhältniß mit den ausgezeichnetſten Gelehrten ſetzte ihn zugleich in den Stand, alles Sehenswürdige zu Paris und Verſailles, wie es ſich in Bibliotheken, Kunſtſammlungen u. ſ. w. darbot, in Augenſchein zu nehmen.

---

*) Er beantwortete ſie während ſeines Aufenthalts zu Straßburg im J. 1770 in der Abhandlung: vom Urſprung der Sprache, welche von der Berliner Academie den Preis erhielt.

»Meine Zeit in Paris,« ſchrieb Herder im Dezember 1769, »hab' ich in Bekanntſchaften mit Gelehrten, im Beſuchen der Bibliotheken, Gallerien, Antiquitäten und Kupferſtichſammlungen, Schauſpielen und Gebäuden, die des Anſchauens werth ſind, und dann in eigene Studien getheilt. Alles was Gout und Pracht iſt, in Künſten und Anſtalten, iſt in Paris im Mittelpunkt. So wie aber der Geſchmack nur der leichteſte Begriff der Schönheit, und Pracht nichts als ein Schein, und oft eine Erſetzung des Mangels derſelben iſt, ſo kann Frankreich nie völlig ſättigen, und ich bin ſeiner auch herzlich müde. Indeß wollt' ich um vieles nicht, es nicht geſehen zu haben, und die Erfahrungen und Begriffe verleren zu geben, die ich über ſeine Sprache, Sitten, Geſchmack, Geſchichte, Künſte, Wiſſenſchaften, in Betreff des Zuſtandes und Urſprunges derſelben, geſammelt habe. Ich habe geſucht, Bücher und Menſchen, Declamation und Schauſpiel, Tänze und Malereien, Muſik und Publikum zu ſtudiren. *) Die Saamenkörner ſind aber verſcharrt bis auf einen Frühling der Zukunft. Von Gelehrten kenn' ich Diderot, d'Alembert, Thomas, d'Arnaud, Duclos, Barthelemy, de Guignes, d'Aubenton, Garnier und wie ſie weiter heißen. Buffon, Marmontel, Grimm u. a. ſind auf dem Lande. Von Künſtlern kenn' ich Wille. **) Er

---

*) Einige Bemerkungen über die Oper in Frankreich und das franzöſiſche Theater überhaupt findet man in Herders Früchten aus den ſogenanten goldnen Zeiten des 18. Jahrhunderts (zuerſt im 3. St. d. Adraſtea; dann in d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. XII. S. 178 u. f. S. 265. u. f.)

**) Ein berühmter Kupferſtecher zu Paris, von Geburt ein Deutſcher, aus Großenlinden bei Gießen, geſt. als Mitglied der Pariſer Academie iſt in Paris mein beſter und einziger Freund, nur zu zerſtreut und zu ſehr Liebhaber der Plaiſanterien, als er's ſeyn ſollte. Er bittet mich, einen Winter hier zu bleiben, denn in einem Monat, ließe ſich in Paris wenig ſehen, und nichts anknüpfen. — Sie können übrigens nicht glauben, wie oft Yorick im (Triſtram) Shandy und in ſeinen ſentimentalen Träumen der franzöſiſchen Nation bis auf Herz und Buſen gegriffen hat. Es iſt eine Lüge, daß er nicht außer England geweſen; er hat gereiſet und hätte ſonſt nicht ſo ſchreiben können." —

Mit der franzöſiſchen Bühne hatte ſich Herder nicht ganz befreunden können, wenn er gleich dem kunſtreichen Spiel eines Le Cain, einer Clairon und Dumenil vollkommene Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er vermißte die natürliche Simplicität und Wahrheit, wie ſie ſich theils

---

1308. Die Feſtigkeit und Zierlichkeit ſeines Grabſtichels in Stoffen und Gewändern, iſt hochlich zu loben.

in den Characteren der griechiſchen Tragödie, theils bei Shakespeare findet. *)

Ein längerer Aufenthalt in Paris wäre für Herdern inſofern kaum wünſchenswerth geweſen, als er ſeinen früher angeführten Briefen zufolge, doch eine gewiſſe Leere in ſich fühlte, die weder der Umgang ſeiner Freunde, noch das bewegte, glänzende Leben der Hauptſtadt auszufüllen vermochte.

Um ſo erwünſchter mußte ihm daher der Antrag des Prediger Reſewitz zu Copenhagen kommen, den Prinzen Peter Friedrich Wilhelm, Sohn des Fürſtbiſchofs Herzogs von Holſtein zu Eutin, als Inſtructor und Reiſeprediger, in Geſellſchaft des Oberhofmeiſters des Prinzen, Herrn von Cappelmann, drei Jahre lang auf Reiſen zu begleiten. **)

---

*) Man vergl. Herders Werke z. ſchön. Lit. u. Kunſt Bd. XII. S. 225 — 237.

**) „Der Prinz," heißt es in Reſewitzens vom 11. November 1769 datirten Briefe, „ſey 16 Jahre alt, gutherzig, und beſitze fur ſein Alter und ſeinen Stand Kenntniſſe genug. Man erwarte von Herdern, daß

Bei allem Erfreulichen, was dieſer Antrag für Herdern haben mußte, hätte er doch gern die Meinung ſeiner Freunde in Riga vernommen, falls er nur ihre Antwort hätte erwarten können. Allein dies war inſofern nicht möglich, als Herder Reſewitzens Briefe zufolge, ſeinen Entſchluß unverzüglich dem Prinzen ſchriftlich mittheilen ſollte.

Herders Bedenklichkeit erhellt aus einem, in jener Zeit an Hartknoch geſchriebenen Briefe. »Wenn man,« heißt es darin, »in einer Verlegenheit, oder unmittelbar vor einer wichtigen Veränderung iſt, ohne Freunde in der Fremde

---

er an Orten, wo keine evangeliſche Kirche ſey, predige, die philoſophiſchen Lectionen, die der Prinz etwa noch hören konnte, mit ihm wiederhole, lateiniſche Autoren mit ihm leſe und ſeinen deutſchen Styl bilde. Dafür verſpreche ihm der Vater freie Station, 800 Rthlr. Hamb. Court. jährlichen Gehalt und nach drei Jahren Anwartſchaft auf eine Prediger- oder Profeſſorſtelle zu Kiel.“ — Reſewitz verſichert Herdern ſowohl ſeinerſeits ſeine Hochachtung, als auch von Seiten Klopſtocks, Cramers, Gerſtenbergs u. a. m.

ſich befindet, durch Situationen und Befürchtungen ſich umlagert ſieht — dann ſucht man die Meinung ſeiner Freunde, und die ſind ſtumm — das ſchmerzt! — Uebrigens, was weiß ich, was aus mir werden wird? Hab' ich's je gewußt? Sind nicht alle Revolutionen in meinem Leben ſchnelle Fortſtöße geweſen, wo ich nie an den Ort gekommen bin, wohin ich wollte? Und die Analogie dieſes Spiels wird ſie jetzt aufhören? — Indeſſen muß hier, wie überall, wo man keinen rechten Entſchluß faſſen kann, die letzte Stunde, und der überwiegende Anſchein von Gelegenheit entſcheiden. Umſtände und Zeitpunkte, in die meiſtens Radien vielerlei Art von vielen Seiten zuſammenlaufen, bringen oft anderswohin, als man dachte." —

Nach reiflichem Nachdenken entſchied ſich Herder für die Annahme der Stelle, und erhielt von dem Herzoge eine ſchriftliche Zuſicherung der von ihm gemachten Bedingungen. *)

Im Dezember des Jahres 1769 verließ Her-

---

*) In einem vom 11. Januar 1770 datirten Schreiben.

der Paris, ging nach Brüſſel und Antwerpen, und von da zu Schiffe nach Amſterdam.

»Wie anders lernt man die Welt kennen,« ſchrieb er damals an Hartknoch, »je weiter man in ſie hinein tritt! Jeder Schritt iſt Erfahrung, und jede Erfahrung bildet. — Meinen Character zu bilden iſt mein Werk auf der Reiſe; alles übrige, ſeh' ich, kann man zurücklaſſen — nur den nimmt man mit! Und verlier' ich den, ſo hab' ich Alles verloren!«

Bei der Ueberfahrt nach Amſterdam wurde das Schiff, auf dem ſich Herder befand, durch einen heftigen Sturm auf eine Sandbank der holländiſchen Küſte geworfen. Nicht ohne Lebensgefahr kam Herder nebſt ſeinen Gefährten endlich durch Hülfe einiger Fiſcherböte an's Ufer. Das Schiff ſelbſt ging unter. *)

---

*) S. Herders Werke z. Philoſ. u. Geſch. Bd. XIII. S. 120. Die frühererwähnte Stelle in dem Aufſatz: Ueber Oſſian und die Lieder alter Völker (in d. Werken z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VIII. S. 17) bezieht ſich auf dieſen Vorfall.

Am 20. Januar 1770 befand ſich Herder im Haag. In Leiden und Amſterdam lernte er die ausgezeichnetſten Gelehrten kennen, und begab ſich von dort nach Friesland über Hamburg nach Kiel, wo ſich der junge Prinz von Holſtein nebſt ſeinem Oberhofmeiſter, dem Herrn von Cappelmann aufhielt.

Zu den Bekanntſchaften, die Herder in Hamburg machte, gehörten vorzüglich Leſſing, Bode, Reimarus, Joh. Melchior Göze*) u. a. m. Leſſing, den Herder längſt aus ſeinen Schriften kannte und ſchätzte, nahm unter allen bei ihm den höchſten Rang ein.

»Mit Leſſing,« ſchrieb er im April 1771

---

*) Ein, weniger durch gründliche Gelehrſamkeit, als durch ſeine Polemik bekannter Theolog, geſt. als Paſtor zu Hamburg 1786. In ſeinem Eifer, über die Reinheit des proteſtantiſchen Lehrbegriffs, nach dem ſtrengſten Sinne der ſymboliſchen Bücher, zu wachen, ahnte er überall gefährliche Anſchläge gegen das Heil der Kirche, und warf Leſſing, Baſedow, ſelbſt Goethen (wegen Werthers Leiden) den Fehdehandſchuh hin.

an Hartknoch, »hab' ich hier vierzehn vergnügte Tage verlebt.« —

Doch auch mit Bode und Claudius ſtand er in innigen Verhältniſſen. Von der natürlichen Einfalt und Moralität, die ſich in den Schriften des letztern *) ausſpricht, fühlte ſich Herder ſehr angeſprochen, und hat ſeiner mehrmals mit Liebe und Verehrung gedacht. Wie trefflich ſchildert er ihn unter andern in den wenigen Worten: »Vergeſſe Deutſchland nie des biedern Dichters, aus dem, wie aus wenigen, die unſträfliche ächte Natur ſprach!« — **)

Herder war bei ſeiner Ankunft in Eutin von dem Herzog von Holſtein und der Herzogin mit Achtung und Zutrauen empfangen worden.

---

*) Der bekannte Asmus oder der Wandsbecker Bote, wie er ſich vor der Ausgabe ſeiner Schriften (Hamb. u. Wandsbeck 1790 — 1803. 7 Theile) genannt hat. Er war 1745 zu Steinfeld im Holſteiniſchen geboren, und ſtarb den 21. Januar 1816 zu Wandsbeck.

**) S. Herders W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VIII. (im Inhaltsverzeichniſſe S. XIV.)

Man erkannte auch hier, wie faſt überall, ſeine hervorſtechenden geiſtigen Vorzüge.

Der Prinz war ein ſechszehnjähriger Jüngling, von nicht gemeinem Geiſt, richtigem Urtheil und Gefühl, das nur vielleicht durch die pedantiſche Unterrichtsmethode ſeines frühern Lehrers Coriarius einen Anſtrich von religiöſer Schwärmerei erhalten hatte.

Die wenigen Monate, welche Herder in Eutin bis zum Antritt ſeiner Reiſe verweilte, vergingen ihm in dieſer edlen Fürſtenfamilie, und in dem Umgange mit dem humanen und gebildeten Holſteiniſchen Adel ſehr angenehm.

Herder predigte einige Male in der dortigen Schloßkirche mit entſchiedenem Beifalle, und hielt auch daſelbſt den 15. July 1770 ſeine Abſchiedspredigt, um die Reiſe mit dem Prinzen und deſſen Oberhofmeiſter anzutreten. *)

---

*) Daß es Herdern indeß auch nicht an Gegnern, namentlich unter den Geiſtlichen gefehlt habe, ſieht man daraus, daß ihn unter andern der damalige Hofprediger Wolf als einen Socinianer anklagte.

Aus einem ſpätern Briefe des Prinzen an Herdern, vom 5. Juny 1771 aus Brüſſel geſchrieben, geht hervor, daß Herder ſich ſchon damals mit der Plaſtik beſchäftigt haben müſſe. *) »Was macht Ihre Plaſtik,« heißt es in jenem Briefe, »da bin ich ehemals Schuld geweſen, daß ſie nicht vollendet ward« u. ſ. w.

Die Reiſe, auf der Herder den Prinzen begleitete, ging über Hamburg, Hannover, Göttingen, Caſſel, Hanau, Darmſtadt, Carlsruhe bis Straßburg.

Am Darmſtädtiſchen Hofe, wo der Prinz ſich vierzehn Tage aufhielt, lernte Herder den Kriegsrath Merk kennen, deſſen Goethe als eines Mannes gedenkt, der auf ſein Leben den größten Einfluß gehabt habe. **) Herders Unterhaltung war angenehm und geiſtreich, ſein Gefühl und Urtheil ſo richtig und treffend, daß ein auserwählter Kreis von Gebildeten ſich an ihn ſchloß.

---

*) Die erſte Idee dazu faßte er ſchon während ſeines Aufenthalts in Paris im J. 1769, und zwar im Garten zu Verſailles. Es ſind noch zwei Entwürfe davon vorhanden: Von der Bildhauerkunſt für's Gefühl, und über die ſchöne Kunſt des Gefühls.

**) S. Goethe's Werke. Bd. XIX. S. 94 u. f.

Dort war es auch, wo Herder zuerſt ſeine nachherige Gattin Maria Carolina Flachsland, die jüngſte Tochter des Herzogl. Würtembergiſchen Amtsſchaffners, Joh. Friedr. Flachsland, kennen lernte. Sie lebte dort in dem Hauſe ihrer Schweſter, die an den Geh. Rath Heß zu Darmſtadt verheirathet war. *)

In Darmſtadt erhielt Herder von dem Grafen Wilhelm von Bückeburg einen abermaligen Ruf, dorthin zu kommen. Der frühere Antrag des Grafen war nach Riga geſandt worden, und Herder hatte ihn erſt in Eutin erhalten, in dem Augenblicke, wo er mit dem Prinzen abreiſen ſollte. Manche Mißhelligkeiten, die durch den Oberhofmeiſter von Cappelmann in dem Verhältniſſe Herders zu dem Prinzen eingetreten waren, hätten den erſtern wohl beſtim-

---

*) S. Goethe a. a. O. S. 97.

men können, jener Einladung zu folgen. Gleichwohl konnte er ſich nicht raſch entſchließen, wie es denn überhaupt in ſeinem Character lag, bei jeder unerwarteten und überraſchenden Wendung ſeines Schickſals, gewiſſermaaßen einer höhern Leitung zu vertrauen. Dieſen individuellen Zug ſeines Characters hat Herder in einem ſpätern Briefe *) ſelbſt entwickelt.

»Ich glaube,« ſagt er, »jeder Menſch hat einen Genius, das iſt, im tiefſten Grunde ſeiner Seele eine gewiſſe göttliche prophetiſche Gabe, die ihn leitet; ein Licht, das, wenn wir darauf merkten, und wenn wir es nicht durch Vernunftſchlüſſe und durch Geſellſchaftsklugheit und wohlweiſen bürgerlichen Verſtand ganz betäubten und auslöſchten, ich ſage, was uns dann eben auf dem dunkeln Punkt der Scheidewege einen Stral, einen plötzlichen Blick verwirft, wo wir eine Scene ſahen, oft ohne Grund und Wahrſcheinlichkeit, auf deren Ahnung ich aber unendlich viel halte. Das war der *Dämon* des *Sokrates*; er hat ihn nicht betrogen, er betrügt nie. Allein er iſt ſo ſchnell, ſeine Blicke ſo fein, ſo geiſtig; es gehört auch zu ihm ſo viel innerliche Treue und Aufmerkſamkeit, daß ihn nur achtſame Seelen, die nicht aus gemeinem Stoff geformt ſind, und eine gewiſſe innerliche Unſchuld haben, bemerken können.« —

---

*) Vom 22. Septemb. 1770.

Herder ſchrieb nach Bückeburg, äußerte, daß er den Antrag vorläufig annehme, das Nähere indeß, ſo wie die Zeit ſeines Amtsantrittes, noch beſtimmen werde, und reiſte dann den 27. Auguſt 1770 mit dem Prinzen nach Straßburg ab.

Aus Carlsruhe ſchrieb er den 30. Auguſt 1770: »Ich bin hier von Tage zu Tage mit mehr Gnade inſonderheit des Markgrafen (Carl Friedrich) diſtinguirt; aber ich ſelbſt bin in ſolcher Zerſtreuung und Wüſtheit des Kopfes geweſen, daß im beſondern Umgang kein Menſch aus mir hat klug werden können. Nur die Einſamkeit, der Wald und die Abenddämmerung ſind die Sammelplätze meiner zerſtreuten Gedanken geworden. Da mich jetzt nichts, was blos für den

Kopf iſt, intereſſirt, urtheilen Sie, wie froh ich war, da ich hier einige Klopſtockiſche Oden fand, die mir neu waren, und ganz — ganz Gefühl ſind. Ich habe den Einfall gehabt, mir eine kleine Sammlung der wenigen deutſchen Stücke zu machen, die mir der wahre Ausdruck der Empfindung und der ganzen Seele ſcheinen.« —

Herder befand ſich in der erſten Zeit ſeines Aufenthalts in Straßburg in einer unmuthigen Stimmung, deren Grund er in ſeinen Briefen näher angibt.

»Meine hieſige Situation,« ſchrieb er, »die mir durchaus nicht gefällt, die alten Abſichten des Eutiner Hofes und meiner Beſtimmung entgegenläuft, iſt eben die Urſache meiner Schwermuth, und die Sache läuft ſo, daß ich, ohne ganz aufzuhören ich ſelbſt zu ſeyn, Alles umwerfen muß. Der Entſchluß iſt gefaßt, die Nothwendigkeit iſt da, und es ſtößt ſich jetzt blos daran, wie der gefaßte Entſchluß mit aller Schicklichkeit für mich, für den Prinzen, ſeine Eltern und das Publikum auszuführen ſey, und das muß ſich bald zeigen.« —

Er bat demnach um ſeine Entlaſſung, die ihm, wiewohl höchſt ungern, ertheilt wurde. Der Abſchied vom Prinzen, that ſeinem Herzen wehe. »Eben komm' ich vom Prinzen,« heißt es in einer Stelle ſeiner damaligen Briefe; »ich hab' ihm mit weinenden Augen meine Trennung angekündigt. Er war eben ſo gerührt, wie ich, und ich hab' ihn blaß wie eine Leiche verlaſſen. Er ſucht wenigſtens noch Wochen und Monate Aufſchub, fühlt aber mit mir alle Beweggründe und Veranlaſſungen, ſo wie ich ſie ſelbſt fühle.« —

In die Zeit ſeines Aufenthalts zu *Straßburg* fällt auch Herders Bekanntſchaft mit *Jung* (Stilling), *) und vorzüglich mit *Goethen*, die der letztere folgendermaaßen erzählt: **)

»Das bedeutendſte Ereigniß, was die wichtigſten Folgen für mich haben ſollte, war die Bekanntſchaft und die daran ſich knüpfende nähere Verbindung mit *Herder*. — Ich war in den

---

*) S. *Jung's* Lebensbeſchreibung. Berlin 1806. (Bd. 3. H. Stillings Wanderſchaft.) S. 178 u. f.

**) S. *Goethe's* Werke. Bd, XVIII. S. 502 — 504.

Gaſthof zum Geiſt gegangen, ich weiß nicht welchen bedeutenden Fremden aufzuſuchen. Gleich unten an der Treppe fand ich einen Mann, der eben auch hinaufzuſteigen im Begriff war, und den ich für einen Geiſtlichen halten konnte. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgeſteckt, das ſchwarze Kleid bezeichnete ihn gleichfalls, mehr aber noch ein langer, ſchwarzer, ſeidner Mantel, deſſen Ende er zuſammengenommen, und in die Taſche geſteckt hatte. Dieſes einigermaaßen auffallende, aber doch im Ganzen galante und gefällige Weſen, wovon ich ſchon hatte ſprechen hören, ließ mich keineswegs zweifeln, daß er der berühmte Ankömmling ſey, und meine Anrede mußte ihn ſogleich überzeugen, daß ich ihn kenne. Er fragte nach meinem Namen, der ihm von keiner Bedeutung ſeyn konnte; allein meine Offenheit ſchien ihm zu gefallen, indem er ſie mit großer Freundlichkeit erwiederte, und ſich ſogleich zu einer lebhaften Mittheilung bereit finden ließ. — Beim Scheiden bat ich mir die Erlaubniß aus, ihn bei ſich zu ſehen, die er mir denn auch freundlich genug ertheilte. Ich verſäumte nicht, mich dieſer Vergünſtigung wiederholt zu bedienen, und ward immer mehr von ihm angezogen. Er hatte etwas Weiches in ſeinem Betragen, das ſehr ſchicklich und anſtändig war, ohne daß es eigentlich adrett geweſen wäre. Ein rundes Geſicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas ſtumpfe Naſe, einen etwas aufgeworfenen, aber höchſt individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter ſchwarzen Augenbrauen ein Paar kohlſchwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu ſeyn pflegte. Durch mannigfaltige Fragen ſuchte er ſich mit mir und meinem Zuſtande bekannt zu machen, und ſeine Anziehungskraft wirkte immer ſtärker auf mich. — *) Daß übrigens dieſelbe ſich ſo gut auf Andere, als auf mich wirkſam erwies, würde ich kaum erwähnen, hätte ich nicht zu bemerken, daß ſie ſich beſonders auf Jung, genannt Stilling, erſtreckt habe. Das treue redliche Streben dieſes Mannes mußte Jeden, der nur irgend Gemüth hatte, höchlich intereſſiren, und ſeine Empfäng-

---

*) Goethe a. a. O. S. 522.

lichkeit Jeden, der etwas mitzutheilen im Stande war, zur Offenheit reizen. Auch betrug ſich Herder gegen ihn nachſichtiger als gegen uns Andere, und Jung war durch Herdern dergeſtalt exaltirt, daß er ſich in allem ſeinem Thun geſtärkt und gefördert fühlte. — *) Herder ſelbſt hatte ſich ſchon genugſam berühmt gemacht, und durch ſeine Fragmente, die kritiſchen Wälder und Anderes unmittelbar an die Seite der vorzüglichſten Männer geſetzt, welche ſeit längerer Zeit die Augen des Vaterlandes auf ſich zogen. Was in einem ſolchen Geiſte für eine Bewegung, was in einer ſolchen Natur für eine Gährung müſſe geweſen ſeyn, läßt ſich weder faſſen, noch darſtellen. Groß aber war gewiß das eingehüllte Streben, wie man leicht eingeſtehen wird, wenn man bedenkt, wie viele Jahre nachher und was er alles gewirkt und geleidet hat. —"

Goethe erwähnt indeß in ſeiner Schilderung Herders auch ein gewiſſes zurückſtoßendes Weſen und eine bittre, ſarkaſtiſche Laune. „Herder

---

*) Goethe a. a. O. S. [illegible] u. f.

kennte,« ſagt er *) »allerliebſt einnehmend und geiſtreich ſeyn, aber eben ſo leicht eine verdrießliche Seite hervorkehren. Dieſes Anziehen und Abſtoßen haben zwar alle Menſchen ihrer Natur nach, einige mehr, einige weniger, einige in langſamern, andere in ſchnellern Pulſen; wenige können ihre Eigenheiten hierin wirklich bezwingen, viele zum Schein. Was Herdern betrifft, ſo ſchrieb ſich das Uebergewicht ſeines widerſprechenden, bittern Humors gewiß von ſeinem Uebel und den daraus entſpringenden Leiden her.«

Herder ſah ſich nämlich genöthigt, da ſein Auge, an dem er ſchon in der Jugend gelitten, ſich verſchlimmerte, von dem berühmten Arzt Lobſtein in Straßburg, ſich die Thränenfiſtel operiren zu laſſen. **)

»Morgen ſollen die Präparationen zur Cur meines Auges anfangen,« ſchrieb Herder in der Mitte des Octobers 1770, »heute iſt der Schade ſondirt, und gar nicht gefährlich gefunden; die

---

*) S. Goethe a. a. O. S. 306.

**) A. a. O. S. 305 u. f.

Cur iſt's auch nicht, und ich ſehe ihr alſo zu Ende folgender Woche mit Ruhe und neuer Hoffnung entgegen. — Nur iſt's mir immer, als wenn nichts daraus werden ſoll, und das macht mich auf den Ausgang eher neugierig, als furchtſam erwartend. — Es iſt überhaupt mit meinem Auge ſonderbar gegangen. Jetzt iſt's zum ſiebenten Mal, daß ich mich auf eine Operation fertig mache; in Preußen, in Riga, in Frankreich, in Holſtein — immer wurden Verſuche und Anſtalten gemacht; ein paar Mal hab' ich ſchon geſeſſen, und der Operater ſtand ſchon bereit, und immer kamen zum Theil wunderbare Zwiſchenfälle hinzu, die meine Zubereitungen vergeblich machten. Dies ſonderbare Spiel von Umſtänden macht mich, da ich überhaupt in meinem Leben eine gewiſſe frappante Aehnlichkeit wiederkommender Umſtände bemerke, auch für jetzt zweifeln, ob nicht wieder ſo eine Hand aus den Wolken ſich zwiſchen das Inſtrument und mein Auge plötzlich ſtelle, und rufe: Du ſollſt nicht!» —

»Mit meinem Auge,» heißt es in einem im Dezember 1770 geſchriebenen Briefe, »geht es, ſeitdem ich den andern Chirurgus dazu genommen, ernſtlicher, und die eine gefährliche Operation, um die Lobſtein ſo lange umhergezogen war, iſt glücklich gemacht! — Ich ſehe jetzt im Ernſt der völligen Beſſerung entgegen.»

Leider ſah er ſich in dieſer Erwartung getäuſcht. Die Operation misglückte. Lobſtein ſchrieb dieſen Zufall einer beſondern Bildung des Naſenknorpels zu, da er ſonſt mehrere Operationen dieſer Art mit Glück gemacht hatte.

»Meine Cur iſt jetzt zu Ende,» ſchrieb Herder im Frühjahr 1771. »Aber haben Sie Mitleiden mit mir! Nach allen Schmerzen, Koſten, Abmattungen, Verſäumniſſen, Verdruß und Kränkungen iſt's ſchlechter als es zuvor geweſen. Die Cur iſt fehlgeſchlagen. — Ach! mit welchen Ideen gedacht' ich zu Ihnen zu kommen, und wie komm' ich! — Ich beiße die Zähne zuſammen. Was iſt's doch mit aller Munterkeit des Lebens, wenn man ein halb Jahr zwiſchen vier Mauern eingeſchloſſen war!» —

Goethe, der ihn in dieſer Abgeſchiedenheit, welche vom October 1770 bis zum April 1771 dauerte, täglich, ja oft mehrmals des Tages beſuchte, und bei der Operation ſelbſt, nebſt einem Ruſſen Peglow, den Herder in Riga kennen gelernt hatte, zugegen war, ſchildert den unerſchütterlichen Muth und die Faſſung Herders.

»Ich fand alle Urſache,« ſagt er,*) »ſeine große Standhaftigkeit und Geduld zu bewundern; denn weder bei den vielfachen chirurgiſchen Verwundungen, noch bei dem oftmals wiederholten ſchmerzlichen Verbande bewies er ſich im mindeſten verdrießlich, und er ſchien derjenige von uns zu ſeyn, der am wenigſten litt. — Wenn man nun,« fügt er hinzu,**) »bei der Operation Herders Standhaftigkeit unter ſolchen Schmerzen bewundern mußte, ſo hatte ſeine melancholiſche, ja grimmige Reſignation in dem Gedanken, Zeitlebens einen ſolchen Makel tragen zu müſſen, etwas wahrhaft Erhabenes, wodurch er ſich die Verehrung derer, die ihn ſchauten und liebten, für immer zu eigen machte.« —

---

*) S. Goethe a. a. O. S. 106.

**) A. a. O. S. 115.

Herders Preisſchrift über den Urſprung der Sprache*) entſtand während ſeines Aufenthalts in Straßburg. »Wir hatten nicht lange zuſammengelebt,« erzählt Goethe,**) »als Herder mir vertraute, daß er ſich um den Preis, welcher auf die beſte Schrift über den Urſprung der Sprachen von Berlin ausgeſetzt war, mit zu bewerben gedenke. Seine Arbeit war ſchon ihrer Vollendung nahe, und wie er eine ſehr reinliche Hand ſchrieb, ſo konnte er mir bald ein lesbares Manuſcript heftweiſe mittheilen. — Herders Abhandlung ging darauf hinaus zu zeigen, wie der Menſch als Menſch wohl aus eigenen Kräften zu einer Sprache gelangen könne und müſſe. Ich las die Abhandlung mit großem Vergnügen und zu meiner beſondern Kräftigung; dem Verfaſſer bezeigt' ich meinen Beifall, indem ich nur wenige Bemerkungen, die aus meiner Sinnesweiſe herfloſſen, hinzufügte.« , —

---

*) In d. Werk. z. Philoſ. u. Geſch. Bd. II. Man kann darüber vergleichen Allgem. deutſche Bibliothek. Bd. XIX. St. 2. S. 459 — 81. und Wielands deutſch. Merkur v. J. 1773 Februar

**) A. a. O. S. 500

Auch die Blätter: Von deutſcher Art und Kunſt entſtanden in Verbindung mit Goethen während des Aufenthalts zu Straßburg. *)

»Meine Plaſtik liegt,« ſchrieb Herder den 5. September 1770 an Hartknoch. »Straßburg ſcheint gar nicht der Ort, wo man plaſtiken kann. Ohne Bücher, ohne Lage der Seele, ohne Trieb der Wirkſamkeit, was ſoll ich ſchreiben? — Die erſte neue Morgenröthe meiner Seele ſoll meinem Freund Hartknoch ſeyn und bleiben. — Sie ſcheinen mir eine Unbeſtändigkeit des Charakters Schuld zu geben, die mich ſchmerzt.« —

Ueber dieſen Vorwurf hat ſich Herder in einem ſpätern Briefe vom 20. September 1770 gerechtfertigt.

»Ich bin in einer dunkeln, aber nicht dürf-

---

*) Sie erſchienen zuerſt 1773 in Hamburg. Nur der Aufſatz: Von deutſcher Baukunſt gehört Goethen. (S. deſſen Werke, Bd. XIX. S. 99.)

tigen Mittelmäßigkeit geboren, und von Kindheit auf erinnere ich mich nichts als Scenen, entweder der Empfindſamkeit und Rührung, oder eines einſamen Gedankentraumes, der meiſtens von Plänen des Ehrgeizes belebt wurde, die man in einem Kinde nicht ſucht. Ich hatte alſo, ſo verwöhnt und mütterlich ich war, ſo entfernt von Gelehrſamkeit und Bildung ich ſeyn mochte — ich hatte alſo von meiner Kindheit an Character, und ich könnte Ihnen davon manche Proben erzählen. — Aus tauſend Vorurtheilen wollten meine Eltern mich nicht zur Wiſſenſchaft beſtimmen. Ein Mann, der ſich ſehr in die Sachen meiner Familie miſchte, *) vermehrte die Schwierigkeit in's Unendliche. Betäubt, unwiſſend, mußt' ich blindlings folgen; ging nach Königsberg mit einem ruſſiſchen Oberfeldchirurg, einem Freunde meiner Eltern, mein Auge curiren zu laſſen, und die Chirurgie zu erlernen. Und ich — zum Glück ward er ſchnell nach Petersburg gerufen, denn er that mir die lockendſten Anträge, und ich — ging hin, und

---

*) Offenbar iſt hier [illegible] gemeint.

ließ mich immatriculiren, unwiſſend, einfältig, unbekannt, wie ich war, ja ohne Geld und Ausſicht auch nur auf drei Wochen, ging ich auf die Academie. Und noch bis jetzt hat es mich nicht gereut. Rathen Sie, ob ich Character habe? — Zugleich ſchrieb ich meinen Eltern, daß ich in meinem ganzen academiſchen Leben keinen Schilling verlange. Und ich hab' es auch nie verlangt. Ich habe ſtudirt und gelehrt und geſchwärmt, und mich bald auf der Academie in Anſehen geſetzt, und dieſe Jahre zugebracht, daß ich mir ſie wieder zurückwünſche — und das Alles ohne meiner Eltern Koſten. Rathen Sie, ob ich Character habe?« — *)

»In Paris bekam ich Briefe zur Reiſe mit dem Prinzen. Ich nahm ſie an, und genoß der Gnade des Hofes mehr als billig war, ohne

---

*) Hier folgt die Schilderung ſeines Aufenthalts in Riga und der gehäſſigen Geſinnungen eines Theils der dortigen Geiſtlichkeit. Wir haben dieſe Stelle bereits früher, gegen das Ende der erſten Periode aus Herders Leben mitgetheilt, und zwar unter den Beweggründen die ihn beſtimmten, Riga zu verlaſſen.

aber je auf eine Stunde mich zum Sclaven zu machen. Vielmehr war mein tägliches Geſpräch die Ahnung, daß ich die Reiſe nicht vollenden würde. Ich kann ſie nicht vollenden. Der erſte Ort des Stillſtandes zeigte mir's, daß ſie keine Reiſe für mich ſeyn würde, und ich immer deplacirt bin; entweder jetzt eine Aenderung, oder ich ſchleppe mich durch Länder, wo ich gefeſſelt bin. Was alſo auch die ganze Welt, was auch meine Liebe zu Italien mir entgegenrede — ich ſehe nicht, wie ich anders handeln kann. Ich handle nach meinem Charakter, und dazu müſſen ſich Ausſichten und Umſtände paſſen. — Wenn Lebhaftigkeit Veränderlichkeit heißt," ſchließt Herder, »ſo bin ich's. Und wehe dem Stande, der Situation, die ein Grab des ewigen Einerlei ſeyn müßte! Was iſt reicher und unerſchöpflicher und mannigfaltiger, als die Welt des menſchlichen Herzens, und wo ſind denn die Zwecke für die Welt zu leben, je — wenn man beides einzurichten weiß — den Zwecken für ſich zu leben, entgegen?" —

Was Herders Studien in dieſer Periode ſeines Lebens betrifft, ſo ſcheint er ſich vorzugsweiſe mit der engliſchen Literatur, namentlich mit Shakespeare beſchäftigt zu haben. Wenigſtens geht dieß aus mehrern ſeiner damaligen Briefe hervor, von denen wir, da Herder im Frühjahr 1771 Straßburg verließ, einige Auszüge, als Abſchluß dieſer Periode, mittheilen wollen.

»So hat Ihnen Romeo und Julie ſo gefallen!« ſchrieb Herder, »und gleichwohl haben Sie dies treffliche, himmliſche Stück, das einzige Trauerſpiel in der Welt, das über die Liebe exiſtirt, nur in der Ueberſetzung geleſen! Denn das muß ich ſagen, daß unter allen Shakespear'ſchen Stücken Wielanden keins ſo verunglückt iſt, als dies. Der Grund iſt vielleicht der, daß Wieland nie ſelbſt eine Romeo-Liebe gefühlt hat, ſondern ſich nur immer mit ſeinen Pantheen und Seraphins den Kopf voll geweht, ſtatt das Herz je menſchlich erwärmt hat. Und ſo ſind ihm die ſchönſten Augenwinke, in denen die Liebe mehr, als durch Worte, redet, eine ganz unbekannte Sprache geweſen. Dazu hat Shakespeare in dieſem Stück viel Reime, auf die Wieland in den Noten loszieht, die freilich auch einem Ueberſetzer den Kopf und die Feder toll machen können, aber im Original zur wahren Romanzenſprache der Liebe gehören. Eine Probe iſt z. B. das Geſpräch zwiſchen Romeo und Julie auf dem Ball, wo immer die Allegorie von andächtigen Pilgrimmen in Frag' und Antwort, bei Händedrücken und Kuß fortläuft, daß es ſo himmliſch wird, als es freilich romantiſch, und, wenn Sie wollen, abentheuerlich im Deutſchen herauskommt. — Wie ſehr Shakespeare mein Steckenpferd iſt, wird Ihnen vielleicht M. geſagt haben. Ich hab' ihn nicht geleſen, ſondern ſtudirt, wie ich das Wort recht unterſtreiche. Jedes ſeiner Stücke iſt eine ganze Philoſophie über die Leidenſchaft, von der es handelt.«

»Vor ein Paar Tagen hab' ich Fizesborne's Briefe geleſen, mit einem Vergnügen, das ich ſehr oft in Gedanken mit Ihnen getheilt habe. Es ſind viele Briefe darin, die die ſchönſte Lectüre und Situationen für die Empfindung eines ſchönen, weiblichen Herzens enthalten.« —

»Haben Sie den Landprediger von Wakefield geleſen? Ich leſ' ihn wohl jetzt ſchon zum vierten Male. Er iſt eins der ſchönſten Bücher, die in irgend einer Sprache exiſtiren, und ſehr, ſehr gut überſetzt. *) Ich mache es beinahe mit meinem Landprediger von Wakefield, wie jener ehrliche Mann, der alle Leute fragte: Habt Ihr den Propheten Baruch geleſen? Er iſt von Seiten der Laune, der Charactere, des Lehrreichen und Rührenden ein wahres Buch der Menſchheit.« —

---

*) Vermuthlich hatte Herder die anonyme Ueberſetzung vor ſich, welche zu Leipzig 1767 herauskam. Die bekannte von Bode erſchien erſt im J. 1776.

Dritte Periode.

1771 — 1776.

Herder war im May 1771 zu Bückeburg angekommen. Seine dortigen Verhältniſſe entſprachen indeß nicht völlig den Erwartungen, die er gehegt hatte. Der Graf, geiſtreich und vielſeitig gebildet, vorzüglich durch den Umgang mit dem bekannten Schriftſteller Thomas Abbt, beſaß einen gewiſſen Stolz und ein ernſtes, zurückhaltendes Weſen. Es war ihm nicht blos um wiſſenſchaftliche Unterhaltung zu thun; er wollte auch gehuldigt ſeyn. Abbt war zu ſehr Menſchenkenner, als daß er nicht Beides auf eine leichte Weiſe hätte verbinden ſollen. *) Aber Herders

---

*) Man findet ſeinen Character geſchildert in Fr. Nicolai's Schrift: Ehrengedächtniß Herrn Thomas Abbts. Berlin 1767.

zarte, unbefangene Natur, ſein ernſtes, halb ſchwermüthiges Weſen, mit einem Wort ſeine ganze Individualität war nicht geeignet, auf ähnliche Weiſe die Gunſt des Grafen zu gewinnen, falls Herder überhaupt ſich jemals ernſtlich darum bemühte.

Wie ihre Charactere, ſo waren auch Beider Anſichten in weſentlichen Punkten verſchieden. Den Wunſch des Grafen, daß Herder ſich vorzüglich der Literatur, und weniger ſeinem geiſtlichen Amte widmen möchte, konnte dieſer unmöglich erfüllen. Eben ſo wenig genügte ihm das bles betrachtende, räſonnirende Leben, in das ihn der Graf ſo gern hineingezogen hätte. Herders Zweck war kein andrer, als eine Wirkſamkeit, die friſch und kräftig in's Leben eingriff. Verhältniſſe dieſer Art mußten daher für ihn, der ſich zu einem geſchmeidigen Hingeben gegen die Großen nie verſtehen konnte, etwas höchſt Peinliches haben. In ſeiner amtlichen Stellung als Geiſtlicher, gewann er nur nach und nach die Liebe der Gemeine, und in der Verbeſſerung des Schulweſens traten ihm die individuellen Anſichten des Grafen ebenfalls hindernd entgegen. *)

»Meine Situation gegen den Grafen,« ſchrieb Herder im Auguſt 1772, »iſt noch immer dieſelbe — unkenntlich, entfernt, nicht für einander. Ein edler Herr, aber äußerſt verwöhnt! ein großer Herr, aber für ſein Land zu groß! Ein philoſophiſcher Geiſt, unter deſſen Philoſophie ich erliege. — Im Lande iſt für mich nichts zu thun. Ein Paſtor ohne Gemeine, ein Patron der Schulen ohne Schulen, Conſiſtorialrath ohne Conſiſtorium! Alle meine Lieblingsideen vom Predigtamt ſind zum Theil an dieſem Ort vernichtet. — Durch die lange Vacanz hab' ich für mich wenig eigne Gemeine, und den Uebrigen bin

---

*) Eine kurze, aber intereſſante Schilderung des Grafen gibt Zimmermann in ſ. Werk: Ueber die Einſamkeit (Th. 3. S. 456 — 68) womit die beiden Schriften: Ueber den regierenden Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe (Wien 1789) und: Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe (von Theodor Schmalz) Hannover 1783 zu vergleichen ſind; die leztere mit einem Bruſtbilde des Grafen en medaillon.

ich gelehrt, fein, ein Hofmann, vornehm. — Die Räthe ſehen mich für einen Mißvergnügten, zu Feinen oder zu Groben, zu Geraden, zu Dreiſten, und alſo mit aller Hochachtung für einen Dorn im Auge an," u. ſ. w.

In dieſen peinlichen Verhältniſſen kam Herdern eine gewiſſe Reſignation wohl zu ſtatten, ſo wie der Glaube an eine höhere Leitung, die auch hieraus etwas Gutes herbeiführen werde, dem er ſich ſchon in ſeinem frühern Leben vertrauend hingegeben hatte.

Wirklich ſchien die Vorſehung im Stillen für ihn geſorgt zu haben; denn die Bekanntſchaft der Gemahlin des Grafen, der Gräfin Maria, einer äußerſt zartfühlenden Dame, von religiöſen Grundſätzen, die in ſtiller Zurückgezogenheit lebte, *) ſöhnte Herdern mit allen den trüben Erfahrungen aus, die er bisher gemacht hatte.

---

*) Der Graf hatte ſich den 7. November 1765 mit ihr vermählt. Beider Charactere waren, wie es ſich bald zeigte, in mehrfacher Hinſicht zu verſchieden, als daß ein anderes Verhältniß, als gegenſeitige Hochachtung, zugleich ſtatt finden konnte.

Es war zu Neujahr 1772, wo die Gräfin, bei Ueberſendung des üblichen Neujahrgeſchenks an Herdern, als ihren Beichtvater, zugleich ein eigenhändiges Schreiben an ihn richtete. Die offenherzige Schilderung ſeiner Lage, welche Herders Antwort enthielt, und freundlicher Troſteszuſpruch von Seiten der Gräfin, Muth und Geduld nicht zu verlieren, leiteten allmählig einen ununterbrochenen Briefwechſel ein. Herders Freude über dieſe Bekanntſchaft, ſpricht ſich ſehr lebhaft in einem ſeiner damaligen Briefe aus.

»Ich fange ſeit vierzehn Tagen in Bükeburg zu leben an, und Alles ſcheint ſich mir zu verändern durch die Veränderung Einer Seele. — Die hieſige regierende Gräfin — wollen Sie ſich ein Bild der Carita, der Sanftmuth, Liebe und Engelsdemuth in Einer Perſon denken, ſo denken Sie ſich ſie. Sie hat ſonderbare Schickſale gehabt. Eine geborene Gräfin von Lippe-Biſterfeld, aber eine verlaſſene Waiſe von Kindheit an. Sie iſt unter Andere, Verwandte, Freunde weggekommen, nach Magdeburg, Schleſien — da iſt ſie Pietiſten in die Hände gefallen: ein weiches, fühlbares Herz unter ſolchen Umſtänden — Sie können ſich die Eindrücke ſelbſt denken. Unſer Herr hat ſie darauf auf ihr Portrait geheirathet. — Ich glaubte, daß ihr nach ihrer Denkart weder ich, noch meine Predigten gefallen konnten und gefielen; ja, da ſie theils einmal meinen Beſuch nicht annahm, theils aus andern Urſachen fing ich mich an zu ärgern, und — denken Sie, wie ich mich betrogen fand, da ſie im Anfange dieſes Jahres Gelegenheit ſuchte, ſelbſt an mich zu ſchreiben. Und einen Brief von ſolcher Denkart, Vernunft und gutem Herzen und ſüßer Seele — wer war mehr erſtaunt als ich? Ich konnte Alles denken, was ihr der Schritt gekoſtet, und da ich nun ſo heillos meinen Irrthum ſahe, wer war verlegner als ich? — Ich antwortete ihr gleich, ſagte ihr alles Unnütze, wozu ich hier wäre, und — Sie können nicht denken, wie ich ſie den Abend darauf, zum Concert eingeladen, fand — ſo ſchüchtern, unruhig. Der Graf hielt mir darauf eine lange philoſophiſch-moraliſche Predigt, und entweder, weil ich nun hörſamer und faßlicher war, oder weil ſie ihm davon geſagt, oder den Brief gezeigt haben muß — kurz, er iſt ganz anders. Ich habe ſie darauf beſucht. Sie hatte die Sternheim *) geleſen. Sie bat mich, ihr eine Predigt zu geben — mit welcher Art! Ihre Anmerkungen über die Sternheim, Spalding u. a. waren voll des feinſten Gefühls. Ich ſchickte ihr die Predigt mit Spaldings Beſtimmung des Menſchen, **) die ſie noch nicht geleſen, und heute bekomme ich dies Buch zurück mit einem Brief voll Dank und himmliſchen Herzens! — Ihr Bild hat gleichſam durchaus die Miene, daß ſie für dieſe Welt zu gut iſt. Sie iſt zart und ſchwächlich. Seit ihrem Wochenbette liegt eine kleine Bläſſe auf ihrem Geſicht, wie ein himmliſcher Schleier, daß ſie ſchon zu einer höhern Welt eingeweiht iſt. So kommt ſie mir immer vor — ſie wird nicht lange leben. — Ich will ihr einige Stunden widmen, und etwas über die Unſterblichkeit der Seele, über das Vorgefühl eines künftigen Lebens ſchon in dieſer Welt, in Form einiger Sokratiſchen Geſpräche ſchreiben.“ — *)

---

*) (Sophie La Roche) Geſchichte des Fräuleins von Sternheim; herausgegeb. von C. M. Wieland. Leipzig 1771. 2 Theile.

**) Leipzig 1763.

In einer Brüdergemeine erzogen, hatte der Character der Gräfin Maria ſchon frühe einen individuellen Zug von jener Sanftmuth und ſtillen Reſignation erhalten, den Herder in dem eben erwähnten Briefe näher entwickelt. Ihre religiöſen Anſichten, die ſich von einer gewiſſen Schwärmerei nicht trennen ließen, wurden indeß durch Herders Unterricht, durch ſeine mündlichen und ſchriftlichen Belehrungen geläutert und berichtigt. **)

Da von Herders Briefen an ſie nur ein einziger vorhanden iſt, ***) ſo glaubten wir ihm um ſo mehr hier auszugsweiſe eine Stelle vergönnen zu müſſen, als er zu den trefflichſten gehört, die je aus ſeiner Feder gefloſſen.

---

*) Ob dieß geſchehen, iſt zweifelhaft; wenigſtens hat ſich unter Herders Papieren keine Schrift dieſer Art gefunden.

**) Man vergl. Herders Werke z. Relig. und Theologie Bd. II. S. 401.

***) Die Gräfin hat die übrigen vor ihrem Tode ſelbſt verbrannt.

»Euer Erlaucht,« ſchrieb Herder zu Ende Dezember 1774, »empfangen hiebei gnädigſt die zwei Predigten — kalt und trocken vielleicht geſchrieben; aber vor Gott und einer guten Seele iſt doch nichts verloren. Der Himmel ſegne ſie zu dem Zwecke, wozu ſie ſeyn ſollen. — Aber darf ich ein Wort zu dieſem Zwecke ſagen? Auch ſolche warme Rauſche zum Guten ſind vielleicht nicht gut; ſie machen zu bald müde. Der Geiſt Jeſu, der Selbſtverleugnung und Liebe Gottes iſt kein Geiſt der Furcht noch der ängſtlichen Geſetzlichkeit, ſondern der Freiheit und Freude. Die ganze Selbſtverleugnung muß aus himmliſchen Geſinnungen kommen, und dann wird ſie angenehm und leicht, mit wie vielem Kampfe ſie auch errungen werde. — Jede unſrer Handlungen ſoll ſo rein ſeyn, daß wir ſie den Augenblick vor Gott bringen können, oder vielmehr in Gott thun. Das wiſſen wir nun jedesmal, wenn wir's nicht ſind, auch in der ſelbſtverblendetſten Leidenſchaft. Ich weiß z. E. daß das Lob leider nicht Wahrheit ſey; welches E. E. mir zutrauen, daß mir im Ueberwinden alles leicht werde. — Wenn ich ſterben ſollte — ich hoffe es nicht, und habe kein Bild vom Tode, weil ich geſund bin — ſo weiß ich, ich müßte unzufrieden und unvollendet und auf bloße gute Diſcretion hinausgehen, ob ich mir's gleich nicht würde merken laſſen, als wenn ich's ſollte. Das iſt ſo eine natürliche Empfindung, was von uns zu dieſer Welt gehört und hier bleiben muß, daß wir geradezu nur den ſchnellſten und reinſten Lichtſtrahl unſres Herzens fragen dürfen. Die Raupe, die ſich eingeſponnen hat, und geſtört, oder zu früh geweckt wird, kann kein Schmetterling werden — ſie ſtirbt. — Was mich alſo allein dünkt, iſt, daß E. E. ſanft fortgehen, ſich immer mehr zum Lichtanblick Gottes gewöhnen, und, wenn ich den edlen, unſchwärmeriſchen Bibelausdruck brauchen darf, den Geiſt nicht in ſich dämpfen. Sie haben eine ſo ſchöne Anlage zur Wahrheit, Rechtſchaffenheit, und am meiſten zum Bilde Gottes, der Milde und ſanften Güte, daß Sie den Schatz nur bewahren, in keiner Sache ihn aus den Augen laſſen, und immer auf ihn zurückkommen müſſen. Sie haben keinen Hang zur Eitelkeit, zu dem allen Geiſt tödtenden Witze, zu der Neigung, Alles nach ſich abmeſſen zu wollen, und ſich in der ganzen Welt allein zu ſehen und zu hören. Wogegen Sie zu kämpfen haben, glaub' ich, iſt Bequemlichkeit oder träge Furcht, oder ſchüchterne Bedenklichkeit, und Ueberſchnellung, gute Ueberraſchung, die E. E., wo ich nicht irre, ſehr oft hintergangen haben muß. Sie kann ſelbſt zu Dingen verleiten, die ganz wider unſre Natur und bei E. E. wider den Geiſt der ſanften Wirkſamkeit, Liebe und Güte, der Ihre Natur ſeyn ſollte, ſchon iſt und ſeyn wird. — Laß alle Menſchen, jeden unter ſeiner Hülle von Eindrücken, Wahrheit und Recht ſuchen. Sie ſuchen alle Wahrheit und Recht, jeder auf ſeine Weiſe, die, wie das Klima und die Erde, verſchieden iſt, und ſeyn muß; die Reſultate ſind aber freilich, nach allen Graden und Gradationen, dieſelben. — Unter uns haben die beiden Geſchlechter einen ganz andern Bau, ganz andere Pflichten und Fehler, und doch giebt's bei Beiden nur eine Tugend, die in jene Welt übergeht, wo wir weder Mann noch Weib ſeyn werden, ſondern wie die Engel Gottes ſind im Himmel, die den Willen Gottes thun in Wirkſamkeit und Liebe. Zu dem Himmel müſſen wir uns Alle unter allen Geſtalten hier gewöhnen, und dann ſind wir vor Gott nicht mehr Mann und Weib, ſo wenig eine Chriſta zum Vorbilde hat erſcheinen dürfen. Das ſind nur Hüllen für unſere Erde. — Kehren ſich E. E. ſo viel als möglich von der Wortandacht fort; ſie hält die Seele unbeſchreiblich feſt an Buchſtaben, Bildern, gehörten Worten, und läßt ſie nicht zur wortloſen Erkenntniß und That der Wahrheit kommen." — *)

Herder theilte der Gräfin Maria die vorzüg-

---

*) „Gottes Lohn dem Freund," heißt es in der Antwort der Gräfin vom 31. Dezember 1774, „der mir auf dem Meere im Sinken die Hand bietet, den Gott ſandte, Seegen auf Erden zu ſeyn, und der Seegen iſt. — Ich mag nicht beſſer ſcheinen, als ich bin. Alle meine Fehler, die Sie mir verhalten, ſind wahr" u. ſ. w.

lichſten Schriften mit, und ſorgte ſo für höhere Ausbildung und Klarheit der Begriffe. Wie ſehr er aber dabei zugleich eine ſorgfältige Auswahl berückſichtigte, erhellt aus folgender Stelle ſeiner damaligen Briefe:

»Eigentliche Gelehrſamkeit iſt dem Character eines Menſchen, eines Mannes, ſchon ſo unnatürlich, daß wir ihr nur aus Noth uns unterziehen müſſen, und dabei doch ſchon immer verlieren. In dem Leben, in der Liebe, in dem Munde eines Frauenzimmers aber, die noch die einzigen wahren menſchlichen Geſchöpfe auf dem politiſchen Theater und Exercierplatz dieſer Welt ſind, iſt dieſe Unnatur tauſendmal fühlbarer. — Damit will ich aber nicht ſagen, daß ein Frauenzimmer ſich nicht auch durch die Lectüre bilden, Geiſt und Herz verſchönern müſſe. Eine Zähre, bei Klopſtock geweint, kann ein ſchönes Auge nie entehren. Ich glaube vielmehr das weibliche Geſchlecht ſey das einzige richtende Publikum über eine Reihe von Materien des Geſchmacks und der Empfindung, und jeder Mann, der kein Pedant ſeyn will, muß im Kreiſe der

Frauenzimmer gelernt haben, gewiſſe Bücher zu leſen. Ich ſage: gewiſſe Bücher; denn alle Sachen, alle Materien, alle Wiſſenſchaften ſind nie für die Weiber, und über viele können ſie in ihrem Leben nie anders, als ſchiefe Urtheile fällen." —

Wie ſehr Herder der Gräfin Lehrer, Freund und Tröſter war, bewies er unter andern durch ſeine innige Theilnahme bei dem Tode ihres Zwillingsbruders, des Grafen Ferdinand von der Lippe, (d. 23. April 1772) an dem ſie mit ganzer Seele hing. *)

Durch Herders Briefwechſel mit der Gräfin, den ſie ihrem Gatten mittheilte, waren nach und nach die Verhältniſſe zwiſchen ihm und Herdern milder und inniger geworden. Es verfloſſen ſeitdem manche Abende unter intereſſanten Geſprächen über Poeſie und Kunſt, oder Literatur im Allge-

---

*) Herders Gedächtnißrede beim Tode des Grafen befindet ſich unter dem Titel: Ueber die dunkeln und hellen Ausſichten an einem menſchlichen Grabe, in d. Werken z. Theologie u. Religion. Bd. II.

meinen, und eine kleine Capelle, die der Graf unterhielt, gab zu muſikaliſchen Unterhaltungen Anlaß. Herder wohnte den letztern ſtets mit vielem Vergnügen bei.

»Ich liebe die Muſik unausſprechlich;« heißt es in einem Briefe vom September 1770; »ſie iſt für empfindende Herzen und feine Seelen ein ſo unentbehrliches Vergnügen. Die Gedanken des bloßen Kopfes ermatten ſo leicht, die Sprache des bloßen Mundes wird hie und da ſo unkräftig, daß ein Saitenſpiel, mit einem Liede beſeelt, gewiß in die Oekonomie eines glücklichen Lebens als tägliches Hausgeräth gehört.« —

»Pergoleſi's stabat mater,« ſchrieb Herder im July 1771, »hat mich ſehr gerührt. Noch mehr aber eine andere Arie von Pergoleſi aus einer Oper, die mir noch immer in der Seele weint. Es iſt die Sprache zweier Gatten, die ſich im Gefängniſſe vor ihrem Tode als Geſchwiſter finden, und ihr armes Kind anreden: misero Pergoletto — o warum kann ich Ihnen nicht Ton und Empfindung ganz herzaubern!« —

Die erwähnten muſikaliſchen Unterhaltungen gaben Herdern Veranlaſſung zu ſeinen Cantaten. In den Jahren 1772 — 75 ſchrieb er den Brutus und Philoctet *), die Auferweckung des Lazarus, den Fremdling auf Golgatha, Michaels Sieg und einige andere, **) welche der Capellmeiſter des Grafen, Joh. Chriſt. Fried. Bach componirte.

Ueber den Brutus ſchrieb Herder: »Sie wiſſen, daß dieſer edle Römer, der auch für und wider nichts umkam, einer meiner Lieblingshelden iſt; wenigſtens hab' ich über ihn etwas von meiner Lieblingsphiloſophie ausgeſchüttet. — Er iſt ohne Muſik nur Fachwerk und Netz; dazu ſind die beſten Züge nicht mein. Geſchichte und Shakespeare. Ich hab' es auch eigentlich bloß für mich geſchrieben, um die Lieblingsſituation darzuſtellen, daß faſt nichts in der Welt recht gut ſey, Alles von außen Farbe erhalte, die beſte That auf dem

---

*) In den W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VI., womit die Vorrede von Dr. Wilh. Gottfr. v. Herder zu vergleichen iſt.

**) In den Werken z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. XVI.

Rade des Schickſals liege, und wie es denn wohl ein Brutus ſeyn müſſe, wenn ſich das Rad umkehrt, und er ſieht, es iſt gut von hinnen gehen. — In meinem Brutus (heißt es in einem ſpätern Briefe) den ich etwas umgearbeitet, iſt noch die Porcia, ſein edles Weib gekommen.*) Ein Zug von ihr im Plutarch hat mich tief gerührt. Da ſie beide von einander Abſchied nehmen, bezwingt ſie ſich, und geht thränenlos weg; es fällt ihr aber das Gemälde in die Augen: der Abſchied Hektors von der Andromache aus Homer. Da bricht ſie in Thränen, und in die Worte Homers aus: Hektor, du biſt mir Vater und Mutter und Bruder, du mein geliebter Gemahl! — Auch die Wunde, die ſie ſich ſelbſt gab, verſteht man meiſtens unrecht. Sie gab ſich dieſelbe nicht, um vom Manne das Geheimniß zu erzwingen, und damit alſo zu paradiren; ſondern um für ſich erſt zu erfahren, wie weit ſie Schmerzen ertragen könnte, und alſo fähig wäre, an irgend einer That nur Theil zu nehmen. Iſt dieſer Zug nicht groß und ſtark? — Ich habe gehört, Klopſtock habe eigentlich, ſtatt Sokrates, den Brutus in ſeinem Meſſias anbringen wollen, aber ſich vor'm Selbſtmorde gefürchtet. Porcia iſt daher geblieben, und iſt dieſelbe Porcia des Brutus.« —

---

*) In der erſten Handlung, Scene 3.

Was Herders Thätigkeit in andern Fächern der Literatur betrifft, ſo beſchäftigte er ſich Materialien zur älteſten Urkunde des Menſchengeſchlechts, zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, zur hebräiſchen Poeſie und andern Werken zu ſammeln. Man ſieht indeß deutlich aus mehreren Stellen ſeiner damaligen Briefe, daß er ſich zur ernſten, ruhigen Ausführung eines beſtimmten Plans nicht aufgelegt fühlte.

»Ich kann jetzt nichts zuſammenhängend arbeiten,« heißt es unter andern in einem Briefe vom J. 1771; »zu Arbeiten für's Publikum fehlt es mir an Aufſchwung oder vielmehr an Trieb. Ich ſchleppe mich eine Zeitlang in Arbeit hin, um nur berauſcht zu werden, und dann — bleibe ich liegen.« —

Vielleicht mochte auch, wenigſtens theilweiſe, Herders Abneigung vor literäriſchen Streitigkeiten dazu beitragen, ſeine Thätigkeit zu hemmen. Wenigſtens geht dies aus folgender Stelle eines Briefes hervor, den er bei Gelegenheit einer an ihn durch Goethe und Merk ergangenen Auffoderung, an den Frankfurter gelehrten Zeitungen Theil zu nehmen, ſchrieb.

»Ich fürchte mich in Deutſchland vor elendem Streit und Fehde. Ich habe an den Frankfurter gelehrten Zeitungen einigen Antheil genommen, aber ohne Zweck und faſt ohne Willen. Und da hat glaub' ich, Schloſſer, der ſich als Hauptverfaſſer nennt geſchwatzt — kurz, man ſchreibt mir davon aus allen Gegenden, und nennt mich, und weiß von mir, und das ärgert mich. Ich will für alle Critik und Tummelei in dieſer Welt begraben ſeyn.» —

»Sie haben mich», heißt es in einem andern Briefe vom July 1771, »einige Male vor der Critik gewarnt; ſo ſehr ich aber Manches aus einem andern Geſichtspunkte betrachte, ſo ſoll wenigſtens keine meiner Schriften je im eigentlichſten Sinne des Worts Critik ſeyn. Sonſt aber iſt jedes Urtheil, was man an den Andern ſchreibt, ſchon Critik, und man muß alſo entweder Wahrheit und Beförderung des Lichts für ganz gleichgültige Dinge anſehen, oder ſeine Talente für Wahrheit und Licht durchaus muthwillig vergraben; und das dünkt mich eben ſo ungerecht und wider die Ordnung der Natur, als gar nicht ſehen, und immer fühlen zu wollen. Freilich aber umgekehrt wieder gar nicht fühlen, und immer Brillen zu gebrauchen, um Fehler zu ſuchen, und ſich damit den ſchönen Augenſchein, Welt und Alles zu verderben — das haben Sie jetzt bei mir weniger zu beſorgen." — *)

---

*) Intereſſant iſt Wielands Urtheil über Herdern in dieſer Periode. „Haben Sie je einen Kopf gekannt," heißt es in einem Briefe an Zimmermann, „in welchem Metaphyſik und Phantaſie und Witz und griechiſche Literatur und Geſchmack und Laune auf eine abentheuerlichere Weiſe durch einander gährt? Der Ton, wenn dieſer ſeltſame Menſch von mir und andern ehrlichen Leuten ſpricht, däucht mich das Luſtigſte dabei. Ich bin begierig zu ſehen, was noch aus ihm

Herders Abhandlung: über den Urſprung der Sprache, welche von der Berliner Academie den Preis erhielt, wurde indeß in den erſten Jahren ſeines Aufenthalts zu Bückeburg vollendet, wenn er ſie gleich, wie wir früher erwähnt haben, größtentheils zu Straßburg niedergeſchrieben hatte.

»Der Preis der Academie,« heißt es in einem Briefe vom July 1771, »hat mich in der That wenig gerührt. Ich kam von Lemgo, müde, ſpät, durchregnet; fand den Brief, und legte ihn ruhig weg. — Ich fürchte auch bei dem Dinge vielen Widerſpruch, Fragen und Streitſchriften. Es iſt voll neuer Sätze, wirft ganze Wiſſenſchaften von Lieblingsideen über den Haufen u. ſ. w. Die Ausſicht iſt mir unangenehm, weil ich mein Streitgewehr ſo ziemlich verſcharrt habe, und haben wollte.« —

---

werden wird. Ein ſehr großer Schriftſteller oder ein ausgemachter Narr. Tertium non datur.“ — (S. die Schrift: C. M. Wieland, geſchildert von J. G. Gruber Leipzig und Altenburg 1816. [illegible] 2. S. 11[illegible])

Zu den Schriften, mit deren Lectüre ſich Herder damals beſchäftigte, gehörten, außer den römiſchen und griechiſchen Claſſikern, auch vorzüglich die ſchon früher erwähnten Reliques of ancient english Poetry.*) Ueber die bedeutendſten Erſcheinungen im Gebiete der Literatur, enthalten ſeine damaligen Briefe mannigfache Bemerkungen und Anſichten.

»Unter den neuern Werken,” ſchrieb Herder im Juny 1771, »hat das ſchönſte Stück, die Fräulein von Sternheim, die Wieland herausgegeben, den meiſten Eindruck auf mich gemacht. Für mich hat das durchgehend Dämmernde, Dunkle und moraliſch Rührende eine Würde, eine Hoheit, die ich lange nicht gefunden. — Dieß Buch widerlegt, daß es außer der bloß leichten

---

*) Von einer bedeutenden Zahl dieſer altengliſchen und ſchottiſchen Balladen und Lieder hat Herder Nachbildungen geliefert. (S. die Werke z. ſchön. Lit. u. Kunſt, Bd. VIII. S. 257—402, womit man den Almanach der deutſchen Muſen auf d. J. 1779. S. 119. u. f. und Gräter's Bragur. Bd. I. S. 270 u. f. vergleichen kann.)

Schönheit einer menſchlichen Seele, eine höhere, ernſthaftere, rührendere Grazie gibt, die wahrlich noch keine Betſchweſter iſt, und mich unendlich mehr rührt. — Welche Einfalt, Wahrheit und Moral in den kleinſten Zügen, und alle werden intereſſant. — Und nun das Ende! Ich blieb ſo betroffen, und gleichſam auf meinem Lebenswege gehemmt, daß ich auch in meiner nächſten Predigt davon ſprach, daß es unglückliche Schritte gebe, die man nachher lebenslang nicht zurückholen könnte. — Ich warte mehr auf die Fortſetzung, als auf irgend einen andern Roman.

»Ich habe,« heißt es in einem Briefe vom Auguſt 1771, ſeit meinem Geburtstage Rouſſeau's Emil auch zu leſen angefangen. — Sobald er von guten und ſtarken menſchlichen, väterlichen, mütterlichen Herzen ſpricht, ſo entflammt ſich Alles, und ich ſehe ihn auf mehr als Einer Seite, wie er auf ſeinem Spaziergange, ermüdet und erhitzt von Gedanken, ſich unter einem Baum niederwirft, und ſeinem Herzen freie Luft läßt. — Der Blick, der Wink aus der Seele eines Freundes, einer Freundin, die man kennt, und die

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51185-X
HERDER,J.G. FN. 07560/018

uns im Herzen lebt — das iſt Gottheit und Eingebung.“ —

„Eben heute bekomm' ich,“ ſchrieb Herder im September 1771, „drei dicke Quartbände von Nachrichten zum Leben Petrarchs. Ein Verwandter der Laura, de Sade, hat ſie geliefert. *) Die Idee von einer Seele, die ſich zwanzig Jahr mit dem Bilde einer Laura, die einem Fremden zugehört, oder die nun Aſche iſt, tragen kann — o die Idee iſt ſchön ſo, daß ich kein Wort in menſchlicher Sprache für ſie finde. — Und glauben Sie nicht, daß Petrarch nichts als ein Dichter der Liebe war! Er war in allem Betracht ein Mann, der mit König und Kaiſer über den Lauf Europa's ſprach, die ganze Gelehrſamkeit ſtützte und wiederfand, und dabei der Enthuſiasmus aller Freunde! — Kurz, in jedem Betracht ein Mann, wie ich mich aus allen ſeinen Briefen des Eindrucks erinnere, und noch immer Petrarch!“ —

---

*) Memoires pour la vie de Franc. Petrarque par Mr. l'Abbé de Sade. Amsterd. 1764 — 67. 3 Vol. (deutſch Lemgo 1774.)

»Sie leſen jetzt den Don Quixote;" heißt es in einem Briefe Herders vom Auguſt 1772; »ich muß geſtehen, die Land- und Verliebten-Scenen haben ſo etwas Sonderbares, Halbfeenmäſſiges, Spaniſches und Zauberhaftes, was überhaupt Ausſicht des Landes und Character dieſer Scenen ſeyn muß, da ich eben die Empfindung noch neulich beim Leſen einer Reiſe durch Spanien angetroffen. Aber ſonſt iſt Sancho Panſa mein Held, und der Blick bleibt ordentlich, von allen Narrheiten Don Quixote's ermüdet, auf dieſem guten Kerl mit allem ſeinem Zeuge von leibhafter Empfindung ruhen. — Bei der Hauptfigur hab' ich immer etwas Unangenehmes gefühlt, ſo ſchön und trefflich ſie auch gezeichnet iſt. Aber es beleidigte ſo was in mir, was ſelbſt Donquixoterie war, und wie Carl XII. in Bender Boileau zerriß, da er Alexander den Groſſen in ſeinen Satyren verhöhnt, ſo ging mir's nahe, daß man, wie es auch ſey, ſo viel Großes und Gutes an einem Menſchen lächerlich machen könne."—

»Ich hab' in die Rowe *) hineingeguckt. Ein Engel von Mädchen! Nicht reich, nicht viel Genie; aber ſo ſimpel, ihre Armuth ganz und rein herauszuſagen, und ſo zart Gedanken zu wecken, wie die liebe, zaubernde Weiberhand nun ſchon immer das Glück hat.« —

»Mit Lavatern bin ich ſo bekannt geworden. Er hatte ſich in Liefland ſchon mehr als einmal an mich adreſſirt, in Paris auch, und ich ihm nicht geantwortet. Nun las ich ſeine Ausſichten, **) und einige andere Sachen, die mich äußerſt aufmerkſam auf einen Menſchen machten, der nach Klopſtock vielleicht das größte Genie in Deutſchland iſt (nur nicht als Dichter), der jede alte und neue Wahrheit mit einer Anſchauung erfaßt, die ſelbſt alle ſeine Schwärmereien überſehen macht, und in Alles, auch wo er wähnt und ſchwärmt, eine Wahrheit des Herzens bringt, die mich bezauberte. Ich ſchrieb ihm über ſeine zwei Theile Ausſichten einen langen Brief, mit allem, was ich davon dachte, und ſeine Antwort hat mich ſehr erfreut.

---

*) Eliſabeth Rowe, eine bekannte engliſche Dichterin, geb. 1674, geſt. 1715. Ohne Zweifel iſt in Herders Briefe ihr mit der glühendſten Phantaſie und religiöſen Begeiſterung geſchriebenes Werk: Friendship in death, in twenty letters from the dead to the living (London 1726; deutſch von J. A. Ebert. Leipz. 1772) gemeint, von dem ſchon Wieland (1753) in ſeinen Briefen von Verſtorbenen an hinterlaſſene Freunde, eine Nachbildung lieferte. (S. deſſen Werke. Leipz. 1794. Supplem Bd. 2.)

**) Lavater's Ausſichten in die Ewigkeit. Zürch 1768, in einer ſpätern Auflage ebendaſ. 1782. 2 Bde.

Heders Gefühl für die Schönheiten der Natur, das ſich ſchon in früher Jugend bei ihm regte, ſpricht ſich auch in einigen Stellen ſeiner damaligen Briefe mit vieler Lebhaftigkeit aus.

»Laſſen Sie mich,« ſchreibt er unter andern im September 1771, »Ihnen ein Paar ſchöne Naturſcenen erzählen, die ich in dieſen Tagen erlebt. Ich war, um mich zu zerſtreuen, nach Lemgo geritten, dort ein Haus zu beſuchen, wo eine gute Mutter ſechs oder ſieben Kleinen ihr blaues Auge mit ſchwarzen Augenwimpern und ihr gutes Herz mitgetheilt hatte. Wir ritten voll Gedanken zurück. Es war Abend, die Sonne ging unter, und der Mond ſtieg herauf, der ſchönſte Mond, den ich geſehen. Empfindungen voll Schmerz und bittrer Wehmuth gaben im Mondenſchein den ſchönſten Gegenden, voll Höhen und Thal und Wald und Wieſen, eine romantiſche Anmuth. Allemal, wenn wir auf einer ſteilen Höhe hinauf, oder einen finſtern Wald durch waren, und ſich dann mit einem Male eine Mondgegend, ein weites Strahlenthal eröffnete, das in Dämmerung floß, war ich plötzlich in einer neuen Welt. Und ſo ſprachlos und traumverſenkt kamen wir endlich auf halbem Wege in's Nachtquartier. — Morgens vor Sonnenaufgang in der früheſten Dämmerung zu Pferde, ſahen wir die Morgenröthe, mit jedem werdenden neuen Strahle, mit jeder neuen Veränderung des Himmels und der ganzen Welt! — Die ganze Welt war ein ſtiller, feierlicher, ſanfter Tempel Gottes, wo ich verſunken war, und nichts denken konnte, als daß auch in ſolchem ewigen Ton der Morgenröthe der Tempel meiner Seele wäre — und die Sonne ging auf! Je höher ſie trat, deſto mehr ward Alles lauter, erleuchteter, einförmiger; die Schönheit der Natur nahm ab, und ward Glanz, bloße Pracht — Iſt's nicht beinahe ſo mit allem Glück? Es iſt am ſchönſten im Anbruch, in der Morgenröthe; aber ich glaube, wenn man will, kann man das ganze Leben ſich dazu machen." —

„Nun hören Sie auch eine geſtrige Abendſcene einer Bückeburger Gegend. Ich befand mich nicht ganz wohl, durch den Gebrauch eines kalten Bades. Nachmittags lockte mich ein ſchöner Herbſttag; ich werfe mich in Ueberrock und Stiefel und wandre. — Stellen Sie ſich auf der einen Seite eine Kette kleiner Gebirge voll Wald vor, (der Harl) die ich faſt alle durchſtreift, und die nun in dem ſeidnen Nebel des Herbſtes und der Abendſonne fließen. Davor Wieſen und Gärten; auf der andern Seite das ritterliche gräfliche Schloß, das ſich im hellen, ſtillen Waſſer ſpiegelt; die Abendſonne vor mir. — Ich hatte die engliſchen Lieder mit, konnte aber nicht leſen, und warf mich, unweit einiger Gruppen romantiſch hoher Bäume auf einen wilden Hügel, an einen Waſſerfall, der mit doppelt'm Guß, ſchneller und langſamer, dunkler und heller fiel. Um ihn viel wildes Weidengebüſch, um mich alle wilden Blumen, die in Shakeſpeares Feen- und Liebesliedern vorkommen — Berge, Sonne, Abend um mich — u. ſ. w.

Um ſich zu zerſtreuen, hatte Herder im J. 1772 eine Reiſe nach Göttingen unternommen, wo er vorzüglich Heyne's Bekanntſchaft machte.

»Der Zuſtand meiner Seele,« ſchreibt er darüber, »machte mir die Reiſe nach Göttingen nothwendig, und wenn ich je eine nützlich und vergnügt zurückgelegt habe, ſo iſt's dieſe. — Die Seelen, die ich gefunden, haben mir eine Erhöhung, einen Druck, eine Ermunterung gegeben — es iſt Hofrath Heyne und ſeine Frau. Er die edelſte, feinſte, wohlklingendſte Seele, die man nie in einem lateiniſchen Manne ſuchen, und auch vielleicht in Jahrhunderten nicht finden wird; ſie das ſtark-innigſt-empfindende Weib und die beſte Mutter. — Sie iſt immer unter ihren Kindern, die nichts auf der Welt zu verlangen ſcheinen, als mit ihren Eltern ſeyn zu können. — Der Vater iſt die ſchönſte Seele, ein Todfeind der Ränke, ſanft und beſcheiden, worunter er die tiefſte Gelehrſamkeit, Sentiment und Selbſtdenken verbirgt — ſorgfältig, daß es ja kein Auge ſehe. Ich habe edle Züge und Thaten von ihm gehört, durch Andre, die nicht ihres Gleichen haben. — Ich fühle es, ſeit ich aus Göttingen bin, um ſo mehr, daß ich hier keine Situation habe." —

»Eine Schweizerreiſe," heißt es in einem ſpätern Briefe, »iſt für mich ein guter, lieber Freundeseinfall; aber aus zehn Gründen jetzt nichts mehr. Ich habe ſchon mehr in der Welt geſehen, als ich ſehen ſollte. Nun hab' ich nichts ſo nöthig zu thun, als was ich noch wenig gethan habe, zu leben. Heil dem, der mich in das Land des Lebens führt, und das iſt allein — meine Freundin."

Dieſe Freundin war die bereits früher erwähnte Maria Carolina Flachsland,*) mit der ſich Herder den 2. Mai 1773 zu Darmſtadt vermählte, und von da nach Bückeburg zurückkehrte. Dieſe Verbindung war durch gegenſeitige Neigung geſchloſſen worden, und Uebereinſtimmung der Charactere ſicherte eine feſte Dauer des ehelichen Glückes zu.

---

*) Man vergl. ihre Biographie in dem Werke: Die deutſchen Schriftſtellerinnen des 19ten Jahrhunderts von C. W. O. A. v. Schindel Leipz. 1823. Th. 1. S. 203 — 208.

Die Veränderung ſeiner Lage, der Beſitz einer geliebten Gattin trug viel dazu bei, Herders Geiſt wieder anzufriſchen und zu beleben. Er ging nun mit Ernſt daran, manche Pläne, die er, ſeinem eignen Geſtändniß zufolge, aus Unmuth bisher verſchoben hatte, auszuführen.

Die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts, zu der er ſchon in Riga die erſte Idee gefaßt hatte, *) wurde im Auguſt und September 1773 völlig ausgearbeitet. Der erſte Band erſchien 1774, der zweite 1776. Nach Herders Plan ſollten noch einige Theile folgen. Das Werk ſelbſt, ein Verſuch, die Schöpfungsgeſchichte zu erklären, war nicht ganz frei von ei-

---

*) S. die Vorrede zum 5. Bde. von Herders Werken z. Theologie u. Religion.

nigen bittern Ausfällen, vorzüglich gegen Michaelis in Göttingen. Herders Abneigung gegen die neue Exegeſe, die das Heilige und Göttliche in der Bibel ſo tief herabzuwürdigen ſuchte, mochte wohl eine Haupturſache davon ſeyn. Er hatte ſich dadurch Mißbilligung von Freunden und Fremden zugezogen; außerdem aber waren jene Ausfälle nicht geeignet, ihn in Göttingen zu empfehlen, wohin er durch Heyne's Bekanntſchaft und Verwendung zu kommen hoffte. *) Aus Herders Individualität iſt übrigens dieſer Schritt leicht erklärbar. Bei ſeiner lebhaften Phantaſie konnte er in Augenblicken, wo er von einem Gegenſtande ganz erfüllt und hingeriſſen war, ſich nie aus Weltklugheit jenen Rückſichten bequemen, die von Alltagsmenſchen nie überſehen zu werden pflegen.

Dieß erklärt auch den heftigen Ton, der in den zu Riga 1774 erſchienenen Provinzial-

---

*) Man vergl. über die älteſte Urkunde den deutſchen Merkur v. J. 1776. März. S. 203 — 28; wie auch die Allg. deutſche Bibliothek. Bd. XXV. St. 1. S. 25 — 61 und Bd. XXX. St. 1. S. 55 — 69.

blätter an Prediger herrſcht. Einige Motto's, die er aus Spalding's nicht lange vorher erſchienener Schrift: Ueber den Nutzen des Predigtamts *) genommen hatte, gaben zu der Meinung des Publikums Anlaß, daß er gegen dieſen ſelbſt habe ſchreiben wollen, da doch der Zweck ſeines Werkes kein anderer war, als eine Rüge der Herabwürdigung des geiſtlichen Lehramtes, vorzüglich im preußiſchen Staate. Ein voll Hochachtung geſchriebener Brief an Spalding, mit dem Herder ihm das erſte Exemplar der Provinzialblätter zugeſandt hatte, gab, mit Hinſicht auf jene Motto's, in Berlin, Braunſchweig und andern Orten zu ſeltſamen und nachtheiligen Gerüchten über Herdern Anlaß, um ſo mehr, da man den Inhalt jenes Briefes entſtellte und übertrieb. **)

In dieſe Zeit (1774) fällt auch Herders Hauptwerk, ſeine Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit *) in denen ſich alle Strahlen ſeines Geiſtes, gleichſam wie die Radien eines Cirkels in ihrem Mittelpunkte vereinigen.

---

*) Die zweite Auflage kam zu Berlin 1777 heraus.

**) Man vergl. die Vorrede zum 10. Bde. von Herders Werken zur Theologie und Religion.

»Schon in ziemlich frühen Jahren,» ſagt Herder, »da die Auen der Wiſſenſchaften noch in alle dem Morgenſchmuck vor mir lagen, von dem uns die Mittagsſonne unſres Lebens ſo viel entzieht, kam mir oft der Gedanke ein, ob denn, da Alles in der Welt ſeine Philoſophie und Wiſſenſchaft habe, nicht auch das, was uns am nächſten angeht, die Geſchichte der Menſchheit im Ganzen und Großen eine Philoſophie und Wiſſenſchaft haben ſollte? Alles erinnerte mich daran,

---

*) Riga 1784 — 91. kl. 4. und in einigen ſpätern Auflagen; nachher in d. Werken z. Philoſ. u. Geſchichte. Bd. III — VI. Intereſſante Bemerkungen darüber findet man in dem Magazin der Philoſophie und ſchön. Literatur. Heft 1. S. 55 — 67, wie auch im deutſchen Merkur v. J. 1786. Februar. S. 148 — 74. und im Neuen deutſch. Merkur v. J. 1792. Februar. S. 166 — 98.

Metaphyſik und Moral, Phyſik und Naturgeſchichte, die Religion endlich am meiſten.» —

Eine Reihe von trefflichen Predigten über das Leben Jeſu, die Herder in den Jahren 1773 — 75 mit vielem Beifall zu Bückeburg hielt, ſcheinen das nähere Freundſchaftsverhältniß mit Kleuker *) angeknüpft zu haben.

Im Sommer 1774 lernte er Gleim zu Pyrmont kennen, der ſich, bei der ihm eigenthümlichen Liebenswürdigkeit ſeines Characters und unpartheiiſchen Anerkennung alles Großen und Trefflichen, auf's innigſte an Herdern anſchloß. **) Dieſer pflegte ihn noch in ſpätern Jahren mehrmals in Halberſtadt zu beſuchen, und die Tage, die er bei ihm, in Geſellſchaft von **Dorothea Gleim**, **Luiſe Ahrens** und **Wilhelm**

---

*) Er war damals Hauslehrer in Bückeburg, und kam ſpäterhin als Profeſſor nach Kiel. Als Schriftſteller iſt er durch ſeine Ueberſetzung d. Zend-Aveſta (Riga 1776. 3 Theile) bekannt.

**) Zur genauen Kenntniß von Gleims Character dient die in mehrfacher Hinſicht ſchätzenswerthe Biographie von W. Körte. (Halberſtadt 1811)

Körte *) verlebte, zu ſeinen heiterſten zu rechnen. Ihre Freundſchaft dauerte bis zum Tode. Herder überlebte ſeinen Freund nur zehn Monate. **)

Zu Herders übrigen Freunden in jener Periode, mit denen er in Bekanntſchaft und Briefwechſel ſtand, gehörten, außer Hartknoch und Heyne, ganz vorzüglich Hamann, ***) dann Lavater, Bode, Goethe, Merk, Jung (Stilling) Zimmermann, v. Moſer, Leſſing, †) Moſes Mendelsſohn, Nicolai, Boie, Kleuker u. a. m.

Im April des J. 1775 rückte Herder in die durch den Tod des Superintendenten Meyer erledigte Stelle ein.

---

*) Gleims Neffe und Herausgeber ſ. Werke. (Halberſtadt 1811 — 13. 7 Bdchen.)

**) Gleim ſtarb den 18. Februar 1803; Herder den 18. Dezember deſſelben Jahres.

***) „Ich habe einen Brief von meinem alten, guten Freunde Hamann bekommen;“ heißt es in einem Briefe Herders vom J. 1772; „der Brief hat, da ich die Aufſchrift nur ſahe, mich bis in die Lufte entzückt.“ —

†) Seine Briefe an Herdern findet man in Leſſings ſämmtlichen Schriften. Berlin 1794. Bd. XIX.

»Se. Durchlaucht, unſer gnädigſt regierender Landesherr,» heißt es in einem vom 22. April 1775 datirten, an die Geiſtlichen in Bückeburg gerichteten Amtsbriefe Herders, »haben die Gnade gehabt, mich, den Jüngſten unter Ihnen, wo nicht an Jahren, ſo an Verdienſten um dieſes Land, zur Superindentur zu ernennen, und wie kann ich dieſelbe beſſer antreten, als wenn ich Sie mit dem erſten Schreiben alleſammt um Ihr brüderliches Zutrauen, gütige Beihülfe, und Liebe bitte, aus Herzensgrunde. Wo der Geiſt dieſer Empfindungen herrſcht, wird Alles leicht; er wird auch uns im gemeinſchaftlichen Zweck unſres Amtes einigen und beleben. Da ich noch den wenigſten meiner Herren Amtsbrüder der Perſon nach bekannt zu ſeyn, die Ehre habe, ſo wünſch' ich, daß ich's jetzt durch Dienſte, die ich Ihrem Amt und Ihren Zwecken ſchuldig bin, auf die beſte, treueſte Art werden könnte.» —

Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir die Mißhelligkeiten zwiſchen einigen Landpfarrern und ihren Gemeinen, welche Herder zu beſeitigen ſuchte, *) umſtändlicher berühren wollten. Eben ſo wenig kann dieß hinſichtlich eines, der Simonie bezüchtigten Candidaten der Fall ſeyn, dem Herder, gegen den Willen des Grafen, die Ordination verweigerte. **) Hier nur einige Auszüge aus einem Schreiben Herders an den Grafen von Bückeburg, welche ſeine Denk- und Handlungsweiſe, ſeine Religioſität und Gewiſſenhaftigkeit in Erfüllung der Pflichten ſeines heiligen Berufs auf's treffendſte characteriſiren.

»Ewiges Brandmal,« heißt es in einem Briefe Herders vom October 1774, »würde es mir an Stirn und Bruſt ſeyn, wenn ich einen zwei Mal abgewieſenen, einer Infamie bezüchtigten, mir durch üble Gerüchte und perſönliche Grobheit bekannten Menſchen, deſſen Fähigkeiten ich nicht geprüft, und der nicht zum Voraus den Eid der Simonie abgelegt hätte, ordinirte. Die Hände lege Niemand bald auf, ſagt Paulus, du machſt dich ſonſt theilhaftig fremder Sünden.« —

---

*) In zwei Briefen vom 22. April 1775 und vom 6. May deſſelben Jahres.

**) Man findet beide Thatſachen, namentlich die leztere, aus den Actenſtücken umſtändlich dargeſtellt in den Erinnerungen aus Herders Leben. Tübingen 1820. Th. 1. S. 299 — 311.

»Das einzige Mittel,« ſchreibt Herder in einem ſpätern Briefe vom 26. October 1775, »der Kirche Gottes gute oder beſſere Zeiten zu geben, iſt, daß man die Lehrer prüfe, ehe ſie es ſind und werden, und nur nach Pflicht und Gewiſſen die Beſten ordinire. Ich freute mich, dazu ein Werkzeug werden zu können — ich kann's nicht! So will ich denn in Gottes Namen es wenigſtens nicht werden für Unwiſſenheit, Aergerniß und Bosheit — worüber mir Gott helfe und ſein heiliges Wort! Amen.« — *)

Zu Oſtern 1775 hatte Herder die Briefe zweier Brüder Jeſu, und die Erläuterungen zum N. T. aus einer neuer-

---

*) Wie ſich dieſer Vorfall endigte, darüber fehlen die Actenſtücke; doch erhielt, einer mündlichen Nachricht zufolge, der Candidat das Consilium abeundi.

öffneten morgenländiſchen Quelle herausgegeben, *) und in dem genannten Jahre für ſeine Schrift: Urſachen des geſunkenen Geſchmacks bei den verſchiedenen Völkern, da er geblühet, abermals den von der Berliner Academie ausgeſetzten Preis erhalten. **)

Mehrere auswärtige Anträge waren in dieſer Zeit an Herdern ergangen, doch von ihm entſchieden abgelehnt werden. So unter andern die Stelle eines Hofpredigers zu Eutin, und die Profeſſor- und Predigerſtelle auf der Univerſität Gießen. Länger dauerten die ſchriftlichen Unterhandlungen des Geh. Rath v. Bremer und des Hofraths Brandes, Heyne's nachmaligem Schwiegervaters, welche Herdern nach Göttingen zu ziehen wünſchten. Sie hatten ſchon im J. 1774 begonnen, und dauerten das folgende Jahr hindurch fort.

---

*) S. d. Deutſch. Merkur v. J. 1773. Auguſt. S. 131 u. f.

**) Man kann darüber vergleichen den Deutſchen Merkur v. J. 1776. May. S. 205 — 8. den Almanach d. deutſch. Muſen auf d. J. 1777. S. 8 u. f. wie auch v. Blankenburgs Zuſätze zu Sulzers Theorie der ſchön. Künſte. Bd. I. S. 626 u. f. Vor der erſten Ausgabe der erwähnten Abhandlung (Berlin 1775; ſpäterhin in Herders W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VII. S. 1 — 64) ſteht ein franzöſiſcher Auszug mit der Ueberſchrift: Précis du Memoire allemand, qui a remporté le prix proposé par la classe de belles lettres de l'academie royale des sciences, sur la Question: Quelles sont les causes de la décadence et de la corruption du goût?

Das Miniſterium zu Hannover, welches Herdern dem Könige von England vorgeſchlagen, hatte die ungewöhnliche Antwort erhalten: » daß derſelbe, da er noch keine academiſche Lehrſtelle bekleidet, zuförderſt den gradum eines Doctoris Theologiae annehmen, mithin entweder dabei, oder doch als zu beſtellender Univerſitätsprediger, ſich einem Examen oder Colloquio bei der theologiſchen Facultät in Göttingen zu unterwerfen habe.« —

Herder ſchrieb darüber im Dezember 1775: »Ein Colloquium zu Göttingen ſey mit ſeiner gegenwärtigen Stelle unvereinbar. — Ein edleres, freieres, würdigeres, aufklärenderes Mittel," fährt er fort, »wäre ein ſchriftliches Colloquium über die Punkte, worüber das Königl. Miniſterium meine Meinung will, über die ich mich öffentlich erklären, und vor'm Lichte der Welt beſprechen ſoll; und ich freue mich darauf, als auf eine Sache der Ehre und Pflicht der Wahrheit. So erſchein' ich nicht im Dunkeln, wo ich nicht ſehe, was der Colloquent für Abſicht und für Waffen in der Hand hat, ſondern am Tage u. ſ. w."

Es erhellt aus einem Briefe des Herzogs Carl von Meklenburg vom 17. Octob. 1775, daß das engliſche Miniſterium, bei aller Achtung für Herdern als Theologen und Gelehrten überhaupt, hinſichtlich ſeiner Orthodoxie einige Bedenklichkeiten gehegt habe.

Herder äußert ſich darüber in einem Briefe an Brandes vom 5. Januar 1776 auf eine höchſt leidenſchaftliche Weiſe. Die Stelle darf hier nicht fehlen, weil ſie die individuelle Reizbarkeit ſeines Characters treffend ſchildert.

»Pro tempore Prediger der Grafſchaft

Schaumburg-Lippe," heißt es in jenem Briefe, »bin ich auf die Augsburgiſche Confeſſion berufen, und als Superintendent und geiſtlicher Conſiſtorialrath beſtellt, über die rechtgläubige Lehre nach den ſymboliſchen Büchern in dieſem Lande zu wachen, und Candidaten und Prediger dazu anzuhalten. Darüber hab' ich Beſtallung, Eid und Pflicht. Wer alſo meine Orthodoxie anficht, ficht meine gegenwärtige Stelle, Ehrlichkeit bei Amt und Eide, Landestreu' und Gewiſſen an. Der dunkle Verleumder trete hervor und zeihe mich Ketzer" u. ſ. w.

»Schimpflich und unpaſſend wäre, ſo viel ich einſehen kann, eine Orthodoxal-Citation nach Göttingen, mit welchem Namen man ſie auch decke. Der fremde Superintendent ſoll, eh' er Amt und Ruf hat, nach einer ausländiſchen Univerſität ziehen, die Orthodoxie ſeines Hirns unterſuchen zu laſſen! Welche Beziehung hat er mit der ausländiſchen Univerſität? Wann hat er ihr das Recht eingeräumt, über ihn urtheilen zu können? — In meinem Lande hat noch Niemand an meiner Orthodoxie gezweifelt, wer in einem andern daran zweifelt, der — citire mich nicht vor ſich, ſondern trete auf, mich meiner Ketzerei zu überweiſen! Die Zeiten ſind vorbei, da man, mit dem Kopf in der Hand, nach Rom wallfahrtete, um ſich orthodoxiren zu laſſen, und wenn ſie noch wären, ſo iſt Göttingen das Rom ſchwerlich. Einem ſogenannten Colloquio, der Orthodoxie wegen, d. i. einem inquiſitoriſchen Ketzer- und Knabenverhör ausweichen, fein und blöde ausweichen, darf ich alſo nicht; ich werfe es mit Befremden von mir» u. ſ. w.

»Man ſagt, ich habe noch keine eigentlich dogmatiſche Schriften herausgegeben. Mir iſt's einerlei, wofür man meine Schriften hält; genug, der Zweck von drei oder vieren iſt, Orthodoxie, wahre Theologie darzuſtellen, gerade dem Strom des deiſtiſchen Jahrhunderts unſerer unrechtgläubigen Theologen entgegen, und vielleicht kommt die Zeit, die da ſagt, daß meine undogmatiſchen Schriften dieß tiefer und wurzelfeſter gethan, als hundert Spinnweben von Dogmatiken und verjährten Calendern.« — *)

Herder, unter ſo bewandten Umſtänden lange ſchwankend, hatte endlich dennoch den Entſchluß gefaßt, »den ſauren Weg nach Göttingen anzutreten,**) als ein unverhofftes Zuſammentreffen von Umſtänden dieß verhinderte.

Durch Goethen erging eine vorläufige Anfrage an ihn, ob er die Stelle als Generalſuperintendent in Weimar annehmen wolle. Die Verhandlungen darüber, welche vom März bis Juni 1776 dauerten, endigten ſich damit, daß Herder zu Michaelis ſein Amt antreten ſolle.

Sein Abſchied vom Grafen geſchah nicht ohne Rührung, da dieſer ſich durch den am 16. Juny erfolgten Tod ſeiner Gemahlin nun zwiefach verlaſſen fühlte. *) Kränklichkeit und Hypochondrie ließen ihn jenen Verluſt nicht lange überleben. Er ſtarb im folgenden Jahre, den 10. September 1777.

---

*) Eine Auswahl von Herders Aeußerungen über dogmatiſche Gegenſtände findet man in dem Werke. J. G. v. Herders Dogmatik, aus deſſen Schriften dargeſtellt, und mit literariſchen und kritiſchen Anmerkungen verſehen von einem Freunde der Herderſchen Gnoſis. Jena 1805.

**) Seine eignen Worte in einem Briefe an Zimmermann vom 31. Januar 1776.

Herders Abſchiedspredigt zu Bückeburg enthält ſo manche treffliche, nicht genug zu beherzigende Worte für den Geiſtlichen, und characteriſirt Herdern hinſichtlich ſeiner Grundſätze ſo treffend, daß einige der vorzüglichſten Stellen, als Abſchluß dieſer Periode ſeines Lebens, hier nicht fehlen dürfen.

»Hier trete ich zum letzten Male vor Euch auf.« ſagt Herder. »Bald wird es nur ein Traum ſeyn, daß ich hier geweſen, hier geſtanden und geredet habe. Warum ſollt' ich nicht zum letzten Male wie ein Weggehender ſagen, was ich bemerkt habe, am Ende des Weges die Erfahrun-

---

*) Herders Gebet am Grabmale der Gräfin Maria von Schaumburg-Lippe. Stadthagen 1776. 4. befindet ſich auch in d. W. z. Relig u. Theologie. Bd. II.

gen nutzen? Ich ſtehe hier nicht als der einzelne Menſch, ſondern als Lehrer; Ihr nicht als einzelne Menſchen, ſondern als Zuhörer. Ich will nicht von mir ſprechen, oder thörichtes Mitleiden wecken, oder mir ein Anſehn geben, als ob mit mir die Welt unterginge. Bückeburg wird bleiben, ohne daß mir's Jemand ſagt. Alle gute Seelen wird Gott beſchützen; mit mir iſt nichts verloren, und ſoll nichts verloren gehen. Wir ſind hier, und ich dort, wo ich hinkomme, unter Gott." —

»Gehorchet Euren Lehrern und folget ihnen. *) Widerſtrebet nicht! Von Ueberzeugten laßt Euch überzeugen, gebt der Wahrheit Raum, erkennet, wozu der Lehrer da ſey. — Wer deshalb in die Kirche gekommen iſt, weil ich ſchön predigen ſoll, und Bückeburg etwa beklagt, weil es einen ſchönen Prediger verliere, der gibt mir damit einen Purpurmantel, der mich äußerſt beſchimpft und demüthigt. — Was ich Euch geſucht habe zu geben, ſind Gedanken; wahre, ver-

---

*) Der Text der Predigt war Hebr. 13, 17 — 21, woraus die obigen Worte genommen ſind.

nünftige, erleuchtete, göttliche Gedanken der Schrift und Natur, dieſer beiden großen Bücher Gottes, Euch auf's klarſte vorzutragen, mich nicht an heilige, geweihte und ewig mißverſtandene Worte zu binden, dabei man nichts verſteht und denkt, ſondern Euch in den Sinn und Inhalt der Schrift, in Geiſt und Kraft, Plan und Inhalt derſelben einzuführen. — Ich hoffe zu Gott, von dem aller Segen und alles Gute kommt, daß er auch dieſe Funken Licht zur Flamme des Herzens, zu Geiſt und Kraft machen, und nicht werde erſterben laſſen, ſondern befeſtigen, bis an den Tag Jeſu Chriſti.» —

»Die Gottheit hat es gefügt,» äußert ſich Herder in Bezug auf die Gräfin Maria, »daß ich hier mein Amt beſchließen ſollte, wie ſie ihr Leben. Drei Tage vor ihrem Ende bekam ich meinen Ruf, und jetzt wenige Tage nach ihrer Beerdigung halte ich hier die Leichenrede auf mich ſelbſt, bei meinem Abſchied von dem Amt in dieſer Stadt und in dieſem Lande. Belohne Gott den Engel, den verklärten, ſeeligen Geiſt für alle Liebe, Güte und Aufmerkſamkeit, die ſie mir und den Meinigen erwieſen, und mich laſſe er nie ihren edlen Geiſt und ihr edles Beiſpiel vergeſſen!" —

Vierte Periode.

1776 — 1788.

Herder war den 2. October 1776 zu **Weimar** angekommen, und den 15. deſſelben Monats als Conſiſtorialrath eingeführt worden. Ueber ſeine Antrittspredigt gab es nur Eine ungetheilte Stimme des Beifalls. *) In ſeinem Amt als Prediger lagen ihm zugleich die Confirmationen, Trauungen u. ſ. w. der erſten Claſſe ob, und es konnte Herdern, dem daran gelegen war, ſich bald nach ſeiner Ankunft mit dem ganzen Wirkungskreiſe ſeines Amts bekannt zu machen, nicht anders als

---

*) „Ich bin hier allgemein geliebt und geehrt bei Hofe," heißt es in einem ſpätern Briefe Herders an **Hartknoch**, vom 13. Januar 1777, „bei Volk und Großen; der Beifall geht bis in's Ueberſpannte."

erwünſcht kommen, daß ſich der damalige Stiftsprediger Weber an ihn anſchloß.*) Durch freie Mittheilung und gemeinſames Beſprechen über Amtsgeſchäfte oder theologiſche Gegenſtände im Allgemeinen ließ ſich eine vortheilhafte Einwirkung auf's Ganze nicht verfehlen.

In Verhältniſſen der Freundſchaft oder gegenſeitiger Achtung, da von der erſtern im eigentlichſten Sinne des Worts, bei großartigen, ihrer Individualität gemäß, für ſich abgeſchloſſenen Characteren nicht füglich die Rede ſeyn kann, ſtand Herder zu Goethen, den er ſchon in Straßburg kennen gelernt, v. Knebel u. a., der letztere, wäre er auch nicht ſelbſt Dichter geweſen, hatte ſchon durch ſeine lebhafte Empfänglichkeit für Kunſt und Wiſſenſchaft im Allgemeinen, wie durch die ihm eigenthümliche Gabe, einen geſelligen Kreis geiſtreich zu unterhalten, Herders gleichgeſtimmtes Gemüth anziehen müſſen, abgeſehen davon, daß Beide auch in ihren Grundſätzen, in dem Gefühl für Wahrheit und Recht, für Humanität, wie's Herder nannte, übereinſtimmten. Wieland, zart und gutmüthig, ſchloß ſich mit vieler Innigkeit an Herder an, und dieſer fand ſich vorzüglich in einer ſpätern Periode zu Wieland gezogen, weil er der einzige in Herders Nähe war, der ſeinen damaligen Unmuth über die Kantiſche Philoſophie theilte. Wenn ſich indeß beide auch, mit reiner Anerkennung ihres individuellen Werthes achteten, ſo dachten ſie doch in mehrfacher Hinſicht zu verſchieden, um eigentlich ſympathiſiren zu können.*) Noch wäre hier Graf Görz, damals Oberhofmeiſter bei der regierenden Herzogin zu nennen,*) wie auch v. Einſiedel, zu jener Zeit Bergrath in Freiberg. Der letztere, nicht allein in ſeinem Lieblingsfache, der Chemie, ſondern auch in andern Fächern der Wiſſenſchaften vielſeitig gebildet, gehörte, vorzüglich in der erſten Zeit von Herders Aufenthalt in Weimar, zu deſſen Freunden.

---

*) Daß ſich auch der jetzige Conſiſtorialrath Günther in den erſten Jahren von Herders Aufenthalt in Weimar näher an ihn angeſchloſſen habe, wie in den Erinnerungen aus Herders Leben von ſ. Gattin (Th. 2. S. 16) ausdrucklich bemerkt wird, iſt ein offenbarer Irrthum, da der erſtere ſich damals nicht in Weimar befand, ſondern in Jena ſtudirte, von wo aus er vielleicht Herdern gelegentlich einen Beſuch abſtatten mochte.

---

*) Man vergl. d. Schrift: C. M. Wieland, geſchild. von J. G. Gruber. Leipz. 1816. Bd. II. S. 422 u. f.

In ſo heitern Verhältniſſen ſtörte Herdern ſeine Kränklichkeit, die im Winter des J. 1776 ihren Anfang nahm, und hauptſächlich in Leberbeſchwerden beſtand. Er ſah ſich genöthigt, im Frühjahr 1777 das Bad zu Pyrmont zu beſuchen. Bei dieſer Gelegenheit ſtattete er noch einmal dem Grafen von Bückeburg ſeinen Beſuch ab, und nahm dann für immer von ihm Abſchied.**)

In Pyrmont predigte Herder auf Erſuchen zwei Male. Die letzte Predigt, über das Evangelium am 7. nach Trinit. iſt noch im Entwurf vorhanden. Den Eindruck, welchen Herders Predigten auf jedes unbefangene Gemüth machten, hat Sturz in einem ſeiner Briefe ſehr lebhaft geſchildert. *)

---

*) Man vergl. deſſen Leben in den Zeitgenoſſen. Heft VIII. S. 125 u. f.

**) Der Graf ſtarb, wie wir bereits früher erwähnten, den 10. Septemb. deſſelben Jahres.

»Ich habe Herdern in Pyrmont predigen gehört;« ſchreibt er, »Sie hätten es ſehen ſollen, wie er all' das Aufbrauſen von Zerſtreuung, Neugierde, Eitelkeit in wenig Augenblicken feſſelte bis zur Stille einer Brüdergemeine. Alle Herzen öffneten ſich; jedes Auge hing an ihm, und freute ſich ungewohnter Thränen; nur Seufzer der Empfindung rauſchten durch die bewegte Verſammlung. — So predigt Niemand, oder die Religion wäre Allen, was ſie eigentlich ſeyn ſollte, die vertrauteſte, wertheſte Freundin der Menſchen. Ueber das Evangelium des Tages ergoß er ſich ganz ohne Schwärmerei, mit der aufgeklärten, hohen Einfalt, welche, um die Weisheit der Welt zu überfliegen, keiner Wortfiguren, keiner Künſte der Schule bedarf. — Er predigte den von dem Gott der Liebe verkündigten Glauben der Liebe,

---

*) S. die zweite Sammlung ſ. Schriften. Leipzig 1782. S. 329 u. f.

der ertragen, dulden, ausharren und hoffen lehrt, und unabhängig von allen Freuden und Leiden der Welt, durch eigenthümliche Ruhe und Zufriedenheit belohnt. — Sie wiſſen, wie ungleich ich mit dem Schriftſteller Herder denke; aber als Prediger und Menſch iſt er mein Mann, und auch auf der kleinen Ecke Weges, die wir zuſammen wandeln können, einer meiner liebſten Gefährten.» —

Auf ſeiner Rückreiſe nach Weimar wurde Herder, durch die Bekanntſchaft des Prinzen Auguſt von Gotha, die er in Pyrmont gemacht hatte, auch dem Herzoge von Gotha vorgeſtellt.

An den Feſten, Schauſpielen und andern geſellſchaftlichen Unterhaltungen, die damals dem jungen herzoglichen Ehepaare, durch die Herzogin Mutter Amalia, durch Goethe, Knebel, Seckendorff u. a. veranſtaltet wurden, nahm Herder meiſtens Antheil. Es iſt genugſam bekannt, wieviel in den ſiebziger Jahren und ſpäterhin durch die verwittwete Herzogin Amalia zur Beförderung der deutſchen Poeſie und des Kunſtſinnes überhaupt geſchehen, wie durch ſie und in der Folge durch den jetzigen Großherzog Geiſt und Geſchmack nach allen Richtungen hin verbreitet worden, worüber man ſich um ſo mehr wundern muß, wenn man die verhältnißmäßig geringen Mittel bedenkt, die für die beabſichtigten Zwecke zu Gebote ſtanden. — Den geſelligen Cirkeln, in denen die Herzogin Amalia die geiſtreichſten Männer um ſich zu verſammeln pflegte, in frühern Jahren zu Ettersburg, ſpäterhin in Tiefurt, wohnte Herder ebenfalls bei. Er fand dort Achtung und Wohlwollen.*)

---

*) Man vergl. Fr. v. Matthiſſons Briefe (N. A. Zurch 1802. Br. 59.) von dem, nie im Druck erſchienenen Tiefurter Journal, welches in den achtziger Jahren, auf Veranlaſſung der Herzogin Amalia, als eine fröhliche, geiſtvolle Unterhaltung errichtet wurde, ließe ſich, falls es dem Publikum mitgetheilt werden dürfte, manche wünſchenswerthe Auskunft hoffen. Einige Aufſätze von Herdern, wie die Paramythien (in d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. S. 145 — 92) und das Geſpräch: Verſtand und Herz (a. a. O. S. 275 — 96) ſind aus jenem Journal entlehnt.

Zu Herders damaligen literäriſchen Arbeiten gehörten der erſte Theil der Volkslieder,*) die Lieder der Liebe,**) die Schrift: Vom Erkennen und Empfinden der menſchlichen Seele,***) die Plaſtik†) und die

---

*) Zuerſt Leipzig 1778; (mehrere altengliſche und ſchottiſche hatte Herder ſchon ein Jahr früher in d. von Urſinus herausgegebenen Balladen und Liedern mitgetheilt) ſpäterhin in d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VIII. Man vergl. Gräters Bragur. Bd. I. S. 270 u. f. wie auch den Almanach d. deutſch. Muſen auf d. J. 1779. S. 119 u. f. Ein Seitenſtück oder eine Fortſetzung von Herders Volksliedern ſind die von Bothe herausgegebenen (Berlin 1795).

**) Zuerſt Leipzig 1778; dann in d. W. z. Relig. u. Theologie. Bd. VII. Man vergl. Allgem. deutſch. Biblioth. Bd. 37. St. 2. S. 478—83 und Bd. 45. St. 1. S. 136 u. f.

***) Zuerſt Riga 1778; dann in d. W. z. Philoſ. u. Geſchichte. Bd. VIII. S. Allgem. deutſch. Biblioth. Bd. 41. St. 2. S. 475—85.

†) Zuerſt Riga 1778; dann in d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. XI. S. Allgem. deutſche Biblioth. Bd. 37. St. 2. S. 503—10.

Schrift: **Ueber die Wirkung der Dichtkunſt auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten,** *) welche von der Bairiſchen Academie der Wiſſenſchaften den Preis erhielt. Alle dieſe Schriften fallen in's Jahr 1778.

Im folgenden Jahre erſchien der zweite Theil der **Volkslieder**, von denen v. **Seckendorf** mehrere in Muſik geſetzt, und unter dem Titel: **Volks- und andere Lieder** (Weimar 1779) in zwei Sammlungen herausgegeben hat. Auch das Buch: **Von der Zukunft des Herrn**, eine Ueberſetzung und Erklärung der Offenbarung Johannis, fällt in dieſe Zeit. **)

---

*) Zuerſt in den **Abhandlungen der Bairiſchen Academie über Gegenſtände der ſchönen Wiſſenſchaften**, Bd. I. S. 25 — 138; dann in d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt Bd. IX. Vergl. **Allgem. deutſch. Bibliothek.** Bd. 49. St. 2. S. 321 — 27.

) Riga 1779, ſpäterhin in d. W. z. Religion und Theologie. Bd. VII. Man vergl. **Allgem. deutſche Biblioth. Bd. 51. St. 2. S. 315 — 35.

Im Jahr 1780 wurde Herdern für ſeine Schrift: *Vom Einfluſſe der Regierungen auf die Wiſſenſchaften* von der Berliner Academie der Preis zuerkannt.*)

In den Jahren 1780 und 81 kamen auch die *Briefe über das Studium der Theologie* heraus.**)

Bei dieſer Gelegenheit beſuchte ihn der nachmalige Profeſſor zu *Schafhauſen*, J. G. *Müller*,***) von *Göttingen* aus, wo er damals Theologie ſtudirte. »Herder empfing mich freundlich," erzählt er, »und bald kam die Rede auf meine Studien. Ich fragt' ihn über Verſchiedenes um ſeinen Rath. Ein heitres Lächeln verklärte ſein Angeſicht — er ſtand auf, und holte aus einem Schranke ein Buch. Es war der erſte Theil der Briefe über das Studium der Theologie, den ich mit dem herzlichſten Dank aus ſeiner Hand empfing. Alle Fragen, die ich an ihn thun wollte, und noch viel mehr, waren im Voraus beantwortet. — Von dieſer Stunde fing ſich unſere Freundſchaft an, und wurde immer feſter gegründet, als ich den ganzen Winter 1781 und 82 in ſeinem Hauſe lebte, wo Herder auch meinen Bruder Johannes kennen lernte, der mich von Caſſel aus beſuchte." —

---

*) Sie befindet ſich in d. W. z. Philoſ. u Geſchichte. Bd. VII. Die Academie, welche Herdern zu ihrem Mitgliede wünſchte, ſchlug ihm vor, ſich deßhalb an den König zu wenden. Herder unterließ dieß; doch wurde ihm nach mehrern Jahren (1787) das Diplom von der Academie zugeſandt.

**) Weimar 1780, in einer ſpätern Ausgabe 1785 – 86, und in der dritten mit allen Vermehrungen 1817 erſchienenen Auflage in dem Verlage der Gebr. Hoffmann. Sie machen auch den 9. u 10. Theil d. W. z. Religion und Theologie aus.

***) Der Bruder des bekannten Hiſtorikers, Joh. v. *Müller*. Er hat um die Herausgabe der Herderſchen Werke bedeutende Verdienſte.

Im Jahr 1781 erhielt Herder von der Münchner Academie abermals den Preis für die Schrift: Ueber den Einfluß der ſchönen in die höhern Wiſſenſchaften.*) Im J. 1782 erſchien der erſte Theil *vom Geiſt der ebräiſchen Poeſie*, dem der zweite 1783 nachfolgte. *)

---

*) In Heinzmanns literariſcher Chronik Bd. I. S. 137 — 62; ſpäterhin in Herders W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. IX.

Im Frühjahr deſſelben Jahres unternahm Herder eine Reiſe über *Halberſtadt* nach *Wandsbeck*, wo er *Claudius* **) beſuchte, und *Klopſtocks* Bekanntſchaft machte, der ihn mit vieler Herzlichkeit empfing. Zu Braunſchweig lernte er *Jeruſalem* kennen.

Die Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, welche wir bereits umſtändlicher in der dritten Periode erwähnt haben, kamen 1784 heraus; ***) in den drei folgen-

---

*) In Herders W. z. Religion u. Theologie Bd. I. u. II. Von den darin eingewebten *lyriſchen Stücken* hat *Eſchenburg* eins der ſchönſten unter der Ueberſchrift: *Sprache und Schrift* in ſeiner *Beiſpielſammlung zur Theorie und Litteratur d. ſchön. Wiſſenſchaften*, Bd. IV. S. 227 u. f. aufgenommen.

**) Zum Theil auf deſſen Anregung ſchrieb Herder den erſten Brief an *Fr. Heinr. Jakobi*.

***) Sie machen den dritten bis ſechſten Bd. d. Werke zur den Jahren drei Sammlungen der zerſtreuten Blätter,*) und 1788 die Geſpräche über Gott.**)

Eine eigene Ueberraſchung war Herdern in dem genannten Jahre durch den Empfang eines von unbekannter Hand geſchriebenen Briefes geworden, den ein Geſchenk von zwei tauſend Gulden Rheiniſch begleitete.

»Verwerfen Sie nicht,« hieß es darin,

Philoſ. u. Geſchichte aus. — Durch die Einleitung, welche der bekannte Hiſtoriker H. Luden bei einer neuern Ausgabe (Leipzig 1813.) hinzuzufügen für nöthig erachtete, hat das Werk im Weſentlichen durchaus nichts gewonnen.

*) Man vergl. Neue Biblioth. d. ſchön Wiſſenſch. Bd. 32. St. 2. S. 193 — 226. Bd. 37. St. 1. S. 128 — 50. Bd. 48. St. 1. S 83 — 95; wie auch Degens Literatur d. deutſch. Ueberſetzungen der Griechen. Bd. I. S. 111 u. ſ.

**) Gotha 1788, in einer ſpätern Auflage 1800; dann in d. Werken zur Philoſophie und Geſchichte. Bd. VII. Man vergl. d. deutſchen Merkur 1787. November S. 161 — 71. und Cäſar's philoſ. Annalen. Th. 2. Bd. I. S. 205 — 24.

» das geringe Opfer der höchſten Verehrung, vergelten Sie nicht mit Verachtung meinen guten Willen, und benehmen Sie mir nicht den ſchönen Troſt, daß auch ich etwas zur Beruhigung und Zufriedenheit eines großen Mannes beitragen konnte. Halten Sie ſich ja nicht für beleidigt; denn mein Wunſch und Zweck iſt rein. Vergeſſen Sie den Unbekannten, der dieß Blatt ſchreibt, und auch die Veranlaſſung dazu. Sie werden nie erfahren, wer ich bin. Schweigen Sie, denn ich werde ewig ſchweigen »—

Den Namen dieſes unbekannten Gönners hat Herder nie erfahren.

Nicht lange darauf ſicherte Se. Königl. Hoheit, der jetzige Großherzog von Weimar, Herdern eine jährliche Zulage von 300 Reichsthalern zu. Dieſer Zuſchuß mußte ihm, bei einem höchſt anſtändigen Gehalt, dennoch höchſt willkommen ſeyn, da ſowohl ſeine Einrichtung in Weimar, als ſeine Kränklichkeit und die damit verbundenen Reiſen einen verhältnißmäßig größern Aufwand nöthig gemacht hatten.

In dieſe Zeit fällt auch die Erfüllung eines ſeiner Lieblingswünſche. Eine Reiſe nach **Italien** hatte längſt in ſeinem Plane gelegen, und die Einladung dazu durch den Freiherrn, **Friedr. v. Dalberg**, damaligen Domherrn zu **Worms** und **Speier**, kam Herdern doppelt erwünſcht, da er ſich durch den Tod eines Kindes ſehr niedergeſchlagen fühlte.

Goethe war im Junius aus Italien zurückgekehrt, und Herder reiſte am 6. Auguſt 1788 dahin ab.

Wir wollen, als Abſchluß dieſer Periode, einige herzliche Verſe beifügen, die v. **Knebel** ihm zu freundlicher Erinnerung auf jene Reiſe mitgab.

An Herder.

Zum Abſchied d. 30. July 1788.

„Mit dem reinſten Strahl trafſt du das Herz mir;
Statt des lindernden Balſams drein zu gießen,
Hauchteſt du von des Aethers Saamen, hauchteſt
Mir entfernterer Dinge hohe Gluth ein!
Was für Blüthen und Blumenfrüchte der ſchon
Halbvertrocknete Acker künftig bringet,

Dieſe alle erwachſen dir zum Kranze,
Den mein regerer Geiſt mit feſterm Bande
Zu durchflechten ſich wünſcht, um ihn dem glücklich
Wiederkehrenden auf die Stirn zu drücken.“

Fünfte Periode.

1788 — 1789.

Mit Herders Aufenthalt in Italien, in Geſellſchaft der Herzogin Mutter, Amalia, glaubten wir inſofern einen neuen Abſchnitt in ſeinem Leben beginnen zu müſſen, als er ſich dadurch aus einem, bei aller Freiheit, doch in mancher Hinſicht beſchränkten Lebenskreiſe plötzlich in eine neue Sphäre verſetzt ſah, die ſeinem Geiſte, durch die Vermehrung ſeiner geſchichtlichen, literäriſchen und Lokalkenntniſſe, einen neuen Aufſchwung geben mußte.

Italien, das Land, wohin er ſich ſchon in früher Jugend geſehnt, war Herdern, ſeinen eignen Aeußerungen zufolge, die größte Bildungsſchule geweſen, und wir dürfen nur, um den Eindruck kennen zu lernen, den die Werke der alten Kunſt auf ſein empfängliches Gemüth machten, das nachleſen, was er ſelbſt darüber in den Briefen zur Beförderung der Humanität in der fünften Sammlung,*) und hie und da in der Adraſtea ſagt.

Der Herzogin Mutter, die ſeinen Werth erkannte, und ihm Achtung und zarte Theilnahme mehrfach erwies, verdankte er manche Bequemlichkeit, ſowohl auf der Reiſe, als während ſeines Aufenthalts in Italien ſelbſt. Dieß mochte auf ſeine Stimmung einen günſtigen Einfluß äußern; wenigſtens erinnern ſich Perſonen, die früher ſeinen vertrauten Umgang genoſſen, ihn nie ſo heiter und jovial geſehen zu haben, als in Italien, beſonders in Neapel.**)

---

*) In den Werken z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VII. S. 162 — 230.

**) Doch erinnert ſich Hr. v. Einſiedel, der die Herzogin begleitete, und mit Herdern allein in einem Wagen ſaß, daß, als ſie einſt von Pauſilippo nach Pozzuoli, Baja u. ſ. w. gefahren ſeyen, und dort

Herders Briefe an ſeine Gattin geben uns über die Ereigniſſe auf der Reiſe, und über ſeinen Aufenthalt in Italien genügende Aufſchlüſſe. Sie ſind reich an einzelnen geiſtreichen Anſichten, oder wenigſtens intereſſanten Bemerkungen, von denen wir hier einen gedrängten Auszug geben wollen.

»Du haſt keinen Begriff von der katholiſchen Hochachtung,« ſchrieb Herder den 10. Auguſt 1788 von Bamberg aus, »die zumal Profeſſoren, junge Geiſtliche vor allen, und ſodann Alles bezeugt, was aufgeklärt ſeyn will. Man muß ſich ordentlich, wie ein Gott hinſtellen, oder da ich dieß nicht kann, entſetzliche Gegenbücklinge machen, und ſehr ſelten weiß Jemand nur den Namen des Buchs. Einer redet von menſchlichen Ideen, der andere von Blättern, der dritte von Schriften über die heilige Schrift. Ein einziger junger Geiſtlicher oder Profeſſor dankte mir für die Briefe über das

---

mehrere Denkmäler und Ruinen der Vorzeit betrachtet hätten, eine tiefe Schwermuth Herdern ergriffen, und für ſeine Geſundheit lebhafte Beſorgniſſe erregt habe.

Studium der Theologie mit Empfindung, ſo daß ich ſahe, daß er ſie wirklich geleſen habe. — Einige theologiſche Schriften haben die Profeſſoren und jungen Clerici geleſen; die menſchlichen Ideen, glaub' ich, keine Seele. Der Eine reichte mir Theſes ein, die eben Morgen für einen Doctorrang vertheidigt werden ſollen, und wo in einem Artikel, nachdem Jeruſalem, Michaelis, Döderlein, Leß u. a. genannt, und von der chriſtkatholiſchen Lehre abgeſondert waren, auch vorkam, daß der Verfaſſer in dieſem Punkt nicht Herders Meinung folge. — Kurz es iſt einzig, das Gewirr in den katholiſchen Köpfen zu ſehen, die alle aufgeklärt werden, und doch wieder bei der chriſtkatholiſchen Lehre bleiben ſollen.«

»Ich bin hier,« heißt es in einem Briefe aus Nürnberg vom 11. Auguſt 1788, »und Holzſchuher iſt bei mir geweſen; ein artiger, hübſcher Mann. Danke Knebeln gar ſehr für dieſe Bekanntſchaft. Seine Schweſter iſt ſo lieb und artig geweſen, auch an ihn meinetwegen zu ſchreiben, und ich bin für die zuvorkommende Güte recht beſchämt. — Welch' eine andere Stadt iſt **Nürnberg** gegen das katholiſche **Bamberg**! Ich hoffe hier recht in die altdeutſchen Zeiten der Kunſt verſetzt zu werden, wenn mich nicht Menſchen daran hindern.« —

»Unter allen Gemälden, die es hier gibt,« ſchrieb Herder d. 13. Auguſt, »intereſſirt mich **Dürer** am meiſten. Solch ein Maler möcht' ich auch geweſen ſeyn. Er ſchlägt Alles, was ſonſt hier iſt, um ſich nieder. Sein **Paulus** unter den Apoſteln, ſein eignes Bild über der Thür, ſein **Adam** und **Eva**, ſind Geſtalten, die in der Seele bleiben. — So auch ein Gemälde von ihm in der Burg, da er in ſeiner Krankheit ſich wie einen Halbtodten gemalt hat, und den rechten Aufſchluß ſeiner Geſichtszüge, und des ganzen vornehmen, kräftigen, reinlichen Weſens gibt, das in ihm gewohnt hat. — Nachmittag hab' ich **Murr** *) beſucht, der mir an Raritäten in ein

---

*) **Chriſtoph Gottlieb von Murr**, geb. zu Nürnberg 1733, geſt. 1809; als Geſchichts- und Alterthumsforſcher rühmlich bekannt, ſchon durch

Paar Stunden hunderterlei vorgetiſcht hat, und unabläſſig war, mich mit dem und jenem ſogar beſchenken zu wollen. Ich habe von ſeinen Anerbietungen wenig Gebrauch gemacht, außer einer kleinen Odyſſee, die mir gar lieb iſt, weil ich den Homer nun ganz habe.« —

»Geſtern Morgen hab' ich Nürnberg verlaſſen,« ſchrieb Herder den 21. Auguſt 1788 aus Anſpach, »und am Mittag kam ich hier an. Knebels Familie iſt eine außerordentlich gute Familie; ſeine Mutter eine ſo würdige, feſte, verſtändige, muntere Frau, als es ihrer wenige gibt. Seine Schweſter hat eine außerordentliche Güte und ſchüchterne Zartheit; ſein Bruder iſt ihm ſehr ähnlich, nur jünger und fröhlicher, als er. — Es herrſcht eine Gutmüthigkeit in dieſem Hauſe, die äußerſt wohl thut, und der Geiſt,

---

ſein 1770 erſchienenes Werk: Bibliotheque de Peinture etc. mehr noch durch ſein Journal zur Kunſtgeſchichte und allgem. Literatur (1775 — 89) worin ſich treffliche Abhandlungen über die älteſte Geſchichte der Oelmalerei, der Kupferſtecher- und Formſchneidekunſt u. ſ. w. befinden.

die originale Empfindung, die der Familie eigen iſt, macht ſie zu einem ſeltnen Kreiſe.» — »Noch muß ich dir ſagen,« heißt es in einem Briefe vom 23. Auguſt, »daß mich in Anſpach Uzens Geſellſchaft ſehr erfreut hat. Er iſt der Pendant zu Gleim; nur eingeſchränkter und nicht ſo auswerfend, weil er nicht ſo begütert iſt, wie jener; aber auch ein Dichter nach der alten Art, dabei ſehr aufgeweckt, und bei ſeinem Alter wie ein Jüngling luſtig.» —

»Was Tyrol für ein ſchönes Land iſt!» ſchrieb Herder aus Insbruck d. 29. Auguſt 1788; »prächtige Berge, gutherzige, naive Leute! Es iſt hier ſchon ein halb italiäniſcher Himmel. Der Inn iſt ein prächtiger Strom, und macht die ſchönſten Gegenden, Amphitheater von Felswänden, lachende Wieſen, Felder voll welſchen Korns u. ſ. w. — Aber die Regierung, Verfaſſung und Einrichtung! — Unter den alten Tyroler-Grafen muß das Land einzig und glücklich geweſen ſeyn. Die Zeiten kommen nicht wieder.» —

»Als ich geſtern,» ſchrieb Herder aus Verona den 5. September 1788, »den Brief an dich mit ſonderbarer Rührung geſchrieben und weggeſchickt hatte, gingen wir das Theater, die Academie und die Antiquitäten zu beſehen, die Maffei *) geſammelt hat. Die beiden erſten Gegenſtände gingen mir leicht vorüber; unter den alten Steinen aber, die einem großen Theil nach Grabſteine und Sarkophagen ſind, übernahm mich das Andenken unſrer gemeinſchaftlichen Freunde ſo ſehr, daß ich in ein Nachdenken kam, das mich faſt zu Thränen erweichte. Da ſtanden die Gegenſtände der griechiſchen Epigramme ruhig da, die ſich einander auch auf dem Grabſtein mit Treue die Hände gaben, und die Kinder zwiſchen ihnen. Hier eine häusliche Geſellſchaft um den Tiſch, dort ruhende Perſonen; vier bis fünf Mal auch unſer Freund Schlaf mit der geſenkten Fackel. Du kannſt denken, mit welchen Empfindungen ich unter den Arcaden umherging." —

---

*) In ſeinem Museum Veronense, ſeiner Verona illustrata u. a. Schriften. Franceſco Scipione Maffei war 1675 zu Verona geboren, und ſtarb daſelbſt 1755.

»Der Himmel iſt hier ſehr ſchön, und Alles lebt und webt. Die Häuſer ſind gegen die Hitze wohl eingerichtet; nicht aber ſo gegen die Kälte.« —

»Unter den Gemälden der Kirche hat mir inſonderheit ein Raphael wohlgefallen, der erſte, den ich in Italien ſahe. Es iſt eine Ankündigung. Der Engel iſt himmliſch leicht, ein hinanſchwebender Jüngling, voll Naivität und Unſchuld; die Maria beſcheiden in ſich geſenkt, gar nicht exaltirt, ſondern innig menſchlich, nicht eben ſchön, aber ſehr ſittſam und beſcheiden. Die Veroneſe ſind nicht für mein Herz anſprechend, ſo voll Kunſt der Farben und des Lichts ſie ſeyn mögen. — Wir ſahen den biſchöflichen Palaſt und den Biſchof ſelbſt, eine ſchöne, große, edle Figur. — Er nahm uns ſehr würdig und artig auf. Gegen Abend fuhren wir in die Giuſtiſchen Gärten, wo ich zuerſt die Ehre hatte, unter Pinien (Cypreſſen) umherzuwandeln, und dieſen edeln melancholiſchen Baum in die blaue Luft ſteigen zu ſehen. Der Garten geht hoch an einem Felſen hinauf, ſo daß gleichſam ein Garten über dem andern ſteht, bis ſich oben die weiteſte, ſchönſte Ausſicht öffnet. Ganz Verona ſieht man ſich zu Füßen liegen; zur Linken die ſchöne Ebene, die bis Venedig hingeht, zur Rechten in die Ferne die blauen Gebirge, die unter einem Himmel, wie Ihr nie ſahet, da liegen. Vor ſich hin ſieht man die Thürme von Mantua, die Berge von Parma — und in dieſer Ausſicht ging die ſchöne Sonne unter, und der holde Mond ſtand da. Ich war meiſtens wie im Traum, und fühlte mich, da ich die ſchöne Sonne durch die Reihe von Cypreſſen unterſinken ſah, wunderbar ſtill und traurig. Wir fuhren nach dem Corſo, wo ich nochmals mein groſſes, majeſtätiſches Amphitheater begrüßte, und von ihm Abſchied nahm.« —

»Morgen geht's nach Mantua, vielleicht zu Waſſer nach Ferrara, dann nach Ravenna, Rimini, Ancona, Loretto, wohin ich zu Dir, meine liebe Mutter Gottes, und zu unſrer armen heiligen Hütte, die freilich nicht voll Silber iſt, wie dieſe Santa Casa, mit herzlichen innigen Gebeten für Dich und die Deinigen wallfahrten werde. Du denkſt auch an mich, und beteſt für mich, meine Theure.» —

»Ich habe mir eine Sammlung von Gedichten eines Veroneſiſchen Nobile gekauft, der vor drei Monaten geſtorben iſt, worin viele griechiſche Epigramme mit dem Original ſtehen. — Das nehm' ich mit aus Verona.» —

»Mir ſind,» heißt es in einem Briefe Herders aus Ancona, vom 11. September 1788, bei Gelegenheit der Beſchreibung eines Gewitters, »mir ſind die Seeſcenen meiner Jugend wieder vor die Seele getreten, und ich habe geſtern Abends den erſten Blick wieder in Homers Odyſſee gethan. — Dieſe Nacht hab' ich auf meinem Bett, unter dem prächtigſten Ungewitter, recht majeſtätiſch geſchlafen. — Uebrigens kommt man in Italien zu nichts; man mag nicht leſen, denken noch weniger. Das Schreiben aber an Dich wird mir äußerſt ſüß. Es iſt ein Zauber darin, wenn ich denke, daß ich Hunderte von Meilen hinüber ſo herzlich und vertraulich mit Dir ſprechen kann, als ob Du vor mir ſäßeſt. Du ſitzeſt auch wirklich vor mir. Ich ſehe Dich Nachts und Tags in allen Deinen Lieblichkeiten, und Deiner unnennbaren Lieb' und Zärtlichkeit, die du für mich haſt und hatteſt, und mir tauſendfach erwieſeſt. Dieß ſehe ich, ohne alle Erhitzung der Einbildungskraft, blos im Bilde einer genoſſenen Seligkeit, und einer Seligkeit, die wir, wenn uns der gute Himmel wieder zuſammenführt, tauſend Mal ſüßer und inniger genießen werden. Du, meine treue Penelope, ich, Dein alter gewanderter Ulyſſes, und unſre Kinder, kleine und große, um uns. Grüße ſie alle von mir mit einem Kuß. Hier leg' ich ein Sträuschen vom Adriatiſchen Meer bei. — Gütiger Genius! erhalte uns unſer Leben, unſer Herz, unſre Geſundheit, unſre Kinder, und bring' uns wieder zuſammen, und gib uns bei gutem redlichen Muth ein frohes Schickſal. Ewig, ewig will ich dir danken, und nichts erpochen, was du mir verſagſt.» —

Aus Terni ſchrieb Herder den 17. September 1788: »Ich ging Nachmittag, einen berühmten Miſſionär zu hören, den der Pabſt aus Rom nach Ancona geſchickt hatte, die Ketzer zu bekehren. Er predigte auf einem großen Platz vor vielen tauſend Männern und Weibern. Der abgefeimteſte Pfaffe, in der ſchönſten italiäniſch-römiſchen Mundart, ſo ruchlos, daß ich Dir den Greuel nicht ſagen mag, weil er mit den religiöſeſten Gebehrden lauter Geſchichtchen und Geſpräche der Donne aus dem Beichtſtuhl erzählte. Hinter jeder derſelben lachte das ganze andächtige Auditorium laut auf, und blieb immer andächtig. Wir haben keinen Begriff von ſolcher istruzzione, wie ſie's nennen, in unſrer Gegend. Wie ſeine Stunde aus war, trat er ab. Es wurde wieder geſungen, und ein Dominikaner trat auf das Gerüſt zu einer ernſthaften Predigt. So verbringt man die Zeit, wenn keine Oper oder Comödie da iſt, und das Damen, ſo wie Herren und das Volk. Man hat keinen Begriff von dem in den Tag hinein leben unter freiem Himmel.” —

»Gegen Mittag kam ich auf die ſchönſte Höhe der Welt, die über den Hafen von Ancona auf's adriatiſche Meer hinausblickt. Hier hat einſt ein Tempel der Diana an einem würdigen Platz geſtanden; jetzt iſt der Dom da. Ich kennte mich von der ſchönen Höhe des blaugrünen Meeres nicht trennen; ging endlich aber doch hinunter, und ſuchte die Börſe, wo vom Balkon eine ruhige, unendlich ſchöne Ausſicht auf's Meer iſt.“ —

»Sonnabend ging's aus Ancona nach Loretto, wo wir gleich den Nachmittag die Santa casa der Maria, die im Altar iſt, mit allen goldnen Kindern, allen unnennbaren Juwelen, Diamanten, Schmuck, Perlen, Gold, ſilbernen Statuen u. ſ. w. ſahen. Es iſt nicht zu beſchreiben — ich will Euch davon erzählen. Das Beſte für mich war, außer vortrefflichen Basreliefs rings um den Altar, eine Madonna von Raphael in der Schatzkammer, und eine kleinere, nebſt einem Johannes in den Zimmern des Pabſts, wenn er herkommt.« —

»In Fuligno ſahen wir einen Raphael, viel ſchöner, als der in Loretto, eine Maria mit dem Kinde auf den Wolken: das Kind ſteigt aus ihrem Schooß, und tritt mit dem einen Füßchen auf die Wolken. Unten ein vortrefflicher Johannes der Täufer, ein Menſch, der eine

Welt in ſich hat, und auf das Kind zeigt, und zwei knieende Heilige. — Es iſt ein herrliches Stück, nur leider beſchädigt.“ —

»Nachmittags reiſten wir nach Spoleto, gleichfalls in einem vortrefflichen, entzückenden Thale zwiſchen den Apenninen. Von der Schönheit der Apenninen iſt nicht genug zu ſagen. Es gibt, glaub' ich, keine ſchönere Gegend des Gebirges, ob die Tyrolerberge gleich viel höher, wilder und kühner ſind. — Ein ſchöner Fund, den wir antrafen, war ein ganz erhaltener Dianentempel, nicht weit von Rene, eine Station von Spoleto. Da es der erſte Tempel war, den ich ſah, lief ich voll Freude hinab, umfaßte die eine ſchöne Säule, ganz mit Lorbeerblättern geziert, und ſah mit entzücktem Blick auf die ſchönen Flüſſe und Gegenden im Thal, mit ihren Nymphen hinab. — Hier haſt Du zwei Zweiglein aus den Mauern des Tempels, die ich für Dich gepflückt habe. D. hat ihn in der Eile gezeichnet, und will ihn mir zum Andenken der ſchönen Stunde geben, die wir da genoſſen. Die

Gegend wird ewig in meiner Erinnerung bleiben.» —

»Wir waren zu guter Zeit in Spoleto, beſahen noch die porta Fugae, wo Hannibal floh, da er beim Traſimeniſchen See geſchlagen war, ein Gemälde mit Waſſerfarben von Raphael in ſeiner erſten Manier, und die ungeheure Brücke zwiſchen zwei Bergen zur Waſſerleitung. D. zeichnete dieſe den Morgen darauf, während ich auf die Brücke ging und das Schloß beſtieg. Um 10 Uhr fuhren wir weg, kamen Mittags auf die Somma, die höchſte Höhe der Apenninen, und Nachmittags durch den erſten Olivenwald, von dem ich Dir ein Zweiglein von einem Aſt beilege, der vor mir voll Früchten hängt, damit ich Euch, wie die Taube Noahs, ein Friedens- und Weisheitszeichen überſende.» —

Wir ſind beim Waſſerfall geweſen,» ſchrieb Herder d. 18. September 1788; ein großer Anblick, doch nicht größer, als meine Erwartung ihn dachte. Der Strom Vellino, ehe er fällt und in der Enge zwiſchen Felſen rauſcht, ergriff mich mehr, als da er in ſeine Kluft ſtürzt, und allgemach ſein Bette findet.» — Heute Nacht in Citta Caſtellana, und Morgen Mittag oder Nachmittag in Rom.» —

Herder kam den 18. September 1788 in der letztgenannten Stadt an, wo die ſich dort aufhaltenden Deutſchen bald ſeine Bekanntſchaft ſuchten. Auch die Cardinäle Borgia, Bernis,*) Herzau, der ſpaniſche Geſandte u. a. bewieſen ihm ihre aufrichtige Hochachtung.

»Rom iſt ſo groß und reich,» ſchrieb Herder den 28. October 1788; »eine Welt von dritthalb tauſend Jahren iſt hier zu ſuchen und zu finden. Alles liegt ſo weit aus einander, und hat Ideen neben und vor ſich, daß ich mich jeden Tag unwiſſender dünke.» —

»Rom erſchlafft die Geiſter, wie man ſelbſt an den meiſten hieſigen Künſtlern ſieht; um wie viel mehr einen bloßen Gelehrten. Es iſt ein Grabmal des Alterthums, in welchem man ſich gar zu bald an ruhige Träumereien und an den lieben Müßiggang gewöhnt. — Das Alterthum, als Studium betrachtet, iſt unendlich an Tiefe und Weite. Die Fäden, die ſich aus Rom in alle Geſchichte ſchlingen, ſind ſo vielartig, und die Mittel, ſie zu verfolgen, werden hier ſo erſchwert, daß es beſſer iſt, zu guter Zeit ſie aus den Händen zu laſſen, und nur den Knäuel in ſeinem Gemüth zu behalten." —

---

*) „Der gute alte Mann,“ heißt es in einem Briefe Herders an Frau von Diede zu Regensburg, vom 29. November 1788, „hat mich auf's gütigſte empfangen, und fährt mit ſeiner Güte fort. Er gefällt mir ausnehmend, und inſonderheit hör' ich ihn ſo gern erzählen aus alten Zeiten.“ —

»Die Angelika*) iſt eine gar zarte, jungfräuliche Seele, wie eine Madonna, oder wie ein Täubchen. In kleiner Geſellſchaft und zwiſchen zweien und dreien iſt ſie gar lieblich. Sie lebt aber ſehr eingezogen, ich möchte ſagen in einer maleriſchen Ideenwelt. *) Ihr alter Zucchi **) iſt ein braver Mann in ſeiner Art; er kommt mir aber immer, wie ein venetianiſcher Alter in der Comödie vor." —

---

*) Angelika Kaufmann, deren Herder in den Briefen zur Beförderung der Humanität. Bd. 5. Br. 34 gedenkt (in d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VII. S. 211.) Sie ſtarb zu Rom d. 5. November 1807. Eine intereſſante Biographie von ihr findet man in den Zeitgenoſſen. Neue Reihe Leipzig 1822. No. VII.

»Um wie Manches hat mich dieſe Reiſe klüger gemacht!» heißt es in einem Briefe Herders vom 17. Dezember 1788; »wie viel Saiten meines Weſens hat ſie leiſe und unleiſe berührt, die ich ſonſt kaum kannte! Das weiß ich gewiß, ſie hat mir die Augen über die Menſchen tauſendfach geöffnet, und mich recht gezwungen, den wahren Werth des Lebens finden, und inſonderheit Treue und Liebe ſchätzen zu lernen, weil es ihrer in der Welt ſo wenig gibt. — Italien und in specie Rom iſt alſo freilich für mich eine hohe Schule geweſen, nicht allein der Kunſt, ſondern auch des Lebens. Ernſter wirſt Du mich gewiß finden, wenn ich wiederkomme; aber fürchte meinen Ernſt nicht! Er knüpft mich an Dich und die Meinigen mit neuen, unauflöslichen Banden. O wenn ich wieder Dein liebes Antlitz ſchaue, und Du mir Deine treue Hand reichſt — ich kann mir den Augenblick nicht denken, ohne daß all' mein Schreiben ein Ende hat.» —

---

*) „Leider iſt ſie," heißt es in einem ſpätern Briefe vom 27. Februar 1789, „durch die fatale Kunſt, ob ſie gleich darin, wie ein Engel exiſtirt und von Kindheit auf exiſtirt hat, auf ihrem Stamme vertrocknet. — Sie iſt eine Dichterin mit dem Pinſel, und hat eine ſehr zarte Empfindung. Sie hat mich gebeten, mein Gemälde ihr zu laſſen, zum Pendant von Goethe, den ſie auch gemalt hat." —

**) Ein venetianiſcher Maler, mit dem ſie ſich 1782 vermählt hatte.

Nur bei einer ſo zarten Empfänglichkeit für die Freuden des ehelichen Glückes, die ſich nicht allein in dieſer, ſondern in unzähligen Stellen ſeiner Briefe ausſpricht, konnte es für einen Geiſt, wie Herder, der ſtets das Höchſte der Wiſſenſchaft und Kunſt in ihrem ganzen Umfange vor Augen hatte, Momente geben, in denen er ſich zu jenem naiven Ton herabzuſtimmen wußte, der in den an ſeine Kinder gerichteten Briefen herrſcht. Wir können uns nicht verſagen, wenigſtens eine Probe mitzutheilen.

»Dir, lieber Gottfried,» heißt es in

einem Briefe aus Rom vom 15. October 1788, »will ich von römiſchen Alterthümern, Dir, lieber Auguſt, von ſchönen Göttern und Göttinnen, Dir, braver Wilhelm von vortreffliſchen Gebäuden, der Rotonda u. a., Dir, Du kernfeſter Adalbert, von italiäniſchen Ochſen, Kühen, Bäumen, Dir, liebes Luischen, von Gärten und hübſchen Bildern, Dir, Du lieber Emil, von Weintrauben und andern Sachen ſchreiben. Bald kommt auch Herr Moritz *) zu Euch, der künftige Woche von hier wegreiſen wird; der wird Euch vieles von Rom und

---

*) Der durch ſeine Schriften über die Sprache und Proſodie, mehrere Romane, Reiſebeſchreibungen u. ſ. w. bekannte Schriftſteller, Carl Philipp Moritz, (geb. 1757 geſt. 1793) der ſich in den Jahren 1786 — 88 in Italien aufhielt, wo ihn Goethe kennen lernte, dem Großherzog von Weimar vorſtellte, und ſich auf mehrfache Weiſe, bei ſeinen ziemlich mißlichen Umſtänden, für ihn verwendete. Moritz hat ſein Leben ſelbſt geſchildert in dem Romane Anton Reiſer, zum Theil auch in d. Allegorie Andreas Hartknopf.

von mir erzählen. Habt ihn lieb und fragt ihn nur viel. Er iſt ein gar guter Mann, und ich hab' ihn recht lieb. Er wird Euch auch was mitbringen, daß Ihr mich nicht vergeßt und mich lieb behaltet. Küßt ihn Alle, denn ich werd' ihm einen Kuß an Euch Alle mitgeben.» —

»Du lernſt recht ſchöne Lieder, liebes Luischen, und Deine Blättchen an mich ſind recht hübſch. Inſonderheit freu' ich mich über das Lied: Befiehl du deine Wege. Du mußt auch einige Verſe aus dem Liede: Ich ſinge dir mit Herz und Mund, lernen; es iſt ein gar ſchönes Lied. — In Deinem neuen Biberkleidchen, lieber Emil, möcht' ich Dich gerne ſehen; aber ich komme erſt wieder, wenn Du es nicht mehr trägſt. Trag' es geſund, und behalte mich lieb.» —

»An Dich, lieber Gottfried, muß ich, da Du doch ſchon ein Academicus biſt, auch einmal einen ordentlichen Brief ſchreiben, und das zwar von Tivoli, oder dem alten Tibur, das ich vorigen Sonnabend und Sonntag mit dem größten Vergnügen geſehen und genoſſen habe. —

Am ſchönſten Ort der Ausſicht, wo jetzt das Kloſter des Antonio iſt, hatte Horaz ſein Haus, wenn er in Tivoli war. Seine kleine Villa lag drei deutſche Meilen in den Sabinerbergen. — Hier war denn der Winkel der Erde, der ihm am ſchönſten gefiel, und wo er ſein ruhiges Alter hinbringen wollte. Es iſt auch ein gar lieblicher Erdenwinkel, der die Phantaſie ſo ausfüllt in einem engen Raum, daß ihr nichts übrig bleibt. — Ich bitte Dich, lies die ſiebente Ode des erſten und die ſechſte des zweiten Buchs, und habe den Horaz lieb, den ich, wie Du weißt, immer lieb gehabt, und jetzt ſiebenfach lieber habe, nachdem mir die Wahrheit und Schönheit ſeiner Empfindungen der Natur und des Lebens in ſeinem heiligen Tibur recht lebhaft gemacht worden.» —

Den 7. Januar 1789 langte Herder in Geſellſchaft der Herzogin Amalia in Neapel an.

»Ich bin glücklich in Neapel,« ſchrieb er den 6. Januar 1789; »trotz der Kälte iſt die Luft hier balſamiſch und erquickend. — Was muß das für ein Aufenthalt ſeyn in der ſchönen Jahreszeit! Ich glaube, man vergißt hier die ganze Welt, und wünſcht mit den Seinigen hier nur zu ſehen und zu athmen. Wir wohnen am Meer, mit der ſchönſten Ausſicht, die ich Dir mündlich beſchreiben will. O wenn Du mit den lieben Kindern hier wäreſt! — Hier iſt Geſundheit, Ruhe und Leben, die ſchönſte Welt. Ich glaub' es den Neapolitanern, daß, wenn Gott ſich eine gute Stunde machen will, er ſich an's himmliſche Fenſter legt, und auf Neapel herabſieht.» —

»Ich habe den Erzbiſchof von **Tarent**[*]) kennen lernen,» heißt es in einem Briefe vom 12. Januar 1789, den gelehrteſten, ſinnreichſten, liebenswürdigſten Geiſtlichen, den ich geſehen habe. — Es geht übrigens nichts über die Gegenden und Orte um Neapel. Himmel und Hölle, Elyſium und der Tartarus ſind hier erfunden. Homer und Virgil haben das Einzige, Ewige ihrer Gedichte aus Einer Gegend genommen, die vor meinen Augen iſt, gerade vor meinem Fenſter.« —

---

[*]) **Giuſeppe Capecce Latro.** Man vergl. F. L. **Stolbergs** Reiſe (Th. 3. S. 179) wo er „als ein Mann von vielem Geiſt, und außerordentlicher Anmuth“ geſchildert wird, und die **Erinnerungen aus Italien** von der Frau **Eliſa von der Recke.** — In ſeiner lateiniſchen Elegie auf Herders Tod (1804) die er der Herzogin Mutter widmete (Ad Amaliam Augustam) ſetzte er dieſem ein ſchönes Denkmal.

»So eben kommen wir aus Pompeji,« ſchrieb Herder d. 19. Januar 1789, »und haben die Herkulaniſchen Gemälde geſehen, an einem ſehr ſchönen, reizenden Tage. Luft, Himmel, Berge, Meer und Erde ſind ein Zauberanblick, in dem man wie verſunken iſt. — Lange indeß könnt' ich's hier nicht aushalten in dem Zuſtande, worin ich bin. Meine einſame Seele wiegt ſich zuletzt in den Wellen des Meeres zum Abgrunde oder in die Ferne traurig. Ehegeſtern fuhr ich allein um den Pauſilipp herum, wie hinein in die Abendröthe, und kam ſo ſanft traurig wieder, daß ich drei Stunden hernach wie ſtumm war. — Grüße Goethe und Knebel, und ſage dem letztern, daß ich ihn oft herwünſche, mit ihm am Ufer des Meeres ſpazieren zu gehen, den Vulkan mit ihm zu beſteigen, am Grabe Sannazar's, auf Capo di Monte, oder ſonſt mit ihm in Magna Graecia zu philoſophiren.* —

»Sie kennen Neapel,« ſchrieb Herder d. 10. Februar 1789. an Frau von Diede zu Regensburg; »und alſo darf ich's nicht weitläuftiger erklären, wie ſehr dieſe Nymphe oder Syrene Parthenope reizt. Sie kommt nicht aus dem Waſſer hervor; ſie ſchwebt unaufhörlich über den Wellen des Golfo, und beſtrickt ſo die Seele, daß man an's Schreiben nicht kommt. So hab' ich denn auch endlich die Gegenden geſehen, die ich je zu ſehen faſt verzweifelte, den Pauſilipp mit ſeiner Grotte, mit ſeinen ſchönen Landhäuſern, und den Zauberinſeln, die vor ihm liegen; den See Agnano, den Avernus und den Acheron, den Styx, die Elyſäiſchen und Phlegräiſchen Felder, Gegenden, aus denen alle Dichtkunſt über Himmel und Hölle entſprang, das Miſeniſche Vorgebirge und das reizende Bajä mit ſeinen wenigen koſtbaren Trümmern. Ich bin in den Grotten des alten Craters, der

Solfatara geweſen, und habe auf der andern Seite unter den Koſtbarkeiten des alten Herculanums und in Pompeji umhergewandelt. Jetzt iſt uns Päſtum noch übrig, wohin wir Morgen gehen. Alsdann, ſchöne Parthenope, lebe wohl! dann geht's wieder in's alte Rom, und allmählig zieh' ich mich zurück nach Deutſchland: ein Land und ein Volk, das ich jetzt noch mehr ſchätze und liebe, ſeit ich Italien kenne, und den Geiſt und die Wirthſchaft ſeiner Nation geſehen habe.“ —

Am 19. Februar 1789 kehrte Herder von Neapel*) wieder nach Rom zurück.

---

*) Man vergl. die Gedichte: Am Meer bei Neapel und Andenken an Neapel (in Herders Gedichten Th. 2. S. 22 u. 26; auch im 16 Bd. d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt.) Außer dieſen entſtanden noch folgende während ſeines Aufenthalts in Italien: Amor und Pſyche (Th. 1. S. 295) An die Herzogin Amalia (Th. 2. S. 14) die Farbengebung (S. 21) Die ſinnende Zeit (S. 49) Bitten an Gott (S. 132). Unter dem Titel: Grüße an die Natur und Kunſt hatte Herder mehrere Ge-

»Du fragteſt nach Bergia,« *) heißt es in einem Briefe vom 14. März 1789, »es iſt ein braver Mann. Er war der erſte, der mich beſuchte, ſobald er hörte, daß ich wieder in Rom ſey. Geſtern ſagt' er mir, daß mich die Academie der Volsker zu Velletri **) zum Mitglied aufgenommen hat, welches ich denn geſchehen laſſen muß. — Trippel's Büſte von mir iſt fertig, ***) und alle Welt verſichert, daß ſie mir gleiche. Morgen ſitz' ich der Angelika wieder. — Je mehr ich ſie kennen lerne, deſto mehr gewinn' ich dieſes ſeltne, jungfräuliche Kunſtweſen lieber — eine wahre himmliſche Muſe voll Grazie, Feinheit und Beſcheidenheit, und einer ganz unnennbaren Güte des Herzens. — Ihr Eindruck wird mir wohl thun für mein ganzes Leben; denn ſie iſt von allen Buhlereien, aller Eitelkeit und Falſchheit entfernt.« —

---

danken niedergeſchrieben, die er poetiſch ausführen wollte.

*) Dem Cardinal.

**) Die Società Letteraria de' Volsci.

***) Auf Beſtellung des Großherzogs von Weimar.

Der Wunſch in ſein Vaterland zurückzukehren, ſcheint indeß damals in Herders Seele lebhaft rege geworden zu ſeyn, wie man aus folgender Stelle eines Briefes vom 27. Februar 1789 ſieht.

»Ich ſehne mich aus Italien,« heißt es darin, »und wollte, daß ich ſchon an der deutſchen Gränze wäre. — Auf der andern Seite wünſcht die Herzogin, daß ich mit ihr nach Neapel auf den Sommer zurückkehre. — Das wäre nun Alles recht gut; aber theils fürcht' ich für meine Geſundheit, theils hab' ich's etwas ſatt, als Appendix unter den Menſchen, wenn auch unter guten Menſchen zu leben, und ſehne mich nach meiner Heimath.« —

In dieſe Zeit fällt ein Ruf nach Göttingen,*) wo ihm die Stelle eines Profeſſors der Theologie und Univerſitätspredigers, mit dem Character eines Conſiſtorialraths angetragen ward.

---

*) Durch Heyne, nach einem vom 15. May 1798 datirten Briefe. Auch Spittler wandte ſich in dieſer Angelegenheit ſchriftlich an Herdern.

Herder, obgleich durch eine innere Stimme ſeines Genius nach Göttingen gezogen, lehnte gleichwohl dieſen Ruf, durch den Rath einiger Freunde in Weimar, wohin die Nachricht davon gelangt war, bewogen, vorzüglich durch Goethen, der im Namen des Großherzogs mit Herdern unterhandelte, nach reiflicher Ueberlegung ab.

Den 15. Mai 1789 verließ Herder Rom, und ging über Siena und Piſa nach Florenz, wo er die Gemälde- und Antikengallerie beſuchte. »Denke dir den Eindruck,« ſchrieb er d. 22. Mai, »wie ich heut Nachmittags in der Kirche S. Croce unvermuthet auf dem Platze ſtand, wo Michel Angelo Buonarotti, Galilei, Machiavelli, drei der größten Geiſter, die Florenz, und durch ſie die Welt gehabt hat, begraben liegen unter ſchönen Monumenten. — Und zwiſchen ihren Grabmalen Altäre mit Werken der denkendſten Maler, die die Florentiniſche Schule faſt auſſchließend hat, in ſimpler Bedeutung geziert!« u. ſ. w.

Von Florenz, wo er ſich zwei Stunden lang allein mit dem Großherzog unterhielt,*) reiſete Herder nach Bologna, und von da nach Venedig.

»Das iſt keine Parthenope,» ſchildert Herder die letztgenannte Stadt in einem Briefe vom 6. Juny 1789, »wie Neapel, mit ſanften lockenden Armen; ſondern ein Seeungeheuer mit zehntauſend Händen, das in jedem Gliede lebt, und auf Nutzen bedacht iſt. Es reut mich indeß nicht, daß ich auch dieſe Nymphe der Lagunen hinter Rohr und Schilf geſehen habe.» —

Ueber Padua, Vicenza, Verona, Mantua, Guaſtalla, Parma und Piacenza reiſete Herder nach Mayland.

»An die Schweiz iſt nicht zu denken;» ſchrieb er, »meine Seele faßt jetzt keine neue Eindrücke mehr.» —

Von Mayland ging die Reiſe über Insbruck nach München und Nürnberg, und von da zurück nach Weimar.

---

*) „Es iſt mir äußerſt merkwürdig, ihn kennen gelernt zu haben,“ heißt es in einer Stelle von Herders damaligen Briefen.

Sechste Periode.

1789 — 1803.

Herder war, nach ſeiner Rückkehr aus Italien, im Auguſt 1789 zum Vicepräſidenten des Oberconſiſtoriums ernannt worden, wodurch er von den Wochenpredigten, den Vortärgen in der Hofkirche, Begräbniſſen, Leichenreden u. ſ. w. befreit war.

Sein Wunſch, dieſe Muße zu literäriſchen Arbeiten zu benutzen, wurde durch ſeine Kränklichkeit, die den Winter 1789 — 90 hindurch dauerte, und ihn nöthigte, das Bett zu hüten, vereitelt.

Durch eine Badereiſe, die er nach Carlsbad, und in die Bäder von Aachen unternahm, wo er Fr. Heinr. Jakobi traf, und mit ihm ſich einige Tage zu Aſchaffenburg bei Joh. v. Müller aufhielt, war ſeine Geſundheit nur langſam wiederhergeſtellt werden. Indeß fühlte ſich ſein Geiſt, trotz der körperlichen Schwäche, ſo munter, daß er zwiſchen Weihnachten 1791 und Oſtern 1792 zum Theil auf dem Krankenlager, die zweite Ausgabe der erſten Sammlung der zerſtreuten Blätter beſorgen, und die vierte zum Druck ordnen konnte.

Seine Idee, ein patriotiſches Inſtitut für den Gemeingeiſt Deutſchlands zu errichten, die der Markgraf Carl Friedrich von Baden in Herdern geweckt, und ſich ſchriftlich darüber mit ihm beſprochen hatte, kam bei den bald darauf ausbrechenden Stürmen der franzöſiſchen Revolution nicht zu Stande. *)

Im J. 1793 erſchienen, außer der fünften Sammlung der zerſtreuten Blätter, die beiden Schriften: Ueber Auferſtehung und von der Gabe der Sprachen am erſten chriſtlichen Pfingſtfeſt. Mit einigen Schriften verwandten Inhalts (vom Erlöſer der

---

*) Der Plan davon befindet ſich im 6. Bd. d. Adraſtea S. 215 — 242. (in d. W. z. ſchön Lit. u. Kunſt, Bd. XII. S. 529 — 52.)

Menſchen Riga 1796; von Gottes Sohn, der Welt Heiland. Ebendaſ. 1797. *) vom Geiſt des Chriſtenthums. Ebendaſ. 1798. Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen. Ebendaſ. 1799) erſchienen ſie ſpäterhin unter dem Titel: Chriſtliche Schriften in fünf Sammlungen. **)

»Ueber den Erlöſer," ſchrieb Herder an J. P. Richter im Auguſt 1796, »möcht' ich gern nur drei Worte von Ihnen leſen, einfältig und wahr, wie das Chriſtenthum es fodert. Mein Zweck erlaubte mir nicht, die mindeſte Phantaſie blicken zu laſſen; ich bin ein ſteifer Catholicus und ſymboliſcher Schriftgelehrter. Um ſo begieriger bin ich zu wiſſen, wie Ihnen in Ihrem magiſchen Lichte dieſe nackte Darſtellung vorkommt.» —

---

*) Man vergl. J. F. Kleuker's Briefe an eine chriſtliche Freundin über die Herderiſche Schrift von Gottes Sohn, der Welt Heiland. Münſter 1802.

**) Sie machen auch den XI. und XII. Bd. d. Werke zur Religion und Theologie aus. Man vergl. Allgem. Lit. Zeit. v. J. 1796. Bd. 3. No. 315. S. 786 — 90.

»Daß Ihnen Johannes wohl gethan hat,« *) heißt es in einem Briefe an J. G. Müller vom Juny 1797, »freut mich; das Buch über den Geiſt **) wird Ihnen anfangs nicht ſo ganz gefallen, aber von Zeit zu Zeit mehr. Was hilft tändeln und halb ſagen! Unſer Leben iſt ſo kurz; hier müſſen verſchiedene Wunden tief ausgefeget werden.« —

In den Jahren 1793 — 97 erſchienen die Briefe zur Beförderung der Humanität, ***) nebſt der Terpſichore †) worin Herder das Andenken des Dichters Jacob Balde auf eine würdige Art erneuerte, und mit kurzen, aber kräftigen Zügen den Geiſt ſeiner Poeſie characteriſirte.

---

*) Die früher erwähnte Schrift: Von Gottes Sohn, der Welt Heiland, nach Johannes Evangelium.

**) Vom Geiſt des Chriſtenthums. Riga 1797.

***) Zehn Sammlungen in fünf Bändchen. — Man vergleiche Allgem. Lit. Zeit. v. J. 1795. Bd. 3. No. 197. S. 49 — 53; wie auch Poſſelt's Weltkunde. 1798. No. 207, wo eine treffliche Darſtellung des Geiſtes, der in dieſen Briefen herrſcht, gegeben wird.

†) Lübek 1795 — 96. Man vergl. Neue Biblioth. d. ſchön. Wiſſenſchaften. Bd. 56. St. 1. S.

Eine Zeitſchrift, unter dem Titel Aurora, zu der Herdern ſein alter Freund, der Buchhändler Hartknoch, auffoderte, kam zum Theil wegen einiger anderen literäriſchen Arbeiten, vielleicht auch einiger im Voraus gefällten, ungünſtigen Urtheile, nicht zu Stande.*) Doch erſchienen kleinere Aufſätze, zum Theil dafür beſtimmt, in Schillers Horen,**) den Viewegſchen, und Wilmanſchen Muſenalmanachen.

---

28 — 59, wie auch die Characteriſtiken und Critiken von A. W. u. Fr. Schlegel. Bd. 2. S. 341 — 48.

*) Man vergl. Herders Werke z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. XII. S. 575 — 95, wo ſich eine Ankündigung, nebſt einer Auseinanderſetzung des Plans und der einzelnen Materien befindet, welche Herder darin behandeln wollte.

**) Das eigene Schickſal (1796. St. 8.) Homer, ein Günſtling der Zeit (St. 9.) Homer und Oſſian. (St. 10.) das Feſt der Grazien (St. 11.) Iduna, oder d. Apfel der Verjüngung (1796. St. 1) u. a. m.

Die Perſepolitaniſchen Briefe, welche Herder in den Jahren 1799 — 1800 ſchrieb, *) blieben unvollendet, zum Theil aus Mangel an Quellen und Hülfsmitteln, ſo bereitwillig ſich auch Heyne hinſichtlich der Benutzung der Göttingiſchen Bibliothek zeigte. Dann wurde Herder aber auch durch ſeine Streitigkeiten mit Kant, und ſeine Angriffe gegen die kritiſche Philoſophie davon abgelenkt. Da er ſich vielleicht mit keinem ſeiner Werke, ſo viele und erbitterte Feinde erworben hat, als mit der Metakritik **) und Kaligone, *) ſo iſt es vielleicht hier an ſeinem Orte, ſein näheres Verhältniß zu Kant und die Gründe von Herders gereizter Stimmung anzugeben.

---

*) S. Herders W. z. Philoſ. u. Geſchichte. Bd. I. S. 111 u. f.

**) Verſtand und Erfahrung. Eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft. Th. 1. Leipz. 1799. Vernunft und Sprache. Eine Metakritik zur Kritik d. reinen Vernunft. Th. 2. ebendaſ. 1799. — Unter den dadurch veranlaßten Schriften nennen wir: Ueber Herders Metakritik und deren Einführung in's Publikum u. ſ. w. Herausgegeben von einem Freunde der Wahrheit. Leipzig 1800. Rätze: Herder gegen Kant, oder die Metakritik im Streite mit d.

Seit Herder Königsberg verlaſſen, hatte er an Kant, den er als Schüler dankbar verehrte, ein oder zwei Briefe geſchrieben. Vieles Briefſchreiben war Beider Sache nicht. Daß Herder indeß, wenn er auch Kant als Philoſophen und

---

Kritik der reinen Vernunft. ebendaſ. 1800. Rink: Mancherlei zur Geſchichte der kritiſchen Invaſion. Königsberg 1800. Krug: Calliope und ihre Schweſtern. Ein äſthetiſcher Verſuch, den Manen Kants und Herders, zur Feier ihrer Verſöhnung in d. Unterwelt geweiht. Leipz. u. Züllichau 1806.

*) Leipzig 1800. Th. 1. Vom Angenehmen und Schönen. Th. 2.: Von Kunſt u. Kunſtrichterei. Th. 3.: Vom Erhabenen und vom Ideal. — Vergl. Jenaiſche Allgem. Lit. Zeit. v. J. 1804. Bd. 3. No. 229. S. 577 — 81; wie auch d. Biblioth. d. redenden u. bildenden Künſte. Bd. I. St. 1. S. 176 u. f.

denkenden Kopf überhaupt, ſchätzte, deshalb keinesweges allen ſeinen Meinungen unbedingt beipflichtete, erhellt aus der Stelle eines, ſchon während ſeines Aufenthalts in Riga im J. 1767 geſchriebenen Briefes.

»Sie geben mir,« heißt es darin, »von Ihrer werdenden Moral Nachricht, und wie ſehr wünſcht' ich dieſelbe ſchon geworden zu ſehen. Fügen Sie in dem, was Gut iſt, ein ſolches Werk zur Cultur unſres Jahrhunderts hinzu, als Sie es gethan, in dem was Schön und Erhaben iſt. Ueber die letzte Materie leſe ich jetzt mit vielem Vergnügen ein Werk eines ſehr philoſophiſchen Britten. *) — Er dringt in manchen Stellen tiefer, ſo wie Sie auf manchen Seiten unſre Ausſichten mehr zu generaliſiren und zu contraſtiren wiſſen, und es iſt eine Wolluſt, zwei

---

*) Edmond Burke's (geb. 1730, geſt. 1797) philoſophiſche Unterſuchungen über den Urſprung unſrer Begriffe vom Erhabenen und Schönen; deutſch von Garve. (Riga 1773.) S. v. Blankenburgs Zuſätze zu Sulzers Theorie. Th. 2. S. 96 u. f.

ſo originale Denker, jeden ſeinen eigenen Weg nehmen und ſich wechſelsweiſe wieder begegnen zu ſehen. — Wie manches hätt' ich Ihnen zu ſagen, wenn ich wüßte, daß Sie Geduld haben würden, mir zu antworten. Zweifel wider manche Ihrer philoſophiſchen Hypotheſen und Beweiſe, insonderheit da, wo ſie mit der Wiſſenſchaft des Menſchlichen grenzen, ſind mehr als Speculationen; und da ich aus keiner andern Urſache mein geiſtliches Amt angenommen, als weil ich wußte, und es täglich aus der Erfahrung mehr lerne, daß ſich, nach unſrer Lage der bürgerlichen Verfaſſung, von hier aus am beſten Cultur und Menſchenverſtand unter den ehrwürdigen Theil der Menſchen bringen laſſe, den wir Volk nennen, ſo iſt dieſe menſchliche Philoſophie auch meine liebſte Beſchäftigung. Ich müßte ungerecht ſeyn, wenn ich mich darüber beklagte, daß ich dieſen Zweck nicht erreichte. Wenigſtens machten auch hierin die guten Anläſſe, die ich ſehe, die Liebe, die ich bei vielen Guten und Edlen genieße, das freudige und willige Zudringen des bildſamſten Theils des Publikums, der Jünglinge und Frauen —

Alles dieß macht mir zwar keine Schmeichelei, aber deſto mehr ruhige Hoffnung, nicht ohne Zweck in der Welt zu ſeyn." —

Kant konnte es, je mehr Schriften von Herder an's Licht traten, nicht entgehen, daß dieſer geſonnen ſey, ſeine eigene Bahn zu verfolgen, und ſich durchaus nicht als Anhänger irgend einer Parthei zu bekennen.

Im J. 1783 waren einige Druckbogen von Herders Ideen zur Philoſophie der Menſchheit durch Hamann und Hartknoch in Riga, bei welchem letztern das Werk erſcheinen ſollte, in Kants Hände gelangt, worauf dieſer, in einer Abhandlung: Idee zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Hinſicht, gerade den entgegengeſetzten Weg, den Herder eingeſchlagen, vorzeichnete. *) Eine, in ziemlich ſchulmeiſterlichem Tone, zwiſchen Lob und Tadel ſchwankende Rezenſion Kant's über das erwähnte Werk Her-

---

*) S. die Berliner Monatsſchrift. November 1784.

ders, die in der Allgem. Lit. Zeitung erſchien, *) mußte dieſen um ſo empfindlicher ſchmerzen, da es bekannt war, daß ihr Verfaſſer die Theilnahme als Mitarbeiter an dem neuen Inſtitut entſchieden abgelehnt, jedoch verſprochen hatte, Eine Rezenſion gewiß einzuſchicken.

Herder ertrug dieſe Kränkung ſchweigend, und als er mehrere Jahre ſpäter (1795) Kants erwähnte, **) geſchah es mit reiner Hochachtung und Anerkennung ſeiner Verdienſte.

Hieher gehört auch eine Stelle aus einem handſchriftlichen Aufſatze Herders. ***) »Kants Werke werden bleiben,« heißt es darin; »ihr Geiſt, wenn auch in andere Formen gegoſſen, wenn auch mit andern Worten umkleidet, wird weſentlich weiter wirken und leben. Er hat ſchon viel gewirkt; faſt in jedem Fach menſchlicher Unterſuchungen ſieht man ſeine Spuren. Durch Kant iſt ein neuer Reiz in die Gemüther gekommen, nicht nur das Alte zu ſichten, ſondern auch, wohin inſonderheit der Zweck der Philoſophie geht, die eigentlich menſchlichen Wiſſenſchaften, Moral, Natur und Völkerrecht, nach ſtrengen Begriffen zu ordnen. Sehr heilſam ſind dieſe Verſuche; ſie werden in Thathandlungen greifen, und einſt, ſo Gott will, ſelbſt zu angenommenen Maximen werden. — Um von Kant eine gerechte Idee zu erwecken, hätte es, wie mich dünkt, die Billigkeit erfodert, daß man aus ſeinen Schriften die Hauptſätze gezogen, ſie in einer hellen Kürze vorgetragen, und mit den Bemühungen voriger und jetziger Philoſophen verglichen hätte; denn auch ſein anmaßendſter Verehrer wird doch nicht behaupten, daß Alles in ihm neu ſey. Hier müßten nun freilich nicht, wie es mehrmals geſchehen iſt, alle alten Weiſen auf den Kopf geſtellt werden, damit der neueſte allein auf die Füße zu ſtehen komme. Vielmehr erfodert das Geſetz der

---

*) Sie hatte mit dem 1. Januar 1785, unter der Leitung des Hofrath Schütz zu Jena begonnen.

**) In den Briefen zur Beförderung der Humanität. Th. 6. S. 172. Man vergl. damit die Vorrede zur Calligone. S. XX.

***) Er ſollte in d. Br. z. Beförd. d. Human. a. a. O. eine Stelle finden, ward aber von Herdern zurückgelegt.

Humanität, daß man jedem ſeinen Standort, ſeine Anſicht der Dinge, ſein Verdienſt laſſe, und, was den Rang betrifft, nicht entſcheide. Offenbar aber wird aus dieſer Zuſammenſtellung klar werden, daß Vieles mit andern Worten längſt geſagt, Anderes ſtückweiſe, auch von den neueſten Denkern, Hume, Rouſſeau, Lambert vorbereitet worden, bis Kant mit philoſophiſcher Präciſion ihre Grenze und Maaß beſtimmte. — Eben deshalb greift Kants Critik ſo tief in den Geiſt der Zeit ein, weil ſie genug vorbereitet ſchien, und tauſend ſchon vorhandene, dunkle Vorideen an's Licht bringen konnte. — Laſſen wir den philoſophiſchen Neſtor erſt ſeine Disciplinen vollenden. Wenn er uns noch mehrere ſo ideenreiche Werke ſchenkt, als ſein neueres, die Critik der Urtheilskraft, ſo wollen wir gerne noch im Einzelnen lernen, ehe wir unterſuchen, ob, ſyſtematiſch betrachtet, auch Alles haltbar ſeyn möchte, oder ſich manches nicht auch anders ſagen ließe. Die Verſuche hierüber wird Kant Niemand wehren.» —

Indeſſen hatte die kritiſche Philoſophie bald eine bedeutende Zahl von enthuſiaſtiſchen Anhängern gewonnen, vorzüglich unter den jugendlichen Gemüthern, welche bald in dem Wahn ſtanden, allen andern Wiſſenſchaften, Erfahrungen und Kenntniſſen, ja der chriſtlichen Glaubenslehre ſelbſt, Hohn ſprechen zu dürfen, ſeit Fichte in Jena öffentlich geäußert, daß es in fünf Jahren keine chriſtliche Religion mehr gäbe, und die Vernunft die einzige Religion ſey.

Die traurigen Folgen ſolcher Aeußerungen konnten nicht ausbleiben. Sie zeigten ſich bald in zügelloſer Arroganz, in der Verachtung alles Ehrwürdigen, in der enſchiedenen Abneigung gegen die heiligſten Bande der Natur. *)

Unter ſolchen Umſtänden hielt es Herder,

---

*) So ſchrieb unter andern der Candidat N. eine höchſt anſtößige Abhandlung gegen die Ehe, und begehrte zugleich dringend vom Weimariſchen Oberconſiſtorium ein geiſtliches Amt, und H. aus Buttſtädt, der Kant und Fichte gründlich ſtudirt, dagegen aber im theologiſchen Examen die leichteſten Fragen mit: Omnia me fugit beantwortete, erſchoß ſich aus Verzweiflung über ſein verfehltes Studium.

ſchon von Amts wegen, für unerläßliche Pflicht, den ſich immer mehr ausbreitenden Einfluß jener verderblichen Grundſätze zu hemmen, und es darf ihm nicht verdacht werden, wenn er, von tiefem Schmerz und Unmuth ergriffen, die critiſche Philoſophie mit einer größern Leidenſchaftlichkeit und Erbitterung bekämpfte, als ſeiner liberalen Denkart ſonſt eigen war. In einer ſolchen Stimmung kann es kaum befremden, wenn er in der Metacritik*) Kants Critik der reinen Vernunft ein Gewebe von Subtilitäten und Abſurditäten nannte, und ſeine Critik der Urtheilskraft als eine Geſchmackloſigkeitslehre ſchilderte, wie es noch keine gegeben, die zur Ehre des geſunden Menſchenverſtandes von Grund aus vertilgt werden müßte.

»Ich bitte,« heißt es in einem im J. 1800, kurz vor der Erſcheinung der Metacritik geſchriebenen Briefe Herders, »etwas weniger mitleidig gegen Kant zu ſeyn, mit dem ich durchaus nichts zu ſchaffen habe; deſto mehr und ſtrenger mit den heilloſen **Grundſätzen** einer **Critik**, die alle ernſte Realität in Sachen der Empfindung aufhebt.

---

*) Man vergl. Thorild's Vorrede zum XIV. Bd. von Herders Werken z. Philoſ. u. Geſchichte.

In einem Briefe Herders vom 11. Juny 1800 an **Ammon** in **Dresden** heißt es: »Als kleines Gegengeſchenk,*) ſtellt ſich meine **Calligone** dar. Ich mußte in dieß Jugendfeld zurück, da ich den Garten der Muſen ſeit ſo vielen Jahren durch die critikloſeſte Critik entweiht und zertreten ſah, indem die Grundſätze dieſer Ohn-Urtheilskraft jetzt beinahe der gebietende Codex aller A-Critik geworden ſind.« —

Es lag anfangs in Herders Plan, noch eine **dritte**, und zwar die wichtigſte Schrift folgen zu laſſen, welche die ſchädliche Einwirkung der critiſchen Philoſophie auf die Moralität und die innere Glückſeligkeit des Menſchen zeigen ſollte. Durch den Rath einiger Freunde, namentlich **Falk's**, bewogen, gab er indeß dieſen Plan auf.

---

*) Für **Ammon's** Lehrbuch der chriſtl. Moral, das dieſer Herdern zugeſchickt hatte.

was er um ſo eher thun konnte, da ihm eine ähnliche Schrift von Ammon: Ueber den nachtheiligen Einfluß der critiſchen Philoſophie auf die Moralität, einigen Erſatz für das bot, was er ſelbſt hatte ſchreiben wollen. *)

Als Abſchluß dieſes polemiſchen Theils von Herders Leben, bei dem wir nicht umhin konnten, etwas länger zu verweilen, möge hier die Bemerkung ſtehen, daß von mehrern auswärtigen Gelehrten, wie unter andern von Platner in Leipzig, **) ja ſelbſt in Königsberg, den Profeſſor Rink ausgenommen, ***) Herders Angriffe gegen dieſen philoſophiſchen Sectengeiſt gebilligt wurden. †)

---

*) Man vergl. die einzelnen Andeutungen Herders in der Vorrede zur Calligone. S. XXIII.

**) Nach einem Briefe vom 20. Juli 1800.

***) In ſeiner bereits früher angeführten, heftigen Schrift: Mancherlei zur Geſchichte der critiſchen Invaſion. Königsberg 1800.

†) In den Erinnerungen aus Herders Leben von ſeiner Gattin hat der Heraus-

Der literäriſchen Streitigkeiten müde, ſtrich Herder bei der neuen Ausgabe der Geſpräche von Gott (1800) *) Alles weg, wodurch er mit Jakobi, wegen ſeiner verſchiedenen Meinung über Spinoza, bei der erſten Ausgabe zerfallen war. **)

»Hier ſchicke ich Ihnen,« ſchrieb er an J. P. Richter, »zum Pfingſtgeſchenk einen Gott. — Seyn Sie inſonderheit — was auch Ihr Name

---

geber (Th. 2. S. 245.) wo er einiger, gegen den Egoismus der critiſchen Philoſophie gerichteten Epigramme gedenkt, auch eins, unter dem Titel: Der philoſophiſche Egoiſt mitabdrucken laſſen, das ſich unter Herders Papieren gefunden haben ſoll. Dieß iſt durchaus falſch. Das Gedicht iſt von Schiller und befindet ſich in ſ. Gedichten. (Leipzig 1807) Th. 1. S. 192, wie auch in den Werken Bd. IX. Abth. 1.

*) Man vergl. Cäſar's philoſoph. Annalen. Th. 2. Bd. 1. S. 205 — 24; wie auch den Deutſchen Merkur vom J. 1787. November S. 161 — 71.

**) In den Jahren 1785 — 86, wo Jakobi Goethen in Weimar beſuchte.

ſagt — Richter zwiſchen Jakobi und mir, in Anſehung des Benehmens nämlich, wo ich alles, auch nur von fern ihm widrig Scheinende ausgethan und getilgt habe. In Anſehung der Meinung über Spinoza's Syſtem gehen wir beide, Jakobi und ich, jeder ſeines Weges, und ich, meiner geringen Wenigkeit nach, bleibe auf dem meinigen noch feſter." —

Zu Herders Arbeiten in den letzten Jahren ſeines Lebens gehören ſeine Legenden, *) ſeine Ueberſetzung oder vielmehr Bearbeitung des Cid **) im Winter 1802 — 3 und die Zeitſchrift Adraſtea,*) deren Tendenz war, eine Darſtellung und Würdigung alles deſſen zu liefern, was in dem achtzehnten Jahrhundert in politiſcher, religiöſer und wiſſenſchaftlicher Hinſicht Wichtiges geleiſtet worden.

---

*) In Herders zerſtr. Blättern. Samml. 6. S. 247 — 380; ſpäterhin in d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. III. S. 255 — 359. Einer Nachricht im Deutſch. Merkur. v. J. 1806 zufolge ſoll Herder geäußert haben, aus den bibliſchen Erzählungen ließen ſich noch viele ſolcher Legenden machen, was wohl ihm, der mit der hohen Simplicität des Evangeliums vertraut war, nie einfallen konnte, abgeſehen davon, daß er ſelbſt gegen eine poetiſche Verſchönerung deſſelben warnt. (S. die Briefe über d. Stud. d. Theologie Br. 19.)

**) Nach dem verſtümmelten Poema del Cid. Proben des Herderiſchen Cid ſtanden zuerſt im 9. u 10. St.

In Betreff des Cid heißt es in der ebenerwähnten Zeitſchrift: »In Frankreich hat man den Cid das erſte tragiſche Süjet genannt; daß er das erſte epiſche ſey, wird ſich zeigen.« —

Mehrere Plane beſchäftigten Herdern zu gleicher Zeit; ſein raſtloſer Geiſt ſtrebte zur Bildung des Zeitalters künftig mitzuwirken, ſey es im Felde der Wiſſenſchaft, der Religion oder der Poeſie.

Schon im J. 1796 hatte er, wie früher berührt worden, Balde's Gedichte überſetzt. Horaz mit Anmerkungen begleitet, ſollte nachfol-

---

d. Adraſtea; vollſtändig erſchien das Gedicht in d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. III. Man vergl. die romantiſche Gedichte des Cid im N. deutſch. Merkur v. J. 1792. Februar. S. 194 — 215.

*) Fünf Bände. Leipz. 1801 — 3. Sechster Bd. St. 1. u. 2., ebendaſ. 1804.

gen, *) eben ſo Pindar. **) Auch wünſchte er einzelne Trauerſpiele der Griechen und Shakespeare's zu überſetzen, wie auch Oſſian nach dem gaeliſchen Original. ***) Zu einer Geſchichte der Poeſie und einer griechiſchen Mythologie hatte er viele Materialien geſammelt. — Den Kirchengeſang in ſeine alte Würde wieder einzuſetzen, war ein Lieblingsgedanke Herders, den er bekanntlich ſchon während ſeines Aufenthalts in Bückeburg durch ſeine Cantaten zu realiſiren geſtrebt hatte.

Wie ſehr er die nordiſche Mythologie lieb gewonnen, zeigt ſein Aufſatz: Iduna. †)

---

*) Proben davon, nach v. Knebels Auswahl, befinden ſich in d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. XI. S. 3 — 59.

**) Proben davon a. a. O. Bd. X. S. 358 — 63.

***) Man vergl. Herders Aufſatz: Vom Funde der Geſänge Oſſians (in d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. XII. S. 873 u. f.). — Acht Jahre nach Herders Tode erſchien Ahlwardt's Ueberſetzung unter dem Titel: Die Gedichte Oſſian's. Aus d. Gaeliſchen. Leipzig 1811. 3 Bde.

†) Zuerſt in Schillers Horen. v. J. 1796. St. 1.

Auch eine Fortſetzung der Ebräiſchen Poeſie, ſo wie eine Umarbeitung der Aelteſten Urkunde des Menſchengeſchlechts *) beſchäftigte ſeinen raſtlos thätigen Geiſt, der ſich ſelbſt mit der Idee einer Ueberſetzung der Bibel, oder wenigſtens der vorzüglichſten Bücher derſelben, herumtrug. Eine große Zahl von Entwürfen zu literäriſchen Arbeiten, von Herders academiſchen Jahren an bis in ſein Alter, welche einzeln anzuführen, Raum und Zweck dieſer Darſtellung nicht geſtattet, hat ſich unter Herders Papieren gefunden. Dieſe Pläne und Entwürfe gehören theils dem Gebiet der Religion und Theologie, theils der Philoſophie und Geſchichte, ſo wie der ſchönen Literatur und Kunſt an. — **)

---

dann in den W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. XII. S. 428. Ebendaſelbſt S. 450 befindet ſich der Aufſatz: Zutritt der nordiſchen Mythologie zur neuern Dichtkunſt.

*) Man vergl. Asmus einfältiges Urtheil über eins und das andere Buch in den ſämmtl. Werken des Wandsbecker Bothen. Wandsbeck u. Hamburg. 1790. Th. 1. 2. S. 57.

**) Zu nachfolgenden Werken hat Herder Vorreden

Eine bedeutende Augenſchwäche, die ihn an literäriſchen Arbeiten hinderte, nöthigte Herdern im J. 1801 nach Aachen. Intereſſante Bekanntſchaften wurden auf dieſer Reiſe theils angeknüpft, theils erneuert. Dazu gehörten unter andern v. Gerning und Sömmering in Frankfurt, Graf Görz in Regensburg, und der Churfürſt v. Dalberg in Aſchaffenburg.

Ziemlich geſtärkt kehrte Herder im October 1802 nach Weimar zurück. Im May des folgenden

---

geſchrieben: Zu Börmel's Ueberſetzung der Klaggeſänge Jeremiä. Weimar 1781. Zu des Lord Monboddo Werk: von dem Urſprunge und Fortgange der Sprache, überſetzt von E. A. Schmid. 2 Theile. Riga 1784 — 85. Zu Joh. Val. Andreä Dichtungen zur Beherzigung unſers Zeitalters Leipzig 1786. Zu den Palmblättern Jena 1786. Zu den Bekenntniſſen merkwürdiger Männer von ſich ſelbſt, herausgegeb. von J. G. Müller. Winterthur 1791. Zu Günthers Andachten bei der Kommunion Gotha 1798 und zur Kulturgeſchichte der Völker; hiſtor. Unterſuchung von Fr. Maier 2 Bde. Leipzig 1798.

Jahres war er nach Jena gereiſt, um den Superintendenten, Hr. Dr. Marezoll einzuführen. Einige Tage vor ſeiner Abreiſe hatte Herder das Unglück, mit dem Wagen umgeworfen zu werden. Der Schreck und eine ſpätere Erkältung hatten auf ſeine Geſundheit den nachtheiligſten Einfluß, und eine mit großer Nervenſchwäche verbundene Gallenkrankheit zur Folge.

Am 12. July 1803 unternahm er eine Reiſe nach Eger, um den dortigen Brunnen zu gebrauchen.

Aus Schneeberg, wo er ſich bei ſeinem Sohne Auguſt (damals Bergamtsaſſeſſor daſelbſt) aufhielt, ſchrieb Herder an ſeine Familie: »Meine Geſundheit hat ſich ſehr geſtärkt. — Ich ſchick' Euch ein Haus,*) das ich hier gebaut, d. i. abgeſchrieben habe. Es iſt daſſelbe Stück, das ich ſonſt mit dem Namen Hygea nannte.

---

*) Die dramatiſche Dichtung Admetus Haus, in Herders Werken z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VI. S. 5 — 56. Man vergl. damit die Vorrede zu dieſem Bde.

Was ich in Proſa vor der Ariadne[*]) ſagte, hab' ich hier im Prologus geſagt. Lies es, Liebe, und ſage mir deine Meinung, wohin es ſich ſchickt. Es arbeitet ſich hier ungemein leicht. Der Prologus und Epilogus iſt eines Vormittags leichte Arbeit.» —

»Mit meiner Geſundheit,« heißt es in einem Briefe aus Eger, vom 5. Auguſt 1803, geht's ſehr wohl; das Wetter iſt dem Brunnen und Bade günſtig. An Kräften fühl' ich mich ſchon ſehr geſtärkt. Daß der Brunnen auf die Augen direct wirke, hab' ich nicht erwartet. Das wollen wir der gütigen Hand der Zeit, oder vielmehr der Vorſehung überlaſſen, die ja ſchon ſo manchem Blinden das Auge geſtärkt hat.» —

Die freundliche Aufnahme, welche Herder in Dresden fand, trug viel zu ſeiner Erheiterung bei.

»Der Bibliothekar Dasdorf,« ſchrieb Herder unter andern den 24. Auguſt 1803, »erwies ſich höchſt freundſchaftlich und willfährig. Er führte mich durch alle Schätze durch, und ich hoffe, ſie werden mir in der Folge erſprießlich ſeyn. — Aus der Bibliothek erfuhr ich, daß der Churfürſt die Adraſtea leſe, ſich auch erkundige, ob neue Stücke da ſind. Meine Stelle über Churſachſen war in des Bibliothekars und iſt in mehrerer Miniſter Munde. Der Miniſter Zinzendorf dankte mir eigen und ſehr verbindlich für den Aufſatz über ſeinen Onkel. — *) Cronica del Cid iſt auf der Bibliothek, nebſt vielen andern, für mich ſehr intereſſanten Büchern." — "Geſtern," heißt es in einem Briefe vom 26. Auguſt, kam höchſt unerwartet beikommendes Gedicht, **) über welches ich ganz beſchämt war und bin.

---

[*]) Ariadne-Libera, in dem Taſchenbuch bei Vieweg auf's J. 1803 und in d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VI. S. 57—64.

Den Churfürſten, bei dem er eine ſehr gütige Aufnahme fand, ſchildert Herder, in einem Briefe vom 4. September 1803, als "gerecht, bieder, wohlwollend, von Allem unterrichtet und im höchſten Grade beſcheiden.“ — „Mein ganzes Herz ſeegnet ihn,“ heißt es am Schluſſe, „voll von dem guten Eindruck ſeiner. Möge ich ihm auch nur die Hälfte ſo wohl gethan haben, als er mir that!“ —

---

*) S. Adraſtea St. 7. S. 91.

**) Ein gedrucktes Gedicht von Daßdorf zu Herders Geburtstage d. 25. Auguſt.

Am 18. September 1803 war Herder wiederum in Weimar angekommen, ſcheinbar wohl, aber nicht ſelten in einer erhöhten Gemüthsſtimmung, die ſich vorzüglich bei dem Candidaten-Examen zeigte, das er den letzten September hielt. Das Thema war über die Engel. *)

Den 17. October fühlte er ſich unwohl, erholte ſich indeß bald wieder, und arbeitete in heitern Stunden ununterbrochen an der Adraſtea fort, bis zu der ergreifenden, wie im prophetiſchem Geiſte geſchriebenen Stelle, womit ſich das zehnte Stück ſchließt:

„In neue Gegenden entrückt,
Schaut mein begeiſtert Aug' umher — erblickt

---

*) Das hier Geſagte wird durch einen Brief Joh. v. Müllers vom 25. Auguſt 1804 beſtätigt. S. deſſen Werke. Bd. VII. S. 111 u. f.

Den Abglanz höh'rer Gottheit, ihre Welt,
Und dieſe Himmel, ihr Gezelt!
Mein ſchwacher Geiſt, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht — und ſchweigt." —*)

Herder wollte noch etwas hinzuſetzen, und das Blatt blieb auf ſeinem Schreibepulte offen liegen.

An Hämorrhoiden, Gichtſchärfe und heftigen Nervenzufällen leidend, ſchien ärztlicher Rath vergeblich, und jedes Mittel die gehoffte Wirkung zu verfehlen. So ſanken ſeine Kräfte allmälig, bei vollem Bewußtſeyn und in der ganzen Kraft ſeines Geiſtes, bis er Sonntag den 18 Dezember 1803, in einen tiefen Schlaf fiel, der den ganzen Tag dauerte, und Abends halb 11 Uhr für immer von dieſer Welt ſchied.

Während ſeines Krankenlagers hatte er ſich aus Oſſian, Lipsius de constantia und andern Werken, namentlich der Bibel und vorzüglich aus den Propheten, vorleſen laſſen. Nichts ſchmerzte ihn mehr, als daß die Adraſtea unvollendet bleiben ſollte. Nur zwei Stücke wünſchte er, ſeinen eigenen Aeuſſerungen zufolge, *) noch ſchreiben zu können; ſie ſollten ſeine letzte vollendete Arbeit ſeyn; in ſie wolle er ſein ganzes Bekenntniß legen, da ihm jetzt ſo manches ganz anders erſcheine.

---

*) Aus v. Gerſtenbergs Gedichten eines Skalden. Kopenhagen 1767 (auch in deſſen vermiſchten Schriften. Altona 1816. 5 Bde.) Man vergl. (v. Gerſtenberg's) Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur. Schleswig u. Leipzig 1767. Samml. 3. Br. 21. S. 415—54, und Herders Werke z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. XII. S. 453.

Den 21. Dezember 1803, Abends um 9 Uhr, fand Herders Beerdigung in der Weimariſchen Stadtkirche zu St. Peter und Paul, unter dem Geläute aller Glocken ſtatt, und der erſte Diaconus, Herr J. G. Zunkel, hielt eine Gedächtnißrede, in der er Herders Verdienſte als Menſch und Schriftſteller auf ergreifende Weiſe ſchilderte.

Der bisher umwölkte Himmel klärte ſich wäh-

---

*) S. die Vorrede zu der von ſeinem Sohne, Dr. Wilh. Gottfr. v. Herder, beſorgten Nachleſe zur Adraſtea (in d. W. z. Lit. u. Kunſt. Bd. XII. S. 563.)

rend des Leichenzuges auf, und die Sterne blickten freundlich herab auf den Sarg des Verewigten. *)

Herder hatte 59 Jahre und 4 Monate gelebt. Er hinterließ fünf Söhne und eine Tochter. Seine Gattin folgte ihm in dem Raum von nicht voll ſechs Jahren, den 15. September 1809, nach.

Außer der Büſte Herders, die, wie früher erwähnt worden, der Großherzog von Weimar im J. 1788 in Rom von Trippel verfertigen ließ, gibt es mehrere Bildniſſe. Eins der früheſten, von Lips geſtochen, ſteht in Lavaters Phyſiognomik (Th. III. S. 262.) Angelika Kaufmann malte Herdern in Rom, und nach ſeinem Tode Gerh. v. Kügelchen. Pfeifer in Wien lieferte 1797 einen Kupferſtich in punktirter Manier nach Tiſchbein; Gottſchick nach demſelben vor dem 67. Bd. d. N. Biblioth. d. ſchön. Wiſſenſch. (1803) Böhme ebenfalls nach Tiſchbein, in der Zeit. f. d. eleg.

---

*) Ein ähnliches Phänomen zeigte ſich bei Schillers Beerdigung. (S. deſſen Leben von H. Doering. Weimar 1822. S. 190.)

Welt (1805. No. 157) Weſtermayr, gleichfalls nach Tiſchbein, vor dem Weimariſchen Geſangbuche (Weimar 1806.) Müller in Weimar, nach Bury's Zeichnung. Auch vor Fülleborn's Muſeum deutſch. Gelehrten u. Künſtler (Breslau 1800) ſteht ein Bildniß von Herdern: ein anderes von Anton Graf ſoll ſich in Gleims Sammlung zu Halberſtadt befinden. Die Bildniſſe von Herdern in einem Augsburgiſchen Almanach, und in der Schrift: Herderiana (Hamburg 1811) verdienen kaum erwähnt zu werden. — Von Abramſons Denkmünze findet man eine Nachricht in der Allgem. Lit. Zeit. v. J. 1804. November.

Herder war glücklich organiſirt, von kräftigem, muskulöſen Körperbau, breiter hoher Bruſt, aber einem zarten, höchſt reizbaren Nervenſyſtem. Seine Geſichtsfarbe war blaß-bräunlich, doch nicht kränkelnd. Herzensgüte, Lieb' und Frohſinn, mit einem leichten Anflug von Schwermuth, lag in ſeinem geiſt- und ſeelenvollen Auge, in dem ſich ſein ganzer Character abſpiegelte.

Mäßigkeit im Eſſen und Trinken, wie überhaupt in allen ſinnlichen Genüſſen, war ihm in hohem Grade eigen. Sein lebendiger Geiſt bedurfte der aufreizenden Mittel nicht, und erſt in den letzten Jahren ſeines Lebens pflegte er, außer der Tiſchzeit, wenn ihn eine geiſtanſtrengende Arbeit beſchäftigte, Vormittags, ſelten Abends, ein Glas Wein zu genießen.

Pracht und Aufwand liebte er nicht. Man kunnte wohl ſagen, daß er eigentlich keine Liebhaberei oder ein ſogenanntes Steckenpferd gehabt habe. Selbſt ſeine Bücherſammlung dürfte nicht dahin zu rechnen ſeyn, da er die meiſten ältern Schriften, von denen er viele nothwendig brauchte, in Auctionen erſtand, die neuern Werke aber groſſentheils ungebunden zu leſen, und in die Buchhandlung wieder zurückzuſchicken pflegte. Außer der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar, ſtand ihm übrigens die Gothaiſche, und durch Heyne's Bereitwilligkeit, auch die Göttingiſche offen.

Wie wenig er auf äußere Auszeichnung einen Werth legte, geht deutlich aus einem Briefe hervor, den er, als ihn der Churfürſt von

Baiern im J. 1801 in den Adelſtand erhoben hatte, unterm 10. Juli an Herrn von Retzer in Wien ſchrieb. »Nur meiner Söhne wegen,« heißt es darin, »muß ich aus väterlicher Pflicht mich um den Adel bewerben. Die Verfaſſung der meiſten Länder Deutſchlands im Fortkommen, im Ankauf des Oekonomen u. ſ. w. zwingt mich dazu. — Für mich dieſe Auszeichnung zu ſuchen wäre mir beim Himmel! nie in den Sinn gekommen, da ich dergleichen Auszeichnungen überhaupt eben ſo klein, als lächerlich finde, ſie mir auch in meinem Wirkungskreiſe ſehr entbehrlich ſind. — Ob ich als Schriftſteller einer Auszeichnung dieſer Art werth ſey, darüber hüll' ich mich auf's Beſcheidenſte in den dickſten Mantel der Unwiſſenheit; denn wahrlich zu einem ſolchen Zweck hab' ich keine Sylbe geſchrieben.« —

Wenn Herder irgend eine literäriſche Arbeit unternahm, pflegte er den Plan gewöhnlich auf einem einſamen Spaziergange *) zu überdenken,

---

*) Herders Lieblingsplatz auf dem Ettersberge iſt in einer Zeichnung von Roux mit einigen Stro-

und man konnte es wohl, wann er zurückkam, an einer gewiſſen ſtillen Heiterkeit merken, daß er damit im Reinen war. Zum Entwurf und zur Ausarbeitung pflegte er gewöhnlich die Morgenſtunden zu wählen; *) doch dauerte ſeine Thätigkeit oft auch Nachmittags, ja bis ſpät in die Nacht fort, wenn ihn eine begeiſternde Arbeit feſſelte. Hatte er ſie vollendet, ſo theilte er ſie wohl irgend einem vertrauten Freunde mit, und fragte ihn um ſein Urtheil.

In Stunden der Muße und Erhohlung liebte er einen Kreis geiſtreicher und gutgeſinnter Menſchen. So pflegte ſich unter andern regelmäßig Sonntags eine Geſellſchaft zum Thee bei ihm zu verſammeln, an der Profeſſor H. Meyer, Böttiger, Fr. Majer zuweilen auch Wieland, ſeltner Jean Paul Theil nahmen, weil der

---

phen von Wilhelmi begleitet, zu Nürnberg 1816 in gr. Folio erſchienen.

*) Während ſeines Aufenthalts in Bückeburg ſtand er öfters ſchon um 4 oder 5 Uhr auf; in ſpätern Jahren litt es der Zuſtand ſeiner Geſundheit nicht.

letztere Herdern lieber allein im Kreiſe der Seinigen ſah. *) Herders mannigfache Kenntniſſe, ſein treffendes Urtheil, ſein zartes und unbefangenes, von jeder Eitelkeit entferntes Benehmen machten ſeinen Umgang unterhaltend und inſtructiv zugleich. — Muſik **) und Poeſie gehörten außer-

---

*) Jean Paul beſuchte Herdern in Weimar zum erſten Male in der letzten Hälfte der 90ger Jahre. Die Uebereinſtimmung ihrer Grundſätze und Empfindungen im Allgemeinen bildete bald zwiſchen Beiden ein inniges Freundſchaftsverhältniß, das Verſchiedenheit der Anſichten im Einzelnen nie auflöſen konnte. — Kurz aber vielſagend ſind Herders Worte über Jean Paul als Schriftſteller; (in d. Adraſtea St. IX. S. 46. u. in d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. XI. S. 204.) ausführlicher iſt die geiſtreiche Schilderung, die der letztere von Herdern gibt. (Vorſchule der Aeſthetik. Hamburg 1804. Abth. 3. S. 725 — 26 u. S. 743 — 68.)

**) Herder ſpielte ſelbſt Clavier; doch fehlte es ihm, aus Mangel an hinreichendem Unterricht in ſeiner Jugend, an eigentlicher Fertigkeit, was er oft bedauerte. Handel, Gluck und Mozart waren ſeine Lieblinge. Der Kirchenmuſik war er vorzüglich zugedem zu ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen. Die letztere wurde ihm Stimme der Gottheit an's Herz, und eine Tröſterin in den Mühen des Lebens. *)

So empfänglich Herder für geſelligen Umgang und freundſchaftliche Mittheilung war, ſo konnte ihn ein unvermutheter fremder Beſuch, ja der eines Freundes, augenblicklich in eine gewiſſe Unbehaglichkeit verſetzen. Es ward ihm ſchwer, ſich ſchnell und leicht in das zu finden, was ihm ſo plötzlich und unerwartet von außen entgegentrat.

Ueber ſeine zarte Theilnahme an jedem Unglücklichen und Leidenden, ſeine Bereitwilligkeit, ihn ſelbſt thätig zu unterſtützen, oder ſich durch Fürſprache bei Andern für ihn zu verwenden, gab es nur Eine Stimme, und wir wollen hier um ſo weniger einzelne Beiſpiele anführen, da Herders Zartgefühl nichts mehr wünſchte, als daß dieſe Wohlthaten verborgen bleiben möchten.

---

than; doch pflegte er auch die Aufführung einer ſchönen Oper ſelten zu verſäumen.

*) Man vergl. die Vorrede zu ſ. Gedichten. Th. 1. oder den XV. Bd. d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt.

Ueber ſein häusliches Leben, über die Innigkeit, mit der er an ſeiner Gattin und ſeinen Kindern hing, und kein Opfer ſcheute, das er ihrer Ruhe und Zufriedenheit darbringen konnte, haben wir bereits in ſeinen Briefen aus Italien einige Winke gegeben. In Herders Seele, worin ſich Liebe, Religion und Freundſchaft paarten, mußte nothwendig auch die zarteſte Empfänglichkeit für eheliche Verhältniſſe ſtatt finden, und man könnte wohl ſagen, daß ſein Gemüth ſich hier am ſchönſten entfaltete.

Da hier einmal von Herders häuslichem Leben die Rede iſt, ſo möge folgende Anecdote eine Stelle finden, deren Character ebendrein poetiſch iſt. *)

Herder pflegte ſich bisweilen mit ſeiner Gattin und ſeinem älteſten Sohne Gottfried zu necken, wobei letzterer, mit dem Vater die Parthie gegen die Mutter nahm. Einſt ſchlug Herder bei Tiſche vor, jedes ſolle einen Vers machen, bevor es ein Glas Wein bekäme, und ſing demzufolge an:

---

*) S. Abendzeit. Septemb. 1822. No. 215.

„Ich wollt', ich wär' ein Wald,
Darin der Donner hallt.
Die Guten wollt' ich decken,
Die Böſen wollt' ich ſchrecken,
Ich wollt', ich wär' ein Wald,
Darin der Donner hallt."

Seine Gattin fuhr fort:

„Ich wollt', ich wär' ein' Ficht',
Die ſich gen Himmel richt't.
Mit himmliſchen Ideen *)
Wollt' ich dich dann umwehen;
Ich wollt', ich wär' u. ſ. w."

Der noch nicht zehnjährige Knabe ſchloß die Reimverſuche mit folgender Strophe:

„Ich wollt', ich wär' ein Spatz,
Und ſäß' auf einem Aſt. **)
Dem Vater wollt' ich was pflücken,
Die Mutter wollt' ich picken;
Ich wollt', ich wär' u. ſ. w."

---

*) Herder ſchrieb damals ſeine Ideen zur Geſchichte der Philoſophie der Menſchheit.

**) Selbſt der Verſtoß gegen den Reim iſt naiv und gemüthlich.

Um Herders Bild zu vollenden, fehlt, wie uns dünkt, noch ein Hauptzug ſeines Characters, der nicht übergangen werden darf.

Sein angeborenes Gefühl für alles Gute, ſein lebendiger Haß jeder Unrechtlichkeit, ließ ihn nie Rückſichten nehmen, wo er, die Wahrheit gerade herauszuſagen, für Pflicht, und ſich durch ſeine amtliche Stellung doppelt dazu berechtigt hielt. Schmeichelei und Heuchelei war, ohne Ausnahme, ſeiner innerſten Natur zuwider. Er glaubte es ſich ſelbſt ſchuldig zu ſeyn, auch in Fällen, wo er kaum hoffen durfte, mit ſeiner Meinung durchzudringen, ſie dennoch, gleichſam zum Zeichen und Zeugniß für die Wahrheit, unverhehlen herauszuſagen.

Da dieß, ſeiner Individualität gemäß, nicht ſelten mit Bitterkeit geſchah, und ſeine Gattin, obſchon durch Geiſt und Gemüth gleich ausgezeichnet, doch ebenfalls von reizbarem Temperament, mehr aufregend als beſchwichtigend auf Herdern einwirkte, ſo wäre wohl hierin großentheils der Grund von den trüben Erfahrungen und Mißhelligkeiten zu ſuchen, die Herders Leben in einer faſt 27jährigen Amtsführung in Weimar nicht ſelten verbitterten.

Wir haben, um den Faden ſeiner Lebensereigniſſe nicht zu unterbrechen, dieſen Punkt früherhin gefliſſentlich übergangen. Doch darf dieß hier um ſo weniger geſchehen, da derſelbe, in den Erinnerungen aus Herders Leben von ſeiner Gattin, wenn auch aus ſehr verzeihlichen Gründen, keinesweges unbefangen, und nicht ohne Einſeitigkeit, dem Publikum öffentlich mitgetheilt worden iſt.

Herders amtliche Verhältniſſe zu Weimar fielen in eine Zeit, (1776) wo unter ſeinen geiſtlichen Collegen noch jene beſchränkten Anſichten der Theologie galten, die wir nicht beſſer, als mit dem Namen einer Buchſtabenorthoderie, zu bezeichnen wüßten. In dieſer Periode konnten natürlich Grundſätze, wie er ſie äußerte, z. B. man müſſe die Bibel, wie jedes andere menſchliche Buch leſen; Predigten, wie er ſie hielt: homilienartige Discourſe über religiöſe Gegenſtände, in denen kein beſtimmtes Glaubensſyſtem entſchieden hervortrat, nicht wohl aufgenommen werden, ſo wie ein gewiſſer freier und ungezwungener Ton, eine liberalere Anſicht des Lebens, die er auch auf ſein eigenes übertrug, ihm bei Perſonen von höhrem Range um ſo mehr ſchaden mußte, da er in ſeiner, ſich ſelbſt lebendig fühlenden Individualität, nicht einmal den Schein haben wollte, als ſey es ihm darum zu thun, die gute Meinung im Ganzen genommen mit Eifer zu ſuchen.

Als ihm daher, gleich bei ſeinem Amtsantritte (d. 15. October 1776) der Conſiſtorialpräſident v. Lynker das Reſcript verlas, demzufolge ſeine Beichtkinder freie Wahl haben ſollten zu beichten, bei wem ſie wollten, wobei freilich eine im Voraus gegen Herdern eingenommene Parthei heimlich mitgewirkt hatte, proteſtirte er dagegen mit einer Bitterkeit, die ihn den damaligen Geh. Rath v. Fritſch für immer abgeneigt machte, was auch ſpäterhin zu manchen Verdrießlichkeiten Anlaß gab. Auch die ungefügige Weiſe, mit der er ſich gegen den Conſiſtorialpräſidenten v. Lynker und den Oberconſiſtorialrath Gottſchalk benahm, konnte nicht anders als nachtheilig für Herdern wirken, und hatte Irrungen zur Folge, welche manches Gute, das er mit reinem, edlem Sinne wollte, hintertrieben. Selbſt das Verhältniß mit Goethen, ſeinem alten Jugendfreunde, dem er ſeine Berufung zu verdanken hatte, wußte er nicht zu bewahren, und außer andern Gründen, die uns hier zu weit führen würden, und ſich außerdem zur öffentlichen Mittheilung nicht eignen, mochte eine gewiſſe Eiferſucht gegen den ſo ſanft gebetteten, und wohl nie innig geliebten Freund aus den Tagen völliger Gleichheit ſich zum Theil miteinmiſchen.

In den letzten Jahren ſeines Lebens befand ſich Herder in einer höchſt ungünſtigen Stellung zu dem damaligen Miniſter v. Voigt, die wenigſtens großentheils auf ſeinem zu hoch geſteigerten Selbſtgefühl und dem daraus entſpringenden Mangel an Nachgiebigkeit beruhte, und manches Unangenehme, ja Demüthigende für ihn zur Folge hatte, wie unter andern das Nichtanerkennen ſeines Bairiſchen Adels. Wenn man aber vollends nach ſeinem Tode, bei der Wahl eines neuen Generalſuperintendenten, eine gewiſſe Fügſamkeit entſchieden berückſichtigte, wodurch die geiſtlichen

Angelegenheiten im Allgemeinen nicht eben ſonderlich gefördert werden konnten, ſo war dieß wenigſtens indirecte Nachwirkung von Herders Individualität.

Nur ungern haben wir länger verweilt bei der Betrachtung einer Seite in Herders Character, die wir in Bezug auf ihn wohl eine Schattenſeite nennen möchten, da ſie den heitern Himmel ſeines Lebens öfters trübte und verdunkelte. Das Aufzählen kleiner Schwächen in dem Leben eines großen, allverehrten Mannes, an und für ſich ein peinliches und troſtloſes Geſchäft, bleibt demungeachtet unerläßliche Pflicht des Biographen.

Wenden wir uns daher zu dem, was Herder in ſeinen Amtsverhältniſſen, vorzüglich zur Verbeſſerung des Kirchen- und Schulweſens, Zweckmäßiges geleiſtet, oder wenigſtens mit edlem Eifer beabſichtigt, da mancher Plan auf dem Wege, den er ſeiner Individualität nach einſchlug, ſchwerlich gelingen konnte.

Eine Reform des höchſt in Verfall gerachenen **Schulweſens** *) ſtand in den erſten Jahren ſeines Aufenthalts in Weimar lebhaft vor Herders Seele. **Heinze**, Director des Gymnaſiums, **) ein Mann von claſſiſcher Bildung und trefflichem Character, hätte mehr wirken können, wenn die untern Claſſen mit tüchtigeren Lehrern beſetzt geweſen wären. Männer indeß, wie **Nolde**, **Lippold** und **Schwabe** waren wenigſtens nicht geeignet, ein Inſtitut zu heben, dem ſelbſt der geiſtreiche, aber im Lehrfache nicht eben ausgezeichnete **Muſäus**, ***) der als Profeſſor **Heinze'n** zur Seite ſtand, nur ſchwach aufhelfen konnte.

---

*) Daß dieß wirklich der Fall war, erhellt aus einem officiellen Gutachten. d. d. Dezemb. 1785.

) Herders Denkrede auf ihn ſteht unter den **Schulreden, in d. W. z. Philoſ. u. Geſchichte. Bd. XII. S. 103 u. f.

***) Der bekannte Verfaſſer der **phyſiognomiſchen Reiſen**, **Volksmärchen** u. ſ. w. Herders **Denkrede** auf ihn befindet ſich a. a. O. S. 76 u. f.; (auch in **Muſäus nachgelaſſenen Schriften**. Herausgegeben von ſeinem Zögling A. v. **Kotzebue**. Leipzig 1791. S. 25 — 32.)

Unter ſo bewandten Umſtänden hatte Herder im Auguſt 1783 einen Plan zur Verbeſſerung der Schulen eingereicht, deſſen Haupttendenz war, aus den untern Claſſen eine Realſchule für nützliche Bürger, aus den obern dagegen ein für höhere wiſſenſchaftliche Ausbildung berechnetes Gymnaſium zu bilden. Daran knüpfte ſich eine Erhöhung des Lehrgehaltes, und eine Belohnung an Gelde für die fleißigſten Schüler. *)

Ueber die Einrichtung eines Schulmeiſter-Seminariums, **) ſo wie über die Verbeſſerung der Schullehrerſtellen auf dem Lande, beſprach er ſich öfters mit dem jetzigen Conſiſtorialrath Günther, der ihm

---

*) Vermittelſt des Wilhelm Ernſtiſchen Freitiſches, einer von Herzog Wilhelm Ernſt im J. 1701 errichteten wohlthätigen Stiftung. Ein ſpäterer Plan Herders (1791) auch den Jenaiſchen Freitiſch in Stipendien zu verwandeln, wurde durch das Dagegenſtimmen einiger Profeſſoren vereitelt.

**) Herders erſter Entwurf iſt vom 31. October 1780 datirt; den zweiten reichte er den 2. May 1786 ein.

Rathſchläge zur Ausführung dieſer Idee an die Hand gab. Die Sache kam 1788, durch die Bewilligung eines jährlichen Beitrags von Seiten der Landſchaft, zu Stande.

Die Anlegung einer Schulbibliothek war ebenfalls ein Plan, der Herdern entſchieden beſchäftigte. Da die Bücherſammlung des verſtorbenen Conrectors Nolde, der Schulbibliothek als Vermächtniß zugefallen war, ſo gab Herder dem Director B. den Catalog, um die für die Schule brauchbaren Bücher anzuſtreichen, *) den er indeß unter mancherlei Vorwänden nie wieder erhielt, wodurch jener Plan vereitelt wurde. Herder dachte ſtets mit dem tiefſten Unmuth daran. Er ſtarb darüber. Bald nach ſeinem Tode erſchien der Catalog. Das Conſiſtorium traf eine Auswahl der Bücher; die unbrauchbaren wurden verkauft. Indeß konnte der Plan, da Herder

---

*) Die ältern und unbrauchbaren ſollten nach Herders Plan, verkauft, und neue oder nützlichere Werke angeſchafft werden.

nichts Schriftliches darüber hinterlaſſen hatte, in ſeinem Sinne nicht ausgeführt werden. *)

Die zweckmäßigere Einrichtung der niedern Schulen, mit denen er eine Induſtrieſchule zu vereinigen wünſchte, kam bei Herders Lebzeiten, aus Mangel an hinreichenden Fonds, nicht zu Stande; indeß führte der Conſiſtorialrath Günther, mit dem er ſich öfters darüber beſprochen hatte, dieſe Idee, ein Jahr nach Herders Tode (1804) ſeiner Anſicht gemäß, aus.

Der Plan zu einer neuen Profeſſorſtelle am Gymnaſium, den Herder im J. 1797 eingereicht hatte, kam nicht zur Ausführung. **) Wie wenig aber, durch das Mißlingen einzelner Entwürfe, Herders Eifer zur Beförderung des

---

*) Befremdend iſt, daß in der 1807 im Druck erſchienenen Bitte des Hr. Director Lenz für die Bibliothek des Weimariſchen Gymnaſiums Herders Bemühungen gänzlich mit Stillſchweigen übergangen werden.

**) Man vergl. die Auszüge aus zwei darüber verfaßten Gutachten in d. Werken z. Religion u. Theologie. Bd. X. S. 281 — 98.

Schulweſens *) nach beſten Kräften beizutragen, erkaltete, kann man ſchon aus dem lebhaften Ton abnehmen, womit er in ſeinen Schulreden **) auf Moralität der Jugend dringt. Er ſcheute übrigens ſeinerſeits keine Aufopferung, und füllte ſelbſt, um von mehrern Beiſpielen nur eins anzuführen, nach des Directors Heinze

---

*) Hieher gehört auch folgende Stelle eines Briefes an Griesbach, vom 23. Februar 1790, bei Gelegenheit des, durch Kanzlers Tod erledigten Rectorats zu Apolda. „Ew. Hochwürden," ſchreibt Herder, „ſind gewiß darin mit mir eins, daß zu Schulſtellen in Landſtädten nicht eben jene halbgeborenen Mittelgeſchöpfe nöthig und nützlich ſind, die zwar durch einige Collegien gelaufen ſeyn mögen, auch allenfalls eine ſchlechte Predigt halten können; meiſtens aber deßwegen die Schule wählen, weil ſie dort und hier zerbrochene Töpfe bleiben; ſondern daß junge Männer dazu gehören, die wohlgeartet und redlich den Schulunterricht zum ernſten Zweck ihres Lebens machen, geſetzt, daß ſie auch nicht die Fähigkeit beſäßen, auf Landſchulen dieſer Art alles Spiegelgefecht academiſcher Gymnaſien zu treiben." —

**) In Herders Werken z. Philoſ. u. Geſchichte. Bd. XII.

Tode, eine unbeſetzte Lehrſtunde durch ſeinen eignen Unterricht aus.

Ueber den Catechismus, den Herder im J. 1798 herausgab, findet ſich folgende Aeußerung in einem ſeiner damaligen Briefe: »Ein ächter Catechismus muß, nach meinem Begriffe, viel, alles aber auf die leichteſte, faßlichſte Weiſe leiſten. Compendienweisheit und ein trockner Stammbaum von Lehren und Pflichten iſt ein todtes Ding, ſo kurz man auch damit hinkommt. Katecheſe iſt ſchon dem Namen nach lebendige Uebung. Es muß daher Leben und Bewegung in ihm ſeyn, daß der Lehrer ſelbſt daraus katechiſiren lerne, und der Schüler ihn, zuſammenhängend in Frag' und Antwort, als ein lebendiges Werk mit Liebe treibe." — *)

Ein, in den erſten Jahren ſeiner Amtsführung in Weimar entworfener Plan zur Heraus-

---

*) Man vergl. damit die Vorrede zu dem (in den ſämmtlichen Werken nicht abgedruckten) Catechismus, wie auch den Anhang zu Herders Schulreden (in den W. z. Philoſ. u. Geſchichte. Bd. XII.)

gabe eines neuen Geſangbuches, in das er einen Theil ſeiner chriſtlichen Hymnen und Lieder *) aufnehmen wollte, kam erſt im J. 1795 zu Stande. **)

Wenn das neue Geſangbuch auch ſelbſt mäſſigen Anfoderungen nicht entſprach, ſo lag dieß größtentheils daran, daß Herder, wider Willen genöthigt, ſich gewiſſen Rückſichten zu bequemen, von ſeiner eignen Idee hatte abgehen müſſen. In Weimar wurde gleichwohl das neue Geſangbuch von Stadt- und Landgemeinen ohne Schwierigkeit angenommen; nicht ſo in der Jenaiſchen Diöceſe, wo es erſt nach des damaligen Superintendenten Oemlers Tode (1803) eingeführt ward, weil dieſer einen ſolchen Schritt mit ſeinen ſtreng orthodoxen Grundſätzen nicht vereinigen zu können glaubte.

---

*) Im 2. Theil d. Gedichte (Werke z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. XVI.)

**) Die Vorreden zu den beiden ältern Geſangbüchern ſind von Herdern, und in die Werke z. Relig. und Theologie (Bd. IV. S. 505 — 25) aufgenommen worden. — Was die früher erwähnten Hymnen und Lieder betrifft, ſo befinden ſie ſich in dem Geſangbuche v. J. 1796 nicht.

Eine Lieblingsidee, mit der ſich Herder lange herumtrug, war die Errichtung eines Candidaten- oder Prediger Seminariums. In Herders Geiſt, und unter ſeiner Leitung ausgeführt, hätte ein ſolches Inſtitut vielleicht ein Muſter in ſeiner Art werden können; allein Mangel an Gehülfen und an den erforderlichen Geldbeiträgen ſtand der Ausführung entgegen.

»Es iſt nothwendig,« äußert ſich Herder in einem darüber abgefaßten Gutachten, »daß die Theologen, wenn ſie die Academie verlaſſen haben, nicht bloß unter Aufſicht bleiben, ſondern in Uebung geſetzt werden, und alſo ein Prediger-Seminarium zu Stande komme.— Ich bin hier in der Nothwendigkeit, die Hände ſo vielen Unreifen aufzulegen, und muß mich aller der Sünden theilhaftig machen, die durch ſie im Lauf ihres Amts verübt werden. Zurückweiſungen, ſcharfe Examina helfen nichts; denn wo ſollen ſie etwas Beſſeres lernen? und zuletzt muß man doch nehmen, was da iſt. — Alſo ein Prediger-

Seminarium, das wäre mein ſehnlicher Wunſch, und ein unſterbliches Verdienſt des Fürſten, der ihm die Wirklichkeit ertheilte.“ —

Auch das Bedürfniß einer Veränderung des äußern Gottesdienſtes war Herdern längſt fühlbar geworden. Er ſah indeß ein, daß einem ſolchen nicht bloß durch leere Declamation, ſondern vielmehr von innen heraus, durch Wiedererweckung und Belebung des ächtchriſtlichen Geiſtes abgeholfen werden könnte, und ſeine, Verſtand und Gemüth gleich mächtig ergreifenden Predigten *) ſollten zu dieſem Zwecke mitwirken. Aber

---

*) Hier verdient dasjenige nachgeleſen zu werden, was in Herders Characteriſtik von Danz und Gruber (Leipzig 1805 S. 79 — 81) in einer Note geſagt wird. Es läßt ſich übrigens nicht leugnen, daß der eigenthümliche Reiz, den Herder durch den lebhaften, hinreißenden Vortrag ſeinen Predigten zu geben wußte, beim Leſen derſelben großentheils verloren geht. — Kotzebue in Weimar (der Bruder des Dichters) hat einen Verſuch gemacht, Herders Predigten nachzuſchreiben, der freilich, wenn man die Schwierigkei-

Herder ſah ſich, bei Erwägung des früherhin berührten, verderblichen Einfluſſes, welchen die Jenaiſch-Kantiſche Philoſophie zu Anfange der 90ger Jahre auf Religion und Kirche äußerte, genöthigt, mehr als je an der alten Form feſtzuhalten, und nur im Stillen den Geiſt chriſtlicher Frömmigkeit, wie er in frühern Zeiten geherrſcht, zu verjüngen und zu beleben.

Hiemit hing ſein Vorſchlag zur Einführung von Predigttexten in Verbindung mit den gewöhnlichen Sonntagsevangelien (vom J. 1800) zuſammen. Ein ſolcher, mit den Evangelien verbundener Text ſollte ſeiner Meinung nach, theils die rechte Anſicht des Evangeliums zeigen, theils dieſelbe zum practiſchen Gebrauche erweitern. In ſeinem an den Großherzog gerichteten Schreiben (vom 4 May 1798) hatte Herder einen Entwurf der zu den Evangelien paſſenden Texte für das J. 1799 beigeſchloſſen, und einige Monate ſpäter (den 7. Auguſt 1798) zu dem-

---

ten bedenkt, die ſich ihm entgegenſtellten, nicht völlig gelingen konnte.

ſelben Behufe ein, im Namen des Oberconſiſtoriums, an die Geiſtlichkeit gerichtetes Schreiben abgefaßt.

Schon in frühern Jahren war von Herdern, auf ſpeciellen Befehl des Großherzogs, der Plan zu einer *verbeſſerten Liturgie* eingereicht, und mit den *Feſt- und Bußtagsgebeten* der Anfang gemacht worden, welche Genehmigung fanden. Es ſind kurze Hirtenbriefe, oder eine Art von religiöſer Einleitung zu den, für die zwei Bußtage zu Oſtern und im Dezember, vorgeſchriebenen Texten. Wir wollen von den 53, die Herder geſchrieben, hier einen abdrucken laſſen.

Am Bußtag vor Oſtern.

D. 10. März 1780.

»Der Zweck, den uns die Offenbarung verhält, warum wir hier auf Erden ſind, und was wir ſuchen ſollen, wenn wir dort unſer Leben zu genießen wünſchen, iſt ſo groß, wahr und edel; zugleich aber auch ſo beſchämend für uns, wenn wir ihn mit unſern gewöhnlichen Endzwecken der Erde vergleichen, daß jedes Andenken hieran dem Menſchen ein täglicher Tag der Buße und Demüthigung ſeyn müßte. Nur Fremdlinge, Pilger auf der Erde ſind wir, und ſuchen unſer Vaterland, unſere ewige Stätte. Unſer unſterblicher Geiſt kam von Gott, und ſoll in allen ſeinen Wünſchen, Begierden, Beſtrebungen, wieder zu ihm eilen. Gottes Bild ſollen wir hienieden werden in Wahrheit, Rechtſchaffenheit, Güte und Liebe, damit wir dort, der Quelle alles Guten näher, ihn inniger genießen, Ströme des Lichts und des Lebens aus ſeinem Anſchaun trinken, und das beſitzen können, nach deſſen Genuß uns in dieſen Gegenden der Hoffnung und Wallfahrt mit meiſtens unerreichten Wünſchen das Herz ſchmachtet.

»Seelig ſind, die reines Herzens ſind; ſie werden Gott ſchauen. Er iſt uns vorgegangen, unſer Haupt und Hoherprieſter, uns eine Stätte zu bereiten durch ſein Blut. Er will kommen, und uns zu ſich nehmen, die ſein ſind. Und wer ſolche Hoffnung zu ihm hat, heilige ſich, wie auch Er ſich für uns heiligt. Er ſäe hier, damit er dort ernte.» — *)

Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir Herders Anſichten über die Kirchenzucht im Allgemeinen, und über die von dem Oberconſiſtorium in Vorſchlag gebrachte Abſchaffung der Kirchencenſur umſtändlich darlegen wollten. In einem, ſchon in den erſten Jahren ſeines Aufenthalts zu Weimar abgefaßten Votum drückt er ſich an mehrern Stellen, ſeinem tief eingepflanzten Gefühl für Sittlichkeit, und ſeinem glühenden Haß gegen jede mit der Moral in Widerſpruch ſtehende Handlung gemäß, ziemlich ſtark aus.

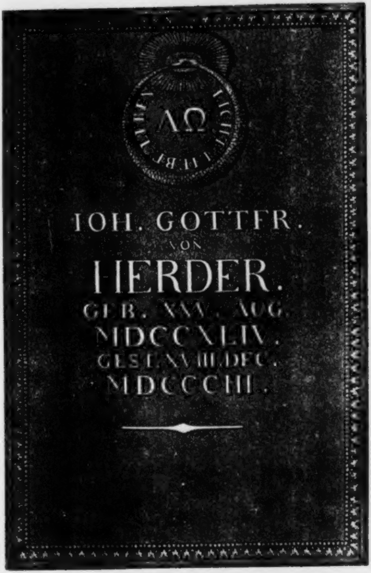
»Was haben wir,» ſagt er unter andern, »jetzt für Grund, die Kirchencenſur abzuſchaffen, den unſre Väter nicht gehabt? Sind jetzt weniger H — n und H — r, Aergerer und Diebe? Oder ſind ihre Laſter jetzt weniger Laſter? Hätte ſich die Natur des Laſters im Barometer

---

*) Der Text der Predigt war Ebräer 13. V. 12 — 14.

der Zeiten geändert? Oder gäb es keine Chriſtengemeine mehr, an der man ſich mit ſo etwas verſündigen könnte? Das Letzte wäre freilich ſchlimm; noch ſchlimmer aber, wenn man, da hundert andere Bande geſchwächt ſind, die den Schatten einer Chriſtengemeine einſt noch mit Ehrfurcht umgaben, die letzten Faſern ſolcher Bande, an denen etwa ein Reſt der Sanctitatis Christianae hinge, durch unſer helles Vernunftlicht weggeräuchert würden. Für den großen Haufen wäre das ſo gut, als eine Acte der Impunität, und da kein Menſch es je aufbringen wird, wenn es einmal weg iſt, ein Saame zu Aergerniſſen in die Zukunft hinaus, woran ich keinen Antheil haben will." (Matth. 18. V. 6. 7.) —

Bei einem Blick auf Herders vielſeitige und weitumfaſſende Thätigkeit, in ſeinen amtlichen Verhältniſſen, wie im Gebiete der geſammten Literatur, hätte es kaum eines andern Denkmals, als dasjenige iſt, welches er ſich ſelbſt in ſeinen Schriften geſetzt hat, bedurft, um ſeinen Namen vor dem Schickſal derer zu ſichern, die nach der ſchönen Mythe Arioſt's der raſtlos geſchäftige



ΑΩ
LICHT LIEBE LEBEN

IOH. GOTTFR.
VON
HERDER.
GEB. XXV. AUG.
MDCCXLIV.
GEST. XVIII. DEC.
MDCCCIII.

Greis, die Zeit, in den Strom der Vergeſſenheit trägt. *)

Wenn indeß Freundſchaft und Neigung ihn auch durch ein äußeres Erinnerungszeichen zu ehren wünſchte, ſo erwähnen wir des, vor einigen Jahren, auf Herders Grabe errichteten Denkmals um ſo lieber, als ſich darin ſein Glaube, ſeine Hoffnung und Liebe, ja der Character und Zweck ſeines Lebens auf bedeutſame Weiſe ſymboliſch ausſpricht. **)

Unter den Gedichten auf Herders Tod ***) verdienen folgende ausgezeichnet zu wer-

---

*) Ariosto furioso. XXXV. 11. u. f. (in. d. Ueberſ. von Gries. Th. III. S. 411. u. f.)

**) Es iſt von ſchwarzglänzendem Eiſen, mit goldenen Buchſtaben, und ſtellt eine Schlange vor, die den Schwanz im Munde hat (das Sinnbild der Ewigkeit). Inwendig ſtehen die Buchſtaben ΑΩ (Gott) und um dieſelben die Worte: Licht, Liebe, Leben. Haupt und Schwanz der Schlange, wo ſie ſich berühren, haben eine Glorie um ſich (Anfang und Ende von Gott.)

***) Die noch bei ſeinen Lebzeiten gedichteten Stanzen an Herder von Emilie von Berlepſch im den: Nachruf an Herder von Mahlmann (in Matthiſſons lyr. Anthologie Th. XVII. S. 131) Auf Herders Grab von Gräter (im Neuen Deuſch. Merkur 1804. Auguſt.) Stimme aus Italien über Herders Tod (ebendaſ. Auguſt 1804.) Blumen auf Herders Grabe (ebendaſ. Dezember 1804.) und v. Knebels Elegie: Herders Tod. *) Folgende characteriſtiſche Stelle aus der letztern, die wohl zu den ſchönſten Blumen gehört, welche auf Herders Grab geſtreut worden, **) möge den Beſchluß dieſer Biographie machen.

„Wo blüht künftig der Hain, den ſeine Schritte betraten,
Wo er die goldene Frucht himmliſcher Weisheit uns brach?

Neuen deutſchen Merkur v. J. 1791. Febr. S. 113 — 117. verdienen ehrenvolle Erwähnung.

*) Wieder abgedruckt in deſſen Sammlung kleiner Gedichte. Leipzig 1815. S. 34 — 36.

**) „Die Elegie auf Herders Tod,“ heißt es unter andern in einem Briefe Wielands vom 7. Januar 1804, „iſt ſchön, herzlich, ungekünſtelt ausgeſprochenes Gefühl — Herders und Knebels würdig.“

Wer erforſchet mit ihm der Wahrheit ewige Spuren,
  Unter das Menſchengeſchlecht tauſendgeſtaltig zerſtreut?
Wer belebet die Blüthen des Geiſtes? den Honig der Muſen,
  Wer hat ihn reiner gefaßt? wer hat ihn edler verwandt?
Wem erglühte das Herz beim Anblick fremden Verdienſtes,
  Fremder Tugenden mehr? Allen ein Lehrer und Freund.
Weiſe lernten von ihm, und ſelbſt auch das lallende Kind ſpricht
  Nur die Worte, die er freundlich daſſelbe gelehrt.
Ernſte Beſcheidenheit, Wahrheit, Vernunft und Freundſchaft und Tugend,
  Traurend über den Freund, eilen verlaſſen davon."

Gedrängte Ueberſicht

von Herder's Schriften.

»Das ſchönſte Denkmal für einen ſchriftſtelleriſchen Künſtler,« ſagt Fr. Schlegel, »iſt: daß ſein eigener Werth öffentlich anerkannt wird, daß alle einer allgemeinen Ausbildung Fähige immer wieder mit Liebe von ihm lernen, daß einige die Eigenthümlichkeit ſeiner Geiſteswerke bis auf die feinſten Züge durchforſchen und verſtehen lernen.« —

Das letztere hängt freilich eben ſowohl von der geiſtigen Individualität des Einzelnen, als von der Klarheit und Anſchaulichkeit unſrer Darſtellung ab. Was indeß dieſe anlangt, ſo wollen wir uns nach beſten Kräften bemühen, dem Leſer von Herders Streben im Allgemeinen und ſeinen Leiſtungen in einzelnen Fächern der Literatur einen deutlichen Ueberblick zu geben. Folgende Bemerkungen mögen als Einleitung dienen.

Man kann wohl ſagen, daß Herder zu den Schriftſtellern gehört, die einzig in ihrer Art daſtehen, und vielleicht mit keinem andern, Leſſing etwa ausgenommen, verglichen werden können, wiewohl die ganze

Aehnlichkeit zwiſchen Beiden im Grunde weniger auf ihren Anlagen, als auf ihrer Vielſeitigkeit beruhen würde. Die letztere beſaß Herder indeß wohl in ungleich höherem Grade, und verband damit einen ſo ſeltenen Reichthum des Geiſtes, und eine Fülle von mannigfachen Kenntniſſen, wie man ſie nicht leicht in einem Individuum auf ſo glückliche Weiſe vereinigt findet. Er war Dichter und Aeſthetiker, Philoſoph und Critiker, Theolog in theoretiſcher und practiſcher Hinſicht; in allen dieſen verſchiedenartigen Fächern ſelbſtſtändig ſeine eigene Bahn verfolgend, wobei er, wenn ihn auch ſein lebhafter, feuriger Geiſt hie und da irre leitete, ſein angeborenes richtiges Gefühl für das Wahre und Schöne ihn bald wieder auf den rechten Pfad zurückwies.

Der Leſer erhält, unſers Bedünkens, den kürzeſten Ueberblick von Herders vielſeitiger Thätigkeit, wenn wir ihn als Dichter und Aeſthetiker, als Philoſophen und Critiker im Allgemeinen, und endlich als Theologen betrachten, was freilich nur in der, durch den Raum und Zweck dieſes Werks uns vorgeſchriebenen Gedrängtheit und Kürze geſchehen kann.

Herder als Dichter und Aeſthetiker.

Gleich anfangs müſſen wir einem Einwurfe begegnen, der uns nicht ohne Grund gemacht werden könnte. Wir wollen nicht in Abrede ſeyn, daß Herdern in andern Fächern, namentlich im Gebiet der Philoſophie und Critik, unbeſtritten ein höherer Rang gebühre, wenn wir gleich ſeine Verdienſte als Dichter, die ihm mitunter ſogar vornehm abgeſprochen worden ſind, völlig anerkennen. Der Grund, warum wir Herdern zuerſt als Dichter betrachten, liegt darin, weil ſeine Natur, unſers Bedünkens, von Grund aus poetiſch angelegt iſt.

Eine lebhafte Phantaſie, welche die Eindrücke der Natur und Menſchenwelt leicht und ſchnell auffaßt, verbunden mit tiefer Innigkeit des Gefühls, ſind unerläßliche Erfoderniſſe des Dichters. Die eigenthümliche Art, wie die Eindrücke von außen auf ihn wirken, unterſcheidet ihn von dem kältern, beſonnenen Verſtandesmenſchen überhaupt, der da Erweiterung ſeiner Kenntniſſe im Auge hat, wo es jenem um die Befriedigung eines unbeſtimmten Gefühls zu thun iſt. Dieß Gefühl aber erfüllt ſeine ganze Seele, und wenn ſich nun an den beſtimmten Gegenſtand, der ihn ſo mächtig ergriffen, eine Reihe von analogen Vorſtellungen unwillkührlich kettet, ſo tritt der Zuſtand der Begeiſterung ein, von dem die Sehnſucht, das, was ihn ſo tief bewegt, darzuſtellen unzertrennlich iſt.

Wenden wir das Geſagte auf Herdern an, ſo läßt ſich allerdings nicht leugnen, daß die Zahl der Productionen, in denen ſich eigentliche poetiſche Erfindung zeigt, verhältnißmäßig gering iſt, und daß es ihm öfters nur um maleriſche Darſtellung und Einkleidung gegebener Stoffe, oder auch darum zu thun war, den Reſultaten ſeiner Betrachtungen eine ſchöne Form zu geben. Nur ſein denkender Geiſt, der ſich immer mit dem Auffaſſen der Dinge im Allgemeinen beſchäftigte, konnte der eigentlichen poetiſchen Schöpfungskraft hinderlich ſeyn; denn von Natur mit reger Phantaſie, mit der zarteſten Empfänglichkeit begabt, war er offenbar ſo ganz zum Dichter geboren, daß er ſeinen poetiſchen Character ſelbſt da nicht verleugnen konnte, wo er reine Proſa ſchrieb.

Seinen Anlagen nach konnte Herder nur lyriſcher Dichter ſeyn, was man unter andern ſehr deutlich in ſeinen dramatiſchen Stücken, Admetus Haus, der Ariadne-Libera, dem entfeſſelten Prometheus *) u. a. ſieht, denen es nicht an einzelnen trefflichen Stellen, rein lyriſcher Art, wohl aber an einer lebhaft fortſchreitenden Handlung fehlt. Das Subjective war bei Herdern vorherrſchend; Alles ging bei ihm vom Gefühl aus, und bezog ſich wiederum auf daſſelbe. Da er die Würde und höhere Beſtimmung des Menſchen ſtets vor Augen hatte, ſo gab dieß dem Ausdrucke ſeiner Gedanken einen gewiſſen feierlichen Ernſt, und jene moraliſche Wärme, welche den größern Theil ſeiner Gedichte characteriſirt. Sie zeigt ſich vorzüglich in den in ihrer Art unnachahmlichen Paramythien,**) wo allgemeine Lehren mit

---

*) In d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VI. S. 3 — 145.

**) In den Werken z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VI. S. 147 — 192. Unter dem Titel: Paramythies, dem zarteſten Colorit der Anmuth in ſymboliſche und allegoriſche Dichtungen eingehüllt ſind. Hier eine der kürzeſten als Probe.

Aurora. *)

Aurora beklagte ſich unter den Göttern, daß ſie, die von den Menſchen ſo viel gelobt, von ihnen ſo wenig geliebt und beſucht werde; am wenigſten aber von denen, die ſie am meiſten beſängen und prieſen. Gräme Dich nicht über Dein Schickſal, ſprach die Weisheit, geht's mir anders? Und dann, fuhr ſie fort, ſiehe die an, die Dich verſäumen, und mit welcher Nebenbuhlerin ſie Dich vertauſchen. Blick' auf ſie, wenn Du vorbeifährſt, wie ſie in den Armen der Schlaftrunkenheit liegen, und modern an Leib und Seele. — Haſt Du nicht Freunde, haſt Du nicht Anbeter genug? Die ganze Schöpfung feiert Dir: alle Blumen erwachen, und kleiden ſich mit Deinem Purpurglanz in neue bräutliche Schönheit. Das Chor der Vögel bewillkommt Dich: jedes ſinnet auf neue Weiſen, Deine flüchtige Gegenwart zu vergnügen. Der fleißige Landmann, der arbeitſame Weiſe verſäumen Dich nie: ſie trinken aus dem Kelch, den Du ihnen darbeutſt, Geſundheit und Stärke, Ruhe und

---

imitées de Herder erſchien eine franzöſiſche Bearbeitung zu Manheim 1802.

*) A. a. O. S. 162.

Leben: doppelt vergnügt, daß ſie Dich ungeſtört genießen, ununterbrochen von jener geſchwätzigen Schaar ſchlafender Thoren. Hältſt Du es für kein Glück, unentweiht genoſſen und geliebt zu werden? Es iſt das höchſte Glück der Liebe bei Göttern und Menſchen.

Aurora erröthete über ihre unbedachte Klage; und jede Schöne wünſche ſich ihr Glück, die ihr gleich iſt an Reinigkeit und Unſchuld.

Die Tendenz eines großen Theils von Herders Gedichten läßt ſich durch ſeinen eigenen Lieblingsausdruck vielleicht am treffendſten bezeichnen. Es war Beförderung der Humanität, *) die er, wie in ſeinen übrigen Leiſtungen, auch in der Poeſie bezweckte. Damit hängt die philoſophiſche Tendenz zuſammen, die in einem Individuum, wo Dichtkunſt und Denkkraft ſo innig vereint war, überall hervortreten mußte, wie denn überhaupt der Dichtkunſt der Neuern, hauptſächlich durch das Einwirken der chriſtlichen Religion, der Character der Reflexionspoeſie aufgedrückt iſt.

---

*) „Humanität," ſagt er, „iſt der Character unſers Geſchlechts. Wir bringen ihn nicht fertig auf die Welt mit, auf der Welt aber ſoll er das Ziel unſres Beſtrebens, die Summe unſrer Uebungen, unſer Werth ſeyn. — Das Göttliche in unſerm Geſchlecht iſt Bildung zur Humanität. (Br. z. Beförd. d. Human. 1, 63.) Man vergl. die ſchöne, hierauf Bezug habende Stelle aus Lichtwehrs Lehrgedicht: Das Recht der Vernunft, welche Herder (in d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VII. S. 84.) anführt.

Ein glücklicher Gedanke Herders war die Einführung der chriſtlichen Legende. Es läßt ſich zwar nicht leugnen, daß er dieſer Dichtungsart durch ſeine Bearbeitung großentheils jenen Myſticismus entzog, der zu ihrer Natur urſprünglich gehört. Dafür ſprechen aber die meiſten dieſer religiöſen Sagen, unabhängig von jedem Kirchenglauben, unbefangene Gemüther deſto lebendiger und kräftiger an. Vielleicht beſorgte Herder, daß die darin herrſchende erhabene Sittlichkeit durch den Schleier des Aberglaubens entſtellt, oder verdunkelt werden möchte.

»Ein ganz eigenes Gefühl iſt es,» ſagt er in ſeiner Abhandlung über die Legende, *) »dieß ſüße Gefühl der Andacht. Es heftet ſo unabwendbar an, und feſſelt ſo ganz, läßt ſo vieles unmerklich verſchwinden, und ſcheint uns mit wenigen Gedanken ſo viel, mit Einem Gedanken Alles zu geben. — Spottet nicht der rauhen und beſchwerlichen Wege, auf denen die fromme Einfalt, die ſich damals mit wenigen, aber ſtarken Gedanken begnügte, in dieß Heiligthum unzerſtörlicher Gemüthsruhe und Seelenſtärke gelangte. Genug, ſie gelangte dahin, und wohl iſt ihr. Suche jeder es auf ſeinem Wege.»

»Wenn Poeſie,» ſagt er an einem andern Orte, **) »die Blüthe des menſchlichen Geiſtes, der menſchlichen Sitten, ja, ich möchte ſagen, das Ideal unſrer Vorſtellungsart, die Sprache des Geſammtwunſches und Sehnens der Menſchheit iſt, ſo dünkt mich, iſt der glücklich, dem dieſe Blüthe vom Gipfel des Stammes der aufgeklärteſten Nationen zu brechen vergönnt iſt. Es iſt wohl kein geringer Vorzug unſres innern Lebens, außer den Morgenländern und Alten, mit den edelſten Geiſtern Italiens, Spaniens, Frankreichs ſprechen, und bei jedem bemerken zu können, wie er die Begriffe und Wünſche ſeines Herzens, die ihn am meiſten entflammten, auf die würdigſte Art einzukleiden, und für Welt und Nachwelt angenehm, ja hinreißend vorzutragen ſuchte.“ —

---

*) In d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. III. S. 275.

**) In d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VII. S. 509.

Offenbar ſchwebte Herdern dieſe Idee vor, als er in den Jahren 1778 — 79 die originellſten und beliebteſten Lieder verſchiedener Nationen, ſeiner Individualität gemäß, mehr dem Geiſte als den Worten nach, in unſre Sprache übertrug. Mit Theilnahme lauſchte er dieſen naiven, ungekünſtelten Naturtönen oder Stimmen der Völker, wie ſie in der Ausgabe der Werke *) überſchrieben ſind, und fand ſie eines ernſten Studiums werth. Mit Recht hat ſie Joh. v. Müller Bruchſtücke eines herrlichen Odeums genannt, worin gute und edle Sänger, jeder den Geiſt ſeines Volks ausſprechen, und wo aus den mannigfaltigſt modulirten Naturtönen der Einklang aller Stämme mit gemeinſamer menſchlicher Natur hervorgehn ſollte.

---

*) Zur ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VIII.

Wir finden in dieſer Sammlung deutſche, franzöſiſche, engliſche, ſchottiſche Lieder und Balladen, unter den beiden letztgenannten mehrere von ausgezeichnetem Werth, lettiſche, grönländiſche, ja ſelbſt Lieder der Wilden. Die Auswahl aus einer über fünfhundert Seiten ſtarken Sammlung, in der ſich des Trefflichen ſo viel befindet, wird uns in der That ſchwer; um indeß einen Begriff von der Naivität zu geben, die in mehrern dieſer Lieder herrſcht, ſtehe hier eins der kürzeſten, aus dem Lithauiſchen bearbeitet. *)

Die erſte Bekanntſchaft.

Tief in Nacht, im Dunkel,
Tief im dicken Walde,
Ferne war mein liebes Mädchen,
Eh' ich ſie noch kannte.

Ohne ſie zu kennen,
Ritt ich ungefähr hin,
Setzte mich in'n Winkel,
Hinter'm weißen Tiſche.

Saß mit vollem Herzen,
Weint' mich ab, und ſchluchzte;
Da, da ſah das liebe Mädchen
Seitwärts auf mich nieder.

Und nun kommt ein Gläschen,
Rundum weiß im Schaume;
Hui! das war für mich ein Leben!
Wem ſey's zugetrunken?

---

*) In d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VIII. S. 152.

Ihr ſey's zugetrunken!
Ihr, dem friſchen Mädchen!
Vor — wie weit von mir entfernet!
Jetzund — meine Liebe!

Welch ein Ausdruck des tiefſten Schmerzes; der in Klagen über verlorene Liebe ausbricht, herrſcht dagegen wieder in dem ſchottiſchen Liede mit der Ueberſchrift: O weh! O weh! Hier nur die erſte Strophe:

O weh! o weh, hinab ins Thal,
  Und weh, und weh den Berg hinan!
Und weh, weh, jenem Hügel dort,
  Wo er und ich zuſammen kam.
Ich lehnt' mich an einen Eichenſtamm,
  Und glaubt', ein treuer Baum es ſey;
Der Stamm gab nach, der Aſt, der brach:
  So mein Treulieb iſt ohne Treu. *)

Schauerlich und Grauen erregend ſind die Judentochter, **) bei der Herder ſelbſt »den Mord« und

---

*) Dieß Lied (in Herders Werken z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VIII. S. 284) iſt aus Percy's Reliques of Anc. Engl. Poetry (III. 125.) entlehnt, wo es die Ueberſchrift hat: Waly waly, Lobe be bonny. — Den Mangel in rhythmiſcher Hinſicht wird Jeder, der die Schwierigkeiten ſolcher Nachbildungen kennt, hier um ſo leichter vermiſſen, da Gedanke und Zartheit der Empfindung reichlich entſchädigen.

**) A. a. O. S. 297. ebenfalls aus den eben angeführten Reliques (I, 30.)

Nachklang des Originals" für unüberſetzlich erklärt, und die bekannte, zuerſt in der Sammlung von Urſinus (Berlin 1777) abgedruckte Ballade Edward, die ſich mit den Worten anfängt:

„Dein Schwert, wie iſt's vom Blut ſo roth u. ſ. w. *)

Um auch von den deutſchen Volksliedern eine Probe zu geben, möge hier das Lied vom eiferſüchtigen Knaben eine Stelle finden. Treffend hat es Herder ſelbſt characteriſirt.

»Der Inhalt," ſagt er, »iſt ein kleines lyriſches Gemälde, kühn, ſchrecklich fortgehende Handlung."

Es ſtehen drei Stern' am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.
Gott grüß' Euch, ſchönes Jungfräulein,
Wo bind' ich mein Rößlein hin?

„Nimm Du Dein Rößlein am Zügel, am Zaum,
Bind's an den Feigenbaum.
Setz' Dich eine kleine Weile nieder,
Und mach' mir eine kleine Kurzweil."

Ich kann und mag nicht ſitzen,
Mag auch nicht luſtig ſeyn,
Mein Herz iſt mir betrübet,
Feinslieb, von wegen Dein.

---

*) A. a. O. S. 500. aus d. Reliques (I, 47.)

Was zog er aus der Taſchen?
Ein Meſſer, war ſcharf und ſpitz;
Er ſtach's ſeiner Lieben durch's Herze,
Das rothe Blut gegen ihn ſpritzt.

Und da er's wieder herauszog,
Von Blut war es ſo roth.
Ach, reicher Gott im Himmel,
Wie bitter wird mir der Tod.

Was zog er ihr aber vom Finger?
Ein rothes Goldringelein.
Er warf's in flüßig Waſſer;
Es gab ſeinen klaren Schein.

Schwimm hin; ſchwimm hin, Goldringelein!
Bis an den tiefen See!
Mein Feinslieb iſt mir geſtorben;
Jetzt hab' ich kein Feinslieb mehr.

So geht's wenn ein Mädel zwei Knaben lieb hat;
Thut wunderſelten gut;
Das haben wir Beid' erfahren,
Was falſche Liebe thut. *)

Selten gab es einen Geiſt, der das poetiſch Schöne unter allen Nationen ſich ſo anzueignen und jede vorzügliche Blüthe ausländiſcher Dichtkunſt auf den einheimiſchen Boden zu verpflanzen wußte, als es bei Herdern der Fall war. Von dieſer Seite betrachtet, konnte ihn Jean Paul wohl einen reichen,

---

*) In Herders Werken z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VIII. S. 474.

blumigen Iſthmus zwiſchen Morgenland und Griechenland nennen. *) In ſeiner Blumenleſe aus morgenländiſchen Dichtern **) beſtätigt ſich das eben Geſagte auf eine ausgezeichnete Weiſe. Die darin enthaltenen Blätter der Vorzeit, ***) zuerſt in d. Sammlung der zerſtreuten Blätter im J. 1787 gedruckt, hatte Herder theils aus Sagen, theils aus der Geſchichte morgenländiſcher Völker geſchöpft, und in poetiſche Proſa gekleidet, wobei ihn, wie uns dünkt, ein ſehr richtiges Gefühl leitete, da ein beſtimmter Rhythmus leicht den kindlichen, naiven Ton der Sage und die bibliſche Einfalt, die in dieſen Gemälden herrſcht, verwiſcht hätte.

»Ich bin zu Ihnen gekommen,« ſagt Herder, »auf Wegen, wo ich ſo etwas nicht ſuchte, meiſtentheils nämlich im Studium morgenländiſcher Sprachen, Sagen und Commentare. Hier war mir oft ein Bild, ein Gleichniß, eine Dichtung das, was jenem müden Propheten der Wachholderbaum in der Wüſte war; an ſich eine arme Geniſte, die ihm indeß Schatten gab, und ihn ſtärkte. Oder, ohne Bild zu reden, ich traf in den Sagen des Morgenlandes, ſo ungereimt, ſie manchmal ſchienen, oft ſo dichteriſche Ideen an, die um eine beſſere Ausbildung gleichſam flehten, daß es mir ſchwer ward, ſie nicht auszuzeichnen und nach meiner Weiſe zu geſtalten." — *)

---

*) In ſ. Vorſchule d. Aeſthetik. Hamburg 1804. (Abth. 1. S. 51.)

**) Sie nimmt den 9. Bd. der W. z. ſchön Lit. u. Kunſt ein.

***) A. a. O. S. 1 — 92.

Wir wählen hier eins der kürzern aus, worin nicht leicht Jemand die hohe Simplicität und Innigkeit der Bibel, von deren Erzählungen übrigens Herder dieſe Stücke ſtreng geſchieden wiſſen wollte, verkennen wird.

Die Sterne. **)

Müde und matt war Daniel von ſeinen Geſichten der Zukunft, die ihm ſo oft ſeine Kraft genommen und ihn mit Schauder erfüllt hatten, als endlich Einer aus dem Rath der Wächter zu ihm ſprach: »Gehe hin, Daniel, und ruhe, bis das Ende komme, daß du aufſteheſt in deinem Theil am Ende der Tage."

Gelaſſen hörte Daniel das räthſelhafte Wort, und ſprach zum Mann im leinenen Kleide, der neben ihm ſtand: »Meineſt du, Herr, daß dieſe Gebeine werden wieder grünen?" Und der himmliſche Bote nahm ihn bei der Hand, und zeigte ihm den Himmel voll leuchtender Sterne. »Viele," ſprach er, »ſo unter der Erde ſchlafen, werden erwachen; die Lehrer aber werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die, ſo viel zum Guten gewirkt haben, wie die unvergänglichen Sterne. »Er ſprachs, und berührte ihn mit ſeiner Rechte, und Daniel entſchlief unter dem Anblick des Himmels und ſeiner hellleuchtenden ewigen Sterne.

---

*) S. d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. IX. (in d. Vorrede. S. VII.)

**) In d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. IX. S. 76.

Eine Art von Seitenſtück zu Gleims Halladat möchten wir die aus dem perſiſchen Dichter Sadi entlehnte Sammlung von Lehr- und Sittenſprüchen, Maximen und Sentenzen nennen, welche Herder unter dem Namen des Roſenthals erſcheinen ließ. Es ſind rhapſodiſche Gedanken, in denen ſich irgend ein Gefühl mit epigrammatiſcher Kürze ausſpricht. So z. B. in dem Folgenden.

Die Schlinge. *)

Eine Schlinge kenn' ich: ſie fängt den ſchnellſten Vogel;
Eine Feſſel: ſie zwingt auch den gewaltigen Mann.
Lieb' iſt dieſe Schlinge; das Haar der Geliebten die Feſſel,
Die uns Gedanken und Muth, Willen und Tugend beſtrickt.

Noch häufiger enthalten dieſe Sprüche eine Aufmunterung zur Lebensweisheit, wie in den folgenden Verſen:

Im Ungemach verzage nicht den Tag zu ſehn,
Der Freude dir für Sorgen bringt, und Luſt für Gram.

---

*) In dem eben angef. Bde. S. 112.

Wie oft begann ein eiſ'ger Wind, und ſchnell darauf
Erfüllete der lieblichſte Geruch die Luft!
Oft drohte dir ein ſchwarz Gewölk, und ward verweht u. ſ. w.
Sey alſo ſtets, im Unfall auch, voll guten Muths.
Die Zeit bringt Wunder an den Tag; unzählbar ſind
Die Güter die du hoffen kannſt vom großen Gott.*)

Selten aber hat die Belehrung einen leiſen Anſtrich von Satyre, wie in dem folgenden:

Die eigene Weiſe.**)

Jeglichem dünkt ſein Witz, und ſeine Weiſe die beſte,
Wie ſein eigenes Kind Jedem am ſchönſten gefällt.
Wäre Verſtand und Geiſt von unſrer Erde verſchwunden,
Glaubete jeglicher doch: „Meinen behielt ich zurück!“

Gleichen Character und gleiche Tendenz haben die Gedanken einiger Bramanen,***) und die vermiſchten Stücke aus morgenländiſchen Dichtern,†) daher wir ſie, um Raum zu ſparen, füglich übergehen können.

Gewiſſermaaßen verwandt mit den eben erwähnten Stücken, doch aber von verſchiedenem Character ſind die moraliſchen Erzählungen, welche den Titel: Buch der gerechten Mitte und Exempel der Tage führen. Sie ſind nach dem Sineſiſchen bearbeitet, zum Theil aus Kung Tſee (Confucius)

---

*) A. a. O. S. 141.

**) A. a. O. S. 124.

***) A. a. O. S. 167 — 82.

†) A. a. O. S. 185 — 207.

Leben entlehnt. *) Die Belehrung iſt hier großentheils in das Gewand des Witzes gekleidet, mit Scharfſinn gepaart; vorzüglich aber hat die Moral das Eigenthümliche, daß ſie faſt ohne Ausnahme mit einer gewiſſen logiſchen Strenge deducirt wird. Man findet dieſe Züge unter andern in dem Stücke, das die Ueberſchrift führt: das Pferd und der König, **) wo der letztere, Kin Tſong genannt, über den, durch die Schuld eines Sklaven erfolgten Tod ſeines Lieblingspferdes entrüſtet, denſelben durchbohren will, ſich aber durch einen Vermittler, Yan Tſe mit Namen, abhalten läßt, der ſich nun mit folgender Demonſtration an den Schuldigen wendet:

»Kind des Unglücks! Siehe, das ſind deine Verbrechen. Höre ſie ſorgſam. Zuerſt biſt du Schuld am Tode des Pferdes, deſſen Verpflegung dir der König aufgetragen hatte. Du mußt alſo ſterben. Für's andere biſt du Schuld, daß der König, mein Herr, ſich ſo entrüſtet hat, daß er ſelbſt Hand an dich legen wollte. Siehe, das iſt ein neues Verbrechen, größer als das vorige. Endlich muß es das Land mit allen umliegenden Gegenden erfahren, daß der König, mein Herr, um eines Pferdes willen, einen Menſchen getödtet hat; dadurch verliert er ſeinen guten Namen. Siehe, du Unglücksſohn, das iſt dein größtes Verbrechen. So viel andere Dinge ziehet es nach ſich. Erkenneſt du es? — O laß ihn gehen! rief der König; um ſeinetwillen will ich meinen guten Namen nicht verlieren. Ihm ſey vergeben.“ —

---

*) Der Titel des Werks heißt le juste milieu, nach d. franzöſ. Ueberſetzung oder Medium constanter tenendum. Exempel der Tage nennen die Chineſen ihre Staats- und Sittenerzählungen.

**) In d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. IX. S. 258.

Einen moraliſchen Character haben auch die bekannten morgenländiſchen Erzählungen, welche Herder unter dem Namen der Palmblätter herausgab,*) und dabei vorzüglich die Jugend berückſichtigte, in deren Herzen er den Sinn für Moral anzufriſchen und zu beleben wünſchte. Es iſt nicht der Glanz des Wunderbaren allein, der das Gemüth in dieſen morgenländiſchen Dichtungen anſpricht, ſondern die hohe Simplicität der Geſtalten und Wahrheiten, die ſich dem jugendlichen Herzen unwillkührlich eindrückt, und es vielleicht ſchon deshalb ſo mächtig ergreift, weil es in dem edlen, einfach gehaltenen Ton der Erzählung gewiſſermaaßen einen Nachklang der Bibelſprache zu finden glaubt.

Durch Herders Bearbeitung mehrerer Stücke aus der griechiſchen Anthologie, hinter denen ſich auch eine Abhandlung über das Epigramm befindet,*) ſtellte er die Bedeutung dieſes Worts bei den Alten wieder her, ſeitdem es bei uns üblich geworden war, irgend einen witzigen, verſificirten Einfall damit zu bezeichnen. Blumen aus der griechiſchen Anthologie konnten ſie wohl mit Recht genannt werden, da Alles, was Herder aus fremden Werken übertrug, und ſich aneignete, unter ſeiner Hand zu einer lieblichen, zartduftenden Blume ward. Bei dieſer Arbeit leitete ihn daſſelbe Princip, dem er bei andern Uebertragungen gefolgt war. Man ſieht offenbar, daß es ihm weit weniger um eine eigentliche Ueberſetzung, als vielmehr darum zu thun war, den flüchtigen Geiſt dieſer Blüthen zu erhaſchen, und ihn, dem Genius unſerer Sprache, ſo wie ſeiner individuellen Denk- und Sinnesweiſe gemäß, wiederzugeben. Der ihm hie und da gemachte Vorwurf, Sinn und Gedanken des Originals mitunter verfehlt zu haben, kann ihn wenigſtens in ſo fern nicht treffen, als er es abſichtlich that, und einzelne griechiſche Bilder und Wendungen mit andern vertauſchte, die, ſeiner Anſicht nach, dem Ohr des deutſchen Leſers gefälliger klängen — eine Freiheit, die bei bloßen Nachbildungen, wofür Herder jene Epigramme gehalten wiſſen wollte, ſich wohl entſchuldigen läßt. *)

---

*) Nur der Aufſatz: Ueber den Werth morgenländiſcher Erzählungen zur Bildung der Jugend, der die Vorrede zum erſten Theil der Palmblätter (Gotha 1786) bildet, nebſt einem morgenländiſchen Märchen, der fliegende Wagen betitelt (W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt Bd. IX. S. 310 u. f.) ſind von Herdern ſelbſt; die übrigen Erzählungen von A. J. Liebeskind.

---

*) In den Br. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. X. S. 3—21. Eine Auswahl der ſchönſten, von Herder aus der griechiſchen Anthologie überſetzten Stücke gibt Jördens Blumenleſe deutſcher Sinngedichte. S. 318—58. wo auch (S. 359—68) die Anmerkungen über das griechiſche Epigramm aus den zerſtreuten Blättern abgedruckt ſind. Einwürfe gegen die Herderſche Definition des Sinngedichts findet man in Kretſchmanns ſämmtl. Werken. Bd. VII. S. 26 u. f.

Der Character dieſer Dichtungen iſt Naivität und kunſtloſe Anmuth. Bald iſt es harmloſe Freude, bald zartes Mitgefühl, das ſich darin ausſpricht; bald wieder Ernſt und ruhige Lebensweisheit. Man könnte ſagen, daß der Dichter gleichſam ſein Selbſt der lebloſen Natur mittheile, ſeine individuelle Empfindung in das, was außer ihm iſt, übertrage.

Als Probe mögen hier ein Paar der kürzeſten folgen.

Der erſtorbene Ulmbaum. **)

Mich, den erſtorbenen Ulm, umkleidet jetzo die grüne
Rebe, die ich erzog, als ich noch grünte, wie ſie.
Jetzt leiht ſie mir Blätter. O Wandrer, thue dem Freunde
Gutes; es lohnet dich einſt noch in dem Grabe mit Dank.

---

*) Nicht unintereſſant wäre eine Vergleichung mehrerer Herderiſchen Epigramme mit denen welche Voß überſetzt hat. Man vergl. z. B. das Bild der Venus von Praxiteles (von Herder: in d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. X. S. 84, von Voß in ſeinen Gedichten. Königsberg 1802. Bd. VI. S. 275.)

**) In Herders W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. X. S. 50.

Der Acker. *)

Achämenides hatte mich einſt; jetzt bin ich Menippus
  Acker; in kurzer Zeit bin ich in anderer Hand.
Jeder nennet mich ſein, und glaubt, daß ihm ich gehöre,
  Und ich gehöre doch nur Einem, dem wechſelnden Glück.

Zuweilen wird in dieſen **Epigrammen** aus einem einzelnen, ſeltnen Falle eine Lehre gezogen und mit dem Gepräge einer menſchlichen Empfindung geſchmückt. So unter andern in dem Epigramm **auf ein Bild Amors.** **)

Sehet den mächtigen Gott, den unentweihbaren Amor
  Hier im Siegel; er hält wüthende Löwen im Zaum.
Und mit der andern Hand ſchwenkt er, ſtatt Geißel, die Fackel,
  Und viel Grazie lacht rings um das ſchöne Gebild.
Menſchentodtender Gott, mich ſchauert! wenn du die Löwen
  Alſo zähmeſt, wie wird's menſchlichen Herzen ergehn!

Die Zahl derer, wo zwei Gedanken unerwartet zuſammentreffen und ſich mit einer überraſchenden Wendung auflöſen, iſt, im Verhältniſſe zu den übrigen, gering. Der Ausgang bildet in dieſem Falle eine eigentliche Spitze oder **Pointe**, wie's die Franzoſen nannten, denen dieſe Gattung beſonders zuſagte.

Zwiefachen Werth erhielt Herders Ueberſetzung einiger **Horaziſchen Oden, Briefe und Ser-**

---

*) A. a. O. S. 76.

**) A. a. O. S. 46.

monen, zum Theil aus früher Zeit,*) durch die Zugabe der an einen jungen Freund gerichteten Briefe über das Leſen des Horaz, worin ſich Herder auf eine höchſt anziehende und geiſtreiche Weiſe über den Character des römiſchen Dichters, ſeine Geſinnungen und Lebensanſichten u. ſ. w. verbreitet. Grammatikaliſche Interpretation und bloße Sylbenkrämerei darf man übrigens in den genannten Briefen nicht ſuchen. Herder wollte offenbar, zunächſt wißbegierigen Jünglingen, eine Anleitung geben, die Lebensweisheit und Grazie, die edlen Geſinnungen des Horaz ſelbſt aufzuſuchen, zu fühlen und ſich anzueignen.**)

Eine ſchätzbare Zugabe zu der Ueberſetzung, oder vielmehr freien Bearbeitung von Balde's Gedichten, iſt die Characteriſtik dieſes, mit Unrecht in Vergeſſenheit gerathenen, reichbegabten Dichters, welche ſich im dritten Bande von Herders Terpſichore befindet. Treffend hat ihn Herder in folgender Stelle geſchildert: »Starke Geſinnungen, erhabene Gedanken, goldene Lehren, vermiſcht mit zarten Empfindungen fürs Wohl der Menſchheit und für das Glück ſeines Vaterlandes, ſtrömen aus ſeiner vollen Bruſt, aus ſeiner innig bewegten Seele. — Er iſt ein Dichter Deutſchlands für alle Zeiten; manche ſeiner Oden ſind von ſo friſcher Farbe, als wären ſie in den neueſten Jahren geſchrieben." —

---

*) Acht Oden waren in den Jahren 1773 — 75 in den Wandsbecker Boten eingerückt; aus den übrigen ungedruckten traf Hr. v. Knebel eine Auswahl. (S. d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. XI. S. 5. u. f.)

**) Man vergl. hiemit: Joh. Gottfr. v. Herders Anſichten des claſſiſchen Alterthums. Nach deſſen Ideen geordnete Auszüge aus ſeinen Schriften, mit Zuſätzen aus deſſen Munde, Erläuterungen, Anmerkungen und einem Regiſter von Dr. J. T. L. Danz. Erſte und zweite Abtheilung. Leipzig 1805 — 6. (Eine verſprochene dritte iſt nicht erſchienen.)

Herders eigene kleinere Gedichte hätten vielleicht ſchon früher erwähnt werden ſollen, allein wir glaubten bei den in ihrer Art ganz verſchiedenen Nachbildungen mehr die vielſeitige Richtung angeben zu können, die ſein Geiſt nahm. Auch durften wir wohl vorausſetzen, daß der größere Theil jener Gedichte, die nach Herders Tode vollſtändig geſammelt worden,*) ziemlich allgemein bekannt ſey. Rein philoſophiſche Tendenz haben darunter die Beſtimmung des Menſchen, die Schweſtern des Schickſals u. a. Religiöſer Art iſt das bekannte Lied des Lebens, an den Schlaf, das Saitenſpiel u. a. m. Innige Zärtlichkeit, unter dem Bilde des ehelichen Glücks, einer von Herders Lieblingsideen, dargeſtellt, finden wir in der goldnen Hochzeit, die als Probe hier einen Platz einnehmen möge.

---

*) Sie nehmen d 15 u. 16 Bd. d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt ein.

Jubelbraut.

Vor manchen, manchen Jahren,
Als ich zuerſt dich ſah,
War deine Locke rabenſchwarz,
Braun deine Wange da.
Jetzt iſt die Wange bläſſer,
Wie Silber glänzt dein Haar,
Und dennoch biſt du lieber mir,
Ja lieber,
Als mir der Jüngling war.

Jubelbräutigam.

Des Lebens ſchroffen Hügel
Erſtiegen Hand in Hand
Wir, wie es Wind und Wetter gab,
Hin über Fels und Sand.
Jetzt iſt der Abend milder,
Wir ſtiegen ſanft hinab,
Und dort am Fuß erwartet uns
Zuſammen
Ein Brautgemach, das Grab.

Beide.

Wohlauf, ihr Söhn' und Töchter,
Singt unſern Hochgeſang,
Und ſtreuet Myrthen vor uns her,
Den kurzen Weg entlang!
Und preiſet jede Stunde
Die uns der Himmel gab,
Je länger und je lieber,
Je lieber
Umſchatt' einſt unſer Grab.*)

---

*) Mit einigen, nicht immer glücklichen Verbeſſerungen

Herders dramatiſchen Producten, Philoctet und Brutus, iſt noch das Gepräge einer frühen Jugendperiode aufgedrückt. Wichtiger war ein Verſuch Herders, das griechiſche Drama auf deutſchen Boden zu verpflanzen, welchen er in der Ariadne-Libera und in dem entfeſſelten Prometheus machte, denen, nicht lange vor ſeinem Tode, im Sommer 1803, noch Admetus Haus *) folgte, worin er der ehelichen Liebe und Tugend unſtreitig einen der ſchönſten Kränze gewunden hat. »Für dich, heißt es, unter andern, im Epilog:

Für dich, ruft eine Mutter aus, und ſtirbt
Für ihre Kinder. Für den Ehgemahl

---

findet man Gedichte von Herdern in Matthiſſon's lyriſcher Anthologie Th. VII. S. 243 — 321; in Langbeins deutſchem Liederkranz (Berlin 1820) in Vetterlein's Chreſtomathie deutſcher Gedichte Bd. III. S. 66—68, und in andern Sammlungen. Auch Rammler hat in ſeine Fabelleſe (Bd. 6. No. 55) ein Gedicht von Herdern (die Erſchaffung der erſten Menſchen nach der Sündfluth) aufgenommen. — Eine Parodie von Herders didactiſchem Trinkliede: „Dithyramben ſoll ich ſingen u. ſ. w. (W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. II. S. 117) ſteht in Joh. Benj. Michaelis poetiſchen Werken, Gießen 1780. Bd. I. S. 253.

*) Die genannten dramatiſchen Stücke befinden ſich, nebſt einigen andern, in Herders Werken z. ſchön. Lit. u. Kunſt. (Bd. VI. S. 3 — 142.)

Arbeitet, duldet, mühet ſich das Weib;
Für Weib und Kinder der Gemahl, der Vater;
Für ſeinen Freund der Freund, für Vaterland,
Und alles Gute, was die Zukunft birgt,
Der Tapfere, der Weiſe; für die Nachwelt
Auch wider Willen lebt und ſtirbt der Menſch.

Und bald darauf die ſchöne Stelle:

Oft fragt ihr: „Welch Geſchlecht am ſtärkſten liebt?“
Gewiß nur das, was ſich des Andern Glück
Großmüthig, freudig, willig, zart ergibt;
Das keine Qualen achtet, ſeine Pflichten
Mit Luſt ausübet. Im Geliebten lebt,
Von ſich entfeſſelt, wer wahrhaftig liebt.

Der hohen Einfalt des griechiſchen Dramas iſt Herder im Ganzen ſehr nahe gekommen. Der Chor iſt, wie wir ſchon früher bei einer andern Gelegenheit erwähnten, reich an einzelnen lyriſchen Stellen, welche ohne Bedenken ausgezeichnet zu werden verdienen.

Schwerlich hat Herder die Aufführung auf der Bühne je berückſichtigt; auch hätte ihn ſchon ein ähnlicher Verſuch, den Schiller kurz zuvor in der Braut von Meſſina gemacht, und der doch im Ganzen genommen, den gehofften theatraliſchen Effekt nicht erreichte,*) um ſo mehr davon abhalten müſſen, da ſich nicht leugnen läßt, daß derſelbe bei weitem großartiger angelegt war.

---

*) Das genannte Stück wurde d. 19. März 1803 zum erſten Male in Weimar aufgeführt.

Einen glänzenden Beweis, nicht allein von der eigenthümlichen Gabe Herders, das Schönſte und Trefflichſte jedes Zeitalters rein aufzufaſſen, ſondern auch von ſeinem eignen reichen Dichtertalent, liefert der Cid, den er in den letzten Jahren ſeines Lebens ſchrieb, und worin er mehrere ältere ſpaniſche Romanzen, deren Held der Cid iſt, zu einer Art von Epos vereinigte. Wir beſitzen kein Werk, das ſich mit demſelben auf irgend eine Weiſe vergleichen ließe. Ohne Bedenken darf es indeß zu den ſchönſten Früchten gerechnet werden, welche die Univerſalität deutſcher Kunſtbildung hervorgebracht hat. Es hat durch Herders Bearbeitung einen ächt deutſchen Character gewonnen, und gleichwohl ließe ſich vielleicht behaupten, jeder gebildete Spanier würde, falls es anders treu übertragen werden könnte, den eigenthümlichen Geiſt und die Nationalität ſeines ſchönſten Zeitalters ſchwerlich darin verkennen.

Was Herdern als Aeſthetiker anlangt, ſo iſt ihm hie und da der Vorwurf gemacht worden, daß er ſich zu einem eigentlich höhern Standpunkt nie erhoben habe. Die Gründe für eine ſolche Behauptung glaubte man aus mehrfachen Urtheilen in ſeinen Schriften, inſonderheit aber aus ſeiner Calligone herleiten zu können, in der die eigentliche Aufgabe von Herdern durchaus nicht gelöſet worden ſey. Der Vorwurf iſt nicht ganz ungegründet, wenn man den Maaßſtab der eigentlichen Transcendentaläſthetik an Herdern legt. Daß er aber, wo es auf Feinheit des

Geſchmacks und richtiges Gefühl ankam, Aeſthetiker im ganzen Sinne des Worts war, dünkt uns ſchon durch ſeine unlängſt erwähnten Verpflanzungen der ſchönſten Blüthen, die jeder entfernte Himmelsſtrich bot, völlig erwieſen. Man darf übrigens nur ſeine trefflichen Anſichten in den zerſtreuten Blättern über die Fabel, über das Epigramm u. ſ. w. leſen, oder dasjenige, was er in der Adraſtea über die Satyre, Romanze, über die Oper u. ſ. w. ſagt, um ſich völlig zu überzeugen von ſeinem ſtets richtigen und treffenden Urtheil, das ſich obendrein nicht ausſchließlich über Poeſie, ſondern auch über Malerei, Plaſtik, Baukunſt, Muſik und andere Künſte erſtreckt. Es gereicht ihm außerdem noch zu beſonderem Ruhm, daß er die Kunſt nicht als ein bloßes Spiel zur Ergötzlichkeit betrachtete, ſondern daß ſie ihm vielmehr ganz eigentlich Sache des Geſchmacks war. Deshalb ging auch ſein Streben ſtets dahin, das Weſentliche in den mancherlei Formen des Schönen von dem blos Zufälligen abzuſondern, und dem Geſchmackloſen in jeder Hinſicht entgegenzuarbeiten, worin ihm vorzüglich ſchon Leſſing in ſeinem Laokoon mit gutem Beiſpiel vorangegangen war. Man darf dabei nicht überſehen, wie unbefangen er dem beſondern Geſchmacke jedes Zeitalters und jeder Nation Gerechtigkeit widerfahren ließ. In dieſem Sinne konnte er wohl ſagen:

Erwarme dich. Nein, du gehörſt nicht dir,
Dem großen, guten All gehöreſt du.
So tauſet denn im Wirken und Gemuth

Das Ich uns mildern, daß das beßre Du
Und Er und Wir und Ihr und Sie es ſanft
Auslöſchen, und uns von der böſen Unart
Des harten Ich unmerklich ſanft befrei'n,
Verſchlungen in ein weites Labyrinth
Der Strebenden, ſey unſer Geiſt ein Ton
Im Chorgeſang der Schöpfung, unſer Herz
Ein lebend Rad im Werke der Natur. *)

Herder als Philoſoph und Critiker. **)

Die Beſtimmung und eigentliche Tendenz der Philoſophie iſt bekanntlich keine andere, als ſich von der Wahrheit irgend einer Wiſſenſchaft auf's innigſte zu überzeugen, und alle dagegen erregten Zweifel zu heben. Doch nicht der, welcher irgend ein Syſtem erlernte, ſondern der, welcher es ſelbſt erfand, oder auf ſeine Weiſe ausbildete, iſt ein eigentlicher Philoſoph der Schule zu nennen, und ſein Streben wird dahin gerichtet ſeyn, ſich in der Harmonie des Univerſums aufzulöſen. Eine gewiſſe Exiſtenz nach eignen, unabänderlichen Geſetzen, oder mit andern Worten, das Daſeyn und Beſtehen der Dinge durch ſich, das er nothwendig anerkennen muß, iſt indeß zwiefacher Art — ſein eigenes, und die ihn umgebende Außenwelt. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß ſeine Reflexion bei weitem früher auf das Objective gerichtet ſeyn wird, ehe er ſich zutraut, einen Blick in ſein Inneres zu werfen. Nothwendig muß aber das Reſultat bei ſpeculativen Köpfen und bloßen Verſtandesmenſchen ganz anders ausfallen, als da, wo lebhaftes Gefühl und Phantaſie vorherrſchen. Bei Individuen der letztern Art ſpiegeln ſich ihre vorherrſchenden Neigungen, ihr Weſen, mit einem Worte ihre eigenthümliche Geſtalt, auch in ihrer Philoſophie ab.

---

*) S. die zerſtr. Blätter. VI. 69.

*) Im Allgemeinen; da wir Herdern bereits in einem einzelnen Theile der Critik, als Aeſthetiker, betrachtet haben.

Wir werden das hier Geſagte an Herdern beſtätigt finden. Nach ſeinem eignen Geſtändniſſe *) war er bei ſeiner Philoſophie von folgenden Fragen ausgegangen: »Was iſt Glückſeeligkeit der Menſchen? und in wiefern findet ſie auf unſrer Erde ſtatt? Wiefern findet ſie, bei der großen Verſchiedenheit aller Erdweſen und am meiſten der Menſchen, allenthalben ſtatt, unter jeder Verfaſſung, in jedem Klima ſtatt, bei allen Revolutionen der Umſtände, Lebensalter und Zeiten? Gibt es einen Maaßſtab dieſer verſchiedenen Zuſtände, und hat die Vorſehung auf's Wohlſeyn ihrer Geſchöpfe in allen dieſen Situationen, als auf ihren letzten und Hauptendzweck, gerechnet?« —

---

*) In der Vorrede zu den Ideen z. Geſch. d. Philoſ. d. Menſchheit.

Aber Herders jugendlicher, lebendig fortſtrebender Geiſt konnte nicht ſonderlich gefördert werden durch Ideen, wie ſie Wolff von Leibnitz entlehnt, und, ſeinem Syſtem gemäß, in eine ſtreng mathematiſche Form gegoſſen hatte. Doch auch ohne dieſe Form mußten jene idealiſtiſch-transcendentalen Ideen, die ihn in ein, ſeinen damaligen Kenntniſſen nach, völlig fremdes Gebiet der Metaphyſik, Cosmologie, rationalen Pſychologie u. ſ. w. führten, für Herdern etwas Abſtoßendes haben, der nach Einheit ſtrebte, aber nicht ſowohl auf rationalem Wege, als vielmehr durch unmittelbare Anſchauung zu dieſem Ziel gelangen wollte.

Dieß erhellt aus ſeiner eignen Aeußerung in der Vorrede zu den Ideen. »Um das Schickſal der Menſchheit,” ſagt er, »aus dem Buche der Schöpfung zu leſen, bedarf es eines allgemeinen Ueberblicks unſerer Wohnſtätte, und eines Durchganges der Organiſationen, die unter und mit uns das Licht der Sonne genießen. Es gibt keinen andern Weg, und man kann ihn nicht ſorgſam, nicht vielbetrachtend genug gehen. Wer bloß metaphyſiſche Speculationen will, hat ſie auf kürzerem Wege; ich glaube aber, daß ſie, abgetrennt von Erfahrungen und Analogien der Natur, eine Luftfahrt ſind, die ſelten zum Ziel führt.” —

Unter ſolchen Umſtänden konnte es Herdern nicht anders als willkommen ſeyn, als der Eklekticismus ſich in jener Periode erhob, weil er auf der, ſeiner Individualität völlig zuſagenden Erfahrungsphiloſophie beruhte, und obendrein lebendige Thätigkeit der Phantaſie-und kühne Combinationen des Dichtergeiſtes nicht ausſchloß.

Es läßt ſich wohl annehmen, daß Herders Philoſophie ſchon viel früher in dunkeln Umriſſen vor ſeinem Geiſte ſtand, ehe ſie in ſeinem Hauptwerk, den Ideen, völlig ausgebildet hervortrat. Seine kleine Schrift: Auch eine Philoſophie der Geſchichte zur Bildung der Menſchheit, *) ſo wie eine andere: Vom Erkennen und Empfinden der menſchlichen Seele, die noch den Zuſatz hat: Bemerkungen und Träume, kann man als die erſten Verſuche betrachten, durch die er ſich ſeinem Ziele allmählig zu nähern ſuchte.

»Ein Autor,« ſagt Herder ſehr wahr in der Vorrede zu den Ideen, »der ſein Buch darſtellt, gibt, wenn dieß Gedanken enthält, die er, wo nicht erfand — denn wie wenig läßt ſich in unſrer Zeit eigentlich Neues erfinden — doch wenigſtens fand, und ſich eigen machte, ja in denen er Jahre lang, wie im Eigenthum ſeines Geiſtes und Herzens lebte: ein Autor dieſer Art gibt mit dem Buche gewiſſermaaſſen einen Theil ſeiner Seele dem Publikum Preis. Er offenbart, womit ſich ſein Geiſt in gewiſſen Zeit-

---

*) Man vergl. Asmus einfältiges Urtheil über ein und das andere Buch (in den ſämmtl. Werken des Wandsbecker Bothen. Wandsbeck u. Hamburg 1790. Th. 3. S. 12.

räumen und Angelegenheiten beſchäftigte, was er für Zweifel und Auflöſungen im Gange ſeines Lebens fand, mit denen er ſich bekümmerte oder aufhalf.« —

Wenn man mit den vorhin erwähnten zwei Schriften die Geſpräche: Gott und endlich die Metakritik vergleicht, ſo hätte man die einzelnen Data ſo ziemlich beiſammen, aus denen ſich Herders Philoſophie conſtruiren läßt.

Ein Hauptzug, der ſie characteriſirt, iſt, daß Herder offenbar ſich nicht als Anhänger eines beſtimmten Syſtems bekennt, *) und das Studium der Natur und Geſchichte ſtets zur Baſis ſeiner Philoſophie macht.

»Die ganze Natur,« ſagt er in d. Briefen zur Beförderung der Humanität (VI. 1) »erkennt ſich in dem Menſchen, wie in einem lebendigen Spiegel, ſie ſieht durch ſein Auge, denkt hinter ſeiner Stirn, fühlt in ſeiner Bruſt, und wirkt und ſchafft mit ſeinen Händen.« — »Niemand wird leugnen,« heißt es an einem andern Orte, **) »daß jeder kleine Umriß des Körpers zur Analogie des Ganzen gehöre, und man hat auf die Veränderungen in der Beſchaffenheit des Körpers ſehr Rückſicht zu nehmen.“ —

---

*) „Je tiefer, reiner und göttlicher unſer Erkennen iſt,“ ſagt er unter andern in der bereits erwähnten Schrift vom Erkennen und Empfinden der menſchlichen Seele (S. 52) „deſto reiner, göttlicher und allgemeiner iſt auch unſer Wirken, mithin deſto freier unſre Freiheit.“ —

**) In den Geſprächen: Gott. (S. 215.)

Noch ein anderer, eigenthümlicher Zug in Herders Philoſophie darf nicht überſehen werden. Es war ihm, ſeiner Individualität nach, vor allem ſtets darum zu thun, die Reſultate ſeines Nachdenkens auf moraliſche Ideen zurückzuführen, die der Menſchheit zur Ehre gereichten. Schon ſein von Natur religiös geſtimmter Character leitete ihn darauf hin.

»Ohne Religion,“ ſagt er, *) »kann die Menſchheit nicht ſeyn. Schon das Unendliche, das uns vor- und rückwärts umgibt, gebeut uns Religion, d. i. Verehrung, Scheu, Dank und Zutrauen zu dem großen Unnennbaren. Die Regel des Rechts in unſerer Bruſt ſchließt uns noch feſter an ihn; denn ſie iſt ſeine, ſie iſt des moraliſchen Weltalls Regel. Da wir ſehen, daß wir eine Unendlichkeit, die vor uns liegt, nicht überſehen können, ſo wollen wir rechtſchaffen ſtrebend, mit Liebe zutrauend fortgehen und glauben.“ —

Damit hängt Herders Anſicht über Unſterblichkeit zuſammen. »Es iſt kein Tod in der Schöpfung,“ ſagt er, **) »ſondern Verwandlung, Verwandlung nach dem weiſeſten, beſten Geſetz der Nothwendigkeit, nach welchem jede Kraft im Reich der Veränderungen ſich immer neu, immer wirkend erhalten will.“ —

---

*) In d. zerſtr. Blättern (VI. 254.)

**) In den Geſprächen: Gott. (S. 247.)

»Der uns ungefragt hieher gebracht,» fügt er an einem andern Orte hinzu, *) »und für das Werden in dieſe Welt einen ſo unerwarteten Plan erſonnen hat, wird uns auch in eine andere Welt hinüber zu fördern wiſſen, wenn er unſer bedarf.» — »Schuldlos und heiter von dannen zu gehn, keinen Ankläger und Rächer im Buſen mit ſich zu tragen, müßte jedes Vernünftigen Wunſch und Beſtreben ſeyn, geſetzt ſogar, daß er ſich mit ſeinem Beſtreben täuſchte. Daß eine fortgehende Zukunft aber nicht vorhanden ſey, iſt dem Menſchen nicht nur unerweislich, ſondern faſt undenkbar. Indeß muß die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode allein Glaube bleiben; demonſtrirte Wiſſenſchaft kann ſie nie werden.» **)

Man hat Herdern hie und da vorgeworfen, daß er in Fällen, wo er ein Reſultat zu erhalten wünſchte, das für ihn von hohem Intereſſe war, und wodurch er gewiſſe Ueberzeugungen zu begründen hoffte, den eigentlichen Beweiſen zuvorgeeilt ſey, und die Schlußfolge überſpringend, das Ziel erflogen habe. Der Vorwurf, ſo wenig er ſich ganz hinwegleugnen läßt, iſt aus Herders Individualität erklärbar, aus dem mächtigen Einfluß, den die Phantaſie bei ihm auf den ruhigen Verſtand ausübte. Was er indeß, von dieſer Seite betrachtet, vielleicht als Syſtematiker verliert, das gewinnt er reichlich als Menſch wieder, und die rein practiſche Seite, welche ſeine Philoſophie dadurch gewann, daß er nicht allein ſich ſelbſt lebte, ſondern das Intereſſe der ganzen Menſchheit im Auge hatte, entſchädigt reichlich für jene unbefriedigten Anfoderungen, denen er, ſeiner Natur nach, nicht genügen konnte.

---

*) In d. zerſtreut. Blättern (VI. 222.)

**) A. a. O. S. 233.

Hätte Herder, auch außer ſeinen Ideen zur Geſchichte der Philoſophie der Menſchheit kein andres Werk geſchrieben, das dem Gebiet der Philoſophie angehörte, ſo würden dieſe Ideen ſchon hinreichen, ſeinen Ruhm zu ſichern. Auch ohne die beigefügten Citate könnte dieß Werk einen eben ſo unumſtößlichen Beweis von Herders vielſeitigen Kenntniſſen und ſeiner Beleſenheit geben, als es in dem reichen und blühenden Styl, in der ganzen Anlage und Ausführung ſein entſchiedenes Dichtertalent beurkundet. Groß und erhaben iſt die Tendenz, die dieſen Ideen zum Grunde liegt. Herder betrachtet das menſchliche Geſchlecht in dem Verhältniſſe zu dem ihm angewieſenen Aufenthalt, zu der ihm vorgezeichneten Beſtimmung, zu den phyſiſchen und moraliſchen Urſachen, welche ſeine Ausbildung beſchleunigen oder verzögern, endlich im Verhältniſſe zu dem allgemeinen Syſtem des Univerſums.

Wir können, durch den Raum dieſer Darſtellung beſchränkt, unter den vielen trefflichen Stellen nur einige hervorheben, und ſo ſtehe denn hier folgende aus dem neunten Buche, wo Herder von der Beſchränktheit der menſchlichen Kräfte ſpricht, deren

Entwicklung immer nur von andern, nie von dem einzelnen Individuum ſelbſt abhängt.

»So wenig der Menſch, ſeiner natürlichen Geburt nach, aus ſich entſpringt, ſo wenig iſt er im Gebrauch ſeiner geiſtigen Kräfte ein Selbſtgeborener. Nicht nur der Keim unſrer innern Anlagen iſt genetiſch, wie unſer körperliches Gebilde, ſondern auch jede Entwicklung dieſes Keims hängt vom Schickſal ab, das uns hie oder dorthin pflanzte, und nach Zeit und Jahren die Hülfsmittel der Bildung um uns legte.» —

»Vielleicht iſt keine Geſchichte, die ſo augenſcheinlich die Regierung eines höhern Schickſals in menſchlichen Dingen zeigt, als die Geſchichte deſſen, worauf unſer Geiſt am ſtolzeſten zu ſeyn pflegt, der Erfindung und Verbeſſerung der Künſte. Immer war das Merkmal und die Materie ſeiner Bezeichnung längſt da geweſen: aber jetzt ward es bemerkt, jetzt ward es bezeichnet. Die Geneſis der Kunſt, wie des Menſchen, war ein Augenblick des Vergnügens, eine Vermählung zwiſchen Idee und Zeichen, zwiſchen Geiſt und Körper. Mit Hochachtung geſchieht es, daß ich die Erfindungen des menſchlichen Geiſtes auf das einfache Principium ſeiner anerkennenden und bezeichnenden Vernunft zurückführe; denn eben dieß iſt das wahre Göttliche im Menſchen, ſein characteriſtiſcher Vorzug. Alle, die eine gelernte Sprache brauchen, gehen, wie in einem Traum der Vernunft einher; ſie denken in der Vernunft Andrer, und ſind nur nachahmend weiſe. Denn iſt der, der die Kunſt fremder Künſtler gebraucht, darum ſelbſt Künſtler? Aber der, in deſſen Seele ſich eigene Gedanken erzeugen, und einen Körper ſich ſelbſt bilden; er, der nicht mit dem Auge allein, ſondern mit dem Geiſt ſiehet, und nicht mit der Zunge, ſondern mit der Seele bezeichnet; er, dem es gelingt, die Natur in ihrer Schöpfungsſtätte zu belauſchen, neue Merkmale ihrer Wirkungen auszuſpähen, und ſie durch künſtliche Werkzeuge zu einem menſchlichen Zweck anzuwenden — er iſt der eigentliche Menſch, und da er ſelten erſcheint, ein Gott unter den Menſchen.» —

Wie es Herdern bei allen Reſultaten, zu denen ihn die in ſeinem Werk angeſtellten Unterſuchungen führten, hauptſächlich darum zu thun war, die Tugend und Würde der menſchlichen Natur außer Zweifel zu ſetzen, ſieht man aus einer andern, ebenfalls im neunten Buch befindlichen Stelle. Sie iſt mit der Wärme geſchrieben, die Herdern, wenn er über Gegenſtände der Moral ſprach, ohne Ausnahme eigen war.

»Den Thieren,» ſagt er, »gab die Gottheit Inſtinkt; dem Menſchen aber grub ſie ihr Bild, Religion und Humanität in die Seele. Der Umriß der Bildſäule liegt im tiefen, dunkeln Marmor da; nur kann er ſich nicht ſelbſt aushauen, ausbilden. Tradition und Lehre, Vernunft und Erfahrung ſollten dieß thun, und ſie ließen es ihm an Mitteln dazu nicht fehlen. Die Regel der Gerechtigkeit, die Grundſätze des Rechts der Geſellſchaft, ſelbſt die Monogamie, als die dem Menſchen natürlichſte Liebe und Ehe, die Zärtlichkeit gegen Kinder, die Pietät gegen Wohlthäter und Freunde, ſelbſt die Empfindung des mächtigſten, wohlthätigſten Weſens ſind Züge dieſes Bildes, die hie und da bald unterdrückt, bald ausgebildet ſind, allenthalben aber noch die Uranlage des Menſchen ſelbſt zeigen, der er ſich, ſobald er ſie wahrnimmt, auch nicht entſagen darf. Das Reich dieſer Anlagen und ihrer Ausbildung iſt die eigentliche Stadt Gottes auf der Erde, in welcher alle Menſchen Bürger ſind, nur nach ſehr verſchiedenen Claſſen und Stufen. Glücklich iſt, wer zur Ausbreitung dieſes Reichs der wahren innern Menſchenſchöpfung beitragen kann: er beneidet keinem Erfinder ſeine Wiſſenſchaft, und keinem König ſeine Krone." —

Man muß, wenn man Stellen dieſer Art lieſt, um ſo mehr bedauern, daß das Werk unvollendet blieb, da Herder nach den Andeutungen, die er nicht allein in der Adraſtea, ſondern ſchon früher in den Briefen zur Beförderung der Humanität gegeben, den Faden leicht wieder hätte aufnehmen können.

Bei den eben genannten Briefen war es ebenfalls ein moraliſcher Zweck, den Herder vor Augen hatte. Wie er in den Ideen die Humanität als Character und Beſtimmung des Menſchen aufgeſtellt hatte, ſo lieferte er hier eine Reihe von Gemälden, für die er, um der Unterſuchung einen freiern Gang zu geben, die Briefform wählte. Seine Abſicht war, das Gefühl des Wahren und Schönen zu wecken, ſo wie die Begeiſterung für das moraliſch Gute auf's innigſte mit den Eindrücken zu vereinigen, welche die Werke des Geſchmacks und der Einbildungskraft hervorbringen. Die gleichzeitige Ausbildung dieſer verſchiedenartigen Kräfte, und ihr beſtändiger Einklang ſchien ihm weſentlich zur Natur und Beſtimmung des Menſchen zu gehören. Daher würdigt er in jenen Briefen Zeiten, Regenten und Schriftſteller, und erinnert an die Verdienſte, welche ſich Homer und Friedrich II., Horaz, Menander, Klopſtock u. a. um die Humanität erwarben. Gewiſſermaaßen als Nachklang der Erinnerung an ſeine Reiſe nach Italien kann man das betrachten, was er über griechiſche Kunſt als Ideal der Menſchenbildung in ihren reinſten Formen, und als Schule der Humanität, oder auch über die neuern Kunſtideale eines Chriſtus, einer Maria u. ſ. w. ſagt. Aus den Urtheilen, die er dort über die neuern, beſonders über die engliſchen Dichter fällt, und noch mehr aus den Abhandlungen über die Theilnahme der Poeſie an öffentlichen Begebenheiten und den Fragmenten vom Unterſchiede der alten und neuern Völker in der Poeſie ſieht man, wie er faſt unwillkührlich in's Gebiet der Critik gerieth. Es iſt daher vielleicht hier der ſchicklichſte Ort, einige Bemerkungen über Herder, als Critiker im Allgemeinen, anzuſchließen.

Bekanntlich entfaltete ſich die erſte, vielverſprechende Blüthe ſeines Geiſtes zu einer Zeit, wo man allmählig angefangen hatte, auf eine unfruchtbare

Gelehrſamkeit, auf ein bloßes Zuſammenhäufen von Kenntniſſen mindern Werth zu legen, ſeitdem in Deutſchland Geiſter aufgetreten waren, welche glaubten, jene mühſam erworbenen Schätze zu höhern Zwecken verwenden zu müſſen, inſonderheit aber auch auf die äſthetiſche Bildung der Nation zu wirken wünſchten. Ein bedeutender Schritt zu dieſem Ziele war in den damals erſchienenen *Literaturbriefen* geſchehen, die durch Schriftſteller, wie *Leſſing*, *Mendelsſohn*, *Abbt* u. a., bald ein entſchiedenes Anſehen in der deutſchen Literatur gewannen.

Sie gaben die nächſte Veranlaſſung zu Herders *Fragmenten über die neuere deutſche Literatur*, welche urſprünglich als Beilage zu den genannten Briefen erſchienen. *Leſſing*, vielleicht noch mehr *Winkelmann*, ſcheint Herdern in der Beurtheilung derſelben, wie in der Berichtigung einzelner Anſichten, die er für irrig oder mangelhaft hielt, als Ideal vorgeſchwebt zu haben. Herder hat in jenen *Fragmenten* einen wahren Reichthum von neuen Aufſchlüſſen über das Weſen der Sprache überhaupt, und über die Eigenthümlichkeiten der unſrigen niedergelegt. Die Vortheile und Nachtheile, die ihr aus andern Sprachen erwuchſen, werden deutlich hervorgehoben; außerdem unterläßt Herder nicht, auf den Gewinn hinzudeuten, der ſich für unſre Literatur durch das Studium der Alten und der Ausländer hoffen läßt. Niemand ſollte ungeleſen laſſen, was er dort über die Lectüre der Claſſiker, namentlich über das Studium der Griechen, vorzüglich des Homer ſagt,*) was zwanzig oder dreißig Jahre ſpäter, zum Theil höchſt mittelmäßig, wiederholt worden iſt.

In ſeiner, ſchon früh begonnenen, aber erſt im Jahr 1778 erſchienenen Plaſtik, hauptſächlich durch die in Leſſing's Laokoon aufgeſtellten Fragen über das Weſen der ſchönen Künſte veranlaßt, bei der Herdern, wie in den Fragmenten, zunächſt die Sprache als Vehikel ſeiner Unterſuchungen und Bemerkungen diente, glaubte er den Unterſchied der bildenden oder darſtellenden Künſte auf die individuelle Verſchiedenheit des Sinnes, für den jeder zunächſt arbeitete, gründen zu müſſen, und ging demzufolge von dem Princip aus, daß das Geſicht uns nur Geſtalten, das Gefühl allein Körper zeige, und daß alles, was Form iſt, nur durch's taſtende Gefühl, durch's Geſicht hingegen nur Fläche, und zwar nicht körperliche, ſondern nur ſichtliche Lichtfläche erkannt werde. Von dieſem Geſichtspunkt aus betrachtet, erſchien ihm die Bildhauerkunſt als Wahrheit, die Malerei als Traum; jene war ihm ganz Darſtellung, dieſe erzählender Zauber.

Als eine Fortſetzung, oder als ein Art von Seitenſtück zur Plaſtik kann man den erſten Theil der kritiſchen Wälder betrachten, der ausſchließlich der Beurtheilung des Laokoon angehört. Herder glaubte darin eine, von Leſſing angefochtene Behauptung Winkelmanns in Schutz nehmen zu müſſen. Die Beantwortung der ſehr ſpeciellen Frage: ob der Philoctet des Sophokles mit Geſchrei leide, führt Herdern in die Regionen der Welt Homers, wobei er manche irrige Anſichten, die man von den Göttern des griechiſchen Dichters hatte, berichtigt. Eine freiere Ausſicht eröffnet er der Kunſt, und namentlich der Poeſie, indem er unter andern den Gebrauch beſtimmt, den die letztere von dem Lächerlichen, Schrecklichen u. ſ. w. zu machen habe.

---

*) S. d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. I. S. 145 u. f.

Das zweite und dritte Wäldchen hat zur Abſicht, die Schwächen Klotzens aufzudecken, der ſich durch ſeine Homeriſchen Briefe (Epistolae Homericae) ſeine Ehrenrettungen des Horaz (vindiciae Horatii Flacci) ſeine Abhandlung: über die Schamhaftigkeit Virgils (de verecundia Virgilii) und einige andere Schriften, ein nicht geringes Anſehn zu verſchaffen gewußt hatte, und überall, wo von äſthetiſch-literäriſchen Gegenſtänden die Rede war, ſich ein entſchiedenes, dictatoriſches Urtheil zutraute. Allein die Blößen, die er ſich durch ſeinen ſeichten Geſchmack und durch die Oberflächlichkeit ſeiner Kenntniſſe überall gab, und vergebens durch einen keck abſprechenden Ton zu verhüllen ſuchte, waren ſchon Leſſing nicht entgangen, und Herder war nicht geſonnen, zu ſchweigen, wo die Sache der Wahrheit ihn laut zum Reden auffoderte.

Abgeſehen von dieſem polemiſchen Theile des Werks, der nun, wo der Streit längſt vorüber iſt, ein geringeres Intereſſe haben muß, gibt auch dieſe Schrift Herders einzelne treffliche Anſichten und Bemerkungen über Gegenſtände der Critik, Aeſthetik und Philologie, die nicht allein ſein richtiges Urtheil, ſondern auch ſeine genaue Kenntniß der vorzüglichſten Geiſteswerke aller Nationen beurkunden. Daß manche Ideen nicht völlig ausgeführt, ſondern nur flüchtig hingeworfen werden konnten, brachte die Form und der polemiſche Character des Werks nothwendig mit ſich.

Von Herders Angriffen gegen die Kantiſche Philoſophie in der Metacritik und Calligone, die mit ſeiner ſonſtigen liberalen Denkungsart im auffallendſten Contraſte ſtanden, iſt in der Biographie ſelbſt, und zwar in der letzten Periode von Herders Leben nähere Auskunft ertheilt worden, daher wir die genannten Werke hier, der Raumerſparung halber, füglich übergehen können.

Aus eben dem Grunde kann hier von zwei ſeiner vorzüglichern Preisſchriften, der Abhandlung über den Urſprung der Sprache, und von den Urſachen des geſunkenen Geſchmacks bei verſchiedenen Völkern, da er geblühet, nur kurz die Rede ſeyn.

Bei der letztern Unterſuchung geht Herder von der innigen Verbindung aus, in der Genie und Geſchmack ſtehen, und zeigt nun an dem Beiſpiele verſchiedener Völker, namentlich der Griechen und Römer, wie der Geſchmack, wenn er ſich einmal verirrt, nothwendig ſinken mußte.

Was die Abhandlung über den Urſprung der Sprache betrifft, ſo hätte die Berliner Academie nicht leicht ein Thema finden können, das ſich für Herdern mehr geeignet hätte, dem die Kenntniß ſo vieler alten und neuen Sprachen, namentlich auch der orientaliſchen zu Gebote ſtand, und der außerdem der Darſtellung ſelbſt die natürlichſte Seite abzugewinnen wußte. Auf dieſe Weiſe ausgerüſtet, konnte er des Sieges, den er errang, ſchon im Voraus ziemlich gewiß ſeyn.

»Das erſte Wörterbuch,« ſagt Herder darin unter andern, »war aus allen Lauten der Welt geſammelt. Von jedem tönenden Weſen klang ſein Name; die menſchliche Natur prägte ihr Bild darauf; ſo wurden dieſe tönenden Interjectionen die erſten, und ſo ſind z. B. die morgenländiſchen Sprachen voll von verbis als Grundwurzel der Sprache. Der Gedanke an die Sache ſelbſt ſchwebte noch zwiſchen dem Handelnden und der Handlung; der Ton mußte die Sache bezeichnen, ſo wie die Sache den Ton gab: aus den verbis wurden alſo nomina. Das Kind nennt das Schaaf, als Schaaf, nicht; ſondern als ein blöckendes Geſchöpf, und macht alſo die Interjection zu einem Verbo. Alle alte, wilde Sprachen ſind voll von dieſem Urſprunge. — Indem die ganze Natur tönt, ſo iſt einem ſinnlichen Menſchen nichts natürlicher, als daß ſie lebt, ſpricht, handelt. Dem Wilden, der den hohen prächtigen Baum mit ſeinem Gipfel ſieht und bewundert, wird das Rauſchen des Gipfels Wehen der Gottheit: er fällt nieder und betet an. Und in dieser Geſchichte des ſinnlichen Menſchen liegt das Band, wie aus den verbis, nomina werden, und der leichteſte Schritt zur Abſtraction.« —

Folgende Anſichten Herders über Critik im Allgemeinen ſind zu characteriſtiſch, als daß wir ihnen nicht hier ſchlüßlich eine Stelle vergönnen ſollten. *)

»Mangel an Critik ſollte die Krankheit nicht ſeyn, an der der Deutſche litte. Unſre Langſamkeit, unſre ruhige Ueberlegung macht uns, dächt' ich, zu gebornen Kunſtrichtern. — So brachte Haller mitten unter ſtürmiſchen Factionen ein ſchmales Blatt deutſcher Critik unter den Schutz einer Societät der Wiſſenſchaften ſelbſt, und gründete ihm dadurch nicht nur Unpartheilichkeit, Billigkeit und Gleichmuth, ſondern auch Theilnahme am Fortgange des menſchlichen Geiſtes in allen Weltgegenden und Sprachen. — Durch Nicolai, Mendelsſohn und Leſſing fing die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, durch ihn, Mendelsſohn und Nicolai fingen die Literaturbriefe an, unſtreitig mit einem Urtheile von feiner Beſtimmtheit, in einem größern Umfang von Ideen, und einer ſchärfern Unpartheilichkeit, als es früher der Fall geweſen war. — Die Literaturbriefe, zu welchen, nach Leſſings Entfernung, Abbt beitrat, thaten dadurch einen merklichen Schritt

---

*) Man ſehe d. W. z. ſchön. Lit. u. Kunſt. Bd. VII. S. 401. u. f.

weiter, daß ſie bei ſtrengem Tadel ſelbſt oft eigene beſſere Ideen entwickelten, und in der gewählten Form einer Privatcorreſpondenz keine Orakel der Welt ſeyn wollten. Leſſing inſonderheit war ein beſcheidener, gegen Andere, auch wo er es nicht ſeyn durfte, ein nachgebender Mann, und Mendelsſohn, wenn ihn die Jünger der zehnten neueren Philoſophie als Philoſophen ganz zum Kinde werden gemacht haben, wird in der philoſophiſchen Critik Deutſchlands lange noch als ein ſchätzbarer, verdienter Name gelten.» —

»Die Critik ohne Genius iſt freilich nichts. Nur ein Genie kann das andere beurtheilen und lehren. Nur der, der ſelbſt Kenntniſſe hat und Kräfte zeigt, kann Kräfte wecken, und Kenntniſſe befördern. — Ueberhaupt aber glaub' ich, daß, dem Character unſrer Nation nach, die Critik durchaus belehrend, fördernd, guthmüthig, human ſeyn müßte. Nur auf dieſem Wege kann ſie etwas, und würde viel erreichen.» —

Herder als Theolog.

»Theologie,» ſagt Herder,*) »iſt gewiſſermaßen die liberalſte von allen Wiſſenſchaften; eine freie Gottesgabe an's Menſchengeſchlecht, die dieſem auch zu allem liberalen Guten der Vernunft, einer edlen Tugend und Aufklärung geholfen. Theologen waren die Väter der Menſchenvernunft, des Menſchengeiſtes und Menſchenherzens. Die erſten Weiſen, die erſten Geſetzgeber und Dichter gingen aus dieſem heiligen Hain aus; und oft nur ſpät haben ſich die verſchiedenſten und klarſten Wiſſenſchaften aus der alten Theologie, wie die Frucht aus der Knospe, losgewunden. Warum ſollten wir uns nicht dieſes Urſprungs freuen, und mit all' dem Feuer, mit all' der Liebe, womit Dichter, Propheten, Weiſe des Alterthums ihre hohen Wahrheiten, oft mangelhaft genug, der Welt kund thaten, dieſe jetzt in einem reinern Lichte, in einer edlern Begeiſterung lernen und lehren?" —

---

*) In den Briefen über das Studium derſelben. Th. III. S. 2.

Wie ſehr es Herdern mit dieſer Begeiſterung Ernſt war, ſieht man aus der nicht kleinen Reihe von chriſtlich-theologiſchen Schriften, die er der Nachwelt als ein heiliges Vermächtniß übergeben.

Schon durch ſeine amtliche Stellung, als Prediger und Verkünder des Chriſtenthums, mochte ſich Herder gewiſſermaßen verpflichtet halten, neben ſeiner rein practiſchen Thätigkeit, auch in theoretiſcher Hinſicht ſeine Anſichten öffentlich auszuſprechen. Aber ſein Geiſt konnte, als er ſich in eine von ihm bisher unbeſuchte Region wagte, nicht ſklaviſch an dem bloßen Buchſtaben haften. Vor allem ſah Herder ſich genöthigt, die lahmen Krücken einer Hermeneutik und Critik der heiligen Urkunden, wie ſie in den 70ger Jahren, wo er zuerſt als theologiſcher Schriftſteller auftrat, Mode war, von ſich zu werfen. *) Was dieß im Einzelnen zur Folge hatte, darüber kann hier eben ſo wenig umſtändlich die Rede ſeyn, als es ſich in dem beſchränkten Raum dieſes Werks genau darthun läßt, was durch ſeine Schriften, die bald exegetiſchen, bald methodiſch-practiſchen Inhalts, oder auch Beweiſe ſeines geiſtlichen Rednertalents ſind, gewirkt oder gewonnen worden ſey.

Um indeß Herders Anſichten, den Umfang ſeiner Kenntniſſe, ſein tiefes und reines Gefühl für die Sache der Menſchheit, mit Einem Worte, ſeine ganze Individualität auch in dieſer Sphäre kennen zu lernen, müſſen wir wenigſtens einen flüchtigen Blick auf die vorzüglichſten ſeiner theologiſchen Schriften werfen.

---

*) Man vergl. die Schrift: J. G. v. Herders Dogmatik, aus deſſen Schriften dargeſtellt, und mit literariſchen und kritiſchen Anmerkungen verſehen von einem Freunde der Herderſchen Gnoſis. Jena 1805. „Ein vollſtändiges dogmatiſches Syſtem," bemerkt der Herausgeber (Hr. Profeſſor Auguſti) in der Vorrede, „darf man bei Herdern nicht ſuchen. Sein freier Geiſt konnte ſich nicht innerhalb der Schranken deſſelben halten. — Seine ſchöpferiſche Phantaſie riß ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt von einem Gegenſtande zum andern fort, und hinderte die ſtete, kalte Unterſuchung. Seine Methode, die chriſtliche Dogmatik zu behandeln, war weder die philoſophiſche, noch die exegetiſch-hiſtoriſche, ſondern eine aus beiden zuſammengeſetzte." —

In einer der früheſten, vom J. 1773, den Briefen zweener Jünger in unſrem Canon gab Herder durch die aus Epiphanius geſammelten Data über die Sekte der Naſaräer, ihren Namen, ihren Glauben, ihre Gebräuche u. ſ. w. ſcharfſinnige Erläuterungen zu einer richtigern Anſicht des Briefs Jakobi. Ungemein zart und innig iſt der Character dieſes Apoſtels geſchildert, und muſterhaft die Entwickelung des Geiſtes, der in dem genannten Briefe weht.

Ebenfalls exegetiſcher Art, wie ſchon die Ueberſchrift andeutet, ſind Herders Erläuterungen zum N. T. aus einer neueröffneten morgenländiſchen Quelle, welche vorzüglich die Briefe Petri und den Brief des Judas betreffen und aus dem Zendaveſta geſchöpft ſind. Tiefe gelehrte Interpretation darf man hier eben ſo wenig ſuchen, als in ſeinen übrigen exegetiſchen Schriften. Es ſind mehr pſychologiſche Entwicklungen aus dem Geiſte des Schriftſtellers, mit dem Herder ſich beſchäftigt; hie und da auch wohl aus ſeinem eignen Geiſte gefloſſen.

Das eben Geſagte findet auch bei dem Buche von der Zukunft des Herrn, das auch den Titel: Maran Atha (der Herr kömmt) führt, ſeine volle Anwendung. Styl und Ausdruck ſind hier ſo blühend und reich, wie vielleicht in keinem andern Werke Herders, deſſen rege Phantaſie ſchon der Gegenſtand ſelbſt, die poetiſche Darſtellung der vergegenwärtigten Zukunft des Herrn, nach der Offenbarung Johannis, ganz vorzüglich in Anſpruch nehmen mußte. Nur Herders Gefühl und religiöſem Glauben war es möglich, den in früherer und ſpäterer Zeit ſo oft mißverſtandenen Geiſt der Apocalypſe ſo rein und richtig aufzufaſſen, als es hier geſchehen iſt.

Als eine Art von Oppoſitionsſchrift gegen die damaligen Aufklärer muß man die im J. 1774 erſchienenen Funfzehn Provinzialblätter an Prediger betrachten, die in einem kräftigen, eindringenden Tone, der indeß nicht ſelten heftig und leidenſchaftlich wird, geſchrieben ſind. Aber Herder glaubte ſich einer Aufklärung ernſtlich entgegenſtellen zu müſſen, welche zu Anfange der 70ger Jahre das Chriſtenthum als poſitive Religion nicht länger gelten laſſen wollte. Wenn dieß Werk, ſo wenig es Orthodoxen und Heterodoxen eigentlich zuſagen konnte, dennoch ein nicht geringes Publikum fand, ſo lag der Grund davon unſtreitig in der anziehenden Art, wie Herder den Gegenſtand aufzufaſſen gewußt, und mit feſter, inniger Ueberzeugung klar und lebendig dargeſtellt hatte.

Seine Briefe über das Studium der Theologie ſchließen ſich, ihrem Inhalte nach, der ebenfalls methodiſch-practiſcher Art iſt, an jene Provinzialblätter an, ſo ſehr ſie ſich von ihnen durch den gemäßigten, herzlichen Ton, durch milde, liberale Geſinnungen unterſcheiden. Aber der Gegenſtand war in dieſen Briefen freilich auch ein ganz anderer. Herder wollte darin zunächſt jungen Theologen eine

Anweiſung geben, wie ſie ihr Studium mit dem beſten Erfolge treiben, welche Werke ſie demnach vorzugsweiſe leſen, und wie ſie überhaupt das Bedeutendere des theologiſchen Wiſſens von dem minder Weſentlichen ſtreng ſcheiden ſollten. Vor allem andern empfiehlt Herder dringend das Studium der Bibel. Daß es indeß in dieſem Werke keinesweges ſeine Abſicht war, eine vollſtändige Methodologie oder umfaſſende Anleitung zum Studium der Theologie zu geben, davon überzeugt man ſich bei dem erſten Blicke. Was Herder hier gibt, ſind einzelne Briefe, gleichſam gelegentlich, bald über dieſe, bald über jene Materie des theologiſchen Studiums geſchrieben. So unter andern über die Gleichniſſe Chriſti, über die Paraphraſen und Commentare des neuen, über einzelne Bücher des alten Teſtaments, über die hebräiſche Sprache im Allgemeinen, und in wiefern ſich der Genius derſelben zur Dichtkunſt eigne.

Eine weitere Ausführung gab Herder dieſer Idee im J. 1782 in ſeinem ſchätzbaren Werk vom Geiſt der hebräiſchen Poeſie. Schon ſeine Natur und eigenthümliche Denkweiſe, in der ein gewiſſer Orientalismus unverkennbar lag, *) mußte ihn, bei

---

*) Treffend ſchildert ihn einer ſeiner Schüler und Verehrer, der Dichter Mnioch (geb. 1765 zu Elbing, geſt. zu Warſchau 1804) in ſeinen Analekten (Görlitz 1804) „Orientaliſch im Sinn, griechiſch an Bildung des Sinns.“

einem fortgeſetzten Studium der orientaliſchen Sprache und Sitten, vor vielen Andern eignen, in einem Werke, wie das genannte, etwas Vorzügliches zu liefern. Dadurch, daß Herder Alles zeit- und ortgemäß entwickelte, erhielt das Werk noch eine höhere Vollendung. Von der, in dem erſten Theile beobachteten dialogiſchen Form, wich er in dem folgenden ab, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ſie der Kürze und Deutlichkeit ſchadete, ohne dieſen Mangel durch ein beſonderes Intereſſe zu vergüten. Als eine Probe, wie Herder in den eingeſtreuten Ueberſetzungen, dem Klagegeſang Davids um ſeinen Freund Jonathan, dem Triumphgeſang Deborahs u. a. den orientaliſchen Geiſt zu treffen wußte, ſtehe hier die Nachbildung des 42ſten Pſalms:

„Wie der Hirſch ſich ſehnet nach Waſſerquellen,
So ſchmachtet meine Seele, Gott, nach dir;
Es durſtet meine Seele hin nach Gott,
Nach dem lebend'gen Gott.
Wann werd' ich wieder kommen,
Und Gottes Antlitz ſchau'n?

Längſt waren meine Thränen mir
Morgen- und Abendbrod;
Da Tag für Tag man zu mir ſprach:
Was hilft dir nun dein Gott?
Da dacht' ich denn — und floß in Thränen über —
Wie ich einſt auch zu Gottes Tempel ging,
Mitging im Haufen Jubelnder,
Dankſingender im lauten, tanzenden Chor.

Was grämſt du dich, mein Herz, in mir,
Und pochſt unruhig auf?
Erwarte Gott! Auch ich werd' ihm noch danken,
Ihm meinem Retter, meinem Gott! —

Und dennoch grämt ſich meine Seele noch! —
So will ich denn auch hier an dich gedenken,
Hier, zwiſchen Berg und Strom,
Am Jordan und den Hügeln Libanons! —

Wie Woge dort in Woge rauſcht! —
Sie rauſchen mir, wie deine Ströme, zu! —
Denn alle deine Wogen, deine Ströme
Gingen über mich hin! — —

Und doch hält mich am Tage noch
Aufrecht Jehovah's Huld,
Und in der Nacht iſt noch ſein Lied mit mir,
Gebet zu meinem, dem lebend'gen Gott!" — *)

Durch einen leiſen Anſtrich von Myſticismus, der ſich, wie eine zarte Hülle, um Herders chriſtliche Schriften zieht, haben dieſelben nichts von ihrem Intereſſe verloren, wohl aber hat die Darſtellung dadurch öfters eine ganz eigne Würde gewonnen.

In der ſchon 1774 geſchriebenen Abhandlung: Von der Gabe der Sprachen am erſten

---

*) Einen trefflichen Commentar zu der Schilderung Jehovahs (Pſ. 19. V. 2 u. 3) gibt Herders Erzählung: Die Geſänge der Nacht (Zerſtr. Blätter. Saml. 5. S. 272.) Man vergl. Juſti's Blumen althebräiſcher Dichtkunſt. Gießen 1809. B. 1. S. 113.

chriſtlichen Pfingſtfeſt, womit Herder im J. 1794 die Reihe der chriſtlichen Schriften eröffnete, wird die Frage: was die Juden unter Ausgießung des heiligen Geiſtes verſtanden, rein philologiſch aus dem Sprachgebrauche des alten Teſtaments, und nach den verſchiedenen Bedeutungen des Worts Geiſt beantwortet, und ſchlüßlich gezeigt, daß mit fremden Zungen reden nichts andres heiße, als einen neuen geiſtigen Sinn, eine neue Auslegung und Anwendung des Geſetzes finden.

In der Schrift: Von der Auferſtehung, als Glauben, Geſchichte und Lehre (1794) verdient vorzüglich die intereſſante Anſicht hervorgehoben zu werden, wie der Glaube an Auferſtehung, die Hoffnung eines künftigen Lebens, gleichſam als ein freies Geſchenk, einſchließt, das Niemanden aufgedrungen werde, daher aber auch über jeden Spott erhaben ſeyn müſſe. »Wo irgend ein Gemüth,« ſagt Herder, »ſich der Freundſchaft und Sinnesverwandtſchaft ſeines Erlöſers in allen ſeinen Hoffnungen erfreut, und an der chriſtlichen Harfe ſingt: Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt, ich werd' ihn wiederſehen: warum müßten Andere darüber ſpotten, für welche dieſer Troſt, dieſe Hoffnung nicht gemacht iſt? Suche jeder ſeine Blume, wo er kann; nur laſſe er dieſe demüthige Blume auch blühen in ihrem Thale.« —

Einen gleichen Plan und Zweck verfolgte Herder in den beiden Schriften: Vom Erlöſer der Menſchen, nach den drei erſten Evange-

en (1796) und: Von Gottes Sohn, der
elt Heiland, welche ein Jahr ſpäter er-
ien. Beide ſind füglich als ein Ganzes zu betrach-
n, das nicht getrennt werden darf. Wie Herder
der erſtgenannten Schrift nach einer vorhergegan-
nen Characteriſtik des jüdiſchen Volkes, inſofern ſie
f die Anſicht der Evangelien Bezug hat, aus dieſen
n Glauben herzuleiten und zu befeſtigen ſucht, daß
ſus der Sohn Gottes, der erwartete Chriſtus ſey:
finden wir den letztern in der zweiten Schrift,
ch Johannes Idee, als Hirten der Völker, als
uelle ewiger Seligkeit, mit Einem Worte, als
eltheiland dargeſtellt. Dieſe Idee des Johan-
es, die auch Paulus theilt, ſolle man, verlangt
rder, feſthalten, und hienieden im Menſchgeworde-
n das Göttliche zu erkennen ſuchen, was uns er-
nbar, und, mit Johannes Worten, Gnade und
ahrheit iſt.

Verſchiedene irrige Vorſtellungen und Begriffe,
e man vorzüglich mit den Stellen des neuen Teſta-
ents verband, wo von den Gaben, dem Amt
d den Wirkungen des Geiſtes die Rede iſt,
aubte Herder in einer eigenen Abhandlung berichti-
n zu müſſen. Sie erſchien im J. 1798 unter dem
itel: Vom Geiſt des Chriſtenthums. Die-
: Geiſt beſchränkt ſich, nach Herders Anſicht, nicht
f eine todte Form, auf ein bloßes Ceremoniell, zu
m die moſaiſche Religion herabgeſunken war; er
eiſt vielmehr in die Geſinnungen und Handlungen

der Menſchen lebhaft ein, und iſt eben ſo ſehr ein Feind des Sklavenſinnes, des Haſſes, der Zwietracht, der dumpfen Trägheit, als er auf der andern Seite, Freiheit, Thätigkeit und Liebe überall zu fördern ſtrebt. Mit einem gemeinſamen Bande, durch Eintracht und gegenſeitige Achtung geknüpft, wünſcht er die ganze Welt zu umſchlingen, und in dem Wohl Aller das Glück des Einzelnen deſto feſter zu begründen.

In der Abhandlung: Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen (1798), womit ſich die Reihe der chriſtlichen Schriften ſchließt, wünſchte Herder das Chriſtenthum in ſeinem urſprünglichen Geiſt und in ſeiner einfachen Würde darzuſtellen. Das Weſentliche und Außerweſentliche der Religion iſt daher durchgängig ſcharf von einander geſchieden. Höchſt geiſtreich iſt die Anſicht, die er von den beiden ſymboliſchen Handlungen des Chriſtenthums, der Taufe und dem Abendmahl gibt, welche beide, nach ſeiner Anſicht, das ausdrücken, was eigentlich und einzig Religion iſt, nämlich »gewiſſenhafte Verpflichtung ſich der Sache der Menſchheit rein und ganz, mit der gewiſſeſten Zuverſicht des froheſten Erfolgs zu weihen.» — Damit hing auch ſeine Hoffnung und innige Ueberzeugung zuſammen, daß die reine Chriſtusreligion nie untergehen könne. »In aller Menſchen Herzen iſt ſie geſchrieben,» ſagt Herder, »obwohl mit Unrath überdeckt, glänzt ihre Schrift hervor, unaustilgbar, unverfälſchlich. Sie heißt: Gewiſſenhaftigkeit in allen menſchlichen

Pflichten, reine Menſchengüte und Großmuth. Der Bosheit ſelbſt unüberwindbar, der verachtenden Schmach unbezwinglich, iſt ſie auf Selbſtverleugnung gebaut, und wird in jeder Beziehung nur durch dieſe befeſtigt. — Ob hiebei der Name Chriſti Litaneimäßig genannt werde, iſt dem Erhöheten gleichgültig. Wer Schlacken von Golde zu unterſcheiden vermag, wird ſich nicht irre machen laſſen, und den Helden der Menſchengüte, den ſtilleſten Wohlthäter ſeines Geſchlechts in ſeiner Art, d. h. ſchweigend und nachahmend ehren. Am Namen: Chriſtianer, der von Griechen dem Chriſtenvolk als einer Secte gegeben ward (Apoſtelgeſch. 11, 26), liegt wenig. Gehe dieſer unter oder bleibe. Wie nannte ſich Chriſtus? Den Menſchenſohn, d. i. einen einfachen reinen Menſchen. *) Von Schlacken gereinigt, kann ſeine Religion nicht anders, als die Religion reiner Menſchengüte, Menſchenreligion heißen.“ —

Von Geſinnungen dieſer Art zeugen auch die erhebenden, reine Frömmigkeit athmenden Predigten Herders, denen der Character der ältern trefflichen Homilien eines Chryſoſtomus und Baſilius des Großen aufgedrückt iſt. Mehrere derſelben

---

*) Man vergl. damit folgende Stelle über Chriſtus in den Provinzialblättern (S. 113). „Er iſt in allem Bruder, inniger, ganz empfindender, wahrer Menſch, als ſolcher allein unſer ganzes, gleichherziges Vorbild.“

ſind nicht unpaſſend mit dem Namen moraliſcher Epopöen bezeichnet worden, indem Herder die Darſtellung des Kampfes, der, unter und in den Menſchen wohnenden Dämonen, mit allen ihren innern und äußern Machinationen bis zum entſcheidenden Schlage fortführt. In andern verſuchte er einen Rück- und Vorblick in beſſere heiligere Zeiten zu werfen, und uns an den Ort und in die Zeit, wo Jeſus handelte und litt, zu verſetzen. *)

Ein höchſt characteriſtiſcher Zug dieſer Predigten iſt, daß ſie ohne Ausnahme von allem Sectengeiſt frei ſind. Es war Herdern zunächſt darum zu thun, Kenntniſſe in der Religion zu verbreiten, damit man dieſelbe, als Erzieherin der geſammten Menſchheit, als das Mittel zur Vervollkommnung, als Führerin in den zweifelhaften Lagen des Lebens, und als Troſt im Leiden, lieb gewinnen möchte. Um auch bei der Menge Eingang zu finden, glaubte Herder ſich in ſeinen Predigten der einfachen Sprache des ſchlichten Menſchenverſtandes bedienen zu müſſen. Nur dadurch, daß er ſich alles oratoriſchen Schmucks enthielt, war die beabſichtigte Wirkung, jedes unbefangene Gemüth zu rühren, erreichbar, und höchſt wahrſcheinlich lag hierin großentheils der Grund, weshalb dieſen Predigten, ſo mächtig ihr Effekt für den war, der Herdern ſelbſt hörte, von den Homiletikern im Allgemeinen nie ein ausgezeichneter Werth beigelegt ward.

---

*) Man vergl. Herders Characteriſtik von Danz und Gruber. Leipzig 1805. S. 80.

Es iſt hier vielleicht der Ort, ſchlüßlich einige Bemerkungen über Herders Schreibart im Allgemeinen beizufügen. Nicht in gleichem Grade, wie in ſeinen eben erwähnten Predigten, konnte er das Poetiſche, das in ſeiner Sinnesart lag, in dem bei weitem größern Theile ſeiner in Proſa abgefaßten Schriften verleugnen. Die Begeiſterung, von der er ſich zu irgend einem Gegenſtande hingeriſſen fühlte, ließ ihn nicht auf ängſtliche und ſorgſam prüfende Auswahl der einzelnen Ausdrücke und Worte denken, und nur ſein feines Gefühl, ſein richtiger Geſchmack konnte ihn vor dem eigentlich Unſchicklichen und Unzuläſſigen bewahren. Daß der häufige Gebrauch der Frage, Apoſtrophe, Ellipſe und anderer rhetoriſchen Figuren Feuer und Leben in ſeine Compoſitionen brachte, wollen wir nicht leugnen; indeß müſſen wir doch auf der andern Seite geſtehen, daß es nicht ſelten auf Koſten der Klarheit und Deutlichkeit geſchieht. Der Grund davon war kein anderer, als weil die Phantaſie ſich, gleichſam ohne ſein Wiſſen, in die Geſchäfte des Verſtandes miſchte, und ihm auch da, wo er eigentlich ganz ruhig ſeine Meinung ſagen wollte, kein kaltes Urtheil erlaubte.

Sehr bemerklich iſt der Unterſchied zwiſchen Herders früherer Proſa, wo es ſeinen Begriffen und ſeiner Darſtellung mitunter an eigentlicher Beſtimmtheit und Klarheit fehlt, von der ſpätern, bald nach ſeiner Ankunft in Weimar, in der ſich ein geläuterterer Geſchmack zeigt, zu dem er ſich durch das Studium der griechiſchen und römiſchen Claſſiker herangebildet hatte.

Aber auch in dieſer Periode konnte er ſich nie ganz des zu häufigen Gebrauchs der Bilder und Metaphern enthalten, die freilich ſeinen Reflexionen, ſelbſt da, wo man ihnen nicht beiſtimmt, etwas ungemein Ergreifendes und Hinreißendes gaben, was noch durch den ſteten Adel der Gedanken und Geſinnungen, der ſich in Herders Schriften ausſpricht, erhöht ward. Faſt alles, was er ſagt, iſt aus den Tiefen ſeines eignen geiſtigen Lebens geſchöpft, und erregt durch lebendige Wahrheit ein eben ſo ungetheiltes Intereſſe, als Herdern die moraliſche Tendenz zur Ehre gereicht, die er ohne Ausnahme zu allen ſeinen Schriften mitbrachte, und welche ſchon an und für ſich ihm in den Herzen aller Redlichen und Gutgeſinnten ein bleibendes Denkmal zuſichern muß.

Folgende ſinnentſtellende Druckfehler, bittet man zu

verbeſſern:

S. 24. Z. 6. v. unten lies ſtatt ein rettender — einen rettenden.
= 114. = 3. v. u. l. ſt. erſcheinen — erſchienen.
= 208. = 9. v. u. l. ſt. Lapecce — Capecce.
= 213. = 5. v. u. lies ſtatt 1798 — 1789.
= 235. = 4. v. u. l. ſt. Gedichte — Geſchichte.
= 255. = 7. v. u. l. ſt. Muter — Mutter.

III. Geſchichte.

Denkwürdigkeiten der geheimen Geſellſchaften in Unter-Italien, insbeſondere der Carbonari. Aus dem Original überſetzt von H. Döring. Mit 12 Kupfern und einem Holzſchnitt, gr. 8. 1822. 1 Rthl. 18 gr.

Joh. Falks Kriegsbüchlein. Darſtellung der Kriegsdrangſale Weimars in dem Zeitraume von 1806 bis 1813, nach den Schlachten von Jena, Lützen und Leipzig. Aus Aktenſtücken und Originalbriefen einiger deutſchen Männer, an ihre Freunde in England, geſammelt. 8. 1815.

IV. Baukunſt.

Steiner, J. F. R., Entwurf einer neuen durchaus feuerfeſten Bauart, mit gewölbten Decken und Dachungen, zur Sicherheit und Wohlfahrt menſchlicher Wohnungen und anderer Gebäude, 2 Theile mit 16 colorirten Quartplatten, gr. 4. 1803. 1804. 5 Rthl. 18 gr.

— — praktiſche Anleitung zur Berechnung der Bau- und Nutzhölzer, auch Schneidemühlen-Waaren, nach dem Quadrat- und Cubikfuß. Ein gemeinnütziges Handbuch, mit 4 illum. Kupfertafeln und 74 Holz- und Schneidemühlentabellen, gr. 8. 1805. 1 Rthl.

— — der Schneckenofen in ſeiner größten Vollkommenheit, zur Holzerſparniß und geſunden Wärme. Mit 2 illum. Kupfertafeln. gr. 4. 1802. 21 gr.

V. Naturwiſſenſchaft.

Cotta, H., Naturbeobachtungen über die Bewegung und Function des Saftes in den Gewächſen, mit vorzüglicher Hinſicht auf Holzpflanzen. Mit 7 colorirten Quartkupfern, gr. 4. 1806. 4 Rthlr.

VI. Theologie.

Herders, J. G. von, Briefe, das Studium der Theologie betreffend; 2 Theile, zweite Auflage. 8. 1817. 2 Rthlr.

Horn, C. F., Handbuch für Landſchullehrer, zur Beförderung eines zweckmäßigen Gebrauchs des Herderſchen Catechismus, 3 Theile, 8. 1810. 1811. 2 Rthl. 18 gr.

Röhr, Dr. J. F., Predigt bei Eröffnung des von Sr. Königl. Hoheit dem Großherzoge von Weimar 1820 ausgeſchriebenen Landtages, 8. 1825. 8 gr.

VII. Schöne Wiſſenſchaften.

Falk, J. D., kleine Abhandlungen die Poeſie und Kunſt betreffend. Mit drei Umriſſen nach Raphael und Michael Angelo. 8. 1805. 2 Rthlr. 8 gr.

Grigri, eine Arabeske, nach einem franzöſiſchen Meiſter copirt, von Guſtav Honig (Fr. Schulz), 1tes Bdch., 8. 1795. 21 gr.

Joſephe, ein Roman von Fr. Schulz. 8. 1791. 21 gr.

Des Herrn von Mayers hiſtoriſche Romane. Aus dem Franz. überſetzt von Fr. Schulz, 8. 1789. 16 gr.

Melintes. Eine Sage aus dem Alterthume, 2 Theile, 8. 1800. 1 Rthlr. 10 gr.

Montesquieu der Tempel zu Gnidos. Aus dem Franzöſiſchen, von G. Merkel. Mit Kupfern, 8. 1804. 18 gr. auf Velinpapier 1 Rthlr. 8 gr.

Moritz. Ein kleiner Roman von Fr. Schulz. Dritte verbeſſerte Auflage. Mit Kupfern. 8. 1792. 1 Rthl. 8 gr.

Schulz, Fr., proſaiſche Schriften, 7 Bändch. 8. 1788. bis 1801. 4 Rthlr. 17 gr.

VIII. Mineralogie.

Voigt, J. C. W., drei Briefe über die Gebirgslehre für Anfänger und Unkundige. 8. 1786. 6 gr.

— — Verſuch einer Geſchichte der Steinkohlen, der Braunkohlen und des Torfes, nebſt Anleitung, dieſe Foſſilien kennen und unterſcheiden zu lernen, ſie aufzuſuchen und nützlich anzuwenden. Eine gekrönte Preisſchrift, mit Kupfern, 2 Theile, gr. 8. 1802. 1805. 2 Rthlr. 5 gr.

— — mineralogiſche Reiſe nach den Braunkohlenwerken und Baſalten in Heſſen, wie auch nach den Schieferkohlenwerken des Unterharzes. 8. 1802. 21 gr.

Geologiſcher Verſuch über die Bildung der Thäler durch Strome. 8. 1791. 12 gr.

IX. Claſſiſche Literatur.

Euclides Elemente, erſtes Buch. Für den erſten Unterricht in der griechiſchen Sprache und Mathematik; griechiſch und deutſch, mit Anmerkungen, einem Wortregiſter und 6 Kupfertafeln. 8. 1800. 21 gr.

Sophocles Philoctetes. Aus dem Griechiſchen überſetzt, 8. 1822. 9 gr.

Sophocles Tragödien, Griechisch mit kurzen teutschen Anmerkungen, von G. C. W. Schneider. Erstes Bändchen, Electra. 8. 1825. 12 gr.

Xenophons vier Bücher ſocratiſcher Denkwürdigkeiten. Aus dem Griechiſchen, mit hiſtor. Anmerkungen von J. M. Heinze. Zweite Auflage, 8. 1818. 16 gr.

X. Satyre.

Kotzebue, Aug. v., magnetiſirtes Scheidewaſſer, gr. 8. 1818. 12 gr.

XI. Chemie, Pharmacie.

Almanach und Taſchenbuch für Scheidekünſtler und Apotheker. 1780 bis 1822 mit 4 Regiſtern. 43 Jahrgänge. kl. 8. 30 Rthl. 17 gr.

(Preiß der einzelnen Jahrgänge. 1780. 81. à 10 gr. 1782. 14 gr. 1783 bis 1788. à 10 gr. 1789 bis 1797. à 12 gr. 1798. 99. à 14 gr. 1800. 1. 2. à 16 gr. 1803 bis 1809. à 18 gr. 1810. 1 Rthlr. 1811. 21 gr. 1812. 1813. à 1 Rthlr. — 1814 bis 1817. à 18 gr. 1818. 21 gr. 1819. 1 Rthlr. — 1820. 1 Rthlr. 4 gr. 1821. 18 gr. 1822. 21 gr. 1823. 21 gr. 1824. 18 gr.

Die Jahrgänge 1783 und 1792 fehlen. Ein vollſtändiges Exemplar, excluſive dieſer fehlenden Jahrgänge, erlaſſen wir für 10 Rthlr.

Die Jahrgänge 1780 bis 1802 ſind vom Herrn Prof. Göttling, 1803 bis 1819. vom Herrn Prof. u. Hofrath Dr. Bucholz in Erfurt, und 1820. 21. 22. vom Herrn Hofrath Dr. Trommsdorff in Erfurt. Letztere haben daher auch den Titel:

Trommsdorffs, J. B., Taſchenbuch für Chemiker und Apotheker. 1820. 21. 22. 23. 24. 4 Rthlr. 10 gr.

Göttling, J. F. A., praktiſche Vortheile und Verbeſſerungen verſchiedener pharmaceutiſch-chemiſcher Operationen für Apotheker, 2 Theile (1r Theil dritte Auflage) 8. 1797. 1801. 1 Rthlr. 18 gr.

Trommsdorffs, J. B., Tabelle über alle bis jetzt bekannte Gasarten, ihre Kennzeichen und Eigenſchaften, wie und woraus ſie erhalten werden und ihre Beſtandtheile. Dritte verbeſſerte Auflage, Royal-Folio. 1804. 8 gr.

XII. Fremde Sprachen.

Schmid, E. A., Colleccion de varias piezas en prosa y en verso, sacadas de la mejores Autores. Oder ſpaniſches Leſebuch mit einem erklärenden Wortregiſter, gr. 8. 1805. 2 Rthlr.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

ſich aber [illegible]

[illegible] wird der letzte Examinandus aus der Z[illegible]....
[illegible] Schule seyn möchte. Die beide Jünglinge durch [illegible]
[illegible] zu aber nach den Arbeiten, die in ihr getrieben wer-
den, u. über welche ich mich genau erkundigt habe, durchaus nicht
zur Akademie habilitiren, wie unsre Zeit es unumgänglich er-
fordert. Geographie, Geschichte u. andre Hülfswiſſenſchaften werden
in ihr so gut als ganz versäumt; das bischen Latein u. Grie-
chiſch ist Alles, woran getrieben wird, u. der fleißigste Jüng-
ling, zumal wenn er mit der Armuth kämpft, muß auf ihr
weſentlich zurückbleiben. An Fleiß hat es diesem Jünglinge nicht
gefehlt. Weimar, den 22. März 95.

J. G. Herder.
Gen. Superint.

Quellen

zur Biographie Herders.

Nachrichten von Herders Lebensumſtänden und Urtheile über ſeine Werke enthalten folgende Schriften:

1) Chr. H. Schmid's Zuſätze zu ſeiner Theorie der Poeſie. Leipzig 1768. 2 Bde. Samml. 4. S. 160 — 82.

2) (Deſſen) Almanach der deutſchen Muſen aufs Jahr 1770. S. 36 — 38.

3) Bibliothek der ſchön. Wiſſenſchaften Bd. 67. (mit Herders Bildniß) und Neue Biblioth. d. ſchön. Wiſſenſch. Bd. 4. S. 40 — 78. Bd. 5. S. 241 — 91.

4) (Wieland's) Deutſcher Merkur v. J. 1773. Bd. 1. St. 2. vom J. 1776. Bd. IV. St. 3.

5) Gadebuſch Livländiſche Bibliothek, Riga 1777. Th. 2. S. 44 — 52.

) Hupel's nordiſche Miscellaneen. Ebendaſ. 1781. St. 27. S. 326 u. f.

) Goldbeck's Nachrichten von der Univerſität zu Königsberg. S. 161..

8) (Küttner's) Charactere deutſcher Dichter und Proſaiſten. Berlin 1781. S. 463 — 67.

9) Sturz vermiſchte Schriften. Leipzig 1782. Samml. 2. S. 329.

10) L. Meiſter's Hauptepochen der deutſchen Sprache, ſeit dem achten Jahrhundert in den Schriften der Kurfürſtl. deutſch. Geſellſchaft zu Manheim. Bd. 2. S. 284.

11) Denina: La Prusse litteraire. Berlin 1790. Vol. II. P. 183 — 91.

12) Koch's Compendium der deutſch. Literaturgeſchichte. Berlin 1795. Th. 1. S. 144 u. 315.

13) Jeniſch philoſoph. krit. Vergleichung von vierzehn Sprachen u. ſ. w. Berlin 1796. S. 266.

14) Pölitz practiſches Handbuch zur Lectüre der deutſchen Claſſiker. Th. 3. S. 72. Th. 4. S. 31 u. f.

15) Jean Paul's Briefe und bevorſtehender Lebenslauf. Gera und Leipzig 1799. S. 283 u. f.

16) Fülleborn: J. G. Herder; nebſt eini-

gen Worten über ſeinen Character. Breslau 1800.

17) (Deſſen) Muſeum deutſcher Gelehrten und Künſtler. Ebendaſ. 1800. No. 3. S. 81 — 116.

18) Fr. v. Matthiſſon's Briefe. N. A. Zürch 1802. Br. 39.

19) Jean Paul's Vorſchule der Aeſthetik. Hamburg 1804. Abth. 3. S. 743 — 58.

20) Deſſen Flegeljahre. Tübingen 1804. Bd. 1. S. 87.

21) Schelle's Briefe über Garve's Schriften und Philoſophie. S. 414. u. f.

22) Archives litteraires de l'Europe, ou Mèlanges de Litterature etc. Paris et Tubingue. 1804. Tom. I. P. 137 — 43. Tom. II. P. 27 — 41.

23) Herder und Engel, ein Aufſatz (von Merkel) im Freimüthigen v. J. 1804. No. 125. S. 497.

24) Allgem. Lit. Zeitung v. J. 1805. Intell. Bl. No. 142.

25) Characteriſtik Herders von Danz und Gruber. Herausgegeb. von J. G. Gruber. Leipzig 1805.

26) Sam. Baur's Gallerie hiſtoriſcher Gemälde aus dem 18. Jahrh. Th. 6. S. 251 — 57.

27) Meuſel's gelehrtes Deutſchland. (5te Ausgabe) Bd. 3. S. 231 — 35. Bd. 9. S. 569. Bd. 11. S. 341. Bd. 12. S. 340.

28) Fr. Horn Geſchichte und Critik d. deutſch. Poeſie und Beredſamkeit. Berlin 1805.

29) Jung's Lebensbeſchreibung. Ebendaſ. 1806. (Bd. 3. Heinrich Stillings Wanderſchaft) S. 173 u. f.

30) Jördens Lexikon deutſcher Dichter und Proſaiſten. Leipzig 1807. Bd. 2. S. 561 — 93.

31) Pertſch: Neues Allgem. Liter. Artiſtiſches Lexicon. Coburg und Leipzig 1807. 1. Hälfte. S. 293.

32) Juſti, Blumen althebräiſcher Dichtkunſt. Gießen 1809 Bd. I. (in der Vorrede S. XIII.)

33) Joh. v. Müller's Werke. Bd. 7. S. 111 u. 358. Bd. 16. S. 315.

34) Ritter's Fragmente aus dem Nach-

laſſe eines jungen Phyſikers. Heidelberg 1810. Th. 1. (in der Vorrede. S. XXXI. u. f.)

35) Merkel's Skizzen. Heft. 1. S. 79.

36) Ahlwardt: Die Gedichte Oſſian's. Aus dem Gaeliſchen überſetzt. Leipzig 1811. Th. 1. (in der Vorrede S. XII.)

37) Herderiana. Hamburg 1811.

38) Jördens Denkwürdigkeiten, Characterzüge und Anecdoten aus dem Leben der vorzüglichſten deutſchen Dichter und Proſaiſten. Leipzig 1812. Bd. 2. S. 350 u. f.

39) C. M. Wieland, geſchildert von. J. G. Gruber. Leipz. u. Altenburg. 1816. Bd. 2. S. 114. 416—19. 422 u. f. 467.

40) Converſationslexicon. Leipzig 1817. Bd. 4. S. 694—98.

41) Raßmann: Deutſcher Dichternekrolog. Nordhauſen 1818. S. 85—86.

42) Bouterwek's Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit. Göttingen 1819. Bd. XI. S. 478—87.

43) Goethe's-Werke. Tübingen 1819. Bd. 18. S. 302—22. S. 344—46. Bd. 19. S. 108 u. 111.

44) Erinnerungen aus dem Leben J. G. v. Herders, geſammelt und beſchrieben von Maria Carolina v. Herder, geb. Flachsland. Herausgegeb. von J. G. Müller. (Vergl. Fr. Köppen's vertraute Briefe über Bücher und Welt. Leipzig 1823. Th. 2. Br. 2.) Tübingen 1820. 2. Theile.

45) v. Bazko: Nachtrag zur Lebensbeſchreibung Herders (in den Beiträgen zur Kunde Preußens. Königsberg 1821. Bd. 4. Heft 3.)

46) Helmuth Winter: Literärgeſchichte der Sprach= Dicht= und Redekunſt der Deutſchen. Berlin 1821. S. 160.

47) Hamann's Schriften. Herausgegeben von Fr. Roth. Bd. 3. Berlin 1822.

48) Abendzeitung. September 1822. No. 213.

49) Kuniſch Handbuch der deutſchen Sprache und Literatur ſeit Leſſing. Leipzig 1822. Th. 1. S. 133. u. f.

50) Die Vorreden der Herausgeber von Herders ſämmtlichen Werken.

Druck und Papier von C. L. Brede in Offenbach.

Aus

Herders Nachlaß.

Ungedruckte Briefe

von

Herder und deſſen Gattin, Goethe, Schiller, Klopſtock,
Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, Jacobi und andern
bedeutenden Zeitgenoſſen.

Herausgegeben

von

Heinrich Düntzer

und

Ferdinand Gottfried von Herder.

Frankfurt a. M.
Meidinger Sohn und Comp.
1856.

Aus

Herders Nachlaß.

Herausgegeben
von
Heinrich Düntzer
und
Ferdinand Gottfried von Herder.

Erſter Band.

Goethe. Schiller. Klopſtock. Lenz. Jean Paul. Claudius.

Frankfurt a. M.
Meidinger Sohn und Comp.
1856.

[illegible]

Vorwort.

Den in vorliegender Sammlung reich fließenden Strömen ihren Weg in die Leſewelt bezeichnen zu wollen, wäre unnöthige Mühe; der hier wehende Geiſt von Deutſchlands edelſten Dichtern und Weiſen wird überall durchdringen, wo irgend ein anklingender Sinn für menſchliches Fühlen, Denken und Ringen ſich regt. Auf die Nähe der Götter darf man nicht erſt mit dem Finger deuten. Nur über das Verfahren des Unterzeichneten bei der Herausgabe und Bearbeitung dieſer Briefe hier einige Worte.

Schon gleich nach Herders Tod gedachte die Familie, den vorhandenen, durch gefällige Mittheilungen von verſchiedenen Seiten zu vervollſtändigenden Briefwechſel in größerer oder geringerer Ausdehnung zur Oeffentlichkeit zu bringen; indeſſen erlitten die geſammelten Papiere, beſonders bei der Plünderung Weimars im Jahre 1806, erheblichen Abbruch und die Herausgabe unterblieb. Das Vorhandene ward von Herders Gattin bei der Abfaſſung ihrer „Erinnerungen" benutzt, und auch dem Herausgeber der letztern, J. G. Müller, war die Einſicht in dieſe Papiere geſtattet, wovon aber nur ein beſchränkter Gebrauch gemacht werden konnte. So ruhte denn der Herderſche Briefwechſel faſt vierzig Jahre; nur einzelne Mittheilungen erfolgten von verſchiedenen Seiten, wie in Wielands, Mercks, Jacobis, Hamanns, Knebels, Klopſtocks, J. von Müllers, Mendelsſohns, Sömmerings Briefen, zu denen anderes im „Herderalbum" und ſonſt[1]) hinzutrat.

---

[1]) In „Schillers Leben", in Riemers „Briefen von und an Goethe", in der „Steiermärkiſchen Zeitſchrift", die im zehnten Heft 1830 einen Brief Herders an Gluck brachte. Schon vor Herders Tod waren Leſſings Briefe an Herder gedruckt worden, welche dieſer dem Buchhändler Voß zur Veröffentlichung überließ, während er die ſeinigen zurück erhielt, die jetzt Guhrauer in den Beilagen zu „Leſſings Leben und Werken" gegeben hat.

Erſt in den vierziger Jahren faßte Herders Sohn, der Regierungsrath Emil Gottfried von Herder in Erlangen, den Entſchluß zur Herausgabe des vollſtändigen, nach der Zeitfolge geordneten Briefwechſels und der ſonſtigen auf Herders Leben bezüglichen Urkunden, zu welchem Zwecke er nicht allein alles, was er in der Urſchrift beſaß oder erreichen konnte, ſichtete und, ſo viel er vermochte, ordnete, ſondern auch das Gedruckte ſorgfältigſt zuſammenſtellte, wodurch er ſich ein wohl anzuerkennendes Verdienſt erwarb. Auch traten wirklich im Jahre 1846 mehrere Bände der beabſichtigten Sammlung unter dem Titel „Johann Gottfried von Herders Lebensbild“ ans Licht — allein das zu ungünſtiger Zeit ſich hervorwagende Werk ſollte, beſonders des übergroßen Umfangs wegen, auf den es angelegt war, und weil es ſo vieles ſonſt Gedruckte, auch manches Unbedeutende oder in zu weiter Faſſung bot, ſo wenig Anklang finden, daß die Fortſetzung gerade da unterblieb, wo es am anziehendſten und belehrendſten zu werden verſprach. Nach dem Tode des Herausgebers ließ ſich deſſen Sohn, Herr

Ferdinand Gottfried von Herder, gegenwärtig in Albisheim in der Rheinpfalz, die Förderung des Nachlaſſes beſonders angelegen ſein: allein die Fortſetzung des Werkes nach dem frühern Plan ergab ſich bald als unausführbar, und ſo ſah er ſich gedrungen, von einer vollſtändigen Veröffentlichung des Briefwechſels Abſtand zu nehmen und ſich auf eine theilweiſe Herausgabe zu beſchränken. Die zum Theil von ſeinem Vater, zum Theil von ihm ſelbſt nach den Urſchriften angefertigten und geordneten Abſchriften brachte die Verlagsbuchhandlung von demſelben an ſich, welche ſich bereit erklärte, eine Auswahl nach einem vorab von Herrn Ferdinand Gottfried von Herder zu genehmigenden Plan zu veranſtalten. Der Unterzeichnete wurde mit der Herausgabe betraut, welcher er ſich nach Einſicht der hier zu Tage liegenden Schätze mit Liebe unterzog.

Vor allem ſetzte er ſich vor, nur *ungedruckte* Briefe zu veröffentlichen. Manches ſchied ſich von ſelbſt als unwichtig aus oder ſchien nur für den künftigen Lebensbeſchreiber Herders oder ſeiner Briefſteller von Bedeutung, in anderen Briefen war nur einzelnes zur Herausgabe geeignet: dagegen trat eine Anzahl von Briefwechſeln oder Brieffolgen als höchſt werthvoll hervor, ſo daß ihre ſelbſtändige, faſt ganz unverkürzte oder nur Unweſentliches wegſchneidende, den Faden des brieflichen Verkehrs feſthaltende Veröffentlichung ſich als höchſt wünſchenswerth ergab. Die drei Bände, welche wir hier bieten, enthalten Herders briefliche Verbindung mit den bedeutendſten Dichtern und Weltweiſen, denen ſich der Phyſiognomiſt, Prediger und Prophet Lavater geſellt, der ſich wenigſtens auch durch ſeine „Schweizerlieder" den Namen eines Dichters erworben, dann im dritten Bande die mit ſeiner Braut ſeit dem April 1771 gepflogene briefliche Verbindung. Anderes mußte für diesmal zurückgelegt werden, wie die Briefwechſel mit Gleim, Heyne, Eichhorn u. a., die noch ungedruckten Briefe an und mit Hamann, Knebel, dem Herzog Karl Auguſt u. a. Wo die Urſchriften noch vorlagen, wurden dieſe von mir mit der Abſchrift genau verglichen; ein vorgeſetztes * deutet die Briefe an, wo ich mich auf die Abſchrift beſchränkt ſah, was ich beſonders bei mehreren Goethes bedauern mußte — allein die in den Handel geflogenen Briefe waren nicht mehr einzufangen. Die Zeit der undatirten Briefe mußte zum Theil neu feſtgeſtellt werden. Durch Einleitungen und Andeutung der betreffenden Beziehungen glaubte ich das Verſtändniß fördern zu müſſen.

Köln im Mai 1856.

Heinrich Düntzer.

Inhalt.

Seite

I. Goethes Briefe an Herder 1

II. Schillers Briefe an Herder 179

III. Klopſtocks Briefe an Herder 197

IV. Briefe von J. M. R. Lenz an Herder 215

V. Jean Pauls Briefwechſel mit Herder und deſſen Gattin 247

VI. Briefe von Claudius an Herder 357

I.

Goethes Briefe an Herder.

Einleitung.

Zu den glücklichſten, die Entwicklung Deutſcher Bildung und Dichtung wirkſamſt fördernden Ereigniſſen zählt mit vollſtem Rechte das zufällige Zuſammentreffen zweier der bedeutendſten Begründer unſerer geiſtigen Mündigkeit, des Vertreters reinſter Humanität mit dem Dichter klarſter und tiefſter Gemüthlichkeit, an der Grenze Deutſcher Sprache und Deutſchen Lebens in dem ſtaatlich uns ſchon längſt entfremdeten Straßburg. Als Herder im Herbſt 1770 die Bekanntſchaft des fünf Jahre jüngern Goethe machte, befand er ſich in einer peinlichen Lage, da er das Verhältniß zu dem Prinzen Peter Friedrich Wilhelm von Holſtein, als deſſen Lehrer und Prediger er die Reiſe unternommen hatte, ganz aufzulöſen ſich gedrungen fühlte, während die ihm angebotene anſehnliche Stellung in Bückeburg, die er aus äußern Gründen annehmen mußte, ſeinen nach freier öffentlicher Wirkſamkeit gährend treibenden Geiſt in leidige Feſſeln zu ſchlagen drohte. Auch ſtand ihm damals eine kaum zu umgehende Augenoperation bevor. Durch ſeine „Fragmente zur Deutſchen Litteratur“ und ſeine „kritiſchen Wälder“ hatte Herder bereits die Blicke der Welt auf ſich gezogen und voll friſcher Begeiſterung einen erfolgreichen Kampf gegen die beſchränkten Geſchmacksanſichten begonnen, indem er im Gegenſatz zu trockener Nüchternheit und leerem Schwulſte reine Naturwahrheit und geniale Freiheit über alles erhob und durch den Schwung ſeines aufblitzenden Geiſtes Herz und Sinn hinriß. Eben war er mit Abfaſſung der Preisſchrift „über den Urſprung der Sprache“ beſchäftigt, worin er den Beweis zu liefern ſuchte, daß die Sprache vom Weſen der menſchlichen Seele unzertrennlich ſei, die durch ſich ſelbſt ſich nothwendig eine Sprache ſchaffe und fortſchaffe, wie ſie ſich den Sinn der Vernunft als eine Schöpferin, als ein Bild des Weſens Gottes ausbaue, daß der Urſprung der Sprache alſo nur in ſofern göttlich ſei als die Seele ſelbſt ein Odem Gottes. Zu gleicher Zeit lag ihm ſchon die „Plaſtik“ im Sinne, worin er das Weſen der Kunſt und ihrer verſchiedenen Arten im Gegenſatz zu Leſſing zu beſtimmen gedachte.

Goethe fühlte ſich, als er den bereits ſo bedeutend hervorgetretenen Mann zu Straßburg kennen lernte, vom friſcheſten, freieſten Muthe belebt; die Schwingen ſeines Geiſtes begannen ſich zu entfalten, der bis dahin zunächſt auf den gewohnten Bahnen mit altkluger Behaglichkeit ſich umgetrieben, dann aber während längerer Körperleiden in myſtiſche Anſchauungen ſich verſenkt hatte. Herder war es, der ihn mit eindringlichſter Gewalt auf das hinwies, was bei aller Dichtung Noth thue, auf einfache, treue Naturwahrheit, der ihn in dem verachteten Volksliede den ewig ſprudelnden Brunnen wahren Gefühls verehren ließ, der ihn von aller geſpreizten Wortdichtung abbrachte, für Shakeſpeares Größe und Oſſians düſtre Klaggeſänge ihn begeiſterte. Die bittere Schärfe, welche der von Natur ſpröde, nicht allein durch eine langwierige und dazu unglückliche Augenheilung verſtimmte Mann den Belehrungen des jüngern Freundes einmiſchte, vermochte dieſen nicht zurückzuſchrecken, da er den weiten Umfang von Herders Kenntniſſen, die Tiefe ſeiner leuchtenden Einſicht, ſein feines Gefühl für das Rechte und Wahre lebendig empfand. Dagegen fand ſich Herder freilich durch Goethes wunderlich aufgeregtes, geiſtreich ſpielendes, jugendlich abſpringendes Weſen angezogen, ohne aber den hochbegabten Dichter in ihm zu ahnen, vielmehr glaubte er in dieſem Sprudeln ſeines Geiſtes kein volles, rein anklingendes Gemüth, dieſen Grund und Boden jeder wahren Dichtung, ſondern nur die Selbſt fälligkeit eines vom Glück verzogenen, anmaßlich kecken Jünglings zu erkennen, dem er über ſeine dichteriſche Unfähigkeit und ſeinen verdorbenen Geſchmack die Augen öffnen müſſe.

Mehr als vierzig Jahre ſpäter, faſt neun Jahre nach Herders Hinſcheiden hat Goethe ſelbſt in „Wahrheit und Dichtung" ſein erſtes Begegnen mit dem für die Förderung unſeres geiſtigen Lebens auf alle Zeit hin ſo ungemein bedeutenden Manne zu ſchildern geſucht, in den Hauptzügen wundervoll treu, wenn er auch die ſpätere Grämlichkeit und vornehme Lehrhaftigkeit Herders etwas zu ſehr auf jene Zeit übertragen haben möchte. Zu welcher Begeiſterung ſich beide Freunde damals in gemeinſamer, Bruſt an Bruſt drückender Seligkeit hinreißen ließen, ergibt ſich aus der denkwürdigen auf Goethe hindeutenden Aeußerung, womit Herder zwei Jahre ſpäter ſeinen Aufſatz über Shakeſpeare ſchloß: „Glücklich, daß ich noch im Ablaufe der Zeit lebte, wo ich ihn (Shakeſpeare) begreifen konnte, und wo Du, mein Freund, der Du Dich bei dieſem Leſen erkenneſt und fühlſt, und den ich vor ſeinem heiligen Bilde mehr als einmal umarmet, wo Du noch den ſüßen und Deiner würdigen Traum haben kannſt, ſein Denkmal aus unſern Ritterzeiten in unſerer Sprache unſerm ſo weit abgearteten Vaterlande herzuſtellen. Ich beneide Dir den Traum, und Dein edles Deutſches Wirken. Laß nicht nach, bis der Kranz dort oben hange. Und ſollteſt Du alsdann auch ſpäter ſehen, wie unter Deinem Gebäude der Boden wankt und der Pöbel umher ſtill ſteht und gafft oder höhnt, und die daurende Pyramide nicht alten Aegyptiſchen Geiſt wieder aufzuwecken vermag — Dein Werk wird bleiben und ein treuer Nachkomme Dein Grab ſuchen, und mit andächtiger Hand Dir ſchreiben, was das Leben faſt aller Würdigen der Welt geweſen: Voluit! quiescit!" Daß die Abendunterhaltungen in Herders Krankenſtube nicht ſo ernſt und grämlich waren, wie uns Goethes Schilderung ſie darſtellen möchte, ſieht man aus einem Briefe Herders an Begrow in Riga aus dem November 1770, wo er erzählt, wie er ſich am Abend von ſeiner Faulheit durch ein Glas Biſchof, ſein beliebteſtes Getränk, erhole. Auch möchte die Erzählung von der Geldanleihe, die er für Herder bei deſſen

Abgang von Straßburg gemacht und die ihn Wochen lang in Verlegenheit geſetzt habe, bis endlich das Geld mit mancherlei ſpöttiſchen Bemerkungen angekommen ſei, nach den vorliegenden Briefen auf einer Verwechslung beruhen.

Die zu Straßburg geſchloſſene Verbindung wurde nach Herders Abreiſe im April 1771 brieflich unterhalten. Goethe hatte einen ſo großen und mächtigen Begriff von Herders Geiſt gefaßt, daß er deſſen critiſche Ueberlegenheit gern anerkannte, ohne aber ſeine eigene Selbſtändigkeit aufzugeben, vielmehr fühlte er lebhaft, daß ihm eine urſprüngliche Dichtkraft verliehen ſei, die nur einer ſtetigen, reinen Ausbildung bedürfe, um zu wahrhaft bedeutenden Schöpfungen vorzudringen,[1] und in dieſem Gefühle ließ er ſich durch nichts beirren, wie viele ſelbſtgefällige Vorurtheile ihm auch Herders unerbittliche Strenge ſonſt angebrannt haben mochte. Selbſt der ſcharfe „Rieswurzbrief", womit Herder ſein erſtes Schreiben erwiedert hatte, machte ihn nicht ſtutzig; durch nichts wollte er ſich von dem „lieben Manne" abwendig machen laſſen, der ihm nur bleiben ſolle, was er ihm geweſen. Aber auch dieſem mußte der junge, ſo ernſt als feurig ſtrebende Jüngling immer bedeutender erſcheinen.

Herder ſprach bei ſeiner Reiſe nach Bückeburg, wohin er dem Rufe als Hauptpfarrer und Conſiſtorialrath folgte, zu Frankfurt in Goethes elterlichem Hauſe ein, wo ihn beſonders die Schweſter, welcher der Bruder mit ſolcher Liebe gedacht hatte, angezogen zu haben ſcheint. Doch weigerte ſich dieſe, ihm die im Hauſe wohl aufbewahrten frühern Arbeiten des Bruders vorzulegen, unter denen ſich das Leipziger Liederbuch, die „Laune des Verliebten" und die „Mitſchuldigen" befanden. Gleich nach der Rückkehr in ſeine Vaterſtadt ſandte Goethe die im Elſaß geſammelten Volkslieder ſeinem dringend nach Mittheilung derſelben verlangenden Freunde zu, ſprach ihm ſeine Freude über die Galiſche Urſchrift Oſſians aus und bat ihn zu dem auf Shakeſpeares Namenstag, den 14. October, veranſtalteten Feſte um die beabſichtigte Abhandlung über den großen Engliſchen Dramatiker. Unterdeſſen hatte er durch Vermittlung ſeines ſpätern Schwagers Johann Georg Schloſſer die Bekanntſchaft von Herders Freund, dem ſcharf verſtändigen Johann Heinrich Merck, und dem eng an ihn geſchloſſenen Darmſtädter Kreiſe gemacht, in welchem ſich auch Herders Braut Marie Caroline Flachsland, die Schwägerin des Geheimerath Heſſe, befand. Merck trat gar bald in genaueſte Beziehung zu dem jungen Dichter, deſſen er freilich eben ſo wenig als Herder ſchonte, aber er hob ihn mehr als dieſer, indem er ſeine Dichteranlagen ehrend anerkannte, doch hielt Goethe Herders Stimme für ungleich bedeutender, wenn er freilich auch Mercks ſcharfen Verſtand und ſein förderndes Wort gebührend ſchätzte. Mit Merck und Schloſſer verband ſich Goethe zur Uebernahme der „Frankfurter gelehrten Anzeigen“, nachdem er den erſten Entwurf des „Götz“ vollendet hatte. Letztern ſandte er bald darauf auch an Herder, von dem er nicht ſowohl anerkennendes Lob als wegweiſende Belehrung erwartete, und ſein faſt ein halb Jahr ſpäter einlaufendes ſcharfes Urtheil, daß Shakeſpeare ihn verdorben habe1), verletzte ihn ſo wenig, daß er ſelbſt dieſe ſeine Dichtung bald tiefer herabſetzte, als Herder gethan hatte. Ihn trieb es unabläſſig, ſich ſelbſt auszubilden, um endlich zu jener Meiſterſchaft zu gelangen, die ihn bei den mit allem Eifer geleſenen Griechiſchen Dichtern, bei Homer, Theokrit, Anakreon, Pindar, ſo wunderbar ergriff, während Herder um dieſe Zeit ſeine vollſte Thätigkeit den Vorarbeiten zur Entzifferung der „älteſten Urkunde des Menſchengeſchlechts“ widmete, worüber er ſchon im Februar 1772 an Heyne berichtet: „So viel ſich hier auf einem Quartblatt davon ſagen läßt, iſt: daß ich in einem Stücke, das wir alle auswendig wiſſen, eine Rune gefunden zu haben glaube2), die unläugbar iſt, ſeit Jahrtauſenden verkannt iſt, und die ich für das älteſte Symbolzeugniß des menſchlichen Geſchlechts mit dem Zeugniß des ganzen Alterthums ausgeben kann. Meine Entdeckung ändert in der Theologie Quartanten und Folianten, gibt der älteſten Welthiſtorie die

---

1) Vgl. unten zu Brief 7.

2) Schon im Briefe an Merck aus dem October 1770 ſpricht er von dieſer ſeiner Entdeckung.

eine augenſcheinliche Urkunde, der Chronologie den älteſten Zeitmeſſer, auf den bei allen den alten Völkern, deren Chronologie ſo ſtreitig iſt, ein Cyklus von Monaten und Jahren gebaut iſt, das alſo in dieſer mühſamen Verwirrung das Ding unendlich ſimplificirt, ſie führt auf den Urſprung der Buchſtaben, den erſten Schlüſſel der Aegyptiſchen Hieroglyphe, Mythologie u. ſ. w., gibt den Fingerzeig zur ganzen Kabbalah, hundert Talismanen. — Spreche ich Ihnen nicht wie ein Marktſchreier?" Seinen unfruchtbaren Bückeburger Kreis zu verlaſſen und ſich eine Stellung zu gewinnen, wo er den Eingebungen ſeines Geiſtes ganz folgen und des innigſten Zuſammenlebens mit der Geliebten ſeiner Seele genießen könne, war jetzt Herders ganzes Streben, woher er gern auf die von Göttingen aus ihm angebotene Profeſſur einging — aber die ſchon ganz geſichert ſcheinende Berufung ſcheiterte an der Erbärmlichkeit ſeiner hinterliſtigen Gegner. Goethe und die Darmſtädter Freunde konnten Herders gepreßten Zuſtand nicht verſtehen und zürnten ihm, daß er die Verbindung mit ſeiner unter unangenehmen Verhältniſſen lebenden Braut ſo lange hinziehe und durch wunderliches Mißtrauen ſich und der Geliebten das Leben verbittere, ſo daß ſie an ſeiner wahren Liebe zu zweifeln begannen. Goethe, der mehrfach nach Darmſtadt kam, und in vertrauter Beziehung zur Braut ſtand, verſagte es ſich eben ſo wenig als Merck, ſeine Mißbilligung über dieſe Verzögerung und die Qualen der Braut auszuſprechen, beſonders aber war es Leuchſenring, der ſich hier mit ſeiner Empfindſamkeit unberufen einmiſchte. Wie ſehr aber trotz mancher Spannung Herder und Goethe aneinander hingen und ſich im Herzen durch nichts beirren ließen, zeigt der Briefwechſel zwiſchen Herder und ſeiner Caroline auf anziehendſte Weiſe. Mochten ſie auch in ſpöttiſchen Knittelverſen ſich gegenſeitig durchziehen, beide erkannten ſich in reinſter, innigſter Würdigung ihres eben ſo reichen als grundedlen Weſens.

Herders am 2. Mai zu Darmſtadt erfolgender Trauung wohnte Goethe mit ganz eigenen Gefühlen bei, da eben die Verbindung Keſtners mit Charlotte Buff den letzten Schimmer der Hoffnung auf den Beſitz dieſer geliebten Freundin geraubt hatte.

Und zu derſelben Zeit betrübte ihn der Tod einer andern geliebten Freundin, der Fräulein Rouſſillon, Hofdame der verwittweten Herzogin von Zweibrücken in Darmſtadt, die ihren langen Leiden endlich erlag. Das Verhältniß zu Herder ſelbſt war einigermaßen geſtört, da deſſen Braut ſich mehr zu Leuchſenring hinneigte, und ſich von Merck und Goethe abwandte, wenn auch freilich Herder dem empfindſamen, ſich bei den Frauen überall einniſtenden Leuchſenring nicht traute. Bis zum Ende des Jahres 1774 fehlen uns alle Spuren einer brieflichen Verbindung Herders mit Goethe und Merck. Herders Jugendfreund der Buchhändler Hartknoch ſchreibt am 30. October von Riga aus an Herder: „Merck iſt mit der Landgräfin (von Heſſen-Darmſtadt) hier durchgereiſt. Er iſt ein ſehr artiger, und, wie ich hoffe, rechtſchaffner Mann. Er ſchien etwas gegen Sie zu haben, wollte aber nicht mit der Sprache heraus.“ Herder klagt am 12. Februar 1774 gegen Hartknoch: „Auch iſt es wahrhaftig nicht fein, daß Sie gegen Merck und ſolche Leute, von denen Sie ja nicht wiſſen, wie ich mit Ihnen ſtehe, von meinem ſchlechten Dienſt et talia ſprechen. Der Sch... hat nun überall poſaunt, was doch nicht einmal wahr iſt; denn ich bin hier ſo gut, daß ich dem Hofprediger in Darmſtadt und dem Diacon in Riga was.....“ Und gegen Hamann bemerkt er noch im Februar 1775, Merck ſei eher ſein Verräther, wie er zu glauben Urſache habe, als ſein Freund. Und daß Merck gegen Herder verſtimmt blieb, zeigen Wielands Briefe an Merck vom 22. November 1776 und vom 13. Juni 1777. Seinen im Juni 1773 ausgedruckten „Götz“ dürfte Goethe dem Freunde ſofort überſandt haben, doch fehlt uns darüber jede ſchriftliche Aeußerung.[1] Der Antheil, womit Herders im folgenden Jahr erſchienene „Aelteſte Urkunde des Menſchengeſchlechtes“ von Goethe begrüßt wurde, tritt uns in einem Briefe an Schönborn entgegen, dem er am

---

[1] An Nicolai ſchreibt Herder am 14. Auguſt 1773, daß Goethe ein Kopf ſei, zeige ſein „Götz“; er wüßte nicht, welche Marionette von neuerm Kunſtwerk als ſolchem er für den „Götz“ nehmen möchte.

8. Juni 1774 ſchreibt: „Es iſt ein ſo myſtiſch weitſtrahlſinniges Ganzes, eine in der Fülle verſchlungener Geäſte lebende und rollende Welt, daß weder eine Zeichnung nach verjüngtem Maßſtab einigen Ausdruck der Rieſengeſtalt nachäffen oder eine treue Silhouette einzelner Theile melodiſch ſympathetiſchen Klang in der Seele anſchlagen kann. Er iſt in die Tiefen ſeiner Empfindung hinabgeſtiegen, hat drin alle die hohe heilige Kraft der ſimpeln Natur aufgewühlt und führt ſie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelndem Orphiſchen Geſang vom Aufgang herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Laſterbrut der neuern Geiſter, De- und Atheiſten, Philologen, Textverbeſſerer, Orientaliſten 2c. 2c. mit Feuer und Schwefel und Flutſturm ausgetilgt." Die Verbindung mit Herder ſcheint damals ganz aufgelöſt geweſen zu ſein, und man könnte vermuthen, daß hierzu das um Oſtern 1774 vollendete, im Herbſt gedruckte „Faſtnachtsſpiel vom Pater Brey, dem falſchen Propheten" Veranlaſſung gegeben, welches bekanntlich gegen den wunderlichen, von Herders Gattin hochgeſchätzten Leuchſenring gerichtet war, und die ſeine Schleicherei verſpottete, wie dieſer zwiſchen Herder und ſeiner Braut Unfrieden ſtiftete.[1] Die Art, wie hier Herder als Dragonerhauptmann, ſeine Braut als die leicht bethörte Leonore aufgeführt wird, konnte leicht an

---

[1] Im April 1773 ſchreibt Caroline Flachsland: „Goethe hat neulich einen Jahrmarkt in Verſen hierher geſchickt, um Herrn Merck die Cour zu machen und Leuchſenrings Perſon darin aufzuführen." Das „Faſtnachtsſpiel" von Pater Brey kann hier ebenſo wenig gemeint ſein als das „Jahrmarktsfeſt zu Plundersweiler", doch möchte in beide manches aus jenem frühern „Jahrmarkt" übergegangen ſein. Daß Herder noch ſpäter mit Leuchſenring auf gutem Fuße ſtand, ergibt ſich aus ſeinem Briefe an Nicolai vom 19. Juni 1773, wo er den Rath Leuchſenring als ſeinen Freund und einen Mann „von vielem Geſchmack, Empfindung, Beleſenheit, Wohlthätigkeit und Planen der ſanften Bildung" bezeichnet.

ſtößig gefunden werden. Dagegen ſehen wir, daß Herder die Farce gegen Wieland und den „Prolog zu Bahrdts Offenbarungen“ mit großer Freude aufnahm[1], und wie hoch er Goethe ſtellte, wenn auch die Verbindung mit dieſem ſchon längere Zeit aufgehoben war, erkennen wir aus der Aeußerung gegen Hamann im Briefe vom 14. November 1774: „Goethes Clavigo und Leiden des jungen Werthers werden Sie nicht überſehen. Das Letzte kenne ich noch nicht, ſo wenig als ſeine Anmerkungen über das Theater nebſt überſetztem Shakeſpeareſchen Stücke.[2] Im Göttinger Muſenalmanache ſind zwei Stücke W. von ihm, die Sie leſen müſſen, und die den ganzen Almanach aufwiegen.[3] Er hat einen Lievländer Lenz, der jetzt Hofmeiſter in Straßburg iſt, zum Nebenbuhler ſeiner Laufbahn, den Verfaſſer des „Hofmeiſters“ und des „neuen Menoza“, welchen letztern ich auch noch nicht kenne. Dünkt Ihnen nicht auch, daß die Stücke dieſer Art tiefer als der ganze Berliniſche Litteraturgeſchmack reichen?“

Herder ſelbſt nahm den unterbrochenen Briefwechſel im Anfange des Jahres 1775 wieder auf, indem er ſein langes Schweigen entſchuldigte, und die freilich ſchon vor mehreren Monaten, gerade an Goethes Geburtstag erfolgte Geburt ſeines Sohnes Gottfried dem Frankfurter Freunde anzeigte, der ſich der ſo freundlich wieder angeſponnenen Verbindung herzlich freute. Fühlte er ſich ja gerade damals von der Liebe zu Lili gewaltig umgetrieben, und je mehr er ſich nach dem endlichen vollen Beſitze der Geliebten ſehnte, um ſo inniger wünſchte er, von dem häuslichen Leben des Freundes Genaueres zu vernehmen, wovon ſeine Briefe aus dem März, April und Mai redende Zeugen ſind. Hier deutet er auch auf das ihn beglückende Liebesleben hin, während er drei Jahre vorher ſeiner Wetzlarer Bedrängniſſe mit keinem Worte gegen ihn gedacht hatte. Herder war über dieſe freundlich innige Hingabe des herrlich begabten Dichters ſehr erfreut. „Ihre Prolegomena ſind an Moſer und Lavater abgegangen", ſchreibt er im Juni an Hamann. „Von mir hat Goethe ein Exemplar bekommen, der Sie ſtumm, aber deſto ſtärker hoch hält. Ich höre nur manchmal von ihm ein Wort, und wie das auch falle, iſts ein Kerl von Geiſt und Leben. Er will nichts ſein, was er nicht von Herzen und mit der Fauſt ſein kann." Aber ſeit der im Mai angetretenen Schweizerreiſe unterblieb die weitere briefliche Verbindung. Herder kam während Goethes Abweſenheit nach Frankfurt und Darmſtadt. An einem dieſer beiden Orte ſollte der eben aus der Schweiz zurückgekehrte Dichter noch zu ſeiner größten Freude Herder und die Seinigen finden. „Ich habe Goethe geſprochen und mich ſeiner gefreut", ſchreibt Herder den 4. October an Lavater, „Merck geſehen und ihn beſſer und liebenswürdiger gefunden, als ich dachte." Bei letzterm erkundigt ſich Herders Gattin im October, was Goethe mache, von dem ſie ſo lange nichts vernommen.

---

[1] Vgl. Herders Brief an Hamann vom Mai 1775.

[2] Der eigentliche Verfaſſer dieſer wunderlichen Schrift war Lenz.

[3] Die hier gemeinten dramatiſchen Stücke in Proſa „Die Pfändung“ und „Der Beſuch um Mitternacht“ ſcheinen gleichfalls nicht von Goethe zu ſein.

Erſt von Weimar aus wandte ſich Goethe in der erſten Hälfte des Decembers wieder an den Bückeburger Freund, und diesmal mit einer inhaltſchweren Frage, da er ihm die ſeit einigen Jahren erledigte Generalſuperintendentur zu Weimar im Namen des Herzogs antragen durfte. Freilich gehörte der erſte Gedanke, Herder zu dieſer mit dem Amt des Oberpfarrers verbundenen Stelle zu berufen, Wieland an, aber Goethe faßte ihn mit begeiſterter Seele auf, und als Herder ſich dazu bereit erklärt hatte, ſetzte er ihn mit größter Entſchiedenheit durch, allen offenen und ſchleichenden Gegnern und Neidern zum Trotz, indem er die Anfechtungen ſeiner Gläubigkeit mit derber Zurechtweiſung abfertigte, die von der Eigenſucht und gekränkter Ehrliebe gelegten Schlingen zerriß und die hohe Bedeutung des Mannes mit ſiegender Kraft hervorhob. Auch für die Herſtellung von Herders Amtswohnung auf dem Topfberge hinter dem hohen Schieferdache der Stadtkirche trug er die eifrigſte Sorge, bot ihm für die erſte Zeit bei ſich ſelbſt Wohnung an und bemühte ſich als treueſter, umſichtigſter Freund, was für Herder um ſo wohlthuender war, als Goethe ſich nun feſt entſchieden hatte, in

Weimar zu bleiben und als geheimer Legationsrath an den Regierungsgeſchäften ſich zu betheiligen.

Am Abend des 1. Octobers 1776 langte Herder mit ſeiner Gattin und zwei Kindern in Weimar an, freundlichſt begrüßt von Goethe [1]), Wieland und dem ganzen Hofe. Der erſte Verſuch einer Amtskränkung Herders, den man während Goethes und des Herzogs Abweſenheit wagte, ſcheiterte an ſeiner würdevollen Beharrlichkeit und an der durch Goethe vermittelten günſtigen herzoglichen Entſcheidung. Doch konnte Herders Verhältniß zu Goethe ſich in den erſten Jahren nicht in ſeiner urſprünglichen Innigkeit erhalten, da Herder körperlich litt und durch die ihm obliegenden, zum Theil höchſt unangenehmen und oft abſichtlich erſchwerten Geſchäfte verſtimmt war, auch mehr als je auf ſeine geiſtliche Wirkſamkeit ſich zurückzog und von ſeinem Standpunkt aus manche geſellſchaftlichen Tollheiten und ausſchweifend muthwilligen Scherze nicht zu billigen vermochte. Aus Rückſicht für den Hof durfte er ſich freilich nicht ganz den mancherlei Luſtbarkeiten entziehen, und fehlte es auch nicht an ſonſtigen Verbindungspunkten, wie wir auf Luſtfahrten einigemal die Herder's mit Goethe zuſammenfinden, und einmal berichtet Goethe ausdrücklich an Frau von Stein, es ſei Herder auf einem mit ihm und der herzoglichen Familie unternommenen Ausflug nach Kahla, Dornburg und Jena recht wohl geworden. Die von Herder in dieſer Zeit herausgegebenen Schriften, beſonders die „Volkslieder“ und die aus dem „hohen Liede“ bearbeiteten „Lieder der Liebe“ mußten Goethe um ſo erfreulicher ſein, als ſie ſeinen eigenen Neigungen entſprachen; hatte er ſich ſelbſt ja mit den Volksliedern und beſonders mit dem „hohen Liede“ eifrig beſchäftigt. Die „Lieder der Liebe“ theilte Goethe bereits im April 1777 handſchriftlich der Frau von Stein mit, wie er am Ende des folgenden Jahres dieſe „von einem weiſen König geſungenen und von einem weiſen Manne commentirten“ Lieder gedruckt der Freundin überſendet.

---

1) An Gleim ſchreibt Frau Herder: „Goethe kam den Mittwoch Abend (den 2.) vom Land und von der Lerchenjagd, und unſer Willkomm war recht freudig und herzlich.“

Zu den „Volksliedern" hatte Goethe die Ueberſetzung des „Klaggeſanges von der edlen Frauen des Aſan Aga"[1]) beigeſteuert. Kurz vor der erſten Schweizerreiſe ſcheint ſich Herder mehr von Goethe zurückgezogen zu haben; wenigſtens ſchreibt dieſer am 21. Auguſt 1779 an Frau von Stein: „Von Herdern hör' ich gar nichts." Doch vergaß Goethe auf dieſer Reiſe, wo die Erinnerung an alle in Weimar zurückgelaſſenen Geliebten ihn ſo rührend ergriff, auch ſeines alten Freundes Herder nicht. „Grüß Herdern", ſchreibt er an Knebel, „und gib ihm ſeinen Theil von dieſem Briefe. Leb wohl und vergnügt, und thut das Eurige, wenn wir zurückkommen, daß es uns wohl bleibe, wie wir ganz in der Stimmung ſind, Euch freundlicher als jemals entgegen zu gehen." Und nach der Rückkehr, wo man allgemein Goethe und den Herzog weit anſtändiger und rückſichtsvoller fand, ſcheint ſich das Verhältniß zunächſt freundlicher geſtellt zu haben, wovon unſer Brief Nr. 23 zeugt und die Aeußerung an Frau von Stein vom 21. Mai 1780: „Da ich geſtern Abend nach Hauſe kam, fand ich ein gar gut Zettelchen von der Herdern. Gewiſſe Dinge hängen doch närriſch zuſammen." Doch leider dauerte die Eintracht nicht lange; denn ſchon am 30. Juni meldet Goethe ſeiner vertrauten Seelenfreundin: „Herder's ſind wieder von Ilmenau zurück und haben mich zum Eintritt mit unangenehmen Sachen unterhalten, die ſie nichts angehen. Ich habe beſchloſſen, die Frau nächſtens beim Zipfel zu kriegen und ihr meine Herzensmeinung zu ſagen; ſie mag alsdann referiren, und es iſt gut, wenn man ſich erklärt, und gewiſſe Dinge ein- für allemal nicht leidet." Und von ſeiner zwei Monate ſpäter in Begleitung des Herzogs unternommenen Reiſe nach Thüringen ſchreibt er: „Herder's haben, merk' ich, die Minute abgepaßt, daß ich weg wäre, um einen Fuß in Ihr Haus zu ſetzen. Ich bitte die Götter auch, daß ich darüber recht klar ſein möge, was bei der Sache an mir liegt; bis dahin iſt mirs

---

1) Er findet ſich hier mit der Bemerkung: „Die Ueberſetzung iſt nicht vom Sammler", die ſonſt nur bei den „Liedern aus Oſſian" vorkommt, deren Ueberſetzung gleichfalls von Goethe ſein möchte.

ekelhaft.[a] Indeſſen ſtellte ſich die Verbindung bald wieder leidlich her, wie aus den Briefen 24 und 25 erhellt. „Mit Herder“, berichtet Goethe am 21. September 1781 an Knebel, „bin ich in ein Verhältniß gekommen, das mir für die Zukunft alles Gute verſpricht. Schone ihn! Man ſchont ſich ſelbſt, wenn man nicht ſtreng und grauſam in gewiſſen Lagen gegen Menſchen iſt, die uns oder den Unſrigen wieder näher werden können.“ Herder konnte, wenn er wohl aufgelegt war, höchſt liebenswürdig ſein, ſo daß man ſich nichts Beſſers wünſchen mochte, wie Goethe einmal gegen Frau von Stein äußert, allein ſein ſcharfer, bärbeißiger Humor verletzte nur zu oft alle, die ihm nahten. Beſonders verfolgte ihn dieſe Bitterkeit während der erſten Weimarer Jahre, wo er mit ſo vielen äußerlichen Hinderniſſen zu kämpfen hatte und ganz auf der ſtrengen Würde ſeines Amtes und dem ausſchließenden Standpunkt des geoffenbarten, im eigentlichen Verſtande göttlichen Chriſtenthums ſtand. Mit den achtziger Jahren beginnt eine freiere Richtung ſich bei ihm zu entfalten, die das Chriſtenthum nur als Lehre reiner Humanität faßt, ohne den göttlichen Urſprung ihres Stifters und die Lehre von der Erlöſung durch den Gottmenſchen als Grundſtein der ganzen religiöſen Ueberzeugung feſtzuhalten. Hatte er früher gegen diejenigen geeifert, denen Chriſtus bloß „ein guter Mann und Lehrer guter Moral“ war, nicht „Erlöſer der Welt, Mittelpunkt des menſchlichen Geſchlechtes, Vorbild chriſtlicher Vollkommenheit in die Ewigkeit hinüber“, ſo erkannte er jetzt das Weſen des Chriſtenthums in einem liebevoll thätigen, ſich ſelbſt vergeſſenden Daſein, in der „Bildung unſeres inneren Sinnes nach Jeſus' verdienſtvollem und lehrreichem Vorbilde“. Die Offenbarung als ſolche bot ihm immer weniger Gewißheit; letztere glaubte er nur in der Betrachtung der Natur zu finden, und zog es ihn vor allem an, den Gang Gottes in der Natur, den Plan zu erkennen, den Gott in der Beſtimmung und Einrichtung unſeres Geſchlechtes im ganzen, ſeiner Weisheit und Güte gemäß, entworfen. Mit ſolchen, über das geoffenbarte Chriſtenthum hinausgehenden Anſichten rückte er Goethe ganz nahe, und wurde auch ſeine Beurtheilung der Welt immer milder, menſchlicher.

Von der innigen Befreundung zwiſchen Herder und Goethe haben ſich einzelne Andeutungen in den Briefen des leztern an Frau von Stein erhalten. So theilt Goethe dieſer Freundin am 20. December 1781 Herders ſo eben erſchienenen Aufſaz „über Liebe und Selbſtheit“ mit, und acht Tage ſpäter bemerkt er: „Herders Geſpräche über die Seelenwanderung ſind ſehr ſchön und werden dich freuen; denn es ſind deine Hoffnungen und Geſinnungen.“ Um die Mitte des Jahres 1783 trat wieder ein vorübergehendes Mißverſtändniß von Herders Seite ein, dagegen ſteigerte ſich nach Goethes Rückkehr von ſeiner bis nach Kaſſel ausgedehnten Reiſe (am 6. October), von welcher er Herder ſo liebevoll begrüßt hatte, die Verbindung beider Freunde zum herzlichſten, innigſten Geiſt- und Seelenbunde, woran Herders Beſchäftigung mit den „Ideen zu einer Geſchichte der Philoſophie der Menſchheit“, in denen ſie ſo ganz nahe zuſammentrafen, den weſentlichſten Antheil hatte. Auf Goethes Rückkehr hatte Herder ſchon längere Zeit gewartet; denn da die erſte Büſte, welche der Bildhauer Klauer auf Jacobis Wunſch von Herder angefertigt hatte, ganz mißlungen war, ſo wollte er dieſem nur in Goethes Gegenwart ſizen. Und wie bald ſich die Freunde ganz fanden, ergibt ſich aus Goethes Aeußerung an Jacobi vom 12. November, wo er es als ein ſchönes Glück ſeines Lebens preiſt, daß die leidigen Wolken, die ſo lange Herder von ihm getrennt gehalten, endlich und, wie er überzeugt ſei, auf immer ſich verziehen mußten. „Es würde dir gewiß ſehr wohl bei uns werden“, fügt er hinzu. Schon am 19. October ſchreibt Goethe an Frau von Stein, er wolle Herder's zum Thee einladen, wozu die Freundin doch wohl auch kommen werde. Am 9. November hören wir, er wolle Herder zur Courzeit beſuchen. Wir wiſſen, daß er ſich um dieſe Zeit vorgeſezt hatte, mit Herder und Siegmund von Seckendorff die ſieben am Tempel zu Mekka aufgehängten Gedichte, die Moallakát, nach der Engliſchen Ueberſezung von Jones ins Deutſche zu übertragen. Der Anfang von Herders „köſtlichen“ Ideen, den dieſer im Anfange des Decembers verlas, gereichte Goethe zur höchſten Freude. Gern ließ er ſich auch von dieſem über die zwiſchen Jacobi und Mendelsſohn ſchwebende Streitfrage in Be treff des Spinozismus Leſſings unterrichten. „Er iſt dieſen Sachen auf dem Grunde", ſchreibt er an Jacobi. „Wir haben jetzt ſehr gute Abende zuſammen." Und dieſes innige, beide Freunde auf das ſchönſte fördernde Einverſtändniß und häusliche Zuſammenleben erhielt ſich eilf Jahre hindurch in einer um ſo herzerfreuendern Weiſe, als ihre Richtungen und Lebensſtellungen ſo durchaus verſchieden waren und Herder bei ſeiner anſpruchsvollen Natur und den drückenden äußern Verhältniſſen zu grämlichem Unmuth hinneigte.

Von jetzt an ſehen wir die Freunde, die ſich in reinſter Anerkennung und innigſter Neigung ganz wiedergefunden hatten, an ihren geiſtigen Strebungen nicht weniger als an allen Ereigniſſen ihres Familienlebens den herzlichſten Antheil nehmen. Mit begeiſterter Freude begleitete Goethe beſonders Herders „Ideen", ſeine „Geſpräche über Gott", wie auch ſeine „zerſtreuten Blätter", ſeine „Terpſichore" und die „Briefe zur Beförderung der Humanität" ihn anzogen. Wie fühlte er ſich in den erſtern Herder eng verbunden, im Gegenſatz zu Lavater, Claudius und Jacobi! „Wir ſind uns ſo nah", ſchreibt er von Neapel aus, „als es nur möglich iſt, ohne eines zu ſein, und in den Hauptpunkten am nächſten." Und von Rom aus verkündet er: „Wie ſehr mich Herders „Ideen" freuen, kann ich nicht ſagen. Da ich keinen Meſſias zu erwarten habe, ſo iſt mir dies das liebſte Evangelium — Je mehr dieſe Vorſtellungsart gewinnt, deſto glücklicher wird der nachdenkliche Menſch werden." Die „Geſpräche über Gott" ſchienen ihm „voll würdiger Gottesgedanken". Das Büchlein begleitete ihn zu Rom überall in ſeiner Einſamkeit, er las und beherzigte es oft, und es veranlaßte ihn, „in natürlichen Dingen weiter vorzudringen". In gleicher Weiſe nahm Herder an Goethes Werken den innigſten Antheil, ſo an der Fortſetzung der erſten Bearbeitung des „Wilhelm Meiſter", an den „Geheimniſſen", bei dem ihm gerade Herder, der eigentliche Humanus, lebhaft vorſchwebte, an ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten, beſonders an ſeiner Entdeckung des os intermaxillare beim Menſchen. Bei der erſten Geſammtausgabe ſeiner Werke unterſtützte er ihn auf das freundlichſte. Den „Werther" und „Götz" ging er bei dieſer

Gelegenheit mit größter Genauigkeit durch. Goethe freute ſich, wie gut Herder den erſtern gefühlt und einen bedeutenden Mangel deſſelben, deſſen Tilgung er ſich angelegen ſein ließ, glücklich entdeckt habe, während Herders Gattin gar nichts auf das Buch kommen laſſen wollte. Wie lebhaft „Götz“ ſeine Seele ergriff, beweiſt das uns erhaltene Zettelchen, womit er das durchgeſehene Buch an Goethe zurückſandte.[1] Beſonders aber empfahl er ihm die „Iphigenie“ an, die der Dichter gerade auf Herders dringendes Zureden von neuem durcharbeitete. Und auch an den folgenden dichteriſchen Arbeiten, an den Opern, an „Egmont“, „Fauſt“ und „Taſſo“ betheiligte er ſich mit ganzem Herzen, ja ſelbſt den „Großcophta“ und den „Reineke“ ging er auf Goethes Wunſch genau durch, auch noch den Anfang des erſten endlich im Jahr 1794 für den Druck abgeſchloſſenen Bandes von „Wilhelm Meiſter“. Und nicht weniger wie in ihren geiſtigen Arbeiten förderten ſie ſich in allen Lebensverhältniſſen, da innigſte Liebe ſie umſchlang. Herder zeigte ſich gegen den Freund fortwährend „gar lieb und gut“, ſo daß es dieſem immer wehe that, ſo oft er ihn verlaſſen mußte; er und Frau von Stein waren Goethe, wie er ſich ausdrückte, zu Weimar die einzigen Capitale, von denen er Intereſſe zog. In Italien ſchmerzte es ihn, den edlen Freund nicht auf allen Schritten zur Seite zu haben, die zauberiſchen Reize der Natur und Kunſt nicht mit ihm genießen zu dürfen, doch ward die herzlichſte Verbindung durch den reichen Briefwechſel unterhalten. Später betrübte es Goethe in tiefſter Seele, daß er Herders Ankunft nicht in Italien erwartet hatte oder mit ihm wieder in das Land ſeiner Sehnſucht zurückgekehrt ſei, doch hatte Herders Gattin es gerade als ein beſonderes Glück zu preiſen, daß Goethe zu Weimar zurückgeblieben war, da er ſich ihrer in Abweſenheit des Gatten mit beſorgteſter Liebe annahm. Auch von ſeinen weitern Ausflügen nach Venedig, Schleſien, der Champagne, der Belagerung von Mainz verfehlte Goethe nicht, dem Freunde die genaueſte Auskunft zu geben, und ſich nach allem, was ihn und die Seinigen betraf, angelegentlichſt zu erkundigen.

---

[1] Abgedruckt in Goethes Briefen an Frau von Stein III. 271.

Auch die Kinder des Freundes waren ſeiner Liebe verſichert, beſonders erfreute Goethe ſich ſeines Pathen Auguſt, der, wie früher Friedrich von Stein, ſpäter ſein eigner Sohn, ihn auf ſeinen kleinern Ausflügen begleiten mußte. In allen Lebensbeziehungen durfte Herder der reinſten Bereitwilligkeit und des entſchiedenſten Eingreifens von Goethes Seite voll verſichert ſein. Herder erkannte freudig an, daß Goethe Kopf und Herz immer auf der rechten Stelle habe und in jedem Schritte ſeines Lebens ein Mann ſei, der freilich ſeine eigenen, aber nicht ängſtlich zu bemeſſenden und philiſterhaft einzuſchränkenden Bahnen wandle. Schiller, der im Juli 1787 Herder's Bekanntſchaft machte, berichtet an Körner, wie dieſer mit Leidenſchaft, mit einer Art von Vergötterung an Goethe hange, und geſtehe, daß dieſer viel auf ſeine Bildung gewirkt habe. „Herder gibt ihm einen klaren univerſaliſchen Verſtand“, heißt es weiter, „das wahrſte und innigſte Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles, was er iſt, iſt er ganz, und er kann, wie Julius Cäſar, vieles zugleich ſein. Nach Herders Behauptung iſt er rein von allem Intriguengeiſt, er hat wiſſentlich noch niemand verfolgt, noch keines andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, ſelbſt im Kleinen ſeiner politiſchen Geſchäfte, und mit eben dieſem Eifer haßt er Myſtik, Geſchraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn eben ſo und noch mehr als Geſchäftsmann denn als Dichter bewundert wiſſen. Ihm iſt er ein allumfaſſender Geiſt.“ So zeigte ſich denn Herder, wo er immer vermochte, als Goethes wärmſter, treueſter Freund, ja wir ſehen ſogar den in höchſter geiſtlichen Würde ſtehenden Mann es nicht verſchmähen, für Goethes „Mädchen“, die in natürlicher Ehe mit ihm lebende Chriſtiane Vulpius, und ſein Kind während ſeiner Abweſenheit Sorge zu tragen.

Erſt ſeit das Verhältniß zu Schiller einen neuen dichteriſchen Frühling in Goethe wach rief, begann die Verbindung mit Herder ſich zu lockern. Schiller hatte ſowohl Goethe als Herder in anerkennendſter Weiſe zur Betheiligung an ſeiner neuen, unter dem Namen der „Horen“ beabſichtigten Zeitſchrift aufgefordert, und beide zugleich gebeten, ſich der Prüfung der aufzunehmenden Abhandlungen zu unterziehen. Goethe ging auf dieſe Einladung mit vollſter Seele ein, wogegen Herder, der ſich von Schillers Weſen zurückgeſtoßen fühlte, nur ſehr kühlen Antheil nahm. Bald fand ſich Goethe ganz zu Schiller hingezogen, dem er ſich im innigſten Zuſammenleben erſchloß, wobei beſonders die begeiſterte Freude, mit welcher Schiller die Fortſetzung des „Wilhelm Meiſter“ verfolgte und dem Dichter wie ein rathender Genius zur Seite ſtand, von höchſtem Einfluß ward. Wie ganz anders, wie befangen und nüchtern hatten ſich Knebel und Herder bei der Mittheilung dieſer aus Goethes innerſter Seele gefloſſenen Schöpfung gezeigt! Für Herders damaliges Verhalten iſt eine bisher unbekannte Aeußerung in einem nach dem Erſcheinen des erſten Bandes des Romans im Anfange des Jahres 1795 an die Gräfin Baudiſſin aus Knoop in Holſtein gerichteten Briefe von ſo hoher Bedeutung, daß wir derſelben hier eine Stelle einräumen zu müſſen glauben.

„Zuerſt, liebe gnädige Gräfin“, beginnt er, „bin ich Ihnen noch eine Antwort über Goethes Roman ſchuldig. Machen Sie mir doch Vorwürfe, als ob ich ihn ſelbſt geſchrieben hätte, und ich habe ihn, ſpäter als die meiſten Leſer, in dieſen Tagen erſt geleſen.“ „Vor vielen Jahren“, fährt er fort, „las er uns daraus Stücke vor, die uns gefielen, ob wir gleich auch damals die ſchlechte Geſellſchaft bedauerten, in der ſein Wilhelm war und ſo lange, lange aushielt. Ich weiß, was ich auch damals dabei gelitten habe, daß der Dichter ihn ſo lange unter dieſer Gattung Menſchen ließ. Indeſſen war damals der Roman anders. Man lernte den jungen Menſchen von Kindheit auf kennen, intereſſirte ſich für ihn allmählich, und nahm an ihm Theil, auch da er ſich verirrte. Jetzt hat der Dichter ihm eine andere Form gegeben; wir ſehen ihn gleich da, wo wir ihn nicht ſehen mögen, können uns ſeine Verirrungen nur durch den Verſtand erklären; intereſſirt aber hat er uns noch nicht ſo ſehr, daß wir irgend mit ihm ſympathiſiren könnten. Ich habe dem Dichter darüber Vorſtellungen gethan; er blieb aber bei ſeinem Sinn, und den zweiten Theil des erſten Bandes, wo die Philine vorkommt, habe ich im Manuſcript gar nicht geleſen. Ueber alles dieſes denke ich, wie Sie, liebe gnädige Gräfin, und jedes feine moraliſche Gefühl, dünkt mich, fühlt alſo. Goethe denkt hierin anders; Wahrheit der Scenen iſt ihm alles; ohne daß er ſich eben um das Pünktchen der Wage, das aufs Gute, Edle, auf die moraliſche Grazie weiſet, ängſtlich bekümmert. Im Grunde iſt dies der Fehler bei mehreren ſeiner Schriften. Er hat ſich alſo auch ganz von meinem Urtheil weggewandt, weil wir hierinnen ſo verſchieden denken. Ich kann es weder in der Kunſt noch im Leben ertragen, daß dem, was man Talent nennt, wirkliche, inſonderheit moraliſche Exiſtenz aufgeopfert werde, und jenes alles ſein ſoll. Die Mariannen und Philinen, dieſe ganze Wirthſchaft iſt mir verhaßt; ich glaube, der Dichter habe ſie auch verächtlich machen wollen, wie vielleicht die Folge zeigen wird. Es iſt aber ſchlimm, daß er dieſe Folge nicht mitgab, und den erſten Theil hinſtellte. Aber auch hierinnen handelte Goethe nach ſeinem Willen. Wie die Folge auch ſein mag, ſo bleibt dem Helden des Stücks immer ſein Flecken; ſeine erſte Liebe iſt — auf welch' ein Geſchöpf geworfen! Machen Sie mir alſo keine Vorwürfe, liebe gnädige Gräfin. Es kann niemand mehr gegen dieſe Vorſtellungsart haben als ich, da ich in mehreren Verhältniſſen wirklich darunter leide. Vielleicht an keinem Orte Deutſchlands ſetzt man ſich über zarte moraliſche Begriffe, ich möchte ſagen, über die Grazie unſrer Seele, in manchem ſo weit weg, als hier, und damit entgeht dem armen Menſchen der größte Reiz ſeines Lebens, und es erklingen ſehr falſche Diſſonanzen. Doch genug davon. Mir hat im ganzen Buch vorzüglich der alte Harfenſpieler gefallen. Das iſt mein Mann. Sonſt ſind ſehr treffende feine Bemerkungen darin, aber das Gewebe, worauf alles liegt, kann ich nicht lieben."

Schiller theilte zunächſt an Goethe den Anfang ſeiner Briefe „über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen" mit, worin dieſer ſeine eignen Anſichten auf eine zuſammenhängende und edle Weiſe ausgedrückt fand, wogegen Herder, an den Goethe ſie geſchickt hatte, ſie als Kantiſche Sünden[1]), wie Schiller gegen Körner ſich äußert, abhorrirte und ordentlich mit ihm ſchmollte. In einem an Goethe gerichteten Billete[1]) äußerte ſich Herder darüber in einer Weiſe, welche beide Freunde der Einſeitigkeit zu beſchuldigen ſchien; doch meinte dieſer, da man im Reiche der Erſcheinungen es überhaupt nicht ſo genau nehmen dürfe, und es immer ſchon tröſtlich genug ſei, mit einer Anzahl geprüfter Menſchen eher zum Nutzen als zum Schaden ſeiner ſelbſt und ſeiner Zeitgenoſſen zu irren, ſo wolle er mit Schiller getroſt und unverrückt ſo fort leben und ſich in ihrem Sein und Wollen ein Ganzes denken, um ihr Stückwerk nur einigermaßen vollſtändig zu machen. Freilich betheiligte ſich Herder in der erſten Zeit noch an Schillers „Horen“ und dem „Muſenalmanach“, aber der Widerſpruch ihrer Anſichten trat immer ſchärfer hervor, und die perſönliche Verbindung hörte faſt ganz auf, ſo daß Herders Gattin im December 1795 bei der Betreibung einer billigen Unterſtützung von Seiten des Herzogs ſich nicht mehr unmittelbar an Goethe wandte, ſondern Knebels Vermittlung in Anſpruch nahm. Goethe aber führte die Sache des alten Freundes mit erfolgreichem Eifer durch. Herder dankte dafür durch einen am Neujahrstage 1796 gemachten Beſuch, worüber ſich Goethe in einem Brief an Knebel verbindlich ausſprach, indem er zugleich den Wunſch äußerte, Herder möge ihnen doch bald etwas verleihen; aber hierbei hatte es auch ſein Bewenden. In Herders Geiſt hatte ſich die Zeit über der ſchärfſte Gegenſatz gegen die Kantiſche Philoſophie ausgebildet, deren hohe Bedeutung Goethe und Schiller auf das lebhafteſte fühlten, und der einſt ſo freiſinnige, den Selbſtzweck der Kunſt begeiſtert verkündende Mann trat jetzt, erbittert durch mancherlei verletzende Erſcheinungen des Uebermuthes und der Verdrehung der genial ſchwärmenden, ſich überſtürzenden Jugend als ſtrenger Sittenrichter auf, der die Wege der Kunſt von dieſer Seite her ängſtlich verzäunte, und, von grämlicher Betrachtung der Welt gebrochen, keines wahrhaft freien Aufſchwunges mehr fähig war. Gar auffällig zeigte ſich dieſes in dem im Sommer 1796 erſcheinenden Schluſſe der „Briefe zur Beförderung der Humanität", über den ſich Goethe am 20. Juni in einem Brief an Meyer ſehr ſcharf ausſpricht. „Freund Humanus hat vor kurzem noch ein böſes Beiſpiel gegeben", heißt es hier, „was Willkürlichkeit im Urtheile, wenn man ſie ſich einmal erlaubt, bei dem größten Verſtande für traurige Folgen nach ſich zieht. Eine Parentation kann nicht lahmer ſein als das, was über Deutſche Litteratur in gedachter Schrift geſagt wird. Eine unglaubliche Duldung gegen das Mittelmäßige, eine redneriſche Vermiſchung des Guten und des Unbedeutenden, eine Verehrung des Abgeſtorbenen und Vermoderten, eine Gleichgültigkeit gegen das Lebendige und Strebende, daß man den Zuſtand des Verfaſſers recht bedauern muß, aus dem eine ſo traurige Compoſition entſpringen konnte. Und ſo ſchnurrt auch wieder durch das Ganze die alte halbwahre Philiſterleier, „daß die Künſte das Sittengeſetz anerkennen und ſich ihm unterordnen ſollen". Das erſte haben ſie immer gethan, und müſſen es thun, weil ihre Geſetze ſo gut als das Sittengeſetz aus der Vernunft entſpringen; thäten ſie aber das zweite, ſo wären ſie verloren, und es wäre beſſer, daß man ihnen gleich einen Mühlſtein an den Hals hinge und ſie erſäufte, als daß man ſie nach und nach ins Nützlichplatte abſterben ließe." Freilich wurde Goethes hier auf anerkennendſte Weiſe gedacht, der eine einzelne gewählte Form immer im leichteſten Umriß zu ihrer Art vollendet habe, aber von ſeiner innerlichen Bedeutung war keine Rede, und nicht allein Klopſtock, Wieland, Leſſing, ſondern auch Uz, Ramler, Gerſtenberg, Götz, Kleiſt wurden auf dieſelbe Linie geſtellt. In dem Kreuzzuge, den die „Xenien" bald darauf gegen die geſpreizte Mittelmäßigkeit und den wuchernden Ungeſchmack unternahmen, blieb Herder ganz verſchont, ja ein paar günſtige Epigramme ſchienen gerade ſeiner lobend zu gedenken. Aber dennoch war Herder über dieſes litterariſche Sturmlaufen, das ſogar ſeinen Gleim getroffen hatte, in tiefſter Seele empört. Die völligſte Entfremdung trat in der Mitte des Jahres 1797 ein, und fehlte es auch in der Folge nicht an einzelnen freundlichen Berührungen, auf welche eine anderwärts zu gebende ausführliche Darſtellung näher einzugehen haben wird, wie z. B. Goethes „Propyläen“ Herders regen Antheil hervorriefen und deſſen Krankheit am Anfang des neuen Jahrhunderts dieſen gewaltig ergriff, ſo hielt doch der entſchiedene Gegenſatz und der unzertrennliche Bund Goethes mit Schiller die beiden früher ſo eng verbundenen Freunde auseinander. Selbſt des letzte freundlich anhebende Zuſammentreffen[1] ſollte mit einem bittern Nachklang für Goethe enden, der freilich gewohnt war, von Herder die kränkendſten Dinge zu hören, ſo daß es ihn im Grunde nicht überraſchen konnte, wenn dieſer ſeine „natürliche Tochter“ vor dem Verſtand ganz vernichtete, wie er es bei „Wilhelm Meiſter“ gethan hatte. Dem alten Freunde, der ſich bei der Confirmation ſeines Sohnes ſo ſchön benommen hatte, ſich dienſtfertig zu erweiſen, fühlte ſich Goethe von Herzen geneigt, aber er erkannte nur zu wohl, daß an ein lebendiges Einverſtändniß bei dem nach einer ganz andern Richtung hingewandten, geiſtig wie körperlich verſtimmten Manne nicht zu denken ſei, und er ſelbſt nur in dem fruchtbaren Bündniſſe mit Schiller ſeine wahre Förderung finden könne, wie er ſich früher eilf Jahre hindurch im gleichſtimmigen Wirken mit Herder ſo hoch beglückt gefunden hatte.

---

[1]) Schon im Juli 1787 ſchrieb Schiller: „Herder haßt Kant, wie du wiſſen wirſt."

---

[1]) Körner konnte dieſes Billet nur mit Entrüſtung leſen. „Was iſt das für eine Armſeligkeit, andere Vorſtellungen neben der ſeinigen nicht dulden zu können, und aus Selbſtgefälligkeit ſich gegen fremdes Verdienſt zu verblenden?“ ſchreibt er. „Fand er denn nichts mehr in Deinen Briefen als Kantiſche Ideen? Und wenn er auch mit Kant nicht ganz übereinſtimmt, kann er wohl den hohen Charakter, ſeine Art zu philoſophiren verkennen?“

---

[1] Im Mai 1803. Vgl. Goethes Werke B. 27, 141 f.

1.

Es geht mir mit dieſem Briefe, wie unfleißigen Knaben mit der Lection: ſie fangen an zu lernen, wenn ſie aufſagen ſollen. Die Poſt geht und hier iſt Shakespeare. Es war mir leichter ihn zu haben, als ich glaubte; in einem Anfall von hypochondriſcher Großmuth hätte mir mein Mann die Haare vom Kopf gegeben, beſonders da es für Sie war. Hierbei kommt ein Brief von Jungen[1]; der arme Menſch! Alle Gleichniſſe aus Weißens „Julie“ von Mehlthau, Maifroſt, Nord und Würmern können die Landplage nicht ausdrücken, die Käſtners[2] Schlangenſtab über den treuherzigen Jung gedeckt hat. Ich ſehe aus ſeinem Brief an Sie, mehr als aus unſerm Geſpräch über die Materie, wie aufgebracht er iſt; eigentlich verſichere ich Sie, Käſtner iſt in der Sache ſo zu Werke gegangen, daß ich ihn nicht ſchelten kann. Jung fühlt das freilich lebhafter als ich; halt das für Satiren, was Indignationen ſind, und das für Handwerksneid, was Profeſſorcritik iſt. Denn er hat nichts gethan, als er ſchickt ihm das Buch mit einem Briefe, worin

---

1) Heinrich Jung Stilling, der zu Straßburg ſich der Arzneiwiſſenſchaft widmete.

2) Der bekannte Mathematiker und Epigrammatiſt Hofrath und Profeſſor Abraham Gotthelf Käſtner.

er ihm weitläufig darthut, warum das Scharteckchen in Göttingen keinen Verleger finden konnte. Ferner folgen einige Blätter Anmerkungen, worinnen 1) (daß ich recht ordentlich verfahre, wie Jung) Erſtlich, ſag' ich, der Herr Profeſſor das myſtiſch-metaphyſiſch-mathematiſche Unkraut des Jungianismi mit Gärtnershand aus dem Boden jätet, dann die Unbequemlichkeiten des Inſtruments, die Vorzüge der Tabularum Sinuum auslegt, und mit Allegirung verſchiedener Autoren ſchließt, deren ähnliche Erfindungen durch die Tabulas außer Rede gekommen ſind. Ich glaubte Ihnen, da ich Jungs Brief geleſen hatte, dieſe Relation ſchuldig zu ſein. Nachdem Sie fort ſind, bin ich kein Heiliger, und ich habe mich recht aus dem innerſten Herzen heraus gebrüſtet, da ich meinen Namen, hinter dem Ihrigen mit einem ſo honorabeln **Ein**ſtaffirt fand. Es iſt das erſtemal, daß ich dieſes gelehrte **Von** vor meinen ſechs Buchſtaben ſehe. Nun hab' ich doch zur Eruditionsbaronie die nächſte Anwartſchaft, ich meine die Multiplication meines edlen Selbſt: die Clodiuſe[1]), die Schüblern[2]) ſollen ſehen.

---

[1]) Chriſtian Auguſt Clodius, außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie zu Leipzig, als Dichter und Critiker nicht ohne Anſehen, gegen den Goethe ſchon als Student ſeinen Spott gewandt hatte. Vgl. Goethes Werke B. 21, 104 ff. Außer ſeinem „Medon oder die Rache des Weiſen“ hatte er ſich durch ſeine „Verſuche aus der Litteratur und Moral“ einen Namen gemacht.

[2]) David Schiebeler, Doctor der Rechte und Canonicus zu Hamburg, hatte ſich als Dichter beſonders durch ſeine

Adieu, lieber Herder; ich fange an närriſch zu werden. Behalten Sie mich lieb und es wird immer nur officium, nicht beneficium bleiben; denn Sie fühlen, wie lieb ich Sie habe.

Herr Salzmann [1]) läßt Sie grüßen.

Noch was. Ich habe einen Specht [2]) ausgeſtopft geſehen. Das iſt kein gemeiner Vogel.

Und ich bin, ganz wie ich bin, Ihr Freund Goethe.

Am Tage, da Pegelow [3]) ſchrieb. [4])

Romanzen und die Operette „Liſuard und Dariolette“ bekannt gemacht. Vgl. Goethe's Werke B. 6, 59. 21, 138.

1) Der Actuarius Johann Daniel Salzmann. Vgl. Goethes Werke B. 21, 178 – 195.

2) Herder hatte den jungen Freund ſcherzhaft einen Specht genannt, wie er ihm ſonſt etwas „Spatzenmäßiges“, „entſetzlich ſcharrende Hahnenfüße“ zuſchrieb.

3) Der junge Ruſſe, deſſen Goethe B. 21, 234 gedenkt. Vgl. den Brief Herders an den Controleur Pegrow zu Riga in „Herder's Lebensbild“ III, 265 ff. An den Buchhändler Hartknoch ſchreibt Herder im Januar 1773: „Von Pegrow retorquiren Sie mir doch einige Nachricht über ſeinen Vetter, den ich in Straßburg todtkrank nachgelaſſen und deſſen Schatten mich verfolgt. Hat der brave Junge ſeinen Tod finden müſſen, ſo bin ich wieder von dem Dinge, das alle unſere Handlungen lenkt und Schickſal heißt, Zeuge: denn in Liefland wäre er nicht geſtorben. Friſt er ſich durch, ſo iſt er ein wackerer Menſch, und erreicht er den Zweck ſeiner Reiſe, ſo der wackerſte unter Tauſenden, und er ſoll Ihr Feldhauptmann ſein.“ Hartknoch berichtet darauf, daß Pegrow ſich geſund zu Paris befinde.

4) Im April 1771 hatte Herder Straßburg verlaſſen.

2.

Ich zwinge mich, Ihnen in der erſten Empfindung zu ſchreiben. Weg Mantel und Kragen! Ihr Rieſenwurzbrief iſt drei Jahre alle Tagserfahrungen werth. Das iſt keine Antwort drauf, und wer könnte drauf antworten? Mein ganzes Ich iſt erſchüttert, das können Sie denken, Mann, und es fibrirt noch viel zu ſehr, als daß meine Feder ſtet zeichnen könnte. Apollo von Belvedere, warum zeigſt du dich uns in deiner Nacktheit, daß wir uns der unſrigen ſchämen müſſen. Spaniſche Tracht und Schminke! Herder, Herder, bleiben Sie **mir**, was Sie mir ſind. Bin ich beſtimmt, Ihr Planet zu ſein, ſo will ichs ſein, es gern, es treu ſein. Ein freundlicher Mond der Erde. Aber daß — fühlen Sie's ganz — daß ich lieber Mercur ſein wollte, der letzte, der kleinſte vielmehr unter ſiebnen, der ſich mit Ihnen um Eine Sonne drehte, als der erſte unter fünfen, die um den Saturn ziehn.

Adieu, lieber Mann. Ich laſſe Sie nicht los. Ich laſſe Sie nicht! Jacob rang mit dem Engel des Herrn. Und ſollt' ich lahm drüber werden! Morgen ſoll Ihr Oſſian gehn. Jetzt eine Stunde mit Ihnen zu ſein, wollt ich mit — bezahlen.

Ich leſe meinen Brief wieder. Ich muß ihn gleich ſiegeln; morgen kriegten Sie ihn nicht.

(Straßburg im Sommer 1771).

3.

Daß ich Ihnen geben kann, was Sie wünſchen, und mehr als Sie vielleicht hoffen, macht mir eine Freude, deren Sie mich ſo wenig als eines wahren Enthuſiasmus fähig glauben können, nach dem Bilde, das Sie ſich einmal von mir haben machen müſſen. Genug, ich habe noch aus Elſaß zwölf Lieder mitgebracht, die ich auf meinen Streifereien aus denen Kehlen der älteſten Mütterchens aufgehaſcht habe. Ein Glück! denn ihre Enkel ſingen alle: „Ich liebte nur Ismenen.“ Sie waren Ihnen beſtimmt, Ihnen allein beſtimmt, ſo daß ich meinen beſten Geſellen keine Abſchrift aufs dringendſte Bitten erlaubt habe. Ich will mich nicht aufhalten, etwas von ihrer Fürtrefflichkeit, noch von dem Unterſchiede ihres Werthes zu ſagen. Aber ich habe ſie bisher als einen Schatz an meinem Herzen getragen; alle Mädchen, die Gnade vor meinen Augen finden wollen, müſſen ſie lernen und ſingen; meine Schweſter ſoll Ihnen die Melodien, die wir haben (ſind NB: die alten Melodien, wie ſie Gott erſchaffen hat) ſie ſoll ſie Ihnen abſchreiben. Und nun geſchwind Adieu, daß ich ans Abſchreiben komme.[1]

Nun bin ich fertig, und warte, bis die Poſt abgeht. Ich hoffe, die Lieder ſollen Ihnen Freude machen. Und hiermit Adieu. Von Keltiſchen, Galliſchen Sachen ſoll nächſtens etwas folgen. Es fehlen mir noch gewiſſe Bücher, die ich aber bald kriegen muß. Einige Gravamina über Ihren Brief, mit dem ich, im ganzen, ſehr zufrieden zu ſein Urſache hab'. Eins zum voraus: machen Sie künftig ein Couvert; es ſind einige Stellen verſiegelter als die Offenbarung Johannis.

---

[1] Die Lieder folgen unten im Anhang.

Weiter nichts für diesmal. Ich bin

Ihr

Goethe.

Meine Schweſter macht mich noch einmal anſetzen. Ich ſoll Sie grüßen, und Sie auf den 14. October invitiren, da Shakeſpeares Namenstag mit großem Pomp hier gefeiert werden wird. Wenigſtens ſollen Sie im Geiſte gegenwärtig ſein, und wenn es möglich iſt, Ihre Abhandlung[1] auf den Tag einſenden, damit ſie einen Theil unſrer Liturgie ausmache.

Meine Eltern empfehlen ſich Ihrem Andenken.

(Frankfurt Ende Auguſt oder Anfang September 1771.)[2]

---

[1] Herders Abhandlung über Shakeſpeare erſchien im Jahre 1772 in den „Blättern von Deutſcher Art und Kunſt".

[2] Schon am 31. Auguſt ware Goethe zu Frankfurt als Advocat vereidigt.

4.

—[1]) Dieſe Stellen ſind alle aus dem ſiebenten Buch. Wenn Sie ſchon einen Oſſian haben, ſo braucht' ich das nicht dazu zu fügen. Sie werden ſehen, ob Sie mit mir einig ſein können, wann ich ſage, die Relicks[2]) und Oſſians Schottiſches machen ganz verſchiedene Würkung auf Ohr und Seele. Der ungebildete Ausdruck, die wilde Ungleichheit des Sylbenmaßes (von dem ich freilich nicht mehr ſagen kann, als daß es ungleich iſt), das nachklingende Pleonaſtiſche, das zwar Macpherſon manchmal überſetzt (sons of song, of foamy streams), im Original hängts aber faſt an jeder Zeile (nan speur, na hoicha, nach beo, nan teud, nan nial) gibt dem Sylbenmaß einen eignen Fall, und dem Bild eine nachdrückliche Beſtimmung; das alles zuſammen rückt ſo weit von dem Engliſchen Balladenrhythmus, von ihrer Eleganz ꝛc.*) daß Sie alles beſſer finden werden, als ichs ſagen kann. Ueberhaupt iſt es ein Ueberfluß, Euch Herren ſeine Meinung zu ſagen, wenn Ihr über eine Sache ſelbſt nachgedacht habt, oder denken wollt. Soviel können Sie hieraus ſehen, daß ich mich mit Ihnen, für Sie eine Zeit her beſchäftigt habe, und daß ich keiner von den letzten bin, für die Sie ſchreiben. Wenn Sie noch mehr aus dem Schottiſchen überſetzt haben wollen, ſo ſchreiben Sie's. Wenn Sie keinen Oſſian kriegen können, ſteht meiner zu Dienſten, aber ich muß ihn wieder haben. Melden Sie's bald; denn ich kann unmöglich ſehen, daß Sie noch lange ſind, ohne ſoviel Freude zu haben, als ich; denn es geht doch nichts drüber. Die deutſchen Balladen werden Sie haben. Eſchenburg iſt ein elender Kerl. Seine Ueberſetzung (der Stellen Shakeſpeares[1] verſteht ſich) verdient keine Nachſicht; ſie iſt abſcheulich. Die Abhandlung ſelbſt[2] hab' ich nicht geleſen, werde auch ſchwerlich. Schicken Sie nur Ihre auf den 14. October. Die erſte Geſundheit nach dem Will of all Wills ſoll auch Ihnen getrunken werden. Ich habe ſchon dem Warwickſhirer ein ſchön Publicum zuſammen gepredigt, und überſetze Stückchen aus dem Oſſian, damit ich auch den aus vollem Herzen verkündigen kann.[3]

---

[1]) Beigelegt eine Anzahl von Stellen aus dem ſiebenten Buch der von Macpherſon herausgegebenen angeblichen Urſchrift der „Temora“ nebſt gegenüberſtehender bis auf die Wortſtellung ganz wörtlicher Ueberſetzung, ganz ſo wie ſie Herder im Brief an Merck aus dem Juli 1771 (Nr. 8) gibt, mit dem Engliſchen Texte.

[2]) Die von Percy herausgegebenen Reliques of ancient Poetry, die auch in Deutſchland ſo mächtig wirkten.

*) Nach geendigtem Brief leſ' ich die Stelle in Ihrem, da Sie von Oſſianen reden, und fühle, daß ich nichts hätte ſagen ſollen, bis ich Ihre Abhandlung geleſen hätte. Es mag ſein. Nur könnten Sie nach dieſem glauben, ich habe Sie nicht verſtanden.

---

[1] Der volksthümlichen Lieder.

[2] Verſuch über Shakeſpeares Genie und Schriften. Aus dem Engliſchen.

[3] Stücke aus Oſſian hatte er ſchon zu Straßburg überſetzt, und er fügte dieſe mit geringen Veränderungen ſpäter ſeinem „Werther" ein. Sollte hier an die Ueberſetzungen in Her-

Meine Schweſter laßt Sie grüßen. Sie hat mir weitläuftig erzählen müſſen, was bei Ihrer Anweſenheit geredt wurde, und da verſtand ich den Anfang Ihres Briefs erſt ganz und lachte mit mir und dachte: Wie wird Herder geguckt haben, da er von Dominicus Baham Feti[1] ſo reden hörte? Sie haben aber doch (ut soles) das Facit richtig herausgebracht. Subtrahendo zuvörderſt und dann addendo den Reſt zu meiner Straßburger Summe. Es iſt auch verplaudert worden, daß ich fürtreffliche Werke geſchrieben habe. Meine Schweſter weiß ſelbſt nicht, warum ſie ſie auf Ihr anhaltendes Geſuch nicht herausgeben wollte. Es würde Ihnen nicht unangenehm geweſen ſein, die Geſchichte meiner Seele zu leſen und den ſeltſamen Standort zu kennen, von dem ich damals die Welt ſah. Es war Ihnen nicht gegönnt. Dem ſei nun, wie ihm ſei. Apoſtel oder Philiſter! ich bleib' für Sie, was ich war. Adieu.

(Frankfurt im September 1771.) Goethe.

---

ders „Volksliedern" (vgl. oben S. 14, Note 1) zu denken ſein?

[1] Ueber Herders Spott auf Goethes Vorliebe für Domenico Feti vgl. Goethes Werke B. 21, 238 ff. Schach Baham iſt aus Crebillons Sofa bekannt. Auch in Wielands „goldnem Spiegel" wird er als außerordentlicher Märchenfreund erwähnt.

5.

Das Reſultat meiner hieſigen Einſiedelei kriegen Sie hier in einem Skizzo, das zwar mit dem Pinſel auf Leinwand geworfen, an einigen Orten ſogar einigermaßen ausgemalt, und doch weiter nichts als Skizzo iſt.[1] Keine Rechenſchaft geb' ich Ihnen, lieber Mann, von meiner Arbeit, noch ſag' ich meine jetzige Empfindungen darüber, da ich aufgeſtanden und in die Ferne getreten bin; es würde ausſehn, als wollt' ich Ihr Urtheil leiten, weil ich fürchtet', es wandelte an einen Platz, wo ichs nicht wünſchte. Das aber darf ich ſagen, daß ich recht mit Zuverſicht arbeitete, die beſte Kraft meiner Seele dran wendete, weil ich that, um Sie drüber zu fragen, und wußte, Ihr Urtheil wird mir nicht nur über dieſes Stück die Augen öffnen, ſondern vielmehr über dieſem Stück dich lehren, wie Oeſer[2], es als Meilenſäule pflanzen, von der wegſchreitend du eine weite, weite Reiſe anzutreten, und bei Ruheſtunden zu berechnen haſt. Auch unternehm' ich keine

---

[1] Goethe ſandte den erſten noch vor dem Ablauf des Jahres 1771 vollendeten Entwurf ſeines „Götz von Berlichingen" an Herder, wie er ihn auch ſeinen Freunden Salzmann und Lerſe mittheilte.

[2] Der Maler Prof. Adam Friedrich Oeſer in Leipzig, der für die Entwicklung von Goethes Geſchmack von bedeutendſtem Einfluß ward. Vgl. Goethes Werke B. 21, 115 ff. und ſeine Briefe an Oeſer in den von O. Jahn herausgegebenen „Briefen an Leipziger Freunde".

Veränderung, bis ich Ihre Stimme höre: denn ich weiß doch, daß alsdann radicale Wiedergeburt geſchehen muß, wenn es zum Leben eingehn ſoll.

Jetzo ſtudir' ich Leben und Tod eines andern Helden, und dialogiſir's in meinem Gehirn. Noch iſt's nur dunkle Ahndung. Den Sokrates, den philoſophiſchen Heldengeiſt, „die Eroberungswuth aller Lügen und Laſter, beſonders derer, die keine ſcheinen wollen.“ oder vielmehr den göttlichen Beruf zum Lehrer der Menſchen, die *ἐξουσίαν* des *μετανοεῖτε*[1], die Menge, die gafft, die wenigen, denen Ohren ſind zu hören, das Phariſäiſche Philiſterthum der Meliten und Anyten[2], die Urſache nicht, die Verhältniſſe nur der Gravitation und endlichen Uebergewichts der Nichtswürdigkeit. Ich brauche Zeit, das zum Gefühl zu entwickeln. Und dann weiß ich doch nicht, ob ich von der Seite mit Aeſopen und Lafontaine verwandt bin, wo ſie nach Hamann mit dem Genius des Sokrates ſympathiſiren; ob ich mich von dem Dienſte des Götzenbildes, das Plato bemalt und verguldet, dem Xenophon räuchert, zu der wahren Religion hinaufſchwingen kann, der ſtatt des Heiligen ein großer Menſch erſcheint, den ich nur mit Liebenthuſiasmus an meine Bruſt drücke, und rufe. Mein Freund und mein Bruder! Und das mit Zuverſicht zu einem großen

---

1) Der Bekehrungsruf des Johannes in der Wüſte (Matth. 3, 1), wozu ihm die Gewalt (*ἐξουσία*) verliehen war.

2) Melitos und Anytos waren die Ankläger des Sokrates.

Menſchen ſagen zu dürfen! — Wär' ich einen Tag und eine Nacht Alcibiades, und dann wollt' ich ſterben! —

Vor wenigen Tagen hab' ich Sie recht aus vollem Herzen umfaßt, als ſäh' ich Sie wieder und hörte Ihre Stimme. Ich ſah den gepeitſchten Heliodor an der Erde, und der himmliſche Grimm der rächenden Geiſter ſäuſelte um mich herum.[1] Sie würden dieſe Tropen vielleicht entziffern, wenn ich Ihnen auch nicht den Wandsbecker Boten und den Biographiſten nennte. Ich kann nicht läugnen, daß ſich in meine Freude ein bißchen Hundereminiscenz miſchte[2], und gewiſſe Striemen zu jucken anfingen, wie friſch verheilte Wunden bei Veränderung des Wetters; ich merkt's zwar erſt eine Zeit lang hintendrein, und ſtreichelte meinen Genius mütterlich mit Troſt und Hoffnung.

Vor einiger Zeit bracht' ich auch einen reichen Abend mit Merken[3] zu. Ich war ſo vergnügt, als ich ſein kann, wieder einen Menſchen zu finden, in deſſen Umgang ſich Gefühle entwickeln und Gedanken beſtimmen.

Und nun, hochwürdiger Prieſter, vergiß über der Pflege des Altars der Zucht der Akoluthen nicht, deren Phantaſie natürlich nach deinem Meßgewande geizt, deren Kraft aber leider in der Adjunctus- und Küſtermannsſtelle meiſtentheils ans non plus ultra anrennt. Den Schluß mache der Schluß des Platoniſchen apologiſirenden Sokrates. *Και εαν δοκωσι τι ειναι μηδεν οντες, ονειδιζετε αυτοις, ὁτι ουκ επιμελουνται ὡν δει, και οιονται τι ειναι οντες ουδενος αξιοι. Και εαν ταυτα ποιητε, δικαια πεπονθως εγω εσομαι υφ' υμων.*[1]

---

[1] Der Zauberer Heliodor zu Catania ward durch die Glaubenskraft des Biſchofs Leo bezwungen, gegeißelt und endlich dem Feuertode überantwortet.

[2] Herders ſcharfe Beurtheilung des Biographiſten (Biographie der Dichter von Chriſtian Heinrich Schmid) erinnerte ihn an den ſcharfen Spott, womit dieſer einſt im [illegible] ſeine äſthetiſche Unzulänglichkeit getroffen hatte.

[3] Deſſen Bekanntſchaft er ſchon im Herbſte gemacht hatte.

(Frankfurt Ende 1771).

6.

Noch immer auf der Woge mit meinem kleinen Kahn, und wenn die Sterne ſich verſtecken, ſchweb' ich ſo in der Hand des Schickſals hin, und Muth und Hoffnung und Furcht und Ruh wechſeln in meiner Bruſt. Seit ich die Kraft der Worte *στηθος* und *πραπιδες*[2] fühle, iſt mir in mir ſelbſt eine neue Welt aufgegangen. Armer Menſch, an dem der Kopf alles iſt! Ich wohne jetzt in

---

[1] „Und wenn diejenigen, die nichts ſind, etwas zu ſein glauben, ſo werfet ihnen vor, daß ſie nicht für das, was Noth thut, Sorge tragen, und etwas zu ſein meinen, da ſie nichts werth ſind. Und wenn ihr dieſes thut, werde ich mit Recht dieſes von euch erlitten haben.“

[2] Bruſt und Sinn als Bezeichnung des wahren Gefühls, das den Dichter macht. Beſonders ſchwebt der Pindariſche Gebrauch vor.

Pindar, und wenn die Herrlichkeit des Pallaſts glücklich machte, müßt' ichs ſein. Wenn er die Pfeile ein- übern andern nach dem Wolkenziel ſchießt[1], ſteh' ich freilich noch da und gaffe, doch fühl' ich indeß, was Horaz ausſprechen konnte, was Quintilian rühmt, und was Thätiges an mir iſt, lebt auf, da ich Adel fühle und Zweck kenne. *Ειδως φυα, ψεφηνος ανηρ μυριαν αρεταν ατελει νοω γευεται, ουποτ ατρεκει κατεβα ποδι, μαθοντες* ꝛc.[2] Dieſe Worte ſind mir wie Schwerter durch die Seele gangen. Ihr wißt nun, wie's mit mir ausſieht, und was mir Euer Brief in dieſem Philoktetſchen Zuſtande worden iſt.

Seit ich nichts von Euch gehört habe, ſind die Griechen mein einzig Studium. Zuerſt ſchränkt' ich mich auf den Homer ein, dann um den Sokrates forſcht' ich in Xenophon und Plato. Da gingen mir die Augen über meine Unwürdigkeit erſt auf, gerieth an Theokrit und Anakreon, zuletzt zog mich was an Pindarn, wo ich noch hänge.[1] Sonſt hab' ich gar nichts gethan, und es geht bei mir noch alles entſetzlich durch einander. Auch hat mir endlich der gute Geiſt den Grund meines ſpechtiſchen Weſens[2] entdeckt. Ueber den Worten Pindars ἐπικρατεῖν δύνασθαι[3] iſt mir's aufgegangen. Wenn du kühn im Wagen ſtehſt, und vier neue Pferde wild unordentlich ſich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkſt, den austretenden herbei, den aufbäumenden hinabpeitſcheſt, und jagſt und lenkſt, und wendeſt, peitſcheſt, hältſt, und wieder ausjagſt, bis alle ſechzehn Füße in einem Takt ans Ziel tragen[4] — das iſt Meiſterſchaft, ἐπικρατεῖν, Virtuoſität. Wenn ich nun aber überall herumſpaziert bin, überall nur dreingeguckt habe[*], nirgends zugegriffen. Drein greifen, packen iſt das Weſen jeder Meiſterſchaft. Ihr habt das der Bildhauerei vindicirt[1]), und ich finde, daß jeder Künſtler, ſo lange ſeine Hände nicht plaſtiſch arbeiten, nichts iſt. Es iſt alles ſo Blick bei Euch, ſagtet Ihr mir oft. Jetzt verſteh' ichs, thue die Augen zu und tappe. Es muß gehn oder brechen. Seht, was iſt das für ein Muſicus, der auf ſein Inſtrument ſieht! *χειρες ααπτοι, ητορ ακαμπον*[2]), das iſt alles, und doch muß das alles eins ſein, nicht *μεγας μεγαλωστι κεισθαι* [illegible]. Ich möchte beten, wie Moſes im Koran: „Herr mache mir Raum in meiner engen Bruſt!"

---

[1] Der Vergleich der Worte mit ſcharftreffenden Pfeilen iſt aus Pind. Ol. II. 149—152. 160—164 genommen.

[2] Die Stellen ſind aus Pind. Ol. II, 155 ff. Nem. III, 71 ff. Nach einer Angabe in Riemers Nachlaß ſoll Goethe in einem in dieſem Jahre an Herder gerichteten Briefe die betreffenden Stellen alſo überſetzt haben:

Meiſter iſt, wer viel weiß von Natur,
Doch Lernvolk iſt vorlaut und hebt
Aus ſchreiluſtigem Hals gleich Raben
Leeres Getön entgegen Zeus' heiligem Vogel.
Angeborne Großheit gibt herrliche Thatkraft.
Wer am Gelernten hängt, der dämmernde Mann,
Irrt unſichern Trittes immer hin und her; an unzähligen
Tugendreizungen koſtet er bloß erfolglos herum.

---

[1] Hiernach erklärt ſich auch die Hindeutung auf Anakreon, Theokrit und Pindar in dem wohl in den erſten Monaten dieſes Jahres gedichteten „Wanderers Sturmlied“ (B. 2, 57 ff.)

[2] Vgl. oben Seite 27 Note 2.

[3] „Erlangen können“ Nem. VIII, 9.

[4] Vgl. den Schluß von „Wanderers Sturmlied“.

[*] Ich kann ſchreiben, aber keine Federn ſchneiden, drum krieg' ich keine Hand, das Violoncell ſpielen, aber nicht ſtimmen ꝛc.“ (Randbemerkung von Goethe ſelbſt.)

Es vergeht kein Tag, daß ich mich nicht mit Euch unterhalte und oft denke, wenn ſich's nur mit ihm leben ließe. Es wird, es wird! der Junge im Küras wollte zu früh mit[3]), und Ihr reitet zu ſchnell. Genung, ich will nicht müßig ſein, meinen Weg ziehen und das Meinige thun; treffen wir einander wieder, ſo gibt ſich's Weitere.

Seit vierzehn Tagen leſ' ich Eure „Fragmente"[4]) zum erſtenmal; ich brauch' Euch nicht zu ſagen, was ſie mir ſind. Daß ich Euch, von den Griechen ſprechenden, meiſt erreichte, hat mich ergötzt, aber doch iſt nichts wie eine Göttererſcheinung über mich herabgeſtiegen, hat mein Herz und Sinn mit warmer heiliger Gegenwart durch und durch belebt, als das wie Gedank' und Empfindung den Ausdruck bildet.[1] So innig hab' ich das genoſſen.

---

[1]) Schon in Straßburg und früher hatte ſich Herder viel mit ſeiner „Plaſtik" beſchäftigt.

[2]) „Unnahbare Hände, kräftiges Herz", beides Homeriſche Ausdrücke.

[3]) Georg im „Götz".

[4]) „Fragmente zur Deutſchen Litteratur."

Laßt uns, ich bitte Euch, verſuchen, ob wir nicht öfter zu einander treten können. Ihr fühlt, wie Ihr den umfaſſen würdet, der Euch das ſein könnte, was Ihr mir ſeid. Laßt uns nur nicht dadurch, daß wir nothwendig manchmal aneinander gerathen müſſen, nicht dadurch wie Weichlinge abgeſchreckt werden; ſtoßen ſich unſre Leidenſchaften, können wir keinen Stoß aushalten? Das gilt mich mehr als Euch. Genug, habt Ihr was wider mich, ſo ſagts. Grad und ernſt, oder bös, grinſend, wie's kommt. — So will ich Euch auch ſagen, daß ich letzt über Eure Antwort auf die „Felsweihe"[2] aufgebracht worden bin, und hab' Euch einen intoleranten Pfaffen geſcholten: das „Götzenprieſter" und „frecher Hand den Namen einzwang", war nicht recht.[3] Hatte ich unrecht, einen

---

[1] Fragmente III, 1, 6.

[2] Daß der in den „Briefen an Johann Heinrich Merck" S. 115 ff. abgedruckte „Fels Weihegeſang an Pſyche" von Goethe und unter Pſyche Herders Braut zu verſtehen ſei, ergibt ſich aus dem Briefwechſel zwiſchen Herder und ſeiner Braut.

[3] „Die Felsweihe an Pſyche gefällt mir nicht, ich weiß nicht warum?" ſchreibt Herder an ſeine Braut. „Aber Sie machen auf mehr als eine Art eine zu traurige Figur in derſelben. — Grüßen Sie den Felsweiher bei Gelegenheit, daß er artiger Opfer austheilen ſoll, oder er ſoll von ſeinem Amte geſetzt werden." Anderswo bezeichnet er Goethe ſcherz-

Traueraccord vor Eurem Mädchen zu greifen, mußtet Ihr mit Feuer und Schwert drein tilgen? Ich weiß wohl, das iſt Eure Art, Ihr werdet nicht davon laſſen; gut. Nur macht im Fall der Walter-Shandyſchen Nothwehre nicht ſo lange Pauſen. Was den Punkt betrifft, ſoll Euch künftig in dem Recht, Euerm Mädchen melancholiſche Stunden zu machen, kein Eingriff geſchehn. Und ſo hätt' ich das auch vom Herzen.[1]

Von unſrer Gemeinſchaft der Heiligen ſag' ich Euch nichts. Ich bin νεοφυτος, und im Grund bisher nur neben allen hergegangen; mit Mercken bin ich feſt verbündet, doch iſt's mehr gemeines Bedürfniß als Zweck.

Von „Berlichingen" ein Wort. Euer Brief war Troſtſchreiben; ich ſetzte ihn weiter ſchon herunter als Ihr. Die Definitiv, „daß Euch Shakeſpeare ganz verdorben ꝛc." erkannt' ich gleich in ihrer ganzen Stärke[2]; genug, es

---

haft als „Felsaffen". In Herders Antwort auf das Gedicht heißt es:

Ein irrer Götzenprieſter
Der dieſen Fels entweiht und ungeweiht ihn ſang,
Und frecher Hand ihm ein den Namen zwang,
Und traurig Opfer dir befahl!

[1] Herder bittet ſeine Braut in einem aus Pyrmont geſchriebenen Briefe, ſie möge Goethe, der ein guter, edler Junge ſei, hierüber beruhigen.

[2] Im März ſchreibt Herder an ſeine Braut, er ſei jetzt ſeit langer, langer Zeit außer Briefwechſel mit Goethe, obgleich er ihm auf eine ihm zugeſchickte wirklich ſchöne Production ſeit lange zu antworten habe. „Wenn Goethe

muß eingeſchmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem edlerem Stoff verſetzt und umgegoſſen werden. Dann ſoll's wieder vor Euch erſcheinen. Es iſt alles nur gedacht. Das ärgert mich genug. „Emilia Galotti" iſt auch nur gedacht, und nicht einmal Zufall oder Caprice ſpinnen irgend drein. Mit halbweg Menſchenverſtand kann man das Warum von jeder Scene, von jedem Wort, möcht' ich ſagen, auffinden. Drum bin ich dem Stück nicht gut, ſo ein Meiſterſtück es ſonſt iſt, und meinem eben ſo wenig. Wenn mir im Grunde der Seele nicht noch ſo vieles ahndete, manchmal nur aufſchwebte, daß ich hoffen könnte, wenn Schönheit und Größe ſich mehr in dein Gefühl webt, wirſt du Gutes und Schönes thun, reden und ſchreiben, ohne daß du's weißt, warum." —

Lebt wohl. Eben krieg' ich Nr. 54 Frankfurter Zeitung.[1]
(Wetzlar Anfang Juli 1772.)

---

kommt", heißt es in einem Briefe an dieſelbe aus dem Mai, „ſo grüßen Sie ihn doch recht ſehr von mir; ſeinen braven „Berlichingen" will ich ihm nächſtens ſchicken." Und im Juni bemerkt er von Pyrmont aus, er werde nächſtens Goethes „Berlichingen" zurückſchicken. „Da wird er ihn wohl Merken ſchicken, und dann werden auch Sie einige himmliſche Freudenſtunden haben, wenn Sie ihn leſen. Es iſt ungemein viel Deutſche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin, obgleich hin und wieder es auch nur gedacht iſt". Goethes Erzählung in „Wahrheit und Dichtung" über Herders Aufnahme des Stückes (B. 22, 150) ſcheint nicht der Wahrheit getreu zu ſein.

[1] Dieſe Nummer der „Frankfurter gelehrten Anzeigen" (vom

Eines der zunächſt folgenden, uns nicht vorliegenden Briefe von Goethe gedenkt Herders Braut im Briefe an Herder vom 7. Auguſt.

*7.

Sollt' ich nun auch dem Liebesboten [1]) kein Zettelchen von mir anhängen! Nein, ſo arm ſind wir noch nicht, Herder. Gott weiß, wie wir Dich lieben, und ein Ries Papier hätteſt Du an den Unterredungen mit Dir dieſe Zeit. Ich danke Dir für Deine Briefe und den Segenswunſch, überbracht von Oſſian.[2]) Wir ſind die Alten, ein wenig herüber hinüber modificirt, thut nichts zur Sache. Und wenn Du aufs Frühjahr kommſt, wirds herrlich ſein. Mein Vater läßt Dich grüßen, und Du ſollſt unter ſein Dach treten, mit Gaſtliebe, das verſteht ſich von ſelbſt; ich habe nun mein Gewiſſen gegen ihn befreit. — Meine Schweſter Caroline iſt ein Engel [3]), und wie ſie Dich liebt!

---

7. Juli 1772) brachte Herders Beurtheilung von Deninas „Staatsveränderungen von Italien aus dem Italiäniſchen von Volkmann."

[1]) Dem Briefe von Herders Braut, der „Schweſter Carolina", (Flachsland) vom 5. December. Schon am 16. November an befand ſich Goethe in Darmſtadt. Vgl. Goethes Briefe an Keſtner Nr. 22. 25. 30. 33.

[2]) Die eben in der Einleitung S. 5 angeführte Stelle aus dem Aufſatz über Shakeſpeare, der hinter den „Briefen über Oſſian" gedruckt wurde.

[3]) Herder bemerkt am Anfange des folgenden Jahres ſeiner Braut: „Selbſt dem kalten Weiberhaſſer Goethe kam's ein zu ſchreiben: „Du biſt ein Engel! ganz ein Engel!"

ich bringe Dich ihr, darüber haben wir ſchon viele Paradieſe geträumt.

Indeſſen lebe wohl, und laſſe zu uns fließen aus Deinem Herzen Gut's und Lieb's. Auch die Paulusgabe mit der Du uns zu Zeiten anblitzeſt, o Dechant[1]), iſt uns köſtlicher, denn Myrrhen, thut wohl wie Striegel und warm Tuch dem aus dem Bade Steigenden. —

Ich bin jetzt ganz Zeichner, habe Muth und Glück. Freute mich von Herzen, wie Du Antheil an Erwinen[2]) nahmſt. Merck verſificirt und druckt. Wir beſpiegeln uns in einander und lehnen uns an einander, und theilen Freud' und Langweile auf dieſer Lebensbahn. Und Du, ſäume nicht zu kommen.

(Darmſtadt den 5. December 1772.) Goethe.

---

[1]) Scherzhafte auf Swift (Dechant von St. Patrik) hindeutende Bezeichnung Herders. Vgl. Goethes Werke B. 22, 83. Briefe an Johann Heinrich Merck S. 37. 55.

[2]) Der Aufſatz: „Von Deutſcher Baukunſt, D. M. Ervini a Steinbach", iſt gemeint, den Goethe bereits im November 1772 hatte drucken laſſen (Goethe an Keſtner Nr. 22). Eine Beurtheilung erſchien ſchon am 1. December in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen". Herder nahm in dieſem Jahre dieſen Aufſatz in die Schrift „Von Deutſcher Art und Kunſt. Einige fliegende Blätter" auf, über deren Entſtehung er im Januar 1773 an den Buchhändler Hartknoch ſchreibt: „An Bode, der mir viel Gefälligkeiten erzeigt hat, hatte ich, da ich in Hamburg war, einen Aufſatz von ein paar Bogen über (Oſſian und) alte Lieder gegeben, der in den Gerſtenbergiſchen Briefen (über Merkwürdigkeiten der Litteratur) hatte erſcheinen ſollen, und da die nun nicht erſcheinen

8.

Eine Bilderfabel für Goethe.[1]

Hinangeflogen da kam ein Specht[2]
Von Frankfurt wohl am Main.

---

wollten, hat's der theure Mann allein drucken laſſen, was mich ſehr geärgert, und wo ich nun genöthigt bin, ihm fremde Zuſätze hinzu zu liefern (an zweiter Stelle erſchien der Aufſatz über Shakeſpeare, an dritter Goethes „Erwin"), damit das nackte Ding nicht ſo jämmerlich erſcheine. So kommt man an!" Gegen Nicolai äußert er am 14. Auguſt 1773 über Goethes Aufſatz: „Es ſoll kein Meiſterſtück ſein, weder am Stil noch Inhalt, ſondern nur Zeichen, dem widerſprochen werde, damit man mehr reden könne."

[1] Die Adreſſe lautet:
„Herrn **Dr.** Goethe, Beider Rechte **Doctori, Patricio Civ. Imper. etc.** unterdienſtlich zugeeignet durch Herrn Kriegs- und Luſtreiſezahlmeiſtern Merck zuſammt ergebenem Dank für richtige Expedition derſelben. Anbei auch ein geiſtliches Hirten- und Troſtſchreiben zu überſenden nicht habe ermangeln wollen." Caroline Flachsland ſchreibt im März 1773 an Herder: „Ueber Ihren geiſtlichen Brief und Bilderfabel haben wir uns herzlich ergötzt. Der bunte Specht wird nicht wiſſen, wie ihm geſchieht. Aber armer, trüber Falk! wenn Du Dein trüberes Weibchen holſt und fliegen lernſt und hoch über der Erde wir fliegen, dann ſehen uns keine Spechte mehr." An ſeine Braut berichtet Herder am 25. März: „Goethe hat die Bilderfabel übel genommen, welches mich nicht kümmert, und wofür ich nicht kann, da ich keinen Viertelgedanken übel genommen. Laſſen Sie ſich alſo nichts merken. Der gute Junge kommt wieder von ſich ſelbſt zurecht." Herders Braut aber meinte, ihr Bräutigam habe lange nicht ſo geantwortet, wie Goethe zuerſt geriſſen. Goethes und Mercks vorangegangene Knittelverſe auf Herder ſind verloren.

[2] Vgl. oben S. 39.

Der klatſchte mit den Flügeln recht
Und lachte froh darein:
Es war ein bunter, lieber Specht,
Singt alle! ſingt darein:
Chor. Bunter Specht! lieber Specht!
Von Frankfurt wohl am Main.

Und in Weſtphal'n in wildem Wald,
Wo einſt Herr Hermann ſchlug,
Da ſaß ein armer, junger Falk,
Zu früh gelähmt im Flug,
Zerknickt ſein Flügel — nur zu bald!
Darum der wilde Wald erſchallt:
Chor. Armer Falk! armer Falk!
Zu früh gelähmt und bald.

Der Specht ſtolzirte hoch daher,
Und ſchlug ſein Flügelpaar.
Eia! ein luſt'ger munt'rer Häh'r,
Ein Specht, wie einer war,
Und hackt im Baum und klimmt daher
Klimmt immer höh'r und immer höh'r.
Chor. Luſt'ger Häh'r! munt'rer Häh'r!
Ein Specht, wie einer war.

Und ſchnell mit Spechtstriumph und Liſt
Trat er zum Falk hinan:
„Das iſt, wenn man ein Falke iſt,
Ein Raubthier, guter Mann.

Was man da ſpeculiren thut,
Iſt alles wahr, iſt alles gut,
Chor. Dünkt Adeler ſich, Jupiter,
Wenn man kaum Falke iſt.“

Der arme Falk, er ſeufzte tief,
Sein Flügel hing ihm ſchwer:
„Daß wohl kein Bruder aus dir rief,
Du ſchöner bunter Häh'r!
Lob' ich nicht deiner Farben Zier,
Nußkern und Rindlein laſſe dir?
Chor. Bunter Specht! Apollo's Specht!
Und ſeiner Leier Zier!

„Ich aber — Haupt und Flügel ſinkt
Wie blutig mir und ſchwer!
Und dem es ſonſt denn auch gelingt,
Der Blick — nun dunkelt er.
Und eine matte Wolke zieht
Sich ums unſchließbar Augenlied:
Chor. Armer Falk! armer Falk!
Schallt ringsumher der Wald.

„Und da trittſt du verachtend an,
Und höhnſt ſein Erdgewand,
Und gaffſt den Strauberucken an
Und ſeine ſchlaffe Hand.

Und willſt ihm deines Jäckchens Tracht,
Dein Luſtgeſchrei und Häherjagd!
Chor. Schöner Specht! braver Specht!
Das war als Specht gedacht!“

Mein Freund, auch über Falks Natur
Und Treu' und G'nügſamkeit,
Was geht da, lieber Häher, nur,
Und Blick und Wachſamkeit!
Strafloſer Hort — und edeler *)
Iſt Falkenweib und ſchön'r als er!
Chor. Bunter Specht! lieber Specht!
Wie? wenn er Falk dir wär'? —

Wie wenn dem Flügel nun und Blick
Und Geiſt im Staube ruht,
Mit Feuerflamme ſchnell zurück —
Rückkehrte Jugendblut?
Und — und ein Luftzug kam und ſchwang
Den Falken friſch empor.
Chor. Bunter Specht! ſchöner Specht! —
Wo ſich — Herr — Specht — ver — lor.

(Bückeburg im Februar oder März 1773.)

Einer Antwort auf dieſen Brief gedenkt Herder im Anfang des folgenden Jahres gegen ſeine Braut.

---

*) Ein Brocken aus der Naturgeſchichte. „Wie ein Schulknäblein aufgeblaſen!“ daß Falkenweib ſchöner als der häßliche Falk ſei. (Randbemerkung von Herder.)

*9.

Der Moment, in dem mich Dein Brief traf, lieber Bruder, war höchſt bedeutend. Ich hatte mich eben mit viel Lebhaftigkeit des Weſens und Unweſens unter uns erinnert, und ſiehe Du trittſt herein und reichſt mir die Hand. Da haſt Du meine und laß uns ein neu Leben beginnen mit einander; denn im Grund hab' ich doch bisher für Dich fortgelebt, Du für mich. Sei Du mir auch immerfort hold und gut, liebe Schweſter! Mir wird's recht wohl, daß ich an Euerm Buben[1] und Haushalt wieder Theil habe. Lebt wohl. Bald ſchick' ich Dir wohl was von meinem Treiben.

Frankfurt den 18. Januar 1775. Goethe.

*10.

Hier, lieber Bruder, von Lavatern ein herrlicher Füßlibrief.[2] Was für eine Glut und Ingrimm in dem Menſchen iſt! Hamanns Prolegomena[3] haben auch dem, was implicite Kraft in mir iſt, ſehr wohl gethan. Schicke mir doch was, ſchreib' mir doch was von Dir, was es auch ſei! Wär's eine abgerupfte Papillote — und beſonders eine Silhouette Deines Buben. Es ſieht aus, als wenn die Zwirnsfädchen, an denen mein Schickſal hängt, und die ich ſchon ſo lange in rotirender Oscillation auf- und zutrille, ſich endlich knüpfen wollten.[1] Uebrigens machen mich allerlei Umſtände ziemlich zahm, ohne mir doch den guten jungen Muth zu nehmen. Caroline, guten Morgen, liebe Schweſter!

---

[1] Herders erſter Sohn Gottfried war im vorigen Jahre gerade an Goethes Geburtstag (28. Auguſt) geboren worden.

[2] Der hier gemeinte Brief des geiſtvollen Malers Heinrich Füßli iſt abgedruckt in den „Briefen an Johann Heinrich Merck“ Nr. 20.

[3] Christiani Zachaei Telonarchae Prolegomena über die neueſte Auslegung der älteſten Urkunde des menſchlichen Geſchlechts“ (1774). Vgl. den Brief Goethes an Merck in

(Frankfurt) den 25. März 1775. Goethe.

*11.

Lieber Bruder, ſchreib' mir doch manchmal, grimm oder gut, über alles und nichts! — Sieh, da die Welt ſo voll Sch . . . kerle[2]) iſt, ſollten wir doch mit einander tiſſiren und ſch . . . . . . Warum ich das alleweil ſchreibe? Da krieg' ich nach Tiſch ein Büchlein zur Hand, Herrn Prof. Meiners Verſuch — Aegyptier[3]) — He! — ſagt' ich, und blättre,

---

den angeführten Briefen Nr. 47. Herder hatte die Prolegomena an Goethe geſchickt, wie er Hamann berichtet.

1) Sein Verhältniß zu Lili war damals in ſchönſter Blüthe.

2) Ueber dieſe beliebte Derbheit des Ausdrucks vgl. Wagner zu den „Briefen an und von J. H. Merck" S. 60.

3) Der vollſtändige Titel lautet: „Verſuch über die Religionsgeſchichte der älteſten Völker, beſonders der Aegyptier."

wo kommt da Bruder Herder vor? — denn ich denk' das iſt auf Anlaß[1]! mehr oder weniger. — Finde Dich nun freilich nicht, weder im Guten noch Boſen — das verfluchteſte Sauzeug vom See Moris, und traveſtirte Leichenceremonien der Aegypter ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc., und ſo Orpheus!! — ꝛc. ꝛc. Und hinten nach X Y Z ꝛc. auch Deinen Namen, und im ſeidnen Mantel und Kräglein flink, Dir eine ſchnäppiſche Verbeugung, daß er doch auch ꝛc. — Ade, Bruder! Die Heß[2] hat mir den Brief des Schweizer Bauern geſchickt. — Klopſtock war ehgeſtern[3] bei mir, geht nach Hamburg. — Hab' auch vor drei Tagen Merck in Langen geſehen. — Grüß' Dein Weib.

(Frankfurt) den 1. April 1775. Goethe.

*12.

Mir gehts wie Dir, lieber Bruder. Meinen Ballen ſpiel' ich wider die Wand, und Federballen mit den Weibern. Dem Hafen häuslicher Glückſeligkeit und feſtem Fuße in wahrem Leid' und Freud' der Erde wähnt' ich vor kurzem näher zu kommen, bin aber auf eine leidige Weiſe wieder hinaus ins weite Meer geworfen.

---

[1] Der „Aelteſten Urkunde" und der Schrift „Auch eine Philoſophie der Geſchichte".

[2] Lavaters Freundin, die Gattin des früh verſtorbenen Heinrich Heß.

[3] Auf der Rückreiſe von Karlsruhe.

Herzlich Dank für Deines Buben Schatten! Das iſt ganz Dein Geſicht! ganz! ganz! in unglaublicher Determination. Ich fördere mit innigem Shandyſmus mit an Lavaters Phyſiognomik. Ich habe Deine Bücher 1) kriegt und mich dran erlabt. Gott weiß, daß das eine gefühlte Welt iſt! Ein belebter Kehrigthaufen! Und ſo Dank! Dank! — — — Ich müßt all' die Blätter voll Striche machen, um den Uebergang zu bezeichnen und doch — — Wenn nur die ganze Lehre von Chriſto nicht ſo ein Scheinding wäre, das mich als Menſch, als eingeſchränktes bedürftiges Ding raſend macht, ſo wär' mir auch das Object lieb. Wenn gleich Gott oder Teufel, ſo behandelt, mir lieb wird; denn er iſt mein Bruder. — Und ſo fühl' ich auch in all Deinem Weſen nicht die Schal' und Hülle, daraus Deine Caſtor's oder Harlekin's herausſchlupfen, ſondern den ewig gleichen Bruder, Menſch, Gott, Wurm und Narren. — — Deine Art zu fegen — und nicht etwa aus dem Kehrigt Gold zu ſieben, ſondern den Kehrigt zur lebenden Pflanze umzupalingeneſiren, legt mich immer auf die Knie meines Herzens. Adieu. Ich geh' fort auf wenige Zeit zu meiner Schweſter. 2) Ade. Grüß' dein Weiblein. — Ich tanze auf dem Drathe, fatum congenitum genannt,

---

1) „Erläuterungen zum neuen Teſtament" und „Briefe zweier Brüder Jeſu".

2) Auf der mit den Grafen Stolberg nach der Mitte Mai angetretenen Schweizerreiſe beſuchte er auch die Schweſter zu Emmendingen.

mein Leben ſo weg! Von meiner Frescomalerei wirſt ehſtens ſehen, wo Du Dich ärgern wirſt, gut gefühlte Natur neben ſcheußlichem locus communis zu ſehen.[1])

Fiat voluntas!

(Frankfurt im Mai 1775.) **Goethe.**

*13.

Lieber Bruder, der Herzog bedarf eines Generalſuperintendenten. Hätteſt Du die Zeit deinen Plan auf Göttingen[2]) geändert, es wäre hier wohl was zu thun. Schreib' mir ein Wort.[3]) Allenfalls iſt auf die Veränderlichkeit der Zukunft ein Blick hierher. Leb' wohl. Grüß' das Weibele. Mir iſts wohl hier, in aller Art. Wieland iſt eine brave Seele und die Fürſtenkinder edel, lieb und hold.

(Weimar gegen den 10. December 1775.) **Goethe.**

---

1) „Erwin und Elmire" war bereits in der „Iris" erſchienen, „Claudine von Villa Bella" in der Handſchrift vollendet.

2) Ueber die durch ſonderbare Zwiſchenfälle vereitelte Berufung nach Göttingen vgl. die „Erinnerungen aus dem Leben Johann Gottfrieds von Herder" von ſeiner Gattin I, 250 f. II, 45 ff.

3) Herders Gattin berichtet I. 251: „Unterm 12. December 1775 erhielt er durch Goethe eine vorläufige Anfrage, ob er die Stelle als Generalſuperintendent zu Weimar annehmen wolle, und er ſagte mit frohem Herzen Ja!"

*14.

Glaub und harre noch wenige Tage der Prüfung.
Den letzten des Jahres (17)75. Erfurt.[1] G.

*15.

Heut kann ich Dir ſchon Hoffnung geben, was ich vorgeſtern nicht konnte. Und das thu' ich gleich nicht um Dein, ſondern der Frau Willen. Ich bin mit Wielanden hier bei liebenden Menſchen. Du mußt ihm auch helfen ſeinen „Merkur“ ſtärken, davon ſein Auskommen und ſeiner Kinder Glück abhängt. Er wünſcht Dich her, hatte eh' die Idee als ich. Weiß aber nicht, was jetzt vorgeht. Ich hoffe, Du ſollſts allein durch mich, und aus freier Wahl des Herzogs haben. Der Statthalter von Erfurt hat das Beſte von Dir geſagt, und beſtätigt dem jungen Fürſten Deinen Geiſt und Kraft; ich habe für Deine politiſche Klugheit in geiſtlichen Dingen gut geſagt; denn der Herzog will abſolut keine Pfaffentracaſſerien über Orthodoxie und den Teufel, und da haben die . . . . gemacht. — Ich wünſche Dich meinem Herzog und ihn Dir. Es wird euch beiden wohl thun, und — ja, lieber Bruder, ich muß das ſtiften, eh' ich ſcheide.[2] Leb wohl! Wie die Sache rückt, ſollſt Du

---

[1] Einer kurzen Nachſchrift Goethes aus dieſem Winter gedenkt Schöll zu den Briefen an Frau von Stein I, 3.

[2] Goethe hatte ſich noch gar nicht entſchloſſen, in Weimar zu bleiben.

Nachricht haben. Zerreiß meine Zettel wie ich gewiſſenhaft die Deinigen.

Stetten[1]) bei Erfurt den 2. (Januar) 1776. G.

*16.

Antworte mir ſchnell, wie ſiehſt Du mit Jeruſalem[2]). Ein guter Brief von ihm würde viel thun. Lieber Bruder, wir habens von jeher mit den Sch...kerlen verdorben, und die Sch...kerle ſitzen überall auf dem Faſſe. Der Herzog will und wünſcht Dich, aber alles iſt hier gegen Dich. Indeß iſt hier die Rede von Einrichtung auf ein gut Leben und 2000 Rthlr. Einkünfte.[3]) Ich laß nit los, wenns nit gar dumm geht. Leb wohl und ſchreib und ſiegle die Briefe wohl und gib auf die Siegel der meinigen Acht.

*17.

Lieber Bruder, nenne mir nur einen einzigen Theologen, der rechtgläubigen Namen hat und gut für

---

[1]) Auf dieſem Gute der Frau von Keller war Goethe mit Wieland zuſammengetroffen, in deſſen Begleitung er am 3. nach Weimar zurückkehrte. Vgl. H. Düntzer „Freundesbilder aus Goethes Leben" S. 310. 312 ff.

[2]) Der bekannte ausgezeichnete Kanzelredner, Vicepräſident des Conſiſtoriums zu Wolfenbüttel.

[3]) Nach dem Zeugniß von Herders Gattin trug die Stelle, obgleich ſie auf 2000 Reichsthaler geſchätzt wurde, doch damals im Durchſchnitt nur 1200 ein.

Dich iſt . . der wenn man ihn fragte, **Guts** von Dir ſagte. Denn in meiner politiſchen Chrie gilt hier: Sum a testimonio. Befolge, was ich Dir ſchreibe, pünktlich als Commando, und glaub', daß alles durchgedacht. G.

*18.

Bruder, ſei ruhig, ich brauch' der Zeugniſſe nicht, habe mit trefflichen Hetzpeitſchen die Kerls zuſammengetrieben, und es kann nicht lang mehr ſtocken, ſo haſt Du den Ruf. Ich will Dir ein Plätzchen ſuchen, daß Du gleich hier ſollſt die Zügel zur Hand nehmen. Vielleicht bleib' ich auch eine Zeit lang da. — Wenn ich das ins rein' hab', dann iſt mirs auf eine Weile wohl; denn mit mir iſt's aufgeſtanden und ſchlafen gangen, das Project, und durch die beſten Wege. Eh' Du herkommſt, Bruder, muß noch erſt bellus modus vieler Sachen verabredet werden. Unſer Herzog iſt ein goldener Junge. Die Herzoginnen wünſchen Dich auch. Schreib mir doch einmal weitläuftig. — — — Es geht nichts in der Welt mit coups de bayonette — und doch auch. Vielleicht kriegſt Du den Ruf mit dieſer Poſt ſchon. G.

*19.

Hochwürdiger!

'ſ iſt eine alte Schrift,
Daß die Ehen werden im Himmel geſtift.

Seid alſo vielmehr zu Eurem Orden
Vom Himmel grad 'rab geſtiftet worden.
Es uns auch allen herzlich frommt,
Daß Ihr bald mit der Peitſche kommt —
Und wie dann unſer Herr und Chriſt
Auf einem Eſel geritten iſt,
So werdet Ihr in dieſen Zeiten
Auf hundert und funfzig Eſel reiten,
Die in Euer Herrlichkeit Diöces
Erlauern ſich die Rippenſtöß'.[1])
Wollten Euch nun bewillkommnen baß,
Bereiten Euren Haushalt trocken und naß,
Welches fürwahr wird beſſer ſein,
Als thäten wir Euch die Kleider ſtreun.
Derhalb zuvörderſt, woran die Welt
Ihre Achſe gebunden hält,
Wornach Sonn', Mond und Sterne ſich drehn,
All Sinn' herüber hinüber gehn,
Wie nämlich jedes Ding ſich putzt,
Vor's andern Augen pfauiſch ſtutzt,
Dran da ſich zeigt eines jeden Gab,
Ein Pfau ein Pfau, ein Rab ein Rab.

---

1) Wieland ſchreibt, mit Benutzung des Goetheſchen Witzwortes, am 19. Februar an Merck: „Der Meſſias Herder wird am Palmarum auf 150 Eſeln (ſeiner ſubordinirten Geiſtlichkeit) hier einreiten.“

Ihr, der Ihr ſeid in unſerm Gart
Eben wie der Meſſias erwart,
Wo eben keiner weiß, was der ſollt',
Aber doch immer, was er wollt',
Möcht' ſich aber immer mit leiſen Schritten
Vom Meſſias ein Vizdum erbitten.
Alſo ohneracht all der Ehr' auf Erd',
Daß der Herr nicht ſelbſt gekreuzigt werd',
Wollen erſcheinen ſchön und züchtig,
Sind hernach zu allem andern tüchtig.
Denn wie im Buche geſchrieben ſteht,
Daß der Wolf in Schafskleidern geht,
So würd' es Euch gar übel ſtehn,
Als Schaf in Wolfskleidern zu gehn.
Ihr habt darum ein ſchwarzes Kleid,
Einen langen Mantel von ſchwarzer Seid',
Ein Kräglein wohl in Saum gelegt,
Das nun keiner länger und breiter trägt.
Schick' Euch ein Muſter zur nächſten Friſt,
Weils immer doch die Hauptſach' iſt.
Dürft auch den Mantel, wie vor Zeiten,
In Sack 'nein ſtecken vor allen Leuten.¹)

---

1) Herder trug zu Straßburg einen langen ſchwarzen, ſeidenen Mantel, deſſen Ende er, als Goethe ihn zuerſt ſah, zuſammengenommen und in die Taſche geſteckt hatte. So erſchien er auch in Bückeburg, wo ſeine Figur nach dem dortigen Ton, wie er ſelbſt äußert, zu ſeinen Aemtern ſchnakiſch war.

Wenn Euch nun erſt der Rath der Stadt
Zum Oberpfarrer berufen hat,
Werdt Ihr vom Fürſten dann ernennt,
Hofprediger, Generalſuperintendent.
Möcht auch immer Rückantwort ſchreiben,
Wie ihr an den ..... thätet treiben,
Weil wir doch in den Faſtnachtsſpiel
Haben Ratzen und Fratzen gar viel,
Und im Grund weder Luther noch Chriſt
Im mindeſten hier gemeinet iſt,
Sondern was in dem Schöpſengeiſt
Eben lutheriſch und chriſtlich heißt.
(Weimar im Februar 1776.) G.

*20.

Hier, Bruder, ein Brief von Moſern.[1] Schreib' mir doch einmal. Die Schinderei wird auch bald zu Ende gehen. — Es zerrt die Pfaffen verflucht, daß das, was ſo lang unter ſie vertheilt war, einer allein haben ſoll. Wie geht Dir's ſonſt? Schreib' mir doch nur bald und ſchier und treib' mich; denn weil Deine Sach' gewiß iſt, und alſo das andere all eins iſt, und ich nicht preſſirt bin, Dich hier zu ſehen, ſo laß ich alles laufen. Ade. Mir iſt wie dem zweiten im Königreich ſo ſch....z als dem erſten, und die Verantwortung dazu, ob ich gleich mich nicht verantworte.

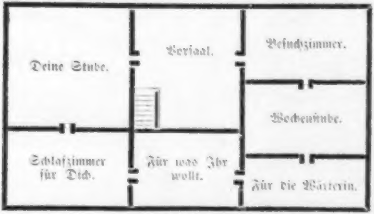
---

[1] Mit dem Miniſter Friedrich Karl von Moſer in Darmſtadt unterhielt Herder eine briefliche Verbindung.

(Weimar) den 18. (Juni 1776.) G.

*21.

Lieber Bruder, heut war ich in der Superintendur, wo Herr Conſiſtorialrath Seidler mit einem Schwanz von 10 Kindern nach und nach ausniſtet. Ich hab' gleich veranſtaltet, daß wenigſtens das obere Stock reparirt werde, und ſo eingerichtet, daß Ihr einziehen, und Deine Frau Wochen halten könne. Auf die Woche wird angefangen. Ihr müßt Euch indeß gefallen laſſen, wie ich Euch die Zimmer anlege.


Deine Stube.
Vorſaal.
Beſuchzimmer.
Wochenſtube.
Schlafzimmer für Dich.
Für was Ihr wollt.
Für die Wärterin.

Es müſſen noch Oefen geſetzt werden, Fenſter gemacht, angeſtrichen, geweißt und ſo weiter. Berechne nur, was Dich Reiſe und Transport koſtet: es wird Dir alles erſetzt. Sie wollten Dir 200 Rthlr. ſchicken; weil Du aber ſchreibſt, Du brauchſts nicht, ſo hab' ich ſie hier gelaſſen.

Kommt alſo, ſobald Ihr könnt und wollt. Behelfen müßt Ihr Euch freilich im Anfange; ſoll's aber gar nicht fertig werden können, ſo habt Ihr immer meine Wohnung und Platz genug drinn, und ich möcht' wohl ein Zaunchen in meinem Schlafzimmer geboren haben.

Lieber Bruder, der Augenblick des Zeugens iſt herrlich, das Tragen und Gebären beſchwerlich, ſo aber geboren, iſt Freude. So wird's auch ſein, wenn Du als Generalſuperintendent geboren biſt. Leb wohl. Du findeſt viel liebes Volk hier, das Dein offen erwartet. Du brauchſt nur zu ſein, wie Du biſt, das iſt jetzt hier Politik. —

Und ſinne Dir eine Predigt aus zum Antrittplan und gut, ſo als wie Du ſie ex tempore.[1] Ich hatt' das falſch geſagt. NB. das gemeine **Volk** fürchtet ſich vor Dir, es werde Dich nicht verſtehen; darum ſei einfach in Deiner erſten Predigt. Sag' ihnen das Gemeinſte mit Deiner Art, ſo haſt Du auch die. Die Geiſtlichen ſind alle verſchrobene Kerls. Sind aber die jungen Dir nicht ganz gram.

Das iſt wohl alles für diesmal. Beſter Bruder, der Kopf iſt mir manchmal toll genug, doch hab' ihn, Gott ſei Dank! noch immer oben behalten.

Der Stadtrath hat ſchon ſeine Denomination eingereicht[2].

---

[1] Die Worte „Und ſinne“ bis „ex tempore“ ſind durchſtrichen.

[2] Er hatte das Recht, den Generalſuperintendenten als Oberpfarrer zu wählen, da beide Stellen mit einander verbun

die Confirmation wird erfolgen gleich, das wirſt Du hier finden. Gute Nacht. Dir wird hoffentlich wohl mit uns werden. Wieland grüßt Dich.

(Weimar) den 5. Juli (17)76. G.

*22.

Hier ein Brief. Schreib' mir doch, lieber Bruder, wenn Du kommſt, ſchreib' mir, wie Dirs mit Meubels gehn wird. Du kommſt in ein leer Haus. Es iſt noch ganz gut gebaut, hat einen großen Garten, in dem aber die Igel bauten. Mit dem Detail der Reparatur ſchinden ſie auch noch was Ehrlich's. Da hat der Gotteskaſten kein Geld, da ſollen die alten Fenſter bleiben, da iſt der ein Schlingel und jener ein .... Und ſo geht's durch — der ... hat den beſten Willen. — Geſtern hatt' ich alles dort, und wird ſchon gehen. — Und, Bruder, war auch zum erſtenmal in der Kirche. Ich dacht' ſchon, Dir wirds doch wohl werden, Alter, wenn Du da oben ſtehſt, und rechts in dem Chor des unglücklichen Johann Friedrich Grab, und ſeinen Nachkommen, den beſten Jungen, gegen Dir über, der wohl

---

den waren. Um Herders Anſtellung zu hintertreiben, hatte er früher das Verlangen geſtellt, er ſolle zuerſt in Weimar predigen, wozu ſich dieſer auch bereit finden ließ. Aber nach längern Unterhandlungen wurde ihm endlich im Juni dieſe Bedingung erlaſſen, und er berufen, zu Michaelis ſein Amt anzutreten.

die Chur werth wäre, werth, daß das Schickſal dem wieder gäb', was es jenem nahm. Und Herzog Bernhards Grab in der Ecke und all der braven Sachſen Gräber herum. Auf dem Altarsblattflügel den Johann Friedrich wieder in Andacht und die Seinen von ſeinem Cranach[1]) und in der Sacriſtei Luther in drei Perioden von Cranach, immer ganz Luther und ein ganzer Kerl — ganz Mönch, ganz Ritter und ganz Lehrer.[2]) — — Das wuſch mich wieder von allem Staub, und ſo reinige uns der heilige Geiſt von allem Schwall, eh' er fingersdick auf uns hängt, wie auf den Gräbern der Helden. Addio.

(Weimar) den 10. Juli (1776). Goethe.

---

*23.

Lieber Bruder, wir ſind in Ilmenau, ſeit 3 Wochen wohnen wir auf dem Thüringer Wald; und ich führe mein Leben in Klüften, Höhlen, Wäldern, in Teichen, unter Waſſerfällen, bei den Unterirdiſchen, und weide mich aus in Gottes Welt. — Das Gefrage um Dein Kommen gleich' ich aus, ſei ohne Sorgen, Bruder. Alles nach Deiner Bequemlichkeit; indeſſen hat auch die Oelfarbe in Deinem

---

[1]) Vgl. Schöll „Weimars Merkwürdigkeiten" S. 51 ff.

[2]) Ein kleiner Schrein in der Sacriſtei zeigt auf den beiden Flügeln Luther als Auguſtinermönch und Junker Georg, in der Mitte als Doctor, die Finger auf die Worte eines aufgeſchlagenen Buches haltend.

Hauſe verkrochen. Und wir ſind auch mit allerlei Wirthſchaft in Ordnung, und wir treffen uns neu und ganz. Den Engel, die Stein, hab' ich wieder [1]; ſie ging über Meiningen und Ilmenau zurück nach Weimar. Einen ganzen Tag iſt mein Aug' nicht aus dem ihrigen kommen, und mein gnomiſch verſchloſſen Herz iſt aufgethaut. [2] Adieu.

Grüß' Dein Weib und ſeid lieb.

(Weimar) den 9. Auguſt 1776. Goethe.

Unter den hier fehlenden Briefen vermiſſen wir auch die Antwort von Goethe auf Herders Anzeige, daß er ihn nebſt Hamann und Claudius zum Pathen ſeines am 18. Auguſt 1776 geborenen Sohnes Siegmund Auguſt Wolfgang gewählt habe.

*24.

Hier, lieber Bruder, das Hamanns. [3] Mich dünkt, hätte nichts Liebers und Herrlichers von ihm geleſen. Der Brief an Salomon iſt nun ganz ohne Gleichen. Seine Briefe kriegſt auch.

Hier noch eine Rattenjagd von Lenz [4], ein Puppenſpiel von mir, und ich küß' Euch. Adieu.

---

[1] Sie war in Pyrmont geweſen.

[2] Vgl. den Brief Goethes an die Freundin vom 8. Auguſt.

[3] Konxompax. Fragmente einer apokryphiſchen Sibylle über apokalyptiſche Myſterien.

[4] Vielleicht das Pandaemonium Germanicum, jedenfalls eine frühere Poſſe von Lenz, die Goethe handſchriftlich beſaß.

Habe noch keinen guten Tag gehabt, die Offenbarung[1]) zu leſen. Heut wirds wieder nicht.

(Weimar Februar oder März 1780?) **Goethe.**

*25.

Für die Monita dank' ich recht ſehr.[2]) Was verändert werden muß und kann, will ich gleich abthun, und nachher, wenn Du magſt, noch einmal mit Dir darüber ſprechen. Es iſt wunderbar, daß ich bei mehrmals Durchleſen überſehen habe, daß hinten der Franzos als Deutſcher ſpricht. Man familiariſirt ſich mit ſo einem Dinge, daß man zuletzt gar nichts mehr drinnen ſieht. Was Du von der Academie ſagſt, verändert viel; ich will ſehn, wie ich ihm ausweiche.

Auch bei dem Puppenſpiel von Goethe ſelbſt iſt an eine frühere Dichtung zu denken. Lenz hatte ſich im Herbſt 1779 mit einer Bitte um Empfehlung an Herder gewandt.

1) ΜΑΡΑΝ ΑΘΑ. Das Buch von der Zukunft des Herrn. Im October 1779 war das Buch ausgedruckt. Goethe befand ſich damals auf der Schweizerreiſe, von welcher er Mitte Januar 1780 nach Weimar zurückkehrte. Kaum dürfte hier von einer Mittheilung in der Handſchrift die Rede ſein, obgleich Herder am 10. October 1779 an Hartknoch ſchreibt: „Das Manuſcript iſt ſchon in halb Deutſchland geleſen worden."

2) Goethe hatte ihm ſein „Geſpräch über die Deutſche Litteratur" mitgetheilt, das Friedrichs II. Schrift: De la littérature Allemande ihm abgedrungen hatte. Vgl. Goethes Briefe an Frau von Stein II, 21. 39.

Lebe wohl und nimm nicht übel, daß ich Dich mit dieſer Kleinigkeit plage.

(Weimar) den 23. März (1781). Goethe.

*26.

An Herder und deſſen Gattin.

Morgen in aller Frühe geh' ich nach Deſſau und will der Hoheit zum Geburtstag aufwarten und eine alte Verſäumniß einbringen.

Ich werde bald und um ſo lieber zurückkehren, da ich auch von Euch Eures freundlichen Empfanges verſichert bin.

Herder hat von meinen Gedichten verlangt. Hier iſt alles, was ich einmal zuſammengeſchrieben[1]; es fehlen einige, die folgen ſollen. Laßt ſie niemand ſehen.

(Weimar den 21. September 1781.[2]) Goethe.

27.

An Herder und deſſen Gattin.[3]

Dies kleine Stück[4] gehört, ſo klein es iſt,
Zur Hälfte Dein, wie Du beim erſten Blick

---

[1] Vgl. Goethes Briefe an Frau von Stein I, 302.

[2] Vgl. Goethes Brief an Knebel von dieſem Tage, an Frau von Stein II, 102 f.

[3] Es iſt dieſes die „Invitationszettel an die Herdern“, welche Goethe am 27. Juli 1782 an Knebel ſandte.

[4] „Die Fiſcherin“, die am folgenden Abend auf dem natür

Erkennen wirſt, gehört Euch beiden zu,
Die Ihr ſchon lang für eines geltet. Drum
Verzeih, wenn ich ſo kühn und ohngefragt,
Und noch dazu vielleicht nicht ganz geſchickt,
Was er dem Volke nahm, dem Volk zurück
Gegeben habe.[1] Denn wir andern, die
Wir jeden Tag berupft zu Bette gehn,
Und dennoch kleine, ausgeſtopfte, bunte,
Erlogen-wahre Vögel auf den Markt
Zu bringen, von den Kunden ſolcher Luſt
Gefordert werden, könnens wahrlich nicht
Aus eignen Mitteln immer, müſſen ſtill,
Was da ein Pfau, ein Rabe dort und was
Ein andrer hier verloren, ſammelnd ſchleichen.
Und wenn Du nun, wie man durch einen Blick
Zum Handedruck, durch den zu einem Kuß
Gelockt wird, es durch dieſe Blätter wirſt
Zu ſehn, was man gedruckt nicht leſen kann,
Weil es geſpielt und nicht geſprochen wird,
Auch wohl geſprochen wird, doch ſchlecht, geſchrieben,
Sich ausnimmt, o ſo komm, ich lade dich

---

lichen Schauplatze zu Tiefurt an der Ilm aufgeführt ward. „Der ſchöne Abend, die Muſik und Beleuchtung machten das Ganze zu einem ſehr artigen Divertimento", ſchreibt Fräulein von Göchhauſen.

[1] Er hatte dieſem „Wald- und Waſſerdrama" mehrere von Herder überſetzte Volkslieder eingefügt.

In deren Namen ein, die unſerm Spiele
Den Raum gibt, und die Nacht um uns erhellt.[1]
Doch darfſt Du Mütterchen dem feuchten Reich
Des Erlenkönigs[2] Dich bei kühler Nacht
Nicht anvertrauen, ſo entſchäd'ge Dich
Ein Zauberſchatten, zeige Dir im Bild
Den ſchönen Blick, wie Wald und Fluß im Thal
Auf einmal rege wird, und wie die Nacht
Von Feuern leuchtet um ein loſes Kind.[3]

Weimar) den 17. Juli (17)82. G.

*28.

An Herders Gattin.

Ich danke für die Mittheilung des Gedichtes[4]. Es iſt gar liebreich, ſchön und wohlthätig, und mich verlangt

---

1) Die Herzogin-Mutter, welche auch für die äußerſt wirkſame Beleuchtung der Ilmufer gegen Ende des Stückes (vgl. B. 8, 215 f.) die Mittel bot.

2) Mit der Ballade vom Erlkönig beginnt das kleine Stück.

3) Dortchen, die ſich mit dem ſpät zurückkehrenden Bräutigam einen Scherz macht. Auf den Hülferuf des Bräutigams und Vaters kommen die Nachbarn von allen Seiten mit Fackeln herbeigeeilt.

4) „Cantate bei dem Kirchgange der regierenden Herzogin von Sachſen Weimar und Eiſenach Hochfürſtl. Durchlaucht nach der Geburt des Erbprinzen“, in den „Werken zur Litteratur und Kunſt“ B. 4, 226 ff. Sie wurde mit der Muſik des

die Muſik zu hören. Wenn Wolfen nur auch, wie bei dem Wielandiſchen, ein guter Geiſt umſchwebt hat. Laſſen Sie mir doch wiſſen, wenn Probe iſt.

(Weimar Anfang Februar 1783.) G.

*29.

Ich danke Dir für das Zutrauen. Hier iſt die Predigt zurück, und dabei einige Erinnerungen.[1] Zuvörderſt bitte ich Dich, da Du einmal veranlaßt biſt, ſie drucken zu laſſen, mache Dir zum Geſetz, nichts weiter zu hören, was man darüber ſagt. Ich habe nur noch bei den zwei Muſiktexten und den Compoſitionen dazu geſehen, wie faſt jeder Menſch anders zu den Sachen ſteht und ſie anders nimmt, beſonders da ſelten einer weiß, was er aus dem Ganzen machen ſoll.

Capellmeiſters Ernſt Wilhelm Wolf am 9. Februar in der Kirche geſungen. Wielands „Singgedicht" (Werke B. 28, 381 ff.) war zur Tauffeierlichkeit, am 5. Februar, aufgeführt worden. Vgl. Goethes Briefe an Knebel vom 3. März und 2. April.

[1] Vgl. „Zwo Predigten bei Gelegenheit der Geburt des Erbprinzen Karl Friedrich von Sachſen Weimar Eiſenach 1783." (Werke zur Religion und Theologie B. 10, 52 ff.) Von der erſten dieſer beiden Reden, die gerade hier gemeint iſt, bemerkt Wieland im Briefe an Merck vom 10. Februar in ſeiner enthuſiaſtiſchen Weiſe, er kenne nichts „Reineres, Sublimeres, Simpleres, Herzfaſſenderes, ſchöner Gedachtes und ſchöner Geſagtes weder in Deutſcher noch in einer andern Zunge."

Da ich Deine Predigt hörte, wünſchte ich, Du hätteſt ein tröſtlich, wohlthätig Wort für den Herzog hinzufügen können und mögen. Du haſt Deine Zuhörer an den breiteſten Theil der Kluft geführt, die unſere Gegenwart und jene Zukunft trennt, und da ſuchte jeder eine Brücke, irgend ein Plätzchen, wo wahrſcheinlich hinüberzukommen wäre. Du haſt der Hoffnung nichts übrig gelaſſen, als ſich ihrer Flügel zu bedienen. Da es aber damals nicht geſchehen, halte ich es nicht für räthlich, etwas jetzo hinzuzuthun, und bliebe dieſer fromme Wunſch auf ſich beruhen.

Vielleicht würde mancher in der erſten Abtheilung eine nähere Beſtimmung wünſchen, ob es gleich für mich auf die Art, wie Du es in der Kürze gefaßt haſt, ſtehen bleiben kann. Aber wenn Du ſagſt: „Immer waren nur ſchwache Menſchen Tyrannen“, ſo ſcheint es mir zu allgemein und gegen die Erfahrung zu ſein. Gewaltſame, harte, rohe Naturen können und müſſen phyſiſch feſt organiſirt ſein, können der regelmäßigſten Geſundheit genießen, und doch, ja vielmehr eben deswegen grauſame, ſelbſtiſche Tyrannen ſein. Von ſolchen kommen in der Geſchichte ſo viel Beiſpiele vor, als derer, die Du ſehr gut ſchilderſt. Es thut auch hier weiter nichts zur Sache, und iſt mit einem Worte beigelegt.

Nun trete ich bei dem zweiten Punkte mit einer Vorbitte für die ſchönen Künſte auf. Wenn Du über die Idee, die Du hier hinwirfſt, eine kleine Abhandlung ſchriebſt oder Dich unter guten Freunden darüber herausließeſt, wäre es ein anderes, hier aber fällt dieſe Anmerkung wie vom Himmel, weil ſo viele Zwiſchenideen überſprungen ſind. Ich weiß wohl, daß jeder, der für ſich und andere zu ſorgen hat, wohl thut, ſich dem Wohlthätigen und Nützlichen zu widmen, und daß es gefährlich iſt, der Leidenſchaft zum Schönen ſo viel Raum zu geben. Iſt es denn aber nicht mit jeder Leidenſchaft daſſelbe, in der die Mächtigen und Reichen einen höhern und ſtärkern Genuß des Lebens ſuchen! Hunde, Pferde, Jagd, Spiel, Feſte, Kleider und Diamanten, was für Capitale von Baarſchaft ſtecken darinnen und was für Intereſſen von Zeit und Geld zehren ſie nicht auf, ohne die Seele zu erheben, das doch die Gaben der Muſen um einen wohlfeilern Preis gewähren. Und wem iſt ein Sonnenblick aus jenen höhern Regionen der Menſchheit mehr zu gönnen als dem, der ſich unter den Staubwolken des mühſeligen Erdelebens herumtreibt! Mich dünkt, man kann nicht beſtimmt genug ſprechen, wenn man vor dem Uebermaß eines Guten, das zum Fehler werden kann, warnen will. Ganz kann es nicht wegbleiben, da Du deſſen einmal erwähnt haſt. Wenn ich es zu thun hätte, würde ich die roth angeſtrichene Stelle beim Eingang des Paragraphen weglaſſen, und gegen das Ende, wo ausgeführt iſt, was thätige Weisheit, geſchäftige Klugheit für Vortheile bringen, würde ich hinzuſetzen: daß um ſo viel zu wirken, keine ausgebreitete todte Gelehrſamkeit nöthig ſei, und daß ſelbſt ſchöne Wiſſenſchaften und Künſte, die ſonſt für die größte Zierde der Staaten gehalten, deren Annehmlichkeiten oft von Fürſten mit zu großer Vorliebe genoſſen würden, dem Regenten keinen ſo ſchönen und dauerhaften Kranz knüpften, als eine wahre, lebendige, auf die erſten Bedürfniſſe, auf das Nöthige und Nützliche gerichtete Wirkſamkeit.

Daß Du in beiden Predigten keinen Gebrauch von den Motivs, die uns die chriſtliche Religion anbietet, gemacht haſt, hat mich gewundert, wenn ichs auch nur nehme als Melodie eines bekannten Chorals, der unter andrer Muſik den beſten Effect thut, und durch allgemeine Reminiscenzen die ganze Gemeinde auf einen Punkt führt.

Das Ganze übrigens, ſo ſchön es iſt, dünkt mich zu kurz, zu gedrängt, mehr Text als Predigt. Laß dieſen Tadel das beſte Lob ſein, das ich ihr geben kann. Und verzeihe mir, wenn ich auch mehr ein Individuum aus dem Publico als einen überſehenden Cenſor gemacht, und einſeitige Bemerkungen vorgebracht habe. Lebe wohl und grüße Deine Frau.

(Weimar) den 20. März 1783. G.

*30.

Deine Frau wird Dir geſagt haben, was für ein Mißverſtändniß obwaltet. Ich bitte Dich deswegen zum Anfang meines neuen Jahres, Deine Gedanken über unſer ſämmtliches Schulweſen zu ſammeln, und mit mir, wenn ich wiederkomme, darüber zu ſprechen. Ich will gern zu allem was Du ausführbar hältſt, das Meinige beitragen. Lebe wohl. Ich gehe morgen nach Ilmenau. Noch vielen Dank für das geſtrige Gute.

(Weimar) den 29. Auguſt (17)83. G.

*31.

Wenn Dirs gelegen iſt, ſo will ich Klauern mit Deiner Büſte dieſen Nachmittag etwa um zwei Uhr zu mir beſtellen. Du kommſt, auch die Frau etwa um 4 Uhr, oder wann ſie will, wo mehr Geſellſchaft kommen wird.[1] Wir müſſen doch zu dem Bilde thun; denn noch ſind wir gegen das vorige um wenig gebeſſert.[2]

Weimar den 19. October (17)83.

*32.

Bei der traurigen Lage unſrer guten Herzogin[3] habe ich ihr verſprochen, heute Abend etwas zu leſen und bitte

---

1) „Ich will Herder's zum Thee einladen. Du kommſt doch auch?" ſchreibt er an demſelben Tage an Frau von Stein.

2) Die Büſte war für Jacobi beſtimmt, dem Goethe am 12. November meldet: „Wir hätten Dir gerne eine gute Büſte von Herder geſchafft. Klauer hat ſich unſägliche Mühe gegeben; es wollte aber nicht ganz werden." Die erſte Büſte war mißrathen. Vgl. Herders Brief an Jacobi vom 6. September.

3) Die fünfjährige Prinzeſſin Luiſe war am vorigen Tage plötzlich an einem Stickfluß geſtorben.

deswegen um die gedruckten Bogen von Herders Werk.[1] Es wird ſie erheben, aufrichten und wenigſtens Augenblicke über das Gefühl von Vergänglichkeit hinüber heben. Ich bitte zugleich um das Gedicht auf des Herzogs Geburtstag.[2]

(Weimar den 25. März 1784.)[3] G.

33.

Nach Anleitung des Evangelii muß ich Dich auf das eiligſte mit einem Glücke bekannt machen, das mir zugeſtoßen iſt. Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir unſägliche Freude macht,

das os intermaxillare am Menſchen![4]

Ich verglich mit Lodern[5] Menſchen- und Thierſchädel, kam auf die Spur, und ſiehe da iſt es. Nun bitt' ich Dich, laß Dich nichts merken; denn es muß geheim behandelt werden. Es ſoll Dich auch recht herzlich freuen; denn es iſt wie der Schlußſtein zum Menſchen, fehlt nicht, iſt auch da! Aber wie! Ich habe mirs auch in Verbindung mit Deinem Ganzen[6] gedacht, wie ſchön es da wird. Lebe wohl! Sonntag Abend bin ich bei Dir. Antworte mir nicht hierauf! Der Bote findet mich nicht mehr.

---

[1] Dem zweiten Theile der „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit“.

[2] Es iſt Goethes Gedicht „Ilmenau am 3. September 1783“ (B. 2, 28 ff.) gemeint.

[3] Vgl. Goethes Briefe an Frau von Stein III, 30.

[4] Vgl. Goethes Werke B. 36, 223 ff.

[5] Profeſſor der Anatomie zu Jena.

[6] Seinen „Ideen“.

Sonnabend Nachts (den 27. März 1784).[1] G.

*34.

An Herders Gattin.

Ich kann nicht verhindern, daß Döderlein[2] geheimer Kirchenrath wird, ſo unangenehm mirs auch von mehr als einer Seite iſt. Für Herdern kann ich das Vergangene nicht wieder gut machen. Die Situation, in der Sie ſind, kann ich fühlen, weil ich ähnliche kenne. Nähme Herder den geh. Kirchenrath an, betrachtete es weder als Ehre noch als Schande (denn welcher Fürſt kann *ſeinem* Namen Ehre oder Schande anhängen!) ſo wäre er dadurch in der Klaſſe, in die er gehört, in der er lange ſein ſollte; wer vor ihm drinne iſt, ſei es, über alle Titularen rückt er ohnedies gleich über. Es fragt ſich, ob Ihr das Unangenehme, das in der Sache liegt, überwinden wollt und könnt. Nimmt Herder den Titel nicht, ſo gebe ich Euch für hier verloren; denn es wird ſich alles ſo verbittern, daß Euch die Verhältniſſe unerträglich werden.

---

[1] Vgl. Goethes Briefe an Frau von Stein III, 30 f.

[2] Johann Chriſtoph Döderlein, der im Jahre 1782 von Altdorf nach Jena als Profeſſor der Theologie berufen worden war, ward 1784 zum geheimen Kirchenrath ernannt.

Könnte man jetzt auch Döderlein zurückhalten, ſo käme vielleicht in kurzem ein anderer Fall, und es wäre wieder daſſelbe. Der neulich vorgeſchlagene Ausweg gefällt mir ſelbſt nicht; man mag verdrüßliche Sachen wenden, wie man will, ſo werden ſie nicht angenehm.

So viel ſag' ich als Freund. Habt Ihr Luſt, Ausſicht, Hoffnung, von hier wegzukommen, nun ſo laßt es dabei bewenden, laßt Titel haben, wer will, und wartet, bis Ihr erlöſt werdet. Wollt Ihr aber, müßt Ihr aber bleiben, ſo überwindet das Unangenehme des Momentes und Herder nehme das Decret, wie ich meinen Adelsbrief.[1]

Im heutigen Conſeil erwartet der Herzog Antwort. Nach Herders letztem Billet muß ich nochmals alles ausſchlagen. Wenn Sie mir nur vor zehn Uhr ein Wort ſchreiben wollten. Ich kann nichts mehr ſagen, in meinem Obigen liegt alles. Adieu.

Behalten Sie mich als Freund lieb, wenn ich Ihnen als Miniſter fatal werden muß.

(Weimar 1784.) G.

---

[1] „Hier ſchick' ich Dir das Diplom", ſchrieb Goethe am 4. Juni 1782 an Frau von Stein, „damit Du nun auch weißt, wie es ausſieht. Ich bin ſo wunderbar gebaut, daß ich mir gar nichts dabei denken kann." Goethe hatte nur mit Widerſtreben eingewilligt, daß der Herzog ihn adeln ließ, wie er am 17. November 1781 derſelben Freundin meldet.

*35.

Schon ſo lange ich hier bin, gehe ich mit einem Briefe an Euch um, nun kommt mir der Eurige zuvor. Tauſend Dank!

Mein Suter[1]) wird euch gegrüßt haben; heute erwart' ich ihn zurück.

Hier bin ich abgeſchnitten. Einen guten Nachmittag habe ich bei der Herzogin in Wilhelmsthal zugebracht, wo ich meiſt redete, wie ich dachte. Uebrigens bleibt alles eng und verſchloſſen. Daß Menſchen hier ſich nähren und rühren, iſt ein fröhlicher Anblick, leider iſt's auch nicht allgemein.

Sommering hat mir den Elephantenkopf, der von der größten Merkwürdigkeit iſt, hierher geſchickt. Ich bringe ihn mit nach Weimar.[2]) Für meine Unterſuchung beſonders iſt er unſchätzbar. Ich finde den größten Theil deſſen, was ich geſucht habe, daran, und wie es zu gehen pflegt, mehr als ich geſucht habe. Er hat mir auch Campers unedirte Tafeln, die einen ſolchen Schädel mit Muskeln vorſtellen, zugeſchickt.

Auf den Felſen bin ich fleißig herumgeſtiegen, und habe viel gefunden, das mir taugt. Auch glaube ich ein ganz einfach Principium entdeckt oder vielmehr ſo angewendet zu haben, daß es die Bildung der größern Steinmaſſen völlig erklärt.

---

1) Goethes Secretär.

2) Vgl. den Brief an Frau von Stein vom 7. Juni, Goethes Werke B. 36, 248 f.

Bei unſern Geſchäften intereſſirt mich ein einziger Punkt, und der iſt abgethan. Uebrigens iſt da keine Freude zu pflücken. Das arme Volk muß immer den Sack tragen, und es iſt ziemlich einerlei, ob er ihm auf der rechten oder linken Seite zu ſchwer wird.

Fritz Jacobi wird nicht kommen; er hat mir einen Brief geſchrieben, worin ich ſehe, daß es ihm ſehr übel zu Muthe iſt.[1]

Erhaltet mir Eure Liebe: denn ich bedarf ihrer. Ich liebe Euch herzlich und freue mich aufs Wiederſehen. Ich gehe hier herum, wie ein verloren Schaf, und finde nicht, was meine Seele ſucht.

Das fünfte Buch „Wilhelm Meiſter“ ruckt auch ſachte zu. Ich wünſche ihm wie den vorigen gute Aufnahme.

Hamanns Gruß erwiedre ich dankbar; ich dachte nicht, daß er von mir wiſſe.

Frau von Stein wird Dir das Muſter aller Schandſchriften, Voltaires Mémoires[2], die eigentlich nur ſein Verhältniß mit dem König in Preußen betreffen, zuſchicken. Die Zeitungen ſagen, der alte Löwe gebe ſich alle Mühe, das Werklein in Paris unterdrücken zu laſſen, und das iſt die ſchlimmſte Partie, die er ergreifen kann.

Lebet wohl und liebet.

(Eiſenach) den 20. Juni 1784. G.

---

1) Vgl. Jacobis Brief vom 13. Juni.

2) Vgl. Goethes Briefe an Frau von Stein vom 5. und 7. Juni. Am 17. Juni hatte er die in Gotha empfangene Handſchrift der Freundin geſandt.

*36.

Elbingerode den 6. September (17)84.

Eh' ich die Berge verlaſſe, muß ich Dir noch einen Gruß zuſchicken. Es geht heute Abend eine Poſt von hier, und die ſoll Dir ihn bringen.

Nachdem ich bei Hofe 1) meine Perſon auf Unkoſten meines Magens ganz leidlich durchgebracht, bin ich wieder in die Freiheit der Wälder verſetzt worden, wo ich mich nun ſchon ſeit dem erſten ergehe. Der Herzog iſt nicht mit herauf, ſondern nach Deſſau. Krauſe 2) iſt alſo mit mir alleine, und wir ſind den ganzen Tag unter freiem Himmel, hämmern und zeichnen. Ihr werdet Freude haben an dem, was ich mitbringe. Wir haben gewiß die größten und bedeutendſten Gegenſtände ausgeſucht, die Tage ſind herrlich. Eine große Laſt Steine bringe ich geſchleppt, die kleinſten Abweichungen und Schattirungen, die eine Geſteinart der andern näher bringen, und die das Kreuz der Syſtematiker und Sammler ſind, weil ſie nicht wiſſen, wohin ſie ſie legen ſollen, habe ich ſorgfältig aufgeſucht und habe ſie durch Glück gefunden. Es wird Dir gewiß angenehm ſein, ſie zu ſehen, und ich habe alsdann wenig darüber zu ſagen.

---

1) In Braunſchweig.

2) Der Maler und Director der Zeichenacademie Georg Melchior Kraus aus Frankfurt. Vgl. Goethes Werke B. 40, 256.

Manchmal wird es mir ein wenig ſauer, auf dieſe einzige Idee auszugehn; man wird zuletzt ſtumpf und weiß kaum mehr, was man ſieht, und eh ich michs verſehe, vergeſſe ich bei einem Gegenſtande das Nothwendigſte. Indeſſen, da mich dieſe Materie faſt zu ennuyiren anfängt, thu' ich mein Möglichſtes; denn ſtecken kann ich's nicht laſſen. Deswegen ſchreib' ich auch ſo viel möglich auf.

Morgen und übermorgen gehts an der Bude hinunter wir werden an den Fall gelangen, wo dieſes Flüßchen hinter dem Roßtrapp hinabſtürzt. Zwiſchen dieſen Felſen hoffe ich noch vieles für meine Speculation; es iſt hier ein Durchſchnitt, der ſehr lehrreich iſt.

Ich gedenke Eurer Liebe oft und wollte, ich könnte Euch nur viel Freude bringen.

Lebet wohl! ich ſeh' Euch nun balde. G.

*37.

An Herders Gattin.

Hier ſchicke ich die Ueberreſte der Luſtbarkeiten voriger Tage.[1] Mögen ſie Ihnen zur rechten Stunde kommen. Bußtagsmäßiger iſt das Werk, das ich dem Manne überſchicke, und bitte die Ueberſetzung durchzuſehen.[2] Ich ſchäme mich, ihn mit dieſer Kleinigkeit ſo oft zu plagen. Wenn die Hennen ſo lang über den Eiern ſäßen, als ich mich mit dieſen Dingen beſchäftige, ohne daß es ein Ende wird, die jungen Hühner müßten theuer werden. Adieu.

---

[1] Es ſind wohl für Weimar gedichtete Faſtnachtsſpiele, Ballete und Maskenaufzüge gemeint.

[2] Goethe hatte ſeine Abhandlung über den Zwiſchenknochen

(Weimar Ende September oder 1. October 1784.) G.

*38.

Hier ſchicke ich Dir die trefflichen Gedichte[1]) mit vielem Dank zurück. Der große Verſtand, die weite Ueberſicht der Welt, die reizende Mannigfaltigkeit der Erfindung, der Ernſt und die Lieblichkeit finden ſich nicht leicht zuſammen. Man iſt ganz befriedigt, wenn man ſie lieſt. Ich wünſchte daher nicht, daß auch nur Eines wegbliebe. Auch die, welche geringer ſcheinen, heben die übrigen, wie gelinde Schatten ein zartes Licht.

Lebe recht wohl. Im dritten und vierten Buche habe ich einige Unordnung angerichtet.

(Weimar gegen Ende des Jahres 1784.) G.

---

unter Loders Aufſicht ins Lateiniſche überſetzen laſſen, um ſie dem berühmten Holländiſchen Anatomen Peter Camper durch Merck zuzuſenden, was am 19. December 1784 geſchah.

[1]) Die Epigramme aus der Griechiſchen Anthologie, die in der erſten Sammlung der „zerſtreuten Blätter" (1785) erſchienen. Im November 1784 ſchrieb Goethe an Knebel: „Herder iſt über der Anthologie und iſt im Ueberſetzen ſehr glücklich und überſetzt glücklich." Vgl. Goethes Briefe an Frau von Stein III, 150.

*39.

Dein Manuſcript 1) habe ich auf heute früh geſpart, um wenigſtens die erſten Stunden des Sabbaths zu feiern, und es mit reinen Augen zu leſen. Es iſt fürtrefflich und wird gar gut aufs Publicum wirken. Zu dem ganzen Inhalte ſage ich Ja und Amen, und es läßt ſich nichts Beſſers über den Text: Alſo hat Gott die Welt geliebt! ſagen.

Es iſt auch ſehr ſchön geſchrieben, und was Du nicht ſagen konnteſt, noch jetzo ſchon wollteſt, iſt ſchön vorbereitet und in glückliche Hüllen und Formen gebracht. Ich danke Dir! Lebe wohl. Grüße die Frau. Ich ſehe Dich bald.

Nur zwei Stellen habe ich angeſtrichen. Lebe wohl.

Gegeben vom Rade Ixions 2) den 20. Februar 1785.

G.

*40.

Wenn ich die zu Superlativen zugeſtutzte Feder des großen Lavaters und ſein phosphoreſcirendes Dintenfaß hätte, was viel geſagt iſt, ſo würde ich kaum im Stande ſein,

---

1) Des zweiten Theiles der „Ideen zur Geſchichte der Philoſophie der Menſchheit“.

2) Er deutet hiermit auf die ihn bedrängenden Geſchäfte, die ihm auch am Sonntage keine Ruhe laſſen. Beſonders war er damals von der vom Herzog eifrigſt betriebenen Angelegenheit des Fürſtenbundes in Anſpruch genommen.

den tauſendſten Theil der Fürtrefflichkeit eines Traums auszudrücken, den ich geſtern gehabt habe und zu deſſen Anhörung ich Euch heute Abend einlade. Frau von Stein wird auch kommen, und wir ſind wenigſtens einige Stunden beiſammen.

(Weimar im Frühjahr 1785?) 1) G.

---

*41.

Ich ſchicke Dir den Jacobiſchen Brief 2) zurück. Laß mich doch ſehen, was Du ihm ſchreibſt, und laß uns darüber ſprechen. 3)

Der gute Fritz iſt glücklicher, andrer Leute Meinungen als ſeine eigene anſchaulich zu machen. Die Stellen, wo er ſeinen Salto mortale producirt, ſind nichts weniger als einleuchtend, und die erſte, die ich angeſtrichen habe, mir ganz undeutlich und ſchwankend. Leſſing erſcheint als eine köſtliche Figur.

Mich freut es immer herzlich, wenn Dir etwas von mir wohlthut. Hier ſchick' ich Dir, was Du wohl noch nicht

---

1) Vgl. Goethes Briefe an Frau von Stein III, 145.

2) Vom 24. April 1785 (Jacobis Briefwechſel Nr. 139). Unſer Brief iſt Ende Mai oder am 1. oder 2. Juni geſchrieben, ehe Goethe mit Knebel durch den Saalgrund auf Ilmenau ging.

3) Herders Antwort erfolgte am 6. Juni.

geſehen haſt.1) Ich konnte es nicht einmal endigen, geſchweige durcharbeiten, deswegen fehlt den Verſen noch hier und da das Runde und Glatte. Du nimmſt vorlieb. Lebe wohl, grüße die Frau, und liebt mich.

(Weimar Anfangs Juni 1785.) G.

*42.

Hier, lieber Alter, einen Brief, der mir ſaurer geworden als lange einer.2) Auch das Mahneſchreiben Jacobis, das dieſen Funken aus meiner harten und verſtockten Natur herausgeſchlagen. Thue nun das Beſte, ſende, ſchreibe und befriedige.

Künftigen Donnerstag kommen wir wieder. Es geht hier alles gut und wir leben vergnügt. Unſer kleines Häuflein hält ſich zuſammen. Gleiches Intereſſe macht uns gute Stunden. Lebe wohl. An „Wilhelm" hab' ich vier Capitel 3) geſchrieben, die übrigen werden folgen. Grüße die Frau. Adieu.

(Ilmenau) Sonnabend den 11. Juni (17)85. G.

---

1) Wohl das Bruchſtück der „Geheimniſſe", wovon freilich Herder bereits das meiſte aus dem vorigen Jahre kannte.

2) Goethes Brief an Jacobi vom 9. Juni. Die Zeilen an Herder ſandte Goethe durch Frau von Stein.

3) Im damaligen ſechsten Buch. Vgl. Goethes Briefe an Frau von Stein III, 164.

*43.

Ilmenau, den 11. November 1785.

Heute iſt das ſechste Buch [1]) geendigt und ich habe alſo Wort gehalten. Möge es Euch nun Freude machen, wie es mir Sorge gemacht hat. Wenn man ſich einmal auf die Reinlichkeit des Contours legt, macht man ſich nie was zu Danke. Meine Sachen gehen hier hübſch und gut; es wird doch, regt ſich, entwickelt und ordnet ſich, für das Uebrige ſollten die Götter ſorgen.

Das ſchöne Wetter macht ganz froh. Hier iſt völlig Winter, alles eingeſchneit und ſtarker Froſt; ihr werdets wohl auch nicht beſſer haben. Morgen will ich auf Gotha reiten, um nicht das verhaßte Ilmthal ſogleich wieder durchzuſtreifen, um unſern guten Epimetheus [2]) zu beſuchen, Conradin [3]) zu ſehen, u. ſ. w., ehe ich in Weimar wieder einwintre. Meine beſte Ausſicht iſt doch am Ende wieder zu Euch. Am Kamine ſoll „Wilhelm“ geleſen werden, und

---

1) Von „Wilhelm Meiſter“. Er hatte verſprochen, das ſechste Buch binnen Jahresfriſt zu beendigen. „Hab' ich doch Wort gehalten“, ſchreibt er an demſelben Tage an Frau von Stein. „Den 12. November vorigen Jahres war das vorige Buch fertig.“

2) Geheimerath von Frankenberg?

3) Tiſchbeins Gemälde: Conradin von Schwaben vernimmt beim Schachſpiele mit Friedrich von Oeſtreich ſein Todesurtheil. Vgl. die Briefe an Johann Heinrich Merck Nr. 194. 199. 213. 230. Goethes Briefe an Frau von Stein III, 202 f.

ſogar Thee dazu, damit es häuslicher ſei. Glück auf zu allen Epigrammen, und was ſonſt Guts vor iſt, und Adieu!

G.

---

*14.

Da, wie ich höre, ein Reſcript an das Oberconſiſtorium, die Schulverbeſſerung betreffend, nach Deinen Vorſchlägen ergangen, ſo will ich, dem guten Exempel Deiner Hausfrauen zufolge, meine pädagogiſchen Wünſche für das Jahr 86 nicht länger bei mir behalten.

1) Erſuche ich Dich, Deinen Plan auf die Militärſchule zu erſtrecken und darüber nach Belieben zu ſchalten.

2) Wünſchte ich, Du dirigirteſt mit einem Finger die Erziehung der Mandersloh's. Erſt waren ſie bei Herzen wie die Schweine, jetzt ſind ſie bei Loſſius wie die Schafe, und es will nichts Menſchliches aus den Knaben werden.

3) Empfehle ich Dir Ernſt Stein, und wollte, Du nähmeſt auch einmal Fritzen vor, damit man die Zukunft einleitete und vorbereitete. Ich will Dir über beide meine Ideen ſagen: da ich aber ſelbſt nichts weiß, verſtehe ich mich auch nicht darauf, was andere und beſonders Kinder wiſſen ſollen.

Iſt Dirs recht, ſo ſende ich Dir den Kriegsſecretär Senger, um Dich wegen der zwei erſten Punkte in forma erſuchen zu laſſen, damit ich was zu den Acten kriege. Lebe wohl.

(Weimar den) 6. Januar (17)86. G.

*45.

In beiliegendem Blatt wirſt Du etwas von Moſes Mendelsſohns Teſtament[1]) finden. Ich bin ſehr neugierig auf das Ganze. Die ausgezogene Stelle finde ich ſehr brav.

Der Garniſoninformator iſt bei mir geweſen und hat dringend gebeten, daß bei einer Vacanz, die ſich jetzt ereignet, für ihn geſorgt werden möge. Ich weiß nicht, in wiefern er die nächſten Anſprüche dazu hat. Könnte man nicht mit der Verbeſſerung der Garniſonsſchule auch ſeine Verbeſſerung verknüpfen? Sage mir überhaupt ein Wort über die Sache, die ich gar gern los ſein möchte. Es iſt jetzt etwas von einer heimgefallenen Beſoldung da; ehe das auch wieder einen andern Weg nimmt.

(Weimar im Januar oder Februar 1786.) G.

---

*46.

Ich vermelde, daß ich das Jüdiſche neuſte Teſtament nicht habe ausleſen können, daß ich es der Frau von Stein geſchickt habe, die vielleicht glücklicher iſt, und daß ich gleich

---

1) „M. Mendelsſohn an die Freunde Leſſings, ein Anhang zu Hrn. Jacobis Briefwechſel über die Lehre des Spinoza.“ Noch vor dem Erſcheinen dieſer Schrift war Mendelsſohn (am 4. Januar 1786) in Folge gewaltiger Aufregung geſtorben. Vgl. Goethes Briefe an Frau von Stein III, 241.

den Spinoza aufgeſchlagen und von der Propoſition: qui Deum amat, conari non potest, ut Deus ipsum contra amet[1]), einige Blätter mit der größten Erbauung zum Abendſegen ſtudirt habe. Aus allem dieſem folgert, daß ich auch das Teſtament Johannis aber und abermals empfehle, deſſen ganzer Inhalt Moſen und die Propheten, Evangeliſten und Apoſtel begreift.

Kindlein liebt euch, und ſo auch mich. Lebt wohl.

(Weimar den 20. Februar 1786.)[2] G.

Die aus Italien an Herder gerichteten Briefe ſind mit einigen Aenderungen und Auslaſſungen in Goethes „Italiäniſche Reiſe“ übergegangen, in welcher jetzt nur einmal die Aufſchrift: „An Herder“ ſich findet, obgleich manche deutlich genug verrathen, daß ſie urſprünglich an dieſen gerichtet ſind. Die urſprünglichen Briefe ruhen in Goethes Archiv.

47.

(Von Herders Hand: praes. Rom 19. Sept.)

Daß ich von Conſtanz an Dich nach Rom zu ſchreiben habe, iſt wohl eine ſeltſame Sache, die mir noch völlig den

---

[1] Ethic. V prop. 17, wo unmittelbar vorhergeht: Deus proprie loquendo neminem amat. Dieſes „wunderlichen Wortes“ von Spinoza gedenkt Goethe auch in „Wahrheit und Dichtung“ (B. 22, 219).

[2] An dieſem Tage ſchreibt er an Frau von Stein: „Ich wünſche, daß Du glücklicher mit des Juden Teſtament ſein mögeſt als ich; denn ich habe es nicht ausleſen können.“

Kopf verwirren könnte. Geſtern Abend leſe ich in der „Vaterlandschronik“, Du ſeieſt würklich mit Dalbergen[1]) verreiſt. Ich glaube es und ergebe mich drein, ob es gleich für mich ein ſehr harter Fall iſt.[2]) Reiſe glücklich und erbrich den Brief geſund, da wo ich in meinem Leben das erſtemal unbedingt glücklich war. Angelika (Kauffmann) wird Dir ihn geben. Vielleicht erhältſt Du zu gleicher Zeit noch einen; denn ich ſchreibe gleich, wenn ich nach Hauſe komme, und Ihr haltet Euch wohl auf.

Wenn Ihr einen Antiquar braucht, wie Ihr denn einen braucht, ſo nehmt einen Deutſchen, der **Hirt** heißt. Er iſt ein Pedante, weiß aber viel und wird jedem Fremden nützlich ſein. Er nimmt des Tages mit einem Zechin vorlieb. Wenn Ihr ihm etwas mehr gebt, ſo wird er dankbar ſein. Es iſt übrigens ein durchaus redlicher Menſch. Alsdann ſuche einen jungen Maler **Bury**[3]) incontro Rondanini, den ich lieb habe, und laß Dir die farbigen Zeichnungen weiſen, welche er jetzt nach Carrache macht.

---

[1]) Friedrich Dalberg, Domherr zu Trier, Worms und Speier, hatte ihn am 17. April eingeladen, mit ihm nach Italien zu reiſen. Herder reiſte am 6. Auguſt von Weimar ab, nachdem Dalberg ihn dort beſucht hatte.

[2]) Die Nachricht war eine irrige. Erſt faſt zwei Monate nach Goethes Rückkehr reiſte Herder ab.

[3]) Friedrich Bury aus Hanau, der mit Goethe in demſelben Hauſe wohnte. Vgl. Goethes Werke B. 24, 75. 163, 281. Briefe von Goethe und deſſen Mutter an Friedrich von Stein S. 48 f.

Er arbeitet ſehr brav. Mache, daß ſie Dalberg ſieht und etwas beſtellt. Dieſer junge Menſch iſt gar brav und gut, und wenn Du etwa das Muſeum oder ſonſt eine wichtige Sammlung mit ihm, zum zweitenmal, aber NB. allein ſehen willſt, ſo wird es Dir Freude machen und Nutzen ſchaffen. Er iſt kein großer Redner, beſonders vor mehreren. Meyer, der Schweizer,[1] iſt, fürchte ich, ſchon in Neapel. Wo er auch ſei, mußt Du ihn kennen lernen.

Ich weiß nicht, ob ich wache oder träume, da ich Dir dieſes ſchreibe. Es iſt eine ſtarke Prüfung, die über mich ergeht. Lebe wohl, genieße, was Dir beſcheert iſt. Einer meiner angelegentlichſten Wünſche iſt erfüllt.

Wenn Du nach Caſtell-Gandolfo kommſt, ſo frage nach einer Pinie, die nicht weit von Herrn Jenkins'[2] Haus, nicht weit vom kleinen Theater ſteht. Dieſe hatte ich in den Augen, als ich Dich ſo ſehnlich wünſchte. Lebe wohl. Ich gehe zu den Deinigen, und will ihnen die Zeit Deiner Abweſenheit verleben helfen.

(Conſtanz Ende Mai 1788.) G.

Wahrſcheinlich wird Euch Hofrath Reiffenſtein[3] an einige Orte führen. Ich empfehle Hirten alſo zum Supplemente.

---

[1] Goethes langjähriger Weimarer Freund Heinrich Meyer.

[2] Kunſthändler in Rom. Vgl. Goethes Werke B. 24, 132 ff.

[3] Ueber dieſen ſeit dem Jahre 1760 in Rom weilenden kenntnißreichen Mann vgl. außer Goethes häufigen Erwähnungen in der „Italiäniſchen Reiſe" Danzel „Gottſched und ſeine Zeit" S. 287 ff.

Moritzen[1]) mußt Du auch ſehn. Du wirſt noch andere finden: Lips[2]) ꝛc.

*48.

Hier, Lieber, die Papiere zurück.

Es liegt dieſe Vorſtellungsart ſo weit von meiner, daß ich das Rauſchen eines Waſſerfalls beſſer verſtehe als ſolch einen Discurs; ich habe nichts darauf zu ſagen: als daß mich Gott bewahren möge, einen Arm oder Finger als einen Conus anzuſehen. Uebrigens muß es jedem erlaubt ſein, um den Felſen, den niemand erſteigt, nach ſeiner Art ſich herumzutummeln, auf ſeinem Steckenpferd herumzureiten, welches Rechts ich mich ja auch weidlich bedient habe. Die Abſchrift meines Reiſe-Journals gäbe ich höchſt ungern aus Händen; meine Abſicht war, ſie ins Feuer zu werfen. Ich weiß ſchon, wie es geht. So was ſieht immer noch einer und wieder einer, es wird noch einmal abgeſchrieben, und endlich habe ich den Verdruß, dieſe Pudenda irgendwo gedruckt zu ſehn. Denn es iſt im Grunde ſehr dummes Zeug, das mich jetzt anſtinkt. Du kannſt ſie nirgends brauchen als in Verona. Auf dem Rückwege würden ſie Dir fatal ſein, und ich bin in Unruhe, wenn ich das Zeug

---

1) Karl Philipp Moritz, Verfaſſer des „Anton Reiſer", den Goethe ungern in Rom zurückließ.

2) Der Zeichner und Kupferſtecher Johann Heinrich Lips.

auf Reiſen weiß. Es iſt nicht Knauſerei, ſondern redliche Scham, daß ich die Blätter nicht hergeben mag.

Ich ſehe Dich noch heute. Adieu.

(Ende Juli oder Anfangs Auguſt 1788.) G.

49.

Nun, lieber Bruder, ſollſt Du auch einmal etwas von mir finden. Ich habe mich der Briefe an Deine Frau ſehr gefreut. Mögeſt Du immer gleich vergnügt und empfänglich immer weiter reiſen.

Des Herzogs böſer Fuß ¹) hält ihn wider ſeinen Willen hier und auf dem Canapee; er nimmt ſich jetzt, da er die Nothwendigkeit ſieht, ſehr zuſammen und läßt ſich nicht merken, wie fatal es ihm iſt; innerlich aber iſt er in einer ſchlimmen Lage. Er hat ſich in der Neigung zu dem Mädchen ſo ganz indulgirt, wie in ſeinem politiſchen Getreibe: beides hat keinen Zweck; wie ſoll es Zufriedenheit gewähren? Die Herzogin leiſtet ihm treue Geſellſchaft mit guter Laune und Geduld. Ich eſſe alle Mittage mit ihnen und bin auch einen großen Theil des Tages dorten, wenn niemand anders da iſt. So vergeht eine Zeit nach der andern; man wird des Lebens weder gewahr noch froh.

---

1) Vgl. Goethes Briefe an Frau von Stein III, 304 ff. Erſt am 8. September konnte er nach Dresden und von da zu dem vom Könige Friedrich Wilhelm II. ihm verliehenen Regimente gehn.

Deinen vierten Band[1]) habe ich größtentheils geleſen. Im 16. Buche habe ich mich ſehr gefreut zu ſehen, wie Du die Völkerwanderungen von dem beginnſt, was noch geblieben iſt, von den erſten in die Gebirge getriebenen Völkern. Es gibt ein gar gutes und faßliches Bild. Das Chriſtenthum haſt Du nach Würden behandelt; ich danke Dir für mein Theil. Ich habe nun auch Gelegenheit, von der Kunſtſeite es näher anzuſehen, und da wirds auch recht erbärmlich. Ueberhaupt ſind mir bei dieſer Gelegenheit ſo manche Gravamina wieder rege geworden. Es bleibt wahr: das Mährchen von Chriſtus iſt Urſache, daß die Welt noch 10/M Jahre ſtehen kann und niemand recht zu Verſtand kommt, weil es eben ſo viel Kraft des Wiſſens, des Verſtandes, des Begriffs braucht, um es zu vertheidigen als es zu beſtreiten. Nun gehn die Generationen durch einander, das Individuum iſt ein armes Ding, es erkläre ſich, für welche Partei es wolle, das Ganze iſt nie ein Ganzes, und ſo ſchwankt das Menſchengeſchlecht in einer Lumperei hin und wieder, das alles nichts zu ſagen hätte, wenn es nur nicht auf Punkte, die dem Menſchen ſo weſentlich ſind, ſo großen Einfluß hätte. Wir wollen es gut ſein laſſen. Sieh Du Dich nur in der Römiſchen Kirche recht um, und ergötze Dich an dem, was in ihr ergötzlich iſt.

In meinen Schriften bin ich nur wenig vorgerückt. Der achte Band iſt beinahe zuſammen. Wieland hat ihn gegenwärtig in der Reviſion.[1] Es ſind noch einige Kleinigkeiten dazu gekommen, das Uebrige kennſt Du.

---

[1]) Der „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit.“

Sonſt weiß ich Dir beinahe nichts zu ſagen. Daß Frau und Kinder wohl ſind, erfährſt Du von ihnen ſelbſt; ſie haben mich mit einer Bisquitetorte und ein Paar Kränzen, nebſt fremden Früchten, zum Geburtstage erfreut.

Das Wetter iſt immer ſehr betrübt und ertödtet meinen Geiſt; wenn das Barometer tief ſteht und die Landſchaft keine Farben hat, wie kann man leben?

Lebe wohl und glücklich! Du haſt ja unerwartet eine Reiſegefährtin[2] gefunden; möge das Eurer Reiſe nicht ſchaden!

Faſt hätte ich vergeſſen, Dir für die Meiſterſängerſprüche zu danken. Es iſt ſehr artig zu ſehen, wie ſie mit den platten Lebens- und Handwerksbegriffen geſpielt haben.

Den 4. September.

Prinz Auguſt iſt gekommen, mit dem ich vielleicht die nächſte Woche nach Gotha gehe. Morgen fahre ich mit Deiner Frau und der kleinen Schardt[3] nach Kochberg. Es ſcheint, wir werden gut Wetter haben. Uebrigens drücken wir uns unter dem cimmeriſchen Himmel, der unglaublich auf mich laſtet. Alles wollte ich gerne übertragen, wenn es nur immer heiter wäre.

---

[1] Vgl. Goethes Briefe an Frau von Stein III, 305.

[2] An Frau von Seckendorff. Vgl. die „Erinnerungen aus Herders Leben" II, 241.

[3] Sophie von Schardt, Gemahlin des Regierungsrathes von Schardt, eines Bruders der Frau von Stein. Vgl. über ſie Schiller an Körner I, 307 f. und die Schrift „Wahrheit aus Goethes Leben".

Lebe wohl. Du wirſt nun wiſſen, was eine reine Atmoſphäre iſt, und wirſt es noch mehr erfahren. Grüße Deine Reiſegeſellſchaft. Wie der Menſch iſt, muß es ihm werden. Da haſt Du nun gar noch ein zierlich Weibchen im Wagen.

Lebe wohl. Gedenke mein! Du brauchſt mir nicht zu ſchreiben. Die Briefe an die Frau werden mir ganz oder zum Theil mitgetheilt.

Grüße Dalberg. In Rom findeſt Du die verſprochene Nachricht über die Deutſchen Künſtler zu Eurem Gebrauch.

W(eimar) den 4. September (17)88. G.

50.

Ich kann wohl wenig zu dem hinzufügen, was Dein treues Weib in beiliegendem Brief Dir wird geſagt haben. Wenn es noch Zeit iſt (und) Du (Dich) nicht durch ein gutmüthiges Point d'honneur außer Beſitz geſetzt haſt; ſo bitte ich Dich inſtändig, unſerm Rath zu folgen: Dalbergen männlich und einfach zu ſprechen, von ihm das bedürfende Geld zu nehmen und lieber ſein Schuldner zu bleiben als Dich und die Deinigen in die fatale Verlegenheit zu ſetzen.

Dank's ihm im Grunde der Teufel, Du brauchſt ihm gar kein gut Wort dafür zu geben; es iſt in jedem Betracht ſchurkiſch; denn es iſt kein Spaß, einen dahin zu locken, wo er nicht ſieht, wie er zurück kann. Das Zurückgehn muß Dein Hauptbegriff ſein; denn Du ſtickſt nun einmal drin. Vor Oſtern iſt's nicht möglich. Laß Du bis dahin die Frau das Geld ſammeln. Ich gebe Dir den Creditbrief in Rom, und Du gehſt neugeboren zurück.

O mein Bruder, welcher böſe Geiſt trieb Dich, mich zurückzuberufen? Ich hätte Dich nun auffangen können und wir hätten ſie alle ausgelacht. Es wende ſich Dir alles zum Beſten, nur um Gotteswillen keine Gutmüthigkeit, die pelikanmäßig ihren Buſen aufreißt, um Baſtarde zu ſäugen.

Ich lebe ſehr wunderlich. Sehr zuſammengenommen, und harre auf Zeit und Stunde. Mein achter Band iſt in Ordnung. Künſtlers Apotheoſe ſoll Dir eine gute Stunde machen. Nun bin ich an „Taſſo", der auch vorrückt. Behalte ich Frieden von außen, ſo geräth auch der.

Leb wohl. Morgen fahr' ich mit dem Erbprinzen nach Jena. Wir nehmen Auguſten 1) mit.

Daß Du Kayſern 2) in Botzen antreffen ſollteſt und auf ſolche Weiſe, war wunderlich genug. Er iſt den 10.

---

1) Herders Sohn.

2) Den Componiſten Philipp Chriſtof Kayſer, der die Herzogin Mutter nach Italien begleitet hatte. Vgl. H. Düntzer „Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit" S. 290 ff.

September in Zürch angelangt. Sehr verlangend bin ich von Dir zu hören. Daß doch Dein Reiſeglück nicht beſtändiger war! Möge ſich eine neue Epoche machen!

(Weimar, den 22. September (17)88.) G.

51.

An Herders Gattin.

Hier ſchick' ich noch ein Blättchen an den Mann. Ich habe mich etwas ſtark herausgelaſſen; warum ſoll man aber nicht die Wahrheit ſagen? Ihm iſt ja ſo ungeheuer manquirt, daß er ein für allemal nicht zu nachgiebig und gutmüthig ſein muß.

Leben Sie wohl, Beſte! G.

52.

Sei mir herzlich in Rom gegrüßt und an jeder Stelle, die Du betreten wirſt. Keine merkwürdige wirſt Du betreten, in der ich nicht Deiner gedacht hätte. Ihr habt Tadel verdient, daß Ihr bis Ancona ſo ſchnell, Lob, daß Ihr von daher die merkwürdigen Sachen mit Ruhe und einigem ſtillen Genuß angeſchaut habt. Verzeihe Deiner Frauen, wenn ſie mir mehr, als Du wollteſt, vertraut hat; verzeih mir, wenn ich mich etwas heftiger gegen — erklärt habe. Sie muß nichts Wichtiges ganz in ſich verſchließen, wenn ſie Deine Abweſenheit tragen ſoll, und wie ich die Sachen nehme und trage, weißt Du ja auch. Mich freuts, wenn Du Angeliken und ſie Dir einige gute Stunden machſt. Wenn Dir Bury lieb wird. Sei doch ja gegen Rath Reiffenſtein recht artig und rühme ihm, wie ſehr ich ſeine Freundſchaft gerühmt. Ich bleibe immer der wunderliche Heilige Gottes, der wunderlich geführt wird. Wenn Du in mein hold Quartierchen kommſt, ſo laß Dichs einen Augenblick reuen, daß Du mich herausgejagt haſt.

(Auf der Rückſeite.)

Das Blatt iſt liegen geblieben: nun kommt Dein Brief, der Deinen Einzug in Strada Condotta benachrichtiget. Die S. iſt eigentlich ein Racker, und ſpielt ihre Perſon in der Geſellſchaft am beſten. Du biſt auf alle Weiſe zu honnett; da es aber Deine Natur iſt, ſo bleibe dabei und laß ſie Dirs nur nicht zu grob machen. Der Dalberg iſt, wie alle ſchwache Menſchen, freilich ſehr vergnügt, wenn Du ihm das Leben leicht machſt, da Du's ihm ſauer machen ſollteſt, indeß jene, die ihms leicht machen ſollte, es ihm läſtig macht. Ich lobe ſie indeſſen, wie der Herr den ungerechten Haushalter. Es geht doch nichts über die Huren, dagegen kann kein ehrlicher Mann keine ehrliche Frau, kein ehrlich Mädchen aufkommen. Lebe wohl, Du guter, der Du auch unter Wilhelms Verwandten Dich auszeichneſt. Genieße Rom, ſorge, daß Ihr nach dem Carneval nach Neapel geht bis Oſtern ꝛc. und vergiß nie, was Du biſt und was Dir der Sperling ſchuldig iſt. Liebe mich. Grüße die Landsleute.

(Weimar) den 10. October (17)88. G.

53.

Mein Lieber, Du verzeihſt einer treuen Meinung, wenn ſie Dir einen unangenehmen Tag machte. Es iſt ſo gefährlich, in die Ferne ſittlich zu würken. Spricht man mit einem Freund, ſo fühlt man ſeine Lage und mildert die Worte nach dem Augenblick. Entfernt ſpricht man nicht recht, oder es trifft nicht zur rechten Zeit.

Dein letzter Brief erquickt mich. Was ich wünſche und bitte, das thuſt Du; ſetze Dich zuſammen, laß das Verlorne verloren ſein, aus Dir wird Dirs gewiß wohl. Ich bin ſehr einſam und fleißig. Des alten Königs[1] nachgelaßne Werke machen mir gute Tage.

Deine Frau und Kinder ſind wohl. Der Herzog iſt nach einer beinahe zweimonatlichen Abweſenheit zurückgekommen[2]. Knebel ſitzt in Jena. Die Herzogin lebt ſtill, wie immer. Adieu, genieße der Zeit.

(Weimar) den 31. October (17)88. G.

---

1) Friedrichs II. von Preußen.

2) Am Abend des 27. October.

54.

Ich bin mit Dir, theils im Geiſte theils durch Deine Briefe an Deine Frau, immer in Unterhaltung geblieben. Ich danke Dir, daß Du auch ein Wörtchen aus der Stadt an mich richteſt. Ich habe herzlich mit Dir gelitten, dagegen freue ich mich jetzt, daß alles gut geht.

Daß meine Römiſchen Freunde an mich denken, iſt ſehr billig: auch ich kann eine leidenſchaftliche Erinnerung an jene Zeiten nicht aus meinem Herzen tilgen. Mit welcher Rührung ich des Ovids Verſe[1] oft wiederhole, kann ich Dir nicht ſagen:

Cum subit illius tristissima noctis imago,
Quae mihi supremum tempus in urbe fuit.

Ich fühle nur zu ſehr, was ich verloren habe, ſeit ich mich aus jenem Elemente wieder hieher verſetzt ſehe: ich ſuche mir es nicht zu verbergen, aber mich ſo viel als möglich auch hier wieder einzurichten. Ich fahre in meinen Studien fort, und hoffe Dir in manchem entgegen zu arbeiten.

Es iſt ganz natürlich, daß Du Dich gleichſam ausſchließlich an die Statuen hältſt. Sie ſind uns ja allein von den beſſeren Zeiten der Kunſt übrig. Bei Gemälden muß man ſchon, wie Spinozas Gott zum Irrthume, noch etwas hinzudenken, anſtatt daß jene uns mit einem vollkommnen Begriff ſchon entgegen kommen.

---

[1] Trist. III, 1. Vgl. Goethes Werke B. 24, 298.

In phyſiognomiſchen Entdeckungen, die ſich auf die Bildung idealer Charaktere beziehen, bin ich ſehr glücklich geweſen. Ich bin noch immer gegen jedermann darüber geheimnißvoll, und werde mich um ſo mehr beeifern, etwas zu thun, weil ich Dich, noch wenn Du von Rom kommſt, in Verwunderung ſetzen möchte, das viel unternommen iſt.

„Taſſo“ iſt noch immer nicht fertig. Bald darf ich nicht mehr davon reden. Der achte Band iſt bald gedruckt; ich ſchicke das erſte Exemplar gleich an Angelika, damit Ihr es bald habet. Moritz iſt nun ſchon 3 Wochen hier und thut uns allen ſehr wohl, beſonders haben ihn (die) Frauen ſehr in Affection genommen, denen er allerlei Lichter aufſteckt. Es iſt ein grundguter Menſch, und ſein Aufenthalt hier wird ihm viel nutzen.

Ich freue mich, daß du Hirten auf den Grad wohl willſt, um ihn gelegentlich zu rüffeln, welches ihm ſehr nöthig iſt. Es iſt würklich ein guter und brauchbarer Menſch. Er mag den Brief immer an mich richten, wenn es ihm Spaß macht.[1]) Gib ihm nur die Erlaubniß dazu.

Wahrſcheinlich wird Dir dieſer Brief nach Neapel folgen; möge er Dich recht froh unter dem ſchönen Himmel finden!

Mit der Herzogin-Mutter geht ja alles recht ſchön und gut. Wenn der Rückzug dem Eintritt gleich iſt, wird es ihr ſo viel Ehre als Freude machen.

---

[1]) Unter Herders Einwirkung ſchrieb Hirt damals die im Jahre 1797 in Schiller's „Horen“ erſchienenen Aufſätze „über Laokoon“ und „über das Kunſtſchöne“.

Deine Frau ſeh' ich von Zeit zu Zeit und öfter, wenn der geiſtliche Arzt nöthig ſein will. Ich habe manche Doſe moraliſchen Cremor tartari gebraucht, um die Schwingungen ihrer Elektraiſchen[1]) Anfälle zu bändigen.[2]) Jetzt iſt ſie ſehr vergnügt. Daß Emil ſo glücklich durch die Blattern gekommen iſt, ohne an ſeiner Geſtalt oder ſeinem Humor etwas zu verlieren, iſt gar ſchön. Wenn ich nur Deiner Frau, wie auch der Frau von Stein, die verwünſchte Aufmerkſamkeit auf Träume wegnehmen könnte. Es iſt doch immer das Traumreich wie ein falſcher Loostopf, wo unzählige Nieten und höchſtens kleine Gewinnſtchen unter einander gemiſcht ſind. Man wird ſelbſt zum Traum, zur Niete, wenn man ſich ernſtlich mit dieſen Phantomen beſchäftigt.

Lebe wohl und vollende glücklich Deinen Lauf! Grüße alles. Gedenke mein!

Weimar) den 27. December (17)88. G.

Wir haben tiefen Schnee und große anhaltende Kälte, mitunter entſetzlichen Sturm. Ich habe mich in meinem

---

1) Vgl. unten S. 109.

2) An Jacobi ſchreibt Goethe am 26. September 1785: „Die Herdern iſt nach ihrer Art recht wohl, und ein wenig mehr Glauben, ein bißchen weniger Hypochondrie würde ſie ganz herſtellen“.

Stübchen ganz eingepackt, indeſſen Du in der freien ſchönen Welt herumwandelſt. Jeder muß an die Reihe kommen.

Uebrigens ſei nur ruhig! Die guten Menſchen gönnen Dir alle die Reiſe, und wer wollte nach den andern fragen?

33.

An Herders Gattin.

Ich halte nicht für gut noch für nöthig, daß Sie Sich mit dem Gelde übereilen. 1) Heißt das wieder in ſeine eigne Eingeweide wühlen. 2) Iſt es recht gut, daß Sie ihm 500 Rthlr. zu ſeiner Rückreiſe beſtimmen. Es iſt ja aber immer beſſer, er läßt ſich das Geld dort von Einſiedeln[1]) zahlen, wie er es braucht oder ſoviel er braucht, und man zahlt es an Ludecus[2]) zurück. 3) Wenn er es auf der Reiſe braucht, ſo iſt es ja beſſer, man verſchafft ihm einen Brief nach Venedig oder ſonſt wohin. 4) Wenn ich jetzt das Geld durch Paulſen zahlen laſſe, ſo empfängt ers dort in Papieren (Bankzetteln): Briefporto, Proviſion, Intereſſen müſſen gezahlt werden. Will er es auf der Reiſe brauchen, ſo muß er es wieder mit Schaden umſetzen. Das iſt ja eben das, wodurch die Kaufleute reich werden und wodurch eine Reiſe immer theurer wird. Es iſt alſo nichts ſimpler, als: „Wenn er von Rom verreiſen will,

---

1) Der die Herzogin-Mutter begleitete.

2) Chatoullier zu Weimar.

läßt er ſich von irgend einem Banquier einen Creditbrief auf die Orte geben, wo er durchreiſen will. Auf das Wort der Herzogin, ja auf Reiffenſteins Wort (den er aber vielleicht nicht brauchen will), kriegt er ihn gleich. Wie er dort abreiſt, ſo ſchickt man gleich 100 Ducaten auf Abſchlag an den Banquier, damit keine Intereſſen aufwachſen, und den Reſt, wie er ihn aufnimmt oder wie er zurückkommt.“ Schreiben Sie ihm das, ſchicken Sie ihm allenfalls das Blättchen.

Uebrigens bleibe ich auf dem Sinne, daß Dalberg nicht los zu laſſen iſt. Leben Sie wohl, ich ſehe Sie bald.

(Weimar 1780.)

36.

Tiſchbeins Verhältniß zum Herzog[1]) ſteht ſehr fatal. Ich hatte alles auf gutem Wege, der Herzog war in den beſten Intentionen: ein Brief von Reiffenſtein hat alles umgeworfen. Ich habe den Brief nicht geſehen, auch den Herzog dieſe Zeit her nicht geſprochen, ich kann alſo nur ohngefähr rathen, wie der Alte zu Werke gegangen iſt. Der Herzog von Gotha will von einem Maler, den er penſionirt, auch was ſehen und will doch auch dieſen Maler einmal bei ſich wiſſen, wenigſtens vorausſehen, daß er einmal kommen wird. Tiſchbein dagegen ließ ſich auf das

---

1) Von Gotha. Vgl. Briefe an Johann Heinrich Merck S. 512.

ungeheure Bild der Helena[1]) ein, das er zuletzt ſtehn ließ, ſchickte in 3 Jahren nichts an den Herzog, glaubte zuletzt ihn entbehren zu können, und zog die Penſion nicht mehr. Dieſes geſchah von der Zeit an, als er nach Neapel ging, und (er) erklärte mir ſelbſt, daß er ſich von dem Herzog getrennt anſahe. Tiſchbein iſt mit allen guten Qualitäten ein wunderliches Thier, eine Art Haſenfuß, iſt faul, unzuverläſſig, ſeitdem er von den Italiänern in das Metier der Falſchheit, Wort- und Bundbrüchigkeit zu pfuſchen gelernt hat. Sich zwiſchen den Herzog und ihn zu ſtellen, iſt ein böſes Unternehmen, doch habe ich es nach meiner Rückkunſt gewagt, weil ich aus Tiſchbeins Briefen merkte, daß es mit ſeinem neapolitaniſchen Zuſtande nicht ganz juſt war. Jetzt aber kann ich nichts weiter thun, weil ich, um den Eindruck von Reiffenſteins Brief auszulöſchen, mich ſtärker für Tiſchbein verbürgen müßte, das ich nicht kann und mag. Denn eigentlich iſt es Tiſchbein mit der Gothaiſchen Penſion und Retraite nach Deutſchland gar nicht ernſt. Er will nur eine Hinterthüre offen behalten, woran er auch ganz recht hat. Wenn es unſer Herzog wäre, dem ſagte ich gerade, wie die Sache ſteht, und der wäre großmüthig genug, das ſo gehn zu laſſen. Der Herzog von Gotha aber will für ſein Geld was haben, und was man ihm zuſagt, ſoll man halten.

---

1) Vgl. a. a. O. S. 464. 512. Briefe an und von Johann Heinrich Merck S. 203 f.

Ich habe es vorausgeſehen, daß Tiſchbein nicht reuſſiren würde. Er hält ſich für fein, und iſt nur kleinlich, er glaubt intriguiren zu können, und kann höchſtens die Leute nur verwirren. Er iſt unternehmend, hat aber weder Kraft noch Fleiß zum Ausführen. Einen ſubalternen impiccio weiß er noch leidlich zu leiten. Ueber Deutſche hat er durch die Exuvien von Redlichkeit, mit denen er ſich aufſtutzt, und durch ſeine harmlos ſcheinende naive Haſenfüßereien eine Weile ein Ascendant. Ein Nachklang von Gemüth ſchwankt noch in ſeiner Seele. Es iſt Schade um ihn.

Ich kenne ihn recht gut, und wußte, daß er mich in einigen Jahren würde ſitzen laſſen; ich habe aber doch gewagt, ihm den Herzog zu verſöhnen. Interim aliquid fit! dachte ich. Allein der Alte hat mit ſeiner Tatze mir alles verdorben. Der und Hackert verſtehen das Handwerk, und Tiſchbein wird zwiſchen zwei Stühlen niederſitzen, ohne daß ihm jemand helfen kann.

So ſteht das ohngefähr. Laß meinen Brief niemand ſehen, vorzüglich um Tiſchbeins willen. Ich ſage niemand, wie ich von ihm denke. Wer mit ihm zu thun hat, mag ihn ſelbſt kennen lernen.

Dein Leben in Neapel freut mich; es wird Dir ein heller, lichter Blick durchs ganze Leben bleiben. Ich habe mich ſchon wieder eingehamſtert und bin wohl auch nach meiner Art recht vergnügt. Trutz Schnee und Himmelgrau laß ich mir das Beſte von Kunſt und Natur fürtrefflich ſchmecken, und habe meine ganze Einrichtung ad intus gemacht.

Vom „Taſſo", der nun ſeiner Verklärung ſich nähert, habe ich die erſte Scene im Kreis der Freunde publicirt. Deine Frau und Knebel haben ſie am meiſten genoſſen und durchgefühlt. Ich habe dieſen Prologus mit Fleiß dem Werke ſelbſt vorausgeſchickt.

Lebe wohl. Empfiehl mich der Herzogin und allen. Ich kann niemanden ſchreiben.

Meine Schriften achter Band ſind nach Rom. Sobald „Taſſo" fertig iſt, ſoll eine Abſchrift an Angelika abgehn. Das mag denn für eine Menge Briefe gelten.

Frau und Kinder ſind wohl. Heut Abend werd' ich dort ſein und Dein gedenken.

(Weimar) den 2. März (17)89 Amalientag. G.

57.

An Herders Gattin.

Folgen Sie mir und laſſen den Brief in Venedig liegen, ſchreiben dem guten Alten ſogleich nach Bologna einen guten Extract von allem, was wir wünſchen und denken. Daß Sie nach Carlsbad gehen wollen und daß ich vielleicht auch hinkomme. Daß wir ihn herzlich lieben und ihn freundlichſt erwarten. Nur bitte ich, thun Sie von nun an nichts im Elektraſinne1) und fragen mich hübſch. Ich kann in einzelnen Sachen irren, aufs Ganze werde ich nie fehlen. Der Brief in Venedig liegt ohne Wort ganz ruhig; geht er nach Venedig, ſo findet er ihn; geht er nicht hin, ſo laſſen wir ihn zurückkommen. Schreiben Sie ihm nur aber und abermal, daß er ſich mit Göttingen nicht weiter einläßt.2)

Sonntags komme ich wohl in die Stadt. Ich möchte Euch3) wohl einen ſchönen Morgen einladen. Wir wollen es abreden, daß es ohne weitere Gefahr geſchehe.4) Morgen ſage ich noch ein Wort. „Taſſo“ iſt ſo gut als fertig. Noch aber darf ich nicht groß thun. Adieu, Liebe. Thun

---

1) Die leidenſchaftliche Elektra im Gegenſatz zur himmliſch-ruhigen Iphigenie ſchwebte Goethe aus Italien lebhaft vor (vgl. Goethes Werke B. 22, 125), und Goethe ſcheint Herders Gattin dieſen Beinamen gegeben zu haben. Herder ſchreibt am 27. Februar 1789 an ſeine Frau: „Deinen Charakter habe ich auch (unter den Statuen) gefunden, und wir wollen den Namen Elektra jetzt fahren laſſen. Du biſt Ariadne.“

2) Ueber Herders Ruf nach Göttingen vgl. die „Erinnerungen“ B. 3, 6 ff. Am 8. Juni ſchreibt Goethe an Frau von Stein: „Herder zeigt leider in ſeinen Briefen eine große und faſt entſchiedene Neigung, ſich zu verändern. Es wird ſchwer ſein, ihn zu beſtimmen, und wenn er beſtimmt iſt, ihm gute Tage zu machen.“

3) Frau von Herder und Frau von Kalb.

4) Daß er nicht durch zu viele Beſuche in ſeiner Arbeit geſtört werde.

Sie nur jetzt nichts ohne meinen Rath. Der iſt immer zu haben.

Adieu. Hier oben geht alles nach Wunſch.

(Belvedere Anfangs Juni 1789.) G.

*58.

Wolltet Ihr morgen Abend zu mir kommen, ſo wäre mir es ſehr angenehm. Ich habe eine neuentdeckte Harmoniam naturae vorzutragen.[1]

Könnteſt Du mir den Theil Deines Werkes, wo Du die Naturreiche durchgehſt[2], ſchicken? Ich möchte wieder ſehen, wie du gewiſſe Punkte behandelt haſt.

Wäre es morgen ſchon Wetter, kämen wir früher zuſammen und ſpazierten. Lebe wohl.

(Weimar im Juli 1789?) G.

*59.

Ich ſage Dir nur, daß der Herzog die Papiere gut aufgenommen hat, und mit Dir über die Sache ordentlich und menſchlich ſprechen wird. Mache es ihm nur auch von Deiner Seite leicht. Durch wenig gute Worte löſen ſich beſchwerliche Knoten.

---

1) Vgl. Goethes Werke B. 36, 13 f.

2) Den erſten Theil der „Ideen“.

Ich ſitze in Wilhelmsthal und habe, Gott ſei Dank! weiches Wachs. Der Prinz[1]) iſt in Eiſenach, Auguſt[2]) mit ihm. Lebe wohl! Grüße die Deinen!

Ich habe mich dieſe zwei Tage mit dem Profil eines Jupiters[3]) beſchäftigt, und wünſche, daß Dir der Bärtige, Gelockte gefallen möge, wenn ich ihn bringe. Bei der Gelegenheit habe ich ſehr ſonderbare Gedanken über den Anthropomorphismus gehabt, der allen Religionen zum Grunde liegt, und habe mich des bonmots abermals erfreut: Tous les animaux sont raisonnables, l'homme seul est religieux. Leb wohl.

(Weimar Ende Juli 1789?)

*60.

Deinen lieben Brief habe ich erhalten und will an den Inhalt zur rechten Zeit denken. Ich hätte es auch von mir ſelbſt gethan; denn ich halte es für billig.[4])

Wie ſehr mich freuen muß, wenn Dir „Taſſo" behagt, kannſt Du denken, da ich mehr als billig iſt von Zeit

---

1) Der Erbprinz.

2) Herders zweiter Sohn, Goethes Pathe.

3) Vgl. Goethes Werke B. 23, 180.

4) Herder beanſpruchte eine Beförderung zugleich mit Erleichterung ſeines Geſchäftskreiſes. Noch im Laufe dieſes Monats ward er zum Vicepräſidenten des Oberconſiſtoriums mit einer Gehaltszulage ernannt. Vgl. Schillers Brief an Körner vom 31. Auguſt.

und Kräften an dieſes Stück gewendet habe. Seit zwei Tagen darf ich erſt ſagen, er ſei fertig; denn ich habe noch immer an den letzten zwei Akten zu thun gehabt. Laß Dir die drei erſten von Knebeln geben und von der Frauen vorleſen. Die beiden letzten ſiehſt Du ſchön abgeſchrieben, ſobald ich nach Weimar komme. Einige Erotica ſind gearbeitet worden.

Auguſt bleibt ſich gleich, iſt immer luſtig und hat Streiche im Kopfe. Jedermann liebt ihn. Lebe wohl! Nun, hoffe ich, kommen wir bald, wahrſcheinlich zu Ende der Woche. Lebe wohl mit dem Weibchen.

Eiſenach den 2. Auguſt (17)89. G.

---

*61.

Ich habe dieſe Tage hundertmal an Euch gedacht, und es iſt mir um Eurentwillen unangenehm, daß es dem Herzog hier wohlgefällt. Ich bitte, daß Du ruhig ſeiſt; denn es wird ſich alles machen laſſen und machen, der Herzog iſt in den beſten Dispoſitionen. Sonnabends gehen wir nach Gotha, wo wir einige Tage bleiben, und dann zurück nach Weimar kehren, wo der Herzog gewiß dieſe Angelegenheit gleich arrangiren wird. Alſo bis dahin ſeid ruhig und genießt Eures lange gewünſchten Wiederzuſammenſeins. Der Herzog hat auf dieſer Tour Auguſten ſehr lieb gewonnen, und ich hoffe, der Junge ſoll dadurch in eine Exiſtenz kommen, die für ihn paßt. Alles übrige mündlich.

Wie ſehr freut es mich, daß Du den „Taſſo“ magſt. Die zwei letzten Akte, hoff' ich, ſollen zu den erſten gehören. Dein Beifall iſt mir reiche Belohnung für die unerlaubte Sorgfalt, mit der ich das Stück gearbeitet habe. Nun ſind wir frei von aller Leidenſchaft, ſolch eine conſequente Compoſition zu unternehmen. Die Fragmentenart erotiſcher Späße behagt mir beſſer. Es ſind wieder einige bearbeitet worden.

Hier ſind wir in dem Lande der berühmten Bergnymphen, und doch kann ich Dir verſichern, daß ich mich herzlich nach Hauſe ſehne, meine Freunde und ein gewiſſes kleines Eroticon[1] wieder zu finden, deſſen Exiſtenz die Frau Dir wohl wird vertraut haben.

Lebe wohl. Grüße das liebe Weib und die Kinder und behaltet mich lieb.

Ruhla den 10. Auguſt (17)89. G.

*62.

Ich habe den Herzog noch nicht ſprechen können, ſonſt würde die Angelegenheit, die uns ſo lang beſchäftigt, ſchon glücklich geendigt ſein. Hier indeſſen die letzten Akte des „Taſſo“, die ich der Frauen zur Vorleſung heut Abend beſtens empfehle.

(Weimar im Auguſt 1789.) G.

---

[1] Chriſtiane Vulpius. „Mein Eheſtand iſt eben acht Jahre alt“, ſchreibt Goethe am 13. Juli 1796 an Schiller.

*63.

Geſtern kam Inſpector Werner[1], den ich mineralogiſch bewirthete, und der mich abhielt, Euch zu beſuchen. Heute habe ich auch noch mancherlei zu kramen und um eilf Uhr fahren wir ab.

Lebet alſo ſchönſtens wohl und gedenkt meiner in Liebe. Ich komme mit allerlei Waaren aus Ophir zurück[2]), die um wohlfeilen Preis zu Dienſte ſtehen.

(Weimar im März 1790?)[3]) G.

*64.

Ich bin glücklich in Jena angekommen, und mein Geſchäft geht ſo ziemlich; es iſt ein verwickeltes Uebel.[4]) Für den Moment hoffe ich es zu bemänteln.

Dieſes ſchreibe ich Dir eigentlich nur, um Dich zu bitten, Du mögeſt ein mir ſchon gegebenes Geſchenk zum zweitenmal geben. Ich habe des Forti Beſchreibung des

---

1) Der berühmte Mineralog Abraham Gottlob Werner.

2) An Jacobi ſchreibt Goethe am 3. December 1784: „Deine Packete gleichen immer den Schiffen aus Ophir.“

3) Goethe ging damals der Herzogin-Mutter nach Venedig entgegen, verweilte aber noch einige Zeit in Jena.

4) „Noch bin ich nicht aus Jena“, ſchreibt Goethe am 12. März an Friedrich von Stein. „Ich bin in ein böſes Netz gefallen.“ Es handelte ſich wohl um Univerſitätsverhältniſſe, womit auch der Bau im alten Schloſſe zuſammenhängt.

Val di Ronca vergeſſen. Sei doch ſo gut und verfüge Dich in meine Wohnung, laß Dir Bibliothecculam meam aufſchließen und ſuche das Werkchen, das Du allein finden kannſt.

Wenn ich nach Baſſano komme, bin ich nahe in der Gegend. Verzeihe mir, aber mir geſchieht ein großer Gefallen. Grüße Frau und Kinder, beſonders Guſteln; er hat ſich männlich gehalten, als ich fortfuhr, und von einem andern Abſchied[1]) ganz mürbe war. Lebe wohl. Ich ſchicke einen Boten, dem gib das Buch mit.

(Jena im März 1790.) G.

65.

Der Flecken iſt zwar nicht ganz ausgetilgt, das Schloß noch nicht ganz bewohnbar, ich gehe aber doch weiter, das Uebrige wird auch gethan werden. Noch bin ich in Jena, und wenn mir dieſer Ort verhaßt werden könnte, ſo hätt' er es dieſe Tage werden müſſen. So ein Greuel von Mißverhältniſſen, als ich nur einigermaßen zu balanciren hatte, iſt mit Gedanken kaum zu faſſen, mit Worten nicht auszudrücken.

Habt Dank für Eure Liebe und Andenken. Ich gehe diesmal ungern von Hauſe, und dieſer Stillſtand in der

---

1) Von Chriſtiane Vulpius und ſeinem drei Monat alten Kinde.

Nähe macht mir die Sehnſucht rückwärts noch mehr rege. Ich will ſuchen morgen fortzukommen.

Da man gegen das Ende weich und ſorglich zu werden anfängt, ſo fiel mir erſt ein, daß nach meiner Abreiſe mein Mädchen und mein Kleiner ganz und gar verlaſſen ſind, wenn ihnen irgend etwas zuſtieße, worin ſie ſich nicht zu helfen wüßte. Ich habe ihr geſagt, ſich in einem ſolchen äußerſten Falle an Dich zu wenden. Verzeih!

Für Auguſten lege ich ein Blatt bei. Es that mir herzlich leid, daß ich ihn zurücklaſſen mußte: es ging aber in manchem Betracht nicht an, ihn mitzunehmen.

Heute verdrießts mich, bei ſo ſchönem Wetter in der Stube bleiben und mein Geſchäft endigen zu müſſen. Ohne die Jenaiſchen Händel wäre ich in Nürnberg. Lebt wohl und grüßt alles. Knebeln und die Frau von Kalb. Ich dachte ſelbſt daran, Knebeln mitzunehmen. Er iſt ſo gut, und es iſt ſo gefährlich, ſich mit ihm zu geſellen, und ich habe ſo ganz meine eigne Weiſe, nach der ich leben muß oder ganz elend bin. Lebt wohl. Gedenkt mein in Liebe.

Jena den 12. März 1790. G.

Danke für Ronca.

66.

Nürnberg den 15. März 1790.

Das ſchöne Wetter hat ſich in Schnee verwandelt, auf einmal iſt die frohe Welt trüb und kothig. Ich muß nun ſehn, wie ich durchkomme: ich fürchte nur, dieſes Wetter iſt ſehr weit ausgebreitet, und macht mir in den Gebirgen Händel.

Keine neuen Begriffe habe ich bis jetzt noch nicht erobert, deſto mehr eile ich weiter. Der Aufenthalt in Jena hat mich verſpätet; es wäre verdrüßlich, wenn ich vor Palmarum nicht Venedig erreichte. Um als ein Heide von dem Leiden des guten Mannes auch einigen Vortheil zu haben, muß ich die Sängerinnen der Conſervatorien nothwendig hören und den Doge im feierlichen Zuge ſehn. Nach Ansbach geh' ich nicht.1) Es macht gleich ſo viel Umſtände, wenn man ſich aufhalten und umziehen ſoll; ich denke, bis Augsburg nicht aus der Chaiſe zu ſteigen.

Lebet wohl, grüßet Auguſten und die ganze kleine Schaar. Knebel, Frau von Kalb. Behaltet mich lieb. Dieſe Reiſe wird mir an Leib und Geiſt wohl thun, ob ich ſie gleich eigentlich ohne rechten innerlichen Trieb fortſetze. Χαίρετε!2) G.

67.

Ich ſollte Euch allerlei Guts ſagen, und ich kann nur ſagen, daß ich in Venedig angekommen bin. Ein wenig intoleranter gegen das Sauleben dieſer Nation als das

---

1) Er hatte Knebels Schweſter einen Beſuch zugedacht.

2) Griechiſche Grußformel.

vorigemal. Recht wunderbar iſts, daß ich das Tagebuch meiner vorigen Reiſe mitzunehmen vergeſſen habe. Alſo meinen alten Pfaden nicht folgen kann und wieder von vorne anfangen muß. Das iſt indeſſen auch gut. Von der Herzogin hör' und ſeh' ich nichts. Ich habe mich eingerichtet, daß ichs abwarten kann. Ich will das Waſſerneſt nun recht durchſtören. Wie einfach und wie complicirt ſind doch alle menſchliche Dinge! Ich wohne am Rialto ohngefähr 20 Häuſer näher als der Scudo di Francia, auf derſelben Seite. Habe einen Wirth, wie Muſäus war, und bin ſchon leidlich zu Hauſe. Meine Elegien ſind wohl zu Ende; es iſt gleichſam keine Spur dieſer Ader mehr in mir. Dagegen bring' ich Euch ein Buch Epigramme mit, die, hoff' ich, nach dem Leben ſchmecken ſollen. Ich wollte mehr ſchreiben; die Poſt nicht zu verſäumen, ſchließ' ich. Lebt wohl.

Venedig den 3. April 1790. G.

Grüßt mir Auguſten; er fehlt mir ſehr. Hier ſind tauſend Sachen, die er genöſſe und an denen ich vorbeigehn muß. Grüßt ihn. G.

Schreibt mir ja. Euer Brief findet mich bei
S. Corrado Reck.

68.

Venedig den 15. April 1790.

Hier ſchick' ich ein Blatt Epigramme, die von meinem Daſein zeugen mögen; übrigens hab' ich nicht viel zu ſagen. Ich ſtudire die venetianiſche Malerſchule von vorne herein fleißig durch und habe daran viele Freude; auch präſentiren ſich mir allerlei Reſultate und Bemerkungen, wo nicht ganz neue, doch von neuen Seiten. Ich bitte Euch, die Freunde vielmals zu grüßen und die Epigramme ihnen mitzutheilen. Dem Herzog hab' ich eins beſonders geſchickt; das laßt Euch auch zeigen.[1]) Die Herzogin iſt den 10. dieſes von Neapel hinweg, und will zu Ende des Monats hier ſein. Ich werde bis zu dieſer Zeit meiner Erlöſung aus dieſem Stein- und Waſſerneſte noch mancherlei Unterhaltung finden. Indeſſen verlang' ich ſehr nach Hauſe. Noch hab' ich keine Briefe weder von Euch noch von ſonſt jemand. Ich habe wieder nach Augsburg geſchrieben, wo ſie wohl liegen geblieben ſind. Von Angelika hab' ich einen Brief; ſie iſt gar freundlich und gut, wie immer. Reichardt[2]) trägt ihr ſeine Opera vor und macht ihr viel Freude. Lebt wohl. Grüßt alles. Auguſtens gedenke ich bei gar manchen Gelegenheiten; grüßt ihn. Leider iſt kein Schauſpiel vor Himmelfahrt. Das Wetter iſt leidlich. Die wenigen Bäume, die hier in den Kloſtergärten ſtehn, ſind noch nicht grün. Lebt wohl, und gedenkt mein.

G.

---

1) Wohl die herrlichen, in den erſten Abdruck der Epigramme nicht aufgenommenen Verſe zum Preiſe des Herzoglichen Freundes, Epigramm 35.

2) Der mit Goethe befreundete Capellmeiſter Johann Friedrich Reichardt.

69.

An Herders Gattin.

Venedig den 4. Mai (17)90.

Ihr Brief vom 19. April, liebe Frau, iſt mir geſtern in die Hände gekommen; es war das Erſte, was ich von Ihnen ſah. Nun wird auch mein Blatt mit den Epigrammen angekommen ſein und Ihr werdet daraus geſehen haben, daß ich nicht ganz müßig war. Das Büchlein iſt ſchon auf 100 Epigramme angewachſen; wahrſcheinlich gibt mir dieſe Reiſe noch eins und das andre. Ich bedaure ſehr, daß der Mann krank und unbehäglich iſt; nur ein paar Zeilen von ſeiner Hand hätten mich ſehr erfreut. Ich kann nicht läugnen, daß manchmal dieſen Monat über ſich die Ungeduld meiner bemächtigen wollte. Ich habe aber auch geſehen, geleſen, gedacht, gedichtet, wie ſonſt nicht in einem Jahr, wenn die Nähe der Freunde und des guten Schatzes mich ganz behaglich und vergnügt macht. Seit acht Tagen iſt ſehr ſchön Wetter, nur das Grüne fehlt hier dem Frühling.

Der alte Zuchi [1]) beträgt ſich ſehr freundſchaftlich gegen mich. Er hält mir Vorleſungen über den Adreßkalender und erklärt mir die wunderliche Conſtitution dieſes Staats, indeß ich die Venetianiſche Geſchichte durchlaufe. An Gemälden habe ich mich faſt krank geſehen, und wirklich eine Woche pauſiren müſſen.

---

[1]) Maler aus Venedig, Gatte von Angelika Kauffmann. Vgl. Goethes Werke B. 23, 207. „Ihr (der Angelika Kauffmann) alter Zuchi iſt ein braver Mann in ſeiner Art", ſchrieb Herder an ſeine Gattin; „er kommt mir aber immer wie ein Venetianiſcher Alter in der Komödie vor."

Durch einen ſonderbar glücklichen Zufall, daß Götze 1) zum Scherz auf dem Judenkirchhof ein Stück Thierſchädel aufhebt und ein Späßchen macht, als wenn er mir einen Judenkopf präſentirte, bin ich einen großen Schritt in der Erklärung der Thierbildung vorwärts gekommen. 2) Nun ſteh' ich wieder vor einer andern Pforte, bis mir auch dazu das Glück den Schlüſſel reicht. Die Meerungeheuer habe ich auch nicht verſäumt zu betrachten, und habe auch an ihnen einige ſchöne Bemerkungen gemacht. Sobald ich nach Hauſe komme, fange ich an zu ſchreiben und hoffe, daß unterm Schreiben ſich mir noch manches darbieten ſoll. Von anderm Fleiß und Unfleiß, von Abentheuern, Launen und dergl. muß das epigrammatiſche Büchlein dereinſt das Mehrere zeugen.

Knebels Lage betrübt auch mich. Sie würde Euch noch mehr betrüben, wenn Ihr das ganze Innere von der Sache wüßtet, das ich aber nicht entdecken kann. Ich habe nach meiner Ueberzeugung gehandelt, un[illegible] gewiß mehr als einmal, ſeine Zufriedenheit zu bewirken, ernſtliche Plane gemacht. Es war aber nicht möglich, ſie zu vollführen. Was noch zu thun iſt, will ich immer gern thun.

---

1) Goethes Diener.

2) Vgl. Goethes Werke B. 27, 13.

Die Herzogin erwarte ich in einigen Tagen. Was ſie intereſſiren kann, hat ſie bald geſehen, und auf Neapel kann Venedig nicht ſchmecken. Vor Pfingſten, hoffe ich, kommen wir hier weg und ſind in dem halben Juni zu Hauſe. Meine Geſinnungen ſind häuslicher, als Sie denken.

Weit und ſchön iſt die Welt, doch o! wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen beſchränkt zierlich mir eigen gehört.
Bringet mich wieder nach Hauſe! Was hat ein Gärtner zu reiſen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er ſein Gärtchen beſorgt.

Grüßen Sie den Mann herzlich und die Kinder. An Auguſt liegt ein Blättchen bei. Wenn Sie mir auf dieſen Brief bald etwas ſagen wollen, ſo ſchicken Sie es auf Trent poste restante.

Ich danke Ihnen für die Inlage, die Sie mir ſchickten; ſie enthielt die Nachricht, daß mein Kleiner wieder beſſer iſt; er war 14 Tage ſehr übel. Es hat mich ſehr beunruhigt, ich bin daran noch nicht gewohnt.

Daß Sie aber in Ihrem Briefe, meine Liebe, die hohen Trümmern und Künſte herunterſetzen und uns dafür Fleiß, Mühe und Noth anpreiſen, ſoll als eine Hausfrauenlaune verziehen werden. Dieſe drei letzten allerliebſten Schweſtern ſind freilich des Menſchen Gefährten, aber warum ſoll man nicht alles verehren, was das Gemüth erhebt und uns durchs mühſelige Leben hindurchhilft! Wenn ihr das Salz wegwerft, womit ſoll man ſalzen!

Den 5. Mai.

Meyer iſt eben angekommen, und ſagt, die Herzogin werde morgen hier ſein. Ich ſchließe den Brief nicht eher, als bis ſie angelangt iſt. Die Gegenwart des alten auferſtandnen Schweizers macht mir die größte Freude. Nun kann ich hoffen, daß ihn das Schickſal erhält und in ihm auch für mich eine ſchöne Zierde des Lebens.

Den 7. Mai.

Geſtern Abend iſt die Herzogin geſund hier angekommen, geſund iſt alles ihr Gefolge. Bury iſt auch mit hier. Lebt wohl! Lange bleiben wir nicht aus. G.

70.

Mantua den 28. Mai 1790.

Nun iſt die Herzogin im Begriff, aus Italien zu gehn. Wir haben bisher ſehr vergnüglich gelebt. Venedig, Padua, Vicenz, Verona und Mantua ſind beſucht und durchſucht worden. Meyer iſt nach der Schweiz, Bury bleibt hier. Euern Brief Venedig poste restante habe ich erhalten. Ich danke Euch; er hat mir viel Freude gemacht. Wenn ich nur nicht hören müßte, daß Dich eine böſe Krankheit heimgeſucht hat. Ich hoffe Euch wohl zu finden. Für die Geſinnungen gegen meine Zurückgelaßnen danke ich Euch von Herzen: ſie liegen mir ſehr nahe und ich geſtehe gern, daß ich das Mädchen leidenſchaftlich liebe. Wie ſehr ich an ſie geknüpft bin, habe ich erſt auf dieſer Reiſe gefühlt.

Sehnlich verlange ich nach Hauſe. Ich bin ganz aus dem Kreiſe des Italiäniſchen Lebens gerückt. Den 1. Juni ſind wir in Trent und wahrſcheinlich den 15. oder 16. in Weimar.

Von Augsburg ſchreibe ich noch einmal. Lebt wohl. Ich hoffe auf einen guten Sommer und frohen Herbſt unter Euch. Grüßt alles. Beſonders Auguſten. Euern Bedienten wird die Herzogin in Dienſten nehmen.

Macht allenfalls ein Couvert um inliegenden Brief und ſchickt ihn an Suter. G.

71.

Augsburg den 9. Juni (1790).

Doppelt und dreifach hat mich Dein Brief erfreut, den ich hier finde. In Insbruck hatten wir einen leidigen Schrecken; denn am Hofe der Erzherzogin begrüßte uns ein Fremder mit der Nachricht, daß Herder todt ſei, zu Bedauerniß aller, die ihn gekannt hätten, wie ſolches in den Augsburger Zeitungen ſtehe. Wir glaubtens nicht, aber es war doch unleidlich. Glücklicherweiſe ſagten uns die Augsburger Zeitungen, deren letzten Monat Dr. Huſchke gleich in der Nacht durchlief, daß Heinicke in Leipzig geſtorben ſei. Dem gönnten wir die ewige Freude und waren beruhigt.

Die Herzogin iſt wohl und vergnügt, wie man iſt, wenn man aus dem Paradieſe zurückkehrt. Ich habe nun ſchon eine Habitude, und es war mir diesmal recht wohl aus Italien zu gehen. Tyrol hat uns ſehr höflich behandelt; es war das ſchönſte Wetter.

Dr. Huſchke iſt ſehr brav und hat viel glückliche Eigenſchaften zum Arzt. Wir müſſen ihn halten und behalten. Alles grüßt. Ich bin dieſe Zeit her ſehr fleißig geweſen. Wenn mir der Himmel günſtig iſt, will ich noch einiges vor mich bringen.

Grüße Deine liebe Frau. Empfiehl mich der regierenden Herzogin aufs beſte. Vermuthlich iſt der Herzog noch in Aſchersleben.

Ich ſehne mich herzlich nach Hauſe. Lebe wohl, Du Wiederauferſtandner. Es war ein verfluchter Begriff, wenn ich mir einige Augenblicke denken mußte, daß Du abgetreten ſeiſt.

Ob wir Knebeln in Nürnberg ſehn werden? Ich hab' ihm geſchrieben, die Herzogin wünſche ihn zu ſehen, eh' wir den traurigen Fall 1) wußten.

Leb wohl. Daß ich Dich und die Deinigen geſund antreffe. Verzeih die abſcheuliche Schrift. G.

---

1) Den Selbſtmord ſeines Bruders Max. Vgl. Goethes Brief an Knebel vom 31. Mai.

72.

(Dresden) den 30. Juli (17)90.

Eh' ich von hier abgehe, muß ich Euch ein Wort ſagen und bitten, daß es den Freunden mitgetheilt werde.

Den 26. früh ging ich, wie Ihr wißt, von Weimar ab, kam gegen 11 in der Nacht nach Gera und wartete die Mittagshitze des 27. in Rochlitz ab, kam um 11 Uhr Nachts nach Noſſen und war den 28. früh halb achte in Dresden. Ich beſuchte gleich Racknitz, welcher Hausmarſchall geworden und ſehr beſchäftigt iſt, ſah ſeine ſchönen und artigen Sachen, ergötzte und erquickte mich an der Gallerie, den Antiken und Gipſen; ſah Graf Geßler[1], Körner's, Titius, Caſanova, Adelung ꝛc. und gehe nun heute den 30. Nachts wieder ab, um über die Stolpiſchen Baſalte nach Schleſien zu eilen. Ich habe in dieſen zwei Tagen viel Guts genoſſen, wünſche Euch das Beſte, was Weimar geben kann, und ſchreibe bald wieder. Lebt wohl!

G.

73.

Grebiſchen vor Breslau den 10. Auguſt (17)90.

Nach geſchloßnem Frieden macht nun die ganze Armee ſachte Rückbewegungen. Die Brigade des Herzogs liegt auf Dörfern ohnweit Breslau. Heute war ich in der

---

[1] Körners durch ihn auch mit dem Schillerſchen Kreiſe verbundenen Freund.

Stadt und habe nur den Miniſter Hoym einen Augenblick geſprochen.

Seit Anfange des Monats bin ich nun in dieſem zehnfach intereſſanten Lande, habe ſchon manchen Theil des Gebirgs und der Ebne durchſtrichen, und finde, daß es ein ſonderbar ſchönes, ſinnliches und begreifliches Ganze macht. Manche Unannehmlichkeit und Plage wird durch neue Begriffe und Anſichten vergütet. Ich werde viel zu erzählen haben, wenn es mir im Winter wieder erzählerlich wird. Schreiben kann ich nicht, das wißt Ihr.

Alſo nur, daß der Herzog wohl iſt, ſtark und dick, auch der beſten Laune. Aller Wahrſcheinlichkeit nach bricht die Armee vor Ende des Monats aus Schleſien auf. Ich mache eine Reiſe durch die Grafſchaft Glatz und kehre nach Dresden dann über Freiburg zu Euch zurück.

Breslau den 12.

Der König kam geſtern früh an. Es war gleich große Cour, wo ſich ſehr verſchiedne Geſtalten neben einander zeigten. Der Herzog hat ein Abſteigquartier in Breslau genommen; ich werde wohl ganz hier bleiben, ſehen und hören, was ich kann. Man weiß noch nicht, wie und wann ſich der Feldzug endigen wird. Man ſagt, es komme noch auf die Erklärung des Ruſſen an.

Lebet wohl und liebt mich. Sehr gerne kehr' ich zurück. Schreibt mir nicht; denn ich weiß nicht, wie ich Eure Briefe erhalten kann; denn eh' dieſes zu Euch kommt, bin ich ſchon von Breslau wahrſcheinlich weg. Grüßt Auguſten und die andern Kinder. Empfehlt mich den Herzoginnen und allen Freunden. G.

74.

Wenn Du ein Freund von Reſultaten wärſt, ſo könnt' ich gegenwärtig damit aufwarten. Gegenſtände genug habe ich geſehen und mir manches dabei denken können. Schleſien iſt ein ſehr intereſſantes Land, und der Augenblick iſt intereſſant genug. Eine Menge Menſchen lerne ich kennen, neue Verbindungen werd' ich wohl ſchwerlich eingehn. In wenigen Tagen hoffe ich von hier abzugehn. Der Herzog iſt wohl. Wenn Ihr mir ſchreiben wollt, ſo gebt ein Blättchen an Suter. Ich ſehne mich nach Hauſe; ich habe in der Welt nichts mehr zu ſuchen. Lebt wohl. Grüßt Auguſt. Empfehlt mich den Herzoginnen und den Freunden. Schreibt mir, wie es Euch geht.

Breslau den 21. Auguſt (1790). G.

Wegen der geiſtlichen Stellen habe ich mit dem Herzog geſprochen. Es iſt noch nichts darüber an ihn gekommen, und er wird, wenn es geſchieht, die Sache bis zu ſeiner Rückkunft verſchieben. Die Sache liegt gegenwärtig zu ſehr außer dem Kreiſe ſeiner Aufmerkſamkeit, als daß ich hätte in ein näheres Detail gehn und auf einen Entſchluß wirken können.

Grün iſt der Boden der Wohnung, die Sonne ſcheint durch die Wände,
Und das Vögelchen ſingt über dem leinenen Dach.
Kriegriſch reiten wir aus, beſteigen Schleſiens Höhen,
Sehen mit muthigem Blick vorwärts nach Böhmen hinein;
Aber es zeigt ſich kein Feind — und keine Feindin! — O! bringe,
Wenn uns Mavors betrügt, bring' uns Cupido den Krieg.[1]

Wie ſieht es denn mit der Frau aus? Iſt denn noch kein Auguſtkindchen da?

75.

Ich habe lange von Dir nichts gehört, lieber Bruder, bin wieder hier in Breslau, nachdem wir von einer Reiſe nach Tarnowitz, Krakau, Wilitzka, Czenſtochowa glücklich geſtern zurückgekommen ſind. Ich habe in dieſen acht Tagen viel Merkwürdiges, wenn es auch nur meiſt negativ merkwürdig geweſen wäre, geſehen. An dem Grafen Reden, dem Director der Schleſiſchen Bergwerke, haben wir einen ſehr guten Geſellſchafter gehabt. Nun ſind wir wieder hier in dem lärmenden, ſchmutzigen, ſtinkenden Breslau, aus dem ich bald erlöſt zu ſein wünſche. Noch will nichts rücken, von der Abreiſe des Königs wird gar nichts geſprochen, indeſſen wünſcht ſich alles nach Hauſe, weil doch kein Anſchein iſt, daß es zum Ernſte kommen könnte. Ob der Courier, der aus Petersburg jede Stunde erwartet wird, Epoche macht, wird ſich zeigen.

---

[1] Die Verſe ſtehen mit wenigen Abweichungen unter der Ueberſchrift „Feldlager" B. 1, 216. Statt des zweiten „uns" ſteht im Briefe „und".

Auch bei mir hat ſich die vis centripeta mehr als die vis centrifuga vermehrt. Es iſt all und überall Lumperei und Lauſerei, und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit Euch zu Nacht gegeſſen und bei meinem Mädchen geſchlafen habe. Wenn Ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu iſt, mein Kind lebt, und mein großer Ofen gut heizt, ſo hab' ich vorerſt nichts weiter zu wünſchen. Der Herzog iſt ſehr gut gegen mich, und behagt ſich in ſeinem Elemente.

Lebt wohl. Es erwähnt kein Brief, daß Eure Familienkette um Ein Glied oder ein Paar vermehrt worden ſei. Der neue Ankömmling wurde, däucht mich, früher erwartet. Lebt wohl. Grüßt Auguſten und die übrigen.

Breslau den 11. September (17)90. G.

---

*76.

Hier die beiden Stücke mit Dank zurück. Sie eröffnen eine weite, ſchöne Ausſicht. Der Jude iſt ein trefflicher

Menſch; es iſt eine Glut der Sehnſucht in dieſer Elegie[1]), wie in wenigen Gedichten. Ich habe einiges dabei bemerkt, ſonſt find' ich nichts. Die Abhandlungen[2]) ſind ſchön gedacht, componirt und geſchrieben. Dagegen ſchick' ich Dir das Trockenſte vom Trocknen und lade Dich zum Anblick einer ſchwarz-weiß-bunten Tafel. Du wirſt am beſten ſehn, ob dieſe Bogen und dieſe Pappe die Sache deutlich machen. Das erſte und letzte Capitel will ich nicht in Paragraphen theilen. Bei den übrigen biſt Du ſo gut zu bemerken, ob nicht einige Paragraphen zuſammengezogen werden können.

Ich ſehe Dich bald und wünſche Beſſerung.

(Weimar im September oder October 1791 ?) G.

*77.

Hier ſchicke ich die zwei letzten Akte des

Groß-Cophta.

So möchte ich das Stück heißen, wenn Du es billigſt. Wenn dieſer Titel nicht alles ſagt, ſo ſagt er doch das meiſte, und hat etwas Neues und Abenteuerliches. Thue an dieſen Heften die Liebe wie an den erſten, die heut abgehen. Ich danke Dir herzlich für dieſen Beiſtand.

---

[1]) Von Jehudah Hallevi, mitgetheilt von Herder in dem Aufſatze „Denkmale der Vorzeit“ (Werke zur Philoſophie und Geſchichte B. 1, 29 ff.)

[2]) Außer der eben angeführten Abhandlung wohl „Spruch und Bild“ (Werke zur Litteratur und Kunſt B. 9, 117 ff.) und die Briefe „über ein morgenländiſches Drama“ (daſelbſt S. 181 ff.). Dieſe Abhandlungen erſchienen zu Oſtern 1792 in der vierten Sammlung der „zerſtreuten Blätter“.

Ich bin gehindert worden, Dich zu beſuchen und nach Deinem Befinden zu fragen.

Lebe wohl. Ich ſehe Dich bald.

(Weimar Ende 1791 oder Anfang 1792). G.

*78.

An Herders Gattin.

Zur Nachricht, daß ich zwar aus der Antichambre des Grabes, dem Bett' mein' ich, wieder ins gemeine Leben wiedergekehrt, aber doch ſo ſchnell als jener wirklich begrabene und ſtinkend gefundene Fromme nicht aus den Windeln der zweiten Kindheit mich auswickeln kann, deswegen auch noch mit halbverhülltem Haupt herumwandre.

Der Mammon, der hier beikommt, hat wunderbare Schickſale gehabt. Er kommt von der Herzogin-Mutter und ſollte mit der Oſtergabe der regierenden Herzogin vereint anlangen, blieb aber zurück, fand einen Weg zu mir und blieb bei dem Liegenden liegen. Alſo einen guten Empfang dem hinkenden Plutus.

Der Herzog wünſcht die „zerſtreuten Blätter“.[1]) Es wäre artig, wenn Sie ihm ein Exemplar gleich ſchickten.

(Weimar im Frühjahr 1792?) G.

---

[1]) Die vierte Sammlung derſelben erſchien im Frühjahr 1792.

*79.

Die Herzogin hat mit mir wegen dem Unterricht in der Lateiniſchen Sprache, den man nun dem Prinzen geben könnte, geſprochen. Ehe Du es mit Schäfern einrichteſt, verſäume nicht mit Riedel[1]) deshalb zu ſprechen. Es will doch jeder gern von dem, was in ſeinem Departement vorgeht, unterrichtet und bei einer Veränderung, wo nicht um Rath gefragt, doch begrüßt ſein.

Mache dem Kleinen einen Beſuch und leite die Sache ein. Verzeih, daß ich Dir dies angebe. Ich thue es, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen. Vale.

(Etwa 1792.) G.

*80.

Hier ſchicke ich Dir die Bücher und die Akten des Convicts. Du denkſt die Sache nochmal durch. Die Beilagen wegen der Naturalien erhalte ich. Wegen dem Gelde gibſt Du mir wohl die Data. Gotha und Meiningen ſcheinen geneigt, die Wiederbeſetzung der Stellen bis zum Einlaufen unſeres Berichts verſchieben zu wollen. Ich bin nun im Ausziehen[2]) und habe keinen geſunden Gedanken. Vale.

(Weimar im Juni 1792.) G.

---

[1]) Landkammerrath Riedel war der Erzieher des Erbprinzen.

[2]) An Jacobi ſchreibt Goethe am 15. Juni 1792: „Ich bin ſehr zerſtreut, verändre mein Quartier, und muß bauen, eh' ich einziehen kann."

Ridel

*81.

Beiliegendes erhalte ich durch Herrn von Frankenberg.[1]) Da die Sache ſo ſehr betrieben wird, iſt es, dünkt mich, die höchſte Zeit, das Eiſen zu ſchmieden.

Schicke mir doch Deinen Aufſatz. Ich dächte, ich communicirte ihn privatim an Frankenberg und zündete ſo das Feuer an. Vale. G.

*82.

Herr von Frankenberg, dem ich Deinen Aufſatz über das Convictorium zu ſeiner großen Zufriedenheit mitgetheilt habe, wünſcht ſolchen an Herrn von Türkheim nach Meiningen zu communiciren und dazu Deine Erlaubniß. Ich glaube nicht, daß einiges Bedenken ſein könne. Ich lege die Comm. bei, welche Gotha ſogleich hat ergehen laſſen.

G.

83.

Euern lieben Brief, meine Beſten, erhalte ich in Frankfurt, wo ich geſtern Abend angekommen bin. Dieſes Blatt

---

1) Geheimerath Friedrich Ludwig von Frankenberg zu Gotha. Vgl. von Müller „Erinnerungen aus den Kriegszeiten 1806 — 1813“ S. 138 ff.

wird Euch alſo noch in Aachen[1]) treffen, da Ihr bis den 20. zu bleiben gedenkt. Ich hoffe bis zu Ende des Monats hier zu ſein und nur dann und wann kleine Excurſionen zu machen. Wegen Eurer Reiſe wage ich nichts zu ſagen noch zu beſtimmen. So lieb mirs wäre, Euch zu ſehen, ſo darf ich Euch doch nicht rufen, da beſonders die Düſſeldorfer Gallerie Herdern ſo nah iſt, und ihm eine Unterhaltung geben wird, die er auf dem übrigen Wege nicht findet.

Ich bin hier in alten Ideen zerſtreut, und gebe lieber auf, Euch zu ſehen; denn weggehen kann ich nicht und werde Coblenz ſchwerlich ſehn. Ich gehe wahrſcheinlich auf Trier oder auf Zweibrücken; wer weiß, wo ſie ſich in vier Wochen herumtummeln werden! Lebet alſo und reiſet wohl, grüßet Jacobi. Ich ſchreibe ihm heute. Schreibet mir doch auch noch ein Wort, eh Ihr von Aachen geht. Ich wünſche recht herzlich, daß das Waſſer den gewünſchten Effect thue. Lebet wohl und liebt mich.

Fr(ankfurt) den 13. Auguſt 1792. G.

84.

Luxenburg den 16. October 1792.

Aus der mehr hiſtoriſchen und topographiſchen als allegoriſchen Rückſeite[2]) werden Ew. Liebden zu erkennen ge-

---

1) Wo Herder heftiger und ſchmerzhafter Rheumatismen wegen die Dampfbäder benutzen mußte.

2) Vgl. das Facſimile.

ruhen, was für Aſpecten am Himmel und für Conjuncturen auf der Erde gegenwärtig merkwürdig ſind. Ich wünſche, daß dieſe Effigiation zu heilſamen Betrachtungen Anlaß geben möge. Ich für meine Perſon ſinge den luſtigſten Pſalm Davids dem Herrn, daß er mich aus dem Schlamme erlöſt hat, der mir bis an die Seele ging.

Wenn Ew. Liebden Gott für allerlei unerkannte Wohlthaten im Stillen danken, ſo vergeſſen Sie nicht, ihn zu preiſen, daß er Sie und Ihre beſten Freunde außer Stand geſetzt hat, Thorheiten ins Große zu begehen.

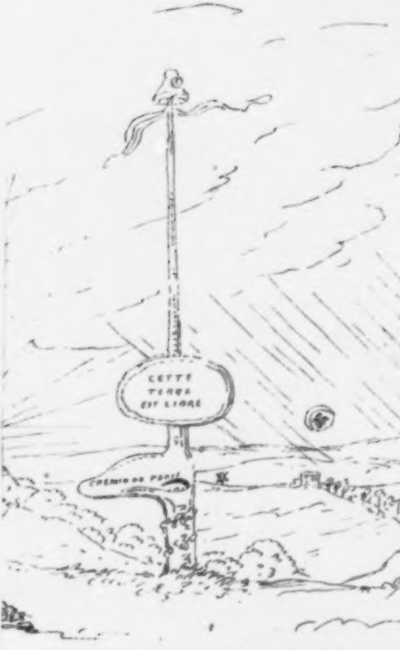
Ich wünſche gute Folgen des Bades auf den Winter. Ich eile nach meinen mütterlichen Fleiſchtöpfen, um dort wie von einem böſen Traum zu erwachen, der mich zwiſchen Koth und Noth, Mangel und Sorge, Gefahr und Qual, zwiſchen Trümmern, Leichen, Aeſern und Scherbhaufen gefangen hielt. Lebet wohl und haltet Euch für ſo glücklich, als Ihr ſeid.

G.

85.

(Aus dem Lager bei Marienborn) den 2. Juni (17)93.

Daß ich mich wohl und, wie es die Umſtände zulaſſen, vergnügt im Lager bei Marienborn befinde, habe ich durch Gegenwärtiges melden ſollen. Das Intereſſanteſte für uns iſt, daß der Herzog ſich wohl befindet; das Uebrige geht und mag gehen, wie es in den Sternen geſchrieben oder nicht geſchrieben iſt. Die Situation der Franzoſen iſt ſehr vortheilhaft.


CETTE
TERRE
EST LIBRE

Von dem Ueberfall auf Marienborn liegt hier eine detaillirte Relation bei, die ich beſonders Frankenbergen mitzutheilen bitte. Empfehlet mich auf allen Seiten und liebt mich.

G.

Dein Packet [1]) hab' ich noch nicht übergeben, ich weiß nicht, warum. Ein Dämon hält mich ab. Die Zerſtreuung, Verwirrung, Inhumanität um uns iſt zu groß. Vale et ama.

(Beilage.)

Ausfall der Franzoſen auf Marienborn. [2])

Das Hauptquartier Marienborn liegt in der Mitte des Halbkreiſes von Lagern und Batterien, die am linken Ufer des Rheins oberhalb Mainz anfangen, die Stadt in der Entfernung ohngefähr einer Viertelſtunde umgeben und unterhalb derſelben ſich wieder an den Fluß anſchließen. Die Capelle zum heiligen Kreuz, die Dörfer Weißenau, Hechtsheim, Marienborn, Dreys, Gunzenheim, Mombach, werden von dem Kreiſe entweder berührt oder liegen nicht weit von demſelben.

---

1) Herder hatte ihm die erſte Sammlung der „Briefe zur Beförderung der Humanität“ geſandt, um ſie dem Herzog zu übergeben.

2) Goethe hat dieſen Bericht in ſeine Beſchreibung der Belagerung von Mainz (B. 25, 228 ff.) faſt wörtlich aufgenommen. Die einzelnen Abweichungen ſind hier durch geſperrten Druck angedeutet. Auch an Jacobi ſandte Goethe dieſen mit eigner Hand geſchriebenen Bericht.

Die beiden Flügel bei Weißenau und Mombach wurden vom Anfang der Blokade an von den Franzoſen öfters angegriffen und erſteres Dorf abgebrannt, die Mitte hingegen blieb ohne Anfechtung; niemand konnte vermuthen, daß ſie einen Ausfall dahin richten würden, weil ſie in Gefahr kamen, von allen Seiten ins Gedränge zu gerathen, abgeſchnitten zu werden, ohne irgend etwas von Bedeutung auszurichten.

Unterdeſſen waren die Vorpoſten um Bretzenheim und Dahlheim, Orte, die vor Marienborn in einem Grunde liegen, der ſich nach der Stadt zieht, immer an einander, und man behauptete Bretzenheim dieſſeits um ſo eifriger, als die Franzoſen bei Zahlbach, einem Kloſter nahe bei Dahlheim, eine Batterie errichtet hatten und damit das Feld und die Chauſſee beſtrichen.

Eine Abſicht, die man dem Feinde nicht zutraute, bewog ihn endlich zu einem Ausfall gegen das Hauptquartier; ſie wollten — ſo iſt man durch die Gefangenen überzeugt — den General Kalkreuth, der in Marienborn, den Prinzen Ludwig, Ferdinands Sohn, der auf dem Chauſſeehauſe einige hundert Schritte vom Dorfe im Quartier lag, entweder gefangen fortführen oder todt zurücklaſſen. Sie wählten die Nacht vom 30. zum 31., zogen ſich vielleicht 3000 Mann aus dem Zahlbacher Grunde über die Chauſſee durch einige Gründe und durch das hohe Korn bis wieder an die Chauſſee, paſſirten ſie und eilten auf Marienborn los. Sie waren von Bauern aus der Nachbarſchaft geführt und nahmen ihren Weg durch die Patrouillen durch, die ein Umſtand unaufmerkſam gemacht hatte.

Tags vorher hatte man Bauern beordert, das hohe Getraide, das gegen die Stadt zu ſteht, in der Nacht abzumähen. Als dieſe nach vollendeter Arbeit zurückgingen, folgten ihnen die Franzoſen. Einige Patrouillen achteten das Geräuſch nicht, andre riefen ſie an und hielten ihren undeutlichen Gegenruf für Ungriſch. Genug ſie drangen unentdeckt weit vor, und als man ſie endlich erkannte und nach ihnen ſchoß, eilten ſie nach Marrienborn, erreichten das Dorf, gegen ein Uhr, wo man ſorglos entweder ſchlief oder wachte. Sie ſchoſſen ſogleich in die Häuſer, wo ſie Licht ſahen, drängten ſich durch die Straße, umringten den Ort und das Kloſtergebäude, in welchem der General lag. Die Verwirrung war groß, beſonders da noch mehrere in Marienborn cantonnirten. Die Batterien feuerten, das Infanterieregiment Wagner rückte vor, Lottum kam herzu, eine Escadron Herzog von Weimar, die hinter dem Orte lag, war bei der Hand, die Sächſiſchen Huſaren desgleichen. Es entſtand ein verwirrtes Gefecht mit großer Lebhaftigkeit.

Indeſſen hörte man im ganzen Umkreis der blokirenden Läger das Feuern von falſchen Attaquen, jeder ward auf ſich aufmerkſam gemacht und niemand wagte dem andern zu Hülfe zu kommen. Der abnehmende Mond gab ein mäßiges Licht.

Der Herzog von Weimar führte den übrigen Theil ſeines Regiments, das eine Viertelſtunde hinter Marienborn auf der Höhe campirte, hinzu. Die Regimenter Wagner und Lottum widerſtanden dem Feinde, und nach einem anderthalbſtündigen Gefecht trieb man die Franzoſen gegen die Stadt zurück. An Todten ließen ſie 30 und etwa ſo viel Gefangene und Bleſſirte zurück. Sie haben, ſo viel man weiß, nur einige Artilleriepferde erbeutet. Der Verluſt der Preußen an Todten und Bleſſirten mag 90 Mann ſein.

Major la Viere von Weimar, Rittmeiſter Voß, Generaladjutant, ſind todt und einige Hauptleute der Infanterie.

Ein unglücklicher Zufall vermehrte den dieſſeitigen Verluſt: denn als ſich die Feldwachen von Bretzenheim zu Anfang der Affaire auf Marienborn zurückziehen wollten, kamen ſie unter die Franzoſen und wurden zugleich mit ihnen von unſern Batterien beſchoſſen. Als es Tag ward, fand man Pechkränze und dergleichen brennbare Materialien an mehreren Enden des Dorfes: ſie hatten die Abſicht, wenn der Coup gelänge, zuletzt das Dorf anzuzünden. Man erfuhr, daß ſie zu gleicher Zeit verſucht hatten, von einer Rheininſel, an der Mainſpitze, in der ſie ſich eingeniſtet haben, eine Brücke auf die nächſte zu ſchlagen. Nunmehr iſt das zweite Treffen näher an Marienborn herangezogen. Des Herzogs Regiment ſteht rechts Marienborn. Man weiß, daß beim

Ausfall Nationaltruppen voran gingen, dann Linien-, dann wieder Nationaltruppen folgten. Es mag daher das Gerücht entſtanden ſein, als wären ſie in drei Colonnen ausgegangen.

Ein Brief des Herzogs an ſeine Frau Gemahlin wird das, was ich ſage, beſtätigen, modificiren, aufklären.

Dii meliora!

86.

Eure Briefe, meine Lieben, mit dem zweiten Theile kamen eben an, als ich den erſten übergeben mochte. Der Herzog dankt und grüßt. Nach dem letzten Ueberfall und veränderten Lager haben wir uns wieder angebaut. Ich habe ein hübſches Zelt, gerade gegen Sonnenaufgang gerichtet, bringe die einſamen Stunden des heißen Tages in einer großen, mit Fichtenreis beſchützten Laube zu, die der Herzog zum Speiſeſaal errichten ließ. Oft bin ich im Hauptquartier; der General Kalkreuth ſetzt ſein gütiges Betragen gegen mich ununterbrochen fort. Ich ſehe viel Menſchen, höre und ſehe, was begegnet, und bin ſehr zufrieden hier zu ſein und mich mit ſo vielen in Geduld zu faſſen, da Ihr in der Ferne gewiß ungeduldiger ſeid. An Uebergabe der Stadt, wie an Belagerung iſt noch ſo bald nicht zu denken.

Dem „Bürgergeneral“ wünſcht' und hofft' ich Euren Beifall, und iſt mir um ſo lieber, daß Ihr es gut zuerſt habt ſpielen ſehen. Die kleinen Productionen haben den Vortheil, daß ſie faſt eben ſo geſchwind geſchrieben als erfunden ſind. Von dem Moment, in dem ich die erſte Idee hatte, waren keine drei Tage verſtrichen, ſo war es fertig. Ich hoffe, es ſoll mich weder äſthetiſch noch politiſch reuen, meiner Laune nachgegeben zu haben.

Ich habe meinen Genius verehrt, daß er mich unterwegs ſowohl als in Weimar den Propheten[1]) nicht antreffen ließ. — Die Welt iſt groß: laßt ihn liegen drin! — Wo ſich dieſes Gezücht hinwendet, kann man immer voraus wiſſen. Auf Gewalt, Rang, Geld, Einfluß, Talent ꝛc. iſt ihre Naſe wie eine Wünſchelruthe gerichtet. Er hofirt der herrſchenden Philoſophie ſchon lange. Dagegen hat aber auch Kant ſeinen philoſophiſchen Mantel, nachdem er ein langes Menſchenleben gebraucht hat, ihn von mancherlei ſudelhaften Vorurtheilen zu reinigen, freventlich mit dem Schandfleck des radicalen Böſen beſchlabbert, damit doch auch Chriſten herbeigelockt werden, den Saum zu küſſen.[2])

Denn ſo iſt es beſchaffen, ſo wird es bleiben und alſo[3]) —. Die Obelisken und Aſterisken[4]) an „Reineke“

---

1) Lavater. Vgl. Goethes Brief an Jacobi vom 7. Juli.

2) In dieſem Jahre war Kants Schrift: „Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft“, erſchienen.

3) Aus Goethes Ueberſetzung des „Reineke“.

4) Critiſche Zeichen, die Herder bei der Durchleſung des „Reineke“ gemacht, um auf eine Aenderung hinzudeuten.

gehe ich fleißig durch, und corrigire nach Einſicht und Laune. Ohne dieſe Beihülfe des critiſchen Bleiſtifts wäre ich nicht im Stande meinen Verbeſſerungswillen zu richten und zu fixiren. Lebet wohl. Empfehlt mich den Herzoginnen und den Freunden.

Anfangs war hier ſehr kühles Wetter, nun iſt es heiter und heiß, was ich denn ſehr wohl ertragen kann. Grüßt die Kinder. Tauſendmal Adieu.

Bei Marienborn den 7. Juni (17)93. G.

87.

Mein Unglaube iſt durch die Art, wie der Herzog und einige andre, die in der leidigen Kriegsarbeit begriffen ſind, Dein Buch aufgenommen haben, glücklich beſchämt worden. Ich ſchicke hier ſeinen Brief. Fahre ja fort, Deine Sammlungen zu bearbeiten und laß ſie immer ſo wohlthätig ſein.

Mein Leben iſt ſehr einfach. Ich komme nun faſt nicht mehr vom Zelte weg, corrigire an „Reineke“ und ſchreibe optiſche Sätze. Die Situation auf unſrer Seite habe ich zu wiederholtenmalen geſehen, über das Waſſer bin ich noch nicht gekommen außer bei einer ſchönen Partie ins Rheingau. Wir fuhren zu Waſſer bis Rüdesheim, probirten die Keller durch, fuhren an den Mäuſethurm, dann auf Bingen. Und zu Land nach dem Lager zurücke. Wir kamen eben zurechte, als die Franzoſen einen Ausfall auf das Stift zum heiligen Kreuz thaten und es wegbrannten. [1])

Ich ſehe viele Menſchen, zu denen ich wenig Beziehung habe. Sehne mich nach meiner Camera obſcura, und was dem anhängig iſt. Lebet wohl und genießet die Ruhe hinter der Kirche. Möchte ich doch auch ſchon Koppenfelſens Scheune ſtatt dieſer Berge, Flüſſe, Städte und Plainen wieder vor dem Auge haben.

(Bei Marienborn) den 15. Juni (17)93. G.

*88.

Haſt Du nicht ein Camperiſches Werk[2]), die vergleichende Anatomie betreffend, von Jacobi, als Du in Düſſeldorf warſt[3]), erhalten? Ich bitte drum.

(Weimar 1793 oder 1794?) G.

*89.

Wie ſehr ich Deiner Meinung wegen der Gloſſen[4]) im allgemeinen bin, weißt von Alters, da ich etwas Aehn-

---

1) Am 9. Juni. Vgl. Goethes Werke B. 25, 233. Goethes Brief an Jacobi Nr. 79.

2) Naturgeſchichte des Orangoutang und andrer Affenarten (Düſſeldorf 1790).

3) Im Auguſt 1792.

4) In der Schrift „über die Gabe der Sprache" (1794), in den Werken „zur Theologie und Religion" B. 16, 1 ff.

liches als Poſſe vortrug.[1] Deine critiſche Zuſammenſtellung, die Ausführung und Nutzanwendung freut mich ſehr. Hier ein Brief von Lichtenberg[2]), woraus Du ſehen wirſt, daß noch manches zu thun iſt, ehe wir, vom Geſetz erlöſt, uns einer evangeliſchen Gemeinſchaft erfreuen können.

(Weimar 1793 oder 1794?) G.

*90.

Da Du den Kielmeyer[3]) vornimmſt, wird Dirs nicht zuwider ſein, beikommende tabellariſche Ueberſicht der Abhandlung, die ich ſchreiben möchte[4]), durchzugehen. Ich habe ſo viel ſchon über dieſe Materie theilweiſe geſchrieben, und kann faſt nichts davon brauchen, weil ich keinen rechten Plan ausgearbeitet hatte, dazu iſt dies ein Verſuch. Ich werde nicht eher wieder anfangen zu ſchreiben, bis die Methode berichtigt iſt. Auskunft gebe ich gerne mündlich über dieſe Marginalien und vernähme auch gerne mündlich

---

1) Vgl. Goethes 1773 erſchienene Abhandlung: „Zwo wichtige, bisher unerörterte Bibliſche Fragen, zum erſtenmal gründlich beantwortet. Von einem Landgeiſtlichen in Schwaben“ (B. 14, 270 ff.)

2) Vgl. Goethes Werke B. 40, 452 f. Briefwechſel zwiſchen Goethe und Knebel Nr. 113—116.

3) Ueber Verhältniſſe der organiſchen Kräfte untereinander (1793).

4) Ueber vergleichende Anatomie. Vgl. Goethes Werke B. 36, 253 ff.

Dein Urtheil und Berichtigung. Behalte alſo die Blätter bei Dir und lebe wohl.

(Weimar 1793 oder 1794?) G.

Hier mögen noch folgende beiden Billete eine Stelle finden, die wir nicht ſicher einzuordnen wiſſen:

*91.

Hier, mein Lieber, das Manuſcript dankbar zurück. Ich wollte doch, es wäre einmal laut geleſen worden.

Das erſte Zeichen deutet auf die Maultrommel, das zweite auf das Wort: ärgere, welches wohl abenteuerlichere oder ſo was heißen konnte. Das dritte deutet auf die Flucht des Berges. Lebe wohl. Sonnabends ſehen wir uns ja wohl in der Nachbarſchaft. G.

*92.

Ew. Liebden und Würden überſende hierbei ein Opusculum, das ich mit critiſcher Aufmerkſamkeit zu leſen bitte.

G.

*93.

Recht herzlich danke ich für Deinen Dichter [1]; er bleibt bei jedem Wiedergenuß derſelbe, und wie die Ananas erinnert er einen an alle gutſchmeckenden Früchte, ohne an ſeiner Individualität zu verlieren.

---

[1] Balde, deſſen Ueberſetzung in der „Terpſichore“ (1795, 1796) erſchien.

An eben dem Tage erhalte ich das zweite Buch Lukrezens von Knebel, und komme in Verſuchung, Dir das erſte Buch meines Romans 1) zu ſchicken, das nun, umgeſchrieben, noch manches Federſtriches bedarf, nicht um — gut zu werden, ſondern nur einmal als eine Pſeudoconfeſſion mir vom Herzen und Halſe zu kommen.

Auch fällt mir ein, daß ich Dich ſchon früher hätte erſuchen ſollen, Eilenſteiner auf dieſen Sommer abermals gefälligen Urlaub zu geben.

Wollteſt Du Sonntag Mittags mit mir eſſen, ſo lüde ich Knebeln ein, und wir verſchwätzten einige Stunden, ohngedenk der vielen Hälſe und Beine, die es jetzt an allen Orten und Enden der armen Menſchheit koſtet. 2)

(Weimar im Juni 1794). G.

*94.

An Herders Gattin.

Hierbei die Recenſion. Für die Hütten und Blattern (?) danke ich. Für Jacobs (Jacobis?) Emigrirten möchte

---

1) Des „Wilhelm Meiſter“.

2) Vgl. Goethes Brief an Knebel Nr. 137, der vom Herausgeber irrig ins Jahr 1796 verlegt wird.

ſchwerlich etwas zu thun ſein. Meyer kommt in dieſen Tagen[1]); mein ſtilles Haus ſehnt ſich nach ihm. Leider wirkt der Genius der Zeit ſo übel auf Freundſchaft. Meinungen über fremde Verhältniſſe zerſtören die nächſten, daß man ſich nur an das, was einem noch bleibt, recht feſt zu halten hat. Leben Sie recht wohl.

(Weimar im Juli 1794.) G.

93.

Dein Aufſatz[2]) folgt hier mit dem beſten Danke. Es iſt Dir fürtrefflich gerathen. Es umfaßt die Materie, iſt ohne Strenge genau und mit Lieblichkeit befriedigend. Ich wußte nichts dabei zu erinnern. Nur bitte ich ihn, wenn es möglich iſt, morgen mit den Botenweibern an Schiller zu ſchicken. Vale.

(Weimar den 21. Auguſt 1795.)[3]) G.

---

1) Von Dresden, wo er ein Gemälde von A. Caracci copirte.

2) „Homer, ein Günſtling der Zeit“. Der Aufſatz erſchien in Schiller's „Horen“.

3) An demſelben Tage ſchreibt Goethe an Schiller: „Herders Homer, den ich ſo eben mit Meyern geleſen, iſt fürtrefflich gerathen, und wird den „Horen“ zu großem Schmuck gereichen. Ich will treiben, daß Sie den Aufſatz morgen erhalten!“ Schon am 12. Auguſt hatte Herder an Schiller geſchrieben: „Mein Homer kommt bald zu Ihnen.“

*96.

Der Herzog hat mir vor ſeiner Abreiſe geſagt, daß man mir 600 Rthlr. von der Kammer auszahlen werde, über welche ich, als über eine mir von Serenissimo aufgetragne Ausgabe, quittiren und Dir ſie einhändigen ſolle. Welches ich auch zu thun bereit bin, obgleich es ebenſo gut durch eine Quittung des Herrn Geheimerath Schmidts, aus deſſen Händen Du nachher das Geld erhalten kannſt, abgethan werden kann.

(Weimar im Frühjahr 1796.)[1]

---

[1] Schon beim Beginne des Jahres hatte Herder durch Goethes Vermittlung 600 Rthlr. als Unterſtützung von Seiten des Herzogs erhalten. Vgl. den Briefwechſel zwiſchen Goethe und Knebel Nr. 123. 126. 128. Es liegt uns folgendes, ohne Zweifel an Knebel gerichtetes Billet Goethes in Abſchrift vor: „Da ich auf einige Zeit nach Jena gehe, wünſche ich Dir wohl zu leben in Deiner einſamen Hütte. Hiebei ſchicke ich eine Rolle Geld; es iſt das Ordinarium von der Herzogin. Die 600 Rthlr. werden auch bald anlangen. Danke Herder für ſeinen Beſuch am Neujahrstag, bitte ihn, uns doch auch bald etwas vorzuleſen. Ich hoffe in Jena fleißig zu ſein. Lebe wohl. (Weimar den) 3. Januar (17)96. G.“ Die Antwort hierauf enthält Nr. 127 des Briefwechſels. An Knebel möchte auch wohl das folgende unter Herders Nachlaß befindliche Billet gerichtet ſein: „Mit den Manuſcripten haſt Du mich auf eine ſonderbare Art überraſcht. Ich dachte nicht, daß ſie noch in der Welt wären. Der Anblick vergangener Zuſtände führt uns in unſer Tiefſtes zurück. Die „Iphigenie“ auf geſteiftem Papier erinnert an den Ort, wo ſie geſchrieben worden. Das

*97.

Ein Votum über das beſondere Bild, das ich dem Prinzen[1] mit den beſten Empfehlungen zu überſenden bitte, ſowie ein Schein über die erhaltnen Akten liegt bei.

Der Beifall, den Du meinem Gedicht[2] geben magſt, iſt mir unſchätzbar. Ich wünſche, daß Du es deſſelben bis zu Ende und auch künftig werth finden mögeſt.

Lebe wohl und erfreue Dich der verſammelten Deinen.

Weimar am 17. Mai 1797. G.

*98.

Weimar den 26. April 1802.

Du willſt, verehrter, alter Freund, die Gefälligkeit haben meinen Sohn in die chriſtliche Verſammlung einzuführen, auf eine liberalere Weiſe, als das Herkommen vorſchreibt. Ich danke Dir herzlich dafür und freue mich,

---

verlangte Blatt will ich auch aufzuſpüren ſuchen. Ich hoffe Dich bald zu ſehen. Der Frühling hat die Botanik wieder an die Tagesordnung gebracht. G." Knebel beſaß die erſte Handſchrift der „Iphigenie". Vergl. H. Düntzer „Die drei älteſten Bearbeitungen von Goethes Iphigenie" S. 145. 187 f. Im Juli 1801 ſchenkte er ſie ſeiner Schweſter, nach deren Tod (1813) ſie wieder in Knebels Hände kam.

[1] Dem Erbprinzen.

[2] „Hermann und Dorothea", wovon Goethe die erſten Geſänge Herder vorgeleſen zu haben ſcheint.

daß er den, für Kinder immer apprehenſiven, Schritt, an Deiner Hand, auf eine Weiſe macht, die mit ſeiner gegenwärtigen Bildung zuſammentrifft. Er wird ſich Dir, mit ſeinem Lehrer, nächſtens vorſtellen. Empfang' ihn freundlich und ordne alles nach Gefallen, indem Du meiner gedenkſt.

Goethe.

*99.

Weimar den 14. Juni 1802.

Mit herzlichem Danke empfinde ich die Neigung, mit der Du das geſtrige Geſchäft[1]) vollbracht haſt, empfehle Dir den Knaben auch für die Zukunft und lege die Note bei.

Goethe.

*100.

Weimar den 22. September 1803.

Zur glücklichen Wiederkehr wünſche Glück! Möge Bad- und Reiſecur[2]) guten Erfolg haben!

Deiner Angelegenheit iſt indeſſen auch gedacht worden. Hier das Reſultat. Du unterzeichneſt Dich bei Expeditionen mit dem adeligen praefixo, die Canzeleien werden angewieſen, Dich gleichmäßig zu ehren. Hierdurch wird der

---

1) Die Confirmation ſeines Sohnes. Vgl. B. 27, 81, wo dieſe heilige Handlung ein Jahr zu frühe geſetzt wird.

2) Herder hatte Eger und Dresden beſucht.

gewünſchte Effect erreicht, nur daß die Operation nicht durch Reſcripte geſchieht, aus Gründen, die bisher der ganzen Sache im Wege geſtanden. 1)

Möge Dir hierdurch etwas Angenehmes geſchehen! Alles kann bei Serenissimi Wiederkunft ſogleich berichtigt werden. Nächſtens mehr, wenn ich komme, mich Deines Wohlbefindens zu freuen. Der Deine. Goethe.

---

1) Ueber Herders Erhebung in den Adelſtand vgl. die „Erinnerungen" ſeiner Gattin B. 3, 253 ff. Jean Pauls Brief an Herders Gattin vom 18. November 1801.

Anhang.

I.

Beilage zu Nr. 3.

Auf zwei Bogen in Octav hat Goethe zwölf Volkslieder mit eigner Hand reinlich abgeſchrieben.1) An erſter Stelle findet ſich „Das Lied vom Herrn von Falkenſtein", wie es in Herders „Volksliedern" VIII, 10 ſteht, nur mit folgenden Abweichungen: V. 5 woraus, V. 6 machen, V. 7 wollen, V. 8 reiten, V. 15 um 'en, V. 18 Thurn, V. 20 zwo hohen Mauern, V. 22 f. Mauern, V. 24 trauern, V. 33 dürft, V. 34 Thurn, V. 39 mi'm. Darauf folgt:

---

1) Ueber eine ähnliche Sammlung Volkslieder von Goethes Hand, die ſich im Nachlaß der Frau von Stein fand, vgl. Schöll „Briefe und Aufſätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786" S. 123 ff. Schölls Angaben daſelbſt über unſere Handſchrift ſind nicht durchaus genau.

Das Lied vom Pfalzgrafen.1)

Es fuhr ein Fuhrknecht über den Rhein,
Er kehrt beim jungen Pfalzgrafen ein.

Gott grüß dich, Pfalzgraf hübſch und fein,
Wo haſt dein adlig Schweſterlein?

Was haſt du nach meiner Schweſter zu frag'n;
Sie iſt dir viel zu adelig.

Soll ſie mir viel zu adlig ſein?
Sie hat fürwahr ein Kindlein klein.

Hat ſie fürwahr ein Kindlein klein,
So ſoll ſie nimmer mein' Schweſter ſein.

Es ſtund nicht länger als drei Tag' an,
Die junge Gräfin gefahren kam.

Als nun die Gräfin gefahren kam,
Der jung' Graf ihr entgegen ſprang.

Gott grüß dich, Schweſter, hübſch und fein,
Wo haſt dein artlich Kindelein?

(Hier fehlt die Strophe, worin ſie das Kind abläugnet.)2)

---

1) Vgl. **Wunderhorn** I, 259 (der Pfalzgraf am Rhein). II, 272 (der grobe Bruder).

2) Anmerkung von Goethe ſelbſt.

Er nimmt ſie an ihrer ſchneeweißen Hand,
Und führt ſie nach Holland zu dem Tanz.

Er tanzt am Winter die lange Nacht,
Bis daß ihr die Milch zur Bruſt 'naus brach.

Ach, Bruder, hör' auf! denn es iſt g'nug;
Daheime weint mein Fleiſch und Blut.

Er nimmt ſie an ihrem ſchneeweißen Arm,
Und führt ſie in die Kammer, daß Gott erbarm.

Er tritt ſie am Winter die lange Nacht,
Bis daß man Lung' und Leber ſah.

Ach, Bruder, hör' auf! dann es iſt g'nug;
Es gehört dem König von England zu.

Ach, Schweſter, hätt'ſt du mir's eh' geſagt,
Es wär' mir ein lieber Schwager geweſt.

Es ſtund kein halb Vierteljahr mehr an,
Der König von England geritten kam.

Gott grüß dich, Pfalzgraf, hübſch und fein!
Wo haſt du dein adlig Schweſterlein?

Was haſt nach meiner Schweſter zu fragen!
Sie iſt jetzt todt, lebt nimmermehr.

Iſt ſie jetzt todt, lebt nimmermehr,
So haſt du ſie ums Leben gebracht.

Was zog er aus? Sein glitzrig Schwert;
Er ſtachs dem Pfalzgraf durch ſein Herz.

Gelt, Pfalzgraf, gelt! jetzt haſt dein Lohn!
Warum haſt deine Schweſter nicht leben lon?

Er nahm das Kind wohl auf den Arm.
Jetzt haben wir keine Mutter, daß Gott erbarm.

Er wiegt das Kindlein in ſüße Ruh,
Und ritt mit ihm nach England zu.

Daran ſchließt ſich „Das Lied vom jungen Grafen“, ganz wie bei Herder VIII, 5, nur heißt es hier V. 18 dem jung Graf, V. 19 daß ſein herzallerliebſter Schatz, V. 25 jenes, V. 27 jüngſter Nonnen, V. 29 Nünnchen, und am Schluſſe iſt die Strophe hinzugefügt:

> So ſolls den ſtolzen Knaben gehn,
> Die trachten nach großem Gut.
> Nimm einer ein ſchwarzbraun Maidelein,
> Was ihm gefallen thut.

An vierter Stelle finden wir „Das Lied vom eiferſüchtigen Knaben“ (bei Herder VIII, 8), mit folgenden Abweichungen: V. 1 Sternen, V. 2 einen oberhalb des Wortes ihren geſchrieben, V. 6 Binds an es dem Feigenbaum, V. 7 dich es, V. 9 kann es und mag es,

V. 15 ſeiner Liebe, V. 20 mir es der Tod, V. 23 fließig, V. 31 beide. Es folgt:

Das Lied vom Herren und der Magd.

(Wunderhorn I. 50), das hier alſo lautet:

Es war einmal ein edler Herr,
Der hatt' eine Magd gar ſchöne;
Die ſpielten beide ein halbes Jahr,
Das Maidel ging großſchwanger.

Ach Herr, ach Herr, ach edler Herr,
Ich bin von euch groß ſchwanger.
* * * * * * * * * *
* * * * * * * * * *

Seid ſtill, ſeid ſtill, mein Töchterlein,
Der Reden ſeid ihr ſtille.
Ich will dir Hänschen den Stallknecht geben,
Dazu fünfhundert Gulden.

Hänschen den Stallknecht mag ich nicht,
Gebt mir fünfhundert Gulden.
Ich will noch heut nach Wertelſtein
Zu meiner lieb' Frau Mutter.

Und als ich kam nach Wertelſtein
Wohl auf die ſteinerne Brucken,
Da kam mir die liebe Mutter mein
Entgegen auf der Brucken.

Ach Tochter, liebe Tochter mein,
Wie iſt es dir ergangen?
Daß dir dein Röcklein vorn zu kurz
Und hinten viel zu lange.

Seid ſtill, ſeid ſtill, liebe Mutter mein,
Der Reden ſeid ihr ſtille.
. . . .
. . . .

Seid ſtill, ſeid ſtill, liebe Tochter mein,
Der Reden ſeid ihr ſtille.
Wenn wir das Kindlein geboren han,
So wollen wirs lernen ſchwimmen.

Seid ſtill, ſeid ſtill, liebe Mutter mein,
Der Reden ſeid ihr ſtille.
Wir ſchickens dem rechten Vater heim,
So bleiben wir im Lande.

Gebt mir Papier und eine Feder,
Ein Brieflein will ich ſchreiben.
Macht mir ein Bettlein vom Sammt und Seide,
Den Tod will ich drauf leiden.

Als er das Brieflein empfangen hat,
Geben ihm die Augen Waſſer.
Ach, Hänschen, lieber Stallknecht mein,
Sattel mir geſchwind meine Pferde.

Ich muß noch heut nach Wertelſtein
Zu meiner Allerliebſten.
Er flog wohl über Stock und Stiel,
Wie Vogel unterm Himmel.

Und als er kam nach Wertelſtein
Wohl auf die grüne Heide,
Begegnen ihm die Todtenträger
Mit einer Todtenleiche.

Halt ſtill, halt ſtill, ihr Todtenträger,
Laßt mich die Leich' beſchauen!
Er hub den Ladendeckel auf
Und ſchaut' ihr unter die Augen.

Er zog ein Meſſer aus ſeinem Sack
Und ſtach ſich ſelber ins Herze.
Haſt du gelitten den bittern Tod,
So will ich leiden Schmerzen.[1]

---

[1] Aus dieſem Liede, und nicht aus einer Engliſchen Ballade, wie Goethe (B. 22, 264) ſelbſt angibt, iſt die Schlußwendung des „Clavigo“ genommen.

Hieran ſchließt ſich:

Das Lied vom verkleideten Grafen.1)

Es werbt ein junger Grafenſohn
Ums Königs ſeine Tochter.
Er werbt drei Tag und ſieben Jahr
Und konnt' ſie nicht erfreien.

Und da die ſieben Jahr ummer waren,
Ein Brieflein thut ſie ſchreiben.
Leg du dir weibiſch Kleiderlein an,
Flecht dir dein Haar in Seide.

Er reit vor ſeiner Schweſter Thür.
Schweſter, biſt du darinne?
Ach, leih' mir deinen braunſeidenen Rock,
Flecht mir mein Haar in Seide.

Sie legt ſichs aus und ziehts ihm an,
Flecht ihm ſein Haar in Seide,
Sie legt ihm ein ſilber Geſteckmeſſerle dran,
Er reit wohl über grün Heide.

Und da er auf die Heid' 'naus kam,
Gar höflich thät ſie ſingen,
Da war der Herr König und auch ſein Kind
In einem hohen Zimmer.

---

1) Vgl. „Muskatbaum" im „Wunderhorn" III, 48 (bei Uhland 231 f. 1009).

Ach Papa, lieber Papa mein,
Wer kann ſo höflich ſingen?
Es ſinget fürwahr eine ſchöne Jungfrau,
Daß durch die Berge thut dringen.

Laß du ſie nur reiten, laß du ſie nur gehn!
Sie reit auf rechter Straßen,
Und wenn ſie heimkommt vor unſer Schloßthor,
Zum Stallknecht muß ſie ſchlafen.

Ach Papa, lieber Papa mein,
Das wär' uns beiden ein Schande.
Es ſchickt ſo mancher edle Herr
Sein Kind in fremde Lande.

Da es nun war am Abend ſpat,
Vor die Schloßthür kam ſie geritten.
Sie klopft mit ihrem Goldringelein an.
Feinslieb, biſt du darinne?

Und da ſie in das Schloß 'nein kam,
Der König thät ſie gleich fragen.
Sei du uns willkommen, du ſchöne Jungfrau.
Oder haſt du es ein Manne?

Ich hab' es kein Mann, und will es kein Mann,
Ein Jungfer will ich bleiben,
Und wenn ich bei deiner Tochter es wär',
Die Zeit thät ſie mir vertreiben.

Haſt du es kein Mann und willſt es kein Mann,
Willſt du ein Jungfer bleiben,
So mußt du bei meiner Tochter ſchlafen.
Ihr Bett iſt klare Seiden.

Und da es war um Mitternacht,
Dem König träumts ſo ſchwere,
Daß es fürwahr ein ſchön jung Knab
Bei ſeiner Tochter wär'.

Der König, und der war ein artlicher Herr,
Bald thät er ein Licht anzünden.
Er ging von Bett bis wieder zu Bett,
Bis daß er die zwei thät finden.

Ach Papa, lieber Papa mein,
Laß uns nur beide gewähren!
Gott ernährt ſo manchen Vogel in der Luft,
Er wird uns auch ernähren.

An ſiebenter Stelle findet ſich:

Das Lied vom Zimmergeſellen.[1]

Es war einmal ein Zimmergeſell,
War gar ein junges Blut.
Er baute dem jungen Markgrafen ein Haus,
Fünfhundert ſechs Läden daran.

---

[1] In etwas anderer Geſtalt gibt es das „Wunderhorn" (II, 235).

Und wie das Haus gebauet war,
Legt er ſich drunter und ſchlief.
Da kam des jungen Markgrafen ſein Weib,
Zum zweiten-, zum drittenmal rief:

Steh auf, ſteh auf, gut Zimmergeſell!
Denn es iſt an der Zeit,
Wenn dir beliebt bei mir zu ſchlafen,
An meinem ſchneeweißen Leib.

Ach nein, ach nein, Markgräfin, nein!
Das wär' uns beiden ein' Schand'.
Und wenn es der junge Markgraf erführ',
Wir müßten beid' aus dem Land.

Und da der beiden Wille geſchah,
Sie meinten, ſie wären allein,
Da kam die älteſte Kammermagd,
Zum Schlüſſelloch ſchaut ſie hinein.[1]

Ach Herr, ach edler Herre mein,
Groß Wunder an Euerem Weib!
Der Zimmergeſell thut ſchlafen
An ihrem ſchneeweißen Leib.

Und ſchläft es nun der Zimmergeſell
An ihrem ſchneeweißen Leib,
Einen Galgen will ich ihm bauen
Zu Baſel wohl an dem Rhein.

---

[1] Goethe hatte anfänglich geſchrieben: „Und ſchaute zum Schlüſſelloch 'nein."

Man führt den jungen Zimmergeſell
Aufs Rathhaus wohl in der Stadt.
Sein Redel thät man ihm ſprechen,
Gehenket muß er ſein.

Da ſprach der Burgemeiſter:
Wir wollen ihn leben lan.
Iſt keiner unter uns allen,
Der nicht hätt' das gethan.

Was zog er aus dem Sacke?
Fünfhundert Goldgulden ſo roth.
Zieh hin, zieh hin, gut Zimmergeſell,
Darum kauf' Wein und Brod.

Und wenn du das Geld verzehret haſt,
So komm du wieder zu mir.
So will ich dir laſſen geben
Den beſten Malvaſier.

Weiter folgt weniger vollſtändig als im „Wunderhorn" (I, 125):

Das Lied vom Lindenſchmidt.

Es war ein ädliger Lindenſchmidt,
Nährt' ſich auf freier Landſtraßen.
. . . .
. . . .
. . . .

Und da es Junker Kaſper erfuhr,
Setzt' er ſeinem Bäuerlein das Käpplein auf
Und ſchickt es auf freier Landſtraßen,
Wenn es den ädligen Lindenſchmidt fand,
Sollt' es ihn gleich verrathen.

Das Bäuerlein ſchifft ſich über den Rhein,
Gegen Frankenthal in ein Wirthshaus 'nein.
Herr Wirth, habt ihr nichts zu eſſen?
Es kommen drei Wagen, ſind wohl beladen,
Von Frankfurt aus der Meſſen.

Der Wirth, der ſagt's dem Bäuerlein zu:
Ja Wein und Brod, das hab' ich genug;
Im Stall da ſtehn drei Roſſe,
Die gehören dem ädligen Lindenſchmidt
Nährt ſich auf freier Landſtraßen.

Das Bäuerlein dacht' in ſeinem Muth
Die Sache, die wird werden gut,
Den Feind hab' ich vernommen.
Gar bald er Junker Kaſper zuſchrieb,
Er ſollt gar eilend kommen.

Der Lindenſchmidt lag hinterm Tiſch und ſchlief.
Sein Sohn ihm zum oftermal rief:

* * * * * * * * * * *

Steh auf, herzliebſter Vater mein,
Dein Verräther iſt ſchon kommen.

Und da der Junker Kaſper zur Stube 'nein trat,
Der Lindenſchmidt von Herzen erſchrack.
Lindenſchmidt, gib dich gefangen!
Zu Baden wohl am Galgen hoch
Daran da mußt du hangen.

Der Lindenſchmidt der war ein freier Reutersmann;
Er alsbald nach der Klinge ſprang.
Wir wollen erſt ritterlich fechten.
Aber es waren der Bluthunden (sic) zu viel,
Sie ſchlugen ihn nieder zu Boden.

Ei kann und mag's nicht anders ſein,
So bitt' ich um mein Sohne mein [1])
Und um mein Reutersjungen.
Ei haben ſie niemand was Leids gethan,
Dazu hab' ich ſie gezwungen.

Der Junker Kaſper ſprach Nein dazu.
Das Kalb muß leiden mit der Kuh.
Soll dir nicht weiter gelingen,
Als bis gen Baden, in der werthen Stadt,
Soll dir das Haupt abſpringen.

---

1) Früher ſtand „den Sohne mein.“ Den iſt durchſtrichen und mein darüber geſchrieben.

Sie wurden alle drei nach Baden gebracht.
Sie ſaßen nicht länger als eine halbe Nacht.
Der Tag war kaum angebrochen,
Da ward gehenkt der Lindenſchmidt,
Sein Sohn und Reutersjunge.

Daran ſchließt ſich:

Das Lied vom Grafen Friedrich.[1]

Graf Friedrich wollt' ausreiten
Mit ſeinen Edelleuten,
Wollt' holen ſeine liebe Braut,
Die ihm zur Eh' war wohl vertraut.

Als er mit ſeinem hellen Hauf
Reit einen hohen Berg hinauf,
Da kam er auf dem Weg
Auf einen ſehr ſchmalen Steg.

In dem Gedräng, dem Grafen werth,
Schoß aus der Scheid ſein ſcharfes Schwert,
Verwundet ſeine liebe Braut,
Die ihm zur Eh' war wohl vertraut.

Was zog er aus? Sein Hemdlein weiß,
Drückts in die Wund' mit großem Fleiß,
Das Hemd, das war von Blut ſo roth,
Als ob mans draus gewaſchen hätt'.

---

[1] Vgl. im „Wunderhorn“ II, 289. 294. Uhlands Volkslieder 277. 1012. Simrock Nr. 11.

Und wie er in den Hof 'nein reit,
Sein Mutter ihm entgegenſchreit:
Sei mir willkommen, Söhne mein,
Und alle, die mit dir kommen ſein.

Wie iſt deine liebe Braut ſo bleich,
Als ob ſie ein Kindlein hat (sic) geſäugt?
Wie iſt ſie alſo inniglich (sic),
Ob ſie mit einem Kindlein ſchwanger iſt?

Ach ſchweig, meine Mutter, ſtille,
Und thu's um meinetwillen.
Sie iſt kindshalben nicht ungeſund,
Sie iſt bis auf den Tod verwundt.

Da es nun war die rechte Zeit,
Ein köſtlich Wirthſchaft war bereit,
Mit aller Sach' verſehen wohl,
Wie eines Grafen Hochzeit ſoll.

Man ſetzt' die Braut zu Tiſche,
Man gab ihr Wildpret und Fiſche,
Man ſchenkt' ihr ein den beſten Wein,
Die Braut aber wollte nicht fröhlich ſein.

Sie konnt' weder trinken noch eſſen,
Ihr Unmuth konnt' ſie nicht vergeſſen.
Sie ſprach, ſie wolle, es wär' die Zeit,
Daß ihr ein Bettlein wär' bereit.

Das hör't die üble Schwörin (ſic)
Und red't gar bald herüber:
Hab' ich doch das noch nie gehört,
Daß eine Braut zu Bett begehrt.

Ach ſchweig, mein Mutter, ſtille,
Habt daran kein Unwillen.
Sie red't es nicht aus falſchem Grund,
Sie iſt bis auf den Tod verwundt.

Man führt die Braut zu Bette,
Für Unmuth ſie nichts redte,
Mit brennenden Kerzen und Fackeln gut,
Doch ſie war traurig und ungemuth.

Graf Friedrich, lieber Herre,
Ich bitt' euch gar ſo ſehre,
Ihr wollt thun nach dem Willen mein,
Laßt mich die Nacht eine Jungfrau ſein.

Nur dieſe Nacht alleine,
Die andern fürbas keine,
So mir will Gott das Leben lan,
Bin ich ihm fürbas unterthan.

Mein' allerliebſte Gemahlin mein,
Die Bitt' ſoll ihr gewähret ſein.
Mein Schatz und Troſt, mein ſchönes Lieb,
Ob deinen Schmerzen ich mich betrüb'.

Mein herzigs Lieb, mein höchſter Hort,
Ich bitt' dich, hör' mich nur ein Wort:
Hab' ich dich tödtlich wund erkennt,
Verzeih' mir das vor deinem End'.

Ach allerliebſter Gemahl und Herr,
Ich bitt' euch, bekümmert euch nicht ſo ſehr.
Es iſt euch alles verziehen ſchon,
Nichts Arges habt ihr mir gethan.

Sie kehrt' ſich gegen die Wände,
Und nahm ein ſelig's Ende.
In Gott end't ſie ihr Leben fein,
Und blieb eine Jungfrau keuſch und rein.

Zu Morgens wollt' ſie haben
Ihr Vater reichlich begaben.
Da war ſie ſchon verſchieden
In Gottes Namen und Frieden.

Ihr Vater fragt' all Umſtänd',
Wie ſie genommen hat (sic) ein End'.
Graf Friedrich ſprach: Ich armer Mann,
Bin, Gott ſei Klag', ſelbſt ſchuld daran.

Der Braut Vater ſprach in Ungemuth:
Haſt du verderbt ihr junges Blut,
So mußt du auch darum aufgeben
Durch meine Hand dein junges Leben.

Indem ſo zog er aus ſein Schwert,
Er ſtachs dem edlen Grafen werth
Mit großen Schmerzen durch ſeinen Leib,
Daß er todt auf der Erde bleib.

Man band ihn an ein hohes Roß
Und ſchlerrt' ihn durch das tiefe Moos,
Darin man ſeinen Leib begrub,
Sein leiblich (sic) Farb' er an ſich hub.

Es ſtund nicht länger als drei Tag an,
Es wuchſen drei Lilien auf ſeinem Grab,
Daran da ſteht geſchrieben,
Daß er bei Gott geblieben.

Man grub ihn wieder aus dem Moos,
Man führt' ihn auf ſein feſtes Schloß,
Bei ſeiner Liebe man ihn begrub,
Sein leiblich Farb' er an ſich hub.

Er war den dritten Tag ſchon todt,
Noch blüht' er wie die Roſen roth,
Sein Angeſicht war freundlich gar,
Sein ganzer Leib war hell und klar.

Ein großes Wunder auch da geſchah,
Das mancher Menſch glaubhäftig (sic) ſah.
Seine Lieb er mit Armen umfing,
Eine Red' aus ſeinem Munde ging.

Und ſprach: Gott ſei gebenedeit,
Der uns gegeben die ewige Freud'.
Weil ich bei meiner Buhlen bin,
Fahr' ich aus dieſer Welt dahin.

Mit leichtem und geringem Muth,
Laß hinter mir mein unſchuldig Blut.
Fahr' ich aus dieſer Welt dahin,
Da ich aus Noth erlöſet bin.

Als zehntes Lied folgt:

Das Lied vom braun Annel.[1])

Es wollt' ein Knab' ſpazieren gehn,
Wollt' vor braun Annels Laden ſtehn.
Er wußt' nicht, was er ihr verhieß,
Daß ſie den Riegel ſchleichen ließ.
Den Riegel wohl in die Ecken,
Zum braun Annel wohl unter die Decken.

Sie liegen bei einander eine kleine Kurzweil,
Der jung Knab' weckts braun Annelein:
Steh auf es, geh an den Laden.
Sieh ob es nicht irgends will tagen.
Bleib' liegen, mein Schätzel, nur ſtille.
Es taget nach unſerem Wille.

---

1) Vgl. im „Wunderhorn" III, 143 („Kurzweil").

Sie liegen bei einander eine kleine Kurzweil,
Der jung Knab' weckts braun Annelein.
Braun Maidel gab dem Laden einen Stoß,
Scheint ihr die helle Sonn' in Schoß.
Steh auf es, mein Schätzel, nur balde;
Die Vögel die ſingen im Walde.

Braun Annel war ſo hurtig in Eil,
Sie ließ den Knaben herunter am Seil.
Sie meint, er wär' nun bald drunnen,
So liegt er es ſo tief im kalt Brunnen.

Man zog ihn 'raus am dritten Tag,
Weint' alles, was da um ihn war,
Als nur braun Annel alleine,
Für Trauern konnt' ſie nicht weinen.

Ach Gott, was war das für ein Mann,
Daß ich ihn nicht erkennen kann.
Ich hab' ihn oftermal hören nennen,
Ich kann ihn doch nicht erkennen.

Es ſtund eine alte Frau dabei:
Schweig ſtill, ſchweig ſtill, braun Annelein!
Keine Nacht faſt unterlaſſen,
Haſt ihn alle Nacht zu dir gelaſſen.

Hierauf folgt:

Vom plauderhaften Knaben.[1])

Es waren drei Junggeſellen,
Sie thäten, was ſie wollen,
Sie hielten einen Rath
Zu Straßburg in der Stadt,
Und welcher dieſe lange Nacht
Am beſten ſchlafen thät.

Es war auch einer drunter,
Der nichts verſchweigen kunnte.
Es hat mir geſtern ſpat
Ein Maidel zugeredt,
Sie will mich laſſen ſchlafen
Bei ihr im Federbett.

Das Maidel ſteht an die Wände,
Horts von Anfang bis zu Ende.
Verleih mir, großer Gott,
Den Witz und auch den Verſtand,
Daß mir der loſe Knab
Nicht kommt an meine Hand!

Da es nun war um viere,
Kam er geritten vor die Thüre.

---

1) Vgl. im „Wunderhorn“ I, 37 („der verlaute Ritter“). Simrock Nr. 47.

Er klopfet alſo ſtill
Mit ſeinem goldnen Ring.
Ei ſchläfeſt oder wacheſt,
Mein auserwähltes Kind?

Was wärs, wenn ich nicht ſchliefe
Und dich nicht 'reiner ließe?
Reit du nur immerhin,
Wo du hergeritten biſt.
Ich kann auch ruhig ſchlafen,
Wenn du ſchon nicht bei mir biſt.

Wo ſoll ich dann hinreiten?
Es ſchlafen alle Leuten,
Es ſchlafen alle Leute
Und alle Burgerskind.
Es regnet und ſchneiet
Und geht ein kalter Wind.

Er ſaß ſich auf einem Gaule,
Er ſchlug ſich ſelber aufs Maule:
Hättſt du nur ſtill geſchwiegen,
Du loſe Plapperzung!
Du bringſt mich um das Liegen
Bei dem ſchwarzblau Maidel jung.

Dort oben bei jener Linden
Wirſt du deinen Schlafplatz finden.

Bind du es deinen Gaul
Wohl an denſelben Baum,
Und laß mich ruhig ſchlafen
In meinem ſüßen Traum.

Auf der letzten Seite ſteht als „Zugabe“:

Hab' ein bucklig Männel g'nomme,
Hat mirs Gott erſchaffe.
Ich und auch mein bucklig Männel
Gingen zu dem Pfaffe.

Da wir von dem Pfaffe kame,
Ginge wir auch zu Tiſche,
Ich und auch mein bucklig Männel,
Aßen g'ſottne Fiſche.

Da wir von dem Tiſche kame,
Ginge wir auch zu Weine,
Ich und auch mein bucklig Männel
Trunke bis um Neune.

Da wir von dem Weine kamen,
Gingen wir auch zu Bette,
Ich und auch mein bucklig Männel
Schlupfen unter d' Decke.

Da wir unter der Decke waren,
Fings Bett an zu krache,
Ich und mein bucklig Männel
Fingen an zu lachen.

2.

Unter den uns anvertrauten Abſchriften aus dem Herderſchen Nachlaſſe finden ſich außer ein paar ſchon gedruckten Gedichten Goethes („Herzog Leopold von Braunſchweig" 1)) B. 1, 211, „Anakreons Grab" daſelbſt, „Natur und Kunſt" B. 2, 229 f.) folgende wohl auf die Wahrheit bezüglichen Verſe von des Dichters eigner Hand:

An Frau Gen. Super. Herder.

Jugendlich kommt ſie vom Himmel, tritt vor den Prieſter und Weiſen,
Unbekleidet die Göttin; ſtill blickt ſein Auge zur Erde,
Dann ergreift er das Rauchfaß, und hüllt demüthig verehrend
Sie in durchſichtigen Schleier, daß wir ſie zu dulden ertragen.

---

1) Die beiden letzten Verſe lauten hier:
Sei dann hülfreich den Menſchen, wie du es Sterblichen wareſt,
Den wir als Krieger geehrt, herzlich als Bruder geliebt.

II.

Schillers Briefe an Herder.

Einleitung.

Schillers freundliche Beziehung zu Herder war nur von kurzer Dauer und von wenig eingreifender Bedeutung, ja ſeine künſtleriſche Wahlverwandtſchaft mit Goethe löſte bald das Band, welches dieſen mit Herder ſo lange umſchlungen gehalten hatte, wodurch des letztern Abneigung zu glühendſter Flamme ausſchlug.

Als Schiller im Juli 1787 nach Weimar kam, wo er ſich im Vereine mit den bedeutenden hier verſammelten Geiſtern eine feſte Stellung zu gewinnen dachte, galt ſein erſter Beſuch Wieland; am folgenden Tage ſprach er bei Herder ein, den er vorher wie er auch bei Wieland gethan, mit einigen freundlichen Zeilen (Brief 1) begrüßte. Dieſer, der ſich damals durch Goethes Abweſenheit ſehr vereinſamt fühlte, nahm den geiſtvollen Dichter, deſſen Werke ihm freilich ganz fremd geblieben waren, mit Freundlichkeit auf und übte auf dieſen, dem die gemüthliche Tiefe ſeiner Anſchauung und ſein gründliches Eindringen gegen Wielands jugendliche Gutmüthigkeit und deſſen oberflächliches ſchriftſtelleriſches Treiben im ſchönſten Licht erſcheinen mußten, eine wohlthätige Anziehung. Auch kamen ſie bald näher zuſammen, da Herders neueſte Schriften, ſeine „Geſpräche über Gott“, ſeine „Ideen“, ſein Aufſatz über die Nemeſis, für Schiller manche Anknüpfungspunkte boten. Freilich geſtand Herder, daß er von Schiller noch nichts geleſen habe, doch hoffte dieſer, gerade Herder, mit dem er ſich viel von ſeiner eignen Schriftſtellerei unterhielt, werde gegen ihn am billigſten ſein, wobei er ihn bat, ſein neueſtes Drama, den „Don Carlos“, zu leſen und ihm ſein Urtheil darüber, worauf er ſehr begierig ſei, mittheilen zu wollen. „Herder hat ſich laut für mich erklärt“, ſchreibt Schiller am 12. Auguſt an Körner, „an der Tafel bei der Herzogin meine Partie genommen. Vorigen Sonnabend verſicherte er Charlotte (von Kalb), daß ich ihn ſehr intereſſire; er ſagte ihr, daß er ehemals gegen mich geſprochen hätte, aber er hätte mich nur aus dem Hörenſagen beurtheilt. Er bat ſie um meine Schriften. Was er bis jetzt im „Carlos“ geleſen, habe ihm die beſſere Meinung von mir beſtätigt. Ich hatte mit ihm von ihr geſprochen. Er erzählte ihr davon und drückte ihr dabei die Hand. Dieſer letzte Zug hat ſie und mich ſehr intereſſirt.“ Ward Schillers Verhältniß zu Herder auch kein inniges, ſo war es dieſem doch ſehr erfreulich, daß der bedeutende Mann ſich gern gegen ihn ausſprach und beſonders, wie wenig er auch ſonſt zum neuern leidenſchaftlichen Drama ſich hinneigte, ſeinen „Carlos“ mit vielem Antheil ergriff. „Er hat mir viel Schönes und Geiſtvolles über den „Carlos“ geſagt“, berichtet er im October; „er hat äußerſt viel auf ihn gewirkt, aber die drei erſten Acte findet er mehr unis und mehr ausgearbeitet als die letzten. Er will ihn wieder leſen und mir dann mehr darüber ſagen.“ Aber äußere Verhältniſſe zogen Schiller, da er zunächſt auf ſchriftſtelleriſchen Erwerb ſehen mußte, bald mehr zu Wieland hin, der damals mit Herder auf keinem guten Fuße ſtand, und in kurzer Zeit fand er ſich in deſſen Hauſe ganz heimiſch. Traf er auch mit Herder noch mehrfach freundlich zuſammen, ſo konnte ſich doch unter dieſen Umſtänden unmöglich ein lebendigeres Verhältniß zu dem mehr in ſich abgeſchloſſenen, durch vielfache Geſchäfte ſeines geiſtlichen Amtes in Anſpruch genommenen Manne bilden.

Im Auguſt 1788 trat Herder die Reiſe nach Italien an, und als er im nächſten Sommer nach Weimar zurückkehrte, hatte Schiller bereits zu Jena ſeinen Sitz genommen, wo er ſich zunächſt ganz der Geſchichte widmete. Als Schiller im folgenden Mai mit ſeiner jungen Gattin Herder beſuchte, der ſich eben von einer ſchweren Krankheit erholte, ſprach dieſer ſich ſehr anerkennend über ſeine „univerſalhiſtoriſche Ueberſicht“ aus. Doch da Schiller ſich bald darauf ganz der von Herder gehaßten Kantiſchen Philoſophie zuwandte und es an ſonſtigen Verbindungspunkten fehlte, kamen beide bald ganz aus einander.

Erſt als dieſer im Sommer 1794 in den „Horen“ eine neue Zeitſchrift zu gründen begann, wozu er die tüchtigſten, bewährteſten Kräfte unter den lockendſten Anerbietungen zu vereinigen gedachte, wandte er ſich wieder an Herder, der, wenn er auch die äſthetiſchen Grundſätze des Herausgebers nicht billigte, doch zu dieſen wie zu dem gleichfalls von Schiller herausgegebenen „Muſenalmanach“ eine Reihe von Beiträgen lieferte. Am freundlichſten geſtaltete ſich dieſe litterariſche Verbindung im Jahre 1795; über die im Herbſt 1796 ausbrechenden „Xenien“ fühlte ſich Herder empört, und im folgenden Jahre ward der Riß unheilbar. Die neue reine Kunſtrichtung ſtieß Herder ab, der in Schiller noch mehr als in Goethe den entſchiedenſten Vertreter derſelben bitter haßte und ſich von dem ſo unzertrennlich verbundenen Freundespaare, den „beiden großen Säulen Jachin und Boas“, voll ſchaudernden Unmuths abwandte. Selbſt als eine tödtliche Krankheit Goethes gerade im Anfang des Jahrhunderts Herders Seele innigſt gerührt hatte, vermochte er ſeinen Widerwillen gegen Schiller nicht abzulegen. „Mein Mann hatte Goethe vorgeſtern beſucht“, ſchreibt Herders Gattin, „fand aber leider den Herzog und Schiller da. Ein ſolcher Dreiklang war ſeiner Natur fremd, ungewohnt; er kam verſtimmt nach Hauſe, bis die Nacht und der Schlaf die Saiten wieder ſtimmte.“ So ſehr hatten die Feindſchaft gegen Kant und die Geſpenſterfurcht vor der ſich überſtürzenden Genialität den Vorkämpfer der Humanität heruntergebracht, daß er vor dem großſinnigen Verkünder menſchlicher Freiheit zurückbebte und ſeine Nähe wie die eines ſeelenbethörenden fluchwürdigen Ketzers floh.

*1.

Nicht länger kann ich mir die Freude verſagen, die von den erſten Erwartungen meiner Hierherreiſe geweſen iſt, Sie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Erlauben Sie mir alſo, mich Ihnen nähern zu dürfen und in dieſem Billet bei Ihnen anzufragen, zu welcher Zeit ich Sie am wenigſten ſtöre. Von Ihrer gütigen Antwort wird es abhängen, ob ich den heutigen Tag zu den merkwürdigſten meines Lebens zählen darf.

Ich würde den Muth nicht gehabt haben, dieſe Bitte an Sie zu thun, indem ich ſehr wohl fühle, wie wenig meine wärmſte Achtung Ihnen bedeuten kann; aber ſie werden den Augenblick nicht für verloren halten, den ſie dem Vergnügen eines Menſchen ſchenken, der Sie mit der aufrichtigſten Empfindung ehrt und Ihrem Geiſt, Ihrem Herzen viele der ſchönſten Stunden ſeines Lebens dankt.

Friedrich Schiller.

(Weimar den 24. Juli 1787.)

*2.

Ew. Hochwürden

habe ich die Ehre, in beiliegendem Blatte den Plan zu einer periodiſchen Schrift vorzulegen[1]), die durch die Anſtalten, welche man bereits zur Ausführung derſelben getroffen, Hoffnung macht, beträchtlich mehr zu leiſten, als durch irgend ein Unternehmen ähnlicher Gattung bis jetzt hat möglich gemacht werden können. Die Anzahl ſowohl als der Name der bereits dazu verbundenen Mitarbeiter bürgen für eine nicht gemeine Vollkommenheit dieſes Werks; denn außer den Herren Fichte, Woltmann und Herrn Legationsrath von Humboldt, die hier in Jena zur Herausgabe desſelben mit mir zuſammengetreten ſind, haben ſich bereits Herr Geheimerath von Goethe, Herr Profeſſor Engel in Berlin, Herr Profeſſor Garve in Breslau, Herr Oberbergmeiſter von Humboldt aus Baireuth, Herr Appellationsrath Körner aus Dresden, Herr Matthiſſon und noch einige andere zu einem thätigen Antheil daran verſtanden, und wir haben ſehr wahrſcheinliche Hoffnung, daß auch die Herrn Kant, Klopſtock, Jacobi, von Thümmel, von Schlieſſen, von Salis und Gotter uns mit Beiträgen beehren werden.

---

[1]) Die Einladung zur Betheiligung an den „Horen", vom 13. Juni 1794 datirt, findet ſich am Anfange des Briefwechſels zwiſchen Schiller und Goethe.

Mit Ungeduld erwartete ich die Zurückkunft Ew. Hochwürden von der Reiſe, um Ihnen unſern Plan mitzutheilen und Sie um Ihren, in jedem Betrachte ſo entſcheidenden Beitritt zu erſuchen. Je größer der Antheil ſein wird, den Sie unſerer Schrift ſchenken wollen, deſto mehr werden Sie uns und das Publicum verpflichten; und hat unſer Vorſchlag das Glück, Ihren Beifall zu erhalten, ſo verſtatten Sie uns vielleicht, über die eingeſandten Manuſcripte zuweilen Ihr Urtheil einzuholen, wozu Herr Geheimerath von Goethe bereits uns berechtigt hat. Uebrigens unterwerfen wir uns mit Bereitwilligkeit allen Bedingungen, welche uns vorzuſchreiben Ihnen gefallen wird.

Ich verharre mit unbegränzter Verehrnng

Ew. Hochwürden

gehorſamſter Diener

F. Schiller.

Jena den 4. Juli (17)94.

*3.

Jena den 25. October (17)94.

Herr Geheimerath von Goethe hat einen für die „Horen“ beſtimmten Aufſatz[1]) von mir in Händen, den er, auf meine Bitte, Ew. Hochwürden mittheilen wird. Nicht nur,

---

1) Den Anfang der „Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen“. Vgl. oben S. 21 f.

um Ihr neulich geäußertes Verlangen zu erfüllen, etwas von den „Horen“ zu ſehen, ſondern vorzüglich, um meine Arbeit Ihrer Prüfung vorzulegen und mir Ihr Urtheil zu Nutz zu machen, gebe ich dieſen Aufſatz in Ihre Hand. Nächſt den „Elegien“ von Herrn von Goethe iſt er für das erſte Stück des Journals beſtimmt; aber ein großes Geſchenk würde es für uns ſein, wenn wir hoffen könnten, auch von Ihnen einen kleinen Beitrag für dieſes erſte Stück zu erhalten. Wollen Sie mir bei Zurückſendung meines Manuſcripts eine ſolche Hoffnung machen, ſo wird es mich in den Stand ſetzen, die gehörige Eintheilung zu machen. Die Anſtalten ſind ſo getroffen, daß der Druck des erſten Stücks in 3 Wochen angefangen wird.

Ew. Hochwürden

gehorſamſter Diener

F. Schiller.

*4.

Jena den 12. Juni (17)95.

Kaum als ich neulich Ihr ſchönes Geſchenk [1]) erhalten, wurde ich von einem häßlichen Katarrhfieber befallen, welches mich nicht nur hinderte Ihnen meinen herzlichen Dank dafür zu ſagen, ſondern auch das Buch ſelbſt, wie ich es

---

1) Die Fortſetzung der „Briefe zur Beförderung der Humanität“. Auch die „Terpſichore“ hatte Herder ihm geſchickt. Vgl. Schillers Briefe an Körner vom 2. und 12. Juni. Der auf eine Beurtheilung der „Terpſichore“ durch Körner bezügliche Brief Schillers fehlt.

wunſchte, zu genießen. Nachdem ich wieder anfing, mich zu erholen, fiel die Laſt der „Horen“ mit ſolchem Druck auf mich, daß ich kaum Athem ſchöpfen konnte. Meinen erſten freien Moment widme ich Ihnen, um Ihnen meine Freude über den reichhaltigen Stoff und das ſchöne Leben in dieſer Schrift mitzutheilen, welches mich in eine ſehr angenehme Bewegung verſetzt hat. Das eben iſt das ſo ſehr Auszeichnende darin (und was auch das Prädicat der Humanität eigentlich ausdrückt), daß Sie Ihren Gegenſtand nicht mit iſolirten Gemüthskräften anfaſſen, nicht bloß denken, nicht bloß anſchauen, nicht bloß fühlen, ſondern zugleich fühlen, denken und anſchauen, d. h. mit der ganzen Menſchheit aufnehmen und ergreifen.

Beinahe möchte ich mich darüber ärgern, daß alle dieſe intereſſanten Aufſätze für unſre „Horen“ verloren gehen mußten. Möchten Sie doch veranlaßt werden, alles, was Ihnen von jetzt an in die Feder kommt, unſerm Journale zu beſtimmen. Machen Sie Herrn Cotta Ihre Bedingungen, er wird alles, was Sie wünſchen, mit Freuden eingehen, und ich bitte Sie darum ſo inſtändig, als man nur bitten kann, Ihren Antheil an unſerm Journale ſo weit als möglich auszudehnen.

Darf ich zugleich meine Bitte wegen des Almanachs bei Ihnen erneuern? In 6 Wochen ſoll mit dem Druck der Anfang gemacht werden.

Mit der herzlichſten Hochachtung und Liebe der Ihrige.

Schiller.

Ein in „Schillers Leben" (Stuttgart 1845 S. 251) abgedruckter Brief Herders an Schiller, vom 12. Auguſt 1795, deutet auf Schillers Verſprechen hin, Herder ſeine neuen Gedichte vorzulegen (Schillers Briefe an Körner vom 3. und 27. Auguſt) und auf ein freundliches Entgegenkommen von Herders Seite, der auch Schillers Gattin grüßen läßt (Vale cum tua).

*5.

Jena den 3. October (17)95.

Für die ſchönen Stücke zu den „Horen" küſſe ich Ihnen die Hand. Meine Lieblinge darunter ſind Amor und Pſyche, Geſang des Lebens, Epigramme, Leukotheas Binde, Homer. Wie dank' ich es Ihnen, mein innig verehrter Freund, daß Sie Sich unſrer Sache ſo gütig annehmen.

Wenn Sie Körnern bloß einiges Dilettantenverdienſt um den „Tanz" zugeſtehen, ſo wird er zufrieden ſein. Den Gedanken in dieſem Stück muſicaliſch auszudrücken, erfordert, da die Macht der Muſik gewiſſermaßen der Gegenſtand desſelben iſt, den ganzen Tonkünſtler. Meine Inſtigationen, hoffe ich, ſollen wenig Einfluß darauf gehabt haben, da mich Körner als einen vollkommenen Laien im Muſikfache kennt. Auch habe ich bloß den Wunſch gegen ihn geäußert, daß die Idee eines Tanzes in der Compoſition möchte beibehalten werden, was ich auch noch jetzt für nothwendig halte.[1]

---

[1] Vgl. den Briefwechſel zwiſchen Schiller und Körner III, 281. 285. 290.

Hier folgt das 9. Stück. Hoffentlich werden wir mit demſelben Ehre bei dem Publicum einlegen. Ich bin ungeduldig zu erfahren, wie Sie mit Natur und Schule zufrieden ſein werden. Schwarzburg iſt von Frau Mereau. Die acht kleinen Stücke ſind von mir.

Knebels Elegien [1]) ſollen mir ſehr willkommen ſein. Seine Ueberſetzung des Lucrez im „Merkur“ hat mir eine ſehr günſtige Meinung von ſeinem Berufe zu dergleichen Arbeiten beigebracht.

Noch hoffe ich Ihnen ein größeres Gedicht von mir nebſt noch etlichen Kleinigkeiten mit überſchicken zu können. Möchte die Elegie [2]) Ihren Beifall haben.

*6.

Jena den 30. October (17)95.

Der Geheimerath Goethe iſt der Meinung, daß es wohl am beſten gethan ſein würde, die Replique auf den Wolfiſchen Ausfall [3]) in das zwölfte Horenſtück zu verweiſen, wo dann auf alle Kritiken, die im einzelnen und allgemeinen über unſer Journal öffentlich gefällt worden ſind, auf einmal und für immer geantwortet werden könnte. Daß wir nicht ſo nöthig haben mit der Antwort auf die Wolfiſche Grobheit zu eilen, wird mir immer überzeugender, und es verträgt ſich auch mit der Achtung, die man ſich ſelbſt ſchuldig iſt, in ſolchen Sachen nicht einer fremden Herausforderung, ſondern ſeiner eignen Convenienz zu folgen. Wenn ich zugleich bedenke, daß meine Antwort nicht ſo ſchnell erſcheinen könnte, als der Augenblick vielleicht erfodert (denn, brauche ich gleich auf die Wolfiſchen Prolegomenen keine eigentliche Rückſicht zu nehmen, ſo möchte ich doch gern, der Sicherheit meines Tons wegen, wiſſen, was er geleiſtet hat, und da iſt ein großer Octavband zu durchleſen), ſo däucht es mir für jeden Fall beſſer, auch die wenigen Wochen noch zu warten, und die Sache alsdann mit deſto mehr Anſtand abzuthun. Ich könnte allenfalls, wenn Ihnen dieſes recht iſt, in ein paar Zeilen im Intelligenzblatt der Litteraturzeitung ſagen, daß man im letzten Horenſtück eine Antwort auf jene Erklärung finden werde. Doch werde ich das letztere nicht eher thun, als bis ich von Ihnen gehört habe, ob Sie damit zufrieden ſind. Uebrigens bitte ich Sie, die ganze heilloſe Materie

---

[1]) Des Properz.

[2]) Der Spaziergang. Vergl. den angeführten Briefwechſel III, 291. 294. 297.

[3]) Schiller ſchreibt am 2. November an Körner: „Wolf in Halle hat in dem Intelligenzblatt der Litteraturzeitung auf Herder ſeines Homers (des Aufſatzes „Homer ein Günſtling der Zeit“) wegen einen derben Ausfall gethan. Du mußt ihn leſen. Herder wird ihn unbeantwortet laſſen, und

---

freilich läßt ſich mit Wolf über Homer nicht ſtreiten." Ueber Herders Aufſatz vgl. zu Goethes Briefen an Herder Nr. 95.

ſobald möglich zu vergeſſen. Es verſteht ſich, daß Sie meine Erklärung leſen, ehe ſie abgeſchickt wird.

Das zehnte Stück der Horen iſt gedruckt und mir bereits ein Exemplar durch die reitende Poſt zugekommen. Ohngeachtet es beinahe 10 Bogen enthält, haben doch zehen Gedichte noch zurückbleiben müſſen.

Auf Ihre Abhandlung[1] bin ich ſehr begierig. Noch habe ich ſie nicht durchſehen können, da ich unmittelbar auf Ihren Brief antworte.

Hier zwei neue Bogen des Almanachs, worin Parthenope. Sie ſind ſo gütig, mir ſolche nebſt dem Uebrigen Montags zurückzuſenden.

Meine Frau und meine Schwiegermutter, die morgen abreiſt, empfehlen ſich aufs beſte. Leben Sie recht wohl.

Sch.

*7.

Jena den 4. November (17)95.

Es iſt eine ſehr intereſſante Frage, die Sie in Ihrem Geſpräche aufwerfen, aber auf großen Widerſpruch dürften Sie Sich wohl gefaßt machen. Ich ſelbſt möchte ein paar Worte darauf ſagen, um die Frage nach meiner Weiſe zu löſen. Gibt man Ihnen die Vorausſetzung zu, daß die Poeſie aus dem Leben, aus der Zeit, aus dem Wirklichen hervorgehen, damit eins ausmachen und darein zurückfließen muß und (in unſeren Umſtänden) kann, ſo haben Sie gewonnen; denn da iſt alsdann nicht zu läugnen, daß die Verwandtſchaft dieſer Nordiſchen Gebilde mit unſerm Germaniſchen Geiſte für jene entſcheiden muß. Aber gerade jene Vorausſetzung läugne ich. Es läßt ſich, wie ich denke, beweiſen, daß unſer Denken und Treiben, unſer bürgerliches, politiſches, religiöſes, wiſſenſchaftliches Leben und Wirken wie die Proſa der Poeſie entgegengeſetzt iſt. Dieſe Uebermacht der Proſa in dem Ganzen unſres Zuſtandes iſt, meines Bedünkens, ſo groß und ſo entſchieden, daß der poetiſche Geiſt, anſtatt darüber Meiſter zu werden, nothwendig davon angeſteckt und alſo zu Grunde gerichtet werden müßte. Daher weiß ich für den poetiſchen Genius kein Heil, als daß er ſich aus dem Gebiet der wirklichen Welt zurückzieht und anſtatt jener Coalition, die ihm gefährlich ſein würde, auf die ſtrengſte Separation ſein Beſtreben richtet. Daher ſcheint es mir gerade ein Gewinn für ihn zu ſein, daß er ſeine eigne Welt formiret und durch die Griechiſchen Mythen der Verwandte eines fernen, fremden und idealiſchen Zeitalters bleibt, da ihn die Wirklichkeit nur beſchmutzen würde. Vielleicht gelingt es mir, in dem Aufſatze den ich jetzt ſchreibe, „über die ſentimentaliſchen Dichter“, Ihnen meine Vorſtellungsweiſe klarer und annehmlicher zu machen. Denn gerade in dieſem Aufſatze ſuche ich die Frage zu erörtern, „was der Dichtergeiſt in einem Zeitalter und unter den Umſtänden wie die unſrigen für einen Weg zu nehmen habe“

---

[1] Iduna oder der Apfel der Verjüngung. Die Abhandlung, jetzt in den „Werken zur Litteratur und Kunſt“ B. 18, 109 ff., erſchien im folgenden Jahre im erſten Stücke der „Horen“.

Man dürfte Ihnen auch noch die Erfahrung Klopſtocks und einiger Anderen entgegenſetzen, die den Gebrauch jener Nordiſchen Mythen mit ſehr wenig Gewinn für die Dichtkunſt ſchon verſucht haben, und bei Klopſtock iſt doch die Ungeſchicklichkeit nicht wohl anzuklagen, wenn es mißlungen iſt.

Ich wünſchte übrigens, daß die Ideen, die Sie in Ihrem Aufſatze ausſtreuen, Anlaß zum Nachdenken und weiterm Fortbilden bei den Kunſtverſtändigen geben möchten. Die Materie iſt ſo intereſſant, und es müßten bei Discuſſion derſelben ſo manche wichtige Dinge zur Sprache kommen.

Das zehente Stück der „Horen“ wird Ihnen, wie ich hoffe, Montags überliefert worden ſein. Ich bin neugierig, was Sie zu dem Inhalt desſelben ſagen. Hier lege ich noch ein Exemplar bei. Ich bitte das üble Ausſehen zu entſchuldigen; die übrigen Exemplare auf Poſtpapier ſehen noch ſchlimmer aus; denn wie mir Cotta ſchreibt, ſo hat der Krieg in dortigen Gegenden die Papierlieferung geſtört. Ich negotiire jetzt mit ihm wegen einer Regeneration der „Horen“ auch im Aeußern.

Ihren abgeſchriebenen Aufſatz lege ich bei, damit Sie, wenn Sie ihn noch einmal durchleſen wollen, die etwanigen Schreibfehler bemerken, weil er ſo viele fremde Namen enthält. Ich erbitte mir ihn auf nächſten Montag zurück, wo er abgeht. Von den Meinigen die beſten Grüße.

Sch.

*8.

Jena den 5. Auguſt (17)96.

Ich finde ſo eben eine Gelegenheit, den Correcturbogen C an Sie zu ſchicken, welchen ich, wo möglich, anderthalb Stunden nach dem Empfang bei der Familie Stein aus Nordheim wieder abgeben zu laſſen bitte, weil der Ueberbringer ſich nicht länger in Weimar aufhalten kann.

Ich mußte in der Geſchwindigkeit für den B-bogen ein Gedicht von 3 Seiten haben, weil ein eben ſo langes herausgenommen wurde, und da ſich der Vocativ der Pflicht gerade ſchon geſetzt fand, ſo ließ ich ihn aus dem dritten Bogen in den zweiten ſetzen; daher konnte ich Ihnen jenes Gedicht nicht zur Correctur ſchicken, denn die Preſſe wartete darauf. Künftig erhalten Sie aber jeden Bogen, worauf etwas von Ihnen vorkommt, zur Correctur.

Leben Sie aufs beſte wohl mit den Ihrigen. In meinem Hauſe ſteht es noch immer gut; meine Frau empfiehlt ſich beſtens.

Sch.

III.

Klopſtocks Briefe an Herder.

Einleitung.

Als der jugendlich ſtürmiſche Herder ſeine „Fragmente über die Deutſche Litteratur“ in die Welt warf, galt ihm Klopſtock als der eigentliche vom Himmel geſandte Deutſche Dichter, deſſen „Meſſias“, wenn auch im Ganzen nicht vom rechten epiſchen Geiſt durchweht, ihn doch durch ſeine unendlich mannigfaltigen wahrhaft dichteriſchen Schönheiten ergriff, wie er ſeinem Odenfluge mit verehrender Bewunderung folgte. Und dieſes ſtaunende Aufblicken zu Klopſtocks dichteriſchem Schöpfungsgeiſte hat ihn durch ſein ganzes Leben begleitet, es war wie eine unverlöſchliche Jugendneigung auf immer ſeiner Seele eingeprägt.

Im Jahre 1773 trat er in Nicolais „Allgemeiner Bibliothek“ als begeiſterter Lobpreiſer der Oden auf, in einem vom Herausgeber ſelbſt nichts weniger als gebilligten Sinne[1]), und daſelbſt beſprach er auch die neueſten Bardendichtungen. Dieſe Anzeigen, wahrſcheinlich zugleich mit den von Klopſtocks Lob überfließenden, freilich auch auf Goethe bedeutſam hinweiſenden Blättern „Von Deutſcher Art und Kunſt“ ſandte er durch Vermittlung ſeines Freundes Claudius an Klopſtock, der ſie freundlich aufnahm, und

---

1) Vgl. Herders „Werke zur Litteratur und Kunſt“ B. 20, 305. Dieſe Beurtheilung führte zu einer anziehenden brieflichen Verhandlung zwiſchen Herder und Nicolai.

dem Wunſche, die folgenden Bogen vom letzten Bande des „Meſſias“ noch vor dem Erſcheinen deſſelben zu erhalten, gern nachkam. Ja die Aeußerung, ſeinem Drama „Hermanns Schlacht“ fehle es an Handlung, veranlaßte ihn zu der Bitte, Herder möge ſich brieflich ausführlicher über ſeine Anſicht vom Weſen der Dichtkunſt ausſprechen. Indeſſen ſcheint es zu keiner nähern Verbindung gekommen zu ſein, da ganz andere Dinge Herders angeſtrengteſte Thätigkeit in Anſpruch nahmen.

Zehn Jahre ſpäter, im Mai 1783, kam Herder nach Hamburg, wo er von Klopſtock mit herzlichſter Freude aufgenommen ward. Gleim hatte ihn zu Klopſtock begleiten wollen, war aber durch ein Fußübel verhindert worden, und die Hoffnung, daß er nachkommen werde, vereitelte ſich. „Das erſte Wort mit Klopſtock nach der erſten Umarmung“, ſchreibt Herder am 28. Mai an Gleim, „war von Ihnen und Ihrer Ankunft. — Wie lange ich hier ſein werde, weiß ich nicht. – Zum Durch- und Ausgenießen fehlt mir die Zeit“. Aber zu einer nähern, in die Ferne wirkenden Verbindung kam es auch jetzt nicht, da bald darauf die innigſte Freundſchaft Herder und Goethe zum ſchönſten Zuſammenwirken an einander ſchloß, daß für ein Verhältniß zu Klopſtock kein Raum blieb. Erſt, nachdem Goethe ſich ganz zu Schiller abgewandt hatte, finden ſich wieder Spuren näherer Verbindung. In einem ſchon früher gedruckten Briefe Klopſtocks an Herder vom 28. April 1795 erinnert er den Weimarer Freund an ſeinen ihm durch Friedrich von Stein geäußerten Wunſch, daß er den Sommer über bei ihm in ſeinem Garten wohnen möge. Der junge von Stein, Goethes Zögling, hatte bereits 1793 Hamburg beſucht, war dann im folgenden Jahre nach England und Schottland gegangen; auf der Rückkehr hatte er Klopſtock wieder begrüßt, zu dem er wohl durch die befreundete Familie Sieveking Zutritt gefunden hatte. Die Hoffnung, daß Herder mit dem jungen Gerning, der ſchon in frühester Jugend Neapolitaniſcher Legationsrath geworden, nach Hamburg kommen werde, hatte ihm ein Brief dieſes höchſt eiteln Menſchen eröffnet; doch dürfte es Herder damit kaum Ernſt geweſen ſein. Zwei Jahre ſpäter veranlaßte der Beſuch eines mit Herder bekannten Engländers den Dichter des „Meſſias“, dieſen wieder zu begrüßen, der im folgenden Jahre durch die Beurtheilung der neuen Ausgabe der „Oden“ in Klopſtocks Seele die höchſte Freude hervorrief. Die drei letzten ſehr vertraulichen, auf eine innige Verbindung dringenden Briefe Klopſtocks gehören dem Jahre 1799 an. Aber mußte es Herder auch wohl thun, in einem Augenblick, wo er ſich durch ſeinen Angriff auf Kant ſo viele Feinde zugezogen und ſich das Leben verbittert hatte, von dem großen Dichter ſo freundlich angeſprochen zu werden, ſo war er doch zu verſtimmt und von anderen Sorgen und Beſtrebungen zu ſehr in Anſpruch genommen, als daß er eine lebendigere Verbindung anzuknüpfen vermocht hätte. Und ſo verhallte auch dieſe letzte Anſprache des greiſen, ſonſt ſo vornehm ſich zurückziehenden Sängers, der vier Jahre ſpäter, neun Monate vor Herder, Deutſchland entriſſen wurde.

*1.

Claudius wollte, ich ſollte Ihnen vom letzten Band des „Meſſias“ ſchicken. Es war mir angenehm es zu thun. Sagen Sie mir, welcher der letzte Bogen iſt, den Sie bekommen haben, ſo ſollen die fehlenden folgen. Ich habe noch in meinem Leben an keinen Criticus, ſelbſt an keinen im guten Verſtande des Worts, geſchrieben; Sie ſollen die Ausnahme machen; und werden auch wohl die einzige bleiben. Die Haupturſache davon iſt, weil Sie durch Ihre eigne ſehr ſtarke Empfindung Criticus ſind. Ob Sie nicht bisweilen die Bilder, in welche Sie Ihre weitſehenden Gedanken hüllen, ein wenig vom wirklich Wahren wegtäuſchen, das werden wir ſchon mit der Zeit unter einander ausmachen. Glauben Sie aber gleichwohl nicht, daß ich ein Bilderſtürmer ſei, weil ich Ihnen ſo etwas Bilderdienſt Schuld gebe; auch dann nicht, wenn ich Ihnen ſage, daß mir bei der Unterſuchung das dürrſte Wort das liebſte iſt. Ich würde Ihnen auch ohne die beigelegten Blätter 1) ge-

---

1) Herders Anzeigen von Klopſtocks „Oden“ und von den neueſten Bardengeſängen in der „Allgemeinen Deutſchen Bibliothek“.

ſchrieben haben. Die Abſicht meines Briefes iſt: von Ihnen zu hören, warum Sie „Hermanns Schlacht“ ohne Handlung finden? Wenn mir (dies) die Critici, die Ihnen nicht gleich, ſagen, ſo habe ich nicht einmal die Neugierde, die Urſache zu wiſſen; bei Ihnen aber würde mir es ſogar intereſſant ſein, ſie zu wiſſen. Es verſteht ſich ja wohl von ſelbſt, daß ich Sie um Ihre ganze offne Meinung bitte. Wenn Sie hieran auch nur im geringſten zweifelten, ſo möchte ich Ihnen lieber nicht geſchrieben haben. Vielleicht macht es, daß wir ohne viel Vorrede mit einander zu dem rechten Punkte kommen, wenn ich Ihnen ſage, daß in der Theorie der Poeſie mir nichts gilt als Erfahrung, eigne und ſolcher Andrer, die erfahren können, und nach ihr nichts weiter als was geradezu, ſo recht mit der Thür ins Haus, aus der Erfahrung folgt. —

Wenn Ihnen das nicht auch gilt, wiſſen Sie auch, wo Sie dann hin müſſen? Dahin, daß Sie, aus der Natur der Seele erweiſen, das oder das poetiſche Schöne müſſe nothwendig in ihr die oder die Wirkung hervorbringen. Uebrigens kann man freilich auch, bei Gelegenheit da man die gehabte Erfahrung unterſucht, bis zur Definition allgemeiner Begriffe, alſo in unſerm Falle bis zur Definition der Handlung kommen. Nur noch Ein Wort in Beziehung auf „Hermanns Schlacht“; ich ſetze es nur, daß wir deſto kürzer ſein können. Die Perſonen in „Hermanns Schlacht“ handelten nicht in der Schlacht, ſondern außer der Schlacht in Abſicht auf die Schlacht. Auch die Barden ſind handelnde Perſonen; denn ſie helfen ſiegen. Und nur, mein Wertheſter, nicht nach den Zwecken und Mitteln in „Oedipus“ oder „Lear“, ſondern in „Hermann“. — Ich möchte, daß Sie nur auf kurze Zeit, nur in einem Brief an mich, die dürren Worte wie ich liebten. Wenn Ihnen die Liebe zu dürren Worten bei einem Dichter nicht natürlich vorkommt, ſo kann ich Ihnen nichts antworten, als daß es gleichwohl bei mir ſo iſt, und daß ich den Degen nur ziehe, wenn ich ſchlage.

Da iſt nun dieſer Brief doch weitläuftiger geworden, als ich wollte, da ich mich zum Schreiben hinſetzte.

Hamburg den 5. Mai 1773.

Der Ihrige

Klopſtock.

---

*2.

Hamburg den 21. März (17)97.

Melliſh[1] kann oder wird Ihnen vielmehr, lieber Herder, von mir geſagt haben, daß ich mit warmer Freundſchaft von Ihnen geſprochen, und Sie zu mir gewünſcht habe. Meine Frau iſt oft Mitwünſcherin.

Ich denke, Melliſh hat von meiner Aufforderung nicht geſchwiegen. Ich habe ihm zwei Abtheilungen des „zweiten

---

[1] Joſeph Charles Melliſh, Großbritanniſcher Generalconſul in Niederſachſen und den Hanſeſtädten.

Wettſtreites“ [1]) mitgegeben; die erſte war mir weggekommen. Wenn er ſie noch nicht ſelbſt in dem „Berliner Archive“ aufgeſucht hat, ſo fürchtet er entweder auf dem Kampfplatze zu erſcheinen, oder er hat die Sache nicht ſo warm genommen, als er geſollt hätte.

Ihnen, meinem Deutſchen Herder, ſage ich, daß wir Deutſchen den Engländern, ſeitdem ihnen Swift einen gewiſſen hohen und beinah plumpen Ton wider uns angegeben hat, litterariſche Rache ſchuldig ſind. Ich weiß zwar recht gut, und vielleicht beſſer als Sie, weil ich viele Engländer ſpreche, daß ſie ſeit einiger Zeit jenen Ton nicht wenig geändert haben: aber das brennt mir den Mohren Swift und ſeine Nachſprecher nicht weiß. Wenn ſich die Engländer auf gleiche Ueberſetzungen aus den Alten einlaſſen, ſo habe ich ſie da, wo ich ſie haben will, und wo auch Sie, wie ich denke, ſie haben wollen, nämlich auf dem Eiſe, das ihnen dann am glätteſten ſein wird, wenn ſie ſich auch auf die Sylbenmaße der Alten einlaſſen. Alles dies im Vertraun; denn wofern Engländer etwas davon erführen, ſo blieben meine Wünſche vielleicht unerfüllt.

Ich brauche jetzt keine Vorrede zu der beigelegten Ode [2]) zu machen. Ich bitte Sie an Göſchen zu ſchicken. Es iſt das Manuſcript, das ich zum Drucke beſtimmt hatte.

---

[1]) Der „zweite Wettſtreit“ war im „Berliniſchen Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks“ 1796 Stück 9—11 erſchienen, wiederabgedruckt im vierzehnten Bande der Werke.

[2]) „Unſre Sprache an uns.“ Dieſe im November 1796 gedichtete Ode wurde aus der 1798 erſchienenen Sammlung weggelaſſen „aus einer Urſache, die nicht vor das Publicum gehört“.

Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Ihr Klopſtock.

---

*3.

Hamburg den 14. Juli 1799.

Sie würden nicht wenig Briefe von mir haben, liebſter Herder, wenn ich die Briefe, die ich Ihnen ſo oft in Gedanken ſchrieb, auch mit der Feder geſchrieben hätte. Ich rede ungern von meinem Nichtſchreiben, weil ich mir ſelbſt Vorwürfe darüber mache; aber jenes Wort von den Gedankenbriefen mußte ich Ihnen wenigſtens ſagen. Es wird Sie bald ein ſehr würdiger Mann beſuchen, der Herr von Aranjo, ehemaliger Portugieſiſcher Geſandter in Paris, eben der, welchen die Franzöſiſchen Fünfleute (ich mag nicht Männer ſagen) in den Tempel gefangen ſetzten, und ſich dadurch eben keinen Ehrentempel erbauten. Ich ſage Ihnen weiter nichts von Aranjo; denn Sie werden bald ſelbſt ſehen, daß er verdient, von Ihnen gekannt zu werden. Er liebt unſre Sprache, die er zu lernen anfängt. Machen Sie ihn mit dem bekannt, was Sie von meinen Oden geurtheilt haben [1]), und ſagen ihm dabei, daß ich ſtolz auf

---

[1]) Die Ausgabe der Oden von 1798 hatte Herder in den „Erfurtiſchen Nachrichten von gelehrten Sachen“ angezeigt. Vgl. die „Werke zur Litteratur und Kunſt“ B. 20, 322 ff.

Ihr geiſtvolles und begeiſtertes Urtheil bin. Das letzte iſt eine ausdrückliche Bedingung, die ich Ihnen mache, wenn Sie von Ihrem Urtheil reden wollen. Ich habe Aranjo vor Ihnen gewarnt; denn wenn er zu lange bei Ihnen bleibt, ſo kommt er zu ſpät zu uns zurück. — Sie haben es der Mühe werth gehalten über Kant zu ſchreiben.[1]) Dies verleitet mich leider wieder in dies traurige Feld; denn ich leſe weder den Lehrer noch die Lehrlinge. Jacobi wird mich bald auch verleiten; denn er ſchreibt wider Fichte[2]), der ja nicht mehr Lehrling ſein will. Doch weg davon! Laſſen Sie ſich von Aranjo erzählen, wie die gute Wittwe Sieveking und die gute Tochter meiner ſeligen Büſchen meinen Geburtstag gefeiert haben. Wir waren recht froh, und ich rühme mich, der Froheſte geweſen zu ſein. Vielleicht erzählt Ihnen die Cappadoce von ſelbſt, wie ihr mein...... „Im Frühlingsſchatten fand ich ſie“ geſungen hat.[3]) Sie ſehen wohl, lieber Herder, daß ich wünſche, und hoffe, daß Ihr manchmal ein wenig von uns ſprecht. Meinen ſehr freundſchaftlichen Gruß an die Mutter Ihrer Kinder.

Ihr Klopſtock.

P. S. Aranjos Freund und Secretär iſt auch ein ſehr ſchätzbarer Mann, der viel Geſchmack hat. Machen Sie Böttiger mit beiden bekannt. Da ich dieſen

---

1) Herders „Metakritik“ war im April erſchienen.
2) Sein „Sendſchreiben an Fichte“ erſchien in dieſem Jahre.
3) Klopſtocks Lied „Das Roſenband“.

Brief zumachen will, erfahre ich, daß Sie den König von Preußen geſprochen haben. Schreiben Sie mir hiervon. Dieſer gerechte Regent iſt, wie ich nicht ohne ſehr gute Urſachen glaube, einer der ehrlichſten Männer in Deutſchland. Er ſoll aus Beſcheidenheit bei Unterredungen beinah furchtſam ſein.

---

*4.

Hamburg den 20. Juli 1779.

Kranjo, von dem ich vor kurzem mit Ihnen redete, wird nun ſo bald wohl nicht zu Ihnen kommen. Denn er muß erſt eine Krankheit abwarten, eh' er verreiſen kann. Ich hab' ſchon mehr als einmal vorgehabt, Sie, lieber Herder, zu einer Correſpondenz über meine Theorie von der Darſtellung (Ueber Sprache und Dichtkunſt. Fragmente)[1] in der Abſicht einzuladen, um mit Ihnen dies und das, wenns nöthig ſein ſollte, noch mehr zu entwickeln. Sie könnten ja ein Freund von Werthing ſein, durch ihn von der Unterredung gehört haben, und unter irgend einem Namen an Selmer ſchreiben. Dieſe Correſpondenz würde in meinen Schriften nach dem Geſpräche folgen. Ich hoffe, daß ich Sie zu etwas einlade, das Ihnen angenehm ſein wird. Laſſen Sie uns gewöhnlich kurze Briefe ſchreiben. Ich vermuthe, daß Ihnen die Correſpondenz eine Erholung von der Mühwaltung ſein wird, mit der Sie Krieg gegen Hirngeſpinnſte, oder ſoll ich Hirngeſpenſte ſagen? geführt haben. Warens Geſpinnſte, ſo fegten Sie Spinnwebe weg. Warens Geſpenſte, nun ſo hatten Sie es nur mit etwas Geiſterſehern zu thun, als die waren, die noch vor kurzem an wirkliche Erſcheinungen Glauben foderten. In welchen Zeiten wir doch leben! Auch ſogar eine große Nation hat die erſtunkne und erlogne Freiheit erſcheinen laſſen. — Ich komme zu Ihrem geführten Kriege zurück. Ich kenne ihn zwar noch nicht; aber ich habe doch einige Ihrer Waffen im „Merkur“ klirren gehört. Sie haben Schlacht geliefert; ich habe nur ſcharmützelt. Ein einziges Ariſtophaniſches Wort und noch ein paar Wörtelein, bei denen ich mich anſtellte, als ob ich nur Grammatiſches unterſuchte, ſchienen mir zureichend zu ſein.[1]

---

[1] In dieſer 1779 erſchienenen Schrift findet ſich an dritter Stelle das Geſpräch „Von der Darſtellung“ zwiſchen Werthing, Selmer und Minna.

Ihr Klopſtock.

* 3.

Hamburg den 13. November 1799.

Ich weiß nicht, liebſter Herder, ob Sie in: „Diogenes' Laterne, Leipzig 99“ ſchon geblättert haben. Iſt es noch nicht geſchehen, ſo bitte ich Sie, es jetzt zu thun und Seite 255—257 zu leſen. Der Verleger, den ich nicht kenne, hat mir, vermuthlich auf Veranlaſſung des Verfaſſers, das Buch zugeſchickt. Mich däucht, daß ich mir unter den Leſern des „Meſſias“ und der „Oden“ eine nicht zu kleine Zahl denken darf, die ſolche Beſchuldigungen ungegründet finden werden, weil ihnen folgende Oden des zweiten Bandes: „An Freund und Feind“, „Delphi“ („Und ach des Glaubens?“), „Morgengeſang am Schöpfungsfeſte“, „Pſalm“, nicht unbekannt ſind. Dieſe werden auch diejenigen Veränderungen in der neueſten Ausgabe des „Meſſias“ nicht überſehen, welche bloß in Beziehung auf die Religion gemacht ſind. (Ich fing meine Veränderungen 1793 an, endigte ſie kurz vor der Abſchickung des Manuſcripts.) Die Vorſtellung von ſolchen Männern iſt die Urſache, warum ich glaube, daß es nicht nöthig ſei, mich mit dem ungenannten Beſchuldiger einzulaſſen. Ich vermuthe, daß Sie ebenſo denken. Iſt dies nicht, ſo ſagen Sie mir Ihre Gründe. Daß der Ungenannte bei ſeinem Angriffe ſehr in Leidenſchaft geweſen ſei, zeigt er beſonders durch die Uebereilung, daß er meint, ich hätte Bahrdts Ueberſetzung des neuen Teſtaments[1] ſchon vor dem Entwurfe zum „Meſſias“ leſen konnen. Es ſind beinah 60 Jahre, daß ich dieſen Entwurf zu machen anfing. Der Ungenannte iſt einer von den Leuten, die von der Krankheit, andre nach ſich zu beurtheilen, nie geneſen. Wenn mich dieſer Kranke kennte, ſo wüßte er, daß ein ſo unreifes Weſen, wie Bahrdt war, nie irgend einen Einfluß auf mich, ſelbſt nicht auf den Jüngling haben konnte. Zu den Zeiten, in welche der Ungenannte Bahrdts neues Teſtamenz verſetzt, ſtudirte ich die von Robert Boyle geſtifteten Reden.[1]) — Ganz andre Männer als jener beingh Caspar[2]) Bahrdt haben nie Einfluß bis zur Feſtſetzung irgend einer wichtigen Sache auf mich gehabt. Wenn man ohne ſtrenge Unterſuchung annimmt, was andre meinen, ſo erlaubt man ihnen eine furchtbare Herrſchaft über ſich. Ich habe nie andre in irgend einer Sache beherrſchen wollen: aber andre (Dank dir noch einmal mein Genius!) haben mich auch nie beherrſcht. Es gehört mit zu den kleineren Genüſſen meines Lebens, daß, wenn ich ſah, daß man glaubte, man beherrſchte mich, ich einſilbig wurde, und bei mir lächelte. Die Beherrſchung ſcheiterte dann bis zur Zertrümmerung des Schiffleins. Aber ach, lieber Herder, einmal habe ich denn doch das ſchreckliche Joch getragen. Ich ließ mich durch die Franzoſen verleiten, zu glauben, ſie würden durch

---

[1] Klopſtock meint das Geſpräch „Die Bedeutſamkeit“ im „Berliniſchen Archiv“ 1795 Stück 5.

---

[1] Die das neue Teſtament wunderlich verneuende Ueberſetzung von Karl Friedrich Bahrdt (1774 und 1775) ward bekanntlich von Goethe im „Prolog zu den neueſten Offenbarungen Gottes von Bahrdt“ verſpottet.

---

1) Zur Erhärtung der chriſtlichen Lehrſätze. Boyle iſt der „große Todte“, deſſen Klopſtock in der Ode „Die Ankläger“ erwähnt.

2) Caspar zur Bezeichnung einer luſtigen Perſon. An den übergelehrten Caspar Barth iſt nicht zu denken.

eine ſo heilige Freiheit, daß zu Ihren Grundgeſetzen ſogar das der Nichteroberung gehörte, beſſere Menſchen werden, als ich ſie aus der Geſchichte kannte. Welch ein Joch! Denn es iſt ja unwiderleglich ausgemacht, daß ſie Teufel geworden ſind. So oft ich dies wieder denke, und ich kann es nie anders als ſehr lebhaft denken, habe ich Erholung nöthig. Ich will jetzt ſehen, ob mirs eine werden wird, wenn ich Ihnen ein paar Epigramme für Ihr Pult oder für Ihre „Aurora" [1]) abſchreibe.

Abends.

Ich wünſchte, ein paar Worte von Ihnen über Aranjo zu hören, auch über die Cappadoce, und den Secretär. Wenn Aranjo von Dresden wieder zu Ihnen kommt, ſo wird er gewiß wortbrüchig, und kommt dann ſehr ſpät zu uns zurück.

---

*6.

Hamburg den 27. November 1799.

Sie ſind entweder ſehr beſchäftigt, lieber Herder, oder die Beantwortung deſſen, worüber ich Sie um Ihre Meinung bat, hat mehr Schwierigkeiten für Sie, als ich mir vorſtelle. Iſt das letzte, ſo ſagen Sie mir nur in ein paar Worten, daß es ſo ſei, und antworten mir dann, wenn Sie können.

---

[1]) Eine von Herder beabſichtigte Zeitſchrift. Vgl. die „Erinnerungen" III, 113 f.

Es fällt mir jetzt etwas wieder ein, worüber ich Ihnen ſchon mehr als einmal habe ſchreiben wollen. Haben Sie geleſen, was Goethe über die Farben gegen Newton geſchrieben[1]); und haben Sie, was vor ziemlicher Zeit Marat, da er noch nicht raſend war, über eben dieſe Sache (mich däucht im „Merkur") und auch gegen Newton![2]) Wenn Sie haben, ſo können Sie mir vermuthlich ſagen, was Goethe von Marat genommen hat. Denn er iſt (vielleicht nur zu Zeiten) ein gewaltiger Nehmer. So hielt er es mit dem Leben, das Götze z. B. von ſich ſelbſt geſchrieben hat. „Götze" war ſeit ziemlich langer Zeit das erſte Deutſche Schauſpiel, das ich ganz durchlas. Hätte ich damals jene Lebensbeſchreibung gekannt, ſo hätte ich es zwar auch ganz geleſen, aber vornehmlich um zu vergleichen. Es kommen in Götzen, dem Schauſpiele, auch andere Perſonen vor, die gewöhnlich nicht ſo ſprechen wie ſie in den damaligen Zeiten hätten ſprechen ſollen; aber hier gängelte auch die Lebensbeſchreibung Goethen nicht.

Böttiger[3]) hat mir, ſchon vor ziemlicher Zeit, geſchrieben, daß er mit umgehender Poſt einen vom Bedienten unterſchlagenen Brief, ſo viel er ſich von dem Inhalte erinnerte, das zwei-

---

1) Die zwei Stücke „Beiträge zur Optik" (1791. 1792).

2) Marats Schrift „Entdeckungen über das Licht" (1779) war bereits 1783 in einer Deutſchen Ueberſetzung erſchienen.

3) Damals Herausgeber des „Merkur".

temal ſchreiben wollte. Dieſen Brief habe ich noch nicht. Fragen Sie ihn doch darnach. Einigen der überſchickten Epigrammen fehlen die Aufſchriften, die ich weder damals hatte, noch jetzt habe. Hier noch ein paar:

Jene Natürlichkeit, die gekannte Gedanken verſchönert,
Hat des Reizes noch mehr, wenn ihr mit großen ſie hört.
Schweſtern ſind die Grazien zwar, doch nur ähnliche Schweſtern,
Gleiche nicht. Eine durchdringt: eine berührt nur das Herz.

Weiland griff man aus Galliſchen Luſttheorien die Künſte:
Der da greifet ſie heuer aus neuſcholaſtiſchem Uebel.[1]

Ich umarme ſie von Herzen, lieber Herder. Ich habe nur eben noch Zeit, den Brief zuzumachen.

Der Ihrige **Klopſtock.**

---

[1] Das an dritter Stelle hier folgende Epigramm „Wunderkur" findet ſich in Klopſtocks Werken. Die beiden andern Epigramme ſcheinen auf Schiller gemünzt, und zwar auf die Abhandlungen „Ueber Anmuth und Würde" und „Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden". Ein anderes Eprigramm Klopſtocks auf dieſen ihm wie Herder verhaßten Dramatiker iſt ſonſt bekannt.

IV.

Briefe von J. M. R. Lenz an Herder.

Einleitung.

In die Kreuz- und Querzüge eines der glänzendſten Irrſterne der Sturm- und Drangzeit, des unglücklichen Lievländers Jacob Michael Reinhold Lenz (geboren am 12. Januar 1750), dieſer ſeltſamen Miſchung von Geiſt, Einbildung, edlem Drang, Schauſpielerei, Eitelkeit und Schwäche, hat die neueſte Zeit die anziehendſten, für die damaligen Beſtrebungen und Regungen höchſt bezeichnenden Blicke eröffnet.[1] Ueber ſeine Verbindung mit Herder verbreiten die vorliegenden Briefe ganz neues Licht.

Zu Straßburg ſcheint Lenz erſt nach Herders Abreiſe erſchienen zu ſein[2], und er dürfte ſich dem ſo bedeutend aufgetretenen, aber

---

1) Vgl. die Ausführung in H. Düntzers „Frauenbildern aus Goethes Jugendzeit“ S. 35 f. 58 ff. 589 ff.

2) Von ſeinem ſpätern Auftreten in Straßburg gibt uns Lavater ein Bild, der ihn im Sommer 1774 beſuchte. „Ich traf ihn nicht“, ſchreibt er, „aber ſeine Hauswirthin, zwar etwas lumpigt gekleidet, erzählte mir tauſend und tauſend Dinge von Lenzen und von Baron Kleiſt, ſeinem Herrn, der ihn auf Reiſen mitnahm. „Hören Sie als! Unſer liebe Junge — meinen Sie doch, daß noch was aus ihm wird? — Er ißt ja nicht. Ja, der wird ſeine Zeit zu verantworten

mancherlei Anfechtungen ausgeſetzten Manne erſt zu nähern geſucht haben, als er von einer Erkältung des Verhältniſſes zwiſchen

---

haben — da ſitzt er an einer Ecke mit einem Buche oder mit der Feder — ißt ſeine Supp — Weck — und flugs wieder in ſeine Kammer .... Lieber Gott, alle Morgen, wenn die Sonne aufgeht, machen wir alles rein, Bett, Kammer und als fort — aber da kommt er mit ſeinen Büchern und Schriften hinterdrein — gehen Sie in ſein Zimmer — ſag' nichts. Iſt ein herzguter Jung — aber ob was noch aus ihm wird, ſoll mich wundern. Ich hab' ein Kind, eine Tochter, 26 Jahr alt — das lieſt Ihre Predigten — und der Lenz hält viel auf'm Kind. Da ſag' ich ihm als: Was verzürnt Ihr Euren Papa? Er iſt Oberpfarrer in Curland — o ein ſcharmanter Mann! er hat mir ſchon Briefe von ihm gezeigt, ſchreibt auch an ihn, aber er ſagt: Nun weil der Baron mir ihn genommen hat, mag er ihn erhalten. Und dem Baron hab' ich geſagt — nun ſehen Sie da ſeine Kuffer voll geſtickter Kleider —: Wiſſen Sie, Herr Baron, was Ihr Vater thun wird, wenn Sie als nach Hauſe kommen, und was ich thät', wenn ich Ihr Vater wär'! Ein paar Dutzend Kühe — denn dort haben die Herrſchaften als viele Kühe — müßt' ich verkaufen und an ihre Stelle ließ ich Sie in den Stall binden, ſetzt' Ihnen da Ihre Kuffer vor, legte Ihre tauſend Narrenſachen da Ihnen alles vor. — Nun faſſen Sie, Herr Baron! Sehn Sie als, was ich thät'. Dann fängt er an zu lachen. O ein gut, gut Kind! aber (mit emporgetriebenen Augenbraunen) ſchrecklich dumm! Weiß, glaub' ich, verzeih' mir's Gott! nicht einmal den Unterſchied der Religionen. Ei, um Gottswillen! ſag' ich als zu Lenz. Warum lehren Sie doch den Herrn nicht den Unterſchied der Religionen. Mein Gott! — mein ſeliger Mann — o es war ein böſer, gottloſer Mann! — was ich ausgeſtanden habe! — war katholiſch und ich evangeliſch, da weiß ich, was der Unter-

Goethe und Herder Kunde erhalten; denn die Gelegenheit zu erſpähen war eine Hauptſtärke ſeiner zur Intrigue hinneigenden Natur, wie wir ja hier von ihm ſelbſt vernehmen, daß er ſich die Einſicht der Briefe von Herders Braut an eine Freundin zu verſchaffen gewußt. Herder war beſonders durch den „Hofmeiſter“ und das Aufſehen, welches der „neue Menoza“ erregte, auf den geiſtſprudelnden, mit ſchonungsloſer, grauſam lüſterner Schärfe die Gebrechen der Zeit aufdeckenden Dichter aufmerkſam geworden, welchen er, wie er ſchon im November 1774 an Hamann ſchreibt, als Goethes glücklichen Nebenbuhler begrüßte. Wurden ja die Stücke von Lenz im Anfange allgemein Goethe ſelbſt zugeſchrieben.

„Lenz hat ſich auf recht unerwartet göttlich gute Art mir genähert, ob ich ihn gleich nicht perſönlich kenne“, ſchreibt Herder am 4. October 1775 an Lavater. Mit ſtürmiſcher Neigung näherte er ſich dem neben Goethe ſo glänzend hervorragenden Manne. Herder ſandte ihm in freundlicher Erwiederung ſeine neueſten Schriften, worauf ihm Lenz — kurz vorher hatte Goethe auf ſeiner Rückreiſe dieſen begrüßt — die Handſchrift ſeiner „Soldaten“ zuſandte, und bald nachher ſeine Erwartung auf die nur aus unſern Briefen bekannten „Wolken“ ſpannte, worin er ſich in Ariſtophaniſcher Laune verſuchte. Da Goethe ihm nicht mehr innig genug anzuhängen ſchien, hatte er es jezt auf Herder abgeſehen, der wirklich Bedeutendes von Lenz erwartete und ſeine „Soldaten“ wie Goethe früher ſeine „Luſtſpiele nach dem Plautus“ und die „Anmerkungen übers Theater“, zum Drucke beförderte. Die wunderliche Weiſe, wie Lenz Herders Bewunderung und Rührung zu erregen ſuchte, ergibt ſich aus den hier mitgetheilten Briefen.

ſchied der Religion iſt. Mein Kind iſt auch katholiſch, möcht' aber reformirt werden. — O wie freut mich mit Ihnen zu ſprechen! Wir erwarteten Sie geſtern ſchon. O da haben wir unſer Spiel mit Lenzen gehabt. Hundertmale haben wir ihn ans Fenſter gelockt: Er kömmt“. Damals verlebte Lavater mit Lenz und dem Pfarrer Stüber ein paar „frohe“ Tage.

Als aber die Nachricht von Herders Berufung nach Weimar erſcholl, konnte es der ruhm- und eiferſüchtige Dichter nicht länger in Straßburg aushalten; die in Weimar winkenden Ehren und der von dort her ganz Deutſchland durchleuchtende Glanz ließ ihn nicht ruhen — auch er mußte dort die Erfüllung aller ſeiner ihn wild aufſtachelnden Wünſche finden. Am 14. März 1776 ſchreibt er an Merck, mit dem er ſich gleichfalls vor kurzem in briefliche Verbindung geſetzt hatte, er ſei in der größten Verdüſterung wegen einer Reiſe, zu der er ſich über Hals und Kopf anſchicken müſſe, und auf der er auch ihn zu ſprechen und zu umarmen hoffe. Dieſe Reiſe, zu der ihn nur ſein ehrſüchtiger Drang hinriß, ging geradezu nach Weimar. Hier ſchloß er ſich auf das engſte an Goethe, Wieland und Frau von Stein an, und ward er ſeiner wirklichen Begabung und ſeiner tollen Einfälle, wie ſeines ganzen wunderlichen Weſens wegen im Anfang gern geſehen, doch ward er, da er ſich ganz rückſichtslos gehen ließ, allmählich überläſtig. Anfangs October kam Herder, den er auch von Weimar aus begrüßt hatte, wirklich an ſeinem neuen Beſtimmungsorte an, während Lenz ſich auf dem Gute der Frau von Stein zu Kochberg befand. Nach Kochberg brachte der Herzog auch bald darauf Herder mit, den Lenz hier zum erſtenmal ſah. Gegen den 10. November kam letzterer wieder nach Weimar, wo er aber bereits am 26. eine „Eſelei“ beging, die ſeine Entfernung nothwendig machte — wahrſcheinlich hatte er durch ein tolles Pasquill die Herzogin-Mutter, Frau von Stein und Goethe beleidigt. In ſeiner Noth wandte er ſich an Herder, welcher ihm aber, wie Lenz ſich auch drehen und wenden mochte, nur einen ſehr kurzen Aufſchub zu erwirken vermochte. Am 1. December mußte er Weimar verlaſſen. Geraden Weges ging er zu Goethes Schwager Schloſſer nach Emmendingen, wo er von Goethe und Weimar nicht das vortheilhafteſte Bild entworfen haben dürfte.

Als Lenz ſpäter, im Frühjahr 1778, in Schloſſers Haus von neuem in Wahnſinn verfiel, wandte ſich Schloſſer, wie an Pfeffel in Colmar, an Saraſin in Baſel, an Lavater in Zürich, ſo an Herder in Weimar. „Der arme Lenz, von dem ich Ihnen neulich ſchrieb“[1]), berichtet Schloſſer am 7. April an Herder, „iſt nun ganz in eine Raſerei gefallen, woraus ihn menſchliche Hülfe nicht retten kann. Er wüthet ganze Tage durch, verbeißt die Kiſſen, worauf er liegt, und würde, wenn er nicht angebunden wäre, abſcheuliche Sachen machen. Ich kann in dieſen Umſtänden nicht an ſeine Heimreiſe denken; denn der Leibmedicus der Prinzeß von Baden, den ich bei ihm brauche, gibt alle Hoffnung zur Geneſung um ſo mehr auf, da der Puls beim ärgſten Toben ganz ordentlich und langſam geht. Das Nervenſyſtem muß alſo gelitten haben.“ Da er ihn in das Tollhaus zu Frankfurt bringen laſſen will, wo die beſte Einrichtung in der ganzen Gegend ſei (in Pforzheim und Straßburg ſeien dieſe Anſtalten abſcheulich), ſo bittet er, Herder möge in Weimar eine Subſcription veranlaſſen, um das Koſtgeld für Lenz aufzubringen, das wöchentlich drei Gulden betrage. „Ich hoffe in der Schweiz, Straßburg und Colmar einen anſehnlichen Beitrag. In Weimar empfehle ich ihn Ihrer Vorſorge, und dem Mitleiden der Frau von Stein. Ich wollte leztere nicht wieder mit einem Schreiben incommodiren, aber Sie erſuche ich, wenn dieſer Entſchluß Ihren Beifall hat, die Sache ihr zu empfehlen.“ Am 10 Mai meldet Schloſſer, endlich habe er nach ewigem Drängen ein ärztliches Gutachten über Lenz erhalten, worin ihm aber die eigentliche Krankheit nicht getroffen ſcheine. „Ich glaube“, bemerkt er, „daß Lenzens ganzes Unglück in einer Art von fliegenden Gichtern beſteht, welche in ſeine ſchwachen Gehirnnerven wirken. Ich werde darin beſtärkt, weil nunmehr ſich wieder beſondere symptomata äußern, nämlich ordentlich convulſive Bewegungen in dem Kopf, Hals und Leib. Bald iſt er Tage lang ſtumm, ſo gern er reden möchte; bald ſchlägt er den Kopf drei Minuten lang auf die Kiſſen unzähligemal auf, bisweilen redt er irre dabei, bisweilen nicht. Die Intervalle ſind freilich ſchwermüthig, aber doch helle. Geſtern war er auch faſt heiter und wie vergnügt, heut nicht ſo gut. Der Puls iſt in den Paroxyſmen wie zuvor.“ Nachdem Schloſſer den Freund um das Urtheil der Weimarer Aerzte gebeten, fährt er fort: „Der gute Junge iſt äußerſt gebeugt über ſeine Erinnerung ſeiner Weimarer Conduite; er glaubt, daß er viel zu wenig dort und Sie dafür gelitten haben. Wir haben immer an ihm aufzurichten, ſonſt wird er kleinmüthiger als ein Kind.“ Unter dem 8. November erläßt Schloſſer an Herder ein Pro memoria. „Lenz, ob er gleich beſſer iſt, will doch nicht heim, ſo gut er könnte“, beginnt er, „und ſeine Verwandten machen keine Anſtalt, ihn abzuholen. Sein Vater ſchreibt mir Bogen lange Predigten und immer nichts drin, was mich von der Laſt befreite. Ich bin ſie müde, und wünſchte von Lenzens Freunden einen Vorſchlag, wo mit hin. Ich will auch jährlich was beitragen, aber den Beitrag, ihn in meiner Nachbarſchaft zu wiſſen und für ihn zu ſorgen, muß ich mir verbitten.“ Aus der folgenden Rechnungsablage ergibt ſich, daß Schloſſer an Beiträgen für Lenz von Baſel 96, von Weimar 98, von Lavater 11 Gulden erhalten, wovon der Reſt noch auf zehn Wochen das Koſtgeld decken werde. „Ich erwarte“, heißt es dann weiter, „ob man in Weimar etwas für ihn weiter thun wird, wo nicht, ſo werd' ich ihn entweder mit dem kleinen Reſt auf dem Poſtwagen zu ſeinem Bruder nach Jena ſchicken oder ihn damit in die Welt laufen laſſen müſſen; denn meine Umſtände leidens nicht, ihn allein zu unterhalten, und ich find' es ungerecht, daß Lenz hier faulenzen ſoll, da er geſund und ſtark iſt, und wohl zu ſeinem Vater kann, und unerträglich, daß ſein Vater nichts für ihn thut als Predigtbriefe ſchreiben. Was ſonſt für ihn gethan werden ſoll, darüber erwarte ich von Weimar Reſolution.“ Der Herzog von Weimar fand ſich bereit, für den unglücklichen Lenz die Koſt zu bezahlen. Erſt im Sommer 1779 führte ihn ſein Bruder über Lübeck nach der Heimat zurück. Daß ſich Lenz von Riga aus noch einmal an Herder gewandt, ergibt ſich aus einem Briefe des Buchhändlers Hartknoch, der am 23. October 1779 dieſem ſchreibt: „Vor einigen Poſttagen ſchreibt Herr Lenz an Dich, und bat um Deine Vermittlung, ihm die Rectorſtelle am Dom (zu Riga) zuzuwenden. Ich bat Dich ebenfalls in einem apostille darum. In der That iſts grauſam, daß wir, nach allen Gegenden um geſchickte Leute ſchreiben und werben, indeſſen Landeskinder, die etwas gelernt haben, zu Hauſe unverſorgt bleiben. — Jſts möglich, daß Du etwas für Lenz zum Beſten thun kannſt, ſo empfiehl ihn nachdrücklich. Dieſe Empfehlung, und daß man ihn hier zur Stelle hat, ſeine Talente und Geſchicklichkeit zu Führung dieſes Amts prüfen kann, wird ohnfehlbar gute Wirkung haben. Ich weiß nicht, ob es nicht gut wäre, wenn Du in Deinem Briefe unvermerkt den Vorurtheilen, die man von Lenzens Jugend und Unerfahrenheit und von ſeiner ehemaligen Krankheit oder ſeinen Schriftchen hernehmen könnte, begegneteſt. Der Mann hat ſich auf alles das gelegt, was ein tüchtiger Rector wiſſen muß, der unſre Jugend zu ihrer künftigen Beſtimmung fähig machen ſoll, das bin ich durch Beweiſe, die er mir von ſeiner Geſchicklichkeit gegeben, überzeugt; er hat verſchiedene junge Herrn privatim unterrichtet, verſchiedene gute Erziehungsanſtalten allerlei Art geſehen ꝛc. Mir thuſt Du damit einen deſto größern Gefallen, weil ich und meine Frau im Umgange des Mannes viel Vergnügen finden, und uns dereinſt versprechen, an ihm einen redlichen Freund zu haben, wie denn ſein Vater viel Freundſchaft für mich hat und mich unterſtützt, 2) weil mein Sohn in der Folge, wenn er nicht mehr bei Herrn Füßli bleiben kann, unter ſeiner Aufſicht das nachholen kann, worin er verſäumt iſt; auch 3) als Autor und Verleger mögliche Verhältniſſe unter uns entſtehn können.“ Allein Herder fühlte ſich nicht berufen, den wunderlich verworrenen Lenz zu einer ſolchen Stelle zu empfehlen; auch hatte er den Rigaer Stadtrath bereits an Heyne verwieſen und dieſer einen geeigneten Mann in Vorſchlag gebracht. Wenn Lenz kurz vorher an Schloſſer geſchrieben hatte, er ſei Profeſſor der Tactik, Politik und der ſchönen Wiſſenſchaften geworden, ſo muß dies auf einer ſelbſtgefälligen Täuſchung beruht haben. Wir wiſſen, daß er ſich im Jahre 1781 an Wieland, Goethe und Frau von Stein wandte, die aber auch nicht im Falle waren, ihm irgend eine Ausſicht zu eröffnen; ſelbſt die beabſichtigte Ausgabe ſeiner Werke kam nicht zu Stande. Später ſoll er nach Petersburg gegangen ſein, aber auch dort blühte ihm kein Glück. Mit Mangel und Dürftigkeit kämpfend, verſchied er am

---

[1] Dieſer erſte Brief liegt uns nicht vor.

24. Mai 1792 zu Moskau; auf Koſten eines Ruſſiſchen Edelmanns, in deſſen Hauſe er auch lange Zeit gelebt, wurde der unglückliche Dichter beſtattet. Keine ſeiner glänzenden Hoffnungen hatte das Leben erfüllt; ſeiner innern Haltloſigkeit war er zum Opfer gefallen, und das Schickſal hatte aller ſeiner Verſuche, ſich wieder zu erheben, grauſam geſpottet. Erſt Goethe rief ſein Andenken zurück, indem er in Schillers „Horen“, in deſſen „Muſenalmanach“ und in Ewalds „Urania“, einige Jahre nach dem Tode des Dichters, einzelne kleinere Schöpfungen ſeines Geiſtes ans Licht zog.

*1.

Hier, Hierophant[1]! in Deinen heiligen Händen das Stück, das mein halbes Daſein mitnimmt.[2] Es iſt wahr und wird bleiben, mögen auch Jahrhunderte über meinen armen Schädel verachtungsvoll fortſchreiten. Amen.

(Straßburg) den 23. Julius 1775.

2.

(Straßburg) den 28. Auguſt (1775).

Herder — und es ward das Wort des Herrn zu mir, es iſt Herder. — Kein Menſch hat mir, Vater! etwas Deiner Geſchichte erzählt gehabt. — Jtzt ſieh in die „Wolken“ — aber Dich, Dich, ich ſchwörs bei dem, der oben herrſcht, hab' ich immer im Buſen gehabt dabei — wenn Herder lieben ſollte, freien ſollte, mußts ihm ſo ſein. Und

---

1) Verwalter und Ausleger der Geheimniſſe. Herder hatte eben die „Erläuterungen zum neuen Teſtament“ und die „Briefe zweier Brüder Jeſu“ herausgegeben.

2) „Die Soldaten.“

wie heilig wäre mir die Scene mit dem Baum, wenn die Wünſchelruthe des Dichters hiſtoriſche Wahrheit entblößt haben ſollte.

Nimm hier meinen Dank. Am meiſten für die Belehrungen. Ach ich bin in einer fürchterlichen, grauſen Einöde lange geweſen. Kein Laut überall edler Empfindung, die aus dem Herzen kommt, die nicht Wiederhall iſt. Und mit den Guten, die ich immer die Großen nenne, durft' ich noch nicht anbinden. Kann auch, wenn das Gefühl meines Unwerths mich nun verließe, nach meinem Beruf nicht. Das wirſt Du wohl einſehn, großer, göttlicher der Männer. Ich webe und wühle unter den elenden Hunden, um was aus ihnen zu machen. Daß Ariſtophanes' Seele nicht vergeblich in mich gefahren ſei, der ein Schwein und doch bieder war! Du ſollſt auch die erſte Abſchrift meiner „Wolken" bekommen, über welche ſich wohl das Blatt umkehren und ich von Sokrates vergiftet werden könnte.

Du haſt meine „Soldaten". Ein Wörtlein Deines Gefühls darüber, zur Stärkung auf der langen, dreijährigen, einſamen Reiſe, die ich mit einem Juden machen werde! Das iſt nach dem ſtrengſten Verſtand wahre Geſchichte, in den innerſten Tiefen meiner Seele aufempfunden und geweiſſagt. Aber ſo hoffe ich, maskirt, daß das Urbild ſelber, das nun kein Herder iſt, ſich nimmer wieder darin erkennen wird.

Was für Sümpfe habe ich noch zu durchwaten! Wenn wird die Zeit kommen, da ich Dich von Angeſicht ſehen werde, Herr der Herrlichkeit — in Deinen Erwählten! Ach ſo lange ausgeſchloſſen, unſtet, einſam und unruhvoll! Den ausgeſtreckten Armen grauer Eltern, all' meinen lieben Geſchwiſtern entriſſen, meinen edelſten Freunden ein Räthſel, mir ſelbſt ein Exempel der Gerichte Gottes, der nie unrecht richtet, und ſelbſt wenn er züchtigt, einen Heraufblick zu ihm erlaubt. Das hatte ich um Sokrates[1]) verdient. — Bedaure mich, Herder, und liebe mich.

Wie kann ich Dich loslaſſen? Du, der mir zum Troſt in dieſe Einſamkeit herabgeſandt worden, mir ein paar Tropfen himmliſcher Stärkung zu geben. Schick' mir Dein Geſicht, Deiner Frauen Geſicht! — Ach, wie ich meinen „Menoza“[2]) aus dem Innerſten meines Schranks wieder hervorlangte und Gott dankte! Denn ich war muthlos, daß ich ihn geſchrieben, und er nicht erkannt worden war. Auch Fromme wenden ihr Antlitz von mir, dacht' ich. Ich verabſcheue die Scene nach der Hochzeitsnacht. Wie konnt' ich Schwein ſie auch malen! Ich, der ſtinkende Athem des Volks, der ſich nie in eine Sphäre der Herrlichkeit zu erheben wagen darf. Doch ſoll mirs ein Wink ſein. — O ja, auch ich werde mein Haupt aufheben. Daß Du im „Coriolan“ eben die Scene aufnimmſt, die ich geſtern der Königin[3]) überſetzt, über die ich ſeit drei Tagen brüte! Es iſt, als ob Coriolan bei jedem Wort, das er

---

1) Den Actuar Salzmann nannte er ſeinen Sokrates.

2) „Der neue Menoza“ war 1774 erſchienen.

3) Der Jungfer König, ſeiner damaligen Wirthin.

widers Volk ſagte, auf mich ſchimpfte — und doch kann ich ihn ganz fühlen, und all ſeinen Grundſätzen entgegen handeln. Worthy voices — das Wort des Herrn, das höchſte Ziel alles meines Strebens — ach worthy voices, und es waren doch Philiſter, aber der Gott hatte ſie gezwungen. Sieh das, das — mein Herder!

Laßt mich an Euren Buſen ſinken, Erſte der Menſchen, laßt mich von Eurem Ambroſia ſchlürfen — ach ſehn, ſehn eine Scene der Liebe, wie ſie mein Geiſt nicht ahnden konnte — denn er hatte noch kein Vorbild geſehn. Jetzt ahnd' ich ſie beſſer, aber ſchweige — ſchweige bis zur großen, ehrenvollen Zeit, da ich reden werde zum Volk von den Edlen, die unter ihm wandeln, die ſein todtes Auge nicht ſehen kann, da ich in ein himmliſches Band ſie ziehn und ihm darſtellen — ſtille!

Niemanden was davon. Ich muß Dich und Dein Weib einmal ſehn. O ich hab' all ihre Briefe an ihre Freundin aufgehaſcht. Welche Jagd! Gott mache mich der Offenbarungen würdig!

Ich werde nicht ſterben, ſondern leben und des Herrn Werk verkündigen.

J. M. R. Lenz.

Ich befehle Dir, den ich anbete, daß Du mir Dein und Deiner Frau und Deines Sohns Geſicht ſchickeſt — denn ich brauche ſie.

3.

(Straßburg) den 29. September (1775).

Herder! Ich will und muß ein Recepisse haben, ob Du die „Soldaten“, eine Komödie, erhalten haſt. Ich habe ſie Dir ſchon ſeit acht Wochen unter'm Couvert der Jungfer König über Darmſtadt zugeſchickt, wie das Pandaemonium.[1] Es iſt mein einzig Manuſcript, und wenn es verloren iſt, ſo iſt mein Leben mit verloren. Reiß mich aus dieſem quälenden Zweifel durch eine kleine Erkundigung bei Herrn Geheimerath Heſſe[2] und durch die geſchwindeſte Antwort, nur in zwei Zeilen. Lenz.

Ich darf in dieſer Gemüthslage keinen Menſchen grüßen laſſen. Ich raſe nicht. In guter Proſa: „Die Soldaten“, eine Komödie, habe ich Dir über Darmſtadt zugeſchickt, und will wiſſen, wo ſie iſt. Meine Reiſe iſt auch wahr. Vor einem Jahr wenigſtens darf ſie nicht gedruckt werden. Mehr als ein Leben verlier' ich damit.

---

[1] Das Pandaemonium Germanicum, im dritten Bande der „Schriften“.

[2] Dem Schwager von Herders Gattin in Darmſtadt.

4.[1]

Warum ich ſchweige, Herder? Weil die Freude keine Sprache hat. Weil die Liebe keine hat. Schweige mir gleichfalls.

Den 30. September. Es iſt mein Namenstag. Und heute, heute erhielt ich Deinen zweiten Brief. Herr, nun läſſeſt Du Deinen Diener in Friede fahren! Vor dem Hafen lag mein Schiff — ein Sturm erhub ſich — auf immer ſchiffbrüchig — und nun lauf' ich ein.

Ach, wenn Du meine „Soldaten" haſt, wenn Deine Frau ihn (sic) Dir vorlieſt — genug. Und auch Dich ehren die Könige? — Alles. — Aber quaken ſollen ſie doch, die Dich antaſteten, wenn ich meinen Fuß ihnen auf den Nacken ſetze.

Es war mein Bruder, der Dich in Königsberg kannte. Und mein halber Feind. Doch hoff' ich, auch er wird Freund werden. Ach, ich darf nicht mehr ſchreiben, mein Herz ſchilt mich ſchon itzt. Aber gib Deiner Frau einen Kuß, wenn ſie Dir die „Soldaten" geleſen hat. Unſere Seelen ſind wahre Schweſterſeelen. Und ich zittre vor Euer beider erſtem Anblick. Dann wird kein Wort geſprochen, keine Lippe muß das entheiligen.

J. M. R. Lenz.

---

[1] Auf einem eignen Blatte, nicht Fortſetzung des vorigen Briefes.

Es will und darf kein Menſch meine „Wolken“ drucken laſſen. Sobald ich aber zu Gelde komme, laß ichs auf meine Koſten drucken in Kehl, wo ich (Goethes) „Götter, Helden und Wieland“ drucken ließ. Dann ſollſt Du's haben. Bis dahin — ich beſchwöre Dich — ſchweig davon.

5.

Gib mir den gemißbrauchten Namen Gottes zurück, Herder! Mein böſer Genius hieß mich das ſchreiben.

Die „Soldaten“ können noch nicht gedruckt werden. Erröthen muß ich freilich über den Unverſtand meines letzten Briefes. Gott, wo war ich, als ich ihn ſchrieb! Mache Dir keine Gedanken über die Ebbe und Fluth meines Entſchluſſes. Es ſind lauter Localverhältniſſe, die mich ſo peinigen, die aber aufhören werden. Ein Poet iſt das unglücklichſte Weſen unter der Sonnen.

Grüße Deine Frau. Sollte ich von hier reiſen, oder ſollte es nicht Zeit ſein, das große Trauerſpiel aufzudecken, ſo werd' ich Dir vorher ſchreiben. Bis dahin muß ich noch ſtumm die Zähne zuſammenbeißen und die Leiden meines Volks in meinem verborgenſten Herzen wüthen laſſen.

Straßburg den 18. November 1775. Lenz.

Sollteſt Du es einſt künftig drucken laſſen, ſo muß auch alsdann mein Name im Anfange verſchwiegen bleiben. Ich ſag' es Dir hier voraus, falls ich es etwa alsdenn zu erinnern vergeſſen ſollte.

6.

Ich freue mich himmliſche Freude, daß Du mein Stück gerade von der Seite empfindeſt, auf der ichs empfunden wünſchte, von der politiſchen. Doch es konnte nicht fehlen, uberall auf Deine Meinungen und Grundſätze gepfropft. Was die letzte Scene betrifft, ſo viel ich mich auf ſie zurückerinnere, däucht mich, könnte allen verdrießlichen Folgen durch Weglaſſung oder Veränderung einiger Ausdrücke des Obriſten begegnet werden. Z. E. das mit den Concubinen, Mediſchen Weibern könnte ganz wegfallen und der Obriſte dafür lieber von Soldatenweibern ſprechen, die wie die Landmiliz durchs Loos in den Dörfen gezogen würden, und ſodann, wie die Römiſchen Weiber, die nicht confarreatae waren, auf gewiſſe Jahre ſich verheuratheten. Die Kinder erzöge der König. Sie gingen auch wohl wieder in ihr Dorf zurück und blieben ehrlich; es war sors.1) Ordentliche Soldatenehen wollen mir nicht in den Kopf. Soldaten können und ſollen nicht mild ſein, dafür ſind ſie Soldaten. Hektor im Homer hat immer Recht gehabt; wären der Griechen Weiber mit ihnen geweſen, ſie hätten Troja nimmer erobert. Ich hab' einige Jahre mit den Leuten gewirthſchaftet, in Garniſon gelegen, gelebt, hantiert.2)

---

1) Die Scene iſt in dieſem Sinne wirklich geändert.

2) Vgl. Goethes Werke B. 22, 188. Einige Zeit war er in Fort-Louis geweſen.

Wenn Du anſtehſt, Theurer, ſo ſchick' mir die letzte Scene abgeſchrieben zu, daß ich ſie ändere. Doch könnteſt Du's ſo leicht thun, nur in den einen Dialog des Obriſten einſchieben ꝛc. Laß mich die Fürſten erſt fragen; ich will ihnen mein Project ſchon deutlicher machen.

Was ich verlange? Nichts verlange ich, einen Ducaten, zwei Ducaten, was der Kerl geben will. Wär' ich meiner kleinen Schulden erſt frei, nähm' ich durchaus auch gar kein Buchhändlerhonorarium, das mir jedem Schriftſteller äußerſt ſchimpflich ſcheint.

Mein Reiſegefährt iſt ein guter, wachsweicher Menſch, der ſich itzt ſo an Straßburg angeklebt hat, daß ich nicht weiß, ob er je loskommen wird. Es iſt der Sohn des Münzjuden Ephraim[1]), der ſich aber nicht dafür ausgibt, ſondern Flies nennt. Sein voriger Reiſegefährt hat ihn beim Mitleiden angepackt; da zappelt er nun. Ich ſage kein Wort, wie Du Dir leicht vorſtellſt; wer weiß, ob ich gar reiſe?

Abgötterei treib' ich mit Euren Silhouetten. Sage Deiner Frau, daß ich jeden Buchſtaben von ihr küſſe. Sie und die Schloſſern[2]) (von der ich eben komme) ſind die Frauen meiner Freunde, an deren Liebenswürdigkeit ich mich auf keine andere Art zu rächen weiß, als daß ich ſie einmal wie Ariſtophanes aufs Theater ziehe (ἑλκειν). Aber erſchrick nicht! auf meine Art.

---

[1]) Goethes Schweſter in Emmendingen.

[2]) In Berlin. Vgl. Mendelsſohns „Schriften“ V, 224.

Doch darf und kann vor einem Jahr von dieſem 20. November an das Stück nicht gedruckt werden. Und auch dann, wenn ich noch hier bin, frage mich. Verzeih, Großer, meine närriſche Ordre. Welch Wort!

(Straßburg den 20. November 1775.)

7.

Jſts möglich, Herder, daß ich Dir mit geſammter Vaterlandsſtimme noch nicht für Deine „Urſachen des geſunkenen Geſchmacks“ 1) gedankt habe. Aber ſo gehts mir mit alle Deinen Sachen; ich genieße ſo freudig, ſo feurig, daß ich allemal den großen Dank darüber vergeſſe. Vergeſſe? Verhüte der Himmel das abſcheuliche Wort, den Dank meines Herzens mußt Du gefühlt haben, nur gehts mir, wie einem blöden Liebhaber im Angeſicht ſeiner Vollkommenen, dem die Zunge mit Bleigewichten gebunden iſt, der zu reden zittert. Nein ich kann nicht reden, kann nur immer mit träumendem Aug' in die Wolken ſehn, fröhlich, glücklich, ſelig, daß Du da biſt, daß Dein Weib, das ſüßere weibliche Du, Dir zur Seite ſchwebt — alſo immer Werth und Belohnung mit Blumenketten an einander gebunden geht. Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig, von großer Liebe und Treue. Jch hatte über die Geſchichtsphiloſophie 2)

---

1) Mit dieſer Abhandlung hatte er im Juni 1775 bei der Berliner Akademie den Preis gewonnen.

2) Die Schrift: „Auch eine Philoſophie der Menſchheit“ (1774).

ein Geſtammel in Verſen an Dich aufgeſetzt, das ich aber als ein kindiſch Lallen unterdrückte. Liebe Poſaune des Erzengels, ſchmettere, ſchmettere Tod und Gericht in tauſend unbereitete Buſen, mir biſt Du Geſang ewigen, ewigen Lebens. Daß ich einmal ein Mann würde und Ordnung um mich her ſähe und mir die Schriften meiner Lieblinge alle nach ihrem individuellen Werth um mich herſtellen könnte, wie groß und ſtark würde ich dann ſein! So aber genieß' ich immer im Fluge, doch ſelig.

Darf ich Dir zu dem Hügel Glück wünſchen, auf dem Du itzt Batterien anlegen wirſt, großer Freund des Herrn? Mein Herz wallt und ſchwingt ſich für Freude über alle die Ausſichten, ich aber, ich mein Bruder — ach eine Thräne aus Deinem Männerauge! — ich werde untergehen und verlöſchen in Rauch und Dampf. Doch will ich die Liebe mitnehmen. Sie allein wird mich zur Hölle hinabbegleiten und noch da tröſtend zur Seite ſtehn. Meine Reiſe nach Italien könnte ſich wohl noch machen, aber ſo bald nicht. Der Stein des Anſtoßes iſt fort, nur hängt mein Mann noch zu ſtark an Straßburg. Dieſe Reiſe iſt mir eine wahre Höllenfahrt. Von allem mich loszureißen — und doch muß es geriſſen ſein.

Herder, laß Deine Seele, Deine Vaterwünſche mir folgen, mich nie verlaſſen. Und Deiner Frauen — ach wenn ſie mir wohl will, ſo kann ich Gott nicht unangenehm ſein.

Lenz.

8.

Gnade und Segen Gottes ruhen auf Dir, Herder! Eh' ich ein Wort von Deiner „Offenbarung" 1) ſage, zu der *Du allein* den Schlüſſel geben konnteſt, muß ich ein paar Worte Geſchäfte bei Dir ins Reine bringen.

In den „Soldaten" muß der Name „la Roche" in die Gräfin „von Rochau" 2) verwandelt werden. Ich wußte es nicht, daß ſie einen Sohn hatte, geſchweige einen, der bei Wieland im Hauſe war.

Daß Du doch immer ſo geiſtlich deuteſt und ſo einfach! Wer hat Lob genug dafür? Ich hatte mir viele noch viel zu ſinnliche Deutungen gemacht, die ich nun gern aufopfere. Vor allen Dingen das Wort: „Der Geiſt, der durch alle Gemeinen blickt und in dem Herzen aller Gläubigen rufet, *das Senſorium Gottes in aller Welt*, Echo des Himmels in menſchlichen Seelen. Selig, wem dies antwortende Ja, dieſer Himmelsnachklang im tiefſten Grunde ſeiner Seele zur Zeit der Duldung wurde!" — Herr, es ſind Worte des ewigen Lebens. Am meiſten freut mich die behutſame ſchöne Deutung des Endes der Dinge. Der heilige myſtiſche Schleier! — Gott ſegne Dich!

Jetzt bin ich fertig. Als ichs geſehen und gehöret, fiel ich nieder anzubeten. Wie wunderbar einig in allem! Wie

---

1) Die erſt im Jahre 1779 im Druck erſchien. Herder hatte ihm die Handſchrift mitgetheilt. Vgl. oben S. 66 Note 1.

2) Die Gräfin führt auch noch ſpäter den Namen „de la Roche".

Du alle meine dunklen Ahndungen mit Licht triffſt! Ach das Bild vom neuen Jeruſalem und ſeiner Sonne und Mond — tauſend, tauſend Dank!

Ich arbeite jetzt in mancherlei Strömen wider den Strom. Habe Licht und Hoffnung im Herzen, die durch Deine „Offenbarung“ auf Ewigkeiten hinaus gemehrt worden. Iſt Dir das nicht angenehm? Ein Schaf iſt dem Hirten auch lieb, wenn er gleich noch neunundneunzig in der Wüſten hat. Doch hab' ich einen großen alten Drachen in mir, mit dem ich noch viel zu ringen haben werde. Er ſoll immer hinunter. Ich hoffe, ich glaube, ich lebe. Komm bald, Herr Jeſu!

Aus Deiner Göttingerſtelle nichts geworden? Schüttle den Staub über ſie!!! Iſt denn die Regierung Gottes arm? Oder fehlt's ihm an Werkzeug und Mittel? Bedaur' und belächle der ohnmächtigen Thorheit Rache! Lenz.

Grüße ſie — die einzige! Und küß dein Söhnlein!

Verzeihung, daß ichs ſo lang behalten! es war mir zu lieb. Wann wird's gedruckt? Wann darf es in die Welt?

9.

Es freut mich, daß gegenwärtiger Brief, den mir Lavater offen für Dich zugeſchickt hat, mir Gelegenheit gibt, beſter Herder, Dir in die Arme zu fallen. Zwar ein wenig zeriſſner, als er zu ſein behauptet, aber doch — meines Zweckes gewiß.

Ich danke Dir, daß Du die „Soldaten" zum Druck befördert haſt. Ich habe nun alle dem Uebel, das daraus hätte entſtehen können, vorgebeugt. Ich danke Dir — und für den Weg, den Du ſie haſt nehmen laſſen. Reich 1) wird ſie hoffentlich vor Michaelis nicht bekannt machen, und alsdenn wird das mit Fingern deutende Publicum auf nichts mehr zu deuten haben. Auch — wenn Gott mein Gebet aus der Tiefe erhört, von mir eins und anderes geſchehen ſein, das denen, die ich geißele, weiſt, wo ich mit ihnen hinaus will.

Ich habe eine Schrift über die Soldatenehen unter Händen, die ich einem Fürſten vorleſen mochte, und nach deren Vollendung und Durchtreibung ich — wahrſcheinlichſt wohl ſterben werde. Gott laß mich mit Freudigkeit! — Dein Wille —!

Grüße und umarme Dein Weib. Geſegnete unter den Weibern! lange mit Dir geſegnet! Ich hoffe Euch zu ſehen, eh' ich gehe. Lebt wohl! Lenz.

Weiſe niemand dieſen Brief. Er iſt für kein Auge, das nicht durchdringt. Selbſt für Deines müſſen itzt noch Dunkelheiten bleiben.

---

1) Der Buchhändler Ph. E. Reich in Leipzig, der ſie durch Zimmermanns Vermittlung übernahm und zwei Ducaten für den Bogen zahlte.

Wegen der „Soldaten“ ſei ruhig! Iſts wahr, daß Du nach Weimar kommſt, ſo werde ich wieder einmal eine Freude haben. Eine.

(Straßburg im Februar 1776 [1]).

10.

Sub iuramento mysterii.

Darmſtadt (im März 1776.)

Ich will Dir alles ſagen, Herder! Das Mädchen, das die Hauptfigur meiner „Soldaten“ ausmacht, lebt gegenwärtig in der ſüßen Erwartung, ihren Bräutigam, das ein Officier iſt, getreu wiederkehren zu ſehen. Ob der's thut oder ſie betrügt, ſteht bei Gott. Betrügt er ſie, ſo könnten die „Soldaten“ nicht bald genug bekannt gemacht werden, um den Menſchen zu zerſcheitern oder zu ſeiner Pflicht vielleicht noch zurückzupeitſchen. Betrügt er ſie nicht, ſo könnte vielleicht das Stück ihr ganzes Glück und ihre Ehre verderben, obſchon nichts als einige Farben des Details von ihr entlehnt ſind und ich das Ganze zuſammengelogen habe. — Das iſt die Bewandtniß: nun entſcheide!

---

[1] Am 26. Februar ſchreibt Pfenninger an Herder: „Vorgeſtern Sonntags vernahmen wir durch Lenz, daß ihm Wieland geſchrieben habe, Sie ſeien Superintendent in Weimar.“

Wenigſtens müßte in ein Zeitungsblatt geſetzt werden, das Stück wäre von einem gewiſſen Theobald Steenkerk aus Amſterdam geſchrieben worden, damit wenigſtens bei den Stadtwäſchern, die nichts weiter als Detail drin ſehen, vor zu großen Unverſchämtheiten eine Sperrkegel gelegt würde. Meine Exemplare kommen nicht aus den Händen. Für die Bezahlung danke.

Ich bin auf dem Wege nach Weimar, wo ich auch Dich zu ſehen hoffe. Armer Herder mit den verdrüßlichen Schritten, die Du durch Koth machen mußt, da Du zum Fliegen Fittige und Beſtimmung fühlteſt. Aber vergiß nicht, Liebchen, daß wir auch Thiere bleiben, und nur Klopſtocks Engel und Miltons und Lavaters Engel auf den Sonnenſtrahlen reiten. Ich bin ſtolz darauf, Menſch zu ſein.

Ich hoffe heut beim Geheimrath (Heſſe) Dein und Deines Weibes Angeſicht zu ſchauen und viel Mehreres zu Eurem Bilde zu ſagen. Liebe mir doch den Merck, bei dem ich dies ſchreibe. Lenz.

Probepredigen[1])? Luſtig genug, aber ſieh das als eine Farce an, und denk' an Coriolan im Candidatenrock. Ulyß gar in Bettlerslumpen. Küß Deinen Sohn!!!

Die „Wolken" dürfen nicht eher als nach meinem Tode ans Licht kommen. Es ſind wahre Wolken voll

---

[1]) Auf dieſer Bedingung hatte der Stadtrath zu Weimar anfänglich beſtanden.

Schnee und Hagel, die Gott wegwehte. Der Anhang wird Dir beſſer gefallen, und den ſollt Du haben. Grüße Zimmermann. Sollteſt Du ein Exemplar der „Wolken" ſelber zu Handen bekommen, ſo halt' es unter ſieben Siegeln. Sie könnten mir alles verderben, was ich thun will, kann, werde. Deinem Weibe Heil!!! Es iſt mir Laſt der Verzweiflung, wenn man meine „Wolken" Goethen auf den Rücken ſchieben wollte.[1]) Er weiß nicht einmal, daß ich die Idee gehabt, welche zu ſchreiben. Ueberhaupt ſtehe ich allein. Auf das Paradies[2]) wär' ich begierig. Könnt' ichs nicht bekommen. Vater Herder? Nichts von Schickſal hier! Die Meinungen — ſind von mir.

II.

W(eimar) den [illegible]. Junius 1776.

Lieber Herder! ich habe von dem Präſidenten[3]) Lyncker gehört, daß die Vocation Dir ſchon zugeſchickt worden und man Dich aufs ſpäteſte auf Johannis hier erwartete. Wird alſo, hoff' ich, es mir noch gewährt werden, Dich und Dein Weib und Deinen Sohn in Weimar zu ſehen, und bedarf es keiner Reiſe. — Ich habe Deiner Fabeln[4])

---

1) Wie man die andern Werke von Lenz ihm zugeſchrieben hatte.

2) Eine von Herder entworfene Schrift?

3) Des Oberconſiſtoriums.

4) Ueber Herders Fabeln vgl. die „Briefe aus dem Freundeskreiſe von Goethe, Herder, Höpfner und Merck" S. 27 ff.

etliche Wielanden gegeben, etliche dem Herzog gewieſen, der mir ſie aus der Hand riß und ſie für ſich insgeheim abſchreiben ließ, zugleich mich bat, das bei Dir zu entſchuldigen und Dir zu verſichern, daß ſonſt niemand ſie zu ſehen bekommen würde.

Deine „Aelteſte Urkunde" habe auch erhalten, vermuthlich von Dir, und noch zu wenig darin geleſen, um darüber was Erträgliches wiederhallen zu können. [1]. Das Uebrige reden wir mündlich.

Möge Glückſeligkeit von oben herab Dich umathmen, und Dich bald herüber zu uns wehen! Was ſoll ich Deiner Frau ſagen, dem Engel, der ſich wohl nicht vermuthet, wie ſehr ſeine freundliche, lichthelle Vorſtellung von mir hintergangen werden wird. Sei es! Vor einigen Monaten war ich freilich in glücklicherer Stimmung, aber mein Herz bleibt dennoch daſſelbe, taub zwar itzt für die ganze Natur, ein hinſchwindender Schatten, nicht einmal der Reminiscenzen fähig. Komm bald! Lenz.

Tauſend Dank!

Dürft' ich doch fragen, ob Zimmermann oder Merck die Exemplare von den „Soldaten" bekommen hat. Ich habe ſelbſt keins, auch niemand ſchicken können und hier ſind ſie auch im Buchladen nicht. Nach Straßburg dürfen ſie nicht gehen.

---

[1] Hiernach kann der von Tieck Lenz zugeſchriebene Aufſatz über dieſe Schrift unmöglich von Lenz ſein. Er iſt von Häfeli, dem Anhänger Lavaters.

12.

Zwei Stücke, Herr, bitt' ich von Dir:
In dem „Merkur“ ein Ehrendenkmal für Luthern.
Beantwortung folgender Preisfrage:

„Wie weit der Zweifel gehen dürfe bei Unterſuchung der Wahrheit und was eigentlich moraliſche Gewißheit ſei. Das heißt die Gränzen des Verſtandes und des Herzens zu ziehen und zu beſtimmen, welche von beiden in Colliſionen am meiſten gehört werden müſſen, das heißt ob eine Evidenz im Verſtande durch das Gefühl allein hervorgebracht werden könne — müſſe?“

Der Preis wird das ganze Publicum ſein. Lenz.

13.

Ich danke Ihnen, mein verehrungswürdiger Freund und Gönner, für die unangenehme Bemühung, die Sie meinethalben übernommen, und verſichere, daß mir eine Ordre, wie die, auch wenn ich ſie verdienet, durch die Hand, die ſie mir überbrachte, verſüßt worden wäre. Da ich aber nach meiner Ueberzeugung erſt gehört werden müßte, ehe man mich verdammte, und meine Ehre, die mir lieber als tauſend Leben iſt, mich durch Annehmung deſſen, was Sie mir von unbekannter Hand hinzugelegt, eines mir unbewußten Verbrechens ſchuldig zu bekennen, nimmermehr erlauben wird, ſo verzeihen Sie, daß ich dieſe beigefügte Gnade nicht annehmen, ſondern um Gerechtigkeit bitten darf. Es iſt nicht ſeit heute, daß —[1])

Hier ein kleines Pasquill, das ich Goethen zuzuſtellen bitte[2]), mit der Bitte, es von Anfang — bis zu Ende zu leſen.

(Weimar am 29. November 1776.)

14.

Es freut mich, beſter Herder! daß ich eine Gelegenheit finde, Abſchied von Dir zu nehmen. Freilich traurig genug, kaum geſehen und geſprochen, ausgeſtoßen aus dem Himmel als ein Landläufer, Rebell, Pasquillant. Und doch waren zwo Stellen in dieſem Pasquill, die Goethe ſehr gefallen haben würden; darum ſchick' ich's Dir. Wie lange werd't ihr noch an Form und Namen hängen!

Ich gehe, ſobald man mich fortwinkt, in den Tod aber nicht, ſobald man mich herausdrücken will. Hätt' ich nur Goethens Winke eher verſtanden! Sag' ihm das.

---

[1]) Die dritte Seite des Briefes iſt abgeriſſen; die folgenden Worte finden ſich auf dem erhaltenen Rande.

[2]) Wohl daſſelbe, welches die hauptſächliche Veranlaſſung zu der Entfernung von Lenz gegeben.

Wie ſoll ich Dir danken für Deine Vorſprache beim Herzog! Er wird mein Herr immer bleiben, wo ich auch ſei, ohne Ordres und Ukaſen. Wollte Gott, ein Schatten von mir bliebe in ſeinem Gedächtniß, wie er und ſein ganzes leutſeliges Weſen nimmer aus dem meinigen verſchwinden wird. Ich weiß, dieſe Verſicherung iſt ihm lieber als ein Dankſagungsſchreiben. Wollteſt Du ihn mündlich bitten, mir huldreichſt zu verzeihen, daß ich ſeine Bücher ſo lange gehabt und gebraucht, und daß ich die Dreiſtigkeit habe, ihn unterthänigſt nur um einen Aufſchub von einem Tage zu bitten — ich will gleich eine Supplique beilegen —, um in dem einen aus dem Archiv die großen Züge ſeines eigenen Charakters in denen ſeines großen Ahnherrn Bernhard zu Ende ſtudiren zu können.

Schick' doch dieſen Brief ſogleich ihm hin, ich flehe! Der vorige hat *Effect gethan*, wofür ich tauſendmal danke. Er wird mir dieſe letzte Gnade nicht abſchlagen, wenn ihm Goethe für die Reinheit meiner Abſichten Bürge iſt. Und der wird es ſein, ſo ſehr ich ihn beleidigt habe. Ich dachte nicht, daß es ſo plötzlich aus ſein ſollte, und hatte mir meine ſüßeſten Arbeiten aufgeſpart. Dieſe Gelegenheit iſt hernach auf immer für mich verloren. *Nur ein einziger Tag!*

Umarme und ſegne Deine Gattin! Seid unbegränzt glücklich — vergeßt mich! Lebt wohl!

Von dem verſiegelten Zettel an Goethen ſag' niemand. Nochmals lebt wohl! Könnt' ich an Eurem Halſe liegen! Der redliche Kalb! wie trefflich und edel![1])

(Weimar am 30. November 1776.)

15.

Lieber Herder, was kann, was darf ich Dir ſagen! Es wäre betrübt für mich, wenn Du mein Stillſchweigen nicht verſtündeſt.

Ich habe Dich geſehen und geſprochen, habe an Deinem Halſe gehangen und Dir Lebewohl geſagt. Was bedarfs des Schauſpiels!

Kaufmann[2]) iſt noch nicht da, zweifle auch, ob ich ihn ſehen werde.

Schick' mir wo möglich noch einige Zeilen Stärkung, derweil ich in Emmendingen bin. Adieu! Grüß Weib und Kind! Adieu Herder! Ich mache keine Entſchuldigung.

In der Chriſtnacht bei Schloſſern (1776).

---

1) In Herders Nachlaß findet ſich ein weißer Umſchlag mit folgender Aufſchrift von Lenz: „Meinem ehrwürdigſten Freunde Herder dieſes einzig exiſtirende Manuſcript zu ſeiner willkürlichen Diſpoſition. Von einem armen Reiſenden, der nicht mehr zu geben hat.“

2) Der von Lavater empfohlene Kraftmann und falſche Apoſtel Chriſtof Kaufmann, durch den ſich auch Herder hatte täuſchen laſſen. Erſt ſpäter kehrte er nach dem Süden zurück.

V.

Jean Pauls Briefwechſel mit Herder und deſſen Gattin.

Einleitung.

Unter allen Schriftſtellern der Zeit fühlte der mit den drückendſten Sorgen ringende, aber ungebeugten Geiſtes dem innern Drange ſeiner ahnungsvollen, ſchöpfungsreichen Seele folgende Jean Paul zu keinem entſchiedenere Hinneigung und verehrungsvolleres Vertrauen als zu dem Manne, deſſen liebevoll in die Tiefe dringender Blick die Entwicklung des göttlichen Keimes der Menſchheit und ihre fortſchreitende Entfaltung bei allen zeitigen Abirrungen und Verdunklungen rein erſchaute, deſſen volles Herz ſich erhebender, erleuchtender Bildung, ſchönſter Menſchlichkeit ſehnſuchtsvoll zuwandte. Schon im Jahr 1785 machte er in ſeiner Bedrängniß einen Verſuch, mit dieſem verehrten „Lehrer“ und „Wohlthäter“ in Verbindung zu treten, der aber mißlang, da ſein Brief erſt nach längerer Zeit in Herders Hände gelangte, und dieſer ſeinen Wunſch, ihm für die überſandten Satiren einen Verleger zu verſchaffen, nicht zu erfüllen im Stande war. Als er drei Jahre ſpäter zwei Aufſätze an Herder ſandte, um ſie an Wieland zur Aufnahme in den „Merkur“ gelangen zu laſſen, war dieſer freilich eben nach Italien abgereiſt, aber Herders Gattin las mit großem Antheil dieſe Verſuche eines hochbegabten Geiſtes und verwandte ihre Verbindungen zu Gunſten des armen Dichters. Doch zu einer nähern Verbindung kam es auch jetzt noch nicht, wenn gleich Herder, da Jean Pauls Dichteriſcher Reichthum und ſein edler, großherziger Sinn ſich immer glänzender enthüllten, oft den Wunſch äußerte, den wunderbaren Menſchen kennen zu lernen, und auf einer Reiſe nach Karlsbad ihm einen Beſuch in ſeiner Heimat Hof zugedacht hatte.

Als aber der Dichter des „Heſperus“, ermuthigt durch die glänzende Aufnahme ſeiner neueſten Dichtungen, im Juni 1796 mit hochſchlagendem Herzen in Weimar erſchien, umſchlang ihn bald das innigſte Freundſchaftsband mit Herder und deſſen Gattin, in welcher er eine nur etwas veränderte Form ſeiner Titanide Charlotte von Kalb zu finden glaubte. In Knebels Garten traf er zufällig mit dem ſo lang erſehnten Manne zuſammen, und wie ſchwärmeriſch bei dieſem erſten Begegnen ihre Seelen ſich entgegenflogen, wie ſüßeſtes Vertrauen den in jenen einzigen Augenblicken geſchloſſenen Bund herrlich befruchtete, davon zeugen die begeiſterten Briefe Jean Pauls an ſeinen Freund Otto. Je entſchiedener ſich Herder der von Goethe und Schiller vertretenen reinen Kunſtrichtung entgegenſtellte, um ſo freudiger mußte er Jean Pauls reichſprudelnden Geiſt begrüßen und an ſich ziehen, der, wie er ſelbſt, der höchſten ſittlichen Veredlung ahnungsvoll zuſtrebte, deſſen kühner Flug ſich durch keine Kunſtregel hemmen ließ, ſondern unaufhaltſam zu dem reinſten Aether der ſittlichen Menſchheit durchdrang, wenn ihm auch lebensvolle dichteriſche Geſtalten und eine in klarem Fluſſe ſich ergießende Darſtellung nicht gelingen wollten. „Richter ſteht gegen dieſe Dichter auf einer hohen Stufe“, äußerte Herder[1]; „ich gebe alle künſtlich metriſche Form hin gegen ſeine Tugend, ſeine lebendige Welt, ſein fühlendes Herz, ſeinen immer ſchaffenden Genius; er bringt wieder neues friſches Leben, Tugend, Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunſt.“

Die glücklich geſchloſſene Verbindung wurde, nachdem Jean Paul in ſein ſtilles Hof zurückgekehrt war, durch den freundlichſt theilnehmenden Briefwechſel genährt. Noch viel inniger aber geſtaltete ſich das Verhältniß, als Jean Paul von Leipzig, das er Ende October 1797 mit Hof vertauſcht hatte, nach Weimar überſiedelte. Auf einer Reiſe nach Gotha, wohin ihn der damalige Erbprinz zog, ſprach er im Auguſt 1798 in Weimar ein, wo Herder, der ſich immer vereinſamter fühlte und gerade damals ſich zu dem ſchweren Kampfe gegen die critiſche Philoſophie rüſtete, ihn mit thränendem Auge und der rührendſten Umarmung bat, mit ſeiner perſönlichen Nähe in Zukunft ſein Leben zu erheitern. Und welche freundlichere Ausſicht hätte ſich dem einen neuen Siz ſeines dichteriſchen Schaffens ſuchenden Jean Paul eröffnen können, als den täglichen Umgang des ſo hochbegabten, mit geſpannter Erwartung an ihm hängenden, in ſo vielen Dingen mit ihm einſtimmigen Mannes zu genießen! Schon gleich im Anfange des Septembers kehrte er nach Leipzig zurück, um dort alles zu ſeiner Ueberſiedelung vorzubereiten, die am 21. October erfolgte. Von jeżt an verband innigſte Gemeinſchaft den Dichter des ſich eben bildenden „Titan" mit dem immer mehr in ſich und mit der Welt zerfallenden, aber, wo er ſich unbefangen erhielt, noch immer reiche Blüthen treibenden Herder.

---

[1] Nach der Angabe ſeiner Gattin in den „Erinnerungen“ III, 245.

Wie hoch dieſer den edlen Freund hielt, erſehen wir aus ſeinen Aeußerungen an Knebel. „Richter iſt hier", ſchreibt er, „ein Liebling des Glückes, ein Günſtling der Menſchen, voll Geiſtes und Wizes und ein Kind von Gemüth." Und kurz darauf, am 23. November, berichtet er: „Richter kommt nur ſelten zu uns, weil er ſehr fleißig iſt. Einen geiſtreichern Menſchen bei einer ſo kindlich reinen Empfindung habe ich faſt nicht gekannt; auch an die Art ſeines Wizes gewöhnt man ſich bald, und mir thut ſie wohl. Vor allem aber liebe ich ſeine ungemein eindringende, ich möchte ſagen, durchſchauende Charakterempfindung." Innigen Antheil nahm Jean Paul ſchon gleich in der erſten Zeit an Herders „Metakritik", die er auf das genaueſte in der Handſchrift durchging und mit ſeinen von höchſter Anerkennung zeugenden Bemerkungen begleitete.[1] Dagegen unterließ auch Herder nicht, Jean Pauls Beſtrebungen mit freundlicher

---

[1] Vgl. indeſſen Jean Pauls Brief an Jacobi vom 15. Mai 1799.

Theilnahme zu heben, zu leiten, zu fördern. Ueber den beſonders in ſeinen frühern Schriften herrſchenden abſpringenden Humor äußerte er die treffendſten Bemerkungen, und auch das Süßliche und Nebelhafte ſeiner Darſtellung blieb nicht ungerügt. Herders an den Griechen genährter Geiſt wehte ihn mächtig an und gab ihm eine gefaßtere Haltung, indem er ihn vor den Irrwegen ſeiner Richtung entſchieden warnte. Herder war es auch, der ihn auf die alten Griechen bedeutſam hinwies, wie wir aus der Aeußerung von Herders Gattin an Knebel (vom 2. Februar 1799) erſehen: „Mit unſerm guten Richter wird vielleicht eine wohlthätige Metamorphoſe vorgehn. Nachdem er ſich etwas ungeſchickt gegen die Alten erklärt hat, und wir ſchon eines beſſern Geſchmacks ganz an ihm verzweifelten, hat er den Sophokles angefangen, und es ſcheint eine neue Welt für ihn aufzugehn, wenn er Macht hat, dieſe großen Eindrücke bei ſich feſtzuhalten und in ſeine Natur zu verwandeln.“ Als aber Knebel darauf meinte, ſie möchten ihn nicht zu ſehr metamorphoſiren, und hinzufügte: „Wenn man das Geld aus der Grube gräbt, hat es darum keinen Werth, weil es nicht ſogleich geformt iſt? Mögen Andre aus ihm zu ihren Formen nehmen, genug, wenn er reichliche Ausbeute liefert, um daraus formen zu können. Von ſeinen übrigen Schwärmereien wird er, wie jeder geſunde Kopf bald zurückkommen“ — da gab ſie dem Freunde durchaus recht. Jean Paul ſei wirklich eine Goldgrube. Zunächſt beſchäftigten ihn in Weimar die ſchon zu Leipzig begonnenen „Briefe und bevorſtehender Lebenslauf“, von denen Herder im Juni 1799 an Knebel ſchreibt, ſie ſeien voll wahrer und reifer Philoſophie und enthielten ſtellenweiſe den Schatz und den Kern des Lebens. Vgl. unten Brief 27.

Von dem innig vertraulichen Umgang mit Jean Paul berichtet Herders Gattin in den „Erinnerungen“. „Die glücklichen Abendſtunden, wo Richter bei uns war“, äußert ſie, „ſeine immer heitere, jugendliche Seele, ſein Feuer, ſein Humor, die Lebhaftigkeit, womit er ſich über alles, was vorkam, mit Herder unterhielt, gab ihrem Zuſammenſein immer neues Leben. So ſehr verſchieden zuweilen ihre Anſichten über eine Sache waren, ſo waren ſie doch in den Grundſätzen und Empfindungen immer eins. — Unſer kleiner Abendtiſch mit ihm, unſern Kindern, zuweilen Günther (der ſpätere Conſiſtorialrath) und Friedrich Majer (ſpäter Rath in Schleiz) war ein wahres Heiligthum: reine Seelen waren hier froh zuſammen.[1] O wie oft half der gute Richter da und auf Spaziergängen oder Fahrten nach dem Ettersberg durch ſeinen genialiſchen Humor Herder manche bittere Empfindungen vergeſſen machen!“ An ſeinen Freund Otto meldet Jean Paul: „Gewöhnlich komme ich Abends vor 7 Uhr nach dem Arbeiten zur Frau; dann gehen wir oder ich hinauf zu ihm, und bis zum Eſſen glüht Auge und Mund — bis halb 11 Uhr.“

Nachdem das wunderliche Liebesverhältniß zu Charlotte von Kalb, die von Herder ſo verehrt ward, daß er in Gegenwart ſeiner Frau einen feurigen Kuß auf ihre Lippen drückte, in ſich verglüht war, unter deſſen Wiederſchein er den erſten Theil des „Titan“ am 7. Mai vollendete, machte er in Hildburghauſen die Bekanntſchaft der Hofdame Caroline von Feuchtersleben. „Hätt' ich eine Braut oder eine Frau, ſo wär' alles — leicht; aber jetzt mach' ich ganz andre Entdeckungsreiſen“, hatte er unmittelbar vorher, am 15. Mai, an Jacobi geſchrieben.[2] „Ich kenne nun das Leben, beſonders das auflöſende bei genialiſchen Weibern, die zugleich verwirren und zerſetzen und verſpäten — nein, ich will ein einfaches, ſtilleres Herz, damit meine Kindheit und das Leben bei meinen Eltern wiederkomme und alles, was das erinnernde Herz ewig vormalt.“ Eine ſolche Seele glaubte er in

---

[1] Sonntags fanden ſich gewöhnlich Böttiger und Goethes Freund, der Maler Heinrich Meyer, Friedrich Majer u. a. bei Herder zum Thee ein, Richter ſelten, weil er am liebſten allein in der Familie war.

[2] In demſelben Briefe heißt es von Herder: „Dieſer ätheriſche Menſch, den ich täglich lieber gewinne, ungeachtet ſeiner kleinen Sonnenhöfe, kann vor lauter Schaffen ſchwer ſehen; wie einem Rieſen werden ihm nur große Maſſen, z. B. Völker, hell — ach Du weißt ja alles.“ Auch gedenkt er dort der mit Herder herauszugebenden Zeitſchrift „Aurora“. Vgl. unten Brief 26.

Caroline gefunden zu haben, zu der ſich aber ein näheres Verhältniß erſt bei einem wiederholten Beſuche von Hildburghauſen, im Herbſte dieſes Jahres, bildete. Am 10. November ſchreibt er an Jacobi: „In Hildburghauſen fand ich im Herbſte meine, meine Seele; ſie heißet Feuchtersleben. Schweige noch; ich thue es jetzt gegen Dich auch; ich habe Dir zu viel zu ſagen.“ Von Herder und ſeiner Gattin wurde das Verhältniß äußerſt begünſtigt, da ſie die Erwählte ſehr hoch ſchätzten. Und ſo fand ſich der Dichter in der Ahnung des künftigen Glückes und in dem Bunde mit Herder beglückt, der beſonders an ſeinem „komiſchen Anhang“ zum „Titan“ und an ſeiner Clavis Fichtiana den lebhafteſten Antheil nahm. Sonſt boten ihm die Weimarer Verhältniſſe wenig Erfreuliches dar, da man wegen ſeiner Anhänglichkeit an Herder, deſſen „Metakritik“ man ihm zum Theil zuſchrieb, ſich von ihm zurückzog. „Mit Herder leb' ich, wiewohl immer in philoſophiſchen Kriegen, im alten Seelenbunde und noch enger fort“, ſchreibt er am 4. Februar 1800 an Jacobi; „faſt einen Tag über den andern ſehen wir uns. Blutig werd' ich aus dieſer liebenden Familie ſcheiden; denn ich haſſe Weimar, und räum' es, wenn ich meine Caroline habe.“ Schon in der Mitte Februar meldet Herders Gattin an Knebel: „Richter hat eine Braut, die Fräulein Carolina von Feuchtersleben in Hildburghauſen, eine Tante von der kleinen Beck, die er im Herbſte von dorther mitbrachte. Richter und die Carolina von Feuchtersleben ſind für einander geſchaffen, Geiſt und Herz einſtimmend — ſie genährt und gebildet durch ſeine Schriften und doch eignen, feſten, ausgezeichneten Charakter. Sie können nicht glauben, wie glücklich er iſt und wie man es ſelbſt durch ihn wird.“ Aber die Einwilligung der Verwandten der Braut war ſchwer zu erlangen. Am 19. bemerkt Frau Herder, ſie ſei mit der Nachricht von der Verlobung Richters zu voreilig geweſen; es hätten ſich einige Wolken dazwiſchen geſammelt. Und noch am 3. März ſcheint das Hinderniß nicht gehoben geweſen zu ſein; denn an dieſem Tage ſchreibt er an Jacobi, über ſeine Caroline könne er noch nichts ſagen. Dagegen entwirft er dieſem Herzensvertrauten am 1. April von Gotha aus ein liebevolles Bild ſeiner ihm jetzt ganz geſicherten

Braut. „Sie hat einen ernſtern und ſtrengern Geiſt, als meiner iſt, der oft das Steckenpferd des Sterniſchen iſt; deſto beſſer wird ſich Strenge und Nachgiebigkeit ausgleichen. Bei der zarteſten Weichheit der Empfindung die kühnſte Feſtigkeit des Entſchluſſes und allen Stolz der weiblichen Ehre. Gegen die Verwandten, die uns zertheilen wollten, kämpfte ſie, indem ſie ſich zum Doppelopfer der Liebe für jene und mich machte, ſchonend, feſt und ſiegend, an. Ihr ſind alle künftigen Schickſale mit mir gleichgültig; ſie treibt jezt eben ſo eifrig die Haushaltungskunde als ſonſt Botanik und Aſtronomie. Sie war die Lieblingin und Schülerin eines vortrefflichen Vaters, und doch liebt und ſchont ſie, was ich bei ſolchen Mädchen ſelten fand, ihre zarte Mutter unendlich. Herder, dem ſie ihre von ihr ſelber boſſirte kleine Wachsbüſte geſandt, und zu dem ich eine Couſine und einige Briefe von ihr gebracht, ſehnet ſich nach ihr wie nach einer Geliebten. — Wie will ich mit luftigen Worten ihre überſtrömende Liebe, die Kraft, Wünſche unterzuordnen und Leiden mit Lächeln zu bedecken, die äußere Heiterkeit dieſes von jahrelangen Schmerzen erzogenen Herzens und die Gleichgültigkeit gegen Tand und ihre Frömmigkeit malen! — Ich werde mich neben Caroline heiligen; ich finde, wie in allem, womit ich zögerte, die Vorſicht in dem gewundenen, hart neben Abgründen vorbeiſtreichenden Gang zu ihr."

Zur endlichen Feſtſtellung der beſchloſſenen Verbindung kamen Jean Paul, ſeine Braut, Herder und deſſen Gattin am 2. Mai in Ilmenau, Knebels Wohnort, zuſammen. Allein hier zeigte ſich nur zu bald, daß beide ſich in einander getäuſcht hatten, daß von einer wahren, innigen Seelenneigung keine Spur vorhanden ſei, das ganze Verhältniß nur auf gegenſeitiger Achtung beruht habe.[1]) Den peinlichen Verhandlungen folgte keine Verſtändigung, ſondern die entſchiedene Einſicht, daß ſie nicht für einander geeignet ſeien. Herder und ſeine Gattin fühlten ſich durch dieſe getäuſchte Erwartung höchſt unangenehm berührt, und ſchrieben die Schuld Jean Paul zu, der keiner wahren Herzensliebe und keiner Familienverbindung fürs ganze Leben fähig ſei. Gegen eine ſolche Beſchuldigung aber nahm ſich Knebel des geiſt- und gemüthvollen Dichters des „Titan“ auf das wärmſte an. Zur Beurtheilung des ganzen Verhältniſſes iſt eine hierdurch hervorgerufene Aeußerung der Gattin Herders von beſonderer Wichtigkeit. „Warum Ihre Apologie für Richter gegen uns?“ ſchreibt dieſe am 22. Mai. „Seit Jahr und Tag, ſeit der Abweſenheit der Frau von Kalb lebt Richter nur mit uns hier. Unſre Achtung und Liebe, die wir im Herzen für ihn tragen, haben wir auch öffentlich gegen jeden bekannt. Und ſo war es gegenſeitig. Er hatte ſich nach und nach von jenen ihn verachtenden und verhöhnenden Menſchen losgemacht, er lebte nur mit uns, fühlte ſich ſo ganz anders mit uns, konnte nicht mehr ohne uns leben, und wir nicht ohne ihn. Die Zwiſtigkeiten, die mitunter vorfielen (die bekannten [illegible] Jacobiſche Philoſophie), waren den nächſten Tag vergeſſen. [illegible] an einander den reinen Grund und Boden [illegible] ſo dauerte es bis nach Ilmenau und wird noch länger dauern. Denn in Ilmenau wendete oder entfaltete ſich das Blatt eines andern Verhältniſſes. Was mein Mann und ich den erſten Abend tief fühlten und ahndeten, war bei Richter und der Carolina von Feuchtersleben ſchon vorbereitet. Sie hatten ſich ſchon gegenſeitig Opfer gebracht und ſahen ſich jetzt mit hellen Augen, und der Mutter Wille und Auftrag brachte das Verhältniß noch mehr ins Klare. Wer, der nur zwei Begriffe verbinden kann, wird nicht bei genauer Kenntniß dieſer beiden Perſonen ſogleich ſehen, daß ſie nicht für einander zur Ehe paſſen, ſo vortrefflich beide in ihrer Art ſind! Geſchmack und Lebensweiſe ſtehen bei dieſen beiden in den entgegengeſetzten Enden. Das verdiente weder ſie noch er, daß ſie ſich täuſchend einander unglücklich machten. Und wenn mein Mann nun in dieſem entſcheidenden Augenblick in Auftrag der Mutter ihnen beiden ſagte: „Stehet einen Augenblick ſtill und befragt Eure Herzen um die

---

[1]) „Mein Leben mit der vorigen (Carolina)", ſchreibt er, als er endlich die Erſehnte ſeines Herzens gefunden, „wurde mehr auf dem Schauplatz des — Briefpapiers geſpielt; wurde nun ein hölzerner vorgeſchoben, ſo trat der Antagonismus unſerer Naturen in jeder Minute grell hervor."

Wahrheit Eures Verhältniſſes!" — hätte er dadurch dem Richter unrecht gethan? Hier galt es um nüchterne, ernſte Beſinnung, es galt das Glück zweier trefflicher Perſonen. Keins von dieſen beiden ſehr ſelbſtſtändigen Weſen kann glücklich auf Unkoſten des andern werden. Und dann, mein verſtändiger Freund, war ohne unſer Wiſſen die ganze Scene ſchon vorbereitet. — Nachdem wir von Ilmenau zurück waren, kam Richter den fünften Tag zum erſtenmal zu uns, und ſah ſo verklärt und höchſt zufrieden aus, wie wir ihn ſeit langer Zeit nie geſehen. Es fiel allen ſeinen Bekannten auf. Dies löſt den Knoten von ſelbſt, über den wir ſo bekümmert waren. Dieſe beiden und ihr Schickſal hatte ihn ſchon gelöſt, ehe wirs wußten. — Irren iſt menſchlich. Er hatte ſich an einer dritten Perſon geirrt; das kann unſer Verhältniß mit ihm, unſre Achtung für ſein Talent und ſeinen Charakter nicht um ein Haar verſchieben." Wie ſehr ſich Jean Paul zu Ilmenau durch das Entgegentreten ſeiner Braut und die an ihn im Namen der Mutter gemachten Anforderungen, aber auch durch Herders ſtrenges Einſchreiten verletzt fühlte1), ſpricht er ſelbſt in Brief 25 auf ſchärfſte Weiſe aus.2)

Schon in Ilmenau hatte Herder Jean Paul aufgefordert, ruhig, gefaßt und hell an Caroline zu ſchreiben, und dieſe Mahnung in Weimar ſchriftlich wiederholt. Der Brief, den der Dichter noch vor ſeiner Abreiſe nach Berlin — denn in Weimar konnte ihn nichts mehr feſthalten — an ſeine Braut ſchrieb, mußte, wie er wohl ſah und wünſchte, die Auflöſung des Verhältniſſes

---

1) In einem ſpätern Briefe bemerkt Herders Frau, Richter habe ihren Mann bei der Ilmenauer Unterredung ſehr beleidigt.

2) Ungegründet iſt, was Spazier „Jean Paul Friedrich Richter" IV, 135 behauptet, Herder und ſeine Gattin hätten von ihm auf eine Weiſe ſogar, gegen die ſich ſein Mannesſtolz geſträubt, die Aufkündung des Heiratsbündniſſes verlangt.

zur Folge haben. In Berlin machte eine neue Caroline, die zweite Tochter des geheimen Tribunalraths Meyer in Berlin, den lieblichſten Eindruck auf ſein Herz, doch wollte er ſeine Erklärung nicht übereilen. Ende Juni verließ er Berlin, in der Abſicht, es bald zur Begründung ſeines höchſten Glückes wieder aufzuſuchen. Herder empfing ihn ſehr verſtimmt, doch ſtellte ſich bald ein leidliches Verhältniß her. Die löſende Antwort, welche Caroline von Feuchtersleben an Richter ſandte, ging durch Herders Hand, der am 4. Auguſt folgenden bisher ungedruckten, höchſt bezeichnenden Brief an jene verehrte junge Freundin erließ:

„Erlauben Sie, daß ich, Ihres Schweigens ungeachtet, mich Ihnen nahe, Edle, Liebe! Die Franzöſiſchen Worte auf dem Couvert des Briefes an Richter zeigten ſowohl den Inhalt des Briefes als die Faſſung Ihrer Seele. Und nun? trauern Sie noch? Sie thaten alles, was Sie thun konnten, mehr, weit mehr, als ich erwartete. Sie thaten alles und Sie trauern noch? Mich dünkt, wenn Sie die ganze Reihe der Scenen überdenken, wie ſich das Verhältniß entſpann, wie es fortgeführt ward, wie es auseinanderging, o ſo müßten Sie ſich freuen und Gott danken!

Ich will nichts über oder gegen Richter ſagen: denn ich bin nicht ſein Richter. Ich war nicht bei dem Anfange des Bündniſſes, weiß auch davon ſo gut als nichts; daß ich ihn aber nach dem erſten Aufwallen ſo alltäglich-ruhig, ſo der Sache vergeſſen ſah, indeß Sie litten und ſtritten, beunruhigte mich ſchon. Daß ihm jeder Gedanke, an Etabliſſement und Realität zu denken, ſo läſtig, ſo widrig war, ſchien mir noch unwillkommener. Dies war auch die Urſache, warum ich, ehe ich Sie beide zuſammen ſah, nach der erſten Aeußerung kein Wort ſchreiben konnte. Endlich in Ilmenau — vom erſten Augenblick bis zum letzten, und nachher alles, alles, wovon ich kein Detail machen mag, und was Ihnen Ihre Seele ohne Zweifel in einem Bilde darſtellt, ſagt Ihnen dies alles nicht: Danke! Danke! Es muß und wird es Ihnen ſagen. Ueber nichts fälle ich ein Urtheil, da ich das Ganze und den Urſprung der Begebenheiten nicht weiß; das Aeußere aber, Richters Leichtigkeit und Fröhlichkeit bei allem dieſem, als ob nichts geſchehen wäre, die kein Merkmal eines, wie man ſagt, böſen Herzens, ſondern die Folge ſeines ganzen, eigenthümlichen, unableglichen Charakters, ſeiner gewohnten, ihm unentbehrlichen Denkweiſe, ſeiner dichteriſchen und undichteriſchen Exiſtenz iſt, bringen wir nochmals auch von Ihrer Seite das Wort in die Feder, das ich Ihnen in der letzten Stunde zu Ilmenau auf ein Blättchen ſchreiben wollte: Froh und frei! froh und frei! Jetzt ſchreibe ich es und das dritte dazu: Danke!

Was heißt Liebe? wenn wir nicht mit dem Namen ſpielen wollen. Es heißt, ſich in der Situation, in der Exiſtenz, im Gefühl, im Herzen eines Andern fühlen, ſich darin nicht nur ohne Zwang, ſondern mit Luſt, in einer frohern, innigern Exiſtenz gleichſam unwillkürlich fühlen, im Andern leben. Ob dies Richter gethan? ob er gezeigt habe, daß er dies auch bei den kleinſten Aufopferungen, ja auch nur bei nöthigen Convenienzen und Arrangements, die ihn von ſeinem Pult, ihm angelegen, hinwegrücken, fähig ſei, mag Ihnen die laute Erfahrung und Ihr Herz ſagen. Laſſen Sie ihn ſein Dichterleben fortleben, die Liebe ſchildern und in dieſer ſüßlichen Imagination Freude finden; thätige Liebe, reelles Für-, Mit-, Ineinanderleben iſt etwas andres als Spiel der Imagination am Pult oder ſüßer Witz in Geſellſchaft. Sei er (wie neulich jemand ſagte) „aller Frauen Mann, wozu ihn die Muſe berufen habe“, ſei er es glücklich!

Bedenken Sie überdies noch, daß die erſten und unentbehrlichſten Stützen des Lebens, auf denen der Eheſtand beruht, immer noch ſo wenig als im Anfang geſichert waren. „Wovon will er leben? ſagte mehr als einer ſeiner Freunde? „Von der Autorſchaft? vom Bücher-, vom Romanſchreiben? und zwar humoriſtiſcher Romane? Ach wie bald gehen Moden vorüber, wie ſchnell wird man jener Laune ſatt, auch der Richterſchen Laune? Und davon leben ſollen? ſich dieſer Taglöhnerei aufopfern, daß man davon lebe?“ Erlaſſen Sie mir nachzuſagen, was man achſelzuckend, aber ſehr verſtändig, weiter davon ſagte. Wie ſo manches, manches, manches andre könnte ich, wenigſtens als Zweifel und Bedenklichkeit, anführen, das Ihre ſtarke, Ihrem Entſchluß treue Seele überwand oder überſah — aber wozu dies alles? Sie thaten, was Sie konnten: basta! froh und frei! Ihre Rechnung iſt geſchloſſen; ſchließe er die ſeinige auch ſo großmüthig, ſo froh und freudig. Darf ich noch Einiges hinzufügen, oder mißbrauche ich Ihre Geduld?

Das beſte Mittel gegen wiederkehrende Mißgedanken, Melancholien u. ſ., iſt, daß Sie ſolche rein abſchneiden. Auch in ſanfter Trauer ihnen nachhängen, iſt Seelenqual. Sie haben die Wunde bis zum letzten Tropfen ausbluten laſſen; jetzt ſchließe ſie ſich auf immer. Sie gehören jetzt nicht Richter, weder ganz noch halb, ſondern Sich ſelbſt, Ihrer braven Mutter und Familie, dem Kreiſe, dem Sie Gutes thun, der Menſchheit.

Nützliche Thätigkeit ſchneide alle ſanfttäuſchende Imagination ab: denn was dieſe für Früchte bringe, haben Sie an Sich in einem fremden Beiſpiel erprobet. Sie macht uns die Realität, die wirkliche Welt, oft die nächſten Pflichten und Beziehungen fremde. Ein Feenland iſt ſie, eine Transſcendentalwelt, ſo gut als die der Fichtianer. O wie beſſer iſt's, mit Geiſt und Herz, Sinn und Gemüth nur eins zu ſein, nicht in Phantasmen, ſondern in ſeiner Pflicht zu leben. Die ſtrengſte wird uns bald die ſüßeſte der Pflichten, und auch die lohnendſte. Glauben ſie mir, edle Geprüfte, als einem Propheten. Sie werden von dieſer Prüfung, und für ſie, einen Lohn, einen Genuß haben, von dem Sie jetzt noch nicht ahnen. Es kann nicht anders ſein als alſo. Ueber Ihre Heirath mit Richter verwunderte ſich jeder, der Sie kannte, oder auch nur im Bilde ſah; über den Rückgang verwundert ſich niemand. Jeder, der Ihr Freund iſt, ſagt Amen, und gönnt Richter eine Gattin in ſeiner Weiſe.

Verzeihen Sie meinen ſo ganz proſaiſch hingeſchriebenen Brief; ich wollte nicht einkleiden, daß er nicht für Richter geſchrieben iſt, verſteht ſich; ſei er nur Ihnen werth: denn er iſt wohlgemeint."

Ehe Caroline dieſe Anſprache erhielt, hatte ſie bereits den Schmerz über ihren unendlichen Verluſt in einem Briefe an Herder ausgegoſſen. Herders Antheil erregte ihren innigſten Herzensdank.

dem ſie in einem Briefe vom 13. Auguſt Worte lieh, aber nicht ohne die Trauer, in welche ſie Herders Schweigen verſetzt hatte, und das tiefe Unglück ihrer Seele lebhaft auszuſprechen, ihre „ewige Trauer" bei ihm zu rechtfertigen. „Wenn Sie ſich, Edler, Fühlender, die höchſte menſchliche Liebe denken, verewigt durch Achtung, beglückt durch Hoffnung und Glaube, und unerſchütterlich durch unzählige ſchmerzliche Opfer und beſiegte Hinderniſſe — nahe dem Ziele errungner Vollendung — wenn ſie ſich dieſe Liebe denken und ihren Einſturz überſchauen, ſo wird es Ihnen natürlicher ſcheinen, daß er den Menſchen zerſchmettern mußte, der treu bis zur letzten Minute am hohen ſchwankenden Bau arbeitete. Ich bin der Menſch; ach ich beweine nicht bloß den verlornen Glauben an einen Menſchen, ſondern den an Menſchenwerth — nicht bloß die verlorne kleinere Hoffnung auf mein Glück, ſondern die größere auf das menſchliche — nicht mehr den Verluſt dieſer Liebe, ſondern jeder, weil ich für die höchſte keine erhielt — nicht mein Schickſal — das mußte ſo ſein — bewein' ich, ſondern jedes, das Leben, die Menſchen. Und darum kann der Schmerz, der durch meine ganze Seele geht, nicht genommen werden." Durch dieſe ſo natürlichen Aeußerungen ihres Schmerzes fanden ſich aber Herder und ſeine Gattin tief verletzt; der gute Rath des „Vaters" ſchien freventlich zurückgewieſen. „Wir haben uns auch ein bißchen getäuſcht an der Caroline Feuchtersleben, wie Sie mir gleich ſagten", ſchreibt Herders Gattin am 12. Auguſt an Knebel. „Ihren Stolz zu nähren möchte ſie lieber das Band knüpfen, und Richter und ſich unglücklich machen. Es iſt nichts Fürchterlicheres als der Eigenſinn der Weiber!" Herder ſelbſt ſtellte ihr am 13. ihr ihm geſchenktes Wachsbild zur Verfügung und forderte ſein Blatt vom 4. zurück. „Hier iſt es", ſchreibt Caroline am 20., „und nie gab ich etwas Theureres hin; auch hab' ich bei dem Ewigen! keine Abſchrift davon als die in meinem Herzen, die nie verlöſchen wird. Dürft' ich aber für dieſes Hingeben einen Lohn fordern, ſo iſt es die Wiedergabe des Blattes oder ein anderes zum Erſatz des verlornen — ein Wort zum großen Bundeszeichen der Güte, des Vertrauens, des Verſtehens — ein Wort von Herder zum Zeichen des Friedens und Glaubens! Aus Achtung für Ihre Stunden, die Ihnen und der Menſchheit gehören, verſagt' ich mir bisher die weitere Auseinanderſetzung meines aufgehobenen Bündniſſes, und auch in dem Glauben, daß Richter es gethan. Ihr Blatt widerlegt das Letzte, und nur ein Wink von Ihnen erlaube oder verbiete mir das Erſte. Es ſoll mir ein ſeliges Gefühl ſein, wenn ich durch klare Darſtellung des Ganzen Sie wieder überzeugen könnte, daß nur mein Leben trübe, aber Herz und Seele rein iſt. Das nun verwaiſte Bild war Ihr Eigenthum, und Gott weiß es! nur die Strenge, das Mißtrauen, das Spötteln der Menſchen hätt' es gefordert, nicht ich. Wenn es Sie an ein Weſen erinnerte, das Sie mit unveränderlicher Achtung verehret, ſo beweint' ich das Bild und das Original, dem ein engherziges Vorurtheil das ſchönere Loos nicht gönnte; war es Ihnen aber nur das traurige Gemälde eines Geſchöpfes, das bei allem Glauben und Hoffen auf Glück und bei allem Streben nach dem Guten nur Schmerzen fand — dann muß es weg; denn ich will und darf Ihnen keine trübe Minute machen.“ Jean Paul ſelbſt hatte ſich mit freundlichſter Theilnahme an die von ihm getrennte Braut gewandt, mit welcher er fortwährend in Briefwechſel blieb. „Meine Heirath wird nichts“, ſchreibt er am 27. Juli an Jacobi; „ich kann Dir das lange Räthſel nicht heute löſen, nur ſagen: Caroline iſt edel, Herder betete ſie an bei dem erſten Sehen — die Familie willigte ein — ich ſchrieb auf — aber wir ſchreiben uns fort.“ In ſeine Hand ging auch Carolinens an Herder geſchenktes Bildchen über. Vgl. unten Brief 33.

Am 29. September reiſte der Dichter des „Titan“ von Weimar über Halle und Deſſau nach Berlin, nachdem er ſich am Vorabende von Herder und den Seinigen verabſchiedet hatte. „Wir werden ihn dieſen Winter unſäglich vermiſſen“, ſchreibt Herders Gattin, „ihm ſelbſt aber wird Berlin die hohe Schule ſein, und er wird ſich auch meines Mannes und unſer erinnern.“ Die Verbindung mit Herder und ſeiner Gattin ſetzte Jean Paul durch freundlich theilnehmenden Briefwechſel fort. Schon am 3. December meldet Herders Gattin die Verlobung des Freundes, wobei ſie bemerkt, daß die Braut „eine ſehr kluge, hübſche Perſon ;

ſolle, die ihn aus ſeinen Schriften kennen gelernt habe". Als Richter Anfangs Juni 1801 mit ſeiner jungen Frau, auf der Durchreiſe nach Meiningen, in Weimar eintraf, hatte er ſich in Herders Haus der freundlichſten [illegible] iſt ſeit vorgeſtern mit ſeiner Frau hier", ſchreibt Herders Gattin am 4. Juni an Knebel. „Dieſe beweiſt, daß er ein Liebling der Verſehung iſt. So verſtändig und voll Liebe, ſo natürlich und ungeſchminkt hat ſie unſre Herzen ganz genommen. Richter iſt feiner und ruhiger geworden. Unſre Herzen haben ſich durch dies gute Weib wieder gefunden, und werden ſich nicht mehr verlieren. Den goldnen Traum meiner Jugend, was ich meinem Manne werden wollte, realiſirt ſie an dem ihrigen. Sie iſt ihm [illegible] Leib und Seele und hat Kraft, das kein Weib [illegible]" [illegible] unten Brief 39–41. Und von jetzt an dauerte das [illegible] Einverſtändniß bis zu Herders Tod ungetrübt fort. Noch einmal, im Sommer 1802, hatte er das Glück mit ſeiner Gattin [illegible] und die Seinigen zu begrüßen. Zufälligerweiſe befand ſich damals auch Caroline von Feuchtersleben in Weimar, welche [illegible] das Zuſammentreffen mit dem verlornen Geliebten, [illegible] jetzt eine Glücklichere erfreute, ängſtlich mied. Er hatte ſie im vorigen Jahre in Hildburghauſen geſehen und ſich mit ihr unterhalten, aber mehr als je gefunden, daß ſie ſein Glück nicht hätte begründen können. Noch immer hing ſeine Seele voll inniger Verehrung an Herders Genius, der, wie er am 13. Mai 1803 an Jacobi ſchreibt, aus einem halb Dutzend Genies auf einmal beſtehe, denen bloß ein alle bindendes, beſonnenes Ich fehle, ohne welches keine Philoſophie und Poeſie ſich vollende. „Ueber Herder, über ſeinen [illegible] poetiſchen Geiſt, der durch die [illegible] Handlung geht, über ſeinen feinen Kunſtſinn, über den [illegible] Griechiſchen Zartſinn ſeines obwohl ungeſtümen Herzens — und weiter über ſeine Selbſtqual und ſeinen Selbſtirrung, über den Schattenkampf mit einem Wettlauf der Zeit, dem er ſelber die Schranken geöffnet u. ſ. w., darüber brauchte man ein Buch. — Er iſt eine zweite Welt, hat aber keine zweite, worauf er ſtehen könnte, wenn er jene regen will." Herder wünſchte ſeinem Jean

Paul ein würdiges Denkmal zu ſetzen, damit Deutſchland ſehe, was es an ihm habe, doch brachte er es nur zu einem gelegentlichen, freilich vielſagenden Lobe in der „Adraſtea“ [1]; dieſer aber gab ſeinem tief glühenden Schmerze um den Verluſt des Hingeſchiedenen und dem lebendigen Gefühl ſeines Werthes den vollſten Ausdruck in der herrlichen Schlußverheißung ſeiner „Vorſchule der Aeſthetik“.

---

[1] Werke zur Litteratur und Kunſt B. 11, 186. „Meinen Jean Paul vergeſſe ich nicht“, ſagt dort die Ironie, „in dem, neben ſeinem eignen, Swifts, Fieldings und Sternes Geiſt mit einander ihre Wirthſchaft treiben.“

1.

Herder an Jean Paul.[1]

Hochgeſchätzter Herr!

Ich habe alle Ihre gute Laune zur entſchuldigenden Mittlerin nöthig, da ich das Manuſcript Ihrer Scherze ſo ſpät ſchicke, und doch ohne den Namen eines Verlegers zurückſchicken muß. Meiner Geſundheit wegen war ich dieſen Sommer im Karlsbade, und eben dieſe erforderte es, daß ich mir keine Sachen nachſchicken ließ. Ich fand alſo Ihr Manuſcript ſpät, und da ich Ihnen nicht gern ein bloßes Nein ſchreiben wollte, ſo mußte ſich die Antwort noch mehr verſpäten. Was ſoll ich weiter viel reden? Ich habe keinen Verleger finden können, zweifle aber nicht, daß ein glücklicherer Unterhändler, als ich ſein kann (denn ich ſtehe mit wenigen Buchhändlern in Verbindung), Ihnen denſelben ſchaffen werde, zumal wenn Sie das Werk etwas abzukürzen für gut fänden. Schreiben Sie es nicht meiner „Würde“ zu, daß ich ſo ſpät antworte: denn der Himmel weiß, wie leid es mir thut, wenn ich einen Brief wie dieſen zu ſchreiben habe. Leben Sie wohl, hochgeſchätzter Herr, und ſchreiben es nicht meinem guten Willen zu, daß ich Ihnen diesmal keine Freude machen konnte. Das gute Schickſal thue für Sie, was ich nicht zu thun vermochte.

---

[1] Es iſt dies die Antwort auf drei Briefe Jean Pauls, der an Herder eine Handſchrift ſeiner Satiren mit der Bitte geſandt hatte, ihm dazu ſeinen Buchhändler Hartknoch in Riga als Verleger zu verſchaffen. Vgl. Spazier II, 134 ff.

Weimar den 18. October 1785. Herder.

In Eil.

2.

Jean Paul an Herder.[1]

Hof den 7. September 1788.

PP.

Höchſt zu verehrender Herr Generalſuperintendent!

Sie ſchlugen vor einigen Jahren einem Unbekannten eine ſehr zudringliche Bitte mit ſo viel wohlwollendem Schonen ab, daß er zu einer andern den Muth behielt.

Zwei für den „Teutſchen Merkur“ beſtimmte Aufſätze wag' ich nicht unmittelbar dem Herrn Hofrath Wieland in der Furcht zu ſchicken, ſie möchten ſich unter der Caravane der Papiere verlieren, die ringsum auf ihn zuſchießen[1]) — nicht weil ich beſorge, ſie würden nicht abgedruckt, ſondern weil ich beſorge, ſie würden mir in dieſem Falle nicht zurückgeſchickt. Vielleicht gewinn' ich auch, wenn Sie mich ihm präſentiren, das, was eine unangenehme Neuigkeit gewinnt, wenn man ſie dem Könige durch einen Günſtling oder eine Geliebte überbringen läſſet. Möchten Sie die Aufſätze werth finden, von Ihnen geleſen zu werden! Möchten Sie durch den ernſthaften mich werth finden, die Ihrigen geleſen zu haben!

---

[1] Nur einen Theil dieſes und des folgenden Briefes gibt Spazier II, 180 f. Beide Briefe trafen Herder nicht mehr, der auf der Reiſe nach Italien begriffen war. Ueber die Antwort von Herders Gattin vgl. Spazier II, 181 f.

Da ich, öconomiſch zu reden, nichts habe, ſo muß ich für dieſe unter hypochondriſchem Herzklopfen und verſchwindendem Athem gebornen Producte wohl etwas haben wollen.

Langeweile machen iſt etwas ſo Schlimmes, daß Muhamed und ſein Souffleur es in ihrer Bibel verboten, und ſagten, man ſolle nicht zu lang beim Propheten ſitzen bleiben — oder bei irgend einem andern, der noch mehr iſt, füg' ich dazu. Daher bin ich in Hoffnung einer vergebenden und vielleicht frühen Antwort und mit dankbarer und ſchweigender Hochachtung Ew. Magnificenz

gehorſamſter Diener

J. P. F. Richter.

---

[1]) Er hatte ſchon im Jahre 1786 ſich wegen der Aufnahme mehrerer Aufſätze vergeblich an Wieland gewandt.

3.

Jean Paul an Herder.

17· Hof den 24. October 1788.

Höchſtzuverehrender Herr Generalſuperintendent!

Unter allen den Briefen, die Sie heute aufbrechen, bringt meiner das Unerheblichſte vor, nämlich die Anfrage, ob Sie vor 2 Monaten 2 Aufſätze, einen ſatiriſchen über die Aufklarung und einen ernſthaften über den Tod, erhalten haben[1]) — und die Bitte, mir einen zweiten Fehler zu vergeben, den der erſte nicht mehr vermeidlich ließ. Unter die Folgen des Nachtiſches am Baume des Erkenntniſſes gehört auch die mit, daß ein Autor, der ein paar dieſer Baumblätter mit Characteren der Blattminirer auf die Poſt gegeben, ſo lange elend ſchläft, bis er weiß, wo ſie angelandet ſind.

Ich kann meine unberufene Vermehrung oder Unterbrechung Ihrer Geſchäfte mit nichts entſchuldigen als mit dem Vertrauen auf verzeihende und helfende Humanität. Ich bin mit der freudigen und liebenden Hochachtung, die man dem Wohlthäter ſeines Kopfes und Herzens zollt, wahrlich mehr als Ew. Magnificenz

gehorſamſter Diener

Richter.

---

[1]) Der J. V. F. Hahns unterzeichnete Aufſatz „Was der Tod iſt“, findet ſich im Decemberhefte 1788 des „deutſchen Muſeums“, an deſſen Herausgeber Herders Gattin ihn geſandt hatte.

4.

Jean Paul an Herders Gattin.

Weimar den 21. Juni 1796.

Hier ſend' ich Hamanns Schriften [1]) wieder, in denen wie auf den Alpen alle Zonen und Jahreszeiten nahe bei einander liegen. Einen Band davon hat auf Verlangen des Herrn Vicepräſidenten die Frau von Kalb. Ich habe zu dieſer Morgenviſite bei Ihnen den kleinſten Repräſentanten von mir gewählt, den es gibt, nämlich dieſes Blatt; darum müſſen Sie mir die Viſite vergeben.

Herr von Oertel [2]) plagt mich ſchon ſeit dem Sonntage um das „Kindervademecum“ und die „Vernichtung“ [3]); ich plage Sie jetzt darum. Wenn er beides geleſen, können Sie es, wenn Sie es der Mühe werth finden, wieder zu ſich berufen.

Ich wünſche, daß die Tage des Herrn Vicepräſidenten und die ſeiner würdigſten Gemahlin ſo reizend verflattern, wie die Abende ſind, die man bei Ihnen verlebt und verlacht und verträumt. Schade, daß ſich der Frühling, wie der menſchliche, mit Gewölk und Wind beſchließt.

Jean Paul Fr. Richter.

---

[1]) Auf der Adreſſe ſteht: „Mit drei Büchelchen.“

[2]) Nach Friedrich von Stein „ein Männlein geſtaltet und gelaunt wie Aeſop“.

[3]) „Die Vernichtung. Eine Viſion“, hatte Jean Paul in W. G. Beckers „Erholungen“ gegeben, worüber die „Xenien“ ſpotteten.

5.

Jean Paul an Herders Gattin.

Weimar den 24. Juni 1796.

Ich bin geſtern, theuerſte Freundin — warum will ich Sie nicht ſo nennen, da ich mir Sie ſo denke? — im Triumph unter einem lautern Donner und dichtern Regen, als im „Lear“ Sonnabends gemacht wurde, in Weimar eingezogen durch den Triumphbogen eines grauen Gewölkes. Inzwiſchen macht eine ſolche Ehrenbezeugung der Natur ein wenig — naß. Ich ſehnte mich ſo ſehr, wie ein Sohn von Ihnen, vom ſchönen Jena nach Weimar zurück. Mittags nimmt Herr von Knebel Herrn von Oertel und mich nach Tiefurt an den Maxnatiſch. Vergeben Sie, daß ich Ihnen das alles berichte: ich thu' es, um eine Gelegenheit zu haben, Ihnen und Ihrem geliebteſten Herrn Gemahl für zwei vergangne Einladungen mit dem erkenntlichſten Herzen zu danken. Möge jede Roſe, die Sie auf den Steig eines fremden Lebens werfen, ihren Blumenſamen über den Ihrigen verſäen und einen ganzen Roſengarten nachlaſſen!

Jean Paul F. Richter.

N. S. Frau von Kalb gab mir die wärmſten Empfehlungen an Ihr Haus mit.

*6.

Jean Paul an Herder.

Hof im Voigtlande den 12. Juli 1796.

Für mich iſt jetzt die Zeit der mundus patens, worin die Unterwelt, d. h. auf der Erde die Vergangenheit, ſich vor meinen Augen heraufhebt: und unter allen dieſen Geſtalten ſeh' ich die größte zuerſt und zuletzt und am längſten — und da ich die Ihrige, verehrungswürdigſter Lehrer ſeit 8 Tagen anſchaue, ſo werd' ich ſie doch auch anreden und Ihnen mit drei Zeilen drei Minuten nehmen dürfen?

Ihr weiter und voller Kreis verſtattet Ihnen kaum das Leſen der Briefe, geſchweige ihr Erwiedern. Ich bitte Sie alſo um nichts; aber ich wünſche Ihnen alles mit der gerührteſten Seele, in der je Ihr Bild gezittert hatt. Um die Katarakten unſerer Tage ſind, wie um andre, Nebel — möge auf den Ihrigen ein Regenbogen ſein! Möge jedes Auge, das ſich Ihnen nahet, Sie ſo freudetrunken anſchauen, wie meines, und möge immer in Ihrer Bruſt der Himmel bleiben, der ſich in der meinigen aufthat, als ich nach einem fünfzehnjährigen Wunſche endlich an Ihrem ſo lange geliebten Herzen hing! Ihr

Jean Paul Fr. Richter.

7.

Jean Paul an Herders Gattin.

Hof im Voigtlande den 12. Juli 1796.

Wenn man aus Ihrer poetiſchen Welt wieder in die Hofer proſaiſche zurückgefallen iſt, ſo wundert man ſich, daß man ein Inſaß zweier ſo unähnlicher Welten ſein könne, und daß man neben Ihnen, Verehrungswürdigſte, geſeſſen und geplaudert hat. Ihre Abende coloriren meine Träume und entfärben meine Tage. Wahrlich, mein Kopfkiſſen iſt für mich der Präſentirteller von Weimar; ich wünſche Ihrer Wirklichkeit alle Stickerei und Decoration meiner Träume.

Ich hoffe, bis dieſes Blatt nach Weimar auf trägen Pferden kommt, hab' ich mich in Ihren Augen aus einem Lügenpropheten in einen Wetterpropheten umgeſetzt: denn heute wirft der Himmel ſeine ſchmutzigen Wolken unter den Horizont und ruht in den nächſten Wochen mit unermeßlich himmelblauen Schmetterlingsflügeln über Ihnen beiden, wenn Sie nach Halberſtadt wie ein Tempefluß durch lauter hereingebückte Blumen ziehen. Nehmen Sie in Halberſtadt Ihr Auge voll Liebe und ſehen Sie den guten edlen Gleim lange an und ſagen: „So möchte Sie, wenn er näher wäre, Jean Paul auch anſehen!“

Wär' ich das Verhängniß, ſo macht' ich eines Ihrer geliebten Kinder ſo ſelig, als es zwiſchen den Wogen der ſchwankenden Sündfluth unſerer Zeit ſein kann, und führt' es vor Ihr Herz und ſagte: „Das ſei Dein Lohn für die

Abende und Worte, die Du wie Fruchtguirlanden um die Tage des glücklichen Jean Paul geſchlungen haſt!“ Wenn einmal der Heſperus in Ihre Fenſter glänzt, ſo nehmen Sie die Hand Ihres großen Geliebten und ſagen: „Schau' den andern erdigtern „Heſperus“ auch an und ſchreibe fünf Zeilen darüber nach Hof!“ Alle guten Genien mögen Sie heben, tragen, kühlen und begleiten!

Ihr Jean Paul Fr. Richter.

8.

Herders Gattin und Herder an Jean Paul.

Weimar den 1. Auguſt 1796.

Es iſt doch einmal das Schönſte auf Erden, Menſchen zu finden! und die überall verbreitete Sympathie iſt nirgend ſüßer als in den menſchlichen Seelen. Das fühlen wir ſo ganz, wenn wir an Sie denken, Theuerſter, wenn wir über Ihre wohlthätige Erſcheinung bei uns mit einander ſprechen, oder wenn Sie uns ebenſo wirklich erſcheinen, indem ich in Ihrer Geiſteswelt ein Blatt aufſchlage.

Wie lieb und theuer uns Ihre zwei Briefchen waren, das müſſen Sie fühlen; wir empfingen ſie im Garten, an einem der ſchönſten Sommernachmittage; es war gleichſam, als ob Ihre lieben Worte dieſe Luft athmeten — wir waren ganz bei Ihnen, oder Sie bei uns. Ihr Genius wird nun alles zurecht legen, was er bei uns geſehen und gehört hat — die hohen und ſtarken Farben werden ſich in mildere verwandeln, um uns bei Ihnen in bleibend ſanftem Licht zu erhalten.

Nicht mit Worten kann ichs Ihnen ſagen, wie wohlthätig Ihre Gegenwart uns geweſen iſt. Sie haben unſern Glauben friſch geſtärkt! —

Denken Sie: unſere ſchöne Reiſe zu Gleim wird nicht ſtatthaben. Manches und vieles tritt uns in den Weg — auch iſt es bei der ſonderbaren Criſis der Dinge, die um uns hergehn, beſſer, zu Hauſe zu bleiben — und bewundern, ſtaunen und hoffen! Der gute Gleim ſchreibt: „Schreibt Ihr an den Mann, den Mann in Hof, ſo ſagt ihm, daß er den alten Hüttner’ mit Ambroſia die Zeit her geſpeiſet hätte.“

Mein Mann will Ihnen wegen „Heſperus“ etwas ſchreiben, ich muß ihm alſo noch Plaz laſſen. Das Andenken, das ich Ihnen von ihm mitgeben wollte und damals nicht fertig war, überſchicke ich Ihnen jezt in der „Terpſichore“, den „Briefen“[1] und dem „Erlöſer“[2]. O, es iſt ſo ſchön zu wiſſen, daß Sie uns lieben. Sagen Sie der guten Mutter, dem Bruder und Freund Otto ein gutes Wort von uns und leben wohl in dem beneideten Hof!

Ihre
Carolina Herder.

---

[1] „Zur Beförderung der Humanität.“

[2] Das Buch „Von dem Erlöſer“, das in den „Chriſtlichen Schriften“ erſchien.

Meine Frau hat mir nur ſo ein ärmlich Plätzchen nachgelaſſen, in der Meinung, daß ich Ihnen nichts als salut et fraternité zu ſchreiben hätte; wie viel andre Dinge aber möchte ich Ihnen ſchreiben!

Zuerſt vielen Dank, daß Sie zu uns gekommen und daß wir uns kennen gelernt haben; ſodann vorzüglich, daß Sie exiſtiren und als ſolcher exiſtiren, der Sie ſind! Sie muſſen es bleiben.

Zweitens erbitte ich mir, da Sie ſo treffliche Geſchenke, ſogar einen Erlöſer erhalten, und in der Welt nichts umſonſt iſt, einen „Hesperus“ von Ihrer Hand; aber ungebunden, nur broſchirt wie dieſe. Eher leſe ich ihn nicht, und möchte ihn doch gerne leſen.

Drittens wünſchte ich zu wiſſen, wie es ſeitdem mit Ihnen und Ihrer Dichterei ſteht? Ob Sie fleißig ſind und zuweilen auch an uns denken? Wir denken oft an Sie mit herzlicher Liebe. Mit Ihrem Brief überraſchte mich meine Frau im Garten. Den Zauber abgerechnet, den Ihre Dichtkunſt auch in ihn ausgeſchüttet hatte, und der nur Ihnen zugehört, that er mir innig wohl. Die Muſe gebe Ihnen dafür frohe Stunden!

Ueber den „Erlöſer“ möchte ich gerne nur drei Worte von Ihnen leſen. Einfältig und wahr, wie das Chriſtenthum es fordert. Mein Zweck erlaubte mir nicht, die mindeſte Phantaſie blicken zu laſſen; ich bin ein ſteifer Catholicus und ſymboliſcher Schriftgelehrter. Um ſo begieriger bin ich zu wiſſen, wie Ihnen in Ihrem magiſchem Licht dieſe nackte Darſtellung vorkommt.

Wir ſahen uns und wir wollen einander nicht mehr Fremde bleiben, Sie in Hof, wir in Weimar; wir wollen manchmal in Gedanken und immer mit dem Herzen zuſammen leben. — Vale, care, et ama tuum. **Herder.**

9.

Jean Paul an Herder.

Hof den 17. Auguſt 1796.

Ihren fünfbändigen Pentateuch für mich hab' ich mit eben ſo viel Freude, wie eine Quinterne, aber mit größerem Danke aus der Hand, nicht des Zufalls, ſondern der Güte genommen. Ich ſend' Ihnen hier für die fünf klugen Jungfrauen ebenſo viele thörichte, aber ich möchte Sie wohl bitten, die „Blumenſtücke" und die „Beluſtigungen"[1] früher als den Abend-Irrſtern anzuſchauen, weil in jenen weniger Manier iſt. Ihr gedruckter „Erlöſer" hat auch bei mir dem wirklichen nachgeahmt — er hat mich von Irrthümern erlöſet. Ich war über dieſen Punkt weniger in der Nacht als im Nebel, der den Tag bloß verbirgt. Jedes Ihrer

---

[1] Die „Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke oder Eheſtand, Tod und Hochzeit des Armenadvocaten F. St. Siebenkäs" und die „Biographiſchen Beluſtigungen unter der Gehirnſchale einer Rieſin".

Worte iſt zugleich eſoteriſch und exoteriſch, und legt ſchonend dem Irrthum einen Sinn unter, der ihn aufhebt. Die eine Partei hat die evangeliſche Geſchichte zu widerſinnigen actis sanctorum, zu einer Wunderfacterei ohne Zweck und zu einer Göttergeſchichte hereingeſenkter unfaßlicher deorum ex machina gemacht — die andere Partei hat eben darum ſtatt der falſchen Folgerungen die wahre Geſchichte geläugnet und gemißhandelt. Sie haben die Theologie mit der Philoſophie wie ein Mittler vereinigt, indem Sie den Erlöſer bloß zum Protomedicus unſerer ſiechen Seele und ſein Inſtitut zum moraliſchen Clinicum und aus dem Gottmenſchen einen Menſchen Gottes, aus der apoſtoliſchen Sendung einen höhern und weitern pythagoreiſchen Bund machen. Sie haben Himmel und Erde, die (nach dem Begriffe) anfangs in einander lagen, ſchön auseinander gerückt und Jeſum zum — zweitenmal Menſch werden laſſen, trotz des Edicts vom 9. Juli.[1] Und niemand geb' ihm wieder die göttliche Schminke, die alle ſeine edeln Züge bedeckt. Ueber ſeinen Irrthum ſind Sie ſonſt S. 243 hinübergeeilt, der den nahen Fall Jeruſalems und der Erde dicht verknüpfte und der die Martyrer und die Almoſen vermehrte und die baufälligen Tempel und chriſtlichen Geſchichtsbücher verminderte und der das zehnte Jahrhundert erlebte; aber in Ihren Briefen an einen Theologen haben Sie dieſen Irrthum bei jeder chriſtlichen Partei entſchuldigt. Ganz neu — im Gemälde alles — iſt das proſelytinum Johannis S. 453 ff. behandelt, und ſtrahlend die Verſuchung, und himmliſch iſt der Auszug vom Chriſtlichen Moralſyſtem. Bloß über die Wunder hätte man ſeiner eignen Belehrung wegen einen dünnern rechtgläubigen Vorhang und eine kleinere disciplina arcani gewünſcht. Es gibt einen Teutſchen Schriftſteller, den Sie meines Wiſſens kennen, welcher, wie die Engel nach den [illegible] vor einem Meere ſteht, das alle Völker nachſpiegelt, und der, indeß wir Individuen ſchonen und Völker mißhandeln, beide erzieht und beſchützt, und der ſtatt jener Toleranz — deren Name ſelber eine Intoleranz iſt — etwas Humaneres und Höheres predigt und übt, den edlen **Anthropomorphismus** eines jeden Menſchen, eines jeden Volks, eines jeden Säculums. Wenigſtens der Name dieſes Autors ſollt' Ihnen bekannt ſein: er heißt — J. G. Herder.

---

[1] Das Wöllnerſche Edict vom 9. Juli 1788.

Und ſo laſſen Sie ſo ferner fort, unausſprechlich Geliebte, mich an Ihrem Herzen hängen als Freund und an Ihren Lippen als Leſer; und ſo lange beide bei mir warm und rege ſind, ſind Sie es für Sie. Ach, ich ertrüge gern die Qual des Abſchieds von Ihnen, könnt' ich mir damit die Freude der Ankunft erkaufen.

Jean Paul Fr. Richter.

10.

Jean Paul an Herders Gattin.

Hof den 17. Auguſt 1798.

Theuerſte Freundin! Wie ein Sternbild ſtehen Sie mit dieſer Inſchrift glänzend in meiner Seele. Ein Geſchenk iſt der geiſtige Wärmemeſſer des Empfängers. Giebt ihm jenes den Druck der Verbindlichkeit, die Laſt der Dankbarkeit, ſo ſieht er wenig. Aber die Gabe aus einer geliebten Hand löſet alle harte Bankerketten eher auf, und das Herz voll Liebe ſchlägt ungefeſſelt freier. Bloß in der hohen Freundſchaft wird es ſtreitig, was ſüßer iſt, empfangen oder geben. Empfangen, ſag' ich, wenn ich an Ihre holde Gabe denke, wozu auch Ihr geſchriebenes, gleichſam aus einer Roſe gezognes Blatt gehört.

Zum Glück hab' ich, der ich alles von Ihrem Gemahl von den „critiſchen Wäldern“ und dem „Torſo“[1] an bis zur „Gabe der Sprachen“[2] (zu ſeiner Zeit) geleſen habe — nur das über die „Auferſtehung“[3] ausgenommen — gerade dieſe 3 Bücher nicht geleſen. Ich gäbe etwas darum, ich hätte nie eine Zeile von ihm geſehen, ſondern dieſer nun durchwanderte Himmel, dieſe nun überlebte Jugend ſtände mir erſt bevor. Aber ſo

---

1) Den „Fragmenten zur Deutſchen Litteratur“.

2) Vgl. oben zu Goethes Brief Nr. [illegible].

3) 1794 erſchienen.

hat man, wie der Menſch überall, größere Freuden in der Erinnerung als in der Hoffnung ſtehen.

Die Gemahlin des Ruſſiſchen Geſandten in Dänemark (Krüdener), die bei mir war und vor dieſem Briefe bei Ihnen ankommen wird, gibt meiner wärmſten Achtung für Ihr Geſchlecht, die im Juni, wie andere Blumen ſo ſehr wuchs, gleichſam neue ſchirmende Blumenſtücke. Die Engel in Ihrem Geſchlecht ſind nicht gefallen, ſondern bedeckt, wie Portici, und die Schnitte der Cultur, die oft dem Manne den Birkenſaft abnehmen, geben bloß der vollen weiblichen Nelkenknospe eine rhythmiſche Entfaltung. Jene Frau verdient Ihre Umarmung. — Leben Sie wohl und das Schickſal ſtreue Ihnen ſo viel Freudeblumen herab, als Sie unter andern auswerfen, z. B. an Jean Paul (wenn Sie an ihn ſchreiben bald).

11.

Jean Paul an Herder.

Hof den 5. December 1796.

Ich dank' dem Himmel, daß ich wieder etwas geſchrieben habe: den drei Vögeln, die wieder aus dem Heckkäſten meines Muſeums fliegen[1], kann ich meinen

---

[1] Den zweiten und dritten Band der „Blumenſtücke" und die zweite Ausgabe des „Quintus Fixlein".

Brief wie Brieftauben an Sie Unvergeßlichſten und Geliebteſten anbinden. Ach, ich ſuchte vergeblich im Michaelismeßkatalog den Erſatz Ihrer Gegenwart in einer neuen Kolonie Ihrer litterariſchen Nachwelt! Warum votiren Sie nicht lieber jede Woche zweimal auf dem Parnaß oder im philoſophiſchen Lehrſaal als im Konſiſtorio?

Der „Heſperus“ oder Venusſtern wird leider bei ſeinem Durchgang durch die Sonne von Weimar die Geſtalt eines Fleckens annehmen; aber da er (bei der nahen zweiten Auflage) als Lucifer unten wieder heraufkommen ſoll, oder da er (in einer andern Metapher) einen verklärten Körper vom Verleger erhalten ſoll: ſo wär' es gut, wenn ich in den verklärten Leib auch eine verklärte Seele ſetzen konnte. Und daher wünſcht' ich ſo herzlich, Sie würfen die Seele in Ihr Purgatorium — und ſchrieben mir hernach das Uebrige.

Ihrer verehrteſten Gattin und Ihrer wegen laß ich jetzt oft Abends eine halbe Stunde ſpäter Licht in die Stube bringen, um mir in der Dämmerung — dieſer beſten Grundirung, dieſem Herbſtdufte der colorirenden Phantaſie — die glänzenden Abende bei Ihnen, die zurückgewichen, und die erleuchtete warme Stunde auszumalen, worin ich wieder Sie und die würdigſte Freundin Ihrer Seele überglücklich vor mir ſehe. O leben Sie beide unausſprechlich beglückt und — was auf der Erde faſt noch ſchwerer iſt — beruhigt! Richter.

12.

Jean Paul an Herders Gattin.

Hof den 8. Juni 1797.

Der hangende Garten der menſchlichen Freude iſt gerade das Gegentheil der Engliſchen Gärten und Parks: wenn wir jenen verloren haben und er kein Laub und keine Blüthen mehr für uns bewegt, ſo ſchwebt er uns größer und blühender vor, anſtatt daß mir immer der beſte Engliſche Garten und ſeine Inſeln im Herbſte nach der Entlaubung dreimal kleiner vorkamen.

Sie wiſſen die Anwendung, Unvergeßliche, und die Gleichzeitigkeit meines vorigen Himmels und dieſes jetzigen Briefes macht die Anwendung Ihnen leichter und mir beklommener. — Ach es iſt leichter für gewiſſe Menſchen vergeſſen zu werden als zu vergeſſen! Der Himmel kann Ihnen für meine Stunden bei Ihnen keine höhere Belohnung geben als — eben ſolche Stunden.

Der Herr Präſident[1] iſt, ſo viel man mir geſchrieben, auf einer Reiſe unweit Leipzig; wenig hätte gefehlt, ſo hätt' ich ſie nachgemacht. Ich wünſche dieſem großen Genius wenigſtens eine eingebildete Krankheit, damit er nur wieder durch Hof nach Karlsbad ginge, und der Seele wieder begegnete, die ihn ſo unausſprechlich liebt.

---

[1] Herder war Vicepräſident des Oberconſiſtoriums.

Ich wünſch' Ihnen jezt nichts, als was der Engel Michael verlor im Kampfe gegen den Teufel — nämlich eine Feder, damit Sie nicht ſowohl mich an Sie erinnern — dazu reicht mein Herz und Dank ſchon hin — als Sie an mich. Glücklich, glücklich lebe und bleibe Ihre ſchöne Seele!

Jean Paul Fr. Richter.

13

Herders Gattin und Herder an Jean Paul.

(Weimar im Juni 1797.)

Hier ſende ich, was ich ſo lange ſenden wollte, die neuen Bücher meines Mannes. O hätte er nur viele ſolcher Leſer wie Sie! Ihr Urtheil über den „Erlöſer" war ihm das Köſtlichſte, was er darüber gehört hat. Sie haben ihn ganz verſtanden. Könnten wir jezt wieder hören und leſen, was Sie vom „Johannes"[1], von den „Briefen" und den „zerſtreuten Blättern" ihm ſagen wollten! Ich darf kaum wagen darum zu bitten, da er Ihr Schuldner geblieben iſt. Wenn aber der Dichter ein reiner, klarer Spiegel iſt, in dem man die großen Dinge, die uns bewegen und intereſſiren, und uns ſelbſt rein und wahr darinne ſehen will und ſoll — ſo iſt es ſogar Pflicht des göttlichen Spiegels, unſre Wünſche, Hoffnungen und

---

[1] In den „Chriſtlichen Schriften".

Bedürfniſſe uns zu zeigen in höherm wohlgefälligen Licht. Senden Sie uns alſo bald, bald einen Brief, theuerſter Freund.

Unſer Gleim liebt und lieſt Sie mit allem Feuer der Jugend und Theilnehmung. Ich ſoll ihm ein Bild, ein Gemälde nämlich, von Ihnen verſchaffen. Haben Sie eins, damit Sie ſelbſt zufrieden ſind, oder wiſſen einen treuen, guten Maler, ſo erfüllen Sie die Bitte unſres und Ihres Freundes, auf ſeine Unkoſten; er hat einen Tempel der Freunde[1], darinnen er Sie noch vermißt.[2] Machen Sie ihm bald dieſe Freude und ſenden es an uns; wir hoffen im Auguſt ihn zu beſuchen, und wollens ihm bringen.

Die Inlage habe an Frau von Kalb überſchickt. Sie wird Ihnen geantwortet haben; ſie befindet ſich in der Einſamkeit und Abgeſchiedenheit von Weimar ſehr wohl. Herr von Knebel iſt in voriger Woche nach Franken gereiſt. Wir würden ſehr allein ſein, wenn nicht unſre Kinder zu unſern Freunden heranwachſen. Unſer älteſter Sohn, der junge Arzt, iſt vor wenig Wochen mit ſeiner Braut durch den Vater verbunden worden, und das junge Paar wohnt mit uns unter einem Dach, und wir haben die Freude, ſie glücklich zu ſehen.

---

1) Ueber Gleims „Tempel der Freundſchaft“ vgl. Körtes ausführlichen Bericht in Gleims „Leben“.

2) Gleim hatte ihm im Jahre 1796, kurz nach ſeiner Rückkehr von Weimar, fünfzig Thaler unter dem Namen Septimus Fixlein als Gabe der Dankbarkeit überſandt.

Gehe es Ihnen ſo wohl mit Mutter, Bruder und Freund, als es unſre Seele wünſcht. Wie gern möchten wir Sie einmal unter dieſen Geliebten ſehen! Ihre

C. Herder.

(Von Herders Hand.)

Lieber St. Johannes und Paulus! Ich erſcheine als Ihr großer Schuldner, der ſich aber völlig inſolvent erklärt und um Erlaß bittet. Die Zeit, Ihren „Heſperus" anzuſchauen, wie ich wollte, iſt leider noch nicht gekommen; dieſen Sommer kommt ſie gewiß. Rächen Sie ſich nicht durch Wiedervergeltung, ſondern theilen Sie mir Ihr freundſchaftliches Wort mit. Zur präſumirten Beſſerung Ihres Werks hätte meine Stimme doch nichts beitragen können. Sie müſſen auf Ihre Art und in Ihrer Weiſe fortſchreiben, mit dem Doppelgeſicht nicht des Janus, ſondern des Johannes-Paulus. Dies liegt im Plan Ihrer Werke, ſo wie Rom auf den Paulus cum gladio und auf Peter mit dem Schlüſſel gebauet iſt. Auch die üppigen Auswüchſe Ihres Frucht- und Blüthenbaums mögen immer ſtehen geblieben ſein; auch ſie ſind nicht ohne ſchöne Blüthen. Ich aber bin ein ziemlich dürrer Baum und eine verlechzte Quelle, die man Noth- und Hungerquellen nennt. Sela. Akten gehen über mein Haupt, und wie eine Laſt ſind ſie mir zu ſchwer worden. Sela. An Ihrem Weimarſchen Catechismus[1]) habe ich mich ſehr erfreuet; ich hatte eben einen verfaßt und die Bemerkungen meiner Collegarum beherzigt [1], als er mir mit Ihrem Briefe zur Freude ankam.

---

[1]) Es iſt hier die Vorrede zur zweiten Ausgabe des „Quintus

Wiederſehen müſſen und werden wir uns, ſei's auch, wo es wolle. Es wäre ſchön, wenn wir uns bei Gleim zuſammenſehen könnten, der Sie nicht nur liebt und ehret, ſondern verehret. Dem braven, über allen Ausdruck guten Mann kann durchaus keine freudigere Stunde werden, als wenn er Sie kennen lernet. Ponsez-y, St. Jean Paul! Und leben mit allen den Ihrigen aufs beſte, beſte, beſte wohl! wohl! wohl! —

14.

Jean Paul an Herder.

Hof den 31. Juli (17)97.

Ich wünſchte, ich hätte keine Entſchuldigung für mein Schweigen, Unvergeßliche!

Meine Mutter ging, nach den langen Qualen der Waſſerſucht, bleich von mir, und ich ſehe ſie hienieden nicht mehr. Ihre Krankheit verſchob meine Reiſen, deren eine mich mit mündlichen Dankſagungen in Ihr Haus geführt

---

Zirkeln" gemeint, deren Beziehung auf Goethe und die durch ihn beſonders in Weimar vertretene Kunſtrichtung Herder wohl erkannte. Vgl. Spazier IV, 44, unten Nr. 42.

[1] Herders Catechismus erſchien 1798.

hätte. Mein Herz hat ſie biſher deſto öfter wiederholet für ſolche Gaben und ſolche Briefe. Mein gelehrtes Deutſchland wird, indem ſich das Pandämonium immer ausdehnt, aus einem Pantheon täglich mehr zu einem Monotheon. Ich weiß keine andern Gedichte, die für mich jetzt jene ächte und eine ganze ſprechende Geiſterwelt des Ideals vorrufende Muſik des Herzens ſind, als die, die — Sie mir ſchickten. Goethe dichtete früher ſo; aber nun liebt er den Stoff auswärts mehr als an ſeinem Leibe, und quälet uns mit ſeinen ausgetrockneten Weiſen à la Grecque. Ich heiſſ' es irgendwo einmal [illegible], wenn wir das Maximum in den bildenden und zeichnenden Künſten, das erreichbar iſt ſogar von einem Volk und von Wenigen, mit dem Maximum der Dichtkunſt vermengen, das die Kenntniſſe und die Jahrhunderte erhöhen und erſchweren müſſen. Eine Apollogeſtalt iſt für die Erde vollendet: aber kein Gedicht kann es ſein, da unſere mit den Jahrhunderten wachſende Receptivität wenigſtens an den Stoff höhere Foderungen macht: unſere Augen bleiben für die Statuen, aber unſere Geiſter wachſen höhern Gedichten entgegen. Nur den reinen ungebrochnen Umriß und die Humanität und die Verhältniſſe haben wir den Griechen abzulernen, aber des dürftigen Stoffs ſollte ſich das reiche Jahrhundert ſchämen. Ihre Vergleichung mit dem Münſterthurm führt den Honig und den Bienenſtachel bei ſich; ſchöner kann man nicht auf einmal loben und tadeln — wahrer vielleicht.

Gleim, dem Deutſchen, kann ich mein Geſicht nicht ſchicken, weil der einzige Maler hier — keiner iſt, und weil ein Surrogat des Geſichts, nämlich ein von Pfenninger auf Lavaters Empfehlung gemachter Nachdruck auf einer Kupferplatte überall zu haben iſt.[1]) Das gute Geſchick wende den Schmerz von mir ab, daß ich nach Weimar komme, wenn Sie ſchon in Halberſtadt waren; es würde mir — um nicht zu ernſthaft zu ſprechen — ſo ſein, wie einem Aſtronomen, der nach Amerika gereiſet wäre, den Durchgang des Heſperus durch die Sonne zu ſchauen, und dem eine ſtehende traurige Wolke die Sonne nähme. Wenigſtens laſſen Sie mir durch Frau von Kalb die Zeit Ihrer Abweſenheit berichten.

Hof vertauſche ich in einem Vierteljahre, aber ich weiß nicht gegen welche Stadt. Die, welche ich ſo herzlich gerne wählte, wird mir von denen widerrathen, die ſie gewählet haben.

Leben Sie froh, Wunderbare! Das Schickſal geb' Ihnen ſo viel, als die Natur Ihnen gegeben, und dann iſts genug! Jean Paul Fr. Richter.

---

[1]) In Gleims Tempel der Freundſchaft findet ſich Jean Pauls Bildniß von Pfenninger zu Leipzig im Jahre 1798 gemalt (115).

15.

Jean Paul an Herder.

Hof den 31. Juli 1797.

Einziger und Erſter! Als Raphael ſeinen Johannes erſchaffen hatte, konnt' er mit ſo vielem Rechte wie Sie (p. VIII im „Johannes") ſagen: „Ich bin kein Maler." Aber wer ſagt dann: „Ich bin Einer?" —

Gott gebe, daß die künftigen Jahrhunderte Sie mit dem umfaſſenden latitudinariſchen Sinne leſen, womit Sie darſtellen: dann ſind — wenigſtens auf dem Druckpapier — die Religionskriege vorüber. Aber da Sie wahrhaft poetiſch und dramatiſch in Ihre Denkweiſe jede fremde, ſowohl der Völker als Individuen, auffaſſen und ſchonend einweben, da Sie aus jedem Irrthum die Wahrheit ziehen: ſo findet jeder in Ihrem weiten Syſtem leichter ſeines als Ihres. Daher erhielten gerade Leibnitz und Leſſing, weil ſie jeder menſchlichen Anſicht ihr Recht gaben, für ihre nicht das ihrige. Daher iſt das nicht immer bloß ad hominem geſchrieben, was ſo ſcheint, ſondern der Vorhang des Parrhaſius iſt oft ſelber ein Gemälde; wie Ihre philoſophiſchen und äſthetiſchen Unterſuchungen mir beweiſen, in denen allemal mit der Tiefe zugleich die Weite zunimmt. Ich meine, je länger Sie ein Objekt beſchauen, deſto mehr Strahlen aus dem Univerſum ſinken Sie darein laufend, und der Cirkel jeder Welle breitet ſich zu einer sphaera armillaris aus. Niemand iſt verſtändlicher als der Einſeitige, und dem Kurzſichtigen glaubt man am erſten, weil ſeine Gegenſtände vor uns liegen.

Wie alle Ihre dichteriſchen Ueberſetzungen nur Metempſychoſen Ihres Geiſtes ſind, ſo aſſimiliren Sie jede fremde Meinung, die Sie annehmen, zu Ihrer. Ihr „Johannes", der eine gelehrtere Kritik vorausſetzt als der Verganger, iſt der mehr rein-menſchliche vom nationellen Manierirten geſäuberte Abriß des Chriſtenthums. Er ſtillet wie eine Ewigkeit ſanft das Herz, nicht weil er Fragen über die Religion — die ſchon der Geiſt der Zeit entſchieden hat —, ſondern weil er ſchwere Fragen über die Geſchichte der Menſchheit auflöſet. Vor Ihnen wurde jeder redlichen Seele, wie Rouſſeau, der Glaube und der Unglaube ans Evangelium gleich ſchwer. Frappant wahr iſt der letzte Periode p. 58; erquickend wahr p. 276—300; p. 210 in der Note iſt Ihre Meinung über die Aufer — — wachung Chriſti eben ſo klar, als heterodox, die ſogar der Orthodoxe annehmen konnte, wenn er faſſete, daß auf der Erde entweder gar nichts oder alles Wunder iſt, und daß beides — einerlei iſt; p. 249. 358. 378 ſind merkwürdig. Am meiſten aber gefiel mir das, was Sie von p. 1 bis 416 ſagen.

Warum überſetzen Sie nicht wenigſtens das neue Teſtament[1])? Ihre „Chriſtlichen Schriften" ſind ebenſo un-

---

1) Er ging wirklich mit dieſem Gedanken um, wie ſeine Gattin in den „Erinnerungen" III, 115 f. berichtet.

entbehrlich als unerſetzlich; nur wünſcht' ich für die Menge, daß Ihr Vorhang des Allerheiligſten zuweilen einen weitern Riß erhielte, aber ohne Golgatha. Die „Briefe über Humanität“ ſind dem inhumanen Jahrzehend Arznei.

In allen Ihren Gemälden von der Deutſchen Litteratur ſcheint mir zwar nicht der ironiſche Schlagſchatten Swifts, aber doch das ironiſche Streiflicht Horazens vorzuwalten. Ihr Griechiſcher Geiſt thut, ſcheint es, der Stadt Unrecht, wo er wohnt.

In Ihren „zerſtreuten Blättern“ verſchlang ich die Gedichte und die Abhandlungen über die Unſterblichkeit. Frau von Berlepſch 1), die auf eine für mich merkwürdige Weiſe Klarheit und Kälte und Kraft und Phantaſie vereint, nahm das Buch mir weg ins Bad. Ich liebe ſie ſehr — das kann ebenſo gut auf Ihre Abhandlungen als auf die Frau von Berlepſch gehen, und die zwei erſten Zeilen 2) oben leiden beides. Mein Urtheil oder vielmehr meine Freude über Ihre Beweiſe unſerer Ewigkeit iſt in meinem „Kampanerthal“ ſchon voraus abgedruckt, worin ich zu meinem Entzücken mit Ihnen unwiſſend zuſammentreffe. Fliegen Sie doch durch dieſes Thal; es hat nicht die Moſaik des Münſters, ſondern das weite Grün eines Thales.

---

1) Ueber Jean Pauls Verhältniß zu dieſer von glüher Leidenſchaft getriebenen bedeutenden jungen Wittwe, die Anfangs Juli in Hof eintraf, der er während der tödtlichen Krankheit der Mutter nach Franzensbad folgte, vgl. Spazier IV, 71 f.

2) Die Worte „Klarheit vereint.“

Haben Sie Nachſicht, Geliebteſter, mit dieſem Briefe, den ich calligraphiſch und äſthetiſch beſſer hätte ſchreiben müſſen, wenn nicht Zerſtreuungen, Geſchäfte, Zeitmangel, Reiſen und — Ihre Liebe meine Fürſprecher wären. Wie glänzend und wie ſanft ſteht jetzt Ihr Geiſt wie eine Abendſonne vor meinem und ich ſage: Bringe allen Augen Deinen Morgen und Dein Licht und bring' es meinen auch!

Jean Paul Fr. Richter.

16.

Herders Gattin und Herder an Jean Paul.

Frau von Berlepſch wird Ihnen, theuerſter, unvergeßlicher Freund, mündlich unſere fortdauernde Freundſchaft und Hochachtung überbracht haben; beikommende Schriften[1] ſollen es noch beſiegeln.

Vergelten Sie das Stillſchweigen meines Mannes nicht wieder mit Stillſchweigen. Sie ſind ein freier, er ein gebundener Mann. Sie dürfen und werden nicht ſchweigen, wenn Ihnen Ihr Herz ſagt, wie wir nach Ihrem Wort, Urtheil und Mitgefühl verlangen; denn es iſt zugleich Belohnung! Werden Sie uns Ihre neueſten Werke nicht ſenden? Leben Sie wohl, glücklicher, ſeltener Mann!

Ihre C. H.

---

[1] Die zweite Ausgabe der dritten Sammlung der „zerſtreuten Blätter" u. a.

Mit meinem beſten Gruß und großen Glückwunſch zu Ihren editis und edendis — das heißt nicht zu dem, was Sie aufgegeſſen haben und fernerhin eſſen, ſondern herausgegeben haben und fernerhin herausgeben werden, auch zu Ihrem Aufenthalt in der galanten Welt u. ſ. Leben Sie herzlich wohl und denken an unſern Sitz im Garten zuweilen mit Liebe und Freundſchaft.

Wenn meine Frau Ihre opera gegen die meinigen verlangt, ſo wird Sie das an ein bekanntes Sprüchwort erinnern; aber wer kann helfen? Schicken Sie ſie ja. Tauſend Gutes mit Ihnen und in Ihnen. Amen.

Weimar den 4. Mai 1798. G.

17.

Jean Paul an Herders Gattin und Herder.

Leipzig den 17. Auguſt 1798.

Ich ſchicke hier „meine Fata in Nürnberg“ [1] Ihnen, edle Freundin, vor meinen Fatis in Weimar voraus; denn in künftiger Woche ſteht der Verfaſſer in Ihrem Zauberkreis, der aber, ungleich andern Kreiſen, Geiſter nur um-, nicht ausſchließet. Das bisherige Stillſchweigen meiner Dankbarkeit für Ihre Gaben kam bloß von dem immer fehlſchlagenden Wunſche her, dieſe mit einer kleinſten zu erwiedern, oder ſelber mein dankendes Herz zu bringen.

---

[1] Die „Palingeneſien. Fata und Werke vor und in Nürnberg“ erſchienen 1798 in zwei Bändchen.

Jetzt kann ich beides, ob ich gleich nur wenige Tage zu verweilen habe, da ich auch nach Gotha will. O Sie werden es fühlen, mit welchem Schmachten ich in dieſer dunkeln Zeit, wo jede beſſere Seele ein Brennſpiegel in der Sonnenfinſterniß iſt, zu meiner warmen Sonne gehe! Und warum ſoll ich noch ein Wort ſchreiben, da ich ſobald ſprechen kann?

Geliebteſter, verehrteſter Herder! Endlich bin ich die Arabiſche Wüſte von zwei Jahren hindurch, und komme mit unverändertem Pilgerkleid des Lebens, wie ein Iſraelit wieder im gelobten Lande an; und will nichts erobern als — Sie.

Die beiden Vorreden des erſten Bändchens werden Ihnen ſagen, wie oft ich mich in Ihre Welten gegen die jetzige rette und wie ich in Ihrem Geiſte meinen wärme. Vielleicht am Dinstag hab' ich die „Palingeneſis" meiner ſchönſten Stunde und bin wieder am Herzen, das ich ſo unausſprechlich und ſo lange ehre und liebe!

J. P. Fr. Richter.

18.

Jean Paul an Herders Gattin

Leipzig den 26. September 1798.

Verehrteſte Freundin! Aus meiner gebohnten und plattierten Gegend und — Kaufmannſchaft ſchick' ich Ihnen gern noch einen Brief, weil ich in Weimar jedes Vergnügen haben kann, nur nicht das, an Sie zu ſchreiben. Ich erſchrecke oft freudig und verſchämt, wenn ich die frohen Stunden bei Ihnen, dieſe unbezahlten Gaben, zähle und wäge; und jetzt in der Nüchternheit von meinem Reiſetaumel kommt es mir oft vor, Ihre und meine Hand that ſich zu häufig auf: Ihre gebende und meine nehmende. Aber, Verehrteſte, alle von Ihnen geſchenkte Roſen- und Ernteſtunden würd' ich in der begeiſternden Minute wiederholen, worin ich einmal in Weimar mein Herz ſchöner und ſtärker ausdrücken dürfte als in Worten; und worin mir ein holder Genius eine Handlung vergönnte.

Das erſtemal in meinem Leben war meine zweite Begeiſterung ſtärker als meine erſte; und warum ſoll ichs Ihnen denn nicht herausſagen, daß ich — der immer mehr in den *fernen* Sonnen nur *nahe* zertrümmerte, verkalkte, vulcaniſche Erden antrifft — meine ſo belogene Seele endlich an einer großen, herrlichen Ausnahme erquicke? Ach der Geiſt, den das Schickſal Ihrem auf ewig zugeſellt, wird nicht genug errathen und geehrt — kaum von ſich —. Dieſer durchgötterte Menſch, deſſen Bruſt im Aether ſteht und nur deſſen Fuß in der Erdenluft, und der nicht die Blätter des Erkenntnißbaumes, nicht die Zweige, ſondern den ganzen Baum ergreift und nicht dieſen, ſondern, wie ein Erdbeben, den Boden ſtatt des Baumes ſchüttelt — dieſer verhüllt ſich hinter Scherz ſeine höhern Wünſche und ſeine Ueberlegenheit über das Jahrhundert; und eine höhere Stimme muß ewig in ihm rufen: „Ich bin nicht an meinem Orte, nicht in meiner Zeit, und meine Wünſche ſind nicht nur verſagt, ſondern auch verhüllt." Vergeben Sie, was poetiſch hier ſcheint; aber meine Meinung iſt es, weit mehr als meine Sprache. — Alle Ihre Lieben um Sie ſeien gegrüſſet und glücklich und der Genius, den ich geſchildert habe! Jean Paul Fr. Richter.

19.

Herder an Jean Paul.

(Weimar Ende November 1798).

Guten Morgen, lieber Friedrich Richter! Den Namen Jean Paul müſſen Sie ablegen, weil nur *ein* Paul ſein kann, und das iſt der Koſacke. Wie bekommt Ihnen die „Metakritik"? wie weit ſind ſie? Schreiben Sie mir zum Frühſtück mit ein paar Worten nur das Letzte. Denn eſſen müſſen Sie und auch „Metakritik" üben; das will Ihr Name Friedrich Richter.

20.

Jean Paul an Herder.

Weimar den 23. November (17)98.

Verehrteſter und Geliebteſter! Empfangen Sie meinen kindlichſten Dank für die ehrende Erlaubniß, neben der erſten Leſerin Ihr erſter Leſer zu werden, und für das ſchöne Schauſpiel, wie Phöbus, in deſſen Hand man nur Lichtſtrahlen, die Leier und Arzeneipflanzen gewohnt war, den Pfeil gegen den critiſchen Python nimmt. Ueber das Ganze kann ich außer dem, was ich mündlich geſagt, über die ſchöne Vereinigung der ſchärfſten Dialektik mit der vollſten und helleſten Sprache, der gelehrten Kenntniſſe mit den menſchlichen, des Krieges mit dem Frieden und der Vernunft mit der Sprache — und über den wohlthätigen Anblick, wie Sie das Schlachtfeld wieder beſäen oder wie Lucull[1]) neue Früchte aus dem beſiegten Lande mitbringen — über alles das kann ich wenig ſagen, weil ich ja kaum Zeit genug zur Rolle des Teufelsadvocaten erhalten. Mög' Ihnen am Ziele Ihrer Olympiſchen Bahn außer meinem Zuſchauerurtheil einmal auch das eines *Richters* und dem Siege einmal eine ikoniſche Statue beſchieden ſein!

Hier ſind meine Aſterisken, die ich mit Furcht und einem Omen — denn heute iſt eine Mondfinſterniß — und ohne

---

1) Er ſoll den Kirſchbäum zuerſt aus Keraſunt nach Italien gebracht haben.

die Hoffnung gebe, daß die meinige auch unſichtbar wie die andere bleibe.[1]

Der letzte Aſteriskus wäre dieſer, daß auf den ſtreng gehaltenen, das Buch und den Widerleger verwirrenden Idealismus, der ſeine Wirbel, z. B. Blatt 13. 46. 59 treibt, mehr Geſchütz zu richten wäre. (Auch gegen die Antinomien und die orientirenden Poſtulate wünſcht' ich mehr geſagt, nach Ihrer großen Manier). In Jacobis „Realismus"[2] ſtehen hinten die Stellen aus der „Critik" geſammelt — und Fichte wirft ſie den Kantianern vor —, woraus erſcheint, daß die ganze Natur ein bloß im Raum in uns gefaſſetes und von den Kategorien figurirtes und ausgezacktes Gebäck ſei. Das = x an ſich bleib' uns nach ihrer Meinung ein x und Nichts; nur weiß ich nicht, mit welchem Grund dieſes Unerklärliche noch zur Erklärung einer ſchon erklärten Sache beigezogen wird und wozu die von uns geſchaffne Natur noch einen äußern Schöpfer braucht. Mich dünkt, die Rüge dieſer Zweideutigkeit zwiſchen Realismus und Idealismus gehöre heller in Ihr Werk.

— Und nun legen Sie, verehrteſter Genius, Ihre losſprechende Hand auf meinen Kopf, der außer der Kürze der Zeit, die durch Fremde noch enger ward, noch ſeine eigne Beſchaffenheit für ſich hat. Es wurde mir ſchwer und zuletzt widrig, durch Ihre Blumenbete und Fruchtgärten ſtumm zu ſchleichen und nur hinter denſelben oder bei Staubfäden laut zu werden, denen nach meiner Meinung im Sexualſyſtem der critiſchen Claſſificatoren ein Mißgriff drohte. Die Kürze der Zeit nahm meiner Sprache die Beſcheidenheit; ich warf alles trocken hin und ließ überall das „ſcheint“ weg, wie meiner Lectüre die ausgeſtrichnen Stellen, die ich ſo gern geleſen hätte. Ich hatte heute und geſtern keine andere Gedanken als Ihre. Ich wußte nicht, daß ich ſchon heute am Freitag mein Summarissimum als Teufelsadvocat vollführen würde.

---

[1] Hier folgen auf fünf Blättern eine Anzahl ausſtellender Bemerkungen über den Anfang der Herderiſchen „Metakritik".

[2] David Hume über den Glauben oder Idealismus und Realismus (1787).

Verzeihen Sie einer Seele, die Sie ſo unausſprechlich liebt und ehrt, die Fehler der Eile, der Schwäche, des Sinnes, der Kenntniß, der Kühnheit — aber nicht des Herzens: denn dieſes kann und wird und ſoll nie in Fehler gegen ſeinen geliebteſten Lehrer fallen. Und ſo vale et fave!

Richter.

21.

Herder an Jean Paul.

Tauſend Dank für Ihre lehrreichen und herzlichen Anmerkungen; ſie ſollen mir nicht umſonſt geſagt ſein. Ein Mißverſtand, ſehe ich, ſchleicht ſich durch viele, als ob ich die Priorität (im rechten Sinne des Worts) bezweifle. Dieſer Mißverſtand muß radical gehoben werden. Das Anerkennen verführt dazu; das aber ſetzt das *Erkennen* in aller ſeiner Kraft voraus, und ſollte dem eklen Spiel mit ſich ſelbſt, dem *Onanismus* der rein-unreinen Vernunft, wehren. Weiter mündlich. Reiſen Sie glücklich und eſſen (zwar nicht den Geiſt der Jeniſchen Litteratur, aber) in der Jeniſchen Litteratur fröhlich. Dann ſehen wir uns wieder. Addio, unico, caro. H.

22.

Herder an Jean Paul.

Hier, vortrefflicher Herr Hypermetakritiker, iſt der Reſt des Werks. Ich bitte etwas weniger mitleidig gegen Kant zu ſein, mit dem ich durchaus nichts zu ſchaffen habe. Deſto mehr und ſtrenger mit den heilloſen Grundſätzen einer Critik, die alle ernſte Realität in Sachen der Empfindung aufhebt. Den Abſchnitt über das Ideal haben Sie ſchon geleſen; mit ihm bitte ich dero koſtbare Zeit nicht zu verderben. Die Entwicklung des Ideals ſelbſt, das vorher nur in wenigen Zügen angedeutet war, iſt neu. Halten Sie morgen Conſiſtorium über dieſe „Meta“, barmherzig eigenſinniger Richter.

23.

Jean Paul an Herders Gattin.

(Weimar) den 6. April (17)99.

Freudig erſchrak ich über Ihre Morgengabe[1], theure Freundin! Es iſt eine glänzende Aurora am Buch; und nach der Mythologie hat die Aurora 2 Pferde mehr als Apollo; unter dieſen 2 mein' ich die herrliche Dichtung und den Witz.[2]) —

Was ich endlich von dieſem Prolog wünſchte, wäre, daß er — keiner wäre, ſondern ein Epilog. Ich meine, es wäre beſſer, die kalte, ruhige Prüfung mit dieſer bittern Satyre zu ſchließen als anzufangen. Es iſt ein Feuerrad in eine Schlangenhöle gelaſſen: es wird darin ziſchen und geifern genug.

Unſer großer Freund mache ſich als der Luther gegen den heiligen critiſchen Vater nur auf geworfne Stuhlbeine dieſes Römiſchen (Katheder) Stuhls und auf Tetzels, aber ohne Ablaß, und auf Bauernkriege gefaſſet. Die Nachwelt wird zu dem Lorbeerkranz, den die Welt ihm gibt, noch die Bürgerkrone geretteter Menſchen ſetzen.

Leben Sie wohl, Theuerſte. Ich werde bald mit Amen kommen.

Richter.

Ging' Ihr Herr Gemahl in die „Zauberflöte“, ſo wäre ich mit ihm in dieſelbe Loge gehen.

---

[1] Die Vorrede zur „Metakritik“.

[2] Hier folgen ein paar „kleine Erinnerungen“.

24.

Herder an Jean Paul.[1]

(Weimar den 11. Mai 1799.)

Hier ſchicke ich Ihnen, zweinamiger Apoſtel, oder doppelt apoſtoliſcher Mann, zum Pfingſtgeſchenk einen Gott;[2] zur Durchſicht, alſo auch zur Pfingſtbeſchwerde. Sein Sie inſonderheit (was auch Ihr Name ſagt) Richter zwiſchen Jacobi und mir; in Anſehung des Benehmens nämlich, wo ich alles auch nur von fern ihm widrig Scheinende ausgethan und getilgt habe.[3] In Anſehung der Meinung über Spinozas Syſtem gehen wir beide, Jacobi und ich, jeder ſeines Weges; und ich meiner geringen Wenigkeit nach bleibe auf dem meinigen noch feſter.

Pfingſtſonnabend. Ruhe und Freundſchaft. H.

Verlieren Sie mir keines der Sibyllenblättchen.

25.

Jean Paul an Herder.

Weimar) den 12. Mai (17)99.

So war ich denn heute am Tage der Ausgießung des h. Geiſtes immer bei Ihnen, entweder unter dem Kirchen-

---

[1] Der Brief iſt größtentheils in den „Erinnerungen“ III, 110 abgedruckt.

[2] Die zweite Ausgabe der Schrift „Gott. Geſpräche über Spinozas Syſtem.“

[3] Vgl. Jean Pauls Brief an Jacobi vom 15. Mai.

oder meinem Dache, und meine ganze Seele dankt Ihnen, Verehrteſter. Ueber alles ſchön iſt das fünfte Geſpräch und Ihre Darſtellung des Begriffs von Gott und Ihre reine Demonſtration deſſelben aus dem Daſein einer Vernunft und Ihre Anmerkung über die Perſönlichkeit oder die über die Materie, die man ebenſo gut, nämlich ebenſo irrig, durch Zeit als durch Raum beſchreiben könnte, und endlich Ihr edles Schonen Jacobis. Indeſſen hab' ich in den meiſten folgenden Anmerkungen gegen Sie Recht; denn ſie betreffen den — Setzer oder deſſen Vortheil, nämlich Schreibfehler.¹)

— S. 190. Die Schreibtafel kommt mir entbehrlich und zugleich ſchwerfällig vor, da man nie in Geſprächen einander nachſchreibt, ausgenommen bei Ihnen Bottiger in ſeine innere tabula rasa für die „Weltkunde".²)

S. 231. Theanos Frage fiel mir ſchon vor vielen Jahren auf. Sie ſind ein durch und durch heiliger Autor, wie vielleicht keiner, und der niedrigſte Lüſtling vergiſſet in Ihrer Atmoſphäre den Doppelſinn. Die Frage macht erſt aufmerkſam, und noch dazu iſt alles Kommende ſo jungfräulich, daß ſie faſt prüde ſcheint.

Weiter hab' ich nichts zu bringen als dieſes Infiniteſimaltheilchen; aber verſchmähen Sie es nicht bloß nicht,

---

1) Hier folgen die Angabe mehrerer Schreibfehler und einzelne kleine den Ausdruck oder die Sache betreffende Erinnerungen.
2) Poſſelts „neue Weltkunde".

Geliebteſter, ſondern vergeben Sie es auch. Jede Zeile und jedes Wort an Sie kommt aus einer Seele, die Sie liebt, wie Sie noch keinen geliebt. Ich wohnte in der vorigen Woche oft in Ihrer; ich las, weil ich im Frühlinge eigentlich nach Hippokrene dürſte, Ihre „Volkslieder" wieder, die mich immer mit einer auflöſenden Wehmuth erfüllen und überwältigen, wie weiter kein Gedicht.

Der Allgütige führe Ihnen ſtets Ihr heutiges Thema zu, Freunde! **Richter.**

26.

Herder an Jean Paul.

(Weimar im Mai 1799.)

Wollen Sie wohl, carissime, dieſen Entwurf zur Ankündigung der „Aurora"[1] leſen und darüber mir Ihre Gedanken mittheilen. Einſiedel hat es in einigem gethan und ſie ſollen genutzt werden. So auch die Ihrigen. Wo ſtecken Sie, Lieber? Unter den Damen? Ohne Zweifel wohl vergnügt. H.

---

[1] Eine Zeitſchrift, die Herder mit Jean Paul und Einſiedel herauszugeben beabſichtigte. Vgl. die „Erinnerungen" III, 413 f. und die vom 20. Mai 1799 datirte Ankündigung in den „Werken zur Litteratur und Kunſt" B. 18, 285 ff.

27.

Herder an Jean Paul.

(Weimar im Juni 1799)

Sie haben mir, Lieber, eine ſo innige, ſchmerz- und herz- und ſeelenvolle Freude mit Ihren Briefen[1]) gemacht, die ich eben geendet habe, daß ich Ihnen dieſe, nur wie Geiſt zu Geiſt, durch dies Blättchen bezeugen, Ihnen doch aber etwas dagegen, Hand in Hand, geben muß. Nehmen Sie es als ein Andenken unſrer hier zuſammen verbrachten Lebensſtunden — ſie gehen auch wie ein Traum vorüber. Wohlan denn! Laſſet uns gut und froh und dem Himmel dankbar träumen. Habe gratias, vale et ama tuum

H.

28.

Jean Paul an Herder.

(Weimar im Winter 1799—1800).

Nicht nur Philoſophen, ſondern auch critiſche Künſtler werden ſich bereichern an Ihrem Werke[2]), beſonders an dieſen Abſchnitten, erfreuen; wie oft durch eine Schlacht aus einem trüben Himmel ein blauer wurde, ſo iſt hier neben dem Sieg noch ein heller Tag gewonnen. Am vortrefflichſten iſt das Neue über die Ideale, beſonders iſt Nr. 2 Blatt 27 ſowohl in Darſtellung als Inhalt muſterhaft, und ein Künſtler findet doch noch mehr darin als ich. Und ſo das über die ſchönen Künſte. — Die Profeſſionsphiloſophen werden hier wegen ihrer unartiſtiſchen Natur und Kenntniß eigentliche im Finſtern urtheilende Areopagiten ſein, wenn ſie nicht ſo einſichtig ſind, daß ſie es machen, wie ich, nämlich nur ſolche Noten wie folgende.[1]

---

[1]) „Briefe und bevorſtehender Lebenslauf."

[2]) Der „Kalligone." Vgl. Jean Pauls Brief an Jacobi vom December 1799 in der Note.

Blatt 12 unten auf der andern Seite Jean Paul. Dieſe Stelle bedarf gar keiner Verbeſſerung; ich fand ſie vortrefflich. Aber ernſthaft! Ich erſchrak freudig über dieſen Lorbeer, der nicht auf dem Grabe, ſondern auf dem Parnaß eines Virgils mir in die Hände wuchs. Ob ich gleich in dieſem Quartet oder vier poetiſchen Jahreszeiten nur den Winter vorſtelle[2], ſo dank' ich doch herzlich dem gütigen Freunde, der mich ſo unerwartet und ſo liebend-freigebig in dieſen Zirkel eingereiht. Und mit tauſend andern ſag' ich den gemeinſchaftlichen Dank für alles, was ich in dieſer Ihrer poetiſchen Welt gelernt und genoſſen habe. R.

---

[1] Es folgen hier einige berichtigende Bemerkungen.

[2] Die betreffende Stelle der „Kalligone" findet ſich im Abſchnitt über das Epos und lautet alſo: „Welche geheimſte Kammer des Herzens blieb Richardſons, Fieldings, Sternes, Friedrich Richters Romanen verſchloſſen? welche derſelben haben ſie nicht als ihr Eigenthum bewahrt?"

29.

Jean Paul an Herders Gattin.

(Weimar im März 1800).

Gute Mutter! So ſucht die Natur die Sünden des Abends heim. Mein unbändiges Feuer ſtrafte mich mit erſtickendem Huſten, Folterträumen und einem kranken Tag. Gott gebe, daß es unſerem Geliebten nichts geſchadet! dieſe zweite Strafe wäre zu hart. Beruhigen Sie mich darüber. Majer 1) mit ſeinen unausſtehlichen alltäglichen Kreuz- und Querzügen, worüber ich wieder unſern Herder nicht irre nehme, ſetzt alles, wenigſtens mich in Flammen. So bekommt man ſtatt zehn ſchöner Geſpräche eines — den Wein in umgekehrtem Verhältniß. Die weibliche Welt hat nur den Schlaf davon und wir verlieren ihn. Ich begehe Fehler gegen den geliebteſten Menſchen — und dieſem ſchadet nach den Tagesanſtrengungen das ſpäte Feuer. Kurz es iſt ſündlich. Aber von meinem neuen Jahre an bitt' ich Sie, jedesmal, wo ich an die Verirrung wieder komme, mir bloß ein Chiffrewort zu ſagen, z. B. „Beſehen ſie ſich!" und wie meiner Oberconſuleſſe werd' ich Ihnen, das betheur' ich, auf der Stelle gehorchen und die Einwürfe aufſparen. Es iſt Ernſt.

Ich habe keine Briefe bekommen. Mein guter Genius hieß mich die Reiſe verſchieben. Ich ſtehe nicht dafür, daß ſie nicht gar bis — Weimar kommen. Leben Sie geſund und vergeben Sie einem armen matten Schelm. R.

---

1) Dr. Friedrich Majer.

30.

Jean Paul an Herder.

W(eimar) den 16. Mai 1800.

Verehrteſter! Noch vor meiner Abreiſe[1]) muß ich den verlornen Brief durch einen vermehrten erſetzen. Ehe der Ihrige kam, war der meinige an C.[2]) ſchon halb geſchrieben, und zwar mit jener Stille und Helle, die Sie begehrten. Die Wirkung von meinem muß — vielleicht gegen Ihre Erwartung — die vollendete Auflöſung meines Bundes mit C. ſein. Sie haben durch eine Wendung des Verhängniſſes ebenſo viel für mich gearbeitet als für C. Aus dieſem einzigen Umſtande erſehen Sie, daß mein Betragen in Ilmenau ein ganz anderes von C. und B. (Beck?) vorausſetzte, als man vorausſetzte. Ich verſchone ſie mündlich und ſchriftlich mit der Annäherung zu dieſer Sphinx, deren Krallen Ihnen die Wunden gab, die Sie mir und C. nehmen wollten.

In Ilmenau widerfuhr mir in wenig Tagen mehr ſchmerzliches Unrecht, als in vielen Jahren überall. Aber Ihre edle Seele konnte nie eine Minute lang von der meinigen verkannt oder mißverſtanden werden. Sie könnten mir leichter mein ganzes Glück und Ihre Freundſchaft nehmen, als nur das Geringſte von meinem liebenden Glauben und meiner Verehrung für Sie.

---

[1]) Nach Berlin.

[2]) Seine Braut Caroline von Feuchtersleben.

Jetzt treib' ich mich wieder mit ausgeleertem dürftigen Herzen in das weite Weltmeer hinein und ruhe nur auf den Wogen.

Möge während meiner Abweſenheit das Schickſal Ihre Kalligone[1]) ſein und Ihrer Seele unter den Menſchen und Stunden das Schöne zuführen, das ihr gehört! —

Richter.

31.

Herder an Jean Paul.

(Weimar den 21. Mai 1800.)

Heil Ihnen, Lieber, Guter, zu Ihrem Tage! Geſundheit, Freude, gute Hoffnung zu allem, was Ihnen dies Lebensjahr bringen ſoll, und unter uns Friede und Wohlgefallen!

Hier ſind die Titaniſche Bogen.[2]) Ich ſehe nicht, wie dieſe Stelle S. 40 f. allein anſtößig ſein ſollte, ſobald Schoppe ins Buch gehört. Auf dieſe Weiſe angeſehen müßten Ihre „Mumien" und was nicht ſonſt? in die Reichsacht erklärt werden. Auch ohne auf den Sprechenden Rückſicht zu nehmen, iſt ja jeder Unparteiiſche von der Inconſiſtenz ſowohl als höchſten Conſiſtenz des heiligen Römiſchen

---

[1]) Vgl S. 305 Note 2.

[2]) Des erſten Bandes des „Titan". Die bezeichnete Stelle findet ſich im dritten Cykel (Werke B. 15, 29 f.)

Reichs überzeugt. Chriſtus findet es noch, wenn er zum Gericht kommt. Alſo, dünkt mich, weg curae posteriores, d. i. nachkommende Grillen: gibt man ihnen Raum, ſo iſt kein Ende. Den „Genius“ [1]) ſchicke ich Ihnen auch zurück. — Die Spiegel reden glatt und galant, aber wie Spiegel. [2]) Nochmals einen frohen geſunden Tag.

Suwarow iſt todt; die Nachricht zum Morgengruß und Frühſtück. H.

32.

Jean Paul an Herders Gattin.

(Weimar im Mai 1800.)

Tauſend Dank! zumal da es die Grazienzahl iſt und ich nur die Zwillingszahl hatte. [3]) Ja wohl komm’ ich heute, da ich morgen reiſe, und die „Kalligone“ — weil ich immer gern in weiblicher Begleitung fahre, mit mir. Recht viel Dank an den Vater Ocean, der die Aphrodite gezeugt! [4])

---

[1]) Die Monatsſchrift von Hennings „Genius der Zeit“.

[2]) Im vorigen Jahre waren erſchienen „Der goldene Spiegel“ von Philalethes und „Goldner Spiegel für Prediger“.

[3]) Sie hatte ihm den dritten Band der „Kalligone“ zugeſandt.

[4]) Es hat ſich noch eine Anzahl anderer Billete Jean Pauls erhalten, welche ſich auf Einladungen ins Herderiſche Haus beziehen.

*33.

Jean Paul an Herders Gattin.

(Weimar im Auguſt 1800.)

Das Project der guten Kalb[1]) iſt ſo unbeſtimmt und der Franzöſiſche Aufſatz ſo voll Sprachfehler, daß ſie wahrſcheinlich keinen Genuß davon haben wird als den der Hoffnung. Geben Sie ſich keine lange Mühe mit dem Abrathen des Erziehens — die Zöglinge werden fehlen.

Caroline, von der ich mich zwar für die Welt geſchieden, deren edle Seele aber mit mir in der alten innern Verbindung der Briefe zuſammenleben will, ſagt und erlaubt mir, ihr Wachsbild, gegen deſſen Austauſchung ich unſerm Herder das Paſtelgemälde gegeben, von Ihnen zu erbitten, und es ewig zu behalten. Sie brauchen es aber nicht gerade in der Minute mitzugeben.

Da ich einmal im Trauerzimmer bin, ſo will ich Ihnen auch gar den Schmerz bekennen, der mir Weimar ſo verödet. O womit hab' ich es verdient, daß Ihr Herder ſein großes Herz von mir abwenden will? Ich bin unſchuldig: aber meines wird ewig, ewig an ihm hängen. Leben Sie wohl.
Richter.

---

[1]) Eine Erziehungsanſtalt zu errichten.

34.

Jean Paul an Herder.

Berlin den 8. October 1800.

Unvergeßlicher Freund! Die erſte Zeile, die ich auf die Poſt ſchicke, iſt an Sie. Am vorigen Freitag kam ich — nach einem Roß- und Regentag in Deſſau — hier an ſammt einer Berliner guten und armen Kammerjungfer, die ich in Deſſau auf mein Kutſchkiſſen gebettet. Die Weiber ſind die beſten Ripienſtimmen des Lebens, die mir noch zu Ohren kamen. Ich wollte, ich wäre kein Soloſänger. Ich habe kaum noch eine halbe Million Beſuche gemacht und verſchiebe das Mehrere erſt auf die Zukunft. Bury[1], deſſen neugefärbter Goethe hier nicht gefallen will, wurde einen da Vinci für vier Ducaten an den König los, ein anderes Stück für 30 an die Königin und eines für 10 an — ich weiß nicht, und malte die Prinzeſſin Taxis.

Merkel[2] ſitzt noch auf ſeinem Richterſtuhl, dem die Lehne fehlt, und hält ſeine Zunge für das Zünglein in der Themiswage und iſt mit dem ſtillen Beifalle zufrieden, den ihm Herr Merkel zollt. Da hier ſo viele auf ihn zürnen — beſonders wegen ſeiner Bulle gegen den „Titan“ — „ſo fang' ich allmählich auch an, mich zu ereifern und gedenke ihn bei Sander¹) höchlich anzufeinden.

---

[1] Der Maler Friedrich Bury (vgl. Goethes Brief Nr. 47) hatte zu Weimar, wo er Goethe, Herder u. a. malte, im Herderſchen Hauſe freundliche Aufnahme gefunden.

[2] Garlieb Helwig Merkel gab damals die „Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigſten Producte der ſchönen Litteratur“ heraus, worin er alle Freunde Jean Pauls durch ſein Urtheil über den „Titan“ (im erſten und neunten Hefte) bitter verletzte. Er war in Weimar mit Herder befreundet geweſen.

Geſtern wurde Mozarts Requiem als Todtenfeier des herrlichen Faſchs von ſeiner Singſchule²) in der Garniſonkirche gegeben und der Ertrag für das Bürgerrettungs-Inſtitut beſtimmt. Gibt es eine rührendere Zuſammenſtellung als dieſe dreifache Beziehung? An manchen Stellen ziehen die Mozartiſchen Donnerwolken und in andern ſchlagen ſeine Nachtigallen; aber das Ganze wird nicht von ſeiner harmoniſchen, gewaltigen Weltſeele getragen und verknüpft. In der letzten Fuge erinnert die Wiederholung einer nächſten rührend an ſeinen ſterbenden Geiſt, der ſchon halb mit der Lippe unter dem Todesſchleier die letzten Worte zweimal ſtammelt. Ich mußte unter den canoniſchen Entzückungen oft an Ihre denken und an Ihre Wünſche. Alle meine häuslichen Verhältniſſe ſind durch Ahlefeldt, meinen Stuben- und Herzensnachbar, heiter und geſellig. Meine ſchriftſtelleriſche Spinnmaſchine iſt im beſten Gang und alle Räder laufen und ſauſen darin zum Beſten dieſ- und der künftigen Jahrhunderte.

Ich bin begierig zu wiſſen, wie der Holländiſche Glasſtiel, womit ich Ihnen ein Geſchenk gemacht.

---

¹) Buchhändler in Berlin.

²) Der Singakademie, deren Gründer Faſch war.

Den 17. October.

ich noch bin... Aus dieſer langen Stockung mitten im Perioden ſehen Sie das Treiben durch die Straßen, wozu noch das Zimmern am „Titan“ kommt. Verzeihen Sie daher dieſen öden luſtigen Brief. Daß die Berlepſch in Mecklenburg iſt und (unter uns) doch wahrſcheinlich wieder nach Schottland geht, wiſſen Sie wohl. Frau von Berg, die ich mit ihrer Tochter bei dem Miniſter von Alvensleben geſprochen, eine geiſtige Amazone, gedenkt Ihrer und Ihrer Harzreiſe mit ihr noch mit dem ſchönſten Feuer der Liebe.

Ihre liebe Gattin möge diesmal mein Schweigen gegen Sie entſchuldigen, da ja faſt dieſer Brief eines iſt. Alles um Ihren Tiſch ſei gegrüßet. Alle Stunden kann mir das Leben wiederbringen, nur nicht die glänzenden von 8 bis 10½ Uhr an Ihrer Seite, und keine Freude kann dieſe Sehnſucht mildern. Leben Sie wohl, Geliebteſter!

R.

*35.

Jean Paul an Herder.

Berlin den 6. November 1800.

Ewig Geliebteſter! Ob ich gleich nichts zu ſagen und nichts zu — beantworten habe, ſo kann ich doch kein Paket nach Weimar gehen laſſen, worin nichts wäre für oder gewiſſer an Sie. — Daß Reichardts neue Oper ein

Galliſchen Geſchmack „Tamerlan“ gegeben werden, kann den nicht ſehr intereſſiren, der ſie nicht gehört; ja bei manchen Stellen intereſſirt nicht einmal das Hören.

Den 11. November.

Ich wollte, glaub' ich, am 6. November noch ferner behaupten, daß Reichardt den Hörer in alle ſchönen Empfindungen verſetzt, nur nicht ins Erſtaunen; er hat alles ſo berechnet, daß der Zuhörer auch mit berechnet unter dem Genießen.

Gelehrte Novitäten für Sie ſind hier ſchwer zu haben. Dem Erbprinzen von Mecklenburg, mit dem ich einmal aß, hab' ich den wärmſten Gruß zu überliefern. Er ſagte mir, daß die Königin nicht die kleinſte Reiſe mache, ohne einen Herder — wie die Buchhändler ſagen — mit in den Wagen zu nehmen. Der Hof will bemerkt haben, daß ſie roth wurde, als ſie Sie in Weimar anredete.

Hier wiegt der Geſchäftsgeiſt über die Kunſt vor, und in den Gelehrten ſteckt — wenn ich ſo hart von ihnen reden darf bei ſo weniger Kenntniß derſelben — zu viel Merkeliſches. Man ſehnt ſich faſt wieder in die genialiſche Spitzbüberei in Jena und Weimar zurück.

Verzeihen Sie dieſes öde Blättchen. Ich habe nichts. Mein Geiſt ſchmachtet oft nach Ihrem h. Abendmalstiſch. Der Geiſt Ihrer Werke ſchwebe mit ſeiner Heiterkeit über Ihnen ſelber und gebe ſie Ihnen immer! —

Alles ſei herzlich gegrüßet! Richter

36.

Jean Paul an Herders Gattin.

Berlin den 12. Januar 1801.

Es geht mir an meinem Schreibtiſch wie an Ihrem Eßtiſch — und wie in meinen Biographien — ich erzähle zu wenig. Ihr Haus iſt vollends ein Kloſter des Schweigens: bloß an Bury[1]) fallen für mich einige holde Laute ab, die Sie ihm zuſenden.

Das Wichtigſte für mich, der ich bisher als ein halbierter oder gar ein Drittelsmenſch herumlief, wiſſen Sie ſchon, meine Verlobung. Ich mußte bisher ſo oft Unrecht haben, um einmal recht — Recht zu haben. Die Namensſchweſter der Hildburghauſiſchen Caroline[2]) hat alle Vorzüge der letztern und an der Stelle ihrer Fehler auch wieder Vorzüge, wozu man in meinem ſo vernünftigen Alter auch eine vollendete Geſundheit zählt. Ich mag das edle Weſen gar nicht loben, und malen mit verwäſſerten Abſtractionen. Statt ihrer Feſtigkeit, Herzensreinheit, Schönheit ꝛc. ꝛc. ꝛc. will ich bloß das Eine anführen, daß Sie, was bisher noch Keine eine Woche lang vermochte — nun ein ganzes Vierteljahr ohne eine einzige diſſone Stunde auskam mit — mir. Im Frühling bezieh' ich erſt mein

---

[1]) Vgl. oben S. 312.

[2]) Caroline Mayer. Vgl. Jean Pauls Briefe an Jacobi vom 23. November 1800, vom 27. Januar und 21. Juli 1801.

Hochzeithaus; ich weiß aber nicht, in welcher Stadt es gebauet iſt. Hier bleib' ich nicht. Der Ton hier übertrifft an Unbefangenheit weit den Weimariſchen. Der Adel vermengt ſich hier mit dem Bürger, nicht wie Fett mit Waſſer, auf welchem dieſes immer oben ſchwimmt und äugelt, ſondern ſie ſind innig vereinigt, wie dieſe durch Laugenſalz, woraus Seife entſteht. Gelehrte, Juden, Offiziere, Geheimeräthe, Edelleute, kurz alles, was ſich an andern Orten (Weimar ausgenommen) die Hälſe bricht, fället einander um dieſe, und lebt wenigſtens freundlich an Thee- und Eßtiſchen beiſammen.

Den 23. Januar.

Philoſophie, Dichtkunſt und Malerei finden hier nur Sand für ihre Wurzeln; bloß die Muſik findet rechte Hände und Ohren. Ich lebe in großen Zerſtreuungen und Arbeiten zugleich und nichts leidet dabei als meine Geſundheit und Briefſtellerei. —

Böttiger ſchrieb von einer Monatsſchrift an „Auroren“ ſtatt[1]; gibt Herder ſie uns oder irgend etwas anders? Ich bin leider durch Kloſtermauern und Sprachgitter von allen Weimarſchen Lauten abgeſchieden.

Die Königin gab mir den erſten ehelichen Hausrath — ein ſilbernes Thee- und Kaffeeſervice. Ich wollte, ich könnte ihr daraus einſchenken. Im Frühling — wohin mich auch das Loos pflanze und ſäe — flieg' ich wenigſtens nach

---

[1] Die „Adraſtea“ iſt gemeint

Weimar. Bury ſchmachtet nach den alten Abenden bei Ihnen, deren Abendaurora auch in mir nie erblaſſen kann.

Leben Sie froh, Schweigende neben dem Schweigenden! Ich hoffe auf ein Blatt, das beiden dieſen Namen nimmt. Grüßen Sie den geliebten Herder und Luiſe und Rinaldo und was auf dem Markte von Ihnen wohnt, und die Herzogin und Knebel und Böttiger. — Mög' Ihnen der Frühling mit der Magie entgegenziehen, womit er in der Jugend unſer Herz ſo ſüß umſtrickt und höher trägt!

Richter.[1]

37.

Jean Paul an Herders Gattin.

Berlin den 9. April 1801.

Theuere Freundin! Empfangen Sie meinen gerührten und freudigen Dank für die Geſinnungen, womit Sie an den Abweſenden glauben und ihn beglücken. Die meinigen ändert keine Zeit und keine Stadt. Ich bin noch immer derſelbe, der ein neues Buch von Herder wie einen Frühling erwartet und genießet. Ich hatte die „Adraſtea" ſchon von Bury geleſen und mich über dieſen letzten Band der „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit“ erfreuet. Der „Aeon“ [1]) — zumal ſein Sophokles-Oedipiſcher Tod — iſt das, was Goethes Caſualäon [2]) ſein wollte; und ſo ziehen (wenn in der Vorrede) die Greiſe im poetiſchen Aether. Unſerer von hiſtoriſcher Kenntniß und humanen Anſichten zugleich abkommenden Zeit werden die kenntniß- und grazienreichen Blätter Oel-, Roſen- und Stärkungsblätter ſein. Wie ſchlimm ſtänd' es mit mir, wenn etwas in meinem Innern wäre, was ſich nicht freundlich mit ihnen vertrüge!

---

[1] Eines am vorigen Tage erhaltenen Briefes von Richter gedenkt Herders Gattin den 4. Februar an Knebel, der darauf erwiedert: „Richter hat nun die ſilbernen Schalen erhalten — aber die Aepfel! Nun die wird ihm ſeine neue Caroline in Uebermaß hineinlegen. Er iſt ein holder betrügbarer Menſch, der doch mit allen Augen ſieht."

Ueber Menſchen ändert ſich das Urtheil leichter als über Grundſätze; alſo da ich über jene meines in einigen Punkten anders mitbringe, z. B. über den leeren, unpoetiſchen Merkel, der Parteiſucht mit Parteiſucht bekriegt: ſo kann freilich Ihre obere Tiſchecke, wenn ich daran kommen darf, wieder ein Kriegsſchauplatz werden, und ich bitte Sie, ſich mit mir zu alliiren.

Eine ernſtere Bitte hab' ich jetzt, nämlich die, mich den nächſten Sonntag auf eine Weimarſche Kanzel zu bringen nach beiliegendem Zeugniß, und mir gütigſt das Atteſtat der Proclamation bald zu ſenden, weil man mich nach hieſigen Geſetzen nicht eher copulirt, als bis die Möglichkeit des Einſpruch' weggenommen iſt. Für Romanſchreiber iſt ein ſolches Geſetz nicht überflüſſig.

---

[1]) Vgl. die „Werke zur Litteratur und Kunst“ B. 6, 175 S.
[2]) Das Feſtſpiel „Paläophron und Neoterpe“.

Die Verlobung der Gräfin Schlaberndorf, die ich hier ſehr achten lernte, iſt *ohne ihre Schuld* zerriſſen, und ſie jetzt in Leipzig, künftig in Meiningen. —

Die „Maria Stuart" gefiel hier nicht ſo, wie man Ihnen geſchrieben, ob man ihr gleich ein Halstuch umgethan und das Schlimmſte weggelaſſen.

Die Ruſſiſche Geſandtin von Krüdener, die oft bei mir iſt, wie ich bei ihr, kommt im Frühling nach Weimar, bloß um unſern Herder zu ſehen.

Bringen Sie dem Dichter des „Aeons" den Gruß des wärmſten Herzens und allen lieben Seelen um Sie. Leben Sie froh! Richter.

38.

Jean Paul an Herders Gattin.

Berlin den 18. April 1801.

Vortreffliche, ſchnelle Freundin! Dank für die Eile, mit der Sie mir das Zeugniß ſenden, als ich kaum meine Bitte um daſſelbe angekommen glaubte. Das dreimalige hieſige Aufgebot hält mich bis kurz vor den Pfingſttagen hier feſt, dieſe aber will ich unter den Weimariſchen Blüthen feiern. Ich befürchte für die an Leib und Seele ſo geſunde Luiſe nichts von meinem Geſchreibſel. Man macht oft den Autor für einen Schaden verantwortlich, der ſchon früher im weiblichen Herzen — durch Nervenſchwäche oder durch

Liebesunglück — arbeitete. Die Poeſie ſoll nicht das bloße, platte Repetierwerk des Lebens ſein, aber eben ſo wenig wird eine Geſunde das Leben für ein Repetierwerk der Poeſie anſehen und etwa glauben, Klopſtocks Engel oder des Heſperus Emanuele zögen beleibt ins ſtaubige Alltags-, Montags-, Dinstags-, Mittwochs- ꝛc. Leben herein. Nicht nur der Tod, ſondern auch die Krankheit will ihre Urſache haben, beſonders die geiſtige, und man ſucht ſie immer in der letzten Diät. Der gute Paul verdient in dieſem Punkt ſelig zu werden, weil er ſelig macht und nicht verdammt.

Die Schlaberndorf wird bald durch Weimar gehen; ſie verdient recht viele Liebe von Ihnen allen für ihre — und für ihren Werth, den ich jetzt ſeit ihrer nähern Kenntniß und ſeit der Kenntniß ihrer vollendet erzognen Tochter mit ganzer Seele achte.

Unendlich freu' ich mich auf die Weimarſchen Stunden und auf den Herzensbund, den Sie gewiß mit meiner Caroline ſchließen. Sie werden finden, daß nur dieſe für den tollen Romanſcribenten paſſe. Mitten im Kreiſe ſo vieler ſchöner und guter Mädchen lern' ich doch ſie immer ſtärker lieben, je länger ich ſie ſehe. Leben Sie froh! Alle in und an Ihrem Herzen ſeien aus dem Grunde des meinigen gegrüßet.

R.

39.

Jean Paul an Herders Gattin.

(Weimar im Juni 1801.)

Freundin! Heute ging ich wegen eines Doppelplanes nicht nach Tiefurt.[1] Komm' ich das erſtemal, wie ſchicklich, ohne Caroline, ſo muß ich zum zweitenmale kommen, wozu mir Luſt und Stunde fehlt. Alſo konnt' ich nicht beſſer einen Wagen nehmen, Sie beide in den Vorder- und mich und Caroline in den Rückſitz ordnen und ſo zu Wieland[2] fahren und rückwärts bei der Herzogin ſoupiren? Durch Ihre Gegenwart wäre die ſchnelle meiner Caroline entſchuldigt. Ich bitte Sie erſt auf morgen um Ihre Entſcheidung und um die des Tages.

Ich ſprech' es nicht aus, wie ſelig mir jetzt das Herz mitten in meinem Himmel ſchlägt darüber, daß ich nun wieder auf die alte, blühende, herrliche Freundſchaftsinſel, mit *einem* Herzen mehr noch dazu, ausſteigen durfte. Nie, nie konnt' ich unſern großen Genius — dem nichts fehlt als ein Spiegel — weniger lieben, auch wenn er als Engel mit einem Schwert vor meine Paradieſe träte; aber wie ſchöner glänzt der Engel, wenn er zu dieſen die Thüren bloß aufmacht!

Gute Nacht Ihnen beiden! Immer geh' es Ihnen, wie Sie es andern gehen laſſen! R.

---

[1] Zur Herzogin-Mutter, die ihm ſo freundlich geſinnt war.
[2] In Oſmannſtädt.

40.

Jean Pauls Gattin an Herders Gattin.

(Weimar im Juni 1801.)

Beikommendes Klaglied[1] verehrte Frau, ſendet Ihnen mein Mann nicht ohne Intereſſen; er erwartet dafür die ihm von unſerm theuerſten Vater verſprochenen „Provincialblätter“.[2] Sie, vollziehende Hälfte des hohen Rathes, geben es ihm gern?

Der Tag hat ſich heute ſo ſchön angefangen, daß ich mich freue über ſeine Mitte und ſein Ende. Mein herrlicher Richter hat mich heute durch ein ſchönes Seelenblatt unendlich gerührt, das ich Ihnen mitbringe: er hat mein Gemüth von neuem zum Eifer, zum niemals ermattenden erhoben, ihm und ewig nur ihm zu leben in Liebe und Sorgen.

Eben war ich dabei, ihnen dieſe flüchtigen Worte zu ſenden, und wie überraſchen Sie mich? Herrliche, herrliche Menſchen, wie dankt Ihnen meine Seele, wie beugt ſie ſich vor Ihrem großen Herzen! Ich verdiene noch nicht, was Sie aus Großmuth mir geben — aber wenn ich meinen Richter nach langen Jahren glücklich gemacht, dann ſehe ich mit freudiger Seele zu Ihnen auf, wie ich jetzt meinen Blick ſenken muß.

---

[1] „Das heimliche Klaglied der jetzigen Männer“, das in dieſem Jahr erſchien. Vgl. Spazier IV, 117 f.

[2] Die „Provincialblätter an Prediger“ waren 1774 erſchienen.

Dankbar aber und ehrfurchtsvoll beuge ich mich.

Caroline.

41.

Jean Pauls Gattin an Herders Gattin und Herder.

Meiningen den 22. Juni (1801).

Unſere Herzen haben Ihnen früher, ehrwürdige Mutter, den Dank geſagt, den ſie doch nicht ausſprechen können, und beſſer als wir hat Ihres die ſpätere Nachricht entſchuldigt, die wir Ihnen von unſerer Reiſe, der Ankunft und der kleinen häuslichen Einrichtung geben wollten. Sie iſt erſt ſeit geſtern auf der Schwelle der Vollendung. Daher war ich bis dahin ſo durchaus beſchäftigt, weil ich ſelbſt ordne und Hand mit anlege — eine Thätigkeit, die mir ſo wohl thut, weil ſie ſich mit ihren Wirkungen um das Herz meines geliebten Mannes herumſchlingt. Dieſer arbeitet jetzt ſchon ſo ruhig, als wäre er nie geſtört worden — ſo anhaltend, daß er heute zum erſtenmal aus freiem Drang eine Reiſe um unſre Meiningenſche Welt angetreten hat. Sie ſehen daraus, daß das Haus etwas Befriedigendes und Anziehendes haben muß. Menſchen hat er noch weniger aufgeſucht, und doch waren wir am zweiten Tag unſerer Ankunft ſchon umringt von allem, was es hier Hohes, Gebildetes und Elegantes gibt. Nämlich in den Zimmern der Herzogin, die meinen Mann, auf ſeine Bitte um eine Stunde, zum ganzen Mittag lud — und mich, ſeine Frau, ſpäterhin zum Thee. Wir haben uns gefallen bei der Herzlichkeit der beiden Fürſtinnen, bei der Achtung, mit der uns der ganze Adel empfing. Man fürchtet hier noch den Jean Paul als ein Weſen höherer Art. Der Herzog bewohnt jetzt ſein Luſtſchloß Liebenſtein. Man erwartet dort Richter, und er wird die Wartenden nicht täuſchen, ſondern nach einiger Zeit hingehen. — —

Wenn wir ſo ſelig allein bei einander ſind und wir — gegenſeitig glaube ich — unſer Glück täglich höher ſteigen ſehen, durch die ſorgende, handelnde Liebe, dann wünſche ich nichts mehr als daß des großen Herders ſegnendes Auge uns anblicke — niemals kann ich den Blick vergeſſen —, und an Ihr mütterlich Herz möchte ich mich anſchmiegen, ſeltne Frau. Ihr Bild ſchwebt mir zwar als ein Ideal vollendeter weiblicher Würde vor, und ich habe den reinſten Willen, mich dem zu nähern, aber ich möchte durch Sie alle Schattirungen des Bildes erhalten; denn es iſt leichter im Großen gut als im Kleinen vollendet werden.

Ihrer Luiſe habe ich auch noch zu danken — nur dafür, daß ſie da iſt, und iſt, wie ſie iſt. Ein reines Bild der Menſchheit iſt das Höchſte, was Menſchen geben können — mehr als Liebe, als Freundſchaft — etwas für ſich Beſtehendes, Heiliges — und doch gebend und wirkend. Ich ſchreibe bald an Ihre zarte Luiſe. Sie liebt mich auch ein wenig — und ſie würde es noch mehr, wenn ſie wüßte, wie dankbar ich dafür bin.

Sie, kluge Mutter, wiſſen am beſten, ob es nicht zu gewagt iſt, wenn ich mich mit dem kleinen Blatt an Ihren Patriarchen dränge. Geben Sie es, wenn es nicht zu kühn iſt. Ewig bleib' ich Ihre Seelentochter

Caroline.

(Von Jean Pauls Hand.) N. S. Hier geliebte Freundin kommt der „Titan“ 1) und „Fixlein“. — Haben Sie den innigſten Dank, den alle Gefühle geben konnen, für das Weimarſche vierzehntägige Himmelreich, wozu nur Sie uns den Eliaswagen gaben. Möge kein Weimarſcher Maifroſt in die immer offnen Blüthen aller Ihrer Herzen fallen!

Poſtſcript zum Poſtſcript. Unter allen Ständen, ſogar dem geadelten (der ſonſt nicht adelnd iſt) blüht Deutſche Bieder- und Offen- und Gutherzigkeit.

(Beilage.)

Es iſt nur ein Vögelchen oder ein Täubchen, was in Ihrer Abendlaube zwitſchert, heiliger Mann. Es ſingt ſein Lied, wenn Sie es auch nicht hören wollen. Sie dürfen ſich aber nur entfernen, ſo verhallt der Ton. So dürfen Sie auch dies Blattchen unter andere Papiere ſchieben, wenn Ihnen die Stimme unbeſcheiden klingt.

---

1) Deſſen zweiter Band.

Warum legten Sie ſo ſanft Ihre Hand auf meine Stirn, warum drückten Sie mir ſo viel Liebe aus? Ich kann es nicht laſſen, daß ich mich gerade vor Ihre Seele ſtelle, und Ihnen danke, nicht mit der Beſchreibung des lebendigſten Gefühls, ſondern mit einer ernſten, frommen Verſicherung, daß ich meine Seele immer würdiger Ihrer Achtung machen will, daß ich mich reinige und erhebe, ſo weit ich kann.

Nicht Weimar, aber Herders leben mit mir, ich ſehe zu Ihnen auf. Niemand hat gewiß ein offneres, empfänglicheres Herz für Güte und Größe. So habe ich lebendige Ideale mit mir genommen, und dieſe begleiten mich durch mein Leben. Segnen Sie mich weiter, Ehrwürdiger! Ihr Segen iſt mir heilig.

Eine Ihnen geweihte Seele.

(Von Jean Pauls Hand.)

Nachſchrift.

Ich bin jetzt im frohen Fall, Ihr poſtſcribirendes Muſter nachahmen zu können, Verehrteſter. Meine Frau iſt die Magdeburger Centuriatorin: ich habe bloß den Denker dabei zu machen. Wir leben hier ſelig, was ſchwer iſt, wenn man es 14 Tage lang bei Ihnen geweſen iſt. Möge die „Adraſtea“ bald als die dritte Grazie kommen! Möge mein „Titan“ und deſſen Poſtſcript in Ihrem Hauſe das Seltene finden — den Leſer im zweiten Stock — und das noch Seltnere, den Richter, der mir etwas darüber nach Meiningen ſchreibt! Leben Sie wohl! Darunter mein' ich immer das viele Schreiben ſtatt des vielen Unterſchreibens.

R.

42.

Herders Gattin und Herder an Jean Paul und deſſen Gattin.

Weimar den 15. Juli 1801.

Was werden Sie von unſerm Stillſchweigen denken, geliebte, unvergeßliche Freunde! Ich war an einem ſehr üblen Catarrh krank und bin es zum Theil noch; ein hartnäckiger Huſten will mich eben nicht verlaſſen. Knebels kamen, den 24. Juni zu uns bis zum 5. Juli. In dieſer Zeit kamen Ihre lieben Briefe, frohe Nachrichten, nebſt „Titan“ und „Fixlein“. Welche Freude Sie uns damit gemacht haben, treue Seelen einer beſſern Welt, o dies ſage Ihnen Ihr Herz ſelbſt.

Den Tag Ihrer Abreiſe haben wir Sie unaufhörlich mit unſern Gedanken begleitet. Ich ſagte mir gleich aus meiner langen Lebenserfahrung: „Nach dieſem Regen kommt Sonnenſchein in Meiningen.“ Und ſo iſt es denn auch! Glücklich preiſen wir Euch, Ihr wahrhaften Kinder der Vorſehung, daß Ihr dieſen Ort mit dieſen gutmüthigen, wohldenkenden Menſchen gefunden habt. Er werde Ihnen ein unſchuldiges Paradies der Liebe, wie es uns unſer liebes Bückeburg geweſen war. Solche Meininger gute

Menſchen hatten wir dort an unſrer Gräfin und einer treuen Mutter[1]) gefunden, und ein verborgenes Haus mit einem Garten voll Nachtigallen. Wie ſind mir die Menſchen, die Freunde lieb und heilig, die ich ſo aufgehoben in den Armen Gottes ſehe!

Gute verſtändige Carolina, liebſter Freund, Ihre beider Liebe und treue Freundſchaft macht uns recht glücklich. Es iſt doch ein unausſprechlicher Reiz von guten Menſchen gekannt und geliebt zu ſein. Wir hören nie auf, von Euch zu reden: Ihr ſeid und wohnt nun in unſerm Herzen auf ewig. Jetzt gebe ich das Blatt dem Vater: er hat Ihnen ein freundlich Wort zu ſagen für die Freude, die ihm der „Titan“ machte.

Um in Richters Sprache zu ſprechen, ſo unterſchreibe ich dieſen Brief und und dieſem Briefe mit Hand und Herz: ſeid glücklich, ihr Lieben, ſeid eins! Vergnügt, fleißig und verborgen. Die Frau hat den Mann zum Prieſter des guten Geſchmacks häuslich durch den Schlafdas iſt Schreibrock eingekleidet und mit lieber Hand ſelbſt eingeſchneidert[2]), wie Gott der Herr unſere würdigen Ureltern, als er ſie Seinesgleichen fand, zuerſt mit Röcken an den Leib ging und ſie ſich in der verhüllten Geſtalt noch ähnlicher machte; ſie wird auch künftig das Vögelchen ſein an ſeinem Tiſch, auf ſeiner Schulter (dicht am Ohr, wie die Taube jenes Propheten) und auf Eurer beider Laube. Der Titaniſche Poet wird — doch das ſpricht die Junge keines Undichters aus, was ein Dichter und Richter thun und leiſten kann, ſoll und wird. Liebliche Geſtalten, heitre Phantaſien ſchweben Dir vor und gaukeln um Dich im Leben und Schreiben; und mit mächtiger Fauſt und Scheere beſchneidete Du ſie kühn, keck, fein und zierlich. Dein Abend nach den gewagteſten Luft- und Herzensſprüngen ſei immer noch fröhlicher als Dein immer fröhlicher Morgen. — — — Nach dieſem ohne Zweifel ſchlecht improviſirten Verſuch Richteriſcher Proſa ſchreibe ich in der meinigen weiter.

---

[1]) Frau von Beſcheffer.

[2]) „Caroline hatte mir einen bunten, trefflich fließenden Schlafrock gemacht, aus einem Stück mit dem ihrigen.“
(Anmerkung von Jean Paul.)

Ihr zweiter „Titan“, Beſter, hat mir ausnehmend gefallen. Ihre Manier (dünkt mich) iſt ungleich kräftiger, größer, edler; jede Sache und Geſtalt und Betrachtung tritt nicht nur vor, ſondern auch in Geiſt und Herz; dazu greifen Sie gerade das Rechte an und thun (wie die Werkleute ſagen) tiefe Schnitte mit Ihrer Reisfeder ins Weſen und Unweſen der Menſchen. Dies erſtreckt ſich auch auf den Nachtitan.[1]) Die Einleitung iſt eine wahre Epistola Horatii ad Pisones; die Luftfahrt iſt eine Geburt wahrer jugendlicher Luſtigkeit (ich kann das Wort Laune ſo wenig als humour leiden) und der Stil iſt rein, correct, elegant, wie von Ihrer Taube beleſen. Die Heilige im „Titan“ ſteht wie ein Guido Reni da, in jedem Blick motivirt, und doch wie zart ſo feſtgehalten! Die Vorrede zum Füchslein (ſo ſchreibt der Pfarrer ſich jetzt) habe ich auch wiedergeleſen mit doppelt und dreifachem Vergnügen.[1] Kurz, lieber Richter, ich winde Euch um Euer zwar nicht weißes, aber weiſes Haupt, (nachdem Ihr ſchon einen, die Myrte, tragt, die Euch eine lindere Hand als die meine umgewunden) drei Kränze: 1) den Eichenkranz zuerſt, weil Ihr Euch der Deutſchen Mängel und Gebrechen ſo herzlich und bürgerlich und freundlich und ernſt annehmt; ſodann 2) einen Lindenzweig: denn jetzt blühen die Linden und die Bienen ſchwärmen ungezählt und unzählbar ſumſend umher: ſo iſts gerade in Euren Büchern; ſie ſind die wahre Linden- und Bienenflora. Dann, weil jetzt in unſerm Garten Lilien und Roſen blühn (die leider bald verblüht ſind), 3) die ganze Gartenflora in den dritten Kranz, dichtgedrängt und bunt und durch einander, wie Eure Bilderflora; darunter ich dann auch nach meiner Gewohnheit hie und da eine piquante anbringen möchte, doch nur mit dem Stachelchen der Liebe. Lebt wohl, Dreigekrönter, ſeid geſund, luſtig und arbeitet und producirt. Da es Euch an Collectaneen und Entwürfen und Gänſefedern, mit denen Ihr ſo karg ſeid[2], nicht fehlet, ſo ſtehe

---

[1]) Den „komiſchen Anhang“.

---

[1] Vgl. oben Nr. 11.

[2] „Ich hatte ihm eine, 5 Groſchen werth, eine Glasfeder bloß geſchenkt, und fragte aus Berlin, wie er damit ſchreibe.“ (Anmerkung Jean Pauls)

Euch der Genius immer zur Seite. Doch er ſteht Euch ja als Genia da. Lebt wohl, Ihr Lieben, in Eurem Thal der Gutmüthigkeit und Jugend. Die Kleine genieße es, daß ſie aus dem Sandlande weg iſt und jetzt im Naturlande lebet. Lebt wohl und erinnert Euch unſer freundlich.

P. S. Mein Schreibſel bitte ich als ein Tiſchgeſpräch anzuſehen. Alles in Liebe. Ich danke Ihnen für Ihren „Titan“ geiſtig und herzlich. H.

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, mit welch inniger Zuſtimmung und Freude mein Mann den zweiten Theil Ihres „Titan“ geleſen hat. Er war recht glücklich dabei und konnte ihn nicht aus der Hand legen, bis er durch war. Lange war ihm ein ſolcher Genuß nicht geworden. Ich wollte, Sie hätten ſeine Geiſtes- und Herzensfreude darüber lebendig ſehen können. Der Buchſtabe ſagts doch nur immer halb. O fahren Sie auf dieſem Weg fort, lieber, trefflicher Arzt der Menſchen! Ihre C. H.

43.

Jean Paul an Herders Gattin.

Meiningen den 22. October 1801.

Verehrteſte Freundin! Wär' ich nicht in der Ehe — und Ruhe — und Einſamkeit — und ſogar brieflichen Abſchiedenheit, ſo wäre ein ſo langes Schweigen auf den ſchönſten Doppelbrief (im Juli), den ich je von Ihnen erhalten, eine eben ſo lange Sünde! Ihre Reiſe nach Franken und die unſrige nach Baireuth und Caſſel machen die ſchweigende Zeit kürzer. — Nichts als was mich freute, vernahm ich; dahin gehört zuerſt das Gedicht über Heloiſe, das ein allgemeiner Enthuſiasmus mir ſchilderte, und das ich mit einem ähnlichen — ſuchte; denn ich bekomm' es erſt. Wann nimmt die „Adraſtea" ihre Diamantenwage wieder? Ich ſage hier dem herrlichen, liebenden Richter, der an meinen „Titan" ſo freundlich nicht die längſte, ſondern die kürzeſte Elle anlegte und ihn ſo nicht unter dem Rekrutenmaaß befand, allen den frohen Dank, den ein aufgemunterter Autor und ein beglückter Freund nur bringen kann. O es iſt ſchön, wenn der Fixſtern, der uns den Weg beleuchtet, ſo nahe herabtritt, daß er unſere Sonne wird, die wärmen kann!

Den 1. November.

Eben hab' ich die „Heloiſe" geleſen — beinahe geſungen. Der proſaiſche Aufſatz iſt ihre Zeichnung und der poetiſche ihr Colorit. [1]) Mit wenigen Plutarchiſchen Lineamenten — die ſie und das Ideal weiblicher Kraft umreißen — iſt ihre Geſtalt, und mit den lyriſchen Farben aus einem Herzen, das ſelber ein fortdauernder Hymnus auf die Natur iſt, unſer Gefühl für ſie gegeben und verewigt. Ueber alles

---

1) Vgl. die „Werke zur Litteratur und Kunſt" B. 6, 295 ff.

rein und hoch und ſchön iſt der Todtengeſang, der ſich ſelber in Sphärenmuſik ſetzt. Auch meine Frau wurde innig von dieſer Wahr- und Schönheit bewegt.

Den 2. November.

Geſtern fand ich bei dem Herzog in der Zeitung die Standeserhebung des über den Stand Erhabenen, der den böſen Römiſchen Kaiſern gleicht, die keine Götter achteten und zuletzt Götter wurden. Aber ich errieth den cameraliſtiſchen Anlaß, den Sie mir heute durch Knebel ſchreiben.[1] Meinen Glückwunſch dem Churfürſten und mein Zahnknirſchen der juriſtiſchen Harpye, die Ihren Tiſch beſudeln will! Görtz[2]) und der Churfürſt mögen Sie von dem überzeugen, was ich Sie ſo oft verſicherte, daß nämlich ganz Deutſchland ein wenig anders urtheile und handle, als zuweilen Ihre unnachbarliche Nachbarſchaft. Und Ihr Mutterherz nehme daran wahr, daß es außer dem Vaterherzen in der obern Stube noch ein zweites in der oberſten Stube — jenſeits der Höhe — gebe, worauf man bauen kann.

Von meinem Ehe-Empyreum und Glanz ſchweig' ich, ausgenommen gegen meine Frau; wir kennen nur einen Edenaugenblick, das iſt der unſeres Findens und Habens.

---

1) Vgl. die „Erinnerungen" III, 256 f. oben S. 151 f.

2) Graf Görtz, damals Reichstagsgeſandter in Regensburg, der die Adelserhebung Herders beim Churfürſten von Baiern betrieben hatte.

und dieſer iſt noch nicht aus. Ungebeten geh' ich jetzt ſchwer vom Leſetiſch weg. Die Ehe lehrt Einſamkeit. Ich verlange nichts als Bücher, Berge und Bier; das hab' ich; doch ſehn' ich mich — und dadurch könnt' Ihr Wunſch wahr werden — zumalen da ich neulich ausgerechnet, daß ich anſtatt an einen Ort hinzureiſen und dann wieder zurück, mit derſelben Summe zwei Wagen — mehr brauch' ich nicht — bezahlen kann und nur bleiben darf — zuweilen nach einem andern und höhern Geiſt als den gedruckten. Wenn ich jemand zum Eſſen bei mir bitte, was unendlich ſelten geſchieht, ſo bitt' ich mich auch mit und erſtaune dann über die Ordnung am Tiſch, und glaube auswärts zu ſpeiſen.

Was macht Bury und die Berlepſch? Den Dr. Majer, der ſo malt wie der Prof. Meyer, meinen Gruß und Fluch, daß er mir die in ſeinen Büchern beſtehende Bezahlung meines „Titans“ noch nicht geſchickt. Darf ich Sie um ernſtes Mahnen dieſes böſen Schuldners bitten? Jacobi iſt in Aachen und im Winter in Paris. Friede ſei und bleibe jetzt mit dem Frieden!

Ich ſchreibe und leſe hier viel und bin doch geſünder, weil mich keine Berliner- — Berlepſchs- — Kalbs- — Vormitternächte aufzehren.

Meine Grüße aus dem Herzen des Herzens an unſern primus acquirens und an die holde Tiſchantipodie und an alle Ihre Kinder und meinen Dank für Ihr warmes Denken an den alten ernſten Paul.

R.

(Von Jean Pauls Gattin.)

Darf ich es auch wohl ſagen, unvergeßliche liebe Mutter, daß alles, was das äußere Schickſal thut, Ihr innerſtes Familienglück zu erhalten, mein Herz mit Dank zu Gott erhebt. Möchten Ihre Jahre wachſen wie Ihr Glück! Wir beſuchen Sie recht oft mit der Seele. Mein Mann dürſtet nach dem Ihrigen und nach den Seinigen. Es iſt wohl glücklich, das genügſame, ſanfte Kindesherz, aber es entbehrt den fremden hohen Geiſt, den es ſo ganz umfaßt. Der Herzog allein iſt meines Mannes einziger männlicher Umgang er liebt ihn und will ſich, ſo ſcheint es, an ihm aufrichten. Seit ſeiner Mutter Tode will er bloß ein guter Menſch ſein.

Die „Heloiſe" kam uns wie ein Beſuch aus einer höhern Welt. Es bedeutet nichts, wenn ich ſage, daß meine Seele in Bewunderung, Andacht und erhabne Wehmuth aufgelöſt war — und ſo wirkt ſie überall, wo eine Seele großer Eindrücke empfänglich iſt.

Hat meine geliebte Luiſe mich nicht vergeſſen? Ich ſehne mich nach ihrer heiligen Seele, und leſe oft das kleine Gedicht, was ſie mir beim Abſchied gab. Es waren ſchöne Tage, die Sie uns gaben — im Frühling der Liebe wie der Natur.

Schließen Sie, liebenswürdigſte und verdienſtvollſte der Gattinnen und Mütter, nächſt Richter auch mich in Ihr Herz, weil wir doch nun beide ſo feſt und ewig an einander hangen. Ich lebe in Liebe für den Einzigen. Ach, Sie können es nicht wiſſen, wie göttlicher Natur er iſt; denn ſie haben ihn ja nicht, ſehen ja nicht ſein Thun und Treiben. Warum bin ich ſo geſegnet! rief ich oft aus. Ihre Tochter umarmt Sie und empfiehlt ſich ehrfurchtsvoll dem großen und guten Vater. Caroline.

44.

Jean Paul an Herders Gattin.

Meiningen den 18. November 1801.

Eilig.

Theure Freundin! Sie werden meinen Brief erhalten haben, wie ich die Ihrigen. Ihren Franco-Wunſch[1] erfüll' ich mit Freude und Sehnſucht, aber vorher muß ich Ihrentwegen Ihnen folgendes vorlegen.

Wenn die Fürſtin Ihre ſo leicht zu erfüllende Bitte dem Fürſten vorträgt, ſo kann ſie es nicht in meinem Namen thun, da jeder ſelber bitten muß, noch in Ihrem, ſondern in Ihres Mannes Namen; denn ohne Bitte kann kein Privilegium gegeben werden. Jenen verehrten Namen ſoll ich aber nicht nennen; wie iſt das zu machen? Ja wenn Sie es ſogar erlaubten, ſo ging' es nicht, daß ich als Mittler Herders ſpräche, da er viel leichter meiner ſein könnte und ich dieſen Verehrten compromittirte, wenn ich *für* anſtatt *durch* ihn etwas bäte, zumal da die Fürſtin ihn in ſo hohem Grade verehrt. Am beſten alſo wär' es, wenn Herder ſeine ſo kleine Bitte, die unmöglich fehlgreifen kann, ſelber vortrüge, ja ſie ſogar, weil ſonſt ihr Object zu klein iſt, auf andere Reichsländer, in denen Sie noch Söhne haben, ausbreitete.

---

[1] Betreffend die Führung des verliehenen Adelstitels.

Ich bitte Sie daher, unſern Herder nicht einmal mit dem Daſein Ihres frühern Wunſches bekannt zu machen, damit er nicht „anfahre“, wie ich ſonſt am ſeligen Tiſchpole zu ſagen pflegte. Uebrigens ſteht Ihnen meine Feder, meine Bekanntſchaft und alles, was ich vermag, zu beſtändigen Dienſten. Leben Sie wohl, treue Mutter! Die ſchöne Luiſe ſei gegrüßet und geküſſet, und der luſtige Arzt[1] ſei das erſtere. R.

Meine Caroline grüßet und liebt die Weimarſche Caroline.[2]

45.

Jean Paul an Herders Gattin.

Meiningen den 9. Januar 1802.

— Ich ſehne mich nach dem Frühling, um ihn zu erneuern für mich unter Ihrem Dache. Wär' in Weimar geſundes Bier, ich zög' ihm nach. Ewig blüh' und wurzel' ich nicht hier. Uebrigens geht es uns gut unter Guten.

---

[1] Herders Sohn Go[illegible]fried.

[2] Herders Gattin ſelbſt.

Der Herzog beſucht uns oft, ich ihn öfter; und ſchlag' es oft ab nach alter Sitte meiner Independenzacte.

Meine Caroline ſitzt voll Schönheitsblüthen — ich voll Geiſtesfrüchte. Der dritte „Titan" ſoll ſogar Ihnen gefallen, wenn Sie ihn leſen unter Titanen — nämlich in der andern Welt, die das rechte Studierzimmer iſt, wie die hieſige ein Näh- und Corrigierzimmer. — Hier verlern' ichs ganz, mich zu loben. —

— Den Erfurtern 1) hab' ich noch nicht geantwortet, werde aber doch zuweilen ein recenſirendes Wort in der Zeitung für das Sündengeld hören laſſen, das ſie anbieten.

Ich und meine Gattin ſind fortſelig und werden immer jünger, zumal der Gatte. Der hieſige Herzog hat durch den Erbprinzen von Mecklenburg, der bei mir war, und durch deſſen Schweſter in Hildburghauſen von einer für uns beide vorſorgenden Anſtalt erfahren, die er noch verſchweigt; ſie erlaubt uns überall zu leben, wird aber erſt in einem halben Jahre kräftig.

Den 12. Januar.

Vorgeſtern erhielt ich Ihre Looſe, wovon ich bisher 4 angebracht. — Schicken Sie mir immer alles, was Sie erleichtert; ich nehme alles gern, entweder in das Herz oder auf die Schulter. Nichts iſt ſchmerzlicher und mißtönender, ſag' ich in Rückſicht Emanuels 2), von deſſen Behauptungen

---

1) Den Herausgebern der Erfurter Zeitung, worin auch Herder Beurtheilungen erſcheinen ließ.

2) Jean Pauls Freund in Baireuth. Vgl. Spazier III, 195 ff.

ich noch nichts weiß, als wenn zwei gleich reine Melodien zugleich rein geſungen werden, nur aber jede aus einem andern Ton. Aber unter reinen Menſchen löſet die Zeit den Krieg, und aus dem Waffentanz wird ein hübſcher Großvater- und Sphärentanz.

Mein ewiger großer Herder empfange hier ſeinen Gruß und Dank! Sein lebendiges Seelenwort hat mich mehr als er weiß, auf den rechten Fußpfad am Muſenberg emporgeleitet, wie er aus dem dritten „Titan“ noch mehr ſehen ſoll. Sein Geiſt iſt eine ſchöne Anthologie der Menſchheit und beſonders eine hübſche Griechiſche. Bekränzt und leicht gehe die Zeit vor ſeiner innern Ewigkeit vorüber! Sehr, ſehr freu' ich mich der „Adraſtea“ entgegen!

Der guten Herzogin-Mutter und dem Cirkel dieſes ſchimmernden Mittelpunktes möcht' ich gern hier durch Sie ein Grüßlein ſchicken — auch Ihren Kindern — und beſonders dem ſchönen.

Ich ſtehe mit dem Herzoge hier — der 10,000 mal moraliſcher iſt als ꝛc. — auf einem ſo guten und doch freien Fuß, daß man mir ſogar einigen wohlthätigen, aber unwillkürlichen Einfluß zuſchreibt. Was könnte erſt ein Herder wirken?

Ich habe an einen Poſenſchraper in Hamburg um Kiele, an Fourcroy in Paris um ein Tintenpulver und an drei Holländiſche Papiermühlen um Papier geſchrieben, um von unſerm Herder ſo viel Federn, Tinte und Papier zu ſchicken, als er braucht, um mir doch die vier Worte zu ſchreiben: Ich verharre Deroſelben Freund. R.

Alle Grüße des Herzens von meiner Caroline an Sie alle!

46.

Jean Paul an Herders Gattin.

Meiningen den 18. März 1802.

Wie kann ich Briefe und Bücher zugleich beantworten? — Ueber die zwei „Adraſteen" allein brauch' ich ein paar Abendeſſen bei Ihnen, um nur zu ſagen, wie ſie mir gefallen. Aus der dritten, die ich verliehen, entſinn' ich mich noch unter den poetiſchen Stücken des ſchönſten und richtigſten Gedichts, das die Weiber je von Dichtern erhalten (Adams Traum) und der zwei erſten Legenden. Die Abhandlung über die Fabel, Allegorie, den Roman (als ein Wiederſchein des Traums) und über das Trauerſpiel (beſonders über das Schickſal) unterſchreib' ich bewundernd. Die Oper der Oper iſt koſtlich und unerwartet, wie des Perſius ſchweres Problem gelöſet. [1] Ueberhaupt ſcheinen die beiden letzten „Adraſteen" mit noch großerm Feuer und einer Kraft geſchrieben, von der man ſich eine größere Geſundheit verſpräche, als leider, wie ich hore, blieb. Aber was hab' ich mit allem dieſen geſagt als höchſtens Ja? Im Frühling, unter Ihrem Dach läſſet ſich eher ein breites Wort ſagen. Herzlich dank' ich für Ihr Anbieten Ihrer Superintendentur; aber es wäre zu ſtark, es anzunehmen. Mit meiner Caroline wollt' ich auch nach Leipzig reiſen, damit ſie ihren Vater und die Schweſtern ſähe; aber alle Zeichen, die eine lang gewünſchte Veränderung verkündigen, ſcheinen dieſe Reiſe abzurathen. In drei oder vier Wochen kommt der „Titan". Frau von Kalb war hier; ganz dieſelbe in Kraft, Geiſt und — Traum; die Arme ſchwimmt in ihrer Fluth und hält ſich an jeden Zweig, der — neben ihr ſchwimmt.

---

[1] Vgl. die Abſchnitte Fabeln, Märchen und Romane (mit dem Geſpräche in Diſtichen der Traum und dem Gedichte der erſte (Adams) Traum), Bilder, Allegorien und Perſonificationen, Tanz und Melodrama (mit der neueſten deutſchen Oper), Drama in B. 17 der „Werke zur Litteratur und Kunſt". Von

Ich ſchreibe eiligſt, um den Herrn Müller 1) nicht zu verſäumen, bei deſſen Bericht von Weimarſchen Kriegstroubeln man erſt recht den Meininger Frieden fühlt.

Ich machte mit dem Herzoge eine Reiſe durch das Oberland, war zweimal in Hildburghauſen am Hofe, ſah die blühende F(euchtersleben), ſprach ſehr mit ihr und ſagte ſtill: „Gott ſei Dank!" Möge die Geſundheit unter allen möglichen Gäſten ewig unter Ihrem Dache bleiben! Grüße und Wünſche des Herzens von Caroline und mir an Sie alle!

Perſius enthält das Heft der Adraſtea die Ueberſetzung der Einleitung und der erſten Satire.

1) Den damaligen Regierungsaſſeſſor, ſpätern Canzler Friedrich Müller.

47.

Jean Paul an Herders Gattin.

Meiningen) den 22. April 1802.

Ich hab' Ihnen ſo viel zu ſagen und zu antworten, und ich wollt', ich könnt' es in Ihrem Garten thun. Unendlich ſchmacht' ich nach einem blumigen Stück alter Zeit: und ein Zank in der Tiſchnähe wäre mir lieber als ein Friede in der Meilenweite. Thieriot[1] iſt noch hier und unſer Tiſchnachbar. Er und ſein Spiel gefiel dem Herzog weit mehr als der trotzig-ſchlaffe Kanne[2], der zu nichts weniger als zu einem Prinzenlehrer — eher zu einem Prinzen ſelber — taugt, mit ſeiner ekelhaften Willenloſigkeit, witzigen Ideenarmuth und einſeitigen Suffiſance. In der neueſten Schule friſſet, weil ſie geiſtig und leiblich nichts zu leben haben, jeder den andern, wie jetzt Schelling Fichten, der Neueſte den Neuen, jedes Geſchöpf ſeinen Schöpfer, wodurch die ſchmutzige, leere Seite dieſer Schule bald einfallen wird, indeß die mit der Frescoarbeit bleibt, das iſt, daß alle insgeſammt nur *eine* Seite haben, die ekelhaften,

---

[1] Der junge Philolog und Violoniſt, deſſen Bekanntſchaft Jean Paul in Weimar auf ſonderbare Weiſe gemacht hatte. Vgl. Spazier IV, 77. Paul Thieriot ſtarb als Lehrer einer Unterrichtsanſtalt zu Wiesbaden.

[2] Johann Arnold Kanne, deſſen ſich Jean Paul ſpäter annahm. Seine erſte Schrift „Urkunden der Geſchichte" (1808) beurtheilte er möglichſt günſtig. Vgl. Jean Pauls Werke B. 19, 172 ff.

Nachbeterei durch die kleinſten Beſtimmungen und Urtheile hindurch; wie Sie am markloſeſten Nach-Schlegel Dr. Maier bemerken können, an dem nichts groß iſt als das j.

Eben kommt Frau von Kalb. Ihre Erſcheinung kommt wie ein Frühling in den Meiningiſchen Winter an Kunſt, deſſen kalte und reine Luft aber ſtärkt. Ihre Einſamkeit hat ihrer Kraft eine beſcheidene Stille gegeben, die Ihnen im Weimarſchen Stimmencharivari gefallen wird. Auch meine Frau, die jedes Gewächs nur nach ſeiner Blüthe, nicht nach ſeiner Rinde ſchätzt, ehrt ſie hoch.

Thieriots Herz könnte man beinahe noch in die Bruſt einer Jungfrau einſetzen und damit das reinſte Blut umtreiben; er iſt ſehr gut, bis auf einen nachſprechenden Schein. Ueber den neueſten Unſinn, Amors Pfeile ſtatt in Honig in Koth zu tauchen, ſprach ich mit ihm hoff' ich ſiegend; und nicht bloß moraliſch, auch äſthetiſch und ſogar Griechiſch läſſet ſich, wie ich einmal unter andern Gedanken mit dieſen zeigen werde — dieſer unreine, zweckloſe Wahnſinn an den Altären Homers, Sophokles', Platos, Shakeſpeares ꝛc. wegwerfen, vernichten und opfern, wie Schweine der Venus. In nächſter Woche kommt der „Titan" und noch ein paar Worte dazu. Alles lebe freudig in der Freude des Frühlings, Vater, Mutter, Tochter — die ſchöne, ſogar Schlegelianern ſo ſehr gefallende (ich hoffe aber nicht, daß ſie hier vorlieſet oder zuhört) und Söhne. Addio, carissimi. R.

48.

Jean Paul an Herders Gattin.

Eiligſt. Meiningen den 11. Mai 1802.

Freundin! Hier iſt eiligſt der „Titan", deſſen dritten Band ich für das Erträglichſte halte, was ſeit vielen Jahren aus meinem Dintenfaß gedunſtet. Ich erwarte Ihre Antwort, wenn der „Titan" geleſen iſt vom — Titan in der obern Stube. Heute ſchreib' ich lauter Titansfrachtbriefe.

Keine Minute ſind Sie ſicher, daß ich nicht zur Thüre hineinfahre. Ich kann es gar nicht mehr entbehren, Sie zu ſehen. Der Juni, wo erſt mein Schwiegervater in Leipzig eintreffen will, ſteht mir faſt zu weit weg.

Verzeihen Sie die Schreibkürze der Druckweitläufigkeit. An Böttiger ſenden Sie gütigſt das rohe Exemplar.

Thieriot ging erſt vorgeſtern von hier, ſo ſehr gefiel ihm alles.

Leben Sie froh! Das ſag' ich hier froher, als wenn ichs in Weimar ſage und dahinfahre. R.

49.

Meiningen den 28. Juni 1802.

Gütige! Geſtern war alles für die heutige Reiſe nach Weimar gepackt. In der Nacht änderte mich ein Uebelbefinden und der Wolkenhimmel. Doch hoffen wir beide höchſtens Anfangs künftiger Woche im — Himmel zu ſein. Daher verſchieb' ich alle Antworten, Dankſagungen, Zurückſendungen auf das Wiederſehen. Was hab' ich nicht zu ſagen und vollends zu hören? — Haben Sie Dank für Ihre gedruckten und geſchriebenen Geſchenke. Dem ſtummen Beredten ſei recht wohl! Und Ihnen! und der Jungfrau! Und was Ihr Herz noch auf beiden Seiten umgibt!

Richter.

Ich bitte umzuwenden:

denn hier habe ich erſt Platz Ihnen für Ihr herzliches Anbieten einer Wohnung zu danken, ſowie dazu Nein zu ſagen. Ich wohne bei der alten Quartiermeiſterin, bei der ich das geben darf, was ſonſt die kriegeriſch Einquartirten nehmen — Geld. Am Ende logier' ich doch bei Ihnen, nur nicht Nachts. Adio!

Wollen Sie nicht gütig auf den leeren Brief an Dr. Berlepſch die ganze mir unbekannte Adreſſe ſchreiben und ihn auf die Poſt ſchicken?

50.

Jean Paul an Herders Gattin.

Meiningen den 11. Mai (1803).

Vergeben Sie meinen verzögerten Dank für die „Adraſtea" meines Wunſche, ihm den „Titan" 1) mitzugeben.

---

1) Den vierten Band.

Der Aufſatz über die Juden[1] hat mir wie dem Herzog durch ſeine feine, luſtige, vielſeitige Gewandtheit gefallen. Eine unausſprechliche poetiſche Indiſche Süßigkeit hat die „Flora-Melitta“ und „Pſyche“. Der Aufſatz über die Freimaurer iſt maueriſch, nämlich es wird ein Schleier von einem — Schleier abgezogen, und das Licht raubt die poetiſche Schönheit der Myſterie nicht. Luthers Markknochen[2]) und die Zinzendorfiſche ganze Nummer haben mich ſehr reich geſpeiſet. Gegen die „Atlantis“ hab' ich bei Seite 346 nur den Einwurf — trotz des Jenenſiſchen wilden Jägers —, daß kein Staat und kein „Tribunal der Verſtändigen“ ein neues philoſophiſches oder mediciniſches ꝛc. Syſtem erfunden, ſondern ſtets ein Menſch. Sobald alſo alte, anfangs auch neue, von einem Menſchen erfundene Syſteme gelehrt werden dürfen, ſollen, warum nicht auch neue von dem Erfinder ſelber, zumal da es in der Wiſſenſchaft keine Majorität gibt, obwohl in der wiſſenſchaftlichen Sittlichkeit? Man bewundert die Gelehrſamkeit des Buchs, weil man ihrer bei andern nur in einem Fache gewohnt iſt, nicht aber in ſo vielen.

Da die „Adraſtea“ eine Palingeneſie und Wiederbringung des achtzehnten Säculums iſt, ſo will ich darin um ein Poſtament für einen großen Todten, den Nordiſchen

---

1) Dieſer und die im folgenden genannten Aufſätze finden ſich jetzt im zwölften Bande der „Werke zur Philoſophie und Geſchichte“.

2) Stellen aus Luther für das Bekenntniß der Wahrheit.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51185-X
HERDER,J.G. FN. 07561/019

Uraniden nachſuchen, für den aus Sonnen beſtehenden Nebelfleck — Hamann. Herder iſt dies dieſem Lands- und Geiſtesverwandten ſchuldig. Er begleite ſein Wort über ihn mit einigen Worten aus ihm, damit ein ſolches Polargeſtirn nicht endlich hinter dem Gottesacker ſeiner Freunde verſchwinde. Von mir weiß ich nichts zu ſagen, als daß wir alle blühen — beſonders ich — und daß ich Ende dieſer Woche mein Dintenfaß in Coburg aufſtelle. Der Herzog, den ich ſo bewegt verlaſſe, als wär' es mein Jugendfreund, bot mir Freiquartier, die Bezahlung der Bücherfrachten und die Anſchaffung beliebiger Bücher an, um mich als ein koſtbares Medaillon an ſeinem Halſe fort zu behalten. Aber er kann mich nur dankbarer, nicht irre machen.

Leben Sie recht froh dahin. Ich grüße alle. Geben Sie mir bald einige liebe Worte. Der letzte Brief von unſerm Herder an mich war länger, als ich ihm zugetrauet. Beſonders ſei die holde Jungfrau [1]) gegrüßet.

H. J. P. F. Richter.

---

[1]) Herders Tochter Luiſe.

Beilage.

Des todten Shakeſpears Klage unter todten Zuſchauern in der Kirche, daß kein Gott ſei.[1]

Ich hörte in meiner Jugend oft, daß die Todten zu Nachts um eilf Uhr, wo wir in tiefen Schlaf untergeſunken, aus dem ihrigen auffahren und in der Kirche den Gottesdienſt der Lebendigen nachäffen; ich ſah daher damals ſpät nicht gern nach den langen Kirchenfenſtern und dem

---

[1] Jean Paul hat dieſe Klage ſpäter als „Rede des todten Chriſtus“ ganz umgearbeitet und in den „Siebenkäs“ als erſtes „Blumenſtück“ aufgenommen. Außer dieſer fanden ſich in Herders Nachlaß von Jean Pauls Hand noch „Das Leben nach dem Tode“ (Werke B. 30, 12 ff.) und „Rhapſodiſches Pasquill auf die ſchönſte Frau in Deutſchland“ (Werke B. 32, 72 ff.). Dieſe Aufſätze müſſen bald nach dem Erſcheinen der „Teufelspapiere“ (Mai 1789) entſtanden ſein. Vgl. Spazier III, 48.

Mondlichte, das darauf ſchillerte. Jetzt will ich meinen Traum erzählen; aber ich achte die Träume: es iſt uns, als ſähen wir aus ihnen in ferne bewölkte Geſtade hinüber — als trügen ſie uns aus dem untern Getöſe des Waſſerfalles hinweg auf eine ſtille Höhe, wo wir in den durch die Ebene ſchweigenden Strom des Lebens ſchauen und in den Himmel, der über und in ihm ſteht.

Mir träumte, ich erwachte auf dem Gottesacker. Ich hörte die abrollenden Räder der Thurmuhr, da ſie eilf Uhr ſchlug — und ſuchte am nächtlichen ausgeleerten Himmel die Sonne und glaubte, eine Sonnenfinſterniß bloß verdecke ſie mir. Die Gräber ſtanden aufgeſchloſſen wie die eiſerne Thüre des Gebeinhauſes; an den Mauern flogen Schatten, die niemand machte, und andre Schatten gingen aufrecht in der bloßen Luft. Zuweilen hüpfte ein wogender Schimmer innen an den Kirchfenſtern hinan und zwei bebende unaufhörliche Mißtöne kämpften in der Kirche mit einander und wollten vergeblich in einen Wohllaut vergehen. Ich wurde ohne mein Gefühl in die Kirche gerückt, in der hinten am Altar eine einzige hohle Stimme tönte und bebte. Ich ſah unbekannte Geſtalten, denen alte Jahrhunderte aufgeprägt waren und welche bebten; die von mir fernen bebten heftiger und wurden zu entfärbten Schatten zertrieben; und hinter dem Altar war ein zitterndes Dunkel, in das die Schatten zerfuhren — die Todtenverſammlung wurde dem Dunkeln immer zugerückt und es fraß davon ab. In aufgedeckten Sargen lagen ſchlafende Todte mit einem Angeſichte voll lebender Träume und lachelten zuweilen; aber die erwachten lachelten nicht. Viele wachende drehten ſich nach mir und ſchlugen ziehend die Augenlieder auf; aber innen lag kein Auge und in der linken Bruſt war ſtatt des Herzens ein Loch. — Eben dieſe mit geräderter Miene fingen nach etwas in der Luft und ihr Arm verlängerte ſich und riß ab und rann auseinander. An der Kirchdecke war das Zifferblatt der Ewigkeit, worauf keine Zahl und kein Zeiger war und das um ſich ſelber kreiſete; dennoch zeigte ein ſchwarzer Finger darauf und die Todten wollten die Zeit darauf ſehen. Mich zogs der entſetzlichen Stimme am Alter näher, die aus einer edlen Geſtalt, wie faſt Shakeſpears ſeiner, tönte; aber man ſah es nicht, daß ſie ſprach. Sie ſprach ſo:

„Tönet nur fort, ihr zwei Mißtöne! Kein Gott und keine Zeit iſt. Die Ewigkeit wiederkäuet ſich und zernagt das Chaos. Der bunte Weſen-Regenbogen wölbt ſich, ohne eine Sonne, über den Abgrund und tropfet hinunter — das ſtumme nächtliche Begräbniß der Selbſtmörderin Natur ſehen wir und wir werden ſelbſt mit begraben. Wer ſchauet nach einem göttlichen Auge der Natur empor? Mit einer leeren ſchwarzen unermeßlichen Augenhöhle ſtarret ſie euch an. Ach! alle, alle Weſen ſtehen in dieſem ewigen Sturm, den nichts regiert, als gekrümmte Waiſen da, und ſo weit als das Sein ſeinen Schatten wirft, gibts keinen Vater.... Wo ziehſt du hin, Sonne mit deinen Erden? Auf deinem langen Wege findeſt du keinen Gott und vielleicht auf einer Erde einen eingebildeten.... Wir unglücklichen Todten! wenn wir den wunden Rücken, vom ſchweren Leben entladen, in die Särge niederlegen und am Lebensabend in unſre Erde ſchläfrig und gebückt mit der Hoffnung kriechen, am Morgen ſehen wir Gott und ſeinen Himmel –– ſo reißet und praſſelt uns um Mitternacht aus dem Todesſchlaf und aus der Todtenaſche das Stürmen und Kämpfen und Lodern der ungebaueten Natur und es kömmt kein Morgen... Ungeſtorbner dort! drücke keinem Todten mehr die Augen zu; denn die Augenlieder faulen ab und dann ſieht er: und ſieht keinen Gott mehr..... O ihr beglückten Lebendigen! vielleicht fallet ihr heute im Abendpurpur und im Blüthenathem nieder und ſehet in den aufgeſchloſſenen Himmel hinein und über die Fixſterne hinüber und geht wie Kinder mit jedem Fund und jeder Wunde zum Vater und verſtummt in ein Gebet — gebt uns eueren Gott! So glücklich war ich auch in meinen verflatterten Tagen, da ich noch den ſchmerzenden Buſen an dich legte, du unmöglicher Gott! da ich noch auf deinen Armen, unter deinem Auge, auf deiner Welt zu leben glaubte und hinter der Thräne der endlichen Dankbarkeit zuſammenſank, du abgeſchiedner und früher als die Thräne verſiegter Vater! Daher lächeln die ſchlafenden Todten noch fort, ihre Träume ſpielen die Erde nach und ihr ſtäubendes Herz betet noch einmal. — Ach betet ihn recht an, dieſen geliebten Gott, eh' er mit euerm Traume und Körper zerflattert!

„Ich hör' nur mich, und hinter mir wird vernichtet. In dieſer weiten Leichengruft der Natur iſt alles allein wie das Nichts und von dieſem Urocean, der auf dem Chaos kräuſelt und reckt, wird jedes Weſen einſam getragen oder einſam verſcharrt. Aber warum werden wir noch getragen? warum iſt noch etwas? Wer hält den Zufall ab als wieder der Zufall, daß er nicht den Sonnenfunken austritt und durch das Sternen-Schneegeſtöber ſchreitet und Sonne um Sonne auswehet, wie vor dem eilenden Wanderer Thautropfen um Thautropfen ausblinken? Und du, armer gaukelnder Menſch, deſſen Leben der Seufzer der Natur oder das Echo dieſes Seufzers iſt — deſſen Todtenaſche die ſichtbare abgekratzte Spiegelfolie iſt, die einen Lebendigen vorlog und ſchuf — deſſen Sein ein Hohlſpiegel iſt, der ein wackelndes eingewolktes Ding in der Luft hinſtellte: ſchaue hinunter in den Abgrund, über welchem die Todesaſchenwolken des Untergegangnen ziehen und denke noch in deinem Zerſtieben: „Ich bin! Und träume noch von Deinem entzweifallenden Herzen: Es liebte! Seht ihr denn nicht, ihr Todten, das ſtille ſtehende Aſchenhäufchen auf dem Altar, ich meine das vom verfaulten Jeſus Chriſtus.....“

Mit einem ſchrecklichen Schlage ſchien der Glockenhammer, der ſich unendlich über uns ausbreitete, die zwölfte

Stunde zu ſchlagen, und er zerquetſchte die Kirche und die Todten: und ich erwachte und war froh, daß ich Gott anbeten konnte. Seine Sonne aber ſchien röther durch die Blüthen und der Mond ſtieg über das öſtliche Abendroth und die ganze Natur ertönte friedlich wie eine ferne Abendglocke.

Vom Verfaſſer der Auswahl aus des Teufels Papieren.

VI.

Briefe von Claudius an Herder.

Einleitung.

Wie Herder in Klopſtock den ſchwungvoll begeiſterten Sänger der Religion und aller der höchſten menſchlichen Gefühle verehrte, ſo ſah er in Claudius den einfach wahren, ſinnig klaren, rein gemüthlichen Volksdichter, deſſen patriarchaliſche Einfalt und drollige Natürlichkeit ihn herzlich anzogen. So mußte, das empfand er in tiefſter Seele, ein wahrer Volksdichter leben und ſein, um die eigenſten Gefühle des Volkes auszuſprechen und daß er ihn für einen ſolchen im wahrſten Sinne des Wortes hielt, bezeugte er öffentlich auf das ehrenvollſte beſonders dadurch, daß er eines ſeiner Lieder in ſeine Sammlung der „Volkslieder“ aufnahm, „nicht der Zahl wegen“, wie er hinzufügt, „ſondern einen Wink zu geben, welches Inhalts die beſten Volkslieder ſein und bleiben werden“.

Schon am Anfange des Jahres 1770 lernte er zu Hamburg auf ſeiner Durchreiſe nach Kiel neben Leſſing und andern bedeutenden Männern — Klopſtock befand ſich noch in Copenhagen — den guten, reinen und närriſchen Matthias Claudius herzlich lieben, der nicht unterließ, den neugewonnenen Freund bald darauf brieflich zu begrüßen. 1) Eine weitere Veranlaſſung, ſich an

---

1) Der drollige Brief, vom 25. März 1770, iſt in „Herders Lebensbild“ III, 20 f. abgedruckt.

Herder zu wenden, bot dieſem im Herbſte deſſelben Jahres d Uebernahme einer politiſchen und gelehrten Zeitung, die unter de Namen des „Wandsbecker Boten“ von Neujahr 1771 an erſcheine ſollte. „Helfen Sie mir der Wechſelbalg zur Welt bringen“ ſchreibt er[1], „oder ſchwängern Sie mich, wenn alles bei mi vielleicht nur Geſchwulſt und aufgedunſenes Weſen ſein ſollte. Ich bitte Sie recht ſehr um Ihre Projecte.“ Aber zu Beiträgen wie Claudius ſie brauchte, war Herder, den dieſe Einladung z Straßburg traf, nie weniger aufgelegt.

Höchlich beglückt fühlte ſich der ehrliche Wandsbecker Bo durch die Nachricht von Herders Berufung nach Bückeburg, w dieſer endlich im April 1771 eintraf. Voll herzlichſten Zutrauen wandte er ſich an den zu Ehren und Würden geſtiegenen Freun als die Sehnſucht, ein geliebtes „Bauernmädchen“, die treuherzig Rebecca, bald heimführen zu können, den Wunſch eines beſche denen, aber feſten Auskommens mit lebhafteſter Dringlichkeit i ihm wach rief. Hatte ja Herder einſt die Ahnung geäußert, da ſie beide eine Zeit lang ihre Hütten an demſelben Orte haben würden Dieſer nahm die vertrauliche Bitte des Freundes, deſſen geiſtige Au ſtrömungen ihm gar wohl behagten[2], mit innigſter Theilnahme au und war ernſtlich beſtrebt, ihn nicht allein durch Beiträge zu ſeine „Boten“ zu erfreuen, ſondern er wendete auch ſeine forſchende Blicke überall hin, wo ſich eine paſſende Verſorgung irgend au thun möchte. Aber vergeblich waren alle ſeine Verſuche zu Darm ſtadt, in Curland und anderswo, auch beim Alleweltverſorge Gleim, dem er ihn auf das dringendſte empfahl, und ſo mußt er vier Jahre lang den ſchon im März 1772 verheiratheten, i herzlichſter Verbindung mit ihm ſtehenden armen Asmus unter drückenden Verhältniſſen mühſam, aber wohlgemuth voll unerſchüttertem Gottvertrauen ſich durcharbeiten ſehen. Während Gleims Anweſenheit zu Bückeburg unterließ Herder nicht, dieſem die Sache ſeines Freundes dringend zu empfehlen, deſſen „Bote“ auch nicht mehr recht gehen wollte, ſo daß er ſeine Hand von ihm abgezogen hatte. Dieſer lud Claudius unter Zuſendung des Reiſegeldes freundlichſt ein, wenigſtens auf einen Tag herüber zu kommen, um ihn kennen zu lernen und nähere Rückſprache mit ihm zu nehmen, worauf dieſer aber zur Zeit nicht eingehen konnte. Noch im October ſchreibt Herder an Gleim: „Claudius! Claudius! Er iſt noch immer unverſorgt; zween Plane, einer ihm, einer mir, ſind abermals mißlungen.[1] Ich klopfe für ihn an bei Ihnen! Mich dünkt, Sie hätten etwas für ihn und können und wollen für ihn aufs beſte. Es iſt die lauterſte Familie unter der Sonne er wirklich eine engliſche Seele unter den Menſchen, und ſie ſoll wie er ſein. Es iſt wie ein Schickſal gegen den guten Menſchen. Er verſteht außer den gelehrten Sprachen bis aufs Griechiſche hin Franzöſiſch, Engliſch, Holländiſch, Däniſch, Schwediſch, Spaniſch, und muß darben. Helfen Sie ihm! Eine ſtaatloſe Secretair- bis zur unſchuldigen Rechnungsführerſtelle, und was zwiſchen liegt, iſt für ihn. Nur nicht Gelehrſamkeit, Prachtbetrug und Plätze der Staatslüge. Ich lege ihn auf Ihr Herz; da ruht er ſanft, das wird Sie an ihn erinnern und für ihn ſchlagen.“ Aber ſchon am 18. November meldet Herders Gattin ihrem Vater Gleim (vgl. unten Brief 28): „Unſerm Claudius iſt eine vortreffliche Stelle im Darmſtädtiſchen durch den Herrn Präſidenten von Moſer vor 8 Tagen angetragen worden. Wir warten nun täglich auf Antwort, ob er ſie annehmen will. Eine Oberlandcommiſſionsſtelle1)) mit Arbeit nach ſeinem Geſchmack und 800 Fl. jährlichem Gehalt.“ Freilich machte des Freundes Ungeſchicktheit in den äußern Formen dem leicht unmuthigen Herder bei Durchführung der Sache mancherlei Beſchwerde, aber endlich gelang es doch, den guten Mann von ſeinem Wandsbeck, wo er gern geblieben wäre, abzulöſen. Auf der endlich Anfangs April 1776 angetretenen Reiſe nach Darmſtadt verlebte der patriarchaliſche Claudius mit ſeiner Familie ſieben heimliche frohe Tage in Herders Hauſe. Letzterer erſtattet darüber gleich am 13. April ſeinen Bericht an Gleim, der Claudius bei ſich zu ſehen gewünſcht hatte. „Claudius iſt hier geweſen“, ſchreibt Herder, „aber ſchon fort; ich habe ihn ſelbſt getrieben. Die Commiſſion geht an, und er ſollte längſt da ſein. Denken Sie ſich auch mit Weib und zwei Kindern, davon eins an Mutterbruſt liegt, eine ſolche Reiſe jetzt und dann zurück nach ein paar halb genoſſenen Tagen. Es iſt ein herrlicher Junge, wie jede Zeile ſeiner Schrift, von raſchem Blick und ſanftem, einfältigem Herzen. Ich wollt', daß ich ihn hätte herüberblaſen können, aber es ging nicht.“ Und gegen Lavater äußert er im Mai: „Freudentag' hab' ich mit Claudius gehabt, dem reinſten Menſchen, den ich faſt gekannt habe; und ſo iſt ſein Weib. — Noch nie hab' ich gewünſcht, mit einem Menſchen zuſammen zu leben, wie ichs mit Claudius wünſche.“

---

[1] Vgl. daſelbſt 224 ff.

[2] „Das Beſte, was ich in meinem ganzen Hierſein von neue Schriften dieſer (ſchönwiſſenſchaftlichen) Art geleſen“, ſchreib Herder im September 1771 an Merck, „ſind einige einzeln fliegende Blätter und faſt nur Reihen von meinem Freun Claudius, ohne Gelehrſamkeit und faſt ohne Inhalt, ab für gewiſſe Silberſaiten des Herzens, die ſo ſelten gerüh werden.“ Vgl. Herders Brief an ſeine Braut Nr. 25. 2

---

[1] Eines ſolchen Planes wegen ſcheint Claudius in Berlin geweſen zu ſein. Nicolai ſchreibt nämlich an Merck am 28. December 1775, er habe Claudius in Berlin geſehen, der ihm ſehr wohl gefallen habe; nur habe ſein Aufenthalt zu kurze Zeit gedauert. Dieſer Beſuch Berlins muß gegen die Mitte October fallen.

Doch nicht lange litt es ihn zu Darmſtadt, wo er ſich meiſt an Herders Schwägerin, deren Familie und Merck hielt. Einzelne Unannehmlichkeiten, das Ungewohnte ſeiner Lage und die ihm und den Seinigen nicht zuträgliche Luft beſtimmten ihn, ſeine Stelle nicht über ein Jahr zu behalten — alles trieb ihn nach

---

1) Die unter Moſers Leitung geſtellte Oberlandcommiſſion war beſtimmt, den allgemeinen Nahrungsſtand zu verbeſſern; ſie ſollte „dem guten, fleißigen Unterthan ſeine Abgabe leichter, ſein Leben froher, ſeinen Himmel blauer, ihn zufrieden mit ſich ſelbſt und dankbar gegen ſeinen Fürſten machen“.

ſeinem ſtillen Wandsbeck zurück.[1] Und ſo verließ er denn, nachdem er noch zuletzt von einer heftigen Krankheit befallen worden war, am 22. April 1777 Darmſtadt wieder, um den Ort ſeiner Liebe aufzuſuchen, wo er zunächſt in Ueberſetzungen meiſt aus dem Franzöſiſchen und in der Herausgabe ſeiner „ſämmtlichen Werke“ mit ſeiner immer ſtärkern Familie ſein kümmerliches Auskommen fand. Seine Heiterkeit und gottvertrauende, ſich leicht beſchränkende Zufriedenheit verließ den guten Asmus nimmer. Mit Herder, der ihm auch von der Herzogin von Sachſen-Weimar, einer gebornen Darmſtädtiſchen Prinzeſſin, das Geld zur Rückreiſe verſchaffte, blieb er ſtets in herzlich vertrauteſter Verbindung[2] Im Mai 1783 hatte er die Freude Herder bei ſich zu begrüßen, und im September des folgenden Jahres erwiederte er dieſen Beſuch in Weimar, wo er ſich aber nur wenige Tage halten ließ. Je mehr Claudius ſich einer myſtiſchen Richtung hingab, wozu ihn ſeine eigne Natur und die patriarchaliſche Einfachheit ſeines Lebens trieb, um ſo weniger konnte ſich ein innerliches Verhältniß zu ihm von Herders Seite erhalten, der gerade ſeit ſeiner unzertrennlichen Verbindung mit Goethe ihm immer fremder werden mußte. Bekannt iſt, mit welcher Schärfe ſich Goethe in den aus Rom an Herder gerichteten Briefen über Claudius ausſprach, der aus einem Fußboten ein Evangeliſt werden möchte[3] — und auch Herder mußte ſich durch die Art verletzt fühlen, wie der gute Asmus der Natur den Rücken kehrte, ſchwach und grämlich wurde. Glücklicherweiſe hatte ſich ſeine äußere Stellung um dieſe Zeit verbeſſert, da er zum Reviſor bei der Schleswig-Holſteiniſchen Bank zu Altona beſtellt wurde. Aeußerlich erhielt ſich das freundliche Verhältniß ungetrübt fort, aber ihre Wege hatten ſich nach zu verſchiedenen Richtungen hingewandt, als daß die alte Innigkeit herzuſtellen geweſen wäre, beſonders da Asmus noch mehr gealtert war als Herder, den er freilich länger als eilf Jahre überleben ſollte. Noch nach Herders Tod wandte ſich deſſen Gattin mit der Bitte an den alten Freund, ihr die Briefe Herders an Klopſtock zum Zweck der Herausgabe des Herderſchen Briefwechſels verſchaffen zu wollen. „Dieſer Tage war die Madam Klopſtock hier“, ſchreibt Claudius am 6. Juni 1804, „und ſagte, ſie habe Ihnen antworten laſſen, daß ſie die von dem ſeligen Herder an Klopſtock geſchriebenen Briefe gerne ſchicken wolle, daß ſie aber vorher die von Klopſtock an Herder geſchriebenen haben müſſe, um zu beſtimmen, was aus den einen und den andern gedruckt und nicht gedruckt werden dürfe. Wenn Sie etwa Klopſtocks Briefe lieber an den Grafen Friedrich Leopold Stolberg in Münster ſchicken wollten, ſo wolle ſie, wenn ſie davon benachrichtiget wäre, Herders Briefe auch an den Grafen ſchicken, und ſo ſoll der darüber entſcheiden.“ Noch in den „Erinnerungen“ (I, 133 f.) gedenkt Herders Gattin mit reinſter Anerkennung der treuen Freundſchaft, welche Claudius und die Seinen mit ihrer Familie verbunden habe und noch immer verbinde. Die Freundſchaft der Guten dauert im Herzen ewig fort, mögen ſie auch in ihrem Streben, Denken und Wirken auf ganz andern Entwicklungsbahnen vorwärts zu ſchreiten berufen ſein.

---

[1] Vgl. die Briefe von Claudius an Merck vom 13. Mai 1777 und vom 12. October 1778.

[2] Manche unbedeutende Briefe, beſonders die Gevatterbriefe, haben wir weggelaſſen.

[3] Vgl. Goethes Werke B. 24, 121 f. 126.

*1.

Wandsbeck den 20. September 1771.

Ew. Hochwürden ſagten in Segeberg, wo der Kalkberg iſt, unter andern, wie es Dieſelben ahndete, ich werde noch einſt eine Zeit lang meine Hütte neben der Ihrigen haben. Ich wünſchte, Herder, ich wünſchte, daß dieſe Ahndung in Erfüllung gehen könnte, ehe die Sonne den Cedernwald hinuntergeſtiegen iſt. Ich habe ein Mädchen liebgewonnen, ein einfältiges, ungekünſteltes Bauernmädchen. — Wenn Sie mir dort eine kleine Stätte auf dem Lande bereiten könnten (welche es auch ſei, Sie wiſſen, was ich für Künſte kann), wenn Du es kannſt, ſo ſei darum gebeten, Du, pro tempore Bändiger des Bucephalus der Bückeburgiſchen Geiſtlichkeit, Du —! Es geben ſich verſchiedene hier zu Lande meinethalben Mühe, aber ich weiß nicht, das Herz ſchlägt mir ſtärker, wenn ich dahin denke, wo dieſer Brief über ein Kleines ſein wird. Sie antworten mir den erſten Poſttag vorläufig, damit ich mich hier zu Lande danach richten kann.

Bei den Sprachgebärden und rohen Schrei's der erſten Volker[1], bei der Wunde in der Hüfte des Adonis, beim Vers im Virgil Speluncam devenere eandem[2]) — bei der Schlafmütze des Jupiters, bei der Einfalt und Unſchuld, beim Genie, das in Euch wohnt, lacht, wenn Ihr dieſen Brief geleſen habt, aber thut mehr als lachen, und bedenkt, daß Gott erſchaffen hat ein Männlein und ein Fraulein.

Claudius
bei Bode am Holzdamm in Hamburg.[3]

*2.

(Wandsbeck im Spätjahr 1771.)

Mein lieber Herder!

Ihr letzter Brief hat mir Mark und Bein erfreut — und ich ſtrecke meine Hand nach Dir aus, ſympathetiſcher

---

[1] Hindeutung auf Herders Anſicht vom Urſprung der Sprache, deren Grundzüge er ſchon in der erſten Sammlung der „Fragmente zur Deutſchen Litteratur" vorgetragen hatte.

[2] Virg. Aen. IV, 124. 5. 165. 6: Speluncam eandem devenient (deveniunt).

[3] Bode ſchreibt am 17. September an Herder: „Claudius, der mir verſprochen hat, einen Brief zum Einſchließen beizulegen, lebt in Wandsbeck wie im Paradieſe, wo nicht ſo nackt, doch ſo verliebt wie Adam; er will heirathen und gewiß nicht aus politiſchen Nebenabſichten. Er mag Ihnen ſelbſt von ſeiner Liebe, die uneigennützigſte, die vielleicht je geliebt worden iſt, Nachricht geben. Ich möchte in der Beſchreibung nicht gerecht genug ſein, weil ich ihm gerne widerſprechen möchte." Ueber Herders Antwort vgl. Brief 25 an ſeine Braut.

Jüngling, und ſage Dir, daß der Tag, an dem ich am Flügel des Adlers zuerſt Dein Angeſicht geſehen, ſo oft er wiederkommt, für mich ein Feſttag ſein ſoll.[1])

Fragen Sie nicht, warum ich ſo lange nicht geantwortet habe. Ich bin krank geweſen — hypochondriſch geweſen — verliebt geweſen — weiß ſelbſt nicht, warum — kurz und gut verdiene deswegen zweimal 40 Streiche weniger eins. Ja, ja, iſt wahr, meine bonmots aus Adreßblatt und Zeitung ſollen zuſammengedruckt werden, und die wollt' ich mitſchicken, ſind aber noch nicht fertig, iſt noch nicht daran angefangen. Ad vocem verliebt fällt mir ein, daß ich Sie wohl bei Ihrem Mädchen ſehen möchte. Sie fallen ja wohl oft für Liebe auf die Erde, und ſpringen ja wohl oft für Liebe an die Decke, und ſchreien wohl oft aus lautem Halſe und verſtummen wohl oft. Ihr Mädchen iſt, hab' ich gehört, aus Veilchenduft und Mondſchein zuſammengewebt; o du lieber Jüngling, wie gönne ich ſie Dir ſo herzlich und Dich dem Mädchen! Meins iſt ein ungekünſteltes, rohes Bauernmädchen im wörtlichen Verſtande, aber lieb hab' ich Sie darum nicht weniger, mir glühen oft die Fußſohlen für Liebe.

Hier kann ich nicht bleiben, ob mir gleich der Baron[2]), wie er zu ſagen geruhet, gerne behalten will, und ich hoffe auf Erſcheinungen von Ihrer Seite, und wenn es zu Anfang auch nur ein Geringes wäre; ich bin ja nicht gebunden, nur muß es etwas anders ſein als Ihr Haus und Ihr Garten. Wir ſind ja noch nicht in Elyſium und dem himmliſchen Jeruſalem. Wenn mich nun der T** ritte, ſo ein Wort anzunehmen? — —

---

[1]) Bode ſchreibt am 26. October an Herder: „Sie ſind faſt ein Friedensſtörer! Claudius' Mädchen kann Ihnen unmöglich gut werden. Er hatte Sie zwar immer lieb, aber ſeit Ihrem letzten Briefe iſt er faſt mehr in Sie als in ſein Mädchen verliebt."

[2]) Wohl ſcherzhafte Bezeichnung Bodes.

Schimpfen und ſchmählen Sie, ſo viel Sie wollen, nur ſchreiben Sie bald wieder; ich will auch, wenn Sie es haben wollen, bald wieder ſchreiben.

Was Sie letzthin von aufgewärmtem Kohl ſchrieben, mag ſeine gute Richtigkeit haben; aber die Fabel „Kukuk und Nachtigal“ [1]) möchte ich doch gar zu gerne einrücken dürfen. Sie iſt unbegreiflich ſchön, wie denn das Geſchwätz Ihres Mundes zu ſein pflegt. Leben Sie wohl.

Claudius.

*3.

(Wandsbeck im Spätjahr 1771.)

Mein lieber Herder!

Die Neckereien zwiſchen Ihrem Freund Alberti und Ihrem Freund Goeze in Hamburg dauern noch fort. Der eine hat kürzlich ein Buch zum Unterrichte der Jugend geſchrieben, und der andere einen Text dagegen ausgehaucht, der einen ſo übeln Ruch an ſich hat, daß auch die Naſe des Hamburger Rathes und des Collegii der Sechziger ihn nicht ertragen mochte, und Herrn Bode, der Götzens Texte verlegt, alle Exemplare abfodern ließ, um ſie in die Cloake der Vergeſſenheit werfen zu laſſen. Dieſer Schrift hat nun große Bewegung unter dem gemeinen Mann erregt, die alle Alberti einen Erzketzer heißen, und ſich mit Eile gürten, die Sache Gottes zu führen. Ihr gehorſamer Diener hat ſich bei der Gelegenheit einen kleinen Luftſtreich erlaubt und unter andern auch ſeine Talente im Kupferſtechen geübt 1), und er nimmt ſich die Freiheit, Ihnen ſein Product zu überſchicken, nicht als hielte ers Ihres Anſehens werth, ſondern als wolle er Sie auf eine ſchickliche Art an die Antwort auf ſeinen letzten Brief erinnern, von der ihm ſo oft träumt. Leben Sie wohl. Claudius.

---

[1]) Vgl. Herders „Werke zur Litteratur und Kunſt“ B. 3, 242 f. Bode ſchreibt am 20. November an Herder: „Für den Beitrag zum „Boten“ danke ich Ihnen, mein liebſter Freund, recht herzlich; Sie glauben kaum, was für Freude Sie mir und Claudius damit gemacht haben.“

---

1) Disputation zwiſchen den Herren W. und X. und einem Fremden über Herrn Paſtor Albertis Anleitung zum Geſpräch über die Religion und über Herrn Paſtor Götze, unter Vorſitz des Herrn Lars Hochedeln.

*4.

(Wandsbeck im Spätjahr 1771.)

Mein Herr!

Weil Sie auf meine Briefe die angenehmen Herren von Antworten nicht ſchicken, ſo fahre ich fort, und ſchreibe nunmehro den dritten Brief in Hoffnung, er werde meinem Herrn ſein Herz doch endlich rühren und bewegen. Die zween vorigen Briefe ſind nach Bückeburg adreſſirt geweſen; vielleicht iſt aber mein Herr ſchon hundert Meilen vorwärts oder ſeitwärts; denn dafür kann bei meinem Herrn kein Menſch ſchwören, der ſeine Gewiſſensruhe lieb hat, alldieweil man ſchon Exempel hat, daß mein Herr ſein Genius in Riga geſpielt hat, und alle Welt meinen Herrn auch in Riga bei ſeinem Genius glaubte, mein Herr aber, des Spiels und des Glaubens ungeachtet, in Nantes in der Provinz Bretagne im Königreich Frankreich geweſen iſt, als ob ihn der Engel des Propheten Habakuk nach ſeiner Manier hingebracht hätte. Dem aber ſei nun allem, wie ihm wolle, ultimum occupat scabies [1], und mein dritter Brief occupirt alſo auch noch Bückeburg.

Ich habe Ihnen letzthin einmal geſagt, daß ich die Kleinigkeiten, die ich hier und da habe eingerückt oder auch zum Theil nicht eingerückt, zuſammen drucken laſſen wollte. Noch iſt es nicht geſchehen, und ich glaube, hier geſchiehts auch nicht. Wenn Sie allenfalls einen Herrn Buchhändler wüßten, der ſo dumm ſein wollte, mir etwas dafür zu geben, oder noch beſſer, gleich dafür zu ſchicken, ſo ſollte ers gerne haben. Es können etwa 10 Bogen werden.

---

[1] Des Rufes beim Knabenſpiel: Occupet extremum scabies! (Den Letzten treffe die Kräze!) gedenkt Horaz A. P. 417.

Mit dem „Wandsbecker Boten" wills nicht recht fort, und ich glaube, daß ers nicht lange mehr aushält. Bode wäre auch nicht geſcheut, wenn er ihn zu ſeinem Schaden noch lange fortſetzte. Wenn Sie etwas für mich auftreiben, ſo laſſen Sie es mich bald wiſſen; überhaupt laſſen Sie mich doch bald etwas von ſich wiſſen, oder ich ſchreibe Ihnen alle Wochen 7 Briefe auf den Hals; ich mache Ihnen meine Verbeugung und trete ganz in die Ecke. Claudius.

*3.

(Wandsbeck im April 1772.)

Alles hat ſeine Zeit, Sterben und Geboren werden, und Freien und ſich freien laſſen. Sie werden aus dem „Wandsbecker Boten" oder aus einer ſchlechtern Zeitung geſehen haben, daß Alberti[1] geſtorben iſt, und zwar viel ruhiger, als er krank geweſen iſt. Aus dieſem Briefe erfahren Sie, daß ich Hymen, Hymenäe[2] geſchrieen habe[3], und zwar ganz unvermuthet für alle die, welche des Zeugen worden, als da ſind: **Klopſtock**, der Verfaſſer der „Geſetze der gelehrten Republik" iſt (NB. die ganze Abhandlung in dem „Hypochondriſten", neue Auflage); Profeſſor **Ehlers**, der itzo Rector des Gymnaſiums in Altona iſt, der dicke Herr in Hamburg, dem ſeine Frau vorgeſtern einen kleinen Herrn geboren hat, der auch vielleicht einmal, wenn unſre Enkel Zeitungen leſen und ſchreiben, ein dicker Herr ſein wird[1]; **Schönborn**, der ein Geſicht wie Eichenrinde, und ein Herz wie Blumenduft hat und anbei ein Gemüth wie Newton und Carteſius; und noch zwei oder drei andre Herrn, die nicht dick und nicht dünne waren, und auch ſeitdem nicht geworden ſind. Denn als dieſe Gevattern alle durch Kunſtgriffe verſammlet waren und der Paſtor loci, fing ich an von copulirt werden zu ſprechen, gleichſam ſcherzweiſe, und ward, nachdem ich eine Königliche Conceſſion, ein Richtweg in den Eheſtand, aus dem Schubſack gezogen hatte, gleich auf der Stelle copulirt.

---

[1] Alberti war am 30. März geſtorben.

[2] Den Jubelruf bei der Hochzeit.

[3] Die Verbindung war am 15. März öffentlich [illegible]

Und nun iſt Betty mein.
O Hymen, Hymenae, ſein!
Und alles Waſſer iſt mir Wein,
Und bei dem allen denk' ich Dein.
O Hymen, Hymenae!

Leſſing hat ein neues Trauerſpiel geſchrieben „Emilia Galotti", und **Klopſtock** hat ein neues Trauerſpiel ge ſchrieben, „David“, die Ihrem Gaumen wohlthun werden. Der dicke Herr wird ſie Ihnen mit Ihrem Schubſack aus Eutin, der noch nicht angekommen iſt, überſchicken.

---

[1] Bode iſt gemeint.

So viel für heute, und eine Zeitung von nach der Hochzeit. Gott ſegne Sie, Gott ſegne Sie! Hymenäe! Amen.

---

*6.

(Wandsbeck im November 1772.)

Cäſar hatte wohl recht, ſich die ungeſchwätzigen, bleifarbenen, hohlbackigen Jünglinge von der Seite zu ſchaffen; es iſt in der That nicht angenehm, daß man nicht die kleinſte Nerve hinten am Augapfel zücken kann, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Aber, mein lieber Herr Director in Mietau, die Lüge iſt doch nicht ganz von mir.[1] Ich ſchrieb aus der Gazette de Cologne, daß der Herzog alle die Profeſſores ſchon ernannt habe, und da fiel mir ein, daß er Sie wohl zum Director ernannt haben könnte — und wenn Seine Durchlaucht, dachte ich, es nicht gethan haben, ſo hätten Seine Durchlaucht es thun ſollen, und vielleicht kannſt Du Seiner Durchlaucht auf einen vernünftigen Gedanken helfen. Da ſchrieb ichs hin, was Sie, Erzſchenke Pharaonis und Zungendreſcher, eine Anerinnerung an die Froſche und Läuſe in der Antichambre des Konigs beißen.

---

[1] Vgl. Herders Brief an ſeine Braut vom 30. October.

Die Flicke operum meorum kann ich Ihnen nicht ſchicken: ich habe ſie zum Theil höchſtens nur einmal, und, wie ich Ihnen geſagt habe, ſie ſollen einmal zuſammengedruckt werden, unter dem Titel „Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten", ſobald ich einen Verleger finde.

Was ich in Ihren Briefen mit dem heißeſten Gierblick geſucht habe, nämlich, ob Sie ſchon den ſchönſten Gürtel um das beſte aller Mädchen (mein's ausgenommen) thun, und wohin Ihre Reiſe von Bückeburg zu gehen geruhet, habe ich zu meinem größten Vergnügen nicht darin gefunden. Für die nova Hamanniana[1]) großen Dank.

Klopſtock ſchreibt jetzt eine Deutſche Grammatik. Sein „Meſſias" iſt ganz fertig, und man druckt ſchon dran.

Mein Bauermädchen hat ſchon einen kleinen Bauerjungen geboren, aber 2 Monat zu früh. Er hat nur einmal in ihrem Arm zum Mond bitterlich aufgeweint, dann ging er wieder heim.

Ich habe Sie herzlich lieb, Sie, Aloe in der Bückeburger Heide, und wünſche oft, daß Sie Ihr Weſen in Hamburg hatten.

Schönborn iſt ein Etudiant en Philosophie, aber kein Magiſter. Er ſchießt ſeine Blicke, wie Pfeile in die

---

1) Zwo Recenſionen nebſt einer Beilage, den Urſprung der Sprache betreffend.

Essentias rerum, daß die accidentia wie Schlamm über die Pfeile zuſammenlaufen. Er liebt auch den Homer, und verſteht viel' Mathematik und Algebra. Wir kennen uns ſchon ſeit lange, und es iſt meine Schuld, daß ich Ihnen nicht eher von ihm geſchrieben habe. Jetzt lebt er in Hamburg.

Nicht wahr, Sie haben in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" die Hand mit 1)? Wenigſtens ſcheints, daß Sie der Küſter wären und das ganze Chor nachſänge. Das Gleichniß iſt nicht von mir, aber ich approbire es, und empfehle mich.

Claudius.

*7.

(Wandsbeck im November 1772.)

Bode wohnt nicht mehr am Gänſemarkt, ſondern am Holzdamm. Wer wird denn ewig am Gänſemarkt wohnen! Vergeben Sie, daß ich Ihre Bilder 2) ſo auf einmal durch den Hals gejagt habe. Ich konnte nicht anders. Mein Mädchen war viele Tage ſehr ſchlecht, und mich hörte weder Apollo noch Critica, daß ich alſo auf-

---

1) An Nicolai ſchreibt Herder am 15. Januar 1772: „Der Recenſionen ſind (in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen") ſo wenige von mir, daß ſie ſich vielleicht im ganzen Jahrgange mit 7 aufzählen laſſen."

2) Vgl. die „Bilder und Sprüche" in den „Werken zur Litteratur und Kunſt" B. 3, 149 ff.

tragen mußte, was vorräthig war, und wovon ich das ganze Quartal hatte zehren können.

Seid mir nicht unhold um der Bücher willen.[1]) Boie hats geſehen, ſie ſtehen ſeit mehr als 8 Wochen auf Bode ſeinem Vorſaal, und geht kein Schiffer nach Bremen, und geht kein Schiffer nach Bremen. Wenn Ihr übrigens keine Luſt mehr habt, mir Commiſſions aufzutragen, will ich Euchs nicht übel nehmen. Hab' gleichwohl nach beſtem Fleiß gehandhabt.

Nennt mir nicht noch einmal asinus!

*8.

(Wandsbeck im November 177[illegible])

Bei mir kommt nichts von einem Buchdrucker aus Weißenfels. Er muß ſich anders bedacht haben. Haben Sie das Lied wohl geleſen, das Schlözer auf Sie geſungen hat[2])? Er iſt, ſchreibt man mir aus Göttingen, nach Africa gegangen[3]) und hat dieſen Stank und noch einen andern Stank gegen Gatterer nachgelaſſen. Soll ich in der Zeitung davon Erwähnung thun und dagegen ſagen, was ich dagegen ſagen kann, oder ſoll ich lieber gar ſchweigen? Sie, dünkt mich, müſſen nicht antworten, aber ich habe wohl Luſt dazu, ob ich gleich des gelehrten Zanks nicht unſatt bin.

---

[1]) Die er auf Herders Beſtellung in der Auction erſtanden hatte.

[2]) Im zweiten Theil der „Vorſtellung meiner Univerſalhiſtorie" (1773), veranlaßt durch eine Beurtheilung des erſten Theils dieſer „Vorſtellung" in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" 1772 Nr. 60. Vgl. A. L. von Schlözers „Oeffentliches und Privatleben" I, 199 ff. Herders Brief an Lavater vom Januar 1774.

[3]) Er beſuchte zunächſt Frankreich.

Das von Hamann vom Roſenkreuz[1]) hab' ich nicht geleſen, und ich bitte Sie recht ſehr darum, wie auch um das, was der Buchdrucker in Weiſſenfels an jemand anders muß geſchickt haben. Aber muß nicht zu lang werden. Leben Sie wohl und Frau Herder auch!

Wenn Boie in 8 Tagen nicht hier iſt, ſchicke ich die Bücher nach Bremen.

* 9.

(Wandsbeck im November 1772.)

Da ſind die verlangten Bücher per Poſt. Die andern ſollen folgen per Schiff. Aus Ihrem Appetit zu der Mythologie und den Fragmenten der alten Phyſik ſchließe ich faſt, daß Sie auf vernünftige Gedanken gerathen ſind. Laſſen Sie ſich auch nur durch den raisonneur Palaephatus et Conſorten nicht irre machen, und wißt, daß man in Büchern nicht findet, was man ſucht, aber aus Büchern —

---

[1]) Des Ritters von Roſenkreuz letzte Willensmeinung über den göttlichen und menſchlichen Urſprung der Sprache (1772).

wißt auch, daß die alte Moral ſo ſehr von der Phyſik nicht verſchieden iſt, als man denkt. Ich wünſch' Euch viel Erbauung aus der Mensa Isiaca[1]; ich bin nicht ein Sou klüger durch die Fratzengeſichter geworden. Lebt wohl, und wenn Euch die bei Damo[2] deponirten Familien-Commentars des Pythagoras zu Handen kommen, ſo ſchreibts mir, und ich komme mit Extrapoſt zu Euch, ſie zu leſen.

G.

*10

(Wandsbeck Anfangs 1773?)

Da ſind endlich einige Geſänge[3], darin Klopſtock ſelbſt corrigirt hat. Setzen Sie ſich nun gleich hin und leſen. Ich habe mir den Biſſen halb wieder aus dem Halſe geriſſen, damit er Ihnen deſto früher käme. Des Hamburgiſchen Miniſterii Bedenken über Albertis Geſpräch iſt nun wirklich ans Tageslicht gekommen und 12 Bogen ſtark, wird alſo den Recenſenten und Zeitungsſchreibern Preis gegeben, und Ihnen in specie, wenn es Ihnen behaglich wäre, in 8—14 Tagen ſich darüber in einer Recenſion zu den „Boten“ zu entledigen.

---

[1] Der bekannten von Andreas Friſius 1670 unter dieſem Namen herausgegebenen Schrift von Laurentius Pignorius.

[2] Vgl. Diog. Laert. VIII, 22. 42.

[3] Des „Meſſias“.

Weiß nicht mehr zu ſchreiben, mocht' lieber ſprechen.

C.

---

*11.

(Wandsbeck im April oder Mai 1773.)

Mein liebſter Herder!

Ich und mein Bauermädchen feiern heute den Tag Ihrer „Liebe im höhern Chor“. Vermuthlich hätten wirs ſchon lange thun ſollen: weil wir aber keine nähere Nachricht erhalten, haben wirs auf heute angeſetzt.

Daß es Dir wohl gedeihe!
Daß es Dir wohl gedeihe!!
Daß es Dir wohl gedeihe!!!
Daß es Dir wohl gedeihe!!!!!!

Nun iſt es Morgen, und die Sonne kommt ſchon herauf, wie ein Jüngling aus dem Brautgemache, und die Braut ſchlummert noch und träumt zarten Traum. So träumen wir auch zarten Traum mit wachenden Augen von Dir und Deinem Mädchen, und wollen nun gleich in den Wald gehen, und auf einen alten Stein Blumen der Venus Erycina hinlegen. Und wer beſſer weiß, was Glück die Liebe geben kann, und wer Euch dies Glück herrlicher gönnt — den wollen wir ſehen. Ich wollte mehr ſchreiben aber jetzt ſchmeckt mir alles, was ich ſonſt noch mehr ſchreiben wollte, wie Heuſchrecken und wilder Honig. Bis jusqu'ici.

---

*12.

(Wandsbeck im Sommer 1773.)

Ich wollte Ihnen vorigen Poſttag auch noch ſagen, daß Sie es nicht ungut vermerken möchten, daß ich auf Ihren letzten Brief ſo ſpät antworte.

Sie ſagen unter anderm darin, ich ſoll etwas von meinem Weibe ſchreiben, aber ich weiß von ihr nichts zu ſchreiben, als daß ſie ein Bauermädchen iſt und daß ich ſie lieb habe. Hiebei folgt ein neues Werk of mine. Wenn es mit zur Aufnahme des „Boten“ abgemeſſen iſt, ſo wär es mir nicht zuwider, wenn Sie eine Recenſion veranſtalten können. Von Michaelis bis Neujahr 1774 will ich meine efforts thun, ob der „Bote“ ſich in Gang bringen läßt, und dann gute Nacht. Addies.

Wer hat den „Götz von Berlichingen“ geſchrieben? Hier ſagt man ein Advocat in Frankfurt.

Was ich ſonſt noch ſchreiben wollte, weiß ich in dieſem Augenblick nicht. Unſern freundlichen Gruß an Sie, und die vor Ihnen ſitzt in tanta gloria.

13.

Claudius an Herders Gattin.

Sie haben mich mit Ihrem Briefe recht überraſcht, Frau Herder, aber ich will'n Schelm ſein, wenn ich ſo was Gutes ausdenken kann, als ich auf dieſen Brief antworten möchte. Erſt wollte ich gar nicht antworten, und das ſollte denn ſo viel ſein als ein Gedankenſtrich am rechten Ort, wo die Sprache darbt. Weil das aber auch ein Strich am unrechten Ort ſcheinen könnte, ſo antworte ich darauf los; Sie werden ſo gut ſein und vorlieb nehmen.

Zuerſt alſo und vor allen Dingen bezeuge ich Ihnen meine herzliche Freude darüber, daß es unter andern Fürſten und Biſchöfen auch einen Fürſtbiſchof von Eutin gegeben hat, der es für gut fand, ſeinen Sohn mit dem Jüngling aus Norden auf Ebentheuer an den Rhein ziehen zu laſſen, und daß der Jüngling aus Norden bei der Gelegenheit am Rhein gefunden hat, was beſſer war als der Sohn des Fürſtbiſchofs von Eutin, daher er ihn auch ließ fahren und alleine weiter ziehen. Sehen Sie, darüber habe ich eine große herzliche Freude; und nun das alles ſo gekommen iſt und ich dadurch von ohngefähr einen ſo freundlichen Brief erhalte, habe ich noch eine kleine herzliche Freude nebenher, und Gott's Lohn ſollen Sie dafür haben.

Ich habe Ihren Gruß an mein Bauermädchen beſtellt, und ſie hat einen tiefen Knix gemacht, und „ich ſollte wieder einen Gruß beſtellen, wenn es ſich ſchickte". Sie iſt ein gutes Mädchen, und nach Herder'ſein'm gibt es keins, das beſſer wäre.

Die gütigen, unverdienten Aeußerungen in Ihrem Briefe — ja, das ſind gütige, unverdiente Aeußerungen, das verſteht ſich, und weiter weiß ich auch nichts darauf zu ſagen.

Was Sie von „bald an einem Ort Hütten haben" ſchreiben, iſt lieblicher Regenbogen in der Ferne, aber ihn haſchen — ei mag es, iſts doch lieblich in der Ferne, und wer hats uns denn geſagt, daß wir immer mit der Naſe dran ſtoßen ſollen.

Wo ich und mein Bauermädchen wohnen, iſt es ſehr ſchön, und jenſeits des Waldes liegt eine Hütte. — Ich wollte, daß Sie und Herder und das Mädchen aus Darmſtadt in der Hütte wohnten.

Grüßen Sie das Mädchen aus Darmſtadt, wenn Sie ſo gut ſein wollen, und Herdern, und er ſoll es nicht übel nehmen, daß mir, ohne ſeine Strahlenmalerei, die Backen bei dieſem Briefe ein wenig geglüht haben. Behalten Sie uns in gutem Andenken; wir wollten ſo gerne in Ihrem guten Andenken ſein. Matthias Claudius.

Wandsbeck den 24. September 1773.

O ja, wir wollten ſo gerne in Ihrem guten Andenken ſein.

Anna Rebecca Claudius.

14.

S. T. (Wandsbeck nach der Mitte December 1773.)

Mein Vater iſt mir vor 14 Tagen geſtorben.[1] Mag der Ihrige, wenn Sie noch einen haben, deſto länger leben! Als Ihr Brief ankam, waren 2 Balladen ſchon publicirt, die dritte iſt noch vorräthig und wird auf Befehl von Frau Herder, nicht auf Ihren, damit Sie ſich nicht überheben, hier mitgetheilt.[2]

Dieſe dritte Ballade will ich alſo bis weiter zurückhalten. Herr Goethe in Frankfurt hat ſie mir, auf Erſuchen meines Bekannten und Freundes Schönborn, der auf ſeiner Reiſe nach Algier durch Frankfurt ging und Herrn Goethe kennen gelernt hat, geſchickt.[3] Ich kann nicht glauben, daß Herr Goethe etwas dagegen hat, wenn Sie in Ihrer Sammlung[4] bekannt machen, was er mir geſchickt hat, wenn Sie's nicht etwa ſchon ſelbſt haben. Nächſtens werde ich mehr der Art haben, denke ich, und das werde ich Euch weiter melden. Warum ſeid Ihr ſo geheim mit Euern Sachen? Da habt Ihr Euern Lohn. — Lieb Gott bewahr' Euch für Sterben, und mein Bauermädchen ſoll nach Faſtnacht klein Knaben gebären. Da halt' den Daum, daß ſie nicht ſterbe, ſonſt laß ich mich am Seil in kalt Brunnen.[1]

---

[1] Am 4. December 1773, im 71. Jahre.

[2] Hier folgt die Ballade „vom braun Annel“. Vgl. oben S. 172 f.

[3] Vgl. Goethes Brief an Schönborn in den Werken B. 27, 475.

[4] Der ſchon damals beabſichtigten „Volkslieder“.

*15.

(Wandsbeck im Sommer 1774.)

Mein lieber Herr Gevatter ſoll nicht meinen, ich ſäße wie Jonas in der Kürbislaube, und brummte über den Wurm, der das ſchöne, grüne Gewächs vergiftet, oder härmte mich wie Achilles, daß ich nicht Speis und Trank zu mir nehmen möchte. Ich brumme und härme mich nicht, bin auch jetzo wieder ziemlich geſund und gehe flugs und freudig an mein Geſchäft, das ich aber freilich, wie der Herr Gevatter ſehr recht bemerken, nicht mehr mit ſo viel Eifer und Macht verrichte, als ehedem, weil es umſonſt zu ſein ſcheint, meine vena comica auch immer mehr verſiegt und verſauert, wie alle kleinen Bäche zu thun pflegen. Uebrigens ſpringe ich doch alle Tage noch ein paarmal übern Stock und über Tiſch und Bänke, und wenn ich das große Loos gewinne, komme ich ſogleich und ſpringe auf über Tiſch und Bänke in Bückeburg und über die Bänke in der großen Allee zu Pyrmont. Amen! Amen!

Dank für Ihr Buch[2])! ich habs aber noch nicht geleſen: ich halte ſeit 8 Tagen Carneval und leſe nichts, ſondern eſſe und trinke. Hamann hat mir ein Geſchenk mit dem größten Theil ſeiner Rhapſodien gemacht, und das iſt mir ſehr lieb geweſen. Ich ſag' dies nicht, Sie zu erinnern, daß Sie mir die „Urkunde" verſprochen und nicht geſchickt haben, ſondern bloß weils mir lieb iſt. Gott befohlen! Morgen iſt mein Carneval zu Ende, dann leſe ich wieder und zuerſt Ihr neues Buch. Addies.

---

[1]) Anſpielung auf die Ballade „vom braun Annel“.

[2]) Provincialblätter an Prediger.

Claudius.

16.

(Wandsbeck im Frühjahr 1774).

— Aber warum behaltet Ihr Euren Scheerenſchleifer nicht lieber da und kommt ſelbſt! — Uebrigens iſt er mir als Amtsbruder und College und Interimsdiener von Euch ſehr willkommen geweſen, und hat mit mir an meinem runden Tiſch Kraut und Rüben eſſen müſſen, und dabei mir von ſeinem Herrn Conſiſtorialrath und der Frau Conſiſtorialräthin erzählen müſſen und mit uns Eure Geſundheit trinken müſſen und für eine glückliche Niederbrechung, wie ers nennt, der Frau Conſiſtorialräthin und für den kleinen Genius oder Genia anſtoßen müſſen und das Maul zuhalten und in ſeinem Herzen dazu wünſchen müſſen u. ſ. w.

Ich könnte Ihnen Hamanns Chorgeſang[1]) wohl abſchreiben, habt Ihr doch für mich abſchreiben laſſen, aber ich habe ſchon zum Druk nach Hamburg hingegeben, ſchon vor 4 Wochen, und da zauderts und zauderts und wird nichts daraus. Das erſte Exemplar, das fertig iſt, geht ſchneller als die Richardſchen Bücher nach Bückeburg ab. Hamann iſt böſe, daß ich die „Urkunde“ ſchon recenſirt habe, und meint, ich könne wohl aus ſeinem opusculo in meiner Hand geſtohlen haben, und hätte unmaßgeblich ſchweigen ſollen, bis er geredt hätte, weil er ſich ſo gebalgt und geeilt hätte, der erſte Recenſent Eures Buchs zu ſein. Hab' das nicht gewußt, ſonſt hätte den Preußiſchen Heraklit gerne zuerſt reden laſſen — aber geſtohlen hab' ich nicht. Der Henker beſtehle einen Magum, müßt' ich doch fürchten, daß er mich mit der geſtohlenen Waare in der Hand der ganzen Welt zum Spectacle hin zauberte. Gott ſegne Euch und ihn! Wir möchten Euch bei dieſer guten Gelegenheit gerne was ſchicken, wenn wir nur was hätten. Schicken Euch unſern herzlichen Gruß — halt! ſchicken Euch eine Roſe aus unſerm Garten.

---

[1]) Gemeint ſind „Christiani Telonarchae prolegomena über die neueſte Auslegung der älteſten Urkunde des menſchlichen Geſchlechts".

Wenn die Frau Maria Carolina nun wirklich nach der Weiberweiſe procediren thut, ſo bittet Gott, daß er Eure Stärke und die Zähne feſthalte. Wir haben ſie geklappert nicht vor die lange Weile, weil ich ſie nicht feſthalten konnte. Für die Frau Maria Carolina wollen wir hier beten. Betet Ihr für Euch ſelbſt; denn ich ſtatuire, daß der Mann zweimal entbunden wird. —

Die „Urkunde“ wird Euch innerhalb 8 Tagen einer ein gewiſſer Reichard aus Königsberg bringen. Ich hatte

Ihrem Scheerenſchleifer das Buch mitgeben können, aber ich mußte ſein ſchonen, wenn er Euch einen Bedienten mit Oberhemden einholen ſoll. Lebt wohl, und warum ſeid Ihr nicht ſelbſt gekommen! Dank für die Bücher! ich werde ſie heut Nachmittag beantlitzen und mein dabei pflegen.

17.

Wandsbeck den 13. September 1774.

Das iſt eine treffliche, brave Lucina, die Lucina von Bückeburg, aber die Väter in Bückeburg ſind nicht ſo trefflich. Die warten vom 28. Auguſt bis 6. September, ehe ſie ſchreiben, und addreſſiren dann ihre Briefe à Wandsbeck, damit ſie noch ein paar Tage ſpäter an Ort und Stelle ommen; denn alle Briefe à Wandsbeck werden in einem gewiſſen Keller, der Wandsbecker Keller genannt, abgegeben und liegen hier ſo lange, bis von ohngefähr ein Mannſen oder Weibſen aus Wandsbeck in den Keller kommt, das en Brief mitnehmen und beſtellen will. Die Väter aus Bückeburg ſiegeln auch ihren nächſtletzten Brief vor der Entbindung mit ſchwarzem Lack. Daß Euch der Henker mit Euerm ſchwarzen Lack! Dachte mir doch, daß Euch nicht wohl ums Herz ſei und uns nicht wohl werden würde — doch alles gut, nun alles gut, gut, gut! Das Einzige muß ich Euch, Vater Großprahler, doch noch kund und zu wiſſen thun, daß mein Erſtes auch ein Sohn geweſen iſt.

und daß ich eilender und nicht eilender Menſch im November weder einen Sohn noch eine Tochter zu hoffen habe, und daß die Schwangerſchaft meines Bauermädchen nur ſo ein Schein geweſen ſei.

Von Hamanns Schrift ſagt mir kein Wort weiter; denn ich hab' 'n davon ganz ſatt. Bode hat ſie ſeit einem halben Jahr, und weil er am „Triſtram“ und ſonſt heiß zu thun hat, und für ſich auch bei andern Buchdruckern drucken läßt, ſo bleibt der Bogen von Hamann liegen, ich mag fodern, wie ich will. Ich habe das Manuſcript zurückbegehrt, um es anderswo drucken zu laſſen! das will er auch nicht, denn er will's gern drucken. Schreibt das Hamann gelegentlich; ich mag ihm gar nicht wieder ſchreiben, weil er mich für einen Narren und Gauch halten muß. — Gott laß Euern Knaben wohl gedeihen! Kehrt um!

Ihr werdet es vermuthlich ſchon von Göttingen aus gehört haben, daß der Markgraf von Baden Klopſtock eine Penſion von 600 Rthl. gibt und 40 neue Louisd'or Reiſegeld geſchickt hat, und daß Klopſtock dieſen Winter in Carlsruhe zubringen wird. Er geht heute von hier ab, und wird Euch aus Celle ſchreiben, ob Ihr vielleicht einen Tag abkönnt und ihn in Hannover ſprächet. Er wäre über Bückeburg gefahren, aber er wollte die Diligence nicht gerne aufgeben, und die geht einen andern Weg. Gehabt Euch wohl und ſchickt mir eine Recenſion!

18.

Sie mogen ſich Ihres ſchwarzäugigten Knabens gar wohl freuen und der lieben Mutter und Säugerin warten und pflegen — aber Sie brauchen darum doch nicht alles zu vergeſſen. Es iſt jetzo ein Vierteljahr, ſeit ich meine Gratulationsbriefe habe abgehen laſſen. In aller der Zeit haben Ew. HochwohlEhrwürden ſich mit keiner Brieffeder gerührt. Ich würde es ſeitdem ſchon mehr als einmal wieder gethan haben, wenn ich nicht meinen Kopf darauf geſetzt hätte, daß Hamanns „Prolegomena über die neueſte Auslegung der älteſten Urkunde“ mit dem erſten Brief folgen ſollten, und heute iſt der erſte Poſttag, daß dieſe „Prolegomena“, die hiebei folgen, fertig geworden ſind. Ich ſchicke ſie heute auch an Hamann zur Oberreviſion; denn gedruckt ſoll nicht werden, bis Hamann nun geantwortet hat, und Ihr Exemplar können Sie für nichts weiter als Correcturbogen anſehen.

Ich hoffe, daß Sie noch in Bückeburg ſammt und ſonders wohl ſind; hier in Wandsbeck ſind wirs ſo ziemlich.

(Wandsbeck) den 8. November (1774). Claudius.

*19.

Hier iſt der Herr Zachäus[1], vom Königsberger ſelbſt revidirt. Er hat mir geſchrieben, daß ich an Sie ein und zwei an die Darmſtädter Freunde ſchicken ſollte. Er meint vermuthlich, daß ich Ihre Freunde in Darmſtadt dem Namen nach kenne. Da das nun aber nicht iſt, ſo lege ich die beiden Darmſtädter Exemplare hier bei. Zugleich folgt auch hiebei eine andre kleine Schrift, die ich auch für Hamann zum Druck befördert habe. Mich dünkt zwar, ich hätte ſchon ein Exemplar davon zugeſchickt, weil ichs aber nicht gewiß weiß, lege ich eins bei. —

---

[1] Vgl. oben Brief 16 Note.

(Wandsbeck) den letzten December 1774. **Claudius.**

20.

Frau Claudius an Herders Gattin.

Meine liebe **Frau Herder**! Die **Sibylle Adelgunde**[1] hat an mich geſchrieben und bittet mich, Einliegendes an Sie zu ſchicken. Es handelt von der heiligen Ehe, ich ſchicks Ihnen alſo. Erſt wollt' ichs gar nicht anrühren, es hat mir aber nichts gethan, nur verſtanden hab' ich nichts davon.

Ich habe Ihrer Gevatterin die Blattern ſelbſt inoculirt, und iſt Gottlob alles recht gut abgegangen.

Mein Mann grüßt Sie alle in Bückeburg ſo herzlich, ich auch, und wünſche Ihnen Gottes Gnade und Segen.

Wandsbeck den 13. Februar (17)75. Ihre

A. R. Claudius.

---

[1] Hamanns „Verſuch einer Sibylle über die Ehe“ (1775).

*21.

Hier ſchick' ich meiner hochgeehrten Frau Gevatterin die „Sämmtlichen Werke des Asmus"; und bitte, wo möglich, ſie gut aufzunehmen, auch dem Herrn Gevatter eins und anders, das Sie dienlich finden, daraus vorzuleſen. Am Ende dieſer Woche oder zu Anfang der folgenden ſollen die dreißig Exemplare nachfolgen.

Die Geſichter haben bisher noch nicht glücken wollen, ſollen aber die andre Woche gewiß gemacht und in einem Briefe abgeſchickt werden, den ich dem Herrn Gevatter ſchon lange ſchuldig und nunmehro ſehr geneigt bin zu ſchreiben.

Befinde mich ſeit einiger Zeit gar nicht wohl und will den jungen Frühlingsgeiſt aus den neuen Kräutern ſaugen, daß es mir wohl thue. Mein Bauermädchen iſt gottlob itzo geſund ſammt ihrem Kinde, und geht, glaub' ich, mit dem zweiten ſchwanger. Gott ſegne Sie und lieb Gemahl und Knaben!

Wandsbeck den 25. April 1775. Claudius.

22.

Da ſind die verlangten Exemplare. Seht zu, daß Ihr ſie an Mann bringt, und ſchickt das Geld ſobald es möglich iſt; denn ich habe das Papier noch nicht ganz bezahlt, und die Papierhändler in Hamburg ſind wie die andern Händler, ſie praſentiren Seiner Hochedelgeboren die Rechnung mit vieler Höflichkeit ꝛc. oft.

Von Hamann habe ich dieſen Winter verſchiedene Briefe gehabt, die ich alle geleſen, aber, verſteht ſich, nicht verſtanden habe. Indeß verſteht man doch hie und da ein halbes Wort, und wer hat es denn geſagt, daß man alle Briefe verſtehen ſoll, die man lieſet? Ich danke Ihnen aber recht ſehr, daß Sie mich mit dem Zeichendeuter bekannt gemacht haben; ich mag gern mit ihm zu thun haben.

Von Ihnen habe ich dieſen Winter, dünkt mich, auch nicht einen Brief; ich weiß nicht, womit ich das verſchuldet habe; denn dafür, daß Ihr nun keinen Zeitvertreib außer Hauſe ſucht, ſondern Euch immer und am liebſten um Eure paterfamilias-Achſe drebt, kann ich doch nichts. Gott laß Euchs lange ſo wohl ſein!

Aber kommen Sie denn nicht einmal nach Hamburg? Achtzehn Meilen laſſen ſich doch abfahren, und geht dazu immer ſo ſchön ſanſt durch den Sand. Ich dächte, Sie thäten einmal Ernſt dazu, und zeigten Frau Herder die große, berühmte Stadt, und denn holten wir Sie aus Hamburg nach Wandsbeck und ließen Sie nicht wieder los, bis Sie Gewalt brauchten und uns Arm und Beine abſchlügen. Bewegen Sie dieſe Worte in Ihrem Herzen, mein Lieber, und kommen Sie. Ihr ſollt uns willkommen ſein, wie die heiligen Engel aus 'm Himmel. Wollen auch zuſammen nach Lübeck fahren und Gerſtenberg beſuchen und in Travemünde Dorſch eſſen und dabei in die See hinausſehen. —

Mein Bauermädchen, das Gott geſegne, iſt erträglich wohl und kriegt von vorne wieder ſo ein formidable Anſehn. Ich gerathe daher faſt auf den Gedanken, daß ſie ſich mit einem Manne gemein gemacht habe, und daß Euer Edlen ſich wieder auf einen Gevatterſtand gefaßt machen können, wie ich denn nicht ermangeln werde, ſo lange ich lebe, Ew. Edeln im Gevatterſtehen immer warm zu halten.

Empfehlen uns Ihnen herzlich.

Matthias und Rebecca in Wandsbeck.

(Wandsbeck) den 6. Mai 1775.

23.

Claudius an Herders Gattin.

Wir danken gar herzlich, daß Sie uns das Geld und Ihren Herrn Bruder hergeſchickt haben. Der Bruder[1] iſt wohl nur 15 Minuten hier geweſen, aber doch hat er uns kurz und gut viel Freude gemacht. Wenn doch ſeine Schweſter und ihr Gemahl auch den Einfall hätten, nach Hamburg zu kommen, würden vielen Leuten eine angenehme Erſcheinung ſein, und kleinen muthigen Knaben iſt ſo eine Reiſe recht geſund. Die Fratzengeſichter kommen noch nicht. Wir haben geſtern Abend noch gezeichnet und gecirkelt, können aber die Naſe nicht ſtill halten, und die Figur hat gar kein menſchliches Anſehn gehabt, und mogen wir nicht damit aufwarten. Sobald einer kommt, ders Abzeichnen verſteht, ſollen ſie abgezeichnet und nach Bückeburg übermacht werden. Die kleine Gevatterin iſt in der Beſſerung, doch iſt ihr der Magen ſo hoch, und wir ſalben ihn alltäglich mit Oel und Campher, ob wir'n zurecht bringen möchten. Wir grüßen mit dem Gruße der Freundſchaft und empfehlen uns in das gute Andenken der lieben Frau Gevatterin mit dem kleinen muthigen Knaben.

---

[1] Sigmund Flachsland.

Wandsbeck den 26. Mai 1775. Claudius.

24.

(Wandsbeck im Sommer 1775.)

Als ich Ihren Brief geleſen hatte, las ich gleich dran meine Recenſions[1]), und die erſte ſchien mir ſchuldlos zu ſein. In der zwoten könnte das Kennt und hernach darauf das — „und wenn es auch dem gemäß von jeder wäre gehalten worden“, Verdacht machen, das iſt wahr. Ich ſage Euch aber aufrichtig und in Wahrheit, daß ich dabei an Eure Eitelkeit nicht gedacht habe. Die ganze Recenſion iſt ja nicht neu gemacht: vorher ſtand: „und wenn die Prediger ſich dem gemäß von jeher betragen hatten ꝛc.“ Da fiels mir bei der Correctur ein, daß ich die Prediger lieber nicht nennen und lieber allgemein ſagen wollte, und ſo kam dann das: „und wenn es auch dem gemäß von jeher wäre gehalten worden.“ Das Kennt accentuirte ich, weil ich oft gehört hatte, daß ein Prediger in Schrift oder im gemeinen Leben vom Kennen ſeines Berufs geſprochen hatte, und es zu verſtehen geben wollte, daß Euer Kennen ein ander Ding ſei, als wovon ſie alle ſprechen. Seht Herder, ſo iſts, und weils ſo iſt, ſage ichs Euch, und nicht mich zu entſchuldigen. Ich hätte gegen die Sache, die Ihr mir Schuld gebt, gar nichts, als daß ſie unterm Tiſch und nicht unter vier Augen geſchehen wäre. Ich ſehe es täglich mehr ein, daß niemand gut iſt als der einige Gott, und daß der nur eigentlich Freund oder braver Kerl iſt, der uns hilft, unſrer Narrheit loszuwerden. Wenn ich alſo eine Zange hätte, damit die Eitelkeit und andre Narrheit ſammt den Wurzeln ausgezogen werden könnten, ſo würde ich erſt meine eigne ausziehen, und dann Euch die Zange präſentiren, aber nicht vor dem Publico und unterm Tiſch, ſondern geradezu und ingeheim. Was Ihr von „moraliſchen Reiſenden“ ſagt und mit den Fratzen und Grillen meint, die ich aus dem Kopf laſſen ſoll, weiß ich nicht und verſteh' ich nicht, ſonſt wollt' ich Euch antworten, lieber Herder. Und damit ſeid zufrieden und laßts beim Alten bleiben; ich wollte Euch nicht gerne verlieren. Grüßt die Frau Caroline herzlich von uns, und Gott gebe Euch viel Gutes! M. C.

---

[1]) In den beiden erſten Theilen der „Sämmtlichen Werke“ (1774) finden ſich Anzeigen von Herders „Aelteſter Urkunde“ und der Preisſchrift „Ueber den Urſprung der Sprache“, ſowie von Hamanns „Neuer Apologie des Buchſtaben h

Das muß ich noch ſagen, Euch deſto herzlicher zu verſöhnen, daß ich, nicht um Recenſions im Büchel zu haben, ſondern deswegen die Anzeige von Hamann und Euch eingerückt habe, weil ich dachte, Ihr hättet einen Platz in meinem Herzen, und ſo müßtet Ihr auch einen im Büchel haben. Seid alſo wieder gut!

25.

Wandsbeck den 2. Auguſt 1775.

Ihr ſeid ſehr expedit, Freund Herder! und der Präſident von Moſer muß ſehr gütig ſein, daß er auf das Wort eines bekannten Mannes einen unbekannten ſo ehren will. Alſo geheimer Canzeleiſecretär? Der Aviſenſchreiber, den halb Wandsbeck für unklug und ganz Wandsbeck für einen lauſigen Aviſenſchreiber hält, geheimer Canzeleiſecretär? Ich weiß nicht ganz genau, was ein geheimer Canzeleiſecretär in Darmſtadt zu thun hat, aber ich kann rechnen und ſchreiben, weiß vom Staats- und Völkerrecht nicht viel, finde mich leicht in etwas und arbeite ſchnell, habe ehedem wohl Italiäniſch ſchreiben können, ſchreibe noch Franzöſiſch, grammaticaliſch, aber nicht delicat, verſtehe Griechiſch, Lateiniſch, Engliſch, Däniſch, Holländiſch, Deutſch, etwas Schwediſch und Spaniſch, habe die Inſtitutions und Pandecten gehört und Hiſtorie, weiß aber von Inſtitutions, Pandekten und Hiſtorie nicht mehr als eben zur Leibesnahrung und Nothdurft u. ſ. w., bin ehrlich und laſſe mich nicht beſtechen. Wenn ich nun mit dieſem Wiſſen und Nichtwiſſen geheimer Canzeleiſecretär werden kann, ſo erkenne ich es mit Dank, daß der Herr Präſident von Moſer mich dazu machen will; aber nach meiner Neigung möchte ich lieber eine weniger glänzende und mehr ruhige Stelle haben, und etwa Vorſteher eines im Walde gelegenen Hospitals oder andern milden Stiftung, Verwalter eines Jagdſchloſſes, Garteninſpector, Vogt eines Dorfs ꝛc. werden, dabei ich Zeit hätte, meinen Grillen nachzuhängen.

Von allem dieſen läßt ſich beſſer mündlich ſprechen als briefſtellen, und ich hoffe, daß ich es noch vor Winter möglich machen will, Sie auf ein paar Tage zu ſehen. Vor Frühling kann ich ſo nicht nach Darmſtadt gehen; mein Bauermädchen ſoll im October ein Kind gebären, und im Winter läßt ſich mit einem ſchwangern Mädchen und jungem Kinde ſo weit nicht reiſen. Dieſen Winter denke ich noch in Wandsbeck zu bleiben; wir haben nur kleine Münde und Magens, wird ſich ja ſo viel finden, daß ſie voll werden. Vorerſt macht Ihr Anerbieten, „uns mit Sack und Pack aufzunehmen“, uns 4 Wochen ſatt. Ich habe auch noch eine Mutter, zu der wir im äußerſten Nothfall ziehen können. Und alſo, mein lieber Herder, ſollt Ihr Dank haben, und Ihr habt Euch ein Lob zubereitet aus dem Munde unſers ungebornen Säuglings, der gewaltig in ſeiner Mutter Leibe hüpft und ſpringt; und wohl ein Rieſe und gewaltiger Jäger vor dem Herrn werden wird. Grüßt unſre Frau Herder.

Claudius.

26.

Wandsbeck den 1. September 1775.

Mein lieber, lieber Herder! Wenn mein Brief nicht angekommen wäre, ſo hols der Henker. Ihre „Erläuterungen“[1] hab' ich durchgeleſen, und, wie in allem, was Ihr ſchreibt, viel Liebes und Gutes darin gefunden. Die Wahrheit kommt mir vor als ein heiliges Land, das in einem Zaubercirkel liegt, und Ihr ſeid denn ein Araber, der immer um den Cirkel reitet und den Speer wirbelt und übern Zaun hineinguckt. Was Ihr von den Wundern und Werken Jeſu und dem Glauben und Unglauben ſagt, hat mir am beſten gefallen, und iſt, glaub' ich, lautre Wahrheit. Uebrigens habt Ihr wieder, wie Ihr pflegt, brav patzig gegen Euer Collegium gethan, und ſie werden nicht ermangeln, es Euch wieder einzutreiben, wie das denn auch recht und billig iſt.

Aus beifolgendem Brief werdet Ihr erſehen, daß Ihr ein Drama, „Brutus“ genannt, geſchrieben habt, und daß Leute ſich eine Ehre machen, es zu recenſiren. Da das Drama aber nicht fürs Publicum beſtimmt ſein ſoll, ſo hab' ich die

---

[1] Erläuterungen zum neuen Teſtament.

Recenſion in Perſon nicht bekannt machen wollen. Dazu habe ich mit dem „Boten" nichts mehr zu thun, und wenn Ihr von Lobgewäſche und immer ſchlechter werden in Eurem letzten Schreiben redet, ſo geht mich das nicht an. Ich hab' ſeit Johannis keinen Finger mehr angeſetzt, weder zum Guten noch zum Böſen, zum Lob noch Hunzgewäſche, bitte mich alſo künftig nicht weiter ſo auszuhunzen.

Mein Bauermädchen befindet ſich diesmal außerordentlich wohl, und es iſt ſo recht eine Luſt, ſie ſchwanger zu ſehen. Wir grüßen Sie und Frau Herder mit dem Gruß der Freundſchaft, und wünſchen Euch alle guten Gaben des Ormuzd.

A propos! Vor 8 Tagen iſt der Amtsverwalter in Reinfeld, meinem Vaterflecken, wo meine Mutter ſich auch noch aufhält, geſtorben. Meine Mutter wollte, daß ich mich um dieſe Stelle bewürbe, und meine hieſigen und Copenhagener Freunde haben einen Verſuch gemacht. Daß Ihrs nur wißt. Gott mit Euch!

27.

Wandsbeck den 3. October 1775.

Freilich ſind die 4 Ducaten angekommen. Mich dünkt, Ihr ſchickt immer etwas mehr, als mir zukommt, und darum ſpreche ich nicht gerne davon. Aber daß Ihr nach Göttingen ziehen wollt, zu den neidiſchen und zänkiſchen und ſtänkiſchen Profeſſoren und zu den wilden Burſchen — das taugt gar nicht. Um der Bibliothek wegen mags Ihnen vergeben ſein, und Sie mögen 3 Jahre da bleiben, dann aber wieder zurück nach Wakefield, das iſt beſſer.

Haben Sie neulich Brief von Hamann? Er hat mir in länger als einem halben Jahr nicht geſchrieben, und ich fürchte halb, daß er böſe auf mich ſei. Möchte gerne wiſſen, ob und warum? Ich thue itzo faſt gar nichts; hebe und trage den ganzen Tag mein Kind, das nun anfängt zu gehen, und ſehe den runden Leib meines lieben Bauermädchens an und freue mich darüber. Klopſtocks Bruſtbild in Gips, fein und ähnlich, iſt itzo in Hamburg mit Rahmen von Ebenholz und Glas für 1 Ducaten species zu haben, wenn dort Liebhaber ſein ſollten. Ich habe nur den Nachdruck [1] von Flörke geſehn; er iſt ſehr gut gerathen, und man kann ihn kaum von meiner Ausgabe unterſcheiden, nur das Papier iſt nicht vollends ſo gut und ſind einige Druckfehler mehr darin.

Wie ich höre, iſt der König ſo gnädig geweſen, mich in der bewußten Sache zu überſehen. —

Von meiner Hinkunft kann ich noch nicht mehr ſagen, als daß ich kommen werde, ſobald ich kann. Vor Oſtern werdet Ihr doch nicht wegziehen.

Nun Gott ſei mit Euch allen! Amen. Claudius.

---

[1] Seiner „ſämmtlichen Werke“.

28.

Wandsbeck den 18. November 1775.

Der Brief von Moſer iſt recht gut, die Stelle iſt recht gut und Eure und Moſers Vielgütigkeit iſt recht gut und recht fein, und alſo nehme ich mit Freuden in Darmſtadt an, was ich bei Hamburg freilich lieber hätte. Zimmermann hat mir vor einiger Zeit einen Brief voll Freundſchaft und Ausſicht geſchrieben; es ſind auch ſonſt Verſprechen gegeben; es geht nun aber fürerſt nach Darmſtadt in Gottes Namen; denn die Stelle iſt recht gut.

Hiebei Moſers Brief zurück und mein Brief an Moſer. Wann der Ihnen recht iſt, ſo ſchicken Sie ihn weg; ſonſt ſind Sie wohl ſo gut und ſchreiben dem Herrn von Moſer den Inhalt, und ſo reiſe ich im Juni nach Bückeburg, und bleibe da 8 Tage beim dortigen Herrn Superintendenten und juchheie mit ihm und ſeinem herrlichen Weibe, Frau Maria Carolina, die Gott geleite!

Lavater wollte Stellen aus allerlei Autoren, die Phyſiognomie betreffend, von mir haben. Ich habe auch verſprochen, was mir aufſtieße, zu ſammeln und zu überſchicken, aber ich habe nicht Zeit, viel zu leſen. Ich muß überſetzen, daß ich das Brod gewinne, und alſo iſt das mit dem Ueberſchicken weitläuftig zu erzählen. Die Zeitungen von Hamann will ich mitbringen. Gleim ſchickte 5 Louisd'or zur Reiſe zu ihm, aber ich konnte unmöglich ſogleich von Weib und

Kind reiſen. Reſewitz kenne ich von Copenhagen her. Sollte der helfen?

Mein Bauermädchen befindet ſich ungemein wohl, und das Kind [1] hat den Namen Chriſtiane Marie Auguſte erhalten. Lieben Kindlein, wir grüßen Euch herzlich!

M. und Rebecca Claudius.

Alſo nach Darmſtadt, wenn mein Oncle nicht bald aus Oſtindien mit dem Sack voll Ducaten ankömmt, und auch in dem Fall nach Bückeburg zum Juchheien!

29.

Wandsbeck den 25. November 1775.

Dieſer Tage kommt ein reformirter Prediger, Herr Paſſavant [2], ein lieber, lebhafter Menſch, ſcheint es, hier von Zürch an, und bringt die Nachricht von Zimmermann mit, es ſei eine gewiſſe Oberkammerherrin aus Darmſtadt in Hannover angekommen und habe Herrn Zimmermann die gewiſſe Nachricht gebracht, ich ſolle Burgvogt in Darmſtadt werden, und mein Wohnhaus ſtehe mitten in einem Walde, und ich habe wenig oder nichts zu thun.

Ich kann dies kaum mit der Commiſſion und dem Oberlandcommiſſär reimen, und wenn es ein anderer Vorſchlag wäre, ſo fürchte ich, der Präſident von Moſer möchte etwa aus meinem Brief ſchließen, ich ſei ſo ſehr für die Stelle in der Landcommiſſion, und wenn meine Neigung in einige Rückſicht genommen werden ſollte, ſo zieh' ich die ruhige Stelle im Walde weit vor. Ich kann aber deswegen mich nicht äußern; vielleicht könnten Sie aber durch Ihre Freunde in Darmſtadt das Ding vermitteln, wenn Oberlandcommiſſär und Burgvogt und Haus im Walde nicht alles eins und daſſelbe Ding iſt. — Claudius.

---

[1] Geboren am 13. November.

[2] Goethes Freund Jakob Ludwig Paſſavant. Vgl. Goethes Werke B. 22, 353 ff. 409.

30.

Wandsbeck den 5. December 1775.

Habt Ihr nicht ſelbſt geſagt, ich ſollte in meiner Manier ſchreiben? Ich mag auch von keiner Diſtinction zwiſchen Schriftſteller und Menſchen Proben ablegen, und meine Schriftſtellerei iſt *Realität* bei mir, oder ſollt' es wenigſtens ſein, ſonſt hol's der Teufel.

Gleich gut alles! ich habe den mißlungenen Brief zerriſſen und mit Füßen getreten, und einen andern geſchrieben. Wenn der noch nicht recht iſt, ſo tretet Ihr den mit Füßen; was brauchts noch Poſtgeld für den Salbaderwiſch auszugeben? Ich will Euch zu Gefallen und mir zu Gefallen noch gerne andre ſchreiben; antwortet aber in dem Fall doch dem Präſidenten, wir möchten ſonſt die ganze Sache verderben, die hier durch Herrn Paſſavant ſchon als ausgemacht angenommen wird.

„Schlagt die Reſewitze aus dem Sinn!“ Was meint Ihr denn, worauf ich hoffe, und daß ich Euch nicht lieber 500 Fl. als einem von ihnen 1000 zu danken haben will! Recht gut, das ſchreibe ich nicht mit einem kalten Schlaraffengeſicht, ſondern recht gut heißt mir, hol mich der Henker! recht gut. Verſteht mich nicht unrecht! und verzweifelt nicht! und argnißt nicht weitläuftig, ſondern ſagt, ſo muß's ſein; denn ich ſuche nichts darin ſo zu ſchreiben, als ich geſchrieben habe. Das iſt wahr, konnte ich bei Hamburg oder Lübeck eine Stelle haben, ich thäte das lieber, weil ich meiner Mutter und einiger andern wichtigen Umſtände wegen lieber noch einige Jahre in dieſer Gegend bliebe; aber wenn ich weg muß, ſo will ich am liebſten nach Darmſtadt und am liebſten durch Euch nach Darmſtadt, und kreuz und quer durchs Darmſtädter Land reiſen, wenn ich da nicht im Walde zu Hauſe ſitzen und dabei eben ſo wohl Gutes ſchaffen kann.

Alſo, mein lieber brummiſcher Herder, ſeid nun wieder gut! Ich werde ums Fratzengeſicht des Schriftſtellers und großen Geiſtes Eure Freundſchaft nicht aufs Spiel ſetzen, zumal obbeſagtes Fratzengeſicht mir gleichgültiger iſt, als Ihr vielleicht denkt, und ich will meinen Speichel gern wieder hinterſchlucken, wenn ich ihn nicht wieder zurück in die Speicheldrüſen zwingen kann, aus denen er nun einmal herausgetreten iſt. —

Paſſavant iſt ein junger Mann voll Geiſt, und ein großer Freund von Lavater. Bis itzo beſteht ſeine Bibliothek nur aus Hamanns und Euren Schriften.

Ich habe heute einen Brief von Hamann, der mir eine rechte Freude gemacht hat, weil ich wahrlich glaubte, daß ich ihn böſe gemacht hätte, ob ich wohl nicht wußte, wie oder wodurch. Er frägt mich, ob Sie ſchon in Göttingen ſind, weil er Ihnen bald einen Brief ſchreiben will. Ich habe bei Paſſavant das Bild meines alten, lieben Hamanns geſehn; mit dem Schnupftuch um den Kopf ſieht er aus wie Muſtapha II., und ſo ernſthaft, daß ich keinen guten Tag und gehorſamen Diener wagte, wenn er mir vorbeiginge. Wenn ich nach Darmſtadt gehe, iſt wohl nicht viel Hoffnung, daß ich ihn in dieſer Welt ſehe, und doch ſagt mir mein Genius in dieſem Augenblicke noch Wunderdinge.

Frau Herder iſt doch nicht auch böſe! O wir wollten das ſo ungerne und wünſchen Ihr ſo viel Segen, wenn Sie noch gut iſt.

Cl.

31.

Wandsbeck den 2. Jenner 1776.

Nun, mein lieber Herder, Ihr ſollt denn herzlich Dank haben und Gott ſegne Euch und Euer liebes Weib und Kind dafür zum neuen Jahr kräftiglich!!!!!!!!!

Ich denke dem Herrn von Moſer zu ſchreiben, daß ich März kommen will, und dann komme ich über Bückeburg, wenn Ihr nicht indeß nach Göttingen zieht. Aber wie rathet Ihr nun, daß ich die Reiſe einrichte? Extrapoſt muß ich doch wohl nehmen und, wenn ich kann, einen dichten Wagen? Ich denke nichts mitzunehmen als 12 Hemden und 9 Bücher. Sie beſorgten mir wohl durch Ihre Freunde in Darmſtadt ein Haus mit Mobilien, wenn dergleichen in Darmſtadt ſo zu haben iſt, wenigſtens auf 1 oder etliche Monate, bis ich ſelbſt Rath ſchaffen kann. Ich denke, ich thue beſſer und wohlfeiler, wenn ich Bett und alles bei meiner Ankunft in Darmſtadt kaufe, als wenn ich meine alte Lumpen durch die Fracht noch einmal bezahle.

Ich erwarte über alles dieſes Ihr Gutachten und bin Ihr Schuldner und Diener von nun an bis in Ewigkeit. Hamann grüßt Sie, und er hat noch nicht geſchrieben, weil er noch Nachrichten von Ihrer Schweſter aus Mohrungen erwartete. Claudius.

32.

Wandsbeck den 28. Februar 1776.

Ich ſchlafe nicht und bin nicht todt, ſondern wir ſind weg geweſen, meine Mutter und Brüder noch einmal zu ſehen, und darum wird Frau Herder mir meine Sünde vergeben; ich laſſe ſonſt ſolche Briefe nicht lange unbeantwortet.

Sie wiſſen, daß der Herr Präſident von Moſer in ſeinem Briefe ſagte, daß er einen Wechſel, in Hamburg zahlbar, übermachen laſſen werde, wenn er nur die Zeit der Abreiſe wiſſe. Ich habe alſo geſchrieben, wie folget: „Auf einen ſo gnädigen Brief als der vom 3. d. wäre es freilich meine Schuldigkeit geweſen, in Perſon meine Aufwartung zu machen und meine Antwort und meinen Dank mündlich abzuſtatten; ich würde es auch gethan haben, wenn ich allein geweſen wäre. So aber werden Ew. Excellence gnädig verzeihen, daß noch einmal ein Brief kommt. Ich habe nichts mehr, das mich hier aufhält, und ſobald ſich die Witterung ſo viel gemildert hat, daß ich der Kinder wegen reiſen kann, gehe ich in Gottes Namen von hier ab, und ich hoffe noch im März gewiß den Tag zu erleben, der einer der ſchönſten meines Lebens ſein wird. Gott erhöre alle die guten Wünſche, die zum Geburtstag und zu Neujahr für Ew. Excellence gethan ſind. Ich aber ꝛc.“

Den Brief habe ich den 16. Januar ſelbſt auf die Poſt gebracht; ich weiß nicht, ob er verloren gegangen, oder ob man ſich in Darmſtadt bedacht hat. Ich bin reiſefertig, ſobald das Reiſegeld kommt. Es wird aber gewiß auch kommen, denke ich, und Herr von Moſer will vielleicht auf dieſe gute Art beſſer Reiſewetter verſchaffen wollen, nach ſeiner Gutheit.

Hamann ſchickt Ihnen hier den Beſchluß, deſſen Anfang und Fortſetzung Sie ſchon haben werden. Ich wollte, ich wäre ſchon in Bückeburg; der Weg dahin iſt wohl fein tief.

Nach Reinfeld und Lübeck waren wir mehr als einmal in Gefahr ſtecken zu bleiben und alle 5 Minuten in Gefahr umzuwerfen, und darum freue ich mich jeden Tag, wenn das Reiſegeld noch nicht angekommen iſt, weil die Wege indeß etwas austrocknen. Wir ſind gottlob! lange Zeit recht geſund geweſen. Erhalte Euch Gott recht geſund; denn die Geſundheit iſt eine edle Gabe. Amen, mein liebſter Herder. M. Claudius.

Soll ich wieder an von Moſer ſchreiben?

33.

An Herders Gattin.

Wandsbeck den 28. Februar 1776.

Ihre Briefe ſind mir immer, als wenn eine Heilige vom Himmel redet, und Sie wiſſen wohl, daß der ſündige Menſch da erſt eine Weile ſtumm ſteht und aufſteht und nicht gleich antwortet, und alſo habe ich auch nicht gleich geantwortet. In Herders Brief hab' ich auch noch einen andern Grund hineingeſchrieben, und ich bitte, alle die Gründe zu beherzigen — und nicht böſe zu ſein.

Ich danke Ihnen für Ihren guten Rath; wir werden ſo thun. Einen Wagen hab' ich ſchon gekauft und ein Bettſack wird genäht; und das andre wird alles ſo gemacht, wie Sie gerathen haben.

Sie konnen nicht glauben, wie wir uns auf Bückeburg freuen, und wie wir da ſo luſtig zu Tiſche ſitzen wollen mit dem pastor loci und ſeiner trefflichen Frau, und Geſundheiten trinken. Der Herr Oberlandcommiſſarius und ſein Bauermädchen empfehlen ſich in Ihre Gewogenheit und wünſchen Ihnen viel Gutes. M. Claudius.

34.

Wandsbeck den 6. März 1776.

Mein lieber Herder!

Hoffe, daß Sie meinen vorigen Brief ſchon in Händen haben und daraus von meiner ſchneeweißen Unſchuld überzeugt ſind. Mit Ihrem letzten Briefe ſind nun freilich 3 Briefe von Bückeburg abgegangen, ehe einer aus Wandsbeck angekommen war; aber die Briefe aus Bückeburg, Frau Herder ihre Briefe nehme ich aus, ſind ſeit einiger Zeit ſehr lakoniſcher Taille. Der erſte beſtand aus 13 Worten, davon 9 noch dazu ganz kurze einſilbigte Laute waren, und der letzte aus 13 Reihen, die nicht alle voll ſind, zuſammen alſo ſind 15 Reihen aus Bückeburg nach Wandsbeck abgegangen. Vergebts mir, daß ich nicht flugs habe antworten können, ſo wird Euch Apoll die 13 Worte und 13 Zeilen auch vergeben.

Ich danke Eurer Frau Herder, daß ſie uns ein ſo gutes Logis beſorgt hat. Ich weiß von dem andern Logis kein Wort, und will das Logis mit der ſchönen Ausſicht ins weite Feld haben und behalten. Hier ſagt alle Welt, ich ſolle auf einem Schloſſe im Walde wohnen und Caſtellan werden, hätte alſo gar 3 Logis; wollen aber lieber eins gewiß haben, und ſo noch einmal Dank für die Beſorgung der Ausſicht ins freie Feld!

Hamann bittet Euch, ihm bald zu antworten. Er ſchreibt, daß er Aufmunterung nöthig habe, und die meiſte in den Briefen ſeiner Freunde finde. Schreibt alſo dem alten Homme de lettres am alten Graben bald und einen langen Brief. Und hiemit Gott befohlen, und grüßt uns unſre Frau Herder tauſendmal. Claudius.

35.

Wandsbeck den 16. März 1776.

Dies iſt nun auch der dritte Brief ohne Antwort, und alſo haben Sie mir nichts mehr vorzuwerfen, und wenn Sie auch zu Ihrer Mutter verreiſt geweſen wären. Im erſten Brief ſchrieb ich Ihnen, daß ich ſchon den 16. Januar an den Herrn Präſidenten von Moſer, und was ich geſchrieben habe; im zweiten, daß ich noch kein Reiſegeld habe, und gerne haben und reiſen wollte.

Ich lege hier einen Brief an Herrn von Moſer bei, wenn Sie vielleicht nicht ſchon nach Darmſtadt geſchrieben haben, oder noch lieber ſelbſt ſchreiben wollen. Es iſt übrigens wohl gut, daß die Sache ſo gezögert hat, weil wie ich von Reiſenden höre, die Wege ganz häßlich ſein ſollen, und ich mit meinem ſchweren Wagen doch unterwegens hätte liegen bleiben müſſen.

Man ſagt hier, daß Sie als Superintendens nach Weimar gehen. Glück zu, mein lieber Herr! Und davon ſagen Sie kein Wort, und laſſen uns immer fürchten, daß Sie in die Löwengrube nach Göttingen fahren werden.

Wir haben unſre Sachen meiſt verkauft und liegen ſchon ſeit 8 Tagen auf der Erde wie die Kalmucken. Lebt wohl! wir grüßen Euch herzlich. Claudius.

36.

Darmſtadt den 18. April 1776.

Und alſo ſind wir hier und ſind recht glücklich hergekommen, haben auch guten Weg gehabt, ſobald wir nur das letzte Gelenk der chaine particulière und das Kreuz der Bückeburgſchen Steinklöſe abſolvirt und die chaine générale der Landſtraße, wo kein Grund war von Meiſter Heinrich, erreicht hatten. Von Hameln nach Wickenſen mußten wir uns der volonté générale eines Poſtillons, der den Weg nicht wußte, soumittiren und kamen nach langweiliger espérance und vielem Mühſal Nachts um 12 Uhr in Wickenſen an. Vor Marburg lief uns ein Vorderrad vom Wagen und machte eine chaine particulière; wir soumittirten es aber wieder der chaine générale und fuhren weiter; ohne nun mehr de la soumission zu bedürfen.

In Göttingen habe ich den Profeſſor Heyne geſehen, der ſich ob dem annoch obwaltenden Wankelweſen Ihres Kreuzzuges nach Weimar ſehr wunderte und von neuen Verſuchen nach Göttingen witterte, auch manches Irrſal über die Verſauerung Ihres Genies in Bückeburg und andern Orten, die nicht Göttingen ſind, zu ſprechen geneigte.

Hier ſind wir recht wohl. Der Herr Präſident von Moſer hat mich nicht gnädig, ſondern freundſchaftlich empfangen. Geſtern Mittag ſchickte er mir 2 Bouteillen Burgunder und 12 ditto Rheinwein mit den gütigſten, feinſten Komplimenten. Der Herr Steuerſecretär und ſeine Frau Schweſter haben uns ſo in desavantage geſetzt, daß wir nicht abſehen können, wie wir nur einigermaßen Satisfaction erhalten ſollen. Wir ſind indeß in Bückeburg ſchon an eine ſolche überſchwengliche Vielgütigkeit gewöhnt worden, daß uns nichts mehr neu und unerwartet und unſer Wahlſpruch auch in dieſem Stück geworden iſt: Nil admirari. 1)

Gott ſegne Euch und Euer gutes Weib, und wolle Euch nicht unbelohnet laſſen, was Ihr uns Liebes gethan habt — und kein Wort mehr. Die Schriftſprache iſt ein infamer Trichter, darin Wein zu Waſſer wird. Mein Bauermädchen hat Euer Gedächtniß im Segen und liturgirt Euch

---

1) Des Horaz epist. I, 6, 1.

in Gedanken farre pio et saliente mica.¹) Ich, hol' mich der Teufel auch! und Addies, und lebet wohl!!

Der Präſident ſagte, er wünſchte Euch hieher, und meinte, daß Ihr beſondre Neigung zur Univerſität hättet. Ich antwortete, wie ich das gerade nicht glaubte, und wie ich glaubte, daß Ihr Euch vielleicht mit freiwilliger Entäußerung zu einer Landſtelle herabzulaſſen geſonnen ſein möchtet; und bei der Gelegenheit kam zum Vorſchein, daß hier in der Nachbarſchaft eine Landſtelle iſt, die 1000 Fl. einträgt, davon aber der Beſitzer noch lebt, den man auch freilich nicht todtſchlagen kann.

Nun habt tauſendmal Dank, und weil Ihr doch die Briefe nur halb leſt, ſo will ich Euch das Ding leichter machen und zur rechten Zeit aufhören. Amen, halleluja. Lebt wohl!

Claudius.

Den 16. Nachmittags 3 Uhr ſind wir hier angekommen. Grüßt die Frau von Beſcheffer und Zanthier. So eben gewittert es hier.

37.

Frau Claudius an Herders Gattin.

Darmſtadt den 3. Mai 1776.

Ich ſage Ihnen noch recht herzlichen Dank für die 7 guten Tage, die Sie uns in Bückeburg gemacht haben; ſie

---

1) Nach Horaz carm. III, 23, 20.

waren ſo gut, daß ich Sie nicht vergeſſen werde. Wenn Sie doch bald 'mal nach Darmſtadt kämen, und ich Ihnen wieder einen Gefallen thun konnte! an meinem Willen fehlts gewiß nicht.

Wir haben geſtern Ihren Hochzeittag gefeiert, gebratene Tauben gegeſſen und Ihr Wohlſein in Rheinwein getrunken, und ſehr gewünſcht, daß wir bald zuſammenkommen möchten.

Es gefällt mir hier recht gut. Ihre Frau Schweſter iſt mein beſter Troſt; ſie iſt eine recht herzlich liebe Frau, und thut mir ſo viel Gutes, daß ichs nicht ausſprechen kann.

Unſer Haus iſt recht gut, und wir freuen uns alle Tage über die ſchöne Ausſicht. Die Soldaten ſtören uns auch nicht, wir ſchlafen ſehr ruhig. Meine beiden Mädchen ſind recht wohl und Caroline ſpricht noch viel von Bückeburg, und freut ſich über die ſchöne Mütze, die Frau Herder ihr gemacht hat, und die Kleine ſpringt auf meinem Schoß, daß ich kaum ſchreiben kann. — A. R. Claudius.

38.

Darmſtadt den 25. Mai 1776.

— Wir leben hier noch ſo ganz gut und genießen viel Gutes aus des Geheimeraths Hauſe, darin die Frau eine Frau nach dem Herzen Gottes iſt, glaube ich. Sie geht nun bald ins Bad, und ich wünſche es mit Leib und Seele daß ſie ganz geſund und hergeſtellt wiederkomme, woran ich aber doch zweifle. Der Steuerſecretär, der in ſeiner Geſundheit gar nicht richtig und feſt ſteht, wird vielleicht mit ihr gehen. —

Man erzählt hier luſtiges Zeug von Weimar, und ich bin recht neugierig, ob Ihr hinkommt und was dort aus Euch wird. Erhalte Euch Gott geſund, mein lieber Herder, erhalte Euch Gott geſund, meine liebe Frau Herder. Ich bin ganz der Eurige. M. Claudius.

39.

Darmſtadt den 10. Auguſt 1776.

— Mit meiner vielen Arbeit hat es die Bewandtniß nicht, wie Ihr meint. Es hat bisher zwiſchen mir und dem Director Irrung geobwaltet, davon ich Euch mündlich erzählen will, wenn wir uns einmal ſprechen; ſchreiben mag ich von ſolchem Quark nicht. Seid Ihr aber nur hübſch ruhig; ich will Eure Empfehlung nicht Lügen ſtrafen. Es ſcheint auch, daß, nachdem ich vor einigen Tagen dem Herrn Präſidenten, der ein trefflicher Mann iſt, gerade herausgeſprochen, alles beſſern Gang gehen wolle. Hier hab' ich ſonſt niemand zum Vertrauten in dieſem Quark gemacht, und alſo tiſcht in Euren Briefen hierher auch nichts davon auf. Sonſt leb' ich hier ziemlich vergnügt, ganz ſtille bis dato, und mein Geſchäft iſt ſehr angenehm und das ganze Geſchäft der Landcommiſſion ſehr gut und menſchlich, aber die Luft dahier convenirt mir nicht. Sela. — Für den

Zendaveſta danke ergebenſt: er hat mir ganz ungeberdig gefallen, ſonderlich der Auszug von Zoroaſters Philoſophie [1], den der berühmte Herr Bruner nicht gemacht hat. Ich habe des Rector Burmanns Ueberſetzung erſten Theil, der auch der letzte bleiben wird, weil Ihr ihm in Weg gekommen ſeid, geleſen und den Meiſter Anquetil oft von oben bis unten angeſtaunt, ob ich gleich glaube, daß er ſeine Geſchichte etwas aufgeſchmückt und gerundet hat. Aber bei Ihnen iſt Zend die älteſte Sprache und nach Burmann Pelvi; wer hat recht?

Und nun von unſerm Flachsland [2], mit dem es kein gutes Ende nimmt. Er will durchaus die Lungenſucht haben, obgleich alle Doctores von hier bis Ems und Frankfurt ſagen, daß er ſie nicht habe, und ob er gleich gar nicht huſtet. Gott weiß, ob er ſie hat oder nicht, aber bei ſeiner Aengſtlichkeit und Grämlichkeit kann er ſie wohl erwerben, und ich glaube, er hat ſie nicht, wird ſie aber kriegen, wenn er ſo fortfährt. Da ſitzt er den ganzen Tag in ſeiner Zelle, und nimmt an nichts in der Welt mehr Antheil, ſondern denkt immer an ſeine Lunge, ſpricht auch von nichts anders, und mag von nichts anders ſprechen. Ich bin zwar überzeugt, daß, wenn er auf einen Wagen geſetzt und bis nach Wandsbeck gefahren und auf ſein etwaniges Gewaltſchreien nicht geachtet würde, er halb, und wenn er wieder zurück nach Darmſtadt gefahren würde, ganz geſund wäre; aber ich habe einen ſolchen Wagen nicht. Er dauert mich in die Seele, und wenn er nicht crepiren ſoll, müßt Ihr ihn mit Gewalt nach Bückeburg zum Einpacken und zum Transport nach Weimar beſcheiden.(1) Wir haben in das Meierſche Haus ziehen müſſen, und auch dadurch hat Flachsland verloren; ſonſt kam er doch ein paarmal herauf, und es gingen doch 10 Minuten den Tag darüber weg, die er nun auch weggrämeln und ängſten muß. — Gl.

---

[1] Zu Herders „Aelteſter Urkunde."

[2] Herders Schwager, Sigmund Flachsland.

*40.

Darmſtadt den 3. September 1776.

Gottlob für ſo weit!

Wir haben des jungen Herrn Gevatters Geburtstag gefeiert, mit Rheinfreude und Gevatterfrohlocken. Daß er kein Kain iſt, gefällt mir wohl; ich haſſe die Kains, wie den Rhabarber und ſpüre auch faſt gleiche Wirkung von beiden.

Gott bringe die Mutter bald wieder zu Kräften, und dann packet ein und ziehet hin in Frieden nach Weimar und lehret alle Heiden!

Meine Rebecca wäre gern in Bückeburg und pflegte und wartete die Wöchnerin und hülfe ihr einpacken, muß es aber für diesmal der Frau von Beſcheffer überlaſſen, wie Ihr ſelbſt begreifen werdet.

---

(1) Was auch geſchah.

Aber warum Eure Carolina lauter Knaben und meine Rebecca lauter Mädchen an die Welt bringt, begreif' ich nicht. Ihr mögt denn beſondere Schwänke haben, davon unſer einer nichts weiß. Ich hätte gern einen Knaben, wenn mir Gott einen geben wollte. In des Geheimeraths Hauſe iſt alles wohl. Die gute Frau Geheimeräthin wollte uns heute morgen auf dem Buſenberg [1]) mit Chocolade tractiren, das Wetter wollte aber nicht günſtig ſein, und ſo ward er im Haus getrunken und ſchmeckte im Hauſe auch recht gut. Seine Exc. kauften während der Zeit einen Ochſen, der gemäſtet werden ſoll.

Meine Chriſtiane iſt 14 Tage krank geweſen, jetzo ſcheints aber, als wolle es wieder gut werden. Merck hat die Blattern im Hauſe, doch ſind ſie guter Art, er hat mir wirklich viel Dienſt gethan, und ſich von Anfang an ſehr fein gegen uns betragen. — M. Claudius.

41.

Darmſtadt den 14. December 1776.

— Es iſt uns herzlich lieb zu vernehmen geweſen, daß der Herr Superintendent ein ſo gutes Haus und hinter dem Hauſe einen ſo großen herrlichen Garten hat. Da wir weder einen großen noch kleinen Garten haben, ſo wird der Herr und die Frau Superintendens uns gütigſt erlauben, daß wir oft in Gedanken darin ſpazieren gehn

---

[1]) Der jetzigen Roſenhöhe.

Es iſt meine Schuld nicht, daß ich nicht ſelbſt hinkomme, die ſämmtliche dortige Einrichtung in Augenſchein und den Meiſter Kaufmann[1] alldort auf ſeinem Wege in Empfang zu nehmen.

Sonſt befinden wir uns itzo ſo ziemlich geſund und wohl, und vertreiben uns in den kurzen, dunkeln Tagen die Zeit mit allerhand artigen Inventions, die ſich beſſer ſehen als beſchreiben laſſen.

Zu Neujahr wird hier auch eine Zeitung[2] herauskommen, davon man nicht ermangeln wird, das erſte Stück zur Probe einzureichen. — Sollſt auch Dank haben für das — goldene bonmot an Hamann! — Uebermorgen iſt des Herrn Landgrafen ſein Geburtstag und künftigen Mittwochen des Herrn Präſidenten von Moſer ſeiner. Er iſt ein lieber Menſch. Am Mittwochen Abend werde ich meinem Bauermädchen und Kindern einen Punſch geben, und dabei ſoll auch die Weimarſche Nobleſſe hoch leben.

---

[1] Den berüchtigten Lavaterſchen Apoſtel Chriſtof Kaufman aus Winterthur. Am 6. October ſchreibt Herders Gattin an Gleim: „Meines Bruders Reiſegefährte oder vielmehr ſein Engel, Kaufmann aus der Schweiz, macht unſre erſte Glückſeligkeit in dieſen Tagen aus, einer der edelſten Menſchen, ein Märtyrer für die Wahrheit und das Beſte der Menſchen. Ach, man entweiht ſein ganzes Weſen, wenn man nur von ihm ſchwatzt und ihm nicht nachfolgt."

[2] Die Heſſen-Darmſtädtiſche Landzeitung. Vgl. Iſelins „Ephemeriden der Menſchheit" 1777, 1, 271 ff.

Herrn Oncle Sigmund erſuch' ich in specie, **vollends** geſund und gutes Muths zu werden, mir auch durch Freund Kaufmann den Teichmeierſchen Balſam aus Jena, davon ihm hiermit nähere Eröffnung geſchehen, zu ſchicken.

Wir wünſchen Herrn und Frau Herder ein fröhlich Neujahr und ſo viel Freude, als ſolch ein Paar nur eben zu Leibe kriegen kann, an Kind und Gemeine und Freund und Feind. Sela. Herrn Oncle auf künftig mehr.

M. Cl.

42.

(Darmſtadt im Februar oder März 1777.)

Weil Ihr mich ſo ernſtlich gebeten habt, ich ſollte nicht wie ein Genie zu Werke gehen, ſo habe ich mein Jahr bis ausgehalten. Wenn aber mein Bauermädchen ihre Wochen gehalten hat, ſo ziehe ich wieder ab nach Wandsbeck, vielleicht noch vorher, in 6 oder 8 Wochen. Die Haupturſache iſt unſre Geſundheit; von den Nebenurſachen mündlich einmal mehr. Ich thu' Euch dies vermelden mit einem ſonderlichen Muth. Ihr wärt nicht ſo lange geblieben. Grüßt Frau Herder. Lebt wohl! Addios.

*43.

Darmſtadt den 18. März 1777.

Ich habe eine Pleureſie gehabt, und bin ſo eben, eben entronnen, Gott ſei Dank! Wenn ich und meine gu

Rebecca uns darnach befinden, ſo gehen wir Ausgang April von hier ab, in meinem Wagen, den ich noch conſervirt habe, vielleicht über Wolfenbüttel, wie ich Leſſing, der hier neulich nach und von Mannheim durchgegangen iſt, verſprochen habe, ſonſt gerade nach Wandsbeck.

Reiſegeld — ich glaube, ſie geben mir hier noch etwas, und wenn ſie's nicht thun, ſo habe ich einen Freund, ders mir nicht verſagt. Was in Wandsbeck anfangen? Ueberſetzen, Fortſetzung von Asmus herausgeben, und — Befiehl Du Deine Wege!

Itzo bin ich ſchon wieder außer dem Bette, kann aber noch nicht ſicher Stich halten, ſondern bin ſo wie ein Gelehrter.

Grüßt Frau Herder und Gott bewahre Euch vor der Pleureſie! Grüßt auch den Oncle Sigmund.

Matthias Claudius.

Frau Claudius an Herders Gattin.

Ich danke Ihnen, liebſte Schweſter, für Ihren Brief und für all das Gute, was Sie mir darin geſchrieben haben. Mein Mann iſt, Gott Lob und Dank! außer Gefahr, und mir iſt das Herz ſchon ein gut Theil leichter, als es vor acht Tagen war. Ich und meine Kinder ſind geſund. Ihre Frau Schweſter hier, die noch alle Tage meine Schweſter iſt, befindet ſich mit den Ihrigen wohl. —

A. R. Claudius.

*44.

Wandsbeck den 24. Mai (17)77.

Mein lieber Herr Generalſuperintendent!

Wir ſind gottlob! recht glücklich nach **Wandsbeck** beigekommen und gehaben uns hier gottlob! recht wohl, recht wohl. Für die 35 Ducaten danken wir gar ſehr und wollens damit halten, wie Ihr geſagt habt. Nur das Einzige wünſchte ich, daß die Herzogin, die der Sage nach den Sommer nach Darmſtadt geht, ſich nicht äußere, als ob ich Reiſegeld beanſprucht hätte; denn ob ichs gleich, die Wahrheit zu ſagen, erwartete, ſo hatte ich doch, da ich nichts gethan habe, kein Recht, es zu erwarten, viel weniger zu beanſpruchen.

Herzlichen Gruß von uns an Euch alle und Gottes Segen! Nächſtens ein Längeres und Breiteres.

M. Claudius.

---

*45.

Wandsbeck den 21. Juni (17)79.

Lieber Herder!

Hier ſchick' ich Euch mein „Friedenlied“.[1] Gebt das eine Exemplar an die Herzogin zur ſchuldigen Dankſagung, wie Ihr wohl wißt.

---

[1] „Ein Lied nach dem Frieden 1779.“ Zuerſt erſchienen im „Muſenalmanach“ von Voß auf 1780.

Wir haben durch einen langen Umweg vernommen, daß Frau Caroline im Auguſt wieder zu Stuhl ſoll, und wünſchen herzlich, daß Gott ihr helfe, wenn ihre Stunde kömmt.

Frau Rebecca iſt während ihrer Schwangerſchaft von Zeit zu Zeit krankhaft und liegt noch itzo an einem Schmerz in der Seite ſeit 3 Tagen zu Bette. Ich habe dieſen Sommer eine Art von Pleureſie gehabt, die aber in 4—5 Tagen abgemacht war und alle unſere Kinder haben die Windblattern gehabt. Sonſt ſind wir gottlob! recht geſund und von Herzen vergnügt. Wir vermuthen von Euch ein Gleiches und wünſchen und gönnen es Euch. —

Viel Dank fürs „Hohelied“ [1]. Lebt wohl! Lebt wohl!

Matthias Claudius.

46.

Wandsbeck den 14. Juli 1779.

Liebe Frau Herder!

Ich muß Ihnen auf Ihren Brief vom Mai antworten. Als mein letzter Brief von hier ging, war er noch nicht angekommen, angeſehen er einige Monate auf ſeiner Reiſe zugebracht hat. Der kleine Gottfried und Sie alle haben uns viel gedauert, aber der Herr Profeſſor aus Jena ſoll hoch leben und abermals hoch.

---

[1] Herders „Lieder der Liebe.“

Von Herrn Oncle Sigmunds Heirath haben wir nicht ein Wort erfahren. Die Frau Geheimderäthin ſprach in ihrem letzten Brief, der auch ſeit einem Jahr ꝛc. der erſte war, von dieſer Heirath als von einer bekannten Sache, und ſo ließ ſie ſich von der Frau auch nichts weiter entfallen, und Sie haben uns zuerſt geſagt, daß das, was Herrn Oncle Sigmunds Frau iſt, weiland Jungfer Martin war, welches uns gar lieb iſt, da wir dem Oncle von Herzen eine gute Frau gönnen, und die Jungfer Martin ſonderlich in unſre Affection genommen haben. —

Gott befohlen, Ihr lieben Leute.

Matthias Claudius.

Ich hatte beinahe vergeſſen, für die „Volkslieder" zu danken und die Sibylle Adelgunde[1], darüber ich dem Herrn Gevatter in Königsberg ſchon geſchrieben habe, daß ich kein Wort davon verſtanden.

47.

Wandsbeck den 19. April 1780.

— Und weil denn Ihr gar nicht mehr ſchreibt, an niemanden, weder Bekannte noch Barbaren, weder Gelehrte noch Ungelehrte, weder Poeten noch Gaudiebe, ſo will ich

---

[1] „Κογξομπαξ, Fragmente einer apokalyptiſchen Sibylle", erſchien in dieſem Jahre.

Euch nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, ſondern aus dem Abyſſo meiner alten Freundſchaft Euch eins vormachen von unſerm Wohlbefinden und Weſen und Thun. Alſo Frau Rebecca befindet ſich, nachdem ſie 5 Kinder geboren und 4 geſäuget und mit dem fünften [1]) umgeworfen hat, Gott ſei Dank! recht wohl, ſieht roth und weiß aus wie ein Mädchen, und iſt köſtlich und wohlriechend wie Aloe und Cedern auf dem Libanon. Meine älteſte Jungfer Tochter reicht mir ſchon bis an den Nabel, und wenn Herr Gottfried jetzt ſeinen Biß verſuchen ſollte, würde ſie ihn hinſchleudern als einen Froſch, daß er auch ſagen würde Coax. Carolina, die zweite, iſt 4 Zoll kleiner, aber ſchlanker und holdſelig von Geberden, und Anna und Auguſte ſo dick als lang, und werden, allem Anſehen nach, ſelig durch Kinderzeugen werden. Ich ſelbſt bin auch nach meiner Art einige Zeit her recht geſund und wohlauf geweſen; habe auch ſeit der Darmſtädter Pleureſie wieder einen Anſtoß der Art gehabt, der aber vergleichungsweiſe ganz unbedeutend war. Die oeconomiſche Verfaſſung anlangend, iſt zu merken, daß es bis daher ſo paſſabel gut gehe und ſtehe; wir nagen am Büchel [2]) und Ueberſetzungsgebühr und ſeit zwei Jahren haben wir, wie Ihr ohne Zweifel wiſſen werdet, des Geheimerath Jacobi zwei älteſte Söhne bei uns. Kennſt Du den Jacobi, nicht den Canonicus und Dichter, ſondern den Geheimerath in Düſſeldorf? Ich kenne ihn noch nicht von Angeſicht, aber ich habe viele Urſache, ihn für einen von den ungewöhnlich edeln Menſchen zu halten. Wenn ich einmal nach Weimar komme oder Freund Herder nach Wandsbeck, will ich Euch erzählen, wie ich mit ihm bekannt worden und wie die Kinder hieher zu uns gekommen ſind. Er kommt gegen Johannis her, ſeine Kinder wieder abzuholen. Auf dieſer Reiſe wollte er nun Euch gerne kennen lernen, hat aber keine Luſt, nach Weimar zu kommen, und mir deswegen aufgetragen von Euch zu erfahren, ob Ihr auch dieſes Frühjahr nach Pyrmont gehet und um welche Zeit, damit er ſich mit der Her- oder Zurückreiſe darnach fügen und Euch in Pyrmont ſehen könne. Auf alles andre im Briefe dürft Ihr nicht antworten, aber auf dieſen Punkt ein oder zwei Worte Antwort von Euch oder der Frau Carolina, der wir alle viel Glück und Gutes wünſchen, ſammt Euch und den Kindern allen. Amen. M. C.

---

[1]) Geboren am 2. September 1779.

[2]) An der Ausgabe ſeiner „Sämmtlichen Werke", wovon der dritte Theil 1778 erſchienen war.

Iſt Hamann krank? Ich weiß ſeit 6 Monat nichts von ihm, und habe ihm einen langen Brief geſchrieben.

48.

Wandsbeck den 19. October (17)81.

Gott grüß Euch ſammt und ſonders! Und wir haben Eure Familienſilhouette wohl erhalten, weiden uns auch täglich daran, wenn wir hinſchauen linker Hand an der Thür oder vielmehr neben der Thür, zwiſchen Gevatter Hamann und Freund Jacobi, von dem ich Euch einmal geſchrieben hatte, daß er Euch gern möchte von Angeſicht kennen lernen, und von dem ich Euch hiebei ein Buch ſchicke, das er geſchrieben hat, und darin er Eurer mit großer Ehr' und Zier gedenkt.[1] Das Buch iſt hier in Homburg unter meiner Direction gedruckt, wie Ihr wohl an dem Druckfehlerverzeichniß abnehmen werdet, und er hat mir aufgetragen, es Euch zu ſchicken nebſt einem freundlichen Gruß. Ihr werdet ihn aus dem Buch von einer Seite kennen lernen, und von einer andern hab' ich Euch neulich ſchon geſagt, daß er trefflicher Gemüthsart ſei.

Aber wieder auf Eure Silhouetten zu kommen, ſo finden alle hohe und niedre Herrſchaften, die hier zu unſrer Thür eingehen, ein ſonderliches Behagen dran. Sagt, wie macht Ihrs? daß ſonderlich die Kinderſilhouetten ſo ſcharf und ähnlich werden. Hier zu Lande ſieht allemal eine Kinderſilhouette grade ſo aus wie die andre. Wir haben mehrmals den Verſuch gemacht, wollten Euch auch wieder mit unſerm Familiengemälde präſentiren, aber es wurden ſolche Fratzengeſichter, daß wir uns ſchämten und grämten, ſie Euch judicibus competentibus vor Augen zu legen.

---

[1] Vermiſchte Schriften. Erſter Band. Vgl. Jacobis Brief an Herder vom 29. Mai 1783 im dritten Bande von Jacobis „Werken“ S. 471 f.

Schicken Euch indeß, Ihr Lieben, ein Stück von dem berühmten Hamburger Rauchfleiſch. — Ich hätte Euch gern eine Bouteille extraguten Malaga dazu geſchickt; aber ich wußte ſie nicht zu Euch zu bringen, und mochte Euch keine großen Koſten zumuthen. Indeß hab' ich doch nicht umhin gekonnt, ein kleines Fläſchchen auf gut Glück beizulegen, damit Ihr Euch den Magen zum Rauchfleiſch eine halbe Stunde vor dem Eſſen ſchärfen ſollt.

Wir ſind geſund, gottlob! geſund, und haben Euren Geburtstag, verſteht ſich, im Auguſt mitgefeirt; den 26. iſt Frau Rebecca ihr Geburtstag, da wollen wir auf Eure Geſundheit trinken. Grüßt Frau Caroline herzlich und die Kinderlein, Adalbert und Wilhelm und Auguſt und Gottfried. Wilhelm gefällt mir am liebſten, vermuthlich weil er meiner Anna gleich ſieht, die mir auch ſehr gefällt.

Nun lebt von Herzen wohl. Wir ſammt und ſondere grüßen Euch noch einmal.

Apropos, wenn Ihr noch ein Exemplar von Euren „Volksliedern“ und von Euren theologiſchen Briefen [1]) übrig habt, ſo ſchickt ſie mir gelegentlich; ſonſt iſts auch gut. Noch eines — addios! addios.

---

1) Briefe über das Studium der Theologie.

49.

Wandsbeck den 2. Januar 1782.

Viel Segen und Gutes zum neuen Jahr für Euch, für die gute Frau Caroline und für die lieben Kinderlein zuvor!

Euer Päckchen iſt richtig angekommen, und großen Dank für Eure „Volkslieder“ und großen Dank für Eure „Briefe“, und großen Dank für Eure Mercurialiſchen Stücke.[1] Die „Jüdiſchen Fabeln“ haben mir ſehr gefallen, auch Euer „Leſſing“ und „Winkelmann“, doch habt Ihr der Sache faſt zu viel gethan. In den theologiſchen Briefen iſt das meiſte ſehr für meinen Schnabel geweſen, nur hättet Ihr mir die Myſtiker und Schwärmer nicht ſo heruntermachen ſollen. Ob Narren unter ihnen ſind, davon iſt die Frage nicht, ſondern nur über die Sache, und da iſt doch klar, wenn wir nicht als Chriſten geboren werden und das Chriſtenthum was Würkliches iſt, daß es dann würklich werden müſſe.

Es iſt mir leid, daß Ihr nicht ein Wort über Jacobis Buch in Eurem Briefe ſagt. Da er ſo viel auf Euch hält, ſo könnt Ihr wohl denken, daß er gerne Euer Urtheil höre. Seid darum ſo gut und ſagt Euer Gutachten, wenn Ihr mir wieder ſchreibt, und ſchreibt bald, lieber Herder. Ich begehre nicht, daß Ihr ihn loben oder tadeln ſollt, nur Euer pures, klares, lauteres Gutachten.

---

[1] In Wielands „Merkur“ waren vom September bis December 1781 folgende Beiträge Herders erſchienen: „Jüdiſche Dichtungen und Fabeln. J. Winkelmann. G. E. Leſſing. J. G. Sulzer. Ueber das Verlangen von Hemſterhuis (überſetzt). Liebe und Selbſtheit.“

Noch habe ich Euch eine Neuigkeit zu ſagen, nämlich daß ich uns hier in Wandsbeck ein Haus gekauft habe. Unſer bisheriges Miethhäuschen ward uns phyſiſch zu enge, und dazu fings an einzufallen; da hab' ich denn hardiment eins gekauft, das einen Platz hinter ſich hat, eine Kuh zu weiden. Das Haus iſt größer, als es uns nöthig iſt, aber es iſt faſt das einzige im Ort, wo eine Kuh Statt haben kann, die uns ſehr Noth iſt. Wenn Ihr alſo nun einmal nach Hamburg kommt, und warum wolltet Ihr nicht hinkommen mit Frau Caroline? ſo ſollt Ihr nach Standesgebühr bei Eurem Freund und Diener aufgenommen werden.

Nun lebt wohl! Gott ſei mit Euch! Frau Rebecca und ich grüße Euch alle herzlich.

Matthias Claudius.

— Apropos, was haſt denn Du Lieber gegen das Buch, das ich überſetze [1]? Zeige mir doch *eine* Stelle an, die Du für böſe hältſt.

---

[1] St. Martin des erreurs et de la verité, deſſentwegen Claudius noch im Jahre 1796 in den „Xenien“ getroffen wurde.

50.

Wandsbeck den 17. April 1782.

Bitte der Frau Caroline unſern freundlichen Dank für Ihren Brief zu ſagen. Weil Ihr gar keine Briefe mehr ſchreibt und ſie immer für Euch ſchreiben muß, ſo gerathen wir nach und nach auf die Vermuthung, daß ſie auch ſchreibe, was unter Eurem Namen oder unter Eurem Stempel im Druck erſcheint, und daß ſie demnach die „Seelenwanderung“[1] auch geſchrieben habe und vielleicht alles, wodurch Ihr ſo bekannt und beliebt ſeid, und daß Ihr ſie darum ſo lieb habt und geheirathet habt und ſie überallhin mit Euch führt u. ſ. w.

Ich habe Schloſſer ſeine Metempſychoſe[2] nicht geleſen, und ſo iſt mir wohl manches in der Eurigen entgangen; indeß hab' ich mich daran an und für ſich erbaut und geſehen, daß Ihr Eure Flügel noch keineswegs hängen und ſinken laſſet.

Gott erhalte Euch, lieber Gevatter, und Eure Frau Caroline und laſſe Euch alt und lebensſatt werden! Wir laden Euch zu einem Beſuch nach Wandsbeck ein, und wollen Euch mit allen den lieben 4 Knaben und 5) Mägdlein ein oder etliche Meilen von hier in Empfang nehmen und ſo in unſre neue Burg begleiten, wo es Euch wohl gefallen ſoll. Macht Ernſt dazu! Wer weiß, wie lange wir noch leben, und wir haben Euch einmal beſucht.

---

[1] Drei Geſpräche Herders, zuerſt erſchienen im „Merkur“ in den beiden erſten Heften dieſes Jahres.

[2] Schloſſer hatte zwei Geſpräche „über die Seelenwanderung“ herausgegeben.

Frau Rebecca grüßt Frau Caroline und Euch herzlich. Gott ſei mit Euch. Matthias Claudius.

Hiebei meine Ueberſetzung. Bittet doch die Frau Caroline, daß ſie Euch oft an den Brief an Jacobi erinnere, und wenn ſie erinnert, ſo thut, was recht iſt. Jacobi kommt dieſen Sommer, denk' ich, auch wieder nach Hamburg. Hamann ſollte auch mit Reichardt[1] kommen, er hats aber diesmal nicht gekonnt oder nicht gewollt, und Reichardt wird itzo vermuthlich ſchon wieder von Königsberg zurück ſein. Wäre Hamann gekommen, ſo hatten wir ſchon beſchloſſen, mit ihm zu Euch nach Weimar in die Generalſuperintendentur zu kommen. Lebt wohl!

51.

Wandsbeck den 13. December (17)83.

— Mit unſrer Geſundheit iſts ſeit Eurer Abreiſe wohl geſtanden: nur Frau Rebecca iſt vom Säugen mager geworden, hat auch ſeit 14 Tagen einen Huſten gehabt, der mich beſorgt gemacht hat: ich hoffe aber, nun der

---

[1] Der Berliner Capellmeiſter Johann Friedrich Reichardt, der in dieſem Jahre nach Italien ging.

Junge entwöhnt iſt, daß ſie wieder fett werden ſoll. Gott wirds geben! — Es grüßen Euch, die Euch hier kennen gelernt haben. Ich habe dieſer Tage Eure „Geſpräche über die Seelenwanderung“ geleſen. Es iſt, wenn nicht lauter Wahrheit, doch viel Geiſt darin. Es iſt mir vorgekommen, als wenn Ihr Euch im Charikles mich wohl könntet gedacht haben. Aber Ihr habt mich gar zu dumm gemacht, und laßt mich nur gegen das Ende zu einiger Beſinnung kommen. — Nun lebt wohl, viel Glück zum Feſt. Grüßt Frau Caroline herzlich mit Herrn Gottfried und Compagnie. Und Gott ſei mit Euch und mit uns allen. Amen.

M. C. —

52.

Wandsbeck den 28. Februar 1784.

Ich hatte von Jacobi lange keine Briefe, und endlich waren ihm ein lieber Knabe und ſeine Frau geſtorben. Ich habe Euch um Weihnacht geſchrieben und Auſtern geſchickt, und Ihr habt nicht geſchrieben und Euch nicht bedankt. Den Dank nun will ich Euch erlaſſen, aber per associationem idearum, oder wie es ſei, macht Euer Stillſchweigen mich unruhig, daß Frau Carolina, wenn nicht todt, doch krank und auf dem Weg zu ſterben ſein könne, und daher begehre ich von Euch, daß Ihr uns ein Brieflein ſchreibet, und darin ſaget, daß alles wohl um Euch ſtehe.

Mit Frau Rebecca ihrem Huſten hat es ſich gottlob! gebeſſert und menſchlichem Anſehen nach behalt' ich ſie noch vor der Hand. Sie grüßt Euch alle herzlich. In 14 Tagen haben wir unſern Hochzeitstag zu feiern. Nach der Zeitung iſt der Herr College in Gotha geſtorben, und es iſt uns eingefallen, daß Ihr das Pferd vielleicht auch könntet probiren ſollen. Nun thut, was Ihr wollt, lebt nur wohl und ſchreibt bald.
M. C.

*53.

An Herders Gattin.

Wandsbeck den 20. März (17)84.

Wohl haben wir Ihren Brief mit dem Goldſtück erhalten, liebe Frau Herder. Caroline hat auch antworten und Dank ſagen wollen, weil ſie aber meinte, daß ihre Schreiberei noch gar zu ſchlecht ſei, und es wohl Michaelis darüber werden möchte, ehe ein Brief von ihr producibel verfertigt werden kann, bei ſo geſtalteten Sachen dankt ſie vorläufig durch mich.

Frau Rebecca hatte, lange ehe Ihr Brief ankam, ein Stückchen Cattun zum Kleid fürs Pathchen zurecht gelegt, wenn eine Gelegenheit nach Weimar verfiele; es fiel aber keine vor und ſo bliebs.

Dieſes Päckchen ſammt den verlangten Exemplaren erſter, zweiter und dritter Theil [1]) wird Anfangs Mai bei Ihnen eintreffen. Bitten vor Lieb und Willen zu nehmen mit dieſem Asmus; denn unſer Fluß iſt arm, wie der Altflicker Ramler ſagt und ſingt. Die Ihnen das Päckchen mitbringen, ſind die beiden Grafen zu Stolberg, die mit ihren Frauen ins Carlsbad gehen und bei der Gelegenheit ihre Bekannten in Weimar ſehen wollen. Sie werden auch zu Ihnen kommen und laſſen ſich durch mich anmelden.

Nun leben Sie wohl ſammt Herrn Generalſuperintendenten und Gottfried und Conſorten. Ich wünſche, daß es Euch allen wohlgehe. Gott ſei mit Euch!

Matthias Claudius.

*54.

Wandsbeck den letzten Junius 1784.

Ich denke, daß Sie meinen letzten Brief erhalten haben; in dieſem will ich Sie für Herrn Voß um etwas bitten, wenn Sie es thun mögen.

Voß will gern Rector in Neubrandenburg in Mecklenburg-Strelitz werden, hat auch ſchon viel Freunde im Ort, und die Stadt vergibt den Dienſt. Es würde aber doch viel Gewicht haben, wenn der Prinz Karl ſich für ihn intereſſiren wollte. Der Prinz iſt jetzo in Darmſtadt. Sie ſind in Darmſtadt und ſehen vermuthlich den Prinzen ꝛc.

---

[1]) Seiner „ſämmtlichen Werke". Der vierte war vor kurzem erſchienen.

Claudius.

55.

(Wandsbeck im Juli 1784.)

Voß, mein lieber Herder, iſt keins von dem allen, was Ihr ihn in Verdacht habt, wenigſtens in einem gewiſſen Grad nicht. Ich will rein herausſagen, was ich ihn halte. Er iſt keine weiche, gefällige Haut, die für andre Leute, noch für Kinder ſanft und luſtig anzufühlen iſt, und darum, glaub' ich, kann zwiſchen ihm und Kindern ſo ein recht herzlicher nexus nicht ſtatt haben. Er hat vielmehr ſeine eigne Form, die ſich nicht anſchmiegt, ſondern bleibt, wie ſie iſt, ſo daß er bisweilen kalt ſcheint und gewiß nicht ſo bedachtſam, als er ſein ſollte, iſt; dabei hat er wenig Weltkenntniß, oder gibt nichts darauf, und keine feine Lebensart, d. i. er macht ſeinen Bückling ſehr ſchnell und tief herunter und ſo hulterpulter ꝛc. Aber Voß iſt auf der andern Seite ein ehrlicher Kerl, der etwas von Edelſein in ſeinem Charakter hat, der das Seinige treu thut, der ein ſcharfes Gefühl von Recht hat, und wenn er es gegen ſich oder andre beleidigt glaubt, ſehr heftig und muthig iſt; übrigens iſt er ein langer, wohlgewachſener, hübſcher Geſelle. Ich glaube nicht, daß aus der Wallfahrt nach

Riga etwas wird; denn in Quedlinburg iſt eine Stelle offen, die man ſich Mühe geben will, Voß zu verſchaffen; und ich habe gehört, daß er lieber nach Quedlinburg als Riga gehen wolle. Sonſt aber kann ich Euch Voß mit gutem Gewiſſen empfehlen, nicht als obs nicht noch beßre Leute zu ſo einer Stelle gäbe, ſondern weil es in dubio keine ſo gute gibt als er. Sein antecessor in Ottendorf war einer der größten Windbeutel; er las alle autores cursorie mit ſeinen Schülern und ſetzte den Jungens den Kopf voll von ihrem Wiſſen, und ſie konnten im Grunde nicht Musa und scamnum decliniren. Ihr begreift, daß es eine fatale und mühſelige Station iſt, nach ſo einem Kerl Rector zu werden, wenn man nicht in dem bequemen Ton fortfahren will. Voß hat aber doch durchgegriffen und die Jungens von all den Autoren zurück nach Musa und scamnum gebracht, um ſo mit Ehren wieder vorwärts zu gehen. — M. C.

56.

Wandsbeck den 3. October (17)85.

Lieber Herr und Gevatter!

Willkommen aus dem Karlsbade, und wolle der Himmel, daß es Euch und der lieben Frau Carolina nun ſo wohlig ſei, wie 'm Fiſchlein auf dem Grund, und alle materia peccans abgebadet ſei. Da wir indeß uns auf die Energie unſrer guten Wünſche nicht ſo ganz verlaſſen dürfen, ſo möchten wir wohl gelegentlich das näher von Euch berichtet werden. Wir ſind gottlob geſund — und der Dauphin Johannes iſt dem Eſſen und Trinken nach wie vor ſehr ergeben, und nicht ohne Erfolg.

Vor 4 Wochen war Gleim und ſeine Nichte 8 Tage in Hamburg. Er ſprach oft von Euch, und wünſchte Euch des Reſewitzens 1) Stelle, wenn er, wie unwahrſcheinlich geſagt wird, ſie niederlegen wollte, und nach dem, was Gleim von dieſer Stelle ſagt, wünſchten wir ſie Euch mit ihm. Der Graf Stolberg der jüngere iſt dieſer Tage als Eutiniſcher Geſandter auf 4—6 Wochen nach Petersburg gegangen. Ich habe ihm Brief an Hamann mitgegeben, und ihm aufgetragen, ihn auf der Rückreiſe mit herzubringen, und er war ſehr geneigt und froh dazu. Wir werden nun ſehen.

Gleim hatte ſchon den zweiten Theil Eurer „Ideen“ in Oldenburg gefunden; er hatte ihn ſelbſt noch nicht geleſen und gab ihn mir auch nicht zu leſen; indeß brachte mich das Sehen des zweiten Theils wieder zu dem erſten, den ich von Eurer Hand habe, und ich habe ihn auf Eure Geſundheit durchgeleſen, mit Bedacht, und mit Vergnügen muß ich ſagen über Eure Beleſenheit und über Euer ingenium. Ihr habt eine beſondre Gabe, ein Ding aufzufaſſen und hundert zerſtreute Spiegelſcheiben zu ſtellen, daß ſie die Strahlen auf einen Punkt werfen. Ich glaube auch, daß Ihr in manchen Stücken Recht habt. Die

---

1) Abt in Kloſterbergen.

Capitel von den verſchiedenen Graden des Lebens und der Organiſation haben mir am beſten gefallen. Doch ob Sie ſelbſt gleich ſagen, daß das inwendige Principium von innen herauswürke und baue, ſo ſcheinen Sie mir doch die Eigenſchaften und Fähigkeiten des inwendigen Principiums zu ſehr von der Organiſation abhangen zu laſſen. Wie es mir vorgekommen iſt, fehlt nach Ihrer Meinung, z. E. dem inwendigen Principium des Elephanten nur der Bau des menſchlichen Kopfs und ſein aufrechter Gang, um das Principium des Menſchen zu ſein: und das iſt nach meiner Meinung gar nicht wahr, nicht einmal bei den Thieren, deren inwendige Principia zwar verſchiedener Art, aber doch eines Geſchlechtes ſind, und durchaus nicht von Thier zu Menſch; und der Stufengang von Thier zu Thier kann und muß durchaus nicht wahr ſein, vollends der von Thier zu Menſch, der auf eine ganz andre Art in der Kette ſteht. Es gibt allerdings einen Gang zur Veredlung, die aber iſt keine Sache der specierum und generum, ſondern der einzelnen individuorum ꝛc., wie Ihr mit mehrerm leſen ſollt, wenn mich die Noth zwingt, Euch einen neuen Theil vorzureiten.

Nun Frau Rebecca und ich und die Kinder grüßen Euch und Frau Caroline und die Kinder herzlich. Frau Caroline fragte in ihrem letzten Briefe oder vielmehr ſagte, daß die „zerſtreuten Blätter“ ꝛc., was Ihr ſchreibt, zu unſern Dienſten ſtünden, wann wir ſie wollten. Ich kann darauf im Ernſt nicht antworten, aber ſchickt uns Eure

Bücher, wenn Ihr ſo gut ſein wollt, und ſeid geſund und lebt wohl und grüßt Goethe[1] und meinen Reiſegefährten.

M. C.

57.

Wandsbeck den 4. Juli 1797.

Liebe Herders!

— Unſere Carolina, das Pathchen der Frau Carolina, iſt mit dem Buchhändler Perthes in Hamburg verſprochen, und ſoll bald Hochzeit machen, und das müßtet Ihr doch wiſſen. Er, der Perthes, iſt ein junger, gutmüthiger und gewandter Mann, und wir haben, menſchlichem Anſehen nach, alles Gute zu erwarten. Sprecht auch Euren Segen dazu.

Meine Frau Rebecca, die Euch herzlich grüßt, iſt immer noch brüchig und erſchöpft. Ich brächte oder ſchickte ſie gerne dies Jahr wieder nach Pyrmont, wo ſie ſich voriges Jahr ſo ſichtbarlich erholte, aber es gibt dies Jahr ohnedies genug auszugeben, und ich werde es müſſen bleiben laſſen.

Für die Büchlein, die Ihr von Zeit zu Zeit geſchickt habt, danken wir vielmal; vieles darin, und ſonderlich im letzten, hat uns ſehr gefallen, und was in uns nicht paßt, das laſſen wir ſtehen.

---

[1] Claudius hatte Goethe während ſeiner kurzen Anweſenheit in Weimar Ende September 1784 kennen lernen. Vgl. H. Düntzer „Freundesbilder aus Goethes Leben“ S. 188 f.

Mit Eurem Herkommen ſieht es nun wohl weitläuftig aus. Der Weg wird zwar nicht immer länger, aber man wird immer älter, und die Reiſeluſt mit vielen andern Luſten vergeht einem mehr und mehr. Indeß wenn der Mercurius dem Wilhelm hold iſt [1]), und er, wie das nicht ſelten der Fall iſt, Compagnon eines großen Comptoirs werden ſollte, ſo müßtet Ihr doch eins wagen und einen Hamburger Kaufmann in ſeiner Herrlichkeit beſehen. Sie ſind, ſonderlich ſeit den letzten 5–6 Jahren, ſchier wie die Kaufleute zu Tyrus und Sidon.

Schreibt mir doch ehrlich und gerade heraus, wie es mit Max [2]) ſeinem Examen hergegangen iſt. Und ſo befehle ich Euch Gott. Frau Rebecca grüßt Euch noch einmal herzlich, ſo die Braut und alle Kinder und ich auch. Lebt wohl und bleibt uns gewogen.

M. Claudius.

---

1) Von dem Wilhelm kann ich nichts ſagen. Wir bitten ihn wohl, aber er kommt nicht. Wir haben ihn nun ſeit ſeinem Bruder nicht geſehen. (Anmerkung von Claudius.)

2) Jacobis Sohn.

Nachtrag.

Zu S. 227 Note 2. Es iſt wohl die mit Herders Gattin vertraute älteſte Tochter des Conſulenten König in Straßburg gemeint. Vgl. „Herders Lebensbild“ III, 129.

Zu S. 279 Note 1. Vielmehr Herders erſte Schrift: „Ueber Thomas Abbts Schriften Ein Torſo von einem Denkmal, an ſeinem Grab errichtet“ (1768).

In demſelben Verlage erſchienen ferner:

Die Frauen und ihr Beruf. Ein Buch der weiblichen Erziehung. In zuſammenhängenden Aufſätzen niedergeſchrieben von **Frauenhand.** Zweite Auflage. Preis 24 Sgr. oder 1 fl. 12 kr.

Das vorſtehende Werk hat es ſich zur Aufgabe gemacht, darzuthun wie man von weiblicher Seite ſelbſt die Heranbildung des weiblichen Geſchlechtes aufgefaßt zu ſehen wünſcht.

Nicht bedarf es dazu weitſchweifiger pädagogiſcher Abhandlungen. In einer Zeit, wie die unſrige, wo die Erziehung ſo bereitwillig auf alles Beſſere einzugehen geneigt iſt und mehr oder minder darauf ausgeht, den Menſchen zum Menſchen in des Wortes höchſter Bedeutung heranzubilden, genügt ein bloßes Andeuten der Wege, wie auf den Fundamenten des Guten weiter gebaut werden kann.

Nicht ſtreng belehren will das Buch alſo, ſondern unter den Frauen ſelbſt, in jedem Alter, in jedem Lebenskreiſe, will es anregen und den Trieb zum Beſſeren befördern helfen. Gleichweit davon entfernt, den lächerlichen Emancipationsbeſtrebungen ſo mancher Frauen zu huldigen, liegt der Verfaſſerin eben ſo wenig der Wunſch nahe, blos Haushälterinnen herangebildet zu ſehen.

Die Frau ſoll das Nothwendige mit dem Schönen harmoniſch verbinden, und in dieſem Sinne in ihrem Hauſe einen Mittelpunkt bilden, an welchem eine zufriedene Geſellſchaft, ein inniges Familienleben ſich anlehnen kann.

Es iſt noch nicht 4 Monate, ſeit die 1. Auflage ausgegeben, die bereits vergriffen iſt, ein Erfolg, der bei der täglich wachſenden Maſſe von Schriften über dieſes Thema um ſo ſchlagender für die Vortrefflichkeit des Werkes ſpricht. —

Die Verfaſſerin redet mit Wärme der weiblichen Berechtigung im ernſten Leben das Wort. — Was ſie ſagt, iſt unmittelbar Erlebtes! Ihre Gemälde hat ſie weder aus der Schulſtube gezogen, noch aus dem Salon! — Sie faßte in das Leben der Familie hinein und griff dort allein die bedeutungsvollſten Momente ihrer Aufgabe heraus, welche Sie in einfacher, aber gemüthvoll edler Sprache zu löſen bemüht war. — Daß es ihr gelungen iſt, beweiſt der Erfolg ihres Buches, beweiſt die Aufmunterung, welche Ihr von faſt allen Tagesblättern zu Theil wird, die ſich insgeſammt dahin ausſprechen, „daß das Buch jedem Mädchen, jeder Frau nicht genug empfohlen werden kann."

Glaßbrenner, Adolf, Die verkehrte Welt. Ein komiſches Gedicht. Zweite Auflage. Brochirt. Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Der ſcharfe Blick für die Thorheiten und Verkehrtheiten, lebendige Empfänglichkeit für alles wahrhaft Menſchlich-Edle, poetiſche Auffaſſung und Darſtellung ſowohl in der Komik des Niederen und Leeren, das ſich hoch und gehaltvoll dünkt, wie in der ernſten Weihe des Schönen und Guten, das verächtlich überſehen oder mißhandelt wird, machen ſich auch hier in alter Meiſterſchaft geltend. Die Anerkennung, welche ſein Reineke Fuchs gefunden, hat ſich auch alsbald auf ſeine „verkehrte Welt" übertragen, von der bereits in den erſten Wochen nach ihrem Erſcheinen die zweite Auflage erſcheinen mußte. Die Fabel, daß ein von allen geſchichtlich überkommenen Vorurtheilen entkleideter Menſch in eine Welt verſetzt wird, die ganz von ſolcher Verſtellung aufgebaut worden, und in der die natürlich geſunden Forderungen der menſchlichen Natur kaum noch Anklänge finden — dieſe Fabel iſt mit reichem Geiſte und ſprudelndem Humor von der erſten bis zur letzten Seite durchgeführt.

Glaßbrenner, Adolf, Neuer Reinecke Fuchs. Zweite Auflage. Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Das Buch als ſatiriſches Epos einigt einen Schatz des köſtlichſten Humors, aber auch zugleich die ſchönſten poetiſchen Perlen in ſich, und Alles in Allem betrachtet iſt es eines jener Bücher, die den Leſer nach mehr als einer Seite hin gefangen nehmen, und ihn durch Inhalt wie durch Geſtalt gleich mächtig feſſeln. Zeugt ſchon die Wahl des Stoffes dafür, daß der Dichter auch darin ſeine hohe Begabung bekundet, daß er mit Herz und Geiſt der Gegenwart und ſeinem Vaterlande angehört, ſo giebt andererſeits die meiſterhafte Ausführung des Ganzen den Beweis, daß wir hier ein Werk der ächten Kunſt vor uns haben, das, wenn auch aus dem unmittelbaren Impulſe unſerer Zeit hervorgegangen, dennoch in ſeinem äſthetiſchen Werth die Bürgſchaft trägt, daß es nicht mit und in unſerer Zeit verklingen wird.

Zwiſchen Himmel und Erde. Erzählung von Otto Ludwig aus Eisfeld. 8. Satinirt. Eleg. broch. 1 Thlr. 15 Sgr. oder 2 fl. 42 kr.

Otto Ludwig iſt durch ſeine klaſſiſchen Arbeiten, welche er im Drama geliefert bereits ein allbekannter hochgeachteter Schriftſteller. Sein **Erbförſter,** ſeine **Makkabäer** ſie haben ihm raſch einen ehrenvollen Ruf als Schriftſteller gegründet, und die Autoritäten unſerer heutigen Literarhiſtoriker ſprechen ſich einſtimmig über den Dichter aus, daß ſeine ſelbſtändigen Leiſtungen von klaſſiſcher Schönheit und Wirkung ſeien.

Die vorliegende Erzählung iſt ein Stück äußerer und innerer Geſchichte der Glieder einer Schieferdeckerfamilie, an den äußeren Faden einer Kirchenreparatur gereiht.

Inſofern das Buch das deutſche Volk bei ſeiner Arbeit aufſucht, ſchließt es ſich der Tendenz nach, an **Freitag's „Soll und Haben"** an. Inſofern es die **Lebensweisheit** lehren will, an die ähnlichen Werke von **Jeremias Gotthelf** an. Das letztere nur mit dem Unterſchiede, daß die Lehre **nicht gepredigt** wird, ſondern durchaus in concretes Beiſpiel verwandelt erſcheint.

In der Fabel des Buches gibt der Verfaſſer ein Lebens-, Sitten- und Seelengemälde aus unſerer Zeit, in engem Rahmen eine reich in ſich verſchloſſene Handlung von dramatiſcher Spannung, die zugleich den gewöhnlichen Leſer und den gebildeteren anziehen und zu gewinnen fähig iſt. Den erſteren durch mit ſtarken Strichen gezeichnete und warmen Farben ausgemalte Geſtalten und Situationen, den anderen durch die realiſtiſche Wahrheit der Darſtellung innerer Kämpfe, intereſſanter pſychologiſcher Probleme und großartiger Naturſcenen. Der Inhalt der Fabel iſt zu organiſch verwachſen, als daß man mit kurzer Skizze einen Begriff von dem Ganzen zu geben vermöchte. Nur ſo viel zur Erläuterung des Titels und der Grundidee des Buches:

„Die äußere Thätigkeit der Schieferdeckerfamilie und der innere Vorgang in den Seelen laufen ſinnbildlich neben einander her; in **beiden** iſt der Schauplatz: **„Zwiſchen Himmel und Erde".** Die Seele des Ganzen iſt der Gedanke, daß, was man gewöhnlich Glück und Unglück nennt, nur der rohe Stoff zu beiden ſei, daß der Menſch **ſelbſt** erſt, was ihm das Leben entgegenbringt, zu Glück und Unglück für ſich und andere fertig ſchmiede."

Die Verlagshandlung:

Meidinger Sohn & Comp.

Aus

Herders Nachlaß.

Ungedruckte Briefe

von

Herder und deſſen Gattin, Goethe, Schiller, Klopſtock,
Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, Jacobi und andern
bedeutenden Zeitgenoſſen.

Herausgegeben
von
Heinrich Düntzer
und
Ferdinand Gottfried von Herder.

Frankfurt a. M.
Meidinger Sohn und Comp.
1857.

Aus

Herders Nachlaß.

Herausgegeben
von
Heinrich Düntzer
und
Ferdinand Gottfried von Herder.

Zweiter Band.

Lavater. Mendelsſohn. Fr. H. Jacobi. J. G. Zimmermann. G. Forſter. Auguſt Herder.

Frankfurt a. M.
Meidinger Sohn und Comp.
1857.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I.

Briefwechſel zwiſchen Herder und Lavater.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Einleitung.

Das, wodurch Herder ſich mehrere Jahre lang in innerſter Seele mit Lavater verbunden fühlte, war der friſche, nach Wirkſamkeit ringende, werkthätig ſchaffende, mit faſt apoſtoliſcher Segenskraft durchdringende herzliche Glaube des ſchlichten Schweizer Predigers. Und wie hätte ſich Lavater nicht wundervoll von einem Geiſt angeweht fühlen ſollen, der aus der erſtarrten Hülle der überlieferten religiöſen Anſchauungen und Formeln ſchönſte Menſchlichkeit und reinſte Sittlichkeit zu entwickeln, das Chriſtenthum mit der fortſchreitenden Bildung zu vereinen und es im Plane der von Gott vorgeſehenen Entwicklung der Menſchheit nachzuweiſen innerlichſt gedrungen war! Allein ihre Wege waren durchaus verſchieden, da der eine von der gläubigen Verehrung des Buchſtabens der heiligen Schriften ausging, die er freilich nach ſeinem eignen Gemüthsdrang ohne ſorgfältige Forſchung auslegte, wogegen Herder von einem freieren Standpunkte aus mit genialer Kühnheit die Ueberlieferung beſonders des alten Teſtamentes erfaßte, und auch da ſchon, wo er auf der Göttlichkeit der Offenbarung und auf der Erlöſung durch den Gottmenſchen als den Grundfeſten des Chriſtenthums beſtand, doch eine bildliche Auslegung und die Rückſicht Chriſti auf die vorhandenen

Jüdiſchen Vorſtellungen annahm, wodurch er manchen Aeußerungen des Heilandes ihre weſentliche Bedeutung entziehen durfte, auf die Lavater ſich mit heiligem Vertrauen ſtützte.

Schon im Jahre 1768 hatte ſich Lavater mehrfach an Herder gewandt, der bereits als dreiundzwanzigjähriger Prediger und Lehrer durch den ſeine „Fragmente zur Deutſchen Litteratur“ durchwehenden Geiſt die Blicke aller freiſtrebenden Zeitgenoſſen auf ſich gelenkt hatte; beſonders hatte er ihm, anknüpfend an jene Schrift, die Frage vorgelegt, welches Silbenmaß er zu einem die Ausſichten in die Ewigkeit darſtellenden Gedichte ihm anrathe. Eine ausführliche Antwort Herders ging auf dem Wege nach der Schweiz verloren. Aber Lavater ließ ſich durch dieſe ſcheinbare Vernachläſſigung nicht abhalten, als er im folgenden Jahre ſeine drei Fragen über die Kraft des Glaubens und des Gebetes und die Gaben des heiligen Geiſtes[1] den angeſehenſten Schriftgelehrten zur Beantwortung vorlegte, dieſe auch an Herder zu ſenden. Erſt nach mehrfachen Irrfahrten traf Lavaters Anfrage den aus Riga entflohenen Reiſenden im geräuſchvollen Paris. Durch Nicolai erhielt Herder zu gleicher Zeit von der ſonderbaren Zumuthung Kunde, die Lavater an Moſes Mendelsſohn geſtellt hatte, Bonnets Beweiſe für die Wahrheit des Chriſtenthums zu widerlegen oder ſelbſt Chriſt zu werden. Herder äußert darüber am 30. November gegen Nicolai: „Lavater iſt bei aller ſeiner Redlichkeit und Eifer ein Enthuſiaſt und oft ein Verblendeter. Ich fürchte mich recht, von ihm nicht auch compromittirt zu werden, und bin ihm alſo auf drei Briefe ſchon Antwort ſchuldig. Er hat nach Frankreich unter einer abenteuerlichen Aufſchrift einen halben Bogen an mich geſchickt über drei Fragen, vom heiligen Geiſt und was weiß ich mehr, und recht dringend auf Gewiſſen Antwort gefordert; ſie ſind aber, aufs gelindeſte geurtheilt, ohne Kenntniß der Bibelſprache und der erſten Zeit des Chriſtenthums, und der Weg zu tauſend neuen Schwärmereien.“

---

1) Vgl. Geßner „Lavaters Leben“ I, 338 ff. „Herders Lebensbild“ II, 93 ff.

Erſt als Herder zu Bückeburg einigermaßen zu Ruhe gekommen war, begann Lavater einen tiefern Eindruck auf ſeine Seele zu üben. „Ich las ſeine Ausſichten in die Ewigkeit“, ſchreibt er im Januar 1773 an ſeine Braut, „und einige andere Sachen, die mich äußerſt aufmerkſam auf einen Menſchen machten, der nach Klopſtock vielleicht das größte Genie von Deutſchland iſt (nur nicht zum Dichter), der jede alte und neue Wahrheit mit einer Anſchauung erfaſſet, die ſelbſt alle ſeine Schwärmereien überſehen läßt, und in alles, wo er auch wähnt und ſchwärmt, eine Wahrheit des Herzens legt, die mich bezauberte.“ So ſah er ſich denn gedrungen, Ende October 1772 in einem ausführlichen Briefe (Brief 1) ſeine Bewunderung für Lavaters hohe Begabung und den Eindruck auszuſprechen, den die beiden erſten Bände ſeiner „Ausſichten in die Ewigkeit“ auf ihn gemacht, indem er ihn, wie er ſich gegen ſeine Braut äußert, „mit der ſchärfſten und lindeſten Hand berührte, der er ihn werth glaubte“. Lavater aber fühlte ſich durch den friſchen Erguß herzlicher Anerkennung eines mit ſo ausgebreiteter Kenntniß ausgeſtatteten, von lebhafteſtem Wirkungsdrang ergriffenen Mannes ſo mächtig ergriffen und in ſeiner überfliegenden Weiſe begeiſtert, daß er den Tag, welcher ihm Herders Brief brachte, den 10. November 1772, für einen Auferweckungstag hielt und von ihm ſein zweites, ſpäter herausgegebenes „Tagebuch“ begann. Herder ward durch die in Lavaters Antwort herrſchende Wahrheit und Güte des Herzens ſehr erfreut und bewegt. Und ſeit dieſer Zeit umſchlang das innigſte Band die vom Werth ihres tiefen Weſens und der hohen Aufgabe ihrer Sendung erfüllten Freunde. Der gleiche Trieb, eine das Herz friſch belebende, in der That ſich bewährende Gottesverehrung der Welt zu verkünden, die zu einem eklen Kehrichthaufen gewordene Glaubenslehre zu reinigen und auf das edelſte zu befruchten, und der zum Theil gegen dieſelben Gegner, die ſeichte Aufklärung und die verſtockte, im Wuſt verkommende Orthodoxie zu führende Kampf ließen beide ihre Gegenſätze überſehen, oder ſie deuteten ſie nur in liebevollſter Schonung an. Lavater floß vor Bewunderung des „Liebſten aller Menſchen“, der in Herder ſich ſo herrlich offenbarenden Gottesgabe über;

Herders Geiſt fühlte ſich von der mit kindlicher Einfalt vermählten Glaubensgluth und der hinreißenden Herzenswahrheit Lavaters ſeelenvoll erwärmt. Allein je entſchiedener ſich ihre Richtungen entwickelten, je mehr ſich Lavater ſeiner Wunderſucht und prophetiſchen Auslegung der Bibel überließ, je lebhafter Herder die wahrhaft menſchlichen Keime des Chriſtenthums hervorhob, es in ſeiner geſchichtlichen Bedeutung erfaßte, den Kern von der harten Schale unlauterer Weltlichkeit ſchied, um ſo unvermeidlicher war der Riß. Die Veranlaſſung zur endlichen Trennung bot die „Offenbarung des Johannes“ dar. Hatte Lavater ſchon Herders Auslegung des erſten Buches von Moſes, der „älteſten Urkunde des Menſchengeſchlechts“, bei allen ihm zuſagenden trefflichen Einzelheiten nicht der Wahrheit gemäß gefunden, da ſie mit dem Schrifttexte in klarem Widerſpruche ſtehe, ſo fühlte ſich ſein tiefſtes Weſen auf das ſchärfſte verletzt durch die neue Deutung jenes räthſelhaften, für ſeinen Glauben ſo höchſt bedeutenden Buches. Schon mit dem Ende des Jahres 1776 tritt ein Stillſtand des Verhältniſſes ein, ohne daß eine entſchiedene Auflöſung erfolgt wäre; daß ihre auf einander geſetzten Hoffnungen ſich nicht erfüllt, das empfanden beide auf das ſchmerzlichſte — Lavater beſonders durch die ihm in der Handſchrift mitgetheilte Auslegung der „Offenbarung“, Herder durch das unſelige Wundertreiben und den zurückhaltenden Ton, der ihn am 13. October 1776 zu dem derben Worte hinriß[1]: „Dein Schreiben an mich, fühle ich, wird Dir läſtig, und habs ſchon lang gefühlt. Was zwingſt und drückſt Du Dich? Schreibe lieber gar nicht, wenn Du kein Herz haſt; wer forderts? Jetzt thun mir Deine Briefe ordentlich wehe; Du ſchreibſt an mich entweder als Götzen dummen, übertriebenen Dank und nicht das, was ich am liebſten wiſſen möchte, oder referirſt ſo peinlich und drängſt, als ob Du Referendar des Inquiſitionsgerichts wäreſt. Laß ruhen, bis Du wieder aus voller Seele ſchreiben kannſt. Ich will gern warten.“ Zwar entſchuldigte ſich Herder bald darauf über dieſen „Wetterhahn“, den eine böſe Stunde gebracht, aber er hatte im Grunde nur die reinſte Wahrheit ausgeſprochen. Und ſo ſcheinen die Freunde ſich in den folgenden beiden Jahren faſt ganz verſtummt zu ſein. Auf eine zufällige Veranlaſſung ſpinnt ſich der Briefwechſel im Jahre 1779 wieder an, aber es iſt nicht mehr der Ton der alten herzlichen Freundſchaft, womit Herder ſich an Lavater wendet, und auch Lavater kann ſich nicht mehr recht begeiſtert zeigen, wie ſein Urtheil über Herders „Plaſtik“ zeigt. Selbſt Goethes und Knebels Beſuche Lavaters konnten keine weſentliche Veränderung hervorrufen. Die beiden erſten Bänden von Herders „Briefen über das Studium der Theologie“ brachten endlich Lavaters Widerwillen zum Ausbruch, der ſich in ſchneidendſter Weiſe über manche Behauptungen des alten Freundes erging, da dieſer, wie er mit glühendſtem Schmerz empfand, andere Wege ging. Herder antwortete ruhig auf dieſen leidenſchaftlichen, zum Theil höchſt ungerechten Angriff, deutete aber beſtimmt genug an, daß bei ihnen zunächſt an ein weiteres Zuſammengehen nicht zu denken ſei, ſo daß er Lavaters Ausführung der „Offenbarung“ in ſeinem „Jeſus Meſſias“ zu leſen ablehnte, welche ihn auf keine Weiſe aufzuklären vermöge. Freilich wollte Lavater einlenken, aber Herder blieb ſtumm; denn er fühlte, daß jener für ihn nichts mehr ſein könne.

---

[1] Hegner „Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darſtellung J. K. Lavaters“ S. 88.

Seit dem Ende des Jahres 1780 hört alle briefliche Verbindung auf. Ueber die Weimarer Verhältniſſe erhielt Lavater in den nächſten Jahren durch Goethe und Knebel nähere Auskunft. Als er 1782 ſeine reimfreien Gedichte unter dem Namen „Poeſien“ ſammelte, ſchrieb er an Knebel (am 26. März): „Alles, was ich je gedichtet, iſt darin. Vier Stücke an Lenz mit den nöthigen Weglaſſungen, eins an Herder, mit einiger Weglaſſung, nichts an Sie, nichts an Goethe, nichts an den Herzog. Ich konnte und wollte nichts Neues machen. — Daß Herder wieder eine Preisſchrift gewann1), die nach dem Urtheil meiner Freunde bei-

---

1) Ueber den Einfluß der ſchönen in die höhern Wiſſenſchaften.

nahe das ausgearbeitetſte aller ſeiner Werke ſein ſoll, thut mir wohl. Ich nehme ſo herzlichen Antheil an ſeinem Ruhm.“ Aber auch mit Goethe und Knebel kam der bei aller angeborenen kindlichen Liebenswürdigkeit immer unduldſamer und weltlicher hervortretende Prophet, deſſen „Pontius Pilatus“ ſo manche widerlich abſtieß, endlich außer aller Verbindung. Goethe hatte länger als Herder mit ihm zu halten gewußt, weil er nicht auf demſelben Boden mit ihm zuſammenſtieß und er reinerer Anerkennung fähig war, als der leicht zum Unwillen gereizte Herder — aber auch er mußte endlich dem Andrängen mit ſeinem Chriſten-, Glauben- und Wunderthum weichen. Am Abend des 18. Juli 1786 kam Lavater auf ſeiner ſo großes Aufſehen erregenden Bremer Reiſe in Weimar an, wo er einen Tag bei Goethe wohnte, der ſich gerade damals entſchieden von ihm abwandte. Zum erſtenmal ſah Lavater hier ſeinen früher ſo warm erſehnten Herder von Angeſicht zu Angeſicht, und er fand ihn äußerſt geiſtreich, fein, offen, unterhaltend und gut im Umgang. Aber einer herzlichen Annäherung an Lavater war der Verfaſſer der „Ideen zu einer Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit“ gerade in dieſer Zeit am wenigſten fähig; hatte er ja auf dem Boden der reichen, überall freies Leben nach ewigen Geſetzen ſchaffenden Natur mit Goethe den feſteſten Bund geſchloſſen. Die ſcharfen Aeußerungen Goethes über den Züricher Propheten in den Briefen aus Rom ſcheinen durch Bemerkungen von Herder veranlaßt.[1] Noch einmal ſahen ſich Herder und Lavater, aber nur auf wenige Augenblicke, als der letztere auf ſeiner Fahrt nach Copenhagen wieder in Weimar einſprach. Auch diesmal machte ihm Herder, wie er ſelbſt bemerkt, wohlthuende Eindrücke. Ein Jahr drauf lockerte ſich das Band zwiſchen Herder und Goethe, riß endlich völlig im Sommer 1797, aber eine Anknüpfung des Verhältniſſes zu Lavater ward hierdurch eben ſo wenig herbeigeführt als durch den von Herders

---

[1] Vgl. H. Düntzer „Freundesbilder aus Goethes Leben“ S. 107 ff.

Seite gegen die critiſche Philoſophie erhobenen Kampf. Doch gedachte Lavater des alten Freundes noch immer mit innigſter Theilnahme, und noch wenige Monate vor ſeinem am 2. Januar 1801 erfolgten Tode konnte der Schwerleidende es nicht unterlaſſen, ſeine herzliche Verehrung des ſo herrlich vor ihm aufgegangenen Mannes in einem Denkſpruch niederzulegen, der ſeine ins Grab mitgenommene Liebe ihm noch wie aus dem Jenſeits zurufe.

1.

Herder an Lavater.

Bückeburg den 30. October 1772.

Endlich, mein lieber Freund, bin ich nach Jahren in der Lage, Ihnen auf die Mittheilung Ihrer Ideen, die Sie mir theils öffentlich, theils beſonders zu thun das Zutrauen gehabt, zu antworten. Den Brief, den ich Ihnen aus Lievland vor 4 Jahren über das Silbenmaß Ihres Gedichts[1] und andre Sachen der Art zuſchrieb, werden Sie erhalten haben: gedruckt kamen mir die „Ausſichten“[2] nur eben vor meiner Reiſe, und Ihre Fragen über den heiligen Geiſt, nachdem ſie faſt dreimal Deutſchland durchkreuzt hatten, mitten unter Zerſtreuungen in Paris zur Hand. Sie werden alſo mein langes Stillſchweigen weder Gleichgültigkeit, noch etwas Aergerm beilegen: ſondern Zerſtreuungen, Reiſen,

---

[1] Lavater beabſichtigte ein Gedicht über die Ausſichten in die Ewigkeit.

[2] Ausſichten in die Ewigkeit, in Briefen an Zimmermann, wovon der erſte Band 1768, der dritte und letzte 1773 erſchien.

Unbehaglichkeiten, Geſchäften. Ich lege eben jetzt das Buch zum erſtenmal (nach der zweiten Lectüre nämlich) aus der Hand, und mich dünkt, ich habe dadurch, daß ichs ſo ſpät geleſen, anſehnlich gewonnen.

Wie ſehr liebe ich Sie, liebſter Lavater, aus dem Buche, aus allen Stellen, wo Ihr Herz, Ihr Zutrauen auf Gott, Ihr beſcheidner, liebreicher Charakter, Ihr moraliſcher, thätiger und ſo fein organiſirter Sinn, kurz überall, wo Ihr ganzer innerer Menſch ſpricht. Es kann ſein, daß das alles um ſo mehr Eindruck auf mich macht, da ich von ſo mancherlei Menſchen ſo vieles Gute von Ihrer Perſon, und daß alles bei Ihnen Wahrheit ſei, gehört: es kann ſein, daß unſre Seelen ſich hie und da unmittelbar erkennen; aber, wie es ſei, dieſer innere apoſtoliſche Charakter, dies Glauben an Gott, und Intuition eines himmliſchen Menſchen, der uns überkleiden, mit dem wir eins ſein ſollten, hat meine ganze Seele zu Ihnen geriſſen! Was müſſen Sie für ein Menſch ſein, in welchem Gefühl müſſen Sie ſchweben, wenn das die ewige Geſtalt Ihres Geiſtes und Herzens ſein könnte! Sie merken vielleicht, daß ich von Ihrem Gefühl des Geiſtes und der Kraft, von Ihrer Idee der Aehnlichkeit Chriſti, von dem Plan, der erſten Auferſtehung werth zu werden, und von ſo viel andern Stellen, inſonderheit des erſten Theils, beſonders rede. Allerdings hat da ein gewiſſer kalter, nervenloſer Ton, wie über manches andre, ſich auch übers Chriſtenthum ausgebreitet und die Moral iſt, zufolge inſonderheit Engliſcher Philoſophen in der Theologie, mehr eine gewiſſe geſunde Politik von außen und leere Ruhe von innen geworden, als es, ich will nicht ſagen nach dem Geiſt der Religion, ſondern nur ſelbſt nach der Beſchaffenheit und den Foderungen der Menſchheit, die doch gewiß nicht ſo ein kaltes Abſtractum, ſondern ein Ganzes ſehr vieler würkenden Kräfte iſt, ſein ſollte. Selbſt bei Ihrem Freunde Spalding, ſo ſehr ich ihn ſchätze, iſt das die Erbſünde aller ſeiner Schriften, womit er wider ſeinen Willen ſo ein Böſes ſtiftet, als wir noch nicht erkennen — doch über das alles ein andermal.

Jetzt nur bei dem Hauptzweck Ihres Buchs, und darf ich mir da, mein hochgeſchätzter, liebſter Freund, zum voraus, nicht von meiner Seite Freiheit (die müſſen Sie mir zugeſtehen!), ſondern von Ihrer Seite die Entäußerung von Ihnen ſelbſt, die Reſignation ausbitten, ohne die Sie, wie ich aus vielen Stellen Ihres Buches ſehe, alle Sachen als gegen ſich geſagt anſehen. Das iſt einmal nicht recht, und ſo ſanftmüthig ſie auch antworten, ſo beſcheiden überhaupt der Ton Ihrer Schrift iſt: man ſieht, Sie ſprechen (z. E. in der Vorrede des zweiten Theils u. ſ. w.) immer über die Ewigkeit als über Ihr eigen Werk, und nicht als ein Werk Gottes; überhaupt hat Sie die lange Beſchäftigung in dieſer Art ſchon im zweiten Theil weit verführt; man ſieht, Sie ſind nicht mehr Seher, Schauer göttlicher Geheimniſſe, ſondern willkürlicher Baumeiſter eigner, oft ſehr ſubalterner, unweſentlichen und kleinen Ideen, freuen ſich über Gerüſte, die zum Gebäude ſchon gar nicht gehören. Lieber Lavater, das iſt ſchon würklich Zuſtand der Strafe, eigner Sinn, und Sie wiſſen, was darauf folgt, wenn man dahinein gegeben iſt. Die Ewigkeit iſt eine große, und ja die größte Sache Gottes, die wir, liebſter Lavater, am erſten dadurch ehren, daß wir ſie mit aller Reſignation von Selbſterfindung anſchauen, alſo Maß halten, auch zu rechter Zeit die Augen niederſchlagen und nicht wiſſen wollen. Das iſt thätliche Verehrung, gegen die alle Worte nichts ſind. Was kann Gott in einer, in der kleinſten, in allen Welten thun? und was kann Lavater rathen?

Sie ſehen, mein edler Freund, wie viel dieſer ſtille Wink durchaus und inſonderheit im zweiten Theil von Ihrem Buch wegſchmilzt, wo es bloß Maulwurfswerkmeiſterei und (ſo tief und unſchuldig das ſitzen möge!) Kluges eines Kindes iſt, dem, wenn Sie ſich auf Bibel beziehen, gerade entgegenſteht: Kein Auge geſehen, kein Ohr ꝛc., gerade entgegen, daß Paulus uns aus dem dritten Himmel kein Wort ſagen konnte, gerade entgegen, daß wir hier ſchlechterdings nicht wiſſen, was wir ſein werden, daß das, was Erſcheinung an alle dieſem iſt, uns noch nicht erſchienen iſt, und uns bloß Abſtractionen, Schattenideen, allgemeine Begriffe gegeben ſind, unter denen, wie Sie ja wiſſen müſſen, ſich immer tauſenderlei ſubſumiren läßt, und wo wir, wie ich Ihnen gleich mehr zeigen werde, eigentlich gar nicht ſubſumiren ſollen. Sehen Sie, liebſter Freund, das iſt die Hauptrichtung, der Hauptgeſichtspunkt, in den die Bibel alles ſetzt: urtheilen Sie, ob der Geiſt Ihres Buchs dem Geiſte gemäß ſei, ob Sie d'un bout à l'autre den Geſichtspunkt haben treffen wollen: und wo nur ein Geſichtspunkt gegeben, und man den nicht trifft, was kann man als Karikatur ſehen?

Damit Sie mich nicht für zu kalt, für zu Philoſoph halten (was ich überhaupt nicht bin), ſo trete ein Mann auf, der bei Ihnen gewiß in dieſer Sache Gewicht haben muß, Klopſtock. Wer hat mehr Gefühl jener Welt, mehr Nahrung des Geiſtes und Herzens in ſolchen Ideen als dieſer himmliſche Genius in menſchlicher Geſtalt! Und ſehen Sie, welche Beſcheidenheit durchweg ſelbſt im Dichten, im kühnſten epiſchen Dichten! Leſen Sie ſein drittes Lied im erſten Theil, „Jenes und dieſes Leben", ſeine Ode „an die Geneſung" u. ſ. w. Sie werden immer den Geſichtspunkt finden, und ich zweifle nicht, daß ihn die Geſänge von der Himmelfahrt und die Perſpective des Gerichts, nach der ich ſo ſehr hoffe, und die Ihnen, liebſter Freund, nicht beifiel, da Sie ſich über Mangel von Gedichten dieſer Art beklagten, erhalten werden. Er iſt überhaupt der: wir ſchauen hier im Spiegel, im dunkeln Wort, d. i. durch dunkle Aehnlichkeiten und Abſtractionen; einmal von Angeſicht zu Angeſicht, und die Erſcheinung, wie alles, was Begebenheit als ſolche (rein gedacht) iſt, läßt ſich nicht rathen. Was hat für uns der Schmetterling mit der vorigen Raupe gemein? welcher Seher hat denn die künftigen Flügel in ihm entdeckt? welcher Speculant wird unter 100,000 Geſtalten, zu denen er verwandelt werden kann, die rathen, die — großes Wort, was alles abſchneidet! — nachher wird! Sagen Sie mir nicht, daß ein höherer Geiſt, daß Gott ſie ſieht — das iſts eben! und wenn wir der höhere Geiſt wären, wenn wir in dem Geſichtspunkt ſtünden, daß das Werden für unſer Auge nur Entwicklung wäre: aber, liebſter, beſter Lavater, ſind wir das? hat die Religion auch nur je den mindeſten Zweck, uns dazu zu machen? iſts, iſts durchaus möglich?

Um mich über das Letzte näher zu erklären, erlauben Sie mir, daß ich eine Hauptanmerkung mache, die ſich nachher ſehr reich anwenden läßt. Die Bibel hat uns vom ganzen künftigen Leben durchweg (ich nehme die „Offenbarung Johannis“ als ein poetiſches Buch aus, was ich nicht verſtehe) nichts offenbart, als was ſie für nöthig gefunden, auf unſern moraliſchen Sinn, hier würklich auf unſre Menſchlichkeit zu beziehen, und was das Schönſte iſt, die Menſchheit (ich rechne die ſpeculative Neugierde und andre ſo abgerißne Zwirnsfäden aus dieſem großen Bunde voller Kräfte nicht für Menſchheit) iſt auch würklich ſo gebaut, daß ſie nur das annimmt, fodert und will und genießt, was ſich darauf beziehet. Alsdann iſt ſie gleichſam geſättigt, ſie läßt das andre als caput mortuum ſinken, und einverleibet ſichs nicht. So iſts mir, liebſter Lavater, mit Ihrem Buch gegangen, und, glauben Sie mir, ſo wirds allen, und Ihnen ſelbſt einmal, wenn

Sie nicht mehr Autor, wenn Sie ſo weit entfernt ſtehen werden, um es ganz als fremdes Werk anzuſehen, damit gehen. Alles, was ſich von Ihren „Ausſichten“ würklich auf dies Leben bezieht, was mich würklich hier entwickelt, aufmuntert, weiter bringt, was hier ſchon den moraliſchen Sinn, den künftigen Engel in mir unmittelbar rühret: liebſter Freund, wie manchmal hätte ich Sie darüber umarmen mögen! und wie wünſchte ich, einen Genius bei mir zu haben, der mir jedesmal auch im kleinſten Zuſtande meines Lebens genau ſagte: „Siehe hier iſt gerade der Keim der Zukunft, der Vervollkommung! des Himmels!“ Das war, mein Freund, vielleicht Sokrates' Dämon: das iſt Ihr Bild des Erlöſers, in das Sie ſich zu verwandeln ſtreben: das iſt, glauben Sie ſicherlich, unter welcher Geſtalt es auch gedacht werde, das einzige und wahre Band, wodurch jede gute Seele mit der Ewigkeit zuſammenhängt. Alle Geſpräche bei Mondenſchein, wenn ſie fühlbar werden, wenn ſich Herzen öffnen und Seelen umarmen, ſind moraliſch: man fühlt, man ahndet, man wittert künftige Kräfte und Zuſtände und Seligkeiten, aber alles nur, ſofern ſie uns wahrhaftig hier ſchon vervollkommen, ſofern ſie Saiten rühren und Töne wecken, von denen wir hier innig fühlen, daß ſie dort lauter tönen können und werden: kurz das Saitenſpiel wird geregt, das, um mit Bonnet zu reden, der eigentliche Keim der Zukunft ſein ſoll, aber (und geben Sie da nur treu auf ſich acht) es iſt nur immer moraliſcher Keim, ein innerer Menſch.

der ſchon in uns lebt. Ob ich einen Licht- oder Glaskorper, ein oder Millionen Augen haben ſoll, das alles rührt mich entweder nicht oder ärgert mich: denn es verrückt mir meinen Sinn, mein innres Auge, mit dem ich Gott ſehen, lieben und thätig ſein will, wo und auf welche Weiſe es auch geſchehe — und bringt mir der Rather mit dieſen Weiſen, die er vermuthet, gar, nach meiner jetzigen, ſchwachen, ſinnlichen Natur, Ungeheuer von Augen, die ich nicht begreifen, nicht überwinden kann, die mich gar verletzen, und wenigſtens von jenem einen, was ich liebe und ſuche und will, abhalten, warum verrückt, zerſtreut er mein Auge? Wie vorſichtig und weiſe iſt hierin die Bibel geweſen? Wie halten die Apoſtel, ſelbſt wenn ſie ſpeculative Fragen erläutern **müſſen,** darin Maß? Wie beziehen ſie alles auf den jetzigen Menſchen in uns, und überhaupt, warum ſteht, rund und hiſtoriſch geſprochen, von der „Erſcheinung“ des ewigen Lebens in der Bibel kein Dogma? Hätte es denn der Engel bei der Himmelſahrt Jeſu nicht ſagen konnen? und was ſagte er?

Ich weiß, liebſter Lavater, daß Sie mir hier mit hundert Stellen aus der Bibel entgegentreten werden, wo Erſcheinung, wo Bild, wo ordentlich detaillirte Ausſicht zu ſein ſcheint: ich nehme die Offenbarung Johannis aus, und ich glaube, Ihnen gerade widerſprechen zu konnen. Immer nur Erläuterung aus jenem Leben, Beziehung deſſelben auf den moraliſchen Sinn, der bis ins Ewige fühlen, ahnden, ſich hinbilden ſoll auf die würkliche Pflanze, die dorthin wachſen wird: weiter nichts, weder für Neugierde noch Speculation, noch Spielzeug der Muſe. Denken Sie einmal dem Manne nach, den Sie ſo verehren, wie ſchweigend hat er die Ewigkeit gelehret! Die Auferſtehung mußte er detailliren, weil die die Juden von ihm als Meſſias foderten: aber wie hat er ſie ins Moraliſche gemalt! Führen die Apoſtel (ich nehme wieder gegebne Zwangfragen über die Auferſtehung aus) alle Ideen anders als aufs unmittelbare Gebäude des hieſigen moraliſchen Menſchen an? „Hier ſolch ein Haus, ſolch irdiſche Hütte voll Fehler, dort ein beßres! Hier Manchen der Bauch ein Gott: wir warten eines himmliſchen Körpers! Hier ein Weib ſieben Männer: dort nicht freien und ſich freien laſſen.“ Und ſolls nun der gefühlvolle Lavater ſein, der die Ideen aus dieſem Gefühl wegreißt, die Blume aus ihrem Erdreich, und ſie, todt und erſtorben, zerblättert? Sollen Sie es ſein, mein Freund, der es nicht fühlt, daß für jenen wankenden Biſchof, der hier Pfeiler ſein ſollte, und es nicht war, der Pfeiler dort was ganz anderes bedeute, als Sie ſo kalt daraus machen, daß ſein Gewiſſen ihm die beſſere Anwendung und Deutung auf ſein Selbſt, was zum Pfeiler dorthin erwachſen ſollte, ſagen mußte? Und wer in der Welt wollte die herrlichſte Hieroglyphe aus jenem Leben für die kleinſte Deutung aufs Gefühl dieſes Lebens, für eine unmittelbare Beziehung auf die innerliche moraliſche Ahndung, Troſt, Freude, Starke u. ſ. w. nicht gern hingeben? und wie würde jener wankende, beſchämte Biſchof zufrieden ſein, wenn Sie vor ihn träten, und aus dem Pfeiler ihm vorſchematiſirten, was er dort an äußerlichem Gerüſt zur Herrlichkeit wohl haben könnte? Unſre leidigen Schullehrer haben dieſe herrliche Sprache der Offenbarung aus Fühlloſigkeit zergliedert, zerſtümmelt und verhackt; Sie, mein zarter, ſanfter Freund, wollten es poetiſcher Maſchinerie wegen? und in einem Maße, daß Sie ganz vergeſſen, was Werk oder Maſchine ſein ſoll? Ich ſpreche noch immer als Theolog, weil ich nämlich ſehe, daß Sie faſt Allem theologiſchen und nicht bloß poetiſchen Werth geben wollen, und ich wahrlich wünſchte, daß Sie Ihrem Gedicht, was mehr als beides iſt, ewig menſchlichen Werth geben könnten; bloß alſo darauf beziehet ſichs, was ich mit ſolcher Offenherzigkeit und ohne das mindeſte critiſche supercilium ſage, und noch eins ſagen muß, ehe ich vom Poeten rede.

Es wundert mich nämlich, mein Freund, daß keiner Ihrer Freunde Ihnen von Seiten der Naturlehre Schwierigkeiten in den Weg gelegt hat, die für unſer Syſtem doch würkliche Erfahrungen ſind: und noch mehr wunderts mich, daß Sie ſich auf die Unkoſten eingelaſſen, da Sie ſie gar nicht brauchen. Das Licht z. E. iſt durchaus Körper, denn — es ſpringt ja zurück, es beugt ſich ja von ſeiner Bahn ab; die ganze Optik und Dioptrik beruht auf Regeln dieſer Erfahrung; es iſt alſo undurchdringlich. Was Haller ſagt, iſt poetiſcher Ausruf, der in der wahren Theorie wenig Grund hat, und Haller iſt ſo ein großer

Phyſiolog [illegible], doch bekanntlich nicht großer Naturlehrer. Leſen Sie einmal, lieber Freund, Eulers „Theorie vom Licht“ (in ſeinen opusculis), thun Sie Boscovich[1]) und Benvenuti[2]) etwa dazu, und Sie werden im erſtern zumal nicht bloß etwas andres, ſondern was ganz Größeres und Beſſeres finden. Das Licht nämlich (deſſen Geheimniſſe, inſonderheit wie es' Bild gibt, ich als ein Organ der Gottheit gewiß mit Ihnen verehre) ein großer, überall ausgebreiteter Aether, den bloß die Sonne in Bewegung ſetzt, der, nach allen Phänomenen, der gröbern Materie des Gehörs als Senſorium gleichartig iſt (und es wird ſich gewiß einmal geben, allen übrigen Sinnen!), in dem alſo die Seele, als in einem ausgebreiteten Organum der Gottheit — ſieht, was? wie viel und wie? ſie aus ihren zwei Löchern ſehen kann: Himmel, welch fruchtbareres und wahreres Meer! und wo bleibt nun Ihr Ineinanderfließen, Ihre Complicabilität des Lichtſtrahls, die ja aber auch ſchon nach der alten Newtoniſchen Theorie eine völlig poetiſche mépriſe iſt. Wir überſehen das Hemiſphär durch ein Nadelöhr, aber nicht, als wenn der eine Lichtſtrahl Conus von unendlich großer Baſis würde, ſondern alle Lichtſtrahlen, die im Hemiſphär ſind, ſind die Baſis oder, nach der andern Vorſtellungsart, der Punkt des Lichtäthers, der auf unſer Auge zittert, hängt nach allen Directionen mit Lichtwellen.

---

1) Sein Lehrgedicht de solis ac lunae defectibus.

2) C. Benevenuti de lumine dissertatio physica.

mit Undulationen, mit einem unendlichen Abgrunde zuſammen. Und dann maleriſch, was macht Licht auf Licht, Lichtkörper im Sonnenkörper für Würkung? Mich dünkt, lieber Freund, ſo wenig ich Phyſiker bin, dies Mißverſtändniß iſt nicht das einzige. Aber wenn es auch keins wäre, in dieſem Lichtkörper befindet ſich doch bloß die Seele leichter! bei dieſer Keimbefruchtung ꝛc. iſts doch nur die Seele, die da würkt — das andre iſt Maſchine, und wie viel andre beßre Maſchinen kann Gott für dieſe finden? Was iſt für uns ſchon die electriſche, magnetiſche Kraft (deren jene ich mit dem Lichtäther überhaupt für einerlei halte) ſchon für ein größeres Symbol der Kraft der Gottheit, die alle unſre Errathungen beſchämen muß! Und das iſt eine Kraft Gottes! in einer Welt! Wie viel ſchlafen noch in dieſer einen Welt für uns unbekannte Kräfte! und wie viel in allen Welten! und wie viel kann die Gottheit ſchaffen! Können Sie alſo nicht, liebſter Freund, durch eine poetiſche Hypotheſe eine Kraft wahrſcheinlich machen, nach der die Seele im Körper würkt, aus dem Körper fleugt und ebenſo nach ſich einen Körper bauet und eine Welt findet — und uns immer durch eine Art Bewußtſein jetziger Kraft in dieſem Anſchauen warm erhalten: ſo zerbrechen Sie Ihren Zauber- und Schöpfungsſtab; es ſteht nicht der Kraftname darauf!

Ferner bei allen phyſiſchen Kräften iſt das bloß Gigantiſche ja Spielwerk: ob Sonne oder Billardkugel, das iſt nichts, aber Zweck! Idee! Wille! und können Sie uns zu dieſer gigantiſchen Welt von Kraft auch Ausſicht. Anſchauen von Idee, von Zweck geben? Haben Sie's gegeben? Können Sie uns in Intuition davon erhalten? Wohlan! mir ſind immer Homers Götter, die ſich mit Steinen werfen, qua tales, Knaben, und wollen Sie uns „männliche Idee im Reich Gottes" ſchaffen: ſehen Sie, ſo muß ja Reich ſein, Zuſammenordnung, die Sie anſchauend geben, Würkſamkeit in den Schranken, alſo auch Sinne darin. Nach unſrer Phyſiologie in allen Sinnen gibt das Unendliche durchaus kein Bild, alſo auch keine Schönheit, alſo auch keinen Trieb u. ſ. w. Sie ſtehen ſich alſo unendlich ſelbſt im Wege, verlieren ein Maximum, ohne daß Sie ein Minimum gewinnen.

Blatt und Zeit iſt zu Ende, und, mein Freund, ich habe noch eigentlich nichts geſagt, was ich ſagen wollte. Ich wollte mit Ihnen von den Ahndungen, den tiefen Ahndungen meines Herzens über Unſterblichkeit und Ewigkeit reden, von den Analogien und Symbolen, die ich davon über die ganze Welt ausgebreitet glaube, und die, da ſie leider! ſo tief erloſchen ſind, daß ſie unſre Philoſophen und Theologen, die alles in barbara bringen wollen, und freilich eine anſchauende Symbole, einen Liſpel der Ahndung tief in der Bruſt dahin nicht bringen können, alſo ganz vergeſſen — die die Offenbarung mit dem Licht, dem großen Licht des Glaubens an den verborgnen Gott der Natur wieder erweckt — von dem allen wollte ich Ihnen eigentlich, wie an der Hand des Bruders, reden — und will zur andern Zeit noch reden, wenn Sies erlauben, und wir erſt über den Geſichtspunkt einig ſind, zu dem ſich alles allein fügen ſoll — hier bloß den künftigen Engel in uns zu wecken, und über alles andre uns mit völliger Reſignation, die hier, ſelbſt wenn ich meine Braut auf ewig verlieren müßte, von der ich mich, eben in der Stunde der Verbindung — auf ewig trennen ſollte (harte Reſignation, die aber hier dennoch, glaub' ich, chriſtliche Pflicht iſt!) uns mit ihr Gott allein aufopfern zu lehren! — O hätte ich Sie, mein liebſter Lavater, über alle das bei mir! wäre ich bei Ihnen! ich wünſche es wahrhaftig aus weit tiefern Gründen der Moralität, als aus dieſem einen! Was wäre der Mann, der mir aus den menſchlichen Stellen Ihrer „Ausſichten", aus Ihren Predigten 1) und aus den oft verkehrtſten Zügen des Gerüchts erſcheint, was wäre mir der Mann für Anblick und Lehrer!

Ich habe auch die „Erzählungen des alten Teſtaments" geleſen, an denen Sie Theil haben ſollen, und Sie für manche Lebensläufe, manchmal um Eines Zuges willen, umarmen mögen. 2) Das Buch kam mir in einer ſehr rührenden Zeit, und ich habe Sie um des Nutzens willen, den das bei der Jugend gewiß ſtiften wird, ſehr geſegnet. Wenn der zweite Theil eben ſo iſt, ſo will ichs mit einigen Aenderungen in den hieſigen Schulen einführen: aber die

---

1) Lavater hatte „Vermiſchte Predigten" (1770) und „Predigten über das Buch Jonas" (1772) herausgegeben.

2) Vgl. Briefe an Johann Heinrich Merck S. 43.

Sprache der Bibel muß ich oft wiederherſtellen. Unſere Zeit hat ſich aus einem ſonderbaren Vorurtheil, als wenn Kind und Menſch das alles nicht verſtehe, was es nicht definiren kann, dagegen, als gegen orientaliſch Geſchwätz, verſchworen, und will alſo alles in laue Umſchreibung, kalte Definition, philoſophiſche Moral ꝛc. auflöſen, wo meiſtens ſo der Geiſt verfliegt, wie dem Chymiker unter ſeinem Auflöſen. Es iſt Schade, daß was Michaelis aus Eitelkeit und Spalding aus ruhigem Temperament thut, alle brave Männer, in denen andre Seelenkräfte würken, nachthun wollen, und damit tilgen wir ſogar das letzte Vehiculum des Worts der Gottheit aus unſerm Jahrhundert weg, um unſer Wort zu ſagen. Hatte ich z. E. nicht weiter als die Erzählung von der Schöpfung geleſen, ſo würde ich kaum haben weiter leſen wollen.

Grüßen Sie Herrn Tobler und Heß 1) mit vieler Achtung: meine erſte Muße ſoll auf des letztern „Lebensjahre Jeſu" geben, die ich auch noch nicht geleſen, und vielleicht hat er ſonſt noch etwas geſchrieben. Von Kant, der mein Freund und Lehrer iſt, deſſen alle Lieblingsmeinungen ich nicht bloß ſo oft gehört und mich mit ihm beſprochen, ſondern der mir auch ſeine Träume bogenweiſe überſchickt hat ꝛc., ſcheinen Sie ſein erſtes, recht Jünglingsbuch voll Ihrer Ideen nicht zu kennen. Es iſt ohne Namen und

---

1) Johann Tobler und Johann Jakob Heß waren Lavaters Amtsgenoſſen.

heißt „Allgemeine Theorie des Himmels“, wo Sie ſogar Ihre Mittelſonne finden, die auch ein Engländer ordentlich aſtronomiſch behauptet hat, wie ich Ihnen nebſt manchen andern litterariſchen Ideen, die mir beim Leſen aufgeſtoßen, und Ihnen fremde ſcheinen, ein andermal mittheilen kann. Am allermeiſten aber, o könnt' ich Sie in die wahre Sprache des Orients hinreißen, was wäre für Sie für Nahrung auch zu Ihrem Gedicht! Alles aber, liebſter Lavater, mit völliger Entſagung mein ſelbſt und Reſignation auf jede Idee, als ob ich ſie ſagte oder behaupten wollte. Laſſen Sie uns eins ſein, Sie dort, ich hier! Ich umarme Sie brüderlich mit ganzer Seele. Herder.

*2.

Lavater an Herder.

Noch niemals habe ich das empfunden, was ich jetzt empfinde, da ich mich hinſetze — an Sie, mein auserwählteſter Freund — zu ſchreiben. O wie ſorgeſt du für mich, Kennerin des Herzens, Freudeſchöpferin! Fürſehung! wie wenig hab' ich dir noch umſonſt geglaubt! — Schon zwanzigmale dacht' ich Herdern zu ſchreiben — und ſo oft ich Ihren Namen hörte — ſchlug mir mein Herz, ſagte mir mein Herz: „Den Mann ſchenkt dir Gott noch — und dann haſt du Menſchen genug.“ Anderthalb Stunden, eh' ich Ihren Brief — o wie gern ſagt' ich meinem Bruder —

meinem auserwählten Mitunſterblichen — Deinen Brief — empfing, unterredete, berieth ich mich mit meiner lieben, guten Frau von Verminderung, Erleichterung, Einſchränkung, Anordnung meiner beinahe unerſchwinglichen Geſchäfte, Correſpondenzen u. ſ. w. Nur Herdern, hätt' ich laut geſagt, wenn meine ganz ungelehrte Frau Sie gekannt haben würde — nur Herdern, dacht' ich, den nehm' ich aus; der muß mir noch werden — dem muß ich mich noch mittheilen — ohne den kann ich nicht leben und ſterben. — Und an dem Abend kam ein Brief. — Eine unſerer Herzensfreundinnen [1]) hatte mich in einer kleinen Unpäßlichkeit beſucht. — „Ein neuer Brief", ſagt' ich, „und erſt den Abend verhieß ich, keine neue Correſpondenz anzunehmen" — öffnete — „Herder". „Um Gotteswillen"! rief ich aus. „guter, unerforſchlich guter, guter Gott! — von Herdern!" — Ich zitterte, las und las nicht — und ſagte wieder: „Nein, was nur Gott thut!" — Dein Gott, mein Bruder — und der meinige — unſer, unſer Gott — mein unausſprechlicher Verſteher und Verſtandener.

Jzt, Freund, kann ich nicht antworten — aber ſchreiben muß ich — und wollte lieber weinen — hinübergeiſten — zerfließen — an Deiner Bruſt liegen — meine Herzensfreunde, zwei Freundinnen mit mir Dir zuführen — und ſogar — nicht ſagen, blicken, drücken, athmen: „Du biſt und wir ſind.“ Aber früh, früh muß ichs Dir ſagen, Du einziger — ich bin nicht ſo gut, als Du mich glaubſt — wenigſtens nicht durchaus — und dann — doch was ſollte das Herdern ſagen! — das weißeſt, durchfühleſt Du ſchon — ich bin der Gelehrte und Philoſoph nicht, den man in mir ſucht.

---

[1]) Barbara Schultheß. Vgl. unten Brief 29. H. Düntzer a. a. O. S. 40 f.

Und nun noch im Vorbeigang: Sehr viel haſt Du recht, völlig recht — was Du über die „Ausſichten“ urtheilſt: wo ichs noch nicht ſehe, werde ichs ſehen, wirſt Dus ſehen. — Glaube mir (denn ohne Glauben iſt es unmöglich, mir zu gefallen), ich bin nicht eigenſinnig — und nicht zufrieden — bis ich ein Kind bin — wie unſer lieber Herr ſagt — der es auch war. Laß Dir für jedes Wort himmliſcher Weisheit die Hand küſſen, womit Du meine Eigenheit tödteſt. Ich will ein Thor werden, damit ich weiſe werde.

Letzte Woche meines 31. Jahres, 10. November 1772 — unvergeßlich ſollſt Du mir ſein — Geburtstag meiner ewigen Freundſchaft mit dem Liebſten unter allen, die mein Auge nie ſah — Freundſchaft mit Herdern (Deinen ganzen Namen das nächſtemal!) — mit dem, den ich nie ohne Ehrfurcht, ohne ſtumme Thräne nennen hörte.

Fürchterlich wäre mir Deine überwiegende Gelehrſamkeit, Dein mich verſchlingender Genius — wenn Du nicht Menſch, nicht Fleiſch von meinem Fleiſch und Gebein von meinem Gebein wäreſt, nicht fühlteſt — daß ich nichts bin — vor Gott — Du nichts biſt vor Gott — und Du und ich alles werden können durch Gott, was wir nach ſeiner Abſicht werden ſollen — Aug' oder Fuß — allemal Glieder Chriſtus' — beſeelt von dem, den keine Namen nennen.

Was ſag' ich zuerſt, was zuletzt? — Mein erſter Herzensfreund iſt Pfenninger.[1] — Du wirſt ihn bald kennen und lieben. Wir räſonniren nicht mehr — in allen moraliſchen Dingen können wir uns auf einander verlaſſen. Es iſt nichts in dieſem Felde für uns Problem mehr — das heißt, von Gott geſegnet ſein! Tobler und Heß ſind beide Dutzfreunde von mir, liebe Leute, unentbehrliche Gehilfen — aber beide zuſammen nicht Pfenninger. Mehr als er im Detail — minder in Anlagen — und dann welche Beſcheidenheit — bei Pfenninger! (Dieſe Stelle leſ' ich ihm nicht.) Zwar auch Tobler und Heß ſind ſehr beſcheiden — und ſehr redlich. —

Spalding — mein lieber, frommer Spalding — iſt nicht begeiſtert von Chriſtus — Chriſtus ſag' ich, und meine nicht Vorſchriften von ihm. — Ach Gott! wohin kommts! — Ihn, ihn will niemand ſehen — Semler und Teller und Sack und Eberhard — und die ganze Schaar der Denker nicht mehr. — O Herder — ich beſchwöre Dich — hilf mir ihn, ihn darſtellen. Aber nun noch im Ernſte. — Doch wir wollen reſigniren lernen, wollen nicht wider die ſo gute, zärtliche Fürſehung ſtreiten, ihr nichts abzwingen, ihr vieles zutrauen, alles überlaſſen. Jſts nicht möglich, daß wir uns ſehen? — Habe deine Luſt an dem Herrn, ſo wird er Dir geben, was Dein Herz begehrt.

---

[1] Johann Konrad Pfenninger, ſechs Jahre jünger als Lavater.

Ich habe zwei Kinder, von 4 und 1 Jahr — und eine Frau — die mir Gott gab — wie er mir Herdern gab. — Meine lieben Eltern leben noch — ich habe zween ungleiche Brüder, drei gute Schweſtern — bin Helfer am Waiſenhauſe — in guten Umſtänden. Hier iſt ein ſchlechter Abdruck eines unvollkommenen Portraits von mir. —

Aber alles, alles von Dir — erwart' ich nun auch — bitte nicht mit keinem Wort um Verzeihung.

Noch eine Zeichnung leg' ich bei — von einem lieben Manne.1) Ich wünſchte, daß ſie beſſer gerathen wäre — aber Du nimmſt ſie von meiner Hand — an — weil Dein Freund — den Du in Holland in einer Ecke das erſtemal mit Deiner Freundſchaft beſeligteſt — das Urbild davon iſt.

Ahnde nun, mein Bruder, was ich von Dir erwarte.

Zürich den 10. November 1772.

Johann Caspar Lavater.

N. S. Den Brief aus Lievland, Deinen erſten, hab' ich nicht erhalten. Und Du den dritten Band der „Ausſichten“ nicht geſehen?

---

1) Franz Michael Leuchſenring.

*3.

Lavater an Herder.

Zürich den 4. Februar 1773.

Mein theurer Freund! Wenn ich an einen Freund glaube, ſo calculire ich nicht mehr — glaub' ich . . er ſei nicht Herder, ich nicht Lavater, ſondern er Menſch, ich Menſch; voll Geiſtes Gottes er, voll deſſelben Geiſtes ich — ich bitte nicht, danke nicht, entſchuldige nicht, verzeihe nicht . . . . unterſuche nicht, glaube nur an ihn, wie an mich, mehr noch als an mich . . . . . . Und nun, mein Bruder, laß mich ſagen, daß ich Dir in vielem recht geben muß. Die „Ausſichten“ als Buch mögen nützen, aber als Rathserholungen ſehr wenig: doch genug, daß ſie mir Dich um einige hundert Schritte näher gebracht haben. Dich, Geweihter, will ich nun allein hören, keinen Ungeweihten, der mit Maß und Buchſtaben und erdichteten Worten Kaufmannſchaft treibet. Auch nicht ſagen will ich, wie ich in das Ausſichtenſchreiben, non sine numine, hineingeriſſen worden bin. Es geht mir, wie Dir. Ich habe noch nichts geſchrieben, ſondern nur gelernt, daß ich nichts weiß und ein Thor bin — und doch fahre ich fort zu ſchreiben, was Gottes Fürſehung und mein Herz mich ſchreiben heißen, weil Gott mein Schreiben ſegnet.

Ein Augenblick des freien Anſchauens, des einſamen, ſtillen Anſchauens beim ſtillen Schauer der Mitternachtbegeiſterung, der Kleid und Form und Namen verſengt —

Schwachheiten, Thorheiten verſengt, nur den Menſchen weckt — und mit Menſchen zuſammenſchmilzt — den erwarte, den erglaub' ich — und ich bin ſelig genug; von dem red' ich nicht — der iſt nicht Brief, nicht Dinte und Papier werth — nichts zum Mittheilen — aber ehrliche, kindliche Dankbarkeit gegen Gott iſts, einem Bruder ſagen: „Wir haben noch einen Bruder" — und ihm mit einer Zähre im Aug' den Beweis dafür auf einem Blatt, das Brief heißt, das er mit ſeinen ſelbſteigenen Händen hielt, und überſchrieb und überhauchte — in die Hand zu geben. Das ſollte der andre Bruder nicht zürnen, nicht ſehen, ſäh' ers auch; nicht rügen. — Mag's Freude machen bei Brüdern, mag es! Der Bruder iſt Bruder — und ihn beſeelt der Haarzähler. Hierin, Bruder, denkſt Du doch, wie ich? —

An meinem Gedichte „Der Menſch" noch kein Wort, als eine Skizze zu einem ſimpeln Anfang in Jamben. Ueberhaupt iſt das Schreiben fürs Publicum, und das Dichten und Drucken mir viel weniger, als es ſcheinen muß. Zwanzigmal freue ich mich meines Ewigſeins, meiner Gottähnlichkeit, meiner Mitunſterblichen, ohne an mein Gedicht zu denken. Auch ekelt mir oft ob allem Aufſchreiben. Am beſten iſts, wenn ich, ohne vorher zu denken, ſo von ungefähr im Schreiben an Freunde propriorem Deum merke und fortſchreibe . . . . . Sende, ſchreibe, räthſle mir vor, was Du willſt . . . . ich werde alles auffaſſen, mich mit allem nähren, begeiſtern — und für alles dem danken, der Dich und mich beſeelt.

Aber folgender Fragen Beantwortung bitt' ich Dich bald zu ſenden, wenn Du kannſt; bitt' ich nicht zu ſenden, wenn Du nicht kannſt, nicht magſt, auch nicht ſagen magſt, warum oder warum nicht — wahrlich, Dir will ich gleich glauben. Haſt Du eine Frau an Deiner Seite, oder nur — ihr Bild? Haſt Du Kinder? Haſt Du — Freunde in Bückeburg? Dieſe drei Dinge unter der Sonne wünſch' ich Dir als das Beſte, was ich habe — und kaum haben darf, wenns meine Freunde nicht auch haben.

Wenn Du — ich weiß nicht einmal, wie weit Bückeburg von Zürich iſt — mir nur im Frühling, wenn Dein Schickſal ſich entwölkt, und Gott ſich Dir in ſeinem Ende zeigt, antworteſt, und nur noch beiſetzeſt: „Lavater, ſo ſchwach, ſo ſiech, ſo leer, ſo roh, ſo ſeicht, ſo weit weniger Du biſt, als Du ſcheineſt und ſcheinen wollteſt — Gott liebt Dich, und auch ich liebe Dich, ohne Verdienſt — und Du darfſt mich lieben, mir glauben, ſo viel Du willſt — Du überglaubſt Dich nicht!“ — herzlich, ſeligſt brüderlich das mir ſchreibeſt, in einer ſtillen Abendſtunde, wenn Gott Dich erweckt hat, für mich zu bitten — ſo bin ich ſatt .... Doch auch, wenn ich umſonſt dürſte nach Deinem ganzen Herzen, nach einem Heldenherzen, das mich, mir ſelbſt unerträglichen trägt — wenn Du, weil Du aufrichtig biſt, mein Angeſicht abweiſeſt — ſo werd' ich Dich dennoch lieben und anbeten: „Der Herr hats ihn geheißen.“ Aber ..... doch ich darfs nicht ſagen .... aber .... nun ich wills ſagen und glauben .... aber, wenn Du mein Angeſicht abweiſeſt — ſo erzittern die Grundfeſten meines Glaubens an die Menſchheit — aber — ich will doch anbeten und glauben und lieben . . . . .

Und nun noch ein paar kalte Nachrichten. Ich ſende Dir bald „Abraham“.[1] Ich *muß* einen ganz ächten, unverſtellten Band „Tagebuch“[2] herausgeben. Dieſe *Thorheit* iſt nun Weisheit, und ich fange mit dem X. November an . . . (wie ich wirklich dabei anfing — wenn ich gleich bald wieder aufhörte) — verzeihe mir dies . . . *verzeihe* mir das letztemal, daß ichs ſage: *verzeihe*. Chriſtus Jeſus werde mein *Freund*, ſo biſt Du es auch, und ich, wie keiner auf Erden.

Der Deinigſte

Die Briefe directe an mich. L.

---

[1] „Abraham und Iſaak, ein religiöſes Drama“, das erſt mehrere Jahre ſpäter erſchien. „Deinen *Abraham* hab' ich nun“, ſchreibt Goethe im April 1776 an Lavater.

[2] „Unveränderte Fragmente aus dem Tagebuche eines Beobachters ſeiner ſelbſt.“ Lavaters „Geheimes Tagebuch von einem Beobachter ſeiner ſelbſt“ hatte Zollikofer mit einigen Veränderungen im Jahre 1771 ohne deſſen Zuſtimmung erſcheinen laſſen.

*4.

Lavater an Herder.

Mein theurer Freund! Nicht indiscrete Zudringlichkeit iſts, daß ich Dir ſchon wieder ſchreibe, ehe ich eine Antwort auf mein Letztes von Dir erhalten habe, das mir, je mehr ich es leſe, immer mehr Freud' und Muth macht, und immer lehrreicher für mich iſt — unauslöſchliche Sehnſucht nach Dir und nach wichtigen Belehrungen iſts, daß ich mich ſchon wieder hinſetze, ach! kaum ich meinen Brief abgeſandt hatte, wieder hinſetzen wollte, an Dich zu ſchreiben. — So vieles hab' ich überſehen, ſo vieles iſt mir von der Feder entflohen, das ich zuerſt zu ſchreiben dachte — aber freilich auch jetzt werde ich nur einiges nachholen können. — Ach! Du liebe Seele — von tauſend Dingen und Dingerchen, die mir im Kopfe ſchweben, und auf dem Herzen liegen — wie wenig kann ich Dir ſagen!

Du biſt *Prediger*, das wußt' ich oder daran dacht' ich nicht. Das freut mich ſehr. Daß ich es auch bin, weißeſt Du. Nun, mein Bruder, hab' ich eine Bitte auf dem Herzen, die Du mir unter keinem Vorwand abſchlagen mußt. Sende mir, aber auch *gewiß* und *bald*, etwas von Deinen Predigten. Haſt Du nichts Ganzes, etwas Halbes; aus geſchriebenen, abgeſchriebenen Fragmenten, Schematiſmen — ganze, am liebſten. Ich will nicht indiscret ſein, glaube mir! — Gott wird Dich gewiß dafür ſegnen; Du kannſt in Deinem Leben kein beſſeres und nützlicheres Werk thun als dieſes. Unmöglich kannſt Du Dir vorſtellen, wie ich wirklich Tage und Stunden zähle bis auf die Lichtſtunde, wo ich das von Dir leſen kann. — Hätt' ich etwas dagegen anzubieten — o Bruder! was würd' ich Dir dafür anbieten? — Gewiß, was ich keinem Menſchen gäbe, gäb' ich Dir. Aber ich muß in mehr als einem Sinne ſagen: „Silber und Gold hab' ich nicht."

„Siegel und Knote der Freundſchaft" unausſprechlich koſtbares Wort — Dich küß' ich mit Thränen auf — und winke Dir in die Seele — mein — Freund: „Was Dein iſt, iſt mein, und was mein iſt, iſt Dein." Daß das nicht Worte ſind — weiß niemand als Pfenninger und ich. —

Ach! Du lieber, lieber — Einziger! mit welcher Wahrheit urtheilſt Du von dem gegenwärtigen Zuſtande der Religion — nein — es iſt nicht auszuſprechen, wie alles Larve, Kleid und Mantel nach dem Wind — wie alles pure, bare Seelenloſigkeit iſt — und doch darf man, was man vielleicht deutlicher als keinen mathematiſchen Satz beweiſen könnte, was allen geſunden Augen auffallen muß — kaum einem Herzensfreund ins Ohr liſpeln. Ueberhaupt ſeh' ich nirgends, nirgends auch nur Funken der wahren Erkenntniß Gottes und des weſentlich damit verknüpften Lebens, der weſentlich damit verknüpften Liebe Gottes. Ach Gott! — wir müſſen noch von Pflichten, von Befehlen ꝛc. reden! Chriſtus iſt allen entweder ein Aergerniß oder eine Thorheit. Ich habe, Gott weiß es, noch keine einzige Seele gefunden, nicht eine einzige, die ihn kennt — meine aber nicht, daß ich ihn kenne . . . . Nein — nur himmliſche Augenblicke ſagen — ach ſagen nicht — blitzen, donnern es mir — daß niemand den Vater kennt als der Sohn, und wem es der Sohn offenbaren will. Aber erkennen will ich ihn, und die Kraft ſeiner Auferſtehung. Erſt geſtern Abends hatte ich wieder mächtige Erweckungen.

Aber noch eins, mein Lieber! Seitdem ich den 16. Jänner dieſes Jahrs meine Mutter, und ſeit der Zeit andre ſterben ſah, wär' ich oft in große Zweifel in Abſicht auf die Unſterblichkeit verſunken, wenn ich mich nicht an die Auferſtehung Chriſti hätte halten können. Wenigſtens kann ich mir nun ſchlechterdings keine Vorſtellung machen, wie es mit dem zweiten Leben des Menſchen beſchaffen ſei, wie es in dem vorigen gegründet ſei, ſich aus dem gegenwärtigen herauswickeln könne. Ich wünſchte das Wie eben auch nicht zu wiſſen, nur eine analogiſche Verwandlung in der Natur. Hilf mir hierin, beut mir Deine treue Bruderhand und vergiß meiner nicht vor dem Herrn, den kein Menſch geſehen hat, noch ſehen mag! Ihm ſei Ehre in Ewigkeit, Amen!

Zürich Mittwochs den 24. Februar 1773 Morgens um 9 Uhr.

L.

*5.

Lavater an Herder.

Donnerstags Abends 5 Uhr den 11. Marz 1773.

Ach! Du Theurer, Beſter! Heiliger als alles, was mir je auf Erden heilig war — verſchloſſener, verſiegelter als alles ſoll mir Deine Freundſchaft, Dein Briefwechſel, Dein alles ſein .... Nur zwei Worte will ich noch ſagen — das eine: Vergib (dem nicht Unedlen) oder Du haſt vergeben! — das andre: Die wenigen, wenigen Menſchen, denen ich etwas von Deinem erſten Briefe ſagte (denn vom zweiten und dritten [1]) iſt keine Frage mehr) ſind — Menſchen, von denen Du gewiß nicht das Mindeſte zu fürchten haſt. Nun kein Wort mehr davon, mein Innigſtgeliebter — glaub' an mich und ſei vollkommen ruhig — und laß mich Du ſagen, und ſage mir, wie Du willſt.

Findeſt Du, mein väterlicher Freund, es gut, mir die Perſon, die ich in einer meiner Schriften ganz wider Deine Erfahrung geſchildert haben ſoll, näher zu bezeichnen, weil ich ſie unmöglich errathen kann, ſo wird es ſehr lehrreich für mich ſein. Doch nicht mein, ſondern Dein Wille geſchehe! — Ich will aber nicht indiscret ſein. „Gerechtigkeit iſt der Tugenden erſte und letzte, und geht der Menſchenliebe vor.“ Ach! Ja! mein Lieber — das wirſt Du — mir — in Deinem Leben gewiß nicht mehr ſagen müſſen — nicht mehr ſagen können!! Ich thue nur hinzu: „Menſchenliebe, die allerhöchſte, iſt im Grunde auch nichts mehr und nichts weniger als Gerechtigkeit.“ Ach! wie oft muß mein Herz nur noch an den Odem ſich emporhangen, wie lange noch müſſen meiner Erwartung Nerven zittern, bis Du mir ſagſt — — was ich wünſche, hoffe, glaube, weiß: „Ich bin neulebendig, bin ganz ein Menſch, bin Mann.“ Du nur 5 Meilen von Hannover? — Schrecklich weit von mir — lieblich nahe bei Zimmermann — (ders nun freilich nicht wiſſen ſoll, daß ich Dich Du nenne — daß wir Briefe wechſeln). Zimmermann iſt ein ganz anderer, ein viel beſſerer Mann, als er aus allen ſeinen Schriften zu ſein ſcheint. Seine Schriften ſind größtentheils Würkungen ſeiner Hypochondrie. Er iſt freilich etwas athletiſch, aber ſehr beſcheiden: ſchnell zum Hören, und langſam zum Reden. Er ſchätzt und liebt Dich ſehr. Es war eine Zeit, Gott gebe, daß ſie nicht mehr ſei! wo Du in Zürich ſehr mißkannt warſt. Denn wer beſudelt wird von unſern großen Geiſtern, der zürnt und urtheilt ſehr kleingeiſtig! Das iſt auch etwas von dem Unzähligen, das Gott zu klagen wäre! Nicht das abc der wahren Menſchlichkeit verſtehen unſre großen Geiſter. Ich will Tobler und Heß, wiewohl auch nicht ganz, ausnehmen. Zu dieſer Zeit kannte Dich Zimmermann — allein. Seine Gedanken vom Glauben, im Grunde vollkommen die meinigen, wiewohl ich ſie nie ſo überſchauend in der Seele zuſammengefaßt, haben mich innigſt erquickt. Das Allerwahrſte — doch Gott wollte es ſo — hab' ich (vielleicht!) zu ſpät eingeſehen. Ich hatte Glauben, eh' ich wußte, was Glauben war; nun ich viel davon geredet und geſchrieben habe — iſt der Geiſt oft wie verraucht. Dem Fahrloſen — faſt dem Unwilligen — giebt Gott Wunderkräfte — doch lehrte mich Martin von Schlierbach — ein Mann, voll tiefen, einfältigen bonsens, und — vor Zeiten voll Glaubens — ein würtembergiſcher armer Bauer. Es durfte alſo auch auf mich der Spruch wahr werden: „Ein anderer iſt, der da ſäet, und ein anderer, der da erntet.“ Vielleicht aber thut Gott auch hierin — ein übriges; denn gewiſſe Ahndungen, tief aus der Bruſt emporſtrebende, Nationen ergreifende Ahndungen, wo die Seele in ihrem Nichts zerfließt, ſind doch nicht zu verachten. — Fenelons Briefe hab' ich erſt vor wenigen Wochen ungeleſen, weil ich zum Leſen ſehr wenig Zeit habe, einer Freundin geſchenkt. Nun will ich nachſehen. Meine Freundin empfahl mirs auch zu leſen. Kein Menſch könne in Abſicht auf moraliſche Sachen einem Menſchen gleicher denken, als Fenelon und Sie, ſagte ſie mir.

---

[1]) Aus Herders zweitem und drittem Briefe (vom 18. Februar und aus dem März), die nicht vorliegen, theilt Hegner a. a. O. S. 21 ff. ein paar bedeutende Stellen mit.

Freitags Morgens um 8 Uhr.

Ich bin, mein Theurer, nicht ganz geſund; ich habe einen trocknen, ſehr heftigen, bruſtbrechenden Huſten . . . Mit tiefem Entſetzen empfand ich die verwichene Nacht meine

Unzeitigkeit, Untauglichkeit in Gottes Lichtwelt. O mein Freund, wenn ichs nur, ach nicht der Welt — denn die ſiehet den Geiſt nicht und kennt ihn nicht — nur zuletzt einem, nur Dir recht ſagen könnte, wie unausſprechlich wir in Abſicht auf Gott unwiſſend ſind; wie unendlich anders der matteſte Strahl von ihm iſt als das Schönſte, Herrlichſte, Lebendigſte, Göttlichſte — wie alle Worte, Imaginationen, Gedanken, Empfindungen ſelber nichts, geradezu nichts ſind gegen den geringſten Funken von Wahrheit. O was iſt Wahrheit und was iſt Schall! was iſt Säuſeln um die Sinne — und Einſtrahlung des Urlichts! — Doch ich muß ſchon wieder enden!

Freitags Abends um 7 Uhr.

Ein goldner, herrlicher — zwar kalter — Frühlingsabend! — Eine Freundin an der Seite hatt' ich bis 6 Uhr — und die erſten Bogen vom vierten Bande der „Meſſiade". Bin ich ſo glücklich der erſte zu ſein, der Dir etwas davon vorlispeln kann, bevor Du das gedruckte ganze Exemplar in den Händen haſt? Mit Widerwillen und Ekel überſchlag' ich die „proſodiſchen Geſpräche" voll Sylbenzählung und Tonmaße. Herr Jeſu! Proſodiſche Zergliederungen vor den höchſten, allerheiligſten Geſängen! — Wie würde mir Raphael klein — wie ſchülerhaft, kleinmeiſteriſch ſcheinen — wenn er unten an ein Gemälde voll Herrlichkeit Gottes eine weitläufige auffallende Beſchreibung, wie die Farben dazu abgerieben und gemiſcht worden —

hinſetzte . . . . O Herder! warum muß den erhabenſten Seelen Staub — Gelehrtenpöbelſtaub — ankleben!

Nun — das Schlimmſte — nach meiner und Deiner Manier! — Aber nun geh' ins Einſame — geh zu der Seele, die Deine Seele liebt, und athme — trinke mit ihr, an ihrer Rechten

Engelſchimmer, verloſchen in werdende Dämmerung; Eloas
Lichtausgießende Morgenrothen in Sommermondnacht.

Siehe, höre, fühle — was kein Dichterauge geſehn, kein Ohr der Muſe gehört hat, was in keines Homerus und Pindarus Herz aufgeſtiegen iſt.[1] Doch genug für einmal. Es iſt zehn Uhr, und meine gute liebe Frau ruft mich ins Bette. Ich folge, und nehme Deinen lieben reichen, ſchatzvollen Brief mit mir — ihn noch einmal vor Gott zu leſen — und dann unter den Flügeln Gottes zu ſchlummern. Ich umarme Dich innigſt, ruhe minutenlang ſchweigend, Aug' an Aug' — Thrän' an Thräne . . . . Genug! Du biſt und ich bin.

Samstags den 13. März.

Einige Stellen meines Lebens, mein Theuerſter! oder meines Charakters.

---

[1] Hier folgen längere Stellen aus dem vierten Bande der „Meſſiade“.

Von meiner früheſten Jugend an bis auf jetzt gebt Gott einen Weg mit mir. Ich war immer ſchwach und kühn, *thöricht und glücklich, kindiſch und ſtark, ſanft und* hitzig — beides allemal in ausgezeichnetem Grade. — Aeußerſt zärtlich ging Gott mit mir um. Meine größten Fehler wußt' immer nur ich, wußten nur wenige Freunde — Mein Gutes zog Gott immer ans Licht, wie ſehr ichs auch verbergen wollte. Meine geheimſten Wünſche erfüllte er — wenn ich ſie nicht mehr im Sinne hatte. Wofür ich aus Bedürfniß, wofür ich mit leiſer, kühner Kindlichkeit bat, das gab er mir. — Du kannſt glauben, wie kühn ich im Beten war, eh' ich Theorie hatte. — Mit dem Zunehmen der Theorie

Sonntags Mittags den 14. März.

nahm die ſtille, hohe, herzerhebende Erfahrung ab. Der Geiſt verrauchte — Ich wollt' ihn aus Erkenntniß ſuchen — aber er hat kein Ohr als für die ſtille, einfältige, warme Empfindung. Es war eine Zeit, wo ich dieſen Schatz bloß in meiner Bruſt trug, mich — allmächtig — fühlte — ergriff, was ich wollte — mich aus jeder Noth emporhub — in jeder Dunkelheit mit edelm Heldenſtolz und ſchweigendem Glauben nahem Licht, wovon ich doch keinen Funken ſahe, entgegentriumphirte. Ach! kaum ein Herzensfreund, kaum mein ſeliger Heß 1) vernahm in den Stunden des ſüßeſten

---

1) Der 1770 verſtorbene Heinrich Heß.

Zitterns der Unſterblichkeit in der Bruſt — am dunkeln Abend etwas von dem großen *Geheimniß des Glaubens*, *und dann ſchlug mir mein Herz ſchon . . . doch . . . noch* lange, lange — verwahrt' ichs in meinem Herzen, und betete den Vater großer Ahndungen mit mancher ſüßen Thräne an — ward wieder leichtſinnig, vergaß Gottes und meines Berufs und des Namens, den niemand kennt, als wer ihn empfängt — ward ein Atheiſt aus Leidenſchaft und Zweifelei — dann kam die Noth — mehr Noth — Labyrinthe ohne Auswege umgaben mich — da war nichts als Abgrund — aber ich verſank nicht. Ich rufte den Herrn an, und er antwortete mir, und rettete mich aus aller meiner Noth.

Aber — ich muß meine Predigt memoriren — ich predige dieſen Abend *Gottes Macht, die immer erretten kann*, über Actor. V, 17—25. Die Acta ſind mein Predigtbuch. — Du verſtehſt mich — ich möchte betteln — lieber Bruder — laß mich ſagen und bitten, was *ich* will — und antworte, und gib mir, was *Du* willſt! — Adieu.

Sonntags Abends den 14. März ½6 Uhr.

Ich bin müde — und erhole mich gern ein wenig bei Dir — Du Naher und Ferner, Du — unſichtbarer Lichtſtrahl in der ſichtbaren Nacht. — Tropfen Balſam auf tief brennende Wunden erdürſt' ich von Dir — Zweifel, ob mein Ich nicht entfliehe, wenn vielleicht nun bald mein letzter Hauch verhaucht ſein wird. — O wie unausſprechlich kühn iſt der Gedanke der Unſterblichkeit. — In Deinen Schoß laß mich ſtille Thränen des harmenden Zweifels weinen. O ſende mir Troſt aus der Ferne hiefür, mein Bruder! Du Einziger! trage mich, mein Bruder, damit Dich Gott auch trage!

Montags Morgens um 7 Uhr den 15. März.

Wenn Du mich recht liebſt, recht beſeligen willſt, ſo fordre, ſo nimm von mir, was ich geben kann, was ich habe. Ohne Umwege, ohne Entſchuldigung, kein Wörtchen mehr, wie etwa das: „Wenn Sie mich kannten, ſo würden Sie ſehen, daß das etwas Beßres als Geiz iſt.“ O mein Freund — wie empfind' ichs, daß, wenn Gott beleidigt werden konnte, er nur — durch Unglauben, Nichtglauben, ſchwachen Glauben — beleidigt würde. Gott iſt unüberglaublich. Wer göttlichen Geſchlechts iſt — läßt ſich von der zutrauensvollſten, freundſchaftlichſten Liebe nicht überglauben, nicht ausglauben.

Ich ſende Dir, lieber Bruder, mit der Meßgelegenheit, die „Ausſichten“ und allerlei Sachen und Sächelchen — auf Tod und Leben — zum Leſen, Blättern, Nichtleſen — Zerreißen — Verſchenken — und ſende Dir auch einen Haufen wichtiger und unwichtiger Copien meiner Briefe an Andere. — Ich weiß keinen kürzern, einfältigern, natürlichern Weg, Dir, liebſter Bruder, auf einmal einen Theil meiner innerſten Denk- und Handelsweiſe klar vor die Seele zu bringen, als dieſen. Dieſe Copien bitte ich mir durch die fahrende Poſt über Frankfurt wieder aus. —

Daß ich in der abſoluten Nothwendigkeit ſei, meine Briefe größtentheils copiren zu laſſen (es geſchieht aber durch eine ſichere Hand), das mußt Du mir glauben, und daß ich aus innigſter Sympathie und mit Brudereinfalt Dir die Copien ſende, und Deinem Herzen anvertraue, auch glauben.

Und nun noch eins! willſt Du, daß auch Pfenninger, ein Menſch, an deſſen Adel und Weisheit und Tugend ich auf hundert Schritte kein Beiſpiel weiß — nichts von Deinen Briefen an mich, nichts von meinen an Dich wiſſe, ſo will ich Dir auch dies Opfer bringen, das größte, das ich Dir bringen kann — ein Opfer, zu dem er ſich ſelber anerboten hat. Leuchſenring, der es, vermuthlich von Dir, weiß, daß Du mir geſchrieben haſt, mußt' ich mit ein paar Zeilen ſagen, was — aber fürchte Dich nicht . . . .

Nun, mein Bruder, beſchließ' ich dieſen Brief, lege die Feder weg, und ſenke meine Stirn auf dies Blatt — daß Gottes Segen mit ihm in Deine Seele dringe, daß mein Herz des Deinigen werth werde — Amen.

Zürich Montags Morgens um 8 Uhr den 15. März 1773.

L.

6.

Herder an Lavater.

(Bückeburg Ende März oder Anfangs April 1773).

Wenn ich in der Lage von innen und außen wäre, nur als meinen Beruf zu fühlen, den Menſchen „Unſterblichkeit der Seele und künftiges Leben“ alſo zu predigen, daß ich für jeden die Samenkörner ausſtreute, die nur in der Materie für alle Sinnesarten der Menſchen liegen, oder vielmehr in jedem nur die Kräfte weckte, die auch in ihm Unſterblichkeit und künftiges Leben umfaſſen, ahnden, glauben, vermuthen, hoffen, anſtreben können und ſollen: ſo finge ich vielleicht von den Ahndungen, Offenbarungen und Symbolen an, die ich dem ganzen Menſchengeſchlecht, auch der dunkelſten Gattung mitgetheilt glaube, auch dieſe Gattung auf eine dunkle, faſt unmerkliche, aber ſehr ſtill und fortgehend rührende Weiſe zu dieſer Ausſicht vorzubereiten. Und dies iſt, wie ich feſt glaube, die Einrichtung unſrer Natur zu Schlaf und Traum und die Einrichtung der ganzen Natur zu Tag und Nacht. Das Phänomenen eines ſchlafenden und träumenden Menſchen, die Umwandlung des lichten, geſchäftigen, raſtloſen Tages durch alle Ahndungen des Abends in eine dunkle, ſtille, ſchlummervolle Nacht, in der aber ſo viel Himmelsbilder, Sterne und Welten erwachen, iſt ſo wunderbar, muß für Menſchen, die noch ſo inniges Gefühl der Natur hatten, um nur für dieſe zu leben und auf ſie zu merken, ein ſo tiefes Symbol geweſen ſein, wie auch noch alle alten Religionen, Myſterien u. dgl. zeigen — und kurz, es iſt bei allen Wilden, Weiſen und Barbaren eine Sprache Gottes, die täglich in der ganzen Natur ſpricht, und den Menſchen in den beiden Zwiſchenzeiten, die er etwa allein von der Arbeit des Feldes, dazu er verdammt iſt, frei hätte, vor Schlaf und beim Erwachen ſo laut anredet, daß ich beinahe mit Sancho Panſa vom Schlaf ſagen möchte: „Er iſt Schleier der Gottheit, Hülle der Unſterblichkeit, die ſich täglich über uns ausbreitet!“ Das tägliche Ermatten der Natur und Vorführen der Sternenwelten, wenn alles ruhet, iſt das prächtigſte Schauſpiel der Gottheit, um das Arbeitthier, das nun frei iſt, hinknieen zu machen, und ſeinen Blick zu erheben und ihn da ahnden, hoffen, vermuthen laſſen, was er ſich freilich nicht entwickeln kann, aber ſo in ſeiner ganzen Natur liegt, ſich dunkel regt und würket.

Hier würde ich alſo dieſe Wahrheit ins Gefühl der tiefſten Menſchheit hineinleiten: die Analogie zwiſchen Schlaf und Tode von innen und außen, das Wunderbare der Kräfte, die die Seele alsdann annimmt, aus dem Kerker fleugt, ſich in eine andre Welt begibt und da (aber immer, das habe ich hundertmal bemerkt) nach anderm Raum-, Zeit- und Kräftenmaß handelt. Ein Menſch im Selbſtgeſpräch, der alle das (Schlaf und Entſchlafen an Andern, Tagesfriſt mit ihren offenbaren vier Lebensaltern, Morgenrothe, Arbeit, Mittag und Hinſehnen nach Ruhe, und was nun Wunderbares erfolgt an ſich) bemerkte und mit dem ganzen einfaltigſten Ton der erſten Kindheit ins Herz erfaßte, auch die Proportion nicht außer Acht ließe, mit der das in die Anlage dieſes Lebens eingeſchoben iſt, müßte ein ſo rührendes Stück Poeſie werden, was jeder wie Hamlets Monolog auswendig lernte und ich mit einer Pythagoreiſchen Wiedererinnerung alle Abende unter dem Sternhimmel zu leſen wünſchte. Aber natürlich ſo einfältig und beſcheiden, als nur ein Kind davon träumet, ein paar Freunde ſich im Schimmerlicht des Mondes, der offenbar über Natur und menſchliche Seele das Gefühl einer andern Welt gießt, und dies ſo romantiſch nach jeder Seele modificirt, davon beſprechen, oder ein Morgenländiſcher Patriarch, der wie Abraham gen Himmel ſieht und noch keinen Copernicus und Tycho kennt, es wie Glauben an Gott empfindet. Alle älteſte Morgenländiſche Vorſtellungen vom Tode und Todtenreiche, durch das ganze alte Teſtament hindurch, in Hiob, Propheten, Pſalmen ſind allein in dieſem Gefühl und für mich das Rührendſte, was ich in der Art kenne. Die Myſterien der alten Aegypter haben die Trümmer des Gefühls in ihren Ceremonien zu erhalten und poſitiv zu machen geſucht. Die älteſte Griechiſche Mythologie, noch mehr aber Aegypten, was in dieſem Stücke ganz wie im Schlummer der Todtenruhe ſchwebet, ſind voll einfältiger Dichtkunſt hierüber: und noch in Platos (ich ſage nicht Moſes Mendelsſohns) „Phädon" ſind die Pythagoreiſchen Ueberbleibſel der Art offenbar das, worauf Plato am meiſten bauet, und Moſes Mendelsſohn als Philoſoph unſeres Jahrhunderts alles wegwerfen müſſen. Es ſind Trümmer des älteſten Glaubens, der überall in der menſchlichen Natur liegt, von dem die Wilden ihre ganze Seelentheologie (da gibts unter jedem Volk für mich oft ſehr rührende, ſchöne und wahrere Bilder, als man glaubt, weil ſie ſich nicht philoſophiſch zergliedern, ſichten und in Krümel ſchneiden laſſen) herhaben, die damals auf dem größten Theil der Erde und durch den größten Theil der Jahrhunderte ſo viel Wunder gethan und die eine Dichtkunſt geben müſſen — wie wir ſie mit der Vernünftelei und Kunſtfülle unſrer Zeit nur zu wenig haben und vielleicht auch fühlen mögen. Das wäre ein menſchliches Nachtſtück der Unſterblichkeit und Zukunft im heiligſten Schimmerlichte: wo ich alle angeführte Hülfsmittel aus Bibel, Alterthum und Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts zu nutzen es mir für Pflicht hielt' — aber Bibel bliebe auch hier die Quelle der Weisheit und Dichtkunſt, wo das andre nur als ſehr abgeleitete Ströme erſchiene.

Nun würde ich mich dem Gange Gottes zu folgen befleißen, auf dem er die Kindheit des menſchlichen Geſchlechts zu dieſer Lehre zu erziehen thätlich geredet hat: und wie das erſte Buch Moſe (eine, wie hier, ſo faſt in allem noch ſo verdeckte Hieroglyphe) lehret. Androhung eines Todes, von dem das Kind freilich noch nichts begriff. Nach Mühe und Schweiß zur Erde werden, die man an ſich trägt und ja ſo oft fühlt: ſodann plötzlich das erſte ſchreckliche Bild des Todes im erſten Erſchlagnen, über den ſich nach Alter, Art, Verbindungen, Urſachen, Urheber, Folgen und Umſtänden wohl nichts Rührenderes, und mehr als uns Geßner gezeigt hat, vom Tode gedacht werden kann, und wo doch nun noch nichts als die Stimme des vergoßnen Bluts ſchreiet, die Seele des Erſchlagnen noch verſchwunden iſt, und nur Sicherheit und Bande des Lebens auf das ſchauderhafteſte befeſtigt werden. Unter dieſem Schatten muß der Vater aller Sterblichen ſelbſt des Todes ſterben, wo Klopſtock uns wieder einige rührende Seiten eines ſolchen Todes gezeigt hat, und nun folgt erſt das erſte Kinderbild der Unſterblichkeit in Henoch. „Dieweil Henoch ꝛc., nahm ihn Gott weg und ward nicht u. ſ. w.“ was noch jetzt die Kinderſprache und einzige Vorſtellungsart iſt und bleiben wird — und an Henoch gewiß ſymboliſch werden mußte, da ſein Leben die Lehre gepredigt hatte (Jud. V. 14). Nun verderbte Gott eine ganze Welt (das erſte wahre Furchtbild nach faſt zwei Jahrtauſenden der Weltdauer, da doch Deiſten, Philoſophen und jetzt ſelbſt Theologen daher immer gern allen Urſprung der Religion herleiten), und es ward Noah und ſeinen Nachkommen ein Knote der Errathung und in obgedachten Vorfällen das Todtenreich Gottes gegeben, womit ſich ohne Zweifel die erſte Welt befriedigte (coll. Petr. I, 3, 20 — 21), bis nun Gott, bei der immer mehr einbrechenden Kürze des Lebens, auch immer nöthiger fand, mehr zum Troſt, zur Ausſicht, zum Schrecken ꝛc. der Menſchen zu entwickeln und dazu ſich einen Nationalſchauplatz wählte. Hier ſind alſo drei große Situationen der Unſterblichkeit und Ewigkeit bei einem Erſchlagnen, und zwar für die Dichtkunſt dem erſten Erſchlagnen, Geſtorbnen und Hinweggenommenen. Mich dünkt, die Umſtände ſind alle, wie ſie nur idealiſirt werden können, und müſſen, mit dem ſchließenden Bilde der vertilgten Welt, den vortrefflichſten Stoff geben, eine Lehre ſtufenweiſe und von allen Seiten fürs menſchliche Herz zu entwickeln, die es ſo nöthig hat.

Und nun wählte ſich Gott den Nationalſchauplatz, wo er auch dieſe Lehre in Nationalbildern und Geſchichten ſpielen, entwickeln und ins menſchliche Herz drücken konnte, wie es ſie begriff und anwenden konnte. Die Art, wie Gott Abrahams Glauben an die Nachkommenſchaft auch bei ſeiner Iſaaksopferprobe entwickelte und bei ſeinen Nachfolgern, inſonderheit bei den letzten Viſionen des Segnens, immer höher hob, — hat für mich ſo was Patriarchaliſch-Einfältiges, Bedeutendes, Großes (aus dem allein auch der Schluß Jeſu Matth. 22. Licht nimmt, den man ohne dies Gefühl der Patriarchenzeit immer eine dünne, gezwungne paralogiſtiſche Abſurdität ſagen läßt und ſich alsdann nicht herauszuwickeln weiß). Die Einweihung des Landes zu einer ſolchen Scene der göttlichen Zukunft und das Hinſehnen der Patriarchen, wenigſtens mit ihren Gebeinen in dies Land (woraus auch die Stelle Chriſti Joh. 8. vom Sehen des Tages Licht nimmt, die wieder ſo überladen wird), alsdann die allmähliche Steigerung und Vermehrung der Symbole durch ſo viel Opfer, Ceremonien, Erinnerungen an die verſtorbnen Vorfahren, inſonderheit Abrahams, Moſes', Davids, durch Gebete, Pſalmen, Weiſſagungen in die Zukunft, durch Todtenerweckungen ſodann und die Wegnehmung Elias' und durch alle Propheten hindurch nun ſchon wie große und reiche Bilder von künftiger Glückſeligkeit, Wiedererſtehung ꝛc., wo alles noch nationaliſirt innerhalb Judäa gedacht ward — ſich aber eine Kette und Fülle von Vorſtellungen befindet, die der Dichter vortrefflich nutzen konnte. Und nun wie Chriſtus kam, und Leben und unſterblich Weſen ans Licht brachte! mit welcher Vorſicht und Weisheit er die Jüdiſchen Meinungen, Hoffnungen und Erwartungen reinigte, beſtimmte, über und außer Judäa erweiterte und idealiſirte! bei welchen Gelegenheiten und wie er Unſterblichkeit, Auferſtehung der Todten, Gericht lehrte, thätlich und redend — durch Erweckungen, Bilder, Weiſſagungen, Lehren, Abbiegungen — ſein Tod und Auferſtehung! — Wie und worüber die Apoſtel fortfuhren, mehr erweiterten, von Jüdiſchen Schlacken reinigten (inſonderheit Paulus') und idealiſirten — und dann die Viſion der Offenbarung in allem ihrem Licht und Schatten. Ich kann mir kaum was Schöneres denken als die Bemerkung und Entwicklung jedes Winks auf ſeiner Stelle, unter ſeinen Umſtänden und im Bilde ſeiner Würkungen, und die Verbindung aller dieſer göttlichen Winke unter alle den Umſtänden zu einer Lehre. Wie man da nun dichteriſch verbinden könne? Dazu gibts ſo manche und mancherlei Einkleidungen, daß ich mich nicht darauf einzulaſſen brauche: die ganze Kette ſelbſt iſt Poeſie, und ich glaube, es dürfte keine poetiſche Vorſtellungsart über dieſe Lehre geben, die ſich nicht an einem oder dem andern Ort fände. Auch wäre man gewiß vor Mißdeutung einer Stelle ſicher, wenn man jede ſo in ihrem Kreiſe und alle in ihrer wachſenden Verbindung betrachtete. Die Trümmer von den meiſten Nationalvorſtellungen der Juden finden ſich noch in mehrern Ländern, Begräbnißceremonien und alten Religionen in der Welt, und die Art, wie Gott das alles ſtufenweiſe gebraucht und entwickelt, iſt für mich die ſchönſte Methode, ſtille, ſtark, ewig und thätlich durch die menſchlichen Vorfälle zu reden, die ich von Zeit zu Zeit mehr bewundere.

Meine Dichtkunſt würde alſo bereits ihre beſten Jugendkräfte erſchöpft haben, wo die Philoſophie unſres Jahrhunderts erſt zu entwickeln anfinge, weils überhaupt für die Poeſie ein etwas kalter Verſuch iſt, „ob der Menſch ſich auch etwa aus der kältſten Vernunft zum Zeitvertreib und Disputation mit andern ſich Unſterblichkeit entwickeln könne und was daraus folge?“ Sie, die ſich ihrem Weſen nach ſchon dem Glauben nähern muß, nimmt alſo nur die Blüthe oder vielmehr nur den kräftigſten Saft der Beweiſe aus Immaterialität, Einfachheit u. ſ. w. Auch die moraliſchen Beweiſe von Unordnung in der Welt, Unterlage und Sklaverei der Tugend ſetzt ſie ſo möglich in würkliche Situationen und macht ſie lebend: daß alſo an Abels Leiche, Hiob in ſeinen Drangſalen, ein einfältiger Hirtenknabe, der ſeinen Vater Henoch ſucht und beweint, Noah, der eine

Welt erſtaunt ſieht und nach ihren Seelen ahndet, der ſterbende Schächer, der die Worte Chriſti bei ſich entwickelt, oder ein ſich fragender Heide bei dem Kreuz des unſchuldigſten Märtyrers auf Erden — immer rührendere Situationen ſein müſſen, die beſten Zweifel und Beweggründe zu entwickeln, als bei jedem Lehrplan. Und ſo würde ichs auch mit der Gruppe des Sokrates, etwa eines verzweifelnden Mörders u. ſ. w. machen, kurz die Menſchheit in allen Scenen erſchöpfen, wo ihr Unſterblichkeit der Seele wichtig, oder ängſtig würde oder ꝛc. — die **Ausſichten** in die Ewigkeit würden, mit jeder der vorigen Situationen verbunden, mit denen ſie auch eins ſind, weil ſie in ihnen offenbart werden, allein Würkung haben ꝛc. Doch davon nächſtens.

P. S. Es wird mir ebenſo unmöglich, den Aufſatz fortzuſetzen als einen Brief beizufügen. Ich umarme Sie alſo nur kurz und inbrünſtig, mein Freund, bitte Sie nur, von dieſen Materialien ſo viel in Ihren Plan, zu verſchmelzen, als er zuläßt, oder Sie für gut finden, es überhaupt nur als den Beitrag eines Freundes anzuſehen, der ſich gern über jeden Zweifel erklären wird, ſowie allenfalls ſeine Ideen von Seiten der „**Ausſichten**“ fortſetzen, wie hier von Unſterblichkeit ꝛc.

Ich lege beikommende Frage bei, über die Sie mich mit einer kleinen Nachricht, wenn Sie Ihnen unbeſchwerlich fällt, äußerſt verbinden würden. Dieſe Blätter bleiben, wie alles, in Ihrer Hand.

Herder.

*7.

Lavater an Herder.

Zürich den 21. April 1773.

In der heiligen Woche, mein Lieber, da ich Deinen herrlichen Brief erhielt, war ich krank. Meine Nerven und meine Bruſt ſcheinen durch den trocknen langanhaltenden, gewaltſamen Huſten außerordentlich geſchwächt zu ſein. Indeß hab' ich mich wieder erholt, und mich wieder geſund gepredigt.

Innigen Dank, mein Innigſtgeliebter, für Deinen geiſt- und troſtvollen Brief. Ich will jetzt nichts darüber ſagen, nur einfältig erſt darüber denken, und forthören. Der Glaube kommt aus dem Hören. Ich habe mir — das einzige will ich jetzt in Abſicht auf mein Gedicht ſagen — das als einen der weſentlichſten Vorzüge, die ich ihm geben möchte, zum feſten Augenmerke gemacht — durchaus nichts vorauszuſetzen, das Ganze auf Erfahrungen und Thatſachen — zu gründen. Die Quelle alles Scheinglaubens, was iſt ſie anders als die Erſchleichungsmethode? Nun rede weiter, mein Bruder! denn Dein Bruder hört.

Ich habe Dir, mein Lieber, über Frankfurt ein Päckchen meiner Sachen und Sächelchen — und ein kleineres über

Leipzig geſchickt. — Dulde meine Thorheit ein wenig. Am meiſten empfiehl' ich Dir „Abraham“. Mit der Feder in der Hand lies ihn, behandel' ihn wie Dein Manuſcript. Zerſtöre, verwirf, bau' an, bau' drüber und drunter — und wenn er das alles nicht werth iſt, ſo ſchreib' nur freimüthig drein: „Taugt überall nichts.“

Zimmermann räth mir durchaus, und auch noch andre, den fünffüßigen Jambus zu meinem Gedichte. Wenn ich dieſem Rath folge, ſo werd' ich dennoch mir Freiheiten ausnehmen, die die Natur ihrem Schüler gebeut; z. E. bisweilen kürzere, bisweilen alexandriniſche Verſe und in Anſehung der Abbrüche der Endungen der Zeilen werd' ich ebenfalls meiner eignen Empfindung von Natur und Wahrheit folgen müſſen. Bei dieſem Anlaß muß ich ſagen, daß mich däucht, daß noch eine barbariſche Pedanterie, die aus der blindanbetenden Nachahmungsſeuche entſpringt, in Abſicht auf die Form und die poetiſche Einkleidung herrſcht. —

Stärkungen für meine beſondre Perſon, neue Erhebungen zur Hoffnung des unendlichen Lebens — herausgeholt aus der Natur, aus meiner Natur, das iſts, o Herder, was ich nun bald von Deiner allen meinen Glauben überſteigenden Güte erwarte!

Nun iſt Dein Frühling da! Nun darf ich denken: Mein Bruder trinkt neues Leben — und genießt Seelenfreiheit! Nur eine Zeile Verſicherung, mehr nicht — bis Du mehr Zeit haſt.

Man ſagt hier, Klopſtock werde mit einem Cramer auf Zürich kommen; wenn er mir nur auch zu lieb wird! Sag' mir, worüber ich ihn fragen ſoll. Ich hab' immer eine kleine Ahndung von Kleingeiſtigkeit in ſeiner äußerſt raffinirten Tonkünſtelei, daß ich nicht mit dem vollen Herzen der Natur mich ihm darlegen darf. Ueber ſeinen „Meſſias“ möchte ich auch einmal einem Herzen, wie Deines iſt, mein Herz leeren. Daß ſein „Meſſias“ nicht der prophetiſche, nicht der evangeliſche ſei, iſt ſo auffallend, wie möglich. Er iſt ſo modern, ſo univerſitätsgerecht, ſo theologiſch — daß er einem Bibelkenner und Lichtſucher unerträglich wird. Aber — der Fehler aller Fehler iſt, daß der liebe Mann auch nicht einmal ſeinen ſchulgerechten Meſſias ganz zeigt: ihn mehr leiden als handeln, und nicht einmal auf eine Weiſe leiden läßt, die das Handeln allenfalls entbehrlich machen könnte. Man ſieht — ein anderer durchaus herrſchender Fehler — immer alles um ihn herum — und **ihn, ihn, ſelber** nicht — kein Licht, kein Zuſammenhang, keine Beziehungen in den Begriffen, die er poetiſch auskleidet — und ebendeswegen in Abſicht auf ihn keine Herzensſentiments — nur Imaginationsdeclamationen. Selbſt das Geſchichtliche iſt überhüpft — und nicht anſchaulich gemacht. Deſto anſchaulicher die Erdichtungen! Ein mir unausſtehlicher Fehler in einem Werke, das ich alles deſſen ohngeachtet über die Werke aller Sterblichen weit hinaufſetze. Sein Gott — iſt ſo undenkbar, unempfindbar, wie ſein Chriſtus, und nichts weniger als der angeſchaute und gehörte Gott der Propheten; bald ein kindiſch tändelnder, bald ein gravitatiſcher — und wann der ſimple und erhabene Gott der Propheten? — Hundert Situationen Jeſu hat er überhüpft, die uns, in zehn Zeilen beſchrieben, mehr geſagt hätten als ganze Geſänge voll Epiſoden, wo jeder dies oder jenes von ihm ſagt, das entweder aus der Theologie entlehnt oder willkürlich iſt, und ſich gar nicht aus ihm ſelbſt ergibt. Kurz, ſo unvergleichbar mir ſein poetiſches Genie vorkommt — ſo unbezahlbar tauſend Stellen in dieſem Gedichte ſind — das Ganze däucht mir unerträglich, und, wie Sulzer ſagt, einem Pfeiler gleich, der achtzig Fuß hoch und einen breit iſt.

Ueber ſeine „Lieder“, wovon einige meine Leibſtücke und die einzigen Lieder ſind, die ich kenne, könnte ich ähnliche Anmerkungen machen. Nicht Beſcheidenheit ſcheints mir, nicht Niederſchlagen der Augen vor der offenbarenden Gottheit, ſondern erweisliche (auch ſeine „Oden“ ſogar erweisliche) **Armuth** der Ideen, der Beſchauungen, der Empfindungen iſts, was ich ſo oft darin zu ſehen glaube. — Von dem Schweren, Unpopulären, Künſtlichen, Affectirten, Verworrenen, Sinnloſen, Widerbibliſchen nichts zu ſagen, welches mir darin zu herrſchen ſcheint. Wirklich ſolche handgreifliche Falſchheiten, daß man ſich nicht drein finden kann, wie ein Genie und ein Herz wie Klopſtocks ſo erbärmlich nachſprechen, nachträumen, nachfaſeln kann.

Du biſt der Erſte, dem ich dies ſage. Lange ſtreit' ich mit mir, ob ichs ihm nicht ſelber ſagen oder ſchreiben wolle.

Die Sache iſt doch unausſprechlich wichtig. Der größte geiſtliche Poet — ein ſo unerträglich ſeichter Theologe — ein ſolcher Feind des Geſchichtlichen!

Ich weiß nicht, ob ich mich irre; aber mich dünkt, ich ſei ſicher, daß Du das alles längſt beſſer als ich empfunden haben werdeſt. Sein häufiges Gutes und überhaupt ſein Genie iſt offenbar *einzig* — darüber ſind wir einig — ich kann nicht zweifeln, über das andre, wenn wir uns recht verſtehen, auch. — Lavater.

---

*8.[1]

Lavater an Herder.

Hier — viel und wenig! — Sei geduldig, wie unſer Herr, und diene mir mit der Gabe, die Du empfangen haſt.

Zürich den 6. September 1773. J. C. L.

9.

Herder an Lavater.

(Von Lavaters Hand: Erhalten den 26. October (17)73.)

Es hat mich freilich etwas betrübt, liebſter Lavater, daß Sie, aus welcher Urſache es auch, das brüderliche Du zurückrufen wollen: ob ich Sie gleich nicht ſo nenne und noch nennen kann — ſo thue es nicht, liebſter Bruder: ich hoffe es auch einmal und bald.

---

[1] Aus einem Briefe Herders vom Auguſt führt Hegner S. 29 eine Stelle an.

Ich bin noch immer oft um Dich in Deinen Sachen: noch immer oft um Dich in Deinen Briefen: daher ich ſie noch mir etwas zu laſſen bitte. Stellen und Situationen, wo ich meinen Lavater am beſten und höchſten finde: Du wirſt viele Stellen angeſtrichen (faſt unvermerkt), andre mit Null bemerkt ſehen, wo ich andrer Gedanken bin. Im ganzen aber, wie ſehr wünſchte ich mir die ſtrahlenheitre, thatlautre, würkſame Religionsſeele, die da immer ſpricht und handelt! Ich nehme würklich das zu ſehr verbreitete, ſo oft von wahrer That und Beziehung Entfernte und dann am meiſten das ſcheinbar Klaſſiſche aus, was mir, letzteres inſonderheit! in manchen Schriften und Aufſätzen meines Bruders ganz unerklärlich iſt. Die Sachen, die Empfindungen, die oft leiſe Ahndungen der unbuchſtabierlichſten Stimme in ſolche — Perioden-, Reim-, Phraſes-Wortform zu bringen — behüte Gott, daß ich den mindſten argen Schluß daher auf Sie ziehen ſollte! aber für mich, ich würds fliehen! ich würds beklagen! ich würde mich ſo ſehr auf das roheſte Wort, auf die geſtammeltſte Silbe zurückbringen, als ichs nur könnte. Doch auch das eben macht das Nützliche und Allpragmatiſche Ihrer Schriften mit aus, und es gibt im Reich Gottes mancherlei Gaben und Talente, wodurch auch Geiſt würkt — zu reden im Geiſt und zu ſprechen mit dem **Sinn**: und da hieß es ſchon lang: „Wer ſo ſpricht, der beſſert die Gemeine.“

Auch von mir wirſt Du bald etwas zu leſen bekommen, Guter, Lieber! Zwei oder drei Büchelchen und Aufſätze ſind fortgeſtoßen, die ſo lange mir am Herzen und unter dem Kopfküſſen gelegen — mit einem, dem theuerſten für Dich, gehe ich noch ſchwanger. Wenn etwas dran iſt, wenns, reel geſagt, die erſten Schriften ſind, die ich, wenigſtens wie ich jetzt fühle, geſchrieben habe und haben will: ſo iſt man meinem lieben Schweizerweibe[1]) alles ſchuldig. Sie lagen ſo lang im Chaos und täglicher, jahrelanger unnützer Mühung: allein ihr ſtiller Anblick und Sitzen vor mir mit ihrem reinen Angeſichtsbilde (das Du nächſtens haben ſollſt, mein Bruder) brachte zur Würkung, und ſo wards gegeben. Das erſte nennet ſich „Eine nach Jahrtauſenden enthüllte heilige Schrift!“ Das andre iſt ein Schlüſſel zur menſchlichen Geſchichte, wo ſie Nacht und Nebel iſt, fürs menſchliche Herz, das dritte iſt ein klein Bändchen Volkslieder (Engliſch und Deutſch!), das vierte, ſo mir noch ums Herz liegt, ſoll von Deinem und meinem Stande, dem Predigtamt, reden — ein klein Bändchen, vielleicht zum Gegenhalt und Rückſeite des ſchönen und vornehm-geiſtlichen Spaldingſchen Tractats. Alles aber bei Dir, mein Freund,

---

1) Seine Gattin war zu Reichenweier im Elſaß geboren, doch ſtammte die Familie Flachsland aus der Schweiz. In einem ungedruckten Briefe an Hamann nennt er ſie ein „ehrliches Schweizermaidel“.

unter dem Schlüſſel der Freundſchaft, oder vielmehr unter den Roſen einer Morgenröthe von Hoffnung, deren Gegenſchein dort vor mir glänzt, da ich dies ſchreibe, und mir auch etwas meine Stirn und Wange, zumal wenn ich am tiefſten hinab bin, zu beſtrahlen Luſt hat. Gib auch Deinen Pfennig von Vorbitte und Segenswunſche zu meinem und unſrer aller beſſerm Thun in den Hefen des Jahrhunderts. —

Von Leuchſenring haben Sie nicht ſo unrecht, mit dem Zuſatze, daß ich ihn nicht für ſo fein verflochten und unauflösbar halte, als Sie meinen. In Holland ward ich mit ihm bekannt, und er gab mir, wie Ihnen, einen ſonderbaren Stoß (ſo muß ichs nennen, nicht aber außerordentlich, ſondern nur ſonderbar). Meine Seele konnte ihn nicht tragen, und wie ſehrs gleich erſte Verwirrung war, bei der die Seele ſich nie entwickelt, ſo war mir doch wohl, da ich fern war, und ich hatte ihn Luſt lieber abweſend als gegenwärtig zu lieben — was mir nachher alles denn ſehr entwickelt iſt: da ich ihn als einen guten, aber ſelbſterzognen und alle Welt ſich ſelbſt erziehen wollenden Menſchen gefunden, Eitelkeit und Toleranz fliehend, und im Grunde ſelbſt ſo eitel und intolerant, als ich je einen gekannt: von nichts als Güte und Empfindung redend, auch (aber in einem Plan, den ich caprices de Philanthropie et de la Philosophie du siècle nennen möchte) darnach handelnd: ſonſt aber, dem Anſchein nach, ohne Güte, wo ſie Selbſtüberwindung würde. Da hört

Leuchſenring auf, oder eben da fängt Leuchſenring vielleicht erſt an: da iſt ſeine Moral wenigſtens ſeinen Thaten und ſein Ideal ſeinen Reden entſprechend. Sonſt viel Verlocke des Sentiments, Philosophie des femmes ꝛc. Kurz ſo ein guter Mann er zwiſchenunter iſt, brauchbar, nützlich und wenn unter hunderttauſenden ein ſolcher iſt, auch ſehr gutes Werkzeug Gottes: aber innig und ewig komme meine Seele nicht in den Rath dieſes Herrn Raths und meine Ehre hange nicht ab von ſeiner und all ſeiner Mlle-Bondeli ꝛc.[1]) philoſophiſchen Chriſtgemeinde. Es war ein Mann zu Epheſus mit Namen Demetrius, der machte der Diana viele kleine ſilberne Idolentempel, die er mit ſich trug, damit auf Wanderung, Markt und in die Lehr zog, auch denen ſeines Handwerks kein kleines Verdienſt zuwendete. Da aber Paulus u. ſ. w. Groß iſt die Diana der Epheſer! und die Stadt ward voll Sturms u. dgl.[2])

Ihren Pfenninger liebe ich unbekannter Weiſe ſehr, und ebenſo bitte ich mir doch angelegentlichſt Nachrichten von dem Füßli[3]) aus, der eine Zeit in England war. Auch

---

1) Ueber Julie Bondeli (1731–1778), Wielands, ſpäter Leuchſenrings Freundin, vgl. Goethe B. 22, 135 und die Schrift von Schädeli (1839), Freieiſen im „Freihafen“ 1840, 2, 128 ff.

2) Nach der Apoſtelgeſchichte 19, 24 ff. Vgl. Goethes bekanntes Gedicht B. 2, 186 f.

3) Dem vortrefflichen Maler Heinrich Füßli, Lavaters Jugendfreund, deſſen Werke nebſt Lebensbeſchreibung Knowles herausgab.

hätten Sie kleine Sächelchen von ihm (der Essay on Rousseau ſoll, glaub' ich, auch von ihm ſein), ſo finden Sie wohl eine Gelegenheit einmal, und es ſoll mich ſehr freuen. Ich liebe jetzt alles, was Schweizer iſt und ſo denkt, von Tag zu Tag mehr. Ihr Breitinger[1]) hat mich recht erquickt, und könnte ich von dem patriotiſchen Geiſt, der manchmal in Euren Landgemeinen u. ſ. w. redet, etwas hören und leſen, ſo wäre mir ſehr wohl. Niklaus von der Flühe iſt ein vortrefflicher Mann, aber den Anfang der erſten und letzten Strophe dieſes Lieds[2]) mußt Du ändern, lieber Mann; es wird komiſch, und bedenke, was das Lied ſingt!

Zu allem übrigen, liebſter Freund, da ich nicht Raum habe, ſo noch eine Umarmung vor unſerm gemeinſchaftlichen Vater und Vorbild und Bruder! Und laß nicht ab und werde nicht müde und ſchränke Dich ein, daß Du tiefer bohreſt!

Beilage von Herders Gattin.

Und wenn es auch nur ein Wort wäre, ſo will ich's unſerm verehrungswürdigen Freund Lavater ſagen, daß ich ihn auch liebe und verehre, und daß ich Sie erſt durch meinen Herder recht kennen und lieben gelernt. Daß Ihr letzter Brief mich recht in der Seele gerührt — wüßten Sie's doch, wie oft wir von unſerm menſchenfreundlichen Lavater und ſeiner reinen heiligen Seele im Bilde ſprechen, wie oft und überall! — daß Sie meinen Herder ſo lieb haben und mich auch ein wenig, dafür möchte ich Ihnen recht danken. Er wird Sie nicht mehr ſo lang auf Briefe warten laſſen, wie dieſen Sommer; denn er hat viel gearbeitet. Sein Profil können Sie nicht haben; er iſt ganz unkenntlich, er iſt tauſendmal mehr als ſein Profil ſagt. Sie müßten ihn ſehen! ſehen! Aber meinen Schatten ſollen Sie haben.

---

[1]) Lavaters „hiſtoriſche Lobrede auf Johann Jacob Breitinger" war 1771 erſchienen.

[2]) Zu Lavaters „Schweizerliedern".

Sagen Sie Ihrer lieben Frau, daß ich alles, was zu unſerm Lavater gehört, hochachte. Ich habe Sie lange nicht gekannt, lieber Lavater; wie freue ich mich jetzt, daß ich Sie ſo lieb habe! *Caroline Herder.*

10.

Lavater an Herder.

Bruder Herder! — wahrlich mit jeder Zeile Deines Briefes ſchien mir, Dein Herz trete näher zu dem meinigen, fließe mit meinem zuſammen. O Du — Einziger — Unerkannter — o Du Segen — für die Welt und mich! Ich ehre und liebe viele Menſchen herzlich und brüderlich — aber ach — Freundſchaft, wie biſt Du was anders als Achtung und Liebe! — Aber — ſogleich ward doch meine Freude gedämpft, da ich „Abraham“, ohne *ein* Wörtchen, *ein* Strichchen von Deiner Hand zu finden, durchblätterte. Ich finde in allem, was Du ſagſt, ſo viel Wahres, aus meinem Herzen Herausgeſagtes, daß ich mehr als ich ſagen darf über unſere Sympathie — erſtaune — — — — und dennoch immer hundert Schritte hinter Dir zurück bin.

Was ich alles ſagen ſollte, wollte und nicht kann! Ich fange nur an zu ſchreiben, ſchreibe nichts und doch wirſt Du bald ein Briefchen haben, das Dir einige Augenblicke Vergnügen macht, weil es Dir Lavatern einige Schritte näher bringt. Ich muß Dir bald antworten, ſo wenig ich Dir antworten kann. Es wird mir immer wohler, wenn ich Dir wieder einmal, und wärs auch nur eine Zeile, geſchrieben habe. Und daß der Eigennutz offenbar dabei mitſpielt, das verſteht ſich! „Abraham" wartet auf einen ſtillen Winterabend — und, ich will nicht viel verſprechen, ich werde Dein Ideal niemals erreichen — nicht einmal meines und — er ſoll dennoch beſſer, Abrahamiſcher werden.

O — tief und täglich empfind' ichs, was mein Einkleiden, Schreiben, Reimen, Predigen, Räſonniren — wollen und müſſen meinem Geiſt und Herzen ſchadet, was anders aus mir macht, als ich ſein könnte und ſollte und wollte — und doch kann ich des Dinges nicht los werden, um Chriſti Worte willen: „Gib dem, der Dich bittet." Freilich iſts auch wahr: je mehr ich aufopfre, deſto mehr hab' ich. Aber . . . ich empfind' es gar ſehr, wies Dir vorkommen muß.

Nun wirſt Du auch mein „Tagebuch" haben. Noch einmal: verzeihe, dulde noch diesmal — lies es mit Brudernachſicht! Wenn Du alle meine Gründe wüßteſt: vielleicht, nein gewiß würdeſt Du mehr als — verzeihen. Wie ich auf Deine Schriften Tage zähle, weißeſt Du. Herr Jeſu . . . wie freuts mich, daß Du mehr Chriſt biſt als ich.

Itzt bin ich Phyſiognom und corrigire Heſſens Denkmal [1], das Dich gewiß freuen wird, und habe den Magiſter Hartmann [2], den Du kennen wirſt, bei mir. — Ach, welch ein . . . . . Kopf! welche Kunſt, ihn zu dem zu machen, was er werden kann. Er iſt noch weniger, aber er kann mehr werden, als ich glaubte. Er hat mehr Stärke als Delicateſſe; er iſt fürs Große, nicht fürs Schöne — fürs Gerechte, nicht fürs Erhabene. Kein Menſch könnte bei aller ſeiner eignen Stärke und Standhaftigkeit mehr ein Spiel der Vorurtheile und des Schickſals werden als er. Vermuthlich wird er Profeſſor der Philoſophie zu Mitau. Ich bin ihm ſtreng; das Beſte an ihm iſt, daß er Strenge ertragen mag — aber noch beſſer wärs, wenn er ſanfter und kinderſinniſcher würde. Er wird gewiß der größte Poet, und kann ein großer Philoſoph werden. — Dein Schattenbild, ſeis wies ſei, erwart' ich ebeſtens. Dies Bild (ich ſehs, o theure Carolina, gewiß nicht für Herdern, ſondern nur für das an, was es iſt — Fragment von einer äußerſten Gränzlinie Herders) dies Bild iſt itzt einer meiner warmſten Wünſche. So wenig ich noch ſehe, ich ſtehe der liebenswürdigen Seele, die zu beſorgen ſcheint, daß mir die liebenswürdigſte Seele im Schattenriß nicht genug gefallen möge, ich ſteh' ihr dafür, daß mein Auge ſchon Entzücken trinken wird, wenns auch viel minder als Kapſel wäre.

---

[1] „Denkmal auf Johann Felix Heß.“

[2] Ueber Gottlob David Hartmann (1752—1775) vgl. H. Düntzer a. a. O. S. 17 f. Hamanns Werke V, 75 f. 95. 98.

Füßli in Rom iſt eine der größten Imaginationen. Er iſt in allem Extrem — immer Original; Shakeſpeares Maler — nichts als Engländer und Zürcher, Poet und Maler. Er war mein Mitſtreiter gegen Grebel.1) Ein Hartmanniſcher Geiſt. Einmal ſend' ich Dir ſeine originale Briefe — Windſturm und Ungewitter. — Reynolds2) weiſſagt ihn zum größten Maler ſeiner Zeit. Er verachtet alles. Er hat mich, der erſte, mit Klopſtock bekannt gemacht. Sein Witz iſt gränzenlos. Er handelt wenig, ohne Bleiſtift und Pinſel — aber wenn er handelt, ſo muß er hundert Schritte Raum haben, ſonſt würd' er alles zertreten. Alle Griechiſchen, Lateiniſchen, Italiäniſchen und Engliſchen Poeten hat er verſchlungen. Sein Blick iſt Blitz, ſein Wort ein Wetter — ſein Scherz Tod und ſeine Rache Hölle. In der Nähe iſt er nicht zu ertragen. Er kann nicht *einen* gemeinen Odem ſchöpfen. Er zeichnet kein Porträt — aber alle ſeine Züge ſind Wahrheit und den-

---

1) Den Landvogt, als deſſen Ankläger Lavater 1762 aufgetreten war.

2) Der berühmte Maler Sir Joſua Reynolds in London.

noch Karikatur. Von ſeinen Schriften hab' ich keine Zeile. Stolz und Nonchalance machen jeden Mund ferne verſtummen, der etwas von ihm bitten will; aber er gibt ſich in einem Augenblick arm, wenn er ungebeten gibt.

Pfenninger, mein Einziger unter den Gegenwärtigen, wie Du unter den Abweſenden mein Einziger biſt — küßt Dir durch mich für Deine Liebe die Hand. Mich verlangt nach einem Wörtchen von Dir über ſeine Vorleſungen.[1] Nun wirſt Du ſie und noch anderes von mir mit der Meßgelegenheit erhalten haben.

Die heutige Theologie dem Paulus in den Mund legen — wäre dies nicht der ſimpelſte Weg — das heutige Antichriſtenthum aufzudecken, palpabel zu machen, zu beſchämen? So fragt' ich mich und beantwortete die Frage ſogleich mit einem dritten Brief Pauli an den Timotheus. Dürft' ich Dir das Ding ſenden — zu meiner Belehrung, Strafe, Verbeſſerung es zu durchſehen und etwas daraus zu machen, wenns möglich iſt, das nicht von mir herrührt und doch mein iſt? . . . Wie viel Wahrheit ſagſt Du über Franz Leuchſenring! Er war mir auch zu ſchwer mit ſeiner Gegenwart, aber ich war ſehr geneigt, dieſe Schwerheit auf Rechnung meiner gedemüthigten Eigenliebe zu ſetzen. Ich will Dir einmal noch ein Morceau mittheilen, das Dir viel von meinem Urtheil über dieſen merkwürdigen Mann ſagen wird.

---

[1] „Fünf Vorleſungen von der Liebe zur Wahrheit, von dem Einfluſſe des Herzens in den Verſtand, von fehlerhafter und richtiger Methode, die heilige Schrift zu ſtudiren."

Meine muſikaliſchen Freunde ſagen mir ins Ohr, ſie konnen es nicht ertragen, daß ich ſo wenig Antheil an ihrer Muſik nehme. Gebt mir nur Geiſt und Wahrheit, Muſik, die die Seele trägt, hinreißt, trunken macht, ſo will ich Euch Abende zuhören — aber bloße Modereien, Artigkeiten, Natürlichkeiten, die in Methodereien ertrinken, ſteh' ich nicht aus, und doch machen ſie mir immer das Beſte, das ſie auftreiben konnen .... Ich möchte doch einmal ein Stück hören, das Dich ſättigt. Nenne mir eins! Sende mir eins auf Rechnung, aber ich muß Worte, Menſchenſtimme haben. Schweizerlieder erwart' ich von verſchiedenen Orten, dagegen erwart' ich — denn ich bin eigennützig. Bruder — ſobald möglich auf dem Quart ins Kleine gezeichnete Silhouettes von Menſchen, die Du hochſchätzeſt und liebeſt.

Goethe hat mir ſeinen „Götz von Berlichingen" geſchickt.[1] Ich ließ ihn durch Deinet[2] um ſein Portrat bitten. Es ſcheint, daß wir näher zuſammen kommen werden.

Ich freue mich mit Zittern: unter allen Schriftſtellern kenn' ich kein größeres Genie — und vielleicht iſt er auch der feinſte, naivſte Sentimentaliſt — und dennoch ahndete

---

1) Lavaters erſte Verbindung mit Goethe fällt einige Zeit früher. Vgl. H. Düntzer a. a. O. S. 12 ff.

2) Buchhändler in Frankfurt.

mir, jene feſte, platte, gerade Brudereinfalt — ſo wie ich ſie in Pfenninger täglich vor dem Aug' und Herzen habe — jene ſanfte und doch feſte, jene ſtille und dennoch kühne Menſchlichkeit — oder menſchliche Thätigkeit, und die wahre Duldung des Menſchenfreundes dürft' ich vielleicht an ihm nicht in der Proportion mit ſeinem Denken und Empfinden — antreffen. Doch ich will wenigſtens ſein Bild abwarten. Gewiß iſts, daß mir der Mann unendlich viel nützen kann, mich erheben, erwärmen, begeiſtern, abſchleifen, demüthigen, reinigen kann. Gewiß iſts aber auch, daß es einem Betrug eher als jener obengerühmten Brudereinfalt gleich ſiehet, wenn ich ſeine Freundſchaft annehme, da ich ihm vielleicht minder als nichts werde ſein können; aber — ich bin eigennützig — und gebe, wie Du weißt, weil ich nicht Silber und Gold habe — was ich habe, und wärs auch nur Nürnberger Metallſchlag.

Im Namen meiner Frau — küß' ich der Deinigen nochmals die — ganz durchherderte Hand — und in meinem eignen bitt' ich Sie, zu glauben, daß ich nicht ſo gut bin, als ich ſelbſt ihrem tiefſehenden Freunde ſcheinen mag, aber daß ichs dennoch für mein größtes Glück halte — daß Herder und Herderin mich Bruder nennen und daß nichts mich mehr ermuntern kann, zu werden, was ich ſein ſollte, und — leider — noch nicht bin.

Die Gnade unſers Herrn ſei mit Euch! und meine Liebe in Chriſtus! J. C. Lavater.

Zürich den 4. November 1773.

11.

Lavater an Herder.

Und wenns auch nur eine Zeile wär', ſo ſchreib' ich Dir am Geburtstag unſerer brüderlichen Freundſchaft.

Ja, du warſt es, 10. November, der mir Erfüllung meiner geheimſten, kühnſten Wünſche brachte — unvergeßlicher Tag! — — Vielleicht kann ich nichts mehr als dieſes ſchreiben, und dennoch ſend' ichs heut' von Zürich auf Bückeburg — und tröſte mich dafür, daß Dus heute noch nicht leſen kannſt. — Du denkeſt doch dran, an dieſem Tage, ſageſt Deiner Geliebten: „Vor einem Jahr, Caroline, hatte ich Dich noch nicht — aber Lavater ward mir dieſen Tag vom Herrn übergeben. Bild' ihn aus, ſprach er, der Kirch' und mir! Sei ſein Pflegevater' wink' ihm, er wird Deine Winke verſtehen lernen! demüthig' ihn, er wird Dir die Hand küſſen! Erhebe den untergedrückten und ſtähl' ihn zum Helden wider meine Feinde! Des Herrn Ruf vernahm ich, Caroline, betet' an — und dem Gehorſam folgte Belohnung, folgteſt Du, Caroline, nach.“ Nun — ich umarme Euch beide. — Verzeiht mir, daß ich mehr liebe, als ich ſagen darf und kann.

Zürich Mittwochs Morgens um 7 Uhr an einem laſtvollen Tage!

J. C. Lavater.

12.

Herder an Lavater.

(Bückeburg Ende December 1773.)

Ein paar Worte nur, lieber Lavater; denn ich habe nicht viel Zeit. Nur dies Wort Dank, tauſend Dank für Ihre Briefe, an mich geſchrieben, geſchrieben an alle Welt für Ihre Bücher, ſämmtlich und ſonders. Das „Tagbuch“ bin ich durch. Dank und Dank auch nicht für die Stellen, die von mir handeln. Ich möchte mit Ihrer Frauen ſagen, die überall wie ein würkſamer, einfältiger Engel Gottes erſcheint (und Du, mein Freund, biſt ein lieber Gottesſchwätzer!): „Ich wollte, daß keiner weder Gutes noch Böſes von mir ſchriebe! mich weder für ſeichten Kopf noch Genie ſchölte!“ Alſo damit gehabt Euch wohl. Das „Tagbuch“ wird viel Gutes und Erbauung ſtiften; iſt aber kein Tagbuch mehr, höchſtens zeigt ſich Lavater im Nachtcamiſol oben auf dem Balcon, weiß aber wohl, daß er auf dem Balcon ſtehe. Nicht kalt noch warm. Wollte, daß es kalt oder ꝛc. der Monsieur aber, der vermuthlich ein vortrefflicher Ministre de la parole de Dieu ſein muß und ſich die Mühe genommen, in die zu warme Suppe des Textes Stücke Eis zu thun — das Eis ihm unter ſeine friſirte Perrücke![1]) daß es ihm ſtatt Schweiß herunterlaufe. Amen ꝛc. An Ihren Pfenninger tauſend Grüße und

---

1) Vgl. oben Brief 3 S. 33 Note 2.

Dank! Ein vortrefflicher Mann von Herz und Geiſt, treffendem Witze, Verſtand und unparteilicher Wahrheit. Wohl Dir, daß Du ihn haſt! — — Wenn der Mann einmal über etwas ſchreibt, was etwas nicht: nicht über ein Thema, groß und ſchön, wie der Regenbogen mit ſeinen zwei Rieſenbeinen: das wird werden. Nächſtens ſchreib' ich an ihn.

Zur Füßlis Porträt Dank. Hat er den Essay on the writings of Rousseau geſchrieben? Wie ſie ſich aber an ihn und Chodowiecki wenden (nach dem Porträt), um einen Chriſtuskopf zu bekommen: begreif' ich nicht. Chodowiecki iſt bloß Karikaturmaler, deutſcher Hogarth; aber Hogarth konnte nicht einmal Kind Moſes' vor der Tochter Pharao malen; es ward ein Schulbube, der Kniffe hatte. Und Chodowiecki Chriſtus? Auf Ihre „Phyſiognomie"[1] bin ich als auf ein **erſtes** Werk begierig: warum? werden Sie innerhalb Jahr und Tag thätlich ſehen. Ich komme nicht gern mit dem Worte voraus.[2]

Haben Sie Jeruſalems zweites Stück „Betrachtungen"[3] geleſen? Eia! Eia! Declamator von Oſt nach Weſt! Hocuspocusmacher von Weſt nach Oſt. Ich kann nicht ſagen, wie mir nach dem Buch geworden: geärgert, rothgeworden, mich geſchämt. **Kein wahr Wort! kein getroffen Wort** von Anfang zu Ende, und überall der leibhafte Taſchenſpieler. „Her da, meine Herrn! Her da! Hier leg' ich den Schilling unter den Filz — geben Sie wohl Acht, meine Herrn! Pfuit! — und der Schilling iſt fort!“ So ein Buch muß gelobt werden, und wird gelobt, was muß gelobt werden. Jeder Recenſent betet zu Gott fürs theure Leben des Herrn Vicepräſidenten, Hochwürden — Pfuit! —

---

[1] „Phyſiognomiſche Fragmente zur Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe."

[2] Herder beſchäftigte ſich wieder mit der „Plaſtik".

[3] „Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion. Zweites Stück der Fortſetzung."

Ihr Spalding ärgert mich von Tag zu Tage mehr. Seine zweite Auflage des Predigers [1]) — kein Wort, was ein Prediger vor Gott und Menſchen ſein ſoll! alles nur, was er in den Staaten Sr. glorwürdigſten Majeſtät, des Königs von Preußen höchſtprivilegirtermaßen ſein darf und ſein möchte, um doch auch ſo etwas zu ſein. Alle die Herrn Hoheprieſter und Schriftgelehrten und Manteldreher — und mit welchem Ton! Herr Oberconſiſtorialrath Spalding, wie frommheulend und Herr Vicepräſident Jeruſalem wie helljubelnd! Trug! Trug! Trug! Es iſt, liebſter Lavater, eine elende, arme, theure Zeit, da Gott's Wort ſo theur iſt, und — auch Du, liebſter Freund, willſt Dich ſo ſäumen, zerſtreuen und zerreißen! — Meinen Sie nicht, daß ich damit „Phyſiognomik“ meine. Sie können damit mehr Prediger Gottes werden als durch alle Predigten auf Erden. Bald ſoll das Ihre zurück. Lebt wohl, lieber Lavater! Ich umarme Euch vor Gott. Werdet munter und lernt auf zwei Beinen ſtehen! H.

---

[1]) „Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamtes.“

P. S. Auch das kleine Neujahrsbriefchen unſres Freundſchaftstages hab' ich erhalten und mit meiner Lina andächtig gefeiert. Auch Ihr Hochzeitgedicht an Schloſſer geſehen [1]), deſſen Lavater ſich nun, mit Reſpect zu ſagen, wohl ſchämen könnte. Wünſche da drucken zu laſſen! Leuchſenring iſt in Paris und krank geweſen. Es ſchien, lieber Lavater, daß Sie mich über ihn nicht recht verſtanden oder daß ich mich zu ſtark ausgedrückt: er iſt immer ein guter Menſch! ein herumweidender müßiger Schäfer, wie Abel war, eh' Kain ihn todt ſchlug.

13.

Lavater an Herder.

Mein liebſter Herder! Noch zwei Wörtchen auf Deinen geſtern erhaltnen Brief, am nachletzten Tage dieſes Jahres — aus Sturm und Gedrange heraus! — Dank für die Schattenriſſe! [2]) — Deine Frau — o ſchon ihre Handſchrift ſpricht *ſehr viel* und *ſehr laut* — aber doch noch mehr ihr Geſicht — wiewohl ich nicht die äußerſte Genauigkeit vermuthe.

---

[1]) Im „Almanach der Muſen auf das Jahr 1774“ S. 212 ff.

[2]) Herders Gattin hatte ihren und ihrer Schweſter Schattenriß mit der Bitte an Lavater geſandt, ihr aufrichtig zu ſchreiben, welchen Charakter er daraus ſchließe.

Dank für Deine Erweckung — auf meine beiden Beine zu ſtehen — Dank für den „Gottesſchwätzer“! — O — wie ichs fühle, wenns ſo iſt — kannſt Du Dir nicht vorſtellen — aber meine Lage . . . . trage mich — dulde — liebe mich — weil ich leide — und glaube mich doch ſtark genug, bitterſte Wahrheiten anzuhören.

Ich habe zwei Urtheile für Jeruſalem — eins für Schwache und eins für Starke — aber ſo — Hocuspocus ſind' ich ihn doch nicht — und Spalding — frommheulend? — Spalding iſt ein eleganter — wenn Sie wollen . . . . ſchwacher Mann gegen Herder — aber kein Heuler! — Herr Jeſus — wie erſchrak ich ob dieſem Wort! — O Herder — ſage mir, was Du willſt — ich will alles ſein, und bin alles, aber — mir fing an, ein wenig bange zu werden über die Art, wie Du von Spalding und Jeruſalem urtheileſt — — O denk' auch an das Wort Brüderlichkeit! — denn wir ſind auch Menſchen, gleichen Anfechtungen unterworfen. — — Wer unterſcheidet Dich? — Freilich Du kannſt mich aus meinem eignen Munde richten — und von Dir will ich mich richten laſſen, daß ich nicht von Gott gerichtet werde.

Wenn Du Füßlis „Klage“ erhalten haſt — ſo ſollteſt Du begreifen können, warum ich einen Chriſtuskopf von ihm verlangte. Chodowiecki kannt' ich nur aus dem Adieu de Calas.[1] Ich ſehe nun, daß er weder Aug' noch Sinn hat. — Aber wo denn ein andrer?

---

[1] Vgl. Lavaters „Phyſiognomiſche Fragmente“ I, 112.

Das Gedichtchen, oder was es iſt, an Schloſſer ließ ich nicht drucken, dachte, ſo viel ich weiß, nicht dran — daß es je gedruckt würde. — Dein Urtheil über Pfenninger erquickt mir Leib und Seele. Ach! lange, lange läſſeſt Du uns warten, harren und dem Zweifel nahe kommen — und — ach — von Deiner Predigt nichts. — Du ſcheinſt ſo unerbittlich, wie Füßli — der ſich nicht werth achtete, einen Chriſtuskopf zu zeichnen — und auch ſonſt auf zehn Briefe noch keine Linie geſchickt hat, „unangedonnert wie Stein und angedonnert wie Demant." Laß mich, Bruder, das nächſte Jahr alles abladen — und dann will ich ſtehn — und gehn und ſtellen und führen. —

Goethe — nennt mich Bruder — und wie ſoll ich ihn nennen, den Einzigen! — Ich habe noch keinen beſſern Menſchen geſehen als Leuchſenring, aber — — er iſt mir zu ſtark, zu ſchwer — zu einſeitig. O — wie wenig Menſchen unter unzähligen Menſchen — und wir — ſind wirs! — Ach — ich bins nicht — doch fühl' ichs, daß ichs nicht bin — werden ſoll — und werden kann.

Ich kann, ich will den — Eigenſinn — verzeihe doch! — nicht begreifen, warum ich keinen Schattenriß von Dir erhalten kann. Schattenriß iſt Gotteswort — Gemälde — Bahrdtſche, Tellerſche Paraphraſe.

Was machſt Du mit Schlözern?[1] Bruder — ſag' ihm brüderlich, daß er ſei, was er iſt. — Caroline Herder —

---

[1] Vgl. oben B. I, 374 Note 2

denn man muß dergleichen Bitten hinter die gute Frau ſtecken — nimm ihm auf'm Sopha die Hand und drücke ſie an Deinen Buſen und ſage: „Herder — antworte — als ein Chriſt und denke, Lavater leſ' erſt das Manuſcript! — Verachte, Bruder, nicht meine Jugend!"

Nun — herzlich — Adieu! — Mir iſt wohl, daß ich heut noch ſo vieles und auch dies abgeladen habe. L.

(Zürich) den 30. December (17)73.

Pfenninger iſt noch immer mein Einziger — vom Aufgang bis zum Niedergang. — O daß du ihn kennteſt — Du würdeſt mich nur glücklich preiſen, und weniger ſchätzen, ob ich gleich leichter — hurtiger, vielleicht kühner und treffender bin — als er. — —

14.

Herder an Lavater.

(Bückeburg im Januar 1774).

Auf Deinen Brief, liebſter Lavater, antworte Dir gleich und ſage nur gleich, Du haſt den Meinen nicht verſtanden. Seine ganze Haltung war ſelbſt Hocuspocus! — Spaß! leichter Flug! Das hätteſt Du fühlen ſollen und nicht ſo ernſthaft wägen! — Spalding verehre ich ſehr und habe vor Jahren laut geſagt. Einfalt, Würde, wohlmeinendes Herz geht immer bei ihm durch, und man liebt ihn, ſelbſt wenn man Eingeſchränktheit und ſchönes Thal voll Dämmerlichts an ihm bedauert. Ich mich mit ihm verglichen haben, das ſage ich vor Gott, nie, ohne zu denken, Spalding iſt ein beſſerer Menſch als ich, und mir zu meiner eignen Ruhe die aufrichtig einfältige, gute Seele zu wünſchen. Von dem allen iſt hier nicht die Rede: nur Spalding als Lehrer, Prediger, Chriſt iſt nicht mein Mann: verdämmert Sachen, die er aufklären ſollte, webt Moral vor, wo von etwas anderm die Rede iſt, und dann conteſtirt, dann betet er — und das iſts, was mir an ihm, zumal jetzt in der Zeitcriſis, nicht gefällt, und worin er doch immer fällt und in ſeine neuere Schrift ſchon geiſtliches Anſehen webt, das ich bis auf den Tod haſſe, und eben daher entfuhr mir (wiederholt in einem Briefe, der Spinnweb war) der Ausdruck. In jedem andern Betracht als ſolchem verbitte ich ihn und nehme ihn zurück! Ich werde an Lavater auch nie mehr ſo einen Brief ſchreiben, weil er nicht immer in jedem Ton des Briefs lieſt, wie er geſchrieben war, ſondern wie er ſich jetzt befindet — und auch das freilich iſt Menſchheit.

Mit Jeruſalem meſſe ich mich auf zehn Meilen eben ſo wenig: mit keinem Menſchen in der Welt thue ichs: nur von dem Stück ſag' ich noch einmal: „Kein Wort Bibelwahrheit! im Bibellichte! — Declamation!“ Herrliche, glänzende, nützliche Stellen! gut, vortrefflich, Genie! nur nach meiner Ueberzeugung nicht wahr. Das erſte Buch

Moſes' in den Kapiteln iſt ganz was anders, und das ſoll Lavater bald ſehen.

Chodowiecki hat viel vom Deutſchen Hogarth: Hogarth konnte aber nicht einmal den jungen Moſes vor Pharaos Tochter machen — nur das wollt' ich ſagen! Wider Füßli habe ich, meines Erinnerns, kein Wort geſagt: ich verehre ihn recht und wäre auf jeden Ort, wo ſeine Fingerſpitze ruhet, begierig! Er ſcheint in vielem Betrachte zu ſein, was Goethe, wie ich ihn kenne, iſt: wenden Sie ſich ja an den; er iſt ein großer Zeichner.

Mit Schlözer habe ich nichts, und ich habe noch nicht und werde noch nicht ſo bald leſen, was er mit mir hat! Die paar Recenſionen, die ich in die „Frankfurter" warf (es ſind ihr vielleicht nicht 10[1]), waren geworfen und haben mich genug gereuet. Ich hatte überhaupt zu dem Amte keinen Ruf: von der Recenſion gegen Schlözer zog mich mehr als einmal was zurück — ich bedaure, ich — ſchweige! Ich habe jetzt noch anders zu thun als tollen Hunden als Chriſt zu antworten. Meine Frau iſt Zeugin, daß ich noch nichts geleſen, und er iſt jetzt in Spanien, wo er meine Antwort nicht höret.

Der erſte Theil meiner einen Schrift[2]) wäre ſchon an

---

[1] Vgl. oben B. I, 373. In den Werken „zur Litteratur und Kunſt" B. 20, 413 f. werden neun Beurtheilungen Herders aus der genannten Zeitſchrift aufgeführt.

[2] In Herders Schrift: „Die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts", von der auch weiter unten die Rede.

Sie abgegangen, wenn ich nicht das erſte Correcturexemplar noch ohne Titelbogen, was ich ehegeſtern empfing, ſchon geſtern an meinen Herrn[1] gegeben hätte. Ich ſtand eine Viertelſtunde mit meiner Frau, ob ichs nicht an Sie ſchicken ſollte? wurden aber einig: „Pflicht geht vor Freundſchaft“, und ich ſchrieb alſo gleich an Breitkopf, an Herrn Reich, eins für Sie eilig zu geben. Sie ſind der erſte Menſch in Europa, ders außer meiner Frau und meinem Landesherrn und etwa dem Cenſor und Corrector lieſt! — Und ſobald, liebſter Lavater, Dus und Dein Pfenninger es lieſt, ſo verdopple die Eile, mit der ganzen Fülle der Seele an mich zu ſchreiben. Denn wiſſe, es iſt Monument der Gottesoffenbarung, wovor ich — Autor, Leſer, Kinder, wir all verſchwinden! wo alſo, ſo fern Oſt von Süd, an keine Empfindlichkeit zu denken. Ich nichts und — Gott alles! Das wirſt Du mir, wenn Dus lieſt, glauben! das weiß ich!

Daß Du mein Wort „Gottesſchwätzer“ ſo aufnimmſt, hat mich ſehr beſchämt! Du wirſt aus dem Buch ſehen, daß es keinen ärgern Gottesſchwätzer in der Welt gibt als mich. Und noch mehr, ich kann nichts dafür! Gegen mich biſt Du That und Leben, hundertfach, wie ich's hundertfach fühle. — Soll ich Sie ins Geſicht loben? [2]Lavater, Lavater, Du biſt nicht ſo unempfindlich gegen Dich, als Du vorgibſt! Urſache: Du fühlſts zu ſehr, daß Du unemſündlich gegen Dich biſt, und das iſt nicht Unſchuld, die von keiner Sünde weiß.

---

[1] Den Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe.

[2] Die folgenden Worte und eine Stelle weiter unten gibt Hegner S. 59 irrig unter dem October 1775.

Meiner Predigten einige ſollſt Du haben — das iſt aber wenig oder nichts. Ich predige nicht zum Druck, nicht Spaldingiſch, rund und klaſſiſch ſchön: je weiter oft Theile Abzweck ins Große haben, deſto unvollkommner ſind oder laſſen ſie einzeln. Das weiß ich. Indeß um Eigenwill zu erfüllen — ich predige ſeit Anfang dieſes Jahres übers Leben Jeſu — ſoll Ihnen der Schall aufs Papier kommen. Machen Sie ſich aber fertig, wie wenig daraus kommen werde. Wie mit der „Phyſiognomik"? Wie mit Ihrer Geſundheit, Thätig-, Glückſeligkeit? Mein Schiff ſteuert und ſtemmt noch auf wildem Meer unter der Wolke: noch drunter und vielleicht noch ein Zeit lang drunter. — Doch dieſe, hoffe ich, wird brechen und dann Höhe und Heitre um ſo mehr. Meine Frau iſt Tröſterin und Engel, daß ich nicht erſinke, und ein paar andre Seelen an dieſem kleinen Ort ſind uns Welt — Vorgebürge der guten Hoffnung.

Lebe wohl, mein Freund, und erinnere mich oft an Brüderlichkeit, wenn ich ſie Dir zu vergeſſen ſcheine: ich habs nöthig, und Dir wirds gelohnt werden, wo der Lohn groß iſt.

H.

Daß uns Ihre Sachen ſehr erfreuen und erfreut haben, darüber erwarte Lavater kein Wort. Sie haben hier ein ganzes Kreislein, die oft um Sie ſind, und eine Engelsſeele[1]; zumal, die alles, ſogar einige Ihrer geſchriebnen Briefe (sit venia facto!) geleſen und Sie herzlich liebet. Ihr Journal habe ich ſelbſtvierter vorgeleſen — und inſonderheit auch hier das Stück von Pergoleſe, was ich noch nicht kannte. Hohen Dank! Wenn meine Sachen Ihnen was dagegen ſein können, ſollen Sie bald die Menge haben!

15.

Lavater an Herder.

(Zürich) Freitags Abends den 4. Februar (17)74 10 Uhr.

Ach Herder — Herder — ach! warum muß Lavater Dir ſchreiben! wie ſchwer iſt das ſucceſſive Reden — wie ſchwerer Schreiben! — Ach — mein Bruder — nimm, nimm doch das Wort zurück: „Ich werde an Lavater nie mehr ſo einen Brief ſchreiben ꝛc." Ich bin Lavater und Du Herder — aber wahrlich — doch, doch Brüder ſind wir! und Gott weiß, daß ichs mit Scham und Ueberzeugung ſage — „Du haſt recht." Was Du von Spalding ſagſt, iſt unausſprechlich wahr — ganz, ganz wahr — warum dacht' ichs nicht gleich bei dem Worte, das mir ſo unerträglich ſchien! — Vermuthlich, weil ich zu einſeitig urtheilte. Spaldings Theologie iſt mir, ich habs ihm ſelber ſchon ziemlich nahe gelegt, unausſtehlich — und ich fürchte mich ſeinetwegen immer mehr. Pfenninger ſagte mir ſchon einige Male: „Spalding altet." Er hat, was er hat — und wächſt nicht mehr. Jeruſalem hat mehr Reichthum und mehr Genie — aber iſt weder ſo fromm, noch ſo tugendhaft wie Spalding — denk' ich, wenn ich beide leſe. Es ſind dem guten Mann in ſeinem letzten Stück unter anderm einige homiletiſche Ausdrücke entgangen, die mich ſehr ſtutzig machten. Ueberhaupt — welcher Schriftſteller faſelt nicht, der von Religion ſchreibt? Wahrlich Böhme, Pordätſch und Felgenhauer ſind mir in mehr als einer Abſicht manchmal lieber als die neuen kalten, netten Religionweber — aber nun — Du Lieber — Gott bewahre mich, Dich zu loben! — nun legſt Du große Hoffnungen in mein Herz — Du Guter — ach! Sache und Berathſchlagung! O Du lieber, guter — guter Bruder! — wie zähl' ich doch ruhig, weil ich weiß, wie glücklich die Fürſehung meine Freudenaugenblicke wählt — Tag und Stunden, bis — mein Knecht ſchnaubend kommt: „Ach bhüt is Gott, Herr Helfer, 2 Fl. Poſtgeld!" — „Nein, Heinrich, 2 Fl. 20 Kr. — wahrlich, Dir geb' ich noch ein Trinkgeld — aber lauf' nun zu Pfenningern! — Nein — bring' mir Schuhe und Caput! — ich will ſelber gehn." — Nicht öffnen — erſt ſtill anbeten — über den Lindengraben — an einem mond-, lichthellen Abend werd' ichs erhalten — langſam gehn, zum voraus dem danken, der mir durch Dich 1000 Schritte näher kommen wird — anklopfen dann am Schönen Hof, wo Pfenninger, wo ſein — demüthiges, lernbegieriges wahrheitdürſtendes Weibchen, beſucht von meinem Lamm — kränkelt — wo eine Frau wie keine — unſre Freuden und Herzen mitgenießt — wo eine — erhabne Magd — die 1000 Schritte allen vordenkt und vorempfindet — und nicht ſpricht — wo noch andre Seelen — die die Welt nicht kennt — mich Bruder nennen und meine Hand unter ihre Küſſe theilen — (Handkuß bei uns iſt ganz was anders als bei Euch — darum zürnt' ich einmal, ungerechter Weiſe, eine Nacht durch über Spalding, weil er mir die Hand entzog, die ich ihm mit Schweizereinfalt küſſen wollte) — dann will ich ſagen: „Kinder, unſer gute, gute Vater gibt uns was — gebt mir noch ein Licht, Madle, und ihr Weibchen ſetzt Euch da neben mich — Du Bruder, ſtehe hinter mir und lies mir vor und nach.“ — Hier iſt Gottes Wohnung! hier die Pforte des Himmels! — Eine Schr' — nicht den Brief angeſehen, liegt einer dabei — aber aufgeſchlagen.[1] Stille mit Pfenninger — geblättert — geflüſtert — laut geleſen — Anbetung Dir — Vater der Wahrheit. — Ha! von den bläſſern und glühenden Geſichtern — Freudethränen — Lichtthränen — „wir haben einen Gott — und dieſer Gott redete“ — Amen. — „Länger kann ich nicht, Pfenninger, zieh Dich an: mein alter Vater wartet mit dem Nachteſſen — komm mit mir!“ Wir gehen — küſſen uns, drücken uns die Hand — möchten — ach möchten hin — hin — hinſinken auf der Treppe zum Lindengraben — möchten am Mondſchein leſen. — Mein Bruder — mein Vater wartet — und — Pfenninger ſchleicht auf meine Stube, faltet, lieſet — heißt mich heraufkommen — bringt mir einen Bogen herab. — Lieſe! lies — Bruder! — ich liege bei Dir über Nacht — Ziehen uns aus, nicht aus — leſen, leſen nicht — und nun Seſſel ans Bett — Licht drauf — und umſchlungen lieſt er, leſ' ich — und leſen — bis — wir am Ende ſind — liſchen — „Ach! der Mond ſcheint hell — Bruder! Leucht' er Herdern Gottesgedanken! Send' ihm ſeine Sonne Licht, immer mehr für ihn und uns! Wer da hat, dem wird gegeben.“

---

[1] Die Gräfin Maria.

---

[1] Lavater erwartete von Herder die im vorigen Briefe angekündigte Schrift.

O Herder — wie viel erwart' ich von Dir — nein! wahrlich! nicht von Dir — von Gott durch Dich. Dich will ich nicht mehr loben! Dir nicht mehr danken! — aber immer mehr mich des großen Einzigen in allem freuen — den niemand, niemand, niemand kennt — als Jeſus Chriſtus — und wem ers offenbart. O Gott! welch ein Segen wirſt Du durch Dein Werk meinen Freunden und Freundinnen ſein! — Ich kann meinem Licht und Leben hungrigen Häuflein nicht genug geben! Die weiblichen Seelen, die ſonſt mit dem Geringſten zufrieden ſind, ſind dennoch zugleich die unerſättlichſten. — Von einer Freundin von Muralt hab' ich Dir noch nicht geſagt. — Ich gerathe in ſtarke Verſuchung, Dir mit einem Wiſchchen Billet von den ungleichen lieben Seelen Freude zu machen.

Füßli — den ich mit Briefen in Proſa und Verſen verfolgte — recht wie die Wittwe den ungerechten Richter — antwortet mir — doch hier iſt ſeine kurze Antwort auf alles — nichts und viel, wenn gleich unbrauchbar — nicht eine Zeile kann er ſchreiben — nicht eine Linie zeichnen, die nicht originell ſei. —

Von Chodowiecki erhielt ich dieſe Woche einige hundert Blätter zur Durchſicht und Auswahl! Der gute Mann — ein — nicht vollkommner — aber ſehr meiſterhafter Porträtzeichner — und ein glücklicher Caricaturier. Wirklich hat er viel zum Deutſchen Hogarth. Aber was ich beklage, unter 114 Porträts ſind nicht 6 gute und edle Geſichter — und unter den übrigen allen nicht zwei erhabne Ideale. Aber vorgeſtern und geſtern weidet' ich mich mit Pfenningern und meinen übrigen Nächſten — an einem gemalten Bild eines etwa 20jährigen Chriſtus. — An einem ſolchen Herz zu liegen — ein Wort aus einem ſolchen Mund zu hören — nein — wer ſprichts aus! — und das achtzehnte Jahrhundert lacht der Phyſiognomik! — Auch hab' ich einen Luther von 28 Jahren, von Titian oder Carrace, der beinah uncopierbar iſt — unausſprechlich Luther, wie ich noch keinen geſehn. — Aber welcher Abſtand von Luther und Chriſtus — dem vielleicht veredelten Luther, dem gewiß verunedelten Chriſtus! Dieſen Luther in meine „Phyſiognomik“ — und dieſes Luthers Charakter — ach! könnt' ich ihn von Deiner Hand auf einem beſondern Blättchen bald erhalten! — Ich will lieber Chriſtus als Luther charakteriſiren, wenn gleich das erſtere unendlich delicater iſt. Bis ich viel Beſtellungs- und Aufſicht- und Anordnungsmühe zurückgelegt habe, iſt alles mein bisheriges Studium in der Phyſiognomik noch Traum — aber, wills Gott, erwach' ich. — Schlozer hat, däucht mir, in einer der erſten Recenſionen dieſes Jahres ſeinen Mann gefunden. Du thuſt wohl, mit dem Leſen und der Antwort zu warten — und dann — liebſte Caroline — hat ers geleſen — ſo heitr' ihn auf — laß ihn nicht ſchreiben! — wirklich! wer kann einem Hund — chriſtlich antworten! — Schlozer mahnt mich immer an einen Hund, der jede vorbeifahrende Kutſche anzubellen herbeieilt — ſeinen Peitſchenſtreich holt — ſchweigen muß — und dennoch die folgende Kutſche wieder anbillt. Ganz ſchweigen aber kannſt Du, Bruder Herder, doch nicht — um der Umſtehenden willen — aber ja! vollend' erſt — und zeig' daß ein Belletriſt auch Zeuge Gottes ſein kann! —

Goethe — und Füßli — vortrefflich zuſammengepaart — und doch ſo ſehr wie möglich verſchieden. Goethe — mehr Menſch — dieſer mehr Poet. Er malt jetzt in Rom 16 Shakeſpeareſtücke für 8000 Fl. — will er, ſchafft er eins reinfertig in 14 Tagen und ein großer Kenner ſagte mir — ſeines Gleichen ſei in Rom nicht. Mengs — liebenswürdiger, edler, kunſtfeſter — aber weder Gedanke noch Flamme Füßlis. Er wars, der mit mir — wider Grebel zu Feld — zog!

Lieber Bruder — kein wahreres, heilſameres, geſegneteres Wort iſt noch aus Deinem Munde gegangen — als das „Gottesſchwätzer“. Alſo laß es — laß es unaufgenommen! Du haſt übrigens vollkommen recht. Und auch noch Predigten — von Dir! — was wähnſt Du, daß ich ſuche! Ich werde lernen, das weiß ich; und meinen Hörern wirds nützlich — was willſt Du mehr? was will ich mehr? Das denk' ich wohl — daß Du nicht alles, das wenigſte nur — ſchreiben kannſt.

Aber — nun — noch eins. Denk'! Goethe ſandte mir 13 Silhouettes — und Deine ſoll drunter ſein — das iſt nun Sentimalſituation — Dich herauszufinden — Dich. — Wenns der Erzſchlaue — ich nehms in aller Freundlichkeit — vielleicht in ein Frauenzimmer verkappt hätte! — doch nein — ich glaube Dich gefunden zu haben. — — Doch wer weiß — es ſind einige Köpfe, die Herder ſein könnten. — Abermal nein — es iſt nur einer — der iſts — doch ich muß ihn erſt ins Kleine zeichnen. — Iſt ers, ſo haſt Du frappante Aehnlichkeit mit Leuchſenring — und was drüber — und haſt Dich Deines Profils nicht zu ſchämen.

Meine Geſundheit iſt dieſen Winter ſo gut wie jemals, wie zehn Jahre nicht. Sende mir — ſende mir, was Du haſt und kannſt. Unmöglich kannſt Du mir etwas ſenden, das mich nicht freut — und gewiß auch *mir* nicht *ſchreiben*, das mich nicht freut — und wenns auch der Eigenliebe noch ſo wehe thäte, wahr wäre, nicht wahr wäre. — Es kömmt ja von Herder, kömmt ja von *unſerm* Gotte durch Herdern an Lavater. —

Nun gute Nacht im Arme Deiner Carolina. Ich lege mich nun neben meinen älteſten Knaben, den mir die Mama hinacht unterſchoben hat — einen guten, lieben Jungen von nicht gar 6 Jahren. — Noch einmal gute Nacht. Der Wächter ruft 12 Uhr. — Amen! —

16.

Lavater an Herder.

Wie der Wächter auf den Morgen wartet, ſo harrten wir, ach! wie harrten wir auf Dein Werk.[1] Nun den 29. März Abends kams . . . Faſt durften wirs vor Freude nicht öffnen. Pfenninger (der ſchon einige Wochen unpäßlich iſt) ließ ſich zu mir hintragen. Wir fingens beid' im Bett an zu leſen und hatten — Kinder- und Götterfreude. — Indeß war Charwoche. Ich hatte einen blöden Kopf, 6 Predigten und einen kranken Vater. Alſo — ſo ſehr ich jeden Augenblick aufgeizte zu leſen, konnt' ichs doch nur 1½ mal leſen; werd' es nun leſen, wieder leſen, ſtudieren, preiſen, ausbreiten — und dem immer und immer wieder empor triumphirenden Gedanken vollen Raum laſſen: „Dieſer prophetiſche Geiſt iſt mein Freund — dieſen Mann gab Gott mir zum Lehrer, zum väterlichen Bruder.“

---

[1] Die „Aelteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts“.

Epoche hat Dein Werk in meinem Herzen noch nicht gemacht, wie ichs hoffte, aber ſicher bin ich nun, daß nähere Erläuterung und die Fortſetzung, nach deren ich nun noch mehr dürſte, es machen wird. Mit Freud' und Schamröthe ſah ich, fühlt' ich, daß ich das erſte Capitel des erſten Buches Moſes' in meinem Leben noch nie geleſen; begriff nun Dein Urtheil über Jeruſalem und den Anfang der „bibliſchen Erzählungen“ [1] (wohl herrlich von mir — dahingefaſelt), begriff viel, was ich noch nie begreifen mochte, aber — ſtehen ließeſt Du mich im Dunkeln, wo ich treffendes, entſcheidendes Licht hoffte: Wie lehrte die Gottheit den Adam? Wie gab ſie in der ſimpelſten Symbole alles? Und dann, Bruder — im nächſten Briefe — was iſt das heilige Sieben im Menſchenkörper und Menſchenangeſicht? Wie Du mir den Menſchen und die Natur von neuem lieb machteſt! wie Du mir Augen und Herz öffneteſt! mir Bahn durchbrachſt! mich durch neue, nie betretne Pfade führteſt! mir viel zeigteſt, mich noch mehr hoffen machteſt! — ach! Bruder! laß doch alles liegen, laß die Michaeliſſe und alles — und ſetze dieſe Arbeit fort, die, ſtürbſt Du, niemand fortſetzen konnte. Um Gotteswillen, ſprich für Gott! und lehre mich — wo nicht ſprechen — doch ſtammeln. Aber! wie Dich das Inſectenheer der hirn- und herzloſen Recenſentenburſche necken wird! Laß es! Sprich fort! Sie werden veralten wie ein Kleid — Du aber bleibeſt.

---

[1] Vgl. oben S. 23.

Mir und Pfenninger gefällt Dein Stil ganz — bis auf wenige Zeilen — ſcheint er mir unvergleichlich — aber — haſt Du nicht manchen ſelbſt verſtändigen Wahrheitforſchern zu räthſelhaft gedrängt, zu hoch geſprochen? Unter meinen Correſpondenten fallen mir manche bei, denen ich meine Freude über dieſes Werk herzlich gern mittheilte — aber nicht mittheilen kann — und in Zürich, wir beid' und Heß ausgenommen — ſo wahr ich lebe, ſaiſirt Dich keine Seele. Schande der Lichtzeit, die, ſo wahr ich lebe, ſo finſter iſt, daß man ſie greifen kann.

Vollendungsruhe — genieße ſie nun an dem Herzen Deiner Caroline — oder ach! — Traum — könnteſt Du auch nur einen Tag an meiner Bruſt Deine Stirn mein klopfendes Herz fühlen laſſen! Aber — ach! Geheimniß, daß ich den nicht ſehen muß, den ich lieber als alle Menſchen ſähe. — — Nur von fern hab' ich Dich durch Zimmermanns Auge geſehen — und Dein Schatten — den ich Thor verkannte — nur gut, aber ſchwach nannte — ich Thor! liegt immer vor mir — Siegel, daß Du mich tragen, reinigen, beſſern willſt. —

Du biſt der Offenbarung heilig! Sei ihrs! — doch ſollſt Du die profanen Schriftwäſſerer zu Staub treten — die ſchwachen ernſt aufrufen und bei der Hand nehmen! Auf die Meſſe hab' ich Dir kein Blättchen und keine Silbe als — ein Bändchen „vermiſchter Schriften“.

Schon muß ich abbrechen — unendlich viel hätt' ich zu ſagen und zu fragen, aber — ich will mich verhüllen und horchen. Sprich bald brüderlich wieder ein Wort mit mir — und rette mir Goethe, den — Unvergleichbaren — aber — doch Du kennſt den furchtbar Erhabnen — Einzigen! — Nicht wahr, inner 3 Wochen ſeh' ich wieder was von Deiner Hand.

Noch hab' ich Dir nicht einmal für Dein Buch gedankt. Danke Dir Gott — wollen jeden Sonntag — Sonnenaufgang miteinander ſehen. — Dieſe Sonne ſieht itzt Bruder Herder und betet an — dieſe ſieht itzt Bruder Lavater und betet an; und Pfenninger — ſingt ihr! — Inner 3 Wochen alſo — ein Antwortchen!

(Zürich) den 6. April (17)74.

17.

Lavater an Herder.

(Zürich) den 22. April (17)74.

Bruder Freudemacher! — Nun ſchickſt Du mir Dein Buch auch noch, das mir auf mein Treiben und Nachfragen Breitkopf, wie Du nun ſchon wiſſen wirſt, ſchon geſchickt hat. Nun zwei ſind mir nicht zu viel. Ich wuchere damit, ſtoß' es rechts und links Fremden und Heimiſchen in die Hände. Wers nicht kaufen will, ſolls aus dem Exemplar ſchätzen lernen — welches Deine Hand nicht berührt hat, das ich nun ſogleich an Breitkopfen bezahlen oder Dir vergüten will. Verzeihe. — Meinen Brief vom April — wirſt Du nun beantwortet haben. O Du lieber, fleißiger — Gottesarbeiter! wie erquickſt Du mein Herz durch ſüße — große Hoffnungen! — Johannes, Deinen Bruder, willſt Du — aus den Händen der — Hunde — retten? Danke Dir Gott! und das angebellte Evangelium — auch deſſen Dich annehmen? Ich drücke Dich an mein Herz. —

Was Du von Zimmermann ſagſt — von dem Mißkannten, Du Mißkannter — aus purer, barer Eitelkeit ſetz' ich bei — einem Mißkannten — war mir ſo erquickend, wie was mir Zimmermann von Dir ſagte. Mein Zürcher glaubt an Zimmermann als Pfenninger und ich. Wie ganz anders iſt Zimmermann der Schweiger und Sprecher als Zimmermann der Schreiber. Dies rechn' ich Dir doch an, daß Du dieſen Mann ſo bis auf die Ferſe hinunter durchſchaut haſt — und das Mannliche an ihm ſaiſirt. —

Warum ich Dir itzt eigentlich ſchreibe — wo iſt die Quelle der Geſundheit, wo Du Zimmermann zu ſehen hoffſt? Ach, daß Ihr gegen die Schweiz zulenktet! Hundert Stunden, 50 Meilen das Höchſte wollt' ich Euch entgegenkommen. Ich denke auch, wo möglich, eine Reiſe zu machen und 6 Wochen höchſtens von Hauſe wegzubleiben. — Ach! ach! ach! Herder! höre mich, daß Dich Gott auch höre! — Gott in Dir, wie im Waſſertropfen die Sonne, möcht' ich ſehn. Kanns ſein — kanns nicht ſein — des Vaters Wille geſchehe! Aber Dir nur zehen Meilen näher ſein und nichts davon haben, iſt — ſchwer! Hierauf — verzeihe dem Antwortabdringer — hierauf, weil ich meine Einrichtung machen muß, bäldeſt Antwort. Man baut an der Waiſenhauskirche; dies macht mir möglich, 5 bis 6 Wochen wegzufliegen — und wiedergeboren umzukehren in den Schoß derer, die Tage zählen, bis ich wieder bei ihnen bin und mir dennoch die größte aller Freuden gönnen mögen. — — L.

(Nachſchrift von Pfenninger.)

Im Dunkeln, im Gedräng weniger Minuten ſoll ich noch zwei Zeilen an Sie ſchreiben!

O Herder! o Engel Gottes! Ihre Güte gegen mich, wie macht ſie mein Herz ſo ſtolz! Ach wann werd' ich Sie ſehen, Ihnen die Hand zu küſſen, voll Dank, voll Ehrfurcht, voll Liebe und — Anbetung! — Schönſte Wohlthat meines Lebens, daß ich bin in der Zeit, da Herder iſt und da mein Lavater iſt! Ach! ich darf doch mein Herz leichtern gegen Sie in einem eignen Briefchen nächſter Gelegenheit? Ich wohne und ruhe in dieſem Gedanken, bis er ins Werk geſetzt iſt. Pfenninger.

18.

Lavater an Herder.

O Du Lieber! — Vor 5 Tagen, Donnerstags Abends zwiſchen 4 und 5 Uhr, am letzten Tage ſeines 76. Jahres ſtarb mein treuer, redlicher Vater. Seit dieſer Zeit ſchweb' ich in Träumen voll Leerheit und Angſt. Aber die Anfänge der Nächte ſind ſchrecklich. Ich leide Tode und Auferſtehungsſchauer ins treffende Gotteslicht. O welche Höhen der Himmel, welche Tiefen der Hölle ſind in dem Menſchen — ſind in mir! Wie ich mich vor dem Tod entſetze! Und doch jeden Morgen, wenn die Nachtgerichte ausgedonnert haben, ich Demuth der Zermalmung bin — hoff' ich wieder viel von der Väterlichkeit Gottes!

Aber ſterben was iſts? Um aller Deiner Freundſchaft willen, Deiner unvergeltbaren Liebe, Treue und Herzlichkeit willen, ſage mir — was von Auferſtehung, Wiederaufleben! Entwickle mir eine unläugbare Analogie! — Meiner Zweifel werden immer mehr — und bei wem kann ich Licht und Troſt ſuchen als bei Dir?

O wie dürſtets mich, aufs neue zu leben, eh' ich ſterbe! Mein Leben iſt wahrlich noch Tod. Und ſo nahe am Ziel und ſo wenig von dem gethan, was ich thun könnte. — — O Du — Ferner und Naher . . . iſts, iſts möglich, daß ich Dich, daß Pfenninger Dich mit mir ſehen ſoll? Du machſt ſonſt der Worte nicht viel — haſt Du Dich bei dieſer Auferweckung zu einer lebendigen Hoffnung nicht vergeſſen? Doch was fang' ich an zu zweifeln, da Du glaubeſt!

Hartknoch[1]) hat in der That die Phyſiognomie eines ſehr redlichen Mannes. Ich bin ihm für eine wirkliche

---

[1]) Herders Jugendfreund und Verleger in Riga.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Handlung der Großmuth gegen mich verbunden. Das will ich ihm immer bleiben, aber ſein Schuldner möcht' ich nicht immer bleiben. Rathe mir, was ich ihm Freudemachendes thun könne!

So eben laſſ' ich einen Atlas kommen, um meine Reiſe einzurichten — aber auf Pyrmont kann ich nicht kommen: genug, wenn ich zum Schwalbacher Brunnen reiche. Euch will ichs dann überlaſſen, ob ihr mir — und wie viel Meilen entgegenkommen wollt — daß wir uns wenigſtens umarmen.

Ganz unfehlbar geſegnet ſoll mir Dein Rath wegen meiner Geſchäfte und meines Briefwechſels ſein. Dies Jahr ſchon gings ziemlich gut. Ich glaube nicht, daß ich 20 unbeantwortete Briefe habe. Ich werde immer kürzer — und arbeite am Vereinfachen. Wills Gott, wenn das zerſtreuungsreiche phyſiognomiſche Werk fertig iſt, wenigſtens die Tafeln, ſo wirds noch beſſer kommen. Auch von der neuen Hauseinrichtung, die nun mit meines Vaters Tod den Anfang nimmt, verſprech' ich mir was. Auch in dieſer Abſicht will ich um Weisheit bitten. Ohne viel lichtvolle Anmerkungen von Deiner lieben Hand werden doch, hoff' ich, die Briefe nicht zurückkommen? — Nicht genug kann ich Dir — für Dich danken. Ich lebe wenigſtens noch einmal ſo viel, ſeitdem ich Dich habe. Ich reiſe gegen Ende Junius von hier weg auf Schwalbach. Du addreſſirſt alſo die Briefe an Goethe oder Deinet in Frankfurt. Weißeſt Du mir par hasard auf meinem Wege über Schaffhauſen, Balingen, Tübingen, Stuttgart, Ludwigsburg, Heilbronn, Heidelberg, Darmſtadt, Frankfurt (wiewohl ich mich allenthalben nur Stunden aufhalte) kennenswerthe Menſchen zu nennen, ſo thue es bald.

Sogleich nach Auffahrt [1]) (morgen iſt ſie) leſe ich Dein Buch von neuem! Ich ſehe immer mehr drein, wenigſtens wähn' ichs. Ich ahnde immer mehr. Pfenninger — über fliegt mich; übrigens iſts gewiß: es macht **immer mehr** Effect auf mich. Das heilige Sieben (es iſt **mir** geradezu Mirakel, daß Du dies Geheimniß der Urkunde entdecken konnteſt — und immer wirds mir unbegreiflicher, **wie** Du drauf gekommen ſeiſt) — an dem Menſchen hab' ichs gefunden, wähn' ich: Licht Verſtand — Sonne Herz — Sabbath Vermehrungsſegen — und dann die vier Punkte des **Anſatzes**, der Aerm' und Beine — aber wo da, fragt der Schwache — Fortſetzung der Parallele! wo da Himmel und Himmelsgeſchöpfe — Erde und Erdgeſchöpfe! Und im Menſchengeſicht? Sei doch nicht grauſam gegen meine Schwachheit — und ſage mirs, wie einem Kinde. —

Durch Leiden — beſſer werden — o wie erfahr' ichs! wie iſt auch in dieſer Abſicht, vornehmlich in dieſer Abſicht Chriſtus mir Gottesweisheit! —

Die Beilage zu den Denkwürdigkeiten [2]) hab' ich eben geleſen — und ſehe ungefähr, wo der Mann hinaus will

---

[1]) Chriſti Himmelfahrt.

[2]) Von Hamann, deſſen „neue Apologie des Buchſtaben h“ gleich darauf erwähnt wird.

— aber man muß deutlicher ſprechen, wenn man entſcheidend ſprechen will. Den „Buchſtaben H“ hab' ich noch nicht geſehen.

Nun end' ich ſchon wieder, und ende doch nicht. Mein Herz iſt an Deinem. Ich freue mich doppelt zu ſein, weil Du biſt, und vierfach, weil Du mein biſt — und unausſprechlich, weil ich Dein bin. Amen.

(Zürich) den 11. Mai 1774. L.

Am Auffahrtsmorgen. Verſteinert bin ich dem Hocherhabnen, den ich verkündigen ſollte! O wie ich meine Schwätzerei verachte! und doch — o Jammer! — muß ich jetzt ſchwatzen! Ich kann mich nicht mehr ausſtehn, bis ich erfahre, was ich zeuge!

19.

Herder an Lavater.

(Bückeburg im Mai 1774).

Daß ich, mein lieber Bruder, nicht nach Schwalbach kann, kannſt Du leicht denken: ich muß in Pyrmont ſein, der hämorrhoidaliſchen Kolik wegen, die mich vorigen Sommer bis zum Entſetzlichen gequält. Ein andrer würde noch mehr ſagen. Und da ich (ſo außerſt ichs wünſchte) Dir mit keinem Gedanken eine Reiſe hieher anmuthen darf, ſo diesmal nur getroſt und auf den Schild geſchrieben: Olim! providebit Deus!

[1])Ueber Deinen Vater tröſte Dich Gott! Wenn Deine „Ausſichten in die Ewigkeit" nicht bloß, wie Dich Läſterer beſchuldigen, Dein Steckenpferd ſind, ſo lerne eben jetzt, in den dunkelſten Stunden, wie viel man gewiß wiſſe und nicht wiſſe? was Einbildung — oder Herz ſpricht? Und nach der Abſonderung (Schmelztiegel fürs lauterſte Gold!) wird Dich das Wahre herrlich troſten. Du fühlſt ſo ſehr den ganzen Bau der Religion dahinaus, daß ich Dich nicht belehren kann oder mag. Aber eher würde ich ſagen, daß das edle Bild Gottes im Menſchen Sandhaufen ſei, und die ganze Epopée herrlicher Führung Gottes mit dem Menſchen im ganzen und einzelnen Fröſchgequäk — als daß nicht Entwicklung am letzten Tag der Welt uns alle erwarte!!! Ich wollt' Dir einen Bogen über Lazarus[2]) ſchicken, aber es iſt nur muſicaliſches Gedicht und nur abgezogner Tropfe aus einem Ocean! den Du lieber in Deinem Herzen fühleſt!

Auf Deiner Reiſe vergiß ja Darmſtadt nicht und frage, wenns auch nur Augenblicke ſein ſollte, nach des Geheimenrath Heß, des Miniſters, nicht des Leibmedicus, Hauſe. Du lernſt daſelbſt die Schweſter meiner Frau (die Frau vom Hauſe) kennen: ein zartes Täubchen der Einfalt, Liebe, Geſanges, Blumenphantaſie und Stille der Seelen im Thale.

---

1) Hegner verlegt dieſe Stelle S. 31 in den October 1773.

2) „Die Auferweckung des Lazarus" hatte er für die Gräfin Maria nach dem Tod ihres Bruders geſchrieben.

Gott gebe mir nur, wenn er das Werk will, zum Würken Muth.

Bauch und Rücken (wie's Morgenländer oft malten) ꝛc.	Licht. Herz. Same.	Obers und Unters. Himmel und Erde. Formen und Bildungen der Schöpfung; wo jene drei in allem Leben und dieſe nur Gränzen ſind ꝛc.

Stirn.
Auge. Auge.
Hauch.
Wange. Wange. Ohr.
Mund.

Du wirſt hievon vom Innern einmal ein Werk ſehen, ſo „Plaſtik“ heißt, zu Deiner „Phyſiognomik“ wie rohe Bildhauerei zur feinen Malerei — die aber auf jener ruhet. Es war vor 4 Jahren zum Druck halb da und wartet nur auf einen Griechiſchen Frühling, oder si Di favent — auf eine Reiſe nach Italien. Daß die Planeten um die Sonne eben ſo geſtellt werden können und urſprünglich geſtellt ſind, und hieraus einmal Mitte zwiſchen dem Copernicaniſchen und Ptolemäiſchen Syſtem — glückliche Mitte! — folge ꝛc. ſieheſt Du von ſelbſt.

Doch genug des Tandes — wie's Dir vielleicht dünken muß. Und ein Wort vom Nordalbingiſchen Bernhard.[1]

---

[1] Baſedow hatte Lavater angegriffen in der 1769 erſchienenen

Biſt Du, wie ich vermuthe, der Johannes Turicensis, ſo mußt Du dem blinden Heroſtrat ſagen, daß — daß er nicht ſieht, was vor ihm iſt! Daß die Bibel (Lutherthum hin! und her!) ein ganz ander Buch iſt als der Elementariſt[1] wähnet! Daß ſeine Fackel, die freilich nicht ſtinkt, auch wahrhaftig nicht brennt oder anbrennen wird ꝛc. Und das in dem Triumphton! mit dem N. Namen von der Epoche! hem, heu! eheu! Du wirſt bald 15 Provincialblätter bekommen, die Gottlob ½ Jahr unter der Preſſe lauren. Wenn ich wieder den Nordalbinger ſehe, iſts mir lieb, daß das Ding vom Herzen weg iſt. Steuern wirds nicht, das weiß ich! — aber doch einigen die Augen öffnen, daß das Ding auch eine andre Seite habe. Genug des Geſchwätzes, liebe Freunde, Pfenninger und Lavater. Lavater und Pfenninger, gehabt Euch wohl!

P. S. Es ſoll jemand (ein Bauer aus dem Würtembergiſchen[2]) bei Dir geweſen ſein und vor Dir Wunder gethan haben. Iſts der, an den ich das Einladungsſchreiben ſand, und was iſt an der Sache? Auf Deine „vermiſchten Schriften" warte ich mit Begierde. Lebe innig wohl, mein Bruder, erhole Dich am Brunnen der Geſundheit, und der Engel des Herrn komme

---

Schrift: „Bernhards aus Nordalbingien Schreiben an Johannem Turicensem."

[1] Baſedow gab ein unter den großartigſten Verſprechungen angekündigtes „Elementarwerk" für die Jugend heraus.

[2] Martin Keil von Schlierbach. Vgl. oben S. 39.

hinab ins Waſſer. Zehre Dich nicht auf und denke, daß Du Dich Deinem Gott hier auf länger ſchuldig ſeiſt.

20.

Lavater an Herder.

Aus dem Sturme der Erbtheilung, der Reiſeanſtalten und einer unausſtehlichen Gedrängtheit heraus dieſe Zeile — auf Deinen liebevollen Brief. Ach! wie unwürdig bin ich Deiner! — nicht daß ich nicht redlich ſei, aber doch iſt noch alles — Heuchelei gegen das Ideal von Redlichkeit, das mir in die Bruſt gegraben iſt! — Was ſag' ich — in der Zeile, die ich ſchreiben kann? Den 12. verreis ich von hier, über Straßburg und Darmſtadt (wo ich das angezeigte Haus beſuche) nach Frankfurt zu Goethe, dann auf Schwalbach, nicht auf Pyrmont, wo in meinem und Pfenningers (der ſchier den Fuß gebrochen hätte) Namen Zimmermann Dich küſſen wird. Edel und männlich mißräth er mir Pyrmont — und wirklich wärs mir unausſtehlich weit — denn ich bin ſchwach und Kind — und Deus providebit!

Klopſtock iſt mir immer Rieſe oder Kind — doch kann ich mich an der „Meſſiade" nie ſatt leſen. Ich leſe oft daraus einer Dir, glaub' ich, noch nicht genannten Freundin — die Männin iſt, wie wenige ſind — und dieſe Freundin freut ſich unausſprechlich, daß Du mein biſt. Sie heißt

Barbara Schultheß1), iſt Mutter dreier noch jungen Töchter, wohnt in Pfenningers Haus — und ihm hab' ich ſie zu danken. Ach, wie viel noch von meinen Freunden! — Eine andre, die weinen möchte, wenn ich vom Weggehn ſage, wollte mich doch nach Pyrmont ſenden, um meine Freude vollkommen zu machen. — Ach! ich bin zu glücklich, obgleich ich elend bin; denn ich kann mich, Gott weiß es, nicht mehr ausſtehen, und Raub ſcheint mirs, daß ich mich ſo lieben laſſe.

Dank für alle andre Nachrichten. Die „Provincialblätter", wo möglich, nach Schwalbach. Hartknoch hat Steinern2) viel von Deinen Predigten geſagt. Herr Jeſus — und Du läſſeſt mich umſonſt hoffen und Tage zählen — und ſendeſt die Briefe ohne Anmerkungen und ohne Predigten!!!

Baſedow! — o Gott, wie kennt er das Chriſtenthum — oder die menſchliche Natur nicht! Der ehrliche — ſchwache — Held!

Martin Keil von Schlierbach that kein Wunder bei mir, aber ich glaube, daß er thun könnte, wenn er recht ins Gedränge käme, und ich war Thor genug, ihn ins Gedränge jagen zu wollen.3) Ich glaube, daß er gethan

---

1) Vgl. oben Brief S. 26 Note 1.

2) Buchhändler in Zürich.

3) Die Gegner behaupteten, Lavater habe mit dieſem Manne, der eine Kuh mit ſeinem eignen Schatten geheilt haben wolle, in einem Bett geſchlafen, um ihn zu beobachten.

hat. Aber nun brauchts Wunderglaube, zu glauben, daß ich Dich und Deine Frau mit Pfenninger ſeh'n werde. Doch ich kann glauben, will glauben — und glaube.

Mein Vater — ach — Bruder! Itzt ſchweb' ich in Zweifeln — und Du läſſeſt mich ſchweben. Verzeihe, daß ich murre beim Genuß Deiner Güte. „Schreibſt dem Herder? Ach ſo grüß' mir ihn auch, ſo viel zu vermagſt", ſagt Pfenninger, der eben neben mir ins Bette ſteigt. —

Ich muß noch ſchreiben an Zimmermann — und an Goethe und eine himmliſche Seele, Goethes Freundin, die ſich Cordata 1) unterſchreibt und der Sabbath meiner Reiſe iſt. — O Bruder! welche Seelen gibts! Wie bin ich Schwätzer, Heuchler, Gräuel gegen Cordata — und doch — ſag' ichs ſo leicht, daß ich bin — Bruder- und Schweſterſeele, wie Ihr ſeid. Möcht' an Eurem Halſe weinen! ſchweigen! alles ſagen, was mir Freiheit raubt und — dann wieder, ſtatt ein Wort zu ſagen, mich ermannen, hingehn und beſſer ſein. Adieu — Bruder — bitte für meine Ruhe und Geſundheit. — Itzt oder nimmermehr! — Was hältſt Du von Heſſens „Reiche Gottes?" mich freuts für Mittelgattung — aber wie viel fehlt zur Sättigung! Wo iſt Brennpunkt? wo himmeltragende Kraft?

---

1) Fräulein von Klettenberg, deren „Reliquien" Lappenberg herausgegeben hat. Vgl. H. Düntzer a. a. O. S. 20.

Doch — iſt ſeine Seele edel, heiter — und demüthig. — Lebe! leide! liebe!

L.

(Zürich) den 7. Juni (17)74.

21.

Herder an Lavater.

Sub rosa das Buch.[1])

(Bückeburg im Juni 1774.)

Heil Dir, Bruder Lavater, auf Deiner Reiſe zum Emſer Brunnen, wo Eden ſein ſoll und für Dich Geſundheit! Zimmermann iſt geſtern, nur geſtern hier geweſen, gefahren durch die Nacht hin und Abends ſchon entflohen. Ich hab' ihn nur in Geſellſchaft geſehen und ſein männliches Antlitz geſegnet; meine Frau aber liebt ihn ſehr! und Julius' Anfang geben wir nach Pyrmont.

Wozu ich jetzt vorzüglich ſchreibe, iſt dies Buch. Vergiß, verbirg es, zeige und ſage niemand meinen Namen, aber lies es innig, ärgre Dich nicht, wo ich gefehlet, ſondern ſchreibe mirs und freue Dich, daß Du ein Schweizer und Zürcher biſt! Amen!

[2]) Und dann, daß ich Dir für Deinen „Felix Heß" danke, den ich jetzt zurück erhalten. Ich und mein Weib

---

[1]) „Auch eine Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit".

[2]) Die folgende Stelle ſetzt Hegner S. 30, der ſie ungenau gibt, irrig in den October 1773.

haben ihn im ſchönſten Walde, zur ſchönſten Zeit geleſen, und er ſei — zumal an mir, nicht verloren! Ich habe alle Fehler Heſſens und keinen Funken ſeiner Reiſe, oder Vorreiſe! Gnug Kampf und kein Reſultat von Tugend! Wozu mir Gott helfe! —

Pfenninger wird in Deinem Arm Dir ein Buch[1] vorleſen, das ich Dir nicht habe ſchicken wollen; die Urſache wirſt Du leicht ſehen. Uebergeh' und verzeih' wieder die Stellen, die für uns elende Geſchöpfe der Monarchie ſind, und wenns um Dich beſſer iſt, genieße, thue mehr und danke!

Daß ich nun auf Deine Briefe begierig bin, kannſt Du leicht denken. Uebereile Dich aber nicht, und wenn nicht zuvor, ſo ruhe bei Deinem Brunnen mit Geiſt und Herzen. Der Engel Gottes ſteige Dir hernieder zur Tödtung des ſterblichen Menſchen in Deiner Bruſt. Ich will meinen Brunnen idealiſch in Deiner Geſellſchaft trinken, und auch heut ſei die ſchönſte Roſe, die in meinem Gärtchen aufblüht, Dein!

Lebe wohl, lieber Freund, finde Dich und meine Geſchwiſter, wenn Du dies lieſeſt, wohl und fröhlich. Und, gehts an, ſo ſieh' auch Moſer, und ſchreibe mir, was Du denkſt. Vor Merck hüte Dich; er hat mir — doch wozu das noch meinen Brief zu beflecken hier? Uebe Deine Phyſiognomik an ihm oder gib ihm mit Deiner Feuerkette einen electriſchen Funken, daß man redlich ſein muß vor Gott und Menſchen. Dein ewiger H.

---

[1] Die „Provincialblätter“.

P. S. Ein zweiter Theil ſollte zur „Philoſophie" folgen, der ſich auf den erſten bezöge, wie Schlüſſel auf Schloß, und wo dieſer Schlüſſel: Religion, Chriſtus, Ende der Welt mit einer glorreichen, ſeligen Entwicklung ſein ſollte. Weiß nicht, ob ich ihn je ſchreibe! Den erſten Theil aber mußt Du Freund mir alſo leſen, als ob er das Schloß, zu dem noch kein Schlüſſel da iſt, ſein ſollte.

Von dem, was Pfenninger bekommt, iſt ein Exemplar an Spalding geſchickt worden, mit einem Briefe, der nach Kräften und Wahrheit Geſichtspunkt zeigt. 1)

22.

Lavater an Herder.

Eben im Begriffe, von Ems abzureiſen, meld' ich Du nur den Empfang Deiner Schriften — bange, daß ich im Gedränge nicht leſen kann. —

Wo ich blicke in Deine „Blätter" und „Philoſophie", ſeh' ich Licht, und Baſedow 2), der den Verfaſſer nicht

---

1) Vgl. die „Erinnerungen" I, 242.
2) Der ihn in Ems getroffen hatte.

weiß, nichts als Nacht. Ewiges, trauriges Denkmal, daß wir nicht zuſammen kommen werden — bei allem ſeinem Verſtande, aller ſeiner Ehrlichkeit.

O ihr Menſchen, o Nachtwirbel! — Ich habe viel zu leiden; dies iſt alles, was ich Dir itzt ſagen kann. Goethe, eben bei mir, läßt Dich grüßen und Dir für Deine „Urkunde" danken. Adieu.

Ems den 27. Juli (17)74.

23.

Herder an Lavater.

Dank Dir, lieber Lavater, für Deine Zeilen und auch fürs überſandte Schweizerbrieflein.[1] Wer iſt der Häfeli? Die liebe, gute Seele! Viel Gruß an ihn und mir ein Wort doch von ihm Nachricht. Deine Zeilen waren, ich weiß nicht unter welchem Drucke Dir entwunden; in einem ähnlichen Zuſtande empfing ich ſie, und ſie tröſteten mich ſehr. Mehr als jemals hatte ichs erfahren: Homo proponit ꝛc.

Pyrmont ſollte mir recht ein Thal der Ueberirdiſchen werden, und ſiehe! es ward eben Verſammlungsort eines Unwetters, das mich, wie tief! niederwarf! Daß ich, auch alle gute Leute daſelbſt, Zimmermann nicht ausgenommen, auf die ich mich ſo freute, nur durch eine dicke, trübe Wolke habe anſehen können, und es bloß mechaniſche Wunderkräfte meines Körpers ſein mußten, der äußerſt zur Geſundheit ſtrebt, wenn mir, wie ich doch hoffe, der Brunnen wohl bekommt. Künftigen 25. iſt mein Geburtstag: ich wollte die Zeit zu einer Art Initiation machen: ſie iſts geworden, aber anders als ich dachte. Auf den September gibt mir Gott ein Kind! Das iſt neue Periode des Lebens! Gott helfe meinem armen Weibe, meinem Ein und Alles, durch und helfe doch auch mir vom Schwert, das ſo oft Leib und Seele ſcheidet. Wenn Du das alles nicht verſtehſt, lieber Lavater, ſo ſchadets nicht. Ich verſtehe oft ſelbſt nicht.

---

[1] Worin der Candidat Johann Kaspar Häfeli (geboren im Mai 1754), ein eifriger Anhänger Lavaters, damals in Elſau, den Eindruck, den Herders „Urkunde" auf ihn geübt, mit ergriffenſter Rührung geſchildert hatte.

Mich erfreuts und tröſtets ſehr, daß Du wenigſtens das Anſtößige beider Schriften, inſonderheit der „Blätter", überwunden. Spalding nicht alſo, und was mich äußerſt verwundert hat, iſt eine Nachricht, die unmittelbar auf meinen Brief an ihn aus Berlin erſchallte: ich hätte ihm eine ſolche und ſolche Schrift mit ſolchem und ſolchem heuchleriſchen Brief zugeſchickt. Ein Exemplar der Schrift war nur in Berlin, von ihm mußte der Radius entſpringen. Ich hab' ihm alſo ein zweites Blatt geſchrieben, worin ich ihm von Grund des Herzens ſage, daß ich u. ſ. w., und ſo glaub' ich, ſind wir aufs höflichſte geſchieden. Seinen Brief an mich will ich Ihnen ein andermal ſchicken. So hat mich wieder unreife Güte betrogen? Warum thuſt Du nicht, was recht iſt, und überſendeſt nicht! lenkſt nicht ein! Lieber Lavater, was iſts für ein Nothding, die menſchliche Natur? In den beſten Leuten kann ein gewiſſes gutes Phlegma, Aiſance, Bequemlichkeit der Ideen, und was nicht mehr, wie geheim ſtolz und menſchenfeindlich werden — und wer von uns iſt davon frei!

Lieber Lavater, Du mußt nicht erliegen! Jede neue Situation, wo uns die Einbildung vorgeflogen, beugt uns vielleicht und krümmt unſre Feder — aber das nur als Mittelzuſtand betrachtet! ſie richtet ſich wieder auf und wird beſſer. Die Zuſammenkunft mit Baſedow wird Dich über vieles detrompiren und die mit Goethe ſehr heben! — Ich habe Moſes Mendelsſohn kennen lernen, der klarſte, heiterſte Kopf, den ich beinah auf einem menſchlichen Rumpfe geſehen, ſtark ausgeprägt für ſich. Ich aber habe, vielleicht eben vorbemeldeter Urſache wegen, wenig oder keine Punkte der Anhänglichkeit an ihn gefunden, halte ihn aber in ſich für ſehr glücklich, obgleich, wie's mir ſcheint, künſtlich auf einem ich weiß nicht wie ſelbſtgemachten Bollwerk ꝛc. Dann reiſe glücklich in den Kreis der Deinen, wo alles an Deinem Herzen hängt, und ſei Ihr glücklicher Lavater. H.

*24.

Lavater an Herder.

(Zürich) den 24. Auguſt (17)74.

Zeit zu athmen, geſchweige zu ſchreiben, hab' ich nicht Dank für Dein liebes Drangbrieſchen, das ich eben beim

Eintritt in mein Haus vorfand. Ich bin jetzt außer mir, doch Gott wird helfen. Hier iſt ein ziemlich ähnliches Bild des redlichen Candidaten Häfeli, eines der redlichſten Forſcher der Wahrheit.

Dein Buch hab' ich auf meiner Reiſe häufig empfohlen, Dich nie genannt, aber wers ſieht, ruft Herder! Von Mendelsſohn — wie Du! Alles Heitre! aber ressort philoſophiſcher Schöpfungskraft, anziehende, begeiſternde Erhabenheit — nirgends! Verzeihe die Kürze; es liegen Laſte ohne Zahl auf mir. Dein Lavater.

25.

Herder an Lavater.

Den 24. Auguſt haſt Du an mich geſchrieben, lieber Lavater, den 25. hatte ich 30 zurückgelegt und den 28. hat mein liebes Griechenweiblein mir mein Ebenbild bis auf die kleinſte Züge, faſt ohne Schmerzen, ſchnell und unerwartet, wie Gottes alles gibt, geboren. Sie ſtand auf und war im Himmel! Da waren wir die ganze Nacht und ſinds, gemäßigter noch itzt. Geſtern hab' ich ihn Gott geopfert! Vielleicht iſt Deine Seele auch da geweſen, lieber Bruder, und hat für ihn gebetet! Werde er, was ſein Gott aus ihm wolle!

Aber es geht nichts über die Freude, über die väterliche ευδοκια εν αγαπητω, εν εικονι[1]) — von der die Gottheit ſelbſt Vorbild gegeben! die die erſte Entwicklung für uns war, die ſie uns ſagen konnte! Der liebe, kühne, geſunde, ruhige, aber freiheitſtrebende, mit Mund, Hand und Augen nahrungſuchende Knabe hat uns wiedergeboren zu neuem Beruf des Lebens.

Kein Wort mehr! Dank für die Geheimeräthin[2]) und Häfeli: des letzten Charakter hat Klopſtock in einem der Jünger, glaub' ich, gezeichnet: weiß aber nicht aus dem Kopf, in welchem? —

Aus meinem Büchlein über Johannes will eins übers neue Teſtament werden: die Entdeckungen und Erläuterungen mehren ſich von Blatt zu Blatt. Wollt', daß Dirs gefiele! In Gott!!! Dein ewiger

(Zürich) den 3. September (1774). H.

26.

Lavater an Herder.

Nur ein Wörtchen — der Mitfreude an Deiner Vaterfreude. — Nun wirſt Du dreifach leben! Gott ſei Deines

---

1) Wohlgefallen am Geliebten, am Bilde.

2) Lavater hatte den Charakter von Herders Schwägerin geſchildert.

Sohnes Gott, wie er Abrahams und Jſraels Gott war! werde zu vielen tauſendmal tauſend! — Faſt beneid' ich Dich um die drei Jahre, die Du jünger biſt als ich! Ach! Gott — ſo nahe am Ziele bin ich und ſo wenig hab' ich noch gethan. So wenig gelebt. Ich möchte oft verzweifeln — und doch thut Gott täglich Großes durch mich. Das Bild Deines Engelchens wird ſich — von dem Deinen entfernen — und es wird doch ein Engelchen bleiben. Küſſe mir Deines Weibchens, Mütterchens, zarte Alabaſterhand, und ſag' ihr, daß Pfenninger, ſein Weibchen, meins mit mir und — Frau Schultheß, von der ich Dir dies Billetchen beilege, uns gemeinſchaftlich Deiner Freude freuen.

Ich hab' eben die Landgräfin von Heſſen-Homburg und die Prinzeſſin Louiſe[1]) (die Deine Frau kennen wird und die Gedichtchen von Dir in ihrem Portefeuille hatte) wegbegleitet. Sie waren mit dem trefflichen Landgrafen zwei Tage bei uns. Die Louiſe hat eine große Seele. — Heß urtheilt, ungeachtet der „Schaumgeſchichte" (Du hätteſt doch an die Gemeinnützigkeit Deiner Werke denken — und Dich weniger zermalmend ausdrücken ſollen) ſehr billig von Deinen Blättern. Je mehr ich ſie leſe, deſto mehr gefallen ſie mir, aber ſo ſehr ich Dich bitten kann, bitt' ich Dich, laſſe Dich künftig mehr herab. Ich verſtehe einige Stellen auch nicht. — Verzeihe — die Anzeige im Frankfurterblättchen!

---

[1]) Die ſpätere Herzogin von Sachſen Weimar und Eiſenach.

Von Deiner Paraphraſe doch bäldeſt ein Morceau! Du kannſt nicht glauben, wie's mich und Pfenninger und Häfelin und Stolz[1]) und Heſſen und unſre Weibchens darnach dürſtet. Sei doch auch barmherzig gegen uns, ſo wirſt Du Barmherzigkeit erlangen. Lebe wohl, mein Lieber, und leide — und freue Dich. Adieu.

(Zürich) den 14. September (17)74. Lavater.

27.

Herder an Lavater.

Ich kann die Gelegenheit, die bis nach Ludwigsburg geht, nicht ohn' etwas fortlaſſen, womit ich bei Dir erſcheine, und da weiß ich nichts als einige Predigten und Cantaten. Von den erſten mußt Du denken, lieber Bruder, daß ſie nicht ſo gehalten ſind, daß ich keine Predigt vor dem Pult ſchreiben kann, ſondern nur nach Entwurf predige. Was ich nachher aufſetze, iſt alſo *Abhandlung*, mit allem Gezwungnen, was meine Schriftſtellerei hat, oder Entwurf und Erinnerung. So wirſt Du dieſe anſehn und — **bewahren**. Ich ſchicke ſie nur für Dich und Deine *ſichern* Freunde, und will und kann von keiner Predigt als Muſter oder Beiſpiel fürs gelehrte Publicum wiſſen. Die meiſten ſind zudem Jahre alt, und ich habe mich in der Zeit ſehr geändert. Wenn ich mit dem „Leben Jeſu“ fortfahre und Du's verlangeſt, ſollt Du's haben. Mit den Cantaten iſts mutandis mutatis dieſelbe Sache.

---

[1]) Johann Jakob Stolz, der ſpäter auf Lavaters Empfehlung Pfarrer zu Offenbach wurde.

Und nun bitte ich Dich, lieber Lavater, um das spectrum Dionis von Füßli[1]) innigſt, und ſo er außer den Kupfern zu Noah ſonſt noch was gearbeitet hätte. Du glaubſt nicht, was die Arbeit des Elias in ſeiner Kunſt auf mich wirket. Könnt' ich ihn doch einmal ſehen und wollteſt Du einmal etwas nach Rom hin, wenn Du's gut findeſt, von mir ſagen.

Dies Bildchen von mir hat meine Frau ausgeſchnitten, und ſie findet es ähnlich. Sie ſchickt Dirs mit einem Kuß der Freundſchaft.

Dank für Deinen neulichen Brief, der uns ſehr erquickte. Mein Kleiner verſucht ſchon Mienen und ahmet nach, und hangt mit ſeinem Paar großer blauer Augen Stunden lang am Himmel. Sobald meine Paraphraſe fertig iſt, ſoll ein Exemplar an Euch! O könnt' ich die Abſchrift mit Euch leſen! —

Die Gelegenheit geht ſo langſam, daß ich ihr nur das Päckchen mitgab, und dieſen Brief grad' an Dich ſchicke. —

(Bückeburg den 5. November 1774)

---

[1]) Vgl. Sulzers „Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte“ I, 231.

*28.

Lavater an Herder.

An meinem Geburtstage, den 15. November 74, an dem ich 33 Jahre zurücklegte, erhielt ich Dein Briefchen, das Pfenningern, der dieſen Tag eine Hochzeitpredigt hielt — Nachhochzeit war! Wie die liebe Seele, deren Bild ich hier — in aller ſeiner Erhabenheit — beilege, Dich liebt, ſich jeder Zeile von Dir freut!

Ich ſollte nun viel von mir ſchreiben, aber ich mag nicht. Ich bin müde zu reden und zu ſchreiben. Ich will ſtille warten. Ach Herder! welche Erwartungen habe, die allein mich befriedigen —

Nach unzähligen Zauber- und Beſchwörungsformeln und Beweggründen, iſt mir endlich ein Päckchen von Füßli als abgeſandt angekündigt. Mit jedem Poſttag erwart' ich's. Es ſind, ſchreibt er, „nicht Broſamen ſondern Brocken! vielleicht folgen Brote." Du ſollſt gewiß auch was von ihm haben, und bald, ſobald ich habe. — Er iſt das originalſte Genie, das ich kenne. Lauter Kraft! Fülle und Stille! Wildheit des Kriegers — und Gefühl der höchſten Erhabenheit! aber unerbittlich durch alles — doch leitſam wie ein Kind durch Blicke und Winke, die er groß fühlt! Seine Geiſter ſind Sturmwind, ſeine Diener Feuerflammen! Er geht auf den Flügeln des Windes. Sein Lachen iſt Spott der Hölle und ſeine Liebe — tödtender Blitzſtrahl. Jupiters Adler! Belial, der mit einem Fußtritt ſtampft ein ganzes Geſtad in Abgrund! Ich ſend' ihm nun die „Urkunde“, die „Philoſophie“, „Götz von Berlichingen“, die — herrlichen — „Leiden des jungen Werthers“ und Klopſtocks „Oden“. Ich hoff' ihn dadurch für Goethe und Dich zu intereſſiren. Zum Schreiben iſt er nicht zu bringen, wenn ich ihm nicht Geld ſchicken muß.

Noch eins. So ſehr ich Dich bitten kann, bitt' ich Dich — mir auch auf fliegenden Papierchen, wenns anders nicht ſein kann, sans ordre et sans apropos, phyſiognomiſche allgemeine oder beſondere Reflexionen zu ſenden: Citationen aus Büchern, die ich nicht kenne, Charaktere, z. E. Luther, Caeſar, Brutus, Hedlinger, Sulzer ꝛc. ꝛc. Unterſtütze mich, ſonſt ſink' ich. Verzeihe — ich will, aber ich kann nicht vergelten. Lebe wohl mit Deiner Auserwählten und Deinem blühenden Söhnchen.

Joh. Kaſp. Lavater.

Zürich den 16. November 1774.

29.

Lavater an Herder.

(Zürich den 19. December 1774).

An einem Abend, Freitags den 16. December, da Barbara Schultheß bei mir war, wie eben auch am erſten Abend, den 10. November 72, da ich Deinen erſten Brief erhielt, an einem Abend, wo wir eben von der tödtlichen Krankheit einer entfernten, gemeinſchaftlichen himmliſchen Seele ſprachen — ich und ſie — wie vom Donner gerührt einander anſahen — an einem Abend, wo ich eben über Joh. 1, 1—16 Predigt zu ſtudiren anfangen wollte — kam Dein „Lazarus“, Deine Predigten. Pfenningers und unſerer Freundinnen Freude war erſtaunlich. Ich kann nicht ausſprechen, was Deine Predigten mir nützen — wie ich Dir jede mit ſchwerem Geld abkaufen möchte, ſo arm ich bin — wie ich, wenn ſie popularer wären, mich nicht abhalten ließe, ſie drucken zu laſſen. Dies iſt alles, was ich Dir in einer heißen, heißen Morgenſtunde, am 19. Dec. 74 ſagen kann. Gott lohns! — Erſt geſtern ſagte mir Barbara Schultheß, daß ich doch auch auf einer Kanzel mit Dir geſtanden — in Carlsruhe. Du glaubſt nicht, wie's mich frappirte. Hier etwas von Füßli.

(Von Pfenningers Hand.)

Nur zu zwei Worten bleibt noch Zeit. O — wie voll wird mein Herz, ſo oft ich an Sie denke! — Welche Freuden ſchaffen Sie uns! wie danken wir Gott um Sie! welche Hoffnungen ſtoßen Sie uns ein! — Ich weiß nicht, wie das an jenem Tage zu verantworten ſein mag, wenn Ihre Predigten nicht gedruckt werden! Ich ſtelle mir alles vor, was zur Entſchuldigung geſagt werden kann, aber die Schale ſchnellt in die Höhe. — Lavater iſt in furchtbarem Gedränge! Helfen Sie ihm doch auch mit Beitrag zur „Phyſiognomik“.

30.

Herder an Lavater.

(Bückeburg den 20. Februar 1775.)

Lieber Lavater! Deinen Brief vom November 1774 bekomme ich den 20. Februar 75, und nun kannſt Du ſelbſt wiſſen, daß ichs nicht verſtehn konnte, wenn Ihr mich der Unbarmherzigkeit über Deine „Phyſiognomik“ anklagtet. Ich wußte nicht, was ich thun ſollte? habe ſelbſt Dein Avertiſſement von voriger Meſſe bis jetzt nicht geleſen, alſo tappe ich ganz im Dunkeln. — —

Und nun, was ſoll ich zu Deiner „Phyſiognomik“ geben, helfen — ich, der nicht zeichnet, ein blödes, flüchtiges, ſehr ungewiſſes Aug' hat und ein inneres Faſſungsvermögen, blöder, flüchtiger, ungewiſſer als alles. Ein Phyſiognom iſt ein ſo *Auserwählter* Gottes wie ein Dichter: ſein Auge muß wie der Blitz treffen, kann er Empfindung zeichnen, Geiſt malen. Inſonderheit, da Du von ſehr Feinem, dem Maleriſchen der Phyſiognomik auszugehen ſcheinſt, wo ich Dir bloß wie einem fliegenden Engel nachſehe — und krieche und blinze und lebe wie Maulwurf.

Hier haſt Du, um nicht das Blatt leer zu laſſen, meine Gedanken überhaupt: ſie werden Dir, da jetzt das Werk ohne Zweifel zu Ende ſein wird, wenigſtens im Nebel vorhalten, was Du anſchauend erkannt und dargeſtellt haben wirſt — wenn es ſich darſtellen ließ.

Der Menſch iſt kein Plasma einer Leimmaske, ſondern eine Welt voll Syſteme, Bewegung lebender Kräfte, Weben der Geiſter: unſer Geſicht und äußere Geſtalt ſind nur das Zifferblatt zum großen Triebwerk der Uhr. Man kann an ihm ſehen, was die Zeit iſt, nicht aber wie und mit welchen Gewichten die Uhr treibe. Du haſt alſo ein Großes gethan, lieber Bruder, wenn Du den Mißbräuchen zuvorkommen wirſt, die man mit Deinem Buch, (was nun wieder erſt ſagen ſoll, wie man jedes Zifferblatt zu betrachten habe) treiben könnte. Inſonderheit an Höfen, wohin es den Weg zu nehmen ſcheint. Alle Fürſten in Europa affectiren jetzt den begaffenden Adlersblick des Vogels in Potsdam, denken, wie groß und durchdringend ſie damit dem Fremden erſcheinen, und es gibt kein blöderes Geſchlecht als ſie. Denke, was Du armſeligen Menſchenkindern, deren Glück und Unglück oft von ſolchen Blicken abhängt, für Schaden thun kannſt, und baue, ſo viel Du kannſt, vor. — —

[1])Geſinnung (als Gedenkkräfte) zeigt ſich im Ganzen auf Stirn und Schädel, Blick und erſter Wink (wie das erſte: „Es werde Licht“!) im Auge und was dazu gehöret. Miene (habitus, contenance, Geſinnung im andern Verſtande als Denkensweiſe) auf der Wange, inſonderheit zunächſt dem Munde, der der Ausleger des Worts, der erſten menſchlichen Handlung, wird, auch in ſeiner

---

1) Vgl. zum folgenden den Schluß des vierten Abſchnitts von Herders „Plaſtik“ (zur Litteratur und Kunſt B. 19, 111 ff.)

Bildung. Naſe iſt der Standhalter des Angeſichte, wie das Gebürge der Rücken der Erde, und zeigt die Mitte zwiſchen Gedenkkraft und Handlungsweiſe, den innern, tiefen Grund, der beide trägt, ob ſchwach, ſtark, lautwebend ꝛc. Kinnbacken endlich vollendet, weil er Miene und Mund bildet. Im Geſicht alſo iſt würklich der ganze Spiegel der Seele: man muß aber nicht theilen, ſondern alle Züge in einem Blick faſſen können, daß ſie ein Punkt werden, wie der Allanſchauer ſich läſtere faſt, da ich jede's ſie betrachtet. Alle Theilung gibt mangelhafte, irrige oder negative Schlüſſe. Ich kann z. E. ſagen: Ein Menſch, deſſen Geſichtszüge ich nicht auflöſen kann, wie ich einen Bruch auflöſe, iſt für mich indefinabel, oder ſeine Seelenkräfte mögen ſo ungeordnet ſein, oder — doch was ſage ich das Dir?

Du haſt viel Zeichnungen von Tollen, Angefochtnen und Kranken gemacht. Die Tollheit der Gedenkkräfte muß ſich in Stirn und Schädel, Angefochtenheit und Sorge zwiſchen den Augen und auf der Wange, mangelhafte Charaktere des Seins und der Ausführung am meiſten in Umriß, Naſe, Kinnbacken zeigen — alles aber ſpielt in einander. Ein Menſch, der das Gefühl der Zeit und Zahl verliert und alles in einem ſieht, iſt allein Zeuge.

Daß in der Bruſt Muth oder Enge, Muthloſigkeit, in Arm und in Händen nach Wurf und Bildung Müſſiggang, Spielerei oder That wohne, in der Bildung des Bauchs Geſundheit, in Stellung der Füße und des Ganges Gang, Entſchluß, Weg des

Lebens — weiß nach gemeinen Ausdrücken Jeder. Man kommt aber ſehr tief, wenn man den gemeinen Ausdrücken, die bloß Schale, Bild, Metapher ſind und es doch nicht ſein ſollten, nachgeht. Aus der Figur Idee! aus der Idee werde Weſen! — Das Hauptſtück auch hier, dünkt mich, Eins zu machen, den Bruch aufzulöſen, daß Körper Geiſt werde. Der ανθρωπος ψυχικος, in dem wir alle vor Gott und engliſchen Weſen erſcheinen, iſt die wahre Phyſiognomie. Der äußere Körper iſt bloß Vorſtellung deſſelben in Wolke, Schale, Figur.

Sinne, Bewegkräfte, Leidenſchaften ſind die ſich bewegenden Zeiger dieſes Zifferblatts. Je mehr wir einen Menſchen darin ſehen, dafür Sinn haben u. ſ. Sympathie macht die Anerkennung real. Der Menſch iſt ein Inbegriff der ganzen Welt, der ſichtbaren und unſichtbaren, ſelbſt Gottes. Er könnte von keiner Eigenſchaft, Geiſtes und Körpers im Univerſum einen Begriff, noch weniger ein Gefühl haben, wenn er nicht ein Analogon davon in ſich beſäße. Unſer Körper iſt nur ein Bild unſrer Seele (ανθρωπος ψυχικος) und dieſe nur der Keim zum Geiſt (πνευμα), der aus ihm erwachſen und ſein Weſentlichſtes überkleiden ſoll. Geiſt alſo iſt unſer Ziel, Ruhepunkt, Läuterungskern, der wahre Menſch, das Bild Gottes in Jeſu. Er ſoll den ganzen lebendigen Menſchen in ſich läutern, und was nicht dahin kann, abſtoßen. Anſchauung ſeiner wäre alſo die tiefſte Phyſiognomik und eigentliche Menſchenkenntniß. Wo er hervorblickt, iſt Anſchauen der Gottheit; in Jeſu war er ganz. Sein Körper war ſchon auf Tabor zur Verklärung reif, konnte mit Paradiesmenſchen unmittelbaren Umgang pflegen, und mit ihnen von dem Ausgang ſprechen, den noch ſein irdiſcher Theil durch Betreibung ſeiner Seele bis zum Tode, d. i. völlige Ertödtung, Zerreiben und Abſterben, haben müſſe. Da das geſchehn war, konnt' er ſeinen Geiſt übergeben und durfte nicht verweſen. Das Ideal der irdiſchen Menſchheit wäre alſo Jeſus vor ſeinem Leiden (Joh. 12, 23 bis Cap. 17); denn den Augenblick ſeines Todes, oder ihn in der Auferſtehung und gar Himmelfahrt zu malen, halt' ich für unmöglich. Ich habe Raphaels Verklärung im Kupfer und eine Himmelfahrt im Original geſehn, aber unbefriedigt. Wenn ein Bild Jeſu in Dein Buch kommt, das mich erfüllet, und mit Deiner Phyſiognomik mir von fern in Schatten gezeigt wird, wie in ſeine Bildung verwandelt zu werden der Weg ſei, ſo fall' ich Dir zu Füßen.

Jeder Menſch hat die Unendlichkeit in ſich, mit jeder ſeiner Kräfte, nur unter Hüllen, im dunkeln, ſchweren, vielleicht ängſtlichen und mühſamen Schlafe. Kann die Phyſiognomik dies Bild Gottes im Menſchen (figurative, idealiter und realiter iſts da!) in Stufen und Gängen und Graden der Vollkommenheit mit Anſchauung zeigen — Heil Lavater Dir! es iſt die Apocalypſe Gottes für unſre Zeit! Die Schönheit, Macht, Stille, Glückſeligkeit, das Daſein des irdiſchen Menſchen hat niemand beſſer gezeigt als die Griechen. Sie haben die Bewegung, den Trieb, die Seele in jeder Stellung und Biegung jedes **Gliedes** zum Ganzen recht abgewogen — vom geiſtigen Menſchen haben ſie nichts gewußt. Welcher Lavater, Chriſt, Engel iſts, der ihn mit Sonnenſtrahl zeichne! — und dann ſeine irdiſche Brüder tröſte, wie jeder Zug des noch verſchatteten, gebundnen Geiſtes nach Herrlichkeit und Offenbarung ſtrebe, würklich ſtrebe, auch wenn er am meiſten zu irren und zu kranken ſcheint. Wo gerath' ich hin? ich weiß nichts Beſſeres.

[1] Ich ſoll das Leben Jeſu ſchreiben — ich? Niemals! Die Evangeliſten habens geſchrieben, wie's geſchrieben werden ſoll und kann. Anſchauend commentiren kannſt Dus und nicht ich. Laſſet uns aber nicht ſchreiben, ſondern werden. —

Luther hab' ich nur immer als Mönch oder Kirchenvater abgebildet geſehen. Brutus kenn' ich nur aus Plutarch, Shakeſpeare und ſeinen wenigen Briefen in Cicero. Ich kann Dir (ich muß wie ein Kloß ſchreiben!) nichts geben. Auch von Büchern zur Phyſiognomik weiß ich nichts Sonderlichs. — Die Griechen haben den **äußerlichen** Menſchen ſo gekannt, wie wir ihn nie kennen können und werden. In den mittlern Zeiten verſchlingt ſich alles in Chiromantie, Metaſcopie u. ſ. — Bücher und Bücherchen, die ich Dir nicht nennen kann, ohne lächerlich zu werden, und doch ſteht auch in ihnen Gutes. Die Phyſiognomik der Griechen iſt ſo ſpecial, daß wir, die in lauter allgemeinen Ideen ſchweben, ſie verachten. Siehe ſie aber doch an! Ich will mich um Deine Ankündigung bemühen und dann ſehn, ob ich was nachholen kann; glaube aber kaum, denn ich bin jetzt ſehr ſtumpf. Gott ſtehe Dir bei! muß ich mit dem Glaubchriſten Jacobus ſagen. Du haſt ein ſchwer Werk übernommen, wirſts aber gut ausführen und erweckſt doch damit die Gabe Gottes in Dir für andre.

---

[1] Die folgende Stelle bringt Hegner S. 31 unter falſchem Datum.

Füßli empfohlen oder zugeſandt zu werden bin ich nicht werth, weiß auch nicht, ob ichs je werde? Nun noch von meinen Predigten ein Wort. Du wollteſt mir würklich übel, Lavater, wenn Du eine Zeile davon herausgäbeſt. Sie ſind nicht Predigten, wie Du ſie da ſiehſt. Ich predige, ſo viel ich kann, populär — dies iſt nur das Schema für eine Perſon, die darum gebeten und die mich in den kürzeſten Bücherausdruck verſucht. Ich fahre mit dem Leben Jeſu in Predigten fort und will Dir mehr ſchicken.

Meine Predigt iſt für Dich geſchrieben: ſie waren alle da und für den und jenen geſchrieben. Meine Frau raffte zuſammen, was ſie finden konnte, und ſagte: „Je mehr, je beſſer!“ weil ſie Euch herzlich liebt. Ich ſagte: „Nein das, das, das nicht! was ſoll das? die taugt nichts!“ Da blieb aber nichts übrig; alſo bekommt Ihr alles. — Zeige dieſe Stelle dem guten Pfenninger, für deſſen und Dein

Frauen Bild wir mit ganzem Herzen danken; ſie iſt ihm Antwort.

Eure Bilder ſind heilig um uns, meine Lieben! Wenn Gelegenheit iſt, ſollet Ihr auch uns haben, wie es ſei. Bei Goethe war ich nicht getroffen.

Noch habe ich Dir nicht für Dein Manuſcript[1]) gedankt, lauterer Mann. Es kam mir am Neujahrstagmorgen, eben da ich in die Kirche wollte (Du ſollt die Predigt, die ich hielt, Luk. 10, 17—20 haben) und den herzlichen Entſchluß faßte, dies Jahr allem, was es ſei, auch Dir, wo Du als Menſch in mich würkſt — zu verſchwinden, und — wie weit bin ich? Du haſt viel Schönes, Starkes, Herzliches geſagt, aber für zu viele, und da haſt Du Dir ſelbſt (20. Febr.) Dein Urtheil geſprochen. Drei herzliche, redliche, innige Perſonen, die es hier geleſen, haben mir ſehr gedankt. Ein andermal mehr. Gott mit Dir! Du ſiehſt, ich kann heut nicht ſchreiben. An Pfenninger Gruß und Dank für alles. H.

31.

Lavater an Herder.

(Zürich) den 11. März 1775.

1) Von Zimmermann einen unüberſehbaren, unendlich wichtigen Brief mit vielen Geſchenken erhalten.

---

[1]) „Vermiſchte Gedanken. Manuſcript für Freunde“.

2) Von Herdern einen unausſprechlich wichtigen Brief.

3) Vollendet den erſten Theil meines Werkes.[1])

4) Stirbt vermuthlich ein Geiſtlicher, deſſen Tod Pfenninger zu meinem Helfer am Waiſenhaus macht.

5) Fand meine Frau, vom Land hereinkommend von einem Fall ſehr krank.

Herr Jeſus! welch' ein Tag! O du — trage mich!

Dein Lavater.

Meine Frau iſt etwas beſſer; aber — ich fürchte — mir droht was. Doch — Thor ich, der ich fürchte!

32.

Herder an Lavater.

(Bückeburg im April 1775.)

Hier, lieber Bruder, mein Schatte, wie er ſei, und noch mehr Schatte in den zwei Büchern.[2]) Werden ſie Dir und Deines Gleichen Licht und durch Dich Flamme für andre! Schreibe mir, was Du fühlſt, inſonderheit beim großen, das ich Dir am erröthendſten ſchicke. Bald etwas anders im Manuſcript.[3]) Deine „Phyſiognomik" habe ich im

---

[1]) Der „Phyſiognomiſchen Fragmente".

[2]) „Briefe zweer Brüder Jeſu" und „Erläuterungen zum neuen Teſtament."

[3]) Die Schrift über die Apocalypſe, die er am 4. [illegible] überſandte.

Entwurf geſehn und mich erfreut. Ich hoffe. Liebe mich, wer ich ſei, und grüße Pfenninger. Die „Urkunde" ſchicke ja nicht an Füßli: es iſt zu ſchwere Maculatur dahin und für ihn!

H.

Dem Bauer [1] theile mit, was Dir gefällt: inſonderheit das große. Sein Brief hat uns ſehr ermuntert. Grüße ihn mit viel Dank. Ich wollt', ich könnte bald tiefer für ihn ſchreiben. Jetzt iſts Schaum. Doch jeder nach ſeinem Maß. Beim neuen Teſtamente halte Du Dich am Entwurf, bei dem ich vieles nur durch Winke ſagen mußte.

33.

Herder an Lavater.

(Bückeburg im Mai 1775.)

Liebſter Lavater! Semler hat über Deinen Brief an ihn geſchrieben [2], in der Zeitung Hohn gekriſchen, verſteht ſich mit vieler Schonung gegen den redlichen Lavater.

---

[1] Ein gewiſſer Boßhard. Vgl. unten Brief 36. Dieſer Boßhard iſt der Bauer, deſſen in Goethes Brief an Herder Nr. 11 gedacht wird.

[2] Lavater hatte ihn brieflich aufgefordert, die Gaßneriſchen Wundercuren ſeiner Unterſuchung zu unterziehen. Vgl. Semlers im folgenden Jahre erſchienene „Sammlung von Briefen und Aufſätzen über die Gaßneriſchen und Schröpferiſchen Geiſterbeſchwörungen".

Kannſt Du mir den Brief ſchicken? und wo möglich Gaßneriſche Thatſachen dazu? Du labſt meine Seele, und ich bin böſe, daß Du nie gegen mich ein Wort verloren. Ich weiß nichts davon, als was die Zeitung ſprach. Ein Viertelſtündchen bleibt Dir doch dazu irgendwann über.

Meine Bücher wirſt Du empfangen haben. Gebe Dir Gott dazu heilige, für mich belehrende Minuten. Wie ſehr verbindeſt Du mich. Und Deine „Phyſiognomik“ — kriege ich ſie zu ſehen? ich, der nicht ſubſcribirt hat? Ich bin während der Zeit meines Stillſchweigens an Dich auf einem Fluthenmeer von Freud' und Leid geweſen. Geſchäfte, Verdruß, Schmerz, Troſt, liebliche Stunden abgewechſelt. Geſtern hab' ich meines Weibs Bruder wegbegleitet; bald erwart' ich meiner verſtorbenen Schweſter Sohn bei mich zur Erziehung und vielleicht auch Hartknoch. Auch viel andre Freud' und Hoffnung. Du und Pfenninger, höre ich, ſind gerückt[1]: helf' Euch Gott! Ich hab' auch zu meinen vorigen Stellen die Geſchäfte der Superintendentur übernommen — ringe vors erſt, alte Streitigkeiten drin beizulegen, aber noch vergebens. Ich hab' die Stelle wider meinen Willen und ſo lang es geht, d. i. ob ich etwa was Gutes thun kann.

Vielleicht ſchicke ich Dir bald eine Arbeit im Manuſcript, die Dich erfreuen ſoll. Hamann hat an Dich ein Exemplar der Prolegomena[1]) über meine „Urkunde“ beſtimmt, das ich bisher ſchändlich vergeſſen. Wenigſtens ſchreibt er, „Dir Luſt nach ſeinem Profil zu machen, wie's ihm im Kopf ausſehe“, meint aber das Wort, wie ers im Briefe ſagt, nicht übel. Es iſt eigentlich bei ihm wahr, daß er nicht anders als alſo denken und ſchreiben kann.

---

[1] Lavater war Pfarrer, Pfenninger Diacon an der Waiſenhauskirche geworden.

Oetingers[2]) Schreiben vom Hohenprieſteramt hab' ich durchleſen. In dem Wuſt ſeiner apocryphiſchen Offenbarungen Goldkörner reinen und hohen Inhalts. Ich bin dadurch auf ſeine theologia vitae[3]) lüſtern worden. Die Fratze ſeines Hiobgeſprächs ꝛc. hinweggeworfen, bleiben ſehr reine und tiefe Geſichtspunkte übrig. Bei den Schwärmern, die er für Offenbarer hält, denk' ich: ſubjectiv iſt alles bei ihnen wahr geweſen; auch objective, ſofern ſie nichts aus Körper, Lebensart ꝛc. dazutrugen, die Summe wahr; aber neue Quellen höherer Offenbarung ſind ſie ſo wenig, daß wenn ich aus Jacob Böhm eine ganze Schrift ſeines Schuſtermirakels zuſammennehme, gerade nichts herauskommt, als was Johannes, Paulus, Chriſtus wie anders!!! ſagen. Ich habe durch keinen unſre Bibel lieber bekommen als durch Kinder und Narren, d. i. Myſtiker und Philoſophen. Die Myſtiker ſind auch Philoſophen nach ihrer Art, anders nicht zu betrachten (ſie entwickeln und räſonniren aus ihrer Natur und Empfindung), und im Ganzen zieh' ich ſie den Wolffianern weit vor. Bei dieſen wird alles Maſchine, bei jenen doch alles Leben und Empfindung. Nur ihr Licht brennt im Rauch. Anders genommen, verdunkeln, tödten, ermatten, ſchwächen ſie auf Lebenszeiten. Genug! auch das wollt' ich nicht ſchreiben. Tröſten Sie ſich, daß Oetinger Sie in die Zahl ſetzt. Sie gehen gerade den Mittelweg zwiſchen beiden (Myſtikern und Philoſophen), und werden einmal weiter und tiefer kommen als alle die Leute. Viel Gruß an Euch alle. H.

---

[1]) Vgl. oben B. I, 50.

[2]) Friedrich Chriſtof Oetingers „Geſpräch“ und „Höchſtwichtiger Unterricht vom Hohenprieſterthume Chriſti“ waren 1772 erſchienen.

[3]) Der eigentliche Titel der 1765 erſchienenen Schrift lautet: **Theologia ex vitae idea deducta.**

[1] Semler zu bekehren oder Gaßner zu rechtfertigen, wirſt Du Dich doch nicht weiter einlaſſen. Sorge, daß Thatſachen ans Licht kommen, und laß jedem die Anwendung. Du kannſt die Gebärmutter in jedem Gemüth nicht ändern, daß der Same empfange. Chriſtus konnte und wollte das nicht.

34.

Herder an Lavater.

Ich ſchreib' ſchon wieder. Da ich nicht weiß, ob Dir der Semlerſche Dreck zu Geſicht kommen möchte: hier iſt er. Du ſiehſt, mit dem Narren iſt nichts zu thun, als die Acta der Welt zu übergeben und ihn zu laſſen, wo er iſt. Chriſtus ging Phariſäer und Schriftgelehrte gerad' vorbei; ihre Umkehrung war unmöglich. Was müßt' er widerrufen! — Der Thurm ſeiner Schriften und Siege ꝛc. ꝛc. ꝛc. Auch die Teufelsbeſitzungen ſondre ab: wenns bloß Krankheiten ſind, iſt genug. Wir können, da wir Urſachen rathen, doch nichts als Krankheit ſehen. — Uebrigens glaub' ich ſo gut wie Du würkliche Teufel.

---

[1] Die folgende Stelle erſcheint bei Hegner S. 89 unter falſchem Datum.

Was machſt Du? Auf Deine „Phyſiognomik" bin ich ſehr begierig. Ich liege vor Anker und da ſchaukeln die Wellen ſehr unſanft. Laß mich bald etwas von Gaßner leſen.
H.

(Bückeburg) den 20. Mai (1775).

35.

Lavater an Herder.

Mit der Vollendung des Manuſcripts des erſten Theils meines Werkes 1) erhielt ich, Bruder, Deinen vorletzten und mit dem letzten Bogen des gedruckten Deine beiden letzten Briefchen, die ich Pfenningern dann immer zuletzt aus dem Haufen der Poſtbriefe heraus — an die unausſprechlich lächelnden Augen künſtle. „Wie Herdern danken!" ſchrieb

---

1) Der „Phyſiognomiſchen Fragmente".

mir Pfenninger aus'm Hegi, wo er den Mai mit den Seinigen hinwallte, ſich im Predigen — denn ſein Gedächtniß iſt ſchwach — übte, und jedes Wort von Dir durch mich aufhaſchte — „wie Herdern danken!“ da ich ihm erſt die „zween Briefe“, nachher die „Erläuterungen“ [1]) ſandte.

Ja! kaum auszuſprechen, welche Freude wir an Dir und dieſen neuen Herrlichkeiten gehabt haben. Wir laben und ſättigen uns — und laſſen dann, Bruder Mitſtreiter für die Wahrheit! — die ganze Welt um uns herum Deiner und unſer lachen! Deiner um unſertwillen! unſer um Deinetwillen! o Bruder! welche Zeit! ... Izt kein Wort über Deine zwei Werke. Der erſte ruhige Tag, nachdem wir unſer Amt (in Mitten des Junius) angetreten — ſoll Dein ſein. Da wollen wir alles ſagen, was wir denken und fühlen. Da wollen wir Dich .... ich glaub', ich wollte ſchreiben, belohnen — aber das wäre doch Unſinn; erfreuen — auch das iſt zu ſtolz — aber ſtille ſegnen und lieben!

Du kannſt nicht glauben, wie ſehr uns jede Zeile von Dir freut; wir leben izt in Zürich als Fingerzeige! Alles nämlich der bon ton der Theologen hat ihr Spiel mit uns. Das Sendſchreiben [2]) wirſt Du geſehen haben. Iſt voller Lügen. Macht hier entſetzlichen Lärm. Sollſt bald Nachricht von allem haben — auch wieder einen Theil meiner Briefe, wenn Du willſt. Reichen hab' ich Ordre gegeben, Dir ein Exemplar zu ſchicken meines „Quarks“ — aber ſags niemand; denn ich kann ſonſt keine Exemplare ſchenken. Nimm mit dem guten Willen vorlieb!

---

[1]) Vgl. oben Nr. 32.

[2]) Von Hottinger, wo Lavater auf das ſchärfſte getroffen wurde. Vgl. H. Düntzer a. a. O. S. 36 ff.

Ueber Gaßner iſt was in einer Frankfurter Anzeige von mir. Dank für Deine Sorgfalt deswegen. Will noch zuwarten. Etwas Kraft iſt gewiß da. O Herder — nicht von außen, von innen hab' ich entſetzlich zu leiden. Das äußere Leiden gebiert inneres.

Die Vollendung des erſten Theils, von dem ich mir ſo viele Freude verſprach, macht meinem innern Menſchen bange, obgleich ich dafür vielen Ruhm zum Trutz meiner Feinde einerndte. Ich bin ſo nichts in mir; ſo entſetzlich Larve — bei dem tiefen Wunſch, Wahrheit zu ſein, bei der großen Sehnſucht nach Liebeskraft. Ich bin ſo entſetzlich — flüchtig.

Was Du von Oetingern und den Myſtikern und Phariſäern ꝛc. ſagſt — trefflich! Hier — damit doch auch was am Briefe ſei — ein Porträtchen von Pfenninger, in der ihm fremdeſten Laune.

Adieu — Chriſtusverkündiger! trage mich, dulde mich! Grüße Dein Weibchen, Deinen Knaben küſſe, und — Deiner Schweſter Sohn! Aber doch nicht die in Darmſtadt iſt — geſtorben?

Zürich den 31. Mai (17)75, an einem herrlichen Morgen
auf der Zinne meines Hauſes.

36.

Lavater an Herder.1)

Dieſer Brief, mein Lieber, ſollte, von Goethe und mir unterſchrieben, Dir ſchon lange zukommen; er ward aber verlegt. Nun iſt Goethe ſchon zehn Tage weg, vermuthlich haſt Du ihn ſchon geſehen. — Jetzt iſt Samstag, mein heißeſter Sturmtag, und alſo kann ich nicht ſchreiben. In wenigen Tagen erwart' ich Zimmermann, der mich ſchon von Dir und Deinem Weibchen gegrüßt hat. Pfenninger iſt im Bade und trinkt Schwalbacher Brunnen. Noch ſchwach, doch beſſer. Häfeli, Stolz, Pfenninger und unſer Cirkel, auch Boßhard, wiſſen ſich nicht genug an Deinen „Briefen" und „Erläuterungen" zu weiden. Häfeli hat die ganze „Urkunde" in Currentgeld ausgemünzet.

Sage doch Mercken, daß ich ein Schuldner der Griechen und Nichtgriechen ſei. Jeder Laut von Euch freut mich. Alles, was er mir ſchrieb, verdient Dank. Goethe wird ihm ſagen, wie ich ihn ſchätze. Aber ich armer Rüdling2) — was kann ich?

Ich erwarte täglich die Niederkunft meines Weibchens. Adieu. Verzeihe, Liebſter! Lavater.

(Zürich) den 22. Juli (17)75.

---

1) Nachſchrift eines Briefes des Architecten David Vogel, worin dieſer mit Berufung auf Goethe und Lavater Herders Empfehlung bei ſeinem Herrn, dem Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, in Anſpruch nahm.

2) So pflegte ſich Lavater häufig zu nennen.

37.

Herder an Lavater.

(Bückeburg im Juni 1775.)

Der Dir dies Brieſlein geben thut,
Freund Zimmermann, iſt lang und gut,
Von Haupt zu Füßen elegant,
Und Biedermann an Bruſt und Hand,
Und Fuß und Kinn. Schau' an ſein Kinn,
Gefaßt, gemacht! — die Seel' ihm drin,
Im ſchlichten Antlitz hell und klar,
Steht immer da mir offenbar,
Ihn zu umarmen in statua
Zu ruhn in Liebreiz-gloria,
Bis bald ſich ein Wölkchen am Firmament —
Die 'nabzubringen ſei behend.
Hauch' an ihn, Lieber, mit Himmelsduft
Und Seelenſpeis und Schweizerluſt,
Und labt Euch in Eur'm Schattenreich
Von Menſchenzügen. Wollt' mich gleich
Wohl auch hin wünſchen, wie der Prophet
Elias in Eur Kabinet.
Dieweil das ab'r diesmal nicht geht,
Iſts beſſer, es ſtehe, wie es ſteht.
Hätt' Dir auch gerne eine Offenbar-
ung Johannes' 1) zugeſandt, hell und klar,

---

1) Vgl. S. 142 Note 1.

Hab' aber ſie nicht bei mir,
Und kann alſo ſie nicht ſchicken Dir.
Lieb', Lieber, mich an Seel' und Leib
Wie Zimmermann'n mein liebes Weib.

P. S. Viel Grüß' an Meiſter Schmidt Breitinger
Und Viehmagdnachbarsmann Hottinger.
An Gaßner verbrenn' Dir nicht die Finger.
Und noch einen Kuß an Pfeſſinger.

(Von Lavaters Hand, bei der Ueberſendung an Pfenninger.)

Ob morgen kommen zwei liebe Dinger,
Das eine geſetzt, das andre ein Springer —
Das weiß ich nicht, doch weiß ich, daß Steiner
Mit dieſem Briefe Dir lieber iſt als keiner.
Ich habe heut — freue Dich! — glücklich gepredigt,
Und mich ſo auf einmal aller Angſt entledigt.
Bin ich morgen Abend nicht bei Dir um Sieben,
So mußt Du harren noch lang, um mich ſichtbar zu lieben.
Doch über Nacht kann ich nicht wegbleiben,
Muß aufhören, wie ein Narr zu ſchreiben.

(Zürich) den 23. Juli (17)75.

38.

Herder an Lavater.

(Bückeburg) den 4. October (17)75.

Wie ſtehts, liebſter Lavater? biſt Du todt oder lebend? oder ſo von mir geſchieden, als die Seligen im Monde? Ich bin halbweges Dir näher geweſen, aber kein Zutritt zu Dir war möglich. Ich gab Zimmermann Gruß, Kuß und Wunſch mit, und ſetze mich einmal ausdrücklich auf den Poſtwagen, um Dich zu beſuchen, wie der Blitz in der Nacht. Man hat von Deinem Befinden hier ſolche ſchreckliche Dinge ausgebracht! Wollte Gott, Du hätteſt mir doch, wie Du verſprachſt, geſchrieben! Seit Du Dein Amt antratſt (ich trat meine Superintendentur mit Dir in einem Monat, wenigſtens thätlich an), biſt Du mir einen Brief ſchuldig!

Es gibt Zeiten im Leben, da Gottes Stimme durch Freunde und Aeußerungen um uns ſchweigt, da kein Heilvogel ſich ſehen läßt: ſo iſts jetzt mit uns, ſelbſt wo wir ſehnlichſt Briefe erwarten. Zu zwei, drei Worten haſt Du doch Zeit.

Ich habe Goethe geſprochen[1] und mich ſeiner erfreut: Merck geſehen und ihn beſſer und mitleidswürdiger gefunden, als ich glaubte. Lenz hat ſich auf recht unerwartet-göttlichgute Art mir genähert, ob ich ihn gleich nicht perſönlich kenne. Gleim hat mich beſucht, der herzlich beſte Märtrer ſeines Freundſchafteifers und ſeines wahrhaftig kindlich-männlichen Herzens. Vielleicht ſehe ich Claudius auch noch dies Jahr: verändre vielleicht gar noch meinen Aufenthalt. Ein Jahr, recht köſtlich an Arbeit, Müh' und Freude.

---

[1] Nach deſſen Schweizerreiſe, wohl auf der Rückreiſe, wo er in Darmſtadt einſprach.

Bei Deiner „Phyſiognomik" bin ich herrlich mit Dir, in Dir geweſen, habe mit Deinen Augen geſehen und mit Deinem Herzen empfunden. Nun ich Deinen eigentlichen Plan weiß, will ich Dir, wenn meine Seele ſich wieder aufrichtet und um ſich blickt, viel Flickwerk, wenigſtens zum Anſehen und Wegwerfen, ſchicken, inſonderheit Beiträge aus Myſtikern, die Du freilich nicht der honnetten Welt mittheilen kannſt, die aber oft am tiefſten hineingeblickt haben. Deine Grundſätze, wie ich ſie Dir mit heiligem Spahen abahnde, ſind (für mich!) außerordentlich wahr, treffend, weckend, oft himmliſch geweſen. Rechte Seherblicke deſſen, was im Menſchen liegt, was, wenn ers nicht iſt, er werden kann, des Gewächſes der Ewigkeit ꝛc. ꝛc., aber der Ausdruck iſt ewige Apologie oder unbeſtimmte Ausſchüttung, die umherwirbelt. Zwei, drei Worte hätten da ſtehen ſollen: wie in Linneus oder Buffon, charakteriſtiſch. Doch Du haſt populär ſein wollen und biſts, unnennbar weit, geworden.

Meine „Apocalypſe" [1]) wird Dir Goethe ſchicken, oder geſchickt haben. Siehe nicht Schale an, ſondern Kern, und auch nur deſſen Mittelpunkt faſſe mit ein[illegible]gender Empfindung. Das ganze Buch iſt ein Wort, Kommen Chriſti, A O, Anfang Ende. Worte, Zeiten, Bilder, Abſchnitte, Silben müſſens theilen: Herz und Seele, die außer der Zeit im Himmel ſchwebt, es wieder einen. Schreib' mir, was Du in Pathmoshöhle ſaheſt. Seitdem habe ich nichts gedacht, nichts geſchrieben. Mein Leben iſt wahrer Tod, unwürkſam und ſchwach all meine Geiſteskräfte. Und niemand beut mir die Hand! niemand hilft mir!

---

[1]) **ΜΑΡΑΝ ΑΘΑ.** Das Buch von der Zukunft des Herrn. Vgl. oben B. I, 66.

Was macht Pfenninger? Ihr ſchweigt alle! Und Deine Freundin Schultheß, die mir Goethe recht hat hermalen müſſen, da ich keinen Menſchen ohne Bild denken oder lieben kann. Alle grüße beſtens. Ich habe hier einen Freund, den ich alle Tage lieber gewinne, rein, wie Dein Pfenninger, und unſchuldig; aber ebenſo wie ich, noch nicht aus dem Reich der gelehrten Finſterniß ganz errettet, ebenſo wie ich, mit äußern Gräueln kämpfend.

Helf uns Gott!

H.

39.

Lavater an Herder.

Liebſter Herder! Ach! wie uns Dein Brieſchen wieder erquickte! wie wir ſeit Zimmermannen und Deinem herrlichen Brieſchen durch ihn nichts von Dir hörten! Habe Dir wohl hinten an eines Vogels Brief ein paar trockene Zeilen geſchrieben, ſcheinſt ſie nicht erhalten zu haben. Liebſter, verzeih' mein Schweigen! Ich war immer aufm Strom. Nun hoff' ich — Winterſtille, gebe Gott! nicht umſonſt. Ich traf eben Pfenninger und Häſelin an, als ich an Dich und Deinen Brief in der Taſche dachte. Wie's die lieben Edeln freute, da ich Ihnen mit einem von Lenzen den Deinen gab . . . Biſt Du doch uns immer in Deinen Schriften nah! und wenn wir Dein vergäßen, erinnerten uns Väter und Lehrer Deiner . . . Wär' doch herrlich, wenn Du ſo einmal mit dem Reichthum Deines Geiſtes und Herzens in unſere Armuth kämſt — würdeſt unſerer Kleinheit, Dürftigkeit, Kriecherei, Markloſigkeit lächeln. Biſt doch gut, daß Du unſer noch denken magſt, Lieber! Hab' aber doch mit Zimmermann viel von Dir geſprochen.

Ob ich lebend oder todt bin? — So todt als jemals. Ich ſchwebe, träume und bin nur in dem Augenblicke, wo ich — etwa noch ſchnell beten oder eine Thräne trocknen kann — ſonſt erbärmlich!

Was mag man von meinem Befinden geſagt haben? Ich befinde mich dies Jahr ſo gut als jemals. Ich bin vor der ganzen Welt als wahnſinnig — oder bevogtet — oder Schwärmer verrufen worden; indeß ich in Zürich alle meine Geſchäfte verrichtete und in einem ewigen Cirkel von Fremden herumtrottete. — Die ganze Welt mußte glauben, daß wir in Zürich einander in den Haaren lägen — und ich ging ſo ruhig meinen Weg fort, ſpazierte und räſonnirte mit all meinen Feinden — als wenn nichts vorgegangen wär' — aber — freilich umſonſt. Wollt' auch nichts damit. Es war mir ſo im Herzen wohl dabei — ich liebe die Leutchen; aber, Gott weiß, ſie fühlens nicht. Sei's! Ich werde mich gewiß nicht weiter meinetwegen kränken.

„Menſchen, Thiere und Goethe"[1] wirſt Du geſehen haben? Es lohnt ſich nicht der Mühe, ein Wörtchen drüber zu verlieren. Die „Maſuren"[2] wider Dich und mich, Goethe und Lenzen wirſt Du haben? Ich noch nicht. Geh's noch mit dem andern! —

Nochmals verzeihe mir, daß ich ſo lang ſchwieg. Ich konnt' an kein Briefſchreiben denken. Zimmermann weiß mein Leben. Zu zwei, drei Worten hab' ich tauſendmal Zeit, aber ich ſchreib' an Dich nicht gern zwei, drei Worte. —

Mit Goethe hatt' ich herrliche Stunden. Nur iſt's mir unerträglich, daß ich ihm ſo gar nichts bin. Ich muß andern nur immer die Freude laſſen zu geben.

Samstag Morgens den 7. October (17)75.

Daß Du Mercken beſſer gefunden haſt, kömmt vermuthlich daher, weil Du auch beſſer biſt: wer leidet, kann mitleiden. Lenz iſt ein trefflicher Junge. Etwas mehr Geſchmack und mehr Feſtigkeit zu räſonniren, und der Mann wär' unbezahlbar. Ich kenn' ihn perſönlich. Eins von denen Geſichtern, das nicht zu zeichnen iſt. Es iſt ein Zappeln des Genies in ſeiner kleinen Figur! Du kannſt Dich auf ſeine Seele verlaſſen, ob er gleich Etourderien ausſpricht. Gleims „Halladat“ hat mir Freude gemacht. Du haſt ihn zum Sprechen trefflich gezeichnet. Siehſt Du Claudius, o ſo herz' ihn mir und erinnere ihn an die Beſtellung phyſiognomiſcher Stellen, die ich bei ihm machte.[1] Du veränderſt vielleicht gar noch Deinen Aufenthalt? Soll ichs wünſchen? ſoll ichs hoffen? Zimmermann ſprach mir ein Wort davon — aber! aber! o Du Weiſerer — Stärkerer — trage dann Thoren und Schwache! Mit innigſter Sehnſucht erwart' ich, o Du Beſter, Deine Beiträge zur Phyſiognomik — oft nur Worte — nur Zeilen, oft — Bemerkungen, Charakter ꝛc. Ich bezeuge Dir, Lieber, daß ich hoffe, dies Spiel zur gemeinnützigſten Sache zu machen. Ich übe mich immer mehr im practiſchen Gebrauche derſelben. Für jedes critiſche Wort herzlichen Dank. O wie darf ich meine Augen vor Euch nicht aufheben! Ich kanns nicht faſſen, daß Du mich trägſt, und es ſcheint mir oft Heuchelei, daß ich mich ſo von Euch tragen laſſe.

---

[1] Vgl. H. Düntzer „Studien zu Goethes Werken" S. 203 f. 231 ff.

[2] „Maſuren oder der junge Werther." Vgl. a. a. O. S. 204 f.

Deine „Apocalypſe“ — o Du Held Gottes! Märtyrer! Ich habe ſie noch nicht. Vermuthlich bringt ſie die Frankfurter Meſſe. O Dank zum voraus! Wenn Du keine Leſer haſt als den kleinen Cirkel meiner edeln Freundſchaft —

---

1) Vgl. den Brief von Claudius Nr. 28.

haſt Du nicht umſonſt geſchrieben. Wir wärmen und ſonnen uns an Dir. Die Namen dieſer Geliebten ſind — Pfenninger und ſein Weibchen, Frau Schultheß. Jungfer Muralt, Nanne Lavater, Liſe Ziegler, Candidat Häfeli und Stolz — auch noch — Boßhard und eine Dienſtmagd, die in der „Phyſiognomik“ neben Deinem Engel ſteht — und dann auch noch Paſſavant von Frankfurt. Boßhard hat Bahrdts „Offenbarung“ für die „Urkunde“ gegeben. Pfenninger und Häfeli (der die „Urkunde“ überſetzt und paraphraſirt) haben unausſprechliche Freude über die kommende „Apocalypſe“. Ja freilich — himmliſcher Bruder! niemand beut Dir die Hand! niemand hilft Dir! Ach Gott! wie fühl' ichs, daß ich Dir keinen Finger reichen kann! Du mußt **allein** ſtehn, das iſt Dein Schickſal. Es iſt entſetzlich, wie Du mißkannt und zertreten wirſt. Ewiges Schandweſen des Jahrhunderts — aber dann möcht' ich Dich doch mit einer Thräne bitten: „Sei popular!“ Ich umfaſſe Deine Kniee. — „Sei, was Du biſt; aber ſei's den Menſchen um Dich!“ —

Frau Schultheß iſt kurz und gut — eine Männin. Sie ſpricht faſt nichts und fühlt nur ohne Wortgepränge. Sie iſt nicht ſchön und nicht fein gebildet. Nur ſtark und feſt, ohne Grobheit. Sie iſt ſtreng und ſtolz — unausgebreitet; eine treffliche Frau, eine herrliche Mutter. Ihr Schweigen iſt belehrende Critik. Sie iſt mir Warnerin und Stab . . . Sie iſt mir nur durch Schweigen nützlich;

ſie empfängt nur und gibt mir nicht — aus wahrer Demuth und — wahrem Stolz.

Will Dir nach und nach aller meiner Lieben Charakter ſenden. Unter den würkſamern, thätigern Freundinnen und Hörerinnen habe ich noch eine matronenähnliche Mamſell von Muralt, die zehnmal mehr Fruchtbarkeit des Geiſtes hat als Frau Schultheß. Ihr Verhältniß möchte ſein, wie prächtig und groß; nicht daß Jungfer Muralt nicht viel wahre Größe habe, aber ihre Größe iſt weniger verſchloſſen; ſie iſt feuriger, Frau Schultheß kälter; Frau Schultheß länger, Jungfer Muralt kürzer.

Sage mir, Liebſter, Beſter, wer iſt Dein Freund? Seine Silhouette? bitte, bitte. O Du Lieber, liebe! o Du Dulder, dulde! o Du Starker, ſtärke! o Du Trager, trage! Schau' Dich an und freue Dich Deines Seins! Du biſt! was willſt Du mehr? Adieu.

(Zürich) den 7. October (17)75.

J. C. Lavater.

40.

Lavater an Herder.

Liebſter Herder! Nur ein Wörtchen. Ich möchte bald ſchreiben, darum muß ich kurz ſchreiben, bin heiß umringt; möchte Dir entſetzlich viel ſagen . . . und kann wenig. — — Liebſte Seele, wir haben Deine herrliche „Offenbarung“.

Sie iſt uns erquicklich. Mir iſt ſie, mir ewigem Lichtſpalter, noch nicht paraphraſtiſch genug. Hätt' auch ein paar Fundamentalgedanken mehr erwieſen gewünſcht, z. E. das Datum der Apocalypſe. Und, herrlicher Offenbarer, was fangen wir nun damit an? Geben wir ſie Steinern? auf welche Bedingungen? oder ſenden ſie Dir zurück?

Häfeli, Pfenninger und all unſer Völklein weidet ſich an Deinen aufgeſchloßnen Quellen. Häfeli iſt doch ein ganz herrlicher Menſch! wie ſehr ich Wurm und Hülſe gegen den Herrlichen! Sollſt Deine Paraphraſe haben, bevor ſie gedruckt wird.

All das Meine iſt geſund. Pfenninger hat nun auch das vierte Kind, einen Buben, Johannes. Hab' ihm geſtern 4 Briefe an den Teller zu legen gehabt (die Stollberge, Haugwitz und Miller waren eben bei mir). Erſtlich einen von — Hannover, der nur ſagt, daß Zimmermann geſund ſei. Zweitens einen anonymen, der mich vor Gaßner als einem Diener des „apocalyptiſchen Thiers“ brüderlich warnt. Drittens einen von Wieland, der mir unter anderm ſchreibt: „Daß in dieſem Aufſatz („Deutſcher Parnaß“) vornehmlich Herders „Aelteſte Urkunde“ auf eine Art, die dem „Merkur“ Schande macht, abgefertigt worden, fühlt itzt niemand ſtärker als ich ſelbſt. Ich ſage itzt, ſeitdem ich dieſen Sommer zu Belvedere Herders „Urkunde“ NB. zum erſtenmal geleſen und mit Anſtrengung meiner ganzen Seele durchſtudirt habe. Hätt' ich, als ich mit der zweiten Lectüre fertig war, meinem Herzen gefolgt, ſo würde nicht nur

Herder einen beinahe abgöttiſchen Brief von mir erhalten haben, ſondern auch in den Auguſt des „Merkur“ eine Recenſion der „Urkunde“ eingerückt worden ſein, die meinen paſſiven Antheil an jener fremden Sünde gewiß wieder gut gemacht hätte.“ Dieß in pettissimo. Viertens gab ich ihm Deinen Brief und einen von Claudius an Wieland, der herrlich iſt. Kannſt denken, wie er ſich freute.

Ach Gott! — Du gibſt immer, ich kann nur nehmen; kanns oft nicht glauben, daß Du Dich ſo zu mir herablaſſen könneſt! Du nach Göttingen! o — — ſei unzerſtörend, mein Lieber. Bau'! bauen iſt niederreißen, Du kannſts, wenn Du willſt. Trage Federn und Meiners, genieße Heyne und bilde — tauſend! Schlözern laß: zertritt ihn nicht! „Zahm, zahm!“ ruf' ich den Stolbergs immer zu. Deine Preisſchrift 1) haben wir gerade vor uns. Wir freuten uns kindiſch, daß die Narren Dir doch immer huldigen müſſen. Will ſie jetzt ſtudieren.

Geſtern, Bruder, hab' ich die Einleitung zum zweiten Theil der „Phyſiognomik“ gemacht, die erſte Hälfte, war mir wohl bei dieſem Capitelchen — Zittern und Wonne ſein Inhalt. O Du, wie Du immer würkeſt . . . . wie wir immer unerſättlich ſind! wie wir auf jedes Deiner Worte horchen! O werde nicht müde, uns zu geben. Hoffe faſt, daß Du Paſſavant, einen aus unſerer Mitte, geſehen habeſt. 2) Die Stolberg's ſind unbeſchreibliche Menſchen.

---

1) „Ueber den Urſprung der Sprache.“

2) Vgl. Brief 29 von Claudius.

So viel poetiſches Gefühl, Genie, Geſchmack, und ſo viel ſimple, naive Menſchlichkeit.

Hier Hamann, der eben fertig iſt.[1] Den vorigen hab' ich weggeſetzt, er war zu ſchlecht. Ich komme eben von Marſchlins zurück, wo ich Bahrdt (ohne Bart) unendlich geſchickt, aber ohne alle Inkraft, ohne allen Glauben an ſich ſelbſt gefunden. Dem Philanthropen kannſt mit gutem Gewiſſen Schüler zuſenden. Thu's! Du thuſt was Gutes.

Hab' eine kleine Reiſe über Chur, Lindau, St. Gallen gemacht, und die Menſchen wieder allenthalben gleich gut und gleich ſchwach gefunden. Eine erhabne Myſtikerin, voll der tiefſten Erfahrung, hab' ich das erſtemal geſehen, aber auch da nicht den Glauben an ſich ſelbſt jener prophetiſchen Seelen unſrer Bibel gefunden.

O Herder, all unſer Wiſſen, Empfinden und Lieben iſt nichts, bis Gott uns geſagt hat: „Hie bin ich!" Auf die „Phyſiognomik" ſollſt Du ſchlechterdings nicht pränumeriren, ich will ſie Dir geben. Dank für Vogel. Itzt, liebſte Seele, Adieu. Grüß Deinen Engel und ihr Engelchen! „Hierophantiſche Briefe"[2] liegen auch vor mir. Erkläre mir auch was! Hamans Charakter in die „Phyſiognomik" von Dir? O — dürft' ich! ... Adieu. Der 10. der Geburtstag unſrer Bruderſchaft! Lavater.

(Zürich) den 8. November (17)75.

---

[1] Hamanns Bild findet ſich in den „Phyſiognomiſchen Fragmenten" II, 285.

[2] Von Hamann.

41.

Herder an Lavater.

B(ückeburg) den 30. December (17)75.

Noch vor Schluß des Jahres muß ich Dir, lieber Bruder, fürs ganze vorige Jahr, ſo mancherlei und auch die neulichen Geſchenke danken. Dein Brief, Pfenningers Brief, Hamanns Bild — denke, wie uns das alles erfreut hat! Du ſcherzeſt, wenn Du vom Empfangen ſprichſt, und daß Du nichts geben kannſt. Wer gibt und wer empfängt? Hamanns Charakter ſoll ich Dir ſchicken: hier ſind ein paar Zeilen, brauche davon, ſo viel Du willſt und wie Dus willſt und kannſt. Sein Bild iſt ſehr ähnlich bis auf den Sattel zwiſchen den Augenbraunen, den er nur in großer Anſtrengung und faſt Dürre der Seelen hat. Du wollteſt mir noch einen geendeten Stich ſchicken: kannſt Dus, ſo gib. — Was ich von ihm ſage, iſt wenigſtens wahr. —

Du ſchriebſt mir einmal von Luther: „Luthers Stirn hab' ich häufig geſehen; aber facies oris vultusque noch nicht.“ In meinem Vaterlande Preußen ſind Cranache von ihm, die mir in meiner Jugend ein tiefes Bild von ihm gegeben. Sobald ich einen kriege, will ich ihn ſchildern. Ich glaub', ich kanns: denn ſeine Schriften und ſein Leben bis auf die kleinſten Umſtände ſind mein Labſal. Ich glaub', ich kenne und liebe Luther inniger als der Haufen ſeines orthodoxen Nachfolgerviehes, die mich mitunter suspicione quadam für Ketzer halten. Kannſt Du Gerdesii historia reformationis haben, ſo ſieh' doch nach Melanchthon: ein liebes Menſchlein. Willt Du, ſo will ich was über ihn ſagen. Auch Eure Reformatoren ſind alle drin, und Berchtbold Haller hat ſchon die feine Naſe, die Du bei Deinem Haller gerühmt haſt.

Mit Jahrs Anfang, ſo Gott will, denke ich Dir im Ernſt Rhapſodien zur „Phyſiognomik“ zu ſenden — wenn nicht mehr, ſo Auskehricht zum Wegwerfen. Wenn ich nur jetzt Deinen Gang etwas wüßte! — Meine „Offenbarung“ ſende mir wieder. — Es muß umgeackert werden. Recht haſt Du, daß es nur poetiſcher Commentar ſei, aber gebe man unſrer Zeit ein Mehreres! Die zwei Punkte, die Du forderſt, muß ich wie einen Gräuel übergehen. Das Datum des Buchs ſoll bewieſen werden. Die Gründe, daß ſie unter Diocletian geſchrieben, ſind überwiegend; die andre Hypotheſe iſt nur eine extorquirte Stelle, die ein Schulknabe beſſer verſteht, wenn er nicht den Sinn hat, dem Johannes den Blick auf alle Zeiten zu rauben, wie's die Leute ja offenbar nur im Sinne gehabt haben. Mit der Zerſtörung Jeruſalems ſoll alles aus ſein und nicht wahr! Er hat ſie nach der Zerſtörung Jeruſalems geſchrieben, von ihr alle Bilder genommen. Der Jünger mußte bleiben, bis der Herr kommt, um in dieſer Begebenheit die größere Zukunft zu ſehen. Joſeph „vom Jüdiſchen Krieg“ und Matth. 23. 24. ſind klareſter Commentar und Bildergruben der Offenbarung. —

42.

Herder an Lavater.

Hier, lieber Lavater, einige Flicke zur „Phyſiognomik“, mancherlei Art. Siehe, ob Du was brauchen, drüber weiter was nachſchlagen willt. Wenigſtens ſiehſt Du, daß man an Dich denket.

Der Chriſtus zuerſt. Er iſt nach der älteſten Tradition, die ich hier habe abſchreiben laſſen, gezeichnet: ich erinnere mich nicht, weder unter Lebendigen noch Todten, ſo ein Geſicht geſehn zu haben. Gottes- und Marienſohn: himmliſcher Menſch, Bruder aller Brüder, im Willen und in der Liebe des Vaters. Seit ichs unter einem Pack elender Kupfer erhaſchte, ſchwebts mir immer vor Augen. Kein Chriſtus von Raphael hat mich je ſo gerührt: man möchte vor ihm knieen und ſtundenlang Herz zu ihm gewinnen. Der Blick, die Schlichtheit, dünkt mich, iſt ganz über der Erde. Nimm die Verzeichnungen unten weg; laß Deine Kupferſtecher ihm nur folgen. Lieber, ſollte nicht Deiner „Phyſiognomik“ werth ſein? Durch ſolch ein Bild wird jeder Menſch beſſer, ders anſieht.

Nro. 2 ein Marc Antonio und 3 ein Scipio nach Antiken, von einer Mad. Scarron, glaub' ich, geſtochen und hier nachgegriffelt. Nro 4 übertrieben ein Solonskopf — zum Anſehn Dir beigelegt. Iſt der Marc Antonio nicht ein halber Chriſtus, nach den gewöhnlichen?

Auszüge aus Campanella, Baco, Maximus Tyrius, Homer, Pindar und Kleinigkeiten, ein Netz von faulen und guten Fiſchen. Beliebts Dir, ſo will ich fortfahren. — Sage, wohin Du meine künftige Auszüge gelenkt wünſchteſt. Ich weiß von Deinem Plan noch zu wenig und tappe Dir alſo bloß nach.

Noch ein liebes Antlitz Nro. 5, nur am Untertheil zu grob gezeichnet. Die paar Worte, die ich auf der andern Seite drüber ſchreibe, ſind ſchlichte Wahrheit. Wollſt Du es nicht wo zum Thürhüter eines Abſchnitts in Deinem Buch machen? Die Perſon, die's vorſtellt, hat für mich Einfluß gehabt auf mein ganzes Leben. Lebe tauſendmal wohl! wohl! wohl!

H.

(Bückeburg) den 20. Jenner (1)776.

N. S. „Reines Herzens! das ſein! es iſt die höchſte, ſteilſte Stufe von dem, was Weiſe erſannen, Weiſre thaten."

Siehe den Anbruch auf dieſem Antlitz! Die hohe vollendete, überm Auge ſo viel ſagende Stirn, und dann den ſanften Abgang zum ſtill hinblickenden Auge. Beſcheidenheit und Demuth! ganz die Stimme: „Ich bin des Herren Magd!" ſchweigend, mit blödem Zehentritte. Carità auf einem chriſtlichen Grabmal. Der Untertheil des Geſichts iſt Verzeichnung und Erdhülle. Erwartet man aber nicht, wenn das niedergeſchlagne Auge ſich aufthut, Licht des Morgenſterns, Himmelsglanz einer Erſtandnen?

S. auch Sirach 50, 6—26, die Beſchreibung Simons und Pſalm 45. —

43.

Pfenninger und Lavater an Herder.

Den 5. Februar 1776 Morgens.

Aus dem Bette trieb mich die Begierde, Ihnen zu ſchreiben, und wie und was auch kommen mag im erſtohlenen Viertelſtündchen, ich ſchreibe. Sie ſinds doch ja — Univerſitätsprofeſſor und Prediger in Göttingen? Was werden Sie da zu thun und zu leiden haben!! — Wir vernehmen meiſt nur jenes: auch von jenem wie wenig! doch beides hat Früchte in die Ewigkeit. — Wie's uns Feſt war, Sie in die große Sphäre berufen zu ſehen, denken Sie kaum.

Freitag den 2. Februar erhielt Lavater Ihre Phyſiognomica mit Freud' und Dank. O Treue! Gott lohn' Ihnen jedes, was Sie zu Lavaters Unterſtützung thun. Ich begreife zwar nicht, wie Sie nicht noch ein mühevolleres, zerriſſeneres Leben führen als Lavater. Einmal Lavater leid't bisweilen unausſprechlich unter ſeinen Laſten; heut iſt er wirklich zu meiner Frauen Eltern ins Hegi, um da 5 Tage an ſeinem zweiten Bande „Phyſiognomik“ zu arbeiten, der an Oſtern fertig ſein ſoll. Das Bild Jeſu hat doch unendliche innere Wahrſcheinlichkeit; ob nicht

Rouſſeau auch da ſagte: „So dichtet man nicht!“ Wie weit bringen Sie's mit ſeiner hiſtoriſchen Richtigkeit?[1] O göttlicher Mann! ich bin die Zeit her nach ſchwerer Tagesarbeit zur Erholung bisweilen ein paar Minuten mit Ihren Büchern. Wie vieles, vieles mecht' ich immer fragen, wär' ich um Sie. Ihre „Urkunde“ weckte mich wieder ganz — ihr Beſchluß ſetzte mich aufs neue in eine ſteigende Ungeduld, bis ihre Fortſetzung da iſt. Daß nur Ihr Nächſtes das Evangelium enthielte! An Oſtern ſoll ſie da ſein?? Um Gottes willen, ein Wort hievon nächſtens! Häſeli iſt bald zu Ende. Ich glaub', er hat kein Tropfen Saft noch Blut mehr als Herderſches. — Ein herrlicher Bruder — voll Kraft und Einfalt.

Ihre Schriften wecken hier in Zürich, was zu wecken iſt — nur in Gegnern Lavaters Böſes. O die armen Leute! noch vor 14 Tagen hab' ich innewerden müſſen, daß ſie ſchlechter ſind, als ich mir dachte; und als ich zu ihrer Ehre in einer geringen „Appellation an den Menſchenverſtand, gewiſſe Vorfälle, Schriften und Perſonen betreffend,“[2] öffentlich bekannt habe, N.B. welche mir die hochlöbliche Cenſur nicht will paſſiren laſſen aus Friedliebe — o — ich breche ab.

Nebenbei, o Geliebter, bin ich für die aſcetiſche Geſellſchaft an einem Geſchreib „über die Popularität im

---

[1] Von Lavaters Hand beigefügt: „Siehe unten.“

[2] Sie erſchien zu Hamburg.

Predigen“ — nach Bedürfniß unſrer Candidatenſchaft. Mit zwei Worten nennen Sie mir, wo ich etwas Kennens- oder Anführungswerthes fände, das da einſchlüge, welche alten Väter, Prediger Sie als Muſter der Popularität ſchätzen, welche Meiſterſtückchen Sie anführen würden? Ich bitte ſehr um die kürzſte Antwort hierauf. Doch will ich nicht, wenn Sie ſich geniren müſſen. Aber wie ich mich mit dem Ding vor Ihnen ſchäme! Herr Jeſus! „an Prediger“ Goldkörner in kleinen Schächtelchen. Mein Geſchreib! Hauchen Sie nicht. 's ſind Goldplättchen — falſch oder gut? ich hoffe zu Gott, ſie ſeien gut. — Welche Götter- und Engel- und Menſchenſpeiſe Sie bereiten, o Lieber! und ich da mit dem Ding! Doch auch Gottes Ebenbildes nicht unwürdig. „Der dem Vieh ſein Futter gibt.“ — Ich rede Empfindung.

Den 26. Februar.

Bis jetzt blieb das Blatt liegen. Mochts nicht ſo ſchicken. Vorgeſtern, Sonntags, vernahmen wir durch Lenz, daß ihm Wieland geſchrieben habe, Sie ſeien Superintendent zu Weimar. Das dürfen wir doch nun wohl glauben? Berichten Sies uns bald. Ruhigere Tage als in Göttingen erwarten Sie gewiß da. Es freute mich unausſprechlich. O ſagen Sie uns doch bald, ob ſie glücklich ſind mit Ihrer edeln Frau, und es noch mehr zu werden hoffen. Ich dürſte nach Briefen. Und dies Jahr bringt es Sie uns nicht her? Ach noch das!!

Die vorige Woche bekam ich das druckverbietende Erkenntniß meiner „Appellation“, dergleichen, glaub' ich, noch wenig iſt erhört worden. Darf ich das Teſtimonium neuer Hundsfütterei gegen Lavater beilegen?

In der Woche, da Lavater im Hegi, vollendete er ſeinen zweiten Theil „Phyſiognomik“. Gott weiß, eine Arbeit, gleich wenn er in einer Stunde 4 Meilen zu Fuß geloſſen wäre. O Herder! o Herder! Daß Sie näher um Lavater wären und ſähen die Kraft Gottes in ihm! Ich vertraue keinem Papiere, was ich Ihren Ohren vertrauen — werde!

Wenn ich mehr in mir wäre, wär' ich vielleicht der glücklichſte Menſch auf Erde. Aber ich bins noch nicht, bis ich mirs weniger ſchmecken laſſe, gut zu heißen, ohne es zu ſein. —

Denken Sie nicht, daß wir eine Bibliothek bedürfen, die der Berliner B. ſo viel als entgegen ſtände, und ſich durch Format, Maße, Fleiß, Dauer und etwas Phlegma Effect erwürke, wie jene? Ich kann nicht ausſtehen, daß die Sache des Irrthums mit ſo viel Fleiß und Ordnung und Zuſammenſatz der Kräfte geführt wird und die der Wahrheit viel minder. Und daß man in der Larve eines Despoten käme, die Welt von der Tyrannei der Recenſenten zu erledigen, wie Roth! — „Ich ſehe, daß Ihr gleichſam zu viel die Götter fürchtet: den unbekannten Gott kommen wir Euch zu verkündigen.“ Kurz, ich kann mir ein Journal denken, das ſich zu den übrigen wie der einige wahre

Gott zu den Götzen verhielte. Ich rede itzt nur von Sachen der Religion, Theologie und Philoſophie und Hiſtorie, in wiefern ſie auf jene Bezug haben, kurz in wiefern das allen itzigen höchſten Bedürfniſſen zu Hülfe dienen könnte. Sie verſtehen mich beſſer als ich. — Pf.

(Nachſchrift von Lavater.)

Liebſter Herder! durchſtreichen in dieſem Briefe darf ich nichts, und es gelten laſſen mag ich nicht. Kurz, ich leide mehr vom microſcopiſchen Lob meiner Freunde als allen Teufleien meiner Feinde. Ein Blick von Dir — und Du würdeſt ſehen den ſchwammigten Kerl ohne Zuverläſſigkeit. — Nun nichts mehr hievon, als noch dies: Von dem läſterlichen Briefe der Stolberg's, der raſenden, glaube kein Wort. Dergleichen Sachen machen mich toll

Und nun Du? was machſt Du? O Du Allzuguter, Treuer! Die Recenſion[1] — ich dank' es Deinem Herzen obgleichs auch Läſterung iſt, was Du von der Einleitung, Gott weiß, das Beſte im Werke, ſageſt, und von mir? — Ich zimmr' jetzt, daß Gott erbarm', an 50 chriſtlichen Liedern.

Du nach Weimar? Wo Stolberg Kammerherr, Wieland Merkur, Goethe Mignon, der Herzog ein trefflicher Mann, Louiſe der Engel iſt. Louiſe — o ich liebe Sie unausſprechlich. Ihr hab' ich den zweiten Theil „Phyſiognomik" zugeeignet.

---

[1] Des erſten Bandes der „Phyſiognomiſchen Fragmente“ in der „Lemgoer Bibliothek“.

Wir haben wieder einen neuen edeln Jüngling, einen Mann von Gefühl, Willen und That gefunden, der paßt zu Pfenninger, Häfelin und mir: Kaufmann. — Mit Deinem und Pfenningers Urtheil über den Chriſtus, den Du ſandteſt, bin ich ganz nicht eins. Es iſt mir unausſtehliche Krummheit, Rohe, nicht Simplicität des Charakters drin. Er hat mit dem Lentuliſchen, der freilich in den Copien auch jämmerlich verhunzt iſt, nichts Gemeines, contraſtirt ganz damit. Itzt laſſ' ich eine Büſte neben mir von einem auferſtandnen Chriſtus in Lebensgröße machen — einen in der Knechtsgeſtalt durft' ich nicht wagen. Ich hoffe, daß was Erträgliches herauskommen ſoll, wenn dieſen Morgen der Mund geräth. Stirn und Naſe ſind gut. Dann — familiare Vorleſungen drüber für wenige Freunde. Ein herrlicher, ergiebiger Text. —

Deinen herrlichen Hamann hab' ich hie und da gewäſſert. Er kommt im zweiten Theile. Adieu.

Ich bin nichts — als — Name. J. C. Lavater.

(Zürich) den 27. Februar 1776.

44.

Lieber Lavater! Drei Exemplare „Urkunde, vierter Theil" wirſt Du bekommen durch Zürcher Buchhändler, eine

Dir, eins Pienninger, eins Häſeli. Häſeli muß nichts herausgeben, eh' er dieſen vierten Theil geleſen.

Da ſehe ich ein Blatt von Haſencamp[1]), wo er mich in der Rolle ſeiner Weſtphäliſchen Pietiſten mit aufführt, und von Lavaters herauskommenden Unterhaltungen mit ſeinen Weſtphäliſchen Freunden ſpricht. Weißt Du davon? Sieh bei Zeiten in die Sache drein, und mich bringe ja nicht ins Spiel. Haſencamp kommt mir ſchrecklich etourdi vor. Da hat er des Königs von Preußen Majeſtät als einen autor classicus et biblicus „sur l'amour propre“ commentirt — ein zweiter Oetinger, und bittet Gott, Dich vorm Weltgeiſt zu wahren. Hab' Acht auf den Knaben! In dem einen Zettel hat er auf Luthers Abſolutismus und die formula concordiae als auf eine „Klotz- und Ochſentheologie“ geſcholten, und er iſt ſtolz auf die Preußiſche Gerechtigkeit vor Gott, daß Gott uns nach Majeſtätsrechten ſelig machen muß — und ſolch Zeug. Und doch iſt der Abſolutismus, wie ihn Luther lehrte, gerade der, den Chriſtus an vielen Stellen, Johannes, Paulus, alle Apoſtel ꝛc. lehren und ja das ganze Naturreich beweiſet. Aber freilich mit der grübelnden Naſe wittern wir nicht ſo weit an dies Geheimniß freier Liebe und Gnade, davon das neue Teſtament voll iſt, und alles ausgeht — erſinnen Majeſtätsrechte ꝛc. ꝛc. ein neues Pabſtthum! ſeicht und verführend, weils ſo für Pferd und Vieh iſt, worauf all unſere leidige Philoſophie hinzielet. Da ſoll zwiſchen Roß und Menſch, Menſch und auserwählter Chriſt kein Unterſchied ſein, und niemand fühlt den Jubel: „Gnad' Euch und Friede den Auserwählten Gottes, Auserkorenen und Geliebten!“ — ſehn immer zurück und ſorgen, wie es doch einſt Roß und Maul gehen werde ꝛc.

---

[1]) Ueber den Rector Johann Gerhard Haſencamp in Duisburg vgl. H. Düntzer a. a. O. S. 31 f.

Pfenningers „Apologie“ hab' ich geleſen, ein wackerer, braver, warmer Biederfreund. Grüß' ihn. Nächſtens ſchreib' ich an ihn.

Hottingerus, Breitingerus ad Semlerum [1] — da wird das Zeug über mich auch drein ſtehen. Laß ſein! — Wie gehts Dir? Haſt Du kein Herz, an mich zu ſchreiben, oder keine Zeit? Wohl das Letzte nur, der „Phyſiognomik“ wegen, die nun wieder Gottlob Dir vom Halſe ſein wird.

Freudentag' hab ich mit Claudius gehabt, dem reinſten Menſchen, den ich faſt gekannt habe; und ſo iſt ſein Weib. Meins gibt mir Auguſt wieder einen Buben. Dieſer iſt glücklich inoculirt und ſieht mit ſeinen vielen Blattern im Geſicht wie ein gemalter Wilder aus aus Neuſeeland, Pfeil im Blick, Wort, Willen, Fuß und That — wird auch ſein Kreuz in der Welt haben. Noch nie hab' ich gewünſcht, mit einem Menſchen zuſammenzuleben, wie ich's mit Claudius wünſche. Dich und Pfenninger kenn' ich noch nicht von Antlitz zu Antlitz.

---

[1] Die oben S. 131 Note 2 angeführte „Sammlung“.

Bald eine Zeile von Deiner Hand, wie meine „Urkunde“ Dir ſchmecke. Ich wills eben ſo thun mit Deiner „Phyſiognomik“. Laß oft unſre Seelen eins ſein! man ſtärkt ſich auch abweſend und ohne Schreibereien. **Herder.**

Bückeburg den 11. Mai (17)76.

45.

Lavater und Pfenninger an Herder.

(Zürich im Sommer 1776.)

Lieber Herder! Da mir eben ein Söhnlein ſtarb und die Nachricht kam, Du ſeieſt geſtorben, erhielt ich Deinen lieben Brief von Bückeburg. Dank Dir, daß Du mir Schweizer noch ſo gut biſt. Ich kann nichts und vermag nichts mehr. Ich bitte und flehe alle meine Freunde um Geduld und Schonung. Nimm alſo hier, ſtatt einem Bogen, zehn oder zwölf Zeilen, aus'm Geſchäfts- und Herzensdrange geſchrieben.

Mit ſchmerzender und ſüßer Ungeduld harren wir Deiner „Urkunde“. Das Urtheil von Häfeli im „Merkur“ haſt Du geſehen [1]? Er wird warten, bis die Fortſetzung da iſt.

---

[1] Im Märzhefte 1776. Tieck hat dieſen Aufſatz irrig Lenz zugeſchrieben. Die Orts- und Namensbuchſtaben (B und G) ſind willkürlich gewählt, um den Verfaſſer nicht zu verrathen.

Mit Haſencamp iſt nichts anzufangen. Er läßt ſich nicht berichten. Ich ſchreib' ihm faſt nie mehr. Er hat nicht die mindeſte Menſchen- und Weltkenntniß. Von den „Unterhaltungen" hab' ich noch nichts geſehen. Mich dünkt, der Mann kann doch nicht ſchaden. Wollens gehen laſſen. Soll' ich aber was thun, ſchreib's. Er iſt kränkelnd ... und ſklaviſch.

Pfenninger hat um der „Appellation" willen viel zu leiden. Breitinger iſt ein Philo, und zu ſpäte ſeh' ich nun, daß von den andern keine Rettung mehr zu hoffen iſt. Den zweiten Theil der „Phyſiognomik" hab' ich Dir zu ſenden Ordre gegeben. Verzeih' und dulde. Habe dieſer Tage Schloſſern gehabt. Ein herrlicher Mann — bei aller etwanigen Kälte. So ganz Vernunft mit feſt gehaltener Mannsempfindung, ſo viel Welt und Religion. Hier eine ſchwache Zeichnung von ihm. Hottinger hat wieder Briefe wider mich drucken laſſen 1). Sinds die, wie ich vermuthe, die ich im Manuſcript las, ſinds elende Studentengewäſche. Pfenninger findet ſie witzig, ich — wenige Stellen ausgenommen — verdammt fade.

Ein todtkrank geweſenes Töchterchen iſt mir wieder ziemlich hergeſtellt. Mein Weibchen hat viele Beſchwerde. Ich bin geſund, aber leide Tag und Nacht entſetzlich — wenig von außen. Claudius, was Paſſavant und Stolberg von ihm ſagten und Du — ein Gottesmann. Empfiehl mich

---

1) Vgl. den folgenden Brief.

ſeiner Fürbitte. Pfenninger hat viel Kopfſchmerz, Gedächtnißſchwäche ꝛc. Der arme, gute Engel. Warum kein Wort von Weimar? O Herder, dulde mich, grüße Deinen Engel und liebe Lavatern.

(Von Pfenninger.)

Dank um die „Urkunde IV.“, auf die ich wie auf die Morgenſonne warte. Daß ich auf Ihren Brief hoffe und Stunden zähle, ſind Sie Schuld. In meiner diesmaligen Leibs-, Seelen- und Geiſtesmattigkeit mag ich Ihnen nichts ſchreiben. Der dürftigen „Appellation“ halber wähnt mir Lavater, daß ich was zu leiden hätte. Es iſt mir himmelwohl, wenn mich ſolcherlei Burſche mit Lavater haſſen. Ich konnte meinen auf Lavaters Conto wachſenden Credit bei den Herren um die Welt gut nicht länger ausſtehen.

Was halten Sie vom „Sendſchreiben an den Bremiſchen Prüfer von Lavaters Meinungen“ [1]? Kurz das herrliche Ding iſt von Häfeli, aber wie viel dran liegt, daß Sie's niemanden ſagen, merken laſſen, müſſen Sie mir glauben.

Ihnen dies: Lavater ſah ich vergangenen Pfingſttag Nachts im nachläſſigen Freundesgeſpräche in einer Größe — prädeſtinirten ahnungsvollen Größe — wie, Gott weiß! in meinem Leben noch nie! O Herder! Herder! Wenn Gott ihn hinnähme, ohne auszuführen das Angefangene, mehr

---

1) Häfelis Sendſchreiben bezog ſich auf Lavaters Meinung von der Glaubenskraft.

als zur Hälfte in ihm vollendete Werk! — — Er nimmt ihn nicht hin! O was wird uns durch ihn werden! So kennt Lavatern kein Menſch, wie ich, und wahrlich, ich ſah und ſtaunte, daß ich ihn noch nicht halb kannte bis auf den letzten Sonntag. Sie, o Herder! — noch erinnere ich mich — ahnden ihn ſchon lange prophetiſch. — Auch einmal ein vertraut Wort hierüber an mich! . . ?

Brudergruß an Sie und die Heldenmutter. Pf.

46.

Lavater, Häfeli und Pfenninger an Herder.

(Zürich) den 29. Auguſt (17)76.

Faſt, faſt darf ich nicht mehr anfangen, Dir zu ſchreiben, lieber, treuer, mächtiger Bruder? Es iſt unverantwortlich, daß ich Dir nicht eher für Dein ſchön Geſchenk, für Dein herrlich Buch gedankt habe. Ich will mich nicht entſchuldigen, nicht abbitten, nur itzt, ſchändlich ſpät, mit aufrichtigem Herzen ſagen: „Ich hab' empfangen und geleſen mit Vergnügen, Erbauung, Freude der Erleuchtung.“ Ich ſoll Gott und Dir herzlich dafür danken. Unſere Lieben alle weideten ſich am Buche und ſegneten den Verfaſſer. Es iſt und bleibt einziges Werk in dieſer Art. Man möchte raſend werden, daß es Menſchen, Gelehrte, Chriſten gibt, die Dir Bewunderung und Dank verſagen. Noch ſanfter, noch weniger anſpielend hätt' ich, um einer Menge Leſer willen, daſſelbe gewünſcht. Es wird indeſſen immer einzige Lectüre und höchſtes Studium aller Gotteslehrer und Schriftlehrer werden. Wer daraus nichts lernt, wird nie lernen. Es iſt auch viel deutlicher, intereſſanter, unterhaltender, ſtoffreicher, als der erſte Band.

Aber nun, was ſoll ich, Bruder, zu den beiden freundſchaftlichen und tiefgrabenden Recenſionen[1] ſagen! Nichts als: „Ich ſchäme mich und freue mich. Danken und vergelten kann ich nicht." Lieber Bruder! wo biſt Du nun?— Die Ungewißheit iſt auch mit ein Grund unſers Nichtſchreibens. Mit Weimar weiß ich noch nie recht, woran ich Deinethalben bin. So eben kommt Häfeli, der mit mir auf Marſchlins ging — und nun auch hin will, zu helfen, wenn zu helfen iſt.[2] —

Mit dem neuen Geſchmier der anonymen Hottinger und Comp. — „Briefe in der Perſon des Verfaſſers des Sendſchreibens", item „Joh. Caſp. Lavaters Bluttheologie in nuce"[3] gib Dich nicht ab — alsdann Du wolleſt unter den Titel von beiden zuſammenſetzen in Lemgo: „Kann auch ein Mohr ſeine Haut wandeln und ein Parder ſeine Flecken, alſo — ꝛc. ꝛc. ꝛc."

---

[1] In der „Lemgoer Bibliothek" beurtheilte Herder die beiden erſten Bände der „Phyſiognomiſchen Fragmente" und das zweite „Fünfzig chriſtliche Lieder", dann auch Pfenningers „Appellation", letztere auf Zimmermanns dringenden Wunſch.

[2] Hier folgen einige Dank- und Verehrungszeilen von Häfeli.

[3] Vgl. H. Düntzer a. a. O. S. 48.

Ueber Deine Glaubens- oder Wundertheorie in der Recenſion ein Wort. Nicht einer, Pfenninger und Häfeli ausgenommen, nicht einer hat mich hierüber ganz verſtanden, und ich dachte ſo ſimpel und klar alles geſagt zu haben. —

(Von Häfeli.)

L. wird weggerufen — ich fahre fort, bis er kommt. So weit wir in unſerm Jahrzehend von Glaubens- und Wundertheorie weg ſind, wars nicht Wunder, daß Lavater nicht oder mißverſtanden ward, zumal er ſich doch ein wenig *beſtimmter* und weitläuftiger hätte ausdrücken ſollen. Der ganze Sinn geht dahin: Befriedigung menſchlicher Bedürfniſſe — oder Löſung aller ungelöſten Zweifel — Uebergewicht hinreißender Sinnlichkeit — Proportion der Kraft mit dem Willen. Nenne man denn dies alles, wie man immer will. Nun geſtehe ich aller Welt: Nichts find' ich in der Bibel durchgehender, beſtimmter, eigentlicher dargelegt als Verheißung und Beiſpiele der allen — nichts in meinem Herzen tiefer, dringender, unabläſſiger, unentbehrlicher als Erfüllung, Erfahrung der allen. Aber daß man nichts von all dem weiß, erfährt, immer ſo im erbärmlichen Traume hindämmert, ſo kümmerlich ſich durchs Leben hinſchleppt — ohne Stimme Gottes, ohne Gegenwart, ohne Kraft — ach! das iſts eben, wo ich verſtumme, erſtarre, was mich oft an die wüthendſte Verzweiflung hinandrängt. — O wenn Du mir ein Licht reichen könnteſt und einen Stab in meine Hand! —

(Von Pfenninger.)

Itzt nur zwei Worte. Vier Wochen genoß ich Ruhe bei Schloſſer in Emmendingen; und es mußte nicht ſein, daß ich Ihre Fortſetzung früher als den letzten Tag bekomme, damit ich ſie auf dem Poſtwagen leſe. Alſo dennoch mit weit mehr Behaglichkeit als zu Zürich. Doch auch hier las ichs, wenn nicht allein, doch mit unausſprechlichem Vergnügen mit jungen Freunden und Freundinnen in Form des Informators — und das Wort Vergnügen iſt mir hier unausſprechlich widrig. —

Seit mir Schloſſern [1] ſo viel von Herdern und Ihnen erzählt hat, iſt mir, ich ſei viel näher mit Euch zuſammengeknüpft; ſintemal ich auch die gleiche Romanze mit ihr ſang, mehr aber nicht ſang, weil ich lieber hörte. O was es der Iſolirten, Körperlichleidenden, aus allem ſchriftlichen Zuſammenhang Herausgeriſſenen für Erquickung iſt, Freunde zu ſehn, oder was von ihnen zu empfangen, das ſie nicht beantworten muß. Und unter doppelter Geſchäftslaſt erliegt Ihr Mann faſt. —

*47.

Lavater an Herder.

(Zürich) den 19. October (17)76.

In Weimar alſo! bei Goethe! bei Wieland! bei — — Kaufmann alſo? O daß Kaufmann Dich verſchlang, austrank — und mir rief: „Das iſt Quellwaſſer!“ — das iſt Leben mir im Elend, indem ich ſterbe. Zwar heiter, ruhig, feſt bin ich — und alles außer mir, in mir nur iſt Hölle — bis ich den Saum ſeines Kleids angerührt habe.

---

[1] Goethes Schweſter.

Hier ein Briefchen, das ſchon Wochen in meiner Taſche ſtak.[1]) Verzeihe!

Es iſt Samstag. Ich bin außer Odem. Alſo — Lieber — trage mich! Ich kann nicht anfangen, ſonſt fänd' ich kein Ende. — Mich unter Euch würklich zu denken — ich ſtürbe!

Meine Seele iſt geſpannt — ich könnt' jetzt was, aber — allmächtiger Gott! Jtzt von kranker Frau und Dir weg — ins Zuchthaus! . . . Und dann eine Predigt über die Waſſerwandlung in Wein — dann ſtürz' ich noch in Pfenningers, des kränkelnden Arm. —

Sag' doch Göthe, Wieland — Dir ſelber darf ichs nicht ſagen —, mir ſobald möglich ein Dutzend Stricturen zu ſenden, oder Seiten anzuzeigen. Adieu.

Dein hohes Lied? J. C. Lavater.

(Beilage.)

An Herder durch Kaufmann.

O Du noch nie genoßner Ferner!
Genoſſen nur von dem, der Durſt, wie ich, hat

---

1) Siehe die Beilage.

Nach Menſchen — nicht nießen kann die Halben!
Die Ganzen ausgenießen!
Wo wandelt itzt Dein feſter, leichter Tritt,
Du allzertretener Zertreter aller?
Wo allgeliebter Liebender von allen,
Die aufzufaſſen Deine Götterwinke,
Die zu verſteh'n die Kraft, die in Dir würkt,
Gebildet Gott hat —
Wo izt? wo wenn dies Blatt in Deiner Hand
Sich aufſchließt — Du lächelſt der erkannten
Geliebten Freundeshandſchrift — wo?
Im Kreiſe liebender Genießer?
Nicht Donnerer! Nicht Strahlenwerfer dann!
Erleuchter und Erquicker nur!
Wo wurzelt itzt? wo dann ſich
In welches Herzens Tiefe Deine Ferſe?
Und welches Auges Blick ergreift der Deine?
Ergreift der Deinigſten
Ihr Tauben- oder Falkenblick —
(Denn nie ſah' ich ihr Aug', auch nicht im Bilde.)
„Da will ich ruh'n! Aus dieſem Quelle trinken
Erlabung, Kraft und reines Leben!“
Wann ſagts, ſagts nicht Dein Herz?
Bei welches Menſchenangeſichts Vorüberwandeln?
Wie? oder gehſt Du itzt an Goethes
Heldenarm geſchlungen in die Gärten
Voll leiſer Quellen unnennbarer

Gefühle? dem nur rieſelnd,
Genießbar dem nur, der ſeines Daſeins
Geheimniß anzubeten glutheiß ſchmachtet.
Wie? oder nimmt der menſchlichſte der Fürſten,
Den noch mein Auge nie, ach! deſſen Schatten nur
Mein hingerißner, trunkner, ſtummer Blick ſah —
Nimmt er in ſtiller Lauben einer Dir die Hand,
Mit der Du richteteſt die frevlen Richter
Der Menſchen und der Gottheit und Entheiliger
Der Gottesoffenbarungen, mit der Du führeſt
Zum Quell der Wahrheit Wahrheitdürſter —
Drückt brüderlich ſie Dir und bringt Dich
Der ſich verhüllenden erhabnen Fürſtin,
Die noch nicht kennt der Stillbewunderer,
Der Höfling nicht, der Weisheit zählt nach Worten,
Nach Thaten, die geſehen werden, Tugend?

(Zürich) den 19. October (17)76. L.

48.

Herder an Lavater.

Kann Euch in Jamben ungereimt und prächtig
Denn heut' ſogar antworten nicht; ohnmächtig
Mög'n Knittelverſe zur Antwort ſein
Und dem Heldenſänger wohl gedeihn.

Zuerſt kam Dein proſaiſch Brieflein an,
Verzeih', wenn Dir mein letzter Wetterhahn 1)
Hat etwas zu Leid gethan.
War nicht mein's Herzens Grund,
War nur ein' böſe Stund'.
Ich lieb' Dein' Seele rein als Gold,
Und dau'rt mich, daß Du Dich mit Briefen quälen ſollt,
Die immer aufſchnappen nach Himmelsluft
Und riechen nicht des Freundes Duft.
Woll'n uns einander helf'n und tragen,
Und nicht die Seel' aus 'm Leibe jagen.
Darinnen lag von Mägdleins Hand
Ein Brieflein hold und unbekannt,
Kam mir wie Manna an zur Stund'
Aus der Aurora goldnem Mund.
Ich ſtreckt' meine Hände hin zu ihr,
Wußt' nicht, zu wem? und war bei Dir.
Und leg' ein'n Gruß in Deine Hand
So heilig, wie ins Engelsland
Einer lieben Verklärten zu tragen, -
Ihr Dank und Dank und Dank zu ſagen,
Daß ſie in holder Unſchuldtracht
Mich ſo — beſchämt gemacht.

---

1) Ein uns nicht vorliegender Brief vom 13. October, woraus Hegner S. 88 f. zwei Stellen mittheilt. Die dritte gaben wir oben unter dem richtigen Datum.

Konnt' nie für ſolchen Engel ſchreiben,
Und werd's auch lang noch laſſen bleiben,
Ob denken an ſie in ſelger Stund'
An der Aurora Roſenmund,
Wenn ich ſie noch einmal kann anſehn
Und Gottes Gedanken in mir aufgehn,
Wie er ſie ſchaffend — doch genung,
Ich ſchreib' ja Läſterung.
Dein Verſebrief iſt gar nicht wahr;
Drum iſt er auch Dichtung ſonnenklar,
Und kam auf großen Stelzen ſchwer
Zum großen, ſtarken Herder her,
Der eben hinterm Kirchenthurm
Sich fühlt' und wand ein armer Wurm,
Ging nicht an Goethens Heldenarm
Die Ilm hinan! Lag, Gott erbarm'!
Zehn Klafter tief im Erdenſchooß,
Und fühlt' keinen Quell, der von ihm floß,
Fühlt' keinen Tropfen Labung, wie
Ihns Herz und nicht die Phantaſie
Begehrt und doch nur im Wahntraum kennt,
Wenn es nicht Chriſtus' Name nennt.
Den wir denn freilich alle nennen
Und ſing'n und jubeln und doch nicht kennen,
Woll'n Teufel austreiben und Wunder thun
Und können noch in ihm nicht — ruhn.
Ja ruhn, mein Freund, als wie ein Kind

Und warten, ob nicht, wohlgeſinnt,
Ueber aller Erdenväter Schaar
Uns unſer Vater ganz und gar
Was gebe, was wir nicht — verſtehn,
Weder mit Tichten noch Trachten ſehn,
Nicht erfliegen und nicht erzwingen,
Nicht erſchnappen und nicht erringen
Durch aller Wörter Kuppeltand,
Der uns izt iſt ſtatt Bruderband.
Gebe Dir und mir Gott den Frieden,
Von ewger Ewigkeit beſchieden,
So wird ihn Dir mit ſammt dem Glauben,
Weder Breitinger noch Hottinger rauben.
Amen.

Nagt Dirs nicht und iſts ohn' Beſchwer,
So ſchick' mir mein' armen Chriſtus [1]) her.
Er iſt mir beſſer als all', die Herr Junker
Dahingeſchwarmt hat auf Deinem Speer.
Leb' wohl und bet' Dich zu mir her.
Und zerreiß dies Blättlein kreuz und quer.

Den 25. November. Weimar 1776.

---

1) Den von Herder geſchickten Chriſtuskopf. Vgl. oben Nr. 42.

49.

Lavater an Herder.

Dank für Dein liebes Brieſchen. Ein andermal und bald meine Gedanken über Dein ewiges Warnen gegen Anſtreben. Haſt überhaupt recht vielleicht, aber mir iſts tieſes Bedürfniß. Wer hat mich ſo gemacht? Und iſts nicht alles Unſinns größter zu ſagen: Du ſollſt mit Deinen Augen nicht ſehen — oder: Du darfſt Dein unaustilgbares Bedürfniß Deinem Schöpfer nicht ſagen.

Noch immer krank mein herzig Weibchen. Samstag und Poſttag. Adieu! L.

(Zürich) den 7. December (17)76.

Liebſter Goethe, in 8 Tagen die erſte Miſſion der „Phyſiognomik“.[1] Oder darf ich ſie Dir ſenden! Herder! O Du — wenn Goethe nicht kann, kannſt Du!

50.

Lavater an Herder.

Bruder, als einen guten Tag durch Herrn Prediger Stark. Zürne mein Schweigen nicht. Ich hab' itzt wieder abgeladen. Nun Oſtern, dann — an meine Lieben alle ſchreib' ich. Mein Weibchen beſſer — auch mein Kind wieder. — Verzeih die Brühe über Dein allliebes Geſicht.[1] Vergiß unſer nicht; wir vergeſſen Deiner auch nicht. Küß' Dein Weib und Deine Engel! — Ich bin Dein — zwiſchen Himmel und Hölle ſchwebender Lavater.

---

[1] Des dritten Bandes.

Z(ürich) den 8. März (17)77.

51.

Herder an Lavater.

Lieber Lavater! Die Herzogin Louiſe hatte mir befohlen, Dir ihre Entbindung, wenn ſie geſchehen würde, zu melden. Sie iſt heut geſchehen, morgens gegen 6 Uhr, mit vieler harter, doch nicht langer Arbeit. Sie hat eine Prinzeſſin, die Louiſe Auguſte Amalie heißen ſoll und gewiß morgen getauft wird: ein großes, ſchönes Kind, und Goethe verſichert, daß es gerade die Genieenaſe mit breitem Sattel nach Deiner Angabe habe. Ich, den nun eigentlich der Sattel weniger intereſſirt, freue mich herzlich, daß das liebe Geſchöpf, ihr Fleiſch und Blut, da iſt, und gräme mich herzlich, daß die goldne Frau ſo viel hat leiden müſſen und zum Theil noch leidet. Meine Frau iſt dabei geweſen, da das Kind kam, und kommt jetzt eben wieder von ihr. Ich hoffe und wünſche, daß die Schmerzen ſich bald in Freuden, in Mutterfreuden verwandeln mögen. Sie iſt alles, was

---

[1] Vgl. H. Düntzer a. a. O. S. 53.

Du weißt, und tauſendmal mehr: ein Baum Gottes an Standhaftigkeit und feſter Seele, und die zarteſte Blume an Unſchuld und Treue und Freundſchaft. Gott helfe dem Engel bald!

Lebe wohl, Lieber, mit all den Deinen; ich kann heut von nichts Anderm ſchreiben. Lebe wohl! Ich liebe Dich mit alter Liebe, wenn gleich jetzo eine Zeit lang mein Herz ſchweiget. Herder.

(Weimar) den 3. Februar (17)79.

52.

Lavater an Herder.

Z(ürich) den 8. Mai (17)79.

Lieber Herder! Dank für Deine gute Nachricht von der Herzogin Niederkunft! Ich danke ſpät, aber herzlich. Seit der Zeit weiß ich nichts mehr. Von mir mag ich nichts mehr ſagen — bis ich etwas Gutes ſagen kann. Alles, was ſich ſagen läßt, iſt: Ich bin außerordentlich beſchäftigt, außerordentlich geſund, und ich darf hinzuthun: außerordentlich geſegnet.

Mein Schreiber — nicht der, den Goethe kannte — erſchoß ſich am Oſtermontag Abends, um ½11 Uhr auf meinem Canapee, in meiner Studier- und Kinderlehrſtube. Du kannſt denken, was ich alles dabei litt. Grüß' Dein Herzensweib, küſſe Deine Kinder — und vergiß meiner nicht ganz. Kaufmann brütet ſich entweder zum Propheten oder zum Narren. "So groß kenn' ich keinen Menſchen — und ſo unerklärbar. — Verzeihe, daß ich ſo kurz bin. — Ich bleibe Dein Bruder Lavater.

Letzte Synodus ſprach ich das erſtemal keck und frei wider die feine Deiſterei — Semlers und Steinbarts.[1] Kannſt Du dem Unweſen zuſehen?

53.

Lavater an Herder.

Ich bin, lieber Herder, eben mit dem zweiten Leſen Deiner „Plaſtik" fertig. Herzlich dank' ich Dir fürs Geſchenk — für den Inhalt noch mehr. So was hat doch, Gott weiß! weder Zeit noch Weltgegend. So nichts wird unſer einer beim Leſen ſolcher Unbezahlbarkeiten. O Deutſchland — daß Gottes Fluch Dich treffe — daß Du — nicht niederknieſt, und den Baal, der nicht antwortet, mit 450 Prieſtern nicht ſchlachteſt. Daß das nicht Schmeichelei ſei, thue ich ſogleich hinzu: Lange hat mich kein Buch ſo gedrückt als Deine „Plaſtik" beim erſten Leſen. Auch itzt noch fehlt mir ein ich weiß nicht was dran, das mir das beſte Buch, das ich las, zur Dornſpitze, zur Klette macht. Ich glaub', es iſt der harte Marmor an der Bildſäule, die ich nun mit der geiſtigſten Fingerſpitze betaſte, und der nicht Fleiſch werden will. Nimm mir dies Mißbehagen! — Du erweiſeſt mir eine unausſprechliche Wohlthat. Sonſt — Gott weiß, daß ich die brennendſte Wahrheit ausſpreche — ſonſt möcht' ich um des Buchs willen Staub vor Dir werden! Mehr als meine ganze „Phyſiognomik" werth ſind 4—6 Seiten. —

---

[1] Steinbarts „Syſtem der reinen Philoſophie" ward von Herder beurtheilt. Vgl. „Zur Philoſophie und Geſchichte" B. 15, 427 ff.

Hab' ich Dir in meinem letzten Briefchen ein Buch genannt: Des erreurs et de la vérité, Edimburg 1775? Haſt Dus nicht und kannſt Dus nicht finden, ſo ſend' ich Dirs. Mit ſolcher Würde hat noch kein paradoxer Schriftſteller platoniſirt. Es iſt eine beſondre Metaphyſik, neben welcher nichts ſtehen kann. Der Verfaſſer iſt unausſpürbar.

Ein Wort von Dir über Steinbart — ein Wort von Dir „vom Zweck Jeſu" 1) — ein Wort von Dir über das ſchüchterne Weſen der paradox geſonnenen Geiſtlichen — thäte meiner Seele himmliſch wohl.

Kaufmann, der ſich viele Monate von mir getrennt hat, iſt jetzt durch eine ganz unbedeutende Veranlaſſung, ohne die geringſte moraliſche Schuld, in einem obrigkeitlichen Arreſte (auf dem Rathhauſe), bewundert von ſeinen Rich-

---

1) In den von Leſſing herausgegebenen „Fragmenten eines Ungenannten".

tern, und wird, hoff' ich, mit Ehren entlaſſen. „Wenn kein Hauch des Fanatismus ihn anhaucht!“ O Gott, was er wäre, wenn der Satansengel in Lichtengelsgeſtalt ihn nicht berührte. Ich leid' im Stillen ſehr drunter und möchte doch den Gott anbeten. Adieu, Lieber! Liebe und trage mich! — Dein „Vom Erkennen“ [1] hat mir himmliſch wohlgethan. Schade Sulzers Aſche, daß er den Eberhardismus vorzog! O Gott, welchen Mann — wo nur einen? hat Wolfis Schule gebildet!

Adieu. Grüß' Goethe und Wieland, einen jeden nach ſeiner Weiſe.

Enge bei Zürich, in einem neuen Rebhäuslein, herrlicher Ausſicht, wo ich Selzerbrunnen trinke und ruhe.

Den 26. Juni (17)79. Lavater.

Pfenninger grüßt Dich herzlich. Eben, noch vor Abgang dieſes Billetchens, erhalt' ich das Päckchen. Hamanniana O daß mir Weisheit gegeben würde, zu verſtehen! Denk', wir müſſen itzt der Ordnung nach die Apocalypſe, wöchentlich ein Capitel, erklären. Ich harre unruhig auf Deine Aufſchlüſſe. Heß und ich erklärens bloß von der letzten Zeit, ſehens bloß als das Letzte der Welt, als das Kommen des Herrn an — das alles einſt inner wenigen Jahren ſich anfangen und vollenden muß. Adieu.

Samstagsmorgens den 26. Junius 1779.

---

[1] „Vom Erkennen und Empfinden“, im 9. Bande „zur Philoſophie und Geſchichte.“

54.

Herder an Lavater.

(Weimar im Juli 1779.)

Dein Brieſchen, lieber Lavater, hat mir ſehr wohlgethan, nach ſo langem Stillſchweigen. Kaufmann dauert mich; ich hoffe, er wird frei itzt ſein, möchte doch aber gern die Urſache des Dings wiſſen. — Mit Kaufmann bin ich längſt eben ſo wenig als Du zufrieden.

Daß Dich die „Plaſtik“ gedrückt hat, glaub' ich gern: ſie drückt mich ſelbſt, weil ſie ſo allein ſteht. Der Marmor ſollte ſich beleben und zuletzt ganz verſchwinden (si diis placet): denn ſieh einmal aufs zweite Blatt, was noch folgen ſollte, und wovon die „Plaſtik“ nur das erſte, härteſte, dürftigſte Element iſt. Element indeß iſt, wie das harte Buchſtabiren zum harmoniſchen, fließenden Leſen. Der lieſt freilich ſchlecht, der im Leſen buchſtabirt, noch ſchlechter aber, der nie oder in ſchweren Fällen nicht buchſtabiren gelernt. So mit Plaſtik und dem Gefühl des Schönen. Meine Hauptabſicht war dabei mit, zu zeigen, daß von Menſchengeſtalt und Geiſtesform in derſelben ſich alles herſchreibe, was wir von Schönheit unter Mond und Sonne wiſſen. — — Uebrigens glaub' ich gern, daß Dir vieles hart vorgekommen ſein muß; Du biſt Schmetterling, ich Raupe.

Von Des erreurs et de la vérité habe ich viel gehört und nichts geſehn oder geleſen. Wenn ich Dich nicht beraube, ſolls mir ſehr dienen. Ich wills wieder büßen. —

Es iſt ſchlimm, wohin Zimmermann verfällt. Du wirſt ſeine Aufſätze im „Magazin“ [1]) geleſen haben: das meiſte iſt ſeiner unwürdig, und aus den Streitigkeiten mit Käſtner, Lichtenberg [2]) kann auch nichts kommen. Thue das Deine hinzu, daß er ehrlich herauskomme und dann ſchweige. Daß er mich in den Brei gemiſcht hat und einen alten Unrath aufwärmt, iſt mir nicht lieb, und die Anecdote von Goethe, Wieland und dem Hemd gar nicht wahr. Quo istae nugae tendunt!

Pfenningers „Magazin“ [3]) iſt hier ſpät angekommen. — Stolzens Aufſatz hat mir gefallen, nur iſt er zu lang und etwas zu declamatoriſch; ſonſt hab' ich noch wenig geleſen, und, lieben Leute, Eure chriſtliche Geſellſchaft gefällt mir nicht. Sie iſt nicht warm, nicht kalt — was ſoll auch chriſtliche Geſellſchaft durch ſolche papierne Bande und Looſungen? Einige Jahre weiter und Ihr werdets ſelbſt fühlen. An Leſſings Sache nehme ich viel glimpflichern Antheil, als Ihr dort zu nehmen ſcheinet. [4]) Wenn ich von einer Sache überzeugt bin, daß ſie viel Gutes würken muß, iſts von dieſer, in welcher Abſicht ſie auch angefangen ſei oder fortgeführt werde. Die meiſten Antworten (ich habe nur ein paar geleſen; Döderleins iſt mir die beſte) ſind nicht werth, daß man ſie lieſt; ſo grob und ſo dummdreuſt! Mir hat ſtellenweiſe das Buch vom Zweck Jeſu (ſo zuſammengeſucht und arg widerſprechend es gegen ſich und die Apoſtel iſt) in den Eingeweiden weh gethan, und die Sache vom Kommen, vom Zurückkommen in derſelben Generation dünkt mich nichts weniger als aufgelöſet, und ſie iſt doch wahrlich wichtig. Was mich in dem Scrupel mehr beſtätigt hat, iſt die Offenbarung, die ich vor einigen Wochen wieder vorgehabt habe. Aus dem Zuſammenhange des Buchs iſt unläugbar oder faſt unläugbar, daß ſein Verfaſſer, wenn er Johannes war, mit dem Untergang Judäas auch die Rückkunſt Chriſti gehofft und erwartet. Von ſämmtlichen Apoſteln und Evangeliſten (Lucas vielleicht ausgenommen) getraute ich mich nicht das Gegentheil zu demonſtriren, und alle gingen auf Chriſti Wort, der freilich ſelbſt ſagte: „Von der Stunde weiß niemand ꝛc.“, die Sache doch aber im andern Zuſammenhang vortrug, als das chriſtliche Syſtem ſie allmählich, da die Ankunft ausblieb, und nach und nach ſtellte. Löſe mir, was Du kannſt, und behalte die Sache bei Dir. Ich hoffe bald wieder an die Apocalypſe zu gehn, und wünſchte vorher Deine Gedanken hierüber zu haben. Im Buch will ich bloß die Sprache der Wahrheit, d. i. meiner Ueberzeugung reden.

---

[1]) Im „Hannöverſchen Magazin“. Eine Sammlung von Zimmermanns Aufſätzen erſchien in dieſem Jahre ohne deſſen Zuſtimmung.

[2]) Ueber die Phyſiognomik.

[3]) Sein „chriſtliches Magazin“ erſchien 1779 und 1780.

[4]) Vgl. Herders Brief an Leſſing bei Guhrauer.

Dies iſt der Hauptpunkt, der mich im Buch gedrückt hat; denn die übrigen Stücke und noch mehr die vorhergehenden Fragmente von Auferſtehung, rothem Meer, Unſterblichkeit der Seele, ſind levioris momenti oder ſchlechter angefochten, freilich auch mitunter ſchlechter gerettet. — Haſt Du Leß' „Dogmatik" und „Troſtſchrift" [1]) geleſen, ſo weißt Du, wie es um die neueſte Göttinger Orthodoxie ausſieht. Ich wünſchte mir Zeit und Ort, den Mann auf der Spitze ſeines eignen Rades umlaufen laſſen zu können: es frommete doch aber nichts, weder ihm noch andern. Ein elender, ſchwacher Neuling! Koppes „neues Teſtament" dagegen iſt neuerlichſt mein Handbuch. —

Zu Pfenningers „Magazin" kann ich vor der Hand wohl noch nichts ſchicken. Ich bin zu ſehr im Drange andrer Arbeit und übrigens von zu zerſtoßnem Herzen. Ich ſpüre auch überhaupt, daß ich zu wenig werde beitragen können.

Haſt Du das Berlin'ſche über Eure Nachtmalvergiftung [2]) geleſen? Was dünkt Dich? Antwortet niemand? Wenn Umſtände ſind, die das Factum anders darſtellen, wünſcht' ichs: denn jetzt iſt der Schein auf dieſes Zweiflers Seite. —

---

[1]) Von dem Göttinger Profeſſor Gottfried Leß war 1778 die Schrift „Troſtſchreiben bei dem Grabe eines einzigen Kindes" und 1779 die „Chriſtliche Religions-Theorie fürs gemeine Leben oder Verſuch einer practiſchen Dogmatik" erſchienen.

[2]) Hier iſt Nicolais Schrift „Einige Zweifel über die Vergiftung des Nachtmalweins, welche zu Zürich 1776 geſchehen ſein ſoll" (1778) gemeint, die durch Lavaters Predigten über die Sache veranlaßt worden war. Vgl. die „Phyſiognomiſchen Fragmente" III, 237 f.

Häſeli hat einige Predigten über die Zukunft des Reiches Chriſti: laß ihn doch, wenn ihn der Geiſt treibt, ſich über obgenannten Punkt mit etwas erklären — oder thue Du es. Daß Kayſer[1] den 45. Pſalm geſetzt hat, wundert mich: er iſt nicht ſo gar muſicaliſch in Worten. Seine Melodie iſt brav.

55.

Lavater an Herder.

Ich glaub' auch, Leſſings Haupteinwurf iſt der von der Wiederkunft, den keiner beantwortet. Leß und Semler ſind mir ungenießbar, und werden mirs ewig und in allem bleiben. Gott weiß, beiden fehlt das *Leibeslicht*, das einfältige Aug'. Doch glaub' ich, läßt ſich das Leſſingſche Ding auch von dieſer Seite beantworten: das „etliche hier ſtehen" geht doch offenbar auf die *Verklärung* auf Tabor — und genug unterſchieden hat doch Chriſtus (freilich nicht in *allen* Evangelien) das, was noch bei Mannsalter geſchehen ſoll, und das, wovon er die Stunde nicht weiß.

Da ich oft über die „Offenbarung" predigen *muß* und grad' heut die ſchwerſte Stelle vom zweihörnigen Thier und 666 habe — ſo mußt' ich heut beſonders auf meiner

---

[1] Goethes Freund Philipp Chriſtof Kayſer in Zürich.

Heimreiſe von Schinznach über die Sache nachdenken, und damit ich nicht in meinem Kopfe Undenkbares übrig laſſe, verſuch' ichs immer, die Apocalypſe poetiſch, das iſt, durch das ihr eigne Vehiculum zu denken, wozu mir freilich ſchrecklich viel fehlt. Je mehr ich nun hineinſchau' — vereinfacht ſich mir alles zur Idee — des ſchnellen Kommens des Königs der Könige, das dem Seher ſo nahe ſcheint — durchs Teleſcop der Weiſſagung und durchs Gefühl der Wichtigkeit und der Gewißheit. Das bald iſt mir alſo kein Scrupel mehr. Das Teleſcop des Geſichtes bringt das Fernſte nahe. Was einmal groß ſcheint, iſt nahe. Ich ſetze alles in die letzten Jahre. Geburtswehen des großen Tages und ſeine Geburt möcht' ich das Buch nennen. — Der letzte Tag, Meſſiade, das Reich der Reiche, der kommende Vollender — der Seher Johannes! — 666 kann ich nicht von Dauer verſtehn, wünſchte aber Deine Gründe zu wiſſen.

Kaufmann ward mit einer Buße von 50 fl. und einem Mißfallen entlaſſen, weil er dem Magiſtrat den Mann nicht nennen wollte, der ihm geklagt haben ſoll, die Brödtlein eines gewiſſen Almoſenamts für Arme ſeien zu klein, welches falſch befunden worden war. Kaufmann ſagte es zwar nur ſeinem Schwager, durch deſſen Unvorſichtigkeit kam es weiter. Kaufmann mußte Beſcheid thun, und den Amtmann um Verzeihung bitten. Die Sache iſt nun vorbei. Sonſt drückt Kaufmann alle durch ſeine liebloſe, ſtolze, richtende Härte, die er unſrer „Weichlichkeit", kraft eines „höhern Berufs", den wir bei ſeiner unleidlichen Stolzzornmüthigkeit, von der wir buchſtäblich Arm- und Beinabſchlagen fürchten, nicht anerkennen können — entgegenſetzt. —

Ueber die „Plaſtik", ſobald die Fortſetzung da iſt, mehr. Die Geſellſchaft im „Magazin" iſt nicht unſre, geht auch unſre nichts an. — Die „wo iſt eine ſolche"? iſt die unſre, die freilich noch geiſtlos iſt, doch nicht ganz, wie Du vielleicht denken mußt. — Das Berliniſche Nachtmalsvergiftungsdingelchen hat vermuthlich ein Freund des Nachtmalvergifters gemacht. Es iſt Unſinn, das Factum zu bezweifeln, aber wegen der „Haſenfüßerei" der Zürcher und weil es wider mich geht — darf ichs nicht ſagen. —

Zürich den 7. Auguſt 1779. Lavater.

56 [1]

Lavater an Herder.

Lieber! St. [2] entfloh den letzten Promotionsacten — entfloh heimtückiſcher Weiſe ſeinem Vaterland und ſeinen

---

[1] Hier fehlt ein bedeutender Brief Lavaters; denn Goethe ſchreibt am 7. Februar: „Ihr habt, wie ich höre, Eure Stimme über Herders Buch, die Auslegung der „Offenbarung" viritim geſammelt und ihm zugeſchickt."

[2] Ein junger Zürcher, der, durch Kaufmann nach Weimar getrieben, acht Tage bei Herder gewohnt hatte.

Freunden, wir wiſſen nicht wohin? — Vermuthlich nach Weimar. Sein bekümmerter Vater bat mich, ihn aufzufinden und ihm dieſe Inlage zukommen zu laſſen. — Ich darf nicht ſagen, thue, was Du kannſt, den Menſchen zu ſtärken und Kindes- und Freundespflicht nicht wegſchwärmeln zu laſſen. Du thuſt es ohne Erinnerung. —

Goethe wird Dir nun meine „Offenbarung"[1] gezeigt haben. Noch iſt mit dem Drucke nicht angefangen; aber bald wirds. Du thäteſt mir einen unvergeltbaren Bruderdienſt, wenn Du mir ſogleich alles anzeigteſt, was Dich ſchwach, matt, unwahr, unwürdig und dem Geiſte des Buches widerwärtig dünkte. Für jedes Wort will Du mein Herz danken.

Urtheilſt Du auch wie Wieland von den Semlereien?[2] Ich traue Wieland mehr Sinn zu und mehr Delicateſſe.

Von Deinen Predigten viel — wenig. Blätter oder Zeilen, ach! wie gern hätt' ich was. Sage Goethe, daß er mir doch ſogleich die Ankunft der Gemälde melden ſoll.[3] Ich bin unruhig, bis ich weiß, ſie ſind in Salvo. Genieße Du an meiner Statt die „Ruhe in Aegypten"[4]; ich weiß

---

[1] „Jeſus Meſſias." Goethe hatte den erſten Theil ſchon im Manuſcript geleſen, den Reſt erhielt er in Weimar.

[2] Im Septemberheft 1779 des „Merkur" findet ſich eine Anzeige von Semlers „Antwort auf das Bahrdtiſche Glaubensbekenntniß".

[3] Vgl. Goethes Brief an Lavater vom [illegible] Februar.

[4] Die Madonna in Aegypten, welche Goethe am 6. März an Lavater geſandt.

Du genießeſt ſie mit Wonne. — Gott mit Dir und den Deinen! wir ſind geſund. J. C. Lavater

Zürich) den 16. Februar 1780.

57.

Lavater an Herder.

Lieber Herder! Geſtern Sonntagsabends, den 22. October, las ich bis itzt Dein neues wahrheitreiches Buch, die „Briefe über das Studium der Theologie“, das mir oft ſo wohl machte — und manche treue, zarte Empfindung wieder aufwärmte. Ich habe beim Leſen einige Zeichen gemacht, und Worte nebenan geſchrieben — und finde nun artigen Stoff zu einem Briefchen an Dich, den ich in einer eben freien Stunde in Einfalt meines Herzens hinzuſchreiben nicht unterlaſſen kann. Laß mich Dir alles ganz natürlich von Herzen weg ſagen, was dieſe Schrift auf mich gewirkt hat.

Herzlich freute mich das Unternehmen *an ſich* und dies Unternehmen von *Dir*! in *dieſer Zeit*! — in dieſem ſo ſanften, ſturmloſen Ton — dieſer Deutlichkeit und Popularität — dieſem Fluß und Stil. — Die vier erſten Briefe — trefflich. Was S. 15 und weiter von den Poemen der Schrift ſteht, trefflich! Die Geſchichte der Stammeltern trefflich. Nur ſcheint mir das in der „Urkunde“ ſo auffallende *Sprechen* der Schlange zu ſehr überſchlüpft und — einer luminöſen Paraphraſe (meinem einzigen Prüfſtein aller ſolchen Hypotheſen) unfähig. Von dieſem Prüfſtein unten noch ein Wörtlein. — Für Deine Rettung der Bileamsgeſchichte dank' ich Dir mit vollem Herzen — hingegen nicht dafür, daß Du Manna, Feuerſäule, Durchzug auch nur herablaſſungsweiſe allenfalls als Naturphänomena durchglitſchen läſſeſt. Sechs Tage Manna — am ſechsten doppelte Portion ꝛc. ꝛc. Ich darf nicht mehr ſagen.

Sehr angenehm iſts zu leſen — ob aber für den Zweck des Buchs nicht faſt zu disproportionirt, was Du über die alten Segnungen, Lieder und Geſänge Jacobs, Moſes', Deborah' geſagt, iſt! Lieber hätt' ich ſtatt deſſen etwas Feſteres, Ausſchließenderes, Darſtellenderes über die Propheten geleſen. So wie über Jonas mehr! Ueber Ezechiels Tempel war ich ſehr begierig nach Deiner Meinung. Ich erwartete Licht, aber ich blieb mitten im dickteſten Dunkel ſtehen. Dein Guignen gegen gereimte Pſalme iſt gewiß übertrieben. Alle abſtracten Raiſonnements, ſo luminös ſie ſcheinen, ſo unwiderleglich — wenn die Erfahrung, wenn unläugbare Effecte gegenwärtiger Dinge ſie widerlegen, verbann' ich ſo weit wie möglich außer den Kreis, den ich um mich her gezogen habe. Wie viele der Crameriſchen Pſalme ſind unvergleichlich und ſchaden dem Original gewiß nicht! Man mag wider den Reim ſagen, was man will, der Effect geht über alle Räſonnements. Tauſend Lieder, was wären ſie ohne den Reim —

und warum ſollten die Pſalmen nicht auch, wenigſtens einige, dieſer Einkleidung fähig ſein? Beiſpiele beweiſens. Beiſpiele, wo nicht mein, ſondern Dein und aller Menſchen Gefühl entſcheiden ſoll.

So herrlich mir das Buch Hiobs ſtückweiſe, ſo herrlich ſein Anfang und ſein End' iſt — mir iſts doch oft lichtlos, planlos und, dürft' ich ſagen, zweckloſes Geſchwätz — wofern es nämlich Frag' und Antwort, Unterſuchung oder Drama ſein ſoll. — Factize Sprache — Prunk! und oft ſcheints mir Affectation, daß dies von aller Liebe ſo ferne Buch (die Stellen: „Ich war dem Blick ein Aug' ꝛc." ausgenommen) ſo hoch erhoben wird. — O wie viel hundertmal lieber leſ' ich „Samuel" und die „Könige"! — Kaum kann ich Dirs verzeihen, daß Du einen Bogen über Deborah Siegeslied und kein Paar Seiten über das Heiligſte des alten Teſtaments, den „Daniel", ſagſt. Solche Disproportionen beleidigen. Die zwei Worte, die Du ſagſt, werden dem Studio der Theologie nicht viel helfen.

So lächerlich es iſt, alle Bücher des alten Teſtaments als ein Buch, einer Zeit und eines Schreibers zu leſen — ſo hätt' es mir doch wohlgethan, aus Deiner Feder noch ausführlicher, als es im 12. Brief geſchicht, geleſen zu haben, wie in allen — aller Verſchiedenheit und beſchränkten Individualität ungeachtet — ein Thema liege — eins, das ſonſt in allen andern vorzeitigen und gleichzeitigen Büchern der Welt — man möchte ſie als zehntauſend oder als eins leſen — nicht gefunden würde:

welcher zu Gott kommen will, der muß glauben, daß er ſei und daß er denen, die ihn ſuchen, ein Belohner ſei.

Was Du über die Evangelien ſagſt, iſt auffallend wahr und beruhigend; beſonders dank' ich Dir für S. 249 — 253. Glauben an den hiſtoriſchen Chriſtus allein iſt Glaube, alles andre iſt Unglaube. Herzlich dank' ich Dir für den 15. Brief vom Geiſte des Chriſtenthums, der Demuth, Einfalt und Duldung.

So viel Wahres in dem iſt, was im 16. Briefe wider das Paraphraſiren geſagt iſt, ſo iſts doch beinahe revoltant übertrieben. Setz' anſtatt paraphraſiren — erklären — alte Sprache mit neuer geben — kühne Uebergänge des begeiſterten Autors dem kältern Leſer durch Stege und Bretter nachgangbar machen — wer kann behaupten, wenn er ſich ſo mancher Stellen in den Briefen Pauli klar erinnert, daß Paraphraſe nicht ſchlechterdings nöthig ſei? Iſt es nicht, Lieber, Ausflucht aller Schwärmer auf der einen Seite, auf der andern aller deiſtiſchen Schriftverkehrer, wodurch ſie immer durchſchlüpfen, daß ſie nie ganze Stücke nach einander paraphraſiren? Was als Paraphraſe kann fühlbar machen, ob einer ſich gleich oder widerſprechend — ſeinem Autor gleich oder widerſprechend iſt? Ich behaupte ſchlechterdings, das heißt, ich wills auf die Probe ankommen laſſen, ob ohne Paraphraſe die Epiſtel an die Römer, Corinther, Galater — ja auch nur die Bergpredigt verſtändlich genug zu machen ſei — und wenn ein Engel ſie überſetzte.

Ich weiß alles, was Du von Mißbrauch der Paraphraſe ſagen kannſt — und das mag Deinen Guignon dagegen entſchuldigen und rechtfertigen — aber unter allen Guignons iſt kaum einer in der Welt, der nicht zu weit geht. Bei Geſchichte iſts ganz anders, aber bei Räſonnements, feinen Anſpielungen, prägnantem Stil — nicht bei der Sévigné, aber bei Deinem, nicht bei Lavaters, aber bei Paulus' — iſt Paraphraſe, iſt hie und da ein Zwiſchenwort, ein Einlenken, Nachholen, Umſchreiben ſchlechterdings nöthig. Im Feuer der Angſt und des Schreckens wird manches Bächchen überſprungen; wer ruhig nachgeht, braucht oft Brücken, Bretter und Stab. Wenn Jeruſalem bei ſeiner Hypotheſe von der Geſchichte des Falles das dritte Kapitel Geneſeos paraphraſiren müßte — wo ſtünd' er? wo fing' er an? wo endigte er? Ich glaube z. B. alle die in die äußerſte Verlegenheit zu ſetzen, die Matth. 24 und vielleicht auch gar 25. und I. Cor. 15 mit Hymenäus und Alexander durchaus für ſchon geſchehene Dinge erklären — wenn ich auf eine durchgeſetzte Paraphraſe dringen würde. Und das, mein Lieber, wars, was ich Pfenningern ſo oft in Anſehung Deiner „Urkunde" und Deiner „Offenbarung" ſagte: „Die Hypotheſen halten die Probe der gemeinverſtändlichen Paraphraſe nicht aus." Ich rede, wie Mann zu Mann, ohne alle Furcht — mit Wahrheit den Freund der Wahrheit zu beleidigen.

Ich wiederhole, in dem, was Du über Paraphraſen ſagſt, iſt viel Wahres. Ich möchte ſagen: „Wirf nachher allemal die Paraphraſe wieder weg, wenn Du damit die Probe gemacht haſt. Paraphraſe iſt die einzige Probe, die letzte Probe (wenn alles andere ſonſt luminös ſcheint), ob eine Hypotheſe oder Erklärungsart Wahrheit oder Wind ſei? Wer die Paraphraſe ſcheut, ſcheut das Licht. —

Zu dem, was Du über die alten Weiſſagungen ſagſt, iſt viel lichthell Wahres — aber doch auch hie und da was mit in den Wirbel des Belachens genommen, was nicht drein gehört, wie z. E. der ſanftmüthige König Zions auf einer Eſelin. Ich ſehe gar nicht, warum das nicht habe geſchehen werden können, — ja wie es anders als geſehen habe geweiſſagt werden können? Iſts lächerlich, wenn Seher ſehen, ehe ſie zeugen, was ſie geſehen? —

Deinen Sinn von Weiſſagungen im 18. Briefe hätt' ich auch mehr ausgeführt, lichtheller, ſchärfer, anſchaulicher, mittheilbarer, nacherzählbarer (Nacherzählbarkeit iſt mir Probeſtein, wie Paraphraſes gewünſcht. Nicht wider Deinen Sinn, demſelben gemäß, glaub' ich (ohne mich einer lächerlichen [illegible] verdächtig zu machen) laſſe ſich die Sache viel ſimpler, anſchaulicher, größer, umfaſſender ſagen — ließ' es ſich zeigen, wie alle Weiſſagungen Zeugniß von Chriſto und alles im alten Teſtament Weiſſagung iſt. Das recht ins Licht geſetzt — würde, glaub' ich, auf alle redlichen Kinder der Wahrheit beinahe auf eine wunderähnliche Weiſe wirken. Was iſt der Hauptgeiſt der Weiſſagung? „Der Knecht, der verachtete Knecht des Herrn wird ſehr hoch ſein." Was iſt der Hauptgeiſt, die Summe der evangeliſchen Geſchichte? „Der Meſſias mußte durch Leiden in ſeine Herrlichkeit eingehn; dem, der in Knechtsgeſtalt erſchien, müſſen ſich alle Kniee beugen ꝛc." Hier von Dir die Parallele dargeſtellt, wie ſehr hätte das mich und tauſend Leſer erquickt! Ferner vermiſſ' ich die Hauptſache, die mir wenigſtens Schlüſſel zu allem iſt, mich über alle Schwierigkeiten bei den Citationen, Accomodationen ꝛc. wegſetzt, nämlich:

„Was immer Großes von Gott, von der Weisheit, Kraft, Güte, Ewigkeit Gottes u. ſ. f., was immer von allen großen, guten Menſchen, Iſraeliten, Königen, Propheten, Prieſtern, Naſiräern — was immer von allen Thieren, Löwen, Lämmern, Tauben, was von allem — von der Ceder bis zur Hyſſope Gottes geſagt ward, wird und werden kann — kann im höchſten, reinſten, beſten, treffendſten Sinn von Chriſto geſagt werden! Er iſt Centrum, in den alle Linien zuſamenlaufen; alles iſt Bild von ihm, deutendes Bild, alles Zeugniß von ihm. Was immer ſonderbar ausgezeichnetes Schickſal heißen konnte an irgend einem Mann Gottes oder an allen Gottesmännern zuſammen — das alles zuſammen iſt noch viel herrlicher an Chriſtus geſchehen. Sein Schickſal iſt das Schickſal aller Schickſale. So verſteh' ich Geiſt der Weiſſagung, Zeugniß von Jeſus."

Daß dies Große, Auffallende, Alles umfaſſende, Dir, ich will nicht ſagen, entging — daß Du das dem jungen Theologen nicht als das Größte, Wichtigſte in die Seele ſtammteſt, das wundert mich. Je weiter dieſer Gedanke ausgedehnt würde, je unwiderſtehlicher und allgegenwärtiger würde die Wahrheit.

Im 19. Brief iſt viel fürchterlich Wahres über die evangeliſche Poeſie oder Dichtung, über evangeliſche Sujets geſagt; aber gewiß auch wieder das Kind mit dem Bad ausgeſchüttet! auch wieder fürchterlich viel Guignon. Worüber in aller Welt ſoll dann poeſirt werden? was im Himmel und auf Erden, im Meer und in allen Tiefen trifft dieſe Manier zu guignoniſiren nicht? Nicht den Menſchen? nicht das Donnerwetter? nicht den Frühling? nicht die Liebe? nicht jeden Blick und Händedruck? Was iſt alle Poeſie gegen alles, was da wirklich iſt?

Die herrlichſte Ode oder Epopoe auf ein Sandkorn — was gegen das Sandkorn? Iſt nicht alles, was iſt, ſo gut Gottes Werk, wie das Evangelium? Was iſt beſingbar? welche Poeſie iſt etwas gegen den wirklichen Blick eines liebenden, treuen, reinen, göttlichen Menſchen? Wenn deswegen nicht poetiſirt werden ſoll, weil nichts in der Welt beſingbar iſt — weil das einfache Factum alles hinter ſich läßt — ſo muß die ewige Dichtkunſt, dieſe Mitgeborne der Menſchheit, ewig von allem verbannt ſein. Entweder überall keine Poeſie oder auch Poeſie über Chriſtus und ſeine Thaten — entweder keine Hymnen oder Hymnen auf Gott. „Aber die Himmel erzählen ja ſeine Ehre." Drum ſollen wir ſchweigen? Ei, mein Lieber! und wann über Gott — warum nicht viel mehr über den menſchlichen, ſo viel leichter beſingbaren — obgleich wie Gott ewig unbeſingbaren Chriſtus? Und im Ernſte, Bruder! wenn David lebte — beſäng' er nichts von der Chriſtlichen Geſchichte, wie er aus der Iſraelitiſchen ſo vieles beſang' — anders beſang, als die kurzdarſtellende Geſchichte — beſäng er nie Auferſtehung, Himmelfahrt — wie „Gott iſt aufgefahren mit Schall?“ — Lieber! Lieber! Aus hundert eins: die Erſcheinung Chriſtus' vor Petrus, die der Evangeliſt nur leiſe berührt, und die Klopſtock ſo herrlich gelang — die den Emauſ'iſchen Brüdern. Iſts nicht geradezu revoltant, daß man um deswillen, weil Geſchichte geſchichtlich erzählt, der heiligen Poeſie die Thür vor der Naſe zuſchlägt! Lieber, Lieber! dieſe Guignons ſind wohl nicht aus dem Geiſte der Freiheit, der geiſtet, wo er und wie er will.

Im 20. Brief ſind unvergleichliche Sachen über die Chriſtliche Epopoe — beſonders in Beziehung auf die „Meſſiade“ geſagt; ich ſehe aber darin einerſeits nicht genug Bezug auf das Studium der Theologie, und ſodann in Anſehung der heiligen Poeſie ſelbſt noch nicht Licht genug über das, was ſein ſollte. Ich wünſchte immer, daß niemand auch nur mit einem Finger zerſtörte, wenn er nicht mit einer Hand aufbauen kann und will. Denn ich wiederhole: „Darum weil die Evangeliſche Geſchichte als Geſchichte ſo unnachahmlich iſt, die Poeſie von den Gegenſtänden derſelben verbannen wollen.' heißt die Poeſie überall verbannen; denn alles iſt unnachahmlich, alles iſt göttlich!“ —

Auch der 21. Brief gibt mir nicht Licht genug über Deine Ideen von dem Gebrauche, den die Apoſtel von den Weiſſagungen des alten Teſtaments machten — und oft, ſcheint es mir, ſtehen wir vollkommen wieder am alten Orte. Ohne kurze Inductionen bin ich immer zu ſchwach, in ſolchen Fällen ſicher zu gehen. Obgleich große Winke drein liegen, iſts mir ſchwachem doch nicht leicht, auf a. b. c. d. Anwendung zu machen — und ohne das — gibts für Kopf und Herz Sicherheit? Ueber einige Mißverſtändniſſe haſt Du Dich ſatt gerechtfertigt; es freute mich, Dich einmal auf dieſem ſchlicht menſchlichen Plätzchen zu ſehen.

Nur halb, kaum halb und nicht ſicher genug begreif' ich, was Du über Johannes und Deine Apocalypſe ſagſt. Vom irdiſchen Jeruſalem ſah ich bis ins 11. Kapitel keine Spur — weder vorwärts, noch rückwärts, noch ſeitwärts, weder directe, noch anſpielungsweiſe, und dann ſelbſt nur eine vorübergehende. Alles in der „Apocalypſe" iſt ſo gezählt, gemeſſen, gewogen, rund, ganz und voll — ſo um und um ſcharf beſtimmt, daß mir jede Generaliſirung, Verduftung ſo unanwendbar auf ſo viele Particularitäten, die ſo abſichtlich daſtehen! ſo tief, ſo feſt geheftet ſind — ſchrecklich zuwider iſt und mit dem Tone des Buches wie ſehr, ſehr zu antipathiſiren ſcheint!

Ich weiß, Du willſt nicht Prophet ſein, und nur der Prophet (und vielleicht auch der nicht) kann allenfalls ſagen: „Dies Particulare deutet auf dieſes, jenes Individuum!“ Aber gibts denn kein Mittel zwiſchen beengendem Individualiſiren und Deinem Univerſaliſiren? Mir ſchwebt eins ganz deutlich vor — — Paraphraſe des Bildes. Verzeihe die immer wiederkommende Feuerprobe der Paraphraſe.

Für alles Uebrige dank' ich Dir ſo herzlich, als ich danken kann, erwarte viel, ſehr viel für die Zukunft. Immer was Treffendes — oft Unnachahmliches — auch mehrmals ein Wort der Inſpiration. Bald haſt Du meine lavateriſirte „Apocalypſe“. Sei Mann und Bruder! Richte ſie ſcharf, wie eines Feindes Werk — und ſage mirs ſanft, wie ein Bruder — was Dich geärgert hat. Ueberzeugung iſt mir das Heiligſte.

Ueberzeuge! Adieu! Lieber! Lavater.

Z(ürich) den 23. October 1780.

Den 10. brachte mir mein lieb Weibchen eine Anna Luiſa.

58.

Herder an Lavater.

Lieber Lavater! Eben erhalte ich Deinen Brief über meine Briefe, und weil ich, wenn ich aufſchöbe, vielleicht gar nicht antworten möchte, ſo thue ichs lieber gleich.

Ich glaubte nicht, daß die Briefe für Dich ſein würden, wenigſtens nicht dieſe zwei erſten Theile, in denen meiſtens nichts als Schutt weggeräumt und Raum gemacht werden ſollte.

Ich mußte mich den Vorurtheilen der Zeit bequemen, indem ich ſie widerlegen wollte; daher die viele Critik, das Nachgeben gewiſſer Hypotheſen, von denen ich ſelbſt weiß, daß ſie nicht weit reichen; denn wer ſagt, „zugegeben ſelbſt daß ꝛc.“, der nimmt ja nicht dies Zugegebne an; er muß es aber zuweilen übergehen, um ſich nur den Weg leicht zu machen. Alle Declamation vom Aeußerſten herab und von der Zinne des Tempels thut dem, der erſt ſichern Boden zu geben will, kein Genüge, und zum Anfange meiner Briefe gehörte ſie gar nicht. Ueberhaupt hat jeder Menſch ſeinen eignen eingeſchränkten Plan, weil er ja nur ein einzelner eingeſchränkter Menſch iſt.

Wegen die gereimten Pſalmen habe ich nichts und gegen Cramers gereimte Pſalmen auch nichts, deren Werth ich ganz erkenne und eben auf der Seite ja eine Stelle aus Cramer citire. Ich rede von Nachahmungen, die das Weſen und die Einfalt des Ebräiſchen Pſalms zerſtören; kurz von ungereimten Ebräiſch-Deutſchen Pſalmen, mit und ohne Reime.

Ueber Ezechiels Tempel habe ich nichts weiter geſagt, weil ich über ihn nichts weiter zu ſagen wußte. So über manches in den Propheten. Sage es ein anderer, ders weiß. Wenn jemanden meine Unwiſſenheit und Disproportion in dem, was ich mir zu ſagen getraue, und nicht getraue, beleidigt, ſo fülle er ſie mit beſſerer Wiſſenſchaft aus. Ich bin ein armer Student der Bibel, inſonderheit in den älteſten Zeiten. Hr. Leß ſieht alles viel klarer, und wird ja auch auf die Propheten kommen. Ich ſchreibe dies völlig im Ernſt.

Sowie ein Zeichner und Maler die Entfernung und Farbe der Gegenſtände nicht anders als nach ſeinem Auge malen kann, und aller falſch hingelogne Glanz in das, was er im Nebel ſieht, Lüge wäre, alſo ꝛc. ꝛc.

Wenn Paraphraſe Erklärung einzelner dunkeln Stellen durch deutlichere Worte iſt, ſo müßte und könnte nur ein Sinnloſer was gegen ſie haben: auf die Art ſind ja alle Erklärungen, Dolmetſchungen, Ueberſetzungen, ſelbſt ja Wörterbücher Paraphraſen.

Von ſolchen rede ich, wie der Zuſammenhang zeigt, gar nicht, ich rede von den immer fortgehenden, Klares und Dunkles in ein willkürliches neues tertium verwäſſernden und auflöſenden Paraphraſen, die das Ganze der Geſtalt eines lebendigen Körpers in einen weichen Brei einer Gallerte paraphraſiren. Uebrigens bin ich nicht der Meinung, daß Paraphraſe die einzige, letzte Probe der Wahrheit in Hypotheſe oder Erklärungsarten ſei: oder der klare, leichte Schwätzer, der Licht hineinlügt, wo es nicht iſt, dem alles klar und ſonnenhell iſt, weil er Worte aus der Taſche ſpielen kann, wäre der größte Philoſoph und Erklärer. Baco nahms als erſten Grundſatz an, daß, wo die Begriffe ſelbſt falſch, verworren aufgefaßt, zerbrochen, dunkel wären, ein ewiges Geſchwätz von Worten nichts aufklären könne, und die Geſchichte der ſcholaſtiſchen Jahrhunderte hats bewieſen: die Scholaſtiker wußten alles genau und waren feine, ſuperfeine Ariſtoteliſche Paraphraſten. Hierin alſo werden wir wohl nie zuſammenkommen, weil es aufs Principium des Sehorgans ankommt: verworrene Köpfe müſſen paraphraſiren lernen, da bin ich ſehr einig. Dunkle Sachen, wo die Dunkelheit nicht in den Worten liegt, paraphraſirt man nicht hell, ſondern noch dunkler. Und der Umriß der Seh- und Schreibart geht abſolut verloren. Hier laſſe ich einem jeden ſeine Weiſe und ſchreibe nach meiner Ueberzeugung.

Von Chriſto, auch wie er in den Propheten liegt, habe ich in dieſem Theil alles Dogmatiſche vermeiden wollen und müſſen; es gehört zum dritten Theil. Nur für die arme Geſchichte habe ich mir bisher einen kleinen Platz erwerben wollen: daher alles Schöne, was Du von Chriſto ſagſt, hieher nicht gehörte. Dein Grundſatz indeſſen aus Luc. 24 ſteht S. 300. 301.: nur mit der Beſcheidenheit und Umſchränkung, mit der ich ohne Dogmata davon reden mußte. Auch hier wird ein andrer heller malen. Poeſien über Gegenſtände der Geſchichte und Religion habe ich durch den ganzen erſten Theil, auch Th. 2 S. 252. 340 – 346. 370. 371 genug das Wort geredet. Ich rede von nichts als willkürlichen Fictionen, zu Ergänzung der Geſchichte ad modum Homeri Virgiliique, und dieſe ſind, wie alle, auch die poetiſche Lüge vom Teufel. Ich weiß nicht, was

Du hier mit David willſt; der hat nicht fingirt, ſeinen Hymnen über die Geſchichte des Volks kein Cidli's eingewebt. Er ſang Lieder, Hymnen, malte Gegenſtände und Geſchichten aus, ſtellte ſie dar, dichtete aber keine Epopöen d. i. Mährlein: denn ἔπος heißt Sage, Mähre. Der Unterſchied iſt auffallend überall in der Welt und ſolle hier nicht ſein? Doch laſſe ich jedermann ſeine Meinung. Wer Klopſtocks apocrypha für Ausmalung und Darſtellung der Evangelien hält, möge ſie dafür halten. Uebrigens bin ich ſehr damit eins, daß wenns nicht Dichter der Religion gibt, es keine gebe — außer daß Fabelhänſe keine Dichter der Religion ſind. Gerade nur das rührt in Klopſtock und wird ewig bleiben, was Wahrheit iſt, menſchliche und bibliſche Wahrheit. Es thut mir ſehr leid, daß ich Dir in alle dieſem ſo gar unverſtändlich geweſen, daß Du mir ſogar das Erlaubtſein eines Hymnus auf Gott beweiſeſt. Wer ſo was läugnet, iſt keines Beweiſes werth und fähig. Auch der Deiſt ſinget Gott, der nichts als ſein Daſein zu wiſſen glaubt: und ein Menſch nicht, der Moſen und David, Chriſtum und Johannem und alle Propheten beſitzet!

Dies ſind die Hauptpunkte Deines Briefes; die andern kann ich übergeben, und da ich auch über dieſe geſchrieben, weiß ich ſelbſt nicht, wozu ich geſchrieben habe. Ich werde und will Dich nicht überzeugen, mag Dir und niemanden meine Sehart aufdringen, werde aber von der Deinigen im Verfolg nutzen, was ich nutzen kann, deßhalb ich Dir aufrichtigſt danke.

Uebrigens frappirt mich freilich der durchſchneidende Ton Deines Briefes hie und da: es war ſonſt nicht Dein Ton. Die Guignons, die Du mir ſo oft vorwirfſt, exiſtiren vielleicht in der Herren Köpfen, aus denen Du ſie her haſt, oder in mir oder in Dir — was weiß ich? Ich weiß aber nicht, weswegen man ſich einander ſchreibt, wenn man ſich nicht mit reiner, herzlicher Liebe ohne Vorurtheil und Nebenideen einander ſchreiben kann. Ich ſchweige ſo lange lieber, bis ſich die Vorurtheile von ſelbſt geben. — —

Dies iſt auch die Urſache, warum ich Deine „Offenbarung"[1] noch nicht geleſen habe, auch noch ſo bald nicht leſen werde. Ich traue mir ſelbſt noch nicht, daß ich ſie jetzt, da ich hier ſo viel „Paraphraſen" darüber gehört, rein leſen könne, auch vielleicht, weil ich von meiner eignen noch zu voll bin. Den Thomas Morus habe ich nicht abgefordert[2], verſchone mich auch, Lieber, vor der Hand mit Geſchenken; ich bin Dir noch zu viel ſchuldig.

Viel Glück und Seegen zu Deiner Anna Louiſe: meine älteſte Schweſter hieß alſo, und ich habe den Namen lieb, in Deinem Kinde noch mehr lieb, da er von der Louiſe genommen, die ich von Jahr zu Jahr und von Tag zu

---

[1] Am 8. November bittet Lavater Knebel, einige an ihn abgeſandte Exemplare der „Offenbarung" in Weimar zu vertheilen.

[2] Das Porträt des Thomas Morus, nach Holbein von Lips gezeichnet, hatte Lavater Goethe geſchenkt. Vgl. Goethes Briefe an Frau von Stein I. 331 Note 1.

Tag höher achte. Lebe wohl, wohl mit alle den Deinen: meine Frau und Kinder ſind wohl: grüße die Deine.

Weimar den 3. November (17)80. Herder.

59.

Lavater an Herder.

Ich danke Dir, lieber Bruder, für Deinen freimüthigen Brief, und daß Du Dir Mühe geben mochteſt, mir umſtändlich faſt auf alles zu antworten, erkenn' ich für Güte und Geduld. Du kannſt wohl denken, daß es mir nun nicht darum zu thun ſei, das letzte Wort zu behalten. Das Einzige darf ich beifügen: Ich ſchicanire nicht und weiß, daß ich beim Leſen aller Schriften geraden Sinn habe, und nicht mit ſchiefem Laurerblick auf Abentheuer ausgehe — weiß, daß mir die Gabe, klar zu ſehen, was einfach, klar und gerad' iſt, nicht verſagt iſt. (Dies Geſtändniß könnte tauſenden, kann aber Dir gewiß nicht — Eitelkeit ſcheinen.) Da ich nun desungeachtet Dich, wie es nun aus Deiner Antwort ſcheint, ſo oft mißverſtanden habe — ſo iſts doch möglich, daß die Schuld ſo gut auf Deiner als meiner Seite ſein kann. Ich rede freimüthig und werde mit allen, die ich ehre und liebe, immer freimüthiger reden. Hab' ich zu ſchneidend, hab' ich unzärtlicher als ehemals geſchrieben, Bruder, ſo verzeih! das iſt, halts für Wachsthum meiner Redlichkeit, Stärke und des Bewußtſeins, daß ich vor Gott und aus der Wahrheit rede — und denke doch ja nicht, wie ich vermuthen muß, daß Du denken möchteſt, daß mich irgend jemand im geringſten gegen Dich eingenommen. Mir blutet das Herz vor ſolchem Argwohn! Säheſt Du mich — es wäre Dir unmöglich, ſo was zu denken. Nein! Lieber! — mein lichtbedürfendes, alles ich **weiß nicht** was haſſendes Gemüth — wurde durch Deine „Offenbarung“ gedrückt. Mir fehlte die Klarheit, die Einfalt, die Lichtreinheit — auch da, wo Du Licht geben wollteſt. — So was kann mich verwunden — und ein Verwundeter iſt empfindlich. Aber ich ehre und liebe Dich, wie wenige Menſchen, und alles, was Goethe und Knebel [1]) mir Gutes von Dir geſagt haben, hat mich in meiner Liebe und Hochachtung geſtärkt und mich in meinen Augen gewiß gedemüthigt. Ich übergebe das Spätere, was der ehrliche, herzliche Müller [2]) uns von Dir ſchrieb. Herzlichen Dank für alles, was Du ihm ſagteſt und thatſt — ſagen und thun wirſt.

Herzliche Grüße an Dein Engelsweib und Deine vier auf die Schweizerberge des väterlichen Grundes und Bodens ſteigende Lieblinge Gottes und der Menſchen!

Zürich, den 6. December 1780. Lavater.

---

[1]) Goethe war Ende November und Anfang December 1779, Knebel im Juli 1780 bei Lavater geweſen.

[2]) Johann Georg Müller, der am 7. October 1780 Herder zum erſtenmal ſah. Vgl. die „Erinnerungen“ III, 236 f.

*60.

Denkzeile nach meinem Tode an Herder in Weimar.

Nichts unſterblicher iſt im ſterblichen Menſchen als Liebe.
Schliefe ſie Jahre lang, ſie erwacht zum lebendigſten Leben —
Wenn der Finger des ſie berührt, der ſie unſerer Bruſt gab.

Erlenbach den 16. October 1800.

Johann Caſpar Lavater.

II.

Briefwechſel zwiſchen Herder und Moſes Mendelsſohn.

Einleitung.

Moſes Mendelsſohns klar eindringender, rein anſchauender Verſtand übte auf den jugendlichen Herder in der damaligen philoſophiſchen Dürre die lebhafteſte Anziehung; neben Leſſing, mit dem ihn innigſte Freundſchaft verband, der ihn in die Leſewelt eingeführt hatte, ſtand er als einer der bedeutendſten Verfaſſer der „Litteraturbriefe" und als ſcharfſinniger Denker, wie er ſich beſonders in den „Briefen über die Empfindungen" und in ſeiner Preisſchrift „Ueber die Evidenz der metaphyſiſchen Wiſſenſchaften" erprobt hatte, in der Seele des nach lebendiger Durchbildung ſehnſuchtsvoll ringenden Jünglings. Auf das mächtigſte aber fühlte ſich Herder von ſeinem die Frage über die Unſterblichkeit aufs neue geiſtvoll behandelnden „Phädon" (1767) ergriffen. Doch einen Hauptzweifel, der ihn ſehr quälte, fand er auch hier nicht gelöſt, woher er ſich mehrfach vorſetzte, den edlen Weiſen, der aus dem verachteten und gedrückten Judenthum ſich erhoben hatte, unmittelbar anzugehn, indeß hielt die Scheu vor dem Scheine anmaßender Zudringlichkeit ihn von der Ausführung dieſes Vorhabens zurück. „Ich habe gedacht", ſchreibt er am 10. Januar von Riga aus an ſeinen und Mendelsſohns Freund Nicolai, „die Zweifel in ein viertes Sokratiſches Geſpräch einzukleiden (des wenigern Anſtoßes wegen!) und im Manuſcript an Sie zu ſenden; würde Herr Moſes wohl nochmals ein Orakel werden wollen, den Sokrates von den Todten erwecken können, um mich zu belehren oder vielmehr ſeine Wahrheit ſelbſt zu ſichern? Ihre „Bibliothek“ hat „Phädon“ noch nicht beurtheilt, vielleicht könnte das Geſpräch als Recenſion darinnen ſtehen.“ Nicolai bat ihn darauf, auch in Mendelsſohns Namen, ſein Geſpräch über die Unſterblichkeit der Seele ja zu vollenden, doch rieth er ihm, ſelbſtändig, ohne Anlehnung an den neuen „Phädon“, damit hervorzutreten. Indeſſen fand Herder es angemeſſener, ſeine Zweifel dem Verfaſſer des letztern brieflich mitzutheilen. Der Brief gelangte durch Nicolais Vermittlung in Mendelsſohns Hände, der am 2. Mai 1769 darauf erwiederte.[1] Erſt in Paris empfing Herder Mendelsſohns Schreiben, das freilich nicht im Stande war, ihm die gewünſchte Sicherheit zu gewähren, wie er dies offen in ſeinem Briefe vom 1. December ausſprach.[2] Hier äußerte er auch, mit Beziehung auf Lavaters höchſt unziemliche Forderung, den Wunſch, es möge ihm gefallen, ſtatt Bonnets Nachweiſung der Wahrheit des Chriſtenthums zu widerlegen, den philoſophiſchen Beweis von der Wahrheit der Jüdiſchen Religion zu liefern. Doch kam Herder in der nächſten Zeit nach ſeiner Rückkehr aus Frankreich ganz außer Beziehung zu Nicolai, und ſo dürfte auch von Mendelsſohns Seite eine Antwort gar nicht erfolgt ſein. Erſt von Bückeburg aus knüpfte Herder am 6. Mai 1771 die Verbindung mit dem Herausgeber der „Allgemeinen Deutſchen Bibliothek“ wieder an. Aber zu Mendelsſohn, deſſen neue Ausgabe der „philoſophiſchen Schriften“ ihn ſehr anzog, trat er in kein näheres Verhältniß. Dieſer litt damals an heftigen Schwindelanfällen, wobei er die nächſten ſechs bis ſieben Jahre in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit einen Stillſtand eintreten laſſen mußte. „Wie befindet ſich Herr Moſes“, ſchreibt Herder im December 1771 an Nicolai, „und hat man nicht Hoffnung, daß er verſprochener Maßen ſeine Papiere ſammeln und ſeine Schriften einmal bei beſſerer Geſundheit fortſetzen werde? Deutſchland verliert immer im äſthetiſchen und philoſophiſchen Fach an ihm den erſten Denker. Das zeigt, dünkt mich, ſelbſt Sulzers neu herausgekommenes Wörterbuch, eine Sammlung Bruchſtücke, die als ſolche ein unermeßliches Gebäude ſcheinen, es aber wahrhaftig nicht ſind. Und auch Lambert ſelbſt, der im Felde der lautern Vernunftſchlüſſe und Mathematik ſo große Lambert, im Fache des **sensus communis**, der verworrenen ſinnlichen Begriffe, aus denen doch meiſtens unſre Kenntniß beſteht, iſt er kaum Lambert mehr. Leſſing iſt ſo ſehr Polypragmatiker, und nun kommen die Garve, die Flögel's — welche Kluft!“

---

[1] Mendelsſohns Antwort findet ſich in deſſen „geſammelten Schriften“ V, 484 ff. Vgl. „Herders Lebensbild“ I, 2, 449.

[2] Der Brief iſt in „Herders Lebensbild“ II, 108 ff. abgedruckt.

Als Herder im Sommer 1774 Mendelsſohn zu Pyrmont perſönlich kennen lernte, hatte er ſelbſt eben mit Nicolai entſchieden gebrochen. Schon aus dieſem Grunde konnte ſich damals kein näheres Verhältniß zu Nicolais vertrautem Freunde bilden, wäre auch Herder in Pyrmont nicht durch unangenehme Verhältniſſe ſo verſtimmt geweſen, daß er, wie er an Lavater ſchreibt, alles nur durch eine dicke, trübe Wolke anſehen konnte. Mendelsſohn erſchien ihm auch bei perſönlicher Bekanntſchaft als der klarſte, heiterſte Kopf, ſtark ausgeprägt für ſich, und er hielt ihn für ſehr glücklich, obgleich er auf einem künſtlichen Bollwerke ruhe. Dieſer aber glaubte aus dem Betragen Herders, den er einigemal ſah und ſprach, das Gefühl herauszuleſen, daß er jede nähere Verbindung mit ihm abzulehnen genöthigt ſei, weil ihre Wege ſich äußerlich ſcheiden müßten, wolle er ſeine Wirkung in dem ihm beſtimmten Lebenskreiſe nicht verfehlen. Die ſteigende Erbitterung Nicolais gegen Herder, die ſich beſonders in ſeiner „Allgemeinen Deutſchen Bibliothek“ verrieth, hielt dieſen immer entſchiedener von Mendelsſohn zurück.

Erſt als bei Herder die freiere Richtung begonnen hatte und er mit ſeiner „Offenbarung Johannis“ auftrat, fühlte er ſich, wie von Lavater immer weiter entfernt, zu Mendelsſohn, dem tiefen Kenner Morgenländiſcher Sprache und Denkart, lebhaft hingezogen, deſſen Urtheil ihm von bedeutendſtem Werthe ſein mußte. Dieſer erwiederte nach längerer Zeit auf das verbindlichſte, indem er den Anfang ſeiner Ueberſetzung der fünf Bücher Moſis beifügte, doch unterließ er nicht darauf hinzudeuten, daß Herder zu ihm noch immer kein rechtes Zutrauen zu haben ſcheine. Ein halb Jahr ſpäter drängte Leſſings Tod den Weimarer Freund, welcher die Wahrheit jenes Vorwurfs nicht ganz abläugnen konnte, zu der herzlichen Bitte, er möge ihm geſtatten, daß er Leſſings Platz einigermaßen bei ihm ausfülle, und ſich bereit finden laſſen, ihm etwas näher zu ſein. Mendelsſohn, durch den an Herder ihm ganz neuen Ton gemüthlich angeſprochen, nahm die angebotene Hand freundlich an. Die gemeinſchaftliche Verehrung für Leſſing, welcher Herder bald darauf einen ſehr ſchönen öffentlichen Ausdruck gab, ſowie die gleiche Vorliebe für Morgenländiſche Anſchauung und Dichtung ſchienen bald die innigſte Freundſchaft knüpfen zu wollen. Allein dieſe Anziehungskraft konnte keinen dauernden Bund zwiſchen zwei ſo ſelbſtändigen, entſchieden ausgeprägten Geiſtern erhalten, und da ſich gleich darauf zwiſchen Herder und Nicolai ein heftiger Streit, zunächſt über die Templerherren, entſpann, ſo kam die Verbindung nicht über wechſelſeitige Gefälligkeiten und ehrenvollſte Anerkennung hinaus. Zwar äußerte Herder im Jahre 1784 den Wunſch, durch Mendelsſohn mit Nicolai verſöhnt zu werden, aber beide Parteien beſtanden zu feſt auf ihrem Sinne, als daß eine wahrhafte Annäherung möglich geweſen wäre. Und da Herder ſich immer mehr auf die Philoſophie der Geſchichte und die natürliche Welt einließ, worauf er den innigſten Bund mit Goethe ſchloß, auch mit Jacobi in nächſte Beziehung trat, dem ſich Mendelsſohn auf die wunderlichſte Weiſe gegenüber ſtellte — als Vertheidiger des Chriſten Leſſing gegen Jacobis Behauptung, daß er den Anſichten des Juden Spinoza angehangen —, ſo erloſch dieſe Verbindung allmählich ganz und gar[1], noch ehe der Tod den zuletzt äußerſter Leidenſchaftlichkeit verfallenen, auf den „Chriſten" Jacobi mit einem gewiſſen erbitterten Judenſtolz herabſchauenden Weltweiſen, fünf Jahre nach ſeinem größern Freunde, am 4. Januar 1786, der Erde und den Seinen entrückte.

---

[1] Daß Mendelsſohn mit Herders „Ideen" nicht zufrieden war und Schwärmerei dahinter fürchtete, ſehen wir aus Herders Brief an Jacobi unten Nr. 6.

*1.

Herder an Mendelsſohn.

Verzeihen Sie, hochgeſchätzter Herr, daß ich Sie mit dieſem Chriſtlichen Buche 1) beſchwere. Es geſchieht nicht, Sie zu bekehren, noch mir von Ihnen als Kunſtrichter, wenn Sie noch einer ſind 2), ein gnädiges Urtheil zu erkaufen; ich übergebe es dem rechtſchaffenen Iſraeliten, den ich von Herzen hochſchätze, als ein Zeichen dieſer Hochachtung und als ein Buch in ſeiner Sprache, in den Bildern ſeiner Propheten und Lehrer geſchrieben. Sie können, mein Herr, der beſte Richter ſein, ob die Bilder, rein und klar, das bedeuten, was ich ſie bedeuten laſſe, und ob ich den Zuſammenhang des Buchs, der eben auch aus den Ideen Ihrer Nation iſt, getroffen. Was bei uns in dieſem Fache kahle, leicht zu verdeutelnde, weithergeholte Gelehrſamkeit iſt, iſt bei Ihnen, wie mich dünkt, angenommene

---

1) ***ΜΑΡΑΝΑΘΑ.*** Das Buch von der Zukunft des Herrn. Vgl. oben B. I, 66 Note 1.

2) Wie er es lange Zeit in Nicolais „Allgemeiner Deutſcher Bibliothek" geweſen.

heilige Sprache. Nehmen Sie das Buch in dieſer reinen, ſtillen Abſicht, als von einer guten Hand gegeben, auf, ſetzen ſich beim Leſen in meine, eines Chriſtlichen Lehrers, Stelle und verbinden mich etwa, wenn Sie's werth finden, einmal im ſtillen mit Ihrer unpartheiiſchen Meinung. Wenn man die Schrift auch nicht als Weiſſagung, ſondern nur als Gedächtniß der Zerſtörung und Troſt Iſraels betrachtet, iſt ſie, dünkt mich, recht unſchätzbar; mir indeſſen ſchien ſie, auf ihrer Stelle und alles zuſammengenommen, mehr zu ſein, wenigſtens fand ich nicht Urſache gnug ſie meiner Kirche bloß als jenes zu geben. Ich verbinde indeſſen niemand zu meiner Meinung. Leben Sie herzlich wohl nach Seel' und Leibe. Herder.

Weimar den 10. October 1779.

---

*2.

Mendelsſohn an Herder.

Berlin den 20. Juni 1780.

Den verbindlichſten Dank, den ich Ihnen, mein verehrungswürdiger Herr, für die Mittheilung Ihrer Schrift über die Offenbarung Johannis ſchuldig bin, habe ich ſo lange verſchoben, bis ich das Vergnügen haben kann, mir einen ähnlichen zu verdienen. Wenigſtens hat das Werk 1),

---

1) Die Ueberſetzung der fünf Bücher Moſes, mit Hebräiſchen Lettern. Vgl. Mendelsſohns „geſammelte Schriften" 1, 25 f.

davon ich Ihnen die erſte Lieferung hierbei zu überſenden die Freiheit mir erlaube, mit dem Ihrigen eine ähnliche Veranlaſſung gehabt. Auch ich habe Kinder, die ich erziehen ſoll. Zu welcher Beſtimmung? ob im Sachſengothaiſchen bei jeder Durchreiſe ihren Jüdiſchen Kopf mit einem Würfelſpiel zu verzollen oder irgend einem kleinen Satrapen das Märchen von den nicht zu unterſcheidenden Ringen zu erzählen [1]), weiß nur der, der uns all unſere Pfade vorgemeſſen. Meine Pflicht iſt, ſie ſo zu erziehen, daß ſie in jeder Situation ſich von ihrer Seite keine Schande zuziehen, und die ihnen ihre Nebenmenſchen unverdient zuwerfen, mit Reſignation ertragen. Hierauf war es mit der Ueberſetzung, bei der erſten Unternehmung wenigſtens, angeſehen. Das Uebrige haben die Umſtände veranlaßt, als ich mich zur Herausgabe entſchloß. Aus dieſem Geſichtspunkte wünſche ich von weiſen Männern beurtheilt zu werden. Der große Theil des Publicums mag denken, was ihm beliebt.

Sie, mein Herr, haben gezeigt, daß Sie das Hebräiſche ſehr gut verſtehen. Vielleicht haben Sie auch einige Kenntniß des Rabbiniſchen. Wenigſtens ſcheinen Sie es nicht ganz zu verachten. Sie beſitzen auch die Gabe, ſich, ſo oft Sie wollen, in die Lage und Denkungsart Ihres Nebenmenſchen zu verſetzen, um ihn zu richten. Sie ſind

---

1) Anſpielung auf ſeines Freundes Leſſing „Nathan“, den Mendelsſohn veranlaßt hatte.

alſo befugter Richter und Beurtheiler dieſer meiner gedruckten Bogen; gewiß mehr als ich von den Ihrigen über die Offenbarung Johannis. Ein anderes iſt, wenn Ihnen daran gelegen, mein Urtheil über Ihre „Urkunde“ und über das unſchätzbare Büchlein, die „Lieder der Liebe“, zu wiſſen.

Moſes Mendelsſohn.

*3.

Herder an Mendelsſohn.

Ohne Zweifel, lieber, theurer Mendelsſohn, wiſſen Sie, ſo gut wie ich, Leſſings Tod: ich kann aber nicht umhin, da ich mich ſchon ſeit zwei Tagen damit trage und gegen niemand mein Herz darüber recht ausſchütten und losmachen kann, an Sie, liebſter Mendelsſohn, zu ſchreiben — an Sie, deſſen Freund er ſo ſehr war und den ich mir in meinen erſten Jahren ſo gern und oft mit ihm zuſammen dachte. Die Vorſehung hat auch hiebei, wie bei allem, ihre weiſen, guten Zwecke und Wege: er iſt bald und frühe des unvollkommenen Wirrwars losgeworden, in und mit dem wir uns hier ſchleppen, um nur die erſten Blicke der Wahrheit und feſten Seelenfreiheit thun zu können; Ihnen aber brauche ichs gewiß nicht zu ſagen, was Deutſchland, was die Wiſſenſchaften, was die edle männliche Beſtrebung in den Wiſſenſchaften an ihm verloren, und lange nicht wiederfinden werden. Mir iſts noch immer, ſo entfernt wir von einander arbeiteten und dachten, ſo leer zu Muth, als ob Wüſte, weite Wüſte um mich wäre.

Laſſen Sie ſich, lieber Mendelsſohn, erbitten, gewiſſermaßen ſeinen Platz in mir auszufüllen, und mir etwas näher zu ſein, als Sie's ſind. Eine Reihe von Zufällen und Umſtänden, in denen ich zum Theil, doch nicht ganz Schuld bin, hat Sie, wie ich lange wenigſtens gedacht habe, entfernter gegen mich gemacht, als ichs wünſche. Der unglückliche Zeitpunkt, in dem wir uns zu Pyrmont einander ſahen und ſo wenig genoſſen, mit dem, was durch Nicolai darauf folgte, hat dazu beigetragen; und es iſt mir oft ein ſchmerzliches Andenken geweſen, daß ſich das alles ſo ſchicken, ſo zuſammenſchicken mußte. Ich begehre nicht Ihre Freundſchaft, die ſich nicht antragen läßt, die ich auch meiner Gemüthsart nach niemanden in der Welt je angetragen habe; aber Ihre Gutmüthigkeit, Ihr unverhohlenes Wohlwollen in Sachen, wo wir doch einerlei Zweck im großen Ganzen, wenn gleich in ſo verſchiedenen Sphären zu befördern haben, dies wünſche, dies erbitte ich mir, da ich Sie ſo innig und aufrichtig hochſchätze und liebe, auch mit jedem Jahre des Lebens lieber gewinne.

Es war Thorheit von mir, daß ich in meinem letzten Briefe Ihr Urtheil über die „Urkunde“ ablenkte. Ich vergaß dabei den weiſen, unbeſtochenen, gütigen Mendelsſohn, und dachte an das große Geſchwirr, das inſonderheit von Berlin aus mir über dieſes Buch, bei dem der eigentliche Zweck nur noch immer bei mir iſt, ſo viel zum Theil gewiß unnothige und ungerechte Händel und böſen Leumund gemacht hat, das mancherlei Unangenehme, das ich darüber inſonderheit mündlich erfahren, das Buch auf Jahre zu vergeſſen, um einmal mit neuem Gemüth und ohne Spuren der Bitterkeit dran zu gehen und es kurz und gut, wenigſtens da ich wollte, zu enden. Vielleicht habe ich Unrecht, wenn ich überhaupt von dieſer Zeit an Herrn Nicolai durch ſeinen großen Einfluß in die mancherlei Provinzen Deutſchlands für den Urheber eines großen Theils von Urtheilen über mich und meine ſpätern Schriften halte; ganz Unrecht kann ich indeß kaum haben. Meine erſten, unſtreitig ſchlechtern ſind durch ſeine damalige — Freundſchaft kann ichs nicht nennen, aber Zuthat mags heißen, viel zu ſehr erhoben worden, damit die andern um ſo tiefer herabgeſetzt würden; wie ich dies Rad der Wiedervergeltung, das zuletzt alles doch eben macht, mehrmals erfahren habe. Es iſt alſo auch nicht mein Zweck, je mit einer Silbe oder einem Beſtreben dahin einzugreifen; ich komme hier nur darauf, weil es zur Geſchichte meines Herzens gehört, die mich auch von Ihnen, aus Scham und Beſcheidenheit wenigſtens, eine Reihe von Jahren entfernter gemacht hat. Vergeſſen Sie alles, lieber Mendelsſohn, wenn Ihnen auch durch dieſe unreine trübe Röhren Widriges von mir, zumal, wie es ſo oft ſogar öffentlich geſchehen, auch von meiner Perſon zu Ohren gekommen iſt. Ich begehre Herrn Nicolais Freundſchaft oder Gelindigkeit nicht; er fahre fort auf dem Wege, der ihm recht dünket; Sie aber, lieber

Mendelsſohn, möchte ich gern davon abgetrennt betrachten, und ſofern es ſein kann, den Meinen nennen.

Freilich ſtehen Sie ungemein freier und reiner als ich in meinem Stande, wo ich ſo viel tragen, ſchonen muß, um nicht größere, weſentlichere Pflichten des Lebens zu verderben; allein auch in dieſe weiß ſich ein weiſer, billiger Mann, wie Sie, zu ſetzen, und mich dünket, Sie werden auch aus meinen Briefen und vielleicht Schriften wahrgenommen haben, daß ich hierin mit Beſcheidenheit, und ich kann gewiß ſagen, mit Verſetzung in des andern Perſon denke: von Ihnen bin ichs gewiß, daß Sie auch ſo denken werden. Unſer armer Erdball dreht ſich noch der reinen Sonne ſo fern, und ſo abwechſelnd in Witterungen und Jahreszeiten, daß wir uns in Meinungen einander nicht quälen oder verfolgen ſollten. Auch in verſchiedenen Gängen und Irrgängen kommen wir gewiß, früher oder ſpäter, zu *einer* Burg der Wahrheit.

Ich weiß, lieber Mendelsſohn, Sie nehmen dieſen Brief ſo gut und menſchlich auf, als ich ihn ſchreibe. Eine Antwort hat er nicht zum Zweck; er iſt nur dazu, daß Sie ihn leſen, ins Herz nehmen, und *verbrennen*. Ich habe mir nur Luft gemacht und zu Ihnen geſprochen, wie ich ſchon lange wollte.

Und nun auf den Anfang des Briefes. Tragen Sie doch auch dazu bei, daß Leſſings Nachläſſe gerettet werden und in gute Hände kommen. Sie könnens durch ſich und ihre Freunde vorzüglich. Der brave Freund und Ringer für helle Wahrheit!

Leben Sie wohl, liebſter Mendelsſohn, und ſparen ſich, ſo viel an Ihnen iſt, unſrer Erde. Da Leſſing hin iſt, hat Deutſchland Sie, wenn Sie auch nur ſtillwirkender Zeuge ſind, vor ſo vielen andern nöthig.

W(eimar) den 21. Februar (17)81. Ihr
herzlich ergebener
Herder.

Noch am Ende vorigen Monats hat mir Leſſing geſchrieben.[1]

*4.

Mendelsſohn an Herder.

Berlin den 18. Mai 1781.

Ich ſetze als ausgemacht zum voraus, theuerſter Herder, daß der vertrauliche Ton, den ich in meinem vorigen Schreiben angenommen und in dieſem noch immer beibehalte, Sie unmöglich beleidigen konne. Moſes, der Menſch, ſchreibt an **Herder**, den Menſchen; nicht der Jude an den Superintendenten. Jenes Verhältniß ſetzt Sie wahrlich nicht unter Ihren Stand; aber ich bin eitel genug zu glauben, daß es mich in etwas über den meinigen erhebe. Halten Sie mir dieſe Eitelkeit immer zu gute: ſie iſt das, was mich in dieſem Gewirre menſchlicher Schickſale und Ereigniſſe noch aufrecht erhält.

---

[1] Mendelsſohns Antwort vom 15. März iſt in den „geſammelten Schriften“ V, 582 ff. abgedruckt, wo freilich einige Veränderungen vorgenommen ſind.

Ich bin Willens, dieſen Sommer, wenn es meine Geſundheitsumſtände erlauben, etwas über unſres Leſſings Charakter zu ſchreiben. Mich dünkt, daß er von dieſer Seite noch immer allgemein verkannt, und zum Theil mißkannt wird. Nur ſeine vertrauteſten Freunde kennen ihn als einen von den ſeltenen Menſchen, die beſſer ſind, als ſie ſcheinen wollen. Die Gleißnerei der Modeſitten und der ſogenannten *guten Lebensart* iſt ihnen ſo zum Ekel, daß ſie in ihrem Aeußerlichen lieber das Gegentheil davon annehmen und eine Art von Ungeſelligkeit zur Schau tragen, daran ihr Herz nicht den mindeſten Antheil hat. Ich finde in Leſſings Briefen, die ich bei dieſer Gelegenheit wieder durchgelaufen, daß er auch mit Ihnen welche gewechſelt, die von der vertraulichen Art geweſen ſein müſſen, in welcher er nur mit wenigen zu correſpondiren pflegte. Sollte ſich in dieſen etwas finden, das zur Beleuchtung ſeines ſittlichen Charakters dienen und den Augen des Publicums vorgelegt werden kann, ſo bitte ich, bei gelegener Stunde ſolches auszuziehen und, da ich einmal beim Bitten bin, einige Anmerkungen von Ihrer Art hinzuzuthun. Erlauben es Ihre Umſtände nicht, daß man Sie nenne, ſo ſein Sie immer von meiner Verſchwiegenheit verſichert. Ich verſpreche, wenn Sie wollen, allenfalls Ihre faſt nicht zu verkennende Schreibart ſo herabzuſtimmen, daß ſie nicht zu errathen ſein ſoll, wenn Sie mir nur Ihre Gedanken über die Sitten unſres Freundes zu meinem Gebrauche ſchenken wollen.

Einige Proben Rabbiniſcher Weisheit, die letztlich allhier in einer ziemlich unbekannten periodiſchen Schrift eingerückt werden, lege ich hiermit bei. — Leben Sie übrigens wohl, und wenn meine Bitte zu dreuſte geweſen, ſo ſchlagen Sie mir ſolche mit eben der runden Freimüthigkeit ab, mit welcher ich ſie gethan.

Der Ihrige

Moſes Mendelsſohn.

---

*3.

Mendelsſohn an Herder.

Haben Sie tauſendfachen Dank, beſter, theuerſter Herder, für die guten Empfindungen, die Sie dieſen Morgen bei mir erregt haben. Meine Hochachtung haben Sie ſchon ſeit vielen Jahren, aber dieſer Aufſatz über Leſſing[1] macht, daß ich mich näher an Sie ſchließe, daß ich Sie liebe, und ſehnlichſt wünſche, von Ihnen wieder geliebt, Ihr Freund genannt zu werden; denn die Freundſchaft eines ſolchen Mannes kann den Verluſt eines Leſſings auf den Ueberreſt meiner Tage erſetzen.

---

[1] In Wielands „Merkur" October 1781 (jetzt im 15. Bande der „Werke zur Litteratur und Kunst").

Ja, Freund, Sie haben nunmehr den wichtigen Schritt gethan, der bisher zur Abrundung Ihres ganzen Charakters gefehlt hat. Sie ſehen die Menſchen nicht mehr mit tadelfrohen pädagogiſchen Augen an: der Menſch ſammt ſeiner Bemühung um Wahrheit iſt Ihnen nicht mehr bloß ein Gegenſtand der Satire und der Geringſchätzung. Sie betrachten ihn ſammt allen ſeinen Fehltritten und Schwachheiten als ein Product des ewigen Künſtlers, das, bewundert und geliebt, zurecht gewieſen, aber nicht gemeiſtert ſein will. Sie haben Ihr Herz mit Ihrem Geiſte, und wo mir recht iſt Ihren Stil mit beiden in beſſere Harmonie gebracht. Dieſes habe ich Ihnen ſchon vor vielen Jahren zugetraut und von Ihnen vorhergeſagt, und es iſt nicht wenig ſchmeichelhaft für meine Eigenliebe, meine Prophezeihung ſo eintreffen zu ſehen.

Auch der Aufſatz über Winkelmann[1]) hat meinen völligen Beifall; aber ich muß es Ihnen geſtehen, Winkelmann ſelbſt nicht. Ich kann ihm das nicht vergeben, daß er ſich auf den Umgang mit Cardinälen ſo kindiſch viel zu Gute that, und auf jeden deutſchen Profeſſor mit ſolcher ſchnöden Verachtung herabſah. Wie blieb da die Empfindung des

---

[1]) Im Septemberheft 1781 des „Merkur“, jetzt im angeführten Bande der „Werke“.

Sittlicherhabenen, die ihm doch ſonſt nicht fremd zu ſein ſchien?

Aber die Ueberſetzung der Klagelieder will mir nicht ſonderlich gefallen. Die critiſchen Anmerkungen des Herrn Börmels ſind von keiner Bedeutung, und auf Ausdruck haben Sie in ſeinem Namen mit Recht Verzicht gethan.[1] Im Anfange des dritten Klageliedes überſetze ich:

Ich, der Mann, ich ſah das Elend (den Jammer)
Mit der Geißel ſeines Grimmes.
Mich trieb es fort u. ſ. w.

Auf das perſonificirte Unglück paſſen die folgenden Ausdrückungen weit beſſer, als auf Gott.

Sie erhalten in einem Pakete folgende Hebräiſche Sachen. 1) das dritte Buch Moſe mit meiner Ueberſetzung und einem Commentar von meinem gelehrten Freunde, Herrn Weſſely, der zu meinem Schaden und zu manches Leſers Langeweile viel zu gelehrt gerathen iſt. 2) Examen mundi, Hebräiſch und Lateiniſch, eine der ſchönſten unſerer neuern Lehrgedichte, das Ihnen vielleicht ſchon bekannt iſt. 3) ein allegoriſches Drama. Der Verfaſſer hat vor 50 Jahren zu Amſterdam gelebt, war ein großes Genie in mancher Betrachtung, ward aber von der Eiferſucht einiger Rabbiner abgeſchreckt, ſich zu entwickeln, ward gemißhandelt, zog ſich in die Einſamkeit zurück — und ſtarb gar frühzeitig. Seine cabbaliſtiſchen Manuſcripte werden nunmehr in Polen fleißig ſtudirt. Er ſoll auch neue Pſalmen geſchrieben haben, die mir aber nicht zu Geſichte gekommen ſind.

---

[1] Herder hatte eine Vorrede zu J. G. Börmels „Ueberſetzung der Klaggeſänge Jeremias" (1781) geſchrieben, abgedruckt in den „Werken zur Religion und Theologie" B. 4, 145 ff.

Wie es um meinen Aufſatz über Leſſings Charakter ſtehet, fragen Sie? Ich warte noch immer auf meine Correſpondenz, die mir der Bruder aus der Verlaſſenſchaft zuzuſchicken verſprochen. Und wenn ich nun dieſe erhalte, werde ich auch etwas hervorbringen können, das dem Ihrigen an die Seite geſetzt zu werden verdient? Wir wollen ſehen! Leben Sie wohl, beſter Freund, und lieben Sie mich!

Ihren
aufrichtigen Freund und Verehrer
Moſes Mendelsſohn.

Berlin den 24. September 1781.

Daß ich nicht der Verfaſſer der „Fragmente“ 1) ſei, darf ich Ihnen wohl nicht lange betheuern. Wenn ich auch ſo was ſchreiben *könnte* und *wollte*, ſo würde ich es ſicherlich nicht ohne Namen thun. Aber dieſes werden Sie vielleicht Mühe haben zu glauben, daß ich dieſe berufene, berühmte, verſchriene, widerlegte und doch noch nicht genug widerlegten „Fragmente“ bis auf dieſe Stunde nicht

---

1) Die Leſſing herausgegeben, bekanntlich von Reimarus in Hamburg.

geleſen habe. Und gleichwohl iſt dieſes im genaueſten Verſtande wahr. Leſſings Zänkereien habe ich niemals um der Sache willen geleſen; bloß ſeine Art und Weiſe machte, daß man ihn leſen mußte, wenn auch die Sache ſonſt nicht intereſſant war.

---

*6.

Herder an Mendelsſohn.

Mit größeſtem Dank ſchicke ich Ihnen, wertheſter Mendelsſohn, Ihre Jüdiſchen Schriften wieder. Das Lehrgedicht beſitze ich ſelbſt und habe es längſt geſchätzt und geliebt; von dem andern hab' ich wenig Gebrauch machen können, weil es mir an Muße gefehlt hat, es mit dem Wörterbuche in der Hand ganz durchzugehen. Schöne Stellen ſind in demſelben, und ich danke Ihnen für die Mittheilung beſtens.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen ein Exemplar meiner „Philoſophie der Geſchichte“[1] beizulegen, die aber jetzt in einer ganz andern Geſtalt erſcheint. Ich wünſche, daß Ihnen etwas davon gefiele.

An Ihrem „Jeruſalem“[2] habe ich mit Geiſt und Herz viel Antheil genommen und Sie über die mancherlei Chikanen beklagt, die man hie und da dagegen erhoben. Aber, lieber Mendelsſohn, rechnen Sie nicht mit zwei ungleichen Größen? Den Staat ſetzen Sie ſo vollkommen, als er ſein ſollte, und — wo iſt? und zu einem ſolchen fügen Sie die Kirche. Ich gebe es zu, auch nach ſehr reinen Grundſätzen; ſo lange aber jener, wie Sie ſelbſt nicht läugnen, mit den äußerſten Unvollkommenheiten behaftet iſt; ſo lange wird auch ſein pflegebefohlenes Kind, als corpus betrachtet, an ſeinen ungeſunden Säften Antheil nehmen. Und da mags immer noch gut ſein, wenn dies einigen Halt für ſich hat und nicht ganz von ſeiner Nahrung abhängt. Im Jeruſalem droben oder im zukünftigen — freilich da wird niemand an Ihrer Theorie zweifeln.

---

[1] Der 1774 erſchienen Schrift: „Auch eine Philoſophie der Geſchichte“.

[2] „Jeruſalem oder über religiöſe Macht und Judenthum“ (1783).

Leben Sie wohl, lieber Weiſer, und lieben mich, wie ich Sie liebe.

Weimar den 4. Mai 1784.

Herder.[1]

---

[1] Mendelsſohns Antwort vom 3. Auguſt ſteht in den „geſammelten Schriften“ V, 615 f. Am Schluſſe dieſes Briefes heißt es in der Urſchrift: „Wenn ich Herdern, Kanten und Garven nicht mißfalle.“

III.

Briefwechſel zwiſchen Herder und Friedrich Heinrich Jacobi.

Einleitung.

Der reine Strahl herzlichſter Liebe wie ſelten fällt er mit zündender Kraft in die heilige Tiefe des Herzens! Wie oft ruht die ſogenannte Liebe und Freundſchaft bloß auf geiſtiger Anerkennung und Verehrung, wobei das Herz ganz leer ausgeht oder nur leiſe angeweht, höchſtens in eine gewiſſe Mitleidenſchaft verſetzt wird, der jeder innere Halt, jede keimende Triebkraft abgeht! Ein ſolches Verhältniß war dasjenige, welches eine Reihe von Jahren Herder und Friedrich Heinrich Jacobi verband, wie grundverſchieden von jener herzlichen, die innerſte Seele durchzuckenden Neigung, welche Jacobis Bund mit dem Dichter des „Werther" ſchloß und trotz aller zeitigen Irrungen und Verſtimmungen unauflöslich geſchlungen hielt!

Herders nach friſcher Natürlichkeit verlangende Seele mußte ſich lange Zeit von dem vornehm anſpruchsvollen Weſen Jacobis abgeſtoßen fühlen, wenn er überhaupt ſein erſtes ſchriftſtelleriſches Auftreten[1]), das gerade in eine für ihn ſehr überfüllte und ge-

---

1) Gerade die erſte Arbeit, womit er ſelbſtändig auftrat, lehnte ſich an Herder an, ſeine „Betrachtung über die von Herrn Herder in ſeiner Abhandlung vom Urſprung der Sprache vorgelegte genetiſche Erklärung der thieriſchen Kunſtfertigkeiten und Kunſttriebe", die unter der Chiffre W. S. J. im Februarheft 1773 des „Merkur" erſchien (in den „Werken" VI, 243 ff.).

drückte Zeit fiel, einer nähern Betrachtung würdigte. Freilich ward ſpäter im Weimariſchen Kreiſe, beſonders von Wieland und Goethe, Jacobis häufig gedacht, deſſen „Allwill“ und „Woldemar“ gerade in Wielands „Merkur“ begonnen wurden, aber Herder fühlte ſich dadurch keineswegs veranlaßt, eine nähere Verbindung mit Jacobi zu ſuchen, deſſen Bruder bei einem Beſuche Weimars im März 1777 wenig Anklang fand. Das Erſcheinen „Woldemars“ (1779) gab im Weimariſchen Hofkreiſe ſogar zu einer Verſpottung Veranlaſſung, die Jacobis Unwillen und ſeine einſtweilige Trennung von Goethe entſchied.

Im folgenden Jahre verſuchte Claudius auf Jacobis Wunſch deſſen perſönliche Bekanntſchaft mit Herder zu vermitteln. Er kenne dieſen, deſſen zwei älteſte Söhne er bei ſich habe, zwar noch nicht von Angeſicht, ſchreibt er am 19. April an Herder, habe aber alle Urſache, ihn für einen der ungewöhnlich edlen Menſchen zu halten. Gegen Johanni komme er, ſeine Kinder abzuholen: auf dieſer Reiſe wünſche er Herder kennen zu lernen. Nach Weimar zu kommen habe er (weil er von der dortigen Verſpottung vernommen hatte) keine Luſt, weshalb er ihm aufgetragen habe, ſich bei Herder zu erkundigen, ob und zu welcher Zeit dieſer nach Pyrmont zu kommen gedenke. Allein Herder konnte in dieſem Sommer eben ſo wenig Pyrmont beſuchen als der Einladung ſeines alten Vaters und Gevatters Gleim Folge leiſten, unter ſeinem gaſtlichen Dache mit Leſſing und Jacobi zuſammenzutreffen. Im October 1781 ſandte Claudius dem Weimarer Freund und Gevatter den unter ſeiner Aufſicht gedruckten erſten Band von Jacobis „Vermiſchten Schriften“, worin dieſer Herders „mit großer Zier und Ehr'“ gedenke. „Er hat mir aufgetragen“, fügt er hinzu, „es Euch zu ſchicken nebſt einem freundlichen Gruß. Ihr werdet ihn aus dem Buch von einer Seite kennen lernen, und von einer andern hab' ich Euch neulich ſchon geſagt, daß er trefflicher Gemüthsart ſei.“ Jacobi hatte ſich ganz neuerdings durch Herders „Briefe über das Studium der Theologie“ zu dieſem hingezogen gefühlt, und vor allem hatte ihn der 31. Brief ergriffen, der über die beſte Weiſe handelt, den Glauben an die Vorſehung dem Gemüth einzupflanzen. Der von Claudius überſandte Band, welcher außer dem „Allwill“ eine Fortſetzung des „Woldemar“ unter dem Titel: „Der Kunſtgarten“ enthielt, ſprach Herder freundlich an, ohne ihn, trotz des Drängens des guten Wandsbecker Boten, zu irgend einer beifälligen Aeußerung an Jacobi zu beſtimmen. Er las ihn, wie er ſpäter an dieſen ſchreibt, an einer ſchönen Quelle zwiſchen Mond und Abendroth in dem erquickenden Schatten nach einem ſchwülen Tage. „Mein Geiſt flog zu Ihnen herüber“, fügt er hinzu, „und die ganze ſchöne Ausſicht der Zukunft, die Sie uns vorzeichnen, umfing mich an Ihrer Seite, wie der Traum eines Wachenden in glücklichen Geſtalten. Ich dachte, ich müßte ſchreiben, und doch verbiß ich mein Wort. Zehnmal wollte ich eine Anzeige wenigſtens im „Merkur“ machen, und mich Ihnen auf der öffentlichen Druckmaskerade wenigſtens durch einen Wink nähern — es ward auch nichts draus.“ Mit noch innigerm Antheil las er Jacobis im Sommer 1782 erſchienene kleine Schrift „Etwas, das Leſſing geſagt hat“, worin dieſer über das Verhältniß der Staatsgewalt zur Vernunft und Freiheit ſich in edelmüthigſter Weiſe ausſprach. „Wenn Sie *einen* zuſtimmenden Bruder Leſer in Europa haben“, äußert er ſpäter darüber, „bin ichs geweſen. Dieſelbe Philoſophie, die Sie uns mit männlicher Stärke und Kühnheit in Gerichten auftragen, käue ich in ſparſamen Wurzeln, und Ihre claſſiſchen Quellen ſind auch die meinen. Ich labte mich am Buch, wie ſich ein matter, hungriger Wandrer labt.“

Als Herder im folgenden Mai (1783) faſt vierzehn Tage bei Gleim in Halberſtadt zubrachte, erhielt ſeine Neigung zu Jacobi durch die lebhaften Erzählungen und Ermunterungen des guten Alten die friſcheſte Nahrung. „Jetzt bekam alles bei mir Form“, berichtet Herder in dem mehrfach angeführten Brief an Jacobi, „und die zerſtreuten Züge, die mir Claudius oft(?) geſchrieben hatte, und Gleim erzählte, ſtanden in einer Geſtalt da. Ich bat Verhehlung mir von Gleim aus, daß mein Bild (ein beſſeres als ich unter den Sopha verſteckt hatte) neben Ihrem hangen und Wieland[1]) weggenagt werden müſſe."[1] Ueber Braunſchweig begab ſich Herder nach Hamburg und von da nach Wandsbeck, wo ihn Jacobis neben ihm und Hamann hängende Silhouette auf das ernſteſte anſprach. Acht Tage verweilte er bei Claudius und ſchrieb hier am letzten Abend, am 29. Mai, ſeinen erſten von innigſter Verehrung und ſehnſüchtigſter Neigung überfließenden Brief. „Ich ſtrebe die Worte", äußert er, „Ihnen dolmetſchen zu wollen, wie nahe ich Sie meinem beinah öden und ſcheuen Herzen zu bringen wünſche. Gebe es mir die Vorſehung, und ich will ihr herzlich danken. — Ich umarme Sie von Herzens Grunde und ehre und liebe Ihren Geiſt, Ihren Muth, Ihre Grundſätze und Lebensweiſe mit der reinſten Theilnehmung." Zugleich bat er ihn um ſeine von Hemſterhuis gemachte Zeichnung, die in ſeinem Zimmer neben Leſſings Büſte hangen ſolle.

---

[1] Der Name iſt im Abdruck durch ** erſetzt.

Jacobi warf ſich dem endlich gewonnenen Freunde mit Inbrunſt an die Bruſt und offenbarte ihm ſogleich ſein innerſtes „Wittern" von „Freiheit und Urkraft", das ihm hoch über aller in ſich beſchränkten Verſtandesweisheit ſtehe. Die reine Mitternacht mit ihren Sternen ſei ihm lieber als das fackelnde Licht der Weiſen. „Hier vor dem Aufgange, den ich hoffe, lieber Herder, ergreif' ich Ihre Hand und drücke ſie voll Zuverſicht an meine Bruſt. Ich knüpfe Ihre Liebe und die meine an das Ewige, ohne welches alles, und am mehrſten Freundſchaft, Trug und Täuſchung iſt, jedes Gelübde eitel, Lüge jedes Wort und der beſte Troſt die ärgſte Quelle der Verzweiflung." Vor allem wünſcht er von Herders Leben und häuslichen Zuſtänden unterrichtet zu werden; um eine Büſte von ihm hatte er bereits an den Bildhauer Klauer in Weimar geſchrieben. Herder empfing dieſen herzlichen Gegenruf in höchſt gedrückter Stimmung, worin er eine ſo warme Sprache der Liebe nicht gebührend zu erwiedern vermochte, woher ſeine Antwort ſich bis zum 6. September verzögerte.

Von Jacobi ward er ſofort mit ſeinem Streite über Leſſings Spinozismus bekannt gemacht, worin dieſer mit Mendelsſohn zu gerathen eben im Begriff ſtand, und dieſer theilte ihm ſein erſtes an den Gegner gerichtetes Schreiben vertraulich mit. Allein wie ſehr Herder auch mit Leſſings Darſtellung in dieſem Briefe ſich zufrieden erklärte, wie ungemein anziehend ihm auch die Enthüllung von des großen Denkers Hinneigung zu Spinoza war, er ſelbſt mußte ſich im Gegenſatz zu Jacobi entſchieden zu Spinoza ſtellen, und den Wunſch ausſprechen, der Freund möge die Sache auf ſich beruhen laſſen, ſich auf den einfachen Bericht über das ſo wichtige Geſpräch mit Leſſing beſchränken. Hier trat der Gegenſatz ihrer Ueberzeugungen und Forderungen auf das ſchärfſte hervor. Hatte Herder, und nicht weniger der jetzt im innigſten Bunde mit dieſem ſtehende Goethe, ſich gleich Leſſing in ſofern als Spinoziſt erklärt, daß er keinen außerweltlichen Gott annehmen könne, ſo beſtand Jacobi, der eben durch den Tod ſeiner mit ſüßeſter Glut geliebten Gattin niedergeſchlagen worden, ganz unverrückt darauf, daß mit Spinozas Syſtem der Glaube an eine Vorſehung, an einen Plan der Welt, an einen Gott, der für ſich ſelbſt ein eignes Daſein habe, unvereinbar ſei — und dieſen Glauben mußte doch Herder für ſich in Anſpruch nehmen, ja darauf beruhten recht eigentlich ſeine „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit“, deren erſten Theil Jacobi mit ſo großer Freude ergriffen hatte.

---

[1] In Gleims Gartenhaus ſchrieb er ſeinen Namen zwiſchen Leſſing und Jacobi.

Bei dem Beſuche, den Jacobi zu ſeiner innigſten Herzensſtärkung im September 1784 in Weimar machte, ſah Herder den Pempelforter Freund zum erſtenmal. „Herders Seele öffnete ſich mir gleich nach den erſten Umarmungen“, ſchreibt Jacobi an die Fürſtin Gallitzin. „Es war uns allen unausſprechlich wohl.“ Und Herder ſelbſt ſpricht in einem Briefe an Knebel die Ueberzeugung aus, ihre Bekanntſchaft werde Jacobi gewiß an Leib und Seele wohlthun. Aber in Spinozas Beurtheilung konnten Herder und Goethe weder bei Jacobis Anweſenheit[1] noch nach

---

1) Der Bericht von Herders Gattin in den „Erinnerungen“ III, 110 iſt nicht ganz der Wahrheit gemäß. Vgl. unten Brief 2, wo Herder bereits ſeinen früher gefaßten Plan, über Spinoza zu ſchreiben, beſtimmt genug andeutet.

ſeiner Entfernung, wo ſie die „Ethik“ des tiefſinnigen Weiſen wieder vornahmen, dem edlen Freunde beſtimmen, der einen perſönlichen Gott dringend verlangte. Jacobi ſandte darauf eine Abſchrift ſeiner Abhandlung „Ueber die Lehre des Spinoza“ (nur die Einleitung und die letzten Bogen ſind ſpäter) mit der dringendſten Bitte um ſein Urtheil an Herder. Dieſer fand Spinozas Syſtem hier im ganzen ſo dargeſtellt, wie er ſelbſt es ſich dachte; nur über einzelnes Aeußere machte er ſeine berichtigenden Bemerkungen. Auf den Streit mit Mendelsſohn wollte er ſich nicht einlaſſen, gab ihm jedoch auch hierüber einige wohlgemeinte Rathſchläge. Die Bezeichnung des Spinozismus als Atheismus mochte er nicht weiter berühren, nur über den Abſchnitt vom Glauben äußerte er ſeine weſentlichen Bedenken. Als Jacobi ihm am 7. September die gedruckte Abhandlung überſandte, gedachte Herder mit freundlicher Anerkennung der neuen Zuſätze, auch des für ihn ſo ehrenvollen als wohlwollenden Schluſſes, auf die Sache ſelbſt ging er nicht weiter ein, konnte aber nicht unterlaſſen, in ſcherzenden Hindeutungen auf die Verſchiedenheit ihrer Anſichten über die Gottheit ſich zu ergehen. Bald darauf kam die Fürſtin Gallitzin mit Hemſterhuis und Fürſtenberg, alle drei mit Jacobi innigſt befreundet, in Weimar an, wo ſie bei einem wiederholten mehrtägigen Aufenthalt ſich der freundlichſten Aufnahme zu erfreuen hatten. Herder konnte durch ſie gar manches von dem Pempelforter Gläubigen erfahren, doch befand er ſich bei der zweiten Anweſenheit der Fürſtin ſehr leidend. Auch kam es vorab zu keiner weitern brieflichen Verbindung. Die von Herder in Ausſicht geſtellte weitere Auslaſſung über die Jacobiſche Schrift unterblieb, und Jacobi beantwortete, da er vergeblich auf eine ſolche wartete, nicht einmal den Brief des Weimarer Freundes, wie dringend dieſer auch um weitere Mittheilungen über den Eindruck gebeten hatte, den die „Ideen“ auf ihn geübt. Das herzliche Verhältniß war völlig geſtört; es kam nur zu gelegentlichen ganz äußerlichen Mittheilungen, und auch dieſe hörten endlich ganz auf.

Jacobi glaubte, und hierin ſcheint er durch leidige Zwiſchenträger beſtärkt worden zu ſein, Herder wolle gar nichts mehr mit ihm zu thun haben. Dieſen Verdacht ſprach er offen aus, als er ihm am 4. April 1787 ſein Geſpräch „David Hume über den Glauben oder Idealismus und Realismus“ zuſandte, worin er mit der ihm eigenthümlichen Beredtſamkeit den Satz ausführte, daß alle unſere Erkenntniß von Offenbarung und Glauben ausgehen müſſe, von einem unmittelbaren Wiſſen. Herder erwiederte mit freundlicher Anerkennung, ohne auf die Sache näher einzugehen. Die in demſelben Briefe in Ausſicht geſtellten Geſpräche Herders über Gott erbitterten Jacobi wegen der gegen ihn mit redlichſtem Wahrheitsſinn und treueſter Meinung gerichteten Stellen[1]); dieſer Gott Herders, der „alles in ſeinen Werken“, ſchien ihm ein Gott, der kein Helfer ſei, und er ſelbſt, wie ſeine Freunde, auch Hamann, wandten ſich mit Widerwillen von dieſem „Schatten“ ab. Jacobi erwiederte auf Herders Einwendungen in der zweiten, 1789 erſchienenen Ausgabe ſeiner Schrift (Beilage IV, V), und er hatte die Freude, von Kant das Zugeſtändniß zu erhalten, daß er „den Synkretismus des Spinozismus mit dem Deismus in Herders „Gott“ gründlich widerlegt habe.“

Seit Herder ſeinen „Gott“ Jacobi geſchickt, ſcheint die freundlich theilnehmende Verbindung fünf Jahre lang unterbrochen zu ſein. An den ſcharfen Aeußerungen, welche Goethe in den Briefen aus Italien über Jacobi that, war Herder nicht unbetheiligt. Vom März 1788 bis zum folgenden Juli befand dieſer ſich auf der Reiſe nach Italien und auch nach ſeiner Rückkunft erfolgte keine Annäherung; nur ſcheint Jacobi ihm wie Goethe, mit dem die alte Verbindung ſich erhalten hatte, den von dem Verfaſſer ſelbſt ihm zugedachten Alexis von Hemſterhuis überſandt zu haben.

Im Sommer 1792 traf Herder in Aachen, wo er das Bad gebrauchen mußte, mit Jacobi zuſammen, der mit ſeinen Schweſtern hier und im nahen Vaals bei ſeinem Sohne und Schwiegertochter angenehme Tage verlebte. Auch der ihm innigſt befreundete Graf

---

[1]) „Jacobi ward äußerſt aufgebracht“, berichtet Herders Gattin in den „Erinnerungen“ III, 111, „und dieſes Buch hat ſpät noch für Herder bittere Folgen gehabt“.

Neſſelrode befand ſich an dem vielbeſuchten Badeort. Hier war es, wo die lang geſchiedenen Freunde während vier Wochen, wie Jacobi ſich ausdrückt, eine unvergängliche Gegenwart erzeugten, ſo daß ſie ſich auch vor dem Scheiden zuletzt weniger bange ſein laſſen durften. Und welche Tage ſeliger Wonne genoſſen Herder und ſeine Gattin darauf in dem lieben Pempelfort! Der alte metaphyſiſche Streit ruhte; Herder freute ſich der neuen Ausgabe des „Allwill" als eines „aufgedeckten Schatzes des innern Menſchen", und Jacobi vertiefte ſich mit friſcher Luſt in Herders „Ideen", worüber er an dieſen ſchreibt: „Ein gewiſſer Geiſt der Weiſſagung und der Auslegung in dem Buche, mit dem ich mich nicht ganz vertragen kann, iſt mir nicht auf die Art zuwider, wie Ihr es Euch vorſtellet, und hindert mich nicht, den Geiſt auch meiner Wahrheit, die darin herrſcht, und alles Gute und überſchwängliche Große, was darin gethan iſt, zu erkennen und zu Herzen zu nehmen." Auch nahm Jacobi des Freundes Rath über die Art, wie er den „Woldemar" zu Ende führen ſolle, mit beſonderem Vertrauen in Anſpruch.

Nach Herder traf Goethe noch im Laufe des Spätjahres bei dem eben von ſeiner Carlsruher Reiſe zurückgekehrten Freunde in Pempelfort ein, der die herzlichſten Grüße und die innigſte Freude über Jacobis reines, edles Weſen mit nach Weimar brachte. An ihren Arbeiten nahmen Jacobi und Herder den innigſten wechſelſeitigen Antheil, indem ſie ihre verſchiedenen Anſichten, ſo gut es gehen wollte, friedlich neben einander beſtehen ließen. So empfand Jacobi eine lebhafte Freude über Herders „Briefe zur Beförderung der Humanität", die er für ihre Abſicht gut berechnet, wie die Abſicht ſelbſt vortrefflich fand. „Ich bin vollkommen darin mit Dir einig", ſchreibt er, „daß der erſte und letzte Gegenſtand des Menſchen ſeine Menſchheit iſt. Auf welchen Theil des Begriffes der ſtärkere Accent gelegt werden müſſe, darüber mag einige Verſchiedenheit der Meinung zwiſchen Dir und mir ſtattfinden. Wenn Du mir meine Expanſionen zu gut hältſt, ſo wäre es mehr als unbillig, wenn ich Dir Deine Contractionen nicht zu gut halten wollte: kann ich doch Deine Humanität in der meinigen ohne alles Ungemach beherbergen. Speremus atque rgamus. Und Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen.“ Sehr anerkennend ſprach Jacobi ſich auch über Herders Abhandlungen von der Gabe der Sprachen am Pfingſtfeſt aus, obgleich er im Grunde mit der hier vorgetragenen Anſicht nicht einverſtanden ſein konnte. Nicht weniger erregte Jacobis „Woldemar“ den innigſten Antheil des Weimarer Freundes, welcher noch einen beſondern Anknüpfungspunkt durch Jacobis im nahen Jena ſtudirenden Sohn Max gewonnen hatte, der an Herders dort gleichfalls der Arzneiwiſſenſchaft obliegenden Sohn Gottfried ſich liebevoll anſchloß.

Als Jacobi Ende September 1794 mehr aus Abſcheu vor den wilden, frech und gewiſſenloſen Frevlern als aus Furcht vor den Ausbrüchen ihrer Raubſucht ſich zu dem harten Entſchluß gedrängt ſah, ſein anmuthiges Pempelfort zu verlaſſen, und ſich nach dem Norden, zunächſt nach Hamburg und Wandsbeck, wandte, von wo er ſich nach Holſtein begab, folgten ihm die Weimarer Freunde mit geſteigerter Liebe und treuer Anhänglichkeit auch auf dieſer Wanderſchaft; freilich drohte dieſen Freunden ſelbſt eine entſchiedene Trennung, ſeit Goethe ſich ganz zu Schiller hinneigte. „Es iſt nicht artig von Dir“, ſchreibt Herder am 15. Mai 1795, bei Ueberſendung der „Terpſichore“, „daß Du ſeit ſo langer Zeit nicht geſchrieben haſt, obwohl ich Dir einen Brief und ſo manchen andern Dank ſchuldig bin. Rechne, in welchem Zuſtande Du biſt, und in welchem ich mich befinde. Alſo ſeid barmherzig, ſeid großmüthig, Ihr reichen müßigen Wanderer der Erde, und zählet mit Euren armen Mitbrüdern nicht zu genau. Dein „Woldemar“ iſt bis auf ein paar delicate Punkte ein treffliches Buch, eine Summe alter und neuer Weisheit; dazu glänzend fein und äußern wohlgearbeitet als Kunſtwerk. Sobald uns der Himmel friedliche Zuſtände und meinem Gemüth die Ruhe, meinem Körper die Wohlbehaglichkeit giebt, die ſelbſt zum Geſpräch über ſolche Materien gehört, und Du ein Weiteres von mir vernehmen willſt, ſoll Dirs werden.“ Jacobi war über Brief und Sendung hoch erfreut; kaum hatte er geglaubt, daß Herder ihm je wieder ſchreiben würde, da er, beſonders in dem Holſteiniſchen Kreiſe, wohl fühlte, in wie manchen Dingen, vor allem in Bezug auf religiöſe Ueberzeugung, ihre Anſichten auseinander gingen. „Sei ruhig bei alle dem“, ruft er dem Freunde zu. „Wenn auch meine Männerliebe zu Dir manchmal angefochten wird, ſo bleibt Dir die Frauenliebe in meinem Herzen doch immer gewiß; ich kann nicht von Dir ablaſſen, gehe in Deinen Stricken, ſobald Du nur wieder anziehſt.“ In der raſch nöthig gewordenen neuen Ausgabe des „Woldemar“ wünſchte er, wo möglich noch im Laufe des Monats, Herders Ausſtellungen zu erfahren.

Indeſſen unterblieb von jetzt an faſt zwei Jahre lang jede nähere Verbindung. Im December 1796 kam Jacobis Max wieder nach Weimar, um ſich in Jena zum Uebergang in die ärztliche Thätigkeit vorzubereiten. Dieſer brachte denn an Herder ein freundliches Wort des Vaters, der mittlerweile in Wandsbeck bei Claudius ſeinen Wohnort genommen. Dorthin ſandte Herders Gattin mit freundlicher Entſchuldigung im März 1797 die bereits im vorigen Sommer erſchienene Schrift über den Erlöſer und bald darauf das Buch über Johannes. Jacobi fühlte ſich durch dieſe letzten „Chriſtlichen Schriften“ ſehr angezogen; beſonders fand er in dem „Erlöſer“, den er gegen manche gläubigern Seelen in Schutz nehmen mußte, ſein ganzes Chriſtenthum, da er vom alten und neuen Teſtament nichts mehr glaubte, als gerade hier gelehrt wird. Erlitt der von Herder liebevoll wieder angeſponnene Briefwechſel auch bald darauf wieder eine faſt ein Jahr dauernde Unterbrechung, ſo fehlte es doch nicht an freundlichem Antheil von Jacobis Seite, der an Herders „Catechismus“ und der Fortſetzung der „Chriſtlichen Schriften“ ſich erfreute.

Jean Pauls Niederlaſſung zu Weimar im October 1798 zog Herders Seele mächtig zu dieſem ſeltnen, großherzigen, von Geiſt ſprudelnden Menſchen hin, aber auch dieſer hing mit Begeiſterung an Jacobi, auf den er das vertrauliche Geſpräch oft hinlenkte, wie er auch Jacobi milder gegen Herder zu ſtimmen und die am Himmel ihrer Freundſchaft ziehenden trüben Wolken zu verſcheuchen ſuchte. „Nimm es mit dem vom Staat ꝛc. gebeugten und wundgeriebnen Herder nicht genau“, mahnt Jean Paul am 3. März 1799 ſeinen Jacobi. „Er trägt auf ſeinen zarten Zweigen außer denen der Früchte die Conſiſtorialwäſche, die jener an ihn hängt zum Trocknen.

Ach welchen Federnzipfel würd' er treiben außerhalb der Kanzeldecke und Seſſionsſtube!" Der Brief ſchließt mit der Verſicherung: „Herder grüßet Dich und die Deinigen herzlich, wie ich". Im April 1799 ſandte Herders Gattin den Anfang der Kant bekämpfenden „Metakritik" an Jacobi, der eben mit Fichte angebunden hatte. Von hier ab fehlt drei Jahre lang jede Spur einer brieflichen Mittheilung zwiſchen den Freunden. Daß Jacobis „Sendſchreiben an Fichte" von Herder mit Wolluſt mehr als einmal geleſen worden, und dieſer alles daran gelobt habe außer dem übertriebenen Lob Fichtes, berichtet Jean Paul am 15. Mai deſſelben Jahres an Jacobi, dem er zu gleicher Zeit die Mittheilung macht: „Herder ſchrieb jezt die zweite Auflage von „Gott" und ſtrich den kleinſten Seitenblick gegen Dich weg (er bleibt aber bei ſeiner Anſicht des Spinoza) — ſo viele Schmerzen ihm auch Dein „Spinoza" gab, und theilte ſie mir im Manuſcripte mit, um ſtatt ſeiner Seele zu fühlen und zu wägen." Häufig hatte ſich Jean Paul bei dieſer Gelegenheit mit großer Lebhaftigkeit Jacobis angenommen. Mit Recht durfte Herder gegen Jean Paul rühmen, daß er alles auch nur von ferne Jacobi widrig Scheinende getilgt habe. „In Anſehung der Meinung über Spinozas Syſtem gehen wir beide, Jacobi und ich, jeder ſeines Weges", fügt er hinzu, „und ich, meiner geringen Wenigkeit nach, bleibe auf dem meinigen noch feſter". Ueber Herders „Metakritik" bat Jean Paul ſeinen Freund, doch ja ſein Urtheil, worüber dieſer ihn ſchon gefragt habe, ſchonend abzufaſſen, damit er es ihm mit freier Bruſt eröffnen könne. Aber eine erfreuliche Erwiederung ſcheint nicht erfolgt zu ſein, und Herder ward über den vergebens erwarteten beifälligen Widerhall ſo verſtimmt, daß er ſpäter ein von Jean Paul Jacobi geſpendetes Lob dieſem ſehr verübelte.¹)

Erſt als Herder im Sommer 1802 bei ſeinem wiederholten Beſuche des Aachener Bades mit Jacobis dort anſäſſiger Familie ſich wieder freundlich zuſammengefunden, ſcheint der geſchiedene Freund, der nach einer an den Rhein und Paris gemachten Reiſe

---

1) Vgl. Spazier IV, 113.

von einer ſchweren Krankheit befallen worden war, ſich wieder Herder genaht zu haben, doch auch jetzt konnte es, bei der weiten Entfernung und der zum Theil durch körperliche Leiden bedingten Abneigung gegen briefliche Mittheilung zu keiner nähern Verbindung kommen. Dazu fand Jacobi an Herders neueſten Erſcheinungen wenig Gefallen. „Aus Herders Adraſtea habe ich mir von Zeit zu Zeit etwas vorleſen laſſen, auch ſelbſt hineingeſehen“, ſchreibt er am 28. April 1803 an Jean Paul. „Es iſt keine Koſt für mich. Herder wird in ſeinen Productionen immer loſer und lockerer, matronenhafter. Ich vergeſſe, indem ich ihn leſe, eher was ich weiß, als daß ich von ihm etwas lernte; er verwirrt mich, ohne mich zu erfriſchen. Es muß ein ganz eigenes Unvermögen in ſeinen Kräften ſein, denn was hätte nicht ſonſt aus ihm werden müſſen! Nun gleicht er dem im Niederländiſchen Sande ſich verlierenden Rhein.“ Aber den Hingeſchiedenen, der noch kurz vorher in Carlsbad die ihm innigſt befreundete Familie des Grafen Reventlow ganz für ſich gewonnen hatte, betrauerte er mit ſehnſüchtiger Neigung, wenn er auch bedauerte, daß er durch eine gewiſſe ſelbſtiſche Abgeſchloſſenheit und heiße Leidenſchaftlichkeit nicht das geworden, was er bei ſeiner herrlichen Begabung Deutſchland hätte ſein können. „Deine Trauer um Herder iſt ſo ſchön, ſchreibt er drei Monate nach Herders Tod, am 10. März 1804, an Jean Paul, „daß Du mir noch einmal ſo lieb darum wirſt. Ich fühle das ganz ſo, wie Du, daß der Freund den Freund ſo lieben ſollte, wie die Frau den Mann, die Geliebte den Geliebten, und an ihm, wie der Fromme an Gott deſſen böſe Welt, ertragen. Sonderbar, daß ich dieſen letzten Gedanken gerade bei Herder zum erſtenmale recht lebhaft faßte. Alles, was Du mir im vorigen Briefe über dieſen außerordentlichen Mann geſchrieben haſt, finde ich durchaus wahr und vortrefflich; es nöthigt mich aber nicht, etwas von dem, was ich Dir über ihn geſchrieben, zurückzunehmen.“

Erſt Ende Mai 1805 ſollte Jacobi Weimar wiederſehen, das eben Schiller durch den Tod verloren, und nur eine glückliche Wendung hatte ihm dort ſeinen einzigen Freund in Goethe erhalten. Damals wird auch, beſonders in den vertraulichen Unterhaltungen mit Goethe, Herders Bild voll friſcheſten Lebens in ſeiner Seele aufgeſtiegen ſein; jetzt erſt hatte er den Freund ganz verloren, den er einſt ſo heiß ſich erſehnt, an deſſen Seite er die genußreichſten Stunden verlebt, von dem ihn der Widerſtreit ihrer religiöſen Ueberzeugungen getrennt hatte. Er fand ihn nicht mehr in dem ſtillen beſcheidenen Hauſe auf dem Topfberge, die Kirche, worin einſt ſein Wort ſo erweckend und erhebend gewirkt, war ſeine Ruheſtätte geworden, und von ſeinem Grabe ertönte nun dem frommen Waller der Ruf reinſter Menſchlichkeit: Licht, Liebe, Leben!

I.

Herder an Jacobi.[1]

Was werden Sie ſagen, Beſter, daß ich auf Ihren erquickenden Brief ſo ſpät antworte? Ich empfing ihn in einer Stimmung, die beinah der Ihrigen gleich war, und zu der vielleicht ſelbſt meine Reiſe beigetragen hatte. Wie eine Glocke, die nach ſtarkem Lauten plötzlich ſtille ſteht, in ſich wiedertönt und mit ſich ſelbſt im Streit iſt: ſo war mirs, da ich in mein hieſiges Schattenleben, eine verdrüßliche Art elender Nichtigkeit, geſchäftloſer Geſchäftigkeit ꝛc. zurücktrat, aus der ich mich bis jetzt nicht erholt habe und vielleicht, ſo lang ich hier bin, nicht erholen werde. Bei der Wärme Ihres Herzens fühlte ich um ſo mehr die Kälte des meinen, deſſen Flamme beinah bis zur todten Kohle erſtickt iſt. Doch genug des Tons! der nur ſagen ſoll, warum ich Ihnen bisher nicht geantwortet und auch jetzt noch als ein ganz Unwürdiger dran gehe.

---

[1] Dieſer Brief iſt die Antwort auf Herders erſte Zuſchrift vom 29. Mai 1783 aus Wandsbeck, die im dritten Bande von Jacobis „Werken" S. 471 ff. abgedruckt iſt.

Dank Ihnen, lieber Jacobi, für Ihr Herz und Ihre Hand. Unſre Seelen waren lange eins: laßt es uns auch jetzt und von Zeit zu Zeit mehr mit unſerm innerſten Weſen werden! Amen!

Ich habe eine Frau, die der Baum, der Troſt und das Glück meines Lebens iſt, ſelbſt in ſchnellen, fliegenden Gedanken mit mir eins, worüber wir beide oft erſtaunen. Sie leidet in ihrer Seele nur, ſofern ſie mich leiden ſieht; ſonſt iſt ſie die Ruhe und Thätigkeit ſelbſt, immer voll guten Muths und ſorgloſer Ausſicht. Sechs geſunde und wohlorganiſirte Kinder habe ich, fünf Knaben und ein Mädchen; den jüngſten Knaben fand ich, da ich nach Hauſe kam, geboren. Eine plötzliche mir unerklärliche Unruhe trieb mich von der Elbe weg, daß ich eine Reihe von Menſchen gar nicht geſehen habe, die zu ſehen ich dahin reiſte. Als ich auf der Lüneburger Haide war und einen ſonderbaren Tag in meiner Seele hatte, kam ſie nieder. Sie iſt bisher ſchwächlich geweſen, erholt ſich aber wieder und ſagt Ihnen, da Sie als meiner auch Ihr Freund ſind, alles, alles Gute, was ich hier nicht ſchreiben mag. Sie hat mich oft zum Schreiben ermuntert, und es iſt nur meine Schuld, daß ichs nicht eher gethan. Wir ſprachen eben von Ihnen, da der Brief ankam, und unſre Freude war nur eine. Nach Ihrem Hauſe darf ich nicht fragen, lieber Jacobi, da ich mit demſelben völlig bekannt bin. Sobald ich Ihr Bild ſah, mußte Gleim erzählen, und was er nicht wußte, wußte die Nichte. Claudius fuhr fort und ſupplirte: ich bin gewiß, daß er von keinem Sterblichen ſo gern wie von Ihnen ſpricht, und die Scene, wie Sie ihm das Leben gerettet, iſt in ſein Herz gegraben. Empfehlen Sie mich alſo Ihrer Gemahlin unbekannter Weiſe, und Ihren Söhnen gebe es glücklich!

Dank Ihnen für Silhouette und Zeichnung; und zugleich bitte ich Klauern zu entſchuldigen, daß er meine Büſte noch nicht geſchickt hat. Es liegt nicht an ihm, ſondern an mir, und ich habs übernommen, ihn zu vertreten. Die erſte Büſte iſt ſo häßlich und untreu, daß ſie nicht geſchickt werden konnte; zur zweiten ſitze ich, ſobald Goethe zurückkommt, den ich gern dabei wünſchte und der jetzt auf dem Harz iſt. Er kommt in 14 Tagen, und das erſte Exemplar derſelben ſoll Ihnen geweihet ſein. Gebe der Himmel, daß es gerathe.

Leider fangen dieſen Monat meine Kirchenrechnungen an, die über Michael hinausreichen. Wenn ich mich einwintere, denke ich an meine Philoſophie der Geſchichte zu gehn, über deren Inhalt mir eine Welt von Ideen im Kopf ſchwebt — aber leider! auch nur im Schattenraume.

Leben Sie wohl, Beſter! Alles Gute, was Ihnen mein armſeliger trockner Brief nicht ſagen kann, ſage Ihnen Ihr Herz! Gott empfohlen. Herder.[1]

Weimar den 6. September 1783.

---

[1] In Jacobis „Werken“ III, 475 ff. ſind deſſen Briefe an Herder vom 8. Juni und 22. November 1783 abgedruckt.

2.

Herder an Jacobi.

Ἓν καὶ πᾶν.

Ich habe alle Ihre Verzeihung nöthig, liebſter Jacobi, da ich Ihnen auf Ihren mich innigſt erfreuenden Brief nicht nur ſo ſpät antworte, ſondern auch Ihren und Leſſings Gott [1] ſo lange Zeit bei mir behalten habe. Ich bin aber in ſolchem Zuſtande der Contraction auf meine Philoſophie der Geſchichte geweſen, daß wenig andre Gedanken bei mir Raum hatten und ich endlich, da die Kälte hinzu kam, die Sache glatt vergaß. Goethe erinnerte mich dran bei Gelegenheit eines Briefes von Ihnen (in welchem ich Ihre abermalige Krankheit herzlich bedaure), und ſo ergreife ich endlich eine Stunde, Ihnen nichts als Ἓν καὶ πᾶν zu ſchreiben, das ich ſchon von Leſſings Hand in Gleims Gartenhauſe ſelbſt las, aber noch nicht zu erklären wußte. In Leſſings Seele zu erklären nämlich, weil ich unmöglich denken konnte, daß Sie bei dem alten Anakreon ſo gräulich methaphyſicirt hätten: denn ſeine gutherzige Jungfräulichkeit hat mir wahrſcheinlich aus einer Art von Scham und Schonung von allen dieſen Blasphemien nichts geſagt. Siebenmal würde ich ſonſt mein Ἓν καὶ πᾶν heruntergeſchrieben haben, nachdem ich ſo unerwartet an Leſſing einen Glaubensgenoſſen meines philoſophiſchen Credo gefunden.

---

[1] Jacobis erſten Brief an Mendelsſohn, in Jacobis „Werken“ IV, 1, 47 ff.

Im Ernſt, liebſter Jacobi, ſeitdem ich in der Philoſophie geraumt habe, bin ich immer und jedesmal neu die Wahrheit des Leſſingſchen Satzes inne worden, daß eigentlich nur die Spinoziſtiſche Philoſophie mit ihr ſelbſt ganz eins ſei. Nicht, als ob ich ihr völlig beipflichtete — denn auch Spinoza hat in alle dem, wie mich dünkt, unentwickelte Begriffe, wo Descartes ihm zu nahe ſtand nach dem er ſich ganz gebildet hatte. Ich würde alſo auch mein Syſtem nie Spinozismus nennen; denn die Samenkörner davon liegen in den älteſten aller aufgeklärten Nationen beinah reiner, nur er iſt der erſte, der das Herz hatte, es nach unſerer Weiſe in ein Syſtem zu combiniren, und dabei das Unglück hatte, gerade die ſpitzeſten Seiten und Winkel herauszukehren, wodurch ers bei Juden, Chriſten und Heiden decreditirte. Mendelsſohn hat, dünkt mich, recht, daß Bayle Spinozas Syſtem mißverſtanden; wenigſtens hat er ihm durch die plumpe Gleichniſſe, mit denen ers ausgeziert hat, viel Schaden gethan. Und ſo bin ich der Meinung, daß ſeit Spinozas Tode niemand dem Syſtem des ἓν καὶ πᾶν Gerechtigkeit verſchafft habe (auch Mendelsſohn nicht in ſeinen Geſprächen über Spinoza). O daß es Leſſing nicht gethan hat! Furchtſamkeit wars gewiß nicht von ihm, daß er damit nicht hervorrückte, da er keine Folgen einer für wahr gehaltnen Meinung ſcheute und alle Arten der Einkleidung ihm zu Gebot ſtanden. Der böſe Tod hat ihn übereilet!

Seit ſieben Jahren und länger trage ich mich mit einer Parallele der Dreimänner Spinoza, Shaftesbury, Leibnitz, und habe nicht dazu kommen können. Vorigen Sommer fing ich aufs neue an und ging drüber. Die beiden erſten waren durchgeleſen; da kam die unbändige Hitze und mein Geiſt gerieth in ſolche Expanſion, daß es wieder unterblieb. Jetzt ſolls gewiß nicht lang unterbleiben. Alſo bitte ich Sie inſtändig, lieber Jacobi:

1) Laſſen Sie mir doch Ihre für mich äußerſt intereſſante Unterredung mit Leſſing (ich habe nicht gewagt ohne Erlaubniß) abſchreiben und ſchreiben Sie mir doch recht viel von dem närriſchen Zeuge S. 17, das Ihnen noch etwa beifällt. Ich bitte deswegen ſehr darum, weil ich eigentlich Leſſings Idee von der Contraction Gottes im Individuum einer Erſcheinung noch nicht begreife, oder eigentlich das Geſetz dieſer Expanſion und Contraction noch nicht einſehe. Sie geben den geheimſten Lieblingsideen meiner Seele damit eine Leckerſpeiſe: denn ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſehr ich mit Leſſing in den Hauptprincipien, ſelbſt in dem, was er von Leibnitz gegen Spinoza ſagt, übereinſtimme. Doch von dem allen künftig, wenn mein Genius aufwacht, und Leſſings Genius wird ihn gewiß zu ſeiner Zeit regen.

2) Dürfte ich wünſchen, daß, ehe dieſe Leſſings-Ideen zuerſt vor Mendelsſohn in Form einer Widerlegung erſcheinen, Sie lieber die Unterredung außer dieſer Verbindung in einer gefälligern Einkleidung geben. Der Brief kann

an Mendelsſohn abgebn, aber mit der Bitte, daß er nicht publicirt wird, bis Sie, was Sie aus der Unterredung wollen, publiciren. Will er widerlegend drauf Rückſicht nehmen, ſo mag ers: aber den Discurs ans Licht zu ſtellen, bleibt Ihnen: denn er wird Sie ſo gut als ihn widerlegen, und ich wüßte nicht, warum Sie ſich beide zum Schemel ſeiner Füße legen wollten.

3) Sodann, lieber, beſter extramundaner Perſonaliſt, bitte ich beſtens und angelegenſt: Beſinnen Sie ſich auf mehreres, was Leſſing geſagt hat und — wappnen Ihr Syſtem mit mehrern Gründen. Wenn man keinen salto mortale zu thun nöthig hat, warum braucht man ihn zu thun? Und gewiß, wir dürfens nicht: denn wir ſind in der Schöpfung auf ebnem Boden. Das πρῶτον ψεῦδος, lieber Jacobi, in Ihrem und in aller Antiſpinoziſten Syſtem iſt das, daß Gott, als das große ens entium, die in allen Erſcheinungen ewig wirkende Urſache ihres Weſens ein 0, ein abſtracter Begriff ſei, wie wir ihn uns formiren; das iſt er aber nach Spinoza nicht, ſondern das allerreelſte, thätigſte Eins, das allein zu ſich ſpricht: „Ich bin, der ich bin, und werde in allen Veränderungen meiner Erſcheinung (dieſe beziehen ſich nicht auf ihn, ſondern auf die Erſcheinungen unter einander) ſein, was ich ſein werde." Nicht alſo von der Verneinung des Satzes: Ex nihilo nihil fit, fängt die Philoſophie der wahren Entität an, ſondern von dem ewigen Satze: Quidquid est, illud est. Eben dieſen Begriff des Seins hat Spinoza ſo fruchtbar ent-

wickelt und ihn, wie mich dünkt, mit Recht über alle Vorſtellungs- und Denkarten einzelner Erſcheinungen ſowohl als über eingeſchränkte Arten der Exiſtenz im Raum erhoben. Was Ihr, lieben Leute, mit dem „außer der Welt exiſtiren“ wollt, begreife ich nicht: exiſtirt Gott nicht in der Welt, überall in der Welt, und zwar überall ungemeſſen, ganz und untheilbar (denn die ganze Welt iſt nur eine Erſcheinung ſeiner Größe für uns erſcheinende Geſtalten), ſo exiſtirt er nirgend. Außer der Welt iſt kein Raum, der Raum wird nur, indem für uns eine Welt wird, als Abſtraction einer Erſcheinung. Eingeſchränkte Perſonalität paßt aufs unendliche Weſen eben ſo wenig, da Perſon bei uns nur durch Einſchränkung wird, als eine Art modus oder als ein mit einem Wahn der Einheit wirkendes Aggregat von Weſen. In Gott fällt dieſer Wahn weg: er iſt das höchſte, lebendigſte, thätigſte Eins — nicht in allen Dingen, als ob die was außer ihm wären, ſondern durch alle Dinge, die nur als ſinnliche Darſtellung für ſinnliche Geſchöpfe erſcheinen. Das Bild „Seele der Welt“ iſt wie alle Gleichniſſe mangelhaft; denn für Gott iſt die Welt nicht Körper, ſondern ganz Seele. Hätte unſre Seele die Klarheit des Begriffs von ſich und von ihrem Leibe, die Gott hat: ſo wäre ſie ſo weit, daß der Körper nicht mehr für ſie grober Körper, ſondern ſie ſelbſt ſei, wirkend in ſolchen und ſolchen Kräften, nach ſolchen und keinen andern Arten; dann wäre ſie aber auch Gott, d. i. ἓν καὶ πᾶν, was ſie nie werden kann, ſo weit ſie ſteige.

Wie gern möchte ich hievon noch weiter ſchwätzen, aber Raum und Zeit gebricht mir, die beiden modi, die alle eingeſchränkte Weſen umſchränken. Verzeihen Sie mein Geſchreibs, beſter Jacobi, und erfreuen Sie mich mit der Abſchrift Ihres Geſprächs und Ihrem Turgot[1]; meine „Philoſophie der Geſchichte“ ſoll, ſobald ſie fertig iſt, zu Ihnen herüber. Nochmals geſagt, ich wünſchte ſehr, daß Leſſings Gedanke zuerſt ohne Widerlegung, ja ohne den Schein einer Heterodoxie als freies Geſpräch erſchiene. So hat Berkley ſein idealiſtiſches Syſtem, Shaftesbury ſein ἓν καὶ πᾶν, ſo haben Sie Ihr: „Etwas, was Leſſing geſagt hat“, gegeben. Laſſen Sie, wer da will, recht haben und ſiegen; das Auseinandergehn zuletzt iſt für mich immer das ſchönſte Ende des philoſophiſchen Dialogs; gerade wie Sie's auch hier gemacht haben. Uebrigens iſt Leſſing ſo dargeſtellt, daß ich ihn reden ſehe und höre.

Adieu, Beſter, bleiben Sie geſund und behalten mich lieb; denn Liebe iſt höchſtes Daſein, und Gott iſt die Liebe.

(Weimar) den 6. Februar (1784.[2])

---

[1] Einer Ueberſetzung der Schrift: „Sur la vie et les ouvrages de Turgot“, welche, wie es hieß, Jacobi überſetzen wollte. Vgl. Jacobis Werke IV, 3, 83 f.

[2] Herders Troſtbrief beim Tode von Jacobis Gattin (vom 1. März) iſt in Jacobis „auserleſenen Briefwechſel“ (Nr. 135), Jacobis Schreiben vom 30. Juni in die „Werke“ (III, 290 ff.) aufgenommen.

3.

Herder an Jacobi.

Allerdings, liebſter Jacobi, hat Ihr Brief Goethe hierſelbſt verfehlt.[1] Seit Anfange Auguſts iſt er mit dem Herzoge in Braunſchweig und auf dem Harz geweſen, auf welchem letzten er noch umherſchweifet, wenigſtens iſt mir nicht bekannt, wo er iſt oder wann er ankommt. Lang ausbleiben kann er indeß nicht, und mit der folgenden Woche wird ſeine Ankunft, aber ungewiß, erwartet, weil er nichts gemeldet. Sie thun alſo wohl, liebſter Jacobi, wenn Sie, um ihn nicht zu verfehlen oder nicht zu lang auf ihn warten zu dürfen, Ihre Ankunft hieher noch ein Tag' 8—10 verzögern, es ſei denn, daß er Ihnen während der Zeit auf Ihren ihm ohne Zweifel nachgeſchickten Brief ſelbſt geantwortet hätte. Unglücklicher Weiſe bin ich in dieſer Zeit mit ausgeſchriebnen Kirchenrechnungen beſchäftigt, die auch ſo ziemlich überhin laufen werden, wenn ſich Ihre Ankunft etwas verzögert. Wie ſehr ich mich auf Ihre perſönliche Bekanntſchaft freue, darf ich nicht ſagen. Auch der verwittweten Herzogin[2] werden Sie große Freude geben. Der Herzog trifft etwas ſpäter ein als Goethe, um wie ſpäter aber, weiß ich nicht. Leben Sie wohl, liebſter

---

[1] Vgl. Herders Brief an Knebel vom 11. September.

[2] Die ihn im Jahre 1778 zu Düſſeldorf kennen gelernt hatte. Vgl. Knebels „Literariſcher Nachlaß“ I, 185.

Jacobi, und kommen zu uns geſund an Geiſt, Herz, Muth und Sinn. Ihr

eigenſter Herder.

Weimar den 9. September (17)84.[1]

4.

Herder an Jacobi.

Weimar den 2. November 1784.

Liebſter Jacobi, ich wünſche Dir tauſendmal Glück zu Deiner glücklichen Heimkehr und zur neuen Beſitznehmung Deines Palaſts; er werde Dir ein Haus der Ruhe und neuen Wohlfahrt, der Heiterkeit und Freude. Du haſt vor tauſend andern ſo viel Gutes von innen und außen empfangen von der Hand des Herrn: nimm auch das Böſe an, und der Wermuth wird Dir zum mildeſten Honig werden. Auch Claudius hat nach einer geſunden Heimkehr an uns, vielleicht auch ſchon an Dich, geſchrieben, und befindet ſich in ſeinem alten Schooß des Glücks und der Ruhe. Goethe lebt, wie er gelebt hat. Er hat uns neulich einen neuen, ſehr ſchönen Band von ſeinem „Wilhelm Meiſter“[2] und ein andermal den Anfang einer neuen, ſehr vortrefflichen Arbeit 1) vorgeleſen. Die Arbeiten und die Stunden ſind wohl die einzigen, die den trefflichen Menſchen ihm ſelbſt zurückgeben; wiewohl er auch in der kleinſten und ſogar gehäſſigſten anderweiten Beſchäftigung mit einer ganzen Ruhe wohnet, als ob ſie die einzige und eigenſte für ihn wäre. Knebel iſt einige Tage hier geweſen. Wir gedenken Eurer oft mit Liebe und Freude.

---

[1] Jacobi, deſſen Anmeldung vom 4. datirt war, erhielt den Brief zu Caſſel am 13. und traf am 18. zu Weimar ein.

[2] Das damalige 5. Buch.

Für Deinen Brief 2) an Mendelsſohn danke ich und bin auf den Fortgang (denn Ausgang gibts auf dieſer Welt nirgends) Eures ſonderbaren Kampfs neugierig. Ich fürchte, Ihr werdet, nicht zwar mit Homeriſchen Göttern, aber mitunter mit Schatten ſtreiten; wenigſtens hat Mendelsſohn ſchon einen guten Anfang damit gemacht, daß er Dich für einen Spinoziſten genommen. Mit Deinem neuen Motto aus dem Pascal 3) wird er eben ſo wenig zufrieden ſein: denn die raison der Dogmatiſten confundirt und beſchämt ſie niemals. Sie wiſſen ſie ſchon ſo gut zu ſtellen, daß ſie ſie nie confundiren kann. Quidquid est, illud est. Quod erat demonstrandum. Sei ſo gut und theile mir ſeine Antwort mit.“

---

1) Die Abhandlung vom Zwiſchenknochen? Vgl. den Brief an Knebel vom 11. November.

2) Den zweiten, vom 5. September, in den „Werken“ IV, 1, 120 ff.

3) La nature confond les Pyrrhoniens et la raison confond les dogmatistes.

Hier iſt Hamanns „Metakritik". [1] Du mußt aber, um das hinterſte Paradigma vom Beweiſe gegen die Idealiſten aus der Form der Sprache zu verſtehen, Kants Buch [2] ſelbſt durchlaufen, und kannſt Dir alſo die Blätter ohne Schaden bis dahin verſparen. Ein paar Paragraphen verſtehe ich ſelbſt explicite noch nicht, ob ich ſie gleich abgeſchrieben und ſie alſo zu erwägen Zeit gehabt habe. Seine Philoſophie dünkt mich die einzig wahre, und alſo kann ſie nie die herrſchende werden.

Mit der Geſundheit meiner Frauen gehts ſo ziemlich; ſie hat eine Nichte bei ſich, und das gibt ihr eine Arbeit mehr. Sie ſoll ſelbſt einige Reihen ſchreiben; denn ich bin leer und trocken, wie ein dürres Land. Sela. Nun lebt alle drei herzlich wohl [3], lieben Menſchen, und Du geliebteſter von allen, ſtärke Dich Gott an Leib und Seele. Schreibe einmal wieder trotz meines trocknen Briefes.

Dein treuer

H. [4]

---

[1] „Metakritik über den Purismum der reinen Vernunft." Hamann ließ dieſe Schrift, aus der Herder ſpäter nicht allein den Namen, ſondern gar manches herübernahm, aus Freundſchaft gegen Kant ungedruckt. Sie erſchien erſt im Jahre 1800 in einer heftigen Streitſchrift von Rink gegen Herders „Metakritik." Vgl. Hegels „Vermiſchte Schriften" II, 83 ff. Hamann an Jacobi in Jacobis Werken I, 388. Hamanns Werke VII, 3 ff. VIII, 330.

[2] Die „Critik der reinen Vernunft."

[3] Jacobi und ſeine beiden Schweſtern.

[4] Jacobis Antwort vom 17. (nicht 13.) November ſteht in den „Werken" (III, 498 ff.)

5.

Herder an Jacobi.

Wofür ſoll ich Dir, liebſter Jacobi, zuerſt oder zuletzt danken? für den Elucidarius[1], den Du mir gar doppelt in Papier und als Glas geſchickt haſt? oder für Hamanns Brief[2]? Ich will von dem Letzten anfangen, und, wie billig und recht iſt, mit dem göttlichen Spinoza fortfahren.

Hamanns Brief iſt Goldes werth. Ich habe ihm nicht geſchrieben, daß ich Dir die Metakritik communicirt habe; alſo ſchweige lieber diſtinct davon, weil er den Aufſatz doch ſelbſt als einen unvollkommnen Anfang anſieht. Was er vom Genuß ſagt, entgegen der Grübelei, iſt eine ewige, ewige Wahrheit, und auch ſonſt ſind die ſchönſten Samenkörner in ſeinem Briefe. Fahre fort, mir Geſchenke der Art mitzutheilen! ich wills auch thun, wenn ich welche habe.

Ich habe Goethe den Brief communicirt, und er hat ihm ſo viel Freude gemacht, wie mir: wir denken in jeder Zuſammenkunft voll treuer Liebe Deiner, und haben uns, meine Frau mit eingeſchloſſen, an Deinem Bilde, das in Goethens Saal ſteht, als an einem Denkmal Deiner Gegenwart gelagert. Verzeihe, daß ich Dir ſo wenig ſchreiben konnte oder schreiben kann, wie lieb ich Dich habe; hier ſind doch alle Worte vergebens.

---

[1] J. G. Wachters Elucidarius cabbalisticus, womit Herders Philoſophie nach Jacobis Meinung viel Aehnlichkeit hatte. Vgl. H. Dünger a. a. O. S. 186 f.

[2] Vom 14. November 1784, in Jacobis „Werken" I, 381 ff.

Ich befinde mich ſeit geraumer Zeit in großer Schwachheit des Leibes und Geiſtes und zugleich in dringender Arbeit. Schwere Geſellen! ſie benehmen mir allen Aufſchwung der Seele und alle Ausbreitung des Herzens, daß ich gleichſam mich ſelbſt nur dulde und trage. Goethe beſucht mich fleißig, und ſeine Geſellſchaft erquickt mich wie Balſam.

Mein Geiſt ſagte mir alle das, was Du über Dein Befinden ſchreibſt; denn manches in ihm iſt nach einer ſolchen Reiſe und nach dem, was Du ausgeſtanden haſt, natürlich. Trage Dich, Lieber, und laß fallen, was Dich beſchweren will; ſobald es Dir nur nicht auf Deine Seele fällt. Nur durch dies Fallenlaſſen, glaub' ich, wird Friede der Seele, Geſundheit des Leibes, Genuß des Lebens. Es iſt Dr. Zimmermanns Hauptarznei. Gott helfe Deinem Vater[1]! denn freilich Anblicke von der Art dringen in Mark und Gebeinen.

Meine Frau befindet ſich leidlich und wird an Schweſter Lotte[2] ſelbſt ſchreiben. Und weil Sie doch, liebe Lotte, ſo ſehr auf Blumen erpicht ſind, ſo will ich Ihnen in einigen Wochen auch welche ſchicken, die Fritz wahrſcheinlich nicht leſen mag. Auch papierne oder ſeidne, aber todte

---

[1] Jacobi hatte geſchrieben, ſein Vater, der auf einmal krank geworden, habe ihn durch die beſondere Art ſeiner Krankheit ſehr gedrückt.

[2] Jacobi's Schweſter Charlotte war mit in Weimar geweſen.

Blumen 1): denn Weimar bringt ſie nicht anders. Ich hätte ſie Ihnen zum heiligen Chriſt zu beſcheeren, aber der Frühling im Winter, wiſſen Sie an meinen Verſen, iſt ein träger Geſelle, alſo muß man ſich nach ihm ſchicken.

Wieder auf den Elucidarius zu kommen, liebſter Jacobi, ſo habe ich ihn noch nicht anſehen können; aber ich fürchte, Beſter, nicht ich, ſondern Du irreſt Dich an dem, was Spinoza will. Ich habe ihn, nachdem Du weg warſt, zwar nicht ganz, aber hie und da von neuem geleſen, und mein erſter Eindruck von ihm iſt aufs neue beſtätigt. Seine einzige Subſtanz iſt das ens realissimum, in dem ſich alles, was Wahrheit, inniges Leben und Daſein iſt, intus und radicaliter vereinigt, ja durch welches es nur gedacht werden kann, und es werden in allen Erſcheinungen einzelner Dinge, als Modificationen des dauernden unendlichen innigen Daſeins, dieſe Attribute nur denkbar, ſofern jene ſeiner Natur ſind und der einzig Daſeiende bleibend in ihnen wohnet. Mache mir alſo nicht das Weſen zum abſtracten Begriff, das nur allein da iſt, durch welches ich nur ſofern bin, als ich ein kleiner Zweig auf dieſer ewigen und unendlichen Wurzel vom Baum des Lebens grüne. Gott iſt freilich außer Dir und wirkt zu, in und durch alle Geſchöpfe (den extramundanen Gott kenne ich nicht), aber was ſoll Dir der Gott, wenn er nicht in Dir iſt und Du ſein Daſein auf unendlich innige Art

---

1) Die Ueberſetzungen aus der „Griechiſchen Anthologie“ in den „zerſtreuten Blättern“.

fühleſt und ſchmeckeſt und er ſich ſelbſt auch in Dir als in einem Organ ſeiner tauſend Millionen Organe genießet. Du willt Gott in Menſchengeſtalt, als einen Freund, der an Dich denket. Bedenke, daß er alsdann auch menſchlich, d. i. eingeſchränkt an Dich denken muß, und wenn er parteiiſch für Dich iſt, es gegen andre ſein wird. Sage alſo, warum iſt er Dir in einer Menſchengeſtalt nöthig? Er ſpricht zu Dir, er wirkt auf Dich aus allen edlen Menſchengeſtalten, die ſeine Organe waren, und am meiſten durch das Organ der Organe, das Herz der geiſtigen Schöpfung, ſeinen Eingebornen. Aber auch durch ihn nur als Organ ſofern er wie wir ſterblicher Menſch war, und auch in ihm die Gottheit zu genießen, mußt Du ſelbſt Menſch Gottes, d. i. es muß etwas in Dir ſein, das ſeiner Natur theilhaftig werde. Du genießeſt alſo Gott nur immer nach Deinem innerſten Selbſt, und ſo iſt er als Quelle und Wurzel des geiſtigſten, ewigen Daſeins unveränderlich und unaustilgbar in Dir. Dies iſt die Lehre Chriſtus' und Moſes', aller Apoſtel, Weiſen und Propheten; nur nach verſchiednen Zeiten und nach dem Maß der Tiefe von der Erkenntniß und Genußkraft eines jeden anders geſaget. Iſt der Friede Gottes im Herzen eines einzelnen Weſens, dem er ſich mittheilt, höher als alle Vernunft, wie unendlich höher muß er über alle Denkkraft und die Bewegungen aller einzelnen Weſen in dem ſein, der das Herz aller Herzen, der höchſte Begriff aller einzelnen Vorſtellungsweiſen und der innigſte Genuß aller Genußarten iſt, die in ihm Quelle, Wurzel, Summe, Zweck und Mittelpunkt finden. Machſt du mir dieſen innigſten, höchſten, alles in eins faſſenden Begriff zum leeren Namen, ſo biſt Du ein Atheus, und nicht Spinoza. Nach ihm iſt er das Weſen der Weſen, Jehovah. Siehe, da biſt Du abermals ein Ketzer, und das iſt, was ich wollte. Ich höre ſogleich auf und ſage: Quod erat demonstrandum, oder vielmehr, Lieber, ich wünſche, daß Du ſeine „Ethik“ noch einmal in dieſem Geſichtspunkt durchleſeſt. Stoße Dich nicht an die Carteſiſche Einkleidung, die ja immer nur Wort iſt, ſondern denke, was er auch in einer anſtößigen Redart will. Wenn er z. E. will, daß Gott über alle einzelne Vorſtellungsarten, Gedanken, Neigungen, Willensbewegungen u. ſ. f. erhaben ſei, iſt dies nicht die nothwendigſte, höchſte Wahrheit? Wiewohl er ſie alle hat, in einzelnen Geſchöpfen, als ſeinen Modificationen, ſonſt könnte er ſie ja nicht ſo innig verſtehen, lieben und ſie durchwirken, wie ers jetzt thut, und dennoch in ſich, als in dem Eins aller Ewigkeiten, Kräfte und Räume, die ſeligſte Ruhe genießet. Ich muß Dir geſtehen, mich macht dieſe Philoſophie ſehr glücklich; könnte ich nur meinen innerſten Sinn aufſchließen, ſie ganz und unverrückt zu genießen! Ich wünſche Dir ein Gleiches; denn ſie iſt die einzige, die alle Vorſtellungsarten und Syſteme vereinigt. Goethe hat, ſeit Du weg biſt, den Spinoza geleſen; und es iſt mir ein großer Probierſtein, daß er ihn ganz ſo verſtanden, wie ich ihn verſtehe. Du mußt auch zu uns herüber.

Dein Ariſtoteles ſollte für mich ſein: willt Du, ſo ſchicke ihn mir, auch wenn Du vielleicht noch andre Ueberſetzungen dieſes Mannes (nur nicht von ſeiner Poetik und Rhetorik) in neuern Sprachen hätteſt. Er iſt mir ſeit einiger Zeit viel werth; nur ich habe nicht Zeit und Faſſung gnug, ihn in der Urſprache durchzuſtudieren, und in barbariſchem Latein kann ich durchaus keinen Griechen leſen: ich verſtehe kein Wort von ihnen in dieſer Sprache. Kann ich Dir wieder mit etwas dienen, ſo ſtehe ich zu Befehl. Wie ſtehts mit dem Diderotſchen Manuſcript[1]? Eile doch, Lieber, und ſchicke es mir ja wohl eingepackt zwiſchen zwei Pappen herüber. Der Herzog von Gotha iſt der eigenſte Menſch auf ſeine ſieben Sächelchen, und ich fürchte, jeden Augenblick dran erinnert zu werden. Ich habs verſprechen müſſen, es nicht aus der Hand zu geben, und wenn Dus abſchreiben läßt, ſo ſiehe Dich doch vor, daß es nicht in unrechte Hände kommt, und wohl gar wie alles gedruckt werde.

Goethe macht eine Oper im Italiäniſchen Geſchmack, die allerliebſt ſein wird[2]. Ich brüte über den „Ideen“, aber es rückt nicht von der Stelle. — H.[3]

(Weimar) den 20. December (17)84.

---

[1] Wohl Jacques le fataliste et son maitre oder La religieuse, die ſchon 1781 in Weimar ganz bekannt waren.

[2] „Scherz, Liſt und Rache.“

[3] Jacobis Antwort vom 9. Februar 1785 iſt im „Briefwechſel“ Nr. 138 abgedruckt.

6.

Herder an Jacobi.

(Weimar den 25. Februar 1785.)

Dein Brief, liebſter Bruder, machte mir eine innige Freude, da ich ſo lange von Dir und noch länger von Hamann keinen Laut gehört hatte. Dein Brief war ein glücklicher Vorläufer des ſeinen, der einige Tage nachher eintraf. Aber, meine lieben Beiden, Du weſtwärts, er oſtwärts, aus der Conjunction ſo entfernter Sterne, Kometen und Meteore im Düſſeldorf-Weſtphäliſchen Horizont wird diesmal nichts. Meine Frau hat an Schweſter Lotte darüber weitläuftig geſchrieben; ich könnte noch weitläuftiger ſein; wozu aber? Ihr glaubt mir auf mein Wort, und wenn Ihr nicht glaubtet, kann ich Euch auch nicht helfen. An Hamann will ich Montag ſimiliter ſchreiben.

Zeit hat Ehr. —

Je ſpäter, je beſſer. Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Und wie Freund Sancho weitere Sprüchwörter ſchreiben würde. Gnug, dies Jahr gehts nach Böhmen. Und Ihr werdet indeß auch ohne mich wohl ſein. Hamann ſpreche ich auf der Reiſe; er muß hieher. Sage, wenn Du Buchholz[1]) ſprichſt, ihm von mir viel Gutes. Doch wir ſchreiben uns vorher noch öfter. Dein Ariſtoteles iſt hier nicht angekommen. Das muß alſo an Dir oder an der Poſt liegen. Ich winde mich in den „Ideen" über die Regierungen miſerabiliter einher: ſie und die Weiber ſind mir die ſchwerſten Punkte geweſen. Ein doppelter Knote. — Denk' doch einmal, Lieber, Seckendorff, (der in parenthesi envoyé des Preußiſchen Hofes im Reich iſt) kommt von Berlin, hat mit Mendelsſohn auch über die „Ideen" geſprochen, und weißt Du, was dieſer fürchtet? Daß es zuletzt auf Schwärmerei herausgehen und zuletzt oben ein Flämmchen brennen werde, das nicht „für uns" iſt. Er ſcheint ſich über die Schwärmerei der Chriſten noch weiter ausgelaſſen zu haben: nur Seckendorff hielt inne, da ich ſo herzlich lachte. Im zweiten Theil habe ich eine Freude, das Flämmchen aufzuſtecken, das wir, wenn der Himmel zum dritten und letzten Theil hilft, flugs wieder ausblaſen wollen, und ich hoffe ohne üble Dämpfe. Schwärmerei und Chriſtenthum ſcheinen ihm les inséparables zu ſein, und er hat nicht unrecht. Chriſtus ſchwärmte und wir ſollten alle ſchwärmen.

---

[1]) Hamanns „Alcibiades", Franz Caſpar von Buchholz. Vgl. H. Düntzer a. a. O., S. 108.

Tauſend, tauſend Dank für die Lieder, die recht ſchön ſind, ob ich gleich erſt mit den Augen geſpielt habe. Womit kann ich Euch erfreuen?

Mir iſt herzlich lieb, daß Du Dich in Vaels[1] ſo wohl gefühlt haſt: Gott gebe Dir viel ſolche Zeiten der Erquickung oder Refrigeration vielmehr, wie der S. Petrus Actorum II ſagt. Du bedarfſt ſie, und ſie ſind der ſüßeſte Preis der Religion und des Lebens. A propos: Willt Du wiſſen, was Du von den „Ideen" zu halten haſt, ſo lies die Jenaiſche Litteraturzeitung Stück 4—5 dieſes Jahres und denke Dir, dieſe Recenſion hat der große Criticus der reinen Vernunft, Kant, gemacht. Lies ſodann ſeine „Idee zu einer Philoſophie der Geſchichte" in der Berliner „Monatsſchrift" October oder November vorigen Jahrs [1], und ſiehe, wie ich ſie hätte ſchreiben ſollen und worauf alles hinausgehn muß, wenn die reine Vernunft damit zufrieden ſein ſoll. Die Sch . . . . Ich wollt', daß Dich der Himmel begeiſterte, über den Unſinn dieſer Idee in einigen Sätzen (denn andre und die ganze Anlage iſt aus den „Ideen" geſtohlen). Z. E. der Menſch iſt ein Thier, das einen Herrn braucht: der Menſch iſt nicht für ſich, ſondern für die Gattung: in der Gattung developpirt er alle Kräfte und wie zuletzt alles auf einen politiſchen Antagonismus und eine vollkommenſte Monarchie, ja auf eine Coexiſtenz vieler vollkommenſten Monarchien, die die reine Vernunft in corpore regieret, hinausgeht ꝛc. ꝛc. Ich wollte, daß Dich der Himmel begeiſterte, über den ſelig-metaphyſiſchen Sclavenunſinn ein Blatt zu ſchreiben. Du könnteſt es vor 1000 andern thun, und es ſollte mich freuen, wenn wir uns begegneten. Es iſt doch eine klägliche Sache mit den

---

[1] Dem Wohnorte ſeines Schwiegervaters, des reichen Kaufherrn Clermont, bei Aachen.

---

[1] In Kants „Werken" VII, 316 ff.

Magiſtern der ſieben freien Künſte. Komme jemand und mucke nur, ſo wiſſen ſie es gleich beſſer und bethun ſich von vorn und hinten gar erbaulich. Wenn das, was in dieſen beiden Dingern, der Recenſion und dem Aufſatz, nicht Schwärmerei iſt, aber hundelende, eiskalte Knechtsſchwärmerei iſt, ſo weiß ich kein Wort mehr. Gnade Gott, wenn er den zweiten Theil wird leſen!

Lebe wohl, Lieber, Beſter, und verzeih meine Fauſt. Liebe mich und gehabe Dich wohl mit alle den Deinen,

Dein ewiger H.[1]

7.

Herder an Jacobi.

(Weimar) den 6. Juni (1785).

Du brauchteſt nicht, lieber Jacobi, mich zu beſchwören, wie Du gethan haſt, Deine Papiere[2] zu leſen. Du weißt, wie ſehr ich an dem Gefecht Theil nehme, auch wenn Du nicht der Fechter wäreſt: mir gehet das Herz auf, wenn ich von dieſer leider nur zu erhabnen Philoſophie einen Laut höre. Alſo habe ich geleſen und über Kleinigkeiten von

---

[1] Jacobis Erwiederung vom 24. April ſteht im „Briefwechſel“ Nr. 139.

[2] Den Entwurf der Schrift: „Ueber die Lehre des Spinoza“ (1785).

Worten meine Gedanken auf beiliegende Blätter hingeworſen. Brauche davon, ſo viel Du willſt oder für gut findeſt. Aber über den ganzen Standpunkt bin ich nicht Richter. Ich weiß nicht mehr, was Mendelsſohn geſagt hat, oder was Du an Hemſterhuis ſagteſt. Ueberhaupt ſcheint mir bei jedem Schritt eine Verändrung des Standpunktes vorzugehen, an dem Mendelsſohn freilich zuerſt Schuld war. Er nahm Dich, den Antiſpinoziſten gegen Leſſing, für den leidigen Spinoza ſelbſt; und nun, dünkt mich, laſſeſt Du Dich aus Deinem Standort locken und gibſt einen Lehrbegriff des Spinoza, ohne wenigſtens Dir den Rücken frei zu halten, wiefern dies Dein Syſtem ſei oder nicht? Was Spinoza gelehrt hat, wird Mendelsſohn ſagen, habe ich längſt gewußt oder ſeine Schriften können michs lehren: was Leſſing geſagt hatte, hatteſt Du geſchrieben: in weſſen Namen redeſt Du alſo jetzt? für wen ſichſt Du?

Wenigſtens alſo wünſchte ich, Beſter, daß Du das Gleichniß des Anfangs gelinder machteſt. Du gewinneſt unendlich dabei, wenn Du ſagſt, daß, da Mißverſtand über Spinozas Syſtem zwiſchen Euch zu herrſchen ſcheine, Du hier allein simpliciter darlegen wollteſt, was Du für Spinozas Syſtem hielteſt. Willt Du nun hinzuſetzen, wiefern es das Deinige ſei oder nicht, ſo magſt Du es oder nicht; ich weiß Deine Abſicht nicht recht. Aber Beſtimmung der Sache, „wer rede und wozu geredet werde“, dünkt mich nöthig.

Zweitens wünſchte ich den Ausgang mit dem Chriſtenthum verkürzt und beſtimmter. Bekehren willt Du ihn nicht: alſo ſchneide ab und ſage, daß das nicht zur Sache gehöre, daß in Vernunftdisputationen auch das Chriſtenthum reine, klare, völlige Ueberzeugung liebe, wenigſtens durchaus nicht hindre oder verbiete, und laß den Glauben „ſowohl“ als ſubjective innere Gewißheit, 2) als auch den Glauben an Sinne und Facta, 3) endlich auch den Glauben als nothwendiges Mittel einer moraliſchen Pädagogie, kurz allen Glauben, ganz an ſeinem Ort. Das Ende diſſonirt ſonſt mit dem Anfange, und Mendelsſohn kann ſagen: „Siehe da der Chriſt, der im Anfange als Vernunftfechter ſo kühn hervortritt und ſich zuletzt doch unter die Flügel des Glaubens verkriecht und verlieret.“ Wenigſtens alſo um der Einheit der Sache und des Tons willen gib Deiner Schrift dieſe Einheit. —

Doch alles, wie Du willt und magſt: das eine, was ich bitte, iſt, nimm meine Einwendungen nicht übel. Ich weiß, wahrlich nicht mehr, wie ihr ſtehet, oder warum ihr ſtreitet? —

Wir rüſten uns jetzt zur Carlsbader Reiſe: ich habe alle Hände voll zu thun, und da mein Kopf ſo leer als mein Herz iſt, ſo ſind das freudenloſe, üble Tage. Lebe glücklich und geſund mit den Deinen. Wenn Dir Gott Geſundheit gibt, Beſter, ſo kannſt Du und wirſt glücklich leben: Du, den kein Amt oder keine zehn Aemter ſcheren. Du, der kein todtes ächzendes Rad ſein darf an der ſich immer rollenden, nie von der Stelle kommenden, geiſtloſen Staatsmaſchine. Grüße Deine Schweſtern beſtens. Vielleicht wird meine Frau einige Reihen ſchreiben. Goethe iſt in Ilmenau und freuet ſich mit Knebel auf die Gebürge. Auch Voigt reiſt mit uns und es wird alſo eine ganze Weimarer Caravane in verſchiednen getheilten Zügen. Vale, anima pia, proba, sincera. Vale meque ama. Herder.[1]

(Beilage.)

A. Der Eingang dünkt mich, beſter Jacobi, zu ſtark, zu fechtermäßig. Ich weiß nicht mehr, was Moſes geſagt oder wie er den Spinoza verſtanden hat; da er ihn aber doch gewiß glaubt verſtanden zu haben, und mit ſeinem eignen Wortſyſtem gewiß einig iſt: ſo wünſchte ich um alles, daß der Zutritt zu ihm freundlicher wäre. Eine linde Antwort, ſagt Sirach, ſtillet den Zorn; dieſer Eingang, geſetzt daß er auch nicht ungerecht wäre, bringt den bejahrten Philoſophen, dem es ſchwer iſt, Schüler zu werden, wahrſcheinlich auf, daß er auch das Folgende mit Vorurtheil gegen Dich lieſet.

a. Spinoza hat keinen Begriff vom Werden, vom Nichtgewordenſein, Entſtehen und Nichtentſtandenſein. Sein ganzes Syſtem iſt gebauet, damit man dieſer dunkeln Worte entbehre; ſollte es alſo gut ſein, damit anzufangen? Sein iſt bei ihm das Erſte und Letzte. Desgleichen iſts mit dem Wandelbaren, Endlichen, Zeitlichen! die bei ihm nicht erſte Begriffe ſind: ſein Syſtem bauet ſich im höchſten Verſtande a priori. Mich dünkt, ſo ließe es ſich auch am beſten zeigen. Desgleichen mit dem bei ihm, außer ihm ſein: lauter Begriffe a posteriori.

---

[1] Jacobis Antwort vom 2. September iſt im „Briefwechſel“ (Nr. 142) abgedruckt.

b. p. 3. Das Gleichniß der Elemente ſcheint mir nicht gut gewählt: der Metaphyſiker weiß von ihnen nichts und ſie verwirren eher, als daß ſie erklären. Bei dem, was darauf folgt, geht nichts eigentlich Spinozas Syſtem an.

c. Ich wünſchte, daß Gott kein Denken zukomme, etwas vorſichtiger beſtimmt. Der reelle Grund alles Denkens iſt in Gott, und ihm auf die höchſte Weiſe eigen; nur keine Vorſtellungsweiſe irgend eines Individuum. Mich dünkt, das verführende Wort eigen könnte wegbleiben. Nur das ausmachende Weſen. Was ſoll das nur? Das höchſte, erſte, innigſte Weſen eines Dinges, ja aller Dinge zu ſein, iſt das nur? Es iſt das Reellſte, Eminentſte, was geſagt werden kann. Alle Vorſtellungsarten aller Dinge ſind Schatten gegen die Urkraft des Denkens in Gott; ſo daß funditus und radicaliter Er allein denket. Auch das Wort „ausmachende Weſen" gefällt mir nicht; das reellſte Weſen, was in jedem Dinge realiter, nicht negative oder privative iſt,

iſt Gott. „Weſen ausmachend" müßte es heißen, und auch dann iſt das Wort nur ſo ſo.

c. 1. Statt „gewiſſe beſtimmte Weiſe" wäre es nicht beſſer „beſchränkte Weiſe"? Das Innerſt-Beſtimmende, daß jedes Ding iſt, was es iſt, iſt Gott, und der iſt kein non ens. So fiele auch der böſe Ausdruck „unbeſtimmte Weſen" von Gott weg. Er allein iſt und das iſt das einzige höchſtbeſtimmte Weſen — das ohne Privative durch ſich ſelbſt gegeben und beſtimmt iſt.

2. Vermummt hat Spinoza nichts; wo ſeine Ausdrücke uns unpaſſend ſind, entſpringen ſie von der ihm zu nahen, damals gewöhnlichen Carteſiſchen Sprache.

3. „Die einzelnen veränderlichen Dinge ſind modi." Das kann Spinoza ſo trocken nicht geſagt haben: modi Gottes, d. i. des unendlichen Seins und ſie, als Ausdehnung betrachtet. Hier iſt ſein Syſtem brüchig, da Cartes Ausdehnung und Körper für eins nahm; aber man muß ihn geben, wie er iſt. Nach dem, was folgt, waren die körperlichen Dinge modi modorum; ſie ſind aber modi des ihnen inwohnenden unendlichen Attributs ſelbſt. Aus Bewegung und Ruhe wird kein Körper; ſie können alſo auch nicht ſeine weſentliche Form ſein und ſein erſtes a priori. Daß der naturae naturatae ein unendlicher Wille zukommt, läßt ſich zwar

erklären, ich zweifle aber, ob es Spinoza ſage. — —

h. Herr Fechter! Herr Fechter! Hier verwirreſt Du, wie ich fürchte. Glauben, d. i. innere Gewißheit und Ueberzeugung, nimmt Mendelsſohn auch an; und ob irgend ein Fürwahrhalten ganz ohne Gründe (klar oder dunkel empfunden) ſei und ſein könne, laſſe ich Dich verantworten. Aber wenn Du ſagſt: „Auch Ueberzeugung durch Vernunftgründe muß aus dem Glauben kommen“: ſo iſt hier der Glaube wohl nichts als (wie Mendelsſohn ſagen wird) die Fähigkeit, ſich überzeugen laſſen zu können, alſo eine göttliche Kraft, d. i. eingepflanzte Fähigkeit und casu dato Energie der Seele; alles aber ſofern nur subiective. Wie kommt nun das Licht, das in die Welt ſcheint, d. i. das Object oder Medium, jene Fähigkeit zur Kraft zu machen, als Synonymum hieher?

i. Hier geht dieſelbe Vieldeutigkeit des Worts Glauben fort. Bald iſts die unmittelbare Empfindung, bald ein allgemeiner Begriff, aus ihnen gebildet, gleichſam das formale der ſubjectiven Gewißheit; und wie ſehr uneigentlich heißt dies Offenbarung? da es ein immanens und essentiale unſeres Denkens iſt. Unten iſt der Glaube wieder Folgſamkeit, eine practiſche Methode einzugehen, die das Chriſtenthum verzeichnet; ich zweifle, ob Mendelsſohn das Chriſtenthum in dieſe practiſche Methode und Manuduction ſetzen werden? Ueberhaupt ſpricht hier ein ganz andrer Menſch, als bisher geſprochen hat: denn wenn hier geſagt wird: „Wer die Verheißungen annimmt ꝛc.“, ſo fragt der Philoſoph: „Wer gab ſie? worauf beruhen ſie“? und wenn im Lehrer unſres Glaubens alle ſchon erfüllt ſind: „Wie ſind ſie erfüllt? wenn? und wie weiß ich das? woher? Er ſprach: „Ich bin der Weg ꝛc.! waren ſie da ſchon erfüllt? für ihn oder für andre?“ Die letzten Abſchnitte wird er Dir völlig für Schwärmerei rechnen, und ſo wahr ſie ſind, ſo unbeſtimmt hat in der Kürze manches werden müſſen. Mit dem Prediger in der Wüſte hätteſt Du ihn auch verſchonen mögen, und über das, was Du und er Vernunft nennen, ſcheints, ſeid Ihr nicht einig. Ich lege alles zurecht; aber er?[1]

Aber dies ſind extranea oder es betrifft Worte. Das Syſtem Spinozas iſt hier im Weſentlichen dargeſtellt, wie ichs mir denke.

---

[1] Jacobi machte in dieſem Abſchnitt nur ein „paar unerhebliche Veränderungen“.

8.

Herder an Jacobi.

Weimar den 16. September 1785.

Liebſter Bruder Jacobi. Du ſieheſt am Zuſchnitt dieſes Blattes, daß der Brief kurz ſein ſoll und muß. Laß uns alſo das Beſte, oder wie es in der Kürze geht, das Schlechteſte wählen.

Dein Brief und Buch[1] hat mich ſehr gefreut. Das Letzte hat eine gute Einheit gewonnen und bei dem Ausgange, d. i. dem, was ich im Manuſcript noch nicht geleſen hatte, hat Dein Genius wie ein wohlthuender, guter Geiſt um mich geſchwebet. Das Aergerniß des Spinozismus iſt jetzt gegeben; laß ſehen, wie Mendelsſohn ihm ſteuert. Du biſt bei dem allen ein wahrer orthodoxer Chriſt; denn Du haſt einen extramundanen Gott, comme il faut, und haſt Deine Seele errettet. Auch haſt Du mit Deinen Axiomen: „Spinozismus iſt Atheismus" ꝛc., einen Pfahl vorgeſchlagen, den umrennen mag, wer will; ich miſche mich vor der Hand nicht drein und bleibe mit meinem „Spinoza, Shafteshury und Leibniz" zu Hauſe. Wir waren geſtern Abend bei Goethe und haben durch eine ſehr glückliche Buchſtabenſchnitzerei aus Catechismus Atheismus herausgebracht, wenn man ein paar ſchwere Buchſtabierlia wegnimmt: vor der Hand ſcheint es mir nicht vergönnt, aus Atheismus Catechismus rückwärts zu machen. Gut indeſſen, daß Du die Sache vom Leibe haſt; das Feuer iſt angezündet, löſche oder trage zu, wer Luſt hat. Nochmals aber Dank für die Worte aus Deinem Herzen zu Ende des Buchs; ich kann, wie Leſſing ſagt, ſie wohl brauchen.

---

[1] Die früher in der Handſchrift, am 2. September gedruckt zugeſandte Abhandlung: „Ueber die Lehre des Spinoza."

Ueber mein Buch [1] bitte ich Dich etwas mehr zu expectoriren, wenn Du es ganz leſen magſt. Ich will Dir über das Deine auch mehr ſagen, wenn meine Donna es mir vorleſen wird; noch ſind wir nicht dazu gelanget.

Seit dem Karlsbade habe ich noch keine Feder zu einer gelehrten Arbeit angeſetzt, und da alle Federn, mit denen man ſchreiben konnte, ausgegangen waren, ſo habe ich die ungelehrten Amtsarbeiten mit kleinen Stöckchen geſchrieben, bis geſtern ein Bund gelehrter Gänſefedern wieder angelangt iſt, womit ich denn jetzt den erſten ungelehrten Verſuch mache. Dies iſt eine kleine Antwort, lieber Herr und Freund, auf Deine böswilligen Neckereien über meine Gelehrſamkeit und dito. Du weißt, wem Du ſie zu danken haſt, den geſchnittenen Gänſefedern.

Mit Hamanns Reiſe [2] ſcheint es dies Jahr nichts zu werden, und ich halte es, wie alles, was der intramundane Gott ſchickt, für ſehr gut. Ich wollt' auch nicht, daß der gute Alte im Herbſt oder Winter reiſen müßte, oder jemand ihn dazu regte. Auf künftigen Frühling und Sommer geht es beſſer her; da ſind wir alle um ein Jahr klügere und ältere Götter, wenn uns eine zu ſtarke Contraction oder Expanſion während deſſen nicht in ein andres Reich wirft. Ein junger Freund von ihm (Hill), der Deutſchland, die Schweiz und Italien zu Fuß durchwandert hat,[1] iſt dieſer Tage hier geweſen, und da er uns von ſeinem Hausleben viel erzählt hat, ſo ſind bei mir Ideen der kindiſchen, ſeligen Jugend erweckt worden, die ich jetzt — meinen Kindern wünſche; denn ich fühle von Tag zu Tage, daß ich ein alternder Gott bin.

---

[1] Den zweiten Theil der „Ideen“.

[2] Nach Münſter, zu welcher ihm der Urlaub verweigert worden war.

In Deine Streitigkeiten mit Kant miſche mich ja nicht, Lieber. Er iſt mein Lehrer geweſen, und wenn deſſen Scham aufgedeckt liegt, fliehe ich zu Japhets Mantel. Er hat dieſe Meſſe eine Metaphyſik der Körper ediren wollen; weil aber an ſeinem Körper der metacarpus ſeiner Rechten, die die metaphyſiſche Schreibfeder halten ſollte, ſchadhaft worden war, ſo hats dem Geiſt am Inſtrument der Metaphyſik gefehlt. Ich bin neugierig, ob er ſich zum zweiten Theil der „Ideen" herauslaſſen wird oder ſchweiget; eigentlich aber habe ich keine Zeile gegen ihn geſchrieben. Camper hat mir in dieſen Tagen einen langen Brief[2] voll ſeiner Ideen über den Bau des Thiers oder der Thiere, und daß es keine Schönheit der Geſtalt gäbe, geſchrieben. Die Wärme des alten Anatoms freut mich, und ich habe Dir dieſe Freude zu danken; denn Hemſterhuis hat ihm die „Ideen“ bekannt gemacht, und dieſem wirſt Du ſie ohne Zweifel bekannt gemacht haben, da er kein Deutſch lieſet. Was macht die Fürſtin Gallitzin? Auch ihre Ankunſt nach Bethlehem ſcheint ſich, wie Hamanns, noch um ein Jahr zu verziehen, und auch das iſt gut; da wird hoffentlich ein glücklicherer Stern ſcheinen, als in jetzt laufendem frühling- und ſommerloſen Jahr. Jetzt, dünkt mich, hat kein Menſch Luſt zu reiſen.

---

[1] Vgl. Jacobis Werke IV, 3, 67, 85.

[2] Der Brief iſt vom 31. Auguſt.

Neues weiß ich Dir ſonſt nicht zu ſchreiben, und das Evangelium vom Karlsbade hat meine Evangeliſtin Maria, nicht Magdalene, ſondern Caroline mir ſo weggenommen, daß ich nichts nacherzählen mag. Kommet ſelbſt und ſehet! ſage ich mit der männerreichen Samariterin, und wenn Du kamſt, würdeſt Du Wunder ſehen. Da würden ſich Deine Eingeweide erquicken und Dein Genius, Herz, Muth und Sinn aus der Flamme des Berggenius ſtärken. Goethe und ich laden alle guten Menſchen zum Karlsbade ein, und wenn der Himmel Glück verleiht, ziehen wir mit Heerskraft dahin. Wenn Du mit Deinen beiden Schweſtern kommſt oder wenigſtens mit einer von beiden, ſollſt Du uns ein leibhafter Gott werden. Lebt wohl, Engelsbruder! lebt wohl, liebe Schweſtern! lebt wohl, Groß und Klein, Eltern und Kinder. Behalte mich etwas lieb, edler, guter Menſch, wie ich Dich herzlich liebe. Alle Segnungen des Himmels ſeien um und mit Dir. Amen. H.

Freitag Abend.

9.

Herder an Jacobi.

Liebſter Jacobi! weil ich die Göttin Nemeſis ſehr liebe[1] und ehre, ſo mache ichs Dir, wie Du es mir machſt, und ſchreibe nur, wenn ich einen Brief zu ſenden habe. Sei ſo gut und beſtelle dieſen Brief an Camper — aber laß ihn nicht liegen! Es iſt ſo lange genug, ſeit ich ihm antworten ſoll. Du wirſt's ſchon wiſſen, daß Mendelsſohn todt iſt: alle Fehd' hat nun ein Ende. Er iſt den 4. am Schlage geſtorben, und ich wollte, daß ſein Aufſatz nicht möge vollendet ſein. Mit Todten zu ſtreiten iſt immer unangenehm: die Göttin hat ihn weggerückt und wahrſcheinlich weiß er, doch wahrſcheinlich weiß ers auch *jetzt* noch nicht, woran er iſt? Mich hat ſein Tod frappirt und doppelt frappirt, weil ich ſeit einigen Wochen mit lauter Todesmonumenten lebe. Ach wir armen Schatten auf Erden! und wohin verſteigt ſich die Philoſophie unſrer Träume?

Auch Hamanns Zufall[2] geht mir äußerſt an die Seele. Schon ein Brief von ihm, den er vorher geſchrieben, war in einer Faſſung, die mich betrübte und nichts Gutes ahnden ließ. Ich bitte Dich, lieber Bruder, ſchon' ihn auch mit Ideen in Deinen Briefen. Du weißt nicht, wie ihn alles reget und in ſeinem alten, kranken Kopf gähret. Die Sache mit Buchholz, die Hoffnung der Reiſe, die abſchlägige Antwort in Berlin ꝛc. das alles muß ihn in eine Spannung geſetzt haben, deren Ziel und ſtillen Ausgang ich wünſchte. Helft ihm heiter und ſtill ſeine Reiſe auf den künftigen Frühling möglich machen und anordnen, daß des Treibens ein Ende werde. Wenn mir der alte und früheſte Freund, der Freund meiner Freunde, ſtirbt, iſt das letzte Blatt meiner Knoſpe von außen dahin, und die innern Blätter derſelben werden es traurig fühlen. Lebe wohl, Lieber, Guter! Gott ſei mit Dir und den Deinen. Ich umarme Dich herzlich.

---

[1] Anſpielung auf die Abhandlung „Nemeſis, ein lehrendes Sinnbild“ in der zweiten Sammlung der „Zerſtreuten Blätter“.

[2] In ſeinem Dienſte. Vgl. Jacobis Werke IV, 3, 98 f. 123.

Herder.

W(eimar) den 15. Januar (17)86.[1])

10.

Herder an Jacobi.

Liebſter Jacobi! ich habe Dein Geſpräch[2]) und den ſo lang unterbliebenen Brief richtig erhalten, erſteres mit vie-

---

1) Die Antwort wie Jacobis Briefe vom 20. und 22. April 1786 und vom 4. April 1787 liegen uns nicht vor.

2) „David Hume über den Glauben oder Idealismus und Realismus.“

lem Vergnügen geleſen und ein paar Bonmots, inſonderheit den vernünftigen Discurs, ſogleich gemein gemacht. Die Terminologie, aus Hume beſtätigt, iſt ſehr ad rem et tempus; auch iſt alles im Geſpräch viel vorſichtiger, wie ſonſt, behandelt, daß alſo das gebrannte Kind von dieſem albernen Strauß doch etwas wenigſtens gelernt hat, die Bürgermeiſtertugend unſrer Zeit — ein trauriger und doch großer Gewinn. Uebrigens, lieber Jacobi, ſei jetzt ſtill, was auch geſagt werde und waſche nicht weiter — Mehren.

Nur Dein Brief hat mir eines Theils nicht gefallen; der ungläubige Thomas hatte eine ganze Seite darin geſchrieben, ob er mir gleich „David Hume vom Glauben" ſchickte. Wer hat Dir geſagt, daß ich mit Dir nichts zu thun haben wolle? Wenn es Reichardt[1] geweſen iſt, wie ich vermuthe, ſo iſt es eine elende Klatſcherei, die zwar ſeiner würdig ſein kann, der ſich allenthalben gern einmenget, aber nicht Deiner, daß Du ſie glaubſt. Er zwang mich nach langem Weigern, ihm meine Gedanken über den ganzen Streit zu ſagen, und daß er dieſe Gedanken ſehr wohl gefaßt haben muß, ſah ich daher, daß er am vorletzten Abend, als ein treuer Nachbeter einer gewiſſen Philoſophie, ſich rund erklärte, daß er ohne chriſtliche Religion, d. i. anders als auf das Wort Chriſtus, keinen Begriff von Gott habe. Metaphyſiſche Reſonanzboden von dieſer Art muß man nicht zu Interpreten fremder Geſinnungen brauchen, wie gut ſie es ſonſt auch meinen mögen. Davon alſo gnug.

---

[1] Der bekannte Capellmeiſter Johann Friedrich Reichardt aus Königsberg.

Was ich denke, habe ich Dir ſelbſt geſagt: mein Wort iſt Ja und Nein. Und ob ich was mit Dir zu thun haben wolle, wirſt Du in einem Büchelchen ſehen, das ich jeden Tag erwarte. 1) Es hat ſich verſpätet, weil die Preſſe, die es drucken ſollte, ungeheuer beſetzt war, und dies warten mußte; ſonſt hätte es Deins wahrſcheinlich unterwegs begegnet. Vor der Hand nimm die „Ideen" 2) gut auf und ſchreibe mir, was Du inſonderheit vom fünften Buche hältſt: Gutes und Böſes, gilt mir gleich: wenn ich nur Dein Urtheil höre.

Lebe wohl, lieber Ungläubiger, und laß die metaphyſiſche Neidſchereien an ihrem Ort. Wenn ich an Deiner Stelle wäre, wie wollt' ich leben! und wenn ich ſchreiben wollte, wovon nicht ſchreiben! Grüße die Schweſtern und lebe wohl. H. —

W(eimar) den 7. Mai (17)87.

---

1) Die „Geſpräche über Gott", worin er gerade Jacobis Meinung widerlegt, der den Spinozismus für Atheismus erklärt hatte.

2) Den dritten Theil.

11.

Herders Gattin und Herder an Jacobi.

(Aachen) Mittwoch früh (den 10. Juli 1792).

Wir wollens nur geſtehn, daß wir lieber Sie und Ihre holde Begleiterinnen heute geſehen hätten, als nur ſo Ihre Stimme allein zu hören — aber auch dafür und für die Seele darinnen tauſend Dank, Lieber!

Ihr lieber Sohn [1]) traf geſtern gerade einen ſchmerzhaften Augenblick: indeſſen war der Nachmittag auch nicht viel beſſer. So ſchön und nur allzu auflöſend das Wetter geweſen war, mein Mann befand ſich würklich unbehaglich. Die Nacht war erträglich und heute früh iſt er wieder heiter.

Wir ſind geſtern bis zum 19. Brief in „Allwills Papieren" gekommen; das waren die Augenblicke, wo er ſich ſelbſt vergeſſen hatte. Unſre Einſtimmung mit Ihnen iſt mir wunderbar neu, und mein Mann rief einigemal aus: „Wie kann er glauben, daß ich verſchieden mit ihm denke!" Ich wollte auch, ich hätte Streiche gemacht; da wäre mirs wie Fritze Clermont [2]) gegangen. Aber wenn Sie nicht bald der Sylli helfen, ſo kann ich keinen Brief mehr von ihr leſen. Das iſt unverantwortlich, ein Geſchöpf ſich ſo marternd zu machen — das thut ja Gott nicht —, ich werde recht mit ihnen ſchmählen. Ein einziges Mittel habe ich, ich ſchnüre mein Herz feſt zu, wenn ihre Briefe kommen. O wie gerne bin ich mit Amalie! auf ihrem Wege liegt auch mein Leben und Glück. Doch von allem mündlich. Welch ein aufgedeckter Schatz des innern Menſchen liegt darinnen! O bleiben Sie uns gut! immer gut!! Die Schweſtern und Fritze Clermont küſſe ich. Mein Mann ſchreibt ſelbſt einige Worte.

---

[1]) Der älteſte Sohn Johann Friedrich, der, mit Eliſabeth von Clermont vermählt, in behaglichen Verhältniſſen lebte, ſpäter Präfect ward.

[2]) Der ſpätern Gattin von Jacobis Bruder Peter Eduard.

(Von Herders Hand.)

Dieſe Worte ſind herzlicher Dank, lieber Jacobi, auch dafür, daß Du Dich heut geſchont und nicht in die Stadt gekommen biſt. Mich dünkt, die Sonne muß unerträglich ſein auf öffentlichen Wegen. Genieße Baels in Ruhe und Freude, und laß mich hier im Winkel im Hofe noch hinken, leiden und girren; es wird ja beſſer werden, und die wohlthätige Sonne allein ſchon, dünkt mich, muß Bande löſen und Schmerzen mindern. Wie uns Deine Briefe thun, hat meine Frau angedeutet; denn ſagen läßt ſich doch das nicht. Ich wiederhole ihr Wort: Es iſt ein aufgedeckter Schatz des innern Menſchen darinnen, und hier ſind Schätze guter Menſchen. Was bei den Briefen beſonders wohlthut, iſt, daß immer mehr angedeutet als geſagt wird; es iſt ein tiefes Meer menſchlicher Seelen, worauf ſich unaufhörlich Wellen bewegen, und jedes Subject iſt in ſeiner Art ſo ganz, ſo einzeln.

Dem holden Palmbaum ſage tauſend Dank, daß Sie mir Franklin hat verſchaffen und überhaupt hat an mich denken wollen; wir wollen wieder an ſie denken, wenn wir das Buch leſen. Den Schweſtern die beſten Grüße, auch den noch unbekannten Lieben, die an uns mit Güte gedenken. Lebt wohl, lebt herzlich wohl. Für Claudius' Gruß, Dank! wir erwarten heut auch Briefe von den Unſern.

Addio, lieber Jacobi! Dein Geiſt iſt das Herz des Herzens. Addio. H.[1]

12.

Herder an Jacobi.

Aachen den 2. Auguſt (17)92.

Es freuet uns, daß Ihr Lieben in Euer glückliches Pempelfort vergnügt zurückgeſteuert ſeid, und wir danken Euch aufs ſchönſte und beſte, daß Ihr in Eurem Aachner Aufenthalt auch unſerm Hôtel des Invalides[2] Stunden habt gönnen wollen, die Ihr allerdings vergnügter hättet zubringen können als vor dem Bette des Gichtbrüchigen, der nichts als die Stimme erwartet: „Nimm Dein grünes Bette und gehe heim!“ Ich werde es des Zeichens halber ſelbſt aufheben und damit nach dem Wagen wandern. Was alſo den Gichtbrüchigen betrifft, nach dem Ihr Euch erkundigt, ſo gehts ihm, wie es bei dem wahren dauerhaften Glück gehen ſoll, langſam beſſer. Montag verſuchten wir den erſten Spaziergang; er gelangte bis in den Geyerſchen Garten. Ein Regen trieb uns zurück, und Deine Kinder nebſt Neſſelrode's[1] beſuchten uns Abends. Letztere gingen früher fort, die andern blieben. Dein Sohn hatte mit mir, ſeine Frau mit meiner Frauen, eine gute, häusliche und nachbarliche Unterredung, nach der uns allen wohl zu ſein ſchien und uns beiden wenigſtens wohl war. Dinstag, Mittwoch und heut früh als an meinem Raſttage wagten wir uns weiter. – Dein Sohn iſt ein biedrer, braver Mann und ſeine Frau eine brave Seele. Der Palmbaum hat von ſich nichts ſehen noch hören laſſen, er wandelt im Baelſer Paradieſe.

---

[1] Drei Billete Jacobis an Herder im Juli während ſeine Aufenthaltes in Baels geſchrieben und der Brief aus Pempelfort vom letzten Juli finden ſich im „Briefwechſel“ Nr. 212. 213. Der Billete Jacobis aus Baels ſind 17, die uns aber nicht vorliegen.

[2] Herder wohnte in der „Ungariſchen Königin“.

An le Soin[2] iſt Dein Gruß ausgerichtet, und er grüßet Dich aufs beſte. Er iſt ein klarſehender, heitrer Mann, und ich gewinne ihn von Tage zu Tage lieber. Er ſpricht mir gute Hoffnung zu und guten Muth ein; ſeine Zuſprache wird auch vom Erfolg bekräftigt. Mein lahmes Bein iſt nach Ende der Promenade beweglicher, als wenn es aus dem Hofe der Invaliden hinaus trottirt; welches mir dann gute Zuverſicht gibt. Ich ſehe die ſchönen Wieſen um Aachen ſchon wieder mit hoffender Freude an, und ſinge mit jener verkleideten Fee im Spaniſchen:

---

[1] Die Familie des Grafen Neſſelrode, des vertrauten Düſſeldorfer Freundes Jacobis.

[2] Herders Arzt in Aachen.

Vielleicht iſt dies der Morgen,
Der meinen Aachner Sorgen
Ein fröhlich Ende bringt.

Alsdann kommen wir zu Euch nach Pempelfort, und da, lieber Bruder Jacobi, wollen wir der „verpeſteten Freundin“, wie ſie Hamann ſo oft genannt hat, der Metaphyſik, ſo wenig Raum und Zutritt verſchaffen, als möglich. Das Leben und unſer Aufenthalt in Pempelfort iſt gewiß zu kurz, und dieſer zu ſehr ein rencontre heureux, als daß wir ihn nicht als eine Gabe der Götter annehmen, und die Metafreundin, wie es auch ihr Name ſagt, hinter die Thür ſtellen ſollten. Ach Gott, das Daſein iſt nicht Gedanke, nicht Meinung; es iſt Daſein. Jene kommen mir, allen Muſen ſei es geklagt, ſo ſelten in den Sinn, und ich will Deine Muſen unbefangen herzen und lieben. Nicht wahr, Du gönneſt mir dieſe Freude, Guter, Lieber! D'être bien avec soi, wie der ſelige Fontenelle geſagt hat, c'est le plus grand secret pour le bonheur. Laſſet uns gut miteinander ſein, ſo freuen ſich, nach jenem Liede der Engel, Götter und Menſchen. Das innerſte Heiligthum unſrer Seele iſt und bleibt doch unausſprechlich, unaufzeigbar und unerklärlich.

Den beiden Schweſtern Lotte und Lene von uns beiden die herzlichſten Grüße; wir wollen ihnen für die uns erzeigte Liebe und Güte mündlich danken oder vielmehr nicht danken, damit nicht ihr Lohn dahin ſei. Ihr werdet Euch alle, das ſtellen wir uns vor, ſo wohl befinden als ein Fiſch im Waſſer. Wünſchet uns auch dies Wohlſein bald in unſerm Thüringer Teich. Bethesda iſt — Bethesda. Von der Critik aller Offenbarung[1] mag ich hier noch nichts wiſſen: deſto mehr danke ich Dir für Leſſings verauctionirten Nachlaß und auch Deines Sohns Briefe. Seit einigen Tagen iſt das Wetter recht Italiäniſch; wenn mein Bein auch würde, wie es in Italien war, da ich die Grotte Neptuns hinunter und den Veſuv hinaufſtieg, ſo wäre mir ſehr geholfen. Indeſſen speremus et amemus. —

H.

13.

Herders Gattin und Herder an Jacobi.

Aachen den 11. Auguſt (17)92.

Sie haben uns das Herz auf einmal ganz erleichtert durch Ihren lieben Brief vom Donnerstag, der die Nachricht enthält, daß Sie uns in Pempelfort erwarten. Wir haben bisher mit Furcht und Zweifel auf Ihre Erklärung über die Carlsruher Reiſe gewartet; nun iſt alles gut, und wir kommen, ſo Gott will, den 21. zu Ihnen im Vertrauen auf Ihre Liebe.

---

[1] Fichtes „Verſuch einer Critik aller Offenbarung“ war eben erſchienen.

Mein Mann hat die Dampfbäder wieder angefangen, nachdem er verſchiedene Tage ausgeruht hatte; ſie werden ihm in dieſen warmen Tagen ſehr beſchwerlich. Er nimmt aber ſeine letzte Aachener Kraft zu Hülfe, um Ihren glückſagenden Spruch unter den Linden und Pappeln mit Ihnen wahr zu machen. — —

Heute gehn wir zu Neſſelrode's, für deren Bekanntſchaft wir Ihnen nicht mit Worten danken können. Er iſt jetzt recht zum Troſt für meinen Mann da, wenigſtens iſt er nach jeder Unterhaltung mit ihm erheitert. O es iſt ein geiſtvoller, lieber Mann, und ſie haben wir auch recht lieb.

Goethe iſt den 6. noch nicht von Weimar abgereiſt. Unſer Auguſt ſchreibt, daß er nicht ganz wohl geworden, auch noch auf einen Brief vom Herzog warten wollte. Wir haben unſere Reiſe nun ſo eingerichtet, daß wir von Düſſeldorf zurück über Cöln, Coblenz und Frankfurt gehn, um ihn ohne Fehlen zu ſprechen. — C. H.

(Von Herders Hand.)

Habe Dank, lieber Bruder, für Dein Andenken, Deine Briefe und für die Geiſtesnahrung, mit der Du mich in meiner Aachner Schwachheit ſtärkeſt. Die Dampfbäder ermatten mich ſehr; es iſt eine ſehr langſame Entbindung des Schmerzes, den ich mit mir trage, indeſſen gehts doch Schritt für Schritt weiter.

> Alſo nach Düſſeldorf und Pempelfort,
> Unter den Pappeln, unter den Linden
> Woll'n wir uns finden —

und bringen dahin das freundlichſte Geſicht, das offenſte Herz mit. Goethe wird ſchwerlich in dieſer Zeit mit uns ſein, und er thut nicht übel, daß er mit der Reiſe zögert. Dein Leſſing hat mir ſehr wohl gethan. Ich ſehe den biedern, hellen Mann vor mir, und höre ihn reden; $\frac{7}{8}$ hat er in allem Recht, und das fehlende Achttheil vergönnte ihm die Zeit nicht zu ſagen.

Sofort ſolls nun an Mirabeaus Briefe gehn, die ich mit dem Uebrigen heut erhalten habe. — Habe Dank, Dank für alles. Neſſelrode gefällt mir gar ſehr; er ſieht ſo klar, er iſt ſo rein gewaſchen in ſeiner Denkart. Auch dieſen Umgang bin ich Dir ſchuldig. Dein Sohn Max hat uns nebſt Hildebrand¹) mit zwei Baelſerinnen einmal beſucht und einmal gingen wir mit jenen beiden, Deinen hieſigen Kindern und Neſſelrode um Frankenberg ſpazieren. Dein Max ſcheint ein braver Junge zu ſein; natürlich hat er ſich ſtille gehalten. Gott gebe Dir an allen den Deinen viel Freude! —

---

1) Hofmeiſter im Neſſelrodeſchen Hauſe.

Der Herzog von Braunſchweig und der König in Preußen wollen den 25. in Paris ſein, an meinem Geburtstage. Wir ſind, wills Gott, eher und ſichrer bei Euch. Addio, cari.

14.

Herders Gattin und Herder an Jacobi.

Aachen den 18. Auguſt (17)92.

Ich muß heute der Secretär meines Mannes ſein, Lieber, und Ihnen vorerſt tauſend Dank ſagen für die zwei lieben Briefe nebſt den Inlagen von Goethe. Wir haben uns kurz und gut reſolvirt, und kommen den Montag Abend zu Ihnen. Ihr Plan, zuſammen nach Mainz zu reiſen, iſt ſchön und faſt zu ſchön für uns. In dem raſchen Entſchluß haben Sie wohl nicht bedacht, daß Sie mit einem Kranken reiſen wollen, wo zwei Drittheil der Unannehmlichkeiten auf Sie fallen müſſen. — Wir gehen freilich nicht ſo von Aachen, als wirs hofften; es meldet ſich der Schmerz im Rücken und Bein, ſobald mein Mann nur eine halbe Stunde ſitzt und ſchreibt. Le Soin tröſtet zwar, daß dies von Schwäche herkäme, und wir glauben ihm auch, ſo lange er auch mit ſeinem klaren, verſtändigen Geſicht und gutem Wort mit uns ſpricht; iſt er aber einen halben Tag weg, ſo ſinkt der Muth. — — C. H.

(Von Herders Hand.)

Ich kann nichts hinzufügen, lieber Jacobi, als daß das Vorſtehende alles entweder res facti iſt oder werden ſoll, auch alles von uns vernünftig überlegt worden iſt. So werdet Ihrs auch thun. Lebt alſo ſo lange wohl und ſeid Gott empfohlen. Wenn ich nur ſchon aus Aachen heraus wäre! Lebt beſtens wohl! H.

15.

Herders Gattin an Jacobi.

(Weimar den 24. September 1792.)

Länger darf ich wohl nicht mehr ſchweigen, Ihr Guten, um Euch für all Eure Liebe zu danken. Wie können wir Ihnen aber danken, lieber Bruder Fritz, für die guten Stunden unter Ihrem glücklichen Dach! Es iſt mir wirklich ein halber Roman, wenn ich an Pempelfort, an Sie, an die Haus- und Lebensmutter Lene und an die Herzens-Lotte gedenke! Nie iſt mir in einem fremden Hauſe von Tage zu Tage wohler geworden — und nie habe ich den feinſten Epicureismus ſo ſchön und fromm geſehen als bei Ihnen! Lächeln Sie nicht über mich! Sie ſind aber ein eigener Liebling des Schickſals, der das Jetzt und die Zukunft ſo zart zu verbinden und zu genießen weiß.

Als wir von Ihnen ſchieden, waren Sie Drei unſer einziger Gedanke, und ich hätte Ihnen gern mit dem lebhafteſten Eindruck noch von den ſchönen Gegenden des Rheins ein Lebewohl zugeſandt, wenn uns nicht der Geiſt ſo gewaltig getrieben hätte. Wir ſind den Montag Nachmittag in Aſchaffenburg eingetroffen, und mein Mann wurde durch eine Empfehlung des Grafen von Neſſelrode von Hoffmann 1) ſehr gut aufgenommen: er hat ihn würklich als Freund behandelt, und ihm die beſten Rathſchläge und Mittel verordnet, die ihm das Uebel merklich vermindern. Auch den Johannes Müller haben wir gar wacker gefunden, und ſollten noch den dritten Tag bleiben; da mein Mann aber von Hoffmann ſo gut und bald abgefertigt worden iſt, ſo ſchien uns nichts mehr halten zu können, und wir kamen den letzten Auguſt glücklich bei den Unſrigen an. Wir haben ſie alle wohl gefunden, und ich bin reichlich belohnt worden für die lange Entbehrung meiner eigentlichen Exiſtenz.

Was ich für Freude gemacht habe mit den feinen Halstüchern aus Düſſeldorf und dem Baſt, dafür muß ich Dir beſonders danken, liebſte Lotte. Sie küſſen Dir ſämmtlich die Hand dafür, gutes Herz, und nennen Dich auch ihre Tante, da Du mir ſo freundlich haſt alles beſorgen helfen. Sie ſind nun alle in die neuen Geſchenke gekleidet worden und ſind gar vergnügt. Nun wird an der Equipage des Studenten 2) gearbeitet, und ich gehe nicht aus dem

---

1) Dem berühmten Arzte Chriſtof Ludwig Hoffmann, der beim Kurfürſten von Mainz in Aſchaffenburg lebte.

2) Des älteſten Sohnes Gottfried.

Hauſe. Wo kann auch eine Mutter beſſer ſein als bei ihren Kindern!

Liebſte Lene, ich habe einen eignen Brief an Sie ſchreiben und Ihnen ſagen wollen, wie lieb und werth ich ſie habe. Wozu aber aller der Worte? Ich habe meinen Schatz guter Menſchen durch Sie wieder bereichert. Sie ſollen mir oft als Vorbild erſcheinen in meinen Lebensfunctionen, muntrer, froher, thätiger Geiſt! Sie ſtehn oft vor mir, und ich ſehe Sie mit einer eignen Freude handeln und ordnen, Schweſter und Freundin des Bruders ſein. Sein Sie glücklich liebes Kleeblatt, und gedenket unſrer in Liebe. — —

Ich habe nun mein Verſprechen gehalten, lieber Bruder Fritz, und den Eingang des Briefs gemacht, und lege ihn dem wohlbekannten Briefſchreiber auf den Schreibtiſch.[1]

16.

Herders Gattin und Herder an Jacobi.

Weimar den 11. November (17)92.

Sie haben uns unendlich erfreut, lieber Bruder, durch Ihren Brief, auf den wir ſehnlichſt warteten. Gottlob, daß wir Sie nun in ihrem Elyſium wiſſen, aus dem Sie, wie wir hoffen, niemand treiben ſoll. Wir haben recht mit Sorge an Sie gedacht, da es in Speier losging, glaubten aber nicht, daß Ihr ſo ſehr geängſtet und aus dem ſchönen Kreis in Carlsruh ſo weggeriſſen wurdet. Wir haben durch die reichhaltige Erzählung, die Hin- und Herreiſe wieder im Geiſt mit Euch gemacht, Ihr Lieben — und glaubt Ihr nicht, Ihr lieben Schweſtern, daß der Bruder Fritz durch dieſen Vorgang und die gewaltige große Wendung der Dinge, die wir in Aachen, in der Ungariſchen Königin, beim Leſen der Manifeſte, nicht ahnden durften, ſeinen Glauben an die Neufranken etwas ſtärken werde? O ſagt es uns zum Troſt, daß er es ſchon gethan hat! Die Sonne der Freiheit geht auf, das iſt gewiß, und daß dies nicht allein das Geſchäft der Franken, ſondern der Zeit iſt, bekennen ſie ſelbſt in dem Brief an den Papſt im Moniteur — und Sie, lieber Bruder, werden gebührend dieſer Göttin huldigen. In Deutſchland werden wir noch eine Weile im Finſtern ſitzen, doch erhebt ſich der Morgenwind hie und da in Stimmen. Im „Schleſiſchen Magazin" müſſen Sie den Aufſatz von Mauvillon leſen. Vorzüglich bitten wir unſern lieben Herrn Graf Neſſelrode — ihn zu leſen. —

---

[1] Herders Nachſchrift und Jacobis Antwort vom 27. October gibt der „Briefwechſel" Nr. 216. 217.

Vor 14 Tagen waren wir auch in Furcht, von den edlen Kriegern heimgeſucht zu werden. Jetzt, hören wir, iſt auf 4 Monate ein Waffenſtillſtand; und wem wäre der Friede nicht willkommen!

Unſer Goethe hat in der allgemeinen Noth viel gelitten; wir können es kaum erwarten, ihn wieder zu ſehen. Vermuthlich kehrt er über Düſſeldorf heim. Pflegen Sie ihn recht, liebe Schweſtern, damit er keine Zeichen ſeiner ausgeſtandenen Noth an ſich trage. Krank iſt er nicht geweſen, ſo wie unſer Herzog auch nicht, der der einzige dienſtfähige General beim Rückzug geweſen war, und die Arrieregarde mit großem Lob geführt hat. Auch auf ihn verlangt man hier allgemein. Er iſt in dieſer kurzen Zeit in einer großen Schule geweſen.

Lächeln Sie nicht, daß ich Ihnen von dieſen Dingen ſchreibe. Meine Geſchäfte ſind ganz häuslich; wer kann ſich aber enthalten, an dieſen großen Begebenheiten nicht Theil zu nehmen?

Der Stuttgarter Hof und Ihr Gefühl dabei — das Geſpötte eines böſen Geiſtes hat uns recht ergriffen. — — — —

Lieber, danken Sie doch täglich Gott für Ihr Pempelfort und für alles, was Sie beſitzen — und wenn Sie's knieend thun, ſo thun Sie nicht zu viel. Wir vor unſer Theil ſind ſehr zufrieden, hinter der Kirche zu wohnen, und an dem Geſpötte des böſen Geiſtes nicht Theil nehmen zu dürfen.

Mit der Geſundheit meines Mannes geht es nun ſeit 8 Tagen merklich beſſer. —

Leider kann jetzt mein Mann nicht an Hoffmann ſchreiben, da er mit dem Kurfürſten auf der Flucht iſt, und wohl nicht gern dergleichen Briefe empfängt. Indeſſen hat mein Mann vor 8 Tagen angefangen das Bein zu electriſiren mit ſehr gutem Erfolg; er ſpürt mehr Leichtigkeit und weniger Schmerz darin. — Der liebe Gott helfe nun weiter. Die Conſiſtorialarbeit liegt aber ganz auf ihm, da der Präſident blind geworden iſt. —

Ich bin nun, liebſte Lotte, wieder in Weimar und fühle mich Dir ganz ſo nahe, als ich Dich zum erſtenmal ſahe, liebe, zarte Seele. Rufe Dir dieſe Zeiten wieder zurück, und liebe mich. Wie oft und wie gern denken wir Eurer! Sprecht zuweilen mit dem trefflichen Neſſelrode von uns und ſagt Ihnen unſer innigſtes Andenken; wir ſind alsdann gewiß unſichtbar bei Euch. Noch muß ich Euch bitten, bei dem wackern Schenk und Hofrath Abel[1] unſer Andenken zu erneuern.

Der beiden Fritze und den andern guten Kindern, Lilli mit eingeſchloſſen, ſagt unſre beſten Grüße.

Wenn doch der Bruder Fritz ſo glücklich wäre endlich die zehnfache Rinde, die das Alter noch härter macht, durchzubohren und den Papa Clermont fühlbarer für ſeine Tochter zu machen! —

Aus meinem langen Brief ſehet Ihr, Ihr Lieben, daß mein Mann heute nicht viel ſchreiben wird; er iſt ſehr beſchäftigt; ich habe das Schreiben übernommen, damit die freundlich mitgetheilten Briefe bald zurückgehen. —

C. H.

---

[1] Jacobis Hausarzt.

(Von Herders Hand.)

Vor allen Dingen, lieber Bruder Jacobi, bitte ich, den Enthuſiasmus meiner Frauen nicht unrecht zu deuten; ſie laborirt nicht am Freiheitſchwindel, ſondern iſt in terra obedientiae eine gute Deutſche. Aber die Dinge, die vorgehen, öffnen den Mund, und weil man ihr Ende nicht abſieht, ſo übermannen ſie die Seele. Gottlob, daß eine höhere Haushaltung der Dinge gewiß und allenthalben im Spiel iſt; ſie bringt mit einem bloßen quos ego — aus Stürmen Ruhe hervor, und aus der Nacht den Morgen.

Glücklich, daß Ihr wieder in Eurem Pempelfort ſeid, ihr Lieben. Sei es Euch ein Ort der Ruhe, ein Paradies der Heiterkeit und Freude, ohne Kopfſchmerz und fatale Beſuche, ohne Verſtimmung und Querzufälle, woher ſie auch kommen können. Ich nehme Dir, lieber Bruder, Deine Beſorgniß. Du werdeſt im Winter nicht Dein ſein können, mit Macht und Kraft von der Seele: Du ſollſt und wirſt heiter ſein, und fröhlich arbeiten. Die Zeiten wecken, und mitten im Sturm genießt man die Ruhe um ſo ſchöner. Ich ſtecke in Geſchäften bis an den Hals; aber doch verliere ich Muth und Hoffnung nicht, Augenblicke zu erwiſchen, worin ich mein inneres Wiſſen, Gewiſſen und Bewußtſein (wie es die Rechtsformel nennt) eröffne. Goethe wirſt Du wahrſcheinlich ſehen, bald ſehen, oder da ich dies ſchreibe, vielleicht ſchon geſehen haben; denn über Frankfurt kann er doch nicht heimkehren. Füttre den verlornen, wiederkehrenden Sohn, der bei Haus auch Hungersnoth gelitten, gut aus, und gib ihm von Deinem beſten Champagner. Ihr Schweſtern, lebt wohl. Leben Sie wohl, liebe geſchäftige Martha-Lene, und Lotte-Marie. Ich grüße Sie herzlich. —[1]

17.

Herders Gattin und Herder an Jacobi.

Weimar den 5. April (17)93.

— Wenige Tage nach dem Empfang des herrlichen Tabacks und der Franzöſiſchen Bücher habe ich Ihnen für erſtern ſo ſchön gedankt, als ich nur immer konnte: — ich habe Ihnen darinnen eben ſo ſehr für Ihre zwei lieben Briefe gedankt als für den wohlthätigen Aufenthalt, den Goethe bei Ihnen genoſſen hat, der uns ſelbſt noch den guten und wohlgeſtimmten Geiſt, der in Ihrer Nähe athmet, mitgebracht hat. Endlich habe ich das dreifache Kreuz gemacht über die entlarvte falſche Freiheit der Neufranken und unſre Geſinnung hierüber geäußert. Dieſes hat man jetzt nicht mehr nöthig; denn wer könnte ſich noch für dieſe geſetzloſen Menſchen intereſſiren! Gottlob, daß Sie in Ihrer Gegend von dieſer intoleranten Nation befreit ſind und das anmuthige Pempelfort keinen Beſuch von ihnen zu fürchten hat. Mein großer und ſchöner Brief lag nun von einem Poſttag zum andern bereit, dem Mann zur Vollendung vorgelegt zu werden, der an Ihrem frohen Tiſch (wenn Sie ſichs und die lieben Schweſtern noch erinnern?) ſich über das Briefſchreiben ſo offenherzig erklärt hat. Kurz, Ihr lieben Freunde, ich konnte den Brief nicht vortragen; denn wenn er Zeit hatte, ſo war er nicht wohl, und wenn er geſund war, ſo hatte er Amtsarbeit. —

---

[1] Jacobi's Brief vom 27. Januar 1793 liegt uns nicht vo

Es hat den Anſchein, daß uns Goethe bald wieder verlaſſen und zum Herzog gehen wird. Bedauern Sie ihn und uns! Doch ſcheint er lieber in jene Gegenden zu gehn, als wir ihn laſſen. Er hat uns dieſen Winter manch frohe Stunde gemacht mit einem poetiſchen Werk[1]), wovon er Ihnen wohl wird geſchrieben haben. Sie iſt eben ganz einzig, dieſe Deutſche Epopöe, und Sie werden auch Freude daran haben. Die guten Götter mögen ihn dafür behüten und bewahren bei ſeinem zweiten Feldzug, der nun für das erlittene Ungemach glücklich anfängt — C. H.

(Von Herders Hand.)

Ich bin ein Menſch, ein armer Sünder;
Geh' nicht, Jacobi, ins Gericht!
Ich denke nichts und ſchreib' noch minder,
Weil mirs an Zeit und Muth gebricht.
Drum denke Du und ſchreib' ſo mehr;
Es iſt doch eins, die Läng' und Quer.

---

1) Dem „Reineke“.

Dein lieber Brief, lieber Bruder, hat mich zu ſeiner Zeit ſehr gefreuet: gottlob, daß Ihr jetzt in friedlicheren Zeiten lebt. Wende ſie gut an, lieber Alter; denn Du lebſt nur einmal (wenigſtens nach meinem Syſtem, das keine Seelenwanderung begehrt) hier auf Erden. Und Du lebſt in Pempelfort, mit Martha und Maria, und den andern lieben Deinen. Sei glücklich und fleißig. Maaken, ſagt mein kleiner Rinaldo, wir wollen was maaken.

Das Denkmal an Hemſterhuis, lieber Jacobi, ach, wie gerne wollte ichs! dazu gehören aber nothwendig ſeine Briefe, ſeine Correſpondenz der Seele. Maake Dus! — Danke dem Franzöſiſchen Herausgeber indeß recht freundlich. Ich ſchreibe gewiſſe Briefe [1], die ich Dir bald zuſenden werde; da ſoll auch dieſer Dinge gedacht werden. Nur lies alles mit gutem Humor; Gott hat Dich aufrichtig und einfach gemacht, und Du führſt, meines Wiſſens, keine Balken, weder die Länge noch Quere in Deinem Schilde. Ich werde meines Lebens nicht froh; das ſoll aber auch ſo ſeyn, und iſts durch meine Schuld. Perfer et obdura, ſagte ich mir oft in der Jugend; nun muß ichs mir auch im Alter noch ſagen; denn, lieber Fritz, ich bin ſehr alt und werde es von Stunde zu Stunde. Goethe wird dagegen jung, corpulent und rund von Stunde; ſeine Epopee, die älteſte und ewige, iſt bald, bald fertig. Verſtehe mich wohl, die ewige auf unſrer Erde, nicht im Saturn, der Sonne oder der jetzt ſo hell leuchtenden Venus.

---

[1] Die „Briefe zur Beförderung der Humanität“.

Auch „zerſtreute Blätter“ werde ich Dir ſchicken, aber erſt nach der Meſſe. Sie ſind nicht fertig geworden. Euer Handlungs-belesprit wird ſagen, ich habe mich nicht zeitig gnug nach ihnen bücken können, und es möchte ſonſt wohl ſein. Diesmal aber nicht; es lag an anderm. — Auch werde ich eine ganz vortreffliche zehnte Muſe[1]), meine Muſe ſchicken, und wenn Ihr ſie nicht lieb habt, Männer und Jungfrauen, nun ſo Gnade Euch Gott! — Grüße die Neſſelrode's aufs Schönſte. Ich hoffe, er wird über den Jammer hinweg ſein, den das umkehrende Rad zu bereiten anfängt. Gut, daß die Franzen es ſo ſchnell umkehren; man hat nicht lange zu warten. Die Achſe des Rades, Speichen und Felgen bleiben. — Des Himmels Gedanken, amato mio, ſind nicht unſre Gedanken, ſeine nicht unſre Wege, die ſeinigen aber ſind indeſſen aliquantulum beſſer. Lebe wohl, Holder, Guter. Sei lieb und treu. — Lebt alle wohl in Eurem unerlaubten Idyllenleben

H.

---

[1]) Die Humanität. Anderswo (zur Litteratur und Kunst B. 4, 33) bezeichnet er Noth und Armuth als zehnte Muſe.

18.

Herders Gattin und Herder an Jacobi.

Weimar den 12. Mai 1793.

Erlaubet, Ihr lieben, fleißigen, kunſtreichen Schweſtern, daß ich den „Briefen der Humanität“ an den lieben Bruder ein Product aus unſrer Stadt beifüge, und Euch bitte, meiner zuweilen dabei zu denken, Ihr guten Seelen, und es nicht übel aufzunehmen. Euer Andenken lebt bei uns unwandelbar; auch iſt es durch die Ankunft des wackern Max[1] aufs beſte erneuert worden. Dieſer gute Max wird Ihnen, lieber Bruder, viel Freude machen; er nimmt durch ſeine ſchlichte Art und ſeine kernigte Natur ſehr für ſich ein. Unſer Gottfried hat ihn recht lieb gewonnen, mit ſeinem Freund Reinhard, den er hier gefunden, und ſie wollen zuſammen, wie ſie mir ſagten, ein brüderlich Kleeblatt ſein.

Goethe iſt endlich heute doch noch zum Herzog abgereiſt, mit unſern Wünſchen und unſrer Liebe begleitet. Die guten Götter bringen ihn glücklich und mit dieſer Reiſe zufrieden wieder zu uns! — Caroline Herder.

(Von Herders Hand.)

Meine Briefe mögen Dir wohl gefallen, lieber Bruder; es ſind mancherlei Stimmen darunter; einige oder eine wird Dir wenigſtens recht ſein, Filosofo capriccioso! Sie, lieben Schweſtern, Lene und Lotte, bitte ich nur die Muſe auf dem Zodiacus anzuſehen: da haben Sie gnug! Nicht wahr, es iſt ſchön, da zu ſitzen! Die Papiere wirft man ſodann auf die dunkle Erde. Im nächſten Theil, hoffe ich, wollen wir die Muſe auf den Regenbogen placiren: der iſt ein Zeichen des Friedens.

---

[1] Der in Jena der Arzneiwiſſenſchaft obliegen ſollte.

Goethe hat eine vortreffliche Arbeit vollführt. Glück und ſein Genius haben ihm dabei geholfen. — Hemſterhuis ſoll in den Briefen nicht vergeſſen ſein, aber alles zu rechter Zeit und Stunde. Wäre ich nur geſund an Körper und Geiſt, wie ichs zu ſein wünſchte, aber —. Der Himmel ſegne Euch, Ihr Lieben, Guten. Bald ſchicke ich Dir, lieber Bruder, die „zerſtreuten Blätter“. Der Setzer bückt ſich darnach etwas langſam, ohne Zweifel, weil ers im Rücken hat, wie ich im Beine. —

H.[1]

19.

Herder an Jacobi.

Vor allen Dingen, mein Lieber, muß ich Dir für Deinen Brief, und für das ſchöne Gedicht Deines Bruders danken. Ich hoffe, es wird mir freiſtehen, in den „Briefen über die Humanität“ davon Gebrauch zu machen. Es iſt mir wie eine gefundene Perle. —

---

[1] Jacobis Brief vom 5. Juni ſteht in den „Werken“ III, 502 ff.

Hier bekommſt Du den fünften Theil der „zerſtreuten Blätter“, zwar ſpät, aber meine unſäglichen Geſchäfte haben mich eher zu ſchreiben gehindert. Lies ſie mit ſo gutem Herzen, wie Du die Briefe laſeſt; Andreä [1]) u. a. wird Dir gewiß wohlthun.

Letzter Sonntag war Dein Sohn mit dem meinigen hier; er iſt gut und wohl. Sei ſeinetwegen unbeſorgt. Ich höre von ihm alles Gute; er iſt fleißig, ſtill und geht ſeinen eigenen Weg fort; er ſpricht wenig, aber verſtändig, in ihm iſt Kraft und Nachdruck. Eine unangenehme Nachricht hat er mir geſagt, daß Du nämlich, lieber Bruder, vergangene Monate hindurch oft gelitten habeſt. Schone Dich, wie Du kannſt, und finde als Philoſoph das Mittel aus, das ſolchem Unweſen der Dinge in Dir ſelbſt zuvorkommt. Gewiß gibt es ein ſolches Mittel, nur es liegt oft tief, und der dominus patiens muß es ſelbſt auffinden. —

Goethe hat Mainz mit belagern und erobern helfen. Wohin er jetzt ſeinen Weg lenke, weiß ich nicht; wollte Gott, daß alle Heere und Mächte wieder in ihre Löcher zögen! Der Anarchie in Frankreich werden ſie doch nicht abhelfen. Mögen ſie indeß ihr Spiel ſpielen. — Den

---

1) Die „Parabeln“ und „vaterländiſchen Geſpräche“ von Johann Valentin Andreä. Vgl. Herders „Werke zur Litteratur und Kunſt“ B. 20, 259 ff.

Schweſtern Lazarus', Martha und Maria, empfehle ich mich aufs ſchönſte. — H.

Weimar den 5. Auguſt (17)93.

20.

Herder an Jacobi.

W(eimar) den 29. November (17)93.

Hier haſt Du, lieber Jacobi, ein Büchelchen „von der Gabe der Sprachen". Die Gabe ſelbſt wird nicht anders als durch Auflegung der Hände gegeben, und da Du an die meinigen, bekannter Weiſe, keinen Glauben haſt, ſo kann ich Dir nicht helfen.

— Ueber die Paradoxes de Diderot quäle mich nur nicht weiter; Du brauchſt ſie ja weder heut noch morgen — aber haben ſollt Du ſie, ſintemal ich kein homme de Paradoxes bin, wie Du auch aus dieſer Schrift erſieheſt. Habe die Güte mir darüber Deine Meinung zu ſchreiben.

Verzeih, daß ich heute ſo kurz ſein muß. Da ſtehen Kaſten des Consistorii, da ſind ſolche und ſolche gemeldet, da warten Leute u. ſ. Da lebſt Du in Deinem Elyſium und — ſchreibſt doch nicht. — Dein Max in Jena iſt ſehr fleißig. Die jungen Leute leben gut mit einander. Lebe aufs beſte wohl. H.1)

---

1) Hier folgt, wie beim vorigen Brief, eine Nachſchrift von Herders Gattin. Jacobis Brief vom 7. December ſteht in den „Werken" III, 555 ff.

21.

Herders Gattin und Herder an Jacobi.

Weimar den 29. Januar 1794.

Ihr „Woldemar“ kam geſtern an meinem Geburtstag, liebſter Fritz, und ich kann Ihnen nicht ſagen, was für eine eigene Freude ich hatte, daß Ihr guter Genius mir dies Geſchenk auf meinen häuslichen Altar legte. Ich werde es mit beſonderer Freude leſen und lieb haben, das Kind Ihres Geiſtes! Aber Sie haben mir ein hartes Geſetz auferlegt, es mit dem Meſſer in der Hand lieb zu haben. Vors erſte iſt mirs unmöglich, es zu erfüllen. Ganz unbefangen will ichs erſt genießen und auf mich würken laſſen und Ihnen den Haupteindruck ſagen; was ich hernach zum zweiten- und drittenmal zu thun im Stande bin, das will ich Ihnen mittheilen. Das an Goethe[1] und den Anfang habe ich geſtern gleich verſchlungen, und es reizt mich ſehr, das Buch in der erſten ſtillen Stunde zu leſen. — Und nun das Paradies in Düſſeldorf und Pempelfort, ihr Lieblinge des Glücks! wie gerne kamen wir auch dazu! Aber aus der Aachener Reiſe wird nichts. Es war ein lebhafter Wunſch meines Mannes, da er im December wieder viele Schmerzen hatte. Jetzt hat der Gebrauch des Schwefels wieder geholfen. Er wird ihnen ſelbſt ſagen, warum er ſo lange geſchwiegen hat. Die „Briefe der

---

[1] Die Widmung.

Humanität" mußten zum Druck fort, und das iſt nun gottlob geendigt unter Akten und dergl.

Der freundliche Gruß an den Dichter der Echo[1]) hat dem Ernſthaften auch ein freundliches Geſicht erweckt — er muß Ihnen ſelbſt dafür danken. —

Ihre   C. H.

(Von Herders Hand.)

Echo

ſagt alles Gute, was in Vorſtehendem geſagt ward, herzlich und, ſo Gott will, auch gefällig wieder.

Wieder!

Dein Woldemar ſoll mir, ſobald ich kann, eine angenehme Leſung werden, und was ich Dir nicht ſchreiben kann, ſoll Dir mein Geiſt ſagen.

Sagen!

Den Schweſtern, der Tochter, den neuen Brautpaaren[2]) wünſche ich mit Freude das beſte Wohl.

Wohl! wohl! wohl!

---

1) Herder in den „Paramythien". Der betreffende Brief Jacobis vom 17. Januar liegt nicht vor.

2) Herders Gattin ſchrieb: „Eine unausſprechliche Freude hatten wir zu leſen, daß unſre Fritze Braut mit Ihrem Bruder iſt. (Vgl. oben S. 286 Note 2.) Sie wiſſen nicht, wie ſehr wir dieſen beſcheidenen, ſtillverſtändigen jungen Mann liebgewonnen hatten den Mittag in Pempelfort. Nun ſehe ich mit Bewunderung, daß des Papa Eberhards Name und Grundſätze gut waren. Verzeihen Sie, wenn ich einige Aehnlichkeit mit ihm und S. 4. 5. in Woldemar finde."

Und ſende Dir hier auch ein Büchlein.

Uechlein

Dein getreuſter Unhold.

Hold.[1]

*22.

Herders Gattin an Jacobi.

Weimar, 21. März 1797.

Laſſen Sie dieſe Blätter[2] für uns reden, danken und Ihnen ſagen, daß Sie und alles, was Ihnen angehört, unvergeſſen bei uns ſind. Sie haben meinem Mann durch Max, den braven, ſeltenen Menſchen, ein ſo freundliches Wort ſagen laſſen, wofür er Ihnen herzlich dankt. Wenn Sie mögen, ſchicke ich Ihnen ſeinen „Johannes“, der bald fertig ſein wird. Ich bin die Ausſpenderin dieſer Gaben. Wenn alſo irgend ein Fehl begangen wird, ſo ladet die Schuld auf mich. Die Frauen können ja ohnehin mehr leiden und dulden als die Männer, und im Grund nehmen wir es nicht ſo haarſcharf. Die Mutter Natur hat uns dieſen kleinen Leichtſinn weislich zur Mitgabe der Ehe geſchenkt, und der Freund und Beſchützer des leidenden Theils der Natur, wie ſich unſer Fritz Jacobi mehrmals in der „Ungriſchen Königin“ im Krankenzimmer 1792 declarirte und manifeſtirte, wird auch über mich Gnade für Recht ergeben laſſen. Uebrigens ſei den freundlichen Geſichtern der Frauen nicht zu viel nachgeſagt und es liegt oft etwas Anderes dahinter, als nur Leichtſinn.

---

[1] Der Brief von Herders Gattin vom 9. Juni und Jacobis Antwort vom 21. betreffen eine Verwendung für Reinhard. Herders Brief vom 15. Mai 1795 und die Erwiederung vom 7. Juli gibt der „Briefwechſel" (Nr. 244. 247.) Im erſtern hat der Herausgeber die Worte weggelaſſen: „Was macht Claudius? Grüße ihn freundlich und ſchreibe mir etwas von ihm. Gib ihm doch auch meinen Dichter (Balde) zu leſen; wenn er ein Exemplar will, ſo ſchreibe mir nur ein Wort. Mich dünkt, er iſt alle dem, was ich ſchreibe oder herausgebe, ſo fern, daß ich ihn mit Zuſendungen zu behelligen glaube." Claudius wandte ſich am 4. Juli wieder einmal an Herder.

[2] Das Buch „vom Erlöſer".

Von Freund Claudius werden Sie hören, warum mein Mann heute nicht ſchreibt. Faſt hätten Sie in ſeinen nächſten „Briefen der Humanität“ etwas von „Woldemar“ geleſen. Die Zeichen lagen ſchon alle im Buch. Das Schickſal wollt' es aber anders.

Lebet wohl, glückliche Auswanderer! Ihr habt ein ſchönes Haus und Garten verlaſſen, um ein Vaterland in guten Menſchen zu finden. Wir beklagen Sie alſo nicht, ſondern freuen uns über alles Gute, das Ihnen die Vorſehung ſchenkt.

Hören Sie nicht auf, auch uns Gutes zu wünſchen.

Vielleicht würken die Wünſche und wohlwollenden Reden der Freunde mehr, als man denkt!

Unveränderlich in Liebe und Freundſchaft

Ihre E. H. 1)

23.

Herders Gattin an Jacobi.

Weimar den 20. Mai 1797.

Hier iſt die Folge vom „Erlöſer“, theuerſter Freund. Nehmen Sie ihn mit Liebe auf und gönnen dem Dolmetſcher „Johannes“ ein freundlich gutes Wort hierüber. Ihre Zuſtimmung zum „Erlöſer“ hat ihm ſehr wohl gethan; möchte er ſie auch hier erhalten! Es gibt doch endlich keinen ſchönern Lohn als die Einſtimmung der Verſtändigen und Guten.

Ich ſchreibe an dem ſchönſten und heiterſten Tag, den es nur geben kann. Vom ſchönen blauen Himmel, von dem alle gute Gaben kommen (das ſo eben von unſerm Chor vor dem Hauſe geſungen wird) ſei auch über Sie und Claudius ein ſchöner Tag. Mögen alle Ihre und unſre Wünſche erfüllt werden, und unſer Herz erlangen, wornach es ſich ſehnt. Wir ſchicken Ihnen immer nur Blätter und Sie ſpeiſen uns mit Leckerbiſſen. — Grüßen Sie Freund

---

1) Jacobis Antwort liegt uns nicht vor.

Claudius; er wird mich entſchuldigen, daß ich nicht ſchreibe. Unſer Albert hat uns gute Nachricht von ihm, der lieben Rebecca und den Kindern mitgebracht, und das iſt alles, was wir wünſchen. Sein Sie ganz glücklich, glücklich in Ihren Kindern, liebſte Freunde! Ihre C. H.

(Von Herders Hand.)

Ich bin wirklich beſchämt, lieber Jacobi, daß ich ſo ins Regiſter der Stummen gekommen bin, nicht aber der Taubſtummen: denn ich höre und leſe von Dir und Claudius gern. Laß Dir den „Johannes" wohlthun. Ein Buch iſt ein gedruckter Brief; ſiehe es dafür an.

Wann wird Deine Pilgrimſchaft ein Ende haben? Hoffentlich bald, und Du wirſt wieder in Dein Ur in Chaldäa einziehen. Noch denke ich Dich dort einmal zu ſehen, weil ich noch gern einmal die Aachner Dampfbäder brauchen möchte. Wenn dies aber geſchehen könne und werde, weiß Gott. Grüße die Schweſtern und die Kinder, Deine und Claudius' Kinder. Auch den alten Matthias und Frau Rebecca laßt unſer im Guten eingedenk ſein. — Dein Max iſt brav; laß Dich nichts von ihm irren; er wird ſich ſchon durcharbeiten. Valete. H.[1]

---

[1] Herders Antwort vom 4. October ſteht im „Briefwechſel" (Nr. 267).

24.

Herders Gattin an Jacobi.

Weimar den 18. November (17)97.

Theuerſter Freund! Es hat ein guter Engel Ihnen eingegeben, einen ſo lieben, erfreuenden Brief an meinen Mann zu ſchreiben. Könnte ich Ihnen nur den kleinſten Theil unſres Danks dafür ſagen! Es iſt eben nichts Schöneres in der Welt als Liebe, Freundſchaft und ſich einander verſtehen — ſich einander geben und nehmen.

Wiſſen Sie, was Ihr Brief Gutes geſtiftet hat? Mein Mann hat ſein Buch über den Geiſt des Chriſtenthums, dem nur ein glücklicher Hauch zum Forthelfen fehlte, ſogleich zum Druck abgeſchickt. So waren Sie jetzt ſein guter Geiſt werden, und dafür ſollen Sie auch das erſte Exemplar erhalten.

Das iſts, was ich Ihnen heute ſagen wollte. Schreiben kann ich eigentlich nicht mehr. Meine Geſundheit verträgt es nicht. Die ſchwache Maſchine muß ſich jetzt, nachdem ſie manche Dinge erlitten, durch Ruhe und Schonung noch durchſchleppen. Daß Sie für Ihre Geſundheit ernſtlich ſorgen, iſt endlich ſehr verſtändig; an ihr hängt doch der größte Genuß unſres Lebens und alle Freuden. Gedeihe Ihnen das Bad und alle Mittel, ſie zu erlangen. Auch der Friede wird ja das Seinige dazu beitragen und Sie in den Schooß der Ihrigen wiederbringen. — Unſer Wilhelm wird Ihnen dies Brieſchen bringen. Sagen Sie ihm nur mündlich, wie es mit Ihrer Geſundheit und Cur gehet, und gebrauchen Sie ſie jetzt hübſch ordentlich. — Den ſehr braven Max grüßen Sie; er wird ſein Glück finden und gründen. Einem ſolchen Menſchen kann es nicht fehlen. — E. H.[1]

---

[1] Herders Brief vom 1. December gibt der „Briefwechſel“ (Nr. 268), doch mit weſentlichen Auslaſſungen. Nach dem erſten Abſatz fehlen die Worte: „So wirſt Du noch von einem abkommen, der Dir, wie ich glaube, Deiner zu großen Anhänglichkeit wegen viel Schaden gethan hat — rathe von wem?! (Es iſt wohl Goethe gemeint.) Ich bin ſo ziemlich von dem und der und jenem und dieſer frank und und frei; bis zur neunten Haut iſts gekommen, die will ich mir dann ſelig bewahren.“ Weiter heißt es: „Deines Max Etabliſſement freuet mich ſehr. Meine Söhne müſſen ſich mühſamer in die Welt hineinhelfen, aber auch das wird ihnen gut ſein. Mein älteſter, der Arzt, iſt fleißig und hat viel Arbeit; er ſteht aber auf einem dürren Grunde. Der andre, ein Bergmann, klettert gar unter der Erde in Freiberg. Der dritte in Hamburg wird Dir aufwarten. Der vierte, ein Oeconom, hat den Ochſen- und Kälberdienſt gewählt. Der fünfte wird wahrſcheinlich die Capſeln Moſes' tragen. Der ſechste ſingt noch und jubiliret. O die glückliche Kindheit und Jugend! — Grüße die Schweſtern, auch Claudius, Rebecca, Caroline Perthes, ihren Mann, der ſo wohlſchmeckende geräucherte Gänſe herüberfliegen gelehrt hat, Klopſtock, ſeine Frau und in Hamburg unbekannter Weiſe den Reimariſchen Antichriſtlichen Kreis. Ich mache ihm meine freundliche Verbeugung ohngeachtet meiner „Chriſtlichen Schriften“. Ach, wie ſtoßen wir uns und wie hängen wir an Worten! — Was ſagſt Du außer der Franzöſiſchen und Kantiſchen zur dritten großen Revolution, der Friedrich-Schlegelſchen? Hinfort iſt zwar kein Gott

*25.

Herders Gattin an Jacobi.

Weimar den 15. April 1799.

Hier, Theuerſter, ſendet mein Mann mit Kuß und Gruß ſein Neueſtes.[1] Sie werden es leſen und ihm beiſtimmen, daß er dies Werk begonnen hat. Nicht wahr? Wenn auch Pfeile und Steine der drei Huldinnen (ſ. Vorrede) kommen

---

mehr, aber ein Formidol ohn' allen Stoff, ein Mittler zwiſchen dem Ungott und den Menſchen, der Menſch Wolfgang (Goethe)". Jacobis Brief vom 22. November 1798 und Herders Antwort vom 10. December ſtehen im „Briefwechſel" (Nr. 271. 273.) Im Abdruck der letztern fehlt die Stelle: „Den Sch. . . knecht Friedrich Schlegel oder Flegel vergiß ganz und gar; warum muß er mit Dir und Richter einen Vornamen führen? Aber eben dieſer Vornahme ſage Dir Friede. Vergib ihm; er wußte wahrhaftig nicht, was er that. Man hat mir geſagt, daß er Deine Werke mit dem größten Entzücken geleſen und ſich immer tiefer hineingeleſen, bis er Dir zur Dankbarkeit die Recenſion herausgequält. Du ſiehſt alſo, er iſt am Tage der unſchuldigen Kindlein geboren, Kinder und die Narren können nicht ſündigen, eben weil ſie Kinder und Narren ſind. Unlängſt erſchien in der Litteraturzeitung, die ich auch nicht leſe, eine armſelige Recenſion meiner Humanitätsbriefe. Wer ſie mir ſchickte, war der Verfaſſer ſelbſt (Schütz) in guter Meinung. Mich wundert, daß Schlegel Dir nicht auch die ſeinige geſchickt hat. Die Leute meinen es alle gut, ſie glauben ſich zu dem, was ſie treiben. „Der critiſche Weg", ſagt Kant, „iſt allein noch offen"; den gehn ſie."

[1] Den erſten Theil der „Metakritik".

— er iſt mit dem Panzer der Pflicht umgethan, nichts wird ihn irre machen, ſeinen Weg zu verfolgen.

Der Beifall und der Zuruf ſeiner Freunde werde ihm ein Labetrunk! Leben Sie wohl, Lieber. Wir grüßen und küſſen Sie drei Unzertrennlichen. Ihre C. H.

26.

Herder an Jacobi.

Weimar den 15. October 1802.

Deine Erklärung[1], alter lieber Freund, ſoll und wird das Novemberſtück des „Merkurs“ eröffnen. — Ohne Anmerkungen und Druckfehler ſoll ſie erſcheinen; meine Frau, die auch bei meinen Schreibereien die letzte Correctur hat, wird dieſe übernehmen. — Gegen Deine Antwort (ſo viel ich gegen das Antworten überhaupt hatte) habe ich nichts; ſie iſt würdig, liebevoll und edel. So erſcheint ſie mir, der ich das corpus delicti ſelbſt, Deine gedruckten Briefe, gar nicht, d. i. durch Hörenſagen kenne und bisher ſäumte, ſie kennen zu lernen. Nun will ichs.

Vergiß alles, lieber Freund und Bruder; laß es Dir aber eine heilige Warnung ſein. Du haſt durch das zutrauliche Mittheilen der Briefe bisher ſchon ſo viel Verdruß gehabt, daß Du ſie künftig wie Deinen Siegelring bewahren mußt. Wie viel Zeit, Mühe und Kräfte geht mit dieſem ärgerlichen = = = verloren, und was iſt in unſern Jahren uns theurer als Zeit und Kräfte?

---

[1] Ueber den wider ſeinen Willen erfolgten Abdruck ſeiner über Stolbergs Uebertritt zum Katholicismus ſich ſcharf ausſprechenden Briefe.

Deine Familie in Aachen, Sohn und Tochter, haben wir trefflich, ja vortrefflich gefunden, den Präfect würdig, brav, verſtändig; er macht Dir und ſich und allen den Seinigen Ehre. Die Tochter über alle Erwartung, die doch nicht klein war, hold, lieb und wahr, eine reine lebendige Engelsſeele voll Verſtandes und Anmuth. Freue Dich ihr, und ihr gehe es wohl, dem holden Weſen, ſo wohl in allem, als ſie es verdient.

Was Du für Deine Augen brauchſt, ſchreibe mir doch, oder laß es ſchreiben. Mich dünkt, wir leiden an gleichem Uebel. Wie beſchwerlich mir dieſes ſei, kannſt Du errathen, da ich faſt nichts zu thun habe als leſen, leſen, Acten leſen, Concepte ſchreiben ꝛc. ꝛc. ſchreiben! Bücher ſeh' ich eine Zeit lang mit Schrecken und Trauren an, da ſie meiſtens grau auf grau gedruckt ſind. Jetzt hoffe ich von den Aachner Dampfbädern, die ich aufs ſtrengſte gebraucht habe, gute Wirkung.

Dich wiederzuſehen kommt mir ſelbſt im Wunſch ſonderbar vor. Ich bin ſo abgeſtorben, und alles iſt um mich mir ſo abgeſtorben, daß mir die Welt und ich mir ſelbſt oft gnug Schatte und Traum dünket. Erhalte der Himmel uns einige Tropfen Lebensöl in Herzen und Geiſt, daß wir nicht gar verſchmachten. Den beſten Gruß an die Schweſtern. Lebe wohl in Deinem Nordlande, unſern dem mir einſt ſo anmuthigen Schallſee. Lebt wohl! Dein treuer H.

(Von Herders Gattin.)

An dem Tag unſrer Heimkunft, den 11. October, war Ihr Brief [1], lieber Verehrter, der erſte, den wir erbrachen: Sie konnen denken, mit welchen Gefühlen. Die alte Liebe zu Ihnen erwachte wieder bei der Achtung und Liebe zu Ihren Kindern, zu Ihrem unvergleichlichen Clärchen [2], und Sie ahndeten etwas davon und kamen uns entgegen. Bei Clärchen ſeufzte ich ſtill: „Ach, daß wir nicht reich ſind, daß nicht ein ſolches Weſen die Frau unſres Auguſt's hätte werden konnen!“ Unſern Auguſt würden Sie auch lieben: er iſt recht brav worden, und iſt jetzt in Kurſachſen beim Bergbau angeſtellt. Verzeihen Sie dieſes egoiſtiſche Gefühl: Sie ſollen nur daraus ſehen, wie lieb ich dies Weſen habe, das ein ſo wunderbarer Abdruck von Vater und Mutter zu ſein ſcheint. Nun es gehe Ihnen allen wohl, liebe, gute Menſchen. Die irdiſche Philoſophie ſei von nun an in die himmliſche verwandelt; bei ihr haben wir alle nur eine Meinung, und die heißt Liebe.

---

[1] Vom 2. October, der uns nicht vorliegt.

[2] Sie war mit Arnold von Clermont in Aachen vermählt.

Die Schweſter Lene und meine gute Lotte grüße und küſſe ich herzlich. Den verehrten Stolberg's, Chriſtian und Luiſe, und unſrer Freundin Baudiſſin unſre treue Liebe!

Ihre alte Caroline Herder.[1]

---

[1] Jacobis Antwort vom 27. October liegt nicht vor. Das Empfehlungsſchreiben, das Jacobi am 29. November 1803 der Frau von Staël an Herder mitgab, ſteht im „Briefwechſel“ (Nr. 302). Die geiſtreiche Frau ſah Herder nicht mehr, der am 18. December verſchied.

IV.

J. G. Zimmermanns Briefe an Herder.

Einleitung.

Zu den begeiſtertſten Anhängern Lavaters gehörte der Arzt Johann Georg Zimmermann (geboren zu Brugg im Canton Bern am 8. December 1728), der ſich durch ſeine ärztliche Wirkſamkeit zuerſt in Bern, dann in ſeiner Vaterſtadt Brugg einen großen Ruf erwarb, nicht weniger aber eine reiche und glückliche wiſſenſchaftliche Thätigkeit entfaltete. Seine erſten Schriften „Ueber die Einſamkeit" (1755), „Vom Nationalſtolz" (1758), „Von der Erfahrung in der Arzneikunſt" (1763) zeichneten ſich durch umfaſſende Kenntniß, tiefgeſchöpfte Anſichten, Schärfe und warme Lebendigkeit der Darſtellung auf vortheilhafteſte Weiſe aus und ſtellten ihn in die Reihe der beſten Deutſchen Schriftſteller. Was ihn an den dreizehn Jahre jüngern Lavater feſſelte, war die reine Unmittelbarkeit von deſſen ganzem Weſen, die aus tiefem Gemüth quellende Begeiſterung und der glühendſte ſelbſtbewußte Wirkungsdrang. Vor allem zogen ihn Lavaters phyſiognomiſche Beſtrebungen an, wogegen er ſeine immer höher ſteigende Wunderſucht wie auch die ihn oft befallende Kleinmüthigkeit derb zurechtwies; denn von ihm ließ ſich Lavater die ſtärkſten Aeußerungen gefallen, da er von ſeiner innigſten Freundſchaft, wie von ſeinem eigenen Leben überzeugt war. Daher mußte er ſich auf das ſchmerzlichſte ergriffen fühlen, als der Freund, mit dem er ſich durch wöchentliche Briefe über alle große und kleine Angelegenheiten zu unterhalten pflegte, im Jahre 1768 einem Ruf als Großbritanniſcher Leibarzt und Hofrath nach Hannover folgte. An den von bitterer Schwermuth heimgeſuchten, fern von ihm weilenden Zimmermann richtete Lavater ſeine „Ausſichten in die Ewigkeit“, welche die nächſte Veranlaſſung zu Herders Annäherung an Lavater boten.[1]

Zimmermann hatte an Herders erſten Schriften den lebendigſten Antheil genommen, und ihn gegen die Anfechtungen, die er in der Schweiz von der Beſchränktheit zu dulden hatte, mannhaft vertheidigt; der in Herder wirkende Gottesgeiſt hatte ihn wie Lavater mächtig angeweht. Als Herder ſich Lavater genähert hatte, ſollte ihre briefliche Verbindung vorab ein Geheimniß bleiben, das auch Zimmermann nicht erfahren dürfe; indeſſen wies Lavater den Freund auf den geiſtesſtarken Zimmermann mit innigſter Liebe hin, und dieſer trug kein Bedenken, gelegentlich mit dem ſo bedeutenden Arzt und Weltweiſen in Verbindung zu treten. Herders Brief vom 2. Juni 1773 verſetzte Zimmermann in freudigſte Bewegung, und er verſagte es ſich nicht, ihm bald darauf den Deutſchland zur Bekanntſchaft mit ſeinen bedeutendſten Geiſtern bereiſenden Franzoſen Cacault zuzuſenden, dem er bemerkte, daß er in Deutſchland nichts Merkwürdigeres als Herder ſehen könne. Aber Herders vertrauliche Güte hatte zugleich die lebhafteſte Sehnſucht in ihm erregt, ſich ſeiner perſönlichen Gegenwart zu erfreuen, während er früher dieſen Geiſt, in den hundert andere gefahren, wie er ſich ausdrückt, nur durchs Schlüſſelloch zu betrachten gewünſcht hatte. Am 24. Auguſt reiſte er auf dringendſte Einladung des Grafen von Schaumburg-Lippe nach Bückeburg, deſſen Gemahlin ſehr leidend war.[1] Damals ſah er Herder zum erſtenmal, der ſeine ganze Seele mit feurigſter Bewunderung erfüllt hatte. Im folgenden Januar kam Herder auf Einladung des Miniſters von Bremer wegen der Berufung zu einer Profeſſur in Göttingen nach Hannover, wo er mehrere Tage in freundlichſtem Zuſammenleben mit Zimmermann genoß. Innige Anerkennung ſchloß zwiſchen Lavaters hochbegabten Freunden ein enges Bündniß, woran von Zimmermanns Seite die ihn beherrſchende Eitelkeit keinen geringen Antheil gehabt haben möchte, und auch Herder dürfte den Einfluß des hochangeſehenen Mannes nicht ganz außer Acht gelaſſen haben. Die mit ſo vielen Hinderniſſen kämpfende, endlich, wo ſie der Erfüllung nahe ſchien, durch die Weimarer Ausſicht aufgegebene Berufung nach Göttingen wurde von Zimmermann mit entſchiedenſter Ausdauer und klarſter, alle Gelegenheiten. erſpähender Umſicht betrieben. Am 16. und 17. Juni 1774 war Zimmermann in Bückeburg, darauf von Ende Juni bis Ende Juli in Begleitung ſeiner Herzensfreundin, der Regierungsräthin von Döring in Pyrmont, wo er Herder und ſeine Gattin vergebens erwartete. Erſt bei ſeinem wiederholten Beſuche Pyrmonts vom 7. bis 9. Auguſt fanden ſich die Freunde zuſammen[1]), doch war Herder gerade damals in Folge unangenehmer Verhältniſſe ſehr verdüſtert[2]), wenn auch Zimmermanns Nähe ſein Herz einigermaßen erſchloß. Als letzterer auf der Schweizerreiſe vom 4. bis 8. Juli 1775 in Darmſtadt wegen eines beſondern Auftrages am dortigen Hofe verweilte[3]), traf er hier zu ſeiner höchſten Freude mit Herder und den Seinigen zuſammen. Noch als Herders Ruf nach Weimar auf Hinderniſſe zu ſtoßen ſchien, ſuchte Zimmermann dieſen zu beſtimmen, auf neue ihm angebotene Verhandlungen wegen einer Göttinger Profeſſur einzugehen.

---

[1] In den „Phyſiognomiſchen Fragmenten“ (III, 339 f.) gibt Lavater folgende Schilderung Zimmermanns: „Kälte des Todes und verzehrendes Blitzfeuer — in einer Seele, einem Geſichte. Heiterer Frühling und ſtürmendes Donnerwetter ſchnell auf einander. Eiſenfeſte Härte mit der zärtlichſten Empfindſamkeit; Muth mit Muthloſigkeit; heldenmäßige Dreiſtigkeit mit höflicher Unterwürfigkeit; ſcheinbare Eitelkeit mit wahrer Beſcheidenheit; beißende Satire mit ſanfter, ſchonender Herzensgüte; unbeſchreibliche Reizbarkeit mit ausharrender Geduld. Reinliche Genauheit und keine Spur von Pedanterei — unermüdliche Treue und für den, der ihn kennt, beleidigende Kaltheit, die im Augenblicke wieder Eifer und Liebeshitze iſt. Den einen Augenblick keine Herrſchaft über ſich ſelbſt — und dann wieder alle mögliche Herrſchaft. Ein Arzt mit königlicher Macht. Itzt zerſchmilzt ſein Aug' in den ſanfteſten, menſchenfreundlichſten Thränen — dann durchſchneidet es euch wieder mit dem Blicke des Blitzes. Ein herzgewinnender Mann, den ein Kind leiten kann, wenn es ihn kennt — gebildet, keinem Menſchen Langeweile zu machen, aber oft Langeweile mit Todesangſt zu dulden.“

---

[1] Vgl. Zimmermanns Briefe an einige ſeiner Freunde in der Schweiz S. 197.

Auf der Reiſe nach Weimar im September 1776 dürfte Herder Zimmermann begrüßt haben, mit dem er im folgenden Sommer, nachdem er eben von einer bedenklichen Leberkrankheit geneſen war, in Pyrmont freundliche Tage verlebte. Von da ab erloſch das Verhältniß nach und nach, da es ihm am lebendigen Zündſtoffe fehlte. Der mit ſeinem Ruhm, ſeinen vornehmen, durch ganz Deutſchland zerſtreuten Kranken und reichen, glänzenden Geſchenken ſelbſtgefällig prunkende Königliche Leibarzt konnte dem immer mehr auf ſich zurückgezogenen, durch mancherlei Hinderniſſe und die Laſt unangenehmer Geſchäfte gedrückten und verſtimmten Herder nicht behagen, beſonders als er im „Hannöverſchen Magazin" einen höchſt widrigen rechthaberiſchen Ton anſtimmte, und über alle Dinge das große Wort zu führen ſich berufen hielt. „Es iſt ſchlimm, wohin der Mann verfällt", ſchreibt Herder im Sommer 1779 an Lavater. „Das meiſte iſt ſeiner unwürdig und aus den Streitigkeiten mit Käſtner, Lichtenberg ꝛc. kann auch nichts werden. Thue das Deine hinzu, daß er ehrlich herauskomme und dann ſchweige." Allein Zimmermann ſollte ſeiner ungebändigten Eitelkeit zum Opfer fallen und den Ruhm, den er ſich durch ſein früheres

---

1) Vgl. a. a. O. S. 208 mit unten Brief 5.

2) Vgl. den Brief an Lavater Nr. 23, an Mendelsſohn Nr. 3.

3) Vgl. Zimmermanns oben angeführte Briefe S. 221 f.

geiſt und lebensvolles Auftreten gewonnen, durch gehäſſiges Verfolgen jeder den Menſchen adelnden und aus körperlichem und geiſtigem Druck erhebenden Freiheit und durch ſeine immer widerlicher hervortretende, ſich ſelbſt vergötternde Eitelkeit in traurigſter Weiſe verdunkeln, ſo daß der am 7. October 1795 erfolgende Tod des mit ſich und der Welt zerfallenen Mannes nur den Schmerz, daß ein ſo hochbegabter Geiſt ſo ganz an der Eitelkeit zu Grunde gehn ſollte, aber kein Gefühl ſehnſüchtiger Trauer zu erregen vermochte. Konnte ja auch die Schweiz, das Land männlicher Freiheit und ungebeugten Geradſinnes, ihn nur als ſeinen *entarteten* Sohn beweinen.

1.

Hannover den 17. Junius 1773.

Der Ueberbringer dieſes Briefes iſt eine ſeltſame Erſcheinung auf Deutſchem Boden. Herr Cacault[1], ein Franzoſe, der Deutſche ſucht, ein philoſophiſcher Reiſender, der den Menſchen in ſeinem Vaterlande ſtudirt hat, der zwei Jahre zum nämlichen Zwecke in Italien geweſen iſt, der nun ſchon ſeit 1½ Jahren auf die nämlichen Erfahrungen in Deutſchland ausgeht und ebendas mit der Schweiz, mit Holland und England noch thun wird. Er kommt itzt aus Wolfenbüttel und hat in 3 Monaten niemanden daſelbſt geſehen als Leſſing.

Ich habe ihm geſagt, wenn er Deutſchen Originalgeiſt in ſeiner Fülle ſehen wolle, wenn er ſehen wolle, was in Deutſchland am merkwürdigſten iſt, ſo müſſe er nach Bückeburg gehen. Um Sie, um Ihren Herrn recht zu ſehen, glaubt er weniger nicht als 8—14 Tage nöthig zu haben, und dieſe rechnet er gerne von ſeiner vorgehabten Reiſe nach Göttingen und Weimar ab. Ich empfehle Ihnen dieſen wahrheitſuchenden und wahrheitliebenden Mann nicht, er empfiehlt ſich ſelbſt.

---

[1] Vgl. Guhrauer „Leſſing, ſein Leben und ſeine Werke" II, 2, 255 f.

Ihren Brief vom 2. Junius (den ich, Dank ſei es unſern vermaledeiten Poſten! erſt den 7. empfangen) haben Sie, verehrungswürdigſter Herr, ins Blaue des Himmels geſchrieben, und mein Herz hat ihn ganz aufgefaßt. An Sie zu ſchreiben oder Sie zu ſprechen iſt immer unendlich weniger mein Wunſch geweſen als Sie zu leſen und ſprechen zu hören. Einen Geiſt, in den hundert andere Geiſter gefahren ſind, möchte ich ſonſt eigentlich nur durchs Schlüſſelloch betrachten: aber Ihr Brief an mich erregt in mir nähere Wünſche; denn er iſt eben ſo voll von Nachſicht und Güte als Stärke und Kraft.

Lavater iſt es allerdings, der mir das geſchrieben hat, was Sie wiſſen, und der dieſem den 6. Mai 1773 hinzuſetzte: „Haſt Du Herder von der Sprache geleſen? Gehe hin, wenn Du es nicht gethan haſt, und verkauf' alle Bücher und kauf' dieſes Buch — und merke, daß ſo was in Deutſchland noch nicht geſehen worden, und daß unter uns ein großer Prophet auferſtanden und wahre himmliſche Weisheit uns wieder heimſuchen will.“ Urtheilen Sie nun ſelbſt, wie ſehr mich Ihr Urtheil über einen Mann intereſſirt hat, der ſo von Ihnen denkt, und was glauben Sie wohl, daß ich in Ihrem Urtheil über Lavater, meinen Herzensfreund, geſehen habe? Alles, was Lavater von Ihnen ſagt.

Aeußerſt merkwürdig fand ich vorzüglich eine Ihrer Anmerkungen über den ganzen Lavater: **Eine gewiſſe Anwendung ſeiner Geſundheit mag krank ſein,** ſagen Sie, **aber im Grunde an Natur welche Geſundheit, wenn Geſundheit Kraft iſt!** Ich kann Ihnen nicht genug ſagen, wie ſehr mich die Richtigkeit und Wahrheit dieſer Anmerkung frappirt hat. Ich ſehe oft Kranke von ganz mittelmäßigen Geiſteskräften, weniger Cultur und keiner Stärke ganze Stunden, zuweilen halbe Tage mit einem Geiſte der Kraft und der Stärke in jeder Abſicht ſprechen, der mich in die äußerſte Erſtaunung ſetzt. Dies iſt kein Delirium, ſondern dieſe hyſteriſchen Creaturen haben den Krampf im Kopfe, ſowie ich ihn mein ganzes Leben hindurch auch haben möchte: und was bei ihnen Krankheit iſt (denn dieſe heroiſche Stärke und Schärfe ihres Geiſtes kann ich durch ein Fußbad heben) iſt bei Lavater Natur.[1])

Dieſen Sommer hoffe ich in Bückeburg auch das Glück zu haben, wonach itzt der ehrliche Cacault dürſtet, aber nicht in dieſer Fülle, ſondern leider nur auf einen oder zwei Tage. Ein Vorgeſchmack dieſes unſchätzbaren Glückes war mir den 4. Junius Ihr Herr[2]) und den 7. Junius Ihr Brief.

J. G. Zimmermann.

---

[1]) Hier folgt eine Stelle über einen für Klopſtock in Hannover auszurichtenden Auftrag.

[2]) An ſeinen Vetter, den Rathsherrn Schmid, ſchreibt Zimmermann am 28. Juni: „Den 4. Junius hat der Graf Schau

2.

Zum voraus muß ich Ihnen ſagen, liebſter Herder, daß nichts mich ſo ſehr angreift, nichts mir größern körperlichen Schmerz verurſacht als ſchreiben, und daß 100, 150 bis 200 immer vor mir liegende unbeantwortete Briefe meine größte Marter auf Erden ſind.

Wie mir bei Ihrem Anblicke jedesmal zu Muthe geweſen iſt, ach das haben Ihnen meine Thränen bei Ihrer Abreiſe geſagt![1] Ein Menſch, der außerhalb dem einzigen Brennpunkt ſeiner Seele allenthalben Verſtellung iſt und ſein muß, und der nun auf einmal einen Mann erblickt, den er immer für einen Geiſt von der erſten Größe hielt (deswegen würde geflohen haben) und gleich in dem Geſichte dieſes Mannes Ausguß der feinſten und zärtlichſten Empfindung, Menſchenliebe in Engelsgeſtalt, Fülle von allem mit ſeinen vaterländiſchen Freunden verlornen Guten ſieht, ſollte dieſer Menſch in Gegenwart eines ſolchen Mannes in ſtillſchweigender Empfindung nicht ganz zerfließen?

Ich erliege, mein Liebſter, unter täglichem anhaltendem, Leib und Seele tödtendem körperlichen Schmerz, der Folge alles

---

burg-Lippe mir die Ehre erwieſen, mich in meinem Hauſe zu beſuchen, und mich auf das angelegentlichſte nach Bückeburg eingeladen. Ich bin Arzt von ſeiner Gemahlin.“

[1] Herder war Ende Januar auf Einladung des Geheimerath von Bremer in Hannover geweſen, hatte aber nicht, wie dieſer gewünſcht, dort gepredigt.

deſſen, was meine Seele in fünf bis ſechs langen Jahren gelitten hat. Ein einziger ſchmerzenfreier Augenblick hebt mich, macht mich mir ſelbſt wieder ähnlich, aber ein ſolcher Augenblick iſt in einem Monat äußerſt ſelten. Kontraſt in allem hat mich getödtet und tödtet mich täglich, ſo lange ich nicht da bin, wo Blick, Empfindung und Worte ſich in allem gleich ſind. Die Welt verlange ich übrigens nicht anders, als ſie iſt, aber mein innigſter, täglicher, einziger Wunſch iſt, daß ich das Gegentheil von allem ſein könnte, was ich anjetzt bin. Wäre ich geſund, ſo könnte ich mit allen Menſchen leben; anjetzt ſcheint mir in meinem Unglücke das Klügſte, beinahe alle Menſchen zu fliehen.

Ihr Herz will mir beſſere Ausſichten zeigen, will meinen Glauben an die Fürſehung vermehren. Beſſere Ausſichten habe ich nicht, weil ich keine beſſere Geſundheit möglich glaube, und das Vertrauen auf Gott wirket deswegen nicht Heiterkeit, weil ich glaube, daß ich verdiene, niedergedrückt zu ſein. Hungernd an Empfindungen — o Himmel, dies iſt mein Fall nicht! meine feinſten, zärtlichſten Gefühle ſind immer rege, ihre Urſachen ſind Himmels-Wonne, Fülle, einziges Leben, aber die Wirkung dieſer Urſachen iſt Tod. Eine Schweizerreiſe, auch wenn ich da bleiben könnte, wohin mein Herz in den erſten Jahren meines Aufenthaltes in Deutſchland ſich jeden Augenblick geſehnt hat, wäre anjetzt Tod.

So etwas, wie ich es hier hinwerfe, iſt kein Brief. Solche Winke, ſolche ſtille Entfaltungen der verborgenen

Knoten des Herzens an einen Mann voll himmliſcher Weisheit und Güte, an einen Mann, bei dem man nicht nur Troſt, ſondern Belehrung und Zurechtweiſung ſucht und bei dem man auf Erden allein und zuerſt es gewagt hat, in dieſer Abſicht Weisheit zu ſuchen, die man ſelbſt nicht hat und ſich nicht geben kann — ſind Seufzer der Erleichterung.

Daß wir uns beide, ohne uns zu ſuchen, gefunden haben, (daß Sie — o ich weiß Ihnen noch keinen Namen, der ſchon genug iſt) ſolche Wunder der Vertraulichkeit bei mir, bei einem Menſchen, der ganz Zurückhaltung iſt, zuerſt, allein und mit der Schnelligkeit eines Lichtſtrahls wirken — dies ſchreiben Sie in das Tagebuch Ihrer ſeltenſten Vorfälle. Sehr aufmerkſam war ich, als Sie von dem Briefe des Hemſterhuis[1]) ſprachen, von dem nur 20 Exemplare gedruckt ſind, den Sie überſetzen und mit Anmerkungen herausgeben wollten. Kann ich, darf ich innigſt und ſehnlichſt für die Mittheilung dieſes Briefes auf kurze Zeit bitten? —

Was Sie bereuen, wird eben ſo ſehr hier bereut; was Sie dabei dachten und empfanden, wird hier empfunden und gedacht. Ihr plötzlicher Abſchied iſt hier noch ein Räthſel und war noch an dem nämlichen Tage ein wichtiger Gegenſtand pſychologiſcher Unterſuchung. Wollen Sie, können Sie es mir auflöſen? Die Leiter meiner Unterſuchung ſchien mir anfangs ſehr feſte, aber ſie fiel, als ich zu hoch ſtieg. Keine Metaphyſik iſt ſo unabſehbar, wie die Metaphyſik des Herzens, und keine ſcheinet ſo leicht. — Eine Geliebte, eine Vertraute, eine Lebenserhalterin von Herder — großer Gott, was für ein Inbegriff von Ideen, welcher Gegenſtand der Verehrung für mich! Z.

---

[1]) Sur les desirs, von Herder ſpäter wirklich überſetzt.

(Hannover) den 7. Februar 1774.

Z.

Nur ein paar Worte, liebſter Herder! Tauſend Dank für den Holländiſchen Plato. Ach ich beſchwöre Sie, mit gänzlicher Verſchweigung ihres Namens, und wenn Sie können, mit Verkleidung ihrer Schreibart, eine Ueberſetzung dieſer unabſehbaren Schrift mit allem, was Sie dabei gefühlt und gedacht haben, mir zu überſchicken. Ich ſchicke dieſes ſodann an Reich in Leipzig, und ſorge für alles, was Sie dabei wünſchen können.

Neulich erhielt ich von Lavater Ihr Porträt, das ich gleich erkannte, brachte es gleich an Frau von Döring, die es gleich erkannte, und machte ihr damit ein Geſchenk, das ſie unausſprechlich freuet, und bei deſſen Anblick ſie nun immer den himmelanfliegenden Geiſt, den liebeathmenden und liebeverbreitenden Freund, und den ſchalkhaft naiven Sänger eines alten Deutſchen Liedes denkt. Was Lavater mir von Ihnen geſchrieben, wird die Gräfin[1]) Ihnen aus meinem heutigen Briefe vorleſen. und was ich mir für Sie und Ihre verehrte Gemahlin von dem Grafen ausbitte, wird ſie Ihnen ſagen. — J. G. Zimmermann.

(Hannover) den 20. März 1774.

4.

Hannover den 22. April 1774.

Liebſter Herder! — Von meiner Verſchwiegenheit können Sie vollkommen verſichert ſein — ſo wie Sie es auch von meinem *Aerger* über Ihre hieſige Schickſale ſein werden. Der Brief an Brandes war ſehr *edel*; der Refus gefiel mir *überaus*.[2]) Der Miniſter von Bremer iſt und bleibet demungeachtet Ihr Freund, wie ich es vielfältig aus ſeinem Munde weiß; Herr Brandes iſt Ihr Freund im höchſten Grade; aber den *orthodoxen* Herrn Geheimen-Juſtizrath Strube haben Sie *noch nicht* gewonnen, und alſo auch den Präſident des Conſiſterii Herrn Geheimerath von Buſche nicht. Mit dem letztern können Sie aber in Pyrmont ſo bekannt werden, als Sie es nur immer wollen.

---

[1]) Maria von Schaumburg-Lippe, deren Arzt er war, Herders innigſte, frommſinnige Freundin.

[2]) Die Antwort von Hofrath Brandes ſteht in den „Erinnerungen" II, 46 f.

Tauſendmal wird Ihrer, liebſter Herder, in den Freundes- und Freudenſtunden gedacht. Hand in Hand mit Ihnen, mit Ihrer Gemahlin wird meine und Ihre Freundin, werde ich, in Pyrmont, Ihnen dieſes alles vier Wochen nacheinander täglich beſſer ſagen. — Unausſprechliche Freude und Hoffnung hat mir die Nachricht gemacht, daß mein Zweck erhalten iſt, daß Sie nach Pyrmont mit Ihrer Gemahlin und der Gräfin kommen werden. —

Lieber Herder, mir ahndet, mir ahndet, wir beide werden in großer Verſuchung ſein, einander in Pyrmont das Herz durch und durch zu gucken.

Ihren „Brutus" [1] erhielt ich mit einem Briefe der Gräfin vom 29. März, worin ſie mir die Reiſe nach Pyrmont zuſagt. —

Ihre vis vivida animi athmet Roms ganzen Genius in Ihrem „Brutus"; alles iſt Gefühl, Kraft, Größe und hinreißende Bezauberung. —

Wie ich, armer Menſch, Herdern — mit ſich ſelbſt verſöhnet habe — ſoll mir immer ein Räthſel ſein — glauben Sie. Liebſter Herder, ſterben will ich, wenn ich das Räthſel nicht auf der Stelle errathen habe. Vielleicht entdeckt es Ihnen vor Pyrmont ſchon dieſer Brief. —

J. G. Zimmermann.

---

[1] Vgl. die „Erinnerungen" I, 221 f. 253.

3.

Hannover den 30. Auguſt 1774.

Geliebter guter Mann und geliebtes gutes Weibchen, meine ganze Seele küſſet Euch von nun an bis in Ewigkeit. Ja geſehen haben wir uns in dem taumelvollen Pyrmont, aber auch weiter nichts als geſehen! Ach meine Geliebten, wären Sie in der letzten Woche des Julius in Pyrmont geweſen, ſo hätten wir, die kleine Döring mitgerechnet, einen paradieſiſchen Umgang zuſammen gehabt. Da hätten wir gerade aus der Seele in die Seele geſprochen, da wäre Herder für uns geweſen alles in allem! Keinen einzigen Tag ſeid Ihr von uns vergeſſen, Ihr lieben, ihr unausſprechlich geliebten ſchönen Seelen, Du Herder und Dein Engel, Deine Frau!

Gift habe ich in Pyrmont getrunken; in dieſem Taumel iſt mir das ſchöne Waſſer nicht zu Nervenſaft geworden, ſondern zu einem mich noch dieſe Stunde betäubenden Gift. —

J. G. Zimmermann.

Herzinniglich umarme ich Sie auch, wenn ich darf, lieber Herr Herder, und Ihre vortreffliche Gemahlin.

Luiſe von Döring geb. Strube.

6.

Hannover den 4. September 1774.

— Unausſprechlich haben Sie mich — und Ihre und meine Engelsfreundin — durch die Nachricht von der glücklichen Ankunft des braven, hübſchen, feiſten, geſunden Abdruckes Ihrer Liebe erfreut. Wie konnte der Junge auch anders ſein?

Ach wir beide haben hiebei keine unangenehme Empfindung, als nur die, daß wir nicht ſelbſt Zeugen Ihrer ſtillen, heitern Gottesfreude ſein, nicht Vater, Mutter und Kind aus Herzensgrunde küſſen können. Gut, gewiß gut wird alles gehen, aber demungeachtet bitten wir uns jede Woche von Ihrer geliebten Hand davon die Verſicherung aus.

Vorgeſtern ſprach mir Herr Brandes mit Entzückung von Ihrer „Philoſophie der Geſchichte" und mit eben der Wärme ſetzte er hinzu: „Dieſen Mann müſſen wir haben." [1] Geſtern hörte ich, daß unſer Abt Chapuzeau mit Entzückung von Ihren Paſtoralbriefen [2] ſpreche und NB. auch zumal von Ihrer Orthodoxie! —

Gedacht habe ich, als ich Ihre „Philoſophie der Geſchichte" las, daß ich eben ſo lieb eine Seite von dieſem Buche möchte geſchrieben haben als einen ganzen Geſang von Klopſtocks „Meſſiade“. Aber es ärgert mich doch denn auch wieder, wenn ich ſehe, wie wenige Leute fähig ſind, Ihren Stil recht zu faſſen, und wie viel alſo von der Wirkung Ihrer großen Ideen verloren geht. Kommen Sie doch, liebſter Herder, etwas mehr zu uns herunter! Schreiben Sie z. B. wie Tacitus — der Uebergang iſt leicht — oder wie Montesquieu oder d'Alembert oder Helvetius, aber hören Sie niemals auf zu denken, wie Herder, und dann ſehen Sie, was das wirken wird. Brandes ſagte mir vorgeſtern, daß ein Franzoſe mit den Ideen, die in Ihrer „Philoſophie der Geſchichte“ ſtecken, ganz Europa in Enthuſiasmus ſetzen würde. Wenigſtens machen Sie doch, mein Liebſter, daß man Sie überſetzen könne, ſo ſind Sie alsdann gewiß für ganz Europa ein aufgehendes Licht.

---

[1] Vgl. die Briefe von Brandes in den „Erinnerungen" II, 17 ff.

[2] Den „Provincialblättern".

Geliebte Seelen, ach wie bereuen wir noch immer, daß wir uns nur in einem ſolchen Taumel geſehen haben. Ach wie vieles, wie vieles haben wir einander nicht geſagt!

Gott mit Euch, allerliebſtes Menſchenpaar!

Ewig Euer ganz ergebener

J. G. Zimmermann.

7.

Hannover den 14. October 1774.

Liebſter Herder! — Den 27. September erhielt ich ein liebes, liebes Briefchen, datirt Dinstag, unterſchrieben ewiger, ewiger H. Ich fand in dieſem Briefchen die entzückende Nachricht, daß Sie alle wohl ſind, daß Sie mich lieben, daß Sie ſich des Engels Döring erinnern (ſie Engel nennen); und dann, zu meiner Betrübniß, daß Sie leiden, nicht wiſſen, wie oder woher, und daß Sie zu Klopſtock nach Hannover herüber kommen wollen! Ach liebſter Herder, Klopſtock war in Hannover bei Ihrer Freundin, Madame Alberti, Sonntags, den 11. September von Abends halb neun bis Morgens halb drei, und wenn Sie herüber gekommen wären, ach, ſo hätten unſere Augen unſern Herder nicht geſehen![1] —

Das Vergnügen hatte ich indeß, Ihren Brief vom ſchwarzen Meere, geſchrieben am 4. October, zu erhalten und die ſchöne, ſeelerheiternde Abhandlung, wie die Alten den Tod gebildet, für unſer Magazin[2]. Was der Herausgeber unſers Magazins, unſer Herr Aſſeſſor von Wallen über den Druck Ihrer Abhandlung geſagt, zeigt Ihnen der beigelegte Brief. Caſtriren wollte ich Ihre Abhandlung nicht, Sie in einer delicaten Epoche (da unſer Getten und unſer Chapuzeau Sie bis an den Himmel erheben) neuen Beurtheilen ausſetzen auch nicht. —

Gottlob, daß Sie, Ihr Engel mit Griechiſcher Stirn und Naſe und Schweizeriſcher alter, liebenswürdigſter Treuherzigkeit, und der kleine nach Himmel und Vatergröße ſtrebende Knabe ſich alle ſo himmliſch wohl befinden — und zwar im 18. Jahrhundert!

---

[1] Zimmermann war vom 11. bis 26. September nicht in Hannover.

[2] Das „Hannöveriſche Magazin". Vgl. die „Werke zur Litteratur und Kunſt" B. 19, 194 ff.

Von Lavater habe ich ſeit Ems nicht als ein unendlich kleines Billet. — Er ſagt mir: „Baſedow iſt der gewaltigſte Verſtandesmann — die ehrlichſte Seele — aber doch auch gar keine ſanfte, erwärmende Wärme, Goethe der fruchtbarſte und der liebenswürdigſte Menſch.“ (Lavater hat meinen Herder nicht geſehen.) Und Merck zählet er mit in die Reihe der merkwürdigſten, trefflichſten Männer, mit denen er auf ſeiner Reiſe bekannt geworden. —

Sulzers (meines Herzensfreundes) zweiter Theil[1]) iſt da, und hinten am Meßkatalog eine vortreffliche Anzeige von Lavaters Phyſiognomik, einem Werke, über das die Gelehrten die Naſen rümpfen und ſchimpfen werden, weil ſie von einer ganzen und ſo wichtigen Wiſſenſchaft mehrentheils nicht einmal eine Idee haben; und das die Großen der Erde, die von allen Betrügern am meiſten betrogenſten Menſchen, werden vergöttern. So eben las ich zum zweitenmal „Auch eine Philoſophie der Geſchichte zur Bildung der Menſchheit“ — monumentum aere perennius, regalique situ pyramidum altius.

Ganz der Ihre

J. G. Zimmermann.

---

[1]) Der „Allgemeinen Theorie der ſchönen Künſte“.

8.

(Hannover) den 21. December 1774.

— Verlängſt iſt Ihre Abhandlung „über die Art, wie die Alten den Tod gebildet“, in unſerm Magazin abgedruckt, geleſen, bewundert, auch beſonders gedruckt. — Den Auftrag an Sulzer habe ich indirecte ganz nach Ihrem Willen und ganz nach meinem Herzen (verſteht ſichs als liebender Freund von beiden) ausgerichtet. Aber das ſah ich zum voraus, daß es mir ſchwer fallen würde, Sulzern von Ihrer Freundſchaft zu überzeugen, ſo leicht es mir ſchien, Sie als äußerſt liebenswürdig zu ſchildern. Sie ſchrieben mir doch damals, der gute Mann ſcheine von ihnen ſonderbare Begriffe zu haben, deren Grund Sie zum Theil errathen, wo Sie aber ſo unſchuldig ſeien als am Tode des Pabſtes. Hier haben Sie Sulzers Antwort vom 12. December: „Herder iſt mir unbegreiflich. Sein Betragen gegen Spalding iſt hier jedermann ein Räthſel[1]; wie iſt es möglich, daß man denſelben Menſchen lieben und haſſen, hochſchätzen und verachten könne? Im kleinen hat er eben dieſes gegen mich bewieſen. Halten Sie doch die Reden, die er über mich gegen Sie geführet hat, gegen das, was er in ſeinem Werk „Ueber Deutſche Art und Kunſt“, zwar ohne mich zu nennen, geſchrieben hat. Halten Sie ſein ſanftes Betragen, davon Sie Zeuge ſind, gegen Stellen in einigen ſeiner

---

[1] Vgl. den Brief an Lavater Nr. 23.

Schriften, und ſagen Sie mir dann, ob Sie ſich in eine ſolche Seele hineindenken können.“ —

Sie ſagen mir, Gleim ſei der bravſte, ſtärkſte und ſchwächſte Mann. Jenes (brav und ſtark) iſt er durch ſeine Natur, dieſes durch Krankheit. Mit Lavatern gehe ich faſt täglich um, d. i. faſt täglich ſuche ich in aller Welt Subſcribenten für ſeine „Phyſiognomik“. Er iſt nun ganz mit dieſem Werke beſchäftiget, ſchreibt an keinen Menſchen und ſoll einen Circularbrief haben drucken laſſen, worin er bittet, daß man auch nicht an ihn ſchreibe.

Auf Herrn Bode, des Wandsbecker Boten, Schriften, habe ich längſt ſubſcribirt und freue mich ſehr darauf. Die Recenſion des Boten von „Werthers Leiden“ habe ich nicht geleſen, aber das Buch ſelbſt (für mich ein unſterbliches Buch) mehr als einmal. Cacaults Brief hat Ihnen der Herr Geheime Juſtizrath Strube geſchickt. Ich habe auch einen langen Brief von dem ehrlichen braven Manne geleſen und ihm neulich nach Paris geſchrieben. Was ich mache, liebſter Herder? Wohl und gut, glauben Sie. Ach keines von beiden in einer für mich tödtenden Jahreszeit. Ihre Schwingen werden nicht mehr lange gelähmt ſein. Ihr Feuer wird nicht mehr lange unter der Aſche bleiben. Sie müſſen und werden ganz gewiß bald erfahren, daß Ihre Schwingen Ihnen gegeben ſind zu Adlersflügen, und Ihr Feuer zu Licht und Wärme für Gegenwart und Zukunft, für die Welt, die iſt, und jene, die nach ihr kommen wird.

Den 22. December.

— Die zweite Aprilreiſe nach —! Die hätten Sie nicht gethan: denn alles hat ſich geändert, ſo ſehr geändert, daß ich dem hieſigen Paſtor Grupen, der in dem Bückeburgiſchen Prediger werden wollte, eine Empfehlung an Ihren Herrn rund ausſchlug und ihm hingegen anrieth, eine Empfehlung von Gotten und Chapuzeau an Sie mitzunehmen. Dies muß auch geſchehen ſein, wie ich aus einem Brief von Ihnen an Herrn Brandes [1] ſchließe, den ich geleſen habe. Herzlich lachte ich hiebei in der Stille, daß ich ſtolze Patrone auf einmal in demüthige Clienten verwandle.

Unausſprechlich intereſſant wird eine Lehre des Schönen ſein, die bei dem taſtenden Gefühle anfängt, aber Geduld damit, Hochwürdiger Herr, bis Sie ſind, was Sie werden wollen. —

Herr Heyne iſt 8 Tage in Hannover geweſen. Ich habe mit dieſem großen Manne einige unvergeßliche Stunden zugebracht; daß er Ihr innigſt ergebener Freund und Ihr ſehr lebhafter Verehrer iſt, habe ich geſehen, eh' er wußte, wie ſehr ich ſelbſt beides bin.

Es ſei doch Ihrem lieben ſchönen Jungen mit den hellen, blauen Augen und der Madonna, die ihn in ihren Armen hält, immer ſo wohl, als es Ihnen bei dem Anblick dieſer herrlichen Gruppe ſein muß. O was für eine göttliche Freude würde das für mich ſein, wenn ich, aus der Nähe oder in der Ferne, auf irgend eine Weiſe etwas zu dem Glücke *ſolcher* drei Menſchen beitragen könnte! —

---

[1] Der ſich am 22. November bei Herder für Grupen verwandt hatte.

J. G. Zimmermann.

Erſt ſeit der Michaelismeſſe habe ich Ihre „Provincialblätter". — Ueberaus viel Nachdenken haben ſie mir erweckt. Ich glaube, daß Sie in Abſicht auf den Werth der Gefühle gegen Spalding recht haben, und wünſchte dieſe Materie noch ausführlicher von Ihnen analyſirt zu ſehen. In Abſicht auf Spaldings Perſon begriff ich auch nicht, wie Ihnen dieſe ſo entgegengeſetzte Empfindungen erwecken könne. — Ihr Porträt p. 81. 82 hat mich entzückt, zumal die herrlichen und göttlich wahren Pinſelzüge: „Predigerfigur ꝛc. intereſſirte ihn wenig ꝛc. Die wahre edle Mitte guter Sitten, Einfalt, Würde, Göttlichkeit, erhabene *Ruhe* ſeines Standes!" So war Herder in Pyrmont. Das Ganze dieſer Blätter fand ich voll Mark, Saft und Kraft, aber darin auch den Zunder zu vielem Streite. —

So eben, lieber Herder, laſſe ich den „Wandsbecker Boten" vom 22. October kommen, um die Anzeige von „Werthers Leiden" zu leſen. Recht gut! recht gut! das unterſchreibe ich auch durch und durch; denn wie das Ding durch Leib und Leben geht, in jeder Ader zuckt und ſtert und mit'm Kopf und der Vernunft kurzweilt — habe ich als ein kleiner Bube ſchon gewußt, und weiß es (leider) noch!

9.

Hannover den 13. April 1775.

Beiliegender Brief[1] hat Ihnen Herr Goethe geſchickt: ich erhielt eine Abſchrift von gleicher Hand unter ſeinem Couvert. Füßli in Rom iſt der kühnſte Gedankenwerfer, den ich kenne. Ich habe Oden von ihm geleſen, gegen die viele von Klopſtocks Oden Waſſer ſind. Vor einigen Jahren ſagten die größten Maler in London, er dürfe nur nach Rom gehen, um in der Zeichnung Raphael zu werden. Er ging. Sein Brief an Lavater vom März 1775 hat mich unendlich vergnüget. Das iſt ein Ton nach meinem Herzen: aber wenigen Menſchen unter Millionen kömmt es zu, aus dieſem Tone zu ſprechen, nur Füßli, Ihnen, Lavater und Goethe. —

Ich ſollte den „Prometheus"[2] nicht geleſen haben, ich, der über dem Schwall von dummen Urtheilen über „Werthers Leiden", die bei Gott in Hannover beinahe aus jedem Mund gingen, Gift und Galle geſpieen habe! Gegen den einzigen

---

[1] Von Füßli. Vgl. oben B. I, 50.

[2] „Prometheus, Deucalion und ſeine Recenſenten", bekanntlich nicht von Goethe, ſondern von H. L. Wagner.

Nicolai ſcheint mir darin Goethe ungerecht. Sonſt hat er allen ſeine Gegner darin bis auf die Knochen gebrannt, nämlich ſeine gedruckten Recenſenten. Hätte er aber die Urtheile unſerer hieſigen Ochſen und Eſel gewußt (die noch zehntauſendmal dummer ſind), ſo hätte er mit Caligula geſchrieen: Utinam una cervix — und ich hätte mögen den Hieb thun.

Drei oder vier Tage war letzte Woche Klopſtock hier.[1]) Ich habe ihn nicht geſehen, um die Anzahl der ſich von allen Seiten auf ihn zudrängenden Maulaffen nicht zu vermehren. Lavaters „Phyſiognomik" wird, beinahe allen Gelehrten zum Trotz, eines der ſchönſten Denkmale unſers Jahrhunderts ſein. Wer dabei nicht glühet — iſt ein gefühlloſer Hund! Ein Kuß an meine Freundin. Vale.

J. G. Zimmermann.

10.

Hannover den 3. November 1775.

Der angenehme Traum iſt verbei, meine Geliebten; denn nun iſt alles nichts als Traum. Bei meiner Reiſe[2])

---

1) Vgl. H. Düntzer „Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit" S. 283 f.

2) Nach der Schweiz.

habe ich am Ende doch zuverläſſig das gewonnen, daß ich jetzt in Deutſchland weit lieber bin als vorher. Eine Schweizerin habe ich mitgebracht, eine ſehr gute Seele, meine Tochter.[1] Einmal war ich auf dem Sprunge, eine zweite mitzubringen; aber es fing mich an zu ſchwindeln, und ich trat zurück.

Eine Herzensfreude hatte ich den 27. September in der Wetterau, als man mir da ſagte, Sie kommen nun gewiß nach —. Bei meiner Ankunft in Hannover ſagten es mir Prinz und Miniſter. Bald darauf kam ein hinkender Bote. Ich war krank, ſchrieb einen in London zeigbaren Brief an den Prinzen[2], um zu beweiſen, wie thöricht es ſei, von Hannover nach London zu ſchreiben, er ſei nicht orthodox. Hier iſt die Antwort des Prinzen, und ſeitdem wieder Miniſterialverſicherung, daß es gewiß gelingen werde, obgleich mit zu wenig Geld — welches nichts thut; denn das wird doch in Menge folgen. Alſo, liebſter Herder und liebe kleine Frau und Du lieber Apfelſchalenfreſſer, ſehen wir uns dieſen Winter in Hannover gewiß.

— Goethe habe ich zweimal geſehen[3] und das zweitemal bei ihm logirt, deſſen ich mich mein Lebtag freue. Er iſt itzt in Weimar; in Frankfurt ſah ich mit eignen Augen, daß der Herzog ganz in Goethe verliebt war, und er hat recht. Wenns mit Göttingen nicht gelänge, ſo wäre Weimar ein gar nicht verwerflicher Ort, doch es wird gelingen. — Munter und guten Muths. J. G. Z.

---

[1] Vgl. H. Düntzer a. a. O. S. 351 ff.
[2] Karl von Mecklenburg. Vgl. die „Erinnerungen“ II, 49 f.
[3] Das erſtemal in Straßburg.

11.

Hannover den 30. November 1775.

Hier, mein Geliebter, ein Billet von Ihrer Herzensfreundin, einer großen Frau, der Frau Oberkammerherrin von Löw in Hannover.[1] — Der Brief des Miniſterii an den König war gut und klug und ſtark; und das Responsum von Göttingen ein Responsum von Hundsfuttern. Dolchſtiche ſind freilich hinter dem Rücken und im Cabinette gegeben, aber, lieber Herder, Du haſt auch Freunde, die ihren Schild vorhalten. Gebe Gott, daß ſie ſtichfeſt ſeien! Wenns gelingt, ſo kommt Ihr alle drei zuerſt nach Hannover. Nicht wahr? Die Darmſtädter Predigt[2] habe ich auch geleſen, und ſo was mein Lebtag nicht geleſen.

Geſtern einen Brief von Lavater, in Form eines Regiſters und darin folgendes:

---

1) Vgl. die „Erinnerungen" II, 50.

2) Vom 19. Auguſt 1770. Er hat dieſe Predigt nach Hannover geſandt, um ſie an betreffender Stelle mitzutheilen.

Herder hat mir in Manuſcript eine hellleuchtende „Offenbarung Johannis" geſandt, die wenigſtens über die Poeſie dieſes Buches unſchäßbarer Commentar iſt.

iſt und bleibt einer der größten Menſchen des Jahrhunderts.

wirds immer mehr, gewinnt eine Preisſchrift nach der andern.

wird nun wieder eine Preisfrage der Berliniſchen Academie beantworten und ſicherlich den Preis wieder gewinnen.

Theologus alſo in Göttingen! O — predig' ihm Sanftmuth und Demuth — und Simplicität in allen ſeinen Vorträgen und Schriften. An Allwiſſenheit und Kraft fehlts ihm nicht, ſo viel's Menſchen haben können.

Wieland wechſelt mit mir eine Zeitlang die vertraulichſten Briefe.

erlaubt mir, Herders mich in ſeinem „Merkur" anzunehmen ꝛc.

Meine Tochter freuet ſich herzlich auf Sie, geliebte Freundin. Ach kommt bald! kommt bald!

J. G. Zimmermann.

12. [1]

Hannover den 11. Januar 1776.

— [2]) Noch habe ich nicht vollſtändige Antwort von Reich wegen Lenzens „Soldaten“. — Die Reiſe hat vermuthlich den Druck verzögert. Nur Geduld! alles wird recht gehen. —

Geſtern den 10. Januar hatte ich Briefe von Lavater, Goethe und Wieland, unter des letztern Couvert. Goethe ſchrieb auf der Frau von Stein Schreibtiſch. „Hier bin ich herzlich wohl“, ſagt er mir von Weimar. Wieland ſchreibt an mich, wie folgt:

„Was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nicht ſcheiden. Goethe, Lavater, Herder, warum ſollten ſie nicht

---

1) Der Inhalt der Briefe vom 19. und 23. December iſt in den „Erinnerungen“ III, 51 f. mitgetheilt. Im erſtern heißt es: „Beiliegender Brief von Reich ſagt Ihnen nicht, was ich gethan habe, aber was Reich für Lenz (für ſeine Comödie „die Soldaten“) thun will.“ Der andere ſchließt mit den Worten: „Was doch nun bei ſolchen Stürmen des Schickſals ein weiblicher Engel, wie Deiner iſt, für eine Segnung des Himmels ſein muß. Ach die letzte Stunde in Darmſtadt erinnere ich mich noch gar zu gut! Da habe ich gefühlt, was Du an ihrer ſanften liebenden Bruſt [illegible]. Tauſend und tauſend herzliche Grüße an Sie. Liebe, Liebe, wenn ich König wäre, was wäre ich nicht für Euch! Liebet mich aber auch als einen armen, unmächtigen Wurm.“

2) Der Anfang des Briefes betrifft die weitern Verhandlungen wegen der Göttinger Profeſſur, und iſt das Weſentliche in den „Erinnerungen“ II, 56 f. mitgetheilt.

auch meine Freunde ſein? Seit ich dies Kleeblatt kenn', ſind ſie meine Heiligen. Ich lebe nun 9 Wochen mit Goethen, und lebe, ſeit unſere Seelenvereinigung ſo unvermerkt und ohne allen Effort nach und nach zu Stande gekommen, ganz in ihm. Er iſt in allen Betrachtungen und von allen Seiten das größte, beſte, herrlichſte menſchliche Weſen, das Gott erſchaffen hat. Das ſag' ich meinem Zimmermann, weil ers beinahe mit eben ſo innigem Vergnügen leſen wird, als womit ichs ihm ſchreibe. Möcht' ichs der ganzen Welt ſagen dürfen! Möcht' alle Welt den Liebenswürdigſten der Menſchen ſo kennen, ſo durchſchauen, ſo lieben, wie ich. Heute war eine Stunde, wo ich ihn erſt in ſeiner ganzen Herrlichkeit, der ganzen ſchönen, gefühlvollen, reinen Menſchheit ſah. Außer mir, kniet' ich neben ihm, drückte meine Seele an ſeine Bruſt, betete Gott an!" —

Den 12. Januar.

Weſtfeld und Brandes waren nebſt mir bei Herrn von Bremer geſtern zum Eſſen. Ihre Sache iſt geſtern Morgen im Miniſterio vorgekommen, und abermal mit der größten Theilnehmung behandelt worden. Herr von Bremer ſagte mir folgendes als Reſultat.

1) Weil Sie doch wegen einem gewiſſen Legat in der Nothwendigkeit ſeien, den Doctorhut anzunehmen, ſo ſei es die ſchicklichſte Sache von der Welt, Ihrem Landesherrn zu ſagen, daß Sie in dieſer Abſicht eine kleine Reiſe nach Göttingen machen wollen.

2) Zu dieſem Doctorhute werde das Miniſterium die Unkoſten hergeben.

3) Der theologiſchen Facultät in Göttingen werde das Miniſterium befehlen, Protocoll zu halten von dem, was zwiſchen ihr und Ihnen bei der feierlichen Unterredung ſei geſprochen worden, und dieſes Protocoll hieher zu ſchicken.

4) Profeſſor in Göttingen ſollen Sie alsdann auch werden, ſo gewiß als Sie itzt Conſiſtorialrath in Bückeburg ſind.

5) Herr Weſtfeld ſoll am Ende dieſer Woche oder am Anfang der künftigen an die Gränze an Sie deputirt werden, um Sie zu bereden, weil Herr von Bremer glaubt, daß ich zu ſehr Ihrer Meinung ſei, und nicht kräftig genug Sie animire, Ihre Scrupel fahren zu laſſen.

Auf dieſes alles habe ich geantwortet:

Vollkommne Sicherheit von Seite des Miniſterii gegen alle Chicanen und Conſequenzenmachereien der Facultät ſei Antwort auf Ihre meiſten Objectionen. Sicherheit in Abſicht auf die darauf folgende gewiſſe Erwählung zum Profeſſorate mache alles leicht. Ihre anderweitige eingeſtandene Abſicht, Doctor zu werden, mache den Vortrag an Ihren Landesherrn leicht. Sicherheit in allem für Sie gebe mir auch Muth zu allem, und nun könne ich mit gutem Gewiſſen ſchreiben: Herder, komm! —

Nun, liebe Freundin, verlange ich auch von Ihnen, daß Sie Ihren Mann beim Kinn nehmen, ſtreicheln, küſſen und auf alle Weiſe liebkoſen, damit er komme! Adieu! —

13.

Hannover den 24. Januar 1776.

Alles, was Sie mir den 13. Januar geſchrieben haben, liebſter Herder, habe ich bei mir ganz ſtille ruhen laſſen, und indeſſen erwartet, was Herr Weſtfeld nach der mündlichen Unterredung mitbringen werde. Sie fangen an zu wanken, höre ich, und Herr Brandes ſoll die Sache mit Ihnen ausführen. Auf mich verläßt man ſich nicht mehr, weil man glaubt, daß ich zu ſehr auf Ihrer Seite ſei und daß Ihre Meinungen und Gefühle zu ſehr auf mich wirken. Deswegen hat der Miniſter die Sache Herrn Weſtfeld übergeben. Ich habe treu und ehrlich für beide Theile in der Sache gehandelt. Colloquium iſt landesüblich für jeden, der zu einer Predigerſtelle gerufen werden ſoll. Dies wiederhole ich Ihnen immer. Schriftliche Colloquia wären ohne Ende. Wenn nach allen dieſen Schwierigkeiten es doch noch möglich wäre, Sie zu bereden, liebſter Herder, ſo würde mich dieſes herzlich freuen. Göttingen wäre durch Ihre Gegenwart mit Ehre und Herrlichkeit gekrönt, und Ihre Feinde lägen im Dreck.

Ich höre ſo eben ſehr weit her, daß der Herzog von Weimar Sie zum Generalſuperintendenten hat machen wollen und daß er anitzt, in der Meinung, Sie gehen nach Göttingen, einen andern für dieſe Stelle ſucht. Mir däucht, Sie hätten immer ſollen den Ruf an ſich ergehen laſſen, und ſollten noch itzt durch Goethe und Lavater dafür ſorgen.

Es iſt Ihnen doch immer nützlich, auch hier, ob Sie es gleich nicht bedürfen. Wenn Sie entſchloſſen ſind, auf alles, was Ihnen zuletzt von hier aus vorgeſchlagen worden, Ja zu ſagen, ſo ſchreiben Sie mir es doch auch mit ein paar Zeilen, damit ich nicht der letzte ſei, der es wiſſe. —

J. G. Zimmermann.

14.

Hannover den 31. Januar 1776.

Ihren Brief vom 20. erhielt ich erſt den 26., mein lieber Freund. Den 27. ſchrieb ich an Herrn Geheimerath von Bremer, Sie wollen nach Göttingen zu dem bewußten Zweck unter folgenden Bedingungen kommen:

1) Wenn man Ihnen Sicherheit, völlige Sicherheit gegen die Chicanen der Profeſſoren gäbe, und völlige Sicherheit in Abſicht auf die ſodann zu erfolgende Vocation.
2) Wenn man Ihnen die Reiſekoſten und die Doctorpromotion bezahle.
3) Wenn man Ihnen indeß die Nichtgebundenheit im Falle einer anderweitigen Vocation zugeſtehe.

Herr von Bremer hat hierauf geantwortet, daß alles, was Sie verlangen, geſchehen ſoll. Nur iſt es nicht möglich, daß die Miniſter verſprechen, was der König in Abſicht auf die ſodann zu erfolgende Vocation thun werde. Aber Herr von Bremer ſagt, daß er vollkommen überzeugt und gewiß ſei, die Vocation werde alsdann erfolgen. Alſo, lieber Herder, habe ich nächſtens das Glück, Sie in Hannover zu ſehen, wo Sie alles nach Ihren Wünſchen finden werden. —

Sorgen Sie doch dafür, daß der Herzog von Weimar nicht einen andern Generalſuperintendenten wähle, bis die Sache mit Göttingen völlig ausgemacht iſt. Nur an Goethe ein Wort, der in Weimar alles vermag. —

J. G. Zimmermann.

15.

Hannover den 3. Februar 1776.

— Von der Weimariſchen Sache gab mir Lavater Nachricht. Zu meinem äußerſten Erſtaunen ſehe ich, daß der Teufel auch da los iſt. An Lavatern habe ich den 29. Januar geſchrieben, was nöthig war. Ich ſehe nun wohl, daß die Weimariſche Sache der hieſigen nicht behülflich ſein kann. Kommen Sie einmal vorerſt zu uns und werden Doctor der Theologie auf Unkoſten der Hannöveriſchen Regierung; dies iſt an ſich ſchon original und luſtig genug. Bald werden ſich die Wellen von allen Seiten legen; Sie werden zur Ruhe kommen und alles finden, was Ihnen Virgil wünſchet. — J. G. Zimmermann.

16.

Hannover den 7. Februar 1776.

— Geſtern kam Ihr Brief vom 2. Februar; ich war beſtürzt — und fühlte den Finger Gottes. Nun, liebſter Herder, werde ich Sie in meinem Leben nicht wieder ſehen. Was unſer König und unſer Land an Ihnen verlieret, dies empfinde ich durch und durch; und dies wird man hier, ſich in die Finger beißend, viele, viele Jahre empfinden. — Das bitte ich mir zur Gefälligkeit aus, mein Geliebter, ſchreiben Sie an Herrn von Bremer, danken Sie ihm für die Wärme ſeiner Liebe für Sie, und für den Eifer, alles am Ende zu Ihrer Ehre und zu Ihrem Triumphe durchſetzen zu wollen. Herzlich habe ich dieſen Miniſter lieb gewonnen, daß er für Sie ſo felſenfeſt war. Herr Brandes wird erſtaunen, ſo wie ich auch erſtaune, wenn ich ſehe und höre, daß nur in Göttingen die Erde grün und der Himmel blau ſein ſoll. Colloquiren und promoviren mag nun der Teufel!

Goethe — ja der iſt ein Mann über alle Männer! So geſchwinde dieſes alles herauszuwickeln iſt ein Meiſterſtück. Nun wünſche ich nur noch, daß Goethe in Weimar Miniſter und Lavater Hofphyſiognomiſt werde.

Sie kennen Weimar nicht, ſagten Sie in Ihrem vorletzten Briefe. Ich habe den Herzog in Frankfurt und die Herzogin in Carlsruhe geſehen. Der Herzog ſchien mir ein rechtſchaffner und judicioſer Mann, und weit über ſein

Alter ausgebildet. Die Herzogin wird eine Dome ganz nach Ihrem Verſtande und ganz nach Ihrem Herzen ſein; ſie hat Herders Erhabenheit in Blick und Auge. Frau von Stein[1]) — o die täglich ſehen zu können, ſoll doch auch eine Freude für Euch beide ſein, meine Geliebten. Kleines Volk gibt es unter den Hofſchranzen in Weimar, wie allenthalben, aber die blickt die junge Herzogin todt. Wieland wird ſich herzinniglich Ihres Rufes freuen.

Wie es mit des guten Lenz „Soldaten“ und Ducaten ſtehe, können Sie aus nachfolgenden Zeilen von Reich vom 30. Januar erfahren. „Die erſten Bogen der Soldaten ſende ich Ihnen nächſtens. Sobald ich weiß, wie viel Bogen ſie ausmachen, ſende ich auch doppelt ſo viel Ducaten an Sie. Vor der Meſſe möchte ich dies Werkchen aus mancherlei Betracht nicht weggeben.“ Dies letztere wird auch die Urſache ſein, warum Reich, aller meiner Erinnerungen ungeachtet, ſo lange mit den „Soldaten“ zögert. —

J. G. Zimmermann.

17.

Hannover den 2. März 1776.

Geſtern Abend kam der lang erwünſchte und erſeufzte Brief vom 27. Februar.[2]) Danks alſo den Schildbürgern der Teufel für alle die Angſt und Unruhe und Schlafloſigkeit, die mir ihr vermaledeites Zaudern gemacht hat.

---

[1]) Er hatte in Pyrmont ihre Bekanntſchaft gemacht.

[2]) Von Herder. Zimmermann hatte ihn am 22. auf das drin-

Durch Herrn Hofrath Brandes iſt die Vocation nach Weimar (man ſetzt auch noch eine nach Jena hinzu) hier überall bekannt. — Daß Sie im Vertrauen an Herrn von Bremer geſchrieben, iſt doch immer ſehr gut. Er hat dies und mehr um Sie verdient. Wegen dem umſonſt zu ſchickenden Doctorhut (welches die „allergeringſte Abbüßung" für ſo viele Calumnien und Chicanen wäre) habe heute frühe ſogleich am gehörigen Orte den Vertrag gethan, allein, ich fürchte, ohne Nutzen!

Lavater leidet von dem Hundegeſchlechte in Zürich den Tod; von außen wühlt auch alles gegen ihn und wird noch mehr wühlen, wenn man weiß, daß Gaßner einen Brief von Lavater an ihn hat drucken laſſen. Geſtern las ich in den „Neuen Miscellanien hiſtoriſchen, politiſchen, moraliſchen, auch ſonſt verſchiedenen Inhalts" (Leipzig 1776) im dritten Stücke Auszüge aus neun ungedruckten Aufſätzen[1]) von Lavater, bei denen ich auch den Tod gelitten habe. Der erſte dieſer Aufſätze könnte heißen: „J. C. Lavater von der phyſiſchen Verbeſſerung der Natur durch das Othemholen und die Ausdünſtungen Jeſu Chriſti"! — Wills Gott, wird Lavaters „Phyſiognomik" alle ſeine

---

gendſte beſchworen, ihn doch vom Stande der Weimarer Angelegenheit zu unterrichten, damit er Red' und Antwort ſtehen könne.

1) Dieſe Aufſätze waren Lavater durchaus fremd.

Feinde zu Boden treten, und dieſe Jacob-Böhmiſchen Auswüchſe ſeiner Imagination zudecken. —

18.

Hannover den 11. März 1776.

Hier die „Soldaten" und 15 Ducaten, die ich geſtern von Leipzig erhalten habe, nachdem ich eben alles umſtändlich und dringend an Reich vorgeſtellet hatte, was Lenz in den beiliegenden Briefen verlanget.

Ganz Hannover ſagt, Herder gehe nach Weimar, und in ganz Deutſchland iſt dieſer unter dem Siegel des heiligſten Stillſchweigens mir vertraute Ruf bekannt. Es iſt doch unbegreiflich, daß in Weimar ſo ſchneckenmäßig ausgeführet wird, was der Herzog will, und unausſprechlich ärgerlich für mich, daß dieſe Nachricht nicht wie ein Donnerſchlag hieher kam. Vierzehnhundert Thaler Penſion ſoll Ihre Stelle betragen, die Beichtgelder der Hofleute nicht mitgerechnet. Nächſt dieſem ſollen Sie alle geiſtliche Stellen durch das ganze Herzogthum vergeben und in Kirchenſachen ſo viel Autorität haben als zu Rom der Pabſt. — Vale.

J. G. Zimmermann.

19.

Hannover den 16. März 1776.

— Wer hier die „Soldaten“ geleſen hat, ſagt, der Verfaſſer iſt Lenz. Vom 6. März ſchreibt mir Frau von Stein aus Weimar: „Unſere Wünſche für Herder ſind erfüllt.“ Alſo, ob ich gleich keine Beſtätigung von Ihnen habe, Te Deum laudamus aus vollem Herzen.

Ihr Wunſch in Abſicht auf die Ertheilung des Doctorhutes ſcheint hier nicht Feuer fangen zu wollen. Nach allem, was vorgegangen iſt, würde ich an Ihrer Stelle den Göttingern ihren Doctorhut zurück in die Zähne ſchmeißen. — Vale. J. G. Zimmermann.

20.

Hannover den 23. März 1776.

— Wenn Sie dieſe (am 11. geſandten) Ducaten erhalten haben, ſo bitte ich dieſelben in höchſter, äußerſter Eile unter dem Couvert des Herrn Merck in Darmſtadt an Herrn Lenz zu ſchicken. Nachdem Lenz eine neue Comodie („Freunde machen den Philoſophen“) an Herrn Boie geſandt hatte, daß er dieſelbe bei Helwing in Lemgo gegen die „Wolken“ 1) umtauſche, und dieſes alles geſchehen und berichtiget war,

---

1) Vgl. Lenz an Herder Brief 2. 10.

ſchreibt Lenz wieder Briefe über Briefe an Boie, er wolle dieſe Comödie wieder heraus haben und an Reich verkaufen. Auch dies war zu ſpät. Bitte nochmals wegen aller dieſer Quälerei demüthig um Vergebung.

J. G. Zimmermann.

(Beilage.)

Lenz an Zimmermann.[1]

Straßburg den 15. März (1776).

Eine Reiſe, deren Folgen für mein Vaterland wichtiger als für mich ſein werden, zwingt mich Sie zu beſchwören, daß Sie bei Herrn Reich alles anwenden, mir das Geld, das er für die „Soldaten“ verſprochen, ſogleich durch Ihre Vermittlung zu übermachen, und zwar unter dem Couvert des Herrn Merck in Darmſtadt, mit dem ich deswegen ſchon die gehörige Abrede genommen, ſollte es auch unter der mir ſchmerzhaften Bedingung ſein, daß er das Stück ſchon auf Oſtern bekannt machen müßte.[2] Ich brauche Geld nöthiger als das Leben, und das zu einem entſcheidenden Augenblick, der hernach nicht wiederkömmt. Könnte ich auch für die andere Piece etwas voraus bezahlt bekommen, von der Ihnen Boie geſagt haben wird, ſo geſchäh' mir auf ewig eine Wohlthat. Ich bin auf der Hälfte des Weges, der meine Laufbahn endet, und komme zu kurz. Helfen Sie Ihrem aufs Aeußerſte gebrachten Lenz.

---

[1] Vgl. den Brief von Lenz an Merck vom 14. März.

[2] Vgl. oben B. I, 238.

— Könnte es aufs ſpäteſte in 14 Tagen da ſein?

21.

Hannover den 1. April 1776.

— Si Diis placet, werden Sie dem klagenden, wimmernden Lenz ſeine 15 Ducaten auf der Stelle geſchicket haben. Herr Boie, unſer nunmehriger Stabsſecretär, Lenzens Unterhändler bei der Helwingiſchen Buchhandlung, hat eben ſo klägliche und dringende Briefe von Lenz erhalten, wie ich, und mich erſucht, dasjenige vorzuſchießen, was Helwing in der Oſtermeſſe Lenzen ſchuldig ſein wird; ich hab' es gethan. Das Geld iſt den 25. März an Hern Merck abgegangen. Ich habe auch Dichterei in Lenzens Klagen vermuthet; allein Boie ſagt mir, er ſtecke in Straßburg ſehr in Schulden. —

Sie ſind doch aber auch wieder mit Weimar in einer ſo vermaledeiten Lage, daß einem das Herz dabei blutet. Liebſter Herder, man macht Ihnen doch den Weg durch dieſe Welt ſchrecklich ſchwer. Predigen Sie denn drauf los, weil es doch muß geprediget ſein [1]), und reiſen Sie über Hannover nach Weimar.

---

[1]) Vgl. oben B. I, 63.

Wenn der Braten[1]) Ihnen als Hofbeichtvater gereichet iſt, ſo möchten wohl Würmer daran hangen, aber für den Generalſuperintendent, Kirchenrath und Stadtprediger wird immer gutes Eſſen vorhanden ſein. — Rieswurz, Rhabarber und Stockprügel beſcheere der Himmel dem Schurkenvolke, das Sie ſo garſtig (in London) verläumdet hat. —

Ihr Schattenbild in Lavaters „Phyſiognomik“ [2]) däucht mir (einige Kleinigkeiten ausgenommen) gut und ſehr kennbar. Urtheilen Sie nach dem, das ich hier beilege. Die übrigen ſind 1) Goethe, von Lotte in Wetzlar gezeichnet, 2) Lotte, in Hannover gezeichnet, 3) Paſſavant, 4) Herzogin von Weimar, 5) Frau Oberkammerherrin v. Löw, Ihre große Freundin, 6) Fräulein Henriette von Reden, Freundin Ihrer Gemahlin in Pyrmont, 7) ich, gezeichnet dieſen Winter, 8) ich, gezeichnet von Lavater letzten Sommer, 9) meine Tochter, 10) Frau von Dering. Lavaters Urtheil über Ihr Schattenbild [3]) phyſiognomiſirt nicht genug. Es iſt göttlich wahr, aber aus Ihren Schriften ꝛc., nicht aus Ihrem Profil herausgeziffert.

---

[1]) Anſpielung auf einen Traum Herders von zwei kleinen Braten.

[2]) II, 102.

[3]) „Nachſtehende Silhouette iſt — eines unerreichbaren, immer fortdringenden, unter ſich grabenden, hochauffliegenden, überſchauenden, umfaſſenden, feſten, allgewaltigen Genies voll Schöpfungs- und Zerſtörungskraft. Wie ſeine Werke eine Pyramide, an welcher Mäuſe nagen und Inſecten den Kopf zerſtoßen.“ Vgl. H. Düntzer a. a. O. S. 53.

Unendlichen Dank für Ihre herrliche Recenſion der „Phyſiognomik“, [1]) die voll Licht, Leben, Kraft und Wahrheit iſt. So muß man ſchreiben, um gehört zu werden. Wie die Profeſſors in Göttingen, die (Heyne ausgenommen) alle Feinde und mehrentheils Verlacher und Verſpotter der „Phyſiognomik“ ſind, die Naſen in die Höhe heben werden, wenn ſie das leſen! Ich möchte Sie, liebſter Herder, bei jeder Zeile küſſen und am meiſten bei dem Beſchluß, der mir zeigt, daß Sie ſelbſt einer der größten Meiſter in der phyſiognomiſchen Kunſt ſind.

Sie könnten mir, liebſter Herder, einen großen Freundesdienſt erweiſen. In Hamburg wird jetzt gedruckt: „Pfenningers Appellation an den (von der löblichen Büchercenſur in Zürich verbotenen) geſunden Menſchenverſtand“, zur Vertheidigung Lavaters. Von dieſer „Appellation“ will ich Ihnen ein Exemplar ſchicken, ſobald ich eins habe, und dann bitte ich Sie, ſo dringend ich bitten kann, dieſe „Appellation“ ebenfalls für die Lemgoer Bibliothek zu recenſiren. Dieſes Dreckmagazin (wie Sie es nennen) hat fünf Mitarbeiter in Hannover, wie mir Klockenbring ſagt, und einer von dieſen, oder auch ein Göttinger, würde gewiß dieſes Magazines Dreck Pfenningern und Lavatern ins Geſicht ſchmeißen, wenn Sie mit Ihrer Gewaltshand nicht zuvorkommen. Ferner möchte ich Sie bitten, mir ſodann auch nur eine kleine, wohlgepfefferte, brennende und ſchneidende Anzeige von dieſer „Appellation“ zu machen, die ich für das Wanzengeſchlecht in Zürich in den „Frankfurter Gelehrten Zeitungen“ möchte abdrucken laſſen.

---

[1]) Vgl. oben S. 160. 168.

Der Paſtor Rautenberg in Braunſchweig ſoll neulich auf ſeinem Sterbebette eine wüthende Recenſion einer Ihrer Schriften für das Dreckmagazin verfertiget haben. Fragen Sie Helwing, ob das wahr ſei? —

Liebe kleine Träumerin — legen Sie doch ein gutes Wort für mich bei Ihrem Herder ein, daß er dieſen Brief noch vor ſeiner Abreiſe beantworte. Ich umarme Sie beide herzlich.

J. G. Zimmermann.

Heute oder heute über 8 Tage kommt Claudius hier durch.

22.

An Herders Gattin.

Hannover den 5. April 1776.

Liebe Seele, den 2. April um Mitternacht kam ich trunken von Freude aus Claudius’ Geſellſchaft nach Hauſe. — Ach beſtreuen Sie doch den Weg nach Darmſtadt für die freie, offene, ſtarke und naive Herzensſeele Claudius und ſein ehrwürdiges edles Weiblein mit Roſen. Hier die Schattenbilder der lieben Leute. — Wie wohl muß es Euch doch anitzt bei Claudius ſein, nach einem ſo kummervollen, ſtachſigten, durchgequälten, von Lotterbuben vergifteten Winter! Mit Claudius, Claudia und Euch — möchte ich leben und ſterben.

J. G. Zimmermann.

23.

Hannover den 10. April 1776.

Willkommen, herzlich willkommen waren mir die herrlichen Knüttelverſe. Dank ſei's dafür dem Paradiespaar Claudius und Claudia. Ach, wie wohl war es mir, Liebſter, als ich Sie und die liebe Kleine auch einmal Freunden in den Armen mir dachte, denen Ihr aus dem Herzen in die Herzen ſprechen konntet.

Wie ein Pfeil möcht' ich zwiſchen hier und Bückeburg die Luft durchſchneiden und daneben inniglich, Ihnen am Halſe hängend, danken, daß Sie Pfenningers „Appellation“ recenſiren wollen, und zwar ſo recenſiren, damit neues Licht und neue Kraft alle Freunde Lavaters erfülle, und das Feuer Ihres Genius verzehre alle ſeine Feinde, der Zürcher Wuth getödtet werde durch Herders Kraft und Macht. Sonſt iſts nichts allerdings, weil die Lacher immer lachen und die Eſel immer würden gigachen.

Glück, tauſendfaches Glück begleite Lenzen nach Weimar! Das hatte ich immer gehofft. Wird aber dann auch eine Luſt anzuſehen ſein, wie alles da durcheinander ſteht, Sokrates und Ariſtophanes ꝛc. Goethe war letzte Woche in

Leipzig und iſt ſchon wieder weg. Bald, hoff' ich, ſchickt er Euch, lieben Leute, einen Braten, wie ſichs gebührt. Er ſchmecke Euch wohl, Ihr Lieben. Lebet wohl.

J. G. Zimmermann.

— Eben höre ich, daß das ehrwürdige Miniſterium in Hamburg verboten hat, die „Stella“ aufzuführen. Doch dies iſt noch nichts in Vergleichung mit dem, was man vor einigen Wochen hier that. Es wurde hier in der ganzen Faſtenzeit mit großem Beifall jede Woche ein großes Stück der erhabenſten geiſtlichen Muſik in dem Concertſaal der Londonſchenke aufgeführt. Den Text ließ der Entrepreneur jedesmal drucken und den Subſcribenten zum Beſten der Armen verkaufen. Als der Text zum Stabat mater gedruckt werden ſollte und vorher dem Herrn Conſiſtorialrath und Hofprediger Leſemann pro more in die Cenſur geſchickt ward, ſchrieben Seine Hochwürden darunter: Veto!! Der Entrepreneur rebellirte dagegen laut Weſtphäliſchen Friedens und geſunder Vernunft. Allein der Präſident des Conſiſtoriums, der Staatsminiſter Herr von Buſche, nahm ſich der Sache an. Der Entrepreneur, Herr von Hinüber, hatte großen Verdruß und das Stabat mater ward im Manuſcript verkauft! — Doch dieſes, was unſere ganze Stadt weiß, im höchſten Grade unter uns!

P. S. Aus einem Billet des Herrn Stabſecretärs Boie vom 10. April, das ich ſo eben erhalte:

„Lenz hat mir geſtern aus Weimar geſchrieben, und hat noch weder Brief noch Geld aus Darmſtadt erhalten.“ [1])

24.

Hannover den 22. Mai 1776.

Lieber Herder, es iſt doch unerträglich, daß Sie gar nicht mehr an mich ſchreiben. Gehen Sie nach Weimar oder gehen Sie nicht? Gehen Sie, ſo wünſche ich Ihnen Glück. Gehen Sie nicht, ſo weiß ich warum. Wollen Sie nach Göttingen, ſo iſt Herr von Bremer willig und bereit, mit Ihnen wieder anzufädeln. Herr Weſtfeld hat geſtern den Auftrag von Herrn von Bremer erhalten, Ihnen dieſes mündlich zu ſagen. Mir hat er den nämlichen Auftrag ſchon vor einigen Wochen gegeben, aber Ihr unartiges (excusez) Stillſchweigen hielt mich zurück. An Ihrer Stelle wollte ich noch weit lieber in Göttingen ſein als in Weimar. —

J. G. Zimmermann.

---

[1]) Und doch dankt Lenz ſchon in einem aus Darmſtadt Ende März geſchriebenen Brief an Herder (Nr. 10) „für die Bezahlung“. Die Dukaten hatte Herder ſchon am Tage ihrer Ankunft nach Darmſtadt geſchickt. Am 9. Juni klagt Lenz, daß er von den „Soldaten“ keine Exemplare bekommen habe.

Den zweiten Theil der „Phyſiognomik“ kann der Herr Graf gegen 24 Thaler bei mir haben.[1])

25.

Hannover den 15. Junius 1776.

Noch geſtern, und ſchon öfters ſeit kurzer Zeit, kam von Weimar die Nachricht hieher, daß Sie, liebſter Herder, daſelbſt dieſen Monat eintreffen werden: alſo nehmen Sie, ſo gut ich ihn geben kann, dieſen letzten Abſchiedskuß.

Das Betragen der Geiſtlichkeit in Weimar gegen Sie war ja eine hinreichende Urſache, aus der man ſchließen konnte, daß Sie nicht nach Weimar gehen würden. Man wird es am Ende doch müde, ſich immer von Ketzern verketzert zu ſehen. Kopf ab, Gedanke von Göttingen, bei mir, wie bei Ihnen! —

Daß der Herr Doctor Winkl vor vielen Wochen hier geweſen iſt, um mit mir wegen der Frau Gräfin zu ſprechen, wiſſen Sie; aber vermuthlich nicht, daß ich ſeitdem kein

---

1) Die Gräfin ſchreibt am 1. Juni an Herder („Erinnerungen“ II, 142 f., wo Lavaters Name nicht genannt iſt): „Wenn Lavater für ſein Buch 24 Thaler fordert, ſo mag er ſich gefallen laſſen, daß man nicht ſo eilig mit der Abholung iſt; das Geld iſt ſchlecht angewendet, und es thut einem ordentlich wehe, für ſo was der Armuth ſo viel zu entziehen.“

Wort mehr von da gehöret habe. Stirbt ſie? Ach gewiß wird ſie wenigſtens die Entfernung von Ihnen nicht überleben!

Gottes Segen begleite Sie, verehrter Freund, Ihr liebes Weibchen und Ihre lieben Kinder. Bald wird nun das kleine Licht meines Andenkens bei Ihnen erloſchen ſein: das Ihrige iſt bei mir unſterblich.

J. G. Zimmermann.

26.

Hannover den 18. Junius 1776.

— Ich freue mich nicht ſo ſehr darüber, daß der Ruf von Weimar angekommen iſt, als ich mich darüber ärgere, daß er ſo lange nicht ankam. Und doch (man möchte raſend darüber werden) hinkt auch dieſer Ruf noch auf einer Seite. — Die Frau von Stein kömmt den 24. Junius nach Hannover, und geht ſodann nach Pyrmont, wo es Ihnen, lieber Herder, *ſehr wichtig* ſein ſollte, Sie zu ſprechen. —

Seitdem Herr Dr. Windt hier geweſen, habe ich nichts mehr von der Gräfin gehört. Geſtern ward hier erzählt, daß ſie todt ſei [1] — ach — die liebe Seele! Ich beweine Sie herzinniglich. Mein Gott, Sie ihr beſter Tröſter, haben Sie nicht!!!

---

[1] Sie war am 16. Juni auf dem Landſitze zum Baum geſtorben.

Ich freue mich unendlich Ihrer Recenſion über Pfenninger. Haben Sie aber auch geleſen „Lavaters Schreiben an ſeine Freunde im März 1776"? —

Ihnen den Mund mit arcanis wäſſerigt zu machen und dann zu ſchweigen, wäre unrecht. Was aber ganz Deutſchland weiß, iſt kein arcanum, nämlich die *Wirthſchaft in Weimar*! In meinem Brief vom 15. Junius habe ich noch geſchwiegen. Da Sie aber, mein Geliebter, ſo ſehr auf Nachricht dringen, und da ich Goethen nicht mehr zu fürchten Urſache habe als meinen Schatten[1], ſo will ich Ihnen eine *ganz äußerſt zuverläſſige Nachricht* von allem aus einem Briefe *von der größten Freundin, die Goethe in Weimar hat*[2], mittheilen. Dieſe Nachricht iſt vom 10. Mai und lautet ſo: Goethe cause ici un grand bouleversement; s'il sait y remettre ordre, tant mieux pour son génie. Il est sûr, qu'il y va de bonne intention; cependant trop de jeunesse et peu d'experience — mais attendons la fin. *Tout notre bonheur a disparu ici*: notre cour n'est plus ce qu'elle était. Un seigneur, mécontent de soi et de tout le monde, hazardant tous les jours sa vie avec peu de santé pour la soutenir, son frère encore plus fluet, une mère chagrine, une épouse mécontente, tous ensemble de bonnes gens, et rien, qui s'accorde dans cette malheureuse famille.

---

[1] Am 5. Juli 1776 ſchreibt Goethe an Frau von Stein: „Grüß Zimmermann, ſag' ihm, ich hab' ihn nicht verkannt, aber ich hab' einen Pik auf all meine Freunde, die mich mit Schreiben von dem, was man über mich ſagte, wider ihren Willen plagten."

[2] Frau von Stein?

Dieſe Nachricht, lieber Herder, iſt von einer Perſon, die Goethe ſehr liebt, und von der er auch geliebt iſt. Urtheilen Sie nun, wie andere Nachrichten lauten. Ich weiß viele aus Briefen der erſten Perſonen des Hofes, Nachrichten aus Briefen der jungen Herzogin (die äußerſt unglücklich ſein muß) an ihre Schweſter in Carlsruhe. Und dieſes alles klingt ſo ſanft nicht.

Daß man nun über ſolche Facta auch ſehr deraiſonnirt, Urſachen ſucht, wo ſie nicht ſind, Goethe verflucht, wo man ihn loben ſollte, iſt Ihnen gewiß nach dem Laufe der Welt ſehr begreiflich. Daß aber auch die Genies nach der neueſten Mode (die immer und allenthalben und oft ohne Rückſicht auf Zeit, Ort und Umſtände kraftübenden Herrn) ſich zuweilen in ihren Handlungen verirren, werden Sie, lieber Herder, billig genug ſein, ebenfalls zuzugeben, ſo ſehr auch jene Herren mit königlicher Verachtung auf die Hunde herunterſehen, die dürfen dieſes denken.

Wenn dieſer Brief nicht ein Beweis von Freundſchaft iſt, ſo weiß ich nicht, lieber Herder, wie ich Ihnen meine Freundſchaft beweiſen ſoll. —

J. G. Zimmermann.

Daß Goethe, bloß um in Weimar zu bleiben, eine Penſion von 1000 Thaler hat, werden Sie wiſſen.

27.

Hannover den 26. October 1777.

Liebſter Herder, vorgeſtern erhielt ich beiliegenden Brief von dem Recenſenten Ihrer Pyrmontiſchen Predigt[1]) im „Teutſchen Muſeum“ vom October. Er wollte, daß ich den Brief mit einem fremden Petſchaft zuſiegle, aber ich habe kein fremdes Petſchaft.

Vor einiger Zeit habe ich Ihnen Lichtenbergs „Göttingiſchen Taſchenkalender fürs Jahr 1778“ des Schnickſchnacks gegen die „Phyſiognomik“[2]) wegen geſchickt, worüber in Göttingen und Hannover ein zetermäßiger Triumph iſt. Ich ſchrieb neulich an den Buchhändler Dieterich, Lavater werde dem Profeſſor Lichtenberg keck und kräftig antworten. Dieterich antwortete mir den 9. October: „Ihren Brief habe ich dem Verfaſſer der „Phyſiognomik“ in meinem Kalender, die itzt von ihm auf Verlangen, und weil er nicht vorherſehen konnte, daß ſie ſo viel geleſen werden würde, vollſtändiger für meine Preſſe ausgearbeitet wird.

---

[1]) Vgl. die „Erinnerungen“ I, 253 f.

[2]) „Ueber die Phyſiognomik, wider die Phyſiognomen, zur Beförderung der Menſchenliebe und Menſchenkenntniß.“ Vgl. Mercks Brief an Lavater vom 17. Mai 1778.

gezeigt. Er ſchien über Ihre Nachricht vergnügt, und ſagte nichts, als daß er jeder kecken und kräftigen Antwort wieder nach Vermögen keck und kräftig begegnen werde, ſo lange es ihm an Buchdruckerpreſſen und Papier nicht fehle.

Neulich hatten wir Herrn und Frau von Berlepſch hier. Beide, und zumal die Dame, glühten vor Liebe, wenn ſie von Ihnen ſprachen, und das wurden ſie eben ſo wenig müde zu thun, als ich ihnen zuzuhören. Nie habe ich auch deswegen Herrn und Frau von Berlepſch ſo lieb gehabt wie anitzt. Von Weimar erzählte übrigens Frau von Berlepſch eine Menge Dinge, bei denen ſich alle meine Haare ſenkelrecht in die Höhe huben. Daß die zwei Felſen Oſſians Miene machten auf einander ſtürzen zu wollen, oder vielmehr daß der eine Fels ſchon allerhand Capreolen mache, und der andere ſtehe wie ein Fels Gottes [1], erzählte ſie auch.

Geſtern hatte ich einen Brief von Lavater, worin er ſagt, daß Kaufmann eben von Aſtrakan in Zürich angekommen ſei, von Aſtrakan bis Zürich ſeines Gleichen nicht habe, ein herrliches Mädchen heurathen, als Landwirth leben und Großes wirken werde. [2] —

Sie ſagten mir doch in Pyrmont, daß Sie ſehr wünſchten Abſchrift der Briefe zwiſchen Klopſtock und Goethe [3] zu haben. Iſt dies Ihr Ernſt? — J. G. Zimmermann.

---

[1] Goethe und Herder.

[2] Vgl. Zimmermanns Aeußerung gegen Lavater vom 27. October bei Hegner S. 111.

[3] Jetzt in Klopſtocks Briefen abgedruckt.

28.

Hannover den 4. Februar 1779.

Liebſter Herder, ich hätte Ihren Brief vom 22. Januar gern auf der Stelle beantwortet. Sie werden aber aus beiliegender Brochüre ſehen, daß ich nicht „alles kann, was ich will“.[1] Für den Doctor Windt habe ich alles gethan, was mir möglich war, und weit mehr als er verlangt hat. —

Daß Euer Hochwürden auf dem Eiſe 'rum turniren, war mir lieb zu hören. Ich kenne nichts, das der Seele mehr Kraft gibt. Ganz Hannover ſah ich vor 8 Tagen auf dem Eiſe laufen; ich kann es Ihnen nicht ausdrücken, wie mir alle Menſchen dadurch verändert ſchienen. Alles Phlegma war weg, alle Menſchen voll Geiſt und Muth.

Bei der Frau von Löw ſind Sie in dem liebreichſten Andenken und eben ſo bei Frau von Döring. — Meine Tochter iſt in Hamburg. —

29.

An Herders Gattin.

Hannover den 30. Mai 1779.

Vorgeſtern erhielt ich Ihr liebes Briefchen vom 14. Mai, meine verehrte Freundin! Es war nicht überflüſſig, und freute mich herzlich. Immer war ich der Meinung, ich müſſe in der Sache unſers lieben Dr. Windt etwas gegen Ihren Herrn Gemahl verſehen haben, ohne mein Wiſſen ſeinen Zorn erregt haben, weil Sie mir kein Zeichen des Lebens gegeben, ſeitdem für Windt geſchehen iſt, was Sie verſchiedene Jahre nach einander immer wünſchten. —

---

[1] Was Lavater von Kaufmann behauptet hatte.

Ich weiß nicht, ob ich es wagen darf, meine liebe Freundin, Ihnen beiliegende Blätter[1] zu überſchicken. Ihr Herr Gemahl wird auffahren, wenn er lieſt, was ich Nro. 44 von ihm ſage. Meine Abſicht war hierbei dieſe. Der König lieſt unſer „Magazin", und einmal wollte ich doch, daß unſer König wiſſe, wie ſehr man Herdern in ſeinem Lande mißhandelt. Bei Nro. 16 wird ſich der Herr Gemahl an die Rippenſtöße erinnern, womit er mich im Jahr 1777 in Pyrmont Namens eines gewiſſen Herrn in Weimar bedrohte.[2] Meine Lieben, ich fürchte dieſe Rippenſtöße nicht; denn ich weiß mein Bajonet allenfalls auch zu gebrauchen. Uebrigens habe ich da (bei Nro. 16) nicht aus Muthwillen ſo geſprochen, ſondern aus der Fülle des Herzens und mit innigſter Wehmuth.

Die Wuth können Sie ſich nicht vorſtellen, die ich durch dieſe 47 Aufſätze in Hannover, zumal bei dem ſogenannten zweiten Range, gegen mich erreget habe. Die guten Leute ſollten mir danken, daß ich liberales Denken und Schreiben unter ihnen einführe; aber das verſtehen ſie nicht. Der Lärm in Göttingen bei Käſtner, Lichtenberg, Michaelis und Schlözer bedarf keiner Beſchreibung. Lichtenberg äußerte ſich im erſten Anfall ſeines Zornes ſonderbar. Er ſchrieb unter meinen Namen, der am Ende in der Beilage genannt iſt: „Iſt 51 Jahre alt!“

---

[1] Des „Hannöverſchen Magazins." Vgl. Herders Brief an Lavater Nr. 54.

[2] Goethe.

Leben Sie wohl und glücklich, meine Lieben, und bleiben Sie mir gut. J. G. Zimmermann.

V.

Herders Briefwechſel mit G. Forſter.

Einleitung.

Als der von tiefſtem Gefühl für freie, ſchöne Menſchheit erfüllte Georg Forſter ſeine ihm eben angetraute Gattin, Heyne's zwanzigjährige Tochter, im September 1785 von Göttingen nach Wilna abholte, wohin er ſich auf acht Jahre verpflichtet hatte, ſprach er auf dem Rückwege auch in Weimar ein, wo er ſich des freundlichſten Antheils und des beſten Empfanges zu erfreuen hatte. Der Herzog Karl Auguſt und Goethe hatten den jungen Weltumſegler ſchon im September 1779 zu Caſſel kennen lernen, wo er an der Ritteracademie eine Anſtellung gefunden, und beide erfreuten ſich ſeiner reichen Erfahrungen und ſeiner ſchönen, weiten Anſichten. Goethe war darauf in briefliche Verbindung mit ihm getreten; er hatte ihn im October 1783 wieder in Caſſel geſprochen und ihm, als er im folgenden Mai dem Rufe als Profeſſor der Naturgeſchichte in Wilna folgte, Wohnung in ſeinem Hauſe angeboten. Herder, deſſen eben begonnene „Ideen zu einer Geſchichte der Philoſophie der Menſchheit“ Forſter ganz beſonders anzeigen, hatte ihn noch nicht geſehen; aber nicht allein ſeine treffliche Reiſebeſchreibung und einzelne Abhandlungen, wie über Otaheiti, über Magindanar, über den Brodbaum, hatten ihn lebhaft angeſprochen, ſondern auch Herders Verbindung mit ſeinem Schwiegervater Heyne und ihrem beiderſeitigen Freunde Jacobi ſicherte ihm bei dieſem die herzlichſte Aufnahme. Und zu welcher günſtigern Zeit hätte Forſter bei Herder erſcheinen können, da er dieſem ſo mancherlei Aufſchluß über einzelne Naturerſcheinungen gewähren konnte, die ihm bei ſeinen „Ideen“ von höchſter Wichtigkeit waren. „Der jüngere Forſter war hier“, ſchreibt Goethe am 15. September 1785 an Frau von Stein, „mit ſeinem jungen Weibchen, einer gebornen Heyne von Göttingen; ſie aßen Abends bei mir mit Herder's, Wieland und Amalie Seidler, die von Gotha aus eine Vertraute der jetzigen Forſter iſt.“

Neun Monate nach der Abreiſe von Weimar wandten ſich Forſter und ſeine Gattin in freundlichſter Erinnerung der in Weimar verlebten ſchönen Tage an Herder, zunächſt veranlaßt durch einen gegen Kant gerichteten Aufſatz, deſſen Beurtheilung von Herders „Ideen“ Forſter entſchieden mißbilligte; der Freund möge, bat er, deſſen Aufnahme in den „Merkur“ beſorgen. Herder fand ſich durch dieſe ſchöne Theilnahme um ſo freudiger gehoben, als er Forſters reinen, klaren Sinn höchlich ſchätzte und Kants Gebaren ihn bitter verletzt hatte. Allein zu einer nähern Verbindung kam es nicht, obgleich Herder es an der freundlichſten, liebevoll anerkennenden Erwiederung nicht fehlen ließ. Die vielfachen Arbeiten, unter denen Forſter ſeufzte, ließen ihm keine Zeit zu einem eingehenden Briefwechſel, der Herders würdig geweſen. Erſt als ihm der zweite Theil der „Ideen“ zugekommen war, konnte er ſich nicht länger enthalten, dem tiefeindringenden, weitſchauenden Denker ſeinen begeiſterten Beifall zu äußern, und ihm über ſeine eignen Zuſtände und Beſchäftigungen, wonach dieſer ſich theilnehmend erkundigt hatte, nähere Mittheilung zu machen. Ein Halbjahr ſpäter wurde Forſter aus ſeiner polniſchen Verbannung erlöſt, da er von der Ruſſiſchen Kaiſerin zu einer neuen Entdeckungsreiſe berufen ward. Auf dem Weg nach Göttingen trat er, gerade zwei Jahre nach ſeinem erſten Beſuche, im September 1787, in Weimar ein, wo er von Herder ſich wieder auf das freundlichſte aufgenommen ſah, der ihm die Beachtung mancher

Punkte auftrug und auch den bereits ein Jahr in Italien weilenden Goethe aufforderte, ihm für Forſter Fragen und Muthmaßungen auf ſeine Reiſe um die Welt mitzutheilen. Bald darauf wandte ſich Herder in Betreff ſeines Freundes von Einſiedel an den in Göttingen die Entſcheidung über den Antritt der Reiſe erwartenden Forſter, da er dieſem ſo gern eine angemeſſene Stellung bei einem derartigen Unternehmen verſchafft hätte. Aber eine ſolche war kaum in Ausſicht zu ſtellen, und der Türkenkrieg machte endlich den ganzen Plan zu nichte. Im folgenden Jahr erhielt Forſter vom Kurfürſten von Mainz die Stelle eines erſten Bibliothekars, die ihm Muße genug ließ, eine ausgedehnte ſchriftſtelleriſche Thätigkeit zu entfalten, deren ſchönſte Früchte die Ueberſetzung der „Sakontala“ nach der Engliſchen Uebertragung von Jones und ſeine „Anſichten vom Niederrhein“ (1791) waren. Die „Sakontala“ ſandte er ſofort ſeinen Weimarer Freunden zu, welche ſie mit wärmſter und reinſter Begeiſterung aufnahmen. Goethe feierte ſie durch die bekannten ſchönen Verſe (B. 1, 247) und Herder empfahl ſie in den „zerſtreuten Blättern“ in drei eingehenden Briefen. Leider wurde Forſter, der großherzige Freund der Freiheit und des Volkes, bald in den Strudel der Franzöſiſchen Weltverwirrung hineingetrieben, worin er gebrochnen Herzens, verzweifelnd an den heilloſen Europäiſchen Zuſtänden, ſeinen Untergang finden ſollte. Der Hohn verfolgte ihn noch ins Grab, ja er traf ihn von Deutſchlands größtem Dramatiker, der ſelbſt die Fahne der Freiheit begeiſtert ſchwang. Dagegen war Herder zu mächtig von der Tiefe und dem Edelmuth Forſters ergriffen, als daß er des ſo kerntüchtigen, geiſtesſtarken, gemüthvollen Mannes zu ſpotten vermocht hätte, den jeder wahre Deutſche zu den bravſten Söhnen ſeines gleich ihm ſo edlen als unglücklichen Vaterlandes in liebevollſter Anerkennung zählen muß. Als Herder kurz vor ſeinem Tode die Vorrede zur zweiten Ausgabe der „Sakontala“ ſchrieb, unterließ er nicht, das Verdienſt des „vielverdienten, zu frühe dahin gegangenen“ G. Forſter dankbar hervorzuheben. „Er, beider Sprachen und der Naturgeſchichte Indiens kundig, dabei ein Mann von Geſchmack und zartem Gefühl, bereicherte ſeine Ueberſetzung mit Erläuterungen, deren das Engliſche Original entbehrt; treffende Erläuterungen auch für andre Poeſien der Indier, die ohne Kenntniß der Naturgeſchichte dortiger Gegend einen großen Theil ihrer Anmuth verlieren. Uns Deutſchen wird G. Forſters Name eben auch mit der „Sakontala“ in lieblichem Andenken leben.“

1.

Forſter an Herder.

Wilna den 21. Juli 1786.

Ich ſchicke Ihnen eine litterariſche Kleinigkeit, die ich jetzt eben ausgeheckt habe, friſch von der Feder. Kants Aufſatz im Berliniſchen Journal [1]) ſetzte mich in Bewegung, und ich fühlte, daß ich ſchreiben müßte, um mir Luft zu machen. Sie, vortrefflicher Mann, haben das nächſte Recht auf dieſes Product; Sie forderten von mir, daß ich Ihnen meine Gedanken über Ihre unnachahmlichen „Ideen" ſagen ſollte: das konnte ich nicht; denn ſie waren überſtrömende Liebe und Freude, wo wir zuſammentrafen, und Bewunderung, wo wir nicht zuſammentreffen konnten. Die Kleinigkeit, die ich Ihnen ſchicke, hat keinen andern Werth für Sie, als daß ſie von mir iſt, den Sie lieben, und daß ſie einen Gegenſtand betrifft, der Ihnen wichtig iſt. Ich fürchte nicht, daß Sie mich nun weniger lieb haben werden, weil ich meinen Weg gehe, und ſo etwas von einem Sonderling ſcheine, wiewohl ichs im Grunde nicht bin. Denn mir fällt dabei alles wieder ein, was Sie mir in Ihrem Garten ſagten, und was Ihr Blick und Händedruck mir beſtätigte. Im Grunde weiß ich auch nicht einmal, ob wir denn ſo weit auseinander ſind in unſeren Vorſtellungen. Das abgerechnet, daß wir nicht völlig einerlei Ziel uns vorſetzen, möchte die übrige Verſchiedenheit zwiſchen uns, was den Punkt der Menſchenracen betrifft, nicht weit her ſein. Sie ſchreiben, um vielen nützlich zu ſein; daher müſſen Sie auch, wie Paulus, allen alles werden wollen. Ich befriedige bloß den Trieb des Augenblicks, zur Bekanntmachung deſſen, was mir wahrſcheinlich vorkommt, unbekümmert, ob mein vergängliches Blatt das Schickſal ſo vieler Blättchen theilt oder nicht; mich freut es ſchon genug, wenn irgend ein Menſch, der ſo etwas faſſen kann, dann auf meiner Urne lieſt: Et in Arcadia ego.

---

[1]) Der „Berliner Monatsſchrift", welche Kants Aufſatz „Beſtimmung des Begriffs einer Menſchenrace" brachte. Forſter ſchrieb dagegen die Abhandlung „Noch etwas über die Menſchenracen", die im October- und Novemberheft des „Merkur" erſchien.

Es lebt ſich hier in Ulubris Sarmaticis herzlich gut, mit einem guten Weibe. Ohne ſie wäre freilich hier kein Aushalten; denn man iſt doch, trotz aller Mühe, die man ſich gibt, aus dem Cirkel der litterariſchen Welt ausgeſchloſſen, und hier vollends zieht kein Menſch mit mir an einem Seile, um dem Mangel abzuhelfen. Noch dieſe Stunde habe ich kein Buch von der Oſtermeſſe, nicht einmal Bücher, die ich vor einem halben Jahre beſtellte. Die Natur kennen Sie, da Sie Curland kennen; wie rauh, unfreundlich, unwirthbar iſt ſie nicht! das Volk iſt es faſt noch mehr, wenn Spiel und Trinkgelag nicht für Gaſtfreiheit gelten ſollen. Indeſſen arbeite ich doch hier mehr für mich, als ich anderwärts hätte thun können; es kommt mir vor, als ſäete ich auf Hoffnung. Meine Klage war von jeher, daß ich zu früh ins Joch mußte, daß ich ſchon arbeiten mußte, da ich noch hätte lernen ſollen. Hier denke ich manchmal, daß ich einiges werde nachholen können, ſo gut ſich überhaupt nachholen läßt, wenn das Gedächtniß erſt ungelehrig geworden iſt. Für mein Fach wird hier von meinen Vorgeſetzten nichts gethan; ich habe weder Garten noch Cabinet; beide ſind mir längſt verſprochen geweſen, und man verſpricht immer noch. Die Erziehungsanſtalten erbarmen einen; ſie ſind Staub in die Augen einer Nation, die ohnedies noch blind genug iſt. Mich dünkt, bei ſolchen Umſtänden darf ich, ohne mir einen Vorwurf zu machen, mehr auf meine Bildung als auf einen unerreichbaren Nutzen, den ich hier ſtiften wollte, ſehen. Allein auch hierzu fehlt es an Hülfsmitteln gar zu ſehr.

Mein gutes Weib hat Ihnen durchaus ſchreiben wollen; Sie haben ihre ganze Liebe und Hochachtung, und dies hat einigen Werth; denn ſie hat Wahrheitsſinn und Einfachheit des Gefühls in einem Grade, der mir noch nirgends vorgekommen iſt. Erlauben Sie mir immer, daß die Liebe ihr hier ein kleines Lob redet; denn ich fühle ſtündlich, daß ich nur durch ihre Gegenwart lebe, meines Lebens genieße, und daß ſie durch die ſüße Ruhe, die ſie durch mein ganzes Weſen ergießt, mich mir ſelbſt in einem Grade wiederſchenkt, wie ich nicht mehr glaubte, daß ich mein ſein konnte. Ich fühle mich an Geiſt und Körper geſtärkt, und geſunder als je. Bald ſehe ich neuen Freuden durch ſie entgegen, Freuden, die Sie, ſanfter, edler Mann, in Ihrem häuslichen Kreiſe ſchon ſo lange kennen.

Noch einmal komme ich auf meinen Aufſatz zurück. Wenn Sie ihn geleſen haben, kommt er in den „Merkur“, wo ich ihn bald zu ſehen wünſchte. Können Sie etwas dazu beitragen, daß er bald abgedruckt wird, ſo verbinden Sie mich ſehr, wenn Sie Herrn Bertuch dazu bewegen.

Grüßen Sie Goethe herzlich von mir. Wir denken oft an unſern letzten frohen Tag in Weimar, und den Abend, der in Ihrer Geſellſchaft ſo göttlich verſtrich. Mein vortrefflicher Schwiegervater, dem ich unſer Sympoſion beſchrieb, beneidete mich drum, und ſchrieb mir, er wäre gern dabei geweſen. Welche Freude hätten Sie nicht auch an ihm gehabt! Welch ein Mann wäre das nicht für den Umgang, wenn er nicht unter ſeinen Geſchäften erläge! Ihrer verehrungswürdigen Gattin müſſen Sie mich und meine Thereſe beſtens empfehlen. Schenken Sie mir ferner Ihre Liebe, die niemand mit wärmerem Herzen erwiedert als

Ihr Forſter.

(Beilage.)

Forſters Gattin an Herder.

Mein Mann ſchreibt Ihnen, würdigſter Mann, und gibt mir die Erlaubniß ein Blättchen beizulegen. Ich benutze ſie mit dem ſehnſuchtvollen Eifer, mit welchem auf einer durch unendliche Meere getrennten Inſel ein Brief geſchrieben wird, wenn nach vielen Jahren wieder einmal ein Schiff nach dem geliebten Vaterlande hinſegelt. Soll ich Sie bitten, die Freundſchaft für den Vater auf die Tochter auszudehnen, oder iſt es genug, gut und glücklich ſein zu wollen, um Sie lieben zu dürfen? Denn gewiß, mein beſter Freund, nirgends lebt Ihr Andenken ſo geliebt und ſo erfreuend als in unſern Herzen. Ich habe Sie nur ſo wenig gekannt. Mein Herz, das ſo gern die ganze Welt zu Brüdern hätte, konnte doch nur ſo wenigen Schweſterzutrauen ſchenken, und Ihnen wär' ich ſo gern mit dieſem Zutrauen zuvorgekommen — bin es vielleicht ſchon mehr, als die kurze Zeit meiner Bekanntſchaft bei einem Manne entſchuldigt hätte, deſſen Herz und Kopf nicht ſo innig Hand in Hand gingen. Es iſt noch kein Jahr, daß ich ſie ſah; eine ſo kurze und ſo lange Zeit! Außer den ſich immer folgenden Freuden, die Forſters Liebe und Zufriedenheit mir gibt, genoß ich ſeitdem keine, die meinem Herzen ſo nahe war, als die Stunden, die wir in Ihrer Geſellſchaft lebten; werde auch in dieſem Lande keine genießen; denn hier — ach! hier wiſſens die Menſchen nicht, wie ſüß es iſt Menſch zu ſein; wiſſen nicht, daß nur das Glück aller ihr Glück iſt, und der möglichſt größte Schritt zum Glücke des Ganzen darin beſteht, die Maſſen nächſt um ſich herum glücklich zu machen. Und doch hab' ich erſt in dieſem Lande, wo man Glück des Herzens ſo wenig kennt, erſt gelernt glücklich zu ſein. In meinem Vaterlande, bei meinen Freunden ſah ich viele glückliche Menſchen um mich, ein wohlhabend Volk, eine lachende Natur, und ſo viele Menſchen machten mir Freude durch ihren Geiſt oder ihr Herz. — Hier! ein elendes Volk, eine verödete oder erſtarrte Natur, Unterdrückung und Unwiſſenheit von allen Seiten, fand ich alle die Freuden in mir, die ſonſt fremde Gegenſtände mir gaben. Jeder Tag gibt mir einen kleinen Genuß, und den morgenden ſcheu' ich nicht: denn, wenn er iſt, hab' ich ſo wie heute den Willen, gut und zufrieden zu ſein. Forſtern hab' ich dieſe Ruhe zu danken: denn in ihm erreich' ich meine nächſte Beſtimmung, ich mache ihn glücklich. Ich erwarte in den nächſten Tagen das Glück, Mutter zu werden, und danke dem gütigen Schickſal, den Kreis meiner Würkſamkeit für Kopf und Herz erweitert zu haben. Gelingt es mir, aus meinem Kind ein Geſchöpf zu bilden, das den Freuden der Natur und dem Glücke ſeiner Mitmenſchen lebt, ſo werd' ich glauben, eine gute Mutter zu ſein. Lieber Herder, unſer Genuß, wenn er am edelſten und angemeſſenſten unſrer Beſtimmung iſt, iſt dennoch ein wehmüthiger Genuß. Wenn man mir meinen Mann nähm' und, beſitz' ich es erſt, m[illegible] dann wär' das Gebäude meines kleinen Glück[illegible]

Ich kann meine ganze Welt in meinen Armen halten! und wie leicht kann dieſe ganze Welt zertrümmert werden! Wenn es geſchäh'? Nun dann gehört' ich noch der Natur, wär' noch ein Bewohner der Erde, in deren mütterlichen Schooß meines Herzens beßre Theile zurückſanken; ich müßte, würde dann, wenn auch mit zerſchlagnem Herzen, aufs neue Glück ſuchen, und ſo lang ich einem Menſchen Freude machen konnte, auch welches finden. Wenn ich am frohſten bin, miſcht ſich dieſer Gedanke in meinen Dank für mein Glück und trübt es nicht; denn wenn ich erſchrecken wollte bei den möglichen Rathſchlüſſen der Natur, ſo müßte mir ihr inniges Umfangen nie Freude gewährt haben.

Sie haben einen jungen Meyer[1], Profeſſor in Göttingen, kennen gelernt. Hätt' er Zeit gehabt, ſein liebes Herz Ihnen zu zeigen, ſo würden ſie ihm ſeinen paradoxen Geiſt überſehen haben. Es iſt ein ſehr lieber, unglücklicher Mann! Es iſt Forſters und mein Aſſad. So nennen wir ihn, weil man, ſo wie um Leſſings Aſſad, werben muß, eh' man ihn bewegt — was ſein offner Character doch im erſten Augenblick ſo gern wär'! — Zutrauen zu haben. Das Schickſal hat in ihm den froheſten, ſorgenfreiſten Menſchen verdorben. Er ſchien zum Glücke beſtimmt, und ſieht jetzt nur noch „die abgeſchiednen Geiſter ſeines Glücks“ um ſich.

---

1) Fr. L. W. Meyer. In der Schrift „Zur Erinnerung an Fr. L. W. Meyer, den Biographen Schröders“, ſind auch Briefe an ihn von Herder mitgetheilt.

Aber ich höre nicht auf zu ſchwatzen; ſo gehts, wenn man nur wenig ſchreiben ſollte, und einem doch ums Herz iſt, als müſſe man alles ſagen, was man ſeit ſo langer Zeit dachte und fühlte. Ihr Buch, die „Philoſophie der Menſchheit", hat uns Einſamen, von allen Menſchen Abgeſonderten wohl Freude gemacht. Darf wohl ein ſo eingeſchränktes Weib ſagen, daß, was Ihr Gefühl Ihnen eingab, ſo oft aus meinem Herzen geſchrieben war? Ich umarme Ihre liebe Frau. Wenn ich recht gut bin als Mutter, dann will ich ſie bitten, mich zu lieben. Dieſe Würde muß ich noch erlangen, um ihr entfernt zu gleichen. Leben Sie wohl! Sie ſind ſo glücklich, daß Sie glücklich ſein müſſen, und da kann ich ſo froh an Sie denken. Ach, wenn ich Sie einmal wiederſäh'!

2.

Forſter an Herder.

Wilna den 21. Januar 1787.

Ich weiß gewiß, mein vortrefflicher Freund, Sie können mir nicht zürnen, daß ich Ihren mir ſo theuren Brief bis jetzt unerwiedert ließ. Ein Geſchäftsbrief an Bertuch läßt ſich jeden Tag ſchreiben, aber ein Brief, den Herder leſen möchte, kaum einmal im Jahr. Heute iſt wohl nicht gerade der Tag; allein ich fühle das Bedürfniß, mich einige Augenblicke lang mit Ihnen zu unterhalten, und dies iſt noch das Einzige, woran ich etwa ſo einen Tag erkennen könnte.

Ihr Brief ſöhnte mich mit meinem Verbannungsorte aus; es iſt ſo beruhigend, jemanden auf demſelben Punkt der Erfahrung anzutreffen, die man ſelbſt machen muß. Allerdings verdanke ich dieſer ſeltſamen Lage eine Vereinbarung meines Herzens mit dem Herzen meiner Frau, wozu wir ſchwerlich anderwärts gelangt wären, und wovon wir nicht einmal den Begriff haben konnten. Auch fühle ich wohl, daß mein Kopf hier beſſer verdaut, weil mein Gedächtniß weniger auffaßt. Dennoch iſt Wilna noch eine Stufe unter Mitau, was Umgang, und ſelbſt, glaube ich, was Natur und Anbau des Landes betrifft. Wie bald ich auch erlöſet werde, kommt mir die Erlöſung nun nicht mehr zu früh, nachdem ich einſehn gelernt, daß ich hier nicht brauchbar bin, und daß alles hier in Ungewißheit ſchwebt, und eheſtens wieder zuſammenſtürzt. Um Köpfe aus dem Groben zu ſchnitzen, braucht man nur Hackmeſſer, und ein Scheermeſſer ginge darauf zu Grunde.

Wie freut es mich, mit meinem Aufſatz Ihnen Freude gemacht zu haben! Ich habe nun auch Ihren zweiten Theil der „Ideen“, deſſen Beſitz mich ſehr glücklich macht. Ich ſehe daraus, daß ich Ihnen wenigſtens nicht unerwartet kommen konnte, ob ich gleich im Ernſte noch weit entfernt bin zu glauben, daß das Menſchengeſchlecht wirklich mehrere Stammväter gehabt habe, ſei erwieſen. Ich denke nur, die Sache hat gewonnen, daß man ſie einmal von einer andern

Seite anſieht, und daß man zeigt, wie wenig die bisherigen Beweiſe das leiſteten, was man von ihnen behauptete. Zumal nun dieſe neue Art, einen Begriff als demonſtrirt auszugeben, der durch die erſte Vorausſetzung erſchlichen ward! Ich habe wohl gemerkt, daß der Archiſophiſt und Archiſcholaſtiker unſerer Zeit, wie Sie ihn treffend nennen, in der „Allgemeinen Litteraturzeitung“ [1]) Ihre „Ideen“ ſchiel und mit ſeinen gewöhnlichen Wortſubtilitäten recenſirt hat, und bin eben ſo ſehr erſtaunt, daß er ſich in der „Berliner Monatſchrift“ auf die ſeltſamen Bibelerklärungen einließ, womit er offenbar einen Geſichtspunkt für die Moſaiſchen Schriften wieder hervorſucht, den jeder weiſe und redliche Gottesgelehrte in Vergeſſenheit zu begraben wünſcht. Es gibt entweder keine vernünftige Auslegung dieſer alten Schriften, oder die Ihrige iſt diejenige, die am meiſten in ihren Geiſt dringt. Den Moſes Kantiſche Metaphyſik ſprechen zu laſſen, iſt doch das Aergſte, was man ſich über ihn einfallen laſſen kann; aber eigentlich ſollte dadurch dargethan werden, daß jene Metaphyſik und göttliche Weisheit einſtimmig ſind. Ich höre auch — denn ich habe es noch nicht geſehen —, daß Herr Kant nun auch über Orientiren in der Philoſophie geſchrieben hat [2]), wo er den Mantel nach dem Winde hängt, und es mit den Berlinern und

---

[1]) Die Beurtheilung findet ſinder ſich in Kants „Werken“ VII. 1, 337 ff.

[2]) Kants Abhandlung: „Was heißt ſich im Denken orientiren ſteht in den „Werken“ 1, 371 ff.

Mendelsſohnianern nicht verderben will. Wenn dem alſo iſt, ſo geſtehe ich, geht die Achtung, die ich noch für ihn hatte, großentheils verloren; denn mich dünkt, man könne in dem Streit zwiſchen Jacobi und Mendelsſohn nur eine Meinung haben, und dies iſt ſicherlich nicht die Mendelsſohniſche. Ich würde freilich auch lieber mit Leſſing und dem liebenswürdigen Verfaſſer der „Reſultate“ [1]) den Irrthum behalten, daß kein freier Wille iſt; nur Mendelsſohns Schwäche und Blöße iſt mir offenbar. Laſſen Sie mir die Freude, ohne alle Anleitung den Verfaſſer der „Reſultate“ erkannt zu haben, und die noch größere, ihm nachfühlen zu können.

Herrn Meiners Werk [2]) habe ich auch. Es iſt Göttingiſche Beleſenheit, auf eine unhaltbare Hypotheſe angewendet. Sein Werk ſcheint mir, bei allem Reichthum der Materialien, und ſelbſt bei aller Anordnung, nicht gehörig geordnet. Sie werden mich ſchon verſtehen. Er glitſcht über den phyſiſchen Theil weg, und geht oft zu ſehr ins Detail in Sachen, wo es entbehrlich war. Und dann ein Hauptmangel ſcheint ſich in judicio critico zu offenbaren. Liebſter Himmel! wie iſt ihm jeder Reiſebeſchreiber und jeder Compilator ſo eben recht, als ob einer ſo viel Vertrauen verdiente wie der andere!

---

1) „Die Reſultate der Jacobiſchen und Mendelsſohnſchen Philoſophie, unterſucht von einem Freiwilligen.“ Der Verfaſſer war Jacobis Hausgenoſſe, der früh geſtorbene Thomas Wizenmann.

2) „Grundriß der Geſchichte der Menſchheit.“

Dafür muß man Sinn haben, oder ſelbſt an Ort und Stelle geweſen ſein. Das Beſte, was ich von ſeiner Arbeit zu ſagen weiß, iſt, daß er andern vorgearbeitet hat, die Scharfſinn genug haben, ſeine Sammlungen mit Auswahl zu gebrauchen. Sie erwähnen Büttnern in Ihren „Ideen“: konnten Sie es nur dahin bringen, daß der Mann etwas leiſtete! Ich fürchte ſehr, es iſt alles zu ſehr Chaos bei ihm, und ſeine ganze Gelehrſamkeit geht einmal mit ihm verloren, für die Welt ungenutzt. Ohnſtreitig iſt ſonſt in dieſer Materie von Vergleichung der Sprachen ſehr viel zu hoffen. Wie ſehnlichſt ich Ihrem dritten und vierten Theil entgegenſehe, kann ich Ihnen nicht ſagen.

Ich komme jetzt auf meine Beſchäftigungen. Eine kleine im Flug geſchriebene Abhandlung über die neue engliſche Colonie in Botanybay auf Neuholland werden Sie ſchon im „hiſtoriſchen Taſchenbuch“ von Spener geleſen haben. Sie finden nicht Neues darin, ausgenommen gleich anfangs ſo etwas von einem verlorenen Wink gegen eine Kantiſche Behauptung, wo er beinahe behauptet hatte, der Gebrauch der Vernunft ſei die wahre Erbſünde. Jetzt überſetze ich fleißig am Cook, und mache eine kleine Einleitung dazu, um dem Manne ein Denkmal zu ſetzen. Mit dieſer Arbeit gelingt es mir aber nicht, wie ich vorausſehe; denn ich habe zu wenig Zeit, und bin nun ſchon ſieben Wochen an einem unvertilgbaren Schnupfen krank, der doch auch die Nerven ſtumpft. Dazu kommt noch Verdruß und andere Sorge, wobei der Kopf auch nicht heiter ſein kann.

Hiernächſt habe ich Herrn Campe in Salzdahlen verſprochen, für ſeine Schulencyclopädie die Naturgeſchichte zu bearbeiten; das iſt, ein Handbuch für den Schullehrer ſelbſt zu liefern. Haben Sie hierüber Ideen und Deſiderata, ſo werde ich Sie ſehr bitten, ſie mir mitzutheilen; ich wünſche nichts ſehnlicher als in der Bearbeitung ſo practiſch als möglich zu werden, und gerade zu dieſer Abſicht würden mir Ihre Winke äußerſt willkommen ſein. Ich kann zwei auf drei Bände in Octav aus dieſer Arbeit machen, und gedenke außerdem ein Elementarwerk der Naturgeſchichte aus Kupfern zu beſorgen, worauf ſich jenes beziehen kann. Hier würde theils die ſtrengſte Auswahl des Nützlichen, theils auch die größte Richtigkeit die Hauptſache ſein. Auch dieſe Arbeiten können, ihrer Natur nach, nichts Neues enthalten; ich bin zufrieden, wenn der Zweck, in Schulen die Naturgeſchichte beſſer als bisher vorzutragen, dadurch erreicht wird. Wäre es mein Schickſal, einmal an einen Ort zu kommen, wo ich alle Hülfsmittel haben könnte, ſo würde ich freilich darauf denken, mein Fach in einem weitläuftigern Sinne durch- und umzuarbeiten.

So hätte ich Ihnen, lieber und von mir innigſt verehrter Mann, von meinen Beſchäftigungen Rechenſchaft gegeben; wenn ich Ihnen noch dazu ſage, daß ich täglich mehr und mehr einſehe, wie wenig man ſelbſt iſt, bis man ſich in andern fühlt, daß ich mich freue, jemand zu haben, für den ich arbeite, für den ich ſorge, für den ich mirs ſauer werden laſſe, ſo werden Sie wiſſen, daß ich ſo glücklich ſei, wie man in Wilna nur ſein kann, und wie man überhaupt als Profeſſor ſein kann, eine Art zu ſein, die mir an und für ſich in den Tod zuwider iſt. Allein was iſt zu thun! Das Loos iſt einmal geworfen, und das Schickſal, wovon ich Ihnen ſo offnes Herzens in Ihrem Garten bei unſerer erſten Unterredung erzählte, hat nicht gewollt, daß ich in irgend einem Fache ein practiſcher Arbeiter werden ſollte, ohnerachtet ſie mich Naturgeſchichte practiſch und nicht theoretiſch lernen ließ. Auch gut, wenn man ſich ſeines Geiſtes nicht erhebt!

Mein kleines Mädchen wächst herrlich heran, zur Freude ihrer Mutter und der meinigen. Ich ſehe verwundernd zu, wie ſich Anlagen entfalten, und denke dabei: daß es angeborne Ideen gibt, iſt nicht möglich: aber angeerbte Organiſation und angeerbte Empfänglichkeit gibt es gewiß, welche gewiſſen Ideen den Eingang erleichtert, und ihnen entgegenkommt, indem ſie ſich den Gegenſtänden aus innerm Antriebe nähert, die ſie erwecken können.

Leben Sie wohl, und nehmen Sie noch von mir und meinem lieben Weibe einen herzlichen Gruß an Ihre Gemahlin an. Grüßen Sie auch Ihren braven Goethe beſtens von mir. Ich bin von ganzer Seele

Ihr

Forſter.

Meine Frau wollte Ihnen ſelbſt ſchreiben: es iſt ihr aber diesmal nicht möglich geworden. Sie grüßt Sie von ganzem Herzen.

*3.

Forſter an Herder.

Warſchau den 1. September 1787.

Mein unausſprechlich geehrter und geliebter Freund! Ich bin im Begriff, meine Reiſe nach Göttingen fortzuſetzen, und kann nicht umhin, Ihnen durch eine Zeile im voraus Nachricht zu geben, daß ich Sie in Weimar, wär' es auch nur ein paar Stunden lang, vor allen Menſchen zu ſprechen wünſche, um über meine vorhabende Reiſe, die Ihnen wegen des Studiums des Menſchengeſchlechts intereſſant ſein wird, Ihren Rath und Ihre Deſiderata mit auf den Weg zu nehmen. Sie wiſſen doch ſchon, daß ich durch einen Deus ex machina aus dem Wilna'ſchen Pontus erlöſt bin, und in Ruſſiſchen Dienſten eine neue Reiſe ins Südmeer mache? Wie das ſich entſponnen und zur Wirklichkeit gediehen ſei, mündlich. Jetzt nur dieſes Wenige. Auf der Reiſe folgen wir wahrſcheinlich Cooks Fußſtapfen ſeiner letzten Reiſe, und ſuchen Japan näher kennen zu lernen. Wir beſuchen die Inſulaner Neuſeelands, der Societäts- und Sandwichsinſeln und die Nordamerikaniſche Küſte über Californien, gehen aber nicht nördlicher als 60°. Es kann auch ſein, daß wir in China anlegen; denn in 4 Jahren, ſo lange die Reiſe wenigſtens dauern ſoll, läßt ſich viel hin und her kreuzen. Nach dieſen Angaben können Sie Ihre Fragen einrichten.

Ich ſchreibe Ihnen auch noch in einer Rückſicht. Sie zürnen mir vielleicht, oder was noch weit ſchmerzlicher wäre, Sie haben mir Ihre Achtung entzogen, ſeit ich Ihnen eine thörichte Muthmaßung äußerte, die, ich bekenne es, ſehr wenig Kenntniß Ihrer Philoſophie und ganzen Denkart verrieth. Ich mag nicht einmal einen Verſuch machen, mich deshalb zu entſchuldigen. Jacobi's Ausdruck, da er vom Verfaſſer der „Reſultate“ ſagt, es ſei ein Mann, vor deſſen philoſophiſchem Genius ſich der ſeinige beuge, hatte mich geblendet und irre geführt. Ich kannte keinen, vor dem er ſich beugte und beugen mußte, als den Ihrigen, und der Kniff fiel mir nicht ein, daß dieſe Art, den Werth des Mannes herauszuſtreichen, weiter nichts als ein verſtecktes Selbſtlob iſt. Der Fehler, meinem eigenen Urtheil immer weniger als dem eines andern zu trauen, iſt ſchwer abzulegen; ich bin aber doch ſchon ziemlich viel weiter als ſonſt damit gekommen, und Ihre Liebe und Nachſicht, um die ich Sie bitte, werden mir auch darin weiter helfen.

Ich habe jetzt vom Herzen, was mich lange drückte. Mein Herz ſchlägt Ihnen entgegen, und in wenigen Tagen bin ich bei Ihnen mit Frau und Kind, um eine Stunde froh mit Ihnen zu verſchwatzen. Mein liebes Weib grüßt Sie und Ihre liebe würdige Gattin, mit der innigſten Freundſchaft. Wir leſen unterwegs mit Entzücken den dritten Theil Ihrer „Ideen“, die uns zur herrlichſten Erholung gereichen. An Goethe bitte ich unſern herzlichen Gruß.

Ihr Forſter.

4.

Herder an Forſters Gattin.

Nehmen Sie von mir auch ein kleines Blättchen an, zum freundlichen beſten Dank Ihres lieben Beſuches. Er hat mich halb geſund gemacht; und ich hatte eben den Anblick ſolcher zwei Menſchen ſehr nöthig.

Grüßen Sie Ihren Forſter aufs herzlichſte. Ich walze jetzt in meinem Kopf mancherlei umher, und will ihm eine große Fracht von Fragen bereiten, nach dem löblichen Sprichwort nämlich: ein == == kann mehr fragen ꝛc.

Wenn der Rauſch Ihres Jubilo [1]) und die Beſchwerden, die Ihr Herr Vater dabei zu genießen hat, vorüber ſind, ſo ſagen Sie ihm doch auch von mir ein hübſches, freundliches Wort. Ich habe ihm mit den „Blättern“ [2]) ſchreiben wollen; nun Sie aber die Ueberbringerin der Olla Potrida worden ſind, müſſen Sie auch die Stelle eines lebendigen Buches vertreten. Sagen Sie ihm alſo aufs ſchönſte Dank für ſeine Geſchenke und auch für ſeinen Brief. Ich habe darüber Ihnen ſchon ein Wort mündlich geſaget.

Auch Meyer bitte ich gar ſchön zu grüßen. Ich will ihn in meinem Leben brieflich nicht mehr Profeſſor nennen als auf dem Umſchlage des Briefes. Sagen Sie ihm, daß ich an ſeinem Monboddo [3]) todtkrank geworden bin, und daß

---

1) Die Univerſität feierte ihr fünfzigjähriges Beſtehen.

2) Der dritten Sammlung der „zerſtreuten Blätter“.

3) Ancients Metaphysicks or the Science of Universal, wovon der erſte Band in dieſem Jahr erſchien.

es auf ſich gehabt hätte, wenn ich geſtorben wäre. Doch ich will ſelbſt ein paar Worte an ihn ſchreiben.

Leben Sie wohl, liebe gute Menſchen, Sie, liebe Frau mit Ihrem Glanzauge und Ihr Weltwandrer und Ihr kleines wildes Mädchen. Lebt alle herzlich wohl auf vaterländiſchem Deutſchen Boden.

Weimar den 14. September (17)87. H.

Knebel grüßt ſehr.

5.

Herder an Forſter.

Liebſter Forſter!

Mir iſt der Gedanke beigegangen, ob ſich zu Ihrer neuen Columbusreiſe der Africaniſche Einſiedel[1]) nicht mitſchickte. Sein erſter Plan, an dem er viele Jahre gebrütet hatte und dem er ſein Vermögen aufgeopfert hat, ging, theils durch eigene Schuld, theils durch die Ungunſt des Schickſals, das die Peſt in jene Gegenden ſandte, zu Grunde.

---

[1]) Der Bergrath von Einſiedel, der im Jahre 1785 mit zwei Brüdern und der in Deutſchland als todt und begraben geltenden Frau von Werther eine wunderliche Reiſe nach Tunis gemacht hatte. Vgl. die „Erinnerungen" II, 226 f. H. Düntzer „Freundesbilder aus Goethes Leben" S. 622 f.

Er iſt alſo ſich ſelbſt und dem Publicum eine Art von Entſühnung darüber ſchuldig. Naturgeſchichte, Chymie ꝛc. hat er ſehr inne, und im Bergweſen beſonders iſt er erfahren, in welchem er in Freiberg einige Jahre angeſtellt geweſen: ſollte er alſo nicht als Secundant in Ihren Plan taugen? Sie kennen ihn perſönlich; Käſtner u. a. kennen ihn; mich dünkt, auch von dieſer Seite wäre er ein guter Reiſegefährte. Der Gedanke kommt völlig von mir, oder vielmehr zuerſt von meiner Frauen her: an ihn iſt keine Silbe geſchrieben. Ich weiß ſelbſt nicht, wo er jetzt iſt; das iſt aber von ſeinem Bruder leicht zu erfahren. Ein Menſch voll großer Ideen iſt er, zum unpartheiiſchen Weltbeſchauer geboren, das iſt gewiß; und wenn ſich ſein übriges Weſen für Sie paſſet, worüber ich nicht urtheilen kann, ſo wäre, dünkt mich, der Reiſe ein ſeltnes Subject mehr gegeben. Schreiben Sie mir, nach guter Ueberlegung, darüber Ihre Meinung; und falls Sie zu entriren Luſt haben, melden Sie mir zugleich die Bedingungen rein und klar, damit ich ihm ſolche fragend vorlegen kann. Wenn er damit, inſonderheit nach der Rückkunft, ſich eine Art Hort erwerben kann, wird es ihn gewiß reizen. Er iſt keiner von den Menſchen, die unbemerkt durch die Welt ſchleichen wollen, ſondern iſt ganz dazu geſteuret, fürs Allgemeine einen neuen Fußtapfen nachzulaſſen, wozu auch er Talente und erworbne Geſchicklichkeiten genug hat. Alles kommt drauf an, ob er Ihnen oder Ihrem Plan convenire? Und mich dünkt, zu einer ſolchen Expedition iſt auf alle Fälle doch ein Secondlieutenant nicht untauglich. Schade, daß ich nicht drauf kam, als Sie hier waren: ſprechend läßt ſich das alles leichter und vielſeitiger behandeln. Wenn Sie ſich nach ihm erkundigen, ſo bitte ich zu verſchweigen, daß der Gedanke von mir kommt, und mir überhaupt Ihre Meinung, unbewunden, wie der alte juriſtiſche Stil lautet, d. i. frei und unverholen, zu ſchreiben. Ich kann es nicht läugnen, daß ich ihm von langen Jahren gut bin, und daß mich ſeine Unreiſe, ſammt dem böſen Genius, der ihn begleitet hat, ſehr betroffen hat: das kommt aber nicht in die Rechnung, die Sie zu machen haben. Für Sie muß er ſelbſt das ſein, was der Reiſe Vortheil geben kann, woran ich, falls alles Uebrige für Sie und ihn convenirt, nicht zweifle. Leben Sie wohl, Lieber, und ſchreiben mir einige Zeilen Antwort.

Herder.

6.

Forſter an Herder.

Göttingen den 21. October 1787.

Ich habe etwas lange über Ihren Vorſchlag gebrütet, mein beſter, verehrungswürdigſter Freund, weil ich immer hoffte, in der Zwiſchenzeit etwas von St. Petersburg zu erfahren, welches mein Schickſal entſchiede. Ich habe wohl ſeither einen Brief von Mulowsky, meinem künftigen Chef oder Palinur, empfangen, allein er war alt, noch ehe die Türkiſche Declaration Petersburg erreichen konnte, davon. Folglich weiß ich noch immer nicht, was dieſe für eine Aenderung im Reiſeplan machen, oder ob ſie ihn vor der Hand ganz unterdrücken wird, zumal da jetzt die finſtern Wolken ſich über ganz Europa zuſammenziehen, und England Miene macht, den Zeitpunkt zu benützen, um ſich an dem treuloſen Frankreich zu rächen. Auf allen Fall, denke ich, werde ich nun wohl bis in December hier bleiben; denn ehe ich Antwort habe, gehe ich nicht von hier fort. Vielleicht kann ich den ganzen Winter über noch in Teutſchland bleiben.

Wir wollen einſtweilen annehmen, die Reiſe ginge ihren Gang, um zu ſehen, was mit unſerm lieben Einſiedel zu machen iſt. Zweierlei Leute werden gebraucht. Erſtlich Gehülfen oder Handlanger, die mir zur Hand gehen, ſammeln und aufbewahren, kurz ſich mit den mechaniſchen Arbeiten des Naturforſchers abgeben können, wozu freilich auch ſchon Kenntniß der Wiſſenſchaft gehört. Hierzu kann ich Einſiedeln nicht brauchen, ich kann ihm es nicht zumuthen. Demnächſt aber wird von mir verlangt, ich ſolle noch einen Naturforſcher in Vorſchlag bringen, der auf einem andern Schiffe eben das thun ſoll, was ich auf Mulowskys eigenem, nämlich als Naturaliſt und Hiſtoriograph, von niemand als ſich ſelbſt abhängig, doch natürlicherweiſe dem Schiffscapitän untergeordnet, die Naturproducte währender Reiſe zu ſammeln, beſchreiben, und die Geſchichte der Reiſebegebenheiten, insbeſondere wenn das Schiff von uns detachirt wird, zu erzählen.

Nun fragt ſichs, liebſter Freund, iſt Herr von Einſiedel Zoolog und Botaniker, wie er Mineralog und Chemiker iſt, dergeſtalt daß ich ihn keck und kühn zu dieſem Poſten empfehlen kann? An der Größe ſeines Geiſtes zweifle ich nicht, am weiten und ſcharfen Blicke nicht: ich frage nur, kann er ins Detail ſich einlaſſen, und das Kleine, Einzelne in der Natur über den Eindrücken des Ganzen nicht verabſäumen? So lange die Schiffe beiſammen blieben, trieben wir doch unſer Werk gemeinſchaftlich, und arbeiteten einer dem andern in die Hand. Viel, unendlich viel gäbe ich drum, wenn ich ihn auf einem Schiffe mit mir hätte; allein dies iſt nicht möglich.

Die Bedingungen, die ich ihm verſprechen kann, ſind in dieſem Falle ſchon beſtimmt und mir vorgeſchrieben.

1. Zur Ausrüſtung und Reiſe an den Ort der Einſchiffung 1500 Rubel.
2. Jährlich, ſo lange die Reiſe dauert, 1500 Rubel.
3. Ein Jahr nach der Rückkunft noch eben dieſen Gehalt.
4. Sodann zeitlebens die Hälfte jährlich, d. i. 750 Rubel.

Dabei kann er ſich noch ausbedingen, gute Accommodation auf dem Schiffe, des Capitäns Tafel, die Direction der auf demſelben Schiffe befindlichen Zeichner, ferner daß ihm von Seiten der Seeofficiere alle Hülfleiſtung zur Erfüllung ſeiner Pflicht geſchehe. Er kann auch einen Bedienten mitnehmen; mehrere würde man nicht gerne ſehen; ich nehme auch nur einen; denn zu den Arbeiten des Naturforſchers muß der Capitän, ſo oft wir ans Land gehen, Matroſen hergeben, die z. B. Bäume fällen, fiſchen, die Jagdtaſche, den Botaniſir-Apparat u. ſ. w. tragen. — Endlich muß er auch einen beſtimmten Rang fordern, zum mindeſtens Majorsrang, denk' ich; nicht als könnte er dadurch ſelbſt geringeren Seeofficieren befehlen; allein es gibt einmal in einem despotiſchen Staate, wo alles militäriſchen Rang hat, eine gewiſſe Achtung.

Nun überlaſſe ichs Ihnen, ſobald Sie ſich durch Erkundigung, oder ſei es durch eigne Ueberzeugung und Wiſſen, verſichert halten, daß Einſiedel Zoolog und Botaniker iſt, ihm das Anerbieten zu thun. Sind ihm die Bedingungen anſtändig, ſo laſſen Sie michs wiſſen, damit ich ihn ſogleich in Petersburg in Vorſchlag bringen, und zugleich alles, was zu ſeiner Empfehlung und Legitimation dort dienen kann, mit vorlegen könne. Die Reiſe dauert wahrſcheinlich vier Jahre: wir gehen um das Cap, nach Neuholland, Neuſeeland und den Südſeeinſeln. Sodann iſt die Küſte von Nordamerika, die Cook beſchiffte, die Kuriliſchen Inſeln und die Japaniſche Küſte unſer vorzüglichſtes Augenmerk, der Tummelplatz, wo wir die längſte Zeit zubringen werden. Hier dürften ſich auch die Schiffe nach verſchiedenen Beſtimmungen trennen. Weiter nordwärts als der Hafen von St. Peter und Paul in Kamtſchatka werden wir jedoch ſchwerlich kommen. Mich dünkt, der Reiſeplan muß Reiz und Intereſſe für den guten Einſiedel haben, und ſo manches Neue mit ihm zu ſehen, mit ihm über das am Tag Geſchehene Rückſprache zu halten, das wäre meines Bedünkens ein Glück, welches die Unannehmlichkeiten der Reiſe zur Hälfte verringerte. Ich denke, ſein Herz iſt zugänglich, und zu ſolchen Unternehmungen wär' es gut, wenn wir als Brüder im engſten Bunde mit einander lebten.

Ich habe Ausſicht, daß von Götz in München, und ein gewiſſer Thiery, der jetzt in Homburg lebt, als Zeichner mitgeben. Es iſt mir nur leid, daß dieſe Leute, die man in Rußland als Subalternen anſieht, kein großes Gehalt und nach ihrer Rückkunft kein Jahrgehalt bekommen. Indeſſen wenn ſie reuſſiren und etwas Sehenswürdiges leiſten, ſo wird es ihnen an einer Unterkunft nicht fehlen können. Ein Zeichner für Pflanzen und Thiere geht mir noch ab. —

Erinnern Sie ſich meiner in Liebe.

Ihres ewig treuen

Forſters.

7.

Herder an Forſter.

Ich danke Ihnen aufs beſte, liebſter Freund, für Ihren ſo offnen, freundſchaftlichen Brief. Für Einſiedel wäre es allerdings eine ausgemachte Wohlthat, wenn er ſich zu

Stelle ſchickte, wie Sie ſie beſchreiben: daß er ſich aber zu derſelben in dieſen Verhältniſſen ſchicke, muß ich faſt bezweifeln, wenigſtens kann ichs nicht verbürgen. Daß er ein Zoolog und Botaniker ſei, wie Sie es verlangen, weiß ich nicht; und ob er ſich als Vorſteher einer gelehrten Reiſegeſellſchaft auf einem beſondern Schiff dergeſtalt brauchen laſſe, daß man ſich auf ihn verlaſſen könne, um ſeine Bemerkungen und die Beihülfe derſelben zu dem Zweck einzurichten, den das Publicum unſerer Zeit, der Modegeſchmack und die Abſicht des Reichs, das ihn ausſendet, verlangen, kann ich noch weniger entſcheiden. Da er ſich faſt in allem ſelbſt gebildet hat, ſo könnte ihn ein Egoismus anwandeln, der ihn für andre Abſichten, die er geringer ſchätzen möchte, unbiegſam macht u. ſ.

Laſſen Sie alſo mein Wort fallen, lieber, treuer Mann; wenigſtens will ich darüber keine Schuld tragen. Ich habe ihm nichts davon geſchrieben, da ich auch nicht weiß, wo er iſt: gegen ſeinen Bruder, den Kammerherrn hier hatte ich ein Wort im Geſpräch, als einen fliegenden Gedanken von mir, fallen laſſen, den ich aber ſogleich auf eine glimpfliche Weiſe, daß es mit der ganzen Reiſe noch in weitem Felde ſei u. ſ., ausgetilgt habe. Wollen Sie ſich für Ihre Perſon, da ihn, glaube ich, Sömmering u. a. kennen, nach ihm beiläufig erkundigen, im Falle Sie an einem Subject zu dieſem Platz Mangel litten, ſo mögen Sie es thun. Ich muß aber ſelbſt geſtehen, daß zu den Zwecken, die Ihnen vorgeſchrieben ſind, mehr mechaniſche, wenn auch kleinfügige Habilität zu gehören ſcheint, als der er ſich mit ſeinen allerdings großen Blicken unterziehen dürfte. Jch ſchreibe ſo redlich und aufrichtig, wie ich in einer öffentlichen, fremden und dabei ſo wichtigen Sache ſchreiben zu müſſen glaube; laſſen Sie aber meinen Brief darüber niemanden leſen, ſo wie auch den Jhrigen niemand als meine Frau, die in dieſer Sache auch ein Niemand iſt, geleſen hat. Jch habe Sie, liebſter Freund, um Jhrer offnen Sorgſamkeit und bereiten Liebe willen noch lieber.

Allerdings wird Jhnen durch den Krieg jetzt ein fremder Nagel ins Hufeiſen geſchlagen; vielleicht wird aber Jhr Capitan ihn noch zur Zeit herausziehen können: denn die große Frau affectirt ja, über Berge wie über Maulwurfshügel hinwegzuſchreiten.

Leben Sie wohl, lieber Guter, und genießen Sie der Zeit, die Sie noch dieſſeit und jenſeit des Canals auf dem feſten Lande zubringen, mit Ruhe und Freude. Von Jhrer Reiſe nach England, und wie es weiter geht, werde ich de wohl einen Wink bekommen, wenigſtens durch Jhre Ther Wo Sie aber auch ſein und leben, gebe es Jhnen we Behalten Sie mich lieb, wie ich Sie herzlich liebe!

Weimar den 9. November 1787.

H.

8.

Forſter an Herder.

Göttingen den 27. November 1787.

Es iſt doch in der That recht ärgerlich, mein verehrungswürdigſter Freund, daß ſich ſo oft die Umſtände, unter welchen brauchbare Menſchen in Thätigkeit verſetzt werden könnten, nicht ereignen wollen. Wie ſchade, daß Einſiedel nicht mit mir gehen kann, und daß ich ihn, nach dem, was Sie mir ſchreiben, nicht zum Chef der Beobachter auf einem andern Schiffe vorſchlagen kann! Daß er mit mir, und zwar auf einem Schiffe mit mir, ein vortrefflicher Mitarbeiter ſein würde, ſehe ich gar wohl ein. In dieſer einzigen Rückſicht, nämlich das Perſonale zweckmäßiger einrichten zu können, wäre es vielleicht gut geweſen, wenn ich ſelbſt hätte nach Petersburg kommen müſſen. Man hätte mich befragt, und ich hätte mündlich tauſend Dinge ſagen können, die in Briefen nicht abgethan werden, ohne ewiges Hin- und Herſchreiben. Von einer andern Seite hinwiederum iſt es ſogar gut, daß ich mein Schickſal hier abwarte, und jene Wirbel der Cabale und Intrigue nicht berühre.

Und doch, nur von Einſiedeln ſelbſt läßt ſich mit Zuverläſſigkeit erfahren, ob er dem zoologiſchen und botaniſchen Fache gewachſen ſei oder nicht. Dies gäbe denn am Ende den Ausſchlag; denn es iſt ja auch nicht nöthig, ſo wenig, wie es möglich iſt, daß ſich zur Expedition zween

Männer finden, die gleiche Stärke in jedem Fache und gleiche Liebe für jedes Fach haben. Wo nur Kraft iſt zum Beobachten und Ausforſchen des Wahren, da wird ſie immer nützlich ſein, wenn ſie nur angewandt wird, der Gegenſtand ſei, welcher er wolle.

Ich komme auf dieſe Betrachtungen, weil ich von mehreren Seiten angegangen werde, der Ruſſiſchen Admiralität Perſonen vorzuſchlagen, die meines Erachtens nicht ſo gut die Stelle füllen würden als Einſiedel. Ich will Ihnen unter andern Beiſpielen nur eins anführen, welches mir in dieſem Augenblick viel Bekümmerniß verurſacht, die Ihr Herz gewiß mit mir theilen wird. Was ich Ihnen erzähle, bleibt unter uns. Mein Vater wünſcht die Reiſe mitzumachen. Ich ſahe dieſer Aeußerung entgegen, ſo bald ich erfuhr, daß er ſeine große Unzufriedenheit über meine Entſchließung zu erkennen gegeben, und von dem Erfolg der Reiſe ſowohl als von der Zuverläſſigkeit Rußlands das Schlimmſte augurirt hatte. Sie faſſen leicht, daß es für mich gleich verdrießlich ſein müſſe, er gehe oder gehe nicht mit. Das Letztere iſt das Wahrſcheinlichſte; denn wie kann ich hoffen, ihm ſchickliche Bedingungen zu verſchaffen! In dieſem Falle kann ich einer unrichtigen Beurtheilung von ſeiner Seite nicht entgehen. Iſt das Erſtere, ſo ſehe ich unendlichem Verdruße während der ganzen Reiſe entgegen! Bald möchte ich alſo wünſchen, der Krieg machte der Reiſe gar ein Ende. Noch habe ich keine Nachricht aus Petersburg, kann auch keine noch erwarten vor Mitte Decembers. Von Warſchau aus ſchrieb mir geſtern Stackelberg und ſein Geſandſchaftsſecretär. Aus des letztern Briefe ſcheint hervorzuleuchten, daß in Rußland wegen des Kriegs vielleicht das Geld zur Reiſe fehlen möchte. Meinem Vater verdenk' ichs übrigens nicht, daß er von Halle weg zu kommen ſucht; denn ſeitdem in Berlin in jedem Dicasterio ein alchymiſcher Beutelſchneider den Vorſitz vi oder nomine hat, ſcheint es unmöglich zu ſein, daß Talent und Kenntniß etwas gelte. Der flache Hofmann tyranniſirt in Halle, und nun wirds vollends das neue Schulcollegium thun.

Der Kaiſer hat ſich bei mir in einem artigen Schreiben für die Dedication des „Cook“ bedankt, und einen brillanten Ring von ein paar hundert Louisdor beigefügt. Das ſcheint mir ein Beweis, daß er für die Art des Compliments, welches ihm gebracht wurde, Sinn hat: wie die Welt geht, iſt das kein ganz ſchlimmes Zeichen.

Meine Muße benutz' ich hier, um einige zerſtreute botaniſche Beſchreibungen von meiner Reiſe zu ſammeln, ordnen und den hieſigen Societäts-Commentarien einzuverleiben. Ich bin dadurch wieder ins Zeichnen gekommen, und freue mich ſehr, daß ich noch nicht alle Kunſtfähigkeit verloren habe, auch Kunſtfertigkeit wieder erlange. Demnächſt will ich eine Franzöſiſche *Handſchrift* überſetzen, welche die generationes spontaneas behauptet, und hauptſächlich Spallanzanis und Senebiers Eierhypotheſe den letzten Stoß gibt. Sie iſt durch Zufall in meine Hände gekommen, und wird die Epigeneſiſten nicht wenig freuen.

Meyer iſt unſer täglicher Mittagsgeſellſchafter, weil wir uns von einem Gaſtwirth ſpeiſen laſſen. Er iſt unſer Bruder und unzertrennlicher Freund. Unſer kleiner Bund heißt die Dreieinigkeit, und er heißt Aßad. Wir ſuchen des Lebens froh zu werden, und den gegenwärtigen Augenblick nicht ungenoſſen zu entlaſſen. Geſtern ward ich 33 Jahre alt, und fühlte, daß ich noch, bei allem und troz allem, was mir Bitteres und Widerwärtiges widerfuhr, und was mein Herz betäuben und ſtumpfen wollte, noch mich glücklich dünken könne, in dieſem kleinen, engen Kreiſe. Wenn wir jemanden außer uns ſuchen, deß wir uns freuen möchten, ſo denken wir an Heynen und an Sie. Heyne lebt jezt gleichſam auf, iſt munterer, freimüthiger, geſünder als je. Sehen Sie noch einem frohen Augenblick entgegen, der ihre Vaterfreuden vermehrt, oder iſt er ſchon da und Ihre zärtliche Unruhe überſtanden? Sagen Sie uns das, und grüßen Sie die liebe, gute Gattin von uns herzlichſt.

Ewig Ihr F.

*9.

Forſter an Herder.

Mainz den 17. Mai 1791.

Ich ſchicke Ihnen meine „Sakontala", lieber und verehrter Freund, um mein Andenken bei Ihnen aufzufriſchen.

Es iſt mir ein erfreulicher Gedanke, daß Ihnen, mit Ihrem Sinne für die Blüthen Orientaliſcher Phantaſie, dieſe meine Pflegetochter ein paar ſchöne Stunden werde hinbringen helfen. Den Aſiaten von ſubtiler Empfänglichkeit werden Sie gleich darin finden; aber was mehr werth iſt, bei dieſer Subtilität auch Wahrheit der Empfindung, und dies alles am Ganges, hundert Jahr vor unſrer Zeitrechnung. O daß Leſſing noch lebte! Die Materialien über Indien, die England jetzt liefert, und was ich davon geſammelt habe, machen mir Luſt, einmal etwas wie einen Schattenriß von jener uns ſo fremden Erde hinzuzeichnen. Vielleicht mache ich mich bald daran; denn ich finde, je länger je mehr, daß es nicht recht iſt, auf eine unmögliche Vollkommenheit zu warten. Was wir unvollendet laſſen, wird der Kalk und Mörtel, womit andre fortbauen. Möchten wir doch auch die Gefangenen Ihres Pults einmal hervorgehen ſehen!

Ich lebe hier eingeſchränkt, und in häuslicher Ruhe vergnügt. Von den Arbeiten meiner Muße werden Sie von Zeit zu Zeit etwas geſehen haben. Meine Thereſe iſt heiter und froh unter ihren Kindern. Zwei Mädchen haben wir; von einem dritten Kinde erwartet das liebe Weib ihre Entbindung in einigen Tagen. Von ihr und mir ergehen unſre herzlichen Grüße an Ihre theure Gemahlin. Wir umarmen Sie herzlich, mein Theurer, und werden uns eines Wortes von Ihnen ſehr freuen. Ihr Forſter.

10.

Herder an Forſter.

Weimar den 14. November 1791.

Was werden Sie ſagen, lieber Freund, daß ich Ihnen für Ihr ſchönes Geſchenk, die „Sakontala", erſt jetzo danke? Angenehmer als dies iſt mir ſo leicht keine Production des menſchlichen Geiſtes geweſen, und eine ſo unerwartete Production, eine wahre Blume des Morgenlandes, und die erſte, ſchönſte ihrer Art. Was ich davon halte, werde ich im vierten Theil der „zerſtreuten Blätter", der Oſtern herauskommt, ſagen; und ich hoffe, daß Sie damit zufrieden ſein werden. Sie ſind glücklich, daß Sie uns ein ſolches Geſchenk geben konnten, und Sie haben es uns ſo trefflich gegeben. Selbſt Engländerinnen ſagen, daß es ſich ſchöner im Deutſchen als im Engliſchen leſe. So etwas erſcheint freilich nur alle 2000 Jahre einmal.

Ohne Zweifel werden ſie ſich Mühe geben, durch Ihre Freunde in England mehr dergleichen aus dem alten Indien zu bekommen. Ich hoffe, Jones wird ſein Wort brechen, daß er ſich fernerhin der Poeſie entziehe, und der Jurisprudenz ganz widme. Seinem Geiſt wird es unmöglich werden, das vielleicht durch äußere Umſtände veranlaßte Gelübde zu halten. Tragen Sie dazu bei, was Sie können, lieber Forſter; Sie zeichnen damit Ihren Namen aufs neue und aufs ſchönſte ins Buch der Verdienſte für Ihre Nation ein.

Hier haben Sie, dem Sprüchwort zu Folge, für Ihren Edelgeſtein einen armen Feldſtein oder eine Kohle. Wenn aber Kohlen, wie unſer D. Buchholz uns vorgeleſen und erwieſen hat, das faule Waſſer klar und ſtrinkbar machen können, ſo wünſche ich meinem Buch keine mehrere und beſſere Wirkung.

Aus dem Verzeichniß Ihrer bei der „Sakontala“ angeführten Indiſch-Engliſchen Bücher ſehe ich, daß Sie Wilkins' Heetopades of Wishnu-Sarma haben. Könnten Sie es auf einige Zeit entbehren, und wollten mirs auf ſolche überſchicken, ſo verbänden Sie mich ſehr. Es iſt in Octav, und wird wahrſcheinlich nicht groß ſein.

Was macht Ihre liebe Frau und die kleine Polin? Wie leben Sie in Mainz? und wie haben Sie ſich dort eingerichtet? Ueber Ihren gelehrten Bücherfleiß erſtaune ich jede Meſſe: Sie ſind ein Briareus von hundert Händen, und ſchaffen uns lauter köſtliche oder doch nützliche Sachen herüber. Auf Robertſons Geſchichte der Indiſchen Schifffahrt freue ich mich: ſie ſoll eine meiner erſten Lectüren ſein.

Mit uns gehts ziemlich. Meine Frau und Kinder ſind wohl; der kleine Rinaldo, etwas über ein Jahr alt, macht uns mit ſeinen ſtattlichen Verſuchen zu ſtehen und zu laufen viel Freude. Uebrigens bin ich voller Geſchäfte und Arbeit; die Litteratur kann ich kaum als ein Sonntagskleid die Woche einmal anlegen.

Leben Sie wohl, lieber Forſter, und haben für Ihre „Sakontala“ in meiner Frauen und meinem Namen nochmals den wärmſten Dank. Meine Frau hat ſo viel Theil genommen als ich; und wir haben in Karlsbad den Geſchmack dafür auch andern gegeben, und äußerſt angenehme Stunden dabei genoſſen. Sie grüßet Ihre liebe Frau ſchweſterlich, und ich füge meinen freundlichen Gruß dazu. Vale, care, et gratias habe. **Herder.**

II.

Forſter an Herder.

Mainz den 10. December 1791.

Sie haben mir durch Ihre lieben freundſchaftlichen Zeilen einen herzlichen frohen Tag geſchenkt, mein verehrungswürdiger Freund, und Ihr treffliches Buch, das ich nach dem Eſſen meiner Frau vorleſe, ſoll uns noch manche ſchöne Stunde ſchenken. Laſſen Sie mich auch Sie glücklich preiſen, daß Sie gerade jetzt und nicht fünfundzwanzig Jahre früher dieſen vierten Band (der „Ideen") zu ſchreiben hatten. Indeſſen werden Sie vor der Rache des Deutſchen Barbarenſtolzes doch nicht ganz ſicher ſein. Herr Meiners wird Ihr Buch wenigſtens eben ſo ſchief anſehen als alles andere, was je geſchrieben ward. Dies ſei freilich Ihre geringſte Sorge! Das Gute, welches Sie unfehlbar ſtiften müſſen, indem Sie das Gefühl durch die Vernunft leiten laſſen, und durch Ihre Kohle (um Ihr Gleichniß beizubehalten) das ächte Gold, ſiebenmal im Tiegel bewährt, von der Schlacke trennen, wird Ihnen die Nachwelt gewiß, und ein großer Theil der Zeitgenoſſen ſchon jetzt danken. Der Menſch iſt unter Ihren Händen ein Ganzes der Natur, nicht ein bloßer Syllogismenſpinner, nicht bloßer Träumer, nicht bloß tönende Saite. Für unſern Stolz iſt das vielleicht nicht ſehr tröſtlich, deſto erquickender für unſer Gefühl. Wie freut es mich, liebſter Herder, daß meine Pflegetochter „Sakontala" Ihnen ſo das Herz geſtohlen hat! ſie hat aber auch das Siegel der Humanität an der Stirne, und auf Ihre Freude an ihr, wenn ich auch ſonſt wenig errechnen kann, rechnete ich mit Zuverſicht von dem Augenblick an, da ich das Buch in meine Hände bekam. Wollte Gott, Ihr Wunſch in Abſicht auf Jones realiſirte ſich! Er wirds vielleicht, wenn die Nachricht nach Indien kömmt, welche Senſation ſeine „Sakontala" in Europa gemacht hat; oder wenigſtens darf man hoffen, daß ſie ſonſt jemanden, der ſich auf das Studium der Sanskritſprache legt, zu ähnlichen Ueberſetzungen reizen werde. Münter [1], den Sie kennen, hat aus Rom einige, von Miſſionarien ins Lateiniſche überſetzte Stücke von Tamuliſchen Gedichten mitgebracht, und will ſie herausgeben. Ich vermuthe zwar, daß ſie ſehr viel neuer als die „Sakontala" ſein mögen, allein es kann doch alles ſeinen Werth haben.

Der zweite Theil der Asiatick Researches iſt ſchon in England; ich hoffe ihn bald zu bekommen, und überſetze alsdann die Abhandlungen von Jones über die fünf Hauptvoller Aſiens, Indier, Araber, Perſer, Tataren und Chineſer, woron die erſte im erſten Bande, die übrigen im zweiten enthalten ſind. Die ganze Sammlung der As. Researches zu überſetzen wäre unzweckmäßig für uns, da ſie vieles enthält, was uns nicht intereſſirt, und was ich nicht verſtehe, z. B. eine Abhandlung von Jones über Engliſche Orthographie, verſchiedene aſtronomiſche und mathematiſche Aufſätze u. ſ. w.

---

[1] Profeſſor zu Copenhagen. Vgl. Goethe B. 23, 160

Die Heetopades erhalten Sie hiebei: der ehrliche Wishnu-Sarma iſt bisweilen langweilig, aber Sie werden doch finden, wie die Arabiſchen, Perſiſchen, Türkiſchen, Franzöſiſchen Ueberſetzer ſo ungeſchickt mit dem Schatz umgegangen ſind, aus dem ſie ſchöpften. Wollen Sie auch das Bhagvat Geeta, ſo ſteht es zu Ihrem Befehl; doch glaube ich nicht, daß dieſe metaphyſiſchen Subtilitäten Ihnen viel Vergnügen machen werden; die wenigen Züge von bildender Phantaſie ſind damit faſt zu theuer erkauft. Wilkins hätte lieber andere Theile des Mahabharat überſetzen ſollen, die mehr hiſtoriſch ſind.

Haben Sie tauſendfachen Dank für Ihre guten Nachrichten aus dem Innern Ihres freudegebenden Kreiſes. Ich will dafür auf Ihre Fragen getreulich antworten. Im vorigen Winter hat mein gutes Weib ſehr gekrankt, ſie war einer Lungenentzündung nahe und mußte ſich kläglich und kümmerlich durch ihre Schwangerſchaft ſchleppen. Das arme kleine Geſchöpf kam ſchwach auf die Welt, und ob es gleich nie krank war, ſo lang es lebte, hat es doch in einem ſechsmonatlichen Alter den Blattern nicht widerſtehen können. Jetzt, nach der Stärkung, die der ſchöne Sommer uns brachte, iſt meine Frau wieder wohl: allein behutſam müſſen wir immer noch ſein, und die Lungen ſind immer noch der ſchwache Theil, der bei jeder Gelegenheit zuerſt eine Verſtimmung im Organiſationsſyſtem empfindet; Kräfte hat ſie auch nicht wie ehedem. Meine kleine Polin iſt jetzt ein großes fünfjähriges Mädchen, mit blondem Haar und blondem Teint, und großen braunen Augen und einem lieben kindlichen Geiſte, haſchend nach Ideen, und geſchäftig, ſie zu verarbeiten. Meine Mainzerin, jetzt zwei Jahre alt, iſt brünet wie die Mutter, feurig lebhaft wie die Mutter, und ganz intuitives Gefühl wie die Mutter. Sie hat aber die Blattern in einem ſehr furchtbaren Grade überſtanden, und damit einen Theil ihrer Kräfte, ihres Embonpoint, ihrer Munterkeit und ihres guten Ausſehens eingebüßt; doch wird alles wiederkommen, und iſt zum Theil ſchon wieder da. Ich ſelbſt trage die Strafe des übertriebenen Fleißes und der allzulange fortgeſetzten Anſtrengung; ich war Anfangs Octobers ſehr krank, und fange jetzt erſt an, wieder zu Kräften zu kommen. Es iſt hart, daß ungeachtet dieſer harten Arbeit, der ich mich unterzogen habe, mir nicht ſo viel bleibt, daß ich ein halbes oder ganzes Jahr brach liegen kann. Indeſſen hoffe ich, jetzt iſt das Gröbſte überſtanden, mein Verluſt und die Angſt um das andre Kind ſind verſchmerzt — und ich will wieder arbeiten mit friſchem Muthe. Meine hieſige Lage wäre ſchon gut, wenn ſie mich ohne dieſe Ma leerenarbeit ernährte. Clima und Natur ſind hier von den ſchönſten in Deutſchland, und ich bin ſo wenig mit Umgang geplagt, als ich es wünſchen kann. Dann und wann ein Fremder, und ein paar Freunde — das iſt meine Geſellſchaft und meine Erquickung. An Hülfsmitteln zur Arbeit fehlt es mir ſehr; denn unſere klöſterlichen Bücherſchätze ſättigen mich nicht, mit ihrem abgedroſchenen Stroh. Aber wer iſt, der nicht irgendwo einen Mangel ſpürte? Alſo Geduld! — —

Behalten Sie mich in gutem Andenken, und wiſſen, daß ich Sie herzlich liebe und verehre. Forſter.

12.

Herder an Forſter.

(Weimar) den 26. December (17)91.

Indem ich Ihnen, lieber Freund, für Ihren lieben Brief, und für die Güte danke, mit der Sie mir ſo bald und ſchnell die Indiſchen Fabeln überſandt haben, bediene ich mich zugleich der Reiſe des Herrn Geheimerath Bode in Ihre Gegenden, Ihnen ſolche mit größtem Dank wiederzuſenden. Ich hatte auf den Indiſchen Namen nicht gemerkt, ſie aber ſeit einigen Jahren bereits gekannt und gebraucht.

Den erſten Theil der Asiatick- Researches habe ich eben von Göttingen hier. Nach Jones' Abhandlung über die Indiſche Mythologie zu urtheilen, die in dieſem erſten Theil ſtehet, werden Sie wahrſcheinlich auch bei der im zweiten Theil nicht ganz der Kritik entbehren können. Merkwürdige Zuſammenſtellungen aber wird ſie gewiß enthalten.

Daß die Geſundheit Ihrer Frau leidet, lieber Forſter, thut mir ſehr leid; ich hoffe aber, ſie wird ſich feſtſetzen, und dann auf eine Reihe von Jahren daurend feſter bleiben. Sagen Sie ihr den ſchönſten Gruß von meiner Frauen und mir.

Daß Meiners meine „Ideen“ beurtheilen ſoll und muß, thut mir leid. Ich verlange nicht Ruhm, aber doch Unparteilichkeit. Und ſollte dieſe ihm möglich ſein, da er bei jedem Schritt der Geſchichte bereits in eignen Hypotheſen ſteckt, die ja ein öffentlicher Lehrer, der ſie Jahr aus Jahr ein wiederholt, nothwendig glaubt, und alſo mit ſich träget. Doch was man nicht ändern kann, muß man ertragen. Leben Sie wohl, lieber Freund. Mein Brief iſt ſo kurz, weil ich mich ſeit einigen Wochen nicht recht wohl befinde. Ihr Brief kam mir eben in dieſer Unpäßlichkeit ſehr erwünſcht; und ein Brief von Heyne, der einige Tage vorher mit reichen litterariſchen Geſchenken ankam, war mir Arznei und Erquickung. Valete. Herder.

*13

(Weimar 1792.)

Dem Ueberſetzer der „Sakontala" und ſo vieler ande
Vorwelt-, Mitwelt- und Nachwelt angehenden Schätze u
Nachrichten

ſeinem Freunde, G. Forſter,

ſendet dieſen Theil „zerſtreuter Blätter"[1]) mit dem beſ
und einem doppelten Gruß, krank und vom Bett her.

Herder.

---

1) Die vierte Sammlung, welche die Briefe „Ueber ein morge
ländiſches Drama" (die „Sakontala") enthielt.

VI.

Herders Briefe an ſeinen Sohn Auguſt.

Einleitung.

Zum Verſtändniß der folgenden Briefe, welche Herder an ſeinen Sohn Sigmund Auguſt Wolfgang Herder während der Studienjahre ſchrieb, genügen wenige Angaben aus dem Jugendleben des ſpäter ſo bedeutend hervorgetretenen Mannes.

Am 18. Auguſt 1776 geboren, kam er gleich in ſeinem dritten Monate nach Weimar, wo er ein Liebling ſeines Pathen Goethe wurde, der ihn auf kleinen Ausflügen gern mit ſich führte. Auch die Herzogin-Mutter und Knebel nahmen ſich des geiſt- und gemüthvollen Knaben in freundlichſter Neigung an. Nach Beendigung der Gymnaſialſtudien ging er im Herbſt 1794 auf ein Jahr in eine Erziehungsanſtalt zu Neuenburg in der Schweiz, ſtudirte darauf zuerſt in Jena, wo er ſich mit Mathematik, Phyſik, Chemie und Mineralogie beſchäftigte, dann ſeit Oſtern 1796 unter Käſtner, Lichtenberg und Beckmann in Göttingen. 1797 bezog er die Bergacademie zu Freiberg, und drei Jahre ſpäter zur Ausbildung in der Rechtswiſſenſchaft Wittenberg, wo er im Jahre 1802 nach Vertheidigung ſeiner gehaltvollen Abhandlung: *De iure quadraturae mettalicae*, die philoſophiſche Doctorwürde erhielt. Die Hoffnungen des Vaters, der noch ſeine Anſtellung als Bergamtsaſſeſſor erleben und ſchöne Tage bei ihm zu Schneeberg genießen ſollte, gingen in die glänzendſte Erfüllung. Sein practiſcher und wiſſenſchaftlicher Sinn gewann ihm die ſchönſten Erfolge. In der Geſchichte des Sächſiſchen Bergbaues wie auch in ſeiner Wiſſenſchaft hat er ſich als „Werk- und Bergmann" ein unvergeßliches Andenken geſichert.

1.

An Auguſt Herder

den 18. Auguſt (17)94.

1.

Das Jahr, das Dir in einem ſchönen Clima gegönnt wird, wirſt Du als ein vernünftiger Menſch gut und weiſe gebrauchen. Du wirſt vor- und rückwärts ſehen, wie Janus: rückwärts auf Deine Schulſtudien, vorwärts auf Deine academiſche Laufbahn und auf Dein zukünftiges practiſches Leben. Ich darf Dir nicht ſagen, daß Du die Kindheit ablegeſt: denn Du haſt ſie abgeleget, und die Luft Helvetiens, unter andern Menſchen, in einer andern Sprache, ja die Reiſe dahin ſelbſt wird das alles zehnfach erſetzen, was ich Dir hierüber ſagen könnte. Wir lernen dem Leben, und nicht der Schule; dem öffentlichen Leben, ſo ſehr es uns auch beenget oder beengt wird, nicht dem bloßen Lernen.

2.

Wiederhole alſo, was Du gelernt haſt; aber jetzt zwiſchen den Schweizergebürgen laß critiſche Unterſuchungen weg, und lerne den Homer und Theokrit, Xenophon und die Lyriker, Horaz, Virgil und Tacitus wie ein Mann leſen. Xenophons „Sokratiſche Denkwürdigkeiten" lies durch, ganz durch: ſie gehören zu Deinem Studium der Geſchichte unentbehrlich. Ich wollte, daß Du den Tacitus auch läſeſt, ſeine „Germania", „Agricola", und dann, wie weit Du kommſt. Ueberſetze, mache Anmerkungen, nur über Sachen, nicht über Worte; was Du mir davon zuſendeſt, wird mir die angenehmſte Erinnerung Deines Fleißes geben.

3.

Was Du über Griechenland weißt, iſt Bruchwerk; lies alſo den „Anacharſis" als eine Encyclopädie der Griechen. Er iſt als Roman vorgetragen, aber in jedem Worte bewährt. In ihm haſt Du einen thesaurus antiquitatis Graecorum, und wenn Du ihn lieſeſt, bilde Dir ſelbſt ein, ein junger Anacharſis zu ſein, der in Griechenland reiſet. Zum Römiſchen Alterthum wird Dir ein ähnliches Buch in Deiner Gegend nicht entgehen; die Franzöſiſche Sprache hat mehrere derſelben. Sobald ich ſehe, welche Bahn Du genommen haſt, will ich Dir weiterhin winken. In allem aber ſei Dein Zweck, daß Du die Griechiſchen und Römiſchen Autoren als ein Mann mit Luſt und Fertigkeit leſeſt. Rom und Griechenland iſt für uns dahin; wir nähren uns lediglich an ihrem Geiſt, an ihren Geſinnungen und Gedanken, an ihrer lehrenden Geſchichte und Sprache.

4.

Zugleich gehe ins Mittelalter über, wozu Dir Koch dienet. Alle unſere Verfaſſungen rühren daher, und es iſt dieſe Geſchichte der Grund zu aller unſerer neueren ſogenannten Staatsgeſchichte. Lies alſo auch Spittler nicht eher, als bis Du Koch ganz geleſen haſt, und Dir nach Deiner Art einen Ueberblick gemacht haſt. Dann mache Dir von Spittler nach Deiner Art Auszüge; aber frei und ohne Zwang; viel oder wenig, wie Du glaubeſt. Die Bücher, die er allenthalben anführet, inſonderheit die Franzöſiſchen, merke Dir nach der Zeitperiode aus, die Du zu kennen wünſcheſt. In manchem können ſie Dir ein Directorium ſein für Dein zukünftiges Leben. Statt aller Statiſtik empfehle ich Dir den Beauſobre, den Du für Wilhelm mitnimmſt. In ihm iſt Geographie, Handel, Staatskunde ꝛc. beiſammen. Es iſt ein Buch ſtatt vieler Bücher, und wird Euch beiden ſehr wohl thun.

5.

Was die Einrichtung Deiner dortigen Studien betrifft, hängſt Du ganz von dem trefflichen Mann ab, in deſſen Inſtitut Du Dich begibſt. Er wird mit Dir, ſobald er Dich kennt, nach Deinen Jahren umgehn, und Dir in allem, als Lehrer, Freund und Vater, das Beſte rathen. In allem biſt Du den Geſetzen ſeines Inſtituts unterworfen; Du nimmſt an allem Theil, was für Dich gehöret: denn in Deinen neuen Hoſen biſt Du dort ein andrer Menſch, und neugeboren. Er wird Dir die Schriften anrathen, die Du im Franzöſiſchen leſen ſollſt, die Uebungen, die Du machen mußt, um zum ſchönen Gebrauch dieſer Sprache zu gelangen. Die Nachricht davon wird mir höchſt erfreulich ſein und ich werde Deinen Autor mit Dir leſen. Die Stunden, denen Du beiwohneſt, die Menſchen, mit denen Du biſt, werden Dein wahres Leben ſein: denn ſie lehren Dich ſprechen und denken.

6.

Daß Dir für Deine Naturgeſchichte die Schweiz ein Elyſium ſein werde, ſieheſt Du ſelbſt; Bücher, die Du dazu nöthig haſt, ſollen Dir werden. Ich bin begierig zu ſehen, wohin ſich Dein Geiſt jetzt wenden werde? auf welche Wiſſenſchaft? auf welchen Autor? auf welche Partie von Lebensgeſchäften? Oeffne hierüber in Deinen Briefen das Herz und ſchreibe nichts, als was Du denkeſt und fühleſt.

7.

Lebe wohl, lieber Auguſt, und küſſe Wilhelm, und lebt als Brüder. Bald werde ich euch wiederſehen, und dann ſeid ihr beide gute Menſchen, gewandte, ſittſame, wohlgeprüfte, feſte, biedre junge Leute. Grüße

Herrn Cunis und lebe mit ihm als Bruder. Deine Briefe werden uns Erquickung ſein, wie Wilhelms Briefe; und die meinigen werden Dir nach Gelegenheit ein Mehreres ſagen.

Herder.

*2.

(Weimar im Februar 1795.)

Auf Deinen Brief, lieber Auguſt, wartete ich ſehr, und er hat mich ungemein gefreuet. Es iſt ſehr ſchön und gut, daß Du den Plutarch lieſeſt; da bekommſt Du einen bleibenden Eindruck von den Griechen durch einen Griechen ſelbſt; er iſt ein Handbuch aller großen und guten Menſchen geweſen. Dein Auszug iſt dabei ſehr wohl angebracht (aber Franzöſiſch); Du wiederholſt nicht nur Deine Lectüre vom Cornelius an, ſondern lernſt auch alles, vom critiſchen Wahn abgeſondert, aufs practiſche Leben anwenden. Ich habe leider den Plutarch zu ſpät geleſen, und das habe ich jederzeit innig bedauert.

Daß alle Deine Freunde ſich Deiner in Liebe und Güte erinnern, ſagen Dir dieſe Briefe. Die Herzogin (=Mutter) ſprach von Dir ſehr gut, und das freuete mich ſehr. Vergiß nun was in Thüringen iſt, und genieße die Schweiz. Schaffe Dir auch gute Bücher aus der Naturgeſchichte an, ſofern ſie die Schweiz angehen. Herr Droze wird ſie Dir ſagen, und ſei mit Seele und Geiſt dort.

An meinem Dichter[1]) wird hoffentlich endlich gedruckt werden. Ich arbeite an den „zerſtreuten Blättern“, aber ſehr zerſtreut, damit ja der Titel des Buchs erfüllt werde. Mich freuets ſehr, daß Du Luſt zur Lectüre bekommſt; Du weißt, wie oft ich ſolche bei Euch gewünſcht habe. Die Schweiz iſt Dir ein angenehmes Muſeum zu lernen, zu leſen, zu ſehen und zu hören.

Die Zeitung ſagt, daß in Neuſchatel der Waffenſtillſtand geſchloſſen ſein ſoll. Gott gebe, daß es wahr ſei, und daß auf ihn der Friede folge. Lebe wohl, lieber Auguſt, handle vernünftig und komme Herrn Droz, den Du von mir aufs beſte zu grüßen haſt, in allem zuvor, übertriff ſeine Erwartung, und genieße Dein ſchönes Exilium mit dem größeſten Nutzen und Vergnügen.

Deine Cameraden ſind auf der Academie. Der Actus war mittelmäßig. Die Rede am Wilhelmstage hat Burkhard gehalten. Das Examen iſt noch nicht geweſen und der Vorſchlag noch nicht geſchehen. Lebe wohl, lieber Auguſt! ich küſſe Dich herzlich. H.

*3.

(Weimar im Sommer 1795).

Lieben Kinder! Ich danke Euch herzlich für Eure Briefe. Sie haben uns ſehr erfreuet; auch für Deine Beſchreibung von der Helvetiſchen Geſellſchaft, lieber Wilhelm, und Dir, lieber Auguſt, für Deine Engliſche Betrachtung der ſchönen Nacht auf dem See. Wir hoffen bald auf mehrere. Die Bücher werdet Ihr indeß empfangen haben.

---

[1]) Balde, deſſen Ueberſetzung in der „Terpſichore“ erſchien.

Was die Mutter geſchrieben hat, laßt Euch ſehr empfohlen ſein.

a. Daß Ihr die Zeit, da Ihr noch in Neufchatel ſeid, aufs beſte anwendet; ſie kommt nicht wieder, und eben dieſe letzte Zeit muß Euer ganzes Dortſein krönen. Ich hoffe es von Euch beiden, lieben Kinder.

b. Daß Ihr den Plan Eurer Schweizerreiſe ins Kurze ziehet. Die Mutter hat darüber an Herrn Cunis geſchrieben. Alles ſehen könnt Ihr doch vorjetzt nicht; es iſt nicht für Eure Jahre; die Zeiten ſind auch nicht darnach. Es ſind gar harte und drückende Zeiten. Das ſehet Ihr ſelbſt ein. Geht alſo darüber mit Herrn Cunis zu Rathe; an Herrn Droze habe ich deshalb auch geſchrieben. Vorjetzt iſt ein Vorſchmack genug. Ihr wißt, das Halbe iſt oft beſſer als das Ganze. Schreibt bald, wie die Maßregeln darüber genommen ſind.

3. Du, lieber Auguſt, vergiß ja nicht, des nächſten an die Herzogin-Mutter zu ſchreiben. Es forderts nicht nur Pflicht und Artigkeit, ſondern Ihre Liebe zu Dir verdient es auch.

Du, lieber Wilhelm, laß Dich Hamburg nicht dauern. Es iſt zwar mit Riga auch noch nicht gewiß; aber mir ſagte es von jeher mein Geiſt, daß es in Hamburg Schwierigkeit ſetzen würde. Laß uns jetzt erwarten, wie die Zeit entſcheidet. Ich bin gewiß, der Himmel wird mein ſtilles Seufzen über alle Euch Kinder erhören, und beſſer für Euch ſorgen, als ich ſorgen kann.

Kommt nur erſt fröhlich und geſund zu uns herüber; und vors Erſte wendet Eure letzte Zeit aufs beſte an.

O wie bewegt ſich mein Herz gegen Euch, lieben Kinder! Oft unausſprechlich, unnennbar. O verfehlt meinen Zweck nicht, und der Himmel erhalte Euch, er mache Euch glücklich. Ich bin Euer mit Leib und Seele. Grüßt Eunis. Lebt wohl, gute Kinder, liebt Euch, ſeid fleißig, ſeid geſund, glücklich! H.

*4.

Mich freuet, lieber Auguſt, die Einrichtung Deiner Studien, Dein Fleiß und Deine bezeugte feſte Geſinnung. Was mir ſo innige Unruhe machte, war, daß Du von dem Soldatengedanken hier ſo ſtumm geweſen warſt und ihn auch mit keinem Wort gegen uns geäußert hatteſt. War das recht? Glaube doch, Du haſt keine beſſern Freunde als Deine Eltern, ſowie Kinder gegen Eltern, wie wir ſind, auch durch nichts ſo ſehr ihre wahre Zutraulichkeit zeigen können, als durch Mittheilung ſelbſt der Gedanken, die wie fremde Vögel in Ihre Seele ſchwärmen. Dieſe Anwandlungen von Fremden zu erfahren, hat für mich ſo etwas

Niederſchlagendes und Beunruhigendes, daß ich zuletzt ungewiß werde, ob ich einem Menſchen in etwas trauen kann. Du weißt, was ich durch thörichtes Zutrauen auf andre gelitten habe und noch leide; dieſe gutherzige Thorheit hat mein ganzes Leben aufgehalten, verrückt, verdorben, und in meinen Augen zum ſtehenden Pfuhl gemacht. O laß Dich warnen und folge mir hierin nicht! Es betrifft ja das Glück Deines Lebens, das nicht andre, nicht Kleinigkeiten, ſondern Vernunft und Du ſelbſt Dir beſtimmen müſſen. Ich wünſchte ſehr, doch nur etwas näher zu wiſſen, was Dich, lieber Auguſt, auf den Gedanken gebracht hat, ob er von Dir oder von andern herkommt; ſchreibe mir dieſes doch, wenn Du willſt und magſt, aufrichtig. Dein Brief hat mich nach der bittern Unruhe, die in mir war, wieder ziemlich beruhigt. O Lieber, ich habe Dich herzlich lieb! mache doch, daß ich ohne Sorge und mit Freude an Dich denken könne! Ja ich weiß, Du wirſts thun. Ich vertraue es Dir ganz und gar. Halte doch nichts zurück und vertraue mir doch immer Deine Gedanken, als Vater und Deinem Freunde.

Glück zu allen Deinen Arbeiten! Jede Woche mache ſie Dir vergnügter. Dein Abgang von der Univerſität ſoll nicht übereilt werden, dafür fürchte Dich nicht. Es wäre thöricht und unſinnig; wende Dein Daſein nur aufs beſte an, und denke immer, daß es das kürzeſte ſein könnte, damit Du nichts auf die lange Bank ſchiebeſt. Mache Dir Freunde, ſo viel Du kannſt, und halte ſie werth — nur aber daß kein Freund Dich Dir ſelbſt und Deiner Bahn entreiße, die nur Dein Genius zu beſtimmen hat, ſonſt niemand. Grüße alle, die mich haben grüßen laſſen, und ſich meiner gut erinnern. An Weſtfeld [1]) will ich nächſtens ſchreiben! Du weißt, daß ichs auch ohne ſeine zuvorkommende Höflichkeit gegen Dich thun wollte. Wie hat er Dir gefallen? Du ſchreibſt davon nichts. Von Wilhelm und Adelbert haben wir heut zwei ſehr vergnügte Briefe aus Hamburg. Adelbert wird jetzt am Ort ſeiner Beſtimmung ſein; er ging dahin mit Freude. Von Gottfried hatten wir einen Brief, den Tag vor ſeiner Abreiſe aus Berlin geſchrieben. Er wird jetzt in Dresden ſein. Sie haben in Berlin einen Wiener Wagen gefunden, der leer zurückgehen ſollte; das war ihnen ſehr recht. Ehegeſtern beſuchte uns Herr D. Siebold aus Heiligenſtadt unvermuthet, mit Barth und Elias; noch unvermutheter war mirs, einen ſo feinen, gebildeten, ſanften Mann an ihm zu finden. Er blieb den Abend bei uns; ſeine Geſpräche waren mir ſehr lieb. —

Grüße Reinhard [2]), ſei fleißig, vergnügt, bleibe geſund und lebe herzlich wohl. — H.

(Weimar) den 9. Mai (17)96.

---

[1]) Der von Bückeburg ſchon im Jahre 1775 in Hannöverſche Dienſte gegangen war.

[2]) Karl von Reinhard, Herausgeber des „Muſenalmanachs“, an der Göttinger Univerſität.

*5.

(Weimar) den 1. Juli (1796).

Lieber Auguſt. Meine Gedanken ſind ſo oft bei Dir, daß, wenn Du ſie ſehen und mit Ihnen ſprechen könnteſt, Du mich oft an Deiner Seite fändeſt. Ich weiß nicht, welch ein Zug mich immer zu Dir hinreißt und Dich mir vor Augen ſtellt! Deine Brüder alle laſſen ſo viel von ſich hören, Gottfried, Wilhelm und vor allen Adelbert; Du allein gehſt ſo ſchweigend und ſtumm mit Dir allein daher, und ich denke oft, Du ſinneſt, Du ſorgeſt. Lieber Auguſt, ſorge nicht. Der Himmel wird gewiß für Dich ſorgen. Sei nur fleißig und lerne das Deinige. Gebrauche die Zeit und laß Dich durch nichts abwenden. Aus unſern eignen Jugendträumen wird ſelten das, was wir in ihnen träumen; das weiß ich an meinem eignen Beiſpiel. Vor allen iſt die Jugendſorge die unnützeſte von allen. Die Welt iſt anders, als ſie ſich der Jüngling denkt; tauſend Springfedern, die er nicht kennet, tauſend Quellen, die er nicht vermuthet, ſpringen und wirken, zu ihrer Zeit, und meiſtens unerwartet. Sei alſo fröhlich und gutes Muthes! Lerne, ſei artig und gefällig; Gott wird für Dich ſorgen. Brüte ja nicht über Dir ſelber.

Bald hoffe ich Dir über Deine Beſtimmung mehr ſchreiben zu können, aber nicht zu bald. Man muß Jahre nicht überſpringen, ſondern mit ihnen fortgehn und ſich auf die Zukunft, wie auf ein weites Feld der Saat und Ernte, bereiten. Thue das, lieber Auguſt, und ſchreibe uns öfter. Schließe Dein gutes Herz auf und lebe zuweilen auch in unſerem Kreiſe. Ich leſe Deine Briefe ſo gern.

Hier haſt Du einen an Weſtfeld. Gib ihn bei Gelegenheit ab oder ſende ihn hinüber. Biſt Du mehrmals da geweſen? Heynens Hauſe dringe Dich zwar nicht auf, ſuche ihm aber auch nicht gar zu ſehr auszuweichen. Mache es ihnen ſo leicht, als Du kannſt, und es ſein will.

Richter, der Verfaſſer vom „Heſperus", iſt drei Wochen hier geweſen. Morgen reiſt er ab. Er iſt ein eigner, genialiſcher und ſpiritualer Mann — letzteres im doppelten Sinne des Worts. Er hat ſich hier ſehr gut und liebenswürdig betragen. Lebe wohl, liebſter Auguſt! Ich küſſe Dir Deine liebe Stirn und Augenbraunen. Lebe herzlich vergnügt und wohl. H.

---

*6.

(Weimar im Auguſt 1796.)

Lieber Auguſt. Ich wollte, daß ich Dir auf Deinen heutigen Brief ſchon etwas Beſtimmtes von Deinem künftigen Aufenthalt ſagen könnte; aber, Lieber! ſei deshalb nicht in Sorge. Du haſt ein weites und beſtimmtes Feld von Geſchäften, auf welchem es geſchickten und fleißigen Menſchen nicht fehlen kann. Nutze nur Deine jetzige Zeit und Deinen Aufenthalt in Göttingen mit allen Kräften; das andere wird ſich finden. Lebe im Jetzt, in dem Augenblick, der Dein iſt, und kürze der Phantaſie ihre Flügel, wenn ſie in die Zukunft hinaus will. Ich dachte, als ich auf der Academie war, mit keinem Gedanken daran, wo es mit mir hinaus ſollte; und war blutarm und verlaſſen; ich hatte keinen Menſchen, der vor mich ſorgte. Gott hat geſorgt und er wird auch vor Euch ſorgen; ſeid nur fleißig und lernt etwas. Bald gebe ich Dir vielleicht gute Nachricht. Habe nur Muth und ſtrenge Dich an, und ſei fleißig. —

Dem Gottfried iſt ein gewaltiger Strich durch ſeine Reiſeroute gemacht; aber wer weiß, wozu auch das gut iſt? Ich lerne von Tag zu Tag mehr mich in Dinge ſchicken, die man nicht ändern kann, und ſage: Das muß gut ſein, weil es geſchieht. Ich kanns nicht ändern.

Unſre Furcht vor den Franzoſen hat ſich ziemlich gemindert, indem ſie bisher die Sächſiſche Neutralitätsgränze und Tafeln reſpectirt haben. Von ausdrücklicher Anerkennung derſelben weiß man noch nichts; es wäre ſchimpflich und kläglich, wenn auch wir zahlen müßten, wie alle Kreiſe. Aber das hoffen wir nicht und rechnen ſtark auf die Vermittelung von Preußen. Es muß ſich bald zeigen. Gott gebe, daß die Neutralität ſchon anerkannt und die Sache aufs Reine gebracht ſein möge!

Die Präſentation der Profeſſoren hätte ich anſehen mögen. Käſtnern iſt der Spaß, mit Geßner verwechſelt zu werden, ſchon oft widerfahren, ihm alſo nicht neu.

Jeder wird in Hannover viel Gutes ſtiften: aber auch Göttingen verliert gewiß an ihm. Männer, ich möchte ſagen, Väter der Jünglinge, wie er, ſind in unſerer Zeit ſelten, und ſie werden ſeltener von Jahr zu Jahr. Daß Reinhold nach Göttingen kommt, glaube ich ſchwerlich; er thäte auch ſehr thöricht.

Du ſchreibſt nichts von Reinhard: hat er von Hardenberg noch keine Einladung? Es ſind verworrene, für Deutſchland ſchimpfliche und abſcheuliche Zeiten. Helfe uns Gott hinüber!

Sei emſig, fleißig, lieber Auguſt, und ſchränke Dich ein, wie Du kannſt. Nimm Deine Seelenkräfte zuſammen, und denke, daß eine neue Zeit erwacht, in der viel Beſtrebſamkeit und Talente erfordert werden. Wir alten Bäume blühen und grünen ab; ihr jungen Sproſſen wachſt einer ganz andern Verfaſſung der Dinge entgegen. Grüße jeden, der ſich meiner erinnert, und lebe wohl. Ach, daß Du doch recht aus Geiſt und Herzen ſchriebeſt, lieber Auguſt! Du weißt nicht, wie ich darnach verlange, und wie wohl mir das thut. Gott empfohlen, lieber Auguſt! ich küſſe Dich herzlich.

H.

(Von Herders Gattin.)

Unſer Contingent iſt ſeit einigen Tagen hier; es fehlen nur wenige. Rothmaler iſt gefangen. Schreibe mir doch, was man von der Berlepſch-Sache ſpricht und weiß. Der Prediger Stolz aus Bremen (ein Schweizer) iſt mit ſeiner

Frau, einer Schweizerin, einige Tage hier geweſen, ſehr gute Menſchen. Auch in Göttingen war er, und lobt Spittlern ſehr. Wenn Du über den „Erlöſer“ etwas hörſt, ſo ſchreibe es mir ja, unverhelen, Gutes und Böſes. Deinen Geburtstag[1]) wollen wir mit Freude und gutem Zutrauen feiern. Denke dann auch an uns, und danke Gott, daß er Dir ſo weit geholfen. — —

H.

*7.

(Weimar Ende Januar 1797.)

Ich freue mich, lieber Auguſt, daß ich Dir den Tölrischen Brief ſchicken kann, zum Vorſchmack! Er kam mir am Geburtstag der Mutter[2]), morgens früh, zuerſt und ganz unerwartet; denn es war kein Poſttag. Die Frau von Dankelmann, die hier iſt, hat uns von Freiberg viel Gutes erzählt, und iſt mit ihrem Sohn ſehr zufrieden. Nur ſehr theuer ſoll alles ſein; gewöhne Dich alſo auch in Göttingen ſehr zum Haushalten, und ſei in den Collegiis fleißig, daß Du dort nichts eigentlich Akademiſches nachzuholen brauchſt. Sie ſind in Freiberg ſehr theuer, die Collegia! — Doch das thuſt Du von ſelbſt; ich traue auf Dich, Du biſt verſtändig.

---

[1]) Den 18. Auguſt.
[2]) Am 28. Januar.

Für das Verzeichniß der Bücherreſte danke ich Dir: aber denke, ich habe noch nicht dazu kommen können, es mit dem Catalog zuſammenzuhalten, und da geht das Uebrige fort. Ich wollts heut thun; aber ich bin ſo unwohl und niedergeſchlagen, daß ich nichts zu thun vermag.

Gegen die Xenien ſind auch Bedenken erſchienen. Gottfried mag ſie Dir ſchicken, wenn Du ſie begehrſt. Ein tüchtiges Perſiflage ſteht im Berliner „Archiv der Zeit“; ich glaub', es iſt von Meyer in Berlin[1]. Ich wollt', daß ich nichts mehr davon hörte. Lieber Auguſt, Moralität geht über alle Talente. Ich arbeite am zehnten Theile der „Briefe über die Humanität“, aber matt. Die Materie übermannt mich, und mich dünkt, ich ſchreibe zu viel: ich ſinge, ſelbſt ohne Gabe. Doch man muß durch und hinüber! Der Himmel wird mir auch hier durchhelfen; denn ich ſchreibe ganz ohne Anmaßung. Die „zerſtreuten Blätter“ kriegſt Du bald. Mache mir bald die Freude, einen Brief von Dir zu leſen, und ſchreibe viel von Dir und Andern. Grüße Meyern[2] aufs ſchönſte. Ich wollt', daß ich manchmal bei Euch ſein könnte, zu meiner eignen Erholung. — — H.

---

[1] Vgl. die Schrift von Boas über die „Xenien“ II, 50 ff.

[2] Fr. v. H. Meyer. Vgl. oben S. 203.

98.

Auf Deinen Brief vom 22. Januar ſoll ich Dir antworten, lieber Auguſt? Verzeihe, daß ichs noch nicht gethan habe. Ich bin aber recht improbe beſchäftigt. Mein Kopf iſt mir ganz warm. „Johannes und die Evangeliſten“ Gottlob gehen heut fort. Der ſechste der „zerſtreuten Blätter“ iſt gedruckt, der neunte Theil der Humanitätsbriefe auch; nun fehlt der zehnte, an welchem ich mit allen Kräften arbeite. Selbſt Deine Elegie habe ich noch nicht leſen können; mit ruhigem Gemüth nämlich. Ich bin in einem abmattenden Fieber.

Dein Fleiß gefällt mir und beruhigt mich; denn ich habe keinen Zweifel, daß er Wahrheit ſei. Was hätteſt Du für Urſache, gegen uns zu heucheln? Fahre fort! Deine Geſchicklichkeit muß Dir die Welt aufthun, und Luſt und Liebe zur Sache, zur Wiſſenſchaft, zur Emſigkeit, zum Fleiß ſelbſt macht geſchickt, macht emſig. Elegiſire nicht zu viel; was ſoll es? Hange nicht leeren Empfindungen und Kunſtſingereien nach, ſie machen den Kopf leer und das Gemüth ſchwer. Du kannſt mir glauben!

Daß Göttingen nicht eine Provinz des Geſchmacks ſei, glaube ich wohl; es ſchadete nicht, wenn nur kein übler Geſchmack da wäre; bei K. Reinhard, Bouterweck ꝛc. iſt eine Leerheit und Flachheit, die das Grab alles Geſchmacks iſt. Was thut das aber zu Dir? Du biſt nicht dort, Geſchmack, ſondern Wiſſenſchaft zu lernen. Denke, Du mußt examinirt werden, und zwar in lauter Wiſſenſchaften, wo die poſitivſten Kenntniſſe gefordert werden, und man nicht x für y ſetzen kann. Das bedenke, lieber Auguſt, und ſtrebe nach dem Beſtimmteſten, Vollſtändigſten, Gewiſſeſten, Nützlichſten, mit aller Dir möglichen Präciſion, Fertigkeit und Uebung. Stelle mit Dir ſelbſt Uebungen an, Uebungen mit andern, ſprich, disputire, ſchreib', excerpire genau und ſei nie müßig.

Die Herzogin(-Mutter) erinnert ſich Deiner mit Güte und Liebe. Sie iſt aber ſehr niedergeſchlagen; die Mutter wird Dir mehr ſchreiben. —

Des Antixenienzeugs bin ich ſatt. Näcke iſt grob und platt, aber er kennt das Publicum, für das er ſchreibt. Lies das Zeug nicht. Vergiß es; es iſt ausgetretener K— —.

Ich wollte, daß Tolve antwortete; ich weiß nicht, wo der Brief bleibt. Lebe wohl, lieber Auguſt, brauche die Zeit wohl; ſie eilt. Oſtern iſt vor der Thür. Grüße Meyer. Lebe wohl, Lieber. H.

(Weimar) den 24. Februar (1797).

*9.

(Weimar Anfangs Februar 1798.)

Mich freuete, lieber Auguſt, daß Du bei Deinen bergmänniſchen Studien auch auf ächte Philoſophie und Bildung der Seele denkeſt. Sie gehört recht eigentlich in

Deine Jahre. Nur Spinoza iſt für Dich nichts: es iſt ein Edelgeſtein, der tief in ſchlechtem Geſtein liegt, das Du unmöglich bezwingen kannſt. Dagegen ſind Shafteſburys Schriften das beſte Buch, das ich Dir anrathen könnte. Seine Rhapſodie oder Theocles enthält die Spinoziſch-Leibnitziſche Philoſophie im ſchönſten und erleſenſten Auszuge. Seine Moral iſt das reinſte Syſtem der Moralphiloſophie, und ſeine andern Abhandlungen die beſte Schule der Kritik und des guten Geſchmacks, die ich kenne. Er bildet wirklich und läßt unauslöſchliche Spuren. Willſt Du, daß ich ihn Dir Engliſch oder Deutſch ſchicken ſoll. Dann lies auch Popes *essay on Man*: auch in ihm iſt die Spinoziſch-Leibnitziſche Philoſophie kurz und energiſch. Dabei wünſchte ich, daß Du Dir einen Alten wählteſt, in dem Du täglich nur etwas läſeſt. In den Alten iſt und bleibt die wahre Philoſophie des Lebens, z. B. Horaz' Sermonen und Briefe. Willſt Du, ſo ſchicke ich Dir einen Horaz und Wielands Ueberſetzung dazu; ſeine Anmerkungen ſind ſehr lehrreich. Schreibe mir, was Du zu Deiner Selbſtbildung bisher mit rechtem, innigem Geſchmack geleſen haſt, unverhohlen; dann will ich Dir weiter rathen.

Lebe wohl, lieber Auguſt, ſei arbeitſam und gut. Das wird Dich fördern. Künftigen Sonntag ſoll endlich Knebels Hochzeit ſein.[1] — Das hat viel unnöthigen Lärm und Gewirre gemacht. Biſher hat er an uns (und das iſt gut) mit geſchrieben. Schreibe an ihn nach Ilmenau, das wird ihn ſehr freuen. Grüße Werner und Köhler, und vergiß nicht, auf die Dir vorgelegten Fragen zu antworten. Lebe wohl, lieber Auguſt. H.

---

[1] Am 8. Februar kam Knebels Braut nach Ilmenau, wo am folgenden Tage die Vermählung erfolgte.

*10.

(Weimar im Frühjahr 1798.)

Mich dünkt, ich habe Dir ſchon geſchrieben, lieber Auguſt, wie ich den Shaftesbury von Dir geleſen wünſchte: 1) die Moral — ſie vor allen; 2) die Unterſuchung über die Tugend, das beſte Moralſyſtem; 3) ſodann nach und nach die übrigen Stücke und Stückchen. Dieſe und alles nur langſam und zur Selbſtbildung. Zu eben dieſem Zweck wechsle mit Horaz ab; lies einen Sermon oder Epiſtel ſo lang, bis ſie Dir geläufig ſind. Aufs leichte, luſtige Verſtehen kommt alles an, wenn ſie Philoſophie des Lebens enthalten ſollen. Oſſian verbanne vor der Hand; er ſchickt ſich hierzu nicht. Goethe ꝛc. laß auch geleſen ſein; es iſt genug; — „Agnes von Lilien" desgleichen; Du gewöhnſt Dich an einen zu reichlichen Geſchmack. Starke, ſtarke Speiſe! Die Art aber, wie Du ſie geleſen zu haben ſagſt, iſt die rechte. Schreibe mir, was Du auch zufällig lieſeſt; nur kurz und ohne Hehl. Hältſt Du Dir ein Diarium? Vergiß es ja nicht; Du wirſt ſehen, wie ſehr es hilft. Sei vergnügt und fleißig, lieber Auguſt, und lebe, lebe wohl!

---

*11.

(Weimar 1800.)

Lieber Auguſt!

Deine Abhandlung über den Galvanismus muß völlig ihre Geſtalt verlieren, wenn ſie Dir Ehre machen und in Sachſen nicht äußerſt ſchädlich werden ſoll; dies iſt ſowohl Einſiedels als meine Meinung. Höre mich an:

I. Aller Fichtianismus muß weg, zu Anfang, Mitte und Ende. Was ſoll dieſer einem Werkmann? wie unziemend iſt er in ſeinem Munde! Er benimmt ihm alles Zutrauen gemachter Beobachtungen, alle Autorität, und zeigt ein verſchobenes Sein an. Nenne jedes Ding bei ſeinem Namen, jedermann verſtändlich; die „Raumerfüllungen, geheime Kraft- und Thätigkeitsprincipe, die Ichs, Selbſte und Seelen der Metalle und Mineralien ꝛc. ꝛc. ꝛc. überlaß dem Teufel. Sie ſind im höchſten Verſtande „anorgiſch“ — (welch albernes, ſprachwidriges Wort!) d. i. aus einem Traumreich der Phantaſten, das mit der Sphäre eines natur- und ſachkundigen Forſchers, vor Augen liegender Wahrheit ſich nicht begegnen darf und muß. Thue mir alſo nicht die Kränkung an, daß Du als ein Fichtianer ſchreibeſt. Einſiedel meint, daß man Dich dem Kurfürſt nur Fichtianer nennen oder ihm einen ſolchen Aufſatz in die Hand ſpielen dürfe, ſo ſei Dein Glück und Fortkommen hin. Ich hoffe, daß Du Dich in Deinen eingereichten Aufſätzen dieſer garſtigen Traum- und Nebelſprache nicht bedient haben wirſt; es ſollte mir herzlich leid ſein. Lieber Auguſt, Du biſt ja zum Glück kein Fichtianer. Du haſt den Narren nicht gehört und haſt Deine eigne Vernunft, Deinen eignen Ausdruck. Rede doch *Deine*, nicht eines Fremden Sprache; es iſt für einen beobachtenden Berg- und Werkmann eben ſo abſurd als ihn herabſetzend und verächtlich.

II. Eben ſo muß auch der Galvanismus, Humboldtianismus, Ritterianismus, Baderianismus vom Titel bis zum Ende aus dem Buch ganz fort. Der erſte (Galvanismus) iſt der Sprache und Sache zuwider, wie ich Dir mündlich ſchon geſagt. Wer ſpricht „Newtonianismus, Copernicanismus“ u. ſ.? und wie paßt der Name auf Deine Wiſſenſchaft, in der er zu nichts als Träumen von Seelen, Ichs ꝛc. der Metalle verführet. Möge er in Deinem Kopf der veranlaſſende oder gar leitende Gedanke geweſen ſein, Du mußt *reine bergmänniſche Facta oder Phänomene darſtellen, zuſammenſtellen*, und wenn Du ſie erklären kannſt, die Erklärung mit einem eignen treffenden, ziemenden Namen belegen. Hinter Rittern und Badern muß Auguſt Herder nicht nachzappeln und ſich hinten an ihren Wagen binden. Du legſt, als ob Du von ihnen nichts wüßteſt, die reinen *Erfahrungen*, wie Metalle mit einander brechen, Gänge einander durchſetzen, vor, zeigſt Folgen und ſuchſt zu erklären. Trifft hinten Dein Reſultat mit dem Galvanismus zuſammen, ſo ſagſt Du es im Text oder in der Note, aber davon ausgehen kannſt Du nicht, ohne lächerlich zu werden. Die Erde iſt kein Froſch, ihre Gänge ſind keine Froſchbeine; falſche Analogieen der Art können zu nichts als Abſurditäten führen. Der ganze Eingang bleibt alſo weg; hinten das ganze Baderſche Spielwerk von den Triangeln nicht minder. Deiner eignen Ehre wegen mußt Du dies thun; denn Du verſchrumpfſt ja zwiſchen dieſen beiden. Du erſcheinſt zwiſchen ihnen als ein verehrender Anbeter, der ſeine *neuen und wahren* Bemerkungen an ihre Worte und Figuren anheftet. Ehre Dich ſelbſt und *Deine Bemerkungen*, *Deine Wiſſenſchaft* mehr, und mache ſie nicht zum Anhängſel, zum Spielwerk.

Vielleicht wirſt Du ſagen: „Warum ſoll ich nicht ältere Erfahrungen als Einleitung zu den meinigen voranſchicken und dieſe an jene knüpfen?“ Bedenke aber:

1) Es ſind nicht Erfahrungen in Deinem Fach; Dir ſind ſie nur *Analogieen*, Aehnlichkeiten. Deinem Forſchen können ſie zu leitenden Ideen, wie Endreime dem Verſificateur werden; ſchlecht iſt aber der Verſificateur, der ſich bloß von ihnen leiten läßt. Der Mann Deines Handwerks verſchmähet ſie als fremdes Spielwerk.

2) Treffen ſie mit Deinem rein gefundenen eignen Reſultat zuſammen, ſo ſtehen ſie ſchicklicher (obgleich auch nur

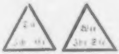
als Aehnlichkeiten) am Ende. Dein Werk muß ſeine eigne Idee rein und ganz durchführen. Alsdann iſt auch Dein Nennen dieſen Namen von Gewicht: jetzt nicht, ehe Du Dein Eignes vorbringeſt: da biſt Du nur ein demüthiger Verehrer. Und auch da mußt Du mit dem Lobe vorſichtig ſein; man will nur von einem Richter entſcheidend gelobt ſein (laudari a laudato viro). Du mußt erſt zeigen, daß Du leben dürfeſt.

Alſo kommt III. auf Deine eigne Beobachtungen und Erfahrungen alles an: ſie mußt Du gehörig zuſammenſtellen und ordnen, daß ſie ein Reſultat geben. Daß z. B. dies mit jenem hier und dort zuſammentrifft, gibt noch kein Reſultat: denn wenn alles mit allem bricht, ſo ſehe ich nicht, was daraus folge? Hier mußt Du ſehr genau abſondern und ordnen, den Iſolator Eiſen, den Du da nur ſo hingeſtellt haſt, merkwürdiger machen, und zwiſchen dem, was ſich geſellet, Grade und, iſts möglich, chemiſch die Copula, die Aehnlichkeit, Verwandtſchaft, das Bindungsmittel ꝛc. finden. 2) Das Durchſetzen der Gänge, ſofern es ein neues Reſultat gibt, welches mir der Mittelpunkt des Werks ſcheint, muß in factis und ihren Folgen mit dem genaueſten Fleiß certificirt werden. Hierauf beruht im Großen alles; es wäre, wenn Claſſen und Regeln gefunden würden, der nervus probandi und medius terminus des Beweiſes, ja wie mich dünkt, der Grund zu einer neuen rationellen geographia subterranea in Anſehung der Foſſilien u ſ. Das Edel- und Unedelwerden der Gänge

n. 2 II., ſo auch das Brechen der Erze in beſtimmten Teufen. n. 3., ſchließt ſich an dieſen ſehr genau zu führenden Catalog an; ſo auch n. 4.; dagegen n. 5. „ſtete Abweſenheit" zum erſten Catalogo der Metalle, die mit einander brechen, gehöret. Arbeiteſt du dieſe Sachen mit den gehörigen Belägen ſorgfältig aus und kannſt ſie zuſammenſtellen, daß uns das Reſultat gleichſam von ſelbſt in die Hand fällt, dann haſt Du für die Wiſſenſchaft etwas geleiſtet, weil der ſorgſam geführte Catalog dieſer Zuſammenſtellungen und Bemerkungen theoretiſch und practiſch ein nützliches Werk iſt, wenn auch kein Froſchgalvanismus in der Welt wäre. Thue das, lieber Auguſt, und halte Dich zuerſt ſtrenge in dieſen Schranken; Du wirſt ſodann ſehen, woran es Deiner Hypotheſe noch fehlet, und wenn Du ſo glücklich biſt alles Fehlende zu finden, daß es eine Hypotheſe zu ſein aufhört — dann erſt, nur dann ſei beruhigt. Dann wird ſich auch der Name finden, den Du dem Buch zu geben haſt: die gefundne Regel

$a + b$ gibt c. oder $a + b - c + d$ gibt e oder

wie ſie laute, wird ſich ſelbſt edel nennen, und Du kannſt mit Ehren erſcheinen, daß ſelbſt (und zwar als Bergmann, nicht als Galvaniſt) Dein Name die Regel bezeichne, wie man in der Mathematik den Pythagoräiſchen Lehrſatz, die Regel Cardans u. ſ. hat. Als Galvaniſt aber mußt Du nicht erſcheinen; noch weniger als Fichtianer; ich haſſe alle Iſten und Aner auf den Tod, und zerſtoße Dir die Feder, wenn Du ſo erſcheinſt.

Biſt Du ſo weit, ſo wird ſich ergeben, ob ſich auf das III. Stück, die Reihung der Gebürge, im Großen was Sicheres ſchließen laſſe. O wenn es wäre, wie würde es mich freuen! mich freuen in Deine und meine Seele! Aber ohne △ 

Schäme Dich des Landes!

Laß mir die Abhandlung, wie ſie iſt, abſchreiben, lieber Auguſt, und ſchicke ſie mir; vielleicht kann ich Dir hie und da anzeigen, wo du was findeſt. Sei vernünftig und befolge, was ich Dir ſage; die Vernunft ſagt Dirs ſelbſt. Ein reeller Bergmann muß nicht ſpielen, ſondern forſchen, ſuchen, finden, hinſtellen. Lebe wohl. **H.**

---

*12.

(Weimar 1800.)

Lieber Auguſt!

An die Geheimen Forſträthe Oppel und Wagner habe ich Deinem Wunſch nach geſchrieben, und Dich dem erſten inſonderheit ſo zutrauend und herzlich, als ich vermocht habe, empfohlen. An die andern in Freiberg will ich nächſten Poſttag ſchreiben; vor heut aber Dich nur auf einiges aufmerkſam machen, das mir Auguſt Einſiedel, der auch ein paar Tage hier war, geſagt hat.

1. In allem, was dort z. B. bei dem Anſuchungsſchreiben ꝛc. Styli iſt, mußt Du Dich genau nach der Ob-

ſervanz erkundigen. Die Bittſchrift muß z. E. ſchon geſchrieben ſein (wenn auch von einem andern) und Dein Name, den Du ſelbſt unterſchreibſt, ſchon und leſerlich. Der Kurfürſt ſieht die Bittſchriften und lieſet ſie ſelbſt; ſehr einfach, ohne Putz und Schnörkel müſſen ſie auch abgefaßt ſein, obſervanzmäßig. Es iſt am beſten, wenn Du Dich genau hierin nach der Obſervanz richteſt, worin Dir ja Köhler u. a. behülflich ſein werden. Auch die specimina, die von Deiner Hand geſchrieben ſein müſſen, werden gut und leſerlich geſchrieben ſein; ſo auch die Riſſe genau und rein. Dies muß nicht nur tadelfrei ſein, ſondern vorzüglich: es muß Dir helfen, es muß Dich empfehlen.

2. Sobald Oppel, wie ich nicht zweifle, ſich als Deinen Protector zeigt, ſo mußt Du ihm auch, ſagt Einſiedel, dadurch Zutrauen beweiſen, daß Du ihn um alles um Rath fragſt, was Du zu thun haſt, an wen Du Dich wenden, was und wie Du es machen ſollſt. Da alles dort eine ſo zugeſchnittene Laufbahn hat, an der man ſich halten muß, und Oppel der „Sachverſtändige“ des Collegii iſt, ſo kommt auf ihn natürlich das Weſentliche, d. i. alles an. Zurückgeſetzt muß aber niemand werden: denn bei Beförderungen will jeder ſein Wort reden. Nur Oppel muß dux et fax ſein: denn wenn er ſich Deiner annimmt, ſo biſt Du geborgen.

3. Das Practiſche muß Dir inſonderheit helfen, darauf kommt zuletzt alles an: das hat man am nächſten, und ohne Dir zu ſchmeicheln, dazu haſt Du die meiſten

Anlagen und Talente. Richte alſo nicht Deinen Sinn auf Freiberg, ſondern ſuche auswärts practiſch angeſtellt zu werden: jeder muß ſich das zum Mittelpunkt ſeiner Sphäre wählen, wo er am beſten zeigen kann, wer er ſei. Vor den Schreibereiſtellen nimm Dich in Acht! praxis, praxis hilft fort: dazu haſt Du Gaben und Kräfte. Hardenberg war derſelben Meinung. Die praxis ſchließt ja Theorie nicht aus, ſondern bekräftigt, rundet, ſichert ſie, und iſt der Dinge Anfang und Ende. Es kommt darauf an, welch Zutrauen Du gewinnſt; ſuche es aber dahin zu lenken, daß man Dir practiſch was zutraue. Gott ſei mit Dir!

Was das Schreiben an den Grafen Heinitz betrifft, ſo weiß ich nicht, ob ich der Herzogin-Mutter etwas davon ſage. Bekannt in Dresden, weißt Du, iſt ſie nicht; auch iſt Dir nicht unbekannt, was es mit den fürſtlichen Zuſchreiben hieſelbſt für eine Bewandtniß habe. Mich dünkt, Racknitz ſei Dir ſtatt dieſer Vor- und Zuſchriften. Er iſt mit allen Familien dort bekannt, zum Theil verwandt (ſeine Schweſter eine Gräfin ** je ne sais pas, iſt ein Hauptname in Dresden, ähnlich dem Namen Wallwitz); er hat Dich als Kind gekannt und geliebt, iſt ein guter Mann; er wird Dich gewiß hier auch zurechtweiſen und Dir als halber arte peritus Rath geben. Willſt Du ſonſt etwas, das ich für Dich ſchreiben oder thun ſoll, ſo melde es: nur glaube nicht, daß an dieſem Recommandationsvorſpann von G und S die Sache liege. Du biſt der Mann! Du mußt Dich zeigen und ſein, der Du biſt, ſonſt helfen die langen Seile zu nichts, deren Du auch nicht bedürfen ſollteſt. Auf! zeige Dich verſtändig in Schrift, Sprache, Sache, That. Und vor allem laß die Affectation der Franzöſiſchen Handſchrift; ſie iſt mir immer zuwider geweſen und cui bono in Kurſachſen? im Lande des Deutſchen Schönſchreibens!

Lebe wohl, lieber Auguſt! Gott mit Dir in allem, was Du thuſt. Amen, Amen. H.

*13.

(Weimar im Sommer 1800.)

Dein glücklicher Anfang in Wittenberg, lieber Auguſt, und die Einrichtung Deiner Stunden freut mich. Du greifſt die Sache brav an. Laß keine der Stunden und das Geſchäft in ihnen liegen. Auch, wie Du ſie ordneſt, hat meinen Beifall. Allerdings gibt das Referiren deutlichen Begriff, bringt Ordnung in den Vortrag und Zuſammenhang in Grund und Folge von beiden Seiten. Befleißige Dich deſſen ſehr, und ich muß Dir zu Deiner Aufmunterung ſagen, Du wirſt ein guter Referent werden; denn Du haſt beſſere Ordnung im Kopf als in Deinem Zimmer, doch auch hier wirſt Du ſie haben als a fine gentleman und ein veteranus. Die Beſtimmtheit in den rechtlichen Formeln iſt ein Hauptaugenmerk Deines Studiums.

an ihnen hängt alles. Sie geben nicht nur den Schein, ſondern machen auch den wahren Juriſten, und ein ſolcher zu ſein, nicht bloß dafür gehalten zu werden, iſt ein Lob, das Beſtreben verdient. Macte igitur, macte! Die juriſtiſche Sprache iſt beneidenswerth beſtimmt. Die rechtliche Logik pro et contra iſt die einzig wahre Logik; im Corpus juris ſind effata et enunciata der menſchlichen Vernunft, die nicht heller gedacht, nicht reiner ausgedrückt werden konnen. Macte ergo, macte! Das Examinatorium als Sprache und Begriffsübung dient hierzu trefflich. An des Doctors [1]) Abhandlung über den Phosphor freut mich vor allem die klare Ordnung und Evidenz, der ruhige Gang der Ideen, geſtützt auf lauter Erfahrung. Dies iſt auch die wahre philosophia juris; es giebt keine andere. Daß Dir die Augen über die critiſche Weltſchöpfung aufgehen, freut mich auch. Was wirſt Du nach 1 Jahr über Deinen Berggalvanismus ſelbſt ſagen? Wittenberg wird Dich, hoffe ich, von der Metapher- und Bildergaukelei, womit Dich Hardenberg, Steffens und Gregor angeſpritzt hatten, radicaliter heilen. Bei der Geologie fällt der Unſinn des Prioriſirens recht ins Auge; in allen andern Wiſſenſchaften iſt's derſelbe Unſinn, nur verſteckter.

Ueber mich ſei ganz ruhig. Mögen ſie ſchimpfen und ſchmähen; deſto beſſer! d. i. deſto ſchlimmer für ſie. Bona causa triumphat! Schon erfahre ich hier und dorther

---

1) Seines Sohnes Gottfried.

ſo viel Zuſtimmungen (obwohl ſchüchtern) auch zur „Kalligone“, daß ich gutes Muths darüber bin — denn ich habe nicht mir, ſondern dem Nutzen der Jugend, der Wahrheit geſchrieben. Gehe mein Buch und mein Name unter! was kümmerts mich? wenn nur die Wirkung geſchieht. Und die geſchieht! Amen.

Wenn Du zu Deinen Studien Bücher brauchſt, ſo ſchreibe. Ich habe treffliche Juriſten, fürs Römiſche und Sächſiſche Recht. Warum ſollen ſie doppelt angeſchafft werden? Sende mir ein Verzeichniß, was Du begehrſt.

Und nun lebe wohl, Lieber, in Deinem Wittenberg, fahre froh auf der ruhigen Elbe hin und ſei fleißig. Hier gedenkt alles mit Achtung an Dich und mit Hoffnung und mit Liebe. Empfiehl mich denen, die Du ſchätzeſt, und gehe nur mit guten Menſchen um, denke immer, daß das 1. und 11. Gebot heißt „Laß Dich nicht verblüffen!“[1], d. i. betrügen, verführen, gutmüthig mit Dir ſpielen. Lebe wohl, Lieber, und gieb dem ſanften Oſſianſchen Mondſcheine auch nicht ſo viel nach, als Du wohl pflegteſt. Addio, caro.

---

[1] Vgl. Herders Brief an ſeinen älteſten Sohn Gottfried in Riemers „Briefen von und an Goethe“ S. 274.

*14.

(Weimar im Sommer 1800.)

Deine Grundſätze, lieber Auguſt, über das Studium der Jurisprudenz ſind theoretiſch wahr; practiſch aber ſtudire dieſe Wiſſenſchaft ſo, als ob ſie ewig beſtehen ſollte, d. i. gründlich. An Madai empfiehl mich beſtens. Seinen Aufſatz über das erfundene Inſtrument haſt Du nicht beigelegt, Du Vergeßlicher! Schicke ihn nächſtens. Sage doch auch Herrn Madai, er möchte ſeine hie und da zerſtreuten Aufſätze zuſammen drucken laſſen. In Friedrich von Dalbergs letztgehaltener Vorleſung habe ich Aufſätze von ihm citirt gefunden, die ich nicht kenne; das mir denn ſehr leid thut. Gib ihm die „Kalligone“ zu leſen und ſchreibe mir ſein Urtheil über die muſicaliſchen Artikel unverholen. Sein Umgang mit Dir iſt mir ſehr erfreulich.

Ja, lieber Auguſt, die große Geometrie der Natur in allem, in allem! phyſiſch, moraliſch, chemiſch! ach, wer ſie kennte und ſich immer darnach hielt! Sie ſei und bleibe Dein großes Thema!

Auch Käſtner iſt alſo entſchlummert.[1] Sein Tod iſt mir ſo nahe gegangen, als ob er zu mir gehörte. Und doch war er längſt erwartet. Solche Männer ſollten ewig jung bleiben, und da ſie dies nicht ſein können, iſts gut, daß ſie weiter wandern. Ihr Hingang iſt der Unſterblichkeit Bürge. Lichtenbergs hinterlaſſene Schriften mußt Du ja leſen, aber wie pensées, das ſind ſie; nicht für die Welt, ſondern für ihn geſchrieben. Alſo nicht viel auf einmal; zur Gemüthsſtärkung, zur Erholung. Es iſt eine zarte Seele, es iſt Gemüth in ihm geweſen.

---

[1] Am 20. Juni.

Sei ein Mann, lieber Auguſt, mehr kann und will ich Dir nicht ſagen; es faßt alles. Dic, cur hic? cur Witembergae? Lebe wohl, d. i. geſund, ſparſam, ordentlich, honett, fleißig. H.

*15.

(Weimar im Sommer 1800.)

Hier, lieber Auguſt, haſt Du die verlangten Bücher[1] und nach Deinem Wunſche in den Ausgaben, die Du gebraucht haſt oder in Exemplaren, die Dein ſind. —

Ich lege Dir einen hübſchen Salluſt, Sueton, Eutrop bei, die Dir zur Abwechſelung dienſam ſein werden. Auch den Erasmus de copia verborum et rerum, der, als Spiel oft durchgeſehen, zum Lateiniſchen Sprechen ſehr hilft. Auch des Januar respublica letorum, ein Roman im fließendſten Latein: mir zu Gefallen mußt Du das Buch als Roman leſen; es enthält mit ſonderbarem Enthuſiasmus für das juriſtiſche Studium die historia juris vergangener Zeiten in lebhafter Dichtung. Aus ſolchen Büchern lernt man Latein; ſie rücken es uns näher; ſie machen dreiſt. Auch lege ich Deinen Heineccius (elementa juris civilis), Bucers Sammlung de ratione et methodo studii juris bei, in der ich inſonderheit Slevogt de philosophia Ictorum empfehle, und das beſte Corpus juris das ich habe; nach einem bequemen habe ich längſt getrachtet, dieſe Ausgabe aber gehört zu den beſten.

---

[1] Lateiniſche Claſſiker.

Willſt Du ſonſt juriſtiſche oder Lateiniſche Bücher, ſo ſchreibe. Alles ſteht Dir zu Dienſt; ſtudire nur fleißig. Dein Urtheil über die beſtimmte Majeſtät der Lateiniſchen Rechtsſprache iſt auch das meinige. Das Corpus juris iſt eine Sammlung der kräftigſten, edelſten Ausſprüche menſchlicher Vernunft, Gerechtigkeit und Klugheit in der feſteſten, beſtimmteſten Sprache. Ich lege Dir zu dem Ende Brunquells und Bachs historia juris Romani ſogleich bei; da es Hauptbücher ſind, ſo kommen ſie Dir gewiß recht. Schotts „juriſtiſches Journal“ umgreift Kritik über neuere juriſtiſche Schriften. Juglers „Lebensbeſchreibung berühmter Juriſten“ habe ich; ſie ſtehen Dir einmal zu Dienſt; Bücher der Art geben Ueberſicht auf vieles, dazu Luſt und Liebe zur Wiſſenſchaft als Kunſt. Grüße Madai und auch unbekannt Zachariä. Der Oberhofprediger Reinhard aus Dresden, der hier war, hat auch Gutes von ihm geſagt, und wir haben ihn, wie billig, gelobet.

Im Lateinſchreiben und Reden kommt es vor allem darauf an, daß man 1) die consequentiam verborum wohl inne habe; dieſe iſt gleichſam die Scala der Rede, wie in der Muſik. 2) ſich genau, beſtimmt und natürlich ausdrücke, mithin nicht affectire, keinen beſondern Autor ausſchließend zum Vorbild nehme, 3) den Geiſt der Sprache erfaſſe, d. i. Lateiniſch denken lerne. Es iſt ein prächtiger, kurzer, gebietender Geiſt, dieſer Geiſt der Lateiniſchen Sprache: er hat die Welt bezwungen und lange regieret. Lebe wohl, Lieber, und ſei fleißig. Vale et ama patrem tuum te vere amantem.

H.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von G. W. Leſke in Darmſtadt.

Inhalt.

Seite
I. Briefwechſel zwiſchen Herder und Lavater 1
II. Briefwechſel zwiſchen Herder und Moſes Mendelsſohn 211
III. Briefwechſel zwiſchen Herder und Johann Heinrich Jacobi 233
IV. J. G. Zimmermanns Briefe an Herder 323
V. Herders Briefwechſel mit G. Forſter 381
VI. Herders Briefe an ſeinen Sohn Auguſt 427

Aus

Herders Nachlaß.

Ungedruckte Briefe

von

Herder und deſſen Gattin, Goethe, Schiller, Klopſtock,
Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, Jacobi und andern
bedeutenden Zeitgenoſſen.

herausgegeben
von
Heinrich Düntzer
und
Ferdinand Gottfried von Herder.

Frankfurt a. M.
Meidinger Sohn und Comp.
1857.

Aus

Herders Nachlaß.

Herausgegeben
von
Heinrich Düntzer
und
Ferdinand Gottfried von Herder

Dritter Band.

Herders Briefwechſel mit ſeiner Braut.

(April 1771 bis April 1773.)

Frankfurt a. M.
Meidinger Sohn und Comp.
1857.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Herders Briefwechſel mit ſeiner Braut Caroline Flachsland

vom April 1771 bis zum April 1773.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Einleitung.

Gewährt bei manchen leicht entzündlichen Dichternaturen der raſche Wechſel mächtig aufflammender, allmählich erlöſchender und dann wieder plötzlich von neuem Feuer fangender Liebesglut einen wunderbar anziehenden Anblick, ſo bildet Herders unruhig bewegter faſt dreijähriger Brautſtand eine nicht minder eigenthümliche Erſcheinung, die uns das tiefſte Innere einer edlen, vom reinſten Drang aufgeregten ſelbſtbewußten Menſchenſeele auf das lebendigſte erſchauen läßt. Das ahnungsvolle Gefühl, in dem Gegenſtande ſeiner Liebe die ihm zugedachte Lenkerin ſeines Lebens, die milde Beruhigerin ſeines Herzens gefunden zu haben, die ihn ſeiner wahren Beſtimmung entgegenführe, dieſes begeiſternde Gefühl ließ ihn in allen Nöthen und Irrungen ſich nur treu bei ſeiner Liebe beharren, wenn es auch ſeine Zaghaftigkeit nicht zu beſchwichtigen, noch ihn zu entſchiedenem ſtarkem, männlich gefaßtem Durchführen ſeines Entſchluſſes zu ermuthigen vermochte. Denn in Herders Seele lag ein ſchweres Unvermögen, ſich mit den inhaltsloſen, aber nothwendigen Formen des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens zu befaſſen, wie wir eine ſolche in ähnlicher Weiſe bei Goethe finden, der ſie aber zu überwinden wußte, während Herder ſich immer vor jeder Berührung mit dem [illegible] Leben möglichſt fern hielt, und hier mein ſeine entſchieden thätige, in allen Geſchäftsdingen wohl gewandte Frau eintreten ließ.

Im Auguſt 1770 kam der ſechsundzwanzigjährige Herder als Lehrer und Reiſeprediger des Prinzen Peter Friedrich Wilhelm von Holſtein zu Eutin in Darmſtadt an, wo der Prinz, deſſen Mutter eine Darmſtädtiſche Prinzeſſin war, vierzehn Tage an dem ſo nahe verwandten Hofe verweilte. Durch die Hofmeiſterin der Prinzeſſinnen, Fräulein Ravanell, in deren Geſellſchaft er ſpeiſte, ward er mit dem Kriegsrath Merck bekannt, einem durch umfaſſende Kenntniſſe, Scharfſinn, Geſchmack und ſichere Lebensgewandtheit ausgezeichneten Manne. Dieſer führte ihn im Hauſe des Geheimerath Heſſe ein, wo er deſſen Schwägerin, die einundzwanzigjährige Marie Caroline Flachsland, bald herzlich lieben lernte. Täglich fand ſich der kleine Kreis zuſammen, theils in Mercks oder Heſſes Wohnung oder im Schloſſe bei Fräulein Ravanell, theils vergnügte man ſich auf Spaziergängen in den bei Darmſtadt gelegenen Wäldern und Buchen. Herders Geiſt ergoß ſich hierbei in lebhafteſter Mittheilung, beſonders liebte er es, aus Klopſtock, Kleiſt und den Minneſängern die ſchönſten, menſchlich bedeutendſten Stellen mit tief bewegter Seele vorzutragen. Die ſcheue, gedrückte Caroline machte im Anfang wenig Eindruck auf Herder, da ſie vor einem ſo hochbegabten Manne ſich gar zu gering ſchien, aber bei genauerer Bekanntſchaft hob ſich die Decke, welche ihr lebhaftes Weſen verſchloſſen hielt, ihre „ganze Lieblichkeit quoll hervor", und Herder fühlte ſich um ſo übermächtiger ergriffen, als er von ihrer traurigen Lage Mittheilung erhielt. Der früh verſtorbene Vater, der Amtsſchaffner Johann Friedrich Flachsland zu Reichenweier im Elſaß, hatte ihre Mutter nebſt acht unerzogenen Kindern in Armuth zurückgelaſſen; aber entſchloſſener Muth und unermüdliches Gottvertrauen hatte dieſer geholfen, ihren Kindern eine redliche Erziehung zu geben, wenn ſie auch nicht allen die feinere Bildung der vornehmen Stände zu verſchaffen im Stande war, und ihre beengte Lage die freiere Entwicklung des Gefühlslebens nicht geſtattete, ſo daß Caroline ſelbſt, die noch während ihres Brautſtandes franzöſiſch zu lernen begann, es ſpäter ſelbſt beklagt, daß in ihrer

Familie die äußern Ausdrücke der Empfindung zu ſehr vernachläſſigt worden. Seit zwei Jahren befand ſie ſich mit ihrem älteſten Bruder Sigmund im Hauſe des Geheimeraths Heſſe, der ihre zweite Schweſter mehr ihrer Schönheit wegen als aus innerer Neigung geheirathet hatte; allein das häusliche Verhältniß war kein angenehmes, und die beiden Geſchwiſter mußten es oft unangenehm empfinden, daß ſie das Gnadenbrod aßen, wie auch das abſtoßende Betragen Heſſes gegen ſeine Gattin ihnen manches Herzeleid bereitete. Herder hörte von dieſen beengenden Verhältniſſen und von der leidenſchaftlichen Liebe Carolinens zu ihren Geſchwiſtern mit innigſtem Antheil, wodurch ſeiner Liebe zu der armen Gedrückten reichlichſte Nahrung zufloß. Hatte ja auch er aus gedrückten Verhältniſſen ſich emporgearbeitet, und noch immer wollte ſich ihm keine Laufbahn eröffnen, wie ſein Herz ſo heiß ſie erſehnte. Die Ahnung, daß Caroline es ſei, die ſeinem Leben Halt und Stütze geben, die ihn zu allem machen werde, was er nach ſeiner Natur und den gegebenen Verhältniſſen werden könne, erfüllte ihn mit ſehnſüchtigſter Neigung. Gerade um dieſe Zeit ſollte er von Bückeburg den zweiten Ruf zum Conſiſtorialrath und Hauptpfarrer erhalten, den er am 24. Auguſt vorläufig annahm, indem er ſich das Nähere vorbehielt.

Fünf Tage vorher hatte ſich der Bund ſeines Herzens geſchloſſen. Am 19. Auguſt hatte er in der Schloßkirche gepredigt. „Ich hörte die Stimme eines Engels und Seelenworte", erzählt Herders Gattin. „Zu dieſem großen, einzigen, nie empfundenen Eindruck habe ich keine Worte — ein Himmliſcher in Menſchengeſtalt ſtand vor mir." Am Nachmittag konnte ſich Caroline nicht enthalten, dem verehrungsvoll geliebten Manne ihren gerührten Dank über die unvergleichliche Predigt auszuſprechen, und der Ausdruck innigſter Liebe ſprach, wie ſehr er ſich auch verſtecken mochte, aus Aug' und Mund und Herz. Auf einem darauf unternommenen Spaziergang in dem Tannenwalde wandelten ſie faſt ganz ſtill und ſtumm neben einander, aber ihre Herzen ſprachen um ſo vernehmlicher — ſie hatten ſich auf ewig gefunden, wenn auch gleich damals beide der bange Zweifel ergriff, ob ſie ſich je angehören würden, und Carolinen, die ſich zu dem Wonnegefühl, von Herder geliebt zu ſein, nicht ermuthigen konnte, in der folgenden Nacht die bitterſten Thränen auspreßte.

Erſt am 25. Auguſt, ſeinem Geburtstag, wagte Herder, ſich der Geliebten beſtimmt zu erklären, welcher er im Schloſſe bei Fräulein Ravanell, wo man im Freundeskreiſe den feſtlichen Tag feierte, ſeinen Liebesantrag überreichte. „Warum ſollten wir uns einander, meine liebſte Freundin, unſer Herz verhehlen", hatte er „in der Morgenröthe ſeines Geburtstags" geſchrieben, „und über eine Art von Empfindungen erröthen wollen, die uns auf eine ſo ſonderbare Weiſe gleichſam überraſcht, und die ſo ſehr auf das heiligſte Gefühl der Unſchuld und Tugend gewebt ſind! Mir wenigſtens, glauben Sie es, meine Allerliebſte, wenn ich mir die Unſchuld, die ſüße, reinſte, ſchönſte Zärtlichkeit vorſtellen will, ſo wird kein anderes als Ihr Bild daraus — Ihr Bild mit jedem kleinſten Zuge. Ihr unſchuldiges, einfaches, freies Geſicht, Ihr blaues, ſtilles, fühlendes Auge, Ihr leichter Körper, in jeder Stellung ganz Natur, ganz Munterkeit, ganz ſanfte Zärtlichkeit und Anmuth: die unſchuldige Natur, die mit jedem Worte von Ihren Lippen ſpricht und nicht argwohnet, daß Böſes in der Welt ſei: die muntre, rege Freundſchaft, die Sie zu empfinden fähig ſind: die Freude, die Sie anwandeln kann, wenn Sie von einer guten That hören: die ſanfte Thräne, die ſich in Ihr blaues himmliſches Auge ſtiehlt, wenn Sie Empfindungen leſen oder hören — und o meine ſüße Unſchuldige! das alles iſt noch nichts, wenn ich Sie in Ihrer wirklichen freundſchaftlichen Willfährigkeit, in Ihrer ungezwungenen, raſtloſen Thätigkeit und Gefälligkeit ſehe: wenn ich höre, wie edel und ſchweſterlich Sie ſich Ihrer Familie angenommen, und inſonderheit wie Sie, vortreffliche Seele, auch wiſſen zu ertragen und mit Unſchuld zu überwinden. — Ich ging wahrhaftig nicht darauf aus, um Ihre Gunſt und Freundſchaft zu buhlen: die beiden erſten Male, da ich Sie ſah, gingen vorbei, ohne daß ich was Unterſchiedenes gegen Sie fühlte: das letzte Mal waren Sie mir nur immer noch von Seite Ihres ſittlichen Geſchmacks und Ihres muntern, gutherzigen Umganges merkwürdig; Sie ſehen mich alſo als keinen Thoren, der ſich bei dem erſten Augenblick [illegible] und verblendet, um mit einmal wieder kalt zu werden. Selbſt das erſtemal, da wir im Walde der Faſanerie waren, und ich ſchon anfing, Sie recht lieb zu gewinnen, war es noch immer mehr muntere Schäferei und Freuden der Geſellſchaft als etwas Geheimeres und Heiliges der Freundſchaft. Aber, mein kleines göttliches Mädchen, da wir uns nach der Predigt zuſammenfanden, da wir, meine liebe, unſchuldige Pſyche, im Walde ſangen und ſprachen, und uns die erſten Accente einer Empfindung, die ſich ganz ohne unſer Bewußtſein meldete, einander ſtammelten: da ich nicht ruhen konnte, Sie auf den folgenden Tag zu beſuchen und an der Spitze Ihrer Finger einige ſanfte Töne hingen, die Sie vom Clavier hervorlockten: da wir nachher im Brunnenwalde zuſammen ſaßen und fühlten, und uns mit der Hoffnung verließen, uns morgen wiederzufinden, da — und nachher immer von Zug zu Zug lernte ich Sie immer mehr kennen, und o Gott! am meiſten den Tag, wo ich meinen Abſchied nahe glaubte, und in der Kühle des Abends zum letztenmale, und wie gerührt! mit Ihnen zur Allee wandelte — o Gott, die Bezeugung Ihrer Theilnehmung und Ihrer Freundſchaft, daß Sie etwas mit mir und für mich fühlten, Ihre Thränen, die abgebrochenen Zweifel und Fragen und Freundſchaftsbezeugungen — allerliebſtes, redliches Kind, iſts zu viel, daß ich glaube, damals Ihr Herz ſprechen gehört zu haben? Nein! es hat noch geſtern geſprochen, ſelbſt bei Ihren bittern Vorwürfen und Zweifeln hats geſprochen — und ach! warum kann ich Ihnen dieſe Vorwürfe und Zweifel nicht widerlegen, wie ichs wollte! und gleich wollte!“ Ihr Bild, bemerkt er weiter, werde ihn auch in der Entfernung nicht verlaſſen, wenn nur das ſeinige eben ſo um ſie ſchwebte. „Sie werden mir wenigſtens Freundſchaftsbriefe und Erkundigungen nach Ihnen erlauben, und o gebe der Himmel und die gütige Vorſehung, daß die Wünſche, die es mir nicht erlaubt iſt hier zu ſagen, und die Pläne, über die ſich wenigſtens meine Einbildungskraft freuet, von der Zukunft und dem Schickſal befördert würden!“

Caroline erwiederte dieſe von wärmſter Empfindung und ehrlichſtem Herzen eingegebene Liebesverſicherung mit gleicher Glut. „Nein! ich will nicht länger mein Herz dem verhehlen, deſſen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-51185-X
HERDER,J.G. FN. 07562/020

Freund verhehlen", ſchreibt ſie. „Eben ſo ſtark, und wenn es möglich iſt, noch ſtärker, liebe ich Sie, wie Sie mich lieben. Wie freue ich mich, daß Sie mein ehrliches gutes Herz kennen! o wie ganz in einer Minute haben ſich unſre Seelen gekannt! Darf ich jemals an eine ewige himmliſche Freundſchaft und Zärtlichkeit unter uns gedenken? iſt das nicht zu viel für ein armes Kind? O ich darf dieſe göttliche Scene nicht denken. Werden Sie dann mein Schutzengel ſein? Sie haben es mir an dem vermeinten fürchterlichen Abſchiedsabend verſprochen. Dann kann ich nichts Niedres, nichts Unedles thun, Ihr Geiſt iſt bei mir. Schreiben Sie mir oft, ſüßer, feuriger Freund, ſo oft Sie an Herrn Merck ſchreiben, daß ich nur Ihre Abweſenheit ertragen kann."

Der folgende Tag ſollte dem liebenden Paare nicht geſtatten, ſich, wie ſie gehofft hatten, vertraulich gegen einander auszuſprechen und dem ſüß ſchmerzlichen Abſchied den vollſten Ausdruck zu geben; doch ganz unverhofft trafen ſie noch gerade in der letzten Viertelſtunde am ſpäten Abend in Mercks Zimmerchen auf der [illegible] zuſammen, um mit Kuß und Umarmung ihre Liebe zu beſiegeln. Voll Inbrunſt drückte Herder die Geliebte an ſich, deren verſchämt weggewandtes, von Thränen überſtrömtes Geſicht ſich auf einmal zu wehmüthiger Liebeswonne erheiterte; er zog ſie auf ſeinen Schooß nieder und verſicherte ſie ſeiner innigſten Anhänglichkeit; ſie aber umſchlang ihn mit leidenſchaftlicher Neigung und bat ihn, ihr doch zu ſchreiben, doch wiederzukommen, ſie doch nicht zu vergeſſen. Aber wie ſelig er auch ſein Glück in ſeinen Armen hielt, wie tief er ſich auch von der Ueberzeugung durchdrungen fühlte, in Carolinen die Seele gefunden zu haben, an welcher ſich ſein Lebensglück aufranken müſſe — er wagte nicht entſchloſſen durchzuſetzen, die ſich ihm darbietende Gelegenheit als Gottes Wink zu ergreifen, die Geliebte die Seine zu nennen, den Prinzen zu verlaſſen, Carolinen aus ihrem bedrängten Zuſtand zu erlöſen und ſie nach Bückeburg heimzuführen. Seine wunderliche Zaghaftigkeit, in das äußere Leben geſtaltend einzugreifen, hinderte ihn an einem ſolchen ſegensreichen Schritte, was er ſpäter bitterlich bedauerte. So machte er der einzigen Freundin ſeines

Seele nicht einmal beſtimmte Zuſagen, wie ſehr er auch ihre Lage im Heſſiſchen Hauſe und ihr elendes Leben in Darmſtadt bemitleidete; er verſicherte ſie nur ſeiner Freundſchaft und Liebe, forderte ſie auf, ſich mit ihm zu veredeln, wies ſie ganz unbeſtimmt auf die Entwicklung der Zeiten hin, meinte, es werde ſich alles für ſie beide aufheitern — machte aber ſo wenig ernſtlichen Anſpruch auf ſie, daß er ihr ausdrücklich erklärte, ſeine Bekanntſchaft ſolle kein Hinderniß ihres Glückes ſein. Auf Carolinens bei aller Zartheit der Empfindung leidenſchaftlich glühende Seele mußte eine ſolche freilich auf edelſtem Grunde ruhende Zurückhaltung doch höchſt befremdend und verſtimmend wirken, und ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ihr Briefwechſel mit dem in Straßburg weilenden Freunde[1] mancherlei Irrungen und Störungen erlitt. Caroline zweifelte, ob ſie, das „nackte", durch keine beſondere Geiſtesgabe ausgezeichnete Mädchen, Herders ganz würdig ſei, ob ſie ihn wahrhaft glücklich machen könne; ſie glaubte kaum an die Möglichkeit des Wiederſehens, ſie fand in ſeinen Briefen Zwang, fühlte ſich durch ein Wort beleidigt, und bat deshalb, um ihrer Ruhe willen, keine weitere Briefe an ſie zu ſchreiben. Doch auf die eben ſo liebevolle als ernſtliche Erklärung des Geliebten lenkt ſie wieder ein. Herder nimmt vom Prinzen ſeine Entlaſſung, aber ſtatt nun ſogleich zurückzukehren und die Freundin nach Bückeburg zu führen, läßt er vorab ſein Auge operiren, ohne auf Carolinens abmahnende Stimme zu hören. Seine Hoffnung, Weihnachten wieder in Darmſtadt zurück zu ſein, wird vereitelt, da die Operation den mühſeligſten und verdrießlichſten Gang nimmt; worüber Herders Seele faſt ganz ermattet, was ſich auch in ſeinen Briefen verrathen muß, obgleich er ſeinen traurigen Zuſtand möglichſt zu verdecken ſucht. Caroline beklagt ſich über den anſcheinend kalten Ton, und wähnt ernſtlich, Herder wolle abbrechen. Erſt im April 1771 ſieht Herder Darmſtadt wieder, wo er, da ſeine enge Beziehung zur Geliebten noch ein

---

[1] Mitgetheilt im dritten Bande von „Herders Lebensbild", dem auch Carolinens Bildniß beigefügt iſt.

Geheimniß bleiben ſoll und der Geheimerath Heſſe gegen ihn eingenommen war, zunächſt im Wirthshaus einkehrt.

Leider wurde dieſer Beſuch Darmſtadts durch den empfindſamen Franz Michael Leuchſenring[1] den Geliebten verbittert, der in Herders Betragen die wahre Liebeswärme vermißte und die Redlichkeit ſeiner Abſicht bezweifelte. Und freilich mußte es höchſt ſonderbar erſcheinen, daß dieſer auch jetzt noch alles im Unbeſtimmten ließ und gar keine Zuſage machte, da doch die angeſehene Stellung, die ſeiner in Bückeburg wartete, jedes Hinderniß einer ehelichen Verbindung aus dem Wege zu räumen ſchien. Allein Herder fühlte ſich in dieſer durch die äußern Verhältniſſe ihm aufgedrungenen Stellung noch immer unbehaglich und unſicher, dazu von Schulden gedrückt, ohne Mittel zu einer entſprechenden Einrichtung — und ſo ſchien es ihm auch jetzt noch gerathen, zunächſt die weitere Entwicklung der Verhältniſſe abzuwarten und im vertraulichen Briefwechſel der Geliebten noch näher zu kommen, ſein ganzes Sein, Leben und Fühlen vor ihr zu entfalten und ſich auch ihres vollſten Herzens zu verſichern. „Unſre Briefe ſollen", ſchreibt er der Freundin, „die Geſchichte unſeres Herzens, unſerer Gedanken und unſeres Beſtimmungskreiſes enthalten. Das wird uns auf die edelſte Weiſe zuſammen halten." Er wollte ſie nur beglücken, wenn er ſie ganz zu beglücken hoffen durfte.

Der beinahe zwei Jahre umfaſſende Briefwechſel (die Vermählung erfolgte am 2. Mai 1773) legt den wundervollen, ſchmerzlich bewegten Brautſtand des ſeltenen Paares auf anziehende Weiſe vor Augen. Beide quälten ſich mit dem Gedanken, ihrer nicht würdig zu ſein, und verbitterten ſich dadurch die Tage ihrer ſchönen Liebe. Carolinens leidenſchaftliches Weſen, der Elektraſinn, den Goethe ihr zuſchreibt, bricht bei aller holden Liebeswonne überall hervor, wie Herders Mißbehagen an ſeiner Stellung und der ungläubige Unmuth über ſein Schickſal. Aber auch Carolinens ganze warme Innerlichkeit und einfach ſchöne Natürlichkeit, ihr unwiderſtehlicher Zug zu den ſüßen Freuden des Familienlebens und Herders tiefes, edles, von reinſter Menſchheit erfülltes, von glühem Wirkungsdrang beſeeltes Weſen ſtrahlen uns hier wie in Regenbogenſchein entgegen. In das Bückeburger Leben eröffnen ſich uns die unmittelbarſten Blicke und in alle Hinderniſſe und Bedenken, die von Herders Seite der Verbindung entgegentraten, zu welcher der erſte entſcheidende Schritt von Carolinen ſelbſt geſchah, da dieſe in der ſchmerzlichſten Aufregung ihrem Schwager das Verhältniß zu Herder entdeckte, als deſſen Verlobte ſie ſich ihm darſtellte. Nicht weniger treten die Darmſtädter Verhältniſſe auf das deutlichſte hervor; beſonders bedeutſam erſcheinen hier der wunderliche Leuchſenring, der durch ſeine Empfindſamkeit, ſein zärtliches Eindringen, Anſchleichen und Anſchmiegen auch die ſonſt ſo verſtändige Caroline berückte und ihren Blick blendete, dann Merck und Goethe. Der letztere machte gerade um dieſe Zeit zu Darmſtadt häufige Beſuche, worüber wir ſonſt nur vereinzelte und wenig bedeutende zuverläſſige Angaben erhalten haben. Ueber das Mit- und Gegeneinanderwirken dieſer Männer erhalten wir hier die anziehendſten Aufſchlüſſe, wenn auch freilich Caroline nicht überall ein ganz gerechtes Urtheil fällt, ſondern ſich häufig von der Leidenſchaft hinreißen läßt.

---

[1] Bekannt iſt Varnhagens ſchöne Zuſammenſtellung über dieſen wunderlichen Heiligen im erſten Bande der vermiſchten Schriften (494—532. vgl. II, 347.)

Wir haben aus den uns in Abſchrift vorliegenden Briefen nur das Wichtigſte ausgewählt, mehr als dreißig Briefe ſind weggefallen und aus den mitgetheilten größere oder kleinere Stellen, unter dieſen mit ſehr ſeltenen Ausnahmen auch diejenigen, welche bereits in den „Erinnerungen“ I, 202–235 abgedruckt ſind. Finden ſich auch jetzt noch einzelne Wiederholungen, ſo ſind dieſe abſichtlich beibehalten, um das Bild des leidenſchaftlichen Seelenwogens dieſes nach ſo langer Prüfung in den Hafen des Familienglücks einlaufenden Paares nicht zu verwiſchen. Herder fand ſein höchſtes Glück in der endlichen Verbindung mit Carolinen, die, wie er zehn Jahre ſpäter an Jacobi ſchrieb, der Baum, der Troſt, das Glück ſeines Lebens wurde, der er im Jahre 1788, eben auf der Reiſe nach Italien begriffen, mit dankerfüllter Seele äußerte: „Heute iſt der Tag unſrer Verlobung im Geiſt, da ich Dir den erſten Brief brachte. Ich habe Dich tauſend-, tauſendmal lieber, als da ich ihn Dir zitternd gab. O glaube es doch, glaube es mit Herz und Seele, Du vielgeprüfte, gute, liebe und aufopferungsreiche Heldenſeele! Du haſt mich zu allem gemacht, haſt ſeitdem für alles geſorgt, und Dich für mich auf tauſendfache Art hingegeben. — Sorge für Dich und die Deinen, ſchone Deiner Geſundheit, und wir werden, ich bins gewiß wie meines Daſeins, ein neues bräutliches Leben führen, ja glücklicher, als das alte war; denn wir ſind weiſer und am Ende doch auch beſſer geworden."

1.

An Caroline Flachsland.

(Frankfurt gegen den 20. April 1771.)

Haben Sie meine letzte ſcheidende Bitte erfüllt, liebſtes Mädchen, und ſind ruhig und heiter geweſen? O Gott! da ließ ich Sie im Winkel hinter meinem Bette ſtehen, mit weinenden geſchwollnen Augen, wo Sie doch vor meiner Ankunft in eben dem Kämmerchen ſich auf meine Ankunft ſo freueten! Bin ich denn als ein Mörder oder Uebelthäter bei Ihnen geweſen, um Ihnen die Ruhe und Heiterkeit der Seele, in der Sie ſo leben und weben, zu rauben? Laſſen Sie mich den Gedanken nicht denken, ſanftes, heiteres Mädchen. Ich ſehe Sie vielmehr in dem Bilde, wie Sie mir immer erſcheinen und mit mir gehen, und in dem Sie mir zuerſt erſchienen ſind, wie eine leichte, vergnügte Unſchuldsgöttin, die hier auf Erden ſichtbar geworden. Das iſt, liebſte Caroline, Ihre Naturgeſtalt der Seele, und die würdigſte der Menſchheit: in der wandeln Sie mit mir, mir ungeſehen zur Seite, und behüte der Himmel, daß dies Unſchuldsbild mir je von der Seite verſchwinde!

In der denke ich Sie mir auch jetzt, dachte Sie, da ich wegfuhr, einſchlief und aufwachte — und, holdes Mädchen, warum ſollte ich nicht immer Sie mir ſo denken können? Betrachten Sie doch nur ſelbſt, wie eitel alle Erwartungen ſind, wenn man mit zu ſtarker Theilnehmung auf ſie rechnet. Was hatte ich mir, was wir alle uns, meine ganze Leidenszeit in Straßburg über, für Gedanken und Bilder gemacht, wie meine Zeit in Darmſtadt hingelebt werden ſollte, und wie iſt ſie's? Wie freuten wir uns aufs Wiederſehen, und bildeten uns ein, uns einander ſchon ſo zu kennen, daß wir auf dieſe ſichere Verſchlüſſe rechnen konnten; und nun ſagen Sie, iſt in der Welt, liebſte Freundin, eine gezwungenere, verſchloßnere, herzenverſtummtere Freundegeſellſchaft geweſen als die unſrige? Vielleicht mit allem guten Willen — ich will nichts unterſuchen —; aber der Effect iſt doch immer derſelbe, daß Tage vorbei ſind, die gewiß auf andre Art hätten durchlebt werden können. Meine Seele iſt noch verſtimmt und widerwillig. O ſehen Sie, mein liebes Mädchen, wie viel man verliert, wenn man ſo ſicher rechnet. Laſſen Sie den Schickſalsfaden leiſe laufen, wie er läuft, ohne ihn reißen und aufhalten zu wollen: ſo geht er deſto ſicherer ſeinen Gang, und findet ſich wieder in unſre Hand, vielleicht wenn wirs am wenigſten gedenken und hoffen. Mein Troſt kann Ihnen vielleicht kahl ſcheinen; auch würde ich ihn nicht ſo geſchrieben haben, wenn nicht wahrhaftig das verlebte Evenement eben in Darmſtadt mir noch zu nahe vorſchwebte. Liebſte Freundin, wie tauſendmal empfindlicher muß es ſein, wenn eben dergleichen Irrthümer, da man ſich zu kennen glaubte, zuſammenkommt, ſieht und nicht kennet, in irgend einer Beziehung des Lebens ſtatt haben, die nicht ſo leicht zu trennen iſt als der Cirkel in Darmſtadt? — Aber ſehen Sie, freundſchaftliche, edle Seele, wie ſicher und untrüglich die ſchönere Art von Theilnehmung und Umgang iſt, die wir uns ſo heilig verſprochen: die Nahheit und Freundſchaft unſrer Geiſter und Herzen! Allerliebſtes Mädchen, da ſehe ich Dich als eine kleine Göttin, als eine Unſchuldsgrazie an, die mir auf meinem Lebenswege wie Erſcheinung begegnete, um meine Muſe, meine Geſellſchafterin, meine unſichtbare Freundin zu ſein, und mich zu dem zu erheben, was ich ſonſt durch mich ſelbſt nicht geworden wäre. Ein einſamer Menſch verfällt ſehr leicht, und ein Menſch von ſtarkem Charakter kann um ſo tiefer fallen, je höher er ſich erheben konnte: aber wenn ihn ein Engel umwandelt, ſo unſchuldig und gütig und voll und geſund wie die blühende Natur, ſo fällt er nicht, ſo hat er ein wohlthätiges ſchönes Weſen vor Augen, der er den kleinſten Antheil ſeines Tagewerks weihet, die ihn mit ſich ſelbſt eins zu ſein lehret, und ihm gleichſam immer das Ziel vor Augen hält, wohin er ſich vervollkommne. Liebſte Freundin, und das Bild nehme ich von Darmſtadt mit, und bloß dazu, um das mitnehmen zu können, bin ich nach Darmſtadt auch jetzt zum zweitenmal gekommen, zu nichts anders, wie ich aus dem Erfolg ſehe. Ich habe Sie von ſo viel neuen und ſchönen

Seiten und ſo innig, innig, innig kennen gelernt, daß Ihr ganzes Bild mir gleichſam ſo ſubſtanziirt und verkörpert iſt, um gewiß nicht mehr als bloßes Traumbild, was wieder ein anderes Traumbild zerſtöre, mir vor Augen zu ſchweben. Kehren Sie ſich, meine liebſte vortreffliche Freundin, an alles Zuckerwerk und Näſcherei von Empfindungen nicht, mit dem man ſich im Uebermaße eben ſo ſehr und noch ärger den Magen verdirbt als mit den offenbarſten Vollereien. Die Natur hat Ihnen, liebſte Freundin, ſo viel Stärke und Feſtigkeit der Züge gegeben, Sie haben ſo viel Reelles in Ihrem Charakter, daß Sie zu wohl ſehen, der Menſch iſt zu etwas Beſſerem auf der Welt da, als eine Empfindungspuppe oder ein Empfindungströdler zu ſein: die ſchönſte Puppe iſt noch immer Kinderſpiel und der ſchönſte Trödelkram von Empfindungen aus aller Welt Ende iſt höchſtens ein Zimmer der Erholung und kaum der Beſtimmung. Ein Zug, eine Situation, in der ich Sie mir, beſtes Mädchen, als ein handelndes wohlthätiges Weſen der Menſchheit, als reelle Freundin, Geſellſchafterin, Gattin, Mutter, würdiges Frauenzimmer gedenke, rührt mich tiefer und ewiger als hundert feine Empfindungsworte ſchöner Magellonen, die mein Auge nicht geſehen hat: und die zu ſehen ich keine Wallfahrten übernehme. Und wie viel ſolche ſüße, allerliebſte Züge, ſolche Ahndungen eines himmliſchen Lebens habe ich aus Ihrer Seele erwiſcht! O Gott, wäre ich nur Ihrer Liebe würdig! — doch ich wills, holdes, ſanftes Mädchen, zu werden ſuchen: denn was kann jeder taube Beklagungsgrund ſonſt fruchten? Unſre Briefe ſollen die Geſchichte unſres Herzens, unſrer Gedanken und unſres Beſtimmungskreiſes enthalten. Das wird uns auf die edelſte Weiſe zuſammenhalten, und wir werden für einander leben, indem wir ſo abgetrennt ſind. Das wird eine ſüßere Geſellſchaft ſein, als wenn wir bei einander wären und durch fremde Mienen und eine Beklemmung des Herzens geſtört würden, um das nicht ſein zu können, was man ſein will. Hier ſind wir frei: mein Geiſt beſucht Ihr Kämmerchen, und ſucht Sie in dem meinigen, lieſet und denket mit Ihnen, und theilt mit Ihnen ohne Rückhalt jede ſeiner Beſtimmungen. Muß das nicht edler, beſſer machen? Und wollen Sie nicht in dieſe freudige Ausſicht mit mir einſtimmen? Thun Sie es, liebſtes Mädchen, und ſchreiben Sie ja bald und genau, wie Sie ſich ſeit geſtern bei meiner Abreiſe befinden. Ich muß ſchließen, weil ich aus muß. Hier ruhe ein Kuß auf Ihr himmliſch ſanftes Auge und Ihren armen zerküßten Mund. Ihr ganzes himmliſches Bild ſteht vor mir, und ich umarme es mit der inbrünſtigſten Thräne, die Ihr ganzes ſchönes Herz fühlt. Leben Sie recht wohl. Unſer Scheiden iſt kein Scheiden, als uns zum Beſten.

2.

An Caroline Flachsland.

Caſſel Dinstag (den 23. April 1771).

Lange, lange iſts, daß ich, meine liebſte, zarte Freundin, nicht geſchrieben, wenn ich das Maß von Gedanken zurückhole, mit dem ich an Sie gedacht. Ja, meine Liebe, Vortreffliche! Ihr Bild iſt mit mir gezogen; das müſſen Sie mir erlauben, daß, der Wagen mag mich immer von Ihnen führen, meine Seele Sie ſich, wie einen begleitenden Schatten, wie einen mit mir wandelnden Gedanken, denken könne, das müſſen Sie mir erlauben. Das iſt bisher meine Geſellſchaft und Unterhaltung geweſen: im Wagen und in der Ruheſtätte. O welch ſüße Geſellſchaft! Bald war ich bei Ihnen, begleitete Sie in Ihr heiliges Schlafzimmerchen, ſtand neben Ihnen bei Ihrem Belindens Bettchen [1], bei Ihrem Bücheraltärchen, überall wo ich Sie geſehen, und Ihren Kuß und Ihre Seele genoſſen. Bald waren Sie mir zur Seite im Wagen, ich theilte mit Ihnen wie manchen Sonnenblick und gute Ausſicht, die ich in Hoffnung des aufgrünenden Frühlings genoß, und dann auch wie manchen Augenblick eines düſtern Auges und beſchwerten Herzens! O Freundin, faſt kein Wirthszimmer habe ich verlaſſen können, um mich wieder in den Wagen zu werfen, ohne daß ich nicht immer den Zug hatte, wo in einem

---

[1] Anſpielung auf ein Gedicht von J. G. Jacobi. Vgl. „Herders Lebensbild" III, 190.

Winkel thränend niederzuknieen, und ich weiß nicht, ob für oder an Sie zu beten. So ward alles durch Sie geheiligt, und ich ſehe den Ort, wo ich eine Zeit lang mich mit Ihnen in meinen Gedanken beſchäftigt, gleichſam als einen Tempel an, den ich nicht anders als betend verlaſſen könne! O ſüße, zarte Seele, es iſt Wolluſt, auch in der Entfernung zu lieben! Ich weiß nicht, wie die Einbildung mir alles zeiget und mich täuſchet, aber ich fühle, daß ich in Ihrer Geſellſchaft, in der Seelenvereinigung, die ich genieße, gleichſam mehr als ich ſelbſt bin. Das unſchuldigſte, beſte, zarteſte, von der Natur zu allem Edeln und Glücklichen geſchaffene Herz würdigt mich, mich zu lieben; o Gott, was in der Welt kann mich mehr, mehr aber mich erheben als dies? Mit welcher Schamröthe und Reue und Niedergeſchlagenheit ich mein eigen Selbſt auch fühlen möge, ſüßes Mädchen, ſo richtet es mich doch wieder auf, daß meine Seele, auch nur in Gedanken, ſich mit der Ihrigen Freundin nennen darf, und nun denken Sie es ſich, wie viel Gedankenfahrten und Empfindungsreihen dies in meiner Seele erzeugen müſſe, bei deren jeder ich mir ſchmeichle: „Du biſt beſſer und menſchlicher geworden“! — beſſer durch Sie, meine liebenswürdige, edle, unſchuldige Freundin! Laſſen Sie mir dieſe Selbſtſchmeichelei, dieſe Begeiſterung, mit der ich Ihr Bild in Gedanken küſſe, und es mit der wahrſten, redlichſten Thräne begieße, die je geweint ward; o wäre ich einer ſolchen Blume der Menſchheit werth! — —

Aber, liebe Freundin, wenn Sie mir alſo auch um meinetwillen, um einiger Freundſchaft willen zu mir eine Bitte erlauben wollen, o ſo laſſen Sie mich Sie doch nicht anders als heiter denken dürfen — mit der leichten, ſpielenden Blumenunſchuld, in der ich Sie fand, und für die Sie allein geſchaffen ſind. O denken Sie doch, wie ſehr der Gedanke mir Dolch ſein müßte, auch nur etwas auf mir zu haben, dadurch ich die Ruhe Ihrer Seele, den heitern, himmliſchen Frieden geſtört, der Sie vorher umſchwebte, und in dem ich Sie ja nicht verließ. Holdes Mädchen, ich fand Dich wie eine Grazie blühen, Du lebteſt heiter, der Liebling und Troſt der Deinigen, der Liebling aller, die eine edle Unſchuldsſeele ſchätzen konnten, ſelbſt in Thränen vergnügt, ſelbſt im Ertragen und Dulden heiter und gelaſſen. So fand ich Dich, ich kam — und ach! ſoll ichs mir denken müſſen, daß ich der Mörder Ihrer Ruhe, der Räuber des Kleinods geweſen bin, das nimmer wieder kommt, des Frühlings der Seele? Nein, allerliebſtes Mädchen, der Gedanke iſt zu abſcheulich und tödtend, als daß Ihre ſanfte, menſchenliebende, freundſchaftliche Seele ihn mir gönnen ſollte. Nimm Deine Ruhe wieder, beſtes, unſchuldiges Kind, die Ruhe, die für Dich oder für keinen Engel geſchaffen iſt, und werde wieder mit dem keimenden Frühlinge die Blume, die Du warſt. Mein Geiſt ſoll Dich umſchweben, er ſoll Dein Bette bewachen, aber nie, nie werde es mit einem Seufzer beunruhigt, das Bette, das Dich voraus immer heiter und ſorgenlos in ſeine Ruhe einſchloß. Warum, liebes Mädchen, — ſoll uns unſre Freundſchaft ſtören und verwirren, uns die Seele und das Leben benebeln, da ſie, wenn ſie eine würdige Freundſchaft iſt, uns ſo erheben und vergnügen kann! Wie freue ich mich darauf, in Ihren Briefen den Strom Ihres Herzens zu ſehen, und ich weiß, es wird ein zutrauendes, offnes, vergnügtes Herz ſein! Wie werde ichs für Entzückung von meiner Seele halten, alle meine Neuigkeiten in Bückeburg mit dem Gedanken an Sie beleben und verſchönern zu können, wenn ich Ihnen alles ſchreiben darf, was mich angeht, vielleicht Geringfügigkeiten, die aber durch das Zutrauen, das ihren Ton ſtimmt, und durch die Miene der Freundſchaft allein Werth bekommen können. Laſſen Sie mir, liebſte, zarteſte Freundin, eine Begeiſterung, die mich in der Welt wenigſtens nicht allein läßt, die mir unſichtbar eine Geſellſchafterin gibt, der ſich meine Seele eröffnen, das Haupt in Ihren Schooß legen und Sie zur Zeugin meiner Empfindungen und innerer Bearbeitung nehmen dürfe. Wie ſüß, meine Freundin, daß Du auch mich nicht vergiſſeſt!

Ich habe unterwegens einige Blicke in den Rouſſeau gemacht. Wenn der Herr Geheimerath (Heſſe), wie ich nicht zweifle, ſeinen „Emil“ Deutſch hat, und Sie ihn noch nicht geleſen, ſo ſtehlen Sie ihm denſelben. Ihr richtiger Geſchmack wird Ihnen ſelbſt die guten und menſchlichrührenden Stellen zeigen, inſonderheit im dritten und vierten Theile; das Uebrige laſſen Sie für andre. Und dann, liebe Freundin, leſen Sie ihn in mancher Frühlingsſtunde mit mir in Gedanken, und laſſen Sie mich es mir noch manchmal denken können, wie Sie Ihr verſchämtes, empfindungsvolles Auge zu mir wenden, und Ihre Seele an meine Lippen drücken. — — Ach! die Zeit iſt nicht mehr da! und wie elend, mit verſchloſſenem Herzen unter einer maulenden Geſellſchaft habe ich ſie genießen müſſen! —

In Bückeburg erwarte ich mehr als einen Brief von Ihnen zu finden, und ja die Adreſſe an Ihren Bruder nicht vergeſſen mit Logis und allem. Da Leuchſenring in einem ſo ſonderbaren Tone geweſen, ſo wollte ich ſehr gerne, ich weiß nicht aus welchem Zweifel, unſern Briefwechſel mehr ſichern. Aus Bückeburg ſchreibe ich an den Herrn Geheimerath, und da bekommen Sie einen Brief, wie man ihn vor der profanen Welt ſchreiben kann. Sagen Sie mir doch bald, was die Urſache iſt, warum Leuchſenring ſo ſehr unſre Freude verderben: eben einer ſo romantiſchen Zeit wegen verzeihe ich ihm noch bis jetzt ſein wunderbares Betragen ſo wenig, daß ſich ich weiß nicht, was für ein ſtummer Unmuth ſich in jeden Gedanken miſchet. O entziehen Sie mir Ihre Freundſchaft nicht, meine ſüße Freundin: mein ganzes Herz iſt Ihr.

Deine Thräne zu entküſſen,
Holdes Mädchen, flieh' ich hin zu Dir!
Bin durch Lüfte hergeflogen
Dir zur Seite. Sieh es zogen

Deine Seufzer mich zu Dir.
Laß, o laß mit dieſem Kuſſe
Deine bittre Thräne mir.

Deine bittre Thräne ſchmähet
Liebe, Tugend, Vorſicht, Dich und Gott!
Sieht mit Murren in die Höhe,
Thut dem beſten Herzen wehe
Und macht dieſes Weh zu Spott.
Ach, ergib mit zarter Thräne
Dich der Lieb' und Deinem Gott!

Deine Lieb' und Herz und Seele
Iſt ja unſchuldſchön, wie die Natur.
Mädchen, Deine ſanfte Wangen
Sind zur Thräne nicht: es hangen
Keine Wolken auf der Roſenflur
Deiner Lippen; Deine Augenlieder,
Holdes Mädchen, lächeln Freundſchaft nur.

Und drohn nicht mit Düſterniſſen
Und ſind nicht zur Nebelnacht
Hergeſchaffen. Ach, o Blume
In der Unſchuld Heiligthume,
Die, wohin ſie blicket, Freude lacht,
Heb' Dich aus den Düſterniſſen,
Wie die Lilie nach Regen lacht.

3.

An Herder.

(Darmſtadt gegen Ende April 1771.)

Ja, mein ewig Geliebteſter, ich habe Ihre letzte Bitte erfüllt, ich bin ſeit Sametag ſo gelaſſen und heiter, als ich die Tage nach unſerm erſten Abſchied, da wir uns kaum kannten und ſtaunten, und ich eine Stärke da fühlte, die Berge verſetzt hätte, geweſen bin: ich fühle ſie jetzt wieder! und zehnmal lebhafter als jemals. Ach! der ſüße Gedanke, daß mir mein Herder mit ſeiner ganzen ſchönen Seele gut iſt, daß er mich mit allen meinen Fehlern doch lieb haben kann, daß er mein Engel ſein will, das erhöht mehr als alle Erdenglückſeligkeit! Siehe, edelſter, redlichſter Freund, dies hebt mich über Trennen und Abſchiednehmen und zehen Berge, die zwiſchen uns ſind. Ach! Wenn Du das fühleſt, wie ſehr meine ganze Seele, meine ganze Empfindung nur in Dir lebt, daß ſie nimmermehr von Dir gehen kann, wenn Sie mir dies reine, lautre, göttliche Gefühl, das nur Seelen vereinigt, zutrauen, ach, mein Allerliebſter, mein Einziger, dann küſſe ich Deine Knie.

Aber laſſen Sie mich auf die bittre Abſchiedsſtunde zurückgehen: dort an Ihrem Bette, wo Sie vielleicht zuweilen an mich gedacht und geträumt haben, haben Sie mich verlaſſen. Dachten Sie nicht, daß ich mich dahin legen werde, wo Sie gelegen? Ja, ich thats, und wie alle Thränen verweint waren, dann fühlte ich (o laſſen Sie mir hier ein wenig Sinnlichkeit!), wie ſüße der Ort, wo Sie geſchlafen. Ich wünſche mir es jetzt tauſendmal in mein Kämmerchen oder mich in jenes Kämmerchen. Doch gut; ich durfte nicht länger als eine Stunde da liegen, Ihnen nachweinen, Sie umarmen und ſegnen; ich wurde nach Hauſe gerufen und fand meine Schweſter um Sie weinen; ich hätte ihr beinahe in dieſem Augenblick meine ganze Glückſeligkeit erzählt, ſo gut war ich ihr; aber ich war ſtumm und bliebs Abend und Morgen darauf, bis Leuchſenring kam und mir ſanft verwies, daß es thöricht und faſt laſterhaft wäre, traurig zu ſein. Mein Gott, dachte ich, welche niedre kleine Idee wird mein beſter, ewiggeliebteſter Freund, noch in der letzten Stunde von mir mitgenommen haben! wie ſinnlich und körperlich und ſchwach wird er mich denken! Aber Sie thun mir unrecht, gute, liebſte Seele! Es war nur der erſte finſtre Augenblick unſrer Trennung, der ſo ganz auf mich fiel. Ach, jetzt fühle ich es, daß unſre Seelen nicht getrennt werden konnten, und mit der größten Gelaſſenheit einer menſchlichen Seele bete ich die Vorſehung an, die mir in meinem ganzen kleinen Leben immer fühlbar war. Und wird ſie auch jetzt nicht über uns walten? Komm, edle, himmliſche Seele! wir wollen unſerm guten Gott danken, daß er uns zuſammengeführt hat; er weiß es am beſten, warum wir jetzt getrennt ſind — und ſollt' ichs nicht auch ſchon halb wiſſen? Ich weiß es, ich bin noch nicht das, was ich für Dich, für Deine Geſellſchaft ſein ſollte; jetzt habe ich Zeit, Munterkeit, Jugend, um alles noch nachzuholen. Welches Bild iſt geſchickter, mich zu Ihnen hinaufzubilden, aufzumuntern aus dem Seelenſchlaf, der lang genug geſchlafen worden, als eben Dein liebenswürdigſtes, holdes Bild, das — o Gott, ich kanns nicht ſagen, wie ichs anbete und umarme! — Aber verhehle mir keinen Zug daraus, mein Allerliebſter: auf der ganzen Welt habe ich keinen Freund, wie Sie, und darf ich mirs frei ſagen? keinen andern, für den ich mich ausbilde. Ach! wäre ich hierin nicht ganz unglücklich!

Ich hoffe, daß Sie die böſe Darmſtädter Luft ganz weggeathmet haben; mir blutet noch das Herz, wenn ich an dieſe Tage, die wir wahrhaftig ganz anders verdienten, denke. Alles, was ich von Leuchſenring ſtückweiſe und wie Funken herausgeſchlagen, war dieſes. Er hätte in Ihren erſten Umarmungen nicht die Wärme gefühlt, die er gehofft, und in Leyden ſo ſehr an Ihnen geſehen, und dies mußte ihn natürlicher Weiſe zurückziehen. Er glaubt, daß Sie ſich beide in dem Ideal, daß Sie ſich von einander gemacht, ein wenig geirrt, und daß Sie auf einem gewiſſen Punkt niemals zuſammen kämen. Soll ich Ihnen noch mehr ſagen? Ja, ich darf: Du biſt ja meine Seele, der Vertraute meines Herzens, und iſt es nicht eben ſo, als wenn ichs mir ſelbſt ſagte? Zum voraus ſage ich Ihnen aber, daß er unrecht hat: er glaubte nämlich, daß Sie ſich auch anders gegen mich hätten betragen können, und er habe bemerkt, daß Sie mehr in Ihrer Gelehrſamkeit als Empfindung lebten.

Ich verſicherte ihn heilig, daß ich völlig, völlig mit Ihnen zufrieden wäre, und daß mich allein meine Schwäche in Ihrer Geſellſchaft niederſchlage. Mein Gott, warum haben Sie ſich hier nicht gegen einander erklärt? und warum hab' ich mit eine unſelige Urſache ſein müſſen, die Saiten aufzulöſen, und Leuchſenring verſichert mich, daß es jetzt zu ſpät wäre, ſich zu erklären; wenn Sie aber gewollt und ihn darum gefragt hätten, dann hätten Sie ſich alles ſagen können. Doch es ſei, die Zeit mags erklären, was herzverſchloſſene Freunde nicht thun wollten, und ich weiß gewiß auf Ihrer Seite zum Vortheil. Machen Sie inzwiſchen keinen Gebrauch von dieſer Entdeckung, die mir nachtheilig ſein könnte; ich weiß, daß er uns beide aufrichtig liebt. —

Lebe wohl, ewig wohl, edle, himmliſche Seele! ich bin bei Dir, wo Du auch ſein magſt, in Deinem Reiſewagen, den ich mit der bitterſten Wehmuth anſehen und hier bleiben mußte. Gott im Himmel ſegne Dich! Sei nur ruhig meinetwegen! Ich bin ſo heiter und gelaſſen, als ichs in meinem Leben nicht geweſen. —

4.

An Caroline Flachsland.

Bückeburg den 1. Mai 1771.

Mein Gott, was iſt das? Nach Bückeburg kam ich in der feſten Hoffnung, der Abrede gemäß, Briefe zu finden.

Die Poſt iſt wieder da, und noch keine! — was ſoll ich denken? was ſoll ich ſchreiben? —

Von meiner Reiſe kann ich Ihnen nichts ſagen, als daß ich in Caſſel, wo ich einen Tag geblieben, mich auf alle gewaltſame Weiſe von dem Zuſtande zu erholen geſucht, in den mich meine ſo ungemächliche Gemüthslage zu Darmſtadt geſtürzt hatte. Es war ein Mißton in meiner Seele geblieben, der mir, den ganzen Weg über, mehr als einmal Thränen gekoſtet — doch gnug davon! Ich las unter andern ein Engliſches Trauerſpiel von Otway, „die Waiſe", wieder, obwohl in einer ſehr verſtümmelten Ueberſetzung [1]. — So ſehr dies Stück hin und wieder die Delicateſſe beleidigen mag, ſo iſt darin einer meiner Lieblingscharaktere, die auf mich ſeit lange großen Eindruck gemacht, geſchildert, die arme Monimia. Schön, edel, liebenswürdig, zärtlich, betrogen, unglücklich, eine arme Waiſe, eine unglückliche Braut, eine fatal unglückliche Gattin — hier nehme ich die undelicate Situation aus, wodurch ſie das Letzte wird, und das Uebrige — o leſen Sie es, meine liebe, ſchöne, ſüße Freundin, und Sie werden nicht bloß die ſchöne Monimia, ſondern auch in vielen Zügen ſich in der ſchönen, unſchuldigen Monimia leſen! Alsdann rufen Sie einige Augenblicke das Bild eines Reiſenden bei ſich, der in der berühmten Stadt Caſſel, wo er ſo viel Bekanntſchaften hatte, keine ſahe und als Einſiedler da ſaß, es mit Ihnen zu leſen und zu fühlen: ach aber nur idealiſch, nur abweſend und einſam! —

---

[1] In Chr. H. Schmids „Engliſchem Theater".

Auf Bückeburg mag ich noch gar nicht gern kommen! Seit Sonnabend (den 28. April) hier, und von da an noch äußerſt verwirrt, zerſtreut und unordentlich. Noch außer meinem Hauſe, das erſt meublirt wird, in einem Hauſe, wo mich die äußerſt erſinnliche Zuvorkommenheit und Aufmerkſamkeit zu Boden drückt, mit Beſuchen und Gegenbeſuchen geplagt und gequält, vor der Thür eines Amts, das mir ſo angemeſſen iſt, als wenn ich Schulze im Dorfe werden ſollte — mein Kopf iſt dumm und ſtumm, das ſehen Sie auch am Briefe. Ich bin darin wohl ſchon ſiebenzigmale geſtört, und des Abends bin ich ſo erſtorben, ſo träge. O liebe Freundin, wenn ich hier allein leben ſollte, nur drei Jahre allein, ſo bin ich todt, oder lieber gleich zum Thor heraus. Stellen ſie ſich vor, was ich für eine Figur ſpielte, als mich mein ehrwürdiger College mitten durch die Kirche führte, mich und meinen Mantel in der Taſche 1), als Conſiſtorialrath und hochwürdiger Oberprediger. Wäre ein Elephant durchgeführt worden, ſo wäre nicht mehr Aufſperrens geweſen, und ſo iſts, wenn ich einen Tritt auf die Gaſſe thue. Der Ort iſt ſo klein, die Erwartungen ſo lange und ſonderbar, und meine Figur zu meinen Aemtern nach dem hieſigen Ton ſo ſchnakiſch, daß, wenn mir der Kopf nicht ſo weh thäte, ich hundert Materie zu lachen

---

1) Vgl. oben B. I. 59.

hätte. Wie ich in meinem Hauſe ſein werde, können ſie ſich denken. Es iſt das beſte in ganz Bückeburg, bei, glaub' ich, 12 Zimmer, ſo wie ich eben unmaßgeblich einer der erſten Rangperſonen hieſigen Orts und Herrlichkeit bin. Dazu gehören 2 Gärten und was weiß ich mehr — wovon ich noch nichts weiß, und nun ich, mit meinem Koffer, als Einwohner! — Hm! Morgen muß ich nach Stadthagen, um der Fürſtin, des Grafen Mutter, Hof zu machen. Sonntag ſoll ich mich einführen in der Kirche, Dinstag ins Conſiſtorium! wer weiß wann ins Haus! Der ganze Ort ſtürmt auf mich zu — Gott ſei mir gnädig! — So viel ſehe ich wohl, daß ich, um vergnügt zu leben, hier ſehr ruhig werde leben müſſen! Ich nehme den Grafen und meinen Wirth, den Kammerrath Weſtfeld, ein ſehr guter Mann, aus: ſonſt — Sie kennen meine große Bequemlichkeit, alle Leute gern zu nehmen, wie ſie ſind, und in allem etwas zu finden — aber ſonſt — kurz, man muß in Bückeburg ſich in ſeinem Hauſe einen Kreis ſchaffen, wo man denkt und fühlt und menſchlich lebt! Alsdann kann man hier, wie vielleicht an keinem Ort in der Welt, im Paradieſe leben, oder man thut wohl, den Koffer nicht auszupacken. Doch ich bin verwöhnt; ich komme von Reiſen, Zerſtreuungen und dem wilden Hofleben, ſo daß mir die Mauern einer kleinen Stadt natürlich von allen Seiten auf den Hals fallen müſſen, und daß ich immer geneigt bin, auf die Naſe zu fallen, wenn ich geplagt bin, überall Complimente zu ſehen, als wenn man auf die Naſe fallen ſollte. Daß mich der

Graf unterſcheidet, darf ich nicht zuſetzen, und ich weiß nicht, was ich noch zuſetzen ſoll! Sie können ſich, glaube ich, jetzt alles denken, nur was ſie von alle dem meinen, wäre ich ſehr begierig zu wiſſen. Der Himmel ſetzt mich in Umſtände, wo es das äußerſte Elend iſt, allein, und vielleicht eine paradieſiſche Welt ſein kann, nicht allein zu leben: ſei Gott meiner armen Seele gnädig! Wie angenehm mir in ſolcher Situation Ihre Briefe ſein werden, liebſte, ſüße Freundin, können Sie denken. Ich habe hier noch kaum ein Frauenzimmer und Dame gefunden, die buchſtabiren zu können ſcheint, ich nehme anderthalb aus. Ich kann nicht denken — und faſt auch nichts als Sehnſucht und Ermattung fühlen, iſt der Zuſtand — — —

Ich bekomme Ihren Brief, liebſte Freundin, den engliſchen, lieben, ſüßen Brief; ich kann ihn nichts als leſen, leſen, küſſen; beantworten noch nicht. Ich muß zum Mittageſſen hinunter und nachher fliege ich wieder hinauf, um Ihnen den ganzen Nachmittag zu geben! Der erſte Nachmittag, den ich in Bückeburg genieße! — — —

Nachmittag.

Iſts alſo kein Briefcompliment, liebſte Freundin, daß Sie heiter und gelaſſen leben und mir noch einen Platz in Ihrem Herzen aufbewahren? O Gott, ich bin Ihrer Güte nicht werth; ich bin, das weiß Herr Leuchſenring, ein verſtudirter Menſch, ein gelehrtes Unthier, Ihrer edlen Seele unwürdig — — doch nein! ich will in Abſicht auf dieſen

Punkt nicht Wahrheit mit Satire miſchen, ſondern in Abſicht auf Leuchſenrings Denkart Ihnen, liebſte Freundin, geradhin die meinige entdecken. Ich bin von den erſten Zeiten an mit ihm ſo wenig zufrieden geweſen als er mit mir, und ich bin jetzt zu ſehr geſammelt, als daß ich über ſein Urtheil nur im geringſten betreten wäre. Ich hatte ihn in Holland nur ſehr kurz, aus zwei Tagen, gekannt, und ich müßte zu viel von meiner Denkart aufopfern, wenn ich künftig ihn mehr kennen zu lernen wünſchte. Ich fand ſchon damals alle die kränkliche Empfindſamkeit bei ihm, die ihn jetzt zu ſolchem Phantom der Menſchheit macht; nur machte ſeine Bedrückung, Einſamkeit und Mangel an Sympathie in Holland, daß er an mich griff und an mir Sympathie fand — fand, ſage ich; denn er hatte immer ſo viel Gutes und wenigſtens gute Abſichten, daß es für mich, der auch aus dem menſchheitverhungerten Frankreich kam, und darbte, ein Vergnügen war, einen Landsmann ſprechen zu hören, der aus dem Herzen ſprach. Nur hatte er damals noch nichts weniger als die unleidliche, intolerante Denkart, die jetzt jeden, der nicht mit Jacobi ſchnäbelt, verachtet, und in meinen Augen eben ſo viel Menſchhaß haben kann als der erbärmlichſte Verfolgungsgeiſt. Daß ich ihn ſchon damals immer für krank, nur für einen guten Kranken gehalten habe, wird Merck, und wenn Sie ſich an meine Geſpräche in meiner erſten Ankunft erinnern, auch Sie wiſſen. Er erwartete mich, und machte ſich ein Empfindungsbild, mit lauter Milchfarben gemalt, von mir:

dafür kann ich nicht. Er reiſete bei die Jacobi's und überlud ſich den Magen da ſo ſehr an Milchſpeiſe, daß jeder ihm jetzt ungelegen iſt, der ſie nicht aus ſeinem Munde verſchlucken will; dafür kann ich noch weniger. Urtheilen Sie ſelbſt, meine Freundin, ob es die Art iſt, jemand eine Denkart aufdringen zu wollen, ohne ihm Enthuſiasmus dazu geben zu können. Er iſt ſo voll von den Hemſterhuis', Jacobi's und den ſchönen Magellonen, die Jacobi's Schriftchen leſen, daß er von allen dieſen Leuten uns nicht Züge erzählt, um auch unſre Empfindung freiwillig für ſie einzunehmen, ſondern er zeigt uns nur immer ſeine Empfindungen ſelbſt. Briefe und Bänder, die für den, der die Perſon geſehen, ſchöne Heiligthümer ſein können, aber für den Unbekannten nichts als Briefe und Bänder ſind. Und nun mit dieſer Enthuſiaſterei ſo viel Nichtduldungsgeiſt zu verbinden, und den Geiſt nachher auf alle geſuchte Weiſe nicht zur Erklärung kommen zu laſſen, ſondern mit einem drückenden Stillſchweigen alles um ſich nieder zu ſchlagen — o das iſt immer beleidigend hart. Gefiel ich ihm nicht, gefiel ihm mein Betragen nicht — wohl! ſo ſage ers, oder hätte ſich auf die beſte Weiſe entfernen ſollen; denn dazu weiß ich nicht, wie ich verbunden bin, um mir ein unzufriedenes Geſicht entgegengepflanzt zu ſehen, was zu nichts da iſt, als Freuden zu ſtören, Herzen zu verengern und den ganzen Kreis in den Ton zu bringen, in welchem wir — kurz geweſen ſind. Mein Betragen gegen Sie hat ihm nicht gefallen — wohl! Wollte er mir Freund ſein, ſo belehre er mich eines Beſſern: war ich unwürdig, ſein Freund zu ſein, ſo hätte er mich meiden ſollen, da ich ihn nicht geſucht, ohne, wie ers gethan, immer unvermerkt mit blinden Ausfällen auf meinen Charakter zu fahren, die, wie alle verwandten Buſenſtiche, inſonderheit aus dem Munde eines Freundes immer empfindlicher ſein müſſen. Und da ich an ihm inſonderheit von Anfang bis zu Ende gnug zuvorkommende Gelegenheiten und rechte Bitten, ſich zu erklären, verloren — ſo iſt alles vorbei, und ich laſſe ihn empfinden, wie er will, ihn von mir denken, wie er will, ihn Briefe ſammeln und ſchöne Abentheuer ſuchen, wie er will. Er in Düſſeldorf, Florenz und wo weiß ich, bei müßigen Kloſterjungfern, Amor's, aus Wachs boßirt, und Briefgallerien; ich, ein ehrlicher Menſch in Weſtphalen, der zu ſehr von den Zwecken des Menſchen und von den mancherlei Situationen der Beſtimmung durch Erfahrung belehrt iſt, als daß er auf empfindſame Abentheuer in der Welt ausgehen und hundert Mädchen und Knabenmännerchen und lieben Leutchen die Hände drücken wollte. Ich habe auch unterwegs Zeit gnug gehabt, mich nach ſeinem Haſſe meines Charakters zu prüfen und ſeine Vorwürfe zu nutzen — ich habe mich in den meiſten Stücken unſchuldig gefunden und will in den andern beſſer zu werden ſuchen. Das iſt alles. Uebrigens ſchlage ich mir mit einer bittern Thräne ſein Bild aus der Seele; denn er hat mir durch ſeinen empfindſamen Jacobiſchen Menſchenhaß die ſüßeſte romantiſche Zeit geraubt, die ich mir ſo lange in Straßburg vorſpiegelte, und nun ſo bitter bedaure. Was hätte ein freier, ſüßer, offner Umgang, nach Art des Erſtenmals, jetzt zum zweitenmal werden können! und was iſt er geworden? O gebt uns lieber alle Fräuleins Werner und Neufville her, als die menſchenfreundlichen Seelen, die ſo die Herzen verengern und die Worte auf der Zunge zu Stein machen, und die Freundſchaft in den Winkel drängen, als wäre ſie das ärgſte Laſter! —

Verzeihen Sie, meine vortreffliche Freundin, wenn ich Ihnen zu hitzig ſchreibe und laſſen Sie ſich in Ihrem guten Urtheile von ihm durchaus nicht irren. Er iſt Ihr wahrer Freund und meints ſo gut mit Ihnen, daß ich eben das Opfer werde; das können Sie nicht anders als mit der dankbaren guten Geſinnung anerkennen, die Ihnen eigen iſt, und ich wäre ein Mörder, wenn ich Ihnen, ohne Ihnen etwas geben zu können, einen ſo ſeltnen guten Freund raubte. Vergeſſen Sie in Abſicht ſeiner alles, was ich geſchrieben; nur in Abſicht auf mich gebrauchen Sie's, mich bei Ihnen (bei keinem andern in der Welt!) zu rechtfertigen oder zu entſchuldigen. Ich würde mich in eine Wüſte vergraben und ewig die Menſchheit haſſen, wenn es möglich wäre, daß ich bei meiner und er bei ſeiner Denkart ſo weit das Irrniß trieben, um Ihnen einen Freund zu rauben, oder mir die Seele geraubt zu ſehen, in deren Urtheil ſo ſehr die Empfindung meines Werthes, und in deren Freundſchaft das Glück meines Lebens ruht. Vermeiden Sie alles, von mir gegen ihn zu reden; nur in Abſicht auf mich bedenken Sie, wie blind, ſtumm und taub der Menſch war, um gelehrte Geſpräche von Bußpſalmen zu hören, wo wahrhaftig keine waren (wiſſen Sies noch?) und dann nach ſolchen närriſchen Ideen zu handeln. Daß mein Umgang gegen Sie lange nicht ſo geweſen, wie ichs ein Viertheiljahr in Straßburg träumte — da hat der gute Menſch wider Wiſſen und Willen recht; daran iſt er aber ſchuld und es hätte demohngeachtet auch nie ein Jacobiſcher Umgang werden ſollen — meinen Sie das? Doch mein Herz und Auge überläuft mir mit Bitterkeit und Wehmuth. Ein ander Blatt und Inhalt.

Wie ſehr mich alle, alle gütige, freundſchaftliche, empfindſame Stellen in Ihrem Briefe aufs Herze bewegen, das kann kein Brief ſagen, das empfinde ich ganz mit Innigkeit, die mir ein ewiges Bild iſt. Nennen Sie es denn eine Sinnlichkeit und faſt eine Sünde, daß Sie neben meinem Bette ſich noch einige Augenblicke an mich erinnert? — an mich, der eben damals mit einer bitterverbiſſenen Thräne noch ganz bei Ihnen war, und zum Poſtillon alsdann voll Verzweiflung ſchrie: „Fahr zu!“ O liebes Mädchen, Ihr Bild iſt in meiner Seele wie geläutert und himmliſch! Ich ſehe an Ihnen nichts als gute, glückliche, ſüße, unſchuldige Natur, ein geſundes Herz und edlen Geiſt und Körper, der ganz Seele iſt — o liebes Mädchen, was für ein Engel gegen das, wo ich lebe! Ich habe nichts als überall Sie geſehen, Sie verglichen, Sie in allen Situationen gedacht, und gegen Sie, vortreffliche Freundin, zu aufrichtig, um auch nur Schein von Schmeichelei zu wagen, aber — o ich bin unwürdig, den Gedanken zu denken, wie ſehr (und doch denke ich ihn ſo gerne) wie ſehr hier meine Freundin, wenn ſie hier wäre, alles überglänzen würde. — — Laſſen Sie mir wenigſtens, engliſche, himmliſche Freundin, dies ſüße Traumbild! Es ſchafft mir in einer Wüſte noch einigermaßen jetzt Troſt, und o wenn es wahr ſein könnte! auch Stolz und Triumph und Freudebild des Himmels. Sie hier! o hier wäre mehr als Elyſium, oder es iſt keins in der Welt. — Doch ich raſe! Das Bild wäre zu ſüß, als daß es, wie ichs denke, exiſtiren könnte! — —

5.

An Herder.

Darmſtadt den 6. Mai (17)71.

Und wo ſind Sie jetzt, mein beſter, einziger Freund? In Bückeburg, das iſt gewiß, und recht vergnügt? Das ſagt mir meine ganze Empfindung. Nur vergeſſen Sie unter allen dieſen Vergnügen und vielleicht kleinem Geräuſch Ihr Mädchen in Darmſtadt nicht, das Sie auf alle Schritte begleitet. Dies war eine ſo ſüße Beſchäftigung in meinem Krankenbette, daß ich nichts von der Beſchwerlichkeit eines zehntägigen Bettliegens empfunden. O wie danke ich Ihnen noch, daß Sie in meinem Zimmerchen geweſen! Ich ſahe

Sie oft auf dem Stuhle vor meinem Bette ſitzen, dann vor meinem Bücherſchäftchen die Bücher durchblättern, dann Mainz durch das Perſpectiv ſehen und — nein, das war nicht ſchön, daß man uns nicht eine Minute allein ließ. Doch ſei's, wir ſind vielleicht jetzt mehr beiſammen als ſichs ſolche körperliche Menſchen nicht träumen können. O ich ſehe Sie noch oft vor das Klavier hinſitzen und mich hinter Sie und mit welchem Herzen! O Gott, ſo albern und zerriſſen und verſtummt die ganze Geſellſchaft war, ſo bleiben mir doch die Augenblicke heilig und unauslöſchlich, wo ich an Ihrer Seite war oder auf Ihrem Schooß oder an Ihrer redlichen Bruſt. O mein Allerliebſter, ich denke mit der größten Heiterkeit an dieſe wenige, aber glückſelige Augenblicke, und ich genieße ſie jetzt durch das Andenken zehnmal beſſer. Ja, mein Vortrefflichſter, es iſt ſüße in der Entfernung zu lieben, und es erhebt die Seele zu einer Höhe und Stärke, die man vielleicht nicht in beſtändigem Umgang fühlte. Denken Sie mich nun ja ſo munter und vergnügt, als Sie mich niemals geſehen; es iſt alles in und um mich Freude; eine jede Blume, Pflanze, oder was es ſein mag in der Natur, kommt mir ſchöner vor, ſeit ich Dich kenne, mein Süßeſter.

Heute waren wir mit Merck und ſeiner Frau und Leuchſenring an dem einzigen romantiſchen Ort hier, an dem Berg und zwei Teichen und jenem Felſen im Wald; wir waren recht ſehr vergnügt, hatten uns auf Moos und Felſen gelagert und einem Bächelchen, das ſanftrauſchend vorbeilief, zugehört. Sie waren in mancher kleinen Schäferei dabei; nur ſchade, daß ich dieſe erſte ſchöne Maienluft unter einem ſchwarzen flornen Schleier (wegen meiner Haut und Farbe, wenn Sie's erlauben) genießen muß. Ich habe ein ſehr gutes Anſehn darunter als eine Nonne, mit meinem Mariengeſicht, aber ich kenne zum Glück kein Kloſter, wo ich hinein möchte. Ich glaube auch, daß man mich nicht aufnähme; denn ich bin ſchon einmal im Ernſt für eine Nonne, die dem Kloſter entlaufen ſei, angeſehn worden. So viel von der Nonne und ihrem Schleier, den ſie in etlichen Tagen abzulegen gedenket. Aber wiſſen Sie daß ich um einen Schritt an jenem Ufer geweſen, wo man ſo bald nicht wieder zurück kann? Und wenn ich geſtorben, welches mir aber nicht geahndet, hätten Sie mir mein Grabſchriftchen machen müſſen! Und was hätten Sie darin geſagt? Es wäre mir doch erbaulich, wenn ich etwas davon wüßte; erinnern Sie ſich, der Prieſter von Wakefield hat die Grabſchrift ſeiner Frau bei ihrem Leben über das Kamin geſtellt; ich würde mir die meinige, ohne auf ein Kamin zu ſtellen, tief genug einprägen.

Der Doctor Leuchſenring iſt nicht nach Arolſen, ſondern mit der Herzogin, die etwas krank geworden, die vorige Woche hier durch und nach Bergzabern gegangen. Ich habe ihn zweimal geſprochen; er war ganz aufgelebt und das letztemal bei einer ſchönen Dämmerung; er hat mir aufgetragen, Ihnen alles zu ſagen, was die wärmſte Freundſchaft ſagen kann, und daß es ihm ungemein leid ſeie. Sie nicht 14 Tage in Pyrmont zu ſprechen. Er war recht ſehr gerührt, da er von Ihnen ſprach und ſagte, daß er weder mit Merck noch mit ſeinem Bruder ſo harmonire als mit Ihnen. Er hat ſich nur noch etliche Stunden gewünſcht, mit Ihnen zu ſprechen; vielleicht hätten Sie ſich immer beſſer gekannt, glaubt er, und ſich tauſend Dinge in Ihrer gelehrten oder natürlichen Welt erklärt. Er iſt nun fort, und ſein Bruder verreiſet in zwei Tagen und bringt vielleicht bald Wieland auf etliche Tage hieher. Leuchſenring beobachtete mich außerordentlich, und glaubt, ſo ſehr er dabei mein Freund iſt, ich wäre zurückhaltender gegen ihn geworden. — Ich weiß nichts eigentliches davon, aber er ſiehts und hörts und erklärt ſichs aus der Natur. Er ſagte mir, daß ich Sie um einige Nachricht von dem Charakter und der Perſon des Herrn von Reutern nahe bei Riga bitten ſollte, und wo er ſich jetzt aufhält; Sie würden ihn vermuthlich kennen und Leuchſenring durch dieſe Nachricht ſehr verbinden. Und zweitens, ob Merck ihm von Ihren Manuſcripten etwas mittheilen darf? Ich fragte ihn, ob er ſonſt nichts an Sie zu ſagen hätte, aber er lächelte und glaubte, ich würde es wiſſen, was ich ſagen ſollte. Es bleibt alſo noch bei ſeinem Wunſch, daß die Sache ſich zu Ihrem Vortheil erklären möchte. — Sorgen Sie nichts, ich bin nicht unter den Jacobiten. Es iſt wahr, ich bin dem Jacobi recht ſehr gut wegen ſeinem Herzen und ein und andrer Stücke, aber gleich beim erſten Durchleſen gefiel mirs nicht recht und ich fühlte, daß es nichts für mich ſei, und in der That, die wahren menſchlichen Empfindungen werden ganz herunter getändelt. — Ich habe mir im Bette Wielands Beiträge[1] vorleſen laſſen; es hat mir ungemein gefallen, daß er den menſchlichen Körper ſo veredelt, und inſonderheit ſein Traum von Prometheus. O ſind wir nicht gute, glückliche Geſchöpfe! es hängt nur von uns ab, vergnügt zu ſein. Wer wollte ſich noch im Wege ſtehen? Nein! keine bittre Thräne fließe mehr! ich will Vergnügen genießen, ſo viel ich kann, nur die ſanfte, ſüße, einſame Thräne ſei mein, die oft das Zeichen höherer Tugend iſt und mir ſo viel Seligkeit gibt. Ach! mein Einziger, Beſter, in Ihren Briefen bei jedem edlen, ſchönen Zug Ihres Herzens wird Ihnen eine ſolche Thräne geweint; nehmen Sie ſie hin aus dem ehrlichſten Herzen eines armen Mädchens. Und warum bekomme ich ſo lange, lange, keinen Brief von Ihnen? Ach, einen ſo ſüßen Abdruck Ihrer Seele! wenn Sie wüßten, wie ſehr ich die Stunden zähle, Sie ſchrieben gewiß. — O wären unſre Gedanken ein Ball und Du konnteſt mir ihn zuwerfen und ich — ach, mein Ewiggeliebteſter, ſchreibe mir bald! ich bin Dir ja mit meiner ganzen Seele gut.

Ach ich muß mich losreißen und aufhören. Lebe wohl, lebe wohl, guter Romeo! Ach wann wirſt Du mir „Romeo und Juliette" wieder vorleſen? O Gott! bleib' mir nur ein bißchen gut! o daß ich aufhören muß! F.

---

[1] „Beiträge zur geheimen Geſchichte des menſchlichen Verſtandes und Herzens, aus den Archiven der Natur gezogen", drei gegen Rouſſeau gerichtete Abhandlungen (Werke B. 29, 161 — 239. 285 — 317).

6.

An Herder.

Darmſtadt den 10. Mai (17)71.

Endlich der lang erbetene Brief von Bückeburg! Sie können nicht ſo nach meinem Briefe geſchmachtet haben als ich nach dieſem. Das iſt eine fatale Poſt! 10 ganzer Tage unterwegs. Doch er iſt da, und ich bin ganz, ganz zufrieden. — Das glauben Sie mir, edle, himmliſche Seele, daß ich keine ſüßere Beſchäftigung kenne, als an Sie zu denken, mich mit Ihnen zu unterhalten, und mir noch alle die kleinſten Züge Ihrer ſchönen Seele zu erinnern. Und hab' ich's Ihnen hier nicht genug gezeigt, wie ich Dich, mein Leben, liebe, ſo war ich nicht ſchuld daran; die elenden erbärmlichen Menſchen um uns haben ja alles verdorben. Aber unſer Briefwechſel ſoll uns beßre, ſüßre Stunden verſchaffen, als dieſe, worum wir ſo unverſchuldet gekommen. Nur glauben Sie mich, liebſter, beſter Freund, nicht ſo ſchwach oder ſo ungeprägt, daß der Letzte, der mich mit ſeinem Finger anrührt, den letzten Eindruck machte. Das thun Sie nicht, dazu haben Sie mich zu lieb, und können's nicht glauben, wenn Sie mich kennen. Noch viel weniger ſprechen Sie von Unwerth und allem dieſen, wenn Sie mich nicht traurig machen wollen. O Gott, ich fühle, was Sie ſind, und was ich bin. Leuchſenring mag ſchwatzen, was er will, wie weit Sie in allem über mir ſind, daß es mir zuweilen bange Augenblicke macht, aber ich jage ſie fort, dieſe garſtigen Ginniſtler, und mit was Beſſres als der Güte Ihres Herzens und der Nachſicht, mit der Sie mit mir umgeben. — — O weg damit, genug, daß ich Dich in meinem Kämmerchen und meinem Herzen anbete und verehre. Ach möchte ein guter Engel Dir alle die ſüßen, unſchuldigen Empfindungen ſagen, die ich nicht ſagen kann, aber für Dich, für Dich allein empfinde und Dir dieſe Thräne zeigen, die ich jetzt für Dich weine, und gewiß aus dem redlichſten Herzen. O wenn ich Deiner Liebe niemals werth werde, was werde ich ſein? —

Es iſt mir von Herzen leid, daß ich Leuchſenrings Erklärung ſo einfältig und ohne zu überlegen, was ich hätte ſagen ſollen, dahin geſchrieben habe, es war — — kurz es war im Fieber geſchrieben, und was hätte ich verhehlen ſollen, was Sie geſehen und gehört! übrigens aber, darf ichs ſagen, mein Liebſter? thun Sie ihm ein wenig zu viel. Ich glaube gewiß, ſein kranker Körper hat die meiſte Schuld an ſeiner jetzigen Empfindung, es iſt alles ſchlaff und aufgelöſt an ihm, er kann keine andere als Milchſpeiſe genießen; laſſen Sie ihn noch mehr herumgeworfen und geſunder werden. Aber ſeine Intoleranz? Die kann ich ſelbſt nicht leiden, ob er gleich im Grunde keinen Menſchen wegen ſeiner Meinung und Glauben haßt: denn das iſt er nicht im Stande, ſein Charakter iſt gut und ſich immer gleich, und hierin unendlich beſſer als ſein Bruder. Laſſen Sie ihm ſeine Schwachheiten! „Ja, aber er ſoll mich gehen laſſen!“ Er ſpricht nichts mehr von Ihnen und ich auch nicht, und iſt ſo gelaſſen und ruhig und ſtill, wie ein Täubchen. — O mein Allerliebſter, niemand, niemand in der Welt kann Dein Bild, das Einzige, was ich habe, aus meinem Herzen nehmen. Mir wird es ungemein lieb ſein, wenn Sie künftig mit Gelaſſenheit und ohne die mindeſte Bitterkeit an Leuchſenring denken; er verdient es dem Grund ſeiner Handlungen und ſeiner guten Abſichten wegen, die Sie ſelbſt bei ihm gefunden haben. Er iſt jetzt nicht hier und kommt nur noch auf 2 Tage hierher, und dann geht er in alle Welt.

Und nun wollen wir von Bückeburg reden. Aber darf ich Ihnen ſagen, daß Sie ein kleiner Schwärmer ſind? Ehe Sie nach dieſem armen, guten Ort kamen, haben Sie Ihre Einbildungskraft ein wenig arbeiten laſſen, haben ſich den Ort und die Leute darin ſo ſchön gemacht, als Sie es wollten, und nun kam der Herr Conſiſtorialrath und Oberprediger an, und ſahe — die Menſchen und den Ort nur ein wenig anders, als es ihm gefallen, ſie in ſeiner Einbildung zu machen, ſo — in der That eine gute Urſache, den Koffer eingepackt gelaſſen, fort gereiſet und andre Menſchen geſucht. Aber Sie haben noch ein wenig Geduld, das weiß ich, und dann werde ich von Ihnen hören, daß es Ihnen recht wohl gefällt. Und allerdings muß Ihnen die Freundſchaft des Grafen, der von allen, die ihn würklich kennen, außerordentlich erhoben wird, viel ſein, und in Bückeburg werden Sie auch Menſchen, Freunde und Freundinnen finden. Iſt es nicht ein wenig übereilt, ehe Sie noch in Bückeburg recht ausgeſchlafen haben, auszurufen: „Es fällt mir alles auf den Hals und ich falle auf die Naſe! ich bin in einer kleinen Wüſte! ich habe nur anderthalb Frauenzimmer geſehen, und keine, die über meine Freundin geht!“ Das letzte iſt allerliebſt; aber Sie ſind ein ganzer Schwärmer! oder Philoſoph! oder — oder was Sie ſein wollen; nur ein wenig mehr Geduld, mein lieber Freund, und die andern armen Leute bei der Nähe betrachtet; man hat in die Ferne nicht immer ein gutes Geſicht.

Aber hier verzeihen Sie mir, wenn ich über Ihre Einführung in die Kirche ein wenig lache? Ich habe herzlich dabei gelacht, ich dachte mir Ihren Herrn Collegen wie einen gewiſſen hieſigen Conſiſtorialaſſeſſor, mit einer ehrwürdigen, prieſterlichen, ſchwarzen Hülle neben Ihnen, und Sie mit Ihrem hohen Toupee und kleinen Mantel neben dem Herrn Collegen ſo leicht, als wenn Sie ihm über den Kopf ſpringen könnten, und ſo treten Sie in eine andächtige Verſammlung, die Augen und Ohren aufriß, um ihren Herrn Conſiſtorialrath und Oberprediger zu ſehen und zu empfangen. —

Denken Sie! vor 2 Tagen war ich im Schloß zum erſtenmal wieder in dem Zimmerchen, wo Sie mit den erſten Brief, die erſten, aufrichtigen, ach für mich ewig, ewig theuren Empfindungen Ihres Herzens gegeben. Wie ich hineingetreten bin, weiß ich nicht mehr; es war ein Entzücken, ein ſo ſüßes, ſüßes Erinnern an jene Zeiten, die mir immer noch wie ein Traum ſind, und ein — ich weiß nicht was. Es war der heiligſte Ort für mich und ich hätte mich zehnmal lieber darin einſchließen als zur Geſellſchaft gehen mögen. — Alles dies erinnert mich an die kleine Schwärmerei, mit der Sie mich in allen Ihren Briefen ſo erheben. Ach, mein Ewiggeliebteſter, ſein Sie Schwärmer, wo und wie Sie wollen, wenn Sie ſich glücklich dadurch machen können, nur in der Freundſchaft und Liebe gegen ein armes Mädchen ſein Sies nicht! Sie ſehen mich nun in einem ſo ſchmeichelhaften Lichte, und ach! es kamen Zeiten, wo Sie mich anders ſehen? ach! es iſt Angſt für mich, daran zu denken! Ich bitte Dich mit Thränen, mein liebſter, beſter Freund, ſei redlicher gegen Dich ſelbſt! würden Sie nicht das Opfer von allem dieſen ſein? und ich müßte mich als Schuld davon anſehen! wie könnt' ich das? Ach, mein Liebſter, gut und ehrlich bin ich, aber ſonſt, auf der Welt ſonſt nichts mehr, davon bin ich ſo überzeugt, daß mich keine affectirte Demuth das ſprechen läßt. Wegen meiner jetzigen Situation haben Sie keine Sorge! ich hoffe zur guten Vorſehung, daß mein guter, ehrlicher Bruder bald verſorgt wird, und dann gute Nacht, Darmſtadt! —

7.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg) Sonnabend vor Exaudi (den 11. Mai) 1771.

Gott! was machen Sie, allerliebſtes, liebſtes Mädchen, daß Sie meine Abreiſe noch zu einer Periode der Krankheit machen! Mein Himmel! das fehlte noch, um den Sturz der Unruhe zum höchſten Grade zu treiben. Wie oft ich an Sie gedacht und denke, iſt unbeſchreibbar: Sie ſind der einzige herrſchende Gedanke meiner Seele, auf den ſich alles, alles nur beziehet: aber Sie als Maſerpatientin mir zu denken — o es iſt mit allen Sympathien und Ahndungen und Weiſſagungen der Schutzgeiſter nichts: davon habe ich nicht geträumt: und nun können Sie ſich vorſtellen, wie ich erſchrecke, da ich Ihren Brief bekomme! O wenn es doch nur kein ſchonendes Compliment wäre, daß Sie ſchon beſſer ſind! Ich beſchwöre Sie um eheſte, eheſte Nachricht, und ich will an Merck, an den Geheimerath und alle ſchreiben, daß ſie mich deſſen vergewiſſern. — Arme, kleine Märterin, was werden Sie gelitten haben? und das unmittelbar, da Ihr Freund von Ihnen ſchied. Jämmerlicher Wechſel! ſchöne Periode der Liebe! Denken Sie doch, wie uns alles verderben wird, und ich weiß nicht, welcher Dämon des böſen Schickſals darauf lauert, die Freuden unſrer Bekanntſchaft und Andenkens zu zerrütten. So die Zeit, die ſüße, edle, romantiſche Zeit unſres

Zuſammenſeins verloren! und ſo der Gedanke an Sie noch mit Krankheit beſiegelt! — Ich muß die Geſchichte Deiner Krankheit haben, liebes heißes Mädchen, und wie Sie jetzt ſind! O wäre ich neben Ihrem Bette geweſen, hätte ich mich auch nur ſo lange hinſchleichen können, als St. Preux an das Bette ſeiner Julie, da ſie in den Blattern lag: wie würde ich Deine heiße, brennende Hand, wenigſtens mit meinem elenden Kuſſe haben kühlen wollen! Aber ich konnte es nicht! ich war entfernt! ich ahndete ſelbſt nichts davon! — Gott, wie würde ich mich freuen, wenn Sie ganz, ganz geſund wären, und nun dieſe Kinderkrankheit eben zur Periode eines neuen Frühlingslebens machten. Ja, liebſtes Mädchen, das müſſen Sie thun! verhaucht ſei nun alle Hitze, Wallung und Unruhe des Geblüts und der Seele! Sehen Sie Ihre Krankheit als das Merkzeichen an, das Ihnen der Himmel geſchickt, den vorigen Zuſtand zu enden, und nun wie die thaugekühlte Roſe ſtille aufzublühen und ſich zu ſammeln. —

Ich weiß nicht, mit welchen Augen ich alles geſehen habe, was Bückeburg betrifft: aber das weiß ich, daß ich von meiner Stunde der Annäherung dahin an nichts habe ſehen können, was die Seele, dieſe ſo ſchnelle Taſchenſpielerin, nicht auf Sie bezöge; ſo daß, wenn Sie allemal nieſen oder Ohren klingen ſollten — doch nein! ein Andenken meiner Art muß ein beſſeres Denkzeichen haben als dieſe; wenigſtens würde ich doch wünſchen, daß Ihr kleines, unſchuldiges Herz einige Pulsſchläge ſtärker und geſchwinder ſchlüge, wenn ich an Sie denke. Aber hergeſtellt müſſen Sie ſeyn: denn ſonſt will ich keinen geſchwindern Pulsſchlag, der Sie krank und maſerhaft macht! — — Urtheilen Sie ſelbſt, ob ich romantiſch ſchreibe, wenn Sie ſich mich und Bückeburg vorſtellen. Ich komme an, und natürlich erwartet man ſich an mir (vom Grafen will ich nichts ſagen!) einen ehrwürdigen Herrn und Conſiſtorialrath, und natürlich ſtutzt man alſo, das nicht zu finden. Mein Freund, Einholer und vorheriger Unterhändler, der Kammerrath Weſtfeld war alſo am meiſten verlegen, weil er glaubte, daß mir, ſolcher Geſtalt, Ort und Amt und Situation äußerſt mißfallen würden. Ich habe bisher bei ihm gewohnt, und mit dieſen Furchtſamkeiten und Blödigkeiten und den zuvorkommendſten Freundſchaften recht unterdrückt. — Das hat mir natürlich eine malaise gegeben, da ich nie ruhiger und auf mich geſtärkter mich fand, als wenn ich in der Einſamkeit mich dahin ſammelte, woher ich alle Ruhe und Glückſeligkeit meines Lebens zu hoffen habe, oder es iſt für mich gar keine geſchaffen. Zwar läugne ichs nicht, meine liebe Freundin, daß auch dieſe Situation Umſtände gegeben, die ſelbſt in dieſer Rückſicht die Zufriedenheit mit mir ſelbſt Augenblicke und Stunden lang ſtörten: aber noch richtete ſich wieder die Seele auf, und flog, ſo gut oder ſchlimm ſie iſt, in die Arme einer Freundin, die für ſie allein die ſtärkende Schutzgöttin gegen Unmuth und Niedrigkeit und Selbſtverwerfung ſeyn kann! O laſſen Sie mir, laß mir dieſen geliebten Schatten, ſüße Freundin! mir zur

Seite, mir verſchwebend, mir wenigſtens als ein ſüßer Traum verſchwebend, bei dem ich ſpüre, daß ich reeller und beſſer werde. Ich weiß, Sie verſtehen dies alles nicht ganz, aber hören Sie weiter!

Meine erſte Zeit drauf ward in Beſuche vertheilt; ſtaunen Sie aber, wenn ich Ihnen ſage, daß ich, außer dem Weſtfeldſchen Hauſe, keinen Menſchen angetroffen, mit dem ich zum zweitenmale zu ſprechen wünſchte. Sie kennen vielleicht meine ſonſtige Langmuth in dieſen Stücken, zumal bei erſten Beſuchen, die noch immer wenigſtens Licht der Neuheit haben, oder wenn Sie ſie nicht kennen, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß es wenigſtens bei mir ſelbſt einer der erſten Vorwürfe ſei, den ich meinem Genie und meinem Charakter mache, an zu vielen Menſchen zu bald was Umgängliches, Unterhaltendes zu finden, und dadurch vielleicht in Gefahr zu kommen, mir ſelbſt eine Leere und ein Mittelmäßiges zu geben, was ich nur zu oft an mir verſpüre. Aber hier iſt die Sache zu anders! — Entweder kein Umgang oder man verſchmachtet und verdirbt! Wüſte Köpfe und Steine, aus denen auch kaum mit Stahl ein Funken zu erſchlagen iſt! Weiber ohne Reize und Lectüre! ohne Bildung und Bildſamkeit! Der Idealumgang der Einſamkeit iſt mir noch nie in der Welt ſo zu ſtatten gekommen als jetzt, und auch nie in der Welt ſo geſchmeckt! O Mädchen, was biſt Du gegen — — doch ich will nicht ſchmeicheln! Die Seele ſtellt nur zu oft Vergleiche an:

aber mit Widrigkeit an: denn auch Sie, hoffe ich, würden mir ſüßere Erinnerungen gönnen!

Alſo mein drittes Leben, als Einſiedler! Philoſoph und Schäfer! da laſſen Sie mich malen! Vor meinem Hauſe liegt ein Garten, zwar ſehr klein, aber ſehr angenehm für mich; eine Wallhöhe ſchließt ihn, wo ich hundert Sachen anbringen werde! da bin ich in der Einſamkeit, in der ſchönſten Ausſicht, von Wald und Gebürge umſchloſſen; zwo Nachtigallen ſchlagen über meinem Kopf, und zehn andre Arten im Walde vor mir. Die Blumen und Knoſpen brechen jetzt aus der Erde! da liege ich bis in die Nacht! und unter tauſenderlei Geſtalten, ein geliebtes Bild zur Seite! Die Geſtalten ſind nicht zu malen, ſonſt hätten Sie ſchon eine Menge von Gedichten bekommen; aber der Gedanke verſchwindet, wenn ihn das träge Wort aufnehmen will! Die unmittelbare Sprache redet mehr, ach aber — — es iſt doch immer nur Bild der Seele, Schatte, Nebel, wie der Gattin Cuchullins im Oſſian! — —

Ueberhaupt, liebſte Freundin, wird meine Seele hier ſo verändert, daß ich mich in hundert Dingen kaum wieder erkenne, und die nächſte Anwartſchaft habe, der beſte Landpaſtor zu werden, den es in Deutſchland gibt. Gelingt mir das alles, und was dazu gehört, alsdann will ich Landpaſtoridyllen ſchreiben, und leſen, und genießen, und empfinden, und alle Gelehrſamkeit und Weltgeſchäfte in den Archipelagus bei die Ruſſiſche Flotte wünſchen. Nur freilich gehört dazu noch vieles, und ich muß mich hier noch erſt in eine Situation finden lernen, in die ich mich ſchicke wie das Storchneſt auf den Altar.

Der Graf iſt nur noch wenige Tage in Bückeburg geweſen, und ſein Umgang alſo noch nichts als tiefe, zu tiefe Achtung: auf die Feiertage gehe ich zu ihm aufs Land, und hoffe ihn mehr kennen zu lernen. In mein Amt bin ich ſo ziemlich eingeführt, aber noch ſehr ungewohnt. Meine ganze Seele iſt Zerſtreuung, und ich thue alſo nichts ſo gerne als herumreiten: in Minden, auf die Dörfer und ich weiß nicht wohin. Iſt das nicht alles ein ganz anderer Herder? Seien Sie nicht beſorgt! denn in vielen Stücken iſt er nie empfindender und eingezogener und in ſich geſenkter geweſen als jetzt. Entweder alles mißlingt oder hier laſſet uns Hütten bauen! Nach Lievland habe ich wieder einen Ruf gehabt, aber ich ſchreibe ihn ab, da gewiſſe zarte Bande wegfallen, die mich ſonſt daran knüpften.

Erlauben Sie, daß ich von Zeit zu Zeit mit dem Tagebuche meiner Merkwürdigkeiten fortfahre, und ſie der einzigen Freundin in den Schooß ſchütte, mit der ich gegenwärtig auf der Welt ſpreche. Wenigſtens werden ſie Gemälde meiner Denkart, wobei ich Sie um alle Ihr gutes Herz beſchwöre, jedes-, jedesmal Ihre Empfindungen darüber zu ſagen: denn, liebe Freundin, wie geſagt, das iſt das Einzige, was mich jetzt bilden kann und ſoll. Wollen Sie die Güte haben, der Freimüthigkeit meines Beiſpiels zu folgen, ſo wird der Umgang noch näher, und Gott! Gott! was ſoll mir dann in meiner Celtiſchen Hütte Ihr Briefwechſel ſein! Heut hab' ich Ihren Brief im Beichtſtuhl ſtudirt: denn ich bekam ihn eben vor der Kirchenthür: nachher habe ich den Nachmittag bei einem alten ſtaatsgefangenen Präſidenten als Beichtvater zubringen müſſen! Nun iſt die Uhr 6 Abend und morgen um 7 Uhr früh ſoll ich predigen. Adieu, liebſtes Mädchen, wie ſüß iſt mir dieſe Zeit geweſen, ob ich gleich nicht weiß, was ich geſchrieben habe. Ich küſſe Ihren Brief, und Ihre Briefe, und die rothe heilige Brieftaſche, von Ihren Händen gemacht, in Ihrem Kämmerchen geſchenkt, und Ihre Caroline Flachsland, nebſt dem, was Sie im Klopſtock unterſtrichen, und Ihr rothes Bändchen, was in meinem Oſſian liegt — alles küſſe ich ſo oft, oft! und o hätte ich ein kleines Bildchen, das ich am blauen Briefbande, das nun ſeines Amtes entſetzt iſt, an der Bruſt tragen könnte — es ſollte mir mehr als Catharina und Maria Thereſia, mit Edelſteinen beſetzt, ſein! — —

8.

An Herder.

(Darmſtadt Mitte Mai 1771).

Was machen Sie jetzt, liebſter, allerliebſter Freund? Sind ſie zufriedener mit Bückeburg und allem, das Sie umgibt? Ach, warum muß ich dieſen Brief mit einer Klage und Mitleiden über Ihre jetzige Situation anfangen! denn ich geſtehe es Ihnen, und Sie wollen meine Meinung darüber haben, ich fürchte, Bückeburg und der Kreis, in dem Sie ſind und wirken, iſt viel zu klein und unbedeutend für Sie; Sie ſind, oder ich müßte Ihre Seele nicht kennen, die nichts Gemeines oder Unreines hat, Sie ſind für keine kleine Sphäre gemacht: Beicht bei Staatsgefangenen und hundert ſolche Sachen zu hören und zu ſehen, dazu ſchicken Sie ſich freilich als wie das Storchneſt auf den Altar. Nur Ein Haus zu Freunden und Geſellſchaft, und darin nur Ein Mann, iſt viel zu wenig für Sie, ſo ſehr und ſo gern Sie jetzt Einſamkeit lieben, und Anwartſchaft zu einer Landprieſterſtelle zu haben glauben. Armer Freund! dort ſitzt er allein, muß Berge und Wälder für ſeine Freunde anſehen, hört um ſich muntre, ſingende Nachtigallen, und er, verſenkt in ſich, täuſcht ſich mit Schatten, mit Schattenbildern, die ſchwinden und vielleicht immer bleicher im Schwinden werden! — O Freund, wie viel leide ich, wenn Ihr Cirkel nicht wenigſtens ſo wird, daß Sie mit Vergnügen in Bückeburg ſind! Iſt denn alles Trug und Täuſchung in der Welt? und müſſen Sie ſich auch da täuſchen, wo das Glück Ihres Lebens anfangen ſoll? Kennen Sie nun den Grafen? ich weiß nicht, welche böſe Ahndung mich auch da für Sie fürchten macht! Doch weg mit allen böſen Ahndungen! es iſt häßlich, ſich die ſüßen Hoffnungen ſo zu verderben. Machen Sie ſich Cirkel, der Sie mit ſich ſelbſt zufrieden und vergnügt macht: und wer kann das mehr als Sie? und werfen Sie nicht alles Gute ſo ſchlechterdings in den Archipelagus! dort nützt es nichts, aber Ihnen iſts doch immer Lebensſtab, ſich daran zu halten. —

Und wieder einen Ruf nach Riga? ich erſtaune! Geſtehen Sie mir es aufrichtig, that es Ihnen weh ihn abzuſchreiben? mir gings durchs Herz, da ich wieder hörte, die zerriſſenen zarten Bande jener Freundin hielten Sie ab. Ich mußte weinen und Sie bedauern. Aber ſagen Sie mir, liebſter, guter, redlichſter Freund! können Sie noch an Tugend eines Frauenzimmers glauben, da Sie von dieſer Freundin, die ſo viel ausgebildeten Charakter, Güte und Attachement für Sie hatte, ſind hintergangen worden? oder, Sie ſagten mirs nur mit halben Worten, und mehr will ich auch nicht wiſſen, kurz, ſie iſt Ihre Freundin nicht mehr, es ſei nun geſchehen, auf welche Art es wolle. Aber ſagen Sie mir aufrichtig, hat dieſe Trennung niedre Ideen gegen das Frauenzimmer bei Ihnen erregt? Ich erkläre mir jetzt tauſend Dinge Ihres letzten Straßburger Aufenthalts, und inſonderheit das Lied an Merck: „Sympathie und Freundſchaftswonne ſingen.“[1] Ich geſtehe es Ihnen aufrichtig, dies Lied hat mich faſt zur äußerſten Schwermuth gebracht. O! wenn alles das nicht mehr in der Welt iſt, nicht Sympathie, nicht Freundſchaft, nicht Tugend, und der Glaube daran verloren wird, o Freund, welche elende Creatur wäre der Menſch! und ſeis Wahn! ſüßer Wahn! — —

---

[1] Vgl. „Herders Lebensbild“ III, 371 ff.

9.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg den 17. Mai 1771).

Zürne nicht, liebſtes Mädchen, daß ich Dir, meine Holdſelige! ſo lange nicht geſchrieben: Arbeiten und trübe Tage und Zerſtreuungen, halb voll Kopfſchmerz und halb voll Unmuth, haben mich abgehalten, daß ich jetzt erſtaune, wie 14 Tage vergangen ſind. Ich habe meinen letzten Brief ſo abgebrochen ſchließen müſſen: nehmen Sie das Ende doch ja nicht für etwas anders als was es ſein ſoll: nämlich bloß Einigung der Denkart — ach, aber darüber ſind wir, wenn ich Ihren neulichen Brief leſe, zu einig: und Sie ſtellen ſich meine Situation hier gewiß deplacirter vor, als ſie iſt. Ich bin (viel geſagt!) der glücklichſte Bediente in ganz Bückeburg, habe eine einträgliche Stelle, für die ich mich freilich nicht ſchicke — aber wer kann dafür? — erträgliche Arbeiten, die mir auch wegen des unſinnigen Handwerksmäßigen ſchwer werden — aber wer kann auch dafür? — übrigens die Gnade und recht viel, viel Achtung des Herrn, die mir ſehr angenehm iſt, die ich aber nicht brauche, und wenn ich ſie alſo auch einmal nicht hätte — wer kann auch dafür? — und ſonſt macht mein Ruf der Gelehrſamkeit, daß ich den Leuten, wer weiß was? weiß machen konnte, das iſt auch gut — Zeit über dem für mich zu leben, und an einer gewiſſen Wohlgeſtalt meines Weſens zu arbeiten, woran ich von Tage zu Tage ſehe, daß es mir fehlt — was will ich alſo vor der Hand mehr! Wenn ich nur Eine geſellige Linda hätte, zu der ich ſprechen könnte, die mich verſtünde; denn nun habe ich, ſo viel gute Leute hier übrigens ſein mögen, für mein Herz, für den Ausdruck meiner innern Stimme keinen, gar keinen! und das iſt traurig! — Die Nachtigall ſelbſt hat zu ſingen aufgehört! der Mondſchein iſt vorbei! die Abende und Tage ſind ſeit faſt 14 Tagen ſehr kühl geweſen, und geſtern und heut nur wieder der erſte Mondſchein! Geſtern ausgeritten! heut in der Stube gearbeitet und nur eine halbe Stunde Ihren Geßner geleſen! aber mit einer Empfindung, wie ich ihn nie gefühlt! Da leſen Sie ſeine erſte Idylle „Mylon“, liebſte Freundin. Ich laſſe 2 Lauben machen und Raſenbänke in meinem Garten machen und den Wall abſtechen! Ach — Mädchen, wenn je dieſe Stellen Dein heiliger Fuß einmal berührte! — Aber für wen laſſe ichs machen? Ich weiß nicht, welcher kalte Schauer mich bei der Frage ergreift; aber ich weiß nicht, ich bin an mehr als einem Vormittage durch alle meine Zimmer umhergegangen, und immer, als wenn ich einen Schatten ſuchte — o was ſpielt meine Einbildung, traurig und tröſtend, mir für Phantaſien! für Streiche! für Wahnbilder! — —

Sonnabend. Der Abend verging geſtern ſehr öde, und der heutige Tag mit Amtsarbeiten und einer Promenade im Walde, wo Sie meine Einſiedlerin der Einſamkeit waren, und jetzt iſts 11 Uhr Nacht. Verzeihen Sie alſo, meine Liebe, daß ich auf Ihren letzten reichhaltigen Brief die Antwort noch ſchuldig bleibe. Sie haben viel gelitten in Ihrer Krankheit und noch kann ich mir nicht recht alles erklären, aber o wären Sie nur ſo geſund und munter, wie Sie vorgeben! Wielands „Amadis“ habe ich noch nicht geſehen; ich durſte aber ſehr darnach, weil ich gegenwärtig ſeine Schriften äußerſt liebe: er und ein Engländer, Schaftesbury, ſind die Hauptſchriftſteller, mit denen ich jetzt lebe; *lebe*, ſage ich: denn ſonſt lebe ich ſo romantiſch, einſam und in Wäldern und Kirche, wie es nur Dichter, Verliebte und Philoſophen leben können. Mein Herr iſt ſeit 14 Tagen im Lager, und ſeit ſo lange habe ich ihn auch nicht geſehen; ſonſt habe ich keinen, durchaus keinen, der mich innig verſtehe, und ich zähle alſo keine ſüßere Stunden als die Stunden der grünen Einſamkeit. Morgen habe ich den ganzen Tag garſtig viel zu thun, und übermorgen reite ich nach Lemgo, um Dinstag wieder zu kommen; dann ſchreibe ich wieder und deſto länger. —

10.

An Caroline Flachsland.

Bückeburg Sonnabend vor Trinitatis (25. Mai 17)71.

Ich ſollte Sie unter meinen Vergnügungen und Geräuſch nicht vergeſſen? O liebſtes, holdes Mädchen, wie wenig kennen

Sie mich und meine Verfaſſung hier. Kein Tag, keine Stunde geht vorbei, da Ihr Bild nicht in meiner Seele iſt. Freilich nicht immer gleich heiter in meiner Seele, das verſteht ſich, oft auch mit Schmerz und Wehmuth, mit Beſtrafung und ſogar mit Reue (ich ſchreibe das entſetzliche Wort ſo ungerne: denn es iſt immer ein Zeichen vorvergehender Verſchuldung) — aber bei alle dem doch im ganzen wie ſüß! wie bildend und ewig! Die liebſten Stunden ſind für mich, da ich, ganz ohne Geſellſchaft, entweder einen ſehr angenehmen Wald durchſtreiche, der dicht an Bückeburg liegt, oder im Schatten meines Gartens an einem Wall liege oder endlich — denn ſeit drei Tagen haben wir vortrefflichen und geſtern den ſchönſten Mondſchein von der Welt — dieſe Stunde der ſchönſchlummernden Nacht mit allem Geſange der Nachtigall genieße. Sie denken doch auch wohl, daß Sie ſehr dabei ſind? O meine himmliſche Freundin, unausſprechlich ſind Sie dabei! Sie, die Einzige meines Orts, mit der ich meine Gedanken und Empfindungen theilen kann: Sie, eine Freundin, die mich mit Adel des Herzens und Gütigkeiten ſo unendlich beſchämt. O Gott, wie es mir in der Welt gehe, ewig werden Sie das Bild meiner Seele, die mit jedem Reize der Unſchuld und Jugend und Leichtigkeit und Lebensblüthe Sie ſiehet. Aber Ihr vermeintes Vergeſſen kommt vom Ausbleiben eines Briefes her, den Sie nach der Zeit empfangen haben werden. Verzeihen Sie, daß ich nicht öfter geſchrieben. Freilich Geräuſch, das nicht einmal Geſchäft und noch weniger Vergnügung genannt zu werden verdient, hat mich abgehalten: die Feiertage mit ihrem ganzen Schweif von Prieſterarbeiten vor und hinter ſich: überdem iſt eine Indispoſition dazu gekommen, die mir Zahnſchmerzen, Fluß, Trägheit und inſonderheit den peinlichen Zuſtand gegeben hat, da man ſich zu nichts entſchließen kann. Sie iſt meiſtens vorbei, dieſe fatale Indispoſition, an der zum Theil der Einzug in mein Haus ſchuld war, und da auch die Geſchäfte mit dem morgigen Trinitatisfeſt mehr ins Gleis kommen, ſo nehmen Sie ſich nun nur, liebe Freundin, mehr vor den ſchwarzweißen Geſpenſtern in Acht, die Sie Bilder meiner Seele nennen. Sie werden Ihnen mehr zugeflogen kommen, und Sie — fürchten Sie ſich nicht vor ihnen, ſondern machen Sie ihnen ein Plätzchen an Ihrem Buſen, wo Sie ſich denn, wenn Sie im Grünen ſind, von der Geſellſchaft abſondern, und wo unter einem heiligen Schatten mit dieſem Geſpenſt ein paar Augenblicke reden! Ach, wäre es ich, und nicht ein ſo eitles, elendes Bild meiner! — —

Ich kann nicht Predigt machen; ſie mag ſich ſelbſt machen: alſo noch zurück an die ſüße Unterhaltung mit meiner mir wiedergeſchenkten Freundin. Es war mir nichts Neues, da ich in Ihrem Briefe las, wie nahe Sie dem Tode geweſen: denn Sie werden ſich an mein Geſpräch erinnern, wie gefährliche Ideen ich von den Maſern, inſonderheit bei erwachſenen Perſonen, habe. Alſo gleich Ihre erſte Nachricht davon erſchütterte mich ſo, daß ich alles Aergſte dachte, und nur immer glaubte, daß Sie mit Ihrer Wiederherſtellung mich nur trögen. Indeſſen, da ich ſie jetzt mehr glaube, liebſte Freundin, ſo laſſen Sie uns gemeinſchaftlich uns freuen, daß Ihnen der Himmel noch das Leben, und mir mit Ihrem Leben noch eine Freundin gelaſſen hat, an der ich alles verloren hätte. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſehr ich vor dem Gedanken an Ihren Tod ſchaudere: auch die Situation, in der ich Sie verließ, und das Mißtrauen meiner Freunde in meinen Charakter würde den Gram ich weiß nicht zu welcher Verzweiflung und Elend gemacht haben, davor ich zurückſchaudre! lieber auch mit dem Gedanken weg davon! —

Der Traum des Prometheus hat Ihnen gefallen, mein liebes Mädchen! mir zehnmal mehr als gefallen. Ich habe, durch eine glückliche Sympathie diesmal die vorigen 8 Tage bis zu Pfingſten faſt nichts als dies Buch geleſen, und da Sie ſich vielleicht aus meinem erſten, erſten Beſuch beim Herrn Geheimerath voriges Jahr erinnern werden, wie voll ich damals von den „Beiträgen“ war, ſo habe ich jetzt zum zweitenmal ein Vergnügen ohngefähr bei vier Gegenden im Buch, unter denen Prometheus' Traum eine der ſchönſten war, empfunden, für die ich vieles nicht geben wollte! —

Daß ich das Vergnügen verliere, den Leibmedicus zu ſprechen, weiß ich ſchon. Sie wiſſen, was ich für ihn fühle, und wie ſehr ich für ihn auch in Mercks Geſellſchaft aufgewallet bin. Ich will und muß nächſtens an ihn ſchreiben, und das nicht als Gelehrter, ſondern als Menſch. — Aber daß der andre Leuchſenring Sie beobachtet — o laß er Sie beobachten! Leute, wie er, ſind doch zu nichts anderm da, und ſich alsdann aus ihren Magenkrämpfen Idealbilder zu nehmen, die nur in ihrem Gehirn exiſtiren, und allenfalls die lebende Welt nur ſtören. Laſſen Sie ſich beobachten, wie man Sie will, und verfahren Sie völlig ſo, als wenn Sie unbeobachtet handelten. Alsdann muß ſich Ihre Seele immer im ſchönſten Lichte der Natur zeigen, und wer dies nicht ſieht, dem gießen Sie Hoffmanniſche Tropfen auf Zucker und laſſen Sie ihn dichten!

Die Antworten auf ſeine Fragen will ich hiebei auf einen ſondern Zettel werfen; denn wenn er nichts mehr zu fragen hat, ſo iſts am beſten. Aber das iſt unausſtehlich, daß er noch dabei bleibt, daß die Sache ſich zu meinem Vortheil erklären möchte. Und wenn ſie ſich nie erklärte, und wenn ich in das Schickſal geworfen würde, auf den Wallfiſchfang nach Grönland und Bärenfang nach Nova Zembla zu gehen, oder der Mohr zu werden, der an irgend einem Hofe Koffee präſentirt, ſo trotze ich allen Leuchſenrings mit ihren Wünſchen. Wenn ich mir nicht, die Sache erkläre ſich, wie ſie will, der Güte meines Herzens und der Unſchuld meines Charakters hierin bewußt bin, ſo trotze ich allen Milch- und Käſeſeelen von St. Jacobi an bis an ſeinen ſchleimartigſten Verehrer. — —

Ich bin in meiner Hitze durch eine Reihe Beſuche geſtört, und nun, da ich inſonderheit den angenehmen Augenblick wieder habe, aus der Kirche von der Beicht kommend, Ihren guten freundſchaftlichen, erwünſchten Brief zu empfangen: ſo mag ich darin nicht fortfahren. Wollen Sie, ſo nehme ich, gute, freundſchaftliche Vorſprecherin, alles zurück, was ich von ihm geſagt, und nie ſollen Sie mehr ein Wort hören! Ich habe gegen ſeinen Charakter nichts: es ſind nur die ſtummen Laute eines verbiſſenen Schmerzes geweſen, der fühlte, daß ihm unrecht geſchähe, und weiter habe ich nichts. Auch haben Sie vieles und das meiſte in meinem vorigen Briefe in einen Geſichtspunkt genommen, der mir, dem Schreibenden, fremd war. —

11.

An Herder.

(Darmſtadt) den 4. Juni (17)71.

Ich bin noch in einem ſüßen Traum von Freundſchaft; Gleim und Wieland waren hier; ſie brachten einen Nachmittag bis nach Mitternacht bei uns zu[1]. O könnte ich Ihnen einige Scenen davon beſchreiben, die meine ganze Seele bewegten! Merck, Leuchſenring und ich ſchlangen uns in einer Ecke des Fenſters um den alten, guten, ſanften, muntern, ehrlichen Vater Gleim und überließen uns unſrer vollen Empfindung der zärtlichſten Freundſchaft. Hätten Sie doch dies ſanftheitre Geſicht des guten Alten geſehen! Er weinte eine Freudenthräne, und ich, ich lag mit meinem Kopfe auf Mercks Buſen; er war außerordentlich gerührt, weinte mit, und — ich weiß nicht alles, was wir gethan. O ſüße Thräne meines Lebens! im Arm der Freunde geweint! o ſüße Thränen der Freundſchaft, wie göttlich ſeid ihr? Süßeſter, holder Freund, Du wirſt doch glauben, daß Du dabei warſt? o mehr als dabei! Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber es kann keine ſanfte Saite meines Herzens berührt werden, ſo iſt wie ein Schlag der Gedanke an Sie da, gleichſam als wenn Sie dies Herz ſelbſt wären oder es bewegten; und ſiehe, himmliſcher Freund, das machte mich ſo weich, ſo zerfließend. Gleim hieß mich ein gutes Mädchen, Pſyche, und hat mich lieb und will mir ein Liedchen machen. Ich fragte ihn, ob er durch Bückeburg ginge zu Ihnen? Aber nein, es iſt ihm für diesmal zu weit vom Wege, ſo gern er Sie perſönlich kennen möchte. Warum wohnen Sie doch nicht an der Landſtraße wie wir? Dieſe hat uns den warmen Freund Gleim zugeführt, da er Wielanden zu Gefallen bis hieher gereiſet iſt. Merck wird Ihnen mehr von ihm ſagen; er hat bei ihm logirt; aber erbärmlich wars, er war einen ganzen langen Tag krank an Colik im Bette, und doch dabei munter. Er iſt zur Freundſchaft gemacht, und was er ſagt, iſt redlich. Ich ſpreche ſo viel von Gleim, daß ich Wielanden vergeſſe. Er iſt im erſten Anblick nicht einnehmend: mager, blatternarbicht, kein Geiſt und Leben im Geſicht, kurz, die Natur hat an ſeinem Körper nichts für ihn gethan; tritt kalt in die Geſellſchaft, ſpricht ziemlich viel, inſonderheit wenn er Laune hat. Man muß ihn lange ſehen, ehe man ihn kennt: erſt eine Stunde vor dem Abſchied habe ich geſehen, daß er warm und empfindſam ſein kann; und ich liebe ihn, da ich ihn als Freund hab' kennen gelernt. Nur ſeinen Autorſtolz und Eitelkeit, die er in ziemlicher Doſe beſitzt, möchte ich von ihm wegwiſchen. Ich kann die Eitelkeit an keinem Menſchen, er mag ſein, wer er will, ausſtehen, nehme er ſich dafür *Würdeſtolz der Menſchheit*, ſo viel er kann, die Eitelkeit laſſe er den Narren. Ich bin aber ſonſt, nur dieſen Punkt ausgenommen, völlig mit ihm zufrieden; er hat ſich als ein guter Vater, Ehemann und Freund gezeigt. —

---

[1] Wieland reiſte damals nach Thalehrenbreitſtein zu Frau von la Roche, wo er mit den Jacobi's zuſammentraf. Vgl. Jacobis Briefwechſel Nr. 10. 11.

Merck bleibt nun immer unſer beſter Freund. Mitten in dem ſüßen Taumel ſprach ich ihn allein in der Stube und von Ihnen; er ſagte mir mit einem Tone, der gewiß aus ſeiner Seele kam, und nicht Schmeichelei war, die ich an ihm noch nicht geſehen, daß er Sie unendlich allen den Leuten vorzöge. Ich darf Ihnen doch nicht ſagen, daß ich ihm für dieſes Bekenntniß gut bin? O wie vergnügt höre ich das Lob meines Freundes von einem Manne wie Merck! O mein Leben, meine Seele, Du biſt ſo gut, ſo edel! Sage nichts von verzeihen! ich allein war ja Schuld! Ach vergeſſen Sie doch das Andenken daran! ſonſt fürchte ich, fürchte ich, es konnte mir den größten Theil Ihrer Freundſchaft entziehen. O dieſe nur entziehen Sie mir nicht, vortrefflichſter Freund! Vergeſſen Sie doch alles, alles, ich bitte mit Thränen darum. O wie iſt uns unſere romantiſche Zeit verbittert und bitteres Andenken davon übrig geblieben! es iſt hart! — Komm, wir wollen uns dafür in unſern Briefen ſchadlos halten.

Den 14. Juni.

Seit zehn Tagen liegt dies geſchriebene Blatt oder ich in Gefangenſchaft. Ich konnte es nicht fortſchicken, und nicht ausſchreiben. Es ſcheint, ich hätte Sie vergeſſen. Glauben Sie das? o nein! Mein Kopf war nur zu einer Zeile zu ſchreiben verdorben, gewiſſe Familienangelegenheiten — hatten mich in der Falle. Ich habe aber außerdem manche gute Stunden und Tage gehabt, hab' Ihre Oden auf ſchön Poſtpapier ſchön abgeſchrieben und ſchöne, ſüße Stunden dabei gehabt. O vernachläſſigen Sie dies Talent nicht, aus der Seele zu dichten; es wird Ihnen durch ſo manche ſanfte Thräne und Empfindung dafür gedankt. — Dann bin ich mit meiner Schweſter, Leuchſenring und Merck und Geheimerath auf Spaziergängen und in Wäldern herumgeſchwärmt, wir waren vergnügt und haben einſt einen ganzen Tag auf dem Lande zugebracht, und den halben Tag an einem großen Teich unter Bäumen auf Gras beiſammengelegen, ein ſchöner romantiſcher Platz! O wie hätte ſichs zu einer andern Zeit hier liegen können? Leuchſenring und ich haben, wenn wir allein waren, von Ihnen geſprochen.

— Wenn Sie ſo großmüthig ſind und ihm verzeihen können, daß ſeine Aufführung aus allzugroßer Freundſchaft gegen mich ſo geweſen, ſo iſts wahre Freundſchaft gegen mich; er hat im Grund nichts gegen Sie, kann aus Vorſatz keinen Menſchen beleidigen, verdient auch keinen Unwillen von keinem Menſchen; es wird mir lieb, recht lieb ſein, wenn Sie einen Freund von mir nicht verkennen werden. Und wer weiß, wozu alles das gut war, und ob nicht mehr die Hand des Schickſals als Menſchen dabei gewaltet? —

Wie ſehr ich mich freue, daß es Ihnen wohl geht, beſter Freund, und daß Sie mit Ihrer Situation zufrieden ſein können! ich will alles unrecht und mißverſtanden haben, wenn Sie nur glücklich ſind. Und ſind Sie's nicht, da Sie dort ſogar die Herzen der Menſchen in Händen haben? aber leider! keinen Freund! Dazu wünſche ich Ihnen ein bißchen mehr Prometheuskunſt, um ſich einen nach Ihrem Herzen zu machen. Und wenn Sie das nicht können, ſo haben Sie ja gedruckte Freunde, die beſten und unterhaltendſten auf der Welt. Ich wünſche Ihnen bald den „neuen Amadis“ in die Hände; das luſtigſte, launigſte Buch. Wie wird Ihnen Olinde darinnen gefallen? Herr Amadis iſt ein wenig zu butterartig, er ſchmelzt bei jedem Sonnenblick. Ich habe indeſſen auch die „Geſchichte der Fräulein von Sternheim“ 1) geleſen, mein ganzes Ideal von einem Frauenzimmer! ſanft, zärtlich, wohlthätig, ſtolz und tugend-

---

1) Von Sophie von la Roche, herausgegeben von Wieland.

haſt und betrogen. Ich habe köſtliche, herrliche Stunden beim Durchleſen gehabt. Ach, wie weit bin ich noch von meinem Ideal, von mir ſelbſt weg! welche Berge ſtehen gethürmt vor mir! ach! ach, ich werde im Staub und in der Aſche bleiben! —

Da ich Ihnen lange nicht geſchrieben, ſo laſſe ich dieſen Brief durch Merck gehen; er iſt unſer wahrer Freund und ich fürchte nichts. Mein Bruder war durch Ihr Zutrauen innig gerührt: der gute, rechtſchaffene Bruder! o welche Stunden werde ich in ſeiner Geſellſchaft hinleben! der einzige Plan meines Lebens, deſſen Erfüllung ich hoffen darf. Ihr kleiner Schauer in die Zukunft, und bei mir eine hoffnungs- und wünſcheloſe Nacht der Zukunft! was ſollen alle dieſe Ahndungen? Soll ich Ihnen meine Meinung darüber ſagen? oder wollen Sie mir die Ihrige ſagen? — —

12.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg nach der Mitte Juni 1771.)

— Ich habe, glaub' ich, Ihnen ſchon gemeldet, daß bei uns Lagerzeit geweſen, und weil mein College zugleich Garniſonprediger iſt, und alſo ins Lager hinaus mußte, ſo traf mich der Reichspoſttag immer mit heiligen ennuyanten Amtsſachen beſchäftigt, die mir auch der folgenden Urſache wegen, denken Sie, wie peinlich haben ſein müſſen! Seit faſt 14 Tagen habe ich nämlich die gräßlichſten Zahnſchmerzen, die man ſich nur im Höllenreich denken kann: vermuthlich ein Fluß, den ich mir bei meinen Nachtſchwärmereien auf kalter Erde und unter kühlendem Himmel zugezogen hatte, und der bei meinem neulichen Ritt nach Lemgo (6 lange Weſtphäliſche Meilen dahin in der größeſten Sonnenhitze und 6 Meilen zurück in Wind und Regen) ausbrach. Da habe ich nun elende Stunden des Tags und noch elendere die Nacht: habe ſchon alles verſucht, gläubige und abergläubige Mittel, Lindigkeiten und Barbareien bis aufs Ausbrennen u. ſ. w., und nun bleibt mir nichts als Geduld, oder die Spitzen der Wurzeln aus der Höhle herausſuchen zu laſſen. — So unwürdig ſind nun wieder faſt 14 Tage und Nächte in meinem Lebensbuch angezeichnet; wenigſtens ſo ungenoſſen: denn, ich nehme wenige Ruheſtunden und heitere Augenblicke aus, iſt doch das Uebrige in dem dunkeln Bewußtſein des Nichtwohlbefindens verlebt, und das Bewußtſein iſt ſchon für mich Marter. — [1])

Ich bekomme Ihren Brief, liebes, ſüßes Mädchen. Freude und Troſt! Freude und Troſt! Sie haben Gleim und Wieland kennen gelernt! geredt wird von mir dabei nicht viel Gutes ſein, inſonderheit von Wieland, der mich auf den ſchiefeſten Seiten kennt, und auch „dem alten, guten,

---

1) Hier folgen die in den „Erinnerungen“ I, 202—205 abgedruckten Stellen.

ſanften, ehrlichen Vater Gleim“ bin ich ſeit 2 Jahren Antwort ſchuldig. Aber, liebſtes Mädchen! ich war in Ihrem Herzen, „ich weiß nicht, wie es zugeht, aber es kann keine ſanfte Saite meines Herzens berührt werden, ſo iſt wie ein Schlag der Gedanke an Sie da, gleichſam als wenn Sie dies Herz ſelbſt wären, ſelbſt bewegten!“ Süßes Mädchen, das iſt Dein Evangelium! o wie mehr als alles Lob aller Wielande und Gleime! Gleim will Pſyche ſingen! oh, er wird's beſſer als ich; aber beſſer Sie denken, Sie lieben! das ſoll er nicht! trotz meinem böſen und guten Genius. Urtheilen Sie über Wieland, aber verurtheilen Sie ihn nicht. 1) — Auch ſelbſt ſein bißchen Papiereitelkeit verzeihe ich ihm: ſo oft er verſichert, ſeine Schriften ſind Copien an Freunde, ſo oft iſt's gelogen, und was kann auch hier nicht Laufbahn, Zwang und Gewohnheit thun? Indeſſen iſts wahr, daß er mehr erleuchtet als zerſchmelzet, und vielleicht auch ſelbſt zerſchmelzen kann! — —

Wie Sie da an Gleims Arm lagen! ach, an meinem Herzen lagen Sie auch! ſtanden wie die Liebesgöttin auf dem Gerüſte vor dem Pygmalion, ſo Sie am Fenſter, mit dem liebeſcheuen und liebetrunkenen Blick der Seele! Wollen Sie ewig mein Mädchen ſein? — ach nein! was für ein Briefes Ende! Wie mißnehmen Sie meine Schauer der

---

1) Die zunächſt folgende Stelle über Wieland iſt in den „Erinnerungen“ I, 205 f. abgedruckt, mit Verſchweigung des Namens.

Zukunft! und was heißt's, daß Sie fragen: „Was ſollen dieſe Ahndungen?“ — Ich bin unglücklich, daß man mich ſo mißverſteht! Züge in meinem Herzen und Düſternheiten in meinem Geſicht mißdeutet, die vielleicht mehr Seufzer der Liebe ſind als alles Zuflüſtern des Zephyrs von Liebkoſungen und Erhebung! Ich bin unglücklich! Die ſüße Wolke, die ſich ſo edel und wahrhaft über meinen Horizont zieht, um freilich den Sonnenſtrahl der Freude zu erſticken, aber deſto länger und ewiger den ſüßen Schatten zu machen, der holde Wehmuth und Sehnſucht heißt die Wolke wird auf mir Zeichen Kains! und Abſcheu! — —

So haben Sie die Sternheim ſo gefühlt, und eben ſo gefühlt! o gemeinſchaftlicher Schutzgeiſt unſeres Lebens, wenn wir ſie einſt zuſammen leſen werden! Mädchen, wie oft war ich bei und mit Ihnen leſend, und fand Sie und finde Sie ſelbſt in Ihren Klagen, daß Sie keine Sternheim ſind! Siehe da der feierliche Zug, den ich im Geſicht der Seele jener ſehe! liebſte, gute Caroline, der Zug mit der Aſche ihrer Eltern — o wie oft haben Sie, ſo wenig ich Sie kenne, nicht ſo feierlich, aber liebreich edler, und gewiß weit rührender, ihn gethan! Eben da verlaſſen Sie Sternheim auf der Gränze, wo das Feierliche Schritt der Verirrung werden kann, und Sie haben dagegen einen viel, viel ſüßern Hauptzug im Leben, daß Du ein armes Mädchen biſt! was für große, ſchöne und edle Sachen haben Sie da gethan und werden thun! O ſei meine Vorbitterin bei Gott, ſüße Liebe!

Was ſoll ich Leuchſenring ſchreiben? Abhandlungen von mir hat ja Merck nicht und Reuter iſt ein guter, aber der ſchwächſte Menſch, der gefunden werden kann. Er hat mich in Straßburg oft genug, und zu oft beſucht, und ich habe in der Zeit meiſtens gebratene Aepfel gegeſſen! Uebrigens bin ich ihm recht gut, und ihm, aus Selbſtſucht und Rache, nie einen Augenblick böſe geweſen!

Was ſollen meine Oden auf Poſtpapier? welche? wer will ſie? Hat ſie jemand geſehen? — Grüßen Sie Merck tauſend-, tauſendmal. — Mich dünkt, liebſtes Mädchen, Du liebſt mich nicht mehr ſo ſehr, als das erſtemal im Sommer; o wie viel mehr liebe ich Sie! Der künftige Winter, wird er uns zuſammenſehn? oder der blumige Frühling? wird er? und wo? — Leben Sie wohl, meine Bilderin, meine zweite Schöpferin! meine ewige, tägliche Gedankenfreundin! und ſchreiben Sie bald! Ich nächſtens.

H.

13.

An Herder.

(Darmſtadt Ende Juni 1771).

Ach, was haben Sie zu Ende Ihres Briefs geſagt: „ich hätte Sie nicht mehr ſo lieb, wie im Sommer.“ Ach Gott! dich nicht mehr ſo lieb? mein Einziger, mein Ewiggeliebteſter! o ſage das nicht mehr! Du verkennſt mich, mein

Lieber, Lieber! Wen in der Welt habe ich ſonſt lieb? wenn ich Dich nicht lieb habe. O warum kann ichs Ihnen nicht ſo ſagen, wie Sie der einzige Gedanke meiner Seele ſind! wie Du Tag und Nacht um mich ſchwebeſt, Dich in jedes angenehme Gefühl, in jede Lectüre einmiſcheſt, und Gott! wie? wie ein Engel! und ich, ich hätte Dich nicht mehr ſo lieb? — Ich weiß nicht, welcher böſe Geiſt ſich in unſre Liebe miſchet? Ich war ſeit Ihrer Abreiſe ſo heiter und vergnügt und ohne Sorge, wie ein Vogel, und da mußte die Stunde kommen — in einem ſteinernen Augenblick ſchrieb ich das Ende meines Briefs; aber kaum wars auf dem Papier, ſo mußte ich hingehn und bitterlich weinen. Es war eben geſchrieben. Sie konnen leicht denken, was ich für Tage ſeitdem hatte! den Tag über zerſtreute ich mich mit der äußerſten Mühe, aber die Nacht ließ ſich nicht zerſtreuen. Ach Gott! ich wartete auf Ihren Brief wie auf ein Todesurtheil. Ich wußte den Poſttag, daß da ein Brief kommen mußte; ich konnte vor Verlangen und Hoffnung und Furcht die Nacht vorher kaum ſchlafen; Merck ließ mich den Morgen rufen, ich wußte, daß ein Brief von Ihnen da war, ich lief mit Zittern hin, und ſiehe, ein Engel ſaß in Ihrem Brief! Du ſelbſt warſt es, der mir Ruhe und Freude wieder gab. — Aber nur keine Plane unſerer Zuſammenkunft gemacht! Ich zittre vor jedem Plan; denn die meinigen alle ſind mir noch immer verflogen. Laßt Winter und Frühling und wieder Winter und Frühling kommen und gehen, wir können unſre Jugend doch genießen, ſind immer beiſammen und lieben uns, wie ſich in der Welt wenige lieben. Lege alſo den Schleier auf die Zukunft, mein Liebſter, ſie mag ruhen in Frieden, die unſichtbare! vielleicht einſt unſre Wohlthäterin! Sein Sie auf ewig der Freund meiner Seele! und ich? ach! — ich auf ewig Dein Mädchen! o wie glücklich bin ich! — —

Welch ein gelehrter Mann Sie ſind, der ſo oft in den gelehrten Zeitungen erſcheint! Ich war eben ſo eitel, wie der Herr Graf, und habe mich darüber gefreut, aber mit einer Miſchung, die der Herr Graf freilich für Sie nicht fühlen kann. Und Sie, mächtiger Philoſoph, ſind ſo kalt dabei? Sein Sie aufrichtig, und geſtehen Sie, daß Ihnen das Lob Ihrer Kinder nicht gleichgültig iſt. Merck hat mir die erſte Nachricht davon gebracht; er war recht vergnügt. Er iſt ein guter, guter Mann und unſer Freund. Schreiben Sie ihm, mein Lieber; ich will lieber darunter leiden und nur etliche Zeilen von Ihnen haben. Er hat mir verſprochen, heute an Sie zu ſchreiben. Ich wünſche, daß er an einem andern Ort wäre; er iſt oft mißvergnügt und würklich hier übel placirt, und ſeine Frau noch mehr.

Ich habe Wieland gar nichts von Ihnen ſprechen hören, aber Leuchſenring ſagt mir, daß Sie nicht in gutem Vernehmen zuſammen ſind. Sie hätten in Ihren „Fragmenten" ein Buch critiſirt, das unter Wielands Namen herausgekommen wäre und ihn ziemlich darüber attaquirt. Wieland ſei der Verfaſſer nicht davon, und das wüßten Sie ſchon lange; es wäre alſo billig, daß Sie ihm wieder öffentlich

Gerechtigkeit widerfahren ließen. Wieland hat mit Leuchſenring davon geſprochen, und verlangt es auch. Was Sie darin thun können, werden Sie am beſten wiſſen. —

Und wiſſen Sie nun, wer Verfaſſerin der „Fräulein von Sternheim“ iſt? Wielands erſte Geliebte, die auch noch immer den erſten Platz in ſeinem Herzen hat, Sophie la Roche. Sie wiſſen doch, daß ſie in Coblenz verheurathet iſt? und ſehr glücklich lebt, ohneachtet Wieland noch immer der Erſte in ihrem Herzen iſt. Leuchſenring war in Coblenz, und hat alle dieſe Anekdoten mitgebracht, und war ganz begeiſtert von dieſer Frau, von ihrem Verſtande und Herzen. Sie hat liebenswürdige Kinder, erzieht ſie ſelbſt, geht nicht von ihnen, und gegen ihren Mann aufmerkſam in den geringſten Kleinigkeiten, bis zum Erſtaunen. Kurz die beſte Mutter und beſte Frau. In dem Brief p. 217 iſt der Deutſche Dichter Wieland, und p. 231 der Mann, der geſchildert wird, ihr Mann, und die Nachricht dabei, daß der Dichter ſeinen älteſten Sohn zu ſich genommen, iſt wahr, den er ihr bei Leuchſenrings Daſein wiedergebracht. Sophie la Roche hat Leuchſenring den zweiten Theil, womit das Buch aus iſt, im Manuſcript vorgeleſen. Welche vortreffliche Frau muß das ſein! — Ach, wäre ich unter den Händen dieſer Frau gebildet worden! aber vater- und mutterlos irrt' ich umher! O verlaß Du mich nicht, mein Erſter, Einziger in der Welt, den ich ſo oft, oft an mein Herz drücke, der mir Freude und Troſt und Aufmunterung gibt! Gott im Himmel wirds Dir belohnen! —

Ihre Oden habe ich für mich alle auf Poſtpapier geſchrieben und trage ſie, nur wenn ich mit meiner Schweſter allein gehe, auf die Spaziergänge mit. Sonſt hat ſie niemand geſehen und gehört; außer der Herr Geheimerath will Ihre Oden von Merck haben; aber verlaſſen Sie ſich auf ihn, er gibt ihm nur 6 oder 8 davon. — —

14.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg den 1. Juli 1771.)

Ich kanns nicht läugnen, und wills auch nicht, meine liebe Freundin, Freundin meiner ganzen Seele, daß mir von Ihrem letzten Briefe eine Art von Wolke, von Düſternheit vorgeblieben, die mir den Gedanken an Sie mit etwas Melancholie überziehet. „Der einzige Plan meines Lebens, deſſen Zuſtand ich hoffen darf! was ſollen alle Ahndungen in die Zukunft? wir ſind keine Kinder mehr? Wollen Sie mir Ihre Meinung darüber ſagen, oder ſoll ich Ihnen die meinige ſagen? ich thue es im nächſten Briefe!" Ich läugne nicht, daß ich, meine liebſte Freundin, dieſen Brief ſehnlich erwarte. Er ſetzt immer wieder eine Art von Vergehen auf meiner Seite voraus, welches ich auch demſelben, ſo ſehr Sie's verbergen, bald abmerken werde: denn, o Freundin, läugnen Sie es nicht, das Bild iſt nicht mehr in Ihrer Seele, das ich bei meiner erſten Anweſenheit in Darmſtadt in Sie machte, mit dem ich Sie verließ, und mit dem Sie mich wieder aufnahmen. Die Farben wenigſtens ſind dunkler; durch meine oder durch andre Schuld, durch fremde oder durch Ihre eigne Urtheile — und auch in Ihrem letzten Briefe, (Du wirſts nicht läugnen, vortreffliche Seele, die nicht lügen kann) ſind Spuren genug von Güte des Herzens, die aus dem Vorigen, aus erſten Eindrücken Vorſtellungen zu Hülfe nimmt, um vielleicht ein ſchwächeres Bild aufzuhellen; aber das Zuhülfenehmen iſt ſchon ein trauriger Zuſtand. O Mädchen, was wäre es, wenn uns die Entfernung zu bloßen Freunden machen könnte, zu Freunden, die an gewiſſe erſte Augenblicke, Stunden und Zeiten als an verlebte Jahrhunderte denken könnten? Ich ſchaudre vor dem Gedanken, und betheuere Ihnen hier vor dem, der um uns beide iſt, daß, da Ihre Liebe die erſte Mädchenliebe geweſen iſt, die ich dieſes ſüßen Namens ganz würdige, ſie auch die letzte, die ich dieſes Namens würdige, in meinem Leben ſein ſoll und werde. — Laſſen Sie uns keinen weinerlichen Roman ſpielen wollen, und bezeugen Sie mir mit der Aufrichtigkeit, die Ihrem Herzen weſentlich bleiben muß, was die Ideen von mir in Ihrer Seele verdunkelt habe? Schonen Sie meiner nicht; ſchuldig oder unſchuldig; durch mich oder durch andre — ich wills mit der Wahrheit, mit der ich hier vor Ihnen bin, hören, und mich darüber erklären! Ich weiß, daß ich Ihres Herzens und des

Genuſſes Ihrer ganzen Seele nicht werth bin, und nie werth werden kann; aber noch einige Achtung von Ihnen zu verdienen — Freundin, *die* Geſinnung wird mir nie können genommen werden. Und es iſt Wohlthat von Iönen, die Sie der Hochachtung ſchuldig ſind, mit der meine Seele immer Ihr Bild vor mir ſiehet, und als ſeinen beſſernden Schutzengel anrufet — es iſt Wohlthat von Ihnen, die Pflicht iſt, mir wenigſtens Winke über mich zu geben, wo Sie lange Erklärungen vermeiden wollen. Sie können nicht anders als auf das Innerſte meiner Seele treffen und mir Stimmen ſein, die (denn das macht jedes Wort von Ihnen!) mit mir wandern werden. Ich ſuche von Tage zu Tage jeden Zug aus meiner Seele zu verwiſchen, der nach Falſchheit ausſiehet. Mädchen, Du warſt unſchuldig und klar und zart wie ein Engel, da ich Dich kennen lernte; meine Bekanntſchaft ſoll Dich nicht zum geringſten verhehlenden Zwange, zum kleinſten Flecken der Falſchheit erniedrigen dürfen. Das Einzige, über alles, alles, was ich höre, was ich ſagen kann, wird ſein, daß auch Du, mein himmliſches Mädchen, ein Menſch ſein kannſt, wie ich — und lieber dies Urtheil als die mindeſte Verhohlenheit der Seele! — —

15.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg gegen Mitte Juli 1771.)

Eben da ich Mercks Brief geſchloſſen und an Sie ſchreiben will, kommt noch ein Pack Conſiſtorialacten, und ich muß alſo nur Worte ſeufzen und ſtammeln.

Das erſte iſt Verzeihung meines Argwohns, auch in einem Briefe, den Sie noch nicht geleſen hatten, da Sie, ſich ſo himmliſch und huldreich und rührend und zärtlich erklärten. Meine ganze Seele hat geweinet und weinet — nie ſoll mehr ein Argwohn über meine Zunge ſchlüpfen! —

Wie rührt mich die Freundſchaft und Gewogenheit Ihrer Schweſter! Ich weiß nicht welche Macht über mir war, daß ich von ihr mit einer Rührung Abſchied genommen, die ich noch nicht begreife. Sie wird einmal einen ſchönen Himmel haben, da ſie eine ſo ſchlechte Welt hat. —[1]

Daß ich mich über Wielands Groll wundre, wird Ihnen Merck ſagen, und warum. Danken Sie Ihrem Bruder für ſeinen guten, freundſchaftlichen Brief recht ſehr. Die Sachen und Abgeſtorbenheiten aus Lievland ſtellen Sie ſich etwas anders vor. Mein Zwiſt mit meiner Freundin war bloß über etwas in ihrer Seele, das mich Flecke dünkte: das machte mich auf alle ihre Briefe ſtumm, weil ich nicht heucheln wollte und ſie nicht betrügen konnte. Ein ſchärferer Freund als ich hat ſie gefunden: ich lege dieſen Brief eines Freundes[1] bei, aus dem Sie auch einige meiner Situationen in Liefland ſehen können. Sie iſt die Madame Buſch im Briefe, und ihr Unglück, bei dem ſie ſich nach andern Briefen wie ein Engel Gottes beweiſet, hat mich ganz mit ihr verſöhnt; ihr Schickſal geht mir ſehr zu Herzen. — Der Brief bleibt nur in Ihrer Hand und Sie ſchicken mir ihn nächſtens wieder.

---

[1] Hier folgt die Stelle in den „Erinnerungen" I, 206 f. und auch die folgende (Nr. 6) iſt aus unſerm Briefe.

Mein einziges Labſal in dieſer elenden regenhaften Zeit ſind Erdbeeren und Roſen. Jeden Morgen laſſe ich mir aus der Morgenröthe eine aus dem Garten holen, und ſie erquickt mich ganz mit dem Bilde meiner Freundin. —

Schreiben Sie mir doch bald, ſüßes, liebes Mädchen, meine Tröſterin und beſte Freundin. Ihre Briefe ſind meine einzige geiſtige Wonne des Lebens! Vergeſſen Sie meinen Argwohn, edelſte Seele, rührendes, gutherziges Mädchen! Wie liebe ich Sie, und wie wünſche ich Sie zu lieben und Ihrer Liebe werth zu ſein. Thun Sie es auch etwas gegen Ihren wahren, guten, ewigen Freund

Herder. —

---

[1] Des Buchhändlers Hartknoch, der am 7. Juli den Tod von Buſch meldete. Schon von Straßburg aus hatte Herder ſie über ſeine Freundin Buſch beruhigt. Vgl. „Herders Lebensbild" III, 181 f. oben S. 55.

16.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg um Mitte Juli 1771.)

Süßes Mädchen! — — Mein Garten iſt fertig und meine Raſenbänke, meine Geſchöpfe, jetzt meine vergnügteſte Lage von Morgen bis Abend. — Klopſtock iſt heut mein Morgenbrod geweſen. — Ich habe ein paar Tage etwas über Shakeſpeare gearbeitet, aber es iſt nicht mit dem Geiſt und Leben, als ichs anfangs zu denken glaubte. Jetzt will ich etwas über die Lieder der alten Völler ſchreiben, das ſoll mir mehr gelingen. —

Geſtern war ich mit einer Geſellſchaft im Baum (einem Luſtſchloſſe des Herrn im Walde) ganz einſam in der Geſellſchaft und nichts ſchwebte mir vor Augen als unſre ehemalige Ausfahrt in die Faſanerie bei Darmſtadt. Sie waren überlei im Wagen, Sie waren ein taubes Mädchen, ich kannte Sie noch nicht: aber als Sie die Arie anfingen im Walde (ich ſaß auf der Erde): „Als ich unter den Menſchen noch war“. — das Bild iſt mir immer wieder zurückgekommen; ich wurde zuletzt über manche Veranlaſſungen recht in mich gekehrt — und ging ſchweigend frühe nach Hauſe und zu Bette. Das Reiten! das Reiten! O es iſt ein großes Vergnügen, ein gutes Pferd zu haben, und ſich mit jeder ſeiner edlen Bewegungen zu unterhalten, wenn man bei Menſchen keine gute Geſellſchaft haben kann.

Ich ſage „gut“, im Verſtande, den Sie kennen; denn gemeine gute Seelen ſind hier genug. Kommen Sie mir nicht darüber mit Sittenlehren der Zufriedenheit, fromme Predigerin, ſüßes Marienbild! denn ich glaube ſie auszuüben. Doch ja, kommen Sie damit; denn ich will ſie von und an Ihnen lernen, beſtes geduldiges Mädchen! O was muß es für Vergnügen in Ihrem täglichen Umgange ſein! Ich kann den Gedanken nicht denken, ohne mich immer zu raſch, zu feurig, zu unwürdig zu fühlen gegen meine ſüße, ſanfte, unſchuldige Caroline.

17.

An Herder.

(Darmſtadt Mitte Juli 1771.)

Mein Gott, ſeien Sie ruhig, wenn Sie mich noch lieb haben, mein lieber, lieber Freund, und legen Sie mir nicht zur Laſt, daß Ihr Bild nicht mehr ſo in meiner Seele ſei, wie ehedem, wenn Sie nicht ein Herz beleidigen wollen, das ganz, ganz für Sie nur fühlt. O meine Empfindung war Ihnen treu und iſts und wirds ſein, ſo lang ich lebe, und braucht kein Zuhülfenehmen aus erſten Eindrucken, um ein ſchwaches Bild aufzuhellen, o nein! Der weiß es, der mein Herz kennt, wie ich Dich liebe. Ich finde Sie noch immer ſo edel, ſo gut, ſo rechtſchaffen, wie vom Anfang, und gegen mich wie großmüthig und gütig und liebreich! Kein Vergehen und keine Schuld iſts wahrlich nicht auf Ihrer Seite, wenn ich frage: Was ſollen dieſe Ahndungen? und auf meiner Seite weit weniger Mißtrauen oder Kälte — o nein, nicht Kälte oder Mißtrauen in den Charakter eines Mannes, den ich über alles in der Welt anbete: Sie ſollen glücklich ſein, und ich will mich lieber ſelbſt und alles aufopfern, als Hinderung daran ſein. Ich kann Ihnen nicht die ganze Geſchichte von dieſer Bewegung ſagen, und fragen Sie auch nicht danach, liebſter Freund; o wenn wir jemals uns mündlich wiederſprechen, erzähle ichs Ihnen auf ihrem Schooß und Sie werden darüber lächeln. Aber für jetzt glaube mir, mein liebenswürdiger, einziger Freund, wenn ich aus meiner ganzen Aufrichtigkeit (und anders ſpreche ich nicht mit Ihnen) Ihnen ſage, daß allein die Urſache war, Sie ſollen wegen mir niemals in Zwang ſein; ich ſehe und fühls, daß ich Ihres Herzens nicht werth bin, und dies, ich verſichere Ihnen, macht mir zuweilen trübe Stunden. — —

Wollen Sie mir wieder gut werden? Wenn ich Ihr Herz beleidigt habe, lieber Unſchuldiger, dann verzeihen Sie mirs; ich dachte es nicht, und im Grunde iſt es nicht beleidigt worden. Aber Sie müſſen mich ja nicht lieb haben, weil ich Ihnen das erſtemal, als Sie mich ſahen, gefallen; ach Sie würden ſich ſo vieles aufopfern, das ich nicht vergelten kann. — Doch ich höre auf, der Ton iſt immer zu weinerlich, ich weiß doch, daß wir uns gleich ſtark und innig, innig lieben. Wollen Sie, ſo verſiegle es hier der reinſte Kuß der Liebe? und nimmer, nimmer ſei Mißverſtändniß (denn ſonſt iſt es nichts) in unſerer Freundſchaft. — —

Ich habe ſeit einiger Zeit Rouſſeaus „Emil“; ich leſe ihn aber nicht Deutſch, ſondern ein- für allemal will ich Franzöſiſch lernen, daß ich nicht in Ewigkeit von den Ueberſetzern abhänge. Die erſten Lectionen gingen ziemlich gut, und mein Kopf war von unten bis oben voll Franzöſiſcher Wörter; aber der heilige Enthuſiasmus währt nur immer kurze Zeit und es liegt wieder; ich hatte aber auch Ihre zwei Briefe zu leſen, da danke ich für das Franzöſiſche. Ich habe die ganze Zeit über Rouſſeau in unſerm Hauſe gepredigt, und es ſo weit gebracht, daß der Herr Geheimerath den „Emil“ jetzt ſelbſt leſen und es freilich beim Leſen nur bewenden laſſen. Bei meinen gutherzigen Erzählungen daraus habe ich zuweilen Widerſtand gefunden; ich habe ihnen aber betheuert, daß alle meine Bübchen und Mädchen à la Rousseau erzogen ſollen werden. Lachen Sie mich nicht darüber aus, ſonſt werde ich überall ausgelacht. Das gute Herz, das Rouſſeau überall zeigt, hat mich außerordentlich eingenommen. — Er iſt jetzt einer von meinen erſten Freunden. — —

Iſts wahr, daß Sie Ihr Streitgewehr verſcharrt haben? Darf ich aufrichtig ſagen, daß ich Ihnen Glück dazu wünſche? Was iſt alle Critik? Laßt die Hunde bellen; der Weiſe wandelt, wie der hohe Mond, ruhig fort. Nichts übel gedeutet, liebſter, einziger Freund; ich denke nur, Ihre

Seele iſt über alles dies zu weit erhaben, als ſich in Gefechte mit Zwergen einzulaſſen. —

Leuchſenring iſt ſeit 4 Wochen in Bergzabern: er hat mir einmal geſchrieben, aber lange nicht mehr. Merck und ich wundern uns über ſein Stillſchweigen: er ſitzt aber bei ſeinen Liebhaberinnen in der Clauſe feſt. — —

18.

An Herder.

Darmſtadt den 26. Juli (1771.

— Ich danke Ihnen, mein Lieber, für den Brief an den Geheimerath: er kam den Morgen, als er den Brief bekam, ſehr früh zu mir, invitirte mich auf ſein Zimmer zu einer Taſſe Chocolade und verſprach mir etwas ſehr Schönes zu zeigen; mir fiel gleich Ihr Brief ein, und nach einigem falſchen Errathen nannte ich Ihren Brief: er war, ich weiß nicht durch welchen Geiſt, ſo gerührt, daß ich mich wegwenden mußte. Er iſt durchaus mit Ihrem Brief zufrieden, mit dem freundſchaftlichen und vornehmlich unterredenden Ton. „Der Mann ſpricht gern mit mir“, ſagte er, und wie er vollends auf die „Wilhelmine“ von Thümmel kam, ſo hatten Sie ganz gewonnen: denn Sie müſſen wiſſen, daß er vor einigen Monaten wie toll auf der „Wilhelmine“ geritten und ſie faſt auf den Miſt geworfen. Und in der

That iſt es das elendeſte Buch, das ich jemals geleſen, ohne Moral, ohne Charakter, ohne intereſſante Situationen, ohne alles. — Zu meinem Lob ſagte er kein Wort oder faſt nichts; aber iſt es auch wahr, kleiner lieber Schmeichler, daß ich eine ſo glückliche Anlage habe? Ach von Ihnen, ſanfter, göttlicher Freund, will ich lernen.

Leuchſenring wird nicht ſo bald verreiſen; ſeine Eltern wollen ihm kein Geld dazu geben; mich dauert der gute Menſch. Beliſari iſt vom Erbprinzen weg; die Landgräfin hat mit ihm gebrochen; er wollte nicht nach England mit dem Prinzen, ſie beſtund aber darauf, und vielleicht mit gutem Vorbedachte: er ſoll ſeiner Geſundheit pflegen. Dem Leuchſenring wird ſchwerlich der Platz zum Prinzen wieder angetragen werden. —

Ich lebe hier, außer meinen Geſchwiſtern und Mercks Hauſe, ganz allein für Sie und mit Ihnen; lieben Sie mich mich armes Mädchen; Gott im Himmel wird ja meine Gebete für Sie erhören. —

19.

An Herder.

(Darmſtadt den 11. Auguſt 1771.)

— Ich wollte Ihnen viel ſchreiben und ſagen, aber ich kann nicht, hab' alles vergeſſen. In der Haushaltung meiner Seele geht es oft ziemlich unruhig zu, aber viel, viel ſind der ſanften, feurigen Stunden, wo ich wahrhaftig glücklicher bin als alle Menſchen in der Welt. Ach! daß ichs Ihnen ſo ganz ſagen könnte, wie ich Dich liebe und Dir ein ewiger, ewiger Altar in meinem Herzen gebaut iſt, mein Einziger! Aber Sie kennen mich ja! Verzeihen Sie mir nur, wenn ich etwas ſage, das Ihnen nicht ſo ganz gefällt. Wenn Sie mein Herz immer dabei ſähen, das ſo geradehin denkt und ſpricht, Sie konnten und würden mir nichts übel nehmen. Aber warum haben Sie auch heute nicht geſchrieben? ſeit drei Wochen keinen Brief. Hätten Sie nicht ein Zeichen ſchreiben können? Doch ich klage nicht; ich bin verwöhnt durch Ihre unverdiente Güte, mein Süßeſter! — —

Von Frau von la Roche hat Merck einige vortreffliche Briefe und einen vom Dichter Jacobi, der uns ſehr gerührt; er erzählt darin die Geſchichte ſeiner Erziehung, wie er bei einem alten Mütterchen und ihrer ſchwarzen blaſſen Lampe geſeſſen, ihre Mährchen gehört, wie ſich das alles in ſeine Seele gedrückt, wie er die Armen vorzüglich liebe und mit ihnen umgebe, da ſie ſo ſehr vom großen Haufen vernachläſſigt werden. Der ganze Brief iſt Güte, und ſanft und ohne Gewäſch, wie des Banquier Jacobi ſeine. Mlle. Ravanell 1) hat Frau von la Roche in Ems, wo ſie das Bad gebraucht, und Coblenz geſprochen; ſie hat ſich ſehr,

---

1) Gouvernante der Prinzeſſinnen, durch welche Herder mit Merck bekannt wurde.

ſehr nach Ihnen erkundigt, und wünſcht Sie zu kennen. Zu Ende Septembers kommt ſie mit ihren zwei Töchtern hieher. Denken Sie, wie ſehr ich mich freue, eine Sternheim — denn dies iſt ganz ihr Bild — perſönlich zu kennen.

Ich lerne noch unermüdet, ſo viel die Waſſercur, die ich morgens trinke, zuläßt, Franzöſiſch. Es iſt eine undankbare Arbeit, Wörter auswendig zu lernen, aber für Rouſſeau thue ich alles; mir iſt er ein Heiliger, ein Prophet, den ich faſt anbete. Aber ich bin noch immer erſt im zweiten Theil. —

Den 12. Auguſt.

Bald kommt der feſtliche, feierliche Tag unſrer Bekanntſchaft und Abſchieds in Mercks Kämmerchen. Ich will dieſe Tage ſtill in meinem Herzen feiern und Gott dafür danken; das wird ihm gefallen.

20.

An Herder.

(Darmſtadt gegen Ende Auguſt 1771.)

Glauben Sie auf Ahndungen oder Träume, liebſter Freund? Doch wenigſtens auf Frauenzimmerträume, die die Natur ihnen zum Schutz, wie unſer Yorik ſagt, oder zur Ruhe gegeben. Mich beruhigte dieſe Ahndung, da ich feſt glaubte, im nächſten Brief Ihr Bild zu bekommen und ſiehe da, nach einer ſchön durchträumten Nacht von Ihnen und Ihrem Briefe kam es beim Erwachen auf mein Zimmer geflogen.[1] O laſſen Sie Sich, mein Ewiggeliebteſter, mit der zärtlichſten, heiligſten Freundſchaft für Ihre Gütigkeit, die ich ſo wenig verdiene, umarmen. Hier liegt das Bild, das mir ewig heilig iſt, wenn es gleich nur Farbe von Ihnen iſt. Dein Blick iſts kaum und Bildung gar nicht; Gott, was ſind Sie geſchändet worden! o wie ſehr iſt das Bild, das in meiner Seele lebt, von dieſem elfenbeinernen unterſchieden! Nicht Schatte iſts, der mir von Ihnen noch vorſchwebt, Sie ſelbſt, Sie ganz, den ich überall ſehe. O weg mit der elenden Farbe des Malers: ich verlange ſie nicht mehr, Sie ſelbſt haben ſich tiefer und ewiger in meine Seele gegraben, als es alle Künſtler von Morgen bis Abend nicht thun konnen. Die elende Kunſt, wie wenig kann ſie furs Herz thun! Aber ſagen Sie mir, warum ein ſo ernſthafter Blick auf dem Bilde? ſind nicht zwiſchen dem Bilde eines Amorino und dieſes Ernſthaften noch viele Stufen? oder hat Ihnen Bückeburg dieſen Blick ſo gewöhnlich gemacht? Mich dünkt faſt. O daß dieſer Blick nicht bleiben mag! Sehn Sie weg auf jene ſchönen Gegenſtände, die Sie heitrer machen! — Gott, daß Ihre Ausſichten dorthin ſo vereitelt worden! Wie viel mir Ihre Einſamkeit und ganze Situation zu ſchaffen macht und am Herzen liegt.

---

[1] Herder hatte das Bild am 24. Auguſt abgeſandt.

das kann ich Ihnen nicht ſagen, und das müſſen Sie auch nicht wiſſen. Ich bin froh, daß Sie Ihre „Plaſtik“ zur Gefährtin nehmen. Merck hat mir davon erzählt, daß ers über alles, was Sie jemals gemacht haben, hinausſetzt. Was muß das ſein? Gott gebe Ihnen viel heitere Stunden dazu und vornehmlich Munterkeit der Seele! —

An was für Zeiten erinnern Sie mich, mein ſüßeſter, holder Freund? Ich lebe und träume ganz darinnen. Denken Sie, wie lebhaft mir alles iſt, da ich jeden Ort ſehe, wo wir uns geſprochen; ach, daß ich an jeden ein Kapellchen bauen, und dort beten dürfte! Wiſſen Sie noch, mein Lieber, wie Sie uns die Geſchichte von Gidli und Fedor in unſrer Stube vorgeleſen, und ich, Gott weiß, mit welcher Rührung da geſeſſen und geweint habe. Nein, ich kann Ihnen nicht alles ſagen, was in mir vorging: was durft' ich hoffen? zurückgeben und weinen, das mußt' ich. Und wie ging denn doch alles ſo ſonderbar! mir wirds ein ewiger Elyſiſcher Traum bleiben. —

— Laſſen Sie uns, beſtes Kind, ach, das bitte ich Sie auf den Knien, keine Zeiten erſeufzen', *die kommen werden, wenn ſie kommen ſollen.* Ich habe in den kleinen Erfahrungen meines Jugendlebens ſo viel geſammelt, daß ich alles mit Geduld erwarten und auch tragen kann. Die viele Hoffnungen und Ausſichten, die in unſrer Familie fehlgeſchlagen, ſind heilſame Lehren für mich geweſen, und wenn Sie mich lieb haben, ſüßes Kind, wenn ich Ihnen noch ein wenig werth bin, ſo trauen Sie mir zu, daß ich ſie ausüben kann. Sie können mir darin nicht zu viel zutrauen. Und verſprechen Sie mir, mein Einziger, eben ſo gelaſſen über alles hinweg zu gehen, es der Vorſehung zu überlaſſen, und jede Stunde des Lebens ſo ſchön zu genießen, als Sie können. Iſt es nicht viel Glückſeligkeit, daß wir uns ſchreiben können? Wenn uns dies verſagt wäre, denken Sie, wie elend ich wenigſtens leben würde! Kommen Sie, wir wollen unſerm guten Gott gemeinſchaftlich für alles danken.

Merck hat mit mir geweint, daß Sie keinen Menſchen in Bückeburg haben. Er wird Ihnen oft und viel ſchreiben: er iſt Ihr wahrer Freund. Er hat ein Lied an den Mond gemacht, das er Ihnen ſchicken wird, das mir ſehr wohl gefällt. Die guten, goldnen Griechiſchen Zeiten! wird man ſie niemals bei uns ganz erſchaffen können! Ich lege Ihnen etwas, das er an Lila gemacht hat, bei; ich glaube nicht, daß ers Ihnen ſchickt; aber verrathen Sie mich nicht. Lila iſt die Fräulein von Ziegler, Hofdame bei der Landgräfin von Homburg, ein außerordentlich empfindſames Mädchen.[1] Merk hat ſie vor kürzerer Zeit kennen gelernt, iſt ganz von ihr begeiſtert und vergleicht ſie faſt mit Maria von Yorik. Sie wird auf eine elende, ſchändliche Weiſe wegen ihres Herzens am Hof, wo leider menſchliche Empfindungen für Narrheiten ausgeſchrieen werden, gepeinigt. Merck hat ſie gebeten, gegen ſolche Unmenſchen hart und kalt zu ſein, und ſich nicht überall, wie ſie iſt, zu zeigen, und in dieſem Ton iſt das, was ich beilege, wieder an ſie. —

---

[1] Es iſt dieſelbe, welche Jacobi im Sinne hat, wenn er am 17. Juni 1771 an Frau von la Roche ſchreibt: „Wahrſcheinlich geht unſer Lieber (Leuchſenring) jetzt zu Bergzabern an einem roſenfarbenen ſeidnen Bande hinter der Elyſiſchen Zieglerin, und weidet, von ihrem Lämmchen angelächelt, neben ihr Charmillen und Roſenblätter.“ Ihrer Beziehung zu Goethe iſt weiter unten gedacht.

Ich möchte Ihnen ſo gern Geſchichtchens aus meiner Haushaltung ſchreiben; aber ſie ſind ſo gering und nichtsbedeutend, daß ſich nichts davon ſagen läßt. Der Geheimerath bleibt in Ewigkeit der Mann, der er iſt, und wie Sie ihn kennen. Meine Schweſter und Bruder und ich ſtehlen uns die guten Stunden, wenn er nicht zu Haus iſt: wir ſprechen meiſt von Familienſachen und Freunden, und oft, oft von Ihnen, mein Lieber. Mein Bruder und Schweſter lieben Sie unendlich. Meine ganze Würkſamkeit beſteht in der Liebe gegen meine Geſchwiſter, und das iſt, nach dem, was ich für Sie empfinde, eines meiner erſten Vergnügen, es ihnen zu zeigen. Freilich werde ichs nicht allezeit ſo thun, wie ich konnte, aber ſie ſind gut gegen mich. Wenn ich Ihnen ganz ſagen ſoll, wie ich bin, ſo muß ich Ihnen noch geſtehen, daß, ſo tief ich mich meinen Geſchwiſtern konnte zu Füßen legen, ſo wenig kann ichs beim Herrn Geheimerath, und zu ſtolz bin ich dazu; die wenige Liebe, die er gegen ſeine Frau und Kinder äußert, macht ihn mir nicht achtungswerth; ſo ſehr auch die Dankbarkeit, die ich ihm ſchuldig bin und für ihn fühle, und die Achtung und

Freundſchaft, die er für mich hat, das Wort für ihn reden wollen, ſo kann ich unmöglich mich unter eine gewiſſe Herrſchaft zwingen, die mir verhaßt iſt. —

O liebſter Freund, ich kann Ihnen nichts mehr ſchreiben. Dieſen Augenblick kommt mein Bruder zu mir; er hat die beſte Hoffnung ſeines Lebens, ſeine einzige Freundin verloren — ſie hat ſich verheurathet, ohne ihm eine Silbe davon zu ſchreiben. Dieſer Zufall macht mich ganz niedergeſchlagen; ach mein armer Bruder! ich fürchte für ſeine Geſundheit. O nehmen Sie mir das abgebrochene Ende nicht übel, und auch daß ich Ihnen „Lila“ jetzt nicht abſchreiben kann! ich kann nicht mehr ſchreiben. —

21.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg Mitte September 1771.)

Hier haben Sie, meine liebe Freundin, das lang gedachte Gedicht Klopſtocks „An Done“. Ich hab's unvermuthet erwiſcht: es iſt aber, nach dem, wie mir Stellen im Gedächtniß ſchweben, verändert. Es ſcheint ſich einem Mädchen zu bequemen, die noch nicht an die Schwünge ſeiner Muſe gewohnt iſt: die ſimpelſte Sprache ſeines Herzens, die Sie vielleicht von ihm geleſen haben. Theilen Sie wenigſtens durch Herrn Merck es dem Herrn Geheimerath mit.

Aber ich habe ja nun faſt 14 Tage keinen Brief, und das eben zu der Zeit, da ſich Ihr letzter in der Sache Ihres Bruders ſo traurig ſchloß.[1] — Sie ſind doch nicht krank, geliebtes, holdſeliges Mädchen! Sie meine einzige Freude und Aufmunterung und Troſt der Gedanken! O laſſen Sie mich das nicht denken, oder es wäre die Summe meines Elends, was ich haben könnte. Ich wandle hier überdem im Schatten und Dunkel der Erwartung wenigſtens, wenn ich die Sache nicht anders nennen will: entziehen Sie mir doch alſo die Freude und den Troſt Ihres freien, guten Herzens nicht.

Von Bückeburg thue ich weit klüger, Ihnen noch nichts zu ſchreiben, bis ich was Ausgemachters ſchreiben kann. Der Hof iſt jetzt auf einige Wochen in Hagenburg und laß er da ſelig und in Ruhe ſein — was dürfen wir von ihm ſprechen!

---

[1] Herders Antwort, worin er ihr freundlichſten Troſt zuſpricht, iſt vom 27. Auguſt. Dort ſchreibt er unter anderm: „Zur Plaſtik bin ich noch nicht, und will vorerſt, vielleicht morgen, nach Hannover reiten, um an der Walmodenſchen Sammlung mir wenigſtens Ton der Seele zu geben, weil ich hier nichts habe. Wenn ich erſt in der Materie drin bin, wenn erſt meine Gedanken Conſiſtenz bekommen werden, dann werde ich Ihnen auch meinen „Pygmalion“ ſchicken können, den ich Ihnen an Mercks Fenſter, die Hand um Ihren Hals geſchlungen, auf dem Fußgeſtell der Liebesgöttin verſprach, und der jetzt noch roh und tief nur in meinem Herzen liegt.“

Mit der fahrenden Poſt habe ich Ihnen neulich eine gute Anzahl Altſchottiſcher und Engliſcher Lieder geſchickt: ich könnte damit noch fortfahren, aber da ich noch keine Antwort habe, und jetzt doch ſchon Klopſtocks Stückchen ſende, ſo ſei das ſtatt aller. Ich habe die meiſten ordentlich in Gedanken für Sie überſetzt, mein liebſtes Mädchen und das mag ihnen wenigſtens ein Merkmal der Lesbarkeit geben. — — 1)

Haben Sie Herz, gutes Mädchen, mich zu lieben, wie ich bin, auch mit Fehlern und Gebrechen, die nicht zu ändern wären, wenn Sie nur meine ganze Liebe und Redlichkeit des Herzens ſähen? Ach, und die ſoll ewig Ihr ſein! „Wenn Traumesmädchen", ſang ich Ihnen noch neulich, da ich Sie im Traum ſahe, ſchnell, ehe ich früh in die Kirche ging.

Haben Sie hier das Gedicht ganz, an das ich gedacht habe. Geben Sie ihm aber keine ſorgſamere Deutung, als daß es die ſchnelle Anwendung eines Traumes ſei, da Sie mir in der Geſtalt begegneten, wie Sie in Darmſtadt neben meinem Bette von mir Abſchied nahmen; Sie zeigten mir darauf eine Gegend, einen Ort und ſprachen aus Fingal — man wird ein Narr, wenn man von Träumen in Proſa ſpricht, und doch hat mir das Bild tagelang ſo vor Augen geſtanden.

---

1) Hier folgt die Stelle in den „Erinnerungen" I, 208 f.

Die als ein Himmelsengel mich
Ach, kurz begegnete!
Zu Schottlands Hütte feierlich
Mich ſcheidend ſegnete,
Und dann noch brünſtig mich umfing,
Und dann an meinem Bette
Noch wie an meinem Schatten hing,
Ob da ſie Hütte hätte.

Ach Schottlands Hütte iſt hier nicht,
Ein leeres Haus iſt ſie!
Greis Fingals Menſchen ſind hier nicht,
Sind alle Sklaven ſie!
Und ich mit armem, wüſtem Blick
Such' ich mich ringsum wieder;
Komm', Traum! kommt, Brüder, noch zurück!
Und finde keine Brüder!

Nicht einen, keinen find' ich hier
Der, Bruder für mein Herz,
Mich liebte, mit mir lebte, mir
Im Freudeton und Schmerz
Ach! einen Mitlaut liſpelt zu,
Nicht einen hier gefunden.
Drum ſink' ich jezt in welche Ruh!
Mit ſchmerzbetäubten Wunden.

Und ſpeiſe mich mit Träumen. Iſt,
Wo iſt der ſüſſe Traum? —
Du Schottlands Hütte! wo? wo biſt
Du rauſchend wilder Baum,
Der noch auch edle Seelen kann,
Ein liebes Dach, beſchirmen,
Vor Niedertracht beſchirmen kann,
Und bergen froh in Stürmen.

Ach unſer freies Vaterland,
Was Sklaven nur gebiert,
Wo unter Knechtetitel Tand
Sich Muth und Geiſt verliert,
Wo Viehesdummheit, Stolz und Neid
Und Aſſenaberglauben
Und Pöbelniederträchtigkeit
Ach! welch ein Herz mir rauben.

Wegrauben edles Selbſtgefühl
Und That- und Lebensmuth,
Der beſten Stunden ſüßes Spiel
Im warmen Jugendblut
Und Menſchheit rauben — ach! und mir
Sind wenig meiner Tage,
Und Mutter, Vorſicht, dank' ich Dir
Die wenigen als Plage?

BAYERISCHE
STAATS-

Komm', Traumesmädchen, komm' zurück
In Deiner lichten Spur!
Mit Deinem Liebethränenblick
Auch als ein Schatte nur,
Als Traumbild nur, mit Zauberwort
Und ſprich zu meiner Seele
Und ſchweb' und zeige mir den Ort,
Und zeig' ihn meiner Seele:

„Dort wird, dort wird die Hütte ſein,
Der Liebe ſel'ges Dach!
In jener Au! in jenem Hain!"
Ach, Zephyr, ſprich ihr nach,
Die ſo als Himmelsengel mich
Im Göttertraum begegnet,
Und noch zu Schottlands Hütte mich,
Prophetin! mich ſo ſegnet!

Drum, Mädchen, wenn in dieſer Welt,
Mit Seele ſprichts mein Blick,
Das Schickſal ſtets in Ketten hält,
Und trennet uns zurück —
In letzter Lebensſtunde wird
Dein Bild noch vor mir ſchweben,
Und nur von ihm zur Hütt' geführt,
Such' ich ein ander Leben!

Das Gedicht, liebſte Freundin, bleibt in Ihrer Hand. Laſſen Sie es aber, wie geſagt, ſich ſo wenig ſorgſame Gedanken machen, als ein Traum nur machen kann. — —[1]

Jetzt bin ich nichts als hochwürdiger Herr Conſiſtorialrath, dem Gott gnädig ſei, und daß das blutwenig und unausſtehlich ſei, können Sie denken. —

22.

An Herder.

Darmſtadt den 16. September 1771.

Endlich, o mein ſüßer, ſüßer Freund, habe ich Ruhezeit, Ihnen zu ſchreiben und in Ihre Arme zu fliegen. Was werden Sie von mir denken? Drei Briefe[2]) von Ihnen und noch nicht geantwortet! Nur nichts Arges denken Sie, beſtes, gutes Herz. Ich bin acht Tage lang faſt verſchmachtet, da ich Ihnen immer ſchreiben wollte und nicht konnte. Krank war ich nicht; aber einige Zeit aus meinem Zimmer vertrieben und einige Tage in der Meſſe zu Frankfurt

---

1) Hier folgt die Stelle über Bückeburg in den „Erinnerungen“ I, 209.

2) In einem der beiden von uns hier übergegangenen Briefe findet ſich die in den „Erinnerungen“ I, 207 f. dem Juli zugeſchriebene Stelle. Der Name Leuchſenring iſt dort nicht ausgedruckt.

und helfen Brautſachen für meine Baſe und Pfarrer Fröbel einkaufen, da herumgewandert und geſeſſen unter elenden Menſchen, wie in der Wüſte da geſeſſen, und ſo zerſtreuet, daß ich nur in den Morgen- und Abendſtunden nach Ihnen, einziger, einziger Freund meiner Seele, mich ſehnen konnte. O wie fröhlich bin ich geſtern in mein Zellchen, in meine ſüße Einſamkeit wieder getreten, wo ich ſo ungeſtört, ſo ſüße bei Ihnen ſein kann! — — O das hat Ihnen unſer Schutzengel geſagt, mir zu ſchreiben, da ich ſo verwüſtet in meiner Seele wieder kam. Ewiger Segen Gottes ſei dafür in Ihrer Seele! Ach könnte ich Ihnen doch, himmliſcher Freund, alles ſagen, wie ſo innig gerührt ich mit Ihnen empfinde! O Gott, nicht damit zu glänzen, dafür habe ich zu wenig Eitelkeit, und glaube, beſſer im Stillen Gutes zu empfinden und zu thun als unter den Augen der Welt, aber in Ihr Herz und Buſen möchte ich es ausgießen können, und zeigen können, wie ich bin, und wie ich Dich, mein Einziger, liebe. Das iſt mein Stolz, daß Sie mit Ihrem lieben feurigen Auge mein ganzes Herz durchſehen mochten, und es Ihnen gefiele. Ach, es thut wehe, wehe, daß ichs Ihnen nicht ſo zeigen kann. Wenn ich Ihnen doch dafür im Traum ſo ganz, wie ich bin, erſchiene! Aber, wo iſt Schottlands Hütte, die ich nicht zeigen kann? wo der rauſchend wilde Baum, ein Liebesdach, der edle Seelen ſchirmen kann? Werden wir ſie in Träumen ſehen? und wird alles ein ewiger Traum ſein? Was es auch ſein mag! Sein Sie ruhig, heiter, tugendhafter

Freund! in ſich haben Sie ja die Hütte und Pallaſt genug; danken Sie Ihrem guten Gott, der Ihnen

edles Selbſtgefühl
Und That und Lebensmuth
Und warmes Jugendblut
Und Menſchheit gab.

Danken Sie unſerm guten Gott dafür, und rauben Sie ſichs nicht ſelbſt durch Schwermuth; denn niemand ſonſt kanns Ihnen rauben. Unſre Bekanntſchaft muß uns niemals klagen machen; ich bin mit der Fürſehung zufrieden, ſie iſt immer gut, und Gott ein guter Gott. Hoffen Sie noch! vielleicht werden Sie und müſſen Sie ein Bruderherz finden. Es wäre doch grauſam, wenn Freunde, die für einander geſchaffen ſind, ſich niemals fänden — o das wird nicht ſein. Die gutherzige la Roche macht Plane für Sie; ſie ſchrieb neulich an Merck, daß Wieland vielleicht nach Neuwied geht und eine Academie dort aufrichtet, und wünſcht ſie, daß Sie Hofprediger dort würden, da es ganz nahe bei Coblenz liegt. Die gute Frau! Meine Schweſter hingegen wünſcht, daß Sie nach Gießen auf des Profeſſors Benners Platz, der vielleicht bald ſterben wird, gingen; es iſt ein ſehr guter Platz. Aber ich, ich mache keine Plane, und ich weiß, Sie werden ſo wenige machen, als es möglich iſt. Ach, ſie werden ſo ſelten erfüllt, die ſüßen Träumereien, und dann glaubt man ſich unglücklich, wenn das Luftgebäude von einem Wind, und vielleicht einem guten Wind, verweht wird. Es hängt ſo wenig von uns und unſerm Wollen und Laufen ab! O großer Regierer der Welt, machs ſelig für uns! Wir habens gut mit einander gemeinet und meinens immer gut, ich, ich ewig gut und treu. —

O, vergeben Sie mir, gutherziger Freund, daß ich ſo oft frage: Wars nicht Ueberraſchung, daß Sie mich liebten? und haben Sie vielleicht aus Mitleiden, da Sie ſahen, wie ich Sie liebte, mich wieder geliebt? und iſt es jetzt nicht mehr Edel- und Großmuth, daß Sie mich lieben? O gehn Sie aufrichtig mit Ihrem Herzen zu Rathe, es verdient nicht, daß es hintergangen wird und Sie es mit einem Mädchen tauſchen wollen, das kein ander Verdienſt hat als Gutheit. Vor Gott bitte ich Sie, ſein Sie Ihr Freund hierinnen. Ach, daß Sie doch wüßten, was ich im Stand wäre, für Sie, Freund, Trauter meiner Seele, aufzuopfern, und lieber ewig Sie nicht wiederzuſehen und nur glücklich zu wiſſen. Glauben Sie mir, Freund, es gibt unter Frauenzimmern auch Männerſeelen! nur müſſen Sie mich nicht mehr betrüben, und fragen, ob ich Herz hätte, Sie mit Ihren Fehlern zu lieben! Ob ich Dich mit Deinen Fehlern liebe, Du Engel Gottes? Hier liege ich an Deiner Bruſt, Thränen, heiße Thränen mögen es ſagen, wie ich Dich liebe. —

Tauſend Dank, liebſter Freund, für Ihre Schottiſche und Engliſche Lieder, ein wahres Geſchenk für mein Herz! Der alte, ehrliche, gute, einfältige Ton rührt mich immer ſo ſehr; man ſiehts gleichſam aus der Quelle fließen. Das Lied der unglücklichen Mutter, ach! und „Wilhelms Geiſt“ ſind ganz vortrefflich! dieſe zwei und „Lied aus dem Gefängniß“ gefällt meiner Schweſter auch ſo ſehr; ich ſoll es Ihnen ſagen und Ihnen für ſie danken, daß Sie ſie geſchickt. „Der Weg der Liebe“ iſt ein allerliebſtes Ding. Sehen Sie doch, wie es durch die kleinen Zeilen durchläuft; mich dünkt, ich ſehe die Liebe mit laufen;

Sie wird ſiegen,
Und finden den Weg.

Und „die Todtenglocke“, ach!

Die Todtenglocke mit Trauerſchall
Ruft: Sie iſt todt! ſie iſt nun todt!

Hören Sie da das Grabgeläute? es iſt ſchaudernd! und die Ruhe darauf:

So will ich aufs Haupt Dir pflanzen noch
Ein Blümchen roſenroth![1]

Ich müßte ſie alle herſetzen; denn ſie ſind alle vortrefflich, und haben uns ſchöne Stunden gemacht. Wenn Sie welche fertig haben, mein lieber Süßer, theilen Sie ſie uns mit, wenn Sie Zeit haben. Ihr Andenken wird ſo rührend dadurch gefeiert. — —

---

[1] Die bezeichneten Lieder finden ſich in Herders „Volksliedern“ III, 8. 9. 32. 49.

23.

An Herder.

Darmſtadt den 23. September 1771.

Mein Gott, was iſt das? meinen Brief vom 25. und 30. Auguſt haben Sie noch nicht, da Sie Ihren letzten Brief an mich ſchrieben? Ich begreife es nicht. Merck hat mich bei ſeiner Ehre verſichert, daß er ihn abgeſchickt. Sollte er gar verloren ſein? Ich hoffe das nicht. — Ich konnte nicht ſchreiben, das wiſſen Sie, und zuweilen, ich geſtehe es, warens trübe Stunden, wann ichs thun konnte. Das Schickſal meines Bruders — ach, daß ichs lindern könnte! nirgends, nirgends findet er Troſt. Stellen Sie ſich einen Menſchen vor, der allein ſeine Glückſeligkeit da erwartete, der durch die Pflichten der Menſchheit durchaus gerührt iſt, und nur darin Glückſeligkeit ſucht und ſonſt nichts auf unſrer Welt haben will — und nun auf einmal alles und alle Hoffnung dazu verſchwunden — ach Gott, es iſt traurig, ſo zurückgeworfen zu werden! Was wird das für eine Zukunft ſein, die wir uns ſo oft zuſammen n ſchöne heitre Landſcenen mit eben ſeiner verlornen Freundin anemalten! In Vergeſſenheit und Entſagung alles Guten wird er ſie, wie er ſagt, hinbringen. — Ach es iſt Troſt über alles, Glückſeligkeit über alles, einen Freund, wie Dich, mein Einziger, Ewiggeliebteſter, zu haben. O daß Sie mich nicht mit Ihren Klagen über ſich ſo betrübten! — Beſte, großmüthige Seele, Sie lieben mich mehr, als ichs verdiene, unendlich mehr. O rufen Sie keine Zeiten für mich zurück! Sie ſind ein Engel, ein Engel Gottes. Aber ich — die beſte Jugendzeit im Schlaf dahingelebt, und kaum jetzt kann ich mich der Trägheit entwinden. Es iſt Elend, ſo mit ſich zu ſtreiten, ſich ſo weit unter ſeinem Freunde zu fühlen, und kein Flügel dazu da iſt, zu ihm zu fliegen — es iſt ein elender Zuſtand, mit ſich unzufrieden zu ſein. Ihre Güte, Ihre Großmuth gegen mich macht mir die ſeligſten Augenblicke meines Lebens. Ach, was hätte ich, wenn mir dieſe fehlte! So iſt doch jemand, der nur ein bißchen mit mir zufrieden iſt. Ach, es iſt ſo viel Balſam in dem Gedanken!

Was ich Ihnen aber, liebſter, beſter Freund, von Kritik geſchrieben, das müſſen Sie nicht anders anſehen, als es von mir gemeint war. Ich will es Ihnen geradezu ſagen, Sie ſind ja ein Mann und mein Freund, und werdens nicht in andern Briefen wiederholen. Es wurde von Merck und Leuchſenring davon geſprochen; was dazu Anlaß gegeben, weiß ich nicht. Da ich mit Ihnen davon ſprach, meinte ich nur Perſonalien zu meiden; was hat Wahrheit und Irrthum bei einem Menſchen allein zu thun? Er kann da fehlen und zehntauſend fehlen mit ihm: wird alſo der Mann, dem es um Wahrheit und Licht zu thun iſt, nicht in den Augen der Welt, die ihn nicht kennt, verlieren, wenn die Unterſuchung und Vertheidigung der Wahrheit auf Unkoſten eines Mannes, der ſeinem Irrthum einen lächerlichen Mantel umgehängt, geſchieht, und einem Manne, wie Sie, mein Freund, wird es nie gleichgültig ſein, überall als Menſch und Menſchenfreund zu erſcheinen, und dies war bloß meine Meinung davon; denn die Wahrheit unter dem Irrthum umkommen zu ſehen, und ihr nicht beizuſtehen, glaube ich eben ſo unverantwortlich von einem Manne, den die Natur dazu berufen hat. — Merck iſt recht ſehr Ihr Freund, das glauben Sie mir. Ich überleſe eben, was ich von der Kritik geſagt: der Ton iſt, dünkt mich, ein wenig zu männlich für ein Mädchen. Verzeihen Sie mirs, und lächeln Sie nicht darüber! ich werde mich dieſem philoſophiſchen Geſpräch künftig enthalten, und es nicht mehr thun; ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin.

Man ſieht wohl, daß Ew. Hochwürden gewohnt ſind, Beichtvater zu ſein, da Sie mich ſo ernſtlich über Rouſſeau zur Beichte auffordern; nur hätte ich Urſache, Sie darüber zu ſtrafen, daß Sie ſich entſchuldigen, nichts Böſes damit zu meinen. Das kann Herder mir ſagen, der mich mehr kennen ſollte und den ich ſo ſehr liebe? Iſt da Böſes darinnen, wenn ich wünſche, dereinſt Kinder zu erziehen, helfen Menſchen aus ihnen bilden, die ihrem *erſten* Gefühle und der Natur getreu ſind, und nicht durch die Laſt der Vorurtheile und die Farbe der Welt, die ich ſo ſehr haſſe, ſich von ſich ſelbſt ſo weit entfernen? Kann da Böſes in dem Gedanken ſein, ſich die Glückſeligkeit zu erbitten, *gute Menſchen* bilden zu helfen? Freilich, mein Lieber, ſehe ich wohl, daß man ſelbſt zuerſt ein guter Menſch ſein muß, um das zu thun, und daß Exempel, Exempel alles ausrichtet. Daran will ich zuerſt arbeiten. Siehe, mein Lieber, Süßer, ſo komme ich zum mütterlichen Gedanken bei Rouſſeau. Kann das böſe ſein? Und werden Sie mich noch eben ſo lieben oder vielleicht weniger lieben, wenn ich ſo frei mein Herz, wie es iſt, Ihnen zeige? O das wirſt Du nicht, Holder, Lieber, und wenn Sie's müßten — ſo ſprechen Sie gleich Abſolution über mich; ich habe ja gebeichtet; und wenn Ihnen ein Winkel in meinem Herzen verborgen geblieben, dann ſtrafe mich hart.

Etwas Merkwürdiges von meiner Frankfurter Reiſe habe ich Ihnen neulich vergeſſen zu ſchreiben. Ich war zum erſtenmal in einer Operette, „Der Deſerteur'', aus dem Franzöſiſchen. Aber was denken Sie? Ich muß taub an meinen Sinnen geweſen ſein, daß michs nicht rührte, und doch in Frankfurt 30mal wegen ſeiner Schönheit aufgeführt wurde. So ſehr ich die Comödie und Muſik einzeln liebe, ſo widerſinnig kam mirs vor, Affecte, und zumal heftige und traurige, abſingen zu hören. Stellen Sie ſich den Deſerteur, einen jungen Soldaten im Gefängniß, vor, der bald hingerichtet werden ſoll, neben ſeinem Mädchen halb todt da liegt, und ſie zu ſingen anfängt. O das iſt ärger als mit Empfindungen zu ſpielen. Doch eine einzige Scene, die mir noch immer vorſchwebt, belohnte alles das Schlechte und Unnatürliche, was dabei war. Der Deſerteur in einem Wald, nicht weit von dem Hauſe ſeines

Mädchens, wo er ſie bald zu ſehen glaubte, ſang ein ganz vortreffliches Liedchen: „Nun werd' ich ſie bald wiederſehn — wiederſehn —“, mit einer Entzückung und Freude, die mich ganz, ganz weichherzig machte. Ich höre ihn noch immer ſingen „ſie bald ſehen, bald ſehen — o ‚Gott, bald wiederſehen.“ — Dies iſt alles, was ich in Frankfurt für mein Herz geſehen und gehört.

Die vortreffliche Sternheim kommt nicht; ihr Mann und Sohn und eine kleine Unpäßlichkeit hindern ſie. Alſo wieder eine Hoffnung verſchwunden! Wer wird doch ſo thöricht ſein und noch etwas wünſchen, da das immer der Weg zum Fehlſchlagen iſt.

24.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg nach der Mitte September 1771.)

Zuerſt muß ich um Verzeihung bitten, meine liebſte Freundin, daß ich über Ihr Stillſchweigen ein ſolches Feldgeſchrei gemacht. Freilich hätte ich manches bedenken können und ſollen — was ich aber nicht bedacht! Entſchuldigen Sie mich darüber auch bei Merck, den ich auch damit beläſtigt habe. — — A propos merken Sie etwa, daß dieſem etwas fehlet? Es iſt, als wenn er in ſeinem Schreiben gegen mich einen Zwang äußerte, an dem, wenn er wäre, wieder nichts als meine Aufrichtigkeit Schuld wäre. Doch ich habe zu viel Zuverſicht auf deſſen gutes Herz, als ob ich das hoffte! Aber wer iſt Ihre Tante, die Braut? und wie können Sie ſich, liebſte Freundin, in dergleichen Brautſorgen und Brautſituationen finden? Sehen Sie, von dem allem ſchreiben Sie nichts. Dafür ſchreiben Sie mir von meiner Verſorgung in Neuwied. Ich erkenne das ganze gute Herz der Sternheim; aber, liebſte Freundin, daß die Stelle auf hundert Meilen nicht für mich ſei, werden Sie ſelbſt erkennen! Der Ort iſt Herrnhutiſch, die Grafſchaft elend klein, die Leute ohne Beſoldung, der Graf ſeit langem voll (unnützer) Projecte: wie ſchickte ich mich zu dem allen? und zu einer Academie Wielands? Ueberdem würde ichs, liebſtes Mädchen, beklagen, wenn auch nur ein Wind meiner Unzufriedenheit hieſelbſt ſich irgend wohin verbreitet hätte. — —[1]

Wie rühren mich Ihre Worte: „Aber ich mache keine Plane. Ach ſie werden ſo ſelten erfüllt, die ſüßen Träumereien, und dann glaubt man ſich unglücklich. O großer Regierer der Welt, machs ſelig für uns!“ Hier haben Sie den Pendant zu Ihren Gedanken, mein Liedchen; aber Sie müſſens ſingen, und ein bißchen Morgenländerin werden.

Mein Gott, der iſt mein Hirt,
 Wo ich geh' und ſteh'!
Wo er mich führt, wie er mich führt,
 Was fehlt mir ꝛc!

---

[1] Hier folgt die Stelle in den „Erinnerungen“ I, 209 ff.

Jetzt ruh', jetzt lagr' ich mich
Am Bach der Au;
Grün iſt die Au! Kühl iſt der Bach
Wie Morgenthau!

Dann weckt, dann führt er mich
Mit jungem Blut
Richtigen Wegs! richtigen Stegs!
Zu neuem Gut.

Und auch im finſtern Thal
Fürcht' ich mich nie!
Hirte, dein Stab, ſchwebet ſie ab,
Die Nachtſchau'r die!

Und hinter Schau'r und Nacht
Im dunkeln Thal!
Sieh, da ſteht, Feinde, da ſeht!
Mein Freudenmal:

Seht, Freudenöles träuft
Mein glänzend Haar;
Becher, du ſchwebſt, Becher, du taumelſt
Als trunken gar.

Gut Heil, gut Heil wird ſtets,
Stets um mich ſein!
Freudig und froh, geh' ich alſo
Wahlhall [1]) hinein.

---

1) Die Halle der Erwählten. (Anmerkung von Herder ſelbſt.)

Heil mir! da bekomme ich wieder einen Brief von Ihnen! Wie freut mich die Verſicherung von Merck! aber wie dauert, dauert mich Ihr Bruder! — [1]

Daß Ihnen der „Deſerteur“ ſo wenig gefallen, wundert mich nicht. Ich habe ihn zu Brüſſel geſehen, wo ihm die Geliebte, eine Perſon von ſchönem Geſange, ſüßer Form und viel Empfindung, und das leibhafteſte Original eines Flämiſchen Bauern als Säufer aufhalf und doch nicht aufhelfen konnte. Daß Ihnen meine Schottiſche Lieder aber beſſer gefallen, freut mich ungemein. Ein kühner Empfindungsſchauer, den ſie mir abjagen. — Ach, liebſtes Mädchen, könnte ich ihn Dir vorleſend abjagen! und Dich dann eben ſo kühn umarmen. „Du biſt doch mein Mädchen! Du fühlſt wie ich!“ Ich bin ſeit einiger Zeit ganz von Ihnen ab, und denke Ihnen bald vielleicht von den Eskimaux zu ſchicken! auch mehr Schottiſche Lieder! auch ein paar Klopſtockſche Lieder! bald auch alle Klopſtockſche Oden und viel mehr! — Aber, liebſtes Mädchen, eine ſimple, edle Empfindung in Deinem Briefe, mit Ihrem ganzen guten vortrefflichen Bilde gedacht — o iſt mir mehr als alle Lieder der Engel und Seraphim. O wäreſt Du nur mein! nur ich der, den Du, als den Deinen, Freund, Jüngling, Liebling, lieben könnteſt! Leben Sie wohl, meine Liebe, Gute! Haben Sie ein Bild von Ihnen, wohlan, es fliege her! und ich will ihm täglich opfern: wo nicht, ſo ſind

---

[1] Hier folgt die Stelle in den „Erinnerungen“ I, 212.

Sie mir ein Bild im Herzen und in der Seele, ewiges, beſtes Bild.

25.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg Ende September 1771).

Schon wieder keine Briefe von Ihnen, meine ſüße Freundin: ich will nichts fodern, ich will gern Ihre alte Briefe als neue durchleſen, und noch lieber mir Ihr Bild mit allen den Oertern, wo Sie mir bisweilen erſchienen ſind (mehr iſts doch nicht!) in Gedanken wiederholen — wenn Sie nur noch an mich denken und mir meine Briefe erlauben. Schreiben iſt doch freilich eine bloße Buchſtabenmalerei, der man müde werden kann: nur deſſen beſchwöre ich Sie, daß doch nicht die Einbildung Ihrer ſchönen Seele eben auch ſo müde werde, und daß ich mir wenigſtens noch mein ſüßes, lebhaftes, ungeſtümes Mädchen mit ihrer kleinen Stirn und offnem Auge und Elſaſſer Sprachſchall, den ich ſo oft nachgeſpottet, als mein denken könnte! So ſehr ichs von jeher nicht bloß Ihnen, ſondern auch mir ſelbſt habe verhehlen wollen, daß ich in der That ſchmachte, ſo kann ichs kaum mehr! Ich fühl' es alle Tage beim erſten Aufblick, daß ich zu nichts lebte, und daß ich jetzt eben ſo leben werde, wenn ich nicht mit Ihnen lebe. Voraus war ich in vielem ein ganz andrer Menſch. Unendliche Flüchtigkeit, Leichtſinn und Feuer der Jugend, geſammt Coketterie (ſo unſchuldig ſie immer geweſen, ſo groß war ſie auch!), und dann Scenen der Empfindung, inſonderheit des Mitleids, für die ich immer ein ſo weiches Herz gehabt — das alles zuſammengemiſcht konnte wenigſtens Zerſtreuung des Lebens gewähren; wenns gleich nie Genuß war. Jetzt da ich eine ganz andre Natur bekomme, ſtetig, geſetzt und durchaus aufrichtig zu werden* ſuche, und ich weiß nicht, welche andre Divination und Eigenheitsempfindung bekomme: ſo — kurz, ich ziehe doch aber dieſen Zuſtand jedem andern unendlich vor, wenn ich ihn als Saat zu einer Ernte betrachte, als Hoffnung zu einem andern Leben. Laſſen Sie mich in Ihren Schooß und kleinen unſchuldigen Buſen weinen, meine gute Freundin; Sie haben mich leider! glaub' ich, auch noch nicht einmal weinen geſehen, und das thue ich doch ſo oft, und in den ſüßeſten Stunden. Ich hoffe es auch noch einmal auf Ihrem Schooß und vor Ihren Knien zu thun, und überhaupt ganz andre, andre Zeiten mit Ihnen zu durchleben, als die wir leider je gehabt! Nehmen Sie mir dieſe Hoffnung nicht, gutes, aufrichtiges Herz, und werden Sie auch ſelbſt dabei nicht kalt. Nie in der Welt (lieber mein Leben hin!) werde ich Sie unglücklich machen wollen (es ſei denn, ich ſelbſt wäre Ihr Unglück), nur weiß ich doch auch alle Ruhe und Gleichgültigkeit nicht ſo ganz, ſo ganz zu meiner Ruhe zu erklären — doch ich will auch dieſe gern aufopfern, wenn Sie in jener ſich zuläſſiger finden, und will immer noch das Wort nicht geſagt haben.

Sein Sie meine gütige, geneigte Freundin, ſo viel Sies können, ſo viel Ihr gutes, ſchöngebildetes Herz will, dann bin ich nie unglücklich. —

Mein Freund Claudius, ein kleiner, guter, äußerſt natürlicher Jüngling, von dem ich Ihnen, glaub' ich, in einer ſüßen Stunde der Hoffnung geſagt, wie gern ich mit ihm zu leben wünſchte, hat an mich geſchrieben, und für ſich und ſein Mädchen (es hat ſich ihm auch nach meiner Abreiſe gefunden) bei mir oder durch mich Platz und Wohnung der Liebe geſucht. Der arme Menſch weiß nicht, daß ich Armer es ſelbſt kaum noch habe, und daß ich noch aus einer geliebenen Taſſe Kaffee trinke. Ich hab' ihm voll Rührung geſchrieben, daß er mich Winters noch einmal allein beſuchen ſoll; und auf den künftigen Frühling, da alles blüht und knoſpet und wandert, weiſſage ich ihm auch einen Ort der Liebe: denn ſo lange muß ſich in aller Welt alles entwickeln! Und auch beim Aergſten lebe ich hier als ein unabhängiger Prälat, der hieſelbſt (denn die Gegenden ſind ſchön) ſich einen Ardennenwald machen kann. Verſtehen Sie mich nicht, liebſtes Mädchen, ſo müſſen Sie Shakeſpeares, meines Lieblingsautors, „Wie es euch gefällt" leſen, und das Uebrige hinzudenken. —

— — Ich war letztens zu gerührt, daß ich abbrechen mußte, und der Strom meiner Empfindung wälzte den Abend fort. Der Brief liegt jetzt 14 Tage, und ich habe noch keine Antwort auf meine letzten Briefe. Indeſſen auch für das Zettelchen, das Sie mir vor Mercks Abreiſe nach

Frankfurt ſchrieben, tauſendmal Dank. Legen Sie ſich nicht die mindeſte Mühe auf, ſüße Freundin, ſchreiben Sie mir, ſo viel oder ſo wenig Sie wollen, wenn nur Ihre Seele ſich mir nicht entfremdet. Und könnte ſie das?

Ich habe ſchon die geſchriebene Seite zerriſſen und nicht wegſchicken wollen, weil ſie im Affecte geſchrieben iſt, deſſen Sie vielleicht müde werden können. Indeſſen warum ſollte ich ſie nicht wegſchicken, wenn ich dies hinzuſetze, daß mein Zuſtand nichts minder als ein grämlicher Zuſtand ſei, den Sie ſich einbilden: er iſt eine ſüße Melancholie der Liebe, die freilich oft vom Gedanken des Nichts, des Zwecks ohne Zweck, unterbrochen wird! Der unangenehme Gaſt von Gedanken muß aber fort: und wenn ich nur gewiſſe Winkelchen Ihrer Seele durchſpüren könnte, ſo müßte er ganz fort. Können Sie etwa auf dieſe rathen? Eine will ich nennen: es iſt nämlich immer eine Beſorgniß, daß „Sie etwa leiden müſſen!“ Vielleicht von außen! vielleicht von innen! Kurz aber, Sie müſſen leiden, und doch verſchleußt mir meine Freundin ihr Herz! hat nicht gegen mich die ſüße Ergießung der Seele, die ich gegen ſie hätte. Bedenken Sies, meine Freundin, wenn Theilnehmung und Theilgebung die einzige, wahre, ſicherſte Freundſchaft iſt, was geben Sie mir? wie weit halten Sie mich von Ihnen entfernt? Bückeburg liegt ſehr weit ab von Ihrem Kämmerchen, und die Wege müſſen übel ſein, daß Sie mich ſo wenig in Ihr kleines Heiligthum verſetzen können, mit mir Herz an Herz zu reden.

Ich ſage alles mir ſelbſt, was ich mir für Sie ſagen kann: glauben Sie denn aber nicht, daß eben die Phantaſie, die da glaubt, daß man ihrer ſchöne, liebreich ſchöne, auch deſto reicher iſt, und deſto trüber male. Und was iſts, wenn ich mir meine Freundin als „Maria" denke! —

Gefällt Ihnen der Ton unſerer Briefe nicht, vortreffliche Freundin, nur ein Wort! oder kein Wort, ändern Sie ihn ſelbſt, wie gern will ich folgen! Wir wollen ſo wenig von uns ſelbſt ſprechen, als es Ihnen beliebt, alles ſo idealiſch, als mein Mädchen will; nur ſchreiben muß ich. Gelobet ſei Gott (ſage ich mit dem Koran der Türken), der die Schreibfeder geſchaffen hat; denn wenn ich an mein Mädchen ſchreibe, werde ich beſſer!

Meine Seele iſt ſo ſehr von mir entflohen, daß ich ſie oft, oft weg, und immer alsdann mit der Ihrigen zuſammenfinde. Laſſen Sie ſie als einen traurigen Fremdling umherſtreichen? oder gönnen Sie ihr ein Plätzchen? in Ihrem Schooß, in Ihrem Herzen? Denn das fühlet ſie, daß ſie ewig um Sie umherflattern müßte, wenn Sie ihr nicht eine freundſchaftliche Stätte gönnen. Ohne Bild zu reden, ſie hat ſich ſo gewöhnt, nicht allein zu ſein, ſondern mit der Ihrigen ſich zu geſellen, daß ich ſie oft und bei den gemeinſten Sachen zuſammentreffe. Das gibt freilich hie und da einen trüben Gedanken, oft auch einen kleinen Zank, daß manches nicht ſo iſt, als es ſein ſollte — aber im Ganzen, was denken Sie, mein liebes Mädchen? —

Nächſtens auch Lieder! Aber ich muß erſt Briefe haben: oder ich quäle Dich, Mädchen, im Traum.

26.

An Herder.

Darmſtadt den 25. October 1771.

O was machen Sie, Herder, ſüßer Jüngling? denken Sie noch an mich? lieben Sie mich noch? O verzeihen Sie, daß ich das frage! in Ihrem letzten göttlichen Brief bin ich ja **Dein Mädchen**, und doch muß ich fragen. Ich habe einige Zeit ſo viel im Traum mit Ihnen zu thun, und das iſt ſchuld daran; aber es iſt nur Traum, und Du biſt mein, mein, ach! in meinem Herzen ewig mein! Hören Sie nichts um Sie herum wandern, Du ſüßer Mann, und jezt beim Mondenſchein, wo ich ſtundenlang allein und bei Ihnen bin — hören Sie nichts, nichts von meinen Gedanken? Rauſcht unſer Engel nicht um Sie, der Ihnen ſagt, ich ſei bei Ihnen? O Sympathie, Sympathie! kann ſie uns unſre Liebesgedanken nicht ankündigen? aber wozu? Ihr lezter Brief iſt mir ja Bürge für alles. —

Schreiben Sie mir bald wieder, **mein** Herder? Merck weiß nichts von Ihrem letzten Brief, den ich durch meinen Bruder bekommen, und ich kanns ihm auf keine gute Art ſagen, ohne ihn zu beleidigen; er weiß alſo nichts von dem Brief und fängt an, mich zu bedauern, daß ich ſeit 4 Wochen bald keinen Brief von Ihnen hätte: er ſieht mein freudig und zufriedenes Geſicht gewiß für eine Heldenthat oder — Kaltſinn vielleicht gar an. Wie doch Tugend und Laſter eine Farbe haben können! Wehe, wenn er das letzte von mir denkt!

Ich habe Ihren „Julius Caeſar“ von Shakeſpeare geleſen. Ich habe noch nicht einen Menſchen ſo herzhaft und ſeiner Unſchuld gewiß zu ſeinen Mördern gehen ſehen. An was für eine große Tugend muß er geglaubt haben! ich finde darin unendlich mehr Edles als in der Ungeduld der Porcia, glühende Kohlen zu verſchlucken. Wie groß hüllt ſich Caeſar in ſeinen Mantel ein, und nichts als das Schwert des undankbaren Brutus ſcheint ihn zu quälen. Hier kann ich Porcia wahrhaftig nicht gegenüber ſtellen: mir iſt es immer wahrer Edelmuth, wenn ein Menſch ſich auf ſeine Unſchuld und Tugend ſtützen und in den Mantel der Ergebung ſich hüllen kann. Thun wir das auch, mein Lieber! unſre Ergebung wird ſich doch nicht mit einem Trauerſpiel endigen. Aber ich thue vielleicht der männlichen Porcia Unrecht. Sagen Sie mirs und ſein Sie mein Lehrmeiſter in allem! — Ach, wie gern bin ich Ihre Schülerin!

Ich habe geſtern Rouſſeaus „Emil“ ausgeleſen. Sie können Sich vorſtellen, daß mir die Geſchichte mit Sophie am beſten gefiel. Allerliebſtes Paar! O wie ſchön iſt die Morgenröthe der Liebe, wenn ſie ſo aufgeht und ſo genoſſen wird! Ach, mein Emil, o mehr, mehr als alle Emil! Warum iſt uns dieſe Zeit nicht ſo ſelig geworden? Alles iſt uns zerriſſen, gewaltſam genommen worden. Der Augenblick, wo wir uns kaum anſahen und kannten, riß uns auch von einander. Ach, welch' eine Welt für uns! und was für ein Wiederſehen wars? Ach leider! nur Trennung ſcheint uns glücklich zu machen. Ach, welch eine Welt für uns! ach welch eine für mich! — Mein Einziger, Ewiggeliebteſter, kann ſie nicht noch kommen, die ſchöne Morgenröthe ohne Wolken? und ſoll denn Rouſſeau und alle Welt wahr haben, daß es keine dauerhafte Glückſeligkeit gäbe? O ich fliehe in Deine Arme! Wenn es bei Dir, Du Engel Gottes, keine Glückſeligkeit gibt, ach! ſo gibts in der ganzen Welt keine. Ueberall will man mir Glückſeligkeit abſprechen, und ich komme eben von einem Geſpräch mit dem Geheimerath davon. Traurig genug, daß er ſie nicht fühlen kann. Wenn ich nach Hirngeſpinnſten und Phantaſien für Glückſeligkeit tappte, wenn ein Wind das eitle Luftgebäude wegwehen konnte, o dann verdiente ich vielleicht, daß es verweht wird, aber — in Deinem Arm, göttlicher Jüngling, will ich meinen Himmel ſuchen; da iſt er, da iſt er gewiß, und überall ſonſt gibts keinen für mich. — —

Mein Gott, warum müſſen ſich zwei der beſten Herzen ſo quälen? Ich warte ängſtlich auf Ihren Brief, und den hab' ich endlich heute, und Sie können nicht begreifen, warum ich ſo ruhig und gleichgültig bin. Ich ruhig und gleichgültig? O wie wenig kennſt Du mich? Glauben Sie nicht, daß das durch die Seele geht? Ich las Ihren

Brief mit Weinen, drei-, viermal in meinem Zimmer. O des traurigen Worts „Gleichgültigkeit"! Warum kann ich nicht gleich zu Ihnen, und wir zuſammen weinen! — Aber vielleicht bin ich ſchuld daran: ich habs Ihnen wenig geſagt, wie ich Dich liebe, mein, mein Einziger, Trauter, und oft mit Gewalt vom Schreiben mich zurückgehalten. Was iſts, das ich meinem Freund verhehle? Herz an Herz ſei Dirs geſagt, mein Süßer. Es war lange ſchon im Sommer, daß Merck und ich von Ihnen ſprachen: das letzte, was er von Ihnen ſagte, war: „Er iſt ganz ver„ändert, ſonſt war er, wie ein Vogel auf dem Zweige", und ſah mich an.[1] O Freund, das ging mir durchs Herz, und ich glaubte ſchuld daran zu ſein; ich glaubte, die Traurigkeit käme von Reue, daß Sie jemals Ihr Herz mir entdeckten, und ich fürchtete, der weinerliche Ton meiner Briefe gefiele Ihnen nicht. Können Sie ſich vorſtellen, was ich gelitten? O Gott! Ihre Briefe waren mir dann Troſt vom Himmel. Und dieſe allein verjagten dieſe Gedanken wieder. Aber, mein Lieber, iſt es wahr, daß Sie Ihre beſte Munterkeit durch mich verloren (ach, wie unglücklich wäre ich!), ſo vergeſſen Sie mich — ach nein! vergiß mich nicht! ich glaube Dir mehr, Du haſt mich lieb. Aber, es wäre grauſam, wenn Sie durch mich in

---

[1] Späterer Zuſatz: „Sagen Sie Merck nichts davon! er hats in Unſchuld geſagt, das bin ich verſichert, und was kann er dafür, daß es den Eindruck auf mich machte?"

Traurigkeit fielen, durch mich unglücklich ſein ſollten; lieber mein Leben hin! Es war auch eine Zeit, wo ich muntrer war, aber um alles in der Welt möchte ich nicht tauſchen, nicht wieder mit Knaben ſpielen; es iſt immer nicht gelebt, und man fühlt ſich ſelbſt nicht. Vielleicht gibt mir das ein trübes Anſehen, das ich doch nicht will. Denn kannſt Du im Ernſt glauben, daß ich entfremdet oder kalt gegen Dich ſein kann, daß ich müde werde, an Dich zu denken, an den Freund meiner Seele? Ach warum muß ich das alles hier und nicht an Deinem Herzen widerlegen. Du kleiner Böſer, glaubſt Du, es iſt ein ſo weiter Weg zwiſchen Deinem und meinem Herzen? Ich kenne gar keinen; denn gewiß war mein Herz noch nicht von Dir; ich bin ſo ſehr zu allem nicht zu Haus, daß ich nicht einmal das elende Franzöſiſche lernen kann. Ach, heute thuſt Du mir auf allen Seiten wehe; ach, wie ſoll ich mich rechtfertigen? Du ſelbſt mußt es thun. Aber in einem bin ich ſchuld, daß ich niemalen Ihnen meine Situation, worinnen ich freilich leide, geſagt habe. Aber was ſollte ich auch ſagen? Sie wiſſen vieles, und manches hätten Sie vielleicht nur übler ausgelegt. Es iſt wahr, ich lebe ſeit fünf Jahren (ſo lang bin ich hier im Hauſe) in einem Zwang, der ganz gegen meine Natur iſt; ich war in unſerer Familie lauter Liebe und Gutheit gewohnt, und nun kam ich, Gott weiß durch welchen harten Schlag, zu einem Mann, der nicht einmal weiß, was Liebe iſt; denn in dem nämlichen Augenblick, da er ſeine Frau liebt, kann er auch aufgebracht auf ſie ſein, daß ich zuweilen mit eingeflochten werde, ohngeachtet er mich ſehr liebt, mehr als ich verlange. Das können Sie ſich vorſtellen, und ich geſtehe es, daß ich zuweilen ſelbſt ſchuld daran bin, wenn ich zu frei mit ihm rede. Aber kann man ewig ſtumm zu harten Begegnungen ſein? Ich habe die erſte Zeit mich bald zu Tode geweint, und die Zeit, ehe ich Sie kannte, wenig innig freudige Stunden gehabt. Ich fürchte nur, daß vieles wird von dem Zwange hängen bleiben. Es wird mir gehen, wie den jungen Vogeln, die nach und nach fliegen lernen; ſo muß ich nach und nach zur Freude mich wieder gewöhnen. Mein Bruder und ich ſeufzen herzlich nach dieſer Zeit. Aber immer Schlag auf Schlag. Der arme unglückliche Menſch grämt ſich noch immer um ſeine verlorene Freundin. Es ſcheint, daß kein Glück in unſerer Familie ſein ſollte, und ſoll ich allein darunter glücklich ſein? Unſere älteſte Schweſter iſt uns auch immer eine blutende Wunde: wir haben oft traurige Nachrichten von ihr, und dies iſt auch die Urſache, warum ich wünſche, etliche Jahre bei meinem Bruder zu ſein, um mit dieſem unſere unglückliche Schweſter — durch Liebe und Begegnung wieder zurecht zu bringen. — Sehen Sie, holder Freund, das iſt, was ich leide. — Bin ich noch entfremdet von Ihnen? ach, ich habe es Ihnen oft ſtillſchweigend geklagt. Aber gräme Dich nicht um mich, ſüßer Jüngling, wir ſind uns ja Troſt und Freude und Seligkeit: ich wenigſtens finde ſie allein bei Dir. Ich danke Gott für alle Leiden, die mich mehr in mich ſelbſt und zu meinem Freunde führten. Ach unſer Gott iſt ja der beſte; er wird uns gewiß glücklichere Zeiten erſchaffen. Glaubſt Du das nicht auch, mein Lieber? So wenig ich will, ſo gern male ich mir die Zukunft mit Ihnen. Ach, daß es nicht immer ſüße Einbildung ſein darf! — Ich ſchreibe Ihnen bald wieder und mehr davon.

Merck hat mir geſagt, das inliegende Lied Ihnen zu ſchicken. — Iſt das Liedchen nicht ſchön? Merck wird Ihnen viel gegen die Jacobi's ſchreiben; er fürchtet, Sie zählen ihn unter die Secte, aber ich kanns bezeugen, daß er ſogar Epigramme auf ſie macht, und bei der Sternheim vor einigen Wochen fürchterlich gegen ſie zu Felde gezogen, aber mehr gegen des Dichters Bruder, der unausſtehlich plappert. Der Dichter hat einige Stücke „an Eliſa", „an Aglaja" und „über die Wahrheit" herausgegeben, die mir viel mehr als ſeine erſten Sachen gefallen. Ach, wenn wir einmal zuſammen leſen! Lebe wohl, ſüßer Jüngling, lebe wohl! Ich ſchreibe bald wieder. — —

27.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg Ende October 1771).

Süßes Mädchen, ich kann nicht anders, ich muß Dir ſchreiben. Heut Morgen Ihren Brief, und ich habe den ganzen Tag und Abend darin herumgewandelt! Das iſt wieder der erſte Brief ſeit ſo langer Zeit! mit alle dem ganzen guten Herzen meines Mädchens! als ob ſie ſpräche und auf mich ſähe! Mit Ihrem blauen Auge da, am Fenſter, auf dem Fußgeſtell der Venus, Ihren Arm auf meiner Schulter! O mein liebes Mädchen, wenn ich Dich nicht liebe, wie ich bin, gut oder böſe, ſo liebt Dich keiner und wird Dich keiner lieben!

Ich weiß nicht in welchem Zuſtande ſchon meine Seele war! Ermattet, erweicht! voll ſprachloſer Thränen! Geſtern Nachmittag z. E. ging ich gleich nach einem Vormittag theologiſcher Arbeiten, ohne Kopf, am heiterſten Nachmittage aus, weiß nicht wohin? wo ich freien Himmel ſehen konnte, warf mich aber, ſo wie ich war, im erſten Thale nieder! Geßners „Daphnis", den Sie mir einmal genannt, mit mir, fiel vor mich, aber ich habe faſt nichts geleſen! meine ganze Seele war ausgewunden. Das war mir Botſchaft Ihres heutigen Briefs. Ich ging nach Hauſe und ſuchte wieder, wenigſtens die blutrothe Abendröthe, weil ich nicht wußte, was ich ſollte; ſtoße eben auf zwei Gräfinnen, die mich fortſchleppen; bald aber nach unſinnigem Zeuge geplaudert, um nur loszukommen, ging ich wieder — ſo bis in die Nacht, und Morgens drei brannte mein Licht ſchon, und war ſchon im Garten geweſen, als eben der Mond unterging. Da ging ich wieder zu Bette und da kam Ihr Brief. — Schelten Sie nicht, liebes Mädchen: es iſt alles dumm Zeug, aber ich bin ja nun einmal ſo, und kann mich wieder um ſo mehr freuen!

O ich möchte auf Knien vor Ihnen liegen, und wie oft bin ichs! Nach einer Viſitte von ein paar Edelleuten entrann ich zum Walde, Oſſian, Klopſtock und Ihren Brief in der Taſche. Ich habe nur ein paar Seiten in „Inisthona" geleſen! aber alles hat mir in den Spitzen der Wälder lieblicher geſäuſelt! da ging die Sonne unter! da ging der Mond auf! So bin ich bis jetzt, wer weiß wo? umhergeſtrichen (es iſt 9 Uhr Abends), habe den letzten Fittig der Abendröthe begraben, und alle Nachtſtille und Nachtfreude in meiner Seele! Nachtfreude nur mit Ihnen, liebſte Flachsland. Wie ich jetzt bin, ſo müſſen Sie einmal mein Selbſt ſein und mit mir leben! die ganze Welt Gottes iſt ſo groß und gut, daß ja für zwei Menſchen, wie wir, auch Raum ſein wird. Wenns nicht iſt, ſo iſts nur verwöhnter Eigenſinn von mir oder Abgötterei zu Ihnen. O Mädchen, könnte ich Ihnen einen Tag der Freude ſchaffen! eine Stunde der Freude! Wenn Liebe Liebe verdient, ſo lieben Sie mich nicht zu ſehr, und doch — doch bin ichs ſo wenig werth!! — — —

Ich habe Ihnen ſchon vorgeſtern einige Gedichte von meinem Freunde Claudius abgeſchrieben. Der ſagte viel, viel beſſer als ich; dann wird ſein Mädchen mit dem blauen Blicke Sie ſein? Sie Deutſches Mattenmädchen? —

Und gut Ihr Herz
Und blau, o Hertha, blau ihr Aug'. —

Und bin ich Ihnen nur mit *einem* Gedanken werth? — Immer iſt das mein Refrain, liebe Flachsland, aber ich wills auch nicht mehr ſagen! Ich wills zu werden ſuchen.

Glauben Sie es nur, liebſte Flachsland, daß Menſchen dauerhaft glücklich ſein, daß ihr Leben ewige Morgenröthe ſein kann. O Sie ſind weiter als beim Glauben! die gütige Mutter Natur hat, glaub' ich, Sie ſo dazu geſchaffen. Ihr Blut und Lebensgeiſter ſind ſo ſehr mit dieſer ewigen Morgenröthe gleichartiger Natur. O könnten Sie die ewige Regiererin meines Lebens ſein, und wären Sies immer geweſen!

Es iſt elend, daß man das alles ſchreiben muß! Die beſten Silberlaute des Herzens und Theilempfindungen laſſen ſich nicht ſchreiben, ſie laſſen ſich ſelbſt nicht dichtend ſagen. O Mädchen, ſie ſind die Scenen der Menſchheit und ewigen Freundſchaft. Das Herz liſpelt ſie ſich nur ſo ſanft zu, noch jetzt, als damals, da ich frühmorgens aufſtand, Dir meinen erſten Brief zu ſchreiben, und an meinem Geburtstage (Du haſt ihn nicht, auch nicht den Tag der Liebe, gefeiert, ſondern vielleicht gar trauern müſſen) Dir, ſanftes, ſanftes, die Augen niedergeſchlagenes Mädchen, am Schreibepult überreichte. Und als wenn Sie dem blaſſen Jüngling[1] nicht gut ſein ſollten, an den wir damals ſchrieben? Sein Sies immer von ganzer Seele: ich bin ihm wahrhaftig nicht böſe. Aber gedenken mag ich nicht gern an ihn: denn er hat mir aus einem blinden, dummen Marionetteneifer Stunden verdorben, die nie wiederkommen, und wenn ich mich recht Morgenländiſch ausdrücken darf, meinen Namen ſtinkend gemacht bei allen Eurer Stadt. Aber von Groll und Haß glauben Sie mich doch immer tauſend Meilen entfernt; ich mag nur jetzt nicht gern, daß mir ſein Bild vorſchwebe. Und Sie müſſen ihn als alten, wahrhaftig gegen Sie redlichen Freund aus ganzer Seele lieben. Kein Gedanke an mich muß dieſe Liebe im mindeſten vermindern — das ſagt wieder St. Johannes, ich weiß nicht wo? und wie?

---

[1] Leuchſenring.

Wenn Sie mir Ihr Bild nicht ſchicken, ſo male ich Sie aus freier Fauſt ganz häßlich in einem Briefe. Sie wiſſen nicht, wozu mir Ihr Bild gut ſein ſoll? Ich will davor ſchreiben, inſonderheit wenn mein Geblüt zu heiß iſt, und da ſolls mich ſanft und klug machen! Ich will darin leſen, Morgen- und Abendſegen ſprechen — beten, träumen, kurz, tichten und trachten! Wegweiſerin meines Lebens ſolls mir werden. Aber wenns nur getroffen würde? Mich ahndets übel, daß die Arbeit aufgegeben iſt — und wie laſſen Sie ſich denn malen? doch ich will nichts wiſſen, bis ichs ſehe.

Die ſchöne Herbſtzeit habe ich ſo genoſſen, als ſie ein Menſch genießen kann, und da ſich eben der leutſelige Mond mit ihr verband, ſo bin ich faſt nicht vom freien Himmel weggekommen. Aber es iſt ſo traurig, daß ich alles gelben und falben, und fallen und wintern ſehe! Ein Geſchlecht von Blättern, das ſo wenig auferſteht, als wir Menſchen, wenn wir abfallen. Für mich hat kein Bild und kein Lied und Gleichniß von Jugend auf mehr Eindruck gemacht, als dies, und ich erinnere mich, als ich zum erſtenmal ganz jung im Homer das Gleichniß von einem Frühling von Blättern las, daß ſo auch ein Geſchlecht Menſchen von der Erde verſchwindet, mir, was einem Schulknaben ſelten zu kommen pflegt, die Thränen ausbrachen. Kein Volk iſt in der Welt reicher an Bildern der Art als die Griechen; ſo wie ich überhaupt glaube, daß kein Volk Moral und menſchliches Leben mit geſunderen, natürlicheren Augen angeſehen hat als ſie. — In alle dieſe Herbſtgemälde meiner Seele haben Sie immer ſo viel Einfluß, und machen immer ſo die dritte Perſon der Gruppe, daß ich — kurz daß ich auch eben deswegen lieber reich fühle als arm und matt ſchreibe. Wie viele Menſchen ſind, die die Blüthe ihrer Tage genießen! und genießen können! — Thun Sie einen Blick auf die Zeiten, da Oſſian Freuden ſeiner Jugend ſang und das kommende Alter — und dann auch unſer wildes, ſpitzfindiges, zerſtreutes, früh entkräftetes, mit Empfindungen und Jahren und Lebensaltern hinſcherzendes Jahrhundert — wer muß nicht weinen? —

Mit allen Kräften umfaſſe ich Sie, liebes, gütiges Mädchen! verlaß mich nicht auf meinem Lebenswege! Wenigſtens ſchönen Herbſt können wir beide doch genießen! —[1]

---

[1] Hier folgt die in den „Erinnerungen" I, 212 f. abgedruckte Stelle.

28.

An Herder.

(Darmſtadt Ende October 1771.)

Sollte ich nicht böſe werden, ſüßer Jüngling, daß Sie mich beſchuldigen, ich lebe zuverläſſiger in Ruhe und Gleichgültigkeit, und mich bitten, nur Ihre geneigte Freundin zu ſein? O wenn ich nicht Dein Herz kennte, edelſter Jüngling, und die Quelle nicht kennte, woraus alles dies quillt, ich müßte Dir faſt böſe werden. Aber wie kann ich das? O mache aus mir, was Du willt, Dein Mädchen, Deine Freundin — alles, alles will ich ſein, was Du willt; denn um Dich ſein darf ich doch und muß ich, wenn zehnmal weiterer Weg uns noch mehr trennte. O kennteſt Du mich ganz, ſüßer Mann, Du würdeſt nicht von Ruhe und Gleichgültigkeit (ach, was für hartes Wort!) und geneigter Freundin ſprechen. Aber nein, ich bin doch Dein Mädchen, edler Jüngling, Dein Mädchen bin ich. O wenn Sie wüßten, was für Empfindungen von Unwürdigkeit da auf mich losſtürmen, wie ich mich ſo ſehr unter Ihnen und doch an Sie ewig gebunden fühle! o das iſt Marter, und Sie würden mich bedauern. Dies war oft die Schuld, warum ich nicht von unſerer Zukunft ſprechen wollte; ich glaubte würklich zuweilen, daß wir glücklicher ſind, wenn wir getrennt und bloß Herzensfreunde bleiben. — Ach, ſüßer Jüngling, ich habe viel um Dich geweint, viel um

Dich gebetet. O ich will Dein Unglück nicht ſein. O wenn Liebe, reine, treue Liebe und gutes Herz allein Dich glücklich machen könnte, ſo weiß ich, kann ichs mehr als alle Mädchen der Welt. Aber wo iſt Geſellſchaft, Gleichheit, Unterhaltung für Ihren Geiſt? O Freund, ſagen Sie nichts! ich weiß, daß Sie Unterhalung haben müſſen — und wo iſt ſie? Ach, ich möchte gern Sophie bei Emil ſein und lernen, wenn Sie nur dadurch glücklich ſein konnten; und können Sie das? Ach alles, alles fehlt mir, und — ach könnte ich doch in Deinem Arm, edler Jüngling, darüber weinen, ſo wie ichs hier in meinem Zellchen allein für mich thue.

Ich habe Shakeſpeares Ardennerwald nicht leſen können, weil ich das Buch nicht wohl fordern konnte: aber, liebſter Freund, ohne alles jungfräuliche Gezier, (denn wozu das, wenn mein Herz redet!) Sie eilen zu ſehr mit Ihrem Ardennerwald. — Kaum kennen wir uns ja, mir wenigſtens iſts ſüß: wenige Zeit leben Sie noch mit Ihrer kleinen, lieben, leichten Coketterie, die mir ſo wohl gefiel, fort; das ernſthafte männliche Leben möchte noch immer zu früh kommen. Und warum wollen Sie die ſchöne Zeit verkürzen, die Sie mir ſo heilig verſprachen zu verlängern? Freilich könnte ſie ſchöner, ſüßer gemacht werden, und wir genießen nichts in unſern Armen. Aber Hoffnung iſt ſüße, iſt immer ſüße. Sie wiſſen auch, liebſter Freund, daß ich wünſche, etliche Jahre bei meinem Bruder zu ſein; es iſt ein langer, alter Plan, den wir zuſammen gemacht und beſonders wegen meiner älteſten unglücklichen Schweſter. Zudem kommt noch die Melancholie, in die er ſeit dem Verluſte ſeiner Freundin fällt und die mein Herz bluten macht. O Gott, Ihr Mitleiden gegen ihn war ſüßer Troſt, aber er liebt ſie noch immer, und alles, was ich anwende, Liſt und Gutheit, will nichts helfen. —

Erlauben Sie's alſo, lieber, ſüßer Freund, daß ich einige Zeit zu meinem Bruder gehen darf; Sie ſelbſt lernen mich noch immer mehr kennen: Sie ſind freier und freier noch im Wählen; denn ſollte je etwas Ihnen an mir mißfallen und Sie könnten mich nicht lieben, ach! ſo ſeis noch immer nicht geſagt, daß ich glücklich bei Ihnen ſein will. Sie ſind frei, edler Jüngling, Du biſt allezeit frei und mußt glücklich werden. Ach! ach! daß mir ſo viel fehlt, es zu thun. Können wir nicht Freunde der Seele bleiben, ohne eben zuſammen zu ſein? Sie ſind noch immer frei, machen Sie, was Sie wollen, nur machen Sie ſich glücklich! — Hier iſt mein ganzes Herz, was ich oft und immer davon dachte. Eilen Sie nicht zu einem Schritt, der Sie, ach, der Sie jemals wieder reuen könnte: o Gott, davor zittere ich. Nein, nein, Sie müſſen ihre Glückſeligkeit nicht wegen einem kleinen armen Mädchen aufopfern. — —

Mein Gott! warum gefällt Ihnen unſer Briefwechſel nicht? Ach, entziehen Sie mir den nicht, das Einzige, das wiſſen Sie ja, holder, ſüßer Jüngling, das Einzige, worin ich lebe. Wir wollen ſprechen, was wir wollen, es iſt ja überall unſer Herz dabei. Daß ich Ihnen niemals viel von meinen Beſchäftigungen ſchreibe, das, dachte ich, wäre zu unbedeutend und auch leider! ſo wenig würkſam. Alles, was ich Gutes thun kann, iſt meinen Geſchwiſtern, und das ach! ſo wenig. Wir gehen alle Tage mit dem Geheimerath ſpazieren, und da wird meiſt Politik geſprochen und von dem Elende im Lande hier, das jämmerlich ſteigt. Wie kann ich Ihnen davon ſchreiben? Die ſchöne Abendröthe, die ſchönen Herbſttage mit Nebel, den ich ſehr liebe, Spaziergänge im Wald, an Teich und Fels gelagert, und Du, Du ſüßer Jüngling überall dabei, das ſind meine ſüßen Beſchäftigungen. Meine Briefe ſollen künftig immer ein kleines Tagebuch davon ſein, ſo lang bis wir uns nicht mehr ſchreiben dürfen. Ach! ſollte mir je dieſe ſelige Zeit werden? ich bin's nicht werth. — —

29.

An Herder.

(Darmſtadt Ende October oder Anfang November 1771.)

Du biſt ein kleiner ſüßer Schwärmer, mein lieber Herder, weißt Du das? Der Anfang Ihres letzten Briefes iſt ſo ganz darin geſchrieben, daß mich's ganz davon angeſteckt hat; ich bin ſo herumgeſchwebt und noch vollends geſtört worden, daß mein letzter Brief, den Sie bald mit meinem Porträt haben werden, ganz abgebrochen ward. O der ſüßen Stunden, wenn ich Briefe von Dir, mein Einziger, bekomme! ſo wird Abſchied und Trennung und alles erſetzt. Ach, es iſt ſchon ſo viel Glückſeligkeit für mich, daß ich in Deinem Herzen bin, daß ich nichts mehr wünſchen darf. Komm', mein Lieber! wir ſind nicht entfernt, ich umarme Dich für Dein ganzes edles, ſchönes Herz. Ach, ich bins nicht werth! es iſt traurig für mich, daß Sie gegen mich ſo unwerth ſein wollen. Ach Gott, was verdienen Sie auf allen Seiten, und wie wenig kann ich Ihnen geben! Glauben Sie mir, Freund meiner Seele, wenn ich von einem gemeinen Menſchen geliebt würde, es würde mir nichts einfallen, als daß ich nicht reich bin. Aber bei Ihnen — ach Gott, ich leide würklich viel darum: ich fürchte, ich fürchte, Du biſt zu großmüthig, und liebſt mich darum noch, weil Du mich das vorige Jahr lieb hatteſt. Ach, ſollte das ſein? Du würdeſt Dein ganzes ſchönes Leben zerſtören. Sternheim ſoll mein Muſter ſein; in allem, im Unglück auch iſt ſie edel und groß. Aber wer kann ſich Munterkeit des Geiſtes, Witz und Schönheit geben? Ach, lieber Herder, es ſchlägt mich alles nieder, wenn nicht Dein edles Herz Lichtſtrahl, ja im wahren Verſtande Lichtſtrahl und Sonnenblick für mich wäre. —

Ich wollte von Ihrer lieben Schwärmerei reden, daß mir etwas daran nicht gefällt. Staunen Sie nicht, daß mir etwas an Ihnen nicht gefällt? irren Sie ſich nur nicht, was ich meine, es betrifft Ihre Geſundheit. Sie erzählten mir, daß Sie Morgens um 3 Uhr ſchon im Garten geweſen. O mein Lieber, thun Sies nicht! Sie verderben Ihre beſte Geſundheit dadurch, ſo eiſern und feſt Sie Ihnen auch dünken mag. Ihr Körper iſt doch zu leicht und fein gemacht, als daß Sies ertragen könnten, und es wäre Sünde, wenn Sie Ihre Geſundheit vernachläſſigten, die Sie ſo viel Gutes thun läßt. Laſſen Sie mich alſo ein lehrend mütterliches Geſicht annehmen und Sie vor Schaden warnen, da Sie in Bückeburg ſo verlaſſen, ohne Aufſicht bei Nacht und Morgen und Nebel und Mondſchein herumwandern.

Die Gedichte von Claudius ſind ſchön, leicht, unſchuldig, und Deutſches Herz darinnen, das mich überall entzückt, wo ichs finde. Aber wie mag ſich Herder mit Claudius vergleichen? biſt Du ein Jüngferchen worden, das gerne gelobt ſein will? Wahrhaftig, ich kann Dich nicht loben; wenn ich alles ſagen würde, wird's doch tauſendmal weniger ſein, als mein Herz will, und ſo laſſ' ichs. Sie ſelbſt, edler Mann, müſſen mehr Ihre Würde fühlen. Wie will ich mich freuen, wenn Claudius bei Ihnen, meinem Verlaſſenen, irrender Freund ſein wird. Kommt er bald zu Ihnen? Herbergen Sie ihn doch den ganzen Winter bei ſich, ſo brauchen Sie keine Menſchen aus Bückeburg. Merck fragte etlichemal, ob Sie an Ihrer „Plaſtik“ oder ſonſt etwas arbeiteten; ich weiß es nicht. Aber das hoffe ich nicht, daß mein Andenken Sie irgend an etwas Gutem ſtören wird. Setzen Sie mich ruhig und geduldig neben ſich, wenn ichs hier ſchon nicht bin. —

Ich habe Ihnen Nachricht von meiner Beſchäftigung verſprochen, aber dieſen Tag über war ſie ziemlich unfruchtbar; es iſt ſeit einigen Tagen Regenwetter und kalt, daß ich am liebſten in der Stube ſitze, und zuweilen Italiäniſche Arien von Graun für mich abſchreibe, die ſanfteſten, die mir gefallen. Wenn ich immer noch kann, ſo will ich beſſer ſpielen und ſingen lernen. Zuweilen und nur zu oft muß ich am Spieltiſch ſitzen und Triſett ſpielen, daß ich oft Kopfweh bekomme. Merck iſt meiſt an Hof und bei Fräulein von Rouſſillon, und wir ſind bei ſeiner Frau, die ein allerliebſt kleines Mädchen hat. So iſt der Herbſt vorbei und kein Wald- und Spaziergang mehr da; alles iſt abgefallen und ich möchte mit Ihnen als Knabe darüber weinen. Frohes, zartes, empfindliches Herz, wie lieb' ich Dich! ach warum konnte ich nicht meine Jugend mit Dir verſpielen, da ich immer mit Knaben ſpielte. Dann hätten Sie auch meine gute Mutter gekannt, die beſte Mutter! Sagen Sie ſelbſt, ob ſie's nicht war! Sie hat nach meines Vaters Tod 10 Jahre 8 Kinder durch ihre Sorge und Mutterherz und faſt aus nichts erzogen, und gewiß ihr Leben um uns verloren. Ach Gott, ſie war die beſte Mutter; ſie hat wenig mit ihren Kindern vernünftelt, aber immer Gutes gethan und rechtſchaffen gehandelt. O das Bild davon iſt ewig und heilig in mich geprägt! und ihr Kranken- und Sterbebett, wo ich um ſie war, unvergeßlich. Ich danke Gott, der mir eine ſo edle Mutter gab. Das

Gute wird meiſt in der Jugend durch Beiſpiel ins Herz gedrückt. Glücklich, wers erhält und vermehrt!

Strafen Sie ſich über die Ungerechtigkeit, die Sie Leuchſenring anthun. Er iſt nicht im Stand, Ihren Namen verächtlich zu machen, und würde es auch niemals thun. Sie ſtehen in dem beſten Andenken hier, das ſage ich Ihnen aufrichtig: alle, die Sie kennen, verehren Sie. Mlle. Ravanell, die von ſeiner Aufführung gegen Sie etwas erfuhr, war ſehr aufgebracht gegen ihn. Glauben Sie doch ja, wenn Sie mir anders glauben wollen, daß Ihr Andenken hier gut iſt. Ich könnte Ihnen allerlei Lobeserhebungen, die ich von Ihnen gehört, ſagen, aber wozu brauchen Sie das? Doctor Leuchſenring ſagt mir oft, ich ſollte Ihnen ſagen, wie ſehr er Ihr Freund wäre. — —

30.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg Ende October oder Anfang November 1771.)

Mit welcher Freude und Entzückung ſoll ich Ihnen für Ihr Gemälde danken. Wie verdickt Sie ſich auch immer vorkommen mögen, für mich haben Sie alles, was Sie darauf haben ſollen, um ein An- und Urbild meiner Seele zu ſein: Ihre reine Züge und Lineamente der Unſchuld und Redlichkeit, Ihr ſanfter, halbverſchloſſener Marienblick, Ihr lauterer Ernſt, bei dem von fern eine kleine Schalkheit lächelt, Ihr ſanftes unebenes Augenbrau und überhaupt die ganze unnennbar ſüße Seele, die ſich meiner Einbildung vorſpiegelt. Es iſt mir, vortreffliche Freundin, mit dem Bilde eben wie mit Ihrer Bekanntſchaft gegangen: der erſte Blick ſagte mir oder ſchien mir ſo wenig zu ſagen, und je länger ich Sie anſehe, deſto mehr ſcheint die himmliſche Seele gleichſam empor zu quillen, und ſich ſanft zu enthüllen. Ich ſitze Viertelſtunden davor (alle, die ich heute, denn heut hab' ichs erſt, hab' abmüßigen können), und ich kann Ihnen nicht ſagen, was für ein Anſtand, für eine Reinigkeit und Sanftmuth mir daraus immer mehr hervorkommt und gleichſam wie in mich übergeht. Ein Engel aus dem Paradieſe hat ſich vor mich gelagert: eine edle, ſchwarz gekleidete Pilgrim vor mir,

unwiſſend der eigenen Würde,
Die die Unſchuld ihr gab — und reines Herzens, vom Stolze
Nicht entehrt, die menſchliche Seele! — ruhiges Antlitz,
Hoheit, welche mit Zügen der Himmliſchen ſchmückt, und leidende Tugend —

alles iſt unnennbar, und hundert ſolche einzelne Laute, die ſich meine Seele ſtammelt, und der meine Beſchreibung recht unwillig und plump zurückbleibt. Fern, hundert Meilen fern ſeis, daß Sie *einen* meiner Züge für Schmeichelei oder noch etwas Aergeres annehmen. Ich habe bei Ihnen ſo ſehr verlernt, an ein elendes Lob von Schönheit zu denken, daß ich das wie tief! tief! unter mir fühle. Sie ſehen, meine Freude und der rührendſte Dank iſt ſo ernſt! er iſt ſo hinſchmelzend vor Sie, daß mich ein Mädchen, wie Sie, würdigt, mir ihr Bild der Seele zu geben, daß es vor mir ſei — und wahrhaftig, es ſoll mir (ich kann Ihnen nichts aus der vollen Seele ſagen!) täglich und bei jeder Morgenſtunde das ſüßeſte Sacrament ſein. — Ich werde Ihnen oft davon ſchreiben. —

Aber eben, meine edelſte Freundin, bei Ihrem heiligen, engelreinen Bilde! was legen Sie mir zugleich für einen Brief dabei, der mich Ihnen in einem Mißverſtändniſſe zeigt, das, wie ſehr Ihre holde, gutherzige Seele es verbergen will, mich, weiß Gott wie? verkennet. O könnte ich dieſem Briefe Flügel geben, um den Augenblick bei Ihnen zu ein und Ihnen, edles, erhabenes Mädchen, eine ganz andre Seele zu zeigen. Es betrifft den Ardennerwald, und die Entzückung, in die mich ein leerer, täuſchender Gedanke eines Freundes, eines guten Jungen, ſetzte, den ich ſehr und äußerſt liebe. Wie ſich alſo die Einbildung ergießet und fortträumt, und den Forttraum liebt — ſo gings mir! und ich glaube, ich ſetzte gleich, da ich den Brief gar nicht fortſchicken wollte, die Erklärung hinzu, daß es bloß ein ſolcher Ausguß eines Abends wäre, der es auch würklich war, und auch Ihnen ſein muß, wenn Sie noch einmal — doch Sie ſollen das Blatt nicht wieder leſen, was ich gar nicht hätte fortſchicken ſollen! Der Ardennerwald wirds Ihnen einmal, wenn Sie ihn leſen, ſelbſt ſagen.

Glauben Sie mir alſo, mein liebes, heiliges Mädchen, daß wenn ich in einem Stücke über das Unedle weg bin, ſo bin ichs hier. Ihr erſter Eindruck iſt auf mich nichts als Engel und Unſchuld geweſen; das habe ich Merck auf dem Felde zu einer Zeit geſagt, da mein Herz die erſten Laute der Liebe zu ſo ungelegener Zeit und gleichſam unwillig zu ſtammeln anfing. Ich fühlte, daß ich tagelang vor Ihnen ſitzen könnte, als einem menſchlichen Engel, als einem Freunde in weiblicher Bildung, dem ſüßeſten Freunde auf der Welt. So fühlte ich mich, da Sie beim Abſchiede auf meinem Schooß weinten, da ich Sie als meine Schutzfreundin ſang, und immer! Ich habe freilich alles Gute und Schöne immer, immer durch Ihre Gegenwart eingeweihet, jede ſchöne Gegend, jeden Spaziergang, mir hundert angenehme häusliche Scenen von Ihnen geträumt, und werde ſie lebenslang träumen, wenn ich ſie auch immer nur träumen ſollte — aber ich wäre keiner ſchlagenden Ader, keines Faſerchens von Ihrem Herzen werth, wenn — ich mag nicht ſchreiben, nicht denken — wenn ich Sie auch nur im mindeſten ſelbſt zum Opfer meiner Bequemlichkeit machen wollte. Und wenn ich das unglückſeligſte Leben führen ſollte — ſo fern Oſten von Weſten! ſo fern ein Gedanke davon mir! — In dieſem einen Stück will ich wenigſtens ein Mann von Ehre ſein, und wo ein Wort der Art als ſüßes Sentiment bloß in meinem Geiſt und nicht in meiner ganzen Natur iſt — wo iſt hölliſches Feuer, daß es ausbrenne, daß es ausbrenne, wenn je ein ſolcher „eilender" Gedanke in meiner Seele geweſen! Der Gedanke, ohne alle Eile gedacht, iſt noch bis jetzt ein Traum, den ich nur mit Zittern und täuſchend hoffe.

Und ſo iſt alles Andere (thun Sie mir die Freundſchaft, es zu glauben) ein unſeliges Mißverſtändniß geweſen. „Von Koketterie in Gegenſatz eines männlichen Ernſtes!" Der Himmel bewahre mich ewig vor demſelben! „Von Verkürzung des Briefwechſels, und als ob es mir nicht gefiele, ihn fortzuſetzen!" Ich kann nichts darauf antworten, ſo ſehr geht mir das zu Herzen. O lange, lange und ewig währe eine Liebe, ein Andenken, wie das unſrige, und unſelig genug, wenn ſie je aufhörte, wenn ſie nicht ewig dauerte! — Erinnern Sie ſich, liebſte Freundin, was ich, als wir Kleiſt geleſen hatten, in der Landgräfin Walde gegen den Geheimerath über die Liebe Petrarchiſch oder Unpetrarchiſch ſprach. Sie ſaßen vor mir auf dem Graſe und ſchienen mir wenigſtens zuzuhören und Recht zu geben, daß ich ewige Liebe glaubte, und was ich von jeder andern Liebe hielt. O nur in dieſem Stücke laſſen Sie mir Unſchuld und Gerechtigkeit widerfahren! —

„Kaum kennen wir uns." Ja freilich kaum, und bei Ihrem Bilde habe ichs gelobt, edle Freundin, daß, wo es möglich iſt, in der Entfernung Sie mich noch mehr kennen lernen ſollen. Nicht durch Briefe, nicht durch vollgeſtopfte Sentiments und Tugendſprüche, die ich für Schneeflocken anſehe, weiße, ſtäubende Roſen, aber — wo ſind ſie auf der Erde? — aber, wo ich kann, durch gute Ausrichtungen. Wer iſt, der mich jetzt dazu mehr anmuntern könnte, als Sie: ſtatt Vaterland und Kranz ſoll mir das Bild meiner Freundin Vorbild ſein! edles, ſüßes Mädchen! — — —

Aber nun *ein* Verſprechen bei Ihrem Bilde! Zuerſt alle die Klagen von Unwürdigkeit u. ſ. w. auf ewig zu verbannen; denn ich klage ja nicht. Und zweitens und hauptmäßig: das Mißverſtändniß des Briefes, ſo elend es iſt, und aus nichts entſtanden iſt, ſo kanns doch einen unendlichen Nutzen haben, auf dem ich, meine liebe Flachsland, beſtehe. In Ihrer Seele muß im Dunkeln — kurz, liebſtes, einziges Mädchen, verſprichſt Du mir bei Deinem Bilde von nun an meine völlige Richterin zu ſein? Richterin über alles, Denkart, Geſchmack, Herz, Gefühl — o wenn Sie das wären! Was Sie mir ſagen, auch nur winken würden, o

Dein Oberrichteramt,
Wie liebenswürdig wär' es! — —

Was Merck von meiner Veränderung geſagt hat, will ich Ihnen nächſt erklären: es iſt aber nur Schein und ich bin durchaus derſelbe; nur iſts nicht entſetzlich, daß kein Menſch rathen will, was ſolche — Situationen für Eindrücke machen können? Wie viel hätte ich Ihnen zu ſchreiben! — Ich habe ein Exemplar von Klopſtocks „Oden“ bekommen und nur 3 Tage behalten, um es gleich an Sie (durch den Geheimerath) zu ſchicken; es iſt himmliſch, und ich bin noch ganz weg! Fangen Sie gleich das zweite Buch an. Das erſte handelt vom lieben Gott, das zweite iſt das ſchönſte, und lauter Freundſchaft und Liebe und Himmel, das dritte iſt Bardegeſang. Der arme Mann hat ſich ein Phantom von Vaterlande gemacht, da Cidli ihm weg iſt: das beſingt er nun mit Klang und Harmonie. O wäre ich da, um nur etwas Ihnen daraus vorzulärmen und vorzuliſpeln! es hat nicht ſeines Gleichen. Ich habe zwar alles nur mit Ihnen geleſen und Klopſtock hat eine erſtaunende Würkung auf mich gemacht — aber ich habe ja keine Cidli! ſoll ja keine haben! — — Leben Sie wohl, meine Einzige, Süße in dieſer Welt!

31.

An Herder.

(Darmſtadt im November 1771.)

Beſter, vortrefflichſter Freund! Ich weiß nicht, ob ich mich über mein elendes Mißverſtändniß, oder Sie, mein Lieber, über Ihre Entſchuldigung dagegen ſtrafen ſoll? Beides möchte ich gerne thun. Denn in der That ſollten Sies wiſſen und glauben, daß Ihr reines, edles Herz keiner Vertheidigung bei mir bedarf. Sollte ichs die Zeit unſrer Bekanntſchaft nicht haben kennen gelernt? nicht jeden göttlichen Zug davon in meiner Seele verwahrt haben? O Sie thun mir unrecht! ich habe die Geſchichte des Ardennerwaldes wahrhaftig nicht zu Ihrem Nachtheil ausgelegt. Wie konnte ich das? wenn ich böſe wäre, ſo müßte ich bald denken, Du zweifelſt, daß mein Herz fähig wäre. Sie ganz mit Ihrem edlen, heiligen Herzen zu kennen. — Ich weiß, wie ſehr ich hintenanſtehe, aber die Verehrung einer ſo ſchönen männlichen Seele (das weit mein Ideal und Traum davon übertrifft), wie die Ihrige, können Sie mir, mein Süßer, Lieber, und *werden* Sie mir nicht abſprechen; ſie iſt zu tief, zu tief in meiner Seele, und alles, was ich davon ſprechen wollte, iſt elend. — Glauben Sie, mein Lieber, daß es mir wehe thut, daß, ich weiß nicht welcher Argwohn bei Ihnen in meiner Seele etwas im Dunkeln ſehn will. Sie brachen ab und ich ſtund betroffen genug da. Habe ich Ihnen in meinem Brief Anlaß dazu gegeben? Kann ein Wort anders ausgelegt werden, als es in meinem Herzen entſtanden war, o ſo ſtreichen Sie es aus, ſüßer, redlicher Jüngling; es kam aus dem unſchuldigſten Herzen, das Dich — o Gott, ich kanns nicht ſagen, wie es Dich liebt und in Himmel hebt. Es iſt kein Menſch, der etwas gegen Sie ſagen kann und geſagt hat. — Ach, mein Einziger, alles, was Sie thun und reden, iſt mir Engelsſtimme, und ich habe an Ihnen nichts gefunden, o Gott, kein Pünktchen gefunden, mit dem ich nicht zufrieden wäre. O verkennen Sie mich nicht! Sagen Sie mirs frei heraus, was Sie in meiner Seele als Nebel, als Wölkchen nur ſehen, das Sie bei mir verdunkelte. O ſagen Sie mirs, mein Einziger! ich ſehe es nicht und glaubte Dich zu lieben, wie Dich kein Mädchen je lieben wird. Ich verſpreche es Ihnen heilig, wenn ich etwas finde, das mir an Ihnen mißfällt, ichs Ihnen mit der treueſten Aufrichtigkeit ſagen werde. Mein Herz bleibt Ihnen ewig, und Sie ſollen immer in den tiefſten Grund hineinſehen; das ſei das Band unſrer Liebe. —

Ich ſehe mit dem heiterſten, glücklichſten Blick in die Zukunft und in die Zukunft unſers Briefwechſels. O wie will ich ihn genießen! Vielleicht kommt meine älteſte Schweſter bald in unſre Nachbarſchaft; vielleicht geht mein Bruder bald von hier weg, und vielleicht, vielleicht kann ich bald mehr Gutes thun. Wie freue ich mich! —

Ich habe mit der äußerſten Freude Klopſtocks „Oden“ beim Geheimerath geſehen; wir haben einen halben Tag darin geblättert, und die an Cidli fielen mir gleich in die Hände. Wie vortrefflich! wie göttlich! ich war innig gerührt. Die todte Clariſſa feierte ich mit meiner ganzen weinenden Seele. O warum muß ich jede Empfindung ſo fern mit Ihnen theilen! warum können wir nicht einen Augenblick den Himmel mit einander genießen! —

Ich leſe ſeit Donnerstag, da ich vergebens auf einen Brief gewartet, und anfing ſchwermüthig zu werden, übel zu ſchlafen und tauſend Beſorgniſſe um Sie hatte, die ich am Ende immer redlich verweinte, mit meiner Schweſter die „Clariſſa“. Ich bin über mich unwillig, daß ich nicht eher ein ſo edles, unſchuldiges, erhabenes Herz kennen lernte; wie zittere ich oft bei Lovelain um ſie, der ſo viel Verſtand und Herz zum Böſen hat. Ich weiß ſchon viel aus Erzählungen aus der Geſchichte: o hätte ſie dem erſten Gefühl ihres Herzens gefolgt! und nie mit Lovelain auch nur Briefe gewechſelt. Ich eile mit trübem Verlangen nach dem traurigen Ende der armen Leidenden. —

Sie wiſſen, wie ſehr ich mein armes Deutſches Vaterland liebe. Das Lied von Klopſtock für Fräulein Windheim ſing' ich oft in Gedanken:

Ich bin ein *Deutſches* Mädchen;
Mein Aug' iſt blau und ſanft mein Blick.
Ich hab' ein Herz, das edel iſt,
Und ſtolz und gut.

Ach leider! daß unſer Vaterland nur Phantom und Schatten unſrer Väter iſt! zumal für *Männer* und für einen Mann, wie Du, o Herder, biſt. Ach, da muß man ſich verborgenes Vaterland ſchaffen — es ſei nur ſüßer Traum, wenns ſonſt nichts iſt! nicht wahr, mein Lieber? wir ſchlummern und träumen ihn ſicher und zufrieden, den Weg, den unſer Gott gebot. Weine nicht, Cidli! — —

32.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg im November 1771.)

Endlich, meine liebſte, edelſte Freundin, iſt mir „Sternheim“ gekommen, und ich kann mich von ihr mit Ihnen, wenigſtens dem erſten fühlenden Ueberfluge nach, unterhalten, mit dem ſie mich vorigen Mittwoch Nachmittag und Abend ſehr angenehm beſchäftigt hat. Ich habs ſchon an Merck geſchrieben, daß der erſte Theil, der gleichſam Jugend, Einleitung und Morgenröthe eines ſolchen Werks iſt, immer mehr *Anziehendes* zu haben ſcheint: man lernt Perſonen kennen, weiſſaget, ahnet, räth aus Geſichtszügen, hat alle Entzückungen der Brautſchaft und erſten Bekanntſchaft, die ſich freilich verändern, wenn man auf dem Wege zum Ende iſt, wo ſchon die Leidenſchaften wüthen, und ſich weniger die Seelen in dem ſtillen, klaren Spiegel der Gottheit zeigen, als trübe umhergeworfen werden. Und ſo iſts auch hier. Aber ſagen Sie doch, haben Sie nicht den Derby als Ehemann nun recht angeſchauert? Wie er nun, der das gute Schäfchen immer noch betrogen, gegen den ſie noch immer nichts als Ahndung entgegen gehabt, und mit Zittern hoffte, und nun wie er erſcheint, und ſie ihn nicht empfangen kann, und nach der erſten Umarmung die Fenſtervorhänge zitternd und zwangvoll erhaſcht, und mit niedergeſchlagenem Blick vor ihm ſinget: und ſeine Wuth über die verbrannten Bücher aushält, die mit ihr „nicht einen Herrn“ haben ſollten, und er alle ihre Freuden der Kindererziehung ſtöret, und ſo ungleich wider ſich und ſie und alles wüthet — liebſte Freundin, ich habe faſt kein ſchrecklicheres Bild des Eheſtandes geleſen als dieſes! Ich habe bei jedem Zuge gebebt, und Gott gedankt, wie ich ſie endlich vorm Stuhl knieend fand und der Wüthrich ſie verließ! Welche Situation aber wieder, als Seymour ſich in ihr Kopfkiſſen wickelte und im Bette ſich wälzte, auf dem ſie geweint — und wie ſich ihre Seele wieder ous der Zerſchlagenheit durch nichts als neue Thätigkeit wieder erhebt! und ſich endlich wieder in der Welt Gottes mit ihrer Madam-Leidens-Schürzchen fühlt! und im fremden Hauſe arbeitet! und in England gegen den vortrefflichen Seher und Pflanzer-Philoſophen Rich immer ſo doch nichts fühlen kann! — — und der ihre Seele ſo durch den Nebel erkennet, und ihre bebende Hand da gewahr wird, wo andre nur Freudenbezeigungen zu Derbys Hochzeit ſahen — und der Böſewicht — da kann ich nun nicht weiter! Das andere iſt über allen Ausdruck! Ihre Klageſtimme in Schottland, wo die edle Seele, der die Ausſicht über die Welt Gottes nun gar, ihr einziger Troſt, genommen iſt — und endlich geſunden, und Rich ihr Kind nun nimmt, und neu zu leben anfängt — und dann alle die tauſend ſchöne und originelle Betrachtungen u. ſ. w. Da ichs von mir gar nicht, ich weiß nicht woher? erhalten kann, das Buch als Roman oder Geſchichte zu leſen, ſo ſind mir dieſe eingeſtreute Betrachtungen gleichſam lauter Evangelien, und der melancholiſche Seymour mit dem Betrachter Rich haben ordentlich im Bilde vor mir geſtanden — um mich wenigſtens ſo ganz meine Schwäche mir fühlen zu machen, wie wenig wir — Deutſche — ich — wie Sie wollen, das ſind und zu ſein wagen, was dergleichen Bilder da! und doch mancher, der fernſten Anlage nach, mindeſtens ſein könnte. Ich habe Buße gethan* auf mein ganzes Leben. Aber Sie, edles Mädchen, die eben dieſelbe ewige Würkſamkeit und rechte Flamme der Gutthätigkeit hat, nur ſie nicht ſo üben kann als Sternheim, die ſie aber wenigſtens mit Thräne und Willfährigkeit im Kreiſe der Ihrigen ausübt, o daß Ihnen, ohne Bleigebürge und England, nach Ihrer Phantaſie endlich irgendwo das Ziel begegnete, das ſich Ihre Seele, wie die Sternheim, in den geheimſten Träumen wünſchet. Madam Leidens im kleinen häuslichen Schürzchen ſind Sie ſo lange, lange geweſen! und der Himmel wird doch wenigſtens Sie eine aus Ihrer Familie eine Hütte des Glücks und der Ruhe finden laſſen. Mein Gott! könnte ich doch je etwas einmal dazu beitragen! Auch nur einen Stein! einen Dachziegel! — — — Glauben Sie mir nochmals, daß keine Seele auf der Welt auch nur bei dem Gedanken an Sie ſich unwürdiger, ſorgſamer und bebender gefühlt hat, der edelſten Seele, für die ich ewig fühlen werde, den mindeſten Unmuth zu verurſachen, und daß ichs mir bei Ihrem heiligen Bilde gelobt (das werden Sie, meine liebſte Flachsland, mir wenigſtens nicht verweigern), mir Bild und Gedanken an Sie nichts anders als wenigſtens ſüßen Traum, Wahnbild ſein zu laſſen, für das ich lebe, ob ich einſt auch einmal (kaum je in Bückeburg) werde im Innern und Aeußern noch ſagen können: „Siehe, das wäre nun ein kleines Eden für Deine Freundin!" Dies wird immer, meine vortreffliche Freundin, mindeſtens ſüßes Wahnbild meiner Gedanken bleiben, wenn Sie mir auch hundertmal den kalten (doch das fatale Wort weg!) ich wollte ſchreiben den kalten Rath geben ſollten, mir beſſer zu wählen! Wählen Sie immer, ſüße Freundin! meine Seele wird jeden Ihrer Tritte mit der Uebergabe und Selbſtentfernung anſehen, mit der ich den freien Schritt eines Engels betrachten müßte, und ich bin hierin ſo gefaßt, daß ich auch Ihnen kein Wort oder Miene des Weinerlichen, oder was meine Seele fühlet, je werde fühlen laſſen. Das winzige, was ich mir nur erbitte und was Sie mir nicht abſchlagen können, ehe ich deſſen unwürdig werde, iſt das Herz Ihrer Freundſchaft. Dies iſt zum vorigen Plane meines Lebens unentbehrlich, und das wollte ich freilich ſo ſehr und ſo lange genießen, als ich konnte. —

Jacobis „Aglaja" und „Wahrheit" habe ich mit vielem wahren Vergnügen geleſen, und wenn er erſt ſeine ſüße, fatale Eitelkeit, die überall vorblickt, wird abgelegt haben (ſein Bruder muß ihn verderben!) habe ich nicht das mindeſte gegen ihn. Er wird von Tage zu Tage reeller! —

Hier haben Sie eine kleine Reverie über Ihr Bild! Ich mags nicht noch einmal gebeſſert abſchreiben; alſo lieber ſo, und wenn Ihnen nur mindeſtens der Theil Ihrer gegenwärtigen Situation, den mir Ihr gutes Herz zugleich mit dem Bilde überſchickt, nicht mißfällt, ſo bin ich belohnt genug. —

33.

An Herder.

(Darmſtadt im November 1771.)

Und nun, mein beſter, vortrefflichſter Herder, was ſoll ich Ihnen auf Ihren letzten, ſüßen Brief ſchreiben? Von „Sternheim“ zuerſt. Sie haben in ſo vollem Ueberfließen des Herzens das ganze Buch mit ſeinen rührendſten Auftritten wiederholt, daß mir nichts übrig bleibt, noch etwas davon zu ſagen. O Gott, wie glücklich iſt doch immer die Zeit, wo man nur erſt in die Welt guckt und nach ſeinem einfältigen guten Herzen und Phantaſie, wie Sternheim in ihrem erſten Theile, ſich Himmel und Elyſium darinnen aufſtellt! Man muß ſichs nur immer auf der höchſten Stufe vorſchwärmen, ſo hat mans doch einmal wenigſtens genoſſen; denn wir lieben guten Leute leben doch meiſt in Einbildung. — Im Ganzen hat mich die ewige Würkſamkeit der vortrefflichen Sternheim am meiſten gerührt. O mein beſter, guter Herder, Sie dürfen nicht bei Seymour und Rich in einem Vaterlande, wie das unſrige, Buße thun. Und wenn Ihnen auch alles, was Sie wünſchen, in Ihrem

Vaterlande fehlt, ſo ſtiften Sie mehr als Rich und Seymour durch Ihren Geiſt Gutes, und Ihr Herz macht ſo viel glückliche Freunde. O mein ſüßer, feuriger Jüngling, wenn die Bahn zum Ziel ſchon nicht ſo hoch ſteht, daß ſie von jedermann geſehen wird, oder da mehr große Thaten gethan werden können: auch im Thale mit ſeinen Freunden, ungeſehen und unbemerkt, kann man edel und gut zum Ziele kommen. Und was fehlt Ihnen? Verkennen Sie ſich doch nicht. Laſſen Sie mich bei unſrer Sternheim Buße thun. Wie weit bin ich zurücke! Sie haben mir der Sternheim Bild ſo ſüße und ſchmeichelnd vorgelegt, daß ichs als eine freundſchaftliche Lehre: „Siehe, Mädchen, würke und arbeite auch ſo viel Gutes“! anſehe. Was mir Leuchſenring trocken und ohne ſchöne Hülle ſagte: „Sie ſind noch lange nicht, was Sie ſein können, Sie ſind alles nur halb u. ſ. w.“ das kleiden Sie, kleiner Schmeichler, in einen andern Ton, der ſich ſo leicht und ſüße eindringt, und im Grund doch nichts anders ſagen will, als was Leuchſenring ſagte. Sehen Sie, liebſter Freund, ſchon die Probe meines Richteramtes über Sie, daß Sie mir die Wahrheit nicht ohne Schminke geſagt. Doch ſie mag von Ihnen kommen, wie ſie will, ſie iſt mir immer lieb. Nur wünſche ich, ſie niemals zu verkennen, wenn ſie ſo ſchön gekleidet kommt. Und das iſt auch nicht möglich. Alſo tauſend Dank dafür!

Aber, mein ewiger ſüßer Freund, was haben Sie mir ſo viel Himmliſches bei meinem Bilde geſagt! Sie wiſſen, wie ich alles das aufnehme, und mich wohl mit Thränen freuen darf, daß Du mich lieb haſt. O mein Einziger, könnt' ich die Thränen und ſüße Wehmuth darüber mit Dir theilen! Ach, das elende Bild kann Dir mit keinem Zeichen dafür danken! und ich, ich ſitze hier und weine. O Gott, ich kann nichts davon ſagen: Du haſt zu ſehr mein Herz gerührt. — —

O wie glücklich bin ich, daß ich von meiner Jugend an hab' weinen können! es iſt Troſt und Wolluſt in den Thränen. Komm', wenn Du mich liebſt, und weine mit mir. Süße Wehmuth iſt der Liebe heiligſtes Heilige; ſie mögen immer liebeſäuſeln und tändeln, die Glücklichen, ich neide ſie nicht, ich will, ich mag nicht tändeln, und mit meinen Thränen bin ich viel glücklicher in Deinem Arm, bei der Turteltaube. Heiliges der Liebe wohnt da! — Aber was fehlt Dir, liebſter, ſüßer Jüngling? Du biſt nicht ganz zufrieden? Wie kann ich Dich tröſten? Ich möchte Dich ſo gern mit meinem guten Herzen der Freundſchaft, um das Du nicht bitten durfteſt, fragen: „Was fehlet Dir? und warum biſt Du bekümmert? und warum iſt Deine Seele beunruhigt?“ O mein lieber Herder, Du mußt aber nichts unzufrieden ſein. Du haſt einen ſo großen Geiſt und das edelſte, beſte Herz, die Dich bei allem, was Du vielleicht vermiſſeſt, ſchadlos halten. Wie können Sie noch unzufrieden ſein?

Wie ſehr leid thut es mir, daß Sie mein Herz noch nicht ſo ganz kennen und ſich noch entſchuldigen, daß ich über Ihre Erklärung meines Mißverſtändniſſes unruhig werden könnte! wie kann ich über ein Herz, das ſich ſo edel erklärt, unruhig werden? Ich muß Ihnen noch immer den Vorwurf machen, mein Lieber, daß Sie mich zu ſehr noch für ein Mädchen halten, das — ach, ich weiß nicht, was Sie von mir glauben — nur glauben Sie, daß ich nie mit Verſtellung, die meinem Geſchlecht ſo ſehr zur Laſt gelegt wird, mit Ihnen ſpreche; ſo unedel, oder wenn Sie wollen, ſo liſtig bin ich nicht, und wahrhaftig bei einem ſo edeln, guten Herzen, wie Dein Herz, brauche ich keine Liſt, und habe ſie auch nicht. — —

34.

An Herder.

(Darmſtadt) den 6. December (17)71.

Wie doch mein liebſter Freund mir den guten Augenblick, den ihm mein Brief machte, und an dem vielleicht mehr Ihre heitere Seele Theil hatte, ſo himmliſch belohnte! Ich habe es in meiner Einfalt nicht anders aufgenommen, als es Ihnen meine erſte Antwort darauf ſagen wird. Hab' ichs zu einfältig, oder gar anders verſtanden, als Sie gemeint, und Du biſt mir nicht ſo gut, als ich glaubte — ach, ſo laß mir doch wenigſtens noch den ſüßen Wahn! er wird, wenn er aufhören muß, nur zu früh aufhören! doch nein! er ſoll nie aufhören. Beſitze ich nur den hundertſten Theil von Deinem Herzen, ſüßer Jüngling, bin ich nur Deine entfernte Freundin — wills das Schickſal? wohl! es wird, es muß gut ſein, und wozu denn immer die demantne Feſſel zur Glückſeligkeit? O laſſen Sie ſich nichts gereuen, was Sie mir geſchrieben! Reines Herz, ich ſahe Dich ſo ſchön glänzen, und Du willt, ich weiß nicht, aus welchem Mißtrauen in mich, Dich rechtfertigen. Sieh, da muß ich Geduld mit Dir haben. — —

Endlich, endlich bin ich mit meinem Klopſtock fertig. — Ich bin gleich auf das zweite Buch wie hingeſtürzt. Es iſt ein Himmelreich in denen an Cidli! eine ſo ſanfte, ſchöne, heilige Seele überall, das ſich nicht ausſprechen läßt. Mir ſinds heilige, glückſelige Bilder der Liebe; ich miſche mich ſo ganz in jede Scene, wo er die arme Cidli mit ihrer blaſſen Wange ſchlafen ſieht — wo er ſie ſo himmliſch tröſtet, wenn ſie weint — wo ſie ſich lieben und glücklich ſind. O liebſter Herder, es iſt ein Blick in Elyſium, zwei glückliche Liebende zu ſehen! ich habe göttliche Morgenſtunden dabei gehabt. So hat die zweite Liebe ſeine erſte unglückliche belohnt! aber wo belohnt ſein Vaterland den Tod der armen Cidli? Ach Gott, ſehen Sie nicht, der arme Mann iſt nicht im Stande, von ſeiner todten Cidli zu reden, wenigſtens iſt im ganzen Buch nichts davon. Sein unglückliches Vaterland, das er ſo ſinnig und ſchön und erhaben beſingt, wird doch nie Cidli für ihn ſein. Die Vaterlandsoden ſind aber groß und erhaben;

die, die ich verſtehe, ſind vortrefflich und ſo recht nach meinem alten Deutſchen Herzen, mit dem ich oft ausgelacht werde. Mich dünkt, die Thaten unſerer Väter, die Menſchen waren, müſſen mehr auf uns würken als alle Götter des Olymps. Mich ſchauderts immer, wenn Herrmann oder ein Barde aus ſeinem alten, zerfallenen, bemooſten Grab gerufen wird. O Schande, daß Deutſchland ſo gefallen iſt! Der arme Klopſtock ſchreits wohl ſeinen Landsleuten in taube Ohren und Herzen. Ach, wie viel haſt Du mit Deiner Cidli verloren! —

Sie haben nur drei Tage die Oden gehabt und gleich vom warmen Herzen nach Darmſtadt? Sie ſollen doppelt dafür geliebt ſein. Was hat Ihnen noch immer Leuchſenring gethan, daß Sie ihn oben an ein Viereck von einer ſchönen weißen Seite geſetzt, gerade als wenn er in das Thal des Untergangs fallen ſollte. Der arme Menſch! Haben Sie Mitleiden mit ihm! Vielleicht liegt er in einem Schweizerthal begraben; denn wider alle Gewohnheit und Erwartung ſind ſeit 4 oder 6 Wochen keine Briefe von ihm angekommen. Die letzte Nachricht war von Bern, wo er ſich ziemlich über Herrn von Haller ärgerte. Ich weiß nicht, ob die berühmte Mlle. Bondelli in oder um Bern wohnt, die er aufſuchte; er ſitzt vielleicht zu ihren Füßen und kann nicht ſchreiben. In Zürich war er ſehr vergnügt, hat viele Bekanntſchaft gemacht, und viel gute Menſchen gefunden; ſie haben ihn dort verheurathen wollen, aber der empfindſame Schmetterling floh weg. Ich hab' ihm verſprechen müſſen, alle Wochen zu ſchreiben, aber ich ſchrieb ihm nur zweimal nach Bergzabern und ein Billet von drei Zeilen in die Schweiz. Er muß mich für ein Ungeheuer von Freundin mit meinen Verſprechungen halten. Er hat mir nur zwei kleine Billets aus Bergzabern geſchrieben, (die Sie leſen dürfen, wenn Sie Luſt dazu haben); es war auch der Vertrag unſres Briefwechſels ſo, daß ich ihm mehr ſchreiben ſollte, als er mir. Aber ſehet da, was Mädchenverſprechungen ſind! Ich muß ihm wahrhaftig bald wieder ſchreiben; er iſt eine gute Seele. Er könnte glauben, mein Herz iſt ſo klein, daß es nur für einen Freund Platz hat.

Du biſt ein träger Jüngling, mein lieber Freund, daß Du zu Deiner Arbeit erſt Frühlingswind haben willſt. Ich glaube gar, der garſtige hochwürdige Conſiſtorialgeiſt führt Dich zur Schau gefangen? treibe ihn aus, den finſtern Geiſt, er möchte die Weiblein und Mägdlein verſcheuchen! Wenn ich je ein Recht über Dich erlange, ſo mußt Du wegen dieſer armen Creatur gequält werden. Der Muthwillen! Was haben wir ſchwache Werkzeuge Dir gethan? Geh, Du Stolzer, und ſchicke mir nur Deine Lieder und Winterlied an Mademoiselle — Doch nein, das Letzte müſſen Sie mir nur aus freier Wahl ſchicken. Hängen Sie ihm noch ein ſchwarzes wollenes Winterkleid um, das halb an die Nonne und halb ans Weltkind grenzt, ſo iſt das Bild getroffen. — —

Wir ſitzen auch lange ſchon, aber ich wieder völlig wohl, in unſrer Winterhöhle. Unſer Freundſchaftscirkel mit Merck will ſich dies Jahr nicht mehr ſo vertraut ſchließen als ehemals. Es iſt wahr, er hat viele Arbeit am Hofe, alle Tage drei Stunden die Prinzeſſinnen Engliſch zu lehren, und der Fräulein von Rouſſillon beim Spaziergang Geſellſchaft zu leiſten. Der Doctor Leuchſenring hat ſeinen Sohn bei ſich, mit dem er ſich meiſt abgibt; aber überdies iſt er nicht recht vergnügt, man ſieht ihm einen gewiſſen Kummer an, der ſeine Frau und Familie angeht, auf dem Geſichte. Er dauert mich im Herzen. Er war ſonſt auch einer unſerer Wintergeſellſchafter, aber nun nicht mehr ſo oft. Wir ſelbſt ſind in unſere Familie eingeflochten, theilen Freude und Kummer unter uns und verlangen keine Geſellſchaft. Das gedrückte Häufchen flüchtet ſich immer in die Einſamkeit. Ach, mein Ewiggeliebteſter, wie wehe thut es mir, daß Sie kein glücklicheres Mädchen an Ihrer Freundin gefunden, die Ihnen doch wenigſtens ein hüpfendes Herz immer zeigen konnte! — —

35.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg den 13. December 1771.)

Sie haben lange keinen Brief von mir, mein liebes Mädchen: Unpäßlichkeit, aber ohne Bedeutung, und Geſchäfte ſind am Unterbleiben zweier Poſttage Schuld. Sonnabend 8 Tage befand ich mich ſo unläſſig, Mittwoch darauf war ich als patronus scholarum feierlichſt beim Schulexamen, Sonnabend darauf hatte ich mit einer andern feierlichen Ehre zu ſpielen, vor Sr. Durchlaucht in Höchſtderoſelben Zimmer zu predigen: und ſo iſt heut wieder Mittwoch geworden. Mein Gott, wie geht unſer Leben hin? und was wird aus uns in dieſem lieben Leben!

Alles Gute, liebes Mädchen, was Sie auch in Ihrem neulichen ſüßen Briefe von mir träumen, iſt — ſüßer Traum! und wenn irgend ein Menſch das nicht iſt, was er ſein konnte und ſein ſollte, wenn irgend ein Menſch gleichſam für ſich ſelbſt nichts geworden iſt: ſo bin ichs. Sehen Sie, das iſt mein Bekenntniß der Sünde vor meinem eignen Herzen, und wenns die ganze Welt hörte und nicht begriffe, ſo begreife, ſo fühle ichs leider! zu ſehr ſelbſt, und muß leider! zu oft ſehr traurige Buße thun! Den erſten Grund von alle dieſem kenne ich freilich mehr als zu wohl: meine Einbildung überſpannt ſich immer zu ſehr voraus, mein warmes Gefühl reißet immer vorher hin, und oft nachher eben in den Augenblicken der Würkſamkeit, wenns hie und da Trug erkennet, ermattets, erſchlaffets oft zu ſehr und liegt. Zwar bleibt mir alsdann noch immer, wenn ich ſo ſagen darf, gute Gewohnheit, und das Feuer der Empfindung und Thätigkeit kommt bald wieder zurück, wenn ſie ſich auch von dieſem Stoße erholt hat: aber oft iſt alsdann freilich zu ſpät, und das iſt auch die Urſache, warum bisher noch faſt gar nichts Ganzes in meinem Leben aus mir geworden iſt. Vielleicht keine einzige ganze That! keine einzige vollendete Situation! Es iſt beinahe mit einer Thräne, und gewiß der empfindlichſten Thräne, daß ich das hinſchreibe: aber doch nicht Thräne der Verzweiflung. Wenn es nicht doch ſchon geworden, ſo freue ich mich gleichſam auf jedes reifere Jahr meines Lebens, wo natürlich Empfindung und Ausübung, Einbildung und Thätigkeit ſich mehr in einander drängen, näher zuſammenrücken und eine die andere wechſelsweiſe theils ſchwächen theils ſtärken muß. Freilich iſt mir dazu am meiſten (wenn ich je des Glückes werth bin) gleichſam ein Stab, an den ich mich halte, eine Freundin nöthig, die täglich um mich und mit mir eins iſt, die natürlich denkt, mich liebet, ruhiger als ich empfindet, und durch deren Anblick gleichſam, durch deren ſtumme Betrachtung, als durch einen Umgang mit einem Engel aus dem Olymp, ich gleichſam auch allmählich wie ſie ſein lerne. Alsdann weiß ich beinahe nicht alles, was ich von mir Gutes hoffen und träumen und wähnen könnte; aber wer ſteht mir dafür, daß auch dies nicht Traum ſei? — In Einem haben Sie wenigſtens Mitleiden mit mir, gütige Freundin, daß ich hier würklich noch keinen Freund habe, mit dem ich auch nur von etwas dergleichen ſprechen könnte. — [1]

Was Sie auf ſich deuten, edle, gutherzige Freundin, aus meinem Briefe, iſt nicht ſo gemeint geweſen: ich kenne

---

[1] Hier folgt die Stelle in den „Erinnerungen“ I, 215 f.

Sie würklich ſo wenig in den Schlupfwinkeln, die Ihr Freund an Ihnen kennen will oder zu kennen ſich anmaßet, um das gemeint zu haben oder haben meinen können. Die herrſchende Güte und Aufrichtigkeit, an der ich Sie kenne oder zu kennen glaube, iſt mir gnug, und die, glaube ich, iſt unwiderſprechlich: dahingegen Ihr Freund ſich (wie ich ſchon andere der Art auch gekannt habe) alles nach ſeinem Bilde einer gewiſſen Kindheits-, Kloſter- und Schäferunſchuld zu modeln ſcheint, und da dieſe vielleicht ein zu entferntes abſtractes Bild iſt, er auch vielleicht in der würklichen Welt weniger als in ſeiner erdichteten Welt wandelt, die er ſich auch ſelbſt an den Perſonen zu erdichten ſcheint, an denen er ſie finden will. Sie ſehen aber, meine edle, liebſte Freundin, daß ich mit alle dem Ihnen das Urtheil Ihres Freundes, in Ihrer Anwendung damit gar nicht entkräften will: es iſt eigentlich, wie alle allgemeine, weiſe Urtheile der Art, nichts geſagt, wofern er Ihnen nicht einzelne Stücke zeiget; allein immer haben Sie noch, gutes Mädchen, da im Grunde Wahrheit gewiß Ihr Charakter iſt, die Anwendung davon in Ihrer eigenen Hand, und bloß durch dieſe Anwendung wird es etwas. Eigentlich, glaub' ich, wiſſen wir Menſchen, jeder in ſeinem Innern allein, was wir ein jedweder ſein ſollen, und die Empfindung, glaub' ich, verläßt auch einen ſehr treuloſen Menſchen nur ſpät, und den Wahren, Redlichen nie. Sonſt iſts allemal ſo ſchädlich, ſich in eines andern Seele hineinzubilden, als in eines andern Seele hineinzumediciniren: aber wie ſehr können wir den Rath des andern brauchen, und wenn wir ihn brauchen, wirkt er doch nur durch das Triebwerk unſerer eigenen Natur zu unſerer Geſundheit.

Wehe meinem moraliſchen Briefe! Er iſt, glaub' ich, der erſte, den ich ſo geſchrieben; auch bitte ich gewiß, draus kein böſes Omen zu nehmen. — —

Wie habe ich mich bei Ihrem letzten Brief über Ihre Geneſung ſowohl als die edle Regung gefreut, die bei Ihnen Nerve Ihres Verhaltens zu ſein ſcheint. Nur bei allem, was Sie von Merck ſagen, iſt mir doch ſein Stillſchweigen unbegreiflich, und wie es ſcheint, ſein dortiges Verhalten noch unbegreiflicher. Gedanken und Kummer machts mir freilich manchmal, aber würklichen Schmerz nie: denn, wie mich Gott kennet, glaub' ich, bin ich daran unſchuldig.

36.

An Herder.

(Darmſtadt den 16. December 1771.)

Sie können nicht glauben, liebſter, guter Herder, wie ſehr mich der Theil der Vertraulichkeit auch Ihres äußern Lebens rührte! ich fühlte mich als Ihre Freundin eine Stufe höher. Und in der That bin ichs bei dieſer neuen Theilnehmung an meines einzigen Freundes Lebenshaushaltung. Ich habe ein kleines Recht über Sie: laſſen Sie mich nun auch davon ſchwätzen. Ich habe mich bei dem erſten Durchleſen des Briefes wieder ſo ſehr als niemals über Ihre Situation in Bückeburg geärgert, die im Ganzen ſo ſchief, ſo leer, ſo hinkend iſt, daß mir alle Geduld ausgeht, wenn Sie ſich noch beſinnen wollen, da zu bleiben. Haben Sie die geringſte Verbindlichkeit gegen den Grafen, der weder Ihr Freund, noch — nichts iſt? oder gegen die hochgräfliche Reſidenz, der Sie Sünde vergeben und gepredigt haben? oder haben Sie ſich vorgenommen, Ihre Jugend in den Weſtphäliſchen Wäldern und Thälern zu vergraben oder zu verſpazierengehn? Ich bin wirklich ein wenig böſe auf Sie, daß Sie das ganze elende Ding noch Platz nennen, und noch einige Verbindung für dieſen hochwürdigen Platz haben mögen. Ich glaube, daß Sie ganz andere Verbindung gegen den Eutiner Hof haben. Das Zutrauen, die Liebe, die Achtung des Prinzen und ſeines Hofes verbinden Sie allerdings. Die Reiſe hat müſſen durch Ihre Verlaſſung und Entfernung geendet werden, und nun kommt der Prinz und ſchüttet ſein ganzes Herz bei Ihnen aus, und ſucht Troſt und Rath bei Ihnen, den Sie ihm geben können und geben müſſen, da Sie ihn ſo ganz kennen. O laſſen Sie doch dieſe Gelegenheit, die ſich ſo ſchön zu Ihrem Vortheil zuſammengewebt hat, nicht aus Händen, nach Italien zu reiſen! Hat nicht alles ſo kommen müſſen, um doch die Reiſe nach Italien nach Ihrem Gefallen jetzt zu thun? Seine Durchlaucht der Herr

Graf mußten mit ihrem Blendwerke kommen, um Sie aus der verdrießlichen Reiſegeſellſchaft zu holen, und Sie gingen hin zu ſehen und ſahen — daß aller Flittergoldglanz eitel iſt. Denn was in der Welt iſt für ein Lärm vom Grafen von Bückeburg gemacht worden! Es iſt eine Erfahrung für Sie, die freilich nicht erfreulich iſt, aber doch nutzen kann. Ich glaube nicht, daß Sie dieſer Veränderung wegen für einen Flatterer angeſehen werden. Ihre ganze Lage, wer ſie kennt, entſchuldigt Sie, und wer ſie nicht kennt, darf ohnehin nicht reden. Was haben Sie noch Anſtößiges und Zweifel bei Ihrer Entſchließung? Hofdank nach geendigter Reiſe! Auf den müſſen Sie freilich nicht zählen; denn ich will Ihnen hernach ein frappantes Exempel an Doctor Leuchſenring erzählen. Und was brauchen Sie auch den? Die ganze Welt ſteht Ihnen offen. Sie werden gewiß mit eben der Ruhe und Zufriedenheit über Ihre Arbeit vom Prinzen weggehen, als Sie jetzt zu ihm gehen. Und in Berlin und Hannover kann's Ihnen dann nicht fehlen. — — Aber noch eins, den wichtigſten Grund zu Ihrer Reiſe hätte ich faſt vergeſſen. Wiſſen Sie denn nicht im Ernſt, daß Sie ein kleiner Flatterer ſind, der die Welt und Ihre Herrlichkeit ſehen und genießen muß, und der ſich wahrhaftig nicht in Weſtphalen einſchließen läßt, um Beichte zu hören und Sünde zu vergeben? O laſſen Sie, wenn ich Sie bitten darf, mein Lieber, dieſe Reiſe nicht aus Handen, wenn Sie nicht wichtige Gegengründe haben. Das einfache natürliche Leben und Einſamkeit wird nach der Reiſe viele neue Reize für Sie bekommen; denn mir iſt immer die Einſamkeit ſüße Erholung nach der Geſellſchaft. Es verſteht ſich auch ohnehin, daß Sie nicht als geſchmeidiger Cabinetsprediger mitreiſen. Streichen Sie in aller Götter und Heiligen Namen die Welt in die Quer und die Länge mit Ihrem ſonderbaren Prinzen (den wir dummen Leute hier für ein Kind hielten) durch! Nur — ach, mein Lieber, wie viel verliere ich dabei! welcher Schutzengel wird Dich zuweilen an mich erinnern? und in welcher Bruderhütte werde ich ſitzen und um Dich weinen und beten? Ach, mein Lieber, was alles wird Sie umgeben und umlagern? Aber auch der Schutz Gottes, das iſt mein Troſt. — —

Tauſend Umarmungen für Ihre Lieder, liebſter Herder! Die Geſchichte des Apoll iſt das rührendſte, göttlichſte Stück. Ich kenne Dich doch gleich mit Deiner eigenen ſtarken, ſanften Sprache, ſchönes Herz! Sagen Sie mir, wann haben Sie die „Dämmerungen des Lebens“ [1] gemacht? Gewiß mit einer Thräne! Ach Gott, wie oft fließen ſie hier im Stillen! Den Traum haben Sie doch nicht aus Vorſatz vergeſſen?

Die Geſchichte des Hofundanks an Doctor Leuchſenring iſt dieſe. Der Gram, der ihm, ſo lang er hier iſt, auf dem Geſichte war, iſt, weil er mit ſeiner Beſoldung, die er

---

[1] Werke zur Litteratur und Kunſt B. 3, 213 f., wo das Gedicht dem Jahre 1772 zugeſchrieben wird.

12 Jahr als Leibmedicus der Herzogin hatte, nicht mehr auskommen konnte und 6000 Fl. Schulden dazu gemacht, die er freilich von ſeines Vaters Geld einmal bezahlen kann. Er forderte vor 14 Tagen den Abſchied beim Herzog und erzählte ſeine Umſtände! in allen Gnaden bekam er ſeinen Abſchied ohne einen Kreuzer Belohnung für die treueſt Dienſte, die er dem Zweibrückner und hieſigen Hofe ſo lang und ſehr geleiſtet. Das iſt Dank des Hofes ſelbſt von den edlen, großen Fürſtinnen, wie die unſrigen ſind. Er will ſich in Frankfurt ſetzen, das uns recht lieb iſt. Der arme Mann hat durch den Gram ein kleines Gallenfieber bekommen, das aber wieder glücklich vorbei iſt; wir haben heute zuſammen Klopſtocks Oden bei Merk geleſen und darauf mit dem Geheimerath Triſett geſpielt. —

37.

An Herder.

(Darmſtadt im December 1771.)

— — Ich weiß nicht, lieber Freund, Sie ſchlagen mich eben ſo ſehr mit der Meinung, die Sie von Leuchſenring und meiner Freundſchaft haben, nieder, als ich Sie unbedachtſamer Weiſe durch die Nachricht von unſerm Briefwechſel niedergeſchlagen. Es ſollte bloß Schäferei ſein, weil Sie mich einmal hier fragten, ob er mein Liebhaber geweſen ſei? Weil ich darüber ſchäkern kann, ſo wollte ich darüber ſchäkern. Aber mein Gott, wie ernſthaft nehmen Sie das alles auf? Es iſt mir leid, daß ich die drei Brieſchen, die zwiſchen mir und Leuchſenring gewechſelt wurden, ſo lange geheim gehalten. Ich ſahe es als kein Geheimniß an, weil keins darinnen war und die Brieſchen im Geringſten nicht für Sie intereſſant waren. Ich bekam ſie von Merck offen und gab ſie Merck auch wieder offen. Hier iſt zur Probe ein Zettelchen, ſo ich vor 8 Tagen erhalten. Sie ſind ſo gütig und ſchicken mirs wieder. Stoßen Sie ſich nicht an den Namen Pſyche; er hat mir ihn gegeben, den Tag, da Sie von Straßburg kamen, und ich zu Ihnen in Mercks Kämmerchen flog. Ich hoffe, daß dieſes Zettelchen Sie von der unbedeutenden Art unſrer Freundſchaft überzeugen wird. Aber, beſter, liebenswürdiger Freund, zeige ich Ihnen Zwang in meinen Briefen? oder glauben Sie mein Herz nicht ſo offen gegen Sie, als es gegen mich ſelbſt iſt, da Sie mich bitten, offenherzig zu ſein? Mein Gott, wie kann ich Sie von meiner Redlichkeit überzeugen! ich bin redlich, das iſt alles, was ich ſagen kann, und wenn jemals ein Mädchen Sie mehr lieben wird, als ich — o mehr nicht! mehr nicht! das weiß ich, aber ſie muß ein glückliches Mädchen ſein, das wünſch' ich mit dieſen Thränen. —

Soll ich Ihren Zweifel in meine Offenherzigkeit anders auslegen, und wünſchen Sie, nicht der erſte Freund in meinem Herzen zu ſein, und wollen mich von Sich und zu Leuchſenring weiſen? wohl! warum ſprechen Sie nicht offenherzig davon? Sie kennen mich, daß ich Sie über alles in der Welt liebe; warum haben Sie Rückhalt gegen mich? Ich habe Ihnen alle meine Ahndungen von unſerer Freundſchaft mündlich geſagt: „Wir werden uns niemals wiederſehen“ — ich bin zufrieden, wenn ich Ihr edles freundſchaftliches Herz beſitze. Es iſt das Einzige, Erſte und Ewige auf dieſer Welt, es füllt jetzt meine Seele und wird ſie in Zukunft auch füllen. Und wollten Sie mir dies Herz entziehen und von ſich weiſen? wie wehe würde mir dies thun, da ich ja ſonſt nichts auf dieſer Welt verlange. Aber wollen Sie, daß ich Sie unter meine Freunde ohne Vorzug miſche? Nur einen Wink, liebſter Freund, ich wills Ihnen nicht mehr ſagen, daß Herder mein erſter Freund iſt.

Werden Sie mich nicht ein ſonderbares Mädchen nennen? Aber — es iſt doch ein böſer Gedanken, wenn Sie mich von ſich und zu Leuchſenring weiſen wollten. Meine Freundſchaft iſt warm genug gegen ihn, und meine Freunde liebe ich mit ganzer Seele, aber einer muß doch der erſte ſein, und wer anders iſts als Sie, mein ewig Geliebter! —

Der gute Doctor Leuchſenring bleibt wieder bei dem Herzog. Sie haben die Verſicherung ſchriftlich gegeben, daß er ſeine Penſion lebenslang behalten wird, und damit war er zufrieden. —

38.

An Herder.

(Darmſtadt den 30. December 1771.)

— — Ich kann faſt nicht erwarten, was für Vorſchläge Ihnen von Eutin gethan worden und zu was Sie ſich entſchließen. Alles, was ich Sie um Ihre Ruhe und Genuß des Lebens bitte, Beſter, Vortrefflichſter, machen Sie, daß Sie aus der traurigen Einſiedelei herauskommen. Die ganze Welt ſteht Ihnen ja offen, wenn Sie von Eutin keine günſtige Anerbietungen haben! Ich kann Ihnen nicht ſagen, mein lieber Guter, wie ſehr ich in dem Theil um Sie leide! Ach, unſre Fürſten, was für Geſchöpfe ſind das! was könnte der Graf durch Sie und mit Ihnen thun, wenn er Menſch ſein dürfte! Sie haben das Privilegium, es nicht zu ſein, und darin verachten Sie ſie mit Klopſtock recht ſtolz, und laſſen ſie ſchlummern in Ewigkeit. — Wie ſehr, wie ſehr werde ich mit Ihnen aufleben, wenn Sie wieder unter Menſchen ſind, oder wenigſtens Menſchen aufſuchen konnen, und wie ſehr wünſche ich Ihnen dazu die Reiſe nach Italien! — —

Ich muß ſo geſchwind wie möglich unſern aufrichtigen, aber nachläſſigen Freund Merck entſchuldigen. Es iſt eine wahre Wohlthätigkeit, daß er ſo oft wie möglich bei Fräulein von Rouſſillon iſt. Sie iſt oft ſehr melancholiſch, und er ſucht ſie zu zerſtreuen und aufzumuntern. Der Freundſchaftsdienſt iſt, wie er ſich äußert, oft zur Laſt. und aus lauter übler Laune hat er Ihnen ſo lange nicht geſchrieben. Er war vor einigen Tagen in Frankfurt und hat Bekanntſchaft mit einem Ihrer Freunde, Goethe, gemacht, der ihm wegen ſeinem Enthuſiasmus und Genie ſehr gefallen. Auch den Verfaſſer des „Catechismus fürs Landvolk“[1] hat er da gefunden, mit dem er auch wegen ſeiner vielen Gelehrſamkeit und liebenswürdigem Charakter ſehr zufrieden war. Ich habe vor ohngefähr 14 Tagen den Catechismus geleſen, und war ſo ſehr über die edle Einfalt mit warmem menſchlichen Herzen darin gerührt, daß ich faſt gewünſcht hätte, ein Dorfſchulmeiſter zu ſein, um den armen Creaturen ihr Joch verſüßen zu helfen. Er muß wahren Nutzen ſtiften, wenn er gut angewendet wird.

Sie wiſſen, mein beſter Freund, aus einem meiner Briefe, daß ich Hoffnung hatte, meine älteſte Schweſter würde in die Gegend kommen, und mein Bruder würde verſorgt. Alles dies war ſo ſchöner Anſchein, daß ich mich darüber bei Ihnen freuen mußte. Aber leider! es iſt wieder alles ſo elend zerflogen, daß ich wenig Hoffnung zur Rettung meiner Schweſter habe, und meinem Bruder ſcheinen alle Elemente zuwider zu ſein. O Gott! wie oft werden wir zurückgeworfen? eine arme Hütte der Verborgenheit wird uns ſo oft verſagt! O komm', heiliger Troſt der Vorſehung und beruhige die Armen! Ich leide allein um meinen Bruder; denn ich habe nichts in meinem Herzen, das mich quält, als Theilnehmung. Wie wenig iſt das! und doch ſüße! — —

---

[1] J. G. Schloſſer.

Sie werden glauben, liebſter Freund, daß ich unſere Vertraulichkeit nicht mißbrauche. Merck fragte mich, was Sie in Ihrem vorhergehenden Briefe geſchrieben? Ich ſagte das, was ich ſagen konnte, und im Vorbeigehen, Sie hätten, wie Sie ſchon geſchrieben, Ruf nach Eutin, was er davon hielte? Als Hofprediger, ſagte er, wäre es kein Platz für Sie, und auf Reiſen würde der Prinz ſchwerlich gehen, weil es ihm an Geld fehle. Das war alles, was geſprochen wurde.

Werden Sie geſund am Körper und heiter an der Seele, ewiger Freund meines Herzens! Entſchuldigen Sie niemals, wenn Sie nicht oft ſchreiben; ich weiß, daß Sie Geſchäfte haben und mein Freund ſind, und an mich denken; und thun Sie es nicht, ſo bin ich deſto mehr bei Ihnen, und umarme Sie. —

39.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg im Januar 1772).

— — Der hieſige Ort iſt nichts für mich, das iſt wahr, und wer hats vom erſten Augenblick an mehr gefühlt als ich? — ob Sie mich gleich damals ſchalten. Aber wahrhaftig, hier iſt nichts zu thun! ich ſehe von allen Seiten noch nichts zu thun — und — kurz, ich habe in meinem Leben noch nichts gethan — was weiß ich? Ich könnte Ihnen tauſend Mährchen von dieſem Ort erzählen — Mährchen vom Hofe, Kirche, Stadt, Conſiſtorium, meiner Lebensart, mir ſelbſt; Sie würden nichts glauben! Und kurz — ich will nichts erzählen! Ich bin auf die ſcheuslichſte Art hieher verirrt — und doch — großes Wort! bin ich, recht kalt geſprochen, der Glücklichſte von Bückeburg, Herr und Frau, und Schwägerin und Schwager nicht ausgenommen. Doch auch das weiß ich nicht — wo weiß ich, wie ſanft oder hart ſich auf gewohnten Dornkiſſen ruhet?

Mit dem Prinzen zu reiſen, iſt mir noch gar nicht angetragen: wer weiß, ob (aus noch andern Urſachen, die Merck nicht angeführt hat, die aber ich weiß) der arme Schelm ſelbſt mehr reiſe? Noch mehr, ob ich mit ihm reiſen könnte; denn das glauben Sie doch, gutes Kind, daß ich bei aller meiner Blindheit dem Prinzen nicht ohne Urſache valedicirt. Ich habe, glaub' ich, einmal dem Merck in den dunkelſten Ausdrücken der Offenbarung Johannis eine Prophezeihung geſagt — die — ſo bald — bald eingetroffen iſt. Ich mache deren mehr, und ſo viel als ich mir, als der größte etourdi vormals auf der Erde, zutraue, ſo viel ich mir über den Prinzen, den und ſeine Mutter ich ganz kenne, zutrauen kann: ſo — iſts noch die Frage, ob ich mich mit ihm je zum zweitenmal wagte. Laß die Räthſel bei Dir beharren, gutes, liebſtes Mädchen, und mache von ihnen auch keine ſummariſche Auszüge an andere, die ſie ſo gut zu kennen ſcheinen, als Ihr Schwager den Landgraf. Als Hofprediger will ich nicht da ſein, um alles: denn da iſt die Sache ganz verändert. Als Erzieher des Prinzen, als der erſte Menſch, den er kennen lernte, konnte ich alles — alles feierte, liebte, huldigte mich: als unterthäniger Herr Hofprediger — danke! — und wenn ichs würde, konnte ich ja nicht einmal reiſen. — —

Kurz, meine Freundin, wenn ich von den Sachen noch ein Wort ſagen darf: alle Dinge ſind mir in meinem Leben wider oder ohne Willen begegnet; ich werde jetzt nicht anfangen zu ſorgen, da ich juſt eben nichts thun kann. Ich allein — warum ſollte ich nicht eine Zeit lang in den Bückeburger Bleigebürgen ausdauern? ich werde wahrhaftig auch dadurch beſſer, und ich trotze drauf, wenn Sie — großer Gott! Sie — mich noch einmal ſehen. — —

O Mädchen, lerne an die Tugend glauben! ich könnte, wenn Du es wollteſt, ewig mit Dir als meiner ſüßeſten einzigen Schweſter leben — (und wie wollte ichs!); ich konnte, von Dir abgetrennt auf 50 Meilen, wie jetzt, wenn Du es mir verſtatteteſt, ewig als Bruder leben — und jetzt ſorgſt Du für mich, und glaubſt (verhehle Dein gutes Herz mir nicht!) als ob ich um Dich litte! Welche Kleinmuth, als ob ich Dir kein größer Herz zutraue! — doch ich habe auf tauſendfache Weiſe an der Kleinmuth ſchuld.

Fliehe mich, Mädchen, und fliehe mich ewig! (wer kann in Herzen ſehen und Herzen zwingen!) aber das Recht eines Bruders über ſeine Schweſter gib mir wenigſtens! das will ich und das muß ich haben! oder Ihr Herz hat ſich verläugnet! und das hats nicht! das kanns nicht!

Ich weiß, ich bin ein Erdenklos! beſtimmt, durch dieſe Welt in einem Thale hindurchzulaufen und zu zerfallen — wen darf, wen will ich mit mir beſchweren? — Aber ich habe eine Seele! ein Herz! — ja Mädchen, ein Herz, ob es gleich nicht an Geburtstägen empfindſamer Damen Freudenfeuer macht — und dies Herz möchte gern in ſeinem ganzen Leben von ſeiner Freundin wiſſen; ſolls das nicht?

Unſer Briefwechſel iſt ganz aus ſeinem Ton! gelehrt, claſſiſch, empfindungsreich, ich weiß nicht was geworden. Sie werden ihn überdrüſſig und ich tadle Sie nicht — aber iſt kein andrer möglich? Mädchen mit dem guten Herzen und dem Engelgeſicht, das da vor mir ſteht, für zwei entfernte Pilgrimme, die ſich ſo gerne manchmal ſehen, ſprechen wollen, ſich ſo ſehr aufmuntern können, kein andrer möglich? Ohne Zwang und Gefährde! In Unſchuld und Tugend! Du meine ſüße, einzige, ewige Schweſter und ich Dein — darf ichs ſagen — Dein Bruder? Sprich, antworte, rede herzlich, mein Mädchen.

H.

N. S. Sie ſcheinen Dinge gegen mich zu haben, das laſſe ich mir nicht ausreden — darf ich ſie wiſſen?

40.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg den 24. Januar 1772).

Bekomme ich denn gar keine Briefe mehr, ſüße, liebe Freundin, auch keine Zeile mehr? und Sie wiſſen doch, daß Sie meine ſichtbare irdiſche Tugenderſcheinung ſind, mein Engel Gottes in der Wüſten.

Ihr Bild ſpricht nicht! o wenns ſprechen könnte! Ihr Brief ſpricht wieder und zeigt mir nichts von Ihnen — aber wenn ich beides zuſammenſeze, mir zuſammendenke? Und o Gott, wenn ich Sie einſt wiederſähe, Sie wiederzuſehen werth, und ganz dann für Sie, ganz für Sie geſchaffen wäre!

Ich fange ſeit 14 Tagen in Bückeburg zu leben an, und alles ſcheint ſich mir zu verändern durch die Veränderung einer Seele. Hören Sie mein Geſchwäz und nehmen Sie an meiner Freude Theil. —[1]

Wären Sie hier, ſo glaub' ich, würde die Gräfin eine Freundin an Ihnen haben, wie ſie noch nicht viele im Leben gehabt — aber ich ſchwaze. Werfen Sie gleich den Brief fort: wie vieler Mißdeutung wäre er fähig!

Nun denn verzeihen Sies doch auch, ſüße Freundin, daß ich Ihnen die beiden ſo lang ſchon gemachten Stückchen ſo lange vorenthalte. Das eine wollte ich Ihnen gar nicht mehr ſchicken; es war in der Zeit der Irrung gemacht, und als ſolchen Trug müſſen Sies nehmen. Das Winterliedchen iſt hart und nicht der Rede werth. O mein liebes Mädchen, ich kann Dich nicht ſingen, wie ich wollte! aber Dich hochſchätzen, Dich ewig lieben werde und kann ich — als meine Schweſter! als ewige Freundin! — —

---

[1] Die folgende Stelle über die Gräfin Maria iſt in den „Erinnerungen“ I, 188 ff. abgedruckt.

Auch dieſen beigelegten Brief[1] mißverſtehen Sie doch nicht, meine liebe Freundin; er iſt auf den Wahn gebaut, als ob ſie aus Beiſorge für mich, *als ob ich mir Ihretwegen Trübniß machte*, ſich düſtre Ideen von meinem Zuſtande bildeten — mehr will und ſoll er nichts ſagen. Schreiben Sie mir doch bald, ſtrafen Sie mich nicht ſo lange mit Stillſchweigen. Ob ich gleich auf Ihre Güte keinen Zweifel ſetze, ſo iſt mir doch Ihr Schreiben ſo nöthig. Grüßen Sie Ihre liebe, gute, ſanfte Schweſter, und bitten Sie ſie, mir gut zu bleiben. Auch Sie bleiben mir gut, liebſte Freundin und Schweſter. Gott, was wünſchte ich, für Sie zu ſein!

41.

An Herder.

(Darmſtadt Anfangs Februar 1772).

Was fehlt Ihnen, lieber, ewig lieber Freund? Ich habe heute auf Briefe von Ihnen gewartet, aber keine! Es ſind drei volle Wochen ſeit Ihrem letzten; ich habe mich ſchon an dieſe Geduldzeit gewöhnt. Aber auch heute keinen. — —

---

[1] Den vorigen Brief.

Franz Leuchſenring iſt vor acht Tagen wie eine Erſcheinung (uns wenigſtens hier im Hauſe) mit der Poſt von Bern hier angekommen. Vermuthlich dem Erbprinzen zu Gefallen, der ſeit einigen Wochen hier iſt; ich habe ihn nicht gefragt. Seine Freunde ſind über ſeine unerwartete Ankunft vergnügt. Ich ſehe ihn alle Tage, und ſehr oft ſprechen wir von Ihnen; er liebt Sie von ganzem Herzen. Ueber ſeine Schweizerreiſe iſt er ſehr zufrieden; in Zürich hat er ſehr viele Männer, die ihn intereſſiren, worunter Bodmer von den erſten iſt, gefunden, und in Bern viele Frauenzimmer. Er iſt auch muntrer als ehedem. Er wünſcht ſehr die Erlaubniß von Ihnen zu bekommen, einige Ihrer kleinen Stücke, worunter beſonders das iſt „Sympathie und Freundſchaftswonne ſingen", an ſeine Freunde und Freundinnen, wo ſie aber in gute Hände kommen und kein übler Gebrauch davon gemacht werden wird, geben zu dürfen. Wollen Sie mir Ihre Erlaubniß dazu bald ſchreiben, mein Lieber? Sie haben ſo viele unbekannte Freunde außer Darmſtadt, die auch gerne etwas von Ihnen leſen; ich hoffe nicht, daß Sies abſchlagen. Beſonders verlangt Mlle. Bondelli, ſeine Freundin, die eine der größten weiblichen Köpfe und mit Rouſſeau in Briefwechſel iſt, einige Lieder von Ihnen. Es würde ihm ſehr leid thun, wenn Sies ihm abſchlügen.

Vor einigen Tagen haben wir mit den zwei Leuchſenring's und Merck und Mad. Merck auf meinen Geburtstag [1]) Punſch getrunken. Haben Sie keine Ahndung davon gehabt, wie ſehr ich an Sie dachte? — —

42.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg Anfangs Februar 1772).

Ich vernichte einen langen Brief, den ich an Sie geſchrieben. Er war der Ausfluß einer guten, obgleich etwas trüben Stunde; und in zu vieler Empfindung geſchrieben Weil die nun gemeiniglich außer ihrem Zuſammenhange von Zeit, Ort, Umſtänden, Regungen des Herzens verkannt wird, oder Gefahr hat, verkannt zu werden, ſo habe ich mir vorgenommen, an Sie, meine Liebſte, meine einzige Freundin, nicht anders als in einer Stunde der Stille und Sanftheit auch von guten Bewegungen zu ſchreiben.

Sie haben mich in Abſicht des Winkes auf den Briefwechſel ganz mißverſtanden; und wie müſſen Sie ſich (das wiederhole ich) noch immer meine Seele denken, indem Sie ſich auch nur mit einer Miene entſchuldigen. Entſchuldigung von hundert Seiten betrachtet iſt ja nicht das ſüße ganze, völlige Zutrauen, darum ich Sie ſo ganz allein, ſo frei bitte, als Ihre ſchöne Seele iſt, die immer handelt, wie ein Engel Gottes im Himmel, und ja auch fühlen muß,

---

1) Den 28. Januar.

daß ſie ſo handelt, und ſich deſſen freuen, und die ganze Welt in ihre Arme nehmen möchte. Ihre Seele iſt beſſer, als Sie es denken, und das ſollten ſie nicht.

Ueber Leuchſenrings Brief und Freude und Zurückkunft freue ich mich von ganzer Seele. Theilen Sie ihm Ihr ganzes gutes Herz mit, und ſagen ihm, daß auch wir, wenn wir uns noch einmal ſehen, dann auch gewiß mehr kennen werden. Bis dahin laß er noch immer auf die Wolke rechnen, welche ſein Freund Hemſterhuis zwiſchen allen unſern Geſichtern, Sitten und Charaktern bemerkt hat. Menſchengutheit wird er wenigſtens haben.

Sie haben noch den letzten Strauß über mich auszuhalten: meine Preisſchrift.[1] Sie iſt fatal, ich wollte ſie jetzt ſelbſt weghaben: es geht aber nicht an, und wenn der erſte rüde Stoß vorbei iſt, wird ſie ihren Nutzen haben. Jetzt würde ich ſie um hundert Sachen nicht ſchreiben, und nie mehr dergleichen ſchreiben. Nehmen Sie dies Siegel meines Bekenntniſſes an, und laſſen Sie auch dieſen Wind der Prüfung vorbeiziſchen.

Ich muß nach Göttingen, und war in Gedanken, auch wider Ihren Willen, ſchon bei Ihnen, wenn nicht der Graf aus leerer Eiferſucht auf die 14 Tage Abweſenheit einen Ton ſetzte, den freilich auch meine Geſchäfte hier und mein

---

[1] Ueber den Urſprung der Sprache, die ihm jetzt, wo ſie gedruckt war, mißfiel, ſo daß er einen Nachtrag dazu beabſichtigte.

Beutel accompagniren. Alſo, liebſtes Mädchen, jetzt unſichtbar — ich hier und Du am Fuße des Melibocus.

Bald ſchreibe ich wieder: ich ſitze an jedem Gedanken zu Ihnen, wie Pygmalion an Eliſe, und ich glaube, ich werde dadurch ſelbſt beſſer. Ich habe geſtern dieſe Cantate[1]) in einer vortrefflichen Compoſition gehört und gefühlt, daß es wohl eine ſüßere Illuſion in der Welt gebe, das ſo ganz gefühlt, daß ich faſt ringsum zum Narren ward. Die Geſchichte hat ſich durchaus umgekehrt, und Sie genießen das Glück, das ſchönſte Glück der Welt, unſichtbar und abweſend, das Herz Ihres Freundes zu bilden, der Ihnen nie mehr ſchriftlich ſagen wird, wie ſehr und ewig er Sie liebe!

43.

An Herder.

(Darmſtadt) den 6. Februar (17)72.

Darf ich mich an Ihr Herz legen, mein einziger, einziger Freund? Ach, meine zwei letzten Briefe — Sie werden mir gram: o verbrennen Sie ſie und reißen Sie ſie aus Ihrem Andenken, gutherzige Seele. Der letzte iſt der elendeſte, jämmerlichſte, fatalſte Brief, den ich in der elendeſten Stunde geſchrieben, und der mit Leuchſenrings Zettel iſt wahrhaftig aus meiner Seele gewunden worden. Ich bin ſeit

---

1) Von Rouſſeau.

etlichen Monaten in der jämmerlichſten Agitation. O mein liebſtes, edles Herz, ich habe nichts gegen Dich! Gott weiß es, wie ſo himmliſch und unbefleckt Sie ſelbſt, Ihr ganzes, edles, ſüßes Selbſt ſich in mein Herz gegraben, ach Gott! und ewig, ewig ſo darinnen ſein wird, und — ich weiß nicht, welcher Dämon mir eingab, eine hohe Tugend auszuüben — Gott bewahre mich für hohe Tugenden! Meine ganze Seele iſt ſo zerrüttet und verwundet worden — ach, daß ich nicht weiß, wie ich die paar Monate gelebt habe. Ich habe mein armes Herz übertäubt mit Leſen, Arbeiten und Zeichnen — aber es wird eher zerriſſen, als daß ich für Sie einen andern Platz darinnen nehme, der nur allein für Sie ewig und ewiger, einziger Platz iſt. O laſſen Sie mir Gerechtigkeit widerfahren, ſüßes Herz, daß ich nichts gegen Sie habe, ach nein! nein! gegen mich aber alles. Es fallen mir täglich Schuppen von den Augen, daß ich ſehe, was ich gegen Sie bin, ach! und das iſt alles, was mich zu den Gedanken gebracht hat, daß ich, Ihre erſte Freundin, (Sie ſind mein erſter, einziger Freund und ſo wünſche ichs auch in Ihrem Herzen zu ſein) Ihr Herz nicht ſo füllen, ganz ausfüllen kann, als ich wünſche und Sie verdienen. — —

O Engel Gottes, wie ward mir heute, als ich Ihren Brief bekam, den ich mit Zittern und Beben erbrach — konnte keine Blume mehr nähen, ging herum, wie eine Miſſethäterin und weinte faſt laut. Ach Gott, ich kann faſt nicht hier ſitzen, ich mochte Dich ſelbſt ſehen, edles, ſchönes Bruderherz, Dich umarmen, wie ich noch niemal gethan, an Deinem Hals hangen und weinen, Freudenthränen des Wiederfindens weinen. — —

Die Geſchichte und Vorfall mit der vortrefflichen Gräfin hat mich außerordentlich gerührt, das traue mir doch zu, beſter Herder, und ſage nie, daß es vielleicht eine Kleinigkeit für mich iſt. O mir iſts gewiß nichts Kleines, vom Bettler an bis zur Fürſtin, eine ſchöne menſchliche Seele zu finden. Ich theile ſo innig den Schatz ihres Herzens mit Ihnen! o tröſtet Euch zuſammen, Ihr Himmelskinder! Gott hat Euch einander gegeben, Euch zu tröſten! In den ſeidenen Zimmern des Hofs eine ſolche Engelsſeele! — Schreibe mir allezeit etwas von ihr, liebſter Bruder; es ſind ſchöne Stunden für mich und keine Kleinigkeiten. O wie kannſt Du das zu mir ſagen? bin ich ſo verworfen geworden? Hätten Sie vor 14 Tagen hier mich mit einem Mädchen von meinem Alter das Bündniß der ſchönſten Freundſchaft in unſern Armen und mit Thränen ſchließen geſehen! Das Mädchen iſt das empfindungsvollſte, edelſte ſchönſte Herz, als ich je ein Mädchen geſehen; es iſt das erſte, das ich ſo mit meiner ganzen Seele umfaſſe. Aber leider! heute iſt ſie wieder weg, iſt Hofdame bei der Landgräfin von Homburg, heißt Fräulein von Ziegler und iſt die Lila, woran ich Ihnen einmal ein Liedchen von Merck geſchickt. Sie hat mir an meinem Geburtstag ein blaues Herzchen an einem weißen Unſchuldsband zum Band unſerer Freundſchaft geſchickt. Ich hätte es ſo gern beſungen, das blaue Unſchuldsherzchen — wenn ich gekonnt. Wir hatten uns etliche Tage vorher in Mercks Stube kennen gelernt, oder vielmehr geſehen; denn Leuchſenring und Merck hatten uns ſchon lange einander angekündigt, und wir durften uns nur ſehen. Wir haben uns wie zwei Kinder, die ſich lange nicht geſehen haben, umarmt, und ſo den ganzen Nachmittag geſchwärmt. Heute, zwei Stunden, als ich Ihren Brief hatte, wurde ich zu Merck gerufen: ſie war da, Abſchied zu nehmen, und ich mit meinem Herzen, das nichts als Thränen hatte, ging hinüber; wir waren munter, verſprachen uns zu ſchreiben, und nahmen Abſchied. Sie war zum Erſticken bewegt, da ich unterdeſſen weinen konnte, und ihre Augen ſchienen, wie einer Sterbenden, in den Himmel zu wollen. O die ſchöne Seele! Merck ſagt, mit dem äußerſten Zittern hätte er ſie die Treppe hinuntergeführt. Sie iſt ein ſüßes, ſchwärmeriſches Mädchen, hat ihr Grab in ihrem Garten gebaut, einen Thron in ihrem Garten, ihre Lauben und Roſen, wenns Sommer iſt, und ihr Schäfchen, das mit ihr ißt und trinkt. Wir werden uns oft ſchreiben, das hoffe ich. Sind uns nicht zwei ſchöne Seelen vom Himmel geſandt, die Gräfin und Lila? Und ich bin heute meinem erſten ſüßen Bruder wiedergegeben, meinem Herder! O ich bin zu glücklich, ſüßer Jüngling. Es iſt Mitternacht, ich gehe und ſchlafe mit Deinem erhabenen Bilde ein; heute ſchlafe ich ſüßer als jemals noch — horch' aber zuerſt an Deinem Schloß, mein Lieber!

Es drückt am Schloß und bohrt am Schloß
Und ſeufzet (traurig nicht!) liebend darin.[1]
Gute Nacht, gute Nacht, ſüßes Leben! — —

Den 9. Februar.

Wenn ich Ihnen doch ſagen könnte, ewig geliebteſter Freund, wie ganz anders ich ſeit Ihrem letzten himmliſchen Briefe lebe! ſo glückſelig bin ich in Ewigkeit nicht geweſen. Die ganze Welt um mich her iſt mir lieber, und ich bin mit tauſend Sachen wieder verſöhnt, die ſeit einigen Monaten mich faſt menſchenfeindlich gemacht haben. — —

Süße, ſtille Ruhe in meiner Seele, und ſüße, ſtille Beſchäftigung mit Ihnen — ſo lebe ich jetzt und fühls, und fühle es, daß ich ewig ſo glückſelig ſein kann. — — Werfen Sie ſich doch nicht ſo zur Erde, edler Mann! Sie ſind da, um glückſelig zu ſein, und das werden Sie mit Ihrer Seele und Ihrem Herzen ſein. Nur laß immer Deine Schweſter, Deine Freundin darinnen wohnen; ein Broſamchen von Deinem Tiſche iſt mir ja Labung. — —

Leuchſenring iſt geſtern früh wieder fort nach Koblenz und kommt zu Anfang des Märzes noch auf einen Tag hieher und dann nach Paris. Er ſprach und hörte recht gern von Ihnen, und wenn es ihm kein zu großer Umweg geweſen, ſo wäre er zu Ihnen gekommen. Ich weiß gewiß, Sie würden ſich aldann beſſer gekannt haben. Er läßt Ihnen noch tauſend Schönes ſagen. Vergeſſen Sie doch nicht, wegen der Erlaubniß Ihrer Lieder zu ſchreiben.

---

[1] Hindeutung auf das von Herder überſetzte Schottiſche Volkslied „Wilhelms Geiſt".

Alles, was Sie von Eutin und Bückeburg geſchrieben, bleibt bei mir. Es iſt mir leid, daß der Reiſe nach Italien, die ich Ihnen ſo ſehr wünſche, ſo viel im Wege ſteht. Gehn Sie immer Ihrem Gefühl und Ahndung nach, liebſter Freund. Sie werden nicht irre gehen! — Leuchſenring erzählte mir, daß unſre alte Fürſtin Max ihm geſagt, ihre Tochter, die Fürſtin von Eutin, wünſche ſehr, daß Sie wieder zum Prinzen gingen. Es wird alſo ohne Antrag an Ihnen ſchon davon geſprochen. Ich ſehe aber eben ſo gut, daß die Stelle eines Hofmeiſters eine elende Stelle iſt, und gewiß für Sie nicht; die Früchte der Arbeit mögen immer ſein, wie ſie wollen, es ſind fürſtliche Früchte! — —

44.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg gegen den 20. Februar 1772.)

Nach dem Briefe, den ich an Sie, meine liebſte Freundin, heut vor 14 Tagen ſchrieb, reiſete ich, wie ich Ihnen ſchrieb, nach Göttingen.[1] — Unter Münchhauſen hat Heyne die ganze Academie regiert, die voraus in den Händen des ſchwärzeſten Kerls war. Was der Mann für Gutes im Stillen thut, und für Böſes abwendet! — Wenn ich je auf der Welt auf den Beifall eines Mannes ſtolz geweſen bin — und ich habe ſeine innige Liebe. An ſeiner Frauen, von der er immer nicht ohne eine unvermerkte Entzückung ſpricht, ſcheint er ſehr gearbeitet zu haben, um ihrem großen, ſtarken, thätigen Herzen auch jeden ſanften Wohllaut anzubiegen — ſo ſtelle ich mirs wenigſtens vor, oder habe es mir auf der Rückreiſe hierher geträumt. Heyne und Thereſia Weiße waren ſehr oft vor mir, und ich fühlte (reitend verſteht ſich) alle Geſundheit und Exiſtenz meines Weſens doppelt. Was ich mehr gefühlt? wer mehr vor mir geweſen? auf wen ich alle dieſe Scenen der Glückſeligkeit und Ideen meines Gefühls zurückgeführt, wer wie ein Engel, wie ein Lichtſtrahl vor mir ging, und mir die Idee als Plan ſo ſüß zuliſpelte: „Suche zu werden, was Du ſein willſt, und kannſt und ſollſt!“ das ſollen Sie, unſerer Abrede gemäß, ſüßes Mädchen, nicht mehr leſen.

Ich kam nach Hauſe und fand Ihren Brief, Ihren wunderbaren Brief, in dem Sie ſo ſehr wegen Ihrer hohen Tugend büßen. Ihr Herz ſpricht ſo ſchön; aber doch mag ich Dich nicht ſo ſehen, ſüße weinende Sünderin. Ich habe Sie ja nicht einen Augenblick verkannt, ich werde bis an mein Lebensende nie Ihr Herz verkennen. — Sie müſſen das ja aus meinem Briefe geſehen haben. Mein Gott, daß Sie mir, Engelfreundin, ſo was zutrauen können!

---

[1] Hier folgt die Stelle in den „Erinnerungen“ I, 216 ff., wo er ausführlich die freundliche Aufnahme bei Heyne beſchreibt.

Ich weiß ſelbſt kaum einmal, von welchen Briefen Sie ſprechen. Alle haben, jeder mit ſeiner Wendung, für mich ſo viel Süßes, Aufmunterndes gehabt, daß ich gar nicht weiß, warum Ihre ſchöne Seele in der Bewegung ſei? warum auch nur eine Ihrer Thränen — ach! deren ich ſo wenig werth bin! — fließe? Ein Nebel, liebſte Freundin, iſt freilich noch immer zwiſchen uns; aber wer hat ihn verurſacht als ich, im mindeſten nicht Sie, und nun laſſen Sie mich auch etwas die Laſt tragen. Sie müſſen ſie nicht, werthe Freundin, mit einem Finger berühren! Ich bin Ihnen würklich böſe, wenn Sies thun.

In der ſüßeſten Stunde, und im ſüßeſten Augenblick der Stunde fragte mich meine Freundin Heyne, ob ich mit meinem Herzen, wie ſies nannte, denn keine Geliebte, kein Mädchen hätte. Ich ſagte Ja! und hob die Hände zum Himmel. „Der ich aber kein Glied werth bin, und werth zu ſein ſcheine!“ Mir gingen die Augen über! die vortreffliche Frau nahms anders, und fing mich an zu tröſten.

Ihre Lila (das Gedicht auf ſie habe ich mit keinem Blicke geſehn) iſt ein liebes Mädchen, das mich ſehr gerühret hat. O wäre ich Dichter, wie ſollte ihr Grab in ihrem Arcadien leben — und das weiße Herzchen am blauen Bande leben, das ſie (recht wie Yoriks Maria) Ihnen gegeben. Küſſen Sies für mich, liebes Mädchen. Ich Elender habe nicht einmal Ihren Geburtstag gewußt. —

45.

An Herder.

(Darmſtadt den 24. Februar 177

Sie hatten recht, liebſter Freund, mich wegen meiner elenden Briefe zu beſtrafen und mir Ihren langen Brief oder die ſüße Stimme Ihres Herzens nicht zu geben. Geſtraft genug, wahrhaftig; aber verdiente ich das bei Ihnen? hätten Sie nicht meine Antwort abwarten können? hätten Sie nicht, anſtatt mir zur Laſt zu legen, daß ich Ihre Briefe, o Gott! die ſüßen Briefe verkenne, glauben können, daß ich irgend leiden müſſe? das allzuwahr war. Kümmerniſſe genug über meine zwei Brüder, über meine älteſte unglückliche Schweſter, und hier im Hauſe unzufrieden mit dem Geheimerath, nicht als meinem Wohlthäter — denn ich weiß, daß ich viel, viel Gutes, das ich nimmer vergelten kann, von ihm empfange — es fallen nur zuweilen kleine Auftritte vor, wo ein herrſchſüchtiger, tyranniſcher Mann mir unerträglich iſt. Aber alles, alles das ſind Uebergänge, und ich bitte Sie, Ewiggeliebteſter, nicht um mich zu forgen; ich genieße in allem faſt mehr im Hauſe als die Frau, wenigſtens Freiheit und was ich will. Den ganzen December und Jenner war ich auch nicht wohl. Katarrh und böſer Magen, und — überhaupt Unruhe und Unzufriedenheit, wo mich faſt alles irritirte, war meine Krankheit. Sollte ich da nicht eher Ihr Mitleiden als Ihre Strafe verdienen? — — Ach Gott, habe ich jemals Ihr edles Herz, Ihre ſüßen Briefe verkannt? Sie waren mir ja immer Engel des Troſtes und werdens ewig ſein. O um alles in der Welt, behalten Sie den Vorſatz nicht, mir nur in einem feſtgeſetzten Ton zu ſchreiben! als wenn ich nicht werth wäre, jede Empfindung Ihres Herzens, und ſei ſie auch trübe, zu hören!

Ach, liebſter, ewiger Freund, rede, rede von ganzem Herzen mit Deiner Freundin, mit Deinem Mädchen. Liebe ich Dich nicht? Ach, was wird aus unſerer Liebe und Freundſchaft werden, wenn wir nur in Stille und Sanftheit mit einander reden und nicht unſer ganzes Herz einander mittheilen wollen, was für trübe, melancholiſche Empfindungen auch immer darin ſein mögen. Ich bin unter meinen Geſchwiſtern an die innigſte Vertraulichkeit, die auch unſere einzige Glückſeligkeit und Troſt auf der Welt iſt, gewöhnt; ſollte ich ſie nicht bei meinem erſten, einzigen Bruder, bei Dir, mein Ewiggeliebteſter, nicht im höchſten Grad finden! — —

Wie ſehr freue ich mich, daß Sie nach Göttingen gehen! Sie waren in Gedanken auch wider meinen Willen bei mir. Wider meinen Willen? böſer Mann, was ſagen Sie da? wüßten Sie doch, wie ſehr ich noch kürzlich an einem Project, da mein Bruder nach Gießen zu wohnen gekommen wäre und ich bei ihm, gearbeitet habe, und da ſchon alles in meiner Einbildung eingerichtet, daß wir oft auf halbem Wege zuſammengekommen wären, und da einige ſüße Stunden zuſammengelebt. Und das alles hatte ich mir ſo lieblich vorgeſtellt und geträumt und ſo manche gute Stunde darüber gemacht, und jetzt wider meinen Willen Dich, liebſter Bruder hier geſehen? Du biſt ein böſer Mann! —

Endlich freuen Sie ſich mit mir, haben wir durch langes Bitten faſt auf den Knien den Geheimerath erweicht, daß er uns zuweilen ein Trio mit etlichen Violinen will ſpielen laſſen*; wir hören und fühlen dann zuſammen Muſik. Ich ſchmachte wahrhaftig darnach, und bei meinen Lieblingsſtücken fühle ichs ſo ganz, daß es wohl keine ſüßere Illuſion in der Welt gäbe. Ich bin ſeit einiger Zeit wieder recht geſund und vergnügt; meine Schweſter und ich ſingen faſt alle Abende unſere alten Elſaſſer Liedchen, und der Geheimerath hat die Artigkeit und ſpielt zuweilen dazu. Es iſt eine alte, aber ſanfte Menuet mit Verſen von bittern Liebesſchmerzen dabei, ſie gefällt mir ſehr wohl. Darf ich ſie Ihnen einmal ſchicken und nur um eine Strophe dazu bitten? Der Frühling kommt bald, und dann gehn wir in den Wald zu meinen Felſen und ſingen Frühlingslieder. —

Ihre Preisſchrift, von der ſehr viel, wie ich noch weiß, geſprochen ward, und alle die guten Sachen, die Sie für die Welt ſchreiben und ſchreiben konnen, lieben Sie doch ein bißchen mehr, als daß Sie ſie, wie mich dünkt, bei mir entſchuldigen wollen. Wuchern Sie doch immer mit Ihren 10 Pfunden — wer wird ſie vergraben? — und wenn ich darunter leiden muß, ſo will ich den rauhen Wind der Prüfung geduldig ertragen. Ich will alle Ihre Briefe von Anfang an leſen, alle Ihre Lieder, Ihren „Wilhelms Geiſt“, Ihren „Lorbeer“ [1]), alles will ich wieder leſen, bis mir mein Herder wieder ſchreiben kann. Lazarus ſchläft nun, und Deine Schweſter Maria iſt unſichtbar bei Dir. — —

46.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg Ende Februar 1772.)

Ueber Ihre Briefe, mein ſüßes Mädchen, geht nichts! gar nichts in der Welt! und über die Seele, die dieſen Brief dachte? die in ihrer ganzen Denkart ein ewiger ſolcher Brief iſt? O Gott, würdige mich doch einmal, würdige mich doch bald, eine ſolche Seele lebendig zur Schweſter, zur Freundin, zur Bekannten — wozu Du und ſie willſt!

---

[1]) Vgl. „Werke zur Litteratur und Kunſt“ B. 3, 211 ff.

— nur lebendig und ewig, und näher um mich zu haben! Es iſt der Wunſch meiner Tage! der Traum meiner Nächte! —

Aber ſolls ewig ſein, meine Freundin, daß wir uns nicht verkennen wollen, indem wir uns verkennen, und uns wieder verkennen, wenn wir uns nicht wollen verkannt haben. Nehmen Sie, meine theuerſte, ſo hochgeſchätzte Freundin, hier mein ewiges Bekenntniß an, wie meine Seele nur deſſen fähig iſt, daß jeder Zug Ihres Bildes in meiner Seele mit Unſchuld, Adel und Zartheit, der innigſten Zartheit der Freundſchaft lebe, daß dies Bild mir ewig und immer ſo gegenwärtig ſei, daß jeder Zug meines Briefes, der auch im mindeſten nur anders laute, nie anders als Mißverſtändniß ſein kann — Ausdruck einer Rückſicht, die der andere Theil nicht den Augenblick vor ſich hat, und alſo anders deutet. Das iſt mein ewiges Bekenntniß: geben Sie es ein, meine einzige, verzeihende Freundin! —

Ach, edle Freundin, und Sie haben leiden müſſen! müſſen auf ſo verſchiedene Weiſe leiden! Ihre Großmuth verbirgts! Ach Gott, und ich ſehe nicht die Thräne! ich kann hier nicht helfen! Sie haben nicht einmal das Herz, ſie mir zu zeigen — —

Ich will bekennen, daß meine Briefe hie und da vielleicht nicht offen genug ſein mögen, daß es mir hie und da Zwang koſte, theils der Schwierigkeit wegen, ſo was zu beſchreiben, theils des Unnützlichen wegen, das doch ſo oft (ich muß wieder den Ausdruck gebrauchen) Gefahr laufen kann, verkannt zu werden — ich will auch vieles ſogar auf die Rechnung meines Kopfs ſchreiben, der ſich manchmal nicht erklärt, wo er ſich erklären könnte und ſollte — alles alſo auf mich genommen, aber ſtrafen Sie mich doch nicht mit Gegenthat. Sie wiſſen doch, wie viel ich an Ihnen Theil nehme! mit Ihnen durchaus mit empfinde! Sie mein Herz weit mehr für ein Theil ſein ſelbſt anſieht, als es ſich darf merken laſſen! Laſſen Sie uns alſo nicht durch kalte Vernünftelei theilen, was die gute Empfindung der Natur zuſammengeſellet. Sie ſehen ja, wie ich Ihnen von Brief zu Brief mitzutheilen anfange, was ſich nur mittheilen läßt. Mein Herz will, daß ich auf dieſem Wege fortgehe. Werden wir uns begegnen? O eine ſicherere und wenigſtens ebere Begegnung als die in Gießen oder bei Jonen — eine Begegnung, auf der ſich, dünkt mich, immer noch unſere Herzen etwas erwarten. Laſſen Sie mich — traurige Bitte! — doch in der Abweſenheit Sie mindeſtens weinen ſehen! und mit Ihnen weinen! ich hab' es ſo nöthig.

Ich nehme in dem Betracht auch das Wort von einem „feſtgeſetzten Ton“ zurück; es war nicht ſo gemeint. Sie ſollen und müſſen mein ganzes Herz ſehen: denn Sie ſollens ja ganz bilden. Auch daß ich Sie „wider Ihren Willen“ beſucht hätte. Mir fiel dabei nichts als eine Stelle eines alten Brieſes ein, wo ſie es auf gewiſſe Weiſe zu entfernen ſchienen. Und allerdings haben Sie recht, daß es immer nicht recht mit Anſtand von meiner Seite geſchehen kann.

Aber was macht Ihr Bruder in Gießen? iſt er da placirt? Wo iſt Ihre älteſte Schweſter jetzo? Armes Mädchen! ſüße Pilgerin im Thale des Kummers! Aber darf ich Ihnen, liebſte Freundin, hier eins, und eins mit aller Macht ſagen, der ich fähig bin, daß Sie ſich tröſten, daß Sie ſich faſſen, um nicht einen Augenblick unterzuſinken, und immer mit der Würde, dem Troſt und der Freiheit und Freude handeln zu können, deren Ihre Seele immer genießen ſollte und genießen muß. Vergeſſen Sie ſich nie, daß Sie auch nur einen Augenblick den Muth verlieren, die zu ſein, die Sie ſind und ſein können und ſollen! Und wenn meine Stimme bei Ihnen einigen Laut hat (ſehen Sie, es iſt der größte Stolz, den ich mir in meinem Leben beigeleget), ſo denken Sie alsdann, daß ich's Ihnen geſagt habe, und ſein Sie es nur den erſten Augenblick mir zu gut, den zweiten wird Ihr Herz und Ihre Natur zurückkehren, und Sie werden es ſich zu gut werden. So mache ichs mit mir, Ihr Bild iſt in den ſchönſten Augenblicken vor mir, ob ich mich gleich immer dabei, wie Simon Petrus, niederknien muß: „Herr, gehe von mir heraus u. ſ. w." O daß das meinige Sie nur zu etwas Troſt und Freudigkeit erhübe — ſo wäre ich doch etwas über meine Unnützlichkeit getröſtet.

An meine Schreiberei denken Sie doch nicht einmal! Man kann ein guter, ſehr nützlicher Menſch ſein und doch ein ſchlechter Schriftſteller, und ein ſehr glücklicher Menſch ſein und doch kein Schriftſteller werden. Indeß bin ich ſo wenig müßig.

Ich ſammle zur Geſchichte und Philoſophie der Menſchheit ſo beträchtlich und merkwürdig (obgleich nicht fleißig und angeſtrengt genug!), daß noch immer was werden wird! und das alles vielleicht (ſo ahndet mich der Traum!) zu einer Zeit werden! und der Verzug wird wahrhaftig nicht ſchaden. Lazarus ſchläft, aber er modert nicht, meine ſüße Maria. — Viel Segen zur Muſik! Auch ich fühle, daß man durch ſie beſſer werden kann und höre ſie noch wöchentlich zweimal. —

Aber was ſagen Sie, mein liebes Mädchen, daß Leuchſenring bald eine Wolke zwiſchen uns geworfen hätte! Ich kenne keine Wolke! ich habe ſie keinen Augenblick gekannt! Was ich ſagte, bezog ſich bloß darauf, was ich jetzt wieder ſage, und was ja nur die Sprache des innigen Herzens iſt, das ſo gern ſo nah um Sie ſein wollte, als ich kann, als ich darf — o Gott, wie mehr!

47.

An Herder.

(Darmſtadt) den 9. März (17)72.

Wie haben Sie mich, liebſter, ſüßeſter Freund, durch Ihren gefundenen Schatz in Gottingen, ein Freund und eine Freundin, entzückt! Ich habe Ihnen ſo viel, ſo viel Gutes zu dieſer Reiſe gewünſcht, und Ihr Herz war ſo glücklich! und iſt ſo edel, den Fund zweier Menſchenſeelen der Gelehrſamkeit, die Sie dadurch ein wenig verſäumt, unendlich vorzuziehen! o das thun Sie mehr als zu gewiß, ich müßte ſonſt meinen Herder nicht kennen. O mein Lieber, ich bin recht ſehr über Ihre Reiſe vergnügt; denn wahrhaftig, ich habe oft um Sie gelitten, daß Sie in Bückeburg ſo ganz allein, ſo verwaiſet, wie „der Aethergeiſt in unſre Wüſte verbannt" leben. Wenn man leidet, kommt es gemeiniglich auf das Aergſte, bis Hülfe oder Troſt kommt, und dann kommts wie ein guter Regen in vollem Maß. So ging es Ihnen. Die vortreffliche Gräfin, die ich ſo innig, innig liebe, iſt Ihnen zuerſt wie ein Friedensbote erſchienen, und ich kann ſie mir unter dem heiligen Bilde, das Sie von ihr gemacht, nicht anders vorſtellen, als einen Engel, der zu Ihnen kam, und Sie: „Friede ſei mit Dir!" grüßte. Und ſehen Sie, Freund Heyne und ſeine Frau folgen ihr. O mein Lieber, ich möchte Sie tauſendmal dafür umarmen, daß Sie ſich in der gelehrten Welt Göttingen lieber zu einer guten Mutter ſetzten, ihre Kinder ſahen, Klopſtocks Oden geleſen und — ſo glücklich unter zwei Freunden waren. Schönes, menſchliches Herz! — — Die Frage nach der Freundin Ihres Herzens und Ihre Antwort darauf iſt mir durch die Seele gegangen. Warum haben Sie der edlen Frau nicht die Wahrheit geſagt, die ihr ganzes Herz mit Ihnen theilte? Ach, laſſen Sie mir doch meine alte Klage von Unwürdigkeit und daß ich Ihr ſchönes edles Herz nimmer, nimmermehr, und wenn ich auch das beſte Mädchen auf der Welt wäre, verdiene.

Iſt es nicht artig, wir wechſeln unſre Erzählung von gefundenen Freunden immer gegen einander aus. Ich habe vor einigen Tagen Ihren Freund Goethe und Herrn Schloſſer von dem ich Ihnen ſchon geſchrieben, kennen gelernt. Sie haben Merck beſucht auf etliche Tage, und wir waren zwei Nachmittage und auch beim Mittageſſen beiſammen. Goethe iſt ſo ein gutherziger, muntrer Menſch, ohne gelehrte Zierrath, und hat ſich mit Mercks Kindern ſo viel zu ſchaffen gemacht, und eine gewiſſe Aehnlichkeit im Ton oder Sprache oder irgendwas mit Ihnen, daß ich ihm überall nachgegangen. Der erſte Nachmittag wurde uns verdorben durch ein Triſettſpiel und zwei Leute aus der Stadt. Nur einen Augenblick ſaßen Goethe, meine Schweſter und ich der Abendſonne, die ſehr ſchön war, gegenüber und ſprachen von Ihnen. Er hat ſechs Monat in Straßburg mit Ihnen gelebt und ſpricht recht mit Begeiſterung von Ihnen. Ich habe ihn von dieſem Augenblicke an recht lieb gewonnen. Den zweiten Nachmittag haben wir auf einem hübſchen Spaziergang und in unſerm Hauſe bei einer Schale Punſch zugebracht. Wir waren nicht empfindſam, aber ſehr munter, und Goethe und ich tanzten nach dem Clavier Menuetten, und darauf ſagte er uns eine vortreffliche Ballade von Ihnen her, die ich noch nie gehört:

> Dein Schwert, wie iſts von Blut ſo roth?
> Edward, Edward! [1]

---

[1] In Herders „Volksliedern" III, 16.

Er hat ſie mir auf meine öftere Bitte den andern Tag nach ſeiner Rückkunft in Frankfurt, aber ohne Brief geſchickt, Herr Schloſſer iſt ein guter, ſehr guter Mann, nur ein wenig zu viel Weltfirniß. Er hat mich ſehr lieb, und mehr, dünkt michs, als Goethe, das mir doch leid iſt. Er hat in einem Briefe an Merck ſechs Zeilen lang von mir geſprochen. Sie wollen im Sommer wiederkommen. Ach, was iſt aber aller Freundecirkel ohne Dich, mein Einziger, mein Beſter! Ach! uns wird nichts zu Theil. Aber — wahrhaftig ich klage nicht, liebſter Herder, es muß ſo ſein; das denk' ich, und ſo wirds gut ſein. Sind mir ja doch Deine Briefe ſüße Freude, und bin ich ja doch immer bei Dir, wenn Du mich leiden willſt. — Ach, was iſts für eine Glückſeligkeit, an Dich zu denken! Laß doch allen Nebel zwiſchen uns ſchwinden! zu was ſoll er ſein? Sind zwei Seelen in der Welt, die aufrichtiger, treuer, vertraulicher mit einander reden können, ſo ſinds wir.

Hier ſind die Briefe von meiner lieben Lila; es iſt in einigen Ihrer gedacht. Sie hat unſre Freundſchaft, ich weiß nicht durch wen, erfahren, und ſprach mit mir davon in einem Augenblick, wo ich mein ganzes Herz hätt' vor ihr ausgießen können. Sie lebt ſehr einſam in Homburg, und das macht ihr Herz ſo gepreßt und voll, daß ſie ſich an jeder guten Seele, die ſie findet, ordentlich wie anklammert. So ging es ihr mit einem Herrn von Rathſamhauſen, Hofmeiſter beim Erbprinzen hier, den ſie in ihrem Brief nannte; er iſt ein ehrlicher, guter Mann mit recht viel Empfindung, aber wegen dem armen Mädchen war er ſehr verlegen, weil ſie den Weg der Liebe ging, und er ſie doch niemals heurathen kann. Ach, die arme Lila! Schicken Sie mir die Briefe wieder, mein Einziger, Lieber.

Mein ganzer Brief, ſehe ich, wird nichts als Erzählung, und Sie ſind gar im Stande und halten mich für eine gute Zeitungsſchreiberin. Nimm doch mit meinem armen Brief vorlieb; ich hoffe doch nicht, daß dieſer empfindungsreich, gelehrt, oder wie Sie ſonſt ſagten, iſt; ich erzähle ja nur von meinen Freunden und ich verirre mich nicht von Dir. Das war, glaube ich, gar eine Schutzrede.

Leuchſenring iſt hier durchgereiſet, und ich habe ihn bei Merck zwei Stunden geſprochen; er dankt Ihnen für die Erlaubniß Ihrer Oden, er iſt aber noch nicht zufrieden, ſondern will ſo ganz deutlich die Erlaubniß haben, ob er einige davon, worunter beſonders das iſt: „Sympathie und Freundſchaftswonne ſingen“ der Mlle. Bondelli, von der ich Ihnen ſchon geſagt, geben darf. Ohne alle Delicateſſe ſollen Sie mir es gerade ſagen, ob ers thun darf oder nicht. Sagen Sie mir doch Ihre rechte Meinung darüber, damit er ruhig wird. Und hiemit Gott befohlen! — —

Einen kleinen Schrecken, den Du mir geſtern gemacht, kann ich heute noch nicht vergeſſen. Ich ſah zum erſtenmale den diesjährigen Göttinger Muſenalmanach beim Geheimerath. Er las uns ihn vor und ich ſtund gerade hinter ſeinem Stuhl und guckte hinein, als — Ihr „ſüßer Wahn“

kam. Ich hab es im Manuſcript, und Du haſts boshaft verändert.

Auch Pſyche, Pſyche trüge,
Sie täuſche auch.

Ich bin ſo erſchrocken, daß mirs in der Fußſohle wehe gethan. Das war böſe! aber bin ich auch Pſyche? Lächle doch nicht über dieſe Frage! ich bin ein Mädchen. Ich freute mich, Liederchen von Ihnen gedruckt zu ſehen. Die darinnen von Claudius, die ich zum Theil habe, ſind vortrefflich; er iſt der Lieblingsdichter meiner Schweſter. Das *Vergnügen*, wo der Buchſtabe G. darunter ſteht, empfehle ich Ihnen, als das glücklichſte Syſtem für uns Erdenkinder.

à propos! Haben Sie in der That das Liedchen nicht im vorigen Herbſt von mir bekommen: „Lila, warum iſt dein Auge trübe?“ und ein andres Liedchen, das dabei gelegen hat, und das Merck von einem Bänkelſänger gekauft: „Schönſte Zigeunerin?“ — —

48.

An Herder.

(Darmſtadt Mitte März 1772.)

Da bin ich ſchon wieder, liebſter Herder. Unſre Briefe kreuzen ſich ſo ſonderbar, daß eben mein letzter Brief fort war, da der Ihrige kam, und weil ich Ihnen nicht lange den Schatz von der lieben, lieben Gräfin1) entziehen will, ſo überſende ihn wieder und muß alſo auch dazu ſchreiben, muß ſchreiben. Denn nach unſerer Abrede darf ich ja auch nicht mehr ſagen, daß ich gern an Dich ſchreibe, mein Lieber: und doch ſchreibe ich gern, recht ſehr gern, ich weiß nichts, das ich lieber thue, und das ſoll Ihnen die arme Bogenſchützin nicht mehr ſagen, die ſo glücklich fehl getroffen. Denken Sie auch, wie weit der Weg vom Ziel iſt, und gerade zu meinem Glück. Mein guter Engel, wenn Du es nicht ſelbſt warſt, hat die Dornen von den Roſenknospen weggethan, und dafür ſei er geſegnet, der gute Engel!

Der Brief der Gräfin iſt mit ſammt Ihrer wunderlichen Entſchuldigung, daß es keine Ruhmſucht ſei, daß ich ihn leſe, und mit dem ſo artlichen (das iſt ein Elſaſſer Wort) Compliment, daß ich ſo viel Verſtand wie die Gräfin habe (Freund, was hattet Ihr vor, ein junges Mädchen, das erſt anfängt Aehren zu ſammeln, mit einer reichen Frau, die ihre Scheuern voll hat, zu vergleichen? Ihr weiches Gewiſſen hat Sie doch gleich darüber angeklagt und das ſei auch immer Ihre Strafe, wenn Sie was Böſes thun) — der Brief der Gräfin iſt ein ſanfter, lieber Brief, und gerade da ihr Herz nur darin ſpricht, gefällt er mir für einen weiblichen Brief um deſto beſſer. Ich ſtimme ſo ganz mit

---

1) Vgl. die „Erinnerungen“ I, 218.

ihrem Wunſch für Sie überein: „Gott belohne Ihnen alles Gute, was mir von Ihnen, mein Lehrer, kommt!“ und dann (Sie mögen es hören wollen oder nicht) „daß Sie ein außerordentlicher Mann ſind, *ein Segen Gottes für diejenigen, zu welchen Sie der Himmel ruft!*“ O wie bedaure ich die liebenswürdige Gräfin, daß Sie ihr Leben durch kein guter Schaumburger ſein können! Haben Sie ihr ſchon das über die Unſterblichkeit der Seele gegeben? und wenn ſie damit fertig iſt, vergeſſen Sie doch Ihr Verſprechen an mich nicht? Ich habe leider! noch ſo gar nichts von Ihnen geleſen, was Predigten oder Unterricht iſt. Es iſt doch elend! — — Und gewiß, liebſter Herder, mein Herz dankt Ihnen für die Mittheilung ſolcher Abdrücke und Beſchreibungen ſchöner Seelen, zumal ſolcher, wie dieſe ſind, die wie ein dreifaches Blättchen Sie jetzt gefunden haben. O wie ſehr verſöhnt man ſich mit dem, was Unglück heißt, an ihrem Exempel!

Es iſt gewiß kein poetiſcher Ausdruck, daß die Thränen die Flecken abwaſchen und *glänzender* machen. Ich glaube ihn recht wahr. Merck hat im Mai vorigen Jahres ein Liedchen gemacht und dieſe Strophe ſchickt ſich ſehr gut hierher:

Laß die Frühlingsthräne ſich ergießen!
Nur in Thränen ſollſt du nicht zerfließen!
Wiſſe, wo ſie ſtand, daß Lebensfrucht,
Thatentrank des Wandrers Auge ſucht.

Es war die Geſchichte einer jungen Rebe, die von der Ulme abgeriſſen wurde. — —

Merck wird Ihnen die ganze Geſchichte von Leuchſenring ſchreiben. Ich bins müde; denn er hat mich ſo oft wegen der Oden gequält, daß ich nur fürchte, ich habe Ihnen zu viel davon geſchrieben — wir wollen ihn alſo in der Welt herumreiſen laſſen. [1]

Monsieur Grimm iſt nicht beſtändig beim Erbprinzen: er hat ihn nur nach England begleitet und wieder hierher, und war nur einige Tage hier. Der Erbprinz iſt wirklich auf der Reiſe nach Paris, um Herr Grimm abzuholen und nach Italien zu gehen. Er thut es bloß der Landgräfin zu Gefallen, da er dadurch viel an ſeiner correspondence littéraire, die er an viele Deutſche Höfe hält, verſäumt. Es iſt noch nicht ausgemacht, ob Leuchſenring den Prinzen begleitet. —

---

[1] Herder hatte geſchrieben: „Auch an Franz Leuchſenring wird Ihnen Macht und Vollmacht gegeben, mitzutheilen und auszuliefern, was Sie und er wollen und für gut finden, an alle ſeine Heiligen im Himmel und auf Erden, im Deutſchen und Undeutſchen Deutſchland, an große und kleine, weibliche Köpfe. Aber, meine liebe Freundin, was wollen Sie ihm geben? Da iſt ja nichts, was ſich nicht unmittelbar auf den engſten Kreis einer Situation, eines Zuſtands, einer Empfindungslage bezöge; außer der iſts ja und muß es ſein nichts.“

49.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg den 21. März 1772.)

Auf zwei Ihrer ſüßen, lieben, inhaltvollen Briefe habe ich zu antworten, und dann ſelbſt ſo viel zu ſchreiben: alſo fange ich hoch und breit an. Es iſt für mich recht die Stunde der Vergeiſtung und einer kleinen Himmelfahrt, wenn ich zu Ihnen komme.

Alle Materien, liebe Freundin, worüber Sie ſich erklären, ich weiß nicht, welche würdige, edle Geſtalt ſie annehmen. Ich habe Ihnen nun ſo manche, bisweilen auch mit etwas Liſt vorgelegt, und o wie veredelt ſich alles in Ihrer ſchönen Seele! Es iſt Wahrheit vor Gott, daß ich Sie mit jedem Briefe mehr lieb gewinne, und von Ihnen wünſche ich mir, (ach! ohne Aufſchrei und Schwärmerei, die Sie mir manchmal ſo gütig vorwerfen) nur den kleinen halben Theil von Güte, Liebe und ewiger Freundſchaft, die Ihnen auch immer in meiner Seele und in meinem Leben heilig iſt. Mein Gedanke und meine Stirn wird allemal heiter und lachend, wenn ihr nur vorübergehend Ihr Bild vorkommt.

Unſre arme Gräfin habe ich ehegeſtern zum erſtenmal ſeit meiner Rückkehr aus Göttingen geſprochen. Sie iſt krank geweſen — anfangs mit Vermuthungen der Schwangerſchaft — jetzt die widrigſten Nachrichten des Gegentheils;

ich würde gern, aus hundert Gründen, drei Monate lang recht elend krank ſein, wenn die letzten Nachrichten falſch wären. Ehegeſtern war Namenstag des Königs von Portugal.[1] — Ich hörte die Nachricht eben vorher, und denken Sie, wie ich hinging. Sie erſchien indeß — blaß wie der Tod und ſanft und freundlich wie ein Engel Gottes. — Wir ſprachen bis gegen Mitternacht. Sie hat auch geſtern, vermuthlich auch um mit einigem Schein ſchon in die Kirche kommen zu konnen, Beſuch gegeben — aber doch glaub' ich, leider! daß, was ich nicht zu glauben wünſchte, wahr ſei. Ueber die Unſterblichkeit auch nur zu denken, habe ich kaum ſeitdem mehr Zeit gehabt, als wie ich die Projecte faßte. Alſo iſt hierüber nichts geſchrieben. Was ich übrigens zur Einleitung des Ueberſchickens von gedachtem Briefe ſchrieb, ſollte nichts als die geiſtliche, hochwurdige Emballage entſchuldigen, unter der ich damit erſchien, und alles andre war Spaß.

Aber das iſt luſtig, daß meine liebe Freundin in Darmſtadt auch meine Jüngerin werden will. „Predigten von mir zu haben.“ Als ob meine Briefe nicht oft genug und zu oft predigten! Alſo liebſte Freundin, wirſt Du wohl kaum eine Predigt bekommen, ob ich gleich keinmal predige, da ich Sie nicht (wenn ich nämlich gern predige) immer zu meiner Zuhörerin wünſche. Meine Predigten haben ſo wenig Geiſtliches als meine Perſon, ſie ſind menſchliche

---

[1] Der Graf ſtand in Portugieſiſchen Dienſten.

Empfindungen eines vollen Herzens — meiſtens unaufgeſchrieben und vielleicht deſto beſſer, ohne allen Predigtwuſt und Zwang, wovon ich hier ganz verſchont bin (aber immer zum Nachtheil der Meiſten), und ſo wie meine werthe, federleichte Perſon nichts Paſtorales hat, als vorn einen Kragen und hinten ein Mäntelchen, ſo dieſe hinten und vorn ein Vaterunſer. Wenn Sie ſich alſo erbauen wollen, liebſte Freundin, ſo — doch genug davon.

Goethe iſt würklich ein guter Menſch, nur äußerſt leicht und viel zu ſpatzenmäßig. 1) — — Nichts (von den beigelegten Romanzen), liebſte Freundin, iſt vollendet, und bloß das iſt die Urſache, warum ich mit dieſen meinen werthen Kindern ſo ſorgſam bin und ſchüchtern. In der That iſts aber würklich Nachläſſigkeit, daß ich Ihnen und Ihrer Schweſter und Freunde Merck dieſe Stücke ſo lange vergeſſen habe. Sie haben viel, viel Schönes und Rührendes, im erſten 2) aber werden Sie den erſtaunenden Unterſchied des Alten und Neuen (dieſer Romanze mit „Wilhelms Geiſt") ſehen. Ich habe ganz vom Original abgehen müſſen, und die zweite Hälfte iſt faſt ganz von mir. Ich kann Ihnen, wenn Sie wollen, noch mehr ſchicken, auch Griechiſche Lieder, auch gar, falls Sie Appetit haben, den „Hiob" und das „Hohelied Salomons". Sie können nicht glauben, wie innig ichs fühle, daß Ihnen dieſe Stücke in aller ihrer

---

1) Vgl. die Fortſetzung in den „Erinnerungen" I, 219.

2) „Wilhelm und Margreth" in Herders „Volksliedern" III, 7.

din, die in ihr ſelbſt ſo viel Regelmaß und Richtſchnur des Guten hat, wird alſo auch kein Moment ſich aus ihrer Faſſung ſetzen laſſen, um eine Sklavin auch nur von der feinſten Nüance zu werden, die ſie nicht empfindet: man profitirt bei ſolchem ſtillen Gefühl immer das, daß man über eine Zeit nicht wieder zurückkommen darf. Und hiermit Gott befohlen.

Ihre Lila iſt ein ſo ſüßes, Elyſiſches Mädchen, und ſo kalt und fremde ſie von mir zu urtheilen ſcheint, ſo haben mich Ihre, Mercks, am meiſten aber ihre eigenen Briefe ſonderbar für ſie empfinden gemacht, daß wenn ich nicht ſo äußerſt kalt zum Dichten wäre, dies ſüße Kind, das ganz ein lebendiges Gedicht „auf eine Laube Elyſiums“ iſt, mich immer hinüberzöge. Laſſen Sie mir alſo, liebe Freundin, dieſe Briefchen noch etwas hier, und ſchicken Sie mir doch einmal wieder eins — — —. Indeſſen ſehen Sie, liebſtes Mädchen, daß auch überſtimmte Empfindungen, wie alle Süßigkeiten des Lebens nicht gut ſind! — das will mir kein Menſch glauben.

An meine Reiſe nach Italien denke ich faſt gar nicht mehr; auch mein Briefwechſel mit dem Prinzen wird mit Fleiß immer kälter und ferner. Für mich ſelbſt aber zu reiſen fehlt mir der „alltägliche Talisman“ ſo ſehr, daß ich erſt an einen neuen Rock denken muß, ehe ich an Rom denke.

Auch über meine Diät ſind meine hochweiſe Doctorin irre. Ganz kann ich niemals die Diät anderer Menſchen annehmen, aber ſonſt lebe ich hier ſehr ordentlich und faſt wie andre Menſchenkinder. Vor drei Tagen habe ich die erſte Schale Biſchof in Bückeburg gekoſtet, und auch die iſt ſchon mit Blute beſiegelt und hätte noch gar mit Tod beſiegelt werden können, als welches, wie Sie leicht denken können, Sr. Hochwürden gar nicht wohl behagte. Die gebrauchten Arzeneien bekommen mir ſehr gut; nur mein Auge iſt ſeit ein paar Tagen wieder röther.

Grämen Sie ſich nicht um das alles, meine liebe Freundin, auch nicht, daß Sie — und zwar ſo — — im Muſencalender ſtehen. Der Menſch quälte mich ſo ſehr: ich gab ihm alſo die kleinſten, ſchlechtſten Stücke, um doch was zu geben, und der Himmel weiß, wie Pſyche dahin gekommen. — Vermuthlich iſts eine Abſchrift geweſen, die ich Ihnen, eben aus der Urſache, und aus Delicateſſe nicht habe ſchicken wollen, und nun ſpielt Puck, daß das Ding dahin kommt. Grämen Sie ſich indeß nicht! Kein Erden- und Höllenbewohner weiß, daß ich Verfaſſer der kleinen Dinger bin, und ſolls auch niemand wiſſen, viel weniger u ſ. w.

Lieben Sie doch Merck in meinem Namen auch etwas. Er iſt immer ein edler Mann, der meine ganze ewige Achtung hat, und deſſen ſeine ich ewig zu haben wünſchte. Laſſen Sie uns drei Zeitlebens offne, ganz offne Freunde bleiben: ich weiß nicht, was ich nicht für ihn thun zu können wünſchte. Er hat mir das größte Gut meines Lebens, Ihre Freundſchaft, gegeben, und wenn ich je in der Welt ganz glücklich und edel werde, ſo hab' ichs wahrhaftig ihm zu danken. Sie nenne ich nicht, das wiſſen Sie. — —

50.

An Herder.

(Darmſtadt Ende März 1772.)

Mein Brief, liebſter Herder, war letzthin ſo eilend geſchrieben, ſo abgebrochen, und ich zu ſehr bewegt, als daß ich was Wirkliches und Antwort auf Ihren ſüßen, holden Brief hätte ſchreiben können. Ich will alſo lieber von vorn wieder anfangen, und Ihnen meine ganze Lage und Zuſtand, um den Sie ſich ſo viele Sorge machen, gutherziger lieber Freund, und die ich Ihnen ja, ach Gott! nimmer, nimmer vergelten kann, ſchreiben. Aber laſſen Sie michs noch einmal ſagen, daß mein Herz allezeit offen gegen Sie iſt, zumal wenn ich ſelbſt leide, das aber der Fall hier nicht iſt. Meine armen Schweſtern und mein armer Bruder leiden, und ich bin die Glücklichſte unter ihnen, und das macht mir Kummer. Sollte ich Ihnen das alles ſchreiben? Ich glaubte es nicht erheblich für Sie, und ſo ſchwieg ich, aber gewiß nicht aus Unvertraulichkeit, ach, die habe ich gewiß nicht gegen Dich, mein Einziger: mein Herz wünſchts eben ſo ſehr, Dir auf den kleinſten Wegen zu begegnen, und ich gehe gewiß nicht vorſätzlich von dem Wege dazu ab, den ich ſehe. O nein! ich wollte lieber durch Ritzen und Spalten kriechen, um bei Deinem Herzen zu ſein! O das glaube mir doch, mein Lieber, wenn Du mir etwas glauben willt. O Pſyche täuſcht Dich nicht, ihren einzigen Freund!

Es bleibt immer dabei, daß ich vor etlichen Jahren elender hier im Hauſe gelebt habe als jetzt. Ich wollte oft aus dem Hauſe, ſagte es meiner Schweſter, aber ſie ließ mich nicht, und ſo blieb ich, weil ich ſie lieb habe, weil ich ihr, glaube ich, in etwas nützlich ſein kann, und vorzüglich meinem Bruder zu Gefallen. Aber das Reſultat von allem dieſen iſt das Elend meiner Schweſter. Sie können keine getrenntere Ehe finden, wo Mann und Frau ſo kalt, ſo fremde ſich ſind, als dieſe; dazu der hitzige, aufbrauſende Kopf ihres Mannes, die Härte und Wunderlichkeit, mit der er ihr und den Kindern begegnet, daß meine arme Schweſter oft in Kummer unterliegt und wir oft zuſammen weinen. Könnte ich ihr ihre Jugend wiedergeben, die ihn eigentlich nur allein an ſie gebunden (denn ihr Herz kennt er nicht, das er immer Schwachheit nennt) und ein beſänftigteres Herz, ſo wären ſie wieder auf dem erſten Wege, wo ſie ſich einander begegneten. Denn Liebe der Seele hat meine Schweſter nie für ihn empfunden; er verliebte ſich in ihr Geſicht und wollte ſie heurathen, und ſie war arm, hielt es, auf Zureden andrer, für ein Glück und ward ſeine Frau aus Dankbarkeit. Ach Gott! was für ein trauriges Schickſal iſt das! es reißt mir oft mein Herz entzwei, wenn ichs ſo im ganzen anſehe, und dann mich — wie glücklich dagegen mein Herz iſt, ewig glücklich! — O bedauern Sie meine arme Schweſter, aber mich nicht; ich bin nicht unglücklich, wenn ich mitleidig bin. Und wo ich meine Schweſter nicht tröſten, ihr nicht helfen kann, ſo wirds Gott thun. Wir ſind ſo vergnügt, daß der Frühling und Sommer wieder kommt, den wir meiſt auf dem Felde zubringen wollen, und dieſe Freiſtunden will ich Ihnen mittheilen, liebſter Herder, ſo viel ich kann; wenigſtens alles Gute genieße und theile ich unſichtbar mit Dir. — Glaubſt Du nicht, daß Du auch ein Theil meines Herzens biſt? O gewiß, der größte Theil — und ich hoffe, hoffe, daß die ſüße, himmliſche Zeit noch kommen wird, wo ich das ſo recht lebendig zeigen kann, daß — ach, daß wir nur ein Herz ſind! — Abgenutztes, entheiligtes Wort! aber es iſt wahr, in meiner Seele wahr, und wird ewig wahr bleiben, das fühle ich und das glaube ich: und glaubſt Dus auch, edelſter Freund? glaube es mit mir. Ach wie gern gehe ich mit Dir auf einem Wege. Werden wir uns begegnen? fragſt Du das noch? Meine Seele hat mit niemand noch ſo gewandelt als mit Deiner Seele — und laß die Zeit noch reifen, mein ſüßer, mein himmliſcher Freund, ſo werden wir uns in unſerer erſten Umarmung — ach, wenn ich darf, wenn ichs werth bin! — ewig und himmliſch begegnen — das ſagt mir mein ganzes Herz, und das ſind ſüße Hoffnungsblüthen!

Nimm doch, mein Lieber, aus Deinem ſo rührenden Briefe, den ich nicht genug leſen kann, alle Beſchuldigungen und Rechtfertigungen zurück. O ſprechen Sie doch niemals mehr ſo! ich kanns nicht hören, daß der Freund meiner Seele ſich ſo erniedrigt, und doch ſeiner ganzen Natur nach ein Engel iſt. Du ſollteſt es bei mir nicht thun, wenn Du wüßteſt, wie gut ich Dir bin und mein eigenes Selbſt ſo tief, tief unter

Dir fühle. Laſſen Sie mich auch mein ewiges Bekenntniß ablegen, daß „jeder Zug Ihres Bildes in meiner Seele mit Unſchuld, Adel und Zartheit, der innigſten Zartheit der Freundſchaft lebe u. ſ. w.“ und ſo ewig in mir leben wird. Ich glaube niemals ſtärker Ihnen was ſagen zu können als mit Ihren eigenen Worten: denn wenn ich ſpreche, ſo erſtickens ſo viele Thränen. —

Mein Bruder war nicht in Gießen, öffentlich nicht, aber heimlich, wovon kein Menſch als meine Schweſter und ich wiſſen. Er unterhält noch immer die traurige Freundſchaft mit ſeiner armen Freundin, die in der That unglücklicher iſt als er, und ihren Mann nicht ausſtehen kann. — —

Sieh nur, liebſter Herder, wie tauſendmal glücklicher ich wieder bin, wenn ich neben meinem Bruder ſtehe! Und dann muß das noch dazu kommen, daß er ſo lang Wohlthaten hier im Hauſe von einem Manne annehmen muß, von dem er und ich nicht gerne Wohlthaten annehmen! es mag nun Stolz oder Eitelkeit oder was es will bei uns ſein, es thut uns wehe. Es iſt nicht ſchön vom Landgrafen, daß er meinem Bruder ſo lang die Zuſage einer Verſorgung nicht hält. Dummköpfe werden hier alles, und andere vergißt man und will ſie nicht. Mein Bruder iſt kein esprit fort, er hat aber geſunde Vernunft und ſein elendes Handwerk gelernt, und Ehrlichkeit, daß er zehnmal den Dienſt verſehen kann, um den er bittet, und mehr nicht will als ſein eigen Brot eſſen. Aber es iſt noch nicht Zeit! und ſo komme denn wieder, liebe Geduld!

Aber, liebſter Herder, werden Sie meiner Klagen nicht müde? ich bin noch nicht fertig; denn Sie fragten ja nach meiner älteſten Schweſter, die uns dieſen Winter auch trübe gemacht hat. Endlich haben wirs dahin gebracht, daß ſie wieder bei ihrem Manne lebt, mit dem ſie Prozeß geführt und ſich wollte ſcheiden laſſen. Sie hat das Unglück, alles, was ihr begegnet, ſchief zu beurtheilen, wähnt ſich von lauter Dämonen umgeben, die ihr Uebles thun wollen und ſo irrte ſie in der Gegend von Straßburg herum. Wir waren gezwungen, uns an das Ehegericht nach Straßburg zu wenden, und nun iſt ſie wieder bei ihrem Mann. — —

51.

An Herder.

(Darmſtadt Ende März 1772).

O wenn Sie doch wüßten, ewiggeliebteſter Freund, wie mich der Gedanke entzückt, daß mein Andenken Sie heiter macht! Wenn Sie ſo oft vergnügt ſind, als ich um Sie bin, beſtes Herz, o dann ſind Sie immer vergnügt, und das iſt mein ewiger Wunſch und Verlangen, und zu deſſen Erfüllung nur eine ſüße Minute beizutragen — o darüber geht meinem Herzen nichts. Willſt Du das glauben, mein Lieber, Lieber? O was für ein Paradies würde das für mich ſein, Dirs ſo recht lebendig zeigen zu können! Ach die Hoffnung iſt ja ſchon ſo ſüß! Waren Sie die zwei ſchönen Frühlingstage geſtern und vorgeſtern auch ſo vergnügt, daß unſre Seelen ſich begegnet ſind? ich habe lange nicht ſo ſchön gelebt, wie ehegeſtern. Ich bin zum erſtenmal auf dem Waſſer gefahren, und denken Sie, wie mir auf dieſer hellen, glänzenden Fläche war! Es war auf einem einſamen Meierhof im Wald, wo ringsum ein Graben und Waſſer war; es war ein Familienſpaziergang, und niemand als meine zwei Brüder und unſre Kinder waren bei mir im Kahn. Ach wie habe ich meinen Herder auf das Plätzchen gewünſcht, das noch leer neben mir war! aber was leerer Platz? wenn Du in meinem Herzen biſt, ſo biſt Du überall! O wenn uns unſre Seelen da begegnet ſind, gewiß, gewiß dachteſt Du ein bißchen an mich; denn ich war ſo glücklich, ſo ganz bei Dir. O wenn Sie Darmſtadt wieder beſuchen, ſo wollen wir zuſammen auf dem kleinen Waſſer fahren, und da will ich wieder die kleine Wirthin ſein, die ich ehegeſtern war, mit welch anderm ſtärkern, ſüßern Gefühl! Aber wann werden Sie Darmſtadt wiederſehen, da Sie ſo viel auf Anſtand halten? Ihre liebe federleichte Perſon wird doch dieſe Wolke nicht um ſich hängen wollen, da Sie ja ohne geiſtlichen Anſtand auf die Kanzel gehen? und warum nicht ohne weltlichen Anſtand nach Darmſtadt? Wenn Sie wieder einmal nach Göttingen oder, welches näher iſt, nach Caſſel gehen, ſo — da hätten Sie Darmſtadt nicht lieb. Sie ſind ja ein Freund von unſerm und Mercks Haus; wer weiß was von mir? Ach denken Sie, es iſt bald ein Jahr, daß wir uns nicht geſehen, und doch glaube ich, waren ſich unſere Herzen niemals näher als jetzt. O wie fühle ichs doppelt, wenn mir Dein edles Herz ſagt, daß es mich immer mehr lieb gewinnt. Ach bin ichs werth, das edle Herz? Sie können immer den Wohlſtand in Acht nehmen; es gibt noch andere Reiſen, nicht wahr mein Lieber? und wir kennen den Weg, er iſt der ſchönſte auf der Welt, und die Herberge die beſte auf Erden.

Die Krankheit unſrer armen Gräfin geht mir äußerſt nahe. Gott, es iſt doch nicht von übeln Folgen? Tröſten Sie die leidende Seele mit allem himmliſchen Troſt, der ihre Seele ſo ganz umfaßt; ich leide recht ſehr um dieſe arme Kranke. Es iſt wohl das grauſamſte Schickſal eine Ehe ohne Liebe, ohne Herz! Ich ſehe es ſo ganz, wie Ihre Predigten wahre Erholungsſtunden für ſie ſind, und ich freue mich, liebſter Freund, daß Sie die Glückſeligkeit genießen können, eine menſchliche Seele zu tröſten. Geben Sie mir bald Nachricht, was ſie macht und wie Sie mit ihr leben und ob Sie ſie oft ſprechen können.

Und nun muß ich eine Gewiſſensfrage an Sie thun, liebſter Freund. Hat Ihnen Merck geſagt, daß ich nicht mehr ſo offen gegen ihn bin, wie ſonſt, weil Sie mich ſo gefällig und ſchmeichelnd baten, es gegen ihn zu ſein? Brauchen Sie wieder Liſt, Böſer, und ſagen mir die Wahrheit nicht? Und nun ſollen Sie von mir hören. Merck und ich ſind nicht mehr ſo vertraut wie ſonſt; das ſehe ich und fühle ich, und Leuchſenring hatte es gleich geſehen, als er hier war und mich darüber zur Rede geſtellt. Worin es liegt, weiß ich nicht. Hören Sie nur, wie es auf meiner

Seite zuging. Meine Schweſter kann Merck wegen ſeinem Herzen, das ſie nicht für das beſte hält, nicht ganz leiden; ſie hatte einigemal bei mir geweint und geglaubt, ich wäre mehr eine Freundin von Merck als von ihr, und ich ſuchte mich von ihr loszumachen, um nur mit Fremden vertraut zu ſein. Sie können denken, wie nahe mir das ging, da ich weiß, wie ich meine Geſchwiſter liebe. Ich erklärte ihr, wie natürlich es zuging, daß ich Merck liebte und vertraut mit ihm wäre, da er den erſten Anlaß zu unſrer Bekanntſchaft gegeben, das ich gewiß nie vergeſſen kann, und auch zu Ihnen ſage ichs, liebſter Herder, daß dieſer Betracht der erſte iſt, warum er ewig mein Freund ſein wird. Meine Schweſter begriff alles, aber es that ihr wehe, daß ſie nicht an allem ſo theilnehmen konnte, und hat mir immer mit Thränen geklagt, daß ſie keinen Freund oder Freundin hätte. Konnte ich das länger anſehen, ohne es zu ändern? zumal da es einer meiner Glaubensartikel iſt, das Gute, das ich thun kann und will, zuerſt in der Nähe zu thun, ehe es weiter geht oder ehe ich was Großeres ſuchen will. Ich hätte mich verachtet, wenn ich meine Schweſter länger mit meiner Vertraulichkeit mit Merck gekränkt hätte. Ich entfremdete mich nach und nach von ihm, und ſo kamen wir von einander, ohne daß ichs ſelbſt recht weiß. Aber das glauben Sie mir auch, lieber Herder, daß er mir treulich die Hand zu unſrer Entfernung geboten. Dieſen ganzen Winter war er an Hof und bei der Fräulein von Rouſſillon, und wenn er eine Viertelſtunde zu uns kam, ſo war er übler Laune. Es iſt noch ſo: wenn er in unſre Stube tritt, ſo hat er Kopfweh oder Zahnweh oder Briefe zu ſchreiben oder tauſend andere Sachen, um nur bald wieder von uns zu gehen, und haben wir ein Vergnügen, es ſei auch immer elend (was ſchadets?), ſo weiß er oft etwas Saures darein zu miſchen, und das iſt doch nicht angenehm, zumal da er doch nicht ſo ganz in dem Vergnügen der Seele ſchwimmt. Aber das alles wollte ich ihm wegen ſeinem kränklichen Körper vergeben, wenn er mir nicht eine gewiſſe Achtung, die ich für ſein Herz hatte, durch die Aufführung gegen ſeine Frau genommen hätte; ſie mag nun ſo wenig mit ihm harmoniren, als ſie will, ſo iſt es doch nicht ſchön, ſie zu vernachläſſigen und zu einem Dritten (das war der Geheimerath) zu ſagen, er wünſche, ſie nicht geheurathet zu haben. Wenn eine ſolche Liebe vorangegangen iſt, wie er uns ehedem erzählte, ſo iſt mir ſeine jetzige Aufführung unerwarteter als von einem Menſchen, der weniger Verſtand hat. Ich danke für den brillanteſten Verſtand, wenn er das Herz nicht beſſert. Es kann möglich ſein, daß meine Schweſter und ich ihn zu ſtreng beurtheilen, wir haben nun eben dieſen Geſichtspunkt von ihm. Sagen Sie mir Ihre Meinung darüber, liebſter Herder. Ich will alles widerrufen, wenn ich finde, daß ich unrecht habe, und will wahrhaftig lieber mit Ihnen den Weg der Menſchenfreundlichkeit gehen. Leuchſenring hat ihm einen wahren Fehdebrief geſchrieben, und ihm geſagt, er wäre ein Mann ohne Charakter, hätte nur imaginative

Empfindung, und hat überhaupt ſeine Aufführung mit ſeiner Frau äußerſt mißbilligt. Merck hat mir es ſelbſt geſagt und dazu gelacht. Es iſt auch würklich unbeſonnen von Leuchſenring, ſo trocken und moraliſch die Wahrheit zu ſagen: mich dünkt, ſolch eine Freundſchaft geht zu weit, und wenn auch Merck zu viel Politik hat, ſo iſt das noch kein Mann ohne Charakter. Er hat gewiß viel Gutes, und ich ſehe vielleicht meiner Schweſter zu Gefallen, die alles rein und lauter haben [illegible] mehr an ihm zu tadeln, als ichs ſonſt geſehen hätte. Ich weiß es ſelbſt nicht. Das verſichere ich Sie aber, liebſter Herder, daß ich ihn ewig hochſchätzen werde, weil ich Sie bei ihm gefunden, und er iſt Ihr Freund und verdient alle Achtung ſeines Verſtandes wegen, die ich ihm auch niemals entziehen kann. Aber, liebſter Freund, das alles ſei nur zu Ihnen geſagt: laſſen Sie ja an Merck kein Wort davon einfließen und beſonders nichts von Leuchſenrings Brief. Ich hoffe überhaupt, daß es nur ein Nebel iſt, den der Frühling und Sommer, wo wir wieder öfter beiſammen ſein werden, vertreiben wird. Ich will lieber ſolche Vorfälle im Wetter ſuchen, das ſich hoffentlich ändern wird. Kälte der Freundſchaft iſt noch kein Haß, und es muß zuweilen ſinken, um wieder zu ſteigen.

Es iſt mir ſehr lieb, daß Merck von Leuchſenrings Haushaltung hier Ihnen geſchrieben: ich bin würklich froh, daß er fort iſt; er hat mich und meine Schweſter ſo abgeſpannt, daß wir nicht einmal den „Tom Jones“ leſen konnten, als er hier war. Sagen Sie, bin ich nicht ein ſchwaches Rohr, das vom Winde hin- und hergetrieben wird? O wie ſehr fehlt mir Schutz und Schirm! Mit Empfindungen zu handeln iſt wahrer Zwang für mein Herz, das ſehe ich; es war von Jugend auf nicht in meiner Natur. Nur glaube ich, daß in unſerer Familie zu ſehr die äußern Ausdrücke der Empfindung vernachläſſigt ſind worden; es war meiſt ein verborgenes Herz.

Ach, daß mein Herder es auch ſo fühlen möge, wie ich, daß unſere Herzen ſich ähnlich ſind. Ach möchte das Gefühl Dich, Du Süßer, nur halb ſo glücklich machen, als es mich macht! ich muß Tag und Nacht an Dich denken, und die ganze Welt iſt heiter um mich. Sieh, mein einziger, ewiger Freund, ſo glücklich bin ich durch Dich; ach, ich kann doch nicht alles ſagen! — —

N. S. Eben kommt Ihr holdes, liebes Briefchen durch meinen Bruder, und eben wollte ich ihm meinen Brief an Sie geben. Aber ich erbreche ihn wieder, um noch eine Minute mit Ihnen zu reden, die mir ſo ſchön iſt. — O Gott, wie rührt mich alles, was Sie ſagen! Du biſt ſo ganz der Dichter nach meinem Herzen, Du kühner Jüngling, Du! Sieh, ſieh, wir fangen den Frühling zuſammen an — aber wie? machen Sie doch den Hügel der Liebe und Hoffnung nicht mit einem Seufzer traurig, der Ihnen nur Freude geben will! Ich war ſo fröhlich auf meinem kleinen Waſſer in dem kleinen Kahn, und bin ſo ſorgenfrei über die kleinen Wellen ſo ganz mit Ihnen geſchwommen, und Du willſt klagen, edler, erhabener Freund? und vielleicht nur über eine kleine Welle, über einen Hügel? Großer iſts bei mir nicht — und leider! muß ich doch weinen. — Ach Gott, wären Sie doch näher, und ich könnte Sie nur einmal ſprechen! Doch nein! ich will ſchreiben und das nächſten Poſttag; ich kann unmöglich mehr das harte Wort von „verſchloſſenem Herzen“ hören — ich will Ihnen alles ſagen, was ich wünſche und denke; wenn es Sie aber nur mit einem Wort, nur mit einem halblauten Wort beleidigt (und Gott, ſollte es Sie beleidigen können?) o ſo vergeben Sie alles, alles, und es ſei nichts geſagt und nichts gewünſcht — ach, ich muß aufhören. Weine nicht mit mir, einziger, ewiger Freund! Die Welt iſt ja gut, und für Dich, edler Mann, muß ſie eine glückliche Welt ſein! Gott, daß ich ein ſo armes kleines Mädchen bin! Ach, wie traurig iſt das, nichts, nichts für Dich, edles Herz, jemals thun zu können und doch immer Glückſeligkeit von Dir zu nehmen! O laß mich weinen, liebſter Herder! es thut weh! — —

52.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg Anfangs April 1772.)

Der Frühling geht an, mein liebes Mädchen, und ich habe ihn geſtern und ehegeſtern wieder zum erſtenmal auf meinem Hügel gefeiert — für mich eine traurige Feier! ein trauriger Gang, der mir bei jedem Gegenſtande ſagt: „So haſt Du das vorige Jahr hier durchlebet! ſo abgeriſſen und einſam und Dich wie Nichts fühlend! ſo iſt der Winter weg! und ſo biſt Du hier!“ Könnte ich Ihnen doch wenigſtens einige Gräschen ſchicken, nicht von dem traurigen Hügel, ſo angenehm er ſonſt iſt; wenigſtens aus meinem Garten von meiner Grasbank, die mir mehr Ruhe gibt und geben wird. Ruhe, ſo viel ich deren ohne Sie haben kann. Mir ſchwindelt der Kopf, wenn ich denke, daß ich ohne Sie noch einen Sommer durchleben ſoll — ohne Sie, und wahrhaftig ohne mich.

Ich weiß, meine edle Freundin, dieſe Klagen müſſen Ihnen ſo unbeſtimmt und vielleicht unnütz vorkommen. Daß ſie das erſte ſind, liegt an Ihnen und mir, und an einer gewiſſen Verſchloſſenheit der Herzen zwiſchen uns beiden; das letzte wolle der Himmel nicht! Ich wüßte nicht, warum ich leben ſollte. Geben Sie in jenem den erſten Wink, und mein Herz, meine Klagen werden voller ſtrömen!

Ich ſehe, Sie haben Recht, mein edles Mädchen, daß Sie mir ſo oft meine Unthätigkeit vorgerückt haben: ich ſehe, es iſt zu ſpät, ob ich gleich, unter dem Drucke der Wolke erliegend, es damals gut glaubte, auch ſo zu erliegen. Und in der That glaube ich noch nicht ganz anders. Der Frühling bringt in alles Lebensgeiſt: er hats auch in mich gebracht, er ſolls auch in mich bringen. Und dann ſpiele das Schickſal und die Verſehung, wie die will!

Nur daß Sie mich in Ihren Gedanken und in Ihrem Herzen nicht verlaſſen, liebſte, edelſte Freundin der Welt! Und wenn jetzt, da der Wald und die Büſche unſrer erſten Liebe ſich wieder beleben, wenn auf Knien eine Bitte und eine Forderung an Sie ſtatt haben kann, ſo iſts, geben Sie mir Ihr Herz bei dieſem Frühling, in dieſem Walde, in dieſen Büſchen neu wieder! Zweitens bleiben Sie für ſich das ſchlanke, kühne, blühende Mädchen, das nichts als Edles in der Schöpfung ſiehet und hofft und erwarten muß. Sind Sie dies, und thun Sie dies, ſo mache Sie doch nichts in der Welt irre, Sie zu ſein — es zu ſein gegen jeden — und auch gegen mich. Die Liebe zwiſchen ſo entfernten, ſo ſonderbaren Einſiedlern mag ſonderbar ſein (und dafür will ſie ja auch einſiedleriſch bleiben), nur ſchamroth werden darf ſie nicht, weder vor einer honetten Dame in der Schweiz noch vor dem großen Lama in der Tartarei in Aſien.

Meine ganze ſüßeſte, freundſchaftlichſte Umarmung an Dich, Du Mädchen von großem Herzen und aufmunternder Seele.

P. S. Leſſings neue „Emilia Galotti“ hat allerdings ſehr hübſche Scenen, ohngeachtet ſeines oft ſchwer zu verdauenden Witzes, und der noch ſchwerer zu verdauenden Schwachheit, die er ſo allen ſeinen Weibsperſonen gibt. In keinem Stücke habe ich mehr das traurige Nothwendige gefühlt, zu ſündigen, wenn man geſündigt hat, das elende Schwache, ein Prinz zu ſein, und dann die „zu früh entblätterte Roſe“ geht tief zu Herzen. Merck oder der Geheimerath wird Ihnen das Stück vermuthlich bald verſchaffen.

53.

An Herder.

(Darmſtadt Anfangs April 1772.)

Behüte der Himmel, daß uns zwei Einſiedlern die Klagen unſrer Entfernung *unnütz* werden! ach, ſie ſind mirs noch nie geweſen. Freilich, in meinen Briefen haben Sie vielleicht noch wenige geſehen, und es iſt wahr, der Gedanke, daß ich Sie nicht glücklich machen kann mit einer glücklichen Seele und glücklichen Lage, ſo wie Du es, vortrefflichſter, edelſter Mann, verdienſt — ach, *der* Gedanke zerreißt oft alle meine Hoffnung, die mich doch ſogleich den Augenblick unſrer Bekanntſchaft glücklich machte! ja, glücklich, in dem Augenblicke an Deiner redlichen Bruſt, da wir uns trennten. Ach Gott! kann Dich das beleidigen, liebſter, ewiger, einziger Freund, wenn das immer und noch immer die einzige Hoffnung meines Lebens iſt, einmal (und möge die Zeit auch noch ſo entfernt ſein!) einmal nur mit Dir, edler, edler Jüngling, zu leben — und wir zwei als gute Menſchen zuſammenleben und eins in dem andern ſein Himmelreich auf Erden finden — aber leider! ich kann Dir ja kein Himmelreich machen — das iſt das Einzige, warum ich niemals ſo offen davon ſprechen konnte, das Einzige, was mir alle Hoffnung nimmt — und doch hoffe ich, und das macht Dein Herz.

Aber ſei doch ja nicht traurig, lieber Herder, wenn Sie den Plan, den Sie vielleicht wegen mir gemacht — oder auch nicht gemacht — (Gott, ich will nichts hoffen, nichts wünſchen, wenn es im geringſten Unbequemlichkeit für Sie iſt) — wenn Sie ihn niemals ausführen — oder nicht bald ausführen können. Es iſt doch immer unſer guter Gott, der alle die Umſtände zuſammengebracht, und ich ſehe, ſo viel ich Ihre Situation kenne, daß Sie ſie noch nicht — daß Sie noch immer Einſiedler bleiben müſſen, und ich — ich ſehe mich noch als eine kleine Exiſtenz unter meinen Geſchwiſtern, daß wenigſtens noch Winter und Frühjahr und länger — ach, lieber Herder, warum muß ich zuerſt ſprechen? Es iſt mir ſüße, daß ich ſo nahe, nahe mit Dir ſpreche, mein Lieber, aber — doch es iſt kindiſche Einfalt! Antworte mir, ewiggeliebteſter Freund, was Dein Herz will, was Sie von Ihren Umſtänden hoffen, ob Sie's ſo mals erlauben, ein armes Mädchen aufzunehmen, oder es nicht erlauben. — O ſagen Sie mir die ganze Wahrheit! Ich ſehe, Sie ſelbſt ſind unruhig, und ich glaube, wir ſind ruhiger zuſammen, wenn wir uns alles ſagen, was ſich davon ſagen läßt. — Nur, lieber, edler Freund, glaube mich ſo rechtſchaffen, daß, wenn wir auch ewig getrennt ſein müßten, ich niemals, o Gott! niemals Dich ſelbſt als Hinderung anſehe — ach, ich kenne ja Dein edles, erhabenes Herz! Alles, was ich Dich bitte, liebe Seele, klage nicht, entſchuldige nichts; es wird, wenn es ſo ſein muß, Schickſal ſein! und das trifft ja jeden Menſchen! Bei allen meinen Thränen, ich ahnde [illegible] nicht, ich ſehe ſo ſchöne, ſchöne Zukunft bei Dir, mein Lieber — aber ach, ich kann Dich ja nicht glücklich machen! und doch wünſche ich die ſelige Zukunft. Sprich, ſprich Du zu mir, lieber Herder, alles, was Du willſt, was Du kannſt, nur keine Schonung! ich kann auch Schickſal ertragen, und ertragen wirs zuſammen; denn das weiß ich, daß Du mich lieb haſt. Ach Gott, trauriges Leben, wenn ichs ohne Dich leben muß — nein, ohne Dich nicht, Du biſt ewig, ewig in meinem Herzen. Du ſollſt ſehen, mein einziger, mein ewiger Freund, daß ich — ach ich muß aufhören, ich will nicht immer bei Dir weinen.

Unſer Freund Goethe iſt zu Fuß von Frankfurt gekommen und hat Merck beſucht. Wir waren alle Tage beiſammen, und ſind in den Wald zuſammengegangen, und wurden auch zuſammen durch und durch beregnet. Wir lieſen alle unter einen Baum, und Goethe ſang uns ein Liedchen, das Sie aus dem Shakſpeare überſetzt: „Wohl unter grünen Laubes Dach“, und wir alle ſangen den letzten Vers mit: „Nur eins, das heißt auch Wetter!“[1] Das zuſammen ausgeſtandene Leiden hat uns recht vertraut gemacht. Er hat uns einige der beſten Scenen aus ſeinem „Gottfried von Berlichingen“, das Sie vielleicht von ihm haben, vorgeleſen. Meinen Liebling, den Geiſt unſrer alten Deutſchen, habe ich da wieder geſehen, und der kleine Georg, wie er um einen weißen Schimmel und Harniſch bittet, iſt mein Georg. Wir ſind darauf auf dem Waſſer gefahren, von dem ich Ihnen neulich geſagt, es war aber rauh Wetter. Goethe ſteckt voller Lieder. Eins von einer Hütte, die in Ruinen alter Tempel gebaut[2], iſt vortrefflich; er muß mirs geben, wenn er wieder kommt, und dann theile ichs Ihnen, lieber, beſter Herder, mit. Merck hat ihm von unſrer Lila erzählt, und hier theile ich Ihnen etwas aus ſeinem Herzen mit, das er an einem ſchönen Frühlingsmorgen, da er allein in dem Tannenwald ſpazieren ging, gemacht hat. Der arme

---

[1] Das Lied ſteht in etwas veränderter Geſtalt in den „Volksliedern“ III. 25.

[2] „Der Wandrer“ (B. 2, 166 ff.) Nach ſeiner eignen Angabe in einem Briefe an Keſtner (Nr. 63) hatte Goethe das Gedicht in Wetzlar, und zwar im Garten, mit Beziehung auf Lotten, gemacht. Wahrſcheinlich iſt hier von einer ältern, vielleicht ſchon in Straßburg entſtandenen Geſtalt des Gedichtes die Rede. Vgl. H. Düntzer „Goethes Wanderer“ in den „Illuſtrirten Monatsheften“ 1855 S. 33 ff.

Menſch erzählte meiner Schweſter und mir den Tag vorher, daß er ſchon einmal geliebt hätte, aber das Mädchen hätte ihn ein ganzes Jahr getäuſcht und dann verlaſſen; er glaubte, daß ſie ihn liebte, aber es kam ein Anderer, und er wurde der arme Koxkox[1]. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſehr mir alles das ans Herz ging, und wie ſtill und traurig wir den Abend von einander gingen. Ich ging frühe auf mein Kämmerchen, der Mond war eben ganz von Wolken verdunkelt, und die Nacht war mit dem Fröſchegequack ſo melancholiſch, daß ich lange nicht vom Fenſter weg konnte — meine ganze Seele war in Wolken und Dunkel; ich dachte an Dich, Süßer, Lieber, und der Gedanke, der Seufzer verfolgte mich bis zum Weinen: „Ach, was wird noch aus Herder und mir werden!“ Gott, wie traurig war ich! Es gehört viel dazu, Schickſal zu ertragen! ich will, ich will mir nichts ahnden — will nicht mehr den Mond ſuchen, wenn er ſich hinter Wolken verbirgt; die Wolken vergehen ja wieder, und mir, mir kommen ja auch ſo glückliche, ſelige Stunden durch Dich. O, mein einziger, mein ewiger Freund, ich will Dir folgen, ich will immer heiter ſein, wenn Du mir nur gut biſt. Der Frühling kommt ſo ſchön; Du, Du, mein Einziger, wandelſt überall mit mir; denn Gott, wie kann ich Dich vergeſſen! ach Du kannſt nicht halb ſo viel an mich denken. Auf dem lieben traurigen Hügel, auf Ihrer Grasbank, wollen Sie mich da ſuchen? Ach unſere Seelen finden ſich überall! Bei meinem Felſen, der mir anſtatt der Grasbank ſein ſoll, iſt auch ein Hügel; ich will oft hingehn; es iſt mir ſüße, auch einen Hügel und eine Grasbank zu haben. Freilich iſts nicht der, worauf ſie gehen, Sie ſitzen; iſts doch etwas! und damit bin ich zufrieden.

---

[1] Es kann hier nur von Goethes Leipziger Geliebten, Catharina Schönkopf, ſeinem „Aennchen“ in „Wahrheit und Dichtung“ die Rede ſein.

Für Ihre Lieder den beſten Kuß des Dankes, wenn Sie ihn wollen? „Liebe und Ehre" iſt ein ſo hübſches Pendant zu dem alten Liedchen, das wir, wiſſen Sies noch? unter den Minneſängern geleſen: „Als man noch rechter Liebe pflog, da pflog man auch der Ehre." — Nicht den berühmten Mann, Dich ſelbſt liebe ich; Du Böſer, wie kannſt Du das nur ſchreiben. Mir iſt herzlich leid, daß ich die Mlle. Schwägerin des Geheimeraths hier bin. Die Tochter vom Amtsſchaffner Flachsland, der noch in dem Städtchen, wo wir wohnten, geliebt iſt, iſt meine größte Ehre — und daß Du, edelſter Freund, mich liebſt, iſt mein Himmelreich auf Erden. Ach, werde ich Dirs jemals ſelbſt ſagen können, jemals!

O Freud' und Wonn' und Wonn' und Luſt
Und Gram und Schmerz, fahr' hin!
Den ich verloren, den ich verloren,
Gefunden hab' ich ihn!

Von meinen Elſaſſer Liedchen wollte ich Ihnen die Muſik ſchicken, ich habe ſie aber noch nicht auf Noten; leid iſt mirs; denn ich möchte doch einmal ein Liedchen von Ihnen ſingen. Hier iſt ein Briefchen von meiner Lila, das ich letzthin vergeſſen anzuſchließen; ſie kommt nach den Feiertagen, und la Roche und Goethe hieher, und wir werden alle beiſammen ſein — ach, doch nicht alle!

Ich ſchicke dieſen Brief durch meinen Bruder, weil Merck mit Goethe nach Frankfurt iſt, und die la Roche abholt[1]; er hat ſich recht ſehr, ſehr über die Recenſionen, die Sie ihm geſchickt[2], gefreut. Goethe hat ſie auch geleſen. — —

34.

An Caroline Flachsland.

Bückeburg den 19. April (1772).

Einen ſchönen erſten Oſtermorgen, meine liebſte Freundin! Grün und ſchön! und ſanft und grün! und einen himmliſchen Engelkuß. „Chriſt iſt auferſtanden!" Auch die Natur ſteht auf! Die gute alte Mutter verjüngt ſich!

---

[1] Damals ging Merck auch mit Goethe nach Homburg; denn Mercks Brief an ſeine Gattin (in den „Briefen aus dem Freundeskreiſe von Goethe u. ſ. w." S. 21 ff.) hat der Herausgeber irrig in das Jahr 1771 geſetzt. Die Namen der Hofdamen Ziegler (Lila) und von Rouſſillon ſind dort nur mit den Anfangsbuchſtaben bezeichnet.

[2] Für die „Frankfurter gelehrten Anzeigen".

Laſſen Sie uns auch aufſtehen und nach allem, allem Kummer und Nachtgraun des Winters nicht zurückſehen!

Mit Merck habe ich ſeit halbem Jahr nicht correſpondirt: Ihre Nachrichten erſchrecken mich; ſollte ich im mindeſten an einer Veranlaſſung Schuld ſein? Indeſſen thun Sie ihm ganz gewiß Unrecht! ich will mich nächſtens erklären. Hier iſt ein Brief von Gleim zur günſtigen Erklärung. Wer iſt Phyllis? und wer der eiferſüchtige Mann? worauf bezieht ſich das Letzte?

Haben Sie „Emilie Galotti" geleſen? Daß doch Bückeburg und Darmſtadt ſo entſetzlich weit von einander liegt, und man Ihnen keine Silbe Schönes überſchicken kann! keine Silbe Schönes, was Sie ſind und thun, ſehen kann! Es iſt ſcheuslich! und oft lebe ich in der Wüſte, ſo gar ohne Zweck und Gott in der Welt! — und ohne Sie!

Claudius hat geheirathet! Der nackte, arme, dürftige Claudius! Seine Betty iſt ſein, ſchreibt er, und alles Waſſer iſt ihm Wein und — und — ſo raſet er fort und ſingt ſeinem Hymen Loblieder![1] Friede ſei mit Ihrer Schweſter und Ihnen allen! und mit Ihnen ſiebenmal Friede! Ich muß in die Predigt!

---

1) Vgl. oben I, 370.

55.

An Caroline Flachsland.

(Bückeburg gegen Ende April 1772).

Wie lange, meine liebſte Freundin, daß ich keinen Brief von Dir habe? Fehlt ihnen etwas? Nein! Das ſagt mir meine Ahndung, oder hat mir vielmehr nicht geſagt. Sie haben vermuthlich auf Briefe von mir gewartet, und — die böſen Feiertage!

Indeß iſts nicht wahr. Zu ſchreiben hätte man immer Zeit, wenn jede Zeit zu ſchreiben auch nur ſchätzbar, nur theuer genug wäre; aber man iſt ſo zerſtreuet — wird ſo hingeriſſen und zerriſſen. Ahnden Sie aber dabei nichts Böſes. Ich bin mit mir zufrieden, als ichs lange geweſen, und faſt alle Welt iſts mit mir. Ich kann Ihnen nicht ſagen, was ich von allen Seiten für Werthachtung und Hochachtung genieße, und das beruhigt doch ſehr. Wenn ich nur gewiſſe Lücken damit erfüllt hätte! erfüllen könnte! wenn ich nur Zweck zu leben hätte! Glauben Sie, daß ich ihn habe?

Mit Merck habe ich faſt, ſeit ich hier bin, nicht eigentlich Briefe gewechſelt. Zuweilen welche geſchrieben, empfangen! Das ſind aber mehr Nachrichten als Briefe geweſen — ich weiß alſo nichts. Ueber Sie, meine Freundin, hat er einmal geklagt, über ihre Niedergeſchlagenheit, Muthloſigkeit (wenigſtens wie ichs verſtanden), im mindeſten nicht von Kälte gegen ihn! Er ſchien aber ein gewiſſes Zutrauen zu mir — ich weiß nicht wozu mehr in mir? zu verlieren, und da ich ihm das nicht benehmen konnte, oder er es vielmehr nicht geſtehen wollte, und der Zwang fortdauerte, ſchrieb ichs einer andern Urſache zu, für die ich nicht konnte, und — wurde ſchweigender. Das iſt alles, was ich weiß. Und Sie — Ihre Schweſter noch mehr — am ſchrecklichſten und recht unvergleichbar unſinnig thut ihm Leuchſenring Unrecht. Ich kann und mag mich darüber nicht erklären! Mich dünkt aber, als ob ich in ſeine Seele ſähe! Wiſſenſchaft, Verſtand, Politik iſts wahrhaftig nicht, was ich an ihm ſchätze (das letzte iſt ein garſtiges Wort!): er hat gewiß Charakter ſelbſt in Dämmrung, ſelbſt auf Abwegen der Verblendung. Es iſt von mir eine meiner Todſünden, daß ich an ſein gutes Weib noch nicht und ſo lange nicht geſchrieben! Selbſt nicht auf Ihre Anmunterung und Erinnerung, meine liebe Mittlerin! Du! bei Gott und Menſchen! vergib meiner wirklichen Beſchäftigung, daß ich jetzt wieder ſo kurz und mit ſo breitem Rande ſchreibe. Ich knie neben Dir, liebſtes Mädchen, und umarme Deine Knie. Du bleibſt ewig meine Freundin.

P. S. Ihren Klopſtock habe ich an meine Freundin Heyne geſchickt! daß ſie die ſüßeſten Oden Klopſtocks leſe, die ſie noch nicht kennt, und alsdann mit meiner Caroline Flachsland in Geſellſchaft ſei. Die Frau iſt eine ſehr würdige Leſerin Klopſtocks, ſchätzt mich unendlich und dieſer Klopſtock kommt nicht aus ihren Händen. Sonſt werden Sie von Klopſtock bald ein Trauerſpiel bekommen, von David, wie er das Volk zählen läßt.

Brief 2. Er iſt über Geſchäften liegen geblieben, der erſte Brief; denn ich habe die Faſten und Feierwoche erſchrecklich viel zu thun gehabt; ich will ihn noch mit zwei Worten begleiten. Mit zwei Worten von meinem Zuſtande — der noch immer nichts iſt. Ein unſtables, unbeſtändiges Ding! arm in der Taſche und unbefriedigt am Herzen! ohne wahren Zweck und Würde und Genuß — Nichts![1]

Aber nicht den Frühling ſo allein! nicht ſo das Herz von andern abgeſondert! Nicht Meta (wo Sies nicht **müſſen**) ſo verkannt! Wer wars, der einmal von Aufreihen ſchöner Herzen an eine Kette ſo ſchön ſchrieb, und nur beklagte, daß die Ringe ſo einzeln, ſo zerſtreut lägen! —

Es iſt ſo traurig, daß ich denke, Sie leben allein, und im Frühlinge. Schafft euch Freunde auch beim ungerechten Mammon — und denkt an mich. Es iſt ſo böſe, daß ich jetzt ſeit drei Wochen keinen Brief habe. Mittwoch vor Gründonnerstag der letzte, und heut iſt ſchon 8 Tage nach Oſtern wieder Mittwoch.

---

[1] Die hier zunächſt folgende Stelle und eine andere weiter unten findet ſich in den „Erinnerungen" I, 220.

Unter anderm habe ich jezt die erſte Confirmation der Kinder gehabt. Es iſt die erſte Grundlage zu meiner Gemeine, und unbeſchreiblich, wie mich die Kinder liebten und mir anhingen. Das gibt doch wenigſtens ſüße Viertelſtunden. Der liebe Gott und die ſingende Nachtigall ſei mit Ihnen, und Ihrer lieben, guten Schweſter!

Ich leſe die Minneſänger, und denke natürlich aus hundert Gründen immer an Sie — auch deswegen, weil eben jener Minneſänger uns bekannt machte — in der Kammer, wiſſen Sie, mine libe Suesse!

56.

An Herder.

(Darmſtadt Ende April 1772).

Endlich iſt Madame de la Roche bei uns erſchienen. Aber welch eine andere Erſcheinung als die ſimple, erhabene Sternheim! Stellen Sie ſich vor, wie uns auf den Kopf geſchlagen wurde, für unſer vielleicht zu großes Ideal eine feine, zierliche Frau, eine Hofdame, eine Frau nach der Welt mit tauſend kleinen Zierrathen ohnerachtet ſie keine Blonden trägt, eine Frau voll Witz, voll ſehr feinem Verſtand zu ſehen. Sie tritt ſehr leicht auf, wirft jedem, wem ſie will, einen Kuß mit der Hand zu; ihre ſchönen, ſchwarzen Augen ſprechen rechts und links und überall, und ihr